~~GA 2959 (78. 1836)~~

2 1830 (1836)

GH 2959 (79. 1836)

Unser Planet.

Grabbe-Archiv LANDES-BIBLIOTHEK DETMOLD Alfred Bergmann

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 1. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 1. Januar. 1836.

Dem neuen Jahre 1836.

Ein neues Jahr! — So hör' in tausend Klängen
Ich rings im Kreis es von den Lippen klingen;
Hier steigt das Wort auf heit'rer Freude Schwingen,
Dort kann es nur mit Seufzern sich vermengen.

Hier hebt's die Brust zu stolzen Jubelsängen,
Dort will's um sie des Jammers Fessel schlingen;
Hier tanzt es in des Glückes Blumenringen,
Dort muß es sich durch Kerkerwände drängen.

O neues Jahr, soll ich mich dein d'rum freuen,
Soll ich dich mehr als deine Brüder segnen,
So laß es anders, laß es besser werden!

Laß Gutes nur und Edles sich erneuen,
Für Recht und Glück sich Kampf und Sieg begegnen
Und Freiheit blüh'n allüberall auf Erden.

Ed. Bönecke.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

Novelle von Leopold Schefer.

Abend ward über Rom, heiliger Christabend. Aber es war keine Erwartung der Kinder, keine Freude in der Stadt, in keinem Hause, wie zu dieser erfreulichen Zeit im heiligen deutschen Reich. Denn in Rom bescheeren erst die heiligen drei Könige an ihrem Tage, und das Weihnachtsfest ist in Rom ein trauriges still vorüberziehendes Fest. Diesmal war aber auch der Himmel traurig, umwölkt mit tiefziehenden Wolken, die Regengüsse drohten. Ja, es tröpfelte schon jetzt, während die wie auf die Erde gefallene Sonne unter der schwarzen Wolkendecke in einem hellen blaßgrünen Himmelstreifen golden unterging, und die Berge von Albano, den beschneiten Sorakte, die sieben Hügel Roms mit ihren Kirchen und Palästen vergoldete. Der Anblick war schön, ja entzückend, besonders dem breiten bunten prachtvollen Regenbogen gegenüber, vom hohen und festen Thurme des edlen Stefano Cenci, auf dessen flacher Zinne ein fremdes Weib mit ihrem Knäbchen saß, das sie in ihr Gewand gehüllt und an ihre Brust gedrückt umarmt hielt. Sie hatte sich angelehnt und schien zu schlafen, während sie jedoch nur von Schmerz und Kummer gebeugt, die Welt umher, das verhaßte unglückliche Rom zu ihren Füßen nicht merken wollte, ja ihr schöner kleiner Knabe selbst schien ihr erst der äußerste Gram. Deßwegen hatte sie vor seinem Anblick die Augen geschlossen. Ihr gegenüber saß des Stefano Cenci Gemahlin Fulvia, welche sie hier oben aufgesucht und gefunden hatte; aber sie getraute sich nicht das unglückliche Weib aufzuwecken, um sie zu trösten, da ihr Schlaf, ja Tod das beste Labsal, die sicherste Ruhe für sie schien.

Denn durch Europa war ein ungeheueres, ein ungehörtes Wort erschollen: »Kein Geistlicher soll eine Frau haben. Wer eine hat, soll sie verstoßen, und sie ist für eine Concubine zu achten, ihre Kinder gleich Bastarden.« Das Wort war nur unmenschlich. Aber ein zweites Wort war noch entsetzender: »Keinem Fürsten gehört eine Hand breit Land; Jeder hat Alles, was er hat, nur zu Lehen vom heiligen Stuhl; und kein Fürst darf einen Bischof oder Priester einsetzen, absetzen aber gar nicht. Denn Gott hat Himmel und Erde gemacht; darum freilich gehört sie Gott dem Herrn. Und Gott hat die Erde an seinen Sohn gegeben. Sein Sohn aber hat den einzigen Apostel Petrus darüber gesetzt, und Petrus, dieser Jünger, stirbet nicht; und so gehört die Erde dem heiligen Stuhle desselben zu Rom. Wer darauf sitzt, er sey und heiße wie er will, der setzt Bischöfe und Fürsten ein und ab.« —

Und so hatte der heilige Stuhl, aus Hildebrand's, als Gregor des Siebenten, Munde, jetzt zum Schrecken der vielen hundert Frau Bischofinnen und der vielen tausend Frau Priesterinnen sie abgesetzt vom Stande ehrlicher Ehefrauen, und die unzähligen Kinder vom Range ehrlicher Kinder.

So war denn auch dem Bischof Burcard geschehen, welcher die reichste, edelste Jungfrau, eines schwäbischen Grafen Tochter, die schöne verständige Irmengard, zur Frau hatte. Sie sollte nun eine Concubine seyn; ihr lieber kleiner Otto, ein Knäbchen von drei Jahren, sollte ein unnennbares Wesen seyn, welches der Schandname Bastard noch am nächsten bezeichnete. Aber das war ihrem reinen mütterlichen Gefühl unerträglich, ja unerträglicher als tausend andern Frauen, die sich in Frankreich, Spanien und Italien mit ihr in derselben Lage befanden; denn sie war ein deutsches Weib, voll Ehre und Redlichkeit. Ein solcher Sturz von ihrer hohen ehrwürdigen Stellung der Frau eines Bischofs, ja eines Mannes Frau und einer Menschenmutter überhaupt, war niederbeugend bis tief, tief unter das Geschick der geringsten Bäuerin, und stieß sie unter die Frauen, ja unter die Menschheit, in vernichtende, in unabwerfliche Schande. Ob aber nicht abwerflich, das war die Frage.

Denn in allen andern überirdischen und irdischen Dingen hatte Rom den Menschen für ein Loch des Himmels gegolten, aus welchem nichts als Weisheit und Seligkeit wenigstens herausstöne, mehr, wie einst aus dem Loche zu Delphi, in dessen betäubenden Dämpfen die Wahrsagerin Pythia nur zu gewissen Tagen des Mondes saß. Aber der heilige Vater saß immerwährend Tag und Nacht auf dem heiligen Stuhl, auch wenn er im Bett lag und schlief. Diesmal aber waren die Frauen an ihrem Wesen und Daseyn angegriffen, gekränkt, entwürdigt, vernichtet; nicht Alle, aber Unzählige; Vornehme, in denen reiche, mächtige, hohe Geschlechter entehrt waren; Stolze, in welche das Gefühl der Würde der Männer im Volke hinübergezogen war, wie eine blühende Rose den Duft eines blühenden Mohnhauptes annimmt, das Regen oder Wind an sie gedrückt. Wie die Weiber der Türken nicht zum Gebet in eine türkische Kirche gehen dürfen, einmal nicht in das Paradies eingehen sollen, also auch, bei wegfallender Ursache, nicht vom Tode aufzustehen brauchen, so schien den Jungfrauen auf Erden das schönste tröstlichste Loos verwehrt, nicht einen Mittelsmann des Himmels zum Manne bekommen zu dürfen. Der Ingrimm, die Wuth war allgemein. Die Fürsten dagegen auch an ihrem Wesen und Seyn, an ihrem blutig und schwer erworbenen Recht, dem Eigenthum des Landes angegriffen, reizten die Geistlichen zu heimlichen und offenen Widerstand gegen eine Stimme, welche der Welt durch ihre Unmenschlichkeit zum ersten Mal aus einem ganz anderen, als einem himmlischen Loche zu kommen schien. Der Bischof Burcard ehrte und liebte seine schöne Frau, sein schönes Kind viel zu sehr, war von Herzen und Geist viel zu sehr Ehrenmann, als daß es bei ihm erst bedurft hätte, ihm die wahrsten, menschlichsten Worte laut vor dem Volke aus der Seele zu locken oder zu pressen. Weit und breit in Schwaben hatte kein Bischof, kein Priester sein Weib, seine Kinder verstoßen. Burcard sprach weise, sprach wahr, und so war er fürchterlich. Er sollte kommen, in Rom sich vertheidigen gegen Ungehorsam. Muthvoll zog er nach Rom, um seinem Worte den Sieg, das Recht zu erkämpfen. Aber man wollte ihn nicht hören. Er ward in den Kerker geworfen, nicht, um die Wahrheit zu sagen, damit er leide oder büße, sondern damit er nicht, nach Deutschland, nach dem muthigen Schwaben zurückgekehrt, seinen Trotz ausbreite, mit seinem Wort das Land erleuchte, wie die Sonne durch helle Wolken. So war er zur gesetzten Frist, und lange nachher nicht wieder gekommen. So hatte sein Weib Irmengard sammt ihrem Knaben, sicher geleitet von ihrem Bruder, und wohlversehen mit Gold und Juwelen, sich nach Rom aufgemacht, ihren Mann zu suchen, loszukaufen aus der geistigen Sclaverei. Der bucklige Gottfried, Gozzelo, Herzog und Markgraf von Mailand, der verachtete Mann der schönen Markgräfin Mathilde, die stets fern von ihm, meist in Rom bei und mit dem Papst Hildebrand lebte, hatte ihn an seinen heimlichen mächtigen Freund Stefano Cenci empfohlen; er hatte sie wohl aufgenommen, gegen alle Ränke wohl beschützt; aber ihren Mann hatte sie nicht gefunden, in keinem Kerker entdeckt, denn man hatte ihr keinen aufgeschlossen. Und rathlos, hoffnungslos, ehrlos in ihrem Gefühl, hatte sie sich von allen Menschen fern, auch heut' auf ihren liebsten Aufenthalt, auf die einsame Zinne des Thurmes gerettet, wo sie, so lange die Wehmuth ihr es zuließ, unter allen Dächern sich ihren gefangenen Mann denken konnte in Ketten, ohne Sie, ohne seinen kleinen Otto, dessen er heut gewiß dachte am heiligen Weihnachtsfest. Denn so eben läuteten viele hundert Glocken von allen Thürmen Roms das menschlichste aller Feste ein: die Geburt des göttlichen Kindes! Und drunten in den Straßen bliesen die Hirten aus der Campagna fromme Lieder auf ihren Schalmeien. Aber sie waren jetzt nicht zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Geistes.*)

In den Straßen von Lyon herrschte eine lebendige Erregung, überall hoben sich Triumphbogen empor; von allen Häusern flatterten dreifarbige Fahnen. Ein Wunder hatte sich begeben; das Räthselbild eines Jahrtausendes, der Mann, der in seiner Brust kein Herz fühlte,**) hatte die Insel Elba verlassen und war zu Cannes gelan-

---

*) Aus Wilh. Müller's Taschenbuche für 1836: „Des Bettlers Gabe." D. Red.

**) Eine Eigenheit Napoleon's, daß weder er, noch Andere den Schlag des Herzens in seiner Brust fühlen konnten, bezeugen Corvisart, sein Arzt, und Constant sein Kammerdiener.

det, ohne Heere, ohne Geschütz, einzig nur sich und seinem Stern vertrauend. Frankreich ergriff die Begeisterung zu dem Riesen seiner Heldenzeit, und von allen Seiten, aus allen Provinzen eilten ihm seine Getreuen zu. Vergebens, daß der Sprößling des heiligen Ludwigs ihm seine Heere entgegensandte; sie vermehrten nur seinen Triumph, seine Macht, denn die alten Krieger vergaßen bei dem Anblick ihres Idols ihren Fahneneid, sie waren wieder sein, ihm leibeigen, und opferten ihm freudig ihr Leben, ihr Blut, ihre Ehre!

Die Trommeln wirbelten; die brausenden Kriegstöne hallten durch die Straßen, heranritt der unscheinbare Mann, vor dessen Fußtritt die Welt gebebt hatte. Aus dem enggeschlossenen Gedränge machte sich ein Krüppel, auf zwei Krücken wankend, hervor. Das Jauchzen des zahllosen Volkes verstummte, um die Rede seines Gefeierten zu hören. Der Mann im grauen Rocke hatte sein Pferd angehalten und fixirte den Krüppel mit leuchtenden durchdringenden Blicken. »Hauptmann vom vierten Regiment?« sagte er kurz und rasch. — »Ja, Eure Majestät,« antwortete dieser. — »Wo verwundet?« — »Die Schlacht von Moskau gab mir drei Wunden und dieses Kreuz der Ehrenlegion; beide Füße erfroren mir auf dem Wege nach Wilna.« — »Was wünschest du von mir?« fuhr der Herrscher fort. — »Nichts, als meinen Kaiser noch einmal zu sehen und ihm meinen Schmerz zu bezeugen, daß ich,« — die Stimme des Lahmen wurde hier weich und eine Thräne aus seinem Auge fiel auf des Kaisers Hand, über welche er sich gebeugt hatte, — »nicht mehr in seinen Reihen kämpfen kann!« — Noch einmal ruhten die Flammenblicke durchdringend auf den von Wehmuth gebeugten Krieger. »Du hast mir treu gedient,« sagte der Kaiser. »Ja, Eure Majestät,« antwortete der Krieger im Bewußtseyn erfüllter Pflicht. »Und wirst mir auch jetzt gehorchen, wenn ich befehle?« — »Sicher, mein Kaiser!« Die Gestalt des grauen Mannes hob sich hoch empor; er wurde größer, erhabener; er streckte den Arm weit und gebietend von sich und sprach mit gewaltiger Stimme: »Soldat! wirf die Krücken von dir und folge deinem Kaiser!« — Der Krieger erbleichte; aber der Glaube an seinen Helden beherrschte den gebrechlichen Körper; er warf die Krücken weg und folgte langsam dem Kaiser, der vorwärts geritten war. Einen Augenblick war kein Athemzug in der zahllosen Menge; Alles stand erstarrt, dann aber erscholl ein lauter, himmelanstrebender Jubel, als wäre der Erdenraum selig geworden, und nun keine Söhne, keine Väter, keine Gatten mehr zu beweinen. Ja, wie es eine Begeisterung für den Glauben gibt, so gibt es auch eine der Heldengröße, wie jene Wunder vollbringt, so übt auch diese dergleichen. Der große Menschenkenner hielt nach einigen Schritten sein Pferd wieder an und sprach: »Colonel! verfügt Euch jetzt nach Hause, pflegt Eurer; ich rufe den Krieger, wenn ich seiner bedarf, denn« — er wandte sich zu seinen begeisterten Cohorten — »Soldaten! ich sage Euch, wir werden noch große Dinge erleben!!«

Das heilige Seherrecht, welches er jetzt verüben wollte, erfüllte diese Verheißung, aber nicht auf die Art, wie er träumte, sein Tag war auf immer erloschen; Nacht brach ein, und ihr Dunkel machte wahr, was er von der Sonne leuchtendem Gestirn erwartete.

An diesem Tage, in dieser Stunde traten zwei Legitimisten, die fest an dem alten Königsstamm gehalten, zu dem Kaiser über und verhauchten ihr Leben auf dem Blutfelde von Belle Alliance für denjenigen, den sie früher befehdet hatten.

An diesem Tage, in dieser Stunde hatte ein wilder Republicaner den Dolch gegen den Usurpator geschliffen, aber dem Arm entsank der Stahl; er wagte sich nicht an das Leben des Giganten, dessen Recht er von nun anerkannte.

Das ist die Macht des Geistes über die Alltagsgeburt der Erde.

Geistreiche Antwort.

Man fragte den Herrn v. Vaudreuil in einer Gesellschaft, welche von den beiden Damen, Polignac und Lamballe, er retten würde, wenn sie, denen er beiden den Hof machte, zugleich in's Wasser fielen: »Ich würde,« entgegnete er, »Frau von Polignac retten, und mit Frau v. Lamballe sterben.« Die Entscheidung, wer von den beiden Damen die vorgezogene sey, machte der Gesellschaft heftiges Kopfzerbrechen.

Gedanken von Charles Nodier.

Da es kein unbedingtes Glück für den Menschen gibt, so kann er die Stufenfolge des Vorhandenen nur durch Vergleichungen erkennen. Diejenigen, welche bis zur Sättigung dessen besitzen, was seinen Wünschen abgeht, scheinen ihm glücklich, und er täuscht sich gröblich. Alle Menschen sind eben so glücklich, oder, wenn man will, eben so unglücklich, Einer wie der Andere. Ein gesunder Mann, der die Gabe der Mäßigkeit nicht besitzt, ist kränker als die Kranken. Ein reicher Mann, der seine unmäßigen Begierden nicht zu zügeln versteht, ist ärmer als die Armen.

Unsre Leidenschaften werden im Besitz immer heftiger. Alexander will eine andre Welt erobern, und der Schätzesammler braucht ein Goldstück. Ein Rosenblatt auf dem wollüstigen Lager des Sybariten Simindirides ist ihm schmerzlicher als ein Dorn für Epiktet, oder eine Kohle für Guatimozin. Krösus hat vielleicht mehr Entbehrungen erduldet, als Tristan l'Hermite, welcher auf einer Kiste starb, als er seines Gebieters harrte.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Dresdener Kunstleben.

Anfang December 1835.

Dermaliger Kunstzustand in Dresden. Näcke, dessen Charakteristik und schmerzhafter Verlust. Mathäy. Retsch. Rensch. Vogel. Dahl. Friedrich. — Haach. Rietschel's Modell der Statue des höchstsel. Königs Friedrich August. — Kupferstechkunst und Lithographik. Theilnahme des Publicums an der Kunst. Musikalisches Leben. Theater. Francilla Pixis. Fürstenau. Gusikow. Rastrelli's Oper. Hering und sein Wesen. Apostrophe gegen Flaches, Gemeines, Schlechtes.

Sie wünschen, ich soll Ihnen ausführlich über unser hiesiges Kunstleben berichten. Das ist etwas viel verlangt! denn was auch Murrköpfe, denen nichts recht ist, von der Aermlichkeit unsers dermaligen Kunstzustandes schreiben — besonders in jenen Tag- und Wochenblättern, deren Haupttendenz Schmähungen des Bestehenden ist — dennoch mögen Sie mir's auf's Wort glauben, daß es damit so arg nicht ist. Es gibt hier noch sehr Vieles, das einer ernsten Besprechung würdig — und nur dem Umstande, daß eine solche — Gott weiß, aus welchem Grunde! bisher nicht statt fand, mag es zuzuschreiben seyn, daß hin und wieder die Meinung laut geworden: das Kunstleben Dresdens sey, wenn auch nicht seinem gänzlichen Verfalle nahe, doch sehr in Rückstand gegen andere Städte gleichen Ranges.

Ob meine Kraft ausreicht, diesen Irrthum zu berichtigen, weiß ich freilich nicht! Indeß, Sie forderten mich auf, Ihnen, was ich weiß, mitzutheilen. — Es geschieht hiermit, so gut ich es eben vermag.

Einen großen Verlust erlitt unsere Malerschule durch den Tod des geist- und gemüthvollen Professors Näcke! Bis jetzt ist uns noch kein Ersatz für diesen, als Künstler wie als Mensch so hochstehenden, Mann geworden, und fast scheint es, als dürfte dieß sobald auch nicht der Fall seyn, denn nur selten vereinigt sich mit Genie und classischer Ausbildung, die Gabe der Mittheilung in einem Manne dergestalt, wie dieß bei Näcke der Fall war, und somit dürfte es freilich keine Uebertreibung seyn, wenn man unsere historische Malerschule als verwaiset bezeichnet. Denn Professor Mathäy beschränkt die Zahl seiner Schüler von Jahr zu Jahr; der gewaltige Moritz Retsch theilt nur Wenigen, Auserwählten seine Erfahrungen und Ansichten mit — unter den übrigen Lehrern ist aber keiner, der den genannten hohen Meistern gleichzustellen wäre. Was unsere Genre-Maler betrifft, so ist von ihnen nur Rensch mit Auszeichnung zu nennen, die übrigen schließen sich allzu sichtlich, aber nicht allzu glücklich, der Düsseldorfer und Berliner Schule an. Das Porträt- und Landschaftsfach ist unter den hier lebenden Künstlern dermalen am besten cultivirt — natürlich: wo ein Vogel, Dahl und Friedrich leben, müßte es schlecht um die Nachstrebenden stehen, wenn sie nichts erstrebten. Von Oben herab geschieht übrigens alles Mögliche, um den hier Lernenden auf eine zweckmäßige Weise fortzuhelfen; nur verlangt man natürlich: daß wirkliches Talent, wirklicher Kunsteifer vorhanden seyen, wo aber diese Eigenschaften sich finden, werden sie gewiß nicht übersehen — der talentvolle junge Maler Haach liefert davon den Beweis. Möchte nur für die Folge dem Zudrange Unberufener ein Ziel gesetzt werden, die Ueberfüllung mit Talentlosen, oft noch faulen Zöglingen war von jeher das Verderben der für das Beste der Besten gestifteten Anstalten. — Großartiger, obwohl erst im Werden, gestaltet sich unsere Bauschule unter der Leitung ihres neuen Directors. Sie erregt schöne Hoffnungen für die Zukunft, der Eifer der Zöglinge ist im Ganzen höchst lobenswerth.

Rietschel's herrliches Modell der colossalen Statue des höchstseligen Königs zeigt uns auf's Neue, daß wir einen Bildhauer besitzen, auf welchen wir stolz seyn können — was seine Schule leisten wird, erwarten wir und hoffen, es werde des Meisters würdig seyn! Bis jetzt fesselten seine eigenen Schöpfungen zu sehr aller Blicke! Fast möchte man sagen, er schaffe zu schnell, beurkundete nicht jedes neue Werk sein Fortschreiten zur Vollendung.

Unsere Kupferstecher scheinen, leider! zu feiern *). Englands Stahlstiche — die weit verbreitete Lithographie, waren ihnen verderblich! möchte sich das bald ändern! denn Alles, was bis jetzt den guten Kupferstich verdrängte, erreichte noch nicht den kleinsten Theil seines Werthes. Daß hiermit übrigens kein Anethema über Zöllners wirklich schöne lithographische Leistungen ausgesprochen seyn soll, versteht sich von selbst.

Die Theilnahme des größern Publicums ist nun allerdings nicht der Art, wie Künstler und Kunstkenner sie wünschen und auch wohl für möglich halten! — auf solche Möglichkeit habe ich aber nie gehofft, noch gerechnet, denn eben die besten Werke des Malers wie des Bildners sind — so seltsam es klingen mag — nicht eigentlich als Schaustellungen zu betrachten. Die Masse jedoch „kommt um zu schauen." Künstler und Volk vermögen einander nur selten zu verstehen und nur ein Land der Erde — (Griechenland) ließ in seiner Blüthenzeit es ahnen: daß ein solches wechselseitiges Verstehen der Ersten wie der Letzten, mehr als Wahn sey.

(Schluß folgt.)

Die protestantischen Bischöfe.

Die Geistlichen sind alle Brüder,
Die Kirche hat kein Oberhaupt!
So sagte jüngst ein Bischof laut —
Und sah auf seinen Orden nieder!
Haben die Bischöfe nicht den Papst auch schon
Nach dem Gesetz der Krystallisation?

---

*) Ueber die großartigen Leistungen einiger Matadore der Kupferstechkunst, welche der wackere Arnold veranlaßte und edirte, in einem eignen Aufsatz, da dieselben als reines Privatunternehmen zu betrachten sind. d. Eins.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 2. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 2. Januar. **1836.**

Ueber den Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf die Constitutionalität Europas.

Nach dem Französischen des Hrn. Dr. Ortolan, Verfassers des Werkes: Contreparoles d'un Croyant. Paris, Gouas.

I. Republicanische Aera.

Mit dem Jahre 1789 beginnt, unter Frankreichs Einfluß, für Europa ein neues Revolutionenzeitalter. Es gilt, nicht — die Vergangenheit zum Muster zu nehmen, nein, sie zu zerstören; nicht — Privilegien zu erringen, sondern sie zu vertilgen; das Machtwort der Epoche gebeut, nicht die Regierungsform blos, sondern die menschliche Gesellschaft selber umzuwandeln, — an Land, Städte und Menschen die Wasserwage zu legen, und durch den großen Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze, von dem Ehedem das Jetzt zu sondern. Solches war das Werk von Frankreichs Wiedergeburt. — Der 17. Juni vernichtet den Unterschied der Stände; eine Generalstaatenversammlung gibt es nicht mehr, eine Nationalversammlung nur. Am 20. Juni sichert der Eid des Ballspiel-Hauses Frankreich eine Constitution. Der 14. Juli sieht die Bastille dem Boden gleich. In der denkwürdigen Nacht des 4. August entsagen, voll der Idee von Gleichbürtigkeit Aller, Klerus, Adel, Körperschaften, Städte, Provinzen, ihren Privilegien: Zehnten, Zunftwesen, Feudalgerechtsame fallen. Entwürfe einer Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte verbreiten Mirabeau, Condorcet, Petion, Lafayette und mehrere Andere um die Wette, und den 30. September gibt die Nationalversammlung den darin ausgesprochenen ewigen Grundsätzen der Rechtsphilosophie die positive Sanction. Volkssouveränität; Gleichheit vor dem Gesetze; gleiche Ansprüche Aller auf öffentliche Aemter und Würden; Freiheit der Person und des Glaubens; Rede-, Schreibe- und Druckfreiheit unter Verantwortlichkeit für deren Mißbrauch; freies Votum über die Besteuerung; gleiche Vertheilung der Abgaben, und Rechenschaftsablage über der letztern Verwendung; Unverletzlichkeit des Eigenthums — werden zum Gesetze.

Wie wirkte auf Europa diese Umgestaltung?

An Frankreichs Grenzen folgte Belgien, im Norden Polen dem gegebenen Anstoß. Ihre Unabhängigkeit wiederzugewinnen, verbinden Flanderns und Brabants Stände sich zur Wehre und Angriff (30. Nov. 1789); die Oesterreicher werden verjagt; Brabant erklärt (26. December 1789) Joseph II. seiner Regierungsrechte verlustig, — das übrige Belgien handelt nicht minder kühn, und den 11. Januar 1790 beschließen sämmtliche Provinzen*) feierlich den Einigungsvertrag (traité d'union), der sie unter dem Namen der vereinigten belgischen Staaten (Etats-Belgiques-Unis) zur Bundesrepublik erklärt (Art. 1), und einen aus den Abgeordneten jeder Provinz (Art. 2 und 3) bestehenden souverainen Congreß an die Spitze stellt; jede Provinz verwahrt sich übrigens im Innern ihre Souverainität, ihre Gesetzgebung, ihre Gerichtsbarkeit und ihre Gewohnheiten (Art. 7). Republik eines Tages! Joseph's II. Nachfolger, Leopold II. verpflichtete sich gegen den Congreß, der Freiheit jeder Provinz gemäß zu regieren, und die Kaiserlichen nahmen den 2. December 1790 wieder von Brüssel Besitz. — Auf Belgien mußten noch viele Ereignisse wirken, es bedurfte noch großen moralischen Fortschritts, um die tiefe Präge, welche die mächtige Hand des Mittelalters ihm aufgedrückt, von sich verwischen zu können! — Polen, in dem sogar vor 1789 ein Conföderativreichstag sich versammelt hatte, um das Vaterland mit einer neuen volksthümlichen Verfassung zu be-

*) Es waren acht: Brabant, Gelbern, Flandern, Westflandern, Hennegau, Namur, Turnay und Mecheln.

schenken, erhielt bei seinem Werke in Frankreichs Revolution mächtigen Antrieb, und beide Nationen, welche uralte Neigung wie ein zwischen den Norden und Süden geworfenes Band umschlang, arbeiteten gleichzeitig an ihrer Verfassung. Kurz vor der ersten Theilung schon hatten zwei berühmte Publicisten, Mably (im Juli 1771) und J. J. Rousseau (im April 1772), Pläne zur Verjüngung der alterstarren Republik entworfen: der Eine kalt, aber aufrichtig, mit seiner Liebe zum Guten, seiner trocknen, aber gründlichen Geschichtskenntniß, seinen einfachen, aber ausführbaren Gedanken; der Andere mit seiner Feuerseele, seiner zauberischen Rede, seiner verführerischen Schwärmerei, und jener hinreißenden, die Einbildungskraft entzündenden Begeisterung. — Der polnische Reichstag, den 3. Mai die Constitution Polens verkündend, gab sie: »in die Hut der Tugend, der Vaterlandsliebe und der Ehre jedes Edelmannes (§. 11), — und vier Monate nachher, den 3. Sept. 1791, vertraute die constituirende Versammlung Frankreichs Verfassungsurkunde: »dem Schutze der Familienväter, den Gattinnen und Müttern, der Liebe des jungen Bürgers und dem Muthe aller Franzosen.« In diesen Worten liegt kurz die Verschiedenheit beider Constitutionen angedeutet; die letztere kannte nur Bürger, die andere war für Edelleute berechnet, aber für diese gab sie den großen, durch die Wissenschaft und Frankreichs Revolution fortgepflanzten, Ideen und staatsrechtlichen Grundsätzen die gesetzliche Weihe; auch dreißig Stadtabgeordnete ließ sie zum Reichstage, und traf einige, die Rechte der Leibeigenen sichernde Bestimmungen*). — Unter dem Einflusse der Nachbarschaft und alter Verbindungen mit Polen schienen einige Gegenden Ungarns in Gährung, und den ihnen gezeigten Weg einzuschlagen bereit. — In Frankreich begehrte man ein Bündniß mit Polen, um beider Staaten Freiheit gegen bereits drohende Angriffe besser zu sichern. — Schon war die erste Coalition gegen uns gebildet**). Die (— verschweigen dürfen wir es nicht — von einer gegen die Constitution vom 3. November 1791 sich auflehnenden polnischen Partei unterstützten) russischen Heere bemächtigen sich Polens. Durch die Verträge vom 13. Juli und 23. Sept. 1793 vollziehen Rußland und Preußen zu ihrem Vortheile die neuen Zerstückelungen, welche man die zweite Theilung heißt. Ein verzweifelter Kampf entflammt bald, und beut das Schauspiel eines Heldenvolks, das, so oft schon verstümmelt, allein, bis zum letzten Augenblicke das Daseyn des Vaterlandes wider die vereinten Kräfte Rußlands, Preußens und Oesterreichs vertheidigt. Aber untergehen mußte es; Kosciusco fiel, von Stichen durchbohrt, sterbend in Feindes Hand; die Vorstadt Praga hatte ihren Sturm, Warschau seine Capitulation, Suwarow in Mitte rauchender Trümmer seinen Triumphzug; die drei Mächte verkündeten in ihren Manifesten, daß Europas Heil, den Lauf verderblicher Lehren zu hemmen und den Herd des im Norden verbreiteten Jakobinismus zu zerstören, erheische: die dritte Theilung, diejenige des gesammten Restes, hatte Statt*); Polen trat aus der Reihe der Staaten. — So erstarben, sich selbst überlassen, die zwei ersten auswärtigen Revolutionen, deren Keim die französische entwickelte: die belgische während des Schwankens und der zaudernden Behutsamkeit Ludwig's XVI. und seiner Minister; die polnische unter Herrschaft der Convention, während die französischen Waffen mit äußern und innern Feinden kämpften. Die Umschaffung des aufgethürmten Werkes von Jahrhunderten geht nicht sanft und in einigen Jahren von Statten. Die Hemmnisse müssen sich zeigen, und zertrümmert werden. Frankreichs Wiedergeburt kam gewaltsam unter Strömen von Blut zu Stande; sie hatte den Kampf wider alle von ihr im In- oder Auslande verletzten Interessen zu bestehen; der eigne Fortgang machte ihr anfangs hinreichend zu schaffen, — der Fremde Hilfe zu bringen, durfte sie noch nicht denken. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Im J. 1791 zwischen Schweden, Rußland, Spanien, Sardinien, dem deutschen Kaiserreiche und Preußen.

**) Alle Gewalt fließt, ihrem Wesen nach, aus dem Willen der Nation (§. 5). — Die Krone ist erblich. Der Reichstag zerfällt in zwei Kammern, die der Landboten und die der Senatoren, welche, auf zwei Jahre ernannt, diesen Zeitraum hindurch nicht auseinandergehen dürfen. Die Landbotenkammer besitzt das Recht der gesetzgebenden Entscheidung, die Senatorenkammer dasjenige der Gesetzbestätigung; das liberum veto ist abgeschafft (§. 6). — Die königliche Gewalt ist beschränkt (§. 7). — Der Adel allein bildet den Staatskörper der Nation, allein eine bestimmte Anzahl von Städten, die den Namen der königlichen Städte erhalten, dürfen zu den Reichstagen dreißig Abgeordnete senden (§. 3). — Die Leibeigenschaft und das Unterwürfigkeitsverhältniß der Colonen sind nicht aufgehoben, aber die Verträge und andere Rechtsgeschäfte, welche darüber zwischen dem Eigenthümer und seinen Bauern abgeschlossen werden, verleihen den letztern ein unveräußerliches Recht. — Das die Grundzüge dieser Constitution. —

*) Vertrag vom 3. Januar 1795, dem aber zur Ausgleichung der unter den Theilern entstandenen Streitigkeiten die Endverträge vom 21. October 1796 und 26. Januar 1797 folgten.

Historische Ansichten über die Ehe.

1. Asien.

Bei den Kalmücken gibt der Ehebrecher fünf, die Ehebrecherin 4 Stück Vieh als Strafe. — Die Aleuten nehmen so viel Frauen, als sie ernähren können. — In Kamtschatka heirathen sich die Personen schon im 13., 14. Jahre. — Unter den Korjäcken muß der Liebhaber lange bei den Eltern seiner Geliebten arbeiten. — Die Circassier sind auf ihre schönen Weiber nicht eifersüchtig, wohl aber die nogaier Tartaren auf ihre häßlichen Weiber. — Die Inguschen am Kaukasus nehmen 5 und mehrere Weiber. Sie sagen: mein Va-

ter hat bei meiner Mutter gelegen, warum sollte ich nicht bei seinem Weibe liegen? — In Armenien wird der Bräutigam in Matten eingehüllt, die Braut aber in einen Sack gesteckt. Die Freunde desselben kommen Abends vorher zu ihm, lassen sich Kopf und Bart scheeren, und führen ihm am andern Morgen die Braut zu. Die Frau darf wenigstens ein Jahr lang nicht mit den Eltern ihres Mannes sprechen. — In Japan unterscheidet sich die Ehefrau von der Unverheiratheten durch zwei Vorzüge: Die Zähne schwarz zu färben und die Augenbrauen auszurupfen. — In Cochinchina werden die Ehebrecherinnen den Elephanten vorgeworfen. — In Birman verkaufen die Geringern ihre Weiber und Töchter an Fremde. — In Tibet herrscht Vielmännerei. Der älteste Bruder pflegt das Weib für alle auszuwählen. — In Siam ist Vielweiberei erlaubt, die Frau wird gewöhnlich gekauft. — In Candy auf Ceylon wird Hurerei nicht blos geduldet, sondern sogar geehrt. — Auf Java heirathen die Mädchen im 10—12. Lebensjahre. Bringt ein Mann seine Frau um, so zahlt er ihren Verwandten den Kaufpreis als Buße. — In Sumatra wird der Ehebrecher todtgeschlagen und aufgefressen. — In den nördlichen Thälern von Kaschemir ist es Gebrauch, den Fremden Weiber und Töchter anzubieten. — Die Drusen halten streng auf die Jungfrauschaft der Neuvermählten und hängen die Beweise öffentlich zum Fenster hinaus. — Nichtsthun, Kaffee trinken und Tabak rauchen ist das Hauptvergnügen der Türkinnen. —

2. Afrika.

Fast bei allen Völkerstämmen herrscht Vielweiberei. — In Darfür verheirathen sich die nächsten Verwandten. — Der Kaufpreis einer Frau in Bambuk besteht gewöhnlich in einem Stück Vieh oder einigen Pfunden Salz. — In Abessinien löst Jeder die Ehe, wie er will. — Auf Madagascar wird Ehebruch wie Diebstahl betrachtet und bestraft; die Töchter bietet man den Fremden an. — Bei den Buschmännern wird der Ehebruch nicht gestraft; die Frau kann zu einem Andern gehen. — Bei den Hottentotten besteht die Trauung darin, daß der Priester das Brautpaar bey—.

3. Amerika.

Die Kaluschen lassen die Mädchen beim Eintritt der Mannbarkeit wenig trinken und enthaltsam leben. — Die Knistenaux bestrafen den Ehebruch nur deßhalb, weil die Frau den Mann nicht um Erlaubniß bat. — Die M'bayas und Machicuys ziehen nur einen Sohn und eine Tochter auf und tödten alle übrigen Kinder. — Kein Mädchen gibt bei den Charrues einem Liebhaber eine abschlägige Antwort. — Bei den Guaranys gaben sich die Mädchen vom 8. Jahre an Preis.

4. Australien.

Auf der Osterinsel scheinen alle Weiber gemeinschaftlich zu seyn. —

5. Europa.

Bei den Finnen geschieht die Bewerbung so, daß der Liebhaber seiner Geliebten durch eine alte Frau ein Geschenk sendet, welches diese ihr in den Busen steckt. Als vollkommener Korb wird betrachtet, wenn das Mädchen vorsetzlich das Geschenk zwischen Hemde und Leib zur Erde fallen läßt.

Das Grabmahl des Nostradamus.

Der berühmte Nostradamus starb 1566 zu Salon und wurde in der Franziscanerkirche begraben. Sein Grab bildet das Ziel einer Art von Wallfahrt, und selbst Ludwig XIII. besuchte es 1622, Ludwig XIV. 1660. Das Volk von Salon glaubte lange Zeit der Astrolog habe sich lebend in seiner Gruft einsperren lassen, mit einer Lampe, Dinte, Federn und Büchern. Im Jahr 1793, sagt Bouchet in seiner »Geschichte der Provence,« befand sich ein Detachement aus Marseille zu Salon. Der Commandant begehrte auch das Grabmahl des Nostradamus zu sehen. »Ich will, sagte er zu seinen Cameraden, den Propheten zum Lügner machen, der in seinen Wahrsagungen verhieß, wer es wage, seine Asche anzutasten, würde ein tragisches Ende nehmen. Wir wollen doch sehen.« Zu gleicher Zeit nahm er einen Kolben und schlug das Grabmahl ein. Am andern Morgen kehrte das Detachement nach Marseille zurück, aber kaum an dem Thor von Aix angelangt, war eben ein Volksaufstand ausgebrochen, der Commandant mischte sich darein, man ergriff ihn und hängte ihn an einen Laternenpfahl. So dient manchmal der Zufall dem Aberglauben und bestärkt die Leichtgläubigen in ihrem Wahn.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Dresdener Kunstleben.

Anfangs December 1835.

(Schluß.)

Was das Volk zu fassen vermag, daß erfaßt es! Unser Hoftheater liefert davon den Beweis, und unser musikalisches Leben darf wahrlich nicht über Kälte des Publicums klagen. Guter Gott! was wird in Dresden Jahr aus Jahr ein nicht Alles geblasen, gestrichen, gepaukt, trompetet, gesungen und geklimpert! — Das Theater ist meist voll. Unser Schauspiel bildet aber jetzt auch ein Ensemble, wie es wenige andere Bühnen in solcher Vollkommenheit aufweisen können! Ich nenne Ihnen nur die Namen: Emil Devrient und Frau, Weymar, Pauli, Heckscher, Caroline Bauer, Franziska Berg, Porth, Burmei-

ſter, Werdy und Frau, Heime, Fräulein Herold, Kellner, Kriete, welche ſämmtlich ſich's zur Ehre rechnen, auch in der kleinſten Rolle, zum Gelingen des Ganzen mit beizutragen und ſo den andern Mitgliedern mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Sie werden mir's glauben, daß uns durch Aufführungen wie Taſſo, Braut von Meſſina, Schuld, Tell. ꝛc. ꝛc., ſo wie durch feinere Converſationsſtücke manch' ſchöner Genuß bereitet wird. Oefter noch würde dieß der Fall ſein, wenn Herr Hofrath Tieck ſo viel Selbſtkenntniß beſäße, endlich einmal einzuſehen: daß er nicht der Mann ſey, das Geringſte zum Vortheil einer Bühne zu thun. Herrn Tieck allein iſt es zuzuſchreiben, wenn wir einmal plötzlich empfindliche Verluſte erleiden! Gebe der Himmel daß meine Befürchtungen nicht eintreffen! aber mir ahnet ſo etwas von Cabale und — — basta.

Unſere Oper erhielt durch Francilla Pixis auf einige Zeit großen Glanz — Sie war auch bei Ihnen in Leipzig und Sie mögen ſoweit ſelber urtheilen: ob man zuviel thut, wenn man ſagt: Francilla iſt zur Künſtlerin geboren.

Wild machte hier nicht ganz das erwartete Glück! Freilich waren die Erwartungen bis in's Ungeheuere geſpannt! — Die Heinefetter dagegen gefiel mehr und mehr, wenn ſie auch jenen Enthuſiasmus, welchen Francilla Pixis — namentlich als Amina in der Nachtwandlerin — erregte, nie hervorbringen wird. Der Sextus in Mozart's Titus war ihre beſte Leiſtung. Die Oper, hier neu in die Scene geſetzt, fand verdienten Beifall.

Unter den dießjährigen Concerten ſteht das des berühmten Fürſtenau im neuen Saale des Hotel de Saxe oben an! Es war ein in allen Theilen großartiges Muſikfeſt, und wahrlich keine ſchönere Weihe konnte der ſchöne, in muſikaliſcher Hinſicht zweckmäßigſt gebaute Saal erhalten. Fräulein Bauer declamirte vor Anfang des Concerts eine von Th. Hell zu dieſem Zwecke brav gedichtete Rede.

Das nächſte Concert wird der Kammermuſicus Kotte veranſtalten. Des ruſſiſchen Juden Guſikow Strohfiedel hat ihr Publicum denn auch gefunden! — unbedeutendere Erſcheinungen übergeh' ich.

Raſtrelli's Oper: Bertha von Bretagna, erhält ſich, trotz des etwas allzu damenhaften Textes, auf dem Repertoir, da die Muſik wirkliches Verdienſt hat. Das Streben dieſes noch jungen Tonſetzers, ſo wie ſeine Beſcheidenheit verdienen Anerkennung und Aufmunterung! Bei glücklicherer Wahl des Textes wird ſein Talent ſich ſicher auch im Auslande gerechte Anerkennung erwerben, und dieſe wünſchen wir ihm von Herzen.

Minder Erfreulicheres läßt ſich von einem andern hieſigen jungen Tonſetzer, Herrn Hering, berichten. — Sie erinnern ſich wahrſcheinlich zweier ſogenannter Oratorien, welche derſelbe in Leipzig zur Aufführung brachte und welche ſich durchaus keinen Beifall erwerben konnten, ſo ſehr es einige gute Freunde Herrn Hering's auch darauf angelegt hatten! Herr Hering hatte früher einige Hefte Lieder bei Robert Frieſe in Leipzig herausgegeben, welche ein nicht unbedeutendes Talent für dieſes Genre verriethen; um ſo ſchmerzlicher mußte es daher Wohlmeinenden ſeyn, als ſie den jungen Componiſten auf einem ganz falſchen Wege erblickten. — Dieſes Haſchen nach Effect, wie es ſich in ſeinen beiden Oratorien kund gibt — dieſer ſchwülſtige Bombaſt, dieſe betäubende Inſtrumentation, die den gänzlichen Mangel höherer Originalität verbergen ſollte, endlich die völlige Unkenntniß der menſchlichen Stimme, hinſichtlich deſſen, was ſie zu leiſten vermag und nicht vermag ꝛc. — mit der er es dennoch unternahm, große Werke ſchaffen zu wollen, wären lächerlich geweſen, wenn ſolche Erſcheinungen nicht allzu betrübend wären. Kundige Männer machten Herrn Hering darauf aufmerkſam, die neue muſikaliſche Zeitung ſprach ſich, nach der Aufführung ſeines Conradin, ſo ſchonend wie möglich darüber aus, und verwies ihn auf ſein eigenes richtiges Gefühl.

Allein Herr Hering, ſtatt dieſe wohlgemeinten Fingerzeige zu beherzigen — fand in dieſem Allen nur Verkennung ſeiner Genialität, Neid über ſein großes Talent und Cabale gegen ſeine Perſon.

Ein ſolches Benehmen hat alle Beſſergeſinnten veranlaßt, Herrn Hering gehen zu laſſen, wie er es für gut findet und ihn ferner nicht mehr zu beachten — ſo daß ſein Aufenthalt in Dresden wohl die längſte Zeit gewährt haben dürfte. Wir wünſchen ihm glückliche Reiſe! rufen aber allen jungen Künſtlern, die ſich noch rein erhielten, aus Herzensgrunde zu: „Erhaltet euch rein! Erhaltet euch frei von Eigendünkel, kindiſcher Eitelkeit, Undank und knabenhafter Rachſucht. Das Weſen der Kunſt iſt die Reinheit! kein ſchmuziger Geſelle wird je das Heiligthum ihres Tempels betreten — habt ihr Talent, ihr habt es von Gott! die Ausbildung deſſelben iſt euch Pflicht, ihr thut nur eure Schuldigkeit und habt kein Recht, noch Dank zu fordern, wenn ihr für eure Unſterblichkeit arbeitet und — duldet, wenn es ſeyn muß. — Richtet ihr aber — mit Talent begabt, nicht all' euer Denken, all' eure Kraft auf das Ewige, Unvergängliche, Große; berückſichtigt ihr nur euer kleines vergängliches „Ich" — und liebt ihr nur dieß — dann ſeyd ihr nicht werth mehr, des göttlichen Berufs, wozu die Natur euch beſtimmte! ihr ſeyd Ausgeartete! Elende! die das Recht ihrer Erſtgeburt um ein Gericht Linſen verkaufen! Mögt ihr euch zuſammenthun mit Tauſenden eures Gleichen, möget ihr euch loben laſſen und euch ſelbſt loben, ſo viel ihr könnt, ihr ſeyd und bleibt: Nichts! der Schmach, der Vergeſſenheit werdet ihr nicht entrinnen.

Ich ſehe, Verehrter! ich bin warm geworden, allein Sie wiſſen: ich mein's gut mit der Kunſt, da verargen Sie mir's nicht, wenn ich gegen das Schlechte, Gemeine auftrete und dreinſchlage mit dem flammenden Schwerte!

Die neuen Ritter.

Frage: Den — —-Orden hat der Paſtor T. bekommen?
Was hat er gethan? Was hat er unternommen?
Antw.: Man iſt in neuern Zeiten ſehr human geworden:
Non propter acta, sed propter agenda ertheilt man Orden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 3. (VII. Jahrgang.) Montag, den 4. Januar. 1836.

Das junge Deutschland.

Am Himmel ist geschäftige Bewegung,
Des Thurmes Fahne jagt der Wind, schnell geht
Der Wolkenzug, die Mondessichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewisse Helle.
Schiller.

Auch mir schwebt licht und hehr vor meiner Seele
Ein junges Deutschland, das die Welt beglückt,
Alcidenstark der Hydra Kraft erdrückt
Und jedem Ungeheuer schnürt die Kehle.

Es endet jach das grause Blutgequäle,
Das um der Freiheit heil'ges Licht berückt —
Und seine Waff', auf Henkersmacht gezückt,
Kämpft ungelähmt, als ob ein Gott sie stähle.

Es zieht einher mit reiner Oriflamme,
Vernichtend steht sein Fuß auf jedem Damme,
Mit dem der Menschheit Schande sich umwallt.

Es hat zur Demant-Phalanx sich geballt,
Daß alle Dionys' und Christiern zittern
Und untergeh'n in Siegesungewittern.

Ed. Bönecke.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Der Schneider wurde, trotz seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit, durch diese giftige Rede des erbitterten Roßgiebel in beträchtlichen Zorn versetzt, und dieß um so mehr, da das schadenfrohe Gelächter des Metzgers Brühhund und einiger anderen Uebelwollenden den Lateiner in seinem heillosen Angriff unterstützte.

Seyd ohne Sorge, entgegnete der rührige Handwerksmann; uns Beiden kömmt gewiß Niemand an den Kragen. Ich bin zu klein und wäre allenfalls noch im Stande, mich, wenn die Noth zu groß würde, und meine Tapferkeit mir nichts mehr hülfe, durch ein Schlüsselloch in's Freie zu salviren; ihr aber, guter Freund, könnt vollends ganz ruhig zu Hause auf euerm Lehnstuhl sitzen bleiben; kein Mensch sieht euch für etwas Anderes an, als für ein vergelbtes und verschimmeltes Pergament mit unleserlichen, halbverwischten Schriftzügen, so abscheulich, daß dem Teufel darob grauf't. Niemand wird euch lesen wollen, und Jeder, der euch sieht, im Namen der schwangern Frauen dem Himmel danken, daß der größte Theil eures Inhaltes mit wollenen Lappen bedeckt ist.

Ohne Zweifel hätte sich zwischen dem Schul- und dem Schneidermeister die lustige Fehde noch lange fortgesetzt, wenn Herr Brun nicht beschwichtigend dazwischen getreten wäre, und den beiden Kämpfern zu Gemüthe geführt hätte, daß hier nicht der Ort sey zu persönlichem Hader, daß beim Streben nach großen Zwecken man nicht so kleinlich und so gemein seyn dürfe, und daß er sie bei Pflicht und Gewissen auffordere, den Gang der Unterhandlungen nicht weiter zu unterbrechen.

Der Zuspruch half; die Verhandlungen setzten sich ruhig fort; gegen zwei Uhr Morgens waren sie geschlossen. Ein furchtbarer Eid, von dem Dominikaner Anselmo vorgesprochen, band den Männern die Zunge und bannte das Geheimniß des kommenden Maitags in die tiefsten Tiefen der Brust. Ernst und schweigend ging die Versammlung auseinander, gleich einer schwarzen Wetterwolke, die auf Augenblicke auseinanderfährt, um sich dann düsterer und unheilschwangerer wieder zusammenzuziehen.

6. Die Erklärung.

Es war am Abend vor dem berühmten Maitag 1336, als der Rathsherr und Staatssecketmeister Ritter Bilgeri in seine Wohnstube trat, welche der geneigte Leser schon im ersten Capitel dieser Abhandlung kennen gelernt hat. Er kam eben aus der Rathsversammlung,

und was er dort erfahren hatte, mußte ihm höchst unangenehm seyn, denn sein sonst lebenslustiges, blühendes Gesicht war ungewöhnlich finster und bleich.

Wir wollen, eh' wir weiter erzählen, unsern Mann etwas näher beleuchten, damit wir in der Folge nicht nöthig haben, den Schlüssel zu gewissen Erscheinungen zu liefern. Es war mittlerer Größe, aber äußerst wohlgenährt; seine Kleidung war, selbst nach den Verhältnissen des damaligen prachtliebenden Stadtadels, überreich. Aus den Schlitzen des schwarzseidnen Wammses glühte der feinste Purpur; schwere goldene Ketten fielen vom Nacken über die breite Brust herab, und aus der mit köstlichem Edelgestein verzierten Agraffe seines Barets schossen drei lange weiße Federn empor, stolz in die Welt nickend; ein kurzes Schwert in goldener Scheide klirrte von seiner Hüfte. In Bilgeri's Haltung und Miene erwies sich, statt ritterlichen Stolzes, jener kränkende Uebermuth, der sich auf das Gefühl eines äußern Glückes gründet, dessen die Seele unwerth ist. Sein Gesicht hatte neben diesem Ausdruck etwas Faunenartiges, Begierliches, und der irre Blick seiner sonst schönen schwarzen Augen, so wie ein leiser, farbiger Ring um dieselben deutete auf Genüsse, die das Maß einer geregelten Lebensweise überschritten.

So war der Mann der schönen Clara, welche dießmal in der Fensternische und, nach der schönen Sitte der Frauen des Mittelalters, ämsig beim Spinnrocken saß, als ihr Gemahl hereintrat.

Ohne Gruß, mit allen Merkzeichen des höchsten Unmuths, warf dieser das Baret auf den Tisch, das losgeschnallte Schwert daneben und maß mit großen Schritten das Zimmer.

Die holde Frau hielt das schnurrende Rädchen an und richtete ihren Blick erst mit bescheidenem Schweigen auf des Gatten Antlitz. Als dieser nicht darauf achtete, erhob sie sich, vertrat ihm süß lächend den Weg, ergriff seine Hand und fragte mit jener Gewalt, die nur ein tief fühlendes Frauenherz verleihen mag: »Was ist euch Schlimmes widerfahren, mein Herr und Gemahl? Theilt mir den Grund eueres Kummers mit, der ja auch der meinige ist.

Der euere, entgegnete der Junker bitter, wahrlich, ich glaub's am Ende selbst. — Hört, Clara, begann er nach einer Pause, indem er seinen Blick ein Paar Secunden scharf auf sie gerichtet hielt, wißt ihr nicht, wo die Rechnungen hingekommen sind, welche in jenem Schrein verschlossen lagen?

Mit dem Ausdruck vollkommener Unschuld schauten ihn Clara's blaue Augen an; sie erwiederte: nein, mein Gemahl, das weiß ich nicht!

Er ertrug den Blick nicht, stürmte im Zimmer umher und entgegnete hastig: Wie denn, um aller Heiligen willen, konnten diese Schriften wegkommen? Hier, hier waren sie eingeschlossen, fest, fest — wahrlich, ich hatte, wie ihr wißt, Ursache dazu. Und nun sind sie fort, fort — und ich bin den Händen meiner Feinde überliefert. Jesus Maria! wenn sie in Brun's Hände gerathen wären, wenn Manesse sie gesehen hätte!.... Ich wäre verloren mit Leib und Blut, mit Ehr' und Gut!.... Er lehnte die glühende Stirn verzweifelnd an die kühle Wand.

Habt ihr auch recht nachgesucht, Johannes? fragte erblassend und ahnungsvoll die Frau; lasset mich einmal nachsuchen. Gebt mir den Schlüssel.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bourbons.

Das im Auftrage Napoleon's von dem ehemaligen Conventsmitgliede Barrère aus Actenstücken zusammengetragene Werkchen über das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon, während der französischen Revolution, der Emigration und des Consulats (von 1789 bis 1805) ist, durch L. v. Alvensleben in's Deutsche übersetzt, in Meißen (bei F. W. Göbsche) erschienen.

Ueber den schlechten Gehalt der letzten Bourbons, Ludwig XVIII. nicht ausgenommen, fällte die Geschichte bereits ein unangreifbares Erkenntniß; und wenn in ganz Deutschland das von den Sprößlingen eines erlauchten Regentenhauses in dem Lande, das sie gastlich aufnahm, beobachtete Benehmen weniger bekannt scheint, so steht doch in den Rheinprovinzen, die das Unglück hatten, in ihrem Schoße längere Zeit die flüchtigen Prinzen verderblich hausen zu sehen, der Letztern Verdammungsurtheil ohne Möglichkeit des Widerrufs fest. Viele unserer Familien — wir könnten sie namhaft machen — die, den heuchlerischen Versprechungen und den überredenden Schmeicheleien der nachmaligen Könige Ludwig's XVIII. und Carl's X., vertrauend, ihr gesammtes Vermögen gläubig für die Verfechtung von deren Sache herschafften, sahen später, als ein seltsames Ungefähr den ehedem heimathlosen Abenteurern den Thron ihrer Väter wieder gab, vergebens der Berichtigung ihrer gerechten Forderungen entgegen. — Alle ihre Schritte am französischen Hofe blieben wirkungslos, — kalt verlachte man sie. — Die königlichen Schuldner verschwelgten in unnützen Gelagen Millionen, und ließen die betrogenen Gläubiger am Bettelstab.

Barrere's Schrift läßt der vertriebenen Dynastie die nämliche Würdigung angedeihen, und wir heben aus seinem Buche einige weniger bekannte Notizen gedrängt aus.

Seine Ueppigkeit und niedrige Wollust den Augen des Publicums zu verbergen, hielt Monsieur (der nachmalige Ludwig XVIII.) in Coblenz nicht einmal für der Mühe werth. Während er die ihm zur Auswanderung durch Mittel jeder Art, Drohungen, Versprechen, Spott — die Frauen mußten den in Frankreich zurückbleibenden Spindeln in's Haus schicken — bewogenen Adligen im größten Elende verkümmern ließ; während er französischen Edelleuten, die in tiefer Noth ihn um kleine Unter-

stützung baten, barsch erwiderte, sie seyen groß genug, um sich als Soldaten in den Armeen der Verbündeten anwerben zu lassen, warf er, obgleich genöthigt, zur Wohlthätigkeit Anderer seine Zuflucht zu nehmen, sich in eine Prachtliebe und Verschwendung ohne Grenzen. Der König von Preußen, durch eine solche Aufführung billig empört, lud den albernen Prinzen, dem er eine Lehre geben wollte, zu einem Mittagsessen. Nur vier Schüsseln wurden aufgetragen und der König bemerkte, sein erstaunter Gast möge die Magerkeit der Tafel mit der Armuth des Königs entschuldigen, welcher nicht vermöge, in dem reichen Maße aufwarten zu lassen, wie es bei dem Prinzen geschehe. — —

Der Prinz nahm die berüchtigtsten Raufbolde in seinen Dienst, und ließ sie mit allen Emigranten, die eine der seinigen entgegenstehende Stimmung zu haben wagten, Händel beginnen und tödten (nach Barreré sogar erhängen oder, mit einem Steine um den Hals, in den Rhein werfen.*) — —

Als der Graf d'Artois (jetzt Carl X.), selber das Hauptwerkzeug der von den Engländern, mit einem Aufwande von 18 Millionen Franken, ausgerüsteten Expedition auf Quiberon, zu Ile Dieu ausgeschifft, einmal ernsten Kampf in der Nähe erschaute, entsank ihm aller Muth. Ein Dutzend Mal erbat er flehentlichst seine Zurückberufung vom großbrittannischen Cabinette, und da man ihm dieselbe, als das Unternehmen sicher vernichtend, nicht bewilligte, entfloh*) er, auch ohne den Schein zu retten, schmählich nach England. »Sire,« schrieb daher Charette, der Vendeer-Häuptling, an Ludwig XVIII., »die Feigheit Ihres Bruders hat Alles verdorben. Seine Rückkehr nach England hat unser Geschick entschieden. Binnen Kurzem wird uns nichts übrig bleiben, als nutzlos für Ihren Dienst umzukommen.« Und doch hatte dieser Feigling in die Hand der Kaiserin von Rußland, die ihm einen goldnen, mit großem diamantnen Knopfe und der Devise »Für den König mit Gott« geschmückten Degen verehrte, feierlichst geschworen, eher zu sterben, als mit dem Gebrauche desselben zu zögern. Freilich verkaufte er das Geschenk noch vor dem Ablaufe eines Jahres. — —

Bekannteres übergehen wir.

Zu einer Zeit, in welcher die zum zweiten Male verjagten Bourbons noch an einer zweiten Restauration nicht verzweifeln, gewinnt Barrere's, unter Napoleon's Regierung geschriebenes Buch ein neues Interesse, weil er damals, wo nichts den verdorrten Königsstamm Hoffnung schöpfen ließ, das Schicksal einer etwaigen, von ihm unmöglich geglaubten, Wiedererrichtung des eingestürzten Thrones vorhersagte.

*) Hierüber Kunde zu geben, möchten doch wohl diejenigen seiner Zeitgenossen, welche damals die Umgegend von Coblenz bewohnten, im Stande seyn.

*) Die Bourbons behaupten freilich, es habe Zurückberufung stattgefunden.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Cöln, December 1835.

Ein wahrer Nachtvogel von Bericht, anzuschauen und anzuhören wie eine Novelle aus Criminalacten. Unzucht. Gift. Juden- und Christenhaß. Kinderverschleppung. Bischofskrönung.

Hier und in dem benachbarten Düsseldorf haben die Assisen ihre Sitzungen begonnen. Fürchterliche Unzuchtsverbrechen lagen der Geschwornenbeurtheilung vor. Ein Vater, Maurer von Handwerk, hatte seine eignen Töchter, und unter ihnen ein Kind von neun Jahren zur Befriedigung seiner viehischen Lüste gemißbraucht, und in Folge der Maßlosigkeit, mit welcher er seine widernatürliche Gier herrschen ließ, den Tod des einen Mädchens und die Flucht des andern bewirkt. Ein Elementarlehrer saß auf der Angeklagtenbank, weil er das ihm von Staat und Eltern geschenkte Vertrauen, seinen heiligen Beruf und alle ihm obliegenden Pflichten, so weit vergessen konnte, daß er mit unkeuscher Hand die verhüllten Reize seiner Schülerinnen des zartesten Alters entweihte. Unser Geschwornengericht erkannte Beiden den verdienten Lohn. Der letztern gleiche Schandthaten gehören übrigens nicht zur Classe der gar seltnen. — Noch neulich ergriff ein von dem öffentlichen Rufe des nämlichen Unfugs bezüchtigter Lehrer die Flucht nach Belgien. Im Ganzen mögen indeß unsere Sitten von dem Vorwurfe, nach äußerlichem Geschlechtsumgange zu neigen, ziemlich frei seyn; denn wenn auch mancher Schalk über den hochgestiegenen, von der katholischen Geistlichkeit in Auswahl der schönsten und kräftigsten Haushälterinnen, Köchinnen und Mägde an Tag gelegten Luxus spöttelt, so wollen wir doch zu demselben vorläufig blos in dem Wachsthume des Kunstsinns und in dem Gefühle einer der Versuchung widerstehenden Kraft den Grund suchen. Und gibt hie und da ein untadliger Ehemann, dem sein Geschäftszweig stete Reisen auflegt, einem weiberliebenden Freunde die Hut seiner theuern Hälfte, was beweist dies Anderes, als edles Vertrauen?! — — In Düsseldorf mußte die strafende Gerechtigkeit einen Diener des Herrn als Giftmörder, den katholischen Geistlichen Finken, der vergebens falsche Zeugen zu erkaufen suchte, vor die Schranken rufen, und zum Tode verurtheilen. Der als Mithelfer bei dem scheußlichen Beginnen angeklagte Schlosser Dubois ward freigesprochen. Habgier war der That Hebel! —

Sie erinnern sich gewiß, daß vor ungefähr anderthalb Jahren der Pöbel zu Grevenbroich, in einem auf dem Felde gräßlich ermordet gefundenen Kinde das Opfer jüdischen Aberglaubens erblickend, die Synagoge des Ortes niederriß, und dadurch — beiläufig bemerkt — die Meinung von einer, in Bezug auf den Rechtssinn, durchgängigen Gleichheit des niedern Volkes, es trete in Brüssel oder irgendwo in Preußen auf, wiederholt bestätigte. Die Juden zogen, der gegen sie losgelassenen Wuth wegen, in andere Gegenden, und der Erwerbszweig manches Christen hob sich durch die verminderte Concurrenz.

Unlängst berührte einer der von Grevenbroich ausgewanderten Metzger den Ort wieder, und Neid über den anschaulichen Wohlstand der christlichen Metzger verwickelte ihn in einen zu Thätlichkeiten übergehenden Streit. Der Israelit versetzte einem seiner Gegner einen solchen Streich, daß die Waffe, mit der man ihn führte, zur einen Seite des Schädels hinein- und zur andern hinausdrang, und eine den baldigen Tod des Verletzten herbeiführende Wunde erzeugte. Die Wuth der Christen stieg dadurch auf ihren Gipfel; man warf den Juden zu Boden, trat und schlug ihn, umwand seine Füße mit einem Stricke, und schleifte ihn zum Erftflusse, um ihn förmlich zu ersäufen. Glücklicher Weise trafen die Behörden frühzeitig genug ein, um die Vollendung eines zweiten Verbrechens zu verhüten, und wegen des ersten den Thäter zu verhaften. — — —

Die Ausbesserung unseres Domes schreitet jetzt auf der Außenseite sichtbarer vorwärts; die Südseite des Schiffes scheint vollständig hergestellt, und die Ostseite wird vor lauter Baugerüsten fast unsichtbar. Auch die wenigstens theilweise Herstellung der in einer lieblichen Gegend des Dünnthales, vier Stunden von Cöln, gelegenen Kirche der ehemaligen reichen Cistercienserabtei Altenberg*), eines der schönsten Baudenkmäler der preußischen Rheinlande, begann schon. Der cölnische Erzbischof Conrad von Hochstaden hatte 1255 ihren Grundstein gelegt. Eine Feuersbrunst, die in den von den Franzosen verkauften und zu einer Salmiakfabrik eingerichteten Abteigebäuden ausbrach, ergriff auch sie, und zerstörte Dach und Thurm. Durch den Einfluß der Witterung und die freche Zerstörungssucht der Unwissenheit oder Habgier ward das, an der Portalseite noch jetzt mit einer in herrlicher Farbenpracht glänzenden Glasmalerei gezierte Gotteshaus nach und nach ganz Ruine. Es vom völligen Untergange zu retten, erhoben sich die Stimmen aller Kunstfreunde. Der Generalstatthalter Prinz Wilhelm von Preußen (Bruder des Königs) begab sich mit seiner Familie zur Besichtigung der majestätischen Reste nach Altenberg, und wahrscheinlich dankt man ihm die vom Könige für den Reparaturbau angewiesenen 22000 Rthlr.

Tiefen Eindruck macht hier der Inhalt des eben bei Huber in St. Gallen erschienenen Buches! „Das Verbrechen an Unmündigen, oder die Kinderverschleppungsgeschichte der Michel'schen Eheleute in Rapperschwyl." (gr. 8. S. 112). — Lebhafter treten uns die schon längst wahrgenommenen glücklichen Folgen unserer französischen Personenstandsgesetze und des Verbotes der Vaterschaftsforschung durch die in dem Westen enthüllten Verbrechen vor die Seele. Die in der Schweiz ausgedehnt herrschende Armuth erlaubt nur Wenigen die, auch durch allerlei Verordnungen noch erschwerte **), Eingehung der Ehe, und der Geschlechtsumgang außer derselben ist davon die nothwendige, — leider! — nur zu häufig wahrnehmbare Folge. Um den vom Gesetze wegen unehelicher Schwängerung verhängten Strafen zu entgehen, verheimlichen die Schuldigen die Geburt der unschuldigen Frucht ihres gebrandmarkten Verhältnisses, und wenn sie gewissenhaft genug sind, um vor dem Kindesmorde zurückzuschaudern, so lassen sie dieselbe heimlich in ein entferntes Findelhaus schleppen. Die Strafe einer von Gesetzen, welche — heillos genug! — in's Gebiet der Moral hinübergreifen, gemißbilligten Verbindung, ereilt nicht die Verbrecher, sie trifft die hilflose Unschuld, die auf diese Weise Eltern und Vaterland verlierend, alles das einbüßt, was dem Menschen das Liebste und Heiligste gilt, was ihm die bittersten Leiden versüßt, und die seligsten Freuden schafft. — Niedrige Gewinnsucht machte das Unglück der in einer schwachen Stunde Gefallnen zur Quelle verbrecherischen Erwerbes; Niederkunftshäuser, worin die Schwangern kreisten, und bis zu völlig wiedererlangter Gesundheit weilten, legte man an, und betrieb die Wegschaffung der Kinder als täglichen Beruf. Zu Rapperschwyl störte endlich, laut von allen Seiten aufgefordert, die schläfrige Gerechtigkeit den Heerd des mit der größten Schamlosigkeit verübten Greuels im Hause der Eheleute Michel auf. Eine Criminaluntersuchung, die über zwei Jahre hinaus dauerte, erwies, daß von mehr als vierundzwanzig zur Verschleppung in's Findelhaus zu Mailand einem gewissen Grüninger übergebenen Kindern, nur eins an den Ort seiner Bestimmung gelangte, und das Loos der andern, wenn das Volksgerücht, welches sie in der Limmat oder dem Schnee des Splügen den Tod finden ließ, unbegründet seyn sollte, nicht ermittelt werden kann. Die abscheuwürdigsten Thatsachen bringt dieser Schandproceß an's Licht: Geistliche, besonders katholische, hohe und niedere Beamte nahmen an dem scheußlichen Gewerbe Theil, begünstigten es, oder machten von der durch dasselbe ihnen gebotenen Bequemlichkeit, geheime Sünden zu bergen, in oft vorkommenden Fällen Gebrauch; selbst Gemeinden entledigten sich, unter Billigung der Kantonsbehörden, auf diesem Wege der ihnen die Last der Alimentation aufbürdenden unehelichen Armenkinder. Und doch entgingen die Verbrecher länger als fünfzehn Jahre der verdienten Strafe!

*) Vergl. das Werk: „Die Cistercienser-Abtei Altenberg bei Cöln. Mit historischen Erläuterungen herausgegeben von der lithogr. Anstalt des Cornel Schimmel in Münster. In Commission der Theissingschen Buchhandlung."

**) Heirathet z. B. der Schwyzer eine Fremde, deren Vermögen nicht 800 Gulden erreicht, so verliert er unmittelbar sein Bürgerrecht. In Hochunterwald darf, ohne Erlaubniß der Staatsregierung, nicht einmal der Kantonsbürger eine Landsmännin heirathen.

Die Gesetze.

Ein Gespräch zwischen Melchior und Stephan.

M. Hat unser einer erst gefreyt,
Dann heißt es: halte Stich!
Und wenn's ihn noch so sehr gereut;
Das ist doch ärgerlich!
Gibt ein Gesetz dem Herrn das Recht,
Daß er Maitressen hält?

St. Gesetze sind nur für den Knecht,
Nicht für die Herrn'n der Welt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 4. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 5. Januar. **1836.**

Ein Weinachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Livia, die Gattin des Präfecten Stefano Cenci, eine kleine, untersetzte feurige Frau, brach endlich das Schweigen und sagte zu Irmengard: aber Ihr sprecht auch gar nicht, arme Gräfin! Ihr weint nicht einmal!

»Gräfin« nennt Ihr mich! entgegnete Irmengard, erröthend und mit Bitterkeit im Antlitz; o ich verstehe — auch Euch bin ich schon eine Geschiedene, eine Witwe, die man wieder nach dem Rang ihres Vaters benennt; auch Euch bin ich keines Bischofs Weib mehr, und mein Kind ist eine Waise, und sein Name Burcard ein Schandname für ihn. O wehe über die Welt! Zu wem soll ich rufen um Hilfe? O ich möchte sagen, es ist umsonst, Gott zum Freunde zu haben, wenn die Menschen uns nicht Freunde sind; denn im menschlichen Geschlechte wie begraben leben wir, und regt sich in menschlichen Herzen um uns nicht der Gott, der allgegenwärtige Gott, der doch in ihnen lebt, und in ihnen gleichsam ermordet wird, so hört uns der blaue unendliche Himmel nicht, und die Sterne des Nachts und die Sonne am Tage, nicht Wind und Wärme und Frühlingsblühen und Säuseln! Wir sind verloren, wir Menschen sind ohne Menschenhilfe verloren. Doch wo wahre Menschen leben, da ist auch Gottes- und Menschenhilfe, Gotteshilfe durch Menschenhand, Gottesweisheit durch Menschensinn! Und bin ich hilflos, sind es Tausende mit mir, so sind diese Gestalten hier keine Menschen! von Gott verlassene Menschen! Nichtswürdige, die Gott richten wird, Elendere, als ich und Alle, die durch sie in die Erde getreten werden — aber dennoch bin ich elend, und nur an einem Orte, wo ich nicht mehr bin, da kann ich seyn, nur im Grabe, nur in der Erde, die alle die Unglückseligen verbirgt, seit langer, langer Zeit, und ach, gewiß noch lange, lange! Aber auch diesen Schmerz verbirgt sie mit mir in ihrem Schooß. Nur meinen holden lieben Knaben kann ich nicht lassen! Er muß sich mit mir in die Erde retten, aber in meinen Armen. O Weib, rief sie begeistert, siehe, wie er mich anblickt! O Mutter, siehe, wie er mich anblickt! O Mutter, siehe, wie er vor mir stehend mit seinen kleinen Armen mich umhalset, wie er mich drückt, daß ihm die Locken schüttern und daß er ganz roth wird, bis an die Stirn! O, die Liebe im Elend scheint ein Trost, aber sie ist nur herzzerreißende Qual!

So höre ich Euch gern! armes Weib, liebe Frau Bischöfin! sagte ihr Livia. Gern, meine ich, weil Ihr Euch doch das Herz erleichtert. Schmäht; klagt an; zürnt; brütet Rache, nur schweigt nicht, verschweigt nicht unmenschlich, was Euch zu Boden drückt. Ihr habt geklagt, und Ihr kommt mir wieder menschlich vor, als ein Weib. Und hört, hört wohl: Nicht alle Menschen sind dem Unglücklichen gottlos, erbarmunglos, nein, es gibt auch gottvolle, gottweise, gottthätige, gottkräftige Menschen, die für die Elenden fühlen, denken, entschließen, handeln. Wahrlich, säßen wir hier so allein, ohne die Tausende gleich Unglücklicher umher, aber auch ohne die Millionen vernünftiger und kraftvoller Männer, deren Herzen für sie bereit schlagen, dann, dann wollt' ich mit Euch verzweifeln! Aber gebt Euch nicht auf! Gebt die Hoffnung nicht auf! Wer hofft, sagt mein Cenci, der hat noch Kern, Leben, Geist, Vernunft und Kraft, der fühlt sie über sich, um sich, in sich; der Gute muß hoffen und kann es allein; wer ohne Hoffnung lebt, und wär's in der Hölle, den muß ich verachten! An dem ist kein gutes Haar, in dem fließt kein guter Tropfen Blutes mehr! Den hat der Teufel besiegt, der ist des Teufels! So sagt er.

Irmengard sahe Livia groß an. Aber sie schüttelte ihre blonden Locken und sprach: hört und sagt, Wer mir noch hilft aus Noth und Schande, oder blos aus der Schande, denn die Schande ist die größte Noth — und

mir hilft, so lange ich noch lebe. Im Tode freilich wird uns Allen ein Anderer helfen, das weiß ich, darum eben will ich ja weg von dieser wahnsinnig gemachten Erde! weg aus dem verrathenen, gepeinigten Vaterlande! Ich habe es wollen verschweigen; aber Ihr seyd ein Weib, so mögt Ihr es hören.

Sie hielt einige Zeit inne, wie um Athem oder Muth zu schöpfen, dann blickte sie starr zur Erde und erzählte der Freundin. Gestern morgen zog ich mich sauber an, ja ich putzte den kleinen Knaben, denn ich hoffte vielleicht doch endlich meinen Mann wo zu sehen; hoffte, daß er uns doch vielleicht aus seinem Kerkerfenster sähe; und als ich leise fortgeschlichen, bat ich den armen kleinen Otto, ja mit scharfen Augen recht aufmerksam in alle solche kleine Maueröffnungen zu sehen, in welchen eiserne Gitter wären; nicht in die hellen Scheiben der großen belebten Paläste! So führte ich ihn an der Hand, ich kaufte ihm unterweges einige Orangen und geröstete Kastanien in sein Täschchen. So gingen wir, die belebten Straßen vermeidend, und kamen vor den Palast am Lateran, nicht weit von hier. Der Kleine hatte nach allen Fenstern sehend, das Köpfchen in die Höhe getragen, und war mir an der Hand gehalten, dennoch gefallen. Es hatte geregnet. Er war naß. Ich trat in eine Thür des Lateranischen Palastes und wischte ihm sein rechtes Händchen ab, sein rechtes Knie und die rechte Seite trocken. Da umringen uns nach und nach eine Menge lustige, freundliche, wohlgekleidete Weiber. Denn es waren Weiber, es waren junge, mitunter schöne Mütter, mit allerliebsten kleinen Kindern auf dem Arm, oder an der Hand; ja mehrere hatten das Kleinste auf dem Arm, oder säugend an der wenig verhüllten Brust, und das Größere an der Hand, oder es hielt sich doch an die Kleider der Mutter an. Sie aßen allerhand Gebacknes, wie es die Nonnen sehr schmackhaft in den Klöstern zu bereiten verstehen, und aus langer Weile oder zum Vergnügen für sich und Andere täglich frisch backen. Sie hatten die Taschen voll, und fütterten damit die Kinder so ergötzlich! Ich sehe sie sehnsuchtsvoll und bewundernd, ihres Glückes und ihrer Freude wegen an. Da drängten sie sich gleichsam, auch meinem Knäbchen zu geben, das alle Taschen, alle Winkel an sich voll steckte, ja die Eine hing ihm ein ganzes volles, saubergenähtes Kindertäschchen um und freute sich herzlich an ihm. Sie liebkoseten den kleinen goldlockigen Fremden; sie fühlten sein weiches Haar mit zwei es reibenden Fingern, sie kniffen ihm zart in die Rosenwangen, sie knieeten vor ihn, bewunderten die himmlisch blauen Augen, sie mußten es küssen! Sie hoben es empor, sie gaben es sich von Arm zu Arm; sie hießen es einen Engel! einen schönen kleinen Johannes, nur ohne sein kleines Kreuz; sie versicherten, schöner kann der aus den Windeln entlaufene Bambino der heiligsten Jungfrau Maria nicht gewesen seyn; und wo noch so! Sie frugen nicht erst, ob ich die Mutter sey, sie priesen mich glücklich, unaussprechlich glücklich. (Forts. folgt.)

Rechtsstudien der Liebe.*)

Daß Liebes- und Rechtshändel viel Aehnliches mit einander haben, geht schon daraus hervor, daß die Themis, das Symbol der Gerechtigkeit, eben so blind dargestellt wird wie Amor. Dem Umstande, daß letzterer die Wage nicht hat, mag es zuzuschreiben seyn, daß die Liebe nicht genau Alles abwägt, aber so wie der Mangel des Pfeils bei der Themis daran Schuld seyn mag, daß die Justiz durchaus nichts Pfeilschnelles an sich hat; — doch wir sollen in eine genauere Vergleichung des Liebesprocesses mit den juridischen Studien eingehen, — wollen wir sehen, wie es uns gelingt.

Nach der ersten Liebeserklärung ruft der Liebende entzückt: ewig mein! Die Geliebte erröthet von Rechtswegen und flüstert: ewig Dein! Man sieht also, daß sich die Liebe in das strenge juridische Rechtsgebiet, in das Mein und Dein verliert.

Die Liebe hat ihr Naturrecht; denn die Geliebte behält bei jedem Streite natürlich recht. Ihr erster Act ist die Occupation eines herrnlosen Herzens, ihr Recht ist bereits so lange anerkannt, daß man es füglich ein Unrecht nennen kann, und da man die Verliebten ein glückliches Volk nennt, so muß die Liebe auch ihr Völkerrecht haben, worin sie ihre Theorieen, über die bewaffnete Neutralität der Herzen, über Vereinigung zu einem Zwecke, über den verliebten Krieg und Frieden, auseinandersetzt. Das Verliebtseyn ist offenbar nichts Anderes, als ein deutlich ausgesprochener Unterwerfungsvertrag unsers ganzen Ichs, und kann daher ein Staatsrecht nicht entbehren, worin sie erörtert, auf welchem Wege man Eroberungen machen dürfe, welche Mittel man anwenden könne, sie zu befestigen, und welche erlaubte Hilfstruppen man zum Succurs anrufen solle. —

Die Liebe hat ihr Criminalrecht. Wer kann es leugnen, daß wir durch sie ewige Ketten tragen? Sie verhängt über uns ewigen Kerker, denn die Liebe hält uns gefangen, sie verurtheilt uns zum Tode, denn der Liebende lebt nur seiner Liebe und ist für alles Andere todt. Ja sie ist der strengste Criminalrichter, denn jeder Milderungsumstand gilt ihr im Gegentheil als ein Verbrechen, und eine Verjährung läßt sie nicht Statt haben; sie ist unerbittlich bei einer Veruntreuung, erlaubt hingegen jeden Betrug und ist nachsichtlich bei Diebstahl und Brandlegung eines Herzens —

Liebe hat ihr römisches Recht, ist sie doch der Hauptinhalt der meisten Novellen, und was wäre das, worüber die Liebe ihre Glossen machen könnte. Sie ist eine ewige Fortsetzung der mores majorum, sie bildet die responsa prudentum über das große Räthsel unseres Lebens, sie ist ein köstliches Gewohnheitsrecht unseres Daseyns. Die ewige Treue ist die Nachahmung der Rechtsdichtung und die höchste Vollkommenheit des gelieb-

---

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes richtete sich nach der österreichischen Gesetzordnung. Anmerk. des Einsenders.

ten Gegenstandes eine praesumtio juris violenta. —

Nicht weniger hat die Liebe ihr kanonisches Recht. Sie ist die alleinseligmachende Kirche unsres Glücks, die Hierarchie unserer Neigungen, die goldene Aufhebungsbulle des Cölibats; und man kanonisirt die Geliebte, denn sie scheint uns doch immer eine Heilige, mag sich die reife Ueberlegung noch so sehr als Advocatus diaboli dagegen erheben. —

Die Liebe hat ihr Lehnrecht, denn der Liebende ist ein Vasall und sein Herz ein aufgetragenes Lehn, worüber er dem andern Theile die Oberherrschaft darbietet, und sich selbst kaum das nutzbare Eigenthum vorbehält. —

Eine Wechselordnung hat die Liebe erst in neuerer Zeit angenommen. Heut zu Tage ist ein Wechsel in der Liebe ganz in der Ordnung. Die Compagnie »Stand und Reichthum« ziehen auf Schönheit und Herz; diese fühlen sich nicht angezogen und protestiren; da tritt die Vernunft, als Honorant auf und das nennt die Liebe, zwar unjuristisch, doch ziemlich richtig einen trockenen Wechsel. —

Die Liebe hat ihr bürgerliches, ihr Privatrecht. Man liebt nur so recht im Bürgerstande, und blos privatim. Die Liebe scheut die Oeffentlichkeit. Das Gesetzbuch der Liebe beginnt ebenfalls mit dem Personenrechte, denn wir sehen vor Allem auf die geliebte Person, die wir zum Vormund unsres Herzens und Curator unserer Empfindungen machen. Im Sachenrechte zeigt die Liebe uns, was es für eine schöne Sache um's Lieben sey, wer redlicher und rechtmäßiger Besitzer eines Herzens, wie man den Besitz aufgibt, unter welchen Bedingungen man unrecht besitze; sie geht zum Eigenthum über und gibt uns einige Andeutungen, Andere von dem Eigenthum des Eroberten auszuschließen. —

Ob die Liebe ihr Pfandrecht habe, lasse ich dahin gestellt seyn, da es jungfräulicher Schüchternheit durchaus nicht zusagt, von Pfändern der Liebe zu sprechen. Die Dienstbarkeiten können ihr nicht fremd seyn, denn die Liebe ist ja die immer dauernde servitus oneris ferendi in unserem Leben. Das Erbrecht verbindet aber die Liebe mit dem Eherechte. Sobald Hymen erscheint, macht Amor sein Testament. —

Auf eben so festem Fuße gründet sich das Obligationsrecht der Liebe; hier gibt sie Vorschriften über die Gemeinschaft der Güter und Uebel, und kommt darauf zu den Verträgen, denn die Verträglichkeit ist der Hauptpunct in jeder Liebe. —

Mit besonderer Umständlichkeit behandelt sie die Vollmacht, d. h. die volle Macht, die man über den lebenden Gegenstand erwirbt, den Tausch unserer Seelen und Gefühle, verwirft aber in der Gänze den Lohnvertrag, so wie die meisten entgeltlichen Verträge in der Liebe. Sanctionirt ist der Bestandvertrag, um die Liebe beständig zu erhalten, und auch den Glücksvertrag läßt sie gelten. —

Die Liebe schließt endlich ihr Gesetzbuch mit einem Tractate über Befestigung der Liebesrechte und Verbindlichkeiten. Sie kennt wenig von den Neuerungen, nicht einmal den Vergleich, denn das Object der Liebe wird unvergleichlich gefunden, und endigt endlich mit der Ersitzung und Verjährung. Hier ist es ganz besonders der Grundsatz »Alte Liebe rostet nicht,« von dem sie alle andern ableitet. — —

Die Gerichtsordnung der Liebe läßt uns tief empfundene Klagen anstellen, sie läßt uns auch Einreden abfassen, denn was redet man sich nicht Alles in der Liebe ein. Die gewöhnlichen Beweismittel gehen auch hier nicht ab. Als das Vorzüglichste erklärt die Liebe ganz natürlich das Einverständniß; nicht minder wichtig sind die brieflichen Urkunden. Etwas in Mißcredit gesetzt ist die Beweisführung durch Eide, und völlig unstatthaft der Zeugenbeweis; wahre Liebe flieht jeden Zeugen. Ein Blick zur rechten Zeit vertritt die Stelle des halben Beweises, und ein Händedruck tritt oft als Erfüllungseid hinzu. Sie zeigt uns, wie weit das weibliche Herz eine sichere Hypothek sey, wenn man sich in der Priorität befindet, wie lange man Gläubiger an weibliche Tugend bleiben dürfe, und welche die traurigen Folgen seyen, wenn die Schönheit einen allgemeinen Concurs über sich eröffnen läßt. Kurz sie hält mit unserer Gerichtsordnung gleichen Schritt, und ist wesentlich von ihr nur dadurch unterschieden, daß in den Verhandlungen der Liebe die Fristgesuche gar keine Rolle spielen, und daß zu Ende des Liebesprocesses, und zur Inrotulirung der Liebesacten Alles abgehalten wird, nur — keine Tagsatzung. Man appellirt an das Mitleid, und überläßt in letzter Instanz der Alles vermögenden Zeit das Urtheil darüber. Lust und Thränen, Lachen und Kummer erscheinen in den Gerichtskosten und mit später Reue zahlen wir nur zu oft die Taxe für ein vermeintliches günstiges Urtheil, und es ist leicht möglich, daß der Sieger im Streite nicht wenig, nur zu spät, Lust hätte, darüber das ganze Verfahren — — eine Nullitätsbeschwerde einzubringen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im November 1835.

Seit geraumer Zeit ist jetzt wieder ein äußerst lebhaftes Treiben in der Residenz. Sämmtlicher Adel ist von seinen oft sehr weit entlegenen Gütern zurückgekehrt, und schon rollen wieder die zahllosen, glänzenden Equipagen auf den Straßen, die nun erst das wahre Gewühl einer großen Residenz zeigen. Jetzt besonders ist es ein fast feenhafter Anblick, Abends auf den weltberühmten Matadorplätzen unserer Stadt, den Boulevards von Wien, nämlich auf dem Graben und Kohlmarkt zu spazieren. Seitdem nämlich die ernstlichen Arbeiten für die

Gasbeleuchtung begannen, und nun bald vollendet sind, haben die meisten prachtvollen Boutiquen in dieser Gegend es für besser, anständiger und billiger befunden, sich dieser schönen Gelegenheit zu bedienen, und statt der kostspieligen, gebrechlichen und schmutzsammelnden Oellampen, ganz einfache schöngeformte Röhren anschaffen zu lassen. Es ist kaum zu denken, welch' vortheilhaftes Licht im buchstäblichen Sinne diese Herren dadurch auf ihre Etablissements geworfen haben, denn gewiß wenn man sich die Heiligen von Einem Lichtschein verklärt denken kann, so muß es der des Gaslichtes gewesen seyn. Dieser helle intensive Glanz, der gleiche, beständige Strom, die hellen Formen, die Geruchlosigkeit und der Mangel an jedem Rauch machen die herrliche Erfindung zu einer wahren Wohlthat für die Menschen. Aber, ach! was gibt es auch unter den Menschen für Menschen. Sie haben kerngesunde Augen, ein Paar große Ohren — und dennoch hören und sehen sie nicht! und dringt einmal ein Strahl zu ihnen hin, so drücken sie geschwinde die Wimpern zu und rufen: weg mit Dir, Du Verführer, wir wollen Dich nicht. So gibt es manche Kaufleute, die noch immer ihr dürftiges Oellämpchen haben, und weil dieses noch ein paar Monate gut thut, und es so — Gewohnheitssache ist, vor der entsetzlichen Neuigkeit ein Kreuz schlagen. Nun, habeant sibi!

Nächst der nahen Ziehung der Herrschaft Samokleski, welche am 26. d. M. also übermorgen stattfindet (und in solchen Zeiten grassirt immer bei uns ein heftiges Erwartungsfieber mit delirirenden Hoffnungen und klappernden Plänen) nimmt aber, und dieß vorzüglicher Weise, die nächst erfolgende Verlosung des Tivoli Alles in Anspruch. Den Damen der ganzen Monarchie, und gewiß auch jenen ausländischen, die nur Einmal im Sommer hier gewesen, hüpft das Herz schon vor Vergnügen, wenn sie nur von dem unübertrefflichen Tivoli hören, um wie viel mehr, wenn sie es selbst gewinnen können! Und dann noch die Ablosung von 200,000 Fl. (hört! hört!) und die prachtvollen Nebengewinnste, Silberausstattungen in der reichsten und elegantesten Façon von dem kunstreichen Mayerhofer verfertigt, im Werthe von 10,000 Fl. Die ganze schöne Welt strömt zur Auslage hin, sieht, kann sich nicht satt sehen, und — kauft Loose in Menge. Dabei ist diese Lotterie so reißend schnell vor sich geschritten, daß sie schon lange dem Rücktritte entsagen konnte, und also gesichert ist! Viel mag sie auch dem höchst originellen Plane zu verdanken haben, nach welchem nur 90 Nummern (von 1—90) aber in verschiedenen Serien sind, so daß erst die Serien dann die Loosnummer gezogen wird. Und dabei ist der Preis eines Looses nur 5 Fl. (etwas über 3 Thlr.) und auf die Abnahme von fünf Loosen folgt das Sechste gratis! Gibt es was Lockenderes? Die Ziehung wird wohl erst im März stattfinden. Ich habe die Silberausstellung noch nicht gesehen, kann daher auch nichts Detaillirteres darüber sagen. Indessen wird sich hoffentlich wohl in der Folge manche Gelegenheit dazu ergeben.

Die Industrieausstellung ist nun bereits vorüber und geschlossen, und Aller Urtheil darüber ist einstimmig, daß noch selten dergleichen Vorzügliches in Masse gesehen worden sey. Da sieht man, wie die Sonne einer gütigen Majestät Kräfte reift und entfaltet, die früher noch im Dunkel unbeachtet geblieben. Es war, so viel ich weiß, in d. Bl. bereits davon die Rede, wie mangelhaft das früher bestandene Privatinstitut war. Kein Wunder! nur kaiserliche Großmuth konnte solche Pracht und Liberalität entfalten. Die ganze Reitschule, dieser colossale Circus, der Redoutensaal, dann die bedeutenden Räume für die Hofwagen waren zu diesem Behufe hergerichtet worden. Wer früher die Localitäten gesehen hatte, der erkannte sie nicht wieder, mit so viel Geschmack und Eleganz war Alles in höchst prachtvolle Salons oder niedliche Boudoirs verwandelt worden. Ein wahrhaft feenhafter Anblick! Da zeigte sich erst, was Oesterreichs Industrie vermag, und daß sie keinen Vergleich mit einem andern Staate, selbst mit England nicht, zu scheuen brauche. Da sah man, wie wohlthätig eine Regierung wirke, die ihr schützendes, beförderndes Auge überall und gerne hinwendet. Fürst Metternich hat, wie man sagt, sich der Sache sehr warm angenommen, wie er überhaupt jedes wahrhaft edle und ruhige Streben befördert. Unbegreiflich ist es, wie ein einziger Geist so allumfassend wirken und schaffen kann.

Ungeheuere Sensation macht hier die in der allgemeinen Zeitung angekündigte Schrift: Fürst Metternich und sein Jahrhundert, welche eine erschöpfende Uebersicht des für das politische Geschick unseres Erdballs so entscheidenden Wirkens des größten Staatsmannes enthalten soll. Ich hoffe sie nächstens lesen zu können.

Sonstige Lectüre gibt es bei uns nur wenig, die als neue Erscheinung, die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nähme. Von Braunthal sind, „die Geopferten," ein Schauspiel, welches früher für das Hofburgtheater bestimmt, nun in jenem an der Wien gegeben werden soll, und „Shakespeare," ein Drama, welches von der Hofbühne nicht angenommen wurde, in Druck erschienen. Die Stimmen darüber sind nicht einig, und mein Bericht würde daher um so unzuverläßlicher seyn, da ich noch nicht zum Lesen derselben gekommen bin. Ferner erscheint ein Gesellschafter am Wasserglacis (im Winter!!!) mit Beiträgen von Küffner, Langer, Straube, Vogl, Hirsch, Schlesinger u. m. A. Die jährlichen Damenpüppchen in Goldschnitt, mit Gedichtchen, Novellchen, kommen nacheinander zur Welt — Alles wie gewöhnlich. Von Lembert sind neue Novellen, recht ehrenwerthe Gäste erschienen (bei Tendler). Die Haas'sche Buchhandlung bringt tüchtige Geistergeschichten à la Spieß, so was Einem in langen Abenden recht durch Mark und Bein geht. Z. B. „Das Mädchen im Dornbacher Wald" und „die Schicksale zweier Banditen" aber die Leute haben auch ihr Publicum, und das in Menge, denn die Sachen gehen sehr gut. Saphir's italienische Reise wird mit Sehnsucht erwartet, wahrscheinlich wird er Italien nicht so gelbäugig*), wie der „flohgestachelte Nicolai" betrachtet haben.

*) Oder unbefangen kritisch. D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 5. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 6. Januar. **1836.**

Cato's Feige. *)

Fruchtlos such' ich euch zu halten,
Geister meiner regen Brust!
Nach Gefallen mögt ihr walten,
Sey's zum Leide, sey's zur Lust.
Ernst Schulze.

Ihr steht und staunt und könnt es nicht begreifen,
Was Alles sie bereit sind, jetzt zu wagen,
Ihr seufzt und stöhnt euch aus in leeren Klagen
Und laßt den Blick wohl gar zum Himmel schweifen.

Ihr redet viel, doch kann kein Entschluß reifen,
Ihr mühet euch, manchen Rath zu Markt zu tragen
Und werdet doch am Ende nichts erjagen,
Als daß sie selber euch zum Richthaus schleifen.

Noch ging es mit den Mitteln nicht zur Neige,
Die euch zum Ziel, zu Aller Wohlfahrt führen,
Nur müßt ihr rasch und fest das rechte küren.

Und steht ihr an, woll't ihr noch zaudern, säumen,
Von Wundern, die geschehen sollen träumen,
So denket an des Cato Schicksals-Feige!
Ed. Bönecke.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Der Ritter zog ihn aus der Tasche und sprach, indem er ihr denselben kopfschüttelnd übergab — und wenn ihr sucht bis zum jüngsten Gerichtstag: ihr werdet sie nicht finden. Ha, ich ahne, ich ahne, das jüngste Gericht ist mir nahe und mein tausendjähriges Reich beginnt mit einem Schwertstreich, der mir den Kopf kostet! Er lachte wild.

Ermannet euch, mein Gemahl, entgegnete Frau Bilgeri, indem sie den Inhalt des Schreins mit zitternden Händen durchsuchte, ohne das Vermißte zu finden. Vielleicht habt ihr die Pergamente selbst herausgenommen und sie an anderm Orte verwahrt. Besinnet euch.

Hab' ich mich etwa nicht schon besonnen; hab' ich einen Winkel des Hauses und einen Winkel meines Hirnkastens undurchsucht gelassen? Alles umsonst! Frau, Frau, wenn du vernommen hättest, was ich heute vernehmen mußte. Sprich, Clara, hast du das Gefühl der Vernichtung auch schon gehabt? Mit diesen Worten starrte er sie mit irren, fragenden Augen an.

Wir sind Alle voll Mängel und Gebrechen, lieber Johannes, entgegnete Clara, und umschlang ihn tröstend, und in diesem Bewußtseyn müßten wir wohl, indem wir unser Leben mit dem gottgefälligen der Heiligen und Märtyrer vergleichen, das Gefühl der Vernichtung gewinnen, wenn wir den Erlöser nicht hätten, der auch für unsere Sünden und Fehler gestorben ist, sofern wir sie aufrichtig bereuen.

O du gute Einfalt! war Bilgeri's Antwort, die er mit einem Gelächter begleitete, welches tief aus der Wüste seiner Seele scholl; für das Gefühl, welches ich meine, gibt es keinen geistigen Trost. Deine Märtyrer und Heiligen waren größtentheils armselige Lollharden und Bettler, welche nichts zu verlieren hatten, als ein Leben voll Entbehrung und Mühsal; an ihnen war also nichts zu vernichten, Aber ich, der ich dastehe in Ehr' und Ansehen, ein gebietender Herr, vor dem sich eine ganze Stadt beugt — ich muß wohl das Gefühl einer Vernichtung gewinnen, wenn ich mich in drohender Gefahr sehe, all' diese Vortheile zu verlieren!

Aber achtet ihr denn euer unsterbliches Theil für nichts? erwiederte die Frau, indem ein eisiger Schauer ob des Gatten Verwilderung sie durchwehte. Nehmt ihr die-

*) S. Plin. Hist. Nat. XV, 18. und darnach die folgende Nr. 11. dies. Bl.

sen eiteln Prunk mit in die Ewigkeit hinüber? Gilt er etwas vor dem Allmächtigen, der ein Richter ist des Regenten, wie des gemeinen Knechts?

Lassen wir das! fuhr der Ritter ungeduldig heraus, wenn es einen Teufel gibt, so weiß ich genau, wem meine Seele gehört; es ist also wohl viel vernünftiger, wenn ich an keine vergeltende Ewigkeit glaube. Sage mir lieber, wo meine Rechnungen sind, Weib. O Clara, wenn du mir sie herbeischaffest, so will ich wenigstens an einen Engel glauben.

Unglückseliger, rief die Bestürzte, wie tief seyd ihr gesunken! Was sind mir alle Gefahren der Erde gegen den Abgrund, an welchen euere unsterbliche Seele sich verirrt hat! Ihr glaubt nicht an Gott und Ewigkeit. Der Genuß des Endlichen hat euern Sinn für's Unendliche verschlungen, und gegen die Bisse eueres Gewissens habt ihr keinen andern Schild, als den entsetzlichen Wahn, daß nach dem Tode Alles aus sey! — Johannes! ihr wißt, daß ich sonder Murren manches Herbe von euch ertragen, und die Achtung, welche die Frau dem Haupte des Hauses schuldig ist, nie aus den Augen gesetzt habe. Jetzt würd' ich mit Schweigen meine heiligste Pflicht verletzen. Ihr habt euer edleres Selbst einem Schattenbilde geopfert. Ihr seyd aus Hochmuth grausam, aus Ehrgeiz betrügerisch, aus Genußsucht ungläubig geworden!

Euern Nächsten betrachtet ihr als Werkzeug, euern Untergebenen als Wurm, von dem ihr sprecht, er hat die Pflicht, vor mir zu kriechen, und ich die Befugniß, ihn zu zertreten. Das anvertraute Gut habt ihr gelernt als eine Beute betrachten, bei der es nur darauf ankomme, euch mit feiner Art den Besitz zu sichern, und das Daseyn einer andern Welt leugnet ihr, weil sich dieser Glaube mit euern lasterhaften Genüssen nimmermehr vertrüge!....

Weib! schrie der Ritter mit Flammen im erst noch todtfahlen Gesicht — Weib, willst du mich rasend machen? Willst du, daß ich dir den Schädel spalte bis auf die unverschämte Zunge? Damit griff er wüthend nach dem Schwerte, das auf dem Tische lag — —

Ich stehe da, erwiederte Clara ruhig und fest, in der Kraft der Wahrheit, die ihr verleugnet; thut, was ihr nicht lassen, ich will nicht sagen: verantworten könnt; denn ihr glaubet ja weder an Gott noch Vergeltung.

Bilgeri ließ die Waffe fallen und sprach mit einer Stimme, in welcher die Wuth mit jener Art von Rührung kämpfte, die mehr aus Schwäche und Nervenreiz, als aus dem Empfindungsvermögen eines kräftigen Herzens stammt: Frau, Frau! Bei Gott, du spielst ein gewagtes Spiel; ein Spiel um Leben und Tod. Wer hat dich gelehrt, ein solch' verruchtes Bild von demjenigen zu entwerfen, den du lieben solltest?

Ihr selbst habt es gethan, war Clara's entschiedene Antwort, euer Lebenswandel ist eine deutliche Schrift, die Jeder lesen kann.

Ja, besonders wer zu dem Mönche Anselmo in die Schule gegangen ist, versetzte der Ritter mit beißendem Spott.

Ein flüchtiges Roth auf Clara's Wangen bewies, daß diese Anspielung nicht unverstanden geblieben war. Eine Weile sah sie betroffen zu Boden, dann aber richtete sie sich kühn auf; ein würdiger Entschluß hatte sich aus ihrer Seele gerungen. Kein Punct aus meinem Leben, sprach sie, soll euch verhüllt bleiben, auf daß ihr nimmer euch entschuldigen möget: ihr vergeltet nur Gleiches mit Gleichem. Der Mann, den ihr vorhin genannt, hat bittere Erinnerungen in mir aufgeregt. Sonst war es anders; sonst — nehmt hier mein redlich Geständniß — schlug mein Herz rascher bei Nennung dieses Namens und ein Gefühl lebte in mir für den Mann, dem jener Name gehört, welches ich selber Liebe genannt haben würde, wenn ich mir dieselbe neben so heiligen Verhältnissen, wie die sind, in denen ich zu euch stehe, hätte denken können. Stets hielt ich's für den höchsten Grad der Verehrung, die ein christliches Herz seinem Beichtvater weiht, und ich darf beim Allerheiligsten bezeugen, daß ich erst dann die Gefahr kennen lernte, in der ich schwebte, als Anselmo in einem Augenblick, wo er mich schwach glaubte, alle Sitte und alle Würde seines heiligen Standes von sich warf und mir das grinsende Teufelsantlitz zeigte, das mir die fromme Maske bis jetzt verborgen hatte. Da stieß ich den Elenden mit meiner ganzen Verachtung beladen von mir. Er ging, aber knirschend und racheschnaubend, wie ein getäuschter Teufel. Ich fürchte, mein Herr und Gemahl, Anselmo brütet über argen Entwürfen, und er ist der Mann, sie, wenn ich seiner Drohung glauben soll, selbst mit Verletzung des Beichtgeheimnisses auszuführen.....

Du hast gebeichtet, Unglückliche; du hast das Schwert zu meinem Untergang geschmiedet? schrie Bilgeri.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Mäßigkeitsvereine.

Ungeachtet sich die Mäßigkeitsvereine in England immer mehr auszubreiten scheinen, vermehrt sich doch täglich die Zahl der Wein- und Likörhändler, die eifrigst bemüht sind, jedes Hilfsmittel zu benutzen, um sich öffentlich anzukündigen. Fast alle Tagesblätter und Zeitschriften sind mit dem Preiscourant und den Adressen neuer Absetzer und den Rabattsanerbietungen von ausländischen Weinen versehen; und seltsam genug befindet sich oft auf der Decke des nämlichen Blattes, welches mit vieler Beredtsamkeit die Mäßigkeit anpries, die dienstfertige Anzeige einer Menge Namen von Verkäufern jener verrätherischen Bedürfnisse, wogegen laut zu eifern, jetzt zum guten Ton gehört.

Hogarth, dieser geistreiche Caricaturenmaler des 18. Jahrhunderts, der in einer Reihe von Zeichnungen die Mängel und Verkehrtheiten seiner Zeit so treffend hervorgehoben, hat gewiß zum Besten der Mäßigkeit mehr gethan, als durch alle schönen Reden in jenen Vereinen erreicht worden ist. Sein Volksgemälde des Gin Lane, wo

er auf eine so sinnige Weise die verschiedenen Wirkungen jenes mörderischen Getränks zu gruppiren verstand, ist von größerm Einfluß auf die niedern Classen gewesen, als alle Parlamentsacten und Anträge Franz Place's und Lord Cholmondeley's, welches zwar die Sittenlehrer bestreiten, und der Malerei einen solchen Verzug nicht zugestehen werden. Man betrachte indessen auf dem ersten Blatt dieser unvergleichlichen Darstellung jenen Mann mit bleifarbiger Haut, den der unmäßige Gebrauch des Branntweins zum Skelett gemacht; hier die in Flammen stehenden oder eingestürzten Häuser, dort die Selbstmörder, und jene Frau, die, um sich einige Tropfen der verruchten Flüssigkeit zu verschaffen, ihr letztes Hausgeräth verkauft; man fasse jene leichenartigen Gestalten in's Auge, in deren Zügen entweder Dummheit oder Wuth ausgedrückt sind, und man wird zugeben, daß ein solches Blatt die beklagenswerthen Wirkungen der Völlerei beredter schildert, als dieß durch alle schwülstigen Abhandlungen der Mäßigkeits-Missionarien geschehen ist.

Zur genaueren Untersuchung der Sache dürfte es jedoch nöthig seyn, auf den Antrieb und Hang des Volks zum Gebrauch geistiger Getränke in frühern Zeiten zurückzugehen. Im Jahre 1736 gab es in London allein in den Stadtvierteln von Holborn, Westminster und Finsbury 7044 Läden, wo man solche Getränke verkaufte, und zehn Jahr später ergab sich aus einer vom Parlament angeordneten Untersuchung, daß mit Ausnahme der City und des Fleckens Southwark, sich 12,000 Individuen mit dem Handel derselben beschäftigten. An den meisten dieser Läden befand sich die Inschrift: »Hier kann man sich für einen Sou berauschen, für zwei bis auf den Tod betrinken, und frisches Stroh umsonst erhalten.« Aus der eben so glaubwürdigen Nachricht einer officiellen Aufzählung der Bevölkerung Londons vom Jahr 1831 ergibt sich, daß zu dieser Zeit nur 5000 Likörkrämer vorhanden gewesen, woraus man schon allein auf die Fortschritte schließen könnte, welche die Mäßigkeit bei den geringern Classen gemacht hat. Man muß aber auch den Verbrauch an Wein und geistigen Getränken zu jenen beiden Perioden wissen, der im Jahr 1742 22,800,000 Gallonen *), die entweder im Lande fabricirt oder aus dem Auslande gekommen waren, für England und Wallis betrug, und im Jahr 1833 nur bis auf 26,770,000 Gallonen gestiegen ist. Da aber die Volksmenge Großbrittanniens sich seit 1742 verdoppelt hat, müßte die Consumtion nach diesem Verhältniß zugenommen und im Jahre 1833 wenigstens 45 Millionen Gallonen betragen haben, welches allerdings zu der Folgerung berechtigt, daß das großbrittannische Volk mäßiger geworden sey. Und doch ist dies, streng genommen, nicht der Fall, denn hat sich auch das Begehren nach geistigen Getränken vermindert, so ist es dagegen auf andere Gegenstände übergegangen, wie z. B. die Theeconsumtion im Jahre 1772 für jeden Bewohner Großbrittanniens im Durchschnitt jährlich nur auf eine Unze angeschlagen wurde, solche aber gegenwärtig bis zu $2\frac{3}{4}$ gestiegen ist. 1760 rechnete man auf jedes Individuum nur $\frac{3}{4}$ Unzen Kaffee, wogegen im Jahre 1833 $1\frac{1}{2}$ Unzen anzunehmen waren, weßhalb die verminderte Consumtion geistiger Getränke vielmehr dem häufigern Verlangen nach diesen neuen Artikeln beigemessen werden muß. Auch hat sich dieselbe verhältnißmäßige Abnahme im Verbrauch des Bieres gezeigt, da im Jahre 1720, wo die Bevölkerung von England sich nur auf 600,000 Einwohner belief, 6,090,000 Tonnen Bier, im Jahre 1832 aber bei einer Zahl von 14 Millionen Menschen nicht mehr als 8,100,000 Tonnen verkauft wurden. Die Mäßigkeitsvereine suchen zwar den Irrthum zu verbreiten, daß sie auf die Sittenverbesserung des englischen Volks großen Einfluß gehabt, allein wie schwach dieser gewesen, läßt sich aus der im Februar d. J. vom Heraldverein gemachten Angabe beurtheilen, nach welcher die Zahl der in den drei Königreichen affiliirten Personen nur aus 106,945 bestand. Es ist erwiesen, daß im vorigen Jahre auf jeden Bewohner der kleinen Stadt Inverneß die Ausgabe von 3 Pf. St. 10 Sch. für geistige Getränke gerechnet werden konnte, so wie die Zahl der in London auf öffentlichem Wege arretirten betrunkenen Personen nicht merklich abgenommen, und im Jahre 1831 die Policei 31,353, im folgenden Jahre 32,636, und 1833 ungefähr 30,000 Betrunkene aufgegriffen hat. Bei alle dem darf man jedoch von der gegenwärtigen Bevölkerung keine zu üble Meinung hegen, da nach dieser Berechnung im Durchschnitt täglich nur 81 Betrunkene in einer Stadt arretirt werden, die nicht weniger als 1,700,000 Einwohner hat, worunter sich über 200,000 Soldaten, Seeleute und Fremde befinden.

*) Ein Gallon enthält ungefähr 4 Dresdner Kannen.

Gewürznelken für Politiker.

Unter den Aeußerungen der Landschaftsdeputirten, über die von Alexander gewünschte Befreiung der Curländischen Bauern, zeichnete sich folgende schriftlich abgefaßte aus:

»Liberale Ideen haben eine gute Tendenz, aber hier kommt es darauf an, den Wohlstand des verschuldeten Adels zu erhalten.« —

»Wer ist der Mensch?« fragte einmal der Duc de * * * b, und zeigte auf Jemanden, der durch einige dreiste Bemerkungen über einen politischen Gegenstand seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Man gab zur Antwort: »Es ist ein Mann von Kopf!« — »O,« erwiederte er, »ich sehe es doch gleich, daß er nicht zu uns gehört!«

Reise-Zeitung.

Erinnerungen an Franken.

Erste Reise. Bamberg.

a) Die Altenburg.

Auf ziemlich hohem Berge im Westen der Stadt Bamberg liegt ein altes Schloß, dessen Trümmer man seit etwas mehr als einem Decennium in ein neues weißes Leichentuch hüllte. Der schmale lange Thurm scheint einer Giganten-Hand anzugehören und den Zeigefinger zu bilden, der drohend und warnend sich ausstreckt, um den Pulsschlag des Wissens und Gewissens im natürlichen Tacte zu erhalten. —

Hat man die langgedehnten Straßen der Stadt und die hölzernen Brücken über die Regnitz hinter sich, so beginnt ein schöner Weg berganwärts, zu beiden Seiten von Lindenbäumen eingeschlossen; und wer sich freut, wie ich, kommt ziemlich unverhofft hinan. Es war einer jener Juliabende, der in einer einzigen Stunde Lebens und Genießens die Mühen des ganzen Tages vergessen läßt, ein milder, friedlicher Abend, an welchem selbst der kalte Verstandesmensch sentimental wird. Wäre ich ein Richter über Familienwohl und Wehe, so führte ich meine Clienten, die Haß und Feindschaft getrennt, an einem solchen Abende auf einen Berg; dann stellte ich mich in ihre Mitte, und zeigte ihnen den Sonntag am Himmel und auf Erden, und den Frieden in den Thälern, und ich wüßte, daß sie nur dann Sonntag und Frieden in ihrem Herzen zeigen würden. Hättest Du, Rosa, an jenem Abende mit mir da oben gestanden — jetzt trennten uns nicht Berge und Ströme, und ich brauchte in meinem einsamen Stübchen nicht Dein Bild mit einem schwarzen Flore zu überkleiden — nicht Deinetwegen, denn Du lebst im Glücke und — ich hoffe es — auch glücklich, — sondern meinetwegen. —

Doch wozu solche Reden; damals war es anders, und ich will heute einen Abend von damals leben. Jene Burg, jetzt die Altenburg genannt, hieß früher Babenberg, woher der Stadtname „Bamberg." Von ihr erzählt man sich aus alter Zeit eine ziemlich neue Geschichte, wenn auch in etwas anderer Form. Ich meine aber nicht jene Zeit, wo man einem Verbrecher, dem man heute den Kopf vor die Füße legt, genug zu strafen glaubte, wenn man ihn einen Theil seines Haupthaares abschor; — auch spreche ich nicht von der Zeit, wo ein Mönch eine Bibel für 70 Mark Silber an einen Juden versetzen konnte, eine damals *) sehr bedeutende Summe, indem man für 8 Mark eine leibeigene Magd mit ihrem Kinde, ein Pferd und das ganze Wagen- und Pfluggeschirre eines Hofes, und noch dazu einiges Silbergeschirr erkaufen konnte. **) Denn theilweise ist dies Alles jetzt noch ziemlich, wie damals, da uns die englischen Kaufleute lehren, daß der Handel mit Bibeln zu den einträglichsten Artikeln gehört. Und was die Magd, das Pferd u. s. w. betrifft, so bekommt man dies im Ganzen genommen noch ziemlich billig, und das Kind ist etwas theurer geworden. Ich spreche also nicht von jener Zeit, sondern von der, wo der Erzbischof Berthold von Colocza, ungarischer Reichsverweser und Patriarch in Aquileja — kein Wort Lateinisch verstand, von dem der Papst Innocenz sagte: „piget me fecisse hominem." *) — von jener Zeit, wo der Bischof von Fünfkirchen einen Prälaten wie einen Gaul aufzäumen und zu Tode traben ließ. **)

Zu solcher Zeit lebte auch hier eben ein Erzbischof, der sich gütlich that, der die Frommen mit seinem geistlichen Segen erquickte, und dafür den weltlichen genoß. Der schaute lange zufriedenen Auges hinunter in die lieblichen Thäler, und herrschte, wie ein König über die, die am Fuße seines Berges wohnten; und nach welcher Himmelsgegend er auch sich hinwandte — überall war es sein Reich, so weit sein Blick reichen konnte.

Aber da verließen ergrimmte Bauern in Schwaben den Pflug, zerbrachen die Knute ihres Zwingherrn, rotteten sich zusammen, und zogen aus wie die Gewitterwolken. Ihre Fahne ward von einer Frau getragen, die in der andern Hand ein Beil hielt — die Nemesis. — So durchtobten sie ganz Schwaben- und Frankenland, trieben die Ritter aus ihren Räuberburgen, und die Mönche aus ihren Zellen, und zündeten den Fliehenden eine Leuchte an, die Wochen lang brannte, und düngten die Felder mit dem Blute der Erschlagenen. Da entfloh auch der Erzbischof aus seinem Berge, denn die Bauern hatten auf ihn und seinen Weinkeller ein besonderes Auge geworfen. Die Empörer verwüsteten seinen Herrschersitz, und zogen nordwärts weiter, bis eine weise Hand das empörte Meer menschlicher Leidenschaften in neue Mauern schloß, und der Sturm, der die Wogen aufgeregt hatte, in einen frischen Wind verwandelte, der seitdem dem Oceane die nöthige Bewegung ertheilt, die die Grundbedingung des Lebens ausmacht.

Seit jener Zeit begann die Burg zu altern; denn sie blieb, wie ein von dem Fluche gezeichneter Ort, verlassen und leer, und jedes Jahr, das über sie hinzog, grub seinen Namen in die Mauern, und löste Mörtel und Kalk, bis der Babenberg zur „alten Burg" wurde. Unsere Zeit, die der Vergangenheit Altäre und Monumente baut, und in lobenswerther Pietät die Reliquien aus den Zeiten unserer Urväter in dauerhafte Schreine schließt, — blieb es vorbehalten, der zerstörenden Hand des Kronos zu wehren; denn seit 1822 sammelt man freiwillige Beiträge zur Erhaltung dieser merkwürdigen geistlichen Burg. Die Veranstalter dieser Sammlung haben sich den Dank aller gefühlvollen Reisenden erworben, und ich besonders danke ihnen einen der seligsten Abende meines Lebens.

(Schluß folgt.)

*) Im Jahr 1251. cf. Feiér. Codex diplomat. Hungariae eccles. et civ.

**) Ebendaselbst.

*) Ebendaselbst.

**) Ebendas. Ueber diesen Bischof verhängte der Papst eine Untersuchung in puncto fornicationum, adulteriorum, incestuum cum matre, filia et duabus sororibus et interdum in ipso cimeterio commissorum, Simoniae, perjurii, homicidiorum aliorumque maleficiorum." — Ebendaselbst.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 6. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 7. Januar. **1836.**

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

O, wie that mir das so wohl! Wie liebkosete ich endlich selber wieder einmal mein armes Kind. Aber ich weinte dazu! Ihre Augen frugen mich, sie begriffen nicht, wie Ich, Ich weinen könnte, und frugen so lieb, wer ich sey?

Da mußte ich ihnen sagen: Ich bin eines Bischofs Weib, ein in Schmach gestoßenes Bischofsweib aus Deutschland... Mir versagte die Sprache.

Und darüber weinst Du? Du Liebe! frugen sie erstaunt. Und Eine setzte hinzu: hat Dich denn Dein Mann verstoßen!

O, der nicht! rief ich, die Hand erhebend. Da lachten sie Alle, wie im Chore.

Still da! ihr Lachtauben; fuhr die Eine, schlanke Frau wieder fort, trat mir näher und sprach: arme Seele, so siehe einmal mit Deinen klaren Augen hier alle die Lachtauben an! Siehe sie recht an! und nun höre, Ich und sie Alle, die hier stehen, und noch mehr als zweihundert in diesem geräumigen Hause, wir Alle sind Bischofsweiber! Decanenweiber! Priesterweiber, welchen der heilige Vater vergönnt, hier im Hause die Weiber unserer Männer zu seyn, damit gleichsam der Scandal — denn Ihn ärgert das, oder vielmehr auch seine geistige Frau Gräfin Mathilde ärgert das — damit es nicht in der ganzen Gegend, oder in den vielen Kirchspielen von Rom getrieben werde, sondern gleichsam hierher gebannt, nur an einem Orte sey; aber hier ist es gewiß kein Scandal, sondern dieselbe alte Liebe! das lustigste Leben, wie Du siehst!

Ich war empört über solche Zufriedenheit eines menschlichen Wesens, das da Weib heißt; über so große Fröhlichkeit vor Kurzem noch hochgeachteter Frauen, jetzt in kaum geahneter Erniedrigung — und wollte dem Schwarme entrinnen. Aber mein Knabe war nicht zur Hand! Ich wußte, daß auch die spanischen Weiber sogar sich in solche Schmach gefügt, wie die spanischen Männer, die gleich den italienischen ihre Männerehre und Würde, die Natur und das heilige Sacrament der Ehe sich mit Füßen treten gelassen, um nur zeitlebens Brot für den Leib und Ehre beim Volke zu haben, und die Meinung: ihre Menschheit der von einem Menschen ausgelegten Gottheit geopfert zu haben. Und jetzt, ach, da sah ich nun selbst diese Männer in ihrem Ornat, die als Ehrenzeichen für die Gefangennehmung ihrer Menschheit und für ihre Schande, die neu dafür eingeführten und ihnen aufgesetzten silbernen hohen Bischofsmützen, mit und ohne Quasten, seelenvergnügt auf den Köpfen trugen! Sie ließen sich von ihren Weibern erzählen, wer ich sey, und warum ich geweint, und die Männer strichen sich den Bart, lachten oder lächelten; Einer nahm das kleine Kind von seiner Mutter und herzte es, ein Anderer schlang seinen Arm um die Hüften seiner . . . daß ich sie so nenne — seiner Frau, oder noch ein Dritter flüsterte der Seinen ein paar Worte in's Ohr, wofür sie ihn auf den Mund schlug und sich auf die Lippe biß, während ihr die Augen leuchteten.

Mein Kind! rief ich. Otto! Otto!

Der ist mit den Kindern droben! mit ihnen hinaufgelaufen. Es regnet entsetzlich! bleibe bei uns! Sieh' unsere Wirthschaft! Komm hinauf! baten sie. — Und halbwillig nach dem Kinde zu gehn, halb von ihren Armen gezogen, folgte ich ihnen die breite weiße Marmortreppe hinauf, von einem Schwarme Weiber verfolgt, und droben von einem noch größerem Schwarme empfangen, und von der eigenen Schmach fast erdrückt. Denn hier sah ich in unzähligen Ebenbildern mich selbst, in verzerrten und lachenden Gestalten wiederholt; und wie ich, so sollten diese Frauen nichts, als absterben! ihre Schande ausleben, hin und begraben seyn, ehrlos, und ich

konnte die zwei Dinge nicht vereinigen: Ehrlosigkeit und Weib! Liebe und Schande! Oder ich mußte, ich sollte tief erkennen: das Herz und die Natur sind himmlisch-hoch über alle Menschensatzungen und Menschenehre erhaben! Wahre Liebe kann in allen Zeiten, in allen Schicksalen gleich und ungekränkt glücklich seyn, wenn sie sich allein nur fühlt, nicht sich in der Welt! Aber ach, so klar wie mein Herz, empfinde ich die Welt; in ihr soll ich leben, und sie in mir. Erde und Himmel sind der große reizende Spiegelsaal der Liebe! der bunt und golden gemalte Adelsbrief der Ehre! die große Augenhöhle unseres Menschenauges, die große Sonne unseres kleinen Regenbogens des bald verblassenden Lebens!

Und wie entkamet Ihr, edle Frau Bischofin, frug Livia ihre Freundin Irmengard, wie entkamt Ihr jenem namenlosen Weiberschwarm, unter welchem doch viele edle und vornehme römische Töchter sind, denn unsere Herren Geistlichen waren stets in allen Dingen schlau, und nicht so verblüfft, die schönsten, reichsten, vornehmsten Jungfrauen nicht gerade für sich zu Weibern zu nehmen! Und wen in der Welt geehrter und mächtiger wollten wiederum auch die edlen Jungfrauen zu Männern, als Decane, Prälaten und Bischöfe, die Herren über mehr als Leben und Tod, die Herren über Glauben und Liebe, über die Seelen und ihre Seligkeit! O, ich kann mir Dein Glück wohl denken, armes Herz! Du wohntest thurmhoch dem Himmel näher, beruhigter über Leben und Tod, gewiß in allen Deinen Werken und Gedanken geweiht in Deiner Liebe; klarer, froher über jedes Entschlafen, jedes Erwachen Deines Kindes, seliger durch jedes Lächeln Deines Mannes; sein war der Himmel, alle Himmlischen seine Vertrauten und seine Freunde — und Er, und Er war Dein, und Du lagst mit Deinem Kinde die Nacht an seinem Herzen, wenn der Mond aufging, wenn die Gestirne vorüberzogen, und noch wenn die Sonne erschien, und auch mit des Himmels Morgenroth, mit dem eigensten selbigen Licht und Glanz, die den Seligen und den Göttern leuchten, umwoben! O, es ist kein Weib glücklicher auf Erden, als eines Priesters Weib, als des verständigen Mannes Weib, und es ist Jammer und Schade, Frevel und Raub an der Menschheit, die Priesterehen verbieten zu wollen, das Glück der Priesterhäuser zu einem vergessenen schmählichen Höllentraume zu machen, durch ein rasendes Wort eines Rasenden, eines armen Sünders, eines sterblichen Mannes, wie Einer, der sein Herz aus der Brust gerissen, und nun ausruft: Ihr meine Millionen Männer, ihr weißen Sclaven, reißt Eure Herzen auch aus der Brust — denn unser Gott ist so ein barbarischer Gott, daß ihm das gefällt! Darüber jauchzet sein Herz!

So denkt kein Vernünftiger, kein deutscher Mann, er sey, wer er sey, so fühlt keine deutsche Frau sich, den Mann und den Gott und die Welt! sprach Irmengard, durch die laute Versicherung ihres Ehrgefühls und Liebegefühls auf einen Augenblick getröstet und aufgerichtet, ja erhoben über das Leben. Aber, fuhr sie fort, sie meinten es gut mit mir, sie boten mir Zimmer zu lebenslänglicher Bewohnung an, ich sollte bei ihnen bleiben, es gut haben, so gut wie sie! Ich sollte meinen Mann haben — als wenn ein Mann blos ein Menschenbild aus Knochen und Fleisch wäre, nicht Leben, Liebe, Ehre und alles Guten Herold für die Frau; kurz ein für sie Alles umfassendes Wesen der Welt, das dem Weibe unerforschlich und unergründlich bleibt, weil es unerschöpflich, unübersehbar und göttlich ist — und damit mein Mann, mein ehrenfester Bischof Burcard, mich hier heimlich besuchen, haben und mit mir leben, und sich des Lebens freuen dürfe ... — verzeihe ihnen die unsinnigen Worte — dazu sollte ich gehen und ihn aus dem Kerker frei bitten, und bitten, daß er sein Vaterland verlassen dürfe und hier ein Bischof werde in Rom, denn die Geistlichen sollten ja eben kein Vaterland, keine Heimath, kein Haus haben auf Erden, Alles nur geliehen von dem großen Herzog der Gläubigen, dem Papst; und damit der Papst zu dieser meiner Schwachheit und meines Mannes Schwachheit herabsteige, oder wie sie sagten: condescendire, darum sollte ich zu seiner geistigen Frau gehen, zu der in allen Dingen verständigen Gräfin Mathilde, die seit dem letzten Concilio zu Rom noch hier lebe. Der Gang solle mich nicht reuen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf die Constitutionalität Europas.

(Fortsetzung.)

Frankreich blieb in Constitutionswehen: die beschränkte Monarchie Ludwig's XVI. (Constitution von 1791) machte der blutigen Republik des Berges (Constitution von 1793), diese derjenigen des Directoriums (Constitution des Jahres III.) Platz *). Es kam der Augenblick, da seine Gewalt Europa sturmschnell überschwemmte, da es ganze Länder sich einverleibte oder zu Republiken erhob. So wird Belgien (1795) und kurz nachher Piemont (1798) mit Frankreich vereinigt, und in Departements getheilt **). So erstehen, wie Trabanten, um die französische Republik:

*) Die Unverletzlichkeit des Eigenthums ward als ein Recht des Menschen und Bürgers in jeder Erklärung der Rechte, welche den Eingang dieser Constitutionen bildet, selbst in derjenigen des Berges (Art. 2 und 19) aufgeführt.

**) Das die Einverleibung Belgiens befehlende Decret des Nationalconvents trägt das Datum des 9. Vendemiaire des Jahres IV. (1. Oct. 1795).

In Holland, der batavische Freistaat (1795) *);

in Italien, aus den Herzogthümern Modena und Mailand und den lombardischen Staaten die cisalpinische Republik (1797);

zu Genua, die ligurische Republik (1797);

zu Lucca, die Republik gleiches Namens (1797);

im Kirchenstaate, die römische Republik (1798);

zu Genf, die lemanische Republik;

in der Schweiz, die helvetische Republik (11. April 1798);

zu Neapel, aber nur in den Proclamationen des französischen Generals, die parthenopeische Republik (1799).

Die Losung dieser Zeit hieß: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft; — Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte; — Einheit und Untheilbarkeit; — ein Directorium, einen Rath der Alten und einen Rath der Fünfhundert (oder dem Lande nach, der Hundertzwanzig, der Sechszig); — Primär- und Wahlversammlungen; — Festsetzung der directen Steuern durch jährliches Votum; — gewählte Departements- und Municipalverwechselungen **); — eine Nationalgarde; — gleichmäßige Gerichtsverfassung; — das Geschworneninstitut und einen Cassationshof; — das Alles der Treue des gesetzgebenden Körpers, des Vollziehungsdirectoriums, der Verwalter und Richter, dem Schutze der Familienväter, den Gattinnen und Müttern, der Vaterlandsliebe des jungen Bürgers, dem Muthe aller Bataver, Cisalpiner, Ligurier u. s. w. vertraut! So war die allgemeine Form, in welche man die neuen Republiken goß.

Diese Art von Directorialpropaganda, die um das frühere Leben der Nationen, um die Verschiedenheit der Orte, Sitten, Neigungen und Worte sich nicht kümmerte; welche allenthalben die nämliche Theorie anwandte; die an den Völkern modelte, wie sie auf der Landcharte zeichnete; welche Einheit und Untheilbarkeit sogar der Schweiz vorschrieb, konnte unmöglich langdauernde Verfassungen begründen. Ihre Einrichtungen müssen — nicht als für die Wirklichkeit bestimmt, sondern als ein Erziehungssystem für die Völker betrachtet werden. Inmitten der von ihnen herbeigeführten Kämpfe, innern Spaltungen und politischen Wechsel bildete der Geist der Massen sich zu neuen Ideen und neuem Leben; alte Mißbräuche, die Feudalrechte, die Herrschaft der Städte, Zünfte und Kasten, verschwanden; die über den Haufen geworfenen Staaten gestalteten sich nicht zu fester Form, allein sie entrosteten und verjüngten sich.

Die Freiheit des Einzelnen, die Sicherheit der Personen, die Preßfreiheit, die Unverletzlichkeit der Nationalvertretung, — diese in den Constitutionen verliehenen Rechte wurden durch Exceptions- und Circumstanzgesetze außer Kraft gesetzt, oder durch Gewaltstreiche der Behörden verletzt. Die Zeit zur Praxis der Freiheit war noch nicht gekommen, nur die Theorie galt!

Freilich nicht an die Bewegungen Frankreichs geknüpft, aber der Zeitfolge nach hierher gehörig, tritt ein für das constitutionelle Recht bedeutungsvolles Ereigniß — die parlamentarische Vereinigung Irlands mit England und Schottland (unter dem Titel vereinigtes Königreich Großbritannien und Irland) vor uns. Die im Jahre 1800, nach dem lebhaftesten Widerstande einer großen irischen Partei, angenommene Vereinigungsacte, deren Wirkung mit dem 1. Januar 1801 begann, machte dem irischen Parlamente ein Ende und versetzte die Nationalvertretung in das englische *). So bildeten Englands, Schottlands und Irlands Parlamente endlich nur ein einziges, aber die Zumischung des letzten haben weder Zeit noch geographische Lage, so wie diejenige des zweiten befestigt, und Vorschläge zur Auflösung der Verbindung stören sie beständig, so oft entgegengesetzte Interessen die beiden Reiche theilen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Erklärung der Rechte für diese Republik ist vom 31. Mai 1795 und die Constitution vom 1. Mai 1798.

**) Die Schweiz behielt aber ihre Cantonseintheilung.

*) Irland erhielt das Recht, vier geistliche und acht und zwanzig weltliche Pairs, die nicht, wie in Schottland, für eine Session, sondern auf Lebenszeit von den irischen Pairs unter sich selber gewählt werden, in die Kammer der Lords, und hundert Deputirte in die Kammer der Gemeinen zu senden.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen an Franken.

(Schluß.)

Man genießt von dem Thurme herab ein vollständiges Panorama; zunächst im Thale die freundliche Stadt, die in ihrer ganzen Ausdehnung vor Augen liegt. Mitten durch sie zieht von Norden die Regnitz, die dem von dort kommenden Mayn zu inniger Umarmung entgegeneilt. Er, der Mann, d. h. der Mayn, nimmt das schwächere Weib in seinen Schutz, und treu dem Worte: „Mann und Weib, ein Leib" — wandern sie vereint den männlichen Weg, bis sie endlich den Altvater Rhein in das Herz fließen, und mit ihm der größern Mutter — der Nordsee —

in den Schooß strömen. Sieht man auch nur von da oben den Zusammenfluß des Mayns und der Regnitz, so malt man sich doch gern das Andere dazu. —

Auf den fernen Bergen aber steht ernst und still das ehemalige Kloster Banz, und in seiner Nähe der Staffel- und Veitsberg mit ihren Capellen, und ein unabsehbarer Wald nach Süden hin mit Thälern und Bergen schließt das Ganze.

Während ich dies Alles zu einem Rundgemälde mir zusammensuchte, begann es zu dunkeln, und die silberne Sichel des Mondes blickte auf das schöne Bild herab. Ich stieg auf die halbverfallene Mauer, und trank nun einzeln die Züge desselben; und je mehr ich trank, desto durstiger ward ich, bis endlich mein ganzes Fühlen in eine glühende Sehnsucht sich auflöste. Vor mir aus nebliger Tiefe zuckten hier und dort leuchtende Blitze herauf; es war die trauliche Lampe in der Familienstube, die auch mich einst mit der Mutter und den Geschwistern um den großväterlichen Tisch vereinte. — Ueber mir der dunkelblaue Himmel mit seinem Sternenheere, und um mich die Trümmer längst vergangener Jahrhunderte! — Da spazierten die steinernen Rittergestalten aus dem Schloßthore vor mir her auf den Mauern, und schüttelten die umhelmten Köpfe, als nickten sie einen freundlichen Gruß in's Thal hinunter. Ich wußte wohl, daß ich sie selbst nur neu hergezaubert hatte, und daß ich nur mit den Augen zu zucken brauchte, um sie zu verscheuchen, — aber ich ließ sie gewähren, weil mich ihr Treiben ergötzte. Denn warum sollte man sich nicht glücklich machen, wann und wie man's vermag, da ja das beste Glück doch nur in der Einbildung besteht? Wenn nach einer Schmerzensstunde den Menschen auch nur eine Minute der Ruhe zufällt, so ist er glücklicher in dieser Minute, als wenn er vom Morgen bis zum Abend in Genüssen schwelgt, auch wenn er dabei nicht von seinem Gewissen incommodirt wird. Kann mich in solchen Augenblicken der Sonnenstrahl, der mir wärmend in's Angesicht leuchtet, nicht glücklicher machen, als eine Anweisung auf Rothschild? — Und was ist der Genuß? — Eine flüchtig vorübergehende Freude, die gerade in der Gegenwart am wenigsten erfreut, und wo die Hoffnung darauf, und die Erinnerung daran im Grunde nur die einzigen Quellen aller Freuden sind. Warum kann ich also nicht sagen: In acht Tagen wirst Du eine große Freude haben, freilich nicht an dem großen Loose, denn ich spiele nie Lotterie, — auch nicht am Weinfasse, — denn ich habe weder Keller noch Faß, — eben so wenig überhaupt durch andere Menschen, — aber doch an Andern. Und wenn ich nun mir eine solche Freude auf heute über acht Tage angesetzt habe, so sage ich morgen: in sieben Tagen wirst Du eine große Freude haben; und mein Blut läuft schon rascher. Denn warum — so frage ich mich, — kann es nicht möglich seyn, daß wirklich an diesem Tage ein unerwartet Glück mich heimsucht? Kann nicht die kindische Spielerei einen ernstern Grund haben? Und nun vergeht wieder ein Tag, und mit morgen wieder einer, und ich fange nun an und zähle die Stunden, wie ich einst es gethan, wenn die Weihnachtszeit heranrückte, und der heilige Christ umherwanderte, die guten Kinder kennen zu lernen. Und wenn nun der Vorabend des achten Tages gekommen ist, so kann ich schon vor Freude nicht einschlafen; denn was ich mir sieben Tage lang vorgelogen, das glaube ich am Ende ganz ernst. Und wenn ich dann am achten Tage aufstehe, so bringe ich schon ein fröhliches Herz mit in das Tagesleben, und alle Kammern meiner Seele sind bereit, die unerwartete Freude in sich aufzunehmen. Und nun sage mir, lieber Leser — wenn in solchen Tagen die Geliebte Deines Herzens Dich freundlich grüßt, oder wenn die Geliebte der Welt, ich meine die Sonne, freundlich in Dein Zimmer blickt — oder wenn ein Freund aus weiter Ferne Dich grüßt — wirst Du dies Alles nicht viel tiefer und inniger fühlen, als an einem gewöhnlichen Tage, wo Du mit der Wochengeschichte der Alltäglichkeit Dich an den Arbeitstisch setzest. Zwar kannst Du auch jene genannten Freuden nicht einmal haben — Dein Mädchen kann Dich, — so wie mich z. B. — treulos verlassen haben — es können gerade an solchem Tage Regenwolken am Himmel stehen, — ja Du kannst vielleicht gar keinen Freund mehr haben, aber ist deßhalb der ersehnte Tag für Dich verloren? Kannst Du nicht die Thore Deiner Jugend öffnen, und mit den Todten Dich unterhalten? — Und ist denn die Freude auf den Tag selbst nicht schon so viel und noch mehr werth, als die Freude selber? —

An einem solchen achten Tage stand ich auf der Mauer der Altenburg; war es da ein Wunder, daß ich Alles im goldenen Lichte der Entzückung betrachtete? — Ja daß ich selbst Deiner, Rosa, ohne Bitterkeit — gedenken konnte? —

Lieber Leser! wenn Du nach mir oder vor mir auf jenem Berge gestanden hast, ohne so glücklich gewesen zu seyn, wie ich, — so glaube mir, — weder der Berg, — noch der Himmel war Schuld daran, sondern nur Dein eigen Gemüth, dem es an einem achten Tage fehlte! — Wohl weiß ich, daß Mancher, dessen Glück nur in der Münze geprägt oder in der Kelter gepreßt wird, zu mir sagen wird: „Der arme Teufel ist ein Narr" — aber gerade dies ist mir lieber, als wenn er von mir sagen könnte: Der Narr ist ein armer Teufel? — Mit neuem Lebensmuthe wanderte ich langsam den Berg herab, und nahm im Dufte der blühenden Linden das letzte Lebewohl in meine Einsamkeit mit.

Cygneus.

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, inclusive des Literatur- und Kunst- und des Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der Ankündigungen nimmt Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. **4.** à **1** Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 7. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 8. Januar. 1836.

Die junge Literatur.

Motto. Der Lavastrom der jungen Literatur verschüttet die alten Städte; doch wenn dieser sich abgekühlt hat im Meere der Besonnenheit, keimt die grüne Palme, der köstliche Weinstock und das duftige Gewürz über den Trümmern empor.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüh't aus den Ruinen.

So sang der schwäbische Apoll, und die Wahrheit dieser Worte tritt jetzt glänzender als je aus der todten Schrift in das bewegte Leben. Wie am politischen Himmel ein schweres, blutriefendes Wetter heraufzog, und ein donnerndes Erdbeben das Morsche zernichtete, so gährt auch im Reiche des Schönen der Streit, und der Sturm des jungen Talents setzt das Meer der Poesie in Bewegung, daß es mit schäumenden Wellen die Küsten überfluthet und den alten Damm untergräbt und zerstört. Freilich tobt so mancher bedächtige Schiffer, ob des schlimmen Wetters, es ist gefährlich mit der schwer beladenen Barke in die hohlgehende See zu stechen, und man fürchtet, um sich zu retten, den Ballast von abgedroschenen und abgeprickelten Sentenzen, den schnurrenden Leierkasten der Moral und Mäßigung, den dünn gekochten Brei von Gewohnheit und Alterthum, über Bord werfen zu müssen. Und das sind eben die glitzernden Glascoralen, welche die unschuldigen Bewohner von Peru und Florida für ihr Gold und ihr Land von den listigen Spaniern eintauschten. — Es kreuzt sich ein zierlicher Gondelier, der sich mit dem buntbewimpelten Novellenschifflein nicht hinaustraut in die brausenden Wellen, und es flucht ein grauer Corvettencapitain, der auf literarische Schmuggler Jagd macht, daß er sein kritisches Geschütz in's Blaue donnern läßt; aber Kauffahrer, Gondolier und Wachtcapitain sind ja nicht die Einzigen, die den Ocean befahren. Der Entdeckungssegler steuert getrost im wüthendsten Sturme, hoffend, ein Zufall werde ihn an die Küste von Eldorado werfen, wie es dem Vasco de Gama und dem Pedro de Cabral geschehn, — der flinke Schmuggler steuert trotz Wogendrang und Ungewitter sein leichtbeschwingtes Schifflein in die Bucht, denn der Sturm liegt zwischen ihm und den Kanonen der Wachtschiffe, — die stolze Kriegsbrigg segelt keck und sicher dahin, und gefällt sich im Kampfe mit dem Elemente, dem es sich kühn auf den Rücken geschwungen, und das Auge sieht entzückt in das furchtbar schöne Schauspiel einer himmelansteigenden, brandenden Woge. Drum braust nur immerhin, ihr jugendlichen Stürme, die Welt wird's euch danken, wenn hie und da so eine Novellengondel auf eine Sandbank geräth, ein Kauffahrer strandet und ein Recensentenschiff abgetackelt im Hafen liegt. Das Heulen des Orcans, der rollende Donner und der trompetende Wind sind die Musik, nach der die riesigen Wogen tanzen, das ist die Musik der Natur, der erhabenen, und solche Musik schreibt — die junge Literatur.

Junge Literatur! Du bist duftige Blüthe, von welcher köstliche Frucht zu erwarten ist. Du bist der Venusgürtel, den die Poesie um den alternden Leib schlingt, um sich zu verjüngen. Du bist der schlanke, jugendliche Gott, der mit derselben Hand die goldne Leier spielt, mit der er den riesigen Python erschlug. Gesprengt sind die Ketten der Form, erbrochen der finstere Kerker der Regel, und frei und fröhlich schallt das begeisterte Lied.

Das Reich der Pedanterie hat aufgehört und das goldene Zeitalter ist in die Zukunft versetzt. Die Geschichte der Völker ist ihre Poesie; Römer und Griechen haben das bewiesen, und wir erwarten erst viel Geschichte. Unsere Väter maßten sich an, die Perrückenzeit zur goldenen Aera zu erheben, sie halten ihre Zeit für eine goldene, weil sie die Zeit der goldgestickten Röcke, weil in ihr der Glanz der Kronen die Morgenröthe überstrahlte. Es ist anders geworden. Corneille und Racine und Klopstock u. s. w. sind uns Götzenbilder heidnischer Völker, wir ziehen die Hüte vor den steinernen Büsten, wie die Juden vor dem Kreuze. Das heißsprudelnde Frankreich ging uns auch hier voran. Victor Hugo und die kraftvolle, markige Jugend haben gesiegt, — die Romantik läßt ihr leuchtendes Banner wehen, und um das frische Grab der Classicität dröhnt die donnernde Carmagnole.

Die Britten feiern ihr goldenes Zeitalter seit Roger Baco und William Shakespeare. Sie sind unter allen Nationen am gerechtesten gegen die Nachwelt gewesen, und halten nicht das Alte für das Beste, weil es alt ist. Brittannien hat die größten Dichter geboren, und keiner von ihnen hat sich überlebt, — sie bleiben ewig Jünglinge; denn sie gehen vorwärts mit der bewegten Zeit und flechten den grünen Kranz der Gegenwart in das silberne Haar. So wie England rastlos in seinem Innern gährt, und die Welt mit neuen Erfindungen beschenkt, so grünt auch frisch der ewige Hain der Poesie, drinn die heiligen Bäume Shakespeare, Pope und Byron, und spendet jahraus jahrein die köstlichsten Früchte. Brittanniens Dichter beherrschen die Welt, wie seine Flotten alle Meere befahren, wie seine Flaggen am starrenden Nordpol und im glühenden Sande von Guinea wehen. Die Jugend aller Völker hebt sie auf den leuchtenden Schild und trägt sie im rauschenden Triumphe durch die Welt, wie einst die Caledonier ihren Fingal.

Deutschland hat seine eigene Poesie; aber diesen zarte Pflege heischenden Baum haben die Deutschen mit römischen und griechischen, mit maurischen, fränkischen und brittischen Ablegern bepfropft, — da blieb nur ein kümmerlicher Ast, der deutsche Früchte trug, und der Stamm verkrüppelte. Jetzt sproßt ein ganz junges Reis daneben empor, und darauf soll kein Ableger kommen, und wenn man auch die üppig wuchernden Zweige beschneidet, wie der neidische Nachbar im Evangelium, — der junge Baum wird sich nur um so schöner entfalten.

Ein Unstern waltet über Deutschland. Seine größten Dichter waren Alles, nur nicht Deutsche mit Leib und Seele. Wenige Nationen haben so glänzende Sterne am Himmel ihrer Literatur; aber keine einen so kalten Egoisten wie Goethe an der Spitze. Immer war es die deutsche Jugend, die sich begeistert und kampfesmuthig um den Wagen des Genies geschaart hat, und immer war es die Jugend, die um die Früchte ihres Kampfes und ihrer Hoffnung betrogen wurde. Deutschland ist edel in seiner Jugend, dieß erzählt wieder die Geschichte unserer Tage.

Als Goethe erschien gleich dem Colosse Nebucadnezar's mit dem goldenen Kopf und der silbernen besternten Brust, und ausrief mit seiner gewaltigen Stimme: „Ich will Deutschland eine Poesie geben," da sammelte sich Alles erwartend um ihn her, und Jeder glaubte, er werde dastehen an der Grenze des Jahrhunderts ein schönes Janusbild, das gleich groß und mild in die Zukunft sieht, wie es in die Vergangenheit geschaut. Aber kalt und stolz blickten die funkelnden Edelsteine seiner Augen auf die Welt, er entfernte sich, er stieg sicher hinauf. Da gewahrte man aber den Bauch von Erz und die Füße von Thon des Colosses, und Wolfgang Menzel stand auf und rief schmetternd: „Seh't die schwachen Stützen, auf denen sich das Götzenbild erhält," und er schwang die kritische Axt und stürmte zum Angriffe. Hoch oben über ihm, strahlend wie Perseus auf dem Nacken des kastalischen Flügelrosses, gerüstet mit der blitzenden Waffe der Nemesis brauste Ludwig Börne heran, und gewaltig schallte das Kampfgeschrei der rachbegeisterten Menge. Börne sprengte mit dröhnenden Keilschlägen den silbernen Panzer von Goethe's Brust, und man sah das Spinnengewebe seines Herzens, Menzel zerschlug die wankenden Füße.

Der Coloß fiel, die Erde bebte. Und als er dalag auf dem Boden, fielen seine Anbeter und Nachahmer über das Standbild her, blätterten das Gold vom Haupte und die Demanten aus den Augen, und überzogen den eigenen Kopf damit, und meinten nun, sie seyen wie Goethe. Die massiven Formen gaben genug, eine Million zu vergolden.

Als Ziska starb, da ließ er seine Haut auf eine Trommel spannen, um mit ihrem Klange die Feinde zu erschüttern, — er theilte sein Herzblut unter sein Volk, und in jede Ader rollte der Geist des todten Heerführers. Goethe hatte kein Blut, Metall hinterließ er, womit seine Schüler die Blößen bedecken — sie sind geschlagen und über den gebrochenen Thron des greisen Tyrannen der Literatur schreitet lebenvoll und thatendurstig das jugendkräftige Deutschland.

Wolfgang Menzel hat den Riesen gefällt, indem er seine schwächste Seite ersah und dahin die scharfen Hiebe richtete; als er aber triumphirend auf dem ungeheuern Torso stand, glaubte er, er könne seinen Platz einnehmen, und er wollte Dictator werden, wie Julius Cäsar, als er den Pompejus gestürzt. Aber Gutzkow-Brutus und Wienbarg-Cassius stießen ihn nieder in der Curia, doch der dicke Faltenmantel fing die tödtlichen Stöße auf, rothes Blut spritzt aus den zahlreichen Wunden, verzweifelt kämpft er und sendet seine Lictoren aus, die junge Literatur zu vernichten. Möge das Philippi des neunzehnten Jahrhunderts anders enden, als jenes des ersten *)! —

Junge Literatur! Du bist über den Rubicon gegangen, vor Dir liegt das strahlende Capitol! — laß Deine Adler glänzen im Scheine der aufgehenden Sonne, und Dein Feldgeschrei sey die „Victoria **)." Nun.

Taschenbücher für 1836.

Nr. 11. Musenalmanach von A. v. Chamisso und Schwab. 7r Jahrg. Mit Anastasius Grün's (nicht unähnlichem, aber den zarteren Seelenausdruck nicht ausdrückendem) Bildniß. Leipzig, Weidmann. — Die Sieben hat hier keine böse Bedeutung: der neue Jahrgang enthält nicht weniger Vortreffliches als die vorhergehenden. Der Kreis der Dichter ist zwar kein enger, doch will es uns aus manchem Anzeichen bedünken, als ob er ein absichtlich abgeschlossener sey. König Ludwig steht wieder oben an, — ein Compliment des Musenalmanachs, um das ihm die freiurtheilende Welt nicht beneidet. Der Königs-Sang ist elegisch und im Sonette klingt er von deutscher Frauen Augen, deren Tugenden nicht „verrauchen." Anastasius Grün, der glückliche Sonnenaar, dem Alles

*) u. **) Statt des „Jo triumphe!" möchten wir, im Sinne des Verfassers, ein elegisches „Vae! Vae!" rufen, denn der Rubicon, an dem der Würfel fiel, ist zum trasimenischen See geworden, die Blutschlacht des neuen Philippi hat sich wie die alte gewendet, der Kampf des Brutus und Cassius ist zum Spartacus-Krieg geworden. Ueberall Tod und Verwundung, überall Zerstreuung, Auflösung und Verfolgung. Nur der Geist der jungen Literatur liegt nicht erschlagen, sondern wird, durch das Feuer der Trübsal geläutert und verklärt und erstarkt, an die Pforten der Zukunft klopfen, Alles erwecken und zu sicherem Triumphzug laden. D. Red.

mit offenem Mund und aufgerissenen Augen nachschaut, gibt Erinnerungen aus Italien. Im Bild der Pinie und Tanne singt er von Italienern und Deutschen, die sich lieben, nicht hassen, nicht getrennt, sondern vereint leben und dichten sollten. Eine österreichische Trommel stört die Völker-Frühlingsträume. Wilh. Schlegel, dieser romantische Grobian mit ungeschlachter Karaibenkeule documentirt durch folgende Albernheit, so wie schamlose und ekelhafte Unanständigkeit seine niedrige Gesinnung:

In guten Muß-Almanachen
Muß man haben dreierlei Sachen.
Deutschheit, Romantik und Melancholei
Rühre zum Brei;
Schütte das Kinderpäppchen
In ein feinsauberes Läppchen;
Schnürchen herum!
Dann laß zutschen das Publicum.

Daß ein so schmutziger und unsauberer Gast nicht durch den Druckerjungen zurückgewiesen wurde, ist wahrlich unbegreiflich. Fouqué will den Tod betrachten helfen; Eichendorff hellt den trüben Blick durch jugendliche, frühlingslichte Bilder wieder auf. Chamisso aber kommt mit phantastischen Sarkasmen angezogen, die eine gute Gabe von Ungerechtigkeiten enthalten. Denn er hat doch wohl keine Ursache zur Klage:

Wir haben's aber so in der Natur,
Wir schreiben ganz mit unsers Herzens Blut,
Was sie bekritteln zwischen Schlaf und Wachen.
O Pelikanes-Wirthschaft! wär's doch nur
Für keine gar so miserable Brut!
Was thut's, wir werden's drum nicht anders machen.

Bei dem Gedichte auf den zum Grabstein Blücher's bestimmten Granitblock am Zobtenberg mundet der Stoff uns nicht. Gustav Schwab bezeugt in den Sonetten aus dem Bade von Neuem, daß wahres, tiefes, poetisches Gefühl auch in den Fesseln des Sonetts widertönen könne. E. v. Schenk gibt eine Episode aus Ahasverus Leben. Sie athmet Leben und Gewandtheit, obgleich Metrik und Prosodik zuweilen auf der Folter seufzen. Streckfuß steuerte eine Romanze, Fabel und einen Trostspruch des Alters bei — recht solide Sachen! Carl Meyer ist wiederum im Kleinen bedeutend. Schmetterlingen gleich fliegen seine Gedichtchen dahin, und auf ihren Flügeln malen sich von Blumenstaub allerlei liebliche und sinnige Figuren, eine ganz eigene Hieroglyphenschrift poetischer Einfachheit bildend. Freih. v. Feuchtersleben singt beinahe in gleicher Weise. Freih. v. Gaudy, der sich Menzel's Zorn dadurch zugezogen, daß er Napoleon besungen, einen „Mann, der nichts konnte, als in Deutschland morden, sengen, brennen, plündern und das Unterjochungshandwerk treiben" gibt einige Romanzen, die selbst Menzel's Zorntadel nicht wird antasten können. Braunfels' chinesische Lieder entbehren nicht einer einschmeichelnden Anmuth, so wie Graf Alex. v. Würtemberg den Friedensunmuth kräftig also ausspricht:

Du schlanke Esch' im Sonnenglanz,
Wie deut' ich dein Gezitter?
Du wähnst, es holt zum Waffentanz
Als Lanze dich ein Ritter?
Bleib' ruhig nur, in deinen Wald
Kommt nimmermehr ein Ritter,
Und käm' er auch, es gibt so bald
Noch keine Lanzensplitter.

Freiligrath ist ein poetischer Vulcan, denn um ihn glüht und sprüht es, um ihn grünt, blüht, knospet und reift es in üppiger Pracht und Fülle, und seine poetischen Funken, Blüthen und Früchte werden nimmer an Schönheit, Pracht, Reiz und Geschmack verlieren. Fröhlich würde als anmuthiger Fabeldichter immer besseren Dank ernten, wie als Sprecher im politischen Chorus. G. Pfizer ist in Italien, genießt dieß Land mit freiem, frischem Jugendmuthe und dichtet nicht seufzend und schmachtend wie Matthissen, sondern wie Goethe und Heine, nur mit dem Unterschiede, daß in jedem Liede Seelenreinheit, nicht bloßer Sinnenreiz sich manifestirt. Lenau liefert in „Mischka" ein schönes Genrebild aus Ungarn. In seinen übrigen Gedichten bewährt er eine schöne Kraft, die Stimmungen der Seele zu detailliren, besonders wenn die Saiten von der Melancholie aufgezogen sind. Friedr. Rückert's Muse zeigt sich mit „Bruchstücken eines Lehrgedichts," die sie, unter Beihilfe eines treffenden Scharfsinns, einer seltenen Welt- und Menschenkenntniß, einer ächt classischen Denk- und Schreibweise und umgaukelt von den luftig-heitern, jugendlich duftenden, weisheitumkränzten Bildern des Orients, zu herrlichen, Eck- und Schlußsteinen des dießmaligen Musentempels zurichtete.

Nr. 12. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1836. Mit 6 Stahlstichen (nach Gemälden von Robert, Velasquez u. A., gest. von Jaquemont, Schüler, Knolle, Weber und Abresch). Leipzig, Brockhaus. XVI und 356 S. 16. — Dieß Taschenbuch, einst so hoch stehend, ist in den letzten Jahren ziemlich herunter gekommen, wenigstens in den Augen derer, welche keinen Wohlgefallen an Sansculotten und Sanschemisen haben. Unter solche gehört aber derjenige, der mit pasquillartigen Novellen die Welt übersäet und ehrbare Männer in ihrem Leben und Wirken beschmutzen will, weil er selbst zum Kothe gehört. Was die Novelle Tieck's „Eigensinn und Laune" in dem dießmaligen Jahrgange ist, haben wir bereits unsern Lesern gemeldet — eine bordellmäßige, bordellwürdige Bordellgeschichte, gegen welche Gutzkow's „Wally" ein Handbuch der Sittlichkeit ist. Uns verdrießt, in einem Buche, wo solcher Unflath sich befindet, eine Arbeit von Freih. v. Sternberg zu finden: „die Gebrüder Breughel," so wie selbst Emerentius Scävola's Novelle: „Alles wiederholt sich nicht im Leben" für weit bessere Nachbarschaft paßt.

Nr. 13. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen, gez. von Stone, Parris, Richter, Purser u. A., gest. von Weber, Rolls, Ryall, Waker und Finden. Frankfurt a. M., Sauerländer. XVI und 298 S. 16. — Inhalt: Kaiser Sigmund's Hof, histor. Gemälde von Wilh. Blumenhagen; Sagen aus Irland (das Soldatenkind, der Fluch, des jungen Sam's Abenteuer) von Adrian; Sarastro, aus einem Skizzenbuche von Ed. Duller; türkisches Glück, Genrebild von Freih. von Biedenfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Literarischer Beobachter.

Das „Morgenblatt" hat dem „jungen Deutschland" den Todesstoß versetzt, sich selbst aber, seinem Menzel'schen Theil nach, die Mahnung zugezogen: „Surge tandem carnifex!" Sie zeigt eben nicht von Beifall oder Zustimmung, was sich vielleicht deutlicher und thätlicher zeigen dürfte.

Was stürmt man allein auf Gutzkow und Wienbarg ein? Man lese die Romane und Schriften Groß-Hoffinger's, und man findet dieselben Ideen von Liebe, Ehe u. dergl., nur viel geistloser, greller und verwerflicher aufgestellt — ein Zeugniß, was Menzel's Einmischung seiner lieben Persönlichkeit bewirkte. Gerechter war die materielle Gewalt — sie brach Groß-Hoffinger's Werken schon früher den Stab.

Theod. Mundt hat zu Gunsten der Erscheinung des Zodiakus unter preußischem Imprimatur ein Absagungsmanifest erlassen, in dem er erklärt, nichts mit dem confiscirten jungen Deutschland gemein zu haben. O heilige Madonna, öffne du den Mund, verkünde die Wahrheit und kröne den Hymnus der Beständigkeit deutscher Schriftsteller!

H. Laube hat zur Redaction der Mitternachtzeitung einen Interims-Redacteur angenommen. Auch sein Programm zur Redactions-Uebernahme zieht andere Saiten auf, als die sind, deren Klang Deutschland aus der vor-Binzer'- und vor-Kühne'schen eleganten Welt, aus den Reisenovellen u. s. w. kennen gelernt hat. Was einriß, stellt sich plötzlich aufbauend und aus- und anflickend an. Daraus kann etwas werden!

H. Heine lobt seine Jünger, aber es steht diesem Meister nun einmal das Lob nicht, und so verwandelt es sich unwillkürlich um so mehr zur Ironie um, je stärker es klingt, und je weiter es greift. Schlesier, der Heine-gelobte, wird dieß hoffentlich selbst nicht leugnen. Der Komet wirft mit Hellern nach Heine.

H. Kühne, Redacteur der eleganten Welt, repräsentirt in Leipzig den verfeinerten Berolinismus — ein zierlicher Mann mit kleinen hell blitzenden Augen, zart geschnittenem Munde, um die Lippen ein wenig Spottlust und Ironie zeigend, ernsten, zurückhaltenden Wesens, kargend mit Worten und jedes einzelne stets zu einer Eruption geistiger Potenz benutzend, jedes Urtheil mit narkotischen Blumen der Redekunst würzend, kurz eine Manifestation von Geist und Kenntnissen, socialer Annehmlichkeit und Tugend, die man lieben muß. Gutzkow ist ihm (und im Vergleich mit ihm) ein tölpelnder Thebaner. Wer weiß, ob nicht das ganze junge Deutschland, der bekannten Offenbarungstheorie wegen, von ihm auf gleiche Weise charakterisirt worden wäre, wenn er nicht Th. Mundt zum Freunde hätte. Den Prof. Wolff liebt er von der „Minerva" her, wie Odysseus den Ajax.

Die Abendzeitung hat sich ihren buchhändlerischen Fesseln entwunden und segelt nun allein mit der Hell'schen Flagge. Wir wünschen dem langgedienten Kauffahrer vor Anderem auch eine bessere Hülle.

Der Freimüthige hat sich von Willib. Alexis losgesagt, vielleicht um seinem Namen nicht länger zur offenbaren Lächerlichkeit dienen zu lassen. Hr. Albrecht, bisheriger Mitarbeiter am Freimüthigen und weiland Handelsbuchhalter, übrigens ein gutes Männchen, sollte die Redaction erben, aber die Schlesinger'sche Buchhandlung besann sich anders, und gab das ganze Bl. auf. Es erscheint hinfort bei Plahn in Berlin, redigirt von einem Hrn. Gentzel, copiosissimo in — praefando.

Der Figaro von Oettinger wird in Zukunft von — Tertianern, Quartanern, vielleicht auch Quintanern redigirt werden. Hr. Oettinger lacht sich in's Fäustchen, und wird ein neues Journal auf eigene Faust herausgeben.

H. Smidt, seliger Redacteur des Ganymedes und Exredacteur des neuen entlaufenen Beobachters („wer kann für Unglück") will ein Journal unter dem Titel: „Guten Morgen!" erscheinen lassen.

Die „Pandora" ist dadurch interessant, daß sie in ihrer Nähe einige interessante Leute hat. Dahin gehört Ferrand, ein Dichter, der noch viel Werthvolleres leisten würde, wenn er dem Leben mehr angehörte und nicht so eingezogen lebte; Hugo Hagendorff, trotz Menzel's und — Bonafont's Widerspruch ein Dichter, dem wir es nicht übelnehmen, daß er sich mit aller Macht auf die Jurisprudenz geworfen hat und ihr mit Leib und Seele anhängt, obgleich der Welt dabei einige Schock Liebeslieder à la Heine entzogen werden. Die Pandora erscheint bei ihrem vierten Jahreslauf mit einem Anhängsel von Theater- und Literaturblatt, um ihrem Namen der Allesspenderin Ehre zu machen. Man verbittet die mythologische Deutung!

Unterhaltungsschriften. Als neu sind allen Freunden der Lectüre, Lesecirkeln und Leihanstalten zu empfehlen folgende Romane:

Byron, Lord, Harold der Verwiesene. Aus dem Engl. des Childe Harold frei als Novelle bearbeitet von Dr. Carl Baldamus (8. 3 Theile. Preis 3 Rthlr.); — Schefer, Leopold, neue Novellen (4r Bd. enthält: 1) der Nabob, 2) Galate. 8. 1835. Preis 2 Rthlr.; die frühern 3 Bände kosten 6 Rthlr.); — Stengel, Franziska von, Maximilian Emanuel und seine Baiern. Historischer Roman in 3 Theilen. 8. 1835. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. — Nindorf, Emma von, Maria von Brabant. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der Wittelsbacher. 8. 1834. Preis 21 Gr. — Almarosa. Ein Roman aus der Fürstenwelt des vorigen Jahrhunderts. Von Marina. 2 Theile (8. 1835. Preis 2 Rthlr. 12 Gr.); — General Hoche. Scenen aus seinem Leben und Wirken, und aus der französischen Revolution (8. 1835. Preis 18 Gr.); — Schlesinger, Dr. Sigmund, mährische Wanderbriefe (8. 1835. Preis 15 Gr.).

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 8. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 9. Januar. 1836.

Aphoristische Mittheilungen für und über das Theater*).

1) Bedeutung des Dichters, Bühnendichters und Schauspielers.

Erhaben und hehr ist der Beruf eines Dichters, — als solcher erkannt und verehrt in den Zeiten der menschlichen Erhebung, verkannt und mißgeachtet in den Zeiten geistigen Niedergangs, empfunden und bezeugt zu den ersteren wie zu den letzteren. Man vergleiche die Glanzepoche der Griechen, der Deutschen und — unsere Zwielichts- und Jammerzeit, mit ihren neueren und neuesten Erscheinungen. Die Natur bestimmte den Dichter zum Priester, Sprecher, Berather, Helfer und Retter der Menschheit, sie gab ihm die geheimnißvolle Fähigkeit, aus einem Volke, das sein achtet, das ihn hört, liest und sieht, zu machen, was ihm gefällt, dieses Volk, wenn es ohne Gefühl und Würde da liegt, wimmernd unter der Peitsche des Drängers, zu erheben und zu erhöhen, ihm Leben und Bewegung einzuhauchen, seinen Stumpfsinn zu bannen und es zu erlösender Thatkraft zu spornen; die Natur bestimmte den Dichter zum Gesetzgeber, Führer und Richter, hieß ihn die Menschen führen aus geistlicher Nacht in das Tageslicht einer reinen Religion, legte das Panier eines Staats- und Bürgersinns in seine Hände, unter dem Freude, Friede, Wohlseyn und Glück, wenn auch erst nach ernsten Stürmen sich ausbreiten, und gab in seine Macht die Empfindungen des Herzens, daß er durch ihre Berührung hier belehre, dort bestrafe. — Es ist durchaus kein Wunder, daß die Gewalt, die sich im Laufe der Zeiten der Menschheit bemächtigt hat, den Verfall des Dichterthums nicht ohne Beifall sah; es ist kein Wunder, daß sie einschreitet, wo es sich seines Rechtes zu bedienen beginnt.

Das Theater, dies unabweisliche Bedürfniß jedes kunst- und wissenschaftbegabten Volkes, ist und bleibt die Arena, in welcher der Dichter nimmermehr so beschränkt werden kann, daß es ihm unmöglich wird, seiner ursprünglichen Bestimmuugen sich anzunähern. Es ist eine Traurigkeit, daß unsere Dichter diesen Vortheil bisher aus den Augen ließen. Vielleicht bringt sie die Noth auf denselben zurück, da man sie zur Besinnung und Umschau gezwungen hat. Die prächtigste Halle, deren Pfeiler bis an die Wolken reichen, ist nichts, als ein müßiges schädliches Kinderspiel, wenn sie allein dasteht zur Augenweide und wenn sie dem Manne und dem Weibe keinen Nutzen bringt, dessen Auge an ihr hinaufblickt. Weg mit dem zweideutigen Ausdrucke, weg mit dem kleinlichen Wahne, daß das Theater nur zum Vergnügen, zur Unterhaltung, zur Zerstreung, zum Zeitvertreib und Gott weiß zu was noch für Bedürfnissen unseres geistessiechen, verweichlichten Publicums da sey! Weg mit der hohltönenden, sinnentblößten, bigotten Phrase: das Theater sey eine moralische Anstalt, eine Beihilfe der Kirche und Schule, es diene dazu, gefügiger und geschmeidiger, duldsamer und ehrerbietiger vor dem Willen und der Willkür des Gewalthabers im Himmel und mehr noch der auf der Erde zu machen. Oder findet man die letzte Hinwegräumung zu hart, so erweitere man nur das Herz, gebe der Moral ihre rechte Bedeutung und hebe sich zu den Ansichten der Griechen. Was war ihnen die Bühne? Kein bloßes Vergnügen, keine bloße Zerstreuung, kein bloßer Ohrenkitzel durch schön gedrechselte moralische Denksprüche. Von diesem Allen zwar etwas, aber mehr, unendlich mehr: eine Bildungsstätte für den Staat, ein Nationalinstitut mit wahrhaft nationalem Heilzweck, eine Werkstätte der Weisheit, die über Seyn und Bestimmung, über Helden- und Sclaventhum, über Regierung und Bedrückung, über Würde und Erniedrigung in allerlei Bildern und Worten zu Geist und Herzen redete, dieses mit geziemenden Leidenschaften erfüllt, jenen zu herrlichen Thaten entflammte. —

In Allem vorwärts, nur in diesem zurück, zurück zur ersten und lautersten Quelle! Oder bedürfte etwa unsere Zeit keines solchen griechischen Theaters? Welchem Thoren stehen wir dazu zu menschlich und bürgerlich vervollkommnet da?

Wozu thäte es noch Noth, unser Urtheil über die neuesten unserer Bühnendichter auszusprechen, unsere Anforderung und Aufforderung an sie in Worte zu kleiden? Wozu dem Sehenden

*) Aus meinem Memoriale mitgetheilt. Ed. B.

und Wachenden die Anzeige: es ist Tag geworden oder, dem Angegriffenen der Zuruf: vertheidige dich!

Gehen wir zu dem Schauspieler hinüber. Er bedarf der Versicherung: du bist nicht ein bloßer Lustigmacher, kein bloßer moralischer Phrasendeclamant im angemalten Gesicht, lumpenbehangenem Cadaver, mit Scepter oder Narrenkolbe, Heroenschwert oder Harlekinspeitsche, du bist kein loses, lockeres Anhängsel an der Reihe der Künstler und hast wie diese alle einen hohen heiligen Zweck der Menschheit und menschlichen Gesellschaft zu erreichen. Er bedarf dieser Versicherung, um nicht bloßer Figurant zu bleiben, um nicht in bloßem Komödiantenthume sich umzutreiben, um zum Künstlerthume aufzusteigen, um vom eignen Gefühle der Würde durchdrungen zu werden, und sich in der Gesellschaft den gebührenden Rang zu verschaffen.

Wenn der Bühnendichter ein heiliges Amt verwaltet, so ist der Schauspieler seine rechte Hand, ohne die er nichts auszuführen vermag, und er hat ein Recht von diesem und mit diesem, nach den Gleichmaße der Würdigkeit geachtet zu werden. Das Publicum, mit seinen verschiedenen Leidenschaften und Willensabweichungen tritt vor ihn, den Mann der Bühne, hin mit der schweigenden Aufforderung: Nun rede und handle etwas, das uns Alle vereinigt, uns Alle rührt, unsern Herzen gleiche Empfindungen einflößt, unseren Geist zu gleichen Entschlüssen aufregt, zu gleichen Thaten uns begeistert, zu gleichem erwünschten Ziele uns führt. Und der Mann, der diese Anforderung an sich ergehen läßt und ihr mit vorzüglichen Kräften entspricht, verdient der auf eine niedere Rangstufe gewiesen zu werden? Gleich dem gemischten Publicum rufen Redner, Tonkünstler, Maler, Bildhauer dem Schauspieler zu: wohlan, jetzt zeige uns in äußerem Ausdruck und Physiognomie, mit Wort und Bewegung, mit Stellung und Geberde, durch Gruppirung und Anednung, durch Ton und Stimmenbeugung etwas, das wir mit in's Studirzimmer, in's Atellier und auf die Tribüne nehmen, als Beispiel und Muster benutzen können. Und ein Mann, der vielleicht auch nur einen der genannten Künstler vollkommen befriedigt, sollte den Reihen der Künstler schließen?

Theaterberichte.

Prag, im November 1835 *).

Die Prager Geistes-Stagnation wird gestört durch Nestroy und Uffo Horn. „Zu ebener Erde und im ersten Stocke" wird richtig in den Keller hinunter placirt. Uffo Horn von einem guten Genius, gen. Prof. Müller, aber mehrern bösen Genien, angeblich vom Tandelmarkte (was thut der Ort zur Sache?) geleitet. Einige kecke Bomben in's Lager Israels und in's Prager Parterre.

Der ruhige sanfte Geistesschlummer, dessen sich unsere Hauptstadt in der Regel neun Monate des Jahres erfreut, wurde wieder einmal durch ein paar Novitäten des Theaters unterbrochen Alles kam in Aufruhr darüber und noch sind die Gemüther in lebhafter Gährung begriffen. Vor einem Monate kommt das Tagesgespräch nicht wieder in sein altes decentes Geleise von der Witterung und dergleichen, und wo man jetzt hinkommt, hört man sprechen von Johann Nestroy's neuester Posse: „Zu ebener Erde und im ersten Stock," und von Uffo Horn's romantischen Drama: „Horimir."

Herr Nestroy scheint das Gebiet der Zote und niedrigsten Gemeinheit verlassen und sich andern Regionen zuwenden zu wollen. Seine benannte neueste Posse spricht laut dafür. Trotz dem großen Lobgeschrei, das die Wiener Blätter darüber anstimmten, seh' ich aber nicht ein, was Verdienstliches in dieser Aenderung zu finden ist. In moralischer Hinsicht hat Herr Nestroy vom Schlechten abgelassen und sich dem Verkehrten zugewandt. Moralisch-Verkehrtes ist aber wo möglich noch schlimmer, als Moralisch-Schlechtes, und so bleibt mir nichts als Tadel übrig, für die neueste, in der Nähe der schmutzigen „Wien" erblühten Theaterblume. Die herzzerschneidenden, schrecklich wahren Contraste des Lebens, das blinde Herumtappen des Glückes, die traurigen Cassen- und Geld-Verhältnisse, die ein Fluch des Himmels über die Menschheit gebracht zu haben scheint, für's Theater, unter dem Titel: „Posse" zu benutzen, das Gericht mit Wein- und Bierhauswitzen zu versehen und ein großes versammeltes Publicum darüber lachen zu machen: das ist und kann nicht mehr seyn, als ein schamlos schlechtes Beginnen, und Freunde des Schlechten oder gedankenlos dahinlebende Menschen können solches Thun vertheidigen. Der große Haufe der Theaterbesucher besteht in der Regel aus solchen Gedankenlosen, um diese für ein Stück zu gewinnen, seine Tendenz möge, höher genommen, so verwerflich wie immer sey, das braucht bekanntlich nicht viel. Ein paar treffende Witze geben den Ausschlag, und wenn es heißt: „ich gebe dem Othello in der Eifersucht zwei duplé vor" oder: „ich hab' Rache gewollt und Salerl ich habe Dich gerochen!" so ist's genug, um zufrieden zu seyn und selbst über Scenen zu lachen, wie z. B. die am Schlusse des ersten Actes der Posse ist, wo oben im ersten Stocke eine zahlreiche Gesellschaft schwelgt und Champagner trinkt, während unten zu ebener Erde der Vater seine arme, übergroße, hungernde Familie auffordert, Gott zu danken, wenn sie nur täglich Brot habe! — Ausgestattet wurde von Seite des Herrn Theaterdirectors Stöger das Stück sehr gut und da der Gedanke, die Bühne ihrer Höhe nach in zwei Theile zu theilen, ungewöhnlich ist und wie gesagt, die Witze bei den Meisten entscheiden; so wird es sich recht lange erhalten. Es wurde, was als unerhört in unserer Theatergeschichte erwähnt werden muß, viermal nach einander bei vollem Hause gegeben! — Was das romantische Drama „Horimir" des Herrn Uffo Horn betrifft, so ist es so, wie in der Regel alle Arbeiten jugendlicher Talente beschaffen sind. Es ist hubsch im Einzelnen, aber verfehlt und mißrathen im Ganzen. Sehr geistreich und wahr wurde es in den Blättern der „Bohemia" vom Herrn Professor Müller beurtheilt, und Herr Horn könnte für die Zukunft nur gewinnen, wenn er diese Beurtheilung recht sehr beherzigen wollte. Ich fürchte indeß, daß dieß leider nicht der Fall seyn wird. Der Mann der sich wunderbarer Weise das Protectorat über Herrn Uffo Horn anmaßte, der sein Rathgeber ist, und als geistesarmer Redacteur eines jämmerlichen Pfennigblattes am Prager literarischen Himmel schon seit Jahren als Nebelstern glänzt; der ist ein Feind des Professors Müller und wird nicht unterlassen, seinem Zögling die eigene bedenkliche Weisheit, statt der ächten des

*) Von einem zweiten Correspondenten D. Red.

Referenten der „Bohemia" einzuprägen. Herrn Uffo Horn's sonstige Freunde, die Einiges über ihn vermöchten, sind berüchtigte, vorlaute Tandelmarktspasquillanten und ebenfalls Feinde des Hern Professors Müller, weil dieser sich weigert, ihre nationelle Unverschämtheit und Naseweisheit, für Genie zu erklären. Es ist also auch von der Seite nichts Gutes zu erwarten. Schade wär's jedenfalls, wenn ein Talent, wie das des Herrn Uffo Horn unter solcher Umgebung zu Grunde ginge. Es ist schon traurig genug, wenn alle nöthige, einen jungen Mann so gut kleidende Bescheidenheit verloren geht. Die Aufführung des „Horimir" fand am 18. d. M. und zwar zum Besten des Schauspielers Fischer Statt. Das Haus war leer, mithin auch die Einnahme schlecht — was Hr. Fischer übrigens keineswegs verdient hat, da er uns vielfältig durch gelungene Leistungen erfreut. Das Parterre war ausschließlich mit Individuen der verschiedenen Factionen besetzt. Daß die des jungen Dichters die Oberhand hatte, versteht sich von selbst. Truppweise sah ich seine Collegen von der hiesigen Hochschule beisammen und mitten unter diesen Truppen stand gleich einem Feldherrn mit anscheinend tief denkender Miene, der erwähnte Protector des Herrn Uffo Horn. Er, der Protector nämlich, hatte seine dienstbaren Geister auf beiden Flügeln bis vor zum Orchester postirt. Als Adjutanten dienten ihm ein Paar Glaubensgenossen des „Mauschel Sunenfahn," desselben, dessen Porträt das erste Blatt der schätzbaren polnischen Schabbeslampe ziert. Diese Beiden, die Söhne von zwei Büchertröddlern, bearbeiteten links und rechts die Zweifelhaften oder Gleichgiltigen und gaben die Signale zum Applaus, welcher von den Zischern der Gegenpartei unterbrochen, nach jeder solcher Unterbrechung sich mit erneuter Kraft erhob. Wenn doch das Zischen, diese klägliche Mode in unserm Theater, einmal abkommen möchte! Bei schlechten Stücken, schlechtem Spiel zischt man selten; aber bei mittelmäßigen Erscheinungen, wo die eine Hälfte applaudirt, siehe da! da zischt jedes Mal die andere, und was ist die Folge? die Applaudirer vermehren den Spectakel und behaupten das Feld. Unter Applaudiren und Zischen und verstärktem Applaudiren wurde Herr Uffo Horn von den Seinigen in ihrer unbegrenzten Freude dreimal gerufen! Das Lächerlichste dabei war, daß man ihn auch beinahe gerufen hätte, als sein Held „Horimir" eine erlogene Lobpreisung auf die Güte des „böhmischen Eisens" vortrug.

Bessere Gesellschaft und bessere Bühnenkenntniß könnten dazu beitragen, daß Böhmen einst mit Stolz Herrn Uffo Horn als den Seinen betrachten dürfte! —

Mainz, Ende November 1835.

Strauß und sein Opernsänger. Theater und dessen Aufschwung im Drama durch die Gastdarstellungen Becker's aus Frankfurt am Main. Haffel mit seinen Hampelmanniaden. Lestocq. Die Jüdin. ꝛc.

Die Concerte, welche Strauß, der Wiener Walzerfürst, in unserem Theater gab, erregten bei uns einen Enthusiasmus, den ich Tanzwuth nennen möchte. Strauß ist eine merkwürdige Erscheinung! Wir haben seine Walzer schon öfter gehört, wir sind bei seinen Galeppaden schon dahin gerauscht an der Hand holdseliger Geschöpfe; aber es fiel uns nicht ein, in diesen Tänzen mehr zu finden, als Walzer und Galoppaden von besserer Qualität. Dirigirt Strauß aber seine 28 Musiker, geigt er selbst mit, so dringen uns diese Tänze durch Mark und Knochen, unsere Füße werden bezaubert, unser Sinn wird bethört durch die geistreich vereinigten Klangaggregate, an denen die Seele der Tanzmusik, der scharfe durchschneidende Rhythmus liegt. Ich hatte meine Freude daran, bei der Masse von Tanzreigen unsere Tanzliebhaber ruhig im vollgepfropften Hause dasitzen zu sehn; für die mochte es eine Qual seyn, die Füße nicht regen zu können! Aber was die Füße nicht thaten, thaten die Hände! Luft mußte man diesem wollüstigen Gefühle machen, und es äußerte sich in einem Applaus, der ungeheuer genannt werden kann. — Strauß hat ein schönes Sümmchen von hier mitgenommen! — Ich kann nicht umhin, Ihnen noch von einer besondern Erscheinung bei diesem Concerte zu erzählen. Bei der Gesellschaft dieses Strauß befindet sich ein Mann, Namens Stranßky, welcher sich in jedem Concerte als Sänger producirt, und zwar mit einem Soprane, der zwar für Viele nicht angenehm ist, aber doch merkwürdig bleibt. Er, der colossale Mann mit dem großen Schnurrbarte, sang die Cavatine aus Norma so zart und frisch, als sänge sie die jugendlichste Sängerin! Anfangs war man versucht, ihn auszulachen; aber bald erweckte dieser Sopranissimus ein Erstaunen, der an Bewunderung grenzte. Hat dieser merkwürdige Mann ein Instrumentchen, haarsiebartig, in der Kehle? Oder liegt sonst wo der Grund dieser feinen Frauentöne bei einem Manne? Ich weiß nicht; gewiß ist aber, daß dieser Sopran mit dem gewöhnlichen Fistuliren nichts gemein hat. — —

Nun zum Theater. — Ich habe kürzlich berichtet, daß hier die Oper auf Kosten des Dramas außerordentlich prädominirt, daß man auch, nicht aus Mangel an Sinn für das Drama, sondern weil überhaupt die Oper vorzüglich gut, und das Schauspiel schlecht besetzt ist, die erstere lieber besucht, als letztere. Im Augenblick aber, wo ich dieses schreibe, ist die Sache durchaus umgekehrt. Es gastirt nämlich hier der vortreffliche Schauspieler Becker aus unserer Nachbarstadt Frankfurt a. M., und wir haben ihn bereits schon in folgenden Stücken bewundert: Als Stephan Foster in Töpfer's „Gebrüder Foster;" als Roderich in Calderon's „Leben ein Traum;" als Müller in dem Frankfurter Localstück „der Bürger-Capitän;" als Faust in „Goethe's Tragödie." Es ist schwer zu sagen, in welchem dieser Stücke Becker am besten gefiel, und wo er am meisten Lorbeern erntete. Doch kann man als unbedingt annehmen, daß der Künstler als Roderich und als Faust die höchste Stufe seiner, tiefdurchdachter und philosophischer Darstellungsweise erreichte, daß er ferner als Stephan Foster ein sehr achtungwerthes dramatisches Talent beurkundete, und daß er in der Localposse Vielseitigkeit und Routine an den Tag legte. Wir werden von diesem uns doppelt lieben Künstler noch mehr sehn. Becker ist ein Mainzer und ein denkender, liebenswürdiger Schauspieler, und wird seinen Landsleuten wohl noch den Genuß gönnen, sich an einem noch größern Cyklus dramatischer Darstellungen zu erstarken. —

Außer Herrn Becker gastirte auch bei uns Hr. Haffel von Frankfurt a. M., ein unvergleichlicher Komiker. Haffel trat in den bekannten Hampelmanniaden auf, Stücke, die bei

uns fast so viel Interesse erregen, als wenn sie in Frankfurt gegeben würden; wir sind dieser Stadt zu nah, als daß uns diese originellen Bilder nicht erheitern sollten. Was Hassel in diesen Localpossen leistet, läßt sich nicht gut beschreiben; man muß die Oertlichkeit kennen, um die außerordentliche Natur und Wahrheit zu würdigen, mit denen der Künstler diese Frankfurter Bilder ausstattet. Der Inhalt dieser Stücke ist übrigens im Ganzen so trivial, daß man sich wundern muß, wie sie noch immer gern gesehen werden können, und nur die meisterhaften, unübertrefflichen Darstellungen Hassel's lassen dieses Räthsel erklären. — Unter manchen Novitäten, welche wir in diesem Monate auf unserem Theater sahen, hebe ich Ihnen die Oper „Lestocq, oder Intrigue und Liebe" hervor. Das ist eine Oper, die sich auf unserem Repertoir halten wird. Viel Handlung und viel Melodie — das ist uns genug! Dabei sind wir so glücklich, in der Person des Hrn. Jaskewitz einen Lestocq zu besitzen, der wohl auf den größten Bühnen in Bezug auf Gesang und Spiel nicht trefflicher dargestellt werden kann. — Einstudirt wird bei uns im Augenblick „die Jüdin" von Halevy, eine, wie man allgemein hört, herrliche Oper; auch mehrere Dramen werden bald über unsere Bühne schreiten, da wir einige bedeutende Gäste erwarten.

Theater-Guker.

Paris. La femme qui se venge (Weiberrache) hat auf dem théâtre des Varietés großen Erfolg gehabt, der sich bald über die Grenzen des französischen Gebiets hinaus erstrecken möchte. Der Titel entspricht jedoch nicht hinreichend dem Stoffe. Ein junger Brausewind nämlich, vermißt sich, die Tugend einer schönen Witwe binnen vier Wochen besiegt zu haben, geht mit vollen Segeln auf's Ziel los, verliert aber dabei sein Herz, und auf halbem Wege in Liebe verstrickt steht er den Scherz sich in Ernst umwandeln. Beinahe ein Gleiches findet bei der versuchten Schönen statt, die den Versucher ebenfalls nicht ungestraft gehöhnt und geäfft hat. Um die Sache nicht auf's Aeußerste kommen zu lassen, erklärt sie ihm Alles, ertheilt ihm den Abschied und reicht ihre Hand einem mit ihr zwar einverstandenen, aber nicht ohne Besorgniß wegen des Ausgangs der Affaire gewesenen Banquier. Der Verabschiedete folgt ihrem Beispiele und bietet Herz und Hand ihrer Schwester. Witziger Dialog und wahre Empfindung nebst lebhafter Handlung geben der Piece einen bleibenden Werth. — Auf dem Theater St.-Martin herrscht fortwährend Fluth und Beifallssturm über die Leistungen der Beduinen. Bei ihrer unerhörten oder ungesehenen Geschicklichkeit halten sie sich rein von Komödiantismus und Charlatanerie. Es ist, als ob sie nur unter sich seyen und zur eignen Unterhaltung spielten. Säulen aus Menschen zusammengesetzt, erheben sich in spiralförmiger Windung, und verschwinden im Nu vor den Augen der jubelnden Menge. Kraft, Gelenkigkeit und Schmiegsamkeit, thierische Stärke und menschliche Geschicklichkeit geben hier ein Ganzes, das die gespanntesten Erwartungen übertrifft. Sieht man diese Söhne Afrikas springen, sich drehen und wenden, so glaubt man Schlangen und Tiger vor Augen zu haben, und ihre tours de force sind in Wahrheit etwas nie Geschautes. Die „Menschenpyramide" scheint eine Zauberei, ein Blendwerk des Gesichts. Drei Männer steigen über einander und fußen — Jeder auf des Andern Kopf. Um den Obersten winden sich zwei Kinder in seltsamen Verschlingungen, und diese lebende Maschine bewegt sich, läuft, springt, tanzt beinahe, denn sie schreitet mit Leichtigkeit nach dem Tacte der Musik, daß beim Zusehen zur Freude sich ein wenig Angst mischt, gibt die pikante Würze. Im gymnase dramatique gibt man jetzt ein Drama u. d. T.: Fieschi oder die Höllenmaschine, deren Verfasser aus Brüssel ist. Der Zulauf ist groß und das dritte Tableau: „die Heerschau oder der Mordfall" ist ungemein drastisch und entschädigt für die beiden ersten etwas matten Acte.

Leipzig. Hier herrscht, auch wenn man in einen reinfarbigen Spiegel schaut, Mangel an allen Ecken. Für Schau- und Trauerspiel ist nur eine Schauspielerin da, Frln. von Zahlhas; aber wie trefflich diese junge talentvolle Dame, (Pflege-?) Tochter des rühmlich bekannten Schauspielers Hrn. von Zahlhas (Neufeld) ist, uns hilft es nichts, da sie die Direction nicht multipliciren kann. Mit Dlle. Weise, die Anstandsdamen spielen sollte, hat der Gott Hymen den Bretern entführt, und Dlle. Wagner kann nur im Lustspiel als eine Zahl gelten. An Schauspielern haben wir nur Herrn Düringer, einen Mann, der zwischen dem zweiten und dritten Gliede guter Schauspieler steht, also selten recht genügt. Herr Baumeister steht wenigstens wieder um zwei Glieder tiefer und rangirt mit Hrn. Linke. Hr. Ball, ein Schauspieler höherer Geltung, kann des beschränkten Schau- und Trauerspiel-Repertoirs wegen nur selten zu Rollen, wie die Borodin's, kommen. Hr. Baudius, mit glücklichem Erfolg immer höher strebend im Bereiche der Kunst, ist unstreitig unsers Theaters erste Zierde.

Die Oper krankt an einem Hauptnerv — an einem ersten Tenoristen und behilft sich oft jämmerlich mit Hrn. Schmitt, den das Publicum nicht reden, geschweige denn singen hören mag, oft mittelmäßig mit Hrn. Weitgaß. Hr. Eicke ist unser Juwel. Aber was hilft es ihm, was uns, da er, ein höchst talentvoller Sänger und feuriger Schauspieler mit allen einschmeichelnden äußeren Mitteln ausgestattet, nicht am rechten Orte zu glänzen Gelegenheit erhalten kann, eben weil ein erster Tenor uns abhanden gekommen ist. In Partieen wie Masaniello und Figaro (in F.'s Hochzeit), die für seine Baritonstimme nicht passen, kann sein Glanz sich nur verdunkeln, während er in den seriösen Partieen Hans-Heiling, Vampyr und in ähnlichen hell aufleuchten würde. Ein trauriges Geschick! Mit den Damen sind wir besser bestellt, denn da können wir uns rühmen einer Dlle. Löw, Ringelhardt, Günther. Dlle. Rosenfeld ist nach Dessau ausgeschieden. Glück auf dem Weg! Dort braucht sie keinen Regie-Schutz mehr, Hr. Lortzing!

Dieser Mann ist einer von denen, die unser Lustspiel zu etwas wirklich Vorzüglichem machen; natürlich ist er, als Roué, Bonvivant, Chevalier ꝛc. ꝛc., dies nur durch die Vereinigung mit den beiden Komikern Berthold und Ballmann. Aber diese einfache Vorzüglichkeit ist unserem Publicum doch zu einfach, und es will mehrfach befriedigt seyn. Sättigung durch Lustspiele ist um so mehr zu fürchten, je mehr die Direction ihre Zuflucht zu denselben nimmt oder nehmen muß. Unter manchem Neuen in diesem Genre waren nur wenige gute Neuigkeiten.

Zuletzt hat Furore gemacht die Jüdin von Halevy, an die man hier sehr viel gewendet.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 9. (VII. Jahrgang.) Montag, den 11. Januar. 1836.

Peter von Stauffenberg.

Dort oben auf des Stauffen Höh'
Hauft einst ein wack'rer Ritter,
So waglich, wie noch keiner je
Die Helme schlug in Splitter.

Der hatt' ein Liebchen, wie kein Mann,
Jetzt und zu allen Zeiten,
Zu küssen ein's sich rühmen kann:
Das mag mir Niemand streiten.

Ein Feechen war es, zart und hold,
Ein Schätzchen zum Entzücken,
Und gönnt ihm oft der Minne Sold
Im glühenden Beglücken.

Da sprach der Kaiser Sigismund:
„Du sollt Dich nun vermählen," —
Und trotz dem heimen Liebesbund
Thät er ein Weib sich wählen.

D'rauf, als er mit der schönen Braut
Zur Kirche kam gegangen,
Da ward am Weg' die Fee geschaut
Mit nassem Aug' und Wangen.

Und wie er bei dem Mahle saß,
Gab sie ihm noch ein Zeichen:
Am dritten Tage lag er blaß
Im feuchten Grund der Leichen.

Eniautos.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Ich habe gebeichtet, entgegnete Clara mit hoher Ruhe, und ich that es in der besten Absicht, und weil es mir Pflicht und Bedürfniß war, darum fürcht' ich die Folgen nicht. Hört, Johannes! versetzt euch einen Augenblick in meine Lage; bedenkt, wie ich immer einsam und verlassen in dieser Stube sitzen und, von stillem Gram verzehrt, zusehen mußte, wie ihr euch immer tiefer in's Verderben stürztet, wie in dem wüsten Leben, dem ihr euch hingabt, der letzte Funke häuslichen Sinnes erlosch. Mein Herz sehnte sich nach Mittheilung, und diesen Trost gewährte mir das Sacrament der Beichte. Wäre vorher je in mir der Gedanke entstanden, daß das Geheimniß der Beichte mißbraucht und verletzt werden könnte, zumal von Anselmo, den ich für einen Heiligen hielt, — wahrlich, ich hätte mein Vertrauen einzig auf Gott und die heilige Jungfrau gerichtet und keinen Menschen zum Mitwisser gemacht!

Und seyd ihr es also, Frau, welche mir jene Rechnungen entwendet, und sie den Händen der Mönche überliefert hat? fragte, vom Fieberfrost geschüttelt, Junker Bilgeri.

Das bin ich nicht, entgegnete Clara mit strahlenden Augen, ich bin keines Diebstahls fähig; Alles, was in dieser Sache von mir gethan wurde, kann ich vor Gott und dem Gewissen verantworten. Jetzt aber bin ich selbst der Meinung, daß Anselmo seine Hand hier im Spiele hat, und es müßte mich Alles täuschen, wenn ich dem Bubenstreiche nicht auf der Spur wäre. Ich habe unwidersprechliche Beweise, daß Lise, unsere Magd, mit dem Mönch verbotenen Umgang treibt. Sie hat mich gestern gebeten, ich möchte sie doch heim, nach Schwaben, ziehen lassen; die alte Mutter sey krank und begehre ihrer; aber ich bin versichert, daß es sich hier um eine junge Mutter handelt, und um ein Kind, dessen eben nicht sehr begehrt wird, wie ich mit Grund vermuthe. Wie, wenn nun Anselmo durch ihre Vermittlung zu den Pergamenten gekommen! Halt, wir wollen sie einmal vorladen; aber ich bitt' euch, bezähmt euere Leidenschaft, die uns hier Alles verderben könnte.

Die Edelfrau schellte; die Dienerin, welche unsere Leser in zwei Capiteln kennen gelernt haben, erschien.

Lisens sonst blühende und glühende Wange war etwas bleich; ihr sonst hüpfender Gang war seit ein paar Wochen bedeutend schwerfälliger geworden; aber ihr großes, schwarzes Auge blickte mit jener Keckheit umher, welche für das Merkmal eines guten Gewissens und für Unbefangenheit gelten sollte.

Du willst also heim zu deiner kranken Mutter, Lise? fragte Frau Bilgeri, indem sie sich mit scheinbarer Gleichgiltigkeit wieder an den Rocken setzte.

Ja, edle Frau, entgegnete die Magd, und je eher je lieber; denn die gute Mutter ist jetzt gar so verlassen, sie sehnt sich gewiß Tag und Nacht nach ihrem Kinde, und während sie ihre Zeit auf dem Krankenlager durchseufzt und Mangel an allem Nöthigen leidet, leb' ich hier im Ueberfluß, und das ist, — ach, das ist gewiß eine schwere Sünde! Schluchzend griff sie nach ihrer Schürze und wischte sich die thränenlosen Augen ab.

Das ist brav von dir, Lise, daß du so treulich deiner Mutter gedenkst, die dich einst unterm Herzen getragen. Kindesliebe allein mag für die Schmerzen der Geburt, für die Mühsale der Erziehung entschädigen. Gewiß, du stellst dir bei diesem Anlaß recht lebhaft vor, was du Alles von einem Kinde, wenn gerade jetzt ein solches unter deinem Herzen läge, erwarten würdest? Ein scharfer Blick begleitete diese Frage.

Lise erröthete bis in den Busen und senkte auf eine Secunde die Wimper; dann aber faßte sie sich schnell und entgegnete: wie meint ihr das, edle Frau? Ich bin ein unbescholtenes Mädchen, und kann euere Vergleichung nicht recht fassen.

Ich meine, sprach Clara mit Nachdruck, du würdest auf die Zukunft deines Kindes, falls du ein solches unter dem Herzen trügest, für die Schmerzen der nahen Geburt und für die Mühen der Erziehung eben so gut einen Schuldbrief ausstellen, als deine Mutter es einst auf deine Zukunft gethan.

Aber, edle Frau, entgegnete Lise, die indessen ihre ganze Keckheit wieder gewonnen hatte und sich höchlich beleidigt stellte, wie mögt ihr denn einer ehrlichen Magd so schmähliche Dinge, auch nur beispielsweise, zumuthen? Ich soll mir vorstellen, daß ich schwanger sey! Heilige Hildegard! das heißt ja gerade so viel, als ich soll mir denken: Lise, du bist eine liederliche Metze! Und ich — eine liederliche Metze! ich! Nein, Frau, das bin ich nicht; ich bin arm, das ist wahr; aber der oder die soll kommen und mir Arges nachreden! — Im gottseligen Wandel nehm' ich's mit der Vornehmsten auf, nnd wir wollen dereinst im Himmel sehen, wer eigentlich die Vornehmsten sind!....

Jetzt erhob sich Frau Clara mit Würde und sprach: Lise, du hast dich selbst verrathen. Kennst du das alte Sprichwort: wenn man auf den Busch klopft, so kracht es? Eine Unschuldige würde meine Frage nie so gedeutet haben, wie du es thatest. Ja, du bist schwanger, und ich werde meinen Gemahl bitten, dich für so lange in Gewahrsam bringen zu lassen, bis dein eigner Zustand dir deine lügnerische Zunge lähmt.

Die Kraft der Heuchlerin brach zusammen, ihr Widerstand verwandelte sich, wie es bei leichtsinnigen Lügnern in den äußersten Fällen zu geschehen pflegt, in verzweifelte Hingebung an ein unvermeidliches Geschick; denn einen Ausweg gab es weder in ihrem Herzen, noch in ihrem Verstande. Sie sank auf die Knie, erhob flehend die Hände, seufzte und — schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf die Constitutionalität Europas.

(Fortsetzung.)

II. Consularaera.

Eine zweite Coalition hatte unterdessen sich wieder ausgebildet*). Auf die politische Bühne war jener Mann getreten, welcher, General, Consul oder Kaiser, auf dem Boden des gesammten Europa und bis hinaus auf den ewigen Sand Afrikas, mit seinen Regimentern auch unsere Meinungen und Einrichtungen Triumphe feiern ließ, welcher Regelmäßigkeit und Kraft in das Regierungssystem, die Freiheit aber zu rasch fortschreitendem Verfalle brachte.

Der Constitution des Directoriums folgten, im Laufe einiger Jahre, diejenigen des Consulats auf gewisse Zeit (Constitution des Jahres VIII. [1799]), des lebenslänglichen Consulates (Senatusconsult des Jahres X. [1802]) und des erblichen Kaiserthums (organisches Senatusconsult des Jahres XII. [1804]), — und einer jeden dieser neuen Phasen entsprachen gleiche Umgestaltungen in den Trabantenrepubliken.

Die Zeit des Consulats zeigt uns in allen diesen Freistaaten die Annahme neuer, den Directorien ein Ende machender und dieselben unter allerlei Benennungen durch eine Consulargewalt ersetzender Constitutionen: die batavische Republik schuf erst eine Staatsregentschaft (1801), und dann (1805) einen Großpensionar; die Republik Lucca einen Gonfaloniere (1801); Genua einen Doge (1801); die italienische Republik — denn so verwandelte sie ihren ehemaligen Namen (cisalpinische Republik) in der neuen Constitution — einen Prätendenten (1802).

Nicht mehr der Völker Wiedergeburt, wohl aber die endliche Feststellung ihres innern Organismus erstrebte die

---

*) 1799, zwischen England, Rußland, Oesterreich, einem Theile Deutschlands, Neapel, Portugal, der Türkei und der Babaresken.

Consularpropaganda in den von ihr hervorgerufenen Constitutionen. Man bemerkte in denselben schlaue Schonung der örtlichen Neigungen und Gewohnheiten, den Gebrauch inländischer volksthümlicher Namen, mit denen man übrigens ganz andere Dinge — das eingeräumte Wort beschwichtigt in der Regel über die versagte Sache — belegte. Aufgestellt blieben gleichwohl in diesen Constitutionen, über welche man, wie über diejenige Frankreichs, fast durchgängig die zur Eintragung ihres „Für" oder „Wider" berufenen Bürger abstimmen ließ, die großen Grundsätze der Volkssouverainität und der Gleichheit Aller in den Augen des Gesetzes.

In solchem Geiste trat um diese Zeit an die Stelle der auf Einheit und Untheilbarkeit basirten Schweizerconstitution, welche seit ihrem Erscheinen nur Zwiespalt, Widerstand und Unruhen bereitete, der Vermittlungsact vom 19. Februar 1803*). Er hob das Einheitssystem auf, vermischte mit den neuen Grundsätzen die alten, versteckte Neuerungen unter eingebürgerten Namen, gab der Schweiz die ehemalige Gestalt einer Bundesstaatenrepublik wieder, und stellte deren neunzehn Cantons unter die Mittlerherrschaft Frankreichs. Die der Schweiz als Pathengeschenk der Revolution bleibende Wohlthat bestand im Umsturze des Patriciats und der auf dem Lande und in den Amtsbezirken waltenden Cantonsherrschaft, — in der, sechs aus der Abhängigkeit zur Selbstständigkeit erhobenen Cantonen gestatteten, Zulassung zum Bunde, und in dem jedem Schweizerbürger zugesicherten Rechte, auf dem ganzen Gebiete der Vereinstaaten seinen Wohnsitz aufzuschlagen und seinen Erwerbszweig auszuüben.

Noch während der Consularphase begann die bis dahin auf die unmittelbaren Grenzländer beschränkte Wirkung der Constitutionalität Frankreichs auf das Innere von Deutschland sich auszudehnen.

Nach dem Siege bei Marengo hatte der Lüneviller Frieden (1801) das ganze linke Rheinufer von Deutschland gerissen und mit Frankreich vereinigt, — und hierin lag der Anfang einer für den Zusammenhang des deutschen Reiches die höchste Bedeutung gewinnenden Umwandlung. Das deutsche Reich stand da, wie ein altes Denkmal der Zerstückelung des Souverainitätsrechts. Mehr als tausend Fürsten, Grafen, Ritter, Städte, Bischöfe und Aebte übten, ein Jeder auf seinem Gebiete, beinahe alle Rechte, deren Gesammtheit die Souverainität bildet, — die den Namen Territorialrecht führenden Befugnisse. Sie erkannten kein anderes Haupt als Kaiser und Reich, d. h., den Kaiser im Zustande einer gewissen Zahl Fürsten, denen das Recht, auf dem sogenannten Reichstage zu sitzen, zustand. Die Fürsten und Andere, welche Territorialrecht besaßen, hießen reichsunmittelbar*), im Gegensatze zu den, durch Privilegien über den gewöhnlichen Unterthan hervorragenden, mittelbare genannten Besitzern der in ihren kleinen Staaten gelegenen und von ihnen abhängigen Herrschaften. — Der Lüneviller Friede führte wider diesen Stand der Dinge den ersten Streich. Da viele deutsche Fürsten durch die im Namen des gesammten Reiches geschehene Abtretung des linken Rheinufers ihre Staaten verloren, und es Unrecht schien, sie eine Allen gemeinsame Last allein tragen zu lassen, stellte Frankreich in diesem Staatsvertrage die Bedingung, daß sie vom deutschen Reiche entschädigt werden sollten. Eine Reichsdeputation trat zur Festsetzung der Entschädigungen in Regensburg zusammen, — aber woher die Entschädigungsmittel nehmen? wen berauben, um den von Frankreich Verjagten Etwas zu geben? Zu Opfern erkor man die geistlichen Staaten und freien Städte: alle Bischöfe und Aebte, alle freien Städte mit Ausnahme von sechsen wurden ihrer Souverainität verlustig erklärt und ihr Gebiet unter die Fürsten vertheilt; Deutschland zählte neun und neunzig Souveraine weniger**)! Der erste Schritt zur Vereinigung des zerschnittenen Volkes in gemeinsamem Geiste und Zwecke war gethan!

So wirkte die Consularphase auf Europas Constitutionen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine aus vier, von dem ersten Consul ernannten französischen Senatoren und Schweizerdeputirten verschiedener Parteien zusammengesetzte Commission berieth und beschloß diesen Act im December 1802 zu Paris; Napoleon bestätigte ihn im Februar 1803, und der helvetische Senat nahm ihn unter dem 5. März des nämlichen Jahres schon an.

*) Der reichsunmittelbaren Stände, die auf dem Reichstage Sitz hatten, waren 272: 1) im Kurfürstencollegium, 3 geistliche und 6 weltliche; 2) im Fürstencollegium, 39 geistliche und 61 weltliche; 3) in dem Collegium der freien Städte, 63.
Es gab überdies einen sehr zahlreichen reichsunmittelbaren Adel, dessen Glieder, obgleich ohne Sitz auf dem Reichstage, nichts desto weniger in ihren Duodezstaaten Souveraine waren, und nur von Kaiser und Reich abhingen.

**) 42 geistliche Staaten und 57 freie Städte; Augsburg, Frankfurt, Bremen, Nürnberg, Hamburg und Lübeck blieben.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 15. December 1835.

Die Schriften von Gutzkow, Wienbarg und Laube, und Alles, was sie vielleicht redigiren möchten, ist innerhalb des preußischen Staats verboten, die von Theodor Mundt, insofern sie nicht innerhalb des preußischen Staats gedruckt und also dort censirt sind. Da Herr Laube die Redaction der Mitternachtszeitung vom künftigen Jahre hat übernehmen wollen und die Verlagshandlung desfalls Ankündigung drucken lassen und zur weitern Veröffentlichung umhergesandt hat, so ist bereits diese Zeitschrift verboten und die Bekanntmachung der diesfälligen Ankündigung nicht erlaubt worden. Man gestattet nicht einmal, die Namen der drei Ersten in einer Zeitschrift, selbst wenn man

sich gegen die Tendenz ihrer Schriftstellerei erklärt, zu erwähnen; die Censur verweigert das Imprimatur.

Unterm 21. November d. J. ist durch ein Cabinetsordre an das Staatsministerium das Gebot der Verschwiegenheit an alle königl. Beamte, in Hinsicht der Gegenstände ihres Amts, erneuert worden. So viel man indeß weiß, kann man zur Ehre der Officianten wohl behaupten, daß der Fall, wo Einer seinen Dienst-Eid verletzt, höchst selten vorgekommen, weßhalb denn auch die Correspondenznachrichten in auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften sich nur — mit seltner Ausnahme — auf Gegenstände beschränkten, die zum allgemeinen Stadtgespräch geworden sind. Eine Ausnahme davon haben jetzt nur die Alles moralische Gefühl empörenden religiösen Umtriebe der sogenannten Mucker gemacht. Daß auch Mancher davon gesprochen haben mag, der vermöge seiner Dienstverhältnisse davon hat unterrichtet werden müssen, ist anzunehmen; indeß macht dies seinem sittlichen Gefühl keine Schande, und wenn diejenigen, die dabei betheiligt sind, etwa die Erneuerung dieser gesetzlichen Bestimmung veranlaßt haben sollten, so dürften sie doch hierin ihren Zweck verfehlt haben, denn es ist davon so Vieles und so allgemein im Publicum verbreitet, daß, selbst den Fall angenommen, es käme davon nichts weiter zur Publicität, doch dies schon hinreicht, um eine genaue Untersuchung, gesetzmäßige Bestrafung und solche Maßregeln zu erwarten, die ähnliche Verirrungen für die Folge verhüten.

Der Superintendent Küster hielt am 13. d. M. nach funfzigjähriger und rühmlicher Dienstlaufbahn in der Werderschen Kirche seine Jubelpredigt. Dies war nicht nur gesprächsweise schon allgemein bekannt, sondern auch in den Intelligenzblättern, in welchen alle Geistliche, welche an den Sonn- und andern Tagen die Kanzel betreten, namentlich aufgeführt werden, war es ausdrücklich bemerkt, daß derselbe an diesem Sonntag-Vormittag seine Jubelpredigt halten würde. Da er die allgemeine Liebe und Achtung genießt, so war vorauszusehen, daß der Zudrang, um ihn an diesem Tage zu hören, sehr groß seyn würde. Wie erstaunten Manche, als ihnen der Eintritt in die Kirche verweigert wurde, weil vor den Thüren einige Männer standen, und Einer derselben denjenigen, welche in die Kirche gehen wollten, die Frage vorlegte: „Sind Sie mit einem Billet versehen?“ — Bestürzt entfernte sich Mancher und war nicht wenig erstaunt, daß man zur Beiwohnung eines Gottesdienstes, wie bei einem Schauspiel, Concert, oder einer andern Sehenswürdigkeit für Geld, eine Einlaßkarte haben sollte. Unstreitig hat der würdige Jubelgreis an einer solchen Anordnung — wobei ich das passende Beiwort unerwähnt lassen will — nicht den mindesten Antheil.

In der Recension der Schrift von Lerminier: Au dela du Rhin, in Nr. 91 des Literaturbl. des Morgenblatts, scheint der Recensent anzunehmen, wenn er Lerminier's Ansicht von dem Einfluß Hegel's und Goethe's widerlegt, daß diese irrigen Ansichten in Berlin herrschend sind, denn er sagt ausdrücklich: der Franzose habe durch die große Berliner Brille gesehen. Dies ist aber ein großer Irrthum; denn wenn einige angehende junge Philosophen und Schöngeister und einige ästhetische Damen diese Brillen tragen, so kann man sie deßwegen doch nicht die Berliner Brille nennen. Der größte Theil selbst des gebildetesten Publicums, dem Wissenschaft und Kunst nicht fremd sind, interessirt sich fast gar nicht für die Hegel'sche Philosophie, hegt vielmehr eine Abneigung dagegen, weil seine Schüler sich vielfach als sehr verschrobene Köpfe zeigen, und seine mißverstandenen Ideen bei jeder Gelegenheit, also oft sehr am unrechten Orte und bei Gegenständen, die ganz außer dem Bereich dieser Philosophie liegen, zur Schau tragen, um damit zu prunken. Beweise davon findet man in dem Gesellschafter und dem Freimüthigen. Die Zahl der Abonnenten für diese Zeitschriften hat sich daher auch auffallend verringert, folglich kann man wohl eine Brille, die nur wenige und unter diesen sehr viele orientalische Nasen tragen, nicht den Beinamen: die Berlinische geben. Eben so verhält es sich mit Goethe. Die Mehrzahl, welche auf einer höhern Stufe der geistigen Bildung steht wie die gewöhnlichen Leser und Leserinnen der Bücher in Leihbibliotheken, zieht Schiller vor, und nur eine kleine Zahl von Schöngeistern und mit ästhetischer Bildung prunkenden Damen tragen ihre an Abgötterei grenzende Bewunderung für ihn mündlich und gedruckt zur Schau. Diese stehen daher auch nicht an, Nicolai, wegen seines Werks über Italien, unaufhörlich zur Zielscheibe ihrer Angriffe und ihrer oft faden Witzeleien zu machen, weil er so unbedachtsam gewesen, durch seine Schilderung dem Liede Mignon's:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n,“ zu widersprechen.

Da diese Goethokorare ihn zu einem Dichterfürsten proclamiren, so halten sie es für ein Majestätsverbrechen, wenn man eine andere Ansicht hat, wie er. Durch diesen Kunstgriff möchten sie gern den Glauben verbreiten, als wenn sie die ersten Stellen an seinem Hofe bekleideten und nach Art kriechender Höflinge schmiegen und biegen sie sich in den Staub vor ihm, um desto anmaßender und hochmüthiger gegen Andere zu seyn.

Nicolai würde offenbar besser gethan haben, wenn er von diesen plumpen Angriffen keine Notiz genommen; er hätte sich mit dem Zeugnisse derjenigen begnügen sollen, die nach Italien eine Reise gemacht, und bei ihrer Rückkehr die Wahrheit seiner Schilderungen bestätigt haben. Mehrere, die jetzt von dort wieder heimgekehrt, pflichten ihm im Ganzen völlig bei. Es sind anerkannt wissenschaftlich gebildete Männer, nur — da sie sich mehr dem praktischen Leben im Dienste des Staats und nicht der Schriftstellerei widmen — mögen sie nicht öffentlich für ihn auftreten; sie scheuen sich, in ein Wespennest zu stechen, und können ihre Zeit nützlicher anwenden, als sich in literarische Klopffechtereien einzulassen. Nicolai hätte sich damit begnügen sollen, eine neue Ausgabe seiner Schrift über Italien, mit den ihm etwa nöthig scheinenden Verbesserungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu veranstalten, ohne seinen Antagonisten eine Sylbe zu widmen; denn schon diese neue Auflage ist ein Beweis, daß solche Eingang und Beachtung bei dem Publicum gefunden hat.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 10. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 12. Januar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Das nahm ich auf! Das wollte ich wirklich thun, aber in meinem Sinne! Ich schied mit meinem Kinde, betäubt und bedrückt, wie aus einem Irrenhause, froh die Gespenster des Menschen los zu seyn, die mich herzten und küßten und segneten zu meinem Gange, damit ich bald die Ihre sey!

Ich zitterte über die einzige mögliche Hilfe, den Rath, die Aussicht! und war kaum froh meines eignen Verstandes und meines Herzens. Aber ich hatte Muth, da ich durch den Augenschein belehrt nun sahe, daß die in der Ferne den Völkern als so heilig vorgegaukelte Sache, nicht um Gottes und der Seligkeit willen unterfangen worden, sondern aus irdischer Herrschsucht und Klugheit. Und über eine menschliche Ungerechtigkeit und einen Betrug glaubt' ich zu siegen — wenn nicht für Alle, doch für mich.

Und so ging ich getrost in den Palast des Papstes, in das Vorzimmer. Da stand ich harrend mit klopfendem Herzen!

Ich war durch die doppelten Wachen mit Hellebarden, am Portal, auf der weißen Marmortreppe, an der Thür in den Saal gegangen, und nun in dem großen prachtvollen Vorzimmer, in welchem noch die Wachskerzen an den drei funkelnden Kronleuchtern brannten, und worin noch künstliche Nacht und künstlicher Tag war — hier beklomm' es mich, als sey ich in die Räder und in das Getriebe einer großen wunderbaren Windmühle gerathen! Ich mußte sehen lernen, theils um mit meinen geblendeten Augen die Gegenstände wahrzunehmen, theils um sie zu verstehen, zu fassen, und sie in meiner Seele an ihren Ort zu stellen, in eine tiefe zukünftige Vergangenheit, wo alle diese Kerzen verloschen, diese Menschen um mich, ja diese Mauern Staub waren, Staub, Erde, Nichts!

Rechts an der Thür zu dem innern Zimmer saß ein vornehmer Diener, die gefalteten Hände auf dem wohlgemästeten Bauche, in seinem Lehnsessel von rothem Sammet. Ich trat ihm nahe, ich bat ihn, mich zu melden, und nannte ihm meinen Namen. Er betrachtete mich und sagte: So geht man nicht zu dem heiligen Vater! — im Mantel!

Ich legte den Mantel ab und trat ihm näher.

... in solchem Kopftuch! fuhr er fort.

Ich legte auch das Tuch ab —

... in solchen Schuhen, die den Gang auf der Straße an sich haben — — fuhr er fort.

Ich zog meine Schuhe aus, und verlangte nun, daß er sein Amt thun.

Er blieb ruhig sitzen und wies mich blos mit dem Finger ab. Jetzt frug ich ihn zornig: Zu Christo gingen alle Lahmen und Bettler, wie sie wandelten in Samaria, Galiläa und überall — und zu Eurem Herrn, der nur seinen Apostel vorstellt, soll nicht ein Weib eingehen... das ist....!

Beruhigt Euch, gute Frau, sagte er; Christus hatte auch eine Art Hof, und der ließ auch nicht Jeglichen vor ihn, selbst nicht seinen Bruder und seine Mutter, unsre allerheiligste Jungfrau! Dabei lüftete er sein Käppchen ein wenig.

Da ich ihm aber ein großes spanisches Goldstück ungemerkt in die Hand drückte, die ich wie bittend ergriffen, zuckte er die Achseln und sagte: gute Frau, Ihr werdet mir selbst danken, wenn ich Euch nicht zu unserm Herrn einlasse, denn — schämt Euch — er ist im Bade.

Ich verstummte in der Seele.

Und... setzte er hinzu, wenn unsre holdseligste Frau Gräfin Mathilde hinweggegangen seyn werden, dann wartet schon dort Frau Marsala, die Wahrsagerin, die gerufen ist. Denn es sind wichtige Dinge vor, und so

kommt gewiß kein Augenblick jetzt an Euch. Uebrigens, seyd Ihr arm, gute Frau, zischelte er, so nehmt den Goldling lieber zurück. Aber ich gab dem guten Manne noch einen großen Goldling, und dafür reichte er meinen Knaben seinen Kohlentopf in die Hände, sich zu wärmen, denn es war frisch im Saale und nirgend ein Kamin. Ich setzte mich harrend in eine Ecke, auf die mit Sammet beschlagene, an der Wand umher laufende Bank, wohl zehn Plätze weit von einem etwas wunderlich gekleideten großen blassen, ernsten Weibe, die aus ihrem Ernst mich einen Augenblick freundlich mitleidig ansah und dann den Kopf senkte; und eben so weit von einem geistlichen Herrn, der aus schwerem Herzen seufzte, als wär' er allein. So harrte ich lange. Endlich sprach mein Nachbar laut für sich, aber auf deutsch: »das Bad dauert länger als die Sündfluth! so lange ist Jonas nicht im Bauche des Wallfisches gewesen!« und ich überraschte ihn darauf mit meinem deutschen Gruße, den er fröhlich erwiderte; ich rückte ihm näher, wir waren ja Landsleute, er war auch ein Unzufriedener, und aus meinem vollen Herzen erfrug er leicht die Ursache meines Hierseyns, und wie ich in Begleitung des Bischofs Robert von Bamberg und Otto von Regensburg, meines Burcard freimüthiger treuer Freunde, hierher gekommen, und alle mein Leid!

Er preßte die Lippen zusammen, sahe und winkte dann mit den zusammengezogenen Augen quer über den Saal, und sagte mir sehr leise: Seht dort den wie schlafend dasitzenden Mann — der kann Euch helfen, wenn er will! Glaubt nicht, daß die großen Herren nicht wiederum ohne Herrn sind! Sie haben auch ihre Herrn. Denn überall gibt es gewaltige Menschen. Die vier vorigen Päpste hatten alle nur Einen Herrn, der war der Diaconus Hildebrand, der jetzige Papst, Gregor VII.; und Er selber hat nun wieder seinen Herrn: das ist da der berühmte Pater Peter Damiani, der ihm und von ihm auch die nackte Wahrheit sagt, und gesagt oder gesungen hat:

»— — — Laut sagt es mit schallender Stimme:
»Weise gehorchst du dem Herrn des Papstes
Und albern dem Herrn Papst!«

Ja durch den Damiani hat Hildebrand das Volk aufgewiegelt, ihn zum Papst auszurufen, zum Sanctum Satanam, zum heiligen Satan, wie ihn sein bester Freund Damiani nennt.

Und wirklich ist Damiani sein bester Freund — — aber so sind die Freunde der Großen — weil er die Wahrheit sagt ohne Rückhalt, und einzig und allein jetzt die lebendige Kirche ist. Auch weil er den Gregor einen Longobarden nennt, denn Hildebrand ist ein Nachkomme der Deutschen oder insonders der Longobarden, welche sich hier in der Gegend niedergelassen, und darum sey er so halsstarrig und herrschsüchtig. — —

— — — Und Ihr, Frau Bischofin, gingt Ihr zu dem Pater Peter Damiani, unserem größten Feind! frug Livia dazwischen.

Ich ging nicht; er kam zu dem so blaß und ernst dasitzenden Weibe, die er Frau Marsala hieß.

(Fortsetzung folgt.)

Pigault le Brûn und Carl Gutzkow.

Herrn Carl Gutzkow's Lehre von der Emancipation der Liebe ist keineswegs — neu*).

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts findet man sie von Pigault le Brûn in seinem Roman: „Das Faschingskind," ausgesprochen**).

Der Held dieses Romans ist ein Bastard, der durch manche Abenteuer von einem Lord großmüthig wie ein Pflegesohn behandelt wird; er verliebt sich in dessen einzige Tochter Juliette. Sie erwiedert diese Liebe. Der Lord soll wegen freier Aeußerungen durch eine **Lettre de cachet** verhaftet, dessen Tochter, eine Protestantin, in ein englisches Kloster gesperrt werden. Die Verhaftung des Lords erfolgt, nach einem heftigen Widerstand, und das Faschingskind rettet die Tochter. Er findet für sich und seine Geliebte einen Zufluchtsort bei einer armen alten Frau und bietet nun Alles auf, sich und diese kümmerlich zu ernähren.

Einst geht er mit Juliettens spazieren; da wird er von dem Sohn des englischen Gesandten Abel erkannt, der sich um Juliettens Hand beworben und einen Korb erhalten hat. Das Resultat dieser Erkennung ist ein Wortwechsel, der eine Herausfordrung herbeiführt. Juliette sucht das Faschingskind von diesem Zweikampf zurückzuhalten. Als sie dies nicht verhindern kann, läßt sie sich die Pistolen von ihrem Geliebten geben, verschließt sie in den Secretär und steckt den Schlüssel in ihre Tasche mit dem Versprechen, sie ihm den folgenden Morgen wieder einzuhändigen.

Er fürchtet, daß sie nicht Wort halten wird. Da spricht sie also zu ihm:

»Seyn Sie unbesorgt, ich bin einer Wortbrüchigkeit nicht fähig; ich will das Versprechen halten, das ich Ihnen gethan habe; aber der heutige Tag ist mein; wir wollen die Annehmlichkeiten desselben nicht durch allzufrühe Besorgnisse stören. Morgen um fünf Uhr stell' ich Ihnen den Schlüssel wieder zu.«

Sie gibt darauf der Alten, bei der sie wohnten, einen Wink, diese nimmt ein Deckelkörbchen und geht fort.

Jetzt mag das Faschingskind, dem Pigault le Brûn seine Abenteuer in den Mund gelegt hat, selbst erzählen.

---

*) Sie wurde neulich im Literaturbl. dies. Zeitschr. bis auf Groß-Hoffinger zurückgeführt, weil es darauf ankam, den nächsten Vorgänger Hrn. Gutzkow's zu nennen.
d. Red.

**) Dieser Roman ist von Mylius in's Deutsche übersetzt und in Berlin bei Christian Friedrich Himburg 1800 in Druck erschienen. D. Chodowiecki hat dazu einige meisterhafte Zeichnungen gemacht, die nur, da sie nicht auch von ihm radirt worden, durch den Kupferstecher viel von ihrem Charakteristischen eingebüßt haben.

»Juliette setzte sich nun neben mich: nie war sie so zärtlich, so liebkosend gewesen, und ich noch nie so empfänglich gegen das Vergnügen, geliebt zu werden. Meine Verabredung mit Abel schien mich an meine gegenwärtige Glückseligkeit noch fester zu knüpfen. Wir erschöpften Alles, was die lebhafteste Liebe nur höchst Zärtliches sagen kann. Wir wiederholten, was wir uns zum tausendsten Male gesagt hatten, und fanden in diesen Wiederholungen einen immer neuen Reiz. Alle Sprachen in der Welt sind für die Liebe arm. Dem, der viel empfindet, gebricht es an Worten. Dann sahen wir einander an, und unsere Augen vollendeten den Gedanken — — — Dieses Stillschweigen hatte einen Ausdruck, der über Alles ging; es durchströmte uns mit der süßesten Trunkenheit. Gern hätte ich mein ganzes Leben hindurch weiter nichts gethan, als meine Augen auf die ihrigen geheftet. Aber wie sah sie mich auch an! Es war der Blick der Göttin der Liebe, wie noch der hohe Reiz der Unschuld sie umfloß.

Mutter Jaquot kam zurück; sie hatte ihr Handkörblein reichlich versehen, aber nicht mit unserer gewöhnlichen Kost. Ich bezeigte darüber mein Erstaunen. Ich gebe heute Abend ein Festin, sagte Juliette lächelnd. Und wem denn? fragte ich. Ihnen, mein Freund, versetzte sie. Und sie fing mit Mutter Jaquot an, ein recht artiges Abendbrot zuzurüsten. Ich ging das Stübchen auf und ab, sah was sie machten, und verstand davon nicht das Geringste.

Mutter Jaquot hatte so ihre eigenen Späßchen, diese theilte sie jetzt ganz verschwenderisch aus. Juliette gab ihnen Beifall, und ich belachte sie unterweilen. Inzwischen kam mir wieder Abel in die Gedanken, und traurige und düstere Betrachtungen verbreiteten einen Anstrich von Schwermuth über mein Gesicht, der Julietten nicht entging. Was wäre ihr wohl entgangen? Sofort nahm sie mich bei der Hand, blickte mich zärtlich an, und küßte mich auf die Wange. Verschwunden war die Vorstellung vom folgenden Tage, mein Herz beseelte sich wieder, das Lächeln schwebte wieder auf meinen Lippen.

Um acht Uhr war Alles fertig. Mutter Jaquot trug auf, und wir setzten uns zu Tische. Juliette war lustig, sogar muthwillig gewesen. Mit einem Male nahm sie ein ruhiges, zurückhaltendes und ehrfurchtgebietendes Wesen an. Sie schien mit einem großen Vorhaben beschäftigt zu seyn; sie war in tiefen Gedanken. Mutter Jaquot ahmte dieses Stillschweigen nach, und ich war sehr begierig, wie das Alles endigen würde. Juliette stand endlich auf und sprach folgendermaßen:

»Meine jetzige Lage erlaubt mir nicht, die von den Gesetzen vorgeschriebenen Formalitäten zu beobachten; aber die Reinheit meiner Gesinnungen und Ihre Rechtschaffenheit benehmen mir alle Furcht. Ich werde nicht über die Folgen eines Schrittes zu seufzen haben, den ich seit einiger Zeit reiflich überlegt habe, und den noch länger aufzuschieben mir die Umstände nicht erlauben. Schwüre, die keine andern Zeugen als den Himmel und diese würdige Frau haben können, werden für Sie nicht weniger heilig und unverletzlich seyn. Happy, stehen Sie auf!« Ich stand auf.

»O mein Gott,« fuhr sie mit einem andachtsvollen und herzergreifenden Tone fort, »das ist der Gatte, der deine Fürsehung mir bestimmt hat; ich empfange ihn von deiner Hand. Ich schwöre, ihn mein ganzes Leben lang zu lieben, und mit nichts als mit seiner Glückseligkeit mich zu beschäftigen. O mein Gott! höre unsere Gelübde an und segne uns!«

(Schluß folgt.)

Urtheil Napoleon's über Carl Johann, König von Schweden.

Der tapfere General Bernadotte wurde im Jahr 1810 zum Kronprinz von Schweden berufen, und »avancirte« 1818 zum König von Schweden, nach dem energischen Ausdruck der Soldaten des Kaiserthums, welche in einer Krone nur einen höhern Militairgrad sahen. Ueber Bernadotte's Thronerhebung äußerte sich Kaiser Napoleon also:

»Einige Zeit nach Gustav's Vertreibung, als die Thronfolge erledigt war, verlangten die Schweden, um mir gefällig zu seyn, und auf Frankreichs Schutz rechnen zu können, einen König von mir. Es war einen Augenblick vom Vicekönig die Rede; aber er hätte die Religion ändern müssen, was ich unter meiner und der Meinigen Würde hielt. Auch schien mir das politische Resultat nicht wichtig genug, um eine unsern Sitten zuwiderlaufende Handlung zu entschuldigen. Gleichwohl legte ich zu viel Werth darauf, einen Franzosen auf dem Throne von Schweden zu sehen. In meiner Lage war das eine kindische Einbildung. Der wahre König meiner Politik, wie der Interessen Frankreichs war der König von Dänemark, denn ich hätte damals durch die leichteste Berührung mit den Provinzen Dänemarks Schweden beherrscht. Bernadotte wurde erwählt, und er verdankte dieß dem Umstande, daß seiner Frau Schwester die Gattin meines Bruders Joseph war, der damals in Madrid thronte. Bernadotte war die Schlange, die wir in unserm Busen genährt hatten. Kaum hatte er uns verlassen, als er in das System unserer Feinde einging, und wir ihn zu fürchten und zu bewachen hatten. Später wurde er eine der größten Ursachen unseres Unglücks, denn er ist es, der unsern Feinden den Schlüssel unserer Politik gab, die Taktik unserer Heere verrieth, er ist es, der ihnen die Wege zu dem heiligen Boden gewiesen hat! Umsonst würde er zur Entschuldigung sagen, als er den Thron von Schweden angenommen, hätte er nur Schwede seyn dürfen. Zwangvolle Ausrede! höchstens gut genug für die Menge und gemeine Ehrgeizige. Wenn man ein Weib nimmt, entsagt man der Mutter nicht, noch weniger ist es Pflicht, ihr die Brust zu durchstoßen und die Eingeweide zu zerfleischen.«

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, Ende December 1835.

Eisenbahn. Fürstliches Geburtsfest. Kunst- und Literatur-Vereins Wirken. Große musikalische Akademie. Assisen-Verhandlung.

Während überall Projecte zu Eisenbahnen gemacht werden, hatte man bisher hier und in unserer Nachbarschaft Frankfurt nichts von solchen Unternehmungen gehört. Gegen Ende dieses Jahres aber verlautete plötzlich das Gericht, man werde bald an einer Eisenbahn zwischen hier und Frankfurt beginnen, um diese beiden fleißigen, gewerbthätigen Städte in nähere Verbindung zu bringen. In der That fehlt diesem Gerüchte an Wahrhaftigkeit gar wenig. Ohne vieles Geräusch hat sich in Frankfurt eine Gesellschaft gebildet, die sich nicht nur für dies Unternehmen sehr interessirt, sondern auch auf eine leichte Weise im Stande ist, die nöthigen Fonds herbeizuschaffen, und es dürfte nur noch die Begünstigung der Staatsregierung hinzukommen, um das Project auf's Schnellste in Erfüllung gehn zu sehn. Die Bahn soll am linken Mainufer bis zur Rheinspitze hinlaufen, wodurch der Weg sehr verkürzt, und beide Städte in eine Entfernung von 35 Minuten gebracht werden, während sie sonst 7 Stunden von einander entfernt liegen. Der Handel in Mainz hat sich seit wenigen Jahren so sehr gehoben, daß er, namentlich in Bezug auch Wein, Colonial-Waaren, und Früchte, für Frankfurt sehr wichtig wird. Unser Verhältniß aber zu Frankfurt ist noch bedeutungsvoller. Je leichter wir mit dieser reichen Stadt in Concurrenz gesetzt werden, um so glücklicher gehen unsere Geschäfte von Statten, und, weit entfernt, daß, wie einige Aengstliche glauben, diese leichtere Concurrenz mit Frankfurt diesem oder jenem Handelszweige schaden könnte, sind wir vielmehr überzeugt, daß Mainz in jeder Hinsicht von diesem Unternehmen gewinnen müßte. Von dieser Ansicht mag auch wohl unsere löbliche Staatsregierung ausgehen; indem sie, wie man vernimmt, für diese Eisenbahn sehr günstig gestimmt seyn soll. —

Am zweiten Weihnachtsfeste ward hier das Geburtsfest unsres allverehrten Großherzogs auf eine herzliche Weise gefeiert. Schon am Vorabende des Festes ward, zur Ehre des kommenden Tags, von der hiesigen Militär-Musik der preußischen und österreichischen Regimenter, dem Präsidenten der Rheinprovinz, Freiherrn v. Lichtenberg, eine herrliche Nachtmusik gebracht, woran ein großer Theil unserer Bevölkerung Theil nahm. Hr. v. Lichtenberg ist die höchste Civilbehörde in Mainz, und zugleich der allgemein geliebteste Mann, und erfreut sich des Vertrauens der Regierung eben so sehr, wie des unserer Bewohner. Am Morgen des Festes hielt Hr. Bischof Dr. Kaiser, in unserem Dom den Feier-Gottesdienst. Daran nahmen sämmtliche Militär-Behörden unserer großen Besatzung, so wie sämmtliche Civilbehörden, und eine große Menschenmenge Theil, die sämmtlich mit unseren würdigen Kirchenoberhaupte sich im Gebete vereinigten für das Wohlergehen unseres Staatsoberhaupts, des allgeliebten Großherzogs. — Mittags gab Freiherr von Lichtenberg ein großes, prachtvolles Diner, wozu die Elite von Mainz geladen war. Die Toaste für den Fürsten waren herzlich und voll Anhänglichkeit. — Am Festabende aber war zur Ehre des Tages noch ein ganz besonderes Fest. Es besteht hier nämlich eine Gesellschaft, genannt „die Veteranen," bestehend aus Mainzer Bürgern, die sämmtlich in der großen Armee Napoleon's gedient, seine Schlachten mitgeschlagen, und seinen Ruhm getheilt haben. Unter diese Gesellschaft gehört auch unser vielverehrter Bürgermeister Metz, dessen Namenstag mit dem Geburtsfeste unseres Großherzogs zusammenfällt. Die Gesellschaft beschloß, auf Veranlassung des für sie gedoppelten Festes, ein Festmahl zu veranstalten, woran über 200 Personen Theil nahmen. Die Herzlichkeit, Jovialität und Liebe, die bei diesem Festmahl herrschte, läßt sich kaum mit Worten schildern. Die Erinnerung an eine Vergangenheit, wo gleiche Lorbeeren und gleiche Gefahren alle vereinigten, so wie sie gegenwärtig von gleicher Freude beseelt wurden, mochte die heitere Herzlichkeit steigern, wozu das Doppelfest noch weitere Veranlassung gab. —

Dieser Tage hielt unser Kunst- und Literatur-Verein seine jährliche General-Versammlung. Bei einem Institute, das in stets zunehmender Blüthe sich befindet, wie dieser Verein, ist es erfreulich, zuweilen die Resultate seiner Wirksamkeit in Uebersicht zu bekommen, um sich an seiner Thätigkeit zu erstarken. Dieß war der Fall in der bezeichneten Generalversammlung. Der Präsident des Vereins führte uns noch einmal alle jene hohen Genüsse in Erinnerung, welche uns in diesem Jahre die zahlreichen, und meist interessanten, Kunstausstellungen gewährten, welche sämmtlich durch die Thätigkeit des Vereinsvorstandes veranlaßt wurden. Er wies ferner auf eine schöne Reihe gediegener Vorträge aus dem großen Gebiete der Kunst und Literatur zurück, welche in diesem Jahre von den thätigsten und wissenschaftlich gebildetsten Mitgliedern im Locale des Kunstvereins gehalten worden sind, und es ist uns noch recht wohl bewußt, wie die meisten dieser Vorträge sehr tüchtig und den Gegenstand erschöpfend waren. Endlich wies der Präsident auf die finanziellen Verhältnisse des Vereins zurück, und zeigte, wie trotz der Anschaffung manches kostbaren Kunstproducts, dieselben doch in erfreulichem Zustande sich befänden. Wir müssen gestehen, daß dieser Verein eine wahre Zierde unserer Stadt ist, und wir sind überzeugt, daß er sich mit ähnlichen Instituten weit größerer Städte messen kann. Die Blüthe dieses Vereins ist aber begründet in dem hohen Kunstsinne unserer Bewohner, und in der großen Anzahl tüchtiger Künstler, die hier wohnen. — Es wurde auch zur theilweisen Wahl eines neuen Vorstandes geschritten. Läge dieses nicht in den Vorschriften der Statuten, in der That, man müßte wünschen, daß der alte Vorstand, der so Treffliches leistete, am Ruder bliebe. Indessen liegt einmal ein guter Geist in diesem Vereine, und man kann mit Zuversicht erwarten, daß derselbe unter allen Umständen gedeihlich wirken wird. —

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 11. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 13. Januar. **1836.**

Die Schicksalsfeige.*)

I.

Wie im Olymp die Götter, so sitzen im Senat,
Der Römer weise Väter und halten sorgend Rath:
Wie auf dem höchsten Gipfel der Weltengröß' und Macht
Das Vaterland sich halte, gesichert und bewacht.

Nur eine Feindin gibt es, so weit die Erde reicht
Ob deren Kraft und Rache Befürchtung sie umschleicht,
Zwar hat, besiegt, sie zweimal um Frieden schon gefleht,
Doch hob sie sich von Neuem zu dräu'nder Majestät.

Karthago ist's, — es kränket tief Roma's stolzen Sinn,
Daß sie allein noch übrig als Nebenbuhlerin,
Daß sie allein noch übrig ist auf der weiten Welt,
Die man mit wicht'ger Miene ihr an die Seite stellt.

Der Römer kann's nicht dulden und es vergessen nicht,
Daß ihm Karthago trotzte bei offenem Gericht,
Und daß, wie auch der Lorbeer des Sieges ihn umrankt,
Noch immer die Entscheidung mit ihrem Ausspruch wankt.

Es will sein Herz zerspringen, gedenket er der Zeit,
Wo Roma's Legionen der Punier zerstreut,
Wo Trebia geflossen, von Römerblute roth
Und an dem Trasymenus gewüthet Römertod.

Und denket er an Cannä, der Römer Leichenmal,
Dann übersteigt kein Schrecken der Seele tiefe Qual,
Und Hannibal, ob todt auch, er läßt ihm nimmer Ruh',
Er sprengt vor'm bleichen Träumer auf Roma's Thor noch zu.

So sprechen die Gemüther, doch Weisheit schließt den Mund
Und gibt als kluge Sieg'rin der Leidenschaft sich kund,
So wallen Aller Herzen, doch ruhig bleibt der Geist,
Der nur in blinder Regung am Schicksalsfaden reißt.

Da endlich hebt vom Sitze sich Scipio empor
Und trägt mit Würd' im Blicke so seine Meinung vor:
„Ich, Väter! kann nicht wollen, daß uns're Feindin fällt,
Und daß mit ihrem Falle sie uns're Macht zerschellt.

Denn wie mit ihren Zinnen die Furcht vor ihr verschwand,
Ist auch aus Roma's Mauern des Reiches Hort verbannt:
Der Ahnen Tugend, Sitten, Maß, Ordnung, Heldenthum
Und Ueppigkeit und Hochmuth zerfressen unsern Ruhm.

Karthago kann nicht siegen, wenn es den Krieg erneut —
Wo hat es dazu Kräfte, wo Muth und Einigkeit? —
Doch steht es noch nicht also an seines Glückes Saum,
Daß es für Römerkühnheit nicht wär' ein mächt'ger Zaum.

O lasset so sie stehen, und denket, daß ihr Mühn
Die Römer doch nur zwinget, für Recht und Pflicht zu glühn,
Daß jede Kraft erlahmet, wo keine Spannung ist
Und Roma sonder Feindin sich selber wohl vergißt.

Ein Scipio hat den Römern den Weg zur Macht gezeigt,*)
Ein Scipio sucht zu hindern, daß Roma's Stern erbleicht.
Drum ist mein Sinn: — soll Roma's Glück, Größ' und Ruhm bestehn,
Darf nie durch Römerhände Karthago untergehn!"

II.

„Mit nichten, Väter! Römer! ein And'res rath ich euch,
Damit euch nicht entwunden sey bald das Weltenreich.
Zu mächtig blieb Karthago und wie von Haß sie glüht,
So ist sie noch von Reichthum und Jugendkraft umblüht.

Noch glänzet sie in Waffen, noch schützt sie Land und Meer,
Noch drohen ihre Feldherrn nach unsern Mauern her,
Noch hat in keckem Muthe zu Krieg und Sieg sie Lust
Noch lebt, was Hoffnung zeuget, in ihrer stolzen Brust.

*) Plin. XV, 18. Plut. in vita M. Catonis.

*) Vell. Pat. II, 1.

Nah pranget eure Feindin als starker Palmenbaum,
Und hebet unter Lasten ihr Haupt zum Himmelsraum.
Nicht beugen, nur vernichten muß hier die Loosung seyn,
Wer ohne banges Fürchten des Sieges sich will freu'n.

Und ist des Römernamens der Römer nicht mehr werth,
Und nährt er sein Verderben schon an dem eignen Herd,
Wie thöricht wär's, zu dulden, daß eine Macht besteht,
Die darin ihres Sieges Gelegenheit erspäht!

Wer bürgt uns, daß ein neuer, ein — klüg'rer Hannibal
Nicht pfeilschnell überschreitet der Pyrenäen Wall,
Und jach in dreien Tagen vor Roma's Thor sich stellt
Und als ein blut'ger Priester die Opferthiere fällt!

Was dünkt euch von der Feige, die meine Hand hier hält,
Die in der schönsten Reife ein frischer Saft noch schwellt,
Auf die ihr mit Verwund'rung ob ihrer Größe schaut
Und die in nahem Garten, wie es euch dünkt, gebaut?

Wohl ist euch nah' der Garten, Karthago nennt man ihn,
Wo noch vor dreien Tagen die Frucht am Baum erschien.
So klein ist, wißt's! die Schranke, die von dem Feind euch trennt,
Deß ganzer Sinn und Seele, euch zu verderben brennt.

Ich seh', daß euch die Feige nicht mehr behagen kann,
Nun wohl so tilgt den Garten und tilgt den Gärtnersmann!
So mein' ich denn: Soll Roma's Glück, Größ' und Ruhm bestehn,
Muß schnell durch Römerhände Karthago untergehn."

So Cato, wie er selber von Leidenschaft bestrickt,
So hat er schnell auch Aller Herz, Sinn und Geist berückt,
Und bald erschallt die Kunde: es kündet Roma Krieg,
Zu feiern ob Karthago den schwersten — schlimmsten Sieg.

Ed. Bönecke.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Bisher hatte Ritter Bilgeri mit über ein andergeschlagenen Armen an der Fenstersäule gestanden und dem Verhör schweigend und mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt aber warf ihm Clara einen auffordernden Blick zu; er fragte daher statt ihrer weiter: Wer ist der Vater des Kindes?

Lise warf ihm einen flehenden Blick zu und — schwieg.

Und abermals, mit erschütternder Stimme, fragte der Ritter: wer ist des Kindes Vater?

Die Unglückliche stürzte sich mit dem Antlitz auf den Boden und rief: Erbarmen! Ich darf es ja nicht sagen; ein Eid, auf die Hostie geschworen, bindet mir die Zunge.

Junker Bilgeri stand verblüfft; aber Clara ergriff das Wort wieder und fragte:

Du hast also nur geschworen, nie auszubringen, wer der Vater des Kindes unter deinem Herzen sey?

Die schöne Sünderin erhob sich und betheuerte: ja so wahr' Gott lebt, das hab' ich beschworen!

Sonst nichts?

Nein.

So antworte mir wenigstens: wo hast du jenen Eid beschworen?

Lise schrack zusammen; sie sah nun wohl ein, auf diese Weise könne das Geheimniß erschlossen werden, ohne daß sie ihren Eid zu brechen brauchte. Sie faßte sich und hauchte mit kaum hörbarer Stimme:

In der Zelle des Paters Anselm im Predigerkloster.

Clara schauderte: aber sie frug weiter:

Hast du dem Pater auch geschworen, den Raub der Pergamente zu verschweigen, die in jenem Schrein aufbewahrt lagen? — (Man halte der guten Frau diese Suggestivfrage zu gut, die sie schneller an's Ziel führte, als jede andere; auch dem Mann und Richter wäre sie in damaliger Zeit erlaubt gewesen; denn wo die Tortur gilt, da gelten auch Suggestivfragen, in der Hausjustiz gelten sie noch heut zu Tage.)

Die Antwort war ein zagendes: Nein.

Und wie wurde der Diebstahl vollbracht?

Ich sehe schon, daß ihr Alles wißt und daß ich Alles bekennen muß, entgegnete die Zerknirschte mit Schluchzen. Es soll euch nichts verschwiegen bleiben; nur — Gnade! Gnade! — —

Fragenden Blicks wandte Frau Bilgeri sich an ihren Gemahl. Dieser ergriff das Wort und versicherte die Magd, daß ein aufrichtiges Geständniß, so wie ihr feierliches Versprechen, die begangenen Verbrechen nach Möglichkeit gut zu machen, sie jeder Strafe entheben würde.

Die unverhoffte Milde übte auf Lise tiefen Eindruck; sie faltete andächtig die Hände und schwur unter reichlich fließenden Thränen, Alles zu thun, was man ihr auftragen würde. Sodann bekannte sie Folgendes:

Pater Anselm sagte mir eines Abends: er wisse, daß in jenem Schreine zwei Pergamentrollen lägen, mit deren Inhalt er sich bekannt machen möchte, weil derselbe nicht nur für ihn, sondern auch für die Stadt von höchster Wichtigkeit sey. Ich thäte ein gottgefälliges Werk, wenn ich ihm auf irgend eine Weise jene Rollen verschaffen könnte, und er gab mir im Voraus vollständige Absolution für diesen »Verstoß« gegen meine Dienstpflichten, wie er es nannte. Ach, was hatt' ich arme Magd für Gegengründe und Widerstandskräfte einem Priester gegenüber, der zudem — ein so schöner Mann ist, wie Pater Anselmo! Ich versprach's ihm, nahm einst in der Morgenfrühe, beim Reinigen der Kleider, den Schlüssel aus eurer Tasche, edler Herr, öffnete den Schrein und entwendete die zwei Rollen, die ich dann am Abend dem Pater überlieferte. Seine Freude über diesen »Fund« war damals so ausgelassen, daß sie mir schneidend in's Herz fiel; aber ach, er fand bald Mittel, meine Gewissensbisse und Besorgnisse zu beschwichtigen! —

Du bist eine große Sünderin, Lise! sprach der Rit-

ter; zeige die Wahrheit deiner Reue, indem du mir die Pergamente wieder verschaffst.

Heilige Mutter Gottes! wie vermag ich das? rief Lise mit Schrecken über diese Zumuthung.

Wie kann dir das schwer fallen? erwiderte der Ritter mit schneidender Kälte. Du hast ja die Ehre seiner nähern und nächsten Bekanntschaft. Du gehst zu ihm hin, bittest ihn drum, und schlägt er dir's ab: so drohst du ihm, das Geheimniß der schändlichen That mir aufzudecken. Was gilt's, er gibt nach.

Das Mädchen erhob sich langsam vom Boden; ihr Haupt sank sinnend gegen die heftig wogende Brust.

Ich will es versuchen; aber ich kenne ihn und mir ahnt nichts Gutes.

Morgen muß ich sie haben, unfehlbar! sprach der Ritter und winkte mit der Hand; die Magd entfernte sich.

7. Eine Klosterscene.

Nach Mitternacht machte sich Lise mit schwerem Herzen an den Gang, der ihr sonst so süß gewesen war.

Der Leser halte das Mädchen nicht für eines jener verworfenen Geschöpfe, deren Mittel und Zweck Genuß und deren Natur Begierlichkeit ist. Lise war ursprünglich ein recht liebes, freundliches Gemüth und hing, ihrer Erziehung gemäß, mit ganzer Seele an den Gebräuchen und Lehren der Religion. Dabei war sie aber eine bewegliche Natur und mit jenem Leichtsinn ausgestattet, der so vielen ihres Geschlechts eigen ist, und welcher darum nicht Arglosigkeit genannt werden kann, weil er über die Mahnungen des Gewissens und über die Warnungen von Außen in luftigen Sätzen hinweghüpft, d. h. die bösen Neigungen mit ein paar Trugschlüssen, in gewissen Fällen selbst mit Stellen aus der heiligen Geschichte rechtfertigt und so fähig wird, auf dem Wege der Selbsttäuschung lasterhaft zu handeln, ohne eigentlich den Kern des Herzens tödtlich zu verletzen, d. h. lasterhaft zu seyn. So fiel das siebzehnjährige Mädchen, eine leichte Beute, in des arglistigen Pfaffen Hand.

Die Thurmglocke schlug eben Eins, als Lise vor der Klosterpforte ankam und durch das geöffnete Einlaßthürchen in Pater Anselmo's Arme schlüpfte. Sie schmiegte sich zitternd an seine breite Brust; er fühlte das und fragte: was fehlt dir, mein Täubchen? was zitterst du? Ist's doch so warm und lenzig draußen, daß einem das Herz im Leibe aufgeht. Oder hat dich Jemand verfolgt? Halt, wir schließen ihm den Käfig vo. der Nase zu. Mag der Verdacht, daß Glieder unsers Convents nächtliche Besuche annehmen, immerhin die ganze Brüderschaft molestiren, das gilt mir gleich, wenn er nur nicht unmittelbar auf mich fällt, so daß die Möglichkeit unbestritten bleibt, ich könne Einer der Unschuldigen seyn.

Damit schloß er das Thürchen zu und schob den Riegel vor, woraus ein leises, seufzendes Geräusch entstand, ob welchem Lise heftig zusammenschauderte. Centnerschwer legte sich die Ahnung eines trüben Geschicks auf ihr junges Herz. Wäre sie weniger unerfahren gewesen und hätte sie mehr Menschenkenntniß gehabt, dieses dunkle Gefühl wäre in ihr zur lichten Anschauung der Gefahr geworden, welcher sie entgegenging. Sie wußte nicht, daß Anselmo einem Berge dreifacher Natur zu vergleichen sey, wovon das bunte, lachende Kleid der Oberfläche mit Alpen und Wäldern, Bächen und schwellendem Grün; die zweite eine harte, dicke Steinrinde und die dritte und innerste ein wildes, unsichtbares Feuer war, welches ohne Unterlaß loderte nnd zerstörend hinaus wollte. Lise wußte das nicht, aber sie hatte es schon gefühlt, wenn eine tiefere Empfindung als die gemeine Sinnenlust in den Augenblicken der Vereinigung aus ihrer jugendlichen Seele hervorbrach und nicht eindringen konnte in das Herz, dem das ihrige so warm und innig und ganz entgegenschlug, wenn sie auf die Felsrinde stieß, welche Anselmo's Flammen umschloß und ein achtloses Lächeln und ein gieriges Auge die ganze Antwort auf die Frage war, in welcher sich alle edlern Keime ihres jugendlichen innern Lebens zusammendrängten.

Jetzt komm, mein Liebchen! flüsterte der Mönch; laß uns fröhlich seyn im Herrn. Der schöne Lenz ist wieder da; Alles duftet und liebt und gebietet Liebe. Doch still, bis wir an des Abtes Zelle vorüber sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gewürznelke für schwache Politiker.

Frankreichs Institutionen sind aus der Seele der Nation entsprungen, seine Gesetze hat es sich selbst gegeben und mit seinem Blute in das Buch der Verfassung geschrieben. Was die Nation vertheidigt, ist ihr Eigenthum, um so wärmer geliebt, da es noch jung ist und noch allen Hoffnungen auf goldene Früchte Raum gibt. Eine solche Zeit entwickelt die Talente und hebt sie rasch über alle Schranken; indem der Bürger mit der Schnelligkeit der nationalen Natur sich in den Soldaten verwandelt, hört dieser nicht auf zu seyn, was er gewesen ist, und Europa hat das Beispiel schon erlebt, daß eine Masse undisciplinirter Bürgersöhne der Taktik stehender Heere gespottet hat. Jeder Krieg, der unter diesen Umständen eröffnet wird, muß in einen Nationalkrieg umschlagen; Verluste können das Innere Frankreichs blosstellen, aber in jedem einzelnen Bewohner, dem der Sieger begegnet, begegnet er einem Feinde; jede Eroberung, die der Franzose macht, hat er schon durch die öffentliche Meinung gemacht. Die Umstände von 1814 und 1815 haben sich sichtbar geändert. Die französische Nation fühlte damals bald, daß es nicht ihr, nur einem Einzigen galt und dieser Einzige war, was man auch sagen mag, schon in der Gunst gefallen; die Völker Europas hatten für ihre nationelle Unabhängigkeit zu fechten. Wenn man sie jetzt in die Schlachten führte, ohne von mehr bedroht zu seyn, als von Meinungen, so würden ihre Heere für ein Princip bluten; Frankreich zwar auch, aber sein Princip (der Volkssouveränität) erstreckt den Genuß auf jeden Einzelnen und jeder Einzelne wird ein Recht vertheidigen.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad. *)

Es war an einem schönen, warmen Juli-Abend dieses Jahres als Referent in Carlsbad anlangte und im goldenen Löwen landete. Nach des Schicksals Wink und Willen, dessen Organ sein Doctor war, sollte er den Brunnen trinken. Seufzend ergab er sich in das Unabänderliche und eilte nach dem weltberühmten Curorte. Am andern Tage schlenderte er betrachtend und beobachtend auf den Spaziergängen umher; konnte jedoch noch keine nähere Bekanntschaft anknüpfen, denn aus allen Gesichtern, die ihm begegneten, leuchtete ihm mit großen Fracturbuchstaben abschreckend Krankheit, Mißmuth und Langeweile entgegen, und ziemlich verstimmt schlich er gegen Abend seinem Hauptquartiere, dem goldenen Löwen, entgegen, und lag um 8 Uhr in den Federn, denn den andern Morgen sollte es losgehen — nämlich die Cur.

Der erste Morgen am Brunnen.

Um 4½ Uhr war er am Mühl- und Neubrunnen. Obgleich der Morgen schön und warm war, so war es doch noch sehr still und einsam in den Hallen, und auf den Straßen. Nur einzelne schweigsame Menschen wandelten still und in sich versunken den Becher in der Hand auf und ab, sahen fleißig nach der Uhr, und eilten von Zeit zu Zeit nach dem Mühlbrunnen, um sich ihre Becher füllen zu lassen, die sie sodann mit sichtlichem Behagen langsam hinabschlürften. Auch meine Wenigkeit hatte den zweiten Becher hinuntergetrunken, als plötzlich von allen Ecken und Enden zahlreiche Schaaren herbeieilten, und ein lautes Getümmel an die Stelle der vorigen Stille trat. Es summte, surrte und schwirrte wie in einem Bienenkorb. Dort trippelten einige bejahrte Damen, Mütter, Schwiegermütter, Tanten, Duennas, nach der Terrasse hinauf, und ließen sich von ihren Verehrern und Dienern die Becher mit Theresienbrunnen füllen, den sie nippend hinabschlürften; da gingen einige kühnere Heldinnen begleitet von ihren Liebhabern und Rittern nach dem Mühlbrunnen hinab, der schon von dichten Massen umlagert war. Man stieß, man drängte, man schrie, man schimpfte, und immer neue Schaaren drangen heran und suchten sich mit Hilfe ihrer Ellbogen durchzuarbeiten. Manches Herr Jemine, oder mein Gott ward von zarten Lippen kreischend vernommen, während zugleich „alle Donner Wetter," oder: „Himmel Tausend Element" von mancher bärtigen Lippe donnernd dazwischen erscholl. Triumphirend ward dann mancher Holden von ihrem Ritter der Becher gebracht, den sie mit holdseligem Lächeln entgegennahm und hinabschlürfte. Während man so, wo nicht mit Gefahr des Lebens, so doch mit Gefahr seiner Kleider und Brieftaschen am Mühlbrunnen um das Bischen heißes Wasser kämpfte und rang, sahen ruhig und mit stolzem Lächeln gleich den Göttern die Verehrer und Anbeter des Neubrunnens in das wogende Getümmel hinab. Denn nur drei bis vier machten der hier hausenden alten, runzlichsten Nymphe die Cur, und tranken mit ernsthafter Würde den Becher, den sie aus ihren gelblig-schwieligen Händen empfingen. „Guten Morgen, mein Herr!" ließ sich dicht bei Referenten eine freundliche Stimme vernehmen. Als dieser sich umblickte, um zu danken, sah er einen kleinen, freundlichen schwarzäugigen Mann neben sich, in dessen Gesicht und Wesen sich unverkennbar die größte Gutmüthigkeit abspiegelte. „Schon fertig mit Trinken," nahm der Kleine das Wort. „Noch einen Becher," war des Referenten Antwort, „dann bin ich für heute fertig." „Schon lange hier," fragte auf's Neue der Kleine. „Seit gestern," lautete die Antwort. „Wie viel Becher trinken Sie denn, oder werden Sie überhaupt trinken," spann der redselige kleine Mann das Gespräch fort. „Für jetzt," erwiderte ich ihm, „vier Becher; denke aber in keinem Falle mehr als zehn Becher zu trinken." „Was ist denn eigentlich Ihr Uebel," hub der Kleine wieder an. Ich setzte ihm dies auseinander, und war kaum zur Hälfte fertig, als der Kleine, der schon lange unruhig hin und her getrippelt war, und vielfach nach der Uhr gesehen hatte, mit einem „Verzeihen Sie," rasch davon eilte. Referent holte sich nun den letzten Becher, und wandelte, nachdem er ihn ausgetrunken, und damit für diesen Morgen geendet hatte, hin und wieder, auf und ab, vom Brunnen nach der Wiese, und von der Wiese nach dem Brunnen. So hatte er mit Hin- und Wiederlaufen eine Stunde verbracht, und nun eilte er in vollem Sturmschritt gleich einem hungrigen Löwen nach dem goldenen Löwen und donnerte dem Dienstmädchen „Kaffee!" entgegen. So haben sicher die harmonischen Götter nicht geschmaußt, als jetzt Referent den Kaffee hinabschlürfte und die beiden Bretzeln verzehrte. Es wollte ihn bedünken, als säße er an einer Lord Mayors Tafel in London, speis'te Schildkrötensuppe, Austern, und tränke vom ächten Liebeswein, dem perlenden Champagner. Zwei Stunden saß Referent, der sich in der Folge, der Kürze wegen, Cäsareon nennen wird, in seinem Zimmer, und pflegte der Ruhe. Dann aber riß er sich empor, und trat von Neuem seine Wanderung an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Phantasie-Gemälde von Herrm. v. Keyserlingk, Dr. der Philosophie.

Sprüche aus dem Sanskrit.

Wer Unrecht zu entfernen strebt
Und für das Wohl des Andern lebt;
Wer das Geheime treu bewahrt
Und jede Tugend offenbart;
Wer an des Freundes Seite weilt
Und Freud' und Kummer mit ihm theilt;
Wer wohlthut mit verborgner Hand,
Ein solcher Freund wird ächt genannt.

Genossen wird nicht der Genuß — wir selber,
Die Buße wird nimmer gebüßt — wir selber,
Es geht die Zeit uns nicht dahin — wir selber,
Und die Begierd' altert uns nicht — wir selber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 12. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 14. Januar. **1836.**

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

O, nun ist mir schon wohl um Euch, denn nun weiß ich doch unsere Freundin, die Wahrsagerin Marsala, in jener gefährlichen Nähe! sprach Livia froh. Marsala sagt mehr das Wahre, als sie wahrsagt, denn sie ist auch eine Bischofswitwe, deren Mann im Kerker gestorben ist; ja ihr Sohn Thomas, unser guter Freund, war schon so jung gleichfalls Bischof, und ist abgesetzt worden, blos weil er eines Bischofs Sohn war; und der arme Mann hat darüber den Verstand verloren, weil er als Bischof die schöne Tochter des Fürsten von Appulien, Robert Guiscard, hat zur Gemahlin bekommen sollen; jedoch nun er nichts auf Erden mehr ist, und nichts gelernt, hat ihm der Fürst das schöne, schöne geliebte Mädchen nicht zur Frau gegeben, und sie ist dem Vater wahnsinnig geworden, weil sie gehört, daß ihr Geliebter über ihren Verlust den Verstand verloren, und das hat sich ihr eingeprägt. Der Bischofssohn, so heißt er bei allem Volke in Rom, träumt und spricht und wünscht nun nichts Anderes, als den Ehescheider Gregor zu ermorden, weil er dadurch glaubt, seine Braut, ja sein Brot zu erwerben. Also, meine ich nur, ist seine tief sich verstellende Mutter Marsala gewiß auch Eure Freundin! Gleiches Schicksal, gleiche Liebe oder Haß! Aber ich unterbrach Euch!

Und Irmengard fuhr zu erzählen fort: Die Gräfin Mathilde kam aus der Thür vom Papst, der doch im Bade war; ein Weib zart und doch üppig; vom sanftesten Auge und doch reizend; schön wie ein Engel und doch einen schmachtenden Blick voll verhüllter Gluth; himmlisch und irdisch, fromm und lieblos, Ihr werdet sie kennen! Sie führte Marsala am Arme in leisem Gespräch fort in die gegenüber befindliche Thür, und ich faßte Muth, den treuherzigen Pater Peter Damiani zu bitten, mich einzuführen. Es schien, als kenne er mich; denn er fragte nur wie zum Schein nach meinem Namen und sagte mir: Einer bringt Alles in der Welt hervor; Einer schafft Alles in der Welt ab; vielleicht seyd Ihr die Eine, wenn Ihr Gewalt im Herzen habt. Er ging. Er kam wieder und sagte mir: Ich berichte genau als treuer Mann: »Ihr sollt Euch zum Teufel scheeren!« Damit ist aber nur die Hölle gemeint, in welche er alle ihm Ungehorsamen wünscht. Und so rathe ich Euch — zieht nach Hause! Ihr kommt fünfhundert Jahr zu zeitig, wie der Lohgerber nach alter Eichenrinde zu der erst gesetzten jungen Eiche! Denkt — freilich ist das nicht möglich, wenn der Mann lebt — denkt aber doch: Ihr seyd eine Witwe.

Indeß war die Gräfin Mathilde mit Marsala wiedergekommen, und sie frug den Pater Damiani, wer ist das Weib, die so blaß vor Euch geworden, noch dort steht? O, antwortete er ihr, aber, o Glück, ich verstand seine halblauten Worte: »es ist nur Eine der wunderlichen Witwen der deutschen ungehorsamen Bischöfe, welche meist seit dem Concilium am 24. Februar in dem Castell der Sanct Pauls Kirche gefangen sitzen, stehen oder liegen, ich weiß es nicht genau, um gerade die Wahrheit zu sagen.«

Sie lächelte, betrachtete mich mit schmelzenden, fast mit schmachtenden Blicken lange, und befahl ihm dann mir zu sagen, daß sie mich sprechen wolle, und deßwegen nachher mich mit sich nach Hause nehmen werde. Ich hoffte noch, ich hoffte wieder — denn ich wußte ja nun, wo mein Mann war! daß er lebte, daß er mich also noch liebte! Und indem ich den Knaben an mich drückte, faß ich, leise weinend vor Freude, und dann in halbem Schlafe, im Schmerzenstraume des Unglücklichen, bis ich von Mathildens Hand berührt auffuhr, und sie mich mitnahm.

Wir gingen im Oberstock nur durch einen langen

Corridor — und wir waren in Mathildens Palast, in welchen eine Thüre durchgebrochen worden. Der Verkehr war also bequem, und der Welt Tag und Nacht unsichtbar. O, über dieses Weib! ich hätte sie heimlich ermorden mögen, denn sie gilt als die Seele des Papstes, die auch dieses mein Elend ausgebrütet! So ein Gedanke: fast eine Million Weiber von ihren Männern zu scheiden, sollte das ein Weibergedanke seyn? Und doch! Aber welches Weibes! Welcher Unglücklichen, im Herzen leeren, Namenlosen, Kinderlosen, Freudenlosen! Aber »ist denn die Weihe des Lebens höher, als das Leben der Menschen, das eben nur geweiht seyn soll! Muß nicht aber eben erst etwas Heiligeres da seyn, etwas Einzigwerthes, was geweiht werden soll? O, die Thoren! die Thörin!« so rief mein Mann oft aus über die neue unmenschliche Raserei, über das Verlangen, worüber sich Niemand gewundert hätte, wenn es aus einem Hause der Wahnsinnigen gerufen worden wäre! Mir war unheimlich in Mathildens Zimmer, worin sie mich niederzusetzen bat, sich zu mir setzte, meine Hand in ihre Hände nahm — als wenn sie mich wundervoll schön fände, und mir Liebesanträge thun wollte! Ich hatte einmal von den besondern Lüsten heidnischer schöner Frauen gelesen — und meine ältere Schwester hatte mir gesagt: »unbändig in Männer verliebte Weiber und Mädchen versetzen sich durch ihre Raserei so in das Wesen der Männer, daß sie am Ende selbst das schön finden und lieben wie rasend, was Männer lieben, nämlich schöne reizende Weiber und Mädchen.« O, laßt mich schweigen. Aber diese Mathilde, dieses wie bethörte Weib zwang mich zu vermuthen, daß ich von wahren Dingen gelesen. Aber mein Jammer, meine Sehnsucht stand mir zu deutlich auf meinem Gesicht; denn ich wußte ja nun, wo mein Mann war! ich wußte es vielleicht durch Damiani's Güte, damit ich von ihm doch Abschied nehmen könne, ehe ich nach Hause kehrte! Römische Mädchen, von solchem schönen Wuchs und solchem Feuer, wie ich nirgendwo gesehen, brachten uns Erfrischungen, die sie uns credenzten, und Mathilde kniff die vor ihr erröthete, mit der gehaltenen Silberschüssel Gebeugte leicht in die Wange, seufzte tief und lobte sie ihres reizenden Anzuges wegen. Der Andern band sie das Band frisch um die Hüften. Ich war wie außer der Welt. Mathilde sah darauf den wegwandelnden schönen Mädchen mit düsterem Antlitz nach, senkte dann den Kopf und frug nach Langem mich plötzlich: Also, schöne Frau, Ihr wollt Euren Mann von dem Bann los? — Ja?

So frug sie mich überraschend auf Deutsch, das sie sehr angenehm spricht. Er soll des Kerkers ledig seyn, er soll wieder nach Deutschland kehren, endlich, er soll wieder Euer Mann seyn? Ja? —

Mein Herz hatte unter diesen Worten gebebt, aber auch mein Muth war mir wieder gekommen, und ich entgegnete ihr: Ja, mit Ehren! — mit Schande, nein! Er soll wieder Ihr Mann seyn, wieder der Vater dieser armen Waise! sprach sie, mich rührend.

Und Bischof! frug ich nicht, sondern ich setzte es deutlich fordernd, voraus.

Bischof nie mehr auf Erden! sprach sie gelassen.

Nur darum handelt es sich! nur darum kämpft auch mein Mann, daß gerade die Muster und Leuchter der Kirche Weib und Kinder haben! versetzte ich. Er will Mann und Vater und Bischof seyn; und weil Er das will, und weil ich Ihn liebe und also das will, was Er will, so will ich Ihn nur als Bischof zum Manne! Er mich als Bischofin zum Weibe! Darum streitet unser ganzes Land. »Ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn!«

Kennt Ihr auch schon bei Euch die ..... Bibel! rief sie, und verbiß einen Fluch; dieses Buch, das heimlich und eilig die Kirche überall untergräbt —

— — und offenbar und heilig überall die Herzen aufbaut! setzt' ich hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Pigault le Brün und Carl Gutzkow.

(Schluß.)

Mit welchem Entzücken wiederholt' ich dieselben Worte! Mit welchem Biedersinn schwor ich, nur für sie zu leben! Ihr wahrhaft Liebenden habt gefühlt, wie süß die Schwüre sind, die ihr dem Gegenstande eurer Zärtlichkeit leistet. Mutter Jaquot umarmte uns Beide, nahm das Licht mit, und überließ uns dem geheimnißvollen Dunkel des Ehegottes.

O welch' ein Augenblick ist derjenige, wo man endlich besitzt, was man anbetet! Welcher Feuergriffel kann jene Trunkenheit der Seele, jenen Durst nach Genuß nur schwach andeuten, der durch den Genuß selbst wieder erregt wird; jene Ströme von Wonne, die man kaum ertragen kann; jenes zärtliche Schmachten, welches auf die Uebersättigung an Freuden folgt! Hier, Natur, offenbarst du deine Allmacht, vereinigst und erschöpfst du alle deine Kräfte! Himmlische Augenblicke, die den Menschen zu der höchsten Staffel des Glücks, wohin selbst seine Wünsche nicht reichen können, erheben, warum seyd ihr so kurz, warum kehrt ihr nie wieder? Geliebten kann man wohl wiederfinden, wo aber die ersten Ergießungen seines Herzens?

Juliette schlief in meinen Armen; ihr Schlaf war süß, wie die Freuden, die sie gefühlt hatte; ihr Athem war frisch, wie der Thau des Morgens, ihr Busen von meinen Küßen geröthet. Tausend geheime Reize empfingen allmählig meine Liebkosungen, meine Huldigungen. Die Liebe wagte es, sie wieder aufzuwecken, sie beschwerte sich darüber nicht.

Ich fiel endlich auf die Myrthen hin, womit ich mein hochzeitliches Bette bestreut hatte, und Juliette

ließ auf die glühenden Ausbrüche der Liebe die Sprache der Vernunft folgen.

»Ich kenne,« sagte sie zu mir, »die Heftigkeit Deines Charakters; meine Vorstellungen, meine Bitten selbst würden gestern ohnmächtig gewesen seyn. Dich zurückhalten, hieß den Augenblick der Gefahr beschleunigen, und um Dich davon abzuhalten, daß Du Dein Leben nicht verschwendetest, mußtest Du durch Bande an dasselbe geknüpft werden, die Du nicht zerreißen kannst. — — — O mein Freund, wie werth muß eine solche Nacht Dir das Daseyn machen! Wird das die einzige seyn, die ich Dir schuldig bin? Wirst Du dem Glück, das ich Dir noch aufhebe, die barbarische und fruchtlose Ehre vorziehen, Deine Tage in Gefahr zu setzen, um das Blut eines Mannes zu vergießen, den Du beklagen mußt, weil er mich liebt, und weil Du glücklich bist? Was liegt Dir an der Meinung, die er von Dir haben wird? Was geht Dich die Meinung aller übrigen Menschen an? Ich werde Dir, und Du mir Alles in Allem seyn! Ich bedauerte den Verlust meines Vermögens, weil ich es nicht mehr mit Dir theilen konnte; mir blieb nichts mehr übrig, als mein unbescholtener Ruf. Den opferte ich Dir auf, wirst Du nichts für mich thun? O mein Freund, vielleicht bin ich Mutter — — — und Du solltest Dein Kind nicht sehen? Seine kleinen Arme sollten sich nie öffnen, um Deine Liebkosungen zu empfangen oder sie wieder zurückzugeben? — — Du wirst nicht gehen, mein Freund? Nicht wahr, Du gehst nicht?«

Ist hier nicht ganz deutlich, nur nicht so allgemein, sondern in einem Beispiel und um so anschaulicher ausgesprochen, was jetzt Herr Carl Gutzkow als eine neue Lehre kund gemacht hat? Pigault le Brün hat sich doch geschämt, solche in seinem Namen zu predigen, und die Heldin seines Romans dazu benutzt. Am Schluß desselben aber, im Gefühl der bösen Folgen solcher wilden Ehebündnisse, wenn sie allgemein würden, läßt er Juliette darauf dringen, daß dieses enge Verhältniß zwischen ihren Geliebten und ihr die kirchliche Weihe und Sanction erhalte. Darin unterscheidet sich der Franzose, trotz seiner Frivolität, die er in diesem Roman zur Schau trägt, von dem Deutschen. Dieser bekennt sich selbst ohne Scheu zu solchen Grundsätzen und trägt sie mit großem Ernst und einem Ton der Selbstgefälligkeit vor, als wenn er, statt auf einem Lehrstuhl, auf dem Dreifuß des delphischen Apolls säße.

Man würde Herrn Carl Gutzkow Unrecht thun, wenn man ihn verdächtigen wollte, er habe sich mit Pigault le Brün's Federn schmücken wollen.

Nicht aus Besorgniß, daß diese Emancipation der Liebe größern Eingang finden dürfte, wie sie schon seit undenklichen Zeiten bei der Volksmasse und Wüstlingen gefunden, hat man seines Vorgängers erwähnt; es sollte nur zum Beweise dienen, wie richtig Schiller's Ausspruch ist:

»Alles wiederholt sich nur im Leben.«

Man denke übrigens an Solon's Spruch: *)

„Sey immer wachsam, acht' auf Jedermann
Und sieh' dich sorgsam vor, daß er nicht trägt,
Ein Schwert verborgen, wo das Herz ihm schlägt,
Womit er rücklings dich erschlagen kann.

Er lacht vielleicht mit Heuchlerblick dich an
Und kennt das Schmeichelwort, das dich erregt,
Indeß er die Gelegenheit erwägt,
Wo ihm gelingen soll heimtück'scher Plan."

Doch wie? bedarf's der Warnung wirklich auch,
Weil jene Lehre stolz und keck ersteht,
Und Aller Glauben stracks entgegengeht?

Ich glaube: nein! laß sie der eignen Gluth,
Eilt mit Verfolgung nicht und Schmähungsfluth,
Und glaubt, sie wird von selbst zu Dunst und Rauch.

E. M—r.

Die Gebrechen großer Männer.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die meisten Dichter, welche eine Schule begründet, oder Epoche in der Welt gemacht, ein körperliches Gebrechen hatten.

Homer war blind, Milton war blind, Macpherson hat, trotz seiner Blindheit, den Ossian gemacht; Camoens war einäugig; Virgil war dürr, dürftig gebaut, und man kann wohl sagen, ein wenig mißgestaltet. Pope, der sich an Virgil's Geist in seinen schönen Idyllen erwärmte, war lahm, und seine Gestalt glich einem Fragezeichen. Scarron, welcher den Virgil travestirte, war krumm und lendenlahm. Er ist der wahre Polichinello des Heldengedichts. Delille, welcher seinen Landsleuten den Virgil und Milton — etwas französisch — wiedergab, war, gleich Milton, des Tageslichts beraubt; doch war Delille gewiß kein Mann, den man in geistiger Hinsicht blind nennen konnte.

Die großen Männer unter den Modernen, welche dem menschlichen Geiste einen neuen Aufschwung gaben, hatten andere Unannehmlichkeiten. Byron, der Tyrtäus von Italien und Neu-Griechenland, hinkte, wie der Tyrtäus von Alt-Lacedämon. Walter Scott hinkte wie Byron.

Man wird auch fast nie einen Classiker finden, der sich nicht über seine Augen beklagt, um Homer zu gleichen, nie einen romantischen Ultra, der sich nicht das Bein gebrochen hat, entweder, als er, wie Icarus, aus den Höhen des Lüftraumes auf die Erde fiel, oder durch einen andern mehr irdischen Zufall, blos um sich Byron zu nähern. So trugen die Feldherren Alexander's das Haupt auf eine Schulter gelegt, und Alles schnarrte im Salon des Alcibiades.

*) Man verzeihe mir die Wahl der etwas heterogenen modernen Sonettenform. Der Red.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad

(Fortsetzung.)

Gang nach dem Hirschensprung. Der Brunnenkönig.

Unentschlossen, wohin er seinen Weg richten sollte, schlenderte Cäsareon auf der Wiese umher. „Machen wir einen Gang zusammen," redete ihn plötzlich die wohlbekannte Stimme seines unbekannten Bekannten vom Morgen an. „Gern," war Cäsareon's Antwort: „Doch wohin? Das fragt sich." „Nach dem Hirschensprung" entschied der kleine freundliche Mann. Man machte sich auf den Weg. Der kleine freundliche Mann war sehr gesprächig. Man erkannte aber bald, daß er kein leerer, seichter Schwätzer, sondern ein sehr verständiger, unterrichteter, gefälliger, dienstwilliger, munterer Mann sey. Der etwas steile Weg machte den Wanderern zu schaffen; sie keuchten, stöhnten und ließen sich gern auf jeder Bank nieder, die ihnen im Schatten winkte. Für solche Ruhesitze war aber menschenfreundlich gesorgt worden; fast alle paar hundert Schritte lachte den Klimmenden ein solcher freundlich-wohlthätiger Ruhesitz entgegen. „Uf!" rief dann der Kleine, „setzen wir uns; wir haben ja Zeit, es ist gewaltig warm." Man setzte sich und betrachtete das zu seinen Füßen liegende Carlsbad, das immer enger zusammenschrumpfte, je höher man stieg, und in seiner engen, rings von Bergen umschlossenen tiefen Schlucht so recht eingeklemmt lag. Endlich hatte man den höchsten Punct, den eigentlichen Hirschensprung, erreicht, von dem aus man zwar keine weitumfassende, reichhaltige Aussicht, aber doch eine romantisch-pittoreske Einsicht in das enge Thal hat, in dem Carlsbad liegt.

Man stieg endlich wieder von der Estrade herab, die hier errichtet ist, und wollte auf einem andern Wege nach der Heimath zurückkehren. „Der Brunnenkönig!" flüsterte plötzlich der Kleine Cäsareon, der voranschritt, in's Ohr. Verwundert stand dieser still, und sah unwillkürlich nach der Richtung hin, nach der, wie er bemerkte, die Blicke seines Gefährten gerichtet waren, und sah wenige Schritte vor sich auf einer unter einer schönen, schattigen Buche befindlichen Bank einen Mann sitzen, der tief in Gedanken versunken zu seyn schien. Er saß mit übereinandergeschlagenen Armen da, und stierte unverwandten Blicks vor sich nieder. Die lange Figur war in einen braunen Ueberrock gewickelt, denn der Rock war dicht von Oben bis Unten zugeknöpft, der Hut tief in ein erdfahles Gesicht gedrückt, und die hohe Stirne von dünnen schwarzen, stark in's Graue spielenden Locken bedeckt. Die Empfindung, welche die seltsame Figur einflößte, war ein Gemisch von Grauen und Mitleid. Die beiden Gefährten schritten endlich, nachdem sie einige Minuten lang die seltsame Figur mit Staunen und Verwunderung betrachtet hatten, weiter. „Den Brunnenkönig nannten sie den Unbekannten," nahm Cäsareon nach einiger Zeit das Wort. „Der Brunnenkönig, heißt er allgemein," erwiderte der Kleine, „einmal weil er den Brunnen mit einer Art von methodischer Wuth trinkt. Er fängt nämlich jeden Morgen schon um vier Uhr mit dem Schloßbrunnen an, kommt von da zum Theresienbrunnen, geht dann zum Mühl- und Neubrunnen und endet mit dem Sprudel. Er trinkt wenigstens 16—18 Becher. Zweitens aber nennt man ihn den Brunnenkönig, weil er stets allein und in sich gekehrt geht, noch mit Niemandem gesprochen, noch Niemanden gegrüßt, oder ihm gedankt hat, und dieser Menschenfeind, denken Sie nur mein Herr, scheint sich, es ist um toll zu werden, um den kleinen Liebling zu bewerben." „Um den kleinen Liebling," fragte Cäsareon, „wer ist das?" „Haben Sie denn die noch nicht gesehen?" sprach eifrig und lebhaft der Kleine. „Das wundert mich. Doch es ist ja wahr, Sie sind erst seit gestern hier. Morgen will ich Ihnen den kleinen Liebling zeigen. Ein Mädchen, Herr, ein Mädchen, nein, ein solches haben Sie noch gar nicht gesehen. Ihr Blick macht wieder jung, ihr Lächeln könnte mich alten Menschen bewegen für das herrliche Geschöpf durch Feuer und Flammen zu gehen." „Aber, lieber Herr!" lachte Cäsareon, „Sie sind ja ganz Feuer und Flammen, und — doch um nicht Eins in das Andere zu reden, dürfte ich wohl um ihren Namen bitten!" „Freundlich, heiße ich," antwortete der Kleine, und bin ein Kaufmann aus B. Aber, Herr, Sie sprechen von Feuer und Flammen, sehen Sie nur das herrliche Kind, und wenn Sie dann nicht in Feuer und Flammen gerathen, so weiß ich, bei Gott! nicht, was ich von Ihnen denken soll." „Weiß man denn nichts Näheres von ihrer Person und ihren Verhältnissen," unterbrach Cäsareon den Eifrigen. „Nichts," erwiderte Herr Freundlich, „sie heißt nur allgemein der kleine Liebling. Aber Herr, wer da sagen wollte, sie strebe nach Verehrung, lege es darauf an, die Herzen und die Meinung der Männerwelt zu gewinnen, der spricht, bei Gottes Thron! die Unwahrheit. Noch habe ich, so wahr mir Gott helfe! kein Mädchen gesehen, wie dieses. Keine Spur, auch nicht die leiseste, von Coketterie, nein, ganz ein Bild und Widerschein der reinsten, jungfräulichsten Demuth, Bescheidenheit, der holdseligsten Anmuth und Freundlichkeit." „Aber, lieber Herr," rief lachend Cäsareon, „Sie machen mich wahrlich neugierig, dies Meerwunder von einem Mädchen zu sehen. Doch sieh', da ist ja Carlsbad, und meine Uhr zeigt auf 12¼ Uhr. Wo essen wir!" „In den drei Fasanen," war Herrn Freundlich's Antwort. Schweigend wanderte man den drei Fasanen zu, und lief endlich mit Heißhunger in den lang ersehnten Hafen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Meinem Freunde, dem Uebersetzer G.

Nähre Dich nicht allein mit fremden Gedanken; es rostet
Sonst in Deinem Gemüth nutzlos das herrlichste Gold.

K. H.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 13. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 15. Januar. 1836.

*) Arabesken für Musikfreunde von Gustav Nicolai, Verfasser »Italiens, wie es wirklich ist,« der »Geweihten oder des Cantors aus Fichtenhagen,« des »Jeremias« u. a. Zwei Theile. Leipzig, Otto Wiegand's Verlags-Expedition. 1835.

Mit Autorleiden beginnt der Verfasser. Fürwahr, darüber könnte jeder Schriftsteller Folianten gebären! Unser Autor gebiert nur zehn Seiten, die lies't man nicht ohne Wohlgefallen. Als er vor mehreren Jahren seine recht gut ausgestatteten Kinder in die Welt senden wollte, da war er in Zweifel, ob er sich auf dem Titelblatte nennen solle.

„Dolce è l'ira d'un padre; eppur, quel figlio
Può non tremarne?"

Ein Sohn kann jedoch keinen größeren Zorn des Vaters erfahren, als den, wenn er sich nach ihm nicht nennen darf! —

Dieß fand Hr. Gustav Nicolai bestätigt, ein edler Vater, bekennt er sich jetzt als Verfasser des Romans: „Die Geweihten oder der Cantor aus Fichtenhagen" und der Broschüre: „Jeremias." Er gibt durch die Arabesken den Schluß seiner „Versuche" als musikalischer Schriftsteller. Es war ihm darum zu thun, da er viel über Musik gedacht hat, seine Gedanken niederzuschreiben, um sich weiter zu fördern, und Andere anzuregen. Dadurch will er die Erkenntniß der Wahrheit verbreiten und für die etwaigen Fehler — Persönlichkeiten hat er nicht vorwalten lassen — zwar den Tadel tragen, indeß wünscht er auch das mögliche Lob einzuernten. Wir würden ihm für seine Erzeugnisse noch vollere Zufriedenheit zuerkennen und spenden, wenn er sich durch mögliche Namensverwechselung mit Hrn. Otto Nicolai nicht hätte abschrecken lassen, mit seinen Compositionen hervorzutreten.

Wir haben über seine Autorleiden wenig gesagt, könnten aber desto mehr über die Freuden des vorliegenden Werkes schreiben.

In der Novelle: „Der Musikfeind," werden treffliche Gedanken zu Tage gefördert. Die Fäden der gediegenen Erzählung schmiegen an die Urtheile über Musik höchst geschickt sich an, und diese Urtheile selbst sind in dem Grade erschütternd und ergreifend, daß wir, so schwerzlich sie uns auch hie und da berührten, deren Wahrheit nicht anfechten können. — Oder ließe sich dagegen etwas aufstellen, daß die berühmtesten Componisten nur ihre Zeit erfüllten, daß man von Mozart, Beethoven, Cherubini, und wie all' die großen Männer heißen mögen, einst so sprechen werde, wie jetzt von Orpheus? — Oder wäre umzustoßen, daß jeder Componist ein Stein in den großen, noch immer im Bau begriffenen Obelisken der Tonkunst sey? So lange der Musiker lebt, wirkt und anerkannt ist, kann man ihn dem offen liegenden Stein in der obern Schicht vergleichen. Allmählig wird derselbe überbaut; er füllt dann seine Stelle im Ganzen aus und besteht also auf diese Weise fort. Viele verschwinden dem Auge für immer, einige dagegen bilden kräftige Schlußquadern und bleiben theilweise sichtbar.

Und liegt hierin nicht eine tiefe Wahrheit, daß jede Kunst, deren Schöpfungen jedes Mal durch große Vorbereitungen und Hilfsmittel wahrgenommen werden können, armselig sey? — Die Musik steher in dieser Beziehung sicher am tiefsten und kein Künstler ist beklagenswerther, als der Musiker. Das Bild, die Bildsäule, das Bauwerk entzücken ohne weitere Vorbereitung jedes Auge, sobald sie fertig sind, es bedarf nur des Anblicks, um in der Malerei, Bildhauer- oder Baukunst das Kunstwerk genießen zu können, eben so braucht man das Gedicht nur zu lesen, um den Eindruck zu erhalten, den der Dichter beabsichtigte; allein das musikalische Kunstwerk, die Partitur, liegt da wie ein Räthsel. Selbst der geübte Partiturenleser, der im Stande wäre, die Composition sich aufgeführt zu denken, würde doch auf diese Weise keineswegs den Eindruck empfinden,

*) Je mehr man hier und da von den musikalischen Katharern Gustav Nicolai verketzern, ja selbst von namensbrüderlicher Seite anschwärzen hört und sieht, um desto mehr interessirt es, sich mit seinen Ansichten zu befreunden, und ich fand keine Ursache, dem verständigen Lobe des Hrn. Asch, omissis omittendis, eine Stelle hier zu versagen. Ed. B.

den die wirkliche Aufführung hervorbringt. Ein Partiturenleser muß aber ein Einweihter seyn, während Bild, Bildsäule und Bauwerk von jedem Individuum, ohne Unterschied, wahrgenommen, und ein Gedicht schon von dem — wenigstens im Allgemeinen — verstanden werden kann, der lesen gelernt hat. Soll nun aber der Inhalt der Partitur den Ohren vernehmbar gemacht oder die Composition aufgeführt werden, was ist da Alles erforderlich? — — — Und wie sehr kommt es bei der Aufführung der Musikwerke auf die Individualität der ausführenden Personen an! Wie verschieden äußert sich das Gefühl bei den Menschen! Denkt oder fühlt der Beschauer bei dem Anblick eines Bildes oder eines plastischen Kunstwerkes nicht, was der Künstler beabsichtigte, so schadet das seinem Werke nicht, es bleibt was es war; wie ganz anders ist dieß aber bei den Individuen, welche ein Musikstück aufführen, weil sie ihre Empfindungs- und Gefühlsweise in das Kunstwerk übertragen. Eine Kunst nur, welche ihrer Natur nach auf verführerische Weise die Sinne verlockt, aber keineswegs bestimmte Regeln der Gefühlsweise aufzustellen vermag, muß sich nothwendig der Individualität der darstellenden Personen unterordnen. Eine Kunst ferner, welche die Leidenschaften erweckt und den Ausbruch derselben unterstützt, welche bei der Darstellung ihrer größten Schöpfungen Individuen verschiedenen Geschlechts veranlaßt, öffentlich mit erlangter Kunstfertigkeit zu prunken und sich einander zu überbieten, um den Beifall der Menge zu erringen, regt nothwendig die Jämmerlichkeiten der menschlichen Individualität an, und ist wirklich, wenn nicht die Anstifterin, doch die Stütze vieler Uebel. Die Musik schuf das Ballet, das sinnlichste Spiel auf Erden! — Wäre sie so durchaus — moralisch und göttlich, müßte sie ja die menschliche Natur veredeln und deren Schwächen vermindern! —

Der zweite Theil enthält: „Das Musikfest zu Ephyrä," ein herrlicher Schwank voll Witz und Laune.

Indem der Verf. die Ansicht über musikalische Dichtkunst entwickelt, daß der Dichter, um Vollendetes leisten zu können, die Tiefen der Harmonie und die technische Construction aller Gattungen von Musikstücken durchdrungen, ja sich mit dem Geiste der Instrumente, der Geschicklichkeit sie anzuwenden, bekannt gemacht haben müsse, und daß die Sprache des musikalischen Dichters eine andere als die poetische überhaupt sey; liefert er neben Romanzen, Balladen und einer musikalisch-dramatischen Scene, ein großes Oratorium, als Belege zu seiner aufgestellten Theorie.

Hiernächst gehet er zu einer Biographie Paganini's über, die Alles enthält, was über ihn und dessen Leistungen erwähnt werden kann.

Seine Recension über Ries' „Räuberbraut" bekundet den thätigsten Forschungsgeist, indem er bemerkt, daß eine geübte Hand die Mängel des Operntextes durch wenige Federstriche beseitigen könnte, und daß die Musik einen der gewichtesten Schüler Beethoven's bezeichne, dessen Vollkommenheiten er sich anzueignen gewußt hat, ohne in seine Fehler zu fallen.

Der Schluß des reichhaltigen Werkes macht eine musikalisch-juristische Abhandlung: „Ueber Musiknachdruck. Von der Sicherung der Rechte der Verleger ist hauptsächlich auch die feste Begründung der Kunst und des Wissens abhängig. Der Künstler lebt von seiner Kunst, der Schriftsteller von seinen Schriften. Je mehr die Verlagsrechte gesichert werden, um so höher kann der Verleger die ihm anvertrauten Werke honoriren; je höher aber das Honorar, um so mehr Werke fördert der schaffende Künstlersinn; während die Aussicht auf kläglichen Lohn niederschlagend wirkt, und die Thätigkeit des Geistes hemmen muß.

Taschenbücher für 1836.

(Fortsetzung.)

Nr. 14. Aurora. Herausgegeben von Johann Gabr. Seidl. 12. Jahrg. mit 6 Kupfern, gez. von Ender, Klieber, Clementine Ruß und Waldeck; gest. von Krepp, Karatsch und Hofmann. Wien, Buchholz (Leipzig, Liebeskind). X und 258 S. 16. — Inhalt: Das Wiedersehen über dem Grabe, Erzählung von Adeline, Chronik von Oessenitz, historische Erzählung aus dem 15. Jahrhundert von Dr. Rud. Puff. Die Doppelbraut, humorist. Breul von E. Mikolasch; der „Alchymist," historische Novelle von Dr. J. Jac. Basedow; die Nonnen von Burgos, Legende von Joh. Gabr. Seidl; der St. Wolfgangssee, topographischer Aufsatz von Emil. Gedichte von Wilh. Freih. v. Eyb, K. A. Kaltenbrunner, Dr. R. Puff, Renn, Seidl u. A. Manches Gute, doch darunter glänzt besonders das vom Herausgeber Mitgetheilte.

Nr. 15. Gedenke Mein! 5. Jahrg. Mit 8 Kupfern und Stahlstichen, Titel- und Dedicationsvign. (gez. von Dubufe, Weigl und Abrettok, und gest. von C. Kotterba.) Wien, Pfautsch. 320 S. 16. — Inhalt: Das Gelegenheitsgedicht, Novelle von J. G. Seidl; Treue bis zum Tode, Novelle von Ad. Ritter v. Tschabuschnigg; die Ankunft, Erzählung von Regina Frohberg; Moderne Liebe, Erzählung von S. B. Luka; Auzen und Herz, Novelle von J. F. Castelli; Gedichte von Carlopago, Enk, Frankl, Fr. Halm, C. v. Holtei, Chr. Kuffner, Dr. Dräxler-Manfred, P. Renn, Joh. N. Vogl und Herm. Waldow.

Nr. 16. Iduna. 16. Jahrg. Edlen Frauen und Mädchen gewidmet. Mit 7 Kupfern, gez. von Weigl u. A., gest. von Kotterba u. A. Wien, Pfautsch. 127 S. — Inhalt: Die Rache, Erzählung von Leopold Schlecht; die blasse Jungfrau, rheinische Volkssage; die Hochzeitsgebräuche der Slavonier, von Spi. id. Jowitsch; Betrachtungen über des Meer, veranlaßt durch die Strandung des Schiffes Amphitrite am 17. October 1828 auf dem Möwenhaken bei Pillau, von P. H. W. Schnaase; Künstlerfahrten von Manfred. Gedichte von Carlopago, J. N. Vogl, Schumacher, L. Schlecht, J. J. Hannusch, G. Uccello u. A.

Nr. 17. Das Veilchen. Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre. 19. Jahrg. Mit 6 schwarzen und 6 colorirten Kupfern. Wien. (Leipzig, Liebeskind.) 126 S. 16. — Inhalt: Die Liebesbotschaft, Gedicht zum Titelkupfer; der Tonkünstler, ein Schwank von F. Fitzinger; die Schlacht bei Modrusch, von Leop. Schlecht; am Calvarienberge, von Willibald; Herzlosigkeit, von Vincenz Rizzi; das Kreuz am Wasserfalle, von R. Puff; Einladung, von J. G. Seidl; ein

Ball in Klatschheim, von Kaltenbrunner; die Hühner und die Tauben, Idylle von Emil; Jarinerik, von Hoffmann; Lieder und Balladen von R. Puff, Basadew, A. Schmidt v. Pichl, R. Glaser und Meta Communis; Räthsel, gewunden von A. Harnisch, Schilling, J. G. Seidl und H. Welling; Geschichten und Schwänke von J. G. Seidl.

Nr. 18. Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen. Herausgegeben von Aloys Schreiber. 21. Jahrg. Neue Folge. 13. Jahrg. Mit 7 Stahlstichen, gez. von Gugel, Decaisne, Newton, Rochand u. A., gest. von Schuler jun., Baumann, Walther, Fleischmann. Heidelberg, Engelmann. VII u. 303 S. 16. — Inhalt: Eliga, Novelle von Adalb. v. Schonen; die Wächter des Thrones, histor. Erzählung aus Wiens Vorzeit, von Blumenhagen; Walter von Singenberg, histor. Novelle von A. Schreiber; das Bild, histor. Novelle von ebendemf.; die Tulpenzwiebel, histor. Anekdote von A.; Erzählungen aus Italien von Albano; aus der Schreibtafel eines Zurückgezogenen; Aphorismen; Gedichte von A. Schreiber und Geib.

Nr. 19. Des Bettlers Gabe, von Wilh. Müller. 2. Jahrg. Colberg. (Berlin, Hold.) VIII und 333 S. 8. — Inhalt: Der Verbannte, Wahrheit, Dichtung und Sage; der letzte Schmerz. S. dieses werthvollen Taschenb. Recens. in d. Bl. d. vor. J. unter den Romanen und Novellen.

Nr. 20. Maiblumen. Taschenbuch für das Jahr 1836. Herausgegeben von C. Novis. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 252 S. 8. — Wie bei Nr. 19. ist es hier eigentlich nur der Titel, der das Buch unter die Taschenbücher verweis't. Wie dort ist die Ausstattung die gewöhnliche, nur daß hier wenigstens ein Bildniß, ein lithographirtes weibliches, dort keines zu finden ist. Wie aber jenem Müller'schen wegen innerer Vortrefflichkeit auch der zweite Jahrgang sicher zu einem dritten verhelfen, d. h. Käufer und Leser erhalten in hinreichender, Verf. und Verl. ermunternder Anzahl erlangen wird, so werden auch die Erzählungen des Novis'schen Taschenbuchs Freunde finden. Sie tragen sämmtlich das angenehme Kennzeichen der Gemüthlichkeit, der mäßigen, nicht gewaltsamen, gleichsam folternden Spannung und einer befriedigenden Katastrophe an sich, haben nichts gemein mit modischen Frazzenhaftigkeiten, wecken keine Hugo'sche Schrecken, bringen keine Sue'schen Abscheulichkeiten, keine Balzac'schen Abenteuer, keine Clauren'schen Süßeleien und Herzzerbröckelungen. Dafür erhält man Begebenheiten und Charaktere, ungezwungen und natürlich entwickelt und eine Darstellung voll Ruhe und schöner glatter Spracheigenthümlichkeit. Das junge Deutschland in seiner Hypergenialität läßt sich also nicht darin erkennen, wohl aber das bessere alte Deutschland.

Nr. 21. Rosen. Mit 8 Kupfern, gez. von Ender u. A., gest. von J. Passini, Dom. Weiß, Jos. Stöber, J. Serz. Leipzig, Lee. IV und 505 S. 16. — Inhalt: Die rothe Rose, Mythe von Thekla; das Götzenauge, Novelle von Ludmille Rose; die Töchter der Haide, Novelle von Wilh. Blumenhagen; Liebe und Verbrechen, ein Criminalfall, treu nach den Acten berichtet von C. B. Mielau. Der Tuchmacher von Brügge, geschichtliche Novelle aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts von L. Rein. Wir wollen vor allen schönen Gaben dieses Taschenbuches unsere Leser auf die letzte Novelle aufmerksam gemacht haben. Sie rührt von einem rühmlichst bekannten Dichter her, der mit der Leier Apollon's eben so vertraut ist, wie mit der Harfe Sions, der in Versen und Prosa bereits den Lorbeerkranz um seine Stirn gewunden trägt. Auch diese seine Novelle ist originell und trefflich erfunden, so wie mit bewundernswürdiger Gewandtheit in Charakter- und Situationsmalerei durchgeführt. Daß sie dabei durch ihren Inhalt einen großen Theil unserer Zeitgenossen gefällig anspricht, sey hier nur eben im Vorübergehen erwähnt.

NB. Nachträgliches.

Ueber die Brockhaus'sche Urania auf das Jahr 1836 referirte mir ein Freund u. A. also: Urania d. h. die Himmlische. Nun mögen die Himmlischen ein Gericht über die Herren L. Tieck, Scävola und Brockhaus ergehen lassen! So ist noch nie in der Literatur ein Name gemißbraucht worden, als in diesem Taschenbuche, welches, im eigentlichen Sinne, wie ein überdünchtes Grab, außen Blumen und innen Moder und Verwesung gibt. Außen den Goldschnitt und die sechs Stahlstiche und innen die Geheimnisse öffentlicher Häuser erzählt, die Verworfenheit der sinnlichen Natur im Menschen, wenn er in dem Bereich des Thieres und noch tiefer tritt, mit wahrer Wollust veranschaulicht! Und die Firma: Urania!!! — Und solche Bücher nennt man und preist man an als Weihnachtsgeschenke, die man in die Hand der Freundschaft und Liebe legen soll? Hat denn die deutsche Literatur nichts Anderes? Sind C—s Memoiren vergriffen? Gibt es kein Exemplar mehr vom g—n Sachsen? Da geht's doch noch ehrlich zu!" Schande, Schande, daß es Tinte, schwarze Tinte gab, welche nicht vertrocknete, als Hr. Ludwig Tieck, nach manchem Brockhaus'schen Mahnen und Treiben, seine Novelle: „Eigensinn und Laune" — das Zeitwort fehlt in der Sprache, wenn von Tieck die Rede ist. Dit beiden anderen Novellen von Frh. A. v. Sternberg und Emer. Scävola sind wahre Meisterstücke der Langweiligkeit, ohne Gefühl und ohne Saft und Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Literarischer Beobachter.

Von den baltischen Studien herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde ist nach einer langen Pause wieder das 1. Heft des dritten Jahrgangs erschienen. Es enthält für denjenigen, dem solche wissenschaftliche Forschungen interessiren, manches Belehrende und Neue. Unter Anderem findet man: in einem Anhange zu der Uebersicht der allgemeinen Chroniken und Geschichte Pommerns seit Kantzow vom Professor W. Böhmer zu Stettin noch nicht durch den Druck bekannt gemachte interessante Notizen aus früherer Zeit. Bei dieser Gelegenheit sey der Angriff auf die Pommersche Dichterschule im Phönix*), diesem papiernen fabelhaften Vogel, pour la rarité du fait, erwähnt. — Zuvörderst wird jeder Pommer dagegen protestiren, daß es eine Pommersche Schule gibt, eben so wenig wie der

*) Literatur-Blatt Nr. 30.

damalige Redacteur des Phönix, obgleich ein Gerücht darüber geht, als Berliner nicht zu der „Voigtländischen" Schule wird gehören mögen. — So fällt von selbst alles Gesagte in Nichts, und die s. g. Kritik der sechs jungen Dichter Ferrand, Hagendorff, Jäger, Kosarsky, Rebenstein und Brunold berührt Pommern fast gar nicht, da nur der Letztgenannte ein Pommer von Geburt ist. Er und Ferrand sind mit ihren ersten Versuchen pseudonym aufgetreten, entfernt von der Eitelkeit, durch ihren Namen imponiren zu wollen, wie andere Dichter und Redacteurs, die sich deshalb zu einer Schule bekennen sollten, weil sie noch gar zu viel zu lernen haben. Auch Rebenstein ist ein verstümmelter Name. Bosheit aber liegt darin, daß man die Genannten als verunglückte Nachahmer Heine's schildert, und dadurch vielleicht bei Schwachköpfen eine ganze Provinz verdächtigen will. Hat aber Pommern nie eine Dichterschule bilden wollen, so hat es doch Dichter aufzuweisen, die sich Ehre und Ruhm erwarben — einen v. Kleist, Rosegarten, Hacken, Hagemeister, Lappe und C. Müchler. Mehrere Gedichte des Letztern sind Volkslieder geworden, und die auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegten bekunden, daß ein ächt deutsches Herz in seiner Brust schlägt. Er verdient, wenn auch dem neuern Streben zu fern, die verächtliche Sprache nicht, die man über ihn hört. Schließlich die Nachricht, daß der Tod einem Dichter Pommerns seine Laufbahn abgebrochen hat. Es war der Hofgerichtsrath Hering. Ein Gedicht, der Aufbewahrung würdig, werden die Unterhaltungs-Bl. des Planeten später aufnehmen. Have pia anima!

Die öffentlichen Charaktere sind für Gutzkow, jeder auf eine andere Weise der Ball eines oft witzigen und pikanten, oft unklaren und schiefen Antithesenspiels und während er sich einbildet, die Zügel der öffentlichen Charaktere in den Händen zu haben, verkehrt er mit den aus seiner Phantasie beschwornen Bildern, ausgemalt mit einer gewissen poetischen Wahrheit und behängt mit dem bunten Schmuck von Anekdoten und Anspielungen, welche für Zeichen der detaillirten Sachkenntniß gelten sollen, während sie nur der Ersatz dafür sind. Die Witzsprünge kommen uns wie eine unablässige Flucht vor entschiedener Gesinnung vor, und wir glauben, daß, nach dem Grundsatz eines alten Philosophen: nur Gleiches werde von Gleichem erkannt, ein männlich offener und gerader Charakter für Gutzkow das Räthselhafteste der Räthsel bleiben wird. (Menzel.)

Der Dichter Béranger lebt in der idyllenhaftesten Zurückgezogenheit zu Fontainebleau in einem kleinen Häuschen nahe am Wald, in Gesellschaft zweier alten Tanten. Wie einförmig sein Leben, so verschwiegen und unbekannt ist hier auch sein Wirken und Dichten.

Von Brillat-Savarin ist in Paris erschienen eine Physiologie des Geschmacks oder Betrachtungen über transscendentale Gastronomie.

Der Redacteur der Berliner Theaterzeitung ging in Gesellschaft eines Colporteurs Ritter, der sich für einen Tonkünstler ausgab, von Haus zu Haus mit beschmutzter Mappe hausiren. Weder Käse- noch Butterkeller blieben verschont. Man ging nicht eher ab, bis man wenigstens 12 Groschen erpreßt hatte und dafür, wo's nur immer geht, zu lobhudeln versprach.

In Leipzig ist die Zeitschrift das „Vaterland," ein stolzes, wohl und vornehm commandirtes constitutionelles Kriegsschiff, nach jahrelangen schweren Kämpfen mit Sturm und Wind, Gewitter und Wetter untergegangen. Wird eine Auferstehung des Vaterlands erfolgen?

Die neue Leipziger musikalische Zeitschrift, herausgegeben von Schumann, enthält in einer der letzten Nrn. des vor. J. eine Demonstration eines Herrn Otto Nicolai gegen Gustav Nicolai, der man recht wohl einen verbissnen Ingrimm anmerkt. Ueber Letzteren schreibt man mir aus Berlin: „Hr. Gustav Nicolai steigt immer höher in der allgemeinen Achtung des Publicums, man erkennt in ihm als Verfasser von „Italien wie es ist" immer mehr den Märtyrer der Wahrheit; es gibt Wenige, die nicht die eine oder andere Stelle dieses treffenden Werkes zu bezeichnen wüßten, Wenige auch, die nicht die Arabesken für Musikfreunde, den Cantor von Fichtenhagen und Anderes von Nicolai kennten, und neben seinem schriftstellerischen Ruhm, nicht auch seinem musikalischen Talent Gerechtigkeit wiederfahren ließen." Gib Frieden, Otto!

In Leipzig hat sich nun auch eine Algier-Literatur gebildet, denn ein Hr. Albert Anders hat ein Broschürchen über die „Zuaven," ein französisches Militärcorps, das ganz besonders gut mit den Beduinen umzugehen weiß, herausgegeben, dessen Authenticität um desto weniger bezweifelt werden kann, da der Verf. selbst Zuave war.

An unternehmenden und beharrlichen Buchhändlern fehlt es in Leipzig wahrlich nicht. Unter ihnen kommt Hr. Peters allein mit 5, sage fünf, Zeitschriften auch im neuen Jahre wieder vorgerückt. Sie heißen: 1) Schnellpost für Moden und Literatur (5. Jahrg.), von der die Welt spricht, daß sie mit Passagieren nicht überlastet ist; 2) Le voleur, der ein besonders Talent haben muß, sich durch Concurrenz und Uebelwollen durchzustehlen; La lanterne magique, deren Bescheidenheit anerkannt und belobt wird; 4) Le Mercure de France, welcher mit den beiden Vorgängern dem Cyklus der Journalistik: Unterhaltung, Wissenschaft, Kritik, Politik, abschließen soll; endlich 5) Sonntags-Magazin, Familien-Museum, zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, welches nach der Doppeldekade von Nummern, die vor uns liegt, auch der Unterhaltung sehr erspießliche Dienste leistet und den Pfennig-Magazinen mehr als parallel sich hält.

---

† Am 14. Januar 1836 in der Nacht starb plötzlich vom Schlagflusse getroffen, der berühmte Leipziger Buchhändler und Buchdrucker Carl Tauchnitz, in einem Alter von 74 Jahren. Bis zur letzten Lebensstunde erfreute sich der Greis einer ungebrochenen Geisteskraft, frischen Lebensmuthes, fester Gesundheit und beinahe bewundernswerther Rüstigkeit des Körpers. Seine Verdienste um Literatur und Buchdruckerkunst, insbesondere aber um Einführung und Vervollkommnung der Stereotypie sind in Heimath und Fremde zu bekannt und anerkannt, als daß es hier einer Heroldsstimme bedürfte. —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 14. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 16. Januar. **1836.**

Theaterberichte.

Berlin, im December 1835.

Unparteilichkeit. Die Geschwister Elsler. Cherubini's Wasserträger. Lebende Bilder und Berliner Enthusiasmus. Angely's Vermächtniß. Concert. Maskenball. Colosseum. Faust. Blumensprache. Concerte im Schauspielhause. Ganz uterque. Warum glänzt Mad. Masi als Concertsängerin? Das Königstädter Theater von seiner Glanzseite. Dlle. Gerhardt, eine europäische Gesangsvirtuosität, eine deutsche Dlle. Beckär, die con amore singt. Der Theaterkönig im „Leben und Traum:" Herr Burkhardt.

Es ist schlimm, Correspondent eines beachteten Journals zu seyn! Hier erwirbt man sich Freunde, dort verschafft man sich Feinde, hier erscheint man parteiisch, dort gerecht! Wie kann man es Allen recht machen! Doch es komme wie es wolle! „Unpartheilichkeit" ist mein Wahlspruch! — Die Geschwister Elsler (namentlich Fanny) sind Erscheinungen, denen man alles Lob zufließen lassen kann. Erwägt man aber, daß diese anmuthigen und gratiösen Glieder- und Beinverrenkungen in jedem Ballet immer dieselben sind, erwägt man das liebe Geld und Gold und alle Schweiß-Tropfen, welche dieser Tänzerinnen wegen in unserer lieben Residenz schmelzen, erwägt man, daß diese Waden und Schenkel-Schnörkeleien nichts als Verblendung sind, so würde mancher Ehemann und mancher Elegant und noch mancher Andere anders denken und besser handeln.

Bis jetzt haben wir noch kein neues Ballet gehabt. Lauter Wiederholungen. Dlles. Elsler müssen ja beschäftigt werden, um ihr Geld nicht umsonst zu bekommen, also gleichviel, ob in alten oder neuen Balletten. — Cherubini's „Wasserträger," kam auf der königl. Bühne zur Aufführung, nachdem er fast zwei Jahr geruht hatte. Hr. Eichberger (Graf Armand), sang seine Partie vortrefflich, dagegen erschien Hr. Hauser, als Micheli zu monoton. Am besten gelang es der Mad. Seidler (Constanze), dieser unverwüstlichen Sängerin, ihre Partie durch äußerst gelungene Momente hervorzuheben. — Am meisten Glück machen die „lebenden Bilderchen" auf dieser Bühne. Drei Tage vor der Aufführung ist kein Billet mehr zu haben. Die Berliner begnügen sich nicht, ein schönes Bild zwei oder drei Mal anzusehen, sondern laufen nach so Etwas, so lange sie einen Groschen in der Tasche haben. — Der selige Angely hat der königl. Bühne sechs Novitäten kurz vor seinem Tode eingereicht, von denen bereits zwei zur Aufführung gekommen sind. — Prinz Tu-ta-tu, eine Burleske in einem Act (Ouvertüre und Arrangement der Musik von unserm Capellmeister Schneider), ist die erste Piece desselben, welche leider sehr mißfiel: „Frau und Regenschirm," die zweite Novität, gefiel etwas besser.

Concerte und Maskenbälle wechseln. Unser Carneval beginnt mit der Eröffnung des Colosseums. Zu bedauern ist es nur, daß dieses schöne (ich könnte sagen schönste) Local Berlins in den letzten zwei Jahren durch die Aufnahme der Schneider-, Sticker und andern Mamsells, und durch die der Dienst- und noch anderen Mädchen viel verloren hat. Das feine Publicum hat sich seit der Zeit fast ganz zurückgezogen, und nur des Donnerstags *) findet eine Ausnahme statt. An diesem Abend findet man nicht nur eine Menge von Fremden, sondern auch die Vornehmsten unserer Residenz. Es sind bereits zwei Maskenbälle in diesem Locale gegeben worden, unter denen ein sehr gemischtes Publicum anwesend war. Beim ersten Maskenballe sind über 800 Flaschen Champagner getrunken worden, ein Beweis, daß unsere Berliner etwas vertragen können.

Unser Tivoli und Elysium sind in eine schönere Welt entschlummert! — Faust ist der Einzige, der unsere Pappenheimer zu fesseln weiß. Wenn ich unsere Pappenheimer sage, so verstehe ich darunter „Alles," Klein und Groß, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Bräutigam und Braut, kurz die Berliner beau-monde. Vorzüglich ist es der Monat December, wo Faust's Wintergarten von allen nur möglichen Bijouterien, Glücksbuden ꝛc. wimmelt. Und was die Hauptsache ist, man kann in diesem Local durch die Blume sprechen. Die Concerte, welche man hier für 2½ Sgr. hören kann, sind

*) Das Colosseum ist wöchentlich vier Mal geöffnet, und zwar Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. D. E.

mitunter vortrefflich. Faust erwirbt sich durch seine Zuvorkommenheit, noch mehr durch seine Solidität die Gunst unserer Einwohner. Bereits haben einige Concerte im Concertsaale des königl. Schauspielhauses stattgefunden. — Die Gebrüder Ganz, königl. Kammermusiker, veranstalteten das erste, und hatten ein so volles Haus, daß fast kein Billet zu bekommen war. Wer kennt aber nicht die Virtuosität unseres beliebten Moritz Ganz! Wer wird nicht bezaubert, wenn man Moritz Ganz und sein Violoncelle Arm in Arm sieht? Moritz Ganz übertrifft Romberg bei Weitem, denn er spielt mit mehr Grazie, mit einer natürlichen Naivität. Er fährt leicht und tändelnd über die Saiten hinweg, lächelt die horchende Menge an, und bezaubert immer mehr! Sein Bruder Leopold Ganz steht ihm nicht nach. Er leistet auf der Violine Vorzügliches und weiß sein Instrument mit einer eignen Manier zu behandeln. Unter den Mitwirkenden zeichneten sich Mad. Masi besonders aus. Als Concertsängerin kann Mad. Masi allerdings ihr Talent geltend machen, und zwar aus zwei Gründen:

1) Ist sie schön und liebenswürdig und
2) ist jeder Zoll eine Roulade an ihr, und das gefällt in Concerten ungemein. —

Ein zweites Concert wurde von unserm Sänger Heinrich Blume gegeben, das nicht nur einige Mal aufgeschoben, sondern sogar schlecht besucht war. Am genußreichsten sind die wöchentlichen musikalischen Soiréen im Hôtel de Russie, bei welchen sich Hr. Möser durch die Aufführung classischer Musik bei den Musikfreunden insbesondere ein großes Verdienst erwirbt. Eilen wir nun in die Königsstadt. Wenn wir die Mängel dieses Theaters nicht verkannten, so wollen wir auch die Vorzüge desselben nicht unbeachtet lassen.

Ein Meisterwerk Mozart's: „Die Entführung aus dem Serail," sahen wir neulich auf dieser Bühne in hoher Vollendung ausführen. Dlle. Gerhardt, als Constanze, bewies neuerdings, daß sie den ersten Sängerinnen Europas an die Seite gesetzt werden kann. Die Constanze ist eine Partie, die das Resultat einer Sängerin entscheidet. Sie erntet entweder großen Beifall, oder sie fällt total durch.

Dlle. Gerhardt entwickelt immer mehr ihr großartiges Talent. Sie ist nicht Sängerin und Schauspielerin im Aeußern, wie es Tausende gibt, sondern eine Sängerin, welche jeden Ton empfindet, fühlt und sich so hineindenkt in ihre Partie, daß wir bei ihrem Anschauen am Ende vergessen, nur eine Schauspielerin vor uns zu sehen! Ihr würdig zur Seite stand Herr Fischer (Osmin). Am Gelungensten war das Trinkduett im zweiten Acte: „Vivat Bacchus." Hr. Fischer entwickelte in diesem einen außerordentlich reichen Humor. Hr. Niccolini (Pedrillo), welcher als zweiter Tenorist an dieser Bühne engagirt ist, gab uns gleichfalls Gelegenheit, seine schöne Tenorstimme und sein eingreifendes Spiel anzuerkennen. Es sollte dieser junge Mann in größern Partieen auftreten, damit er sein Talent vervollkommnen könnte. Herrn Holzmiller liegt die Partie des „Belmonte" etwas zu hoch, daher waren einige Stellen sehr störend für uns. Dlle. Beckär (Blonde), war eine äußerst liebliche Erscheinung; sie sang und spielte ihre kleine Partie — con amore! — Hr. Laddey gab den Baffen mit türkisch-deutscher Würde, d. h. ein wenig plump. Jedenfalls können wir diese Oper zu den besten der Königsstadt zählen. — Neu war ferner auf dieser Bühne: „Das Leben ein Traum." Nach den Spanischen des Calderon de la Barca, für die deutsche Bühne bearbeitet von C. A. West. Die Mittel des Königstädter Theaters sind zu gut, als daß wir die schlechte Besetzung dieses Schauspiels ungerügt lassen sollten. Vor Allem ist nöthig, daß der Schauspieler eine richtige Aussprache, eine Auffassungsgabe und wenigstens einen gewöhnlichen Menschenverstand hat. Diese wenigen Mittel reichen hin, einen Schauspieler fix und fertig hinzustellen, ja reichen sogar hin, aus einem dergleichen Schauspieler einen Theaterkönig zu machen. Gleichviel, ob ein solcher Theaterkönig 24 Stunden vorher in dem trunkensten Zustande sich befunden, gleichviel, ob ein solcher Theaterkönig dies oder jenes gethan, was er nicht hätte thun sollen, wenn er nur auf der Bühne den gewöhnlichsten Anforderungen entspricht.

Aber ein Herr Burghardt spielte den Theaterkönig von Navarra mit einer abgeschmackten non-chalance, und mit einer nichtssagenden Mimik. Hr. Burghardt kann außer der Bühne der liebenswürdigste und solideste Mensch seyn, aber auf der Bühne in einer solchen Rolle, möcht' ich ihn nicht wieder sehen! Den Roderich gab Hr. Laddey. Er leistete was er konnte, aber gewachsen ist er dieser Rolle durchaus nicht, wiewohl er in den rauhen und verwilderten Stellen recht gelungene Momente hervortreten ließ. Jedenfalls würde Hr. Schwankfelder, welcher den Astolf gab, den Roderich besser repräsentiren. Ganz verfehlt war die Rolle der Estrella, durch Dlle. Siebert. Man verlangt von einer einjährigen Schauspielerin zuviel. Die Estrella ist eine geglättete Hofdame, schlau und listig. Jeder Schritt geschieht mit Ueberlegung, jedes Wort muß gemessen und von Gewicht seyn, während wir ein sentimentales Landmädchen vor uns sahen. Nehmen Sie dazu eine kleine Figur und einen steifen Anzug, so haben Sie die schönste Mißgestalt vor sich. — Mad. Laddey, so alt sie auch seyn mag, ist auf der Bühne noch immer eine schöne Erscheinung. Ihre Rosaura war in der That nicht übel, wenn auch hin und wieder höchst unnütze Bewegungen mit den Händen und Füßen gemacht wurden. Am gelungensten war die Rolle des „Clodald" durch Hrn. Genée versorgt.

Mainz, Ende December 1835.

Bericht in Moll-Tönen. Theater-Cabale. Jerrmann in floribus etc.

Kleine Cabalen sind an jedem Theater zu Hause; das unserige wird in dieser Tugend nicht zurückstehen. Nur sind diese kleinen Cabalen seit kürzlich bei uns von etwas ernster Natur. Da sind z. B. gegenwärtig hier zwei Sängerinnen von Bedeutung, eine Madame P. und eine Dlle. St. Beide sind sich so gut, daß sie sich die Augen auskratzen möchten; allein dazu kommt's nicht, sondern blos zu moralischen Wunden, wobei der Leib ziemlich unversehrt davon kommt. Die Eine wirbt Partei gegen die Andere, damit die Eine oder die Andere ausgezischt werde. Daß Beide sich gegenseitig in ihren Leistungen zu überbieten trachten, ist uns sehr lieb; dadurch gewinnt jedenfalls das Publicum.

Seit einiger Zeit wird auch das Drama etwas besser bei

uns. Jerrmann hat drei Gastdarstellungen hier gegeben, sein Talent hat zur Bewunderung hingerissen, und seine Leistungen haben den nur schlummernden Sinn für das Schauspiel wieder geweckt. Unser Director Remie aber scheint diesen Sinn jetzt wachend erhalten zu wollen, indem er namentlich beim weiblichen Schauspiel-Personal einige Acquisitionen gemacht hat, die für das Drama viel Gutes hoffen lassen. — Jerrmann's drei Gastdarstellungen waren folgende: 1) „Franz Moor," ein Bild voll psychologischer Wahrheiten, ohne jene Uebertreibung, mit der so mancher mittelmäßige Schauspieler diese Rolle überladen zu müssen glaubt, um den Schiller'schen Bösewicht herauszubringen. Ohne im Allgemeinen Seydelmann's Objectivität zu besitzen, gab er diese Rolle doch mit Seydelmann'scher Tüchtigkeit, und erwarb sich durch diese Darstellung großen Beifall. — 2) „Till" in dem Lustspiele: Laßt die Todten ruhn. Ebenfalls eine originelle Auffassung dieses ächt humoristischen Charakters. An demselben Abende gab der Gast in französischer Sprache einige Scenen aus mehrern classischen Stücken des Corneille und Racine, und zeigte uns, daß die französischen Journale nicht gelogen haben, wenn sie damals, als Jerrmann in Paris gastirte, behaupteten, er habe als Deutscher in der französischen Sprache in Frankreich Furore gemacht! Wir in Mainz, wo eine lange Zeit auch nur die französische Sprache an der Tagesordnung war, so wie auch das französische Theater, können unserem Gaste ebenfalls das Zeugniß geben, daß er keinen französischen Schauspieler in Gewandtheit des Ausdrucks und des Vortrags, so wie in Feinheit des Spieles aus dem Wege geht. — 3) „Ethelwerd," in dem von Jerrmann nach Catharine Howard und Alexander Dumas frei bearbeiteten Schlaftrunk. Das war die glänzendste Rolle des Gastes! Er zeigte hier, daß er nicht nur ein beachtungswerther Theaterdichter, sondern daß er einer der ersten Schauspieler ist, die wir jetzt in Deutschland haben.

Ein anderer nicht unbedeutender Gast, welcher dieser Tage bei uns auftrat, ist Frau v. Geersberg, vom Theater in Danzig. Ihre erste Rolle war die Czarewna Sophie in Raupach's „Fürstin Chavansky." Das Stück gefällt hier nicht, und die gute Schauspielerin mußte büßen, was das Stück versündigte. Auch wollte an diesem Abende das Organ des Gastes nicht zusagen — genug man zollte nicht den Beifall, welchen das sonst gute Spiel dieser Frau verdient hätte. In der zweiten Rolle, Katharina in den „Lichtensteinern," ging es schon besser; man erklärte, daß man sich erst an das Organ dieser Schauspielerin gewöhnen müsse, um es gut zu finden, gestand sich aber allgemein, Frau v. Geersberg sey eine denkende Schauspielerin. In der dritten Rolle, „Johanna von Montfaucon," erhielt aber die Künstlerin eine solche Fülle von Beifall, daß sie darin Ersatz und Trost für das mißlungene Auftreten am ersten Abende gefunden haben muß.

Ich muß es wiederholen, daß in dieser Saison unsere Oper sehr trefflich ist. Zwar ist Mad. Pohl-Beisteiner, diese herrliche Sängerin, nur auf kurze Zeit hier engagirt, und selbst während dieser kurzen Zeit muß dieselbe auch abwechselnd in Mannheim singen, wo sie für längere Jahre engagirt ist. Allein wir haben schon Ersatz für diesen Verlust. Dlle. Quien, kürzlich unserer Bühne gewonnen, besitzt eine außerordentlich liebliche, biegsame und starke Stimme. Sie bedarf nur noch einiger Ausbildung, und sie wird Auszeichnung finden. Bis jetzt sahen wir sie als Agathe im Freischütz, und als Prinzessin von Navarra in Johann von Paris; in beiden Rollen gefiel sie sehr. — Auch Hr. Abler, muß ich berichtigend bemerken (siehe Nr. 297 d. Bl. vor. J.) konnte sein Engagement dahier nicht antreten, weil ihn die Karlsruher nicht wegließen, indem dieser Sänger selbst neben Heizinger noch für unentbehrlich daselbst gehalten wird. Indessen haben wir doch einen braven Tenoristen an Hrn. Neufeld, und wir können uns vorerst mit demselben zufrieden erklären. — Noch muß ich zum Schluß erwähnen, daß auch unserer Maschinerie durch den guten Maschinisten Schwerdtgeburth unter die Arme gegriffen ist. Den Störungen in den Aufstellen der Decorationen sind wir nicht mehr unterworfen. Alles geht in der Oper gut, und das stets volle Haus, selbst bei weniger bedeutenden Opern, gibt dafür das beste Zeugniß.

Dresden, den 2. Januar 1836.

Die fürstliche Lustspieldichterin, mit Beifall gekrönt. Hr. Heckscher, ein vorzüglicher und bevorzugter Schauspieler. Dlle. Bauer. Mad. Werdy. Hr. Stölzel.

Seit langer Zeit hat kein neues Lustspiel sich hier eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt, als das am 19. December v. J. zum ersten Male aufgeführte und seitdem mit gleichem Beifall wiederholte Lustspiel: „Der Oheim," als dessen Verfasserin die allgemeine Stimme unsere edle und geistvolle Prinzessin Amalia nennt, welche bereits durch mehrere, auf den Bühnen von Dresden, Leipzig und Berlin mit großem Beifalle aufgenommene Schauspiele *) ihren Beruf als Dichterin dargethan hat. Das Stück beruht auf einer glücklich erfundenen, im Ganzen einfachen Intrigue, die sich durch Neuheit und bis zum letzten Augenblicke festgehaltene Spannung auszeichnet. Außer einem geistvollen, von Witz und Humor gewürzten Dialoge aber besteht sein größter Vorzug in der sicheren, trefflich durchgeführten Zeichnung der Charaktere und dem richtigen Ineinandergreifen derselben. Namentlich ist der Charakter des Dr. Löwe auf geniale Weise angelegt und an interessanter Eigenthümlichkeit wie strenger Wahrheit einer der ansprechendsten, die das bürgerliche Schauspiel bieten kann.

Rühmend muß es anerkannt werden, daß die darstellenden Schauspieler, von dem Werthe des Gegenstandes durchdrungen, das Lustspiel mit dem vorzüglichsten Fleiße und der sorgsamsten Aufmerksamkeit für alle bezeichnenden Züge, durchführten. Namentlich brachte Hr. Heckscher den, wie schon bemerkt, von der Dichterin mit besonderer Vorliebe ausgeführten Charakter des Dr. Löwe mit einer, die Eigenthümlichkeit dieser Gestalt in allen ihren Theilen so innig durchdringenden Wahrheit zur Anschauung, daß man ihm die Meisterschaft in der Charakterzeichnung unbedingt zugestehen muß. Ein vollkommenes Anschmiegen an die Dichtung in geistiger und äußerer Beziehung, mit voll-

*) Ein Verzeichniß der dramatischen Dichtungen und musikalischen Compositionen dieser Prinzessin, nebst einer gedrängten Biographie derselben findet man in der „sächsischen National-Encyklopädie," Bd. I. S. 158 ff.

kommener Freiheit der Darstellung verbunden, ist ja die höchste Aufgabe des Mimen, und die schönste Freude des Dichters, und gewiß konnte die hohe Dichterin das Bild ihrer Phantasie nicht schöner, nicht wahrer verwirklicht sehen, als dies durch Herrn Heckscher geschah, den dafür stürmischer Beifall und, bei der ersten wie bei der zweiten Aufführung, einstimmiges Hervorrufen lohnte. — Die Liebhaberin des Stücks, ein in englischen Grundsätzen auferzogenes, die Großartigkeit dieser Nationalität mit einem leisen Anflug von deren Seltsamkeit vermählend, fand in Dlle. Bauer eine eben so geeignete, als reizende Darstellerin, während Mad. Werdy für die Rolle ihrer eingebildeten Kranken, einer sehr ergötzlichen Figur, eher etwas zu viel, als zu wenig that. Hr. Stölzel behandelte den im Laufe der Handlung weniger vortheilhaft hingestellten Charakter des Baron Löwenberg mit rühmlichem Fleiße; ebenso spielte Hr. Porth den flachen und leichtfertigen Herrn v. Riedler, obschon derselbe eigentlich dem Wirkungskreise dieses trefflichen Künstlers nicht ganz angehört, mit Laune und Gewandtheit. M—t.

Theater-Ruker.

Triest. Von hier aus hat man ein jüngst schreckliches Beispiel gemeldet, wie weit bei italienischen Künstlerinnen die Eifersucht geht. Zwischen zwei Sängerinnen des Theaters della Valle in Neapel, Sigra. Marina und Mad. Gambrici herrschte seit einigen Monaten große Rivalität. Plötzlich neigte sich der Sieg entschieden auf die Seite der Madame Marina. Man erschöpfte sich bei ihrem jedesmaligen Auftreten in allen möglichen Beifallsbezeugungen, klatschte, stampfte, warf Blumen, Kränze und apotheosirte mit wahrem Furore. Am 12. October, wo Mad. Marina wieder auftreten sollte, machten sich Freunde und Freundinnen der Sgra. Gambrici den malitiösen Spaß, sie wegen ihrer siegenden und triumphirenden Feindin zu necken. „Ihr meint wohl, das schmerze mich?“ entgegnete die Gambrici. „Im Gegentheil! die Marina singt bezaubernd; sie verdient den Beifall des Publicums; ich selbst will ihr diesen Abend einen Kranz zuwerfen.“ Sie hielt Wort. Als ihre Nebenbuhlerin wie gewöhnlich mit Beifall überschüttet und mit Blumen beworfen wurde, fiel auf einmal aus einer der oberen Logen ein großer Kranz oder eine Krone. Kaum hatte er den Kopf Marina's berührt, so stieß sie einen Jammerschrei aus — ihren letzten, denn sie stürzte todt zu Boden. Der Kranz war aus der Gambrici Händen gekommen und aus massivem Eisen. Die Justiz hat bereits sich thätig bewiesen, um für die Zukunft dergleichen Krönungen zu verhüten.

Berlin. Die Elsler's haben uns verlassen und sind in dem Ballet Blaubart am 16. zum letzten Male aufgetreten. Zu ihrem Benefiz hatten sie ein neues Divertissement: Pygmalion gewählt, welchem noch die Posse: Die Benefizvorstellung beigesellt war. Obgleich während ihres zweimonatlichen Hierseyns bei ihrem jedesmaligen Auftreten das Haus ziemlich gefüllt war, so war der Beifall bei weitem nicht so groß, wie früher, wo er sich oft bis zum Enthusiasmus steigerte. Das königliche Schauspiel hat während der Anwesenheit der Elsler's außer zwei Lustspielen: Ich bleibe ledig von Carl Blum und: Der Oheim von einer ungenannten hohen Verfasserin nichts Bedeutendes geliefert, da ohnehin die beiden Hauptstützen des Schau- und Lustspiels: Rott und Fräulein von Hagn, Ersterer in Königsberg, die Letztere in Prag und Wien, Beide mit großem Beifall, gastiren. Ende dieses Monats kehren sie jedoch zurück. — In diesen Tagen kömmt von Raupach eine neue Tragödie mit Chören: Themisto, zur Aufführung, bei deren Ankündigung folgende Anmerkung gemacht wird:

„Das Trauerspiel: „Themisto,“ das in diesen Tagen auf der königl. Bühne erscheinen wird, ist ein Versuch, wie weit es möglich seyn dürfte: das Wesen der antiken Tragödie mit den Gewohnheiten und Bedingungen des heutigen Drama's zu vereinigen. Wenn diese Aufgabe jemals für das Publicum befriedigend gelöst würde, so entstände daraus vielleicht eine neue Gattung dramatischer Werke, in welcher sich die jetzt getrennten Gattungen, Oper und Schauspiel wieder vereinten. Der Stoff von „Themisto“ ist derselbe, den schon Euripides in seiner verloren gegangenen Tragödie „Ino“ behandelt hatte; nur sind hier die Verwickelungen weggeblieben, mit denen bei Euripides, seiner Gewohnheit nach, die Fabel ausgeschmückt war. Eine Unterbrechung durch Fallen des Vorhangs erlaubt die Natur des Stücks nicht.“

In wie weit dieser Zweck erreicht werden dürfte, wird der Erfolg lehren; es möchte jedoch schwerlich bei dem jetzigen Geschmack des Publicums eine günstige Wirkung zu erwarten seyn, da der größte Theil desselben durch die sogenannten Schauderdramen, den Altergeburten der Birch-Pfeiffer, den Dutzendstücken aus der ehemaligen Angeli'schen Uebersetzungsküche u. s. w., den Sinn für eine im edlen Styl gehaltenen Darstellung fast gänzlich verloren hat.

Lebende Bilder werden immer noch häufig, sowohl beim königlichen als bei dem Königstädtischen Theater gezeigt und gefallen sehr. Eben so gefällt bei letzterer Bühne — jedoch allein durch Beckmann's Spiel: Eulenspiegel oder Schabernack über Schabernack, ein Machwerk voller Trivialitäten, jedoch mit einigen hübschen Gesangs-Piegen. Bei derselben Bühne gastirte auch am 18. Hr. Ferdin. N. Röder, von den vereinigten Theatern zu Cöln und Aachen (?) als: Roderich in: „Das Leben ein Traum,“ und hat gefallen. — Das erste Debüt eines jungen Bassisten: Krause, bei dem königlichen Theater als Jakob in „Joseph in Aegypten“ ist ebenfalls sehr befriedigend ausgefallen.

Braunschweig. Der rühmlich bekannte Sänger und Regisseur Hr. Cornet macht so gute Fortschritte in der Gunst des Gottes Plutus, daß er sich bereits ein zweites ansehnliches Gut in Tyrol erkauft haben soll. — Mad. Franchetti-Walzel hat „collegialischer Verhältnisse wegen“ ihr Engagement aufgegeben. Mit ihren Gesangsmitteln, mit ihrer Ausbildung und Kunst, mit ihrem eifrigen und feurigen Streben, mit ihrer lebendigen Darstellung und ihrem angenehmen Aeußeren ist diese Sängerin für jede Bühne eine höchst schätzenswerthe Acquisition. — Das eherne Pferd kam unter dem barocken Titel: „Zauberpferd zur Darstellung und kurz darauf „der Zweikampf auf der Pfaffenwiese.“ — Vom Dramaturgen und Bühnendichter Köchy erwartet man ein Lustspiel in drei Acten: „Die beiden Wasserträger.“

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 15. (VII. Jahrgang.) Montag, den 18. Januar. **1836.**

Die Neu-Deutschen.

(Nach Paul Flemming.)

Proxima quid soboles, aut quid meruere nepotes,
In regnum nasci? Lucan.

Man speist uns als Confect und schlürft in vollen Schaalen
Der Knochen bestes Mark. Wo ist nun unser Muth?
Der neu erwachte Geist? wo unser kühnes Blut?
Nicht eine Mücke fiel von unserm eiteln Prahlen.

Kein Band, kein deutscher Rock, kein Wappenmalen
Schreckt uns're Feinde ab. Das Ansehn war recht gut —
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Gibt's feig're Kämpfer wohl, die Phöbus kann bestrahlen?

Wohl legen niemals wir die starke Rüstung an,
Da sie der zarte Leib doch nicht ertragen kann
Und viel zu weit des großen Vaters Helm dem Sohne!

Es schändet uns das Schwert, uns Männer ohne Mann,
Uns Starke auf den Schein, um die es längst gethan.
O Namens-Deutsche wir, der Welt und uns zum Hohne!

Ed. Bönecke.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Wie zwei unheimliche Geister schwebten sie durch die langen Kreuzgänge und Hallen. Endlich stand der Pater, öffnete eine Thüre, und sie traten in eine geräumige, wohlausgestattete Zelle.

Einen Kuß, Lise! bat der Versucher leise und umschlang das bleiche Mädchen; — dieses entglitt seinen Armen und sank auf die Kniee.

Anselmo! flehte sie mit rührendem Ausdruck, habt Mitleid mit mir und gebt mir die entwendeten Papiere zurück. Mein Herr vermißt sie und ist über ihren Verlust außer sich; schon hat er seinen Argwohn auf mich geworfen.

Kind, was ficht dich an? sprach Anselmo erstaunt. Wer kann dir das Vergehen beweisen? Leugne frisch drauf los: du hast ja Absolution.

Ach, was frommt mir diese Absolution gegen die Seelenangst, unter der ich mich winde! Schon habt ihr mich zur ehelosen Mutter gemacht — soll ich nun auch zur Diebin werden?

Maledicta! murmelte er leise, laut aber sprach er: Denkst du nicht daran, Lise, mit wem du's zu thun hast? Bin ich nicht Einer, der da binden kann und lösen? Hab' ich nicht die Macht, Sünden zu vergeben, wie Jesus am Kreuz? Fühlst du dich nicht mehr wie sonst durch meinen Umgang geehrt und durch meine Liebe geadelt? Lise, Lise! mit dir ist etwas Absonderliches vorgefallen; du hast sonst so fest an mich geglaubt, hast kindlich, wie es deines Gleichen den Dienern der heiligen Kirche gegenüber geziemt, das Feld der Zweifel gemieden und am wenigsten dir Vorwürfe gestattet; sprich, Lise, wer hat diesen Glauben wanken gemacht? Wer hat an den Säulen deines Vertrauens und deiner Achtung gerüttelt?

Hochwürdiger Herr, entgegnete Lise, durch die einläßliche Rede des Mönchs ermuthigt: was für Früchte sind mir aus diesem Glauben und Vertrauen, was für eine Zukunft ist mir aus eurer Liebe erwachsen? Wen soll ich nennen als Vater des Kindes unter meinem Herzen? Wie soll ich entgehen der gräulichen Schmach, die der verworfenen Metze droht?

Dafür will ich schon sorgen, mein gutes Kind, war Anselmo's tröstliche Antwort, indem das Gift seiner schwarzen Seele ihm zornig in's lächelnde Antlitz trat. Laß alle Grübelei, wenn die's an meinem fernern Wohlwollen gelegen ist. Denke bei Allem, was du mich thun siehst: es sey gut und gerecht, und vergiß nie, daß du ein beschränktes Geschöpf bist, welches jedes Mal sündigt, wenn es in

meiner Gegenwart und neben meinen Beschlüssen einen eigenen Willen zeigt.

Wer das weibliche Selbstgefühl kennt, wird es gewiß nicht unnatürlich finden, daß diese hochmüthige Antwort sogar in der von religiösen Vorurtheilen befangenen Magd eine gewisse Wehrhaftigkeit erzeugte. Lise war weit entfernt, zu glauben, sie sey ein beschränktes Geschöpf, und die Erinnerung an die Schmeicheleien, die der Pater ihr ehedem so reichlich gespendet hatte, trat in einen so schroffen Gegensatz mit seinen jetzigen Reden, daß sie dieselben unmöglich stillschweigend hinnehmen konnte.

Hochwürdiger Herr! sprach sie keck, indem sie aufstand und ihm die Hand vertraulich auf die Schulter legte; so gar eselsdumm, wie ihr mich haben möchtet, mag ich denn doch nicht seyn. Sollt' ich wohl nicht einsehen gelernt haben, daß ihr eben ein Mensch seyd, wie andere, und daß ihr alle mögliche Ursache habt, dem lieben Herrgott für die Gabe der Absolution zu danken, die euch in den Stand setzt, ohne Verantwortung sündigen zu können.

Meine Tochter, entgegnete der Mönch, indem er sich ein feierliches Ansehen zu geben und das Knirschen seiner Zähne zu verbergen suchte; du bist von schwerem Irrthum befangen. Glaube ja nicht, daß ich aus sinnlicher Lust mich dir genaht habe, und daß die Art, wie ich dir erschien, deinem Urtheil den Maßstab geben könne. Hohe Aufgaben, die du nicht zu ahnen, viel weniger zu erfassen vermagst, sind mir gestellt, und meine Sendung ist so erhaben, daß ich mit Recht die Menschen um mich her als Mittel zu meinen heiligen Zwecken betrachten darf. Ein solches Mittel bist auch du mir gewesen; denn ohne dich hätte ich Manches nicht erfahren und hätte zum Exempel die Pergamentrollen deines Herrn nimmer erhalten.

Ja, und diese Rollen muß und will ich wieder haben, antwortete Lise heftig; denn ihre Bitterkeit war über Anselmo's Erklärung, daß sie ihm nur als Mittel zum Zwecke gedient habe, gewachsen.

Diese Rollen wirst du nimmer bekommen! erwiederte Anselmo, indem sein dunkel glühendes Auge mit furchtbarer Schärfe auf dem Mädchen haftete. Diese Schriften sind schon das Eigenthum höherer Mächte geworden, und wehe dir, wenn deine Zunge nicht verschweigt, was dein Herz weiß. Danke Gott und den lieben Heiligen für die Ehre, ein Werkzeug in der Hand der Kirche geworden zu seyn. Und nun verlaß mich, Lise, du hast mich tief gekränkt.

Anselmo sprach die letzten Worte mit jenem wehmüthigen Ausdruck, der von mächtigen Naturen kommend, auf schwächere einen so tiefen Eindruck macht. Lise's augenblicklicher Widerstand brach sich an Anselmo's Kraft, wie eine leichte Welle sich bricht am Kiele des hochgebauten Schiffes, das unaufhaltsam den Ocean durchschneidet, und sie stand nun zwischen Pflicht und Furcht, zwischen zwei Klüften, deren jede ihr Verderben entgegen gähnte. Sie sank im Gefühl der Vernichtung zu Boden, rang die Hände und rief:

Heilige Mutter Gottes; ich darf nicht ohne die Rollen zurück. Vergebt mir, Anselmo; aber Kerker und Schmach harren meiner, wenn ich ohne die Pergamente zurückkomme. Erbarmt euch meiner!

Eine Todtenblässe bedeckte des Paters Gesicht: Hast du etwa geredet? fragte er.

Ich habe geredet; ich mußte reden! antwortete sie schluchzend.

Und hast du mich auch in dein Geständniß hineingezogen? fragte er abermals, indem ein heftiger Krampf sein Gesicht entstellte und seine Hände zu Fäusten ballte.

Lise erschrack heftig und erwiederte ein bebendes Nein.

Wem hast du gebeichtet?

Meiner Herrin.

Ha, Vergeltung! murmelte der wilde Mönch: das sind deine Schlingen; aber frohlocke nicht, ich werde dir entgehen! Weiß Jemand, daß du hierher in's Kloster gegangen bist?

Lise blickte unter Thränen empor, und als sie Anselmo's verzerrtes Antlitz sah, antwortete sie, von Furcht überwältigt, abermals: Nein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf die Constitutionalität Europas.

(Fortsetzung.)

III. Kaiserliche Aera.

Er, der Europa, Republiken schaffend, durchzogen hatte, sollte jetzt Königreiche und Fürstenthümer errichten, jedem dieser Throne ein Glied seiner Familie, jeder Stadt seine Präfecten, Richter und Verwalter geben.

Auf die Directorial- und Consularpropaganda kam die kaiserliche!

Die italienischen Republiken wurden entweder, wie Genua, dem französischen Kaiserreiche einverleibt, oder in Königreiche und Fürstenthümer umgeschaffen. So wurden die Königreiche Italien (1805) und Neapel (1806), und aus der batavischen Republik, das Königreich Holland (1806) errichtet; constitutionelle Satzungen erhielten sie alle.

Ebenso erstanden in Deutschland, nach dem Siege bei Austerlitz und dem Preßburger Frieden, die neuen Königreiche Baiern und Würtemberg (1805), welche Oesterreich von Frankreich trennten; aber ein noch wichtigeres Ereigniß tritt ein. Durch einen am 12. Juli 1806 zu Paris abgeschlossenen Vertrag reißen vierzehn deutsche Fürsten von dem heiligen Reiche sich los und bilden unter sich einen neuen Bund, als dessen Schützer sie den Franzosenkaiser anerkennen. Den 6. darauf folgenden August erklärt Kaiser Franz II., daß er die deutsche Krone und die Regierung des deut-

schen Reiches niederlege, die Bande, welche letzteres an ihn knüpften, als gelöst, und die Kaiserschaft als erloschen betrachte; noch fünf und zwanzig deutsche Fürsten treten nach und nach (1806, 1807, 1808) dem Vertrage vom 12. Juli bei, und die neue Verbündung zählte neun und dreißig Glieder.

So endete das heilige germanische Reich, ein altes lange verwahrtes Denkmal der Zerstückelung des Souverainitätsrechts, und an seine Stelle drängte sich der Rheinbund.

Nach constitutionellen Einrichtungen und Gewährschaften muß man in der Begründungsurkunde dieses Bundes nicht suchen; vom Staatsbürger ist nicht die Rede, nur die Fürsten, unter welche Land und Souverainität vertheilt werden, kommen in Betracht.

Durch diese Urkunde und die ihr folgenden Beitritte fanden die tausend Souverainitäten des heiligen Reichs auf die Zahl von neun und dreißig sich verringert. Das durch die Einverleibung der mediatisirten, d. h. ihres unabhängigen Daseyns beraubten Staaten vergrößerte Bundesgebiet zeigte nicht mehr jene Kleinheiten, jene Einschachtelungen (Enclaven), jene Zerstückelungen, welche die alte Ordnung der Dinge erzeugt hatte. Neben den im vorigen vorigen Jahre (1805) wider Oesterreich errichteten Königreichen Baiern und Würtemberg, werden zwei neue, Sachsen und Westphalen (1806), Preußen entgegengestellt. So eröffnet der mit seinen vier Königreichen und sieben und zwanzig großherzoglichen, herzoglichen und fürstlichen Staaten außer Oesterreichs und Preußens Einfluß gesetzte, und wider diese beiden Mächte unter dem Protectorate des Franzosenkaisers errichtete Rheinbund, freilich noch nicht unter constitutionellem, wohl aber unter politischem Gesichtspuncte eine neue deutsche Aera.

Die an das Ufer der Weichsel gelangten kaiserlichen Adler Frankreich erweckten den weißen Adler Polens wieder. Napoleon hatte die Polen zu den Waffen gerufen. Auferstehen sollte ihr in den ersten Jahren unserer Revolution geschlachtetes Vaterland! Polen, deine Kinder hörten nicht vergebens deinen Namen! Aber neue politische Bedenken, die Zusammenkunft der zwei Kaiser auf dem Niemen (am 26. Juni 1807), und der Tilsiter Frieden änderte das Geschick. Statt des Polens unserer Hoffnung, eines großen nordischen Königreiches mit allen dreimal von Rußland, Preußen und Oesterreich getheilten Provinzen, trat ein Stück des preußischen Antheils auf die Weltbühne. Unter dem Titel Großherzogthum Warschau ward es dem Könige von Sachsen, als erblichem Souveraine, zugetheilt.

Von allen in Deutschland und dem Norden gebildeten Staaten erhielten nur vier Constitutionen: das Großherzogthum Warschau (Constitutionsstatut vom 22. Juli 1807), das Königreich Westphalen (kaiserliches Decret vom 16. Nov. 1807), das Königreich Baiern (nicht ausgeführtes kaiserliches Decret von 1808) und das Herzogthum Berg (Decret vom 12. Dec. 1808). Ein bloßes Decret des Franzosenkaisers scheidet diese vier Verfassungsurkunden: Schöpfer von Königreichen und Königen, war er es nicht minder von Institutionen.

Die Zeit der öffentlichen Freiheit war für Frankreich vorüber; aber auch unter der Allgewalt der kaiserlichen Decrete blieb noch die Freiheit in den Beziehungen des Privatlebens, blieb noch die Gleichheit, — und dies war der Geist, der aus den von Napoleon während dieser Periode in Italien, Deutschland und dem Norden eingeführten Constitutionen wehte. Alle geboten: Gleichheit vor dem Gesetze, Abschaffung der Leibeigenschaft, Aufhebung oder Abkäuflichkeit der Feudalrechte, Beibehaltung des Adels, als eines blos betitelten Standes ohne irgend einen Vorzug, und Freiheit der Religionsübung. Einige schufen noch Ritterorden nach dem Muster des mit seinem Kreuze die Brust der Tapfern jeder Nation, die unter den kaiserlichen Adlern fochten, schmückenden Ehrenlegionordens. Sie verordneten eine gewöhnlich nach Classen (Grundbesitzer, Handelsleute, Gelehrte und Künstler) getheilte Nationalvertretung. Dies in der italienischen Republik zuerst angewandte System ward, mit wenigen in der Natur der örtlichen Lage begründeten Abänderungen, auf die Königreiche Italien, Neapel, Westphalen, Baiern und auf das Großherzogthum Warschau ausgedehnt. In Neapel ward es mit Erhaltung der besondern Vertretung der Geistlichkeit und des Adels, in Polen mit der besondern Adelsvertretung verbunden*). Noch hatte der Kaiser es nicht an der Zeit geglaubt, die alten Privilegien dieser Stände in den beiden Ländern zu zerstören. — Wegen des den Gelehrten, den Künstlern, den durch ihr Verdienst im Handel oder in Industrie ausgezeichneten Personen gewordenen Rufs zur Volksvertretung, möchte man versucht seyn, das Daseyn eines freisinnigen und erhabenen Gedankens zu vermuthen; aber wer entschied über Wissenschaft, Talent und Verdienst? Die Präfecten oder ähnliche Regierungssatelliten. — Lagen übrigens auch dieser neuen Bürgereintheilung geistige (moralische) Verschiedenheiten zu Grunde, so stritt sie nichts desto weniger mit den wahrhaft constitutionellen Grundsätzen. Die Ständeversammlung, nicht zur Vertreterin des Landes, des Volkes, sondern zur Vertreterin gewisser Classen machen, wer diese immer seyen, heißt das große Princip der Nationaleinheit mißkennen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die neapolitanischen Cortes bestanden aus fünf Armen: dem Klerus, dem Adel, i dotti, i possidenti, i commercianti. Der Reichstag des Großherzogthums Warschau zählte 60 Landboten aus dem Adel und 40 Gemeindeabgeordnete, die aus den Gelehrten, den Künstlern, den durch ihr Verdienst ausgezeichneten Kaufleuten, Fabrikanten und Grundbesitzern gewählt werden sollten.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, Ende December 1835.

(Schluß.)

Am ersten Weihnachtsabende fand die für diesen Festabend jedes Mal bestimmte große musikalische Akademie in unserem Theater statt, welche Akademie schon seit vielen Jahren von unserem verdienstvollen Hof-Capellmeister Ganz zu dessen Benefiz veranstaltet wird. Abgesehen von den vielen und meist vorzüglichen Musikstücken, die bei diesem Fest-Concerte vorkommen, und von denen wir hier auch Einiges hervorheben werden, zeichnete sich diese Akademie in plastischer Hinsicht durch fünf pantomimisch-plastische Bilder aus, welche unser trefflicher Maler und Machinist Schwerdtgeburth sehr geschmackvoll und sinnig stellen ließ. Sie waren sämmtlich, nach Kupferstichen des Michée Napoleon, folgende: 1) Phädra und Hippolit, nach P. Guerin; 2) Der Jäger nach Bois; 3) Clelia, nach J. Stolle; 4) Der Dorfgeiger, nach Ostade; 5) Die Kartenspieler, nach Teniers. Für diese so sehr erfreuliche Zugabe ward dem Veranstalter vielfach gedankt. Unter den Musikstücken wurden die beiden Ouvertüren aus den Opern „das eherne Pferd" und der „Räuberbraut," von Auber und Ferdinand Ries besonders beifällig aufgenommen, da sie von unserem Orchester mit seltener Präcision und Kraft durchgeführt wurden. Unter den Chören heben wir die beiden Männer-Chöre aus der Räuberbraut und der „Jüdin" von Halevy hervor; denn ihre imponirende Kraft wirkte ergreifend. Außerdem erwähnen wir nur noch zweier Gesang-Pieçen: 1) Eine Polacca aus den „Puritanern" von Bellini, vorgetragen von Fräulein Rosa Stuart, einer hier wohnenden jungen Engländerin, die eine herrliche Stimme hat und vielen Beruf für die Bühne. 2) Eine Arie aus Donizetti's Oper „Ugo, Conte di Purigi," lieblich und gehaltvoll vorgetragen von einer ersten Sängerin unserer Oper, Dlle. Quirei. — Im Ganzen aber war diese musikalische Akademie sehr schlecht besucht; die Bänke waren leer, trotz dem Aufwande für Ohr und Auge, wobei nichts gespart wurde. Es ist eigen, man liebt hier die Concerte nicht sehr; und obgleich man von den Verdiensten des Capellmeisters um unsere Oper allgemein überzeugt ist, konnte man es doch nicht über sich gewinnen, sein Benefiz zahlreich zu besuchen. Das ist um den Mann und um den genußreichen Abend schade! —

Ich habe Ihnen bisher in meinen Berichten wenig von unserem Assisenhof geschrieben, weil in der letztern Zeit sich nichts Außerordentliches vor den Schranken desselben ereignete. Nur erst in den letzten Tagen dieses Jahres wurde wieder ein wichtiger Fall verhandelt. — Bei Schimsheim, einige Stunden von hier, ward im Sommer ein Mann, Namens Katzenbacher todt im Kornfelde liegend gefunden. Derselbe hatte zwar einige Wunden; allein da er im Leben fast stets betrunken war, glaubte man, er sey im trunkenen Zustande auf einen Stein gefallen, und in Folge dessen gestorben. Vielleicht auch, nahm man an, hat derselbe in diesem trunkenen Zustande, die Nacht vorher, mit Jemandem Händel gehabt, es kam vielleicht zu einer Schlägerei, bei welcher der Unglückliche getödtet, und in's Kornfeld geworfen wurde. Verdacht schöpfte man Anfangs nicht, und die Sache blieb einige Tage auf sich beruhen. — Erst später schöpfte die Ortsbehörde einigen Verdacht, und zwar auf den Schwager des Verunglückten, Valentin Schmuck, einen übrigens braven und als redlich anerkannten Mann, in dessen Hause Katzenbacher sich aufhielt. Schmuck ward eingezogen, und eine Untersuchung ward eingeleitet. Sie stellte für den Angeklagten verdächtige Dinge heraus. Derselbe soll stets mit seinem meist betrunkenen Schwager in Hader und Streit gelebt haben. Namentlich soll Katzenbacher in jener Nacht, die dem Morgen vorherging, an welchem er todt gefunden wurde, lange nach der Policeistunde in einem ziemlich betrunkenen Zustande von Auswärts in seinem Dorfe angelangt seyn, und den Nachtwächter, der ihm begegnete, flehentlich gebeten haben, er möchte ihn nach Hause geleiten, weil er den Streit mit seinem erzürnten Schwager, in diesem Zustande und in dieser Stunde, sehr fürchte. Auch sagte eine Zeugin aus, sie habe, da sie unmittelbar neben Schmuck wohne, in jener Nacht ein schreckliches Geräusch in der Scheune gehört, so wie etwas später Jammertöne, wie das Röcheln eines Sterbenden. Sie sey aber schlaftrunken gewesen, war auch wieder in Schlaf verfallen. Diese Indicien, und noch mehrere andere, vorzüglich aber der Umstand, daß allerdings der trunksüchtige Katzenbacher dem Schwager Schmuck eine lästige Plage mochte gewesen seyn, dieses Alles mochte die Raths- und Anklagekammer bestimmt haben, den angeklagten Schmuck vor den Assisenhof zu verweisen, wo er wirklich am 8. und 9. December v. J. (den zwei Tagen der Verhandlung) vor den Schranken stand, von der Staatsbehörde angeklagt, seinen Schwager Katzenbacher ermordet zu haben, zwar nicht vorsätzlich und demselben auflauernd, doch in Folge eines in jener Nacht entstandenen Streits zwischen Beiden. Allein der tüchtige Vertheidiger, Advocat Glaubrech, wußte in einem Plaidoyer, das drei Stunden dauerte, alle Indicien mit solch' siegender Gewalt der Beredtsamkeit niederzuschlagen, daß die Jury am Ende der Verhandlung, besonders auch verleitet durch das treffliche Resümé des Präsidenten des Assisenhofs, einstimmig, nach einer kurzen Berathung, erklärte: „Valentin Schmuck ist unschuldig!" Worauf der Angeklagte auf der Stelle in Freiheit gesetzt wurde. Aber groß war die Theilnahme, die man hier dieser Verhandlung schenkte!

Was ich singe?

Nicht Schönheit und mein Mädchen fein,
Nicht Fürst und Vaterland allein, —
Und nicht auf Hoffnungs-grüner Spur
Die Tugend und den Glauben nur —
Auch nicht der großen Schöpfung Loos,
Natur und Kunst und Gottheit bloß, —
Die Liebe sing' ich und das Recht,
D'rum sing' ich gut, sing' ich auch schlecht.

Nun.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 16. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 19. Januar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

O, es muß, es kann, es wird, es soll verdächtig gemacht, verboten, verbrannt werden! sprach sie zu sich. Sie war vor Eifer schon aufgestanden und trat vor das lebensgroße Bild Gregors, den ich hier zum ersten Mal sah, während es mir in der Hand zuckte, als hättte ich einen Dolch darin. Gregor, die funkelnde Krone neben sich, hielt seine Rechte segnend auf das Haupt der vor ihm knieenden Mathilde. Vor diesen ihren Freund trat sie und sprach: Habe ich Dir es nicht gesagt, mein Herz, die Verheiratheten absterben zu lassen, und nur Unverheirathete in das Heer des Stuhles zu nehmen, die nicht heirathen durften, als Kriegsbesatzung in allen Landen. Dann hätte kein Hahn darnach gekräht, keine Bischofin nach ihrem Bischof? — Sie kehrte sich rasch um und sagte zu mir: O dennoch, ich versichere Euch, die Menschen, die jungen Männer wollen Brot, Geschäft, Amt, Ehre, Einfluß — und so wird es Millionen Geistliche geben, welche ein eigenes Weib verachten werden um ihr Stück Brot! — die ihr Weib und ihre Kinder geben werden um die Ehrenmütze. Ein Weib um eine Mütze!

... und endlich, sprach Ich zuversichtlich, werden sie Alle wieder die Mütze um ein Weib geben, ein Ehrenweib! Alle Mützen, selbst die dreifache Krone da!

Wie? frug sie.

Ja, versetzte ich, wandeln nicht wohl noch heut' zwei Päpste, zwei Schatten, zwei abgelegte Masken St. Petri*) hier in Rom umher, welche die Tiare für ein Jahrgeld verkauft haben, um menschlich zu leben?

O, ich habe sie noch gekannt, sprach Mathilde, jene alten Saufbolde, Raufbolde, jene Mädchen- und Tagediebe!

Wahrlich, setzte ich hinzu, es wird die Zeit kommen, wo kein Mensch aus Scham und Schande vor der Welt, und aus eigener Würde und Werthgefühl irgend ein Amt oder einen Stand begehren, ja ihn verabscheuen wird, wobei er den höchsten Stand aufgeben muß, worein ihn Gott gesetzt, den heiligen Menschenstand, und mit ihm in den Ehestand, dieses Sacrament für Thoren, wenn es die Priester für Gotteslästerung halten sollen! Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, jetzt schaffen Menschen Gott nach ihren Einbildungen...

Ihr liebt Euern Mann, höre ich, sagte Mathilde, denn Er spricht aus Euch! Alles steckt an, Amt, Verstand, Liebe, Haß und Unverstand. Aber dieß Eine hört: Euer Mann liebt Euch nicht! Ja er liebt Euch nicht! auch sein Kind nicht! sonst ließe er seinen Krummstab und nähme Euch dafür! Die Ehe ist der Liebe Grab. O, wie ganz anders begehrt ist eine lebenslange Braut.

Ich war verstummt. Meine Lippen bebten. Ich sah das freche, verrufene Weib starr an. Meine Seele brannte an ihr wieder an, wie ein ausgelöschtes Licht. Endlich kam mir die Sprache wieder — was hatte ich noch zu verlieren als den Glauben: daß mein Mann mich liebe? Die Ehre forderte das Leben, ja die Freiheit zu wagen, und so hörte Mathilde wahrscheinlich die Worte durch mich, denn ich war außer mir: Das Weib, das der Gibboho — der buckligе Gottfried, der Gozolo, Euer Mann verachtet, das, kann jedes Weib sagen, ist wirklich verachtet! Mein Mann liebt meine Ehre, so liebt er mich! Wißt!

Wider alles Vermuthen aber lächelte Mathilde sehr ruhig, kaum etwas spöttisch zu solchen Worten und sagte: Ich wollte Euch vorhin fragen, was man von mir in Deutschland meine; ich beschloß es auf einem Umwege

*) Benedict IX. und Sylvester III.

zu erfahren, und nach wohlgeleitetem Gespräch habt Ihr nicht umhin gekonnt!.. arme Thörin!

Aber... Anselmo! rief sie laut.

Anselmo, versetzte Livia, Anselmo ist der gute schlaue Rath, welchen ihr Gregor beigegeben, als Schutz und Wache. Saht Ihr den, Irmengard?

Nein, er kam nicht, fuhr Irmengard fort, sondern Beatrice, Mathildens Mutter, eine ängstliche aber gewiß gute Frau, die gewiß einen guten Mann an ihrem Herzog Bonifacio gehabt und sein Kind — ihre Tochter geliebt. Denn mein Knäbchen hatte vor Schreck über mich sein kleines Weinglas fallen lassen, und im Laufen zu mir war er gefallen. Beatrice hob ihn auf, nahm ihn auf den Arm, und so trat sie vor mich und frug was mir geschehen sey? indem sie ihrer Tochter Augen frug.

O, Nichts! sprach diese. Sie glaubt nur beschränkt, daß es etwas sey, wenn nach und nach einige Millionen Männer — als Priester keine Weiber und Kinder haben! Das heißt eigentlich nur bei ihr: Daß Sie selbst, die gute Gräfin, nicht ihren Mann, den im Bann liegenden Bischof Burcard, haben soll. Hätte sie den — —

Es trat hierauf eine Stille ein, wie oft unter Sprechenden zu geschehen pflegt, wenn alle ihre Gedanken gleichsam aufgelodert sind, oder ein Gedanke hell und gewaltig, wie ein Blitz, durch die Seelen gefahren, die erst allmählig sich wieder besinnen. Ich war abgekühlt; ich war hart gewesen, sehr hart gegen ein Weib, und darum war ich nun desto weicher gestimmt und sahe wehmüthig in der Gräfin Mathilde Augen, während ihre Mutter Beatrice sich von mir abgewandt hatte. Auch das verstand ich.

Was seht Ihr mich so wehmüthig, so bedauernd an? frug die Gräfin mich befremdet. Und ich war selbst überrascht, als mir Gedanken gegen sie über die Lippe quollen, die mir in der stummen Zeit der Gefühle im Haupte, mir unbewußt, zusammengeschossen waren. Denn ich sagte ihr: Ich muß seufzen! Wie unglücklich macht Ihr die Welt, und habt in Eurer Gewalt, sie recht glücklich und gut zu machen.

Wie so? frug Mathilde; sprecht. Neue Gedanken, neue Werke in der Welt! Wer strebt oder keine Ruhe hat, der achtet auf Alles.

(Fortsetzung folgt.)

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Schweigend schritt hierauf der Priester eine Weile die Zelle auf und nieder; mit beiden Händen sein Gesicht verhüllend. Aber als er es wieder zeigte, war auch die letzte Spur der vorigen Bewegung verschwunden; ein sanftes Lächeln hatte sich in seinen Zügen gelagert, und freundlich, wie noch nie, trat er auf die Kniende zu, erhob sie und drückte sie an sein Herz.

Du hast gefehlt, Lise, flüsterte er milde, indem er ihr mit der Hand über die nasse Wange strich; ja, du bist strafbar, weil dein Herz nicht so fest an der heiligen Kirche hielt und ihren Befugnissen und Anordnungen mißtraute, während sie doch die Allmacht und Weisheit Gottes auf Erden vertritt. Du hast auch hart gefehlt, weil du vergaßest, wie innig ich dich liebe; denn wenn ich dich auch, wie ich vorhin bemerkte, der Kirche gegenüber als ein Werkzeug betrachte: so würdige ich dich dadurch eben so wenig herunter als mich, indem ich dich versichere, daß ich mich ebenfalls für ein solches halte. Schließt denn dieser Umstand die herzlichste Minne zweier Menschen aus? Sind wir nicht Alle zum Dienste des Höchsten berufen und Werkzeuge seiner Hand? — Ja, Kind, bekenne nur: du hast gefrevelt. Aber du hast auch Vieles durch deine treue Anhänglichkeit an mich gut gemacht, die dir nicht zuließ, bei deinen Geständnissen meinen Namen zu nennen, und dich antrieb, die ganze Schuld auf dich allein zu laden. Diese Selbstverleugnung soll dir wahrlich nicht unvergolten bleiben, und ich schwöre hiermit feierlich, dir eine ruhige, sorgenlose Zukunft zu bereiten.

Eine innige Freude durchdrang und hob das Mädchen. Jetzt glaubte sie zu fühlen, daß die harte Rinde von Anselmo's Herzen gewichen sey; jetzt, nachdem er ihr so warm gesagt: ich liebe dich! verschwand der Abstand zwischen ihr und dem Mann ihrer Seele, denn die Liebe vereinigt ja die weitesten Klüfte, und nur auf ihr allein ruht die Idee der Gleichheit. Nicht mehr der Priester, nicht mehr der vielgewandte und reife Geist mit seiner drückenden Ueberlegenheit stand vor ihr, sondern einzig der Geliebte. Sprachlos fiel sie ihn um den Hals.

Du sollst die Rollen wieder erhalten, fuhr der Mönch fort, indem er ihre Liebkosungen erwiederte. Nach dem, was geschehen ist, seh' ich wohl ein, daß du ohne dieselben nicht wieder zurückkehren darfst. Aber du bist ein schwaches Kind, Lise; obgleich dein Herz treu ist, könnte die List meiner Feinde dir wohl noch, wider deinen Willen, meinen Antheil an der Wegnahme dieser Urkunden entlocken. Es ist daher nöthig, daß du dich mit einem zweiten Eid auf die Hostie verpflichtest, meinen Namen und meine Mitwirkung in dieser Sache zu verschweigen. Willst du das?

Tausend Eide für einen! war Lise's begeisterte Antwort.

Gut, sprach Anselmo, so folge mir in die Sanct Nicolauscapelle und schwöre mir.

Und warum nicht lieber gerade hier, wie das letzte Mal? fragte Lise verwundert.

Ich habe die Hostie nicht bei der Hand, antwortete Anselmo. Und überdieß macht der Eid, an heiliger Stätte geschworen, eine tiefere Wirkung als anderswo.

Mit diesen Worten trat der Mönch an einen Schrein und nahm etwas heraus, was Lise für die Pergamentrollen ansah. Dann verließen Beide leise das Gemach.

Die Sanct Nicolauscapelle war in das Schiff der Kirche hineingebaut. Durch einen langen Gang schritten

sie in das prachtvolle Chor*) und von dort die Altartreppen hinunter, bei dem riesengroßen Bild des Gekreuzigten vorbei. Der Priester unterließ seine andächtigen Kniebeugungen nicht, und bald befanden sie sich in der Capelle, welche dem Leser schon als dieselbe bekannt ist, in welcher Anselmo's Unterredung mit Meister Rügger Statt gefunden hatte. Wie damals zündete der Erstere mittelst des Lichtes der Blendlaterne die beiden Altarkerzen an, ließ sich betend auf die mit rothem Tuche bekleideten Stufen nieder und bedeutete dem Mädchen schweigend, neben ihn zu knieen.

Nach einigen Minuten, während deren Anselmo eifrig gebetet zu haben schien, erhob er sich langsam und trat hinter die knieende Magd. Mit freundlicher Miene beugte er sich über sie her und bat:

Liebe Lise, gib mir vorher noch einen Kuß.

Mit diesen Worten beugte er des Mädchens Haupt sanft zurück. Aber — o Entsetzen! indem er seinen Mund fest auf den ihrigen drückte, brachte er aus dem schwarzen Mantel, der die weiße Tunica bedeckte, ein blitzendes Messer hervor und zog es während des langen anhaltenden Kusses mit raschem kräftigen Schnitte durch Lise's schwanenweißen Hals . . . . . .

*) Es ist eines der sieben höchsten in ganz Deutschland.

Röchelnd, mit halb abgeschnittenem Haupte, sank die Unglückliche auf den rothen Teppich des Altars und gierig sog das dicke Tuch den Blutstrom ein.

(Fortsetzung folgt.)

Akrostichon.

Geliebtes Weib, ich soll Dich auch besingen? —
Es gnügt Dir also nicht, daß ich Dich liebe,
Lieb' innig als ein rosiges Getriebe
Im Garten, wo sich Dorn und Distel schlingen?

Erheben soll ich Dich auf Sanges-Schwingen? —
Bei Gott! wenn Deine Tugend ich beschriebe,
Triumph verschaffte Deinem Reiz, zum Diebe
Erständ' ich selber mir im Liedes-Klingen.

Ach! und wer kann den Zweifel Dir vertreiben,
Mit Ueberzeugungskraft, daß ich beschreiben
Als würd'ger Sänger kann Dein Seyn und Walten?

Laß d'rum der Liedesford'rung Gluth erkalten;
Im Herzen wird mich stets als Lied umschweben:
Ein Engel ward Amalie deinem Leben!

Ed. Bönecke.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Aus Prag.

Wein, Weiber und Gesang liebte Luther. Der Luther gibt es heutzutage gar viele, und auch ich bin Einer. Ich liebe den Wein, er ist Gesang — ich liebe den Gesang, er ist Wein — ich liebe die Weiber über Alles, denn sie sind Wein mit Gesang. Ich schlürfe den Wein, trinke den Gesang und verschlinge die Weiber. Alle drei schmecken des Nachts am besten. Wie der Mond aufgeht, fließt der Wein rascher hinunter, und bald ist der Himmel voll Sterne; durch die Lüfte der schweigenden Nacht schwimmt der Gesang und wird Balsam für's wunde Herz. Alles schläft, Alles ist todt, nur die Weiber wachen und leben für ihre Liebe. — Wein ist der Gesang des Weibes, — Weiber sind Weingesang, — Gesang ist Weiberwein. Guter Wein und ein schönes Weib sind ein Gesang; der Kuß eines Weibes ist berauschender Wein, seine Liebe, Gesang der Elohim. Der Wein stammt von der Rebe, das Weib von der Rippe, der Gesang vom Rhythmus. Das Weib ist unsre Sonne, der Wein unser Mond, und der Gesang die Harmonie der Sterne. — Das Weib besteht eigentlich aus Wein, Weib und Gesang, das Weib ist das Fleisch, der Wein das Blut, und der Gesang die Seele. Wein, Weiber und Gesang sind die heilige Allianz von Kopf, Herz und Magen. Wein, Weib und Gesang sind das fette Kleeblatt auf der dürren Wiese des Lebens. Ein Leben ohne Wein, Weiber und Gesang ist ein Tanz ohne Musik und Mädchen und Trank. Kurz

Wer nicht liebt, Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Ich bin kein Narr, aber ich lebe wie ein Türke. Nicht daß mir der Prophet den Wein verboten, sondern er ist in Prag sehr theuer, d'rum ist er mir untersagt, und ich trinke keinen Wein, weil er hier sehr schlecht ist. Tränk' ich solchen Krätzer, wär' ich erst ein rechter Ketzer. Wein ist ein Trank für die Gesellschaft, ein schwatzender Cirkel trinkt Wein. In Prag ist kein Cirkel, keine Gesellschaft, den Pragern ist der Mund verschlossen, d'rum mundet der Wein nicht. —

Ich lebe wie ein Türke, nicht Gesang ergötzt mein Ohr, sondern Pauken und Cymbeln erschallen überall. —

Ich lebe wie ein Türke, denn ich habe ein Harem. Ein prächtiges Gebäude, kein Sultan hat ein schöneres und größeres. Es hat 4 Stunden im Umfange, über 300 Gassen mit 3234 Häusern, und darin leben 55,511 Weiber. Ich bin mehr als fünf und fünfzig und ein halb Mal klüger als der weise König Salomo. — Lieber Leser! geschätzter Leser! hochzuverehrender Leser! wie bedaure ich Dich, wenn Du mein Harem nicht kennst, wenn Du noch nicht in Prag warst, meine Weiber noch nicht gesehen hast. Ich bediene mich stets des Ausdrucks Weiber, und ich verstehe auch — vielleicht am meisten — die liebreizenden Jungfrauen darunter; ich behalte aber dieses kernige Wort, weil es Luther gebraucht, und zuletzt sind ja alle Mädchen Weiber. Ach diese Weiber. Venus oder Aphrodite soll an der Küste von Sicilien dem Meere entstiegen seyn. Das ist ein statistischer Fehler der Alten. Alles zeigt genau an, daß diese Dame eine Pragerin von Geburt war, und ich bin nur noch zweifelhaft, ob sie am Podskal oder am Frantischek zuerst an's Moldauufer getreten. Ihre Nachkommen aber leben noch in Prag und diese sind die Schönsten meines Harems. Ich will

Dich entschädigen, lieber Leser, und die Skizze von ein Paar solchen Weibern entwerfen, — so wie ich's vermag.

Die poetischen Schönheiten Prags werde ich schildern. Poesie findet überall Anhänger und Liebhaber, und zumal wenn sie in solcher Form erscheint, wie diese zwei Schwestern. Es sind zwei Gedichte, wie sie kein Dichter lieblicher und reizender gestaltet.

Die Eine ist ein Triolett. Die epigrammatischen Augen sind der erste Vers im abgerundeten, freundlichen Gesichte. Die herausfordernde Stirne verläuft sich in die kecke Nase, worunter frische Lippen sich traulich kosen. Froh und lachend und jugendlich übermüthig sind die feinen Züge des Antlitzes, bis sie die Spitze des Kinns erreichen; aber hier tritt eine ernste Wendung ein, und sie kehren schnell um und flüchten über den Schwanenhals in den blendend weißen Nacken, in dessen Grübchen der kleine blinde Schalk sich versteckt. Hier ist die Wiederholung des ersten Verses, der sich in den vollen, wogenden Busen hinabschlängelt. Zusammengedrängt ist nun die Pointe des kleinen Gedichtes in der schmalen Taille, huscht Wellen werfend über die Hüften hinweg und endet zart und niedlich in den kleinen Füßen. Kurz und voll, rund und geschlossen entfaltet die Jungfrau allen Wohllaut und die ganze Fülle bezaubernder Poesie, sie ist ein Triolett, ein Rondeau, sie ist schäumender, berauschender Champagner. —

Die Schwester ist ein Sonett. Sie ist größer und voller Reime. Alles klingt und singt an ihr und schmeichelt sich in die Sinne. Harmonisch tönen die braunen Haare mit den dunklen Augen, den blaßrothen Lippen und den üppigen Nacken zusammen, und dazwischen liegen voll Rhythmus und Wohlklang die hohe Stirne, die lange stolze Nase, das wohlige Kinn und der schwellende Busen. Zarter Teint bedeckt das längliche Gesicht, ergießt sich über die Schultern, und dringt an den weichen langen Fingern rosig verschämt hervor. Auf den schmalen Füßen und der schlanken Taille wiegt und schaukelt sich die Schöne selbstgefällig. Sie ist ein Sonett, ein Wiegenlied, sie ist süßer, köstlicher Tokayer. —

Lieber Leser, ich denke mir, Du reisest einmal nach Prag, und willst die poetischen Schönheiten kennen lernen. Du kömmst des Abends in der alten Königsstadt an, beziehst im Gasthause zum goldnen Engel ein Zimmer in der bel étage, und träumst erwartungsvoll von den Houris Mahomet's. Wenn Du früh das Fenster öffnest, so siehst Du zweie davon in dem Geschoße grade gegenüber, und das sind die beiden Schwestern. Unten aber auf der Straße bemerkst Du einen blassen Jüngling, der ämsig durch seine Lorgnette hinaufblickt. — D'rauf wandelst Du Mittags durch die belebtesten Straßen der Stadt, und in der engen winkligen Jesuitengasse begegnest Du zweien Damen. Die größere, ältere hat eine Enveloppe um von Chamois mit Lilla quadrillirtem Tuche, und darauf ein brauner Sammetkragen. Den Kopf bedeckt ein blaßrother gezogener Hut und eine gleichfarbige Kokarde steckt unter dem kleinen Schirme mit den Rosen der Wangen wetteifernd. Ein Kleid aus Gros de Naples von kirschrother Farbe bedeckt den ganzen Körper der jüngern, kleinern bis an den Hals, mit dessen blendender Weiße eine Filochekrause vergebens streitet. Ein dunkelgrüner seidner Hut umschlingt den Kopf und seitwärts blickt eine gleichfarbige Gacekokarde schelmisch hervor. Niedliche Bottins von dunkelgrünem Corduanleder, wahrscheinlich aus der neuen Damen-Fuß-Bekleidungs-Anstalt*), umschließen die niedlichen Füße. Und das sind die beiden Schwestern, und neben ihnen geht die Mama, und rückwärts schleicht ein blasser Jüngling. — Und denselben blassen Jüngling findest Du schon um ¼7 des Abends im Theater. Er steht auf der linken Seite, an die erste Parterre-Loge gelehnt und scheint sehnsüchtig etwas zu erwarten. Endlich schlägt es 7, die Logenthüre knarrt, der Blasse blickt starr durch seine Brille dahin, sie öffnet sich und eine Matrone tritt ein mit zwei Mädchen. Das sind die beiden Schwestern, sie setzen sich an die rothgepolsterte Logenbrüstung und schlagen die Wickler zurück.

Nun kannst Du sie ganz genau betrachten. Das freie Haar schlingt sich am Scheitel rund in die Höhe und ist mit goldenen Pfeilen durchzogen. Schmachtlocken schlängeln sich über die Schläfe der Größern, während gestrichenes Haar sich an die Wangen der Kleinern glatt anschmiegt. Emaillirte Nadeln en forme de Papillon blitzen beschämt vor den schneeweißen Busen, goldene Bracelets umschlingen die Arme und feine Glacé-Handschuhe sind über die kleinen Finger gezogen, welche zierliche Operngucker fest halten. Liebliche Feen winken und nicken in jeder Bewegung der reizenden Schwestern, und flüstern und wispern, und rauschen und plauschen von Wonne, Lust und Entzücken. —

Und das sind die poetischen Schönheiten Prags, das sind Nachfolger der Venus, das sind zwei Weiber aus meinem Harem, und der blasse Jüngling bin I Myself.

Sprüche aus dem Sanskrit.

Leichter nimmst du eine Perle
Aus des Krokodiles Zähnen,
Schwimmest über Meereswogen
Wo die finstern Schlunde gähnen;
Leichter wirst du ungefährtet
Schlangen um das Haupt dir binden,
Als die rohen Vorurtheile
Eines Thoren überwinden.

Sollte wohl der Erde Spielball
Eines Weisen Sinn bewegen?
Eher mag des Weltmeers Fluthen
Jeder kleine Fisch aufregen.

Berichtigung.

Zur Beseitigung von Mißdeutungen erkläre ich: daß der Aufsatz in Nr. 200 d. Bl.:

„Das poetische Plagiat"

von mir herrührt und daß der darunter stehende Name nicht unter solchem, sondern unter dem Gedichte hätte abgedruckt werden müssen. Carl Jacht.

---

*) Diese Worte stehen auf einer Tafel über einem hiesigen Schuhmachergewölbe.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 17. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 20. Januar. **1836.**

Der letzte Graf.

Am steilen Stromesufer
Erhob das Schloß sich kühn
Und warf sein Bild in die Fluthen,
Die murmelnd vorüberzieh'n.
Jetzt ist es längst verödet,
Zerfallen das stolze Haus,
Und aus den Trümmern fliegen
Die Raben keck heraus.

Am Ufer geht ein Bettler
In Lumpen schlecht gehüllt,
Der schaut im Stromesspiegel
Der Burg zerfall'nes Bild.
Die Raben flattern lustig
Um die Ruine her,
Der Bettler schauet sie lachend,
Doch ist sein Herz so schwer.

Ja flieget nur trotzig droben,
Ich mache mir nichts draus,
Mir ist ja fremd geworden
Schon lange das Vaterhaus!
Wie warst Du ein Schloß so prangend,
Wie scholl hier Jubelgesang,
Wie tönte beim lustigen Jagen
Im Walde der Hörner Klang!

Das Zimmer, wo ich geboren,
Schon längst in Schutt zerfiel,
Und durch die Fenster treiben
Die Winde ihr lustig Spiel,
Und wo mir an's Herz gesunken
Vor Jahren ein liebendes Weib,
Da hüpfen nun Kröten und Unken
Und heulen zum Zeitvertreib.

Des Stammes letzter kehr' ich
Zurück zum Vaterheerd,
In Asche ist er verwandelt,
Zerbrochen mein Grafenschwert
Vom Heerde habt ihr vertrieben
Die Eltern, die Gattin mein,
Weil ich von Zwingherrngeißeln
Die Heimath wollte befrei'n.

Nicht wird in's Grab mir senken
Mein Wappen des Herold's Hand,
Kein Priester wird Messe lesen
Mit Kreuz und Meßgewand,
Geächtet ja kehr' ich wieder
Eine bleiche Schreckensgestalt,
In Lumpen gehüllt die Glieder
Aus Lappen mannichfalt!

Die Raben krächzen flatternd
Um die Ruine her,
Und höher steigt die Wolke,
Der Bettler zögert nicht mehr;
Noch Einmal schaut er die Stelle,
Wo ihn das Leben begrüßt,
Dann hat die gierige Welle
Den letzten Grafen geküßt.

Hugo Hagendorff.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Mit finsterem Tigerblick betrachtete der Entsetzliche sein Opfer.

Du hast es so gewollt, sprach er. Wer hieß dich, du elender Wurm, mir die Bahn versperren, auf welche das Schicksal, das da ist meine Kraft, mich berief? Mir

blieb keine Wahl, als dich zu zertreten. Ich schaudre nicht bei deinem Anblick. Dieser Doppelmord war für mich eine doppelte Nothwendigkeit; ich habe durch ihn meine Hoffnungen und Bestrebungen gerettet und that also nur, was ich mir selbst schuldig war. An wem ist mehr gelegen, an dir oder mir? Mit diesem Messer hab' ich ein halbes Dutzend Gedanken durchgestrichen, die nicht über Küche und Krautgarten hinausreichten — und daß der blutige Strich, den ich durch dein Leben zog, zuvöllig ein neues Alphabet mit auslöschte, woraus vielleicht in Zukunft etwas Vernünftiges hätte zusammengesetzt werden können — was kümmere ich mich drum? Ein Mord ist eben eine Handlung, wie jede andere, und nur ungerecht und unvernünftig, wenn er zwecklos geschieht. Die Wespe wird getödtet, weil sie sticht, der Ochse, weil er nährt — Alles läuft auf's Gleiche, auf den eignen Nutzen heraus, und das erste Naturgebot lautet: Jeder sey sich selbst der Nächste. Und so hab' ich denn vollkommen gerecht und zweckmäßig gehandelt. Hätte ich diese nicht umgebracht, so wäre ich zu Grunde gegangen — und ich und sie — welche Vergleichung! — — Was war sie Anderes, als eine schädliche Wespe, die mich stechen wollte? Wer bin ich? Eine Welt voll Entwürfe und voll entwickelter Geisteskraft, woran sich eine neue Schöpfung knüpft. . . . . Schöpfung? Anselmo, du bist sehr stolz, daß du es wagst, dich neben den Herrgott hinzustellen. Ei du guter Herrgott, an den die einfältigen Seelen, welche wir Priester an langen Nasen und Eselsohren durch's Erdenleben führen, so steif und fest glauben! — ach, du guter Herrgott, deine strafende Hand fürchte ich gerade so wenig, als das raschere Blut, welches eben jetzt an meinem Herzen hämmert und das ein Dummkopf etwa erwachtes Gewissen, Furcht vor der Ewigkeit nennen würde. Wahrlich, ich fürchte die Ewigkeit nicht; ich suche sie. Aber nicht jene Ewigkeit, in der ein uraltes, eisgraues Männlein waltet, welches oberhalb des Raums und der Zeit die Myriaden und Myriaden Fäden der Weltmaschine in den Händen hält und in unaufhörlicher Bewegung bald an diesem, bald an jenem zerrt, wie ein fleißiger Leineweber; — nicht jene Ewigkeit suche ich, in welcher Englein mit rothen Bausbacken und Spatzenflügeln langweilig in blauen Luftschlössern herumstreichen; nein! ich suche meine eigene Ewigkeit, die Ewigkeit meines Namens und meiner Kraft; ich will fortleben und fortwirken unter dem Menschenvolke, wenn meine Gehirnsnerven längst ausgezittert, wenn sie ausgeklungen haben, wie der letzte Ton der Vesperglocke, und die Materie, welche jene Schwingungen bewirkte, sammt der sogenannten Seele in den Koth zurückgekehrt ist, von dem sie ausgegangen. Diese Ewigkeit drohtest du mir zu rauben, Lise, und darum mußte ich dich tödten. Ohne dieß hättest du ganz gut neben mir bestehen mögen, ein angenehmes Gefäß für meinen Hausgebrauch; ein Ableger meiner gröbern Begierden und Genüsse.

Diese gotteslästerliche Standrede hielt der geistliche Mörder der Gemordeten und wandte sich dann nach einem steinernen Sarkophag, der an der Morgenseite der Capelle stand, und auf welchem das Steinbild eines todten Ritters mit Helm und Schwert lag. Mit grinsendem Lächeln las er die Aufschrift des Grabmals:

Jacobus Brunius, miles, hic est sepultus, nona die Septembris, Anno Domini 1243.

Domina Ursula de Waldenburg, uxor Jacobi Brunii, militis, hic est sepulta, Anno Domini 1253.

Hochedle Gebeine der Stifter dieses Klosters! fuhr der Mönch mit herzlosem Spotte fort: ihr werdet nun wohl zugeben müssen, daß ich den profanen Leichnam einer gemeinen Magd zu euch lege. Werdet nicht verdrießlich drob, sondern danket vielmehr dem weisen Verhängniß, welches euch für den Tag der Auferstehung schon eine dienstbare Creatur beigeordnet hat.

Mit diesen Worten holte er aus der Sacristei den Schlüssel zur Gruft und öffnete, mit dem Licht in der Hand die Stufen hinuntersteigend, die eiserne Thüre, welche, wie unwillig über diese ungewohnte Störung, laut in den verrosteten Angeln knarrte.

Furchtlos trat Anselmo in das Todtengewölbe, stellte die Leuchte auf Herrn Brun's Sarg und hob den Deckel von demjenigen seiner Frau. Ein Todtenschädel grinst' ihm aus stattlichen Gewanden entgegen.

Sic transit gloria mundi! murmelte er und untersuchte den Raum und ordnete kunstfertig die Gebeine für die künftige Mitbewohnerin des engen Hauses. Dann wandte er sich rasch und stieg in die Capelle zurück. Mit seinem Taschentuche umwand er den zerschnittenen Hals der Leiche, damit ja keine Blutspur auf das hier begangene Verbrechen leite, ergriff sie dann, trug sie auf starken Armen in die Gruft und legte sie in den offenen Sarg, so daß ihr Haupt zwischen die Füße des Gerippes und der Schädel des letztern zwischen die Füße der Leiche zu liegen kam. Sodann schloß er sorgfältig Deckel und Gruft und entfernte sich, nachdem er mit Weihwasser noch sorgfältig das Blut auf und unter dem Altarteppich weggewaschen hatte, triumphirend von dem Schauplatze des Entsetzens.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf die Constitutionalität Europas.

(Fortsetzung.)

Die Einführung einer geregelten und kräftigen, wenn gleich der Freisinnigkeit wenig huldigenden, Verwaltung und eines gleichförmig vertheilten Richterstandes mit dem in Frankreich bestehenden Instanzenzuge, war eine in der Regel den dem kaiserlichen Einflusse unterworfenen Ländern gespendete Wohlthat.

Das System eines constitutionellen Staats mit einem Könige aus der Schöpfung und der Familie des Franzosenkaisers wird 1808 in Spanien versucht. Hier aber sieht man es nicht in der gewohnten Weise erscheinen; — nicht der Siege Glanz, nicht schlachtentrunkner Regimenter Triumphzug, nur ein Gewebe unredlicher Umtriebe gab Napoleon den Thron Spaniens, auf den er seinen Bruder Joseph mit einer Verfassungsurkunde (vom 6. Juli 1808) setzte.

Um das Gemälde dieser constitutionellen Phase nicht unvollständig zu lassen, dürfen wir die Entstehung einer Constitution, die freilich nicht als Erzeugniß der kaiserlichen Propaganda erscheint, die aber unter dem Einflusse unserer Revolution und unserer kriegerischen Großthaten zum Daseyn gelangte, nicht übergehen. Der König von Schweden hatte den verschiedenen wider Frankreich geschlossenen Verbündungen angehört; er hatte unter den Monarchen sich als den feurigsten Gegner der revolutionären Grundsätze gezeigt, und selbst nach dem Frieden von Tilsit allein den Krieg wider die nunmehr vereinigten Heere des Franzosenkaisers und des russischen Czaars fortgesetzt. In Mitten der dem ungleichen Kampfe folgenden Niederlagen standen die Schweden gegen ihn auf: die Reichsstände erklärten ihn und seine Nachkommenschaft des Thrones verlustig; die Krone ward einer andern Dynastie verliehen, und eine neue Constitution, welche die Schweden noch jetzt regiert, und deren Ursprung angedeutet zu haben, für den Augenblick genügt, am 7. Juni 1809 verkündet*). —

Jetzt stehen wir am Beginne unseres Unglückes.

Ein unerwarteter, von England mit Geld und Truppen unterstützter Widerstand war in Spanien ausgebrochen; die Städte erhoben sich in lichter Empörung, — auf dem Lande stritten die Guerillas, Büchse und Dolch in der Hand. Provincialjunten und die Centraljunta von Sevilla hatten sich gebildet; außerordentliche Cortes wurden auf den September 1810 zusammenberufen. Die Bevölkerung theilte sich in drei Parteien: die Liberalen, welche mit dem Hasse des fremden Joches den Plan einer Umgestaltung Spaniens zu innerer Freiheit verbannten; die Servilen, welche zur Vertreibung der Franzosen mit den Liberalen sich vereinigten, aber blos die unumschränkte Macht des spanischen Königs, nebst den Privilegien der Kasten und des Klerus, wieder aufzurichten trachteten; endlich die französisch Gesinnten (Francisés), die dem fremden Könige und seiner Regierung anhängende, von den beiden andern verachtete und verfolgte Partei.

Die liberale Partei war es, die den Aufstand leitete, den Enthusiasmus weckte, die vaterländischen Heere in's Daseyn rief, den Regentschaftsrath und die constituirenden Cortes bildete. Sie war es, die am 19. März 1812 zu Cadix eine spanische Constitution in ihrem Sinne ausrief.

So hatte Spanien zu gleicher Zeit zwei Könige, Joseph und Ferdinand, den einen mit seinem Hofe in Madrid, den andern mit seiner Regentschaft in Cadix; zwei Regierungen und zwei Heersysteme, auf der einen Seite die Französisch-Gesinnten und Franzosen, auf der andern die Liberalen, die Servilen und die Engländer, — Bürger wider Bürger, Fremde wider Fremde, die um jeden Fußbreit Landes sich schlugen, und wechselnd beide die Hauptstadt gewannen und verloren; endlich zwei neue Constitutionen, — die eine (vom 6. Juli 1808), in der That aus dem Willen des Franzosenkaisers hervorgegangen, durch den König seiner Wache verkündet, und blos der Form wegen einer zu Bayonne versammelten Junta von ein und neunzig Notabeln vorgelegt; die andere (vom 19. März 1812) durch die in Cadix verschanzten constituirenden Cortes des spanischen Volkes decretirt. Jene war über den kaiserlichen Leisten geschlagen, mit einem vom Könige abhängigen Senate und Staatsrathe, mit Cortes, die, in eine Klerusbank, eine Adelsbank und eine Volksbank getheilt, auf letzterer besondere Abgeordnete der Grundbesitzer und aus einer Candidatenliste vom Könige ernannte Deputirte des Handels-, Gelehrten- und Künstlerstandes unterschied; diese aber, mit ihrem Geiste zu den ersten Jahren unserer Freiheit hinaufsteigend, nach der französischen Constitution von 1791 entworfen, mit Pfarrsprengel-, Bezirks- und Provincial-Wählerjunten, welche — unsern Primär- und Wahlversammlungen entsprechend — in drei aufeinander folgenden Wahlgraden die Cortesglieder ernannten. Beide aber stellten als unverletzlichen Hauptgrundsatz das Verbot jeder andern als der römisch-katholisch-apostolischen Religion fest. Weder die Macht des Kaisers noch die neuerungssüchtige Gewalt des Liberalismus wagten in dieser Beziehung wider das spanische Vorurtheil aufzutreten.

(Schluß folgt.)

*) Den 13. März 1809 ward Gustav IV., Adolph, der gewaltsam sich des Geldes der Stockholmer Bank bemächtigen wollte, verhaftet und zu Drotningholm eingesperrt. Den 29. März dankte er für sich und seine Nachkommen ab; die Stände sprachen aber nichts desloweniger selber die Thronentsetzung aus. Den 5. Juni 1809 schritt man zur Wahl des, als König, Carl XIII., genannten Herzogs von Südermanland, und zwei Tage nachher proclamirte man die neue Constitution. —

Im Jahr 1810 nahm Carl XIII. den französischen General Bernadotte, den die Stände (durch Act vom 21. Aug. 1810) zum Kronprinzen ernannten, an Sohnes statt an, und dieser erhielt demzufolge den 5. Februar den Scepter. —

Gewürznelke für Politiker.

Wer beruft sich am meisten und lautesten auf das alte Recht, auf die Heiligkeit der Verträge und des geschichtlichen Ursprunges? — Der Adel, er meint aber damit nur seine besonderen Rechte, und daß seine Existenz im Staate nothwendig sey.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Hamburg, im Anfang des Januars 1836.

Das Wiegenkind ist glücklich zur Welt gekommen. Der Blick rückwärts. Vergangenheit und Gegenwart — Mutter und Tochter. Das Weihnachtsfest. Man muß es in Hamburg feiern. Der Bergedorfer Bote. Sein Verhältniß zum heiligen Geist. Schlag und Ritterschlag. Das Panorama. Wachsfigurencabinet. Orgelspieler. Oeffentliche Charaktere. Mordgeschichte. Einen Mord kann man begehen, aber nicht darüber sprechen. Die Leihbibliothek und die Macht der Ducaten oder Zweidrittelstücke über die Gelehrten. Briefe an eine Mystikerin.

Das neue Jahr ist noch ein Wiegenkind, worüber sich nichts sagen läßt, als, daß es glücklich zur Welt gekommen ist. Ein Correspondent, der nicht mit Schimpf bestehen, und statt eines ordnungsmäßigen Berichts, wie die Juristen sagen, nicht einen weißen Bogen einschicken will, muß also schon rückwärts blicken; es ist überhaupt nicht mehr, als billig, daß die Vergangenheit die Gegenwart zuweilen ernährt, ist diese doch ihre Tochter, die man mit dem Beispiel der Mutter aus ihren goldenen Regeln genugsam pflegt.

Wer das Weihnachtsfest und die Adventzeit, die diesem, wie ein schwatzhafter Diener, der über die Pracht und Herrlichkeit seines Herrn gar Vieles ausplaudert, vorauf geht, recht genießen will, muß es in Hamburg feiern. Der Hamburger Dom — das behaupte ich kühn, und Niemand, der gerne Kuchen ißt, wird es bestreiten! — ist die geistreichste und zugleich populärste Allegorie des Lebens, wenn man dieses betrachtet, wie man es betrachten soll, als einen Baum, der die mannichfaltigsten Früchte trägt. Wer die Zuckerbäcker, die Puppenkrämer und die Gold- und Silber-Arbeiter in ihrer so verschiedenartigen, und doch in einem einzigen Punct, dem der Unglaublichkeit, zusammen laufenden Bemühungen bewundert hat, und sich dann noch nicht von einer gewissen Mannichfaltigkeit in Einfältigkeit überzeugt hält — mit dem möchte ich und mein Freund, der Bergedorfer Bote, nichts zu thun haben. Sie fragen mich, wer der Bergedorfer Bote sey, und ich bin gern erbötig, Ihnen diese Frage zu beantworten, mache Sie aber vorgängig aufmerksam darauf, daß Sie es sind und nicht ich, der die hiedurch entstehende Abschweifung herbeiführt und vertreten muß. Der Bergedorfer Bote ist ein Bote, der auf Erden nichts zu bestellen hat und der eigentlich auch keine andern Wege macht, als von seinem Herausgeber — Sie werden schon errathen haben, daß der Bote nicht von Fleisch und Bein ist, sondern von Papier, grau, wie der Mysticismus, den er verkündigt — zu seinem Drucker. Es geht ihm, wie allen Müßiggängern wider Willen, er ist sehr grob gegen die Leute, die ihm nicht dienen, und da sein Umgang nicht der beste ist — wofür er freilich nicht kann, da man ihn allenthalben, die Keller und einige Säle ausgenommen, die Thür vor der Nase zuschlägt — so zieht er nicht erst Handschuhe an, wenn er Ohrfeigen austheilt. Er ist nicht ohne Eitelkeit, und berühmt sich, mit allem Heiligen auf besonders intimem Fuß zu stehen, woran ich, aufrichtig gestanden, nicht glaube, da ich zu gut von allem Heiligen denke, als daß ich annehmen könnte, er logire vorzugsweise in solchen Kneipen, die jeder andere, anständige Geist aus guten Gründen vermeidet. Ich habe einen Menschen gekannt, den ein Minister einmal aus Artigkeit in einer Gesellschaft befragt hatte, wie viel Uhr es sey. Der Mensch verfiel durch diesen glücklichsten Zufall seines Lebens — wie er ihn nannte — in einen gelinden Wahnsinn; er glaubte, bei dem Minister Alles zu gelten und Alles ausrichten zu können; er nahm den Tod davon, als er den Minister späterhin in einer anderen Gesellschaft traf und von ihm nicht bemerkt wurde. Ich fürchte, mein unglücklicher Freund, der Bote, befindet sich in einem ähnlichen Verhältniß zu dem Heiligen. Er hält sich — und der Paroxismus ist noch immer im Steigen — für das auserwählte Rüßzeug in der Hand des Herrn, und ich bin gewiß, die englische Nationalschuld ist eine Kleinigkeit gegen die Summe, die er dem Himmel zu creditiren glaubt. Er verlangt für diese Summe keine Zeichen, wohl aber einige Gefälligkeiten, namentlich die ungesäumte Verdammung aller Menschensöhne, die nicht auf seinem Abonnenten-Register stehen. Er hält sich überzeugt, daß er durch die Unterstützung seines Schuldners — täglich wiederholt er, daß er ein Auserwählter sey — Berge versetzen kann, und in der That hat er sich dadurch, daß er die Jacobi-Kirche, die ihm, wie ich vernehme, unter allen am meisten zuwider seyn soll, nicht längst nach Otaheiti versetzt hat, kein geringes Verdienst um die Stadt Hamburg erworben. Ich muß aufhören, von meinem Freunde zu sprechen, sonst glaubt er, daß ich ihn für eine wichtige Person halte; denn er gehört zu denjenigen Leuten, die jeden Schlag für einen Ritterschlag ansehen, und die daraus, daß man über sie spricht, den Schluß ziehen, daß sie viel bedeuten müßten.

Jetzt bitte ich Sie, mich auf den Dom zu begleiten. Er wird auf dem Gänsemarkt gehalten und es steht bei Ihnen, welchen Weg ich Sie führen soll. Wollen Sie den Jungfernstieg passiren, so haben Sie die beste Beleuchtung; ziehen Sie die Königsstraße vor, so kann ich Ihnen das Haus zeigen, worin Klopstock so viele Jahre gegessen, getrunken und geschlafen hat. Durch die Domthorstraße zu gehen, möcht' ich Ihnen nicht anrathen, denn das Komödienhaus würde Sie vielleicht zum Eintritt reizen, was Sie nachher bereuen könnten; über den Valentinskranz begleite ich Sie überall nicht, obgleich er allerdings die enge Pforte ist, die Manchen zum Leben führt.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Der österreichische Naturforscher Natterer ist, nach vielen Gefahren und vielfachen und schmerzlichen Verlusten, in London angekommen. Er erlebte die Schauderscenen in Para, wobei die Weißen der Rache der Schwarzen zum Opfer fielen, und er selbst mühsam sich und einen kleinen Rest seiner Sammlungen rettete. Eine früher glückliche Sendung von 22 Kisten, enthält jedoch das Wesentlichste, was Natterer in Brasilien entdeckt und gesammelt hatte (über 200 Säugethiere, 1700 Vögel, 150 Amphibien, 190 Fische, mehrere Insecten, Conchylien u. s. w., 150 Pakete mit Saamen, feine Holzarten im Großen, über 400 ethnographische Gegenstände von einigen 20 indischen Volksstämmen).

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 18. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 21. Januar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Auf Eurem Wege werdet Ihr keine Ruhe finden noch geben. Aber, fuhr ich mit erhobener Stimme fort: Heirathet Ihr selbst den Papst! Der Papst soll ein Weib haben! und mit Euch soll er beginnen! — O, lächelt nicht so fein! Sehr verständige Männer haben gesagt, die sehr gutmüthig einen Verstand in Eurem Plane: die Geistlichen von ihren Weibern zu scheiden, gesucht — sie haben gesagt: Wenn dadurch ein allgemeiner Aufruhr in allen Landen geworden, dann wolltet Ihr, wie Ihr das Verbot der Ehe aus Selbstmacht eingeführt, es aus Selbstmacht zurücknehmen, und, was darauf alle Welt mit Jauchzen hören würde, Euch einander heirathen. Nur Ihr auch seyd im Stande, das in's Werk zu setzen. O, werft nun die Maske ab! thut, was so allgemein menschlich ist. Der heilige Vater sey ein Muster und Vorbild und Beispiel in allen schönen, rechten, frommen, heiligen, menschlichen Dingen, nicht ein unmenschliches kaltes Gespenst, wie von keinem Weibe geboren. Er sey der erste Christ in Gedanken und Werken! Sein Reich sey das Reich der Liebe, der Güte! ein Vorbild der Reiche für Kaiser und Könige und Fürsten. Darin gelte kein anderes Gesetz aus der alten heidnischen Welt, als das Evangelium, darin sey kein Galgen, kein Rad, kein Scheiterhaufen, kein geharnischter Menschenmörder. Und auch dem heiligen Sacrament sey er das leuchtende Vorbild, indeß jetzt die arme Christenheit keines hat, als den lieben ehrlichen guten Joseph mit einer andern gesegneten Jungfrau und einem angenommenen Kinde. Der heilige Vater habe auch eine heilige Mutter! ein heiliges Weib — ach, und Kinder! Denkt Euch das erhabene Loos einer heiligen Mutter der Christenheit auch! Welche Würde, welche erhabene glückliche und beglückende Stelle mehr in der Welt, höher als nur so etwa eine Kaiserin zu seyn. O, erfüllt nun Eure Gedanken! Erfüllt das alte urerste Recht an ihm und an Euch, und nach Euch Viele so fort. Denn ist denn Keuschheit außer der Ehe nur möglich! nur anzufangen! nur zu ahnden! Wie kann der mäßig seyn, der nicht ißt? Wie kann der keusch seyn, der kein Weib hat! Oder wie kann ein Weib keusch seyn, das keinen Mann hat!

Ich konnte nicht mehr.

Vielleicht geht Euer Wort einst in Erfüllung, antwortete Mathilde mit lautem Lachen. Jetzt trage ich keine Maske! Was Euch Spiel scheint, ist bitterer Ernst.

Ja, bitterer! das fühl' ich; entgegnete ich ihr.

Und wißt Ihr, frug sie mich, wie der heilige Augustinus gebetet in seiner Noth, welcher die Eurige gleicht? Nun so hört, er betete: Da mihi castitatem, sed non modo! (Herr, gib mir Keuschheit, aber noch nicht so bald!) Ihr seyd nichts, als rasend verliebt in einen Mann mit Fleisch und Bein. Geht!

Beatrice hatte während meiner Worte, daß Mathilde die erste Päpstin, die erste heilige Mutter seyn sollte, ihre Tochter bedeutsam und mit freundlichen beifälligen Blicken angesehen und hatte sich dann aus dem Zimmer entfernt. Auf dies Wort, womit aber Mathilde zuletzt meine Seele zerschnitt, sank ich von ihr und zu Gott auf die Kniee, und lehnte mein Gesicht auf das Kissen des Stuhls vor mir. So lag ich lange! fort aus der Welt. Und als mein kleiner Knabe mich zupfte und sagte, Mutter, schlafe doch nicht! Komm fort von der häßlichen jungen Hexe! — da sah ich empor, und was erblickte ich da! Mir zur Schmach, wie ich denke und sey, und was ich im Grunde nur begehre, hatte Mathilde, ehe sie leise aus den Zimmer gegangen, mir gegenüber den grünseidenen Vorhang vor einem wandgroßen Gemälde weggezogen, und so sah ich ein Weib, das im Hain den Pan anbetete....

Abscheuliche... wollte ich Mathilden nachrufen, aber ich verging in Scham. Denn eines der Mädchen kam wieder und richtete mir das Wort ihrer Herrin aus: morgen und übermorgen wäre sie noch in Rom, und wenn mein Mann mich wieder wünschte, dann möchte er nur den Krummstab ablegen...

Ich hörte nicht aus. Ich riß meinen Knaben fort und stand, wie aus einem höllischen Traum erwacht, auf der Straße. Wie ich so stand, irr', wo ich hingehen sollte, rührte Marsala mich an.

Sie wußte, daß ich an Euch durch mächtige Freunde, empfohlen, hier in dem Torre de' Cenci wohne, sie führte mich fast Ohnmächtige, sie trug mir den kleinen müden Knaben zu sich in ihr Haus da drüben. Sie sprach mir Muth zu, sie verhieß mir, daß ich durch ihre Hilfe meinen Mann bald wieder sehen sollte, sie verhieß mir, mein Schicksal durch ihre Kunst mir wahrzusagen, und von alle der Angst und Schmach, vor Hoffnung, Vertrauen und Schwäche schlief ich ihr unter den Händen ein — —

Jetzt schwiegen die Glocken. Das luftige Gebrause losch nach und nach aus, und die hellen Töne verzuckten im Aether, wie Nordlichtstrahlen, einzelne Stimmen klagten sich durch die Luft reißend, wie weinende, zürnende und in das Chaos dahin verstoßene Geister, bis auch sie ausgestöhnt hatten, der stille weite Himmel, ein großes Grab, eine furchtbare Oede, eine entsetzliche grausende Wüste war, und der heilige Ruf eine Leere auf der Erde und in den Herzen zurückließ, aber auch eine Sehnsucht, welche die heldenmüthige Irmengard selber zu Thränen schmolz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

8. Nichts ist so rein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Wenn du, mein lieber Leser, dich schon längere Zeit in Zürich, der uralten Stadt, aufgehalten hast, so muß dir auch der sogenannte Manessen- oder (wie er nach seinen spätern Besitzern hieß) Schwendenthurm aufgefallen seyn, welcher oben am Eingange der Schaf- oder, nach ihrem jetzigen Namen, der Schofelgasse, seine dunkeln Steinmassen erhebt. In neuerer Zeit ist in diesen festen Mauern der Schatz der Zürcher'schen Kaufherren, oder vielmehr, wie der Sprachgebrauch sich ganz richtig ausdrückte: des kaufmännischen Directoriums, aufbewahrt worden. In jenen Tagen aber, von denen wir hier eigentlich sprechen, hörte man dort statt des Geraffels harter Thalersäcke, den süßen Klang der Harfe und die erquicklichen Töne gemüthreicher Minnelieder; denn der starke, finstere Thurm war die Wohnung des heitern, sang- und klanglustigen Manessengeschlechts.

Es war am ersten Maimorgen des Jahres 1336, als in der Dämmerung eine kleine wunderliche Gestalt auf das Thor dieser ritterlichen Wohnung zueilte und heftig an der Klingel zerrte, deren Handhabe das Männlein, auf den Zehen stehend, erst nach einiger Anstrengung hatte erlangen können.

Auf die Frage des Thorhüters, der das schlaftrunkene Gesicht durch das runde Schiebfenster über dem Eingang streckte, nannte der Kleine seinen Namen nicht, sondern rief nur mit unterdrückter Heftigkeit: Um Christi Wunden willen, macht auf, Meister Thomas; ich habe mit dem Ritter höchst Wichtiges zu sprechen!

Aus der feinen Stimme erkannte Meister Thomas sogleich den ehrsamen Schneider Stagel, welcher bei Herrn Rüdiger sehr wohl gelitten war. Selten gab dieser ein Bankett, ohne das Schneiderlein mit einzuladen, und Stagel vergalt dann die ihm wiederfahrene Ehre mit hundert Schwänken, Späßen und reputirlichen Scurrilitäten, die er nach der Reihe vorzubringen wußte, so daß die Sage, mit welcher der Ritter und seine edlen Gäste sich trugen: jeder Weinschluck sey für Stagel ein Capital, das er mit einem Witze verzinse, eben so gut in der Wahrheit begründet war, als die Behauptung: der gute Schneidermeister sey eben so unerschöpflich an Zinsen, als seine Leber begierig nach Capitalsummen; ein Umstand, dessen feierliche Bestätigung ihm das Schicksal leider mit rothen Buchstaben auf die breite Nase und deren nächstes Gebiet geschrieben hatte.

Unverzüglich öffnete Meister Thomas die Thorflügel und empfing den Schneider mit freundlicher Verdrossenheit. Aber als der volle Schein der großen Laterne, welche der alte behagliche Diener in der Hand trug, auf Stagel's Antlitz fiel, vergaß Meister Thomas sogleich gutmüthig, daß er am lieben Morgenschläflein gestört worden war, und rief erschrocken:

Um Gott! Meister Stagel, was ist euch? euer Gesicht ist ja so weiß, wie Semmelmehl, und eure Augen hängen vor dem Kopfe, wie ein Paar Weininger Kirschen!*)

Laßt mich! rief der Schneider ungeduldig: ich muß sogleich zum Ritter; ihm allein darf ich sagen, was ich weiß.

Nu, nu! entgegnete Thomas, durch diesen Mangel an Vertrauen gekränkt und patzig gemacht: ihr müßt wohl noch eine Stunde warten, denn Herr Rüdiger liegt noch zwei Schuh tief in den Federn, und ihr werdet doch schwerlich wollen, daß man ihn um euertwillen im Schlaf störe. Mit solchen Herren handirt man nicht, wie mit Leuten gemeinen Schlags, das heißt: wie mit mir oder — euch!

Trotz der starken innern Bewegung, in welcher der Schneider sich augenscheinlich befand, und ungeachtet der Eile, die ihn drängte, konnte er es doch nicht über's Herz bringen, diese Antwort des Manessischen Thorseraphs ungerügt zu lassen.

---

*) Weiningen ist eine Zürchersche Ortschaft an der Limat, in deren Umgebung ungemein große schwarze Kirschen wachsen.

Ihr seyd kein gemeiner Mann, Thomas, entgegnete der Schneider, und es wundert mich nur, wie ihr euere erhabene Person mit mir gleichstellen könnt. Ein Mann, dessen einer Namensvetter drei Tage und drei Nächte in einem Wallfischbauche spazieren gefahren ist, während der andere seine drei ungläubigen Schwörfinger in die Wunden des Erlösers legen durfte — ist wahrlich kein gemeines Subject und hat ohne Zweifel das Recht, einem armen Schneider flegelhaft zu begegnen. Ich werde auch nicht ermangeln, dem Ritter, euerm Herrn, diesfalls die nöthigen Fingerzeige zu geben, damit er in Zukunft euch diejenige Auszeichnung angedeihen lasse, die ihr, wie ich merke, verdient. Aber jetzt geht, Thomas, und meldet mich; denn das, was ich dem Ritter zu sagen habe, ist von der dringendsten Wichtigkeit, und auf euch fällt die Verantwortung, wenn durch den Verzug einer Minute Schaden entsteht.

Nu, nu! Meister; nehmt nur nicht gleich Alles so entsetzlich auf die hohe Achsel. Ich will ja gleich gehen und euch anmelden; jene verdammten Fingerzeige könnt ihr füglich unterlassen.

Ich will es thun, Thomas, war Stagel's Antwort; aber geht jetzt und vergeßt für ein andermal das schöne Sprüchlein unsers gelahrten Uli Boners nicht:

„Der ist nit wise, der des begert,
„Des es niemer wirt gewert!"

Meister Thomas eilte, so schnell ihn seine alten Beine trugen, und kam bald mit dem Berichte zurück, der Ritter sey bereits angekleidet und erwarte den Schneider auf seinem Gemach. Stagel flog rasch zwei Steintreppen hinan über einen finstern Gang und trat auf ein lautes: Herein! in das Gemach des Ritters und Rathsherrn Rüdiger Manesse. Wir wollen den Leser nicht mit der Beschreibung des Closets ermüden, in welchem einer der berühmtesten Männer seiner Zeit sich befand, und das sich von demjenigen seines Freundes Brun nur durch die phantastische Unordnung unterschied, in welcher der Besitzer waltete.

Da lagen Pergamentrollen über und neben Panzerstücken, Bücher mit köstlichen Einbänden unter allerlei gelehrtem und kriegerischem Geräthe auf dem glänzend gebohnten Boden herum; an den Wänden hingen ein Paar künstlich gearbeitete Cithern und neben dem Lotterbette, auf welchem der Ritter saß, lehnte eine prachtvolle Harfe an der Wand. Auf dem nußbäumenen Tische am bunt bemalten Fenster standen zwei zierliche silberne Vasen mit duftenden Hyacinthen, Violen, Maiblumen und vielfarbigen Tulpen nnd vor denselben lagen Farbenschüsselchen und frisch beschriebene Pergamentblätter, von denen die brennenden Farben der großen Anfangsbuchstaben sogleich in's Auge fielen.

(Fortsetzung folgt.)

Fürstenworte.

Moritz, Kurfürst von Sachsen — wie sehr dieser Fürst die Bibel geschätzt hat, erhellt aus den folgenden Worten desselben: »Mit meinem Willen soll mir die Universität Wittenberg nicht untergehen; denn die Unkosten hat sie schon dadurch verdienet, daß die deutsche Uebersetzung der Bibel, von ihr ausgegangen ist.«

Als der Kurfürst Johann Friedrich als junger Prinz zu Torgau die Katechismus-Lehre in der Pfarrkirche mit anhörte, gefiel es ihm so, daß er sogleich seinen Vater den Kurfürsten Johann bat, ihm zu erlauben, daß er sich dürfe unter die Bürgerkinder setzen und den Katechismus recitiren; welches ihm auch erlaubt wurde, was unsern Lesern gewiß gefällt — und auffällt. —

Kaiser Maximilian, als er an einer Wand des Schlosses zu Windsburk folgende Verse fand:

„Da Adam hackt' und Eva spann,
Wer war damals ein Edelmann?"

und von einem seiner Begleiter veranlaßt wurde, sie wegkratzen zu lassen, schrieb darunter die Antwort:

Ich bin ein Mann, wie ein andrer Mann:
Nur, daß mir Gott die Ehre gann.

Zu Tamerlan kam, da er Syrien durchreisete, ein Bauer, der ihm sagte, daß er beim Ackern ein Gefäß voller Goldstücke gefunden habe und fragte ihn: ob er sie nicht haben wolle. Die Diener des Kaisers meinten, daß sie ohne Bedenken seiner Schatzkammer angehörten. Tamerlan aber sagte: »Männlein, laufe hin und hole nur derer eine Hand voll.« Da der Bauer wiederkam besahe er sie und fragte seine Räthe und Diener: »Wessen Bildniß darauf sey?« Sie antworteten: »Die Bildnisse der römischen Herrscher.« Da sagte er zu dem Bauer: »Nun, weil das Geld nicht meinen Vorfahren gewesen ist, will ich's auch nicht haben, sondern dir lassen, dem es Gott und das Glück bescheert hat.«

Vom Herzog Albert von Preußen sagte man, daß er die Religion und deren Lehrer sehr geliebt und Letztere sehr unterstützt habe. Seine eigenen Worte hierüber lauten: »Er freue sich von ganzem Herzen, wenn er Gelegenheit habe, den Geistlichen Gutes zu thun und sie bei sich zu haben. Er sey zwar nicht heilig, ginge aber gerne mit heiligen Leuten um und rede mit ihnen, und wollte Gott, daß er täglich zehn Theologen bei sich haben könnte, so in der Lehre richtig und am Leben unsträflich wären.«

Ernst von Lüneburg hatte einen guten Prediger, Urban Rogius, von Augsburg bekommen. Als nun Augsburg seinen Prediger wieder haben wollte, sprach er auf seine Augen zeigend: »So wenig ich eins von diesen vermissen kann, so wenig kann ich diesen Prediger missen,« wandte sich hierauf zu diesem und sagte: »Lieber, bleibt bei uns, Ihr möchtet wohl Leute finden, die Euch mehr Geld geben, aber schwerlich solche, die Euch lieber haben, als wir.«

E. Bauer.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Der Humorist.

Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft war bereits oben in den Zimmern versammelt. Cäsareon setzte sich mit seinem Herrn Freundlich zu Tische, und ließ sich eine braune Suppe mit Knöteln geben. „Brauchen Sie auch den Brunnen?" redete ihn ein Fremder an, der ihm zur Linken saß. „Leider, ja," antwortete Cäsareon, „ich wünschte, es wäre erst vorbei." „Zu welcher Seite werden Sie sich denn halten," setzte der Fremde das angefangene Gespräch fort. „Möchten Sie sich nicht zuvor näher erklären," erwiderte Cäsareon, „ehe ich Ihre Frage, die mir, aufrichtig gesagt, nicht ganz verständlich ist, vielmehr einen verborgenen Sinn zu haben scheint, beantworte." Sie müssen wissen, lieber Herr," lachte der Fremde, „Carlsbad hat so gut, wie jedes Krähwinkel, seine Moden und Seiten. Da ist eine Seite der Skeptiker, die an den Brunnen und seine Wirksamkeit wenig, oder gar nicht glaubt. Diese Sippschaft erscheint nicht vor 7 Uhr am Brunnen; trinkt 6—8 Becher Theresienbrunnen, und höchstens Mühlbrunnen, trinkt bald darauf, ohne sich in weitläuftiges Spazierengehen einzulassen, den Kaffee in der Melone, oder sonst auf der Wiese, ißt dazu ein halb Dutzend Bretzeln, und ein paar Hörnchen, bringt bis gegen Mittag ihre Zeit auf dem Sopha im Zimmer zu; schlendert dann ein wenig auf der Wiese herum, ißt um 2 Uhr recht con amore im sächsischen Saale, läßt sich mit Behagen eine Flasche Wein gefallen, trinkt wieder Kaffee mit einigen Bretzeln und Hörnchen, lacht und spottet viel über die Narrheit der andern Seiten und über die Vorbeuteleien der Aerzte, fährt in bequemen Wagen nach dem Posthofe, oder Freundschaftssaale, schmauf't da zu Abend, spielt ihr Partiechen Whist, und legt sich vor 11 Uhr nicht zu Bette. Ganz anders die Seite der Enthusiasten. Schon um 4 Uhr Morgens sind die Enthusiasten am Brunnen, trinken 10—12 Becher Mühl-Neubrunnen und Sprudel, lauern ihrem Arzte auf, lauschen seinen Orakelsprüchen, und beobachten sie mit ängstlicher und pünctlicher Gewissenhaftigkeit, laufen nach beendetem Trinken wenigstens 1½ Stunde; trinken zwar Kaffee, essen aber höchstens ½ Bretzel dazu, rennen von Neuem, essen im böhmischen Saale lauter halbe Portionen, trinken den ächten reinen Gänsewein, laufen wieder nach dem Hammer, oder Dahlwitz, trinken ein Täßchen Chocolade nebst einer ½ Bretzel und sind punct 8 Uhr in den Federn. Ja es gibt sogar einige Fanatiker, die 16—18 Becher Sprudel trinken, wie z. B. der Brunnenkönig. Zwischen inne stehen die Gemäßigten, die die Extreme zu vermeiden suchen. Ferner huldigen Einige mit besonderer Vorliebe dem Theresienbrunnen; Andere sprechen nur mit verächtlichem Lächeln von ihm, und preisen mit vollen Backen den köstlichen Mühlbrunnen. Mühlbrunnen, mag seyn, kann recht gut und zweckmäßig seyn, sprechen wieder Andere; aber man muß doch vor die rechte Schmiede gehen, zu dem herrlichen Neubrunnen. O Ihr Armen, Blinden, lassen sich wieder Andere vernehmen, verliert doch Eure Zeit und Mühe nicht mit diesen untergeordneten Geistern und Mächten. Was waren denn die armseligen Mühl- und Neubrunnen gegen den königlichen Sprudel." „Sollte es nicht am besten seyn," unterbrach Cäsareon die humoristische Rede des Fremden, darin dem Rathe eines Arztes zu folgen?" „Es gibt in Carlsbad," sagte ganz ernsthaft der Fremde, „16 ordentliche, und 4000 außerordentliche Aerzte." „Ja," fuhr der Fremde fort, als ihn Cäsareon fragend ansah, „jeder Curgast in Carlsbad ist sein eigener Arzt, und gestehen Sie nur, seit Anwesenheit der asiatischen Schönen Cholera ist uns die Dürftigkeit des ärztlichen Wissens und die große Unwissenheit der Aerzte recht klar und einleuchtend geworden. Man merkt endlich, daß das Meiste, was die Aerzte thun und treiben, Vorbeuteleien sind, sie mögen nun —" hier ward der eifrige Redner durch den allgemeinen Aufbruch der Gäste unterbrochen. „Sie trinken doch," wandte sich Hr. Freundlich zu Cäsareon, „im Freundschaftssaale den Kaffee." Cäsareon war dazu bereit, und machte sich mit seinem neuen redseligen Freunde auf den Weg, und schlenderte gemachsam nach dem Freundschaftssaale, den man etwa nach einem halbstündigen Wandern erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch aus dem Sanskrit.

Wir erinnern uns der Greise,
Welche unsre Väter waren.
Also werden gleicherweise,
Wenn sie Freud' und Leid erfahren,
Auch an uns die Kinder denken
Und uns eine Thräne schenken.
Ach, wir steh'n auf losem Sande
Wie die Bäum' an Stromes Rande.

Scherz-Sphinx-Spiel.

(In vier Sylben.)

Will man auf die ersten seine Gedanken lenken,
Muß an der Kinder Spiele man denken.
Will eine Sache man nicht mehr achten,
Wird man sie zu den ersten zu bringen trachten.
Auf Bergen, in Thälern, in Dörfern und Städten,
In Särgen, so wie in Hochzeitbetten,
Findet man sie, drauf kann ein Jeder wetten.
Von den letzten darf man nur ein Zeichen umändern,
So sagt man's von guten Brückengeländern,
Vom Getreide in den fruchtbaren Auen,
Von Jedem, der was Weites will schauen,
Vom Soldaten, vom Pferde, von der schwätzigen Magd
Und von dem Hunde auf jeder Jagd.
Das Ganze ist unter der allgemeinen Masse,
Ein Haupt-Original in der arbeitenden Classe,
Macht Epoche in der neuen Literatur
Trägt aber von Poesie nicht die mindeste Spur.

Carl Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 19. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 22. Januar. 1836.

Taschenbücher für 1836.

(Fortsetzung.)

Nr. 22. Phantasiegemälde von Ed. Duller. Mit 1 Stahlstiche. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 221 S. 8. — Nur die regelmäßige alljährige Folge stellt dieß Werk in die Reihe der Almanache. Es enthält nur eine Erzählung: „Die Verdächtigen." Duller gehört zu denjenigen Schriftstellern, von denen man sagen könnte: es hat für ihr (nicht ungewöhnliches) Talent noch nicht völlig getagt. Es bekundet sich in ihm ein Ringen, ein Streben, das dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß, und einem halbchaotischen Schöpfungszustande vielseitig ähnelt. Daß beim Wirken in solchem Zustande Verdrehungen und Verrenkungen, Unnatürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zuweilen Hand in Hand gehe, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Indessen sind wir der Gerechtigkeit dießmal das Zugeständniß schuldig, daß das heurige Phantasiegemälde an keinen allzu auffallenden romantischen und phantastischen Abnormitäten leidet, und nur den immerwährenden Gedanken an Fiction sich zueignet. Die Komik ist dabei nicht die schwächste und erquicklichste Partie.

Nr. 23. Dramatische Desserts für das Jahr 1836. Herausgegeben von E. M. Oettinger. Mit Beiträge von Charl. Birch-Pfeiffer u. s. w. Hamburg, Magazin für Buchhandl., Musik und Kunst. IV und 403 S. 8. Inhalt: Wie ist das zugegangen? Lustspiel in 1 Act von Charl. Birch-Pfeiffer. — Die Witwe und ihr Mann, Lustspiel in 1 Act von Angely; der Spiegel des Tausendschön, Burleske in 1 Act von C. Blum; die Ehrendame, Lustspiel in 1 Act von A. Cosmar; der Regenschirm, Schwank in 1 Act von Oettinger; das Königreich der Weiber, Burleske in 2 Acten von Geier. Drei Stunden vor der Hochzeit, Schwank in 1 Act von B. A. Hermann; der Journalist, Lustspiel in 1 Act von Oettinger.

Nr. 24. Dramatischer Bildersaal. Almanach von J. H. Wilke. 1. Jahrg. Braunschweig, J. H. Meyer. 1836. VIII und 284 S. 8. — Inhalt: Uncas oder der Letzte der Mohicans, Trauerspiel in 5 Acten, nach dem bekannten Romane Cooper's gearbeitet, nicht ohne die Fehler, welche dergleichen Umgestaltungen anzukleben pflegen. Beinahe dasselbe Urtheil läßt sich aussprechen über: „Die Wahl des Herzens, romantisches Schauspiel in 2 Acten, nach Prätzel's poetischer Erzählung. Doch ist hier gleich von vornherein die Möglichkeit der Dramatisirung eher gegeben, als vorher. Am meisten ansprechen möchte: „Wallhaide," Drama in 1 Acte, nach einer Anekdote aus der Belagerung Wiens durch die Türken 1683. Wie die erste Piece, so ist auch die zuletzt erwähnte in Braunschweig bereits über die Bühnenbreter gegangen.

Nr. 25. Vergißmeinnicht. 7. Jahrg. Herausgegeben von C. Spindler. Mit 7 Stahlstichen, gez. von Fellner, gest. von Leop. Beyer, Burckart, Lanzer und Schuler. Stuttgart, Hallberger'sche Buchhandlung. XVI und 331 S. 16. — Inhalt: Haus Waldmann, Fragmente aus dem histor. Schauspiele gleiches Namens: 1) das Vorspiel; 2) die Rache; 3) die Sühne; Benaccia; gestirnte Nächte auf dem mittelländischen Meere: 1) Signora Fantasca; 2) die Wetterhexe; 3) das Kaisergespenst in den Tuillerien; 4) die heiligen Tauben des Marcusplatzes; 5) die Liebe im Lazareth; 6) la bella Venezia; 7) die Nonne von San Precole.

Nr. 26. Vielliebchen. Historisch romantisches Taschenbuch von A. v. Tromlitz. 9 Jahrg. Mit 8 Stahlstichen, gez. von Ender, Retsch u. A., gest. von Franz Stöber, Kovatsch, Dav. Weiße, Arnmann u. A. Leipzig, Industrie-Comptoir. 445 S. 16. — Inhalt: Carl IX. oder die Bartholomäusnacht; Hans Waldmann, Bürgermeister in Zürich; die Wallfarth.

Nr. 27. Vergißmeinnicht. Mit Kupfern, gez. von Enders u. A., gest. von Ed. Schuler, J. Passini, Hofmann, u. A. Leipzig, Leo. IV und 468 S. 16. — Inhalt: Die Probefahrt nach Amerika, Novelle von Leop. Schefer; die Moskowiter Braut, histor. Erzählung von Fr. Pitt; Jaques Callot, Novelle von J. Lyser; Laura Verastegni, eine Erzählung von C. v. Wachsmann; der Engel der Wüste oder der Miri, Novelle von H. G. Zehner.

Nr. 28. Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1836. Von J. F. Castelli. 20. Jahrg. Wien, Wallishauser.

VI und 366 S. 16. — Inhalt: das Luſtſpiel auf der Stiege, in 1 Aufzuge; ein Tag Carl's V., hiſtor. Gemälde in 2 Aufzügen; Ein Freund ſtatt einer ganzen Familie, Poſſe in 1 Aufzuge; Folge einer Mißheirath, Gemälde aus dem Leben in 4 Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Nr. 29. Luſtſpiele oder dramatiſcher Almanach für das Jahr 1836. Von F. A. von Kurländer. 25. Jahrg. Mit 6 Kupfern. Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung. 393 S. 12. — Inhalt: Die Tochter des Geizigen, Schauſpiel in 3 Aufzügen; Sie iſt wahnſinnig, Schauſpiel in 2 Aufzügen; eine Hütte und ſein Herz, Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

Nr. 30. Almanach dramatiſcher Spiele, von Lembert 2. Jahrg. Wien, Tendler. IV und 289 S. 16. — Inhalt: Der Freund und die Krone, romant. Schauſpiel in 4 Aufzügen, frei nachgebildet der Novelle Leon da Seſſa. Wahn und Wahnſinn, Schauſpiel in 2 Aufzügen, frei nach dem Vaudeville: Elle est folle; der Mentor, Poſſe in 1 Aufzug, bearbeitet nach dem Vaudeville: Theophile.

Nr. 31. Dramatiſches Vergißmeinnicht, von Theod. Hell. IV und 168 S. Dresden und Leipzig, Arnold'ſche Buchhandlung. — Die zwei in dieſem Jahrgang enthaltenen Stücke, ein Drama und ein Luſtſpiel, gehören zu den beſten dramatiſchen Neuigkeiten, die uns in dem vergangenen Jahre aus der Fremde zugekommen ſind. Mehrere Theater haben die Hell'ſchen Gaben bereits mit vielem Glück adoptirt.

Nr. 32. Wintergrün. Herausgegeben von Geo. Lotz. Hamburg, Herold. 322 S. 8. — Inhalt: Die Verſchwornen und ihre Gegner, hiſtor. Novelle von Maria Norden.

(Fortſetzung folgt.)

Neues Jahrbuch für die Bühne von Freiherrn von Biedenfeld. Erſter Jahrgang mit ſieben Coſtümbildern. Weimar, 1835. Voigt. 1 Rthlr. 18 Gr.

Seitdem der Freiherr Ferdinand von Biedenfeld von ſeiner Väter Burg in Schwaben herabgeſtiegen, zog er, ein fahrender Ritter, in Deutſchlands Gauen umher. An der Donau und Elbe, an der Pleiße und Saale hat er manches kühne Abenteuer beſtanden. Jetzt weilt er am freundlichen Ufer der Ilm. Hier begann er damit, die friedliche Stadt Weimar durch wohlgezielte phöniciſche Pfeilſchüſſe aus der gewohnten Ruhe aufzuſchrecken.

Hr. v. B. verzichtet ausdrücklich auf den äſthetiſchen Werth eines Dramas als Vorbedingung ſeiner Darſtellung; er will bloß ein „Vielerlei gehörig erzielen," er will bloß „eine erkleckliche Anzahl von Neuigkeiten zu Tage fördern," und darum hält er es für unerläßlich, „die Bühne der Franzoſen, Engländer, Italiener und Spanier, zuletzt ſogar der Ruſſen, der Polen, Magyaren zu plündern." Den erſten Theil ſeiner Verheißung hat der Verf. auch redlich in Erfüllung zu bringen verſucht, aber mit den Magyaren wird er uns hoffentlich verſchonen. Die neue Speiſekarte, welche er dem „deutſchen Nimmerſatt" vorhält, beſteht aus ſieben größtentheils alten Dramen; davon ſind 2 aus dem Franzöſiſchen, 1 ſpaniſches, 1 engliſches und 2 italieniſche.

Wenn wir uns gegen ſolches Princip tadelnd ausſprechen, wenn wir es als dem Geſammtintereſſe der Kunſt widerſprechend bezeichnen, ſo gehen wir auf der andern Seite nicht ſo weit, alles Ausländiſche für die deutſche Bühne ſchlechthin zu verwerfen, wenn uns nur bei der Uebertragung fremder Producte auf deutſchen Boden die angedeutete Idee der Verbeſſerung und Veredelung des einheimiſchen Geſchmackes, insbeſondere für das Luſtſpiel, das mehr als jede andere Gattung dramatiſcher Stücke mit der Volksthümlichkeit jeder Nation verwachſen iſt, ſtets vorſchwebt. Es darf uns hierbei durchaus nicht, wie Hrn. v. B. auf äußere Zahl und Maſſe, ſondern einzig und allein auf den innern Stoff und Gehalt des Uebertragenen ankommen. Der innere Werth einzelner unter den dargebotenen Stücken iſt nicht zu verkennen, und gerade das, was B. am wenigſtens ſuchte, hat er zum Theil gefunden.

1) Die einzige Tragödie unter den ſieben Stücken iſt Franziska von Rimini. Der Ueberſetzer legt einen beſondern Werth auf dieſes Stück — mit Recht. Bei ſehr einfacher Fabel iſt es voll ächter tragiſcher Effecte, voll der anziehendſten Situationen, und hält die Aufmerkſamkeit bis zum letzten Wendepuncte geſpannt.

Eine ethiſche ächt poetiſche Seite ließ ſich dem Stoffe nicht abgewinnen, vielmehr erſcheint manches Verhältniß zweideutig. Die etwas zu freie Ueberſetzung verdient öfter Lob; dem italieniſchen Dichter aber möchte ein übertriebenes Haſchen nach tragiſchen Wirkungen vorzuwerfen ſeyn. Nicht genug, daß durch das ganze Stück, gleich von vorn herein, ein dumpfer, gepreßter Charakter vorherrſcht, den ſelbſt der Schwung der Liebe auf höheren Kothurn zu heben nicht vermag: bei jedem ſelbſt geringfügigen Anlaß drohen die handelnden Perſonen entweder mit dem eigenen oder mit ihrer Freunde Tod und Vernichtung.

2) Das zweite Spiel iſt eine Komödie, Dame Kobold in vier Acten, nach dem Spaniſchen des Calderon und nach Gries' Ueberſetzung metriſch bearbeitet. Verſe und Reime laſſen Manches zu wünſchen übrig. Schon vor Hrn. von Biedenfeld hatte Tieck verſucht, dieſes Luſtſpiel auf die Dresdner Bühne zu verpflanzen. Seine Ausführung ſcheiterte aber am entſchiedenen Widerwillen des Publicums. Unſer Verf. hätte ſich der Gründe dieſer Vorbedeutung bewußt werden ſollen, um ſie ſeines Theils zu vermeiden. — Der Haupfehler des Spieles iſt ſeine Länge. In vier unendlich breiten Acten finden wir den Kobold zwar hinlänglich bemüht, Ueberraſchungen zu bereiten, in ſeinen Späßen iſt aber zu wenig Abwechſelung, Kühnheit und Friſche. Das ewige Hin- und Herlaufen durch den rettenden Zauberſpiegel, der Mittelpunct und Hebel aller Scherze des Kobolds, iſt am Ende doch langweilig und ermüdend.

3) Die Grafen von Walmor, Drama in 3 Acten, halten wir für die geringſte der dargebotenen Productionen. Was ſoll es auch für einen künſtleriſchen oder ſittlichen Werth haben, wenn die menſchliche Natur in ihrer tiefſten Erniedrigung uns vor die Augen geführt, wenn in der Geſtalt des Grafen Ruttweel, Vormund des jungen Grafen Eduard von Walmor, der ſcheußlichſte Verbrecher dargeſtellt wird! — Solch' armſelige Schaffotgeſtalten auf die deutſche Bühne zu verpflanzen, iſt wahrlich ſehr wenig für das Volk ehrenvoll. — Auch

bei den Alten schritt das Verbrechen oft in schauerlicher Gestalt über die Bühne, aber große, gewaltige Triebfedern waren ihm untergelegt. — Verbrechen aus Habgier und Eigennutz können nicht Anspruch auf unser Mitgefühl, auf unser Mitleid machen, sie fallen der Verachtung anheim.

4) Ein sehr unterhaltendes Vaudeville in 1 Act ist dagegen das Fest der Künstler, nach dem Französischen. Wir glauben aber nicht, daß es dem Stück zum Vortheil gereicht, den französischen Titel desselben: la maison de mon oncle, in den hier gewählten umgewandelt zu haben. Jede Beziehung auf das Fest der Handwerke konnte füglich wegfallen.

Um ihrem Freunde, dem Musicus Carl, aus der drückendsten Schuldennoth zu helfen, kommen die bei ihm versammelten Künstler aus der Stadt auf den genialen Gedanken, aus dem herrlichen Landhaus und Garten von Carl's Oncle eine einträgliche Restauration zu schaffen. Sie befestigen eine Firma über der Thüre, sie präsentiren den angekommenen Gästen Speisezettel, sie holen Wein aus des guten Oncles Keller, sie warten als Marqueure und Kellner auf, sie spielen, tanzen, singen, ein jeder Künstler in seinem Kunstgebiete, — es ist ein ächtes Künstlerfest. Am Ende haben sie eine bedeutende Einnahme gemacht und die Schulden werden bezahlt. Versteht sich von selbst, daß einige Liebeshändel in die Geschichte verwebt sind.

5) Vetter Wunderlich, Lustspiel in 3 Acten, nach l'amant bourru (nicht borru) von Monvel, darf als wahre Bereicherung der deutschen Bühne betrachtet werden; es ist voll Witz, Laune, Leben und Wahrheit. Das deutsche Idiom ist gut getroffen, der Dialog schlagend und rund, die Sprache den verschiedenen Charakteren wechselnd angepaßt.

6) Eben so großen Dank sind wir dem Verf. für das Arrangement der Oper: „die Bürgschaft, nach Schiller's Ballade." schuldig. Freilich hat Schiller's Idee für die Bühne hier und da umgeändert werden müssen, besonders die Scene am hemmenden Waldsturz. Es sind neue Figuren geschaffen worden: Arakos, Anführer der Leibwache, Polyxene, Braut des Bürgen Prokles. Das Ganze aber ist treu nach Schiller und dessen Idee würdig durchgeführt, und gestaltet sich fast von selbst zu einem unterhaltenden Operntexte. Sprache und Verse sind edel und rein. An Gelegenheit, das Auge des Zuschauers zu erfreuen, kann es nicht fehlen. Und gerade der Umstand, daß einiges Neue hinzugefügt wurde, erhöht die Theilnahme an einem so allbekannten Stoffe, der als Tragödie oder Komödie aufgefaßt langweilen müßte. Es kommt hierbei freilich Alles auf die musikalische Behandlung an, und man darf erwarten, daß Hr. Lindpaintner seiner Aufgabe vollkommen gewachsen war. Die Benutzung anderer Gedichte Schiller's ist unserem Verf. weniger gelungen.

7) Ein sehr ergötzlicher, ächt barocker Schwank, fast in altdeutscher Manier, ist das aus dem Italienischen übertragene Stück: „der Hahn und seine Hennen." Fast jede einzelne Figur trägt das Gepräge der heitersten Caricatur und eigenthümlicher innerer Lebendigkeit. Dieser geplagte Hahn Maurizio, der nach und nach im Besitz von mehreren vortrefflichen Weibern, seinen Hennen, gewesen ist, von denen er aber die drei ersten durch allerlei Unheil verloren zu haben wähnt, wird auf den Gipfel komischer Verzweiflung versetzt, als ihm plötzlich seine sämmtlichen alten Weiber mit ihren inzwischen angeschafften Männern begegnen, und ihre verjährten Rechte auf den guten Maurizio wieder geltend machen wollen. —

Am überflüssigsten im Jahrbuch sind die fratzenhaften sieben Costümbilder und der lithographirte Umschlag, auf dessen geschmacklosen Arabesken vier Narren um des Verf. Namen umhertanzen. Wahrscheinlich eine Anordnung des Herrn Verlegers.

P.

Die Weltreiche im Jahre 1835. Eine Bilderreihe von J. de la Motte-Fouqué. Halle, bei Anton. 8 Gr.

Obschon bereits Jean Paul — vor mehr als zwanzig Jahren — Herrn von Fouqué als ächtfranzösischen Ritter in Deutschland hochwillkommen hieß, bereit, ihn gern für dreimalhunderttausend seiner Landsleute, die damals das Vaterland drängten, einzutauschen; so gesteht Referent dessenungachtet, daß ihn die Anzeige des jüngsten Kindes F.'scher Laune, von vorn herein fast verlegen gemacht. Des Verfassers politischer Glaube steht mit der Meinung des Tags oft in zu grellem Widerspruche und läßt manche Reibung besorgen. Doch nur mit steigendem Antheil, ja oft in stillem Einklang mit den Ansichten des Dichters legte er die Lectüre des Buchs zurück, und freut sich nun, das Publicum auf eine Leistung aufmerksam zu machen, die von der poetischen Verjüngung Hrn. von Fouqué's das unzweideutigste Zeugniß gibt, und deßhalb jeder Auspreisung werth ist.

Gewiß war die Aufgabe nicht gering, in engbegrenztem dichterischen Rahmen — verziert mit Arabesken mancher Art — den augenblicklichen, weltbürgerlichen Standpunct jedes Volks der Erde, ja selbst den historischen und Localcharakter desselben kenntlich zu skizziren, und wie auf Gletscherspitzen einer Schweizeralpe von Land zu Land, von Nation zu Nation, von Welttheil zu Welttheil fortzuschreiten, — und eine reiche warme Dichterader war erforderlich, auf solchen Höhen nicht zu erstarren, wo alle Poesie, durch Politik gelähmt, sich nur im kühnsten Aufflug halten konnte. Doch ohne Zagen hat der Sänger die schwere Leistung wacker ausgeführt, das große Tableau der europäischen, ja aller Reiche vor uns ausgebreitet und, auf gar wenig Bogen Raums, zu langem ernsten Forschen Stoff geboten. — Ja eben jene innere Lebenswärme und poetische Anschauung ist es, die selbst die minder gelungenen Theile seines Gemäldes aus allzuschroffem Schlagschatten hebt. Da der Dichter sich so viel als möglich mit dem vorliegenden Vorwurf identificirt und meist die entsprechendste Form der Dichtart wählt, so wird man sich selbst da noch von ihm angezogen fühlen, wo man mit ihm auf ganz verschiedenem Gesichtspuncte steht und seine Fahne ganz verlassen möchte.

Daß Legalität im strengsten Wortverstande des Dichters politischer Anker ist, woran er gern jedes Staatsschiff fesseln möchte, ist bekannt, und so wie die Motive auch immer seyn mögen, die ihn bei diesem Glauben zu beharren nöthigen, so strebt der Zeitgeist doch zu rüstig auf, um sich durch Autorität und hergebrachtes Recht — oft nur Verjährung — in seinem Siegslauf hemmen zu lassen. Doch weht daneben ein weit höherer Begeistrungshauch durch Hrn. von Fouqué's Bilderskizze, sie heißt Religion und Ergebung, und unwill-

kärlich söhnt uns diese mit dem geehrten Sänger wieder aus, wenn ihm, als strengem Gegner jedes Freiheitskampfs, wohl hie und da ein rauhes Wort entfährt, das leicht der guten Sache Nachtheil bringen könnte. Zwar hat die allerneueste Zeit (zumal in Frankreich, Spanien und Griechenland) des Dichters Ansicht mächtig unterstützt, und zwar durch Zwiespalt, Meuterei und Mordversuche, die man sich dort hat zu Schulden kommen lassen, doch folgt das ungeheure Rad des Schicksals nichts desto minder seiner frühern Bahn, und da Fortschreiten zum Licht, wenn auch in weit getrennten Zwischenräumen, das ewige Gesetz der Geisterwelt ist, so wird die nächste Generation schon tiefer als wir in die empörte Sturmfluth schauen, aus der die längst versunkene Atlantis,! die wir gern Menschenrecht und Freiheit nennen wollen, sich wie eine Phönix erheben möge! —

Hinsichtlich der Form und technischen Bildung des Gedichtes sey bemerkt, daß sich dieselbe vor den neuesten Erscheinungen des deutschen Parnasses auf ehrenvolle Weise unterscheidet, wie besonders die Gemälde Spaniens, Hollands, des Rheins, Preußens, Rußlands und andere bekunden; auch ist die Sprache bis auf einige, in ernster Poesie nicht wohl statthafte Zeitworte, als: stauchen, rasaunen, sperren, zerren u. s. w., edel und rein, und zeugt von genügender Gewandtheit des Verfassers, der Mundart unseres Volks, selbst in der sprödesten Form ihr Recht zu thun, und, als ächter Troubadour und Minnesänger, sich stets als ihren Meister zu beweisen. — Druck und Papier sind lobenswerth.

Fr. Krug von Nidda.

Bruchstücke aus dem Leben eines wandernden Schneidergesellen, herausgegeben von Wilhelm Robert Heller. Leipzig, Carl Drobisch. 1836. 4 Gr.

Das vorliegende Büchlein hat uns durch seinen lebhaften Humor und den überaus frischen Witz ein solches Vergnügen beim Lesen gemacht, daß wir, wenn wir dasselbe dem Publicum empfehlen, auf sichern Dank rechnen dürfen. — Man denke sich einen wandernden Schneidergesellen, der mit der Genialität, die seinem Stande so eigen ist, Deutschland nach allen Richtungen hin durchstreift.; Wie alle Heroen deutscher Poesie, so weiht auch er sein Herz den zarten Regungen der Liebe. Es herrscht ein reizender Unsinn in Worten und Thaten des Schneidergesellens. Am größten ist er, wenn seine Geliebte die Improvisation des Sängers mit obligater Baßposaune begleitet. — Noch ein Wort im Ernst: das vorliegende Werkchen Wilhelm Robert Heller's zeichnet sich durch eine markige Sprache, durch trocknen Witz und durch eine blühende Laune so vortheilhaft vor ähnlichen Producten aus, daß wir dem Hrn. Verfasser aus vollem Herzen Glück wünschen zu seinem schriftstellerischen Debüt.

Literarischer Beobachter.

Der Wahrheit sehr fern steht das Gersdorf. Repertorium-Urtheil beim „Sabbatthianer" (oder die Schöpsenfamilie, Fortsetzung des jüd. Gil Blas), als bei einem Büchlein, in dem „nur ein zu großer Eifer eine gehässige Tendenz könnte finden wollen." Wer den Verf. nur von weitem kennt, wird nicht eine Minute zweifeln, daß seine Fortsetzung des Gil Blas nur eine gehässige Tendenz haben kann. Wer, selbst eine Jude, die jüdische Nation an die Schand- oder Narrensäule stellt, zu einer Zeit, wo sie politisch und moralisch sich zu regeneriren strebt, verdient nur Verachtung; wer nach allerlei apostatischen Umtreiben und nicht wohlgelungenen Uebertrittsversuchen, auch den christlichen Dogmen den Krieg erklärt, ist ein — Miasma.

---

† August Graf von Platen. In dem Vaterlande seiner Wahl, unter den Blüthen des italienischen Himmels, starb am 5. December v. J. in Syrakus August Graf von Platen, einer der ersten unter Deutschlands Dichtern neuerer Zeit. Ein gastrisches Fieber raubte ihn unserer Liebe, unserer Bewunderung, aber Deutschland wird ihn auf immer bekränzen mit dem Lorbeer, den er sich selbst pflanzte. Er war geboren zu Ansbach am 24. October 1796, das jüngste Kind der zahlreichen Familie des Oberforstmeisters Grafen August Philipp von Platen und Christiane Freiin Eichler von Auritz. Das stille, sinnige Kind machte das Glück der Eltern; aber was in ihm schlummerte, that sich erst kund, als er, im Jahre 1807 zur Erziehung in das königl. Cadettencorps zu München gebracht, Bücher und ernste Studien allen Spielen und Uebungen seiner Cameraden vorzog. Einem der trefflichsten Lehrer jener Anstalt und seinem treuen Freund durch's Leben, dem noch lebenden Generalmajor von Baur in München, war es vorbehalten, den Keim des großen Genius zu entdecken. Dieser fand in den Scripturen des eilfjährigen Kindes mehrere Poesieen, z. B.: „Das Grab an der Donau" „an Christine von Schweden" u. s. w., die allen Freunden des stillen, herrlichen Knaben Hoffnungen einflößten, die er so bald und so großartig verwirklichte. Jene, obgleich treffliche, Anstalt war aber nicht der Ort, welcher der Ausbildung des Kindes zusagte; er kam in die königl. Pagerie in München, wo er den Wissenschaften seine ganze Zeit widmen konnte, und wo ihm, seines seltenen Geistes wegen, alle Fehler sinniger Zerstreutheit gegen das Ceremoniell, mit Liebe verziehen, ja vom höchstseligen König Maximilian freundlich aufgenommen wurden. Er verließ die königl. Pagerie im Jahr 1814 als Officier des königl. Leibregiments, ward aber vielfältig von seinen neuen Pflichten enthoben, um zu reisen und noch zwei Jahre auf Universitäten zuzubringen. Die Munificenz Sr. Maj. König Ludwigs endlich gab ihm Mittel und Zeit, ganz seiner Muse zu leben; er brachte vom Jahr 1825 an abwechselnd seine Zeit in Italien und Deutschland zu und endete in ersterem sein kurzes, aber rühmliches Daseyn. — Er war bei Annährung der Cholera von Palermo nach Syrakus gereist, verließ gesund und frisch die Osteria, in der er gewohnt hatte, ohne daß sein Wirth wußte, wohin er gegangen sey. Da erhielt der österreichische Viceconsul die Nachricht, in einer nicht eben vorzüglichen Locanda liege ein Deutscher erkrankt. Als er hinkam, war Graf Platen bereits in der Pflege des ausgezeichneten Arztes Cavaliere Landolina, dessen Bemühungen aber sein Leben nicht mehr retten konnten. Er soll sich durch Selbstcuriren verdorben haben. Sein Begräbniß war anständig; in dem Garten der Villa Elisandoa, wo auch einige Engländer begraben liegen, wurde er beigesetzt. Sein letztes, nach Deutschland gesandtes Werk waren die Abassiden. — Have magna anima!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 20. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 23. Januar. **1836.**

Bauernfeld's »Bürgerlich und Romantisch,«

Lustspiel in vier Aufzügen wurde am 17. December in Prag zum ersten Male gegeben. — Es grassirt eine furchtbare Pest in Deutschland, der Humor — desto furchtbarer, da man nicht daran stirbt, sondern im Gegentheile die Leute ein neues Leben ergreift, wenn sie diese Krankheit ergriffen hat. Groß und Klein ist davon angesteckt, und unter den Jungen wüthet sie am meisten. Wahrhaftig die Kinder in den Windeln weinen und pissen schon humoristisch. Die Blattern verunstalteten und zerrissen das Gesicht und bedeckten es mit Narben und Gruben, der Humor verzerrt aber Kopf und Herz, jener Humor nämlich, der unter den Schriftstellern heutiges Tages eingreift. Wahrlich Noth thut es, äußerst Noth um einen literarischen Jenner, der eine Schutzpockenimpfung gegen den Humor erfände, damit das Schriftstellergeschlecht nicht erschwäche und verderbe und zur Fratze werde. Ich glaube aber die Schreiber würden sich gegen die Inoculation eben so sträuben, wie das dumme Volk vor 40 Jahren. Es ist ja sogar Mode, humoristisch krank zu seyn. Die Deutschen haben eine kernige gesunde Natur, ihre Witzader ist strotzend voll; aber sie behaupten, es wäre schlechtes Blut darin, und gebrauchen Mixturen und Tincturen, Vesicantien und Larantien, Mineralwässer und Mineralbäder, kurz alle Mittel der Allöopathie und Homöopathie und endlich noch die Wassercur, und meinen, die so durchschwemmte Ader wäre nun voll Humor. — Sie streuen Sand statt Salz auf die Speisen, sie gießen Essig in den Wein, sie pöckeln Häringe in Zucker und tischen das frech als Humor auf. Daumschrauben legen sie an den Witz, strecken den Hanswurst auf die Folterbank, brechen seine Glieder, schlingen sie um die Leitersprossen, und wenn dann der lustige Kerl ach und weh stöhnt und in tausend Grimassen sein nur Lachen gewohntes Gesicht verzuckt, so beliebt ihnen, dieses mit dem Namen Humor zu belegen. O ihr bejammernswerthen Humoristen!

Der Erste unter Euch ist nur ein tüchtiger Witzkopf. Jean Paul besuchte den Himmel; er sah die reizende Venus in den Armen Anchises, während Adonis röchelnd noch mit dem Eber rang, — er hörte vom Chore der Milliarden das Halleluja des königlichen Harfenspielers und dazwischen schallte ein wieherndes Hep Hep von der Erde hinauf, — liebe- und gnadenvoll blickte ihm der Gottsohn entgegen, und unten prasselten 1000 Holzstöße der Inquisition, — — — und dabei dachte Jean Paul an die Hähnchen, die für ihn gebacken wurden. Saphir ist immer bei den Hühnern, er hat die Hühner stets um und neben sich, sie flattern zwischen seinen Beinen, sie fliehen auf seine Schultern, sie prickeln auf seinem Kopfe, und er backt täglich so ein Hähnchen, schlachtet es, rupft es und überlegt dann nur, ob er es an den Spieß stecken oder backen soll, und so nebenbei denkt er an die umarmende Venus, an den jüdischen König Salomo, und an die Auto da fe's. Das ist der kleine Unterschied zwischen unserem ersten Humoristen M. A. Saphir, und unserem einzigen Humoristen Jean Paul Friedrich Richter.

Bauernfeld aber ist ein natürlicher Sohn dieses ersten Humoristen, den er mit Mad. August von Kotzebue, wohlehrbaren Andenkens, gezeugt hat. Ganz die Gestalt der Mutter, deren Brüste ihn gesäugt, genährt und groß gezogen; den sogenannten Humor aber, den eigentlichen Witz hat er vom Vater, der sich des unehelichen Sohnes schämt, — wogegen das adelige Kindlein den bürgerlichen Vater verleugnet. Bürgerlich und adelig! da bin ich plötzlich bei dem neuen vieractigen Lustspiele, denn es könnte viel eher so heißen, als bürgerlich und romantisch. —

Bürgerlich und romantisch! Der wohlbeleibte Rath Zabern sitzt lieber am Speise- und Spieltische, als in der Badwanne, und trinkt lieber ein Glas Wein als einen Becher Sauerbrunnen, — das möge für bürgerlich gelten; seine Frau brummt und keift stets das unartige, zappelnde Söhnlein zu Rechte, — das soll ebenfalls für bürgerlich passiren, eben so wie die sentimentale Tochter mit ihrem Geliebten, welcher das von der Frau Schwiegermama gestrickte Gängelband kühn zerreißt. Aber wo steckt das Romantische? A Kingdom for a horse, ein bürgerliches Frühstück dem, der mir ein romantisches Wörtlein herausfindet. Ist vielleicht das abenteuerliche Fräulein romantisch? weil es ohne Paß und Begleitung unter der Maske Einer verheiratheten Dame in einen Curort reist, hier aber durch die kleine

Dreistigkeit eines Mannes so sehr in Furcht gejagt wird, daß es sogleich abreisen will; oder ist etwa der Baron romantisch? weil er sich für einen Paß-Bureau-Beamten ausgibt, und so die langweilige Lebensgeschichte jenes Fräuleins anhört, oder ist vielleicht der Onkel romantisch, weil er im ganzen Stücke nichts zu thun hat, als Blumen zu begießen. — — Halt, ich hab's, das Romantische nämlich, — in den Blumentöpfen steckt's, die der Oheim bewässert. O, würgerlich und Roman-Wisch!

Bürgerlich und romantisch ist gleichsam eine Fortsetzung zu den Bekenntnissen. Allein es gelingt nicht Jedem wie Shakespeare, in seinem fortgesetzten Heinrich den Fallstoff wieder so originell und witzig zu zeichnen. Man wird es vielleicht für Humor halten, wenn ich als Beispiel anführe, daß der zweite Theil des Lumpacivagabundus von Nestroy weit unter dem ersten stehe. Bürgerlich und romantisch ist eine matte Weiterspinnung des dünnen Fadens in den Bekenntnissen. Von Handlung ist hier noch weniger die Rede. Bauernfeld ist, glaub' ich, ein Adeliger, handeln ist daher seine Sache durchaus nicht, dafür hat er Charakter, und damit stopft er das hohle Gerippe seiner Lustspiele aus. Ich erwähnte schon früher einmal, daß, wenn die sieben magern Kühe in Pharao's Traum sieben fette Kühe auffraßen und eben so mager blieben wie früher, eine magere Handlung allein sieben fette Charaktere zusammenfrißt, und kaum die Haut über den Knochen hat. Charaktere aber sind Bauernfeld's Ein und Alles. Bauernfeld hat in seinem Lustspiel-Atelier lauter Charakter-Modelle: einen Rumpf von Scribe, einen Kopf von Raupach, Füße von Kotzebue, Hände von Goldoni, eine Nase von Molière, eine kleine Warze von Shakespeare ꝛc. ꝛc. Das wird künstlich zusammengefügt, und ein Mantel nach der Tages-Mode in zierlichen Falten um die Gestalt geworfen, damit sie unbekannt und neu sey. Zwei, drei dergleichen Figuren machen eine Gruppe und hinter deren Rücken stellt sich Bauernfeld selbst, spricht nette, feine, witzige Worte, und — das Lustspiel ist fix und fertig.

In bürgerlich und romantisch finden wir dieselben Gestalten, wie in den Bekenntnissen, sie sprechen auch fast ganz dasselbe, nur die Gruppirung ist ein wenig verändert. In einem Badeorte finden wir wieder den Baron (Herr Ernst), den Assessor (Herr Dietz), das Fräulein (Mad. Binder) nebst dem Onkel (Hr. Bayer), so wie den Rath (Hr. Polawsky) und seine Tochter (Dlle. Herbst) — Alles längst schon dagewesen und bis auf's Stroh ausgedroschen. Nur die Partie der Kammerjungfer (Dlle. Manetinsky), ist nicht ganz verbraucht, denn sie ist hier unschuldig wie — eine Gans, häuslich wie eine Katze, und, mirabile dictu! männerscheu. Es ist zwar recht fatal, aber sehr hübsch, wenn man im Leben einmal einem schüchternen und tugendsamen Stubenmädel begegnet, auf der Bühne aber ist eine solche Soubrette ennuyant, besonders wenn sie in Diensten einer adeligen, will sagen, romantischen Dame ist. Endlich kommt noch das eigentliche Lustige dieses Lustspiels, der Bajazzo, der Casperl dieses Stückes, Unruh (Hr. Pusch). Er war Kritiker und wurde geprügelt, er war Redacteur, Philosoph ꝛc. und verhungerte, und wählte endlich den Stand eines Stiefelputzers und Bedienten. Man sagt, Bauernfeld habe in diesem Lohnlakay seinen Vater, nicht den leiblichen, abconterfeyen wollen; das ist schlecht von dem ungerathenen Sohne, und noch schlechter gerathen. — Daß sich die Schriftsteller doch selbst entwürdigen! Auf dem Forum schopfbeutelt Menzel den Gutzkopf, und Bauernfeld den Saphir, und Jener vermeint das junge Deutschland, Dieser die Kritiker sammt und sonders geköpft, gebrandmarkt und vernichtet zu haben. Allein Beide vergessen, daß auf den Henker stets Schmach und Abscheu fällt, während das Publicum dem Gerichteten sein Beileid schenkt. Menzel aber und Gutzkopf und Saphir sind Priester im Tempel der Kritik, welchen Bauernfeld auf dem Podium eine Nische erbauen will. Er läßt seine Personen weidlich über Schriftsteller raisonniren. In bürgerlich und romantisch werden Goethe und Shakespeare, Schiller, Iffland, Kotzebue ꝛc. schematisirt und abgeurtheilt. Unruh ist gar eine persönliche Kritik. — Unruh aber ist schon im Leben, in dem vielbewegten, thatenvollen, und handlungsreichen ein gescheidter Mensch, in bürgerlich und romantisch daher der Klügste, und er bleibt daher mitten im Stück aus und erspart sich's den Schluß anzuhören. Die Zuhörer werden mit der Lehre entlassen, daß die Romantischen sich ebenfalls verlieben und heirathen wie die Bürgerlichen, oder anders, daß die Adeligen auch Spießbürger werden.

Bürgerlich und romantisch ist wieder ein sehr schwaches Product Bauernfeld's, bürgerlich und romantisch ist — — ein schlechtes Lustspiel. Es würde mir sehr wehe thun, dieses über ein deutsches Lustspiel aussprechen zu müssen; aber bürgerlich und romantisch erkenne ich für kein Lustspiel. Der fleißige Bauernfeld hat ein Theaterstück geschrieben, welches nicht sein sonst so zierlicher, hüpfender, jugendlicher Styl belebt. Der Dialog, besonders in den ersten Acten, erinnert an den in Gott ruhenden Iffland, die Reden dehnen sich wie Schleppkleider, die steifen Sätze und Worte mahnen an die Reifröcke. Ja sogar Sprachschnitzer kamen zum Vorschein, z. B. eine todte Langeweile schleicht durch's Haus, welches vielleicht ein humoristisches Product des Darstellers ist.

Das Wiener Publicum zollt, nach Berichten, diesem Lustspiele eines einheimischen Dichters reichlichen Beifall, was die vortreffliche Darstellung an der Hofbühne hinlänglich erklärt; auch hier wurde gut gespielt, vorzüglich vom Hrn. Dietz, und einzelne Stellen erhielten Applaus. Das Stück wird aber noch an manchen anderen Orten theilweise gefallen und ansprechen, wie ist das zu enträthseln? —

Bauernfeld ist ein Theil unserer eifernden, strebenden und witzigen Zeit, und Bauernfeld stellt sich selbst auf die Bühne wie er leibt und lebt, und man sieht sich in einem goldgerahmten Spiegel. Aehnlich wie Kotzebue's deutsche Kleinstädter, ein nur ein wenig carikirtes Conterfey der frühern Jahre, so wird man aus Bauernfeld's Lustspiele unsere Tage von einer Seite erkennen; denn Bauernfeld ist eine Secunde im 4. Decennium des 19. Jahrhunderts.

I Myself.

Das deutsche Lustspiel *).

(Einleitung zu allen Jahrbüchern für die Bühne.)

Die deutsche Bühne empfindet Mangel, nicht an Neuigkeiten überhaupt, sondern an guten Neuigkeiten, und ganz besonders an einheimischen Original-Lustspielen. Dieß kann uns aber

*) Dramaturgisch verwandten Inhalts mit dem Obigen. D. Red.

nicht wundern. So lange der einmal bestehende ernstere Charakter dem deutschen Volksleben seine Eigenthümlichkeit geben wird: so lange werden wir in Deutschland kein ächtes Lustspiel haben. Denn die Bühne ist und soll seyn der treue aber feingeschliffene Spiegel des Lebens. Diese gewandten und pikanten Wendungen des Gesprächs, diese versteckten Zweideutigkeiten und Witze, diese naiven und koketten Liebesverhältnisse, welche in englischen, französischen und italienischen Conversationsstücken die wahre Würze bilden, sie wollen unser körniges Deutschland nicht ansprechen, wenigstens muß man zugeben, daß sie oft von der Masse des Volkes, wenn auch vielleicht gesucht, doch nicht verstanden werden. Dagegen ist die Posse, der Schwank, das sogenannte niedere Lustspiel auf deutschem Boden schon seit Jahrhunderten gediehen, und noch immer findet sich eine entschiedene Vorliebe im Volke für Mummereien und derbe Scherze, wie sie zu Hans Sachs' Zeiten zuerst auf die Bühne traten.

Darum möchte es auch kein undankbares Unternehmen seyn, so manche der alten Possen und Schwänke, die in den älteren Werken fast begraben liegen, im geeigneten Gewande, zeitgemäß bearbeitet, lieber hervortreten zu lassen, als fremdartige Stoffe aus aller Herren Länder zusammen zu lesen.

Dennoch muß es wünschenswerth, und durch gemeinsames tüchtiges Streben erreichbar seyn, den derben Geschmack des Volkes nach und nach an edlere Speise zu gewöhnen. Und warum sollten, in Ermangelung einheimischen Stoffes, uns die Bühnen der Ausländer nicht offen stehen? Wenn nur unter dem, was gegeben werden soll, eine sorgsame Auswahl getroffen wird. Das anerkannte Kunsturtheil muß hierbei immer mehr gelten, als der zufällige Werth, den der augenblickliche Beifall des Publicums nur zweideutig ausspricht. Daher kann auch der ästhetische Werth eines Dramas noch nicht „aufgehört haben, Vorbedingung seiner Darstellung zu seyn *)." Als platt erkennen wir den Grundsatz, die deutschen Theater bedürften so vieler und so mancherlei Neuigkeiten, um ihren Nimmersatt von Repertoir und Publicum zu genügen, daß es in der That für Keinen, der solchem Bedürfniß zu begnügen bestrebt sey, irgend einer Entschuldigung oder Befürwortung bedürfe. Einen so ungeheuern Heißhunger besitzt doch, Gott Lob! das deutsche Volk noch nicht, daß es ohne Umstände Kieselsteine für Zuckerbrätzeln oder Semmelklöße essen könnte. Lieber noch ließen wir uns die alten derben Kraftbrühen noch einmal aufwärmen, als daß wir allerlei lockere sogenannte Neuigkeiten à tout prix hinunterschlucken sollten.

Man kann darauf mit Hrn. v. Biedenfeld erwidern:

Auf Geist hab' ich stets viel gehalten;
Doch um so wen'ger auf die Geister,
Die geistlos ihren argen Spuk
Von Geisterei mit uns hier treiben,
Und stets den Henker darnach fragen,
Ob stark' genug ist unser Magen,
Den geist'gen Hautgout zu ertragen!

*) Von dem Verfasser einer aus Weimar zugesendeten Kritik über des Freih. v. Biedenfeld „Jahrbuch für die Bühne 1. Jahrgang," die nur theilweise aufgenommen werden konnte.
D. Red.

Theater-Guker.

Kleine Sängerinnen-Revue. An jungen ausgezeichneten oder höchst hoffnungsvollen weiblichen Gesangsvirtuosinen ist keineswegs Mangel. Beginnen wir in der Ferne, so begegnet uns zu Venedig eine Sga. Strepponi, welche als „Nina, die Wahnsinnige" durch Stimme, Vortrag, Spiel und Erscheinung enthusiastischen Beifall erhält; — eine Dlle. Fleycheux, im Pariser großen Opernhause als Alice im Robert le Diable entzückend, mit einer reinen netten Stimme eine ausgezeichnete Methode und eine musterhafte Intonation verbindet und mit diesen Vorzügen viel Seele und dramatische Wärme, also höchst ansprechendes Spiel, verschwistert; zu Alessandria im Piemontesischen Sga. Puzzi, eine Anfängerin, aber eine Grazie, welche Spiel, Gesang, Stimme und Figur zu einer eminenten Künstlerin qualificiren, und um die bald die italienischen Theaterdirectionen wettstreiten werden. Um wieder auf deutschen Boden anzukommen, wollen wir nur Berlin, Dresden und Leipzig in's Auge fassen. Wer hört und ist nicht entzückt von dem Namen Gerhardt, einer Sängerin so jung, fein, schön, musikkundig und gesangesliebend, so ganz Leben, Gefühl und Geist, Feuer und Gluth, Wahrheit und Schönheit als Schauspielerin, daß den armen sandtrockenen Berlinern die Augen vor Enthusiasmus übergehen und ihre Ohren sich von Sphären-, oder, wem diese noch zu materiell scheinen sollte, von Engelsmusik verzückt glauben? Ihre Nebensonne heißt Dlle. Beckär, und Beide haben der Leipziger Bühne, die Erste mehr wie die Letzte, ihre Bildung zu danken. In Dresden ist es eine Maschinka Schneider, die neben einer Schröder-Devrient sich emporhebt und mit einer Dlle. Wüst (d. jüng.), ebenfalls einer Schülerin des Leipziger Theaters aus seiner kurzen royalistischen Periode, rivalisirt. In Leipzig aber ist es Dlle. Ringelhardt, welche als eine Anfängerin von vielem Talent, geistiger Befähigung, reichem Gefühl, gewandter Lern- und Aneignungskraft und liebenswürdiger Begeisterung, von Eifer und Lebendigkeit im Spiel und Darstellung gerühmt werden muß und, was nicht immer auf die gebührende Weise berücksichtigt wird, auf dem Wege künstlerischer Durchbildung nach dem Ziele zuschreitet. Störend wirken bei ihr nur noch eine Aengstlichkeit, die jeden Schritt und Tritt und jede Hand- und Kopfbewegung hart, steif und gezwungen und wenn richtig, als eingelernt erscheinen lassen; eine lächelnde Miene im Singen, die zuweilen den Inhalt des Gesanges stört; schroffe, schneidende Accentuation und eine erkünstelte Stärke in der Höhe, welche der Lieblichkeit und Schönheit des Gesanges nicht selten hinderlich wird. Daß sie es verdiene, in die Reihe der hoffnungsvollsten jungen Sängerinnen Deutschlands, Frankreichs und Italiens aufgenommen zu werden, bezeugte sie im Zusammenwirken mit Françilla Pixis, diesem neu erstandenen wahrhaft wunderbaren Glanzgestirn am Gesangshimmel, dieser jungen Sängerin, welche deutsche Innerlichkeit mit der ganzen Gewalt des italienischen Furors paart und somit das Unglaubliche erreicht. Ihr, dem Romeo, gegenüber spielte und sang Fräul. Ringelhardt die Julia, daß dem strengsten Richter nur sehr wenig zu wünschen übrig blieb. D.

Paris. Im Vaudeville-Theater hat das Lustspiel in zwei Acten: André, von Bayard und Lemoine einstimmigen lebhaften Beifall gefunden. Im Cirque olympique ging in Scene das phantastische Drama: Zazezizozu. Der Titel enthält den Namen eines Königs, Zaza ist seine Tochter, Zeze, Zizi, Zozo und Zuzu sind seine Söhne. Es versteht sich von selbst, daß darin viel

Spectakel vorkommt. Im Theater an der Börse wird eine Operette vorbereitet: Gasperone, welche unmittelbar nach Halevy's Leone folgen soll. — Die Frau aus dem Pöbel, Vaudeville-Drama in zwei Aufzügen, am Theater Variétés zur Aufführung gebracht, hat den Verfassern Dumersan und Alexandre viel Beifall und Ehre getragen. Der alte Stoff handelt den Contrast zwischen Reich und Arm, Glück und Unglück des Einen wie des Andern ab; die Form ist geistreich und geschmackvoll. — Rosette, oder Versprechen und Halten, Vaudeville in zwei Acten von Lavergue und St. Yves, hat im Ambigu-Theater durch Stoff, Behandlung und Darstellung unbedingt gefallen. Eine Tänzerin, die im ersten Act von einem verblendeten Jünglinge ein Eheversprechen erhält, benutzt dies im folgenden, zwischen welchem 20 Jahre vergangen sind, um ihn zur Vermählung seines Sohnes mit einem Mädchen zu bestimmen, das ihm zu gering an Stand und Vermögen scheint. Die Durchführung ist äußerst geistreich und unterhaltend. — Auf Zazezizozu, welches durch ausgezeichneten Aufwand an Decorationen, Costümen, Maschinen und dergl., mehr als durch seinen Gehalt sich halten wird, folgt das „befreite Jerusalem," von dessen Ausstattung man beinahe fabelhafte Dinge erzählt. — Ein kleiner brasilianischer Affe hat dem Theater des Hrn. Comte außerordentlichen Vorschub geleistet. Dieses Schauspieler-Thier soll unglaubliche Künste ausführen. Der Eigenthümer desselben ist jedoch auswärts engagirt, und das Pariser Publicum ist ob dieses Verlustes untröstlich.

Italien. Sga. Assandri, Zögling des Mailänder Conservatoriums der Musik, eine jugendliche Anfängerin, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen soll, wird in Paris als Norma auftreten. Ein neuer Componist, Hr. Vignozzi, ist am Theater S. Gallo S. Benedetto in Venedig mit einer komischen Oper: „Helena und Malvina" aufgetreten. Seine Musik, nicht ohne Talent, ist voll Reminiscenzen. Im Theater S. Carlo zu Neapel ist „Lara," lyrische Tragödie mit Musik von dem Vicomte Noulz aus Frankreich bei gedrängt vollem Hause gegeben worden. Die Kenner fanden den ersten Act sehr gelehrt, doch blieb man still, im zweiten Acte erregten mehrere Tenorarien lauten Beifall und am Schlusse brachte Sga. Tacchinardi den Componisten unter Beifallssturm auf die Bühne. — Coppola's Nina die Wahnsinnige, wird an allen italienischen Theatern erscheinen, wenigstens wird ihre Erscheinung vorbereitet.

Leipzig. Endlich einmal — hat sich wieder ein erster Tenorist in Leipzig blicken und hören lassen! Es war vorauszusehen, daß er à bras ouverts aufgenommen würde und er wurde es. Hrn. Freimüller, so heißt der Sänger, der in Weimar zweite Partieen sang und jetzt direct von Magdeburg kam, mag die Umarmung sehr geschmeichelt haben. Er sang den Nadori in Jessonda mit einer etwas tiefliegenden, doch in der Höhe sich mit einiger Kunstfertigkeit bewegenden, starken, aber wenig einschmeichelnden, alles poetischen Schmelzes entbehrenden Stimme. Die wenige Erinnerung an Eichberger lag vielleicht nur in der geringen Zahl der Zuhörer; sonst schien man ihn vergessen zu haben, denn man applaudirte con furore jede Nummer Nadori's und rief dessen neuen Repräsentanten heraus. Glück zu! Wenn nur die Freude recht lange dauert. Dlle. Ringelhardt ist zu wenig aetherisch dem Leibe und zu wenig Nachtigall der Stimme nach, um eine nur gute Amazili zu seyn. „In dem zarten Blumenspiele" klingen Fett- und andere Töne gar zu unzart. Dlle. Löw war zu wenig lebensüppige Jessonda. Dazu gehört eine Walker, Pirscher, ja selbst die Krahe besaß noch genug Körperpikantheit. In's Tempelgefängniß gehört kein weißes Kleid. Mit der Stimme reichte sie aus und einige Nummern waren sehr gut. Hr. Eicke, als Tristan d'Acunha, war sehr brav, doch ist er nicht bedeutender Musiker genug, um uns Hauser vergessen zu machen. Schade, daß neben ihm ein Hr. Jost seine unbeugsame Stimme aus ungeschlachtem Instrumente hören ließ. Warum hatte sich der Regisseur Lortzing dieser ihm geläufigen Vertrauten-Partie entzogen? Ballet: bis auf ein Nichts abgekürzt und dieses Nichts schlecht. Waffentanz: weggelassen, wie immer. Priestersoldaten: fehlten. Chöre: lahm, sehr lahm, schwach und schwankend.

In der Jüdin von Halevy bewies sich unsere Direction wieder äußerst splendid. Nicht nur daß sie die erste in Deutschland ist, welche die Oper angekauft hat, sie hat auch nichts verabsäumt, was dieser auf Schaustellung des altkatholischen Cultus und Klerusprunks berechneten Oper Geltung auch vor denen verschaffen kann, die entweder ein Urtheil der Ohren nicht haben, oder auf dasselbe nicht achten wollen. Ueberrechnet man die Menge der zeitgetreuen und theilweise kostbaren Costümes die stummen Personen, die alle (gegen 200 an der Zahl) theuer bezahlt werden müssen, die neuen Decorationen, den ganzen Aufwand für die außerordentliche Zahl der Comparserieen, die man zu sehen bekommt und zu sehen bekommen muß, so möchte leicht eine Rechnung von 2000 Thalern, welche diese Oper herzustellen kostet, hervorgehen. Hr. Ringelhardt ist jedoch reichlich für Mühe und Aufwand belohnt, denn die Oper hat eine gute Messe gemacht und seine Casse, mehr als seinen Feinden und Neidern lieb seyn mag, gefüllt. Das Wohlwollen des Publicums hat er obendrein noch als Zugabe bekommen. Was kann er mehr wollen? Seine Tochter als Jüdin reicht nur an die Erforderlichkeiten zu dieser Partie, vermag sie keineswegs zu erfüllen und mag in Spiel und Nachahmen nicht allzu schnell seyn und bedenken, daß, wenn sie und Fräulein Pixis eines und dasselbe thun, es doch nicht eines und dasselbe ist. Sie vergesse nicht ihre Individualität und was dieser wohl anstehet. Hr. Eicke war in der Partie des Juden trefflich, und wir hörten nur den einen geringfügigen Tadel aussprechen, er sey zu jugendlich. Wie glücklich müßten wir uns schätzen, wenn er bei uns bliebe. Es erblühte uns, im Fall Hr. Freimüller als erster Tenorist acquirirt würde, dann wieder eine schöne Opernzeit, und unsere Direction würde diesen Lenz zu einem vollständig siegreichen Feldzug gegen ihre Feinde benutzen können. Hr. Jost scheint mehr Stimme bei der Regie als im Halse zu haben, sonst hätte er nicht den Rugieri erhalten. Dlle. Löw, als Prinzessin, erhielt und verdiente Applaus. Hr. Schmitt, als Erzherzog, war nach den geringsten Ansprüchen erträglich. Die Chöre hielten sich brav. Hr. Eicke wurde gewöhnlich mit Dlle. Ringelhardt gerufen, obgleich wir Hrn. Pögner's Virtuosität, die er als Legat zeigt, eine gleiche Anerkennung stets gewünscht hätten.

(Berichtigung.) Am 25. Decbr. stellte man Scenen aus Hiller's „Jagd," von Weiße dar. Man erneuerte dadurch das Andenken eines Componisten, der in Leipzig nie in Vergessenheit gerathen darf und dem in den hiesigen Anlagen vor der Thomasschule, seinem vorzüglichen Wirkungsplatze, die Dankbarkeit ein einfach schönes Denkmal errichtet hat. Falsch aber war es, Hiller als den Schöpfer der deutschen Oper zu bezeichnen, wie man in der Ankündigung im Tageblatte vom 24. December gethan hatte. Leipzig hatte von 1693 bis 1716 ein Opernhaus mit deutscher Oper, 50 bis 60 Jahre also zuvor, ehe an Hiller gedacht wurde. Hamburg hatte ein solches, für welches der berühmte Rinardo Cesare (Reinhard Kaiser, der sich in Leipzig gebildet hatte) unzählige Opern setzte. Eher kann man Hiller den Schöpfer der komischen Operette nennen, doch auch hier hatte er schon 1752 einen Vorgänger Standfuß, gehabt, welcher: „der Teufel ist los" componirte, und dadurch drei Jahre lang in Leipzig einen tragikomischen Spectakel anrichtete. Seine Verdienste ehrte Hiller so, daß er in seiner Composition dieser Burleske 1766 mehrere Arien beibehielt. Von nun an aber bekam die Operette die Oberhand.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 21. (VII. Jahrgang.) Montag, den 25. Januar. **1836.**

Fresco-Bilder.

1.

Ich hatte einmal berichtet
In aller Naivität:
Verlust hat die Cassen gelichtet,
Daß schlecht es mit Y. steht.

Da fuhr mit dem Schnellpostwagen
Man eilig zur Residenz,
Um sich über mich zu beklagen
Bei mancherlei Excellenz.

Und weil man Naivetät hasset
Und das Gold ist so lockend und roth,
So wurde der Entschluß gefasset:
„Man schlage den Burschen todt."

2.

Man hat mich mit Schande beladen,
Geächtet mein schuldloses Haupt,
Geschenkt mir das Leben in Gnaden,
Doch die Mittel zum Leben geraubt.

Man hat mir die Ehre genommen,
Dies Leben des Lebenslichts
Und so bin ich leider gekommen
Ob Nichts zu verzweifelndem Nichts.

Nichts fehlt mir, zum Abgrund zu wandeln,
Wo Ruhe der Seel' und dem Leib,
Doch möchte zuvor ich noch handeln —
O wär' nur nicht Kind und nicht Weib!

3.

Ich hab' ihn submissest gebeten,
Den hohen, den mächtigen Mann,
Der einst mich hat helfen zertreten,
Geschleudert aus meiner Bahn.

Ich hab' ihn vertrauet mein Wehe,
Gemalt ihn die dringende Noth,
Ich habe gerufen: „ich flehe
Dich nur um ein Stückchen Brot!"

Da hat er mir nüchtern geschrieben:
„Was bekümmerst Du mich darum?
Eh' der Hunger Dich aufgerieben,
Schreib' an das Ministerium."

Und Frau und Kinder, sie stehen
Und sehen d'rob jammernd mich an;
Ihrem Blick muß schnell ich entgehen,
Sonst flucht' ich dem harten Mann.

Ed. Bönecke.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Der Ritter, dessen Person wir in der Versammlung auf der »Au« schon näher kennen gelernt haben, bewillkommnete den Schneider mit lustiger Herzlichkeit.

Ei, guten Morgen, Vetter Stagel! rief er. Was treibt euch so früh aus den Federn? Sind euch etwa die Geister der unzähligen Wämmser und Hosen erschienen, die euere Scheere auf unrechtmäßige Weise, zu Filialpfründen eures heiligen Leibes, von den Mutterstücken trennte? Oder hat euch der Lehrjunge, vom Geist der Revolution besessen, den Ellstecken fühlen lassen? Oder seyd ihr von eurer Frau mit einem jungen Stagel erschreckt worden, welcher andern Leuten ähnlicher sieht, als euch? Es muß euch auf jeden Fall etwas Ernsthaftes passirt seyn, denn ihr seht so bleich und verkommen aus, wie ein Alräunchen, das in die Hände eines armen christlichen Poeten gefallen ist.

Wohl ist mir etwas Ernsthaftes oder vielmehr etwas Schauderhaftes widerfahren, edler Herr, entgegnete Stagel,

indem ihn ein Fieberfrost schüttelte, doch ohne seine Satyre abzuschütteln. Glaubt ihr, die Erscheinung der Tuchstücke, die ich auf sinnreiche Art — profitirte, wäre mir so erschrecklich gewesen? Mit nichten; man gewöhnt sich mit der Zeit an Alles: an gestohlene Tuchstücke, wie an gestohlene Reime. Und hätte mich der Lehrjunge mit meinem eigenen Ellstecken durchgewalkt, so würde ich mich in Gottes Namen mit gewissen großen Geistern getröstet haben, die sich auch Jahr und Tag in Rath und Gericht geduldig von bösen Buben mit dem eigenen Stecken bearbeiten ließen. Was aber meine Frau anlangt: heilige Hildegard! mit der hab' ich's freilich arg versehen, daß ich sie nur von den Freunden der edlen Singkunst und nicht auch vor den Pfaffen versteckte! Und das ist's zum Theil eben, warum ich so früh zu euch komme, edler Herr!

Läßt hören, Meister, entgegnete Herr Rügger lächelnd; aber faßt euch kurz; ihr wißt, daß heute ein wichtiger Tag und jede Minute gezählt ist.

Ich will mich so kurz fassen als ich selber bin, sprach der Schneider mit weinerlichem Stimmlein; meine Erzählung soll nur die Hauptpuncte zusammenhalten, wie der Fadenschlag die verschiedenen Theile eines frisch zugeschnittenen Rocks. Ich will — —

Zur Sache! rief der Ritter ungeduldig.

Ja, ja, ihr habt gut reden, edler Herr, fistelte das Männlein, indem er im Haar kratzte; der Anfang meiner Historie kommt mir vertract schwer an. Doch es muß seyn; die Noth hat schon Manchen in saure Aepfel beißen gelehrt. Ihr wißt, ich habe ein junges eheliches Gemahl; vielleicht ward euch auch durch Zufall bekannt, daß dies mein Weiblein von schmucker, menschengefälliger Leibesgestalt ist. Ich hielt sie als mein höchstes Kleinod und will heute noch zu einer hörnernen Nadelbüchse werden, wenn ich ihr nicht treu war, wie ein starkgebrauchtes Bügeleisen dem Feuer. Und wie man es denn mit einem Schatze hält, den man vor Diebeshänden sichern will — ich hielt sie getreulich zu Hause eingeschlossen, und wenn ich fortging, hätt' ich sie gerne an's heilige Ehebett festgenäht, sofern sich das vernünftiger Weise hätte thun lassen. Dafür schob ich aber jedes Mal den starken Stubenthürriegel vor und empfahl meine Brigitta in den keuschen Schutz Sanct Joseph's, zu welchem ich darum am meisten Vertrauen hatte, weil er schon längst todt ist und sich auch nie mit der edeln Minnesingerei abgegeben hat. Sie ließ sich das Alles mit lammsartiger Geduld gefallen; ihre Minne zu mir schien fast stündlich zuzunehmen; sie schnäbelte mich wie ein zärtliches Täubchen, und verfolgte mich mit ihrer inbrünstigen Neigung sogar bis auf den Werktisch, so daß manche schlechte Naht aus jener Zeit von dem Umfang meines damaligen ehelichen Glückes zeugt. Aber ach, jene Liebesbeweise meiner Frau waren eben auch nichts Anderes, als eine schlechte Naht, die mühsam den schönen Schleier eines unkeuschen, lüderlichen Herzens zusammenhielt. Und diese Naht ist nun zerrissen und durch diesen Riß seh' ich in einen Abgrund von Verbrechen, wie ihr sie, edler Herr, in unsern Mauern, zumal an sogenannter heiliger Stätte, wohl nicht ahnet. — Lange wiegte ich mich in stolzer Sicherheit, und um unserm Minneglück die Krone aufzusetzen, schien es an nichts, als am Kindersegen zu gebrechen. Um diesen zu bewirken, hielt meine ungerathene Frau für gut — nicht unserm Minneglück die Krone — sondern mir selbst ein paar Hörner aufzusetzen. Der Beichtstuhl hatte sie mit einem jungen Dominicaner, Pater Laurentius (den ich auf den Rost seines Namensheiligen wünsche), bekannt gemacht; sie fand Gefallen an dem rüstigen, wohlgenährten Kuttenbocke und er an ihr. Und nun urtheilt selbst: was frommt die Vorsicht eines armen Schneiders, was nützen Millionen Schlösser und Riegel gegen die Arglist eines Pfaffen und den bösen Willen eines ungetreuen Weibes? Genug, sie fanden sich und konnten sich um so häufiger finden, da ich, als Patriot warmen Antheil nehmend an den politischen Angelegenheiten der Bürgerschaft, mich öfter und länger als gewöhnlich von Hause entfernte. Ich merkte nichts; ich war so mit der Blindheit der Minne geschlagen, daß ich, meiner Frau zu lieb, eine Hellebarde für die feinste Nähnadel angesehen hätte! — — Auf vergangene Mitternacht nun war, wie ihr, edler Herr, wohl wißt, als Vorbereitung auf den heutigen Tag, in der Herberge zum Rindsfuß an der Strehlgasse, ein Versammlung wohlgesinnter Bürger angesagt. Ich argloses Kameel berichtete meinem verbuhlten Weibe schon am gestrigen Morgen, daß ich den größten Theil der nächsten Nacht abwesend seyn würde, und verwies ihre stürmische, unzufriedene Zärtlichkeit mit der tröstlichen Bemerkung zur Geduld: meine häufige Abwesenheit habe eben keinen andern Zweck, als unser Glück für die Zukunft fester zu begründen, worauf sie sich in den Ofenwinkel setzte und schmollte. Ich suchte umsonst, sie zu beschwichtigen und aufzuheitern und zu begütigen; ich sang vergebens mein lustiges Ehestandslied, das ihr noch nicht kennt:

Herr Adam ist g'wesen ein großer und feister
Und überaus glückseliger Schneidermeister.
Statt zu schneidern er seines Leides pflag
Und unter Feigenbäumen lag;
Ihm regnete's Meiler- und Irchelwein*)
Und hagelte's Braten in's Maul hinein.
Und wie er einesmals so ganz vorzüglich
Geschlafen hat und geträumt vergnüglich:
Da verkürzt der Schöpfer ihm seinen Leib
Um ein paar Rippen und schuf das Weib;
Durch diesen Verlust an Fleisch und Bein,
Ward er ein erbärmliches Schneiderlein!

Und nach ihm tragen die meisten Schneider
Den Stempel der Weiberschöpfung leider:
Statt Braten hagelt es Grütze faul
Und regnet, statt Wein, ihnen Wasser in's Maul;
Sie dürfen nie schlafen, sind schmal und schwach —
Ihr Daseyn ist ein einziges ewiges Ach.

*) Bei Meilen und am Irchel wachsen die besten Zürcher Weine.

Drum ehr' ihn, Frau, der unverschuldet
Um deinetwillen schneidert und duldet,
Ihn, der zu Allem ist noch hoc:
Der Menschheit Geiß- und Sündenbock,
Und der, wenn er einmal zu sehr ergrimmt,
Die entwandten Rippen sich wieder nimmt!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf die Constitutionalität Europas.

(Schluß.)

Wie große Vasallen zog Napoleon die Könige seines Schwerts, die unter seinem Protectorate stehenden Rheinbundfürsten, und Alle*), denen er die Ehre seines Bündnisses angedeihen ließ, in seinem Gefolge hinter sich her; ihrer Staaten Menschen und Geld zu seinen Zwecken verwendend, rief er Italiens, Baierns, Würtembergs, Sachsens Regimenter und die polnischen Schwadronen in die Reihen der französischen Heere. Allgemeinen Gehorsam sollte sein Losungswort einer neuen Universalordnung finden, Völker und Fürsten demselben sich unterwerfen. Nur von Zerstörung alten Drucks und von neuer Freiheit sprachen daher seine Proclamationen, aber dem Versprechen folgte keine Erfüllung, und unter seiner soldatisch-politischen Herrschaft erschien den unterjochten Nationen selbst das ihnen verliehene wahrhaft Gute nicht mehr als solches. —

Europas Monarchen lernten auch, um die Völker und ihre Kräfte um sich zu sammeln, jene Sprache gebrauchen, die ihre Throne erschüttert hatte: als Siegeslohn für die Niederlagen des Franzosenkaisers verhießen sie überall Freiheiten und Constitutionen. So vernahmen die Nationen nichts als Worte der Unabhängigkeit aus dem Munde der Könige.

Da kam die Zeit, in welcher der durch rasche und wiederholte Triumphe eines übermüthigen Feindes lange niedergedrückte Volksgeist mächtig wieder emporloderte, wo Spaniens Beispiel Europa beschämte, wo Preußen wider den Eroberer, der es unter seinen Füßen zerstampfte, kühn sich erhob, wo Deutschlands Boden mit Gesellschaften zur Vaterlandserrettung sich bedeckte, wo aus den Lehrstühlen der Wissenschaft nur der Ruf zum Widerstande und zur Befreiung erscholl, wo der Student den Hörsaal mit dem Schlachtfelde, das Buch mit der Flinte vertauschte, wo die Dichtkunst in's Gefecht eilte, und der junge Körner, unter dem Gesange seiner eignen Freiheitslieder, in edlem Kampfe fiel, wo die Könige, den Enthusiasmus der Völker ausbeutend und ihre Constitutionsversprechen verdoppelnd, ganz Europa wider uns bewaffneten. —

So fiel 1814 und 1815 das Kaiserreich; es fiel, aber die Liebe zur Freiheit ließ es in den Herzen zurück, — dies heilige Feuer blieb selbst im Busen des Fremden, der Frankreich niedertrat.

Als Gegenstände des Hasses zerriß man unsere Fahnen, als Werkzeuge der Unterdrückung verjagte man unsere Soldaten; aber wie hatte nicht allenthalben, wohin ihre Schritte sie führten, der mächtige Anhauch der französischen Revolution Europa in die Bahnen des Fortschrittes geschleudert? Die großen Bewegungen der Heere, die vielfachen innigen Berührungen der Nationen gaben dem Jahrhunderte eine ungewöhnliche Entwickelung; sie öffneten den Völkern, selbst den bis dahin an die Scholle geschmiedeten Leibeigenen, welche zum unbeweglichen Stillstande der Knechtschaft verdammt schienen, eine neue Welt, ein neues Wissen. Die Grundsätze staatsbürgerlicher Gleichheit, alle edlen Gefühle des Großen und Rühmlichen verbreiteten sie. — Mit uns in Berührung tretend, gewann Italien eine großartige Verwaltung, eine gleichförmige Rechtsordnung, die Abschaffung pfäffischer Mißbräuche und der duodezfürstlichen Tyrannei. Die Schweiz verdankte uns den Umsturz des aristokratischen Stadtpatriciats, die Abschaffung der drückenden Herrschaft souveräner Cantone, und die Erhebung der Aemter und Unterthanen zum Range von Bundesgliedern. Belgien und Holland ward der Geist der Einheit, und an der Stelle des alten Systemes provincialer Freiheiten, Privilegien und Immunitäten, die Liebe zu einer allgemeinen, für das Gesammtgebiet gleichen Freiheit zu Theil. Deutschland sah — welch' ein Schritt zu einer kräftigen Existenz als Nation! — seine tausend Herrscher durch dreißig und einige Staaten, unter denen vier Königreiche, ersetzt, und in mehreren Feudalrechte und Leibeigenschaft aufgehoben. War Polen nicht mit seinem ganzen Gebiete dem Daseyn wiedergegeben worden, so hatte es wenigstens wieder zu leben begonnen, und dies Leben — war es noch so schwach — und die Constitution bildeten Keime für die Zukunft. Spanien endlich fand in unserem Beispiel die Kraft seines Liberalismus und die Cortesconstitution des Jahres 1812. Selber das Unabhängigkeitsgefühl, das alle Völker gegen uns in offene Wehr setzte, war ein mächtiges Element des Fortschritts. Das soldatische Joch, welches wir auf Europa gewälzt, ward abgeschüttelt; man athmete frei von unsern Waffen. Unsere Herrschaft, das Mittel gewaltsamer aber rasch von Statten gehender Wiedergeburt, verstrich als Prüfungszeit schnell. Nur das erzeugte Gute blieb, und, obgleich verkannt, trug es doch seine Früchte; es war eine Mauer, vor der nach dem Siege die monarchische Reaction still stand. (Revue étrangère de legislation, année 1835, p. 65—182).

---

*) Durch ein Senatusconsult vom 9. Juli 1810 hatte er das Königreich Holland mit seinem Kaiserthume vereinigt.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Hamburg, im Anfang des Januars 1836.
(Fortsetzung.)

Sie haben nun zuerst — es ist nämlich 7 Uhr Abends, früher besuchen wir Hamburger den Dom nicht — mit einer wogenden Masse von Menschen zu kämpfen, die der Herrlichkeiten, denen wir entgegeneilen, bereits matt und müde sind. Ist es Ihnen nach vielen Anstrengungen und manchen erhaltenen und wider Wissen und Willen auch wohl ausgetheilten Püffen und Stößen gelungen, das Ufer, nämlich den Gänsemarkt, zu erreichen, so steht es ganz und gar bei Ihnen, wie Sie sich amüsiren wollen. Gehen Sie (ich setze voraus, daß Sie den Weg über den Jungfernstieg vorgezogen haben) die rechte Seite hinauf, so stoßen Sie zuerst auf eine Waffelbude, die Sie, wenn Sie auch kein Liebhaber von Waffeln sind, gewiß einige Minuten betrachten werden. Sie sehen in ein großes, hölzernes Zelt hinein, welches mehrere Abtheilungen hat; ganz warm, von einem niemals erlöschenden Feuer. Auf einem sehr bequemen Stuhl sitzt der Schöpfer der Waffeln, ein breitschultriger, ruhiger Mann mit einem ernsthaften Gesicht, der das Auge nie von seiner Pfanne verwendet und den ganzen Abend gewiß keinen andern Gedanken hat, als den: „wär' es doch erst Schlafenszeit und Alles vorbei;" ein ungeheurer Topf mit Waffelteig steht neben ihm, und selten, sehr selten, dreht er den Kopf, der nicht auf Bewegungen eingerichtet ist und dessen steife Halsmuskeln einen Seiltänzer oder einen Herrn vom Hofe zur Verzweiflung bringen würden, zur Seite, um sich einen Schnaps Persico oder ein Glas Bier zu fordern. Wenn sein Ruf überhört wird, was zuweilen geschieht, so durstet er lieber eine Viertelstunde länger, als daß er ihn sogleich wiederholte. Ein einziges Mal habe ich ihn aufstehen sehen; dieser Umstand setzte mich in Erstaunen und seine Frau, die, dicht hinter ihm, eine Schänkwirthschaft betreibt, in Schrecken. Ich spitzte die Ohren, damit mir kein Wort des in Affection versetzten und auf seine Frau, die ihm ängstlich entgegenflog, mit aller Grandezza eines Spaniers, der einen Portugiesen auf das bekannte kurze Duell fodern will, zuschreitenden Mannes entginge; doch, er sagte kein Wort, er sah die Frau bloß mit einem durchdringenden Blicke an, zeigte mit der Hand auf den eben schon besprochenen Topf — der, wie ich jetzt bemerkte, völlig leer war — und setzte sich wieder an seinen alten Platz, während seine Frau, ihren Schänktisch und ihre Gäste vergessend, hastig den Topf ergriff und ihn in fliegender Eile wieder mit Teig anfüllte. In meinem Leben habe ich kein rührenderes Bild der auf frommen Glauben gestützten und ruhig-sicher thronenden souverainen Gewalt und des unbedingtesten Gehorsams gesehen; es war ein Bild zum Entzücken für große Leute. Wenn indeß der ehrenwerthe Holländer — sein Steiß zeigt sein Vaterland besser, wie ein Taufschein — mit Recht unsere Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch nahm, so ist seine kleine, kugelrunde Hausehre doch auch ein nicht unwürdiger Gegenstand für die Betrachtung. Ein kleines, viereckiges, immer freundliches Gesicht, eine rastlose Beweglichkeit bei ansehnlicher Corpulenz, und von dem Machthaber am Feuer gewiß für die innere Verwaltung mit unumschränkter Machtvollkommenheit ausgerüstet, denn männliche und weibliche Dienstboten fliegen auf ihren Wink und selbst ihr Liebling — ein junges, schönes Mädchen, das sich beständig in ihrer Nähe befindet, und dem sie, wenn sie nicht eben allzuviel zu thun hat, manche vertrauliche Bemerkung in's Ohr zuflüstert — setzt die Tasse Kaffee, die sie gerade austrinken wollte, auf die Gefahr des Kaltwerdens hin, wieder auf den Tisch, wenn sie ihr einen kurzen Befehl ertheilt. Sie ist ganz, wie ein Premierminister, dem eine Verbeugung gegen die Sonne hunderttausend Verbeugungen eines ganzen Planetensystems einbringt, welches ihn als beglänzten und beglänzenden Mond anbetet und sich, der Mondwechsel und Mondfinsternisse ungeachtet, gut dabei steht.

Wir gehen weiter. Sie haben längst eine leisere Stimme vernommen, die laut und gäkelnd zu der Waffelbude herüberklang, von der Sie aber nicht wußten, was Sie daraus machen sollten. Jetzt klärt sich das Räthsel auf. Sie bemerken einen großen hölzernen Kasten, der die erleuchtete Inschrift: „Panorama" trägt und auf einer niedrigen Karre steht; an die Ecke dieses Kastens lehnt sich ein robuster, stämmiger Kerl mit rothen Haaren, der seinem Publicum — einem sehr jungen und sehr ungeduldigen — die Wunder, die sich im Bauch des Kastens zutragen, im Bierbaß erklärt und es bei oft entstehenden Zänkereien durch ein drohendes „seyd still, verdammte Jungen's, ihr habt so nur einen Sechsling bezahlt!" zur Ruhe verweis't. Hören wir ihm einen Augenblick zu.

„Schauens hier die berühmte Kaiserkrönung in Frankfurt am Main. Es ist eine der merkwürdigsten Weltbegebenheiten und, wie Sie sehen, mit vielem Spectakel verbunden. Bemerken's wohl die ungeheire Pracht von die Fürsten, Grafen, Herzöge und Baron. Der Zug ist so groß, daß Sie darüber von der eigentlichen Krönung gar nichts zu sehen bekommen."

„Schauen's hier die Majestät von dem erhabenen Kaiser Nicolaus, wie er sich zu Wien in der Todtengruft befindet. Er steigt aber wieder heraus."

„Schauen's hier den berühmten Schwarzkünstler und Hexenmeister Philadelphia, der sich sichtbar und unsichtbar machen konnte, wie es ihm beliebte. Bemerken's wohl, daß er jetzt sichtbar ist? Vorher aber war er unsichtbar und jetzt ist er's wieder. Alles durch seine erstaunliche Geschwindigkeit."

Einige Damen und Herren nähern sich. Er rückt einige Schritte vor, zieht die Mütze ab und ruft:

„Treten Sie immer näher, meine geehrten Herrschaften; es ist noch Platz genug. Sie sehen hier in meinem Cabinet geistliche und weltliche Geschichten, schöne Schlachtstücke, nur nicht die Schlacht von Leipzig, denn die ist zu theuer, die Historie von der Jungfrau Susanna und den beiden Aeltesten, große Spitzbuben, Kaiser und Könige, lauter Neuigkeiten, die Sie noch niemals gesehen haben, und Alles für einen Schilling."

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 22. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 26. Januar. **1836.**

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Da erschien aus dem Fußboden der platten Galerie des Thurmes ein Kopf, ein blasses Antlitz und zwei große schwarze Augen funkelten selber geblendet herauf. Lange erschien nichts weiter; bis endlich die hohe Gestalt der Wahrsagerin Marsala die letzten Stufen heraus zu den Frauen trat, aber schwieg und nicht grüßte. Sie schien ergriffen von dem Anblick der Stadt Rom, die drunten umher auf den Hügeln verbreitet im Abendduster lag. Sie ging rund an der Brüstung langsam umher, dann blieb sie an einer Stelle unverwandt stehen, erhob ihre Arme, Feuer schoß in ihre Augen, Gluth quoll auf ihre blassen Wangen, ihre Lippen zuckten und zitterten, als Zeichen des Erdbebens oder des Brustbebens in ihr, und aus ihrem Munde rangen sich, wie aus einer Geisterhöhle, die Gefühle ihrer innern Welt hervor und empor, und das innere Weinen und Reißen und Sieden und Glühen ward zu Geheul, wie von verschlossenen ausbrechenden Stürmen, und die dämonischen Laute wurden nach und nach zu Menschenstimme, und die Stimme zu Worten, zu furchtbaren, Ohr und Herz zerreißenden Worten, und so starr gebannt da weilend und gleichsam leuchtend und unbewegt, doch rege wie eine Flamme, sprach sie gräßliche Flüche unter heißen Thränen aus, über die unglückselige Stadt. Sie sprach dann, wie jetzt sich erst besinnend, daß sie lebe, daß Rom lebe, und frug: Lebst Du noch wirklich, o Rom! Hast Du Dich nicht zu Tode geschämt, zu Tode geweint, zu Tode geblutet, zu Tode gebrannt! Du alte Leiche aus Asbest! Du Mumie der alten Tage, mit deren Brocken die Apotheker handeln — hat Dich, hat Dich Niemand erbarmend begraben! Alles kann sterben! Alles verschwinden! Du allein, du altes Elendsthier der Erde, du mußt daliegen, wie das Gerippe des todten Löwen am Wege vor Simson, und Würmer hausen in Deinem Aase. Alle, die Du gemordet hast, sie sind begraben, verschwunden. Alle, die über Dich Zeter geschrieen, sie schweigen nun schon Jahrtausende: Carthago schweigt, Corinth schweigt, Syrakus schweigt, Archimedes schweigt; alle die durch Dich entseelten Millionen, zu Sclaven gemachten Völker, die Männer und Weiber und Kinder mit zermalmten Herzen schweigen und ruhen; denn noch die Leichname hast Du zerquetschet, die todten Steine hast Du noch zerstreut, und die schwarzen Brandmale an ihnen hat der tausendmal gnädig niederströmende Regen abgewaschen, damit die Erde rein erscheine von Deiner Schuld, von Deinem schwarzen Feuerblut! Und wer mußt Du seyn zu Deinem Weltgericht, zu Deiner Strafe, um alle spätern Geschlechter der Erde, selber die rasendsten Menschen immer auf's Neue durch Deine alte Folter weise und klug zu machen! O, wer mußt Du seyn, o Rom? Welche Teufelszunge vermöchte Teuflischeres zu beantworten, als mit dem Fluch: o Rom, Du mußt Rom seyn! Rom, Du mußt der Aschenkegel des Vesuvs seyn, in dessen höllischem Bauche alle edlen Metalle der Erde, Gold und Silber zu Schwefel und Pech werden, und aus dem Aschenmunde herausplappernd durch ihren umwindenden Feuerstrom die blühenden Lande der Erde zu Asche brennen. Rom, Du unsterblicher Ochse des Beryllus, aus dessen Ochsenrachen alle Weisheit der Menschen zu Ochsengebrüll verwandelt, ängstlich und Angstschweiß hervortreibend die Menschen zu Thieren macht, zu heiligen Thieren! Und nun heult aus Deinem Bauche sogar der Hildebrand, Bonic's Sohn, der Longobarde! Und was heult er gegen die Natur und gegen Gott! Aber wer hört das Ochsengeheul als Geheul des Ochsen; denn Jeder vermuthet und bedauert und beweint einen Menschen, einen heiligen Menschen — wenn es einen gibt — einen Gott, wenn es einen solchen Gott gibt, in dem glühenden Bauche, und betet an, wie die Kinder Israel das goldene Kalb, so betet es an den heiligen Och-

sen! O Rom, Rom, Rom! tiefer kann man nicht sinken! Aber es gibt Menschen, Weise, nicht aus Morgenland, sondern aus Abendland, aus dem ewigen heiligen Lande Gottes, die eine Wage halten über Dir, und aus Vernunft Gottes messen und wiegen und schauen, wie tief Du sinkst! wie tief Du gesunken! Und Euch, Ihr verbrannten Mauern und Steine, Euch prophezeih' ich: Ihr seyd noch nicht genug verbrannt! noch nicht zum letzten Mal! zu Asche noch nicht! Diese Wüste umher ist noch nicht wüste genug, denn es wohnen noch andere darin, als die Rohrdommel! es blüht und rankt noch anderes darin, als das Brombeergesträuch! und Nachts tönt noch anderer Laut darin, als die Eule, die Klageule über Dir! Aber getrost! Die Rohrdommel wird kommen und hier hausen in der Wüste! Die Klageule wird kommen und klagen über Dir jede Nacht! Auch Du, Du lebendige Leiche, Du wirst begraben werden von guten menschlichen Völkern, welche Gott bewegen wird. Denn Gott ist gnädig — er wird auch Dich vertilgen, er wird Dich begraben, daß kein Menschenauge mehr ein Gebein von Dir schaut in Ewigkeit! Amen!

Nach diesen Worten war die Seele der Marsala, wie das Wetter nach Blitzen und Donnerschlägen, abgekühlt. Sie stand niedergeschlagen und wie über einen Traum erwacht, dessen Inhalt ihr die Frauen ansehen konnten. Mit ganz anderer Sprache und anderem Antlitz frug sie: Hat der Geist vielleicht von einem Ochsen gesprochen, aus welchem ein Mensch rede? Ja? Dann hat er sich verfangen, versprochen! oder Ich! Mir däucht, als hätte ich sagen sollen: Beryllus-Mensch, aus welchem ein Ochse spricht, und dessen Worte wie Worte eines Menschen klingen! Unrecht merkt sich die Seele. Alles Andere ist mir verklungen, wie das Läuten. Doch lassen wir die ferne Hoffnung dem Todtengräber! Aber, sprach sie näher zu Livia tretend, sey Du ruhig. Ich habe Bonic's Sohn getäuscht und ihm die Lüge wahrgesagt: Alles stehe für ihn gut, alle Zeichen am Himmel und auf der Erde, und er sey nie sicherer gewesen, als jetzt in diesen Tagen! Unbewachtes Spiel ist sicheres Spiel! Sage das dem Cenci, Deinem Manne; denn er wird spielen müssen, die neue eigene höchste Noth treibt ihn dazu! Du wirst viel leiden in dieser Nacht bis zum Morgen!

Livia frug Marsala nicht, denn sie wußte, daß nicht mehr von ihr zu erfahren war, als sie selber sagen wollte. Sie ward aber bestürzt, worauf Marsala nicht achtete, sondern Irmengard bei der Hand nahm und ihr freundlich sagte: Du aber, nun komm! Nimm Dein Kind mit, daß Du siehst, wie es den Vater sieht!

Seyd Ihr glücklich gewesen! frug Irmengard.

Da Du einmal Gold genug mitgebracht, und es nicht besser anwenden kannst, so habe ich es nicht geschont, diesen gleißenden gelben Teufel, der Unrecht zu Recht und Recht zu Unrecht macht. Hier hast Du ein kleines silbernes Schaf, das Hausamulet, das Jesulein, das unter dem Spiegel hing; das gehört der Frau des Kerkermeisters. Wer es ihr bringt — also Du! dem wird sie einen gewissen Bischof zeigen — also Dir und dem Kinde! Ihr Mann ist in dieser Stunde zum Herrn des Papstes, zum Damiani bestellt. Also in dieser Zwischenzeit — — fort! hier hinunter; zum Thor hinaus, und gleich da drüben in die Mauern, welche die Kirche des heiligen Paulus umschließen! Sage, du bringst der Signora Maria di Antonio die neuen Schuhe! Hier sind sie! Und hast Du genug gesehen, dann komme zu mir! Ich will Dich die Zukunft schauen lassen!

Marsala warf ihr noch ihren Mantel um.

Irmengard umarmte vor Freude ihre Freundin Livia, nahm den Knaben und eilte mit Marsala fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die moderne Sappho.

(Eine lustige Scene aus der Spandauerstraße zu Berlin.)

Wenn man in Berlin vom Schloßplatz aus durch die Königsstraße geht, so stößt man bald auf ein altes räucheriges Gebäude, das Berliner Rathhaus, welches durch des seligen Hoffmann's Erzählung: »Die Brautschau« und durch L. Schneider's »Berliner Nächte« bekannt geworden ist. Vor diesem Rathhause geht eine Querstraße, welche auf Berlinisch: »Die Spandauer-Street« heißt, und die durch den Conditor Spargnapani sich eines sehr süßen Geruchs erfreut. In dieser Straße war es mir jetzt immer öde und leer, seitdem mein lieber Angely auf der Bahre durch dieselbe hindurchgefahren worden, und ich wollte eigentlich diese Straße jetzt immer meiden, allein ich würde gewiß wenig ästhetischen Geschmack verrathen, wenn ich nicht, wie die Berliner Dandys und Fashionables, täglich ein Paar Male durch diese Straße wandelte, mir die Lorgnette zierlich abwischte und auf der rechten Seite ein Haus anstarrte, aus welchem das Heil der Lyrik hervorgehen wird, oder vielmehr schon hervorgegangen ist. Dort wohnt nämlich Berlins Sappho, dort wohnt Elwine Alifeld, welche eine Dichterin ist, wenigstens hat sie vor Kurzem ein kleines Bändchen an's Tageslicht befördert, welches sie selbst: »Gedichte« nennt, ergo muß sie eine Dichterin seyn, und über diese moderne Sappho will ich denn im Kurzen einige Werte sagen.

Die alte Frage: ob eine Frau Verse machen oder sich um die Wirthschaft bekümmern soll? könnte ich recht gut wieder aufwärmen, allein ich will lieber gleich direct den Satz aussprechen: »Jede Frau kann schriftstellern, nur soll sie nichts drucken lassen, — und wenn sie etwas drucken läßt, so soll sie sich erst etwas ästhetisches Gefühl anschaffen, um nicht Schimpf und Spott zu ernten.«

Dieser Satz findet sogleich seine Anwendung. Ob Olle. Alifeld in die Küche geht, weiß ich nicht, daß sie aber Verse macht, das zeigt der vor mir liegende Band ihrer Unsterblichkeit, und daß sie vom Aesthetischen so

viel versteht, wie ich vom Isländischen, das will ich gleich beweisen. Unsere moderne Sappho singt z. B. S. 75 ein Trinklied, und fängt so an:

Ich trinke gern, weil mir der Saft
Der Purpurtraube trefflich mundet. (sic!)
Wer hat die Reize nicht erkundet,
Die er verschafft?

Daß Dlle. Alifeld gern trinkt, kann ich ihr nicht verbieten, obschon es sich für ein junges Mädchen nicht paßt, dergleichen Leidenschaften durch den Druck allen Leuten bekannt zu machen, allein daß sie singt:

Ich trinke gern, weil ich alsdann
Den Freund noch inniger umschließen,
Noch inniger mit ihm genießen
Und freu'n mich kann!!

das ist doch wirklich empörend. — Dergleichen Herzensergießungen gehören wohl in den Mund einer Hetäre und einer Bachantin, aber nicht in den einer Dichterin. Will Dlle. Alifeld dergleichen Dinge denken und singen, so möge sie diese doch lieber in den innersten Kammern ihres Herzens aufbewahren! — Und nun noch das Ende dieses Weingedichts:

Und spricht einst Zeus: „Nun Wein nicht mehr,
Jetzt soll Dir Hebe Nektar reichen."
So lall' ich dennoch im Erbleichen:
„Das Gläschen her!" —

Wohl bekomm' es Ihnen, unsterbliche Elwine!

(Schluß folgt.)

Der erste Morgen in China.

Unter die wichtigsten Gebräuche des chinesischen Reiches gehören die Festlichkeiten des Neujahrs, welches ungefähr in die letzten Tage unsers Februars fällt. Das System des chinesischen Sonnen- und Mondjahrs, welches sich nach den Bewegungen und der Constellation dieser beiden Gestirne richtet, ist sehr unvollkommen, und macht der uralten Astronomie der Chinesen wenig Ehre, aber in moralischer Hinsicht gehört das Neujahrfest unter die merkwürdigsten Feierlichkeiten der Welt. Dieser Tag, sehr deutsam der »Erste Morgen« genannt, scheint eine allgemeine gesellschaftliche Wiedergeburt zu eröffnen, und wenn Jemand eine schädliche Gewohnheit, eine gefährliche Neigung hat, so versucht er sie zu bekämpfen, um gleichsam ein neues, unschuldiges Leben zu beginnen. Alle hohen Staatsbeamten tragen ein kleines Kind auf dem Arm, das sie liebkosen und als Muster aufstellen, indem sie fortwährend wiederholen, seine Unschuld sey das goldne Zeitalter des Lebens, und sie wünschten an diesem und den folgenden Tagen nur ihm zu gleichen. Alle Unterhaltungen und Gespräche, alle Besuche und Geschenke des Ersten Morgens haben dieselbe Tendenz, und dieses Fest der Unschuld dauert beinahe einen Monat. Nachher führt wahrscheinlich die Gewohnheit die Neigungen und Fehler im Siege wieder zurück, die am Jahresanfang bekämpft wurden; doch behält diese Apotheose der Kindheit etwas höchst Rührendes und Interessantes.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Cöln, im December 1835.

In Bezug auf früher in d. Bl. Mitgetheiltes erwähnen wir ebenso referendo als recensendo die Fragmente aus dem Tagebuche, betreffend meine Methode: „Menschen eines jeden Alters und Geschlechts von dem Uebel des Stotterns (Totteins), Stammelns, Lispelns, Schnarrens (Schnatterns), Polterns, Näselns, der partiellen oder völligen Stummheit oder Sprachunfähigkeit, sowie auch Taubstumme von der Stummheit, ohne Anwendung einer chirurgischen Operation, sanft, schnell, gewiß und dauerhaft zu befreien." Eine Schrift für Jedermann von Dr. Peter Joseph Schneider, correspondirendem Mitgliede des hydropathischen Gesundheitsvereins und Verfasser der bibl.-geschichtl. Darstellung der Musik der Hebräer," der „Aphorismen über Cholera Morbus oder Widerlegung aller Choleraschriften neuester Zeit," der „Musik und Poesie ꝛc. Nach ihren Wirkungen historisch-kritisch dargestellt, oder „System einer medicinischen Musik" u. a. m. — Bonn, 1835. Gedruckt auf Kosten des Verfassers. Cöln, in Commission bei Renard und Dübyen. 8. IV und 140 S.

Schon von mehr als sieben Jahren verkündete Hr. Charlier in Aachen, Gesellschafter der Speditionshandlung Charlier und Trüpel, in öffentlichen Blättern, daß es ihm gelungen sey, ohne Hilfe chirurgischer Operationen und der Arzneimittel, Stammelnde, Stotternde und an sonstigen Sprachgebrechen ähnlicher Art Leidende von ihrem Uebel sicher und schnell zu befreien. Der in seine Behandlung Tretende mußte zum Voraus — wie Hr. Dr. Schneider angibt, wir aber bis zu näherm Beweise nicht glauben — ein möglichst bedeutendes Honorar, ja zwanzig Friedrichsd'or, erlegen, und über die Art, wie ihm Hilfe werden würde, das tiefste Stillschweigen unter feierlichem Eide geloben. Die Anpreisungen, welche Hr. Charlier von seiner Curmethode allenthalben verbreitete, bewährten sich, nach unserm Autor, schlecht. Man erinnert sich, ihm zufolge, nirgend wahrer glücklicher Erfolge, wohl aber bereute man den Verlust unnütz verschwendeter Summen.

Ein andrer heilkünstlerischer Mercuriussohn, Hr. Hellermann in Mainz, sah in dem nämlichen Gewerbe eine noch wenig ausgebeutete und — bei dem häufigen Vorkommen des besonders von den Reichern verwünschten Gebrechens — einträgliche Jagd; gleich eröffnete er sie, und wenn endlich die Zeit und nicht minder die Indiscretion derer, denen man die Börsen geplündert, auch aller seiner Verheißungen Nichtigkeit aufdeckten, so mochte seine Casse doch schon eines ziemlichen Gewinns sich rühmen dürfen.

Bei dieser Lage der Dinge erscheinen die Tagebuchfragmente. Hr. Dr. Schneider vermeint, darin das von den eben

genannten Männern Angeführte auf eine keinem gegründeten Zweifel mehr Raum lassende Weise zu belegen, und beschreibt, mit einer — bei etwaiger, von uns aber nicht vorausgesetzter, Lüge — unerhörter Kühnheit, Personen und Data anführend, als Erzeugniß seiner (neuen) Methode, eine große Zahl der schwierigsten und gelungensten Heilungsfälle. — Nach seiner Erzählung übte zuerst der arabische Arzt Hr. El Aben Ezraha in London mit vielem Glücke die Heilkunst der Sprachgebrechen, wenn diese nicht in Fehlern des Organismus ihren Grund hatten, und ward von der Universität zu Oxford, die (eben so wie der königl. Hof) den Werth seiner Verfahrungsweise anerkannte, zum Professor der Kunst, Stammler und Stotterer zu heilen, ernannt. Als er nach dem Morgenlande zurückkehrte, vertraute er seine als Geheimniß bewahrte Methode dem Hrn. Dr. Robinson aus Metz, dessen Verdienste die Universität zu Cambridge ebenfalls den von ihrer Schwesteranstalt dem Araber beigelegten Titel verlieh, und dieser Arzt gab, als er auf einer Reise durch Deutschland, Bonn im April d. J. berührte, seine Heilart an den in Poppelsdorf wohnenden Hrn. Dr. Schneider ab. — Ganz von Grunde entblößt scheinen uns schon jetzt die Schneider'schen Behauptungen nicht zu seyn, da man ihn — obgleich er mit dem königl. Herrn Medicinalbeamten zu Bonn (vergl. l. c. S. 26 ff.) offenen Streit führt, und die Universität ihn natürlich auch nicht in's goldne Buch schreibt — seine Heilmethode ruhig üben läßt, und deren gewerbmäßige Anwendung doch, wenn sie auch wegen des Mangels chirurgischer Operationen und Arzneien nicht unter das wider die Laien bestehende Verbot der medicinischen Praxis fällt, offenbar, im Falle eines bloßen Charlatanismus, das Vergehen der Prellerei (nach dem Art. 405 unseres Strafgesetzbuches) bildete. Daß aber Hr. Dr. Schneider, der nach seiner eignen Schrift sich die größte Mühe gibt, die glücklichen Curen durch die Geheilten selbst zur öffentlichen Kunde zu bringen von 629 angeblich bis zur Herausgabe seines Buchs (29. Juli d. J.) Hergestellten, eben diesem Buche zufolge, nur eilf vermochte, ihm Dank in Tagesblättern abzustatten, spricht stark gegen ihn.

Die Zahl von sechs hundert neun und zwanzig bis zum Schlusse Juli d. J. Hergestellten halten wir übrigens für sehr übertrieben; nach einer in der Beilage Nr. 4. des Buchs, vom Hrn. Verf. selbst abgegebenen Erklärung heilte er bis in den Juni d. J. hundert neunzehn Personen, also von da ab bis zu jenem Zeitpuncte, in weniger als sechszig Tagen, fünf hundert zehn Personen, was eine durchschnittliche Herstellung von siebenzehn Personen auf zwei Tage, und wenn Hr. Dr. Schneider sich täglich 12 Stunden ausschließlich mit Kranken beschäftigt, für die ganze Behandlung eines Kranken die Durchschnittzeit von ungefähr 1½ Stunden gibt. Und warum befreit Hr. Dr. Schneider denn nicht die schon, wie S. 62 der Schrift die Anmerkung lehrt, längere Zeit in seinem Hause befindliche Magd von deren Sprachübel?

Hr. Dr. Schneider hat die Veröffentlichung seiner Kunst gegen eine Entschädigungssumme dem königl. Ministerium der Medicinalangelegenheiten angetragen, und dieß mit Beobachtung des Erfolgs der neuen Methode den Hrn. Kreisphysiker zu Bonn beauftragt. Wir erwarten das Ergebniß*).

Verkennen läßt sich übrigens der Werth mancher über den Taubstummenunterricht von dem Hrn. Verf. gemachten treffenden und gewiß von Jedermann zu beherzigenden Erwähnung nicht. Er eifert dagegen, daß man mit unsäglicher Qual für die Taubstummen, denselben die ihnen doch so wenig nützliche Zungensprache lehre; er sucht auszuführen, daß man dieselben unrichtiger Weise als unheilbar betrachte, da doch die Möglichkeit, das Gehör ihnen zu geben, feststehe, — daß die Kunst, dieselben zu lehren, keineswegs mit so ungemeinen Schwierigkeiten, als man sich vorstelle, verbunden, und es also wünschenswerth erscheine, diese Unglücklichen, welche nicht alle in Taubstummeninstituten Platz fänden, in den gewöhnlichen Schulen mit zu unterrichten, — daß sie in letztern überdieß, wenn sie das Gehör einigermaßen wieder erlangt und zu sprechen begonnen, in dem Anblicke der um sie herum redenden, des Fingeralphabets unkundigen Mitschüler und in der dadurch erhöhten Mittheilungskunst, einen Sporn zu angestrengterer Sprechübung gewönnen.

Hr. Dr. Schneider mag besonders darin Recht haben, daß er in den Sprachgebrechen einen von den Aerzten bis jetzt ziemlich vernachlässigten und doch hochwichtigen Gegenstand der Heilkunde sieht; — daß er mit seinem neuen Cursystem kühn auftrat, und es durch Wort und Schrift in der größtmöglichsten Ausdehnung bekannt zu machen trachtete, bringt wenigstens den Nutzen, daß die Aufmerksamkeit, welche das Publicum der Angelegenheit schenkt, die Aerzte zur Prüfung der neuen Heilmethode und zur Selbstforschung über dieselbe zwingt. Die Ursachen des Uebels und dessen auf diese basirten Arten untersucht Hr. Dr. Schneider schon sehr genau, und seine Schrift enthält recht wissenswerthe Notizen über die Geschichte der Stammel- und Stottergebrechenbehandlung.

Den Lesern der Fragmente würde der Hr. Verf. einen angenehmen Dienst erwiesen haben, wenn er mit der Pathologie und Therapie seiner an allen möglichen Sprachübeln leidenden Darstellung sich etwas beschäftigt, und seine kranke Satzbildung, eben so wie die ihm so sehr an's Herz gewachsene Menschheit, von Stammeln und Poltern, und allenfalls noch von Verkrüppelung und Auswuchs geheilt hätte. — Einiges Studium unserer Staatseinrichtungen möchte ihm auch anzurathen seyn, er würde dann wenigstens die Herren Bürgermeister über seine Curen keine „gerichtliche Acte" (z. B. S. 29 l. c.) aufnehmen lassen. — Nachdenken über das Verhältniß unseres geistigen Princips zum körperlichen Organismus lehrt ihn nicht minder, daß Schlaffheit der Zungenbänder schwerlich — Uebereilung der Gedanken erzeugt.

K. Rittinghausen d. J.

*) Wir wiederholen hier die kaum nöthige Bemerkung, daß wir in unsern Beurtheilungen nur der Wahrheit, als unverrücktem Leitstern folgen. Wir fällen unser Erkenntniß auf den Grund der in den Fragmenten vorgelegten Beweisstücke. Hr. Dr. Schneider verschaffe uns Ueberzeugung von der Realität seiner angeblichen Entdeckung, und — gleich wird er uns ganz auf seine Seite treten, uns warm seine Vertheidigung übernehmen sehn.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 23. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 27. Januar. **1836.**

Sehnsucht nach der Ferne.

Fließet, fließet, stille Thränen,
Zu der Saiten Trauerlied.
Mildert das so heft'ge Sehnen,
Das mich in die Ferne zieht.
In der Ferne — in der Ferne
Glaubt das Aug' ein Ziel zu seh'n,
Denn der Theuren Lauben stehn —
In der Ferne — in der Ferne.

Lüftchen, das Du stille lauschest,
Wenn die Hand die Saite rührt,
Welle, die Du leise rauschest,
Wenn der Bach Dich weiter führt;
In die Ferne — in die Ferne
Eilest Du mit schnellem Lauf
Und das Theure suchst Du auf,
In der Ferne — in der Ferne!

Könnt' ich mit dir weiter fliehen,
Kleiner Sänger in der Luft,
Fort von Hain zu Haine ziehen,
Wo der Liebe Schweigen ruft;
In die Ferne — in die Ferne
Zög' ich fort mit frohem Sinn,
Zöge zu der Theuren hin
In die Ferne — in die Ferne.

Doch sie will dem Aug' verschwinden
Jene segensvolle Flur;
Nicht kann ich die Laube finden,
Denn mein Herz erblickt sie nur
In der Ferne — in die Ferne
Traute Klänge fliehet hin,
Sagt: wie ich voll Sehnsucht bin
Nach der Ferne — nach der Ferne.

Eduard Mikolasch.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Wie gesagt: auch sothane Reime halfen Nichts — und so überließ ich mich endlich ausschließlich und verdrüßlich dem Drange meines Patriotismus und erklärte rund heraus: Brigitta! ich werde mich nicht abhalten lassen; kein Weibsgemurr wird genügend seyn, mir die Erfüllung meiner Bürgerpflicht zu verwehren, und damit Holla. Meine Frau schwieg nun fortan, und ich verließ gegen zwölf Uhr das Haus. — Aber ich darf euch wohl im Vertrauen sagen, hochedler Herr! daß es mir eigentlich, trotz des lebhaften Antheils, welchen ich an den Verhandlungen nahm, doch nicht so ganz wohl zu Muthe war; es zog mich öfter an allen Haaren nach Hause, wo ich meine Frau in Kummer versenkt und in Thränen gebadet wähnte. Deßwegen brach ich auch schon um drei Uhr auf und begab mich eilenden Schrittes heim. Leise schlich ich die Treppe zu meiner Schlafkammer hinauf und öffnete noch leiser die Thüre. Drinnen war es todtenstill; ich hörte keinen Athemzug. Besorgt beugte ich mich über das Bette hin und lauschte; nichts vernahm ich. Drauf tappt' ich vorsichtig mit den Händen herum — das Bette war leer. Angstvoll schlug ich Licht. Das Lager stand unberührt; die Kammer war öde. Todesangst ergriff mich. Alle Winkel des Hauses von oben bis unten durchsuchte ich; vergebens. Ich rief die Verschwundene erst leiser, dann lauter bei ihrem Namen. Keine Antwort, als der Wiederhall der leeren Räume. Da stand ich in rathloser Verzweiflung. Plötzlich hör' ich die Hausthüre gehen; höre Jemanden hastig die Stiege heransteigen — und athemlos stürzt — meine Frau in's Gemach. Todtenblässe bedeckt ihr Gesicht; irr und wild rollen ihre Augen; ihr Gewand ist unordentlich verschoben, so daß der sonst züchtig bedeckte Busen sichtbar wird. Bei meinem Anblick steht sie unbeweglich, wie Loth's Salzsäule; ich ebenfalls. Sie zuerst gewinnt wieder Be-

wegung und Sprache; aber es sind die Gebärden und Reden einer wahnsinnig Verzweifelnden. Sie stürzt sich vor mir auf die Knie, sie ringt die Hände: »Haben dich die göttlichen Zorngerichte schon hergeführt? schreit sie. Wohlan denn, so wisse: dein Weib ist eine schändliche Metze, die sich in den Höhlen der Unzucht und des Mordes herumtrieb. Kennst du den Pater Laurenz? Das ist mein Buhle. Weißt du, wo ich war? In der Predigerkirche. Dort an den Stufen des Hochaltars ist die Tugend deiner Frau gemordet worden.

Mit lautem Stöhnen schlug sie die Stirne gegen den Boden. Ich wollte sie beruhigen, aufheben, und gab ihr endlich zu verstehen, daß ich sie nicht als bei gesundem Bewußtseyn achten, daß ich ihren schrecklichen Geständnissen keinen Glauben beimessen könne. Mir schauderte vor diesem Glauben und mein Herz zerfloß in Mitleid für das zerknirschte Weib zu meinen Füßen. — Aber Brigitta ließ sich nicht beschwichtigen; vielmehr fuhr sie hastiger fort:

Du glaubst mir nicht? Arglose, blinde Seele, die da verleugnet, was sie mit Händen greift! Ich schwöre dir bei Gott und allen Heiligen, daß ich Wahrheit geredet und daß das, was ich sprach, noch lange nicht Alles ist, was ich dir anzuvertrauen habe. Also höre: Schon seit mehr denn zwei Monden pfleg' ich mit meinem Beichtiger, Pater Laurenz, verbotenen Umgang. Er wußte mich nächtlicher Weile während deiner Abwesenheit in die Kirche zu locken; dort, an heiliger Stätte, ward' ich seiner Lüste Raub. Schon gestern Mittag war eine neue Zusammenkunft zwischen uns abgeredet; denn du hattest mir am Morgen deine nächtliche Abwesenheit vorausgesagt und mein Zürnen und Schmollen ist nichts als schändliche Verstellung gewesen. — — Ich mochte kaum eine Viertelstunde bei meinem Buhlen gewesen seyn, als sich plötzlich über dem Lettner die Thüre öffnete, welche von dort in's Kloster führt, und ein Lichtstrahl in die weiten Räume der Kirche hinunterfiel. Erschreckt fuhr Laurenz auf: »Himmel! wenn es der Prior wäre!« flüsterte er und eilte, ohne weiter auf mich zu achten, nach der Hinterthüre, durch die wir eingetreten, und welche er, bevor ich mich ebenfalls hinausretten konnte, rasch und leise hinter sich abschloß. Da stand ich einsam in den riesigen Hallen, von denen einzig das Chor durch die ewige Ampel erleuchtet und wohin mein Auge erwartungsvoll gerichtet war, während Angst und Zorn wechselnd das Herz mir bestürmten. Und siehe! da kamen die Chortreppen herunter zwei Gestalten, deren eine, als der Strahl des ewigen Lichtes im Vorbeiwandeln ihr Antlitz traf, ich sogleich für den Dominikaner Anselmo erkannte; die andere war ein blühendes Mädchen, dessen Kleidung den dienenden Stand verrieth. Eine breite Tempelsäule verbarg mich dem herumlugenden Mönche, der eine Blendlaterne trug und sich vor dem großen Bilde des Gekreuzigten andächtig verneigte. Beide verschwanden in der Sanct Nikolauscapelle, deren Thür sich hinter ihnen zulehnte. Einige Minuten kämpft' ich mit meiner Neugierde; länger mocht' ich ihr nicht widerstehen. Auf den Zehen schlich ich mich heran und stellte mich vorsichtig an die schmale Spalte, durch welche mir ein Blick in das Innere der Capelle gestattet... Welch' entsetzlicher Greuel stellte sich mir dar!.... Ich sah den Mönch, ein blutig funkelndes Messer in der Hand, vor dem Mädchen stehen, welches auf dem rothen Altartuche, das dort über die Stufen herunterfällt und noch einen Theil des Bodens bekleidet, ausgestreckt lag und röchelte und zuckte, während ein dampfender Blutstrom aus der klaffenden Halswunde floß..... Ich vernahm kaum noch etwas von dem gotteslästerlichen Selbstgespräch des geistlichen Mordhundes; mir flimmerte vor den Augen; meine Knie wollten zusammenbrechen, ich zog mich schaudernd nach der Thüre zurück, durch welche Pater Laurenz entronnen war. Nach einer guten Weile trat Anselmo allein aus der Capelle; leisen Schrittes durcheilte er die Kirche und bald fiel der letzte Strahl seiner verschwindenden Laterne vom Lettner in die untern Räume des Gotteshauses..... Kaum hatt' ich das Geräusch der zugehenden Thüre vernommen, als auch die Kirchenpforte, an der ich stand, sich öffnete und Laurenz wieder hereintrat. Mit allerlei süßen Worten sucht' er seine Flucht und seinen Verrath zu beschönigen und sodann zu erfahren, was ich gesehen und vernommen. Aber die Heftigkeit, womit ich seine Liebkosungen und Fragen zurückwies und mein entstelltes Aussehen, mögen ihn erschreckt haben, so daß er mir selbst rieth, nach Hause zu gehen und mich im Bette von Schrecken und Zorn zu erholen. Hierauf öffnete er mir die Klosterpforte und, wie ein gescheuchtes Reh, flog ich hierher, wohin euch die göttliche Fügung schon vorher geführt hat, auf daß der Knoten meines sündigen Lebens entwirrt und auch der Greuel offenbar werde, dessen Zeugin ich war.

(Fortsetzung folgt.)

Die moderne Sappho.

(Schluß.)

Der Mangel aller Weiblichkeit und alles ästhetischen und sittlichen Gefühles geht durch eine Menge von Gedichten hin. Wie klingen z. B. im Munde eines Mädchens folgende Worte:

Die Liebe füllet zwar das Herz
Mit himmlisch süßem Triebe,
Ach! aber auch mit grimmem Schmerz,
Drum haß' ich jetzt (?cur?) die Liebe.
Sie brennet uns mit Höllengluth,
Sie raubt oft Kräfte, Muth und Gut,
Drum sag' ich unverholen:
Der Teufel soll sie holen!

Es ist kaum glaublich, daß ein Wesen, deren Bestimmung blos die Liebe seyn soll, solch' empörendes Zeug schreiben kann. Hätte Dlle. Alifeld die Gedichte der Gräfin Ida Hahn gelesen, dann würde sie doch ge-

lernt haben, wie eine Frau von Liebe sprechen muß. Bemerkenswerth ist übrigens, daß dies Gedicht vom Teufel holen nach der Melodie des Eckenstehers Nante gefertigt ist, und also auch gesungen werden kann.

Es ist Schade, daß Olle. Alifeld nicht vor 50 Jahren gelebt hat, wo noch die sanfte Luna und der griechische Olymp besungen wurden, denn für unsere Zeit der subjectiven Lyrik passen solche Lieder, wie Olle. Alifeld zu Dutzenden singt, nicht mehr. Sie ist höchstens ein Seitenstück zur Karschin, weiter nichts. Wer besingt z. B. noch in unserer Zeit sein Dintenfaß? — S. 81.

Dir will ich heut' ein Loblied singen,
O Dintenfaß;
Schon ist, um schnell es zu vollbringen,
Die Feder naß, u. s. w.

Oder gar die Cholera? S. 124.

O Cholera, aus vollem Herzen
Sey heut' ein Loblied Dir geweiht,
Für Dich, kommt man Dich anzuschwärzen,
Bin ich zu fechten gern bereit.

Auch Angely's »Reise auf gemeinschaftliche Kosten« wird besungen, denn S. 171 steht eine Reimerei, wo jede letzte Zeile mit den Worten: »Da hört Alles auf,« endet, so daß man unwillkürlich der Dichterin zurufen muß, daß auch bei solcher Poesie Alles aufhört.

Endlich muß ich noch der Dichterin rathen, gefälligst die deutsche Grammatik zu lernen, denn sie bedient sich häufig, des Reimes wegen, statt des Ablativs des Accusativs u. s. w., z. B. gleich in der Zueignung, S. VII.

In Weimar, wie in Attika's Gefilde, (n)
Hat immer Kunst und Wissenschaft gethront;

hier fehlte ein Reim auf Milde, und da wird geschwind statt Gefilden: Gefilde gesetzt. — Ferner sagt die neue Sappho S. 136

Nicht neid' ich den Hirt auf der Fluren Pracht.

das muß, wenn Sie's nich übel nehmen, den Hirten heißen.

Das Buch ist zum Besten des Elisabethstiftes in Pankow und des jüdischen Waisenhauses in Berlin herausgegeben, und dieser Zweck ist eben so lobenswerth, als es zu bedauern ist, daß die Gedichte so schlecht sind, denn für 14 Bogen schlechter Gedichte 1½ Thlr. zu zahlen, ist zu viel verlangt.

Um aber das Sprichwort: finis coronat opus wahr zu machen, stehe hier das Gedicht: »Die Sinnpflanze,« welches eben so gut ist, als die Andern schlecht sind, und welches unter jene, wie Saul unter die Propheten kömmt. Es heißt S. 112.

Die Sinnpflanze.

Berühr' mich nicht, so warnt die zarte Pflanze,
Der West allein darf leise mich umweh'n,
Doch der, der mich mit rauher Hand betastet,
Wird nimmer meine Blätter offen seh'n.

So ist des Weibes Herz; dem zarten Hauche
Der Lieb' erblüht es hold und wunderbar,
Und tausend Reize, die es fest verschlossen
Dem fremden Auge, bringt's ihr freudig dar.

Doch wann es freche Leidenschaft beflecken
Und stören will in seiner sanften Ruh',
Dann fährt es scheu zurück vor der Berührung,
Und schließt, der stillen Pflanze gleich, sich zu.

Das ist das Beste im ganzen Buche, denn die Uebersetzungen Horazischer Oden in freiem Versmaß kommen mir vor wie ein alter Deutscher in Frack und Brille, und zwingen zum lauten Lachen.

Das Buch ist von der Nauck'schen Buchhandlung gut ausgestattet worden. H. H.

Geschichtliche Gegensätze.

Wer sollte glauben, daß es dem Epaminondas Vergnügen gemacht habe, bei den Festen der Landleute mit zu singen? Wie weit ist von diesen böotischen Liedern bis zu den Schlachtfeldern von Leuktra und Mantinea?

Wer würde in diesen beiden Männern, die sich damit belustigen, mit kleinen Kieseln Prellschüsse auf der Meeresfläche zu machen, Scipio und Lälius erkennen, unbefangen und kindlich spielend — sagt Montaigne — während die Suppe kocht — sagt Virgil. — Es ist auch weit von diesen Schüler-Ergötzlichkeiten bis zu den afrikanischen Siegen und den Lustspielen des Terenz.

Ich begreife wohl, daß Agesilaus und Heinrich IV. ihren Kindern zum Pferde dienten; denn man kann ein König, und zwar ein großer König seyn, und sich doch bisweilen erinnern, daß man Vater ist.

Aber ich möchte wohl wissen, wo der arme Johannes, König von Cypern, seinen Verstand hatte, da er während seiner ganzen Regierung fast nichts Anderes that, als Wolle haspeln!

Man würde Carl IX. gern das Vergnügen gönnen, das er daran fand, Verse zu machen und seine Pferde zu beschlagen. Auch seine Neigung für seine geliebten Hunde, deren letzten er kaum zu überleben vermochte, zeigt nur ein gutes Gemüth; aber die Bartholomäusnacht hat Alles verdorben!

Bei zwei Königen unserer Zeit, von welchen der eine liebte, Schlösser zu schmieden, und der andere die Beute seines Fischfangs zu verkaufen, kann man das nur als Philosophie anerkennen. Die Könige haben heut zu Tage — viel Besseres zu thun!

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Die schöne Pragerin. Herr Freundlich erscheint in seiner ganzen Glorie.

Man fand in dem romantisch-schönen Freundschaftssaale einige Gesellschaft: Herren und Damen, die sich im Freien an den verschiedenen Tischen gelagert hatten und Kaffee tranken. „Willkommen, willkommen!" ward von allen Seiten Herrn Freundlich entgegengerufen, der mit großer Freundlichkeit und Höflichkeit nach allen Seiten hin dankte, und zugleich Cäsareon den Anwesenden vorstellte. „Frau Präsidentin Friedeborn aus M., sprach er, und wies dabei auf eine kleine, rundliche aber äußerst lebhafte und bewegliche Frau sich verbeugend hin. „Mein lieber Herr Freundlich," nahm die kleine, muntere Frau sogleich das Wort, „nicht wahr, wir gehen morgen nach dem Hammer und essen da zu Mittag." „Mein Wagen, gnädige Frau," erwiderte der freundliche Mann, „steht zu Ihrem Befehle." „Ei was, fahren! Wer wird denn fahren," ließ sich die Dame fast schmollend vernehmen, „wir jungen Leute gehen den allerliebsten Fußweg über die Berge." „Darf man sich anschließen?" ließ sich dicht in der Nähe eine wohllautende, sanfte Frauenstimme vernehmen. Die Stimme gehörte aber einer wahrhaft junonischen Schönheit an. Eine stattliche, wahrhaft königliche Gestalt, ein Gesicht von der reinsten und edelsten Schönheitsform, eine Fülle von rabenschwarzen Locken, und ein paar brennend schwarze Augen gaben der ganzen Erscheinung den Ausdruck und Charakter des üppigsten, prangendsten sinnlichen Lebens. „Ist das etwa," flüsterte Cäsareon Herrn Freundlich in's Ohr, „der kleine Liebling." Der Angeredete staunte Cäsareon verwundert mit großen, weit geöffneten Augen an. „Aber Herr Doctor," rief er endlich, nachdem er sich einigermaßen von seiner staunenden Verwunderung erholt hatte, und zu sich selbst gekommen war, „was soll ich von Ihnen denken!" Möge Ihnen Gott verzeihen: ich sage Ihnen, der kleine Liebling ist ein Engel; er gehört dieser Erde nicht an, alles Irdische ist an und in ihm verklärt. Wer sie anschaut fühlt sich schon selbst verklärt und geläutert; der irdische Mensch verstummt. Keine sinnliche Regung fühlt man. Die da, schön ist sie, das muß wahr seyn; aber sehen Sie nur das feurig-flammende Auge, die üppige Gestalt — wer kann sie ohne Verlangen und Begehren ansehen?" „Aber mein Gott," rief hier ungeduldig die kleine Präsidentin, „die Herren absentiren sich, flüstern eine ganze Viertelstunde mit einander: ist das auch artig?" „Sie verzeihen gewiß, Frau Präsidentin," erwiderte Hr. Freundlich mit tiefem Bückling, „daß wir es nicht wagten, in Ihrer Gegenwart von Ihren Tugenden und seltenen Eigenschaften zu reden!" „Immer der alte galante Schmeichler," lachte die Präsidentin, „aber ich wette Tausend gegen Eins, es ist von etwas ganz Anderem die Rede gewesen. Heraus mit der Sprache! Herr Doctor seyn Sie hübsch aufrichtig, und sagen mir die Wahrheit, nicht wahr, von mir war nicht die Rede." „Schon gut," fuhr die kleine lebhafte Frau fort, als sie Cäsareon's verlegenes Stillschweigen bemerkte, „morgen auf dem Wege nach dem Hammer sollen Sie mir beichten. Sie gehen doch mit, will ich hoffen." Cäsareon machte eine bejahende Verbeugung, und das Gespräch nahm eine allgemeine Wendung, bis der Abend zum Aufbruch mahnte. Die kleine muntere Präsidentin und Herr Freundlich schritten voran; Cäsareon schritt ehrbar an der Seite der schönen Pragerin einher, die eine lebhafte Unterhaltung unterhielt, und sich als eine eben so muntere als gebildete Frau bekundete: denn Cäsareon hatte bereits durch Hrn. Freundlich, der mit der Carlsbader Welt sehr genau bekannt war, erfahren, daß die Schöne die Gattin eines sehr reichen jüdischen Banquiers in Prag sey. Es war eine ächt orientalische Schönheit; üppig und glänzend in jeder Beziehung. Endlich hatte man Carlsbad erreicht, und trennte sich von einander sich gegenseitig eine gute Nacht wünschend. „Die Partie ist also morgen," rief die muntere Präsidentin lebhaft jedem Scheidenden und jeder Scheidenden nach, „der Hammer!"

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ein neues Eisenbahn-System ist durch einen Uhrmacher und Mechaniker zu Brüssel, Namens Marchal erfunden worden, und die Regierung hat ihn dafür ein Brevet auf 10 Jahre verliehen. Die Marchal'sche Eisenbahn ist eine „bewegende," denn sie geht mit dem Wagen, der sie trägt, fort. Es soll dies System auf jede Art von Wagen anwendbar seyn. Diese, dem neuen System angepaßt, gehen auf den gewöhnlichen Wegen und Straßen und können durch jede Art von Bewegungskraft in Gang gesetzt werden.

Ein Londoner Buchbinder erhielt eines Nachmittags den Auftrag, 1800 Taschenbücher zu binden, die am folgenden Morgen um 10 Uhr nach Amerika verschifft werden sollten. Der Buchbinder entledigte sich zur bestimmten Zeit seines Auftrags — wie sich denken läßt, nur mit Maschinen-Hilfe. Nichts desto weniger beschäftigt er 300 Hände.

In Sachsen bestrebt man sich, die Criminal- und Capitaluntersuchungen möglichst abzukürzen, und Köpfe fallen dabei außerordentlich im Werthe. Am meisten prositiren dabei die sächsischen Scharfrichter, denn sie haben bereits eine ungemeine Fertigkeit erlangt und Ruf nach dem Auslande gewonnen. Als in einer Provinzialstadt vier Menschen auf einmal geköpft wurden, richtete man den Tag vor der Execution eine alte bereits zu einem Komödienhaus entwürdigte Kirche ein, um den Missethätern noch einmal das heilige Abendmahl zu reichen, lud im Wochenblatte zu diesem feierlichen Actus ein und forderte von der Person 8 Groschen Eintrittsgeld. — Wenn dies an grünem Holz (in Sachsen) geschieht, was will am dürren werden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 24. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 28. Januar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Livia that noch einen furchtsamen Blick über den schlafenden Krater: Rom, welche neue Angst aus ihm ihr in dieser Nacht aufsteigen würde! und voll Besorgniß ging sie dann auch langsam vom Thurme hinab mit ihrem Knaben. Sie war noch nicht aus der steinernen Wendeltreppe in den Corridor getreten, welcher in die Gemächer des mit dem Thurme verbundenen engen hohen Palastes führte, als ihr der Bischofssohn, Marsala's unglücklicher Sohn, der abgesetzte Bischof Thomas entgegentrat, verwundert vor ihr stehen blieb, sie ansah und kopfschüttelnd frug: Ihr weint nicht? und wißt doch! Ihr seyd ein standhaftes Weib! Ja, so muß Cenci's Weib seyn! Ach, so wäre meine Prinzessin auch gewesen! Nicht wahr? Ich meine, wenn ich auch erst so einen kleinen Schelm von ihr gehabt! Hui! wie hätt' ich mit ihm getanzt! Gebt mir ihn her! Ich will es Euch weisen.

Und so nahm er ihr das Kind vom Arm und tanzte vor ihr, und lachte und weinte dazu; dann taumelte er, sie ergriff das Kind und frug ihn ernsthaft: Thomas, seyd Ihr heut' vernünftig? oder...

Unvernünftig bin ich niemals! Nur unglücklich! und daran ist der Teufel ohne Hörner und — — schuld. Wahrhaftig, ich nicht! Seht mich nur an!

Dabei sah er ihr so gutmüthig und unschuldig in die Augen, daß es sie herzlich erbarmte. Aber, frug sie, wenn Ihr heut' vernünftig seyd und Eure Worte wirklich etwas in der Welt Vorhandenes bedeuten, so sagt auch: Was weiß ich denn nicht?

O, sagte er, ich bin darüber so guter Laune, daß ich Bonic's Sohn, den Pater Peter und die alte Beatrice mit der jungen Mathilde in einen Wagen spannen, mit einer brennenden Schlange peitschen und in den Höllenpfuhl fahren möchte und fahren werde! Thomas zweifelte zwar an Allem, aber das ist lange her, daß ich so ein Narr war, nun bin ich gescheidt, darum zweifelt an Thomas nicht!

Ist meinem Cenci etwas gethan? Wer hat es gethan, dann errathe ich vielleicht: Was, forschte Livia wieder.

Da flüsterte Thomas ihr schlau in's Ohr: Thomas hat gewiß Recht — Eures Mannes Freunde haben es thun geheißen, oder gesorgt, daß es geschehen, als da sind: mein unvergeßlicher Schwiegervater, der in Bann gethane Herzog Robert Guiscard; dann der Erzbischof Guibert, der seit dem letzten, so Gott will, dem letzten und allerletzten Concilio hier in Rom geblieben, als habe er böse Beine und könne nicht nach Hause, nach Ravenna fahren, weil er hier Papst werden will; — und durch diesen vorheiligen Vater Guibert operirt im Grunde der deutsche Kaiser oder noch deutsche König Heinrich, der hat es thun lassen! und vor Allen der unübertrefflich-buckliche Gottfried, der Herzog Gozelo, der sein ganzes Land, aber nicht eine halbe Frau, seine Mathilde regieren kann — dieser und diese Alle, ja vielleicht auch meine Mutter, haben es gethan, damit endlich Euer unentbehrlicher Cenci etwas thue, wenn er sich dafür billig und etwas furchtbar rächt, daß ihn Bonic's Sohn, der Longobarde Gregor, in den Bann gethan! In den Bann! in den Bann! Nun ist der Christenheit geholfen, Halleluja!

Und während er fort »Halle, Halle, Halleluja« sang und vor Freude glänzte und tanzte, war Livia wie vom Blitze gerührt auf die Kniee gestürzt, ihre Augen starrten vor sich hin, ihr Kinn bebte, ihre Hände griffen vor ihr irr' in die Luft, das Kind weinte am Halse der Mutter!

In diese Scene trat der Herzog Robert Guiscard, der heimlich in der Dämmerung durch das Thor von

St. Paul und ungemerkt in Cenci's Thurm eingeritten, und jetzt ungehört herbeigekommen war. Der arme Thomas stand auf einmal ehrfurchtsvoll vor seinem unvergessenen Schwiegervater still, wie ein Kind vor dem Löwen, sah blos sehr freundlich aus, und sagte leise zum Herzog: Herr Vater — — verzeiht mir den voreiligen und nacheiligen Ausdruck — seht nur, wie vortrefflich und edelmüthig eine Frau seyn kann! Nämlich unsere liebe Livia sitzt da voll Jammer, daß Sie nicht in den Bann gethan ist, sondern blos ihr Cenci! O heiliger Ehestand, warum habe ich nicht in dich hinein gekonnt! Ich glaube, ich hätte mich zu Tode gefreut, wenn mein liebes Weib, versteht sich, Eure liebe Tochter, so vor mir gekniet hätte! Aber nach meinem Tode hätte sie mich ja auch nicht mehr gehabt. Ich will mich also nicht freuen! nein, weinen will ich! — Was macht sie denn? frug er unaussprechlich weich.

Und nun weinte er wirklich. Aber doch sprach er dazu: Halleluja! Halleluja!

Der Herzog reichte ihm seine Hand und drückte sie ihm aus redlichem Mitleid. Wollt Ihr, lieber Thomas, mein armes Mädchen noch zur Frau, aber wie sie nun ist, und wie Ihr nun seyd, Thomas, so verdienet sie Euch diese Nacht!

Was soll ich denn thun? Was soll ich denn thun? frug er wiederholt, lief in alle Ecken, ergriff einen Helm und setzte sich ihn auf, brachte ein Schwert und frug wieder: was soll ich denn thun? Sprecht nur ein Wort, mein unvergeßlicher Herr Vater und Herzog Robert Guiscard, der Engel, der Wohlthäter aller Menschen, besonders meiner Menschheit. O, arme Menschheit! rief er, faltete seine Hände und blieb so vor Freuden wie ganz von Sinnen stehen.

Davon hernach! sprach der Herzog. Jetzt, edles armes Weib, steht auf! Kommt mit mir in den Saal! Die Nacht wird heiß. Muth! Denn das ist ein Teufelsstück, ein neues Teufelsstück: blos den Mann in den Bann zu thun, nicht mehr Weib und Kinder, Gesinde und Pferde, Heerd und Brunnen und was weiß ich Alles! Erstens war es unmöglich, so viele zu ächten, und zweitens soll nun das Weib und die Kinder und Knechte vom Herrn abfallen, ihn rühren, ihn betteln, daß er wieder zu Kreuze kriecht, oder, wie lästere ich, nicht zu Kreuze, sondern zu Stuhle! zu heiligem Stuhle! So wird die Christenheit gepeinigt, daß ihr besser wäre, sie wäre nicht! oder nicht so feig! so ganz albern! Doch wir wollen die Nacht den Herren es anders zeigen, so wahr ich auch in dem Banne bin, und doch den Arm und mit dem Arme das Schwert heben kann! Und das wird Euer Cenci auch können und wollen! Nun wird er wollen!

Wenn er nur käme! rief Livia, und raffte sich auf.

So seyd Ihr ein braves Weib, wie meines, die nichts achtet, was auch irgend ein Mensch von ihrem Manne sagt und glaubt, aber Alles achtet, was Er thut! Ihr werdet in den Fall kommen; sprach Guiscard, und führte sie mit den Knaben in den Saal. Der Bischofssohn Thomas aber hatte sich beschämt fortgeschlichen in ein anderes Zimmer, denn er war gleichsam über sein lautes tobendes Irreseyn wach geworden, wie andere Irre, und nach seiner Weise wieder für lange ganz vernünftig, umgänglich und brauchbar, nur schämte er sich gewöhnlich nach seinen Ausbrüchen eine Weile, bis ihn die Menschen gütig anredeten oder riefen; dann eilte er desto lieber, wieder ihnen folgsam seinen Verstand zu beweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Bekenntnisse sank mein Weib erschöpft zu Boden, indem sie mit erlöschender Stimme noch rief: »Stoße mich von dir; ich bin nicht werth, um und neben Menschen zu leben; ich will meine Schande in einer Klosterzelle begraben!« — Mitleidig brachte ich sie zu Bette, übergab sie der Pflege meiner Miethfrau, der Leichenruferin Würgli, und eilte hierher, um euch, hochedler Herr, von dem bei den Predigern verübten Gräuel, so wie von meiner eigenen schweren Noth Kunde zu geben, damit ihr nach euerer Weisheit einschreiten und, wofern es euch gefällig, einem armen, betrogenen und gerührten Schneider Rath ertheilen möget.

Als der Schneider ausgeredet hatte, erhob er in demüthiger Erwartung den bisher niedergeschlagenen Blick und nahm sogleich wahr, daß seine Erzählung auf Herrn Rüdiger einen tiefen Eindruck gemacht hatte; denn das Entsetzen malte sich in dessen Zügen, obgleich der Unglaube sich anfänglich noch durch ein feines Lächeln um den Mund geltend zu machen suchte. In diesem Sinne richtete er dann eine Menge Fragen an Stagel, die dieser mit der größten Sicherheit beantwortete, so daß die Richtigkeit des Rapports nicht mehr in Zweifel gezogen und die Ueberzeugung furchtbarer begangener Pfaffenfrevel nicht länger abgewiesen werden konnte.

Der Ritter war über das, was in der Sache zu thun, eben in tiefes Sinnen verloren, als Rudolph Brun in's Gemach trat und sich nicht wenig wunderte, den Schneider Stagel hier anzutreffen.

Ei, ei! rief er, nachdem er seinem Freunde die Hand gedrückt, welcher Wind bläst euch so zeitlich hieher, wackerer Meister! Hat etwa der Magister Roßgiebel wieder lateinisch mit euch geredet, oder seyd ihr unschlüssig, ob ihr das alte Regiment an hänfene oder leinene Stricke aufhängen wollt?

Diesmal kam der Geist des Humors nicht über den Schneider, er war zu tief ergriffen und sah Herrn Rüdiger fragend an. Dieser erzählte nun dem Ritter, was wir bereits wissen, und verwunderte sich am Ende sehr, durch seinen grauenvollen Bericht auf dem Antlitz seines Freundes den Ausdruck freudiger Ueberraschung, ja einer recht diabolischen Wonne hervorgerufen zu haben. Doch

bezwang sich Brun schnell, wandte sich mit gnädiger Freundlichkeit zum Schneider und sprach: Geht jetzt nur heim, Meister! und überlaßt das Weitere uns. Wir werden es schon fassen, dies heuchlerische, geile, herrsch- und habsüchtige Geschmeiß! Aber, hört ihr: kein Wort gehe weiter über eure Lippen; euer Geheimniß ist von der höchsten Wichtigkeit. Bewacht auch eure Frau, daß sie stumm bleibt wie ein Fisch, und der Leichenruferin Würgli schneidet die Zunge heraus und näht sie ihr über's Maul, wenn sie schwatzen will. Valet.

Als Stagel das Gemach verlassen hatte, trat der zukünftige Bürgermeister Zürichs mit verschlungenen Armen vor Manesse hin und sprach, indem der giftige Jubel aus seinen scharfen schwarzen Augen leuchtete:

Haben wir sie endlich, die Verruchten? Wahrlich, ihr Stündlein ist nahe!... Dieser Anselmo, wehe ihm!... Aber heute noch nicht; vielleicht Monde lang noch nicht; denn dermal können sie uns helfen, wie gemästete dem Tod geweihte Stiere, die man noch in ihren letzten Stunden an den Pflug spannt. Aber vorwärts, Rüdiger! Es ist Zeit in die Rathsversammlung, wo bereits bedeutendes Herzklopfen und Zähneklappen herrscht; denn der Lindenhof, auf dem sie diesen Nachmittag erscheinen sollen, ist Einigen schon zum Vorhof der Hölle geworden.

Kopfschüttelnd und schweigend kleidete der Ritter sich an und folgte dem zweideutigen Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanke von Benjamin Constant.

Das heranwachsende Geschlecht ist besser, als wir in seinen Jahren waren, es ist ernst und fleißig, voll Liebe zum Guten und von der Wahrheit des Satzes durchdrungen, daß man vor Allem und überall wissen müsse.

Aber wie alle erwachsende Geschlechter glaubt es sich berufen, die Welt neu zu begründen, welche seine Vorgänger nur zu erschüttern vermochten, und doch ist es gleichfalls, wie alles Wachsende, der Herrschaft der Vorurtheile und Gewohnheiten jener Vorgänger unterthan. Das Positive scheint der jungen Welt das Gefühl aus dem Wege geräumt zu haben, wenn man sie hört, so wird fürder die Religion von der Realität des Lebens ausgeschlossen seyn. Sie betrügt sich! Von welcher Seite man auch die Grundsätze und Hoffnungen angreift, welche an der Spitze der Glaubenslehren stehen, welchen ironischen oder ernsthaften Bannstrahl man auch gegen sie ausseude, was ihre Wesenheit ausmacht, wird Alle überdauern.

Fresco-Sonett.

Thema: Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall. Klopstock.

„Was that dir, Thor, dein Vaterland?" —
Es hat die Ehre mir gemordet,
An die Verzweiflung mich gebordet,
Zerrissen jeder Hoffnung Band.

Es hat zerschellt die reine Hand,
Mit Sorg' und Jammer mich umhordet,
Mein Herz zum kalten Hohn vernordet,
In Fluch des Segens Wort verwandt.

So hat mein Vaterland geschlagen
Mich, weder Schuft, noch Bösewicht: —
„Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht!"

Nun, Klügling! dich entsetzt der Fall?
Sprich: darf ich Haß im Busen tragen
„Bei seines — Namens Schall?"

Ed. Bönecke.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Der kleine Liebling. Gang nach dem Hammer.

Am andern Morgen um 4½ Uhr war Cäsareon wieder am Brunnen. „Guten Morgen, Herr Doctor," redete ihn, als er einige Male auf- und abgeschritten war, eine wohlbekannte Stimme an. Es war Herr Freundlich, der sich nun anschloß, und eine Zeit lang das herkömmliche Gespräch über Wetter, Gesundheit führte und unterhielt. Plötzlich stand er still und zupfte Cäsareon lebhaft am Aermel, und flüsterte fast athemlos „der kleine Liebling." Cäsareon schaute auf, und sah ein junges, sehr einfach, aber doch gewählt gekleidetes Mädchen von etwa 18—19 Jahren neben einer alten, kleinen, etwas verwachsenen Dame hin und wieder gehen. Eine edle, schlanke, zarte Figur; ein regelmäßig gebildetes, edel geformtes Gesicht: aber aus diesem Gesichte, aus den dunkelblauen Augen sprach eine Sanftmuth, Freundlichkeit, Demuth, und Lieblichkeit, die wahrhaft bezaubernd waren. Man mußte unwillkürlich das edel-schöne, lieblich-anmuthige, ächt jungfräuliche Gesicht immer von Neuem betrachten, und fühlte sich dadurch gefesselt, ja bezaubert. Aber still und bescheiden schritt die Holde durch die Menge: ihre Aufmerksamkeit war nur auf ihre alte, gebrechliche Gefährtin gerichtet; nur mit dieser war sie beschäftigt. Die alte Dame ließ sich oft ganz erschöpft auf einer Ruhebank nieder: dann schritt die holde, jungfräuliche Fremde gleich einer Elfe mit unbeschreiblicher Anmuth und Grazie durch die Menge, die ihr überall ehrerbietig auswich, und ging nach dem Theresienbrunnen; aber dieser war dicht umlagert. „Erlauben Sie," rief Herr Freundlich, und

war wie ein Blitz von Cäsareon's Seite weg, am Therresienbrunnen. „Erlauben Sie mir Ihren Becher," sprach er zur Fremden und zog ehrerbietig den Hut. „Freundlich und mit einem fragend-dankenden Blick reichte die Fremde dem freundlichen Manne ihren Becher. Dieser brach sich nun mitten durch die dichten Massen Bahn, und kam bald darauf triumphirend mit dem gefüllten Becher zurück, den er mit einer ungemein zierlichen Verbeugung der schönen Unbekannten überreichte, die ihn dankend und mit einer leichten, freundlichen Verbeugung entgegennahm, und damit zephyrleichten Schrittes zu der alten ungeduldig harrenden Dame eilte, und ihn ihr darreichte. Sie setzte sich nun neben die Alte, und zeigte gegen sie in ihrem ganzen Thun und Wesen eine so zärtliche, sorgsam-liebevolle und zuvorkommende Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, daß sie als ein weibliches Bild töchterlicher Liebe und kindlicher Ehrfurcht erschien. Herr Freundlich aber begrüßte seitdem die schöne Unbekannte, oder den kleinnen Liebling, so oft er ihr beim Hin- und Herwandeln am Brunnen begegnete, sehr ehrerbietig, was von ihr stets mit einem leichten, fast vornehmen, aber doch ungemein freundlichen Kopfnicken erwiedert ward. Die Trinkstunde war vorüber, und Herr Freundlich schied mit einem Händedruck von Cäsareon, indem er ihm noch zurief: „um 9 Uhr finden sie sich in meiner Behausung ein." Um 9 Uhr war Cäsareon bei Herrn Freundlich's Wohnung auf der Wiese. „Schönen guten Morgen," rief ihm schon von Weitem die muntere Präsidentin entgegen, die einen Sonnenschirm in der Hand unruhig hin- und wieder trippelte. „Wären doch alle Leute so pünctlich, als wir," fuhr sie halb lachend, halb unwillig fort, „wir könnten schon auf dem Wege seyn." Allmählich fanden sich nun auch die übrigen Theilnehmer ein; die schöne Pragerin, der Humorist, ein ernsthafter Doctor juris aus G., ein junger, österreichischer Husarenofficier u. A. Man begrüßte sich gegenseitig, und schon wollte es das Ansehen gewinnen, als ob sich weitläuftige Gespräche anspinnen wollten, als die Präsidentin, durch ein „Vorwärts, vorwärts, Ihr Damen und Herren!" zum Aufbruch trieb. Der Zug setzte sich in Bewegung: voran die Präsidentin mit dem jungen, muntern Officier, Cäsareon mit der schönen Pragerin hinterdrein. Der Humorist, Herr Freundlich und der Doctor schlossen den Zug.

Die Präsidentin scherzte und lachte heiter mit dem jungen Husaren, der sich bemühte, den Galanten zu machen, was aber dem gutmüthigen Oesterreicher nicht recht gelingen wollte. Die Pragerin sprach mit Cäsareon auf eine sehr einsichtige und verständige Weise über Musik und Malerei, und im Hintergrunde hörte man die grollende Stimme des Doctor Langsam, seinen Gefährten mit großer Umständlichkeit und Weitläuftigkeit einen weitläuftigen und sehr verwickelten Criminal-Fall vortragen, wobei es dem Humoristen nur selten gelang, einige Scherze dazwischen zu streuen. So war endlich der wohlbekannte Freundschaftssaal erreicht, wo man Posto faßte, um Kaffee zu trinken. Man ließ sich im Schatten nieder, denn es war ein sehr warmer Tag. „Der Brunnenkönig!" flüsterte Herr Freundlich der Gesellschaft zu. Aller Blicke wandten sich nach der Gegend, nach der Herr Freundlich hingedeutet hatte: Tief in Gedanken versunken mit über einander geschlagenen Armen saß der finstere Mann einsam an einem kleinen Tische. Sein aschbleiches schön geformtes Gesicht hat einen sehr finstern, aber auch schmerzlich zerrissenen Ausdruck, und als er sich erhob, und sich langsam in einen schattigen Seitengang verlor, machte sich in seinem ganzen Wesen eine gewisse vornehme stolze Haltung bemerkbar. „Wer mag er seyn," ward er unwillkürlich und wie aus einem Munde gefragt: „Der Armenier, aus Schiller's Geisterseher," meinte der Humorist: „Ein schwer Kranker," äußerte Herr Freundlich, und sah ihm mitleidig nach. „Ein Unglücklicher" war die einstimmige Meinung der Präsidentin und der schönen Pragerin. „Ein Menschenfeind," äußerte der junge Officier. „Ein mit seinem Gewissen Zerfallner," sagte mit gewichtiger Bedächtigkeit der Doctor Langsam. „Nun Sie schweigen ja ganz," wandte sich die Präsidentin zu Cäsareon, „reden Sie doch, wir möchten auch Ihre Ansicht von dem seltsamen Unbekannten hören, nur immer frisch heraus mit der Sprache!" „Ein Lebenssatter, dem das ganze Leben schal, matt, widerwärtig, farblos, grau geworden ist," erklärte Cäsareon. „Was quälen wir uns," rief die muntere Präsidentin, mit dem Unholde; lassen Sie uns aufbrechen, wir dürfen nicht länger säumen." Damit schritt sie rasch und trällernd voran und bergauf. Bald befand man sich auf einem anmuthigen, schattenreichen Fußpfade, der über die Berge nach dem Hammer führt, den man nach 3stündigem Wandern erreicht hatte. Ein frugales, curmäßiges Mittagsessen ward bestellt, und mit Behagen verzehrt. Herr Freundlich hatte seinen Wagen nachkommen lassen, und bot ihn mit freundlicher Zuvorkommenheit den Damen an. „Bester Herr Freundlich, Sie werden doch nicht verlangen, daß ich auf der staubigen Kunststraße mich recht brav durchrütteln lassen soll; das werden Sie doch nicht verlangen, und gewiß auch nicht geglaubt haben," beantwortete die muntere Präsidentin den Antrag des kleinen freundlichen Mannes. „Nein, wir gehen, das versteht sich ganz von selbst, nicht wahr, Ihr Damen und Herren!?" „Wenn Sie erlauben," sprach Doctor Langsam mit der ihm eigenthümlichen Breite und feierlich-umständlichen Langsamkeit, „so werde ich von Herrn Freundlich's Gefälligkeit Gebrauch machen," und damit stieg er ganz gravitätisch in Herrn Freundlich's Wagen, ohne sich im mindesten durch das Lachen der Andern irre machen zu lassen. Sobald der Wagen den Blicken entschwunden war, setzte sich die kleine Caravane wieder in Bewegung, und zog über die Berge nach dem Freundschaftssaal.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Martialis.

An Nebulus.

„Leg' ich zum Schlaf mich Abends nieder,
Erwach' des Nachts ich zehnmal wieder,
Der schönste Traum wird schnell verscheucht." —
Dies, Nebulus, ist Deine ew'ge Klage.
Der Grund davon erklärt sich leicht,
Du bist ein Träumer stets bei Tage.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 25. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 29. Januar. 1836.

Taschenbücher für 1836.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nr. 33. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Bartholdt, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense, herausgegeben von Fr. von Raumer. 7. Jahrg. Mit dem Bildnisse der Anna Ioanowna (Holzschn. von Unzelmann) und 1 (in Kupf. gest.) Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram. Leipzig, Brockhaus. 1836. 497 S. gr. 12. — Eine Abhandlung von Varnhagen von Ense schildert die Schlacht von Deutsch-Wagram am 5. und 6. Juli 1809 mit gediegener und lebendiger Darstellung. Einige Parteilichkeit des selbst dabei als Militär betheiligten Verf. wird Niemand verkennen. Wilhelm's von Oranien Ehe mit Anna von Sachsen hat den Erlanger Professf. K. W. Böttiger zum Verf., und kann mit Recht als ein achtbares und lehrreiches Gemälde aus dem fürstlichen Familienleben des 16. Jahrhunderts betrachtet werden. Jene Anna von Sachsen war die einzige Tochter des Kurfürsten Moritz, wurde am 25. Aug. 1561 zu Leipzig mit dem Prinzen von Oranien, nachher Statthalter der verein. Provinzen Hollands, vermählt und starb nach sehr traurigen (vielleicht selbstverschuldeten) Leiden nach zweijähriger Haft zu Dresden am 18. Dec. 1577 im 31. Lebensjahre. Obgleich dem Verf. das geheime Archiv zu Dresden zum Gebrauch geöffnet wurde, obgleich Originalbriefe und Actenverhandlungen beigefügt sind, so ist doch das Geheimnißvolle in der Geschichte dieser Fürstin bei weitem nicht hinlänglich aufgehellt. „Anna Ioanowna," die dritte Abhandlung von Bartholdt gibt eine äußerst interessante Schilderung von Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftlicher Bildung in Moskau und St. Petersburg. Die russische Geschichte erscheint in einem sehr wichtigen Zeitabschnitte, den ersten drei Jahrzehenten des vorigen Jahrhunderts. Die Kaiserin Anna und die Ersten an ihrem Thron, Biron, Ostermann, Münnich u. A. sind in lebendiger Farbenhelle hingestellt. Die vierte Abtheilung heißt: „Das königl. preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium" — ist zur innern Geschichte Preußens nicht ohne Interesse. Der 5. Aufsatz beweist, daß die Franzosen nicht geeignet sind, eine überseeische Macht von Dauer und Bedeutenheit zu begründen; er heißt: Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien, und Dr. Richard Roepell ist dessen Verfasser. Der letzte Aufsatz rührt von dem Herausgeber her, ist aus einem Berichte des venetianischen Botschafters Cornaro entlehnt, der unter den Handschriften der königl. Bibliothek zu Berlin sich vorfindet, liefert einen guten Beitrag zur Geschichte Carl's V. und Franz I. und betrifft namentlich den Waffenstillstand zu Nizza im Jahr 1538.

Nr. 34. Berliner Theater-Almanach. Herausgegeben von Alexander Cosmar. Erster Jahrg. Berlin, bei Theod. Balde. — Inhalt: 1) Frau und Freund oder die Flucht nach Afrika, Lustspiel in einem Aufzuge von Albini; 2) der Pistolenschuß, Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen, von L. Angely; 3) die Novize, Lustspiel in einem Aufzuge, nach einem älteren französischen Lustspiel, von Carl Blum; 4) drei Frauen auf einmal, Posse in einem Aufzuge, nach Scribe's „la frontière de Savoie," bearbeitet von A. Cosmar; 5) die drei Tanzmeister, Posse in einem Aufzuge, von L. Rellstab; 6) Quatember im Monde, Puppenspiel in drei Aufzügen und einem Vorspiele. Nr. 1. sollte lieber Posse heißen, es outrirt und übereilt die Entwickelung der Handlung, wird aber dennoch, weil Alles gut zusammengeht, gefallen; Nr. 2. unterhält sehr angenehm und läßt der Langweile auch nicht das kleinste Ritzchen zum Eindringen und Aufkommen, obgleich die Erfindung keinen neuen Stoff gewählt hat; Nr. 3. ist Gutzkow-moralisch, dabei aber gut dialogisirt, scenirt und enthält — was für die Vorstellung beachtet werden muß — für ein junges, hübsches Mädchen eine höchst dankbare Rolle, d. h. eine solche, bei welcher Schauspielerin und Publicum gewinnen; Nr. 4. hat bereits die Feuerprobe der Darstellung auf vielen achtbaren Bühnen auf das Glücklichste bestanden, was zur Beurtheilung hinreicht; Nr. 5. enthält viel komische und unterhaltende Elemente, und sicher mehr noch für den Schauenden und Hörenden als den bloß Lesenden, hat äußerst drollige Momente und die Situationen sind reichlich mit Lachstoffgas gefüllt; Nr. 6. ist eine treffliche Arbeit, voll Phantasie und Humor, in der Grundidee origi

nell, in der Ausführung eine Meisterhand verrathend, bei der Aufführung einen schlagenden Effect hervorbringend, dazu gemacht und befähigt, der Liebling aller Freunde des Witzes, der Ironie und Satyre zu werden. Auch von Seiten der Ausstattung reiht sich das Unternehmen, allen ähnlichen würdig an.

Nr. 35. Novellen-Almanach. Leipzig, bei Ludwig Schreck. Zwei Novellen sind es hier, welche den Lesern und Leserinnen geboten werden, und wegen der Länge, zu der sie sich gegen die Taschenbuchs-Manier ausgesponnen haben, um Entschuldigung bitten müssen. Sie verdienen die erbetene Freiheit, denn sie gehören unstreitig zu dem Besseren, was die dießmalige Taschenbuchsliteratur gebracht hat. Die eine Novelle: „Der Ursprung des Lotto" von Alex. Bronikowski ist einer genuesischen Volkssage entschöpft. Zwei Elemente begegnen sich in ihr zum nicht ungern mitangesehenen Rendez-vous, nämlich das dämonische und das der höheren Geselligkeit und der politischen Intrigue. Dem ersten Elemente fehlt es eben so wenig an den erforderlichin Zuthaten, als dem zweiten an Schärfe in Auffassung und Feinheit der Schilderung. Prosit, Diabole et — „Schicksale des Harald Hardrada" nennt sich die zweite Novelle, verfaßt von M. Adolphi. Gefühl und Wärme, die wohlthuend zum Herzen sprechen, Fertigkeit und Gewandtheit im Erzählen, wie sie nicht angelernt werden können, sondern anerschaffen seyn müssen, sind ihre stilleren Eigenschaften. Wahrheit und fleißige Charakterzeichnung treten hinzu, um Anerkennung und Beifall wirksam zu fördern.

Nr. 36. Jucunde. Dramatisches Taschenbuch für 1836 von Carl Blum. Mit dem Bildniß des Fräulein v. Hagn. Berlin, Enslin. XII und 408 S. 8. — Carl Blum ist einer von denjenigen, welche den Ruhm des deutschen Lustspiel-Parnasses nicht sinken lassen. Zwar sind es nicht Originale, die er gibt, sondern nur Bearbeitungen, aber diese sind von der Art, daß sie mit Recht neue Schöpfungen zu nennen sind. Die Grundideen nämlich sind für die drei ersten Stücke entnommen dem italienischen Dichter Federici, aber Dialog, Scenerie und ein größerer Theil der Charakteristik gehören Hrn. Blum. Das vierte Stück ist sogar nur einer Kritik im Temps über das Lustspiel l'amant prêté entlehnt. Das erste Stück heißt: Capricciosa, Lustspiel in 3 Aufzügen, eine Variation des Themas von Strudelköpfchen, Liebe kann Alles ꝛc.; das zweite „der Hirsch," das dritte „Pietro Metastasio," Lustspiel in 4 Aufzügen. Den Schluß bildet 4) „Lisette oder Borgen macht glücklich," Lustspiel in 1 Aufzuge. — Das Aeußere ist nett, und Fräulein v. Hagn, in allen den genannten Piecen mit einer Hauptrolle bedacht, ist eine recht wohl berechnete Zierde.

Nr. 37. Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser. 9. Jahrg. Mit 1 Stahlstich, dem Bildnisse des Gen.-Lieuten. Grafen Heericourt von Grünne, k. niederl. Bundestagsgesandten. Gotha, J. Perthes. 582 S. 16.

Nr. 38. Genealogisch-geschichtlich-statistisches Jahrbuch für 1836. Enthaltend die Genealogie der Dynastieen und kurze Statistik der civilis. Staaten in und außer Europa mit Bemerkungen über die Religion, den jetzigen Handel, Bevölkerung u. s. w. Herausgegeben von F. A. Rüder. Neue Folge. 1. Jahrg. Leipzig, Wigand. IV und 332 S. 16.

Nr. 39. Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. 13. Jahrg. Weimar, Landesindustrie-Comptoir. VIII S. Vorwort und Inhalt, 836 S. Genealog., mit vielen histor., statist., diplomat. und andern interessanten Notizen; 92 S. chronolog. Uebersicht der Hauptbegebenheiten, Nachträge, Register. 16.

Nr. 40. Almanach de Gothe pour l'année 1836. 73. année. Avec 8 portr. Gotha, J. Perthes. (Vorw., Kalend., Geneal. und Geschichtstaf. enthalt.) VIII, (XLVIII,) 392 und 30 S. 16.

Nr. 41. Gothaischer genealogischer Hofkalender. 73. Jahrg. (Mt 8 Kupf.) Gotha, J. Perthes. VI S. Berichtig. und Nachträge. 24 Bl. Kalender, 420 S. Genealogie, Diplomat. Jahrb. und noch 30 S. Geschichtstafeln, Chronik und Register. 16. — Die Ausführung in diesem Jahre ist ganz vorzüglich. Die Kupfer stellen dar: den Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg; Herzog Wilhelm von Nassau; Erzherzog Johann von Oesterreich; Carl, Herzog von Mecklenburg-Strelitz; Don Carlos, Infant von Spanien; Arthur Wellesley, Herzog von Wellington und Alexander von Humboldt.

Nr. 42. Militärischer Anekdoten- und Geschichts-Almanach. Zusammengetragen und herausgegeben von Wilh. Freih. von Zedlitz-Neukirch, k. preuß. Pr.-Lieut. im 31. Landw.-Reg. 3. Jahrg. 1836. Gotha, Hennings und Hopp. 150 S. 8.

Nr. 43. Neues Taschenbuch für Natur-, Forst- und Jagdfreunde. Herausgegeben von G. von Schultes, herzogl. s. Forstmeister. Mit 3 illum. und 1 schw. Steintafel. Weimar, Voigt. VIII und 204 S. gr. 12.

Nr. 44. Jahrbuch für Pferdezucht, Pferdekenntniß, Pferdehandel, die militär. Campagne-, Schul- und Kunstreiterei und die Roßarzneikunst in Deutschland und den angrenzenden Ländern, von S. von Tennecker, k. sächs. Major der Cav., Commandanten des Trainbataillon, Stallmeister und Oberpferdearzt u. s. w. 12. Jahrg. Weimar, Voigt. IV und 431 S. 12.

Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage von Carl Simrock. Nebst Romanzen und Balladen. Bonn bei Ed. Weber. 1835. 12. S. VIII und 260.

Ein dem Bau der vierzeiligen Strophen, in denen der Herr Verf. sein Gedicht (den Wieland) uns gab, zu Grunde gelegtes Gesetz läßt sich nicht erkennen: während in der einen die Verse trochäisch fortschreiten, bewegt die andere sich in Jamben; Daktylen und Anapästen stören in der dritten, unpassende Länge des letzten Verses in der vierten, — kurz, Mangel an Regel und Maß läßt keine Harmonie aufkommen. Wohl verkennen wir nicht, daß dem Inhalte angemessene, an keine andere feste Richtschnur, als an den Wohllaut gebundene Abwechselung im Versbaue oft hohen Reiz verleihe — viele Gedichte unseres Schiller beweisen es, aber in ihnen war es der Stoff, der, den ihn schaffenden Sänger fortreißend — ein gewaltiger Strom, sein Bette selber sich wühlte, also die seiner Natur gemäße Gestalt annahm, worin zugleich die Leichtigkeit liegt, mit der ein kräftiges Organ des großen Meisters Balla-

den, bei richtigem Gefühl und Verständniß ansprechend vorzutragen vermag. In Simrock's ungleichen Versen sehen wir einen durch sumpfige Ebenen langsam sich fortschleppenden Fluß, der nach jedem Hinderniß seine Gestalt ändert. Die gewählte, übrigens durchaus nicht schwierige Form, deren weniger holpriges Vorbild der Dichter im Nibelungenliede fand, entspricht gar wenig dem jetzigen Standpuncte unserer Sprache, deren Reinheit, Biegsamkeit und poetischen Zauber wir in dem Werke ohnehin nicht gewahren. Ein in den rheinischen Provinzialblättern*) aufgetretener Kritiker, Herr E. W. (Dr. Ernst Weyden?) prophezeit diese Vorwürfe, und ob er gleich selbst gesteht, daß die von Simrock gewählte Behandlung dem Neuhochdeutschen keineswegs zusage, nimmt er sie — diejenigen, welchen die Einkleidung Wieland's nicht gefallen will, Modesüchtler oder quackende Frösche taufend, und ein reines, der Dichtkunst zugängliches Gemüth ihnen absprechend — nichts desto weniger in Schutz. Herr E. W. verzeihe uns, wenn wir trotz seines Anathemas Verstocktheit genug besitzen, um uns für die Poesie Sinn zuzutrauen, wenn wir in Bezug auf Gefühl uns selber etwas glauben, und in seinem mit Gründen nicht unterstützten Ausspruch keine unantastbare Entscheidung sehen. Daß der Glanz und die Tiefe des Gedankens Mängel der Form — nicht entschuldigt, wohl aber dem Verfasser nicht anrechnen läßt, ist gewiß auch unser Grundsatz, und wenn wir die hohen Schönheiten, welche dem Herrn E. W., wie wir auf sein bloßes Wort ihm nachschwören sollen, aus der Wielandssage entgegenglänzen, darin entdeckten, vergäßen wir dem Verf. gern den auffallenden Mißton und die den Leser unangenehm hemmende Gezwungenheit der Strophen. Letztere würden aber darum wahrlich nicht besser; der Fehlgriff, dem trefflichen Erzeugnisse seines Genius ein die dichterische Wirkung vernichtendes Gewand umgeworfen, die unvollkommnere Form der vollkommneren vorgezogen zu haben, stände nicht minder zu Lasten des Verf., und der Kritik bliebe das Recht, neben dem bemerkten Guten das Tadelswürdige zu erwähnen. Welch' einen Zweck hätte sie, wenn sie nur loben dürfte? — Wie sehr wir aber auch in unseres Herrn Simrock Epos nach etwas Anziehendem forschten; mit wie gespannter Aufmerksamkeit wir — selbst nach zwei- und dreimaliger Durchlesung noch unserer Einsicht mißtrauend — nach irgend Rührendem oder Erschütterndem spürten; nichts Hohes und Edles wehte aus der Dichtung uns an, — kein mit Kraft wider das Unglück ringender Trotz, nicht die reine Gluth einer mit nordischer Innigkeit gefühlten Liebe ergriff uns. — Um die wundertichen, über das Wunderbare gewöhnlicher Mährchen hinausgehenden Begebenheiten, die das Gedicht vor uns entrollt, — sie mögen Erfindung des Herrn Verf. oder entliehen seyn — könnte nur die reichste dichterische Hülle einen der Langenweile Ehrfurcht einflößenden und vor ihrem Angriffe sichernden Nimbus werfen, aber eben die geniale Ausschmückung, das Walten einer fruchtbaren Phantasie fehlt, und — die platte Gemeinheit tritt zu offen auf. Im ersten Abenteuer (das ganze Epos zählt deren 24) fangen Wieland und seine beiden Brüder (Helferich und Eigel) drei Walkyrien, und überlassen sich, der Eine gar gleich im Felde, ohne Umstände der Geschlechtslust: nur durch diese letztere zeigt sich im ganzen Gedichte die Liebe; hier einige Belege:

S. 8. Je dringender er (Helferich) mahnte, je lauter sie schrie;
Sie rang sich übermächtig herab von seinem Knie:
Da mußt' er ihr bewältigen den wunderschönen Leib:
Da ward die Walkyrie des edeln Helferich Weib.

S. 11. „Ich (Wieland) sehne mich, zu kosen der schönen Jungfrau Leib:
Wie grimm sie sich geberdet, sie wird noch heute mein Weib."
„Das bin ich nicht gesonnen," so sprach das Mägdelein,
„Ich schlafe wohl drei Sommer und Winter noch allein,
Darauf im vierten Jahre fragt einmal wieder nach,
Ob einen Mann ich brauche." Die Andre begann und sprach:

„Mir ist auch in Treuen mein Magdthum nicht so leid,
Daß ich es Eigeln gönnte, vor dem wohl bleib' ich Maid."
„Was schweigt uns're Schwester," sprach Jene, „doch so still?"
„Was ist wohl hier ergangen, daß sie Helfrichens Minne will!"
„An mir ist nichts ergangen, als was an euch ergeht, u. s. w."

S. 13. Nun laßt uns Wielanden folgen in sein Haus;
Der hatt' am selben Abend noch einen harten Strauß:
Mit Zürnen grimmig wehrte die Königstochter sich,
Bis doch in seinen Armen die stolze Kraft ihr entwich.

Als er sie nun bezwungen, wie minniglich sie lag
Bei dem starken Recken bis an den lichten Tag! u. s. w.

Und so geht's noch immer besser! Der Cynismus Homer's versteckt sich unter hohen durch Farbenglanz und Wohlgeruch bestechenden Blumen, über deren Kronen man höchstens sein Haupt auf Augenblicke erschaut, — derjenige Simrock's schreitet keck als Sansculotte über den Markt. Das Werk verdient unseres Erachtens kein Lob, mag Herr Kr. (Kreuser?) in einem Beiblatte der Cölnischen Zeitung — auch wieder, wie Herr E. W., ohne Angabe von Gründen, — es noch so sehr preisen. *)

*) Cöln, 1835. Bachem. Heft 9, S. 296. —

Vaterländische Dichtungen von Carl Adolph Kaltenbrunner. Linz, Haßlinger. 1835. XII und 310 S.

Oberösterreich (dieß kommt hier besonders in Betracht) ist, wie man hier wiederum ersieht, überreich an Stellen, um welche die Poesie sich ranken und auf denen sie Tempel und Paläste sich hervorzaubern kann. Hr. Kaltenbrunner ist ein Dichter, dem jeder Stoff gerecht ist oder der, nach angeborner Gefügigkeit, sich selbst jedem Stoffe gerecht zu machen versteht, und überdieß durch manchen rein lyrischen und aus dem Herzen gerufenen Ton und Klang den Hörer fesselt.

---

*) Eine Menge von Verstößen wider den gesunden Menschenverstand, Sprachrichtigkeit u. s. w. übergehn wir. S. III. sagt, z. B., Simrock, sich an den Dichter Wieland wendend,

„Dem nie die Hörer schliefen,
Wenn in sein Horn er stieß." —

Schlummert denn so leicht Jemand, wenn ihm die lauten Töne eines Hornes in's Ohr schallen?!

Literarischer Beobachter.

Sehr Gutes in Provinzialblättern! Wir nennen hier beispielsweise nur zwei Provinzialblätter: die gemeinnützigen und unterhaltenden rheinischen, herausgegeben von Dr. Jacob Nöggerath (einem Mann von 7zeiligem Titel), in deren 2. Bande ein Hr. Dr. Rittinghausen in Cöln als einen wahren Polyhistor und Polygraphen sich bezeigt. Er ist Jurist, kundig des deutschen wie französischen Rechtes, Geschichtskundiger, Kritiker und Dichter, und hat in letzter Qualität einen epischen Liedercyklus: „König Enzio" geschrieben, der aller Ehre werth ist. Sonderbar, er nennt sich „In sich selbst" oder auf Griech. Eniautos. Ein zweites Provinzialblatt von Bedeutung heißt: Vaterländisches Archiv für Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agricultur oder preuß. Provinzialblätter (in Monatsheften erscheinend). Unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler ꝛc. werden sie zum Besten der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder zu Königsberg von dem Criminalrathe O. W. L. Richter zu Königsberg auf das Lobenswertheste redigirt. Mit stets erneuetem Vergnügen nimmt man jedes neue Heft zur Hand und findet immer seine Erwartungen übertroffen. Fragen, wie die: Ist es möglich und ersprießlich, die Seidenzucht auch in Preußen zu betreiben? wechseln mit nicht weniger wichtigen ab, so wie mit Abhandlungen, z. B. über die Nothwendigkeit des Luxus, von Carl Rosenkranz, so wie über eine Menge ähnlicher Gegenstände aus dem Gebiete der Statistik, Oekonomie, Industrie, Archäologie, Geo- und Topographie, Wissenschaft, Literatur, Kritik u. s. w. ab, und geben dem Ganzen großen Werth und viel Anziehungskraft.

Wolfgang Menzel, dieser carnifex der jeune Allemagne, dieser Robespierre seines eigenen einstigen Bundesgenossen fährt auch in diesem Jahre fort als Stuttgarter Macaluba seines Herzens Schlamm auszuspeien, und weil er an der eignen Qualität nicht genug oder sich durch vorhergegangene Eruptionen erschöpft hat, ruft er Andere zu Hilfe. Zum Motto für sein Thun pro ara et focis hat er auch die Verse gestempelt:

Il faut faire aux méchans guerre continuelle
La paix est fort belle de soi,
I'en conviens; mais de quoi sert-elle
Avec des ennemis sans foi?

Die méchans und ennemis sans foi sind ihm „die jeune Allemagne als eine vaterlandsverrätherische, gottlose, unsittliche, in jeder Beziehung nichtswürdige Partei, keinerlei Sympathie, um deretwillen höhere allgemeinere Interessen des Vaterlandes und der Literatur zu gefährden, eine unverzeihliche Tactlosigkeit seyn würde." Man muß bekennen: Menzel hat treffliche Studien im Schimpfen wie Uebertreiben und — sich Einbilden gemacht.

Wundern muß man sich dabei über eben diesen, daß er noch keinen Gebrauch von den Apostasieen gemacht hat, die unter den Choragen der jungen Literatur schon zum Vorschein gekommen sind. Sie sind höchst bejammenswerth, denn sie bringen auch dann einen unberechenbaren Nachtheil der Literatur und der Presse, wenn Alles wahr ist, was Menzel und Consorten eingeworfen und ausgeworfen haben, sie sind verächtlich, weil man Leuten, die den Muth haben sich vor die Fronte einer Armee zu stellen und diese zu Großthaten aufzumuntern, nicht zumuthen sollte, daß sie vor dem ersten feindlichen Kanonenfeuer davonlaufen und überlaufen würden, weil Leute, die sich einem Luther in ihrem Uebermuthe gleichstellen, nicht in den moralischen Katzenjammer verfallen sollten, wenn ein Bannfluch wegen des Anschlagens ihrer Theses daherstürmt, und nicht widerrufen dürften, wenn ein Interdict ergeht. Wehe dir, junges Deutschland, du fällst nicht durch Menzel oder einen Andern, sondern durch dich selbst. Deine gepriesensten Anhänger sind nichts als erbärmliche Stutzer, denen es nicht um Ansehen, sondern um Auffehen zu thun war, elende Buben, denen man das Lachen und Wildseyn durch Vorzeigen der Ruthe in Heulen und Zähnklappen und hündische Ruhe verwandelt hat. Wenn Menzel's Verfahren mich anekelt, so muß ich seine von sich selbst abtrünnigen Feinde verachten.

Die Beurmann'schen Skizzen aus den Hansestädten sind nach topographischem und ästhetischem Gehalt fast überall belobt, gerühmt und empfohlen worden. Nur eine Behörde, wir wissen nicht, ob eine tribunicische oder dictatorische, legt ihr Nego dazwischen — das Gersdorf'sche Repertorium. Persönlichkeit und Animosität, Unsittlichkeit, Lascivität und Gutzkow-Wienbarg-Adoration heißen die vorgeworfenen Fehler.

Ein junger Jurist und Cameralist hat jüngst ein recht durchdachtes, instructives und nützliches Büchlein über das Expropriationsgesetz zu Gunsten der Dresdner-Leipziger Eisenbahn herausgegeben. Die Widmung des Büchleins lautet an das Landes-Directorium. Dieses aber findet, in Gemeinschaft mit dem zur Abschätzung der bäuerlichen Grundstücke engagirten Oekonomen, die von dem jungen Cameralisten gemachten Ansätze zu hoch und alle seine Principien zu rationell. Es steht demnach irgend eine Contravenienz zu erwarten. — Eine Discordanz, für deren Unterhaltungs-Element Hr. Grahl, so heißt der hoffnungsvolle Cameralist, Dank verdient!

Mit den Geschichtswerken geht's lustig vorwärts. In J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig wird zum Kauf ausgeboten: „Der dreißigjährige Krieg und die Helden desselben: Gustav Adolph, König von Schweden, und Wallenstein, Herzog von Friedland. Nach den besten Quellen für Leser aller Stände historisch-biographisch geschildert von Dr. C. A. Mebold." Dieser Name hat einen guten Klang. — Es erscheint dieses Werk in 8 Lieferungen, à 6 Bogen, welche zusammen 2 Bände bilden, binnen 8 Monaten. Sechs Stahlstiche sollen ihm zur Zierde dienen.

In derselben Buchhandlung erscheint: Martin Luther. Sein Leben und Wirken, geschildert vom Dr. Ph. Christian Franz Gottlieb Stang, Pfarrer in Siglingen. Vollständig in Einem Bande. (Lexikon-Octav und gleiche Ausstattung, wie Schiller, Körner ꝛc. in Einem Bande.). Mit sieben Stahlstichen. (Circa 60 Bogen, aber scharfen deutlichen Druckes.) In 6—8 Lieferungen, à 48 Xr. rhein., oder 12 gGr. sächs., oder 15 sGr. preuß.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 26. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 30. Januar. **1836.**

Amerikanische Theater.

Es gibt zu New-York drei große Theater und ein kleineres, in welchem die Schauspieler Schwarze sind. In den Haupttheatern hat man einen besonderen Platz für die farbigen Leute errichtet, damit sie sich nicht unter die Weißen zu mischen brauchen. Wie man sich leicht denken kann, bringt ein Volk, das nur nach politischer Freiheit geizt, wenige Eleganz mit in's Theater. Die Männer im Parterre strecken die Füße auf die vor ihnen stehenden Bänke aus und lehnen sich mit den Armen auf die Hinterbank, ohne jemals ihren Hut abzunehmen; noch mehr, sie haben sogar den Gebrauch, die Kleider abzulegen, Tabak zu kauen, und umherzuspucken. In den Logen setzen sich diejenigen, welche in der ersten Reihe sind, auf die Brüstung, den Rücken dem Publicum zugekehrt. Nicht eine Seele ist auf das aufmerksam, was in der Vorstellung passirt; außer dann, wenn sich ein Amerikaner als Acteur zeigt, oder wenn die Engländer einen tüchtigen Hieb in dem Stücke bekommen; dann ist ein dem Donner ähnliches Stampfen mit den Füßen der Dolmetscher ihrer allgemeinen Zufriedenheit.

Ich befand mich eines Abends in einer Loge des Park-Theaters, des schönsten der drei größeren, das von der besten Gesellschaft besucht wird; ein Gentleman kam an meiner Seite zu sitzen; er zog während der Vorstellung seine Schuhe aus und stellte seine Füße auf den Rand der Loge, wahrscheinlich, weil ihm zu warm war. In der benachbarten Loge befand sich eine Frau mit zwei Herren; der Eine plauderte heimlich mit der Dame, und das schien den Anderen zu beleidigen. Ein Streit erfolgte, und der empfindsame Gentleman schlug seinem Gegner den Hut vom Kopfe. Ein im Parterre nachlässig hingestreckter Elegant, welcher gerade das Gesicht der Loge zugewendet hatte, fing zu schreien an: „Fort mit Euch! unterbrecht das Stück nicht, schlagt Euch draußen!" Ein Constabler zeigte sich am Eingange der Loge und führte die beiden Herren sammt der erschrockenen Dame, der unschuldigen Ursache dieses Streites, mit sich fort. Der bequeme Herr, welcher sich die Schuhe ausgezogen hatte, nahm an dieser Begebenheit ein besonderes Interesse, zog sich seine Schuhe wieder an und ging fort, um den endlichen Verlauf des Zankes zu erfahren.

Die Theater-Directoren machen hier übrigens kein Glück; die Häuser kosten sehr hohe Miethe, und werden nur wenig besucht. Wie kann da der Director bestehen? Nun, er thut sein Bestes mit Hilfe einer Menge von Processen. Er engagirt seine Schauspieler zu jedem noch so hohen Preise. Am Zahltage gibt er ihnen das Zugesagte nicht ganz und gleicht das Fehlende mit einem Verzeichniß der von ihnen wider das Engagement begangenen Sünden, und folglich ihrer Verpflichtung zum Schadenersatz, wieder aus. So ist der Gang der Sache gewöhnlich, bei dem sich wenige Hindernisse darbieten. Der Schauspieler lebt vom Beifall; ein hoher Gehalt macht Aufsehen und schmeichelt seiner Eitelkeit, und das Uebrige macht sich dann von selbst. Die mit Fremden eingegangenen Engagements gehören zu einer anderen Kategorie. Im Winter 1833 kam eine Truppe italienischer Sänger nach New-York. Der Director willigte ein, ihnen von der täglichen Einnahme Alles zu überlassen, was über 600 Dollars eingehen werde. Sie spielten sechs Wochen lang und setzten dann ihren Weg fort, ohne auch nur einen Heller gesehen zu haben. Eine Seiltänzer-Gesellschaft traf ein noch schlechteres Loos; denn ihre Garderobe und andere Effecten mußten im Wirthshause für ihre Ausgaben verpfändet bleiben. Es sind einige Jahre her, daß Vestris und seine Frau eingeladen wurden, nach New-York zu kommen; der Director machte sich anheischig, ihnen die Reisekosten hin und zurück und dann noch 10,000 Dollars auszuzahlen. Sie ihrerseits machten sich verbindlich, eine gewisse Anzahl Abende zu tanzen, bald in New-York, bald in Philadelphia, bald in Boston und bald in einigen anderen Städten; besonders aber wurde festgesetzt, daß sie in New-York während der Zeit, daß der neugewählte Präsident dort zum Besuche seyn werde, tanzen sollten. Die Familie Vestris langte glücklich an und spielte mehrere Male. Da traf der Director von Philadelphia mit diesen Künstlern ein Arrangement auf zwölf Vorstellungen; ein zweiter und ein dritter Director machten ihnen auch ihre Anerbietungen, und sie konnten solchen Speculationen, so unerwartet sie auch kamen, keine Wei-

gerung entgegensetzen. Während dieser Zeit begab der Präsident Jackson sich nach New-York, und Vestris folgte ihm alsbald dahin nach und zeigte dem Director seine Ankunft an, der ihm aber keine Aufforderung zum Tanzen zuschickte; der Präsident reiste wieder ab, ohne Vestris und seine Familie gesehen zu haben. Als die Zeit des Engagements vorüber war, verlangte Vestris sein Geld; aber der Director beantwortete diese Forderung mit einer Gegenforderung von 22,000 Dollars unter dem Namen „Schaden-Ersatz," weil Vestris nicht zu New-York, während sich der Präsident dort aufhielt, getanzt hatte. Konnte man aber erwarten, daß Vestris sich von selbst darstellen würde, ohne Vorbereitung, ohne Einstudirung eines dramatischen Werks? Das half indessen Alles nichts! — Er wurde zur Bezahlung verurtheilt, als Einer, der seine schriftliche Verpflichtung nicht erfüllt hat. So weit geht die Weisheit, die Pünctlichkeit und die Unparteilichkeit der amerikanischen Gesetze!

Es existirt kein eitleres Volk, als die Amerikaner. Nur um ihrem Nationalstolz zu schmeicheln, engagiren die Directoren fremde Künstler, und in solchen Fällen kommt ihnen eine weise Gesetzgebung zu Statten, sie vor der Gefahr einer allzugroßen Ausgabe zu retten. Sie machen von Kunst und Talent kein großes Wesen. Ihr barbarisches Orchester verdirbt die schönsten Opern. Man kann kaum den besten Sänger vor dem allgemeinen Lärm, den sie beim Ueberklettern der Bänke machen, hören. Wenn Ballette gegeben werden, kehrt der größte Theil der Zuschauer dem Theater den Rücken zu, und doch betrachten sie es als unschicklich, als unhöflich und als die republikanischen Sitten verletzend, wenn die französischen Tänzerinnen, dem Gebrauche gemäß, kurze Röckchen tragen, die nur ein wenig über das Knie reichen, obgleich sie zugleich lange Beinkleider darunter anziehen. Ja, sogar ihre Journale haben Sturm geläutet und sich nicht geschämt, zu verkünden, daß das Vaterland, oder mindestens doch seine Moralität, dadurch in Gefahr komme. Deswegen wurden auch die Damen Vestris und Achille genöthigt, sich Röcke anzuschaffen, die wenigstens bis zu den Knöcheln reichten, und darunter noch türkische Pantalons von außerordentlicher Weite zu tragen. Nur unter diesen Bedingungen konnten die Damen, die in ihren französischen Kostüm so allgemeinen Widerwillen erregt hatten, wieder Gunst finden in den Augen eines geschmacklosen, anmaßenden und scheinheiligen Publicums.

In den häuslichen Cirkeln ist man denselben strengen, abgeschmackten und affectirten Anstandsregeln unterworfen. Nie wird es gestatter, daß ein Mann mit den Frauen, die im Hause wohnen, anderswo zusammenkomme, als in dem Sprechzimmer, welches aller Welt offen steht, und wo man gemeinhin von der Straße aus bemerkt werden kann; und so darf auch die Hausfrau keine Zusammenkunft mit Männern, gleichviel, welches Alters, haben. Wenn sich ein Besuchender einfindet, so setzt sich ihre Aide (wie dort die Kammerjungfer genannt wird) an ihre Seite und mengt sich in die Unterhaltung. Sehr oft putzt sich diese Aide mit dem Hute und dem Shawl ihrer Herrin, wenn sie des Sonntags ausgeht. Wer sich von solchen Familiaritäten befreien will, muß sich Negerinnen oder Farbige als Hausgesinde annehmen.

Theaterbericht.

Magdeburg, den 13. Januar 1836.

Berichtigung ohne Polemik. Der wilde oder Afterenthusiast. Das Ehepaar Grabowski in vera effigie. Gestiegene Oper. Mad. Pollert. Ihr Eheherr. Fräulein Schindler. Hr. Freimüller. Hr. Schreiber. Hr. Krug. Mad. Metzner. Hr. Bethmann. Chorverhältnisse, ähnlich mit Leipzig (Hrn. Baldenecker's colossale Choraginnen).

In Bezug auf den Theaterbericht von Ende October 1835 in Ihrer Zeitschrift erlaube ich mir Folgendes theils als Berichtigung, theils als Fortsetzung hiesiger Theater-facta.

Was das bekränzte, und hochgestellte Ehepaar Grabowsky betrifft, so hat der Beifall des gebildeten Publicums bedeutend nachgelassen, und das mit Recht; sogar das Rufen findet nicht mehr Statt, wenn der so treffend bezeichnete wilde Enthusiast einmal verhindert wird, das Theater zu besuchen. Denn dieser, über Kunst und Künstler in's Blaue hineinurtheilende, blonde, pelzbemützte Künstlerinnenfreund, bildet mit seinen Cumpanen bei allen Grabowsky'schen Leistungen Allein das Publicum, und am Schlusse der Vorstellung wird man zu wahrer Bewunderung dieser colossalen, alles übertönenden Organe hingerissen. Man sieht jetzt bei Hrn. Grabowsky (freilich etwas spät für ein ganzes Publicum) in seinen Helden, Lustspiel-Baronen u. s. w. immer den jungen Schneider aus: Schneider und sein Sohn durchblicken. Mad. Grabowsky würde längere Zeit schon gar nicht mehr beachtet seyn, hätten nicht oben bezeichnete Afterenthusiasten dem Publicum durch das beständige Bravo-Rufen, Applaudiren u. a. Künste mehr die Meinung aufgedrungen, daß sie ein großes Talent, eine allseitige, ausgebildete Künstlerin sey. Jetzt sagt man von ihr: sie hat einiges Talent für das Lustspiel, das höhere jedoch ausgenommen; sehr geringe Anlagen, so wie schwache, unzureichende Mittel für das Schau- und Trauerspiel. Sabine in: Einfalt vom Lande ist ihre beste Rolle. So lange der Künstler-Heiligenschein um Mad. Grabowsky strahlte, wurde Fräulein Planer eine Rolle um die andere abgenommen, und der Allesvermögenden zugetheilt. In jüngster Zeit bekömmt jedoch Fräul. Planer wieder bessere Rollen, und gefällt ebenso wie Madame, da sie eine weit einnehmendere Persönlichkeit vor derselben voraus hat.

Unsere Oper, die zu jener Zeit freilich noch viel wünschen ließ, ist jetzt, wenn die Direction sich zeitig um einen ersten Baß bekümmert, so wie einen bessern Weiberchor engagirt hätte, vollständig und gut. Sie zählt treffliche Mitglieder, und man braucht nur die Vorstellungen: Fra Diavolo, Jessonda, Barbier von Sevilla zu besuchen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Magdeburg nun eine bessere Oper, was die Hauptfächer betrifft, aufzuweisen hatte. Mad. Pollert, vom Petersburger Hoftheater, seit einigen Monaten als prima donna engagirt, eine geniale Sängerin und Schauspielerin, mit herrlicher Stimme, und nicht eben klein und von uneinnehmendem Aeußeren. Sie erhielt jedes Mal stürmischen Beifall als Agathe, Zerline (Fra Diavolo), Rosine, Jessonda und in mehreren anderen Rollen.

Ihr Eheherr, nicht zweiter, sondern erster Liebhaber, ist ebenfalls engagirt und gefällt zum nicht geringen Verdrusse einer gewissen Partei dem Publicum außerordentlich.

Neben Mad. Pollert ist Fräul. Limbach als zweite Sängerin und Soubrette engagirt, gefällt zwar nicht in dem Grade, wie Mad. Pollert, da sie weder deren Ausbildung noch Mittel besitzt, allein man war mit ihren bisherigen Leistungen als Henriette (Maurer und Schlosser) Emmeline, und Amazili (Jessonda) zufrieden; dagegen war Romeo, den sie für die nach Dessau durchgegangene Fräul. Planer d. j. übernommen hatte, eine durchaus verfehlte Leistung. Für Fräul. Planer d. j., ist Fräul. Schindler neu engagirt, die sich schon im vorigen Jahre des Beifalls des Publicums würdig zeigte.

Herr Freymüller*) ist ein tüchtiger Tenorist, mit einer klangreichen ausgebildeten Stimme, und ausreichendem Spiele; jedoch outrirt er zuweilen, besonders in der komischen Oper. Nadori, Zampa, George Brown sind Rollen, die derselbe sich nicht scheuen darf an den größten und besten Theatern zu singen. Herrn Schreiber (zweiter Tenorist), darf man kein übertriebenes Lob spenden, weil es einen jungen hoffnungsvollen Anfänger irre macht, der zwar ein nettes kleines Stimmchen, und eben so kleines Figürchen besitzt, der aber Intonation, Vortrag des Recitatives und Spiel noch bedeutend ausbilden muß, um auf das Prädicat Sänger gerechten Anspruch zu machen. Unrecht ist es, ihn hinsichtlich des Spieles mit unserm Baritonisten Hrn. Krug (der Ihnen von Leipzig aus bekannt seyn wird) zu vergleichen. Derselbe bewies in mehren Schauspielrollen ein recht achtbares Talent und vorgeschrittene Ausbildung. Als Sänger that er sich besonders hervor als Figaro, Caspar, Gaveston ꝛc. Er hat eine sehr wohlklingende Stimme und gute Methode, und verdient neben Mad. Pollert besonders als guter Recitativ-Sänger erwähnt zu werden. Sein Spiel ist, sonderbar genug, im Schauspiele routinirter und abgerundeter, als in der Oper; in der letzteren oft nicht frei genug. Er fand, außer in oben benannten Rollen noch in mehreren andern verdienten Beifall. Mad. Metzner ist sehr verwendbar als Alte in der Oper. Sie gibt die Mad. Bertram, Gertrude, Margarethe u. dergl. Rollen recht befriedigend, ist im Musikalischen immer sicher, was besonders beachtet werden muß.

Nun von einem Mitgliede der Oper, das weniger durch seinen Gesang, als durch sein komisches Talent und seinen Reichthum an Witz und Humor Alles begeistert und belebt; es ist dies Hr. Carl Bethmann, der noch mehr Belobung und gewiß allgemeine Anerkennung finden würde, wenn er nicht oft zu sehr für die Gallerie wirkte, und dadurch die Tendenz der Oper aus den Augen setzte.

Zum Schluß nur noch, daß der Männerchor zwar etwas besser und vollzähliger als der Damenchor ist, daß man aber im Allgemeinen den Chören ein nicht allzu sorgsames Einstudiren abmerkt, (die Chöre der Jessonda*) ausgenommen, welche durch die Militärsänger bedeutend verstärkt werden) denn es fällt vor, daß einzelne Stimmen im Chor ganz andere, nicht zur Harmonie gehörende Töne singen, der Tenor mit dem Soprane sich in Octaven hören läßt (wie erst neulich in der weißen Frau), daß der Chor im Allegretto singt, während der Musikdirector und sein Orchester mit viel Ruhe Allegro begleitet, wodurch nicht eben die angenehmsten Empfindungen erweckt werden. Wir rathen daher dem Hrn. Musikdirector sowohl, als dem jetzigen Herrn Chordirector (der recht tüchtig musikalisch gebildet seyn soll) den möglichsten Fleiß und Sorgfalt anzuwenden.**) P. R.

*) Er soll Leipzigs Theaterpersonale einverleibt werden. D. Red.

*) Die waren bei Hrn. Freimüller's erstem Auftreten in Leipzig, das ihm endlosen Beifall brachte, sehr, sehr schwankend.

**) Paßt beinahe Alles bis auf's Jota auf dieselben Verhältnisse am Leipziger Theater, und der Chordirector Hr. Baldenecker thäte außerdem wohl: an die Spitze seiner Choristinnen weniger colossale, niedlicher gemundete und besserstimmige Damen zu stellen. D. Red.

Theater-Ruker.

Paris. Im Vaudeville-Theater sah man ein satyrisch-phantastisches Groteskenspiel: Paris dans la comète, von Rougemont, Dupeuty und Etienne Arago. Die Handlung spielt auf Grund und Boden des Halley'schen Kometen und parodirt die Pariser theatralischen Sommitäten des Jahres 1835. Im Theater de la Gaité hat das Stück: les infidelités de Lisette fortwährend ein großes und aufmerksames Publicum. Im Palais-Royal war die Neuigkeit: la fiole de Cagliostro, von Anicet und Dumancir, und Dlle. Dejazet errang stürmischen Beifall. Die Oper: „l'eclair," findet immer mehr und mehr Zulauf.

Cassel. Cassel ist für das Vorwärtsschreiten im Gebiete der Kunst sehr vortheilhaft. Das Publicum hat das Beste gesehen und sein Geschmack ist gebildet. Es ist kalt und der Schauspieler wird nicht leicht verbildet und leidet nicht die zweideutige Ehre den lauten Beifall mit jedem Unberufenen theilen zu müssen. Unter den kürzlich gegebenen Neuigkeiten zeichnet sich: „der Schlaftrunk," Trauerspiel in fünf Acten nebst Vorspiel von Zerrmann, aus. Dieses effectreiche Stück gehört der romantischen Schule an und verbindet die meisten dieser Schule angehörigen Schönheiten wie Fehler. Schönheiten als: Feuer, Leben, Poesie, die sich allerdings zuweilen in's Dämonische, ja Unschöne verliert, Charakteristik ꝛc. Fehler als: Unwahrscheinlichkeiten, Abgerissenheit, verletzende Wahrheit u. s. w. Die Hrn. Boltzmann anvertraute Rolle des Ethelwood ist eine der interessantesten jüngst geschriebenen Heldenpartieen, in's Liebhaberfach streifend. Es gelang diesem geistig vielbegabten Schauspieler, damit bedeutende Wirkung hervorzubringen. Die Rolle der Catharina Howard ist schön, aber für den Haufen undankbar. Mad. Arens hatte den schwierigen Charakter glücklich erfaßt und dargestellt. So viel ich die Kräfte der Leipziger Bühne kenne ist es dieser unmöglich, das Stück nur leidlich zu geben. *)

Mad. Heim hat, in Folge mehrerer Rollen-Streitigkeiten, ihre Entlassung gefordert und augenblicklich erhalten. Hr. Heim, der viele Vorzüge hat, ist mit der Direction gleichfalls gespannt. Leider auch mit dem Publico, und wird wohl nicht lange mehr in unserer Mitte verweilen. Maubert, dessen trauriges Uebelbefinden allgemein wohl bekannt ist, hat noch immer nicht die Bretter betreten. Unser Ballet ist nicht mehr. Purzpichler's, Dlle. Hasenhut, Grantzow sind fort!

---

*) Id quod libentissime concesserim, doch gibt's auch noch andere Hinderungs-Ursachen. D. Red.

Wien. Hans Hasenkopf als Liebhaber, Farbenreiber und Maler, Localposse mit Gesang in drei Aufzügen, mit Musik von Hrn. Ott, als Benefice Hrn. Scholz's am 16. Decbr. vor. J. zum ersten Mal aufgeführt. Das Stück ist schlecht, sehr schlecht und das k. k. Theater an der Wien hätte wohl leicht Pfeifen und Trommeln hören können. Am Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore war zum erste Male: Das Doppelduell, komische Operette in einem Acte nach dem Französischen. Bei besserer Aufführung hätte die Pieçe wohl gefallen können, statt daß sie nun durch das schlechte Spiel in das Magazin der ein paarmal gebrauchten Lückenbüßer hinüberging. Die Person, um die sich das Ganze dreht, ist ein verschmitzter Bedienter, und auf diesen muß bei der Besetzung besondere Aufmerksamkeit verwendet werden. Die Pointe der Operette ist nämlich die: zwei lächerliche alte Hagestolze, die um ein junges Mädchen freien, werden so an einander gehetzt, daß sie sich in der Hitze herausfordern, die aber, wie es zum Schlagen kommt, sich beiderseits von dem Anhetzer vertreten und so gleichsam durch die dritte Hand umbringen lassen — und eben derjenige, welcher die Intrigue einfädelt, ist jener Bedienter.

Berlin. Hier brachte das Königst. Theater am 6. Januar eine neue Oper in 2 Acten, nach dem Italienischen von Grünbaum, Musik von Mercadante, Namens: „Olav der Däne." Die Aufführung fand vor einem zahlreichen Publicum statt und war verschönt durch die Leistungen der Dlles. Gerhardt und Hähnel und der Herren Holzmiller und Fischer. Die Beifallsbezeigungen des Publicums gehörten aber mehr diesen Künstlerinnen und Künstlern, als der Neuigkeit. Die Musik nennt man geistlos, sie soll sich nur im zweiten Act über die Mittelmäßigkeit erheben und erst am Schlusse unter der Spreu hier und da ein volles Korn sich finden. Einen großen Theil von der Langweiligkeit der Oper soll jedoch der Operndichter tragen, zu einer Classe von italienischer Landplagen gehörend, die mit Scorpionen und Flöhen gleichen Rang einnehmen. — Auf den königlichen Bühnen sollen zur Aufführung kommen: Demetrius, Trauerspiel von F. v. Maltitz; Bürgerlich und Romantisch, Lustspiel von Bauernfeld; der Prinz und die Bäuerin; Lustspiel von Raupach; die Puritaner, Oper von Bellini; der gestiefelte Kater, Ballet von Hoguet.

Leipzig. Eine bedeutendere Neuigkeit war hier C. Blum's Charaktergemälde: Franz Walter, — ein sinnreiches, für den empfindungsfähigeren Zuschauer anziehendes Stück, dem nur hier und da eine Schwäche, hier und da eine Länge und Wiederholung anklebt. Die Nachäffung des Vaters der Homöopathie Hahnemann ist unwürdig, obgleich unser braver Baudius dabei alles Lob verdient. Ueberhaupt wurde recht gut gespielt: von Hrn. Düringer, in der Titelrolle, Hrn. Baumeister, als dessen Bruder, Fräul. v. Zahlhas (Clara) — nur spreche sie nicht hoch wie eine Genast und Baldenecker — Dlle. Günther (Christine) u. A. Das Haus war leer, wie stets im Schau- und Trauerspiel. — Hr. Freimüller hat als **Robert le Diable** nicht mit der Stimme ausgereicht und im Freischütz (als Max) soll's nicht viel besser gegangen seyn.

Theateranekdoten.

Die Schauspieler Lekain und Garrick amüsirten sich einmal auf den Champs Elysées damit, daß sie zur großen Ergötzung von vielen Zuschauern Betrunkene spielten. Endlich fragte Lekain: „Nun, Freund, spiel' ich gut?" — Garrick antwortete: „„Ja recht gut; Du bist durch und durch betrunken, nur dein linkes Bein nicht.""

Seltene Schauspielerbescheidenheit. Der Schauspieler Mackready ging eines Abends, da er den Hamlet gegeben, nach Hause und kam an einem brennenden kleinen Häuschen vorüber, wo sich viele Zuschauer, aber Niemand fand, der Hilfe leistete. Auf ein Hilfegeschrei aus dem Hause warf er Rock und Weste weg, stieg durch das Fenster in das brennende Haus und brachte bald ein Kind zurück in die Arme der sprachlosen Mutter. Seine Kleider waren indessen gestohlen und er eilte, wie er war, nach Hause, ohne von Jemandem erkannt zu seyn. Dem unbekannten Helden wurde vergeblich eine große Belohnung angeboten. Er wurde nicht bekannt, bis man endlich einen armen Menschen beim Verkauf eines Rocks ertappte, in dessen Futter Mackready's Name stand. Mackready mußte seinen Rock anerkennen und nun verdiente ihm seine Bescheidenheit doppelten Ruhm. Bald darauf erhielt er in einem anonymen Briefe eine Banknote von 10 Pfund, „als Zeichen der Anerkennung seines Muthes und seiner Menschenfreundlichkeit bei Rettung jenes Kindes." Der Künstler ließ das unglückliche Paar rufen, das all' seine Habe bei dem Brande verloren, und schenkte ihm die Summe, indem er sagte, daß er nur das schwache Werkzeug in Gottes Hand wäre, und er versprach, die gerettete Tochter zu unterstützen.

Die berühmte Schauspielerin Mrs. Montford war durch getäuschte Liebe wahnsinnig geworden. Im Irrenhause erfuhr sie einst während eines lichten Augenblicks, daß Hamlet gegeben werde, in welchem Stück sie früher als Ophelia mit dem glänzendsten Beifall aufgetreten war. Die Erinnerung kehrte ihr wieder, durch List entging sie der Aufmerksamkeit ihrer Wächter und kam in das Theater, wo sie sich verbarg, bis Ophelia als wahnsinnig auftritt. Ehe noch die Künstlerin, welche eben die Rolle gab, hervortreten konnte, war Mrs. Montford auf der Bühne und lieferte die vollendetste Darstellung des Wahnsinns, war Ophelia wahrhaft selbst. — Im Abgehen sprach sie: „Nun ist Alles vorüber!" Man brachte sie in das Irrenhaus zurück, und wenige Tage darauf war sie todt.

Der Schauspieler Spranger Barry in Dublin war einem Zimmermann Arbeitslohn schuldig. Dieser forderte es eines Tages laut von der Straße hinauf. Barry bat ihn, ruhig heraufzukommen, um über die Sache zu sprechen. „Nein," antwortete der Gläubiger, Ihr seyd mir schon hundert Pfund schuldig und wenn ich hinaufkomme, kann ich nicht wegkommen, bis ihr mir zweihundert schuldet!"

Der Sänger Farinelli hatte in England große Summen verdient. Nach Italien zurückgekehrt, baute er sich ein prächtiges Wohnhaus und nannte es: „die englische Narrheit."

Von Dlle. Mars, der Verehrerin Napoleon's (so daß sie immer die Farbe seiner Partei, violett, — trug) bemerkte ein Freund: „Ich wundre mich darüber nicht, der Kaiser hat den Mars immer für den ersten Gott gehalten." Sie erwiederte: „„Ja, und Mars den Kaiser immer für den ersten unter den Sterblichen.""

Papillon de Ferté, Oberintendant der Theater, sagte zu ihr: „Schöne Rose, wenn werden Sie aufhören, eine Viole zu seyn?" — „„Wenn der Papillon (Schmetterling) ein Adler wird.""

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 27. (VII. Jahrgang.) Montag, den 1. Februar. 1836.

Moral und Liebe.

Ich saß allein
Da trat mein Freund zu mir herein;
In seinen Mienen mehr' ich finden,
Er habe was mir zu verkünden.
Was gibt's? — „So eben war ich Zeuge,
Wie Deine Lieb', die Tugendreiche
An eines andern Mannes Hand
Sich glücklich fand" —
Da schürt' in mir der Aetna seine Flammen;
Schnell rafft ich Dolch und Schwert zusammen,
Und eilte fort.
„Was? — sprach der Freund —
Ist's gar so tödtlich denn gemeint?
Bist Du nicht Christ, der auch die Feinde liebt,
Nur Sanftmuth athmet und Versöhnung übt?
Und Du willst grausam Deinen Feind verderben?
Da lacht in mir, ich weiß nicht, was es war,
Und sprach: dir ist es offenbar,
Ich bin ein guter Christ! — Doch muß der Schurke
sterben." —

Cygneus.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

9. Ein Brief.

Pater Anselm vom Orden Sancti Dominici in Zürich an den hochwürdigen Pater Ignaz, desselben Ordens zu Straßburg.

Lieber Bruder!

Seit meinem letzten Schreiben hat sich in hiesiger Stadt gar Vieles geändert. Unsere Sachen gehen gut, unsere Saaten tragen hundertfältige Frucht. Mit wahrer Sehnsucht harr' ich deiner Ankunft; denn nur du bist stark und kühn und — gottlos genug, in meine Entwürfe einzugehen und die schweren Lasten, die auf meinen Schultern liegen, tragen zu helfen. Hast du mich mit Rath und That schon aus der Ferne so treulich unterstützt: wie viel mehr wird's in der Nähe geschehen mögen. Traun mir wird, indem ich die Trägheit und Beschränktheit meiner hiesigen Brüder und mein Alleinstehen in Betracht ziehe, recht merkbar, wie Vater Augustinus den Nagel auf den Kopf getroffen, als er sagte: »Nihil sic probat amicum, quemadmodum oneris amici supportatio.«*) Komm also, sobald du kannst; der Weg zu unserm Heil ist trefflich gebahnt.

Ich thu' nicht zu groß, wenn ich mich einer Kreuzspinne vergleiche, die aus verborgenem Closett ihr feines Netz überspieht und sich der zahlreichen Fliegen und Mücken freut, die drin zappeln und denen sie das Blut aussaugen wird, sobald sie es für gut findet. Das Lustigste ist, daß nicht allein der feige, nach Herrschaft lüstelnde Brun, sondern selbst der nach Pech und Hochmuth stinkende Schuhmacher wähnt: die Kreuzspinne sey er, und der Wind, welcher das Geschmeiß in's Garn jagt, das sey ich! O ihr eilftausend Jungfrauen (an die ich nicht glaube, weil es in keinem saeculo eine so große Zahl reiner Weibsleute gab)! die Tröpfe merken nicht, daß sie ganz in meinem Dienste sind. Ich habe den Erstern nicht nur zum regierenden Bürgermeister, sondern, wie du weißt, sogar längst zum gekrönten Haupte gemacht, doch was ich Ihm am Kopf zu viel gespendet, werd' ich dem Andern auf Rechnung tragen; denn, unter uns gesagt: ich hoffe diesen gefährlichen Volkstribun nächstens ohne Kopf zu sehen. Davon nachher.

Wir Pfaffen sagen: Ex inferno nulla redemptio. Du weißt aber wohl, daß dieses, wahrhaft ver-

*) Nichts bewährt einen Freund so sehr, als wenn er die Last seines Freundes tragen hilft.

deutscht, nichts Anderes heißt als: Aus den Klauen des Pfaffenthums gibt's keine Erlösung. Der Raum dieses Pergaments ist zu gering, und meine Zeit zu kostbar und deine Ankunft zu nahe, als daß ich dir die geheimen Heldenthaten aufzählen möchte, deren Ausführung meiner geistlichen Gewalt, unterstützt von einem festen Sinne, in diesen merkwürdigen Tagen gelungen ist. Ich habe erst jetzt einsehen gelernt, was wir über diese bestialischen Laien vermögen, wenn wir nur recht wollen. Begehe ein Kuttenmann vor ihren Augen tausend und aber tausend Verbrechen, sie werden, wenn er sie zu behandeln versteht, eher ihren eigenen Sinnen, als dem Kuttenmann mißtrauen, und die Wenigen, welche unsere Vortrefflichkeit kennen, müssen, theils durch den blinden fanatismum der großen Menge, aus deren in Mönchskleister erstarrten Seele die Blume der Erkenntniß und des sittlichen Muthes sich nie entfalten kann, theils durch Bestechung unschädlich, wo möglich sogar nützlich gemacht werden.

Vernimm nun, mein Bruder, was seit der Versammlung auf der »Au,« welches Eiland die Schöpfe jetzt ihr Grütli nennen, vorgefallen.

Vierzehn Tage gingen unter allerlei geheimen Umtrieben, Anordnungen und Vorbereitungen vorüber. Der Donnerkeil, welcher das alte Regiment zerschmettern sollte, wurde sehr sorgfältig geschmiedet, und hier erwies sich namentlich der Schuhmacher Rügger, der sich von seinem labi mortali bald gänzlich erholt hatte, als absonderlich brauchbar, ein Vorzug, den ich ihn unter vier Augen bei unsern öftern geheimen Zusammenkünften mit unverhohlenem Lobe zugestand. Das machte den Mann frech; denn ein altes Sprichwort sagt mit Recht: Wenn man den gemeinen Kerl zu sehr rühmt, so schwellen ihm die Stiefeln. Rügger erlaubte sich bald in einer großen Versammlung im Rindsfuß, bei welcher auch Brun, Manesse und einige der vornehmsten luminum in spe gegenwärtig waren, Vertraulichkeiten, bei denen mir unbehaglich ward. Ich ließ ihn das auf verständliche Weise merken, indem ich ihm folgendes Räthsel aufgab: »Meister Rügger, sagte ich, wer Pech anrührt, besudelt sich. Was müssen wir aber thun, wenn das Pech uns anrührt?« — Auf dieses sah mich der Schuster mit seinen seltsamen schwarzen Augen gar durchdringend an und antwortete, indem seine abgestandenen Lippen vor Wuth zitterten und seine vertrauliche Hand meine Schulter fahren ließ: »Man muß sich mit dem Blute eines heuchlerischen Pfaffen bestreichen; das hilft.«

Wir wußten von nun an Beide, woran wir waren. Stillschweigend schien zwischen uns die Uebereinkunft getroffen zu seyn, daß der Untergang des Einen der Triumph des Andern werden sollte. Wir sprachen uns nicht mehr. Rügger machte sich heimlich an Manesse und das Volk, und schilderte mich als einen treulosen, herrschsüchtigen Mönch, der nur darnach strebe, das Regiment in ie Hände der Dominikaner zu spielen, die man ja noch von früherer Zeit her kenne.*) Ich vernahm das natürlich wieder brühwarm durch die Beichte. (Gesegnet sey der Beichtstuhl; in ihm steckt das Ohr Dionysii, und er ist der Thron der Pfaffheit, wie das Cölibat ihre Krone und der Bannstrahl ihr Scepter, ihr Aaronsstab ist, der da ewig grünet, während er um sich her Geistesdürre und Verstandesarmuth verbreitet!) Wahrlich, der Ausgang des Kampfes zwischen einem Geistlichen und einem Weltlichen kann nie zweifelhaft seyn, wenn anders der Pfaff ein ächter Pfaff ist, der sein Handwerk gründlich versteht. Meine Aufgabe war leicht; es handelte sich nur darum, den übermüthigen Pechklotz, dem es bei seinen Leisten nicht mehr behagen wollte, bei Brun zu verdächtigen und es dahin zu bringen, daß ihm die Oberstzunftmeisterstelle entging. Ich wußte, daß, wenn mir das gelänge, Rügger sich in seiner Wuth selbst verzehren werde, wie eine Heuschrecke an angebranntem Zunder. Der Schuster hatte sich mehrmals über Brun, den er nicht leiden konnte, freimüthige Aeußerungen erlaubt; dienstbare Geister trugen dieselben auf meine Veranlassung dem mißtrauischen, gewaltthätigen Glückspilze wieder zu, und ich hatte bei jeder Zusammenkunft mit Brun Gelegenheit, Rügger's Gesinnung und seine Abneigung gegen den künftigen Consul also zu commentiren, daß dessen Gallensack stets um ein Beträchtliches anschwoll. Um das Maß übervoll zu machen, goß ich noch die Nachricht hinei n' Rügger gehe damit um, einen bürgerlichen Verein zu gründen, welcher eine scharfe Beaufsichtigung des neuen Regiments und namentlich der adeligen Glieder desselben und, sobald es Noth thun würde, eine Gegenrevolution und gänzliche Vertilgung des Junkerthums zum Zweck haben sollte. Brun knirschte; und wenn er sich auch nicht gegen mich äußerte, so sah ich doch wohl, daß Rügger's Untergang in seinem Herzen beschlossen war.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Als die Predigermönche in Zürich ein Kloster zu bauen begannen, wurden sie vielfach daran gehindert; denn man kannte sie als die Jesuiten damaliger Zeit. Aber obgleich „Universi Ecclesiarum Praelati et Clerici Thuricenses, graviter commoti sunt, formidantes, ne ad jura eorum porochialia manus extendant" (Spec. Tig. p. 229) führten sie ihren Bau doch fort und setzten trotzig und zum Zeichen, daß sie ihr Unternehmen mit unerschrockenem Muthe vollenden würden, einen steinernen Löwenkopf in die Mauer. Später wurden die Besorgnisse der übrigen Zürcher'schen Geistlichkeit nur zu sehr gerechtfertigt, und es gelangte von ihr aus eine Klage an Papst Innozenz IX., worin es unter Anderm hieß: „Diese Mönchen beredend das Volk, als wenn sie allein die Leuthe in Himmel bringen möchtend; betriegend das Volk mit einer vermeinten Absolution; gebend den Sterbenden das heilige Abendmahl zu der armen Seelen Verderben und schneller Verdammnuß; verleitend das Volk, die Pfarrkirchen wider die Gesäze der Concilien zu verachten; laufend zu den Sterbenden unberufft, und beredend sie unter dem Schein der Gottseligkeit, daß sie ihnen etwas vermachen, und die Grabstatt bei ihnen erwählen, hingegen die Pfarrkirchen in ihrem Testamente gar nicht oder schlechthin bedacht werden." Ist's jetzt in den meisten Schweizerklöstern anders?

Lesefrüchte von Semilasso.

Als der Kaiser Paul noch Großfürst war, fiel einst auf einem Spazierritt sein Pferd und er verstauchte sich die Hand. Er befahl seinem Stallmeister, es verhungern zu lassen. Am achten Tage machte Markow seinen Rapport, daß es so eben seinen letzten Athem ausgehaucht habe. C'est bon, erwiederte der Großfürst.

Subow, der letzte Favorit der Kaiserin Catharine, blieb eines Tages auf der Jagd auf der Straße halten, die von Petersburg nach Czarskoi-Selo führt. Die Hofleute, welche nach Hof fuhren, die Couriere, die Post, alle Wagen und Fußgänger machten Halt; Niemand wagte eher seinen Weg fortzusetzen, bis es dem jungen Manne gefallen würde, seinen Platz zu verlassen. Dieser aber blieb länger als eine Stunde, um den Hasen aufzulauern.

Ein vornehmer Herr am russischen Hofe pflegte jedem Küchenjungen und jedem Frotteur, dem er in den kaiserlichen Palästen begegnete, freundschaftlich die Hand zu reichen. Ein Fremder, dem diese Familiarität auffiel, äußerte seine Verwunderung darüber. »Mein Herr,« sagte der Hofmann, »das ist nur gesunde Politik. Von heute zu morgen kann einer dieser Menschen mein College werden.«

(In einer absoluten Monarchie, wo der Adel keinen angebornen Rang noch Ansehen besitzt, und nur soviel gilt, als der Souverain ihn gelten lassen will, wo der Kutscher des Monarchen dem vornehmsten Grundbesitzer des Reichs vorangehen würde, wenn dieser keinen Dienstrang hätte — sind Anekdoten wie Nr. 2 und 3 ganz in der Ordnung.)

In der russischen Sprache wird bekanntlich das Wort Bauer durch Seele (ein leibeigener Bauer) bezeichnet. Wenn man daher einen russischen großen Herrn fragt, wie viel Seelen er besitzt, so wird er antworten: So und so viel, und immer so bescheiden seyn, seine eigne nicht mitzuzählen.

Vor Peter dem Großen erschienen die Frauen noch nie öffentlich weder am Hofe noch in Gesellschaft. Er befahl durch einen Ukas, sie künftig zu produciren; die Sitte war aber noch so stark dagegen, daß er oft genöthigt war, die Damen durch die Policei auf den Ball führen zu lassen.

(Wer weiß ob, wenn die Frömmigkeit noch lange Mode bleibt, in einigen Jahren die Policei nicht angewandt wird, die Damen vom Ball zu führen.)

Suwaroff sagte: Kamenskoy und Repnin kennen den Krieg, aber der Krieg kennt sie nicht. Ich kenne ihn wenig, aber er kennt mich.

(Ein zweiter Suwaroff auf Rußlands Thron und das Schicksal der Welt ist entschieden. Gott bewahre uns dafür!)

Wie sonderbar man zu den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten ein junges Mädchen erzog! Die Marquise de Crequi erzählt uns in ihren Memoiren, daß man ihr Theologie und Kirchengeschichte lehrte, um sie vor dem Jansenismus zu bewahren, außerdem Mythologie, Genealogie und Wappenkunde.

Damals gab es auch noch Originale. Der Graf von Canaples unter andern, der alle Weiber aus seinem Hause gejagt hatte, und seine Frau zwang, sich von ihren Lakaien aus- und anziehen zu lassen, weil er behauptete, seine Hunde bekämen von den Kammerjungfern Flöhe.

Auch so unschuldige Seelen gab es damals, daß zwei Nonnen aus der Provinz, die man in Paris in die große Oper führte, in der Loge auf ihre Kniee fielen, weil sie glaubten, es sey eine religiöse Ceremonie.

Man will entdeckt haben, daß das berühmte God save the King nicht von Händel componirt sey, sondern von Lully. Es ward schon von den jungen Damen in St. Cyr gesungen, um den alten König in der Zeit seiner größten Noth zu trösten, und mit folgenden Worten:

Grand Dieu, sauvez le Roi,
Grand Dieu, vengez le Roi,
Vive le Roi!
Que toujours glorieux
Louis et victorieux
Voie ses ennemis
Toujours soumis:
Grand Dieu, sauvez le Roi.
Grand Dieu, vengez le Roi,
Vive le Roi!

Gewürznelken für nervenschwache Politiker.

»Woher kommt es, daß die meisten Verbrechen von den gemeinen Leuten verübt werden?« fragte Herr Y mit pathetischer Miene. — »»Das kommt daher,«« erwiederte Z., »»weil die Strafgesetze den Spinnweben gleichen, in welchen nur die Fliegen hängen bleiben.«« —

Das Einzige, was für Vermögen als Bedingung der Wahlfähigkeit in eine Volkskammer gesagt werden kann, ist, daß dasselbe unabhängig von Außen macht. Aber auch im Innern? — Das Vermögen selbst ist für Viele eine Fessel, für Andere eine Last, die nur der Starke mit Leichtigkeit trägt und abwirft, wenn sie in Verfolgung des Höheren ihn aufhält.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Hamburg, im Anfang des Januars 1836.

(Fortsetzung.)

Die Herren und Damen, die einen Augenblick still standen, gehen vorüber. Die Jungen sind unruhig geworden, mit einem grimmigen Lächeln kehrt er zu ihnen zurück.

„Schauen's hier den hoch- und weltberühmten Baron Rothschild. Den hat mir ein Maler, der Ehre wegen, umsonst gemalt. Bemerken's wohl, daß er auf beiden Schultern große Beutel trägt, darin befinden sich seine Louisd'ors, die immer gut im Cours stehen. Die Louisd'ors sind nicht sichtbar, weil ich sie selbst noch nicht gesehen habe."

Schauen's hier unsern Herrn und Heiland, wie ihn der arge Teufel in der Wüste versucht. Den Teufel können Sie nicht sehen, denn der Herr hat eben zu ihm gesagt: hebe Dich weg, Satan!"

„Nun kommt das letzte Bild. Hier schauen's den gewaltigen Kaiser Napoleon, wie er mit seinem ganzen Heer gegen die Russen zu Felde zieht. Den Kaiser und die Soldaten können Sie nicht bemerken, weil es stockfinst're Nacht ist, denn sie wollen den Feind überrumpeln."

Die Jungen entfernen sich brummend und schimpfend, der Rothhaarige schiebt seine Karre einige Schritte weiter und beginnt abermals: „Treten Sie näher, meine Herrschaften!"

Wir treten nicht näher, sondern ich führe Sie an ein Wachsfiguren-Cabinet, welches der Gänsemarkts-Wache gerade gegenüber errichtet ist. Ein seltsames vis-à-vis. Auf der einen Seite steht einer unserer Stadtsoldaten, kein Hanseat, sondern ein ehrsamer Hamburger Bürger, vielleicht ein Schuster oder Schneider, jedenfalls die personificirte Liebe zum Frieden, das Gewehr im Arm, den Mantel dicht zugeknöpft, ohne einen Laut, ohne eine Bewegung. An der entgegengesetzten Seite, vor der Bude, ist ein türkischer Pascha aufgestellt; der reiche Turban nickt stolz und vornehm von dem schwerfälligen Kopfe herab; der rechte Arm ist ein wenig erhoben, aber gewiß nicht, um in Gemäßheit und Aneignung europäischer Sitten jenen zur Begrüßung abzunehmen, sondern nur, um ihn fester zu stellen gegen den ungewohnten nordischen Wind. Ernsthaft schaut er auf den Soldaten und ich wette viel, wenn er auf ihn zuschritte und der Mond sein entschlossenes Gesicht mit dem kühn geformten Munde und den festen, durchdringenden Augen etwas hell beleuchtete — der freie Reichsstädter würde vor dem servilen Mahomedaner die Honneurs machen!

Verweilen Sie hier nicht zu lange; Sie sehen, es ist an diesem Platze still und leer, und wenn Sie von dem Türken, den die einsame Lampe, die im Hintergrunde der Bude brennt, schauerlich düster beleuchtet, und von dem Soldaten, den entweder der Schlaf, oder ein Meduſenhaupt versteinert zu haben scheint, das Auge noch nicht bald verwenden, so werden Sie glauben, in das Bereich der Todten eingetreten zu seyn, und wenn jene alte, neben der Lampe in eine Ecke hingekauerte Frau mit ihrem leichenblassen Gesicht und ihrem zahnlosen Munde plötzlich aus dem Schlummer aufschrickt und Sie mit leiserer Stimme zum Eintritt auffordert, so bürge ich nicht für einen leisen Anflug von Gespensterschauer.

Gehen wir weiter. Ein eigenthümlicher Anblick war für mich immer jener Orgelspieler mit dem langen Flaußrock und der rothen Branntweinsnase. Er spielt in der Domzeit kein anderes Lied, als das längst gestempelte — in Hamburg müssen die Lieder nämlich gestempelt werden — uns längst bekannte: „Nun danket Alle Gott!" und sein Gesicht, so sehr mancher einzelne Zug desselben auch protestirt, accompagnirt das Lied mit den andächtigsten Mienen. Sie bemerken, daß er den Hut tief in die Augen gedrückt und den Kopf in inbrünstiger Zerknirschung so weit gesenkt hat, als die steife Halsbinde es irgend erlaubt. Ein kleines, vielleicht aus bloßer Speculation so dünn bekleidetes Mädchen, dem die Zähne vor Frost zusammenklappern, steht neben ihm und hält den Vorübergehenden seinen Teller hin; der andächtige, zerknirschte Vater begleitet jede ihrer Bewegungen mit Luchsaugen, und zuweilen, wenn sie ihm nicht flink genug ist, versetzt er ihr unbemerkt auf geschickte Weise mit seiner Drehorgel einen Rückenstoß, der sie rasch macht. Ich hörte einmal, als ich ihm vorüberging, daß er durch die Zähne, aber ziemlich laut, die Worte ausstieß: „ich *belach*' ihn!" während seine Orgel ununterbrochen mit ihrem: „nun *danket* Alle Gott!" fortfuhr; ich sah mich schnell nach dem Manne um, weil ich ihn für einen Atheisten hielt, doch bemerkte ich bald, daß sein Ausruf nicht dem Herrn aller Herren, sondern mir, der ich mitleidslos an dem mir von seiner Tochter vorgehaltene Teller vorbeigegangen war, gegolten hatte.

Jetzt haben Sie die „öffentlichen Charaktere" des Hamburger Doms zum größten Theil kennen gelernt, und ich weiß nicht, ob es Ihnen, wie mir, Vergnügen macht, mancher Dame und manchem Herrn von Ferne an die Zucker- oder Spielzeug-Buden zu folgen und den Handel, den sie abschließen, anzusehen. Ich thue dies gern, denn nach den Sachen, die eingekauft werden, glaube ich immer mit einiger Bestimmtheit über die Personen, welche die Einkäufe beschaffen, interessante Schlüsse ziehen zu können. Wenn der feine, moderne Mantel der Handwerksfrau auch noch so gut das Gewerbe ihres Mannes bemäntelt; wenn die zierlichen Fingerspitzen und das vornehm aufgeworfene Näschen auch auf einen Krautkrämer, der drei Bursche und einen Commis hält, hindeuten, oder doch wenigstens auf einen Maler, der viel zu thun hat — — der Umstand, daß es aber *braune Kuchen* sind, die sie sich aussucht, zerstört alle Illusion und führt den aufmerksamen Anschauer in die Zeiten zurück, wo Madame noch eigenhändig den Besen führte, und wo ihr Liebhaber, der damalige Schustergesell Paul oder Peter, sie durch ein Paquet brauner Kuchen, die er ihr, als eine zarte Anspielung auf ihre Liebenswürdigkeit, zum Geburtstag verehrte, bis in den dritten Himmel entzückte.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 28. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 2. Februar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Jetzt kam eine wunderliche vermummte Gestalt, ein Männchen im Mantel, als wenn es einen kleinen Raritätenkasten auf dem Rücken trüge, unter welchem der Mantel hohl hing und eine Wackelfalte warf. Er schleppte einen großen Degen, welchen ihn, wie Cicero's winzigem Schwiegersohne, ein Spaßvogel angeschnallt zu haben schien. Livia machte die Thür auf, da sie es klirren gehört, beleuchtete die Gestalt, wollte lächeln, sahe aber den schönsten Kopf, den man sehen kann, mit etwas großem Gesicht und den klügsten Augen. Er kannte sie und grüßte. Da rief sie, den buckligen Gottfried erkennend: Mein Gott, seyd Ihr auch in Rom, Herr Herzog Gottfried! Was soll hier werden? Tretet herein! Ihr findet den Herzog Guiscard. Kommen noch Andere?

Sie hatte kaum ausgeredet, als auch schon der ihr wohlbekannte Erzbischof Guibert die Treppe herauf kam und sie segnete. Dann grüßte er den buckligen Gottfried, nahm ihm höflich und lächelnd den Mantel ab, weil der Herzog gleichsam in Heinrich's, des Königs von Deutschland Namen hier war, und ihn hoffentlich in dieser Nacht zum Papst machen sollte.

Die Männer gingen hinein und ließen ihre Diener als Wache vor der Thür.

Endlich kam der Präfect von Rom, der Hausherr Cenci. Seine große mächtige Gestalt dröhnte die Treppe herauf und warf an die Wände im Lichte der Lampen noch einen riesigen Schatten. Es schien als wenn vier und noch mehr schwarze Dämonen heraufkämen, oder die ihm gaukelnd nachschlichen. Und in der That galt er für vier und mehr Männer allein. Er sah die Männer sonderbar an, welche seine eigene Thür vor ihm bewachten und ihn nicht hereinließen. Als sie ihm aber sagten: Herr, wir sind Diener! Wir müssen! Da lachte er und sagte ihnen: Ich muß auch Manches und bin ein Herr, der Hausherr. He! Livia! rief er laut.

Livia erschien in der geöffneten Thür, sie fiel ihm um den Hals, er ließ es geschehen und fragte: Was macht mein Sohn?

Er ist gesund! antwortete sein Weib.

Du bist wohl?

Ach, Ich auch! seufzte sie; aber —

Nun, so ist Alles gut. Was ist Neues?

Und Du weißt es nicht? sprach Livia und wollte weinen.

Weinst Du, daß ich noch lebe! frug er sie, indem er an den Säbel schlug: So lange ich lebe, ist es nichts! und wenn ich nicht mehr lebe, ist es auch nichts. Du wirst mir es die Nacht wohl erzählen auf traulichem Lager! Livia!

Livia stand befangen und erröthet.

Aber wer sind die Herren dieser Diener? frug er kaum, da kamen sie ihm schon entgegen, grüßten ihn froh und zogen ihn hinein, während er nur noch seinem Weibe zurief: »Ein prachtvolles Nachtmahl im Thurm!«

Livia ging und hielt sich die Hand vor die Augen. Cenci begrüßte seine Freunde und hob sich im ersten Jubel den kleinen höckerigen Gottfried herauf an Mund und Brust.

Livia sandte darauf Erfrischungen und Wein durch den vertrauten und zuverlässigen Bischofssohn: Und als sich die Männer erquickt und dem feurigen Wein aus großen Pokalen begierig zugesprochen hatten, theils vor Kälte, theils vor innerer Begierde und Hast ihres ungeduldigen und gespannten Wesens, die sie indeß die Becher gedankenlos und fast ungeschmeckt ausstürzen ließ, weil ihre Seelen zu reden, zu thun, ja zu rächen brannten, da frug sie Cenci: Was bringt Euch her? Kommen solche Männer verabredet, dann soll etwas Wichtiges geschehen; kommen sie unverabredet, dann brennt es in der Welt. Also

frisch! setzt Euch um den runden Tisch, und da wir Alle unsern Feind kennen und man immer seinen Feind vor Augen haben muß, um zu denken, was er wohl gegen uns sinnen und ausführen möchte, so soll dieser Stuhl, den ich mitten vor uns auf den Tisch stelle, der heilige Stuhl seyn! Er soll dann auch seine Meinung sagen und eine Rede halten!

Dabei setzte er den Stuhl auf den Tisch, daß Becher und Flaschen klirrten, und dem Stuhle ein Bein brach, wofür ihn Cenci nun einen Galgen nannte und wünschte, daß der wirkliche Stuhl so leer stehe, oder daß er ihn in's Feuer werfen könnte. In die Stuhllehne waren zwei Papageien gestickt, einer gelb, mit weißem Schnabel, und einen weißen mit gelbem Schnabel. Seht, sprach er, das sind die beiden Hexen, die junge und die alte, Beatrice und Mathilde; sie halten eine Krone; die beiden Vögel sind unsere Herren. Denn gesteht nur, Rom, die ganze Christenheit, die Welt steht unter dem Weiberregiment!

Ich nicht! unter diesem, wie Bonic's Sohn, der Ehebrecher! sprach der Herzog Gozelo. Hätte ich nicht Lothringen, hier hätte ich nichts in Italien, ob ich gleich Mitregent bin von Toscana. Indeß komme ich von Pisa — —

Erlaubt! Herzog, sprach Robert Guiscard darein. Wir wollen sehen, ob wir so eins und einig sind, daß Einer für den Andern sprechen kann. Das ist die Probe. Bringe also Jeder, immer Einer für den Andern, jetzt seine Beschwerden hier vor dem Stuhle an. Jeder lernt auch dabei den Andern besser kennen. Aber Keiner nehme auch dem Andern ein Wort übel; ohne völlige Freiheit zu reden, ist gar keine Rede, nur heimliche Tücke und Falschheit und Lug. Der kurze Text zu den Reden ist übrigens, wie wir schon eben zuvor kurz abgesprochen: »Cenci bringt diese Nacht den Papst um.«

Ich! frug Cenci, sprang auf, stand und bewegte den Kopf schnell links zur Seite und zog mit dem Munde, als wenn er es verneinte. Dann wandte er den Kopf wieder und hielt das Ohr hin, als wenn er mehr hören wollte, während die Andern aber nur gespannt auf ihn sahen. Und so schlug er mit der Faust auf den Sitz des Stuhles, daß Staub auftrauchte, und sprach: Wenn er es um mich verdient, ja! Wer es um mich verdient, ja, den ... aber er kennt mich vom After-Papst her, von der Fabel: »vom Cadalous und vom Alexander,« denn nun sind sie Fabeln, sie sind todt. Aber was ist in Rom nicht schon bei Lebzeiten eine Fabel! Was würde mein Lehrer Aristoteles hier in Rom zu dem Allen sagen! — wenn er nicht auch schon eine Fabel wäre, die Fabel ewiger Wahrheit! Kurz, wenn der Stuhl sich gegen mich setzt, oder empört...

(Fortsetzung folgt.)

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Unterdessen kam der Maitag. Das alte Regiment hielt noch eine stürmische Morgensitzung. Das Raunen des Gerüchtes war selbst in die dicken und langen Ohren der alten gnädigen Herren gedrungen, und Einige derselben, wie z. B. der Seckelmeister Bilgeri, bezeigten sich gar niedergeschlagen und ahnungsvoll (den Letztern mochte wohl das Verschwinden seiner geheimen Rechnungen zahm gemacht haben). Ritter Biber hatte vernommen, daß die Bürgersame auf Maitag den Sturz der gegenwärtigen Ordnung der Dinge dadurch herbeizuführen beabsichtige, daß man von der Regierung Rechenschaft verlange, und wollte nun in der Umfrage vernehmen, was in der Sache zu thun sey. Mehrere, wie z. B. Hohenlandenberg und Uli Schäfli riethen zur Strenge und behaupteten, sobald man dem Plebs Ernst zeige, so kriech er zum Kreuz und lasse die Mucken. Das Volk thue nie etwas aus sich selbst, zumal wenn es durch lange Gewohnheit in's Gängelband verwachsen sey; es gehorche nur einem außer ihm liegenden Antrieb und keineswegs dem eigenen Bedürfniß, wenn es sich gegen eine lang gewohnte Herrschaft auflehne. Jetzt handle sich's also nur darum, diese geheime Kraft durch eine größere zu überwältigen, was der Anstrengung des gesammten Rathes wohl nicht schwer fallen möchte. Noch sey man Meister; man berufe die Bogenschützen vom See und umstelle drohend die Versammlung; man trete auf mit der angestammten Zuversicht und Würde, die eine Auflehnung gegen das Bestehende, oder einen Zweifel in dessen Vortrefflichkeit, geradezu als Unmöglichkeit voraussetzt. Und sollte dieß nicht wirken, so lasse man die Rädelsführer keck ergreifen und ein schnelles und scharfes Urtheil an ihnen vollziehen. In entscheidenden Stunden kann nur Entschiedenheit retten. Wehe uns, wenn wir es bis zur Rechenschaft kommen lassen und das Urtheil und Recht eines gegen uns aufgereizten Pöbels anerkennen! Hauen wir dem Drachen den Kopf ab, so wird uns Bauch und Schwanz nicht mehr gefährlich seyn!

Hätte die Regierung diesen Rathschlag befolgt, gewiß der Ausgang unseres Unternehmens wäre zweifelhaft gewesen. Aber der Gesellschaft Patrum patriæ lag es so faustdick vor den Stirnen, daß sie den Ischariot nicht merkte, der in ihrer Mitte saß. Brun ließ aus der ganzen Sache nichts gehen und behauptete, jenes Gerücht sei ein leerer Wind, der theils aus den aufgeblasenen Backen einiger gemeinen Prahlhänse, theils vielleicht auch aus den bedrängten Gefühlen gewesener achtungsvoller Collegarum stamme, und somit habe der edle Ritter Landenberg und sein Genosse recht augenscheinlich in den Wind gesprochen. Er für seinen Theil sey überzeugt, daß dieser Maitag so ruhig ablaufen werde, wie alle vorigen, und er verwahre sich feierlich gegen jede argwöhnische und gewaltthätige Maßregel, die zu nichts dienen könnte, als zum handgreiflichen Beweis der eigenen

Schwäche und Schuld; ein solches Zugeständniß wäre ganz geeignet, den befürchteten Strauß herbeizuführen, statt ihn zu vermeiden: »Ruhig schläft der Funken im Stein; hütet euch, ihn mit dem Stahl zu wecken! — Mit großer Mehrheit wurde Brun's Meinung beigestimmt, und die Getäuschten gingen auseinander, ohne Etwas für ihre Sicherheit beschlossen zu haben.

Nachmittags beschied die große Münsterglocke die Bürgergemeinde auf den Hof. Du kannst dir vorstellen, mein Bruder, daß ich nicht der Letzte auf dem Platze war. — Die zahlreich herbeiströmenden Bürger stellten sich in Gruppen zusammen, sprachen aber wenig und leise, und es war offenbar und wundersam, wie der Geist der Erwartung mit der Kunde kommender Ereignisse unter der Menge herumwandelte. Du weißt: mein Gott ist mein Ego; meine Seligkeit, was mir auf Erden behagt; und mein Glaube: daß der Glaube an ein Ueberirdisches das abgeschmackteste Ammenmährchen sey. Dennoch sind mir in praxi Dinge aufgestoßen, die ich mir schwer erklären konnte, und die eine weniger feste Ueberzeugung als die Meinige: »daß alles geistige Leben lediglich Ausfluß und Eigenschaft der Materie sey,« wohl hätte erschüttern mögen. Es gibt unstreitig einen gewissen instinctum, welcher, in den zartesten nervis des menschlichen organismi entspringend, füglich das Vorgefühl einer gewichtigen Zukunft heißen möchte. Dieses Vorgefühl waltete in der ganzen großen Gemeine vom Ersten bis zum Letzten, obgleich gewiß bei Weitem der kleinere Theil der Anwesenden etwas von dem Vorhaben wußte, welches hier vollführt werden sollte. — Endlich erschienen auch die Rathsherren in ihre drei Rotten getheilt und traten erst in die Hofcapelle, um eine Messe zu hören; sittemalen der hochwürdige Klerus schon in längster Zeit wohlweislich ausspintisirt hat, daß keine wichtige politische Handlung ohne religiöse Weihe und Basis vor sich gehen mag; denn überall muß Unsereiner die Hand im Spiele und — die Angel im Trüben haben.

Nach geendigter Messe wurde die Gemeinde durch den alten Trueber eröffnet, welcher den Zweck der Zusammenkunft einzig dahin setzte, daß, da die Rotte der ersten vier Monde mit dem heutigen Tage abtrete, diejenige der vier nächsten Monate der Bürger Bestätigung begehre, was auch sonder Zweifel und Widerspruch mit schuldigem Dank gegen die abgehenden gnädigen Herren und Obern geschehen und durch Aufhebung der Hände, wie gewöhnlich, sich ermehren und beschließen werde. — Nach dieser Rede, die, als eine eingelernte Liturgie dem alten Herren von Statten gegangen, war er, wie billig, der Erste, welcher die Hand ausstreckte. Aber er blieb auch fast der Einzige. Hier und da freilich zuckten Hände und Arme, wie abgeschnittene Froschbeine; hin und wieder öffnete sich auch wohl ein voreiliges Maul zu einem Beifallrufe, wovon die Hälfte in der Kehle stecken blieb, wie das Geschrei des Hahns, der unversehens erdrosselt wird. Denn siehe, die Stimmführer des Volks, die Männer, auf welche der Plebs vor Allem und stets seinen Blick richtet, wie der Alpenwanderer nach dem Wegweiser, blieben dieses Mal stumm und steif und regten keinen Finger! — Die lautloseste Gewitterstille lagerte sich eine Minute lang um und über die Gemeinde. Mehrere Rathsherren wurden todtenblaß; Einige zitterten sichtbar: dieses Schweigen war die bündigste Vorrede zu dem Schuldbuche, welches sodann vor ihnen aufgeschlagen wurde.

Zuerst trat der Schuster Rügger auf; er stand jetzt auf festerm Boden, als auf der »Au«, und sein Selbstvertrauen war noch fester. Er pflanzte sich furchtlos mitten in den Kreis; seine Gestalt und sein Wesen hatten wirklich etwas Zauberhaftes, Gespensterartiges; der dumpfe Ton seiner Stimme etwas Erschütterndes; seine Rede selbst war den Umständen völlig angemessen. Er verwies auf die Urverfassung der Stadt, welche keine Familienvorrechte und Sinecuren gestattet und der Regierung nur die ausübende Gewalt von Seite der gesetzgebenden, unumschränkten Hofgemeinde überträgt, welcher sie Rechenschaft schuldig ist. Nun sey aber im Laufe der Zeit, durch die Bemühungen des Hochmuths und der Herrschaft und durch die Schläfrigkeit und das blinde Zutrauen der Bürgerschaft, der letztern die höchste Gewalt durch die ausübende entzogen und so der Diener zum Herrn geworden. Das dürfe nicht seyn, müsse anders werden, und er stehe hier, um den guten alten Geist der Verfassung aus den Banden eines adel- und geldstolzen Vetternraths zu erlösen, der sich selbst und seine kommenden Geschlechter zum Herrn und Richter gesetzt habe in Israel. Da sey aber Gott vor, daß das Volk solchen Unfug länger dulde! Es fordere auf den heutigen Tag seine heiligen und unverjährbaren Rechte zurück, und bevor es der zweiten Rotte huldige, müsse das ganze Regiment Rechenschaft ablegen, sowohl von seiner Gerichtsführung, als auch von seiner Verwaltung, und absonderlich von dem Bestand und der Verwendung gemeiner Stadtgelder.

(Fortsezung folgt.)

Der Astronom.

Ihr müht euch ab, im Himmel dort
Die Sterne aufzufinden,
Und setzt der Gläser hundert an,
Und könnt's doch nicht ergründen.

Da kann ich doch als Astronom
Von derlei Müh' nicht reden.
Ihr könnet, falls nur Neid euch treibt
Vor meinem Tubus treten.

Schaut nur in Liebchens Augenpaar!
Ihr seht in tiefen Fernen
Nach umgekehrtem Weltgesetz
Den Himmel in den Sternen! —

Cygneus.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Hamburg, im Anfang des Januars 1836.

(Schluß.)

Was der Dom, außer den gedachten Persönlichkeiten, die den Markt, wie reflectirende Spiegel mit all' seinen Eigenthümlichkeiten getreulich repräsentiren, noch Merkwürdiges darbietet, das läßt sich wohl durch Winke andeuten, aber nicht darstellen. Der Maler mag immerhin die hervortretendsten und stärksten Züge eines Menschengesichts auffassen und auf die Leinwand tragen; es wird ihm niemals gelingen, die unendliche Masse zarter Nebenlinien, die eben so schnell entstehen, als vergehen, die aber eben den letzten, durchsichtigsten Schleier bilden, aus dem die reine Individualität klar und deutlich hervorschimmert, durch Pinsel und Farbe auszudrücken. Deswegen führe ich Sie ohne Weiteres die Jacobsleiter, nämlich den Steinweg, auf welchem man nicht zum Himmel, aber wohl zum Altonaer Thor gelangt, hinan.

Der Steinweg bildet eigentlich die zweite, doch nicht die schönere, Hälfte des Doms, der überhaupt, wie ich höre, späterhin vom Gänsemarkt nach dem großen Neumarkt verlegt werden soll und sich gut dabei stehen wird. Den Steinweg bewohnen hauptsächlich die Juden; man kann die hier ausgestellten Waaren daher nicht so mit Muse betrachten, wie auf dem Gänsemarkt, weil man, so wie man irgendwo stehen bleibt, sogleich rechts und links am Arm gezupft und auf die Vortrefflichkeit dieser Pfeifenköpfe, oder jener englischen Messer laut und zudringlich aufmerksam gemacht, und dadurch, wenn man nicht eben ein Raucher ist, oder sich gerade, wozu man sich doch nicht immer aufgelegt fühlt, die Kehle abschneiden will, in die größte Verlegenheit gesetzt wird. Ach, die Schacherjuden! Sie gehen zu weit im Religionseifer; weil sie selbst beschnitten sind, wollen sie Alles beschneiden, die Ducaten und die Christen — der Himmel schicke ihnen bald ihren Messias, damit sie besser werden; aber er mache ihn reich, damit er unter den Kindern Israels sicher sey. Sie werden Niemand kreuzigen, den sie betrügen können. Einer Ungelegenheit, in die ich gerieth, als ich eines Abends in der Domzeit bei einem heftigen Winde über den Steinweg ging, muß ich doch noch gedenken. Ich ging an einer Bude vorbei, in welcher Nürnberger Spielzeug feil geboten wurde, und die der Wind umstürzte, als ich sie kaum im Rücken hatte. Ich sah mich um, als ich sie zusammenbrechen hörte; da fuhr die Eigenthümerin, ein altes schmutziges Weib, auf mich zu und schrie: „ich habe ihre Bude umgestoßen und sie werde mich verklagen, wenn ich ihr den Schaden nicht sofort ersetze." Ich hatte nicht übel Lust, sie selbst umzustoßen; doch der Wind, in Verbindung mit dem Glatteis, worauf sie gerathen war, nahm mir die Mühe ab. Es war eine Scene für einen Hogarth; freilich — auch nur für einen Hogarth.

Vom Dom werd' ich Sie genug unterhalten haben. Den Dom haben Sie übrigens als eigentliches Mittags-Essen zu betrachten; ich setze nur noch einen kleinen Nachtisch, bestehend aus einer Mordgeschichte, aus Discussionen über eine Leihbibliothek und aus sonstigen Kleinigkeiten, auf. Mit dem Theater verschone ich Sie diesmal, und — — —. (Ich wollte sagen: „auch noch das nächste Mal," doch ich will nicht zu viel versprechen!)

Zuerst die Mordgeschichte. Am 8. December kommt zu einem im Breitengange wohnhaften Manne, Namens Korbmecker, der den Gerichten ein Greuel und den Advocaten ein Fressen gewesen seyn soll, einer seiner Miethsleute, hält sich einige Augenblicke bei ihm auf und tödtet ihn sodann durch mehrere Messerstiche, bringt auch der Haushälterin dieses Korbmecker einige Stiche bei, ohne sie jedoch tödtlich zu verletzen, und eilt dann fort. Wie er zu Hause kommt, sagt er seiner Frau, er habe eine Schlägerei gehabt, steigt auf den Boden und erschießt sich. Sie erwarten jetzt ein Raisonnement, aber Sie täuschen sich; ein Mord ist so dunkel, so dunkel, daß man ihn höchstens begehen, aber nicht darüber sprechen kann. Ich theile Ihnen die Geschichte nur darum mit, weil sie hier ungewöhnliches Aufsehen erregt hat, und dies hauptsächlich dadurch, daß man über die Gründe, welche Mord und Selbstmord herbeigeführt haben, ganz im Unklaren ist.

Jetzt die Discussionen über eine Leihbibliothek. Ein Herr J. Heilbuth, ein Jude, wie ich höre, zeigte in den wöchentlichen Nachrichten die Errichtung seiner großen Leihbibliothek — wie er sie nannte — an und gab zugleich Kataloge aus, in welchen eine Reihe von Schriften, die nie erschienen waren, aufgeführt stand. Sie können sich denken, daß diese Unverschämtheit bald ein Gegenstand der Besprechung in öffentlichen Blättern ward; im Beobachter erschien ein Aufsatz, der sie bitter tadelte; das Publicum war auf's Höchste entrüstet. Dennoch ließ ein hiesiger Gelehrter — man hat mir den Mann genannt, aber, beim heiligen Ludwig, ich nenne seinen Namen nicht! — sich mißbrauchen, eine Sache zu entschuldigen, die nun einmal nicht zu entschuldigen war, und die ganze Stadt erstaunte über die Macht der Ducaten oder Zweidrittelstücke. Diese ekle Schwindelei erregte um so mehr die allgemeine Indignation, als sie nicht sowohl ein Kunstgriff war, ein mangelhaftes Institut, woran es aber bis dahin etwa gefehlt hatte, in die Gunst des Publicums einzuschmeicheln, sondern vielmehr ein Versuch, längst bestehenden vortrefflich eingerichteten Leihbibliotheken, unter denen die durch die höchste Ordnung und Reinlichkeit ausgezeichnete des Herrn A. B. Lanitz in der großen Büderstraße vorzugsweise zu empfehlen seyn dürfte, ihre Abonnenten abtrünnig zu machen. Es ist freilich nicht gelungen.

Neulich erschien in Altona bei Lesser ein Buch: „Briefe an eine Mystikerin!" von einem gewissen Hrn. Clemens. Ich habe das Buch nicht gesehen; aber, lesen Sie es um Gottes willen nicht; es muß viel aqua tofana enthalten, denn es hatte die Presse nur kaum verlassen, als der Hamburger Senat für gut befand, es zu verbieten. Sollte das Christenthum, welches ehemals die Titanen-Angriffe eines Voltaire und anderer Himmelsstürmer aushielt und aus jedem Kampf nur glänzender und reiner hervortrat, weil es in jedem Kampf diese oder jene Verbrämung, womit seine allzu vorsichtige Amme, die Geistlichkeit, es verhängt hatte, verlor, heut zu Tage wirklich so siech und elend seyn, daß jedes rauhe Lüftchen ihm den Tod bringen könne? Ich glaub' es nicht! Aber ich glaube: hätt' es nie eine Wärterin gehabt — es bedürfte jetzt keines Arztes.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 29. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 3. Februar. 1836.

Der Soldat.

Auf blut'gem Schlachtgefilde liegt,
Von Leichen rings bewacht,
Der treue, tapfre Kriegersmann,
Um ihn die graue Nacht.

Aus seiner Seite fließt das Blut,
Das edle Heldenblut,
Und durch das bleiche Angesicht
Zieht letzte Lebensgluth.

Da denkt er noch im letzten Schmerz
Der Dirn' im Heimathsort,
Die falsches Herzens, schnell und leicht,
Gebrochen Treu' und Wort.

„Fluch ihr, die einst mein Leben war,
Sie trieb mich in die Schlacht.
Was ihr ein neues Leben gab,
Hat mir den Tod gebracht."

Da naht sich durch die finst're Nacht
Ein leiser Schritt daher.
Ein Mädchenschritt bei Fackellicht;
Das Mädchen athmet schwer.

Als sie den Sterbenden erkannt,
Wirft sie mit Angst und Graus
Sich auf die theure Leiche hin —
Und löscht die Fackel aus.

Und dort im Osten wird es hell;
Das Mondenlicht glänzt mild
Auf Bergeshöhen, und bescheint
Ein traurig Todtenbild.

Doch sieh'! da regt sich's unter ihr,
Es zuckt so leis' und still,
Als wenn die ausgestorbne Brust
Noch einmal schlagen will.

Und sie, von Graun und Lust durchbebt,
Hebt zitternd sich empor,
Und aus des Kriegers Seite dringt
Das helle Blut hervor.

Schnell reißt sie von den Busen sich
Das feine, weiße Tuch,
Deckt fest die tiefe Wunde zu,
Und betet frommen Spruch:

„O Herr des Lebens, laß ihn nicht
Im Zorne von mir geh'n,
Laß mich in seinem Angesicht
Verzeihung glänzen seh'n." —

Da hebt sich sanft das Augenlid
Zum neuen Blicke auf,
Und aus den matten Herzen dringt
Ein Athemzug herauf:

„Wer ist's, der aus dem Tode mich
Aus stiller, tiefer Gruft
Herauf in's milde Mondenlicht
Zum neuen Leben ruft?" —

„„O kennst Du denn Dein Mädchen nicht?
Du hast sie einst geliebt! —
Sie kann nicht leben, ohne Dich —
Zum Tod ist sie betrübt.

O nimm die Sünd'rin wieder auf,
Nimm meine Lieb' zurück —
Ach ohne Dich ist Leben — Tod
Und Kummer — alles Glück."" —

Und leise hebt er auf das Haupt,
Und schauet ernst und kalt,
Erst auf das Tuch auf seiner Brust,
Dann hin auf die Gestalt.

Und schaut sie lang und stille an
Mit kaltem Todtengraus —
Dann reißt er schnell das Tuch sich ab,
Und haucht das Leben aus.

Da stürmt es wild in ihrer Brust,
Weiß nicht mehr, was sie thut;
Schnell eilt sie fort, und Niemand weiß,
Wo's arme Mädchen ruht. Cygneus.

Der Predigermönch.

(Fortsezung.)

Nachdem Rügger gesprochen, blieb's wieder eine Weile todtenstill, gleichwie es unmittelbar nach dem Zusammensturz eines Hauses eine Minute schaurig still bleibt, bis der Schmerz der Lebendigvergrabenen und Schwerverwundeten, wenn er die Bestürzung überwunden, unter den Trümmern hervorschreit. Fahl und starr, einer Leiche gleich, stand der Seckelmeister Bilgeri und mehrere seiner Muths- und Leidensgenossen, wie z. B. Hans Futschi und Andere. Zuerst erhob sich zürnend Herr Beringer von Hohenlandenberg und schrie: Was will dieser Mensch? Wer darf es wagen, also zu seiner hohen Obrigkeit zu reden, ihre Gerechtigkeit und Treuheit öffentlich in Zweifel zu stellen und Neuerungen anzurathen, welche die alten Gebräuche unseres Stadtlebens tödtlich verletzen? Ist denn der Richtbrief, auf welchen dieser Meuterer und Rebell, als auf die Verfassungsurkunde sich beruft, heiliger, als das Vertrauen, welches euere Väter Jahrhunderte lang unsern Familien schenkten? Ist nicht dies allgemeine Vertrauen ein Nachtrag, eine Erläuterung des Richtbriefs, die eben so gut von der gesetzgebenden Behörde ausgegangen sind, wie in früherer Zeit der Richtbrief selbst? Wir haben uns Rechte gegen euch erworben; ihr seyd Pflichten gegen uns eingegangen: wir werden auf beiden halten bis in den Tod, und ich rufe die zwei andern Rotten und jeden wohldenkenden Bürger gegen solches Ansinnen zu Hilfe und befehle, daß man diesen Mann ergreife und nach Verdienen bestrafe. Stadtknechte packt ihn!

Aber die Stadtknechte packten ihn nicht, sondern standen unbeweglich an ihren Plätzen. Da winkte der Ritter Landenberg seinem Freund Schäfli, und sie sprangen jetzt selbst auf den kecken Schuster los, um ihn gefangen zu nehmen; doch rasch vertraten ihnen die Ritter Rüdiger Manesse und Hans von Glaris (Tschudi) den Weg und stießen die verwegenen Angreifer mit kräftigen Eisenfäusten zurück. Hierauf wandte sich erst Rüdiger, und sodann Hans v. Glaris, an das murrende Volk und unterstützten beredt und eifrig das Begehren des Schuhmachers Rügger: »dasselbe ist gänzlich verfassungsgemäß, sprach Manesse; wozu wären wir sonst hier versammelt? Wenn das Regiment sich, wie ein anderes Erbe, blindlings auf die Nachkommen gewisser Geschlechter übertrüge: so gäb' es keine Bürgergemeine mehr, sondern die Nichtregenten wären eben weiter nichts, als eitel dienendes Volk. Wehe aber dem Regenten, welcher die Freiheit in Knechtschaft, eine selbstherrliche Gemeine, deren Willensvollstrecker er ist, in's Sclavenjoch beugen will, und wehe der Volksgemeine, die nicht eifersüchtig ihr Recht verwahrt, welche muthwillig, lässig und liederlich die ihr von Gott verliehene Befugniß aufgibt, sich ihre Gesetze selbst vorschreiben, ihre Amtleute selbst zu wählen. Wahrlich, ich sage euch: die Regenten, zu denen ich auch gehöre, stehen unter dem Volke und fallen den Gesetzen anheim; und der Richtbrief bestimmt das Maß unserer Verpflichtungen, das unserer Gewalt und auch das unserer Strafe genau, sofern wir unsere Befugniß überschreiten. Erinnert euch, edle Herren und Miträthe z. B. an den Paragraphum, welcher ausdrücklich sagt: »Verbandt wirt, swer des rates mit zwey geloubsamen mannen mit geschwornem eide überheit wirt.« Wo ist da das Zugeständniß unserer Unverletzlichkeit, Unfehlbarkeit und Unumschränktheit? Nein, edle Collegen, wir sind zur Rechenschaft verpflichtet; das Begehren der Bürger ist billig und ich unterstütze es aus vollem, redlichem Herzen!«

Du kannst dir keinen Begriff machen, lieber Bruder, von dem Eindruck, den Rüdiger's Rede bei den Versammelten hervorbrachte. Sie zog recht eigentlich die Schleusen auf, welche bisher den Strom der Volksgesinnung und des Volksjubels zurückgehalten hatten, und nun donnerte er einher mit gewaltigem Rauschen, alle Rücksichten mit sich fortreißend und hundertjährige Vorurtheile in einem Ruck entwurzelnd. Ich habe stets vor Rüdigern einen gewissen Respectum gehabt; er besitzt am meisten Aufopferungsfähigkeit; denn ich glaube, er wäre im Stande, für einen großen Gedanken freudiglich zu sterben. Als er sprach und ich in sein edles, begeistertes Antlitz sah, kam mir die Bibelstelle in den Sinn: Circumfulsit illum lux de coelo. Dennoch, trotz der Tiefe seines Geistes und der Reinheit und Kraft seiner Gesinnung, gehört Rüdiger unser; denn er ist ein — Poet, und wir fesseln all' sein Gemüth und Wesen, und halten den aufstrebenden Genium zurück in den Gebieten kirchlicher Mysterien durch die Blumenketten einer lebhaften, überreichen Einbildungskraft. Doch zur Erzählung zurück.

Nach Manesse gab auch der Schneider Stagel seinen Pfeffer dazu. Er meinte, so klein er sey, hätte der Zufall ihn doch auch zu einem regimentsfähigen Junker machen können. Er habe oft und viel über die Sache nachgedacht, und doch zwischen einem Schneider der Stadt und einem Junker des Raths keinen andern Unterschied finden können, als daß der Eine das Tuch, der Andere das Recht verschneide; er trage nun darauf an, daß man einmal zur Abwechselung die politische Potenz der Rechtverschneider verschneide, d. h. ihnen die Scheere nehme, womit sie so viel Unfug getrieben. Ihr Herren, verdreht die Augen nicht: Katzengebet kommt nicht in den Himmel.

Die meisten Rathsherren standen wir arme Sünder, verwirrt und zerknirscht; selbst Landenberg wagte nicht länger, zu widerreden. Er gelobte vielmehr im Namen des Regiments die begehrte Rechenschaft abzulegen; doch bedinge er sich hiefür einige Fristtage aus, was denn auch der schlotternden Gesellschaft auf Brun's Verwenden hin, von den freiheitstrunkenen, aber in diesem Augenblick nicht ungroßmüthigen Bürgern verstattet wurde. Mit trübseligem Gesichte schlich sich Einer der Schuldigen nach dem Andern fort und sogleich wurde eine Art Zwischenregiment bestellt, an dessen Spitze natürlich Brun qua interrex zu stehen kam.

(Fortsezung folgt.)

Der Gesandte in Verlegenheit.

Die amerikanischen Republiken rühmen sich, wohlfeile Regierungen zu haben, und zwar aus dem guten Grunde, weil das Geld dort, selbst in der argentinischen Republik, selten, und das Gold in Mexiko weniger gemein ist, als in Paris und London. Regieren sich diese Republiken umsonst, so geschieht es deßhalb, weil sie aus der Noth eine Tugend machen. Man frage nur ihre Gesandten in Paris.

Diese Gesandten gehören nicht zu denjenigen, welche in prächtigen Equipagen fahren, die Majestät ihrer Souveraine mit fürstlichem Prunke repräsentiren und in ihren prächtigen Palästen mit einem Hofluxus leben.

Die Gesandten der amerikanischen Republiken wohnen in bescheidenen Miethlogis, zu 100 Francs monatlichen Zinses, wie Studenten oder Kaufleute aus der Provinz, oder ein Fremder, der die „Hauptstadt der Welt" mit wenigen Kosten sehen und kennen lernen will, und speisen nicht selten, wie man mir gesagt hat, zu 32 Sous.

Einer dieser wohlfeilen Gesandten hatte nun kürzlich einen Handelsvertrag mit der französischen Regierung unterzeichnet, durch den der französischen Industrie ein neuer Abzugsweg geöffnet werden sollte, und der Gesandte hatte sich mit dem Minister blos noch über einige Zusatzartikel zu verständigen. Der Tag zu dieser diplomatischen Conferenz war bestimmt, die Stunde hatte geschlagen, sie verging und der amerikanische Bevollmächtigte erschien nicht.

Welches Hinderniß konnte ihn abhalten? Ein politischer Scrupel, eine Sinnesänderung, ein diplomatisches Schmollen? Welche feindliche Macht sollte den Gesandten umgarnt haben? Hatte eine eifersüchtige Nation, um Frankreich zu schaden, die gänzliche Ratification des Vertrags verhindert? Man wußte nicht, welcher Ursache man die Zögerung zuschreiben sollte.

Endlich erschien der Gesandte, aber traurig, verlegen und ärgerlich.

— »Und der Vertrag?«

»Excellenz, es ist mir unmöglich gewesen, ihn mit zu bringen.«

— »Befand er sich nicht in Ihrem Hotel, in Ihrem Cabinet?«

»Leider, nein!«

— »Er ist Ihnen entwendet worden?—

»Nein, Excellenz! — man will mir ihn nicht geben.«

— »So hatte ihn ein Dritter?«

»Nein, Excellenz! — aber jetzt.«

— »Das begreife ich nicht.«

»Doch, es ist leicht zu begreifen, ich will Ihnen die Sache erklären.« Und der Gesandte erzählte aufrichtig, zwar ein wenig verlegen, daß sich der Vertrag in den Händen seiner Hauswirthin, einer wahren Harpye, befinde, deren Klauen er denselben nicht habe entwinden können. Er sagte aufrichtig und ohne diplomatischen Hinterhalt, das Ausbleiben eines seit zwei Monaten erwarteten Schiffs habe ihn in so große Verlegenheit gebracht, daß er bei seiner Wirthin allen Credit verloren, welche ihn eben angekündigt habe, sie könne nicht länger auf die so oft versprochenen amerikanischen Piaster warten, habe also das kleine Zimmer, welches er bisher bewohnt, weiter vermiethet, aber, um sicher zu seyn, auf alle seine Gesandtschaftshabseligkeiten, so wie auf den unglücklichen Vertrag, Beschlag gelegt. Alles sey versiegelt worden und liege auf einem Haufen in einer Bodenkammer, bis er seine Schulden bezahle. Dieser Verzug sey höchst gefährlich, da das Handelsinterresse der amerikanischen Republik darunter leiden oder gar eine Ratte über das wichtige diplomatische Actenstück kommen könne.

Was war zu thun? Ein ähnlicher Fall ist vielleicht in der Diplomatie noch nicht da gewesen; noch nie hat man erlebt, daß ein Gesandter aus seiner Wohnung vertrieben wurde, wie ein leichtsinniger Student, der die Miethe nicht bezahlt — wenigstens erwähnen die Geschichtsschreiber keinen solchen Vorfall. Die Verlegenheit mußte indeß auf irgend eine Weise beseitigt werden, und es gab dazu nur ein Mittel, da sich die Wirthin durchaus nicht dnrch die ferne Hoffnung auf Amerika verführen lassen wollte. Sie hatte nicht das geringste Zutrauen zu der Diplomatie der andern Welt und noch weniger zu der Zahlungsfähigkeit der amerikanischen Republiken. Selbst das Wort Republik war bei ihr gleichbedeutend mit Zahlungsunfähigkeit und Bankerott. Sie ging darin nun allerdings zu weit, aber wie sollte man ihr das Vorurtheil benehmen, ihr das kostbare Document entreißen, und überdies verhindern, daß der republikanische Diplomat nicht unter freiem Himmel schlafe?

Der Minister wandte das beste Mittel an; er schickte Einen seiner Secretaire mit 350 Francs ab, um damit die hartnäckige Frau zu bezahlen und den Vertrag dem Beschlage, dem Staube und den Ratten der Dachkammer zu entziehen. — Denselben Tag und noch dieselbe Stunde ward der Vertrag ratificirt.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Die Rettung. Herr Freundlich zeigt sich von einer neuen liebenswürdigen Seite.

Man saß wieder an den wohlbekannten Tischen, und schlürfte behaglich den dampfenden Kaffee hinein. Plötzlich sah man aus der Ferne dichte Staubwolken emporwirbeln. Neugierig traten Herr Freundlich und der österreichsche Husarenofficier an den Rand der Kunststraße, um zu sehen, wer da so gewaltig angejagt kommen möchte. Da kamen die Kunststraße herab zwei Rosse mit einem leichten Korbwagen in vollem Jagen dahergebraus't: Der Kutscher war vom Bocke herabgefallen, und zwei Damen saßen Hilfe rufend im Wagen. Alles wich erschrocken den verwilderten, schnaubenden Thieren aus, die immer wilder einherjagten. „Sie sind verloren," erklang's aus Aller Mund, und Alle starrten mit regungslosem Entsetzen das furchtbare Schauspiel an. Doch in demselben Nu schritt Hr. Freundlich entschlossen mit ausgespreitztem Kleide und Armen und einem „Br! Br!" den schäumenden Thieren entgegen, die vor dem seltsam unerwarteten Anblick stutzten, und unwillkürlich standen; aber ohne ihnen weiter Zeit zur Besinnung zu lassen, fielen ihnen gleichzeitig Herr Freundlich rechts, der Officier links in die Zügel und halfen zugleich den zitternden Damen, in denen man gleich den kleinen Liebling und deren Mutter erkannte, vom Wagen. Die Uebrigen hatten sich nun auch herbeigemacht. Die Präsidentin bemühte sich mit einer ihr recht wohlanstehenden Freundlichkeit um die beiden Damen, die sich endlich von ihrem Schrecken erholten. „Der Kutscher, der arme Mensch," sprach mit etwas fremdartigem Accent die junge Dame, und sah sich um, ob sie ihn nicht irgendwo ansichtig werden möchte; allein in demselben Augenblicke kam schon Hr. Freundlich, den Kutscher unter dem Arme heranführend. Er hatte sich in aller Stille, während die Uebrigen sich mit lauter Geschäftigkeit um die beiden Damen bemühten, auf den Weg gemacht, um den Verunglückten aufzusuchen, und fand ihn bald in einem Graben. Er hatte sich weiter nicht beschädigt, außer den rechten Fuß ein wenig gequetscht. Aber aus allen Umständen und Anzeigen konnte man nur zu leicht errathen, daß dieser Mensch stark betrunken gewesen seyn mußte, und sich noch nicht ganz ernüchtert hatte. Hr. Freundlich erklärte daher sogleich, er könne nicht zugeben, daß die Damen allein nach Hause führen, sondern werde jedenfalls mitfahren, und ohne weiter auf die ablehnenden Einreden der fremden Damen zu hören, schwang er sich auf den Bock. Die Damen setzten sich wieder ein, Herr Freundlich ergriff mit Festigkeit und sicherer Gewandtheit die Zügel, hieb kräftig auf die Gäule ein, und fuhr in raschem Trabe davon. „Der gute Herr Freundlich," rief lebhaft die Präsidentin, „man kann nicht anders, man muß ihm gut seyn. Doch auch wir müssen nach unseren Behausungen zurückkehren," und damit setzte sie sich in Bewegung und die Uebrigen folgten ihr. „Wo ist aber unser Ritter," wandte sich die Präsidentin fragend nach dem Zuge um, „ich meine," fügte sie hinzu, als sie die fragenden Blicke der Gesellschaft bemerkte, „den wackern Oesterreicher, der so entschlossen mitwirkte, die garstigen Thiere, die häßlichen Pferde zum Stehen zu bringen." „Zu Ihren Füßen," ließ sich von Oben die Stimme des muntern Husaren vernehmen, und man sah ihn von einer steilen Anhöhe mit großer Gewandtheit von Absatz zu Absatz herabspringen, und bald darauf die Kunststraße erreichen. Er ließ sich mit drolliger Galanterie auf ein Knie vor der Präsidentin nieder und reichte ihr einen Strauß wilder Rosen. Die Präsidentin nahm den dargebotenen Strauß, winkte pathetisch dem jungen Officier, und sprach mit komischer Würde: „von heute an, Ritter, dürft ihr meine Farben tragen," und warf einen ganz eigenen lächelnden Blick auf ein junges Mädchen, die schön und erröthend im Hintergrunde stand, gleichsam als ob sie sagen wollte: „Dich meint er eigentlich, mein Töchterchen." Es war nämlich ihre Tochter, ein junges, frisch aufblühendes Mädchen, die der junge, lebenslustige Oesterreicher wirklich in sein Herz geschlossen zu haben schien. Endlich hatte man Carlsbad erreicht, und man traf Herrn Freundlich, der auf der Wiese auf und nieder ging. „Sie guter, Herr Freundlich," rief ihm die Präsidentin schon von weitem entgegen, und reichte ihm die Hand. Freundlich drückte und schüttelte lebhaft die dargebotene Hand, äußerte aber zugleich gutmüthig abwehrend: „konnte nicht anders, bei Gott konnte nicht anders. Aber dafür hat mir die Holde auch ein freundliches „schönen Dank, lieber Herr," zugerufen. Aber an der Thüre stand schon der finstere Brunnenkönig, und schien mich und die Damen, besonders das junge, holdselige Mädchen mit seinen grimmigen Blicken durchbohren zu wollen. Er führte die junge Dame in das Haus hinein; aber deutlich konnte ich bemerken, daß einige Thränen aus den schönen, sanften Augen des Engels hervorperlten. Eine recht widerwärtige, fatale Creatur, dieser Brunnenkönig! Man sprach noch Einiges über diesen Gegenstand, und wünschte sich dann gegenseitig eine gute Nacht, und frohes Wiedersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Menschen werden grau, Hähne weiß. Ein Hahn bereits von einem Fuchs gepackt, aber noch glücklich gerettet verlor vor Schreck des Nachts seine kohlschwarzen Federn zur Hälfte. Bald darauf fielen ihm auch die übrigen aus und als sie von Neuem wuchsen, waren sie blendend weiß.

Lorenz Giordano zu Fiumara in Calabrien will das Verfahren erfunden haben, durch welches er im Stande ist, sechs volle Stunden unter dem Wasser zuzubringen, um daselbst ohne Gefahr versunkene Gegenstände aufzusuchen. Er bedingt sich für dieses Geschäft nur einen Antheil an dem geretteten Gute.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 30. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 4. Februar. **1836.**

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Der Erzbischof Guibert schlug die Augen nieder und lächelte froh vor sich hin zur Erde, weil er wußte, daß Cenci in den Bann gethan sey, daß Cenci also nur sich rächen und ihm wahrscheinlich den Stuhl vacant machen werde.

Cenci sahe das, verstand es aber anders und sprach zu ihm, während er den Finger gegen ihn aufhob und denselben langsam und lehrend und warnend hin und her schüttelte: Der ist ein Thor, der da glaubt, daß die Alten allein oder oft etwas ausrichten! Der Kluge fürchtet die Einzelnen: ihre Selbstmacht, ihre Rede, ihre Bewegungskunst! Erzbischof! trinkt! und lernt mich anders, anders ansehen! Ich bin schon zu empört. Sprecht Einer von Euch meinetwegen für den Kaiser, oder da jetzt die Deutschen keinen haben, sprecht für den König der Deutschen, für den Heinrich! Er ist zwar 25 Jahr alt, ist mündig, hat einen Mund — aber nicht hier! Wer redet für den König?

Ich! sprach der Herzog Gozelo. Papst Stephan der Zehnte hat so schon meiner Schwiegermutter Beatrice Mann, seinen Bruder, Gottfried den Großen, zum Kaiser machen wollen, damit endlich der Kaiser einmal Alles auf einmal für den Papst thue! Ich getraue mich also, als sein Waffengefährte gegen die Sachsen, für den König der Deutschen zu sprechen, ohne, wie die nunmehrige Fabel Stephan X., mich von einem Traume abschrecken zu lassen, da ich und wir Alle wachen — für Kaiser und Reich, für Stuhl und Türkenheit — denn mehr ist jetzt leider die Christenheit nicht... und ich rede also, als Er! und so kurz und grob wie Er: »Günstige Herren! Der Herr Antichrist ist geboren, ist los, ist groß! Ich weiß mir im Leibe — im Reiche mehr keinen Rath! Da ist lauter Unrath und Verrath. Liefert mir ihn aus, todt oder lebendig. Den Bischof Hanno von Cöln hat er mich als Knaben zu rauben und niederträchtig erziehen zu lassen befohlen. Meine Mutter, die Kaiserin Agnes, hat er nach Rom gelockt, wo sie nun ohne Sohn, aber ohne Bann lebt und sterben will. Der Papst wiegelt die Franzosen gegen ihren König auf; er will nicht eher ruhen, bis er mich um Reich und Leben gebracht; der Papst will einen andern Kaiser, ein Schaf! und hat einen Brief geschrieben an Alle, welche wünschen, unter die Schafe gezählt zu werden; er will mich in den Bann thun, und was nöthig ist, auch eine Bulle bellen, daß Jeder in den Bann verfalle, der den Bann für nichts hält, oder gar meint: wer in den Bann thue, befinde sich in einem Zustande des Verfluchens und der Unbarmherzigkeit, und sey darum selber der Barmherzigkeit werth. Zu dem Allen überzieht er die Lande mit seiner schwarzen Armee, die nur Befehle in aller Welt von ihm annehmen, also auch nur ihr Amt aus seinen Händen empfangen soll. Er zieht also mir, allen Fürsten und Edelleuten die Investitur aus, und dieselbe sich an, und streicht das Geld für Stab und Ring und alle die Pfründen ein, und uns weg! Und daß seine schwarze Armee noch weniger an Land und Leute mit Liebe gebunden sey, darum soll Keiner ein Weib, Keiner ein Kind haben! Summa, sein Maß des Unmaßes ist voll, und ich will ihn absetzen und zum After-Papst machen in Ewigkeit, und darum will ich einen neuen Papst machen, und der soll mein Erzbischof Guibert von Ravenna seyn! Der soll mich krönen zum Kaiser der Deutschen! — Das neue Kind der Welt soll Clemens der Dritte heißen!

Der Erzbischof stand ehrerbietig auf, und dankte kaiserlicher Majestät Gunst und Gnade, und sprach: Majestät macht den Freund zum Papste, der Papst wird sein Freund seyn, er wird den Clemens zur Wahrheit machen und ihn zum Kaiser der Deutschen krönen und sein Ge-

mahl Bertha zur Kaiserin. Was wollt Ihr nun thun, Präfect!

Durch alle seinen Unsinn habe ich noch keine Ursache gegen den Knecht der Knechte Gottes! Meine Engelsburg ist mir zu lieb! versetzte Cenci.

Er ist noch nicht gerührt! sprach Robert Guiscard.

Nur Geduld! vertröstete Gozelo die Andern. Der Kaiser hat noch mehr gesagt, und sprach zu mir und für mich also: Und Du, mein Freund — als nämlich ich, außer dem ich nur noch den Herzog von Apulien Robert Guiscard in Melfi zum Freunde habe — als nämlich Euch, lieber Normann — und Rudolph, den Herzog der klugen Schwaben, und Welf, den Herzog der aufgeklärten Baiern, und Berthold von Cärnthen, so lange, bis der heilige Pater der Pateriner sie mir zu meinen Feinden macht, lieber Gozelo, laß mich in deinem Namen sprechen: Wie entehrt Dich der Papst — als nämlich mich —! knirschte der höckrige Gottfried — hat er Dir nicht Dein Weib geraubt und mit ihr die Ehe gebrochen! Ein anderer blos leiblicher Ehebrecher läßt doch das unglückliche Schaf von Frau noch ihrem Manne, wie Grund und Boden, oder einen Obstbaum, von welchem er nur dann und wann Frucht stiehlt; aber ein Mann, der die Seele der Frau eines Andern so fromm und toll macht, daß sie mit der Seele den Leib ihm entzieht und mit dem Leibe die Seele, das ist ein teuflischer Ehebrecher. Und das ist Gregor! brüllte beinahe vor Schande und Rache der buckliche Gottfried. Deßwegen — setzte er trocken hinzu, widerspreche ich Keinem, wer ihm auch den leiblichen Ehebruch mit meinem Weibe Mathilde in's Angesicht sagt*). Nun Cenci, Präfect, Freund des Kaisers, Ehemann, was sagst Du dazu?

Und Cenci sagte trocken: Meine treue Frau heißt Livia. Du thust mir in der Seele leid, aber — — Du vergibst, ich liebe meine Frau, darum lieb' ich mein Leben bis weiteres. Aber für Euch, künftig heiliger Vater, könnte ich reden und rede: Ich wünsche durch den Cenci zu werden, was Gregor ist; denn Niemand ist mit ihm zufrieden. In Pavia hat das Volk den Bischof Arialb erschlagen, der den Geistlichen keine Frauen zulassen wollte. Dafür hat ihn der Papst heilig gesprochen. Er stank todt ganz furchtbar, hat Landulph gesagt; der Papst aber hat gesagt: Er reucht wie Veilchen! So verschieden sind die Nasen! In Mainz hat der Erzbischof Siegfried dem Papst nichts Aergeres thun können, als ihm zu gehorchen und seine Decrete abzulesen, daß die Geistlichen binnen sechs Monaten die Weiber verstoßen sollten und dann auf ewig — denn lebenslang ist für den Menschen ewig — ohne Frau zu leben. Denn diese etwas unparadiesische Rede hat solchen Grimm und solche Wuth hervorgebracht, daß der Erzbischof im Entlaufen heimlich gelacht und sich herzlich gefreut: die Weiber dem Papst auf den Hals zu hetzen! Denn es ist nun eine Ehrensache für alle Weiber auf Erden geworden: einen römischen Geistlichen zum Manne zu haben. So lange sind sie für giftig, für den unheiligen Abschaum der Menschheit erklärt, da sie doch der heilige Geist seiner Beschattung in Einer Alle gewürdigt. In Cambray hat das liebe richtig fühlende richtende Volk sogar den Geistlichen verbrannt, der es abhalten wollte, zu einem Priester in die Kirche zu gehen, der seine Frau noch nicht für einen Wegwurf angesehen und sie weggeworfen mit ihren und seinen Kindern! Und solche Schätze wegzuwerfen, die das Leben sind und bedeuten, sollen alle Millionen künftige Geistliche im Voraus so verblendet und rasend, so toll-fromm seyn, nämlich geloben: auslöschende, blüthenlose, fruchtlose Menschen zu seyn, und doch Menschen zu seyn! Diesen Frevel erkennt das Volk, das gemeine Volk und nimmt seine Priester in Schutz. Und so hat das sachverständige Volk in Mailand, wie mir der Bischof Atto erst heut' erzählte, als ich mit ihm von Ostia nach Rom hieher ritt, es hat in seinem Freistaat die beiden Metropolitankirchen, der Maria warme Winterwohnung oder Winterkirche und der heiligen Thekla kühles Sommerlogis oder Sommerkirche, die Nazariikirche und Stephanskirche abgebrannt, und schon gerufen: lieber gar keine Kirchen, als gotteslästerliche Häuser und Diener . . .

(Fortsetzung folgt.)

*) Fiorentini, Memorie di Matilda, Lib. I.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Jetzt war der Sieg gewonnen. Ein unendlicher Jubel zog durch die Stadt. Ueberall ließ man Brun und Manesse hoch leben, und das dauerte bis in die Nacht hinein.

Es ist ein seltsam Ding um den Menschen und seine Unbeständigkeit. Das Hosiannah und Kreuzige folgen sich bei keinem Wesen so jach auf einander, wie bei ihm, und die Tritte, welche der erst noch Gefeierte nach seinem Fall von allen Seiten empfängt, müssen um so schmerzlicher seyn, weil sie von Menschen und nicht von Eseln herrühren. Ein Thier mag nicht in seinem Gemüth verletzt werden, weil es keines hat; es mag nicht auf Leben und Tod getäuscht werden, weil seine Forderungen und Erwartungen nie geistiger Natur sind; — kurz, das feine, subtile Product der **nervorum cerebri humani**, welches man **Bewußtseyn** nennt, ist es eben, was dem Menschen im Unglück tausend Mal niedergeschlagener, im Glück tausend Mal übermüthiger macht, als jede andere Creatur. Und so sah ich denn diese erst noch stolzen und unumschränkten Beherrscher der Stadt furchtbar gedemüthigt; sah, wie sie sich unter dem Gefühl gegenwärtiger Schande, Noth und Todesgefahr und unter dem bittern Andenken verlorener Größe und Gewalt wanden und krümmten gleich verletztem, getretenem Gewürm; — sah aber auch diese herzlose Menge, welche vor

wenig Stunden sie noch hündisch umkroch, die Gefallenen beschimpfen und begeifern und die neuen Götzen umtanzen, wie die Ebräer das goldene Kalb Aaron's. Gewiß, mein Bruder, wenn das Christenthum nicht eine **inventio sacerdotalis**, sondern eine Wahrheit wäre und seine Verheißungen und Drohungen erfüllt würden: die ganze Menschheit, fast ohne eine einige Ausnahme, hätte das schlechte Vergnügen, im höllischen Pfuhl zu bräten; denn im christlichen Lichte betrachtet, ist sie keine Obol werth!.... Item: dem Geschiedten gehört die Welt, und er hat das Recht, dieß Volk als Werk- und Spielzeug zu benutzen, weil er es — verachtet. Das ist unser Glaubensbekenntniß, mein Bruder; aber nur **sub rosa**. Verkündigten wir dies Evangelium von allen Dächern: so wär's mit unserm Witz ebenfalls nicht weit her. Doch ich ergreife den Faden wieder, den diese **reflexio** mir entzogen hatte.

Drei Wochen verstrichen, die verlangte Rechenschaft wurde nicht gegeben. Vielmehr kamen die erschrockenen Patricier wieder zu Athem und wähnten, das Ding sey nicht so ernstlich gemeint und das Fieber werde sich schon noch legen, zumal wenn es ihnen gelänge, die Ursächer desselben durch ein **Antidotum** aus dem Wege zu räumen. Ich erfuhr sehr bald, daß in Schäfli's Hause nächtlicher Weile nächtliche Zusammenkünfte gehalten würden. Den Vorsitz in diesen Versammlungen führte Landenberg, und es war ihm und ein paar andern thätigen Junkern gelungen, einige und vierzig Lumpen aus dem verächtlichsten Stadtgesindel, nebst einer kleinen Zahl Seeleute durch Geldkatzen zusammenzutreiben. Nun hatte Brun keine Ruhe mehr. Nichts ist verächtlicher als eine Memme, die mit Macht bekleidet ist und sich in Gefahr wähnt, sie zu verlieren. Da pflegt sie alle ihre Streitkräfte zu sammeln, um eine Laus zu tödten, und thürmt einen Wall von Leichen um sich auf, damit sie vor dem Pfeile geschützt sey, den im fernen Walde ein Jäger losschnellt, um — einen Hasen zu treffen. Was für Anordnungen wurden nicht gemacht, was für Versammlungen gehalten, bis der Embryo geburtsreif war! — Endlich brach das Wetter los.

Auf Sanct Johann des Baptisten Tag hatte Brun alle drei Rathsrotten, worunter noch immer die bezeichneten Opfer saßen, auf dem Rathhause versammelt. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, kam über die untere Brücke, die Marktgasse herunter und die Schiffländi herauf, eine Menge Volks vor das Rathhaus gelaufen und umrauschte und umtobte es, wie ein stürmisches Meer. Gräuliche Verwünschungen und Drohungen wurden ausgestoßen; man forderte die Bilgeri, Schäfli, Landenberg, Müller u. A. herunter; der patriotische Metzger Brühhund rüttelte also an der eichenen Thüre und stieß mit seinen kolbenartigen Füßen so heftig drauf los, daß nur ihre außerordentliche Dicke und Eisenhaltigkeit Widerstand leisten mochte. Von den breiten Schultern des Gerbers Lederthöß war der kecke Schneider Stagel an ein unverwahrtes Fenster des ersten Stockwerks geklettert, schien aber trotz den eifrigen Zureden der Untenstehenden, nicht sonderliche Lust zu haben, hineinzuschlüpfen und die Rathhausthüre von innen zu öffnen. Er behauptete, das Hinuntersteigen sey mit ungeheuern Schwierigkeiten verbunden, sintemal das Fenster auf eine Treppe gehe, auf welcher er unfehlbar den Hals bräche, wenn er dem Feuer seines Patriotismus folgen würde.

Nolite timere! rief der Schulmeister Roßgiebel, indem er sich an die ungeduldige Menge wandte, fürchtet euch nicht: der kühne Bürger will sich nicht muthwillig in Gefahr stürzen; er wird am Ende noch seinen **Patriotismum** überleben, und das gibt ein Methusalemsalter. O du tapferer **piscis sartorum**, o du Nadel ohne Oehr, du Nähtling ohne Knoten, komm wieder herab und stelle dich wie wir, **extra portam**, weil dir das **intra** so viel **horror** verursacht. Oder soll ich ihn herunterholen: **quid vultis mihi dare, amici?**

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Der Brunnenkönig fängt an sich zu regen. Der Hans-Heiling-Fels. Die Schreckensscene.

Einige Tage nach dem eben erzählten Auftritte ging Cäsareon nach seiner gewohnten Weise in der schönen Allee spazieren, die nach dem Posthofe führt. Da kam aus einem Seitengange der Brunnenkönig zu seiner nicht geringen Verwunderung gerade auf ihn zu. „Ich glaube mich nicht zu irren," nahm er das Wort und lüpfte zugleich ein wenig seinen Hut, „wenn ich annehme, daß Sie mit dem wunderlichen kleinen Menschen näher bekannt sind, den man sich überall wichtig machen sieht. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie denselben Namens meiner recht ernstlich und angelegentlich bitten wollten, doch ja nicht auf eine so auffällige Weise den Angenehmen und Liebenswürdigen gegen die junge fremde Dame spielen zu wollen, es kleidet ihn wahrlich schlecht." „Ich weiß nicht, mein Herr," entgegnete Cäsareon, „wie ich dazu komme, daß Sie mir einen solchen Auftrag an Herrn Freundlich geben, und wodurch Sie sich überhaupt berechtigt halten können, einen solchen Ton anzunehmen." „Mein Recht dazu," sagte der Fremde, „wird Ihnen wohl nicht länger mehr zweifelhaft seyn, wenn ich Ihnen bemerke, daß Gräfin Valerie meine Braut ist." „Dann hätten Sie," erwiderte Cäsareon, „eher Ursache, Herrn Freundlich, der Ihrer Braut das Leben gerettet hat, zu danken, als ihm unfreundlich oder gar feindlich zu begegnen." „Zufall, weiter nichts als

Zufall," murmelte düster der Fremde vor sich hin. „Halten Sie es wie Sie es wollen, mein Herr," nahm er wieder nach einigem Schweigen das Wort, „ich werde schon die Gelegenheit wahrzunehmen zu wissen, um diesen guten Herrn Freundlich selbst zu bedeuten." Dann lüpfte er abermals den Hut und ging. Auch Cäsareon setzte nachdenklich und kopfschüttelnd seinen Weg fort. Doch wie gerufen, kam ihm Herr Freundlich entgegen. Nachdem man sich gegenseitig gegrüßt hatte, theilte Cäsareon Herrn Freundlich die Unterredung mit, die er eben mit dem Brunnenkönig gehabt hatte. „Ei der Tausend," rief lachend Herr Freundlich, „rührt sich der auch. Nun bange machen gilt nicht, ich bin schon in meinem Leben mit manchem Eisenfresser fertig geworden, und werde auch mit dem Herrn Brunnenkönig fertig werden. Doch Apropos Sie fahren doch heute Nachmittag mit nach dem Hans-Heiling-Felsen?" Cäsareon erklärte sich dazu bereit, und am Nachmittage saß er mit Herrn Freundlich und Doctor Langsam im Wagen, und fuhr nach den etwa ½ Stunde von Carlsbad entfernten Dorfe Aiche. Man stieg hier, um eine Tasse Kaffee zu trinken, ab, und erfreute sich an dem Anblick eines freundlichen von der Eger durchschnittenen Thales, das man von einer hinter dem Gasthause befindlichen offenen Gallerie in seiner ganzen Ausdehnung übersehen konnte. Dann machte sich die kleine Gesellschaft, — denn die Präsidentin Friedeborn mit ihrer Tochter, die schöne Pragerin, der Humorist, der junge Husarenofficier befanden sich bereits auch dort, und schlossen sich an, — auf den Weg nach den Hans-Heiling-Felsen. Nämlich ½ Stunde von Aiche befindet sich eine enge Schlucht, die von beiden Seiten von ziemlich hohen, schroffen, dichtbewaldeten Bergen eingeschlossen und von der Eger durchschnitten wird, und die einen sehr romantischen Charakter hat, indem die hohen, schroffen Berge bald dicht zusammentreten, und sich vereinigen, bald wieder weiter auseinander treten, da sie denn selbst weiter, freier, heiterer wird. Gleich am Eingange dieser Schlucht, die sich bis nach Elnbogen hinzieht, befindet sich ein dicht bewachsener kegelförmiger Berg an dem man mitten aus dem Grün und dem Walde eine Menge seltsam geformter Steine hervorragen sieht, denen die Phantasie mancherlei Gestaltungen und Bestimmungen unterschieben kann. Hier befindet sich eine ganz einfache Kochanstalt, wo man Kaffee, auch Bier erhalten kann. Man betrachtete mit Neugier und Verwunderung die seltsam-grotesken Steingebilde. Dies ist der Hans-Heiling-Fels. „Warum mag er wohl der Hans-Heiling-Fels heißen?" ward von vielen Seiten gefragt. „O, da könnte ich Ihnen eine schöne Sage erzählen," nahm ein Geistlicher, der sich gleichfalls der Gesellschaft angeschlossen hatte, das Wort. „O erzählen Sie, erzählen Sie," bat man von allen Seiten und ließ sich an den hier aufgestellten Tischen nieder. Er aber begann folgender Maßen:

Vor grauen Jahrhunderten lebte in diesen Gegenden ein Hirt, Namens Hans Heiling. Er war ein armer, aber redlicher Bursche, und weidete seine Heerden hier auf den Bergen und in den Thälern, und blies sich auf seiner Schalmei manch' fröhliches Liedchen. Einst, da er wieder seine Lämmer hierher getrieben hatte, und sein Liedchen froh und wohlgemuth in die reinen, heitern Lüfte erklingen ließ, stand plötzlich, ohne, daß er recht wußte, von wannen sie gekommen sey, ein Frauenzimmer von wunderbarer Schönheit und gebietendem Wesen neben ihm. „Hans," sprach sie mit einer ungemein wohllautenden Stimme, „was treibst Du hier in meinem Gebiete." „Hohe Dame," erwiderte der erschrockene Hans, „ich habe wahrlich nicht gewußt, daß dies Euer Gebiet sey: verzeiht mir deßhalb, ich habe unwissend gefehlt." „Sey nur hübsch fromm und artig," entgegnete die Fremde mit bezaubernder Freundlichkeit, „und es wird Dir nichts geschehen; die Nymphe hier sieht gar gerne fromme und gute Menschen." „Was geht mich die Nixe an," sagte fast trotzig der Hirt. „Du! Du! hüte Dich!" rief da die Fremde und blitzte den erschrockenen Hirten zornig aus ihren großen, dunkelblauen Augen an. „Wenn Du mich wieder zu sprechen wünschst," nahm nach einigem Schweigen die wunderbare Fremde das Wort, „so wirf nur einen Kiesel dort in den Fluß, und rufe dabei: Heißperle! Du wirst mich dann augenblicklich hier wieder sehen." Hans verneigte sich scheu und ehrfurchtsvoll, doch als er wieder aufblickte, war die Fremde verschwunden. Hans ging seitdem träumerisch und unruhig sinnend hinter seiner Heerde einher. Er wünschte die wunderbare Fremde zu sprechen, und wünschte es auch nicht. „Wer mag sie denn seyn," sprach einst halblaut der Hirt vor sich hin, „ich habe doch manches Jahr hier gehütet, und nie etwas von einem vornehmen Herzoge gehört, und eine Herzochstochter muß die Fremde wenigstens seyn, sie hatte wenigstens ganz die vornehme und unzufriedene Miene einer solchen." „Ich kann's ja versuchen," sprach er wieder nach einigem Schweigen halblaut vor sich hin, nahm einen Kiesel, warf ihn in die Eger und rief laut: „Heißperle! Heißperle!" Und ihm zur Seite stand die Fremde. Sie erwies sich gar hold und freundlich, und sprach lieblich und huldvoll mit dem Hirten von den verborgenen Eigenschaften der Kräuter und Pflanzen, von den Sternen und andern tiefsinnigen Dingen. „Ach könnte ich doch immer Deine weisheitsvollen Reden hören," rief wehmüthig der Hirt, als er bemerkte, daß die Fremde Miene machte, sich zu entfernen. „So sey mein," sprach die Fremde, „ich will Dich reich, mächtig und vornehm machen." Du sollst ein König und Gebieter über unermeßliche Schätze und unergründliche Geheimnisse werden." „Ich, ein armer Hirt," brachte leise und furchtsam der arme Hans hervor, und Du! wer bist Du? Wie nennen sich Deine Eltern? Wo wohnen sie? Wie darf ich mich unterfangen, unter sie zu treten? Wie kann ich mich," — doch hier bemerkte der gute Hans, das Er allein zu den Wäldern und Bergen spreche. Die Fremde war weg. Reich! Ein König! Vornehm! Das waren die Gedanken und Betrachtungen, die Heiling's Seele Tag und Nacht beschäftigten. Schon am dritten Tage nach der Unterredung mit der wunderbaren Fremden stand er schon wieder an der Eger, warf einen Kiesel hinein, und rief überlaut: „Heißperle! Heißperle!" Und wieder stand die Fremde vor ihm; aber Heiling konnte die geblendeten Augen nicht zu ihr erheben; denn sie strahlte, glänzte, blitzte von edlen Perlen und Steinen. „Erhabene Prinzeß," stammelte der Hirt, der sich nur mühsam zu fassen vermochte, „ich möchte ein König werden. O mach' mich zum Könige." (Forts. f.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 31. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 5. Februar. **1836.**

Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre aller Völker der alten und neuen Welt. Von **Dr. Vollmer.** gr. 8. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagshandlung. 8 Lieferungen, jede von 10 Bogen Text nebst Abbild. Preis jeder Lief. 12 Gr.

Es fehlt der Literatur keineswegs an großen guten und schlechten, schönen und gründlichen, trefflichen und vollständigen, umfangreichen und prächtigen Werken über die Mythologie der Griechen und Römer, der Aegypter, Indier, Asiaten, Deutschen, Slaven und Nordvölker, und dem Liebhaber bieten sich dieselben in jeder innern und äußern Form dar. Hier als schmächtige Programme und Dissertationen, dort als mittelmäßige-dicke Compendien und Schulbücher, hier als schlanke belletristische Beiläufer zu Damen und süßer Herren Gebrauch, dort als zusammengedrängte Wörterbücher, wohl gar zugestutzt und mundrecht gemacht, wie die weiland (nichtsnützigen) Ausgaben der Classiker in usum Delphini, hier als bändereiche Lexika nach den Forderungen des gründlich Gelehrten mit Text und Wolken von Anmerkungen, Erläuterungen, Citaten und Zusätzen, Addenden, Corollarien und Excursen, dort als mythologische und archäologische Zeichen- und Kupferwerke, allein zu Cabinets- und Bibliothekstücken sich eignend, unerschwinglich, wegen ihrer Kostbarkeit, der gelehrten Armuth. Aber ein Werk, das die Mythologie aller Völker und aller Erdtheile, aller Inseln und Küsten, aller Himmelsgegenden mit Gigantenarmen umfaßt und mit aushaltender Kraft zu genügendem Gebrauch festhält, ein solches Werk gibt uns jetzt erst Hr. Dr. Vollmer. Es hat dieser Mann zu seinem großen Vorhaben mit bewundernswerthem Fleiße Alles gesammelt, vorbereitet, ausgewählt und geordnet, was irgend dienlich schien; er hat sich ausgerüstet mit allen Hilfsmitteln, welche die Allen zugängliche Literatur bietet, mit seltenen Werken, die eigene Aufopferung von Mühe, Zeit und Geld aufbringen konnte, mit den kostbaren Schätzen der Stuttgarter Bibliotheken, so wie den höchst schätzenswerthen Seltenheiten und Kostbarkeiten der königl. Privatbibliothek. Und so ist denn ein Werk zu Tage gekommen, das seines gleichen bis heute und auf lange Zeit hinaus nicht zu finden im Stande ist. Es trägt im Ganzen einen geschichtlichen Charakter. Muthmaßungen, symbolische Deutungen und wie die Dinge alle heißen, die ein unendlich weites Feld dem Scharfsinn des Gelehrten nicht nur, sondern auch seiner Phantasie zu durchmessen bieten, sind meistentheils zur Seite geschoben. So sehr wir dieß im Allgemeinen billigen müssen, so wünschten wir doch im Einzelnen, der Hr. Verf. hätte sich hierin zuweilen weniger apathisch gezeigt und dafür manchen rein geschichtlichen oder gar zu minutiös-mythologischen Artikel ausgelassen. Doch auch wie es ist, muß das Werk als etwas höchst Verdienstvolles bezeichnet werden, und wir stehen nicht an, ihm den Lorbeer zu reichen. Des leichtern Gebrauchs wegen ist das Buch alphabetarisch gearbeitet, und um dessen Anschaffung dem Publicum zu erleichtern ist dessen Erscheinen in Heften angeordnet. Neben der Ausstattung durch trefflichen Druck und mit Velinpapier muß man die Menge der beigegebenen schönen, nützlich veranschaulichenden und für ihren Gegenstand gewinnenden Stahlstiche, Lithographieen und Umrisse rühmen, die nach den alten classischen archäologischen Werken gefertigt sind.

Eichenblätter. Sammlung alter deutscher Romanzen, Schwänke und Balladen von A. Fischer und A. Böttger. Leipzig, Weygand'sche Buchhandlung. 1835. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Volkspoesie ist die wahrste, denn sie geht unmittelbar aus dem Gemüth eines ganzen Volkes hervor und ist der treue Spiegel seines Charakters, treuer als die Geschichte selbst, die gewöhnlich nur die äußeren Ereignisse und Einwirkungen wiedergibt, ohne die inneren Motive, während jene die inneren abschildert. Je poetischer ein Volk, um so vorzüglicher seine Volkspoesie. Die Geschichte dieser wäre die Geschichte des in-

neren Gemüthslebens eines Volkes. Wir Deutsche besitzen trotz unsern herrlichen Volksliedern noch keine, eben so wenig eine möglichst vollständige Sammlung derselben, die, chronologisch geordnet, uns jene factisch geben könnte. Wir haben manche Sammlungen, aber alle noch ungeordnet, sowohl der Zeit als dem Inhalt nach; dessenungeachtet können wir jede neue willkommen heißen, wenn sie uns Gutes und Neues bringt, zudem wird ja einem späteren ordnenden Sammler in die Hand gearbeitet. Eine besondere Sammlung von alten deutschen Romanzen und Balladen haben wir bis jetzt noch nicht gehabt, so viel mir bekannt; darum heißen wir die vorliegende doppelt willkommen, die überdieß das Verdienst hat, nach ihrer Verwandtschaft in verschiedene Abtheilungen von „Lieder-Romanzen," Romanzen und Schwänke," „Balladen" und „historische Romanzen" geordnet zu seyn. Bisher Ungedrucktes bringen die Herausgeber nicht, aber der Fleiß und die Aufmerksamkeit, mit denen sie gesammelt haben, verdient alle Anerkennung; nur sehe ich keinen Grund ein, warum sie öfter nicht die Sammlung angegeben haben, aus welcher sie die aufgenommenen Gedichte entlehnt, sondern bloß die ursprünglichen Quellen dieser anzeigen. So findet man z. B. „Fliegendes Blatt" statt aus „des Knaben Wunderhorn ꝛc., während es doch ein unverkennbarer Abdruck aus dieser oder jener Sammlung ist. Doch sind auch wieder andermal die Quellen redlich angegeben, was nur ganz durchgeführt hätte werden sollen. — Ueber Auswahl und Vollständigkeit der Sammlung wollen wir nicht mit den Herausgebern rechten. Aber sie haben versucht, bei den älteren Gedichten einzelne Ausdrücke und Formen unserem neuen Sprachgebrauch anzupassen, und das ist ihnen recht gut, zuweilen aber auch mißlungen, wobei denn noch viele den gewöhnlichen Lesern unverständliche Wörter in demselben Gedichte stehen geblieben sind. Die wahren Volkslieder, die im Volke leben und von Mund zu Mund gegangen sind, sind durch den Gebrauch schon so weit abgeschliffen, daß sie uns verständlich erscheinen; wagt man sie zu ändern, so sind sie jene Volkslieder nicht mehr. Mit einem einzigen unbehilflichen Worte kann der zarte Hauch, der Schmelz der Volksthümlichkeit verwischt werden. Einen gar feinen poetischen Sinn, gereifte Kräfte, Erfahrung und Urtheil verlangt ein solches Unternehmen, soll es wahrhaft gelingen. Die buchhändlerische Ausstattung ist sehr zu loben, und somit sey das Buch bestens empfohlen.

Was ist Verfassung? Zur Würdigung der Schrift eines Neupreußen: »Bedarf Preußen einer Constitution?« Aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaft beantwortet von Dr. L. Thilo. Breslau, 1835. Richter'sche Buchhandlung. gr. 8. 140 S. 12 Gr.

Es ist unstreitig ein vergriffenes und tadelnswerthes Streben, wenn man eine Sache ihrer natürlichen Bestimmung entzieht, und deßhalb muß ich die obige Broschüre tadeln. Die Flugschrift: „Bedarf Preußen einer Constitution?" gehört einen Augenblick der Lächerlichkeit und alsdann der Verwesung an, welche letztere sie um so eher ergreifen wird, da ein unerträglicher Modergeruch uns von jeder Seite jener Schrift entgegenströmt. Der Verf. des Obigen hat daher unrecht, daß er jene Broschüre ihrem Todtenschlummer entreißt und sie einer breiten Erörterung würdigt. Er hat noch größeres Unrecht, diese wurmstichige Grundbasis zu wählen und eine Verfassungstheorie dagegen anzulehnen. Diese Ansicht drängt sich dem Leser bei der Vorrede unwillkürlich auf; aber kommt man erst weiter, so gelangt man zur Ueberzeugung, daß der Grund wohl ausreichen werde, weil das Gebäude eben auch nur federleicht und unhaltbar ist. Der Verf. betrachtet die Verfassungen aus dem Gesichtspuncte der Staatskunst. Aber diese Staatskunst ist nicht die allgemeine, sondern die specielle Staatskunst. Sie geht in Hoftracht umher und friert, denn es ist Winter bei ihr. Sie hat Orden fünfter Classe im Knopfloch hängen und schaut ängstlich nach der Hauptwache, ob sie nicht unter's Gewehr trete, um irgend einen Staatswagen zu begrüßen, und wenn einer kommt, so bückt sich die Staatskunst sehr tief und geht dann fort, nach der Theorie der Verfassung. Hier nun spaziert sie bedächtig um die Grenzen herum, und wenn sie an die Wege kommt, welche zum Centrum führen und dort die Wegweiser sieht, mit der Aufschrift: „Nach Rotteck;" „nach Mirabeau;" „nach Carnot;" „nach Jefferson" u. s. w., so stellt sich ihrer Phantasie ein Pfahl dar mit der Aufschrift: „Verbotener Weg" und die Staatskunst schrickt zurück, macht einen Bückling und geht weiter der Grenze entlang. Nachdem sie sich so orientirt hat, geht die Staatskunst nach Hause und schreibt eine Broschüre: „Was ist Verfassung?" Ich brauche nun dem Leser nicht mehr zu sagen, was er zu erwarten hat. Er findet im Buche eine breite Polemik, recht viele Gemeinplätze, einige schöne Redensarten und ängstlich gewählte Citate aus Plato, Plutarch, Cicero und Montesquieu; nur Eines sucht er vergebens, nämlich: „Was ist Verfassung?" — Druck und Papier sind gut.

Hephata oder Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse eines Freimaurers. Mit erläuternden Abbildungen. Leipzig, bei Carl Andrä. 1836. 2 Rthlr.

Unter diesem Titel ist ein sehr merkwürdiges Werk von unbekannter Hand erschienen, welches in der maurerischen Welt großes Aufsehen machen wird, da noch so viele Menschen an dieser veralteten Reliquie der Zeit der aufstrebenden Menschenrechte hängen. Die Freimaurerei war möglich in der Zeit, wo man nur die Religion der Kirche haben durfte; sie hat viel Gutes geleistet in der Zeit, wo nur der Edelmann ein Mensch war, der Bürgerliche, der Paria, an den gnädigen Herrn Von, wie zu einem höheren Wesen, emporsehen mußte. Damals war es gut, wenigstens hinter wohlverwahrten Mauern zu lehren: jeden Menschen als Bruder zu achten. Jetzt, seit die französische Revolution diese Lehre mittelst ihrer Kanonen dem ganzen Europa in die Ohren gedonnert hat, ist die Freimaurerei zur Antiquität geworden, man bedarf ihrer nicht mehr. Da aber dennoch noch so Viele, mitunter gescheidte Leute ihre Kräfte dieser Reliquie widmen, die sie wichtigeren Zwecken schenken könnten, ist es wohl an der Zeit — wie der ungenannte Verfasser gethan —, die Welt auf diese nutzlose Versplitterung von Zeit und Geld

aufmerksam zu machen. Der Verfasser hat dabei das rechte Mittel gewählt; denn triftige Gründe und Ueberzeugung werden bei solchen veralterten Gewohnheiten — wozu die sonst so heilige Sache herabgesunken ist — umsonst angewandt. Er hat die gefährlichste Waffe hervorgesucht — er hat die jetzige Freimaurerei lächerlich gemacht. Das war das rechte Mittel. Was vor 80 Jahren, vor 100 und mehr Jahren möglich war, ist jetzt nicht mehr. Für den ehrwürdigen Meister vom Stuhl im Orient zum silbernen Prügel waren vor 58 Jahren der Fallschirm, die Laufbank und das Steckenpferd recht nothwendige Dinge, um ihm auf die Beine zu helfen. Allein wenn er diese Mittel jetzt noch bei Leuten anwenden wollte, die schon seit mehr als 20 Jahren auf eignen Füßen stehen können; so ist dieß eine Lächerlichkeit, die nicht genug gegeißelt werden könnte. Niemand wird dem Gängelbande und der Laufbank ihren Nutzen für die Kinder absprechen; sie werden stets eine heilige Sache für das Heranwachsen des physischen Menschen seyn. Aber sie haben für den Erwachsenen ihren Werth verloren.

Darum ist das vorliegende Werk wirklich ein Wort zu seiner Zeit!

Dixi durch 3+3.

Briefe eines Liebenden. Von Dr. Leopold Bornitz. Eingeleitet von Fr. Schleiermacher. Cöln und Aachen. bei Ludwig Kohnen. 8. S. IV. und 124. 20 Gr.

Einer Herrschaft über die Sprache, wie die vorliegende Schrift sie beweist, dürfen nur wenige Schriftsteller sich rühmen. Bornitz's Rede gleicht den sanften Zügen eines schönen Mädchens, welchem ein Feuergedanke, den es uns nicht mittheilt, den Purpur der Wangen erhöht und dem strahlenden Auge entblitzt, und wie ein solches umgarnt sie uns Anfangs mit ihrem Zauber. Aber eben wie wir die Jungfrau lassen, wenn der Reiz des Augenblicks sich nicht fortsetzt, und zu dem äußern Werthe kein innerer uns erkennbar tritt, so schließen wir mißvergnügt das vorliegende Buch, welches völlig auszulesen, nur die Hoffnung uns vermochte, auf jeder folgenden Seite das auf der vorhergehenden Vermißte — Klarheit des Gedankens und Sinn — zu finden. Es schmerzt, daß so großer Reichthum zarten Wohllautes nutzlos da liegt, nichts Genießbares birgt. Den Inhalt des Buches soll ich Dir angeben, lieber Leser? Mit aller Weisheit Salomo's ausgestattet, magst Du es zehn Mal durchgrübeln, und Du fassest es noch nicht. Dunkle vage Empfindungen über dunkel angedeutete und noch dunkler und umrißloser aufgefaßte Gegenstände stehen planlos neben einander aufpostirt: außer den Ueberschriften läßt eine dann und wann angeredete Person uns schließen, daß wir Briefe lesen, und weil der Titel von einem Liebenden spricht, auch der Verfasser kein Thebaner scheint, vermuthen wir in ihr eine Dame, wobei wir übrigens nicht bergen, daß eines S. 30 besprochenen Kusses, des ihr beigelegten 16jährigen Alters und anderer Menschenthum andeutenden Merkmale ungeachtet, leichtlich, weiß Gott welch' ein mystischer Spuk darunter stecken könnte. Ueber Goethe und Kesselflickerei, über Schneiderhandwerk, Gall's Schädellehre und Schleiermacher's Philosophie, über alte und neue Götter, Rom und Babylon, christliche und heidnische Bonzen wird Prosa und Poesie aufgetischt, aber — begreifbar scheint Nichts! Mancher Satz beginnt freilich mit „da" oder „weil," aber der Elephant trabte eher auf einem Fuße, als hier die Folge in ihrem angeblichen Grunde hinreichende Stütze findet; Alles, was Idee scheinen könnte, verliert sich uferlos in's Weite! — Jetzt bist Du eben so gescheidt als wir, guter Leser, und wenn Du mit unsern mühvoll gewonnenen Resultaten nicht zufrieden bist, so magst Du über ein Mehreres Dir den Kopf selber zerbrechen.

Wenn Herr Dr. Bornitz unser Urtheil nicht unterschreiben will, so fordern wir ihn auf, darzuthun, daß, außer einigen vernünftigen Zeilen im Eingange und im achten Briefe, ein halbes Dutzend ganz wahrer Phrasen in seinem Büchlein nicht aufzutreiben sind.

Halleluja. Ein christliches Familienbuch zur Erbauung Belehrung und Erheiterung für alle Stände. Unter Approbation des erzbischöflichen General-Vicariats zu Cöln, herausgegeben von Peter Kaatzer, Vorsteher des Kaatzer'schen Leseinstituts. (Mit Musikalien, Kupfer-, Stahl- und Holzstichen.) Aachen 1835. Verlag von Kaatzer. 4. 1. Heft. S. 96. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Das gute Glück, welches unter dem Beistande des seinen Vortheil — die Befestigung der seine einfluß- und gewinnreiche Existenz bedingenden Lehre — selten verkennenden Klerus, alle dem Katholicismus dienenden literarischen Unternehmungen zu krönen pflegt, vermochte auch Herrn Kaatzer, den Geldbeuteln unserer Orthodoxen Netze zu stellen. Eine pomphafte durch die öffentlichen Blätter zur Kunde gebrachte Aufforderung an unsere Dichter und Schriftsteller, ihren Genius für die Religion schaffen, und dessen Erzeugnisse, gegen einen Ehrensold von zehn Ducaten für den Druckbogen, durch das Halleluja an die nach geistiger Speise hungernden Christen gelangen zu lassen, sollte den guten Fang erleichtern, und, die Meinung beibringen, es werde ungemeine Kraft, Mühe und Talent zu unserer Erbauung aufgewandt, und in der neuen Zeitschrift eine wahre Eisenbahn zum Himmel errichtet, die Abonnenten in Unzahl erschleichen. Das erste Heft des Halleluja betrat die Welt. Ob Herr Kaatzer mit ihm wie ein anderer Petrus gefischt hat, blieb uns unbekannt: so viel aber bemerken wir, daß seine Börse schwerlich an Ducaten leichter ward; das Ganze ist aus andern Büchern und Büchlein zusammengestohlen. Unter den 96 Quartseiten des Buches wurden höchstens sechs zum ersten Male gedruckt, und gerade diese zeugen wenig für das richtige Urtheil der Verfasser — Herr Kaatzer tanzt unter ihnen als Historiker des heiligen Ludwig Ballet, — welche die Erlaubniß zum Druck dieser unserer Literatur unwürdigen Machwerke ertheilten.

Tausend und Ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen nach Petit de la Croix und Anderen übersetzt von C. H. von der Hagen. Erster Band (zweite wohl-

feilere Ausgabe). Prenzlau, 1836. Im Verlage von F. W. Kalbersberg.

Sehr gelegen kommen dem Literator wie dem Leser die dem Werkchen, welches 40 und einige Tage enthält, vorausgeschickten beiden Vorreden, die eine des französischen Uebersetzers, die zweite als Nachschrift des deutschen Uebersetzers. Beide geben die interessante Geschichte dieser Hesarjeh-Rus (1001 Tag) oder aus indischen Schauspielen muthmaßlicher Weise entstandenen Mährchen, so wie sie Aufschlüsse mittheilen über den Derwisch Mokles, ihren Verfasser, und deren Förderer zu unseren Augen in ihrer jetzigen Gestalt. „Es scheint" Tausend und ein Tag nach dem Vorbilde der „Tausend und eine Nacht" verfaßt. Beider Inhalt bietet aber einen Gegensatz, so wie ihre Ueberschrift. In 1001 Nacht ist es ein Fürst, der gegen die Frauen, und in 1001 Tag dagegen ist es eine Prinzessin, die gegen die Männer eingenommen ist. Wer 1001 Nacht mit Vergnügen liest, wird nicht unergötzt bleiben bei 1001 Tag. Wie dort Scheheresade, so sind hier Farrücheas, d. h. glücklicher Stolz, und dieser Prinzessin Amme Sütlümeme, d. h. Milchbusen, die Hauptpersonen und Letztere ist die Erzählerin.

Die äußere Ausstattung ist recht lobenswerth.

Literarischer Beobachter.

Emerentius Scävola, dessen Novellen gegenwärtig einiges Aufsehen erregen, lebt zu Königsberg in der Neumark und ist ein emeritirter (daher Emerentius) Officier, der einen Arm verloren hat (und daher die Namenbildung Scävola, nach dem Römer Mucius Scävola).

Der Begleiter des berühmten Geschichtsschreiber Michaud nach dem Orient Hr. Poujoulat hat einen zweibändigen Roman in 18. mit 2 Abbildungen heraus. — Vom Grafen Alfred de Vigny zu Paris erschien das Werk Servitude et grandeur militaires — ein vielversprechender Titel! — Von Greppo kam in Lyon eine Notice sur des inscriptions antiques tirées de quelques tombeaux juifs à Rome. — Victor Hugo debütirt mit „Les chants du Crepuscule" (Lieder der Dämmerung), ein Bändchen von 375 Seiten, von denen 175 leer, die übrigen mit 8 Zeilen bedeckt sind. — Resseguier, als Dichter bekannt, hat einen Roman: „Almaria" auf den Markt gebracht.

Die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode," jetzt unter der Redaction von Friedr. Witthauer, brachte vor Kurzem als außerordentliche Beilage eine Scene aus dem Nibelungenliede, dargestellt in einem historischen Bilde von Rahl dem Sohne. Man ist bis jetzt dergleichen nur vom Kunstblatte des Morgenblatts gewohnt gewesen; doch scheint sich jetzt die Mode zur Ikonolatrie zu neigen. Auch die neugeschaffene Abendzeitung brachte in der ersten Nr. ein schönes Doppelkupfer.

Viel Aufsehen erregte die Arrestation und Einkerkerung des Prof. Gerle in Prag eines Mannes, der sich als Gelehrter und Schriftsteller gleich ausgezeichnet hat, und überall als ein Mann bekannt und beliebt ist, der bescheiden und ruhig in seinem Wirkungskreise einherschritt. Man forschte nach der Ursache und erfuhr sie endlich. Eine unter seiner Redaction erscheinende das Weichbild Prags nicht überschreitende Zeitung enthielt des Kaisers Nicolaus Rede in Warschau nebst einer von den freisinnigen Bemerkungen, wie sie decadenweise in andern Zeitungen sich finden. Ein Naderer stattete Bericht an den russischen Gesandten in Wien — et voilà tout. Prof. Gerle ist zwar sogleich wieder freigegeben worden, soll aber als öffentlich compromittirt seiner öffentlichen Beamtung verlustig seyn.

Gutzkow's und Löwenthal's Proceß, der einen so drohenden Charakter anzunehmen schien, wegen dessen tausend liberale Seelen zitterten und jauchzten, je nachdem sie die Sache in praesente oder futuro betrachteten, ist nun entschieden, und wie? Gutzkow ist zu vier Wochen Gefängnißstrafe und in die Kosten verurtheilt und Löwenthal freigesprochen worden. Darum also wird man Apostat.

In Hessen-Darmstadt dürfen Heine's Schriften nur nach speciell ertheilter Erlaubniß verkauft werden. Obgleich H. Laube seine Sinnesänderung officiell genug bekannt gemacht hat, so hat doch eine braunschweigische Specialverordnung seine Schriften und Tageblätter-Aufsätze confiscirt.

Menzel's Kampf pro aris et focis gegen Gutzkow hat das junge Deutschland nicht besiegt (denn wie ließe sich besiegen, was als Gesinnung in Tausenden wohnt und lebt?), sondern nur einen großen Theil derer entlarvt und der Verachtung Preis gegeben, die es sich unterstanden, dasselbe zu repräsentiren und beim Angriff auf ihre bürgerliche Stellung schmachvoll das Schild wegwarfen und die Farben wechselten.

Als Verfasser des an „Gutzkow's Richter" gerichteten und bei Hoff in Mannheim erschienenen Sendschreibens nennt man den bekannten etwas zelotischen Paulus in Heidelberg.

Langenschwarz, angekündigt als professeur d'histoire et rhetorique (in partibus infidelium!) wollte zum 30. Januar zum ersten Mal in Paris öffentlich improvisiren („séances publiques d'improvisations allemandes").

Das Berliner Conversationsblatt erscheint seit dem ersten Januar getrennt von dem „Freimüthigen" und unter Redaction Herm. Marggraff's.

König Ludwig Philipp hat für die Errichtung eines Monuments in Straßburg zum Andenken an Guttenberg die Summe von 1700 Francs unterzeichnet.

Welch' ein Unsinn oder eine Bosheit, die Bestrebungen der jüngeren österreichischen Schriftsteller in verdächtigen Zusammenhang zu bringen mit dem, was man als junges Deutschland verketzert! Ein Correspondent im Morgenblatt hat dieses verächtliche Naderergeschäft übernommen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 32. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 6. Februar. **1836.**

Aphoristische Mittheilungen für und über das Theater.

2) Schauspieler.

Ein Künstler ist wechselsweise der Lehrer und Schüler des andern. Ein guter Maler soll einen guten Schauspieler studiren, und dieser soll die besten Dichter gelesen, die besten Stücke der Maler und Bildhauer der alten und neuen Zeit oft und vielfältig betrachtet, ihrer Anlage und Ausführung und ihres Beobachtungsgeistes sich bemächtigt haben, wenn er sich seiner Kunst versichern, und den Beifall der Edeln einernten will. Er muß, wie jeder andere Künstler seinen Geist unaufhörlich mit erwarmenden Bildern genährt und sich den Ton wahrer Empfindung zur Natur gemacht haben. Sein ganzes Selbst muß im Enthusiasmus seiner Kunst gewissermaßen aufgehen, und dennoch muß er auch die Kraft haben, den Beifall des Publicums zu verschmähen, auch wenn er Gefahr liefe, der Natur ungetreu zu werden. Ist ein Schauspieler mit solchen Einsichten nicht begabt, leitet sein Gefühl und sein Geschmack nicht auf solche Pfade, ist er vielleicht der irrigen Meinung, er könne sein eigener Lehrmeister seyn, er dürfe sich Andere seines Standes deswegen schon zum Muster nehmen, weil das Publicum für sie die Hände oft zusammen klatscht, so wird er die Natur tausend Mal verletzen und alle seine Bemühungen werden am Ende eben so viele Anstrengungen seyn, den Geschmack seiner Zuhörer, so viel an ihm liegt, in Ungeschmack zu verdrehen.

Das Herz blutet mir oft für die Kunst und meine Vaterstadt, wenn ich eine Menge Leute im Parterre schreien und klatschen höre — für nichts und weiter nichts, und wenn ich mit Augen sehe, daß sie offenbar glauben, der Schauspieler habe eine edle Würde und Ansehen, wenn er frostig und aufgedunsen, bequem und nachlässig da steht, daß sie kokette Liebelei und verliebtes Augendrehen für Anmuth, steife Klotzigkeit für ungekünstelte einfache Natur, weiche, entnervte und entnervende, genäselte und näselnde Töne für Zärtlichkeit, ein Singen für Biegsamkeit der Stimme, ein tolles Geschrei und ein heftiges Reißen mit den Händen oder ein schnelles Plappern und verzerrte Physiognomie für Geist, Feuer, heroische Gluth und wer weiß für was noch für Tugenden und Löblichkeiten ansehen. Ich muß lachen, wenn eben dieses Parterre ein meprisantes, steifes, pedantisches Wesen, ein den Bewegungen der Hände und Beine conform gehaltenes Herausstoßen der Worte, schmerzhafte, unästhetische Gesichtsverdrehungen für tief durchdachtes virtuoses Iffland'sches Spiel aufnimmt und es beapplaudirt, daß die Hände schmerzen.

Wenn der Schauspieler keinen Dichtergeist besitzt, den er sich freilich, und wenn er sich noch so viele Mühe gibt, nicht erkünsteln kann, so soll er doch wenigstens Verstand besitzen, um einen Dichtergeist zu verstehen, und ihm nicht etwa, wenn er mit demselben auf einer Bahn zusammentrifft, geradezu in den Weg zu treten, und so dessen Werk vernichten oder verdunkeln. Er muß zu diesem Zwecke seinen Geist philosophisch und ästhetisch bilden und keine Zeit versäumen, diese Bildung auf die höchst möglichste Stufe zu erheben. Weit gefehlt, daß sie, als der Dichtung zu hoch oder zu fern, zu ernst oder moros, dem Dichtwerke schadete, wird sie ihm vielmehr oft Nutzen schaffen, wenn nicht es in Einzelnheiten geradezu ergänzen oder verbessern.

Ich kenne einen Schauspieler, der selbst dichtet — was man im Allgemeinen so nennt — mit seinem eingebildeten Dichterpfunde einen prahlerischen Wucher treibt und Recensenten, will sagen: Menschen mit hohlem Kopf und offenstehender Tasche oder begehrlichem Magen zur öffentlichen Anpreisung seiner — Poesieen erkauft, und trotz dem nicht im Stande ist, einen Charakter in seinem poetischen Zusammenhange aufzufassen und demgemäß darzustellen. Statt des Geschäftes einer Nachschöpfung verrichtet er eine Mißschöpfung, die immer des Kenners und Gebildeten Unwillen, oft sogar Ekel erregt. Nichts ist schrecklicher für die Bühne als ein Poetaster mit seinem Dünkel. — Hingegen kenne ich einen Schauspieler, der mit Bescheidenheit anerkennt, daß er keinen Dichtergeist von Natur empfangen habe, der aber mit richtigem Verstand, mit wohlgebildetem Geschmack und einem, ich möchte sagen, praktischen Sinn die richtige Erkenntniß des Verhältnisses zwischen Schauspieler und Dichter und des Standes

jenes zu diesem verbindet, und — in den meisten Fällen, wenn nicht als vollendeten Künstler, doch als trefflichen Schauspieler sich bewährt. Er würde es noch mehr, wenn er seine Erkenntnisse und Erfahrungen zu einem System vereinigte, das ihm unverrückbare Norm und fester Leitstern wäre, und wodurch er sich vor allem Schwanken und Wanken behütete. So, wie er ist und sich gibt, gleicht er bei allem guten Willen und eifrigen Fleiß oft einer Taube auf weiterer Wasserfläche, die sich ängstlich flatternd nach einem Ruhepunct umsieht. Indessen ist dieses Schwanken und Wanken und Herumflattern, bei der ehrenvollen bewegenden Ursache und bei der Sichtbarkeit eines scharfen und glücklichen Nachdenkens immer besser und wohlthuender, als die obige brutalisirende poetische Halbheit und künstlerische Zerrissenheit *).

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch dem Einwurfe begegnen, als fordere ich von einem ächten Schauspieler ein Hangen an starren und erstarrenden Regeln, das dem lebendigeren Bewegen Eintrag thun könnte und müßte. Meine Forderung geht einzig dahin, daß er Natur und Kunst, mit der einen wie mit der andern durch Studium und Erfahrung bekannt und vertraut, stets eng mit einander verbunden denke und jedem Charakter, je nach seiner Beschaffenheit, von beiden so viel mittheile, als zur Darstellung desselben nothwendig und für die Bühne erforderlich erscheint. Ich will, daß es ein Schauspieler so weit gebracht habe, daß er, nach Kenntnißnahme von einer oder der andern Partie, sogleich bei sich darüber einig ist, innerhalb welcher Linien er sich zu halten, wie weit oder wie eng er seinen Kreis zu beschreiben habe. Dies allein gibt diejenige Sicherheit, die man Augenblicks erkennt, wenn man einige Fortschritte in der Erkenntniß der dramatischen Kunst gemacht hat und die Einem auch dann wohlthut, wenn man die eine oder andere Linie um ein wenig ein- oder ausgerückt wünscht.

Wer den sogenannten augenblicklichen Eingebungen des Geistes und des Gefühls vor den Theaterlampen das Wort reden und auf dieselben einen besondern Werth setzen wollte, befände sich in einem großen Irrthum. Sie können weder den Genieen noch Nicht-Genieen unter den Schauspielern zu Gute gerechnet werden — aus dem einzigen Grunde, daß Schauspielerleistungen keine improvisatorischen Kunststücke sind und seyn dürfen. Folgen dergleichen Improvisationen dem Studium, schließen sie sich an dieses an oder sind sie, was sie immer seyn sollten, augenblickliche Erzeugnisse desselben, also über die Sphäre des Mißlingens und Verunstaltens hinausgerückt, so wird Niemand dergleichen tadeln. Im Gegentheil ist es befähigteren und erfahreneren Schauspielern, nach gemachtem gewissenhaften Studium sogar anzurathen, bei der Darstellung sich gehen zu lassen, und der Gunst des Augenblicks zu trauen. Dann wird das Einstudirte nicht als einstudirt erscheinen und freier, schöner gestaltet vor das Auge des Zuschauers treten. Unter den gestellten Bedingungen wird die Eingebung des Augenblicks in keinem Falle etwas Unnatürliches, Unkünstlerisches und Geschmackloses zu Tage fördern können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich schrieb nur in genere, nicht in specie, gebe jedoch das Denken und Errathen frei. Ed. B.

Hector Berlioz *).

(Eine biographische Skizze.)

Daß ein junger Künstler nach vollendeten Studien der Harmonie und Composition im musikalischen Conservatorium, endlich den ersten Preis davon trägt, daß er Pensionär des Königs wird und nach Italien reist — dies kann nicht als etwas Außerordentliches angesehen werden, da es viel Andre eben so gemacht haben, an welche man aber nicht mehr denkt, und deren ganzer Ruhm in den Archiven des Instituts geblieben ist.

Bevor jedoch ein so gekrönter Künstler den Weg nach Italien antritt, versammelt er die Künstler des Conservatoriums, um ihnen eine Symphonie zur Ausführung vorzulegen. Das Publicum hört sie und sagt: „schön! der junge Mensch verspricht etwas für die Zukunft, wird Manches leisten, hat Ideen ꝛc." — Der gefeierte Zögling reist nach Rom, und zwei Jahre lang eilt das Publicum nach dem Saale des Conservatoriums, Beethoven's Symphonieen oder andere ausgezeichnete musikalische Erzeugnisse zu hören, und der junge Künstler wird vergessen. Indessen kehrt er aus Italien zurück, und ladet das nämliche Publicum zu der demselben schon bekannten Symphonie ein, die er jetzt mit einer Melodie, d. h. mit etwa fünf Musikstücken für Gesang und Orchester und untermischtem gesprochenen Recitativ bereichert hat, welche mit Enthusiasmus aufgenommen und nebst der Symphonie einstimmig wieder verlangt und nach vierzehn Tagen auch wieder gegeben werden. Nun ist der Name Hector Berlioz in aller Munde, und erschallt in den Salons wie in den Foyers der Theater.

Wovon ist aber eigentlich die Rede? Von einer Symphonie, einem Musikstück, wie Haydn, Mozart und andre ebenfalls geschrieben, die ungeachtet ihrer Vollkommenheit, hätten sie bloß solche Werke hervorgebracht, nur für eine geringe Zahl von Künstlern, Haydn und Mozart seyn würden: — von einem Musikstück endlich, wie Beethoven dergleichen mehrere componiren mußte, um sich den großen Ruf zu verschaffen, den er in Frankreich genießt.

Dennoch kann die Symphonie des Hector Berlioz weder dem Plane noch der Form oder Gattung nach mit andern verglichen werden. Denn liege nun die Ursache ihrer außerordentlichen Wirkung in einer Erweiterung der schon bekannten Formen, oder in einem ganz neuen Gedanken, und einer noch nicht gewagten Anwendung der Mittel und Hilfsquellen der Kunst, so kann doch diese Wirkung durchaus nicht bestritten werden. Welche Bewandtniß hat es nun mit dieser Symphonie? Bevor wir dieß beantworten, müssen wir sagen, was Berlioz ist.

Hector Berlioz ward in Cote-St. André, im Iserdepartement den 11. December 1803 geboren. Sein Vater bestimmte ihn für die medicinischen Wissenschaften, die er selbst mit vielem Erfolge betrieben hatte. Doch hielt er ihn in der einzigen Absicht, seine Erziehung zu vervollständigen, im 12ten oder 13ten Jahre einen Musiklehrer. Nach Verlauf von sechs Monaten sang der junge Berlioz vom Blatte und blies ziemlich auf der Flöte. Sein Widerwillen gegen die pathologischen Studien wuchs in dem Grade, als er den Augenblick herannahen sah

*) Aus dem Französischen.

sich ihnen gänzlich zu widmen. Sein Vater fiel auf ein Mittel, jenen zu überwinden. Nachdem er in seinem Cabinett die ungeheure Abhandlung über die Knochenlehre von Monro mit Kupferstichen in Lebensgröße ausgelegt hatte, ließ er seinen Sohn kommen, stellte ihn vor dieses Gemälde des Todes und sagte zu ihm:

„Hector, hier sind die Studien, die wir zusammen unternehmen wollen. Sieh' her, willst Du, daß wir sie unmittelbar anfangen, so laß ich Dir von Paris eine herrliche, mit allen neuen Klappen besetzte Flöte kommen."

Der überlistete Jüngling versprach seinem Vater Alles, und überließ sich, obwohl mit großer Ueberwindung, zwei Jahre hindurch der Leitung seines Vaters. Doch war er einmal vom musikalischen Dämon besessen, brachte die Nächte mit Abhandlungen über die Harmonie, welche er nicht verstehen konnte, zu, und machte unnütze Compositionsversuche, welche von den ausübenden Liebhabern von Cote-St. André mit beißenden Scherzreden und lautem Gelächter aufgenommen wurden.

Allein früh oder spät erhebt sich das Genie. Bisher waren die einzelnen Elemente und alle Begriffe seiner Kunst, welche Berlioz mit so vieler Mühe und Beharrlichkeit zusammen gebracht hatte, mit brennbaren Materialien zu vergleichen, die bevor sie angezündet werden sollen, auf einander gehäuft sind. Lange brütet dann das Feuer unter denselben, bis die Flamme auf einmal daraus hervorlodert. Und dieser augenblickliche Ausbruch von Helle und Klarheit, der in Berlioz Seele statt fand, war einem ganz gewöhnlichen Umstande zuzuschreiben. Ein Quartett von Haydn nämlich entschleierte ihm freiwillig die Mysterien der Harmonie. Durch das Hören dieses Quartetts, und daß er die von ihm selbst angefertigte Partitur desselben fleißig studirte, begriff Berlioz Alles, was der Wust von Lehrbüchern seiner Einsicht verborgen hatte. Er componirte sogleich ein Quintett für die Flöte, zwei Violinen, Bratsche und Violoncell, welches nicht nur keineswegs das Schicksal seiner vorhergehenden Compositionen hatte, sondern von denen, die es ausführten, großen Beifall erhielt, worüber sein Vater sehr bekümmert war.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Ruker.

Paris. Im Jahr 1834 hatte man nur 188 neue Stücke, und darunter 127 Vaudevilles, von 148 Autoren; 1835 dagegen brachte 221 Stücke, und darunter 159 Vaudevilles, von 183 Autoren. Von diesen Neuigkeiten gehören 3, 1 Oper und 2 Ballette, der königl. Akademie der Musik oder großen Oper, 10, 4 Dramen und 6 Komödien dem Théatre français; 9 der komischen Oper, 3 dem italien. Theat., 16 dem Gymnase, 27 dem Vaudeville, 26 den Variétés, 28 dem Palais royal; 8 der Gaité, 19 dem Ambigu-comique, 4 der Porte St. Martin, 16 dem Circus, 9 den Folies, 14 dem Choiseul, 17 dem Pantheon und 5 St. Antoine. — Die begünstigtsten Aufführungen waren: La Juive, Angélo, Don Juan, le cheval de Bronze, l'eclair, les Gantes jaunes, la fille de l'avare, pauvre Jacques, Madelon Friquet, Farnielli, la prova, l'aumonier du regiment, la savonette imperiale. — Die fruchtbarsten Theaterdichter waren Bayard, welcher 11, Théaulon und de Leuven, welche 10 und Charles Anatole Desnoyers, welcher 9 Stücke verfaßt hat. — Im Gaité-Theater geht man an die Aufführung des „Norwegers," und verspricht sich von dem Spectakelstücke vielen Erfolg für die Casse. — Ein dreiactiges Lustspiel von Olle. Candeille: „La belle fermière" ist für das Theater des Palais royal bestimmt. — Das Theater de l'ambigu-comique gibt ein dreiactiges Drama von Dennery: „l'honneur de ma fille" mit großem Beifall; der Wahnsinn spielt in dieser Dichtung eine vorzügliche Rolle, und außerdem zeigt die Bearbeitung Gewandtheit und Ueberfluß an spannenden Situationen. — „Eine englische Haushaltung," Drama in drei Acten von Lafont und d'Abrantes, ist im Theater Gaité ohne Erfolg geblieben. Es fehlt darin an Interesse, Wahrscheinlichkeit, Charakteristik, doch nicht an einem vortrefflichen Dialog. Das Talent der Verfasser ist jedoch von der Art, daß spätere Versuche zu besserem Erfolge führen werden. Eben dieses Theater hat sich von Marseille den Tänzer Gudel verschrieben, dessen Leistungen dem Rufe nach etwas Wunderbares inwohnen muß. — „Jean-Jean" heißt die Parodie von Delavigne's Don Juan d'Austria. Sie wurden im Theater Variétés mit dem lärmendsten Beifall aufgenommen. Sie ist witzig und geißelt die Fehler des Originals auf ergötzende Weise. Man hat darein falsche Beduinen gebracht, die zwar nicht hinein gehören, aber ebenfalls rauschenden Beifall für ihre Anstrengungen ernteten. Die wahren Beduinen wurden sogar vor die königliche Familie berufen und erhielten von ihr auch Lob und Beifall. — „Die Tochter Cromwell's," Lustspiel in einem Acte mit Liedern, von Rougemont. Der Beifall galt mehr der Achtung vor der Person des Autors als seiner Leistung. Die Hauptperson derselben interessirt und erwärmt zu wenig. Sonst ist das Stück recht hübsch geschrieben. — „Die Tochter Cagliostro's" soll im Palais royal sogleich nach Wiederherstellung der Olle. Dejazet aufgeführt werden. Das Vaudeville ist verfaßt, nach einem Romane, von Dumanoir. Es soll geist- und wirkungsreich seyn. „Vatersorgen," Vaudeville in einem Act, ist im Palais royal durchgefallen, so, daß es nicht einmal ausgespielt werden konnte. — „Ich bin wahnsinnig," ist das neueste Vaudeville an der Porte St. Martin. Ein Schuldenmacher, der sich vor seinen Gläubigern in's Irrenhaus flüchtet, gibt den Helden dieser Posse ab, die durch einige drollige Gestalten von Wahnsinnigen gehoben wird und allgemein anspricht. Der Schauspieler Serres hat darin die Rolle eines Wahnsinnigen, der die fixe Idee einer Verschwörung zeigt, durch welche er den König Dagobert wieder auf den Thron bringen will, wobei er auf seine Generale Victor Hugo, Walter Scott und die drei provençalischen Brüder rechnet und zur Belohnung seiner treuen Dienste nichts Anderes verlangt, als den Platz eines Muphti für sich und seinen Sohn Oculi. Die letzte Personage soll besonders für das Glück des Stücks gewirkt haben. — „Der Blitz," komische Oper von Halevy, hat in der komischen Oper Enthusiasmus erregt, und wird den besten neueren Leistungen der Art beigezählt. — „Der Stockstreich" von Vanderburch ist im Theater der Folies dramatiques glänzend aufgenommen worden, und ist in der That ein interessantes Stückchen. — „Le porteur des Halles," ein kleines Gemälde der Volkssitten ist populär, ohne gemein zu seyn und hat im Theater der Gaité den Herren Brazier und Courcy viel Ehre gebracht. — „Benvenuto Cellini," eine Oper von vortrefflichem Stoff und geeignet zur musikalischen Composition behält sich die königl. Akademie der Musik vor. — Man sieht aus dieser kleinen Revue, daß Frankreich oder Paris das Paradies der Theaterdichter und Theaterkünstler ist.

Italien. Am 2. December vor. J. fand die Gedächtnißfeierlichkeit Bellini's zu Neapel statt, indem eine große Trauermesse, eigends von Zingarelli (85 Jahr alt), componirt, durch

200 Musiker und 120 Sänger aufgeführt wurde, die Zingarelli, der die Musik selbst leitete, persönlich einstudirt hatte. — Auch Venedig war mit der Oper: „Johann von Neapel," von Capellmeister Geanara, nicht glücklich. Die Composition zeigt zwar Spuren von Anlage und Tüchtigkeit, allein sie sind nicht zahlreich genug und das Ganze ist viel zu wenig originell. — Bellini's „Puritaner" haben im Scala-Theater zu Mailand nur getheilten Beifall gefunden. Die Partitur soll verstümmelt gewesen seyn, und durch eigenmächtige Umänderungen soll manche Schönheit sich verwischt haben. — Nicht mehr Beifall erhielt die Oper „Maria Stuart," von Donizetti. Nur ein Trauerchor und das Finale fanden lebende Anerkennung; im Uebrigen ist die Musik voll Reminiscenzen.

Berlin. Am 14. Januar zum ersten Male im königlichen Schauspielhause „Kerker und Krone," vom Baron von Zedlitz. Es fand dies Schauspiel die ihm gebührende ehrenvolle Anerkennung, und erhöht ward dieselbe durch eine sehr gelungene Darstellung. — „Die Sprache des Herzens," Singspiel in einem Acte von J. Lyser, die Musik, einige Einlagen abgerechnet, von Pixis wurde am 15. Januar zum ersten Male im königlichen Opernhause gegeben. „Obschon," sagt ein Berliner Kritiker, „keine Verkleidungen darin vorkommen, so gehört die Operette doch zu der Gattung, die man im Französischen mit dem Namen pièces à tiroir bezeichnet. Eine Sängerin trägt nämlich italienische englische und französische Arien in der Originalsprache vor, und verrückt so einigen Exaltirten die Köpfe, bis es sich ausweis't, daß sie keiner von diesen Nationen angehört, sondern eine Deutsche ist. Die Rolle dieser Sängerin gab Francilla Pixis mit so seltener Virtuosität, sie wußte in den Charakter der verschiedenartigen Musikstücke so vortrefflich einzugehen, daß der reichste Beifall ꝛc. — Auf dem Königstädtischen Theater sah man am 18. Jan. zum ersten Male: „Die Erbin aus Brandenburg," Original-Lustspiel in drei Acten von C. P. Berger (Verfasser des Lustspiels „die Bastille"). Der Stoff ist etwas altmodisch und der Beifall befand sich immer in decrescendo. Ebenso ließ (wie schon einmal vor mehrern Jahren auf der königl. Bühne) kalt: „Albrecht Dürer in Venedig." Lustspiel in einem Act. Hr. Röder, als Raimondi, soll weniger beifallswerth als gewöhnlich gespielt haben.

Wien. Am k. k. priv. Theater an der Wien zum ersten Male am 26. Decbr. vor. J. „Markgraf Leopold von Oesterreich, oder die Gründung von Klosterneuburg," Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen. Interessanter Stoff, in schlechter Diction bearbeitet. — In der Josephstadt am 29. Decbr. v. J. zum ersten Mal und zum Benefice der Mad. Pann: „Shakespeare in der Heimath oder die Freunde," Schauspiel in vier Aufzügen von Hrn. v. Holtei. Die Behandlung zeigt wiederum ein sehr ehrenvolles Talent; der Stoff ist zur Verherrlichung der Poesie bearbeitet, so gut, daß das Publicum sich höchst beifällig äußerte. Das Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore war entzückt von den Leistungen der sächs. Hofsängerin Mad. Schröder-Devrient — wie alle Welt es über dieses Phänomen ist. Am Hofburgtheater war am 30. Decbr. v. J. zum ersten Male: „Griseldis," dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Friedr. Helm. Ein widerspenstiger Steff (aus der Romantik der Tafelrunde ist von einem höchst beachtenswerthem Talente höchst beachtenswerth bearbeitet, und Kritik und Publicum haben sich vortheilhaft für den Dichter ausgesprochen, der nicht ermangeln wird, die erregten Hoffnungen zu erfüllen.

Frankfurt a. M. Anfangs Januar wurde hier zum ersten Male aufgeführt, „Johannes Guttenberg," von Charlotte Birch-Pfeiffer. Man urtheilt daselbst, daß sich die Verfasserin größtentheils an die historischen Data gehalten, die sie über Guttenberg und dessen Zeitgenossen in Schaab's Geschichtswerk vorfand; daß, was sie dazu erfunden, recht hübsch und ehrenwerth, daß sie aber Fust und Schöffer unnöthiger Weise verketzert, daß sie eben so auf Rechnung des thränenlustigen Publicums hin Fust's Tochter Katharina (Christine) zu einem romantischen Entsagungscharakter gemacht; die Diction nicht keusch und rein ausgeprägt, sondern in entsetzlichen Längen, Komödientiraden und Wiederholungen fortgeschleift habe. Hr. Becker zeichnete sich als Guttenberg außerordentlich aus und nächst ihm Mad. Meck (Fust's Tochter).

Leipzig. Unter den neuesten Lustspielen, in denen unsere Bühne excellirt, befindet sich: „Ich bleibe ledig." Die Intrigue ist leicht und glücklich durchgesponnen, die auftretenden Personen unterhalten durch Handlung und Dialog, ergötzen durch manchen eingestreuten Witz und manche geistreiche Bemerkung, durch komische wie durch ernste Charakterhaltung, durch Naivetät und Wettton, durch vernünftiges und lächerliches Betragen — kurz das Lustspiel ist allerliebst und wird allerliebst gespielt. Hr. Baudius ist der wiedererstandene adlige Pedantismus vor 4 bis 5 Jahrzehnten, eine Antike in der Modernheit; Hr. Ball ein fideler reicher Alter, der gern den jungen Roué spielen möchte; Hr. Düringer die moderne, geschniegelte und gebügelte, nur schon etwas alternde Liebhaber-Sentimentalität; Hr. Lortzing ein flotter lebenserfahrener misogamisch-philosophischer Bonvivant; Mad. Lortzing, eine verliebte Alte, in ihren Koketterien, Schmachten und Putzen höchst lächerlich, und Dlle. Günther, als Naturkind Caroline, zum Küssen lieblich. — Nun, wer möchte an solchen Lustspielbissen nicht anbeißen! — In dem Lustspiele: „Der junge Weiberhasser" spielte Hr. Baumeister die Titel- und Hauptrolle höchst beifallswerth, und erntete mit Recht denselben Beifall, welcher früher Hrn. Boltzmann zu Theil geworden war. Man sieht demnach, daß der junge Mann wacker vorwärts schreitet.

Am 29. Januar brachte Hr. Director Ringelhardt dem ihm ungünstigen Theile des Theaterpublicums wiederum ein neues Sühnopfer durch die Darstellung der neuen Marschner'schen Oper: „Das Schloß am Aetna oder die Feuerbraut." Wie bei dem ersten Sühnopfer, der „Jüdin" war auch bei diesem Alles mit Geschmack und Gediegenheit ausgestattet, Garderobe, Decorationen und Alles Sonstige untadelhaft, obgleich weniger imposant als bei der „Jüdin." — Der Stoff hat wenig Ansprechendes. Es beginnt auf der Erde und endet in der Hölle nach manchem nicht recht packenden, weil zu altbackenen, Spectakel. Ein Don Juan, der der Teufel selbst ist, macht die Hauptperson, und Hr. Cicke präsentirte sich in derselben wahrhaft prachtvoll und gefährlich-liebenswürdig; die Feuerbraut, Dlle. Löw, sang trefflich und spielte gut, aber einige Herren hatten üble Laune und mischten in den Applaus Zischtöne; Dlle. Ringelhardt, als abandonnirte Braut, genügte nicht ganz im Gesang, und tragisches Spiel macht ihr Gesicht unschön; Dlle. Günther trieb die Leichtfertigkeit des Spiels und Gesangs zu weit und schien wenig gelernt zu haben. Hr. Schmitt mußte zu dem Jammer seiner Rolle noch das Mißfallen des Publicums hinnehmen, sang aber gar nicht übel; Hr. Berthold, Caspar, ergötzte durch Gesang und Spiel. Die Musik enthält manches Schöne, aber auch manche (Rossini'sche) Reminiscenz, strebt sichtlich nach Effect in zu engen Schranken — wird kein großes Glück machen, wie denn auch das Publicum sich sehr lau bezeugte, obgleich Marschner viel Freunde hier hat.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 33. (VII. Jahrgang.) Montag, den 8. Februar. 1836.

An Fortuna.

Falsches Truggebilde mit dem Rade,
Feile, trügerische Buhlerin!
Sieh', ich ford're nur die einz'ge Gnade:
Nimm die letzten Abschiedsworte hin,
Die ich, müde Deiner blinden Launen,
Dir, Verräth'rin! in's Ohr will raunen.

Wähnend daß zu Göttern Du gehörtest,
Und daß Du das Göttliche, die Kunst,
Das Erhab'ne, Hehre, Große ehrtest,
Buhlte ich um Deine schnöde Gunst,
Bat, Du möchtest mir nur das verleihen,
Daß ich ganz der Kunst mich könne weihen.

Doch ich sehe jetzt, daß Du ein Zwitter,
Bastard zwischen Gott und Teufel bist,
Und bereu' von Herzen es und bitter,
Daß ein Augenblick gekommen ist,
Der mich ewig bei mir selbst beschuldigt,
Daß ich solchem Truggebild gehuldigt.

Schurken, die mit listig-frechem Heucheln
Jedes heil'ge Menschenrecht entweihn,
Kriechend, sclavisch jedem Mächt'gen schmeicheln,
Sich der Unterdückung Schwacher freu'n;
Kalt und tückisch ihre Brüder morden
Und den Schandfleck bergen hinter — Orden! —

Ihnen gibst Du Schätze über Schätze,
Bis sie endlich so viel aufgehäuft,
Daß die Stimm' des Rechtes, der Gesetze
Unter ihres Goldes Schlamm ersäuft,
Und sie jeder Schandthat schwarzen Flecken
Mit des Reichthums Flitterglanz bedecken.

Doch der Edle, der so leicht zufrieden,
Der mit Wen'gem, o wie glücklich! wär',
Ihm wird nimmer Deine Gunst beschieden,
O, für ihn ist stets Dein Füllhorn leer!
Welche Sorgen auch den Armen plagen,
Du bleibst taub bei seinen bittern Klagen!

Er, der an des Nebenmenschen Freuden
Froh sich weidet, nimmer Mißgunst fühlt,
Dem des Andern unverdientes Leiden
Tief erschütternd in dem Busen wühlt;
Ach, er kann bei seines Bruders Schmerzen —
Weinen nur, mit selbstzerriß'nem Herzen.

Er, der bei der kleinsten Glückesgabe
Gern' zu Dienst den Hilfsbedürft'gen steh't,
Der, beim Zehntel von des Prassers Habe,
Willig hilft, wenn Armuth Hilfe fleht,
Der den Sinkenden mit Wollust rettet,
Ist an's Joch des Elends festgekettet!

Funken müssen in der Brust verglimmen,
Die des Menschen schönstes Kleinod sind!
Schicksal! warum muß durch diese Krümmen,
Durch der Sorgen dunkles Labyrinth,
Schneckengangs der Mann, der muth'ge, schleichen,
Der im Flug' das Ziel doch könnt' erreichen?

Warum wird des vollen Busens Glühen
In der Nahrungssorgen Sumpf erstickt?
Warum durch zu harte Körper-Mühen
Oft des Geistes schönster Keim zerknickt?
Warum wird des kühnen Geistes Walten
Durch den Tand der Erde aufgehalten?

Kann man etwa, Göttin, Deiner Gnaden,
Deiner Gaben sich nur dann erfreu'n
Wenn man strebt dem Bruder stets zu schaden,
Ihn beraubt, um Weihrauch Dir zu streu'n?
Pflegst Du nur den blutbefleckten Händen,
Die ihn kalt ermordeten, zu spenden?

O dann muß sich jeder Edle schämen —
Wär's auch noch so reizend — Gold und Gut
Zu verlangen oder anzunehmen,
Würf' es ihn zu grauer Otterbrut,
Die der Menschheit heil'gen Namen schändet,
Ihren Werth für Deine Gunst verpfändet!

Nein, um den Preis mag auch ich nicht kaufen,
Den Verderben bringenden Gewinn!
Hoch erhaben über solchen Haufen,
Fühle ich mit Mannes stolzem Sinn,
Daß ich mehr, als Du besitzest, habe:
Muth zum Dulden! Hast Du solche Gabe?

Kannst Du diesen Deinem Günstling geben,
Der im Schlamme der Verworfenheit,
Goldbelastet hinschleicht durch das Leben,
Doch gebleicht von Geiz und Aengstlichkeit;
Bei dem kleinsten Unfall furchtsam zittert,
Daß ein Schicksalsschlag sein Glück zersplittert?

Nein! d'rum will ich nur mir selbst vertrauen,
Kühn dem fernen Ziel entgegengeh'n,
Nie auf Dich, Du Herz-Verderb'rin! bauen,
Selbst im Sturme fest und standhaft steh'n;
Muthig auch den Leidensbecher trinken,
Muthig steigen, oder — untersinken!

Rob. Blum.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Nihil! schrie der Schneider, indem ihn ein geschickter Sprung auf die Achselst des Magisters trug, der sich bei den letzten Worten eben an das Volk gewandt hatte. Es war ein höchst belustigender Anblick, wie das kleine Männlein auf den schmalen Schultern des langbeinigen Schulmanns rittlings saß, gleich dem Affen auf dem Kameel. Wie der Blitz hatte Stagel's kunstfertige Hand den ungeheuern Roßgiebel'schen Bart zu Hälften getheilt und in einen Kappzaum verwandelt, mittelst dessen er das weise Haupt unbarmherzig schüttelte, während seine spitzigen Füßchen sich in die Rippenlücken des Hektikers begruben. Dieser heulte und hustete entsetzlich und suchte umsonst des eigensinnigen Reiters los zu werden, der auf seinem pädagogischen Rosse die lächerlichsten Gesichter schnitt, so daß die Aufmerksamkeit der leicht stimulirten Menge sich einen Augenblick vom Rathhaus ab- und diesem Schauspiele zuwandte. Selbst Metzger Brühhund verließ seinen Posten an der Thüre und ging, nachdem sein langjähriger Haß gegen Stagel über die Lachlust den Sieg erhalten hatte, auf den Schneider los, der sich aber durch einen zweiten Sprung in die Menge rettete.

Aber während dieß geschah, ging die Rathhausthüre auf und in feierlichem Zuge quoll das bedrohte Regiment, wie zu früherer Zeit, in seine drei Rotten getheilt, hervor. An ihrer Spitze schritt Rüdiger Manesse, dessen Adlerblick links und rechts Ruhe gebot. In der Mitte ging Brun mit einigen seiner Freunde; sein Gesicht war bleich, und sein scheu rollendes Auge suchte beim Anblick des selbst gestifteten Brandes vergebens ein keckes Ansehen zu gewinnen.

Ungehindert ließ man den Zug durch, der sich gegen die Marktgasse bewegte. Dann aber begann es dumpf zu murren und sich nachzudrängen. Es fielen, gleich den ersten schweren Tropfen eines Hochgewitters, einzelne laute Schimpfreden; hier und da blitzte ein Schwert oder Messer, und Steine wurden aus dem Pflaster gehoben. — — Da stellte sich Manesse auf einen Abwehrstein und hielt eine so bewegliche Rede an die Menge, bat sie so dringend, ihre gute Sache ja nicht durch Ausschweifung und Gewaltthat zu beflecken und im Kampfe für das Recht den Boden des Rechtes nie zu verlassen, — daß der Sturm beschwichtiget wurde und der Drang der Gemüther sich in lautem Beifallsrufe und Freiheitsjubel Luft machte. Man ließ nun Jeden unangetastet gehen, und beeilte sich sogar, dem Verrufensten eine Gasse zu machen, die er ungefähr mit dem nämlichen Gefühle durchschritt, wie ein Pönitentier, der mit nacktem Rücken durch die Doppelreihe des Convents schreiten und von jedem Bruder einen Ruthenhieb dankend annehmen muß. Wahrlich, die Hohnblicke der Meisten waren wohl noch schmerzlicher, als jene Ruthenstreiche.

Nichts ist trauriger, als was man ein »bös Gewissen« nennt; es schadet, wie alle **inventiones sacerdotales**, dem gesunden Verstand und trübt in schwierigen Lagen die Besonnenheit. So verloren denn, im Bewußtseyn einiger verübter Frevel, die meisten der alten Herren den Kopf. In der Nacht setzten sie sich zu Rosse und flohen aus der Stadt. Nur die Ritter Heinrich Biber, Johann Müller und Junker Heinrich Krieg, nebst mehreren bürgerlichen Rathsgliedern, blieben und erklarten sich zu Gunsten des Volks. Das eben hatte Brun gewollt; denn nun ließ sich all' und jede Schuld auf die Entflohnen wälzen. Eine furchtbare Aufregung entstand in der Stadt, und wie Pilze schossen nun, da die Gefahr vorüber und Ehre und Ansehen zu gewinnen war, die Freiheitshelden überall hervor. Das Volk forderte die Bestrafung der Schuldigen und übertrug einstweilen die volle Gewalt über Leben und Tod dem Ritter Brun und einigen Andern. Rüdiger Manesse, dem überhaupt der Geist dieser Umwälzung nicht mehr zu behagen scheint, lehnte es ab, Mitrichter zu seyn. Und doch ist es kaum ein halbes Jahr seit dem Ausbruch. Wie alles Sublunarische so schnell wechselt!

Nächstens wird nun eine allgemeine Bürgerversammlung bei den Barfüßern zusammentreten, um die von Brun entworfene Verfassung zu berathen oder vielmehr willenlos anzunehmen. Dieser Entwurf ist das unverschämteste Machwerk eines herrschsüchtigen Geistes. Fast alle Gewalt liegt in den Händen des Bürgermeisters, der auf lebenslang erwählt seyn will. Unter seinen Flügeln

brütet er einen neuen Adel aus, Constabler genannt, zu denen diejenigen Ritter und Bürger gehören, die kein Handwerk treiben; die Handwerker selbst theilt er in dreizehn Zünfte und behauptet, die Constabler seyen eigentlich nur die vierzehnte Tribus. Aber du merkst wohl, wohin es zielt, mein Bruder; besonders, wenn ich dir sage, daß die Constabel allein, und fast nur auf des Bürgermeisters Machtwort, dreizehn Räthe erwählten, während jede Zunft nur Einen liefert, und auch hier kommt in streitigen Fällen dem Consul die Entscheidung zu. In seine Hand werden die Eide — zuerst dem Bürgermeister, sodann dem Rath — zu »Beistand mit Leib und Gut und vollkommenem Gehorsam!« geleistet. Ob die Gotteshäuser in ihrem jetzigen Bestand gesichert und gewährleistet bleiben, ist noch ein Gegenstand des Kampfs, auf dessen Ausgang all' mein Sehnen gerichtet ist; denn er entscheidet in letzter Instanz über meine Entwürfe. Vielfach hab' ich deßhalb mit Brun geredet und unterhandelt; aber obgleich er mir die besten Worte und Versicherungen gegeben, trau' ich ihm doch nicht ganz. Wehe ihm, wenn er mich täuschen sollte: er entginge meiner Rache nicht. Unser Orden muß Meister werden!

Daß diese wichtige Gemeine nicht bei uns Dominicanern, sondern bei unsern Todfeinden gehalten wird, ist, wie ich bestimmt weiß, wieder ein Werk Meister Rügger's, der nun aber bald ausgemeistert haben wird; denn ich habe erst vor ein paar Tagen in Erfahrung gebracht, daß Rügger ein heimlicher Waldenser*), ein nach katholischen Volksbegriffen ausgemachter Ketzer ist. Dieß genügt, ihn der eisernen Jungfrau des Officii Inquisitionis, welches, kraft der Bullae Innocentii, wir Dominicaner bilden, in die Arme zu liefern.

Eine verwunderliche, ich möchte fast sagen: bedenkliche Nachricht ist mir jüngst (durch den Beichtstuhl) aus Brun's Hause zugekommen. Frau Clara Bilgeri, deren Mann sich ebenfalls aus dem Staube gemacht hatte, jedoch seither mit mehrern seiner Miträthe zurückgekommen ist, um sich dem Brun'schen Richterspruche zu unterwerfen, soll bei dem Ritter gewesen seyn und hinter verschlossener Thüre eine mehrstündige Unterredung mit demselben gehabt haben. Quo nunc se proripit ille? Wär' Ich vielleicht der Gegenstand des Gesprächs gewesen? Thorheit! Clara hat jetzt nicht Zeit, an mich zu denken!

Ich ende. Möge das spatium temporis, nach welchem du hier eintriffst, eben so kurz seyn, als dieser Brief lang ist, und mögen bis dahin aus den Domini Canibus**), wie uns die Ketzer heißen (die einfältig genug sind, für eine Ueberzeugung Leib und Leben einzusetzen) allhier in Zürich — Domini Dominorum geworden seyn! Vale.

P. Anselm.

Turici in conventu nostro S. P. Dominici die 17. Novembris 1335.

(Fortsetzung folgt.)

*) Anhänger des Peter Waldus zu Lyon, welcher seinerseits wieder ein Schüler Abelard's war und sich den Anmaßungen der Päpste und den Mißbräuchen des Mönchthums widersetzte: so daß vom Papst eigentliche Kreuzzüge und alle Schrecken der Inquisition, die damals den Dominicanern und Franziscanern übertragen worden war, gegen sie verhängt wurden.

**) Domini Canes, lat., Spitzname der Dominicaner im 14. Jahrhundert, welcher so viel sagen will, als: Herrenhunde, Spürhunde; eine Anspielung auf ihr Inquisitorenhandwerk.

Ein neuer Laokoon.

Ein junger venetianischer Bildhauer, Herr Luigi Ferrari di Bartolomeo, hat eine Laokoons-Gruppe vollendet, welche in Erfindung und Ausführung als Original zu betrachten ist. Vor einem Altare, auf den sein Mantel zurückfällt, steht die aufgerichtete Gestalt des Vaters, den einen Fuß vorgestreckt, wie Einer, der dringende Gefahr abzuwenden eilt; rechts der ältere Sohn, von der Schlange umstrickt, mit zurückgeworfenem Haupt, die eine Hand an des Vaters Schulter geklammert, mit der andern gegen das Scheusal ankämpfend; links liegt der jüngere Sohn todt, die umstrickende Schlange flicht sein gehobenes Bein an das des Vaters, und an diesem hinaufgewunden, ragt sie drohend über ihn hinaus. Die linke von der Schlange gefaßte Hand über den Kopf gehoben, sucht Laokoon mit der rechten die Schlange an den Altar pressend, den noch lebenden Sohn zu retten; er selbst ist noch unverwundet, und alle Kraft der Seele, der Rettung des Sohnes zugewandt. Die Wahrheit des Entsetzens im Gesichte hat der Schönheit Abbruch gethan; besonders bildet der weit geöffnete Mund eine unangenehme Höhlung; dagegen dürfte der von der Schlange ermordete Körper für einen so gewaltsamen Tod zu frisch und schön gehalten seyn. Auf jeden Fall muß man dem jungen Künstler Kraft der Phantasie und kein gemeines Geschick in der Composition zugestehen, so wie auch die Ausführung von seiner Kenntniß und Geübtheit zeugt.

Zwei Gegensätze.

Einmal behauptete Beranger (in Gegenwart des Fürsten Pückler v. Muskau bei seiner Anwesenheit zu Paris): »L' humilité est la preuve d'un jugement superieur, car elle provient de la faculté de faire de vastes comparaisons, et avec cela on doit toujours se trouver petit, quelque grand que soit d'ailleurs comparativement le rôle, qu' on est destiné de jouer dans ce monde.« — »Non, rief Balsac mit Feuer, je ne veux pas de notre humilité, j'aime l'Hercule de la Halle, qui dans la conscience de sa force, ne doute de rien.«

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, am 19. Januar 1836.

Carl Tauchnitz — B. G. Weiske.

Ich hätte die Feder für Ihr Leben und Treiben, mein Hr. Redacteur! trotz Ihrem Drängen und Treiben sicher noch nicht ergriffen, wenn ich nicht begriffen hätte, daß in diesen Tagen sich etwas ereignet hat, was in d. Bl. zu verschweigen ich für eine Sünde, wenn nicht gegen den heiligen Geist, doch gegen Kunst und Wissenschaft halten müßte. In puncto der Sünde aber kennen Sie mich als einen Altgläubigen und wünschte mir deßhalb die Natur eines Caraiben, um Gutzkow und alle wirklichen und eingebildeten Gutzkowmänner — und die Zahl der Letztern ist seit der Zeit des milden Mannheimer Erkenntnisses wieder bedeutend im Zunehmen — mit Stumpf und Stiel verzehren zu können. Also um keine Sünde zu begehen, nehme ich ein weißes Blatt Papier und schreibe darauf

† † † Carl Tauchnitz ist todt † † †

Damit ist aber auch meine gute Laune zu Ende, und sie müssen es sich gefallen lassen, daß ich Ihnen und Ihren Lesern alles Ernstes einen Leichensermon halte, bevor ich mich entschließe zu etwas Anderem überzugehen, was in weiterer oder näherer Entfernung zu dem vielversprechenden (wenn man dem alten chiliastischen Bengel glauben darf) Weltkinde 1836 und zu dessen Tummelplatze, meiner lieben Vaterstadt Leipzig, steht.

Carl Tauchnitz oder dem Taufscheine nach und vollständiger Carl Christoph Traugott Tauchnitz gehörte unter diejenigen Männer, die sich mühevoll gleichsam aus dem Staube hervorarbeiteten und eben so wohl durch ausdauernde Geisteskraft, als durch Festigkeit des Charakters und durch eisernes Willensstreben nach einem bestimmten Ziele zu einer bedeutenden Höhe in Kunst und Literatur, im Leben und in der bürgerlichen Gesellschaft emporrangen. Was sind dagegen Leute, die sich auf ererbten Thron des Reichthums und des Ansehens setzen, und nichts desto weniger thun, als ob sie mit eigenen Händen Perus Goldminen ausgebeutet hätten und Andere wie Staub unter ihren Füßen betrachten! Ich wollte, daß zehn solche nichtstaugende Wichte statt des einen Tauchnitz gestorben wären, und ich über ihren Gräbern die Lache des Momus hören könnte. Tauchnitz also, der Mann, der die deutsche Typographie bis zum Gipfel der Vollkommenheit emporhob und ihr den Sieg über alle gleiche Anstrengungen und Leistungen des Auslandes verschaffte, dessen Name ewig neben denen eines Gutenberg, Baskerville, Bodoni, Didot, Breitkopf, Unger u. A. glänzen wird, war geboren am 29. October 1761 in dem Dorfe Großpardau bei Grimma, als der Sohn eines armen Schulmeisters. Unvermögend, seiner Neigung sich den Wissenschaften zu widmen, zu folgen, und sicher nicht ahnend, daß er dennoch denselben beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch die ersprießlichsten Dienste leisten würde, begab er sich 1777 nach Leipzig, um bei dem damaligen angesehenen Buchdruckerherrn Sommer die Buchdruckerkunst zu erlernen. Dieser in Wissenschaft und Kunst erfahrene Mann erkannte sehr bald die ausgezeichneten Fähigkeiten, den Kunstsinn, Geschmack und Fleiß seines Lehrlings und versäumte nicht, ihn um desto sorgfältiger zu unterrichten. So trefflich ausgerüstet trat T. nach überstandener Lehrzeit seine Wanderung nach mehrern Orten an, wo er glaubte, für seinen Lebenszweck gewinnen zu können, und vorzüglich war es Berlin, wo ihn die Anstalten des in der Typographie und Holzschneidekunst berühmten Unger längere Zeit fesselten. Im Jahre 1792 trat er wieder bei seinem Lehrherrn in Leipzig als Factor ein und erhielt in solcher Function noch mehr Gelegenheit, sich mit allen denjenigen Kenntnissen, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten bekannt und vertraut zu machen, welche die Unternehmung eines eigenen Buchdruckerei-Geschäfts erfordert. Endlich 1796, im 35. Jahre seines Lebens, gründete er in Leipzig eine eigene kleine Druckerei. Nur eine Presse konnte er gangbar machen, aber diese eine Presse war die erste und Grundbedingung aller anderen, deren Arbeiten über Deutschland und Europa nicht allein, sondern über alle Theile der Erde, wo nur der Name von Wissenschaft und Kunst gehört wird, sich ausbreiteten. Regsamkeit, Pünctlichkeit, kluge Umsicht und Gunst der Umstände gaben dem winzigen Geschäfte bald eine bedeutende Ausdehnung. Ohne Säumniß schritt Tauchnitz vorwärts, legte 1800 eine Schriftgießerei an und fast zugleich eine Verlagshandlung. Für beide errichtete er in den Jahren 1803 bis 1805 ein stattliches Haus, und sein Wirkungskreis vergrößerte sich von der Zeit an immer mehr und mehr und nahm bis heut eine fast unübersehbare Fläche ein. Wie aber auch das Glück ihm lächelte und einlud, auf den errungenen Lorbern sein Haupt niederzulegen, so war er doch stets unermüdlich beschäftigt, seiner Buchdruckerei und Schriftgießerei durch Ausbildung der Stempelschneidekunst und durch Benutzung der Erfindungen und Verbesserungen des Auslandes, besonders der Engländer in den Formen der lateinischen Typen, den größtmöglichsten Schwung zu geben, und Jedem, der mit ihm auf gleicher Bahn auftrat, zuvorzukommen. Daß dieses an sich siegreiche Bemühen ihm auch immer die größten Vortheile und unberechenbaren Gewinn brachte, erklärt sich dadurch, daß es der Verstorbene, geleitet vielleicht mehr durch einen practischen Tact, so wie durch Erfahrung und Beispiel, als durch tiefere Erkenntniß, verstand, seine typographischen Leistungen an buchhändlerischen Unternehmungen zu knüpfen, deren Einträglichkeit wiederum eben so nach der Beschaffenheit der angewandten vorzüglichen typographischen Mittel, als nach dem Bedürfnisse und ihrer eigenen allgemeinen Brauchbarkeit berechnet war. Ganz besonders müssen wir hier der Tauchnitz'schen Herausgabe der alten classischen Autoren gedenken, eines Unternehmens, durch welches die classischen Studien im In- und Auslande, ja fast in allen Theilen der Erde neue Lebenskraft erhielten, eines Unternehmens, das richtig für die allgemeine Anwendnng berechnet, eine unerschöpfliche Goldmine ward, die seit 1808 unübersehbare Ausbeute gab. Der glückliche Gedanke zu diesem Allen war dem Lehrherrn Sommer entlehnt, den später ein unglückliches Schicksal ereilte: Sic vos non vobis etc. (Forts. folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 34. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 9. Februar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

— Das ist ein furchtbares Zeichen! rief der Erzbischof Guibert aus.

Und Cenci fuhr fort: Trotz dem furchtbaren Zeichen eines künftigen Abfalls hat der Erzbischof Erlembald die verheiratheten Geistlichen grausam verfolgt, und ihnen die Möglichkeit und den Nutzen, Weiber zu haben, abschneiden lassen, die weinenden Bräute in ihrer liebenden Verzweiflung und die verzweifelten Weiber und Kinder hinaustreiben lassen, wie Vieh, wie Mutterschafe mit kleinen blöckenden Lämmern. Da waren nun des Kaisers und des Adels im Lande durch Kirchenerbauungen und Dotirungen wohlerworbene Investiturrechte zu vertheidigen, und das Naturrecht, das Menschenrecht, das Weiberrecht! das Kinderrecht! Da hat der aufgestandene Adel und das Volk den Handlanger Erlembald's, dem Priester Liprand, Ohren und Nase abgeschnitten, den Erlembald kurzweg erschlagen, und den Thedald zum Erzbischof gemacht, der alle kleinen blöckenden Lämmer mit den armen Mutterschafen wieder aus den Feldern und Bergen hereingerufen; und die guten Weiber haben sogar ihre solchen Männer, aus bloßer übermenschlicher Liebe und weiblicher Ehre wieder zu Männern und statt Männer angenommen, und die Männer haben den Altar wieder eingenommen, und die Bräute alle gleich Hochzeit gemacht, und alle ihre unermeßlich reich von allen gesteuerten Hochzeitgeschenke dem Thedald geschenkt. So soll durch Erschlagung Gregor's auch, ein anderer Bischof von Rom, der da Papst heißt, erwählt werden, nicht wahr? So meint Ihr. Und ich, ich soll ihn erschlagen, so meint Ihr. Nicht wahr? Aber Ich nicht! Wahrhaftig. Ich habe eine Frau! habe ein Kind, von welchen ja Niemand mich scheidet!

Da legte Thomas, der Bischofssohn, seinen Finger an die Lippen und sprach nach einiger Zeit: Horch! klingt es nicht und schallt im Hause, als wenn Jemand einen Nagel drunten in die Thür schlüge! Denn er war gewiß, daß man die Bannbulle gegen Cenci annagle.

Alle sahen ihn an, aber da er so freundlich, ja wie verklärt vor Hoffnung aussah, und es drunten wieder schwieg, so brach die Flamme des Gesprächs nach der Pause erst jetzt recht auf.

Wenn ich nur zwanzig Mann mit hätte! sprach Robert mit Bedauern. Ich bin im Bann, weil ich meine Länderchen nicht vom Papst zur Lehn nehmen will, die ich sauer dem griechischen Kaiser abgestritten! Ich will sie dem Papst nicht schenken, wie Mathilde ihr Toscana ihm zum Beispiel für andere Thoren geschenkt hat, und sich dann wieder von ihm belehnen ließ, als seelenarme Vasallin. Ich habe den ersten uralten Glauben: die Erde ist von Gott, und wer sich etwas darauf erwirbt durch Kopf oder Arm, das gönnt er ihm zu Lehn auf Sarglehn. Zwei Lehnsherrn der Erde sind eben Zwei — also Keiner, und ich halte fest an dem Ersten. Er hat zwar gerade nicht vergessen, daß ich den Papst als weltlichen General seiner Rotte bei Civitade geschlagen, gefangen, kostbar bewirthet und höflich entlassen, ja heimgeführt habe, da er doch geglaubt, von uns Normannen wenigstens gehangen zu werden. Jetzt freilich wollte ich nicht für jedes Joch Ochsen jährlich die zwölf Groschen Pavianische Münze zahlen, und als Gebannten habe ich ihm die Mark Ancona weggenommen und lagre nicht weit von Rom. Warum habe ich nicht nur 20, nur 10 Mann mit mir gebracht. Cenci! Du hast Leute! Du bist Präfect! Aber Du knickst nicht, was Dich nicht beißt.

Jetzt hallte es wieder im Hause von Hammerschlägen drunten, da der Annagler des Banns aus Furcht vor Cenci von seinem Bänkchen gestolpert war, und die Nägel verstreut hatte, darüber war ihm die Laterne ausgelöscht.

Thomas sah jetzt den Erzbischof bedeutend an, und Guibert lächelte und sprach: Laßt mich nun auch im Namen des Stuhles eine kleine Rede halten. Hat doch Bileam's Esel geredet. Also hört mich, mich altes Erbstück der Hohenpriester und des größten Brückenbauers von Rom, des Pontifex Maximus, der größten Brücke über die Zeit, worüber dieses Volk wandeln soll! Hört mich, da ich Würmer höre mich im Innern zerfressen, und von Außen wollen sie mir die Beine zerschlagen. Ich rufe Weh über Bonic's Sohn. Denn es ist unglücklich, Hefen in eine Tonne Honig zu mischen, oder eine Kreuzspinne ja nur in ein Brot zu backen, denn um ihrer willen wird der ganze Honig und das ganze edle Brot verworfen. Es ist schlimm, ein faules Bret an den Bauch des Schiffes zu nageln, denn um des Einen Bretes willen geht später das ganze Schiff im Sturm, ja bei Windstille unter. Es ist schlimm, Unnatürliches und Unmenschliches zu dem Göttlichen zu mischen, ja es zum Pfeiler desselben zu machen, denn das Volk ist dann klüger als der, wer das thut, lebt menschlicher, ja göttlicher neben ihm. Es ist unglücklich von Bonic's Sohn, dies und das zu thun, sich von mir, dem Stuhl, loszusagen, oder sich loszusagen vom ganzen Christenthum. Das heißt, die Menschen zwingen sich unter mir weg, durch die Jahrhunderte einen Schacht zu graben, bis in Christi Brust, und durch den Brunnen Christi hinabzusteigen bis zu dem lebendigen Gott. Das ist der Ausweg, den die bedrängte, gezwungene Welt ergreifen muß, ergreifen wird, den: Christen, ja Menschen zu seyn und zu werden, gerade ohne mich zur Seite gesetzten oder zertretenen Stuhl. Und nennt die Welt nicht laut schon Bonic's Sohn einen Ketzer, einen Hexenmeister. Furchtbar ist schon Eines Menschen besseres Wissen! Nur Ein wahrer Gedanke irgendwo, der gegen uns ist. Der erwürgt uns einst, so wahr Gott die Wahrheit ist. Und, hört mich nun, hat nicht schon Paphnutius, der Bischof von Thebais, gesagt: Nur wer ein Weib hat, ist keusch! —

Ich bin außer mir! ich sterbe vor Freuden, rief der Bischofssohn Thomas darein.

Hört den Stuhl den Schluß daraus machen! fuhr sein Mund, Guibert, fort. Hat das Wort nicht alle Mönche voraus schon begraben? Sollen die Priester nun erst Mönche werden, um bei dem Volke so heilig für jetzt zu scheinen? Scheint das schon jetzt dem Volke, oder verbrennt es die Kirchen, oder wird es nicht künftig die Klöster mit Nonnen und Mönchen verbrennen, und werden die Entronnenen nicht nach Rom kommen — zu Bonic's Sohn — der nicht mehr ist! Der aber noch lebt und trennen will, was Gott vereinigt hat: Mann und Weib! Und wie können die Beneficien erblich werden, wie soll es ein erbliches Priesterthum geben, wie ein erbliches Adelsthum, wenn die Könige und Fürsten die von uns gelehrten Lehrer des Volks einsetzen fort und fort? Oder wäre ein Priesterreich fürchterlich, daß menschlich lebte mit Menschen? Und sehen die Menschen einst, bald, nicht mehr die Keuschheit in der Jungfräulichkeit und in der Junggesellenschaft, hat Berengar mit seiner Wahrheit die Welt gesäuert, daß Christus Leib blos Christus Leib war, dann können auch Priester ihn nicht mehr täglich opfern. Das Alles wird kommen, so wahr die Welt steht, so wahr ich hier auf dem Tische stehe. Darum soll Niemand der Zeit opfern, wer bleiben will. Darum laßt mir keine Schwäche ankleben, wegen welcher ich einst verworfen werde, wie der Honig mit der Hefe, wie mit der Kreuzspinne das Brot! Und darum, Cenci, ergreife Bonic's Sohn, und schleudere ihn fort von dem Brot des Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in Muskau im Jahre 1812*).

Als fleißiger Leser der Zeitschrift: Unser Planet, fand ich ganz neuerlich Bruchstücke aus Semilasso's vorletztem Weltgang, die von Zeit zu Zeit darin geboten werden, und überzeugt, daß ich gewiß nicht der Einzige bin, der die glänzende Erscheinung unseres deutschen Byron, in mehr als einer Hinsicht gern verfolgt, erlaube ich mir, aus meinem Tagebuche vom Jahre 1812 eine Stelle anzuziehen, die einen Abend im damals gräflichen Pückler'schen Hause schildert; so wie ich denn überhaupt die Bekanntschaft dieses höchst freisinnigen, ausgezeichneten Geistes zu den freundlichsten Reminiscenzen eines Jahres zähle, das mir auf meinem früheren Lebenswege gleich störend als feindlich entgegentrat.

Ich bevorworte: daß ich gegen das Ende des Jahres 1811 vom K. S. Divisionsgeneral v. G. zu einer Expedition an der Lausitzer Grenze bestimmt worden war, die mich ungefähr zwölf Tage in der Gegend zwischen Sorau und Sagan beschäftigte; indem man die damaligen ersten Regungen des sogenannten Tugendbundes, bei der täglich erwarteten Heimkehr des Königs von Sachsen aus Warschau durch Schlesien, für bedeutend genug hielt, deßhalb eine diesseitige Beobachtung der Landesgrenze flüchtig anzuordnen. Doch verlief Alles besser, als man gedacht; ohne den mindesten An- und Aufenthalt, ohne die leiseste Volksbewegung ließ man den edeln Königsgreis passiren, und er traf bereits am dritten Januar über Fraustadt, Glogau und Sagan mit einbrechendem Dunkel in Sorau ein, das er zu jener Zeit zum letzten Mal betreten mochte. Das ganze Städtchen war geschmückt, wie ein Christbaum, unzählige Lichter und Fackeln brannten, vom Himmel sahen die Sterne drein und spiegelten sich in Thränen der Freude, und das transparente Wort: »Willkommen« am Stadtthor, ward durch das einstimmige Vivat des Volkes, Musik und Schützensalven bestätigt. — Von Sorau brach Friedrich August am folgenden Tage nach Dresden auf und wurde in Muskau zum Frühstück empfangen, wo ihn der damalige Standesherr, Graf von Pückler, vier eingefahrene zahme Hirsche

*) Von Friedrich Krug v. Nidda.

als Vorspann bis zum nächsten Relais präsentirt haben soll, was jedoch höflich abgelehnt worden.

Drei Tage später führte auch mich meine Marschrichtung zum Regiment, das gerade bei Hoyerswerda cantonirte, in das freundliche Muskau, und nachdem ich mich etwas nettoyirt, ließ ich mich beim Herrn Grafen Pückler melden, dessen anglomane Art zu leben und zu wohnen mir gerühmt worden war, hatte ich schon früher nie das Glück gehabt, ihn als Garde du Corps-Officier in Dresden kennen zu lernen. Hauptsächlich wünschte ich den kühnen Ritter und großartigen Lebemann Aug' in Auge zu sehen, von dem man sich in der Residenz so viel Interessantes erzählte, hatte sich schon Frau Fama, wie sie's an jedem genialen Manne zu üben pflegt, nicht immer billigend über denselben geäußert.

Ich ging daher auch ganz so unbefangen, als gelte es nur die Bekanntschaft eines früheren Dienstcameraden, auf's Schloß, ein lustiges Leben und Treiben dort erwartend; doch schon im Empfangzimmer ward ich eines Andern belehrt, denn, obschon der Graf selbst noch nicht sichtbar war, wurde ich doch von einigen jungen Gelehrten, die zum Hausstande zu gehören schienen, so äußerst artig begrüßt, daß ich mich bald genug orientirte; ja, irre ich nicht, so stellte sich mir auch der später und mit Recht berühmt gewordene Novellist Leopold Schefer vor, und unterhielt mich bis zu Ankunft des Grafen. Dieser erschien endlich, als höchst artiger Mann, à l'anglais gekleidet, und indem er aus der Bibliothek trat, bemerkte er leicht hingeworfen: »Wo kann man besser, als bei den Alten seyn?« wodurch er, vorausgesetzt, daß er mein damaliges dichterisches Auftreten nicht ignorirte, wohl auch mir etwas Verbindliches sagen wollte.

Wir setzten uns, und die Unterhaltung ward allgemein; ich fand bald einen in allen wissenschaftlichen und Lebensinteressen früh eingeweihten und gereisten Mann von sehr ansprechender Bildung, weßhalb ich auch die, neuerlich von ihm selbst (als Semilasso) gegebene Skizze, in mancher Beziehung überbieten muß, ist sie auch großentheils meisterhaft entworfen. Er war groß, schlank und wohlgewachsen, trug sich mit Sicherheit und bei vornehmer Haltung höchst ungenirt, und obwohl beweglich und leicht aufgeregt, war seine Vivacité doch weder ausweichend noch arrogant, und that der Unterhaltung keineswegs Eintrag. Sein dunkelbraunes Haar, seine geistvollen Augen gaben seinem etwas blassen Gesicht Interesse und Leben, und eine ziemlich hohe klare Stirn lieh seinen Zügen einen Ernst, der weit über seine Jahre und Gemüthsstimmung ragte. Ein Blitz von leichter Ironie und Weltverachtung zuckte zuweilen um seinen Mund, und theils Witz herausfordernd, theils erwiedernd, erhielt er die Conversation mit Gewandtheit lebendig. Von unserm, damals noch höchst problematischen, russisch-polnischen Marsch, lenkte sich das Gespräch auf Reisen im Allgemeinen, und der Graf erzählte von seiner Wallfahrt durch die Schweiz nach Italien, wohin er sich zwar mit vier Postpferden in Bewegung gesetzt, doch durch veränderte Verhältnisse bestimmt, den Heimweg theils zu Fuß, theils mit sehr einfachen Transportmitteln ausgeführt habe. Er leugnete nicht, daß sein Reiseplan hierdurch allerdings abgekürzt worden sey, doch sey ihm anderntheils auch Gelegenheit geworden, weniger besuchte Orte und Gegenden zu sehen, als ihm auf der grande route begegnet seyn möchten, auch habe er die Selbstständigkeit eines ganz auf sich selbst basirten Wanderers hierbei kennen gelernt, die der wackere vielgereiste Seume stets so hoch angeschlagen. (Schluß folgt.)

Miscelle.

Beethoven war in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens in einem Zustande, der an Traumwandeln grenzte — so voll war er von musikalischen Ideen. In Wien ging er einmal in einen Gasthof, verlangte die Speisekarte, legte sie wieder auf den Tisch, nahm einen Bleistift aus seiner Tasche, und fing an Noten auf die Rückseite derselben zu schreiben. Bald darauf brachte ihm ein Kellner Suppe; er erwiederte ihm, er habe gespeist, und ehe er ihm irgend etwas entgegnen konnte, bezahlte er eine Summe Geldes und ging davon.

Entschluß.

Und als ich endlich ausstudirt,
Die Prüfung auch bestand,
Da wurde ich geschwind geführt
In's liebe praktische Land.

Da hab' ich treulich inquirirt
Im Criminalgericht,
Und brachte, wie es sich gebührt,
Die Wahrheit schnell an's Licht.

Doch sagt, was hilft das liebe Jus
Wenn ich mein Mädchen seh'?
Gleich stockt der Rede kühner Fluß,
Komm' ich in ihre Näh'.

Wie gerne inquirirte ich
Und spräche: „Liebchen mein,
Sag' mir in Wahrheit, liebst Du mich?
Willst Du die Meine seyn?"

Doch wenn ich ihr in's Auge blick',
Macht mich Frau Themis dumm,
Und wüst geht mir im Augenblick
Das Jus im Kopf herum.

Am besten ist's, ich werd' ein Dieb,
Und fang' zu stehlen an,
Will Küsse rauben meinem Lieb,
Vielleicht erfahr' ich's dann.

Hugo Hagendorff.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, am 19. Januar 1836.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1816 trat Tauchnitz mit einer Stereotypengießerei noch imposanter hervor. Sie, die erste in Deutschland, wurde sogleich bei der Sammlung der classischen Autoren, so wie bei mehreren anderen eigenen und fremden Werken in Anwendung gebracht. Wir erwähnen unter den vorletzten die schönen Bibelausgaben in deutscher, griechischer, hebräischer Sprache als etwas allen Anforderungen des Schönen und Tauglichen höchst Entsprechendes. Als Proben des Versuchs, die Stereotypie in die musikalische Literatur einzuführen, liegen dem Publicum die durch Fr. Schneider gefertigten und höchst billigen Clavierauszüge des Mozart'schen Don Juan und Rossini'schen Tankred vor. Als Beweis, daß es ihm darum zu thun, nur Vorzügliches und Dauernd-Werthvolles zu leisten, muß man die von ihm erfundene Stereotypirmethode betrachten, nach welcher es ihm möglich wurde, auch nach vollendetem Abgusse noch die schwer zu vermeidenden Fehler des Satzes zu verbessern. Eben dahin gehört aber auch die Liberalität, mit welcher er bei der Stereotypenausgabe des Homer auf die Auffindung eines jeden Druckfehlers einen Ducaten Belohnung setzte, da doch sicherlich Sparsamkeit nicht die letzte Tauchnitz'sche Tugend seyn konnte.

Statt aller Anekdoten, die ich von seinem Schönheits- und Richtigkeitssinn, von seiner Feindschaft gegen alle, auch die kleinsten, Nachlässigkeiten im Druck, so wie gegen die Druckfehler, diese auch die größte Sorgfalt höhnenden Dämonen, anführen könnte, sey es mir erlaubt, auf ein Gedicht zu verweisen, daß ihm, als er funfzig Jahre der Buchdruckerkunst gewidmet hatte, von seinen sämmtlichen Collegen in Leipzig am 18. April 1827 überreicht wurde. In diesem Gedichte heißt es schön und richtig von seinem kalotypographischen Streben:

Noch Knabe fühltest Du das hohe Walten
Der Kunst schon, so Gedanken zu gestalten,
Daß, sie zu schaun, sich eine Welt vereint.
Gern gingst Du ein in ihre schwarzen Zellen,
Um ihre Zauberzeichen aufzustellen,
Auf deren Ruf des Geistes Licht erscheint.

„Was, in der Weihe hochbegabter Stunden,
Die reinsten Geister groß und schön empfunden,
Erschein' auch in des Wortes Zeichen rein!"
So dachtest Du ... „Soll Wort dem Geiste tönen,
Muß auch sein Zeichen sich in Glanz verschönen,
Dem Aug', das nur dem Licht glaubt, lieblich seyn!"

„Was, hoch im Geist, Homer, Johannes dachte...
Wie auch Parteiwahn rings die Welt umnachte...
Steh' rein, unwandelbar in Zeichen fest.
Dann spricht der Geist zum Aug' mit Kraft der Sonnen,
Und bürgt den Menschenseelen ew'ge Wonnen,
Wenn Leib' und Erd' und Himmel sie verläßt!"

So dachtest Du, und Gott gab kräftig Leben,
Und gab Dir Segen zu dem edlen Streben,
Selbst wenn auch Sturm in Deine Saat sich warf.
Stets liebtest Du die Kunst, ihr Günstling treuer,
Ihr webend gern der Schönheit Silberschleier,
Den Wahrheit selbst bei Sterblichen bedarf &c.

Als ein Meisterstück der Stereotypie aus dieser Periode muß ich ein Preis- und Lobgedicht auf unseren höchst seligen König Friedrich August betrachten. Es verdiente von diesem kunstsinnigen Fürsten als ein Cabinetsstück aufgenommen, geachtet und so ehrenvoll belohnt zu werden, wie es durch besondere Gnadenbezeigungen in der That belohnt worden ist.

Die Schriftproben von 1825 sind ein Triumph der von Tauchnitz vervollkommneten Stempelschneidekunst. Bis auf den heutigen Tag hat noch kein Schrift- und Stereotypengießer dieselben zu überstrahlen vermocht. Sein 1834 erschienener hebräischer Codex (ex recensione Aug. Hahnii), so wie die von dem Professor Flügel in Meißen besorgte Ausgabe des Koran zeigen, was die orientalische Literatur durch Tauchnitz' Bemühungen gewonnen haben würde.

Der Verstorbene erfreute sich bis zu den letzten Stunden seines Lebens einer jugendlichen Rüstigkeit des Körpers, ungeschwächter Geisteskraft und steter Gesundheit — Eigenschaften, die es ihm möglich machten, einen großen Theil seines umfassenden Geschäftes selbst zu leiten und inspiciren. In der Nacht vom 13. bis zum 14. Januar trat ihn der Tod an, wahrscheinlich als sanft die Fackel umkehrender Genius. Am 14. früh um 9 Uhr wollte man einen Lebenden vom Schlummer erwecken und fand einen für immer Entschlummerten. Seinem Sarge folgten am vierten Tage nachher sämmtliche Buchdrucker, Buchhändler, Magistratsglieder u. A. — ein Zug von mehreren Hunderten Menschen und 20 Kutschen. Trotz ungeheuren Sturms und empfindlicher Kälte schaute ein großer Theil von Leipzigs Bewohnern den Feierlichkeiten zu, und Mancher unter denselben wußte, daß er oder ein Anderer in dem zu Grabe Geleiteten einen Wohlthäter, Versorger, Gönner und Freund verloren hatte.

Nach einigen Tagen erschien in unserem Tageblatte ein Epicedium von Dr. Kaltschmidt, dem wir die drei letzten Verse entnehmen, weil sie den practischen Sinn des Vollendeten selbst in Bezug auf das Wesen der Gelehrsamkeit, charakterisiren:

Dem ächten Wissen warst Du stets befreundet;
Gelehrsamkeit — was galt Dir mehr als sie?!
Nur Sylbenstecher waren Dir verfeindet;
Denn Spreu und Hülsen, die für Weizen sie
So gern Dir boten achtetest Du nie.

Nie bist ein Heuchelfrommer Du geworden,
Dem falschen Scheine huldigtest Du nie,
Du kauftest keine Titel, keine Orden;
Du beugtest keinem Götzen je das Knie,
Dir galt Rechtschaffenheit vielmehr als sie.

Du schwebst empor, Dir nahen höhre Geister!
Die Palme winkt, die Freudenthräne fließt;
Leb' wohl auf lange, vielbewährter Meister!
Dein Werk steht fest und manches Volk genießt,
Den Segen, der von Deinem Thun entsprießt.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 35. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 10. Februar. 1836.

Der Priester und sein Liebchen.

(Nach einer Skizze von M. Retsch.)

Leise durch den düstern Kreuzgang,
Schleicht ein junger bleicher Priester;
Schleicht durch's kleine Klosterpförtchen,
Nach dem nahen stillen Friedhof.

Linde Abendlüftchen kosen
Mit den Blumen auf den Gräbern;
Und im hellen Mondenscheine
Schimmern rings die Kreuz' und Steine.

Nur ein Plätzchen, nah' der Kirche,
Wird vom Mondlicht nicht verkläret!
Düster ist es dort und schaurig;
Dahin eilt der bleiche Jüngling.

Und er schau't das ries'ge Steinbild
Eines Bischofs, der vom Volke
Als ein Heiliger und Gründer
Jenes Klosters wird verehret.

Ernsthaft würdig steht der Heil'ge!
Ihm zu Füßen liegt der Satan,
Welchen er, ein Himmelsstreiter,
Mit dem Krummstab niederstreckte.

Lange, lange blickt der Priester
Auf das Denkmal. — Endlich spricht er,
Boshaft lächelnd und verächtlich
Diese wilden Frevelworte:

„Hast Du wirklich, guter Heil'ger! —
Einst den Teufel überwunden?
Ei! so sage doch: warum denn
Grins't der Unhold noch so freundlich?

„Mann von Stein! blick' hin auf jenes
Weib von Stein, das dort die Hände,
Wie im Jammer, hebt gen Himmel!
Kennst Du es, hochwürd'ger Bischof?!

Oder wär' das Bild nicht ähnlich,
Weil's so kalt und todt? — dann warte:
Und es nahet bald die Tochter,
Deiner Metze blühend' Abbild.

Fluch' dem rasenden Gelübde,
Das der Satan selbst ersonnen! —
Aber fluch' auch Dir, Du Heil'ger!
Der mich trieb, daß ich es aussprach!

Schuldlos war ich! Schuldlos war sie,
Meine Lieb', die ich erwählte!
Jetzo sind — verdammter Heuchler! —
Beide wir wie Du — Verdammte!" —

Während also noch der Jüngling
Spricht die wilden Frevelworte,
Schallen aus der Klosterkirche
Orgelton und Lobgesänge.

Und durch's Kirchhofgitter, schüchtern,
Schlüpft ein liebes blondes Mädchen;
Eilet nach dem düstern Winkel,
Zu dem jungen bleichen Priester.

Und er faßt sie in die Arme,
Fühlet ihres Busens Wogen,
Stammelt heiße Liebesworte,
Küßt ihr Stirne Aug' und Lippen.

Orgelton und Lobgesänge!
Ernsthaft, würdig steht der Heil'ge!
Jammernd blickt der Mutter Steinbild!
Sieghaft, höhnisch grins't der — Satan.

J. Lyser.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

10. Des Knotens Lösung.

Fürchtet euch nicht, edle Frau, sprach der Bürgermeister, indem er seinen Helm aufsetzte: ich will euch zwar nicht bergen, daß ihr einem ergreifenden Schauspiele entgegengeht; aber ein reines Gewissen, wie ihr mitbringt, darf freudigen Muthes vor den Schranken des heiligen Officiums erscheinen, zumal wo die Pflicht gebeut, einen gottlosen Heuchler zu entlarven.

Hätte mein Mann denn nicht für mich hingehen oder mich wenigstens begleiten können? fragte Frau Clara zitternd.

Ich darf nicht wissen, daß euer Mann noch hier ist, Frau Bilgeri, entgegnete Brun finster; es ist genug, daß ich sein sündig Haupt dem Beil entzogen habe. Sein Zeugniß würde überdies Nichts gelten. Doch die Stunde hat geschlagen und die Sänfte wartet; kommt!

Er bot ihr mit ritterlicher Galanterie den Arm und führte sie leise aus dem Hause, vor welchem in der finstern stürmischen Jännernacht eine dicht verhüllte Sänfte wartete, in die er ihr schweigend hineinhalf. Auf ein dumpfes: Vorwärts! erhob sich die Sänfte und zwei vermummte Träger eilten mit ihr die Halseisengasse hinauf und dann rechts an der Stadtmauer hin, bis zu dem finstern Thurme, der noch heut' zu Tage unter dem Namen »Ketzerthurm« bekannt ist, und worin das schreckliche Gericht der Inquisitoren damals seine geheimen Sitzungen hielt und seine inappellabeln Urtheilssprüche vollziehen ließ.

In der Eingangshalle, in welcher die Sänfte abgestellt wurde, erwartete sie ein alter Laienbruder mit einer Laterne. Er öffnete die Thüre und bat die Dame auszusteigen. Clara that es und der Alte bot ihr einen großen schwarzen Schleier mit der Aufforderung, sich sorgfältig damit zu verhüllen. Als dieß geschehen war, führte er sie eine schmale steinerne Treppe hinauf, öffnete eine Thüre und ließ sie mit dem Bedeuten hineintreten, kein Wort zu sprechen. Sie befand sich jetzt in einem engen finstern Verschlag, der nur durch ein eisernes Gitter vom Inquisitionssaale getrennt war. Dieser war durch einen einzigen, vielarmigen Leuchter, der von der Decke herunter ging, erhellt. Die Wände waren schwarz ausgeschlagen; Folter- und andere Torturwerkzeuge hingen drohend an denselben herum. An einer langen schwarzbehangenen Tafel saß das schreckliche Gericht, aus sechs Dominicanern bestehend. Auf einem erhöhten Lehnstuhle thronte der Hauptrichter (Inquisitor generalis), ein Mann in den Fünfzigen, dessen feistes, schmeeriges Kinn über den weißen Halskragen herunterquoll. Ein furchtbarer Sybaritismus lag in seinem aufgedunsenen, von Speck glänzenden Gesicht, während aus den kleinen grauen, von dicken rothen Brauen beschatteten Augen die Schlange des Paradieses blitzte und um den zusammengekniffenen Mund, der fast keine Spur von Lippe zeigte, der Ausdruck unendlicher Härte und katzenartiger Bissigkeit spielte. Unter den Richtern befand sich auch Anselmo..... Auf dem Tische lag ein großes aufgeschlagenes Buch, und vor demselben stand, auf zwei blanken Dolchen, ein grinsender Todtenkopf.

Das Alles übersah Clara mit scheuem Blick, als plötzlich die Thüre aufging und raschen Schrittes der Ritter und Bürgermeister Brun eintrat..... Ein dumpfer Seufzer ließ sich neben Bilgeri's Frau hören, und erst jetzt gewahrte diese, hart an die Wand gedrückt, zwei weibliche Gestalten neben sich, ebenfalls schwarz verhüllt und in den Saal hinausstarrend. Sie erschrack heftig; doch verschlang die Neugierde diese Empfindung bald, und sie richtete ihren Blick wieder auf das wundersame Schauspiel, das sich vor ihren Augen aufthat.

Der Bürgermeister hatte indessen auf einem leeren Stuhle neben dem Inquisitor generalis Platz genommen; die Richter, welche sich bei seinem Eintritt ehrfurchtsvoll erhoben hatten, ließen sich wieder auf ihre Sitze nieder und — war es Ueberraschung, war es Ahnung eines nahenden Geschicks — Anselmo starrte den weltlichen Eindringling erbleicht und unverwandt an. Dieser war ebenfalls heftig bewegt; sein eigenthümliches Muskelspiel verrieth das, obgleich er sich, die Arme über der Brust verschlingend und in nachlässiger Haltung sich hinstreckend, das entgegengesetzte Ansehen zu geben suchte.

Der Präses hustete. Hochedler Herr, knarrte er sodann zu Brun gewandt, das Gericht wird mit euerer Erlaubniß sogleich beginnen. Der Bürgermeister nickte, und der Mönch zog an dem Glockenstrang, der vor seiner rothen Nase herunterhing.

Eine Seitenthüre öffnete sich. Die Hände auf den Rücken gebunden und zwischen zwei Henkern des heiligen Officiums, trat — der Schuhmachermeister Rügger in den Saal. Kühn schaute er um sich her; aber als er den Ritter erblickte, schritt er hastig, eh' seine Begleiter es verhindern konnten, auf ihn zu und sprach mit starker Stimme: Herr, ihr werdet mich retten aus den Händen dieses Natterngezüchts!

Rügger, entgegnete Brun kalt: ich kenne nur ein Natterngezücht, und das bist du und deine Spießgesellen, die ihr mir heimlich nach dem Leben trachtet und die neue Ordnung der Dinge gefährdet. Im Schooße des heiligen Officiums bin ich sicher und die lieben Heiligen bewahren mich, daß ich ihm in's Amt greife!

Der Schuster wollte reden; aber die Schergen rissen ihn zurück, und der Inquisitor schrie, indem er vom Stuhle aufstand: Verruchter Ketzer! wahre deine Zunge, auf daß sie dir nicht mit glühenden Zangen aus dem Rachen gerissen wird! Bedenke, daß die Schwelle dieses Gerichtssaals für den Verbrecher die Schwelle des Grabes ist, von welcher er nicht wiederkehrt. Bedenke, daß der Trotz des Sünders ein Schleifstein ist, welcher das Schwert der Gerechtigkeit schärft; ein Blasbalg, welcher die heilige Zornflamme der Diener Gottes facht; ein falscher Hund,

welcher seinen eignen Meister beißt; ein Teufel, welcher erst den Kopf vom Rumpf, dann die Seele zur Hölle reißt! Darum knie nieder, Peccator, und bekenne reumüthig und zerknirscht, wessen du beschuldigt bist!

Das hab' ich erst vernommen, entgegnete Rügger, ohne zu knieen, seit ich in diesen Saal getreten bin. Ihr habt ja gehört, höchst Ehrwürdige und Gestrenge, daß Herr Brun mich bezüchtigt, ihm nach dem Leben zu trachten und die neue Ordnung der Dinge zu gefährden, was ich aber in Abrede stelle, bis es bewiesen wird.

Das sind weltliche Dinge, verdammter Ketzer! die nicht für dieses Gericht gehören, obgleich du schon dadurch dem Henker verfallen bist. Kniee nieder und bekenne anders.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in Muskau im Jahre 1812.

(Schluß.)

Von der großartigen Schweizernatur, die der Graf in jeder Richtung zu kennen schien, galt's nur einen Schritt zu der nordisch-deutschen, und er gab mir Recht, daß auch aus der üppigen Waldvegetation der Umgebung seines Vasallenstädtchens durch geschickte Behandlung manch' Pittoreskes producirt werden könne. Nun legte er eine Idee zu Tage, die wohl auch später theilweise ausgeführt worden ist, nämlich den Plan zu einer romantischen Gartenlandschaft jenseit der Neiße, die er durch einen einzigen, riesig gewölbten Brückenbogen mit seinem Wohnschloß zu verbinden gedenke, indem er dann einen Theil der unten liegenden Stadt überspanne, die ihm jetzt verwehrend im Wege sey. Er äußerte, ein bedeutendes Capital hierbei in Umtrieb setzen zu wollen, und mehrere Jahre nach einander daran thätig zu seyn, ja seine lebhafte Phantasie versetzte uns bald in mediam rem seines herrlichen Traumbildes. »Wenn wir Frieden behalten — fuhr er gastfreundlich fort — so soll es mich freuen, Sie nächsten Sommer auf einige Wochen bei mir zu sehen, um wohl auch Ihre Ideen mit benutzen zu können.« — Es ward ziemlich spät, ehe wir zum Soupé gerufen wurden, das fein gewählt, doch einfach war, und obschon man ganz gute Weine credenzte, fand doch kein aufdringliches Nöthigen statt, was mich übrigens im Hause eines als Garçon lebenden reichen jungen Mannes kaum überrascht haben würde, so wenig ich auch Bacchanalien liebe.

Die immer flottere Conversation ging nun auf Jagd und Pferde, Reiterei und andere ritterliche Uebungen ein, und ich hörte aus dem Munde Aller die Versicherung bestätigen: daß der Graf einer der beherztesten Reiter im weiten Umkreise sey, der auf Jagden und Spazierritten, wohin ihm stets einige seiner Gesellschafter folgen müssen, durchaus kein Hinderniß anerkenne, und Gräben, Hecken, Hohlwege und Schlagbäume mit gleich viel Muth als Glück hinterlege. Graf Pückler leugnete zwar wiederholt und meinte, die Herren übertrieben gewaltig, doch freute ich mich der Bestätigung einer Tugend und Fertigkeit, die, seit des berühmten Grafen Bückeburgs Zeit — dessen ihn begleitende Adjutanten stets das Todtenhemd am Leibe trugen — nach und nach ziemlich in Abnahme kam; und da auch mir entschlossenes Reiten stets mehr als Stallmeisterei gegolten hatte, stieß ich auf's Wohl unseres gräflichen Ritters an, der mir auch seinen wohlbesetzten Stall am folgenden Morgen zu zeigen versprach. — Leider erlaubte mir jedoch die Eile meines Marsches nicht, die Ladung auf nächsten Tag benutzen zu können, zumal das gräfliche Dejeuné gewöhnlich erst gegen Mittag erfolgte; doch verlor ich in jeglicher Hinsicht dabei, zumal ein Spazierritt durch die schneebedeckte Winterlandschaft, wovon bereits die Rede war, mich im Geleit des Grafen sehr ergötzt haben würde.

Es mochte Mitternacht seyn, als ich mich meinem neuen Gönner für immer empfahl, der mich gewiß längst aus dem Auge verloren; doch so kurz und flüchtig unsre Begegnung auch war, hat mich Erinnerung doch immer gern darauf zurückgeführt, auch eh' noch Fürstenhut und Dichterkränze dem ausgezeichneten Landsmann zu Theil geworden waren, — Ihm, und mit Recht, einen der ersten Plätze unter dem hohen Adel Deutschlands und der preußischen Monarchie überweisend.

Gatterstädt in Thüringen, im Januar 1836.

Fr. Krug von Nidda.

Das Amphitheater zu Mailand.

Dieses herrliche Gebäude, wie kaum eine Hauptstadt Europens ein ähnliches aufzuweisen hat, wurde im Jahre 1806 nach dem Plane des ausgezeichneten Architekten Ludwig Canonika ausgeführt; und schon im darauf folgenden Jahre, am 17. Juni 1807, war es der Schauplatz der ersten genußreichen Unterhaltung. Die Gestalt des ganzen Gebäudes ist elliptisch, und es beträgt in seiner Länge 750, in seiner Breite 350 Pariser Fuß. Im Innern der Arena erheben sich längs der ganzen Rundung neun breite Stufen mit Rasen bedeckt, wovon die letzte, eine Art fortlaufender Platform bildend, in einer Breite von 10 Schritten, von einer doppelten Reihe der üppigsten Platanen eingefaßt ist. In der Arena befindet sich auch ein Graben mit lebendigem Wasser gefüllt, und von einer Mauer begleitet, welche zugleich zur Unterstützung der ersten Stufe dient. — Diese bietet mit einer zierlichen Böschung versehen, gleich andern einen bequemen Sitz für die Zuseher. Die Schauspiele und Unterhaltungen in diesem Circus sind höchst mannichfaltig: Wettläufe zu Fuß und zu Pferde oder in Sedien; Carousels, Wasserkünste, Tourniere und Lustgefechte, Feuerwerke, Aufsteigen von Luftballonen, Schlachten, militärische Gastmahle, Pantomimen u. dgl. m.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Die Fremde zog einen goldenen Reif von ihrem zarten Finger, und reichte ihn dem Hirten. „Hans," sprach sie, indem sie zugleich ihren Ring dem Hirten darreichte, halb drohend, halb wehmüthig, „der Tag, an dem Du diesen Ring vom Finger zögest, um ihn einem sterblichen Mädchen zu geben, wäre Dein Verderben! Wehe Dir! Fürchte meine Macht, und meine Rache!" Hans hatte inzwischen den Ring, der aus einem Smaragd bestand, an den Finger gesteckt, ohne die drohende Rede der Fremden sonderlich zu beachten. Kaum aber hatte er den Ring am Finger, als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß er statt seines Hirtenkleides ein prächtiges, ganz mit Juwelen bedecktes Ritterkleid an hatte, — der Griff seines Schwertes bestand aus einem einzigen Rubin, — und daß er sich in einem weiten und prachtvollen Saale befinde, darin die hohen, mächtigen Säulen ganz aus gediegenem Golde bestanden. Eine prächtige Tafel stand gedeckt in der Mitte des Saales da. Er lagerte sich auf einem gepolsterten Sessel und schlürfte aus goldenen Pokalen edlen Tokaier; speiste von demantnen Schüsseln Fasanen, während eine himmlische Tafelmusik ertönte, und von einer Auswahl der schönsten Mädchen ein üppiges Ballet aufgeführt ward. Er durfte nur wünschen, und sein Wunsch war erfüllt. Neben ihm aber lagerte seine wunderschöne Gemahlin, sie hatte ein prächtiges, ganz mit Perlen und edlen Steinen besätes himmelblaues Sammetkleid an, und in ihrem kastanienbraunen, schlicht gescheitelten Haare blitzte ein Demant, der an Werth das ganze Königreich Böhmen aufwiegen mochte. Hans lebte in einen beständigen Sinnentaumel von Genüssen und schwelgerischen Festen. Einst sank ihm bei einem solchen das müde Haupt auf die Brust, und als er erwachte, wußte er nicht, ob er noch träume und schlafe, oder wirklich erwacht sey; denn er lag am Ufer der Eger und hatte zu seinem nicht geringen Befremden wieder sein unscheinbares Hirtenkleid an. Eine junge, freundliche, wunderliebliche Bauerndirne stand neben ihm, und schien ihn verwundert anzustaunen. Hans rieb sich die Augen, dehnte und streckte sich und schaute sich verdrossen ringsum. „Was soll denn das bedeuten, Frau Gemahlin," rief er ganz ärgerlich. „Wollt Ihr etwa einen Schwank mit mir treiben? da seyd Ihr an den Unrechten gerathen." Das artige Bauerndirnchen, wollte sich während dieser Standrede des erzürnten Helden vor Lachen fast ausschütten. „Ich glaube gar," rief sie endlich, da sie einigermaßen wieder zu sich selbst gekommen war, „Ihr seyd nicht recht gescheidt. So kommt doch endlich zu Euch. Ihr müßt fürwahr einen neckischen Traum gehabt haben." Hans Heiling staunte das Dirnchen ganz verblüfft an. „Seyd Ihr denn nicht," nahm er wieder das Wort, „mein königliches Gemahl Heißperle?" „Warum nicht gar," entgegnete lächelnd das Dirnchen; „ich heiße Gretchen Grünthal und bin dort in Aiche des reichen Schmieds Tochter." „So muß ich fürwahr," sprach seufzend der Hirt, „all' das tolle Zeug geträumt haben; so ist Alles nur ein Spuk der Phantasie gewesen, und ich bin wieder der arme Hirt Hans Heiling, und muß Ziegenkäse essen, wie zuvor." Damit erhob sich Hans von der Erde, und schlich ganz darniedergebeugt an Gretchens Seite nach Hause; denn seine Heerde hatte sich während seines Schlafes und Traumes ganz verlaufen, und er war nun erst recht bettelarm geworden. Da ward ihm das Herz schwer, und er weinte recht bitterlich und von ganzem Herzen. Aber das gute Gretchen tröstete ihn herzlich und liebreich. „Weine nicht," sprach sie, „ich will Dir wieder zu einer Heerde verhelfen." Und sie ging zu ihrem Vater und andern reichen Bewohnern des Ortes, stellte ihnen das große Unglück des armen Hans so beweglich vor, bat so freundlich und inständig, daß Jeder davon gerührt sein Schärflein freudig und gern gab, und Hans bald wieder hinter einer stattlichen Heerde einherging. Aber Er hatte seitdem das gute, freundliche Gretchen in sein Herz geschlossen, und bewarb sich sichtlich um deren Liebe, und Gretchen wies das Werben des hübschen und stattlichen Burschen nicht von sich, und ihr Vater, der reiche Schmied, der sein Gretchen wie sein Auge im Kopfe liebte, gab seine Zustimmung. „Seyd fleißig, rührt Euch, und Ihr könnt es auch noch so weit bringen, als ich; den man weit und breit den reichen Peter Grünthal nennt," sprach mit einigem Stolze der Schmied. Und Hans zog den goldenen Reif von seinem Finger, der ihn noch zuweilen an sein vornehmes Gemahl und deren Drohung erinnerte, und steckte ihn dem hold erröthenden Gretchen an ihren Goldfinger. Nun wurden vom reichen Schmied große Anstalten zur Hochzeit gemacht; die ganze Umgegend eingeladen. Die Trauung sollte aber in einer alten, halb verfallenen Waldcapelle gefeiert werden, welche vor Alters hier in der Schlucht gestanden hat. Dies war eine Grille von dem alten Herrn Peter Grünthal. „Was sollen wir in der alten, rußigen Dorfkirche uns ängstlich einschachteln," sprach er. „Nein wir ziehen in der Frühe, ein stattlicher Zug, durch die schöne Waldschlucht, Pfeifer und Geiger voran, nach der ehrwürdigen, uralten Waldcapelle, die halb versteckt im dichten, grünen Walde auf jenem schönen Berge dort liegt. Die feierliche Morgenstille, der Gesang der Vögel, der frische Duft des Waldes, dies Alles wird Euch, Kinder, diesen festlichen Tag zu einem ewig unvergeßlichen, immer grünenden Feiertag in Eurem Leben machen, an den Ihr noch mit froher Erinnerung und freudiger Rührung zurückdenken werdet, wenn Ihr schon alt und weißlockig, von Kind und Kindeskind umspielt seyd." Und wie es der Alte gewollt und geordnet, so geschah es.

(Fortf. folgt.)

Ein altes Lied.

Daß leider manches Land gerechte Klage führt,
Davon ist dies der Grund wohl ohne Zweifel:
Weil der geheime Rath den Landesherrn regiert,
Und den geheimen Rath im Sekretär — der Teufel.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 36. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 11. Februar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Cenci stand mit verschlungenen Armen in tiefen Gedanken. Er war blaß geworden. Sein Kinn bebte vor Wuth. Er hatte die letzten drei gewaltigen Schläge an seine Thür gehört und wohlverstanden. Da nahte sich Thomas bescheiden dem Tische und frug: Ehrwürdige Herren! darf ich nun auch ein Wort in Cenci's Namen reden? Ihm beben die Lippen; darum sprech' ich aus ihm: Jetzt bin ich angegriffen an Leib und Seele! an Weib und Kind! an Gut und Ehre! Ich bin im Bann! im Bann! im Bann! Schlechter als ein Hund, dem Niemand, selbst sein Weib und sein Kind nicht einen Bissen Brot, nicht einen Trunk Wasser geben soll, bei Verlust der Seligkeit. Nun ist mir wohl! Nun bin ich ein Mensch, der Mitleid hat; ein Mann, der seine Kraft fühlt. Ich habe nur den alten Streit um Rom mit dem Papste fortgesetzt. Rom wird in Stücken zerrissen, das Jeder von Uns doch ganz haben will. Darüber bin ich im Bann! Aber nun ist es aus mit Bonic's Sohn! Heut' noch ist es aus mit ihm! Diese Nacht noch aus — und Cenci fängt an!

Und Cenci fing an.

Er stürzte hinunter zur Thür, und die Schatten folgten ihm wieder, wie schwarze Geister. Bebend stieß er die schweren Riegel in die Mauer zurück, that den einen Flügel auf, trat hinaus und gewahrte das weißschimmernde Placat an dem andern, hoch angenagelt. Der Mann, der es angeschlagen, hatte sich verweilt, weil der Wind ihm die andern, die er an die Kirchthüren zu nageln hatte, fortgeweht und zerstreut, die er nun eilig zusammen raffte. Cenci gewahrte ihm im Schein der offenen Thür an der Mauer. Mit einem Sprung ergriff er ihn, wie ein Löwe, und wollte ihn erwürgen. Da fiel der Mann auf die Knie vor ihn und bat und betete mit gefalteten Händen: Herr! ich bin ein armer Mann, ich habe ein Weib und sieben Kinder. Gegen ein großes Stück Geld hab' ich gewagt, an Eure Thüre zu schleichen. Laßt mich die Kinder satt machen! und meinem Weibe einen neuen Rock schaffen, daß sie wieder in die Kirche gehen kann! Ich bin nur ein Diener! Und Diener in der Welt müssen ja Alles thun, was darin zu thun ist. Schenkt mir das Leben! Macht den Befehl todt! Tödtet Ihr auch Eure Diener? Barmherzigkeit!

Cenci schenkte ihm das Leben. Da ihm aber die Seele und der Leib schon zu bewegt war, so stach er mit dem Dolche doch zuckend nach ihm, und durchstach ihm den Handteller der vorgehaltenen Hand.

Tausend Dank! Tausend Dank! für Eure Barmherzigkeit! rief der Mann in größter Freude. Die Narbe soll meine Warnung seyn, gegen Fürsten und Herrn nichts mehr auszurichten. Dann raffte er sich auf und entrann so schnell er vermochte, und rannte vor Hast an die Mauer.

Cenci aber kehrte sich um, sprang in die Höhe, riß das Placat ab und trug es, als ein Zeichen des waltenden Himmels auf Erden, oder der Hölle, den Freunden hinauf, nachdem er die Thür wieder fest verriegelt. Er zerriß das Pergament vor ihren Augen, er riß Gregor's Namen daraus, zermalmte ihn mit den Zähnen und verschlang ihn. Er ergriff den Stuhl, riß ihn vom Tische und zerschmetterte ihn. Sein Weib war ihm nachgekommen, warf sich ihm in die Arme und suchte ihn zu beruhigen. Jetzt keine Ruhe mehr! bis Er keinen Bissen Brot mehr essen kann! keinen Schluck Wasser mehr hinunter bringen. Fluch und Schande muß ein ehrlicher Mann keine Nacht dauern lassen! keinen Athemzug überleben. Aber es ficht mich nicht an. Wie glühendes Eisen sprudle ich jeden Tropfen Gift von mir. Mein Gott! Du wahrer Gott, stehe mir bei! Von Dir soll ich ge-

schieden seyn? Kann das ein Mensch? Soll das ein Mensch? Der Verfluchende sey verflucht. Von Dir mein Weib soll ich geschieden seyn? Von meinem Kinde! Er lachte furchtbar. Ich will ihm zeigen, was Bann bei einem vernünftigen Menschen heißt. Was würde mein Lehrer Aristoteles sagen! oder nur Averroes. O, die Vernunft ist zu den Arabern geflohen, und schleicht sich heimlich zu uns zurück, und von uns in alle Lande. Ja, verderblich ist nur ein wahres Wort in der Welt! Ihr habt Recht, Erzbischof! und diese Nacht noch sollt Ihr heiliger Vater seyn, und den Stuhl Euch wieder zusammenzimmern! Ihr werdet doch mit mir essen, doch mit mir trinken! So kommt! das Mahl ist fertig, der Tisch ist gedeckt, habe ich durch die offene Thür gesehen. Du, Robert, Du wirst mit mir essen, denn wir sind gleich. Und Thomas wird essen und trinken. Denn die Wahnsinnigen verschlingen Alles mit Freuden und essen gern. Und Gezelo, Ihr, Ihr werdet auf die Gesundheit des todten Ehebrechers trinken! und daß Ihr wieder zu Eurem Weibe kommt!

Pfui! ich mag sie nicht wieder, so lange ich meinen Buckel habe! sprach der buckliche Gottfried.

Nun, so wird mich Clemens der Dritte beehren — aus Dankbarkeit. Der Kaiser soll von mir hören! Pavia und Mailand und alle Welt, und die Nachwelt. Diese Christnacht soll eine Nacht Christi seyn. Auch für diese Nacht soll mir das Schwert gegeben seyn! Mir! Als ich vorhin wie versteinert stand, da durchrieselte mich eine Quelle von Gedanken. Mein Werk ist bedacht, es ist fertig in mir, und um Mitternacht soll es auch fertig seyn in der Welt, in der Kirche der Maria Maggiore, wo der Papst die Messe hält. Hier habt Ihr meine Hand auf mein Wort. Ich hab' ihn im Geist erschlagen, in der Wahrheit ist es ein Kinderspiel.

Laßt mich ihn erschlagen! bat Thomas.

Gut. Ich will ihn halten! versicherte Cenci. Livia wollte die Hände ringen, aber er rang sie ihr aus einander und legte sie um seinen Leib. Keines konnte und wollte essen. Das Gastmahl blieb stehen bis nach der That. Die Ausführung wurde klar besprochen. Dann entschlich sich der Erzbischof Guibert wieder heimlich unter seiner Maske und dem alten Bürgermantel. Auch Guiscard ritt vor Thorschluß heimlich zu seinen Leuten zurück.

Während nun hier im Torri de Cenci die aus vielen und weiten Landen, aus Menschenherzen wie aus seidenen Cocons herlaufenden Fäden in ein umgarnendes Netz zusammengeknüpft wurden, das vom Augenblick des Entschlusses an jetzt still in Rom wie in einen großen Weltstrom — nicht für die Fische, sondern für den großen Menschenfischer selbst verborgen gelegt ward — während dieser selbigen Zeit erduldete Irmengard viel Aergeres aus Liebe, als jene schwerbedrängten Männer aus Haß, wenn es nicht Frevel wäre, das dulden zu nennen, wenn der Mensch, wenn ein Weib durch Unglück oder durch Glück — und das ist Eins — sich eben erst aller ihrer Liebe bis zum Ersticken vor Thränen bewußt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Die beiden Schergen rissen den Schuster, so sehr er sich gegen die Genuflexion stemmte, auf die Knie. Aber Rügger blieb stumm wie ein Fisch, bis man ihm mit der Folter drohte; dann versprach er zu beichten, wenn man ihn aufstehen lasse. Die geistlichen Gerichtssäßen steckten die Köpfe zusammen, beriethen sich eine Weile halblaut in lateinischer Sprache, und der Schluß fiel dahin aus, daß dem verruchten Ketzer Niclaus Rügger aus besondern Gründen gestattet sey, sein Bekenntniß stehend abzulegen.

Ich klage mich an und bekenne, rief Rügger mit feierlicher Stimme, indem seine Augen in muthiger Begeisterung glänzten, daß ich thöricht genug war, einem Pfaffen Glauben zu schenken; ich hätte wissen sollen, daß keinem Priester zu trauen und die Schlange am giftigsten ist, je schöner ihre Haut gleißt. Ich klage mich an und bekenne, daß ich, meinem innersten Gefühle entgegen, die bessere Zukunft des Volks auf Einen vom Adel baute; ich hätte wissen sollen, daß eher ein Kameel durch's Nadelöhr, als ein Junker durch die bescheidene Pforte bürgerlicher Rechtsgleichheit geht. Ich klage mich an und bekenne, daß ich die Bürger unserer Stadt für reif genug hielt, die Fesseln hundertjähriger Knechtschaft zu sprengen; für verständig genug, ihre wahren Freunde und Schildhalter zu erkennen und das errungene Gut keinen untreuen Händen anzuvertrauen; für stark und mündig genug, ihre Freiheit zu bewahren und die Feinde derselben nach Verdienen zu züchtigen; — aber ich hätte bedenken sollen, daß das Volk Nichts ist als ein Hund, um dessen Besitz oft zwei Herren sich streiten, deren Einer das Thier so lange mit Freiheit ködert, bis es sich entschieden hat, ihm nachzulaufen; ich hätte wissen sollen, daß diese blinde Menge kein Urtheil hat, ein Kind der Gewohnheit, eine Beute der List ist und sich gegen Freund und Feind gleich bereitwillig hetzen läßt, wenn man nur die Kunst versteht, den Strom seiner Leidenschaften und Vorurtheile auf das Gebiet desjenigen zu leiten, den man verderben will. Ich klage mich an und bekenne, daß, nachdem meine Eitelkeit durch jenen Mönch, der über mich zu Gericht sitzt, und durch diesen Bürgermeister, der sich füglicher Sclavenmeister nennen könnte, und welcher ohne Zweifel gekommen ist, mein Blut zu trinken, erregt und bethört worden war — ich mich berufen wähnte, am Befreiungswerke Theil zu nehmen; — aber ich hätte wissen sollen, daß ein Schuhmacher zu nichts berufen ist, als zu seinem Leisten, und daß der, welcher ihm etwas Anderes weiß machen will, einem Gießer gleicht, der die Form aus Lehm zerschmettert, sobald er die Glocke

hat. — Ich klage mich endlich an und bekenne, daß ich mich durch jenen tempelschänderischen Pharisäer Anselmo, unter dem Vorwand einer Aussöhnung, in die Mord- und Raubhöhle des Dominicanerklosters verlocken ließ; ich hätte wissen sollen, daß die stockfinstere Nacht sich eher mit dem hellen Mittag, die Hölle sich eher mit dem Himmel versöhnt, als ein Pfaff mit seinem Beleidiger! — Alles dessen, ihr mitternächtlichen, unbefugten Gesellen, klag' ich mich an, und habe dagegen nichts in die Wagschale zu legen, als meinen ewigen Haß gegen das Mönchs- und Herrengezücht und meine innige Liebe zu Arnold von Brescia, Abälard, Peter Waldus und ihre erhabene Lehre, die in Kurzem dem Drachen des römischen Papstthums, diesem Antichrist, diesem verworfenen Thier der höllischen Finsterniß, den Kopf zertreten wird! Ich habe geredet; jetzt tödtet mich!

Es läßt sich leicht denken, daß diese Art von Selbstanklage nicht geeignet war, die usurpirten Richter des kühnen Schuhmachers für sich zu gewinnen. Hätte Rügger langsam gesprochen, so würde er wohl unterbrochen und zum Schweigen gezwungen worden seyn. Sein Vortrag war aber so rasch und gewaltig, daß keine Gegenwehr aufkommen konnte. Einen Augenblick saßen sie da als Gerichtete, denn Rügger hatte das furchtbare Urtheil sittlicher Vernichtung über sie ausgesprochen und stand nun, obwohl mit gefesselten Händen, in kraftvoller Majestät vor ihnen, wie ein flammender Cherub. — Am ehesten erholte sich der dicke **Inquisitor generalis**; sein Fell war am dicksten, drum mußte er auch am leichtesten verletzt werden. Als er zu sprechen anfing, glühte und sprühte es unter seinen dicken Brauen, wie aus einer Feuereisse, und um seinen fletschenden Mund zog sich das Grinsen höllischer Bosheit.

Haeretice maledicte! knarrte er: du hast dir selbst das Urtheil und die Verdammniß gesprochen. Die Würmer harren deines Leibs, die Teufel deiner Seele; wir werden sie traun nicht lange warten lassen! Gelobt sey Gott, der unser Officium gewürdigt hat, einen so großen Verbrecher vom Erdboden zu vertilgen und dadurch eine Menge unschuldiger Seelen dem Himmel zu retten, die sonst durch diesen räudigen Bock mit dem Aussatze des Unglaubens, mit der Seuche der Gotteslästerung angesteckt, dem Moloch anheimgefallen wären. Meine hochwürdigen Brüder! wir bedürfen keines Zeugnisses mehr. Dieser zeitlich und ewig Verfluchte, dieser Lästerer unserer allerheiligsten Religion und unseres ehrwürdigen Standes hat sich selbst vor den Schranken unseres Gerichts als ein Anhänger der verdammten Irrlehrer Arnold von Brescia und Peter Waldus bekannt. Richten wir ihn kraft der Gewalt, die uns von Sanct Petri Stuhl zu Rom ertheilt worden ist!

Und auf einen Wink des Inquisitors trat der Laienbruder mit einer rothen hölzernen Urne aus der Vertiefung des Saales hervor, wo er bisher regungslos gestanden. Schweigend schritt er von einem Richter zum andern, und Jeder ließ aus der verhüllten Faust eine Kugel in die Urne rollen. Das gab jedesmal einen dumpfen Klang, wie die ersten Schollen, die in Grabestiefe auf den Sarg geworfen werden. Als er herum war, leerte er die Kugeln auf den Tisch; alle waren schwarz! —

Drauf erhob sich der hohe Priester vom Präsidentenstuhl, ergriff einen der beiden schwarzen Stäbe, die vor ihm lagen und brach ihn mitten entzwei. Du bist gerichtet, sprach er, du mußt sterben. Pater Anselmo, bereitet ihn vor, versucht sein verstocktes Herz der göttlichen Gnade zu öffnen; die Frist ist kurz.

Der Aufgerufene erhob sich; längst war sein Gemüth über Brun's Erscheinen beruhigt: der Tiger will sich an seinem Opfer weiden, dachte er, und das ist — Rügger. Mit einer frommen Salbung, dem das jauchzende Auge und der Hohn der zuckenden Lippe widersprach, trat er auf den Verurtheilten zu und hielt mit jener Frechheit, deren nur — ein Mönch fähig ist, folgende Anrede:

Unermeßlich und unendlich sind die Qualen, denen deine verdammte Seele entgegengeht; aber noch größer und umfassender ist die Langmuth Gottes. Jene sind wie Sand am Meer, wie Sterne am Himmel; diese ist wie Erd' und Himmel zusammen mit Allem, was darinnen. Kehre zurück noch vor deinem Tode in den Schoß der allerheiligsten Kirche, verschreibe all' dein Gut für fromme Messen unserm Gotteshaus und hoffe dann, daß du nach so viel Jahren, als eine Schnecke braucht, um von einem Stern auf den andern zu kriechen, bis sie das ganze Firmament durchkrochen — und immer wieder zu kriechen, bis sie ihren Lauf so manchmal vollendet hat, als Sterne am Himmel sind — hoffe dann nach dieser Zeit in dem Orte, wo Heulen und Zähnklappen ist, um einer Hand breit der Seligkeit näher zu seyn — und fortzusteigen nach diesem Maßstab, bis es dir endlich gelingt, einzugehen in's Land der Seligen! Darum schwöre ab deinen Irrglauben und kehre zurück in den Schoß der Kirche, die ihre Arme nach dir ausstreckt!

(Fortsetzung folgt.)

Gewürznelke für Politiker.

In England beklagte sich die Nation der arbeitenden Menschen von allen Seiten, daß sie schlecht repräsentirt wäre; daß ihr Parlament sie der Nation der Kronbeamten aufopfre; — sie behauptete demzufolge, daß eine Reform des Parlaments nöthig sey. Um ihr zu beweisen, daß sie Unrecht habe, hob das Parlament ihre Freiheiten auf und überlieferte sie der Willkür der Minister. — Es scheint, die Politik gewisser Regierungen bestehe darin, daß sie den Bitten ihrer Völker die Suspension der Gesetze und der Energie der Klagen die äußerste Strenge entgegensetzen!

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Sommermorgen setzte sich der festliche Zug in Bewegung. Voran die Geiger und Pfeifer, die einen lustigen Tanz aufspielten; dann die festlich geputzten, mit Blumen und Bändern geschmückten Brautjungfern, dann Hr. Peter Grünthal, sein Töchterchen an der Hand, die gar lieblich anzusehen war in ihrem einfach weißen Kleide und Ehrenkranze, mit ihrem holden erröthendem Gesichte und ihren züchtig zur Erde niedergeschlagenen Augen; dann der stattlich geputzte, stolz einherschreitende Bräutigam, einen mächtigen Blumenstrauß im Knopfloche und stolze, herausfordernde Blicke rings umher werfend, gleichsam als ob er sagen wollte: wer kann mir was anhaben. Neben ihm schritt der greise Caplan des Ortes, der die Trauung vollziehen sollte, und eine zahllose Menge von Hochzeitsgästen, die von Nah' und Ferne zusammengebeten und eingeladen worden waren, beschloß den Zug, der mit langsamer Feierlichkeit von Aiche her in diese Schlucht hinabzog und hinabwallte. Kaum aber hatte er den Eingang der Schlucht hier erreicht, als sich ein gewaltiges Wetter am Himmel zusammenballte und emporthürmte. Da überkam den kecken Hans ein namenloses Grauen, eine entsetzliche Angst, um so mehr, da er stets eine schattenbleiche Gestalt neben sich schweben und gleiten zu sehen, und in dieser sein Gemahl aus seinem Traumleben, Heißperle, zu erkennen glaubte, die drohend den Finger emporhob, und ihm schaurig leise in's Ohr flüsterte: „Hans, mein Ring, wo ist er? Wo hast Du ihn?" „Weg Du Wechselbalg, verwünschte Hexe," schrie da ganz zornig Hans, „hebe Dich von dannen; ich kenne Dich nicht, habe keinen Theil an Dir. Dort meine liebe Braut, trägt meinen Ring." Und eine schmetternde Hohnlache klang aus dem Strome und von den Bergen, während zugleich das furchtbarste Wetter mit der grimmigsten Wuth losbrach. Der ganze Himmel rings um schien zu einem einzigen flammenden und lodernden Höllenrachen geworden zu seyn; in ungeheuern Schlägen krachte und polterte der furchtbarste Donner, der Sturm sauf'te wüthend durch die Berge, die Erde zitterte und bebte; und gleich einem ungeheuren Riesen bäumte sich die Eger himmelan. Es war, als wenn die Welt zu Grunde gehen wollte, und als ob schon der Tag des Gerichts gekommen sey.

Endlich legte sich die ungeheure Empörung in der Natur, die Wolken theilten sich, die Blitze leuchteten nur noch schwach und von Ferne her; die Donner waren verstummt, der Sturm schwieg, und die Eger fluthete wieder ruhig und still in ihrem alten Bette fort, und die Sonne lächelte wieder heiter vom hellen Himmel auf die alte Mutter-Erde und die wunderlichen Menschenkinder hernieder. Der Hochzeitstag aber war spurlos verschwunden, gleichsam als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Dafür aber standen dort an jenem Berge die Steingebilde, die man noch sieht. Der ganze Zug war zu Stein geworden. Dort in jener einzelnen Gestalt, die so trüb und verlassen da steht, erkennen Sie den Hauscaplan; neben ihn seine Ministranten, hinter ihm in jener bunt durcheinander gewürfelten Schaar die Geiger und Pfeifer; jene Gestalt da oben, die gleichsam eine fliehende Geberde macht, ist sicher die unglückliche Braut; die verworrene Menge hinter ihr die Brautjungfern; jene hohe, starrtrotzige, einsam und verlassen dastehende Figur der unselige Bräutigam, und endlich die durch Wald und Busch zerstreut umherstehende Menge die Hochzeitsgäste gewesen.

Das ist die wahre Geschichte von Hans Heiling. Noch jetzt öffnet sich dort oben, in jener schloßähnlichen Masse, welches unstreitig die alte Waldcapelle gewesen ist, wo die Trauung hat vor sich gehen sollen, jährlich in der Nacht vom 21 — 22. Juni eine Thür, und der trübe Bräutigam mit seinem stummen Gefolge, schreitet daraus hervor, und ziehet nach dem Eger-Fluß; während dieser Zeit kann man, wenn man's trifft, in den geöffneten Fels hineingehen und sich nach Belieben und Herzenslust von den unermeßlichen Schätzen nehmen, die an Demanten, Perlen, Gold dort aufgethürmt liegen; aber wehe demjenigen, der nicht den dunklen Schacht verlassen hat, ehe die zwölfte mitternächtliche Stunde geschlagen hat; er bleibt auf immer im mitternächtlichen Reiche der Gnomen und Erdgeister verzaubert und gebannt liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Hörst Du im Chor die hehren Töne klingen?
Bald werden sie wie Seraphs-Harmonie
Dir zu dem tiefbewegten Herzen dringen,
Bald, rauschend wie des Donners Melodie,
Tönt's an Dein Ohr wie ferner Geister Ruf;
Den Meister nenn' ich, der sie schuf.

Doch wird so Manches Dir dies Wort noch nennen,
Wenn seine Zeichen vielfach Du versetzt:

1. Den Schützen, o, Ihr werdet ihn wohl kennen,
   Unheilbar oft sein Pfeil das Herz verletzt; —
2. Die Hauptstadt, die, jetzt ihrer Größe Grab,
   Der Erde einst Gesetze gab.
3. Bei Schönen wirst Du ungern es vermissen;
4. Den Unterschied von Vielen es Dich lehrt; —
5. Der Pilger wird nach mir oft fragen müssen;
6. Den Ruf, worauf ein kleines Thierchen hört,
   Wird es, sagt flatternd froh durch Flur und Hain
   Beraubet seiner Freiheit seyn.

Auflösung

des Scherz-Sphinx-Spiels in Nr. 18:

Eckensteher.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 37. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 12. Februar. **1836.**

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage durch Ernst Münch. Sechs Bände. Leipzig und Stuttgart, bei Scheible. 1833 fg. — Mit dem Bildnisse des Verfassers *).

Schlägt der Leser den ersten Band dieses wichtigen Geschichtswerkes auf, so tritt demselben das Brustbild des Verf. entgegen. Er wird wohl getroffen seyn. Von dieser Voraussetzung ausgehend, bemerke ich hier kurz, wie mir E. Münch erscheint. Stände der Name nicht unter demselben, so würde ich sagen: es ist ein Kaufmannsgesicht! Aber nach dem Aeußeren soll man Niemanden beurtheilen, die Physiognomik ruht auf sehr schwachen Füßen. Somit bleibt Hr. Münch Geschichtsschreiber und gehört nicht zu dem Geschlechte der Krämer. — E. Münch hat es unternommen, die Geschichte der neuesten Zeit zu schreiben, ein ehrenvolles, aber gewagtes Unternehmen. Aus äußeren und inneren Gründen erhellt, daß ein Thucydides unserer Zeit Manches berücksichtigen muß. Erstens fehlt es noch an vielen Actenstücken, welche nothwendig erforderlich sind, wenn ein Werk über die neueste Geschichte sich in keine Irrthümer und Einseitigkeiten verwickeln will. Zweitens ist Europa nach den dermaligen Verhältnissen nicht das Land, wo die neueste Geschichte unparteiisch geschrieben werden kann. Drittens sind ungeheure Vorarbeiten erforderlich, wenn ein derartiges Werk gediegen werden soll. Dazu gehört aber Muße! Viertens ist es irrig, die „Geschichte der neuesten Zeit" mit dem Jahre 1814 zu beginnen. Der Geschichtsschreiber muß tiefer hinabsteigen, wenigstens bis zum Jahre 1789! Dabei braucht er sich nicht in der Weite zu verlieren, er kann in gedrängter Kürze diesen Zeitraum darstellen. Fünftens muß ein solcher Geschichtsschreiber entweder über oder außer der Zeitperiode stehen, welche er zum Gestande der Geschichtsschreibung erwählt hat. Das Eine wie das Andere ist mit vielfachen Schwierigkeiten verbunden, man möchte sagen, daß es an die Unmöglichkeit grenzt. — So viel im Allgemeinen. —

Welche hohe Wichtigkeit die neueste Geschichte (seit 1815) behauptet, erkennt E. Münch an, wenn er sagt:

„Wenn wir den Zeitraum, welcher von dem Jahre 1815 bis zum gegenwärtigen (?) verstrich, mit andern Perioden in alter und neuer Geschichte vergleichen, so findet sich keine unter ihnen allen, welche an Unermeßlichkeit der Begebnisse, an Raschheit der Entwickelung des öffentlichen Lebens, an Bedeutsamkeit der hervorstechenden Individualitäten, an Fruchtbarkeit der Schicksale von Völkern und Einzelnen, endlich an weltschöpferischer und weltzerstörerischer Richtung demselben zur Seite gestellt werden könnte. Das Erhabenste und Niederträchtigste, das Kühnste und das Feigste, das Großsinnigste und Verworfenste, was die Leidenschaften der Menschen und das Herz der Menschheit zu bewegen im Stande ist, sah das gegenwärtige Geschlecht, ohne in mehreren Hauptfragen dem Verständniß und Ziele näher gekommen, oder durch die fremden Beispiele, wie durch die eignen Leiden gebessert worden zu seyn. Und hart hinter den angedeuteten Erscheinungen der neuesten Zeit standen noch zum Ueberfluß für die weniger Aufmerksamen aus seiner Mitte, theils von ihm selbst, theils von seinen Vätern angeschaut, die blutigen Lehren eines dreißigjährigen Dramas mit umgestürzten Thronen und Dynastieen, mit zertrümmerten Republiken und Verfassungen, und mit Millionen von Menschen, deren Einige das Fallbeil des contract social, Andere aber das nach den Grundsätzen Hugo von Groot's, Hobbes' und Puffendorf's geleitete Kriegsschwert erschlagen hatte. Von dem großen Rathe der Amphiktyonen zu Wien über die Schicksale Europas bis zu dem kleinen Rathe der politischen Rechenmeister über die holländisch-belgische Frage zu London, welch' ein Panorama für das Auge eines künftigen Geschichtschreibers, der mit

*) Dieses Werk dringt zu tief in die allgemeinen Interessen ein, als daß wir ihm hier die Besprechung versagen sollten. D. Red.

ruhigem Auge es übersehen und mit ungehemmter Hand dem Pinsel es anvertrauen kann, oder für die titanische Phantasie eines neuen Shakespeare's, um dem Kampfe der weißen und der rothen Rosen noch einmal, wiewohl auf einem größern Schauplatz und mit veränderten Gestalten und Erscheinungen, so wie den König Lear der Civilisation, nur mit verstärkten Klagetönen, an den Augen und Ohren seiner Zeitgenossen vorübergehen zu lassen." —

Den hohen Rang, welchen die Geschichte unserer Tage einnimmt, zeichnet Münch in den angeführten Worten kurz und bündig. Es frägt sich nun: ob er sich zum Schreiber der Geschichte unserer Zeit qualificirt? Diese Frage läßt sich keineswegs verneinen. Die historische Literatur hat Münch mit manchem Werke bereichert. Er war es, der zuerst eine vollständige Ausgabe von Hutten's Werken in 5 Bänden veranstaltete. Münch verfaßte das umfangreiche Werk: „die Heerzüge des christlichen Europas wider die Osmanen." Basel, 1822 fg. 5 Bände. Er beschenkte die Geschichtsfreunde mit „Franz von Sickingen" in 3 Bänden, mit „Charitas Pirkheimer," „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg" in 3 Bänden, „Sammlung der alten und neuen Concordate" in 2 Bänden, König Enzius," „die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oesterreich in den Niederlanden" in 2 Bänden, „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" in 2 Bänden und mehreren anderen historischen Werken größeren und geringeren Umfanges. Die äußere Befähigung zum Geschichtschreiber kann also Münch nicht abgesprochen werden, zumal da diese und andere Werke in dem kurzen Zeitraume seit 1820 erschienen sind. Freilich ist ihm Flüchtigkeit zum Vorwurf gemacht worden, aber man hat vergessen zu bedenken, daß manches Gebiet der Geschichte, welches Münch angebaut hat, wenig oder gar nicht bearbeitet war. — Münch ist noch jung. Er wurde 1798 in Rheinfelden in dem Canton Aargau geboren, neigte sich Anfangs zur Poesie, widmete sich jedoch später dem Studium der Geschichte und lebt seit 1831 als Bibliothekar und Hofrath in Stuttgart. In der belgisch-holländischen Angelegenheit nahm er Partei für Holland. Dieß bietet einen Punct zur weiteren Beantwortung der oben aufgestellten Frage dar. Ein zweiter ist in dem Werke „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft" enthalten, ein Buch, daß auf Antrieb einiger Diplomaten geschrieben ist. — Welchen Standpunct Münch besonders bei Abfassung seines neuesten Geschichtswerkes eingenommen hat, erhellt aus den Worten der Vorrede zum ersten Bande:

„Die Zeit dringt so rasch und mächtig vor, und der Strom der Ereignisse schwellt in steigendem Verhältniß so riesenhaft an, daß selbst denjenigen, welche Theil daran genommen oder durch die unmittelbaren Folgen auf irgend eine Weise berührt worden, von All' dem Einzelnen, was an ihnen vorüberging, kaum eine bleibende Erinnerung sich bewahren oder von dem Ganzen eine vollständige Uebersicht gewinnen mögen, ohne schriftliche Verzeichnung der vorzüglichsten Thatsachen, kritische Sichtung des Wesentlichen und klare, lebendige Aufstellung der mannichfachen Gruppen von Epochen, Systemen, Revolutionen und Reactionen, Parteien und Parteihäuptern, Kämpfen und Tragödieen, Friedensschlüssen und Congressen, und von den hervorstechendsten Charakteren im Guten wie im Schlechten und deren Werkzeugen und Opfern. — Außerdem hat der Parteigeist, welcher im Staatsleben und im Kirchenthum, in Wissenschaft und Kunst, in Cultur und Industrie, kurz in allen geistigen und materiellen Interessen, das gegenwärtige Geschlecht so heftig bewegt, und in zwei große Lager geschieden, daß das Naheliegendste oft unkenntlich, das Klarste entstellt bleibt. Nicht selten droht auch der Wahrheit, der ganzen, nackten Wahrheit, vielfache Gefahr, sowohl von Seiten der Machthaber der Staaten, als von Seiten der Stimmführer der Völker, indem die Leidenschaften stärker reden, als die Gründe, und die Gemüther, von Affecten mancherlei Art dahin gerissen, noch mitten im Kampfe begriffen sind. — Trotz dieser Hindernisse will ich es versuchen, in vorliegendem Werke von Zeitgenossen zu Zeitgenossen zu reden, als gehörten sie einem andern Geschlechte an und als lägen ihre Begebnisse und Schicksale ein halbes Jahrhundert weiter von ihm entfernt. Die zerstreuten einzelnen Züge sollen zu einem möglichst getreuen Spiegelbilde gesammelt und alle Stimmen und alle Ansprüche vernommen werden. — Der Verfasser wird sich bemühen, seiner Darstellung einen so leidenschaftslosen und unbefangenen Charakter, als von einem mitten unter den Schauspielern Begriffenen nur immer denkbar, zu geben, um überall es vergessen zu suchen, daß auch ihn Begeistenung und Unwillen, Liebe und Haß für und wider Personen und Systeme mannichfach erfaßt. Jeder Zeit sollen die Parteien selbst, wie in einem historischen Drama, mit sich und über sich redend aufgeführt und mit allen ihren Gründen und Gegengründen, wie in einem ehrlichen Zweikampf, für welchen Boden und Luft gleich ausgemessen sind, hingestellt werden.

Ein großer Theil des Stoffes, welcher den Inhalt des Werkes bildet, beschäftigt den Verfasser nicht erst von heute. Die neuern und neuesten Schicksale mehr als eines Volkes ergriffen schon früher seine ganze Seele. Es gingen Griechen und Türken, Spanier und Portugiesen, Deutsche und Schweizer, Franzosen und Niederländer hinter einander an ihm vorüber. Von den Idealen der Alten erfüllt, sah er in manchen Versuchen und Unternehmungen der Zeitgenossen das Wort und die That derselben, weil Letztere ihnen ihre Namen gaben und ihre Phrasen nachlernten. Oft auch ergriff das Gemüth mit zauberischer Macht Manches, was die ernste Probe des prüfenden Verstandes schwerlich ausgehalten hätte; aber das Herz der Jugend hat auch seine Zeit, seine Politik und seine Träume. Die historische Ansicht wurde natürlich reifer, je mehr die Jahre und die Erfahrungen zugenommen. Veränderte Wohnsitze, neue Menschenberührungen und cultivirte Bekanntschaften mit vielen der ausgezeichnetsten Männer mehr als eines Landes bereicherten seine Kenntniß der Thatsachen, berichtigten einseitige Auffassungen und vorschnelle Urtheile, zerstörten gefährliche Täuschungen und enthüllten ihm genauer den Zusammenhang des Weltspiels im Großen, wie des Parteigetriebs im Kleinen, der großartigen

Dramen wie der winzigen Marionettenspiele. Er sammelte mit redlichem Fleiße von Neuem allenthalben über das, womit er bereits früher einmal liebend sich befaßt hatte, und viele, nicht Jedermann zugängliche Quellen wurden ihm nach und nach benutzbar. Bei mehreren Schicksalsscenen, Ereignissen und Katastrophen — ward er selbst mehr oder minder Theilnehmer durch Schrift, Rath und That. Wenn einzelne Lebensmomente in der Gluth des Streites ihn auch leidenschaftlich erblickten, so trägt er doch das sichere Bewußtseyn, stets für eine heilige Ueberzeugung von Recht und Unrecht, bald des Einen, bald des Andern — denn Niemand hat immer und in allen Dingen recht — gekämpft und die Ueberlegenheit des historischen Standpunctes über die verführerischen Lockungen der Einseitigkeit von Parteien standhaft und siegreich herausgerettet zu haben. Die Leidenschaften der Fürsten und die Schwächen der Staatsmänner hatte er früher kennen gelernt; aber in der Nähe mancher persönlichen Vortrefflichkeiten und Liebenswürdigkeiten derselben fielen ihm auch die Schwächen und Gebrechen der Reformatoren, an denen sein Herz und eine Fülle von Erinnerung hing, mehr als einmal lebhaft in's Gedächtniß. Die Schule, in welcher er seinen Lehrbrief als Historiker frisch sich schreiben ließ, war für ihn nicht ohne schwere Opfer und bittere Verluste. Für die kalte Ueberzeugung des männlichen Alters gab er den reichen, schönen, reizenden Traum der Jugend hin. — Ich werde keiner Partei den Hof zu machen, noch durch einseitige Umarmung irgend eines der jetzt herrschenden Systeme den befangenen Beifall des Einen oder Andern für meine Arbeit mir zu erwerben suchen. Die große Zeit ist viel zu ernst, um im Ernste nichts als Parteimann zu seyn. Die Idee der Nothwendigkeit in den Schicksalen der Völker und ihrer Lebensentwicklung, verbunden mit der größten und vollsten Freiheit des menschlichen Willens, schwebt mir als die hauptsächlich fest zuhaltende bei der Darstellung vor; sie allein mag die herben Gegensätze versühnen, auf welche wir bei der Betrachtung so vieler Versuche und Mißgriffe, Fort- und Rückschritte unsers Geschlechts für seine Erhebung und Beglückung, zumal in den neuesten verhängnißvollen Krisen, stoßen müssen. Die großen Gräber werther Helden und ganzer Nationen, so wie Trümmer von Systemen und Theorieen erhalten sodann einen Sinn, und das Würdige und Große, das aus dem Culturfelde der Humanität wahrhaft Hervorgegangene bleibt, neben so vielem Unhaltbaren und Unreinen, was die neueste Zeit aus tief durchwühltem Grunde hervorgespült hat, in seiner ganzen Herrlichkeit unverwüstbar stehen." —

Auf diese Weise leitet der Hofrath Münch sein umfassendes Geschichtswerk ein. Wer die Vorrede gelesen hat, weiß voraus, woran er ist. Freiheit und Nothwendigkeit, diese ewige Räthsel sind es, auf welche sich der Verf. der „Geschichte der neuesten Zeit" stützt, zwei Pfeiler, die sich entgegengesetzt sind. Wo Freiheit ist, kann keine Nothwendigkeit stattfinden, die eine schließt die andere aus. Was der Nothwendigkeit unterworfen ist, hat mit der Freiheit nichts zu schaffen; wie mag Feuer und Wasser sich liebend umarmen? Und doch behauptet Münch: „die Idee der Nothwendigkeit in den Schicksalen der Völker und ihrer Lebensentwickelung, verbunden mit der größten und vollsten Freiheit des menschlichen Willens, schwebt mir als die hauptsächlich festzuhaltende bei der Darstellung vor!" Das ist eine sehr bequeme Hinterthür, die sich ein Historiker offen läßt. Bei solchen Ansichten kann er sich bald hierhin bald dorthin flüchten; es ist dieß freie Nothwendigkeit und nothwendige Freiheit! Aber was entsteht aus solcher Geschichtschreibung? Indifferentismus, der Quell derselben! Entweder — oder! Diese Idee soll den rechten Historiker leiten; er kann dabei auch irren, dann liegt's aber nicht an ihm, sondern an den Hilfsmitteln, die er benutzt. Nach meiner Ansicht ist ein Haupterforderniß eines guten Geschichtschreibers Entschiedenheit der Gesinnung. Liebe für Gerechtigkeit, Haß gegen Bosheit und Hinterlist und alles Unrechte überhaupt.

(Schluß folgt.)

Ein Theaterabend. Dramatische Studien von Friedrich Peucer. Leipzig, bei Ch. E. Kollman. 1835.

Das Thema der Ehe ist in neuerer Zeit vielfach angeregt und besprochen worden; da thut es Einem denn wohl, wenn man ein ernstes besonnenes Wort von einem Mann von Geist und Erfahrung hört, von einem Mann, der durch seine Stellung tieferen Blick in die Sache gewonnen hat, als die meisten Andern. Wollte unsere Zeit nach den Angaben einiger Jüngeren die Ehe aufheben und ein wildes Leben beginnen, so würde sie die Stützen unserer gesellschaftlichen Institutionen, ja unserer Staaten wegreißen. Wenn diese Ideen sich im Fortschritt der Zeit einmal als statthaft bewähren sollten, was wir doch bezweifeln möchten, und Besseres für das Bestehende aufgefunden werden sollte, wo dann eine ungeheure Umwandlung fast aller Verhältnisse hervorgegangen seyn müßte, so ist doch unsere Zeit noch nicht reif für eine solche radicale Umwälzung, wohl aber möchten mit unverkennbarem Nutzen gar manche Modificationen stattfinden, manche noch immer herrschende Vorurtheile ausgemerzt werden können. Das ist die Meinung der denkendsten Köpfe und ist auch die Tendenz vorliegenden Buchs, wie schon durch das Motto, welches es an der Stirn trägt, angedeutet wird: **Les loix sont faites pour les moeurs et les moeurs varient. Le mariage peut donc subir le perfectionnement graduel auquel toutes les choses humaines paraissent soumises.** Diesen Gedanken Napoleon's führt der Verfasser auf geistreiche Weise aus in der Vorrede zu drei Lustspielen, die, dem Französischen nachgebildet, verschiedene Phasen der Ehe darstellen sollen. Fast scheint es, als wären die Lustspiele nur zur weiteren Beweisführung der Vorrede beigegeben; aber sie sind wahre Muster von Bearbeitungen französischer Originale, ausgezeichnet durch Gewandtheit und Leichtigkeit, ja, wo es nöthig, durch Grazie der Conversation, die allen deutschen Bühnen zu empfehlen sind. Das erste „die Familie Riquebour" ist nach Peucer's Bearbeitung an vielen Orten in neuester Zeit in Berlin, mit außerordentlichem Beifall gegeben worden.

Literarischer Beobachter.

Die englische Literatur baut sich fortwährend auch in Leipzig an. Eben wurden unter dem Titel: The English Novelist (A. Collection of tales by the most celebrated English Writers) bei Engelmann 30 mit Geschmack und Glück gewählte Novellen geboten. Das Aeußere ist elegant und eignet sich besonders auch für Damengeschmack.

Charl. Stieglitz, die bekannte bedauernswerthe Märtyrerin ihrer eigenen Ueberspanntheit und ihres Mannes — böser Laune, hat von Neuem einen Parentator gefunden an Hrn. G. Kühne. Wie sehr dieses Schriftstellers weibliche Portraits in dem Glanze und Nimbus geistreichster Auffassung und gewandtester, schönster Ausführung dastehen, so scheint es uns doch, als ob er hier vor lauter Gefühlen, mit welchen er die Parentation schrieb, nicht recht aus den Gefühlen sich herauszufinden gewußt und wider seine Gewohnheit einen hypersentimentalen Zusatz ohne klare Anschauung producirt habe.

Derselben Charl. Stieglitz hatte früher schon die Berliner Literatur ein eigenes Denkmal gesetzt (Berlin, Veit und Comp.). Eine kritische Besprechung desselben im Gersdorf'schen Repertorio vorg. J. (S. 362 f.) faßt dasselbe von der rechten Seite und stellt die Gattin des Dichters H. Stieglitz, welche am 29. December 1834 ihr Leben gewaltsam endete, sehr richtig als eine aus ihrer Sphäre herausgetretene Persönlichkeit dar, in welcher das ewig Weibliche, das in ihr ursprünglich wohnte, unterdrückt war. Eine Heilige mag sie den jungen Leuten des jungen Deutschlands seyn. Wer möchte sie um diese Ehre beneiden, nachdem man die jungen Leute in dem Feuer des Unglücks kennen gelernt hat?

Die durch öffentliche Blätter bereits zum großen Theile bekannt gewordenen „Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland, entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834" des Legationsraths Tietz — eines Mannes, der in Sachsens Hauptstadt noch zur Zeit der s. g. Revolution eine merkwürdige Rolle gespielt hat — sind in der Sinner'schen Hofbuchh. zu Coburg in 2 Bdn. vereinigt erschienen. Sie sind empfehlenswerth, obgleich die Styl-, sittliche und politische Reinheit darin hier und da sich beleidigt fühlen muß. Um bei der letzteren einen Augenblick zu verharren: russische Institutionen und Sitten preis't er — wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe! — bewundernd, die Türken aber stehen bei Weitem höher, als die Griechen. Ob aber auch in dem letzten nicht Wahrheit enthalten seyn möchte?

Man kennt den Schriftsteller Carl Waldamus, als einen höchst geistreichen und gewandten Schriftsteller, man weiß aus seinen Romanen, daß er Zeit und Lebensverhältnisse mit außerordentlicher Schärfe auffassen und schildern kann, und daß es ihm dazu nicht an Witz, Humor und Satyre fehlt; man ist darüber einig, daß sein Styl leicht, fließend, angenehm ist, und nur zuweilen den Charakter einer Flüchtigkeit offenbart, die in der Individualität des Schriftstellers selbst ihre Erklärung findet. Wie muß es Einen darum wundern, wenn von seinem neuesten Werke: „Bern, wie es ist" (geschrieben unter dem Namen: Eugen von St. Alban) im Gersdorf'schen Repertorio gesagt wird: das Werk sey eine mit allerhand (?) gezwungenem Humor ausgestattete Schmähschrift, die alle Merkmale des Pasquills in sich vereinige, deren mangelhafter Styl in ganz angemessenem Verhältnisse zu dem Inhalte stehe. Das heißt nicht recensiren, sondern 1) nachschreiben, was anderwärts, aus leicht ersichtlichen Gründen, mißfällig geäußert worden ist, ohne sich nur im Geringsten um die Motive der Schreibenden zu bekümmern, denn Kürze hätte nicht abhalten können, zu bemerken, daß B. im Interesse Oesterreichs schrieb, ein Hogarth'sches Gemälde schlechter Gesandten- und kleinstädtischer Patricier-Wirthschaft aufstellen wollte, und demnach zu acht vorhandenen, wohl zwei ergänzende Züge hinzufügen durfte; 2) zu dem ohne Verstand Nachgeschriebenen den ersten besten Vorwurf hinzufügen. Und welcher läge näher als die eines vernachlässigten Styls!

Der Zodiakus, ästhetisch-kritische Zeitschrift von Theod. Mundt, erschienen bei Gebrüder Reichenbach in Leipzig, hat unter den Kampf- und Schlacht-Wirren, die über das und dem jungen Deutschland entstanden sind, sein Leben einbüßen müssen. Hr. Theod. Mundt (wie die übrigen Koryphäen der jungen Literatur, nach ihrem eigenen Bekenntnisse an hohe Autoritäten, es nicht so bös gemeint habend und wieder in die gewöhnliche Bahn einlenken wollend) der Politik und Reform entfremdet, soll an einem wissenschaftlichen Werke arbeiten. Dem wird er hoffentlich treuer anhängen, als der Madonna.

Erklärung.

Um vielfachen Anfragen und Irrungen für die Zukunft vorzubeugen, zeige ich meinen Freunden, so wie den geneigten Lesern meiner Schriften ergebenst an: daß Familienverhältnisse mich veranlassen, meinem cursirenden Schriftsteller-Namen fortan meinen Familien-Namen „Burmeister" vorzusetzen, so daß ich mich künftig stets Burmeister-Lyser unterzeichnen werde. Uebrigens erkenne ich nur folgende Arbeiten als von mir ausgegangen an und bitte Alle, welche es angeht, was sonst noch unter meinem Namen erschienen seyn möchte, großmüthigst zu vergessen.

1) Erklärung der XIII. Lieferung der Hogarth'schen Kupfer. Göttingen, bei Dietrich 1833.

2) Cäcilia, Taschenbuch für Freunde der Tonkunst. Hamburg, bei Hoffmann und Campe 1833.

3) Zeichnungen zu dem Taschenbuche „Mephisto." Leipzig, bei Wigand 1833.

4) Novellen. Leipzig, bei Wigand 1834.

6) Des Knaben Wunderhorn. } Bei Wigand 1834.

6) Mährchenbuch. }

7) Lieder eines wandernden Malers mit Melodieen von Clara Wieck, Dorn, Becker ꝛc. Leipzig, bei G. Schaarschmidt 1834.

8) Mährchen vom Rübezahl. Leipzig, bei Wigand.

9) Kunstnovellen ohne Namen in der Weygand'schen Buchhandlung erschienen 1835.

10) Liederkranz dem Sachsenvolke am 27. December 1835 gewidmet. Dresden und Leipzig in der Arnold'schen Buchhandlung.

Ungedruckte Arbeiten, welche jedoch bekannt wurden:

1) Salvator Rosa, Oper in zwei Acten, Musik von Rastrelli, für die Dresdner Hofbühne.

2) Cardillac, Drama in fünf Acten nach Hoffmann's Erzählung. (Auf mehreren Bühnen gegeben.)

3) Die Stimme des Herzens, Singspiel in einem Act, für Françilla Pixis geschrieben und auf der königlichen Bühne in Berlin aufgeführt.

Dresden, im Januar 1836.

Burmeister-Lyser.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 38. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 13. Febeuar. 1836.

Hector Berlioz.

(Fortsetzung.)

Kurze Zeit darauf kam Berlioz in der Absicht nach Paris, seine Studien bei der medicinischen Schule zu vollenden. Er sah den Zergliederungssaal und die Oper. So zwischen Tod und Entzücken, abscheulichen Leichnamen und bezaubernden Tänzerinnen, zwischen Glucks Musik und Bichats Prosa gestellt, hielt er nur mit Schmerz das seinem Vater gegebene Versprechen, dem Cursus zu folgen. Nichts desto weniger gab er sich, von seinem Freunde und Mitschüler Robert (der gegenwärtig einer der ausgezeichnetsten chirurgischen Anatomen ist) unterstützt und geleitet, ein Jahr lang dem Fleiße hin, den man von ihm forderte. Doch geschahe es nicht selten, daß er die Stille des Sales durch die leidenschaftliche Erzählung der Vorstellung des vorigen Abends unterbrach, und den Rhythmus der anatomischen Säge oder des Hammers mit der Melodie der Vestalin oder des Cortez begleitete.

Das folgende Jahr schrieb er seinem Vater, daß er seiner Neigung für die Musik und seinen Widerwillen gegen die Arzneikunde nicht widerstehen könne, ihn also dringend bäte, in eine Veränderung seiner wissenschaftlichen Richtung zu willigen, da die bisher gefolgte Laufbahn mit seiner Organisation offenbar unerträglich, und er zum Ungehorsam gegen ihn gezwungen sey, wenn seine Bitte ihm abgeschlagen würde. Die Eltern von Berlioz geriethen nun mit ihrem Sohne in einen Streit, der beinahe vier Jahre dauerte, und wobei nichts entschieden wurde, da beide Theile bei ihren Ansichten hartnäckig beharrten. Es ward Alles angewendet, um Hector'n, wie man es nannte, wieder auf den guten Weg zu führen. Bitten, Drohungen, Versagung des Jahrgeldes, Versprechungen für die Zukunft, selbst Verwünschungen — Alles scheiterte an dem eisernen Willen Berlioz und des ihn beherrschenden Geschmacks.

Folgende Anekdote beweist, wie unbeugsam jene Entschließung war. Schon rang Berlioz mit Verzweiflung und Herzensangst. Ein Brief seines Vaters hatte ihn benachrichtigt, daß er nichts mehr von ihm zu erwarten und für seine Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu sorgen habe. Was thut alsdann unser Musiker? Er wendet sich an den Director des Theaters des nouveautés, welches zu jener Zeit erbaut wurde, und verlangt eine Stelle für die Flöte im Orchester. „Die Flötenstellen sind vergeben," antwortete ihm der Director. „„Nun, so nehmen Sie mich als Choristen."" — „Mein Herr, unser Stamm ist vollständig; für diesen Augenblick ist durchaus keine Gelegenheit. Doch könnte es seyn, man brauchte für die Chöre einen Baß; wann Ihnen dieß ansteht, so lassen Sie mir Ihre Adresse."

Nach einigen Tagen erhielt Berlioz die Einladung, sich bei der Verwaltung des nouveautés einzufinden; es sollte diesen Tag der Wettstreit wegen eines Choristenplatzes statt finden.

Berlioz begibt sich nach dem Theater, wo die Jury versammelt war. Als Mitbewerber fand er dort einen Hammerschmidt, einen Weber, einen alten Sänger des dramatischen Panoramas und einen Kirchensänger von St. Eustache. Die Candidaten sangen nach einander ihr Stück, und als die Reihe an Berlioz kommt, fragt man ihn, was er mitgebracht habe. „Nichts, versetzte er; haben Sie hier denn keine Musikalien?" — „„Nein!"" — „Wie, nicht einmal ein italienisches Noten-ABC?" — „„Nein, mein Herr! Sie werden wahrscheinlich wohl nicht vom Blatte singen."" — „Ich bitte um Verzeihung; Alles, was Ihnen beliebt, werde ich singen." — „„Das ist etwas Anderes, und dann müssen Sie auch einige Opernarien kennen."" — „Ja, mein Herr! ich weiß das ganze Repertorium der Oper auswendig: die Vestalin, Cortez, Oedip, die Danaiden, die beiden Iphigenien, Orpheus, Armide." — „„Genug, genug! Wir wollen sehen! Weil Sie denn so gelehrt sind, so singen Sie uns die große Arie aus dem dritten Act des Oedip mit dem Recitativ.""

Berlioz sang Beides, mit Begleitung einer Violine, die auf's Gerathewohl einige Accorde dazu griff, worauf die Candidaten entlassen wurden. Den folgenden Tag erhielt Berlioz ein Schreiben von der Administration, worin sie ihm endlich bekannt machte, daß er den Sieg über seine Mitbewerber davon getragen, und beim Theater des nouveautés als Chorist mit 50 Franken monatlichen Gehalt angestellt sey.

So gurgelte denn Berlioz regelmäßig alle Abende seine Vaudevilles ab. Es läßt sich denken, was unser Chorist leiden mußte, eine Musik zu singen, deren im C Schlüssel geschriebene Stimmen, aus Unwissenheit des gleichwohl in einem gewissen Rufe stehenden Componisten, bei der Ausführung eine Octave tiefer als der Baß lagen.

Wie dem auch sey, so trieb Berlioz dieses Handwerk drei Monate lang. Da er einigen Schülern Unterricht im Solfeggiren gab, und sich dadurch seinen Unterhalt verschaffte, so stieg er von seinem Theater herab, um in der Einsamkeit die Oper „die freien Richter," zu vollenden, welche zwar niemals dargestellt worden, deren Ouvertüre aber bekannt und beliebt war. Seine, durch die von ihm bewiesene Beharrlichkeit besiegten Eltern, gaben ihm jetzt das mäßige, ihm bisher entzogene Jahrgehalt wieder. Schon hatte er im Conservatorium unter Reicha die Studien der Harmonie und Composition beendigt, und konnte sich mit Ruhe und Glück der Ausübung seiner Kunst überlassen, als ein unglückliches Ereigniß seine ganze Existenz zerrütten sollte.

Das englische Theater hatte die Wunder des Shakespeare'schen Geistes in Paris eingeführt. Eine in England verkannte Schauspielerin aus Irland versuchte sich in der Rolle der Ophelia im Hamlet, und ward darin mit Recht bewundert. Berlioz sah sie und von diesem Augenblicke an bemächtigte sich seines Herzens eine Liebe, die in ihren Ursachen und Wirkungen unerklärlich, so wie durch ihre Heftigkeit und Ausdauer furchtbar war. Da alle Versuche Berlioz, geliebt oder wenigstens verstanden zu werden, fruchtlos geblieben, verfiel er in eine völlige Herzensermattung und bejammernswürdige Geistesniedergeschlagenheit. Er schrieb keine Musik mehr und konnte solche nicht mehr hören, da die Gegenstände seiner Bewunderung ihn in diesem Zustande von nervöser Ueberspannung nur unerträgliche Leiden verursachten.

Den Tag, an welchem die Engländer nicht spielten, konnte Berlioz nicht ohne Schauder daran denken, Miß N.... den andern Tag wieder zu sehn. Er fürchtete diesen Augenblick, als sey es der einer Krisis oder eines Anfalls. Man sahe ihn alsdann in einem Winkel des Orchesters im Odeon, bleich, abgezehrt, mit wild umher blickenden Augen und langen, in Unordnung gerathenen Haaren, düster und verschlossen, irgend einem Lustspiel von Picard beiwohnen, welches ihm von Zeit zu Zeit ein lautes, gräßliches Gelächter erpreßte, gleich dem unwillkürlichen und schmerzhaften Lachen, welches bei der krampfhaften Zusammenziehung der Muskeln durch Kitzeln entsteht.

„O, Unglückliche," rief er oft in Gegenwart seiner Freunde und selbst auf der Straße aus, „könntest Du eine Liebe wie die meinige einen Augenblick begreifen, Du würdest Dich in meine Arme stürzen, und solltest Du von dieser Umarmung verzehrt werden."

Wann nach einer anderthalbjährigen Abwesenheit der schönen Insulanerin, die Freunde des Berlioz diesen oft heiterer aussehend fanden und hofften, er würde zu seinem gewöhnlichen Leben zurückkehren, da ihn nichts mehr weder die Gesichtszüge, noch das Talent derjenigen, die er mit solcher Raserei liebte, zurückrufen konnte, unterbrach er sich oft plötzlich mitten in einer frohen Unterhaltung; der Schweiß lief ihm über das Gesicht, ein convulsivisches Zittern durchauerte seinen ganzen Körper, und ein Strom von Thränen endigte diesen gräßlichen Paroxismus.

Als er im Verlauf des dritten Jahres dieser unbegreiflichen Leidenschaft aus dem Munde eines seiner Freunde eine ungereimte Verleumdung über Miß N.... vernommen, verschwand er zwei Tage lang aus Paris. Der Unvorsichtige, der ihm durch diese unglückliche Mittheilung das Herz gebrochen hatte, und ihn spät des Abends nicht zu Hause fand, ward darüber äußerst beunruhigt. Berlioz wird überall, selbst auf der Todtenschau gesucht; doch war keine Spur von ihm zu entdecken. Er erzählte nachmals selbst, daß er ganz absichtslos aus Paris gegangen, in der Nacht mitten auf dem Felde nahe bei einem ihm unbekannten Dorfe stehen geblieben sey, und sich verzweiflungsvoll auf eine Korngarbe geworfen, wo er die Nacht nicht etwa mit Schlafen oder Weinen, sondern in gänzlicher Fühllosigkeit zugebracht habe. Den folgenden Tag, wo er noch immer ohne Nahrung umherirrte, befand er sich auf einer Wiese nahe bei Sceaux und fiel von Hunger und Ermüdung erschöpft in einen Graben, in welchen er bis zum Abend im tiefsten Schlaf lag. Zum großen Erstaunen seiner Hausleute, die ihn todt glaubten, kam er mitten in der Nacht nach Paris zurück, und beharrte mehrere Tage hindurch auf alle an ihn gerichteten Fragen bei dem hartnäckigsten Stillschweigen. —

Ein halbes Jahr darauf war die phantastische Symphonie geschrieben.

(Schluß folgt.)

Theaterberichte.

Wien, im December 1835.

Das Kärnthnerthor-Theater geht in die Hände Merelli's über. Verdienste dieses Herrn und seiner Comp. Charakteristik derer, die sie leugneten. Hrn. Merell's Anstrengungen, sich von Neuem verdient zu machen. Seine neuen Acquisitionen, seine Beibehaltungen, unter denen der colossale Tenorist Breiting. Weitere Aussichten und Erwartungen.

Endlich ist das Eis gebrochen. Die oberste Hoftheater-Direction hat Hrn. Merelli und Comp., Inhabern einer Theateragenzie, das Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore auf 5 Jahre überlassen, und zwar mit 100,000 Fl. jährlichen Zuschusses und zwei Monaten Ferien. Dieser Hr. Merelli ist derselbe, welcher die italienische Operngesellschaft im vergangenen Frühjahre hierher brachte, und mit dem man so ziemlich zufrieden war, obschon einige Krittler Alles besser haben wollten. Jene Gesellschaft brachte die Schütz, Tadolini, den Poggi, den Frezzolini, die eben jetzt die Zierde der Scala ausmachen. Manche Leute aber sprachen altklug von der Malibran, Lablache, Rubini, der Grisi ꝛc. die gerade in London waren, und denen jeder Ton mit einer Guinee bezahlt wurde. Thörichte Wonne! für diese Künstler muß man eigene Narren suchen, die ihr Geld zum Fenster hinauswerfen wollen. In Einem hatten die Tadler freilich recht, die zweiten Partieen waren schlecht besetzt, und außer der Sonambula von Bellini und dem Elisire d'amore von Donizetti hörte man nur Bekanntes, im Ganzen fünf bis

sechs Opern bis zum Ueberdrusse wiederholt. Allein daran war der Umstand schuld, daß der deutsche Chor die italienischen Worte nicht so schnell lernen konnte; der arme regens chori mochte mit den unwissenden Leuten, von denen nur Wenige etwas italienisch verstanden, seine liebe Marter gehabt haben, und doch mußte zuletzt die Straniera — lächerlich genug — mit deutschem Chor gesungen werden! Freilich war dies wieder die Schuld der Direction, die Zeit genug gehabt hatte, sich vorzubereiten, allein — de mortuis nil nisi bene! Genug, der Adel, der sich den ganzen Winter über mit den neuesten italienischen Soli und Duetti herabquält, erreichte seinen Zweck, sich einmal wieder an ächt italienischem Vortrage zu erlaben, und gab das erstaunlich viele Geld vergnügt hin. Jetzt wird nun derselbe Mann alle Jahre auf drei Monate italienische Oper hieher bringen, und auch die deutsche besorgen, wie man sagt unter höhern Auspicien. Er fordert bereits in den Gattungen alle Sänger und Tänzer ersten Ranges auf, sich an ihn zu wenden, um glänzend beginnen zu können. Von den alten Mitgliedern hat er nur Breiting, Staudigl und die Löwe beibehalten, die übrigen Solosänger gehen ab, die Ernst nach Pesth u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß die neue Direction so vieler Mittelmäßigkeiten sich entschlägt, die nur mit ihren Namen auf dem Zettel figurirten, ohne etwas zu leisten, worin hauptsächlich die Taktik der frühern Unternehmung bestand. Hält sie ihr Versprechen, so verdient sie wohl den größern Zuschuß eher, als Viele einen kleinern, aber, ob sie es hält? das muß man abwarten. Jedenfalls haben wir Einen Trost: es kann nicht mehr viel ärger werden. Daß die neue Unternehmung zwei Monate, nämlich Juli und August pausiren will, kann uns ganz gleichgültig seyn, da der vernünftige Mensch in diesen Monaten nur selten versucht wird, sich in die dumpfe erstickende Oelatmosphäre eines Schauspielhauses zu begraben, allein — ob ihr eigener Vortheil dabei ist, daran möchte ich mit ihrer hochgütigen Erlaubniß, ein wenig zweifeln. Das Chor- und Balletpersonale so wie die Sänger und Tänzer zweiten und dritten Ranges müssen Gage erhalten, denn wovon sollten sie sonst leben, aber auch die Prima donna und Matadori werden sehr in Verlegenheit seyn, gerade in diesen Zeiten, wo Alles, was da kann, die Flügel ausbreitet, um in den Ferien frischen Luft-Athem zu schöpfen, einträgliche Gastrollen zu erhalten, und so wird Hr. Merelli und Comp. auch diese umsonst zahlen müssen, wenn er nicht alle Jahre seine Helden und Halbgöttinnen wechseln, und so seinen Bestand sehr precair machen will. Also wird er nichts ersparen, und doch gar nichts einnehmen, während sonst doch im Ganzen ein ziemliches Sümmchen sich ergeben dürfte; denn es gibt noch Narren genug, die lieber Cadenzen als Nachtigallen hören, und gemalte Bäume weniger langweilig, denn frische, grünende finden. Indeß — chacun à son goût! Ich lasse mich bei ihm ohnedies nicht engagiren. —

Ueber die andern Theater recht bald.

Berlin, im Januar 1836.

Fräulein Charlotte v. Hagn und Hr. Rott sind, Erstere als Margarethe in Iffland's Hagestolzen, und Letzterer als König Lear, Beide von Urlaubsreisen zurückkehrend, wieder aufgetreten und mit großem Beifall empfangen worden. Rott wurde nach dem ersten, vierten und fünften Act und sogar mitten in der Scene stürmisch gerufen. Sein Lear ist eine Darstellung, wie sie wohl in Deutschland, selbst den verstorbenen Devrient nicht (?) ausgenommen, von keinem Künstler ausgeführt worden. So ausgezeichnet Devrient auch als Lear war, so mangelte ihm doch die physische Kraft, die zu dieser Rolle unumgänglich nöthig ist. Die Scene, wo Lear, der Wuth der Elemente Preis gegeben, im Walde umherirrt, wurde von Rott wahrhaft herzzerreißend gegeben, so wie überhaupt dieser Mime durch die Wahrheit und künstlerische Gluth, die er seinen Gebilden einhaucht, das Publicum stets zum Beifallssturme begeistert. — Raupach's zuletzt zur Darstellung gebrachtes Trauerspiel „Themisto," mit Chören, hat nicht die beabsichtigte Wirkung hervorgebracht, welche sich der Verfasser davon versprochen: nämlich Schauspiel und Oper zu vereinigen und auf diese Weise der antiken Tragödie, dem jetzigen Zeitbedürfniß angemessen bearbeitet, wieder Eingang beim Publicum zu verschaffen. Das Fremdartige der Chöre, während der ernsten bis zur höchsten tragischen Wirkung gesteigerten Handlung, hatte nichts Ansprechendes für sich, und wenn gleich das Drama ausgezeichnet ist, so kann die Einmischung der Musik in solches eben nicht zweckmäßig genannt werden, da sie, gleichsam für sich bestehend, die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nimmt, als es ohne wesentlichen Nachtheil für die Tragödie erforderlich scheint. Mad. Crelinger in der Titelrolle und Lemm als König leisteten Ausgezeichnetes; eben so genügten die Demoiselles Bertha und Clara Stich in den Rollen der beiden Söhne des Königs. — In einem früher hier zur Aufführung gebrachten Stück von Raupach: „Das Mährchen im Traum," waren die Zwischenacte ebenfalls mit Chören ausgefüllt, welches schon damals keine besondere Wirkung machte, um so mehr, als der Chor, dem Zuschauer unsichtbar und nicht in die Handlung eingreifend, solchem ein fremdartiges Wesen und der Text des Chores, hinter der Scene gesungen, dem Publicum ganz unverständlich bleiben mußte, wenn nicht hin und wieder ein gedrucktes Textblatt im Parterre circulirt hätte. Es dürfte daher bei beiden genannten Dramen am zweckmäßigsten seyn, die Chöre gänzlich wegzulassen; die Stücke würden nur dabei gewinnen. — Abermals machte ein Bassist, Böttcher, seinen ersten theatralischen Versuch als Sarastro in der Zauberflöte, und erhielt Beifall. Er hat eine vortreffliche Bruststimme und ist von der Natur günstiger ausgestattet, als der kurz vor ihm debütirende Bassist Krause, obgleich er nicht die Sicherheit und Ruhe im Gesang und Spiel als dieser besitzt. Einer von Beiden wird wahrscheinlich engagirt werden. — „Kerker und Krone," vom Freiherrn von Zedlitz, wurde in diesen Tagen auf der königlichen Bühne zum ersten Male gegeben. Es ist lobenswerth, daß die Intendanz dieses Theaters — wenn gleich ziemlich spät — dieses Stück hier zur Aufführung brachte, um so mehr, da der Verfasser von Tasso's Tod eine entscheidende Stimme bei der Annahme neuer Stücke bei dieser Bühne hat. Das Stück wurde mit lobenswerthem Eifer dargestellt und die Damen Crelinger und Werner, so wie die Herren Grua und Devrient verdienen alles Lob. Raupach wird zwar bei Vergleichung beider Stücke nichts wagen, allein es könnte doch eintreffen, daß sich Mancher mehr zu Zed-

litz's Arbeit hinneigte, während Andere der ausgezeichneten bilderreichen Diction in Tasso's Tod den Vorzug geben. Wie dem auch sey, so werden sich gewiß beide Stücke auf dem Repertoir erhalten. — Auf der Königstädtischen Bühne waren neu: „Albrecht Dürer in Venedig," von E. v. Schenk, und „die Erbin aus Brandenburg," von Bergen. Der Beifall bei beiden Stücken war getheilt. — Der Virtuose auf der Strohfiedel Joseph Gusikow ist hier angekommen und wird sich nächstens in einem Concert hören lassen.

Theater-Guker.

Leipzig. Zum Gedächtniß des großen Lessing hatte unsere Direction in diesen Tagen die Aufführung der „Emilie Galotti," angeordnet. Das war gut. Wie aber diese Anordnung ausgeführt wurde, das war nicht gut. Zwar thut es besser, frottirt zu werden mit Sammt, als wenn eine tüchtige Hand zu schmecken gibt den Absynt der Wahrheit und frottirt mit dem Gesundheitsflanell der Gerechtigkeit, dennoch kann die Uebereinstimmung des Publicums, daß die Aufführung kaum mittelmäßig war, nicht verschwiegen werden. Der Prinz (Hr. Düringer) war schwach, weich, unbestimmt, — unvollkommen; Gräfin Orsina (Fräul. v. Zahlhas) viel zu heroisch lärmend und männlich sich geberdend, Emilie (Dlle. Wagner) nur in einigen Momenten genügend, Appiani (Hr. Baumeister) recht gut gedacht, aber doch zu schwach, um zu genügen; Odoardo (Hr. Ball) gut, doch zu gedehnt; Claudia (Dlle. Tell) recht brav, aber von einem Theil des Publicums maltraitirt; Marinelli (Hr. Baudius) bis auf wenige kleine Eigenthümlichkeiten wahrhaft künstlerisch durchgeführt, doch dem Fluch der Rolle und der erklärbaren Kälte des Publicums anheimfallend. So rührte sich denn am Schlusse der Vorstellung keine Hand zu einem Zeichen des Beifalls. Ein böses Omen! Wenn keine Liebe zum Schauspiele unter den Leipzigern ist, so wird sie ihnen a posteriori auch noch verleidet. Das war anders, als wir Hrn. Boltzmann — einen Schauspieler, der, tüchtig und geistreich, zu dem Höchsten sich berechtigt glauben durfte und keinerlei tadelnden Rückblick verdient — und Hrn. Dessoir noch hatten. Den Letztern wird jedoch unser strebsamer Hr. Baumeister vielleicht recht bald ersetzen. — In der Piece: Der Diplomat schien Hrn. Düringer's Partie sich einige Kunstpausen zu erlauben. — Mit dem Magdeburger Tenoristen Hrn. Freimüller soll sich die Direction noch nicht geeinigt haben. Das Publicum muß wünschen, daß die kleine Differenz zwischen den Contrahenten sich ausgleiche, damit die Oper sich wieder hebe, was eben nur durch Engagement eines Tenoristen, so wie einer ersten Sängerin, zur Unterstützung von Dlle. Löw und Ringelhardt, geschehen kann. — Schon bei der zweiten Wiederholung der Marschner'schen Oper: „Die Feuerbraut" hat es sich gezeigt, daß sie kein großes Glück bei uns machen kann.

Pariser Theateranekdoten.

Der Erfolg der Ducheſnois beunruhigte die berühmten Schauspielerinnen am französischen Theater, und eine jede machte bittere Bemerkungen über die Debütantin. Die schöne Contat, deren Bosheit nur ihrer Anmuth gleich kam, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, einen Pfeil nach der neuen Nebenbuhlerin zu schleudern. Den andern Tag nach einer Vorstellung der Phädra erschien Mademoiselle Gros bei der Probe und zeigte ihre schönen Arme, die voller schwarzblauer Flecke waren, so stark hatte die Ducheſnois mit ihren kräftigen Händen am Abende vorher ihre Vertraute gedrückt. „Ach, die Unglückliche, färbt sie denn ab?" fragte die Contat mit satyrischem Tone und erheucheltem Schrecken, der eine allgemeine Heiterkeit veranlaßte.

Eines Tages sprach man von der seltsamen Vorliebe für magere Frauen, welche der Verfasser eines Stückes verrathen hatte, das kürzlich durchgefallen war. „Was wollen Sie," sagte die Schauspielerin Bourgoin, „er ist ein unglücklicher Schiffbrüchiger, der sich von einem Brete zum andern rettet."

Die eben erwähnte Schauspielerin befreite sich einmal auf seltsame Weise von einem zudringlichen Liebhaber. Der alte eingebildete Graf T. war in sie verliebt, wagte aber nicht, ihr seine Gefühle zu entdecken, setzte sich dagegen fast alle Abende auf eine Bank, beim Eingange in das Foyer. Hier blieb er wie durch einen Zauber gefesselt sitzen, heftete seine Augen auf die Bourgoin und berauschte sich an dem Glücke, sie zu sehen und zu hören. Ging sie auf die Bühne, so folgte er ihr hinter die Coulissen, ging sie wieder zu ihrem Wagen, so hatte er sich gewiß auf ihrem Wege so aufgestellt, daß er ihr Kleid berühren und einen Blick von ihr erhalten konnte. Die Schauspielerin war dieser lächerlichen Zudringlichkeit müde und nahm sich vor, ihn vor allen Leuten völlig abzuweisen. Eines Abends, als er sich wie gewöhnlich an die Thüre gestellt hatte und den Hut hielt, wie ein Bettler, der um eine Gabe bittet, legte die Bourgoin, als sie an ihm vorüberging, ein Fünffrankenstück in den Hut des Grafen und sagte zu ihm mit mitleidiger Stimme: „Gott helfe Euch, armer alter Mann, das ist Alles, was ich für Euch thun kann." Der Graf warf bleich vor Zorn das Geldstück dem kecken Mädchen vor die Füße, verließ schnell den Saal und man sah ihn niemals wieder darin.

Die Herzogin von Danzig, die eine der ersten Stellen an dem Hofe Napoleon's einnahm und sehr stolz war, bewohnte einen großen Palast, der Wohnung der Schauspielerin Bourgoin gerade gegenüber. Die Herzogin hatte in ihrem reichen Boudoir einen zahmen Canarienvogel, den sie oft herumfliegen ließ. Mehrmals war der Vogel über die Straße geflogen und hatte sich auf den Balcon der schönen Nachbarin gesetzt, die eine hübsche Katze hatte. Diese fing bald den Vogel der Herzogin, welche darauf der Schauspielerin ein Briefchen in sehr verächtlichen Ausdrücken schrieb und dasselbe mit den feierlichen Worten unterzeichnete, „Clorinde, Herzogin von Danzig" Die Schauspielerin fühlte sich verletzt und antwortete buchstäblich wie folgt:

„Liebe Kleine, es ist bekannt, wenn man seinen Vogel fliegen läßt, setzt man ihn der Gefahr aus, in die Krallen der Katze zu fallen. Das ist dem Ihrigen geschehen. Wenn Sie wieder einen zähmen, so behalten Sie ihn hübsch im Käfig bei sich. Bei dieser Gelegenheit, liebe Kleine, bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Iphigenie von Aulis,
Tochter des Königs der Könige."

Dieser närrische Einfall wurde sogar am Hofe bekannt, und Napoleon lachte laut auf darüber.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 39. (VII. Jahrgang.) Montag, den 15. Februar. **1836.**

Rosa und Alonzo.

(Spanische Ballade.)

Wo sich durch beblümte Auen
Schlingt des Ebro goldne Fluth,
Und vom unumwölkten blauen
Aether strahlt der Sonne Gluth, —
Dort, wo durch Olivenwälder
Weht des Zephyrs milder Gruß,
Drückt Natur auf Flur und Felder
Rings umher den Weihekuß;
Lieblicher strahlt aus den Höhen
Luna's keuscher Silberglanz,
Und das Haupt der Pyrenäen
Schmückt ein lichter Sternenkranz.

Blinder Glaubenskämpfe Wüthen
Baute dort sich einen Thron,
Es verdorrten Spaniens Blüthen
Durch des Inquisitors Hohn.
Unterm Scheiterhaufen glimmte
Rastlos das Verderben fort,
Und die Schaar der Mönche stimmte
Laut die Loosung an zum Mord, —
Duldung nur bricht solche Ketten;
Um von Wahn und Tyrannei
Ein bedrängtes Volk zu retten,
Machte sie auch Spanien frei.

Doch nicht lange kann es dauern
Das geheim ersehnte Glück,
Denn in düstern Klostermauern
Lauert stets der Rachsucht Blick. —
Um die span'sche Krone streiten
Carlos und Christine sich;
Neues Unheil zu bereiten,
Wüthet Eris fürchterlich;

Brüder streiten gegen Brüder
Und in Schutt und Asche sinkt
Weit der Städte Bau darnieder,
Blut ist's, das die Erde düngt.

Kämpfend unter Carlos Fahnen
Steht Alonzo, jung und schön;
Denn er will vergeßner Ahnen
Ruhm und Waffenglück erhöh'n.
Andres zwar räth ihm die Liebe,
Fesselnd an den Frieden ihn,
Doch es können Rosa's Triebe
Der Gefahr ihn nicht entzieh'n;
Weh! zu Carlos' Gegnern zählte,
Schwur ihr eigner Vater sich,
Und die Ahnung, die sie quälte,
War des Scorpiones Stich.

Einst beim letzten Sonnenstrahle
Schlich sich Don Alonzo fort,
Von den Seinen und im Thale
Stand er bald am lieben Ort.
Welche Wonne, welch' Entzücken,
Als er die Geliebte fand,
Und mit hold verschämten Blicken
Seine Rosa vor ihm stand;
Erd' und Himmel war entschwunden,
Dem so hoch beglückten Paar,
Doch die schnell entfloh'nen Stunden
Mehrten drohend die Gefahr.

Er stürzt fort und ungesehen
Glaubt er sey das Wagestück; —
Winkt noch einmal von den Höhen
Einen Gruß in's Thal zurück.
O der Täuschung! — sein Entweichen
Hatten Lauscher schon erspäht,

Und es gilt als sich'res Zeichen,
Daß in Feindes Sold er steht.
Vor dem schrecklichen Verderben
Schützet ihn die Wahrheit nicht;
Unbarmherzig: „Du mußt sterben!"
Des Gesetzes Stimme spricht. —

Rosa hört die Schreckenskunde,
Angst ergreifet sie und Graus,
Sie entflieht zur selben Stunde
Aus des Vaters stillem Haus;
Angst und Liebe leih'n ihr Flügel,
Jetzt von Weitem sie ersieht,
Wie Alonzo auf dem Hügel
Mit verbund'nen Augen kniet;
„Gnade!" schreit sie flehend, winkend,
Mit verzweiflungsvollem Sinn
Zu des Feldherrn Füßen sinkend,
Stürzet sie bewußtlos hin. —

Doch — zu spät; — denn furchtbar tönte:
„Feuer!" — in der Jungfrau Ohr,
Laut der Büchsen Donner dröhnte
Und das Blei flog aus dem Rohr. —
Nie erstehet Rosa wieder,
Ach, gebrochen ist ihr Herz! —
Da blickt ernst der Feldherr nieder,
Selbst der Harte fühlet Schmerz,
Eine Thrän' entrinnt ihm schweigend,
Und er zu den Kriegern ruft,
Auf der Liebe Opfer zeigend:
„Gebet Beiden Eine Gruft!" —

C. Jacht.

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Rügger starrte den Mönch sprachlos mit dem Blicke des höchsten Entsetzens an. Diesen Abgrund sittlicher Verworfenheit vermochte er nicht zu ermessen. Selbst Brun theilte zu Boden schauend gewissermaßen dieß Gefühl, und der Seufzer, welcher vom Gitter herklang, hinter dem Clara und ihre unbekannten Gesellschafterinnen des Ausgangs der Dinge harrten, mochte wohl recht aus den Tiefen eines schmerzlich bewegten Gemüthes stammen. — Nochmals öffnete Anselmo den Mund zu geistlichem Zuspruch — aber schaudernd trat Rügger zurück und rief: Fort von mir, Mönchscreatur! dich wird die Hölle ausspeien, weil du ihr zu verrucht bist; dich wird der Teufel verabscheuen, weil er zehnmal besser ist, denn du! Statt eines Herzens trägst du ein Nest voll giftiger Schlangen und Scorpionen im Busen; deine Zunge trieft vom tödtlichen Safte des Schierlings; aus deinen Augen lugen Basilisken; deine Hände sind Drachenklauen; auf deiner Stirne glüht ein blutrothes Brandmal, das dich von Ewigkeit zu Ewigkeit zum Auswurf aller Wesen stempelt. Fort von mir! ich will sterben.

Aber statt abzulassen, trat Anselmo ihm näher und zischte ihm in's Ohr: Ei, ei, Rügger! du wärest nicht halb so verdrießlich, wenn man für gut befunden hätte, dich zum Zunftmeister und Rathsmann zu machen. Vielleicht wär's auch gelungen, wenn du dich mit dem Blute eines heuchlerischen Pfaffen hättest bestreichen können. Thu's nur mit dem eigenen; das hilft auch!

Mit ruhiger Fassung empfing der Verurtheilte diesen neuen Stoß seines Todfeindes. Er erhob seine Blicke und redete also — nicht zu seinen Richtern, sondern zu dem großen Unsichtbaren, der da tröstend und erhebend in Kerkern und Mordhöhlen die gepeinigte Unschuld umschwebt:

Es ist gewiß, meine Seele war nicht frei von Ehrgeiz und Eigennutz; aber nie ist es mir möglich gewesen, um meines eigenen Vortheils willen schlecht an Andern zu handeln. Das weißt Du, mein Gott, der du Herz und Nieren der Menschen prüfst! — Ja, ich wünschte mächtig zu werden in meiner Vaterstadt und labte mich im Voraus an dem Glanze, den eine ungewisse Zukunft mir lockend zeigte; aber ich freute mich auch der vermehrten Fähigkeit, Gutes zu thun, und hatte den festen, redlichen Willen, ein Segen meiner Mitbürger zu werden. Meine Erwartungen waren nicht ungerecht; denn sie gründeten sich auf das Versprechen derer, die nun am Ruder sind, und auf das Gefühl meiner Tüchtigkeit vor vielen Andern. Aber man warf mich auf die Seite, wie ein zerfetztes ledernes Koller, welches am Tage der Gefahr die feindlichen Schwerter und Bolzen abhielt, und nun nicht mehr zu brauchen ist. Das erfüllte mich mit Zorn und Verachtung gegen die Götter des Tages; ich schwur ihnen Verfolgung und Rache, und rechtfertigte diesen Schwur mit der Ueberzeugung, daß durch seine Erfüllung zugleich das Wohl der Bürgerschaft befördert würde. Aber ich betrog mich im Volk. Es gleicht einem schwachsinnigen Sclaven, der aus dem Kerker bricht und sogleich jenseits der Schwelle in sorgloser Abspannung so fest einschläft, daß kein Rütteln wohlmeinender Vorsicht hilft. Er erwacht erst wieder im Verließ und — schickt sich drein und spielt kindisch mit den neuen glänzenden Ketten. . . . . Wahrlich, wahrlich! ich habe in diesen Tagen mehr als Todesschmerz empfunden. Ha, wenn ich dieß glühende Herz unter die kalte Menge trug; wenn der Sturm meiner Rede an ihrem dumpfen Geiste rüttelte; wenn sie mich anglotzten, wie eine Spectakelbestie, oder vornehm mitleidig die Achseln zuckten, oder gar vorsichtig ihrer Wege gingen, — da erkannt' ich, mehr als je, den Fluch der Knechtschaft, der sich in den Völkern ewig erneuert und sich unter allen Formen ewig erneuern wird, so lange es einen eigenen Vortheil gibt.... Und nun, ihr geistlichen Henker! ich bin bereit. Gott sey mit Weib und Kind, und empfange meine Seele! —

Apage! krächzte der Inquisitor generalis. Der Mönch und die Schergen traten zurück und plötzlich wich

der Boden unter des Unglücklichen Füßen. Er versank — und in einem Augenblick war, wo er gestanden hatte, nichts mehr zu sehen, als die große gähnende Oeffnung einer verborgenen Fallthüre! Einige Secunden nachher hörte man aus der furchtbaren Tiefe herauf einen dumpf zischenden Fall und ein herzzerreißendes Stöhnen, das bald erlosch. Meister Rügger lag unten auf die spitzigen Eisenpfähle gespießt, an denen sich zu jener schrecklichen Zeit so manches unschuldige Leben qualvoll verhauchte!

Eine Minute blieb Alles still; die Fallthüre hob sich leise wieder in ihre Fugen, und nur vom Gitter her ertönte ein vernehmliches Schluchzen. Forschend wandte sich Anselmo nach dem Tone — da erhob sich rasch Herr Brun von seinem Sitze und sprach:

Domini Inquisitores! In eurer Mitte sitzt ein Verbrecher, gegen den derjenige, welcher so eben gerichtet worden, ein schuldloser Engel ist. Der, den ich meine, heißt Anselmo. Ich zeihe ihn der Hurerei, des Ehebruchs, der Kirchenschänderei und des Mordes. Er trete als Angeklagter vor euere Schranken; denn ich begebe mich als Betheiligter meines weltlichen Richteramtes und habe deßhalb meine Anklagen sammt den unverwerflichen Beweisen bei dem hochwürdigsten Prior Inquisitor zutrauensvoll niedergelegt.

Wenn man den höchsten Grad der Ueberraschung bezeichnen will, so braucht man gewöhnlich das Bild des Blitzes, der vom blauen Himmel herniederfährt, oder eines plötzlichen Wirbelwinds, der das auf spiegelglattem See einherstreichende Schifflein mit gewaltigen Armen ergreift. Das Alles reicht aber nicht hin, die Wirkung zu versinnlichen, welche Brun's Anklage jetzt bei Anselmo erzeugte. Wahrlich, er hätte kein Mensch seyn müssen, um nicht in den Grundfesten seiner Natur erschüttert zu werden. Denn, ist es schon schauderhaft, den höchsten Gipfel menschlichen Jubels und Triumphs urplötzlich mit dem tiefsten Abgrunde der Verlassenheit und Entehrung zu vertauschen: so ist es vollends vernichtend, wenn jener Triumph dem Siege eines verbrecherischen Strebens galt. — Die zitternde Lippe wollte verächtlich lächeln; das Falkenauge suchte nach verzehrenden Blitzen; der hohe schlanke Leib strebte nach seiner vorigen stolzen Haltung — Alles umsonst; das unsichtbare, aber unvermeidliche Schicksal hatte sich wie ein centnerschwerer Alp auf das böse schwarze Herz gelegt — und wenn dort die Vernichtung sitzt, so wird das übrige Leben nur zur schauerlichen, fratzenhaften Zuckung. — Wo der Elende hinblickte, sah er seinen Tod: Er las ihn in den blutgierigen Blicken Brun's, in dem entsetzlichen Hohngrinsen des Inquisitoris generalis, der mit dem Bürgermeister vollkommen einverstanden zu seyn schien und mit Freuden den Anlaß ergriff, eines Menschen los zu werden, dessen geistige Ueberlegenheit er oft so drückend gefühlt, dessen ungeheurer Stolz ihn so oft mit Gift und Galle erfüllt hatte; ungefähr die gleiche Stimmung war auch bei seinen übrigen Collegen wahrzunehmen.

Endlich ermannte sich Anselmo in so weit, daß er über Brun's Anklage seinen Unwillen ausdrücken und ihm für den unzeitigen Spaß, den er sich mit dem heiligen Officium erlaube, einen zitternden Verweis geben konnte.

Malefice horrende! donnerte der Prior, verlaß deinen Sitz und tritt aus unserer Mitte, oder du wirst weggeschleppt wie ein tauber Hund. Im Namen Gottes und der gebenedeieten Jungfrau und unseres heiligen Vaters Dominici, bekenne: wen hast du gemordet?

(Fortsetzung folgt.)

K o p f g e l d.

Kopfgeld! welche Zusammensetzung! wer Kopf hat, hat selten Geld, wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den besten Kopf ein, aber der beste Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menschen sagen: mein Kopf thut mir weh'! kein Mensch sagt: mein Geld thut mir weh', und doch thut manchem Menschen sein Geld viel weher, als sein Kopf. Gerade die Leute, die das Geld recht tief tragen, tragen den Kopf recht hoch. Alles ist verkehrt. Leute, die Geld haben, sind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, sind nie auf Geld gefallen. Leute von Kopf theilen Geldstücke aus, und Leute von Geld theilen Kopfstücke. Es gibt Geldhändlerhäuser, wo man für vieles kleines Geld großes Geld bekommt, aber man bekommt nirgend einen Kopfhändler, wo man für mehrere kleine Köpfe einen großen Kopf bekommt. Kein Mensch schämt sich zu sagen: Ich habe gerade kein Geld bei mir, aber Niemand sagt: ich habe gerade keinen Kopf bei mir. Baarkopf ist in Gesellschaft guter Ton, aber Baargeld ist der beste Ton. (Saphir.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, im December 1835.

Weihnachten. Gropius. Ausstellungen. Unverbrennbare Fidibusse. Berliner Damen-Spiegel. Luxus.

Das Weihnachtsfest gleicht dem Wurf eines Steins in ein Gewässer; wenn dieser längst auf den Grund gefallen, zeigen sich noch immer auf der Oberfläche des Wassers Vibrationen, die schwächer und schwächer werden, bis sie endlich ganz verschwinden. Erst wenn der Neujahrstag vorüber, kommt Alles wieder in das alte Geleis, zumal da ein Theil der hiesigen Einwohner, d. h. die zur französischen Colonie Gehörenden, mit einigen Ausnahmen, statt ihre Kinder am heiligen Weihnachtsabend zu beschenken, den Neujahrstag zu solchen Spenden benutzen.

Der Pfefferküchler Kasemir hat denn auch wieder seinen Pegasus bestiegen, wie die nachstehende Reime zeigen:

Den hohen und edlen Bewohnern hier
Empfiehlt sich Wagner und Kasemir,
Die schon seit einer Reihe Jahren
Es hier im lieben Berlin erfahren,
Daß unser Reimchen gern gelesen, —
Wenn's Einigen auch nicht recht gewesen.
Als Dichter wollen wir nie glänzen,
Uns fügend in bescheidne Grenzen,
Und die auch Jedermann geziemen,
Weit fern von allem eitlen Rühmen!
Sie bloß auf's freundlichste ersuchen
Von uns zu kaufend Honigkuchen,
Recht viel — zur frohen Weihnachtszeit
Wo gern die Liebe Gaben weiht.
Mit Allem sind wir wohl versehen;
Mehrere Nüsse, gut und schön,
Französische, Nürnberger und kandirte,
Braune Kuchen und garnirte,
Rosen-Bonbon, Vanillen, Citronen,
Gebrannte Mandeln und Makronen,
Devisen-Bonbon, sehr saubre, neuen,
Die als Geschenk gewiß erfreuen;
Ball-Büchelchen, Anstellungs-Patente,
Reise-Atlas — schön als Präsente.
Auf's höflichste sind Sie eingeladen
Zum Kauf in der Bude, wie im Laden.
Erstere ist mit der Firma benannt,
Breite Straße vor Nr. 28. ist der Stand. —
Wohnung und Laden ist Nr. 104.
In der Klosterstraße, neuen Markt-Revier. —

Eine Zeile in dieser genialen Feilbietung von Pfefferkuchen u. dgl. verräth indeß dichterische Phantasie, nämlich er heißt:

„Daß unser Reimchen gern gelesen"
(nämlich werden).

Hr. Kasemir wird sich aus dieser schönen Illusion, die bei ihm fixe Idee geworden zu seyn scheint, nicht stören lassen, und er hat Recht, denn Wieland sagt:

Ein Traum, der mich beglückt,
Ist einer Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

Die Zahl der Weihnachtsausstellungen nimmt mit jedem Jahre ab; die Zeit, wo es zum guten Tone gehörte, sie zu besuchen, ist vorüber, und man beschränkt sich jetzt, die Ausstellung der Gebrüder Gropius im Diorama oder die im Faust'schen Wintergarten in Augenschein zu nehmen.

Die Gebrüder Gropius hatten, mit kluger Berechnung, was die Neugier des Publicums reizen konnte, Gegenstände gewählt, die früher solches schon sehr interessirt und Stoff zu langen Zeitungsartikeln und politischen Kannengießereien geliefert hatten; es war zu sehen:

1) Der große Zapfenstreich vor dem Schlosse in Kalisch.

2) Der Pavillon und das Lager daselbst.

3) Manoeuvres der kaukasischen Kosacken auf einem freien Platze in der Nähe des Lagers.

4) Das Feuerwerk bei Kalisch, vom Kaiserwege aus gesehen.

5) Manoeuvres der Muselmänner auf der Wiese hinter dem Park in Kalisch.

Ueberdieß sah man noch eine Spielerei, eine Figur, den Riesen Goliath, die mehr für Kinder und diejenigen, welche die Kinderschuhe nie austreten, berechnet war.

Der Zudrang war so zahlreich und selbst so stürmisch, daß man in dem Gewühl der sich Drängenden sehr wenig sehen konnte, daß selbst Viele, welche in Equipagen hingefahren waren, überzeugt, ihre Neugier nicht befriedigen zu können, wieder in die Wagen stiegen und wegfuhren, und daß selbst Gensd'armen zu denen, welche gewöhnlich an solchen Orten zur Aufrechthaltung der Ordung postirt sind, noch als Verstärkung herbeigeholt werden mußten. Alle anderen Ausstellungen übergehen wir mit Stillschweigen.

Zu den auffallenden Feilbietungen gehören:

Unverbrennbare Fidibusse.

Wenn es damit seine Richtigkeit hat, so hätte deren Anbietung zum Verkauf nicht in der Mehrzahl geschehen dürfen, denn wenn ein solcher Fidibus — unverbrennbar ist, so bedarf man nur auf seine Lebenszeit einen; er müßte sogar sich dann noch von Generation zu Generation forterben. Es sind damit Fidibusse gemeint, die sich nicht durch Reibung leicht entzünden. So undeutsch und widersinnig ist dieß ausgedrückt!

Die Berliner Damen haben sehr triftige Gründe sich zu beschweren, wenn sie in den hiesigen Zeitungen lesen:

Die sehr gut gekannte Dame, welche in der vergangenen Woche aus einem Seiden- und Modewaaren-Geschäft ein Stück coul. Gros de Naples von 49¾ Stab wahrscheinlich aus Versehn mitgenommen, wird ersucht, es sofort der ihr wohlbekannten Handlung wieder zuzustellen, widrigenfalls es auf gerichtlichem Wege herbeigeschafft werden wird.

Bei einer Dame setzt man denn doch voraus, daß sie wenigstens nicht wider das siebente Gebot sündigen wird. Indeß fehlt es hier an solchen Damen nicht. Wie Manche, die nach ihrem eleganten Anzuge für eine Person von Stande gilt, wird, beim Einkauf auf den Märkten, bei einem Diebstahl ertappt, und von einem Policeiofficianten, unter dem Gefolge von einem Rudel Gassenbuben und Mädchen, nach dem Stadtvoigteigefängnisse transportirt *). O Luxus, Luxus!

*) Aehnliches widerfuhr kürzlich auch in Leipzig einer sogenannten Dame, welche in einem Band- und Galanteriewaarengewölbe schon sehr lange ihr Wesen getrieben und nicht wenig entwendet hatte. Endlich wurde sie von dem Kaufmann beim Einkauf von ein Paar Handschuhen beobachtet, entdeckt und trotz ihrer Bitten, trotz des Anerbietens, sich mit 100 Thalern zu ranzioniren, der Policeibehörde überliefert. Sie trug einen Mantel, der zum Behuf ihres Räuberhandwerks mit lauter kleinen Taschen versehen war. Von dem Gestohlnen machte sie einen sehr liberalen Gebrauch, denn sie verschenkte oder verschleuderte um einen Spottpreis ganze Rollen des feinsten und theuersten seidenen Bandes an ihre Klatsch- und anderen Schwestern und behielt nur das modernste und ihr gefälligste zu eigenem, lange von Vielen beneidetem Mützenputz. Zu gleicher Zeit kam man hinter den Betrug, der von einem Manne vermittelst nachgemachten Siegels in einer Section des Stadtgerichts getrieben worden war. D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 39. (VII. Jahrgang.) Montag, den 15. Februar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Zuerst fühlte sie überwältigenden Dank, daß sie ihren Mann wiedersehen sollte, gleichviel wo, auf wie lange oder zum letzten Mal, sie sollte ihn doch wiedersehen! Das war ihrer Seele ein Fest auf Erden, wie es ihr kein höheres gab! Es ist ein schweres, aber ein wahres, fruchtbringendes, gewaltiges Wort: Kein Unglücklicher erkennt die Welt an! nur sein Herz und sein Recht. Er kann sie nicht anerkennen, er soll es nicht. Denn was einen edlen Menschen unglücklich machen kann, kann nur Gewalt und Unrecht seyn. Irmengard erkannte sie an; sie ließ sie gelten; sie war außer sich vor Entzücken — denn für sie gab es jetzt die heilige Stunde des Wiedersehens! Alles Andere war ihr verhallt. Und so sehr sie Eile hatte, so blieb sie doch mit ihrem Knäbchen an der Ecke eines Hauses stehen, wo vor einem Bilde der Maria Weiber und Kinder und alte Männer mit entblößten Häuptern standen und sangen, während die Hirten vom Felde, die Pifferaji mit ihren Schalmeien den sanften Gesang in der heiligen Abendstunde begleiteten. Sie kniete zuletzt mit dem Volke hin, vergaß sich fast, und eilte dann desto rascher hinaus vor das Thor nach der Kirche San Paolo fuori di mura. Sie las gleichsam, wie von einem Wandrer verlorene Disteln oder verlorenen bittern Klee, die Gefühle auf, welche ihr Mann auf diesem Wege gehabt haben mußte, als er mit freiem deutschen Herzen hier in diese hohen Mauern mit festen Thürmen geschleppt worden war. Und sie, sie wäre zufrieden gewesen, nicht mehr aus diesem mächtigen Thore zurückzuschreiten, wo sie die Männer nicht anhielten, als ein Weib. Ja, sie wiesen ihr freundlich die vom Licht darin schon erhellten Fenster, wo Frau Maria di Antonio wohne. Aber sie war keines Wortes mächtig, als sie in das gewölbte Zimmer getreten, und wies unter dem Mantel nur das kleine silberne Schaf hervor, als sie darin nur die Mutter mit ihrer noch halb kindischen Tochter wahrgenommen.

Wie sie das Zeichen erblickte, war ihr, als wenn es ihr sagte: Das ist die arme, die reiche, die vornehme schöne Frau, die nichts will, als ihren Mann sehen, das liebliche Kind ihm zeigen. Sie senkte den Kopf und stand mit verhülltem Antlitz und zürnte vielleicht über Marsala und über ihre eigene Schwäche. Sie nahm Irmengard das silberne Schaf, hing es unter den Spiegel, und nahm von den vielen dahängenden Schlüsseln einen, sah auf seinen Ring, sprach ihre Ueberzeugung »Numero XXIX« laut aus, blickte dann noch auf die Sanduhr, sah von der gegönnten Stunde schon ein bedenkliches weißes kleines Thürmchen mit immer beweglicher, immer verschütteter Spitze in das untere Glas verfallen, zündete desto behender eine mäßige Handfackel aus gelbem Wachs an der Lampe an, murmelte noch einige Worte zu ihrem kleinen Töchterchen, verriegelte dann von innen die Hausthür und führte Irmengard in einem gewölbten Gange bis hinter an die Kirche, schloß die Seitenthür derselben auf, führte sie durch das Schiff derselben mit hoher gelbrother Cedernholzdecke gegenüber zu der Thür hinaus und wieder durch verschiedene Gänge mit Thüren, bis endlich an eine mit Eisen beschlagene Thür, vor welcher sie stehen blieb und auf Irmengard wartete, die geblendet in den dunklen Gängen und unsicher auf dem unebenem, mit kleinen Steinen gepflasterten Wege, voll kleiner und größerer Gruben, ihr nicht so schnell nachgekonnt, wie sie geeilt war. Sie gab jetzt Irmengard mit dem Finger ein Zeichen, daß ihr Mann hier in diesem Kerker liege, denn sie zeigte auf den Boden nach einer Seite.

Sie horchte. — Es rührte sich nichts.

Jetzt leuchtete sie mit der Fackel an das mit Eisen verwahrte Luftloch, das sich in Gesichtshöhe in der Thür befand, hielt die Hand vor das Licht, sah hinein und

sagte leise zu Irmengard —: er schläft! Soll ich ihn schlafen lassen? Soll ich ihn wecken?

Ach, sprach Irmengard leis, was hat der Gefangene zum Labsal, als den Schlaf! und den ihm rauben! Ihm! Ich!

Ergreift die Gelegenheit! erinnerte sie die Frau. Was würde er morgen sagen, wenn ich ihm erzählte, daß Ihr heute bei ihm gewesen, zum ersten und letzten Mal! Denn ich wage es nicht wieder!

Irmengard hatte sich indessen mit dem Gesicht ganz nahe zur Seite an das Gitterfenster gestellt, vermochte aber vor Thränen nichts in dem Kerker zu sehen, kaum den Schein von dem erhellten gelben Maisstroh oder Seegras. Der kleine Otto aber auf ihren Armen hielt sich mit einem Händchen an einen eisernen Stab und rief laut hinein: Vater! Vater! lieber Vater! Ich bin's! Dein kleiner Otto ist da!

Da raschelte es im Kerker, und wie ein Geist schnell und blaß erschien ein Gesicht an dem Gitter, wie ein Haupt des Johannes, wie ein Bild der Sehnsucht in eisernem Rahmen.

Das Kind aber erkannte den Vater nicht, denn das hager gewordene bleiche Gesicht, mit dem verwilderten Haar, mit den groß gewordenen Augen und der groß gewordenen Nase zwischen den eingefallenen Wangen, mit dem Bart um den Mund und dem langen breiten Bart um Kinn und Hals — das war ja sein Vater nicht! und das Kind fürchtete sich vor dem Vater und warf sich mit dem kleinen Gesicht an die Mutter, die sich vor Schreck an das gemauerte Thürgewände zur Seite gelehnt hatte, von aller Kraft verlassen.

Aber der Bischof hatte sein Kind und sein Weib erkannt, ohne ihr Hierseyn sich denken zu können. Du bist hier! hier in Rom! bei mir! sprach er in freudiger Bestürzung; mein treues Weib! Irmengard, sprich doch ein Wort! Du lebst noch! Ich kenne Dich, und habe schwere Sorge um Dich getragen.

Irmengard, da sie nicht die Stirn an seine Stirn legen konnte, legte sie an das Gitter, und er legte sie an das Gitter, und so standen beide Gatten einen seligen Augenblick, und weinten beide, ohne es zu wissen.

Das Kind hatte den Vater an der Stimme erkannt und verlangte nun auch nach ihm. Die Mutter mußte ihm auch das Gesicht an des Vaters Gesicht legen, so gut das ging, der Vater aber langte mit der halben Hand hervor und hielt es mit den Fingern an dem zarten Kinne sich fest. Da fuhr das Kind mit dem Händchen durch ein Viereck des Gitters, und streichelte den Vater die Wange und hielt ihn am Barte.

Das erbarmte die Frau. Sie wollte Irmengard die Thür aufschließen, stieß schon den Schlüssel in's Schloß, winkte ihr ächt römisch-weiblich schlau mit den Augen und lispelte ihr zu: Ihr habt Euch so lange nicht gesehen. Die Sehnsucht muß groß seyn, das weiß ich — ich will das Kind nehmen und Euch ein gehöriges Weilchen allein lassen. Irmengard wollte, im Herzen gekränkt, den Schlüssel aus der Thür reißen und ihr ihn geben. Da riß ihn die Frau wieder selbst aus der Thür, stand eine Weile horchend, während sie nicht Athem holte, und frug erschreckt: Schallte die Klingel nicht! wenn mein Mann doch vielleicht käme, sollte meine Töchterchen klingeln!

Es blieb aber still.

(Fortsetzung folgt.)

Der Predigermönch.

(Fortsetzung.)

Anselmo hatte indessen Zeit und Besinnung gewonnen. Er beantwortete die Frage seines Obern im Tone des sanften rührenden Vorwurfs: Ich soll einen Mord begangen haben, sprach er; ich, der ich, dem Vorbilde meines hochwürdigen Priors folgend, einzig und ausschließlich meinen Amtspflichten und **Studiis** und, in neuester Zeit, der **Expulsation** des alten Regiments lebte. Ich soll ein Kirchenschänder seyn, ich, den die Mitternacht so oft bei seinen Andachtsübungen in der Kirche überraschte; ich soll ein Hurer und Ehebrecher seyn — ich, der ich meinen Leib täglich casteite und meine Seele ganz in das Bild der reinen Jungfrau versenkte, so daß kein sündlicher Gedanke die Schwelle meines Innern überschreiten konnte. Nein, hochwürdigster **Pater** und verehrungswürdigste **Fratres**! Euere Ueberzeugung hat mich schon losgesprochen, bevor euere Zunge mich angeklagt; und wäre das nicht: so fordere ich Beweise!

Die Proteusreden machten auf den dicken Inquisitor durchaus keinen Eindruck. Er winkte. Ein schwarzer Vorhang rollte hart an Anselmo's Seite in die Höhe und siehe — —

Auf langem, schwarzbehangenem Tische, von einer Menge brennender Wachskerzen umgeben, lag, mit Blumen bekränzt, Lise's Leiche, — gerade so, wie der Mönch sie in den Sarg der Frau Ursula Brun gelegt hatte, ohne alle Spuren von Verwesung. Augen und Mund waren halb geöffnet; in das starre marmorbleiche Gesicht hatte mit tiefen, erschütternden Zügen der blutige Tod seinen letzten Schmerz begraben. Noch verbarg Anselmo's Taschentuch die klaffende Halswunde und der Inquisitor gebot:

Löse dieses Tuch, Anselmo! das dein Eigenthum ist, und lege deine Hand in die Wunde und schwöre beim dreieinigen Gott, bei der gebenedeiten Jungfrau und den lieben Heiligen: Das habe ich nicht gethan!

Ueber Anselmo's Antlitz rieselten die Schauer des Weltgerichts. Er trat zwei Schritte zurück und rief mit abwehrenden Händen: Fort! ich kenne diesen Leichnam nicht! — Der Inquisitor wiederholte seinen Befehl.

Da rüstete sich der Mönch mit der Kraft der Verzweiflung, trat an den Tisch und löfete mit bebender Hand das bergende Tuch. Als ihm der tiefe Schnitt entgegengähnte, scholl das Klappern seiner Zähne durch den Saal. Aber es galt weniger dem Anblick seines Opfers,

als den Schrecken des eigenen Todes, die ihn ahnungsvoll ergriffen hatten. Es galt sein Leben; darum vermochte er's auch, die drei Schwörfinger in die Wunde der Gemordeten zu legen; darum strengte er die zugeschnürte Kehle an und begann:

Ich schwöre beim dreieinigen — —

Schwöret nicht, Anselmo! sprach hinter ihm eine Stimme, die seine Pulse stocken machte; schwört nicht! seht, die Wunde meiner gemordeten Magd blutet, und dieses Blut zeuget lauter gegen euch, als ich zu zeugen vermöchte!

Und in der That rannen eisige Tropfen über seine Finger. Rasch, als ob ihn eine Natter gebissen hätte, riß er sie zurück und wandte sich nach der Sprechenden um. Es war Clara, die bleich, wie eine Lilie, vor ihm stand. In ihrem wunderschönen Gesichte war der Ausdruck eines unermeßlichen Abscheues zu lesen und eines Unwillens, der verhütete, daß die weibliche Schwäche einem solchen Anblick unterlag.

Dieweil der Dominicaner nach Fassung rang, wankten, von einigen Laienbrüdern begleitet, zwei andere, dicht verhüllte Frauenspersonen herein. Der Prior winkte; der größern wurde der lange, schwarze Schleier zurückgeschlagen; — es war Frau Brun! — Aber nicht mehr die wollüstig blühende Gestalt, nicht mehr die stolz blickende, herrische Frau; es war eine gebeugte, zergrämte Büßerin im groben Nonnengewand. Heute war sie ihrem Kerker bei den Augustinerinnen im Oetenbach, wohin Brun sie heimlich hatte thun lassen, seit zwei Monden das erste Mal entstiegen, um Zeugin zu seyn von dem furchtbaren Gericht, das ihr Gemahl über diejenigen ergehen ließ, welche seine Seele haßte. Wahrlich jener Riesenschatten, der sie einst in der Hausflur in Anselmo's Armen gestört hatte, stand ihr jetzt in zermalmender Wesenheit gegenüber, und der dunkelglühende, tückische Blick desjenigen, der ihr in denselben Tagen wie ein feiger Strohwisch erschienen war, weissagte ihr eine Zukunft, wofür sie jene Vergangenheit nicht entschädigte, in welcher sie ihre Liebe zu einem Mörder mit gemeinen Mägden getheilt hatte!

Anselmo keuchte; seine breite Brust schien bersten zu wollen; die Schlangen seines Innern hatten sich zerfleischend wider ihn erhoben; kalter Todesschweiß rann von seiner Stirn; er spürte ganz nahe den eisigen Flügelschlag des rächenden Geschicks; der Fluch von oben hatte sich auf seine sonst so beredte Zunge gelegt, daß sie nur noch unverständlich lallen konnte!.....

Darauf wurde die zweite Gestalt enthüllt. Es war ein wohlgebildetes junges Weib von krankhaftem Aussehen; sie zitterte so heftig, daß man sie unterstützen mußte. Anselmo kannte sie nicht. Dagegen mußte sie einer der Inquisitoren, ein junger, stämmiger Mönch, erkannt haben; denn er entfärbte sich plötzlich und ein leises: Ha! entfuhr seinen Lippen. Brun warf ihm einen höhnisch lauernden Blick zu, der dem Pfaffen, als er es gewahrte, eine ungleich größere Menge Blut in's Gesicht jagte, als ihm der Anblick des Weibsbildes vorher entzogen hatte.

Frau Brigitta Stagel! redete der Inquisitor generalis sie an; erzählet der Wahrheit getreu, was ihr in der Nacht vom dreißigsten April auf den ersten Mai in der Kirche des Predigerklosters vernommen und erfahren habet!

Der Mönch, von dem wir sprachen, wurde über diese Frage sichtlich in die höchste Unruhe versetzt. Er erhob sich und flüsterte dem Prior etwas in's Ohr. Dieser aber antwortete hart und gemessen: Pater Laurenz, ihr bleibet!

So bin ich auch verloren! kreischte der feige Kuttenträger, indem es ihn schüttelte, daß der schwere eichene Richterstuhl unter ihm zitterte. Der Prior gebot ihm Schweigen und Frau Brigitta Stagel schien sich an der Furcht ihres ehemaligen Geliebten zu stärken.

Sie erzählte nun ziemlich zusammenhängend, was unsere Leser aus dem achten Capitel schon wissen, und schloß mit der Bitte, daß man ihr eine Klosterzelle vergönnen möchte, wo sie den Rest ihres Lebens in Reue über ihre sündvolle Vergangenheit und unter frommen Bußübungen verbringen könne. — Hierauf wandte sich der Inquisitor generalis an Pater Laurenz und befahl ihm, den Richtersitz zu verlassen, sich zu dem Angeklagten zu stellen und des Weitern zu harren; ein Gebot, welchem der Betheiligte unter beträchtlichen Stoßseufzern nachkam.

Und nun, Anselmo! unwürdiger Diener der Kirche, ewiger Schandfleck unsers frommen Convents (hier lächelte Brun hämisch), leugnet deine Zunge noch, was dein schuldbeladenes Bewußtseyn in Mienen und Geberden schon längst gestanden hat, und was durch unwiderlegliche argumenta dargethan und erwiesen ist? fragte der Prior. (Schluß.)

Qual.

O gebt mir Eines wieder,
Was ich verloren hab'!
Gebt Liebe, gebt mir Lieder,
O, oder gebt mir das Grab!

Hab' ich sie von mir getrieben,
Die Bilder der Jugendlust?
Ist mir kein Trost geblieben
Für die verwaist'te Brust?

Die ihr mich sonst umgeben
Mit freundlich holdem Blick,
In friedlich tanzendem Schweben,
Ihr Bilder kehrt zurück!

O fällt aus süßen Augen,
Nie wärmend auf mich ein Strahl?
Muß ich von Lippen saugen
Beständig nur Trennungsqual?

W. M.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stuttgart, Ende Januar 1836. *)

Wer anno vierunddreißig nicht verdirbt,
Wer anno fünfunddreißig noch nicht stirbt,
Wer anno sechsunddreißig nicht wird erschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen!

Dieses schöne fromme Sprüchlein geht hier von Mund zu Mund und macht den armen Leuten böse Gedanken; ach, verehrtester Herr Redacteur! auch mir! — ich gehöre nicht eigentlich zu den ganz Frommen — aber man hat doch auch Gott vor Augen und seinen Nächsten im Herzen, und da ist es Einem doch nicht gleichgiltig, wenn Einer sieht, wie Einem so die armen Seelen weggefischt werden und eine nach der andern geradeswegs zum Teufel fährt — sehen Sie, ich bitte — in diesem verhängnißvollen Jahr — wo nach Sterben und Verderben man nun gar todtgeschlagen werden soll, in diesem verhängnißvollen Jahr, wo Aller Herzen, Augen und Hände sich zum Himmel erheben sollten — in diesem Jahre gibt man hier zu Stuttgart am Nesenbach, hier in dem frommen Stuttgart, dem Sitz der Bibelgesellschaft (welche ein großes Haus macht), den Sitz der ganzen Pietisten- und Quietistensecte — Redouten! Maskenbälle — verruchte Maskeraden. O! o! und abermals o! — und das geht vom hiesigen Hofe aus. — Ein frommer Mann, der Herr Oberhofmeister hatte die Redouten abgeschafft (weil sie nichts eintrugen), aus lauter Frömmigkeit abgeschafft — jetzt kommt ein Weltkind, der Theaterintendant, welcher schon so viel Böses gestiftet, indem er die Leute zum Besuche der Komödie verführt, da er gute Stücke aufführen läßt, alle Augenblicke neue Schauspieler, um die Dramen, und neue Schauspielerinnen, um die Männer anzulocken, verschreibt. — Jetzt kommt dieses Weltkind und gibt, da ihn der Redoutensaal des frommen Oberhofmeisters nichts angeht — Redouten im Theater! — hat man so etwas erhört — läßt das Parterre mit dem Podium des Theaters gleich machen, verkleidet die Coulissen durch schöne Decorationen, hängt eine Menge prachtvoller Kronleuchter in den so entstandenen Saal, läßt von den verst — — Gott sey bei uns — — Balletchor wunderschöne Tänze aufführen — und siehe da — die eitle Wollust erwacht in den respectiven Brüsten der frommen Seelen; Alles läuft zur Redoute, berauscht sich in Vergnügen, Wein und Liebe und tanzt dem Teufel in den Rachen! — So kann ein einziger Einfall alle Systeme über den Haufen werfen; mit systematischer Langeweile wurden die Redouten früher behandelt, von 5 auf 3, von 3 auf 2, endlich auf einen reducirt, bis Jedermann hoffte, nun werde es aus seyn, und auch glücklich zwei Jahre hindurch oder gar drei, gar keine Redoute gegeben wurde — und jetzt — läuft Alles auf zwei und auf drei Füßen so gut es kann, dahin, arrangirt große Maskenzüge, die vier Jahreszeiten von 50 Personen, die zwölf Monate von vier Personen, die Tagesstunden von dreien dargestellt — läßt sich als Gott oder als Bajadere sehen, bildet sich ein, ein weißer Schleier mache eine Vestalin — Du lieber Gott — eine Vestalin — in Rom waren deren nur vier — eine Vestalin! — je nun, wenn bei uns die Vestalin aufgeführt wird, kamen vierundzwanzig zum Vorschein, ja warum nicht? — geht als Fenella in den Saal und antwortet auf die Frage „wer bist Du, schöne Maske?" mit einem zierlichen Knix „die Stumme von Portici," zeigt sich rottenweise als sechs Grazien, als fünf Furien, als vier Gorgonen, zeigt sich als Adam und Eva im Costüm des Zeitalters (wiewohl ich's nicht mehr genau weiß, ob vor oder nach dem Sündenfall) — und dies Alles — diesen Scandal in dem Jahre, in welchem die Welt untergehen soll, will der Intendant einmal anno siebenunddreißig vor Gott verantworten? — ich will's ihm gönnen, aber ich glaub's nicht!

Gern möchte ich Ihnen, verehrter Herr Redacteur, etwas Anderes, Vernünftiges melden; aber wenn ich meinen Barbier frage: was gibt's Neues (und der Mann weiß Alles), so antwortet er: „nächsten Sonnabend ist wieder eine Redoute," oder wenn ich den Friseur meiner Frau frage (der Mann weiß noch viel mehr, natürlich, er hat ja mit lauter Damen zu thun), so antwortet er mir: „vorigen Sonnabend war die zweite Redoute," und thut jetzt, nach acht Tagen, noch sehr schläfrig, weil er, nebst allen seinen Gesellen, dreimal vierundzwanzig Stunden lang, nicht ein Auge geschlossen hat (außer wo er ein Auge zudrücken mußte, wo der oder jener Geselle ihn beschummelte), da Alles zu der zweiten Redoute frisirt seyn wollte, und viele Damen dieses schon Mittwochs thun ließen, um nur des Friseurs gewiß zu seyn, und so drei Tage und drei Nächte stehend zubrachten, damit durch unwillkürlich sie überraschenden Schlaf nicht etwa die Frisur zerstört würde; oder wenn ich in irgend einem Wirthshause den Staatsrath So, oder den Hofrath So und So — frage: was haben wir Neues — „es werden drei Redouten gegeben," ist die Antwort, welche der erste Politiker, der das Gleichgewicht von Europa auf seiner Zunge oder Federspitze trägt, mir ertheilt, und das geschieht hier, in dem ernsten Schwabenland, unter den schwerfälligen Leuten, welche durch nichts als neuen Wein zu bewegen sind? ecce — signum! Das ist das Zeichen der Zeit, der bösen Zeit: „wer anno sechsunddreißig nicht wird erschlagen!" Herr Redacteur, ich bin höchlich besorgt, daß unsere Correspondenz nicht lange dauert, denn wenn auch die Prophezeihung sich nicht schon von selbst wahr machte, weil sie von einem gar frommen Manne ist, so müßte sie wahr werden durch solch ein verkehrtes Thun und Treiben.

Nehmen Sie mit dieser Kleinigkeit vorlieb, aber lassen Sie beileibe nichts davon drucken, es könnte irgend einem Menschen ein Aergerniß geben und ich will dazu nicht die Veranlassung seyn.

*) Da uns seit mehr als einem Jahre unser früherer Correspondent völlig ungetreu geworden ist, haben wir uns, um die Nachrichten aus den Hauptstädten Deutschlands nicht unvollständig seyn zu lassen, nach einem anderen Correspondenten umsehen müssen, von dem die von jetzt an erscheinenden Berichte alle sind. D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 41. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 17. Februar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Ach, so weit hast Du es gebracht, mit Deiner Liebe zur Menschheit, zum Recht und zum Weibe, daß wir vor einem Schergen beben! seufzte Irmengard.

Beben? frug der Bischof lächelnd. Und wirke ich nicht? fast zu gewaltig! daß alle Menschengewalt nicht den Geist fangen und tödten kann. Ein Gefangener rechtschaffener Mann wirkt himmelschreiend im ganzen Lande jetzt und immer, todt und lebendig. Die Gewaltthätigen sind blind. Gott läßt den geistig und herzig Blinden ihre Blindheit zu ihrer Besserung durch das Unglück. Was machen meine tausend Kinder alle?

Sie schreien nach Dir! antwortete Irmengard.

Wo lebst Du denn hier? frug er.

Im Torre de Cenci, bei dem Präfecten von Rom, des Kaisers Freund; antwortete sie.

Was macht Deine Mutter? frug er.

Sie ist vor Gram über meine Schande — — —

Ein braves Weib! Deine Mutter! sprach er; und nach vorübergepflogener Trauer frug er wieder: was macht Deutschland?

Es ist im Stillen brav, sprach sie, und wird nicht überwältigt werden von seinem und Deinem Feinde. »Nicht Weib und nicht Mann achtet den Bann;« so singt man daheim. Aber ich bin empört über Deinen Feind, Deinen unerbittlichen grausamen Feind. Ich weiß nicht, wie Du noch lebst! nur schon vor Haß!

Kennst Du mich so? frug er. Soll ich meine Seele mit Haß und Verachtung erfüllen? Zu angethanem Unglück: selbstgemachtes, schuldiges fügen! Ich hasse selbst den Papst nicht, noch verachte ich ihn — meinetwegen, und Seinetwegen; sonst könnt' ich es nicht: meinetwegen. Ich bedauere ihn redlich, wie einen Stein, der sich selbst als Schlußstein in ein Gewölbe vermauert, daß einstürzen muß. Schon blos auf der Deutschen Gemüth läßt keine Herrschsucht sich gründen. Frei, himmlisch frei soll Jeder seyn durch unseres Meisters Wort, das Jeden lehrt die Welt zu beherrschen! Nun will aber Einer — ein Mensch — Alle beherrschen, leiblich und geistig, geistig durch alle weltliche Gewalt, und leiblich durch alle geistliche, also durch einen falschen Geist. So mißversteht Bonic's Sohn auf gut Longobardisch das reine Wort: »Weltbeherrschung!« Er ist also eine Sclave selbst, armselig und bedauernswerth. Sein Sinn ist falsch, sein Bau grundlos, herzlos, gottlos, wenn auch als Bau, wie ein Irrenhaus voll Plan und Kunst und Folgerechtigkeit; vergib ihm seinen Un-Sinn, seine Un-That, seinen Un-Bau!

O Gott! Was lehrst Du mich! sprach sie.

Ja wahrlich, Gott lehrt es Dich! sprach er. Beherrsche auch Du die Welt! Deine Welt; die Meinung von ihr ist Deine Meinung, das Vertrauen zu Gott ist Dein Vertrauen. Und so vergib ihm, mein Weib!

Vergeben? Ich? Das! Dein Unglück? Mein Unglück! sprach sie.

Höre auch mein Wort! sprach er; Niemand kann seinem Feinde vergeben, wer ihm nicht das Unglück vergibt! Und willst Du ihm Dein Unglück vergeben — fühle kein Unglück! und Du fühlst kein Unglück, wenn Du Dein Glück fühlst: Deine Weltbeherrschung.

Nun wohl; sprach sie. Mein Unglück, ja Dein Unglück sey hin, sey vergeben — aber meine Schande, meines Kindes Schande, die Schande, die Schande — —

Sie verhüllte sich, daß ein fremdes Weib ihr Wort gehört.

Edles, armes Weib! sprach er, und trocknete sich die Augen mit seinem Bart; aber höre: so lange ich im Kerker bin, so lange bist Du ja eben mein Weib, mein

ehrliches, eheliches Weib, und mein Sohn ist mein ehrlicher, ehelicher Sohn. Aushalten an der Wahrheit soll der Mann! Und hörst Du nur Eine leise Klage von mir? — Keine. Auch verberge ich sie nicht; meine innerste Seele fühlt keine! Siehe in meine Augen! Nur die Starken können wahrhaft lächeln und wahrhaft heiter seyn. Und ich bin stark durch die Männer der Zukunft, ich lächle sie schon heiter an! Denn Alles wird der Mann der Zukunft dulden, nur nicht die Unduldsamen. Und so thu' ich schon heut. Aber darum sey auch versichert, ich werde so lange ich lebe im Kerker seyn, als verborgene zwar, aber sichere Abwehr jeder Schande von Euch!

Da hörten sie eine starke Klingel heftig schellen.

O Himmel! Mein Mann! rief die ängstliche Frau. Fort, fort! in die Kirche! — Sie ergriff schon Irmengard an der Hand und zog. Irmengard aber überrascht und bedenkend, daß sie ihren Mann jetzt auf Erden vielleicht zum letzten Mal sehe, gerieth außer sich. Sie widerstand. Sie rief ihrem Manne zu: Also hier sollst Du vermodern! Aus dieser Thür sollen sie Dich todt hervortragen aus Nacht in Nacht! O heiliger Gott, erbarme Dich unser!

Das Kind schrie, an den Thüren der benachbarten Kerker schlugen dumpfe Faustschläge, und hohle Stimmen beteten gewaltig daraus: **Ora pro nobis! Ora pro nobis! Miserere, Deus!**

Der Bischof rief ihr aber zu: Das ist die Welt! Das ist die Welt — überwinde sie! Lebe wohl, lebe wohl! mein Weib! mein Kind, lebt wohl! Ich weiß Euch in Gottes Hand, wißt mich in seiner!

Irmengard war auf die Knie gesunken; das Weib zog sie fort. Das Kind wollte bleiben; auch das riß sie fort. Und ohne ein Lebewohl aus der übervollen Brust auf die Lippen zu bringen, ließ sie sich schluchzend fortziehen, das Kind an der Hand. Und die dumpfen Stimmen in den Kerkern riefen wieder wie Erdgeister: Erlöse uns von dem Bösen! Erlöse uns!

Furchtbar! Furchtbar! rief Irmengard. Und noch mußte sie auf der schleunigen Rückkehr jetzt auf Befehl der Frau in der Kirche bleiben, während sie selbst weiter eilte. Sie hatte ihr schnell versprochen, sie so bald als möglich nachzuholen und ihr indeß die Kerze gelassen, welche der kleine Otto halten wollte, und damit vor seiner Mutter stand, während sie auf den Stufen des Altars wie zerschmettert saß. Verwogene Gedanken flogen ihr herzu und bestürmten sie. Sie forderten von ihr: die Fackel zu ergreifen und das alte Gerüll zur Seite die ganze Kirche, das ganze Gehöft in Brand zu stecken, damit ihr Mann bei geöffneten Kerkern entfliehe. Ein anderer Gedanke aber sprach: »wenn Niemand kommt, sie zu öffnen!... wenn er verbrennt und alle die Andern verbrennen!« Sie saß also entsagend, bis sie Tritte eines Mannes sich nähern hörte. Er trat ein. Er nahte und sprach: Ihr also seyd das Weib! Fort mit Euch! Und nun drängte er sie, daß das Kind fiel und sie es nehmen mußte. In dem Gewölbe, wo die Leute wohnten, fand sie die Frau, weinend und schreiend, weil sie der Mann geschlagen hatte; und dafür schlug nun die Mutter wieder das Mädchen, weil es sie dem Vater verrathen hatte, oder nicht klug genug gewesen. Der Vater wollte ihr wehren, aber dießmal umsonst. Sie war wüthend. Da sah Irmengard 40 Wasser-Becher stehen und 40 kleine Brote. Sie errieth, daß Einer auch für ihren Mann darunter sey. Da zog sie einen Ring vom Finger, gab ihn dem Vater für seine kleine arme Tochter und bat ihn, doch heut', heute doch nur ihrem Manne Einen Becher Wein zu geben.

Das ist nicht gut! sprach er. Er verwöhnt sich.

Nun, dann gebt ihn öfter Einen! und pflegt ihn, wenn er krank, wenn er alt wird — wenn er stirbt. Hier habt Ihr Geld.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Schreiben*)

des

Herren Abbé de la Menterie zu Paris

an den

Dr. Bawling zu Liverpool.

[Vorwort.] Der ausgezeichneten Güte eines Freundes zu Hamburg, welcher in steter Verbindung mit England lebt, verdankt der Unterzeichnete die schnelle Mittheilung dieses äußerst interessanten Schreibens, welches um so merkwürdiger wird, da es gleichzeitig mit einer anderen wichtigen Schrift über diesen Gegenstand erscheint, die den Titel führt: Neueste Berichte vom Cap der guten Hoffnung über Sir John Herschel's höchst merkwürdige astronomische Entdeckungen den Mond und seine Bewohner betreffend. Hamburg Erie 1836. 8. Wer von uns allen wäre nicht begierig zu erfahren, wie es in dem freundlichen Monde, dem so oft besungenen, so vielfach beobachteten Gestirn der Nacht aussieht? — Sicherlich ein Jeder, und eben im Wissen dieses allgemeinen Wunsches lag für den Uebersetzer die unabweisbare Pflicht dem Publicum, so schnell als möglich das Schreiben des berühmten Herren Abbé vollständig mitzutheilen, damit der Welt sowohl die neuen Entdeckungen, als die auf diese begründeten Hoffnungen und Aussichten für unseren Erdball bekannt würden.

Meuselwitz, d. 6. Januar 1836. Wilh. Bernhardi.

*) Man vergleiche: Leipz. polit. Zeit. Nr. 29, vom 3. Febr. d. J. S. 337, wo die Mystification, um welche es sich hier handelt, besprochen ist. D. Red.

Mein Herr!

Sie werden unstreitig entweder für meine Gesundheit besorgt seyn, oder wohl gar mit mir zürnen, da ich Ihr freundschaftliches Schreiben so lange Zeit unbeantwortet gelassen habe; allein ich hoffe, daß Sie schnell anders denken werden, so bald Sie durch diesen Brief, welchen ich Ihnen im Augenblicke nach meiner Rückkehr von einer der außerordentlichsten Reisen, die jemals unternommen worden, zu übersenden die Ehre habe, von den wahren Gründen meines allerdings sehr langen Stillschweigens werden unterrichtet seyn. Sie werden ahnden, mein Theuerster Freund, wovon ich spreche, da Niemand besser die Größe meiner neuen Erfindung kennt, als Sie, dem die civilisirte Welt durch seinen außerordentlichen Scharfsinn den bedeutendsten Theil derselben verdankt, und Niemand als Sie es vermag, so ganz die ungemeine Wichtigkeit zu ermessen, welche dem Dampfpferde beigelegt werden muß, durch welches in unserer so vielfach merkwürdigen Zeit alle scheinbar vergeblichen Hoffnungen der Gelehrten, die Welten, welche sie im vierten Himmelsraum sahen und beobachteten, durch eigne Anschauung näher kennen zu lernen, auf so überraschende bewunderungswürdige Weise, verwirklicht würden. Ihnen gebührt der Ruhm, die wesentlichsten Verbesserungen des ursprünglichen Gedankens gefunden zu haben, und wenn es mir auch gelang, im Fortbauen auf dem von Ihnen gelegten Grunde noch staunenswerthere Resultate zu erringen, als die bereits von Ihnen erprobten waren, so war mir dies einzig wiederum nur durch die Uneigennützigkeit möglich, mit der Sie meine mannichfaltigen Versuche durch Geld, „den Sporn der Wissenschaften und den Nerv des Krieges," großmüthig unterstützten, so daß auch diese letzte von mir erreichte Stufe der Vollkommenheit in meiner Erfindung eigentlich Ihnen angehört.

Bevor ich jedoch zu den merkwürdigen Beobachtungen übergehe, welche ich in der Mondwelt anzustellen Gelegenheit hatte, werden Sie mir wohl erlauben, daß ich einiger Abänderungen erwähne, welche ich an der Maschine, von ihrer bewundernswerthen Schnelligkeit „Dampfroß oder Eilpferd" genannt, vorgenommen habe.

Es ist Ihnen unstreitig noch erinnerlich, daß die erste Idee zu dieser Maschine nach einer wiederholten Lectüre des trefflichen und tiefsinnigen Werkes „Tausend und eine Nacht," in mir empor stieg, als wir uns nämlich bei meiner damaligen Anwesenheit in Liverpool gelehrt und tüchtig darüber stritten: ob die Originalitäten in diesem berühmten Werke in der That lediglich ausschweifende Gebilde der erregten Phantasie hingestellt, oder vielleicht unter dem Zauberscheine der Poesie uralte Traditionen und tiefe philosophische Gedanken und Anschauungen aufbewahrt hätten. So wurde das bekannte Zauberpferd ein großer Gegenstand unseres Streites, und hier war es, wo ich Sie schüchtern fragte: ob es nicht möglich wäre, einen specifisch schwereren Körper als die Luft, vermöge eines künstlichen Mittels so zu unterstützen, daß er von derselben getragen würde? Sie stutzten einigermaßen über die Originalität dieser Idee, schwiegen eine Weile, und erwähnten endlich zögernd der hindernden Schwerkraft. Ich, schon zuversichtlicher, berief mich dagegen auf den Luftball, welcher mit der Gondel gewiß specifisch schwerer sey als die Luft, doch aber von ihr getragen werde. — Und, fuhr ich fort, warum sollte nicht der Dampf angewendet werden können, auch ein noch schwereres Material für die Luft tragbar zu machen? — In begeisterter Ueberzeugung — noch steht dieser schöne Augenblick vor meiner Seele — fuhren Sie da, theuerster Bawling von ihrem Stuhle auf, sprangen hoch bis fast an die Zimmerdecke und riefen: „Du bist der Mann." Dann sanken wir uns in die Arme; eine tiefe feierliche Pause entstand; vor dem geistigen Auge eines Jeden gingen die ungeheuren Resultate vorüber, welche aus der Verwirklichung dieses kühnen Gedankens entspringen mußten, und wir schwiegen in Bewunderung und Andacht. O dieses erhabenen Moments! Möchte er doch unauslöschlich in uns leben! auch dann noch, wenn längst unser Körper im Schooße der mütterlichen Erde ruht, befreit von allen Sorgen und Mängeln des irdischen Daseyns!

Rasch gingen wir Beide nun an's Werk; Ihre erstaunlichen Kenntnisse in der Mechanik, Ihr tiefer Scharfsinn, und einige glückliche Gedanken meinerseits schufen bald das bewunderungswürdigste Transportmittel neuerer Zeit. Eine cylinderförmige Röhre an dem einen Ende in eine geöffnete Spitze auslaufend, ähnlich einer sogenannten Klystirspritze, am anderen Ende mit einer großen in Art einer Suppenterrine geformten kupfernen Kugel versehn, worin sich der Dampfkessel befand, ward angefertigt; zu beiden Seiten brachten wir zwei große bewegliche Flügel an, ähnlich denen der Vögel, so wie hinten einen fächerähnlichen gleichfalls beweglichen Schweif; ein Sattel mit Steigbügeln ward auf der eben genannten Röhre fest angelegt; ich bestieg das gefüllte Instrument, welches wir nach der Gegend Ihres Landsitzes **Dreaming-House** in Irland richteten, und war binnen weniger als einer Stunde hin und zurück. Es war sehr gut, daß der Sattel nach sogenannter deutscher Art gebaut war, und ich also äußerst fest darin saß, so wie, daß ich um die Kugel einen Zaum geschlungen hatte; denn bei der rasenden Geschwindigkeit mit der ich die Luft durchschnitt, wäre ich ohne beide Hilfsmittel zweifellos verloren gewesen, da ich gleich, nachdem ich aufgestiegen war, nicht in die Höhe zu blicken vermochte und nur fühlte, daß mein Hut vom Kopfe geschleudert ward und mein Mantel davon flog; der Himmel mag wissen wohin beide gekommen sind!

Bei meiner Rückkehr zu Ihnen, besprachen wir, durch diesen ersten Versuch ermuthigt, mit Eifer die von mir bemerkten Unvollkommenheiten der Maschine und beschlossen gemeinsam sie zu verbessern. Ihnen verdanke ich nun die unschätzbare Vorrichtung, vermittelst welcher ich nach Willkür die Maschine lenken, höher steigen, sich senken, schneller oder langsamer die Luft durchschneiden lassen kann, je nachdem es Luft oder Bedürfniß erfordern. Und hätten Sie nur diese Maschine gebaut, würdiger Bawling, Ihr Name würde hoch über allen Mechanikern der Vor- und Mitwelt stehn! aber Sie haben mehr gethan, Sie werden Größeres noch vollbringen, und die Welt wird Ihr Riesengenie mit Erstaunen bewundern. Obschon nun die Maschine zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen war, so muß ich Ihnen dennoch gestehen, daß sie mir, ich wußte selbst nicht weshalb, keineswegs genügte, und ich zog mich voll Ehrgeizes, unserer Erfindung die höchste Vollendung zu geben, in die Einsamkeit ländlicher Stille zurück. Da empfing ich, inmitten meiner eifrigen Arbeiten Ihren mir ewig denkwürdigen Brief aus London, und als Beilage die wunderbaren, fast unglaub-

lichen Berichte des Dr. Grant vom Cap der guten Hoffnung über Sir John Herschel's Entdeckungen im Monde. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich es bei Lesung dieser höchst merkwürdigen Documente; mein bis dahin unbestimmtes gestaltloses Gefühl ward sonnenklares Bewußtseyn; mit einem Male stand der ungeheure Nutzen unserer Erfindung vor meinem Auge; mein Geist überschaute plötzlich die welthistorische Erscheinung des Dampfpferdes!

Mit unermüdetem verdoppelten Eifer arbeitete ich nun an der Vervollkommnung und Vollendung meiner Maschine. Nach vielen Versuchen fand ich die Mittel, mein Vorhaben, dessen Schwierigkeit ich mir keineswegs verhehlte, zur Ausführung zu bringen, und, dem Himmel sey Dank, werther Freund! ich darf sagen: es ist gelungen, ja der Erfolg hat alle meine Erwartungen weit übertroffen. Ich verspare die Details, wie mir es möglich wurde, mich mit Mundvorrath, Steinkohlen und Wasser auf längere Zeit als ein halbes Jahr vollständig zu versehen, ohne doch die Last meiner Maschine so sehr zu vermehren, daß die Kraft des Dampfes mit derselben nicht mehr im nothwendigen Verhältnisse gestanden hätte, für meinen nächsten Brief, und erwähne für diesmal von Allen diesem nur so viel, daß ich eine scharfgeladne Doppelflinte über den Rücken hängte; Pulver und Blei in einer ledernen Geldkatze umschnallte; aus dem vorderen Rande meines Sattels, vermittelst eines leicht zu öffnenden Mantelsackes, in welchen ich eine große Menge Bouillontafeln, Saleb, Sago, Reis, Fadennudeln, Gries, gekocht, gerieben und in der Ofenwärme getrocknete Kartoffeln, trocknes Petersilien- und Sellerie-Kraut, geschnitten und getrocknete Bohnen und dergleichen gesteckt, einen vortrefflichen Wulst machte, der mich warm und zugleich sehr fest sitzen ließ; daß ich hinter mir einen zweiten Mantelsack aufschnallte, in welchem sich Pökelfleisch, Wurst und andere haltbare Kost befand, und daß ich mich überdies, um gefahrloser die Luft durchschneiden zu können, in einen aus leichten aber dauerhaften Material gefertigten, wie ein Rhomboid gestalteten Thurm einschloß, in welchem sich nach allen Seiten hin Glasfenster befanden. Auf den Sattelknopf hatte ich einen guten Compaß, zu den Seiten Barometer und Thermometer und mir gerade gegenüber eine genaue Himmels- und Mond-Karte befestigt. So geschützt und bewaffnet stieg ich nun in einer angenehmen Nacht von meiner Wohnung aus, Jedem unbemerkbar, in gerader Linie zum Firmament empor. Mein kühner Vorsatz war, mittelst ungeheurer Verstärkung der Dampfkraft, die ich nach Willkür vermehren oder vermindern kann, unseren Luftkreis zu durchbrechen, mich unabhängig von der Attractionskraft der Erde zu machen, und geraden Weges in den Mond zu reisen, um der Mit- und Nachwelt, wäre es auch mit Lebensgefahr, mit Gewißheit sagen zu können, in wie weit Sir John Herschel und seine Begleiter wohl oder übel beobachtet haben. Da ich in der Stunde hundert englische Meilen zurücklege, und der Mond bekanntlich 240,000 derselben von unserem Erdball entfernt ist, so hatte ich meine Berechnungen und Anstalten in der Art getroffen, daß ich eine Reise von 15 Wochen mit aller Bequemlichkeit aushalten konnte. Dennoch hatte ich mich aber insofern verrechnet, als ich in viel kürzerer Zeit meine Reise vollbrachte, da ich, so bald mich die Anziehungskraft des Mondes erfaßte, obschon sie viel schwächer als die der Erde ist, mit ungeheurer Schnelligkeit dahin sauste.

Lassen Sie mich von den Wundern meiner Reise schweigen, obschon ich größere und wahrhaftigere erzählen könnte als Mohamed, denn ich fühle es nur zu wohl: jede menschliche Sprache, und wäre es die lauterste erhabenste Poesie, ist zu schwach, die Fülle der Göttlichkeit zu schildern, welche den Menschen in jenen ätherischen Regionen umgibt. Lassen Sie mich daher Ihnen nur versichern, daß es meiner Empfindung nach nichts Schöneres und Höheres gibt, als, gleich mir über den Häuptern der Sterblichen, dem Vogel ähnlich, dahin zu schweben. Ich stieg Anfangs ganz langsam mit großem Vorbedachte in die Höhe, und hatte also Muße, nach und nach das Panorama zu beobachten, welches sich unter mir immer größer und größer entfaltete. Schweigend lag das ungeheure Paris, dies eine Haupt der europäischen Civilisation, unter mir, und ich sah aus dem Palaste wie aus der Hütte die stillen Lichter heraufschimmern; bald konnte ich denselben Blick über Frankreich werfen, den mondbeglänzten Rhein, den Strom französischer Sympathieen, begrüßen, nach der Schwesterstadt, dem ungeheuren London, blicken, und gleich darauf ganz Europa von den meerumspielten Küsten Portugals bis zu den eisbedeckten Fluren Rußlands überschauen. Ueberall begegnete meinem Auge der bescheidene Glanz der Lichter, die aus Städten, Flecken, Dörfern und Weilern emporstrahlten. Ich konnte nicht umhin, eine Zeitlang in der Schwebe zu halten, und sah nun nach und nach alle Lichter erlöschen. Mein Geist ward von dem großen Gedanken der Allübersicht tief erschüttert. Dort unten ruhten sie nun die Menschenkinder alle, vom mächtigen Beherrscher weiter Länderstrecken bis zum Bettler, der sein Obdach unter der Waldeiche sucht; dort ruhten sie Alle, Jeder mit seinen Sorgen, Wünschen, Hoffnungen und Leiden, den Gefährten jedes Erdgebornen, möge er im Palast auf Eiderdaunen oder auf hartem Nachtlager in der Hütte schlummern! Ich riß mich aus diesen wehmüthig erhabenen Gedanken empor, verstärkte die Kraft meines Flügelrosses und stieg bald so hoch, daß mir der Erdball nur noch als eine große weißglänzende Kugel erschien. Indem ich die Dampfkraft so vermehrte, daß die Schnelligkeit meines Fluges mir trotz aller Vorsichtsmaßregeln dennoch beinahe den Odem raubte, gelang es mir endlich mit großer Kraftanstrengung mich der Attraction der Erde zu entreißen und endlich in die Mondatmosphäre überzutreten; hatte von dem Augenblicke an aber alle Aufmerksamkeit nur auf die möglichste Verminderung der Dampfkraft zu richten, da ich mit nie geahneter Geschwindigkeit dahin schoß. An Barometer- oder Thermometer-Beobachtungen war natürlich unter diesen Umständen gar nicht zu denken, und eben so wenig kann ich Ihnen die wunderbaren Empfindungen schildern, welche mich während der ganzen Reise beherrschten.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 42. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 18. Februar. **1836.**

Der Predigermönch.

(Schluß.)

Ich leugne nichts mehr, erwiderte dieser, und ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Meine Kraft ist gebrochen, seit ich weiß, daß ein gerechter Gott waltet, dessen Daseyn ich leugnete. Vernehmt es, ihr armseligen Menschen, die ihr über mich zu Gericht sitzet, vernimm es, o Brun, der Du kaum besser bist, denn ich: es gibt eine ewige Gerechtigkeit, die jeden Sünder erreicht und allen menschlichen Witz zu Schanden macht. Durch das Leben des Grashalms, wie des Menschenschicksals, zieht sich eine weise Ordnung, und diese Ordnung stammt aus einem erhabenen Geist, der keiner Materie unterthan ist. Und wehe der Creatur, die in und um sich diese Ordnung stört und gellende Mißtöne schreit in die schöne Melodie und Harmonie der Wesen und Dinge. Früher oder später tritt, wie mir jetzt, die verfehlte und entweihte Bestimmung ihm in scheußlicher Mißgestalt entgegen und vernichtet ihn durch ihren Anblick. Laster ist Unsinn; nur eine reine, schuldlose Seele handelt vernünftig, weil sie gut handelt. — Ich habe keinem von euch Etwas abzubitten: ihr seyd allzumal schuldvoll. Mönchsgezücht! das du von dem Fette dich nährst, welches der Aberglaube auf deine unheiligen Altäre gießt, und den Geist tödtest, der da lebendig macht, weil er dich arbeiten heißt im Schweiße deines Angesichts; bist du besser, denn ich? — Mönchsgezücht! das du durch die Furcht vor Teufel und Fegfeuer die Welt regierst und die ungerechte Hand mit deiner schuldbefleckten rein zu waschen und zu entsühnen wagst; — bist du besser, denn ich? Mönchsgezücht! das du die Heiligen in Kerker wirfst und zu Tode peinigst und Bösewichter ka — —

Apage! schrie der Inquisitor generalis in grimmigem Zorn — Apage Satanas! Packt ihn Knechte! Hinunter mit ihm!

Zurück! donnerte Anselmo den Schergen zu, und ein Messer blitzte in seiner Rechten; wer mir naht, ist des Todes, wie diese hier, die an meinem Stahl verblutete! Ich will sterben, aber erst muß ich reden. Euere Klöster müssen aufhören; euere Kirchen werden Kornspeicher; euere Zellen Narrenzwinger; euere Silberlinge Laiengut, euere Gebeine verflucht werden; denn ihr Alle widerstrebet der göttlichen Ordnung, die erst dann recht erkannt und verehrt wird, wenn wir den freien Gott in jedem vernunftbegabten Wesen erkennen und verehren. Ihr aber erkühnt euch, ihn zu schlagen diesen Gott in eiserne Bande, ihn zu geißeln, mit Dornen zu krönen und an's Kreuz zu heften, wie die Juden Christum, dessen Apostel ihr seyn wollet, während ihr ärger seyd, als die Pharisäer und Gottlosen, als die Heiden jener Tage. Aber vergeblich, glorreich wird er auferstehen, der Verlästerte, und sein wegrollender Grabstein wird euch zermalmen. — Dir, Brun, bitt' ich auch nichts ab; an der Untreue deiner Frau bist du selber Schuld. Dich wird nie ein kräftiges Herz lieben, viel weniger ein kräftiges Volk; du kannst nur über Feige herrschen, weil du selber feig bist; dir schaudert immer vor der Kraft, wo du sie findest; drum machst du ihr heimlich den Krieg und verräthst sie mit einem Kuß. Dein Leibwächter ist der Argwohn, dein Rathgeber die List, dein bevollmächtigter Richter die Grausamkeit und dein Großwürdenträger der Hochmuth; aber der Thürhüter — merk' dir's, ist dein Fall. In dir seh' ich Zürichs düsterste Zukunft. — Euch, Frau Brun, möge der gnädige Gott in seine Hut nehmen; ihr habt mich warm geliebt, mit Geist und Sinnen; ich aber huldigte euch nur mit den Sinnen, und weil ihr meinen Entwürfen förderlich waret; diese Erfahrung ist jetzt euere härteste Strafe; euer Vergehen war menschlich; denn wer aus Liebe fehlt, irrt nur. — Lise! meine verruchte Hand ergreift deine kalte, mein Auge schweift über dein bleiches in Schmerz erstarrtes Antlitz und bleibt auf der klaffenden Wunde haften. Für das, was mein zerrissenes Herz redet, gibt es keine an-

dere Sprache, als einen Blick nach oben und den einzigen, angstvollen Seufzer: »Vergebung!« Vor euch, Frau Bilgeri! beug' ich verehrungsvoll das Knie. Euere Seele ist rein, wie Firnenschnee, euer Herz weich und freundlich, wie würziges Alpenkraut, und fromm, wie die Andacht — und wenn ein schuldbeflecktes Wesen innige Zuneigung empfinden, wenn die Unke aus des Teiches tiefstem Schlamm ihre Blicke liebend zu dem Schwan erheben mag, der über ihr den klaren Wasserspiegel durchgleitet: dann hab' ich euch geliebt. Aber der Sünde Fluch ist, daß sie die edelsten Triebe vergiftet und selbst die Tugend zum Laster macht; darum mußte meine Gluth versengend in euer Schicksal greifen. Clara, vergebt mir, und sagt, daß ihr mir vergebet!

Und mit unaussprechlicher Rührung und milde legte Frau Bilgeri ihre sühnende Hand auf des knieenden Verbrechers Haupt und sprach mit feierlicher, vernehmlicher Stimme:

Anselmo, ich vergebe euch; möge auch Gott euch vergeben!

Mit freudeblitzenden Augen richtete sich der Begnadete auf und rief: Ihr Mönche, jetzt bin ich bereit! Unendlich mehr als euer Oel und Ablaßkram gilt mir die Verzeihung dieses Engels; sie ist mir eine ahnungsvolle Botschaft, daß auch Gott mir dereinst noch gnädig seyn werde; denn Er, das Urbild der Vollkommenheit, wird sich nicht von Menschen übertreffen lassen. Rügger, ich folge dir.

Damit schleuderte er das Messer weit von sich und trat freiwillig mit erhobenem Blick und gefalteten Händen auf die verhängnißvolle Fallthüre. Er wollte keines leichtern Todes sterben, als Rügger vor ihm gestorben war.

Da erscholl das knarrende Apage des Inquisitor generalis. Die Frauen wandten sich schaudernd ab und sahen nicht, wie der verrätherische Boden unter Anselmo's Füßen wich und wie ihn der gähnende Abgrund verschlang. Wohl aber vernahmen sie nach ein paar Secunden den dumpfen Sturz, dem eine lautlose Stille folgte, und beteten: Gott sey seiner armen Seele gnädig!

Das Bild der weitern Verhandlungen des heiligen Officiums, so wie der Ereignisse in Zürich gehört nicht mehr hierher; doch darf das Interesse, welches wir für einige Personen im Leser rege gemacht haben, nicht ganz unbefriedigt gelassen werden, und wir geben daher kurze Andeutungen. — Pater Laurenz wurde zu lebenslänglicher Einkerkerung verurtheilt und geberdete sich vor Freude wie ein Wahnsinniger, daß ihm das elende Leben nicht genommen wurde. Frau Brun und Frau Stagel bezogen, ihrem Wunsche und dem Urtheil der Inquisition gemäß, zwei einsame Zellen bei den Augustinerinnen, und man hat nichts weiter von ihnen gehört, als daß Frau Brun, welche den Stachel, der ihr stolzes Herz verletzt hatte, auch in die heiligen Mauern mitnahm, nach wenigen Jahren starb: eines tiefen Grames Beute. Besser wußte sich Brigitta in's Klosterleben zu finden, und sie widerstand gerade von Anfang mannhaft allen Lockungen ihres Ehemannes, des hochgeehrten Zunftmeisters und Rathsmannes Stagel, der sie wieder gnädig in Haus und Bett aufnehmen wollte. Herr Stagel war ein angesehener Mann und, politischer Weise, sogar ein genauer Freund des Metzgers Brühhund und Gerbers Lederhöß geworden, die, wie er, sich zu Mitgliedern des neuen Regiments erschwungen hatten und auf den gepolsterten Rathsstühlen vortrefflich von ihrem Patriotismus genasen; denn das beste Mittel gegen das Revolutionsfieber ist eine Stelle im Rath. Der Schulmeister Roßgiebel erstickte in Jahresfrist an seinem Keuchhusten, der nach Stagel's Erwählung und seinem Steckenbleiben merklich zugenommen und sich zuletzt zu einem Gebell gesteigert hatte, das nur durch einzelne lateinische Brocken unterbrochen wurde. Frau Clara zog in der Nacht nach dem schrecklichen Gerichte mit ihrem Gemahl aus der heimischen Stadt, weit fort nach der Stadt Sitten im Walliserlande, wohin er von Brun auf Lebenslang verbannt worden war. Das Unglück wirkte wohlthätig auf ihn; denn in der Verbannung erblühte ihm allmählig das häusliche Glück, dessen Blume im Glanze der Heimath ihm nicht hatte blühen können, weil er zu verblendet war, den Werth des Kleinods zu erkennen, das er an seiner treuen Gattin besaß, die ihm nach anderthalb Jahren einen holden Jungen in die Arme legte. Brun führte in Zürich ein eisernes und — weltbekanntes Regiment, und Rüdiger Maneffe wurde nur durch die Ueberzeugung im neuen Regiment zurückgehalten, daß er durch seinen Einfluß noch manches Gute erzielen und manches Böse verhindern könne; auf ihn waren die Augen der Bürgerschaft, als auf den einzigen Hoffnungsstern gerichtet, und dieser leitete sie denn auch, nachdem Brun ungeliebt und allverhaßt gestorben war, endlich in den Hafen eines würdigen und freien Zustandes.

Reise-Zeitung.

Schreiben
des
Herrn Abbé de la Menterie zu Paris
an den
Dr. Bawling zu Liverpool.

(Schluß.)

Ich schwebte im weiten Himmelsraume, gewissermaßen losgerissen von dem mütterlichen Schooße der Erde, sah neben, über und unter mir zahllose lichtumglänzte Welten, welche stolz in gemessenen Bahnen dahin rollten, und konnte dennoch, wenn die Erhabenheit dieses Anblickes mich in die tiefste Zerknirschung versetzen wollte, mir in kraftvollem Bewußtseyn sagen, daß unter all' den unendlichen Geschöpfen des Weltalls der menschliche Geist allein durch die Göttlichkeit, die

ihm einwohnt, befähigt worden, solche wundersame Wanderung durch die ungemessenen Himmelsräume, wie die meinige war, glücklich zu vollbringen. — Mittelst meines Hilfsmittel an Compaß und trefflichen Karten verfehlte ich denn auch den bis dahin noch unbetretenen Weg nicht, und gelangte nach einer Reise von 11 Wochen wohlbehalten im Monde an.

Ich betrat den Mond, meinem Erdkalender zufolge, gerade um die Zeit, als er voll war, und zwar in der Gegend Cleomenes oder Nr. 11. Diesen Ort hatte ich aus zwei Gründen vorzüglich zu meinem Hafen, so zu sagen, gewählt; einmal, weil der Herr Dr. Herschel hier eine Sorte von Melonen auf einer sonderbaren Baumart in großer Menge wollte gesehen haben, und dann weil mich vorzüglich die angeblichen Ammoniten und Muscheln reizten. In der That, als ich an den großen, vom Dr. Grant Seite 79*) beschriebenen See gelangt, und auf die 55 Meilen lange Insel, welche sich in einer Bai auf der Westseite des Sees befindet, mittelst meiner Maschine übergesetzt war, fand ich die Bemerkung des Sir Herschel ganz vollkommen richtig, was die Mondmelonen betrifft, und da ich eben wohl bei Appetit war, so schnitt ich eine der größten Früchte, welche mir die reifste schien, ab. Ich fand mich aber in meinen Erwartungen betrogen, denn der Geschmack war, obschon sehr süß, doch ganz wässerig und für einen menschlichen Magen gar zu kalt, so daß ich genöthigt war, aus Furcht, mir den Magen zu erkälten, meinem von der Erde mitgebrachtem Liqueur tüchtig zuzusetzen. Doch nahm ich aus der abgeschnittenen Frucht die Kerne und steckte sie zu mir, um bei meiner Zurückkunft zu versuchen, ob dieser merkwürdige Baum nicht auch unter uns gedeihen sollte. Auch pflückte ich einige kleinere und unreife Früchte ab, um sie mitzubringen und wo möglich in meinem Museum aufzubewahren. Ich hatte kaum diese Gegenstände eingepackt, als sich einer der von Herschel beobachteten und Seite 81 beschriebenen, Gold-Fasan ähnlichen sehr schönen Vögel aus dem nahen Walde emporschwang. Ich riß eilig meine Doppelflinte vom Rücken, drückte ab und er stürzte getödtet zu meinen Füßen. Niemals aber habe ich ein schöneres Echo gehört als der Donner war, welcher durch den Schall meines Schusses die umliegenden gewaltigen Bergmassen durchrollte; er schien endlos und klang so majestätisch, daß ich mich nicht erinnere, jemals auf Erden etwas auch nur dem Aehnliches vernommen zu haben. Ich streifte den Vogel sogleich, um ihn auszustopfen, und briet darauf das Fleisch, welches ich etwas trocken, aber äußerst delicat fand. Da ich zufällig einige rohe Kartoffeln von sehr guter Art eingesteckt hatte, so habe ich sie an einen etwas freien sandigen Orte gelegt und bin sehr begierig, was ich bei meiner nächsten Reise, welche ich im folgenden Jahre und auf längere Zeit zu unternehmen gedenke, für Früchte davon finden werde, oder ob sie dort vielleicht gar nicht fort kommen. Der ungewohnte Knall meines Feuergewehrs mochte alle Geschöpfe der Umgegend aufgeregt haben, denn schaarenweis stürzten die Thiere aus den Höhlen und Wäldern hervor. Ich schoß dazwischen, einige stürzten und ich werde mir nächstens, theuerster Bawling, die Freude machen, Ihnen einige der merkwürdigsten Exemplare schön ausgestopft für die königl. Societät nebst einigen, von mir an Ort und Stelle gebrochenen äußerst kostbaren Mondmineralen und Ammonshörnern zu übersenden. Auch das Seite 86 erwähnte Jungferngold habe ich gefunden und untersucht, in der That für solches erkannt, und sechs tüchtige Stücke davon, wie ich sie eben mit meinen unvollkommenen Werkzeugen losbrechen konnte, mit zur Erde herabgebracht. Diese wollen wir, wie die edlen Gesteine, welche ich mitgenommen, und davon es im Monde eine ganz unglaubliche Menge von der vollkommensten Schönheit gibt, wie das auch Dr. Grant ganz richtig angemerkt hat, unter einander redlich theilen, denn ich denke, daß wir uns nicht bescheidener für unsere ungeheuere Erfindung, deren eigentlicher Vortheil doch den Staaten zufallen wird, vor der Hand belohnen können.

Da ich mich für diesmal nicht auf ein so langes Verweilen eingerichtet hatte, und befürchten mußte, daß meine Vorräthe mir ausgehen würden, so beschloß ich für den Augenblick, alle Versuche zu eigenthümlichen Entdeckungen aufzugeben, und lediglich mittelst meiner Maschine alle von Sir John beschriebenen und beobachteten Orte zu besuchen, um auf diese Weise dem Erdpublicum als Augenzeuge alle die unglaublichen Entdeckungen zu bekräftigen, oder aber etwaige Irrthümer zu beseitigen, und aufzuklären. Ich bemerke daher zuvörderst im Allgemeinen, daß alle Beobachtungen im Ganzen, sowohl was das Mineral- und Pflanzen-Reich als was die Thiere und Menschen betrifft, beinah vollkommen richtig und genau sind, und daß der treffliche Sir John nur im Einzelnen irrte. So z. B. sind die von ihm für Tannen gehaltenen Bäume die vortrefflichsten Pinien, deren Früchte in Asche gebraten, von mir den herrlichsten Mandeln vorgezogen werden. Auch davon habe ich für uns, würdiger Freund, eine kleine Partie mitgebracht. Eben so irrig ist die Meinung, welche Herschel von dem im Endymion oder Nr. 2, beobachteten zweifüßigen Biber hat, welchen er Seite 77 genau beschreibt. Diesem nach soll er, „dem Menschen gleich, seine Jungen im Arme tragen, seine Hütten sollen besser und größer als die manches Stammes menschlicher Wilden gebaut seyn, und aus dem Rauche, welcher aus denselben aufsteigt, wäre zu schließen, daß er den Gebrauch des Feuers kenne." Dies Letztere namentlich machte mir die Schärfe der Beobachtung verdächtig, denn ich konnte mir auf einem ganz von der Erde abhängigen Planeten keine Thierbildung denken, die so hoch über alle die unseren an Geisteskraft gestellt sey, daß sie den Gebrauch des Feuers kenne. Deßhalb eilte ich vorzüglich in jene Gegend, durchforschte sie gründlich und fand, daß meine Vermuthung vollkommen richtig war. Dieser sogenannte zweifüßige Biber ist nichts mehr nichts weniger als eine Species Mondmensch, wie Herschel's Fledermausmensch, welchen er Seite 89—94 eben so genau als richtig beschreibt. Wie dieser mit einer Fledermaus, so hat jener mit einem Biber allerdings Aehnlichkeit und ich habe ihn in diesem Bezuge „Bibermensch" zum Unterschiede genannt, und bin überzeugt, daß es noch mehrere verschiedene Menschenracen im Monde gibt, wie denn auch Herschel bereits seinen Vespertiliohomo von einer anderen an der Regenbogenbai gefundenen Menschenrace (die ich aber nicht beobachten konnte) gänzlich unterscheidet. Daß übrigens alle diese Menschenracen nur an Ufern der Flüsse und Seen gefunden werden (was sonderbar genug

*) Alle Citate sind nach der im Vorworte genannten Schrift berichtigt und beziehen sich auf diese Anmerk. s. Ueb.

Herschel nur beim Bibermenschen anmerkt), ist sehr natürlich, denn nirgend bedarf man der öfteren Hautanfrischung so sehr als im Monde, wo ich sogar während meines kurzen Aufenthalts mich häufig in die kristallklaren Fluthen der Mondflüsse stürzen mußte. Eben so wenig allgemein ist auch die Seite 65 beim Mondbison von Dr. Herschel observirte Fleischwulst über den Augen der Mondgeschöpfe; Sir John selbst hat sie schon bei den Mondschafen, dem Bibermenschen, dem Vespertilio homo und den Mondvögeln vermißt, und ich kann aus eigener Anschauung bezeugen, daß sie lediglich bei einigen Thiergattungen gefunden wird.

Einer der merkwürdigsten Augenblicke meines Lebens aber war unstreitig mein Zusammentreffen mit einem Individuum aus der Gattung der Fledermausmenschen. Ich begegnete demselben unweit des Flusses, in welchem Dr. Herschel die Gattung beobachtet hatte. Als er mich erblickte, blieb er Anfangs ganz starr, gleichsam zur Bildsäule geworden, stehen, indem er mich unverwandt ansah, als ich aber näher herantrat, und ihm winkte, ein Gleiches zu thun, hob er seine beiden Hände über sein Haupt, rief mir einige für mich natürlich unverständliche Worte laut zu, und breitete dann mit einem Male, wie von urplötzlichem Schrecken erfaßt, seine großen Flügel aus, und entfloh mit vieler Schnelligkeit. Ich durchstrich hierauf die Umgegend, ob ich nicht vielleicht Spuren von Wohnungen dieser Geschöpfe aufzufinden vermöchte, allein meine Bemühungen waren vergebens, und ich vermuthe daher, daß sich diese viel tiefer landeinwärts befinden mögen. Auch ich habe mich übrigens, wie Dr. Grant, an den über alle Beschreibungen herrlichen Landschaften im Monde erquickt und vorzüglich an dem Seite 63 und folgende meisterhaft beschriebenen Thal des Einhorns, und dem Seite 84 erwähnten Rubinen-Colosseum ganz besonders ergötzt. Das Gebäude, welches Grant Seite 105 ꝛc. beschreibt, habe ich ebenfalls besucht, kann aber versichern, daß es dem Beobachter in der Nähe noch viel räthselhafter und wunderbarer erscheint, als es sich aus der Ferne nur irgend ausnehmen kann.

Doch die Zeit eilte und trieb mich zur Rückkehr, die mir auch um so leichter ward, je weniger Kraft man bedarf, um sich aus der Attraction des Mondes in die Anziehungskraft der Erde zu werfen. Während ich nun zum zweiten Male den ungeheueren Raum zwischen Mond und Erde durchmaß, mit Entzücken an die unbenkbaren Folgen eines einzigen glänzenden Gedankens zurückdachte, und den gewiß jedem Franzosen klaren lebhaften Wunsch nicht zu unterdrücken vermochte, die aufgehäuften ungezählten Mondschätze vor Allen dem alliirten Frankreich und England, diesen rüstigen beiden Vorkämpfern der Civilisation zu Theil werden zu lassen, so gerieth mein entflammter Geist, auf einen zweiten Einfall, den ich hiermit der Prüfung ihres Scharfsinns anheim gegeben haben will.

Sie kennen gewiß eben so gut wie ich die tiefsinnige Sage vom Magnetberge in Tausend und einer Nacht; wie wär' es, wenn ich diesen mittelst meines Dampfrosses im Südmeere aufsuchte, und Sie dann den gefundenen, vermöge mechanischen Apparats, künstlich in den Mond versetzten? Ihrem Scharfsinne würde die Erfindung und Ausführung solch' eines Apparats nicht minder sicher und gut gelingen als ihrem großen Landsmanne Herschel die Herstellung und Erleuchtung seiner 24 Fuß hohen 14,000 Pfund schweren Linse zu dem Riesenteleskop, durch welches er seine großartigen, glaubwürdigen Entdeckungen gemacht hat, und, wenn dies nun geschehen wäre, sollte dann nicht von London oder Paris aus eine Eisenbahn bis in den Mond gebaut werden können, welche durch die Anziehungskraft jenes Magnetfelsens von der Erde empor gehoben und von ihm im Monde in der Schwebe mit der vollen Gewalt seiner Kraft gehalten werden würde? — Denken Sie nur Dampfwagen zwischen dem Monde, Paris und London! Oh, des unschätzbaren Gedankens! Ich glaube auch, daß wir leicht in diesen beiden Welthauptstädten Actionärs für die ganze Unternehmung finden werden, die schnell die Kosten zu diesem so patriotischen Werke zusammenschießen würden, welches so vielen Nutzen, so mannichfachen Gewinn, so schnell sehr reiche Dividenden verspricht. Ueberlegen Sie nur, Mondpost, Mondrestaurationen, Mondreisen, Colonisation des Mondes, von Frankreich und England Auswanderungen nach dem Monde — oh eine Welt von Gedanken ruht in diesem einzigen Einfall. Aber freilich er hat auch seine Gefahren dieser Gedanke; leicht können wir durch ihn in blutige langwierige Kriege verwickelt werden mit den philosophischen Deutschen, den hochmüthigen Spaniern, den entdeckungswüthigen Portugiesen oder den herrschlustigen Russen, und deßhalb überdenken Sie, bester Bawling, meinen Einfall wohl, schreiben mir Ihre offene Meinung über denselben, und vor Allem entdecken ihn Niemandem auf dem ganzen Erdballe, es könnte uns sonst Jemand darin zuvor kommen, wie Herschel den übrigen Astronomen mit seinen Entdeckungen im Monde.

Doch mein Brief ist beinahe ein Buch geworden, und ich muß, so viel ich auch noch zu berichten, zu erläutern, zu erörtern habe, dennoch aufhören, wenn ich nicht unbescheiden erscheinen und Ihre Geduld auf eine gar zu große Probe setzen will.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie herzlich die Ihrigen und antworten Sie bald

Ihrem

Paris, d. 20. Decbr. 1835.

alten treuen Freunde
Jean de la Menterie.

Grabschrift.

Es war umsonst das unruhvolle Streben
Nach einem Kreuz — die Sorg' und Müh',
Und Kriecherei; Superbus ward es nie,
Zu nähren seinen Stolz, gegeben.
Allein, was ihm das blinde Glück nicht gab,
Verlieh ihm Hymen wider seinen Willen,
Ihm gab's ein jugendlicher Aeskulap
Durch seine Elixire, Pulver, Pillen,
Sein Arzt brach über ihn den Stab;
Die Witwe setzt, sein Sehnen zu erfüllen,
Ein großes Kreuz ihm auf das Grab.

Jocosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 43. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 19. Februar. **1836.**

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage durch Ernst Münch. Sechs Bände. Leipzig und Stuttgart, bei Scheible. 1833 fg. — Mit dem Bildnisse des Verfassers.

(Schluß.)

Münch's „allgemeine Geschichte ꝛc." ist nichts Anderes als eine subjective Darstellung der neuesten Weltbegebenheit. Daß er die Quellen und Hilfsmittel nach bestem Wissen und Gewissen bei der Ausarbeitung benutzt hat, wird ihm zwar der Unbefangene glauben, doch nicht von ganzem Herzen, sondern auf Holland hinweisen, für welches Münch in der neuesten Revolution Theil genommen hat. Mancher Andere wird deßhalb nur noch mißtrauischer seyn, und wenig Werth auf des Verf. Versicherung von der „Ueberlegenheit des historischen Standpunctes über die verführerischen Lockungen der Einseitigkeit von Parteien" legen. Allein ein Jeder hüte sich vor dem juristischen „Quilibet praesumitur malus etc." — Münch's Werk wird am besten als ein Versuch bezeichnet und als solcher ist er dankenswerth. Der Mangel an derartigen Werken ist sehr groß, und doch sollte gerade die Gegenwart nach Werden und Folge recht viele Federn in Bewegung setzen. Die alten Geschichten sind schon oft und von sehr vielen Seiten besprochen, das Mittelalter ist gelobt und getadelt worden, Rom und Griechenland, Asien und Afrika — alle haben den Druckerpressen manche Arbeit verschafft, nur für die neueste Geschichte ist noch wenig geschehen. Münch hat zur Ausfüllung der Lücke etwas gethan, die Sache ist aber noch nicht beendigt. Auf Einzelnes näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, als Probe stehe hier ein Capitel aus der neuesten Geschichte von Sachsen.

„Minder glücklich nach Außen, glücklicher nach Innen, als bei Hannover, hatten sich die Schicksale des Königreiches Sachsen zu Ende des Jahres 1814 gestaltet; das Land wurde getheilt, aber der gebliebenen Hälfte kam der König, welchen ein neuer Dichter, sehr bezeichnend, mit Kodrus verglichen hat, mit seinem ganzen Herzen, ja, wo möglich, mit noch größerer Liebe zu seinem Volke zurück. Die gegenseitig erlittenen Drangsale knüpften das Band inniger zwischen den Beiden. Mit einer rührenden Aufrichtigkeit über die Fehler der Vergangenheit, welche zum kleinsten Theil in der Macht der Menschen gelegen, mit einem kräftigen Willen für die Zukunft, welche die geschlagenen Wunden heilen sollte, überließ sich der treffliche Fürst jetzt nur der Freude des Wiedersehens seiner geliebten und getreuen Unterthanen.

Diese Liebe und Treue, welche auch, als die Politik des Hofes nicht immer die Ueberzeugung des Landes gewesen und der Bund mit dem fremden Gewaltherrn allen patriotischen Herzen widerstritt, niemals sich verleugnet hatte, war während der kritischen Periode von der Besitznahme Sachsens durch russische Truppen bis zu den Bestimmungen des Wiener Congresses in vielen schönen Zügen kräftiger hervorgetreten; die Stände zu Leipzig, die Viertelsmeister zu Dresden, die Ritterschaft, die Beamten und die Reste des Heeres hatten vereinigt ihre Bitten an die verbündeten Monarchen für die Erhaltung der Selbstständigkeit des Staates ergehen lassen; die Gewährung lag aber außer dem Bereiche der politischen Möglichkeit, aus Gründen, welche früher dargethan worden sind. Die öffentliche Meinung selbst, unter den Völkern, wie an den Höfen, war in der Mehrheit entschieden gegen Sachsen gestimmt und die unklugen Ausbrüche des Ingrimms der Masse zu Dresden nach Napoleon's Landung zu Cannes waren nicht geeignet, solche Stimmung zu verbessern. Das Elend im Lande, in Folge der Kriegesgreuel und der Einlagerung, war unbeschreiblich; aller Verkehr und Handel stockend, der Credit gestorben; die Verzweiflung in allen Herzen und auf allen Gesichtern. Die provisorische Regierung hatte einen harten Stand mit der Bevölkerung und ihr Walten konnte, auch bei dem besten Willen und bei der humansten Gesinnung, die jedoch nicht immer sich offenbarten, nur ein feindseliges, verhaßtes, drückendes seyn.

Nachdem die Diplomaten zu Wien den tödtlichen Schlag

geführt, mit Bedauern gegen die Person des Königs, die fast von Allen hochgeachtet war, und nachdem den Sachsen selbst der Trost entzogen worden, als Ganzes an einen andern Herrscher überzugehen, zählte Friedrich August nur noch 358 Geviertmeilen und 1,182,844 Seelen als Bestandtheile seines Staates. Es waren dieß der Erzgebirgische Kreis, ein Theil des Meißner-, ein Theil des Leipziger- und ein Theil des Voigtländischen Kreises, sodann die Bergämter. Am tiefsten und längsten schmerzte der Verlust des besten Ackerbodens und der besseren Hälfte der Manufacturen, der Forsten und Salzwerke.

Nach der Rückkehr des Monarchen aus Wien, welche mit allen Aeußerungen eines unverfälschten Volksgefühls allenthalben gefeiert worden, widmete sich seine Regierung mit allem Nachdrucke den Verbesserungen im innern Staatshaushalt. Die alte Kreiseintheilung blieb, mit den nothwendigen Einschaltungen einzelner im Friedenstractate erhaltenen Parcellen des abgerissenen Gebiets. Vor Allem richtete man die Aufmerksamkeit auf das Heerwesen. Der bisherige Kriegsminister Cerini trat als Gouverneur von Dresden ab; der König selbst übernahm die oberste Leitung des Kriegsministeriums, und unter ihm verwaltete der General von Zeschau die laufenden Geschäfte; über das königliche Cadettencorps und die Pagenschule ward der General-Major von Tettenborn (?) gesetzt. Den Oberbefehl des activen Heeres erhielt der regierende Herzog von Sachsen-Coburg; unter ihm führte zunächst General-Lieutenant Lecoq den Stab. Zu Ende 1815 überstiegen die gesammten sächsischen Truppen kaum die Zahl von 18,000 Mann zu Fuß und 987 Reitern.

Gegen Anfang des Jahres 1816 besorgte die Kriegs-Verwaltungskammer, welche noch während der provisorischen Regierung eingesetzt und jetzt bestätigt worden, als oberste Behörde die Militär-Angelegenheiten in fünf Departements; dadurch gedachte man größere Einheit und Energie in den Geschäftsgang zu bringen. Die früher bestandene Landes-Commission, unter Vorsitz des Ministers von Nostitz, mit Zuordnung einiger Mitglieder der Kriegs-Verwaltungskammer und einiger ständischen Deputirten wurde wieder hergestellt, als eine Art Schattenbild von altständischer Verfassung. Dieselbe schrieb die Steuererhebung ganz nach den alten Normen, nämlich nach Schocken und Quatembern, aus. Das Institut der Kreis- und Amts-Hauptleute kam ebenfalls mit dieser Commission in angemessenere Verbindung. Der Burggraf von Dohna und der Justizrath von Fischer, zwei Namen von Rang und Klang unter den Patrioten des Landes, bekleideten diese Stellen. Der Drang der Zeit vereitelte die beabsichtigten Erleichterungen im Heerwesen, welche von der allgemeinen Volksnoth geboten schienen und welche theilweise auch bereits in's Werk gesetzt worden; aber er war nicht stark genug, um den veralteten Unsinn in Geschäftsform und Curialstyl verschwinden zu machen, welcher den geläuterten Begriffen des gegenwärtigen Geschlechts zum Trotze sich wieder geltend zu machen und an die Stelle des von der provisorischen Verwaltung eingeführten, verständig-einfachern, neu sich zu zudrängen gewußt hatte.

Die Regierung trachtete hierauf, ihre zerrütteten Finanzen zu heben, die Staatsschulden zu regeln und den Credit herzustellen. Interims-Cassenbillette leisteten hier dieselben Dienste wie in Oesterreich das Papiergeld. Die Freiherren von Gutschmidt und Manteuffel standen an der Spitze des Finanzministeriums.

In dem Departement für Gesetzgebung und Unterricht wirkten Ausschüsse, an deren Spitze der Minister von Globig gestellt wurde, sehr wohlthätig; man dachte auf einen verbesserten Civil- und Militär-Codex. Das Erziehungswesen leitete in der medicinischen Abtheilung der als Schriftsteller berühmte Hofrath Seiler, als Vorstand des völlig umgebildeten Instituts von neun Lehrern, welchem alle dahin sich beziehenden öffentlichen Anstalten und Sammlungen untergeordnet wurden; in der forstwissenschaftlichen der berühmte Cotta, Director der Akademie zu Tharand; in der Abtheilung der Bergwerke der nicht minder berühmte Werner, Director der Akademie zu Freiberg. Der Landes-Universität Leipzig, welche noch viele Zierden der Literatur in verschiedenen Fächern zählte, suchte man den bisher besessenen Ruhm einer treuen Hüterin geistigen Lichts und gründlicher Wissenschaft auch ferner zu erhalten durch alle Mittel, welche unter obwaltenden Umständen möglich waren.

Die Männer der eben aufgeführten Departements strebten, Jeder in seinem Kreise, redlichst so ihre Aufgabe zu lösen, und bald erfreute man sich, wenigstens zum Theile, günstiger Ergebnisse und ihrer Anstrengungen. Am sichtbarsten gediehen Wissenschaften und Künste wieder; unter dem Schutze eines so gemüthvollen und sinnigen Friedrich August, welcher bei diesem Puncte weder des erlittenen Unglücks, noch der geschmälerten Kräfte gedachte; am langsamsten erhob sich das gefallene Fabrikwesen; auch die Finanzen hoben sich nur schwer, und mehrmals mußten mit den Cassen und Cassenbilleten Veränderungen vorgenommen werden. Auch die Nothwendigkeit bedeutender Reformen im Jagd- und Forstwesen wurden anerkannt.

Das Jahr 1817 zeichnete sich für das Königreich besonders durch neue Organisation des Militärsystems und durch die Errichtung eines Staatsrathes aus, welcher jedoch den Titel eines Geheimenrathes erhielt, mit den verschiedenen Landescollegien in genauere Verbindung sich setzte, und, aus den Chefs der verschiedenen Ressorts gebildet, die Angelegenheiten desselben collegialisch erörterte. Zu beständigen Mitgliedern des Geheimenraths wurden die in ihren Stellen bestätigten Conferenzminister von Globig, Hohenthal-Königsbrück und Nostitz-Jänkendorf, sodann die zwei Präsidenten und Directoren des geheimen Finanz-Collegiums v. Gutschmidt und v. Manteuffel, der Canzler v. Werther und der Präsident der Kriegs-Verwaltungskammer, General Zeschau, ernannt. Der König behielt sich jedoch bei Gründung dieser obersten Behörde das Recht vor, auch andere Mitglieder noch zu ernennen und die Prinzen des Hauses an den Berathungen Theil nehmen zu lassen. Mit dem 6. October 1817 trat der Geheimerath zum ersten Male in Wirksamkeit. Nachdem die organischen Verwaltungsformen geregelt und die nöthigen Gegenstände ihnen zugetheilt worden, erschien die wichtige Frage der landständischen Verfassung auf dem Vordergrund. Die Mängel der alten und veralterten Einrichtungen waren schon früher oftmals Erleuchtetern und Bessergesinnten in die Augen gefallen; die Klagen über sie hatten sich seit dem letzten Landtage von 1811 bedeutend vermehrt, und die Forderungen des Zeitgeistes auch in Sachsen begeisterte Anwälte gefunden.

Einer der Begeistertsten unstreitig, erhob sich jetzt der durch seine philosophischen Schriften, durch seinen männlich-deutschen Charakter und durch seine Lebensschicksale gleich ausgezeichnete Prof. Krug in Leipzig. Die Ideen, welche er über das neu zu begründende Werk unter das Publicum warf, waren ein kostbarer Samen, der aber erst in der Folge aufging. Die Forderungen des Zeitgeistes an die sächsische Regierung bestanden hauptsächlich: in Herstellung einer gleichmäßigen Grundsteuer unter den Steuerpflichtigen, mit Besteuerung der Rittergutsbesitzer und Bevorrechtigten; Beschränkung der Patrimonial-Gerichte; Einführung einer bessern Criminalrechtspflege; Verbesserung des indirecten Abgabensystems, zumal der Accise; Abschaffung des Gesinde-Dienstzwanges; Beschränkung der Frohnden und Verminderung des stehenden Heeres. So viel die Bescheidenen, Genügsamen. Die, welche weiter gingen, fügten auch noch die Preßfreiheit, die Geschwornengerichte und die Oeffentlichkeit der ständischen Versammlungen, endlich die verhältnißmäßigere Besetzung der Ständeversammlung selbst, bei.

Allein allen diesen Forderungen, oder doch den meisten, standen beinahe unübersteigliche Hindernisse im Wege. Sie rührten hauptsächlich von der Seite, von welcher beinahe in allen deutschen Staaten, wo das ständische Leben sich entwickelt, ein systematischer und beharrlicher Widerstand geleistet wurde, nämlich von der des Adels her.

Der sächsische, hinter Anmaßungen, Pergamenten, Ahnenzahl, Gewohnheiten und Gesellschaftsformen, beinahe von abgeschmackterer Art, als irgendwo, mit alleiniger Ausnahme Hannovers, verschanzt, und durch die ängstliche Gewissenhaftigkeit eines weichgesinnten, den Neuerungen abholden Monarchen, geschützt, vertheidigte sich mit Macht gegen alle Angriffe, welchen er um diese Zeit ausgesetzt war. Der Landtag von October 1817 war daher ein leeres Gaukelspiel von Volksvertretung. Vergebens war aller Ankampf der neuen Ideen; die alte Zeit machte siegreich sich geltend. Aus den Reibungen der Stände gegen den königlichen Geheimenrath ging nichts für das Volk hervor. Die Abgaben wurden mit Strenge eingetrieben; die Verbesserungen in der Administration blieben kaum in einzelnen Puncten bemerkbar. Desto bemerkbarer gab der das Land seuchenartig durchziehende Sectengeist, dessen Furchtbarste Erscheinung der Pöschelianismus mit einer Reihe empörender Scenen war, sich kund. Das große Königsfest vom Jahre 1818, welches bald nach dem nutzlosen Landtage gefeiert wurde, sprach wohl die Gemüther, aber nicht die denkenden Geister an; die einzige Hoffnung derselben blieb die Zukunft und die unausbleibliche Rückwirkung des Beispiels anderer Staaten, wo das verfassungsmäßige Recht unter günstigeren Umständen sich durchstritten."

Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa. Dritte Abtheilung. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung. 1835. 8. IV und 320 S.

Der Verstorbene fährt fort, dem Lebenden seine Kreuz- und Querzüge zu schildern und ihnen zu zeigen, wie man sein Leben, seinen Reichthum, seinen Stand, seinen Geist und sein Herz oder dessen Neigungen zu immer wiederholtem Genuß gestalten und Anderen davon einen Theil zukommen lassen müsse, wenn auch nur durch lebendige, frische und graziöse Beschreibung seiner Erlebnisse, Erfahrungen und Abenteuer, und die dabei gehegten Gefühle und Empfindungen. Wer gesteht nicht, daß dieß sehr anmuthig, sehr liebenswürdig gehandelt ist, daß dieß einen geistreichen Mann bezeichnet? Nur mit Recht stellt man ihn manchen andern gefeierten Schriftsteller vor, und ergreift eher zwei Bände von dem geistreichen Fürsten Pückler als einen Band von dem gefeiertsten Dichter und Novellisten. Hier ist immer nur Wirklichkeitsdichtung, dort ist Dichtungswirklichkeit, d. h. eine Wirklichkeit, nach welcher der Trieb nach Wohlseyn ewig dichtet und trachtet. Wer möchte mich tadeln, wenn mir auf diesem Boden Pückler's Ruhm ganz besonders groß geworden zu seyn und immer noch im Wachsthum begriffen scheint? Das große Publicum bekümmert sich viel um politische Tiraden und Tendenzen; es nimmt sie zwar Beifall lächelnd auf, eilt aber dennoch drüber hinaus, um nur schnell zu erfahren, wie es sein Liebling ferner angefangen hat, seines Lebens recht froh zu werden und die Genüsse der Erde mit Anstand auszukosten. Nicht Gutzkow mit seiner hirnverschraubten ungenießbaren Wally und seiner unzeitigen und unerquicklichen Reformationswuth, in der die Apathie eines hohn-zerrissenen Herzens sich kund gibt, vermöchte den Spiritualismus zu stürzen, wohl aber ein Pückler mit seinen Briefen, Wanderungen u. s. w. u. s. w. dem Materialismus — ich verbitte mir jede gehässige Auslegung — Triumph zu schaffen. Die vorläufigen Siege zu solchem Triumphe möchten ihm bereits gelungen seyn. Wer weiß, was die junge Literatur noch thut!

In dem vorliegenden Bande hab' ich Gelegenheit gehabt, mich gegenüber den Bildern von schönen Localitäten zu prüfen. Manchmal war ich entzückt, begeistert, manchmal jedoch ermüdete ich auch und die Augen schlossen sich wider Willen. Einige Tropfen Sentimentalität auf die Zunge getröpfelt, konnten die Lebensgeister nur zuweilen wieder erregen. Auch eine hippologische, will sagen: pferdekundige Abhandlung über arabische Renner wollte mir nicht munden. Um desto eifriger aber verrichteten meine Ohren ihre Dienste, als Pückler sein Zusammentreffen mit Brougham erzählte, und für die 24 Lesefrüchte wird mein Gaumen ewig Dank sagen.

Neben dem eben erwähnten Buche liegen:

Jugendwanderungen. Aus meinen Tagebüchern; für mich und Andere. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung. 1835. 8. X und 256 S.

Eine Briefvorrede an eine Freundin sucht die Erwartungen von diesem fürstlichen Werke herabzustimmen. „Allerdings," heißt es hier, „vermag der Vergleich einer Zeit, über die 20 Jahre so großer Umwälzungen dahin gestürmt sind, mit der unsrigen, die eben so viel inhaltreiche Jahre in der Zukunft vor sich sieht, einiges Anziehende darzubieten — ich selbst habe aber zu wenig in die Ereignisse eingegriffen, um in dieser Hinsicht

irgend etwas Neues sagen zu können. Ein ziemlich friedliches, umherirrendes Beobachterleben, von allem Politischen meistentheils abgewendet, kann ich allein vorüberführen, und wo noch vielleicht etwas Pikanteres an's Tageslicht kommen könnte, muß ich es aus andern Gründen verschweigen. Auch hat eine frühere unüberwindliche Bliddigkeit mit einigen misanthropischen Elementen versetzt, mich von großen und berühmten Leuten mehr entfernt gehalten, als ihnen zugeführt. So befand ich mich z. B. (und jetzt bereue ich es tief) Monate lang in der Nähe der Frau von Staël, ohne sie jemals gesehen zu haben und mit manchen anderen Sommitäten unseres Jahrhunderts ist es mir in jener Zeit nicht besser gegangen." Das Publicum soll wenig erwarten. In der That scheint hier das Pückler'sche Genie noch nicht im rechten Fahrwasser. Nichts desto weniger ist es zu rathen, dem ersten Matrosen-Tirocinio desselben zuzusehen, und ich zweifele gar nicht daran, daß dieser Rath bereits tausend- und abertausendfach befolgt ist, bevor er über meine Lippen gekommen ist.

Ein Titelbild zeigt Menschen und Esel und unter dem Ersteren selbst den Fürsten in nicht angenehmer und anständiger Stellung, oder kann man auch hier sagen: bestialia non sunt turpia?

Literarischer Beobachter.

Von K. L. v. Knebel's literarischem Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Theod. Mundt sind bereits 2 vortrefflich ausgestattete Bände (bei Gebr. Reichenbach) erschienen. Der 1. Band ist mit Knebel's Gedichten eröffnet. Wichtiger sind die mitgetheilten Correspondenzen mit den politisch und literarisch bedeutenden Zeitgenossen Knebel's. Hier und da kommt die Discretion stark in Collission, und es steht zu fürchten, daß ähnliche Kriegserklärungen erscheinen, wie die vom verstorbenen Böttiger gegen den herausgegebenen Briefwechsel des Prof. Chr. G. Schütz in Halle. Th. Mundt hat Knebel's vermittelnde, gern entgegenkommende und entgegenbringende, vielseitig empfängliche, anempfindende Individualität wahr und lebendig geschildert.

Ueber das Thema Zeiten und Dinge hat ein junger Dichter (bei Heyder in Erlangen) ein Gedicht begonnen (1. Gesang. Aurora), welches einen alten Stoff: Chaos, Genesis erster Zustand der Geschaffenen, Abfall behandelt, aber in einer Weise, welche von der Begeisterung, von dem Bilderreichthume, von der philosophischen Weltanschauung, von dem ächt religiösen Sinne, so wie von der technischen Gewandtheit des Dichters im Ausdruck der Gedanken ein höchst ehrenvolles Zeugniß ablegt. Seit Langem ist man entwöhnt, so prosodisch-makellose Verse, so schön gebildete und wahrhaft vollendete achtzeilige Stanzen zu lesen.

Dr. Ernst Raupach's: „das Mährchen im Traum," ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen: „der Abend, die Nacht und der Morgen" (Hamburg, Hoffmann und Campe) hat statt der Fähigkeit, auf der Bühne zu erscheinen, den Vorzug erhalten, daß es ein höchst anziehendes moralisches Vademecum für Frauen ist, denen Ehre und Pflicht am Herzen liegt, die der Gefahr entgehen wollen, beiden entgegenzuhandeln und die sich auch der Gelegenheit zum Schwanken, Straucheln und Falle entziehen möchten. Wird nun die Zahl dieser Leserinnen groß seyn?

Ein historischer Roman aus weiblicher Feder von ungewöhnlicher Bedeutsamkeit ist: Maximilian Emanuel und seine Baiern von Franciska v. Stengel (Leipzig, Hartmann, 1835). Es müßte ein besonderes Mißgeschick walten, wenn dieser Roman nicht allgemein anspräche und besonders in Baiern ein zahlreiches und rühmendes Publicum fände.

Buddha und Moses haben die Kasten, Christus und Mahomed die Völkerscheiden aufzulösen, das achtzehnte Jahrhundert hat den Menschen als Menschen in seinem Freiheitsrecht anzuerkennen angefangen; — Israel hat Vertilgungskriege gegen die abgöttischen Völker, die katholische Christenheit Kreuzzüge gegen die Ungläubigen geführt; — mögen die Großthaten der englischen Nation und die Eroberung Algiers von den künftigen Geschlechtern als die glorreichen Anfänge allgemeiner Menschenbefreiung gefeiert werden ꝛc. — so heißt es in einem Phönixaufsatze, über Sclaverei und Negerhandel.

Ein Schritt zurück in die kleinliche Ritterromanliteratur mit ihren Trink- und Ahnensälen, mit ihren Capellen und Burgverließen, mit ihren Knappen und Pfaffen u. s. w. sind die Leistungen des Hrn. Dr. (med.) E. Dietrich: Die Tafelrunde der Burg Döben an der Mulde (bei Grimma) oder die Ritter des Pleißner- und Osterlandes, eine Rittergeschichte aus den Zeiten Otto des Reichen, Seitenstück zu Haspar a Spada (Meißen, Goedsche, 1835) und Ebendesselben und bei Ebendemselben: Ritter Feige von Bomsen oder deutsche Kraft und Redlichkeit. Es ist in der That wunderbar, wie solche Sachen heutigen Tages noch Verleger und Drucker finden, Käufer und Leser aber finden sollen. Wer sollte es übrigens beinahe nicht unglaublich halten, daß Hr. Dr. Dietrich sich zu Otto's des Reichen Zeiten seiner Lieblingsconditoren Felsche und Clermont in Leipzig erinnert?

Rahel (Antonie Friederike Varnhagen von Ense, geborene Rahel Levin), Geistes und Charaktergemälde dieser großen Frau, in sorgfältig gewählten Stellen des Vortrefflichsten aus ihren Briefen und Tagebüchern ꝛc. von Z. Funk (Bamberg, Dresch, 1835) gibt ein colossales Götterbild in zwerghaften Umrissen. Wem es Mühe macht, an der Göttin aufzublicken, halte sich an die Verzwergung.

In England wird der Geldwerth der jährlich erscheinenden Zeitungen, Magazine und Reviews bedeutend höher angeschlagen, als der der ganzen übrigen Literatur. Den Betrag sämmtlicher im Jahre 1833 gedruckten Bücher schätzte man nämlich auf 415,300 Pfd. Sterl. — nahe an 3 Millionen Thaler, — während die Gesammtliteratur desselben Jahres mit Einschluß aller Zeitschriften auf 2,420,900 Pfd. Sterl. — nahe an 17 Millionen Thaler — angeschlagen wurde. — In Deutschland pflegt man den Geldwerth der jährlich erscheinenden Bücher auf 5 bis 6 Millionen Thaler, also fast das Doppelte des Betrags der Bücher in England, zu schätzen. Der Geldwerth der Zeitschriften in Großbrittanien mag wohl durch den bedeutenden Zeitungsstempel so sehr gesteigert werden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 44. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 20. Februar. **1836.**

Hector Berlioz.

(Schluß.)

Alle diese biographischen, einzelnen Umstände, die wir dem Leser in keinem Falle vorenthalten wollten, waren hier zum Verständniß jener außerordentlichen Compositionen unumgänglich nöthig. Es wäre kaum möglich, ein ernstes, einzeln dastehendes Werk dieser Art richtig zu beurtheilen, wenn man nicht Schritt vor Schritt bis zu dem Menschen selbst zurückgeht, und den Zustand mit in Anschlag bringt, worein der Verfasser versetzt ist; ja, man muß eigentlich nicht nur mit einer Organisation begabt seyn, die bis auf einen gewissen Punct mit der des Componisten sympathisirt, sondern auch die Gattung von Gefühl erfahren haben, welches diese Musik schildert. Geht man nicht von diesem Gesichtspunct aus, so ist jede Kritik unzureichend. Die intellectuelle Entwicklung eines Menschen wird zufolge der Natur und der Gesetze seines Wesens bewirkt. Nun aber ist es eben diese Natur, welche der Kunstrichter vor Allem zu untersuchen hat. Weil (beiläufig gesagt) Mehrere dieß nicht verstanden, und anstatt den Menschen in dem Werke zu studiren, jede Anwendung desselben auf jenen vernachlässigten, ist man mit einer so jämmerlichen Wuth über die letzten Meisterwerke Beethoven's hergefallen. Da diese Kritiker in diesen erhabenen Compositionen nichts Anders suchten, als gewissermaßen einen technischen Sinn, haben sie auf die Erscheinung der geringsten Dissonanz, und der leichtesten, von Vater Martin nicht gebilligten, unvorhergesehenen Modulation es gewagt, in einer lächerlichen Sprache des Zorns und der Ohnmacht, Verachtung uud Geringschätzung auf die Frucht der letzten Nachtarbeiten eines großen Mannes zu werfen, da sie doch selbst unfähig waren, dieß Gemüth zu erforschen, und in die Gefühle, Leidenschaften und erhabenen Gedanken zu dringen, welche es in Bewegung setzten.

Ein Componist von unbestrittenen Verdienst, der aber die nämlichen Vorurtheile über die vorgebliche Ungereimtheit der letzten Arbeiten Beethoven's theilt, wohnte einst mit Berlioz der Ausführung eines Quartetts dieses großen Meisters bei. Nach Beendigung desselben wollte Berlioz die Meinung dieses ausgezeichneten Künstlers wissen.

Diese Musik gefällt mir nicht, antwortete derselbe; einige glückliche Ideen abgerechnet, mangelt dem Ganzen Klarheit und Zusammenhang, wodurch aber kein Gefühl von Vergnügen bei mir hervorgebracht wird; und wie Sie zugeben werden, besteht doch der Zweck der Musik darin: dem Ohre angenehm zu schmeicheln.

— Ich aber verlange, rief Berlioz lebhaft aus, daß mir die Musik das Fieber verursache und die Nerven krampfhaft zusammenziehe. Denken Sie, daß ich zu meinem Vergnügen Musik höre?

Der über diese Antwort bestürzte Künstler hat solche niemals verschmerzen können.

Es läßt sich schon ermessen, daß die phantastische Symphonie von Berlioz kein vorläufig zugeschnittener Rahmen ist, in dessen vier Seiten, das Allegro, Andante, Scherzo und Finale passen sollen, und wo der Componist nach den symmetrischen Gesetzen und herkömmlichen Gebräuchen hier die Exposition des Satzes, dort eine harmonische Progression, weiterhin einen melodischen Gesang in der Quinte, dann die Wiederholung desselben im Contrapunct, und endlich einen Schluß nebst den erforderlichen Entwickelungen angebracht hat. Der Plan dieser Symphonie ist ganz frei und selbstständig, wie es der Gedanke des Verfassers in seinem Laufe ist; sie ist ein Drama, ein Gemälde, ein Gedicht, ein leidenschaftlicher und dichterischer Traum der Einbildungskraft und des Herzens, welchen uns Berlioz mit Hilfe des musikalischen Dolmetschers erklärt. Sie soll das Entstehen und den Fortgang seiner unglücklichen Leidenschaft, mit allen ihren Qualen und Schrecknissen schildern, die oft bis zur Verzweiflung gehen und alle seine Kräfte lähmen.

Die Melologie hat die Rückkehr zum Leben zum Gegenstande, ist aber nicht von so ergreifender Wirkung, als die erste Abtheilung, weil sie theils abwechselnd aus Worten und Musik besteht, und die Empfindungen des Zuhörers durch diese

beständige Unterberechnung getheilt werden, theils weil der Künstler zu ruhigern Gefühlen zurückgekehrt ist.

Berlioz schrieb diese Melologie während seines Aufenthalts in Italien. Nachdem er im Institut während der Juli-Tage den ersten Preis der Composition, welche eine Cantate, Sardanapal, zum Gegenstand hatte, erhalten, die er beim Krachen des Kartätschenfeuers und dem Geschrei eines wüthenden Volks verfertigte, und nachdem er auf der Reise nach Livorno in dem Meerbusen von Genua bald umgekommen wäre, irrte er in den Gebirgen von Neapel, mit einer Flinte auf der Schulter umher, lebte von der Jagd, besuchte die Schlupfwinkel der Banditen, und brachte ganze Tage damit zu, auf den Felsenspitzen von Subiaco steinerne Pyramiden zu erbauen. Oft lag er stundenlang wie ein Lazzaroni ausgestreckt, in der Sonne, rauchte seine Cigarre, warf sich hierauf ganz angekleidet in den Anio, und war entweder lustig bis zur Ausschweifung, oder stumm und mürrisch, je nachdem ihn die Erinnerungen ergriffen oder in Ruhe ließen.

In Rom war er darauf bedacht, die Worte des Chors der Schatten in der Melologie drucken zu lassen. Der Censurausschuß versammelte sich, um zu untersuchen, ob das Gedicht keinen unmoralischen oder aufrührerischen Sinn verberge. Es ward ein Dolmetscher vorgefordert, der aber erklärte, daß er von dieser Sprache nichts verstehe; man beruft einen zweiten, und erhält dieselbe Antwort, bis endlich Berlioz selbst befragt wird, welcher sagt: es sey dieß ein Alter, in Island gebräuchlicher Dialekt, der am Fuße des Hekla geredet würde. Das Urtheil fiel dahin aus, wie man einige Verse in einer todten und unverständlichen Sprache ohne Gefahr wieder an's Licht treten lassen könne; und so ward Berlioz der Druck bewilliget.

Als er im letzten Novembermonat wieder nach Paris zurückgekehrt war, und bevor er nach Deutschland abreiste, ließ Berlioz dem größern Publicum seine phantastische Symphonie und die Melologie hören. Wir haben bereits erwähnt, mit welchem Enthusiasmus das aufgeklärte Auditorium des Conservatoriums diese Composition aufgenommen und wiederverlangt hat. Miß N.... befand sich unlängst bei diesem Concert, und hatte ein Exemplar der Melologie in der Hand, welches sie sehr aufmerksam las. Ihr Herz mußte von seltsamen Gefühlen ergriffen werden, als sie sich von den Leiden überzeugte, die sie dieser Feuerseele, diesem Künstlerherzen verursacht hatte, und nun Zeuge der Ausführung der durch sie entstandenen erstaunenswerthen Arbeit war, und dem Triumph des Mannes beiwohnte, den sie verschmähte, und der ein so sinnreiches Mittel der Rache angewendet hatte.

Der ebenfalls gegenwärtige Paganini suchte nach beendigtem Concert Berlioz, den er noch nicht kannte, auf, umarmte ihn sichtlich gerührt und sagte zu ihm: „Mein Herr, Sie fangen da an, wo Andre geendigt haben."

Wir glauben in der Symphonie des Berlioz das Vorspiel einer Revolution in der Instrumentalmusik, so wie eine neue, dramatische Entwickelung zu sehn; Alles trägt in derselben den Stempel eines feurigen kühnen Talents. Doch wollen wir deßhalb nicht behaupten, daß diese Symphonie ein vollkommenes Werk sey, und glauben vielmehr, daß überhaupt sowohl in den Künsten wie in der Moral die Vollkommenheit nicht von dieser Welt ist. Aber auch nur eine armselige Kritik vergreift sich an Unrichtigkeiten des Styls und an grammatischen Flecken, ohne das Ganze des vom Autor angenommenen Systems und die Ideenreihe, welcher er gefolgt ist, der Untersuchung zu würdigen. Wir urtheilen demnach, daß obgleich die Musik von Berlioz sich auch durch einen wirklichen Fond von Melodie auszeichnet, er nichts desto weniger den Gesang der künstlichen Zusammensetzung zuweilen aufopfert, und, wenn er ihn aufgefaßt hat, nicht dabei bleibt und entwickelt, sondern ihn verwirrt und beschneidet. Uebrigens kann dieß gewissermaßen als eine Gegenwirkung des Rossini'schen Systems betrachtet werden, in welchem Falle wir unsre Beschuldigung gern zurücknehmen. Ferner sagen wir, daß es Berlioz an Zartheit der Klänge, an jenem pathetischen, elegischen Ausdruck, welcher in Mozart überströmt, fehlen läßt. Berlioz schlägt uns zu Boden, zerreißt uns, schmeichelt aber dem Ohre nicht. Endlich treibt er die Anmaßung zu weit, Alles durch die Musik schildern und ausdrücken zu wollen, ohne zu bedenken, daß es einen Punct gibt, wo sie sich einem zu buchstäblichen Ausdrucke entzieht. Doch ist jenes der Fehler eines Menschen, der die Macht seiner Kunst übertreibt, folglich ein schöner Fehler.

Außer den bereits oben angeführten Arbeiten, besteht das musikalische Repertorium Berlioz' bis jetzt aus einer Messe, den Ouverturen zu Waverley und König Lear, aus Scenen zu Faust und einer Sammlung von Melodieen, deren Worte von Thomas Moore, einem jungen talentvollen Manne, übersetzt worden sind.

Nachdem wir von unserm Künstler als Musicus geredet, bleibt uns noch übrig, ihn als Schriftsteller zu empfehlen. Zwei periodische Sammlungen, le Correspondant und la revue Européenne belehren uns, daß er mit eben so großem Geschick die Feder zu gebrauchen weiß, wenn es darauf ankommt, sowohl von seinen Eindrücken als Künstler Rechenschaft zu geben, als auch die Eingebungen seines musikalischen Genius in Worte zu kleiden. Die Wendung seiner Gedanken ist wegen ihrer Eigenthümlichkeit merkwürdig und sein Ausdruck immer kühn, malerisch, eindringend und treuherzig.

Beethoven, Shakespeare und Victor Hugo sind die drei Geister, mit denen der des Berlioz am meisten sympathisirt, und zu welchen er sich mit besondrer Vorliebe hingezogen fühlt.

Berlioz ist von mittler Statur, aber sehr regelmäßig gebaut; er hat schöne, ausgezeichnete Gesichtszüge, eine Adlernase, einen feinen, kleinen Mund, ein etwas hervorstehendes Kinn und tiefliegende, funkelnde Augen, die zuweilen Schwermuth und Schmachten ausdrücken. Langes, blondes und wallendes Haar beschattet seine schon gefurchte Stirn, auf welcher sich die stürmischen Leidenschaften abspiegeln, die sein Gemüth von Kindheit an gequält haben.

Seine Unterhaltung ist ungleich, unterbrochen, auffahrend, zuweilen ergußreich, öfters steif und zurückhaltend, immer aber würdig und bieder, so daß, je nachdem sie diese oder jene Wendung genommen, sie in dem Zuhörer eine lebhafte Neugierde, oder ein Gefühl von Interesse und Hingebung erweckt.

Theaterbericht.

Aus Prag, im December 1835.

Ehe die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Guerra, die einige und 40 wenig besuchte Vorstellungen in einem eigends erbauten Circus und 3 Wettrennen im Baumgarten gab, von hier abreiste, producirte sie sich auch im Theater in der Pantomime „die Belagerung von Ypsala." Dieses Pferdespectakel fiel eben so durch, wie alle frühern. Nicht viel günstiger wurde später ein Ballet aufgenommen: „der glückliche Schiffbruch," trotz des drastischen Arrangements, der hübschen Tänze und Decorationen, der neu engagirten Tänzerinnen Springer, Fabbri, Fiedler und des Balletmeisters Fabbri. Das Prager Publicum goutirt keine mimischen Darstellungen.

In der Oper war „Raoul der Blaubart" neu in die Scene gesetzt, und „Anna Bolena," in welcher letztern eine Dlle. Böhm als Page ihren ersten theatralischen Versuch machte. Eine einnehmende, schöne Theaterfigur mit einer ziemlich routinirten, aber schwachen und vibrirenden Stimme. Für einen ersten Versuch sang und spielte sie sehr gut; aber sie trägt auch keine Kinderschuhe mehr, um Versuche machen zu können. Dlle. Lutzer sang die Anna mit reichem Applaus; diese reichbegabte junge Künstlerin ist jedoch zu warnen, Partieen zu übernehmen, in denen nur eine forcirte, italienische Kehle durchzudringen vermag, um ihre Stimme nicht durch unnatürliche Anstrengung zu schwächen. — Dlle. Jazédé gastirte als Alice in Robert der Teufel, als Rosine im Barbier von Sevilla und als Jenny in der weißen Frau. Ein kräftiges Organ zeichnet diese jugendliche Sängerin vortheilhaft aus. Sie besitzt Festigkeit, Sicherheit und Geläufigkeit in der Kehle, und wenn sie in eine tüchtige Schule kommt, wird sie wohl das plötzliche Herausstoßen einzelner Töne, so wie das gewaltige Markiren der besondern Stellen ablegen; aber die Kunst sich zu kleiden, muß ihr gelehrt werden. Eine Sängerin, die sich nicht zu costumiren versteht, und wenn sie singt wie die Engel im Himmel, ist eine Speise, die man auf der bloßen Hand servirt. Je köstlicher das Gericht, desto schöner und zierlicher muß der Präsentirteller seyn. Ist man gar von der Natur nicht mit dem vortheilhaftesten Aeußern beschenkt, so muß man alle Mittel der Toilette anwenden, um aus- und nachzuhelfen. Auf der Bühne darf nichts unschön seyn; deßhalb bedeuten bloß die Bretter die Welt. — Dlle. Jazédé wurde engagirt. —

Im Schauspiele trat diesen Monat ebenfalls ein Gast auf. Mad. Ziegler, geb. Dammer, als Anna in Kotzebue's silberner Hochzeit, worin zugleich die 15jährige Dlle. Beyer ihren zweiten erfreulichen Versuch wagte. Mad. Ziegler hat eine sehr schöne Aussprache, und würde die Rolle zärtlicher Mütter wohl nicht verderben, Manches sogar recht gut darstellen. Das ist das Beste, was man ihr sagen kann. — Novitäten waren: 1) „Endlich hat er's gut gemacht," nach einer englischen Idee von Albini, welche Posse zwar gut gespielt, aber schlecht aufgenommen wurde. 2) „Durand oder die Wage der Gerechtigkeit." Wollte man dieses aus dem Französischen übersetzte Schauspiel in die Wage der kritischen Gerechtigkeit legen, wahrhaftig die Schale würde leicht emporschwellen, und dem, der es auf die deutsche Bühne brachte, einen wohlverdienten Nasenstüber versetzen. Alles bürgerliche Misere kömmt zum Vorschein. Gleich beim Aufziehen hört man eine Frau aus dem Nebenzimmer im Todeskampfe röcheln; ihr Mann und ihre Kinder haben nichts zu essen, und um ihnen Geld zu verschaffen, läßt der Dichter einen Baron am hellen Tage auf offener Straße in Paris meuchelmörderisch anfallen, und auf sein Geschrei kommt bloß Durand aus dem sechsten Stockwerk herunter und rettet ihn. Dann will man ihn Schulden halber einsperren, und er bezahlt mit dem von dem Baron erhaltenen Gelde. Darauf hat er natürlich wieder nichts zu essen; bleibt aber so brav, seine Tochter nicht feil zu geben und prügelt ihren Verfolger, der eben jener Banquier ist, durch dessen Bankrott Durand sein früheres Vermögen verloren. Nach der Prügelei hungert ihn noch stärker, und er erbricht einen anvertrauten Brief, und nimmt Geld heraus mit zitternden Händen, wird folgerichtig deßhalb eingesperrt, und kommt endlich auf die Galeere; seine Tochter heirathet aber der Baron. Das Stück mag in einer Theaterbude in einer Pariser Vorstadt nicht zu den schlechtesten gehören, und wird manchem Schlossergesellen und mancher Höckerstochter mit ihrem geliebten Besenbinder Thränen entlocken. Es sind örtliche Beziehungen darin, aus der Wirklichkeit gegriffener Katzenjammer, wie: krank seyn, hungern, stehlen, kuppeln, prügeln u. s. w., und aus der Tagesgeschichte der schmutzigen Seine-Stadt entlehnte Scenen. Hier, wo dergleichen, wenn gleich nicht unbekannt, doch anders gestaltet, konnte das Schauspiel nicht einmal ein augenblickliches Interesse erregen, man schwatzte, lachte und zischte. 3) „Bürgerlich und romantisch," Lustspiel von Bauernfeld, worüber ich in diesen Blättern bereits referirte. 4) Ein seyn sollendes Lustspiel von Herzenskron: „Bedienteneifer" wurde ausgetrommelt. — Zwar nicht dem Publicum, jedoch dem Referenten neu, war Grillparzer's „Traum ein Leben," der nach langer Unterbrechung endlich wieder über die Bretter schwebte. Ein glühend warmes, duftdurchwürztes Mährchen mit feurigen Farben in die gaukelnde Luft gemalt. — Der Mohr Zanga erhitzt die reiche fesselnde Phantasie seines jungen Herrn, des hinausstrebenden, kühnen, lodernden Rustan. Er reißt sich los von seiner Hütte und dem geliebten Mädchen, morgen wandert er hinaus in die schöne, große, prachtvolle Welt. Des Nachts aber träumt er wilde Träume. Eine Schlange, die einen König verfolgt, wird getödtet. Auf Zanga's Anstiften eignet sich Rustan die That zu, und erhält den Dank des Herrschers und seiner schönen Tochter, und folgt ihnen an den Hof. Dahin geht auch der wirkliche Schütze, um seinen Lohn zu holen, und Rustan tödtet ihn. Auf diese Leiche baut er seine kräftige Größe; aber er wird des Mordes angeklagt, er weiß sich nicht zu retten und vergiftet seinen Richter, den König. Die Krone legt er zu den Füßen der geliebten Königstochter, die ihn aber anklagt, verfolgt, mit ihren treuen Unterthanen bekämpft, ihn in der Schlacht besiegt, seinen Anhang zerstreut, und den, selbst von dem Mohren verlassenen und verhöhnten Rustan so ängstigt, — daß er erwacht. Verschwunden ist nun die Schlange und der Leichnam, der König und seine Tochter, der stumme Greis, der ihn des Mordes anklagt, und das geschwätzige, alte Weib, welches ihm den Giftbecher reicht; aber der Mohr Zanga ist geblieben, und es ergreift ihn bei dessen Anblicke eine solche Furcht, daß er — — in seiner Hütte bleibt, sich ein Weib

nimmt, dem Mohren die Freiheit schenkt, und verspricht, sich nicht mehr hinauszusehnen in die weite unbekannte Welt. Dieser so prosaische Schluß könnte das ganze Stück verleiden, wenn man nicht wüßte, das Rustan noch aus dem Schlafe spricht, und daß dieses Ende eben ein Theil des Mährchens ist; und von den Wogen der Poesie, die daraus entströmen, wird der Zuschauer überfluthet, und der Kritiker vergißt die schülerhafte Wahl des Stoffes über dessen meisterhafte Behandlung. Auszusetzen ist, und mir unerklärbar, wie Grillpazer den Mohren Monologe sprechen läßt, in Rustan's Traume. Von der Darstellung läßt sich nichts sagen. 5) „Die Lieb' auf der Alm" von Schmidl fiel durch. 6) Endlich und am Schlußtage des Jahres „4 Sprüchwörter," dramatisirt von Sydow, von solchem Gehalte, daß nicht einmal ihre Titel genannt zu werden verdienen. Statt einer solchen Novität würde wohl Jeder lieber das alte Lustspiel Gerle's, welches mehrere Jahre hindurch an diesem Abende das Publicum froh und heiter stimmte, „die Abenteuer einer Neujahrsnacht" besucht haben.

Den Beschluß machte ein Epilog von Ernst.

J Myself.

Theater-Guker.

Paris. Im Palais royal sind neu: „Die Apothekerbraut," von Sauvage und Dupin, und „die Pächterin von Bolbeck," mit Musik von Pilati. Die letztere Pieçe erfuhr Zeichen des Mißfallens. Im Gymnase ist Scribe's neuestes Werk: „Valentine" in Scene. — Am Theater St. Antoine hat „Aurelie," Drama in vier Acten v. Dumersan einen glänzenden Succeß erlebt und eine tiefe Rührung bewirkt. — Auf den Boulevard-Theatern lärmt das Vaudeville: „Die Hausklingel." Dlle. Clementia, überzeugt von der Treulosigkeit des Herrn O'Herici, ihres Cousins und Liebhabers, entschließt sich, einem reichen Apotheker, Namens Parent, ihre Hand zu geben. O'Herici, ein durchtriebenener Mensch, kommt zwar zu spät, um die Heirath zu hintertreiben, aber dafür nimmt er eine höchst drollige Rache. Die Vermählung geschieht Abends, und am andern Morgen soll Parent in dringenden Geschäften eine Reise von einigen hundert Meilen antreten. Auf diesen Umstand stützt O'Herici seinen Plan. Er beschließt, seinen Nebenbuhler während der ganzen Nacht, die auf die Trauung folgt, zu beschäftigen. Schon ist Parent im Begriff, sich in das Schlafgemach zu begeben, da reißt es heftig und unablässig an der Hausklingel. Parent ärgert sich, schimpft und tobt; umsonst, er muß endlich aufschließen. Da kommt O'Herici als Frauenzimmer. Was in dieser Scene vorgeht, werden wir uns hüten, niederzuschreiben. Die Vaudevillendichter mögen sich Alles erlauben, aber ein Journal, das seine Leser und sich selbst achtet, kann dergleichen nicht mit Anstand wiederholen. Genug, kaum hat Parent sich dieses lästigen Besuchs entledigt, so klingelt es wieder fürchterlich an der Hausthür. Es ist wieder O'Herici als Sänger der komischen Oper. Neue Lazzi's. Auch er ist fort, und schon glaubt Parent Ruhe zu haben, da klingelt es wieder. Wieder O'Herici als Weib, und zwar als schwatzhafte derbe Pariser Portiersfrau. Sie erzählt eine der längsten, drolligsten und belustigendsten Geschichten, die je eine Portiersfrau erzählte. Kurz, O'Herici läßt sein Schlachtopfer nicht eher los, als bis das Posthorn draußen ertönt und der dreimal unglückliche Apotheker den Postwagen besteigen muß. Die Franzosen, delicat im Théâtre français, denken auf den Boulevards: Naturalia non sunt turpia.

Brüssel. Der König und die Königin besuchten am 24. Januar das Theater; ein gellender Pfiff begleitete die freudige Begrüßung der Volksmenge, als die Majestäten eintraten. — Der Thäter, ein Bewohner des Paradieses, ein kleiner Junge, mit dem Rücken gegen die Bühne gelehnt, hatte eben einem anderen Buben wettweise seine größere Forçe im Pfeifen bewährt.

Mainz. Herr Jerrmann hat hier mit Glück gastirt. Ihm folgte eine Fr. v. Griesberg, welche nicht viel weniger gefiel.

Stuttgart. „Das goldene Kreuz," aus dem Französ. v. Harrys, gefiel bei der ersten Aufführung, bei der Wiederholung empfand man den Druck der Langeweile. „Die weiße Pekesche," von Töpfer, ein lustiger Schwank, an dem man sich belustigte. „Corona von Saluzzo," v. Raupach, war die bedeutendste Novität, in welcher Dlle. Stubenrauch dem weiblichen unweiblichen Charakter Leben, Wärme und Wahrheit gab; so wie Hr. Moritz als Guido die verdientesten Lorbeern erntete. Er gab dem liebeglühenden Jüngling zugleich eine sehr ansprechende ritterliche Haltung.

Breslau. Auffenberg's „Böses Haus," macht kein volles Haus und hat sich bald unsichtbar gemacht. — „Arlequin's Geburt." Pantomime mit Tanz und Maschinerieen, wobei manches Neue und Ueberraschende. Die wandelnde Decoration, hier etwas Neues, gefiel sehr, war auch recht gut. — Die Wiener Posse: „Zu ebener Erde und erster Stock," machte ebenfalls Glück. — Raupach's „Schule des Lebens." Schöne Sprache; wie überhaupt alle neuern Producte Raupachs, schwächer als seine früheren. Er fängt an weniger zu dichten, als zu fabriciren. Mad. Oessoir steigt mehr und mehr in der Gunst des Publicums, ist jetzt die bedeutendste Stütze unsers Theaters.

Berlin. Die Schauspielerin Frl. Charl. v. Hagn wird bald die Theaterwelt verlassen, um dem reichen dänischen Grafen Bloom, einem Verwandten des Fürsten Sayn-Wyttgenstein, ihre Hand zu reichen. — Im königlichen Schauspielhause gab man „Adele," Lustspiel in zwei Acten, frei nach dem Franz. v. Harrys, ohne einen ungetheilten Beifall zu erregen. Die Pieçe leider sehr an Längen und Breiten. Der Stoff ist entlehnt einem Romane der Mad. Flahaut und bearbeitet zu Vaudevilles von Bayard und Scribe. — Mad. Franchetti Walzel gab als erste Gastrolle auf dem königl. Theater die Rezia im Oberon und fand den Beifall, welchen diese musikalisch ausgebildete Sängerin erwarten konnte. Neben ihr gefiel besonders Hr. Eichberger als Hüon.

Leipzig. Eine Aufführung der Lessing'schen „Minna von Barnhelm," hat wiederum gezeigt, daß unser Schauspiel tief im Argen liegt und einer Totalreform bedarf. Trotz Hrn. Ringelhardt's (etwas zu eisenfester) und Hrn. Baudius (trefflicher) Mitwirkung war die Vorstellung sehr schlecht, eben so schlecht als die der Emilie Galotti. Ein Herr Grohmann aus Pesth soll zu Michaelis Hrn. Düringer ersetzen und ablösen oder — blos unterstützen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 45. (VII. Jahrgang.) Montag, den 22. Februar. **1836.**

Der Tod des Adonis. *)

Adonis.

O Aphrodite! So siehst Du mich wieder! —
Nun muß ich Deiner Liebe vergessen,
Tief getaucht in des Lethe Fluth!
Nun werde ich nicht mehr wandeln mit Dir
Wie sonst — im heiligen Dunkel des Haines,
Am blumigen Quell — in des Waldes Umdüft'rung
Mir leis' zu entschleiern, ach, zu fassen
Deine unaussprechliche Schönheit!
Nahet nicht wieder der schreckliche Eber? . . .
Dort in's Gebüsch hin rann er schäumend
Mit tödtlich-verwundendem blutigen Zahn —
Doch unschuldig, büß' ich die Schuld nur,
Ach, nur meiner sterblichen Mutter,
Die mich so schwer, und dennoch so leicht
So tödtlich-verwundbar einst gebar! —
Und meiner Mutter vergeb' ich den Tod —
O schone des Ebers! —
Lasse der Liebe
Mich sterben, ehe die Liebe mir starb!
O selig, umschlungen von Deinen Armen,
Gedrückt an Deine kühlende Brust,
Schmachtend Auge in schmachtendes Auge
An Deinem himmlischen Nektarmunde
Sanft zu verhauchen den süßen Traum! —
Mir träumte: . . . „Ich war ein schöner Knabe
Und es liebte mich eine Göttin
Voll unerschöpflich entzückenden Reizes . . . .
Da kam ein Eber mit grausamen Zahn
Und schlug dem Knaben eine Wunde —
Aber die Göttin war nicht vermögend
Zu stillen die tiefgeschlagene Wunde
Des menschlichen leichtgewebten Leibes . . . .
Und so mußt' ich, ach, mußt' ich sterben
Im Arme der schönen, klagenden Göttin!

Aphrodite.

Seht! — er ist todt! — O schlafen möcht' ich,
Den unstörbaren Schlaf, den er schläft,
Den ewigen Schlaf — den heiligen Tod!
O Aphrodite! Wo ist der Weg Dir,
Dir in den finstern, finsterſten Orkus?
O ihr Sterblichen, selig seyd Ihr,
Die ihr nun doch einmal zu dem Raube
Des Schönen, zum Raube euerer Lieben
Auch tragt das Vergönnen: sie nicht zu verlassen,
Zu folgen dem Schönen, zu folgen den Lieben
Hinab in den Tod! zu seyn, wo Sie!
Also bezwang der schlaueſte Zeus
Die stets doch das Leben begehrenden Menschen,
Selber die schöne Sonne zu hassen!
Grausam pflanzt der gewaltige Tod
Das, was sie lieben, hinab in den Orcus;
Selber dann kommen und weinend noch bitten
Muß der Beraubte den Herrscher der Todten:
„Du Starker! O nimm mich, Verlassenen! Mich auch! —
Sieh', und umsonst nicht läßt er sich flehen
Lächelnd des Kommenden, tückisch der Arge!
Ach, und noch gnädig . . . pflückt er auch ihn hin!
Rüst' ich der Fichten lohendes Mahl mir,
Stürz' in die Flammen — ach, so ergreifen
Die nichts verschonenden Flammen . . . schonend,
Nicht den unsterblichen Götterleib,
Lodert fort, und banger als vor
Meine Liebe!
Steig' ich in Lethe's schweigende Wogen
Bis an die Stirn kühl — ach, so löschen
Die Alles stillenden Fluthen . . . schonend,
Mir nicht die liebende Göttergluth,

*) Von Leopold Schefer, dem Ritter Thorwaldsen gewidmet.

Lodern fort, und heißer als vor
Meine Leiden! —
O Aphrodite! Wo ist der Weg Dir,
Dir in den finstern, finstersten Orcus!

Die Musen alle.

O Götter! Wie webt ihr das Schöne!
So zart wie die Frühlingsblüthe,
So leicht nur aus duftigem Aether!

Eine Muse.

Wie spielet das helle Laubgewimmel
Faßlich-unfaßlich im Strahle der Sonne!
Aufgetaucht in dem Blüthen-Mantel
Steht der Baum da, der weiße Geist!
Und erst der glänzenden splitternden Knospe
An seinem wiegenden grünen Arme
Schimmerndes Blättergespreiz! Und ach,
Der Blumen, in undurchdringlichem Wunder
Dennoch wahre, holdselige Gegenwart!

Aphrodite.

O Götter! Wie webt ihr das Schöne,
So zart wie die Frühlingsblüthe,
So leicht aus duftigem Aether!

Die Musen alle.

O Götter! Wie webt ihr das Schöne,
So zart wie den goldenen Krokus,
So leicht nur aus duftigem Aether!

Zwei Musen.

Das schöne, fremde, himmlische Kind
Ahnend die warme, erquickende Sonne
Hebt mit dem Haupte die lockere Erde,
Wirft, halb aus dem Schlafe sich ringend, nun ab
Den zartgewirkten niedlichen Mantel,
Und lieblich und reinlich stehet es da,
Erregend dem Knaben Auge und Brust
Das schöne, fremde, himmlische Kind ....
Doch nimmt es der Knab' in die prüfende Hand,
Zerfällt es ihm — täuschend — in leichten Staub!

(Schluß folgt.)

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Die Unglücklichen rühren immer. Die Frau versprach es, geleitete Irmengard an das Thor, und das arme Weib eilte mit ihrem Knaben wieder zu ihrer Retterin, zur Wahrsagerin Marsala, die ihrer harrte.

Irmengard fand Marsala in heftigster Spannung. Still! Still! sprach sie zu der Eingetretenen, obgleich Alles still war; heut' steht Alles auf dem Spiele! Mehr vor der Hand zu wissen, würde dich ängstigen. Es kann Dir nur besser gehen, nicht schlimmer. Und bist Du eine allgemeine Christin, so bete, bete, daß römische Kirche und reiner Glaube nicht zwei himmel- und höllenweit verschiedene Dinge werden! Das steht diese Nacht auf dem Spiele! Oder bitte, bete gerade darum!

Sie nahm ihr das Kind ab, legte es auf ihr Bett, denn es war schläfrig, und es schlief bald ein. Dann ging sie in eine Nebenthür, verweilte einige Zeit, und kehrte dann, düsteren Ernst in dem schönen alten Gesicht, zurück. Nun? frug sie Irmengard, willst Du, so komm!

Sie führte sie durch ein kleines in ein großes Zimmer, vor dessen Anblick Irmengard erschrocken in der Thür stehen blieb. Das weite Gewölbe war rings um schwarz. Von der Decke hing ein entsetzender Kronenleuchter, ein Kreis von lauter weißgebleichten Todtenköpfen, aus deren Augen und Nasen blaues, grünes und gelbes Feuer leuchtete. Aus der Mitte derselben hing, wie eine sich herablassende Kreuzspinne, ein einzelner Todtenkopf herab, der aus Augen und Nase mit blutrothem Feuer sah und Feuer im Munde hatte. Im Herzen noch erschütterter sah sie an der großen schwarzen Wand nichts anderes, als mit himmelblau funkelnden Menschenschädeln geschrieben, den Namen **GOTT**. Dieser Wand gegenüber hing ein großer weißer Metall-Spiegel, ein Zauber- oder Gesichtspiegel. Unter dem Kronleuchter in Mitte des Gewölbes stand ein großer runder mit Tuch behangener Tisch, auf welchem Irmengard viele kleine, kaum handhohe Menschenbilder aus Wachs geknetet und gebildet sahe; sie erkannte darunter das Gleichbild der Mathilde und Gregor's. Daneben lagen bemalte Tafeln aus Holz, mit ihren unverständlichen Zeichen und Bildern. Aufgeschlagene Bücher, purpurrothe und smaragdgrüne Phiolen, kleine und große Becher aus allerhand Stoff, ja sogar dreischneidige lange Nadeln, und alle Marterwerkzeuge im Kleinen, wie für jene grünschwarze Wachsbilder gemessen und gemacht, erblickte sie hier mit Verwunderung.

Marsala frug sie ernst: Willst Du nun äußere Gesichte sehen, dort im Spiegel, so daß Deine Seele sich daraus die rechten wählt — aber das ist grauenhaft, denn es erscheint oft Ungeheueres — oder willst Du innere Gesichte sehen, die Deine begeisterte Seele selber heraufführt, so trinke, wie ich, einen Becher Wein; und wenn ich mir Vieles aus Gewöhnung an das Zaubermittel hineintröpfle, so will ich Dir nur wenig aus dieser rothen Phiole hineintröpfeln; wie alt bist Du? 25 Jahr? Also fünf und zwanzig Tropfen. Du schauderst Dich! Es blinkt Dich wie Blut an! Nun so thu' wie Mathilde und der Papst gern thun: kreische ein Wachsmännchen, also ihn selbst, über besonderer Flamme, und aus dem in das Becken geronnenem Wachs will ich Dir wahrsagen!

Ich will ihn nicht martern, mit glühenden Nadeln zerstechen — nein! versetzte Irmengard.

Und fast zornig sprach Marsala: Traust Du mir

nicht! Werd' ich Dich verrathen? Ich hass' ihn! Und eines Weibes Rache währt hundert Jahr nach ihrem Tode. Wohl ist es wahr: Nicht meine Großmutter als frommes Kind, sondern ein Jude selbst hat Anno 17 unschuldiger Weise an Papst Benedict VIII. die Juden verrathen, daß seine Brüder die Hostie am Charfreitag thörigter Weise gemartert; denn der Jude hätte vor Freude gerufen: »Ei, was meine Brüder für einen Sturm machen, was für einen Sturm!« worüber man ihn gefragt, die Juden eingezogen, gefoltert und unter entsetzlichen Qualen hingerichtet; worauf, wie immer, am Ende sich wirklich der wirkliche ungeheuere Sturm gelegt. Das war zur Zeit, als die Grafen Toscanella und die Grafen Ptolomei Rom zerrissen und an sich bringen wollten, wie jetzt unser Cenci. Meine Großmutter, die jene Marter mit angesehen, erzählte oft davon meinem Manne, dem Bischof, der als heimlicher Freund des weisen Scotus und des weisen Berengarius nur lächelte und sagte: Gott selbst hat seines Sohnes Leib nur Einmal auf Erden erschaffen können; alle Apostel, Petrus und Paulus, haben es Gott nicht nachzumachen vermocht, noch nöthig gehabt — wie sollen wir armen Erdenwürmer es überall täglich tausend Mal können! Eben so gut müßte jeder Bauer aus jedem Steine den König Salomo schaffen. Das ist noch Niemandem eingefallen. So sprach er und lächelte. Eine Frau glaubt, was ihr Mann glaubt, denn sie glaubt an ihn ganz. So thust Du auch! Also fürchte Dich nicht vor mir. Ich hasse redlich!

Sie hatte unter diesen Worten schon zwei Becher voll Wein gegossen, tröpfelte sich viel aus der Phiole darein, der Irmengard wenig, reichte den Becher ihr hin, stieß an, daß sie klangen und sprach: Auf eine glückliche Zukunft! Die ist der Mühe werth zu trinken, und wenigstens schon im Geiste zu leben und zu schauen, wie Moses Canaan schaute, und dann begraben ward von Gott, Niemand weiß wohin? wenn wir auch begraben werden noch von unglücklichen Menschen, wir wissen nicht, wann! Und auf eine glückliche Zukunft tranken Beide die Becher aus, wie einen von Engeln gereichten Trank.

Ich lege mich hin, daß ich nicht falle! sagte Marsala. Du hast eine kleine Gabe bekommen, setze Dich in den Armstuhl zurückgebeugt. Du wirst nicht einschlafen, kein Auge wird dir zufallen. Sey unbesorgt, Alles ist wohl verschlossen, und kannst du nicht ganz nüchtern werden, so trinke hier aus dem silbernen Becher, welchen ich neben dich stelle auf den Tisch. Was hat dir die letzte Nacht geträumt? Irmengard!

Und Irmengard besann sich und sprach, während Marsala das ganze Zimmer mit dickem wohlriechenden Dampfe durchräuchernd wie mit Nebel erfüllte: O ihr todten Häupter, sprecht! wißt ihr den Traum mir auszudeuten! oder ihr Engel! oder selbst du, du reiner Geist, dessen Name da funkelt, wenn du mächtiger bist, als dieser deines Sohnes eingedrungener grausamer Erbe — wende das Unglück ab von meines Kindes Haupte! Und bitte ich Unerlaubtes, daß es als Rächer seines Vaters übrig bleibe, so schone doch seines Lebens, wenn du auch meines nimmst. Lasse mein Kind leben! Nimm mich, nimm mich allein! Alle Nächte träumte ich Schreckenvolles, Schmachvolles, Unerträgliches — aber diese Nacht geschahe mir Frohes! Eine Narcisse war durch eine Narcisse gewachsen, und es rauschte eine Wolke daher, die giftigen Thau ausstreute; denn wo sie strich, verdorrte Alles. Doch ehe sie daher kam, that sich die Erde auf, und die Narcissen versanken; die Erde schloß sich, und die reinen Blumen wurden nicht vergiftet. O wie wallte mein Herz da vor Freude! — und jetzt weine ich! Mein Knabe mußte mir vorhin zu dir die Stufen herauf helfen. Ach, ein Kind ist stärker als ein Unglücklicher! Denn von Elend ermatten selbst die jungen Glieder, und sind wie altermüde, todtenmüde!

Wir wollen sehen und hören: Wann! oder wie! sprach Marsala zu ihr, statt aller Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Gewürznelken für nervenschwache Politiker.

Zwei Extreme sind in jedem Staate zu vermeiden, das Stehenbleiben und eine zu rasche, den Verhältnissen im Leben vorausschreitende Bewegung. Durch Stehenbleiben veraltet und verknöchert ein Staat, durch Uebereilung geräth er in unordentliche Gährung. Jede Gährung brauset aber aus und die Kraft setzt sich wieder; ein veralteter Staat verjüngt sich aber aus eigenen Mitteln nicht mehr, und alt ist, was sich von sich aus nicht mehr regt. Dieses Extrem des Stillstandes ist aber noch in den meisten Staatsorganisationen anzutreffen, und macht ihre Krankheit aus. Eins der wirksamsten Heilmittel wäre aber, wenn man Vermögen, und noch mehr Grundbesitz, der noch stetiger ist, nicht zur Grundlage der Volksrepräsentation machte. — Steht die Repräsentation dem Grundbesitze ausschließlich oder vorzugsweise zu, so ist Feudalwesen und Leibeigenschaft die nothwendige Folge. —

Eine gute Zeitung leistet mehr, als sie verspricht, und unterrichtet zugleich, während sie unterhält, und die Neugierde befriedigt. Erfüllt sie den ganzen Umfang ihrer Pflichten, so wird sie zu einem Bindungsmittel zwischen Fürst und Volk und zu einem spähenden Wächter, der verkündet, was von Außen abzuwenden, was im Innern zu beseitigen sey.

Die Censoren sind überall Diener der Regierung und erhalten von derselben ihre Verhaltungsregeln. Natürlich halten sie zurück, was jene ungern sehen würde, und lassen gehen, was zu deren Absichten taugt.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 2. Januar 1836.

Die Libationen für das neue Jahr. Des Neubaronisirten Fete ꝛc. Benehmen Hrn. Schlesinger's gegen die Witwe des Dr. Kuhn ꝛc.

Heute, wo ich die Feder wieder ergreife, um den Faden zu der Correspondenz vom vorigen Jahre wieder anzuknüpfen, läßt sich von dem neugebornen Jahre, das nur erst sechs und dreißig Stunden zählt, noch nichts weiter melden, als daß ihm bei seinem Erscheinen reichliche Libationen von Wein, Punsch, Bischof, Cardinal, auch von Schnapps und Bier dargebracht worden sind, d. h. die Sylvesterabendfeier kann man mit Fug und Recht zu den altherkömmlichen Volksfesten zählen. Wie der Weihnachts-Heilige-Abend wird der letzte December überall in den fürstlichen Palästen, wie in dem ärmlichsten Häuschen in den entlegendsten Gassen der Vorstädte, nur nicht so gemüthlich, wie jener Abend gefeiert. Auch in dem verflossenen Jahre blieb man dieser Sitte treu. Ein reicher Neubaronisirter gab in seinem Hause eine brillante Fete, wobei er auch durch die Gegenwart des Hofes beehrt wurde. Das Publicum wurde davon nicht bloß durch die hellerleuchteten Zimmer des großen Hauses, das in mancher kleineren Stadt auf den Namen, „Hôtel oder Palais," Ansprüche machen könnte, sondern auch durch die in und vor demselben befindlichen Policeiofficianten und Gensd'armen darüber belehrt. Mehrere gesellschaftliche Vereine, welche an einem öffentlichen Orte sich zu versammeln pflegten, fanden sich an diesen Orten ein, wie z. B. die philharmonische Gesellschaft. In einer der Freimaurerlogen war eine gemischte Gesellschaft, an der auch das weibliche Geschlecht Theil nahm, und die Resourçen und andere geschlossene Gesellschaften, welche ein eignes Local besitzen, feierten den Sylvesterabend in diesem. Ein Soupée, gewürzt durch Musik, Gesang und Declamation war die geistige Würze. Dem neuen Jahre wurde um die Mitternachtsstunde ein Willkommentoast bei Gläserklang gebracht, und man hüpfte, sprang, tanzte und walzte in das neue Jahr hinein. In den Privat-Theatergesellschaften Urania und Concordia fand eine solche Feier statt. Beide waren sehr zahlreich besucht und fast mit Theilnehmern und Theilnehmerinnen überfüllt. In der ersten Gesellschaft wurde das nachstehende Lied von C. Müchler, nach dem Neujahrtoast gesungen:

Jetzt schlägt es zwölf! Zu End' ist der Sylvester,
Der Frauen Regiment,
Ob man Sophie, Charlotte, Bertha, Ester
Und Marianne nennt.

Doch ist die Frau der Charitinnen Schwester,
Wird der Pantoffel dann
Vom ersten Tag im Jahr bis zum Sylvester
Durch Lieb' ein Talisman.

Nur kosend tönt's mit weichem Ton: mein Bester,
Mein Lieber! man gewährt
Jahr aus Jahr ein, als wär' es am Sylvester,
Was schmeichelnd sie begehrt.

Pantoffeldroh'n gilt hier nur Geläster
In sanfter Frauen Kreis.
Verleumdung ist's, denn heut selbst am Sylvester
Nichts Eine davon weiß.

Der Sandmann kommt! Jetzt schenkt die letzten Rester
Aus Euren Flaschen ein,
Und lasset noch dem fröhlichen Sylvester
Dankbar ein Opfer weih'n.

Nun aber eilt hin in die warmen Nester,
In Morpheus' Arme sinkt,
Bis wiederum wie heute zum Sylvester
Urania Euch winkt *).

Verschwunden ist des vor'gen Jahrs Sylvester,
Ein neues schon erscheint;
Es bring' uns Glück! Es knüpf' das Bündniß fester,
Das uns so eng vereint!

An allen öffentlichen Orten vom Colosseum an bis auf die niedrigste Tabagie und Tanzboden fanden Sylvesterabendfeste statt, welche in den öffentlichen Blättern angekündigt waren. Als stereotyp stand es fest: daß, wenn die Glocke zwölfe schlug, dem neuen Jahr ein Vivat mehr oder minder roh und bacchantisch gebracht wurde, daß in einigen solcher öffentlichen Orte der Nachtwächter erschien und den Antritt des neuen Jahres durch Pfeifen oder durch Blasen in sein Horn den Anwesenden verkündete. Es war die erste Bettelei im neuen Jahre, denn man muß dann schon ehrenthalber seine Hand zu einer milden Gabe aufthun.

Ein Theil der hiesigen Einwohner feierte den Sylvesterabend im Kreise seiner Familie und einiger bewährter Freunde. Hier ging es ruhig und still zu; doch, wo man auch sonst sehr frugal zu leben pflegt, wurden doch einige Flaschen Wein oder eine Bowle Punsch geleert, und man trennte sich erst nach Mitternacht, um gemeinschaftlich das neue Jahr zu begrüßen, sich wechselseitig Glück zu wünschen und das Gelübde der alten Freundschaft und des Vertrauens zu erneuen. Dieß, die anständigste Feier dieses Tages, beschränkt sich indeß nur auf den Mittelstand, der weder durch Luxus, noch durch Armuth, zu verfeinert oder zu tief gesunken ist, um Genüssen sich hinzugeben, die Nachwehen verursachen. Die Nacht selbst ist sehr geräuschvoll und überall hört man bis zur Dämmerung das Geraff'le der Wagen, das Singen, Schreien und Toben der Betrunknen, und mitunter derbes Gezänk, das oft in Schlägereien ausartet. Mancher erwacht, nach ausgeschlafnem Rausch, statt in seinen vier Pfählen in dem Policeigefängniß; ein böses Prognostikon für das neue Jahr, eine Mahnung an das Sprichwort: „Wie Du Dich bettest, wirst Du schlafen."

(Schluß folgt.)

*) Das scheint auf einen (jahres-) langen Schlaf zu deuten. D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 46. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 23. Februar. 1836.

Ein Weinachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Die Kraft des Bechers wirkte betäubend auf Irmengard. Sie taumelte in den Sessel. Wie ein Wasserfall rauschte es vor ihren Ohren; sie hörte nichts mehr als sich. Mit offenen Augen sah sie selbst die Todtenlampen nicht mehr; Alles verlosch ihr umher; sie sahe nichts mehr als sich, als die Nebel ... das Chaos ... die Schöpfung, die aus ihr hervorstieg, wie eine blühende Insel aus himmelblauem Wasserschwall. Wirklich sahe sie den Himmel des Nachts voll heller Gestirne ... und die Milchstraße, aber die Gestirne schwankten noch, und eilten und flogen an ihr vorüber, indeß sie auf der alten Erde wie am Meeresufer stand. Endlich standen die Sterne still und wandelten still; und aus weiter, weiter Ferne kam ein Stern mit langem weißen Schweif, wie sein Steuerruder, wie der Schweif des fliegenden Eichhorns; aber der Stern war selber ein Schiff. Denn er hielt der Erde gegenüber in nächster Nähe, und stand wie vor Anker und schimmerte sie wunderbar an; und eine seltsame Gestalt eines leuchtenden Engels oder Gottes, deren Antlitz lieblich einem schönen Menschen glich, so schön wie ihn nie ein Auge gesehen, kam daher gewandelt in ihre Nähe, und betrat die Erde. Sie fürchtete sich nicht mehr wie Menschen, denn ihr war, als sey sie schon tausend Jahr und länger todt, und wußte wie todte Menschen doch noch, daß sie lebe und schaue, und schaute dem göttlichen Fremden zu. Und mit Silberstimme frug er: »Wo ist der Stellvertreter der Menschen? oder ihr Verantworter vor dem Herrn, wie ihr ihn nennt.« Da trat ein Mann vor, den sie vorher nicht bemerkt hatte, und antwortete: Hier, ehrwürdiger Erdgewaltiger und Sternemusterer: Ich bin's. — Da gab er ihm die Hand und frug ihn, wie geht es auf Erden? Der Stellvertreter zuckte die Achseln. Also immer noch nicht gut? noch nicht! sprach mit verdüstertem Antlitz die Silberstimme. Zwei Dinge will ich nur wissen, denn sie legen das Zeugniß ab vom Adel der Menschen und von ihrem Werth! .. Halten sie die Ehe? denn wer eines andern Weib nicht begehrt, dann ist auch kein andrer gemeinerer Dieb mehr. Und — mordet noch Jemand ein Kind? Habt ihr kein Strafhaus für Ehebrecher und Kindesmörder? Auf, führe mich hin! Laß es mich sehen! Laß ihn mich sehen: den größten Ehebrecher und den größten Kindermörder!«

Wir nennen aus alter Fabelzeit das Strafhaus noch immer: Fegefeuer; antwortete der Stellvertreter der Menschen. Die vormaligen Bewohner hier hatten es schlimm: den ersten Aberglauben auszurotten, haben es redlich gethan oder doch versucht, und das ist des größten Dankes werth. Aber sie konnten es nur dadurch, daß sie einen andern, einen neuen Gott oder Heiligen oder Heilige an die Stelle der alten setzten, und so konnten sie bei dem unausrottbaren Aberglauben dieses Menschenstammes nur andere Namen für die alten Personen einführen, nicht den reinen Glauben. Und so ist nun der schwarze Kegelberg hier, der noch immer Vesuv heißt, statt der uralten Wohnung der Cyklopen, die Stätte der unreifen Todten geworden, die darin reif für den Himmel geschmiedet werden, und das Cyklopenfeuer heißt seit jener Zeit nur das Fegefeuer. Daneben ist der Aufenthalt der ungebornen Kinder — flatternde, schwirrende Seelen, durchsichtige kleine arme Gebilde wie Ameisenpuppen und zuckend bei jeder Berührung wie Chrysaliden! Dahin folge mir also, o Herr!

Die beiden Würdenträger des Himmels und der Erde schwebten nun die Höhe hinauf zwischen den Mauern und Gärten und durch die Schlucht; dann auf der alten kalten herabgeflossenen Lava hinauf, wie auf einer Treppe, schwarz, colossal und roh, als wenn sie der Teufel gebaut, und standen dann oben am Rande des Rauch- und

Feuer- und Lavabechers, und ihre Haare und ihre Gewande wehten und flatterten im Winde, und ihre Gestalten glänzten im Lichte der Sonne. Auch Irmengard war unter alle dem Volke, das sich neugierig versammelt hatte, mit hinaufgeschwebt, wie von Träumen getragen; sie stand, mühlos hinaufgehoben auf dem Rande und ihr Herz klopfte nicht einmal. Der Krater rauchte nicht sichtbar im Sonnenschein, und doch stand ein Schlund offen, wie der Eingang zu einer Wunderhöhle, und sie sahen vom Gipfel des Aschenkegels einen langen immer breitern, immer dichtern Schleier hinwegflattern und drüben in der Ferne, in der Luft hoch über dem Meere, war der Schleier zu Wolken geworden, und der Wind riß sie wie Zauberpaläste dahin in den blauen Himmel und die Sonne schien sie an und vergoldete sie, und Schwalben umschwirrten die neuen Wunder, und unerschöpflich quoll der Schleier nach, und floß unaussprechlich sanft dahin.

Sie stiegen nun hinab durch kleine Höhle an kleiner Höhle, wie durch große Blasen in einem unermeßlichen Brote aus schwarzem Teige. Ein stufenloser, angenehm sich senkender Weg führte sie durch Wände, die wie Rubin leuchteten und funkelten, ohne daß ihnen nur warm ward. So gelangten sie durch allerhand farbige Gewölbe hinab bis in eine große Kuppel, die, wie eine gothische Kirche, wiederum ihre Seitengewölbe hatte, die sich in's Unabsehliche verliefen und vertieften, eine jede nur erleuchtet durch den goldnen, rothen, grünen oder blauen Schein, der aus den Wänden sprühte und glänzte. Auch aus dem Boden leuchtete es zauberisch schön, und das Auge konnte tief hinabsehen, wie ein Schiffender in das Meer, wenn es windlos ruht wie befestigtes grünes Eis.

Ueber den Eingängen zu den verschiedenen Hallen der durch Feuer Gefegten standen die sie bezeichnenden Inschriften. Bei jeder besondern Art von Gefegten befand sich eine doppelte Inschrift, als: »Kindermörder im Geist.« — und Kindermörder in Wahrheit.« — »Ehebrecher im Geist.« — — »Ehebrecher in Wahrheit.« Und so bei Allen. Irmengard blickte in die Thür der »Kindermörder im Geist,« sie glaubte nur einige unglückliche Menschen darin zu sehen, und erschrack, daß darin eine unübersehliche Zahl von Männern und Weibern sich die Haare ausrauften, die unter den Händen schnell immer wieder wuchsen. Und vor Jedem und Jeder lag das ermordete Kind, und schrie, als sollte es so eben erst ermordet werden, und sah doch zugleich schon aus wie todt, und hatte sein kleines Sterbekleid an.

Vor Entsetzen wollte sie hinausfliehen. Da führte der Erdvorsteher den Sternemusterer hier herein, und sie mußte bleiben und hören.

»Wir müssen vor Allem als wahr erkennen, sprach der hohe schöne Fremde mit seiner Silberstimme zu seinem Führer: Wer mordet, der läßt den Andern nicht leben. Wer ihn nun gar nicht geboren werden läßt, der mordet ihn viel schlimmer, als wenn er Jemand erst aus dem Leben stößt. Wer nicht leben läßt, der mordet. Es sey, wer es sey, es sey, was es sey.«

Der Erdvorsteher rief den Aufseher über die Kindermörder und befahl ihm etwas heimlich in's Ohr. Und nach einiger Zeit brachte der Aufseher den König Herodes herbeigeführt, als den berühmtesten und größten Kindermörder auf Erden.

Wie viel hast du Kinder gemordet? frug ihn der Musterer.

Vielleicht Tausend, zwei Tausend, drei Tausend, vielleicht gar keins, erwiederte Herodes; denn, setzte er hinzu: ein Fürst weiß nie, ob sein Befehl gewiß vollzogen wird, und wie er vollzogen wird, das weiß er gar nicht. Erleuchteter Verstand verzeiht die Unwissenheit! Ich war auch nur ein König. Also hat man auch von mir gelogen: sogar mich belogen. Ich fürchtete mich auch, meine Macht zu verlieren. Jetzt weiß ich, mein Wüthen war vergeblich. Wer Macht hat, denkt: er kann thun was er will. Ich glaube aber und behaupte: der Mensch kann durch Alles, was er thut, nur Gottes Willen befördern.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte von Semilasso.

[Goldmacherei.]

Gibt es denn keine Rosenobles mehr? Sie werden als der Beweis aufgeführt, daß das Geheimniß Gold zu machen, keine Chimäre und einst bereits gefunden worden sey. Ein solcher Rosenoble des Prätendenten ward von dem Physiker van Nyvelt untersucht. Er markirte auf dem Stein, wie das feinste Ducatengold, und im Bruch so gut wie auf der Oberfläche, und hatte das volle Goldgewicht. Dennoch fand sich bei der Decomposition nur ein Zwanzigstel wirkliches Gold, ein Viertel Merkur, ein Scrupel Eisen, ein Viertel Kupfer, ein Achttheil Zinn, und das Uebrige eine Mischung, die nicht genau zu ermitteln war.

[Mode.]

Vor hundert Jahren trugen die Damen in Frankreich Kleider, auf denen ganze Gemälde abgebildet waren, und diese wurden durch Agraffen drappirt, welche aus Schmetterlingen von sächsischem Porcellan formirt waren. Für Männer war der theuerste Gegenstand der Toilette die Perrücke. Eine blonde von erster Qualität kostete 150 Louisd'or.

[Wie junge Edelleute erzogen wurden.]

Die Frau Herzogin von Chaulnes reiste mit ihrem siebenjährigen Herrn Sohn. Des Abends in einem Gasthof der Picardie angekommen, hatte sich der junge Herr in die Küche begeben, wo man eben den Braten für die Gesellschaft der Landkutsche am Spieße drehte, welche ihn mit Ungeduld erwartete. Das verzogene Kind bekam plötzlich eine unwiderstehliche Lust auf die Schöpskeule zu p....n, und alle submissesten Vorstellungen waren verge-

bens. Die Wirthin rief endlich die Frau Herzogin. Das Kind weinte und schrie, und wollte nicht nachgeben. »Nun,« rief die Herzogin, »liebe Frau, Ihr seht, daß mit dem kleinen Eigensinn nichts anzufangen ist. Sagt ihm, ich wolle es erlauben, aber mit dem Bedinge, daß es nur von der Seite des Knochens geschieht, denn man darf doch den armen Leuten den Braten nicht verderben.«

[Der Amtsknix.]

Wenn die hohen Justizpersonen (hommes de robe) im Amtscostüme waren (habit long), verlangte die Etikette bei Hofe, daß sie bei Ceremonieen den Gruß der Damen nicht mit einem Complimente, sondern ebenfalls mit einem Knix erwiederten, und es mußte bei ihrer Erziehung immer darauf gesehen werden, ihnen darin schon frühzeitig Unterricht zu geben.

Es gibt doch nichts so Widersinniges, was nicht schon einmal da gewesen wäre. Man denke sich nur z. B. unsern verstorbenen Justiz-Minister mit zwei seligen Präsidenten seiner Zeit, den — ich weiß nicht wie vielen — Prinzessinnen bei Hofe, ich weiß nicht wie viel Knixe machend!

[Eintheilung.]

Der alte Marschall Tessé pflegte zu sagen: Es gibt dreierlei Menschenarten, die Weißen, die Schwarzen und die Prinzen.

[Die Religion der guten Zeit.]

Die Marschallin von Noailles unterhielt eine suivirte Correspondenz mit der Jungfrau Maria. Sie legte die Briefe an einen gewissen Ort, und fand stets die Antwort, welche wahrscheinlich ihr Beichtvater verfaßte. Zuweilen fand sie sich von der großen Familiarität der Mutter Gottes etwas chokirt: »Ma chère Maréchale et à la troisième ligne encore, sagte sie mit sauersüßer Miene, il faut convenir que ce formulaire est un peu familier de la part d'une petite bourgeoise de Nazareth.«

Einmal unterhielt sie sich mit einer Statue der Jungfrau in der Kirche und bat sie zuletzt, ihrem Manne doch das Diplom eines deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Plötzlich erschallt von Seiten der Statue eine ganz feine Stimme, die ihr zuruft: »ihr Mann habe schon längst weit mehr, als er verdiene,« und ihr ihre Bitte rund abschlägt. Die Marschallin, ohne die geringste Verwunderung zu zeigen, aber in der Meinung, der kleine Jesus auf dem Arm seiner Mutter habe geantwortet, erwidert im größten Zorn: »Taisez vous, petit sot, et laissez parler Madame votre mère.«

Es war der Page Chabrillaut, der sich hinter der Statue verborgen hatte.

[Melusine en action.]

Der Stammvater der Talons war ein Irländer im Dienst Heinrichs des Dritten, eine Riese an Gestalt, ein Löwe an Muth, ein Stier an Kraft und ein Drache an Eifersucht, denn er sperrte öfters seine kleine Lady Talon, die nicht höher als drei Fuß war, in eine Art Koffer, den er unter dem Arme trug.

[Ueberkühne Aussprüche.]

»Gott,« sagt ein neuer französischer Autor, »hat uns nur Eltern gegeben, um uns zu zeigen, wie wir uns nicht gegen unsere Kinder betragen sollen.«

»Der Mann,« fährt derselbe fort, »welcher nicht die Kraft hat, kalt und unerbittlich in seiner Rache zu seyn, muß jede Velleität (Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen) von Ungeduld und Erbitterung abschwören. Es gibt keine vernünftige Rolle zwischen dem Christen, der verzeiht, und dem Weltkinde, das sich rächt.«

Die Gesellschaft will manchmal bravirt seyn. Sie zollt ihre Bewunderung keineswegs denen, welche in den alten gebahnten Wegen kriechen. In der Zeit, in welcher wir leben, muß man die Meinung mit Peitschenhieben führen.

[Erfahrung vom Stolz.]

Manche Leute haben einen unbezwinglichen Stolz im Herzen, der sie verhindert, in irgend etwas zu reussiren.

[Schwäche eines Starken.]

Herr von Narbonne war der Erste, der bei Ueberbringung einer Depesche sich vor Napoleon auf ein Knie niederließ, und sie auf seinem Hute präsentirte. »Eh bien,« rief der noch ganz neue Kaiser verwundert, »qu'est ce que cela veut dire?«

»Sire, c'est ainsi qu'on présentait les dépêches à Louis XVI.«

»Ah, c'est très bien,« und von diesem Augenblicke datirte eine Faveur, die bis zum Ende ausgehalten hat.

[Schill und Schiller.]

Quand Mademoiselle Bourgoing, lese ich in einem der unzähligen Fabrik-Memoirenbücher, welche Frankreich in neuerer Zeit geliefert hat, revint en France, chargée des cadeaux de ses amants, elle êut le malheur de rencontrer le fameux brigand allemand Schiller, qui la dêvalisa et lui prit 60,000 Francs.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 2. Januar 1836.

(Schluß.)

Der Neujahrstag selbst wird hier dagegen im Allgemeinen sehr still verlebt. Da man in der Regel bis lange nach Mitternacht geschwärmt, so verläßt man später, wie gewöhnlich seine nächtliche Lagerstätte, und man wird von Jahr zu Jahr weniger von den sonst überlästigen und zudringlichen, bettelnden Gratulanten belästigt. Sie beschränken sich jetzt auf die Kirchendiener, Nachtwächter, Zeitungs- und Journal-Herumträger. Auch stellen sich wohl die Laternenanstecker, Schornsteinfeger u. dgl. ein. Diese, nämlich Laternenanstecker, Schornsteinfegerlehrlinge und ähnliche glückwünschende Bettler, kann man sich aber jetzt leicht von Halse schaffen, wenn man ihnen erklärt, daß sie nichts erhalten könnten, weil solche Gratulationen ausdrücklich verboten wären. Früher, wo solches Verbot nicht erlassen war, konnte man ihrer nur durch ein Geldgeschenk los werden.

Der Herumträger eines Journallesecirkels W. Seiffert hat denn auch, wie in frühern Jahren an die Theilnehmer dieses Lesecirkels, einen gereimten Neujahrwunsch vertheilt. Er lautet:

Das neue Jahr mit Wünschen zu beginnen,
Ist ein uralter hübscher Brauch,
Verlust ist nicht dabei, nur zu gewinnen,
Daher befolg' ich ihn denn auch;
Da den Freimüth'gen 'rum ich trage,
Freimüthig, wie ich's mein', es sage.

Das ist der Fall nicht eben oft
Auf unserm irdischen Planeten,
Man sagt nicht, was man wünscht und hofft,
Ersparend sich ein Schamerröthen,
Wenn Geist und Herz schlau vor man schiebt,
In einer Zeit, so hart wie Eisen;
Denn Mode ist's, und die man liebt:
Die Modeblätter es beweisen.

Ich bring' zum lieben neuen Jahr
Euch meinen Wunsch mit den Journalen
Gewiß aus gutem Herzen dar,
Und ohn' mit hohem Geist zu prahlen;
Es mög' Euch Allen günstig seyn,
Verfinstert Euch ein trübes Wetter
Die Stirne, möge Sonnenschein
Die trüben Wolken schnell zerstreu'n;
Es mögen Morgen-, Tages-Blätter
Durch ihren Inhalt Euch erfreu'n,
Und stellt sich später Morpheus ein,
Des Charon's weitläuftiger Vetter,
Lull' Abendblatt *) in Schlaf Euch ein.

Ich habe täglich meine Plage,
Wenn die Journal', ist's Sommers heiß,
Schneit es im Winter, friert es Eis,
Herum in den Revieren ich trage;
Doch murr' ich nicht, ich thu' es gern,
Schenkt Ihr mir Eure Gunst, Ihr Herrn!

*) Hier stand ursprünglich Mitternachtzeitung, was der Hr. Censor nicht dulden konnte, weil diese Zeitschrift, ihres neuen Redacteurs wegen, vom neuen Jahr in den preußischen Staaten verboten ist. D. Corresp.

Nach dem Tode des Dr. Kuhn fand die Verlagshandlung des von ihm redigirten Freimüthigen, welche neben demselben auch das Berliner Conversations-Blatt verlegte, für rathsam, das letztere, wegen Mangel an Theilnehmern, eingehen zu lassen, und beide Zeitschriften in eine zu amalgamiren. Hr. Willibald Alexis übernahm die Redaction dieses Freimüthigen, nachdem sich der Verleger verpflichtet hatte, der Witwe des Dr. Kuhn, so lange er diese Zeitschrift verlegte, jährlich eine sehr mäßige Summe zu ihrem und ihrer Kinder Unterhalt zu zahlen. Da das Publicum, nach dem Debit des neuen Freimüthigen, auf welchen das Conversations-Blatt gepfropft war, eben nicht großen Geschmack zu finden schien, so fand es dessen Redacteur für rathsam, sich dieser Bürde zu entledigen, und schon im November v. J. machte Hr. Wilhelm Albrecht (neue Königsstraße Nr. 77) im Freimüthigen bekannt, daß er vorläufig die Redaction des Freimüthigen oder Berliner Conversations-Blatts übernommen habe. Die Freimüthigkeit des Verlegers aber gegen die Witwe Kuhn, daß er keinen Beruf fühle, seine Verpflichtung gegen sie ferner zu erfüllen, wogegen diese wohl mit vollem Recht protestiren konnte, bewog ihn auf das Verlagsrecht des Freimüthigen und den Titel einer solchen Zeitschrift Verzicht zu leisten, und mit dem Anfang d. J. das alte Conversations-Blatt, wie einen Phönix aus seiner Asche, neu entstehen zu lassen. Hr. W. Albrecht will indeß mit dergl. Redaction nichts zu thun haben, und ein Hr. Marggraf hat sie übernommen. Der Buchhändler Nitze hat sich der armen Witwe angenommen; er ist Verleger des Kuhn'schen Freimüthigen geworden, und Hr. Gentzel wird ihn redigiren, der bisher die rechte Hand bei der Redaction des Gesellschafters war. Dadurch erhalten wir nun als Neujahrgeschenk eine Zeitschrift mehr. Leider ist das hiesige Publicum so undankbar, daß es wenig Werth auf solche Geschenke legt, und es sogar lieber gesehen hätte, wenn man seine Generosität, statt sie zu erweitern, beschränkt hätte. — Hr. Oettinger hat die Redaction des Figaro aufgegeben, um sie bald von Neuem zu beginnen. Man muß ihm das Zeugniß geben, daß er freimüthiger war, wie der Freimüthige, und der Verleger, der sich auch pro forma Herausgeber nennt, dürfte bald die Erfahrung machen:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.

Der jetzige Redacteur des hiesigen Figaro, Herr Glaßbrenner, mag sich diesen lateinischen Vers übersetzen lassen.

Gespräch
auf einem Kirchhofe.

A. Ach! mancher Edle sank zu früh hier in die Gruft,
Der sich dem Rechten und dem Wahren weihte,
Des Hasses der Entlarvten Beute.
Die Klag' um ihn tönt leise durch die Luft,
Daß er so früh aus dieser Welt geschieden.

B. Das gleicht sich aus! Gib Dich zufrieden!
Hier liegt verscharrt auch mancher Schuft.

Jocosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 47. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 24. Februar. **1836.**

Der Tod des Adonis.

(Schluß.)

Aphrodite.

O Adonis, wie hegt' ich Dich liebend
An meinem warmen seligen Busen,
Dich, des Frühlings herrlichste Blüthe!
Wie wandeltest Du, Du wandelnde Lilie,
Nicht festgewurzelt in Erde, wie Reben —
Mit fröhlich gelöster Pflanze des Fußes
So frei und treu, wo ich wandelte!
Wie blicktest Du wonnebefangend mich an,
Du Glockenblume mit blauen Augen,
Die glänzeten, leuchteten, heißdurchfachten
Vom innigsten Feuer des Frühlings — von Liebe! —
Wie hauchte Dein Mund, Du redende Rose,
Nicht bloß heimlichen lieblichen Duft
Wie die schweigenden Rosenknospen —
Nicht allein, ach, entzückenden Laut
Wie die unverständliche Nachtigall —
Nein: verständlichen liebenden Zauberhauch
Klar ausströmend aus Herz in Herz
Süße verstandene Feuergluth,
Du sinnvollstes der sinnvollen
Frühlingsgebilde, o mein Adonis!

Die Musen alle.

O Götter! Wie webt ihr das Schöne
So zart wie die Hyacinthe
So leicht aus duftigem Aether.

Drei Musen.

O Götter, wie habt ihr doch Macht gegeben
Selber dem schwebenden nichtigen Nebel,
Das Schöne so gar und so leicht zu vergiften!
Macht, dem Regen: zu beugen sein Haupt!
Macht dem Winde: es schnell zu zerstören!
Es zu verwehen! Wie habt ihr gegeben
Vergänglichem Erze: zu tödten das Schöne
Ach, wie so Allem habt ihr, o Götter,
Beweinenswürdige Macht gegeben
Beweinete Macht: Macht über das Schöne!

Aphrodite.

Ihr klaget mit mir, anstatt mich zu trösten?
Ihr himmlischen Musen! Von Euch erwart' ich,
Nur Trost und Linderung, himmlische Musen!

Die Musen.

Mit dem Unglückseligen klagen,
Ist des Unglückseligen Trost!
Denn jegliches Leid hat seinen Kreis,
Und jegliches Glück auch hat sein Ziel.
Göttern und Menschen immer dienstbar
Nahe zu seyn, wie sie es bedürfen;
Dem Glücklichen unsere Stimme zu leihen
Sein unaussprechliches Glück zu sagen:
Ist unser Amt.
Und des Unglücklichen dumpfen Schmerz
In gefälligen Klagen zu singen:
Ist unser Amt!
Denn zwei sind der Wege:
Einer des Glückes — Einer des Unglücks;
Jeglichen, welchen ein Weib geboren,
Führen die Götter: Einen zu wandeln;
Aber uns Musen gaben sie beiden
Göttlichen Wegen als Freundinnen zu:
Jeden, lindernd und tröstend zu leiten
Die vorgeschriebene Bahn zu durchwandeln
Richtig zu seinem seligen Ziel.

Drei Musen.

Ewig lebet die Schönheit
In Allvaters Auge,

Wie das Licht im Auge der Sonne;
Wenn die bildende Erde
Neue Gestalten geformt,
Neue Kinder der Blumen,
Neue Menschenkinder,
Blickt Allvater sie an
Mit dem malenden Auge:
Macht die werthlose Erde,
Macht das Vergängliche schön,
Daß Er, hinunter blickend
Oder ein anderer Gott,
Doch auch selber da drunten
Etwas Gefälliges seh'!

Aphrodite.

Ist Er nur ein Gott? Auch Ich bin Göttin!
Ewig will ich im festen Auge
Das Schöne tragen, so fort es mir schaffen.
Denn die Geliebten sind nimmer todt! — Nein:
Wer nicht mehr liebt: nur der ist gestorben!
Liebe ist Leben! Und gibt rings Leben!
Der Liebend-Geliebte geht ungekränkt
Selbst durch des Grabes modernde Pforten
In das geheimnißvoll-selige Reich,
In der Verklärung Glanz hinauf.
Uns ist Er nicht gestorben! Noch wir auch Jenem!
Sieh', und die Todten leben! Sie leben
Selig fort in unserer Liebe
Und Sie lieben uns fort in dem stillen
Geheimniß-verschleiertem heiligen Leben.

Die Musen alle.

Adonis Grabgesang.

Leget Adonis nur hin! Denn Dir, der unsterblichen Göttin
Stirbet die Liebe ja nicht! Stirbet das Schöne ja nicht!
Denn das Vergangene bleibt Dir immerdar nahe vor Augen;
Wenn es der Erde vergeht, nennen's nur Sterbliche todt.
Doch es heben das Schöne in seiner gelungensten Blüthe
Vor der Umwandlung ja nur dieser vergänglichen Welt
Gnädig die ewigen Götter mit liebreich-rettenden Armen
Unverwelklich zu blühn, liebend zum Himmel empor.
Sich nur überleben allein ist der Tod dem Vollkomm'nen,
Siehe, ja nicht die Zeit misset dem Höchsten den Werth!
Also muß denn vergehn, was am schönsten blüht, nur am schnellsten,
Doch nur erblickt, nur geliebt, hat es gedauert genug.

Leopold Schefer.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Der Musterer fiel ohnmächtig zur Erde vor Gewalt der Ehrfurcht. Denn Herodes hatte den Namen Gottes ausgesprochen und heftig. Irmengard sprang hinzu und stand ihm bei; und als er wieder zu sich gekommen, sah er ihr in die Augen und frug sie: wer bist du, Weib?

Und schaamvoll sprach sie: O Herr, mich hat Hildebrand gemordet, meine Ehe gebrochen, mein Kind gemordet und zahllose! zahllose!

Gut, daß ich mich seiner erinnere, o Herr! sprach der Erdvertreter. Komm mit mir!

Und nun betraten sie den unbeschreiblich wunderlichen Aufenthalt der ungebornen Kinder. Kleine weiße farblose Menschengebilde, ein Volk von Ameisenpuppen der Menschen, nicht kniegroß, schwärmte und schwirrte hier sehnsuchtsvoll durch einander. Nicht Schatten und doch durchsichtig; nicht stumm, und doch alle nur eine sanfte Stimme von sich gebend, wie ein verschneiter Bienenstock voll Millionen Bienen.

Das ist die Sehnsuchtsstimme nach dem heiligen Leben, nach dem unschätzbaren Lichte der heiligen Sonne da droben am blauen Himmel! sagte der Führer. In dieser Wunderhalle, fuhr er fort, sieht Jeder klar: Vater und Mutter sind nur Geistercitirer, Geisterbeschwörer, und beschwören und zaubern durch Wonne und Liebe die Geister herauf zu sich — und nennen sie droben ihre Kinder! Und mit Recht! Denn sie selbst waren und sind noch Geister, auch auf Erden, mit hoher himmlischer Zaubergebalt. Zauberer sind! Aber nun siehe hier, o Herr, hier sind die sonderbar und schrecklicher gemordeten Kinder, die lieblichen, traurigen, ewigweinenden Geister, die Vater und Mutter und Erde und Himmel und Leben und Sonne nicht haben erlangen können, die von ihren bestimmten Vätern und Müttern nicht citirt worden sind, die hier ewig gebannt bleiben, wie in Gruben vergrabene Saat, Millionen Körner Weizen, den der Säemann nicht gesäet! Und diese haben keine Aeltern heraufbeschworen, emporgezaubert an die Mutterbrust und auf die Vaterarme! Arme Gespenster, oder wie ich sie nennen soll! O! Ich habe nun klar den Sinn deines Wortes gefaßt: Wer nicht leben läßt, der mordet! Und nun will ich dir unsern größten Kindermörder herbeiführen lassen!

Und wie er befahl, so geschahe es. Und widerwillig an der Hand geschleppt, kam sich stemmend und murrend, eine hagere lange Gestalt mit funkelnden Augen vor die Männer und stand und starrte trotzig zur Erde.

»Das ist Hildebrand! Bonic's Sohn! der Longobarde!« rief Irmengard laut vor Erbitterung und Groll.

Er hat auch einmal in alten vergessenen Tagen der Erde Gregor VII. geheißen; erklärte der Führer und ist ein vergessener Papst gewesen.

Ein vergessener! dachte Irmengard, und verhüllte sich vor Leid und Gram. Ach, er lebt noch, er lebt noch entsetzlich, schmählich lebt er! sprach sie fast laut. Aber wahrlich er sollte vergessen — sein Wille vertilgt seyn.

Siehe, o Herr, sprach der Erdvertreter, das ist der rasende, der unmännliche, der unmenschliche Mann oder Mensch, wenn der heilige Name Mensch von ihm gesagt,

nicht Frevel ist, der alle die Millionen Kinder, die unglückliche Schaar hier nicht hat leben lassen, die er gemordet hat!

Der Musterer wandte sich von ihm, »im Namen der Liebe« sprach er dazu. Und so von ihm gewandt, mit dem Rücken gegen ihn, ließ er befehlen, daß alle die Millionen ungebornen verkommenen kleinen Gebilde von seligen Menschen, als auf ewig ermordet, um ihn schwärmen sollten, damit er auch sehe und einsehe: was er gethan!

Und so geschah es. Aber diese für einen Menschen unfaßliche Scene konnte Irmengard nicht aushalten zu sehen, und verhüllte sich weinend und schluchzend; und der Erdvorsteher weinte, und selbst dem Musterer fielen zwei Thränen aus den Augen, die verdufteten wie Thau auf dem rubinfarbigen Boden und erfüllten Alles mit Wohlgeruch.

»Nur dem geweihten Opferpriester hat der Longobarde verboten ein Weib zu nehmen und Kinder zu haben. Aber in allen Landen, und durch die Jahrhunderte hinab, sind Millionen Maulthiere aus ihnen geworden — Nichtmänner, Nichtmenschen, Unmenschen! statt wahrer seliger Menschen! sprach der Erdvorsteher. Und Jeder soll ein Mensch seyn! Jeder! Jeder! dazu rollt die Erde und grünt und blüht! Dazu leuchtet die Sonne, und arbeitet, daß Frühling wird und Sommer und Herbst mit den tausend Früchten. Und jeder Mann, der kein Weib hat, der kein Kind hat, der ist kein Mensch gewesen auf Erden; der hat nichts gehabt zu lieben! Den hat nichts geliebt.«

Jetzt begab sich wo möglich noch eine entsetzlichere Scene. Alle die Seelen der abgeschiedenen Opferpriester, der unzähligen, unübersehlichen Schaar von Mönchen und Nonnen schrieen ein lautes, herzzerreißendes »Wehe! Wehe! Wehe! über den größten Kindermörder! über den größten Ehebrecher zugleich in einem Menschen!« Und darin klang der Name Gregor! Gregor als bitterer Fluch.

Und Irmengard's Herz zitterte vor heiliger reiner Freude. Durch den Ausruf »Ehebrecher! Wehe dem größten Ehebrecher!« war der Vorgang noch inhaltreicher und schwerer geworden. Denn nun sprach der Fremde mit seiner Silberstimme zu dem Erdvorsteher: Dieser Bedauernswürdige, dieses Ding das keinen Namen hat, weil jeder Name für ihn zu gut ist, weil er aus einer Brust kommt, ist also auch, wie ich sehe, der größte Ehebrecher. So ist es. Wo Gutes ist, da häuft sich das Gute, und ist gewöhnlich beisammen; und auch das Böse ruft gleichsam alles Böse herbei, und aus dem Kern eines Jeden wird ein großer Ball, eine Erde aus Frevel und Unheil! Wer kann ihm vergeben? Wenn nicht des armen Königs Herodes Wort: Erleuchteter Verstand verzeiht der Unwissenheit! oder: ein weiseres, menschlicheres Geschlecht kennt aus reinem Gefühl und Willen gar nicht das alte Böse mehr, und braucht es nicht erst zu vergeben, wie Gott! der höchste Verstand und die höchste Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Kotzer, ein Adelsexemplar.

Friedrich der Große empfand auf einer Reise zu den Musterungen im —schen Uebelkeiten, die Folgen eines Frühstücks.

Da der König diese Reisen mit Vorspann machte, so pflegten die Landräthe, Gutsbesitzer u. s. w. ihm von Station zu Station vorzureiten, um dafür Sorge zu tragen, daß Alles auf das Schnellste und Pünctlichste besorgt würde.

Der König klagte dem Vorreitenden diesen Anfall von Uebelkeit und erwähnte dabei die Veranlassung.

Dieser erwiederte, ohne sich lange zu besinnen: »das würde sich geben, wenn Ew. Majestät die Finger in den Mund steckten und kotzten.

Friedrich befolgte diesen Rath, die Folgen davon blieben nicht aus, und er empfand auch bald große Erleichterung.

»Das hat geholfen,« sprach er zu dem Rathgeber: »ich mach' ihn dafür zum Edelmann, er soll künftig von Kotzer heißen.«

Das Adelsdiplom wurde ihm demnächst ausgefertigt und es stand in solchem: wie er wegen Sr. Majestät geleisteter wesentlichen Dienste in den Adelsstand erhoben worden sey.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, im Januar 1836.

[Rückblicke.] Längst sind die glücklichen, glanzvollen Tage vorüber, an denen Breslau der Sammelplatz so vieler hohen Herren war; die Tage an denen ganz Breslau auf den Beinen und in den Straßen war, und sich nicht satt sehen konnte an den fremden glänzenden Uniformen. Alles ist wieder ganz wie es früher gewesen, nur die sehr große Zahl der in aller Geschwindigkeit angestrichenen alten Häuser hat das freundliche Ansehen behalten, was ihnen bei jener festlichen Gelegenheit auf Anregung der Policeibehörde gegeben worden. Das Jahr 1835 wird lange im Gedächtniß der ächten Breslauer bleiben, denn in diesem Jahre ist der Stadt zu großes Heil widerfahren.

„Unser Planet" enthielt vor einiger Zeit ein kurzes Referat über den Aufenthalt der hohen Herrschaften hier; die darin mitgetheilte Anekdote hat sich wirklich zugetragen. Ich weiß nicht ob in jenem Berichte auch des großen Balles Erwähnung geschehen, den die hiesige Kaufmannschaft den hohen Fremden gab, und wobei ein so hohes Entree genommen wurde, daß die Entrepreneurs wirklich noch etwas dabei profitiren konnten. Ein Entreeball scheint mir unpassend, ja nicht einmal eine Schranke, welche nur eine sogenannte „gute Gesellschaft" um

schließt; Reichthum, Verschwendungslust ist ja längst nicht mehr nur bei den höhern Ständen zu finden.

Aecht Breslauisch war, daß man die Judenschaft von der Theilnahme am Balle ausgeschlossen hatte, und doch war gerade sie es gewesen, die mit der größten Bereitwilligkeit ihre schönen Häuser hergegeben hatte, in denen auch einige der allerhöchsten und viele hohen Herrschaften logirten. Der Ball ist natülich sehr glänzend gewesen; drei Zeitungen erzählten viel davon, der Ausdruck: der oder jener „wurde zum Tanze befohlen" war sehr komisch. Sonst wurden noch mancherlei curiose Vorfälle dabei erzählt, die aber durch Schrift nicht mitzutheilen sind. — Drei Tage war die Stadt illuminirt, leider war das Wetter sehr ungünstig; der Regen fiel in Strömen herab und löschte viel Lampen aber wenig Enthusiasmus aus. Die Preußen sind nicht wie die Franzosen; die Hälfte jenes Regens in den Julitagen, und Carl X. säße noch auf dem Throne.

Zeitungen

haben wir bekanntlich zwei, die seit mehreren Jahren friedlich mit einander wie zwei an einen Lastwagen gespannte müde Gaule einhertrollten. Seit Hr. v. Baerst die Breslauer Zeitung übernommen, war sie zu einem neuen Leben erwacht, und ist es durchaus nicht abzuleugnen, daß er viel für sie gethan hat. Vor Kurzem war der Geist der Zwietracht unter die sonst so friedlichen Nebenbuhler gefahren, und das, Leben und Bewegung, mitunter auch etwas Scandal liebende Publicum, genoß das ergötzliche Schauspiel, die beiden anständigen Herren öffentlich an einander gerathen zu sehen. Doch gaben sich Beide bald wieder zur Ruhe, da sie wohl einsehen mochten, daß sie dabei nichts gewinnen, sondern nur verlieren könnten, und daß dergleichen Zänkereien schon ausschließliches Eigenthum der kleinen Blätter bleiben müßten; für die großen schickt es sich nicht. Wir wollen sehen, ob die Korn'sche (Schlesische) Zeitung ihr Versprechen halten wird: auch ohne Versprechen (wie die Breslauer Zeitung in einem langen, etwas gespreitzten Artikel gethan) mehr und mehr den jetzt gesteigerten Anforderungen an politischen Blätter zu genügen. Bis jetzt ist gerade erst das Unbedeutendste geschehen, nämlich neue Lettern genommen worden, besseres Papier — die Zeitung erscheint seit Menschengedenken grau in Grau — und ein neuer Redacteur (man nennt als solchen den hiesigen Professor Schön, durch verschiedene staatswissenschaftliche Werke bekannt) sollen bald folgen.

Da ich gerade von Zeitungen spreche, so will ich noch erwähnen, daß auch die unsrigen unlängst aus dem Journal de St. Petersbourg den allbekannten Artikel im Journal des Debats vom 11. November mit der Erwiderung des Petersburger Blattes brachten. Meiner Meinung nach hatten die Zeitungen die Sache gar nicht practisch eingerichtet, indem sie zuerst die Erwiderung des Petersburger Blattes und darauf den sprühenden Artikel des Journal des Debats abdrucken ließen. Die Saite, die man zuletzt anschlägt, klingt am längsten nach. Würde man zuerst den französischen Artikel gelesen haben, und dann, was von russischer Seite darauf erwidert wird, so würde der Eindruck ein ganz anderer gewesen seyn: als zweckmäßige Abkühlung ein Glas Wasser, nachdem man die französischen Feuerworte verschlungen. — Gewiß Viele wird das ewige Declamiren, und eben bloß Declamiren über Polen schon langweilen. Man braucht nicht Rußland zu lieben, aber Polen wahrlich auch nicht, besonders wir Deutschen. Rußland hat viel Achtbares, Festes, Großartiges; aber Polen — das ächtaristokratische Polen! Gewiß werden Viele den Antheil, den sie an der polnischen Sache anfänglich genommen, dann aufgegeben haben, als sie gesehen, daß nur die Adelsfaction zu fischen gedachte, als die schönste Frucht der Revolution: Aufhebung der Leibeigenschaft, nicht zur baldigen Reife kommen sollte. Wäre das Gefühl, das damals so unzählige Deutsche ergriff, nicht so edel, es wäre lächerlich gewesen, denn der Pole haßt, der Pole verachtet den Deutschen, mag es auch noch so unsinnig seyn. Der gemeine Mann in Polen kann hier nicht in Betracht gezogen werden; er befindet sich noch im Uebergange vom Thier zum Menschen, jenem fast ähnlicher als diesem. Der Bürgerstand ist noch wenig ausgebildet, und er wird sich unter russischer Herrschaft sicherlich nicht schlechter, leicht besser befinden. So bleibt nur der Edelmann übrig. Und daß dieser den Deutschen haßt und verachtet, das trägt er im Leben auch immer offen zur Schau. Nur dann ist er kriechend, wenn er den Deutschen braucht; sonst hochmüthig, stolz, zurückstoßend. Was einzelne Publicisten schreiben, das ist eben nur geschrieben, das sind schöne Redensarten, die verhallen und in der Wirklichkeit keine Anwendung finden können. Wir Schlesier haben Gelegenheit genug, die Polen zu beobachten, polnischen Hochmuth kennen zu lernen, da sie in Schaaren alle unsere verschiedenen Bäder besuchen, und dort ihre Gesinnungen gegen den guthmüthigen, freundlichen, theilnehmenden Nachbar auf die empörendste Weise zu erkennen geben. Gewiß, wer dann nicht die Polen hassen lernt, der hat kein Selbst-, fast möchte ich sagen, kein Ehrgefühl.

(Schluß folgt.)

An die Mucker, eine neue religiöse (?) Secte im Preußenlande.

Ihr rühmt Euch, die ächten Frommen zu seyn,
Die Stillen im Lande. Als Belials-Kinder
Und als der Hölle verfallene Sünder
Ermüdet Ihr nicht, die zu verschrei'n,
Die Euer Thun und Treiben durchschauen.
Vorgebend: das sünd'ge Fleisch zu kastei'n,
Verführet heimtückisch ihr Jungfern und Frauen.
Zur Blasphemie wird Euer Gebet,
Denn auf der Unschuld Pfade — o Grauen!
Der Wollust fröhnend, Ihr Disteln sä't.
Aber dort oben waltet ein Richter:
Es hat Euch ereilet die Nemesis,
Entschleiert sind die Faunengesichter,
Die Heuchlerlarve sie ab Euch riß,
Ihr seyd nicht mehr die Stillen im Lande,
Mit Abscheu Jeder von Euch jetzt spricht.
Und für die Wölf' in dem Schaafsgewande
Fordert man laut ein strenges Gericht.

Unus pro multis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 48. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 25. Februar. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Irmengard athmete auf aus ihrer redlichen Brust, und wünschte sich sonderbar hinauf, zurück in das Leben. Aber sie dachte: die künftigen bessern Geschlechter werden ja oben besser, menschlich leben! Und alle der Wahnsinn, der mich erdrückt mit Schmach und Elend, der wird ja dann nicht seyn! Nicht und nimmermehr. O heilige, selige Erde!

Der Musterer aber fuhr mit seiner Silberstimme zu sprechen fort: Diese Ehebrecher in Wahrheit, oder die leiblichen Ehebrecher, und die Ehebrecher im Geist, oder also eigentlich erst wirklich in Wahrheit, denn im Geiste, im Willen ist und wird erst Alles wahr und ist schon wahr, diese glatzköpfigen Ehebrecher hier alle, die droben Opferpriester, Mönche und Nonnen hießen und waren, sie Alle haben erst recht die Ehe des Menschen gebrochen, da sie sich nicht verheirathet haben! Sie Alle haben die Ehe erst recht gebrochen, als sie sich kasteiten und geißelten! denn selbst ihre Reue, ihre Sehnsucht, rein zu seyn, ihre gemarterte Seele ist eben der größte, wahrste Ehebruch gewesen — denn sie waren Menschen! Männer! Weiber! wer unter dem so gewöhnlichen Namen die heilige Zusammensetzung ihres Wesens und ihrer seligen Natur begreift! Ich schaudere! Die Folgsamsten sind die dem Daseyn Ungehorsamsten gewesen! Dem großen Seyn ungehorsam! Ich schaudere!

Und nun sprach er zu Bonic's Sohn: »Jetzt fahre ich weiter in andere Sterne. Du sollst mit mir kommen und dich selber richten! Der Vater hat in allen Sternen viele Söhne seines Geistes, wie du dir denken magst, Alle von dem einen reinen Geist, Alle sich ähnlich — aber so weit ich umhergekommen bin, also hat Keiner die Worte eines solchen Sohnes zur Tyrannei seines Sternes gemißbraucht, wie du! Und findest du Einen, der es mehr gethan, oder nur so arg und argdenklich wie du, dann will ich dich freisprechen, unschuldig! ja ich will dich zu den seligen Geistern führen! — Du aber, redete er den Erdvorsteher an, komme ich, oder ein Anderer meines Amtes auch lange nicht wieder, so glaube sicherlich: eure Erde ist nicht vergessen vom Vater der Sterne! Jede Thräne wird von ihm gesehen! Jeder Seufzer wird von ihm gehört! und nicht nur gesehen und gehört — wehe! nein, er ist kein irdischer Fürst wie Herodes oder Gregor! nein! nein! nein! rufe ich: die Thräne steigt ihm zu Haupt und zu Herzen! Und wie er jedes Wurmes im Wassertropfen gedenkt — und sein Gedenken ist beistehen und lieben und glücklich machen — so wird er des großen Wassertropfens, der Erde, mit ihren Bewohnern, den Menschen, nicht vergessen, sondern immer bei ihr seyn, Tag und Nacht! Denn er kennt nicht Tag und Nacht! Er kennt nur das Licht und die Liebe! Und wer von Licht und Liebe weicht, der ist weltenweit von dem ewigen Seyn!« — — —

Was weiter geschehen, wußte Irmengard nicht. Denn erschüttert ward sie munter, wie ein Schlafender aus seinem Traum. Sie erinnerte sich, aus dem Becher trinken zu sollen, wenn sie ganz wach werden wolle. Sie trank und sie fühlte sich wach. Und der Name Gottes glänzte ihr wieder aus den Menschenköpfen froh in die Seele.

Aber Marsala sprach wunderliche Dinge und prophezeihte über Rom und die nächsten und kommenden Tage. Auch über sie selbst und ihren kleinen Otto sprach sie ein Wort, das sie nicht klar verstand. Alle die andere Rede aber vernahm sie wohl, und verschloß sie in ihrer Brust.

Da geschahen Schläge von Draußen an die Hausthür. Und wiederholt. Sie riß Marsala auf, die wie im tiefen Schlafe sich nicht aufrecht erhalten konnte. Irmengard setzte ihr den Becher an die Lippen und flößte ihr davon ein. Marsala schlug die Augen auf. Sie

zwang sie Alles aus dem Becher der Nüchternheit zu trinken. Und auch Marsala ward wach, und sprang auf. — »Was ist? Was ist?« frug sie noch irre und taumelnd.

Sie hörte jetzt die Schläge selbst, besann sich, fuhr auf und sagte zu Irmengard: Sey ohne Furcht! das ist mein Sohn Thomas. Er muß schon lange geklopft haben; das sind verabredete Nothschläge! Aber nicht Nothschläge, die unsere Noth bedeuten — wahrscheinlich, gewiß endlich Anderer Noth! Tanze, singe und sey vergnügt!

Sie ging öffnen, und wirklich kam Thomas der Bischofsohn, während Marsala wieder verschloß. Mutter und Sohn sprachen darauf heimlich in dem Zimmer, worin das Kind auf dem Bette der Marsala schlief. In einiger Zeit erst riefen sie Irmengard, und sie erkannte kaum den Bischofssohn, so sehr hatte sein Wesen Freude und Feuer angenommen, und mitleidig sprach er zu ihr: Du jammerst mich, du unglückseliges Weib. Doch ach, du leidest nicht allein, du leidest mit Unzähligen. Richtig hat mein Vater ein Weib genommen — umsonst! er ist doch entehrt worden und liegt entehrt im Grabe! Wehe! — Richtig hat die Mutter mich geboren — umsonst! sie ist doch entehrt worden auf ihr Lebenlang! Ich bin entehrt, und Schande ist mein Name: Bischofssohn! Ach, und an sie, an sie, die voraus treue mich liebende, für mich leidende Seele, will ich, will ich nicht denken. Und so bleibt mir von allen Gütern der Erde nur die letzte Gabe an die Menschen, die herrlichste als die erbärmlichste mir, — das Grab! Indeß, so ruhig bin ich nicht gewillt hinabzusteigen! Die Welt kennt ihren Feind! Ich kenne ihn, und du! Nur leben will ich, bis ich ihm das Leben nahm; dann sind wir ausgesöhnt, und alle Grabesschrecken übernehm' ich dafür auf ewig. Denn dieses Leben ist auch ein Leben, nirgend will ich entehrt seyn, auch in diesen Erdentagen nicht! Und du, aus fürstlichem Palast verstoßen, zur gemeinen Dirne gestempelt durch deinen Knaben — ich kann dich länger nicht betrachten! So wäre es meinem Weibe ergangen! So meinem Knaben! Und in den Schrecken lache ich auf vor rasender Freude. Verzeihe! Ich bin ein Mensch; du sollst es sehen! Und weil ich Thomas heiße, zweifele nicht an mir! Und so glaube mir mein Wort: Wir werden vielleicht noch glücklich seyn! Gewiß aber ist unsere Rache, unserer Ehre greller Appellationsschrei an die Nachwelt! unsere Berufung vom übel informirten und übel formirten, oder kurz: vom üblen Papst: an den Menschensohn Gottes!

Und nun ging er, mit vor Freude gekrümmtem Rükken und eingezogenen Achseln im Zimmer dahin und daher, rieb seine Hände geschwind dazu wie ein Thöriger, während er sprach: der Herr Christus ist in den Himmel gefahren — in den Himmel ist er gefahren ... so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln! Das neue Leben ist aber das alte erste Leben, das Leben im Paradies, wo Adam ein Weib hatte, oder der Mann: die Liebe — denn das heißen die Namen, aber leider kein Kind! kein Kind! Der arme Mann! Ich armer Adam! Und meine arme Liebe! meine närrische Braut! Nun, warte nur, du gutes Kind, ich will dich schon geschеidt machen, völlig geschеidt! Diese Nacht! diese Nacht! Und morgen halten wir Hochzeit! So geschеidt wollen wir Beide seyn, blos so geschеidt wie alle Adame und alle Even, alle Männer und alle weiblichen Ebenbilder der Liebe! O welchen tiefen Blick thue ich da! Denn ist der Adam, der Mann, wohl Gottes Ebenbild, aber ist Gott die Liebe .... und Eva, das Weib, ist die Liebe — wer ist da das Weib! Geradezu Niemand anders, als .... also auch meine närrische liebe Frau! lieber Gott!

Und so ging er wieder gebückt mit eingezogenen Achseln, rieb seine Hände, und sprach: der Herr Christus ist in den Himmel gefahren, so sollen und wollen auch wir fahren! Wie ist mir denn?

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Berlin,

veröffentlicht durch Nun.

1.

Caro, Carissimo! Vom leuchtenden Nordpole sende ich Ihnen meine südlich warmen Grüße. Prag und die daselbst in freundlichem Umgange verlebte Zeit verschönert sich mir tagtäglich in der Erinnerung. Es hat das menschliche Leben gar viel Aehnlichkeit mit dem Magnetstein. Erinnerung und Hoffnung sind die eigentlichen Pole der Kraftäußerung, die Gegenwart ist der Indifferenzpunct, und nur wenn die abgeschnitten und zur Vergangenheit geworden, tritt eine neue Strömung ein, die sie erst anziehend macht. So lebt der Mensch für die Erinnerung, in ihr verklärt sich das Bild seines Lebens. Was ihn erfreut hat, erfreut ihn bis in die letzten Stunden seines Daseyns. Prag wird stets eine meiner freudigsten Erinnerungen bleiben; ich habe aber auch eine freundliche Gegenwart. — Ich bin nun in dem großen, weiten, über allen Ausdruck schönen Berlin angekommen. Das Merkwürdigste habe ich bereits gesehen und bin oft vor Ueberraschung und Bewunderung in Entzücken gerathen und unwillkürlich im Anschauen so vieler Ergötzlichkeiten stehen geblieben. Was ich sah, übertraf meine Vorstellungen von Pracht und Eleganz. Das Schöne zeigt sich hier in tausend Formen und Gestalten der Kunst, jedoch ohne alles historische Interesse, ohne alle Erinnerung. Berlin hat in der That noch keine Vergangenheit, und es fehlt daher jene stolze Ruhe, die uns in eines Greisen Antlitz, aus dessen Falten eine thatenvolle Jugend hervorschimmert, so wundersam anzieht. Berlin ist ein hoffnungsvoller Held mit einer neuen Fahne. Voll jugendlichen Feuers und kräftigen thatendurstigen Strebens trägt Berlin vielleicht die Keime künftiger Größe unentwickelt in sich; aber es bedarf noch hundert denkwürdiger Schlachten, um jene Theilnahme ansprechen zu dürfen, die uns in alten Städten auf so wundervolle Weise erfüllt. Berlin ist ganz modern und gehört der neuen Zeit an. Frau von Stael hat

Recht, wenn sie schreibt: **Berlin ne laisse pas des souvenirs.** —

Berlin strebt sichtlich, in seinen neuesten Schöpfungen das classische Zeitalter der Griechen in verjüngter Gestalt zu reproduciren, während Prag und ähnliche Städte das Mittelalter, das Zeitalter der christlichen Religion nebst ihrem Einwirken auf Leben und Gesinnung, vor die Augen führen. — Berlin ist in der Erscheinung durch seine innere und äußere Ordnung, Regelmäßigkeit und Abgeschlossenheit, Alles Ergebnisse einer höher entwickelten Intelligenz, ein plastisches Kunstwerk, und ich möchte sagen ein sinnlicher Typus der classischen Poesie; wohingegen Prag eben durch den Mangel gedachter Eigenschaften die Romantik repräsentirt, und sie begünstigt. Daß dessenungeachtet Berlin gewiß mehr romantische Dichter zählt als Prag, mag andere Umstände zum Grunde haben. Wenn ich übrigens Berlin mit Prag vergleiche, so kommt mir ersteres vor wie ein Theater, wo Alles Kunst athmet, und zwar solche, die mehr die Sinnlichkeit, als das religiöse Gemüth in Anspruch nimmt; während Prag immer den Eindruck auf mich machte, den man in einer Kirche zu empfinden pflegt, und sonderbar ist es, daß ich eben im Theater, und namentlich in der Oper, die Aehnlichkeit mit einer Kirche wieder fand, indem Jeder mit dem Gesangbüchlein andächtig zuhört. Was das innere öffentliche und Privatleben der Berliner, das wissenschaftliche Treiben auf der Universität und vorzüglich das Künstlerleben in den drei Schauspielhäusern betrifft, bin ich noch zu viel Neuling, um ein Urtheil darüber zu wagen. Außer den vielen Schriftstellern gibt es hier noch berühmte Schriftstellerinnen, aber für mich vorläufig unzugänglich, und Rahel's Grab besuchte ich nicht, denn es ist zu kalt und ich wärme mich lieber an ihrem Buche. — Ich habe mehrere Vorlesungen gehört, namentlich Steffens über Anthropologie und Naturphilosophie. Davon hat man in Oesterreich durchaus keinen Begriff, und es erscheint hierin das umgekehrte Verhältniß des Obgesagten. In Oesterreich sind die wissenschaftlichen Felder durch Remarcationslinien von einander geschieden, die Fächer streng gesondert, und man möchte über Gebietsverletzung schreien, wenn man es wagen wollte, in ein fremdes Fach hinüber zu spielen. Hier wird Alles durch einander geworfen, mit einander verglichen, Totalübersichten gewonnen, kurz ein Brei zubereitet, der gar wunderlich schmeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einbildungskraft.

Das Vermögen der Einbildungskraft ist die große Triebfeder der menschlichen Wirksamkeit, und die Hauptquelle des menschlichen Fortschreitens. Da es Vergnügen macht, dem Geiste Scenen und Charaktere, vollkommner als diese, mit welchen wir vertraut sind, darzustellen, so hindert dies uns immer, mit unserm gegenwärtigen Zustande oder mit unserer erreichten Lage zufrieden zu seyn, und treibt uns beständig zur Aufsuchung irgend eines unversuchten Vergnügens oder irgend einer idealen Vortrefflichkeit. Daher der Eifer der Selbstsüchtigen, ihre Vermögensumstände zu verbessern und ihre persönlichen Vorzüge zu vermehren, und daher der Eifer des Patrioten und Philosophen, die Tugend und die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes zu befördern. Zerstöre diese Fähigkeit, und der Zustand des Menschen wird so stehend werden, als der der Thiere.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, im Januar 1836.

(Schluß.

Neue literarische Erscheinungen,

von besonderem Interesse für Breslau, sind in neuester Zeit wenige vorgekommen. Jedoch viel Aufsehn macht: „Hephata oder Denknisse eines Freimauers." Das Buch ist in Leipzig erschienen, doch will man seine Entstehung hier suchen. Das Freimauerwesen ist ein stillstehendes Gewässer, das Hephata ein hineingeworfener Stein, der die Oberfläche in immer größer werdenden Kreisen bewegt, welche so Vieles in sich schließen. Von so manchen Vorfällen und Beispielen, die in dem Werke erwähnt werden, will man besonders für Breslau eine Nutzanwendung finden. Das Buch fängt an, Schicksale zu haben; hier will man dessen Ankündigung nicht einmal erlauben. Und warum denn nicht? Ei, darum! „Hephata" ist gut, theilweise ausgezeichnet gut geschrieben, enthält vollkommene Erklärung Alles dessen, was bisher geheim gehalten wurde, befaßt sich aber nicht allein mit einer trockenem Aufzählung aller der verschiedenen komischen Gebräuche u. s. w., sondern hat auch den Anfang gemacht, mit einer scharfen Kritik des Ordens, begleitet mit den ergötzlichsten Anmerkungen und einer zahlreichen Sammlung der komischen Caricaturen. Der unbekannte Verfasser hat die wirksamste, gefährlichste Waffe ergriffen: er macht jenes Thun und Treiben lächerlich, und dazu hat er überreichen Stoff!

Außerdem sind von hiesigen Verfassern noch erschienen: „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie von A. Kahlert," eine mühsam zusammengetragene Schrift, eine Zusammenstellung aus verschiedenen Quellen geschöpfter Notizen, doch nichts Neues, nichts Frappantes, nichts Amüsantes. Das Büchlein kann in unserer Zeit kein Glück machen, auch ganz abgesehen davon, daß der Verfasser Mitarbeiter am Gesellschafter (ich halte die Hand vor dem Mund) ist, und es dort entweder schon sehr gelobt worden ist oder noch sehr gelobt werden wird. — Das Publicum ist jetzt, weintwegen nenne man es verwöhnt, aber es will Alles modern, elegant haben, Schreibart, Papier und Druck. Die erwähnte Kahlert'sche Schrift riecht dumpf wie eine Studirstube mit qualmender Thranlampe, hat ein sauertöpfisches Ansehn und kann sich nur einen sehr kleinen Leserkreis erwerben.

Mit der neuesten Literatur Schlesiens hat sich Hr. Kahlert nicht befassen mögen, was ihm manche unserer jungen Literaten, die gar nicht genannt worden sind, sehr übel genommen haben sollen. Ich wahrlich nicht und warum auch? Wem es bloß

darum zu thun ist, daß sein Name genannt wird, der hat ja ein halbes tausend Journale, den vorläufigen Niederlagen für die Versuche, zur Unsterblichkeit zu gelangen; dort kann er seinen Namen drucken lassen, so viel und oft er will, und da wird er doch auch gelesen, was in Kahlert's Broschüre mehr als zweifelhaft ist. Ueberzeugt bin ich, daß Hr. Kahlert eine Ausnahme der neuen Kritiker und gewissenhaft genug ist, nicht über etwas zu urtheilen, was er nicht gelesen hat, und deßwegen wohl auch hat er sich kein Urtheil über die Leistungen so mancher jungen Literaten Schlesiens erlaubt. — Die Freundschaft ist etwas sehr Schönes für's bürgerliche Leben, aber es ist lächerlich, wenn sich Hr. Kahlert so von ihr bestechen läßt, daß er Leute, eben weil sie seine Freunde sind, als Dichter nennt, die nur einige auffallend mittelmäßige Verse gemacht haben, während er Andere höchst talentvolle, die auch auswärts schon verdiente Anerkennung fanden, wie z. B. Bürkner, Krebs, Roland ꝛc. ganz ungenannt läßt. Aber nicht allein genug, sondern auch schon viel zu viel über jene harmlose Compilation!

Noch ist eben in der Aderholz'schen Buchhandlung erschienen „Buch der Liebe" von Hoffmann (von Fallersleben), dem bekannten, beliebten, wahren Dichter. Die Aderholz'sche Buchhandlung hat sich durch den Verlag des Werkchens ganz gewiß ein Verdienst erworben; ob aber nicht klingende Anerkennung desselben fehlen wird!? Gedichte, auch sehr gute, sehr schöne — es ist fürchterlich, aber wahr! — haben kein Publicum mehr — in unserer practischen Zeit voll Eisenbahnentwürfen, Dampfwagen, Sparcassen, Versorgungsanstalten, Mäßigkeitsvereinen zur Verbannung geistiger Getränke, und gute Gedichte sind doch gewissermaßen auch geistige Getränke. Eins wundert mich nur, nämlich, daß in unserm Decennium der Wassercuren, und bei jetziger ungeheurer Beliebtheit des Wassers, Herrn Schneidereit's (auch eines Poeten, den Breslau mit Stolz den Seinigen nennt) Gedichte gar kein Glück gemacht haben, und gänzlich als Maculatur schwer auf dem unvorsichtigen Verleger liegen. Der Verwandtschaft wegen wollen wir von den Dichtern auf wirkliche

Kunstreiter

zu sprechen kommen, welche seit Kurzem in unserer guten getreuen Stadt Vorstellungen geben. Binnen kaum drei Jahren schon die vierte Gesellschaft. Zuerst die Wolff'sche, dann die Beraneck'sche, darauf Tourniaire und Gehlia, jetzt A. Guerra. Letzter kam von Wien und Prag aus zu uns, und ein vortheilhafter Ruf war ihm vorangegangen. Die Gesellschaft ist ganz ungewöhnlich zahlreich und überreich an schönen reizenden Frauen.

Reitkünste, die freiesten und verwegensten aller Künste, haben besonders für Männer einen eigenthümlichen hohen Reiz; sie erhalten den erstaunenden Zuschauer in einer beständigen Spannung, wenn er sieht, wie mit festem, unerschütterlichem Muthe, mit heiterer Miene der Reiter jede Minute in Todesgefahr schwebt, unzählige Mal mit frecher Keckheit sein Leben einsetzt im gefährlichen Spiele. Jetzt wird das muthige zierliche Roß vom blanken Reitknecht in die Arena geführt. Wie stolz es den Kopf wirft, wie mutbig es den Boden stampft — da beginnt die lockende lustige Musik, gewandt schwingt sich der Reiter auf den Rücken des verständigen Thieres. Bald steht er mit festem Fuße auf der unsichern glatten Fläche. Und es wird immer wilder und wilder die tobende Musik, immer kühner die Stellung des Reiters, immer gefährlicher sein Wagen. Pfeilschnell durchfliegt das rasende Roß die Bahn mit dem tollen Reiter, der nur mit der Spitze eines Fußes das Roß berührt, und anhaltender, rauschender Beifallsruf erfüllt den weiten Raum.

Und dann die Frauen! gibt es wohl einen schöneren, lockenderen Anblick, als hoch zu Roß ein reizendes Weib mit freundlich bezauberndem Lächeln; wie schön ist ihre Haltung, wie leicht, wie duftig umfließt den wunderlieblichen Körper das weite weiße Gewand; seine glänzenden Wellen verbergen nicht, sie heben den herrlichen Wuchs, die schönen üppigen Formen.

Solche Genüsse gewährt Guerra's Gesellschaft in vollem Maße. Mad. Guerra, auf ungesatteltem, milchweißem Roß, zeigt alle jene graziösen Stellungen und Wendnngen, die das Auge entzücken. Ebenso Dlle. Mostbauer, Dlle. Nanetta Schier und die wunderliebliche Angelina Letard, die noch auf der Grenze vom lieblichen Kinde zur reizenden Jungfrau steht, und deren jetzige Leistungen viel für die Zukunft versprechen. Ihre Schwester, Dlle. Louise Letard, ist die kühnste Reiterin, die ich bis jetzt sah. Sie springt mit außergewöhnlicher Kraft und zeigt den schwierigen Ritt auf zwei ungesatteten Pferden. Unter den Reitern, von denen sich die meisten durch ungewöhnliche Keckheit und Waghalsigkeit auszeichnen, dürften besonders Brand, G. Ceci, Filipuzzi, Crassetti u. A. genannt werden. Die vorzüglichste Leistung, und zwar eine Leistung, die man hier noch nicht sah, ist der sogenannte „Wettstreit der Gladiatoren." Auf zwei ungesatteten Pferden zeigen Brand, Ciniselli und der junge Amato die schönsten, imposantesten, theils wahrhaft fabelhaften Stellungen. Die etwas kalte Witterung war Ursache, daß der Circus anfänglich nicht sehr zahlreich besucht wurde. Die Kunstreitergesellschaft ist vielfach in allen unsern Blättern gelobt worden, am meisten und ausschweifendsten aber von Hrn. Dr. Grätenauer. Zu was dabei aber die Erinnerung an den damaligen längst vergessenen Streit wegen Rappo! daß man jene läppische Geschichte vergessen hat, braucht Hrn. Dr. Grätenauer ja eben nicht unangenehm zu seyn. Es ist lächerlich, daß der Dr. Grätenauer nicht allein jede passende, sondern auch ganz unpassende Gelegenheit benutzt, den „Breslauer Blattschreibern" eins anzuhängen. Zu was sucht er denn immer Scandal? Renommisterei verzeiht man doch höchstens allenfalls der unbesonnenen Jugend; die wenigen Breslauer Blattschreiber kümmern sich jetzt gewiß nicht im Geringsten mehr um den Dr. Grätenauer. Jedes und Jeder hat seine Zeit; die Hrn. Dr. Grätenauer's ist wohl nun vorüber. Er ist früher gefürchtet worden wegen seiner spitzen Feder, aber, wie gesagt, das ist schon ziemlich lange her. Warum stellt er sich nun noch immer den jungen „Blattschreibern" gegenüber? — Wir sind jetzt im Vortheil gegen ihn, eben weil wir jung sind. Wer alt ist, kann nur noch vergessen, wer jung ist, noch viel lernen und leisten.

Im zweiten Theil dieses Berichtes, der dem ersten bald nachfolgen soll, wollen wir Einiges über unsere Wintervergnügungen, neue Zeitschriften, die höchst ungünstigen Censurverhältnisse ꝛc. sagen. Ueber das Theater im Theaterblatte.

M. Bauschke. (Schauke.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 49. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 26. Februar. 1836.

Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes; nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedr. C. Jul. Schütz. Zweiter Band. gr. 8. XXII und 562 S. Halle, 1835. Druck und Verlag von C. F. E. Scharre.

Mit diesem Bande ist die Auswahl aus einem größtentheils höchst interessanten und lehrreichen Briefwechsel beschlossen, und ein dritter das Ganze krönender — nach Erwartung des finis coronat opus — Band wird die Biographie und Charakteristik eines Mannes geben, der sich über 40 Jahre lang die wesentlichsten Verdienste um alle Theile der Literatur erworben hat. Je mehr man aber aus dem Briefwechsel zur Hochschätzung dieser Verdienste sich gezwungen sieht, um so tiefer muß man sich gekränkt fühlen, daß Neid und Mißgunst, Faulheit und Ignoranz entweder verabsäumten, dem Verewigten den wohlerworbenen Lorbeerkranz auf's Grab zu legen, oder sein Andenken auf eine höchst bejammernswerthe Weise feierten. Ein Professor Gruber, durch Schütz befördert und gehoben, durch Schütz an die Spitze der allgemeinen Hallischen Literaturzeitung gestellt, also Schütz zum größten Danke verpflichtet, gibt erst drei Jahre nach dem Tode dieses seines Freundes, Gönners und Wohlthäters eine Lebensskizze — aber welch' eine? — Eine solche, die nicht werth ist, daß man durch ihre Charakterist sich die Feder besudelt. Um diese Mißhandlung des verdienstvollen Mannes nach seinem Tode zu vollenden, muß es, leider! noch einen Professor Jakob geben, der sich, wie es scheint, nur aus Gewinnsucht zum Biographen aufwirft, und einen von den lächerlichsten Schnitzern strotzenden Aufsatz liefert. Mit Recht donnert die Indignation des Sohnes Jul. Schütz dieses par nobile fratrum mit einem Quos ego! — an, das sie an ihrem Sterbetage noch nicht vergessen haben werden. Sehr klüglich hat übrigens Hr. Professor Gruber gethan, daß er den Abdruck seiner Briefe an Schütz vermittelst der preußischen Censurbehörde inhibirte, weil man aus denselben noch mehr erkennen würde, ein wie schändliches Laster Undankbarkeit ist. Vielleicht steht sie noch tiefer als die notorische Kriecherei und Heuchelei. Ein Dritter, den Jul. Schütz nicht wegen unberufener Einmischung und aufgedunsener Ignoranz wie Jakob, nicht wegen der Unterlassung einer Gewissenspflicht und wegen der Nichterfüllung eines oft und vielfach gethanen Versprechens wie Gruber geißelt, sondern wegen dargelegter Mißbilligung über die Publication seiner Briefe mit der eisernen Hand seiner Dialektik faßt, ist der jüngst verstorbene Hofrath Böttiger. Wie unrecht dieser auch gehandelt und wie unhaltbar auch seine Protestation gewesen seyn mag, wir gestehen, daß dessen deductio ad absurdum gerade den entgegengesetzten Eindruck von der der beiden oben genannten Herren gemacht, d. h. uns geschmerzt hat. Böttiger war ein grundguter Mensch, das Laster der Unzuverlässigkeit, Heuchelei und Undankbarkeit lag ihm fern, und Unwissenheit, Eitelkeit und Gewinnsucht haben ihn nie verleitet, eine Notabilität zu verunstalten. D'rum rief unser Herz beim Lesen dem Herausgeber oft ein parce, precor zu, das, leider! wie die Gruber'sche herz- und geistlose, aber desto schnitzervollere Lebensskizze in der Halle'schen Literaturzeitung, wenn auch nicht ziemlich um drei Jahr, doch beinahe um ein Jahr zu spät kommt. — Man lese die Vorrede; sie ist mit einer Laune geschrieben, die mit Schwertes Schärfe trifft, dabei den beiden ersten Gegnern zu einer gelinden Verzweiflung verhelfen, oder allerwenigstens sie in einen moralischen Katzenjammer werfen wird.

Die Briefe selbst haben wir nicht nur durchblättert, sondern meistentheils mit Aufmerksamkeit und Theilnahme durchlesen. Sie enthüllen ein Stück des inneren literarischen Mechanismus, berühren bald weitläufiger, bald kürzer diesen und jenen Punct der Gelehrsamkeit, beantworten im eindringlichen Tone herzlicher Mittheilung manche wichtige Frage über Wissenschaft und Leben, geben Aufschlüsse über persönliche Verhältnisse, besprechen Universitätsangelegenheiten, charakterisiren den scientifischen und politischen Stand der Zeit und gestatten den Einblick in so manches Herz, hier unsere Meinung verwerfend, dort sie bestätigend.

Von dem Letzteren nur ein Beispiel. A. W. v. Schlegel ist uns immer vorgekommen wie die personificirte Grobheit, versetzt mit einer bedeutenden Dosis von Anzüglichkeit und Nichtachtung alles Achtbaren. Nichts hätte uns in dieser Ansicht mehr befestigen können, als die hier mitgetheilten Briefe von Schlegel an Schütz. Sie sind die einzigen, die dem Antesignanen der Gelehrsamkeit und Koryphäen der Kritik Geifer in's Gesicht speien. Wie anders erscheint dagegen der Charakter eines Schiller, Wieland, Bürger? Wie weit sind sie von Herzlosigkeit, roher Anmaßung und ekler Grobheit entfernt und wie durchweht ihr Wesen der Hauch der Bescheidenheit, Liebe und Milde? Wer einst eine Geschichte der Bengelei, Flegelei und Pöbelei in der Literatur schreiben will, der wird A. W. v. Schlegel als Centralpunct zu betrachten haben, in dem sich alle Strahlen der genannten Tugenden vereinigen. Auch die Briefe an Schütz nöthigen dazu. Es bliebe uns in ähnlicher Hinsicht wie in den angegebenen anderen noch unendlich Vieles übrig, auch wenn wir die Beispiele zu hundert anhäuften, denn der Gelehrten, Schriftsteller und Dichter, deren Briefe wir lesen, gibt es 191, und von diesen sind vielleicht nur 30 Briefe da, deren Uebergehung ohne Nachtheil gewesen wäre. Dagegen gibt es wiederum mehrere Decaden Gelehrte, bei denen man bedauert, daß nicht mehr Briefe von ihnen vorhanden sind. Vielleicht fanden sich nicht mehr im Nachlasse vor, vielleicht trat die Censur zurückweisend und nach ihrer Weise — castrirend ein, was man oft an der hier und da vorkommenden Abgerissenheit und Lückenhaftigkeit bemerkt. Es wäre Schade, wenn uns der Herausgeber nicht auf irgend eine Weise, durch irgend ein legales Verfahren dafür schadlos halten wollte. Eben so erregen mehrere Briefe an ihn, Schütz den Sohn, das Verlangen, daß eine solche Sammlung von Briefen, versteht sich: nach strenger Auswahl, erscheine, vielleicht mit einem Anhang von Briefen an Schützens Gemahlin. Auch von diesen Briefen nämlich sind einige schmackhafte Proben vorhanden. Namentlich aber sind es die Briefe des Hrn. v. Ramdohr an die Schützin, welche das Interesse unserer Zeit ganz besonders in Anspruch nehmen. Sie sind nicht nur ästhetisch-kritisch, sondern auch von der Art, daß ein Gutzkow'sches Genie sie mit leichter Mühe und nur einigem ergänzenden Beitrag der Phantasie zur Verfechtung antimatrimonialer und ähnlicher Grundsätze brauchen könnte. Zugleich kommt dabei ein belletristisches und philosophisches Interesse in Anregung, denn es finden sich daneben ziemlich absprechende Urtheile über Jean Paul und Goethe, Abmahnungen von der Kant'schen Philosophie, Spötterei über Fichte, eine Abhandlung über die Liebe nach Sokrates und Plato — Alles vortreffliche zeitgemäße Sachen. Dabei vergesse man nicht, was Hr. v. Retzer über den Charakter des oben erwähnten A. W. v. Schlegel und die Achtungswürdigkeit seines literarischen Wirkens sincero corde vorbringt. Wir trennen uns ungern von dem Einzelnen, wählen noch folgendes Doppeldutzend von Namen der Briefsteller: v. Archenholz, Balbi, Bredow, Creuzer, Eichstädt, Feuerbach, Fichte, Garve, Heeren, Herder, v. Humboldt, Iffland, Käſtner, Krug, Luden, Paulus, Platner, v. Raumer, Reinhard, v. Schlözer, v. Stollberg, Tennemann, Wegscheider, Zimmermann, und schließen mit Niemeyer's, dieses unsterblich verdienten Mannes, Wunsche: „von Deines (Schützens) Geistes Schwingen mild anweht — Dir nach, dem Höchsten nachzuringen," nachrufend noch einmal mit seiner Stimme: „Hunc fidibus novis, hunc Lesbio plectro, te tuasque decet sorores!" Gruber und Jakob — habeant sibi, denn jeder Rechtliche weiß, was er über sie in ihrem Benehmen gegen den hochverdienten Todten zu denken hat. Wir wollen mit keiner grellen Dissonanz enden, und es sey genug, sie, die Kleinen, Niemeyer, dem Großen, entgegengestellt zu haben.

Das Aeußere des Buchs hat ein sehr altgelehrtes Ansehen, d. h. es ist gut, könnte aber etwas ästhetischer gedruckt seyn.

Jugendwanderungen. Aus meinem Tagebuche für mich und Andere. Von dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger.

Mit Siebenmeilenstiefeln habe ich diesen 16 Bogen starken Band durchlaufen, und nun schwirren hunderte Orts- und Personennamen in meinem Gehirne und machen mir Kopfweh. Dieß ist wohl der einzige Profit, den man aus diesem Buche ziehen kann, und welchen man mit 2 Rthlr. bezahlen muß. Wahrhaftig, der Fürst Pückler-Muskau gäbe nicht so viel darum, er geizte in seiner Jugend vielmehr mit dem Gelde, wie man aus diesen Tagebuchsblättern deutlich ersieht. Er wanderte zu Fuße mit dem Knittelstab in der Hand und den Freund Alex. von Wulffen, dem dieses Buch in treuer Erinnerung gewidmet, an der Seite; er ritt auf einem Esel, er handelte mit dem Postillon, er zankte mit dem Vetturin, er zahlte den Wirthen die Hälfte der Rechnung, trotz allem Lärmen und Schreien und das Alles nicht etwa aus Passion, sondern, wie er selbst gesteht, der Sparsamkeit halber. Besser, als mit ausgestreckten Beinen in einem bequemen vis à vis sitzend, hintenauf Jäger und Jagdhund, wie sich der Fürst im Semilasso schildert, — besser gefällt er sich in der Sphäre unbemittelter Reisenden, die jeden Pfennig zu Rathe halten, in Staub und Sonnenhitze dahin keuchen, und des Nachts mit dem ärmlichsten Mahle und Lager verlieb nehmen müssen. Umständlich berichtet er dergleichen, er zählt sogar die 90 Stufen, welche in sein bescheidenes Logis im sechsten Stockwerke führen. Daß er aber solche kleinliche Situationen veröffentlicht, ist bloß — Koketterie. Daran werden jedoch die Leser eben so wenig Geschmack finden, weil es ein Fürst oder Verstorbener geschrieben, und die Besorgniß, in der an eine Fürstin gerichteten Vorrede ausgesprochen, das Publicum möchte dieses nur subjectiv interessante Buch nicht goutiren, zeigt von ganz klarem, gesundem Verstande. Allein — die Fürstin hat schlechte Augen, kann Geschriebenes nicht gut lesen, und der galante Fürst läßt das Manuscript abdrucken, und wir armen Bürgerlichen müssen nun 2 blanke Thaler hingeben und noch dazu auf 260 Seiten lesen, wie und wo er in seiner Jugend herumgewandert, was für Alterthümer er gesehen, welche Kunstgallerieen er besucht ꝛc. ꝛc. — Frankreich gibt wenig Ausbeute und von Italien lesen wir S. 224, „daß man überall unerträglich von Flöhen geplagt wird. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich versichere, daß meine weißen Strümpfe, wenn ich über die Gasse ging, zuweilen wie schwarz getüpfelt erschienen." Er erzählt S. 177, „daß in der Oper zu

Rom, während eines Duetts der Lampenputzer ohne Scheu auf das Theater kam, um einige Lampen in Ordnung zu bringen, und genirte sich dabei so wenig, daß er nach beendigtem Geschäft noch eine ganze Weile stehen blieb, um — sich den Schenkel zu kratzen, wo ihn ein Floh zu incommodiren schien. Ländlich, sittlich!" S. 211 aber steht: „In Trave fand ich eine sehr hübsche Wirthin und die größten Flöhe, eine Plage Italiens, die zuweilen unerträglich wird." — Also ein Fürst schrieb schon vor 30 Jahren dasselbe, was die guten lieben Deutschen jetzt für eine bloße Imagination des Hrn. G. Nicolai halten, und Referent kann es als Körperzeuge bestätigen, daß er, wenn nicht die größten, und auch nicht bei einer schönen Wirthin, doch immer genug dergleichen Thierchen gefunden, die seine weiße Wäsche schwarz tüpfelten, und war oft genug Augenzeuge, wie man sich im Theater und auf Bällen, im Café und auf Promenaden ganz ohne Scheu juckte, kratzte und, rein deutsch gesprochen — Flöhe fing. Welche Plage für einen Fürsten! aber er fand Entschädigung bei den reizenden Italienerinnen, die ihm besonders wohlgefielen. Nicht jene Mädchen, die, wie er erzählt, Ausrufer und Anpreiser in der Stadt zur Werbung umherschicken. Zu solch' einem ließ er sich — rein des Spaßes wegen geleiten. Der Führer fragte gleich im Eintreten: **Quanto ei paga da lei? Ma quattro Scudi, le sapete,** sagte das wirklich schöne Kind; allein der Fürst schreibt, er ging hinweg, ohne zu offenbaren, ob aus Enthalt- oder Sparsamkeit. In Rom verliebte sich der Fürst, wie er in einer Note entschuldigend schreibt, da nun sein Tagebuch abgerissen und lückenhaft ist. Ach, hätte er sich vor dieser Reise verliebt!! —

Es mag dieses Buch wirklich in den Jahren 1808—9 geschrieben seyn, jedoch sind Ansichten der Gegenwart mit eingemischt, die so fremdartig darin aussehen und sich so linkisch benehmen, wie der Fürst Pückler-Muskau mit dem Ränzchen auf dem Rücken auf der staubigen Landstraße unter Handwerksburschen und Fuhrleuten. Er hat sich aber auf diesen Reisen gar viele bürgerliche Freunde und bürgerliches Renommée erworben, und will nun seine Popularität, so sehr sie ihn auch genirt, nicht aufgeben; daher findet man aristokratische Gedanken neben demagogischen Witz, fürstliche Verschwendung neben kaufmännischer Knickerei, den gebildetsten Kunstkenner neben dem Pedanten, kurz den Lebenden neben den Verstorbenen. — Fürst Pückler kann nichts erzeugen, nichts schaffen, nichts erfinden; er empfängt nur und portraitirt. Daher muß er Jeden sprechen, Jedes sehen, sonst ist er nicht im Stande, es zu zeichnen, zu beschreiben. Deßhalb hat er Deutschland und Italien, Frankreich und England durchreist, durchzieht nun Afrika und wird wohl den ganzen Erdball durchwandern, um nur Alles gesehen zu haben. Er malt Länder und Städte recht hübsch und anziehend, aber die Menschen sind das Element, worin er sich schön und sicher herumtummelt. Sonderbar ist es, daß der Verstorbene besser die Lebenden zeichnet, als die Todten. Diese kennt er nicht, und er bringt daher bloß Anekdoten; an jene klettet er sich aber wie ein Vampyr und saugt das Pikante aus allen ihren Adern. Man bemerkt, wie wohl und leicht ihm wird, wenn er einen Menschen erblickt, sey es ein Theaterdirector oder ein Papst, ein altes Weib auf einem pissenden Esel oder eine schöne Gräfin, die kopfüber aus dem Sattel fällt. Situationen schildert er meisterhaft, und er hascht danach bei ausgezeichneten bekannten Personen. Die Gesellschaft ist daher das Feld, wo Früchte für sein Tagebuch wachsen und gedeihen, seine Feder erhält im Salon Futter für die Briefe, für Frutti und Wanderungen, und für Hallberger in Stuttgart, der den Bogen theuer genug verkauft.

Es ziemt sich jedoch nicht für einen Fürsten, Bücher zu schreiben, und der Fürst Pückler-Muskau hat daher den Schriftsteller zu Grabe getragen. Der Salon ist die Gruft und die Briefe der Sarg, worin er die Hülle des Verstorbenen aufbewahrte. Der Fürst aber ist ein eitler Mäcen, und zimmert seinem todten Günstlinge von Zeit zu Zeit einen andern Sarg nach der neuesten Mode. **Tutti Frutti** waren gleich Anfangs morsch und faul, und der Fürst hobelt jetzt in Algier einen modernen Sarg. Damit aber der Verstorbene indeß nicht auf bloßer Erde liege, fügte er alte Breter zusammen, überstrich sie mit frischem Lack, und legte ihn in Reisekleidern hinein. So entstand das beurtheilte Buch, auf welches der Ausspruch eines der scharfsinnigsten Kritiker über die Briefe genau paßt: Eine gewöhnliche Reisebeschreibung, aber keine gewöhnliche Reise.

Literarischer Beobachter.

Die Zeitschrift, welche, als mehrere Länder in immerwährende politische Controlle nehmend, in Deutschland keinen Verleger finden konnte, hat Börne nun, unter dem Titel: „La balance, revue allemande et française" in Paris begonnen, wo sie — schwerlich den besten Fortgang haben wird.

Als Brückner das Censuramt in Leipzig erhalten hatte, schrieb er am 9. Januar 1812 an Prof. Schütz in Halle: „Gewiß erwartet die sächsische Regierung von demjenigen, dem sie das Censuramt anvertraut, nicht nur Wachsamkeit und Scharfblick, sondern auch liberale und humane Gesinnungen," und redet daher im Vorhergehenden von der sächsischen Regierung als von einer „in ihren Grundsätzen für so rechtlich gehaltenen." O, daß es immer so wäre!

[Bettina.] Im Literaturbl. d. Mitternachtz. Nr. 176 (1835) wird es von O. L. B. Wolff für ein Räthsel erklärt, daß Bettina das Buch: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, hat drucken lassen. Die Verdffentlichung dieses Briefwechsels erklärt sich aber einestheils durch — Eitelkeit. Bettina macht dadurch der Welt bekannt, daß sie in näheren Verhältnissen mit dem großen Goethe gestanden; darüber vergißt sie, wie kalt und schnöde er sie behandelt und ihn oft deutlich zu verstehen gegeben: wie lästig sie ihm sey. Es ist ihr daher mit Goethe gegangen, wie jenem Amtmann mit Friedrich dem Großen. Er hatte einer Musterung der Truppen dieses großen Königs als Zuschauer beigewohnt. Nach deren Beendigung aß er an einer Table d'hôte und versicherte, sich brüstend: „Der König hat mit mir gesprochen."

Aller Augen richteten sich auf ihn; man beneidete ihn wegen dieser Auszeichnung. Da fragte ihn Einer der Gäste: „„Was hat er Ihnen denn gesagt?""

„Was sollt' er mir gesagt haben. Ich kam ihm, mein Pferd nicht genug im Zaum haltend, zu nahe; da rief er mir zu: Hundsfott! aus dem Wege!"

Man konnte sich des Lachens nicht enthalten. „Was ist denn darüber zu lachen!" äußerte der Amtmann, er hat doch mit mir gesprochen." †)

[Frau von Chezy.] Diese hat in einem Aufsatz über Rahel in der Revue du Nord eine große Aehnlichkeit zwischen dieser und der Frau von Sevigné gefunden. In zwei Stücken, die sie indeß nicht berührt hat, findet diese Aehnlichkeit vorzüglich statt. Beide waren nichts weniger als hübsch und Beide ungemein — eitel.

[Tieck.] In einer Zeitschrift wird es Tieck in seiner Novelle: „Eigensinn und Laune," mehr als Alles, was mit so vieler Wahrheit und Recht im Planeten gerügt worden, zur Last gelegt, daß er bei dem Aufruhr, wo das Bordell der Heldin seiner Novelle gestürmt wird, die revolutionaire Jugend als einen Haufen liederlichen Gesindels geschildert hat, in dessen Köpfen auch nebenbei sich ein kindisches Gelüst zu einer Staatsreform geregt habe, weil der Dichter bei dieser Dürftigkeit in der Auffassung einer krankhaften, aber tiefer liegenden Zeitstimmung weder zum Humor noch zu einem übersichtlichen Standpunct habe kommen können. Diejenigen, die daher auf diesem letztern Standpunct stehen, sollten es vielmehr dem Dichter Dank wissen, daß er nach ihrer Ansicht auf einer niedrigen geblieben ist, denn in dieser umsichtlichern liegt die beste Apologie der Maßregeln, welche von Seiten der Regierungen wider diese Zeitstimmung ergriffen worden sind, und das Eingeständniß von solcher rechtfertigt sie vor den Augen derjenigen, die sich noch nicht in einem Zustand befinden, von dem der Tadler der Tieck'schen Novelle doch eingestehen muß, daß er krankhaft sey. Je gefährlicher ein Patient, um desto mehr muß ein umsichtiger Arzt heroische Mittel gebrauchen, wenn auch der Kranke die Arznei zu bitter findet und sich dagegen sträubt, sie hinunterzuschlucken. Es ist für Gehirnentzündung kein besseres Mittel, als Sturz- und Tropfbäder; sie sind aber freilich höchst peinlich und schmerzhaft für den, dem sie der Arzt verordnen muß. ††)

[Literarische Seehelden.] Wenn die Franzosen an Eugene Sue einen Schriftsteller haben, der für Seegeschichten, ja selbst für die Geschichte der Marine, große Bedeutsamkeit erlangt hat, so hat bei den Engländern der Capitain Marryat durch seine Seeräuber und seine Kutters sich den gleichen Ruhm erworben.

[Alex. Dumas.] Alex. Dumas bringt von seiner achtmonatlichen italienischen Reise als wissenschaftliche und poetische Ausbeute unter anderen zurück drei fertige Dramen (und dazu unter Paul Jones und Don Juan à Paris), mehrere impressions de voyage und eine metrische Uebersetzung der Dante'schen divina commedia.

[Zeitschrift auf den Sandwichinseln.] In der Hauptstadt der Insel Oahu Honolula (mit 7000 Einwohnern und drei Pressen, welche von den Missionärs beschäftigt werden) hat der amerikanische Missionär Tinker eine Zeitschrift gegründet.

[Krieg.] Die Berl. „Pandora" hört nicht auf, Bombe auf Bombe gegen den Altenburger Eremiten zu entsenden. Es sauf't gar gewaltig in den Lüften zwischen Berlin und Altenburg, und wenn jede Kugel träfe, so müßte die alte Burg sicherlich zusammenstürzen. Sie wird sich aber halten.

[Bern, wie es ist.] Man hat das Buch eine chronique scandaleuse genannt. Im Sinne wohlbekannter franz. Bücher, die diesen Titel führen, paßt derselbe nicht, denn von nackten Liederlichkeiten kommt hier nichts vor; will man es aber so nennen, weil von den aufgeführten Subjecten nichts Erbauliches gesagt ist, so wollen wir mit Niemandem hierüber rechten. War es Suetonius Schuld, daß er von den vier ersten Nachfolgern des Augustus eine chronique scandaleuse gab? — So ein Recensent P. T. in der Jenaischen allgem. Literatur-Zeitg. Nr. 216 vor. J.

[Anfrage.] Wie ist es möglich, daß ein umsichtiger Redacteur nachstehende Verse in eine Zeitschrift einrücken kann:

Gegenmittel.

Warum mögt Ihr, o Fürsten, oft Bücher confisciren?
Das kann wahrhaftig nimmer Euch zu dem Zwecke *) führen;
Der unbekannte Schreiber wird dadurch erst bekannt,
Das unbedeutende Büchlein erscheinet interessant.
Ich weiß ein sichres Mittel, und es ist nicht zu theuer,
Das stopft dem Mund, ich wette, dem tollsten Freiheitsschreier;
Ich weiß ein sich'res Mittel — Ihr Fürsten merkt es Euch —
Gebt solchem Kauz zehn Thaler, und — er ist Euer gleich.

G. v. Ludwiger.

Wenn man diese holprigen Reime liest, so glaubt man sich in die Zeiten eines Gottsched versetzt; aber was noch schlimmer ist, der Verfasser dieser Zeilen begeht die Unschicklichkeit, daß er sich auf diese Weise unberufen zum Rathgeber von Fürsten aufwirft. Es ist unter ihrer Würde, von solchen Schreiern Notiz zu nehmen. Jeder Groschen wäre eine weggeworfene Perle, und ein Fürst, der für so viele Sieche, unverschuldet Nothleidende, Witwen und Waisen zu sorgen hat und auch väterlich sorgt, wird sich gewiß bedenken, an solche „Käuze" zehn Thaler zu verschleudern. †††)

[Die verbotenen Bücher betreffend.] Die Redaction des Planeten hat seit geraumer Zeit angefangen, einen Catalogum librorum prohibitorum zu geben. Die Leser des Planeten sind dafür sehr dankbar, und ich darf, als einer derselben, wohl die Bitte wagen, mit diesem Verzeichniß fortzufahren. Allein mir scheint in dem letzten Verzeichniß in Nr. 305 v. J. eine Unrichtigkeit eingeschlichen zu seyn. „Die Worte eines Gläubigen in Deutschland" können nämlich unmöglich verboten seyn. Dieß Buch enthält nämlich eine Vertheidigung der Monarchie gegen die Anmaßungen der Adels-Kaste, — nicht des reichen Majorats-Adels, nicht der überall beliebten Standesherren — sondern eines armen Adels, der ernten will, wo er nicht gesäet hat. Wer dieß Buch verbieten wollte, müßte den Willen haben, diesem Adel die souveräne Gewalt in die Hände zu spielen. So weit wird sich kein im Amte befindlicher Edelmann vergessen. Er wäre sonst des Hochverrathes anzuklagen. Ich bitte daher diesen Irrthum (?!) zu berichtigen.

A. G.....r.

---

*) Zu welchem?

†u.††u.†††) Ne quid nimis, Hr. — r.! D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 50. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 27. Februar. **1836.**

Das Käthchen von Heilbronn, Mad. Binder und Fräulein von Hagn.

Ich lag in seliger Umarmung. Wollust trank ich aus den Blicken des schönsten Weibes, meine stürmischen Küsse bedeckten ihren liebeswarmen Mund, glühend schlangen sich meine Arme um die brennenden Glieder und die Seele entfloh.

Ober mir der Sterne Millionen,
Wie sie flimmern in dem Glanz' der Sonnen,
Stürzen ein zur ew'gen Höllennacht;
Wenn ihr Blick die Gluth der Liebe segnet,
Wenn er meinem sonnenheiß begegnet,
Wenn die Seele Flammen athmend lacht. —
Eine Wollust mordet die Gedanken,
Eine Gluth zertrümmert ihre Schranken,
Wenn im Blick die heiße Seele glüht,
Wenn die Küsse liebend sich begrüßen,
Wenn die Geister sich entkörpert küssen,
Wenn der Moder der Erscheinung flieht. —

Aber ich sah das Käthchen von Heilbronn, beseelt von dem Hauche der jungfräulichen Liebe, hörte das freundliche Mährchen aus der finstern Zeit der Vorwelt, und die Brust wurde mir weiter, und ich dachte nicht mehr an das blendend schöne Weib. Kleist's Schöpfung ist eine weiße Blüthe in der krystallenen Höhle des Mittelalters, die ihre wundersamen Strahlen ringsum ausgießt. Die Gesteine an den Särgen unserer Ahnen flimmern und funkeln, daß es dem Auge weh thut, wenn man hinaustritt, wo vom Dome und der Königsburg auf den wallenden Busen des deutschen Mädchens herableuchtet die rothlodernde Fackel der Freiheit. Das Bild der jungfräulichen marianischen Liebe, wie sie Kleist eben so wahr als erschütternd im Käthchen von Heilbronn darstellt, ist eine goldenstrahlende, Licht und Wärme und Leben spendende Sonne gegen die irdische, sich selbst verkohlende und verzehrende Flamme in der Zeichnung der Liebe des sogenannten jungen Deutschlands. Der Glaube an die Mutter Gottes, an die Glorie der Jungfräulichkeit und das huldvolle Ergeben in den Willen des kräftigen deutschen Mannes, der für die Ehre und den Ruhm seiner Geliebten kämpft, geben der Minne des Mittelalters eine poetische Bedeutung, welche die sinnliche Courtoisie der Gegenwart mit ihrer wollüstig berauschenden Sprache nicht erringt. Die Jungfrau, die Ehre, Unschuld, den Segen der Eltern und das Glück der Welt dem Jünglinge opfert, und mit der ganzen Jugend ihrer leidenschaftlichen Seele ihm Liebe schwört und Erhörung, — das sündhafte Weib, mit dem gewährenden Blicke in dem begehrenden Auge, wie es mit wogendem Busen und zerrissenem Kleide Alle flüchtig umarmt, und als der Geliebte flieht, nur weint und lächelt und vergeht. — Diese Gestalten und Darstellungen erregen ein fieberhaftes Frösteln, während das Käthchen von Heilbronn unser Innerstes ergreift, wenn es spricht:

Und läg' ich so, wie ich vor Dir jetzt liege,
Vor meinem eigenen Bewußtseyn da:
So spräche jeglicher Gedanke noch
Auf das, was Du gefragt: ich weiß es nicht.

Kleist drang mit warmem Herzen und leuchtendem Verstande in die Tiefen der menschlichen Seele, und was er hier des Göttlichen gefunden, rief er hervor an das rohe Licht der Welt. Das Mährchen der ersten Liebe in der Brust der Jungfrau, die Thatenlust und die Leidenschaften des Jünglings, den festen Willen und die rege Thatkraft des Mannes gab er uns in einer plastischen Darstellung wieder. Ihm ist der Charakter und die Entwickelung desselben die Seele der Dichtung, die Handlung selbst nur ihr Leib. Dramatisch ist das Käthchen von Heilbronn nicht; daß aber der unnennbare Zauber der Poesie diese Dichtung durchglüht, spricht sich am wärmsten in der Bangigkeit aus, mit der wir die Darstellung des Käthchen betrachten, als ob wir fürchteten, man werde den zarten Staub der farbigen Blume und — den Morgenthau, der auf dem Blüthenkelche perlt, abstreifen. —

Mad. Binder gibt das Käthchen. Holbein war Bühnenmann genug, um nicht aus dieser kräftigen Schöpfung Manches als Ueberfülle keck auszuscheiden; die Binder ist zu sehr Dichterin, um nicht mit der Fülle ihres reichen Gemüthes wieder die Lücken des Dramas zu ergänzen. Sie faßt den Charakter der liebenden Jungfrau in seiner urdichterischen Tiefe auf, und

daß sie das, was sie wahr aufgefaßt, eben so wahr darstellen könne, hat sie seit Jahren mit vieler Liebe bewiesen. Das Verschmelzen des Mährchens in der Seelenstimmung des Käthchen mit der rein objectiven nüchternen Aeußerung des Gemüthes, fern von jedem sentimentalen, unsern modernen Dichtern und Schauspielern so eigenen Raisonnement über das Gefühl selbst, macht die Durchführung dieser Rolle zu einer schwierigen Aufgabe. Wahrheit verlangen wir von dem Künstler, und rührend und erschütternd, mährchenhaft und natürlich, aber immer, immer wahr stellt Mad. Binder Kleist's Dichtung dar. Mad. Binder's Käthchen ist Wahrheit. —

Anders gibt Fräulein v. Hagn das Käthchen. — Wir leben in einer Zeit, wo die Kunst einen immer koketteren und sinnlicheren Charakter anzunehmen droht, und Fräulein v. Hagn besitzt nur das Talent, den ganzen Werth der theatralischen Darstellung in die gefällige Form oder excentrische Leidenschaftlichkeit zu legen. Sie kann daher die Capricciosa und Coronna, vielleicht sogar eine von Gutzkow zu zeichnende Lais, aber kein Käthchen von Heilbronn spielen. Sie faßt die noch nicht zum Bewußtseyn erwachte Liebe als drollige Naivität, die Aeußerung eines überschwenglichen Gemüthes als Ausgelassenheit, und das Mährchen in der Brust der Jungfrau als leidenschaftliche Schwärmerei auf. Ausgestattet mit Jugend und allem Liebreiz eines natürlich-schönen und künstlich-gezierten Aeußern stellt sie das Mädchen von Heilbronn als glühend liebendes Weib dar, eine italienische Gurli. Das ist aber keine Wahrheit, sondern Vernichtung von Kleist's schönster Schöpfung.

Prag.

Theaterberichte.

Stuttgart, Ende Januar 1836.

Unser Neujahr hat mit einem Angely'schen Lustspiel angefangen, was sehr ominös genannt werden könnte, da Hr. Angely nicht derjenige ist, mit welchem man in der dramatischen Kunst eine neue Aera beginnen sollte. Dazu kommt noch der Titel der ächt Angely'sch ist — „von Sieben die Häßlichste" — — in sieben Mädchen in Uniform, u. dergl.; allein wenn man von dem Vorurtheil, das man nun einmal gegen Herrn Angely haben muß, absteht, und von einigen Unwahrscheinlichkeiten, die seine Stücke nun einmal haben müssen, absieht, — so kann man sich mit den sieben Mädchen (welche hier wieder in Uniform, wiewohl in weiblicher, in gleichen Röcken, gleichen Spenzern und Häubchen, erschienen) schon einen Abend hindurch unterhalten.

Der langen Rede kurzer Sinn, des vieractigen Lustspieles Gehalt ist dieser: Ernst Hellwald, ein junger Mann, der vier oder fünf Sprachen genau kennt, ein tüchtiger Kaufmann ist, und Gott weiß, was Alles noch versteht, ist doch so herunter gekommen, daß er jetzt zu Neapel von der Gnade eines Schuhflickers lebt, der zufällig außerordentlich gutmüthig ist. Zufällig begegnet da Ernst Hellwald (H. Moritz), ein Maler Born, der ihm Geld gibt, damit er sich anständig kleiden kann; zufällig ist nun in Neapel eine schöne junge Dame, welche Ernst sieht — und sich natürlich in sie verliebt — da kommt zufällig ein Brief, der ihn von dem zufälligen Tode seiner reichen Tante benachrichtigt. Sie hat ihn zum Universalerben gemacht, doch die Bedingung hinzugefügt, daß er von den sieben Töchtern ihres Verwalters die Häßlichste heirathen müsse, und zu Richterinnen drei alte Damen Moorpilz, Kunkel und Mäusezahn eingesetzt. Verzweifelt fährt Ernst Hellwald von Neapel ab und findet zufällig an den Ufern der Elbe, bereits auf seinen Gütern, das schöne Mädchen, Ernestine (Dlle. Stubenrauch) wieder — und dieses Mädchen ist zufällig die Tochter seines Verwalters — natürlich verliebt Hellwald sich gleich noch viel mehr in sie, wird durch sie in sein Eigenthum eingeführt, bekommt dort zufällig einen Jugendfreund, den Virtuosen Müller, zu sehen, der nur da ist, um ungeheuer viele fremde, musikalische Ausdrücke hervorzusprudeln, wird von den drei alten Damen, die sich gegenseitig complimentiren und verlästern, glücklich gemacht; indem sie, das Einzige, was in dem Stücke nicht zufällig ist, durch Ernestine absichtlich erzürnt, diese für die Häßlichste erklären — und die Komödie ist aus. —

Man sieht, daß ein gar lockeres Gewebe das Ganze zusammenhält, doch wurde das Lustspiel recht lustig gegeben und gefiel deßhalb allgemein — und wird sich wohl einige Zeit auf dem Repertoir erhalten; obwohl es übrigens das beste ist, was Ref. von Angely kennt, so ist derselbe doch überzeugt, daß es bei weitem nicht so viel Glück machen wird, als das Fest der Handwerker von demselben großen Dramaturgen! — Schade, daß der Mann todt ist! — Mein Himmel, was hätte der nicht noch Alles leisten können!

Dessau, im Februar 1836.

Sie werden sich wuudern, Herr Redacteur, von hier einen Brief von mir zu bekommen; allein, bald bin ich hier, bald bin ich da: ubi bene, ibi patria. — Sie kennen Dessau, es ist ein an Freuden armer Ort. In dem Krüger'schen Kaffeegarten findet man Speisen und Getränke von vorzüglicher Güte, aber weiter nichts. Die beiden kleinen zum Empfange der Gäste eingerichteten Zimmer sind stets von Domino- und Solospielenden angefüllt. Für Geistes- und Herzensspeise existiren zwei Blätter hier, die neueste Leipziger Zeitung und das hiesige Wochenblättchen. In Letzterem findet man, „wer an diesen oder jenen Tagen faßt, id est wer Bier gebraut hat," wer durch die Gnade Sr. Durchlaucht zu einem höheren Posten gelangt ist, und andere Erbaulichkeiten.

Ueber das Theater werde ich in gedrängter Kürze referiren. Der Schauspieldirector Bode, früher Hauchkünstler des Bernburger Theaters, der mit den Herren Findeisen, Anholt und Julius Miller um die Gunst, diesen Winter hier Komödie spielen zu dürfen, bei dem Herrn Legationsrath v. Berenhorst einkam, war so glücklich, da er 2000 Thlr. Caution zu leisten versprochen hatte, zu reussiren. Er erschien mit einer großen mehr als 30 Personen zählenden, aber keineswegs guten Gesellschaft, um die guten Dessauer, zu enchantiren. Der Mann mit dem langen blauen Mantel und dem Hut soll aber, namentlich Anfangs sehr schwach besuchte Vorstellungen, und ungeachtet der 500 Thlr. preuß. Courant Zuschuß von dem gnädigen Regenten, im ersten Monat ein wesentliches Deficit gehabt haben. Wenn nun auch bei einem Gagenetat von 1100 Thlrn. derselbe nicht

bedeutend seyn kann, so ist er für einen verschuldeten Director doch der Anfang seines Sturzes. Hr. Bode wußte jedoch bei den guten Dessauern, namentlich bei den Herren R— und C— sich so sehr in Gunst zu setzen, und spielte die Rolle des ehrlichen Mannes mit einer solchen Meisterschaft, daß ihm ein Jeder traute und selbst einige, hier für sehr pfiffig bekannte Nichtchristen, ihm ein Darlehn gaben, wähnend ihr Geld könnte in der königl. preuß. Bank nicht besser aufgehoben seyn. Den 15. Januar nahm dieser ehrliche Mann noch die Hälfte des herzogl. Zuschusses und die Einnahme der an demselben Abend stattgefundenen Aufführung „der Stummen von Portici" in Empfang und verließ bei Nacht und Nebel, nicht ohne erwähnte Gelder mitzunehmen, das Weichbild der Stadt, einen Brief an den Herrn Legationsrath hinterlassend, worin er denselben, und das ist die bitterste Ironie! seiner unerzogenen Kinder sich gnädigst anzunehmen ersucht.

Sämmtliche Mitglieder, die man aus allen vier Winden zusammengetrommelt hat, kann ich nicht aufführen, es genügen wenige Worte über diejenigen, die ein sogenanntes erstes Fach bekleiden. Herr Pfeiffer, seit Bodens Entweichen erwählter Director ohne Garantie, spielt erste Helden und leider auch zuweilen Bonvivants. Wenn er auch in erstern oft gut genannt zu werden verdient, so fehlt es ihm zu letztern doch so sehr an Humor, daß es für den Zuschauer eine Pein ist, ihn in dergleichen Rollen, in Ermangelung eines Bessern, auftreten zu sehen. Hr. Bach ist bei der Gesellschaft das Factotum; er spielte alle Fächer und maltraitirt die Kunst in einem jeden besonders. Dabei läßt er sich noch den Fehler, nicht zu memoriren, zu Schulden kommen, er schwimmt vor dem Kasten hin und her, wie man es in der Kunstsprache nennt, und macht sich besonders dadurch dem Publico unausstehlich. — Als Heinrich VIII. (in Catharina Howard) wußte er von dieser Rolle kein Wort, und es erstanden peinliche mehrere Minuten dauernde Pausen. — Der zweite Liebhaber Hr. Guinand legt sehr vielen regen Eifer für die Kunst an den Tag, und wird, wenn er so fortfährt, künftig Gutes zu leisten vermögen. — Für das Fach der Anstandsdamen und ersten jugendlichen Liebhaberinnen besitzen wir in Dlle. Steinert eine zwar etwas bejahrte aber deßhalb doch recht gute Darstellerin. Sie hat durch die Länge der Zeit, eine hübsche Routine bekommen und versteht es, durch Schminke und Watte uns die Antike zuweilen vergessen zu lassen. Ihre neuliche Catharina Howard jedoch konnte uns nicht befriedigen, sie grimassirte zuviel. Es ist störend, wenn der Herzog von Durham dieser Catharina halber sich aller der ihn schmückenden Würden und Aemter entschlägt, und die Hand der liebenswürdigen Schwester Heinrich's VIII., Margaretha (Dlle. Miller) zurückweist — das nennt man die Illusion mit Füßen getreten. — Dlle. Miller für Soubretten und muntere Liebhaberinnen, ist ein junges, bewegliches hübsches Frauenzimmer. Sie ist im Stande, Gutes zu leisten, jedoch geschieht dies nur, wenn Alles nach ihrem Willen geht. Sie glaubt, und das ist ein Uebel, welches dergleichen Gesellschaften wie die hiesige so sehr charakterisirt, nichts mehr lernen zu können, und geht, statt auf der kaum betretenen Bahn vorwärts zu schreiten, rückwärts. Ihr Organ ist sehr schwach und klingt fortwährend heiser, was wohl daraus entstanden seyn mag, daß sie für ihr Alter, sie scheint nicht älter als 17 Jahr, schon zu angreifende Partieen gesungen und gespielt hat. Ungern haben wir auch noch die Bemerkung gemacht, daß sie, wenn sie auf der Bühne steht, nicht wie es seyn muß, zu denen spricht, die sich mit ihr an demselben Orte befinden, sondern stets mit dem Publicum. Eine hübsche Larve und eine ebenso hübsche Persönlichkeit machen durchaus nicht die Künstlerin aus.

Dies sind ungefähr die nennenswerthesten Mitglieder des hier im Argen liegenden Schau- und Lustspiels. Von der Oper hingegen ist es mir angenehm, fast nur Erfreuliches berichten zu können. — Unter der trefflichen Leitung des Dr. Fr. Schneider, des Ruhmgekrönten, lassen die zur Aufführung kommenden Opern selten etwas zu wünschen übrig. Das Personal besteht 1) aus Dlle. Rosenfeld, eine jugendlich schöne Gestalt für colorirten Gesang. Ihre Rosine fand den verdienten ungetheiltesten Beifall. Wenn ihr Recitativ besser wäre und sie die höhern Töne nicht so schreien möchte, dürfte sie zu den ersten Sängerinnen der italienischen Schule gerechnet werden. Bei dieser Gelegenheit machen wir sie auch noch auf ihr Spiel aufmerksam. Ihre Handbewegungen, wir möchten sagen, sind zu telegraphenähnlich, dabei ist die Stellung ihres rechten Fußes in jeder Situation gleich, der ganze Körper scheint darauf auszuruhen. 2) Dlle. Planer, Altistin; vortheilhaftes Aeußere und eine schöne aber unausgebildete Stimme sind ihre nennenswerthen Eigenschaften. Ihr Romeo ist ihre beste Leistung, ihre Jenny (weiße Frau) und Elvire (Don Juan) sind hingegen unter der Mittelmäßigkeit. Fleißiges Solfeggiren ist unumgängliche Nothwendigkeit, wenn es ihr Wille ist, sich zu einer guten Sängerin auszubilden. — Für ersten Tenor besitzen wir einen Herrn Wendt — woher? unbestimmt, dessen Stimme früher wohl einmal gut gewesen seyn kann; allein das sind tempi passati. Es ist durchaus nicht mein Wille, ihm alles Gute absprechen zu wollen; so sind z. B. einige Töne seiner Mittelstimme, wenn auch nicht kräftig, aber doch von einem ziemlichen Wohlklang, die höheren hingegen sind gedrückt und klingen unangenehm. Er gefällt hier, wo man an die schöne Stimme des Kammersängers Diedecke gewöhnt ist und das scheint mir eben das Unbegreiflichste. Warum läßt man diesen nicht dann und wann eine erste Partie singen? Möge der Herr Kammersänger doch mehr Selbstvertrauen bekommen und uns durch seine allzu große Bescheidenheit nicht um einen Genuß bringen, den Hr. Wendt bei dem besten Willen nicht im Stande ist, dem Publico zu gewähren. Für diejenigen, die Herrn Diedecke schon Gelegenheit hatten, zu hören, scheint es mir überflüssig mich, in ein Breiteres über ihn einzulassen, es sey mir deßhalb nur noch die Bemerkung erlaubt, daß sämmtliche Freunde und zahlreichen Verehrer des Herrn Diedecke es der Direction Dank wissen würden, wenn sie ihn für die nur noch kurze Zeit ihres Aufenthalts hier in ersten Partieen beschäftigen wollte. Herr Kammersänger Krüger bekleidet bei der Gesellschaft das Fach eines ersten Bassisten. Von der Mutter Natur mit einer eben so schönen wie kräftigen Stimme beglückt, kann ich ihn, nachdem was ich bereits Gelegenheit hatte, in diesem Genre zu hören, als Buffo, wozu sich seine Persönlichkeit am besten eignet, zu den ersten jetzt lebenden zählen. Sein Spiel ist nur noch sehr eckig und verräth augenblicklich, daß er sich nicht zu den Jüngern Thaliens zählt. Würde er darauf mehr Aufmerksamkeit verwenden

und sich vor dem Fehler des Outrirens, in den der Sänger dieses Faches gar zu leicht verfällt, in Acht nehmen, er könnte bei den ersten Theatern Deutschlands vortheilhafte Engagements finden.

Die zeither zur Aufführung gekommenen Schau- und Lustspiele ließen Alles, die Opern hingegen wenig zu wünschen übrig. Von dem guten Willen des Herrn Director Pfeiffer, dem Publico so viele genußreiche Abende, als nur möglich, zu verschaffen, fest überzeugt, hoffen wir, daß er den Mängeln der erstern, wenn auch nicht ganz aber doch möglichst abhelfen wird und sehen in dieser Erwartung den künftigen Erscheinungen an unserm Bühnenhimmel entgegen. Einstudirt wird Norma von Bellini. Dlle. Fürst, hiesige Kammersängerin, die Norma.

Theater-Guker.

Paris. In der neuen einactigen Oper: „Aktäon," debütirte vor dem Publicum der **Opéra-comique** Mad. Cinti-Damoreau. Der Text zur Oper (von Scribe) ist schlecht, die Musik von Auber dagegen hat einige hübsche Nummern. Sie wurde indeß mit glänzendem Beifalle aufgenommen und die genannte Sängerin mit wahrhaft italienischem Furore beklatscht, gerufen und mit Kronen überschüttet. — Im Palais royal war neu das zweiactige Vaudeville „Leona," von St. Georges und Leuven. Die Intrigue ist etwas barock, denn eine Dame läßt ihren Geliebten von einem bezahlten Banditen verwunden, um ihn zu pflegen, zu heilen und an sich zu fesseln. Mad. Duputs, mit dieser delicaten Partie bedacht, spielte so fein und liebenswürdig, daß ihr Beifall auch dem Stück zu Gute kam. — In der **Opéra-comique** war ebenfalls eine Banditengeschichte neu: „Gasparo," von Vanderburck und Deforges, Musik von Rifaut. Der Beifall konnte kein bedeutender seyn. Im **Ambigu-comique** hat man eine Variation auf die „sieben Mädchen in Uniform" aufgeführt, in der militärischen Posse: „1814, ou **le Pensionnat de Montereau**," deren Verfasser Cormon u. A. D'Ennery sind. — In der **Porte St. Antoine** machen die Vaudevilles: „Plus de lotérie" und „le bonnet de police" Aufsehen. — Ein für die immer noch Glück machenden Beduinen in der **Porte St. Martin** verfaßtes Stück heißt „l'enfant du désert. — Die Herren Duvert und Lansanne haben dem Theater **de la gaité** ein kleines weinerliches Stück: „elle n'est plus" übergeben. — Im Variétés-Theater sieht man den durch seinen Robert Macaire ausgezeichneten Schauspieler Frederic Lemaitre und seine Hauptforçe zeigt er demnach in „**La mort de Robert-Macaire.**" — „Zazezizozu" macht auf dem Boulevard immer noch Glück. — Im olympischen Cirkus erregen zwei Athleten allgemeines Aufsehen. Der Eine von ihnen, Fleury, ist so stark, daß er zwei Pferde, die mit der Peitsche fortgetrieben werden, im schnellsten Laufe zurückzugehen zwingt.

London. Im Adolphi-Theater gab ein neues Melodrama in drei Aufzügen: „Luke Somerton" einigen Succeß, mehr durch das treffliche Spiel Smith's, als durch die antiquarische Beschaffenheit der Dichtung und den schlechten Dialog. — Das St. James-Theater brachte eine schlechte Parodie auf Scribe's „ehernes Pferd," unt. d. Tit.: „Brown's Horsa." Der irische Componist Balfe schreibt an den Opern: „Esmeralda" und „die lustigen Weiber von Windsor."

München. Der Sängerin Fräul. v. Hasselt wurde jüngst unmittelbar vor Darstellung der Norma, eine Schachtel mit der Bemerkung übergeben, daß sie etwas enthalte, was zu ihrem heutigen Costüme gehöre. Zu nicht geringer Bestürzung fand die Künstlerin in der Schachtel eine Abbildung der Norma mit einem Todtenkopf und behaarten knöchernen Händen. Die Erschrockene behielt jedoch Fassung genug, noch an demselben Abend aufzutreten.

Wien. Im k. k. privil. Theater a. d. Wien war am 14. Januar zum ersten Male zum Benefice der Dlle. Weik: „Der Zauberpark oder der Liebe Scherz und Ernst," Originallustspiel in vier Aufzügen, von Fr. v. Holbein. Verwickelung und Lösung interessiren wenig, der innere Zusammenhang wird nicht klar; der Dialog der im Lustspiel manches Gebrechen verkleistert, ist matt, ohne Witz und Lebensfrische; die Charaktere schwanken aus Abgang eines dramatischen Haltpunctes; diese und jene Figur wird sogar widerlich; — Beifall: keiner. — „Das Pferd von Erz," Oper von Auber, hat weder bei der ersten noch den folgenden Vorstellungen sich eine besondere Gunst unter den Besuchern des Kärnthnerthor-Theaters erwerben können. Man nennt die Musik gesucht, und doch sey nichts Absonderliches darin zu finden. — Das Theater a. d. Wien gab am 21. Jan. zum ersten Male und zum Benefice der Mad. Fischer: „Die Gesandtschaftsreise nach China," Charakter-Lustspiel in vier Aufzügen, mit einem Nachspiele: „Die Zusammenkunft auf Makao," nach von der Velde's Erzählung von Dr. Gust. v. Frank. Die meisten Novellen v. d. Velde sind aus Dramen, die eben dieser Schriftsteller verfertigt hatte — ohne Glück, entstanden, und nun nehmen sich Fremde die Mühe, die ursprüngliche Form wiederherzustellen — mit welchem Erfolge, zeigt eben Herr v. Frank, der sehr wenig oder nichts geleistet hat, und auf keinerlei Lob Ansprüche hat. — Im Josephstädter Theater wurde zum ersten Male aufgeführt: „Bruder Ordentlich und Bruder Liederlich," ein Lustspiel, welches nach Vieler Meinung älteren Herkommens ist. Eben da wurde Jünger's „Entführung" zum ersten Male mit sehr günstigem Erfolge aufgeführt.

Leipzig. „Die Entführung vom Maskenball," konnte als neues Lustspiel nicht einmal ein Sonntagspublicum — und das will viel sagen — belustigen, ohne es zu gleicher Zeit zum Unwillen zu reizen. Es fiel unter Trommel- und Pfeifentönen durch. Mehrere der Mitspielenden schienen darauf gerechnet zu haben, denn ihr Spiel war in der That nicht das beste. — Das Wagestück: „Romeo und Julie" mit verkehrter Besetzung oder „die verkehrten Capuletti und Montecchi," als Faschingsfarçe über die Bretter zu führen, ist weder gelungen noch mißlungen. Man ärgerte sich theilweise über die Profanation einer Dichtung und einer Musik, die beide, jene durch Shakespeare, diese durch Bellini, in hoher Achtung stehen und entschuldigte nur einigermaßen durch die gewählte Aufführungsgelegenheit, theilweise gab man sich ohne Weiteres der barocken Possenhaftigkeit hin und lachte aus vollem Halse. Nur fand diese wie jene Partie, daß Hr. Lortzing (Julie) und Hr. Bertholdt (Romeo) ihren Scherz bis zum Ekel steigerten und nur als sonst beliebte Schauspieler geschont werden dürften. Das weiblich-männliche Personale hielt sich besser in Schranken und vorzüglich war es Dlle. Ringelhardt, welche in ihrer verkehrten Partie fast eben so viel Beifall erntete, als früher stets in ihrer Glanzpartie der Julie.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 51. (VII. Jahrgang.) Montag, den 29. Februar. 1836.

Schicksalsspruch.

Wie nenn' ich das Gefühl, das mir im Herzen
So stürmend wogt, so klagend in mir weint?
Was, tief und unheilbar, wohl alle Schmerzen,
Die je ein Herz empfand, in sich vereint?
Nenn' ich's Verzweiflung, nenn' ich's tiefe Trauer,
Nenn' ich es der Empfindung Todes-Schauer? —

Ich sah' — noch denke ich der Wonnestunde! —
Ein Mädchen einst, wie keines ich noch sah.
Denn sang' ich mit Petrarca's Göttermunde,
Doch käm' kein Bild dem lieben Bilde nah';
Nie würde es zum innern Herzen dringen,
Wollt' ich des schönen Wesens Form besingen.

Und festgewurzelt stand ich, — und ein Beben
Flog über alle meine Glieder hin.
Und wie ich dann erwacht' zum neuen Leben,
Da fand ich schnell des schönen Räthsels Sinn: —
„Sie ist's, sie ist's, ja! oder es ist Keine!
Nur sie wird's oder Keine wird die Meine!"

So rief es aus des Busens inn'ren Tiefen,
So rief des Herzens höchste Seligkeit.
Und was des Inn'ren heil'ge Stimmen riefen,
Es war des Jünglings schönste Blüthenzeit,
Der schönen Liebe hohe Götterflammen,
Sie waren's, die im nassen Auge schwammen.

Schon wollt' ich hin zu ihren Füßen sinken,
Und ihr gesteh'n die stille Seligkeit.
Ich sah' den höchsten, schönsten Preis mir winken.
Das Herz jauchzt auf in inn'rer Freudigkeit;
Und was ich einst gelitten, einst gerungen,
Zum Nachhall war's im Busen mir verklungen.

Da donnert eine Stimme, ernst und helle:
„Zurück! zurück von meinem Heiligthum!
Nicht tritt an meines Tempels heil'ge Schwelle,
Denn Fremdes schonen ist des Mannes Ruhm!
Mein ist das Mädchen, und mit meiner Rechten
Will ich das theure Eigenthum verfechten!"

Zerschmettert, ach! hört' ich die grausen Worte,
Und sank vernichtet auf den Boden hin.
Verschlossen war mir nun des Glückes Pforte,
Und Sterben schien mir Glück, schien mir Gewinn.
Das Schicksal hatt' für immer ja gesprochen;
Es hatte ungerührt mein Herz gebrochen.

Doch sterben? — nein! das hieße ja auf immer
Sich trennen von des Herzens höchstem Glück.
Sie sehen will ich, ihrer Augen Schimmer
Sey Wundesbalsam mir, sey Sonnenblick!
An ihrem Glücke will ich froh mich weiden,
Und mannesstark zum höhern Ziele schreiten! —

Gustav Müller.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Irmengard konnte nicht auf ihn zürnen, daß er sie Du genannt, daß er ihr Unglück so laut und deutlich ausgesprochen, denn er meinte es gut; und das Mitleid mit des Andern Unglück mildert auf eine gottverliehene Weise das eigne Unglück, und in ihr klang und schwebte ernst und beruhigend das wunderbare Gesicht noch fort, das sie in dem Fegefeuer geschaut hatte. Ja, in der Seele gestärkt, vermochte sie zu essen und zu trinken, als Marsala ein Nachtmahl aus guten Speisen und Weinen aufgetragen. Thomas brachte hier wieder als Nachklang den Trinkspruch aus: »Auf eine glückliche Zukunft!« Aber selbst Marsala wußte nicht, daß die glückliche Zu-

kunft für Irmengard der Tod war, ein schrecklicher Tod, den sie und ihr Kind diese Nacht noch finden sollten; also auch eine glückliche Zukunft: die Ruhe und Seligkeit; und in ihrem durch Hoffnung erheiterten Wesen war sie so lieblich munter an der Schwelle des Todes; und das Kind schlief so lieblich — an der Schwelle des Todes.

Darauf legte Thomas in einem kleinen Gewölbe zur Seite, das er hell machte, wiederum seine Bischofskleider an, und als er damit fertig war, kniete er vor einem Bilde der Mutter Maria mit dem Kinde hin und betete lange still. Er hatte die Thür offen gelassen, und Marsala führte Irmengard von ferne so, daß sie in die kleine Zelle oder Capelle hineinsehen konnten, war als Mutter des armen Sohnes herzlich gerührt und flüsterte leise dann Irmengard zu: Wie er glänzt und schimmert in seinem Golde und Silber auf dem Gewande! wie er sich hinbeugt! wie er so treu liebt und verehrt! wie er betet! Ich dächte, wenn Gott nur das Herz einer Mutter, oder einer Braut, eines liebenden Weibes hätte, er müßte ihn schon erhören! Daß ich es Euch aber sage, Frau Bischofin, das Bild dort stellt nicht Maria vor, sondern er hat seine Braut als Madonna malen und kostbar einrahmen lassen. Das Bambino aber ist er selber als Kind; seht nur, Ihr müßt ihn erkennen. So hat er sich sein unerlangtes Glück doch malen lassen! Er hat es vor Augen in seinen gotttreuesten Stunden, wie er es im Herzen hat, auch wenn er es nicht lebt. Das Glück muß man erleben, sonst ist es ein Traum, und weniger noch; denn selbst das erlebte Glück ist nur ein lebendes Bild, ein Gesicht bei wachender Seele. Und wenn mein Sohn vielleicht jetzt Rom, die Religion und die Welt der Menschen verändert — wer thut es da eigentlich? Wer! Seht . . . das schöne Bild eines schönen menschlichen Wesens thut es. Und so seht: des Menschen Seele ist mit allem seinen Wissen und Wollen und Glauben und Hoffen und Lieben nur *an die Menschengestalt* gebunden. Aber seht auch: der Mensch, des Menschen Leib ist auch erst eben der vom Himmel durch heilige Kräfte geborne Gott, wie mein Mann mir erklärte, des Menschen Leib und aller Leib, was da Leib und Gestalt hat auf Erden, ist eben erst recht *der verwirklichte Geist*. Das Wort ward Fleisch. Aber nicht nur *einmal*, sondern immer und immer, und wir Menschengebilde sind alle noch Wort, erst recht laut und sichtbar: Gottes Wort. Du kämpfest nur um einen Mann, um einen Menschen; mein Sohn kämpft und ringt nur um einen Menschen, um ein Weib, ja nur nach seinem Weibe! So wirkst Du begeistert! So wirkt er begeistert, beseelt, und, höre mich wohl: so wirkt der Mensch doch gerade erst recht für Vernunft und Liebe und Glauben und Leben! Und in dem Menschen, dem Weibe, ringt er begeistert nach Gott, wie ihn kein Hauch, kein Traum beseelen könnte. Wehe dem, wer nicht den Menschen, den Mann und das Weib, in Gott sieht, und den Gott in Weib und in Mann. Darum segne Dich Gott, junge Frau! Darum segne ihn Gott, den entschlossenen Mann!' »Die Natur ist eine Ueberſetzung Gottes in's Kindliche, in das erst recht wunderbar Reine und Ewige! in die *strömende* Seligkeit« — sagte mein Mann. »*Wie* an sich selbst, ja *als* an sich selbst soll, wer Mann ist, am Weibe hangen, und wer Weib, ist am Manne. Jede Mohnblume hat ihren Kelch, der wieder Blumen empfängt und hervorbringt, wie sie aus einem Kelche zur Blume ward. Ihr Wohlgeruch ist ihr Lieben und Zeugen. Ihr bloßer Duft ist keine Blume, des Menschen bloßes Lieben im Geiste ist keine Menschenliebe, keine Liebe, und die bloße Liebe ist noch kein Mensch! Wer da aber Mensch ist, der soll es mit Leib und Seele seyn, sonst ist er schlechter als der geringsten Blumen eine. Und will denn ein Mensch: ein König, ein Mönch, eine Nonne oder ein Priester heißen, so soll er dabei und darunter ein Mensch seyn und bleiben, und zuerst und immer Gottes Gebot halten, und im Leben keines Teufels Gebot, das ihn zu dem Frevel treiben will, sich selbst und Gott zu widersprechen — er muß sich voll Kraft und Sicherheit scheiden von Allem, was ihm das anmuthen will, und wär' es auch nur der Papst, nur ein Thor wie Gregor.« Ach, so sagte mein Mann! Ach, und ich wünschte, er hätte heut diese Nacht erlebt! O die Todten verschlafen doch viel! viel Böses — aber auch viel Gutes, das endlich die Menschen erringen und erzwingen auf Erden!

Still! — — er steht auf! sprach sie, und die beiden Frauen traten mit feuchten Augen hinweg.

Der Bischofssohn kam dann mit ruhigem Anlitz hervor in seinem Ornat, trug den Ring von seiner Braut am Finger, ja auch den Krummstab schon in der Hand, an welcher er funkelte. Er ließ sich vor seiner Mutter auf ein Knie nieder und bat sie um ihren Segen. Sie legte die Hand auf sein Haupt und sagte ihm treue, reine, gewaltige Worte, die ihr vor Schluchzen erstarben.

Es war Mitternacht, er erhob sich und ging. Draußen regnete es vom Himmel, als würde Wasser in Eimern von droben gegossen. Aber er ging. Irmengard sollte nur noch eine Stunde bleiben, bat sie Marsala dringend, und sie blieb, so gern sie mit in die Kirche gegangen wäre; aber ihr Geist, ihr reines Gefühl hielt sie zurück, weil sie aus Allem, was sie gesehen und gehört, vermuthete, ja überzeugt war, dort werde ein Grauses geschehen. Marsala verlöschte die Lampen in der Zelle, und die anderen Lichter bis auf eins, und voller Erwartung der Dinge setzten sie sich in die Sessel, und dachten und fürchteten und hofften sich in ein unruhiges heißes Verlangen. Denn während die That, wie ein unter dem Eise geschwollener Strom jetzt eben unhemmbar hervorbrach, jetzt sagte Marsala der schweigenden Irmengard: *Cenci* will den Papst *lebendig* in die Hände des Königs der Deutschen liefern, und seine Kebsfrau Mathilde *dem buckligen Gottfried*. Aber wie die Mailänder den *Ritter Erlembald* erschlagen, so wird mein Sohn den Papst erschlagen, erschlagen! Das weiß der um seinen Lohn betrogene Cenci nicht; aber ich weiß es, und jetzt weißt es Du, und Niemand wird es ihm wehren! Nun denke,

bedenke: Wenn ein vernünftiger Papst ist, dann ist keiner mehr! O, und die Freude für Alle, die Freude für Dich, für Euer noch unabläßig von Rom zerrissenes Deutschland, wenn nun endlich, endlich ein Mensch Papst wird und der Papst ein Mensch, das heißt: ein vernünftiges Wesen! Und aus dem Glücke der Welt kannst Du Dein Glück Dir schöpfen und messen, so wie Du aus ihr nur Dein Leid und Dein Unglück geschöpfet und getrunken wie Gift für Menschen. Meines Sohnes Braut aber ist wahnsinnig — mein Sohn ist wahnsinnig, drum mag er denn also enden! — Ich werde ihn nicht lebendig wiedersehen! Er endet die Qual der Welt! und seine, und meine um ihn!

(Fortsetzung folgt.)

Die gegentheilige Meinung.

In einer Gesellschaft von ästhetischen Herren und Damen kam das Gespräch auf die Schriften der Rahel und die Correspondenz eines Kindes mit Goethe.

Einige Damen sprachen darüber mit großer Salbung und einige Schöngeister wiederholten die hochtönenden Phrasen, die sie darüber in der und jener Zeitschrift gelesen hatten, als wenn es ihre eigenen Ansichten wären.

Der geheime Rath von S . . . blieb stumm bei dieser Unterhaltung und schüttelte nur zuweilen mit einem fast unmerklichen Lächeln den Kopf.

Und was sagen Sie dazu? fragte ihn die Frau von B . . ., haben Sie denn diese beiden Schriften, die mit Recht so viel Sensation gemacht haben nicht gelesen?

»Ei, was denken Sie von mir, gnädige Frau! Allerdings hab' ich sie gelesen.«

Nun, was halten Sie davon. Sind es nicht ein Paar Werke, die in unsrer neuesten Literatur Epoche machen?

»Das Letztere will ich nicht bestreiten.«

Nun, Ihr Urtheil, Herr Geheimer Rath.

»Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich es suspendire. Mir ist aber dabei eingefallen, was Moritz Arndt gesagt: »das Weib soll seyn mild, ruhig, freundlich, gehorsam, lieber scheu aus dem Leben zurück, als wild in das Leben hinein eindringend; sie soll das Bild der Sitte und Freude seyn, sie soll am stillen Heerd und in der einfältigen Gemeinschaft und Zucht ihrer Kinder den lebendigen Beweis geben, daß es in dem engsten Kreise des Lebens ein Glück gibt, das in dem weitesten nie gefunden werden kann.« — Hiervon hab' ich wenigstens in beiden Büchern nicht die mindeste Spur entdeckt. Es ist möglich, daß meine Kurzsichtigkeit daran schuld ist, denn die jungen Herren, die alles Mögliche, werden auch dieß darin gefunden haben, und wenn sie es nicht erwähnt haben, so liegt es wohl darin, daß sie dergleichen zu geringfügig achten und es nicht der Mühe werth halten, darüber ein Wort zu verlieren.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, im Januar 1836.

[Nekrologe.] In Nr. 283 des Planeten vor. J. ist des Todes des General-Hospital-Directors Ludwig v. Voß und des Professors C. Levezow erwähnt worden. Hier etwas Näheres über Beide. Der Hauptmann a. D. und General-Hospital-Director Ludwig v. Voß starb am 6. October 1835. Er wurde zu Duisburg am Rhein im Großherzogthum Cleve am 29. Januar 1775 geboren, und stammte von bürgerlichen Aeltern ab. Er trat früh in Kriegsdienste und zwar bei der Artillerie, weil dieser Theil des Militärs die meiste Aussicht zu einer ehrenvollen Carriere darbot, und er immer einen lebhaften Trieb in sich fühlte, sich auszuzeichnen. Ohne eigentliche gelehrte Bildung, widmete er sich mit unermüdetem Eifer den Wissenschaften und kann also zu den Autodidakten gerechnet werden. Aber er wollte nicht blos als Schriftsteller sich einen Namen machen, sondern auch durch praktische Anwendung seiner Theorie sich hervorthun, wobei er sich denn zuweilen getäuscht sah. Dies war der Fall mit dem verbesserten Erleuchtungswesen in Berlin, und Herr Dr. Carl Seidel hätte es in seiner kurzen Charakteristik in den hiesigen Zeitungen lieber unerwähnt lassen sollen, weil es auch daran erinnert, daß er demnächst mit einem gewissen Burget in einem Luftballon emporstieg, und darauf ein Epigramm gemacht wurde, worin es hieß:

Er stieg empor bis zu den Sternen,
Um Licht zu holen für Laternen.

Dagegen ist er ein Mitstifter zweier wohlthätigen Anstalten für Kinder, des Friedrichsstifts und des Louisenstifts, die bald nach dem Jahre 1806 — wo hier großes Elend herrschte — begründet wurden, und nach und nach zu einem immer größern Flor gediehen sind. Er hat mehrere Schriften drucken lassen, die zu erwähnen, hier nicht der Ort ist, und die demjenigen, der sich näher darüber unterrichten will, in dem gelehrten Berlin vom Jahre 1825 und in den biographischen und literarischen Nachrichten von den in Berlin lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen, 1. Heft, 1834, verzeichnet findet. Er war ein Mann von edlen Gesinnungen und wahrer Humanität, und daher war er als General-Director der Hospitäler, während des letzten Krieges, gewiß recht an seinem Platze. Er neigte sich aber zur Schwärmerei, und es war natürlich, daß er dadurch manche Blöße denjenigen gab, die Alles der strengen Prüfung der Vernunft unterwarfen. Er ist deßhalb von Manchen verkannt worden. Doch ließ man seinen Verdiensten von Seiten derer, in deren Macht es steht, sie zu belohnen, Gerechtigkeit wiederfahren. Er wurde in den Adelstand erhoben, und erhielt die Decoration des eisernen Kreuzes 2. Classe, so auch von dem Kaiser von Rußland den St. Wlademir-Orden 2. Classe. Nach dem Frieden hörte seine Wirkung als General-Director der Hospitäler auf, und er wurde 1816 bei dem Kriegsministerium für wissenschaftlich-technische Gegenstände angestellt.

Der Professor Conrad Levezow, gest. den 23. Novbr. 1835, wurde den 3. Septbr. 1770 zu Stettin geboren. Nach-

dem er seine Studien beendet, und sich hauptsächlich der Philologie gewidmet hatte, wurde er 1797 ordentlicher Lehrer am königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, von 1805 bis 1824 war er bei dieser Lehranstalt und zugleich seit 1804 Professor der Mythologie und Alterthümer bei der königl. Akademie der Künste, und 1821 wurde er adjungirter Mitaufseher des königl. Antiken-Cabinets und der Kunstkammer.

Er widmete sich hauptsächlich dem Studium der Archäologie und hat darüber Manches, was fleißiges Forschen und Scharfsinn verräth, geschrieben. Auch schrieb er Manches für die Bühne, aber, da ihm die dichterische Begeisterung, der göttliche Funke, fehlte, so sprachen sie bei der Darstellung das Publicum nicht an. Er ließ kalt, und die vielen Mühen und Anstrengungen, die er auf diese Arbeiten verwendete, blieben unbelohnt. Vielleicht würde er mehr Beifall eingeerntet haben, wenn er, statt sich der tragischen Muse zu widmen, der komischen — oder vielmehr der burlesken gehuldigt hätte. Dazu hatte er aber zu viel Ehrgefühl und einen zu geläuterten Geschmack.

Diese Bemerkung führt natürlich dazu, den Tod eines dritten Schriftstellers zu erwähnen, nämlich des fruchtbaren Komödienschreibers Ludwig Angely. Er starb in der Nacht vom 15. bis zum 16. November 1835 am Schlag- und Stickfluß. Er wurde, wenn man den obenerwähnten biographischen und literarischen Nachrichten ꝛc. Glauben beimessen kann, den 1. Jän. 1787 zu Leipzig geboren. Indeß hat er seine erste Erziehung in Berlin in der Ecole de Charité genossen, da sein Vater zu der französischen Colonie gehörte. Er fühlte Neigung Schauspieler zu werden. Sie wurde dadurch befriedigt, daß er bei einer Schauspielergesellschaft ein Engagement fand. So ging denn auch er von der einen zu der andern, spielte hauptsächlich in komischen Rollen auf dem Theater zu Königsberg in Preußen und Danzig, und kam endlich nach Berlin zu der Königst. Bühne. Als Schauspieler gehörte er zur Zahl der mittelmäßigen Männer, er verwandelte alle komischen Rollen durch seine Darstellung in Caricaturen; indeß gefiel er dadurch der Gallerie, und dem Theil des Publicums, das zwar in dem Schauspielhause, aber nicht in Hinsicht der ästhetischen Bildung und eines geläuterten Geschmacks, einen höhern Platz einnimmt. Seine kleine Gestalt war nicht empfehlend; eben so wenig sein Organ und oft vernahm man ein widerliches Gegurgel oder Knirschen, wodurch er komischen Effect vorbringen wollte. Eine vieljährige Routine auf den Bretern war ihm aber nicht abzusprechen. Bescheidenheit hält in der Regel gleichen Schritt mit Verdiensten und Talenten. Je geringer diese sind, um desto anmaßender pflegt man zu seyn. Auch Angely überschätzte sich, daher gerieth er mit den Directoren der Bühne, bei welcher er ein Engagement gefunden hatte, bald in Zwiespalt. Dies war auch der Fall bei der Direction des Königstädtischen Theaters; er ging ab und etablirte einen Gasthof; aber aus Hochmuth, wollte er vor dem Publicum dies desavouiren, indem er die Leitung dieses Geschäfts seiner Gattin übertragen zu haben, erklärte. Er, der früher dem sehr gemischten Publicum für die Lösung einer Einlaßkarte in das Theater, Spaß zu machen kein Bedenken getragen hatte, wollte, als Inhaber eines Gasthofes, nicht den zuvorkommenden Wirth der bei ihm einkehrenden Gäste und Fremden machen. Jetzt — was er schon früher gethan hatte — beschäftigte er sich fast ausschließlich damit, für die Bühnen zu schreiben. Er wurde der Scribe Berlins, nur mit wenigerm Talente; er begnügte sich, da es ihm an Productionskraft gebrach, mit Uebersetzungen aus dem Französischen, und suchte solche durch Einschiebsel von Eckensteher-Witzen, die oft an das Obscöne streiften, lockender zu machen. Bei dem Mangel an guten Originalstücken, bei der wenigen Aufmunterung, welche dramatische Dichter in Deutschland finden (da man vielmehr geflissentlich ihnen die Lust zu benehmen sucht, sich der dramatischen Musen zu widmen), fand er dabei seine Rechnung, und dies war um so leichter, als für Berlin, mit Ausnahme Raupach's, die sämmtlichen Bühnendichter, wenn es ihnen geglückt war, einmal ein Stück von sich zur Darstellung zu bringen, mit ihren Versuchen, durchgefallen waren. Der einzige dramatische Dichter, der ungleich mehr Talente besaß, als Angely, Julius v. Voß, war gestorben. Die Intendantur des königl. Theaters geht überdies — wozu sie auch große Ursache hat — sehr behutsam mit der Annahme von neuen Stücken um, seit dem mit so vieler Bitterkeit geführten Streit mit dem Herrn Mansfeldt (herzogl. Braunschweig'scher Oberlieutenant a. D.) und Herrn Töpfer.

Angely wurde nun Mitglied der Privattheatergesellschaft: Urania, und übernahm dabei die Functionen eines Regisseurs. Aber auch hier brachte er durch seine Anmaßungen bald Zwiespalt hervor, und man nahm ihm, noch den Statuten der Gesellschaft, bei der neuen Wahl der Aemter in dieser Gesellschaft, seine Stelle, und übertrug sie einem andern Mitgliede. Die Mehrzahl der Mitglieder sehnte sich nach einer bessern Unterhaltung, als nach der der Angely'schen Uebersetzungen, von der man sich schon längst übersättigt hatte.

Unter dem neuen Regisseur hat die Gesellschaft, was die Wahl der Stücke betrifft, sehr gewonnen, wie das Repertoir beweiset.

Auf Veranlassung der Verehrer Angely's in der Gesellschaft Urania wurde indeß, nach seinem Tode, eine Todtenfeier veranstaltet.

Füllsteine.

Ein Blättchen in der Hand, frug Papps: was reimt auf Leier? Dieß, sprach ich, nahm das Blatt — und warf es in das Feuer.

Meinen Mann hat Gott genommen, den er gab, wie ihm beliebt; Ei! ich will ihn wieder nehmen, wenn er mir noch einen gibt.

(Zwei Schauspieler an einen Autor, der sie nach der Vorstellung seines Stücks mit Punsch tractirte.)

O. — Mehr Feuer als Dein Kiel hat dieser Punsch, den Du uns gibst!
O, hätt'st Du ihn allein gezecht, als Du Dein Schauspiel schriebst!

W. — Dein Punsch ist glatt und Deine bittersüßen Verse rauh,
Und hitzen sie nicht gleich dem Punsch, sind sie doch, gleich ihm, lau.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 52. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 1. März. **1836.**

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsezung.)

Der Bischofssohn Thomas aber sahe von Weitem die Kirche **Santa Maria Maggiore** schon prachtvoll erleuchtet, und in dem Regen und in die schwarze Nacht schimmerten die hohen Fenster erst recht weit und hell hinaus. Und er eilte. In der Helle fand er unter der ihm angegebenen Verkleidung die ihm verbündeten Freunde; den Cenci unter einer feinen Wachsmaske, mit einer nicht zahlreichen aber tapfern Schaar aus seinen bewährtesten Mannen, die ihm auf Tod und Leben ergeben waren; alle scharf bewaffnet, aber alle Waffen wohl verborgen unter ihren Mänteln. Sie wollten sich noch einmal besprechen, aber da kam der Papst in seiner prachtvollen Sänfte, vor- und nachgeleuchtet von vornehmen Fackelträgern und nur zwei Pagen, die vom Regen trieften. Die Fackeln hatte Wind und Regen verlöscht und nur die kürbisgroßen Stocklaternen hatten sich leidlich bewährt. —

— Er ist herein! sprach Cenci zu den Seinen. Thomas! Er ist herein!

Gut, sagte Thomas, wir wollen nicht draußen bleiben! Und so gingen sie einzeln, und stellten sich in die Nähe des Altars. Cenci blickte umher und sahe nicht ungern, daß bei diesem abscheulichen Wetter, gegen sonst, nur wenig Menschen in der Kirche waren, und Männer fast gar keine, als höchstens einige Witwer mit ihren Kindern, das jüngste auf dem Arm, ein anderes an der Hand und die größeren um sich her. Denn diese nächtliche Messe zum Weihnachtsabend in der **Maria Maggiore** war (und ist) recht eigentlich blos ein Kinderfest, und aller Schmuck der Kirche und aller Vorgang hauptsächlich auf die Kindheit, das unsterbliche immer vorhandene kleine Volk der Menschen, berechnet, und somit lieblich und herzlich zugleich auf Alle, die da Freude an den Kindern haben, und vielleicht sonst weiter nichts, und somit auf junge Mütter, auf unglückliche gefallene Mädchen, auf Ammen, Kinderwärterinnen und arme Witwen und gute redliche Witwer, die in ihren Kindern noch ihre Weiber lieben, und wenn sie vom Himmel schauen können, noch alljährlich doch einmal kommen und ihnen ihre verlassenen Kinder zeigen können: wie groß sie das Jahr gewachsen! wie gesund und schön sie aussehen! wie lieblich sie geputzt sind! und wie reinlich und gut sie ihre verlassenen ihnen verlorenen Schätze auf Erden halten! wie treu sie die armen begrabenen Mütter also noch lieben. Und Cenci sahe: es fehlte an allen diesen nicht! Die Kirche war voll von, ihm gefahrlosen Kindern, deren jedes ein armlanges Wachslicht brennend in seinen Händchen hielt. Die Kirche war voll von armen Weibern, und von armen Witwen, deren Herz sehr bang schlagen mochte, denn die Meisten hatten Thränen in den Augen, und hatten sich gleichsam hieher, wie zu Gott dem Vater, gerettet, der heute vom Himmel auch schauen sollte, wie fromm und treu seine Menschenkinder die hölzerne alte Krippe in der goldnen Krippe, der culla d'oro, verehrten und vor ihr auf die Kniee fielen, als unzüchtige Hirten, in welcher Krippe einst sein kleiner Sohn, sein Kind, sein Knäbchen Jesus gelegen. Mit Schadenfreude aber sahe Cenci auch: die Sclavinnen des Laterans, jene Mädchen alle, die vor Gefühl der Heiligkeit des Menschen sich verirrt und den Priestern ihre Ehre dahingegeben; unzählige, schöne arme römische Mädchen, zum Bedauern schön, wenn er flüchtig bedachte: wie viele glückliche Frauen und durch sie glückliche Männer in ihnen verloren gegangen; er sahe auch jene Priesterfrauen mit ihren Kindern, welche der Papst alle, um die Schande an einen Ort zu drängen, gleichfalls als ewige Sclavinnen des Laterans in jenen Palast gebannt hatte, womit er der Welt das erste Beispiel und Muster eines christlichen Hetärenhauses gegeben. Die unglücklichen Geschöpfe hatten des Jahres nur diese eine Nacht die Licenz auszugehen, um diese Kirche zu

besuchen mit ihren Kindern, und selbst in dem furchtbaren Wetter hatten sie von demselben Gebrauch gemacht: eine Stunde zu leben wie andere Frauen. Da aber die tausend lüderlichen Mädchen aus der Stadt fehlten, so fehlten auch die tausend jungen Leute, die sonst gewöhnlich in dieser Nacht, als wären sie noch alte Römer, auf Raub der schönen, leicht zu fangenden Sabinerinnen ausgehn; und mit diesen jungen frechen Römern fehlte das Zischeln, das laute Gespräch, das Lachen, ja der Lärm, und der mit Augen sichtbare Scandal in der frohen Nacht. Die Sclavinnen des Laterans aber sahe er gern, weil sie gern eheliche Weiber gewesen wären, wie jede Römerin und jede andere Frau es brennend wünscht. Durch einen Vertrauten war ihnen vorsichtig kund gethan worden: Sie könnten und sollten sich diese Nacht ihre Ehre, ihre Ehe wieder erwerben. Die Art und Weise würde ihnen erst dort gezeigt werden. Auch sie waren alle mit armlangen dünnen Wachslichtern versehen, einer Waffe, gefährlicher als Stöcke, und kräftig wie Vorderläufe des Rehes und des brünstigen Hirsches. Das bedachte Cenci und wollte sie schalten und walten lassen, besonders aber jene Weiber aus der Umgegend, ja aus der Ferne und Fremde, die alle unzufrieden, alle empört, alle voll Rache und Gluth, um zu seyn was sie waren: nämlich Frauen, auch heimlich hierher gewiesen worden waren, damit das, was heute geschehen sey, sich überall schnell verbreite. Denn die Zunge des Weibes ist einer Taubenpost gleich, bedachte er mit Lächeln.

Da ging die Thür des Heiligthums auf. Ein Priester mit Räucherpfanne erschien — Kerzen mit weißgekleideten bekränzten Knaben erschienen; dann vier reich gekleidete Priester, welche auf ihren Schultern, wie eine Kinderleiche, die goldene Krippe trugen, in welcher die hölzerne Krippe lag, in welche Maria einst ihr Kind gelegt. Nach ihnen folgten die Sänger, die frohe Gesänge sangen, alle ihre brennenden Kerzen in der Hand — denn ohne Licht keine Religion — und an sie schloß sich, so wie sie sich hinzudrängen und anreihen konnte, die Schaar der Mädchen und Ammen und Frauen und Witwen mit ihren Kindern; und so bildete sich nach und nach, wie ein Faden von einem Knäul gewickelt, der herzbewegende Zug, und floß langsam an den Säulen diesseits hinab, und kam an den Säulen jenseits herauf und ordnete sich in freudiger Unordnung um den Altar. Cenci selber erschüttert, sahe zürnend darein und spottete im Herzen über die vier baumstarken Riesen, welche den blauen Himmel aus Seide, der wenige Pfund wog, fast schwitzend über der Krippe trugen und über die hingestellte, goldne, wie kleine Kinderbahre, hielten, während Weiber und Kinder hinein sahen, und sich hoben und hineinsehen ließen, und sie küßten, und die Kinder sie küssen ließen, oder selbst die Säuglinge doch mit dem kleinen offenen Munde daran legten, und menschlich-lieblich sich so nach dem bloßen Menschlichen drängten, das hier in einem mütterlichen Vorgange der alten Zeit gleichsam in das Tageslicht des Geistes heraufgehoben worden war, damit jede Mutter und jeder Vater sähe, was jedes Kind sey. wenn sie nicht als Ochse und Esel heufressend bei der Krippe ständen. — Ein Diener nach dem andern meldete dem Cenci von draußen ihm nahend, und heute ihm vertraulich in die Ohren flüsternd, wie, und daß seine Befehle vollzogen worden, daß also der Schlag geschehen könne, sicher. Der Erste flüsterte ihm in's Ohr — während der Papst Gregor nun die Stufen auf das Altar gestiegen war und Messe las: »Damiani ist in seinem Palaste eingeschlossen!« Ein Anderer flüsterte ihm zu: »Die Paulskirche vor der Stadtmauer brennt! Die Gefangenen sind los!« — Gut, dachte Cenci, jeder Gefangener ist ein Unzufriedener, ein Rachsüchtiger, von Natur der Welt einer der Unsern, der Meinen! Ein Dritter flüsterte ihm zu: »Mathilde hat die Kaiserin Agnes bei sich, wohl bewacht von unsern Leuten; auch das Thor del popolo ist, ohne daß es Jemand gemerkt noch weiß, in unserer Gewalt. Die Pferde stehen bereit — — —«

(Fortsetzung folgt.)

Unser Planet.

(Introductionsbrief. *))

Ein Unglück, worauf man gefaßt war, ist nur ein halbes Unglück: ich will deßwegen die freundlichen Leser und Leserinnen dieser durch sechs Jahrgänge sich mit Recht der liebreichen Theilnahme erfreuenden Blätter auf mein winziges Erscheinen aufmerksam machen, damit sie sich wohl zu fassen wissen, das heißt: damit sie nicht am Ende mich fassen, wenn mein Auftreten nicht immer mit allen jenen Manieren des Anstandes und jenen leichten und süßlichen Bewegungen geschehen sollte, als sie es von einem Humoristen des 19. Jahrhunderts vielleicht erwarten. Mögen sie daher im Voraus, was sie etwa von mir und »Unserem Planeten« hoffen und fürchten dürfen, erfahren.

1.

Die Erde, unser Planet, ist größtentheils mit Wasser bedeckt, und wo kein Wasser ist — da ist trocknes Land: derjenige Theil »Unseres Planeten,« den ich bedecken werde, soll also ebenfalls größtentheils wässerig oder trocken seyn. Ich werde mich jedoch eifrig bemühen, daß Sie, meine geehrten Leser und Leserinnen, hie und da in dem lieblich spülenden Gewässer der Anblick eines niedlichen Goldfischchens erfreue, und daß Sie auf dem trocknen Boden nicht allenthalben auf steinige und sumpfige Gegenden stoßen; und wenn Sie, müde vom langen Wandern, im Durste nach Unterhaltung endlich auch nur ein einziges Plätzchen finden, in dessen freundlich schattigem Gebüsche Sie gern verweilen, und aus dem nahen Bächlein auch nur einige Tropfen klaren Wassers labend schlürfen, so werden Sie selbst zu meinem Auftreten mir die Sporn geben.

2.

Die Alten glaubten, die Erde, unser Planet,

*) Wie an die Red. dieser Blätter, so an die Leser.

sey flach wie ein Teller, später hat man es bewiesen, sie sey rund. Werde ich nun nach dem alten System auch etwas flach seyn in meinen Arbeiten, so werde ich hinwiederum manches Bonbon auf der Assiette serviren, sollte ich es aber zu rund machen, so werde ich mich dabei nach den sogenannten feinern Cirkeln richten.

3.

Auf der Erde, unserem Planeten, sind drei Klimate: ein heißes, ein kaltes und ein gemäßigtes. So oft es sich nun auf Unserem Planeten um Menschenwohl und Menschenglück handeln wird, werde ich stets der heißen Zone angehören; wenn es heißen wird: meinen Nebenmenschen beurtheilen, werde ich der kalten Zone angehören, und in allen religiösen und politischen Angelegenheiten mich der gemäßigten zuwenden.

4.

Auf der Erde, unserem Planeten, ist bald der Tag, bald die Nacht lang; das sollen Sie, Geehrteste! auch bei mir finden, je nachdem Sie mich bei Tag oder bei Nacht zur Hand nehmen.

5.

Auf der Erde, unserem Planeten, traut man den Bergbewohnern mehr kühnen Muth und natürliche Einfalt zu, und dennoch liebt man die Thaler mehr; ich werde also ebenfalls die Thaler nicht verschmähen, aber dennoch zeigen, daß ich ein Freund der — Einfalt bin.

6.

Die Erde, unser Planet, besteht aus fünf Welttheilen, von denen nur der Eine mit »Eh« anfängt, und mit »Ah!« endigt, während die Andern durchaus mit »A« anfangen, ich werde ebenfalls zu beweisen bemüht seyn, daß auf unserem Planeten unter fünf kaum ein Mal mit der Eh' etwas anzufangen sey.

L. Horowitz.

Jocusspiel.

Lüge ist des Sektans Spiel,
Ich erwähl' der Wahrheit Ziel!

Da sitzen sie nun, die wackern
Und müßigen Herrn und Herrlein,
Da sitzen sie nun und gackern
Das Hundertst' in's Tausendste 'nein.

Sie schwatzen von Java und Texas,
Vom Sultan und preußischem Recht,
Von Cortes und von Cortejas
Und deutschem Landtagsgefecht.

Sie kommen von Paraguay
Auf Rußlands und Englands Partei'n,
Nach Frankreich und mit Nicolai
Zieh'n sie nach Italien hinein.

Sie gehen von Baiern nach Hellas
Und dringen bis Algier vor,
Dann zu den ägyptischen Fellahs
Und zur Seite hin nach Lahor.

Sie lugen die Welt und den Zeitgeist
Von allen Seiten sich an,
Und nennen den letztern Verleitgeist,
Und gehn dann zur Eisenbahn.

Sie bemäkeln die Demokraten,
Erheben das juste-milieu,
Und bekritteln Amerikas Staaten
Wie Peter von Itzehoe.

Sie gucken nach Gutzkow und Menzel,
Nach Laub' und Theodor Mundt,
Und geben meist als Scherwenzel
Des gemeinsten Sinnes sich kund.

Sie wenden nach Heine und Börne
Einen stolzen und richtenden Blick,
Und werfen dabei ihr Gehörne
Wie der Hirsch im Walde zurück.

Sie nagen wohl auch an der Lehre
Vom politischen Gleichgewicht,
Doch öfter noch spei'n sie der Ehre
Des Nächsten in's Angesicht.

So gackern sie, Marth' und Sibylla,
Die schönsten Stunden entlang
Et ab hoc et ab hac et ab illa,
Aus verächtlichstem Herzensdrang.

Steff geben ein Paar Journale
Und des Stadtgeträtsches Gesumm,
Und endlich gehn, wie vom Mahle
Sie hinweg von dem — Museum. E. v. Hagen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, im Januar 1836.

Kunstausstellung. Künstler-Trias. Concert der Liedertafel. Dessen Verdienste und Lob. Professor Schmidt, humoristischer Tausendkünstler aus Sachsen. Kunstverein. Literatur. Medicinische Charlatanerie. Krönungsfest des Königs von Preußen. Dieses Fürsten Deutschland beglückender Nimbus. Threnodie.

Unsre Kunstausstellung von diesem Monate fiel ziemlich zahlreich aus; sie brachte uns meist Gemälde hiesiger Künstler, von denen dießmal etwa 15 ihre Arbeiten einschickten. Ich will nur die Arbeiten von Dreien der Bessern hervorheben. Knapp, der Landschaftsmaler, lieferte vier große Landschaften, die uns abermals einen Begriff von dem Talente dieses Mannes geben. Die vier Landschaften stellen vor: 1) ein nächtliches Seeufer: der Mond bricht durch dichte Wolken, und auf der Wasserfläche

sehen wir breit den Schatten eines Schiffes; 2) ein gedehntes Thal, mit einem Windstoße, der die Bäume des Vordergrunds durcheinander treibt; 3) eine Oede vor einer Bergschlucht; 4) die Trümmer einer gothischen Kirche, in deren Nähe ein Todtengräber vor einem offnen Grabe meditirt. Knapp hatte früher sich in heitern Rheingegenden und steyerischen Alpen versucht, und Glück in dieser Gattung der Landschaften gemacht; jetzt sind mehr nächtlich-ernste Partieen Gegenstände seines Fleißes. Wilhelm Lindenschmidt, einer der vorzüglichsten Schüler des Münchner Cornelius, lieferte eine sehr große Anzahl Kreidezeichnungen, enthaltend herrliche und geistvolle Compositionen aus der baierschen Geschichte, meist ergreifende Momente, voll Leben, Wahrheit und Natur. Der geschickte Historienmaler lieferte zu mehrern dieser Compositionen die Farbenskizzen, die nur andeuten, wie wirkungsvoll diese Gemälde werden dürften, wenn sie vollendet sind. Unsre Stadt kann stolz seyn auf diesen ihren trefflichen Künstler. Dr. Eduard Heuß, ebenfalls aus Mainz, schickte ein lebensgroßes Portrait einer Dame (ganze Figur) ein, das viele Vorzüge, aber auch hie und da Mißgriffe documentirte. Ferner eine Zeichnung zu einer ebenfalls anwesenden Wachs-Bossirung, eine Frauenzimmergestalt vorstellend, wie es mit ausgebreiteten Armen in die Luft schwebt über den sitzenden Thorwaldsen und die Büste Guttenberg's, eine geniale Idee zur Verherrlichung des großen Meisters und Verfertigers unsrer Statue. Die ideale Gestalt, wohl die Repräsentantin unsrer Stadt, reicht dem Thorwaldsen eine Bürgerkrone, dem Guttenberg einen Lorbeerkranz. Diese Zeichnung, wie die Wachs-Bossirung, sind herrlich. — Ferner sehen wir bei der Ausstellung eine gute Copie (Miniatur) des Stieler'schen Schutzengels, einige andere treffliche Genrebilder, sehr viele, mitunter gelungene Portraits, und einige gute Blumen- und Fruchtstücke. Sodann auch mehrere Gegenstände aus dem Gebiete der Plastik und Mechanik, deren Detaillirung wir unterlassen müssen. — —

Daß auf den 25. Januar angekündigte große Concert der Liedertafel zum Vortheil der hiesigen Stadtarmen hat statt gefunden; es brachte den Armen eine Gabe von etwa 1500 Fl., den Kunstfreunden aber Genüsse von weit höherem Werthe, zu denen ich namentlich die Ausführung des größern Theils des Oratoriums von Händel „Judas Maccabäus," und ein größeres Stück aus Mozart's schöner Oper „Idomeneo" zähle. Wir sind gewöhnt, Gutes von der Liedertafel zu erhalten; dießmal aber übertraf sie unsre Erwartungen. Wahrhaft ergreifend wurden die hochherrlichen Chöre Händel's vorgetragen. Mozart's originelle Schöpfung „Idomeneo" riß uns zu Bewunderung hin, und gab uns einen Vorgeschmack von der Wonne, die uns die Aufführung der ganzen Oper gewähren würde. Das ist doch noch eine kräftige, labende Musik, die mehr als Sinnenrausch hervorzubringen vermag, die das Herz in seinem innersten Innern anregt. Außer diesen beiden Heroen kamen auch noch Götter niedern Ranges bei jenem Concerte vor. So zwei Ouvertüren von Spontini und Lobe (Ferdinand Cortez — Fürstin von Grenada); so zwei Violincell-Vorträge von Francomme und Chopin über Thematas aus Robert dem Teufel und Boieldieu's „Beide Nächte," in welchen beiden Vorträgen unser Landsmann Heinefetter so sehr brillirte, daß er verdient hätte, die Krone jenes Abends zu erhalten, wenn uns nicht Delicatesse geböte, den Kranz dem weiblichen Chore zu winden, den etwa 80 hiesige Damen aus den ersten Ständen mit eben so viel Güte als Glück gebildet hatten. Die schönen Dilettantinnen wollten den Armen zeigen, daß sie keine Gelegenheit vorübergehn lassen, ihr Loos auf jede Weise zu versüßen, selbst an der Hand der Kunst. Wie Heinefetter auf dem Cello, so erntete Allmenröder, Mitglied der herzogl. nassauischen Hofcapelle, durch seinen schönen Fagotvortrag Lorbeeren ein. — Das Angeführte war das Erwähnenswertheste des großen Concerts. — In einem Eckchen des Parterres, wo ich saß (denn die bessern Plätze waren gar früh schon vergriffen), dachte ich im Stillen: die Mainzer sind doch ein herrliches Völkchen! Die Armen mögen ihr Loos nicht beklagen; sie finden immer eine Stütze in dem empfänglichen Gemüthe dieser heitern Menschen. Heute drängen sie sich in's Theater, um ihren Schützlingen eine Spende zu bringen, morgen suchen sie dieselben in ihrer ärmlichen Hütte auf. Es leben diese Wohlthäter! — —

Freudige Stunden hat uns auch dieser Tage ein Sachse, Namens Professor Schmidt, verursacht. Das ist ein Mann von dem liebenswürdigsten Humor, dabei ein Sänger, Improvisator und Glaskünstler. Seine humoristischen Schwänke sind geeignet, den Ernst zu verbannen und die frohe Laune an seine Stelle zu setzen. In seinen Charakter- und Nationalgesängen athmet ein tiefes Gemüth, das uns hinreißt und entzückt, begeistert und erhebt; es sind Töne, in denen Natur und Leben sprudelt. Seine Improvisationen sind geistvoll; er ist Herr der Sprache wie des Verses, die Gedanken fehlen ihm nie, er mag die heterogensten Gegenstände versificiren. Im Glasblasen und Glasspinnen verbindet er Gewandtheit und Fertigkeit mit Ergötzlichkeit. Die niedlichen Dinge, die wir aus seiner Hand hervorgehen sehen, sind gar artige Geschenke für die schönen Zuschauerinnen. In einer Darstellung bildete er sehr schnell hintereinander eine kleine gehenkelte Flasche, einen Schwan, ein Brillantkreuz und einen kartesianischen Wassertänzer, was er Alles mit noch vielem Andern an die schönen Zuschauerinnen verschenkte. Liebliche Andenken an einen schönen Abend und an einen merkwürdigen Menschen! In dem ernsten Leben ist ein solcher Mann ein Goldkorn; Komus ist sein Gott, die Freude und das Lachen und der Humor sind seine Idole! Schlimm, daß solche Menschen so selten sind! sie wären geeignet, Leben, Anmuth und Beweglichkeit in die Gesellschaft zu bringen, und dem socialen Leben den Reiz zu geben, den es entbehrt. Wir werden den Hrn. Prof. Schmidt sobald nicht vergessen, und wir können nicht umhin, Allen zu rathen, diesen Mann aufzusuchen, wenn er sich irgendwo ankündigt.

(Schluß folgt.)

Füllstein.

Vom Witz und dem guten Herzen muß man wohl sagen: **Utrum horum mavis, accipe.** — Geschmack und gutes Herz sind stets vereinigt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 53. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 2. März. 1836.

Deutsche Rache.

Schwarz umhüllet lag die Erde,
Und der Menschen scheue Heerde
Wich in's wohlbedeckte Haus;
Gottes schwerer Zorn entbrannte,
Und in Feuerbächen sandte
Strafend er die Blitze aus,
Denn des Corsen Kriegerhorden
Naheten dem stolzen Wien
Mit Verheerung, Schlachten-Morden —
Lübeck's Brudertag erschien.

In die schönen Donauthale
Hatte Gott die volle Schaale
Seiner Schrecken ausgeleert;
Ströme schönen Blutes flossen,
Durch des Feindes Hand vergossen;
Manchen Edlen fraß das Schwert.
Auch zu Klettau's Fischerhütten
Hatte sich der Brand gerollt;
Schrecklich hatten sie gelitten,
Und des Franken Geiz gezollt.

Unter seines Hauses Trümmern,
Bei der Gluthen letztem Schimmern,
Spähet Klaus, betrübt und matt,
Ob der wilden Flamme Wüthen
Seines Fleißes karge Blüthen
Alle ihm entrissen hat.
Ach, mit starkem Arme hebet
Er umsonst den Schutt empor;
Alles ist verzehrt! — er bebet,
Faßt poch kaum, was er verlor.

Plötzlich dringen Klageworte
Durch die ausgebrannte Pforte
Zu dem tiefgebeugten Mann.

„Soll dies Klagen, dieses Stöhnen
Ich mit kaltem Herzen höhnen?
Nein, ich wirke, was ich kann!"
Seufzer lenken seine Schritte
Zu dem Unglückssohne hin,
Und es weckt die stumme Bitte
Klausens mitleidsvollen Sinn.

Klaus bedeutet ihm, zu schweigen,
Und verspricht, durch tiefes Neigen
Mit dem Haupte seinen Schutz;
Denn es zeigt des Fremden Wehre:
Er gehöre zu dem Heere
Jener Feinde voller Trutz.
Sollte Klaus hinweg sich stehlen,
Hier entziehn der Mitleid Huld?
Nein, bei edlen deutschen Seelen
Sühnet Unglück jede Schuld!

Mögen Britten und Franzosen
Um den höchsten Kriegsruhm losen,
Das bekümmert Deutsche nicht!
Aber selbst der Feind erkennet,
Wenn man deutsche Großmuth nennet:
„Immer glänzt dies Götterlicht!"
Klaus schleppt durch den starken Regen
Den geschwächten Krieger fort,
Und erreicht auf glatten Wegen
Seines Elends Zufluchtsort.

In der Scheune engem Raume
Legt er schweigend, wie im Traume,
Auf ein Laubbett seine Last;
Er erforscht die tiefen Wunden,
Und, bevor er sie verbunden,
Gönnet er sich keine Rast.
Knieend will er Gott dann danken,
Siehe, da tritt seine Frau

In die Hütte, sieht den Kranken,
Und betrachtet ihn genau.

„Gott, wie kann sich der erfrechen,
Uns um Hilfe anzusprechen?!“
Ruft ihr vorwurfsvoller Mund.
„Er war's, der in Uebermuthe
Sich vergriff an unserm Gute;
Ja! mir gibt sein Kleid es kund!
Ha, ich sah ihn Feuerbrände
Werfen auf des Hauses Dach, —
Seine räuberischen Hände
Suchten eitlem Golde nach.“

„Wie, Du willst als Freund ihn pflegen,
Und des Himmels Zorn erregen?
Achte Gottes Strafgericht!“ —
„Ich gehorch' dem Menschensohne,“
Sagt ihr Klaus mit ernstem Tone,
„Er erlaubt die Rache nicht.“
„Fache nicht in meinem Herzen
Der Versuchung Flammen an,
Denn die fürchterlichsten Schmerzen,
Schafft der Reue scharfer Zahn.“

Ihres Mannes edles Walten
Wandelte der guten Alten
Härte bald in Mitleid um.
Ihre Sorgen ruhten nimmer,
Und die Scheune ward zum Zimmer
Ward der Tugend Heiligthum.
Nicht ein Laut des Vorwurfs kränkte
Ihren Gast; der arme Klaus,
Der die Netze fleißig lenkte,
Blieb den ganzen Tag oft aus.

Kaum bestreitet sein Gewerbe,
Was die Noth erfordert, herbe
Ist des Unglückse'l'gen Loos:
Tag und Nacht muß er sich plagen;
Doch geduldig, ohne Klagen,
Setzt er sich dem Elend blos.
Wie durchdringt ihn edle Wonne,
Als der fremde Kriegersmann
Mit der zwölften Morgensonne
Seine Heimath suchen kann!

Klaus lobt fromm des Himmels Mächte,
Reicht dem Gaste seine Rechte,
Und besteigt den Fischerkahn;
Seine Frau mit mildem Blicke
Bietet noch zwei Guldenstücke
Dem gerührten Fremden an.
Eilends zieht er seine Wege,
Durch das eigne Leid belehrt,
Daß der Deutsche mitleidrege,
Auch am Feind das Unglück ehrt. Eniautos.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Da zündete Cenci seine Wachskerze an, zum Zeichen für Thomas. Damit aber die Augen der Zuschauer, indessen Thomas das Werk beginne, wo anders hingelenkt und dann irre würden, zündete Cenci wie aus Versehen einem Knaben neben ihm seine bunte, papierne Himmelskugel an, die aufloderte, und die Mütter daneben erschreckte, daß sie und ihrer Kinder mitgebrachtes leichtes Spielzeug nicht auch Feuer fange! Indeß sich aber der Papst nicht stören ließ, schritt der Bischofssohn langsam in seinem Ornate, wie zu der Function gehörig, die Stufen zum Altar hinauf, kehrte sich gegen das Volk, hob seine beiden Arme empor und sprach das hallende Wort: **Missa est concio!** Die Messe ist aus. Dann kehrte er sich gelassen gegen den Papst und sagte ihm wohlverständlich: und mit Dir ist es aus! Dabei schlug er ihm leicht die Mütze vom Haupt.

Darüber schrieen die Verschworenen nun drunten wie über Frevel, sprangen auf den Altar, als wenn sie den Störer ergreifen wollten. Sie ließen aber den Bischofssohn ruhig stehen, und ergriffen statt seiner nun wirklich den Papst, rissen ihn nieder und schleiften ihn an den Haaren und an den Gewanden bis mitten auf den Boden der Kirche, während Kinder und Weiber theils vor Erstaunen stumm, theils nach dem ersten Schrei wieder schweigend, ja Manche schon heiter und lachend den Männern Raum gaben, indem sie von der Göttin der Welt: von der Neugier, gebannt, umherstanden wie Mauern.

Die wenigen Geistlichen, welche zu der Function sich mit in der Kirche befanden, zerstreuten sich feig und beteten so einzeln von fern stehend: **Ora pro nobis** hier, und **Ora pro nobis** dort, während ihre heimlichen Weiber sich an sie drängten, sie umklammerten, und ihre Kinder sich wieder an die Mutter festhielten und mit ihr schrieen. Sie sahen aber bald, daß sie nicht für sich zu fürchten und zu beten hatten, und verwandelten sich aus Klagemännern allmählig zuerst in stille, dann in theilnehmende Zuschauer. Die beiden jungen vornehmen Pagen des Papstes, beide bewaffnet, wußten vor Jugend nicht, was sie thun durften oder sollten, da sie nichts thun konnten als sich in die Nähe des Papstes drängen, der auf dem Gesichte lag. Er lag lautlos still und regte sich nicht, denn auf den ersten Blick und das erste Wort von dem Bischofssohn hatte er durchschaut, daß nicht die Hand des Thomas, sondern der Arm der Welt ihn ergreife, der menschliche Geist, der durch alle gelegten Netze frei hindurch geschritten und ungebannt, hier in drohenden rächenden Menschen um ihn stand. Er hatte den Mund nicht zu dem Wort: »Hilfe« geöffnet; er rührte auch jetzt auf dem Boden liegend keinen Finger, wohl wissend, wie sehr der kleinste Widerstand erst zum Angriff reize und herausfordere. Die Männer der verbündeten Macht, die

hier herrschte und galt, bliesen die langen Wachslichter aus, so viel sie erreichen konnten, und das Volk dieß für einen Befehl oder für einen guten Rath haltend, blies desgleichen seine Wachslichter aus, und während von droben die Kronleuchter in dem großen Raume nur eine Dämmerung wie Abenddämmerung, oder Abendschein machten, glommen hunderte von noch glühenden, rubinrothen Schnuppen auf den dampfenden langen Kerzen umher.

So weit hätte ein Mensch nun wohl den Vorgang mit ansehen mögen. Aber jetzt that eine sich in den Kreis drängende Frau mit ihrer langen, festen, knutenartigen Wachskerze den ersten Schlag auf den, wie ein großer goldner Käfer mit glänzendem Rücken daliegenden Papst. Der Schlag war das Signal zu einer Weiberrache, die nicht heftiger je sich entladen hat. Denn jede so lange bedrängte Seele drängte sich nun, ihrem Peiniger doch einen Streich zu versetzen; und da Jede mit Wuth von einer neuen Rachefurie weggestoßen ward, so sollte ihr einziger Schlag auch ein tüchtiger seyn. Vergeblich suchten die Männer des Cenci den Papst aus dieser Pauken- und Garben-Lage zu reißen, aber es gelang ihnen nicht in dem Weibersturm, denn die Weiber stürmten gleichsam den Papst eine unwiderstehliche Zeit lang, und zerschlugen ihn unbarmherzig*) von oben bis unten, am schmählichsten aber auf die doppelte Mitte.

Als das Wüthen vor Drang einen Augenblick anhielt, wälzte sich der Papst mit kaum sichtbarer Geschwindigkeit auf den Rücken, so daß er Kniee, Leib, Brust und Gesicht nun nach oben kehrte. Er sah einen Augenblick das Volk mit gelassenem aber tief aufmerksamen Blicke an, dann schloß er wieder die Augen — und sein todtenblasses Gesicht lächelte überaus freundlich und holdselig. Er hatte richtig gerechnet. Das Antlitz zeigt dem Löwen selbst den Menschen. In der That schlug Niemand mehr. Aber nun ergoß sich, wie der Regen draußen vom Himmel, eine Fluth von Flüchen und Verwünschungen auf ihn herab. »So ist Dir recht!« rief eine Stimme; so wirst Du Dein Unrecht fühlen.« — Und eine andere rief: Also ein Weib ist unrein, wie bei den Juden ein Schwein? He? Antwort! Sprich: Nein! schreie Nein! daß wir es Alle hören! Also nicht? schreien andere Stimmen; sind wir keine — —, sind wir rein, kann auch ein Priester ein Weib haben! Sind Kinder unrein? Blos wenn sie nicht gewaschen sind!

Und nun erscholl unermeßliches Gelächter.

Doch auch dieß hätte ein Mensch vielleicht noch ansehen und anhören mögen, denn in den Schlägen und Stimmen scholl noch ein Menschliches. Jetzt aber begann ein wirklich Dämonisches, vor welchem die wüthenden, sich ruhiger gelachten Weiber sogar den Athem anhielten, oder die Hände in die Augen drückten. Aber auch dieses Dämonische vollbrachte an einem Menschen wiederum nur ein wahnsinniger Mensch; Thomas; der arme Bischofssohn.

*) Siehe: Bernried, Nic. v. Arragonien, Lambert v. Aschaffenburg, Furicelli, Muratori etc.

Der dichte Kreis von Gericht und Execution haltenden, ihre Ehre rettenden Weibern hatte ihn nicht zum Papst gelangen lassen. Er hatte indeß zitternd und bebend vor Wuth mit einer armstarken langen Altarkerze gestanden, die er von einem mächtigen großen geschnitzten und vergoldeten Candelaber gerissen und sich damit, wie mit einer furchtbaren Keule bewaffnet. Jetzt brach er hindurch in den Kreis, machte sich Raum, und schlug mit seiner ganzen Gewalt mit der furchtbaren Waffe dem Papst vor die Stirn, daß ihm Augenhöhlen und Wangen und Bart plötzlich überströmten von Blut*). Und der Wüthende schlug mit der Keule noch einmal auf die Stirn, in das Blut, daß es umher spritzte auf Kinder und Weiber, die jetzt mit Entsetzen flohen. Gregor gab, wie ein Opossum, selbst in der Todesnoth keinen Laut von sich, aber das Lächeln war nicht mehr zu sehen vor Blut.

»Er ist todt! er ist todt! der Papst ist todt!« schrieen die Nächsten, und der Ruf ward immer weiter und schallender rings wiederholt.

(Fortsezung folgt.)

Die gewissenhafte Policei**).

Eine geschlossene Gesellschaft zu *** lud zuweilen bei ihren Festmahlen den einen oder den andern Policeiofficianten ein, da ohne Genehmigung der Policeibehörde keine Cassinos, Resourcen und andere geschlossene Gesellschaften sich constituiren dürfen, um dadurch dieser Behörde einen Beweis zu geben, daß ihr Verein nur den Zweck der Unterhaltung und keine unsittliche und schädliche Tendenz habe, wie manche vorgeblich religiöse Conventikel.

Ein solcher Gast, so wie auch dann und wann ein Künstler und Virtuose, wurden nicht auf Kosten eines Mitgliedes, sondern auf die der Gesellschaftscasse bewirthet, und nur ein Mitglied übernahm es, die Honneurs über Tafel bei dem Eingeladenen zu machen.

Einst hatte ein Policeiofficiant so wacker getrunken, daß derjenige, der ihm die Honneurs hatte machen müssen, demnächst dem Vorstand der Gesellschaft erklärte: er müsse darauf antragen, diesen Gast nicht wieder einzuladen, denn er sey wie ein Schwamm; er habe vier Flaschen Wein getrunken, und würde es gewiß nicht dabei haben bewenden lassen, wenn er ihm noch mehr vorgesetzt hätte. Mir stand der Verstand stille; ich wußte nicht, was ich dabei denken sollte.

»Ich erkläre mir die Sache sehr natürlich,« versetzte ein Mitglied des Vorstandes: »als ein guter Policeiofficiant leert er jede Weinflasche bis auf den letzten Tropfen, um zu sehen, ob nicht etwa auf dem Grunde ein Spitzbube versteckt ist.«

---

*) Siehe die Ebengenannten.

**) Authentischer Feder entstammt.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, im Januar 1836.

(Schluß.)

In unserem Kunstvereine hörten wir in diesem Monate manchen interessanten, wissenschaftlichen und Kunst-Vortrag. Einen derselben hebe ich Ihnen hervor, weil er mich am meisten ansprach. Es war die Rede des Hrn. Professor Neeb über die verschiednen Eindrücke der ganz verschiednen Gemälde des Rheinverlaufs zwischen Mainz und Bingen, und zwischen Bingen und Coblenz. Wie Neeb die Sache practisch darstellte, zog sie außerordentlich an. Im Rheingau wird das Aug' und der Blick gefesselt von den heitersten, freundlichsten Bildern; der Strom schlängelt sich sanft durch die gesegnete Gegend, lächelt die schönen Weinberge, und den stolzen Taunus, und den heitern Himmel und die fröhlichen Bewohner und die schöne paradiesische Landschaft an, und schwelgt in Entzücken, bis er unter Rüdesheim kommt. Da wird's plötzlich anders! Vergebens sucht er die lieblichen Eilande des Rheingaus; das Rheinthal bietet ihm jetzt nur steile Felsen, Schluchten, nicht mehr die blühenden Gefilde, nicht mehr die lebendige Freude auf den Gesichtern! Das Erste, was die spiegelnde Rheinfläche jetzt erblickt, sind graue Ruinen, Spuren der Vergänglichkeit, und eine romatisch-pittoreske Partie, die uns mehr zum Ernste, als zur Heiterkeit stimmt. Neeb sagt: der Rheingau gewähre uns die Wonne eines Dankgebets zu Gott, die Gegend ist ein lyrisches Gedicht, im Vergleich zu der des Rheinthals zwischen Bingen und Coblenz, die uns mehr wie ein episches Gedicht anspreche. In der That, dieser Mann hat in einer langen Jahrenreihe die Seligkeiten am Rhein vielfach gekostet, er muß aus Erfahrung sagen können: wie sein Herz von diesem, wie es von jenem Bilde angeregt worden ist. Soviel über diesen Vortrag. Er war so reich an noch andern, schönen, tief durchdachten Ideen, daß wir es bedauern, hier nur eine so kurze Skizze aus derselben herausheben zu können. Die Rede wurde mit Dank und Anerkennung aufgenommen. —

Auch in dem Gebiete der Literatur brachten uns die ersten Tage des neuen Jahres einige winterliche Blumen. Ich sage winterlich, weil die Schriftchen polemisch sind, und Streit der Art uns widerlicher ist, als der rauhe Winter. In dem einen Schriftchen: ein Streit zwischen zwei Gerichtsärzten, einem von hier und einem von Osthofen. Der Eine wirft dem Andern vor: bei einer wichtigen Untersuchung nicht gründlich verfahren zu seyn. Was kommt jetzt dabei heraus, da die Gerichts-Verhandlung selbst tragisch geendet hatte? Indessen hat der Arzt zu Osthofen diese Schrift des hiesigen Arztes durch ein ungebührliches Sendschreiben provocirt, und der hiesige Arzt hat nur seine Ehre und seine Grundsätze vertheidigt. Diese gründlich geschriebene Schrift machte hier eine gewisse Sensation. — In dem andern Schriftchen wird die Heillehre als Charlatanerie und das Treiben mit Zahnamuletten gebrandmarkt, besonders über die berüchtigten Ramcoischen Zahn-Perlen-Ketten, von denen auch hier eine Niederlage ist, losgezogen. Was wird's nützen? Die Charletanerie der Zahnärzte wird dadurch nicht enden, und die Leute werden nicht klüger werden. Mundus vult decipi, ergo decipiatur ist ein so wahres Wort! Uebrigens macht das Schriftchen unserm Hrn. Hofrath Dr. Galette Ehre. Man sieht, daß es dem Manne Ernst ist um die Sache, und daß er ehrlich genug ist, die Leute vor Schaden zu warnen. Sonderbar war es mir immer, daß gerade in dem wichtigsten Zweige des menschlichen Wissens, in der Medicin, von jeher so viel mystischer Betrug und Unwesen getrieben wurde! Es scheint, als ob man mit aller Gewalt diese der Menschheit so nützliche Doctrin verunstalten wollte. Die Charlatanerie ist der schwärzeste Fleck in der Heilkunde, und wird nie ausgerottet werden! — —

Bei unsrer preußischen Garnison wurde dieser Tage auch das Krönungsfest Sr. Majestät des Königs von Preußen gefeiert. Se. Excellenz, Hr. Vicegouverneur v. Müffling, gab ein Fest-Diner, wozu die Militär- und Civil-Notabilitäten geladen wurden. Als auf des Königs Wohl getrunken wurde, sah man auf eine überraschende Weise das Bild Sr. Majestät prachtvoll geschmückt, dasselbe Bild, was der König der Garnison zu Mainz kürzlich zum Geschenke gemacht, mit der Bestimmung: daß es bei dem Vice-Präsidenten oder Commandanten der Festung aufbewahrt werden sollte. Das Anschauen dieses Bildes ergriff sehr! Man sah die Züge eines der vortrefflichsten Regenten, die in dem Augenblicke nicht um Preußens allein, sondern um Deutschlands Wohlergehn bekümmert sind. Schon die eine Wohlthat des großen Zollverbands, der dem Vaterlande eine so würdige Stellung in der Reihe der handeltreibenden Staaten verlieh — welche Wohlthat wir diesem Fürsten verdanken — muß uns anerkennend für denselben stimmen. Deutschland hat noch andere Desiderien, die vielleicht auch noch durch dieses Regenten kräftige Vermittlung, vielleicht schneller als man glaubt, in Erfüllung gehn! —

Zum Schlusse noch ein Wort über einen unser Großherzogthum Hessen schmerzlich berührenden Todesfall. Ich meine das Hinscheiden unserer allverehrten Großherzogin von Hessen! Während der Krankheit dieser durchlauchtigsten Frau schwebten wir zwischen Hoffnung und Furcht, indem uns bald tröstende Bülletins, bald erschreckende zukamen. Schon dieses Schwanken in dem Gange der Krankheit verkündete uns nichts Frohes. Dennoch nährten wir die Hoffnung, die kräftige, noch ziemlich rüstige Natur der hohen Kranken würde über das feindliche Leiden siegen. Traurige Täuschung! Der 28. Januar brachte uns die Todesbotschaft, und versetzte auch unsre Rheinprovinz in die schmerzlichste Trauer! Die Hingeschiedene war eine Dame von hohen Geistesgaben, aber ihr schönes Herz überstrahlte diese noch. Wie klagen jetzt schon die Schützlinge der Verblichnen, die Waisen und Witwen, die Armen allzumal! Es ist ein Trost für ein Land, wenn es sieht, daß das Unglück am Grabe seiner Regenten weinet; das ist das schönste Zeugniß für deren edelmüthigen Gesinnungen im Leben! —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 54. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 3. März. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Cenci hatte dem Bischofssohn schon bei dem zweiten Schlage in die mörderische Keule gegriffen, so daß er jetzt nicht mit aller Kraft getroffen. Zu gleicher Zeit hatte einer der jungen bildschönen Knaben oder Pagen aus Rache für den ersten Schlag auf die Stirn des Papstes, dem vom Cenci entwaffneten Thomas seinen kurzen Degen in den Leib gestoßen, so daß er brüllte: »Der Papst ist todt! Nein, ich bin todt! Nein, meine Braut ist todt! O, ich arme Braut!«

Deutlich hatte ihn wieder sein Wahnsinn ergriffen, und seine Stimme war furchtbar zu hören, und furchtbar zu sehen, wie er mit hoch über dem Kopfe gefalteten Händen Gott anrufend zusammenstürzte. Der arme kleine, seinen Herrn liebende, bildschöne Page aber stürzte zu gleicher Zeit neben und auf ihn nieder; denn Einer aus Cenci's Schaar, ein Freund und Verwandter des armen Bischofssohnes hatte wiederum für diese That den armen Knaben mit seinem langen Schwerte durchstochen, das er ihm in der Brust stecken lassen mußte, weil Cenci jetzt den Mörder von ihm mit Gewalt hinwegriß, während der Knabe schon sterbend nur noch um seine Mutter bekümmert, jetzt nicht lächerlich, sondern herzzerreißend ausrief: »Ach, was wird meine Mutter sagen! Was wird meine Mutter sagen!« Cenci zog ihm erbarmend das lange Schwert aus der Brust, da ward die Stimme auf ewig still.

Das Alles war so schnell von Anfang bis zu Ende geschehen, so schnell und schneller als es Jemand dem Andern erzählen kann.

Fort! rief Cenci mit donnernder Stimme! Fort! Faßt den Papst und schleppt ihn fort.

Und augenblicklich gehorchten ihm die Seinen. Sie faßten den Papst bei den Haaren und schleppten ihn fort durch die Kirche, aus der Kirche, über den Platz, in die Straße, durch die Straße, unbegleitet vom Volke, ungehindert, ja ungesehen in der rabenschwarzen Nacht und dem strömenden Regen, nach Cenci's Thurm.

Als Achill seinen Feind, der ihm den Freund Patroklus erschlagen, um die Mauern von Ilion schleifte, war Hektor todt, und dennoch beschirmte sein Patron der Gott Apollon, daß sein Haupt nicht auf der Erde sich zerschmettre, noch daß ihm der Staub nur das Haar besudle, denn mit den Füßen an seinen Wagen gebunden, schleifte er das Haupt am Boden. Hier jetzt in Rom aber blieb dem heiligen Vater jeder Gott und jede Göttin und jeder Schutzpatron aus. Er ward an den Haaren fortgeschleppt, und so schleiften nur seine Füße, von denen er beide Pantoffeln verloren. Die Regenwolken aber erbarmten sich seiner als eines Menschen; sie gossen einen Strom nach dem andern belebendes heiliges Wasser ihm über Gesicht und Brust und Hände so lange, bis er lebendig ward, zu sich kam, sich besann, wer er sey und dann leicht inne ward: was ihm geschehe! daß es sein Leben gelte, oder seine Freiheit, sein Papstthum oder seine Entwürfe, oder Alles zusammen. Doch stöhnte er nicht. Es ward ihm deutlich, in welche Gegend er geschleift werde; denn er vernahm jetzt sogar schon die gewaltigen Schläge der Glocke vom Thurme des Capitols, die immer fertig zu reden, aber nur reden darf, wenn sie dem römischen Volke verkündigen soll: »Der Papst ist todt.« Und da sie jetzt sprach, so sprach sie nur: Der Papst ist todt.«

Er hätte beinahe gelächelt. »Todt ist er nicht!« sprach er bei sich, »aber todt will er sich stellen, bis sich die Menschen seiner erbarmen, dem Menschen helfen, und der Papst wieder aufsteht. Die Thoren sind doch gut! Was wär' ich, was war ich, was würde ich ohne Thoren! Unglück und böses Wetter muß man verpassen! sich todt stellen!«

Ungefähr so viel Klugheit war ihm in der schweren

Betäubung von seiner schmerzlichen Wunde am Kopfe geblieben; in diese schlaue Verstellung gefror gleichsam des eisernen Mannes Heldenmuth und schwer übertreffliche List auf ihm ganz natürliche Weise. Der Tod wandelte ihn wieder an, und doch überwand sein starker heimlicher Sinn jedes Zucken, jedes krampfige Dehnen. In der höchsten Angst holte er selber im Finstern nicht Athem mit offenem Munde, nicht die Zähne biß er zusammen, während er unter dem Glockenrufe: »der Papst ist todt,« schon wieder eine Straße weit an den Haaren geschleppt war.

Marsala hatte das eigenthümliche Anschlagen der Glocke mit Schreck über ihren Sohn vernommen und war mit Irmengard in die Hausthür getreten, ob irgend ein Vorübereilender ihr ein Wort Nachricht gebe. Irmengard gewahrte aber durch die ihnen gegenüber hinablaufende Querstraße den Schein von der Feuersbrunst vor den Thoren, und eine schreckliche Ahnung durchzuckte ihr Herz. Sie sprang und holte ihr Kind. Und indem sie wieder herauskam, schleppten die Männer Cenci's so eben den Papst auf der Straße vorüber. Der Feuerschein erleuchtete ein Stück der Hauptstraße so breit die Nebenstraße den grellen Lichtglanz auf sie fallen ließ; und in dem Lichte glänzte das Gold und das Silber auf dem Gewande des Papstes.

Halt! rief Marsala die Männer an. Aber sie ließen sich nicht halten. Da ergriff sie den einzelnen Letzten und frug ihn mit Hast: wo ist Thomas? mein Sohn!

Der Schuft, der uns den Spaß verdorben hat? Wär' er nicht todt, Cenci erstäch' ihn noch einmal.

Erstochen? rief Marsala. Wer hat ihn erstochen?

Ein erstochenes Kind; sprach er noch eilig zurück und rannte dem Zuge nach.

Aber der Papst ist todt! sprach Marsala mit ernster grimmiger Freude.

Irmengard fiel auf ihre Kniee und lobte Gott, und dankte ihm aus vollem inbrünstigen Herzen für das ihr nun bevorstehende Glück. Dann erraffte sie sich, dachte an ihren Mann, und lief mit dem Kinde nach Cenci's Thurm; während Marsala nach der Kirche lief wie jung, um ihrem Sohne noch Beistand zu leisten, wenn er ihn bedürfe, oder ihm die Augen zuzudrücken, oder den Todten zu sich zu holen zu stillem Begräbniß. Sie war noch nicht weit, da stieß sie schon auf zwei Männer, den Freund ihres Sohnes, der den Knaben erstochen und einen Gefährten, die ihn dahertrugen. Die Männer schwiegen. Sie ging hinter ihnen, und unterstützte des Sohnes herabhängendes Haupt. Und in kurzer Zeit lag der unglückliche Todte nun ruhig in seiner Zelle, und das schöne Antlitz und die himmlischen Augen seiner Braut schauten lächelnd und freundlich auf den Todten hernieder.

Irmengard aber kam noch eher als die Männer an die Pforte des Thurms, die ihr aber nicht aufgethan ward, bis die Wächter drinnen Cenci's Stimme erkannten. Sie trugen den Papst in das Zimmer des Thurmes hinauf, warfen ihn hin, und Cenci's Gemahlin rang die Hände über ihren Mann, während er mit zwei Lichtern den Papst am Boden liegend, wie einen ausländischen bunten gefangenen todten Vogel beleuchtete, und Thränen vergoß vor Wuth.

(Fortsetzung folgt.)

Antwort.

Thema: Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Frosch in Goethe's Faust.

In einer Zeitschrift — Namen nennen sie nicht! — wurde die schon früher darin aufgestellte Anfrage über eine Stelle in Goethe's Faust wiederholt, was in der Zeile:

„Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt Ihr mit Herren Hans noch erst zur Nacht gespeist?"

gemeint sey.

Als diese Anfrage im — zum ersten Male gemacht wurde, trug man Bedenken, sie zu beantworten, weil man ungewiß war, ob nicht dahinter die Absicht versteckt sey — gelinde gesagt — das Publicum darauf aufmerksam zu machen, daß sich auch bei dem großen Goethe der Spruch bestätigt: dormitat Homerus. Man überging sie daher mit Stillschweigen. Da sie aber jetzt wiederholt wird, und es den Anschein gewinnt, daß sie sehr ernstlich gemacht worden, so will man sie mit möglichster Beobachtung des Anstandes beantworten.

Rippach ist ein Dorf im Brandenburgischen, nicht fern von der sächsischen Grenze des ehemaligen Kurfürstenthums Sachsen, und die Einwohner sind nach einer alten sprichwörtlichen Redensart eben nicht in dem Ruf der feinsten Bildung, denn man pflegt einen rohen ungeschlachten Menschen Hans A— *) von Rippach zu nennen. Darauf spielen diese Verse von Goethe an, und sie zeigen wohl ziemlich deutlich: wie Sr. Excellenz zuweilen das Publicum bedient hat.

Man hat übrigens über diesen sprichwörtlichen Ausdruck noch eine alte Anekdote.

Der König Friedrich Wilhelm von Preußen gab einst dem Kurfürsten von Sachsen zu Rippach ein Rendezvous. Der Letztere, um nach dem damaligen Ton einen Scherz zu machen, fragte den König: »Euer Liebden, können Sie mir nicht sagen, warum man Hans A— von Rippach sagt?«

»»Das weiß ich nicht,«« versetzte der König, »»ich bin nicht aus Rippach; aber Euer Liebden werden es gewiß wissen, warum man Matz B—z von Dresden sagt, da Sie aus Dresden sind.««

Vielleicht wäre es, trotz aller Zeitauctoritäten, für solcherlei Dinge besser gewesen, diese Frage unbeantwortet zu lassen, weil sie den naiven Fragen von Kindern gleich-

*) Böse Beispiele verderben gute Sitten. Wer weiß nicht, daß Tieck eine Urania-Novelle mit einem Helden Hans A. verziert hat, seit welcher Zeit man geneigt ist, die Brockhaus'sche Urania von rana abzuleiten.

kommt, deren Lösung ohne Verletzung des Schamgefühls nicht gegeben werden kann; aber der Wahrheit muß man huldigen, damit nicht ein überscharfsinniger Erklärer in diesen Zeilen einen sublimen Gedanken findet, der dem großen Dichter nie — eingefallen ist.

Hat man ihn auch zum Dichterfürsten proclamirt, so ist er doch auch wie jeder Fürst menschlich und hier ist ihm etwas sehr Menschliches begegnet. Er legt die undankbare Mühe auf, eine Nuß aufzuknacken, die, wenn man dieß bewirkt, keinen schmackhaften Kern, statt dessen aber ekles, bitteres Wurmmehl gibt, das man mit Widerwillen wieder ausspeit.

Schwänke aus der Literaturgeschichte.

Beaument und Fletcher hatten eben bei der Flasche ein neues Stück besprochen, das sie gemeinschaftlich schreiben wollten, und da sie mit ihren Berathungen fertig waren, schloß Fletcher: »So soll es seyn; du magst das Uebrige machen, ich will den Tod des Königs übernehmen.« Diese Worte waren gehört worden und man brachte die Dichter sofort in's Gefängniß. Doch wurde es ihnen leicht, das Mißverständniß nachzuweisen.

Als Crebillon seinen Catilina schrieb, kam ein Freund zu ihm und war erstaunt, vier große Kater neben ihm zu sehn. »Geh' leise,« sagte der Dichter, »geh' leise; du verscheuchst mir sonst meine Verschworenen.«

Nach der ersten Aufführung des **bourgeois gentilhomme** von **Molière** (bei einem Hoffeste in Chambord) hatte man das Komische des Stücks nicht recht verstanden und da der König sein Urtheil zurückhielt, ließen sich die Hofleute mit bitterm Tadel vernehmen. Als aber nach der zweiten Aufführung des Königs Urtheil günstig ausfiel, hatten auch die Hofleute die Schönheiten entdeckt.

Zum Tartuffe gab dem Dichter ein Gespräch des Königs mit einem Bischof die erste Anregung: Habt Ihr gefrühstückt? fragte der König. — Ja, ein Krüstlein Brod in Wein getunkt. — Ach, der arme Mann, rief der Prinz Condé: nur vier junge Rebhühner in der weißen Brühe!

Kurz nachdem der Tartuffe, durch das Parlament verboten war, erschien »der vermummte Einsiedler,« eine sehr unbedeutende Farce. Da dieses Stück Niemanden ärgerte, fragte der König den Prinzen Condé nach der Ursache. Das neue Stück, erwiederte dieser, macht die Religion lächerlich, nach welcher die Herren nichts fragen; Molière aber hat im Tartuffe die Priester dargestellt, und das wollten sie nicht.

Ludwig XI. verglich den Besitzer einer schönen Bibliothek, der nie in einem Buche las, mit einem Buckligen, der einen schweren Buckel trägt, ihn aber nicht sieht.

Als Frischlin, annoch fahrender Schüler, in einer Dorfherberge auf einer harten Bank schlafen mußte, dichtete er:

Wie hart ist doch der Bank? Ach Grausamkeit des Banks!
Ich sitze auf dem Bank und drücke hart die Bank.
O Bank! o loser Bank! mir schauert vor dem Bank.
Die Bänke mögen seyn, jedoch der Bänke Lust
Und Bänken sag' ich ab: denn sie hart sind der Brust.
Die Bänke saß' ich, Bänk! von euch Bänken ich bleib.

Vergebens bemühte sich der Hof, den calvinistischen Clemens Maret gut katholisch zu machen. Man schickte, als er auf seinem Todbette lag, einen Capuciner zu ihm. Maret hörte den Capuciner ruhig an und sprach als derselbe geendet: Lieber Pater! dort stehen meine Stiefeln; schmieret sie mir, denn ich habe eine große Reise vor, die ich bald werde antreten müssen. — Der Pater entfernte sich.

Der dramatische Dichter Barthe war sehr eitel. Er besuchte einst einen Freund um ihm sein neuestes Werk vorzulesen und dessen Meinung darüber zu hören. Obgleich er ihn auf dem Sterbebette fand, blieb er doch bei seinem Vorsatze. Bedenke, sagte der Sterbende, daß ich kaum noch eine Stunde zu leben habe. — Ach, sagte Barthe, meine Vorlesung dauert nur eine halbe Stunde! —

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Preßburg, am 21. Januar 1836.

Man sagt: „Das Geld und die Erfahrung machen den Menschen klug.“ So oft ich nun die Klugheit eines Menschen rühmen höre, erkundige ich mich zuvörderst, ob derselbe etwa ein Dichter sey. In diesem Falle bin ich überzeugt, er habe seine Klugheit bloß der Erfahrung zu verdanken, denn Dichter sind doch stets arme Schlucker. Ist er kein Dichter, so belausche ich ihn, wenn er mit irgend Jemandem in Streit geräth: ist er klug aus Erfahrung, gibt er gewiß nach, ist er aber klug, weil er Geld hat, so gibt er nicht nach, und wenn er auch so klug ist, wie Krösus selbst. Bis zur Geldklugheit habe ich es nie gebracht, das beweisen meine Dichtungen, die arm sind an klugen Ideen; allein auch die Erfahrung hat mich leider, nur kühner, aber nicht klüger gemacht. Auf der Bahn der Kritik, die ich jedoch betreten habe, fand ich, daß ich immer mit Kühnheit eher durchgriff als wenn ich klug gewesen wäre, und es dürfte nicht ohne Interesse seyn, einen kleinen Theil dieser meiner Erfahrung zu enthüllen. Vor mehrern Jahren war Herr B... bei uns als erster Tenorist engagirt. Die Meinung des Publicums über ihn war sehr getheilt. Als auch ich mich einst unglücklicher Weise in Gegenwart eines seiner Verehrer so über ihn aussprach, daß man daran nicht zweifeln konnte, ich

sey nicht sein Verehrer, besah mich dieser etwas verächtlich und sprach die für mich so bedeutungsvolle Worte: „Wenn Sie besser singen können, dann erlaube ich Ihnen zu tadeln!" Ich getraute mich keine Antwort zu geben, aus Furcht der unmelodische Ton meiner Stimme würde es verrathen, daß ich nicht besser singen könne, und entfernte mich, in dem Innersten meiner Seele tief beschämt. Jene merkwürdigen Worte hatten lange einen unglücklichen Einfluß auf meine Lebensbequemlichkeit. Brachte mir mein Schuster ein Paar schlechte Stiefeln, getraute ich mich nicht zu tadeln, denn was sollte ich ihm antworten, wenn er mich fragte: ob ich bessere Stiefel machen könne? Die schlechtesten Speisen, welche mir meine Köchin vorstellte, würgte ich hinunter, ohne sie zu tadeln, bloß weil ich selbst so unerfahren in der edlen Kochkunst bin; kurz, ich mußte mir allenthalben Alles gefallen lassen, wo ich in meinem Innern überzeugt war: ich kann es nicht besser machen. Als mir denn aber die Sache doch zu bunt wurde, faßte ich Muth, und — wer sollte es glauben! ich tadelte jetzt mit dem besten Erfolge für mich, das Geheimniß liegt bloß darin, daß ich stets mit keckem Muthe hinzufüge: „Ich bin zwar nur ein Laie in dieser Kunst oder Wissenschaft; allein ich getraue mir es doch besser zu machen." Die Zuversicht, mit der ich dieses zu sagen pflege, hat bisher noch Jedermann abgeschreckt, es auf eine Probe ankommen zu lassen.

Nachdem ich auf diese Weise einen Beweis vorausgeschickt zu haben glaube, daß es mir an Talent und innerem Beruf zum heutzeitigen Recensenten nicht fehle, will ich ein kleines Referat über unsere hiesige Bühnenwelt nachschicken, und sollten meine verehrten Leser und Leserinnen auch über mein Vorschicken und Nachschicken einschlafen, so werden sie doch im Traume noch gestehen müssen: ich habe es nicht ungeschickt gemacht. Ueber unsere Bühne gehen Conversations-Stücke, Local-Possen und Opern. Für jedes dieser drei Gebiete besitzen wir einige brave Mitglieder, aber durchaus keine Künstler, und diejenigen sind es am Wenigsten, welche über diesen Ausspruch etwa die Nase rümpfen. Ich weiß sehr wohl, daß ich hier von dem gewöhnlichen Wege der Referenten abweiche; allein ich kann mir nicht helfen. Ich habe oft Vorstellungen beigewohnt, die mich sehr befriedigten, und als ich in nachherigen öffentlichen Berichten darüber von „Künstlern" reden hörte, nahm ich oft das Lexicon zur Hand, um mich über die Definition des Wortes zu belehren, und stets fand ich das Definiren und das Referiren im Widerspruch. Möchtet Ihr doch, meine theuren Collegen, den „Künstler" in seiner heiligen Bedeutung lassen! Es muß ja nicht jede Bühne Künstler und Künstlerinnen haben! Wann ein Schauspieler oder Sänger rauschend empfangen, während und nach der Vorstellung gerufen, und bisweilen von guten Freunden mit Lobgedichten von der Gallerie herab beworfen wird, muß er deßwegen ein Künstler seyn? Ich mache hiermit den Anfang, indem ich versichere: Wir haben hier auf unserer Bühne gar keine Künstler, aber einige so brave Mitglieder, daß sie selbst einsehen, wie viel ihnen fehlt, um diesen Namen zu verdienen. Die Nähe der Kaiserstadt wird von unserer Direction benutzt, uns mit geehrten Gästen von dort zu erfreuen, und wir haben in kurzer Frist das Vergnügen gehabt, die Herren Korn, Löwe, Kunst, Wild und Breiting zu sehen und zu bewundern. Von den lieblichen Erscheinungen aus dem zarten Geschlechte nenne ich nur Mad. Schröder, Dlle. Peche und Mad. Ernst. Gegenwärtig haben wir die Gelegenheit, die liebliche und gewandte Stimme der Dlle. Henriette Carl, Kammersängerin am königl. spanischen Hofe, mit Recht zu bewundern. Ihr in Europa bereits begründeter Ruf bewährt sich auch hier. Ueber ihre schöne Leistung als „Norma" habe ich mich bereits in einem andern Blatte ausgesprochen, und da, dem Vernehmen nach, diese flötende Nachtigall unserer Oper auf längere Zeit gewonnen ist, so schließe ich mit dem Versprechen ehestens über ihre fernern Leistungen zu berichten. E. Horowitz.

Breslau, den 20. Januar 1836.

Eine neue Zeitschrift ist mit dem Beginn des neuen Jahres hier entstanden. Dieß ist zwar nichts Neues, denn alle Jahre entstehen hier deren so viele, daß man ihr schnelles Dahinscheiden gar nicht einmal gewahr wird. Die schlesische Chronik ist aber eine neue Erscheinung, wie sie Schlesien noch nicht gehabt hat. Es soll diese Zeitschrift nämlich ein Organ für das Gesammtinteresse der Provinz seyn. Der Redacteur, Hr. von Baerst, hat ein großes Unternehmen begonnen, denn die preußischen Beamten haben es nicht gern, wenn sich andere Leute um etwas bekümmern, das zum öffentlichen Leben gehört; sie glauben allein das Monopol zu haben, darüber hinter verschlossenen Thüren absprechen zu können.

Nach dem einleitenden Aufsatze über die Theilnahme am öffentlichen Leben ist von dieser Zeitschrift viel zu erwarten. Jeder rechtliche Mann, jeder Vaterlandsfreund, jeder gute Preuße muß den darin ausgesprochnen Grundsätzen huldigen.

Aber ob die guten Schlesier etwas lesen werden, was sie etwas aufrütteln dürfte, wird die Zeit lehren, und ob die Oeffentlichkeit, welche hier versprochen wird, nicht vielleicht eine solche ist, wie das politische Wochenblatt aus Berlin bereits in den meisten adligen Häusern Schlesiens eingeführt hat, wird sich finden. Denn das politische Neujahrsgeschenk von 1831 zeigt, daß der Hr. Redacteur den heiligen Kampf gegen die Demagogen nicht scheut. So wird nämlich jetzt Jeder genannt, der nicht noch neben den König auch den Adel hoch leben läßt.

Jedenfalls hat der Hr. Redacteur ein Wagstück übernommen; denn die Breslauer Censur soll wunderbar scharfsinnig in der Witterung der Tendenz der Schriftsteller seyn. Sie muß daher die Tendenz bereits vorhersehen; denn wenn es gleich auf der ersten Spalte heißt:

„Daß sich die Monarchie auf den Trümmern der Feudalherrschaft erhob,"

so müssen die — welche das Feudalwesen wiederherstellen wollen, die Fundamente der Monarchie untergraben. — Wir wollen weiter sehen! A. G....i.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 55. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 4. März. **1836.**

Nero, Tragödie von Carl Gutzkow. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1835.

Carl Gutzkow ist kein Dichter, das haben seine frühern Schriften zur Genüge bewiesen, die sämmtlich nur Kinder des Verstandes sind, so viel Unverständiges sie auch enthalten — das Gefühl hat an ihrer Schöpfung keinen Antheil gehabt. Gutzkow's Verstand kann eigenthümliche Gestalten zu einem eigenthümlichen Ganzen gruppiren, aber er vermag seinen Gestalten kein Leben einzuhauchen, und so viel Bedeutung auch Gutzkow sich selbst beilegt, gleicht er doch nur dem Prometheus, ehe dieser im Besitz des himmlischen Feuers war. — Ach! ohne dieß Feuer ist Prometheus nicht viel mehr als ein Töpfer, der seine Bestimmung verfehlt hat. Gutzkow's Geist kann Dichtungen erdenken, die eines großen Dichters würdig wären, aber er kann sie nur denken. Sobald er versucht, seine Erfindungen darzustellen, gibt sich bei ihm eine ganz seltsame dichterische Ohnmacht kund. Sein Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" ist ein durchaus originelles Werk; der Verfasser hat Scenen und Gestalten erfunden, die noch nicht dagewesen sind, aber Alles steht so kalt, so todt da — eine seltsame Gesellschaft von geschminkten Marmorgruppen und Vogelscheuchen — nur Sperlingsverstand vermag sie für lebendig zu halten. Was man von manchem Buche im Scherz gesagt hat, daß es todt geboren sey, läßt sich in vollem Ernst von diesem merkwürdigen Roman sagen, der, als Dichterwerk betrachtet, von gar keiner Bedeutung ist, und nur den Werth einer Curiosität hat.

Die poetische Impotenz Gutzkow's zeigt sich noch mehr in seinen Novellen. Er wollte hier gewöhnliche Geschichten zur Unterhaltung der Lesewelt liefern, und auch dieser Versuch mißglückte. Bei all' seinem Witz und Geist fehlt ihm selbst das Bischen Poesie, das zu einer gewöhnlichen Almanachsnovelle gehört.

Daß er seine Schwäche nicht zu kennen scheint, beweist sein Versuch, eine Tragödie zu schreiben, ein Unternehmen, dem er nicht gewachsen war, obgleich er mehr geleistet, als sich erwarten ließ. Die Poesie, die er hier gibt, ist freilich eine gemachte; er zeigt statt natürlicher Blüthen glänzende Flitterblumen, sie erfreuen nicht, sehen jedoch bei guter Beleuchtung recht hübsch aus. In ein gutes Licht aber weiß er seine Poesiesurrogate zu stellen, indem er ihnen die ordinärste Prosa gegenüber stellt. Der grelle Contrast bringt so eine Wirkung hervor, die sich auf andere Weise nicht erringen ließ; ein grünes Fleckchen wird neben dürrem Sande poetisch. Je ärmer übrigens diese Tragödie an Poesie ist, um so mehr hat der Verfasser diesen Mangel durch Aufwand von Witz, Satyre und zum Theil eigenthümlicher, zum Theil alter, bloß blankgeputzter Gedanken zu ersetzen gesucht. Besonders dürfte die Persiflage unsrer Zeit, die aus vielen Stellen spricht, dem Werke Leser verschaffen. So ist denn diese Tragödie (wenn man anders eine Reihe locker zusammenhängender Scenen eine Tragödie nennen kann) immer eine Erscheinung, der wir einige Aufmerksamkeit schenken müssen.

Ein Prolog, den Locusta, die Giftmischerin, die alte Ahnfrau römischer Cäsare, spricht, eröffnet das Stück. So rhetorisch-schön auch dieser Prolog ist, wäre er doch besser weggeblieben, weil er Erwartungen erregt, die nicht befriedigt werden.

> Was Wirklichkeit, was Traum hier im Gedichte,
> Malt sich zu einem Traum der Weltgeschichte.

Warum nicht gar! — Das Stück selbst beginnt sehr tragi-komisch. Ein junger Mensch, Namens Julius Binder, kehrt aus der Fremde nach Rom zurück. Als er in das Haus seiner Eltern treten will, wird die Leiche seiner Mutter herausgetragen. Er steht entsetzt:

> Und hört' ich recht den Todtenvogel singen,
> Muß auch mein Vater mit dem Tode ringen.
> Hinein, daß sich des theuern Leibes Schlauch
> Zum Leben wieder blähe bei meines Mundes Hauch! (!!)
>
> (Ein zweiter Sarg wird noch schneller herausgetragen.)
>
> Zu spät! Dieß muß mein Vater seyn.
> Dahin fliegt in dem Todesschrein
> Mein Leben, Hoffen, Alles hin!
> Steht! steht! Wißt, daß ich des Mannes Kind und Schatten bin!

Sie fliehn — sind wie Gespenster fortgerannt —
Und vor Entsetzen steh' ich festgebannt —
Ha, wär' es Blendwerk nur,
Was ich da sehe! Eine blutige Spur
Seh' ich am Boden rollen,
Blut aus dem Sarg gequollen,
Die Tropfen rieseln durch die Gassen.
Hier ist ein Mord geschehn,
Ich muß zum Schwerte fassen
Und blutig wenden dieses Wiedersehn.

(Ein Tribun tritt mit Bewaffneten aus dem Hause.)

Steh', du Tyrannengeneral,
Noch raucht an deinem Stahl
Der Erde bestes Blut,
Fühl' nach dem Morde, wie Rache thut!

(Er greift ihn an.)

Tribun.

Wehrt ihm nicht! Mir ist es recht,
Daß sich ein Messer setzt an meine Kehle!
Nach solcher That bin ich mir selbst zu schlecht,
Und bitte nur, daß ja sein Stoß nicht fehle.

(Sie fechten. Der Tribun fällt.)

Gut, gut! Die Klippen,
Die widerspänstigen Rippen
Vermied der Stoß,
Und macht mich des verfluchten Lebens los.
Hab' mich gewunden und mich bethört,
Wenn ich auf kaiserlich' Gebot
That, was Männer nimmer ehrt,
Und besorgte manchen Tod.
Hier mußt' es enden, wo empfindungslos
Selbst in der Freundschaft Schooß
Ich zwar mit Zittern, dennoch herrendienstbar trat.
Die Zeit ist arg; wer keinen Feind nicht hat,
Stirbt durch des Freunds Verrath. Hier war's Verrath
An Liebe, an mir selbst, an meinen Spielen,
Die ich einst trieb auf dieses Hauses Dielen.
Mein Aug' wird trüb; doch seh' ich heller —
Mir ist's, als sey der Vogelsteller,
Dem ich erlegen, mir gar wohl bekannt.
Nimm diese sterbende Hand!
Dich grüßt mit stummem Gruß
Dein Pylades — du, mein Orest — mein Julius!

(Stirbt.)

Drei Stück Leichen in der ersten Scene — das fängt gut an. Und diese Sprache, die für ein Puppenspiel vortrefflich paßt, aber nicht für einen „Traum der Weltgeschichte." Wenn diese Reden auch ironisch gemeint wären, ihre Abgeschmacktheit wird dadurch nicht aufgehoben. Die Sprache ist überhaupt in dem ganzen Stück reich an Lohenstein'scher Schwulst, an leeren Floskeln und an Stellen, die so prosaisch sind, daß man beim Lesen in tiefem Sande zu waten glaubt.

Die folgende Scene zeigt uns Nero und Poppäa Nachts auf Polstern ruhend. Nero spricht zwischen Schlaf und Wachen allerlei Betrachtungen über Gott, in der Art und Weise, wie sich Gutzkow schon an andern Orten geäußert hat, und schläft darüber ein. Poppäa beleuchtet den schlafenden Gatten, ihr graut vor ihm und sie erinnert sich einer früheren Liebschaft — da ruft draußen eine Stimme ihren Namen, es ist ihr ehemaliger Liebster Julius Vinder, der vor die Erstaunte tritt. Sie kramt in einem Gespräch mit ihm die Erfahrungen und die Weisheit einer Buhlerin aus, und der für einen Augenblick erwachende Nero nimmt die Gestalten der Liebenden für ein Traumbild.

Die dritte Scene wird durch den alten Verschwornen und seinen Sclaven Michel, genannt Milichus, sehr ergötzlich; auch das Gespräch zwischen Tacitus und Julius Vinder ist lustig genug, weil sich Beide über das sogenannte junge Deutschland unterhalten.

Julius.

Was ihr Menschen von der Zukunft wißt,
Ist kein unwesentliches Schalen-Nebenbei
Vom großen, brütenden Welten-Ei,
Nicht von dem Erz die Schlacken-Hülle,
Gleichsam des unsichtbaren Pochhammers Gerülle.
Wir schaffen etwas; der Zukunft Schweigen
Wird sich nicht füllen mit Erinnerung;
Nicht das Alte wird wieder jung;
Das Junge muß zum ersten Mal sich zeigen.
. . . . . .
Wie Kinder sich dem Leben
Durch Schmerz erst übergeben,
Wie sie die ersten Zähne sich
Ausschreien, also, wähn' ich,
Sey auch der Völker Loos,
Das erst aus schwerem Unglücksschooß
Zu einem Ziele reifen kann.
Es kündigt sich das Gute an
Durch Böses, das noch böser oft
Als das, was man zu tilgen hofft ꝛc.

Das sind die gewöhnlichen Reden, die uns das junge Deutschland oft zu hören gegeben hat. Schade, daß Herr Julius Vinder nicht heut zu Tage lebt, er würde sonst ein wackrer Mitarbeiter am neuen Weltverbesserungs-Werke „deutschen Revue" geworden seyn.

Den Scenen in der Akademie verzeiht man um ihres Reichthums an Witz und Satyre willen, daß sie hier ganz müssig stehen. Das Fest des Nero gehört zu dem Gelungensten im ganzen Buche. Nero spielt vor dem Volke die Rolle der Andromeda. Satyrn, Nymphen, Najaden, Oreaden, Dryaden umgaukeln den melancholischen Julius Vinder. Eine Maske sucht ihn in ihre Arme zu ziehen, es ist Poppäa; er flieht sie.

Die Dichtergesellschaft ist mit guter Laune geschildert. Originell ist die Scene, wo Nero die Glieder der entdeckten Verschwörung foltern läßt, von Schönheit, Liebe und Poesie phantasirt und dabei in den Pausen von Zeit zu Zeit Martern und Todesstrafen dictirt. Julius Vinder beschließt eine Empörung gegen Nero anzuzetteln.

Scene VII zeigt uns Seneca's Tod.

(In Seneca's Hause. Morgendämmerung. Seneca, ein dünnes spaßhaftes Männchen, tritt ein und legt eine Leiter ab, die er trägt.)

Seneca.

Keine Begriffsleiter! sondern eine ganz gewöhnliche Hühnertreppe, die ich dem Kaiser nachtragen muß, wenn er in die Fenster seiner Schönen steigt! Das ist der Fluch der officiellen Philosophie, daß sie sich zu Allem hergeben muß. Ich wüßte nicht, wie das länger zu ertragen, wenn man diesen Despotismus nicht unter dem Gesichtspuncte der Originalität, und seine

Grausamkeit unter dem der Spaßhaftigkeit ansähe. He, Mütterchen!

Hinter der Scene.

Bist Du's, Annäus? Hast wieder warten müssen so lange? Dein Warmbier steht auf dem Tische ꝛc.

Man bringt ihm auf Befehl des Kaisers, der ihn zum Tode verurtheilt hat, einen Sarg. Seneca springt plötzlich vom Lächerlichen zum Erhabenen über, und öffnet sich mit seiner Frau die Ader.

In der achten Scene ist Poppäa schwanger und stellt aschgraue Betrachtungen an. Nero kommt und schwelgt in Vaterfreuden.

Poppäa.

Ich sehe schon, wie Du die Wiege
Im Schlafrock und Pantoffeln trittst!
O geh' und laß die dumme Lüge,
Die nur mich zu betrüben nützt!
Ich hasse Kinder, weil sie lyrisch
Und materiell sind, ganz abscheulich thierisch
Und klein, mechanisch, Puppen,
Von Menschensternen nur die Schnuppen;
Und weil das eingebildete Volk
Empfindsamkeit und alle matten Steigen
An einem solchen kleinen Polk
Gern ihr Gemüth, was weiß ich! wollen zeigen.
Da wird nun, wenn wo Gäste kommen,
Das rothe Wesen aus den Windeln genommen
Und Jedem lächelnd präsentirt
Und viel empfindliche Phrase spendirt.
Ha, ha! wenn Nero als Papa,
Die Schlafmütz' über's Ohr gezogen,
Mit Selbstbewußtseyn stünde da
Und hörte, wie hier Jedermann ihm wohlgewogen,
Indeß der Leute Lächeln sich so stellt,
Daß man ihn halb und halb doch für'nen Hahnrei hält!

Nero ergrimmt und ersticht sie.

Dem Julius Vindex erscheint in seinem Lager das schwangere Gespenst Poppäens, und prophezeit ihm auf seine Frage, wie es ihm morgen am Tage der Schlacht ergehen werde, nichts Gutes. Die Auftritte im Lager sind sehr fade.

Dritter Soldat.

So? gehen Einem also die Haare aus, wenn man einen Wallfisch zur Frau hat?

Zweiter Soldat.

O stichle nicht auf seine Frau, sie ist nur mit Stechen zufrieden.

Erster Soldat.

Mein Weib ist ein gutes Weib, sie ist noch lange keine böse Sieben.

Dritter Soldat.

Aber schon lange eine böse Sechs.

Erster Soldat.

Was? mein Weib eine Hex? ꝛc.

Das soll Witz seyn! Daß der verwundete Recrut nicht mit zerrissenen Stiefeln sterben will, ist ein alberner Einfall. Warum hier zwei feindliche Brüder auftreten und sich umbringen, läßt sich nicht einsehn. Julius wird geschlagen und stürzt sich in sein Schwert.

Die letzte Scene zeigt uns das brennende Rom. In einer Dachstube entwickelt sich eine Liebschaft zwischen dem Sohn eines Horndrechslers und der wohlerzogenen Tochter einer bescheidenen Familie; die Eltern sind es zufrieden. — Alles Berlinische Prosa. Sie leuchtet ihren Zukünftigen die Treppe herunter. — Rom brennnt.

(Auf der Straße.)

Ein Bürger.

Wonach soll man greifen in der Eile! Ich habe meine Uhr auf dem Tische liegen lassen! Ich muß —

Ein andrer Bürger.

Mein Geld ist da, aber den Beutel ließ ich liegen; ich kann doch nicht ohne Beutel —

Ein Bube (weinend).

Ich bin drei Stock herunter gesprungen; aber ich habe vergessen, die Kammerthür zuzumachen. Wie das brannte! Wenn meine Mutter nach Hause kömmt, und die Kammerthür ist offen und die Katze ist doch wieder in die Stube gekommen — und genascht habe ich auch und die Deckel nicht wieder auf die Teller gelegt — ich muß hinein —

(Alle stürzen um das Versäumte nachzuholen in die Flammen.)

Von Oben.

Hilfe! Hilfe!

Der junge Mensch (der Horndrechslersohn).

Platz! Platz! Hier die Leiter heran! Es kommt schon — nur Geduld da oben — einen Augenblick! Es kommt —

Von Oben.

Er ist's — schnell, schnell — wir ersticken —

Der junge Mensch.

Die Leiter wird doch halten? Ich komme —

Von Oben.

Barmherziger Gott, die Leiter bricht ein —

Der junge Mensch (unten liegend).

Das Genick zerbrochen — ach — ach —

(Oben Alles still. Die Flammen bedecken das Gemälde.)

Nun wirkt der Verfasser durch einen effectvollen Gegensatze:

Auf der Villa des Mäcenas
mit der Aussicht auf den Brand Roms.

Nero im Purpurmantel, mit einem Lorbeerkranz und die Lyra in der Hand; in der Nähe die Seinigen.

Nero.

So loderte zusammen, was Homer beschrieb,
So stand ein Leib, der hundertfältig trieb,
Die welke Hecuba am Thracierstrand,
Und spähte weinend, wo einst Troja stand.
Wie schön, wie schön! Die gierigen Feuerzungen
Erzählen wieder, was die Zeit verschlungen;

Sie locken, daß es funkt und sprüht,
Mir aus der Seel' ein Flammenlied.

Er besingt den Brand Trojas und schließt mit den schönen Worten:

O welch' ein Tag! welch' eine Nacht! wie selig,
Wenn sich der Phönix aus sich selbst entzündet!
Ich fühle, wie den Lavaweg allmählig
Die Wonne der Vernichtung in mir findet.
Ich möchte sterben, ich möchte untergehn,
Am Winde wie der Staub verwehn.

Lebt, lebt die Poesie! und sterbt,
Wenn ihr um die Begeisterung werbt!
Verblutend an Eurer Helden Wunden,
Müßt Ihr Euch selber zum Gedichte runden!
Ein Schwert herbei, daß scharfer Spiegel
In meinem Blute soll verblinden!
Auf Troja's Aschenhügel
Soll man mich nur als Asche finden.

Die Sclaven weigern sich; endlich ersticht den Begeisterungsvollen der Freigelassene Phaon, weil es so besser sey, als wenn er vor Galba, als ein Gefangener stünde; denn der Ruf: Heil, Galba Heil! erschallt. — Wie groß ist diese Scene gedacht, aber die Ausführung bleibt leider jetzt immer hinter dem Gedanken zurück. Phaon schließt mit einem Wunsche, in den man gern einstimmt:

Daß endlich statt der leeren Phantasie,
Statt trügerischer Lieder,
Sich aus der bösen Zeit
Erbaue eine bessere Wirklichkeit!

Auf Eins will ich Hrn. Gutzkow aufmerksam machen. Mit den Anspielungen auf Zustände aus einer andern Zeit als an die, die ist, in welcher ein Stück spielt, ist es etwas Mißliches; mögen sie auch noch so witzig seyn. Nur ein Dichter darf sich dergleichen erlauben, ohne fürchten zu müssen, daß er in die Wirkung seines Gedichts störend eingreift. Tieck mag z. B. immerhin witzige Anspielungen auf seine Zeit in seine Mährchendichtungen einstreuen, wir freuen uns seines Witzes, und sind doch im nächsten Augenblicke durch einen Wink seines Phantasus wieder aus der Wirklichkeit in die Mährchenwelt zurückversetzt. Mit Gutzkow ist das ein Anderes. Er führt uns wohl durch einen guten Witz mit Leichtigkeit in unsre Zeit, in unser Leben; aber er ist nicht der Mann dazu, uns sogleich wieder aus Berlin nach Rom, aus dem jungen Deutschland an Nero's Hof zu versetzen. Man muß sich erst mühselig wieder in die eigentliche Handlung hineinlesen, bis ein neuer Scherz des Autors eine Wiederholung dieser Mühe verlangt. So hat man denn in dem ganzen Buche eigentlich nur an den hier ganz unwesentlichen Witzen und satyrischen Einfällen Freude, die an jedem andern Ort besser gestanden hätten als hier; denn eine Posse wollte der Autor doch nicht geben.

Ihrer Mängel ungeachtet, ist diese Tragikomödie doch Gutzkow's bedeutendstes Werk. Sie steht wenigstens weit über einem neuesten Roman, der, seltsam! genug ein Aufsehn erregt hat, auf das er seinem Gehalt nach, keinen Anspruch machen kann.

Literarischer Beobachter.

[Silesii.] Diese sind eine fruchtbare Nation. Kaum hat ein Silesius einen für seine Gedichte an vielen Orten vielen und lebhaften Beifall davon getragen, so meldet sich uns ein Eduard Silesius, ebenfalls im Interesse der Dichtkunst, wenn auch nur deren dramatischen Theile an. Er gibt eine dramatische Bagatelle: Hanswurst's Verbannung (Wien, 1836. 43 S.). Es gilt dabei, dem Verfechter der Geschmacksreinigung in Deutschland, dem Prof. Gottsched, der bekanntlich den derben, volksthümlichen Spaßmacher Hanswurst ganz von der Bühne verwies, ja sogar im Jahre 1737 im Einverständniß mit der Theaterdirectrice Neuberin öffentlich dessen Begräbniß feierte, einen Streich zu versetzen, und dem höhern Aufschwunge der deutschen Dichtkunst (Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Wieland, Herder, Novalis, Tieck, Jean Paul) einen freudigen Zuruf zu weihen. Diesem Zweck ist mit guten inneren und äußeren Mitteln entgegengestrebt.

[Für jüdische Theologie] erscheint (bei Sauerländer in Frankfurt a. M.) eine wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von einem Dr. Geiger, Rabbiner, in Verbindung mit mehrern jüdischen Gelehrten. Nach dem Angesicht der Abhandlungen und Recensionen des 1—4. Heftes zu urtheilen, so sind sie wichtig und tüchtig. Insbesondere interessant möchte es seyn, den einen: „das Judenthum in unserer Zeit und die Bestrebungen in ihm" mit denen „die Gründung einer jüdisch-theologischen Facultät, ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit" und „Heuchelei die erste Anforderung an den jungen Rabbiner uns. Z." zu vergleichen, da hier von einer Reform des Judenthums die Rede seyn muß, unter welcher allein es ihm möglich wird, sich neben und im Christenthume zu erhalten und seiner providentiellen Mission zu genügen.

[Baltische Blüthen.] Unter diesem Titel und mit dem Zusatz für Geist und Herz ist in der rühmlich bekannten H. Schmidt und von Cossel's Rathsbuchhandlung in Wismar, unter Redaction Hrn. J. H. L. Fischer's (überflüss. Paul Hellmuth pseudonymisirt) eine neue Zeitschrift erschienen, die einen sehr ernsten, gemessenen, ruhigen Schritt geht, aber deßwegen in unsere zwar sehr ernsten, aber keineswegs Maß und Ruhe liebenden Zeit nicht recht eingreifen wird. Es ist Alles recht, recht gut, aber zu mythisch-parabolisch-historisch-didaktisch; es fehlt nicht an den Grazien, aber an ihrem Lächeln; hier und da blickt wohl auch der Momus herein, aber es bleibt der Komus aus. — Namentlich sind die Correspondenzen statistische Abhandlungen mehr, als frische Lebensbilder, und die Kritiken des Literaturblatts sind bei Weitem nicht keck und zuversichtlich genug. Auch hätte die Gründlichkeit nicht abhalten sollen, die Dichterin Hahn-Hahn der oft sehr unpoetisch versificirten Profanation der Weiblichkeit zu zeihen. Das conservirende System ist wohl schön, aber man muß auch sehen, was zu conserviren ist; sonst wird's unwillkürlich zur Destruction des nicht zu Destruirenden führen.

Wegen eines Correspondenz-Artikel in der Zeitg. f. d. el. Welt, mit bitteren Ausfällen gegen die preußische Regierung, ist der Recensent L. Rellstab vom Berliner Kammergericht zwar zu keiner Strafe, aber zu den Proceßkosten verurtheilt worden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 56. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 5. März. 1836.

Portraits.*)

I.

Joseph Rastrelli.

In unsern Zeiten, wo so viel geschrieben wird, spricht man manchem Künstler unverdient den Lorbeer zu, oder schätzt den bescheidenen Künstler geringer, dem es nicht eigenthümlich ist, sich durch Launen oder vieles Reden von seinen Werken bemerkbar zu machen.

Desto mehr ist es nun die Pflicht eines Unparteiischen, der bescheidenen Künstler, die im Stillen thätig wirken, zu gedenken, und ein solcher sey hiermit erwähnt.

Joseph Rastrelli, geboren zu Dresden in den letzten neunziger Jahren, erhielt seine erste musikalische Bildung von seinem Vater, dem Capellmeister Rastrelli; machte als Jüngling seine Studien in Italien und ward im Jahre 1826 als Musikdirector an der königl. sächsischen Capelle angestellt. Noch in seinen Jünglingsjahren brachte er einige italienische Opern zur Aufführung, unter denen La Donna curiosa den Preis verdient. Waren diese Opern auch nicht durchaus originell und keine Meisterwerke, so zeigten sie doch von einem schönen Talente, das nur Zeit und Aufmunterung zur Entwickelung bedurfte, und unterschieden sich in der Instrumentirung vortheilhaft vor vielen italienischen Opern. Nach einer langen Pause, in der er nur kleinere Compositionen geschaffen hatte, trat er mit seiner ersten Oper Salvator Rosa auf. Bei dem Mangel an komischen Opern kann man dieses Buch immer ein gelungenes und unterhaltendes nennen, und Rastrelli hat gezeigt, daß er die Musik ganz im Geiste des Dichters schreiben kann. Salvator Rosa ist mehr im deutschen Styl geschrieben, doch huldigt der Componist, in der Behandlung des Gesanges, der italienischen Schule und thut wohl daran. Die Ouvertüre ist originell, die Arien des Capuzzi und des Doctors sind höchst komisch, und ein Terzett, so wie der Chor „Froher Sinn und fester Muth," sind sehr lieblich und melodiös. Der Waffentanz ist ein Lieblingsstück geworden, das man im Sommer in den meisten Concerten hört, und man konnte nach Aufführung dieser Oper hoffen, daß der Componist noch mehr gute Opern in diesem Genre schreiben würde. Im Jahre 1833 bewies er durch eine schöne Missa, in der sich Lieblichkeit der Melodie mit Erhabenheit paart, daß seine Muse sich auch dem Ernsten zuneige und seine der Missa folgenden Vespern bestätigten diese Meinung. —

Das bedeutendste seiner Werke aber, durch das er sich wahrhaft ausgezeichnet hat, ist seine neueste Oper Bertha von Bretagne. Die Dichtung muß ihn angesprochen haben, sonst hätte er sie nicht gewählt, aber man fühlt das auch, Dichtung und Musik sind so ganz Eins, wie man es selten findet. Gern vergißt man die Längen des Textes — im ersten Acte die Abschiedsscenen, im letzten das unnöthige Cantabile des Carlmann, über den lieblichen Melodieen, die daraus hervorgegangen sind, und freut sich der musikalischen Situationen. Die verschiedenen Chöre, die Ensembles, wie die Solis sind vortrefflich behandelt; überall gute Charakterzeichnung, frisches Leben, anmuthige, meist originelle Melodie. Ueberall unterscheidet sich der Gesang der Landleute von dem der Großen, und vorzüglich charakteristisch ist die Räuberscene angelegt und durchgeführt. Die Instrumentirung ist brillant, aber nicht überladen. Nur beim Anfange des dritten Actes hätte der Componist bedenken sollen, daß nicht jede Capelle einen solchen Violinspieler hat, wie die Dresdner in Rolla, Schubert und andern. Jedenfalls würde der Beifall noch rauschender seyn, wenn, ohne der Dlle. Schneider Talent und Mühen zu verkennen — die Schröder-Devrient die Bertha gegeben, wenn die Oper mehr Decorationen hätte, denn ohne Weber's Genius zu verkennen: der Freischütz, das Werk, welches ihn am bekanntesten machte, würde ohne die Kugelscene, die so viel für das Auge bietet, und ohne den damals neuen Teufel Samiel, nicht so viel Aufsehn gemacht und man würde auch die Musik dieser Oper nicht so schnell überall kennen gelernt haben.

Der Stoff zur Bertha von Bretagne ist nicht neu, doch lange nicht einem bekannten Stücke so ähnlich, wie es nothwen-

*) Unter dieser Ueberschrift wird „Unser Planet" in der Folge interessante biographische und artistische Data über die ausgezeichnetsten, in Dresden lebenden Musiker, Schriftsteller und Maler mittheilen.

dig die Opern Tell, die Capuletti, Othello, Templer und Jüdin, der Blaubart, ja selbst der Freischütz sind, denn wer kennt nicht Apel's meisterhafte Sage: der Freischütz? aber es fehlt, was in Adlers Horst (ebenfalls nach einer Erzählung) so viel Glück machte, eine brillante Decoration, obgleich wieder der Bertha von Bretagne der Vorzug schönerer Musik und kürzerer unterhaltender Scenen gebührt. Und so wird diese gute Musik sich gewiß verbreiten, dem Tonsetzer Ehre und Freude bringen und ihm bald Veranlassung zu einer neuen Oper geben, die eben so musikalisch und mehr für das Auge berechnet seyn möge. Im Liede hat der Componist einiges Gute geleistet, doch steht er hier merklich hinter seinem Collegen Reissiger zurück. Die Freunde der Musik haben aber durch seine Kirchenmusiken und Opern so viel Schönes von ihm erhalten, daß sie dies mit lebhafter Anerkennung aufnehmen und ihm gern in seinem fernern Wirken begleiten. Doppelt verdient er diese Anerkennung, da Berufsgeschäfte einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nehmen. —

Theaterberichte.

Berlin, den 10. Februar 1836.

Auf der königl. Bühne herrscht mit dem Beginnen des neuen Jahres eine Thätigkeit, die uns viel Gutes erwarten läßt. Wir sahen: König Lear, Wallenstein's Tod, König Conradin, Friedrich August in Madrid, ein neues Schauspiel: „Kerker und Krone," in fünf Acten vom Baron von Zedlitz und ein Lustspiel „Adele" in zwei Acten, nach dem Französischen von G. Harrys. „Kerker und Krone" erhielt sehr vielen Beifall, und wurde vortrefflich dargestellt. Hr. Grua führte die bedeutende Rolle des „Tasso" und tief durchdacht durch. „Adele" wurde auch beifällig aufgenommen, und hatte dies wohl meist dem schönen Zusammenspiel zu verdanken. Nicht so wurde aufgenommen „der Prinz und die Bäuerin," ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Raupach. Opern folgten auch schnell auf einander. Mit dem neuen Jahre „die Zauberflöte," worin ein junger Mann, der bisherige Kammermusikus Böttcher, die Bühne zum ersten Male als „Sarastro" betrat, und seine Aufgabe allen billigen Anforderungen, die man an einen Erstlings-Versuch machen kann, entsprechend löste, und Hr. Blume, ein alter und wohlbeleibter „Papageno" über die schlechte Ausstattung dieser Oper witzelte. Wenn gleich das Parterre die Witzelei über die Löwen des Sarastro, die wirklich schauderhaft aussehen, beklatschte, so frägt es sich doch, ob es schicklich ist, daß ein Bühnenglied auf der Bühne über seine Umgebung, oder über das, was die Direction betrifft, witzeln darf? Guter Mozart, wie wurdest Du heute wieder behandelt! — Der „Zauberflöte" folgten: Die Vestalin, der Freischütz, der Maurer, Fidelio, Ferdinand Cortez und — der reisende Student. Heute sollen wir eine neue Oper „die Puritaner" von Bellini sehen, wenn keine Heiserkeit dazwischen tritt. Wird man fleißig fortwirken, so dürfen wir allerdings viel Gutes erwarten; nur muß der Herr General-Musikdirector Spontini dem Herrn General-Intendanten Grafen v. Redern freundschaftlich die Hand bieten und ihm nicht feindselig entgegentreten, auch nicht allein darauf bedacht seyn, daß nur seine Opern vortrefflich executirt werden, sondern auch dafür Sorge tragen, daß andere Opern nicht mißhandelt und mehrere ruhende classische Werke aus dem Schlummer geweckt werden, und wir im Betreff neuer Opern, anderen, sogar Provinzial-Bühnen nicht nachstehen. Freilich gehören dazu auch Sänger, und zwar Sänger mit frischen Stimmen, deren die Bühne nur Einige noch aufzuweisen hat. Als Gäste sahen wir Dlle. Pixis. Sie trat zuerst in „die Familie Capuleti und Montecchi" auf, und gab den „Romeo" mit allgemeinem Beifall. Sie ist eine in guter Schule gebildete Sängerin, und führt die schwierigsten Passagen mit großer Sicherheit durch. Auch versteht sie, die heterogensten Charaktere richtig aufzufassen. Dies bewies sie in einem für sie geschriebenem Singspiele in einem Act von Lyser mit Musik von Pixis und anderen Meistern. In „die Vestalin" und „Fidelio" trat Dlle. Stephan, Spontini's Schülerin als „Julia" und „Fidelio" mit allgemeinem und wohlverdientem Beifall auf. Eine Schülerin von dem pensionirter Tenoristen und als Gesanglehrer angestellten Hrn. Stümer, Dlle. Hagedorn, trat als „Oberpriestalin" auch mit Glück auf, und machte ihrem Lehrer alle Ehre. In „Oberon" gab Mad. Franchetti-Walzel, zuletzt in Braunschweig engagirt, die „Rezia." Die in guter Schule gebildete Sängerin hat die Zeit der Blüthe hinter sich; ihre Stimme ist in der Höhe spitz, und zu einer „Rezia" nicht kräftig genug; dies gewahrten wir in der Scene: Ozean Du Ungeheuer!" Der Beifall war sehr mäßig. Dlle. Ganz, Schwester des Violinisten und Cellisten in der königl. Capelle trat als „Irma" im „Maurer" ohne Beifall auf. Obgleich Dlle. Ganz noch jung ist, so hat die Stimme doch schon das Jugendliche verloren. Jemand fragte: warum hat man denn Dlle. Ganz engagirt? „Um das Invaliden-Chor zu verstärken," war die Antwort. — Eine neue Tragödie „Themisto" in fünf Aufz. mit Chören von Raupach, hat nicht die Theilnahme gefunden, welche der Dichter und auch der Componist Dr. Löwe erwarteten. In Schiller's „Braut von Messina" werden die Chöre gesprochen; aber hier werden sie gesungen, halten die Handlung auf und erregen Langeweile. Nun, so sagt man, soll Halevy's „Jüdin" einstudirt werden. Es möchte aber wohl noch manches Hinderniß eintreten. — Das Theater in der Königsstadt beschloß das alte Jahr mit dem „Eckensteher Nante." Hr. Beckmann, der immer Witzige erschien, auch als Guckkastenmann, und entzückte durch neue Witze einige jute Berliner. „Belmonte und Constanze" war die erste Oper im neuen Jahre. Wegen Krankheit der Dlle. Beckär hatte man der Dlle. Muzarelli die „Blonde" zugetheilt. Ja, es war eine derbe „Blonde" und kein „Blondchen." Eine neue Oper „Olav der Däne," Musik von Mercadante, ist zu flach, und konnte daher nicht gefallen. Die Handlung und die Musik sind einander würdig. Auch „des Adlers Horst" wurde wieder beifällig aufgenommen. Wenn nur Dlle. Hähnel als „Rosa" nicht gar zu kalt wäre! Dlle. Muzarelli ist als Renner's Frau recht brav; und Hr. Beckmann als Vater Renner unübertreffbar. Am 6. trat Dlle. Beckär wieder in „Lestocq" als Eudoria auf, und hatte sich des Beifalls wie früher zu erfreuen. Ihre Stimme hat durch lange Krankheit nicht gelitten: sie schien uns vielmehr kräftiger und in der Höhe runder und voller zu klingen. Vortrefflich bei Stimme war auch Hr. Holzmiller. Dlle.

Muzarelli war als Leibeigene wieder nicht an der rechten Stelle. Jetzt wird „der Lastträger" von Gomis einstudirt: dann soll eine neue „Aurora" von Holtei und Gläser folgen. Der wackere Orchesterdirector, den die Bühne verlieren sollte, hat von Neuem wieder auf sechs Jahre Contract abgeschlossen. Hoffentlich wird die Direction mit den Herren Holzmiller und Fischer, deren Contractzeit in einigen Monaten abläuft, sich auch wieder einigen. — Ein neues Lustspiel in drei Aufz.: „Die Erbin aus Brandenburg," von C. P. Berger, gefällt wegen des vortrefflichen Spiels der Mad. Pohl (Köchin und des Hrn. Plock (Banquier Hecht). Die Handlung beruht auf einer hier in Umlauf gebrachten Anekdote. Das Stück gefällt, und doch wird es von Einigen hart mitgenommen. Man eifert gegen die Uebersetzer, und doch drückt man sogleich den nieder, welcher schüchtern mit einem Originale hervortritt. Auch „Albrecht Dürer in Venedig," Lustsp. in einem Act von E. Schenk, wurde gut aufgenommen. Herr Genée gab die Titelrolle vortrefflich.

Da diese Bühne keine Trauerspiele geben darf, so hatte Hr. Genée „Zriny" von Th. Körner zum Melodram umgeschaffen, und Hr. Capellmeister Gläser dazu die Musik geschrieben. Trotz dem, daß viele nutzlose Reden gestrichen waren, enthielt dies schwache Jugend-Product doch noch viel Langweiliges. Die Musik, besonders die Ouvertüre, ist gediegen. Gespielt wurde im Ganzen gerundet. Die Titelrolle gab Hr. Laddey ausgezeichnet brav, und den „Soliman" Hr. Genée mit weiser Oekonomie. Meisterhaft gelang ihm die Sterbescene. Ein junger Mann, Hr. Röder, kaum einige Jahre auf der Bühne herumgehend, aber an Arroganz seines Gleichen suchend, hat sich im „Glöckner von Notre Dame" den Cloud Frollo aus, welchen Hr. Laddey ganz vorzüglich brav gibt, und war nicht glücklich. Er wagte es noch einmal in „Herr und Sclave" als „Sclave," [eine Rolle, in der Hr. Pohl so leicht nicht zu verdunkeln ist, und überall auf seiner Kunstreise darin allgemeinen Beifall erhielt] und der Erfolg war nicht besser. Sollte dies nicht vorsichtiger machen, zu sprechen: „Pah! die Rolle sollt ihr von mir sehen, ich werde zeigen wie sie gespielt werden muß!" Wie kann aber auch eine Direction ihren würdigen Individuen Rollen, worin sie besonders glänzen, einem Anfänger anvertrauen? Wahrlich! das kann nur zum Scherz geschehen; aber ein Scherz auf Kosten des Publicums.

Den 11. Febr.: So wie wir hören, sind Bellini's „Puritaner" beifällig aufgenommen worden.

Mainz, Ende Januar 1836.

Im Augenblicke ist unser Theater geschlossen, durch die Landestrauer über den Tod unserer durchlauchtigsten Frau Großherzogin. Das gibt mir Muse, etwas zurück auf unser Theaterwesen in diesem Monate zu blicken. — Unter den Gästen ist es Mad. Lange vom Wiener Burgtheater, welche zuerst genannt werden muß. Das ist eine Künstlerin erster Gattung! Sie trat bei uns auch als Johanne in der „Jungfrau von Orleans," als Catharina in „Johann, Herzog von Finland, als Civa — in der „Krone von Cypern," und als Isabella in der „Braut von Messina auf." Was den Wohllaut ihres Organs und die herrliche, durchdachte Declamation betraf, ergriff das Spiel des verehrten Gastes in den Schiller'schen Dramen mehr, als in den beiden andern, wogegen in diesen mehr die Wärme, Innigkeit und Leidenschaftlichkeit des Vortrags hinriß; aber ächt-dramatische, naturtreue, durch und durch wahre Bilder erhielten wir in allen. Ich erinnere mich nicht, daß seit lange im Drama ähnliche Lorbeern gespendet worden wären, wie dieser ausgezeichneten Frau; auch nicht, daß das Publicum mit mehr Enthusiasmus für das Schauspiel erglüht wäre, als zur Zeit der Anwesenheit der Mad. Lange. Man klagt über das zunehmende Sinken des Schauspiels. Werfe man ja nicht der mangelnden Theilnahme des Publicums jede Schuld an den Hals! Die Ursache liegt tiefer. Es gibt zu wenig Begeist'rung mehr bei den Künstlern, selbst für das Drama! Da glauben sie, es sey gethan, wenn ein Stück, gut memorirt, mit Hervorhebung der kräftigsten, effectvollsten Momente, den Leuten dargereicht werde. Das ist lange nicht genug! Es muß durchaus der Künstler seine ganze Subjectivität verleugnen, und das Ideal des Dichters in seinem ganzen Umfange in sich aufnehmen können; er muß leben und weben in diesem Ideal, und hat ihm dann die Natur die nöthigen Gaben verliehen, dann darf er vor Thalien als würdiger Priester erscheinen, und die Göttin wird ihm ihre Huld nicht versagen. Aber wo sind solche Mimen?! Schiller's Anspruch: „Zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen, das Publicum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es" — dieser Ausspruch ist noch immer wahr! Mad. Lange aber stelle ich in die Mitte zwischen eine Lindner und eine Sophie Schröder! — Ferner trat als jugendlicher Liebhaber im Schauspiele auf: Hr. Quien, vom Theater in Lübeck. Was wir bis jetzt von ihm sagen können, ist, daß er mit einer einnehmenden Theaterfigur versehen ist, daß er ein lebendiges, routinirtes Spiel an den Tag legt und daß er über seine Rollen zu denken scheint. Da nun dieses allerdings annehmbare Eigenschaften sind, so hat es uns gefreut, zu vernehmen, daß Quien an Hellwig's (des uns Entlaufnen) Platz engagirt werde. Daß es ihm leicht werde, Letztern vergessen zu machen, glauben wir mit Bestimmtheit. —

In der Oper war es in diesem Monate nur Hr. Irrmer vom Theater in Cöln, der als Gast im Freischütz und Fra Diavolo erschien. Wie wir die ersten Töne von diesem Manne hörten, athmeten wir freudig auf, und dachten: jetzt ist der erste Tenor, der uns eigentlich fehlt, gefunden. Doch bald nahmen wir wahr, daß die Freude etwas voreilig war! Irrmer hat wohl eine schöne Stimme, aber er kann nicht singen, der gute Mann muß erst seine schönen Mittel benutzen lernen, dann kann etwas Tüchtiges aus ihm werden. Von Spiel und Vortrag will ich gar nicht reden — das sind überflüssige Dinge beim Sänger! — Mad. Pohl-Beisteiner gastirt immer noch in der Oper; doch man weiß nicht, ob sie Gast ist, oder engagirtes Mitglied. Was sie aber auch sey, sie gewährt den Oper-Freunden die herrlichsten Genüsse. Doch müssen ihre mittlern Chorden weit mehr bewundert werden, als die höhern, die in der That nicht für Jeden angenehm zu hören sind. — — In der letzten Zeit haben wir Meyerbeer's „Robert der Teufel" zu öftern Malen aufführen sehen, und immer mit dem günstigsten Erfolge, und mit dem lebhaftesten Beifalle. Wer kann aber auch diese lieb-

liche, geist- und charaktervolle Musik genug hören?! Diese einzige Instrumentation, dieser Ideen-Reichthum, diese Masse grandioser Schönheiten, sie ziehen uns mit sich fort durch fünf lange Acte, und wenn der Vorhang fällt, bedauern wir, daß die Oper schon zu Ende ist. Es ist etwas Herrliches um diesen Teufel Robert! — Beim männlichen Personal in der Oper sind es die Hrn. Meyer und Jaskewitz, die täglich mehr in der Gunst des Publicums steigen. Hr. Mayer wird als Bassist in einigen Jahren Epoche machen. An Tiefe und Lieblichkeit der Stimme steht Meyer schon jetzt dem berühmten Dobler nah, nur das Abgerundete und Ausgebildete fehlt ihm noch etwas. Dabei zeigt Meyer viele Liebe auch zum Schauspiel, und er ist in mehrern Dramen schon mit glänzendem Erfolge aufgetreten. Welche herrliche Hoffnungen kann man aber von einem Sänger schöpfen, der sich bemüht, auch im Schauspiele Gediegenes zu leisten?! Die Zeit ist nicht fern, wo Meyer's declamatorisch-musikalischen Vorträge auf den ersten Bühnen Bewunderung erregen werden! — Jaskewitz's wunderschöner Bariton findet nebst seinem sinnigen Spiele ungetheilte Anerkennung. Sein Lestocq ist eine meisterhafte Darstellung. — Mit dem Aufhören der Landestrauer erhalten wir der Reihe nach drei neue Opern: Bellini's „Straniera," Auber's „ehernes Pferd," und Halevy's „Jüdin." Das sind freilich schlechte Auspicien für das Schauspiel; aber anerkennen und bewundern müssen wir doch die Thätigkeit und den Fleiß unseres Dirigenten Ganz. Unstreitig ist dieser Mann der Fleißigste des ganzen Theater-Instituts, oder besser: ihm sind die meisten und schwierigsten Geschäfte übertragen. Dafür erntet er auch den wenigsten Dank — das ist so Sitte in der Welt! Remie freilich weiß, was ihm dieser Capellmeister ist, und welche herrliche Dienste seine 20jährige Erfahrung der Oper gewährt. Aber Remie ist nur Director, und der Director ist hier wahrlich nicht Alles! Nur rüstig gearbeitet, Hr. Ganz, die Anerkennung findet sich am Ende doch!

Theater-Guker.

Paris. Aufsehen erregte im Ambigu das Drama: „La fol'e." — Im Gymnase dramatique erhält Beifall ein nettes Vaudeville in 2 Acten: „Le gamin de Paris (von Bayard). In den Folies dramatiques debütirte der treffliche oder vielmehr unübertreffliche Odry in der Burleske: Coquelicot, welche fort und fort das Haus füllt.

Frankfurt. Hier hat der Verfall oder Unfall, daß ein Recensentenjüngling, der (angeblich 17jährige) Redacteur einer Zeitschrift: „Die Posaune" Zirndorfer sich bei der Generalprobe der „Jüdin," trotz des Verbots, die Bühne zu besuchen und trotz zweimaliger Abweisung, vor die Bretter, die das Mittelalter mit seinem unsinnigen katholischen Bombast im Gegensatz zu der edlen Einfachheit des Judenthums bedeuten sollten, wagte und von einem Hrn. — Choristen unsanft zur Thüre hinauscomplimentirt wurde, einem Berichterstatter für den Nürnberger Correspondenten Stoff zu einer langen tragischen Geschichte geliefert, worin ganz indifferente Personen vorkommen und Anfall und Verwundung eine drastische Katastrophe liefern.

Berlin. „Der Prinz und die Bäuerin" heißt ein neues Raupach'sches Trauerspiel, bei welchem dem Dichter die Geschichte nicht hilfreich zur Seite steht und das demnach nicht gleichen Rang mit den übrigen dramatisch-tragödischen Arbeiten Hrn. Raupach's einnimmt. — „Die Bestürmung von Sigeth," Trauerspiel von Th. Körner ging als Melodrama, mit Musik vom Capellmeister Gläser, am 8. Februar über die Königstädtische Bühne und hatte einen ziemlich guten Erfolg — weniger vielleicht wegen der Dichtung und Dichtungsart, die zu weit hinter unserer Zeit liegt und unserer Zeit Kinder durch Langeweile bei dem schillernden Bombast ermüdet, als wegen der effectvollen Decorationen und des ganzen zweckmäßigen Arrangements und des guten Spieles der Mitwirkenden. Hr. Laddey wurde dreimal gerufen, und Hr. Röder, der bei aller vorwaltenden, leider zu starker und hindernder Selbstgenügsamkeit, doch sichtbarlich kein geringes Talent besitzt, trug ebenfalls ein Theilchen Beifall davon. — Der Capellmeister Gläser soll auf's Neue für sechs Jahre mit Hrn. Commissionsrath Cerf contrahirt haben. Der Letztere hat den freien Entreen einen heilsamen Riegel vorgeschoben, und Elegieen der freibilletsverlassenen Belletristen sollen wie die Pilze nach einem Sommerregen emporschießen. — Eine Sängerin des Königstädtischen Theaters soll im Begriff seyn, in's Lager des Gottes Hymen einzutreten und von den Bretern abzutreten. Außerdem soll der Ehestand an eben diesem Theater sich noch drei Priester und Priesterinnen erwählt haben, um deren Wesen das günstigste und begünstigendste Lächeln der Musen und Charitinnen schwebt. — Fräul. Charlotte von Hagn, die einer Sontag Glück erwartet, ist wiederum auf 14 Tage nach Magdeburg gereist, um daselbst in ihrer Kalischer Verklärung zu glänzen. Neu ist eben an der Königsstädtischen Bühne Nestroy's moralisch-burleskes: „Zu ebner Erde und im ersten Stock."

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, inclusive des Literatur- und Kunst- und des Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der Ankündigungen nimmt Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. 4. à 1 Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 57. (VII. Jahrgang.) Montag, den 7. März. 1836.

Den am 29. Februar Geborenen.

Aus argem Schlaf die Menschheit aufzurütteln,
Des Lebens Loose kräftig umzuschütteln,
Daß Schmach und Schande vor der Ehre weicht,
Wird heut' auch wohl durch kräft'ges Wort erreicht.

Ipse.

Seyd gegrüßet, die Ihr heut geboren,
An dem Tage, den Aurora's Hand
Selten führet in das Erdenland,
Ihn, ein Lieblingskind der ew'gen Horen.

Euch zu höh'rer Deutung auserkoren,
Webend ein entscheidungvollres Band,
Naht' das Heut, wo einst am Himmel stand:
„Tretet zu des Erdenlebens Thoren!"

Knüpft des Tages Würd' an Euer Leben,
Lasset mächtig Euch durch sie erheben,
Und verschmäht den allgemeinen Troß.

Macht von niederm Erdenband Euch los
Strebt in heiligen Heroenkämpfen
Eur' und Eurer Brüder Schmach zu dämpfen.

Ed. Bönecke.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Die paar Gebeine, die kleine Kugel des Kopfes, das erbärmlich daliegende blutige Fleisch war also das Jammer und Schande über mich und mein Vaterland bringende, riesengroße Thier aus der Offenbarung! frug Irmengard mit Erstaunen.

Es ist ein Mensch, versetzte der bucklige Gottfried, und ein Mensch kann Alles seyn, ein Tiger, ein Lamm, ein Weiser, ein Narr, ein Engel, ein Teufel! Schade, Schade, daß er todt ist!

Verdammt, daß er todt ist! rief Cenci. Ein lebendiger Papst schon bringt nicht viel ein, aber für den todten Papst gibt mir Niemand einen Pavian, einen Pavianischen Groschen! selbst Heinrich nicht! So ein Ding macht Jeder, wie die gemeinen Bienen jede Zelle zum Weisel, durch eine Mütze darauf, und das römische Volk macht heute die Nacht noch vielleicht einen neuen! Sein Leben war mir heilig.

Verdammt! Wenn wir ihn lebendig hätten, sprach Gottfried, so sperrte ich ihn ein mit meiner und seiner Mathilde auf Schweizerart.

Wie denn das? frug Livia.

Wenn sich dort bei uns zwei Eheleute scheiden wollen aus allerhand Zank und Störung und Verkennung, ja selber aus Ehebruch — da werden sie Beide zusammengesperrt in ein kleines Gemach. Beide bekommen ein Hemde, einen Rock, einen Löffel, ein Messer, eine Gabel, einen Teller, einen Topf, einen Stuhl, einen Tisch und ein schmales Bett. So leben sie, Eines des Andern Nutzen und Werth erkennend, sich wechselseitig bedürfend; der Mann erkennend, was eine Frau werth ist und die Frau erkennend, was ein Mann werth ist, und daß Frau und Mann zusammen gehören auf Erden, aus Noth und Freude, aus Zwang und aus Liebe. Und meist schon vor den festgesetzten sechs Wochen pochen sie an die Thür und bitten: in's menschliche Leben hinausgelassen zu werden als rechtschaffen geheilte Eheleute. Und wahrlich, wäre der Schelm, der Gregor selbst mit meiner Schelmin Mathilde — die ich fahren lassen — nur drei Wochen zusammen eingesperrt gewesen, sie wären Mann und Weib geworden zum Heile und Jubel der ganzen Christenheit!

Gregor hörte diese Worte sehr wohl; todt konnte er nicht lange bleiben, und es grauste ihm vor dem Lebendigwerden. Aber aus Allem sah er, daß Cenci ihn nicht

ermorden wollen, und das machte ihn milder im stillen Sinn gegen ihn gestimmt, ja er hoffte, wenn er nur ein Wort mit ihm allein sprechen könne, daß er ihn durch größere Geschenke bewegte, ihn loszulassen.

Cenci war voller Verdruß umhergegangen; blieb jetzt stehen und frug zu Gregor's Erbeben: Kann Niemand die Ader schlagen? Ich muß und will Zweierlei wissen, erstens: ob er nicht vielleicht noch lebt? Zweitens: ob er gewiß todt ist?

Irmengard sollte mit Hand anrühren, bat sie Livia dringend, aber sie drückte die Hände schmerzlich gegen ihre Brust, sie athmete Pein mit offenem wehmüthigen Munde, und ihre schönen großen Augen irrten irr und betend zum Himmel.

Kein Arzt war zu haben. Mit dem Dolche dem Erschlagenen Ader zu lassen, gab selbst Cenci auf. Dafür begoß ihn sein Weib mit starken Wassern . . . Gregor blieb todt. Sie schüttelten ihn und rieben ihn . . . Gregor blieb todt. Sie legten ihm eine Feder auf die Lippen unter die Nase . . . Gregor holte nicht Athem. Alles geschah übereilt, und eines Rathes Ausführung verdrängte die andere. Sie tröpfelten ihm geschmolzenes Harz auf die aufgerissene Brust und die Fingerspitzen . . . Gregor zuckte nicht. Da ließen sie ihn für todt liegen, und fast hätte er darüber vor innerer Freude laut gestöhnt. Mein getreuer Gott, sprach ein alter Diener seine Hände faltend, was werden die Leute jetzt im Himmel sagen, wenn der Mann hier wirklich Petrus auf Erden ist! Und was wird da Petrus sagen und klagen, daß man ihn erschlagen hat. — Und so ließ er es sich nicht nehmen, über dem Todten knieend zu beten. Ach, seufzte er dann, die auf dem steinernen rothen Estrich liegende, zum Glück eiskalte Hand des Papstes ergreifend und in den seinen wärmend, ach, hättest Du doch Deine Leute heirathen lassen, dann lägst Du nicht hier! dann wäre meine arme Tochter auch nicht verführt, ja sogar meine Frau wäre noch meine Frau allein! das vertraue ich Dir jetzt heimlich. Und so mag es noch viel Tausenden gehen, daran wir keinen Zweifel haben; ein Ueberzeugter ist gläubig. Und betteln wären ihre Kinder wohl auch nicht gegangen. Und gehen doch so viel Tausend Mönche betteln aus Vertrauen zu Gott. Sie hätten ja reicher vornehmer Leute Töchter von Herzen gern bekommen! Die Ohrenbeichte aber, sagte meine Frau, die wäre Dir lieber und nützlicher, als Dir die Weiber der geistlichen Herren; und da hat meine Frau recht, so schlecht sie ist; das sag' ich nur Dir, Du armer todter heiliger Vater; und, sagte sie, hätten die Geistlichen Weiber, da wäre früh aus jedem Bette eine Stadtklatsche aufgestanden. Du hast schon recht gehabt. Aber Recht und Unglück ist meist beisammen!

Irmengard hatte indeß vom Thurme den Brand der Kirche San Paolo vor der Stadtmauer mit Schrecken gesehen, ja einen brennenden Thurm auf die Gebäude herabstürzen, einen seelezerreißenden Schrei herüber gehört und die Flammen mit zehnfacher Wuth auflohen gesehen, hatte an ihren Mann gedacht, sich die Hände in die Augen gedrückt, zu Gott für seine Seele gebetet, und war jetzt ergeben in seinen Verlust herabgestiegen. Der alte Diener bat sie, ihm zu helfen, den armen Mann auf ein weiches Ruhebett zu legen; sie hörte wieder die Worte ihres Mannes: hasse nicht! und sie half ihm weinend, und deckte den Hingelegten dann mit einem großen weißen Tuche — mit dem Leichentuche zu.

Das war dem Lebendig-Todten wohlthätig; er athmete auf, ja als er Alles still im Zimmer bemerkte, rückte er sich leise zurecht und befühlte seine Wunde an der Stirn, und lag dann in stiller Geduld und in heißem Gebet.

(Fortsetzung folgt.)

Pompeji.

Diese seit fast zweitausend Jahren dem Erdboden gleichsam entrückte und jetzt wieder zum Vorschein gebrachte Stadt gehört mit zu den größten Merkwürdigkeiten Italiens.

Pompeji liegt etwa zwei deutsche Meilen von Neapel, nahe am Meere, aus welchem sich der Vesuv langsam erhebt, und in gerader Richtung seinen jetzigen Gipfel doch gewiß drei viertel Meilen von Pompeji in die Höhe hebt. Er hatte sich in den alten Zeiten so ruhig verhalten, daß keines Menschen Gedanken und keine Tradition etwas von seiner innern Beschaffenheit wußte, und die alten Autoren, wie Strabo*), sagen nur, sein Gipfel sey ganz eben, sein Boden scheine größtentheils Asche zu seyn, und die Beschaffenheit der Steine an vielen Orten lasse schließen, daß ehemals hier vulcanisches Feuer gewüthet haben möge. Trotz dieser vielhundertjährigen Ruhe schloß er im Jahre 79 nach Christi Geburt mit einem Male sein fürchterliches Innere auf, und verbreitete meilenweit Tod und Verderben. Hier war es, wo die unermeßliche Menge kleiner Bimssteine und lockere poröse Lavastückchen wie ein leichter Sand nebst Regen heißen Wassers die Luft verfinsterte, und in solchen Wolken und Strömen auf das unglückliche Pompeji stürzte, daß die ganze Stadt dadurch bedeckt wurde. Mehrere gefundene menschliche Gerippe beweisen, daß nicht alle Bewohner dieser Stadt Zeit zu ihrer Rettung gewinnen konnten. Jene verheerende Masse war so groß, daß man durchaus nichts von der verschütteten Stadt sah, und noch heute stehen über derselben, da sie noch nicht ganz aufgedeckt ist, Gartenhäuser, und es gedeihet Wein, Obst und Korn über den alten Tempeln und Gebäuden. Dieß ist jedoch weniger auffällig, wenn man weiß, daß die Häuser der Alten höchst selten höher als das Erdgeschoß waren, und sie von hohen Thürmen in einer Stadt nichts wußten.

*) Strabo aus Amasea — zur Zeit der Geburt Christi — der erste wissenschaftliche Erdbeschreiber des Alterthums, dessen Werk sich erhalten hat.

Die Vertilgung dieser großen Stadt von der Oberfläche der Erde war so gründlich, daß man in spätern Jahren, trotz Plinius des Jüngern*) Nachrichten, gar nicht wußte, wo sie eigentlich gestanden hatte.

Winzer, welche in die Erde gruben, waren die ersten Entdecker von Spuren alter Gebäude, deren Nachgrabung zu dem verschütteten Pompeji führte.

Pompeji ist eine Stunde im Umfang groß und von länglicher Form. Dieß ist jetzt sehr deutlich zu sehen, da Mürat die Stadtmauer ausgraben ließ, um doch eine richtige Idee von Größe und Länge der alten Stadt zu erhalten. Was aber die Straßen und freien Plätze betrifft, so ist noch ein großer Theil überdeckt. Es gehören auch in der That große Kosten dazu, eine ganze Stadt von solchem Umfange, von 24, 28, 30 und mehrere Fuß hohem Schutt, der bis in alle Keller gedrungen ist, zu säubern. Doch wird heute noch immer mit Nachgraben und Reinigen der verschütteten Straßen und Gebäude fortgefahren.

Von den meisten Häusern sind die Terrassen eingestürzt: doch mehrere haben heute noch ihre alten Decken und Pompeji hat nach Neapel zu eine Vorstadt, und zwar gleich vorn ein sehr großes und eines der schönsten Häuser. Einen höchst überraschenden Eindruck macht es, wenn man um die Ecke eines der vielen hohen Wälle, die vom Aufschütten der ausgegrabenen Asche entstanden sind, herum kommt, und nun auf einmal in die Straßen dieser alten Römerstadt tritt.

(Schluß folgt.)

*) Plinius der Jüngere lebte um 70 nach Chr. Geb. und war aus Verona gebürtig. Ein römischer Naturforscher, der bei dem Ausbruche des Vesuvs, welcher Pompeji verschüttete, sein Leben verlor.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 30. Januar 1836.

Der Januar hat hier sehr unerfreulich begonnen. Schlittschuhlaufen und Pockschlittenfahren ist hier eine ziemlich allgemeine Winterbelustigung, selbst bis auf die Fashionables, welche sich nur mit dem Aeußern dieser Zwittergattung begnügen, die ein Mixtum compositum von französischer Windbeutelei und englischer Plumpheit ist; aber auch eine Classe, die zu den Spießbürgern gehört, verschmäht diese „Plaisirlichkeit" nicht, um mich ihres Ausdrucks zu bedienen, wofür ich den Namen Adelung's und Campe's um Verzeihung bitten muß.

Am 7. d. M. schlitterte der etwa 15 Jahr alte Sohn eines hiesigen Instrumentenschleifers (dessen Familie hier wegen ihrer Inserate in den Intelligenzblättern und Zeitungen allgemein bekannt ist, weil solche so abgefaßt sind, daß man sie für Selbstpersiflage halten sollte), auf der Spree hinter den Zelten im Thiergarten; er flog von dem Eise in eine offene unzugefrorene Stelle und stürzte in's Wasser. An Zeugen dieses Unglücks fehlte es nicht, auch nicht an Hilfegeschrei, aber Keiner hatte so viel Muth und Gegenwart des Geistes, werkthätig zu helfen. Nur ein junger Mann eilte herbei und ergriff den dem Ertrinken Nahen, den nur noch der ausgebreitete Mantel emporhielt, und der sich an einer Eisdecke krampfhaft festzuhalten suchte, an der einen Hand; er war aber zu schwach, ihn emporzuziehen; er rief daher, daß ihn doch Einer an die andere Hand fassen und dieser seine freie Hand einen dritten geben, und daß man so eine Kette bilden möchte, damit der junge Mensch gerettet werde. Dies geschah, und da nun Einer den Andern angestrengt zog, so erreichte der Erste seinen menschenfreundlichen Zweck: den schon für verloren Geglaubten vom Tode zu retten. Von Wasser triefend und erstarrt wurde er in das eine Zelt gebracht, entkleidet und in einen Mantel gehüllt, erwärmt und wieder zur völligen Besinnung gebracht. Man kann sich vorstellen, wie groß der Schreck des Vaters war, als er in einem benachbarten Zelte die Nachricht von diesem Vorfall erhielt, wie groß hingegen auch seine Freude, als er ihn gerettet wiedersah. Wäre aber nicht unter den vielen Anwesenden, die Augenzeuge von dem unglücklichen Ereignisse waren, glücklicher Weise Einer gewesen, der Besonnenheit und wahre Menschenliebe besessen hätte, so würde das leere Hilfsgeschrei aus allen Tönen vom tiefsten Baß bis zum höchsten Discant nichts gefruchtet haben.

So glücklich erging es nicht einen Buchbinder, der mit seinem eilfjährigen Sohn am nämlichen Tage auf dem Eise bei Stralau ertrank, und den beiden Söhnen eines Strickgarn- und Posamentirwaaren-Händlers, wovon der älteste 21, der jüngste 19 Jahr alt war, welche dort ebenfalls in der Spree ihren Tod fanden. Um so auffallender ist es aber, daß ein Schullehrer mit dem Sohn eines andern Schulvorstehers später, nachdem dieses Unglück schon geschehen war, es noch wagte, den Weg von dem Eierhäuschen hinter Treptow auf dem Eise nach Stralow zu machen. Er und sein junger Begleiter stürzten ebenfalls in die Spree; er fand darin seinen Tod, der Knabe hingegen, der etwas schwimmen konnte, blieb so lange auf der Oberfläche, bis er gerettet werden konnte. Die Leichen der vier zuerst Ertrunkenen wurden von Stralow demnächst zu gleicher Zeit geholt, und es fand eine sehr große Leichenbestattung statt, wobei es nicht an Policeiofficianten und Gensd'armen fehlte, um, da dieses Ereigniß große Sensation gemacht, Unordnung zu verhüten, die durch die rohe Neugier, bei der Beerdigung dieser Ertrunkenen, zu besorgen war. Der Schullehrer wurde den Tag darauf beerdigt. Hier hielt man es nicht mehr für nöthig, solche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; die Neugier des rohen Haufens war gestillt, die Neuheit des Vorfalls verschwunden; man dachte nicht mehr an etwas, das schon verwaltet war.

Am 18. d. M. entstand des Nachmittags in einer hiesigen Zuckersiederei in der neuen Friedrichsstraße ein so heftiges Feuer, daß man bei dem stürmischen Winde, trotz allen Anstrengungen, es nur erst in der Nacht so weit überwältigen konnte, daß es nicht weiter um sich griff; noch am folgenden Tage war man mit Löschen beschäftigt. Vor mehrern Monaten gerieth eine Zuckersiederei in der Markgrafen- und Kochstraße in Brand. In frühern Zeiten war es Keinem gestattet, ein Gewerbe, wo so

leicht Feuer zu befürchten war, inmitten der Stadt zu betreiben, die Etablissements dazu mußten außerhalb der Ringmauern und abgelegen seyn, daß, bei einer Feuersbrunst, kein Anderer gefährdet war. Warum ist man von einer Anordnung, deren Nutzen so klar in's Auge springt, abgewichen?

Ein Handlungshaus, das mit Colonial-Waaren handelte, demnächst aber auch andere Branchen zu seinem Handel wählte, z. B. Weine, hat fallirt, und zwar auf eine solche Weise, daß der Theil des Publicums, der näher über dieses Fallissement unterrichtet seyn kann, kein günstiges Urtheil über die bankbrüchigen Leute fällt. Die Verluste dabei sollen weniger Einheimische als Auswärtige treffen. Von einem andern Handelshause verbreitete sich auch das Gerücht eines Bankerottes. Es setzte eine bedeutende Geldprämie darauf, wer den ersten Verbreiter namhaft machen könnte, doch kann es jetzt diese Prämie sparen, da sich bald darauf dies Gerücht als wahr bestätigt hat.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Mörderin ihres Ehemannes, welche im Criminalgefängnisse saß, von den Gerichten zur Todesstrafe verurtheilt, ihr Todesurtheil von des Königs Majestät vollzogen sey, und sie an einem Freitag des Morgens früh aus ihrem Gefängniß nach der Richtstätte, zur Vollstreckung dieses Urtheils, abgeführt werden sollte. Eine unzählbare Menge Männer und Frauenzimmer und Kinder beiderlei Geschlechts hatten sich auf dem Molkenmarkt versammelt, um die Mörderin aus dem Gefängniß bringen und nach dem Hochgericht transportiren zu sehen. Die ganze Sache beruhte auf einem leeren Geschwätz; es war aber bei der Volksmasse zu einer so fixen Idee geworden, daß es unendlich viel Mühe und lange Zeit kostete, sie eines Bessern zu belehren. Endlich, des langen fruchtlosen Harrens müde, zerstreute sich zwar der neugierige Haufen, aber ein großer Theil glaubte doch noch immer, daß die Hinrichtung vor sich gehen würde, und daß man die Mörderin auf eine verstohlene Weise fortgebracht hätte oder noch fortbringen würde. Ein großer Theil der Gaffer und Gafferinnen wanderte daher aus dem Oranienburger Thore nach dem Hochgerichte, wo es denn aber, als seine Erwartung, ein solches Schauspiel zu sehen, unbefriedigt blieb (nachdem es fast einen ganzen Tag mit Nichtsthun verschleudert) höchst mißvergnügt über eine solche Täuschung, heimkehrte. Die Mehrzahl dieser Neugierigen bestand aus solchen, welche nur durch ihre Arbeit sich von einem Tage zum andern kümmerlich ernähren und oft nicht wissen, womit sie sich und die Ihrigen vor Hunger schützen sollen; wer daher ein Apologet der Todesstrafen ist, als abschreckendes Beispiel für Andere, der kann hierin einen Beweis zur Rechtfertigung seiner Ansichten finden; denn hauptsächlich diejenigen, die ein solches Beispiel am meisten bedürfen, wollten diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Nun dürfte es wohl erlaubt seyn, dawider einige Zweifel zu hegen, denn das verächtliche und ein reinmenschliches Gefühl empörende Motiv: Augenzeuge von einer Hinrichtung zu seyn, war nur — brutale Neugier.

Das Finanzwesen der hiesigen Commun war fortdauernd ein Gegenstand, der hier viel besprochen und vielfältig getadelt wurde. Unter dem verstorbenen Oberbürgermeister und dessen Nachfolger schenkte man ihm wenige Aufmerksamkeit und veranlaßte die vorgesetzte Behörde, deßhalb nähere Recherchen anzustellen. Wenn zwar die im Publicum verbreiteten Gerüchte, wie mißlich es mit jenem Wesen stände, übertrieben, so ergab sich doch, daß große Mängel in dessen Verwaltung stattfanden. Unter dem jetzigen Oberbürgermeister ist dabei größere Ordnung, und eine bisher gefehlte allgemeine Uebersicht von dem Betrag der jährlichen Einnahmen und der nöthigen Ausgaben eingeführt worden, und es gereicht dem Magistrat und den Stadtverordneten zur Ehre, daß sie das disponible Capital zu so wohlthätigen und nützlichen Zwecken verwenden. Da die Friedrichs-Wilhelmsstadt sich sehr erweitert, so ist für sie und die Dorotheenstadt eine höhere Stadtschule errichtet u. dazu ein zweckmäßiges Gebäude aufgeführt worden. Es ist ein Hospital für Gesinde, welches wegen Alters und sonstiger Schwäche sein Brot nicht mehr zu erwerben im Stande ist, errichtet worden, in welchem vorläufig 50 Personen von der dienenden Classe ein Asyl für den Rest ihres Lebens finden werden, und vorläufig soll auf 5 Jahr jährlich 600 Thlr. zur Unterstützung an arme Studirende der hiesigen Universität gezahlt werden, wovon zwölf Individuen, die sich dazu vorzugsweise, nicht blos wegen ihrer beschränkten Lage, sondern auch wegen ihrer sittlichen Aufführung und ihres Fleißes eignen, jährlich 50 Thlr. in halbjährlichen Renten zu 25 Thlr. erhalten sollen, wobei — was ganz billig ist — geborene Berliner den Vorzug haben sollen.

Diese Anordnungen in manchen Fächern sind so preiswürdig, daß sie einen schlagenden Beweis liefern, wie nützlich die neue Stadtordnung ist, was man auch dagegen gesprochen und geschrieben hat. Freilich kommt es dabei hauptsächlich auf den Charakter und die Intelligenz derjenigen an, welche an der Spitze der Verwaltung stehen, damit eines Theils wohlthätige und allgemein nützliche Vorschläge gemacht werden und daß man andern Theils es verhütet, daß nicht der böse Geist der Opposition die Oberhand behält, der sich deßhalb oft lediglich dem, was gut, recht und heilsam ist, widersetzt, um nicht sein Recht des Widerspruchs zu verlieren.

Das Ordensfest wurde in diesem Jahre, erst am 24. Jan., dem Geburtstage Friedrich's des Großen, gefeiert, da es immer nach dem 15. d. M. an dem darauf folgenden Sonntag stattfindet. Es geschah in der seit vielen Jahren üblichen Form. Vertheilt wurden: Ein schwarzer Adler-Orden; ein rother Adler-Orden 1. Classe mit, einer ohne Eichenlaub; den Stern zum rothen Adler-Orden 2. Classe mit Eichenlaub erhielten sechs; den rothen Adler-Orden 2. Classe neunzehn und Einer ohne solches; die Schleife zum rothen Adler-Orden 3. Classe 36; den rothen Adler-Orden 3. Classe mit der Schleife 52, ohne Schleife 14; den rothen Adler-Orden 4. Classe 149; den St. Johanniter-Orden 29; das allgemeine Ehrenzeichen 88; mithin beträgt die ganze Summe der vertheilten Orden mit Einschluß der Schleifen 397.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 58. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 8. März. 1836.

Briefe aus Berlin.

(Fortsetzung.)

2.

Die Berliner haben sich in allen Sphären der Erkenntniß, in allen Kreisen der Empfindungswelt mit Glück versucht, und galten lange Zeit mit Recht für vernünftige, gescheidte Menschen. Dieser Ruhm, der anfänglich blos in der Anerkennung fremder Verdienste von Seiten der Fremden seine Quelle hatte, ist nachher zum Bewußtseyn eigener Vorzüge erwacht, und hat sie etwas schwierig und blähend gemacht; denn es ist keine leere Floskel, wenn hier ein Bursche sagt: ich bin ein Berliner, und was dieser laut ausspricht, denkt der Feingebildete, und ist sich seiner Superiorität nur deutlicher bewußt. Aber mit einem Male trat ein sehr bizarrer Mensch unter sie, und erregte in ihnen die Neugier, wie es denn außerhalb der Sphäre alles dessen, was bis daher für vernünftig galt aussehen mag? — und die guten Leute ließen sich hinausphilosophiren, und fanden eine unübersehbare Ebene, auf der sie sich nach Herzenslust herumbalgen können. Der Mann, den sie wie einen Gott verehren, hat seine Göttlichkeit nicht durch Wunder documentirt, sondern durch den Begriff des Wunders, durch das Unbegreifliche und Unverständliche, und seine Apostel, die in demselben Geiste lehren, sind eben so unverständlich wie ihr Meister. Es herrscht hier eine Sprach- und Begriffsverwirrung wie zu Babel, und dadurch wollen sie jene Thurmeshöhe menschlicher Erkenntniß erreichen. — Es geht den Berlinern in der Philosophie wie mit ihrer Stadt. So lange sie innerhalb der Mauern derselben sich bewegen, sind sie wahrhaft in einem himmlischen Garten, wagen sie aber dieselbe zu verlassen und vor den Thoren sich zu ergehen, so versinken sie in eine unfreundliche Sandwüste. — Berlin ist ein junger Greis, dessen Nervensystem durch Genuß jeder Art und Ueberreiz abgespannt ist, und es ist die größte Erschütterung erforderlich, um Eindruck auf dasselbe zu machen. Gesunde Vernunft, gediegene Bildung und Urtheilskraft ꝛc. sind so alltäglich und gewöhnlich worden, daß sie gar keiner Beachtung werth zu seyn scheinen, wohingegen Hegelianismus, Mysticismus, Pietismus und wie die Schaar der Erscheinungen alle heißen möge, Aufsehen und Interesse erregen. Die Schauspielhäuser sind größtentheils, wenn die Elslers nicht tanzen, es mögen neue oder alte Stücke, Opern, Tragödien, Lust- und Schauspiele gegeben werden, durchaus leer, und es muß in der Theaterwelt ein Hegel erstehen, wenn sie nicht den jüngsten Tag erleben soll. In Frankreich war vor der Revolution eine ähnliche Erschlaffung, und durch sie ist ein junges und frisches Leben auch in die Kunst gekommen, indem sie neue Geister in's Leben rief, die sie vor Fäulniß schützte. Frankreich war auch schon reif, Berlin aber, pourrie avant d'être mûre. — Ich will später auf den Zustand der Agonie nochmals zurückkommen. — — —

Gusikow, der Virtuose auf dem Holz- und Stroh-Instrumente, scheint mir nicht ein glückliches Thema zu seyn, um daran Betrachtungen über's Judenthum zu knüpfen. Dieser Gusikow ist, eigentlich gesprochen, ein Kind der Wildniß, und gewissermaßen aus dem verwilderten Zustande noch nicht herausgetreten, indem er ohne intellectuelle und sittliche Erziehung dasteht, und europäische Bildung in sich, in gewissem Sinne, nicht aufgenommen hat. Sein Talent, das wie durch ein Ungefähr zur Erscheinung gekommen, steht ganz isolirt, hat sich keineswegs aus der uralten Palme des Judenthums mit seinen tausendjährigen Institutionen und Eigenthümlichkeiten naturgemäß herausgebildet, sondern vielmehr durch verschiedene Elemente um dieselbe sich von außenher gerankt. Sein Entstehen ist mit ihrer Wurzel völlig fremd, hat mit ihren weiten Verzweigungen keine gemeinsamen Beziehungspuncte, woraus ein ursächliches Verhältniß zwischen beiden sich vermuthen ließe. Es ist daher als Gemeingut der Menschheit, nicht als Eigenthum der Juden zu betrachten, weil es aus ihren Säften nicht entsprossen, aus

ihren Keimen sich nicht entwickelt hat, und kann ihnen eben so wenig Ehre als Schaden machen. Sie haben Recht, mein lieber Freund, seine Erscheinung mit der des Kometen zu vergleichen, dessen Berühmtheit an seine Seltenheit gebunden ist, und zu unserem Erdsterne in weiter keinem Verhältnisse steht, als daß er zu gewissen Zeiten auf ihr sichtbar wird. —

Die sittliche Gestalt des Judenthums ist einer der interessantesten und zugleich schwierigsten Gegenstände der Philosophie der Geschichte; es erfordert einen hohen Standpunct, von dem es in seiner historischen Totalität überschaut werden kann, und jede einseitige oberflächliche Betrachtungsweise führt auf falsche Resultate, um so gefährlicher, da man nicht, wie in andern historischen Gebieten bei der leeren Speculation stehen bleibt, sondern Jeder seine, aus der eigenen Anschauungsweise sich ergebende Ansicht im praktischen Leben verwirklicht wissen will; besonders in unsern Tagen ist dieß bald mehr bald minder der Fall. —

Das Judenthum war durch mehrere tausend Jahre ein abgeschlossener, stillstehender, mit keinem andern communicirender Landsee, den die größten Stürme der Zeit nicht aus seinem Bette zu vertreiben mochten. Gar oft haben die christlichen Fischer Angel und Netze auf ihm ausgeworfen, den See durchwühlt und manche Schätze weggefischt; es bedurfte aber nur kurze Zeit, und der frühere Ruhestand kehrte zurück. Am Ende des letzten Jahrhunderts erst hat eine allgemeine Revolution der Erde auch ihn erschüttert, der stillstehende See hat sich in einen reißenden, sich stets erneuernden Strom verwandelt, und fließt mit gewaltigen Wellen durch die fremden Lande. Seine Fische, die nun auch in andere Wasser sich begeben, haben nicht mehr den einseitigen Geschmack, werden aber wegen ihres eigenthümlichen Ursprungs — geschätzt. Bemerkenswerth ist, daß die veränderte sittliche Gestalt des Judenthums nur in denjenigen Ländern klarer zum Vorschein kommt, wo die starren und unbildbaren Formen des monarchischen Princips, in die milderen, weichern und bildsamern des constitutionellen Lebens mehr oder weniger übergegangen sind. Oesterreich macht in dieser, wie in mancher andern Beziehung eine glückliche Ausnahme. Es steht mitten inne, vereinigt und versöhnt die schroffsten Gegensätze und bildet von Osten zu Westen und von Süden zu Norden gleichsam den Uebergang zur reifen Civilisation. — In Polen und Rußland befinden sich die Juden noch immer in jenem bezeichneten Zustande der geistigen Stagnation, und Gusikow ist trotz seines Talentes ein einseitiger Fisch.

Das Judenthum ist eine uralte Substanz, deren eigentlicher Kern und kernige Eigenheiten mit ihrer Wurzel verwachsen sind, und lange in seiner Innerlichkeit verborgen war. Alle Schicksale, die es getroffen, haben nur die äußere Schale angefochten, drangen nie bis auf den innern Kern. Die neueste Zeit hat die Substanz gebrochen, ist tief in ihre Risse und Spalten eingedrungen und hat die innern, von Geistern bewachten Schätze und Reichthümer mit magischer Gewalt an's Tageslicht gebracht. — —

Stoff und Materialien zu dergleichen Betrachtungen finden sich in Berlin sehr häufig, wo auf den Lehrstühlen, in den Tribunälen und am Staatsruder Juden sitzen, wo in den Tempeln der Kunst Juden, die mit ihren eminenten Talenten und ihrer glücklichen Darstellungsgabe entzücken und begeistern. In allen Zweigen finde ich hier Männer, die, dem Stamme Israels entsprossen, ihre Zeit illustriren. Ich möchte gern dieses Sujet specialisiren, und mit nächster Bezugnahme auf Dr. Gans ein Bild dessen entwerfen, was hier das Judenthum für Männer erzeugt hat, und durch welchen Zwang sie diesem entrissen worden. Ich könnte mit Shakespeare sagen: der Wein ist abgezapft, der Hefen ist zurückgeblieben. — Gans gehört bekanntlich zu dem Vereine edler Jünglinge, die hoch und theuer schwuren, dem Judenthume treu zu bleiben bis in den Tod. Er hat lange mit dem Könige oder mit dem Staate (l'état c'est moi) processirt, und entweder eine Professur oder sonstige Entschädigung seiner vergebens durchlaufenen Carriere gefordert. Das Ende war: nachdem er ein paar Jahre vergebens gerungen, wurde er — — Professor und liest über Naturrecht, Pandecten und Philosophie der Geschichte bei gefüllten Auditorien. Er ist in der Philosophie, was die Frondeurs in der Politik. Reich an schönen Floskeln besitzt er eine orientalisch üppige Phantasie, die manchmal übersprudelt, und ist mit einem Worte der liebenswürdigste Charlatan.

(Werden fortgesetzt.)

Pompeji.

(Schluß.)

Das Haus, das man hier zuerst erblickt, gehörte den wahrscheinlich sehr reichen freigelassenen Arrius. Unter dem Porticus, der den geräumigen Hof umgibt, war ein großer Keller, und noch standen in diesem mehrere an die Wand gelehnte Amphorá, deren Wein dem verderblichen Aschenbrei hatte Platz machen müssen.

Dieses große Haus stößt an eine lange Straße, die man heute die Gräberstraße nennt, weil hier zu beiden Seiten eine Menge zum Theil sehr schöner Grabmäler, ziemlich dicht bei einander stehen. Manche davon waren so herrlich erhalten, daß man glaubte, der Bildhauer sey nur so eben erst mit seinem Meißel weggegangen.

Dicht dabei, auch noch vor dem Thore, ist eine jedoch zum Theil noch nicht ganz ausgegrabene Villa, die dem Cicero gehört haben soll. Ebenso zeigt man auch in der Stadt ein Haus Sallust's**).

*) Marc. Tullius Cicero (106 — 43 v. Chr.) in einem Familiengute bei Arpinum gebürtig, war der erste Redner und Philosoph Roms, und seine Werke erregen noch heute die größte Bewunderung.

**) C. Sallustius Crispus aus Amiternum (starb 34 v. Chr.) ein römischer Geschichtschreiber.

Dicht am Thor ist ein Haus, welches eine Soldatenwache gewesen seyn soll, wie man aus der Lage und den darin vorgefundenen Waffen geschlossen hat.

Das Thor ist nicht groß und alle Straßen so schmal, daß durchaus zwei Wagen einander nicht ausweichen konnten, und doch muß schon damals viel gefahren worden seyn, da man in allen Straßen auf den eisenfesten schwarzen Basalt-Lavaquadern sehr deutlich die ausgehöhlte Spur von Wagenrädern sieht. Zu beiden Seiten der Straße waren nur Häuser und Tempel; denn letztere standen nicht immer, wie der schöne Tempel der Isis, auf großen oder freien Plätzen, sondern waren oft mitten in die Reihe der Bürgerhäuser gestellt. So z. B. ein Tempel des Aesculaps, welcher dicht neben der Werkstätte eines Bildhauers steht, in welcher man eine Menge fertiger, halbfertiger und kaum angefangener Bildwerke von weißem Marmor fand. Der Tempel der Vesta ist ziemlich groß, und es gehören viele Gemächer und Nebengebäude zu ihm: in manchen waren so winzig kleine Räume, daß sie wohl nur wie bei uns die Wandschränke haben gebraucht werden können. An den Wänden waren oft sehr schöne Frescomalereien befindlich: alle jedoch von bedeutenderem Werth hat man behutsam herausgesägt, und in das große Museum nach Neapel gebracht. Die Farbe, mit welcher fast durchgängig die Zimmer und Wände decorirt waren, war gelb, dunkelroth, und selten war grün angebracht. Ein großer Hof hatte vielleicht einem Fuhrmanne angehört; denn man fand in den Ställen noch viele Pferdegerippe. Man nennt es jetzt la Posta. Eine große Menge Kaufmannshäuser hatten in den Läden ganz wie bei den jetzigen Materialisten einen langen Tisch: die Platte war von Marmor, und gewaltig große Krücken von gebranntem Thon standen darunter, die Oeffnungen in dem Tischblatte haben: wahrscheinlich um Oel oder Wein zu verkaufen. Vor den Kaufmannshäusern war stets die Figur eines Schachbretts, mit schwarz und weißen Feldern angebracht, welches also ihr Zeichen gewesen seyn mag. Bei einigen Bäckern waren die Backöfen fast ganz wie die unsrigen eingerichtet, und oft standen in dem engen Raum vor ihnen noch einige Handmühlen aus grauer Lava mit ungeheuer vielen Leucit-Chrystallen verfertigt. — Im Hause eines Chirurgen hatte man eine große Menge sehr saubere chirurgische Werkzeuge gefunden. Auch die Ausbeute an marmornen Bilderwerken war sehr bedeutend.

Der Platz, wo die Basilica oder der Gerichtshof steht, ist recht groß und mit mehrern schönen Häusern und Tempeln umgeben. Der Isistempel ist viereckig, und eine kleine Treppe führt zu ihm hinauf; diese hat 8 Stufen.

Die beiden Theater, sowohl das Tragicum als Comicum, sind so schön erhalten, besonders letzteres, daß man durchaus keine Beschädigung wahrnimmt. Das Comicum ist etwas kleiner, und war auch nur mit Tüchern überdeckt, daher es auch theatrum tectum hieß.

Ganz am andern Ende der Stadt liegt das Amphitheater, welches völlig ausgegraben und so gut erhalten ist, als ob es erst 50 Jahr alt wäre. Es möchte wohl kaum 25—30,000 Menschen gefaßt haben. Die innere runde Wand der Arena war al fresco mit Kämpfen wilder Thiere und der Gladiatoren bemalt. Beim Ausgraben waren sie noch ganz frisch, jetzt sind sie aber, da sie der Witterung ausgesetzt waren, größtentheils verdorben. In den untern Gallerien waren die Käfige der zu den Kämpfen bestimmten wilden Thiere. In einigen hat man vollständige Gerippe von Löwen gefunden.

Pompeji ist jetzt übrigens an allen zugänglichen Stellen mit Wache versehen, und Fremde können nur in Gesellschaft eines Aufsehers darin herumgehen. L.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 30. Januar 1856.

(Schluß.)

An dem nämlichen Tage beging der Gewerbverein des preußischen Staats seine 15. Jahresfeier. Sehr sinnig hat er dazu den Geburtstag des großen Königs gewählt; er gewinnt immer mehr Anerkennung und Consistenz, die Zahl der hiesigen und auswärtigen Mitglieder in dem preußischen Staate und dem Auslande beläuft sich im Ganzen auf 921. Der Major Messon hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, worin er vorzüglich Friedrichs des Ersten und seine glorreichen Verdienste um die Beförderung der Vervollkommnung der Gewerbe in seinen Staaten erwähnte; eine Huldigung, die dieser große Monarch um so mehr verdient, wenn man sich erinnert, wie viele Millionen er darauf verwendet, um Moraste austrocknen, unfruchtbare Straßen urbar machen und Fabriken errichten zu lassen, um auch von dieser Seite seinen Staat selbstständiger und unabhängiger vom Auslande zu machen.

In einigen Familien, die noch von altem Schrot und Korn sind, wird im Stillen der Geburtstag Friedrich's II. gefeiert. Es wäre aber zu wünschen, daß er ein allgemeines und gleichsam ein Volksfest würde, denn ein Volk, das keine herzerhebenden historischen Erinnerungen hat, läuft weit mehr Gefahr, der Raub eines ehrsüchtigen Eroberers zu werden, als das, welches dieser Erinnerungen wegen, heldenmüthig Alles opfert, um diese Erinnerungen und seine Selbstständigkeit zu erhalten. Dies haben die Griechen, nach so vielen Jahrhunderten der Knechtschaft, dies haben die Preußen, in dem großen Kampf wider Napoleon gezeigt, und es wird immer der Stolz der Sachsen bleiben, daß es die Wiege der Reformation gewesen ist.

Bei dem Bundestag will man nun ernstlich darauf Bedacht nehmen, den Buchhandel vor diebischem Nachdruck zu schützen. Da sollte man denn auch verbieten: daß keine der vielen Zeitschriften, wenigstens nicht früher als nach Jahresfrist, etwas aus einer andern nachdruckte, dann würden gewiß mehr als die Hälfte der jetzigen Zeitschriften, und namentlich auch einige hier,

eingehen müssen. Das sind aber pia desideria, die es wohl ewig bleiben werden.

Wurst ist allerwärts deutsches Nationalessen, denn sie wird wohl nirgend so häufig und mannichfaltig angefertigt, als in Deutschland. Daß sie die Lieblingsspeise der untern Volksclassen ist, geht daraus hervor, daß, namentlich in Berlin, die Inhaber von Etablissements, wo man sich zur Erholung nach des Tages Last und Mühen zu versammeln pflegt, fortwährend in den öffentlichen Blättern ihre Gäste zu Wurstfesten einladen. Aber auch unter den gebildeten Ständen finden solche Wurstfeste zuweilen statt, in Restaurationen, die von ihn besucht werden, und in ihren geschlossenen gesellschaftlichen Vereinen. So wurde in diesem Monat eines Abends in der Privatgesellschaft Urania ein Wurstfest veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit wurde ein poetischer Scherz von einem Mitgliede der Gesellschaft über Tafel declamirt. Ein anderes Mitglied, das als Dichter schon lange eine ehrenvolle Anerkennung gefunden, hatte es zu diesem Behuf verfertigt. Ich liefere es hier, weil wohl auch anderwärts der Scherz bei solchem Fest benutzt werden kann:

Lob der Wurst.

Wurst! sey unser Losungswort,
Wurst von allen Zungen!
Wurst! ertön' es fort und fort;
Schonet nicht die Lungen.

Aechte Kost war längst schon Wurst
Für den deutschen Magen,
Wein pflegt dann, gereizt durch Durst,
Besser zu behagen.

Es hat Wurst mit Ruhm bedeckt
Braunschweig und auch Jauer;
Allen Gaumen schön sie schmeckt,
Sey's ein Fürst ein Bauer.

Doch in der Geschichte prangt
Königsberg in Preußen,
Hohen Ruhm hat es erlangt,
Nie ihm zu entreißen.

Eine Wurst, viel Ellen lang,
Dort die Fleischer machten,
Die sie unter Sang und Klang
Triumphirend brachten.

Das war noch ein Wurstcoloß,
Nicht ein winzig Bischen.
O wie klein bist Du, Franzos',
Du hast nur Saucißchen!

Es war Deutschlands Leibgericht,
Und dabei es bleibet;
Immer vom Hans-Wurst man spricht,
Wo man Schwänke treibet.

Wurst bedeutet Fröhlichkeit,
Wo man sie serviret,
Sich das Herz des Deutschen freut,
Trinklust er verspüret.

Darum laßt bei Wurst und Wein,
Wie die biedren Alten,
Im vertrauten Kreis uns freu'n,
Und den Jocus walten.

Vor sehr geraumer Zeit verlor ein hiesiger Banquier 6000 Thlr., indem sein Hausknecht, dem er mit noch weit bedeutendern Summen, zur Leistung von Zahlungen, fortgeschickt hatte, in einem Hause in der Burgstraße auf dem Flur in heftigen Krämpfen besinnungslos gefunden wurde. Die Geldsäcke, die er über die Schulter und die Brust geschlagen hatte, fehlten nicht, wohl aber ein Taschenbuch, in dem diese 6000 Thlr. sich befunden hatten. Große Anschlagezettel an den Straßenecken und Bekanntmachungen in den Intelligenzblättern und Zeitungen foderten das Publicum auf, den Banquier zur Wiedererlangung dieses Verlustes, gegen Zusicherung einer ansehnlichen Belohnung, behilflich zu werden. — Diese Maßregel blieb erfolglos. Einen solchen Hausknecht konnte der Banquier nicht behalten. Er entließ ihn daher aus seinen Diensten, da er aber lange in solchen gewesen, und bei solchen Zufällen ein ähnliches Unterkommen schwerlich finden konnte, gab er menschenfreundlich fortdauernd eine Unterstützung, damit er nicht ganz der Noth Preis gegeben sey.

Jetzt hat es sich erwiesen, daß der Hausknecht selbst diesen Diebstahl verübt, und dabei sich so listig benommen, daß nicht der mindeste Verdacht auf ihn hat fallen können.

Absichtlich, um allen Argwohn von sich zu entfernen, bekam er einige Zeit vor dem Diebstahl, in dem Hause seines Brotherrn Krämpfe, in Gegenwart Eines seiner Untergebenen. Als er zum Schein wieder zur Besinnung gelangte, bat er diesen flehentlich, doch nichts, am wenigsten aber seinem Brotherrn von diesem Zufall zu sagen, damit er nicht außer Brot käme. Aus Mitleid wurde ihm dies gelobt und das Versprechen auch gehalten. Er soll klug darauf auch wieder diese Krämpfe in Gegenwart eines andern Hausgenossen des Banquiers bekommen und demnächst die erwähnte Bitte gegen diesen wiederholt haben. Die Krämpfe in dem Hause in der Burgstraße waren nur Spiegelfechterei und er hielt es, der Sicherheit wegen, für das Klügste, sich nur das Geld in der Brieftasche zuzueignen und die Beutel mit Geld gefüllt — unangetastet zu lassen.

Der Kauf von Staatspapieren für 3000 Thlr. bei einem andern hiesigen Banquier, wurde sein Verräther. Zufällig traf dieser den Bestohlenen am nämlichen Tage des Abends in einer Gesellschaft, und sprach mit diesem von dem Ankauf. Der Letztere wurde darauf aufmerksam, machte der Policeibehörde Anzeige davon. Diese stellte darüber nähere Nachforschungen an; der gewesene Hausknecht konnte nicht nachweisen, wodurch er in den rechtmäßigen Besitz dieses Capitals gekommen sey, und er hat endlich den ganzen Diebstahl nebst der Art und Weise, wie er ihn verübt, gestanden. Die Hälfte seines Verlustes hat der Banquier dadurch nun wieder erhalten und der Dieb erwartet nun im Gefängniß die wohlverordnete gesetzliche Strafe. Ein neuer Beweis von der Wahrheit, daß, wie Lichtwehr in einer sinnreichen Fabel sagt: dem Verbrecher die Strafe immer mit der Krücke nachhinkt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 59. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 9. März. 1836.

Von der Treue.

Der König hofft auf Treue,
Und schläft auf seinem Thron, —
Und sieh', es rüttelt mächtig
Daran sein eig'ner Sohn.

Der Eh'mann hofft auf Treue,
Die Gattin schwört und weint, —
Einst kommt der Mann und findet
Bei ihr seinen besten Freund. —

Der Jüngling hofft auf Treue,
Und preßt den Freund an die Brust, —
Der hat in vierzehn Tagen
Kaum mehr den Namen gewußt. —

Der Junker hofft auf Treue,
Und gibt für den Hund sein Wort, —
Da zeigt ihm ein Anderer Würste,
Und der Hund läuft mit ihm fort. —

So ist's mit der Treue beschaffen,
O weh', wer ihr vertraut. —
Der hat nicht einmal auf Sandgrund,
Der hat auf Schlamm gebaut.

H. Nun.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Indeß begannen verschiedene, sich feindliche Kräfte, aber jede in einer großen Menge Menschen sich regend, Rom zu bewegen, wie sich entgegenstürmende Winde das Meer aufrühren und furchtbare Wogen thürmen und wieder zerreißen. Cenci hielt Rath mit den Seinen im Thurm, was er nun mit dem todten Papst machen solle? denn da er ihn nicht lebendig hatte, da also sein Plan, ihn dem König der Deutschen auszuliefern, zu nichte geworden war, weil ein Einzelner nach seiner eigenen Lust und Wuth und Rache, wie es bei allen Dingen zu geschehen pflegt, dabei mitgewirkt hatte, so wurde es ihm schwer, plötzlich einen neuen Entschluß zu fassen, oder doch mit Lust und Kraft an das zu gehen, was ihm nichts nutzte. Jedenfalls war schon heimlich angeordnet, aber erst wenn er Gregor aus Rom auf flüchtigen Pferden entführt hatte, einen neuen Papst auszurufen. Von diesem mußte er sich geschützt fühlen, denn der war sein Freund. Der Erzbischof Guibert eben war verkleidet selbst mit in der Kirche gewesen, und daß er den Papst erschlagen gesehen, daß er deutlich gehört hatte: er ist todt! er ist todt! war für ihn ein entscheidender Schlag-Ruf, ja Beruf zur Eile gewesen. Und so hatte er selbst die furchtbare Glocke geläutet, mit bangem Muth, daß sie auch ihm einst also geläutet werden würde. Er ließ daher gern ab, als Einige seiner Getreuen aus gleicher Absicht daher gekommen, ihn schon fanden und ablöseten, so daß er weiter eilte, und was nun zu thun war, betrieb. Und so schwärmten Schaaren hierhin und dorthin durch die Straßen und riefen mit Jauchzen: »Es lebe der neue Papst, Clemens der Zweite! Der ehrwürdige Erzbischof von Ravenna, Guibert! Er lebe lange als Papst! Es lebe Clemens der Zweite!

Auch diese Stimmen brausten am Torre de' Cenci vorüber, und der lebendig-todte Gregor hörte sie deutlich, mit eben nicht besonderem Vergnügen. Ihn fror. Und er hatte Mühe das Schauern seiner Glieder und das Klappern der Zähne zu halten. Aber er hielt es, während Irmengard zum Fenster hinaussah, und mit lauter Stimme froh in die Freude stimmte. Sie hielt nun die Welt für erlöst, und sich.

Der andere junge Page Gregor's aber war wie ein Pfeil durch die Nacht zu Damiani geflogen, der dem

vor Angst zitternden Knaben die Kunde abgefragt und ihn bei den Schultern fassend, gleichsam abgeschüttelt . . . auch die Nachricht, daß ein baumstarker großer Mann mit Maske unter den Mördern gewesen, dem sie gehorcht. Damiani hatte den Cenci erkannt, weil er als ein schlauer, immer wacher Mann alle Feinde, und was Jeder wohl thun könnte und würde, stets lebendig vor Augen hatte. — Cenci ist der Mörder! rief er also, auf dem Corridor zum Nebenpalast geeilt, in das Zimmer der Mathilde; »Cenci hat den Gregor ermordet!«

Die Schrecken des Wortes ermunterten Mathilde plötzlich. Sie strich sich nicht einmal die Augen mit den Fingern, sondern sahe ihn wach und groß an, sprang in ihrem weißen, leichten Nachtgewande aus dem Bette, sie weinte nicht, sie flammte nur nach Rettung wo möglich, aber gewiß nach Rache! Ihr Beistand und Vertrauter Anselmo sollte in der alten Stadt die Pateriner erregen! Damiani sollte sich auf ein Pferd schwingen, Trompete blasen, in die leonische Stadt hinüber jagen, um die tapferen Transteveriner herüber nach Cenci's Thurme zu reißen, sie selbst eilte hinunter in ihren Marstall, ließ ihren schneeweißen Zelter in Eile satteln und zäumen, hinausführen, schwang sich wie eine Amazone darauf, sprengte in die Straßen und rief im Jagen, und rief im Halten: Auf, römisches Volk! nach Cenci's Thurm! Nach Cenci's Thurm! Dort liegt Euer Papst, Euer lieber Gregor gefangen, todt oder lebendig! — Nach Cenci's Thurm! so rief sie zuletzt nur allein.

Der Regen hatte aufgehört; durch die zerreißenden Wolken brach der Glanz des Mondes herab, und die nassen Kuppeln und Mauern leuchteten golden und die nassen Steine der Straßen glänzten wieder. Rom war nie schöner gewesen, als in der Nacht, und kein schöneres Weib war durch seine Straßen gejagt, als Mathilde mit fliegenden, schwarzen Haaren, in weißem, leichten Gewande, auf weißem Pferde. Thüren thaten sich auf; Läden stieß eine Hand auf, von Häusern und Osterien, worin das Volk noch bis tief in die Nacht von den Gaben und Geschenken zechte, welche Mathilde auf ihre fromme Weise in Gregor's Namen schon oft, und eben erst heute wieder mit vollen Händen gespendet hatte.

So brauste das Pferd mit ihr hin, schimmernd im Licht wie mit dem im Licht schimmernden Engel der Auferstehung. Sie lenkte es nicht, ihr war es gleich, wohin sie gerieth, aber sie konnte auch nicht lenken, da es den eilig nur schlecht befestigten Zaum sich abgestreift, und sich selbst überlassen nun jagte es fröhlich zurück nach dem Stalle, und somit nach dem Palast. Da hörten und sahen sie Cenci's Knechte, ergriffen das Pferd an den Nasennüstern, zäumten es wieder auf und führten die Schreiende, die sie hatten suchen und fangen gesollt, nun fröhlich nach Cenci's Thurm. Trotz alles Drohens mit den Schwertern, ja trotz der flachen Hiebe auf ihren Rücken und ihre Arme, schrie sie immer fort: Rettet den Papst! Nach Cenci's Thurm. Und so rissen die Knechte sie vom Pferde, banden ihr vom Leibe weg eine große rothe Schärpe über den Mund, noch eine darüber über den Kopf, banden ihr die Hände, damit sie sich den rothen wunderlichen Helm nicht abrisse, banden sie selbst auf das Pferd und führten die dumpf murrende Retterin selber gefangen nun hin nach dem Thurme des Cenci.

Cenci war auf die Platform seines Thurmes gestiegen, um in die Stadt zu hören, da ihm sein Weib zur Flucht gerathen und getrieben, da sie für ihn, für die Kinder und für sich die Rache des Volkes fürchtete, obgleich Cenci selbst sich für sicher halten zu dürfen glaubte, durch die neue Macht des neuen Papstes, oder für stark genug in jeder Verwirrung, aus welcher er nur Vortheil zu ziehen und seinen Reichthum und seine Gewalt zu vergrößern gewohnt und gesinnt war. Doch war er heraufgestiegen und hörte durch die Straßen der Stadt die Trompeten schmettern. — »Das kommt von den Paterinern, von den Freunden Gregor's!« sagte er sich, nicht eben erfreut. Von einer andern Gegend hörte er einen neuen Papst ausrufen. — Das kommt von Guibert und von mir!« sagte er wieder; aber verdrüßlich, denn der Ruf klang dünn, und kein mächtiges Echo scholl hinterdrein. Er hörte von der Gegend des Thores del Popolo, seinem Flucht- und Rettungsthore, her, Waffengeklirr. »Das kommt von Anselmo!« sprach er richtig ahnend. »Sie besetzen die Thore — und es gelingt ihnen! Denn das Waffengeklirr nähert sich uns. Sie verfolgen die Meinen. Er lachte. Denn er war ein tapferer Mann. Vom Capitol her aber vernahm er Volksgebrause. »Sie laufen auf das Capitol, sagte er sich wieder — und wenn sie dort keinen Feind finden, dann werden sie ihn hier suchen bei mir. Er lachte wieder und sprach, an das Schwert schlagend: Sie sollen ihn finden. Jetzt erblickte er ganz in der Nähe drunten in der Straße Leute, die eine weiße Gestalt auf einem weißen Pferde daher zogen, an der eisernen Pforte des Thurmes hielten und mit ihren Kolben daran schlugen. So eilte er hinab und ließ die schweren doppelt und dreifachen Thüren öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube in Sachsen *).

Nicht ein ausführliches Lehrgebäude des Aberglaubens in allen seinen Zweigen, wie er sich in Sachsen entwickelte, fortwährte und zum Theil noch besteht, wollen wir aufstellen, eben so wenig eine Geschichte des gelehrten Aberglaubens, wie er besonders seit dem 14. Jahrh. in den Köpfen der Gelehrten (??) von ganz Deutschland und insbesondere auch, namentlich seit dem 17. Jahrh., in Sachsen spukte, entwerfen; wir wollen nur eine Uebersicht dessen geben, was sich seit den ältesten Zeiten in der Mitte des sächs. Volkes an Meinungen von übernatürlichen Dingen entwickelte. Wie allenthalben, so leitet auch in Sachsen die Existenz des Aberglaubens auf die

*) Entlehnt einer eben unter der Presse befindlichen Encyklopädie.

drei wichtigen Quellen: Heidenthum, Judenthum und christliches Mönchthum *), meist in dem innigsten Wechselverhältnisse verwandtschaftlicher Verwirrungen, zurück. Unter dem Namen sympathetischer Kenntnisse schlich sich der mediciniſche Aberglaube in die gelehrte (??) Welt, wie auch in's Herz des Volkes, namentlich der Landleute ein, denen umhertreibende Juden als Wunderdoctoren, Mönche und fahrende Schüler in gleicher Eigenschaft, eine Menge wundersamer Lehren beibrachten, an welchen Wochentagen das Vieh gefüttert, um zu gedeihen, und der Acker bestellt werden müsse, um hundertfache Ernte zu bringen. Nächstdem zauberte auch der Bergbau in seine düsteren, abgeschiedenen, von abenteuerlichen mineralischen Formen- und Farbenspielen belebten Schachten, ein Heer wunderlicher Kobolde und Spukgestalten hinein, die, von der Natur der Grubenluft unterstützt, von den ersten Auffindern der Gruben absichtlich in ein System gebracht wurden, um andere von dieser Betriebsart abzuschrecken. So ward auch unser sächs. Erzgebirge eine wahre Fundgrube für die Mythologie der Ammen und Kinderwärterinnen. Die in den gebirgigen Theilen häufigeren und groteskeren Naturerscheinungen gaben treffliche augenscheinliche Beweise an die Hand, und so bildete in diesen Gegenden jede Provinz, ja oft jedes Stadtgebiet seine eigenen abergläubischen Meinungen aus, während sie im flachen Lande Sachsens spärlicher fortwucherten.

*) Besser Katholiken- und Pfaffenthum (man sehe Dresdner Civil- und Criminalannalen und Proselytengeschichten).

Eine Hauptwurzel, die man in den unendlichsten Verwindungen wieder erkennt, schlang sich aus dem Wendenthume tief in den Aberglauben des sächsischen Volkes hinein. Wenden hatten, vor der Ankunft germanischer Abkömmlinge, alle Hauptpuncte unseres gegenwärtigen sächs. Vaterlandes innegehabt. Widerspenstig fügten sie sich der neuen Lehre, die man mit Schwert und Feuer ihnen verkündigte, nur Schritt vor Schritt wichen sie der siegenden Wahrheit des Christianismus. Die hartnäckigen Ueberbleibsel heidnischer Formen, endlich zu unkräftig, ihm zu widerstehen, aber auch zu eingewurzelt, um ihm zu unterliegen, wählten zuletzt den natürlichsten Mittelweg, nämlich den, sich mit ihm zu amalgamiren. So floß auch die christlich personificirte Idee des bösen Princips mit den Erscheinungen wendischer Dämonen und Nachtgötter, des Czernebog oder Pya, Perkun, Flins, besonders aber des Berstuck*) zusammen, von welchem der christliche Teufel auch Hörner und Bocksgestalt entlieh. Von Seiten der Mönche ließ man diese Dämonen nicht selten schriftlich oder wohl auch figürlich auftreten, um, bei etwaiger Lauheit, auf den Glauben und die Gemüther der Menge zu wirken.

(Schluß folgt.)

*) Die Ordnungen der wendischen Gottheiten, s. in Dr. Legis für die nordische Mythologie höchst werthvollen „Alkuna.“ Leipz., bei C. H. F. Hartmann 1831, S. 16 u. f.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung von Nr. 36.)

Hier schwieg der Geistliche; aber von allen Seiten dankte man ihm lebhaft, für die angenehme Unterhaltung, die er der Gesellschaft durch Erzählung der schönen Sage von Hans Heiling gewährt hatte. „Aber,“ unterbrach der Humerist die Danksagungen und Lobeserhebungen, die dem geschmeichelten Berichterstatter wegen seiner trefflichen Erzählung gemacht wurden, mich will fast bedünken, Frau Heißperle hat es auch auf uns arme Sterbliche abgesehen, und wir thäten wohl, wenn wir eiligst und schleunigst die Flucht ergriffen, um uns in Sicherheit zu bringen. Wahrlich, man ward erst jetzt gewahr, daß sich ein schweres Unwetter am Horizonte emporgethürmt hatte. Man brach in aller Eile auf, und suchte das nahe Aiche in größter Eilfertigkeit zu erreichen. Kaum war man hier angelangt, und in die halb offene Halle getreten, oder vielmehr gestürmt, die sich hinter dem Gasthofe befand, als auch schon das Unwetter mit tobender Wuth losbrach. Die Damen schmiegten sich ängstlich und zagend in den Hintergrund zusammen, nur die Präsidentin lehnte sich kühn an die vorderste Brüstung, und schaute mit sichtlichem Behagen dem ungeheueren Wetter zu. Bei jedem flammenden Blitze rief sie ein „prächtig! herrlich!“ bei jedem rollenden Donner ein „erhaben! wunderbar groß!“ Jetzt strömte der Regen wolkenbruchartig hernieder, während der ganze Himmel nur eine einzige lodernde und leuchtende Flamme geworden zu seyn schien, und der Donner mit so ungeheuerem Poltern dazwischen krachte, daß die Thüren zitterten und die Damen im Hintergrunde ein laut kreischendes „Gott sey uns gnädig!“ hervorstießen, die Präsidentin fast jauchzend in die Hände klatschte, und begeistert „das ist die Majestät des Herrn“ rief. In diesem Augenblick ward die Thür mit Ungestüm aufgerissen, und herein stürzte athemlos der Brunnenkönig. Er hatte keinen Hut auf, Haar und Kleidung troffen von Regen, und zugleich träufelte aus einer Stirnwunde Blut über das todtenbleiche Gesicht des ganz verwilderten Mannes. Er sank keuchend auf einem Sessel nieder, schlug wie außer sich beide Hände vor sein Gesicht, und stöhnte dumpf. „Fluch! Verdammniß! Teufel! Hölle!“ Alle standen stumm und betreten um den keuchenden Fremden, und waren unentschlossen, was sie eigentlich beginnen sollten, denn eines helfenden Beistandes schien der Fremde allerdings zu bedürfen, und gleichwohl schien er ihn auch wieder nicht zu begehren, noch zu erwarten, wenigstens schien er nichts von den Umstehen-

den und Anwesenden zu bemerken; so ganz außer sich und fassungslos war er sichtlich. Indem man noch unentschlossen dastand, und sich gegenseitig fragend ansah, ließen sich außen mehrere Stimmen vernehmen, die eifrig und verwirrt durch einander sprachen. Zugleich ward die Thür geöffnet, und die Wirthin sprach nach Außen gewendet: „Nur immer herein, ich werde sogleich für ein anderes Zimmer sorgen!" Unmittelbar darauf trugen einige Landleute sorgsam und behutsam auf einer Bahre ein junges Frauenzimmer herein, das in tiefer, todtenähnlicher Ohnmacht da lag, und neben der Bahre ging schluchzend und händeringend eine kleine alte Dame. Man erkannte sogleich in der Ohnmächtigen den kleinen Liebling und in der alten Dame deren Mutter. Die anwesenden Damen bemühten sich eifrig und wetteifernd um die Ohnmächtige, besonders zeichnete sich aber wieder die Präsidentin durch Entschlossenheit, Besonnenheit und Raschheit aus. Sie befahl, bestimmte, ordnete an, wies Jedem, und Jeder seinen und ihren besondern und bestimmten Wirkungskreis an; kurz, entwickelte einen solchen entschlossenen, raschen, ächt menschenfreundlichen, thätig-helfenden Sinn und Charakter, daß man nicht umhin konnte, diese barmherzige Samariterin wahrhaft zu achten und zu lieben. Inzwischen war auch der Brunnenkönig von seinem Sitze aufgesprungen, und stand nun athemlos neben den Lager der Ohnmächtigen. Eine unsägliche Angst malte sich in seinen stieren Blicken, mit denen er die beiden Athemzüge der Ohnmächtigen gleichsam zu bewahren schien. Diese schlug jetzt ihre schönen Augen auf, schien sich zu besinnen, und sah sich erstaunt und verwundert rings um, und schien jetzt das starre Gesicht des Brunnenkönigs erst zu bemerken und wieder zu erkennen. Sie machte mit sichtlichem Abscheu eine abwehrende Bewegung und die alte Dame trat auf den Unbeweglichen zu, und sagte mit scharfer, entschiedener Bestimmtheit und großem Nachdruck: „Graf Stanislaus, dieser Tag scheidet sie auf immer von meinem Kinde. Gehen Sie, und kommen Sie nie wieder, weder mir noch meinem Kinde, vor die Augen! Nie wieder!" Der Angeredete schlug sich gleichsam verzweifelnd mit geballter Faust vor die Stirne, und stürzte ein „Tod und Verdammniß!" zwischen den Zähnen hervormurmelnd und grimmig lachend zur Thüre hinaus. Die junge Dame war inzwischen so weit wieder zu sich gekommen, daß man sie in ihren Wagen heben und ohne weitere Besorgniß nach Carlsbad fahren lassen konnte, da das Unwetter jetzt völlig ausgetobt hatte. Auch die Uebrigen kehrten um und ohne weiteres Zögern, nach Carlsbad zurück.

Natürlich war der seltsame Auftritt, den man eben als Augenzeuge mit angesehen hatte, der Gegenstand der gegenseitigen Besprechung. Allein man vermochte sich ihn natürlich nicht auf eine befriedigende Weise zu erklären, weil es dazu an genügenden Datis fehlte. Nur so viel war gewiß, daß hier ein ungewöhnliches Ereigniß sich zugetragen haben mußte. Man konnte von den Landleuten, welche die ohnmächtige junge Dame nach Aiche gebracht hatten, nur so viel erfahren, daß sie von dem Kutscher der Damen aufgefordert worden seyen, ihm zur Wiederaufrichtung des umgeworfenen Wagens behilflich zu seyn; daß sie unfern von Aiche auf einem Acker, der etliche hundert Schritte von der von Aiche nach Hammer führenden Straße entfernt gewesen sey, den umgestürzten Wagen angetroffen, sie denselben in die Höhe gerichtet, nach der großen Straße und nach Aiche geleitet, und die junge ohnmächtige Dame in den Gasthof hineingetragen hätten. Der Kutscher der Herrschaft haben ihnen erzählt, hatten sie noch hinzugefügt, daß er mit der Herrschaft und dem Brunnenkönig, oder, wie man ihn nunmehr nennen mußte, mit Graf Stanislaus, nach Hammer gefahren sey, und daß er von da über Aiche nach Carlsbad habe zurückfahren sollen. Unterwegs habe ihn das heftige Gewitter überrascht, plötzlich habe ihm Graf Stanislaus aus dem Kutschfenster zugeschrieen, er solle still halten, sey aus der Kutsche herausgesprungen, habe den Kutschenschlag so gewaltig zugeworfen, daß die Fensterscheibe klirrend in tausend Scherben zersplittert und umhergeflogen sey, habe sich zu ihm auf den Bock geschwungen, habe ihm die Zügel und Peitsche aus der Hand gerissen, habe so gewaltig auf die Pferde eingepeitscht, daß diese im sausenden Galoppe querfeldein mit dem Wagen über Stock und Block davon gejagt seyen, bis der Wagen mit einem Ruck umgeschlagen sey. „Am Ende," nahm Herr Freundlich ernsthaft das Wort, „hat der finstere Unhold den Wagen mit Absicht umgeworfen." Aber „nein, das ist nicht möglich!" oder „Sie irren, Herr Freundlich!" oder, „das kann ja gar nicht seyn!" ward ihm wetteifernd von allen Seiten entgegengerufen. Herr Freundlich schwieg, schien aber keineswegs seine Ueberzeugung geändert, oder zurückgenommen zu haben, obgleich Doctor Langsam ihm noch zu guter Letzt sehr umständlich aus einander setzte, daß er seine Behauptung nicht beweisen, und daß ihn Graf Stanislaus eigentlich injuriarum belangen könne. Er befand sich noch in der Mitte seiner juristischen Dissertation, als man in Carlsbad anlangte. Die Wagen hielten, man stieg aus, und trennte sich von einander, da es schon ziemlich spät geworden war. Herr Freundlich aber, eine Art von Rechthaber, drückte Cäsareon die Hand, und zischelte ihm in's Ohr: „Sie werden sehen, ich habe doch Recht."

(Fortsetzung folgt.)

Capital-Schuld.

Ich hatte einmal gesprochen
Ein Wort meiner Religion,
Der Kraft man und Willen gebrochen
Für der Afterläubigen Lohn.

Ich hatte nach Herzenstriebe
Erkaufte Verräther genannt,
Die nicht mit heiliger Liebe
Sich weihten dem Glauben im Land.

Ich hatte die Sylben genetzet
Mit giftig-ätzendem Saft,
Und, wie ich vorausgesetzet,
Erfuhr auch ich deren Kraft.

Doch hatt' ich dies Alles geschrieben
Durch fremde Hand in die Welt:
Und d'rum ist der Kopf mir geblieben,
Der für solche Verbrechen sonst fällt.

E. v. Hagen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung G. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 60. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 10. März. 1836.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Seine Leute rissen der weißen Gestalt so eben die rothe Maulsperre vom Kopf, und er sah Mathilden vor sich stehen, die getrost sich auf ihre Weiblichkeit verlassend, ihn frug: Ist Gregor bei Euch? gebietender Herr!

Der Fang dieses mächtigen Weibes war — auch von ihm befohlen — unter den verwandelten Umständen kaum mehr lieb, nur für den Erzbischof Guibert konnte er von äußerster Wichtigkeit seyn, wenn Mathilde, wie aber von ihrer Klugheit vorauszusehen war, nicht bald oder endlich zu dem neuen Kirchenpatron mit Leib und Seele übertrat. Und wie er seinen Freund, den buckligen Gottfried, Herzog von Lothringen, kannte, so mußte ihm die Erscheinung seiner verhaßten Frau unerträglich seyn, auch wenn er sie ihm als Gefangene schenkte, denn so tapfer er war, und so viele arme Sachsen er selbst getödtet hatte, so fürchtete er doch sein Weib auf andere unbegreifliche Weise, aus ihm vielleicht desto bekannterem Grunde. Er stieß sie also von der Thür, und befahl zu schließen, und sagte ihr nur das Wort: Ihr seyd nichts mehr werth, schöne Frau! Euer Gregor ist nichts mehr werth, denn er ist todt. Fort mit Euch zu dem neuen Papst.

Sie fiel ihm aber zu Füßen, und bat ihn, daß sie seyn dürfe, wo ihr Gregor sey, ja wenn er sie mit ihm begraben wolle. Oder wenn das nicht, sey sie bereit, all ihr Gold und ihre Juwelen ihm dafür zu geben, daß er ihr ihren Freund, den Todten, ausliefere, um ihn ehrlich und würdig zu begraben! ja bloß dafür, daß sie ihn nur noch einmal sehe!

Cenci schickte also einen Diener voraus hinauf mit einem heimlichen Wort an den buckligen Gottfried, der über seines Weibes Erscheinung, wie vor seiner Mörderin, außer sich war, und sich im Zimmer des Thurmes, wo der Papst lag, in einen Schrank der Mauer verbarg, und den Schlüssel der Thüre dazu abgezogen und zu sich gesteckt hatte. Und als der Diener wieder gekommen war und heimlich berichtet, wozu Cenci die Achsel zuckte, erst dann erlaubte er ihr, in seinen Thurm einzutreten. Sie sprang wie ein Reh hinauf in das Zimmer, sie achtete auf Niemanden, und warf sich über ihren gestorbenen Freund, weinte lange, deckte das Leichentuch dann unter wehmüthigem Lächeln, und unter dem Glanz ihrer Augen auf, der den Todten hätte lebendig machen mögen, küßte seine Wunde auf der Stirn, seinen Mund, seine Hände, und kniete dann nieder, über ihm schweigend zu beten. Sie löste dann die gerungenen Hände auf, und um zu erproben, ob ihr höchster Freund auf Erden auch wirklich todt sey, zog sie eine Nadel aus ihrem Gewande, und stach sie ihm tief unter den Nagel des Zeigefingers bis tief an die Wurzel, während sie scharf sein Gesicht bewachte mit ängstlich spähendem Blick. Aber Gregor zuckte nicht. Er ist todt! Er ist todt! rief sie schluchzend die Hände brechend, und setzte sich hin, mit dem Rücken an die Thüre gelehnt, hinter welcher ihr buckliger Gottfried heimlich die Zähne knirschte.

Irmengard blickte voll hoher weiblicher Würde, nicht ganz ohne ernste Freude auf sie, und Cenci sagte ihr gern jetzt zum endlichen Troste: Edles Weib, ich schenke Euch hier die Gefangene! Und macht Ihr eine abwehrende Geberde, so soll sie Euch doch wieder das schöne Kästchen mit Gold und Juwelen füllen, das Ihr mitgebracht und mir überlassen habt, um Euren Mann zu erlösen. Ich habe den Schatz für diese Nacht verschwendet, halb verloren, denn ich habe **mein** Spiel nicht gewonnen. Aber wenn Diese hier weint, so bedenkt, wie viel Fürsten und Herren über ihr Weinen — Wein trinken werden! wie viel Bischöfe und Priester ihre Frauen wieder zu sich nehmen, wie viel Mütter und Kinder mit Freuden wieder zu ihrem Vater gehen. Und hoff' ich, auch Ihr!

Und so freut Euch der Freude über die Lande, die Städte, die Kirchen, die christliche Kirche. — Ihr habt es doch gehört, Frau Markgräfin, daß nicht Alle weinen.

Mathilde aber bat, gegen hohes Lösegeld ihr den Leichnam des Papstes zu überlassen, und bald, gleich!

Cenci war nicht entschlossen. Sein Weib bat mit Mathilde, selbst Irmengard bat ihn mit ihr, und der alte Diener fiel ihm zu Füßen. »Man will ihn mir abzwingen! Ihn rächen! das muß ich erst abwehren, das kann ein Mann nicht dulden,« sprach er. Hört nur das Volk um den Thurm! Wir sind schon belagert!

Und wirklich sauste der erste Pfeil in das Fenster des Thurmes, und warf die Scheiben klirrend in's Zimmer.

Der lebendig-todte Gregor regte sich auch nicht vor Freude, und Cenci ging, die Seinen zu ordnen zu kräftiger Abwehr.

Drunten staunte und schwoll der staunende Strom der wilden Trasteveriner um den Thurm; drohende Stimmen riefen herauf; andere nach Sturmleitern, nach Mauerbrechern; Alle befahlen, und Alle gehorchten willig den gehörten Befehlen, so daß in dem wildverworrenen Tumult nichts ausgerichtet ward, allmählig erst einige Ordnung in den Angriff des schwer zu erobernden Thurmes kam. Doch als sich Hunderte und Tausende rings um die Mauern gedrängt, da erscholl auf einmal herzzerreißendes Geheul und Gejammer, denn Cenci hatte von den Zinnen herab auf die dichte Menge des Volks einen Hagel von centnerschweren Steinen geschüttet. Das Volk trug die Zerschmetterten und Zerquetschten und Verwundeten hinweg, während ein hallender Racheruf auf nach dem Thurme erscholl, wie wenn ein Riese mit seiner Hand in den brennenden Aetna geschlagen hätte, und nun tausend Flammen für eine zum Himmel sich wälzten.

Feuer! rief eine Stimme drunten; bringt Feuer!

Narr! rief eine andere Stimme; bringt Stroh! bringt Betten und Tische und Stühle und Alles, was brennt.

Und nun schleppte das Volk, was es konnte und hatte, herbei, thürmte Stoß auf Stoß, Schicht auf Schicht, entzündete den Plunder mit Fackeln, an der Mauer des Thurmes, und an die eiserne Pforte, um sie zu sprengen durch Feuergewalt, zu verbrennen und rächend hinaufzustürmen.

Mathilde wagte, ohne ihr Leben zu schonen, unter dem Hagel der Pfeile von Schüssen der Armbrustschützen, sich weit zum Fenster hinauszulegen, dem Volke zuzurufen: Ihr Thoren! Ich bin ja im Thurme. Verschonet doch mich! Verschonet den Leichnam des Papstes. Aber es sah und hörte oder achtete sie Niemand — das Volk und das Feuer wütheten fort.

Da erschienen die Gefangenen aus den Kerkern; auch jene, welche aus den Gefängnissen in dem Castell der Kirche San Paolo vor den Mauern durch Cenci glücklich befreit, und sich glücklich gerettet hatten. Auch Irmengard's Mann, der Bischof Burkard war unter ihnen, und da er sein Weib und sein Kind in dem Torre de' Cenci wußte, die nun verbrennen sollten, da er gerettet und frei und der Papst ja todt war, so riß er mit den Feinden des Papstes und der neuen Ordnung, also mit Cenci's Freunden aus Dankbarkeit schon und aus Furcht und Verzweiflung das Feuer mit aller Gewalt auseinander, damit es am Boden nur brennend zu löschen sey. Und so entstand ein Kampf auf Leben und Tod an der Mauer umher, den Cenci's Freunde verloren, und bald stand wieder das Feuer mit neuem Stoffe entflammt, in alter, in schrecklicherer Brunst.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube in Sachsen.

(Schluß.)

Mangel an Intelligenz maß endlich auch die von ihrer Zeit unbegriffenen Leistungen ausgezeichneter Talente dem Teufel bei, so daß derselbe endlich als Chaos und als Urstoff menschlicher Geistesfähigkeit angesehen und diese in ihm verpönt wurde. Die Reformation und ihre Folgen versetzten der Existenz des Teufels den entscheidendsten Stoß, obschon die Schöpfer des großen Werkes sich selbst noch nicht völlig von dem alten Trugbilde loszureißen vermochten und selbst Luther's überkräftiger Geist in düsteren Augenblicken noch mit dem Phantome des Teufels rang, von dessen boshaftem Treiben man in den Thälern der Lausitz und des Erzgebirges noch jetzt manche wohlbeglaubigte Sage erlauschen kann. Enge damit verwandt war und ist der Gespensterglaube, der seine Gestalten theils aus den Fragmenten der wendischen Dämonologie hervorholte, theils durch die Spukgestalten wiederkehrender Todten, denen die Ruhe im Grabe versagt sey, vermehrte. Die evangelischen Prediger trugen in ihrem Eifer und Hasse gegen das Papstthum auch dazu bei, indem sie die Ruinen eingegangener Klöster, als angebliche Schauplätze heimlich verübter Unthaten, mit Gespenstern böser Mönche oder sündiger Nonnen bevölkerten und dadurch die unheimliche Scheu der Menge gegen diese Mauern steigerten. Selbst Privathäuser, die ehedem zu Klosterpfründen gehört hatten, wurden auf diese Weise der Tummelplatz gespenstischer Umtriebe, und man ging so weit, viele derselben wüste stehen zu lassen, wenn nicht gar niederzureißen. Kein Wunder, daß diese dem Volke so tief eingeimpften Vorurtheile sich von Generation zu Generation fort erbten und noch immer nicht gänzlich ausgerottet sind. In der Lausitz und dem Erzgebirge, namentlich nach der böhmischen Grenze hin, ist der Gespensterglaube noch immer ziemlich einheimisch *).

*) Selbst in Sachsens Hauptstädten klingen noch Spuren davon nach. Man denke nur an den Dresdener Mönch, der seinen Ursprung wohl den auf dem obersten Gesimse des alten Kreuzthurmes angebrachten beiden Teufeln in Mönchskleidung verdankt, an die Sage vom Trompeterschlößchen u. s. w. Auch in Leipzig in der Klostergasse im s. g. „Kloster" soll sich alle Freitage in der Mitternacht eine verschleierte Nonne

Das entfliehende Mittelalter ließ noch geraume Zeit einen Dunstkreis religiös-abergläubischer Meinungen hinter sich zurück, welche die flammende Sonne der Reformation nicht so schnell durchdringen und zerstreuen konnte. So pflegte man noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Verstorbenen, die einige Baarschaft hinterließen, einiges Geld in den Mund zu stecken, damit sie nicht wiederkehren möchten; man hütete sich, an dem Tage, wo man das Abendmahl genossen, auszuspucken, aus heidnischer Furcht, die Gottheit dadurch zu beleidigen. Ueberbleibsel des Ammen-Mährchenwesens sind auch der sogenannte heilige Christ und Knecht Rupert*).

Je lichter es in unserm Vaterlande wurde, desto mehr wurde von Seiten der Obrigkeit, die leider in finstern Zeiten den Arm der Gerechtigkeit nur zu oft selbst dem Aberglauben geliehen, demselben entgegengewirkt. Schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. wurde verordnet: daß diejenigen, welche sich bei Krystallsehern und Wahrsagern Raths erholen, abergläubische Segen sprechen oder Schäden büßen lassen, Kugeln taufen, Büchsen versprechen, sich und Andere fest machen (freilich glaubte hier das Gesetz zum Theil noch an den Erfolg dieser Unternehmungen) u. s. w. mit Gefängniß oder Geldbußen, auch nach Befinden mit Landesverweisung bestraft werden sollten. Das abergläubische Wetterläuten und das Taufen der Glocken, um Hagel und Gewitter zu vertreiben, war bereits abgeschafft.

Erziehung und Lehre, diese schönen Blüthen unserer Gegenwart, haben den langsamen Bekehrungsgang des Gesetzes überflügelt und geben Hoffnung, bald jede Spur schwüler Geistesdämmerung zu vertilgen.

mit — einem Besen in der Hand zeigen, welche zum Barfußpförtchen geht und dort an der Stelle des ehemaligen Zwingers verschwindet; ferner kommt ein Mönch an gewissen Tagen des Jahres um die Mitternachtsstunde aus der Neukirche. Eben so soll von der Nonnen- bis zur Barfußmühle dann und wann eine weiße Gestalt umgehen; die Volkssprache nennt sie „Fädersuse" — eine dem Traualtare aus der Thomaskirche entsprungene und in der Pleiße ertrunkene Braut. Auf dem Schlosse Pleißenburg wandelt noch heute Pappenheim's Geliebte, eine hohe schlanke schöne Gestalt, und betreibt zum Schrecken der vor den Steuerexpeditionen Wache haltenden Soldaten das Geschäft des Lichtauslöschens. Im Brühl am Gasthaus zum ** steht allnächtlich ein gespenstischer Hausknecht. Weh' dem, der ihn anredet! In Meißen sollte, vor einigen und vierzig Jahren, der Geist eines verstorbenen Arztes umgehen und seine hinterlassenen Kinder nöthigen, täglich sein Grab zu besuchen, bis er in den Keilbusch zwischen Meißen und Zehren gebannt wurde u. s. w.

*) Vgl. M. Hilscher: „Etwas zu der Kirchenhistorie in Alt-Dresden." 1721. Dessen „zur Fastenzeit eing. Abergl." 1708, und Klemm's „Sammler," 188 Heft.

Herbsttraum.

Noch träumt der Baum mit falbem Grün,
Ob seine Blüthen längst verwittert,
Am Himmel dunkle Wolken zieh'n,
Sein Laub im Herbstwind zittert:

„Laß welken meiner Blüthen Pracht,
So schnell zernagt vom gift'gen Wurm;
Laß zieh'n der Wolken düstre Nacht,
Gejagt vom kalten Herbstessturm."

„Ob meine Freuden längst verschwebt,
Mich schrecken nicht des Winters Qualen,
Der Frühling, der mich einst durchbebt,
Er glüht in mir mit ew'gen Strahlen." —

So träum' auch ich von Lieb' und Lust,
Die einst mein Herz so tief empfunden,
Ob Beide längst aus meiner Brust,
Wie Blüthenschnee entschwunden.

So sing' ich fort im süßen Traum,
Von schönem Frühling, hellen Sonnen,
Und weiß es wahrlich selber kaum,
Daß mir der Frühling längst verronnen.

Berlin. K....ky.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im Januar 1836.

Die Eisenbahnprojecte sind auch hier sehr rege, und der schöne Geist der Einigkeit und des Zusammengreifens, der sich überall in Deutschland bemerkbar macht, thut auch bei uns sein Bestes, so daß wir unsere Communicationsmittel bald in's Unendliche vervielfacht und vermehrt zu sehen hoffen. Wie man hört, ist es ein Actienverein unserer ersten Banquiers-Häuser, welcher die großartigen Pläne gebildet hat, und unsere Regierung greift ihnen gern fördernd unter die Arme. Alles wirkt und entsteht im Stillen, und der Private, der seine Blicke mehr auf individuelle Angelegenheiten richtet, wird dann plötzlich wie durch Zauber von neuen Erscheinungen überrascht. Man macht nicht gern, wie anderswo, „viel Geschrei um wenig Wolle," aber wer etwas wahrhaft Gutes und Nützliches zu schaffen weiß, der komme zu uns, und er wird seine Rechnung finden. — So schreitet man auch mit den Arbeiten zur Gasbeleuchtung unserer Hauptstraßen und Plätze rüstig vor, arbeitet jedoch nur bei Nacht und Fackelschein, damit die Passage nicht erschwert werde. In Folge dieser lobenswerthen Thätigkeit hat die Gesellschaft es bereits dahin gebracht, daß beinahe alle Läden und Etablissements in diesen Gegenden schon mit Gas erleuchtet werden können. Ich sage: beinahe; denn wie überall gibt es auch hier eigensinnige „laudatores temporis acti," die lieber bei ihrer theueren und stinkenden Oellampe sitzen, die sie noch obendrein täglich putzen müssen, als daß sie sich herbeiließen, die gleichförmige, geruchlose und helle neue Beleuchtung einzuführen, und zwar deßwegen nicht, weil sie eben neu ist. Nur kann man überhaupt Niemanden zu so etwas zwingen, doch aber ist es lächerlich, zwi-

schen den leuchtenden Formen ein Lichtstümpfchen oder ein Lämpchen zu erblicken, was nicht viel weniger kostet. Ach, so sind die Menschen! stets klagend und murrend, und dennoch muß man ihnen das Gute befehlen, wenn sie es ohne Widerstand annehmen sollen. Sehr glänzend nehmen sich die Kaffee- und Gasthäuser mit dieser neuen Illumination aus; jedoch hat eines unserer ersten, nämlich Daum's Kaffeehaus sich noch nicht darein bequemen wollen. Die Ursache ist sehr gleichgiltig.

Der Carneval wird heuer sehr lebhaft und rauschend werden, so stellen sich nämlich die Prognostica. Alle Stände und Classen überlassen sich harmlos dem gegönnten Vergnügen, und auf jedem Gesichte thront die Freude oder die Erinnerung an fröhliche Abende. Es ist dies für den Beobachter sehr erfreulich, denn es zeugt von Wohlstand und Zufriedenheit. Alle zahllosen Vergnügungsorte, alle die häufigen Hofbälle sind gedrückt voll. Da mag man den Leuten ihren Enthusiasmus für Strauß immerhin verzeihen; denn da ist er an seinem Platze. Er hat einen eigenen Hebel in seinem Solde, der auf die Füße wirkt, denn sogar steinalte Herrn und Damen geben unwillkürlich auch sitzend den Tact an, wenn er spielt. Wir haben auch andere Tanzgötter am Horizonte z. B. Lanner, Morelli u. A. m.; allein sie verlieren sehr gegen ihn, und von der Musik des Ersteren wollte der Eine sogar behaupten, sie sey zu süßlich und errege Empfindungen wie „viel Meth." Andere kämpfen hartnäckig darwieder und zum Unglücke ist nun gerade keine Universität da, die entscheiden will. Wie man vernimmt, soll Se. Majestät der Kaiser die Hofbälle für dieses laufende Jahr abgesagt haben, weil es noch das Trauerjahr sey. Die Bälle bei den Botschaftern sind sehr glänzend. Was das eigentliche Volksleben im Carneval betrifft, so werde ich bald versuchen, Ihnen ein lebendiges Bild davon zu liefern.

Literarische Erscheinungen von Belang gibt es wenig. Von Frankl ist eine Bearbeitung der Byron'schen Parisina an's Licht getreten, die offenbar etwas flüchtig ist, und dem Verf. vielleicht manchen kränkenden, nicht grundlosen Tadel zuziehen dürfte. Hr. v. Bauernfeld hat eine historische Uebersicht der Belletristik in Oesterreich aus der Zeitschrift für Geschichte abdrucken lassen, eine höchst schätzbare Compilation. In der ehemals Möslle'schen Buchhandlung erscheint ein neues Handbuch der Chemie von dem Prof. Meißner.

Leipzig, am 1. März 1836.

Dem nordischen Musen-Jüngling *).

(Akrostichon.)

Freundschaft hast Du, Falscher! mir geboten
In vermess'nem, oft gethanem Schwur.
So mich sichernd, dachtst Du immer nur:
Cirkelnd mich zu fahn mit Saranspfoten.

Ha, Du schürzest trefflich Deinen Knoten!
„Einen Dank Dir, nordische Natur!"
Ruft die Hölle, „denn auf solcher Spur
Fand ich Menschen nur in Südlands Kothen."

In mein Leben schlugst Du Deine Kralle,
Schlepptest mich zu gräßlich tiefem Falle,
Cannibalisch fassend mir an's Herz.

Hier doch rief zur Mannheit mich der Schmerz;
Es ward hell, Dich, Schurke! zu betrachten:
Ränkeschmied! ich kann Dich nun verachten!

1 F. + 1 F. = 1 F. *)

[Berichtigung.] In Nr. 283 v. J. dieser Zeitschrift ist in dem Correspondenzartikel Berlin, ein von mir verfaßter Prolog, zur Eröffnung der philharmonischen Gesellschaft im neuerbauten Saale des englischen Hauses gesprochen, abgedruckt, in welchem die vorletzte Stanze weggelassen ist:

Jetzt, da der rauhe Herbst die Flur entkleidet,
Der Sonne Lauf des Tages Stunden kürzt,
Sich nicht das Aug' am Schmuck des Lenzes weidet:
Geselligkeit die Abendfreuden würzt,
Das Freie, das man sonst gesucht, vermeidet,
Und neu das Band der alten Freundschaft schürzt,
Sch'n wir in diesen Hallen uns beisammen; —
Die wie ein Phönix stiegen aus den Flammen.

Berlin. Carl Jacht.

---

*) Dieses Sonett unbekannter und ungeadneter Geburt verdankt nur dem Zufall seine Aufnahme, daß uns kurz vor seiner Einsendung eine Intrigue bekannt wurde, nach welcher ein junger Gelehrter und öffentlicher Lehrer von einem Freunde auf das Unglaublichste hintergangen wurde. Der Letztere nämlich, verfaßte von einem nicht unverdienstlichen Werke des Ersteren eine Kritik, welche den Verfasser als einen verstandlosen Menschen charakterisirte, und sendete dieselbe als eine Selbstkritik des obigen jungen Gelehrten nebst einem Briefe, in welchem derselbe schändliche Mißbrauch mit dem Namen eines Anderen getrieben war, an einen benachbarten Redacteur mehrerer Blätter, um der Schurkerei eine recht weite Verbreitung zukommen zu lassen. Die Machination wurde jedoch noch früh genug enthüllt; alle Documente des niederträchtigen Vergehens liegen in den Händen des Schwerbeleidigten, die Identität der Handschriften ist durch mehrere andere Schriftproben des Calumnianten bis zur höchsten Evidenz erhoben, und es kommt nur auf die Herzensgüte des Gemißhandelten an, ob er die Angelegenheit dem Rügen- und Criminalgerichte zu Bestrafung nach dem Gesetze übergeben, oder sich damit begnügen will, die Schlechtigkeit entlarvt zu haben und inter parietes privatos vor einem Miasma der menschlichen Gesellschaft und einer kleinen und kleinlichen Clique zu warnen. Ob übrigens das obige Sonett, das wir als ein specimen poeseos polemicae ansehen, mit dem erzählten Facto in Verbindung steht, können wir nicht wissen, unsere Verbindung damit hierorts, fällt, wie gesagt, dem bloßen Zufall anheim. D. Red.

*) Beim zweiten Lesen und Lösen dieses arithmetischen Themas fügen wir noch bei, daß andere Journale diese Angelegenheit noch näher erörtern und Hrn. Dr. Haltaus — so heißt der junge Gelehrte, der mit einem kritischen Apparat zum Theuerdank hervortrat — glänzend rechtfertigen werden. D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 61. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 11. März. **1836.**

König und Freiheit. Ein Sendschreiben wider die falschen Propheten unsrer Zeit. Berlin, 1836. Im Verlage der Plahn'schen Buchhandlung (L. Nitze). 8. 211 S.

Wir leben in der Zeit der Heterogenitäten. — Auch die Literatur erfährt dieß alltäglich. Heute erscheint eine Schrift für die junge Literatur, morgen gegen die junge Literatur, heute wird das junge Deutschland in diesem Buchladen auf geradem oder ungeradem Wege zum Himmel, morgen in einer andern Boutike zur Hölle befördert, heute wird Gutzkow in dieser Stadt eine Ehren-, morgen an einem andern Orte eine Schandsäule errichtet, heute prangt Menzel's Name mit goldnen Buchstaben auf dem literarischen Neuigkeitszettel, morgen erscheint er mit eklem Kothe gekritzelt, heute schreit man den neuen Propheten ein „Hosiannah" und breitet Palmenzweige und Kleider auf dem Wege aus, und morgen ruft man ihnen ein kreuzige! kreuzige! und drückt ihnen eine Dornenkrone auf's Haupt; heute feiert das alte, morgen das neue Regiment einen Triumph, heute werden den Demagogen und Reformern alle Kerker geöffnet, und morgen wieder fest verschlossen. So herrscht ein ewiges Hin und Her, ein stätes Wanken und Wogen, und die öffentliche Meinung ist zu einer Windhose geworden. Es gibt viele Leute, die sich ob dieses Zustandes grämen, mehrere Leute, die sich dabei belustigen, während es freilich den Meisten eine heilige Pflicht seyn sollte, Alles dazu beizutragen, das aus dem chaotischen und windigen Zustande bald eine neue ruhige und consistente Schöpfung hervorgehe. Weil aber Himmel und Gewissen mit dem Berufe: sich bei solcherlei Beitrag die Finger arg zu verbrennen, das irdische Leben mit seinen Schattenrissen von Glück und Freiheit: — frische Luft zu athmen, ja wohl gar die sterblichen Theile in Schaden zu bringen, sehr spärlich umgegangen ist, so möchten wir wünschen, daß die Zahl derer, die sich an dem Wirrwarr erfreuen, die überwiegende seyn möchte. Dieser Wunsch beurkundet mich als einen der Vorsteher einer reinen philanthropischen Gesellschaft, die bereits ihren unsichtbaren Arm über mehrere Städte und Länder ausstreckt. Die Kritik muß in dieser Zeit Sorge tragen, nicht zu vergessen oder vergessen zu lassen, was sie seyn soll, abgesehen von den individuellen Ansichten derer, die sie üben. Ich will es nicht leugnen, daß ich ein eingefleischter Republicaner bin, daß ich an ein junges Deutschland glaube, daß ich diese und jene Staatsverfassung aus Grund meiner Seele hasse; sobald ich aber mein kritisches Tripodium besteige, bin ich stets die Indifferenz selbst, und Unparteilichkeit heißt mein Name. Ich berücksichtige stets nur das Buch nach seinem wissenschaftlichen Seyn und Wesen, Dichten und Trachten, nach seiner Composition und Uebereinstimmung mit allgemein anerkannten oder anzuerkennenden Vernunftprincipien. Mein Ich bleibt ganz aus dem Spiele und ich zürne stets ernstlich, wenn sich dieser zudringliche Dämon dennoch in den Bauch meiner Feder schleicht und von da sich zu manifestiren strebt. Ich gehe bei jedem Buche von dem obersten Grundsatze seines Verfassers aus, stelle diesen hin und sage nun diesem gemäß: das Buch ist gut oder schlecht, consequent oder inconsequent, zweckmäßig oder zweckwidrig. Ob aber jener oberste Grundsatz gut oder schlecht, moralisch oder unmoralisch, weise oder einfältig, billigens- oder verwerfenswerth ist — was geht das mich an? Ich schreibe keine Kritik über die Grundsätze der Tagesschriftsteller, sondern interponire nur in ihren Schriften nach bestem Wissen und Willen mein Urtheil. Ich halte eine Recension für die Copie eines Gemäldes, den Recensenten für einen Copisten, der bereit seyn muß, eben so an ein Raphael'sches Werk zu gehen als an die Sudelei eines industriellen Farbenkleckers; der, wie es sich eben trifft, heut aus der venetianischen, morgen aus der niederländischen Schule einen Gegenstand behandeln, sich überall der Treue und Aufrichtigkeit befleißigen muß, um den Leuten versichern zu können: seht! so sehen die Originale aus! habt Ihr Lust, so sucht sie auf und kauft sie an. Ein Literaturblatt in meinem Sinne ist daher gleich einem Marktplatz, wo eben sowohl Rosen, als Knoblauch zum Ansehen und zum Verkauf ausstehen, und wo der Marktmeister weder jene allein annehmen, noch diesen allein zurückweisen darf. Ob aber ein Mensch und ein Institut es zu vollkommener Unparteilichkeit zu

bringen vermag, ob nicht daher jeder Kritiker und jedes Literaturblatt außer der Farbe der Wahrheit und Wissenschaft, noch eine andere Leibfarbe hat, bleibe unerörtert.

So, d. h. bei meinem kritischen Unparteilichkeitsstreben, kommt es denn, das ich gestern Gutzkow's Vertheidigung gegen Menzel und Wienbarg's Programm zu der großen in Mutter- (oder Vaterleib-) leib erstickten Revüe malen, ja mit theilweise glänzenden, nur hier da etwas zu dicken und starken und grellen Farben abmalen, und Marbach's Briefe über die junge Literatur als eine in minutiöser, Alles verschwimmen machender philosophischer Vogelperspective aufgenommene, und mit etwas stolzer persönlichen Süffisance ohne ächt humanen, d. h. Menschheit fördernden Entzweck hingeworfene Schilderei abzeichnen und heute mich zu einem patriarchalisch-moralischen, mit Jeremiä renommirter Klagestimme über den Zustand der Zeit und die Beschaffenheit ihrer Propheten eifernden biblischen Bilde wenden und ihm meine ganze Copisten-Fertigkeit widmen kann.

Weß ist das Bild? — Um nach der Ueberschrift und mehreren nach ihrem Ursprung, der Hand, und von dieser zu Kopf und Herzen des Malenden hinaufgeleiteten Pinselstrichen und Farbenmischungen zu urtheilen: einer frommen monarchischen, für den gegenwärtigen König von Preußen glühenden Seele, so wie eines Geistes, der im Denken und Dichten, Wissen und Lehren gewandt genug ist, seiner Seele Worte, gute, wohlklingende, ja sogar eindringende Worte zu geben, und in der Wahl der Darstellungsform sich sehr klug und glücklich bewiesen hat.

Standpunct und Farbengebung erscheinen, dem Wollen und Streben des Verfassers gemäß, glücklich; denn nur von ächt biblischem und orthodoxem Höhepunct und mit den daselbst aufgehäuften Waffen läßt sich das neuzeitliche Streben als ein durchaus verdammliches niederschmettern, so wie recht con amore und mit Salbung verwerfen, und nur eine biblisch-prophetische Redeweise kann sich hinreichende Freiheiten herausnehmen. Der Zweck ergibt sich als wohlmeinend und ist consequent durchgeführt, das Verfahren ist demselben wohl angepaßt, erlaubt sich aber, geschichtliche einflußreiche Begebenheitrn mit farbigen fremdartigen und entstellenden Streiflichtern zu illuminiren. Wir wollen nur die Beschreibung der französischen Revolution hervorheben. Der Verfasser hätte seinen Zweck auch ohne die genannte Verfälschung erreichen können, da der Glaube an die Tugenden der ächten Revolutionsmänner und Sansculotten noch kein eingewurzelter ist. Da ich mich so lange bei der Vorrede aufgehalten habe, so mögen zur Vervollständigung und Auszierung meiner charakterisirenden Copie von König und (man bemerke dieses „und," es hat eines Erdballs Gewicht!) Freiheit, die gleich von vorn herein mir durch 1 Thess. 5, 27: „Ich beschwöre Euch bei dem Herrn, daß Ihr diese Epistel lesen lasset alle heiligen Brüder!" das Gewissen in Bezug auf die Leser d. Bl. rührten, ein Stück des Originals selbst folgen. Nachdem ein Gottesmann durch den Mund eines Engels allerlei aus dem Himmel und von der Erde, aus den Sternen und den Lüften, aus dem Thier-, Pflanzen- und Stein- und tausend anderen Reichen Hergeleitetes für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Königsthums gehört und gelernt und die neue Geschichte des Volkes im Westen vernommen hat, heißt es nun weiter im 17. und 18. Capitel:

„Ich bin Euer Erzähler gewesen bisher; Ihr habt mich gehöret, so lasset Euch nun sagen die Summe aller Lehren in diesen Geschichten. — *) Folget dem Volke in Westen nicht nach. Denn wer dem Beispiele des Bösen folgt, wird auch die Strafe des Bösen tragen. — Das ist ein Wort Gottes und hat die Erfüllung vor Euren Augen. — Jenes Volk hat die Erde mit seinen Sünden beschmutzt und das Pergament mit seinen Gedanken. Hütet Euch vor der Seuche dieses Volkes; denn jede Berührung vergiftet. — Und wo die Verderbniß einmal im Körper ist, da bricht sie überall heraus als eine unterdrückte Flamme, und was am Ende folgt, das ist der Untergang des Leibes. — Es gibt auch in Eurer Mitte Leute, welche wissen, ihre Eide zu brechen. Ist es nicht öffentlich, ist es doch heimlich, ist es nicht ganz, ist es doch halb; ist es nicht in Worten, ist es doch in Werken. — Ich sage Euch aber: Gott kennet die Meineidigen; Ihr aber sehet ihre Früchte. — Habt keine Gemeinschaft mit ihnen. — Denn so Euch ein Eid nicht mehr heilig ist, so ist Euch nichts mehr heilig auf Erden; und an den Anfang des Bösen kann man noch nicht seinen Ausgang absehen. — Salomo spricht: Wenn ein Knecht von Jugend auf zärtlich gehalten wird, so will er danach ein Junker seyn. — Es gibt Leute, welche das Fortschritte nennen; das sind die falschen Propheten. — Fortschreitet auch der, welcher rückwärts geht, und der Trunkene, welcher sich in eine Grube des Feldes bettet. — Gehet nicht auf dem Wasser, bevor es Stege hat, und fahret nicht in der Luft, bevor sie Gleise hat; denn ein Waghals ist kein Muster für Alle. — Die Irrlehrer haben allerlei feine Gedanken erfunden, die da seyn sollen ohne Fleisch und Bein, weil die Frevler geschieden haben, was Gott zusammengefügt hat. — Sie haben das Scepter vom Könige und die Tugend von dem Menschen und Gott von seinem ewigen Himmel getrennt und suchen, wen sie damit verführen. — Gehorchet mir und liebet die Finsterniß nicht, noch was daher kommt: haltet Euch vielmehr zum Licht und zu Gottes schöner Ordnung, welche Euch dasselbige zeiget. — Denn die Irrlehrer sitzen am Markt und verkaufen ihre Weisheit. — Sie verkaufen dieselbe nach dem Maß, dieweil Alles sein Maß hat; aber diese Weisheit ist Gewürm, welches alles Maß zernaget. — Es hatte im Finstern einen Schein, als ob es leuchtete, aber so oft die Sonne kam, verlor es seinen Schein vor dem göttlichen Lichte. — Dann fürchtete es sich und kroch in die Erde und nagte im Finstern an den jungen Pflanzen, über welche sich dann der Gärtner erzürnte. — O wißt ihr keinen Arzt, der den Geist unserer Jugend zu heilen vermöchte? oder ein Mittel, das erprobt wäre? Denn für Gottes Wort dünket sie sich zu vornehm, und die Weisheit der Alten höret sie nicht. — Die Reden der falschen Prediger sind Spinnenweben, die da vertrocknet sind, und wer klug ist, lässet sich nicht fangen; aber die Klüglinge ohne Erfahrung werden verstricket. — O lasset mich

*) Ich erlaube mir, nicht jeden Vers abzusetzen, sondern nach jedem nur einen Gedankenstrich zu machen, weil es nach jedem Verse, was der Rec. zu bemerken vergessen hat, sehr viel zu denken gibt und — weil Raum erspart wird.
Der Setzer.

beiseite gehen und weinen über das schwere Irrsal, welches über die Jünglinge meines Landes gekommen ist! Mein Herz blutet über die Früchte der falschen Lehre und über das Leiden meines Königs. Wer hat uns den süßen Honig in Essig gewandelt, daß er so sauer worden ist? — O wißt Ihr keinen Hirten, der die verirrten Schafe zurückführen möchte, welche sie im Herzen verlassen haben? — Könnte ich ihn durch mein Gebet vom Himmel schreien, ich ließe nicht ab von Gott. Lasset es ausrufen in allen Landen, ob Niemand weiß einen Bruder Jesu Christi, die Welt von Neuem zu erlösen. — Fliehet die Männer, welche die Welt der Menschen in Linien auszählen, wie der Krämer seinen Reichthum. Der Krämer hat Münzen, welche er zählet, und die Münzen haben ein Bild; die falschen Weisen aber haben nur Fäden von Gedanken und wollen daraus eine Pflanze bauen. — Die Weisen reden in Worten, welche gleich Schatten vorüber fliehen, aber auf die todten Wangen haben sie Schminke gelegt, Euch zu täuschen. — Fliehet die Irrlehrer, welche in Sätteln sitzen, höher denn das Roß; meidet die, welche ohne Weihe das Rauchfaß schwingen. — Da deuten sie und zeigen nicht, da murmeln sie und reden nicht, und wenn man sie fragt, so schütteln sie den Kopf. — Und so wird die Neugier des Knaben gelockt, so wird das Herz der Jünglinge verkehret und das Leben des Mannes verderbet. — Denn eine Neuigkeit wird größer, so man sie Jemandem in's Ohr saget, und ein dunkles Wort macht Aufsehen. — Sie wollen die Welt würzen, ach! und die Welt hat zu viel Salz. — Sie wollen die Welt verbessern, ach! und beginnen mit Proben, welche schon Millionen Leben gekostet haben. — Mit Menschenleben aber zahlet eine Welt, kein Mensch. — Wann werden die Kinder dieser Erde wissen, was ihnen nützet? — Ehret das Alte, dieweil es lange in Ehren gestanden: denn auf dem neuen Samen steht nicht geschrieben, wieviel Unheil und Jammer er bringen wird. — Mir brennt die Seele um Euch; ich trage Leid um mein Volk. — Ich habe nie Mord auf mein Gewissen geladen und ermahne Jedermann, jegliches Leben zu schonen und zu pflegen, aber so Euch ein böser Gedanke kommt, zieht das Kind des Teufels nicht groß in Eurem Hause. Ermordet es, sobald Ihr seinen Namen wisset, und gebet ihm den rechten Namen, damit Ihr Euch selbst nicht täuschet. — Denn ob Ihr das Unkraut ausjätet und werft es auf den Weg, da man es zertritt, so grünt und blüht es und verdorret nicht; ob Ihr es in's Wasser würfet, so vergehet es nicht, und in der Luft wird es noch wachsen. — Allda bleibet zur Heilung nur das Feuer. — Denn das Böse trennt sich nicht gern vom Leben, weil es außer dem Leben nichts mehr hat und eine Leere ist, welche nie sich füllet. — Aber das Gute wird groß, wenn wir sterben, und hat eine Fülle des Reichthums in sich selbst. — Und die Fülle hat ihm Gott gegeben." —

„Es sind Etliche umhergegangen, die da gerühmt haben, das Volk sey erwachsen und mündig worden. — Ich habe sie gehört die Thoren, welche die Erde gleich einem Maulwurfshügel auf die Wage legen, welche der Bäume Wurzel beschauen und über das Herz der Berge rathschlagen. — Sie kennen die Augen nicht, mit denen sie sehen sollen, weder die Ohren, mit denen sie hören sollen, und die Schwelle, über welche sie schreiten, ist ihnen unbekannt. — Ich habe sie sitzen sehen, als es dunkel worden war, und die Pergamente beschaut, in welchen sie lasen. Sie wissen nichts und die Pergamente wissen auch nichts. — Es kam ein Blitz in ihre Augen, und sie fuhren auf und meinten, die Welt sey hell geworden; und sie nahmen die Posaune und predigten es auf den Märkten und in den Gassen, die Welt sey hell geworden. — Aber der Blitz war nur eine Motte, die durch das Licht der Lampe flog; denn das Licht des Oels dient ihrem prahlerischen Fleiße, und wo die Sonne leuchtet, sind sie blind. — Es ist unter den Weisen viel Redens, aber es kommt nicht zum Schluß; es ist bei ihnen viel Versprechens, aber es kommt nie zum Halten. — Einer fragt den Andern und der Andre den Dritten, und Keiner gibt Auskunft. Von vielem sehen werden ihre Augen blöde; dann nehmen sie Namen und zerstücken sie in Buchstaben, und dann lächeln sie, daß sie die Elemente der Welt gefunden haben. — Laßt den Thoren sich selbst fragen, so wird er weise werden; die Narrheit kommt nur von Andern. — Ich aber sage Euch: Wahrlich! das Volk ist mündig geworden. Denn das Bein weiß zu gehen, und die Hand versteht zu greifen, und Beide irren sich nicht. — Der Kopf voll Gedanken will gelehrt seyn; aber er hat keine Herrschaft. — Ein Schwarm Zugvögel zieht dahin mit vielem Geschrei; denn ihre Linie ist immer im Brechen, und ein Jeglicher drängt sich nach vorn. — Also ist der Geist, der keines Hauptes mehr bedürfen will. — Da sendet das Auge einen Boten, der will Herr seyn; denn das Auge ist des Leibes Licht. — Da sendet das Ohr einen Boten, der will Herr seyn; denn das Ohr hört den Tritt der Gefahr. — Da sendet das Gedächtniß eine Erfahrung, die will Herr seyn; denn die Erfahrung lehrt den Menschen. — Da kommt ein Leid und will Rath geben, aber die Uebrigen sagen: Dein Maß ist zu groß. — Da kommt eine Freude und will Rath geben, aber die Uebrigen sagen: Dein Maß ist zu klein. — Ich sage Euch aber: der Thurm zu Babel war einmal auf Erden und hat Gott nicht gefallen; bauet ihn nicht zum andern Mal. — Das Volk war Volk vom Anbeginn und wird Volk bleiben bis an's Ende. Und das ist sein Ruhm. — Der Gelehrte weiß nichts vom Leben; das Leben weiß nichts von dem Gelehrten. Aber ein Jegliches weiß von sich selbst. — Ein Jeder steht da mit seinem Geiste, wohin sein Stand ihn gestellet hat, und ist klug, je nachdem man ihn gelehret hat. — Welcher unter Euch ist erzogen als ein König? Wessen Arm ist geübt, den Herrscherstab zu führen? — Lasset Euch nicht irren. — Des Menschen Geist braucht einen Gott, sein Leib aber einen Geist: der Bürger braucht einen König. — Das hat feste Gestalt, und solche Wahrheit wohnet in Jedermannes Sinnen. — Wer herrschen soll, der muß es lernen von Kind auf und seinen Geist gewöhnen an das, was einem Könige obliegt. Und König soll er bleiben. — Wer dienen soll, der muß es lernen von Kind auf und seinen Geist gewöhnen an das, was einem Unterthanen obliegt. Und Unterthan soll er bleiben. — Das Leben ist nicht so groß, daß man Mehreres beginnen könnte und ausführen nach dem Gelüst des Herzens. — Die Ausnahmen aber sind Gottes. — Ihr sollt Euch nicht mengen in das, was Ihr nicht bereiten könnt, und nicht Eure Zunge brauchen über das, was Eurem Geiste nicht zu eigen geworden. — Denn Ihr

denket es nicht aus, ob Ihr auch gar viel denket; Ihr fragt es nicht aus, ob Ihr auch gar viel fragt, und in Büchern kauft Ihr's auch nicht. — Das Rechte lernet man nur da, wo man es treibt; was Ihr aber nicht treiben könnt, das werdet Ihr nimmer lernen. — Darum blähet Euch nicht und gebietet Euren Gedanken. Da seyd Ihr alle Herren und Könige."

Für jetzt wird dieß genügen, denn es kann als Quintessenz und Tendenz des Ganzen angesehen werden, und vermag das rechte Urtheil im Publicum zu begründen. Später komm' ich vielleicht noch einmal auf dieß Meisterstück biblischer Schriftstellerei (und wäre es auch nur des 21. Capitels wegen, wo es im ersten Verse heißt: „Ich will zu Euch reden von dem Feldgeschrei dieser Zeit, welches heißt: die Freiheit." u. s. w.) zurück, denn es ist höchst interessant, die Art kennen zu lernen, wie einzelne bedeutendere und unbedeutendere Vorfälle aus der Gegenwart dem unbekannten Verfasser zu seinem Zwecke haben dienen müssen, und wie gewandt, gut, ja an schönen und überraschenden Gedanken reich die gewählte Darstellung überall genannt werden muß.

Dem preußischen Buche — denn wir sind überzeugt, und es ist dieß zugleich charakteristisch, beachtens- und bedenkenswerth, daß nur in Preußen und durch einen Preußen eine solche aristokratische und monarchisch-eudämonisirende Bibel zu Tage gefördert werden konnte — ist eine treffliche äußere Ausstattung von Seiten der Plahn (Nitze-)'schen Buchhandlung zu Theil geworden.

Literarischer Beobachter.

[Leipzig.] Als Dippold 1811 zum Bewerben um eine Universitätslehrer-Stelle in Sachsen aufgefordert wurde, schrieb er unterm 25. Juli 1811 an Schütz in Halle: „Mich selbst hat man von Sachsen aus schon wieder zum Bewerben zu bewegen versucht. Aber ich hasse dergleichen Künste zu bitter, um je ein Wort darüber zu verlieren. Auch graut mir vor Leipzig; das Kriechen oben und das Chikaniren unten hat dort kein Ende; es wird ganz zunftmäßig betrieben, und Wissenschaften sind den Parteiführern nicht Zweck, sondern Mittel." (s. Fr. C. Jul. Schütz Leben ꝛc. seines Vaters Chr. Gottl. Schütz. 2. B. S. 44.)

[Ein neues Verbot.] Ein aus Berliner Presse hervorgegangene literar. Neuigkeit: „das Tagebuch eines preuß. Officiers, geführt während seines Aufenthalts zu St. Petersburg, bei Enthüllung der Alexander-Säule, welches jedoch nicht von dem Verfasser, sondern von einem in Berlin lebenden pensionirten Stabs-Officier herausgegeben worden, ist dem öffentlichen Verbote verfallen.

[Nachlaß.] Die Strenge gegen Th. Mundt ist vorüber, denn der Debit der Knebel'schen Werke, an deren der Genannte thätigen Antheil hat, ist nach einer Oberpräsidialverfügung frei gegeben.

[E. Ortlepp] hat in der Peeters'schen Schnellpost für Moden, die er zuweilen mit seinen Poesieen schmückt, neulich ein höchst sinnreiches Gedicht: „Eichbaum und Buche" drucken lassen.

[Finster!] Hofrath Rousseau's Zeitschrift mit dem stolzen Titel: „Der Leuchtthurm" die zur Selbstcharakteristik die Rede des Kaisers Nikolaus commentirte — ohne sich an den großen J. J. Rousseau zu schließen, ist — erloschen.

[Merkwürdige Romanerscheinung.] „Das junge Paris oder Einer wie Tausende, nach dem Franz. des Th. Murat, übertragen von Th. Hell (2 Bde. Dresden, Arnold'sche Buchhandl.)." Es wird gezeigt, wie aus Arbeitsscheu und Verschwendungssucht entstandene Leerheit in der Gesellschaft verdorbener Männer und Frauen, genährt durch die Production der neuesten Literatur, zur tiefsten Immoralität wird, und mit dem zur Mode gewordenen Selbstmorde endigt. Die Erzählung ist mit vielem Geschick angelegt und an Witz und an wahren Bemerkungen über den Geist der vornehmen Gesellschaft sehr reich.

[Leider!] Die „jeune Allemagne" (Stuttgart bei Liesching) schließt mit den leider bewährten Worten: „Entreißt (diesen ephemeren Trägern einer antinationellen Richtung) die Schadenfreude, den an sie gelegten Grundsatz zu einer Maßregel ausgebeutet zu sehen und laßt sie gewähren in dem Taumel ihrer Lüste und den Krämpfen ihrer Habsucht, bis sie herbeikommen mit der blassen Miene impotenter Verschwendung, um sich selbst das Urtheil zu sprechen und ihre Republik in den Vorzimmern feil zu bieten!" — Man weiß, daß und wie das Letztere bereits, zu zwei Drittheilen wenigstens von den jungen Deutschen (κατ' ἐξοχήν), geschehen ist.

[Bitte und Aufforderung.] Der Correspondent aus Berlin in der Zeitschrift der Komet, der sich —v—e— unterzeichnet, hat darin geäußert, daß der Werth des Anekdotenalmanachs, gesammelt und herausgegeben von Carl Müchler, in den von ihm nicht abgedruckten Anekdoten bestände. Daraus muß man folgerecht schließen, daß dieser Herr —v—e im Besitz eines Schatzes von den interessantesten und witzigsten Anekdoten seyn muß.

Es wäre ein Verlust für die Welt, wenn solcher nicht ein Gemeingut würde. Herr —v—e oder Herr A. E. V. Struve, Musikalien- und Kunsthändler (wohnhaft in Berlin, Charlottenstraße Nr. 16), wird daher öffentlich und freundlich ersucht, diese Anekdoten dem Druck zu übergeben. Er wird es nicht für eine Indiscretion halten, wenn man ihn namhaft macht, da er Jedem, der in seinen Laden einen Walzer oder Darmsaiten kauft, unaufgefordert, aus freien Stücken anvertraut, daß er der Berliner Correspondent des Kometen ist; nur sey es erlaubt, dabei zu wünschen, daß er sich bei der gewünschten Anekdotensammlung eines andern Styles befleißige, als man in seinen Correspondenzen findet, und eine andere Wahl in den Anekdoten treffe, als bei den in seinen Correspondenzen eingeschalteten vermeintlichen Bonmots und witzigen Einfällen, die gar sehr nach den Bewohnern des Voigtlandes, des Moabits und der Eckensteher in Berlin schmecken.

Berlin. Alethophilos.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 62. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 12. März. **1836.**

Theaterberichte.

Berlin, Januar und Februar 1836.

Allerhand und doch wenig!

Der preußische Theaterdichter Dr. E. Raupach ist furchtbar in seiner Fruchtbarkeit. Nicht mit Unrecht vergleicht man selbige mit der der Kaninchen. Diese Thierchen warten doch wenigstens vier Wochen, ehe sie die Welt mit neuen Jungen beglücken, Raupach hingegen schreibt beiläufig alle acht Tage neue Rollen für die Berliner Schauspieler, die zusammengenommen dann als ein Stück mit Vorspiel und womöglich auch mit Chören auf die Bretер kommen. Raupach kennt seine Leute. Er weiß recht gut, daß Hrn. Lemm und der Mad. Crelinger der Wahnsinn vortrefflich steht — ergo mußten Beide in „Themisto" tollen, daß die Coulissen zitterten. Die Tollheit grassirt überhaupt auf den Bühnen immer mehr; ich möchte einmal das Narrenhaus sehen, darin Alle, so auf der Bühne rappelten, Quarantaine hielten. Raupach aber ist besonders stark in solchen Stücken. Kaum daß Themisto glücklich in den Schlaf gesungen — es kommen bekanntlich Chöre dazwischen vor — so führt man schon wieder eine neue Tragödie, oder vielmehr eine neue Rollensammlung: „Der Prinz und die Bäuerin" von demselben Raupach auf, und uns — an! Der Tragödienzettel hat es auf seinem Gewissen, daß ich Ihnen darüber berichte. Hm, dachte ich bei mir selbst, als ich ihn zu Gesicht bekam, er verheißt uns doch diesmal wenigstens kein Vorspiel und keine Chöre. Da kann man es immerhin einmal darauf wagen. — Beim Apoll, dem ältesten Verseschmidt! Raupach hat mich fürchterlich für den Vorwitz büßen lassen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich, und das ganze Parterre mit mir, dem Lachkrampfe unterlegen, und doch sprach der Zettel ausdrücklich von einer Tragödie von Dr. E. Raupach.

Es war zum Todtlachen! Gewiß, Raupach hat dem Publicum ein X für U, ein Possenspiel für ein Trauerspiel gemacht. — Er hat Feinde, denn er hat Verdienste; jeder Act, den er zur Aufführung bringt, bringt ihm selbst so und so viel ein, und ein Vorspiel gilt obendrein so viel wie ein Act. Schreibt Raupach nun eine Tragödie und läßt sie als solche ankündigen, so geben sich seine Feinde alle erdenkliche Mühe, die Rührung zu unterdrücken. Bei einem Possenspiel hingegen verbeißen sie wieder das Lachen.

Da hat Raupach gedacht: Euch werd' ich doch einmal anführen, oder — ich müßte nicht Raupach heißen, von dem Alles aufgeführt wird. Und er schüttelte „Prinz und Bäuerin" aus dem Aermel. Es ist ein Possenspiel, bei dem man sich vor Lachen ausschütten möchte. Der Fabrikant ließ es aber als eine Tragödie die Bretер besteigen. Und Alles ward erfüllt, wie er es vorausgesehen. Seine Feinde im Parterre machten aus ihrem Gelächter kein Hehl, und Raupach lacht sich in's Fäustchen. Nun hat er, was er haben will, sofern es sich noch zwei Mal auf die Bühne versteigt. Er hat die Lacher auf seiner Seite.

Auch von Fräul. Françilla Pixis will ich schreiben. Sie kennen sie, denn von Leipzig kam sie nach Berlin. Drei Mal kam sie glücklich auf die Bretер, das vierte Mal versperrte ihr plötzliche Heiserkeit den Weg. Heiserkeit Dir leb' ich, denn es stirbt keine Sängerin daran, am wenigsten ist die Pixis daran gestorben; es wäre auch schade um sie, sie kann es noch weit bringen, kann noch weit mehr in der Welt herum reisen, ja sie kann am Ende gar noch einmal eine große Sängerin werden. Denn was kann nicht Alles werden aus dem Menschen?! *) Wir sahen sie als „Rosine," als „Romeo" und in der „Sprache des Herzens." Das Haus war kein Mal überfüllt. — Als „Romeo" gefiel sie am meisten. Sie wurde sogar gerufen, und kam auch mit Dlle. Grünbaum (Giulietta). Doch war ihre Persönlichkeit als Romeo störend gegen die stattliche Dlle. Grünbaum, welche die Giulietta gab, sie nahm sich recht kindlich aus. Sie mußte fast auf die Zehen treten, wenn sich Dlle. Grünbaum in ihre Umarmung herablassen sollte. Ueberhaupt genirt Dlle. Pixis ihre Gestalt. Wenn sie die tiefen Töne brummt, fällt Einem immer gleich der colossale Sopranist ein, den Strauß mit sich herum-

*) Ja wohl! auch ein unparteiischer Referent! Nicht wahr? D. R.

führt. Dieser singt, trotz seiner gigantischen Figur, die feinsten Töne, Jene gibt ungeachtet ihrer winzigen Gestalt einer Baßgeige nichts nach.

Wie, wenn Beide sich heiratheten? Aus der Verschmelzung der beiden Stimmen ließe sich wohl etwas Großes machen.

Weit mehr ist das Holz- und Stroh-Instrument Gusikow's hier im Preise. Der polnische Jude macht auch hier brillante Geschäfte und reißt mit seinen Klapperstücken Alles zur Bewunderung hin. Er hat bis jetzt ein Mal in Gesellschaft, ein Mal vor Hofe und drei Mal auf der königlichen Bühne sich hören lassen, — was er sich gut bezahlen läßt. — Das ist dem Strohmann auch ganz und gar nicht zu verdanken. Sein Instrument nimmt nichts zu sich, er aber darauf viel ein, und das ist heut' zu Tage ein Glück, was nicht Jedem passirt.

Die Juden haben heut' zu Tage und nicht mit Unrecht! Zulauf. Gusikow ist noch dazu ein polnischer — man denke sich dabei, was man wolle. Er hat ein blasses und schwermüthiges An- und Aussehen, da schwatzt nun gleich die ganze Welt von einem Vaterlandsschmerz! Lieber Gott, das blasse Aussehen hat zum öftern seine ganz natürlichen Gründe. Ich aber lasse mich immer am liebsten von dem Gängelbande der Natur auf die Spur leiten. Habe ich z. B. Ohrenklingen, so muthmaße ich nicht gleich, der oder jener spricht gewiß schlecht von Dir; im Gegentheil ich sinne nach, ob ich nicht eine Ohrfeige kann bekommen haben, von der die Sphären-Musik herrührt, was wenigstens weit natürlicher wäre.

Rott und die Hagn sind auch wieder da! Wer weiß wie lange! —

Doch wir Berliner sind schon gewohnt, daß das Ausland mehr Genuß von unsern Schauspielern zieht, als wir selbst. Auf ihren Gastreisen spielen sie auf ihre Gesundheit los, und wenn sie dann wieder kommen, nehmen sie zum öftern ihre Zuflucht zum Theaterarzt, der sie von dem Uebel, d. h. vom Schauspielen, erlösen soll.

Ja, wenn doch das Schauspielen ganz und gar aufhörte! Wie viel besser steht man sich bei Gastspielen, besonders wenn man eine Mirandolina zu spielen versteht, wie Fräul. v. Hagn. Sind nicht alle Blätter von Wien und Prag erfüllt von ihrem Lobe? und selbst die Vorwürfe, die man ihr macht sind noch brillant. — Der gestrenge Saphir hält sich darüber auf, daß Fräul. v. Hagn sich mit einem Schmuck ausstaffirt, der seine zehntausend Gulden (Münze) unter ehrlichen Spitzbuben werth, die doch bekanntlich Pretiosen am billigsten loschlagen, billiger, als sie selbst Juweliere bei gleich baarer Bezahlung liefern können. Eine Wirthin und Brillanten, meint der arme Saphir passe nicht zusammen! Mir aber will diese Unschicklichkeit schlechterdings nicht einleuchten. Einer so toleranten Wirthin als Mirandolina können wohl noch theurere Präsente gemacht worden seyn, und man wird doch wohl mit dem prunken können, was man geschenkt bekommen hat??? —

Fräul. Charlotte v. Hagn hat auch eine Schwester, Auguste Hagn geheißen, deren größtes Verdienst als Schauspielerin eben darin besteht, daß sie die Schwester der bekannten Mirandolina-Hagn ist. Spielte Auguste nicht so schlecht, als Charlotte gut spielt, Berlin hätte ein Künstlerpaar, dessen keine andere Bühne sich rühmen könnte.

Aber es gibt einmal nichts Vollkommnes in der Welt, am wenigsten aber in der Theaterwelt.

Selbst der große Rott und die schöne Charlotte haben noch manchen Schritt zu thun, ehe sie sich bis auf die Sonnenhöhe der Kunst verstiegen haben. Gut für sie, daß sie es auch selbst am Besten wissen, denn sie lassen in ihrem Fleiße nicht nach und sind nur zu bedauern, wenn sie sich von ihrem guten Dichter Raupach Rollen, wie Herzog und Genoveva, in den Mund legen lassen müssen. Wahrlich, Raupach hat viel zu verantworten, denn nur in seiner Tragikomödie wie „Prinz und Bäuerin" konnte es geschehen, daß selbst ein „Rott" nur eine „Hagn" belächelt wurden. Letztere wurde ohnehin noch gerufen. Das ist das Loos des Schönen in Berlin! —

Wie Fräul. Hagn in Prag und Wien, so hat Hr. Rott in Königsberg Furore gemacht. Man kann es gedruckt lesen! — Und Recensenten sind gewissenhaft! Insbesondere, wenn sie gut honorirt werden. Wir wüßten auch gar nicht, warum Rott nicht gefallen sollte?

Nur trauert die Kunst, wenn ihre Jünger auf arge Abwege gerathen. Rott hascht mitunter, das steht fest, nicht nur nach Effect, sondern auch mit den Händen in der Luft herum. Er trat zum ersten Mal wieder als „Lear" auf. Obwohl in einzelnen Momenten gelungen, lieferte er uns doch in diesem Charakter kein wahres in sich abgerundetes Kunstwerk, wie wir sie wohl schon von Rott in bessern Zeiten gesehen haben. Der Beifall, den er sich errungen, scheint ihn wirklich verwöhnt zu haben. Er wird ordentlich verstimmt, wenn er nicht gleich das Haus in eine applaudirende Münzbraut verwandeln kann. Und doch sollte sich ein so genialer Künstler nicht allein durch den Beifall der Menge belohnt fühlen.

Noch müssen wir der Mad. Francheti-Walzel vom Hof-Theater zu Braunschweig gedenken, die gegenwärtig auf der Königs-Bühne gastirt.

Der Beifall, den sie sich bei ihrem ersten und zweiten Auftreten als „Rezia" in Oberon und Donna Anna in Mozart's „Don Juan," erwarb, war, leider! kein stürmischer. Die Höhe ist freilich etwas spitz und schneidend.

(Fortsetzung folgt.)

Das revolutionäre Intermezzo im königlichen Theater zu Berlin.

Ein ähnliches Intermezzo, wie sich im November vor. J. im Königstädtischen Theater begeben hatte, von welchem diese Blätter (Nr. 291 vor. J.) berichteten, ereignete sich, ebenfalls an einem Montage, nämlich den 22. Februar 1836, im königl. Theater. Laut Theaterzettel waren an diesem Tage zwei Stücke: Herrmann und Dorothea von Töpfer und ein neues Lustspiel: „Der Narr seiner Freiheit," von Raupach angekündigt. Dlle. Clara Stich sollte in dem ersten Stück als Dorothea und Fräulein Charlotte von Hagn in dem neuen Lustspiel agiren. Letztere kehrte an dem Nachmittage des genannten Tages von einer kurzen Urlaubsreise zurück, und als sie erfuhr, daß Dlle. C. Stich die Partie der Dorothea ausführen würde, so erklärte sie: daß sie die Dorothea — welches ursprünglich ihre Rolle ist und das sogenannte Rollenrecht leider hier noch wie an

manchen andern Bühnen besteht — ebenfalls spielen wolle und im Fall ihr dies nicht zugestanden würde, sie ihre Mitwirkung in dem Raupach'schen Stücke verweigere. — Dlle. C. Stich, schon im Costümiren begriffen, zögerte natürlich, zurückzutreten und Mad. Crelinger, welche hinzugekommen war, bestand nun ebenfalls darauf, daß ihre Tochter, da sie nun einmal die Mühe des Einstudirens und der Proben gehabt hatte, die Rolle an diesem Abend spielen sollte. Fräulein v. Hagn verfiel in Folge dieses Zwistes in Krämpfe und mußte in einem Wagen nach Hause gefahren werden. Durch diese Störung hinter den Coulissen hatte sich schon der Anfang der Vorstellung verzögert und das Publicum, seine Ungeduld laut äußernd, nach dem Grund dieser Zögerung geforscht, welcher sich in dem sehr gefüllten Hause auch bald verbreitete. — Herrmann und Dorothea wird hier stets meisterhaft dargestellt und sämmtlichen Mitspielenden wurde der lebhafteste Beifall zu Theil. Als nun aber nach Beendigung dieses Stücks Herr Lemm, welcher den alten Feldern ausgezeichnet gespielt hatte, hervortrat und meldete: „daß wegen plötzlich eingetretener Krankheit der Fräulein von Hagn das neue Stück: „der Narr seiner Freiheit," nicht gegeben werden könne, dagegen das Lustspiel: „Guten Morgen Vielliebchen," dargestellt werden solle, brach der verhaltene Groll des Publicums, welches in der plötzlichen Krankheit der Genannten nur eine eigensinnige Laune sah, ungestüm los und einstimmig verlangte man: daß Fräul. v. Hagn herbeigeholt und Raupach's neues Stück gegeben werden sollte. Dieser Lärmen währte eine gute halbe Stunde, während welcher Zeit der Regisseur Stawinsky erschien und das Publicum beschwichtigen wollte. Da er jedoch die Unvorsichtigkeit begangen hatte, mit einem Oberrock bekleidet zu erscheinen, so verlangte man, ehe er zu Worte kommen konnte, daß er, wenn er sprechen wolle, einen Frack anziehen sollte. Nachdem solches geschehen, zeigte er an, daß Frl. v. Hagn bedenklich krank sey und an ihrem Bette gegenwärtig zwei Aerzte sich befänden. Das Publicum wurde hierdurch keineswegs beschwichtigt; der Vorhang ging jedoch in die Höhe und man wollte mit der Vorstellung: „Guten Morgen Vielliebchen" beginnen. Die Darstellerin, welche das Stück beginnt, mußte sich jedoch bald vor dem lauten Ruf: Herunter von der Bühne! die Hagn soll erscheinen! in die Scene flüchten und als demnächst der Regisseur Weiß erschien und nochmals betheuerte: daß die Verlangte wirklich krank sey, und welches Stück man darzustellen verlangte? riefen Einige: Adele! worin sogleich Mehrere einstimmten, welches Lustspiel auch nach kurzer Zeit begann und in welchem Dlle. Clara Stich stürmischen Beifall erntete. Um 10 Uhr endete daher erst dieser Theaterabend, welcher dem Eingangs-erwähnten keineswegs nachsteht. — Ein Gerücht hat sich verbreitet: daß Fräul. v. Hagn — welche jetzt auf dem Theaterzettel als krank aufgeführt steht — bei ihrem ersten Wiederauftreten ausgetrommelt werden solle. Dies ist nicht lobenswerth; denn wenn gleich ihr Eigensinn und die bewiesene Geringschätzung des Publicums eine strenge Rüge verdient, so darf man nicht vergessen, daß die Intendanz dieser Bühne keineswegs die Energie zeigt, die zur Leitung eines solchen Instituts unumgänglich nöthig ist, und daß diese, wenn man genau in die Details eindringen wollte, einen großen Theil der Schuld selbst trägt, wenn die ihr untergeordneten Mitglieder der Bühne durch Widerspenstigkeit oder Laune sich ihren Anordnungen widersetzen.

Theater-Ruker.

Paris. Die neue Oper: „Gasparone" hat ein sehr mittelmäßiges Buch mit einer gut gearbeiteten, aber nicht hinreichend ansprechenden Composition, und daher nur ein mittelmäßiges Glück gemacht. — Im Gymnase mißfiel das zweiactige Drama von Scribe und Melesville „Valentine" im Anfang, erholte sich aber später von diesem Unfall. Gearbeitet haben die Verf. nach einer Erzählung Balzac's und dabei zugleich den „Maurer und Schlosser" zum Vorbild genommen. Eine merkwürdige Selbstcompilation! — Der „Prinz Herkules," Vaudeville in drei Acten, ist von den Verfassern selbst zurückgenommen worden, um den — Verstorbenen still beizusetzen. — Ein vollständiges Glück hat aber davon getragen „Leona oder der Pariser in Corsika," von St. Georges und Leuven, im Theater des Palais Royal. Es ist dieser Pariser ächt komisch, geistreich, in Anlage und Ausführung anziehend, also eine Vogue für lange Zeit. — Die Schwestern Elsler in Paris waren zuerst versagt für „den Sturm," für „die Insel der Piraten." Im „hinkenden Teufel," einem neuen Ballette, werden sie den Teufel im Tanzen beschämen. Die komische Oper hat einen von Soulié angenommenen Text: „Der Goldschmied" Hrn. Monpou zur Composition übergeben. Man will nichts sparen, um von dem Goldschmiede Gold zu ziehen. Das neueste Vaudeville im Theater des Variétés: „Mila," von Paul und Jacques, ist beifällig aufgenommen worden. Das Sujet ist eine verkaufte Griechensclavin. — „L'Empereur," großes Spectakelstück mit Reiterei, Manoeuvres, Schlachten und andern spectakelnden Dingen ist ein guter Wurf, welchen der Cirque olimpique gethan hat. Dem Stoffe fehlt es an einem kleinen Erforderniß: es hat zu wenig Geist, aber was will das bei den genannten Vorzügen bedeuten? Die Bäle im Theater der komischen Oper gehörten zu den brillantesten Festen des Carnevals. Eine Masse von Personen drängte sich zu denselben, und darunter viele interessante Costümes. Es wurde daselbst eine Tombola gespielt, in welcher mehrere hundert Pfund Bonbons gewonnen wurden, eine prächtige Galoppe erhöhte das Vergnügen und dabei wurde durch Decorirung und Beleuchtung die Schönheit des Locales erhoben. Ein Fest dieser Art, welches bis 7 Uhr Morgens dauerte, hat 40000 Frcs. gekostet.

Italien. Im Apollo-Theater zu Venedig kam eine neue Oper: „Der Onkel in Verlegenheit," mit Musik von Donizetti, zur Aufführung — Buch, Musik und Darstellung ließen kalt. Im Theater Fenice ebendaselbst hat man mit dem neu in Scene gesetzten „Barbier von Sevilla" einen guten Wurf gethan, und die Ungher als Rosine erregte Enthusiasmus. Für das erstgenannte Theater ist die alte Oper: „I pretendenti derisi" mit ihrer für unserer Zeit Geschmack nicht mehr passenden Composition von einem geschickten Musiker modernisirt worden, und sie soll in dem modernen Kleide auf die Bretter treten. In Cagliari hat die vom Mr. Gonella eigends für das dortige Theater geschriebene Oper: „Ricciarda" allgemeinen Beifall geerntet und Dlle. Geed vielen Applaus erhalten. Ricci's „Waise aus Genf" hat, trotz genügender Darstellung in Brescia nicht gefallen und man wünscht eine bessere Composition. — Aristodemo Sior Iseppo, eine Tra-

vestie oder Parodie, im Theater S. Samuele zu Venedig aufgeführt, erschien gewagt, doch lachte man am Ende.

Wien. Das v. Holtei'sche Ehepaar verließ am 3. Februar das k. k. privil. Theater in der Josephstadt, nachdem es beim Abschiedsschmause mit: „Shakespeare in der Heimath" auf die ehrenhafteste Weise die Honneurs gemacht hatte. Das ebengenannte Stück ist unstreitig eine der besten Arbeiten des geschätzten Bühnendichters, die überall verdienten Beifall finden wird. Der Abgang der beiden Künstler, welche auf die Tendenz der Josephstädter Bühne einen wohlthätigen Einfluß geübt hatten, wird eine fühlbare Lücke im Repertoire bewirken und allen Freunden von wahrhaftem Kunstwirken lange bedauerlich bleiben. Für die Oper, welche an diesem Theater wieder in's Leben treten soll, sind bereits sehr gute Acquisitionen gemacht worden, und unter denselben nennt man die Dlles. Goldberg, durch ihre Concertleistungen bereits rühmlichst bekannt und allbeliebt. Am 25. Febr. war an demselben Theater zum ersten Male: „Ihr Herz und meine Ehre," Schauspiel in drei Aufzügen, nach Bayard von C. W. Koch. — Die Waise von der Beresina (so heißt das Stück ursprünglich) enthält nichts Tiefes, wenig Neues in Situationen und Charakteren; dennoch ein wohlorganisirtes, effectvoll angelegtes und geistreich durchgeführtes Drama. Uebersetzung: fließend, gewandt, mit Delicatesse manche Verletzungen umgehend. Am k. k. Hoftheater n. d. Burg gab man am 29. Jan. zum ersten Male: „Hauptmann Roland," Lustspiel in einem Aufzug nach dem Französ. Varoni's, Bevergers' und Edouard's. Das Lustspiel streift an die Posse, doch vergißt man dies gern, da Ergötzlichkeit sich an Ergötzlichkeit reiht und viele Momente von außerordentlicher Wirksamkeit sind. Der Bearbeiter leistete im Dialoge und in der Adaptirung sehr Verdienstliches, doch hätte wohl durch Abkürzung der Erfolg gefördert werden können. Obgleich sich die Lösung zu früh errathen läßt, so wird man die Pieçe doch nicht ungern hinfort auf dem Repertoire bemerken. — Am Josephstädter Theater war am folgenden Tage (30. Jan.) zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Rott: „Der goldgelockte Marel oder Hochmuth kommt vor dem Falle," Localposse für den Carneval, in drei Aufzügen, von A. Platzer, Musik von A. Soutta. Die Figuren sind lauter Bamboccianden, nur in den Fieberphantasieen eines Tollhäuslers existirend, die Verkleidungen haben keinen Zweck, den Inhalt wird man an dem Horizonte des gegebenen Carnevals auch mit einem Herschel'schen Riesenteleskope nicht entdecken; von Situationen, Charakteren u. dergl. ist keine Spur vorhanden, und Alles läuft auf fade Schwänke hinaus, für muthwillige Schulknaben passend, als dramatische Erscheinung ein Greuel. Im 2. Act sollen die Ritterstücke parodirt werden, allein fratzenhafte Uebertreibung kann nie zur Persiflage, also nie parodistisch werden; die Tendenz des Ganzen: die Schattenseiten der untern Stände auf eine grelle Weise zur Anschauung zu bringen, ohne sie durch Lichtblicke zu mildern, ist verwerflich. Nur mitunter ein Körnlein gesunden Witzes und in den Couplets hier und da ein pikanter Einfall. — Am 31. Jan. am k. k. priv. Theater a. d. Wien: „Mazeppa," Schauspiel in 3 Abtheilungen: „Das Machtwort" — „das Gastrecht im Tatarenlager" — und „die Flucht." — Der erste Act erweckt die besten Hoffnungen; sie werden jedoch in den folgenden Acten nur theilweise erfüllt; sonst ist das Stück voll gelungener Einzelnheiten und Proben des beachtenswerthesten Talents. Die Aufnahme der Novität war beifällig, und Hr. Kunst, in der Hauptpartie, erntete verdienten Beifall. Am 3. Febr. war zum ersten Male am Hoftheater nächst d. Burg: „Der Markt zu Ellerbrun," Lustspiel in vier Aufzügen von Carl Blum — nichts Neues, Interessantes, Geistreiches; nur Bühnengerechtes, Oberflächliches und ob aller dieser Eigenschaften eine Pieçe von gewiß nur kurzer Lebensdauer. Die Aufnahme war jedoch keine ungünstige. Auch in Leipzig hat dieser Markt nicht eben große Epoche gemacht, als er, bereits im vorigen Jahre (was wir bemerken, um Hrn. Ringelhardt, dem Director, das gebührende Lob nicht zu entziehen) aufgestellt ward. Auf dem Kärthnerthortheater begegnete man am 5. Febr. zum ersten Male der „Sylphide," Feenballet in zwei Abtheilungen, erfunden vom Hrn. Balletmeister Taglioni und in Scene gesetzt von Dlle. Mimi Dupuy, Musik von M. Schweitzhoffer. Dies Ballet wird von Paris als eines der reizendsten Erzeugnisse neuerer Tanzdichtung geschildert und nicht blos Taglioni's beste Erfindung, sondern auch in der Ausführung der Triumph seiner berühmten Tochter, der Primadonna unter den Tänzerinnen Europas, genannt. In Wien war der Erfolg minder glänzend, was wohl an der Darstellung lag, d. h. an Gestaltung, Rundung und scenarischer Vollkommenheit des Ganzen, namentlich in Betreff der Decorationen, Maschinerieen, Flugwerke und sonstige Requisiten eines Zauberballetts. — Am 6. Febr. am Theater a. d. Wien zum ersten Male: „Die Ballnacht oder der Faschingsdienstag, Localposse in vier Aufzügen mit neuen Gesangstexten von Hrn. Nestroy und Musik von Hrn. Capellmeister Adolph Müller. Diese Aufwärmung einer alten, wenig bekannten Oper hat von der Wiener Kritik und von dem Publikum sich eines milden Transeat zu erfreuen gehabt.

Leipzig. Unser Theater sucht seine dichterischen Requisiten aus sich selbst heraus zu erzeugen. Es gibt keinen Deut für Prologe und Epiloge, Fest- und andere Reden aus, und nur einmal wiederfuhr dem Dichter Ortlepp, auf Antrag eines Stadtrathes, die Ehre, für die Bühne einen Prolog dichten zu dürfen, der darum schon einzig in seiner Art genannt werden muß. Alles, was von dergleichen Dingen gebraucht wird, geht entweder von der Direction (Hrn. Ringelhardt), vom Secretariat (Hrn. Rob. Blum) und der Regie (Hrn. Düringer) aus. Das vorletzte Amt debütirt so eben mit einem neuen (bei C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienenen) Trauerspiele: „Das gerettete Candia," zur — etwas späten Verherrlichung des Griechenkampfs.

Nach
der Darstellung des Trauerspiels:
Das Bild
von
C. von Houwald.
(In Berlin.)

Es konnte Irdisches Euch nicht vermählen,
Dem Himmlischen nur waret Ihr verwandt,
Dem Jenseits nur schloß sich das feste Band
Der edlen, zarten, gleichgestimmten Seelen.

Das Licht durchbrach die dunklen Augenhöhlen,
Und freudig eilte sie an seine Hand,
Gefallen war die schroffe Scheidewand,
Sie sah ihn sterbend; — konnte sie noch wählen? —

Nein! treue Liebe wägt und zweifelt nicht,
Was immer auch Vernunft kalt grübelnd spricht;
Sie nur vermag des Lebens Weh zu stillen.

Wird Euer Herz mit bittrer Qual erfüllt,
Werft standhaft einen Blick auf dieses Bild,
Der heil'gen Liebe Anton's zu Camillen.

Carl Jacht.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 63. (VII. Jahrgang.) Montag, den 14. März. **1836.**

Die Rose.

Am Bache still ein Blümchen steht,
Und schaut im klaren Wasserspiegel,
Von lauen Lüften rings umweht,
Die Rose hoch auf grünem Hügel.

Da denkt das Blümchen: bläh't ich fein
Bei Dir, Du schönste aller Rosen!
Wie überselig muß es seyn,
Im Abendwind mit Dir zu kosen!

Die Rose ahnt im Frühlingsgrün,
Des Blümchens Sehnsucht, zart und innig;
Und wenn zum Bach die Lüftchen zieh'n,
Neigt sie herab sich, mild und minnig.

Da stürmt die Windsbraut nächtlich her,
Und weht die Rose in dunkle Ferne;
Das Blümchen schaut im Bach nichts mehr,
Drinn glänzt der Mond nur und die Sterne.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Die Noth wuchs fürchterlich schnell, und Cenci selbst war still und ernst. Er mußte auch husten und niesen und lachte dann grimmig, denn von unten herauf und von draußen herein quoll wallender Rauch, der wie Schleier dem Gehenden nachzog und ihn in Nebel verhüllte. Cenci legte das Ohr an die Wand, um zu hören ob die Mauer rede — da fuhr er zurück, denn wie das Eis kracht, borst der Thurm; ein gewaltiger Riß fuhr wie ein Blitz von unten hinauf und verrieselte droben; und die Mauer schwieg wieder nach dem mahnenden Wort, als Cenci wieder das Ohr an sie legte, und die drei Frauen, Irmengard, Livia und Mathilde drängten sich an den Riß, und sahen draußen nach unten das rothe quellende Feuer hindurch.

Da schickte Livia ihre Kinder und Irmengard ihr Knäbchen zu Cenci hin, daß sie vor ihm niederfielen, damit er den Thurm übergäbe und sie am Leben blieben.

Hier oben verbrennen sie uns aus Rache, — sprach er über die Kinder hinüber zu seinem Weibe, und wenn wir öffnen, und Alle unversengt hinausgehen, ermorden sie uns, wenn nicht Euch, doch mich. Rathe besser! Ich will mein Leben erhalten für Dich und die Kinder! Kinder, steht auf!

Heilige Jungfrau! sprach Mathilde, mag Alles seyn, nur meinem Manne gönn' ich die Freude nicht, daß ich verbrannt bin.

Der bucklige Gottfried mußte jetzt gerade dazu niesen; aber es kam ihnen vor, als sey es im Nebengemach; nur Cenci lächelte und zuckte die Achseln.

Der Papst lag in Todesangst, daß er nicht auch niesen müsse vom Rauch. Seit er das Volk den Thurm umschwärmen gehört, war ihm ein Stein vom Herzen. Aber er konnte sich kaum des Schlafes erwehren, damit er dann seiner Gewohnheit nach, nicht schnarche. Und wie ein Held dem Schlaf widerstehend, konnte er doch nicht umhin, daß ihm die Seele eindämmerte, und wider seinen Willen hinweg war, und von Zeit zu Zeit nur aufglomm wie eine von der Außenluft angewehte Kohle. Dieser seiner Befangung wegen hatte er es nicht ausführen können, rasch aufzuspringen und donnernd zu rufen: Ich lebe! zittert! — Der Schrei der Weiber über den Riß im Thurme aber hatte ihn munter gemacht. Aber auch jetzt hielt ihn der Aberglaube noch ab, lebendig zu werden, wie eine Leiche im Sarge. Denn, wie ihm beifiel, vor wenigen Tagen war erst ein Weib von einem Weibe bewacht, um Mitternacht im Sarge lebendig geworden — im Dämmer der Lampe setzte sie sich auf ... da erblickt es die Hüterin, und nicht etwa froh, daß sie

wieder erwache, nein, zürnend über den Geist, der wieder kommt, und sie glotzend anstarrt, stößt sie vor Schrecken und Verzweiflung mit beiden Fäusten und aller empörten Kraft das arme Weib vor die Brust, daß sie sterbend zurücksinkt; und mit gesträubten Haaren faßt sich die Alte den trotzigen Muth, der Todten das Wort zu sagen: »Die Todten zu Todten! Was willst Du unter den Lebendigen!« und mit Freuden hört sie den jammernden Geist entfliehen.

Dasselbe schreckliche Schicksal fürchtete Gregor, jetzt durch das erduldete Schicksal scheu gemacht, nur ja nichts möglich Unsichres zu wagen! Wenn sie nur das Zimmer einen Augenblick verließen! bittet sein Geist.

Das geschah nicht. Doch es geschah ein Anderes. Cenci hat eine Kriegslist ersonnen. Der Papst soll, als lebe er noch, am offenen Fenster erscheinen; hinter ihn gestellt, will Cenci ihm die Hand zum Segen führen, ja mit gedämpfter Stimme sprechen. Dann will er sich neben ihm herauslehnen, und ihnen den Papst anbieten, wenn er mit den Seinen freien Abzug erhält. Dann will er sich beeilen; Weiber und Kinder drunten in die Mitte nehmen, nöthigen Falls mit seinen Tapfern sich durchschlagen, und schon in Sicherheit seyn, wenn das Volk erst droben den Todten findet! Ging das nicht, so ging gar nichts. Er mußte es versuchen. Er befahl seinen Leuten, nicht mehr Steine auf das Volk hinunterzustürzen, keinen Pfeil mehr unter die alten Weiber zu schießen, die sich wie rasend erwiesen. Er ließ auf der einen Seite des Thurms, wo die Flammen so hoch nicht heraufschlugen, die große weiße Fahne aushängen, dann öffnete er im Zimmer des Thurmes das Fenster, stieß in die Trompete und machte ein Zeichen: er wolle sprechen. Das Volk drunten verstummte aus Neugier. Da machte der Papst auf seinem Lager sich steif wie ein Holz, während ihn der starke Cenci ergriff und das Leichentuch von ihm schleuderte; und nun stellte er ihn dem Volke hin an das Fenster, sich selbst hinter des Papstes Rücken.

Da umklammerte der Papst mit aller Gewalt seiner Arme das steinerne Fensterkreuz, und schrie mit schrecklicher Stimme hinab: »Ich lebe! Gregor, Euer Vater lebt! Verbrennt ihn nicht, verbrennt mich nicht, meine Kinder! Ich will Euch Alles vergelten! Ich sehe ja, Ihr wollt mich nur rächen! — so rettet mich lieber!

Die Weiber im Zimmer waren vor Graus und Entsetzen, die Eine rückwärts gesunken, die Andere auf ihre Kniee gefallen, und Irmengard hatte vor Grauen und Erschrecken sich dicht verhüllt. Sie fühlte ihren Tod. Das war ihr Tod! Die Stimme des Lebendigen sagte ihn ihr an.

Cenci, der tapfere furchtlose Cenci, machte hinter dem Rücken des Papstes ein Gesicht, das kein Mensch gesehen hat; der Mund, durch den er reden wollte, blieb ihm offen stehen, dann zitterten ihm allmählig die Zähne immer stärker vor Wuth über solchen Betrug... »Betrüger!« war sein erstes Wort, als Besinnung und Kraft ihm wiederkam. Und im ersten Gefühl der Rache wollte er, jetzt nicht an Weib und Kinder denkend, den Papst zu dem Fenster hinunterstürzen. Aber darauf hatte Gregor sich schon angeklammert. Cenci wollte ihn ausheben an den Füßen; da umschlang sie Mathilde. Er hieb ihm mit der Trompete auf die angeklammerten Hände, daß das Metall zum Stocke zusammenbog. Gregor war des Lebens nun sicher und achtete es nicht, wie zuvor keine der schweren Todesproben. Fulvia und Mathilde hingen sich jede an einen Arm des Cenci und rissen ihn weg. Da wandte der Papst sich um und sprach als Gebieter zu Cenci: Kniee nieder! Ich bin Dein Meister!

Noch nicht! rief Cenci, entriß sich den Frauen und zog sein Schwert aus der Scheide. Willst Du es mit dem letzten Cenci zu thun haben — so bist Du verloren! Dann verbrennt er mit Dir und mit Weib und Kind. Willst Du aber mit einem der vorletzten Cenci zu thun haben, der noch mehrfach und Manches auf Erden thun und leben will, so stehe ich, nicht als Dein Herr, aber als Herr Dir gegenüber. Willst Du sterben, so unterhandele nicht mit mir! Sage mir kein gutes Wort! Versprich mir nicht freien Abzug mit allen den Meinen! Nein, schäme Dich, stirb! Lerne den letzten Cenci kennen!

Gregor stand in Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über die Liebe.

(Aus „Tagebuch eines Unglücklichen," philosoph. Roman von Julian Selt *).)

Sie war so schön! ach so wunderschön! War die Kette ein Geschenk von ihr? Der Gedanke schon ist fesselnd. Ich versuchte es einige Tage lang, vorzüglich wo ich sie nicht sah, ihr Bild in den Hintergrund zu drängen, aber nur durch die Sonne kann der Mond verdunkelt werden. Ich suche mich mit dem Abstractesten zu beschäftigen, und finde nicht Linderung, nur Vermehrung der Schmerzen. Wenn ich aber die Purpurdecke des Egoismus von mir abziehe, einen tiefen Blick in mein Inneres werfe und der Wahrheit getreu seyn will, so muß ich gestehen, daß ich etwas fühle, was nicht Liebe, aber doch Sehnen nach Annäherung ist. Liebe verfolgt nur einen Zweck, Seele in Seele sich zu versenken, liebende Annäherung spiegelt Seele in Seele. Ich erinnere mich hier einiger Verse, die ich einer Freundin in's Stammbuch schrieb:

Liebe ist des Lebens Lerche,
Nur im Lenz erschallt ihr Lied,
Darum liebe auch die Jugend,
So lang' des Lebens Lenz ihr blüht!

So dachte ich vor drei Jahren, jetzt aber glaube ich zu erkennen, daß, was die tosende Jugend Liebe nennt, nur ein edlerer Ausdruck für Liebelei und eine Apotheose des erregten Schönheitsgefühl ist. Die eigentliche Liebe ist

*) Der nächstens erscheinen wird. D. Red.

ein Lavastrom, dessen selbst verwitternder Boden die köstlichsten Fruchtbäume trägt. Mancher glaubt zu lieben, wenn ihm in Gesellschaft eines Mädchens die Zeit angenehm verstreicht, und glaubt Liebe, wo er nur Zerstreuung sucht. Liebe und Liebeln verhalten sich zu einander, wie die mediceische Venus zu einer dickbäuchigen bemalten Sandsteinfigur, oder wie der reine Mond zu seinen queckſilbernen Doppelgängern und Nachhüpfern auf dem Wasser. Liebeln ist Wein im Gähren, Liebe ist achtzigjähriger Tokayer. Liebeln kommt eben aus der Cadettenschule, Liebe hat schon den Orden pour le mérite. Wenn ich die Entwicklungsstoffe dieser Gefühle angeben sollte, so könnte ich nicht anders, als: vom 15. bis 18. Jahre wird gesehnt, vom 18. bis 24. geliebelt, im 25. geheirathet, und dann blüht erst die wahre Liebe, welches die ächte Magnolia grandiflora*) ist.

Man hört viel streiten, ob die wahre Liebe heiß oder kalt sey; dieß ist aber eben so einseitig, als wenn man streiten wollte, welcher Gesundbrunnen heilsamer sey, der kalte oder der warme. Hier wie dort hängt es von den Bestandtheilen ab; je einfacher und weniger verflüchtigend, desto stärker ist auch die Wirkung. Manchmal dachte ich schon daran, ob nicht die Liebe eine Krankheit des Lebens sey. Die unerhörte Liebe klagt über Verhärtungen, die sentimentale Liebe leidet an Nervenreiz, die feurige Liebe hat Congestionen gegen Kopf und Brust', die schüchterne klagt über Herzklopfen, die verschmähte über Appetitlosigkeit. Betrachtet man die Liebe wirklich als Krankheit, so ist sie höchst contagiöser Natur und wird manchmal durch das sympathetische Mittel des Hände-ineinanderlegens geheilt. —

Keine Ehe sollte im Rausche der Liebe geschlossen werden, denn aus jedem Rausche muß man doch endlich erwachen, wenn man nicht für die Welt verloren seyn will, und jedes Erwachen aus dem Rausche ist mit Kopfschmerz verbunden. Dann aber schlürft man behaglich, was man früher in tollen Strömen hinunterstürzte. Und doch darf man die Ehe nicht als den Blitzableiter der Liebe betrachten, der mit eisernen Klammern an das Leben gebunden ist, und dessen Spitze in die Erde läuft.

Die Ehe ist die galvanische Säule der Liebe, wo zwischen den Metallplatten der schwärmerischen Zuneigung die feuchten Lappen des Alltagslebens liegen, und die Eheleute sich bald in positive und negative Pole trennen. Die Ehe ist wie ein seidenes Tuch, man muß es theuer bezahlen, und ist trotz der Garantie des Kaufmanns nicht sicher, daß die prangenden Farben ihr Licht behalten. Die Ehe ist eine Zauberlampe, wo die Flamme der Liebe oft vom Unglücke genährt wird, und ist manchmal der schlagendste Beweis gegen einen Atheisten, daß es eine Hölle gibt. Kurz, die Ehe ist eine heilige Messe, wo alle Menschen gläubig ihr Amen sagen. Die Liebe verhält sich zur Ehe wie ein jugendlicher Lockenkopf zu einer Perrücke, Liebe und Locken nehmen den Kopf ein, Ehe und Perrücken müssen manchmal Glatzen verdecken. Liebe ist Saat, Ehe, Erntezeit!

*) de Candolle nennt die Magnolia grandiflora die schönste Blume der Welt.

Zwei Genien stehen an der Wiege des neugebornen Menschen und streiten um seinen Besitz; das verklärte Auge, das sie sah, beschreibt sie beide als wunderschön, wunderlieblich, den Glanz der Unsterblichkeit auf ihrem Antlitze ruhend. Zu Haupte und am Fuße des Bettes stehen sie, der erste in einem dunklen, weiten, faltigem Gewande, als verberge er die Unendlichkeit darunter, seine Rechte hält eine brennende Fackel. Schön, göttlich schön, wie der erste Kuß eines liebeglühenden Mädchens, wie ein Frühlingssonnenaufgang ist das Antlitz des am Fuße des Bettes stehenden Engels, er lächelte so holdselig süß und schwang die brennende Fackel über seinem Haupte, und der Glanz seines lächelnden Auges fiel auf den Säugling und verklärte sein Gesicht mit lebensheiterem Schimmer. Und der andere Genius beugte sich wehmüthig lächelnd über den Knaben, und es weinte das Kind, denn Dunkelheit umfloß ihn, und kühl wehte es an seine Wangen. Da winkte der Engel, und offen schien der Himmel und die Sonne glänzte heller, der Mond lächelte träumerisch süßer, die Sterne wurden größer; der Geist des Kindes sah sich in der Unendlichkeit, es schwamm vor ihm, groß, hell, leuchtend wie ein Göttergedanke. — Der Geist lächelte und das Auge weinte. — Da winkte der Genius wieder, und der Dampf der Fackeln flog an die Fensterscheiben der kleinen Stube, und es formten sich wundervolle Blumen, hell und leuchtend, wie die Unschuld der Engel. Und des Kindes Auge lächelte und die Blumen beugten sich liebend zu ihm näher, und wie er sie fassen will mit lebenswarmer Hand, durchzuckt es ihn eisig kalt — er weint. Und die Blumen wurden matter und matter, des Kindes heiße Thränen hatten es ihnen angethan, sie verloren ihren Glanz und schmolzen hin in tausend Thränenperlen. Das Kind weinte wieder; es wollte Blumen haben. Da schwang der andere Genius seine Fackel, und um die Wiege des Knaben sprossen Blumen auf, und winkten mit hellem Auge, und sangen ihm Lieder zu, voll Frühlingslust und goldnem Sonnenschein. Und der Knabe streckt die kleinen Hände aus und nimmt die Blumen auf an seine Brust, und aus den Kelchen schauen ihm lächelnde Kinderaugen an und flüstern zu ihm von Frühlingslust und goldnem Sonnenschein, und der Erde Wunderherrlichkeiten. Es jauchzt das Kind auf und will sie nicht von sich lassen, diese Erdenherrlichkeiten. — Da verlöschte der ernste Genius seine Fackel und weinte und verschwand. Das Kind trat in die Welt. Aus seinen Thränen aber wuchsen bange Sorgen, und wuchsen fort und fort mit dem Kinde, kleiner, größer, bis alle die klingenden Jugendblumen von ihrem Hauche abgestreift waren; da verhüllt auch der Genius des Lebens sein Gesicht und jauchzend wirft der Mensch sich dem Engel des Todes in die Arme. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Danzig, im Januar 1836.

Recapitulationen aus der berühmten Kalischer Vergangenheit. Hr. Jerrmann spielt außer der Bühne Komödie. Allgemeine, öffentliche und Privatverhöhnung oder: Alle werden gefoppt.

Man hat, irre ich nicht, die Zeit mit einer unendlichen Ebene verglichen und die Neujahrstage mit Wartthürmen, die, etwa wie die Werstenzeiger im russischen Reiche, in kleinen und gleichmäßigen Entfernungen von einander aufgerichtet sind, und von denen herab man einen ungetrübten Blick in die Vergangenheit hat, während die Zukunft mit undurchdringlichem Nebel bedeckt ist. — Und so will ich denn in Gedanken einen solcher Wartthürme besteigen und von meinem Standpuncte in Danzig aus, einen Blick auf die nächste Vergangenheit werfen. —

Das Interessanteste für Danzig in dem beendigten Jahre 1835, das, was den Namen dieser Stadt nach so langer Zeit wiederum einmal auf Aller Zungen und in alle Zeitungen brachte, war die im August stattgehabte Landung eines Theils der nach Kalisch bestimmten russischen Garden und zwei Monate später, im October, die von hieraus wiederum bewirkte Einschiffung derselben nach St. Pktersburg. — Mich in weitläuftige Details darüber einzulassen, wäre nicht mehr an der Zeit; die Sache ist dazu bereits verjährt, denn derlei verjährt in ungleich kürzerer Frist, als das allgemeine Landrecht statuirt. Und überdieß sind ja schon damals Nachrichten genug über Landung und Einschiffung von hieraus in die weite Welt gegangen. — Dennoch lassen sich wohl manche, noch nicht ausgesprochene Betrachtungen darüber mittheilen, und namentlich solche, die unserer Regierung, meines Erachtens, zur Ehre gereichen. — Denn unbedingt gereicht es zur Ehre, wenn Mißgriffe oder falsche Schritte, die Anfangs geschehen, später, sobald man sie erkannt, vermieden und zweckmäßigere Maßregeln ergriffen werden, indem es von dem redlichen Willen, Alles aufs Beste und Zweckmäßigste einzurichten, zeigt. Als nämlich die russischen Truppen, etwa 6000 Mann, in unserm eine Meile von der Stadt entfernten Hafen Neu-Fahrwasser landeten, wurden die sehr ausgedehnten und aus zwei durch weite Strecken wüsten Feldes von einander getrennten langen Straßen und die aus einigen zwischen beiden gelegenen Gehöften bestehende Hafenstadt abgesperrt. Gensd'armen und Soldaten hatten die Ortschaft besetzt, und verhinderten nicht nur das Landen vor der Weichsel aus, nicht nur das Hineinfahren und Gehen auf der von der Stadt führenden Chaussee, sondern sie ließen selbst die Einwohner des Orts nicht einmal auf den Straßen frei passiren (so daß ein zwischen den beiden Hauptstraßen wohnender Grundstücksbesitzer sich den Tag über ohne Milch und Brot behelfen mußte, da das Gesinde, welches er darnach aussandte, nicht durchgelassen wurde!). — Hätte Danzig eine so rüstige und zur Widersetzlichkeit geneigte Bevölkerung in seinen Mauern, wie etwa B., so hätte diese Absperrung die traurigsten Folgen haben können. — So aber sind unsere Einwohner aller Classen die friedlichsten Menschen von der Welt und so gänzlich von der berühmten Schultenburg-Kehnert'schen Maxime: „daß Ruhe die erste Bürgerpflicht ist" durchdrungen, daß nur wenige Hunderte auf Neben- und Umwegen nach Fahrwasser zogen, und die bei weitem größere Mehrzahl ruhig daheim blieb, um nur ja nicht in die Möglichkeit zu gerathen von einem Soldaten insultirt zu werden. — Die armen Gastwirthe in Fahrwasser — und ein sehr großer Theil der Bewohner dieses Orts treiben Gastwirthschaft —, welche an diesem Tage auf zahlreichen Besuch und auf einige Verbesserung ihrer meistens höchst traurigen Umstände gehofft hatten, sahen sich getäuscht und mußten voller Verzweiflung ihre für diesen Tag eingekauften Vorräthe allein verbrauchen, wobei denn so Mancher einen kleinen Haarbeutel davon getragen haben soll. — Die Civil-Behörden waren übrigens überzeugt, daß die Absperrung völlig unnöthig sey, indem Fahrwasser so groß und ausgedehnt ist, daß jede auch noch so große Volksmenge, sich dort und an dem Ufer der See gar bald verläuft, und protestirten bei den Militärchefs gegen die Absperrung, aber — vergeblich! — Als man jedoch am Tage der Landung sah, wie viel Raum die Felder und Wege bei Fahrwasser darbieten, so daß statt 6000 Mann Russen deren 60,000, ohne irgend eine Beschwerde, hätten landen können, und die Abwesenheit von Zuschauern dem ganzen Schauspiele einen fast melancholischen Charakter ertheilte, erkannten die Generale daß die Protestirenden Recht gehabt hatten, so daß bei der später erfolgenden Wiedereinschiffung der Russen an keine Absperrung des Orts mehr gedacht wurde.

Bei dem Durchmarsche der Russen durch unsere Provinz nach Kalisch hin, hatte man die Verpflegung der fremden Krieger einem einzelnen Juden überlassen, und zwar nicht einmal einem in Westpreußen wohnhaften, sondern einem aus Königsberg, in welcher Stadt bekanntlich die obersten Militärbehörden für das eigentliche Königreich ihren Sitz haben. — Man hatte geglaubt, daß der Bürger den Russen schlecht beköstigen könnte und dadurch Streit, Prügelei und am Ende gar Mord und Todschlag entstehen würde. — Man bezahlte also den Lieferanten, der nun wieder seine Unter-Juden hatte. Daß sie alle bei dieser Sache gewinnen wollten, läßt sich denken, und wie nun die armen Russen in Masse abgespeist wurden, wenn sie ermüdet vom Marsch in ihr Logis kamen und nun wieder heraus und mitunter eine Viertelmeile nachträglich laufen mußten, um zu dem General-Speisort zu kommen und dort etwas Erbsen und Schweinefleisch zu erhalten, und darauf wieder zurück in das Quartier wandern mußten, — mag Gott wissen. — Es circulirten im Publicum genug Geschichten darüber und man bedauerte die preisgegebenen Krieger. — Das Unzweckmäßige und vielleicht selbst Grausame dieser allgemeinen Abfütterungen war so in die Augen fallend, daß man bei dem Rückmarsch nicht mehr dieselbe Methode beobachten mochte, sondern, was unbedingt das Natürlichste war, die Krieger von ihren Wirthen beköstigen ließ, und diesen dafür eine Vergütigung an baarem Gelde — wiewohl weniger, als man zuvor den Juden pro Mann erzahlt hatte! — zukommen ließ.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 64. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 15. März. **1836.**

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Fortsetzung.)

Drunten erscholl ein unermeßlicher Jubel der Pateriner und des Volks und vor allen der alten Weiber, daß ihr heiliger Vater, ihr heiliger Gregor noch lebe! Sie rissen das Feuer auseinander, sie rannten und überannten sich nach Kannen und Eimern und Wasser; während die Feinde des Papstes, die jungen Weiber der Geistlichen, ja viele derselben selbst und besonders des Guibert's zahlreiche Freunde das Feuer erst jetzt recht schürten, um den Gregor zu verbrennen; und schmählicher Kampf um den Thurm waltete, der nur noch eine Viertelstunde zu währen brauchte, in welcher das Feuer sein Werk vollenden konnte. Blut floß in Strömen. Viele wurden in die Flammen geworfen, und mit Mühe entging selbst Burcard diesem Geschick, als er das Feuer mit auseinander riß, um es zu löschen. Aber am Kopfe verwundet, konnte er nicht mehr sein Weib und sein Kind retten helfen, und setzte betäubt und verzweifelnd sich an die Mauer eines Palastes.

Der halsstarrige, stolze Gregor, nicht gewillt, Jemandem auf Erden nachzugeben, oder je *eines* seiner Worte zurückzunehmen, sah den Stand der Dinge, und wollte doch nicht auch schon heute, schon jetzt der letzte Gregor seyn. Gut! sprach er also zu Cenci! Ich will mich herablassen, Deinen Wunsch zu erfüllen.

Sprich es deutlich aus! forderte Cenci.

Ziehe frei mit den Deinen aus Rom.

Gut! sprach Cenci.

Aber als Buße leg' ich Dir auf: nach Jerusalem zu ziehen, jedoch nur Du allein; bedingte der Papst. Siehe, daß Christus dort *war*, und daß ich hier *bin*!

Ziehe nach Jerusalem! vielleicht kommst Du wieder! beschwor Livia ihren Cenci.

So! sprach Cenci; also ich soll Dein Rabe seyn, das Land zu erforschen, das Du gern haben willst, um Deinen Kirchsprengel zu erweitern, und alle großen Herren, Deine Feinde, dort hinzuschicken, jene dort zu erschlagen und selber dabei erschlagen zu werden . . . . .

Also Du willst! Du willst vom Banne los! sprach der Papst versichert.

Eine tolle Katze knöpft man sich nicht in die Weste! Die Kirchenlehre nimm an von mir.

So kniee nieder! befahl ihm der Papst.

Cenci erröthete. Sein alter Diener brachte ihm ein seidenes Kissen, und sah ihn flehentlich an und sein Weib beugte ihm froh den Nacken. Da kniete er hin, und Gregor sprach ihn los vom Bann und segnete ihn als neuen Sohn der Kirche mit dem Worte: Sey nicht mehr Saulus! Sey nun Paulus!

Da seht nun, heiliger Vater, sprach Cenci aufgestanden, und ehrerbietige Haltung annehmend, jedoch noch mit nachklingendem herben Tone, da seht, was ein Mann im Stande ist, für sein Weib und seine Kinder zu thun! Erkennet es! Denn Ihr und ich allein, wir wären verbrannt! Drum, heiliger Vater, Ihr seyd im Zuge, heiligt doch auch dieß Weib! Gönnt ihr, ein eheliches Weib zu seyn! fuhr er milder fort, ergriff Irmengard an der Hand, und zeigte sie ihm, indem sie sich aber zur Seite wandte, und nur die eine linke Wange, von Scham übergossen, ihm widerwillig schauen ließ, und nur das linke schöne Auge vor Zorn und Wehmuth Thränen vergießend.

Das ist das halsstarrige Weib, das reizende Weib, das gottlose Weib, das Weib seyn will und Bischofin! sagte ihm Mathilde mit tiefem Verdruß.

Meine Tochter! sagte Gregor zu Irmengard, der Ungehorsam ist eine Zaubereisünde, hab' ich gesagt, und setze dazu, er ist eine Todschlagssünde! Die Menschheit stirbt nicht aus! wenn auch ein Heer von *männlichen* Amazonen wäre. Ja, wenn kein Mensch auf Erden mehr wäre, und nur die heilige römische Kirche stünde allein

da, so wäre Alles gelungen und Alles vortrefflich. Darum bleibst Du ein **Kebsweib** Dein Leben lang, und Dein Knabe ein Bastard sein Lebenlang! Amen!

Irmengard bebte vor aller der Fluth der Gefühle, die sie jetzt überkamen. Sie richtete hoch sich auf und stolz, sah mit Verachtung im Antlitz nicht einmal Gregor und Mathilden an, und brach in die Worte aus: So weit, o falsche, böse Welt! bringst Du den Geist, daß er verzweiflungsvoll mit bangem Ingrimm ruft: »O hätte doch der Mensch die Sprache nicht, falsch auszulegen die Gesetze dieser Welt! O heilige Stummheit, heilig nenne ich dich mit Recht, so heilig, wenn der Böse spricht! so heilig, wenn der Gute schweigen muß!

Sie verstummte einen Augenblick, den Livia benutzte, ihr in das Ohr zu flüstern: Werfet ihm Euch zu Füßen! mit Eurem Kinde! vielleicht erbarmt er sich, und weiß ein Mittel bei Eurem Trotz.

Aber Irmengard rief entflammt zu Gregor: O, ich habe Dich gesehen im Fegefeuer! Da warst Du der größte Ehebrecher und zugleich der größte Kindermörder . . .

Quod Deus avertat! sprach Gregor, erhob sich von seinem Sitz und trat auf sie zu, im Begriff, sie zu schlagen.

Irmengard stand still wie ein Heiligenbild und sprach: Erschlagen hast Du mich schon und diesen Knaben — was gilt Dein Backenstreich! Wir sind todt, wir dürfen nur noch die Augen schließen, und werden selig seyn, schon ohne Dich! Und prophezeihet ist Dir: Du wirst vom Stuhle stürzen und sterben im Bann, und Verachtung, als Schatten eines Schattens!

Quod Deus avertat! sprach der abergläubische Papst. Helft mir von dem Weibe, Mathilde! meine Freundin! Ich bin wie gebannt, wie bezaubert von diesem Weibe!

Mathilde ergriff sie und wollte sie fortführen; aber Irmengard stand in ihrer Kraft unbeweglich und sprach nun zu ihr: Und Du, Du wirst durch Meuchler Deinen Mann ermorden! Deine Mutter Beatrice wird über Deine Sünde sterben — alle Deine Freunde, nur drei, wirst Du an einem Tage verlieren! Ein besserer Papst wird Deiner Geilheit willen ernst Dich zwingen zur Heirath, zu der Keuschheit mit einem Manne!*)

Quod Deus avertat, verus Deus! sprach Gregor, außer sich, dazu. Wo hat ein Weib den Muth her wider mich und Euch!

Ich bin ein deutsches Weib, sprach Irmengard, und weiß zu sterben, heute, so gut noch wie die freien Weiber meines Vaterlandes! Mein Vaterland trägt keine schlechte Frucht, unedle nicht! In dieses neue Joch fügt sich kein edles Weib! In dieser Schmach will ich mein Kind nicht schauen! Noch bin ich das entmuthigende Unglück nicht gewohnt — ich hab' es nur getragen: um es abzuwerfen! Jetzt soll es mir fest auf immerdar um Hals und Leib geschmiedet werden — und ich gehe! — der Fruchtbaum fällt, und mit ihm fällt die Frucht. Dir, o mein Vaterland, vermach' ich meine Schmach — sie abzuwaschen! jetzt oder bald doch, bald! Du mußt; du wirst; du kannst! Das bitt' ich nicht von dir — das fordert jener selbe alte Gott, der Weib und Mann geschaffen. Jeglichem ein Weib! und Jeder einen Mann. Und wär' ich nicht ein Weib, wie stürbe ich sonst so gern, so ehrenvoll! Ihr aber seyd verdammt vor Gott und ehrlos mir!

(Schluß folgt.)

*) Papst Urban II. zwang Mathilden „pro incontinentia" Wolf V. von Baiern zu heirathen. Chronicon Bertholdi Constantiensis.

Ernst August Herzog zu Sachsen-Weimar.

(Beitrag zur Charakteristik dieses sonderbar strengen Fürsten.)

Ernst August, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach, der Urgroßvater des jetzigen Großherzogs, Carl Friedrich, war ein Fürst ganz eigenthümlichen Charakters*). Noch jetzt leben in den Erzählungen der Bewohner des Großherzogthums die Beispiele seiner unerbittlichen Strenge fort und wohl eben so lange werden sie in deren Erinnerung fortleben, als die schönen Lust- und Jagdschlösser Belvedere und Ettersburg bei Weimar, Dornburg bei Jena und Gabelbach bei Ilmenau u. s. w., deren Erbauer er war, bestehen werden. Seine Bau- und Jagdlust mag zwar in seinen Cassen, besonders in seiner Kammercasse manche Lücke hervorgebracht und ihn veranlaßt haben, sich fortwährend ungnädig gegen die Kammer-Beamten zu geriren, jedoch mag er auch bei seiner pünctlichen und genauen Oberaufsicht hinter manche Lässigkeit und manche sogenamte Schlenkermacherei seiner Beamten überhaupt gekommen seyn. Hatte er einen Cassenbeamten auf Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder ertappt und wurde solches in der Untersuchung förmlich erwiesen, so mußte der Thäter, ohne Gnade zu erwarten, hängen.

Ohne uns in eine förmliche Biographie einlassen zu

*) Er war der Sohn des Prinzen Johann Ernst von Sachsen-Weimar, geb. den 19. April 1688, folgte seinem Oheim, dem Herzog Wilhelm Ernst, mit dem er seit dem 10. Juni 1707 gemeinschaftlich regiert hatte, am 26. August 1728 in der Reihe der Herzöge Weimars; nach dem am 25. Juli 1741 erfolgten Ableben des letzten Herzogs zu Sachsen-Eisenach, Wilhelm Heinrich, erbte er dieses Herzogthum, das er, seinen Vettern der Gothaischen Linie zuvorkommend, sogleich militärisch besetzen ließ. Da er kaiserl. österreich. Feldmarschall war, hielt er sehr viel auf Militär und die in Erfurt garnisonirenden österreich. Truppen standen ihm jederzeit zu Gebote. Er starb den 19. Januar 1748. Er war zweimal vermählt, hatte neun Kinder gezeugt, aber nur ein Prinz, der minderjährige Ernst August Constantin, überlebte ihn. Dieser folgte ihm unter Vormundschaft des Herzogs Friedrich III. von Gotha, in der Regierung und war der Vater des den Bewohnern Weimars gewiß stets unvergeßlichen, trefflichen Großherzogs Carl August. E. H.

wollen, glauben wir den Freunden der sächsischen Geschichte Unterhaltung zu bereiten, wenn wir denselben einige vom Herzog Ernst August erlassene, uns aus den Acten in getreuer Abschrift nach dem Original zugekommene Rescripte mittheilen, woraus deutlich zu ersehen ist, wie derb er, nach dazu gegebener Veranlassung, sich auszudrücken pflegte.

An den Kammer-Präsidenten von Rheinbaben.

Euch ist bestermaßen bekannt, wie oft Wir den gemessensten Befehl ertheilet, daß die Kammer-Revenüen in gewisse Classen repartiret werden und nachher sowohl Unsere als Unsrer Frau Gemahlin Fürstliche Handgelder, nebst denen Dienerbesoldungen und andern Ausgaben daher bestritten werden sollen; da nun zu Unserm äußersten Verdrusse Wir bis anhero nicht nur keinen Heller Handgeld bekommen, sondern uns auch noch dazu von Unsern Bedienten und arbeitsamen Leuten überlaufen lassen müssen, welches blos von der vermaledeiten Confusion und Vorherwegnehmung der Gelder aus den Rentämtern herkömmt, die sich wohl nicht ändern werden, so lange der Kammerrath Voigt und der heimliche, dürre und ausgetrocknete Kammerverwalter Rosenfeld nebst den Kammerschreibern das Directorium führen, als begehren Wir ernstlich, ihr wollet darnach verfügen, und ob ihr wohl anführen wollet, daß das Bauwesen jährlich 50,000 Rthlr. wegnehme, so stehet doch dahin, ob dieses Geld wirklich an die Gebäude verwendet worden. Ilmenau den 26. Septbr. 1736. Ernst August.

Ein anderes Mal schrieb er an eben denselben.

Euch ist bekannt, was Wir wegen Regulirung Unsers Kammer-Etats euch bereits befohlen haben; nachdem Wir nun solches nach Unsrer euch bewußten Intention von euch vollzogen wissen wollen, maßen der eine von den beiden Kammerräthen nach dem alten Schlendrian, daß nämlich der Herr nicht klug gemacht werden, oder vielmehr der Herzog nicht in die Karte gucken dürfe, der andere aber vom Winde aufgeblasen ist, als begehren Wir: ihr wollet Unsrem Befehle hierunter ohne Anstand ein Genüge leisten und die Ausgaben in gewisse Aemter eintheilen, vornehmlich aber euch nach einem geschickten und verständigen Kammerrathe umthun. Belvedere den 25. Octbr. 1736.

Ernst August.

An eben denselben und den Kammerrath Voigt.

Euch beiden ist allerseits wohlbekannt, was maßen ich zu Zeiten des verstorbenen Herzogs Wilhelm Ernst den Antheil an Kammergütern und Revenüen bei Weitem nicht als jetzo gehabt und dennoch damalen einen ordentlichen Staat geführt und besser ausgekommen, als daß ich jetzo die Prostitution meiner Diener erleben muß, daß ein elender und miserabler Plocksch——, Schreiber und subalterner Diener den übeln Zustand, der doch meinen Ministern zusteht und welche deßwegen mit großen Sorgen und schweren Kosten, die sich auch bekanntermaßen weit höher als sonst belaufen, unterhalten muß, vorzustellen sich unterstehen will und meine Minister sich hingegen um nichts bekümmern, ich aber Kornschreiber, Heckerlingsschneider und aller Kammerschreiber Schreibersjunge, ja aller collegiorum leibeigner Sclave seyn soll, als sage ich dem Herrn Präsidenten, dem Herrn Oberjägermeister und dem uralten Herrn Kammerrath Voigt, welcher sich ohnedem im Lande noch mit keinem Groschen angekauft, daß mir die schlechte Mischmascherei und elende Vorsorge vor ihren Herrn nicht mehr ansteht und kommt mir fast vor als der Obermarschallische Streich: daß man den Fürsten immer fein zerrissen und zerlumpt erhalten müsse, damit der Fürst desto mehr Veneration vor die Herren Ministers haben solle. Meinem Oberstallmeister habe zu sehr vielen Malen anbefohlen, daß er die übrigen Pferde verkaufen soll, allein auch dieses wird so wenig, als alle meine übrigen Befehle beobachtet und glaube ich wohl, wenn er kein Cavalier wäre, würde wohl schärfer darauf gedrungen werden. Es ist leider bekannt, daß ich des Sonntags die Aufwartung zum Saufen und Fressen im Ueberfluß habe, allein in der Woche geht jeder nach seinen Particular-Verrichtungen und fragt niemand nach meinen geistlichen und leiblichen Umständen und wie selbigen am besten zu rathen sey und wenn ich die lautere Wahrheit sagen soll, so kömmt mir mein Haushalt vor, als ob man nur suche, daß mein Haus fein bald übern Haufen fallen möge. Ich verbiete daher bei meiner größten Ungnade, daß so eine elende Schreiberbetze, dessen Familie man aber gern in ein hohes Collegium setzen möchte, sich in Zukunft nicht mehr unterstehen soll, in einem offenen Schreiben meine hohe Gesundheit zu beunruhigen, sondern es gebührt den Herren Ministers mit Bescheidenheit, Respect und Devotion schuldigen Vortrag zu thun und hätten sie besser gethan, wenn sie des alten Erzbetrügers Prätorius zeitherige Gottlosigkeit mit besserer Aufsicht beobachtet hätten. Also befehle ich Euch hiermit ernstlich, ihr wollet sogleich die Veranstaltung machen, daß der Oberstallmeister von Treist nebst dem Schleicher, dem Kammerrath Voigt, sich binnen acht Tagen bei 300 Stück Ducaten Strafe mit den entbehrlichen Pferden in das Reich an dasige Höfe begeben können und mir den wahren Werth davor baar liefern; und gebe Ihnen nochmals die Ordre, den Plan meines Hofes durch alle Classen nach meinen Revenüen baldigst einzurichten und desfalls ihren Vortrag, welchen ich nicht mehr schriftlich annehmen werde, mündlich anzubringen, maßen ich als Regent und Landesfürst mehr zu thun habe, als immer eine Schreiberbetze zu agiren. Niederroßel den 29. Juni 1738.

Ernst August.

P. S.

Morgen gehe ich nach Apolda und bleibe da drei Tage, dann nach Dornburg, dorthin mögen sich die saumseligen Herren bald hinscheren, damit etwas in meiner Sache geschieht. E. A.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Danzig, im Januar 1836.

(Schluß.)

Zur Zeit der Ausschiffung der Russen befand sich der früher hier engagirt, jedoch wenig beliebt gewesene Schauspieler Hr. Jerrmann in unserer Gegend, und campirte bald in diesem, bald in jenem Dorfe in der Umgegend der Stadt, wie er denn auch eine seiner Episteln an seine Feinde aus „Kloster Oliva an der Ostsee" datirt, obgleich es gar kein Kloster Oliva mehr gibt, da dieses längst aufgehoben ist. — Wiewohl nun damals kein Schauspiel hier war, so beschloß er dennoch Komödie zu spielen und trat hier zwei Mal auf, ein Mal als Tellheim und das andere Mal als ungenannter Einwohner von Fahrwasser. Als Letzterer debütirte er nämlich im Frankfurter Conversations-Blatt mit einem Briefe aus Fahrwasser, in welchem er, als wenn er dort ein Ansässiger wäre, über dieses und jenes berichtet, und namentlich über die Absperrung des Orts am Tage der Ausschiffung jammert, und zuletzt einen dortigen Chirurgus, der ihm bei einem bösen Halsübel, an welchem er hier litt, behilflich war, für ein ganz außerordentliches Genie erklärt. — Als Tellheim spielte er hingegen einem hiesigen Arzte vom Range, aus dessen Munde ich die Geschichte habe, eine Komödie vor, indem er diesen wegen seines Uebels consultirte, und sich dabei nicht Jerrmann, ja auch nicht einmal Franz oder Carl Moor nennen mochte, sondern — Tellheim! — So weiß ein Schauspieler denn doch immer Komödie zu spielen! —

Es passirt hier in der Regel so wenig Drolliges und Heiteres, daß, wenn einmal so etwas vorkommt, ich es unmöglich mit Stillschweigen übergehen kann. — Es gibt hier nämlich ein wunderbarer Weise bisher gänzlich unentdeckt gebliebenes Genie, welches hier schon mehrere Male die Leute in Masse gefoppt hat, und im vorjährigen September einen wirklichen gar drolligen Streich dieser Art machte. — Eines Tages erhalten nämlich ein dreißig bis vierzig junge Leute, Handlungsdiener, junge Kaufleute, Regiments-Chirurgen u. dgl., anscheinend von weiblicher Hand geschriebene Billetsdoux, welche in der Hauptsache zwar auf eins hinauslaufen, indem stets der Empfänger zu einem Rendezvous um neun Uhr Abends, bei der großen Laterne des damals leer stehenden Schauspielhauses, beschieden wird, in der Nebensache jedoch von einander abweichen, indem die Briefstellerin bald von einem eifersüchtigen Manne, bald von einem Argus von Tante spricht, diesen an einen Cotillon, jenen an ein Begegnen in einem Wirthhausgarten erinnert, kurz bald diese, bald jene Einleitung nimmt, jedoch stets zu demselben Ziele gelangt. — Nur ein Brief ist von völlig anderem Inhalt. Er ist an Jemanden gerichtet, welcher, ohne förmlich in königl. Dienst zu seyn, dennoch schon seit längerer Zeit eine Art von Policei-Officianten spielt, und überdieß mit dem neuen, kürzlich aus einer kleinen Stadt hierversetzten Policei-Director persönlich befreundet und in unserm Städtchen ein viel besprochener public character ist. — Dieser Mann nun erhält an demselben Tage einen anonymen Brief, worin man ihm anzeigt: es existire ein Complott, man wolle dem Policei-Director die Fenster einwerfen; die Verschwornen würden sich um neun Uhr Abends beim Schauspielhause versammeln. Aus guter Absicht theile man dieses mit, und stelle es ihm anheim, etwanige Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Kaum hat der Gefoppte diese Warnung erhalten, als er sie brühsiedend warm dem Policei-Director mittheilt, der es für zweckmäßig hält, den Sicherheitsverein in das Geheimniß zu ziehen, und, als der Abend heranbrach, das gesammte untere Personal der Policei und Gens'darmerie, in mancherlei Verkleidungen gehüllt, in die dem Schauspielhause zunächst gelegenen Straßen postirt, und selbst eine Anzahl Husaren, unter Mitwirkung des Militairchefs, satteln und sich bereit halten läßt, um nöthigenfalls jeden Augenblick hervorplatzen zu können. So vergeht denn der Nachmittag den Einen, indem sie Vorsichtsmaßregeln treffen, und den Andern, den jungen Herren, indem sie von Liebesabenteuern träumen, und über eigene Liebenswürdigkeit erstaunen. Doch bei Manchem regen sich auch ernstere Gedanken. — „Könnte es nicht eine Dir gestellte Falle seyn?" denkt so Mancher, und nimmt einen Freund mit, der von fern observiren soll. — Besonders sind einige eingeladene junge Warschauer in Angst; sie haben vielleicht mitunter nicht mit der gehörigen Achtung von den russischen Herrschaften gesprochen, oder gar Briefe der Ausgewanderten nach Polen befördert, und denken sich jetzt die Möglichkeit einer heimlichen Aufhebung, so daß selbst ein junger Pole, als er von seinem Comptoir geht, für diesen Fall einen Brief zurückläßt, worin er seinem Principal und seinen Cameraden Alles, was sich zugetragen, entdeckt, und sie beschwört zu seiner Rettung und Befreiung nichts zu verabsäumen. — Endlich naht sich die neunte Abendstunde und eine Menge von verhüllten Männern umschleichen das Schauspielhaus: Policeibeamten, Gensd'armen, verliebte Jünglinge, mitgenommene, zuverlässige und handfeste Freunde, ehrsame, als Mitglieder des Sicherheitsvereins requirirte Bürger. Alle diese Herrschaften umkreisen mißtrauisch in engen und weiten Kreisen den Tempel Thaliens. Hie und da erkennen sich Einige. — Es beginnen Gespräche, die zu Erörterungen führen, bis denn endlich einer der Jünglinge den erhaltenen Brief hervorzieht und ihn, umringt von unzähligen Neugierigen, beim Scheine der Laternen vorliest. — Ein allgemeines Gelächter entsteht. — Auch ich empfing einen ähnlichen Brief; auch ich — anch' io — moi aussi — ja takze odebratem listem — ick ock — I likewise — erschallt es von allen Seiten und das Geheimniß, daß man mitten im September in den April geschickt worden, liegt am Tage. — Observaten und Obversanten begeben sich endlich, halb lachend, halb brummend und sämmtlich gefoppt, zu Hause, und auch die guten Husarenpferde werden ihrer Sättel entledigt. — In den nächsten Tagen sprach man hier von nichts Anderm, und auch die öffentlichen Blätter von Elbing und Marienwerder berichteten über den Schwank. — Die Policei machte Anfangs große Anstrengungen um den Spaßvogel zu entdecken, und wiewohl er seine Maßregeln mit großer Umsicht genommen, indem er ja keinen eigentlichen Officianten, sondern einen nicht förmlich angestellten Privatmann gewarnt hatte, so freut es mich dennoch, daß er unentdeckt geblieben ist, da er sonst wahrscheinlich mit Festungsstrafe belegt seyn würde, und ich statte ihm daher unbekannter Weise meine freilich etwas verspätete Gratulation hierdurch öffentlich ab. —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 65. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 16. März. 1836.

Des Teufels Erlösung.

Teufel.

Wohl hatt' ich 'nen kräftigen kühnen Sinn,
Und war ein Engel des Herrn,
Warf mächtig fühlend in's Leben mich hin,
Und schlürft' es so voll und so gern;
Durchschwärmte mit trunknem begeisterten Blick
Der Welten zahlloses Meer;
Ich fühlte so tiefes, so wonniges Glück
In der Herrlichkeit rings um mich her.
Nichts war mir so hoch, nichts war mir so weit,
Ich fog's in die muthige Brust;
In der Welten unendliche Seligkeit
Verschwamm' ich mit bebender Lust;
Und Allen im ganzen Engelchor
That ich's im Lobe Gottes zuvor!

Chor der Verdammten.

Aber von des Lebens höchsten Höhen
Gibt es, ach! nur fürchterlichen Sturz:
Keine Rettung, ewig, ewig!
Und die Freude war so kurz!

Fröhlich eilt der Wand'rer nach der Höhe,
Die im Sonnenglanze magisch blinkt;
Doch dahinter gähnt der Abgrund,
Der auf ewig ihn verschlingt.

Teufel.

Alle Wonne, alle Liebe
Wurde mir so grau und alt,
Wurde mir zum Ueberdrusse,
Mir zur ekeln Mißgestalt.
Mocht' ich durch das Weltall schweifen,
Mocht' ich blicken rings umher:
Wo mich sonst Begeist'rung faßte,
Fand ich nichts als Ekel mehr.
Unruh' trieb mich auf und nieder
Durch der Sphären weite Räume,
Durch die Stätten meiner Träume;
Nirgend fand ich Freude wieder.
Und da faßt's mit wildem Grimme
Mir die wüste Seele an:
„Kann mich diese Welt nicht freuen,
Sey sie mir zum Spotte dann!"
Und des Geistes Bilder mengten
Sich zu grellen Mißgestalten;
Alles Hohe war mir Unsinn,
Nur mein Hohngelächter hallten;
Hohngelächter auf und nieder,
Mir die hohlen Räume wieder.
Was im Busen tief geschlafen,
Regte sich mit wilder Wuth;
Stolzer Selbstsucht Flammen schnob ich,
Zorn'ges Hasses Feuergluth:
„Diese Engel soll'n sich freuen?
Diese Welten loben Gott?
Und mich soll Verzweiflung quälen?
Ew'ger Haß euch! ew'ger Spott!
Dieses Riesengeistes Stürmen
Soll durch Gottes Schöpfung dröhnen,
Daß des Weltbau's tiefste Vesten
Wild zerklüftet vor mir gähnen!
Soll ich mich verächtlich fühlen?
Lieber will ich Flammen speien,
Will der Welten Mark durchwühlen,
Daß man lerne, mich zu scheuen!"
Ewigkeit hab' ich's gehalten,
Hab' ich gehöhnt, und hab' ich gehaßt.
Ha! wie mich schreckliche Sehnsucht erfaßt!
Soll mich denn ew'ge Verdammniß halten?

Chor der Verdammten.

Ewig! ewig! gibt's denn keine Rettung?
Keine Rettung aus der innern Pein?

Herr im Himmel! sind wir denn geschaffen,
Ewig in Verzweiflung hier zu seyn?

Unabwendbar folgt dem Freudenkelche,
Folgt dem schönsten seligsten Genuß,
Den Du trankst in langen Zügen,
Ewig satter Ueberdruß?

Wüste Leere, düst're Unruh'
Und des Frevels wilde Flammen
Sind's, die aus der Freude Schooße,
Aus der Sättigung entstammen?

Ein Engel des Herrn.

Friede Dir, verstoss'ner Engel!
Friede den Gefall'nen hier!
Aus des Lichtes sel'gem Reiche
Sandte mich der Herr zu Dir.

Unerforscht sind seine Wege,
Auch den Engeln nicht bekannt;
Aber Eines wissen Alle:
Segen nur gibt seine Hand!

Liebe ist des Vaters Leben,
Segen ist sein Athemhauch;
Ew'gen Fluch kann's nimmer geben, — —
Heil für die Verdammten auch!

Du, gefall'ner Engel, hebe,
Hebt euch, ihr, gefall'ne Brüder,
Zu dem ew'gen Lichte wieder!
Was geschaffen ist, das lebe!

Enjautos.

Ein Weihnachtsfest in Rom.

(Schluß.)

Mathilde befahl dem Cenci, das rasende Weib in Stücke zu hauen.

Den Knaben auch? frug er.

Er verfolgte sie mit dem blanken Schwert — da sie von selber floh mit dem Knaben — zum Schein, in Wahrheit aber nur, um sie hinauszutreiben, damit ihr nicht vom Zorne Gregor's ein Unglück geschehe. Sie eilte die Treppe zum Thurme hinauf. Er stand. Er hörte drunten heftig pochen. Er ging, die Thür nun aufzuriegeln, um sich und die Seinen bei Zeiten durch Flucht vor dem Volke zu retten. Drunten fand er Damiani, der aus einer Sänfte stieg, und den zweiten Pagen, der für den Papst jetzt neue Gewandte brachte. Während diese nun hinaufgingen, während Mathilde den heiligen Vater wusch wie ein Kind, um ihm das Gesicht von Blut zu reinigen und der Page ihm dann das neue goldne Gewand anlegte, übergab Cenci seinen Leuten in Eile die besten Schätze, auch seine Kinder und sein Weib, das aus dem Zimmer des Papstes getreten war, umarmte sie noch in dem dunklen Hause und sandte sie fort, sich voraus nach dem Ort, wo die Pferde noch ihrer harrten. Er sahe vorher, daß sein Thurm vom Volke bis auf den Grund zerstört werden, seine Güter eingezogen werden würden, und freute sich auf die Rache, Alles um Rom zu verwüsten, mit Robert Guiscard den Papst zu bedrängen, sich neue Schätze zu plündern, dem König der Deutschen den furchtbaren Bischof Rainald in Como zu fangen und lebendig oder todt nach Pavia zu liefern, wohin auch Guibert mit allen Bischöfen kommen wollte, den Papst abzusetzen, wenn ja der Schlag in Rom nicht gelänge — wie er nun nicht gelungen war. Das soll meine Buße seyn! sprach er fast laut, und wollte gleichfalls im Finstern, begünstigt von all' dem Gewirr und der Nacht entfliehen, jedoch nur mit seinem verborgenen Freunde, dem buckligen Gottfried. Darum ging er wieder hinauf. Er fand Mathilde, die den Papst bat: nur einen Bissen Brot, nur einen halben Becher Wein auf seine Erschöpfung zu nehmen. Aber er sprach: Ich muß nüchtern seyn. Ich will die Messe von demselben Worte da weiter lesen, wo ich unterbrochen worden. Damiani verkünde es dem Volke, es sollen mich alle meine Erretter begleiten! Die Kirche ist doch gereinigt und neu geweiht?

Alles ist geschehen; antwortete Damiani. Und so erhob sich der Papst nach der Kindermesse. Drunten empfing ihn das Volk mit Jauchzen. Er vermochte vor Gedrang keinen Schritt vor das Haus zu thun; er mußte harren, während Cenci an Gozzelos Verschluß pochte, und den Selbstgefangenen erlöste. Dann stiegen sie leise hinter Mathilden vom Weiten hinunter. Die aber kam wieder heraufgesprungen nach ihrer kostbaren Reitgerte, sah, stand, erkannte ihren Mann, erbleichte, und ließ die stummen Männer stumm an sich vorübergehen. Cenci hatte Irmengard vergessen vor eigner Gefahr.

Sie aber stand noch droben hoch auf der Zinne des Thurmes im Glanze des Mondes, der sich schillernd zum Untergang neigte . . . dort über ihr Vaterland hin, weit, weit, wohin sie sich graute zurückzukehren vor allem Volke gebranntmarkt. Und grausend anzuhören frug sie in den dämmernden Himmel hinauf: Eilt Niemand mir zu Hilfe? — Niemand? — Sie horchte, als sollte ein Engel erscheinen; und es rauschte; aber es war nur das dumpfe Rauschen des fernen Meeres durch die Nacht. Es blieb am Himmel still. Sie erröthete. Sie erblaßte. — Es kommt Niemand! sprach sie mit weicher, brechender Stimme. Aber ich komme! Ich und der Knabe! rief sie, von ihren Knieen hastig emporfahrend. Wir kommen! Sie ließ das Kind auf ihren Armen sein Nachtgebet beten, betete schluchzend laut es mit ihm, drückte es noch einmal an ihr Herz, küßte sich hastig satt, trat mit ihm auf die Zinne, ließ sich fest mit seinen Aermchen um ihren Hals umarmen, umarmte es fest, that einen gellenden Schrei, und stürzte sich mit ihm hinab.

Sie hatte durch ihren Sturz Niemanden erschlagen,

als sich und das Kind. Sie hatte die große weiße Fahne im Fall mit heruntergerissen, die leicht und flatternd erst nach ihr und auf sie niederfiel, wie ein vom Himmel auf sie gedecktes Leichentuch, das Friedenstuch des Menschen. Da trat der Papst heraus. Fackeln leuchteten ihm vor. Da riß ein wie rasender Mann das weiße Leichentuch von den Heruntergestürzten. Es war Irmengard's Mann, des Kindes Vater, der Bischof Burcard.

Gregor stand mit Mathilden vor den Unglücklichen still; er betrachtete lange das heldenmüthige, unbezwingbare Weib, und sprach im Weggehen leise für sich: Die Deutschen sind ein furchtbares Volk! ein ehrenwerthes. Nur nehmen sie Alles zu ernst. — Ein böses Zeichen!

Der Bischof hebt das zerschmetterte, im Antlitz immer noch schöne Gebild seines Weibes auf, das haltlos ihm über den zitternden Knieen ruht. Dann greift er nach dem Kinde und schaudert. So zieht der Papst an ihnen vorüber; da ist es, als sähe er ihn erst. Er hebt ein Schwert auf, verbirgt es unter dem Mantel, er will nach. Da ruht sein Weib auf dem Wurfe desselben und hält ihn und hemmt ihn! Er erkennt den heiligen Wink. Sie ist todt! spricht er; der Knabe ist todt! Sein Tod macht mir die Lieben nicht mehr lebendig. Also keine Schuld mehr laden auf dich, Unglücklicher. Noch lange muß vielleicht die Kraft durch Tragen sich stählen. Aber schaust du, du wahrer, alter, heiliger Vater, vom Himmel auf die Menschen, lenkst du alle Geschicke, und ich glaube, ich glaube an dich! so siehe dieß Weib, die ihre Ehre wahrend, nicht länger leben konnte! Diese Mutter, die ihren Sohn hinüber nahm zu dir. Empfange sie wohl! Tröste sie über das Leid Wahnsinniger, an deren Stelle du deine wahren Kinder einst leben und immer milder wirst herrschen lassen in Ewigkeit!

Darauf sorgte er noch in der Nacht für ein einsames Grab für Mutter und Kind, und am Morgen ging er auf immer zurück in seinen Kerker. Was er aber gesprochen, das war kein Gebet — das war ein Gesicht! Denn später sangen die Kinder bei tausend Lichtern und singen alle und alle Jahre die dankbaren Worte:

„Luther war ein braver Mann!
„Zündet tausend Lichter an
„Daß er droben sehen kann,
„Was er drunten hat gethan."

Leopold Schefer.

Das Grabmal des Marschall von Sachsen.

Auf dem Chor der St. Thomaskirche zu Straßburg, welche gegenwärtig dem protestantischen Gottesdienst gewidmet ist, erblickt man das Mausoleum, welches 1777 auf Befehl Ludwig XV. zum Andenken des Marschall Moritz von Sachsen errichtet wurde. Es ist das berühmteste Werk des Bildhauers Pigalle. Am Fuße einer Pyramide von schwarzem Marmor ruht ein Sarkophag, der Marschall von Sachsen, aufrecht stehend, scheint eben in's Grab zu steigen; zu seiner Rechten sieht man die drei symbolischen Thiere der von ihm besiegten Nationen niedergestreckt, nämlich den österreichischen Adler, den belgischen Löwen und den englischen Leoparden. Zu seiner Linken hält der Genius des Kriegs eine umgekehrte Fackel, die thränenschweren Augen auf ihn gerichtet. Hinter ihm sind die siegreichen französischen Fahnen aufgepflanzt. Ueber ihm schwebt Frankreich, und scheint mit einer Hand den Helden zurückhalten zu wollen, mit der andern den Tod zurückstoßend, welcher, sein Gerippe in einer weiten Draperie verhüllt, dem Krieger verkündigt, daß seine Stunde gekommen sey, und ihm das Grab zeigt, das er bereits geöffnet hat. An der entgegengesetzten Seite des Sarkophages erblickt man einen trauernden Herkules. Dieser Ueberfluß von allegorischer Trauer hat nichts Rührendes, doch ist es glanzvoll und großartig, und bis in die kleinsten Details sorgfältig und kunstgerecht ausgeführt. Man verdankt die Erhaltung dieses merkwürdigen Werkes der Bildhauerkunst des 18ten Jahrhunderts einem umsichtigen Bürger (Hrn. Mangelschott), der die Aufsicht über die Fourage-Magazine zu Straßburg in jener Zeit hatte, wo die Bilderstürmer von 1793 alle öffentlichen Denkmale vernichteten. Er ließ Heu und Stroh in der Kirche St. Thomas anhäufen, und rettete so Pigalles Meisterwerk, indem er es den Blicken dieser neuen Vandalen verbarg.

Rosenblätter aus L. Schefer.

Nichts wirkt deutlicher auf die Gemüther, als eine Lehre durch Beispiel; denn wir denken uns und die uns Umgebenden still dabei an die Seite der aufgeführten Personen, möchten ihr Glück, und suchen ihr Unglück zu vermeiden, vergleichen still, beschließen still und handeln dann klarer, gebessert und besser.

Vergessen ist verloren! Weß wir gedenken, das besitzen wir sofort, das bleibt bei uns.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Königsberg, Anfang Februar 1836.

[Ausführlichster Bericht über die Mucker und ihr verworfenes Thun, mit reflectirenden Blicken nach allen Seiten, mit Beispielen und Parallelen.]

Nur das Edle kann herabgewürdigt, nur das Heilige entheiligt werden, und die Geschichte der christlichen Religion liefert daher, seit deren göttlichen Stiftung, ununterbrochen Beispiele, wie man Christi für die Menschheit heilbringende Lehren durch Entstellung, falsche Auslegungen, Zusätze u. dergl. in Fluch und Unsegen verwandelt hat.

Solche alles sittliche Gefühl empörende Erscheinungen, wie frühere Jahrhunderte aufweisen, sind zwar seltner und immer seltner geworden. Manche haben daher nicht blos gehofft, sondern auch die Ueberzeugung gehegt, daß es in dieser Hinsicht immer besser werden müsse. Diese Hoffnung und Ueberzeugung machen zwar ihrem Herzen Ehre, aber desto weniger ihrem Geiste und ihrem Scharfsinn. Mehrere neue Erscheinungen an manchen Orten widerlegen durch Thatsachen ihre zwar wünschenswerthen, aber ganz ungegründeten Ansichten.

Hauptsächlich wird sie durch eine schon lange im Stillen bestandene und nur erst jetzt an's Licht gezogene Secte zu Königsberg in Preußen und an andern Orten widerlegt. Von ihr ist schon Manches in politischen Zeitungen, namentlich in der allgemeinen Zeitung, im Hamburger unparteiischen Correspondenten, selbst etwas in der Berliner Zeitung (Haude und Spenerscher Verlag), so wie in mehreren Zeitschriften, wie z. B. auch dem Planeten, erwähnt worden. So kann es also wohl keinem Bedenken unterworfen seyn, wenn man diese unvollständigen Nachrichten aus authentischen Quellen in so weit ergänzt, als es die Schamhaftigkeit und die Achtung, die man dem Publicum schuldig ist, erlaubt. In der allgemeinen Zeitung sind einige dabei vorzüglich betheiligte Personen mit Namen genannt worden. Da es hierbei nicht auf Personen, sondern auf Thatsachen ankommt, so mögen alle dabei compromittirten Namen unerwähnt bleiben. Es ist sehr gleichgiltig, ob Cajus oder Sempronius sich solcher empörenden, der christlichen Religion und der Sittlichkeit Hohn sprechenden Handlungen schuldig gemacht hat, keinesweges aber, daß solche in einem christlichen und civilisirten Staate so lange und ohne Einschreitung von den Behörden haben stattfinden können.

Das Publicum, dem nach seinen religiösen Ansichten und seinem moralischen Gefühl diese Secte ein Greuel war, hat sie mit dem Namen Mucker*) bezeichnet, und so mag sie denn auch mit diesem Namen benannt werden, da sie hoffentlich nun gänzlich unterdrückt, und nicht nach ihrem Stifter, wie früher die Schwenkfeldianer, benannt werden dürften.

Es gibt in Königsberg zwei Secten, an deren Spitze Geistliche stehen, die sich nach dem Namen dieser Geistlichen nennen. Die Ersteren, die sich W—ser nennen, suchen durch fortgesetztes anhaltendes Beten angeblich die Menschen zu veredeln. Einige Mitglieder dieser Secte, namentlich ein Geistlicher auf einem Dorfe, sind darüber verrückt geworden, und Viele dürften über kurz oder lang ein gleiches bedauernswerthes Schicksal haben. Einigen ist, wenn sie sich in sehr bedrängter Lage befinden, durch den heiligen Geist plötzlich ein zuweilen bedeutendes Geldgeschenk gemacht worden; unstreitig eine Spiegelfechterei, um dadurch die Zahl der Anhänger dieser Secte zu vermehren. Eine ähnliche Erscheinung von solcher Unterstützung, die nun freilich nicht von großem Belang war, zu Halle, ist noch Manchem in Erinnerung geblieben, und man sieht daraus, wie diese Mucker ihre Polypenarme weit und breit auszustrecken suchen.

Die zweite Secte, die sich ebenfalls nach dem Namen eines Geistlichen benennt, E—aner, unterscheidet sich von der erstern dadurch, daß sie sich fleischlichen Lüsten weit mehr ergibt, als die erstere, obschon auch diese nicht davon frei ist, und sie schon vor einigen Jahren in ihren Versammlungen und Privatzusammenkünften dem Publicum ein großes Aergerniß gab. Der Scandal war so groß, daß die Behörde davon Notiz nehmen mußte; es wurden jedoch damals nur einige Thatsachen ermittelt, die man, aus Schonung, für Verirrungen des Geistes erklärte, in der Hoffnung, daß man diesen um desto empörendern Ausschweifungen, je mehr sie unter dem Deckmantel religiöser Zusammenkünfte verübt wurden, entsagen würde. Diese Schonung hatte aber den entgegengesetzten Erfolg; von Policei wegen wurden zwar dergleichen Zusammenkünfte untersagt, aber diese Mucker trieben dennoch ihr lichtscheues Wesen nur mit mehr Vorsicht im Stillen fort.

Die E—aner treiben diese Fleischeslust noch weit rücksichtsloser, weßhalb sich denn auch ihr Anhang vergrößerte. Sie kamen — vorgeblich zu gemeinschaftlichen Gebeten — zusammen. Dieß war aber Nebensache, und sie entheiligten diese frommen Herzensergießungen durch thierische Wollust; nach und nach wurde das dem Menschen angeborne Schamgefühl gänzlich unterdrückt, indem man die gotteslästerische Lehre predigte: die Menschheit sey so in Sünde und Laster versunken, daß man zu deren Erlösung einen neuen Messias erzeugen müsse. An der Spitze dieser verruchten Secte stand der Geistliche, nach dem sie benannt wird, noch ein anderer Geistlicher und ein Mann, der einen sehr bedeutenden Posten im Civildienste bekleidet, [illegible] dere Personen von Stande und unter ihnen au[illegible] sogar [illegible] hohen Ranges oder solche, die ihres Reichthums wegen in Ansehen stehen. Um die Neuaufgenommenen nicht abzuschrecken, wenn sie gleich mit dem Hauptzweck: thierischer Befriedigung der Fleischeslust, bekannt gemacht würden, fanden Grade in dieser Gesellschaft statt, und ein Jeder, um seine demüthige Unterwerfung zu beweisen, mußte sich den Anordnungen des Vorsitzenden willig unterwerfen. Man ging darin so weit, daß in der Regel ein altes abgelebtes Frauenzimmer, in Gegenwart von Zeugen, einen jungen Mann zur fleischlichen Lust reizen, dann aber, wenn thierische Begier alle Scham unterdrückte, gegen ihn die Spröde machen mußte. Im höhern Grade war man nicht so streng und scrupulös.

(Fortsetzung folgt.)

*) Schon Friedrich der Große nannte die Geistlichen, welche sich den Schein von Heiligkeit und erheuchelter Frömmigkeit geben wollten, und dabei von den allgemeinen Lehrbegriffen der christlichen Religion abwichen und sich durch Verbreitung ihrer Ansichten Anhänger schaffen und eine Secte bilden wollten: Mucker.

Als der Abt Hühn zu Klosterbergen, weil er diese Erziehungsanstalt in Verfall hatte gerathen lassen, von seinem Amte entfernt und eine anderweitige Anstellung erhielt, schlug ihm der Minister von Münchhausen zur Wiederbesetzung dieser Stelle unter dem 22. März 1771 den Director des Cobingschen Gymnasiums, Fromman, vor. Der König genehmigte diesen Vorschlag durch eine am Rande des Berichts eigenhändig geschriebene Bemerkung: unter der Bedingung: guht, wo es nuhr kein Mucker ist.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 66. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 17. März. **1836.**

Der Finkensteller *).

1.

Im Herrengarderobenzimmer des Hoftheaters zu Cassel, ging ein Mann unruhig auf und nieder, und blickte oft durch's Fenster auf die Straße hinab, als erwarte er Jemandes Ankunft. Von Zeit zu Zeit schaute er in ein Heft Noten, welches er in der Hand trug, wiederholte noch eine oder die andere Passage, eilte aber immer wieder an's Fenster und sah besorgt hinaus. Es schlug halb sechs Uhr, der kurfürstliche Hoftheaterregisseur trat ein und rief:

Um Gottes Willen, Herr Bary, es ist bereits halb sechs und Sie sind noch nicht im Costüm? — Aber wo ist Sarastro?

»Das ist es eben,« antwortete der Angeredete, »was mich besorgt macht und weßhalb ich noch nicht im Federhabit stecke. Der Weiße fehlt und ich fürchte, er wird ausbleiben!«

Was sagen Sie, Bary — rief erschrocken der Regisseur, Weiße ist noch nicht zugegen, — wird ausbleiben? Wo ist er zu finden, er träumt gewiß wieder; sprechen Sie, ich schicke Boten nach ihm aus, wo lass' ich ihn suchen? Ausbleiben, unmöglich! — Wir wollen die Zauberflöte geben, das Haus füllt sich immer mehr und mehr, und Schlag sechs Uhr kommt der Kurfürst.

Ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte der Regisseur aus dem Zimmer und entsandte Boten nach allen Richtungen. Bary aber legte sich den Anzug des Papageno zurecht, nahm den Mantel über die Schultern und ging hinweg, um Weiße, den ersten Bassisten der Oper, selbst aufzusuchen, weil er zweifelte, daß irgend einer der Boten seinen Freund finden möchte. Auf der Treppe traf er den Regisseur. Wie? jammerte dieser, auch Sie, Herr Bary, wollen noch fort? Ich sterbe vor Angst — seyn Sie ja zu rechter Zeit zurück! Das wird eine entsetzliche Aufführung geben! Bary lief über den Theaterplatz, nach dem kurfürstlichen Parke hin. Nur hier konnte Weiße seyn. Der »Papageno« flog die Taxushecke hinab, wandte sich, eilte durch die Orangerie zu den Springbrunnen, seine Unruhe steigerte sich mit jedem Schritte, von den Springbrunnen trat er in die Allee der Maulbeerbäume, aber nirgend war Weiße zu entdecken. Es schlug drei Viertel auf 6 Uhr. Da begegnete der kurfürstliche Oberaufseher des Parks dem Sänger. »Haben Sie etwa den Bassisten Weiße in den Anlagen gesehen?« fragte Bary.

»»Er steht bei der Eremitage und horcht auf einen Finken. Gewiß will er uns wieder einen Singvogel wegfangen, aber das können Sie mir glauben, ich bin der Erste, der es Sr. königl. Hoheit anzeigt. Bei Festungsstrafe hat es der Kurfürst dem Herrn Weiße verboten, uns irgend einen Vogel aus dem Parke wegzuhaschen. Kehrt sich Ihr Herr Bassist etwa dran? Von früh bis Abends ist er jetzt wieder in den Anlagen und kriecht unter jedem Baume herum, auf dem sich nur eine Feder zeigt.««

Bary war längst dahin fortgeeilt, wo sich Weiße aufhalten sollte. Noch ehe er in die Gruppe der Fichten und Weißtannen eintrat, welche die Eremitage umgeben, hörte er den vollen und runden Schlag eines Finken, der seinen Gesang in kurzen Zwischenräumen wiederholte. Der Bassist saß mit andächtig gefalteten Händen unter einem Fichtenstamme und blickte nach dem Aste hinauf, auf welchem der Vogel sich vernehmen ließ. Als er das Geräusch des herannahenden Bary bemerkte, winkte er mit der Hand und mit bedeutungsvoller Augensprache dem Freunde, und zeigte mit vergnügtem Lächeln nach dem Baume. »»Das ist dir eine Stimme,«« flüsterte er Bary leise entgegen, »»wie ich selten eine solche hörte.««

Bary aber antwortete laut und unwillig: »mach', daß

*) Aus dem Leben eines Künstlers, erzählt von W. R. Heller.

du in's Theater kommst, oder willst du das ganze Publicum und den Hof äffen? Es muß sogleich 6 Uhr schlagen, und du sitzest hier mit verdrehten Augen und hörst einem Finken zu, da du sogleich den Saraſtro singen sollst!«

»»Wahrhaftig, du hast recht,«« antwortete Weiße. »»Ich habe die Uhr überhört über dem herrlichen Kerl da oben.«« Nicht ohne Widerstreben folgte er dem Papageno und entschloß sich erst dann zum eiligern Laufe, als das Gebüsch, in dem der Finke sich hören ließ, Beiden im Rücken lag.

Die Freunde kamen zu spät im Theater an. Der Kurfürst hatte sich nach der Ursache der Verzögerung erkundigt und ließ Weiße rufen.

Als aber die Aufführung der Oper begann, bezauberte Saraſtro Aller Herzen. Nicht erlernte, nicht eingeübte Töne schienen es zu seyn, die der Bassist aus dem tiefsten Geheimniß seiner Brust hervor sang, es schien, als sey er selbst ein Waldvogel, der die von der Natur ihm gelehrte Melodie frei und herzvoll erschallen ließe. Bei der Arie: »In diesen heiligen Hallen,« übertraf sich Weiße selbst. Metallrein quollen die Noten hervor, sein Angesicht vergeistigte sich; nicht der Mund, die ganze Gestalt schien zu singen, und als der Vorhang fiel, ließ der Kurfürst dem Bassisten sagen:

Hätte sich Se. königl. Hoheit vorhin unmuthig geäußert, so möge dieß Hr. Weiße vergessen, gesungen habe er als ein braver Künstler, — aber mit dem Wegfangen der Singevögel im kurfürstlichen Parke, bleibe es bei der Festungsstrafe, wenn er betroffen werde.

2.

Am andern Tage ging Bary zu Weiße. Als er die drei Treppen zu des Freundes Wohnung hinaufgestiegen war, begegnete er einem Knaben von etwa 12 Jahren, der für Weiße's Sohn galt, ohne daß der Bassist verheirathet gewesen wäre. Weiße war jetzt noch nicht dreißig Jahre alt und hatte den Jungen seit einiger Zeit bei sich aufgenommen; Einige behaupteten, seiner schönen Gestalt und Stimme halber, Andere sagten, es sey der Schwestersohn, noch Einige aber versicherten, die Adoption sey nur geschehen, weil sich der kleine Fritz auf Fütterung und Abwartung der Vögel ausgezeichnet gut verstehe. Denn beide Zimmer, die Weiße überhaupt inne hatte, hingen voll Gebauer. Nur einige derselben waren besetzt, die meisten leer. Allein die mit der größten Sorgfalt gepflegten Vögel: Amseln, Drosseln, Nachtigallen und Lerchen, sangen und schmetterten zur Herzensfreude Weiße's den ganzen Tag. Keine liebliche Modulation, kein gelungener Triller entging in diesem Geräusch dem Bassisten. Wenn er in seinem Zimmer war, machte er bald auf die Nachtigall, bald auf den Dompfaffen, der seiner Ansicht nach vortrefflich geschlagen hatte, den Besuchenden aufmerksam. Am meisten aber und fast zärtlich liebte er einen Finken, der über seinem Bette hing. Bary fragte den Knaben nach dem Vater.

»Er ist seit Sonnenaufgang fortgegangen,« antwortete Fritz. »Vermuthlich treffen Sie ihn auf dem Vogelmarkte.«

Aber Bary wußte seinen Freund besser zu finden. Weiße saß bei der Eremitage in den englischen Anlagen.

»»Tritt leise auf, lieber Bary, nimm den Mantel zusammen,«« flüsterte er, wie gestern, und blickte eben so wieder mit verklärtem Gesicht auf den Baum, in welchem der Finke sang. Bary ließ sich leise bei ihm nieder. Wenn der Vogel schlug, flog ein freudiger Blitz über das schöne Angesicht des Bassisten. Er sang jeden Ton des Finken mit dem Auge nach.

»»Hörst du,«« sprach er zu Bary, »»diesen klaren tiefen Ton? Jeder Note gibt er sein richtiges Maß. Wie wunderherrlich klingt es, wenn er die drittletzte Sylbe langsamer und voller ausspricht. Diesen Finken muß ich haben, denn ich kann wahrlich nicht von früh bis Abends ihm nachlaufen. Ich werde ihn wohl auf mein Zimmer citiren müssen — ««

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Hof-Etikette der Vorzeit.

Die Briefe der Gräfin Aunoy geschrieben auf einer Reise von Paris nach Madrid und während des Aufenthalts in der letzten Stadt 1679 liefern interessante Beiträge zur Kenntniß der Sitten und des Charakters der damaligen Zeit überhaupt und Spaniens insbesondere. Einzig in seiner Art ist wohl folgendes Beispiel von der Etikette des spanischen Hofes, wofür die Herzogin von Tauresano als Gewährschaft genannt wird. Philipp III., König von Spanien, arbeitete einst in seinem Cabinet, und da es kalt war, hatte man ihm eine große Kohlenpfanne in's Zimmer gesetzt, ungeschickter Weise aber so nahe an seine Person, daß die Gluth ihm in's Gesicht schlug und der Schweiß in Strömen herabfloß. Da es unter der Würde des Königs war, die Kohlenpfanne in eigener Person wegzurücken, so rief er den diensthuenden Kammerjunker, Marquis von Poba, und befahl ihm, dieselbe wegzuthun. Der Marquis von Poba getraute sich nicht, einem höhern Würdeträger vorzugreifen und beeilte sich, den Herzog von Alba, Kammerherrn des Königs, herbeizurufen. Der Herzog von Alba erschien, erklärte aber, daß dieß bloß dem Herzog von Uzeda, Großaufseher der königlichen Garderobe, zu thun erlaubt sey. So schwer es auch dem Herzog von Alba ankam, seinen König so leiden zu sehen, so billigte doch Philipp III. selbst seine Weigerung, und die dafür angeführten Gründe, und befahl, den Herzog von Uzeda herbeizurufen. Unglücklicher Weise war der Herzog auf sein bei Madrid befindliches Landgut geritten, und man sah sich daher genöthigt, ihm einen Eilboten nachzuschicken. Hiervon setzte man den Marquis von Poba zur Antwort in Kenntniß, der Marquis von Poba berichtete es sofort an den Herzog von Alba, und der Herzog von Alba meldete es dem König. Was das Kohlenfeuer betrifft, so hatte es unterdessen seinen Platz nicht verändert.

Des Königs Schmerzen stiegen mit jeder Minute. Er gab Befehl, einen Officier mit der Ordre abzuschicken, den Herzog von Uzeda um jeden Preis herbeizuschaffen, damit derselbe sein Amt verrichte. Als der Herzog endlich kam, um das Kohlenbecken bei Seite zu bringen, fand er des Königs Kleider halb verbrannt und ihn selbst in einem hitzigen Fieber, an welchem er bald darauf, ein Opfer seiner Würde, starb. Ueber die Frage, ob denn, wenn vermöge der Hofetikette das Kohlenbecken ohne den Herzog von Uzeda nicht wegzubringen war, nicht der König es hätte wegrücken dürfen, — darüber läßt uns die Gräfin Aunoy ohne Aufklärung.

Preußen und Sachsen.

Der hinlänglich bekannte Gelehrte, Schriftsteller und Staatsmann von Dohm schrieb unterm 15. September 1814 an den Professor Schütz in Halle (s. dessen Briefwechsel 2. B., S. 66.):

»Ich kann noch immer nicht glauben, so sehr es auch behauptet wird, daß es die Absicht sey, ganz Sachsen unserem Staat einzuverleiben. Ich würde es bedauern, nicht sowohl für Sachsen, als für Preußen. Mein Grundsatz bleibt immer, Preußen muß dadurch bestehen, daß es durch Gerechtigkeit und Humanität das Vertrauen und die Liebe anderer Staaten erweckt. Nicht geographische Vergrößerung, sondern ein stetes föderatives System kann es im ersten Range der Mächte erhalten, zu dem es Friedrich's außerordentliches Genie erhoben hat. Dieses war das System des großen Königs in seiner letzten Periode, und alle folgenden Begebenheiten haben bewiesen, daß es nicht ungestraft verlassen werden könne. Gerechtigkeit und Mäßigung ist die ächte Politik unseres Staates.« —

Mein Traum.

Mir träumte: man wollte mich schröpfen
Um des Herzens wallendes Blut,
Was, — so wähnte man — wohl beim Köpfen
Sich recht con amore thut.

Um einen Kopf mich zu kürzen,
Beschloß nun mein — Vaterland,
Und um mir die Qualen zu würzen,
Ward ein Todtenkleid mir gesandt.

Ich mußte zur Schau es tragen
Noch lang vor der Execution;
Zwar entbehrt' es den modischen Kragen,
Doch sprach es sonst Heise *) selbst Hohn.

Man sagt mir: es deuten oft Träume
Prophetisch auf's Gegentheil.
Wie gern ich dieß heut einräume,
Denn es rufet der Rachelust: Heil!

O könnt' ich doch größer nur werden
Um die Höhe von einem Kopf,
Wie nähm' ich, Triumph in Geberden,
So Manchen beim schurkischen Schopf!

Wie sollt' in der Mütz' er mir prangen,
Die des Teufels Larve umstarrt,
Weil mit wahrhaftem Teufels-Verlangen
Er zum Richter und — Henker mir ward.

E. v. Hagen.

*) Einem berühmten und allbeliebten Kunst- und Modeschneider Leipzigs.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Der Pole.

In den nächsten Tagen ward hauptsächlich von dem seltsamen Vorfalle in Aiche geredet, ohne daß man darum der Wahrheit näher gekommen wäre, oder etwas Näheres und Bestimmteres von dem wahren Zusammenhange der Sache erfahren hätte. „Lassen wir das," brach einst Herr Freundlich kurzweg ein solches Gespräch ab, „und gehen wir lieber heute Nachmittag nach dem freundlichen Dallwitz, um die berühmten Eichen zu bewundern, die Körner einst besungen hatte." Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und am Nachmittage desselbigen Tages machte sich die kleine Caravane auf den Weg nach Dallwitz. Ein freundlicher Fußpfad führt an den Ufern der Eger entlang nach jenem freundlichen Dorfe. An der Spitze des Zuges schritt die rüstige Präsidentin wacker voran, ihr folgten der junge lustige Husar, Herr Freundlich, die schöne Pragerin und Cäsareon. Unter Scherz und Lachen langte man an der Ueberfahrtsstelle an, wo eine Fähre bereits die Gesellschaft erwartete, und nach dem gegenüberliegenden Ufer der Eger übersetzte. Von hier aus führt der Fußpfad über heiter-freundliche Wiesen, und bog endlich um eine vorspringende Bergspitze, und da lag das freundliche Dörfchen Dallwitz vor den überraschten Blicken. Man schritt nun über eine Wiese bergan, und gelangte zu einem weiten Wiesenplan, auf dem viele schöne Eichen, Buchen, Ahorne und andere Bäume zerstreut umher standen. In der Mitte dieser heitern und reich bewaldeten Ebene standen dicht neben einander fünf Eichen von mächtigem Umfange, und schienen gewissermaßen die Leibwache einer uralten in der Mitte stehenden Rieseneiche von gigantischem Umkreise zu bilden, die gewiß ein halbes Jahr-

tausend an sich mochte haben vorübergehen sehen. „O hätt' es nimmer in deinen Zweigen," begann die kleine lebhafte Präsidentin pathetisch, „heilige Eiche mir gerauscht." Alle bewunderten die ehrwürdige Riesin, und gingen endlich nach dem nahe gelegenen Gasthofe, um sich bei einem Täßchen Kaffee gütlich zu thun. Man ließ sich an einer der vor der Thüre des Gasthofes befindlichen Tafel nieder, und bewillkommnete die Riesekanne, die jetzt der Wirth, unterstützt von einigen Kellnern, herbeibrachte, mit einem freudigen: Ah! Man fühlte wieder neuen, frischen Muth, als man ein Täßchen von dem braunen Göttertrank hinuntergeschlürft und dabei eine gute solide Grundlage durch etwelche Bretzeln und Hörnchen gelegt hatte. Jetzt erst hatte man so viel Muth gewonnen, um sich nach den übrigen Gästen, die sich hier eingefunden hatten, umzusehen, und bemerkte ganz in der Nähe einen schon gar greisen Mann, dessen Tracht und ganzes Wesen fast nothwendig auffallen und Verwunderung erregen mußte. Er hatte nämlich, obgleich man im Anfang Augusts war, eine stattliche Pelzmütze auf, war mit einem grünen Reitrock bekleidet, der mit goldenen Schnüren zugeknöpft war, und so ziemlich einer alten, verwitterten Husarenuniform glich, ein mächtiger, ganz greiser Knebelbart bedeckte die Oberlippe.

Herr Freundlich, der nicht leicht irgend Jemanden einsam und verlassen neben sich sehen konnte, ohne ihn anzureden, begrüßte auch den Fremden, und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Der Fremde antwortete ziemlich geläufig, doch verrieth sein Accent und seine Wortsetzung den Ausländer. „Alles müßte mich täuschen," sagte unter Anderem Herr Freundlich im Laufe des Gesprächs zu dem Fremden, „oder Sie sind ein Pole, mein Herr." „Getroffen," erwiderte der Fremde. „Aber woher errie-then Sie das." „Ich habe mich oft und verschiedentlich in Polen aufgehalten," erwiderte Herr Freundlich, „und habe daher die eigenthümliche Art und Weise der Polen, ihr charakteristisches Aeußere zu genau kennen gelernt, und sie nicht bald zu erkennen und zu unterscheiden." Nachdem noch Einiges über gleichgültige Gegenstände zwischen Beiden hin und her gesprochen worden war, fragte Herr Freundlich den Fremden, ob er etwa den langen, finstern Mann kenne, den man den Brunnenkönig zu nennen pflege, und der ihm gleichfalls ein Pole zu seyn scheine. „Ob ich ihn kenne," erwiderte der Fremde. „Wohl kenne ich ihn; habe ja mit ihm zusammen gefochten." „Es muß ein reicher, vornehmer Mann seyn," forschte Herr Freundlich neugierig weiter. „Graf Stanislaus Labensky," entgegnete der Fremde mit einer gewissen stolzen Würde, „ist aus einem hochberühmten, altadligen Geschlechte, reich, vornehm, brav, sehr brav; aber auch unglücklich, sehr unglücklich." „Wie das," drang lebhaft der gute Herr Freundlich in den Fremden. „Ja sehen Sie, lieber Herr," erläuterte der Fremde seine Rede, „das ist so eine eigene Sache. Graf Labensky hat in dem letzten unglücklichen Todeskampfe, den wir armen Polen gefochten haben, in der mörderischen Schlacht bei Ostrolenka den schwer verwundeten Grafen Stephan Valesky mit Gefahr des eigenen Lebens das Leben gerettet. Da hat Graf Stephan aus großer Dankbarkeit auf seinem Sterbelager seiner Gemahlin das Versprechen abgefordert, ihr einziges Kind, die liebliche Gräfin Valerie dem Grafen Stanislaus zu verloben, und sie sind feierlich am Sterbelager des Grafen Stephan mit einander verlobt worden. Nur die große Jugend der Gräfin Valerie — sie war damals erst vierzehn Jahr alt, und ist jetzt achtzehn — hat bis jetzt der Vermählung entgegengestanden. Inzwischen mochte wohl die junge, schöne Braut kein rechtes Herz zu ihrem finstern Bräutigam fassen können, oder einen Andern in ihr Herz geschlossen haben, oder was es sonst seyn mag; kurz, vor wenigen Tagen hat ihre Mutter dem Grafen Stanislaus für immer den Kauf aufgekündigt. Aber, Herr! ist nicht, frage ich, das Verlöbniß in Gegenwart eines Sterbenden geschlossen worden? Haben nicht Beide, Graf Stanislaus und Gräfin Valerie, freilich damals fast noch ein Kind, ihren Eid auf das Kreuz des Erlösers und in die schon erstarrenden Hände des sterbenden Vaters abgelegt? Kann das so mir nichts, dir nichts gebrochen werden? Die Todten, denke ich, werden auch ein Wort drein zu reden haben, und damit erhob sich der Fremde, lüftete seine Mütze, und schritt langsam von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

[Kunstnotiz.]

Fräulein **Clara Wieck**, unstreitig die erste jetzt lebende deutsche Clavierviruosin, ist, nachdem sie einen neuen und glanzvollen Triumph in Dresden (wo sie zwei sehr besuchte Concerte gegeben) gefeiert, in Begleitung ihres Herrn Vaters, eines der verdienstvollsten Clavierlehrer in Deutschland nach rationell und artistisch erprobter Methode, nach Breslau gegangen, um sich dort ebenfalls öffentlich hören zu lassen. Die Anerkennung ihrer hohen Kunstvollendung und Virtuosität kann ihr nirgend entgehen.

Anagramm.

Was wäre ohne mich das Leben,
Wenn ich dem Menschen nicht verlieh'n?
Es würde nutzlos ihm entschweben,
Nur wen'ge Freuden ihm erblüh'n.
Ich muß des Lebens Werth erhöhen,
Es kann durch meine Zaubermacht,
Der Mensch den Menschen nur verstehen,
Ich löse seiner Sinne Nacht.

Doch wenn die beiden ersten Zeichen
Gewechselt, dann erblickst Du mich
So weit nur Deine Augen reichen;
Ich nähre, kleid' und trage Dich,
Und wenn Dir herbes Unglück dräuet,
Dich trifft des Schicksals böses Spiel,
Bin ich's, die Ruhe Dir verleihet,
Im Tode selbst ein still' Asyl.

Auflösung

des Logogryphs in Nr. 36:

Mozart.

1. Amor. 2. Rom. 3. zart. 4. Art. 5. Ort. 6. Matz.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 67. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 18. März. **1836.**

Bibliothek der gesammten deutschen Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Zweiter Band: Theuerdank. Auch unter dem besondern Titel: Theuerdank. Herausgegeben und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von Dr. Carl Haltaus. Nebst 6 lithograph. Blättern. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfr. Basse. 1835. gr. 8. XII und 140 S. (Einleit.) und 192 S. (Ged.) *)

Es ist unmöglich, eine in's Einzelne eingehende Recension bei so verschiedenartigen, fremden Gegenständen zu liefern. Durchgängige Benutzung der Quellen seit dem Erscheinen bis jetzt, in unsrer und fremden Sprachen, namentlich der französischen (Fournier, Camus), und stete Nennung derselben; dankbares Anerkennen des Wahren; Abscheu gegen Nachbeterei und Oberflächlichkeit und deßhalb bisweilen gerechter Tadel über die Literatoren; mehrjähriger rastloser Fleiß; freie, unbestechliche Benutzung und Beurtheilung des Gegenstandes; scharfe Durchführung der Gründe pro und contra bis auf's Einzelne; durchdringende Kenntnisse in Literatur und Kunst, Zusammenstellung und Prüfung Alles dessen, was bis jetzt vereinzelt und zerstreut war und neue Durchführung mit Gründen; Aufstellung von Resultaten, die lange Untersuchungen voraussetzen, und Bekanntmachung und Charakterisirung der bis jetzt noch nicht näher beleuchteten Codd Mss. des Th. in Wien; Eintheilung dem Stoffe und Zwecke gemäß, logische Anordnung, Reinigung des Gedichtes von offenbaren, schwer herauszufindenden Druckfehlern und Anführung der Abweichungen der zwei Abdrücke der zweiten Ausgabe von der ersten — so heißen ungefähr die Eigenschaften dieses von Fleiß und Genauigkeit, wie man sie nur in wenigen wissenschaftlichen Büchern antrifft, zeugenden Werkes.

*) Gewidmet ist das Buch vom Verf. zweien um Kunst und Wissenschaft hochverdienten Männern in Weimar und Dresden. Dort dem Präsident Hrn. v. Conta, hier dem Oberbibliothekar Hrn. Falkenstein. D. Red.

Cap. I. handelt von dem Namen Th.; Cap. II. prüft den Streit, ob Melch. Pfinzing, Probst in Nürnberg, oder Maximilian I., Kaiser von Oesterreich, der Verf., gibt deßhalb aus Quellen Pfinzing's Leben und Wirken, Maximilian's Liebe zur Wissenschaft und seinen Einfluß auf Beförderung derselben (aus Quellen, als: Cuspinian, Grunbeck, Melanchthon, von Khautz u. A.), die Gründe, warum Pfinzing, warum Maximilian der Verfasser des Gedichtes seyn soll, und endlich, nach Anführung des Mittelweges, welchen seit Lambeccius die Gelehrten eingeschlagen haben, das eigne Urtheil. Der Verf. spricht deßhalb über Maximilian's literarische Beschäftigungen und dessen Art zu arbeiten (Weiß-Kunig ꝛc.), und stellt hieraus und aus den Copieen der Codd. Mss., welche er sich in Wien hat verfertigen lassen, und von denen er ein treues Bild und Beispiele liefert, die Behauptung fest: „daß dem Kaiser nicht nur die Erfindung, sondern auch der größte Theil der Ausführung zuzuschreiben ist;" ferner: „daß, bevor Pfinzing den Th. zu überarbeiten bekam, Trießaurwein ihn in Ordnung bringen sollte." In Cap. III. spricht der Verf. über die 3 ersten Ausgaben des Th., faßt namentlich Bernhart's Untersuchungen über die Differenzen enthaltenden Bogen kurz zusammen, wodurch es ihm gelungen ist, über die Verschiedenheit der Ausgabe von 1519 auf's Reine zu kommen. Er verwirft mit Recht den Ausdruck: erste und zweite Ausgabe von 1519, widersetzt sich glücklich mehreren Ansichten der Gelehrten, und vermuthet, worin er nicht die Wahrheit hat ausmitteln können, daß die bis jetzt für die zweite Ausgabe von 1519 gehaltene der erste Abdruck dieser Ausgabe sey. Es folgt die Verschiedenheit der ersten von der zweiten Ausgabe, und die Orthographie in der letztern. Cap. IV. wird abgehandelt die äußere und innere Beschaffenheit, so wie der Werth der Bearbeitungen (nicht mehr Ausgaben) des Th. von Burkard Waldis und Schultes, und von Ersterem wird eine in der That sehr interessante, im Th. bei dem 117. Cap. fehlende (daher von Waldis verfaßte) Allegorie mitgetheilt, die wenig bekannt ist. In Cap. V. wird über die französische und spanische Uebersetzung, so wie über die lateinische und deutsche freie

Uebertragung des Th. gesprochen. Cap. VI. gibt die Streitfrage, welche Druck und Holzschnitt betreffen — eine schwierige Arbeit! Dabei erscheint: Schönheit und künstliche Art des Druckes, Anführung der Quellen, wegen der Meinung: der Th. sey nicht gedruckt, sondern in Holz geschnitten. Hier wird vor Allem Fournier's leichtsinnige Ansicht widerlegt und was Camus, Bernhart und Heller gesagt, wird benutzt. Hr. Dr. Haltaus führt das Angedeutete durchweg erschöpfend aus, und geht so in das Einzelne des Druckes ein, daß er ganze Classen von offenbaren Druckfehlern aus dem Th. anführt, die bisher gar nicht erwogen wurden. Dann spricht er über Rockner, Schreiber einer Probe-Fractur, über Schönsperger, den Drucker, über den Schneider und Gießer der Lettern, über den Druckort (Nürnberg, nicht Augsburg) u. A. m. In der gedrängten Uebersicht der Geschichte der Holzschneidekunst bis auf das Erscheinen des Th. weist er u. A. auf einen noch ältern Holzschnitt, als der heil. Christoph ist, hin, welcher bei Weigel erscheinen wird; dann läßt er sich nochmals über den Zeichner und Schneider der Holzschnitte ausführlich aus, und prüft die Ansichten und Aussagen der Gelehrten. Das 7. Cap. gilt dem Inhalt und Wesen. Ausführlich, selbstständig, unbestochen, lebendiger, blühender Ausdruck sind hier die allgemein interessirenden, Jedermann anreizenden und befriedigenden Eigenschaften. Nach dem Zwecke findet sich besprochen: Gang und Eintheilung, historische Wahrheit, allegorisches Gewand des Gedichtes und alles dem Genannten Verwandte. Eng daran schließt sich auch: poetisches Verdienst, Tadel über die Anlage und Durchführung der Allegorie, so wie Hervorhebung des Lobenswerthen an Th., Sprache, Versmaß und Interpunction. Hierauf folgen die Claves von Frank und Schultes selbst, und diesem das Gedicht nach der ersten Ausgabe des Th. nebst der Clavis Pfinzing's. Beigefügt sind 6 lithograph. Blätter, welche Copieen aus den Codd. Mss. und dem gedruckten Th. enthalten.

Wir drängten diese Besprechung um so mehr zusammen, und thaten von dem Unsrigen um so weniger hinzu, um des Verfassers Verdienst in desto reinerem Licht hervortreten zu lassen, und jeder neuen Kabale, wie sie sich ein Vielen bekannter Intriguant, der lange Zeit hindurch Hrn. Dr. Haltaus die hingebendste und ergebenste Freundschaft geheuchelt, bereits in der „Ameise" unter höchst criminalistisch gravirenden Umständen, gegen dieses Werk hat zu Schulden kommen lassen, zu begegnen. Wir könnten zwar gegen dergleichen unehrliche Machinationen am besten zu Felde ziehen, wenn wir eines Hrn. Fischer's Recension, die in Dr. Haltaus Händen befindlich, drucken ließen; aber Anstand und Sitte fordern: von — entfernt zu bleiben.

Hr. Dr. Haltaus lasse sich jedoch von nichts abhalten, ruhig auf der betretenen Bahn fortzuwandeln. Dem Verdienste werden die Kronen nie vorenthalten werden.

Druck und Papier: sehr lobenswerth, und Hr. Basse fahre, wie er begonnen hat, fort, zu zeigen, daß es ihm darum zu thun ist, sich reelle Verdienste um Wissenschaft und Literatur zu erwerben, und jedes grobe Artilleriegeschütz aus Leipzig oder anderswoher wird sich bald von selbst zur Seite schieben.

Schutt, Dichtungen von Anastasius Grün. Leipzig, bei Weidmann. 1835.

Ein wunderlicher Titel! dachte ich, als ich diese Dichtungen in die Hand nahm, aber ich ergriff sie mit Begier, denn der Name Anastasius Grün hat für mich einen guten Klang, und bald fand ich denn auch, daß hier eine Saat der herrlichsten Poesieen aus dem Bauschutt der Romantik entsprossen sey. Ich liebte A. Grün schon seit mehreren Jahren, jetzt ist er mir der erste der lebenden Lyriker. Mir liegen Rückert's Poesieen nicht minder am Herzen, aber A. Grün greift mehr in das moderne Leben ein; es sind die concreten Ideen der Jetztwelt, die sich bei ihm dichterisch verkörpern. Besonders gern scheint er das Verfallende, alt und morsch Gewordene zu besingen, immer aber blüht das frische Leben aus den Ruinen. So schon in seinem Gedicht: der alte Komödiant, die Buhlerin, auch in dem treuen Gefährten und dem letzten Dichter.

In diesem „Schutt" aber enthüllt sich der ganze Reichthum seiner Phantasie. Da scheinen die Gedanken mit Allgewalt in die Ruinen hinein, eine neue Welt der Lyrik thut sich darin auf. Ich konnte mich nicht satt lesen an diesen Dichtungen; mir wurde zu Muthe, als läge ich wie einst im duftigen Grase, vor mir die epheuumrankten Mauern des Heidelberger Schlosses, unter mir das rege Leben an den Ufern des Neckar, und in mir die Sehnsucht nach der ewigen Poesie. Es war ein Genuß, so frisch, so lebenskräftig wie bei den größten Dichterwerken, und ein freudiger, weil A. Grün ein lebender Dichter ist, weil er uns so nahe angehört *). Das sind andre Elegieen, als sie sonst, selbst noch von Tiedge, gesungen wurden; hier schwellen anders, höher, Sprache und Gedanken.

Der „Thurm am Strande" lautet das erste Gedicht, das 15 Phantasieen enthält, es schildert uns einen Kerker, für Venedigs Staatsgefangne am Meer erbaut, „daß dem Schuldigen der Brandung Tosen, das Gericht des Herrn in die Seele donnre, des Schuldlosen Klage aber nicht zu den Ohren des Zwingherrn gelange." In diesem Kerker sitzt gefangen ein bescheidener Sonnettendichter, der, weil er einst mit des Dogen Tochter geliebäugelt, und auf Tyrannen gereimt „von dannen," hierher gebracht ist, und nun bald die Schmerzen des Gefangenseyns, bald die hohe Bedeutung des Lebens singt, in Worten, Bildern und Gedanken, so neu, so herrlich und prachtvoll, daß man sich nichts Poetischeres denken kann. Die Erfindung der Kette, das Träumen des Frühlings, das Hinauszaubern in die kornwogenden Felder durch einen Halm, dann die Befreiung und endlich die poetische Auflösung des Ganzen, das ist Alles köstlich. Welch' ein andrer, schöner Genuß ist der dieses Gedichts, als von Victor Hugo's letzten 8 Tagen eines Gefangenen, die doch auch Poesie sehn wollen.

Victor Hugo nahm die Empfindungen eines Mörders zum Thema, weit richtiger A. Grün die eines politisch verfolgten Dichters. Wie kraß, wie cannibalisch ist Alles bei Jenem; wie heiter, wie lebensfroh, und nicht minder ernst und freiheitathmend die Schilderung bei Diesem!

---

*) A. Grün (Graf Auersperg) ist geb. 1806 zu Thurn am Hart in Krain und lebt ebendaselbst.

Die zweite Dichtung trägt den prosaischen Titel „eine Fensterscheibe," und beginnt mit dem komischen Eingang:

Ihr fragt mich lächelnd, ob ich Glaser worden.
Die Zunft ertauscht um freien Dichterorden,
Daß ich mit so gebrechlich zarter Waare
In das Gedräng' des Dichtermarktes fahre?

Die Fensterscheibe ist die eines Klosters, dessen Trümmer der Dichter durchwandelt, und dessen Geschichte er uns in der ergötzlichsten Palingenesie erzählt. Wir gehn mit ihm in's Refectorium, in den verfallnen Dom, in die Gruft der Aebte, und überall tauchen die Bilder der Vergangenheit, die ernste und die heitre Seite des Klosterlebens vor uns auf; besonders schön ist die Liebespein des jungen Mönches, vor dem ein lockiges Mägdlein in dem Beichtstuhl kniet, geschildert. Doch wer kann den Reichthum dieser Poesieen charakterisiren!

Die dritte Dichtung heißt „Cincinnatus," das ist der Name eines Schiffes, welches im Golf Neapels liegt; von seinem Bord ruft uns ein Sohn Amerikas seine Betrachtungen über das alte versinkende Italien zu. Bald sehen wir uns an den Ohio versetzt, die neue Welt mit ihren Wundern und ihrem naiven Leben umschwebt uns, bald spricht zu uns der Schutt von Pompeji. Da ist wieder eine Fülle von lyrischen Bildern und Gedanken, denen das Prädicat neu, tief und schön zukommt.

In der vierten Dichtung „fünf Ostern" behandelt A. Grün die Sage des Orients, daß Christus zu Ostern auf die Erde komme, und nach dem einst so stolz prangenden Zion blicke.

Aus dem Schutte der Weltgeschichte steigt diese Dichtung empor. Nie habe ich so ergreifend das Geschick der Juden besungen vernommen. Es werden fünf Ostern geschildert, zuerst jene, da Jerusalem in die Asche sank, dann jene, an denen das Heer der Kreuzfahrer nach dem Siege durch Blut zum Tempel watete und das Kreuz erhöht ward. An den dritten Ostern aber findet Christus das Kreuz wieder herabgestürzt, den Halbmond erhoben, öde und leer sind des Domes Hallen, nur einzelne Beter knieen am heiligen Grabe, da erscheint ein Jude, ein Ast von jenem Wunderstamme, der gefällt, zerschmettert längst, doch nicht verdorrt ist; der enthüllt uns seine Gedanken vom Christenhaß und vom Schicksal seines Volks.

„Jenem Ahasver, der nicht sterben kann, vergleicht er es, unsterblich und thränenlos ist es, wie er! Ach, der Christ ahnet nicht, wie selbst in den dunklen Schlüften, wohin er uns stieß, des Weibes Kuß, des Kindes Lächeln süß!" So tönt seine furchtbare Anklage. Er spricht:

Was zürnen sie? Weil einst, was noch sie üben,
Gerichtet einen Sünder wir nach Fug!
Wenn das er lehrte, was sie thun und trieben,
Traun, war's kein Unrecht, was an's Kreuz ihn schlug!

Dann aber richtet er sich auf an dem Gedanken, daß dem Juden doch ein Mittel gegeben sey, sich mit den Christen zu messen, das Geld, wie er sich dadurch die Freiheit erringe, und wohl gar die Christen sich vor ihm beugen sehe.

Voll Lust ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Priesters halb du bist, halb mein;
Wie wir uns Beid' in dich zu theilen wissen:
Sein soll das Jenseits, mein das Diesseits seyn!

Der Kampf zwischen Jud' und Christ sey ein ewiger, nicht zu versöhnender, es handle sich darum, wer leichter das Gold erwerben, und den Andern demüthigen könne. — Und zuletzt endet der Jude damit, daß er Goldmonstranzen, Rosenkränze und Madonnen am heilgen Grabe feilbietet. — Wahrlich, seit Shakespeare hat kein Dichter so poetisch den Haß des Juden besungen. Zu den vierten Ostern gibt die neueste Geschichte, Napoleon's Erscheinen im Orient, das Thema, die fünften aber schildern den dereinstigen Völkerfrühling, wo der Krieg und das Schwert ein Unbekanntes seyn werden, wo das Kreuz mit Rosen umwunden aufgestellt wird auf Golgatha. So schließt mit dem Ende der Geschichte, mit der Versöhnung des Menschengeschlechts A. Grün's Dichtung. Ein Epilog spricht noch die Phantasie des Dichters aus, wie Orient und Occident sich zu einander neigen, wie die Reben des Vesuvs und des Rheins zur schattigen Laube sich vereinigen werden. Er endet bedeutungsvoll mit dem, was schon durch das Mittelalter wie ein zarter Hauch, eine tiefe Ahndung sich zieht, was in unsrer Zeit als klares Bewußtseyn in die Poesie aufgenommen ist, die Vereinigung der occidentalischen mit den orientalischen Anschauungen. Goethe brachte zuerst den Osten dem Westen näher, Rückert und Platen brachen gleichfalls viele der köstlichsten Rosen aus dem Orient, Anastasius Grün pflanzt die Gesinnung des Occidents in den Orient, seine Poesie liegt uns daher noch näher wie die Jener, sie bildet die wahre, ächte Mitte dieser Richtung. — Dieser Schutt ist ein wahrhaftes Kunstwerk, die schönste Gabe aus dem Jahre 1835.

Das letzte Bankett der Girondisten von Charles Nodier. Aus dem Französischen von A. Kaiser. Leipzig, Literarisches Museum. 1836.

Welches Buch! Jedes Wort ein voller Orgelton aus der Todtenmesse der Freiheit, jede Zeile ein Todtendenkmal eines erhabenen Charakters. Wir sehen am Abende des 30. Octobers 1793 ein und zwanzig Gefangene durch die dunklen Pforten der Conciergerie eintreten, und bemerken unter ihnen den eleganten Gensonné, den heitern liederreichen Ducos, den ewig lachenden Mainvielle und der letzten Gruppe schreitet Vergniaud, der veredelte Mirabeau der Gironde, voraus. Auf einer Bahre wird Valazés Leiche getragen, und im Hintergrund des Saals, wo sich die Verurtheilten zum Bankett versammeln, niedergesetzt. Opfert dem Aesculap einen Hahn, Doctor! sagt Vergniaud wie La Hardy die Wunde untersucht, einer eurer Patienten ist schon genesen! Und zum Bankett setzten sie sich nieder, wie Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution sagt: „Sie hielten gemeinschaftlich ein letztes Mahl, und waren dabei abwechselnd heiter, ernst und beredt!" — Welche Feuerworte brechen sich ihre Bahn, wie öffnen sich hier, ergriffen von dem heiligen Schauer der nächsten Zukunft, diese weiten weltumfassenden Herzen; es donnert Vergniaud, Carra philosophirt, der edle Gensonné tröstet mit einer heitern Zukunft, während Mainvielle Toaste ausbringt, Ducos niedliche Lieder singt, und Boyer-Fonfrède ihn wie einen geliebten Bruder umfaßt! Mögen immerhin engherzige, bebrillte Historiker die französische Revolution als einen Schandfleck des vergangenen Jahrhunderts ansehen,

der Menschenfreund, der tiefersehende Politiker und Historiker, die nicht die Mittel, sondern nur den Zweck und die Wirkung im Auge halten, werden die Bestrebungen der edlen Männer der Gironde, und selbst die eherne Consequenz eines Robespierre, mit andern Augen betrachten, als der große Haufe, der den Blick von dem zu seinen Füßen rieselnden Blute nicht abwenden kann, und darum auch nicht den Himmel sieht, der jetzt rein, hell und glänzend strahlt, und von dem die kuttenbemalte schwarze Decke des Pfaffenthums, die Orden behängte Uniform des Aristokratismus abgezogen ist. Nodier's Buch kann kein Blatt mehr in den Immortellenkranz der Gironde flechten, aber es mahnt mich wie ein schönes verspätetes Blatt, das nun einsam Trauerlieder flüsternd an dem Baume der Freiheit, die je mit dem Herzblute großer Menschen begossen wurde, hängt, es gemahnt mich wie ein indisches Mährchen, wo der Geliebte eines schönen Weibes geköpft wird; aus seinem Blute sprießen Rosen hervor, und aus diesen Rosen wird ihm der Brautkranz zur Vermählung geflochten! — Das Buch ist keine gewöhnliche Leihbibliotheks-lectüre. Würde uns die Vorrede nicht sagen, es sey größtentheils Poesie, wir würden es der haarscharfen Charakterzeichnung der historischen Kleinigkeiten willen, die darin vorkommen, für ein authentisches Actenstück halten. Ausstattung: gut. —

Literarischer Beobachter.

[Der Elegante.] Unter diesem Titel erscheint in Weimar (B. Fr. Voigt) ein Monatblatt für Herren-Kleidermacher und Modefreunde. Seine Ankündigung hebt also an: „Die Donner des Krieges sind im lieben deutschen Vaterlande verklungen und neben den Künsten und Gewerben der Ruhe und des Friedens beginnen auch die Annehmlichkeiten und Liebhabereien (?) des Lebens bei einem allmählig allgemeinen (!?) Wohlstande wieder aufzuleben, namentlich auch eine fortschreitende, nie ruhende Veredlung des guten Geschmacks für Luxus und Moden" (— ein herrliches Thema zu einer Controverspredigt!). Novellen und anderer belletristischer Schnickschnack wird nicht vorkommen, sondern Alles wird nur eine wahre Schneiderliteratur repräsentiren, wie im belehrenden, so unterhaltenden Tone.

[Russische Sprache.] Der Versuch, in Berlin Interesse für Rußlands Sprache zu erwecken, ist mißglückt. Der Schauspieler Schneider hat bereits wegen Mangels an Schülern seine Professur niederlegen müssen.

[Neuigkeiten aus Stuttgart.] Man geht in St. mit nichts Geringerem um, als eine eigene Buchhändler-Messe zu gründen. Die dortigen Buchhändler machen es sich zu einer besondern Aufgabe das Project zu verwirklichen; und ihre Thätigkeit soll bereits ernstlichen Resultaten sich genähert haben. Allerdings sind Stuttgart's buchhändlerische Unternehmungen quantitativ und qualitativ ziemlich bedeutend, und stehen denen in Leipzig und Berlin zusammen (?) kaum nach. Wer weiß, ob der Oster-Meßkatalog nicht die Balance ganz aufhebt, und ein großer Riß wird.

Menzel's deutsche Literatur in 4 Bänden ist bereits in 3 Bänden versandt und der 4. Band, welcher die neuesten literarischen Erscheinungen auf's Korn nimmt (man weiß jedoch im Voraus wie!), reift der Vollendung unter dem Preßbengel entgegen.

Ernst Münch vollendete die allgemeine Geschichte seiner Zeit. Ich verweise auf die vor Kurzem in dies. Bl. gegebene ausführlichere Beurtheilung.

[Georg Lotz's neuere Schriften 4 Bände.] Perthes und Besser in Hamburg bringen dem Publicum die Kunde: daß das genannte Werk noch im Laufe dieses Jahres erscheinen, und der erste Band desselben, mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers, schon nächstens die Presse verlassen und versandt werden wird. Dieser erste Band nun enthält eine Sammlung von Gedichten, welche schon dadurch einen besonderen Werth erhalten, daß sie im poetischen Gewande die heitere Lebens Philosophie eines Blinden hinstellen, dem die Musen auf seiner dunklen Lebensbahn freundlich zur Seite standen, und dem sie die finstere Nacht erhellten, zu der das Schicksal ihn verurtheilte. Die übrigen drei Bände werden unter dem Titel: „Spenden gegen die Langeweile," eine Sammlung interessanter Novellen, Erzählungen, Sagen und Legenden liefern, welche sämmtlich, wegen ihres anziehenden Stoffes und der lebendigen Darstellungsweise des Verfassers als schätzenswerthe Beiträge zur gebildeten Unterhaltung betrachtet werden können. Jeder Band wird unter besonderem Titel auch einzeln zu haben seyn. Die Anmuth der sinnvollen Gedichte dieses Autors wird allgemein anerkannt, und die Leichtigkeit und das Anziehende seiner Leistungen als Novellist und Erzähler, so daß also sicher dieses Werk in jeder öffentlichen, wie in jeder Privatbibliothek einen ehrenvollen Platz einnehmen wird.

[Neue Zürcher Zeitung.] Dieß neue Orell'- und Füßli'sche Institut zeigt sich, seinen ersten Nummern nach zu urtheilen, sehr vortheilhaft. Es bringt unter Anderem in Nr. 1 aus Berlin die Nachricht: „Wie man vernimmt, soll der vor einigen Jahren verbotene Besuch deutscher Universitäten den preußischen Studenten wieder freigegeben werden, doch wird wohl Zürich nach wie vor ausgeschlossen bleiben. Dagegen hört man viel davon sprechen, daß den deutschen Spruchfacultäten überall die Entscheidung in Criminalsachen entzogen werden soll." „Der pädagogische Beobachter für Eltern, Lehrer und Schulvorsteher" (zweit. Jahrg., in 52 wöchentlichen Lieferungen) in demselben Verlage und unter Redaction J. Th. Scheer's, ist ein Blatt, das sich nicht nach jedem Winde dreht, sondern eine löbliche Selbstständigkeit bekundet und der Beobachter scheut sich nicht, durch die Hechel zu ziehen, wo man lieber den Speck durch den Mund hätte. Möge er gedeihen, und seine Saaten einer fröhlichen Ernte entgegenreifen sehen! (Ein Sylvesterlied über das Jahr 1835, von Altschulmeister Extramuros in Versikon enthält auf einen jüngst reisenden König den Vers:

„Doch wie er zieht von hinne
Wird ihm das Herze schwer;
Bei einer schönen Wirthine,
Da weinet er noch sehr."

und auf ein nothleidendes manoeuvrirendes Heer die Nachricht:

„Sie fressen Gras und Blätter
Und betteln obendrein;
Der stolze Preußen-Vetter
Will nicht Cam'rade seyn.")

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 68. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 19. März. **1836.**

Weimarer Festbühne.

[Die Verrätherin und Braunschweiger Silbergeld. — Oels. — Das eherne Pferd, die Schnabelschuhe und Pagoden. — Die Ballnacht und Seidel's neuester Witz. Hummel und die Leibhusaren. — Bälle. — Revüe.]

An keinem Tage des Jahres erscheint Weimar großartiger als am 2. Februar. Unzählige Carossen rollen von früh an über das sonst jambisch-berühmte, jetzt aber durchweg spondeisch-geebnete Pflaster. Die Hôtels wimmeln von Fremden. Alles drängt zum Theater. Schon in den ersten Nachmittagsstunden wogen die Massen nach dem neuen Schauspielhaus, um dem allverehrten Landesherrn beim Eintritt in die fürstliche Loge mitten unter rauschendem Trompeten- und Paukenjubel ein patriotisches Lebehoch! zuzurufen. Die umsichtige Theaterintendanz bemüht sich stets, an diesem Tage, so oft er auch wiederkehrt, mit den neuesten und heitersten Stücken dem Geschmack des Regenten entgegenzukommen.

Dießmal sahen wir die Verrätherin, Lustspiel in einem Act von F. von Holbein, und darauf: das eherne Pferd, Zauberoper von Auber. Das erste Stück ist mehr Posse, als Lustspiel und dreht sich leider um verbrauchte Motive. Dennoch verdiente Dlle. Lortzing den Preis, obschon ihr Naturell an sich dem Koketten widerstreitet. Hätte sie nur, da sie einmal in ihrer Rolle fünf verschiedene Charaktere sehr überraschend darstellt, auch die Partieen der Herren Winterberger und Krieger mit übernommen. Wenigstens hatte Bankier Vollwerth nichts weniger als „vollen Werth," und gehörte somit recht eigentlich unter die Rubrik „Braunschweiger Silbergeld." Mancher hätte gern gesehen, wenn der Braunschweiger Herr Commissarius auch Herrn Winterberger ausgewechselt hätte, denn dieser von der Natur herrlich ausgestattete junge Mann, steht mit seinem früheren Gepräge und Nennwerth nicht mehr recht al pari.

Unersetzlich und stets fühlbar, ist in dieser Beziehung der Verlust unseres wackern Oels, dieses Schillers der Bühne. Jene Hoheit, jene innere Fülle der Empfindung, jene Energie des Ausdrucks vermag weder Genast's vielseitige Kraft und Routine, noch Winterberger's schöne Gestalt und Beweglichkeit zu erreichen.

Die Darstellung des ehernen Pferdes aber war ein Triumph der neueren Weimarer Oper. Mit der ausgesuchtesten Pracht im Costüm, Decoration und Ballet harmonirte eine meisterhafte Präcision der Chöre und der Kapelle, geleitet von Rep. Hummel, ebenso der Gesang und das belebte Spiel aller Theilnehmer. Vom Tactirstock herab bis zur gekrümmten chinesischen Schnabelschuhspitze der Tänzerinnen wetteiferte Alles, um diese Oper als ein wirkliches Festspiel hervorzuheben. Hrn. Jerwitz, dem Lenker der zierlichsten Füße, rufen wir einen freundlichen Gruß zu. Möge seine enorme Gewandtheit nicht allein der fürstlichen Gunst sich erfreuen. — An der sg. Fabel des Stückes und am Texte ließe sich manche begründete Ausstellung machen; indessen habe ich nie zu denen gehört, welche eine Oper schlechthin verwerfen, wenn jenem mehr formellen Erfordernisse nicht genügt ist; nicht das Wort, nicht die Rolle, erscheint mir als Hauptsache in der Oper, sondern der Gedanke, das Gefühl, die musikalische Einheit, die innere Harmonie. Uebrigens lassen sich jene Kritiker mit dem einzigen Worte „Zauberoper" niederschlagen; denn hierin liegt eben die Abweichung von dem alltäglichen Laufe der Dinge: Das edle Roß bäumt sich in den Wolken; Baum und Strauch auf dem Venusstern sind von purem Golde; Prinz, Mandarin und Bauer versteinern zu chinesischen Pagoden und nicken mit Köpfen und Händen ꝛc. Zwischen diesem sonderbaren Stoffe und der durchweg lyrischen Musik herrscht ein Einklang, eine Verknüpfung, über welche man das allzu Tändelnde, fast Fratzenhafte der einzelnen Figuren gern vergißt. Der Grundcharakter des ehernen Pferdes ist eben barocke Originalität.

Das Geburtsfest der Frau Großfürstin fällt mitten in den Fasching. Was konnte daher Passenderes über die Bretter gehen, als der Maskenball? Lassen Sie mich, der Merkwürdigkeit wegen, den ganzen hiesigen Titel dieses Stückes hersetzen: Die Ballnacht, große Oper in fünf Acten, der Text für das großherzogl. Weimarische Hoftheater eingerichtet von M. J. Seidel zur beibehaltenen Musik von Auber; Schluß-

finale des fünften Actes vom Herrn Capellmeister Hummel. Gott sey Dank, daß ich fertig geworden bin! Aber meine schönen, sonst stets mit den Weimarer Schöngeistern vertrauten Leserinnen werden sogleich fragen: „M. J. Seidel! M. J. Seidel? — Wir kennen wohl eine recht tüchtige Malerin Seidler in Weimar, die in der letzten Kunstausstellung den herrlichen Ritter Toggenburg und sein Liebchen gemalt hatte, — aber — Seidel? ist denn das ein Schriftsteller?" Sonst arrangirte ein anderer Mann die Stücke für die Weimarische Bühne, es stand ein leuchtender Stern über seiner Hausthüre in Weimar, die Welt nannte ihn nur schlechtweg — Goethe. „Goethe, Auber und Hummel kennen wir, aber wer ist denn dieser Monsieur Seidel, der sich auf den Textbuch so enorm breit macht?" — Sie erinnern sich ohne Zweifel, meine Damen, jenes lustigen Tyrolers, jenes spaßhaften Staberl's, jenes Zwirns, jenes leibhaftigen „Ich war zwei Jahr in Paris," mit einem Worte des Weimarer Komikers — Seidel. Seidel kann nichts thun, ohne einen Witz zu machen. Sein neuester und bester Witz ist dieser Text zum Auber'schen Maskenball. Ich frage: Was heißt „für das Weimarische Hoftheater eingerichtet? —" Man nimmt blos Herrn von Lichtenstein's Textbuch zur Hand, man ändert König Gustav von Schweden in „Herzog Stephan Bathori," Ankarström wird „Juranicz," die Scene am Galgen wird schnell an eine verfallene Ruine versetzt, man läßt alle Beziehungen auf das nordische Seeleben, eben so die fatalen Worte: Dolch, Mord, Blut, Tyrannei ꝛc. aus, man versetzt die ganze Handlung eiligst nach Siebenbürgen, und — läßt Herzog Bathori noch ein wenig am Leben: so ist die neue „Ballnacht, große Oper in fünf Acten ꝛc. ꝛc." fix und fertig. — Eine herkulische Arbeit! — Ohne Scherz! die Handlung des Stücks gewinnt durch dieses Manoeuvre ganz ungemein; das Auge ergötzt sich an den bunten, belebten ungarischen Trachten, und das Ohr wird mit dem tödtlichen Schusse des fünften Actes verschont. Kurz, Herr Seidel ist ein trefflicher — Komiker! — Hummel's Schlußfinale hat zauberische Wirkungen auf die netten Füßchen unserer Tänzerinnen hervorgebracht. Alle Decorationen waren neu und überraschend; besonders geschmackvoll war der Ballsaal. Die Maskerade selbst war das non plus ultra des Luxus, der sinnreichsten Erfindung. Ich hatte Gelegenheit, den „Maskenball" vor einigen Wochen in Frankfurt am Main zu sehen, aber dort enthielt diese letzte Scene nur Lächerlichkeiten und Harlekinaden. In Weimar konnte man Gediegeneres erwarten.

Man muß es selbst sehen, dieses Kaleidoskop, diese Blumenlese aus den prachtvollsten Opern und Dramen, diese ungarischen Tänze, diesen ungeheuern Aufwand. — Die Leistungen der Einzelnen waren durchweg alles Lobes werth. Genast — Jurani ꝛc. hatte besonders in der Hauptscene des dritten Actes hinreißende, fast tragische Momente. Er wäre gerufen worden, wenn der fatale Anschlag nicht an allen Logenthüren stände, ich meine, das Verbot des Herausrufens der einheimischen Künstler. Ach, das Verbot hätte wohl noch nicht eben viel auf sich — aber da stehen im Parterre ein halb Dutzend nette großherzogl. Sachsen-Weimar-Eisenachische Leibhusaren, kräftige Bursche mit feuerrothen Dollmans, und die führen blanke Säbel. Ich schlage, auf cerevis! — eine famöse Göttinger Quart, aber so ein Teufelskerl haut Einem am Ende doch eine Prime über die Augen, und dann könnte man die „Ballnacht" nicht mehr sehen. Darum habe ich es unterlassen, Hrn. Genast und Hrn. Knauft zu rufen. Neben diesen beiden Neuigkeiten konnte natürlich nicht viel Zeit und Mühe auf anderes Neues verwendet werden. Dennoch sahen wir den Ball zu Ellerbrunn von Blum. Sie sehen, meine schönen Leserinnen, an Bällen wenigstens fehlt es uns in Weimar nicht, und wir können uns kühn mit dem stolzen Paris messen, nur mit dem Unterschied, daß man bei uns nicht „für die Armen," sondern für die Reichen tanzt. An bedeutenderen Stücken sahen wir im Laufe des Monats Januar und Februar noch: Johanna von Montfaucon, Don Juan, zwei Mal, Kätchen, Zampa, Pretiosa, Carl XII. auf Rügen, König Enzio. Hierauf: Divertissement für die großherzogl. Hoftheater-Tanzeleven (!!), Schutzgeist, die Königin von 16 Jahren, Capuleti und Montecchi.

An Neuigkeiten in diesem Fache melde ich noch, daß Dlle. Marie Schmidt sich in eine Madame Baum verwandelt hat. Dabei hat aber weder ihre reine Stimme, noch ihr zarter Fuß verloren, caetera nescio! — Herr Engelken hat uns verlassen; ich sah ihn nur ungern scheiden, denn er ist ein denkender Schauspieler, ein gebildeter junger Mann. Möge es ihm eben so glücken, wie Herrn Freymüller, den wir auch mir nichts, dir nichts laufen ließen, und der nun von den noblen Leipzigern vergöttert werden wird. — Dlle. Gebhardt bildet ihr Talent, unter des Nesters Graff Leitung, immer mehr und mehr aus. Als Pretiosa und Schutzgeist leistet diese junge Künstlerin Erstaunenswerthes. — Doch nun leben sie wohl, freundliche Leserinnen unseres Planeten, und vergessen sie ja die Ballnacht nicht. Auf Wiedersehn! —

Theaterbericht.

Berlin, im Februar 1836.

Als Emmeline in der Schweizer-Familie, Constanze, in einem kleinen für sie eigends geschriebenen Singspiel: Die Sprache des Herzens, Romeo in Bellini's Capuleti und Montecchi, so wie an dem letzten Abend ihres Auftretens in einer Scene aus Othello, als Desdemona, bewährte Dlle. Pixis sich mit glänzendem Erfolge als eine, in der deutschen, italienischen und französischen Schule gleich geübte dramatische Sängerin. Der allgemeine Ruf: „Hierbleiben!" bekundete, wie sehr es wünschenswerth wäre, Dlle. Pixis für die hiesige Oper zu gewinnen, denn immer fühlbarer wird der Mangel, welcher schon seit längerer Zeit bei dieser Bühne an einer geübten jugendlichen Sängerin ist. Der Recensent in der im Verlage der Voßischen Erben erscheinenden politischen Zeitung spricht über Dlle. Pixis zwar ein ganz anderes Urtheil aus, doch läßt sich Referent darin nicht irre machen, denn wenn er auch gleich im Gebiete der Tonkunst nicht das Gras — oder vielmehr die Noten wachsen hört, so sagt ihm doch sein natürliches Gefühl und die allgemeine Stimme des Publicums das Gegentheil von dem, was oben erwähnter Hr. Recensent behauptet, wenn gleich ihm darin, was derselbe über das verzögerte Auftreten der genannten Sängerin sagt, vollkommen beigepflichtet werden muß. — Das letzte Werk

des zu früh verstorbenen Bellini, die Puritaner kamen in verwichener Woche zur Aufführung; es wird jedoch nicht so häufig auf dem Repertoir erscheinen, als die Familien Capuleti und Montecchi, welche Oper hier auf der königlichen sowohl als der Königstädtischen Bühne gern gehört wird. — Ein kleines Lustspiel: Adele, nach dem Französischen von G. Harrys, hat gefallen. Dlle. Clara Stich, die Herren Crüsemann und Stawinsky spielten darin lobenswerth. — Unser Sänger Herr Devrient, ein Liebling des Publicums, welcher sich schon seit längerer Zeit mehr dem redenden Schauspiel zugewendet und in solchem mit lobenswerthem Eifer auch Manches vorüglich Gelungene geleistet hat, wagte sich an die schwierige Aufgabe des Marquis Posa in Don Carlos. Ohne dem Talente des Herrn Devrient im mindesten zu nahe treten zu wollen, schien es doch für ihn eine zu schwere Aufgabe, welches sich auch am Abend der Vorstellung bewährte. Herrn Devrient, welcher in ruhigen gemäßigten Rollen ganz an seinem Platze ist, mangelt neben der physischen Kraft auch die innere poetische Gluth, welche bei der Darstellung dieses feurigen Charakters unumgänglich nöthig ist, und seine Schöpfung war daher nur das Werk des berechnenden, künstlerischen Verstandes und mußte die Zuschauer, welche ihm jedoch hinreichende Beweise des Beifalls zur Aufmunterung gaben, im Ganzen kalt lassen. Wir haben den Posa früher von dem verstorbenen Wolf ausgezeichnet, von Krüger, welcher bei seinem schönen Organ nur etwas zu stark declamirt, ebenfalls sehr genügend, und später von Rott mit wahrhaft künstlerischer Begeisterung darstellen sehen, aus welchem Grunde wohl Manchem die etwas schwache Leistung des Herrn Devrient nicht zusagen wollte. —

Hier wurde auch zum Besten der hiesigen Stadtarmen die Oper: Moses aufgeführt, welcher wohlthätige Zweck durch einen unangenehmen Streit, in welchem der Director dieser Bühne, Commissionsrath Cerf, verwickelt gewesen ist, erreicht seyn soll. Dies soll jedoch nicht mit Gewißheit behauptet werden und wird nur in Folge eines Gerüchtes angeführt. Der reine Ertrag dieser Vorstellung gewährte, mit Einschluß der Geschenke, 105 Thlr. Gold und 583 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf., welche Summe unter die hiesige Armen-Direction und die Direction für Speisung der Armen getheilt worden ist.

Ein neues Ballet: Der gestiefelte Kater, arrangirt vom Balletmeister Hoguet, kam in diesen Tagen bei der königlichen Bühne zur Aufführung. Der Inhalt ist trivial; es figurirt jedoch darin allerlei Ungeziefer, Ratten, Mäuse ꝛc. und wird deßhalb immer für das größere und auch höhere Publicum anlockend seyn, denn der erste Rang ist bei dergleichen Machwerken stets gefüllt, während bei classischen Werken z. B. Don Carlos, Emilie Galotti ꝛc. ꝛc. derselbe schauderhaft leer bleibt und die Besucher desselben vor Anschauung solcher Stücke eine heilige Scheu hegen *). — Baptist Loisset mit seiner Kunstreiter-Gesellschaft beeinträchtigt die Theatercassen gegenwärtig sehr, denn die Damen Kenebel, Price und Hinne üben eine stärkere Anziehungskraft als Schiller, Goethe und Lessing.

*) Dieselbe Beobachtung ist, ach, wie oft schon! auch in Leipzig gemacht worden! Gl.

Nautisches Theater in England.

Die Hauptstadt des brittischen Reiches ist im vollen Genusse dieser Art von interessantem Schauspiel.

Der herrliche Garten des Londner Tivoli wurde im Jahr 1834 dem Publicum zum ersten Male den 30. Mai eröffnet, nämlich ungefähr 14 Tage vor dem Zeitpuncte, wo die Eröffnung gewöhnlich stattfindet. Die Eigenthümer der Anstalt hatten seit dem Jahre 1833 bedeutende Summen aufgewendet, um die dem Publicum dargebotenen Vergnügungen zu vermehren und zu vermannichfaltigen.

In den ersten Rang der Belustigungen muß man die theatralische Vorstellung der merkwürdigsten Vorfälle auf der Reise des Capitän Roß im nördlichen Polarmeere setzen. Man wird sich einen Begriff von dem Großartigen dieses Schauspiels machen können, sobald man weiß, daß der Schauplatz einen Raum von 60,000 Quadratfuß (gleich einem Viereck von 800 Fuß auf jeder Seite) einnimmt, und daß gewisse Theile der Decorationen, welche Felsen- oder Eismassen vorstellen, sich mehr als 70 Fuß hoch erheben. Das Wogen der Wellen ist bewunderungswürdig nachgeahmt; die Wasser und die schwimmenden Eisschollen bewegen sich mit einer Vollkommenheit, welche die Täuschung vollendet.

Die Darstellung ist in drei große Scenen getheilt. Die erste zeigt die Victory, das Fahrzeug des Capitän Roß, mitten im schwimmenden Eise schiffend, von dem es auf allen Seiten umgeben ist. Die Art, wie das Fahrzeug sich wendet und dreht, um den Stoß der Eisschollen zu vermeiden, ist von bewundernswürdiger Genauigkeit. Gewöhnlich durchfahren die Schiffe in der theatralischen Schifffahrt die Scene blos von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, und zeigen immer nur die Seite den Zuschauern, aber das Bild der Victory führt alle Bewegungen eines Schiffes aus, das sich in der gefährlichen Lage befindet, in der man es darstellt, und läßt abwechslungsweise alle Theile seines Körpers und seines Takelwerkes sehen. Die Scene ist belebt durch weiße Bären, welche man die Felsen erklettern oder auf den Eisschollen laufen sieht, und die ihr klägliches Geheul hören lassen. Man sieht auch Wallfische von bedeutender Größe mitten in den Wellen sich belustigen, und wirkliches Wasser durch ihre Luftlöcher ausspritzen.

In der zweiten Scene ist nichts als Schnee und Eis. Die Victory steht fest wie in das Eis gelöthet, ist abgetakelt und in eine Winterwohnung umgewandelt. In dieser Scene stellt man die Ceremonie der Aufpflanzung eines Mastes mit der englischen Flagge auf der Spitze eines der Felsen in dem Theile des amerikanischen Continents dar, welcher von Capitän Roß Boothland genannt wurde, zur Ehre eines Schöppen (Alderman) in London, der großmüthiger Weise den größten Theil der zur Unternehmung nöthigen Geldsumme vorgeschossen hatte, und man sieht die Schiffsmannschaft und die Eskimos, welche bei dieser Ceremonie eine Rolle spielen, höchst malerische Gruppen bilden.

Die dritte Scene stellt das Herannahen des Sommers dar. Die Eisgebirge sind auf's Neue in Bewegung, und die Wellen fangen wieder an sich zu erhöhen und zu vertiefen. Man sieht die Mannschaft der Victory in drei Boote vertheilt sich anstrengen, um aus dem Eise herauszukommen und das hohe Meer zu

gewinnen; alsdann sieht man eine der Schaluppen der Isabella von Hull. Diese Fahrzeuge treffen auf einander; man erkennt sich; die lebhafteste Freude wird von beiden Seiten sichtbar, und die unerschrockenen Reisenden, deren Untergang man seit vier Jahren beklagte, sind endlich gerettet.

Diese Vorstellung hat einen außerordentlichen Erfolg gehabt, und wurde mit Zeichen eines bei den phlegmatischen Engländern sehr seltenen Enthusiasmus aufgenommen. Man hat besonder die Nachahmung der Naturerscheinung des Nordlichts bewundert, welche vermittelst Gas von verschiedenen Farben, durch einen sehr geschickten fremden Chemiker zusammengemischt, hervorgebracht wurde. Die Eigenthümer von Vauxhall sind entzückt, und schmeicheln sich, die Einwohner der Hauptstadt und der benachbarten Grafschaften haufenweise herbeilaufen zu sehen.

Theater-Guker.

Paris. Im Ambigu-Comique sah man in diesen Tagen: **Le Bravo oder Tel père, tel fils,**" Vaudeville in einem Act von Bouchardy und Deligny — eine hübsche und geistvolle Parodie der seit einigen Jahren die französische Bühne beherrschenden italienischen Romantereien, welche, bei guter Aufführung, nie ohne Wirkung bleiben. Im Theater des **Variétés** war neu: **„Monsieur Bonhomme,"** Vaudeville in einem Act von Leopold und Eugene, mit leichter, loser Intrigue und keck skizzirten Charakteren und Dialogen. — Im Theater des Palais Royal: **„Les chansons de Desangiers,"** Vaudeville in fünf Acten von Theaulon und de Courcy, ein anziehender Pendant zu der Pièce **„Les chansons de Beranger."** Am 24. Febr. wurde Meyerbeer's **„Bartholomäusnacht"** zum ersten Male aufgeführt, und Hrn. Dupomchel's zwei Glocken, die er unter den 6 neu für die genannte Schreckens- und katholisch-papistische Schmachnacht gegossenen hatte anwenden dürfen, ohne des Gebäudes Einsturz befürchten zu müssen, waren in voller Thätigkeit. **„Rimbau** oder die **schlechten Bekanntschaften,"** zweiactiges Stück von Dumersan und Alexander, aufgeführt auf dem Theater des **Variétés**, predigt, sonderbarer Weise! Moral aus dem Munde ganz sittenloser Individuen. Beifall: getheilt. Im Gymnase gnügte sar den — Fasching: **„un tour de carneval"** — weiter läßt sich **nichts** sagen. Das auf dem Theater der Gaité aufgeführte Stück: **„Sie ist nicht mehr,"** wird als eine sehr gelungene und anziehende Kleinigkeit angerühmt. **„Le gamin de Paris,"** Vaudeville-Lustspiel, in zwei Acten von Bayard und Vanderburk hat im Gymnase außerordentlichen Beifall gefunden. **Gamin** ist Bezeichnung der eigentlichen Straßenjungen in Paris und die Verfasser haben in ihrem Stücke volksthümliche Sitten auf wirklich belehrende und moralische Weise geschildert. Zwei Stücke: **„Laurette"** und **„Unter der Linie,"** das erstere im Vaudeville, das zweite im Palais Royal aufgeführt, behandeln eines und dasselbe Sujet, das einer Novelle von Alfred de Vigny entlehnt ist. Die Novelle ist jedoch besser als beide. — Die Reprise von **„Othello"** durch die Italiener in Paris, hat Furore gemacht, ja man will die Darstellung unter Mitwirkung von Rubini, Iwanoff, Tamburini und Lablache ein Wunder nennen. Die Gesellschaft der **comédie française** beschäftigt sich eifrigst mit dem Einstudiren von **Molière's „Verdrießlichen,"** welches Lustspiel mit allem des Verfassers und der Anstalt würdigen Glanz in Scene gehen soll. Der Aufwand von Ballets, Scenerie u. dgl. soll ganz so seyn, wie zur Zeit Ludwig's XIV. unter dem Intendanten Fouquet. — Dlle. Jenny Vertpré hat vom Landkämmerer das Privilegium eines französischen Theaters in London, unter ihrer Direction, erhalten und wird nächstens in dieser Hauptstadt erwartet, um die neue Anstalt in's Leben zu rufen. — Im Monat Januar auf den Pariser Theatern neu: zwei Opern, fünf Dramen, achtzehn Vaudevilles. Erfolg: der glücklichste.

Italien. „Eine Frau von 40,000 Thlr.," neues Originallustspiel, vom Dr. Leo Fontana, ist am Theater Carcano in Mailand sehr beifällig vom Publicum aufgenommen worden. Erfindungen und Situationen zeigen von wirklichem Talent, doch erscheint der Dialog, so gut er im Ganzen ist, im Einzelnen vernachlässigt, weßhalb der Verfasser künftig mehr Fleiß und Sorgfalt auf denselben zu verwenden haben wird. In Neapel hat die neue Oper **„Pelwyra"** von dem jungen Maestro Stabili sehr befriedigt, ohne durchgreifenden Succeß zu haben. Taglioni's Ballet: „Die Rückkehr des Ulysses" war ziemlich von gleichem Erfolg. — An der **Fenice** zu Venedig bereitete man ein großes Ballet vor: **„Malvina."** In Pomp, Scenerie u. A. sollte keinerlei Ersparung eintreten. An dem kleineren Theater der Malibran ebenda wird das berüchtigte Stück: „Timur der Tatarchan" von der Kunstreitergesellschaft **Chiarini** nächstens wieder aufgenommen werden. — **„Masaniello,"** großes Ballet von **Cortesi** hat im Theater **Fenice** in Venedig gefallen und bildet mit der Oper „Belisar" ein tadelfreies Ensemble. Diese letztere neue Oper Donizetti's hat einen Beifall geerntet, wie er vielleicht nie so stürmisch und ungetheilt erlebt worden ist, denn die ganze Vorstellung war eine Reihe von Hervorrufungen, Jubel und Enthusiasmus; auch soll die Composition ohne Vergleich die früheren des Maestro an Originalität, Kraft, Ideenreichthum und Charakter übertreffen. — „Nina oder die Wahnsinnige aus Liebe," Oper von Coppola hat weder in Triest noch in Mantua gefallen.

Leipzig. Im Lustspiele, das nächst der Oper sich glücklich über die Mittelmäßigkeit erhebt, während das Schau- und Trauerspiel, bei den jetzt verwendbaren Kräften und obwaltenden Verhältnissen, beinahe **unter** dem Niveau aller Anerkennungswürdigkeit liegt, ist hier und da in diesen Tagen recht Gutes geleistet worden. In der Oper, welche, der Sage nach, neue Anstrengungen machen wird, um sich Ohren und Augen und Lob zuzuwenden, hat sich in Altem und Bekanntem Hr. **Eicke**, besonders als Zampa, neuen Ruhm erworben, und obgleich dieser Sänger mit keinem Hauser (in Berlin) und **Pöck** (in Prag) in die Schranken zu treten vermag, so bleibt er doch für uns ein schätzens- und ehrenswerthes Kleinod. Mit ihm zugleich muß der Dlle. **Löw** und **Ringelhardt** (Letzterer scheint ein Gram die Ueberfülle der Gesundheit abzustreifen) **ehrenvoll** erwähnt werden. Ein talentvoller junger Schauspieler, Herr **Baumeister**, hat in der letzten Zeit unsere Hoffnungen auf das Ueberraschendste nicht erfüllt, sondern **übertroffen**. Er ist in mehreren Rollen aufgetreten, die wir früher von Herrn **Boltzmann**, einem der geist- und kenntnißreichsten jüngern Bühnenkünstler, sahen und hat durch seine schöne Gestalt, durch sein kräftiges und frisches Organ, durch sein überdachtes Spiel allgemeine Anerkennung gefunden, durch Bescheidenheit sich allgemein geachtet und beliebt, und durch Fleiß und vielseitige Brauchbarkeit der Direction unentbehrlich gemacht. Leider nagt an seinem Hierbleiben der Wurm der Kabale, und wir fürchten, ihn bald von uns scheiden zu sehen. Er ist **jedem** Theater zu empfehlen, und nach den außerordentlich schnellen Fortschritten zu urtheilen, die er an unserer Bühne gemacht hat, wird er sicher in kurzer Zeit **Ausgezeichnetes** (im Lustspiel als erster und zweiter Liebhaber und im Schauspiele in Rollen wie Hinko und ähnliche) leisten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 69. (VII. Jahrgang.) Montag, den 21. März. **1836.**

Cypressenkranz
auf das
Grab des königl. sächs. Staatsministers
* * * Müller. * * *

Parca Viro vitam invidit, nam quando manebat,
Dignus Is haud unquam qui moreretur erat.
E. B.

Der Sachsens Glanzstern, Hoffnung und Zierde war,
Der Aller Schutzwehr, welche dem Guten hold,
Weh' uns! der Tod, unbänd'gen Sinnes
Hat Ihn entrafft auf des Sturmwinds Fittich. *)

Beweint den Heros, Tugend und Frömmigkeit!
Beweint Ihn, Musen! greife zum Trauerkleid,
O heil'ge Kirche! jamm're mit uns
Auf zu dem Himmel die Schmerzensklage!

Ein Thränenstrom, Saronia's Genius!
Glänz' um Dein Antlitz, denn Dir entrissen ward
Er, der mit Obmacht Deines Volkes
Heilige Rechte zu wahren wußte.

Und Du, vom Schicksal zweifach gekrönter Thron!
Zieh' weg den Purpur, leg' Dein Geschmeide ab
Und wähle Schwarz: ein Demantschmuck, von
Keinem ersetzbar, ist Dir genommen!

Du selbst erheb' dich, edelstes Fürstenpaar!
Für Ihn, der siegreich stets für dich kämpft' und sprach,
Damit das Pantheon der Ehre
Sich von geweihtester Hand erschließe.

Ihr Sänger Sachsens, die ihr im Lyraton
Unsterblichkeit und ewigen Ruhm verleiht,
Vereint zum Wettkampf euch: die schönsten
Lieder zu singen zu Müller's Preise.

Ihr Edlen all'sammt, die ihr euch Sachsen heißt
Mit jener Wollust, welche der Engel fühlt,
Nennt seinen Wohnort er: den Himmel,
Weinet und denkt der getrübten Zukunft.

Wer hält die Aegis mächtig, wie Er es that,
Den Geistesaufschwung, welchem die Fremde grollt?
Wer wird in Schul' und Kirche schirmen
Gleich Ihm die heilige Christuslehre?

O Du, Verklärter! send' aus des Himmels Höh'n
Uns Deiner Seele Licht und Vertrauenskraft,
Wie Reinheit, Güt' und Hoheitswürde,
Die Dir auf Erden vom Auge strahlten.

Das Land, das Du einst rissest vom Untergang, *)
Das Deiner Führung Segen und Heil verdankt,
O denke seiner auch als Seraph,
Wenn von der Gottheit umstrahlt Du betest.

Weh' Deinem Sachsen himmlische Huld stets zu
Und aus der Weisheit göttlichem Sonnenquell
Entschöpf' ihm, Sel'ger! einen Strahl nur
Daß es im Sturme nie wank' und sinke.

Ed. Bönecke.

*) Er starb im 62. Lebensjahre, plötzlich vom Schlagfluß getroffen, zu Dresden, am 9. März 1836.

*) Man denke an die unglückliche Theilung Sachsens, wo Müller's Verdienste im höchsten Lichte glänzen. Ed. B.

Der Finkensteller.

(Fortsetzung.)

Der Finke schlug wieder und augenblicklich verstummte Weiße. Aber des Freundes Hand hatte er ge-

faßt, und als jener drittletzte, langsame, vollere Ton kam, drückte er sie entzückt. Bary glaubte auch einen Finken zu hören, wie andere Finken. Das Concert begann ihm bald langweilig zu werden, »Weiße,« sprach er, »ich gehe zum Frühstück, es ist zehn Uhr, begleitest du mich?«

»»Ich bin noch völlig nüchtern. Ja, ich gehe mit, denn heut Abend fang' ich den Finken ohnedieß.««

Bary lachte, als sein Freund mit solcher Sicherheit von einer Sache sprach, die ihm noch sehr ungewiß schien, nahm den Bassisten unter den Arm und führte ihn fort. »Was hast du nur, alter Junge, für eine Neigung für diesen Finken?«

»»Hörst Du nicht, daß er weit schöner singt, als alle übrigen?««

»Nein, Freund, das kann ich nicht unterscheiden. Uebrigens kannst du dergleichen Vögel sehr billig auf dem Markte beim Vogelhändler bekommen, was willst du dich dem Zorn des Kurfürsten aussetzen?«

»»Du sprichst, wie ein Unverständiger,«« entgegnete Weiße unwillig und ließ Bary's Arm los, »»dieser Vogel, den wir eben hörten, ist eine eben so große Seltenheit unter seinen Brüdern, wie die Sontag unter den Menschen. Gott im Himmel, hörst Du denn nicht, daß die eine Nachtigall eine weit schönere Stimme als die andere, eine Pirole einen ganz andern Ton, als die andere hat? Begreifst Du denn nicht, daß der Finke, der König der Singvögel, den lieblichsten, vollsten Schlag hat, der sich denken läßt? Und wenn nun wieder ein einzelner Finke alle anderen übertrifft?! Sieh', und jetzt werden dir die deutschen Finken alle verdorben. Die Lothringer, durch die Schlachten in ihren Gegenden verscheucht, sind besonders in's Schwäbische und an den Rhein eingewandert. Die verderben unseren Finken allen Gesang. Selten trifft man noch einen, der nach der alten Art schlägt. Sie singen den Fremden das abscheuliche Gekrächz nach, was sich diese angewöhnt haben, und lassen drei, manchmal sogar vier Noten vom wichtigen Schlage weg.««

Bary war nicht sehr aufmerksam auf diese Reden Weiße's, die er kaum begriff, noch weit weniger aber konnte er verstehen, daß die Vögelarten, eben so wie die Menschen, in ihren einzelnen Individuen, durch gute und schlechtere Stimmen sich unterscheiden sollten. — Sie waren in die Stadt eingetreten, als Weiße plötzlich viel rascher vorwärts schritt. An der Ecke einer Gasse nämlich ließ sich ein Canarienvogel hören, und keinen Vogelgesang haßte Weiße so sehr, als diesen.

»»Das kannst Du glauben, Bary, diese Canarienvögel sind unter den Vögeln, was die Affen, gegen die Menschen gehalten, vorstellen. Wer an dem ohrenzerreißenden Geschrei eines solchen Thiers Geschmack findet, kann weder den Gesang eines Menschen noch eines Vogels verstehen. Es ist ein Greuel!«« Er nahm wieder eine mäßigere Bewegung an, denn der Canarienvogel ließ sich nicht mehr vernehmen.

Weiße aber fuhr fort dem Freunde zu erklären, was er unter einem guten deutschen Finkenschlage verstehe. Ja, er ahmte den Gesang eines deutschen und lothringischen Finken so genau nach, daß Bary wirklich eingestehen mußte, beide Arten seyen verschieden. Wenn man Weiße bei diesen Gesprächen in's Gesicht sah, so erhielt dieß auch einen so seltsamen Ausdruck, daß man unwillkührlich sein Antlitz mit dem Kopfe eines Vogels verglich.

Am Abende desselben Tages fing Weiße den Finken im kurfürstlichen Park, denn für dergleichen Geschäfte hatte er eine ganz eigenthümliche Gewandtheit und Kenntniß.

3.

Der Kurfürst verwirklichte seine Drohung. Der Liebling des Publicums, der Bassist Weiße, kam auf die Festung — aber nur auf einen Tag. Als er seiner Haft entlassen war, packte er seine Habseligkeiten zusammen, nahm seinen Jungen an die Hand, die Vogelgebauer auf den Rücken und wanderte aus Cassel. Um ein Unterkommen war er gar nicht verlegen, sein Ruf stand fest, er ward auch bald in der baierschen Stadt Bamberg engagirt. Hier, im Besitz des geliebten Finken, lebte er einige Monate unter seinen Vögeln, versäumte keine Probe, keine Aufführung, und sein vortrefflicher Gesang ward allgemein gepriesen und bewundert.

Aber plötzlich verschwand er zu öftern Malen. Kein Theaterdiener, kein Freund fand ihn dann in seinem Versteck auf. Es traten durch ihn eine Menge Unordnungen ein. In einer Winkelgasse B.'s entdeckte ihn endlich der Director zufällig. Weiße saß auf der steinernen Bank eines Hauses und blickte nach dem zweiten Stock des gegenüber liegenden Gebäudes, mit unverwandtem Auge. Als der Director auch seine Blicke dahin richtete, schaute ein reizendes Mädchen, die Tochter eines wohlhabenden Brauers aus dem Fenster, die in ganz Bamberg unter der Bezeichnung: die schöne Julie, bekannt war. Dem Director ward nun Weiße's oftmaliges Verschwinden plötzlich klar. Weil er sich den trefflichen Sänger gern erhalten wollte, so leitete er mit dem Vater des Mädchens ein Gespräch über die Verbindung des Bassisten mit Julien ein, und der Brauer war um so weniger abgeneigt, ihm die Hand seiner Tochter zu geben, da er deren tiefe Neigung für den schönen, liebenswürdigen Sänger kannte.

Eines Tages, bald darauf, nachdem der Director die Entdeckung gemacht hatte, ging er zu Weiße, um ihm sein Glück kund zu thun. »Werther Freund,« sprach er, »ich habe Ihre geheimnißvollen Gänge zufällig entdeckt, und mich, nachdem ich auch der Ursache derselben auf die Spur gekomen bin, in's Mittel geschlagen. Sie sollen den theuern Gegenstand besitzen.«

»»Das ist mir lieb, Herr Director, sehr lieb. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich zeither manchmal eine Probe versäumte, bei einer Vorstellung zu spät kam. Es soll nicht mehr geschehen!««

»Ich habe mit dem Brauer gesprochen, er willigt in Ihr Glück. Sie soll die Ihre werden.«

»»Wer, welche Sie? — den Finken mein' ich, den der Brauer in seiner Wohnung hängen hat. Diese hier alle sind Stümper dagegen. Ein solch' harmonischer Schlag, diese Ruhe beim Gesang, und eine Stimme — himmlisch, Director!««

Der Director lächelte, ließ sich aber nicht irren. »Hat der Brauer auch noch einen Finken, der Ihnen gefällt, gut, so mag er ihn mit zum Heirathsgut geben, aber ich denke, daß der nicht in Betracht kommt, gegen das schönste Mädchen dieser Städt, welches sie liebt und das Ihnen der Vater zur Frau gibt. Die Julie sollen Sie heirathen.«

»»Er hängt in der engen schmutzigen Gasse, das ist dem Vogel nicht gesund. An seiner Stimme habe ich bis jetzt noch keinen Abgang bemerkt, aber Herr Director, in ein anderes Zimmer muß der Finke, oder ich glaube, die herrlichste Kehle wird erkranken, die je in Deutschlands Wäldern sang.««

Der Director ward ordentlich mißmuthig, daß Weiße an den Finken und allein an den Finken dachte, den er bekommen sollte. Er rief: »Hören Sie denn, nicht blos den Vogel sollen sie haben, die schöne Brauerstochter will Sie heirathen.«

Zu seiner Verwunderung erkannte der Theaterdirector, daß es bei dem geheimnißvollen Verschwinden, Weißen gar nicht um Julien, sondern nur um den Finken zu thun gewesen sey. Jedoch die Wendung, die die Sache erhielt, als der Director behauptete, ein Mädchen, die solch' einen trefflichen Vogel lieben und besitzen könnte, müsse selbst sehr liebenswürdig, sehr wünschenswerth seyn, bestimmte Weißen, des Finkens wegen die schöne Julie zu nehmen. Das Mädchen hatte sich natürlich, und mit keinem Gedanken dem Vogel die Besuche in der engen Gasse zugerechnet. Die Verlobung ward gehalten, und am Hochzeittage sah sich Weiße im Besitz des vorzüglichen Finkens.

Da hatte auch Bamberg kein Interesse mehr für ihn. Er lud die Frau und die Vogelkäfiche in einen Wagen und fuhr nach Mainz.

(Fortsezung folgt.)

Die neuesten Compositeurs in Italien.

Rossini — Schlaf auf Lorbeerkränzen — Paccini — Syrup — Mercadante — Semper idem — Bellini — Kraft und Anmuth — Brüder Ricci — Rauschgold — Donizetti — Reiche Silbermine — Baccai — Talent und Fleiß — Coccia — Melodie und Harmonie — Persiani — Ausgezeichnetes Gedächtniß — Pavesi — Verschollen — Copolla — Ueppig blühender Rosenbusch — Raimondi — Sandsteppe.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Königsberg, Anfang Februar 1836.

(Fortsetzung.)

Es würde jedoch diese Schändlichkeit nicht zur Sprache gekommen seyn, wenn nicht ein Mann hohen Standes, mit seiner sehr schönen Gemahlin, ein Mitglied dieser Secte geworden wäre. Man hielt ihn seit Jahren in dem niedern Grade zurück; und obgleich seine Gemahlin, welche die unkeuschen Zwecke der Obern durchschaute, ihn mehrmals dringend ermahnte und aufforderte, einer Verbindung zu entsagen, deren Tendenz nichts weniger als christlich und sittlich sey, so hielt er sich dennoch eifrig zu ihr, und bat neuerlich wieder flehentlich und dringend, weiter befördert zu werden. Dies lag nicht in dem Plane der Obern. Der Stifter der Secte erklärte ihm: er müsse noch mehr Demuth beweisen, mehr und ununterbrochen beten, um sich der höheren Grade würdig zu machen. Man gab ihm daher mehrere Schriften, die in Königsberg ein verstorbener Naturphilosoph, Namens Schönherr, verfaßt hatte, mit der Anweisung: sie zu lesen und zu studiren, und nach genauer Prüfung ihres Inhalts seine Gedanken darüber zu Papiere zu bringen. Der so nichtswürdig Mystificirte studirte nun Tag und Nacht diesen philosophisch seyn sollenden Unsinn, und er war nahe daran, den Verstand darüber zu verlieren.

Seine hierüber im hohen Grade besorgte Gemahlin bot Alles auf, ihn zu bestimmen, mit ihr nach einem seiner Güter zu reisen, weil sie sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß eine Entfernung von diesen Muckern ihn von seinen an Wahnsinn grenzenden Ideen abbringen und wieder zu ruhiger Ueberlegung bringen würden. Nur nach großer Schwierigkeit bewog sie ihren Gemahl zu dieser Reise, aber auf dem Gute beharrte er bei seinen Grübeleien. Da erhielt er einen Brief von dem Geistlichen, in welchem dieser ihn aufforderte, zum Beweise seiner demüthigen Unterwürfigkeit, seine Gemahlin eiligst nach Königsberg zurückzuschicken, weil sie dazu auserkoren sey, den neuen Messias der sündigen Welt zu schenken. Er war so verblendet, daß er sich auch in diese freche Forderung fügte. Seine Gemahlin kehrte aber höchst empört zu ihm zurück und entdeckte ihm, daß der Stifter dieser Secte sie zum Ehebruch verführen und, als ihm dieß mißlungen sey, sogar Gewalt habe brauchen wollen. Jetzt fielen endlich dem so schamlos Getäuschten die Schuppen von den Augen, und er machte eine Denunciation wider diesen ehebrecherischen Mucker, und dessen unter der Larve der Frömmigkeit getriebenen Unsittlichkeiten. Auf eine solche Denunciation mußte eine genaue Untersuchung verfügt werden. Es konnte nicht mehr die Beschönigung von einer Verirrung des Geistes zur Entschuldigung dienen, ein systematisch fortdauernd verübter Frevel lag so deutlich zum Grunde und war überdieß so notorisch geworden, daß man wider die Angeklagten nach den gesetzlichen Vorschriften verfahren mußte.

Ein anderer Geistlicher hatte die Frechheit, gleich nach der eröffneten Denunciation, an den Ankläger einen insolenten Brief zu schreiben, in welchem er ihn mit den pöbelhaftesten Schimpfwörtern belegte und förmlich in den Bann that. Dieser

Brief, auf welchen nun der Beleidigte eine Injurienklage gründete, diente, wider Erwartung des Schreibers, nur dazu, die Wahrheit der gemachten Denunciation zu bestätigen und zu beweisen, zu welchem hohen Grade der Frechheit und Schamlosigkeit sich diese Mucker emporgeschwungen, und was man von ihnen noch in der Folge zu gewärtigen und zu fürchten habe.

Bei der Untersuchung ergaben sich eine Menge Thatsachen, die niederzuschreiben, sich das Gefühl selbst eines Roué sträuben möchte, der sonst kein Bedenken tragen würde, seinen Federkiel in Grecourt's Dintenfaß zu tauchen. Ein paar junge Mädchen, Töchter von Muckerinnen, waren, nach dem Zeugniß mehrerer ausgetretenen Mitglieder, deren Sinnlichkeit durch die Begier in den Zusammenkünften zur verderblichen Flamme angefacht worden, durch Ueberreizung gestorben.

Ein Herr von T..., der demnächst in Rom Prediger geworden, gehörte auch zu dieser Secte, indeß war er noch in den untern Graden und sehnte sich in einen höhern hinaufzurücken. Er hielt darauf an und es wurde dazu ein Tag anberaumt, wo er bei dem Oberhaupte sich einfinden mußte. Er stellte sich pünctlich ein und erhielt die Anweisung, in einem Vorzimmer knieend zu beten, um sich zu dem wichtigen Schritt gehörig vorzubereiten. Nachdem er lange so knieend gebetet, öffnete sich die Thüre des daran stoßenden Zimmers, das nur schwach erleuchtet war. Bei dem matten Schimmer einer Lampe sah er das Oberhaupt der Secte auf einem Sopha sitzen, indem er ein schönes junges Mädchen von einer der ersten Familien auf dem Schoße hatte. Er erhielt die Aufforderung, näher zu treten. Man befragte ihn: ob er völlige Demuth habe und es beweisen könne? — Er bejahte dies. Wie sich nun das auf dem Schooße des Oberhaupts sitzende Mädchen gegen den von T... benahm, ist von der Art, daß man sich, selbst bei der oberflächlichsten Schilderung, gegen Alles, was Sittlichkeit heißt, höchst strafbar machen würde; es übertrifft Alles, was in dem schmutzigsten Tempel der Venus vulgivaga sich je ereignet haben mag, wo die Brutalität doch Zeugen scheut. Der junge Mann, in dessen Herzen noch nicht alles Schamgefühl erstickt war, schauderte zurück, und nahm, wie Joseph bei Potiphar's Weib, die Flucht. Es war natürlich, daß er, bei einem solchen Benehmen, zur Gelangung eines höhern Grads für unwerth erkannt wurde. Der sogenannte Seraphinenkuß spielt bei diesen wollüstigen Zusammenkünften eine große Rolle.

Im Jahr 1827 war die Altstädtische Kirche baufällig geworden, sie wurde abgetragen, und der Altstädtische Kirchenplatz diente zu einer freien Passage, die bei der ihm umgebenden enge Gasse für das Publicum von Werth war. Die Mucker wünschten diesen Platz für sich zu benutzen; sie wollten ihn mit Bäumen bepflanzen, mit einem hohen Zaune umgeben und dort ihr Wesen treiben. Der Magistrat und die Regierung konnten und wollten diesen Platz nicht zu einer Privatbenutzung irgend Jemandem überlassen. Da machte einer der obenerwähnten drei Mucker, der nicht zu den Geistlichen gehörte, eine Reise nach Berlin, und erschlich den Befehl, den Platz, den man mit einem eisernen Gitter umgeben sollte, mit Bäumen bepflanzen zu dürfen. Man nennt nun spöttisch diesen Platz: Seraphinenhain oder auch Muckergarten.

Die sittenlosen und dabei gotteslästerischen Umtriebe dieser Secte machten eine solche Sensation und empörten den größten und bessern Theil der Einwohner Königsbergs so sehr, daß sie ihre Indignation auf manche Weise kund machten. Da die ärgerlichen Scenen in den Conventikeln der beiden Geistlichen nicht mehr ein Geheimniß unter den Eingeweihten blieben, so mußten die Kirchen, in welchen diese Geistlichen predigten, mit Gens'darmen und Policeiofficianten besetzt werden, und es gereicht dem Volke zur Ehre, daß es aus Achtung für die Obrigkeit und im Vertrauen auf die oberste Staatsbehörde und den wahrhaft frommen Monarchen, sich alles öffentlichen Scandals enthielt, obschon es oft nahe daran war, diese Geistlichen auszupfeifen.

Seinen Unwillen machte es indeß durch mehrere Pasquille Luft; sie trugen zwar nicht das Gepräge einer feinen Ironie, waren vielmehr in sehr derben und rohen Ausdrücken abgefaßt, und deren Verfasser hatten, wie man sprichwörtlich zu sagen pflegt, kein Blatt vor den Mund genommen. Sie beleidigten daher auch das Schaamgefühl, aber bei weiten nicht so sehr, wie die Handlungen dieser Sectirer, welche dazu die Veranlassung gegeben hatten. Auf diese Pasquille konnte man die Worte des Juvenal mit vollem Rechte anwenden: facit indignatio versus. Die Indignation über solche unter der Larve der Frömmigkeit verübten Frevel, wo man die schamloseste Bestialität mit Gebet vereinte, hatte den Impuls zu diesen Pasquillen gegeben; sie verriethen daher mehr Gefühl für Religiosität und Sittlichkeit, als diese in der rohesten Sinnlichkeit versunkenen Heuchler. Diese Indignation zeigten sogar die Höckerweiber, die Königsberger Polissarden, gegen einen der Geistlichen, freilich auf eine so rohe Art, daß man es nur im Allgemeinen erwähnen, sich aber darüber in kein Detail einlassen kann. So wenig man solche Unanständigkeiten billigen wird, so ist es doch erfreulich, daß das große Publicum seinen Abscheu über diese Sectirer ohne Rückhalt an den Tag gelegt hat, obgleich Geistliche, hohe Standespersonen und Beamte an der Spitze stehen sollen. Es ist ein Beweis, daß noch wahre Frömmigkeit, Schamgefühl, Sittlichkeit und gesunder Menschenverstand vorherrschen, denn wer sollte nicht bei dem Gedanken schaudern, daß diese Secte hätte weiter um sich greifen und durch ihre Lehren und Handlungen die ganze Volksmasse demoralisiren können.

(Schluß folgt.)

Der neue Martialis.

Bedenklichkeit.

Du ladest oft zu Gast mich ein;
Ich hab es' niemals angenommen.
Das wundert Dich? — Stax, soll ich kommen,
Mußt Du erst Herr im Hause seyn.

Joc. Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 70. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 22. März. **1836.**

Der Finkensteller.

(Fortsetzung.)

4.

Es war schwer zu unterscheiden, wem Weiße auf dem Wege nach Mainz größere Zärtlichkeit erwies, seiner jungen Frau oder seinen Singevögeln. Mit Unruhe beobachtete er das Schwanken des Wagens, fütterte, liebkoste und wartete die Thiere mit Sorgfalt und Angst. Mitten im Spessart schien Weißen der Finke krank zu seyn. Er nahm ihn aus dem Gebauer und fütterte das theure Wesen mit einigen Mehlwürmern, die seine Julie in einer Schachtel präsentirte. Aber die Sorge, dem Finken nicht weh' zu thun, ließ wohl den Bassisten nicht fest genug zugreifen. Der Vogel entschlüpfte und flog in den Wald. Weiße ihm nach.

Seine »schöne Julie« wartete eine Stunde, der Bassist blieb aus. Sie eilte sammt dem Kutscher in den Wald, kein trauter Ton gab Antwort auf die zärtlichen Namen, mit denen sie den Gatten rief. Die Nacht brach ein und Madame Weiße mußte in's nächste Städtchen fahren, um nicht unter freiem Himmel zu bleiben. Hier harrte sie den ganzen nächsten Tag hindurch der Ankunft ihres Mannes. Sie sandte Leute in den Wald, die Weißen aufsuchen sollten, die Boten kehrten unverrichteter Sache zurück und er blieb aus. Sie fuhr nun nach Mainz, in der Hoffnung, ihn schon dort zu finden. Allein vergebens. Sie war in Verzweiflung. Der Director, zu dem sie sogleich eilte, beruhigte sie.

»»Seyn Sie unbesorgt, Ihr Gemahl kehrt zu Ihnen zurück — doch nicht eher, bis er seinen Finken wieder hat.««

»Ach, wie ist es möglich, im Spessart einen entflohenen Finken wieder zu fangen,« entgegnete die tiefbetrübte Julie.

»»Uns wäre es allerdings unmöglich, Madame. Nicht so Ihrem Manne. Er erkennt den entflohenen Vogel unter Tausenden an der Stimme, folgt ihm von Baum zu Baum, und ist im Besitz von allerlei Mitteln, ihn leicht wieder zu fangen. Gar oft haben wir, seine Bekannten, wenn wir über seinen herrlichen Gesang sprachen, diese Leidenschaft für Singevögel, besonders für Finken, erwähnt und uns allerhand Anekdoten von dem guten Weiße erzählt. Ich kenne ihn genau, beziehen Sie die Wohnung, die ich für Sie gemiethet habe, und wenn Sie Geld bedürfen —««

»Keineswegs das Letztere,« sprach Madame, »ich habe meines Mannes Casse. Aber er ist mit wenig Kreuzern davon gegangen.«

»»Desto früher kehrt er zurück,«« antwortete der Director, suchte die schöne Julie zu beruhigen und führte sie nach ihrer Wohnung.

Bald hatte sich das junge Weib hier eingerichtet, ihre Sachen ausgepackt, Fritz hing des Vaters Käfiche auf und wartete der Vögel, aber schon drei Tage waren vergangen, seit sie in Mainz war, und der Basist ließ nichts von sich hören. Da passirte eines Nachmittags ein Mann das Thor, der seiner zerrissenen Kleidung nach leicht für einen Vagabonden gehalten werden konnte. Er war ohne Kopfbedeckung, die Stiefeln zeigten bedeutende Defecte, in den Löchern des Ueberrocks hingen Dornen und Zweige, das Gesicht war blaß und sah kränklich aus. Die Wache hielt ihn an: Wer ist er? »Der Sänge Weiße.«

Der Soldat rief den Officier. Dieser traute kaum seinen Augen, als er den berühmten, längst ersehnten Bassisten in dieser Jammergestalt vor sich erblickte. Nach dem Finken zu urtheilen, den er zärtlich in der Hand trug und oft küßte, hätte man ihn eher für einen ruinirten Vogelhändler angesehen, als für den ersten Bassisten eines namhaften Theaters. Allein wenig Worte reichten hin, den Lieutnant zu verständigen, und Weiße passirte das Thor, ging unbefangen durch die Straßen und zu seiner Frau.

Er hatte wegen Mangels an Geld seit drei Tagen nichts genossen — aber er war selig, denn er brachte seinen Finken mit.

5.

Weiße fesselte sich an keinen Ort für längere Zeit. Bary, der jetzt in Bremen war, ward von der dortigen Direction abgeschickt, um einige Mitglieder zu engagiren. Weiße hatte versprochen, einige Zeit in Bremen zu singen, auf der Rückreise holte ihn Bary verabredeter Maßen ab. Brüderchen, sagte Weiße, Du wirst dich einige Tage hier gedulden müssen!

»Weßhalb? Ist Deine Frau nicht wohl, fehlt Deinem Jungen etwas?« entgegnete Bary.

Nein! der Junge ist gesund und meine Frau seit drei Monaten bei ihrem Vater — der Finke aber hängt dort an der Wand, thut mir leid, er schlägt jetzt nicht — nein — es hat eine andere Ursache — kurz, unter 6—8 Tagen kann ich nicht mit Dir nach Bremen.

»Was hält Dich aber ab?« rief ungeduldig der alte Freund; »Du wirst gebraucht, ich ebenfalls, mein Reisegeld ist gemessen.«

Ich sage Dir, es geht nicht — die Nachtigall ist gestorben, die in Cassel über meinem Bücherbrete hing, sie gefiel Dir sehr wohl. Sie verlor vor einem Jahre die Stimme, grämte sich und war nicht lange darauf todt.

»Sie verlor ihre Stimme,« antwortete Bary, der aus irgend einer Ursache dießmal in die Lieblingsgespräche seines Freundes einging. »Du meinst, sie ward heiser?«

Wie Du es nennen willst, Junge, erwiederte Weiße. Sie sang früher ungefähr drei Töne höher, als der Finkenschlag. Als sie älter wurde, erreichte sie ihn nicht mehr.

»Gewann sie dadurch nicht vielleicht an tiefen Tönen?«

Weiße antwortete trocken: Du bist ein Narr. Wenigstens verstehst Du vom Gesang eines Vogels heut noch nicht mehr, als damals in Cassel, wo Du nicht begreifen wolltest, daß ein Vogel den andern an Umfang der Kehle, an Reinheit, Metall und Ausdruck übertreffe.

Bary schwieg eine Weile und sagte dann mit unterdrücktem Lächeln: »Um Bremen gibt Dir es noch Finken genug vom alten deutschen Schlage. Du sollst Deine Lust daran haben, wenn Du sie hörst. Lebt jener noch, wegen dessen Du auf die Festung kamst?«

Weiße wies stumm auf einen Gebauer, in dem der verhängnißvolle Finke sich befand.

»Wie sind denn die Finken in dieser Gegend, alter Schatz,« sprach Bary mit einem großem Anstriche von Ehrlichkeit.

Schlecht, herzlich schlecht, sagte Weiße darauf, Alle nach der Lotheringischen Melodie. Und sie hätten Dir Stimmen zum Singen, d. h. wenn sie eine gute Schule bekämen, Stimmen, sag' ich Dir, wie Glockentöne.

Weiße, den dieses Thema warm machte, fuhr eifrig fort: Man müßte einen Versuch machen, und das thu' ich auch, junge Finken wegzunehmen und sie fern von den verderbten Modulationen ihrer Alten aufzuerziehen. Ich will doch sehen, ob ihnen mein Bamberger Finke nichts beibringt. Wie gesagt, in der Stimme sind sie vortrefflich, die Schule ist nur erbärmlich.

»Wo willst Du aber die jungen Finken herkriegen?«

Ach, das weiß ich wohl. Ich kenne ein Nest; in fünf oder sechs Tagen ist die Brut flügge. Da will ich mir ein paar gute Sänger bilden.

Bary kannte jetzt den Grund, warum Weiße nicht mit fort wollte. Es lag nur noch daran, zu erfahren, wo sich das Nest befinde. Deßhalb nahm er jetzt Abschied und blieb unten in der Nähe der Wohnung versteckt, denn er konnte mit Gewißheit erwarten, daß Weiße diesen Abend noch seine theuern Thiere besuchen werde. Er hatte sich nicht geirrt. — Für einige Groschen Lohn erstieg ein Straßenjunge in der Nacht den Baum und warf das Nest herab.

(Schluß folgt.)

Die Bedienten, die Spione und die Musik in Rom.

Wo es wenig verheirathete Männer gibt, pflegt die Dienerschaft eine wichtige Rolle zu spielen. Dieß ist in Rom um so mehr der Fall, als die Eingebornen gegen Alles, was Beschwerde verursacht, großen Widerwillen hegen; und sie würden selbst die zum Leben nöthige Luft gern bezahlen, könnte sie ihnen verschafft werden, ohne daß sie solche selbst einathmen dürften.

Der römische Dienstbote ist geschmeidig, verschmitzt und übermäßig dienstfertig, wenn es darauf ankommt, die Schwächen der Herren zu benutzen, aber sehr geneigt zum Mitsprechen; auch nimmt er es nicht so genau mit dem Mein und Dein und geht höchst nachlässig gekleidet. Auf den Kutschen der Cardinäle, für welche von den Wachen die Trommel gerührt und das Gewehr präsentirt wird, sieht man Gesellen mit schmuziger Wäsche, unausgekämmten Haaren und einem Kinne stehen, an das seit einer Woche kein Rasirmesser gekommen ist.

Die Bedienten werden hier noch nach der Art des Mittelalters eingetheilt. Der Cappanera ist eine Gattung von Kammerdiener; der Decano trägt statt der Livree ein braunes Kleid mit goldnen Tressen, hat die Aufsicht über die Dienerschaft und Trinkgeldercasse, und muß bei Gesellschaften die Namen der Personen, welche vom Vorzimmer in den Salon, oder von hier dorthin gehen, ankündigen. Die Jäger sind in neuern Zeiten Mode geworden, und werden, wenn sie nur ein schönes Ansehen haben, mögen sie auch sonst keine Flinte laden können, und überhaupt eine Jagd zu versehen haben oder nicht, in Dienst genommen. Die Stelle des Hausverwalters wird auch hier mit einem Schweizer besetzt.

Nach einem alten Gebrauch sind die Cardinäle verpflichtet, eine zahlreiche Dienerschaft zu halten, die jedoch

geringen Lohn erhält, aber durch die Trinkgelder, die entweder in gewissen oder ungewissen bestehen, hinreichend dafür entschädigt wird. Sie werden bei Promotionen, gerichtlichen Entscheidungen und dergleichen nach einer bestimmten Taxe im voraus abgezogen, und es muß die Dienerschaft zuweilen einen Theil derselben dem Personale im Vorzimmer überlassen, von wo sie auf die Nobilis übergehen. Die ungewissen Trinkgelder sind solche, die nach einer genau geführten Liste aller Personen, welche mit dem Herrn in Geschäfts-, Geld- oder gesellschaftlichen Verbindungen stehen, anticipando erhoben werden. Diese Listen theilt man sich gegenseitig mit; und wenn der Reisende die Anstalten zu seiner Reise auch noch so geheim betriebe, so kann er versichert seyn, daß den Tag vorher sich diejenigen sämmtlich einfinden, welche irgend ein Trinkgeld von ihm in Anspruch zu nehmen haben. Ein solches fordern auch die Bedienten, wenn sie die Niederkunft der Hausfrau anzeigen, und es wird von ihnen für diese und ähnliche Fälle, so wie zum Austausch der Tagesneuigkeiten, die beim Lever des Herrn aufgetischt werden sollen, eine Art von förmlicher Börse in irgend einem Kaffeehause gehalten. Der Betrag dieser Trinkgelder geht von drei Paoli bis zu einem Scudi halbjährig für die Soirees und für die Einladungen zum Mittagessen, und es ist nicht zu rathen, sich hierbei karg zu beweisen.

In den meisten fürstlichen Häusern herrscht noch die alte Sitte, den Bedienten nach einer gewissen Zahl von Dienstjahren Pensionen zu bewilligen, oder ihnen solche testamentarisch auszusetzen; das Haus Doria hat für die Söhne derselben eine eigene Schule errichtet.

Die Köche bilden eine besondere Zunft. Der alte Herzog von Torlonia hielt die seinigen unter einer so scharfen Controle, daß jedem, der aus seinen Diensten trat bis er wieder angestellt war, die Hälfte seines Soldes gezahlt wurde, welches sich häufig ereignete, da die Küche in diesem Hause bei aller Mühe niemals gut besorgt werden konnte.

Die Postcouriere, die ebenfalls eine eigne Menschenclasse ausmachen, und gewöhnlich Piemonteser oder Genueser sind, versehen zugleich die Dienste als Stallmeister und Haushofmeister bei verschiednen Fremden, und werden, da sie diesen manches Geld ersparen, von den Gastwirthen, die von dem Reisenden leben und bei Allem von ihm profitiren wollen, sehr gehaßt. Sie sind übrigens als stets bei guter Laune auf der ganzen Straße von Calais bis Pästum bekannt, und mehrere derselben haben hier gute Gasthäuser errichtet.

Rom hat, wie in vielen andern Dingen, so auch was seine Dienerschaft betrifft, noch einige Ueberreste seiner vergangenen Größe bewahrt, und die alten Gewohnheiten beibehalten. Jedes Vorzimmer heißt corte. Die Eigenheiten der römischen Bedienten, ihr Hang zur Satyre und zur Unabhängigkeit u. s. w. sind übrigens von ältern und neuern dramatischen Schriftstellern sehr treffend auf der Bühne dargestellt worden.

Die weiblichen Dienstboten sind bescheidner, williger und wohlfeiler als die männlichen; doch ist man, wenn es Liebschaften betrifft, häufigen Widersprüchen von ihnen ausgesetzt.

Die über dem Thore der Villa Albani angebrachte Inschrift: parva domus magna quies, die sich fast überall als eine große Wahrheit bewährt, läßt sich ganz besonders auf Rom anwenden.

(Schluß folgt.)

Freih. v. Gaudy.

Du mußt die Polen unermeßlich lieben,
Die Russen hassen von des Herzens Grund,
Denn Polenlieder, welche Du geschrieben,
Sie geben es mit glüh'nden Zeichen kund.

„O laß von Worten Dich doch nicht beirren!
Ich gebe für die Polen keinen Span!
Sie dienten mir, die Musen anzugirren,
Und darum sang ich sie so feurig an."

E. v. Hagen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Königsberg, im Anfang Februar 1836.
(Schluß.)

Nachdem auf die Denunciation des Beklagenswerthen, der Gefahr lief, wahnsinnig zu werden, und seine Gattin selbst in die Hände eines heuchlerischen Ehebrechers zu liefern, die Untersuchung von Seiten des Consistoriums geführt worden, wurde der Denuncirte vorläufig von seinem Amte suspendirt, „weil er die Religion zum Deckmantel seiner brutalen Sinnlichkeit gemißbraucht habe," und die verhandelnden Acten sind, nachdem sie dem Ministerium zur Einsicht übermacht, dem Oberlandesgericht zur Einleitung der Criminaluntersuchung übergeben worden. Außerdem ist auch noch der zweite Geistliche, der an der Spitze dieser Secte steht, und derjenige, welcher ihr die Benutzung des Altstädtischen Kirchhofplatzes zu verschaffen gewußt, vom Amte suspendirt worden, und es werden bei der allgemein anerkannten Gerechtigkeitsliebe des Monarchen, diejenigen der gesetzlichen Strafe nicht entgehen, welche sich solcher Blasphemie und frevelhaften Sittenlosigkeiten schuldig gemacht haben. Man wird hoffentlich wohl beherzigen, was ein Arzt, der früher ein Mitglied dieser Secte war, aber, empört über ihr Thun und Treiben, zurückgetreten ist, nachdem er über diese Secte vernommen worden, zu dem die Untersuchung führenden Rathe, nach Beendigung seiner zu Protocoll genommenen Vernehmung, sagte:

„Erlauben Sie mir, nur noch ein Paar Worte hinzuzufügen: wenn man einen Aal gefangen hat, und ihm die Haut abziehen will, ist es gut, ihm einen Nagel durch den Kopf zu schlagen. Ich glaube, ich habe damit genug gesagt."

Daß die Ansicht dieses Arztes sehr richtig gewesen, beweiset der Umstand, daß die beiden Mütter der jungen Mädchen, welche nach der ersten Denunciation, an den Folgen der gereizten Sinnlichkeit, ihren Tod frühzeitig gefunden — wahrscheinlich von den Oberhäuptern dieser Secte dazu veranlaßt — gegen denjenigen, der dieses behauptet, eine Injurienklage bei dem Oberlandesgericht eingereicht haben. Sie erhielten aber zum Bescheid: sie müßten erst das Resultat der Untersuchung wider diese Secte abwarten.

Die drei von ihren Aemtern vorläufig Suspendirten haben sich unmittelbar mit einer Bittschrift an des Königs Majestät gewandt, haben darin behauptet, wie alle gegen sie angebrachten Beschuldigungen Verleumdungen von den Kindern Belials wären, und gebeten, die Untersuchung niederzuschlagen.

Es gehört wirklich eine eherne Stirne dazu, da erst nach der Untersuchung bei dem Consistorium ihre Suspension verfügt, und die Criminal-Untersuchung demnächst wider sie verhängt worden. Auf bloße mit nichts erwiesene Verleumdung kann nach preußischer Gesetzgebung keine Criminaluntersuchung gegen irgend Jemanden statt finden.

Uebrigens können sich die in diesen Proceß Verwickelten glücklich preisen, daß kein öffentliches Verfahren statt findet. Welche scandalösen Dinge würden dann vor den Ohren des großen Publicums zur Sprache kommen, und welch' einen nicht zu berechnenden Nachtheil würde diese Veröffentlichung nicht nur für die in den Klagestand Versetzten, sondern auch für die Sittlichkeit im Allgemeinen haben!

Betrübend ist es, daß sich auch an andern Orten solche Neigung zu Sectirerei zeigt; in Danzig sogar in ähnlicher Richtung, wie in Königsberg. Und auch dort nahm man seine Zuflucht zu Pasquillen, um seinen Unwillen darüber zu manifestiren. Auch in Berlin zeigt sich ein solcher Hang, wenn auch nicht auf eine so empörende, doch immer auf eine Weise, die Besorgnisse erwecken kann, und es ist auffallend, daß mehrere Geistliche, wenn sie auch aus Weltklugheit die Königsberger Verirrungen tadeln, doch auch nicht undeutlich zu verstehen geben, wie sie die Hauptbeschuldigungen gegen diese Sectirer für Verleumdung halten. Hiernach scheint es, als wenn ein Bündniß heuchlerischer Frömmler besteht, das weit und breit ausgedehnt ist, um lichtscheue Zwecke zu befördern und zu erreichen. Die Enthüllung der Umtriebe der Mucker zu Königsberg hat glücklicher Weise diesen Machinationen unerwartet ein großes Hinderniß in den Weg gelegt, und man wird darin die allwaltende göttliche Nemesis nicht verkennen, die sich bei der Enthüllung dieser Frevel eben so offenbart hat, als bei den wahnsinnigen jungen Apostoln des Atheismus, die sich mehr durch ihre Lehren, als durch die wider sie ergriffenen Maßregeln geschadet haben.

Bei dieser Gelegenheit verdient eine Anekdote aus Friedrich's des Großen Leben, die nicht bekannt ist, erwähnt zu werden.

Unter seiner Regierung hatte sich in Berlin eine Gesellschaft von jungen Männern aus den höchsten Ständen gebildet, die darin eine Ehre und einen Genuß suchten, die sittenlosen Vergnügen der Roués unter der Regierung Ludwig's XV. nachzuahmen. Sie hatten in einem Hause in der Behrenstraße ein Local gemiethet, wo sie ihre Orgien feierten. Dort versammelten sie sich, um ihre Gaumen mit Leckerbissen zu kitzeln und dem Bacchus reichliche Opfer zu bringen. Bei diesen Bacchanalien durften aber nie käufliche hübsche Dirnen fehlen, welche daran doch nur unter der Bedingung Theil nahmen, daß sie so gewandlos erschienen, wie die Statue einer Venus, der Grazien oder der Nymphen.

Friedrich bekam bald von diesen sittenlosen Orgien Nachricht. An einem Abend, wo eine solche Zusammenkunft wieder statt fand, fuhr er selbst nach dem Hause. Er stieg aus dem Wagen, begab sich nach dem gemietheten Local und fand die Eingangsthüre verriegelt. Man zögerte zu öffnen, aber er gebot, ihn einzulassen. Man mußte gehorchen. Er trat, gestützt auf seinen Krückenstock, in die Versammlung; Alle standen ehrerbietig und steif, wie Bildsäulen, die nackten Dirnen hinter ihren Rücken versteckt. Der König ging, sie gleichsam musternd, vor ihnen der Reihe nach vorüber, mit seinem Adlerblicke ihnen über die Schultern schauend, dann, ohne weiter sich über das, was er gesehen, mit einer Sylbe zu äußern, lüftete er seinen Hut mit den Worten:

„Bon soir, Messieurs!“

und verließ den Saal. Dieß bon soir! that eine bessere Wirkung, als die strengsten Verweise, die härtesten Drohungen, wenn man noch ähnliche Orgien halten würde.

Dem Wirthe wurde die Miethe gekündigt, Keiner dachte mehr, sich solchen unsittlichen Zeitvertreib zu erlauben, und diese Gesellschaft löste sich auf. Friedrich kannte Manchen darunter persönlich, und ob er gleich mit keiner Sylbe erwähnte, wen er bei dieser Orgie gesehen, so zitterte doch Jeder derselben vor Scham, ihm wieder unter die Augen zu treten. —

Das Publicum ist sehr gespannt, wie die Entscheidung über die Secte der Mucker ausfallen wird, aber nur ein sehr kleiner Theil — und welcher, darf wohl nicht erst gesagt werden — wünscht, daß sie schonend ausfallen möge. Die Mehrzahl, durch solche gotteslästerische Unsittlichkeiten auf's höchste empört, hofft aber, daß solche Maßregeln werden ergriffen werden, um ähnliche Verirrungen unmöglich zu machen. Ein Mittel dazu scheint sehr nahe zu liegen. Da man alle geheimen Gesellschaften — und zwar mit Recht — verboten hat, und nur solche Vereine gestattet sind, wo die Statuten der Policeibehörde vorgelegt werden und von dieser Sanction erhalten haben, so sollte man auch alle Conventikel u. dgl. untersagen. Es liegt in diesen Conventikeln eine stillschweigende Erklärung: daß der öffentliche Gottesdienst nicht hinreichend ist, und die Geistlichen, die solche Conventikel durch ihre Theilnahme unterstützen und gut heißen, bestärken, durch Nebenabsichten, diese irrige und schädliche Ansicht bei denen, welche sich entweder aus Schwachsinnigkeit oder Hang zur Schwärmerei zu solchen Zusammenkünften hingezogen fühlen, oder auch wohl, weil es leichter ist zu beten, als zu arbeiten, und sie durch diese Frömmelei sich Unterstützung zu erschleichen suchen. Daß dieß Letztere oft der Fall ist, davon könnte man unzählige Beispiele anführen.

Regiomontanus.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 71. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 23. März. **1836.**

Schweizerisches Sylvesterlied*).

In Portugal, o Jammer!
Ist schon der König todt;
Es weint in ihrer Kammer
Sein Braut die Aeuglein roth.

Sie rufet einen Grafen
Herbei in großer Eil:
Holt mir ein neu' Gemahl her,
Ich hab' so lange Weil.

Für wen die Kron erfunden
Im Reich Hispania,
Darob wird jetzt geschunden
Das treue Volk allda.

Das Kindlein Isabelle
Wird auf den Thron gestellt;
Dem Carlos starb zu schnelle
Carregui der Held.

O Philipp, guter Bürger,
Du stehst an bösem Ort!
Fieschi will dich würgen
Mit einem Höllenmord.

Du gehst nicht mehr spazieren
Mit Regendach und Hut;
d' Franzosen zu regieren,
Kost't dich dein Geld und Blut.

Dein Sohn sucht allenthalber
An Neckarstrom und Rhein,
Zuletzt auch noch in Algier,
Die Herzgeliebte sein.

In England müssen weichen
Die Lords, das reut sie sehr.
Aristokraten erbleichen:
Es thut's halt nimmermehr.

In Deutschland ist gestorben
Der alte Kaiser Franz;
Dem wuchsen auch viel Dornen
In seinem Lebenskranz.

Der Bairisch König reiset
Zu seinem lieben Sohn;
Er will ihn unterweisen,
Wie er regieren soll.

Zu Töplitz in dem Bade,
Da sitzt der Fürsten Schaar;
Es warnt ein alter Schade
Vor neuer Kriegsgefahr.

Zu Kalisch in dem Lager
Da steht der Russen Heer;
Sie sind entsetzlich mager,
Der Hunger drückt sie schwer.

Der drohende Komete
War nur ein Nebelstreif,
Es fehlten ihm die Kräfte,
Er hatte keinen Schweif.

Die Nebelstreifen schweben
Auch um Helvetia;
Viel Briefe hat's gegeben
Von Fürsten fern und nah.

Von Oestreich war ein Grafe,
Der viel Geheimes pflog;
Da fiel ihm noch zur Strafe
Sein Roß in Güllentrog.

*) Mit Hinweglassung einiger zu derben Stellen (z. B. über der Russen Noth in Kalisch) und mit anderen Abkürzungen kommt dieß Gedicht aus dem pädagogischen Beobachter (Zürich, Orell und Füßli). D. Red.

Gesellen ward verboten
Zu wandern in das Land.
Die Kinder thun verspotten
Die Männlein an der Wand.

In Bern gab's große Feste,
Kein Handwerksburschverein;
Es ziehen hohe Gäste
In's alte Nest hinein.

Man küßt und drückt die Hände
Fort muß, wer radical.
Gar traurig spielt zu Ende
Der Vorort die Moral.

In Basel ward geschieden,
Der alte Streit ist aus.
Es ziehet wohl zufrieden
Das Schiedsgericht nach Haus.

O laßt euch nicht bethören,
Die Sach hat kein' Bestand:
Man kann nicht doppelt schwören,
Dem Papst und Vaterland.

St. Gallen hat gesprochen
Ein Veto frank und frei.
Doch hat da stark gerochen
Ein Pfaffenköchinbrei.

Wie geht's im Zürichlande,
Wie in der alten Stadt?
Sie kommen zum Verstande,
Und sind des Zankes satt.

Wohlauf in allen Gauen,
Tilgt eigne Uebel aus!
Dann laßt uns muthig bauen
Ein Einig festes Haus.

Und alle Völkerschaaren
Verein' ein neues Band:
Hoch leb' zu tausend Jahren
Ein freies Vaterland!

Der Finkensteller.

(Schluß.)

6.

Am andern Morgen erschien Bary in Weiße's Wohnung, um nun den Freund zur Reise nach Bremen zu bewegen. Sie war verschlossen, schon vor einer Stunde war der Inhaber derselben, den Kasten mit den Vögeln auf dem Rücken, aus der Stadt gegangen. Das Gepäck hatte er nach Bremen bestellt.

Bary reiste sogleich auch ab. Als er des Abends in einem Wirthshause anlangte, forderte er, weil viele Bauern in der Gaststube versammelt waren, ein Zimmer und bezog es. Er war mit dem Genießen des Abendrots beschäftigt, als er im Nebenzimmer eine scheltende Stimme vernahm: Ich sage dir, Fritz, und du wirst Schläge bekommen, wenn du nicht aufmerkst, daß du den Vögeln kein Brunnenwasser vorsetzen sollst. Flußwasser sollen sie haben — Bary erkannte darin sogleich seinen entwichenen Weiße. Er ging zu ihm in's Zimmer hinüber, aber der Bassist ließ ihn gar hart an.

Geh' aus meiner Stube, Du Frevler, ich mag Dich nicht sehen. Ich sage Dir, geh'! Hätte ich mich nicht schon schriftlich verpflichtet gehabt, ich ginge nimmermehr nach Bremen. Uebrigens werde ich mit Dir niemals singen. Geh', Du Mörder!

Bary suchte den Erzürnten auf alle Weise zu besänftigen, aber nur mit Mühe gelang es. Weiße traute endlich der ernstlichen Versicherung seines alten Freundes, daß er an dem zerstörten Finkennest unschuldig sey, und der ehrliche Bassist bat ihn nun gar herzlich und beweglich um Verzeihung wegen des angemutheten Verbrechens. Jetzt erst sah Bary ein, wie unrecht er gehandelt hatte und schämte sich innerlich, aber Weiße hielt sein Schweigen für Groll wegen des bezüchtigten Frevels, und gab sich alle Mühe, seinen Verdacht bei dem Freunde in Vergessenheit zu bringen. Er ward endlich so heiter und fröhlich, daß beschlossen ward, in die Gaststube zu gehen und dort den Bauern etwas vorzusingen. Solch' ein Concert hatten diese wohl noch nimmer gehört. Weiße sang seine Lieblingsstücke, die Bary auf der Guittare begleitete, mit einem reinen Gefühl und solchen Feuer, daß die Bauern gar nicht wußten, wie ihnen geschah. Ohne einen Begriff von Kunst zu haben, fühlten sie doch die Zaubermacht derselben, ließen die Pfeifen ausgehen, das Weinmaß unberührt, und horchten mit verklärten Angesichtern und leuchtenden Augen auf die gewaltigen Klänge, die aus dem Munde Weiße's strömten. Es herrschte noch ein tiefes Schweigen, als der Sänger schon längst geendet hatte. Endlich sprach einer der Landleute:

Es ist Einem, als wenn man den Pfarrer vor Gottes Tische, beim Abendmahle, singen hört.

So wenig auch diese Aeußerung ein außerordentliches Lob zu enthalten schien, so hatte dennoch der Sprecher damit ganz den Eindruck bezeichnet, den Weiße's Gesang auf die Herzen seiner Zuhörer gemacht hatte. Den einfachen religiösen Menschen ergreift nichts mehr, als wenn vor jener heiligen Handlung der Abendmahlsfeier der Priester am Altare die Einsetzungsworte singt. Der heilige Schauer, der ihn dann durchbebt, die wehmüthige Freude und die Seligkeit der Andacht, die er empfindet: dies war der Zustand der Zuhörer von Weiße's Gesängen.

Kein Einziger der Bauern wich aus der Schenke, ehe dem Weiße sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte. Alsdann aber brach der laute Beifall der Bewunderung aus, den seine Gegenwart unterdrückt hatte. Am andern Morgen fuhren beide Freunde in einem Planwagen ab.

7.

Wir erzählen nichts von der Reise nach Bremen, wie

auf derselben Weißen der Vogelkasten aufging und ihm drei Nachtigallen entflohen. Der Bassist eilte ihnen nach und brachte binnen kurzer Zeit zu Aller Verwunderung seine Flüchtlinge zurück. In Bremen ward Weiße, wie überall, mit Enthusiasmus aufgenommen. Allein auch dort hielt er nicht lange aus, sondern wanderte durch's deutsche Vaterland aus der einen in die andere Stadt. Da er sehr frugal lebte, so erwarb er sich ein Vermögen, welches ihn in den Stand setzte, sich in der Nähe von Dresden ein Landgut zu kaufen. Hierher zog er sich gar bald von der Bühne zurück. Denn Weiße's feines und geübtes Gehör, welches der Vögel Stimmen so trefflich unterschied, war ein strenger Richter über den eignen Gesang des Bassisten. Sobald seine Stimme nur einigermaßen abgenommen hatte, war der Sänger durch nichts mehr zu vermögen, wieder aufzutreten.

Er ging auf sein Landgut und widmete sich hier der Feldwirthschaft, in so fern seine Kenntnisse dazu ausreichten. Aber eine Vogelhecke legte er an. — Hätte es noch einen Weiße in der Welt gegeben, so würde der entzückt gewesen seyn über diese trefflichen Anstalten und Einrichtungen. Der Garten, der Park, die Bäume um das Haus her — Alles wimmelte von Singvögeln und in den Zimmern flöteten in großen Käfichen die auserwählten Lieblinge. Die schöne Julie war zu ihren Gemahl zurückgekehrt, und indem sie sich derselben Neigung hinzugeben schien, beglückte sie ihren Mann. Sie führten jetzt eine musterhafte Ehe.

Da diese Erzählung Thatsachen enthält, so dürfen wir das Ende Weiße's zu beschreiben nicht vergessen, genau, wie sein Arzt es uns mittheilte.

Als der Bassist krank ward, mußten seine Lieblingsvögel alle in das Gemach gebracht werden, in welchem der Patient lag. Der Arzt ward gerufen und fand die Krankheit lebensgefährlich. Weiße lag im Bette, der Doctor trat an ihn heran und sprach:

Haben Sie etwa Flimmern in den Augen, können Sie alle Gegenstände umher genau erkennen, sehen Sie, von welcher Farbe das Tuch ist, welches dort auf dem Divan liegt?

»Ja, Doctor, es ist der Shawl meiner guten Julie. Horchen Sie auf, — das war ein Schüler des Bamberger Finken, der so eben sang. Es klingt allemal, als wolle er das Thema des dritten Abschnitts der Sinfonia eroica von Beethoven anfangen.«

Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen; haben Sie Brennen im Kopfe? entgegnete der Arzt.

»Nein, aber Träume, auch wenn ich nicht schlafe, und sehen Sie, Doctor, dabei ärgere ich mich so sehr über Etwas. Eine Pirole ist mir jetzt in den Garten gekommen, meine Krankheit hinderte mich bisher, sie wegzufangen, die eine ganze Leierkastenmelodie singt. Sie wird mir gewiß unter meinen Vögeln Unfug anrichten. Nichts ist kläglicher zu hören, als einen Vogel, der nicht die Weise singt, die ihn die Natur selbst in die Brust legte. Die Menschen haben keinen Sinn, kein Gefühl für die uralte Musik, die den Vögeln angeboren ist. Sie verderben Alles mit Schnörkeln und Kunststückchen.«

Beruhigen Sie sich, Freund, besänftigte ihn der Arzt, lassen Sie vor der Hand diese Gedanken, und versuchen Sie zu schlummern. Ich kehre am Nachmittage wieder aus der Stadt zurück und sehe, wie Sie sich befinden.

Aber er fand den Bassisten nicht mehr am Leben.

»Julie,« sprach Weiße nach der ersten Mittagsstunde, als die Vögel im Zimmer, die den Vormittag über fortwährend sich hatten hören lassen, schwiegen. »Es ist so still um mich, warum singt der Finke nicht mehr? Gib ihm frisches Wasser! Sieh', ich sang früher auch, und du hast mich ja wohl gehört. Ich sang recht gern und war dabei allemal so glücklich, so innig heiter. Oft wünscht' ich einmal einen Schwan zu hören, und sieh, es däucht mir, als vernähm' ich jetzt Schwanengesang, nicht von außen, ganz in meinem tiefsten Herzen. Ach, es ist ein klarer, natürlicher, überirdischer Ton. Es schmilzt und vergeht Alles in diesem Gesange. Theure Julie, hörst du den Schwan?

Der Bassist sprach's leise und sanft. Die Worte klangen harmonisch und geisterhaft, das Auge glänzte in höherem Lichte, der Ausdruck um den Mund ward sprechender.

»Es ist keine Fabel, meine Liebe, ich höre den Schwanengesang. Der Vogel schwebt da drüben über dem Strome hin. Die Klänge werden ätherischer, er zieht in's schönere Land und ich — ihm nach.

Einige Minuten darauf verschied Weiße. Er ruht jetzt tief gebettet, weit unter dem Gesange der geflügelten Chöre des Walds. Aber sein geistiges Ohr lauscht den Harmonieen der Sphären.

W. R. Heller.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Ludwigslust, den 4. Februar 1836.

Da wir uns jetzt durch so Manches immer mehr den größeren Oertern anschließen, so glauben wir uns damit schmeicheln zu dürfen, daß Sie auch von uns einige Nachrichten dann und wann mit eben der Bereitwilligkeit aufnehmen werden, wie Sie deren so vielen anderweitigen ein Plätzchen in Ihrem auch hier gelesenen „Planeten" einräumen. — Unter unseren öffentlichen Anstalten steht unser seit 6 Jahren neu organisirtes Seminar, für die Bildung der Landschullehrer bestimmt, oben an; durch seine innere musterhafte Einrichtung sowohl, wie durch seine äußere Ausschmückung, welche in ganz Deutschland ihres Gleichen sucht, bildet es eine schöne Zierde unserer Residenz. Zunächst schließt sich an dasselbe ein gut eingerichtetes Armenhaus und auch seit Kurzem eine Kinderverwahrungsanstalt, deren Gründerin und Beschützerin Ihre königliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin Alexandrine, geborne Princessin von Preußen, ist. Auch erfreuen wir uns seit einigen Monaten einer Buchhandlung, welche von einem sehr thätigen

Manne, Hr. Hinstorff, geleitet wird. Er eröffnete gleich nach seinem hiesigen Etablissement, denn seine Hauptniederlage ist in Parchim, einen Lesecirkel, welcher nur die allerneusten Werke bietet. Auch veranstaltete er die Herausgabe eines Wochenblattes. Zu wünschen wäre, daß die sogenannte Ludwigsluster Lesegesellschaft nun aufhörte, weil dieselbe für die meisten Theilnehmer (Referent ist auch einer) das Unangenehme hat, daß sie nicht selten um einige Jahre zurück sind mit ihrer Lectüre, was bei der bedeutenden Competenz gar nicht zu vermeiden ist. — An diese Zeichen des Fortschreitens reihen sich als eine Seltenheit für einen Ort von noch nicht 5000 Einwohnern, fast lauter ausgezeichnete Männer in ihrem Fache. Unser Oberhofprediger Walter ist ein seltner und längst allgemein anerkannter Redner; ihm würdig zur Seite steht Pastor Schmidt, als zweiter Prediger. — Unsere Lehrer sind sämmtlich, sowohl am Seminar, als an der sogenannten Rectorschule, tüchtige, ja man kann sagen: seltene Köpfe; selbst unsere Vorschulen, eine für Mädchen und eine für Knaben, werden von tüchtigen Candidaten der Theologie geleitet. Nur einer Töchterschule, wie die in unserem Nachbarstaate zu Neustrelitz gegründete, wo selbst Handarbeiten gelehrt werden, entbehren wir noch, und uns scheint es zweckmäßiger, wenn das Weib vom Weibe unterrichtet und überhaupt gebildet wird, denn dem klügsten Kopfe dürften gerade am ersten so manche kleine weibliche Eigenheiten entgehen. Einige Fächer sind dort allerdings männlichen Lehrern überlassen. Auch die gänzliche Absonderung von den Knaben, denn sie haben seit einigen Jahren ein allein für sie bestimmtes neues Gebäude am Markte zu Neustrelitz erhalten, scheint uns sehr nothwendig. — Eine sehr tüchtige und sich durch ihre Vielseitigkeit besonders auszeichnende Lehrerin, Olle. Friederike Vollbrecht, welche eine Töchterschule hier hielt, hat uns leider verlassen und ihre Schule gegen eine Privatstelle vertauscht. Sie schien uns eben so geeignet an der Spitze einer großen allgemeinen Töchterschule zu stehen, wie die Olle. Gruhl in Neustrelitz.

Unsere Aerzte sind ebenfalls fast alle Gelehrte erster Classe; nur sollen einige derselben nächtliche Berufsanforderungen nicht allein nicht lieben, sondern häufig abweisen, wenn nicht unumgängliche Rücksichten sie zur Annahme bestimmen. An tüchtigen Künstlern sind wir eben so wenig arm, denn wir besitzen in dem Gallerie-Director Lenthe und dem Professor Suhrland zwei ausgezeichnete Maler und des Ersteren Sohn, welcher kürzlich von Rom zurückkehrte, dürfte bei fortgesetztem Studium und nach dem zu urtheilen, was wir von ihm sahen, Beide vielleicht bald noch überflügeln. Auch die Theilnahme für die Tonkunst ist nicht unbedeutend, indem es unserem Hofmusikus Reinhardt, einem großen Verehrer derselben, gelang, einige zwanzig Mitglieder für den sächsischen Kunstverein zu werben, und wir außer diesen noch einige zählen. Ein Lithograph, Hr. Fricke, that sich unlängst ebenfalls rühmlichst hervor durch eine Zeichnung nach einem Oelgemälde von Tischbein (gebornem Rostocker), ein Tyroler Brautpaar darstellend. Unsere Capelle besitzt auch mehrere ausgezeichnete Mitglieder, theils in theoretischer, theils praktischer Hinsicht und kann im Ganzen genommen zu den besseren Deutschlands gezählt werden. Die Elite derselben bilden unstreitig die Bläser, aus denen zugleich die großherzogliche Harmoniemusik zusammengesetzt ist, welche sich einen fast allgemeinen Ruf erworben hat und alljährlich in Dobberan durch ihre Töne entzückt! — Von besonderen örtlichen Neuigkeiten fällt mir augenblicklich nichts bei, als daß wir seit einiger Zeit von Dieben sehr heimgesucht werden, deren Bestehlungen zu den verwegenen zu zählen sind, weil die meisten nicht Nachts, sondern Abends oder Morgens und zwar gewaltsam geschahen. Ludwigslust ist nur zur Hälfte mit einer Mauer versehen und dies mag nicht wenig dazu beitragen, Diebereien zu begünstigen. Unser Gerichtsrath, ein sehr tüchtiger Mann, erbat sich von Bützow, Sitz unseres Criminalgerichts, eine Stütze, weil er beschränkter ist, hinsichtlich der Straferkenntniß, als die dortigen Herrn. — Bis jetzt waren jedoch alle Untersuchungen fruchtlos. — Ein Dieb, welcher von Schwerin nach Dümnitz hier durch transportirt werden sollte, beging einen komischen Streich, indem er seinen Begleiter zu überreden wußte, ihm die Ketten abzunehmen, um sich im Schlosse etwas zu erbetteln. Die Abnahme der Ketten geschah an der hintern Seite des Schlosses und der Dieb machte sich vorne heraus und davon. — Auch eines in seiner Art seltenen Ereignisses, müssen wir noch erwähnen. Ein Hr. Sohm, vom Stadttheater zu Königsberg, wollte gastiren, als Don Alonso in Pretiosa. Nach der Probe wurde jedoch der Intendantur von der Regie, welche ihn als vielleichtige Acquisition für zweite Liebhaberollen empfohlen hatte, pflichtmäßig referirt, daß ein Auslachen zu fürchten sey und sich der junge Mann überhaupt nicht bewährt habe. Die Intendantur wollte ihn nun, denn wer kennt nicht die Selbstüberschätzung der jungen Künstler? vor Vorwürfen sichern und lehnte unter dem Bemerken: ihn krank melden zu lassen, mit beigefügtem vorherbestimmten Honorar auf die decenteste Weise sein Auftreten ab. Die angekündigte Vorstellung mußte dennoch gegeben werden und der junge Mann erschoß sich während derselben gleich zu Anfange in einem der Bühne zunächst gelegenen großen Saale — Da wir ziemlich vertraut sind mit den Fatalitäten, welche dem Künstler, als einer persona publica, fast auf seiner ganzen Laufbahn und wenn er noch so berühmt ist, begleiten, so können wir uns nicht entschließen, in dem ihm bei uns Begegneten einen Grund oder eine Entschuldigung für diese Extravaganz zu finden und wenn alle Schauspieler bei ähnlichen Erfahrungen oder Auspfeifungen, die doch noch weit verletzender seyn dürften, zu ähnlichen Auskunftsmitteln hätten greifen wollen, so glauben wir, daß wir fast gar keine mehr hätten, denn uns sind mehrere, später berühmt gewordene Schauspieler bekannt, welche sehr reich an solchen Widerwärtigkeiten waren. Lebenswerth scheint uns aber die Besorgniß Seitens der Intendantur, wie der Regie, Jemanden vor dem Gefühle des Mißfallens zu bewahren, weil wir in dieser Beziehung Scenen erlebten, welche uns Mark und Bein erschütterten, und die uns weit eher geeignet schienen zu so einer Ausschweifung. Späterhin eingegangene Nachrichten über Hrn. Sohm rechtfertigen hinlänglich, daß man sein Leisten richtig und vorurtheilsfrei beurtheilte. Wir glaubten dieß Ereigniß, welches wir lieber verschwiegen hätten, specieller und treu berichten zu müssen, weil Uebelwollende sich nicht entblödeten, weder factisch noch unparteiisch über dasselbe in hiesigen Blättern ihr Urtheil abzugeben, anstatt den Mantel der Liebe und Vergessenheit darüber zu breiten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 72. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 24. März. **1836.**

Frankreichs politisches Schisma,
von dem Lyoner Aufstande aus betrachtet*).

Veni creator!

Bis hierher habe ich die Politik wie eine Pariah behandelt, kaum seitwärts habe ich darnach hinzuschielen gewagt, vielleicht aus Rücksichten, vielleicht aus Abspannung nach all' den politischen Glockenspielen, die ich seit 4 Jahren vernommen und die mich auch seit meiner Landung im Havre in allen Tonarten piano, forte moderato und allegro begleitet haben. Einige Worte aber muß ich doch der Tagesgöttin weihen, dieser tyrannischen Fürstin, die uns die holde Poesie durch telegraphische Depeschen, die ernsten Wissenschaftsstudien durch diplomatische Scharmützel, die Träume einer phantastischen Einbildungskraft durch grelle Thatsachen und Neuigkeitstabellen ersetzt.

Wer Anfang 1834 in Frankreich gelebt hat, der hat gewissermaßen das unterirdische Feuer aus den Erdritzen hervorglimmen sehen. Der Boden Frankreichs war, ist und bleibt vulkanisch, der Ausbruch dieses Monats mußte also natürlich seyn. Die Regierung stand einer excentrischen Jugend und einer altrepublikanischen, von 1789 und 1793 großgesogenen Partei gegenüber. So weit wie die Regierung in ihrem Widerstandssystem gegangen war, so war es ihr unmöglich, stehen zu bleiben, sie mußte siegen oder fallen! Königthum oder Republik, Demokratie in vollen Strömen oder Bürgerkrieg waren die beiden Wahlen.

Als ich im Havre landete, sagte mir der Lootse, der unser englisches Segelboot in den Hafen leitete: „Cela va mal, le gouvernement ne marche pas bien," und ich kann schwören: der dicke, wohlgenährte, rothbäckige Lootse war kein Sansculotte, kein Jacobiner, kein Blutegel und kein Terrorist. Ich glaube sogar, das äußerst materielle Geschöpf war mehr friedlich als kriegerisch gesinnt, aber wie Hunderttausenden in Frankreich gefiel ihm das ganze Treiben und Wesen der Regierung nicht. Er wollte keine Legion Policeispione unterhalten, keine vermehrten Abgaben bezahlen, keinen ungeheuren Kriegsfuß in Friedenszeiten, keine gereizte, und bald schwache, bald tyrannische, bald inconsequente, bald heuchlerische Regierung. „Nous ne voulons pas de la république!" sagten mir die Leute von Havre bis Paris überall, in Hütten, Gasthöfen und Palästen. Die Werkstätten selbst im Norden sind ja genug Freunde einer radicalen Verwaltung; „mais nous ne voulons pas rétrograder," setzte man überall hinzu.

Was die Mehrzahl des Volkes eigentlich will, behaupten viel vernünftige aber befangene Leute, das sey schwer zu sagen. »Der Franzose ist immer wankelmüthig, immer leichtsinnig, nie zufrieden. Was er heute besitzt, will er morgen ändern, was er gestern liebte, ist ihm heute zur Last!« Dergleichen Redensarten sind in ganz Europa umhergewandert und haben gefällige Nachbeter gefunden! Diese Anschuldigungen sind aber thöricht! Die Franzosen haben am meisten gewechselt, weil sie immer schlechter als die meisten andern Völker regiert wurden. Ludwig XV. vergeudete den Reichthum des Landes mit seinen Maitressen, die Verderbtheit der höheren Classen drang wie ein verzehrendes Gift in das Mark der niedern Stände; Ludwig XVI. schadete mit seiner weibischen Schwäche, die einen Fürsten immer in's Unglück stürzt, mehr als Ludwig XIV. mit seinem glänzenden, ruhmgeschminkten Despotismus. Der kaiserliche Scepter schlug Recruten aus der Erde und warf

*) Von dem ächt deutschen, freisinnigen und äußerst scharf und unparteiisch urtheilenden Adalbert von Bornstedt. In Bezug auf die Ansichten über die jetzige französische Regierung und deren Einfluß auf Frankreichs Wohl und Wehe kann der Genannte als Antagonist des Fürsten Pückler betrachtet werden, mit welchem Rechte und Erfolge, ersehe man gefälligst selbst. D. Red.

sie nachher auf allen Schlachtfeldern Europa's nieder. Die lächerliche Bigotterie der älteren bourbonischen Linie und die Thorheit unbesonnener Rathgeber, die ihre Zeit nicht verstehen wollten, goß endlich 1830 siedendes Oel in's lange schon gährende Feuer. Wären Carl's X. Rathgeber nicht mit Blindheit geschlagen gewesen, hätte man hinübergegriffen zu der Meinungsschattirung Martignac, oder noch weiter zu Casimir Perrier, Gérard u. s. w. — mit weisen, versöhnenden Maßregeln wäre allmählig zu löschen gewesen, was jetzt seit 5 Jahren immer neuen Zunder und immer neue Gährung über Frankreich und Europa verbreitet. Heute wollen die Franzosen einen allmähligen Vorschritt, gewisse Bedürfnnisse der Freiheit sind unumgänglich nöthig geworden, weder Titanengewalt noch griechische List können Geschehenes ungeschehen machen; das Volk verlangt Würde aber keine Intrigue, Sparsamkeit aber keine Verschwendung in der Staatsverwaltung, Verminderung der Abgaben, aber nicht Vermehrung, Versöhnung der Parteien, aber eben so nicht aufreizende Maßregeln, Unschädlichmachung der Parteien, aber nicht Anfachung der exaltirten Meinungen durch exaltirte Maßregeln. Das ganze Land verlangt nach Frieden und Ruhe, nach materiellem Wohlseyn und geistiger Thätigkeit. Duldung allein kann die Leidenschaften abkühlen, ungesetzliche Maßregeln sind dort immer ruchlos, wo einmal ein Gesetz anerkannt und beschworen worden ist; eine freie Verfassung muß jede Partei dulden, denn ohne Duldung ist keine Freiheit, und diesen Grundsatz leugnen, ist klar eingestehen: »ich kann mit den bestehenden Gesetzen nicht regieren, ich habe eine Last übernommen, der meine Schultern nicht gewachsen sind.« Wäre die Regierung im Texte der Charte geblieben, so würden die Minoritäten, die sich durch Muth und Keckheit zur Herrschaft emporschwingen wollten, von der öffentlichen Meinung verlassen worden und ohnmächtig, ohne Anklang und Sympathie niedergesunken seyn. Jedes Mal, wo Aufstand und Empörung statt fand, sprach sich die öffentliche Meinung gegen diese Gewaltscenen aus, nie aber wußte die Regierung den Beistand der öffentlichen Meinung klug zu benutzen, und immer warf sie sich in gefahrvolle Pfade; nach dem Juniaufstande wurde der Belagerungszustand cassirt, in diesem Monate sah in Paris die Straße **Transnonain** ein ruchloses Morden und nicht blos eine strenge, unerbittliche Bestrafung der schuldigen Empörer. — Frankreich hat nie eine Musterverwaltung gehabt, in Frankreich wird noch heut, und jetzt vielleicht mehr als unter allen früheren Regierungen, in allen Zweigen der Staatsverwaltung auf das Empörendste gewuchert, geschachert, erkauft und verkauft. Jeder Beamte will **Fortune** machen, jeder Minister ein Vermögen für die Stürme der Zukunft erwerben, jeder Intendant sein Schäfchen bei Zeiten und so früh als möglich in's Trockene bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bedienten, die Spione und die Musik in Rom.

(Schluß.)

Die Spione in Rom.

So wie in vorigen Zeiten die Sbirren und Policei-Soldaten vom Volke allgemein verachtet und von Allem ausgeschlossen waren, widerfährt dieß jetzt noch den Spionen, die unter von einander unabhängigen Oberhäuptern stehen, zuweilen aber noch von einer geheimen Policei beaufsichtigt werden.

Der Staatssecretair, Gouverneur, so wie das Vicariat haben ihre besondern Agenten und jeder Mönchsorden eine ähnliche Policei, die theils mit Ablaß abgefunden, theils wenn Individuen, die auf Tod und Leben angeklagt sind, sich darunter befinden, das Urtheil nicht an ihnen vollzogen wird. Noch andern, wofern sie sich brauchbar beweisen, wird bei Ausübung verbotener Hanthierungen, z. B. wenn sie Hazardspiele bei sich halten ꝛc. durch die Finger gesehen, wodurch sie sich in den Augen des Publicums eine gewisse Wichtigkeit beizulegen suchen. Im Ganzen sind sie sämmtlich schlecht bezahlt; ihr Handwerk wird von ihnen ganz öffentlich betrieben. Wenn einige Personen auf der Straße zusammen sprechen, nimmt der Spion keinen Anstand, sich ganz in ihrer Nähe hinzustellen; in den Kaffeehäusern spielt er gewöhnlich den Schlafenden.

Die Verbreitung des Spionirsystems offenbart sich vorzüglich in dem Talent, falsche Nachrichten zu übertreiben, wahre zu verdrehen, und die allerkleinsten, oft auf längst vergangene Zeiten sich beziehenden Umstände so zusammenzustellen, daß der Schuldige endlich reif zur Strafe wird. Als der Cardinal Gonsalvi sich nach dem Wiener Congreß nächst andern Bewilligungen auch zur Anstellung mehrerer römischen Edelleute gezwungen sahe, fand er zur Vereinigung des ganzen politischen Einflusses nichts zweckdienlicher, als vierzehn derselben zu Policeichefs zu ernennen, die hierdurch vom Volke eben so verabscheut, als sie von der Regierung unabhängig wurden.

Da, wenn ein Spion sich einer Gruppe von Menschen nähert, die Unterhaltung mit einer merkwürdigen Schnelligkeit eine andere Wendung nimmt, und alle Redenden den Ton ändern, so wird von der höchsten Behörde zwar der Zweck erreicht, daß man von ihren Handlungen nur mit großer Vorsicht spricht; doch hat sie sich bei vielen Gelegenheiten überzeugen können, daß ihr der allgemeine Geist und sein einstimmiges Streben nur sehr oberflächlich bekannt sey. Der gleichsam nur von den Mißgriffen der Regierung lebende Römer wird sich ihr nicht eher offen widersetzen, bis er Rom zur Hauptstadt von ganz Italien erhoben sieht, während die Provinzen, besonders die dem Königreich Italien einverleibt gewesenen, sich, so oft es ihnen nur möglich, empören werden, wogegen strenge Aufsicht und Spioniren nichts ausrichten können. Zuweilen kommen auch noch von der Grenze her Agenten,

um entweder dem bedächtigen Römer seine vertrauliche Mittheilung abzulocken, oder, welches häufiger der Fall ist, sie werden einem politischer Schliche verdächtigen Fremden beigegeben, den sie unaufhörlich im Auge behalten müssen.

Mehrere Gesandtschaften haben in Bezug auf diese Policeiämter eine Gegenpolicei errichtet, deren Mitglieder theils in den reichen Spenden der Stifter, theils in dem Schutz, der ihnen für solche Dienstleistungen zu Theil wird, ihre Belohnung finden. Wie weit sich übrigens ihre Verzweigungen erstrecken, und wie schnell alle ihre Triebfedern in Bewegung gesetzt werden, ist besonders zur Zeit eines Conclave's wahrzunehmen; und auch bei revolutionairen Intriguen läßt sich bei einigen Gesandtschaften eine sehr thätige Policei nicht verkennen.

Die Musik in Rom.

Seit der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften hat Rom wenig Sterne erster Größe erzeugt, viele aber erweckt, begeistert, oder auch wohl zerstört. Nur in der Musikkunst fehlte es hier niemals an großen Talenten, und der musikalische Dichter neuerer Zeiten, Metastasio, ward in Rom geboren. Die Römer besitzen ein ungemein richtiges Gefühl für Musik, den meisten Geschmack aber finden sie an ernsten, kräftigen Compositionen, und werden sie dem Reiz einer charakteristischen und bloß angenehmen Musik stets vorziehen. Selbst auf der Straße kann man zur Nachtzeit die schwierigsten Gesangstellen aus beliebten Opern auf das Genaueste wiederholen hören, und es werden über das Singpersonale, die Intonirung und Ausführung einzelner Stücke fast überall so treffende Urtheile gefällt, daß selbst gegenwärtig, wo die italienische Oper, besonders in Rom, so gesunken, das dortige Parterre noch das gefürchtetste von ganz Italien ist.

Gute Kirchenmusik findet hier bloß noch in der Capelle des h. Vaters statt; in den andern Kirchen, St. Peter zuweilen nicht ausgenommen, kann man sie nur schlecht nennen, und zwar um so elender, je neuer sie ist. Sänger und Instrumentalisten werden ohne Auswahl zusammen gerufen, und kaum eine Probe gehalten, und man bekümmert sich wenig darum, ob die Ausführung gut oder übel ausfällt.

Für Instrumentalmusik ist in Rom durch keine Lehranstalt gesorgt; die meisten Musiker treiben noch irgend ein anderes Gewerbe oder gehören zum Militär. Seitdem die Castraten nicht mehr so gut bezahlt sind, werden Knaben auch seltner als ehemals zu Sopranstimmen verstümmelt; und da in den Frauenklöstern in der Regel nur Weibern der Eintritt, Behufs des Kirchengesangs, gestattet ist, so fehlt es ihnen bei dem Mangel an Männerstimmen an Gelegenheit und Aufmunterung, sich gehörig zu üben.

Santini läßt es sich zwar sehr angelegen seyn, sich die gute alte Kirchenmusik zu verschaffen und sie in eine Sammlung zu bringen, wird dabei jedoch von seinen Landsleuten nicht unterstützt, wogegen ihm die Deutschen und Engländer sehr behilflich sind, und ihm ihre Partituren gern mittheilen, die er in vortrefflichen Abschriften für einen äußerst mäßigen Preis wieder abläßt.

Die Nationallieder haben sich, wie auch die Volkssagen in Italien nicht erhalten, und der Grund, weßhalb beide im Norden so verehrt werden, ist vielleicht derselbe, aus welchem das Studium der Botanik in Gegenden, die von Pflanzen entblößt sind, leidenschaftlich betrieben wird. Eine Art von Nationalmusik besteht noch im Ritornell; doch ist mit einigen improvisirten, nach der Melodie einer bekannten Arie abgesungenen Versen die Sache auch abgethan, und diese Musik ist keinesweges anziehend zu nennen.

Wird an warmen Sommerabenden bei offnen Fenstern in einem Hause Musik gemacht, so versammelt sich bald ein Auditorium unter denselben, welches die es ansprechenden Stellen beklatscht. Wenn Militär durch die Straßen zieht, fragt man sogleich nach der dazu gehörigen Musikbande, ohne welche dasselbe für die Menge nur sehr wenig Interesse hat. Selbst der Zapfenstreich hat seine eifrigen Zuhörer, so wie es auch den blinden Armen nicht daran fehlt, die hier das ausschließliche Recht haben, Lieder in den Straßen zu singen und die gedruckten Texte derselben zu verkaufen. Kurz, wenn die Musik anderwärts in den Salons und gleich einer seltnen Pflanze cultivirt wird, ist sie hier als Volksleidenschaft, als ein tägliches Bedürfniß zu betrachten.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Der Pole.

Schweigend erhoben sich nun die Uebrigen, um den Rückweg anzutreten; Jeder war mit seinen eigenen Gedanken und Betrachtungen über das eben Gehörte beschäftigt. „Eine seltsame Geschichte," unterbrach endlich die Präsidentin das Schweigen, und „ein unwillkürliches Grauen hat mich bei Anhörung derselben ergriffen; ja ich möchte fast wünschen, daß die alte Gräfin nicht so rasch in dieser Sache gehandelt hätte. Wer weiß, was für traurige Folgen dies für sie und ihr Kind haben kann; denn ich traue dem finstern Erbräutigam alles Mögliche zu." „Eben darum, Frau Präsidentin," fiel hier Herr Freundlich lebhaft ein, „hat sie recht gethan, um so mehr, da der finstere Unhold sie und ihre Tochter gewiß absichtlich umgeworfen hat. Das, sagt mir mein einfacher Verstand, bricht alle Eide, und löst alle Bande." „Audiatur et altera pars," meinte bedächtig Dr. Langsam, „oder zu Deutsch, wir müßten doch auch den so schwer angeklagten Grafen hören, ehe wir ihn verurthei-

len und richten. Kann ihm nicht seine Braut gereizt, einen scheinbar gegründeten Anlaß zur Eifersucht gegeben haben, was freilich seine That nicht rechtfertigen, oder auch nur entschuldigen, aber doch seine Schuld mildern kann. Und dann, bester Herr Freundlich, ich frage: wodurch ist es denn erwiesen, daß Graf Stanislaus den Wagen absichtlich umgeworfen hat. Denn so verdächtig auch unstreitig der Umstand ist, daß der Graf mitten im heftigsten Unwetter aus dem Wagen springt, und selbst fährt, so folgt doch daraus noch nicht, daß er hat umwerfen wollen, Und welches ist die Quelle, aus der die ganze Erzählung entsprungen ist? Der verworrene Bericht einiger Landleute, die es wieder von einem Kutscher gehört haben. Kann nicht dieser Kutscher wieder betrunken gewesen seyn, wie er es damals war, als Herr Freundlich die durchgehenden Pferde der beiden Damen unfern des Freundschaftssaales zum Stillstande brachte?" „Sie sollen Recht haben," fiel Herr Freundlich dem eifrigen Doctor ganz verdrießlich in's Wort, „die Juristen sind nun einmal die ächten Wortverdreher, und machen, wie es Ihnen eben beliebt, aus Weiß Schwarz, und aus Schwarz Weiß." „Wenn wir," fiel Cäsareon beschwichtigend ein, „eine Jury bilden und über diesen Fall lediglich nach unserer moralischen Ansicht entscheiden sollten, so würden wir sicher mit großer Stimmenmehrheit unser Schuldig über den Grafen aussprechen, und ich will gleich die einzelnen Stimmen vernehmen und sammeln. Also, Frau Präsidentin, wie lautet Ihr Votum in dieser verwickelten Angelegenheit?" „Schuldig," sagte sie sehr ernst, „aber beklagenswerth und unglücklich." „Und," wandte sich Cäsareon zur schönen Pragerin. „Schuldig," sprach sie leise und seufzend, „aber lassen Sie uns nicht richten und verdammen, denn was stehet geschrieben: Mein ist die Rache, spricht der Herr, ich will richten." Sie sprach dies mit so feierlichem Ernste, daß Alle, unwillkürlich davon ergriffen, verstummten, und im Stillen Gott dankten, daß sie nicht berufen waren, eine Jury vorzustellen, oder gar in einem peinlichen Gerichtshofe über Schuld und Unschuld, über Tod und Leben zu sprechen, und erreichten endlich unter solchen Gefühlen und stillen Betrachtungen Carlsbad wieder. Man trennte sich hier, und Jeder ging seiner Behausung zu. „Lassen Sie uns noch einen Gang durch das Wiesenthal machen," — forderte Herr Freundlich Cäsareon auf, „es ist ja noch früh." Cäsareon war dazu bereit, und Beide wanderten nun, Anfangs schweigend, durch das freundliche Wiesenthal. „Hören Sie," unterbrach lebhaft Herr Freundlich das Schweigen, „ich wette Zehn gegen Eins, der Graf Stanislaus ist schuldig, d. i. er hat eine mörderische Absicht gegen das Leben seiner holden Braut gehabt, und das lös't, das lasse ich mir nun einmal nicht nehmen, alle Bande und Eide von der Welt." „Guter Herr Freundlich," bemerkte ihm Cäsareon, „Sie gehen jetzt noch weiter, als Anfangs. Anfangs behauptete Sie nur, es habe der Graf den Wagen absichtlich umgeworfen. Nun behaupten Sie gar, er habe dies aus einer mörderischen Absicht gegen das Leben seiner Braut gethan. „Aber, bester Herr Doctor," sprach lebhaft der kleine eifrige Mann, „kommt denn das nicht auf eins heraus, den Wagen umwerfen wollen, in welchem meine Braut und deren Mutter sitzen, heißt so viel, als sie tödten wollen." „Nein, bester Herr Freundlich," erklärte Cäsareon, „die Folgerung kann ich und überhaupt ein Philosoph Ihnen nimmermehr zugeben. Der Graf kann ja auch seine Braut nur haben erschrecken, oder bestrafen wollen." „Na," schloß Herr Freundlich das Gespräch, „es wird sich ja noch zeigen, wer von uns Recht hat, und nun schlafen Sie wohl," und damit drückte er Cäsareon die Hand, und entfernte sich; auch Cäsareon ging nach seinem goldenen Löwen ganz ermüdet von des Tages Last und Hitze.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Curiosum.

[Moralische Selbstvernichtung.] Als eine solche Vernichtung ist unstreitig folgende „Erklärung" anzusehen, welche das Hinterhaus des Leipziger Tageblatts am 4. März veröffentlichte: „Das ich durch das im Sonntagsstücke d. Bl. Nr. 59 enthaltene, von mir verfaßte ehrenrührige Akrostichon den jetzt hier lebenden Herrn Professor Grünler, den ich nicht einmal persönlich kenne, und der mir in durchaus keiner Beziehung jemals zu nahe getreten ist, auf das Gröblichste beleidigt habe, sehe ich jetzt ein, und bekenne öffentlich, daß ich mich dieser verächtlichen Handlungsweise, bei welcher ich, ohne an deren moralische Verwerflichkeit oder bürgerliche Strafbarkeit zu denken, mich leichtsinnig, als das Werkzeug fremder hämischer Lust, zu schaden, habe brauchen lassen, bis in das Innerste meiner Seele schäme.

Uebrigens, da ich nicht die Anmaßung habe, überzeugt zu seyn, daß die Ehre eines durch seine Leistungen geehrten und seines Charakters wegen allgemein geachteten Mannes, wie Hr. Grünler ist, durch einen „— Wurf aus dem Hinterhalte wirklich habe befleckt werden können, so erlaube ich mir auch nicht, ihm eine Ehrenklärung anzubieten. Ich ersuche ihn nur, daß er sich mit der aufrichtigsten Versicherung meiner Reue genügen lasse und werde ihm, wenn er mir weitere Unannehmlichkeiten in dieser Sache ersparen will, für diese unverdiente Humanität zeitlebens dankbar bleiben.

Leipzig, am 2. März 1836. F. F. F."

Die Expedition d. Bl. bezeugt, „daß dieser mit Anfangsbuchstaben unterzeichnete Name in der Originalerklärung vollständig ausgeschrieben ist."

Man weiß, ziemlich allgemein, wer der also zu Kreuz kriechende, der Hauptstadt des Nordens entstammende Musen-Jüngling ist, und weiß oder erzählt, daß der Hr. Censor dessen Namen chiffrirt hat, aus Humanität sowohl als aus Achtung — vor einem Stande, den eine solche Handlung eines Commilitonen im höchsten Grade empören müßte. Man erinnere sich an den „nordischen Jüngling" im Planeten, Nr. 60, S. 240, an die daselbst erzählte, dem Dr. Haltaus gespielte Intrigue, und staune über die Verwandtschaft (vielleicht Gleichheit?) des Namens und der That.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 73. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 25. März. 1836.

Dem Verdienst die Krone!

Da kommt uns durch günstige Umstände die Kenntniß von einem Unternehmen, durch welches sich ein neuer Verleger die ersten Verdienste um die Literatur erwerben will, unter die Augen; wir wenden diese auf Prospect und Probe, fühlen uns von dem einen wie von dem andern angezogen, widmen beiden unsere ganze Aufmerksamkeit, wünschen etwas zur Empfehlung beizutragen, und ohne lange zu sinnen, wie wir das mit einem verständigen, die gehörigen Gesichtspuncte auf- und zusammenfassenden, und eben so gediegenen als bescheidenen Prospect versehene Werk charakterisiren sollen, theilen wir lieber gleich den ganzen Prospect sammt dem Titel und der Ankündigung des Buchhändlers mit. Wir glauben durch diese Ausnahme von der eingeführten Behandlungsweise literarischer Novitäten unsere Leser nicht zu langweilen, vielleicht sie sogar zu einigem Danke zu verpflichten, da sie mit einem Werke bekannt gemacht werden, das in der That wahrer und vereinter Gelehrsamkeit seinen Ursprung zu danken scheint, und in seiner Tendenz und Ausführung zu der Ueberzeugung berechtigt: daß es als ein Nationalwerk werde anerkannt und gewürdigt werden und unbezweifelt auf Deutschlands literarischem Boden tiefe Wurzel schlagen und tausendfältige Frucht tragen werde.

Wenn etwas, so hätten wir dem neuen Werk einen einfacheren Titel gewünscht, doch den Deutschen klebt nun einmal geburtsüblig *) der Fehler an, bei Titelfertigung verlegen zu seyn, ja oft wahre Mißgriffe zu machen (von denen jedoch hier keine Spur vorhanden ist), und man weiß recht wohl, wie oft der Gelehrte in diesem Fache nur zu sehr von seinem Hrn. Sosius sich gängeln läßt. Man lese und urtheile:

*) Wir bitten dieses Wort nicht von üben, sondern Uebel abzuleiten, und weder uns einen Schreib-, noch der Druckerei einen Druck- oder Setzfehler beizumessen. D. Red.

In Leipzig erscheint im Mai h. a.:

Deutsches

Universal-Conversationslexikon

oder

vollständiges Wörterbuch der für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe, Umgang und Lectüre aus allen fremden, lebenden und todten Sprachen entlehnten und gebräuchlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten. Für alle Stände des deutschen Volkes nach den besten Quellen der alten und neuen Literatur bearbeitet von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten und herausgegeben als Supplement zu allen existirenden Ausgaben von Encyklopädieen und Conversationslexicis. Zwei Bände, jeder von 50 Druckbogen in 10 Lieferungen, gr. 8.

Prospectus.

Licht und Recht sind die Pole, nach denen alles Mühen, Streben und Drängen der Gegenwart sich hinrichtet, und in die Erreichung beider setzt man das Ziel der Menschheit: Freiheit und Glück, geistige Erleuchtung und sittliche Verherrlichung. Die Literatur, erkennend ihre Bestimmung, hat sich jedes unnützen Tandes aus der Vergangenheit entschlagen, eng dem Leben sich vermählt und ist zur Ceres geworden, die mit dem Füllhorn der Wissenschaft aller Zeiten und Völker über alle Länder dahinzieht und ihre Gaben mit segnender Hand überall ausstreut. Die Priester der Gelehrsamkeit und Weisheit treten aus ihren stillen Tempelhallen und Jeder derselben wetteifert, als Triptolemus sich der Göttin zuzugesellen, sie zu geleiten und ihr fördernd zur Seite zu stehen. Der Genius der Zeit lächelt huldvoll ihrem Unternehmen, rüstet sie mit Kraft und wirkt ihnen des Dankes Vergötterung.

Auch wir treten in die Reihen der Wetteifernden, auch wir unternehmen es, unsere Thätigkeit mit dem Triebrade der Zeit zu vereinen und, was an uns ist, es nach den rechten, beglückenden Bahnen zu lenken. Die Aufgabe, die wir uns dabei stellten, ist neu und groß, denn wie des Schiffers Windrose nach allen Gegenden des Himmels, so deutet sie nach allen Seiten und Richtungen des menschlichen Wissens und Könnens, Strebens und Erwerbens. Sie zu lösen, ist unmöglich das Werk eines Einzelnen; nur vereinter und sicher geleiteter Bemühung kann dies gelingen. Was unermüdlicher Fleiß, nie ruhende Sorgfalt und Berechnung, gründliches Forschen und gewissenhafte Benutzung aller vorhandenen Hilfsmittel zu Stande bringen können, was endlich die Begeisterung, ohne welche auf Erden nie etwas Löbliches und Großes entstanden ist und entstehen wird, vermag, ist von uns geschehen. Unser Würfel fiel nicht unbesonnen, und wir stehen wohlgerüstet diesseit des Rubicon.

Es gilt: ein Augusteum zu errichten, dessen Aula eben so den Gelehrten und Künstler, Beamten und Kaufmann, als den Ungelehrten und Handwerker, Bürger und Landmann einladet. Den Ersteren will sie kurze und bündige Auskunft ertheilen über alle Gegenstände, die Wissenschaft und Kunst in ihr Bereich ziehen oder Staatswirthschaft, Handel, Erzeugniß- und Waarenkunde, Seewesen und Schifffahrt sich zueignen, und so ihnen eine Stütze des Gedächtnisses, des Nachdenkens, der Entdeckung und Erfindung bieten; den Letzteren dagegen beabsichtigt sie einen gedrängten, faßlichen und anregenden Aufschluß über Alles zu geben, was ihren Beruf ausmacht, was ihre Geschäfte erleichtern und vervollkommnen, was im Allgemeinen ihre Bildung begründen und zum Hebel ihrer Annäherung an die höheren Stände werden kann. — Wir streifen mit solcher Einladung dicht an diejenigen Werke an, welche man mit dem Namen »Encyklopädieen und Conversationslexika« bezeichnet; aber unsere Straße ist dennoch eine andere, mehrfach verschiedene. Ein Theil der Encyklopädieen und Conversationslexika nämlich verfolgt nur den theoretischen, ein anderer Theil nur den praktischen Weg, unserem Werke dagegen ist es darum zu thun, beide Wege möglichst in sich zu vereinigen und auf diese Weise, als neues und selbstständiges Ganzes, vermittelnd, ergänzend und vervollständigend aufzutreten. Zugleich ist es ein Fremdwörterbuch, das von keinem seines gleichen Beeinträchtigung zu fürchten hat und sich derjenigen Vollständigkeit rühmen darf, die überhaupt in diesem Fache, auf welches der ununterbrochene Lauf der socialen und commerciellen Verbindung unter Völkern verschiedener Zungen, so wie die, oft mehr als es das Bedürfniß erheischt, in neuen Wortbildungen sich gefallende Wissenschaft und Kunst ihren Einfluß geltend machen, zu erstreben möglich ist.

Da unser Werk nicht viele und kostspielige Bände umschließen, sondern den Vortheil eines bequemen und wohlfeilen Handbuches bieten soll, so war es durchaus nöthig, uns gewisse Schranken zu errichten, bei der Ausarbeitung jedes einzelnen Artikels streng systematisch zu verfahren, und jeden Gegenstand nach seiner Wichtigkeit für unsere Zwecke entweder mit einigen Worten oder mit eben so vielen Zeilen abzufertigen, jedes Unwesentliche und Nebenseitige von ihm abzusondern und gewissermaßen nur seinen Lebenslinien zu folgen. So nur konnte es glücken, das Ganze des menschlichen Wissens zu umfassen, ohne in's Schranken-, Grund- und Bodenlose zu gerathen und unnütze Materialien zu einem literarischen babylonischen Thurm aufzuhäufen.

Man wird es darum für zweckmäßig erkennen, daß wir uns, mit Ausnahme aller Höhepuncte in der griechischen und römischen, so wie der übrigen älteren und neueren Literaturgeschichte, der hervorstechendsten religions- und kirchengeschichtlichen Erscheinungen, der geistlichen und weltlichen Orden und Ordensverbindungen, des politisch merkwürdigen Dynastieen-Geschlechtsregisters, der Erfindungen u. A., des rein Geschichtlichen enthielten, daß wir alles Biographische, in so fern es nicht mit den ebengenannten Ausnahmen zusammenfällt, ausschieden, und die Geographie, welcher die neueste Abwägekunst so viele und treffliche Hilfsquellen eröffnete, übergingen. Eben so wird es Niemand für eine Beeinträchtigung unseres Werkes halten, wenn wir aus artistischen und praktischen Fächern nur das auswählten, was Jedem auch außerhalb des Faches von Nutzen oder Wichtigkeit ist, oder nach Umständen werden kann, und in den musikalischen Artikeln mit concifer Erklärung der musikalischen Instrumente (nach ihrer Erfindung, ihrem Wesen und Gebrauch), und der verschiedenen Zeichen und Kunstausdrücke in der Musik uns begnügten. Gleiches gilt von der Mathematik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Oryktognosie, Chemie, Pharmacie, Architektonik, Mechanik und Technologie, so wie von den weiteren Facultäts-Wissenschaften: Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Medicin. Obgleich wir von allen diesen Wissenschaften, Künsten und Gewerben nicht das Geringste werden vermissen lassen, so sind wir doch weit von der Anmaßung entfernt, als könne durch Zusammenreihung unserer Artikel ein vollständiges System irgend einer Wissenschaft oder Kunst, oder eines Gewerbes erbaut werden. Größer dürfen unsere Ansprüche seyn bei dem abgeschlossenen Ganzen der Mythologie. Wir behandelten eben sowohl die der Griechen und Römer, als die der Skandinavier und Aegypter, eben so die der Asiaten und Afrikaner, als die der Nord- und Südamerikaner und Südindier. Man wird uns nicht nachweisen können, auch nur einen mythologischen Gegenstand von einiger Erheblichkeit ausgelassen zu haben. Der Archäologie, der griechischen und römischen, persischen und germanischen, ägyptischen und indischen ꝛc. sind ebenfalls die Schranken weit geöffnet, und der Chronologie, Ethographie, Nomothesie, Taktik oder Kriegskunst, Heraldik ꝛc. ist ein hinreichender Raum, sich auszubreiten, vergönnt worden. Völlig Ausreichendes glauben wir auch in den Handelswissenschaften geleistet und, eine vollständige ältere und neue Münz-, Maß- und Ge-

wichtskunde, das Staatspapier-, Bank-, Börsen- und Wechselwesen, so wie das Handelsrecht zu denselben rechnend, jeder Auforderung genügt zu haben, ohne uns jedoch in minutiösen und abstrusen Weitläuftigkeiten und Unerheblichkeiten zu verlieren.

Endlich bleiben uns noch wenige Worte über die sprachliche Eigenthümlichkeit und Tendenz unseres Werkes zu sagen übrig. Ohne einer philologischen Charlatanerie zu huldigen und irgendwo etymologisch Unhaltbares und Ungewisses einzuflechten, haben wir bei den Fremdwörtern, besonders bei den der griechischen und lateinischen Sprache angehörigen die Ableitung hinzugefügt und bei den Artikeln aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen u. s. w. parenthetisch die Aussprache bemerkt, so weit uns dieses nothwendig erschien. Um endlich dem Vorwurfe der Vernachlässigung der vaterländischen Sprache zu entgehen, haben wir viele Wörter aufgenommen, die, obgleich zum Theil nur provincialistisch und veraltet, doch zuweilen in der Schriftsprache vorkommen oder wegen prägnanter Begriffsbezeichnung zum Gebrauch verwendet zu werden verdienen. In eben diese Kategorie von Artikeln stellen wir die Worterklärung der gebräuchlichsten alten und neuen, fremden und einheimischen Taufnamen, so weit sich hier fester Grund fassen läßt. Als Zugabe sey es betrachtet, daß wir jedem Namen das Datum seiner Feier hinzufügten, die Festtage der Heiligen nicht übergingen und den Stichwörtern der Alchemie, Astrologie und Freimaurerei einen Platz anwiesen.

So glauben wir die Sphäre des menschlichen Wissens und des doctrinellen, artistischen und conversationellen Wissenswerthen durchmessen zu haben, überzeugt, daß es nur schwer gelingen würde, uns in Fleiß und Sorgsamkeit zu übertreffen, und doch zugleich der Goethe'schen Wahrheit eingedenk: »So ein Werk wird eigentlich nie fertig; man muß es für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen, das Möglichste daran gethan hat.«

Möge die Saat, welche wir nicht ohne große Aufopferungen streuen, ein zur Aufnahme geneigtes Land finden und uns zu einer freudigen Anerkennung von Seiten des deutschen Publicums gedeihen.

Die Bearbeiter und Herausgeber.

Die unterzeichnete Buchhandlung hat dem Obigen nur noch hinzuzufügen, daß sie den Verlag des bezeichneten Werkes übernommen hat, eines Werkes, welches wahrhaft durch Vereinigung von Männern entstanden ist, die den gegenwärtigen Culturstand der deutschen Nation kennend und deren Bedürfnisse erwägend, sich seit mehreren Jahren ausschließlich der Bearbeitung aller Zweige und Nebenzweige des menschlichen Wissens mit dem angestrengtesten Fleiße und dem glücklichsten Erfolge gewidmet haben. Der Ausspruch competenter Richter über den vorgelegten Plan und über Proben von diesem Wörterbuche ging dahin:

»Das Unternehmen ist eben so zweck- als zeitgemäß; es gibt einen neuen schönen Beweis von ächtem deutschen Gelehrtenfleiß und deutscher ausdauernder Sorgfalt; es kündet sich als einen durch jahrelanges Studium der wissenschaftlichen Bedürfnisse der Jetztwelt erzeugten Schatz vaterländischer wie fremder eingebürgerter Namen und Wörter an, der eben so für den Gelehrten und Künstler, wie für den Gebildeten und Mann von Welt und gutem Ton überhaupt unentbehrlich ist; Niemand kann zweifeln, daß dieses wahrhaftige Katholikon, wie es bis jetzt in der vorliegenden Form und Vollständigkeit noch nicht vorhanden war, als ein unentbehrlicher Supplementband zu allen bis heute erschienenen Encyklopädieen und Conversationslexicis erkannt werden, eine Menge von größtentheils schlecht combinirten und compilirten Fremdwörterbüchern nnd andern fehlerhaften und unvollständigen Hilfsmitteln für Conversation und Lectüre vernichten, und durch seine wohldurchdachte Ausführung die Theilnahme der ganzen deutschen Nation verdienen und erwerben wird.«

In der frohen Erwartung, daß das Bestreben der Herren Herausgeber auf billige Weise anerkannt und ihr Werk von der öffentlichen Stimme der Wortführer im deutschen Vaterlande als ein verdienstliches Unternehmen gewürdigt werden wird, habe ich den Verlag desselben übernommen und mich entschlossen, nichts zu sparen, um dasselbe auf eine der Wissenschaften und der Literatur würdige Weise den Händen des deutschen Publicums zu übergeben.

Der Zweck des allgemeinen deutschen Universal-Conversationslexikons ist also: nicht allein die bereits vorhandenen Ausgaben aller Encyklopädieen und Conversationslexika zu vervollständigen und also ein Supplement für die Besitzer früherer Sammelwerke dieser Art zu seyn, sondern er geht auch dahin, eine selbstständige Erscheinung in der deutschen Literatur darzustellen. Die Besitzer des neuen Werkes sollen für den Augenblick jedes anderen Conversationslexikons und aller Hilfsbücher der einzelnen Fächer des menschlichen Wissens entbehren können; sie sollen den Mangel einer encyklopädischen Bibliothek nicht empfinden, und, seyen sie nun Gelehrte oder Gebildete überhaupt, bei schriftlichen Arbeiten und bei Lectüre einen treuen Auskunft- und Rathgeber zur Seite haben.

Da die unterzeichnete Buchhandlung erst seit Kurzem dem ehrenwerthen Kreise deutscher Verlagsbuchhändler angehört, so wünscht sie um so sehnlicher sich durch dieses erste Unternehmen zu empfehlen, und wird nicht allein ihre Thätigkeit, sondern auch einen bedeutenden Theil ihres Vermögens darauf verwenden, sich durch schöne typographische Ausstattung und durch Correctheit dieses ersten Verlagswerks auf anerkennungswerthe Weise einzuführen.

Damit aber das Publicum nicht allein den inneren Werth, sondern auch die typographische Einrichtung und Ausstattung des Ganzen nach eigener Anschauung zu beurtheilen vermöge, wird sie dem gegenwärtigen Prospectus einen halben Bogen als Probe beigeben.

Das ganze Werk, im Format der weit verbreiteten und beliebten Real-Encyklopädie von Brockhaus und des Conversationslexikons von Gebrüder Reichenbach (welches

Format zum Handgebrauche als das zweckmäßigste erkannt wurde), wird aus 100 Druckbogen bestehen. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, wird eine Subscription eröffnet und das Ganze erscheint in 20 Lieferungen, à 5 Bogen Median, von denen alle 6 Wochen eine Lieferung pünctlich erfolgen wird.

Der Subscriptionspreis für jede Lieferung von 5 Bogen ist

a) für die Ausgabe auf weißem Druckpapier, wie Probe: 8 Gr. sächs. = 10 Silbergr. preuß. = 36 Kr. rhein. = 30 Kr. Conv.

b) für die Ausgabe auf feinem Patentpapier: 12 Gr. sächs. = 15 Silbergr. preuß. = 54 Kr. rhein. = 45 Kr. Conv.

Die erste Lieferung erscheint Anfang Mai und jeden folgenden Monat eine neue. Alle respectiven und soliden Buchhandlungen Deutschlands, der österreichischen Staaten, der Schweiz, Hollands, Dänemarks, der russisch-deutschen Provinzen ꝛc. nehmen Bestellungen an, eben so die löblichen Postämter. An allen Orten sind Prospecte, Probebogen und Subscriptionslisten niedergelegt.

Privatpersonen, welche sich der Sammlung von Subscribenten gütigst unterziehen wollen, erhalten auf 10 Exemplare eines gratis.

Zwei Monate nach dem Erscheinen einer jeden Lieferung tritt ein erhöhter Ladenpreis unwiderruflich ein.

Leipzig, im März 1836.

Die belgische Buchhandlung
Ch. de Bowens.

Literarischer Beobachter.

[Anerkennung.] Die junge Dichterin Adele Curti in Mailand hat das von ihr auf die aus Marchesi's Meisterhand hervorgegangene Büste des Herzogs von Reichstadt verfaßte Gedicht der erlauchten Mutter des Verewigten übersandt und dafür ein werthvolles Geschenk nebst einem sehr auszeichnenden Schreiben von dem Oberhofmeister Ihrer Majestät, dem Grafen von Bombelles, erhalten. — Eine ähnliche, wenn auch nicht fürstliche Anerkennung erfuhr die Schriftstellerin Anna Fürst ob ihres Werkes: Marianne Strüf. In der allgem. Zeit. lies't man folgende quasi-recensirende Anzeige eines Th. Fr. Freihrn. v. Hallberg-Broich: „Das schönste Werk deutscher Literatur ist von Anna Fürst von Frauendorf über die Haus-, Garten- und Landwirthschaft (Stuttgart, Balz'sche Buchhandl. 1835). Schöner wie Cato, Virgil und Horaz beschreibt sie das Landleben in allen seinen Genüssen und Leistungen; sie häuft die glänzendsten Bilder auf einander, und wie Pindar die kraftvollsten Ausdrücke und reinsten weiblichen Gefühle der ländlichen Glückseligkeit. Die göttliche Flamme, welche das Herz entzündet, brennt noch lange fort, wenn das seelengroße Werk ausgelesen ist. Mit ziemlich harmonischer Sprache schmeichelt sie dem Ohre, mit den erhabensten Gemälden der Rosen dem Auge, deren Duft Herz und Sinne ergreifen. Dabei trägt Alles das Gepräge jener alten Simplicität in einem genauen Verhältnisse zwischen Gegenstand, Gedanken und Ausdruck. Ob sie schön ist, kann ich nicht sagen, da ich sie nicht kenne, aber in ihrem Werke liegt Harmonie, Seelengröße und hohe edle Weiblichkeit und keine Frau hat vor ihr und wird nach ihr schöner schreiben." Der heißt ein galanter Recensent seyn!

[Maria von Brabant.] Unter diesem Titel ist aus einer sehr geschickten und gewandten Frauenfeder ein Roman bei C. H. F. H. Hartmann in Leipzig erschienen. Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß jeder gerechte Kritiker ihm mehr als ein erfreuliches admittatur als viaticum gibt und das Publicum nicht anstehen wird, Lob und Beifall zu spenden. Von derselben geistreichen Frau — genannt Emma von Nindorf — wird nächstens in freier Bearbeitung erschienen: „La comtesse à deux maris," Balzac's neueste Novelle. Eine kleinere Erzählung „Wallfahrt zum Grabe Maria's von Brabant im Herbste 1835" wird nächstens die Unterhaltungsblätter „Unseres Planeten" zieren.

[Anthologie.] Unter dem Titel: „Vaglio" kommt in Venedig eine Anthologie der periodischen Literatur heraus, redigirt von dem Herausgeber der venet. Zeitung, unter Mitwirkung mehrer rühmlich bekannten Schriftsteller. Sie wird eine Auswahl des Besten aus französischen, englischen und deutschen Journalen enthalten, im Geschmack der Revue des deux mondes, des Voleur, der Leipziger Lesefrüchte oder des Magazins für die elegante Welt, der Aehrenlese ꝛc.

[Journale.] Eine schöne beifallswerthe journalistisch-musikalische Unternehmung ist: „Der Minnesänger. Musikalische Unterhaltungsblätter" (Verlags-Buchhandlung von B. Schott's Söhnen in Mainz). Den Anfang des dritten Jahrgangs bildet ein Artikel von Fetis: Concerte in Aegypten, ein Ständchen, Text von L. Rellstab, Musik von Lachner. — „Angenehme und belehrende Unterhaltungen in 4 Sprachen" (der deutschen, französischen, italienischen und englischen Jugend gewidmet) erscheinen bei Anton Peeters in Leipzig, und verdienen aufmerksame Beachtung.

[Dichtergärten.] „Perce-neige" heißt ein von Carl Nodier's Tochter, Fr. Marie Nodier-Menessier, herausgegebener Dichtergarten, worin die Gedichte der ausgezeichnetsten Poeten Frankreichs, in sinniger Auswahl, die Blumen darstellen. Heideloff und Campe haben die Ausstellung desselben übernommen.

[Königliche Liberalität.] Der König von England hat 50 Pf. St. ausgesetzt, zur Restauration des Shakespeare-Denkmals.

[† Ehrenfried Stöber.] Dieser rühmlich anerkannte classische Dichter starb am 28. December v. J. in Straßburg.

[Groß-Hoffinger,] dieser seichte, Blasen werfende, fixfingrige Fabrikschreiber kommt mit: „Oesterreich im Jahre 1835 und Zeichen der Zeit in Deutschland," die Niemand wird betrachten wollen. Seine Zeitschrift „Germania" wird wahrscheinlich bei der Geburt erstickt werden.

[Lewald's Europa.] Dieses braucht nur noch einige Schritte zu thun, um — eines europäischen Rufs sich zu erfreuen. So sagt Hr. Scheible, der Verleger!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 74. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 26. März. **1836.**

Die Musik in Aegypten *).

Der berühmte musikalische Kritiker von Paris Fetis gibt in einem Aufsatze der von ihm redigirten „Revue musicale," welches schätzbare Blatt leider seit Kurzem nicht mehr erscheint, über die St. Simonisten und über ihr Treiben in Aegypten, und besonders über ihren Einfluß auf Musik folgende interessante Notizen:

„Als wir uns verpflichteten, unsere Leser mit den wichtigsten und interessantesten Begebenheiten in der musikalischen Welt bekannt zu machen, haben wir uns bis jetzt eingebildet, es sey diese Welt in den Grenzen unseres alten Europa eingeschlossen. Wir sprachen hauptsächlich von Frankreich, weil es unser geliebtes Vaterland ist, welches stolz auf seine Fortschritte in den Künsten seyn darf; wir sprachen von Deutschland, weil die göttliche Muse der Tonkunst dorten mit ernster, tiefer Verehrung betrachtet wird und ewig unvergängliche Denkmäler ihr errichtet sind. Ferner sprachen wir von Italien, weil wir ihm reiche Schätze verdanken; von England, weil die Tonkunst dort gleich einer exotischen Blume erscheint, die nicht auf den freien Fluren, sondern nur in den Treibhäusern der Großen blüht. Wir haben sogar unsere Excursionen bis nach Petersburg gelenkt, weil es die Kunstschätze älterer, d. h. früher civilisirter Nationen eifrig sammelt und gleich wohlthätigen Wärmestrahlen in seine entferntesten Provinzen zu senden bemüht ist. Wenn wir aber diese natürlichen Grenzen bisweilen überschritten haben, so geschah das nicht in der eitlen Absicht, bei rohen Völkern musikalische Kunstschätze sammeln zu wollen, sondern um genügend darzuthun, daß die edlen Keime der Tonkunst allüberall hingesäet sind und nur eines geistigen Frühlings bedürfen, um segenbringend heranzureifen. Nun aber ändert sich die Sache in etwas, denn die heutige europäische Musik beginnt in einem Lande Wurzel zu fassen, worin sie bis jetzt noch niemals angewendet worden ist. Ein uraltes Land, dessen Urgeschichte mit riesigen Granitsäulen aufbewahrt ist, dessen Culturgeschichte seit Jahrhunderten rückwärts schreitet, bemerkt plötzlich die unberechenbaren Vortheile der europäischen Cultur und öffnet ihr gastfreundlich die Thore. Hier ist nicht der Ort, um zu untersuchen, welche Folgen daraus entstehen können, wir dürfen uns nur in unserer Sphäre bewegen.

Man wird sich erinnern, daß die St. Simonisten in Folge eines, beide Parteien lächerlich machenden Processes, Frankreich verließen und sich nach dem Oriente einschifften. Diese von ihren Fähigkeiten, die sie hätten nützlich für die Societät anwenden können, auf Irrwege geführten Menschen, nachdem ihre Predigten ziemlich erfolglos in dem Saale Taithout verhallt waren und in Vergessenheit zu sinken drohten, richteten ihre trügerischen Hoffnungen auf Aegypten. Ihre Ankunft in der Levante bezeichneten sie sogleich durch öffentliche Fortsetzung der abgeschmackten Gebräuche ihrer vermeintlichen Religion. Auf eine abenteuerliche Weise irrten sie umher, von Alexandrien nach Smyrna, von Smyrna nach Cairo; die Emancipation des Weibes, das freie Weib da vergebens suchend, wo die Frauen nur Sclaven sind. Mehr als einmal hatten die Reisenden mit allen Schrecknissen der Wüste zu kämpfen und die Mißhandlungen eines rohen fanatischen Volkes zu ertragen. Den letzten Nachrichten aus Aegypten zu Folge hat der St. Simonistische Bekehrungsplan eine ganz andere Richtung genommen. Die Apostel, des gefährlichen und vergeblichen Herumschweifens müde, vereinigten sich in Alexandrien und beschlossen, daß jeder Einzelne, jedoch mit Erlaubniß des Oberen, eine ihm zusagende vortheilhafte Laufbahn verfolgen solle. Der Ingenieur gräbt nun Canäle, legt Eisenbahnen und Bergwerke an; der Mediciner treibt die Heilkunde; der Maler führt Familien-Portraits aus, und der Musikus, wie ernstlich versichert wird, der Musikus gibt Concerte. Ihnen genau zu sagen, worin diese Concerte bestehen, ist uns zwar nicht möglich; daß sie aber wirklich bestehen, ist reine Thatsache, die ein in einem unserer besten Journale (le Temps) enthaltener Brief des Apostel Lambert außer allen Zweifel setzt.

*) Wir entnehmen diesen Artikel der 8. Nr. des „Minnesängers," oder den musikalischen Unterhaltungsblättern, durch deren Herausgabe die Verlagshandlung von B. Schott's Söhnen in Mainz sich um die Förderung der musikalischen Studien ein besonderes Verdienst zu erwerben fortfährt.
D. Red.

„Barrault, so schreibt Herr Lambert, die Ankunft des Vaters zu Alexandrien erwartend, hat drei Concerte gegeben, darinnen einige Stücke von David allgemeines Gefallen erregt haben.“ Später fügt er hinzu: „David fährt fort, mit seinem Claviere und seiner deliciösen Musik alle Gesellschaften zu entzücken und hat uns Aller Herzen zugewendet.“

Also wird Alexandrien seine Concerte haben, eben so wie Paris und London; also war Europa für die Herrschaft des Fortepiano nicht groß genug, es mußte sie nach Afrika verbreiten. Wenn wir eines Tages von den mit erschrecklicher Einförmigkeit sich folgenden Eindrücken ermüdet, in weiter Ferne, durch Fremdartigkeit und den Reiz der Neuheit gewürzte Vergnügungen suchen; werden wir uns schmerzlich getäuscht finden. Indem wir Beethoven's, Mozart's, Auber's und Rossini's Schöpfungen zu entfliehen trachten werden, eilen wir ihnen gerade entgegen, und finden sie überall gleich einer unabwendbaren Nothwendigkeit. Wollen wir, um unsere verweichlichten, verwöhnten Organe zu erfrischen, eine rauhe, tobende Musik in der Barbarei aufsuchen, so werden wir die Ouverture aus dem Barbier von Sevilla, oder einen Chor aus der Stummen aushalten müssen. Schreckliches Verhängniß! es läßt sich nur mit dem Schicksale der Verbannten vergleichen, welche von allen Seiten von endlosen Schneeflächen umgeben sind. Wie dem nun auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß Herr David in Alexandrien Concerte gegeben hat. Hat er diese ganz allein ausgefüllt? Ist er von einigen Brüdern seiner Secte dabei unterstützt worden? Darüber gibt der Brief des Hrn. Lambert unglücklicher Weise keinen Aufschluß. Die Damen Fournel und Rogé hätten ihm wohl dabei als Sopransängerinnen helfen können; aber diese liebenswürdigen Reisenden, nachdem sie einen furchtbaren Seesturm und die Seekrankheit ausgehalten, haben sich nach Navarin geflüchtet; sie befinden sich allbort ganz wohl, werden aber wahrscheinlich die Lust an ihren herumschweifenden Projecten verloren haben. Wir sehen also mit Sicherheit, daß Herr David in den von dem Pater Barrault arrangirten Concerten in dreifacher Gestalt erschienen seyn muß: als Repräsentant der Instrumentalmusik, der Singechöre und als Solospieler. Herr David ist ein geschickter Musikus; seine Studien in dem Conservatorium zu Paris waren in hoffnungsvollem Fortschritte begriffen, als die St. Simonisti'schen Ideen ihm eines Tages so reizend erschienen, daß er dieser neuen Secte die Früchte und Vortheile seiner musikalischen Studien zu weihen beschloß. Wie nun auch die Verdienste, die Kräfte und die Gesundheit dieses jungen Sectirers beschaffen seyn mögen, so hegen wir doch mit Recht die Besorgniß, er werde die ihm von seinen Oberen auferlegten schweren Mühen nicht lange ertragen können.

Indem wir neuen, in dieser Hinsicht beruhigenden Nachrichten entgegen sehen, ersuchen wir in Gedanken den Pater Barrault, die Kräfte des Herrn David zu schonen: denn es könnte leicht geschehen, daß er einst als schöner Stern am musikalischen Horizonte glänzt, wenn das Irrlicht *) des St. Simonismus längst verloschen seyn wird.“

*) Die erste Sylbe läßt sich von der zweiten Sylbe doch wohl auch hier scheiden! D. Red.

Theaterbericht.

Ludwigslust, den 7. Februar 1836.

Mecklenburg-Schwerin hatte bis jetzt noch kein Hoftheater, und ob es sich hierdurch rühmlichst vor anderen Staaten auszeichnete oder ihnen nachstand, wollen wir unentschieden lassen. — Die vormalige hiesigen Landes allerhöchst concessionirte Krampe'sche Gesellschaft wurde mit allen Mitgliedern und sonstigen Utensilien im October v. J. zum wirklichen Hoftheater erhoben und der Hr. Krampe erhielt im vorvorigen Jahre das Prädicat eines Hof-Schauspieldirectors und bei der Ernennung seiner Truppe zum Hoftheater eine lebenslängliche Anstellung als Cassirer desselben, denn im Cassiführen war er stets Meister, was die Bereicherung seiner eigenen am besten beweisen soll. An der Spitze des neugeschaffenen Hoftheaters stehen als Intendanten, der Hr. Kammer-Director und Kammerherr von Flotow und der Hr. Hofrath Zöllner. Oberregisseur ist Herr Hoffmann, Opernregisseur Herr Schmale, Trauerspielregisseur Hr. Klarenbach und endlich Regisseur des Lustspiels Hr. Beckmann. Musikdirector ist Hr. Schmidtgen, Chordirector Hr. Fuchs und Inspicient Hr. Schmidt. An Befehlshabern fehlt es uns demnach nicht, wie Sie sehen. Da die Krone des Personals unstreitig Dlle. Hirschmann ist, so halten wir es für unsere Pflicht, mit ihr die Aufzählung desselben zu eröffnen. Sie ist sehr oft besprochen worden und wir denken nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß sie bedeutende Schritte vorwärts gethan haben muß, denn den Standpunct, welchen sie jetzt als Schauspielerin im Lust- und Trauerspiel einnimmt, glauben wir am kürzesten dadurch zu bezeichnen (weil wir uns dieses Mal nur auf allgemeine Andeutungen hinsichtlich der Capacität des Personals beschränken können), daß sie in Wenigem nur Wenige vor sich, aber in Vielem Viele hinter sich hat und zu denjenigen seltenen Künstlerinnen gehört, deren dauernden Besitz jeder Bühne wünschenswerth wird. Daher glauben wir auch dem größeren Theile unserers Publicums mit dem Wunsche zu begegnen, daß wir uns ihrer stets erfreuen dürften. Mad. Schmidtgen ist, obgleich eigentlich mezzo soprano, dennoch hinsichtlich ihrer wahrhaft vorzüglichen Stimme unsere Prima Donna; mit mehr Schule und Spiel gepaart, dürfte sie ein Stern erster Größe werden. Ihre seltene Voce, so wie ihre angenehme Persönlichkeit werden ihr stets Beifall sichern. Möchte ihr doch irgend ein Mäcen Gelegenheit verschaffen, wenn ihre eigenen Mittel nicht hinreichen sollten, sich in den Besitz des ihr einzig nur noch Fehlenden zu setzen. Ein paar Monate, einige Jahre hindurch, in Dresden oder Hamburg unter ernstlichem Studium zugebracht, würden vielleicht hinreichen, sie bald einem in jeder Hinsicht brillanten Ziele entgegen zu führen. Daß die Dlle. Gneib, dieser Phönix an Gestalt und Kleidungstalent, überall die junge Welt alarmirte, scheint uns sehr natürlich und sie würde im Badischen, irren wir nicht, der dortigen Sitte gemäß, sicher „zu schön“ genannt werden. Ihre Methode ist lobenswerth, ihre Rouladen sind musterhaft und ihr Spiel war in mehreren Partieen der Art, wie man es von einer Sängerin nur zu verlangen pflegt. Daß sie immer gefiel und auch bei uns Furore machte, versteht sich unter so bewandten Umständen

von selbst. Dlle. W. Wahl, zweite Sängerin auch Schauspielerin, zeichnete sich mehrere Male vortheilhaft aus. Besonders zu loben ist an ihr die deutliche Aussprache des Textes, was mit zu den ersten, aber leider seltenen Vorzügen des Sängers gehört. Die Krone ihrer Leistungen war die „Zerline" im „Don Juan," wo sie fast nichts zu wünschen übrig ließ und sich unbedingt den Preis errang. Sie berechtigt demnach, wenn sie erst alle ihre Partieen mit Ruhe und Besonnenheit singen wird, zu wirklichen, erfreulichen Genüssen. Dlle. Beutler gab uns als Gast mit Beifall die „Julie" in „Romeo und Julie" und die Donna Anna im „Don Juan" und wurde engagirt. Wir hoffen, daß nur ihre Jugend Ursache ist, warum hinsichtlich ihrer Stimme und ihres Spiels noch so Manches zu wünschen übrig bleibt, denn Schule und Studium mangeln nicht. Mad. Hoffmann spielt Hexen, Alraunen, Anstandsdamen, und ist auch Sängerin. Durch ihren Gesang gab sie uns aber den Beweis, daß auch Künstlerinnen ihren Vortheil ganz verkennen können. Mad. Linker ist eine sehr routinirte Sängerin und auch Schauspielerin, besonders mit einer auffallenden Höhe begabt; nur schade, daß ihre Mitteltöne mit ihrer Höhe, welche klangvoll und angenehm ist, nicht al pari stehen. Sie wurde beim Hoftheater nur als Schauspielerin mit Einschluß einiger Gesangpartieen angestellt. Wir können nur bedauern, daß man mit Mad. Hoffmann diese Beschränkung nicht vornahm, denn ihre Stimme ist sehr unleidlich und sie nimmt unsere Ohren oft auf eine höchst unangenehme Weise in Anspruch, wie z. B. in Zampa, wo sie das Duett mit ihrem wieder gefundenen Manne stets so erschrecklich unrein singt, daß wir immer davon laufen würden, wenn es nur ohne Störung geschehen könnte. Mad. Klarenbach, alte Mütter, ehemalige Sängerin und darum noch in Opern mitwirkend. Dlle. L. Gertig, eine angenehme Erscheinung, besonders wenn sie so den guten Ton in Frisur und Anzug trifft, wie im „besten Ton" in ihrer ersten Scene, läßt Erfreuliches und Vielseitiges erwarten, wenn sie fortfährt, auch ihre Altstimme auszubilden. Mad. Schmidt, tragische Schauspielerin, doch auch im Lustspiel beschäftigt, erfreut sich einer herrlichen Figur für ihr Fach und ist nicht ohne Bildung. Dlle. Mügge, Schauspielerin, ist eine Anfängerin, aber nicht ohne Talent. Sie lieferte uns den seltenen Beweis der Nichteitelkeit, indem sie ihrem Anzuge fast immer eine erstaunlich geringe Aufmerksamkeit schenkte. Herr Kiel, erster Tenorist, ist in vollem Laufe zu seinem Ziel — nur mag er nicht vergessen, daß erst völlige Ausbildung Meisterschaft sichert. In einigen Partieen überbot er seine Stimme, wodurch er Gefahr läuft, sie ganz auf's Spiel zu setzen. Da, wo die natürliche Stärke der Stimme aufhört, ist auch die Grenze ihres Wohlklanges; wird diese überschritten, so muß sie dem Ohre unangenehm werden und das Singen artet aus in Schreien. Seinem Spiele muß er besonders noch mehr Aufmerksamkeit widmen. Hr. Vogt, zweiter Tenor, gefiel im Allgemeinen genommen, nur detonirt er mitunter und eilt auch gern. Die Italiener würden seine Stimme vielleicht mit velata oder cupa bezeichnen. Wenn Hr. Linker, erster Bassist, mit seiner wirklich vorzüglichen, umfangreichen Stimme sich doch entschließen könnte, täglich oder auch nur so oft es seine Beschäftigung erlaubt, eine Stunde ernstlicher Ausbildung derselben zu widmen, etwa mit Jemandem am Clavier seine Partieen durchzusingen, um wenigstens sein Ohr vor der Hand mehr auszubilden, — denn ganz musikalisch ausgebildet sind ja die wenigsten, und doch oft so berühmten, Sängerinnen und Sänger! — Was könnte er mit seiner Stimme wirken und welche herrliche Carriere würde er sich dadurch sichern. Hr. Oeser, Baß-Bouffon, auch im Schau- und Lustspiel beschäftigt, ist im Ganzen genommen, recht brauchbar und brav. Hr. Parrod, Bariton, hat Ursache, mit seiner Aufnahme, als neu engagirtes Mitglied, sehr zufrieden zu seyn, denn Gesang und Spiel bedürfen noch sehr der Ausbildung. Er stößt meistens seine Töne so sonderbar heraus und spricht fast mehr als er singt, auch sein sonderbares Piano, was er uns zu hören gab, können wir nicht billigen. Hr. Oberregisseur Hoffmann, Bonvivant und Charakterrollen, auch erste Liebhaber und Helden, ist ein sehr routinirter Schauspieler und hat Viele für sich, aber auch Viele gegen sich. Wir glauben übrigens, daß er Geregelteres leisten würde, da es ihm nicht an Kenntnissen fehlt, wenn er sich ausschließlich einer Branche seines Berufes hingegeben hätte, denn um genügend alle Fächer, welche er spielt, auszufüllen, ist ihm manche Eigenthümlichkeit hinderlich und fehlt es ihm überhaupt wohl an Intensität und Genialität. Hr. Opernregisseur Schmale, ebenfalls neu engagirtes Mitglied, ist eine gute Acquisition; nur sollte er nicht Factotum seyn und seyn wollen. Er bedachte oft nicht, daß Auffallen und Mißfallen sehr nahe liegen, sobald das Streben nach Ersterem als Hauptmotiv hervortritt und uns scheint er überhaupt mehr dem Kothurn, als dem Soccus geeignet, denn sein Humor entbehrte nicht selten der Natürlichkeit und hatte immer zu viel Gesuchtes. Vorzüglich schien uns stets sein Händespiel, und in einigen Rollen war er ausgezeichnet. Hr. Lustspielregisseur Beckmann, Komiker, aber nicht der Berliner, war im Allgemeinen genommen vorzüglich. — Möge er nie vergessen, daß eine stehende Manier diejenige Klippe der Komiker ist, an welcher die meisten scheitern. — Hr. Liphart, erster Liebhaber, gefiel und wurde sogar gerufen, z. B. als Richard Wanderer, was diesen Winter zu den Seltenheiten gehörte. Es schien uns, als wenn er mitunter entweder auf den Soufleur spiele, wie man zu sagen pflegt, oder der Inspiration bei seinem Spiele entbehre; auch die Haltung seiner Arme und sein Händespiel konnten wir, besonders in Conversationsstücken, nicht ganz billigen. Er führte uns auch Helden vor, weil das Fach derselben eigentlich bis jetzt noch unbesetzt ist, wozu jedoch weder sein Organ noch seine Figur passen. Von dem Hrn. Trauerspielregisseur Klarenbach, welcher humoristische Alte spielt, glauben wir bemerken zu können, daß es ihm in einigen Stücken gelang, durch die consequente Durchführung seiner Rolle den Preis davon zu tragen. Der Chor ist im Ganzen genommen recht gut und zählt Mitglieder, welche bei richtiger Aufmunterung und Rollenvertheilung zu freundlichen Erwartungen berechtigen. Des Hrn. Musikdirectors Schmidtgen Fügsamkeit und Bereitwilligkeit, unter den noch immer so störend obwaltenden Umständen Opern zu geben, verdient um so mehr Anerkennung, da sich schwerlich ein Anderer zu solchen Opfern, wie er gewissermaßen dadurch seiner amtlichen Stellung bringt, verstehen würde. Das Orchester leistete im Allgemeinen betrachtet Vorzügliches, wenn auch die Besetzung desselben nicht vorzüglich genannt werden kann, da sie immer noch so viele Widersprüche in sich vereinigt, wie z. B. die schwache Besetzung der Geigen zu den vielen Blase-

instrumenten. Unser ausgezeichneter erster Clarinettist, Hr. Eichhorst, machte es uns durch sein Solo in „Romeo und Julie" recht deutlich, daß der Vortrag doch allem vorzuziehen ist und daß nur darin der wahre dauernde Zauber liegt. Ueber die Wahl der Zwischenmusik schien jedoch mitunter ein besonderer Unstern zu walten. So wurde z. B. „Herrmann und Dorothea" trefflich parodirt durch Intermedia aus der Stummen von Portici und zum „Empfehlungsbrief" wurden uns die Ouverturen zur Vestalin und zum Cortez geboten?! Daß man bei der Wahl der Zwischenmusik auf den Charakter des Stückes zu achten habe, ist ja eine allgemein bekannte und längst befolgte Sache. In „den Günstlingen," figurirten unsere ersten Sängerinnen als Statistinnen. Uns schien es grausam, daß eine Kaiserin der andern als Folie ihres Glanzes dienen mußte und wir haben diese Sitte, welche zugleich störend ist, nur bei solchen ambulanten Bühnen gefunden, welche genöthigt waren, Nackte ohne Tricots zu geben. Das Acquiriren aller Talente zu einer ungewöhnlichen Ausstattung finden wir billig, und gewiß wird sich dann Niemand ausschließen. Nur sollte man es nicht zum Gesetze erheben und bei Gelegenheiten fordern, wo es sehr gleichgiltig ist, ob einige Personen weniger erscheinen.

(Schluß folgt.)

Theater-Guker.

[Garrik als König Lear.] Man spielte im Drury-Lane-Theater den König Lear bei vollem Hause. Garrik war in den vier ersten Acten aufgetreten und hatte sich in seiner ganzen erhabenen Größe gezeigt. Das Publicum schien vor Schaudern und Bewunderung in die tiefste Stille versunken. Plötzlich in dem Augenblick, wo der alte König auf der Leiche der unglücklichen Cordelia in Thränen zerfließt, bemerkte man, daß Garriks Gesicht einen heitern Ausdruck annahm. Noch war man im Zweifel, als man den König Lear aufspringen und mit lautem Gelächter von der Bühne laufen sah. Seine Umgebung, Männer und Frauen platzten gleichfalls heraus und verschwanden. Cordelia war allein zurückgeblieben, mit verschlossenen Augen, den Kopf auf ein sammtnes Kissen gelegt. Da sie sich von ihren Mitspielern verlassen bemerkte, wagte sie einen Blick nach dem Orchester. Dieses reichte hin, sie konnte nicht widerstehen und entfloh, sich einem unmäßigen Gelächter überlassend. — Das Publicum gerieth in Aufregung; man glaubte die Schauspieler seyen verrückt geworden. — Als man den Beweggrund zu dieser ansteckenden Lustigkeit entdeckte, nahm die ganze Versammlung Antheil. Ein Metzger, zugleich ehrsamer Kirchenvorsteher, saß bei dem Orchester, war von einem Bullenbeißer begleitet, der, gewöhnt, sich zu Hause auf den Tritt seines Herrn zu legen, auch im Schauspielhause von diesem Vorrecht Gebrauch machen zu können glaubte. Der Metzger war in seinem Platze sehr eingezwängt. Türk ergreift die günstige Gelegenheit und springt auf den Absatz des Orchesters, um die Schauspieler mit einer Miene zu betrachten, als wenn er die Dichtung Shakespeare's vollkommen verstände, und morgen in einem Journal von der Darstellung Rechenschaft ablegen sollte. Garrik konnte nicht das Geringste daran aussetzen, von einem Hunde betrachtet zu werden. Aber Türk blieb kein gewöhnlicher Hund. Der stark beleibte Metzger, von der Hitze arg belästigt, nimmt seine Perrücke ab und setzte sie dem vor ihm sitzenden Türk auf den Kopf, der unbeweglich bleibt und wie ein ächter Theater-Liebhaber und Hund von Geschmack, der Darstellung des Mißgeschicks des Königs Lear zusieht. Garrik, wie geschmeichelt er sich auch fühlen mochte von dem Anstande, mit welchem sich die ehrenwerthe Hunde-Personnage mit der Perrücke eines ehrsamen Kirchenvorstehers betrug, er konnte endlich der Anwandlung zu lachen nicht widerstehen. — Das Stück wurde nicht zu Ende gespielt. Türk sah den fünften Act nicht, und erhob darüber nicht die mindeste Beschwerde! — Garrik trat ein paar Jahre lang nicht wieder als Lear auf.

Wien. Für die nach Ostern beginnende Oper am Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore sind, italienischen Nachrichten gemäß, auch Ronconi und die Damen Tadolini, Vittadini und Garcia — Letztere eine Schwägerin der berühmten Malibran engagirt. Als Compositionen, die ausgeführt werden sollen, nennt man Rossini's Moses in der neuen Bearbeitung, „die Puritaner" von Bellini und „Nina, die Wahnsinnige aus Liebe" von Coppola. Am 16. Febr. zum ersten Male: „der Domestiken-Ball," Posse in einem Act mit Gesang, nach dem Französischen des Villeneuve und Charles — so schlecht, daß die Kritik ein Wort darüber zu verlieren für bedenklich ihrer Würde hielt. Es wurde jedoch die Posse zu Ende gespielt, was allein der Faschings-Nachsicht zu danken ist.

Leipzig. Unserem Opernpersonale steht eine große und sehr ungünstige Veränderung bevor. Hr. Eicke, bis jetzt der Stern unserer Oper, der Liebling des Publicums, ein Sänger von Routine, Geschmack, Gesangskraft und musikalischer Kenntniß, verläßt uns mit dem 15. Mai. Für ihn kommt ein Hr. Richter, dessen Gastdarstellungen von vorigem Sommer noch in einem solchen Andenken stehen, woraus zu erwarten ist, daß diese Acquisition der Direction keinen Dank zubringen möchte. Hr. Freimüller, der Tenorist aus Magdeburg, hat schon seit einiger Zeit in sein Engagement eintreten sollen, aber immer ist er wieder und wieder daran verhindert worden. Sonderbar! Wenn er da seyn wird, gibt's Anlaß zu einem Halleluja für die Direction! Ob aber nach zwei oder drei Monaten das Leipziger Publicum für das Spiel und den Gesang (?) Hrn. Freimüller's sich nicht stumm und gleichgiltig benehmen wird, darüber wäre nicht schwer zu diviniren, doch wollen wir es nicht versuchen. — Eine Aufführung des Kaufmanns von Venedig endete neulich ½ auf 9 Uhr, war also ungebührlich beschnitten, d. h. verstümmelt. Die Aufführung war über der Mittelmäßigkeit, denn Hr. Baudius, als Shylok, war außerordentlich brav; die Damen Wagner und Günther wirkten ihm zur Seite sehr zum Gelingen. Mit Hrn. Grohmann's Engagement neben Hrn. Düringer wird es doch wohl nichts seyn *).

Aus Dessau. Ueber den neulichen Bericht aus Dessau hat sich so manche Regung verspüren lassen, und der Berichterstatter hat uns, die Redaction d. Bl., ermächtigt, in seinem Namen zu bekennen, daß, so sehr alles andere von ihm Berichtete, auf der lautersten Wahrheit beruht, doch die Nachrichten über das Benehmen der Intendantur, über ihre Begünstigungen Hrn. Bode's, ihre Vorschüsse und Aehnliches in der Volksstimme ihre Rechtfertigung finden und vielleicht insofern kleinere Unrichtigkeiten enthalten könnten.

---

*) Auch mit Hrn. Richter's Engagement schwebt es glücklicher Weise noch. D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 75. (VII. Jahrgang.) Montag, den 28. März. 1836.

Die Zaubernacht.

(Eine Phantasie in Höllenbreughel's Manier von H. Meynert.)

Dort bleicht der Tag, es sproßt die Abendröthe;
In goldnen Wunderblumen schon herauf;
Als ob der Schmerz sein lichtes Leben tödte,
Lös't sich der Tag in trübe Schatten auf.
Und gleich dem leisen Weilenschlag des Lethe,
Beginnt der Nacht geheimnißvoller Lauf,
Und in der Dämm'rung walten mild und trübe
Die Lichtgestalten hingestorb'ner Liebe.

So tragt mich hin zu jenen Wundersphären,
Wohin die Phantasie die Segel lenkt;
Dort, wo die Nacht, in wesenlosen Meeren
Der Finsterniß, den matten Blick ertränkt,
Wo zu der Urwelt fabelhaften Heeren
Der trübe Geist sich träumerisch versenkt,
Um auf der Dichtung winterlosen Wiesen
Mit Schatten seinen luft'gen Bund zu schließen.

Dort wirft der Sturzbach durch die Kluft sich nieder,
Wie eine Wind'sbraut über Aeolsſaiten;
Das Echo lallt die starken Töne wieder,
Die weithin ihre dünnen Wellen breiten.
Ein mächt'ger Skalde wundervoller Lieder,
Singt er von schönern, längstverträumten Zeiten,
Von grauer Zeitenalter Wundersagen —
Bald murmelnd hell, bald wie in dumpfen Klagen.

Und Schattenbilder seh' ich mich umdrängen,
Als ob ihr Bleich das frische Leben höhne;
Und Wonnen fühl' ich meine Brust beengen,
Als ob ihr Hauch den wilden Streit versöhne;
Als müsse sehnsuchtsvoll in diesen Klängen,
Im wildharmonischen Erguß der Töne,
Die brausend sich durch meine Seele wälzen,
Mein Leben untergehen und zerschmelzen.

Und sehnend schwanken schon die müden Bäume
Im leisen Brautgeflüster sich entgegen,
Und durch der Wölkchen mildverklärte Räume
Schwimmt dort der Mond mit leisen Ruderschlägen.
Schon fühl' ich, wie sich holde Kindesträume
Mit alter Lust, mit altem Schmerze regen,
Und wie die Harmonie'n in diesen Tönen
Den wilden Mißklang meiner Seele höhnen.

In welker Kraft nur voller aufzublüh'n,
Netzt sich der Tag im kühlen Meeresbade;
Der Purpurstreifen Gluth umleuchtet ihn:
Ein Silberstrom wogt durch das Goldgestade.
Die Dämmerung, die auf den Thälern liegt,
Strebt mehr und mehr zur Höh' emporzuschwellen,
Das Abendroth wiegt seine Aetherwellen,
Bis es im dunklen Traum der Nacht versiegt.

Und unſ'rer Nacht mag hinter jenen Höh'n
Der Hemisphäre Morgen sich verschränken:
Könnt' ich in dieses Abendroth mich senken,
Um mit dem Morgenroth dort aufzugeh'n!
Ha! spiele du im seligen Verjüngen
Um meinen Busen, goldnes Strahlenmeer!
O! wehe du mit jugendlichen Schwingen,
Natur, um diese heißen Schläfe her! —

In sich versunken zum heiligen Schweigen,
Ruht die Natur im umdämmerten Grab';
Röthlicher Wölkchen zerstiebender Reigen
Weht mir ätherische Kühle herab.
Träume befangen mich, düſt'rer und milder,
Lieder erklingen so alt und so neu;
Selige Schatten und liebliche Bilder,
Nebelgestalten von Lieb' und von Treu'! —

(Schluß folgt.)

Frankreichs politisches Schisma.

(Fortsetzung.)

Der öffentliche Schatz, die zu vergebenden Aemter und Stellen werden auf diese Art eine ungeheuere Weide für alle zweibeinigen Vielfraße der Beamtenwelt. In den meisten andern Ländern wird hauptsächlich auf die administrative und specielle Fähigkeit der Anzustellenden, hier aber meist nur auf die politische Meinung, auf Empfehlungen und die Möglichkeit, dadurch Anhänger für die Regierung zu gewinnen, gesehen. Hätte Frankreich die Ordnung, wie sie bei den preußischen Ausgaben und Gehalten besteht, wäre hier dieselbe Oekonomie, wie sie in der preußischen Staatsmaschine eingeführt ist; träfe man in diesen Landen vorzüglich dieselbe Rechtlichkeit in der oberen Leitung, jene weise Sparsamkeit, die mit geringen, aber gut angewendeten Mitteln viel bewirkt, so wäre Frankreich unstreitig einen großen Schritt weiter, und die ungeheuern Hilfsquellen dieses glücklichen Landes würden nicht auf das Widerwärtigste verschleudert. Diesen Krebsschaden, diese Wucherpflanzen zu vertilgen, haben die französischen Staatsmänner wenig gedacht, und heut zu Tage anstatt das Scalpell anzulegen, anstatt das Unkraut auszureißen, läßt man das Uebel um sich greifen, weil die Regierung sich sonst zu viel Feinde machen würde, und zuletzt ist: **il faut vivre et laisser vivre**, eines der üblichsten, hiesigen Sprichwörter. — Trotz allen diesen Mängeln der verwaltenden Einrichtungen, trotz allen diesen administrativen Fehlern, liegen aber nichts desto weniger die Keime und die Rechte der politischen Fortbildung und des wahren Vorschritts nicht blos in der papiernen Freiheit, wie einige ironische Publicisten behaupten, sondern unverwüstlich in der Ausbildung des französischen Volkslebens. Administratives und politisches Leben sind daher in Frankreich wesentlich von einander verschiedene Dinge, und Thoren sind jene, die sich einbilden, man könne den Volksgeist der französischen Nation wie **spiritus vini** in einer Flasche versiegeln, und somit sey Alles gethan, Alles beruhigt, Alles geborgen.

In Frankreich sind die Republikaner nur eine Minorität, wer aber deßhalb diese Minorität sinnlos verunglimpfen, Exaltation für Verderbtheit, schwärmerische Weltverbesserungsansichten für Galeerensclavenprojecte ausgeben will, der verdient nicht die Feder zu führen, um seinem aufgeklärten Zeitalter aufgeklärte Worte zu sagen. Die große Mehrzahl der Republikanerpartei ist edel, großmüthig, weniger eroberungssüchtig, als die Napoleonisten und selbst die Mehrzahl des **juste milieu**; wie leidenschaftlich und unpraktisch aber die republikanischen Theorieen überall hervorgetreten sind, brauche ich gar nicht einmal zu bekräftigen. Die Zeit allein kann das Gute, was alle Parteien zur Erbauung des politischen Staatensystems herbeitragen können, reifen und benutzen lassen; es gibt keine Partei, die nicht von den Fehlern und Vortheilen der andern eine Lehre und eine Nutzanwendung ziehen könnte; ungeduldiges, zeitenvoreilendes Ringen liegt ganz außer dem Bereiche der Vernunft und der Erfahrung. Ein Theil der Republikaner ist wie in allen Parteien **la mauvaise queue**, der Schofel zu nennen; der unglückliche Aprilkampf aber wird die Ungeduldigen zähmen, gezwungener Weise belehren und den gemäßigten, rationellen Republik à **la Carrel** selbst in der Presse den Vorrang lassen, um ihre Theorieen geistreich, logisch und würdig vorzutragen; exaltirte Declamationen, Manifeste à **la Robespierre**, bacchantische Drohungen à **la Tribune** sind nicht blos unsinnig, sondern werden auch stets falsch gedeutet, die ruhigen Bürger erschrecken und empören. Ueberdieß scheint mir aber die heutige, seit 30 Jahren stark gerüttelte französische Gesellschaft noch für lange Zeit weder moralisch, noch philosophisch, noch politisch gebildet genug zu seyn, um den Versuch einer rein demokratischen Verwaltung ertragen zu können, und trotz aller verunglückten Constitutionen bleibt die repräsentative Verfassung nicht blos die zweckmäßigste, sondern auch ein wahres Bedürfniß für Frankreich.

Die Wahrheit ist über die Lyoner Ereignisse in den französischen Blättern nach jeder Parteienmeinung mannichfach entstellt worden, so daß aus der vielgepriesenen Wahrheit meist Unwahrheit geworden ist. Mannichfaltige Verhältnisse haben mir erlaubt zu sehen, zu hören und als Fremder zwischen den französischen Parteien unabhängig bleiben zu können, obgleich ich es für meine Pflicht halte, zu erklären, daß die Mehrzahl der Einwohner von Lyon der jetzigen französischen Regierung unabänderlich abgeneigt ist, da alle Classen den aufreizenden Maßregeln der Verwaltung den Aufstand der unglücklichen Lyoner Bevölkerung zuschreiben und mit Entrüstung die spitzen Geißeln gezählt haben, womit die arbeitende Bevölkerung gestachelt worden ist. Ich habe unter den Aprilkämpfern in Lyon Bekannte gehabt und kann versichern, daß sie mir die Wahrheit nicht verschwiegen haben. Im Augenblick, wo ich dies schreibe, sind sie bereits außer französischen Boden. Ich habe liebe, treue Gefährten unter den Officieren gezählt, die in Lyon gegen die Empörten kämpften, weil die militärische Disciplin es so verlangte und weil sie ihrem Eide treu blieben. In Tournus weinte ein junger Chasseurofficier, daß solche Bürgerkriege sein schönes Vaterland zerfleischten; in Lyon rief Lagrange jene für alle Parteien achtbaren Worte: Menschlichkeit und Großmuth, kein Mord und keine Plünderung! — und in eben dem Lyon hatte derselbe junge Officier im Novemberaufstande rasende Weiber einen verwundeten Dragoner bei den Eingeweiden in die Saone schleudern sehen, so wie jetzt in Paris in dem Hause Nr. 12 der Straße **Transnonain** die Soldaten Weiber, Greise, Kinder nnd junge Leute in einer Art Berserkerwuth niedermetzelten, aufspießten, durchlöcherten! — Der gereizte Mensch wird Thier, das Blut erregt Blutgedanken, die Menschheit verhüllt sich alsdann in einen Trauer-

mantel und die Weltgeschichte erblickt Scenen aus dem Tartarus! —

Der südliche Theil Frankreichs (le midi) von Antibes bis Nismes, von Marseille bis Bordeaux und Toulouse ist meist carlistisch, Marseille selbst in der niederen Volksclasse größtentheils, Avignon, Nismes, Montpellier, Orgon, Aix sind fanatisch, überall aber zählt die republikanische Partei einige wenige Häupter, Aix, Marseille und Montpellier meist junge Leute, auf dem platten Lande viel Protestanten, die meist alle im Süden aus Religionsgefühl dem Katholicismus und Carlismus entgegen sind. Im Süden stehen sich die Parteien schroff gegenüber, die Anhänger des juste milieu sind unmerklich auf dem platten Lande, in den Städten sind es nur die Beamten, und unter diesen, vorzüglich in den Gerichten, zählt man sehr viele Carlisten. In dem westlichen Theile Frankreichs ist der Carlismus ebenfalls vorherrschend, vorzüglich in der Vendée, im Morbihan und in einem Theil der Bretagne. Die liberale Partei ist jetzt dort in juste milieu und républicains zerfallen; diese Letzteren sind meist nur in den Städten, in Nantes, in St. Malo, in la Rochelle u. s. w., aber immer in geringer Anzahl zu finden. In der Normandie ist das juste milieu am belebtesten, und nur in einigen Gegenden (Dieppe, Caen u. s. w.) ist der Carlismus von einigen alten Familien unterstützt; der Republikanismus ist in dieser Provinz fast überall gleich null, nur in Rouen befindet sich eine bedeutende Partei, vorzüglich aber eine liberale Meinung, die zu der linken Opposition gehört. Sämmtliche Departements um Paris sind meist juste milieu, die banlieue von Paris (das Weichbild) fanatisch juste milieu, in Paris sind die Schulen republikanisch, vorzüglich die Rechts-, Medicin- und polytechnische Schule, ferner der größte Theil der jungen Leute, viel alte Republikaner à la Voyer d'Argenson, viele Schriftsteller, ein großer Theil der Arbeiter und ein geringer der Nationalgarde. In Grenoble, Straßburg, Metz und Dijon hat ebenfalls die Republik mehrere Stützpuncte, auf dem flachen Lande aber fast gar keinen Einfluß. Die Einwohner von Burgund hingegen sind die Hauptstützen der republikanischen Ansichten. Von Dijon bis Beaune, vorzüglich aber rings um Nuits, sogar bis Seurre hin gibt es ganze Dörfer, wo die Gesellschaft der Menschenrechte die Mehrzahl der Einwohner geworben hatte. Macon ist fast ganz juste milieu, Dijon meist republikanisch, Beaune, wo Mauguin Deputirter ist, stark oppositionnair. In Lyon hingegen ist das Centrum der arbeitenden Republik, eine Schaar mag in diesen Tagen besiegt worden seyn, Lyons Werkstätte behalten immer dieselbe Tendenz, Lyon kann nur durch geförderten Handel und strenge Aufsicht in Ordnung gehalten, aber nie der alte Haß vertilgt werden; Lyon, sagte ein bekannter republikanischer Chef, ist unsre Pepinière, in Paris die Werkstatt der leitenden Intelligenz, jedoch mannichfach gespalten.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Potpourris.

— Was soll man aber zu den jetzt so oft producirten Potpourris sagen, welche freilich nur Gukkastenbilder, aber doch Bilder seyn sollen. Als ich das erste von Lanner (Melorama) hörte, war ich innerlich ergrimmt, die schönsten Meisterwerke unserer Tondichter zerrissen und oft ohne alle verbindende Modulation neben den abgedroschenen Melodieen aus Lumpaci-Vagabundus gestellt zu sehen und ich ärgerte mich über den ungeheuren Applaus des scheinbar fein gebildeten Publicums. Ich verwünschte die musikalische Hanswurstjacke. Später erschien mir das Stück als eine Tändelei, wo Manches lächerlich, doch auch Einzelnes recht erträglich sey. Noch später machte mir das Ding Spaß, denn ich hatte den Standpunct gefunden, von welchem man solche Musik betrachten muß. Endlich hörte ich Lanner's Capricciosa, es gefiel mir dieser musikalische Salat sogar und ich fand es recht ergötzlich, den alten gediegenen Bekannten hier flüchtig zu begegnen, ohne mich in ein langes Gespräch mit jedem Einzelnen zu vertiefen. Früher gemahnte mich das Potpourri wie ein zupfseidener Strumpf, und endlich kam es mir wie das Original-Stammbuch meines Freundes vor. An den schmalen Wänden eines sehr kleinen Zimmers zeigte derselbe auf Leisten eine Legion von Weinflaschenstöpseln, und an jedem hing ein beschriebener Zettel. Seht, sprach er zu seinen Freunden, hier sind meine Gedenksteine an fröhliche Tage und an fröhliche Menschen. Dieser Champagner führte mich mit meinem A. zusammen; in jenem Johannisberger schmollerte ich mit meinem B.; der rothdurchzogene Burgunder dort war Zeuge einer gemüthlichen Stunde, welche ich mit C., D. und E. verlebte; dieser Nierensteinerstöpsel verschloß den letzten Tropfen, den ich mit meinem F. vor seinem Hinscheiden trank, und so gab es der epikurischen Vergißmeinnichte noch gar viele.

Die Hirten der Vogesen.

Man findet in dem Theile der Vogesen, welcher im Departement des Nieder-Rheines liegt, eine Menschenclasse, welche sich von den übrigen Bewohnern sowohl durch ihre physische Beschaffenheit, als durch Sitten und Kleidertracht unterscheidet. Sie nennen sich Anabaptisten, bewohnen einsam gelegene Gehöfte auf den Gebirgen und beschäftigen sich vorzüglich mit der Viehzucht, welche sie ohne schwere und anhaltende Arbeit in Wohlstand versetzt. Aus Brot, Milch und Pflanzenspeisen besteht ihre einfache Kost. Viele unter ihnen kamen ursprünglich aus der Schweiz. Sie sind gewöhnlich von hohem Wuchse, wohlgefärbt, stark und rüstig, lassen sich den Bart wachsen und nähern sich in der Einfachheit ihrer Kleidung den englischen Quäkern. Eine außerordentliche Reinlichkeit herrscht in ihren Wohnungen, wo der Fremde gastfrei und unbefangen aufgenommen wird. Reinheit der Sitten vereinigt sich bei ihnen mit Gesundheit und Kraft des Körpers.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 18. Februar 1836.

Die Berliner Faschingszeit mit ihren Bällen und fatalistischen und populären Pfannkuchen. Urania, ihre Fastenabendfeier, ihr treffliches Concert, ihr Gastmahl, ihr Gesang, ihr Ball ꝛc.

Die Faschingszeit ist vorüber, sie hat mit dem Fastenabend geschlossen, indeß läßt sich darüber nichts sagen, denn sie scheint mit jedem neuen Jahre weniger Mannichfaltigkeit darzubieten. Früher machten die hiesigen Zeitungen die Lustbarkeiten, welche während des Carnevals bei Hofe statt finden, und an welchen auch das Publicum Theil nehmen konnte, bekannt. Jetzt geschieht dieß nicht mehr. Bei Hofe sind einige Bälle gewesen; auch einige Maskenbälle. Einen, den der russische Gesandte gab, war sehr glänzend und elegant; des Königs Majestät gaben bald darauf einen in den Sälen des deutschen Schauspielhauses, wobei die nämlichen Masken erschienen, es war gleichsam eine neue und auch verbesserte Auflage des ersten Maskenballs, weil Se. Majestät an den ersten Theil zu nehmen, verhindert worden. Ein Ball im Palais des Prinzen Albert, königl. Hoheit, der sehr glänzend war, machte den Beschluß. Vier Subscriptions-Bälle verschafften einen Theil des hiesigen Publicums und auch Fremden, jedoch mit Beschränkung auf gewisse Stunden, Gelegenheit, den Hof näher zu sehen, da des Königs Majestät, die Prinzen und Prinzessinnen vom königl. Hause und andere fürstliche Personen ihn zu besuchen pflegen. Sie werden aber immer weniger besucht; daher war dieß Jahr auch von keiner Bedeutung. Die Berechtigung zu Einlaßkarten für diese Subscriptions-Bälle erstreckt sich nur bis auf den Kaufmannsstand; und damit läßt sich erklären, weßhalb sich so Mancher, der ein ganz anderes bürgerliches Gewerbe treibt, als Handel, sich in die Corporation der Kaufmannschaft aufnehmen läßt, wie dieß die Aeltesten der hiesigen Kaufmannschaft vielfach in den Zeitungen bekannt machen. Oft gibt die Eitelkeit der lieben Ehehälfte den Impuls dazu, und Manche büßt sie schwer, wenn sie nun, barock und geschmacklos geputzt, auf einen solchen Ball erscheint, durch ihr verlegnes und linkisches Wesen Aller Augen auf sich zieht, und sie, wie eine Caricatur, mit sarkastischem Lächeln begafft wird.

Die frühern Redouten im Opernhause werden nicht mehr gegeben; die Maskenbälle im Colosseum sind, als Surrogat, an ihre Stelle getreten, aber, da mir die Redouten aus einer frühern Zeit, selbst noch unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. bekannt sind, so haben diese Maskenbälle des Colosseums es mit allen Surrogaten gemein, daß sie dem nicht entsprechen, wofür sie substituirt sind. An Besuch hat es dem Colosseum nicht gefehlt. Waren auch die Redouten im Opernhause, wegen der Maskenfreiheit, nicht ganz rein von Hetären und käuflichen Dirnen, so verloren sie sich doch mehr unter der großen Masse, und es fehlte dort an Gelegenheit zu solchen Scenen der Frivolität, wie im Tunnel des Colosseums statt gefunden haben. In den Redouten wurde wenig getanzt; indeß war für Tanzlustige immer hinlänglicher Raum. In dem Colosseum hingegen war das Gedränge so groß, daß man auf dieß Vergnügen Verzicht leisten mußte. Wenn auch die Redouten bis tief in die Nacht währten, so wurde ihnen doch, zu einer bestimmten Zeit, wo sich die Meisten aus freien Stücken entfernt hatten, durch den wachthabenden Garde du Corps-Officier ein Ziel gesetzt; die Lichter gelöscht und den noch Anwesenden angekündigt, sich nun fortzubegeben. Im Colosseum ist es anders. Die Zeitungen haben zwar erwähnt, daß solche Maskenbälle bis 5 Uhr des Morgens gedauert hätten, es haben aber Viele es erst um 7 Uhr verlassen, es waren darunter selbst Fußgänger, die das nun an Fuhrlohn ersparen wollten, was sie vielfach in der Nacht verzehrt hatten.

Die vielen Klagen über schlechte Zeiten und über Mangel an Verdienst, die man so oft hört, contrastiren gewaltig gegen diese kostspieligen Vergnügungen, wo man Thaler, als wären es Kupferdreier, verschleudert. Mit lachendem Munde bezahlt man einem Marquer eine Flasche schlechten Wein noch um die Hälfte theurer, wie man bessern von einer Weinhandlung erhalten kann; dagegen macht man eine saure Miene, wenn man eine unbedeutende Abgabe entrichten soll. Man scheint es ganz vergessen zu haben, wie man jetzt, gegen sonst, fast alle Bedürfnisse des Lebens, selbst die, die nicht zu den nothwendigen gehören, das Leben aber comfortabler machen, wohlfeiler haben kann, da das frühere lästige Accissystem aufgehört hat.

Wird zwar in der Carnevalzeit häufig Pfannkuchen genossen, so ist doch der Fastenabend ein allgemeiner Pfannkuchenschmaus zu nennen. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Reichsten bis zum Aermsten muß man sich an Pfannkuchen gütlich thun, auch wohl den Magen verderben. Alles dreht sich um den einen Gedanken: Pfannkuchen! und eine Herrschaft, die ihre Dienstboten nicht mit solchen gütlich thäte, oder ihnen nicht wenigstens einige Groschen schenkte, um sich dafür dieß Backwerk zu kaufen, liefe Gefahr, daß ihr Gesinde sich widerspenstig betrüge und den Dienst kündigte.

(Schluß folgt.)

Abschluß mit dem Brüderpaar B.

Motto: Mit Schurken will ich kurz mich nur befassen.
Ich mag mich rächen nicht und sie nicht hassen!
Seume.

Ihr also war't es, die das Meuchlerschwert
Vor eines Jahres Frist nach mir gekehrt?!
O wenn ich Euch, Saphir-Bekrittelte,
Nach allen Seiten Durchgeschüttelte,
Durch Erbe nur, nicht Geist Bemittelte,
Oft zu Aspasien Eingespittelte,
Dem Maulauf-Bausback Zugehüttelte,
Als Quadratmenschen lang Bekittelte!
Nur mit dem Obelus anrüttelte,
Nur oberflächlich Euch bebüttelte
Und mit dem rechten Wort betitelte:
Es ging' Euch wahrlich hundertfältig schlecht,
Doch diesmal üb' ich Gnade noch für Recht.

Leipzig. EG: BB.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 76. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 29. März. 1836.

Frankreichs politisches Schisma.

(Fortsetzung.)

Carrel und der National bilden die gemäßigte, intelligente, amerikanische oder lafayettische Republik, obgleich ich aus Erfahrung weiß, daß Carrel's, Cormenin's, Thibeaudot's und ihrer Freunde administrative Ansichten noch keineswegs festgesetzt oder formulirt worden sind. Nach Carrel's Partei findet man in Paris die radicale oder exaltirte Republik, welche Marrast, Cavaignac, Guinard, Delente ꝛc. zu den Ihrigen zählt, Marrast jedoch wieder weniger excentrisch, als Cavaignac und Guinard; diese persönlich unstreitig vortrefflichen Charaktere würden jedoch in der Gesellschaft der Menschenrechte Köpfe finden, die bei weitem wilder denken, und im Nothfalle handeln würden*). Germain, Sarrut, einer der Hauptredactoren der Tribune, hat z. B. nie die Gewalt gepredigt. Raspail und Kersausie stehen gewissermaßen in der Mitte zwischen den Exaltados und den Moderanten **).

Der Anfang April 1834 ließ alle diese verschiedenen Parteien auf Frankreich wirken, die Republik sah sich in ihrer Presse, in ihren Associationen bedroht, die Regierung aber fürchtete ein Zusammenwirken aller Gesellschaften, und um diesen gleichzeitigen Ausbruch zu vermeiden, ließ sie den Kampf in Lyon früher anzetteln, als die Republikaner es hofften und wollten. Die Regierung irrte sich in ihren Berechnungen nicht, die Exaltirten in Lyon gingen in die Falle, und um so leichter, da wirklich die arbeitende Classe materiell litt. Die Arbeiter und geringen Republikaner nennt man und nennen sich auch oft selbst: les soldats de la république; die Regierung pflegte auch die refugirten Polen: l'armée de la république ou l'armée de la révolte zu nennen, was aber eine Ungerechtigkeit ist, da die polnische Emigration ganz gespalten lebt, der eine Theil zur demokratischen Gesellschaft gehörend, der andere Theil ihr gegenüber zur Partei Czartoryski, auch die aristokratische genannt, der dritte Theil ein Art juste milieu bildend. Nur die demokratische Emigration würde also für die Republik zu rechnen seyn, Czartoryski hingegen steht mit der französischen Regierung im besten Einverständniß. — Doch zurück zu den Verhältnissen in Lyon. Unstreitig war von Paris aus den Lyoner Republikanern der Befehl gekommen, sich zu rüsten, damit, wenn der Tag gekommen sey, Alles aufstehen könne. Die Regierung wußte alle Details der Verhandlungen, die in der Gesellschaft der Menschenrechte vorkamen, denn sie hatte in fast allen Sectionen ihre Späher, die den eifrigsten Republikanismus predigten. Ueberall, wo ich in Dörfern und Städten in Burgund durchreiste und übernachtete, sprach man offen und ohne Scheu von der nächsten Erscheinung der Republik und dem Sturze Ludwig Philipp's. Bürger und Bauern, d. h. der active Theil derselben, erwarteten eine Hauptschlacht, die friedlichen Leute sahen mit Schrecken einer Katastrophe entgegen, man fürchtete in diesen Gegenden so wenig Policeispione und trotzte so sehr auf die Stärke der Partei, daß man in allen Gaststuben

*) Im August 1835 geschrieben:
Die Stellung der Republikaner ist nach ihrer Entweichung und nach der berüchtigten Höllenmaschine vom 28. v. M., immer dieselbe, nur verfährt die Partei vorsichtiger, vergißt die Spaltungen und nähert sich den gemäßigten Ideen Carrel's in allen Dingen.

**) Im August 1834 geschrieben:
Raspail und Kersausie geben jetzt in Paris den Réformateur, ein republikanisches, schwärmerisch-weltverbesserndes Blatt, heraus, und haben jetzt die Politik angenommen, jede so nie zum Zwecke gelangen konnten. Raspail ist ein tüchtiger Gelehrter, hat viel Einfluß auf einen großen Theil des niedern Volkes, besitzt jedoch keine Menschenkenntniß, viel Breite in seinem Styl, wenig politischen Scharfblick, unklare, unanwendbare, oft sogar naivsentimentale Ideen, wie in seiner Rede vor der Pairskammer; er bleibt jedoch als Privatcharakter rein, unbestechlich, mäßig, ungemein thätig und grundgut.

laut erzählte: il se prépare quelque chose et cela sera du bon! In Dijon war ein Café Républicain eingerichter, wo nur Republikaner geduldet wurden; in Beaune hielten einige tausend Weinhändler, Grundbesitzer, Bürger, Bauern und Handwerker auf dem Plateau vor der Stadt eine Art Heerschau, die der Umgegend Muth gab, und eine große Anzahl Carlisten und reiche Besitzer dazu bewog, sich auch in die Gesellschaft der Menschenrechte aufnehmen zu lassen, um bei einem Regierungswechsel nicht belästigt oder gar bedroht zu werden. Als ich in Beaune im Hôtel du Chevreuil zu Mittag aß, verhieß man mir die Republik wie einen Messias; der Geist in dieser Provinz (département de la côte d'or) ist also dem in der Normandie und um Paris ganz entgegengesetzt. Uebrigens würde ich die Unwahrheit sagen, wenn ich nicht hinzusetzte, daß überall nur die besten Absichten geäußert wurden. Nous fusillerons ceux, qui voudront piller, sagte mir ein reicher Besitzer bei Nuits; Andere setzten hinzu: Nous montrerons à l'univers, que les républicains sont des hommes d'honneur; wieder Andere malten sich die Zukunft mit den lichtesten Farben, und schienen ganz und gar nicht zu befürchten, von den zügellosen Massen überlaufen (débordé sagt der Franzose) zu werden. Kurzum, der höchste Grad der Schwärmerei vereinigte sich zu entschiedener Willenskraft, und jene erbärmliche Schaar von mauvais sujets, die in Paris sich immer der siegenden Partei anschließen, schien hier gar nicht zu fruchten. In Paris nämlich, wie in jeder großen Stadt, mehr aber noch in der französischen Hauptstadt, gibt es eine Classe Menschen, die jede Partei für wenig Geld auf dem Grève-Platze, in den Cabarets oder vor den Barrièren anwerben kann. Dieser wahre, einzige und allein verruchte Plebs ist in der Provinz nirgend zu finden, in kleinen Orten kennt der Nachbar den Nachbar, Jedermann beurtheilt den Andern sicherer, weil man sich genauer beobachten kann, Moralität, Talente oder schimpfliche Triebfedern sind leicht geprüft, ein Faullenzer wird verachtet, ein Gauner entlarvt.

Merkwürdig genug sind, je näher an Lyon, die Dörfer desto weniger republikanisch, in der Stadt aber die Viertel: la Croix Rousse, die Vorstadt la Guillotière und Vaise wenigstens drei Viertel republikanisch, la Perrache weniger, der Platz Bellecour am wenigsten, die Rhone-Ufer weniger als die Saone-Ufer, das Centrum der Stadt, wenn auch nicht juste milieu, jedoch für Ordnung und Ruhe und ohne bestimmte politische Farbe, wie überhaupt in Frankreich jetzt nur ein Conservativ-Interesse und ein Furcht-Motiv, ein Schreckbild der Anarchie die Mehrzahl der Einwohner um die bestehende Ordnung der Dinge sammelt und jeder heftigen Partei feindlich gegenüberstellt. In Oesterreich schließt das kindliche Zutrauen ein Band um Volk und Thron, in Preußen ist die Persönlichkeit des Königs in allen Classen verehrt und geliebt, in Frankreich sind die Bande für immer zerrissen. Das Interesse allein, seine jetzige Stellung zu erhalten, und einer schrecklichen, nivellirenden Zukunft zu entgehen, waffnet die Pariser Nationalgarden selbst bei den peinlichsten Gelegenheiten, nicht gegen das Princip der Republik, sondern gegen die Republikaner.

(Schluß folgt.)

Wallfahrt zum Grabe Maria's von Brabant, im Herbste 1835 *).

(Ein Blatt aus meiner Reisemappe).

»Herzog Ludwig in München, Pfalzgraf des heiligen Reichs, begab sich in sein rheinisches Land. Seine junge Gemahlin, Maria, des Herzogs von Brabant Tochter, ihm kaum seit zwei Jahren vermählt (im Jahre 1254), führte er zuvor in die Sicherheit der Veste Mangoldstein zu Donauwörth. Die war ihr Leibgeding. Dort blieb auch, daß sie nicht einsam wohne, Elisabeth, des Pfalzgrafen Schwester, die Königin von Jerusalem, nun Witwe, seit König Conrad in Behauptung welscher Erblande gestorben war. Im Gefolge Ludwig's reiste zum Rheine Heinrich von Hirschau, sein Feldhauptmann, ein edler Wild- und Raugraf. Dem glichen in Tapferkeit, Leibeskraft und geselliger Anmuth wenige Männer. Der Pfalzgraf hielt ihn werth; desgleichen die Fürstin, mit der er zur Kurzweil manchmal den Schachzabel zog. Es wird erzählt, daß er beim Spiel einst die holdselige Frau gebeten, ihn als ihren eignen Ritter zu dutzen, wie sie auch wohl andere hohen Unterthanen gepflegt, aber sie habe es gemieden.«

»Das Jahr verstrich, der Winter kam. Die Pfalzgräfin sehnte sich nach dem allzulang entfernten Gemahl. In zärtlichen Zeilen flehte sie um seine Heimkehr. Auch dem Raugrafen schrieb sie, wenn er den Herrn bewege, wolle sie ihm das gewähren, was er einst von ihr gebeten. Sie siegelte dem Herzoge mit rothem Wachs; schwarz dem Ritter, damit die Schreiben nicht verwechselt würden; denn der Bote war des Lesens unkundig. Dennoch gerieth der falsche Brief in Ludwig's Hand. Mit Neugier erbrach der Herzog den Brief an den Raugrafen; mit Bestürzung las er die zweideutigen Worte; mit schrecklichem Argwohn deutete er ihren Sinn. Vom Wahnsinn der Eifersucht jählings verwirrt, gab er dem Ueberbringer statt Botenlohnes, mit eigner Faust den Tod. Und im jähen Zorn jagte er auf schnellen Rossen gen Donauwörth: dort trat ihm ehrerbietig aus den Pforten der hohen Burg Mangoldstein der Schloßvogt entgegen; den rannte er mit gezucktem Dolch zu Boden, als schlechten Hüter fürstlicher Ehre, stieg hinauf, wo Helika, Erhard's von Brennberg Tochter, ein Edelfräulein der Pfalzgräfin, ihn auf den Stufen begrüßte. Der Gegengruß ward ihr Tod aus

---

*) Von der Verfasserin eines unter dem Titel: „Maria von Brabant" (bei C. H. F. Hartmann in Leipzig) erschienenen empfehlungswerthen Romans. D. Red.

seiner Hand. Vier andere Jungfrauen ließ er von den Zinnen stürzen, Geschrei des Entsetzens füllte die Hallen der Burg. Er hatte noch nicht vollendet. Einem Knechte geschah Befehl, die Pfalzgräfin hinaus zu führen und zu enthaupten. Umsonst der stumme Jammer der reinen Fürstin; umsonst Elisabeth's Verzweifeln. Es fiel Maria's Haupt.«

Diese Zeilen aus meinem Zschokke, den ich wohl als dritten in unserer Reisegenossenschaft bezeichnen möchte: las mein Gefährte nicht ohne Pathos, während wir langsam durch die Pappelallee schritten, welche das alte Donauwörth umkränzt. Unser eben so freundlicher, als kenntnißreicher Cicerone, Mitglied des Magistrats, unterbrach den Vortrag, um nach dem nahen Schellenberge zu zeigen, die Bühne jener bekannten Schlacht. Sie grünt wieder die alte Erde über so vielen Wunden und Narben, trinkt Blumen und Thränen wie Thau und steckt sich jugendfrisch immer neue Blumensträuße an die Brust, in welcher so viel Leid begraben liegt. Unfern der blutigen Höhe steigt der Calvariberg mit seiner Capelle empor, die gleichsam als Sühne steht für die Schauder jener Kriegstage, und, von der Stadt erbaut, als ein Dankopfer ihrer Erhaltung. Noch eine Wendung der Straße, und wir erblickten jenseit des Stadtgrabens an den Ringmauern die steile Felsenwand, in schwindelnder Höhe, eine schroffe Ecke bildend. Nur hier und dort drängen sich Bäume und Sträuche aus den Spalten des Granits, und breiten Zweige über die Tiefe. Unten rauscht der wilde Kaibach, welcher oft, durch Regengüsse geschwellt, Verheerungen anrichtet. Auf des Felsens Spitze ein Trümmerhaufen — die hohe Feste Mangoldstein! Aus ihrem Schutte erhebt sich glänzend in die blaue Luft ein mächtiges, goldenes Kreuz, erst im verflossenen Jahre dem Andenken der geopferten Fürstin gesetzt. Weiter unten liegt eine Steinplatte in den Felsen gefügt, vom Gebüsche beinahe umkränzt: Große goldne Buchstaben bezeichnen die geschichtlichen Hauptmomente, verkündend, das Wörth durch die Veste entstand, hier der Rache Ludwig's des Strengen seiner Gattin reines Haupt fiel, 1818 der Magistrat die Reste der Burg abtragen ließ, zerstörend der Vorzeit ehrwürdiges Denkmal. Wehe dem Volke, das seine Väter nicht liebt und jede Erinnerung, welche sich an sie knüpft! Dank aber dem besseren Sinne, der späten Enkeln noch rettete, was zu retten! Mich schmerzte es, daß jene Barbarei sich mit dem Jahrhunderte der Aufklärung brüsten darf.

Hier endete also Maria! Diese Steine — von wie viel Blut und Thränen genetzt!! Zur That des Schreckens ist die wilde Stätte geeignet. Mochte auch Ludwig das Geschehene nie wieder berühren, in Worten und Urkunden; wünschen, es aus dem Gedächtnisse der Menschheit, wie aus dem eigenen, zu verlöschen — es stand im Buche des Himmels. — Den Granit, das feste Denkmal jenes Greuels konnte der gewaltige Fürst doch nicht tilgen. — Wenn aber auch diese Felsen mit unserer Erde verwittern, und das letzte Staubkorn von ihr, die uns alle getragen, wie Millionen vor und nach uns, längst untersank, verwehte im ewigen Wirbel, so ist doch der Wille nicht, nicht die That dahin!

Du kalter Stein, stummer und doch viel beredter Zeuge! Jeder Grausamkeit der Menschheit, jedem verhärteten und erkalteten Herzen, das Bruderqual, Bruderrecht nie rührte, mußt du, hart und kalt Geschaffener, deinen ehrlichen Namen leihen. Und doch gibst du Tröstungen, mehr noch, als Lehren. Kämen Alle zu dir, denen in der Brust große Schmerzen brennen! Euer Weh, so tief und scharf, größer kann es doch nicht seyn, als das, welches hier oben erlitten ward, es muß wohl oft sogar ganz verschwinden! Jahrhunderte sind vorbeigefluthet und haben nicht Ein Stäubchen am Ufer zurückgelassen von den Herzen, welche dort brachen. Vorüber! Hin! Ringsum Schweigen und Friede — Luft, Wasser, Bäume, die meisten Menschen ahnungslos, unbewußt — Alles fremd und neu, ein junges, buntgemischtes Leben. Und du, du mit deinem kleinen Schmerze in der kleinen Zeit?! —

(Fortsetzung folgt.)

Von der Kirche.

Zwei alte, hohe Lindenbäume stehen
Weitschattend vor der offnen Kirchenthür,
Und Duft und Vogelsang und Windeswehen
Durchwebt, durchrauscht die Wipfel über mir.

Ich bleibe lauschend vor der Kirche stehen,
Ich bin ja schon an einem heil'gen Ort;
Was soll ich in die dunkle Kirche gehen —
Hier draußen hör' ich schöner Gottes Wort!

E. Ferrand.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 18. Februar 1836.

(Schluß.)

Dieser Tag ist immer der ergiebigste an Einnahme für alle Conditoren, Kuchen- und selbst Brotbäcker, welche dann ausnahmsweise Pfannkuchen backen. Schon mehrere Tage zuvor werden bei fast Allen Bestellungen gemacht, und vom frühen Morgen an bis spät zum Abend sind die Läden so von Menschen bestürmt, als wenn man eine Hungersnoth befürchtete.

Freundschaftliche Zusammenkünfte in Privathäusern sind am Fastenabend fast allgemein, es dürfen dabei nicht Pfannkuchen und Punsch fehlen. Auch geschlossene gesellschaftliche Vereine geben ausnahmweise ein Souper, wobei die Tafel reichlich besetzt ist, und wobei manches Lied und mancher Toast auf diesen Tag bezüglich ausgebracht wird.

Da die Mehrzahl der Mitglieder der Theatergesellschaft Urania theils im Familienkreise, theils in andern Gesellschaften ihn zu feiern pflegt, so wurde bei solcher die Fastenabendfeier auf den Aschermittwoch verlegt. Früher gab man an dieser Mittwoch eine theatralische Vorstellung, wo auch manches Mitglied, das sonst nicht die Bühne zu betreten pflegt, eine Rolle mit übernahm. Daher war jeder Fremde davon ausgeschlossen. Dießmal trat an die Stelle dieser dramatischen Vorstellung ein Concert, und zwar zu einem wohlthätigen Zweck, wo es auch den Mitgliedern frei stand, Fremde daran Theil nehmen zu lassen, wo sie aber jede Einlaßkarte (da es eine außerordentliche Unterhaltung war) bezahlen mußten, welche sie für sich und ihre Bekannten und Freunde benutzen wollten.

Daß dieß Concert für die Freunde und Liebhaber der Tonkunst einen großen Genuß gewährt, ergibt sich aus dem gedruckten Programm:

Mittwoch, den 16. Februar 1836: Musikalisch-declamatorische Akademie. Variationen über Themas aus der Oper: Gustav, von Auber; für Pianoforte und Violine. Declamation. Reise- und Liebeslied, comp. von Carl Blum. Gern, komisches Zwiegespräch. Jäger's Abendlied von Goethe, comp. vom Capellmeister Grill; mit Begleitung des Pianoforte und Violoncelle. Lieder für Sopran. Quintett aus Così fan tutte. Lied für eine Tenorstimme. Komische Gesänge verfaßt von Hrn. L. Schneider. Großes Finale des ersten Actes aus Don Juan. Die Musik- und Declamationsstücke werden durch die Damen: Franchetti Walzel, Grünbaum, Lenz, Stephan, Hulda Erck, die Herren: Eichberger, Mantius, Heinrich, Braun, Blume, Mikler, Zschiesche, Gern, Schneider, Winzer, Langenhaun, Walpurger, Gärich und J. Griebel ausgeführt.

Schon die Wahl der Compositionen und die Namen der Tonkünstler, der Sänger und Sängerinnen liefert einen Beweis, daß Jeder, dem es verstattet war, diesem Concerte beizuwohnen, auf das Angenehmste befriedigt wurde, ohne daß es eines Details bedarf, das sich nur für eine musikalische Zeitung eignet und das den hiesigen beiden politischen Zeitungen von der Mehrzahl ihrer Abonnenten und Leser sehr gern geschenkt würde. Wem die Natur ein feines Gehör und Gefühl für Musik versagt hatte, wurde durch Declamation, das komische Zwiegespräch und die komischen Gesänge entschädigt, wenn gleich Mancher diese Komik mit etwas zu grellen Farben aufgetragen fand. Es verhält sich mit ästhetischen Genüssen, wie mit physischen; es gibt Gaume, die eine Kartoffel einer Ananas, und Erbsen mit Pöckelfleisch einer Straßburger Gänseleberpastete vorziehen. Man muß Jedem seinen Geschmack unangetastet lassen, wenn er ihn nur nicht Andern, die seiner Meinung nicht sind, mit Gewalt aufdringen will.

Nach der musikalischen Unterhaltung ging man zum Souper. Die Gesellschaft bestand aus 300 Personen, und da nun in dem großen Saal gespeist wurde, wo höchstens 220 Personen bequem Platz haben, so kann man sich leicht vorstellen, wie eingepfropft die Theilnehmer dort saßen. Bei der Tafel wurden mehrere Toaste ausgebracht, und es wechselten zwischen den verschiedenen Gerichten, welche servirt wurden, Gesang und Declamation. Am Schluß sang die ganze Gesellschaft das nachstehende Lied, welches dazu gemacht worden, und in welchem die früher ausgebrachten Trinksprüche fast alle recapitulirt wurden.

Tafellied bei der Fastenabendfeier in Urania.
(Berlin, den 17. Februar 1836.)

Mel. Bekränzt mit Laub ꝛc.

Des Faschings-Schluß, der uns im engen Kreise
Schon gestern fröhlich sah.
Den feiern wir, nach hergebrachter Weise,
Heut' in Urania!

Wir dürfen nicht mit Asch' uns heut' bedecken,
Mit Fasten uns kasteien!
Wir lassen uns, wie sonst, Pfannkuchen schmecken,
Und trinken Punsch und Wein.

Nicht eine Stirn zeigt heuchlerische Falten,
Wir es, beim Gläserklang,
Mit Luther's Spruch von ganzem Herzen halten:
Wein, Weiber und Gesang!

Denn wo der Wein im Glaskrystalle glänzet,
Erweckt er Scherz und Lust,
Und wenn ihn uns ein Rosenmund kredenzet,
Pocht feuriger die Brust.

Ein frohes Lied ertönt von allen Zungen
Am Aschermittwoch heut,
Es sey der Lieb' als reine Huldigungen,
Der Freundschaft sey's geweiht.

Das volle Glas empor ein Jeder hebe,
Mit Rebensaft gefüllt,
Hoch, dreimal hoch der Landesvater lebe!
Gerecht und fromm und mild!

Die holden Frau'n, die hier an unsrer Seite
Sich dieses Abends freun;
Die Jungfrau'n all', sie mögen bald nun Bräute
Im Schmuck der Myrte seyn!

Und dauerhaft mag hier die Freundschaft walten,
Die dieses Bündniß schloß!
Wir wollen fest an Eintracht, Ordnung halten,
Sie mache Kleines groß.

Ein Vivat noch bei diesem Faschings-Feste,
Das heute wir begeh'n,
Wir bringen's Euch, Ihr hochverehrten Gäste!
Die wir hier bei uns sehn.

Recht oft mag noch sich solch' ein Fest verjüngen,
Wo Herzen sich so nah,
Und Jocus Stab so laut und lustig klingen
Hier, in Urania! Carl Müchler.

Dann begann der Ball; der Tanz währte bis 4 Uhr des Morgens. Nach und nach, früher oder später verließen die Mitglieder der Urania, deren Familien und Gäste, das Local dieses gesellschaftlichen Vereins. Man könnte dieses Verlassen mit einem angezündeten Bogen Papier vergleichen, wo, wenn die hellauflodernde Flamme vorüber ist, sich eine Menge Funken als kleine Lichtpuncte zeigen, die einer nach dem andern verschwinden, bis der letzte erlischt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 77. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 30. März. **1836.**

Die Zaubernacht.

(Schluß.

Doch was seh' ich? In den Zweigen
Regt sich's heiß und immer voller,
Immer bunter, immer toller,
In gespenstisch-wildem Koller
Ras't ein grauer Geisterreigen.

Seht! Ein Weib mit Eulenohr
Rutscht und meckert auf den Nasen;
Hexen, runzlich, aufgeblasen;
Und aus ihren faulen Nasen
Sprossen Pilz und Moos hervor;
Aus dem Schweiß' der dürren Glieder
Träufelt Schlamm und Froschlaich nieder,
Während sie aus welken Zitzen
Bleiche Mondmilch niederspritzen.

Und aus dicken, trüben Pfühlen
Kommen Schädel aufgesprungen,
Die mit langen trocknen Zungen
Gierig im Moraste wühlen.

Alles ein verweg'ner Trug,
So phantastisch und so fratzig!
Aber sieh', gesammelt hat sich
Dort ein toller Hochzeitzug:
Erst ein Zug von Salamandern,
Angethan mit Myrtenkränzen,
Die — mit ihren langen Schwänzen
Eng' verschlungen Ein's dem Andern —
Watschelnd, schnatternd vorwärts wandern.

Und im Wirrwarr nah'n auch schon
Die verlobten zarten Schätzchen:
Links ein Mäuschen, rechts ein Kätzchen
Zu der tollen Procession;

Schnüffeln, sieben Wunderdinge:
Doch zu schön gebog'nem Reif'
Beißt ein Molch sich in den Schweif,
Beut sich zum Vermählungsringe.

Und man streut den Weg mit Rosen;
Später lös't das junge Weib
Sich den Gurt vom holden Leib' —
Weggeschaut, Ihr andern Losen!

Dunkler wird das Traumgesicht,
Schon zerschmilzt es schnell und schneller;
Auf die Fratzen, hell und heller,
Flammt ein wunderbares Licht.

Sehnsucht flüstert her vom Grab',
Längsterstorb'nes kehrt zurücke:
Senkst mit dem verwelkten Glücke,
Himmel, dich zu mir herab?

Alte Liebe tönt mich an;
Alle Wonnen fühlt der Sänger,
Die auf dunkler Lebensbahn
Er dir abgetrotzt, du Strenger!

Doch dort dämmert's klar und mild:
Aus des Todes stummen Reiche —
Der Vergessenheit Gefild —
Taucht ein längst erlosch'nes Bild:
Einer Jungfrau holde Leiche;
Und sie weht in trüber Ruh'
Mir wie Tod und Leben zu.

Doch schon nah'n ihr jene Fratzen,
Die sich wüste Lieder plärren
Und mit giergespreizten Tatzen
An dem holden Bilde zerren;
Und sie dehnen und sie reißen
An dem Lichtbild grausig-toll,

Und sie gähnen und sie beißen,
Wollustheißer Mordsucht voll. —

„Wollt ihr jenes Bild entstellen,
Das, an Nacht und Grab gekettet,
Aus des Todes finstern Wellen
Meine Seele sich gerettet;
Das, gleich sel'gen Aeolsharfen,
Mich erhob zum reinen Flug?
In die Nacht, verfluchte Larven!" —
Und zerstoben ist der Trug.

Verschwunden ist der Trug des Wesenlosen,
Schlaftrunken scheint der Tag sich aufzuringen;
Und ätherfrische Morgenlüfte kosen,
Die Nacht zum wüsten Schlummer einzusingen.
Und durch den Duft von Eos Sonnenrosen
Scheint mir der Dämm'rung heil'ges Lied zu klingen;
Doch mit den Strahlen, die vom Osten schweben,
Weiht sich des Dichters Traum zu Licht und Leben.

Herrmann Meynert.

Frankreichs politisches Schisma.

(Schluß.)

La république est belle en théorie, mais mauvaise en pratique, sagt der Eine. **C'est une utopie de cerveaux exaltés ou une création d'une imagination de 18 ans**, sagt der Andere. **La canaille débordera les bons républicains**, fügt ein Dritter hinzu; **nous aurons les assignats et la guerre étrangère**, meint der furchtsame Vierte; **je perdrai ma place**, sagt der Beamte; **nous changerons pour tomber de mal en plus mal**, ein Rentier; **à quoi bon ces changemens périodiques qui nous ruinent**, behauptet ein Kaufmann, und so sprechen tausend und aber tausend Interessen für die Erhaltung der jetzigen Regierung, so wenig geachtet und so sehr verachtet sie auch ist, so vielfach ein anderes System gewünscht wird, wenn nur keine Revolution daraus wird. Die Regierung behauptet: Aendere ich mein System, so überliefere ich mich mit gebundenen Händen der Republik; änderst du nicht dein System, sagt die Opposition, so bist du verloren, und allmählig verlassen dich deine aufrichtigsten, ältesten Freunde. Die Carlisten machen **Choeur** gegen Alles, was die Regierung thut, die Republikaner greifen mit Logik und mit der Erinnerung an 1830 jeden Fehler der Regierung an. Was die Zukunft am wenigsten sichert, ist, daß, trotz allen Siegen der Regierung, sie dennoch nicht im Stande ist, Vertrauen und Anhänglichkeit einzuflößen. Wo eine Gesellschaft so gespalten ist, sind gewöhnliche Mittel unzulänglich, um die Risse zu bedecken. Nur die Thorheit der republikanischen **émeutiers** hat bisher der Regierung auf die Beine geholfen, und heute nach diesen blutigen Apriltagen scheint die Republik das auch eingesehen zu haben. Sie wirft daher Pistolen, Säbel und Flinten fort, um friedliche Munitionen zu versuchen und sich weniger erschrecklich zu geberden. Wüßte die Regierung dies zu benutzen, den Groll zu lindern und das Vergangene zu vergessen, so ginge die Republik moralisch zu Grunde, bisher aber haben die Fehler der Regierung allein der Republik die Waffen in die Hand gegeben, und es scheint, als ob sich beide Parteien in Fehlern und Thorheiten übertreffen wollten, denn Frankreichs Meinung ist weder jacobinisch noch **doctrinair-juste-milieu**, sondern friedlich-industriell-liberal!

So lange eine Partei gegen die Mehrzahl der Mitbürger auftritt, mit blutigen Fahnen*) und Erinnerungen umherzieht, Entsetzen verbreitet und mit Drohungen um sich wirft, welche die Interessen des Besitzthums gefährden, so lange sieht das Volk in ihr keinen Messias, sondern nur einen ehrgeizigen Tyrannen, der nur eine Maske vornimmt! Ich weiß, was mir voll Wehmuth und Enttäuschung einer der edelsten Männer der republikanischen Partei in einem Augenblicke der Niedergeschlagenheit sagte: **Nous travaillons avec zèle et conscience, mais d'autres démolissent nos oeuvres par leurs folies; le temps et le progrès sont nos vrais auxiliaires, l'exaltation et l'impatience de nos amis nos plus cruels adversaires.**

Diese Ansichten haben auch auf den Aprilkampf gewirkt, eine solche Sprache der republikanischen Partei würde Europa beruhigt aber nicht entsetzt haben. Carrel in Paris, Anselme Petetin in Lyon und einige Andere mißbilligten den Aufstand, die Wirkungen der Gesellschaft der Menschenrechte; Cavaignac, Guinard u. s. w. riethen dazu, allgemein war der Losbruch auf den 14. April festgesetzt, alle Sectionen der Gesellschaft der Menschenrechte in ganz Frankreich sollten alsdann zu gleicher Zeit losbrechen, die nähern Befehle sollten von Paris ausgehen, d. h. von dem leitenden Comité, in welchem jedoch auch Spaltungen Statt fanden. Als Angeklagte werden die Republikaner dies natürlich vor Gericht leugnen**), und behaupten: am 8. d., als in Lyon die Sache losbrach, war noch kein Complott vorhanden; dies ist auch richtig, aber so viel ist ge-

---

*) Im August 1835 geschrieben.
Obgleich der republikanischen Partei die Höllenmaschine vom 28. Juli, schrecklichen Andenkens, keineswegs zuzuschreiben ist, so hat dies Ereigniß der französischen Regierung nichts desto weniger zum größten Vortheil gereicht, um entgegengesetzte Parteien unschädlich zu machen. Leider aber weiß die Regierung nichts zu mildern, sondern nur aufzureizen und unpopulaire Maßregeln zu ergreifen.

**) Im August 1835 geschrieben.
Diese 1834 hingeworfenen Ansichten haben sich durch den Aprilproceß vor der Pairskammer während der Verhandlungen in den Monaten Mai und Juni hinlänglich bestätigt. Der **agent provocateur** Picot ist eine Erscheinung, die unser moralisches, treffliches Deutschland wohl nie geträumt hätte.

wiß: das Mißlingen des Lyoner Aufstandes lag lediglich in dem zu frühen und ohne Befehl, selbst gegen den Plan begonnenen Losbruch der Exaltirten, welche von der Regierung gereizt, von der Policei angefeuert, der vorbereiteten Verwaltung in Lyon gerade zu gelegener Zeit losbrachen.

In Tournus, wo ich, wie früher gesagt, während der Lyoner Unruhen verweilte, langten von allen Seiten, vorzüglich aus Chalons und der Umgegend, republikanische Abgesandte im Café Courtois an, um Nachrichten über Lyon zu haben; Niemand wußte, woran er war; Alle behaupteten, es sey zu früh, die Einheit der Empörung sey vernichtet, die Sache würde für die Republik unglücklich enden u. s. w. Das Städtchen Tournus ist ganz juste-milieu, aber so lange der Sieg der Regierung unentschieden war, wagte Niemand gegen die paar Republikaner loszubrechen, im Gegentheil zeigte man aus Furcht die größte Höflichkeit gegen sie; sobald jedoch der Sieg der Regierung bekannt war, schimpften dieselben Leute, die früher geschwiegen, auf das Heftigste gegen die Republik und die Republikaner. Diese Erbärmlichkeit, den Mantel nach dem Winde zu hängen, ist bei schwachen Leuten leicht zu erklären! Da also Lyon zu früh losbrach, konnte Chalons nichts zu gleicher Zeit und Wirksames unternehmen, noch weniger Dijon, Beaune, Grenoble und Paris. Die kleinen Bewegungen in Chalons, Arbois, Vienne u. s. w. wurden leicht von den Truppen unterdrückt, und als die Lyoner Ereignisse in Paris bekannt wurden, gaben sich die gemäßigten Republikaner alle nur ersinnliche Mühe, um den verzweifelten Aufstand zu verhindern. Die Exaltirten aber sagten: »Unsre Brüder bluten für uns, wir müssen kämpfen, und sollten wir auch untergehn.« Die Gemäßigten wurden wie im Juni Verräther genannt, einige ultra-republikanische Sectionen brachen los, das Volk blieb ganz neutral und wartete den Ausgang ab, die Nationalgarde selbst würde nur wenig Widerstand geleistet haben, wenn eine compacte Empörung sich gezeigt hätte, so aber ward die Linientruppe bald Meister der paar schlecht errichteten Barricaden; einige junge Leute warfen sich blindlings in den Rachen des Todes und reizten so, der Regierung äußerst gelegen, die vom Straßenkriege erbos'ten Soldaten zu Mordthaten, die keine Partei, keine strenge Maßregeln, keine Moral vertheidigen, aber wohl der Taumel des Bürgerkriegs erklären kann. Nr. 12 in der rue Transnonain bleibt daher für alle kommenden Geschlechter ein fürchterliches Denkmal des Parteienhasses; durch Trunk und Aufforderungen erhitzte Köpfe thaten das Ihrige dazu, und die Soldaten folgten nur zu willig der Stimme ihrer Officiere, die, ihrem Hasse freien Lauf lassend, dort morden ließen, wo sie zügeln sollten. Die Regierung behauptet, sie habe nicht anders verfahren können, in der Schlacht sey so etwas unvermeidlich; es ist und bleibt aber sicher ein schreckliches System, welches, um sich zu erhalten, jährlich solche Schlachten gegen einen Theil des Volkes liefern muß.

Aus diesem Allen geht also, in Bezug auf die Lyoner Angelegenheiten, Folgendes klar hervor:

I. daß dies republikanische Complott am 8. April noch nicht reif, sondern zum 14. festgesetzt war;

II. daß die Regierung, die Gefahr wissend, die Vereinigung der republikanischen Streitkräfte zu vereiteln suchte und deßhalb den Kampf beginnen ließ;

III. daß jede Exaltation in politischen und religiösen Sachen immer zu Excessen geführt hat und führen wird;

IV. daß der Friede Europa's nur durch eine allmählig sich ausbildende, liberale*) französische Regierung erhalten werden kann, und nur durch die gewaltthätigen, aufreizenden Maßregeln bedroht wird.

— Außer den liebenswürdigen Engländern und ihrer Wagencaravane begegneten wir auf der Reise auch oft Gensd'armen-Patrouillen, welche, der Lyoner Vorfälle wegen, strenge Befehle erhalten hatten, und uns deßhalb auch vier- bis fünfmal des Tages unsere Pässe abforderten. Bekanntlich haben die unglücklichen Flüchtlinge aus jenen Bürgerkriegen sich in die Landschaft geworfen, und versuchen jetzt hinüber zu schleichen nach der Schweiz, Italien, oder Deutschland; Einige haben bei Freunden und Verwandten Obdach gefunden, und werden auch mancherlei Theilnahme in den Provinzen versichert seyn. Diese Besiegten nun, hat die Regieeung Befehl gegeben, einzufangen, und darum ist unsere Reise durch das südliche Frankreich eben nicht in die beste Zeit gefallen. Sieben Tage haben sich die Lyoner Einwohner gegen 50,000 Mann gehalten, ein geringes, schlecht bewaffnetes und schlecht verproviantirtes Häuflein gegen Soldaten, Geschütz, Cavallerie und Policeispione oder Verräther. Man mag nun denken, wie man will, diesen Aufruhr verdammen, oder mit Ernst und Recht tadeln, so viel ist gewiß: es waren da kühne Gesellen auf dem Kampfplatze, und nicht die schlechtesten Bursche, die da bluteten und fielen! Wäre der Aufstand siegreich gewesen, so waren es Helden; besiegt, sind es Abenteurer, Wichte, Plünderer, Taugenichtse. Die jetzige französische Regierung lebt nur durch den Julius-Aufstand; die Saat hat reiche Ernte getragen für manche Leute, Andere wollen jetzt auf dieselbe Art säen und ernten, und behaupten, die Schnitter des Juli-Sieges seyen falsche Miethlinge. Dieser Zustand der Dinge ist natürlich logisch, und eine frühere oder spätere Katastrophe daher unvermeidlich! — Ad. v. Bornstedt.

---

*) Im August 1835 geschrieben.
Hätte Louis Philipp eine Amnestie gegeben, so würde Europa bei weitem ruhiger seyn können, als mit seinen Millionen von Bajonetten.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Der Pole.

Es kostete ihm am andern Morgen einigen Kampf und einige Selbstüberwindung, als ihn die Uhr, die eben 4 Uhr schlug, ermahnte, daß es Zeit sey, aufzustehen, sich von seinem Lager zu erheben. Am Brunnen war es noch ziemlich leer. Erst nach 5 Uhr ward es, wie gewöhnlich, lebhaft, und ein großes Getümmel wallte und wogte auf und nieder. „Wenn's getrunken haben," redete plötzlich eine freundliche und wohlbekannte Stimme Cäsareon an, — sie gehörte den jungen, muntern Husaren an, — „so gehn's doch mit nach dem Zusammenfluß der Eger und Tepel?" „Gern," erwiderte Cäsareon der freundlichen Aufforderung. Und sobald der letzte Becher hinabgeschlürft war, suchte er sich seinen jungen Husaren auf, der das Töchterchen der Präsidentin umgaukelte, und ihr allerlei galante Schmeicheleien sagte, die sie mit blödem Erröthen aber nach Mädchenart doch nicht ungern entgegennahm. „Ei, ei," drohte Cäsareon scherzhaft dem muntern Gesellen, „wissen Sie nicht, junger Herr, daß es in Carlsbad eine von den sieben großen Todtsünden ist, galant gegen Damen zu seyn?" So möchte ich auch gleich," erwiderte lachend der Angeredete, „die andern sechs großen Todsünden kennen lernen, um sie übertreten zu können." „Erstlich also," begann Cäsareon pathetisch, „Du sollst gegen keine junge, hübsche Dame galant seyn. Je sauertöpfischer Du bist, desto besser für Dich. Zweitens laß Dich ja nicht nach Obst, auch nicht nach einem gut bereiteten Fasanen, nach einem jungen, saftigen Hasen, oder Rebhuhn gelüsten; altes, ausgekochtes, saft- und kraftloses, zähes Rindfleisch sey Tag für Tag Dein Leibgericht. Drittens begehre ja nicht des perlenden Champagners, oder edlen Tokaiers, oder Porter Biers; huldige vielmehr dem krystallnen unvermischten Brunnenwasser. Viertens," — „um Gottes willen," fiel hier der junge lebenslustige Husar Cäsareon in's Wort, „halten Sie ein, mich schaudert schon bei den drei Geboten, die Sie mir so eben mitgetheilt haben, und ich mag die andern lieber gar nicht wissen; denn was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß." Damit faßte er Cäsareon unter den Arm, und schlenderte gemachsam mit ihm auf dem angenehmen Fußweg fort, der nach dem Zusammenfluß der Eger und Tepel führt, und plauderte lustig von diesem und jenem. Mit einmal zupfte er Cäsareon lebhaft am Rocke und flüsterte ihm in's Ohr: „Da ist sie." Und jetzt bemerkte Cäsareon auf einer Bank, die zwar dicht am Fußwege stand, aber doch auch so ganz von dichtem Buschwerk umgeben war, daß sie den Blicken der Vorübergehenden einigermaßen verborgen und entzogen war, Gräfin Valerie allein sitzend. Sie las in einem Buche, und war ganz in dasselbe vertieft. Unwillkürlich standen die beiden Wanderer still, und betrachteten das anziehende Bild der reizenden Leserin. Sie hatte ein einfaches blauseidnes Morgenkleid an, ein weißer Shwal war leicht und in mahlerischem Faltenwurf um den schlanken, zarten Leib geworfen; ein einfacher Strohhut beschattete das schöne, edel geformte Gesicht, aus dem der reinste Himmelsfrieden strahlte, und demselben einen wahrhaft überirdischen Charakter und Ausdruck gab, indem er offenbar der Wiederschein des vollkommensten Seelenfriedens und Seelenadels war. „Was mag sie lesen," flüsterte leise der Husar und schlich näher. Cäsareon folgte unwillkürlich dieser Bewegung, und man konnte nun bemerken, daß das Buch, in das die Fremde so vertieft war, ein Gebetbuch war. Die Beiden gingen nun an der schönen Beterin vorüber, ohne sie etwa durch neugierige Blicke zu stören oder zu beunruhigen. „Jetzt bin ich ganz einig und einverstanden mit mir," ließ sich der rasche Soldat lebhaft vernehmen, als man weit genug entfernt war, um nicht mehr von der frommen Beterin gehört werden zu können, „daß sie recht daran gethan hat, das Bündniß mit dem unholden Brunnenkönig aufzugeben, mit dem sie doch nur elend hätte seyn können, weil das Engelskind selbst einen so reinen ganz in sich klaren Himmelsfrieden an den Tag legt, was unmöglich seyn würde, wenn sie irgend einen Anlaß fände, sich Vorwürfe über das gebrochene Bündniß zu machen, oder auch nur die leisesten Zweifel über das Gerechte und Nothwendige ihres Schrittes zu hegen." Inzwischen waren die beiden Wanderer an den Zusammenfluß der Eger und Tepel gelangt, und traten, als sie sich, sattsam an der freundlichen Aussicht, die man von diesem Standpuncte aus hat, gelabt und erfreut hatten, ihren Rückweg an, die fromme Beterin fanden sie aber nicht mehr auf ihrem Platze. Dagegen kam ihnen Hr. Freundlich entgegen, dem der lebhafte junge Kriegsmann eifrig erzählte, welche Ueberzeugung ihm der Anblick der frommen Beterin gegeben hätte. „O, rief lebhaft Herr Freundlich, „daran kann ja gar kein vernünftiger Christenmensch zweifeln, daß das himmlische Kind recht daran gethan hat den finstern Gesellen, der ihr so sichtlich nach dem Leben getrachtet hat, laufen zu lassen. Aber heute Nachmittag, Ihr Herrn, wird der Drei-Kreuzberg bestiegen, und ich bitte, sich um 3 Uhr fertig und gewärtig zu machen." Damit drückte er den Beiden die Hände, und ging von dannen. Auch Cäsareon verabschiedete sich von seinem seitherigen Gefährten, nnd eilte dem goldenen Löwen zu, um den längst ersehnten Kaffee mit wonnigem Behagen hinabzuschlürfen, und sich dadurch einen epikuräischen Genuß zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

An Apicius.

Das, was Dein Mund, Apicius, kaut,
Dein Magen immer gut verdaut,
Nur was Dein Kopf sich eingeprägt,
Darin sich unverdaut bewegt,
Darum öff'ne Deinen Mund allein
Zum Kaun'n, und laß' das Sprechen seyn.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 78. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 31. März. 1836.

Briefe an eine Dame.

(Aus Schütz's liter. Briefwechsel*).

Celle, den 28. Sept. 1794.

Obgleich der vorliegende Brief mit an Sie gerichtet ist, meine gnädige und liebenswürdige Frau Schwester, so füge ich doch noch ein Paar Worte für Sie ganz besonders bei, theils weil mein Herz mich dazu auffordert, Ihnen noch etwas a parte zu sagen (was der Mann zwar sehr gut wissen darf, was er sich aber doch nicht als ihm vorzüglich oder allein gesagt zuziehen soll), theils weil ich Schützens Saumseligkeit im Schreiben kenne, und befürchte, daß ich sobald nichts wieder aus Ihrem Hause erhalten möchte, wenn ich mir nicht außer ihm noch einen Correspondenten darin verschaffe. — Wie Sie aus Weimar fuhren, sah ich Ihnen noch von fern nach, und fühlte mich zum ersten Male auf meiner Reise mißvergnügt und allein. Ich brachte den ganzen Abend einsiedlerisch auf meiner Stube zu. Die Art, wie Sie und Ihr Herr Gemahl mich behandelt hatten, hatte ein gewisses Gefühl in mir erweckt, das ich Ihnen nicht besser begreiflich machen kann, als wenn ich es mit demjenigen vergleiche, welches verzogene Kinder an ihre Eltern und Geschwister kettet. Ein wahres Rousseauisches Gefühl! Ich war überzeugt, daß Sie mich Beide lieb hatten, und zwar nicht mit derjenigen Empfindung, die etwa ein interessanter Fremder einflößt; sondern so recht lieb wie einen Verwandten und Freund vom Hause. Ich fühlte mich schon einheimisch bei Ihnen. Dieß Gefühl war mir wieder neu geworden, da ich es lange nicht empfunden hatte, und doch wohl bekannt, und meinen ursprünglichen Neigungen so angemessen! Denn ob mein Schicksal mich gleich zum Hagestolzen und isolirten Menschen bestimmt, so habe ich doch einen entschiedenen Hang zur Häuslichkeit und zum unbefangenen, traulichen gewöhnlichen Zusammenseyn in einer Familie, wo ich mich gehen lassen kann, und mich selbst und Andere nicht zu bewachen brauche! Dieser Genuß ist für mich der höchste, den ich kenne. Ich habe ihn oft da aufgesucht, wo von Seiten des Kopfs gar keine Unterhaltung war, wo das einfältige, stumme, aber trauliche Zusammenseyn für alles Andere schadlos hielt! Aber welch' einen Vorschmack eines viel höheren häuslichen Glücks gab mir die Bekanntschaft mit Ihnen! Sie hatten mein Vertrauen gewonnen, ich verließ mich auf Ihr Herz, und Ihre Phantasie und die Bildung Ihres Kopfs versprachen mir zugleich Austausch feinerer Gefühle und erhabener Ideen. Gewiß, meine liebenswürdige Freundin, wenn ich in Jena lebte, oder wenn ich Ihr Haus hierher bringen könnte, wir wollten ein recht hübsches Trio ausmachen, oder vielmehr ein recht hübsches Quintett, denn Ihre lieben Kinder gehören in den Cirkel mit hinein, und ich wäre ihr guter Onkel. Doch, theuerste Freundin, die Vorsicht mag es auch wohl recht gut gemacht haben, daß sie uns getrennt hat. Ein solches Verhältniß ist noch nicht für unsere Jahre! und vielleicht nicht einmal für diese Welt! Wenn ich 60 Jahr alt seyn werde, und mir sagen darf, daß ich nun meinen Mitbürgern lange genug Recht gesprochen habe, dann wollen wir uns in Rom, Neapel oder Dresden bei einander zu wohnen begeben, und wollen aus der Natur, der Kunst und den Menschen noch recht viel, viel Genuß heraussaugen. Denn, glauben Sie mir, es liegt noch recht viel in dem Allen, was bis jetzt noch nicht genossen ist, weil selten mehrere Menschen mit gleichen Herzen es aufsuchen.

*) Wir theilen hier einige Stellen aus den Briefen mit, welche der als Jurist und ästhetisch-ethisch-philosophischer Schriftsteller bekannte Hr. v. Ramdohr in den Jahren 1794 ff. an die Gattin des berühmten Professors Schütz, Begründers, Eigenthümers und Redacteurs der Allgem. Literat.-Ztg., schrieb, theils weil sich dabei ein höchst anziehendes platonisch-erotisches Verhältniß zwischen geist- und gemüthreichen Menschen verschiedenen Geschlechts herausstellt, theils um auf den zweiten Band des Schütz'schen literarischen Briefwechsels (Halle, b. Scharre) aufmerksam zu machen.
D. Red.

Und Gott weiß, daß es für denjenigen, der es auch allein vielleicht finden könnte, nicht der Mühe werth ist, es aufzunehmen, wenn er kein anderes Herz bei sich findet, das es mit ihm theilen kann; und keine Hand, welche die seinige wieder drücke, wenn er diese in der Höhe des Gefühls nach einem Drucke ausstreckt!

Lassen Sie mich hier abbrechen! Ich mag diese Reihe von Ideen nicht weiter verfolgen. Vor mir liegt ein großes Bund mit Acten. Der Arme, der hier eine Entscheidung seines Schicksals erwartet, hat mit Gattin und Kindern den Verlust seines Hauses und Hofes zu befürchten. — Leben Sie wohl, und denken Sie mit einiger Güte an Ihren Bruder und Freund ꝛc.

Lüneburg, 29. Dec. 1794.

Von Kindheit auf, gnädigste theuerste Freundin, bin ich angewöhnt worden, das Unrecht, welches ich in einem abgelaufenen Jahre begangen hatte, beim Anfang eines neuen abzubitten, Besserung zu geloben und Verzeihung zu erhalten. — Liebe Schwester! Verzeihen Sie Ihrem Bruder sein Stillschweigen auf Ihre Briefe! Ich will künftighin nicht wieder so saumselig seyn. Mein Herz hat keinen Antheil an meinem Fehler: Vernachlässigung desjenigen, was ich Ihnen schuldig bin, Mangel an Andenken, an Dankbarkeit für Ihre ausgezeichnete Güte für mich, hat nicht dabei zum Grunde gelegen.

Ich wollte Ihnen ein ausgezeichnetes Merkmal meiner freundschaftlichen und zärtlichen Anhänglichkeit an Ihrer Person geben, gnädigste Freundin! und dazu hat es mir an Zeit gefehlt. Dieß ist die einfache und wahre Auflösung meines räthselhaften Betragens. Ich hatte mein Bildniß für Sie in Oel zu malen angefangen. Die langsame Behandlung, welche die Ausführung einer solchen Arbeit fordert, verbunden mit der Lebhaftigkeit des Symboles selbst, sollten Ihnen den unzweideutigsten Beweis des anhaltenden Andenkens und Wunsches von meiner Seite geben, mein Andenken recht lebhaft und dauernd bei Ihnen erhalten zu wissen. Ein Brief ist leicht geschrieben, leicht zur Seite gelegt. Aber ein Bildniß fordert manchen Pinselstrich zur Ehre des Freundes, dem es bestimmt wird, geführt; und man weicht ihm minder aus, wenn es einmal aufgehängt ist im Zimmer des Freundes.

Die erste Anlage, sogar die zweite Untermalung ist geschehen. Meine Bekannten schreien über die auffallende Aehnlichkeit; aber es ist noch zu matt an Farbe, um abgeliefert zu werden, es muß noch einmal retouchirt werden. Hierzu habe ich die Zeit nicht finden können. Gerichtliche Arbeiten, mehr wie jemals angehäuft, ein Proceß, den ich für meine Brüder und mich führe, tausend verdrießliche Familien- und Privatgeschäfte haben mich daran verhindert. Von einem Tage zum andern habe ich darauf gehofft, das Bild beendigen zu können; mit jedem Tage ist es mir wichtiger geworden, als das einzige Sühnmittel meiner mit jedem Tage sich verschlimmernden Schuld, als das einzige Erwerbmittel meines sich stets weiter entfernenden Heils bei Ihnen; — und immer sind die Schwierigkeiten der unübersteiglichen Hindernisse in eben dem Verhältnisse größer geworden, worin mein Verlangen, sie zu verringern und zu überwinden, angewachsen ist. Endlich habe ich doch hierher reisen müssen, um jenen oben berührten Proceß durch einen Vergleich zu beendigen, ohne meinem Herzen in Rücksicht Ihrer auf die gewünschte Art ein Genügen thun zu können. Aber ich habe hier wenigstens einen Augenblick Muße gefunden, um abzubitten, zu geloben, zu entschuldigen. Und dieß geschieht hierdurch. Das Bildniß erhalten Sie noch vor Ende Januars.

(Fortsetzung folgt.)

Wallfahrt zum Grabe Maria's von Brabant, im Herbste 1835.

(Fortsetzung.)

Nun nach der Abtei zum heiligen Kreuze. Auch das Kloster stand einst oben auf dem Felsen an der Stelle, »die Bürg,« genannt (von Burg), wie sie noch heute bezeichnet wird. Der deutsche Kaiser Conrad II. schickte einen Grafen von Dillingen, Herrn zu Mangoldstein, nach Constantinopel zu Constantin VIII., dessen Tochter zu werben für des Ersteren Sohn. Der Griechenkaiser begabte den Gesandten mit einem kostbaren Kreuzpartikel, zu dessen Ehre dieser, 1028 heimkehrend, ein Gotteshaus für Benedictinernonnen gründete, unter welche sich des Grafen Schwester Irmentrude, wie seine Tochter Gunderode reihten. Jene bewachte als Aebtissin das fromme Häuflein. Später mußten die Schwestern den Brüdern weichen, und als das Klösterlein oben den Flammen zum Raube ward, baute man unten in der Stadt die schöne Abtei. Auf dem Wege dahin zeigte mir unser Führer die Wohnung des letzten Prälaten, der, wenn ich nicht irre, achtzig Jahre zählt: ein kleines Haus mit grünen Läden, die Fenster mit der Aussicht in die fremde Welt, durch Blumen verdeckt — vielleicht freundliche Selbsttäuschung des Greises, der aus friedlich sicherem Hafen plötzlich wieder hinausgeworfen wurde auf das unbekannte Meer. Der ehemalige Infulträger hat in vier großen Bänden die Geschichte seines Klosters niedergelegt, vermeidet aber die verödeten Mauern wieder zu sehen. Dann muß wohl die Seele recht wund durchschmerzt seyn, wenn wir Erinnerungen, bekannten Träumen nicht mehr begegnen wollen, auf der Stätte unserer Freuden und Leiden; wenn wir die engsten Bande, welche das innere Seyn dem äußern verknüpfen, zersprengen müssen..... Ausgelebter, Einsamer! Lebt er mit offenen Augen in der schlummervollen Schaar — Geduld! Bald bist Du wieder versammelt mit den Brüdern im großen Convent.

Wir klopften an das Haus des Pfarrherrn der Kreuzkirche, der, auch einst Mönch, wie man uns berichtete, oft mit Wehmuth die kleine, halbverfallene Zelle aufsucht, in welcher ihm so manches Jahr im gleichför-

migen Kreislaufe hinschwand. Man muß es selbst lernen, um zu glauben, daß gerade die stillsten, einfachsten Tage, Monde, Jahre nicht schleichen, sondern fliegen. Wo man, sonder Furcht und Hoffen, keine Stunde von der andern, keinen Tag vom andern erkennt, verrinnen alle geräuschlos, unbemerkt, wie Sandkörner im Stundenglase. Das bewegte Herz lehnt sich anfangs dagegen auf, gibt sich endlich, wie Alles Uebrige, zur Ruhe, vergessend, daß Augenblicke in Leid und Freud' sich zu Paradiesgärten oder Sandwüsten ausdehnen können.

Den Geistlichen fanden wir nicht, wohl aber eine dicke, wohlbehagliche Köchin mit blitzendem Goldhäubchen, die sich selbst zur Schwester Pförtnerin herabließ. Wir gingen durch die Reihen der Schläfer im Friedhofe. Wie Vorfrühling weht oft auf Gräbern freundliche Stille das Herz an. Rose, Kreuz und Engelskopf, Sinnbilder kurzer Freuden, kurzer Leiden, ewigen Heils, wechseln an der zierlich geschnitzten Kirchenpforte. Hier empfing uns ein alter Küster, schon halb zum Grabe niedergebückt.

Die Abtei fiel dem fürstlichen Hause Wallerstein zu. Viele Reichthümer besaß die große Kirche. Auf jeder Säule, welche das hohe Gewölbe trägt, sieht man ein Kreuz gemalt. Ob der grüne Kranz, der es umschlingt, Palme oder Cypresse sey, konnte ich nicht unterscheiden. Der erste Seitenaltar rechts vom Hauptaltare, nur von vergoldetem Holze erbaut, lehnt sich an den Thurm, der ohne Blitzableiter ist, und nie den Flammen zur Beute ward, obschon sechs Mal von dem Himmelsfeuer heimgesucht (das letzte Mal in diesem Jahre). Sanct Stephan's Gerippe, mit Gold und Edelsteinen geziert, wird auf dem Altare in einem Glaskasten bewahrt. An der oberen Decke des Letzteren fuhr der Strahl durch einen kleinen Spalt herab, das Vorderglas von dem Golde schmelzend, welches die Gebeine des Heiligen schmückt. 3—4 runde Flecke sind bemerkbar, von der Größe eines Thalers, geschwärzt und goldgesprenkelt. Die Scheibe hat nur einen kleinen Riß. Wer will es geistesarmen Köpfen verargen, die hier mit gläubiger Einfalt ein Wunder anbeten nach ihrem Sinne? Tauschen doch Aufgeklärtere nur Wunder um Wunder.

Ausgebrannte Löcher im Steinboden erinnern an die Kriegszeiten, wo die Soldaten sich hier um Wärmfeuer lagerten. Wir fanden die Reliquie, welche mir als geschichtliches Denkmal anziehend schien, auf dem Hochaltare der Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Die Monstranz mit dem heiligen Täfelchen strahlte zwischen brennenden Kerzen. Das letztere ist silbern mit Gold eingelegt, unverkennbar von hohem Alter. Die Verzierungen der Ecken verrathen griechischen Geschmack. In der Mitte zeigt sich, in doppelte Kreuzform gefaßt, der Partikel, an welchem man bemerken kann, daß Fasern abgelöst wurden, mit denen man gekrönte Häupter begabte, die das Stift heimsuchten. Auf der Rückwand des Täfelchens sind griechische Zeichen, die Aechtheit bezeugend, meist Vogelbilder.

Aus der Kirche gelangten wir in einen Kreuzgang mit hohen Fensterwölbungen, durch welche die Bäume des engumschlossenen Kreuzgartens befreundet herein nicken und flüstern zu den Brüdern, die tiefruhig schlafen unter den ausgetretenen Steinen. Ich schritt über manches halbverwitterte Wappen, das seinen Träger für immer deckt. Es öffnete sich eine Capelle mit zugespitzten, buntscheibigen Fenstern, unter welchen ein alterthümlicher Altar steht. Auf einer Säule in der Halle Mitte liest man in blau und rothen Buchstaben (lateinisch): »Hier liegt in ihrer Herrlichkeit Maria von Brabant.« Unter dieser Säule auf niederem Gestelle ein steinerner Sarkophag mit den bunt gemalten Wappen Baierns und Brabants. Rings um den Rand der flachen Decke: »**Anno D. M. CCLVI. Kalendas Februarii in castro Werd Dua Maria Ducissa Bauariae filia Ducis de Brauuant.**« Der Küster bückte sich, öffnete einen kleinen Schieber unten am Sarkophag; ich sah hinab in den dunkeln Raum, wo nahe der Oberfläche in Ketten der kleine Sarg hängt, welcher die heilige Asche eines schuldlosen Opfers späten Jahrhunderten wahrte; ich sah hinab — sah ein blühendes Rosenleben und blasse Marmorwangen, verlöschenden Augenglanz, Blut, Freuden eines jungen, hoffnungsreichen Seyns, Weh des gebrochenen Herzens — Alles, und dann wieder Staub, nur Staub! Doch über diesem Staube schwebte etwas mit glänzenden Flügeln und einem Lächeln der Verklärung. Der Sarg ist sehr kurz, zu kurz, um die volle Länge einer Leiche zu umschließen — aber Maria's Haupt war ja vom Halse getrennt!! Rechts und links von ihr, unter dem Steinboden, ruhen zwei Unglücksgefährtinnen: **Mechtildis de Peussstein. Helica de Preuberg.** Noch beschaute ich mir in der Capelle ein lebensgroßes Conterfei des Grafen von Mangoldstein in morgenländischer Tracht, von Engeln umgeben, die ihm Urkunde und Plan der Stiftung zutragen; im Hintergrunde das Meer mit dem Schiffe, welches den Gesandten sammt seinem Kleinode der Heimath zuführte. Das Ganze leider ohne Kunstwerth. Ferner sah ich hier eine Reihe ritterlicher Abbilder von großmüthigen Schenkern; zuletzt den großen, bemalten Stammbaum des alten Grafenhauses Pappenheim: die h. Jungfrau in einer Sonnenglorie thront über der weitgedehnten Geschlechtstafel.

(Schluß folgt.)

Rosenblatt.

Die Natur thut Alles offen und offenbar; sie stellt den Schuldigen und den Unschuldigen sonnenbeschienen nahe vor uns hin; sie läßt aus den Geistern der Erde alle Worte laut uns vorsagen, die uns warnen, rathen, heilen und trösten können — aber ungewiß in seinem Herzen, befangen, gedrängt und verblendet von eignen Gefühlen und Wünschen, versteht sie der Mensch nicht — als nachher, wenn er zurückschaut, wenn das Unglück wie ein Gewitter seine Seele gereinigt hat und nur ihr himmlischer Athem weht.

L. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stuttgart, Ende Februar 1836.

„Dieß Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch," so soll einmal der berühmte Wallenstein in übler Laune gesagt haben, wie uns ein gewisser Herr von Schiller versichert. (Ich habe vor dem Manne besonders Respect, weil er von Adel war.) — Wo er, nämlich der Wallenstein, diesen Ausspruch her genommen, weiß ich, ehrlich gesagt, nicht. Wäre der Mann lange in Schwaben gewesen, so würde ich unbedingt sagen — nur von den Sitten dieses Volkes, und da der gewisse Herr von Schiller ein Schwabe war, so wäre es gar nicht unmöglich, daß er dem Helden des dreißigjährigen Krieges diese Worte in den Mund gelegt hätte, bloß weil er selbst es nicht besser gewußt — und so ist es denn noch; alle andern, als die Tafelfreuden sind für die Schwaben verloren. — Sie essen auf des Königs Gesundheit, sie essen zum Besten der Armen, sie essen zum Abschied des Herrn Oberamtmanns von Reutlingen, sie essen auf das Wohl der in Rußland verwundeten Krieger, sie essen auf den Empfang des Abgeordneten Uhland, sie essen zur Genesung dem Capellmeister Linpaintner, sie essen dem Tieck und der berühmten Mad. Schröder zu Ehren, sie essen zum Benefiz des Hospitals — essen — immer essen — — — — sonst aber nichts! — Graf Leutrum hat drei Redouten im königl. Schauspielhause veranstaltet; die Maschinerie für das bewegliche Podium ward in Bewegung gesetzt, das Parterre nebst dem Orchester dem Proscenium gleich gemacht, ein Theil des Theaters durch eine sehr schöne, eigends hiezu gefertigte Decoration, mit den Logen des Theaters in Uebereinstimmung gebracht und so ein großer ovaler Saal gebildet; das Balletchor zu Tänzen, Aufzügen, Quadrillen in Requisition gesetzt. Das Alles half jedoch nichts — die ganze versammelte Menschenmasse drängte sich nach einem zweiten, dem Speisesaal, denn „dieß Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch." — Es hatten sich mehrere Damen und Herren heimlicher Weise verabredet, die vier Jahreszeiten darzustellen; das Publicum sollte auf eine höchst sinnreiche Art überrascht werden — eine Dame mit einem Hasen auf dem Rücken stellte den Winter vor — ihr folgten etliche Schneemänner (nämlich nicht von außen, sondern von innen) — eine Kanephore, eine Blumenträgerin, hier Flora genannt, stellte den Frühling, ein Erntekranz den Sommer, ein Bacchus mit Bacchantinnen den Herbst vor. — Sey es nun, daß durch Kammermädchen, Friseurs, Putzmacherinnen (überall ein schwatzhaftes Völkchen, besonders wenn sie für Kopfzeuge sorgen) und Schneidermamsells — die seltene Ueberraschung kund geworden — sey es, daß man nicht Tricot erblickte — das Publicum schien nicht ganz genug befriedigt, es ging Alles ein wenig lahm. Erst als der ganze Zug in den Speisesaal defilirt, kam Leben und Freude hinein, denn — „dieß Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch." — Ein junges Mädchen mit buntem Rock und weißem viereckigen Tuch auf dem Kopf, eine blaue Schärpe um den Gürtel geschlungen, wurde gefragt: „Wer bist Du schönes Kind?" — „„I' bi' d' Stumme vo Portischi"" (ich bin die Stumme von Portici) — husch am Arme des Masaniello in den Speisesaal. — Die Jungfrau von Orleans bat ein junger Herr (ob Lionell oder sonst Jemand von der Ell', weiß ich nicht): „Gib mir die Fahne, schöne Jungfrau!" — „„Nei! se g'hert em Frasch"" (nein! sie gehört dem Frasch, einem Maskenverleiher) war die Antwort — husch in dem Speisesaal an der Hand des stolzen Bastard von Orleans — als seyen sie gesonnen die Engländer alle mit Haut und Haar — oder, in Ermangelung solcher, doch wenigstens einige Kalbsschlegel zu verspeisen; denn — „dieß Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch" — so ging eine Redoute nach der andern vorüber, — und man fragte: Haben Sie sich gut unterhalten? so hieß es: „O ja, der Burk (Traiteur im Redoutensaal) hat treffliche Poularden gehabt" — oder — „ach nein! der Wein war zu schlecht" — oder „so ziemlich — es war Alles recht gut, nur die Trüffelwurst war schon zu alt." — An des Intendanten Sorgfalt, an seine sinnreichen Arrangements dachte Niemand. — Wein oder nicht Wein! das war die große Frage, um deren Beantwortung allein es sich handelte.

Es ist nun einmal kein Leben in das ganze Volk zu bringen; wer möchte sich nur Mühe damit geben! Die Lust an der Sache fehlt. Ein ordentlicher Maskenball soll zu Stande kommen, wo Alles zu bequem ist, sich zu maskiren, wo beinahe Keiner, als dem daran liegt, nicht gekannt, überhaupt nicht entdeckt zu werden, eine Maske trägt, und sich so heimlich davon schleicht, wie er kam. — Wenn nicht jeder auf der Redoute Erscheinende, ohne alle Ausnahme, ein Costüm irgend einer Art gewählt hat, seinen Charakter durchzuführen weiß, wie der Schauspieler seine Rolle, wenn Jemand, dessen Anzug die Frage veranlaßt: wer er denn sey? — zur Antwort gibt: „Bitte unterthänigst, der Friseur Fenster, wenn Sie gnädigst erlauben" — so soll man mit den Redouten nur einpacken.

Mehr Spaß, als von allen Redouten, habe ich hier in einer halben Stunde von ein Paar sehr gescheidten und gelehrten Leuten gehabt, welche sich mit einander über die neuen Entdeckungen des Sir John Herschel stritten. Beide glaubten steif und fest an die Richtigkeit der Sache, und waren lediglich darüber uneinig, wem der größere Ruhm gebühre: dem Vater oder dem Sohne; — denn das Satyrische der ganzen Brochüre leuchtete so wenig ein, als daß sie nicht einmal von Jemandem verfaßt seyn könne, der einige Kenntniß von Astronomie, Optik und Mechanik habe, indem über die allereinfachsten Gesetze dieser Disciplinen mit einer Leichtigkeit und Kühnheit hinweggegangen ist, die den nur einigermaßen nachdenkenden Leser in das höchste Erstaunen setzen muß. Nichts desto weniger findet diese neue Lehre hier doch viele bedeutende Anhänger, und wäre das Wunder noch nicht erfunden, der Glaube daran müßte es erschaffen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 79. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 1. April. 1836.

Wlaska oder die Männerfeindin. Ein Drama nach van der Velde von G. H. Lambrecht. Mannheim in Commission bei Heinrich Hoff. 1836.

Ein Drama mit zwei Titeln ist ein Gasthaus mit zwei Einfahrten; kommen die Gäste nicht zu der einen herein, je nun, vielleicht kommen sie zu der andern. Ich gestehe aber, daß ich solche Gasthäuser nicht liebe; man wird da gewöhnlich geprellt. Vorliegendes Drama ist nach einer der besten Novellen van der Velde's bearbeitet, und vielleicht keines andern deutschen Dichters Novellen eignen sich so zum Dramatisiren als van der Velde's, weil in seinen Schriften selbst schon, weniger das epische als das dramatische Princip vorwaltet. Jedenfalls aber ist es ein Zeichen von Mangel an Auffassungsfähigkeit, Tact und Phantasie, eine Novelle so zu dramatisiren, daß man bei Durchlesung des Drama auch die Novelle mit gelesen hat. In der Novelle müssen sich die Charaktere aus den Umständen entwickeln, im Drama entwickeln sich die Umstände aus den Charakteren. Das ist der große Unterschied, und von dieser Idee scheint der Verfasser keine Idee zu haben. Es könnte füglich die Hälfte der redend eingeführten Personen wegbleiben, ohne daß im Plane des Stückes die geringste Veränderung vorginge. Der Dichter scheint ohnedieß nicht viel Ueberfluß an Poesie zu haben, wozu dieses also? nichts als reiner Luxus. Ich setze die van der Velde'sche Novelle als dem Leser bekannt voraus, und will also nur einige Momente dieses langweiligen Stückes beleuchten. Daß der Verfasser sich nicht die Mühe genommen hat, das einem Drama so nöthige Costüm in Hinsicht der Sitten und Gebräuche der Zeit, zu beobachten, wird dem Leser des Dramas gleich in die Augen springen, daß er es aber nicht verstand, die Charaktere seinem Zwecke und dennoch der Natur gemäß zu modeln, das ist sein Fehler, und wahrlich nicht einer der geringsten. Wlasta, oder wie sie der Verfasser nennt Wlaska, macht er zur Folioausgabe einer Tigerin des Umstandes wegen, weil vor 18 Jahren ein Mann sie verführte und treulos verließ. Also 18 Jahre kocht sie ihre hölischen Pläne, und tritt dann erst damit hervor? Wie unnatürlich! Ein Weib, so glühend, so feurig, so kühn wie Wlaska, kann ihre Rache nicht 18 Jahre in sich verschließen. Bester Hr. Lambrecht, was hätten Sie gethan, wenn Wlaska während dieser 18 Jahre gestorben wäre? Böhmen hätte gewonnen und Deutschland — nichts verloren. Hätte der Verfasser die erste beste Geschichte Böhmens aufgeschlagen, so hätte er gefunden, das Wlasta nach ihrer Lehrerin Libussa Tod als die schönste und klügste böhmische Jungfrau dem Herzoge ihre Hand angetragen hatte, aber aus Rache, weil er sie ausschlug, den Plan faßte, sich zur Mädchenkönigin von Böhmen zu erheben. Hätte er Ebert's herrliches Epos „Wlasta" gelesen, so würde er es gefunden haben. Wer erkennt denn eine kühne, thatendurstige, thatkräftige Amazone, der weisen Libussa zauberkundige Schülerin, wenn Hr. Lambrecht sie sprechen läßt:

„Ihr kennt die Böhmen, folglich wisset ihr,
Was unser Loos seyn wird bei diesen Männern."
(O — Poesie!)
„Herabgewürdigt stets durch ihre Faulheit,
Durch ihren Unmuth, wenn vielleicht ein Kampf
Für sie verloren ging, was hätten wir
In solchen Fällen für ein Leben? Ha!"
(Große Verzweiflung.)
„Und endlich, wenn der wilde Geist des Rausches
Sie übereilet, und in blinder Wuth
Sie ihre armen Eheweiber quälen."
(Pfui, meine Herren, das ist unanständig!)

Darauf plaudert sie weiter, beweist durch Syllogismen nach der vierten Schlußform der Hegel'schen Lehre durch dictum de omni et de nullo, daß die Weiber so viel taugen als die Männer, und mahnt zur Eilfertigkeit mit folgenden Worten:

„Wozu das Grübeln über unsre That?
Schnell wie aus heit'rer Luft der Blitz hernieder
Auf die erschrockne ruh'ge Erde fährt —
Und in dem ersten Schrecken Jeder fragt:
Hat er gezündet? Hat er nicht gezündet?
So sey jetzt unser Eintritt in die Welt."

Auf Wlasta's Mägde mag ihre Ueberredungskunst mehr Eindruck gemacht haben, als wie auf mich, kurz, sie gehen mit ihr, um sich eine Veste zu erobern. Wlasta's Töchterlein macht

uns dann in einem langen Monologe bekannt, daß sie die Männer nicht hasse, empfiehlt sich, macht ihren Knix und geht.

Der zweite Act spielt sieben Monate später, der Leser wird sich der freudigen Hoffnung hingeben, daß die Personen während dieser Zeit etwas gescheidter geworden sind, aber sie treten in dem Acte noch nicht wieder auf, und wir müssen also Geduld haben. Neue Figuren begegnen uns.

1) Herzog Przemisl, ein seelenguter Herr, der aber Libussa's Pantoffel bedeutend muß gefühlt haben, denn er hat entsetzliche Furcht vor den Weibern.

2) Nezamisl, des Herzogs Söhnlein, ein sehr wohl erzogener junger Mensch, nicht so wie die heutigen jungen Leute, daß er in Alles darein sprechen möchte, sehr bescheiden, thut bei der Hauptsache das Maul nicht auf, weil er fürchtet, es könnte etwas Dummes herauskommen.

3) Bäringer, ein fränkischer Ritter, eine gute Haut, hat unter diesen Heiden immer die christliche Liebe im Munde, und will den Herzog bekehren.

4) Etyrad, der Ritter, der Wlaska verführte, ein sehr vielseitiger Charakter, bald Held, bald Melancholiker, bald feige, bald voll Vaterlandsgluth.

5) Samoslaw, Kriegshauptmann, ein Bär.

Alle diese Herren, außer dem Herzoge, würden brave Klostergeistliche abgeben, denn sie machen sich nichts aus den Weibern.

Die vierte Scene dieses Actes ist sehr bedeutsam, denn hier verliebt sich im Walde ein Ritter in eine Amazone, seine eifersüchtige Frau kommt im vollen Sinne des Wortes dahinter vergiftet ihn zu Hause und flieht zu Wlaska. Sein halbes Dutzend Söhne, die ihn glücklicher Weise, weil er ihnen noch etwas zu sagen hat, lebendig finden, schreien ach und weh, nur der Jüngste, der (ein herrlicher Charakterzug des Kindes) vom Gifte genascht hat, ist stumm geworden. In der Wald- und Liebesscene erfahren wir wunderbare Sachen. Dem Ritter (er heißt Hesky, welches auf deutsch „hübsch" bedeutet — ich habe aber an dem guten Mann nichts Hübsches gefunden) wird zur Stillung seines Durstes von der Amazone Wein geboten,

„Der Wlaska's-Wein, der edelste, den je
Die Sonne in Italiens Fluren reifte."

Ist es nicht schön, daß uns der Verfasser eine neue Sorte italienischen Weins kennen lehrt? Ich hielt sonst immer Lacrymae Christi für den besten, von heut an trinke ich aber nichts, als den Wlaska-Wein. Dann hätte ich in meinem Leben nicht geglaubt, daß das Pfänderspiel so alt wäre, Ritter Hesky spielt es im Walde mit einer Amazone.

„Und möchtest dich mit einem Pfande lösen,
Ein Kuß sey dieses Pfand."

Was die Amazone betrifft, so sollte sie von Rechtswegen eingesperrt werden, sie hat höchst frivole Grundsätze:

„Die befahrte Gattin
Genügt der Kraft des starken Manns nicht mehr.
Trennt euch von ihm, und ich gehöre euch."

Ferner:

„Die Freiheit ist ein hohes köstlich Gut;
Und mir nicht feil um eine Königskrone.
Sie ist's, die unter Wlaska uns beglückt.
Nicht eingezwänget in der Ehe Fesseln
Genießen wir die Liebe; unser Herz
Und unsre Neigung nach dem eignen Willen
Nur dem Geliebten schenkend, und dann wieder
Zurücke fordernd unser Eigenthum,
Um gleich darauf es wieder zu verschenken."

Weil nun aber in jedem Drama eine Reflexion über das Leben vorkommen muß, so ist auch hier eine; diese hier ist aber der poetisch-schönste Gedanke des Ganzen.

„Was ist das Leben? Eine Sommernacht,
Schnell nach dem Anfang sich zum Ende neigend."

Ich will bald enden, daher nur noch einige Bemerkungen. Unter den Nebenpersonen sind es drei, über die ich auch ein Wort sprechen muß. Eine Hexe, die als Wlaska's Mutter auftritt, und zwei humoristische Personen, Wulf, des fränkischen Ritters Knappe, und Kascha, die Zofe von Prinz Nezamisl's Geliebten.

Die Einführung komischer Personen in einem Trauerspiele sollte jeder junge Dichter unterlassen, weil sich im jugendlichen Gemüthe sehr selten jene Lebens- und Menschenkenntniß vereint vorfindet, welche sowohl den verborgenen tragischen Sinn der Lächerlichkeit, als das noch tiefer liegende Lächerliche eines tragischen Momentes so an's Licht fördern kann, daß die Kluft des Lächerlichen zum Erhabenen nicht zur schmalen Grenze des Erhabenen zum Lächerlichen werde. Shakespeare ist der Einzige, der dieses mit Glück in seinem Lear dargestellt hat. Man lacht nicht über die Späße seines Narren, aber man weint weniger über Lear's Schmerz. Die Einmischung des Komischen im Tragischen ist nur in zwei Fällen, die, genauer genommen, nur einen Grund haben, zulässig. Entweder die komische Person dient als Folio des Tragischen, und dann darf er nicht Witze reißen, weil nichts uns mehr aus der feierlichen Stimmung reißt, als ein hingeschleuderter blendender Witz. Hier ist eine feine flüsternde Ironie am Platze; oder die komische Person dient als Ruhepunct des Tragischen, als das Tuch, das unsre Thränen etwas trocknet. Beides hat Shakespeare so meisterhaft in seinem Narren verbunden, daß die Scene im Walde als das Vollendetste dieser Art in der dramatischen Literatur dasteht. So lange Lear im Glücke ist, spricht der Narr wenig, im Unglücke erst klingen die Schellen seiner Kappe, die Ironie der Weisheit, oder, soll ich lieber sagen, die Weisheit der Ironie. Daß Shakespeare durch den Narren andeuten wollte, zum Alter geselle sich Thorheit, und werde zum Narren in selbst verschuldeter Noth, scheint mir nicht möglich. Hr. Lambrecht führt zwei lustige Personen ein: Wulf, des fränkischen Ritters Knappe, und eine Zofe. Beide sind verunglückt. Wolf wird gemein, und im Drama nehmen sich Ausdrücke: desperat und confus sehr sonderbar aus. Beide Personen greifen nicht in das Innere des Stückes ein, man weiß nicht, warum sie eigentlich da sind. Mühe, Druck, Papier und Lesen hätte können erspart werden.

Die Pylweise, die Hexe, die der Verfasser einführt, ist in dieser Hinsicht etwas gelungen, weil sie das starre unerbittliche Fatum, welches dergleichen Gestalten immer repräsentiren sollen, in etwas vorstellt. Sie ist Wlaska's Mutter, sie gibt ihr die Zaubertränke zur Anfeuerung des Muthes, sie bestärkt Wlaska

in ihrem Entschlusse, die Waffen zu ergreifen, und fällt durch das Schwert ihrer Tochter. Idee gut, Ausführung lahm.

Ich gestehe es aufrichtig, mir schien der Stoff des Dramas schon gewagt, denn eine jede Begebenheit, die mehr dem Sagenkreise, als der wirklichen Geschichte angehört, erfordert zur dramatischen Behandlung jenen feinen Tact, der in solchen Stoffen das Epische vom rein Dramatischen zu sichten weiß. Und welche Schwierigkeiten stellen sich ihm in Hinsicht des Costüms entgegen? und zumal bei einer Zeit, wo dem Volke noch nicht der rein nationale Typus aufgedrückt ist. Geborene Böhmen bearbeiteten Stoffe aus späteren Zeiten, die nicht mehr so in's Nebelhafte verschwimmen, und konnten nicht allgemein durchdringen, und doch ist Ebert ein anerkannter guter Dichter, und Uffo Horn's geniale Kraft und geistreiche Dramatisirung eines beinahe zur theatralischen Bearbeitung unmöglichen Stoffes, konnte nur Bewunderung, doch nicht jene tiefe Anerkennung erregen, die sich im Herzen des Volkes ihren Altar baut. Das Werkchen ist den deutschen Frauen gewidmet, der Verfasser bittet um Nachsicht und macht sich dabei bedeutend lächerlich. Die Stanzen sind —, nur wird der Verf. manchmal zu demüthig, manchmal zu stolz. Wenn er sich entschuldigt, solch' finsteres Bild den holden Frauen zu weihen und spricht:

„In mächt'gen Stunden ward das Lied geboren;"

wer denkt da nicht an das Verslein: „parturiunt montes, nascitur ridiculus mus?" Und wenn er sagt:

„Die Zukunft lag vor mir im Trauerkleide"

meint er damit vielleicht die Zukunft seines Stückes? Ferner ironisirt er sich selbst:

„Vor eurer Macht sinkt selbst der Wilde nieder,
Und frei und muthig tönen meine Lieder."

Doch genug. Sie werden vielleicht böse seyn, bester Hr. Lambrecht. Meinen Sie ja nicht, daß ich Sie dadurch abhalten wollte, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten; wahrhaftig nicht, aber Sie sind jung, unsere Literatur so arm an Dramen, daß man jede Erscheinung genau prüfen muß, und wenn ich Fehler anzeigte, so war es ja nur, damit Sie künftig ähnliche vermeiden sollten. Liefern Sie eine gute Arbeit, und ich werde sie ebenso freudig loben, als ich diese streng tadelte. — Ausstattung sehr anständig.

Julius —s.

W. Shakespeare's sämmtliche Werke in Einem Bande. Im Verein mit Mehreren übersetzt und herausgegeben von Julius Körner. Schneeberg, Druck und Verlag von Carl Schumann. 1836.

Die splendide buchhändlerische Ausstattung erweckt ein gutes Vorurtheil zu Gunsten dieser neuen Uebersetzung Shakespeare's, welches wir denn auch nach näherer Bekanntschaft mit letzterer zu unserem Vergnügen bestätigt gefunden haben. Einige Stücke sind so gelungen übersetzt, daß man sie unbedingt den besten Uebertragungen des großen Dichters an die Seite setzen darf; wenn auch wiederum nicht zu leugnen, daß einzelne mit weniger Sorgfalt, oder auch mit weniger Glück wiedergegeben worden, was sich natürlicher Weise aus den großen Schwierigkeiten, die die Uebersetzer Shakespeare's zu besiegen haben, und aus den verschiedenen Kräften, die sich hier zur Uebersetzung der sämmtlichen Werke vereint, erklären läßt. Mit gutem Gewissen aber können wir sie durchweg über die Benda'sche Version stellen. Was uns vor Allem angezogen und befriedigt, ja mehr noch als befriedigt ist die Uebertragung der vermischten Gedichte durch Hrn. Carl. Richter. Der üppige Schmelz, die Gluth, die Zartheit der Originale, der Glanz, die Leichtigkeit und Melodie der englischen Verse, die dem Dichter von seinen Zeitgenossen eine ungemessene Bewunderung zuzog und wegen deren er fast mehr geschätzt wurde als wegen seiner Dramen, Alles dieses finden wir zu unserem Staunen in der Richter'schen Uebersetzung wieder gegeben. Zum Beweis dieses Lobes heben wir gleich die ersten Verse von „Venus und Adonis" heraus, die dem Leser einen Vorschmack der ganzen schönen Uebersetzung geben mögen.

An's Waldwerk eilt, als vor dem Purpurlichte
Der Sonne kaum Aurora's Thränen flohn,
Adonis mit dem rosigen Gesichte,
Dem Jagdlust lieb, doch Lust der Liebe Hohn;
Da nahet Venus ihm voll Liebesschmerz,
Bestürmt mit kühner Zuversicht sein Herz.

„Dreimal so schön als ich," so hebt sie an,
„Bist Du, den alle Reize süß umkosen,
Vor Nymphen reizend, schöner als ein Mann,
Wie Tauben weißer, röther noch als Rosen!
Natur spricht, die in Dir sich überboten:
Die Welt vergeht, wenn Du gehörst den Todten.

Steig! Wunderjüngling, von dem Rosse nieder,
Den Zaum am Sattel laß dem muth'gen wehren,
Zum Lohn für diese Gunst will ich hienieden
Dich tausend süße Heimlichkeiten lehren.
Setz' Dich hierher, wo keine Schlangen zücken,
Hier soll mein Mund mit Küssen Dich ersticken.

Nicht Sättigung soll Deine Lippen fassen,
Sie sollen hungern noch im Ueberfluß,
Von Küssen bald erröthen und erblassen,
Zehn einer — einer zwanzig im Genuß;
So wird in zeitberückendem Beginnen
Ein Sommertag wie eine Stund' entrinnen!"

Sie faßt des Jünglings feuchte Hand mit Beben,
Die Jugendmark verräth und Lebenskraft,
Nennt Balsam sie, Göttinnen zu beleben,
Die schönste Salbe heiße Leidenschaft;
So leiht ihr der Begier entlodert Glühen
Den Muth, ihn von dem Roß herabzuziehen.

Indeß ihr Arm den Renner leitet,
Der andre gleich den Jüngling fest umstrickt,
Der schmollend und verschämt ihr widerstreitet,
Unaufgelegt zum Tändeln, ungeschickt:
Sie heiß und glühroth, Kohlen zu vergleichen,
Er roth vor Scham, doch frostig sein Bezeigen.

Sobald er liegt, sinkt gleich bei ihm sie nieder,
Sie ruhen Beid' auf Hüft' und Arm gestützt,
Sie streichelt seine Wange, küßt ihn wieder,
Ob zornentglühet auch sein Auge blitzt:
„Schmollst Du!" so stammelt sie von Lust beklommen,
„Laß ich Dich küssend nicht zu Worte kommen!"

Sie löscht ihm mit dem Thau der holden Augen
Die Gluth, die seinen Wangen Scham gebar,
Läßt luftige Seufzer weg die Thränen hauchen,
Und trocknet sie mit ihrem goldnen Haar.
Er schilt sie unverschämt und ihr Betragen
Sie aber läßt ihn küssend mehr nicht sagen.

So wie ein Adler, wenn ihm leer der Magen,
Gefieder gierig, Fleisch und Bein zerreißt,
Nicht läßt vom Fraße, seine Flügel schlagen,
Bis seine Gier gestillt, den Raub verspeis't:
So küßte sie ihm Stirne, Kinn und Wangen,
Um wieder, wo sie endet, anzufangen.

— Unwillig nur gezwungen dieß erleidend,
Liegt keuchend er; sie an dem Hauch der Luft,
— Der seiner Brust entströmt, voll Lust sich weidend,
Nennt Grazienodem ihn und Himmelsduft
Wünscht Blumengärten wären ihre Wangen,
Um solches Thaues Tropfen zu empfangen.

Literarischer Beobachter.

Ueber das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur sagt ein Recensent in der Halle'schen Literaturzeitung unter Anderm: „Daß die Politik, besonders auch das neuere Ständewesen, in dieser Periode ein Hauptgegenstand war, und folglich auch einen wohlbegründeten Anspruch auf Berücksichtigung in dieser Uebersicht machte, ist unleugbar; wir müssen aber sehr bedauern, daß gerade diese Artikel größtentheils dem Zweck eines Conversations-Lexikons nicht entsprechen. Dieser kann nie seyn, den einseitigen Raisonnements des Parteigeistes einen Turnplatz zu eröffnen und alle speculativ-politischen Ansichten sollten daraus verbannt seyn. Was und wie sich's in der politischen Welt gestaltet hat und gestaltet, das will man aus einem solchen Werke historisch erfahren, Facta, und nicht, was der ungenannte Verfasser eines solchen Artikels davon denkt und meint; und wenn sich nun gar, wie dieß hier wohl der Fall ist, Bitterkeit der Partei hineinmischt, die zu Uebertreibungen und Verdrehungen sich hinreißen läßt, so ist das ein Mißbrauch des öffentlichen Vertrauens und verdient die schärfste Rüge. — So halten wir auch dafür, daß ein Conversations-Lexikon sich überhaupt nicht anmaßen sollte, Leiterin der Ansichten seyn zu wollen; und selbst in den philosophischen Artikeln gehört eigentlich Speculation nicht her, besonders nicht, insofern sich in ihr die Richtung einer besonderen Schule darlegt. Wir erwarten dergleichen in seinem Begriffe festgestellt und dann historisch behandelt zu sehen."

[Neue Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz.] Diese schöne und zweckmäßig eingerichtete, die Sache des wahren Christenthums kräftig fördernde Zeitschrift (Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp. in Zürich) bringt in Nr. 3 folgende schöne und aufschlußreiche Miscelle: „Voraussetzen darf ich," sagt ein Privatcorrespondent, „daß sie die traurige Lage der baierischen protestantischen Kirche in etwas kennen. Der jesuitische Plan, der römischen Curie bei uns volle Allgewalt zu verschaffen und uns Protestanten nach der von Dr. Röhr gegebenen Weise ihr wieder unterwürfig zu machen, wird in Vollziehung gebracht. Dem wieder eingeführten Mönchthum sind in Augsburg bereits 700 Jünglinge zur Bildung (eheu!) übergeben, und die theologische Facultät zu Erlangen ist zu einem Seminarium umgeschaffen, um unsere jungen Theologen zu Mystikern als Werkzeuge obigen Planes zu bilden. Die Mystiker sind jetzt bei uns die herrschende Partei und die Freunde des Lichts verfolgt man. Deßhalb will auf unseren Gymnasien kein Jüngling von Kopf sich mehr dem Studium der Theologie widmen, und viele auf der Universität befindliche haben sich anderen Fächern zugewendet. U. s. w."

[Alexander Dumas] hält sich in seinem Schreibcabinette verschlossen, und einem on dit zufolge will er dasselbe nicht eher verlassen, als bis er mit zwei von ihm unternommenen und bereits zugesagten Arbeiten fertig ist. Das Ergebniß dieser freiwilligen Einsperrung soll ein Drama in 5 Acten für das Theatre français und ein dreiactiges Stück für die Porte St. Martin seyn.

[Dr. F. K. Schubarth.] Dieser Gelehrte bekannt durch seine Commentare über Goethe, hat jetzt herausgegeben: „Gesammelte Schriften" und zu dem Interessantesten darin rechnen wir einen Aufsatz: „Hauptrichtungen des menschlichen Geistes, nach ihrem Werth und Wesen in geschichtlicher Offenbarung." — Er ist Lehrer an dem Gymnasium von Hirschberg in Schlesien.

[Seeabenteuer und Seegemälde.] Diese vereinigt in einem großen Tableau: „Histoire abregée des naufrages, ou extrait fidèle de relations tant anciennes que recentes des naufrages et des autres sinistres maritimes" Paris, Champagnac).

[Ein neues Denkmal!] Antwerpen will auf einem seiner öffentlichen Plätze dem berühmten Rubens eine Statue errichten. Es hat deßhalb eine Subscription eröffnet und mit der Anfertigung des Standbildes den niederländischen Bildhauer Geefs beauftragt.

[Dr. Heinrich Döring.] Bei Engelmann in Heidelberg sind von dem genannten Panto-Biographen in Jena angekündigt: „eine allgemeine deutsche Biographie in 48 Lieferungen und ein Lexikon der jetzt lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands in 46 Lieferungen." Glück zu!

[Literarische Statistik.] London lieferte im Jahre 1835 die Summe von 1400 neuen Werken, mit Ausschluß der neuen Auflagen, Broschüren und Zeitschriften, um 130 mehr als 1834; Frankreich brachte auf den Markt 6700 Werke (in französischer, deutscher, englischer, spanischer, italienischer, portugiesischer, lateinischer und griechischer Sprache), unter denen 250 Werke über Musik und 1049 Kupferstiche und Steindrücke.

[Lord Byrons's Weiber.] Unter den Annuaires und Keepsakes, in England und Frankreich für dieses Jahr erschienen, ist eines der interessantesten: Les femmes de Lord Byron (Paris, Charpentier). Eine Gallerie von 36 Porträts der von Lord Byron geschilderten Frauen, begleitet von den sie betreffenden Stellen aus dessen Werken, schmückt dieses Taschenbuch.

[Napoleon.] Auf diesen Heros soll der bekannte Schriftsteller und Dichter Edgar Quinet vor Kurzem sein großes Gedicht vollendet haben.

[Old maids.] Diesen „alten Jungfern" hat ein unbekannter engl. Schriftsteller auch die „alten Junggesellen" (old bachelors) mit allen ihren Eigenheiten folgen lassen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 80. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 2. April. **1836.**

Quellen zu Romeo und Julie. *)

Die Geschichte Romeo's und Juliens wurde durch Luigi da Porta, einen italienischen Erzähler um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, verbreitet; er selbst aber hat sie von einem gewissen Pellegrino, der als Soldat und Mährchen-Erzähler, wie die meisten damaligen Veroneser, sich auszeichnete. Lange jedoch, ehe Luigi da Porta diese Geschichte in einem blühenden und wohlklingenden Styl erzählte, war die Sage von einem fast gleichen Abenteuer zu Siena im Umlauf, und zwar durch einen wenig bekannten Schriftsteller um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Dieser nennt sich Masuccio di Salerno. Er machte sich's zum besonderen Vergnügen, die Erzählungen von Zeitgenossen zu sammeln, und sie schnell dem Publicum unter dem Titel Novellino zu übergeben. „Gott verdamme mich," ruft er in der Vorrede aus, „wenn nicht jede Begebenheit, die ich hier erzähle, mir als wahr mitgetheilt worden ist; mein Buch enthält keine Mährchen, sondern wirkliche Begebenheiten."

Dem sey nun, wie ihm wolle, mögen es Mährchen seyn oder nicht, so bleibt doch das Thatsache, daß im Novellino sich die früheste Spur vom Roman Romeo's und Juliens findet. Begebenheiten und Personen sind meist roher gezeichnet, von der Farbengebung und Ausschmückung des Luigi da Porta findet sich nichts. Der Liebhaber heißt darin Mariotto di Siena; er heirathet heimlich ein junges Mädchen aus reichem Hause, die Gianotte heißt. Wegen einer ihm persönlich zugefügten Beleidigung rächt er sich auf ächt italienische Weise, d. h. durch Mord, weßhalb er aus Siena verbannt wird. Die junge Frau nimmt, im Einverständniß mit einer vertrauten Dienerin, Maßregeln, um für gestorben gehalten zu werden. Nachdem sie in der Familiengruft beigesetzt worden, entfernt sie sich von dort heimlich, um nach Mantua zu ihrem dorthin verbannten Liebhaber und Gatten zu eilen. Indessen war ihr die Nachricht ihres Todes nach Mantua vorausgeeilt und zu den Ohren Mariotto's gedrungen. Dieser macht sich sogleich auf den Weg nach Siena, wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist; er trotzt dem Tode, oder vielmehr er wünscht ihn, denn er will am Grabe seiner Geliebten sterben. Er wird bald erkannt, sein Kopf fällt von der Hand des Henkers und wird auf einem der Thore der Stadt aufgesteckt. Die unglückliche Gianotta, die den Gatten nicht in Mantua findet, kehrt schnell nach Siena zurück, um dort mit ihm zusammenzutreffen — und der erste Gegenstand, der sich ihren Blicken darbietet, ist das blutige Haupt Mariotto's! Die Verzweiflung bricht ihr das Herz und sie haucht am Thore ihr Leben aus.

Masuccio versetzt also die Begebenheit in ein Zeitalter, wo die Barbarei der Sitten noch in roherer Kraft bestand, wo noch keine Verweichlichung durch Civilisation eingetreten ist. In seiner Darstellung sucht man jene schmachtenden und liebeglühenden Worte Giulietta's und Romeo's vergebens, die ihnen Luigi in den Mund legt. Das Drama entsteht, wächst und endet an der Hand der Leidenschaft selbstständig, ohne die fernste Einmischung fremder Charaktere; kein dienstfertiger Mönch, keine schwatzhafte Wärterin, keine Bälle und Feste spielen hier mit. Alles läßt durch diese Einfachheit vermuthen, daß Masuccio die ursprüngliche Anekdote wenig geändert hat, und wir ein wahreres Bild des Sittenzustandes darin erblicken. So war es ja im 13ten Jahrhundert auf italienischem Boden: der Mord leicht und ohne Schande vollbracht, die Liebe ungestüm und zu Allem fähig, die Thore der Stadt mit blutigen Menschenköpfen bepflanzt, und das Innere des häuslichen Lebens mit großen Trauerspielen erfüllt, welche durch heftige Leidenschaften herbeigeführt wurden.

Die Geschichte Romeo's und Juliens, deren erster Pathe Masuccio war, und die an dem gewandten Luigi da Porta einen geschmackvollen Pfleger fand, wurde auf's neue von einem Mährchen-Dichter aufgenommen und manchen leichten Metamorphosen unterworfen.

Es war ein Schriftsteller in der Bretagne, der Pierre de Boistneau hieß, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts lebte und als Verfasser mehrerer Bücher, die voll von Wundergeschichten waren, genannt wird. Pierre de Boistneau beschrieb in einem zierlichen und lebendigen Styl, wie er in der Regel den Bre-

*) Aus d. Magaz. f. d. Literatur des Ausl. 1836.

tagnern eigen ist, die: „Tragiques Histoires de Romeus et de Julietta," und machte auf einer Reise in England mehreren Vornehmen in London ein Geschenk mit seinem Buche.

Ein gewisser Arthur Brookes, ein schlechter Poet, suchte damals für seine Aftermuse einen Gegenstand, und fand die Geschichte Romeo's und Juliens für seinen Plan geeignet. Er zwang sie in Reime, und machte durch Beschreibungen, lange Reden, endlose Abschweifungen und Anmerkungen ein ganz furchtbares Werk daraus. In diesem Zustande nun fand der junge Shakespeare den Stoff zu seinem Drama. So führte der Zufall dem Genius des Nordens ein Werk zu, das der Süden erzeugte und das von südlicher Gluth der Leidenschaft eingegeben war. Lange, ohne Zweifel, haben die italienischen Soldaten unter ihren schattigen Zelten in Apulien sich durch die Erzählung der Geschichte unterhalten, haben sich des Abends dadurch von den Mühen und Kämpfen des Tages erholt; die kunstlose Erzählung eines Jahrhunderts rundet sich dann unter der Feder eines gewandten Geistes, geht nach Frankreich über, wo die Herren am Hofe leidenschaftlich alle italienischen Ueberlieferungen verschlingen; geräth hier in die Hand des Pierre de Boistneau, der ihr eine Färbung von spöttischer Philosophie gibt; sie setzt dann über's Meer, wo sie sich von der unglücklichen Einbildungskraft eines Arthur Brookes mißhandeln lassen muß, und dann erst bemächtigt sich ihrer Shakespeare! Und jetzt erst, nach so langem Umwege, ist sie an den rechten Mann gekommen, den Mann, der ihr die Unsterblichkeit verleihen kann! Was bisher die Erzählung im Boudoir nur war, was bisher nur die zu den Füßen der Damen am Hofe Franz I. auf Sammetkissen sitzenden jungen Herren ihren Gebieterinnen vorerzählt haben, das sollte jetzt eine imposante Gestalt erhalten. Nicht mehr sollten es die bleichen Schatten seyn, die durch ein Mährchen ziehen, nicht mehr die abenteuerlichen Wesen, die ein Novellist heraufbeschwört; es sollten feste Existenzen werden, ewige Repräsentanten unglücklicher Liebe. Ihr Andenken sollte nicht aus dem Gedächtnisse der Menschen, wie das Andenken so vieler tausend Romanenheiden, verlöschen, sondern es sollte verewigt werden, sollte die Meere und Berge überschreiten und ein Gemeingut aller Völker seyn; die großen Meister Italiens sollten ihm entzückende Töne leihen und jede Bühne dem Volke Romeo und Julie zeigen.

Theaterberichte.

Stuttgart, Ende Februar 1836.

Bellini's Oper Norma erschien am 5. dieses hier uns zuerst als Neuigkeit. Man zählt dieses Kunstwerk wohl nicht mit Unrecht zu den gelungensten des bekannten Componisten; ob sie jedoch den hohen Ruhm verdient, der ihr vorherging, wage ich nicht zu entscheiden, da die Besetzung viel zu dem Gefallen und Mißfallen einer solchen Composition beiträgt. Hier gefiel sie nicht so sehr wie manche andere Oper, allein wir haben ein auffallendes Beispiel an der Fremden (La Straniera), welche vor drei oder vier Jahren, gegeben durch Mad. Wallbach, ganz und gar durchfiel, und so mit verstauchten Gliedmaßen liegen blieb, bis Olle. Carl kam und sie aufhob, da denn das Publicum erst sah, was für ein Meisterstück neuerer Composition man vor sich gehabt, sie mit Enthusiasmus aufnahm und sich bei allen Wiederholungen nicht satt daran hören konnte. Wenn Norma nicht so ansprach, als man von einem Werke Bellini's erwarten durfte, so ist dieses vielleicht in deren Partieen zu suchen, nicht in Norma selbst, welche Olle. Haus ernst und würdevoll gab, nicht in Oroviſt durch Hrn. Dobler mit großer Kraft und schöner Stimme gesungen, sondern in Sever (Hr. Rosner), Adalgisa (Mad. Wallbach) und in Flavius (Hr. Tourny). Der Letztere ist höchst ledern überhaupt, so auch hier. Mad. Wallbach ist schon längst passirt und Hr. Rosner schnörkelt, verziert und übertreibt in Stellungen, Geberden ꝛc. ꝛc. auf höchst unangenehme, in tragischen Opern doppelt komische Weise. Die Chöre sind meisterhaft, und Lindpaintner, wenn auch als Componist immer unglücklich, ist doch als Musikdirector ausgezeichnet.

Ein Lustspiel von Töpfer, die Einfalt vom Lande, war durch die großen Bemühungen des Hrn. Gnauth, der die interessantesten Hanswurst- und Seiltänzersprünge machte, wahrhaft rührend — wir wollen nicht sagen, daß Hr. Maurer, als Obrist Werden schlecht spielte — aber Hr. Gnauth sprang sehr gut, und es wäre gegen unsere Ueberzeugung, wenn wir behaupteten, Hr. Daners habe als Liebhaber die ganze Welt entzückt, aber Hr. Gnauth machte prächtige Sätze, Mad. Maurer, als Fr. von Zierl, mußte sich verstecken neben Hrn. Gnauth, der höchst interessante Hopser machte. Und was wollte nun gar Hr. Dobritz, reichte er Hrn. Gnauth, wenn wir dessen Salto mortale nur so recht betrachten, auch nur das Wasser? — Nein sagen wir — nein, Hr. Gnauth sprang einzig da (stand pflegt man sonst zu sagen, kann dieß jedoch nicht von Jemandem, der in unaufhörlichen Sätzen, wie ein wahnsinniger Maikäfer, in der Luft herumfliegt).

Ein sehr anmuthiges Lustspiel ward bald darauf, durch Hrn. Seidelmann bearbeitet, gegeben, nämlich Fähndrich Jago, welches sonst Othello geheißen hat, worin aber in dieser Bearbeitung alle Rollen neben dem Jago so unbedeutend geworden sind, daß es mit Recht den angegebenen Titel führt. Seidelmann's Schwäche überall glänzen, überall einzig stehn zu wollen, verführt ihn nicht selten zu bedeutenden Mißgriffen, läßt ihn Nebenrollen zu Hauptrollen, Kleinigkeiten zu Momenten von Wichtigkeiten erheben, die es weder seyn sollten, noch, wenn nicht der Plan und die Anlage des Stückes darunter leiden soll, es seyn dürfen; Er erinnert mit seiner Sucht, alles Gute zu spielen, lebhaft an Weber Zettel im Shakespeare's Sommernachtstraum, welcher die Rolle des Pyramus bekommen hat, ein Liebhaber, aber eigentlich eine rechte Tyrannennatur ist, einen Herakles kostbarlich spielen könnte, und wenn er das Gesicht verstecken darf, auch die Thisbe nimmt und spricht: „ich will mit 'ner terribel feinen Stimme reden. Thisne! Thisne! — Ach Pyramus, mein Liebster schön, dein Thisne schön, ein Fräulein schön" — und endlich auch den Löwen darstellen möchte. „Ich will brüllen, daß es einem Menschen im Leibe wohl thun soll; ich will brüllen, daß der Herzog sagen soll: „„noch mal brüllen, Löwe!"" ich will meine Stimme forciren, ich will euch so sanft brüllen, wie ein säugendes Täubchen, ich will brüllen wie eine Nachtigall!"

Dieß ist nun gewiß, nicht das Rechte, und eines so großen Meisters, wie Seidelmann, durchaus unwürdig; eben so wenig

aber dieß Glänzenwollen auf Kosten anderer Partieen in den Rollen, die ihm nach Neigung und Kunstfertigkeit gebühren. Shakespeare, wenn er auch enorme Verstöße gegen alle Regeln der dramatischen Kunst machte, welche er natürlich nicht gekannt, da er der Schöpfer einer neuen Dramaturgie war, hat doch nie einen solchen gemacht, wie Hr. Seidelmann ihm hier aufbürdete: die Nebenrolle, den untergeordneten Spitzbuben, zur Hauptrolle zu erheben. Dieß ist aber in Seidelmann's Bearbeitung der Fall, welche sich hauptsächlich durch die ungeschickte Weise auszeichnet, mit der er Othello, Desdemona, Emilie, Rodrigo und Cassio beschnitten, Anderes ganz ausgestrichen hat, während von seiner Rolle nur die wenigen Worte weggelassen wurden, welche den Anstand offenbar beleidigen. Wenn nun auch an einem Rüpel sehr wenig gelegen, so sind doch, durch das anderweitige harte Verfahren gegen die Helden des Stückes so bedeutende und wichtige Scenen fortgefallen, so auffallende Zusammenziehungen entstanden, daß Shakespeare schwerlich seinen großen Ruhm erlangt hätte, wenn er so vor der Welt erschienen wäre. Aller Zusammenhang, alle Folgerichtigkeit des Ganges der Intrigue ist verloren. Das Stück, welches so lange spielt, daß Rodrigo sein ganzes Vermögen, alle seine zu Geld gemachten Güter verschleudert, in Geschenken für Desdemona an Jago gibt, scheint von da an, wo es auf Cypern spielt, am Abend zu beginnen und in der Nacht mit dem Morde der Desdemona zu schließen. — Glaubte Othello Alles, was Jago ihm so sagt, ohne dazwischenliegende Scenen, welche seinen Weg vom Zweifel zur Ueberzeugung bezeichnen, so wäre er reif für das Tollhaus — ginge Alles so ganz widerstand- und verdachtlos in die Schlinge, wie hier dem Teufel Jago, so gäbe es nur ein Mittel, das erklärlich zu finden: — nicht Italiener müßten die spielenden Personen seyn, sondern verdachtlose Kinder, welche noch nie etwas von der Lüge gehört. Das übrigens Seidelmann den Jago vortrefflich gegeben, kann die Fehler der Bearbeitung nicht zudecken, ja es hebt dieselben vielmehr hervor, denn man frägt sich unwillkürlich: was hätte nach Heinrich Voß' Bearbeitung, welche Seidelmann's Verstümmlung zum Grunde liegt, dieser Othello, mit Maurer, als Brabantio, mit Moritz, als Mohr, mit Frl. Stubenrauch, als Desdemona, werden müssen? — Verhüte Apollo für die Zukunft ähnliche Verböserungen!

Ludwigslust, den 7. Februar 1836.

(Schluß.)

Die „Königin Christine," in welcher Rolle unsere Hirschmann so besonders excellirt, veranlaßt uns zu der förmlichen gehorsamsten Bitte an unser Publicum, nicht immer die Aufmunterung oder den zu spendenden gerechten Beifall bis zuletzt zu versparen, sondern da, wo es das Verdienst erheischt, gleich darauf los zu klatschen, weil es nicht selten ist, daß in einer Rolle nur ein Glanzpunct, und zwar schon im ersten Acte, dem Künstler sich darbietet, und wenn diese Glanzpuncte sich auch im Verlauf des Stückes steigern, so geben wir zu bedenken, mit welchen Gefühlen der Künstler die Scene verlassen muß, wenn er glaubt, das Aeußerste gethan zu haben, und ihm dennoch kein Applaus wird. Es kann bescheidenen Künstlern dadurch der Muth für das ganze Stück benommen werden. In den vorigen Jahren war man überschwenglich in Beifallsbezeugungen und in diesem Winter oft mehr als nordisch und wehethuend kalt. Herr Huth, geborner Ludwigslust und vormaliges Mitglied des Königstädtischen Orchesters in Berlin, gab uns einige eigene Compositionen und ein Potpourri für Cello von Kummer, es bleibt immer eine schwierige Aufgabe für einen Tonkünstler, in einem Orte aufzutreten, wo dessen Instrument ganz vorzüglich behandelt wird, wie das hier der Fall ist, denn unser Raudenkolb ist längst rühmlichst als ausgezeichneter Cellist bekannt. Seine Compositionen, wie sein Spiel, fanden eine beifällige Aufnahme, worüber er sich zu gratuliren hat, weil uns selbst der berühmte Ganz nicht ganz gefallen wollte. „Romeo und Julie" entlockte uns die Bemerkung, daß man einer Oper fast alles Unnatürliche nimmt und daß sie bei weitem pompöser und großartiger wird, wenn sie keinen Dialog hat. Man kann es den Italienern nicht streitig machen, daß sie bei ihren Compositionen die Stimme immer als Hauptsache betrachten und daß ihre Gesangpartieen in der Regel dankbarer und bequemer sind, wie die der Deutschen. Der Begriff des Charakteristischen in der Musik, worauf wir Deutsche so vielen Werth legen, und wonach unsere Componisten mit so vieler Aengstlichkeit jagen, scheint uns doch immer nur ein sehr schwankender zu seyn und mehr in der Idee, als der Wirklichkeit zu ruhen. Daß man einen Vers voller Schwermuth und Thränen nicht im Galoppstyl componiren sollte, versteht sich von selbst und um solche Contraste handelt es sich bei unserer Meinung nicht. Die Aufführung des „Lestocq" zum zweiten Male war eine höchst traurige, denn die Tochter Peter's des Großen, Olle. Gneib, hatte den Schnupfen und konnte nicht singen; auch erschien sie ein Mal sogar mit verweinten Augen, und zwar beim Rendezvous, weil man ihre Souverainität ganz aus den Augen gesetzt hatte und sie vor demselben einer Controle unterwarf. So lange nicht Beweise von Capricen vorliegen, sollte man doch vertrauen — und jenes bekannte „praesumitur quilibet bonus, donec probetur contrarium" beherzigen. — Wir wenigstens können uns nicht entschließen, zu glauben, daß ein Künstler aus Eigensinn seinen Ruf auch nur für einen Abend auf's Spiel setzen werde. Bei dem enormen Zug, welcher unsere Bühne bestreift, ist es ein Wunder, daß sie nicht längst zum Lazareth wurde. Warum sich übrigens bei uns Mars und Thalia noch so feindlich gegenüber stehen, — denn nicht selten waren die Mitglieder Thalia's einigen Hautboisten subordinirt — während sie sich doch aller Orten und zwar zu Gunsten Thalia's friedlich einten — begreifen wir nicht recht und glauben dies zu den Launen der Neuheit zählen zu müssen. Doch das Ballet hätten wir bald vergessen, es besteht aus dem Singechor, welcher auch zum Tanzen verpflichtet ist und Solos werden von Olle. Peroline und Hr. Adolphe ausgeführt, welche Beide recht brav sind. Da das Ballet jetzt einen so wesentlichen Theil der Ausstattung der Oper bildet, so kann die dauernde Acquisition des Hrn. Adolphe, welcher kürzlich auf 6 Jahr engagirt wurde, wie wir hörten, nur etwas sehr Erfreuliches für unser Publicum ausmachen. Daß noch so Manches zu rügen wäre und zu wünschen bleibt, wird wohl Mancher bemerkt haben. Dennoch glauben wir aber dem Ausspruche der Meisten zu begegnen, wenn wir annehmen, daß die Leistungen, wie das Re-

pertoire im Allgemeinen genommen in den 2½ Monaten, während welcher Zeit wir uns leider nur des Theaters erfreuen, genügend und vielseitig waren, und daß das Walten eines besseren Geistes nicht zu verkennen ist. — Doch freilich so lange dieser nicht unbedingt walten kann und ihm große und kleine Capricen Hemmschuhe anlegen, dürfte allerdings noch Vieles zu hoffen übrig bleiben — da man ja allgemein annimmt, daß das Theater durch eine gute Wahl des Repertoirs auf die Bildung des Publicums wohlthätig einwirken soll und kann, so können sich die Grabower und Ludwigsluster nur Glück wünschen, jetzt auch in dem Besitze eines solchen zu seyn. Demnach glauben wir mit Schiller's Worten an die Künstler, welche ja auch außer der Bühne das Ihre beitragen sollen und können, am besten zu schließen:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! mit euch wird sie sich heben!"

Theater-Guker.

[Maria's Todesseufzer.] Ein Correspondent aus Cassel theilt bei Gelegenheit einer Aufführung der Schiller'schen Tragödie „Maria Stuart," bei der sich Mad. Ahren's, als Maria, und Hr. Boltzmann, als Graf Leicester, so wie Mad. Henne, als Elisabeth, ganz besonders auszeichneten, folgendes von Maria selbst gedichtetes Gebet mit:

O domine Deus, speravi in te,
O care mi Jesu, nunc libera me.
In dura catena
In misera poena
Desidero te!
Languendo, dolendo
Et genu flectendo
Adoro,
Imploro,
Ut liberes me.

Möglichst treu in's Deutsche übersetzt lauten diese Worte:

O Du, mein Herr und Gott! ich hoffte auf Dich
O Du, mein theurer Jesu! jetzt befreie mich.
Durch harte Kettenhaft
Bejammernswerth bestraft,
Ersehne ich Dich!
Vor Leid in's Kniee sinkend
Ruf' ich: woll', Gnade winkend,
Mein Flehen
Verstehen:
Errette, Herr! mich!

Paris. Im Vaudeville war neu: „Herr und Mad. Galochard, Vaudeville-Narrheit (Folie) in einem Act von Duvert, Lauzanne und Xavier. Eine Reihe höchst komischer Mißgriffe und Mystificationen machen den Canevas der Neuigkeit aus. Sie machte das Publicum bis zu Thränen lachen und verschaffte sich bedeutenden Zulauf. — In der Porte St. Martin wurde mit Beifall in Scene gesetzt: Der Ueberläufer, Drama in drei Acten von Loucher und Delaverger. Stoff: eine ordinäre Begnadigungsgeschichte aus der Zeit Friedrich's II. von Preußen, ohne besondere Erfindungszuthat. — Das Théâtre français empfing von Delavigne ein Trauerspiel in einem Acte: Der 23. Februar, nach F. L. Z. Werner's bekanntem Schauerstück. Die Brüder Desaugiers, fünfactiges Stück von Theaulon und Courcy, ist langweilig und unbedeutend. Die fünf Acte sind fünf abgeschlossene Tableaux, unter denen nicht der geringste Zusammenhang obwaltet. „Lord Navard," Lustspiel in fünf Acten von Empis, fand großen Beifall. Die erste Darstellung von Mallefille's Sept enfans de Lara (auf der Porte St. Martin am 1. März) dauerte von 6½ bis um 1 Uhr 10 Minuten. Früher hatte das Stück acht Acte; doch reducirte sie der Dichter auf sechs. Meyerbeer's „Hugenotten" trugen bei einer sechsmaligen Wiederholung 55,000 Frcs. ein. Besonders werden die zwei letzten Acte der Oper gelobt; die scenische Ausstattung soll nicht den Erwartungen entsprochen haben und nur drei Decorationen neu gewesen seyn. Einem Gerüchte nach geht der berühmte Componist baldigst nach Frankfurt ab.

London. Das Drurylane-Theater brachte eine neue Tragödie: The provost of Bruges, gegründet auf die flämische Geschichte des 12. Jahrhunderts. Das Coventgarden-Theater spielte ein Drama: Sigismund August, nach einer von Krasinsky übersetzten Erzählung Bronikowski's, welche Capitän Addison dramatisirt hatte. Es fiel gänzlich durch.

Italien. Eine neue Oper: Jakob von Valence hat in Pisa gefallen und das Vorrufen des Maesto Sgr. Manna bewirkt. „Johanna Gray," von Vaccai war für das Theater alla Scala zu Mailand bestimmt, und man erwartete, unter Mitwirkung der gefeierten Malibran, eine eminente Leistung. Nichts destoweniger hat sie kein Glück gemacht. Die Composition ist überladen, ohne höhere Weihe und die Zeichen des Genius.

Wien. Am 22. Februar zum ersten Male im k. k. Hoftheater nächst der Burg: „Das Gespenst," Lustspiel in einem Aufzuge (nach einem älteren Sujet bearbeitet). Das Ganze ist eine Nachtwandlerin-Geschichte. Alles geht dabei auf sehr betretenem Boden vor sich, und der Deus ex machina, die Ueberraschung, ist ausgeblieben. Am 20. Februar am. k. k. priv. Theater a. d. Wien: „Ferdinand Cortez oder die Eroberung von Mexico," Schauspiel in vier Aufzügen. Nichts Neues und zum ersten Male Gegebenes! Klingemann's Arbeit ist zu einer Piece für die Dauer von etwa 1½ Stunde zusammengezimmert und die Rollen sind nach Möglichkeit besetzt worden. Das Haus eignete sich bei der Aufführung des Stückes trefflich zu einer Lectüre von Zimmermann's Buch über die Einsamkeit. Am 21. Februar am k. k. priv. Theat. in der Josephstadt: „Der Liebe Listgewebe," Lustspiel in drei Aufzügen von J. F. Castelli. Dieses Stück gab der Autor in seinem dramat. Sträußchen v. 1832 als „Intriguen-Posse und als solche entspricht es auch seinem Zweck und bietet so wohl in Charakteren als Situationen reichen Stoff zum Lachen. Im Dialog treten vielfältig derbe kräftige Bonmots und drollige Einfälle hervor; nur fehlt es dem Colorit oder Costüme an (spanischer) Nationalität. Am 27. Februar im Theater a. d. Wien zum ersten Male: Das Spielhaus zu Langenschwalbach oder der Demantring, romantisches Schauspiel in vier Aufzügen, dem Gerüchte nach eine weibliche Arbeit, die nicht viel bedeutet. Am 5. März zum ersten Male: „Der Treulose oder Staat und Ernte," dramatisches Gemälde in drei Aufzügen von Nestroy, mit Musik von Ad. Müller — in seiner moralischen Tendenz durchaus verfehlt; auch sonst mit Mängeln mancher Art ausstaffirt, mit Reminiscenzen, Phrasenschwulst, doch gesundem Witz im Dialog, mancher reifen Ansicht, mancher entsprechenden Situation.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 81. (VII. Jahrgang.) Montag, den 4. April. **1836.**

Redactions-Aenderung.

Die bisherige Redaction des »Planeten« wird durch anderweitige Beschäftigungen, welche ihre Kraft und Zeit in Anspruch nehmen, veranlaßt, den größern Theil der Redactionsgeschäfte abzugeben. Sie hat sich deßhalb mit einem jungen Schriftsteller in Verbindung gesetzt, dessen Name der Lesewelt bereits rühmlich bekannt ist, dessen Talente zu den schönsten Hoffnungen berechtigen und dem sie darum mit Vertrauen eine vollgiltige Stimme in dieser Zeitschrift zugesteht. — Aeußere Umstände ließen es nicht zu, die ersten 10—12 Nummern des begonnenen Vierteljahrs der Anordnung der neuen Redaction zu unterwerfen, doch veranlaßten wir dieselbe, sich schon hier über die Grundsätze, welche sie künftig im »Planeten« zu befolgen Willens ist, in einem kleinen hier folgenden Programme zu erklären.

Die bisherige Redaction des »Planeten.«

Programm.

Wir stehen in einer neuen Epoche der belletristischen Literatur; das Reich der Harnische und der unendlich liebenden Jungfrauen hat die letzte Oelung erhalten, und was wir jetzt noch davon sehen und hören, gleicht den wehklagenden Lauten einer langsamer schwingenden Glocke. Anders ist die Literatur, die jetzt den entstellten Leichnam, der auf dem Throne des Schönen lag, herabstürzt, und ohne den Sitz für sich noch zu usurpiren, ihn nur reinigt. Der neue Dichter gemahnt mich wie Asmodi im Le Sage. Vor den Augen dessen, der sich seiner Leitung anvertraut, deckt er die Dächer von den Palästen der Großen ab; doch nicht in ihr Hauswesen allein, auch in ihr Herz läßt er ihn sehen, nicht blos ihr nächtliches Treiben, auch die Kämpfe ihrer Seele zeigt er ihm. Vom Palaste geleitet er ihn in die Stube der Armuth, und hier pocht er mit leisem Finger an sein Herz, und läßt die Silberglocken des Gefühls in melodischen Schwingungen ertönen. Doch auch von da reißt er ihn fort. Die Frühlingsgedanken des Dichters, die pfeilscharfen, himmelstürmenden Ideen des Denkers einen sich vor seinem Auge zu einem bedeutungsvollen Kranze, und diesen Kranz legt der neue Dichter seinem Leser wie ein theures Vermächtniß an's Herz. Die ältere Literatur sah den Himmel, die neue sieht die Erde als ihr Reich an; sie ist ein Janusbild, wo die Vergangenheit ein Auge, die Zukunft zwei hat. Die Zeit der Sehnsuchtspoesie ist vorbei, die in Abendlüften und in Liebesseufzern schwelgende Sehnsucht hat ihr Ziel gefunden; die neue Zeit mahnt den Dichter an seinen ursprünglichen heiligen Beruf: Lehrer und Sprecher des Volks zu werden. Was die Edelsten der Nation denken, soll er aussprechen, auf daß der Ton von Lippe zu Lippe gleite und Eigenthum des Volks werde. So ist die jetzige Literatur, und so sollen auch ihre fliegenden Corps, die Journale, seyn. Sie sind Sonnenfäden, die überall einen Ruhepunct, überall einen Anhalt finden. An Blumen und Büsche, an Blätter und Blüthen hängt sich der Sonnenfaden, und so findet das Journal auch an jeder Erscheinung, und sey sie die scheinbar unbedeutendste, einen Stoff zur Belehrung und zur Unterhaltung.

Fern sey es von mir, ganz in den Ton einzustimmen, welchen jüngst erstandene Wortführer als ein neues Evangelium verkünden, aber auch fern von mir, die Talente zu verkennen, die einen kühnen Weg in das Land der Ideen sich bahnen, die der Zeit in ihrem zur Vollendung strebenden Laufe die göttlichen Flügel an die Füße binden; fern sey

es von mir, Haß gegen Alle zu affectiren, die eine andere Sprache als wir sprechen, die auszusprechen wagen: das Weib fühle eben so heiß und noch glühender als der Mann, die, statt schmunzelnd Zweideutigkeiten zu erzählen, uns Lebens- und Liebesbilder voll orientalischer Gluth malen, und dennoch die Lilie der Sittenreinheit heilig und glänzend zu bewahren suchen.

Indem Politik von dem Blatte ausgeschlossen bleibt, soll es seinen Standtpunct als ästhetisch-literarisches Blatt unverrückt im Auge behalten. Mannichfaltigkeit und Neuheit zur Unterhaltung, Ernst, Würde und Wahrheit in der Beurtheilung seyen die Orionen, die es durch das aufgeregte Meer der Tagesliteratur sicher geleiten.

Um unnützes Theatergeschwätz zu vermeiden, erscheint von jetzt an nur alle 14 Tage ein Theaterblatt und der dadurch ersparte halbe Bogen, wird zu einer fortlaufenden unparteiisch-kritischen Revue der Zeitschriften als Beilage des Literaturblattes benutzt. Denn letzteres ist es, dem die größte Sorgfalt gewidmet werden wird; hier sollen die bedeutendsten Erscheinungen unserer Literatur eine ernste, dem Zeitgeiste angemessene Beurtheilung finden, in seinem friedlichen weißen Rahmen soll das Literaturblatt die kämpfenden Parteien zu vereinigen streben und nicht den Dichter, sondern die Dichtung beurtheilen. Nie soll Autorität des Namens, nie ein Renommée Einfluß haben auf das Urtheil, das Gesetz des Schönen halte die Wage der Kritik, und vor diesen Schranken gilt nur der Geist.

Was die Zeitschrift früher leistete, soll sie jetzt in einem noch höhern Maße. Alle früheren Mitarbeiter haben erneute und größere Theilnahme zugesagt; Berichte aus den bedeutendsten Städten Deutschlands werden schnell und ununterbrochen auf einander folgen und manchmal auch Correspondenzen aus Petersburg, London, Paris und Rom. So setzt der Planet seine Bahn fort, und ich hoffe neue Unterstützung und Theilnahme unter meiner Leitung. Obgleich nicht Willens, mein Blatt zu einem Sammelplatz von Schülerarbeiten zu machen, aber wohl kennend die vielen im Stillen schlummernden Kräfte deutscher Jugend, ergeht doch auch an sie meine Aufforderung; denn freuen soll es mich, wenn ein Talent durch dieses Journal den Weg zum Herzen der Nation findet.

Geschrieben zu Leipzig, den 3. April 1836. Der neue Redacteur des »Planeten.«

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Ramdohr.)

(Fortsetzung.)

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie interessant mir Ihre Briefe gewesen sind. Sie tragen ganz das Gepräge Ihres gefühlvollen Herzens, und Ihrer ungewöhnlich reichen, glühenden und verschönernden Phantasie an sich. Ach! warum müssen Sie mich unter einem Ideale ansehen, das ich so wenig erfülle, das Sie selbst zertrümmern würden, wenn Sie mich länger kennten! Gewiß, ich bin nicht derjenige, für den Sie mich halten! Ich bin ein weicher Mensch, der nicht böse ist und das Gute aufrichtig will, aber — doch! lassen Sie mich nicht in den Fehler eitler Menschen fallen, die oft nur darum ihre Schwächen gestehen, damit sie den Genuß haben können, von sich selbst zu sprechen. Ihr Lob, Ihr Vertrauen zu mir soll mir zur Aufmunterung gereichen, es zu verdienen; ich will Ihrer werth seyn. Nun genug hiervon!

Erwarten Sie keine Briefe von mir, welche den Ihrigen an die Seite gestellt werden könnten. Meine Einbildungskraft ist unter Acten aufgetrocknet, und meine Lage erheischt eine Ruhe und Zufriedenheit mit dem gewöhnlichen Alltagsleben einer Provinzialstadt, die wenig gemacht sind, unsern Empfindungen einen hohen Schwung zu geben. Und soll ich ganz aufrichtig seyn? Zu Ihrem Glück, meine werthe Freundin, wünschte ich Ihnen etwas mehr Ruhe, größere Herabstimmung von den hohen Ansprüchen, die Sie auf Menschenglück und Menschenvortrefflichkeit, hauptsächlich aber an Vereinigung vortrefflicher Menschen machen, die gerade auf die nämliche Art vortrefflich sind. Sie glauben, daß zwei Personen, die an hohem Fluge der Phantasie, an feinem und reizbaren Gefühle sich einander gleich sind, und dabei von beiden Seiten alle Vorzüge des Geistes und des Physischen in sich vereinigen, ein Paar ausmachen müßten, das von Anbeginn der Welt für einander bestimmt, sich in seiner Vereinigung eben so glücklich fühlen, als von andern Menschen bewundert werden würde. Theuerste Freundin, an so etwas habe ich ehedem geglaubt; aber reifere Jahre haben mich überzeugt, daß es nicht existirt, und daß, wenn es existirte, die Frage, ob es glücklich seyn würde auf die Dauer, nur sehr zweifelhaft beantwortet werden müßte. Lassen Sie uns unsere Einbildungskraft dazu brauchen, in einer Zukunft, die wir nicht auf dieser Welt erwarten dürfen, einer höheren Vollkommenheit entgegen zu sehen, dasjenige, was wir hienieden wirklich haben, zu verschönern, zu veredeln, dem Gleichgiltigen neue Reize zu leihen, das Gute besser zu machen, besser zu genießen; — dann, dann ist unsere Einbildungskraft ein schätzbares Geschenk der Vorsicht. Ich wünschte, ich könnte persönlich, mündlich, die Anwendung dieser Grundsätze auf Ihre Lage und individuellen Verhältnisse machen! Wie glücklich sind Sie vor so vielen andern Weibern! Vergleichen Sie, und Sie werden den Werth Derjenigen fühlen, die Ihnen angehören. Vor allen Dingen seyn Sie gegen Ihren Hauptfehler auf Ihrer Hut: das Scheinen, den Schein, so leicht mit dem Seyn zu verwechseln!

Der Meyer hat Ihnen imponirt? Freundin, Meyer ist ein schlechter Mensch. Meyer war es, der zuerst die Forstern, geb. Heynen, verführte, indem er sie über die ersten Gesetze ihres Geschlechts hinauszusetzen wähnte. Der Elende! Er genoß, und war indelicat genug in Versen, deren Veranlassung ein Jeder kannte, von den Freuden zu reden, die —. Ich weiß es, daß ein Anfall von Eitelkeit und Sinnlichkeit, daß vorzüglich Leidenschaft uns hinreißen kann, die Rechte des Eigenthums zu verletzen. Aber ein wehrloses Herz verführen, indem man Schamhaftigkeit und Pflicht daraus ausrottet, sich seines Sieges rühmen; — mag Herr Meyer mich für einen schwachen Schafkopf halten — ich verachte ihn!

Und nun, theuerste Freundin, leben Sie wohl, leben Sie glücklich, und glauben Sie, daß ein Mensch in der Welt lebt, der daran wahren Antheil nimmt, der Sie achtet und Ihnen zärtlich anhängt, weil er Sie kennt, und, wie er sich schmeichelt, Sie mit Augen durchschauet, die Ihren Werth vielleicht besser zu schätzen wissen, als die mehrsten Menschen.

Celle, 23. Jenner 1795.

Sie sehen, meine theuerste Schwester, aus der Eilfertigkeit mit der ich Ihnen antworte, wie theuer mir Ihr Brief gewesen ist, und wie gern ich den zwischen uns eingeleiteten Briefwechsel fortsetze, vorzüglich da Sie mich versichern, daß er dazu beitragen wird, Ihre Ruhe zu befördern und Sie zufriedener mit Ihrer Lage zu machen. Nur auf den Ton, worauf Sie Ihren letzten Brief gestimmt haben, beste Freundin, kann ich mich unmöglich hinaufspannen. Ich kann nicht, ich darf nicht! Sie kennen meine Lage; ich habe es Ihnen gesagt, daß mein Herz nicht frei ist; es ist es um so weniger, da ich weiß, sicher jetzt weiß, daß die Person, die es besitzt, dessen völlig würdig ist. Ich würde einen Raub an ihr begehen, wenn ich auch nur in der Freudschaft leidenschaftlich würde. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, an eine Dame Briefe zu schreiben, die ich ihr verhehlen müßte, die nicht dem Gatten der Dame vor Augen gelegt werden könnten. Eine geheime Correspondez, theuerste Schwester, muß zwischen uns nicht Statt finden. Sie ist den Pflichten zuwider, die ich anderwärts auf mich genommen, die wir Beide gegen Schütz zu beobachten haben. Rechnen Sie daher auf keinen Brief weiter von mir, den Sie nicht durch Schützen und zwar offen empfangen. Ich mache Ihnen kein Verbrechen daraus, daß Sie andere Grundsätze darüber hegen; sie können Ihrer individuellen Lage angemessen und mit Ihren Pflichten nicht im Widerspruche seyn. Ich urtheile nicht gern über dasjenige, was ein Anderer thun sollte. Darunter kann man sich leicht irren und ungerecht seyn. Aber was ich thun muß, was meine Pflichten sind, das weiß ich, und Sie denken gewiß zu großmüthig und zu gerecht, als daß Sie mich nicht gerade darum höher achten sollten, daß ich pflichtmäßig, wenn auch übertrieben besorglich und scrupulös handle. Was wir uns im Geheimen sagen mußten, dieß, Freundin! ist gesagt. Suchen Sie das Gute, das ausgezeichnet Gute in Ihrer Lage zu erkennen, und thun Sie Verzicht auf alle Ansprüche an Vollkommenheit, die nicht für diese sublunarische Welt ist. Verwechseln Sie besonders nicht die Anmaßungen der Eitelkeit, die sehr oft mit der Begeisterung im genauesten Bunde stehen, und oft allein bei ihr zum Grunde liegen, mit jener tief im Menschen gegründeten Ahnung des Vollkommenen, die aber selbst da begünstigt werden kann, wo gewöhnliche Augen nur das Mangelhafte sehen. Denn dieser Vollkommenheitstrieb findet seine Befriedigung schon dadurch, daß wir an dem Alltäglichen die besten Seiten hervorzuheben und uns selbst würdig zu machen wissen, des höchsten Gutes zu genießen.

Dieß, Freundin, ist die Quintessenz meiner Moral; einer Moral, ohne welche ich einsam, abgerissen von Allem, was zum schönern Lebensgenuß gehört, in einer kleinen Stadt unaussprechlich unglücklich seyn würde, an deren Hand aber mein Lebenspfad mit mehr Blumen übersäet wird, und als mancher mitten im Genuß der Schönheiten Italiens, und an der Seite der interessantesten Menschen, auf seinem Wege zu finden weiß. Sey würdig des Besten, und suche aus Allem das Beste heraus! Das ist der Stein der Weisen.

Freilich kommen oft trübe Stunden, die Herr über mich werden. Freilich sehe ich mich oft von Heiden umgeben, muß die schönsten Stunden des Tages unter Acten hinbringen, leide oft an meiner Gesundheit, werde oft verkannt, mißverstanden, und, was das Schlimmste ist, entbehre — der häuslichen Glückseligkeit, eines Freundes an meiner Seite, sogar eines Kopfs, der gleiche Richtung mit dem meinigen hätte. — Aber diese Stunden gehen vorüber; andere folgen, in denen ich mich meiner Arbeiten, meiner Spiele der Phantasie und meiner mechanischen Talente freue; und — so bin ich glücklich vor vielen Andern!

Ach! liebe Freundin! Wenn Sie einmal wieder zufrieden sind, so sehen Sie nur um sich her, auf Weiber, welche die Eifersucht ihrer Männer quält, auf diejenigen, die nur den Rang der Köchinnen oder der ersten Dienstboten bei ihnen einnehmen und verdienen; — gewiß Sie werden sich sehr glücklich fühlen!

Und Gesinnungen dieser Art, Freundin, werde ich Ihnen zwar nicht wiederholen, aber sie werden aus jedem meiner Briefe hervorleuchten, wenn ich sie auch nicht darin ausdrücke, und keck die Blicke Ihres Herrn Gemahls aushalten dürfen. Mein Bildniß werden Sie nun schon erhalten haben. Leben Sie wohl, theuerste Schwester, ich bin Ihnen mit Achtung und Zärtlichkeit ergeben. ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Rosenblatt.

Die Mehrzahl der Menschen weiß nicht, was zu fliehen ist, und fürchtet die fürchterlichen Kleinigkeiten nicht.

L. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, gegen Ende Februar 1836.

Carneval. Maskeraden und andere Vergnügungen. Dampf und Bewegung, die Loosung unserer Zeit. Dampfmühle. Veränderung mit dem Kriegsgericht. Debatten über diesen Gegenstand. Anschluß an den Zollverband; daraus resultirendes Glück (??). Verlust durch den Tod.

Eine lebendige Zeit haben wir so eben verlebt, eine Zeit der Freude und des Frohsinns, des Scherzes und der Laune, die Zeit des Carnevals. Bei uns in Mainz ist der Fasching die Quintessenz der Volksvergnügungen, Alles andere bleibt hinter den Harlequinsfreuden weit zurück. Schon lange, ehe die eigentlichen Fastnächte kommen, denkt man mit Lust der schönen Zeit, schwärmt in der kommenden Wonne, und sinnt über eine ausgezeichnete Maskerade nach; man sammelt sogar eine gewisse Summe heitrer Jovialität, froher Ausgelassenheit, die man in der kalten Winterzeit erspart hat, um das Gesammelte beim Erscheinen der Fastnächte bei der Hand zu haben, und es sprudelnd unter die lachlustige Menge fließen zu lassen. — Dießmal gingen die Fastnächte etwas ruhiger vorüber; denn die Landestrauer um unsre verstorbene Großherzogin war noch nicht zu Ende, und es wäre unpassend gewesen, die gewöhnlichen Straßen-Maskenzüge und öffentlichen Erheiterungen dieser Art noch unter dem Todtengeläute um eine treffliche Landesmutter statt finden zu lassen! Aber die drei großen Theater-Redouten waren um so imposanter; denn Alles strömte dort zusammen, um das am Abende einzuholen, was man am Tage versäumt hatte. Nie habe ich diese Maskeraden brillanter und zahlreicher besucht gesehn, als dießmal! Es schien, als seyen die Leute wie besessen auf ein Plaisir, das für Manchen, der Harlequin weniger befreundet ist, so viel als ein Scandal gelten dürfte! Man denke sich den ganzen Raum des Theaters über und über vollgestopft mit lustig dahin schlendernden Menschen. Jetzt ertönen rauschende Walzer; aber es ist kein Raum da, zu stehen, noch weniger sich von einer Strauß'schen Galoppade wahnsinnig dahin reißen zu lassen. Dabei der ungeheure Staub, die Hitze, das Jauchzen und Schreien und Toben der lustigen Masken, welch' ein behagliches Vergnügen?! Aber es ist Fasching, das Vergnügen muß gekostet seyn! Das Interessanteste der Maskerade war mir eine vom Director der Bühne glücklich veranstaltete Verlosung in der Hälfte der Redoute. Es waren 80 Preise ausgesetzt, und jedem Eintretenden (wenn er sein Ballbillet gekauft) wurde noch als Zugabe ein Loos gratis mitgetheilt. Da konnte man Fortuna prüfen, ob sie uns hold sey, ob sie mit uns schmolle oder ob sie uns gar hasse. Ihrem Günstlinge gab sie dann eine alabasterne Uhr oder etwas Anders von gleichem Werthe. Das Stiefkind Fortunas erhielt ein unbedeutendes Spielzeug, eine Uhrkette, einen Cigarrenhalter, eine Zahnbürste ꝛc., den Meisten gab sie gar nichts! Aber die Spannung während der Verloosung war eine angenehme Episode, die Gewinnste erfreuten die Leute ungemein, und wenn sie nichts gewonnen, hatten sie wenigstens nicht Ursache, sich zu betrüben, da die Niete nichts kostete. Die Carnevalsfreuden sind wie geschaffen, den Humor des Volkes zu beleben, und es für so manche Entbehrung, wenn auch nur auf Momente, schadlos zu halten. Man schwelgt diese drei Tage in einer Art illusorischer Gleichheit, die gar wohlthut! Der Niedre geht neben dem Hohen, Beide umarmen sich, sind vergnügt und aller Zwang schwindet und alle Convenienz. Freilich die Enttäuschung! — Ist die tolle Zeit vorüber, so kommen die Fasten, die dem aufgeregten Blute Harlequins als niederschlagende Limonade heilsam sind. Von Aschermittwoch bis Ostern hat der lustige Vogel Zeit genug, seine ausgerenkten Glieder wieder in ihr altes Gleis zurückzubringen. —

Ungewöhnlich war der Anklang, der bei unsern Bewohnern die Sache der Eisenbahn von hier nach Frankfurt gefunden hat. Das nahm man erst recht wahr, als die Liste zur Unterzeichnung der Actien von dem provisorischen Comité aufgelegt wurde. Nach der ersten Bestimmung war das Maximum der Summe, die ein Actionär unterzeichnen durfte, 25,000 Fl. Hätte man diese Bestimmung gelassen, so dürften bald 10 Millionen unterzeichnet gewesen seyn, während man nicht vielmehr als eine Million nöthig hat. Es mußte daher alsbald das Maximum auf 5000 reducirt werden; allein auch damit war zu bald die Totalsumme vergriffen, und man mußte einen großen Theil derjenigen, die sich an dieser Bahn betheiligen wollten, unbefriedigt lassen. Das erregte eine gewisse Unzufriedenheit bei unsern Bewohnern, welcher nur einigermaßen dadurch abgeholfen wurde, daß man eine Supplementär-Liste auflegte, wo man für den Fall unterzeichnen konnte, wenn etwa noch mehr Geld nöthig würde, als der Voranschlag approximativ annimmt. Wie es scheint, will die Unternehmung in die Hände der Speculanten fallen, welche mit den Actien Handel treiben wollen, während nach dem Wunsch der Regierung die Unternehmung national, und der Vortheil der Dividende den Bewohnern heimfallen soll. In dieser Beziehung ist zu erwarten, daß die wohlwollende Staatsregierung die Pläne des ersten Comites nicht genehmigen, und andre vorschlagen werde, die dem Interesse Aller mehr entsprächen. Es soll sich wirklich, von dieser Hoffnung durchdrungen, in unsrer Stadt eine zweite Gesellschaft gebildet haben, welche, wenn sie auch die erstre nicht verdrängen, doch der Sache eine würdigere Gestaltung geben wird. Es sind außerdem mit der geraden Bahn nach Frankfurt noch zwei Seitenbahnen nach Wiesbaden und Darmstadt projectirt, welche Bahnen ebenfalls die besten Garantieen guter Erfolge geben. —

(Schluß folgt.)

An einen baronisirten Bürger.

Warum bist Du Baron geworden?
Daß Dich Dein Weib mehr schätzen soll?
Erhoben in den höhern Orden
Verkürzt sie Dir der Liebe Zoll;
Sich selbst liebt sie nun desto mehr!
So wird sie theurer als vorher.

Carl Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 82. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 5. April. **1836.**

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Ramdohr.)

(Fortsetzung.)

Celle, 20. Febr. 1795.

Ich erhalte eben Ihren Brief, theure Freundin! Er hat mich in einer Stimmung getroffen, die nicht die heiterste war. Ich bedurfte der Aufheiterung, die mir Ihr lieber Brief gegeben hat. Ich habe mir alle Grillen aus dem Kopfe geschlagen, da ich las, daß Sie mit meinem Bildnisse zufrieden sind. Wenn ich nun Alles verliere, so behalte ich doch mein kleines Talent; ich gehe nach Jena, wo ich so wohl durch Sie recommandirt bin, und male Bildnisse, das Stück zum großen Thaler. Dort werde ich bei meinen Freunden, bei Ihnen, bei Schütz, Trost und Freude finden, und den Verlust in meinem Vaterlande vergessen! Mit diesen und ähnlichen Ideen las ich Ihren lieben, schätzbaren, schönen Brief ein paar Mal durch, fand meine vorige Ruhe und neue Kräfte wieder, von denen ich Ihnen durch diesen Brief den Erstling zum Opfer darbringe.

Tausend Dank dafür, daß Sie mein Bildniß so gütig, so nachsichtsvoll aufgenommen haben. Komme ich wieder nach Jena, so hoffe ich, daß Sie mir ein paar Mal sitzen, und auch unsern Schütz dazu bewegen. Sie sollen dann keinen großen Thaler dafür bezahlen. Ich will mich schon dadurch belohnt halten, interessantere Sujets, als mein Kopf seyn mag, darzustellen und mich durch eine sorgfältigere Behandlung Ihrer Nachsicht würdiger zu machen. Ich weiß, was ich von den Lobeserhebungen, die Sie meiner Kunst geben, auf Rechnung der Freundschaft setzen muß: um so mehr, da das Gemälde in Oel gemalt ist, eine Art von Malerei, worin ich noch nicht viele Versuche gemacht habe. Meine gewöhnliche Art ist Pastell; aber das ließ sich nicht gut versenden. Mein Gemälde sollte in jedem Betracht ein Symbol meiner Denkungsart und meiner Anhänglichkeit an meine Freunde, seyn; nicht sowohl glänzend als dauerhaft.

Ich unterschreibe ganz das Urtheil, das Sie über Fichte und seine Handlungsweise fällen. Es ist von dem Geiste eingegeben, der für Jena zu groß ist und einen größern Wirkungskreis erforderte, um sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Ich habe es immer gefürchtet, daß der Kopf von Fichte, der, um genießbar zu seyn, erst ausgegohren haben müßte, vor der Zeit in der handelnden Welt wirksam zu werden suchen und sich dadurch um allen nützlichen Einfluß in der Folge bringen würde. Er will herrschen, despotisiren, dieser Freiheitsprediger, und der gute Mann ist doch zu steif, zu sehr Pedant, zu sehr von allen denjenigen Naturgaben entblößt, durch die man einen dauernden Einfluß auf den großen Haufen gewinnt! Es kamen hier kürzlich ein Paar Dänen durch, ein Graf Dannefkiold mit seinem Hofmeister; die hatten aus einem einzigen Besuche bei Fichte die Idee hergeholt: er wolle den Hofmann spielen. Sie wollten eigentlich sagen, er sey ein Jesuit, und darin mögen sie wohl nicht ganz Unrecht haben. Aber ein verfehlter Jesuit ist er. Seine Kunst ist nicht auf den Stoff berechnet, den er verarbeiten will, und auf seine Kräfte. Lachen Sie nicht über mich, wenn ich behaupte: die Kantische Secte führt sehr leicht zum Jesuitismus. Jede Secte, die auf Dogmatismus in moralischen Verhältnissen ausgeht, führt dahin. Die Lehre dieser Schule ist: befördere das Reich Gottes. Die Eitelkeit der Anhänger flüsterte ihnen zugleich in's Ohr: zur Belohnung sollst du Minister, Statthalter in diesem unsinnlichen Staate werden. Nun ist es aber ein eigenes Ding mit der Moral der obersten Staatsmänner. Ein wenig Politik mischt sich immer mit ein. Das paßt auf Bernstorf wie auf den General der Jesuiten, auf den Bischof Spangenberg wie auf Kant ꝛc. Das Reich, das von dieser Welt ist, kann so wenig wie das Reich Gottes durch bloßes reines Interesse an Wahrheit und Zweckmäßigkeit regiert und zusammengehalten werden. Man muß schon die Köpfe ein wenig erhitzen, die Herzen ein wenig rüh-

ren, indem man die Phantasie zu Hilfe nimmt. Begeisterung für das Edle und Schöne, geistiger Stolz sind Leidenschaften reiner Geister, der Gottmenschen! Nun, und wenn es auch nicht Begeisterung für das wahre Edle, für das wahre Schöne ist, wenn auch nur für das Seltene, Ungewöhnliche, blos Gefällige, Zierliche u. s. w. Wenn sie sich auch der finstern Schwärmerei der ägyptischen Mönche für unbegreifliche Geheimnisse, der üppigern Besessenheit der heiligen Theresia von dem schönen Engel, der kleinlichen Empfindsamkeit der Herrnhuter für das Lämmlein nähert, diese Begeisterung; je nun! es ist doch immer das Reich Gottes, für das man schwärmt, es ist doch immer so etwas Interessantes, einen Namen zu haben und sich auszuzeichnen!

Hier stehen dann zwei Wege offen. Entweder man greift die Menschen mit den Lavater'schen Künsten an — das ist Reinhold's Pfad. Oder man wird ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn — den Pfad schlägt Fichte ein. Schade, daß beide Herren nicht ein Jahrhundert früher kamen! Jetzt richten sie nichts bei der Menge aus, wenigstens nicht auf die Dauer. Zuweilen verdrehen sie noch einen Kopf, das ist Alles. Da ist mein Vetter Berger in Kopenhagen, in dem Lande, wo man noch am nachsichtigsten gegen schiefe Köpfe und Schwindler ist. Dieser junge Mann hat in seinem Vaterlande mit einer Schrift debütirt, die ihm den Weg zu aller Beförderung sogleich gesperrt und seinen Anverwandten die größten Besorgnisse in Ansehung seines künftigen Glückes eingeflößt hat.

Bekehren Sie Ihren Herrn Gemahl von seiner Anhänglichkeit an der Kant'schen Philosophie, meine theure Freundin! Es ist eine Gewissenssache, die ich Ihnen an's Herz lege.

Ich habe nun auch Meister's Lehrjahre gelesen. Ich wünschte Ihr Urtheil darüber zu wissen, und setze Ihnen daher das meinige hierher, damit es Ihnen desto leichter werde, es zu berichtigen. Der Stoff zu diesem Romane sind einige Abschnitte aus Goethe's wirklichem Leben. Seine frühere Anhänglichkeit an einigen herumziehenden Schauspielergesellschaften, sein Umgang mit den Künstlern in Italien, seine Verbindung mit Herrn und Demoiselle Vulpius. Das hat, wie gesagt, den Stoff hergegeben. Die Behandlung schmeckt nach dem Aufenthalte in Italien. Es herrscht durchaus ein schwüler, obgleich heiterer südlicher Himmel und Ton in dem Gemälde. Es paßt nicht in das deutsche nördliche Klima. Ich erinnere mich, in der Jugend viele spanische Romane gelesen zu haben, und besonders einen, die schöne Zigeunerin genannt — (Anm. d. H.: Der später von Wolff daraus bearbeitete Stoff seiner Pretiosa.) — damit hat dieser Wilhelm Meister viel Aehnlichkeit. Rehberg sagt, das Ganze sey ein schönes Küchenstück; Brandes behauptet, der Held erwecke kein Interesse. Damit stimme ich nicht zusammen. Der Held ist ein Mann mit Virtuosen-Anlagen und Neigungen geboren. Aber er hat eine zu besorgte Erziehung erhalten, um sich in die Sittenlosigkeit und Niedrigkeit gewöhnlicher Künstler von schlechter Erziehung schicken zu können; sein moralischer Sinn wird also vielfach beleidigt, obgleich nicht in dem Maße, um ihm den ganzen Stand und seine Verhältnisse zu verleiden. Seine Neigung zieht ihn immer dahin, und ohne seine Lage in der bürgerlichen Welt würde er ihn ganz wählen, und sich zu späte Reue bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Wallfahrt zum Grabe Maria's von Brabant, im Herbste 1835.

(Schluß.)

Noch eine Capelle, das Allerheiligste mit dem wunderthätigen Marienbilde, das den Leichnam des Erlösers auf den Knieen hält. Wie ein riesenhafter Flügel breitet sich schauerlich der gebleichte schwerseidene Mantel über die Gruppe. Am Fuße des Altars, mit der Jahreszahl 1546, ist eine Legende dargestellt. Man wollte das Bild rauben, vermochte aber trotz den größten Anstrengungen nicht, es von der Stelle zu bewegen. Eine zweite Legende dient dem Nebenaltare zum Schmucke. Ein feindlicher Anführer, der Donauwörth belagerte, überzeugt, die Stadt nicht nehmen zu können, so lange diese den Kreuz-Partikel besäße, bestach eine Frau, die, statt in der Kirche zu beten, die Reliquie entwendete, aber nur bis in den Klostergarten kam, wo sich die Frevlerin plötzlich gelähmt fühlte und genöthigt wurde, das Kleinod sinken zu lassen. Dieser Augenblick ist für das Gemälde gewählt. Mönche und Volk dringen von allen Seiten herbei. Auch den Grabstein des Prälaten, der das neue Kloster erbaute, Amandus Roel's, sah ich in dieser Capelle, deren Vorhalle voll Betstühle und Votivtafeln ist. Also einige Stunden mit Todten zugebracht! — Sie sagen uns oft mehr, die Stummen, Unsichtbaren, als der Lebenden vielgeschwätziger Mund. Die Todten leben — mancher Lebende ist uns todt.

Nun ging es weiter im Donauthale: Die alte Kirche bei Höchstätt, mit den dunkeln Mauern voll Spuren von Kugeln, fesselte schon oft meine Blicke. Im Posthause zu Dillingen suche ich gern die gelbe Scheibe im Fenster, durch welches man auf den guten Ludwig XVIII. schoß und — fehlte. Lauingen — voll Jahrmarktgewühls — das ich von den Fenstern meiner Herberge übersehen konnte, gab Stoff für einen baierischen Tenier. Landleute von nah und fern, städtische haute volée, Dandys aus allen Zünften, hoffnungsvolle Schreiberchen, vor Allem Dillinger »Walliſcher« (chevaux légers), gepaart mit Riegelhäubchen, glänzten vor. Am meisten ergötzte mich die wechselnde Gruppe um einen Laden voll buntgestickter Mieder. Begierige Augen musterten zuerst aus der Ferne; dann wurde genau untersucht, wohlgefällig anprobirt, berechnet, zum Abzuge geblasen, wenn die Börse »nein!« sagte, aber noch ein letzter, trauernder Blick zurückgesandt. Da gab es Frauen mit ihren Gesponsen, die,

theils beschwatzt, theils im Anfluge ländlicher courtoisie den schmutzigen Lederbeutel zogen, wohl auch dabei hinter dem Ohre kratzten. Da gab es neidische Blicke von minder glücklichen Gefährtinnen, siegende, im Vorgefühle künftiger Triumphe — kurz, eine Reihe psychologischer Studien.

Zugleich hatte ich das nahe Eckhaus des Marktes im Auge, wo Albertus Magnus, der vielgelehrte Dominikaner, aus dem Grafengeschlechte derer von Bollstädt, das Licht begrüßte. Auch auf der entgegengesetzten Seite den Stadtthurm mit geschichtlichen Fresken, die schlechter seyn könnten. Einen mächtigen Schimmel schaut man im höchsten Felde. Mein Dillinger Cicerone wollte nicht recht mit der Sprache heraus, ich denke aus patriotischem Ehrgefühle, denn dieser nämliche Schimmel trug einen baierischen Herzog nach erlittener Niederlage an die Thore der Stadt, die ihm hochverrätherisch den Eingang wehrte. Zur Strafe mußte seitdem der treulose Magistrat in den Rath mit Stricken um den Hals ziehen, die sich jedoch später, gleich Liebesbanden osmanischer Veziere, in seidene Schnüre verwandelten, aber als solche bis zu Carl Theodor's Zeit bestanden. Im zweiten Felde sieht man den riesenhaften Hunnen vom Lauinger Schuster zu Boden geworfen. Im Hintergrunde, auf hohem Throne, sieht der Kaiser zu, unfern von ihm der Marschall von Calatin (Pappenheim), dem Sanct Georg seinen Däumling als Ersatz verehrt und geboten hatte, jenem neuen David den Befreiungskampf zu überlassen. Weiter unten sitzt eine schöne Dame, Gräfin Geiselin im Volke genannt, durch Stiftungen Wohlthäterin des Orts. Rechts von ihr der große Albert in erzbischöflicher Tracht, von Büchern umringt (mit Recht, wie je einer!), den gut, nur zu kurz geführten Hirtenstab in treuer Hand. So schauten sie auf das bunte Jahrmarkttreiben nieder.

Hinter Lauingen ward es mir so gut, durch einige frischgrünende Triumphpforten zu fahren, die ich aber nicht ganz allein auf mich beziehen durfte, da der Weihbischof Rieg von Augsburg, der seinen Bezirk zur Firmung bereis't hatte, auf dem Heimzuge begriffen war. Unter Wagenstößen kritzelte ich folgende Zeilen in meine Brieftasche, die im holprigen Gange an Rädergeprassel mahnen:

Reiselied.

Viele mir vorüber zieh'n,
Wie des Himmels Wolken flieh'n,
Die der Wind von dannen weht, —
Alles, Alles kommt und geht.

Schön und häßlich, jung und alt,
Auf dem Weg' vorbei mir wallt,
All' die Wand'rer unbekannt,
Geh'n nach einem fernen Land.

Habe an dem Weg' geseh'n
Gärten, wo viel Kreuze stehn:
Unter Blumen schlafen da
Fremde Brüder fern und nah.

Wie auch unser Erdenloos
Bunt gemischt im Schicksals Schooß:
Alle, Alle pilgern wir
Auf dem kleinen Runde hier.

Ob einander unbekannt,
Sind wir innig doch verwandt,
Finden uns einst dort vereint,
Wo keine Auge wieder weint.

Die erreichten schon das Ziel,
Ruhen aus vom lauten Spiel,
Harren, bis wir kommen nach
Zu dem großen Freudentag.

Aus dem niedern, dumpfen Thal,
In den weiten Sternensaal,
In der Liebe ewig Land,
Wo die Liebe Liebe fand.

Gerne will ich eingesteh'n:
Ihn, dem im Vorübergeh'n
Einer treu die Hand nur drückt,
Nenne ich schon hochbeglückt!

Emma von Nindorf.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, gegen Ende Februar 1836.

(Schluß.)

Noch eine andere Unternehmung wird nächstens in's Leben treten. Einige Engländer wollen auf hiesigem Platze eine großartige Dampfmühle errichten, eine Speculation, welche die günstigsten Resultate liefern muß, da es bekannt ist, daß in unserer Gegend oft Monate eintreten, wo die Mühlen aus Wassermangel nicht mahlen können, und selbst die Rheinmühlen kaum den Bedarf für die hiesige Stadt aufbringen. Die Unternehmer sollen schon den Platz zur Gründung ihres Werkes angekauft und die Erlaubniß der Staatsregierung nachgesucht haben. Sonderbar ist es, daß die Anregung immer von Außen kommen muß, soll etwas Tüchtiges geschaffen werden! Da man doch bei Gelegenheit der Eisenbahn sehn konnte, daß es hier weder an Unternehmungsgeist, noch an Geld fehlt, wozu ist es nöthig, Ausländern die ungeheuren Vortheile einzuräumen, die eine zusammentretende Gesellschaft gar wohl sich selbst zueignen könnte!? Aber es ist den deutschen Unternehmungen eigen, daß sie erst von den Nachbarländern veranlaßt werden müssen! — Also abermals ein Werk, das durch Dampf in's Leben gerufen wird! Dampf und Bewegung sind die Symbole unsrer Tage! Alles soll im Sturmschritte geschehn, Welt- und Staatsreformen, Handelsspeculationen ꝛc.

In unsrer Rheinprovinz tritt nächstens eine Veränderung in's Leben, die in mancher Hinsicht wichtig ist. Es wird nämlich das Kriegsgericht, das bisher für die ganze Provinz in Mainz bestand, zur Hälfte entweder nach Worms oder nach Alzey verlegt, den beiden größern Plätzen in der Provinz; oder besser: es kommt ein zweites Kreisgericht nach einer dieser Städte. Da nun bisher alle bedeutendern Rechtshändel

nur hier geschlichtet werden konnten, so wird durch diese Theilung unsrer Stadt viel entzogen, auch abgesehn davon, daß durch diese Veränderung mehrere Familien von hier wegziehen müssen. Ueber diesen Kreisgerichtsgegenstand war bekanntlich bei der gegenwärtigen Ständeversammlung in Darmstadt eine lebhafte Discussion, und obgleich der Gesetzentwurf eine Proposition der Staatsregierung ist, so waren doch viele Deputirte der Sache entgegen, weil dadurch dem Staate eine neue Last von 15,000 Fl. jährlicher Kosten verursacht wird. Indessen hatte die Regierung dabei doch ihre guten Gründe, die namentlich darin bestehen, daß sich die Arbeiten bei dem hiesigen Gerichte ungewöhnlich anhäuften, weil die Population der Provinz sich stark vermehrt hat; daß ferner die Orte zu sehr entfernt von dem hiesigen Platze liegen, als daß es den Leuten zuzumuthen sey, wegen einer unbedeutenden Procedur jedes Mal die kostspielige Reise nach Mainz zu unternehmen; daß endlich dem Handel und dem Wohlstande dadurch unter die Arme gegriffen werde. Der Gesetzentwurf ging bei den Ständen mit geringer Majorität durch, und man erwartet nun, daß die neue Anordnung in's Leben trete. Der höhere Gerichtshof, so wie das Tribunal bleiben übrigens für die ganze Provinz in Mainz; auch weiß man, wie gesagt, noch nicht mit Bestimmtheit anzuben, ob Worms oder Alzey der Sitz des zweiten Kreisgerichts werden wird. —

Seit dem Beitritte Frankfurts zum großen Zollverband ist auch hier der Freihafen unter speciellere Controlle gekommen, und seit einigen Tagen sind die hiesigen Groshändler beschäftigt, ihre Vorräthe und Magazine im Freihafen zu declariren. Dadurch wird es unmöglich, daß auch nur der geringste Schleichhandel getrieben werden kann, welche Maßregel im Interesse des Handels wohlthätig ist. — Der Handel in Mainz hat sich indessen seit dem Beitritte Badens und besonders Nassaus sehr fühlbar gehoben, und man glaubt allgemein, daß auch der Anschluß Frankfurts keinen Nachtheil für denselben bringen werde. Für Colonialwaaren, Wein und Frucht kann man das mit Bestimmtheit voraus versichern; denn für den Verkehr in diesen Gegenständen hat Mainz eine zu glückliche Lage, als daß ihm eine Nachbarstadt etwas anhaben könnte. Das Geschäft mit Manufacturwaaren, besonders das Detailgeschäft, könnte allerdings Nachtheil durch Frankfurts Beitritt nehmen, deßgleichen die Speditionsgeschäfte. Dafür aber sind uns auch wieder durch diesen Anschluß bedeutende Erleichterungen geworden, namentlich ist von dem ungehinderten Verkehr zwischen diesen beiden Handelsstädten das Beste zu hoffen. Die Idee einer Eisenbahn zwischen hier und Frankfurt z. B., die jedem Unbefangnen so bedeutende Vortheile für unsern Handel verspricht, hätte nicht gedacht werden können, wenn wir die reiche Nachbarin noch länger als Ausländerin hätten betrachten müssen. —

Unsre Stadt wird leider in den letzten Jahren mit dem Verluste ihrer tüchtigsten, für ihren Ruhm und für ihre Geschichte glühendsten Männer heimgesucht. Nachdem dieselbe vor noch nicht langer Zeit den in der deutschen Literatur sehr bekannten, unserm Herzen unvergeßlichen Professor Braun, der sich so ausgezeichnete Verdienste um unsern Kunstverein erworben hatte, durch den Tod verlor; nachdem sie vor einigen Monaten einen ihrer ausgezeichnetsten Aerzte und Menschenfreunde zu Grabe getragen, ist ihr auch vor einigen Tagen der als vaterländischer Geschichtsforscher, Philosoph und Politiker hochstehende Professor Dr. Lehne entrissen worden, nachdem derselbe schon seit einigen Jahren durch Krankheit verhindert war, dem Wohle unsrer Stadt sein achtbares Talent zu widmen! Sehr wahr sagt ein hiesiger Correspondent von Lehne: „Vorzugsweise gehört der Verstorbene dem patriotischen Interesse unsrer Stadt an, ihre geschichtlichen uud sittlichen Rechte, die Vertheidigung ihres Ruhmes lagen ihm warm am Herzen, ihren Verdiensten, ihrer geschichtlichen Größe und Auszeichnung suchte er durch gediegne Studien, Authentik und Würdigung zu erwerben, volle Anerkennung durch das Gewicht der Evidenz zu erzwingen. Aber der Selige gehört auch durch Herz, Feder und Wahrheitsweihe der ganzen literarischen Welt an; wobei gewiß der allgemeine Wunsch lebendig wird, die reichen Elementarsammlungen und Vorarbeiten zur alterthümlichen Geschichte der Buchdruckerei, so wie der Stadt und Umgegend von Mainz, welche den Hingeschiedenen ein Menschenalter hindurch beschäftigt haben, möchten nun der Welt übergeben werden. Sein scharfer Blick, seine geistige Klarheit, die Reinheit, die Eleganz seiner Diction sind bekannt genug!" Solche Verluste in einer Zeit, wo in unsrer Stadt gerade ein Streben immer lebendiger erwacht, Wissen und Kunst durch alle Classen ihrer Bewohner vermittelst blühender öffentlicher Anstalten heimisch zu machen, und ernstlichst zu verbreiten, sind beklagenswerth, da unserm Gemeinwohl solche Männer nur allzu nöthig sind! —

[Nachtrag zu dem Bericht aus Königsberg in Preußen über die Mucker.]

Die Untersuchung wider die Mucker, deren Unsittlichkeit, sobald sie bekannt wurde, so allgemeinen Abscheu erweckt hat, ist auf höchsten Befehl suspendirt worden, jedoch sind diejenigen, welche sich vorzüglich strafbar erwiesen, und Aemter bekleidet haben, ihrer Stellen entsetzt worden, und man schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß dadurch diese Secten gänzlich aufgelöst seyn werden. Es ist nicht denkbar, daß Einige darunter so frech und ruchlos seyn sollten, ihr Unwesen auf's Neue zu beginnen.

Der Grund dieser Schonung liegt keineswegs in Nachsicht für die Strafbaren, sondern darin, weil eine genaue Untersuchung unstreitig noch mehrere empörende Verirrungen, als schon bekannt sind, an den Tag gebracht haben würde. Dadurch würde der Scandal nur noch vergrößert worden seyn, und deßhalb ist die Untersuchung niedergeschlagen worden. „Wehe dem, durch den Aergerniß kommt!"

Füllstein.

Die Welt läßt sich eintheilen in Leute, die lesen, in Leute die schreiben, in Leute, die denken und — in Maulaffen.

C. Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 83. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 6. April. 1836.

An den Traumgott.

Du, der mit der Täuschung Flügel,
Mild im Schlaf Dich zu uns neigst,
Mit der Träume buntem Spiegel
Zauberische Bilder zeigst,
Du bist's, der mit Truggestalten
Trübe Nächte uns verschönt,
Durch sein magisch' Feenwalten,
Das bedrängte Herz versöhnt.

Du, der unsern süßen Schlummer,
Oft durch finstre Bilder trübt,
Und statt Lindrung neuen Kummer
Dem verzagten Herzen gibt.
Leihe, Traumgott! meinem Flehen
Dein oft streng verschloss'nes Ohr,
Nimm zurück der Täuschung Wehen,
Zaub're süße Bilder vor

Senke dann dich mild hernieder,
Auf dein luftiges Gespann,
Gib dem bangen Herzen wieder,
Was es einst so lieb gewann;
Schweb' um der Geliebten Schlummer,
Wenn er nächtlich sie umhüllt,
Daß auch selbst im Traum kein Kummer
Dieses Engelherz erfüllt.

Ja dieß Herz voll Huld und Güte
Sey von keinem Gram bedräut,
Wo der Tugend schönste Blüthe
Sich mit jedem Tag erneut;
Himmelsfriede nur umschwebe
Freundlich ihre Lebensbahn,
Und du, Gott der Träume, webe
Ihr der Täuschung süßen Wahn.

Laß in zauberischen Träumen,
Sich Elisens Geist ergeh'n,
In geweihten Blüthenräumen
Hoffnung ihren Pfad umweh'n.
Wohl ihr, wenn der reine Glaube
Ewig leuchtend um sie schwebt,
Und — entrückt dem Erdenstaube —
Lieb' ihr Blumenkränze webt. E. Jacht.

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Ramdohr.)

(Fortsetzung.)

Dieser Streit zwischen seinen Anlagen und seiner fest eingewurzelten Neigung auf der einen, und seinem beleidigten moralischen Sinn nebst seiner abstehenden Lage auf der andern Seite, machen ihn zum träumenden Schwärmer. Er möchte und möchte auch nicht: er kann und kann auch nicht: und so läßt er sich bald gehen, und hält sich bald wieder selbst auf, und wird aufgehalten. Er geht zum Indifferentismus über, und kann doch den Werth der Tugend und des Anstandes nicht verkennen. Er sucht also ein Temperament zu treffen, substituirt ein bloßes Interesse der Phantasie, dem Interesse für das wahre Gute, und umgibt das häßliche mit einer Hülle, mit einer Form, worin es doch etwas Wohlgefälliges für den Anschauungssinn enthält. Dieser Charakter hat unstreitig etwas psychologisch Interessantes, und erhält zugleich die Fähigkeit, eben so ästhetisch interessant zu werden, als Rousseau in seinen Confessions, der Liebhaber der Manon de Lescault in dem Romane dieses Namens u. s. w. zu erscheinen. Man verfolgt mit Begierde ihre allmählige Bildung und die Entwickelung ihres Charakters und ihrer Schicksale. Man hofft, man wünscht für sie. Weit erhoben über Egmont erscheint mir Wilhelm Meister. Denn Egmont erscheint schwach und widerlich, weil

man Stärke von ihm erwartet, weil seine Situation diese fordert. Das ist der Fall mit Wilhelm Meister nicht. Von Seiten der Sittlichkeit aber möchte ich mehr gegen dieses Buch einwenden. Denn wohin muß das junge Leute führen, wenn sie sehen, daß die schamlosesten Buhlerinnen, die Philinen u. s. w. von einer Seite dargestellt werden können, auf der sie durch einen gewissen Anstrich von Offenheit, Eigenthümlichkeit und Stetigkeit in ihrer Handlungsweise als moralisch schön, unter Begleitung sinnlicher Reize erscheinen.

Die Darstellung — Goethe's eigenthümlichstes Verdienst — ist meisterhaft; inzwischen, wenn man die Beschreibung, die Rousseau von seinen Kinderjahren liefert, mit der Beschreibung des Puppenspiels vergleicht, wie fällt der Deutsche weg! Jener rückt uns durch die Lüfte nach der Pfarre hin, wo wir mit ihm den Canal für seinen Weidenstrauch ziehen, und mit ihm über dessen Zerstörung weinen, und läßt das Bild verschwinden, sobald der Eindruck erreicht ist. Goethe führt uns Schritt vor Schritt in dem väterlichen Hause vor das Marionetten-Theater, und verweilt so lange, bis man ausruft: ist es denn noch nicht vorbei! Daß wir Deutsche immer so umständlich sind, und nie zu rechter Zeit aufhören können!

Am besten haben mir die Stellen der Nachtmusik, welche der Marianne gebracht wird, der Seiltänzergesellschaft, des alten Harfenisten und die letzte Scene mit Mignon gefallen. Diese ist wirklich unvergleichlich. Kennen Sie einen Roman, Clairant und Clara Düplessis, oder Geschichte zweier Emigranten von Lafontaine? Mir scheint das Werk von mittelmäßigem Werthe zu seyn, ob ich gleich dabei geweint und geschluchzt habe, wie ein Kind. Es ist sonderbar, daß Einen auch das Dumme wider unsern Willen rühren kann. Man ärgert sich über sich selbst, und wird doch hingerissen! Nun so ganz dumm ist freilich dieser Roman nicht, es sind einige schöne Gemälde der Liebe und der Natur darin. Aber die Charaktere sind elend gezeichnet, und die Begebenheiten sind weder gut zusammengehängt, noch natürlich. Und das macht doch den Hauptwerth eines Romans aus. Die Clara ist eine Demoiselle Leidenschaftlich, und Clairant ist ein Herr Leidenschaftlich: der Vater der Ersten, ein Herr Ahnenstolz, der sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch eine übernatürliche Grausamkeit unterscheidet u. s. w.

Sie verlangen meine Charis, theuerste Freundin; ich fürchte, sie wird Ihnen trocken und langweilig vorkommen. Inzwischen will ich sie Ihnen zusenden lassen. Ich bin jetzt mit dem ersten Theile meiner Venus-Urania fertig, und stark mit der Ausarbeitung des zweiten beschäftigt. Wie gern unterwürfe ich das Manuscript Ihrer Prüfung! Aber ich fürchte, so ein weitläuftiges Manuscript würde Ihnen widerlich werden, und das könnte Ihnen demnächst auch gegen das gedruckte Werk einen Widerwillen einflößen!

Kennen Sie die neuesten Theaterstücke von Iffland: Allzu scharf macht schartig; Scheinverdienst, und Alte und Neue Zeit? Mir gefallen sie sehr schlecht. Sie sind äußerst dürftig an Stoff und von gesudelter Behandlung. Ich glaube, wir haben von diesem Schriftsteller nichts weiter zu erwarten.

Ich habe mir hier diesen Winter ein kleines geselliges Theater errichtet, worauf Sprichwörter extemporirt werden. Ich will Ihnen nicht sagen, daß es gut sey; aber Sie wissen wohl, daß ich nicht heischend bin, wo ich nur guten Willen sehe. Meine alte Liebhaberei zum Schauspiel erwacht so stark in mir, daß ich alle Mühe habe, mich zurückzuhalten, die Pläne, die ich zu einigen Tragödien und Komödieen in meinem Pulte liegen habe, nicht auszuführen.

Celle, 28. Febr. 1795 *).

Wir sind hier, bester Freund, in einer Lage, deren Ungewißheit und Unannehmlichkeit ich Ihnen nicht beschreiben kann. Ich suche mich durch Arbeit zu betäuben, und den Kopf oben zu behalten. Aber es kostet Mühe. Wozu, wofür arbeiten wir noch? Wer wird noch ferner Werth auf Künste, Literatur, moralische Untersuchungen u. s. w. legen! Entweder es steht uns eine völlige Verfinsterung bevor — welches ich jedoch nicht fürchte — oder wir verlieren unsern ganzen Wohlstand, ohne den sich kein Interesse für edlere und schönere Unterhaltung denken läßt. Meine juristischen Arbeiten sind mir jetzt beinahe noch die liebsten. Processe werden die Menschen immer führen; und für jetzt thun wir wenigstens gleich etwas Gutes, indem wir Recht sprechen. Unser Collegium ist entschlossen, die Neufranken so zu erwarten, wie weiland der römische Senat die Gallier. An den Bärten sollen sie uns wenigstens nicht zupfen, denn wir haben keine. Aber wie wird es werden, wenn wir im Namen der hannöverschen oder gar französischen Republik sprechen sollen, da bis jetzt unsere Urthelsformeln lauten: »Wir Georg der Dritte u. s. w.« Das können wir nicht, ohne unsern Huldigungseid zu brechen, und dann sehe ich mich für entlassen an. Ich komme dann zu Ihnen, und wie ich schon Ihrer Frau Gemahlin geschrieben habe, male dieser Dame Porträt und das Ihrige gratis, das übrige Jena aber, die Person zum großen Thaler.

Wenden wir unsere Augen von den Kriegsschrecknissen und wahren bereits eingetretenen Uebeln ab! Wissen Sie schon, daß Grosmann in Inquisition gerathen ist? Der Herr hatte sich einfallen lassen, in ein sehr mittelmäßiges Stück von seiner Composition: „Wer wird sie bekommen?" nach der Censur verschiedene Stellen einzuschalten, die voller Anzüglichkeiten gegen Zimmermann, Nicolai und andere Personen waren, die er alle namentlich genannt hatte. Auch über die Aushebung der Recruten, über unsern unglücklichen Feldzug ꝛc. hatte er

*) Wir schalten diesen Brief an Schütz ein, lassen jedoch alle politischen Specialia weg, Ersatz gebend in den mitgetheilten interessanten literarisch kritischen Bemerkungen aus jener Zeit. D. Red.

sich in starken Ausdrücken sehr unanständige Scherze erlaubt. Er ward condemnirt auf 8 Tage bei Wasser und Brot zu sitzen. Hierüber aufgebracht, verfertigte er im Gefängnisse ein Pasquill gegen die Geh. Räthe und gegen unser ganzes Gouvernement. Er fügte dieß einem Briefe bei, den er an seinen Sohn schrieb (der einer berüchtigten Buchhandlung in Altona als Comtoirbedienter vorsteht), und bat ihn, es fördersamst drucken zu lassen, mehrere Exemplare nach Hannover zu senden, und auch von Altona aus dem Dinge die größte Publicität zu verschaffen. Diesen Brief mit dem Pasquille vertraute er einem Bekannten an, der ihn besuchte, mit der Bitte, es sogleich auf die Post zu geben. Es ist aber verrathen, und Grosmann der Justiz-Canzlei übergeben worden, die **criminaliter** gegen ihn inquirirt.

(Fortsezung folgt.)

Musikalische Frescobilder.

Die Malerei der Musik, die im vorigen Jahrhundert Dittersdorf mit seinen Ovid'schen Symphonieen bis in's Lächerliche trieb, hat immer viel Anfechtung gefunden; allein fast möchte man glauben, daß meistens theoretische Pedanten das Schwert gegen sie gezogen haben, denn es widerspräche dem herrlichen Zwecke der Musik, wenn man diese Bilder, welche die Phantasie des Laien mehr als andere Tonstücke aufregen und sein Gefühl erwärmen, ganz verdammen wollte. Allerdings soll die Musik nach der Meinung unserer Componisten von altem Adel eine reine Sprache der Empfindung seyn und als solche nur Nebenzustände schildern, folglich nicht Körperliches und dergleichen nachkünsteln; allein warum darf sie nicht durch liebliche oder auch erhabene Gemälde alles das besser erreichen, was der contrapunctische Mathematiker bei seiner gelehrten Durchführung des schönsten Themas oft nicht erschwingt, da sie im letztern Falle den Regeln der Grammatik dessenungeachtet folgen kann. Freilich gibt es auch in der musikalischen Malerei Raphael's und nahe dabei Wandkleckser, allein wer wird z. B. Mendelsohn-Bartholdi's Sommernachtstraum gleich einem Payer'schen Bombardement von Algier ꝛc. beurtheilen, oder die wundervollen Malereien Weber's ꝛc. in der dramatischen Musik, so wie Löwe's geniale Begleitung zum Gesang, blind verwerfen wollen? Hunderte von Componisten denken nicht entfernt daran, ein Bild zu malen, und erschrecken vor der Richtigkeit der Zeichnung, welche oft hinterher ein phantastischer Laie herausfindet. Doch eben dieser Spielraum für den Ideenflug verleiht den musikalischen Gemälden einen wunderbaren Reiz, denn auch der Laie fühlt, daß der verklärte Meister Beethoven z. B. in seiner Pastoralsymphonie, wenn er daselbst den Haushahn krähen und die Wachteln schlagen läßt, zu weit gegangen ist.

Mein Trost.

Es bauen die Reichen sich Häuser
Zum Ruhm vor der Welt und zur Lust,
Ich gehe verdüstert vorüber,
Der bittersten Noth mir bewußt.

Ob auch mit erklecklichen Kräften
Mein Geist sich zu regen versteht,
Doch kann ich es nimmer erstreben,
Daß der Odem des Glücks mich umweht.

In winzigem Hause zur Miethe,
Vermüh' ich in Arbeit den Tag,
Damit ich am Abend und Morgen
Den Hunger zu stillen vermag.

Nur Eins enthebt aus dem Dunkel
Des Lebens ein Morgenroth: —
Bald spannt aus dem Joche der Arbeit
Und schenkt mir ein Haus der Tod.

E. v. Hagen.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsezung.)

Der sittliche Heroismus. Die Katastrophe.

Wenige Stunden darauf ging Cäsareen, seiner Gewohnheit gemäß, nach dem Posthofe. Bald begegnete ihm der bewegliche Herr Freundlich. Ein Gespräch über alltägliche Gegenstände ward angeknüpft und in Gang gesetzt, während man immer weiter fortging, und endlich unvermerkt den Posthof erreichte. Als die beiden Gefährten hier einen Augenblick eintraten, um sich ein wenig auszuruhen. Ein freundliches „Guten Morgen, Ihr Herrn" ward Ihnen entgegengerufen, und als die beiden Gefährten näher hinzutraten, um zu sehen, wer der, oder die sie Begrüßende seyn möchte, erkannten sie in der Grüßenden die Präsidentin, und ließen sich neben derselben nieder. Zu ihrer Verwunderung mußten sie bald bemerken, daß die fast so muntere und lebhafte Frau ungewöhnlich ernst, still und in sich gekehrt, ja traurig sey. „Aber, beste Frau Präsidentin," fragte mit Lebhaftigkeit Herr Freundlich, „was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen denn! Sprechen Sie doch! Kann ich rathen, oder helfen, so soll's gern geschehen. Aber traurig kann ich Sie nicht länger sehen." „Ich bin heute," erwiederte die Präsidentin, „Augenzeugin einer rührenden Scene, einer erhaben großen und edlen Handlung gewesen, die mich innig gerührt und tief ergriffen hat." „O, so lassen Sie doch hören," baten einstimmig Cäsareon und Herr Freundlich. „Sie Ihnen zu verschweigen," erwiederte die Prä-

sidentin, „wüßte ich keinen Grund; so hören Sie denn. Heute Morgen erhielt ich zu meiner nicht geringen Verwunderung eine dringende Einladung von der Gräfin Valerie Valesky, daß ich ihr doch sobald als thunlich meinen Besuch schenken möchte, ich verfügte mich daher unverzüglich zu der jungen Dame, in der ich sogleich meine Errettete von Aiche erkannte. Sie kam mir mit jenem feinen Anstande und jener gewinnenden Freundlichkeit entgegen, wie er vornehmen Polinnen nicht selten eigen ist, und dankte mir mit den herzlichsten Worten für die geringen Dienste und Hilfsleistungen, die ich ihr in Aiche geleistet hatte. Fast beschämt konnte ich ihr nur zusichern, daß ich mich durch ihren warmen Dank für so geringfügige Dienstleistungen, die ich ihr mit wahrer Freude geleistet hätte, ohne mir dabei eines besondern Verdienstes, als nur einer gegen sie erfüllten Menschenpflicht bewußt zu seyn, nur beschämt fühlen könnte. „Sie habe," nahm die junge Gräfin nach einigem Schweigen wieder das Wort, „ein entschiedenes Vertrauen zu mir gewonnen, und wünsche wohl meine Ansicht über einen sie nahe angehenden Fall zu vernehmen." Gern erklärte ich mich bereit, nach meinen schwachen Kräften ihrem ehrenvollen, mir höchst schmeichelhaften Vertrauen zu entsprechen, wenn sie mir den fraglichen Fall mittheilen wolle. „Ich bin," begann sie, nachdem wir uns niedergelassen hatten, „die Braut des Grafen Stanislaus Labensky." Er hat in der mörderischen Schlacht bei Ostrolenka meinen schwer verwundeten Vater mit Gefahr des eigenen Lebens aus dem Gewühle des Kampfes gerettet, und nach der Heimath geleitet. Welche Gefühle uns, meine arme Mutter dort und mich, damals nur noch ein 14jähriges Mädchen, ergriffen, als der Graf uns den auf den Tod verwundeten Mann und Vater in's Haus brachte läßt sich leichter fühlen, als beschreiben. Er stand leider nicht mehr von seinem Schmerzenslager auf. Eines Tages winkte er mich und die weinende Mutter zu sich heran. „Valerie," begann er mit matter Stimme zu mir gewendet, „ich sterbe, ich fühle es, und lasse die Mutter und Dich allein und verlassen in der falschen Welt zurück. O, wie mir dieß das Herz so schwer macht! Valerie, liebes Kind, Du könntest mir diese Sterbestunde leichter machen, wenn Du wolltest." Schluchzend betheuerte und versicherte ich, daß ich bereit sey, jeden seiner Wünsche als ein heiliges Gebot zu befolgen. Da ward sein bleiches mattes Gesicht von einem seligen überirdischen Lächeln verklärt. Er faßte meine Hand, und legte sie in die Hand des neben seinem Lager stehenden Grafen Stanislaus. „Valerie, sprach er mit feierlichem Ernste, „schwöre mir auf das Kreuz des Erlösers," und er wies dabei auf das über seinem Sterbelager hängende Crucifix, „diesem Manne hier, der mich gerettet, daß ich nicht in Schlachtgewühle von den Hufen der Rosse zerstampft worden bin, sondern in den Armen meines Weibes und Kindes den Tod eines Christen sterben kann, eine treue, liebevolle Verlobte und Gattin seyn zu wollen," und ich schwor auf das Kreuz des Erlösers und in die Hand des sterbenden Vaters, die Verlobte des Grafen und dereinst seine Gattin seyn zu wollen. „Valerie," preßte noch mühsam der Sterbende hervor, „halte Wort, auf daß ich Ruh im Grabe habe." Warf mir noch einen freundlichen Blick zu, sprach noch leise stöhnend: „Gott, mein Gott, sey mir Sünder gnädig und barmherzig," und war nicht mehr. Hier schwieg die junge Gräfin und schien mühsam nach Fassung zu ringen, während die Mutter laut weinte. Auch mir rannen die Thränen unbewußt herab. „Möge mir Gott verzeihen," nahm die junge Gräfin nach einigem Schweigen wieder das Wort, „wenn ich zu meinem nunmehrigen Verlobten nicht ganz das Herz fassen, wenn ich ihn nicht so von ganzem Herzen lieben konnte, wie ich als seine verlobte Braut gesollt hätte; allein mein Herz zog sich gleichsam in sich selbst vor seinem schroffen, finstern, kalten Wesen zurück. Ach, daß ich es gestehen muß, ich fürchtete wohl meinen Bräutigam, aber ich konnte ihn nicht lieben. Mein Herz verschloß sich krampfhaft vor dem Manne, den ich doch als meinen Verlobten und künftigen Gatten zu ehren und zu lieben verpflichtet war. Er nun, bemerkend, daß ich ihn nicht liebte, verfolgte und quälte mich unabläßig mit seinem traurig-finstern Argwohn. Aus jeder meiner Handlungen und Schritte saugte er Gift. Wandte ich meine Sorgfalt und Liebe einem unschuldigen Gegenstande, einem Vogel oder sonst einem solchen freundlichen Geschöpfe zu, so konnte ich im Voraus gewiß seyn, daß es ein Gegenstand seines Hasses und seiner Wuth werden würde. Hier aber hat er mich seit meinem Hierseyn ganz besonders mit seiner eifersüchtigen Wuth gequält und verfolgt. Vollends an jenem unheilvollen Tage, wo Sie mir auf eine so edle und hilfreiche Weise in Aiche beisprangen, überhäufte mich der Bedauernswerthe — denn wohl kann man ihn mit Recht einen Bedauernswerthen nennen, da er so augenscheinlich alles Vertrauen und alle Achtung zu und vor weiblicher und menschlicher Tugend verloren hat — mit den bittersten Vorwürfen. Mein Schweigen und stilles Dulden schien seine Wuth eher zu steigern, als zu mildern; denn er ward in seinen Vorwürfen immer bitterer, immer beleidigender, immer schonungsloser, so daß ich endlich laut zu weinen anfing, während meine gute Mutter sich sehr heftig gegen den Ergrimmten aussprach, und ihm geradezu erklärte, daß sie sich für berechtigt, ja für verpflichtet halte, das Band zwischen ihm und mir zu trennen. Die Blitze und der Donner schienen gleichsam zürnend diese Erklärung meiner Mutter zu begleiten. Fast ohnmächtig vernahm ich wie aus weiter Ferne diese Rede meiner Mutter, denn in demselben Augenblicke riß der Graf mit fürchterlich ausbrechender leidenschaftlicher Wuth die Wagenthüre auf, war mit einem Satze zum Wagen hinaus, und warf dröhnend den Kutschenschlag hinter sich zu. Nun ging's an ein wildes Jagen. Wir flogen in sausendem Galopp querfeldein.

(Schluß folgt.)

Auf einen Informator.

Hier ist, für Ihre kleine Jugend,
Mein Herr! ein tüchtiges Subject.
Zwar hab' ich weder Kunst noch Tugend
In seiner rohen Seel' entdeckt;
Doch, Lob genug! er gleichet ihnen,
Spielt, lärmt und flucht, und säuft und schreit.
O! brav! — Was fordert er? — Zu dienen!
Zwölf Thaler und ein altes Kleid. C. Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 84. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 7. April. 1836.

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Ramdohr.)

(Fortsetzung.)

Der Proceß zwischen Zimmermann und Knigge ist nun auch bei der Justiz-Canzlei zu Hannover entschieden. Das Urtheil geht dahin: Zimmermann sey zwar wohl berechtigt gewesen, Kniggens Bücher für gefährlich zu erklären, nicht aber, sich persönliche Anzüglichkeiten zu erlauben. Er sollte daher Abbitte thun und die Proceßkosten bezahlen. Werde aber Zimmermann erweisen, daß Knigge Verfasser der Unterredung des Hofenmachers mit dem Könige von Preußen, und der Geschichte des Schafkopfs sey, so erginge weiter, was Rechtens. — Da die Sache leicht per appellationem hierher kommen kann, so suspendire ich mein Urtheil über diese Urthel. Man sagt, Knigge habe Zimmermann die Abbitte erlassen und die Proceßkosten den Armen geschenkt. Einige behaupten, es sey aus Edelmuth geschehen, Andere, er fürchte sich vor dem nachgelassenen Beweise. Ich habe Zimmermann bei meiner neulichen Anwesenheit in Hannover sehr heruntergekommen vorgefunden; und zwar sowohl physisch als moralisch.

Es ist unbegreiflich! während wir den Feind vor der Thüre haben, der, wenn er eindringt, Alles nivelliren wird, streitet sich der Adel in Hannover über die Fähigkeit der Emigranten aus Holland, bei Hofe zu erscheinen! — Die Menschen sind —

Was ich Ihnen schreibe, theurer Freund, gehört nicht für das Intelligenzblatt. Es bleibt bei Ihnen und Ihren Freunden. Ich habe kürzlich die Memoires de Dumouriez gelesen. Man sagt mir, es sey bereits eine Recension darüber in der A. L. Z. erschienen, die ich aber noch nicht gelesen habe. Ich finde sie sehr interessant. Wenn auch die eine Hälfte erlogen ist, so gibt doch die andere dem Verfasser das Creditiv eines ungewöhnlichen Mannes.

Wollen Sie es mir verzeihen, bester Freund, wenn ich Ihnen gestehe, daß die Beurtheilung der Horen in der A. L. Z. mit meinem Gefühle nicht übereinkommt? Ich sehe wohl ein, dies erste Stück soll eine Art von Vorrede seyn, welche dem Publicum die Tendenz für die Zukunft geben soll. Allein ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich sehe den Plan noch nicht ein, und finde nicht, daß er sich von dem der Thalia und anderer Journale, die nicht politischen Inhalts sind, und weder für den großen Haufen, noch für Gelehrte in bestimmten Fächern geschrieben sind, unterscheide. Die Grenzen sind unbestimmt und schwankend. Schiller muß sein Publicum schlecht kennen, wenn er glaubt, daß diese Art der Behandlung auch nur dem gebildeten Theile des Publicums, welches aber nicht an anhaltendes Nachdenken gewöhnt ist, gefallen könne. Dies erste Stück hat allgemein mißfallen, und mich dünkt, nicht mit Unrecht. Die erste Epistel ist ganz hübsch, aber doch äußerst alltäglich. Wie hätte das Sujet so viel besser genutzt werden können, wenn Goethe den Charlatan seine einschmeichelnde Erzählung zugleich dazu hätte nutzen lassen, den Angaffern nützliche Lehren und stärkende Medicin beizubringen. Der zweite Aufsatz von Schiller ist, so wie alles Philosophische, was er schreibt, halbe Wahrheit auf poetischen Stelzen. Die Gespräche der Emigranten haben mir im Anfange sehr gut gefallen. Weiterhin aber spricht die Baronin wie ein Buch, und ihre Tochter wie eine Jungfermamsell. Welch' wohlerzogenes Mädchen wird mit einem Pastor über lüsterne Anekdoten scherzen! Es ist unbegreiflich, daß Goethe, der so lange in der guten Gesellschaft gelebt hat, noch immer den Tact des Schicklichen nicht erhalten kann.

Celle, 29. März 1795.

Ich kann, theure Freundin, Ihren interessanten Brief heute noch nicht beantworten. Sie sollen meine Diotima werden, und ich hoffe, ich werde vor meinen

Mitbürgern als ein Sokrates hervorgehen. Die Lehren der Kant'schen Weisheit erhalten in Ihrem Munde einen Reiz, den Reinhold und Fichte ihnen nicht geben können. Meine Bekehrung ist schon halb vollendet. Aber die selbsteigene Prüfung behalte ich mir doch noch vor, und daher nächstens noch einige Bedenklichkeiten und Zweifel!

Vor den Franzosen fürchten wir uns nun gar nicht. Wir sind sehr sicher, daß sie nicht zu uns kommen werden. Die Preußen bieten ihnen die Spitze, und mit diesen werden sie sich in keine Feldschlacht einlassen. Ohnehin sichern uns die ostfriesischen Moräste und ein ausgehungertes Land. Dagegen aber leiden wir doch schon unmittelbar von den Folgen des Krieges. Wir haben alle englischen leichten Truppen hier, mit allen Folgen, welche solche ungebetene Gäste mit sich führen. Der Landmann wird durch Fuhren, Quartier, Beköstigung, die selten bezahlt wird, ruinirt. In der Stadt haben wir ein Lazareth und außerordentliche Theuerung an Lebensmitteln. Die Ehemänner wollen toll werden, weil die hübschen Figuren, das Ausländische und die vortheilhafte Uniform, ihren Weibern den Kopf verdreht. Ich freue mich sehr, daß ich hier nichts Liebes habe, ich würde par compagnie mit toll. Denn unter uns gesagt, ich bin jaloux wie ein Tiger!

Celle, 18. April 1795.

Ich bin weit entfernt, Kantens Verdienste zu verkennen. Ihm sind wir es schuldig, daß wir wieder zum Studio unserer ersten Gründe des Wissens und Erkennens, zum Versuchen, die ersten und wichtigsten Wahrheiten zu ergründen, zurückgekehrt sind. Ihm verdanken wir, daß ein unbestimmter, und seiner Unbestimmtheit wegen höchst gefährlicher Grundsatz der Moral näher beleuchtet, und für unzulänglich erkannt ist. Nur lassen Sie uns dieses Verdienst nicht zu hoch anschlagen, und uns hauptsächlich wohl hüten, kein: Er hat's gefunden! über Dinge auszurufen, die der Bestimmung des Menschen nach nie gefunden werden sollen, und seiner Einrichtung nach nicht gefunden werden können.

Ich gehe leicht über Kantens Verdienste als eigentlicher Metaphysiker, als Verfasser der Kritik der reinen Vernunft weg. Es ist nöthig, daß die Dinge, welche darin untersucht werden, stets ein Gegenstand unserer Forschung bleiben. Nicht weil an den Resultaten der Menschheit irgend etwas gelegen wäre, sondern weil an der Beschäftigung, an der Uebung selbst, dem menschlichen Geiste bei seiner nützlicheren Anwendung sehr viel liegt. Der Metaphykesir ist der Athlet, der vorexercirende Flügelmann, der Tanzmeister im Denken. Er muß seine Künste treiben, und Andere darin anführen, damit der Philosoph, der räsonnirende Denker, an Gründlichkeit und Abstractionsgabe gewöhnt werde. Unter Nationen, die keine Metaphysik treiben, wird sich bald Oberflächlichkeit in allen Untersuchungen über Gegenstände der Philosophie des praktischen Lebens einschleichen. Dies hat sich bei den Engländern und bei uns in der Periode, worin unsere populären Philosophen ihnen gefolgt sind, hinlänglich gezeigt. Außerdem gleicht die Metaphysik der Alchymie; sie findet nicht dasjenige, was sie sucht, aber doch nebenher etwas sehr Schätzbares, wäre es auch nur das: daß Wahrheit allein für Gott, der Trieb, Wahrheit zu suchen, für den Menschen ist.

Gesetzt, diese Art, wie ich die Metaphysik beurtheile, wäre auch an sich falsch, so ist sie doch für mich die angemessenste. Ich kann sie in meiner Lage nicht brauchen, und doch halte ich sie für nützlich. Wenn ich je Curator einer Universität würde, ich würde einen Metaphysiker darauf haben müssen, so gut wie einer zu haben wäre. Er wäre das Salz meines Musensitzes, damit die Musensöhne nicht dumm würden; aber ich würde nicht wünschen, daß sich die Menschen daran satt essen sollten. Denn das Uebersalzte thut auch nicht gut.

(Fortsetzung folgt.)

Die Literatur, schönen Künste, Wissenschaften und der Gewerbfleiß der Chinesen.

Die chinesische Literatur ist unbezweifelt die erste in Asien wegen der Menge, der Wichtigkeit und Aechtheit ihrer Denkmäler. Die classischen Werke, welche man King nennt, reichen in ein sehr hohes Alter hinauf. Die Philosophen der Schule des Confucius haben sie zur Grundlage ihrer Arbeiten über Moral und Politik gemacht. Die Geschichte war immer ein beachteter Gegenstand der Chinesen, und ihre Jahrbücher bilden das vollständigste und zusammenhängendste Werk, wie es überhaupt nur in einer Sprache vorhanden ist. Die üblichen Bemerkungen haben der Beredtsamkeit und Philosophie ein weites Feld eröffnet. Die Literaturgeschichte, die Kritik der Texte und die Biographie bilden eine Menge Werke, die wegen der Ordnung und Regelmäßigkeit merkwürdig sind. Die Chinesen haben viele Uebersetzungen aus Sanskritwerken über Religion und Metaphysik. Die Gebildeten pflegen die Dichtkunst, die bei ihnen dem Reime und dem Versmaße streng unterworfen ist; sie haben lyrische, erzählende und vor Allem beschreibende Gedichte, Theaterstücke, Sittenromane und Zaubermährchen. Auch haben die Chinesen eine große Menge allgemeine und besondere Uebersichtswerke, Bibliotheken und Encyklopädieen, und in dem letzten Jahrhundert begann der Druck einer Sammlung von ausgezeichneten Werken in 180,000 Bänden. Anmerkungen, Randbemerkungen, Erläuterungen, Inhaltsverzeichnisse, Materienregister lassen den gesuchten Gegenstand leicht auffinden. Die Chinesen haben ausgezeichnete Wörterbücher, in denen alle ihre Schriftzeichen und alle Wörter ihrer Sprache mit der größten Sorgfalt und sehr regelmäßiger Folge erläutert sind. Ihre Bücher sind auf Seidenpapier gedruckt, und da dieses so außerordentlich

fein ist, so kann es nur auf einer Seite bedruckt werden. Die einzelnen Abtheilungen sind gesondert, mit Seiten- und Capitelzahlen versehen; kurz es gibt selbst in Europa kein Volk, bei dem man so viele, so gute, so zweckmäßig eingerichtete und so billige Bücher fände.

Die Geographie ist bei den Chinesen schon in dem höchsten Alterthume ausgebildet worden; dieses beweist die Reisebeschreibung im Schuking, fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung; doch haben ihre sonst so schätzenswerthe Charten keine Graduirung. Die Jesuiten haben eine neue Reichscharte auf Befehl des Kaisers Kanghi vom Jahre 1707 bis 1715 aufgenommen, von der eine neue verbesserte Ausgabe in 104 Blättern auf Befehl des Kaisers Khienlung unter Leitung der Missionäre im Jahre 1760 herauskam. Die Reichsgeographie enthält 260 Quartbände mit Plänen und Charten; sie umfaßt Alles: Topographie, Hydrographie, die Beschreibungen von Denkmälern und Alterthümern, naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten, Gewerbfleiß, Erzeugnisse, Handel, Ackerbau, Regierungsform, Bevölkerung, allgemeine Geschichte, Lebensbeschreibungen und Bücherkunde. Die Astronomie ward zwar bei den Chinesen stets geachtet, hat aber nur sehr untergeordnete Fortschritte gemacht. Ihre Kenntnisse der Mathematik scheinen sehr beschränkt; sie haben das Decimalsystem oder Zehnthum und führen alle arithmetischen Rechnungen sehr schnell auf einem Zahlenbrete aus, wie es auch in Rußland gebraucht wird. Ihre Taktik ist klug berechnet und hat selbst die Aufmerksamkeit einiger Generale aus der Schule Friedrich's des Großen auf sich gezogen; aber ihr Geschütz ist schlecht, ihre Flinten ebenfalls, und ihr Pulver taugt nichts, obschon sie die Verfertigung desselben, so wie die Kunst der Feuerwerke, lange vor uns kannten. Die Medicin ist bei den Chinesen mit abergläubischen Uebungen verbunden und auf eine durchaus nichtige Theorie gegründet. Ihre Pharmakopoie ist sehr reich und sie haben sehr gute medicinisch-naturgeschichtliche Bücher mit Pflanzenabbildungen, die uns sehr nützlich seyn können. Wie bei uns im Mittelalter, so bearbeiten bei ihnen nur Aerzte die Naturgeschichte. Die zeichnenden Künste sind bei den Chinesen nur mangelhaft ausgebildet; sie wenden keine Perspective an, und malen nur Pflanzen, Blumen, Häuser, Schiffe, kurz nur Gegenstände aus der leblosen Natur mit einigem Erfolge. Ihre Bildhauerkunst zeichnet sich nur durch eine höchst sorgfältige Feinheit aus. Auch in Holz schneiden sie mit bewundernswürdiger Feinheit. Ihrer Baukunst fehlt es weder an Großartigkeit noch Gefälligkeit. Ueberhaupt sind die schönen Farben, mit denen sie ihre Gebäude verzieren, von verführerischer Wirkung. Die Pracht, von Privatgebäuden ausgeschlossen, wird nur bei öffentlichen Denkmälern angewandt, wie z. B. bei den Kaiserpalästen, den Tempeln, Thürmen, Triumphbogen, Wällen und Stadtthoren. Die Brücken, Canäle, die Quais, vorzüglich die Dämme, welche die Wasser des gelben Flusses einschränken, sind Werke eines vollendeten und auf Gegenstände von größter Nützlichkeit angewandten Kunstsinnes. Die Gartenkunst hat bei den Chinesen gleichfalls eine hohe Stufe erreicht. Der chinesischen Tonkunst, die auf ein sehr zusammengesetztes System begründet ist, fehlt es, nach dem Urtheile der Europäer, an Harmonie und Melodie. — Der chinesische Erwerbfleiß ist in allen Erzeugnissen für die Bedürfnisse und die Bequemlichkeit des Lebens bewundernswerth. Der Seidenbau und die Verwendung der Seide zu Stoffen war ihnen sehr früh bekannt; ihre Porcellainarbeiten haben eine so hohe Vollendung, wie sie in Europa erst seit einigen Jahren erreicht wurde. Den Bambus gebrauchen sie zu tausend verschiedenen Dingen; ihre Baumwollenzeuge sind in der ganzen Welt berühmt. Ihr Hausgeräth, ihre Vasen, ihre Werkzeuge und Geräthe aller Art sind merkwürdig wegen ihrer Dauerhaftigkeit und haben so sinnreiche Einfachheit, daß sie häufig Nachahmung verdienen. Seit undenklicher Zeit verstehen sie Metall zu bearbeiten, Tonwerke zu fertigen und harte Steine zu schneiden und zu poliren. Die Holzschneidekunst und der Stereotypdruck reichen bis in das zehnte Jahrhundert. Ihre Stickereien, Malereien, ihre Firniß- und Elfenbeinarbeiten sind ausgezeichnet; ihre Fächer werden überall bewundert, ihre Drahtgeflechte sind äußerst schön, ihre künstlichen Blumen sind noch unübertroffen und den Gebrauch der Papiertapeten verdanken wir ihnen. Mehrere ihrer Kunsterzeugnisse, wie z. B. die lebendige und unauslöschliche Farbengebung, ihr feines und dabei sehr festes Papier, ihre Tinte und eine Menge anderer Gegenstände, die Geduld, Sorgfalt und Gewandtheit erfordern, werden nur unvollkommen in Europa nachgeahmt. Sie machen gern Abbildungen von ausländischen Gegenständen und ahmen sie mit sorgfältiger Genauigkeit und Treue nach.

v. L.

Erste Liebe.

Erste Liebe gleicht dem Felsen,
Hochgethürmt im Meeresstrand;
Wellen brausen, Wellen schlagen
Sein Gestein mit kalter Hand.

Doch zur goldnen Sonne blicket
Kühn des Felses Silberknauf,
Wenn die Wellen, bald zerstiebend,
Weiter zieh'n im Meereslauf. —

Meines Lebens helle Sonne
Bleibt des Herzens erste Wahl;
Wenn des Lebens Stürme toben,
Trink' ich ewig ihren Strahl.

Sturm des Lebens, du wirst fliehen,
Erste Liebe nicht vergeh'n!
Sturm des Lebens, du wirst schwinden,
Erste Liebe wird besteh'n!

K. ß.. sky.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 29. Februar 1836.

Brände und Brandschaden, sammt der engl. Dampffeuerspritze und etwas von Leuten, die Gras wachsen hören. Policeiliche Aufsicht. Spitzbuben. Selbstmörder. Eisenbahn. Hr. Beurmann bedeutend blamirt.

Vom 1. October 1834 bis dahin 1835 sind in Berlin 21 größere und 26 Schornstein- und andere Brände und noch 3 Brände außerhalb des Weichbildes der Stadt entstanden, wofür die Feuer-Societät als Brandentschädigung die Summe von 28,093 Rthlr. 2 Sgr. 2 Pf. zu zahlen gehabt hat. Der bedeutendste Brand darunter war im sogenannten englischen Hause, denn der große Brand der Kupsch'schen Zuckersiederei fällt in eine spätere Zeit.

Bei diesem Brande war zuerst die in England angekaufte Dampffeuerspritze in Anwendung gebracht worden. Die Voß'sche Zeitung, in der vielfältig Aufsätze von Verfassern stehen, welche Gras wachsen hören, hatte über die Wirksamkeit dieser Dampfeuerspritze viel gefalbadert. Der Policeipräsident Gerlach hat in einem Stück der nämlichen Zeitung alle die falschen Angaben berichtigt, und dadurch — was hier Vielen sehr willkommen gewesen — einen Beweis geliefert, wie unzuverlässig oft solche Zeitungsartikel sind.

Nach amtlichen Nachrichten stehen hier mehr als 6000 Personen unter policeilicher Aufsicht; man kann daher annehmen, daß wenigstens noch 12,000 gleicher Controle unterworfen seyn sollten; es ist daher noch immer zu bewundern, daß bei einer Bevölkerung von 247,336 Seelen, das Militär nicht mitgerechnet, noch so wenige Frevel verübt werden. Wenn man sich auch täglich an dem Eigenthum Andrer vergreift, so bleibt doch mit wenigen Ausnahmen, das Leben unangetastet. Desto mehr hört man dagegen von Selbstmorden. — Die Criminaljustiz hat sich ein großes Verdienst durch die Ermittelung und Habhaftwerdung einer großen Diebesbande, die umher verstreut war, und ihren Centralpunct in Polen hatte, erworben. Die Zahl dieser verschmitzten und in allen Ränken geübten Diebesbande beläuft sich — horribile dictu! — auf 300.

Die Eisenbahn von Berlin nach Potsdam, oder vielmehr das Project zu solcher bot reichen Stoff zur Unterhaltung. Anfänglich war nur eine Stimme zu Gunsten dieses Unternehmens, man sah sich schon im Geiste in der schönen Jahreszeit nach höchstens einer halben Stunde nach Potsdam, in die anmuthigen Umgebungen, nach Sanssouci, dem russischen Dorfe und von dort nach der lieblichen Pfaueninsel versetzt. Jetzt hat sich dieser Enthusiasmus sehr abgekühlt, man hegt für die Unternehmer, da ein Paar, die das Vertrauen des Publicums genossen, zurückgetreten, großes Bedenken. Man hat die Bedingungen, welche die jetzigen Unternehmer dabei gemacht, näher erfahren, und sieht darin nur eine eben so mißliche und gefährliche Speculation mit den Eisenbahnactien, als wie mit spanischen Papieren. Man wünscht und erwartet, daß die Staatsbehörde eben so energisch bei dieser Sache einschreiten wird, wie — freilich etwas spät — bei den spanischen Papieren, damit das Vermögen und oft das sauer erworbene Ersparniß Vieler kein Raub von Schwindlern werde, die wenig oder gar nichts zu verlieren haben. Vor mehreren Jahren constituirte sich hier eine Societäts-Bierbrauerei auf Actien, welche vorspiegelte, daß sie bald den Rang allen hier bestehenden Brauereien ablaufen würde. Viele ließen sich täuschen; sie machte bankerott; die an der Spitze stehenden Unternehmer suchten sich bei Zeiten zu decken; die hintergangenen Actionairs verloren nicht nur ihr Capital, sondern wurden auch noch durch Contracte, welche im Namen sämmtlicher Actionärs abgeschlossen waren, in weitläuftige Processe verwickelt. Es scheint nicht zur Unzeit zu seyn, jetzt hieran zu erinnern.

Herr Beurmann hat im Phönix „Genrebilder aus Berlin" und in d. Zeitsch. Europa „vertraute Briefe über Berlin" geliefert. Hier erkennt zwar Jeder das Unrichtige und Oberflächliche dieser Schilderungen, denn um ein richtiges Urtheil über eine große und bedeutende Stadt, wie Berlin und ähnliche zu fällen, muß man sich nicht einige Tage oder Wochen darin aufgehalten und seine Notizen von Lohnlakaien oder in Conditorläden und Weinstuben eingesammelt haben, zu denen man selbst zu gelangen nicht im Stande gewesen ist; aber es verlohnte sich doch wohl der Mühe, an den Verfasser dieser vertrauten Briefe, ebenfalls einen vertrauten Brief drucken zu lassen, worin man seine Irrthümer berichtigte und ihn über seine Dreistigkeit zurückwiese, wenn er einen schlechten Witz im Wortspiel, das auf einen längst Verstorbenen gemacht worden, einem Prinzen, mit Anwendung auf einen hohen achtungswerthen Staatsmann, in den Mund legt. Vertraute Briefe kann man zwar schreiben und darin auch demjenigen, an den sie gerichtet sind, wenn er ein Einfaltspinsel ist, Manches aufbinden; wenn man sie aber veröffentlicht, so darf man nie, aus Petulanz, vergessen, was man dem Publicum schuldig ist, es sey denn, daß man ein schlechter Schauspieler, durch Lazzis und Bocksprünge, schale Eckensteherwitze u. dgl. sich mit dem Beifall der Gallerie begnügen und auf den der Logen und des Parterres Verzicht leisten wolle.

Scherz-Sphynx-Spiel.

(Fünf Sylben.)

Die ersten zwei aus grauer Vorzeit stammen,
Vereint man mit den drei letzten sie zusammen,
So nennt das Ganze mich, wie alle die mich nennen,
Die meine Zuneigung für solche Scherze kennen,
Doch laßt die dritte mich beschreiben;
So manches kleines Thier wird sich die Zeit vertreiben,
Damit mehr als manch' alter Mann,
Der nur mit der Maschin' es zwingen kann,
Die in den letzten Dreien ist enthalten
Und die man häufig hat in menschlichen Gestalten.
Wer die Charad' erräth, gehört zu meiner Gilde,
Führt auch die letzten Drei in seinem Wappenschilde.

Auflösung
des Anagramms in Nr. 66:
Rede. Erde.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 85. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 8. April. **1836.**

Geschichte der französischen Revolution von M. A. Thiers, Mitgliede der franz. Akademie, Deputirten und Minister des Innern. Deutsch bearbeitet von F. Philippi. Erste Liefer. (mit einer Abbildung) gr. 8. 80 S. Zweite Liefer. (mit einer Abbildung) 81—160 S. Dritte und vierte Liefer. (mit zwei Abbildungen) 161—318 S. eleg. br. Leipzig, 1836. In Commission bei Georg Wigand.

Unsere Literatur füllt sich immer mehr und mehr mit Revolutionsgeschichten. Es scheint eine kleine Manie unter die Schriftsteller gefahren zu seyn, Revolutionen zu schaffen — versteht sich auf dem Papiere — und von allen Orten und Seiten kommen nun Ankündigungen von Revolutionsgeschichten, daß man von ihnen ordentlicher Weise überfluthet wird, und selbst mit zur Revolution werden möchte, um nur der fremden Revolutionen los zu werden. Die friedlichsten Schriftstellergemüther sind von der Revolutionen-Macherei nicht frei geblieben; ja selbst Leopold Schefer, dieser Hierophant des innersten Gemüths- und Seelenwesens, dieser Esoteriker in der Schule des Lebens und der Welt, der seine Feder zum magischen Zauberstabe wie zur frommen Jacobsleiter gemacht hat, liefert uns in seiner Erzählung: „das Weihnachtsfest zu Rom" (s. die Unterhaltungsbl. „Unseres Planeten" von d. Jahre) ein Revolutionsbild. Es ist zwar nicht wie die anderen Revolutionsbilder politischer Art, es handelt sich in ihm nicht um einen weltlichen Thron, nicht um das Haupt eines schwachen Menschen, welcher König heißt, nicht um den Hals eines Weibes, das des Königs Krone theilt, nicht um den Nothschrei eines wüthenden Volkes, sondern um einen geistlichen, um den Papst-Thron, um eine Menschheits- und Weltangelegenheit, um eine von Natur und Religion geheiligte Einsetzung, um die Ehe, die Gregor VII. den Priestern abdrängte, um diese von der Menschheit wegzudrängen und sich zuzudrängen. Die Beschreibung des Kampfes, unter welchem dieser papistisch-politische Streich vor den Augen der päpstlichen Erz- und Musterbuhlerin und Stifterin aller Hetären-Spelunken unter der Christenheit, der Gräfin Mathilde, geschah, ist, trotz aller außergeschichtlichen, psychologisch- und humanistisch-religiösen, originell-belletristischen Ausschmückungen durch bekannte Meisterhand, ein Revolutionsbild. Denn was macht es wohl für einen Unterschied, ob der Schauplatz einer umwälzenden Handlung eine Hof- oder Engelsburg, ein mit Sanscülotten erfüllter Markt oder eine mit Priestern und Christmetten feiernden Weibern besetzte Kirche ist? Was thut es für Eintrag, ob statt zehn mehr oder weniger richtiger Data und Facta eines gegeben wird oder diesem einen neun poetische Wahrheiten und Schönheiten, so wie zehn blitzhelle Gedanken über menschliches Streben und Ringen beigefügt werden? Es bleibt dennoch ein historisches Bild, und die Frage ist leicht zu beantworten, ob dem prosaisch-historischen oder dem poetisch-historischen Werke der größere Ertrag entschöpft werden könne. Freilich wissen nicht Alle den Krug zu füllen.

Ohne eine Parallele zu beabsichtigen, kehren wir von unserer Abschweifung zurück — zur französischen Revolution, die als ein instar omnium betrachtet wird, und darum in Frankreich und Deutschland mehr als ein Dutzend Behandlungen, Bearbeitungen, Uebersetzungen und andere Schriftstellermanipulationen erfahren hat und erfährt. Merkwürdig ist es, daß sich Männer mit der Erzählung dieser Weltbegebenheit befassen, deren Namen hoch obenan stehen unter den Mächtigen und Vielvermögenden des Staates, wie unter den ersten Zierden der Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Wer sollte nicht auch dadurch auf den Gedanken geleitet und in demselben befestigt werden: daß jene Weltbegebenheit bei Weitem ihre providentielle Absicht noch nicht erreicht hat, und es in dem Willen der Weltregierung ruht, daß die Folgen derselben noch weit in die Zukunft verspürt werden, bis sie von einer anderen ähnlichen vulcanischen Eruption des Menschengeistes abgelöst und ihrer Mission entbunden wird.

Die vorliegende Geschichte der französischen Revolution, verfaßt von einem Manne, dessen Name zu den bekanntesten in der jetzigen politischen Geschichte gehört, überzeugt gleich Jedermann von vornherein, daß nichts Gemeines, vielmehr höchst

Beachtenswerthes geboten wird. Neben einer reinpragmatischen Darstellung, die Ursache und Wirkung stets im Auge behält, überall Begebenheit mit Begebenheit auf das Innigste verbindet, nirgend eine Lücke, einen Zwischenraum läßt und ein vollkommenes Gebäude aufführt, die den Vulcan nach seinem äußeren Erscheinen und nach seiner inneren Construction in alle seine Bestandtheile vor unseren Augen auflös't oder ihn vielmehr aus diesen Theilen von tiefstem Grund aus aufbaut — neben einer solchen pragmatischen Darstellung erheben sich als Vorzüge einer kritischen Sichtung aller Ereignisse nicht nur, sondern auch aller im Spiele seyenden persönlichen Verhältnisse und Interessen, eine Menge neuer und nicht unwichtiger Aufschlüsse und vor allem Uebrigen ein mit den Schlangenwindungen des politischen Treibens bekannter über dem Ganzen dominirender Geist. Diesen letzteren möchten wir als den größten Vorzug des Werkes geltend machen. Er erhebt es, wenn nicht über alle, doch über die meisten gleichzeitigen französischen und deutschen Revolutionsgeschichten und weiht den Gelehrten wie den Laien am Besten zu einem durchdringenden Verständniß.

Es ist interessant, Hrn. M. A. Thiers selbst seine Geschichte bevorworten zu hören, weßhalb mir den Raum hier nicht sparen wollen, um unsern Lesern dieses Vergnügen zu verschaffen und ihnen zugleich einen Beweis für unser eben ausgesprochenes günstiges Urtheil vor Augen zu legen. Herr Thiers sagt:

„Ich beginne die Geschichte einer denkwürdigen Revolution, welche die menschliche Gesellschaft in ihren Grundtiefen erschütterte und sie noch heute spaltet. Nicht fremd sind mir die Schwierigkeiten dieses Unternehmens; denn Leidenschaften, welche man unter dem Einflusse militärischer Gewaltherrschaft längst gänzlich erstickt glaubte, flammen jetzt neu wieder auf. Wie mit einem Male fühlen Männer, bereits niedergedrückt von Jahren und von Mühen, wiederum Regungen in sich erwachen, welche schon erloschen zu seyn schienen, und theilen sie uns, ihren Söhnen, ihren Erben, mit. Aber, wie sehr uns auch obliegt, ihre Sache zu vertheidigen, ihre Handlungen haben wir nicht zu vertreten; denn die Freiheit ist wohl zu trennen von ihren guten und schlechten Dienern, und wir dürfen uns nur mit Vorsicht des Vortheils bedienen, jene greisen Männer zu hören und zu beobachten, die, noch trunken von Erinnerungen, tief bewegt von unauslöschlichen Eindrücken, uns den Geist und Charakter der Parteien offenbaren und sie begreifen lehren. Vielleicht ist der Augenblick, wo die Handelnden von der Bühne abtreten, für die Geschichtschreibung der günstigste; wir können die Zeugen abhören, ohne ihre Leidenschaften zu theilen."

„Wie dem aber auch sey, ich habe männlich jede Regung des Hasses in mir niedergekämpft; ich habe mich abwechselnd persönlich in jegliche Lage gedacht, — wie ich, unter dem Strohdache geboren und von einem würdigen Ehrgeize beseelt, durch Thaten erringen würde, was die stolze Anmaßung höherer Classen mir widerrechtlich verweigert; oder — wie ich im Palaste auferzogen, uralter Vorrechte begünstigter Erbe, nur mit tiefem Schmerz auf einen Besitz verzichten möchte, welchen ich als mein rechtmäßiges Eigenthum betrachte. Von diesem Augenblicke an konnte nichts mich mehr irren; ich beklagte die Kämpfenden und neigte mich bewundernd nur vor den wahrhaft erhabenen Geistern." —

Die vorliegenden vier Lieferungen umfassen in eilf Capiteln die Zeit vor und von der Thronbesteigung Ludwig's XVI. und enden mit dem 20. Juni 1792, mit dem Aufstand der Vorstädte und den Auftritten in den Gemächern der Tuilerieen, weder etwas Großes, noch etwas Kleines von Einfluß übergehend, noch vergessend, es mit den geeigneten Zügen in die Reihe der Zeichnungen einzurangiren. Fast überall erscheint die geübteste, von der trefflichsten Berechnungsgabe geleitete und in bester Schule gebildete Hand.

Von der deutschen Bearbeitung von einem durch Herausgabe geschichtlicher Werke bekannten Mann läßt sich im Allgemeinen rühmen, daß sie sehr gut ist, obgleich wir gestehen, daß uns eine eigentliche Uebersetzung (oder wäre vielleicht Bearbeitung ein bloßer modischer Euphemismus für Uebersetzung?) hier eben so lieb gewesen wäre; denn einer so lautern Quelle entschöpft man gern so nah und unmittelbar als möglich. Das ganze Werk erscheint in 30 und einigen Lieferungen, deren jede, geziert mit einer, wie die vorliegenden Proben bezeugen und versprechen, hinreichend guten Zeichnung einer denkwürdigen Scene aus der Revolutionszeit, 6 Groschen kostet. Wir hoffen, daß das Werk einen schnellen und raschen Fortgang haben möge und werden nicht anstehen, deren Erscheinen zu seiner Zeit anzuzeigen. E. v. Hagen.

Gedichte von Friedrich Niemann. Magdeburg, 1836. 13 Bogen.

Der vor mir liegende Band hat einen recht schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht; ich erkenne daraus einen jungen Dichter, der Beruf und schönes Talent hat, dem aber keine Freundeshand zur Seite war, als er seine Blumen zum Kranze vereinigte, denn neben duftenden Rosen und Hyecinthen wächst geruch- und farbloses Wucherkraut, und umschlingt die duftenden Blumen nach Art der Schmarotzerpflanzen. Warum mußte so manches Gedicht, das nur Werth für Einzelne hat, dem ganzen Publicum übergeben werden? wozu die Epigramme und Reime aus Gedenkbüchern? Dergleichen Sachen sind dem Augenblicke geweiht, und gehören nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit. Es thut mir um so weher, diesen Tadel aussprechen zu müssen, als ich den Verfasser zu meinen Freunden zähle; er wird aber daraus sehen, wie unparteiisch ich seine Gedichte durchlas, und daß die Kritik von der Freundschaft abstrahirte.

Der Dichter bildet nach dem vorliegenden Bande ein Justemilieu zwischen der Poesie des vorigen Jahrhunderts und der jetzigen, wenigstens stehen friedlich Oden im antiken Versmaße neben frischen kräftigen Liedern der Jetztwelt. Die Oden sind meistens Speculationen aus der Natur, so wie etwa die Matthisson'schen, — und beweisen, daß der Dichter den Horaz mit Liebe gelesen und verstanden hat. Das bekannte „Beatus ille, qui procul negotiis' u. s. w. findet in den Oden häufigen Anklang durch die Erinnerungen an die Schönheit des Landlebens, welchem der Verf. manches schöne Bild verdankt, z. B. S. 11:

Ein freundlich Gärtchen, welches im Veilchenduft,
Wie Paradiesesweh'n mir entgegenlacht,
Des klaren Quells geschwätzig Rauschen,
Welches natürlicher spricht als Menschen.

Die grüne Laube, die von Jasmin umblüht
Mir lieblicher, als Polster den Mächtigen,
Zu ruhn im Arme der Geliebten,
Winkt nach ermüdender Last des Tages.
U. s. w.

Neben solch' schönen Gebilden findet sich aber auch manches Alltägliche und Matte; überhaupt passen solche Versmaße nicht für deutsche Gedichte. Ein Lied, wie der Verf. so manche singt, sind mir lieber als alle Platen'schen Ghaselen und Oden, in denen ein kalter Grabesschauer der Vorwelt weht, und die nicht zum Herzen sprechen. Wie ganz anders spricht unser Uhland:

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Liede frei!

So soll der Dichter singen, aber nicht seine heiligsten Gefühle in kalte gekünstelte Versmaße zwängen, wie in eine Officiersuniform.

Von den Epigrammen und Gedenkblättern habe ich schon oben gesprochen; sie bilden den schwächsten Theil im ganzen Buche.

Die Lieder aber allein machen den Verf. zum Dichter, und zeugen von seinem Talente. Wie innig gefühlt ist z. B. S. 149:

Das Gebet.

Eines Tags, als ich in lauter
Liedern lebte, still und klar,
Und nach gut vollbrachtem Tagwerk
Unaussprechlich glücklich war,

War es mir, als müßt' ich beten,
Hoch zum Sternenzelt empor;
Unbewußt drang Wunsch und Seufzer
Aus der vollen Brust hervor.

Heiß, wie nie, hab' ich gebetet,
Und nicht Ein Wort sprach ich noch,
Doch, mein Gott, ich weiß, Du hörtest,
Du verstandest mich ja doch.

Ferner S. 154:

An mein Herz.

Du hast geschwärmt in jungen Tagen,
So heiß und glühend, wie ein Herz,
Du hattest manches Glück zu tragen,
Und zu bestehn so manchen Schmerz.

Du hast gefunden süße Augen
Und liebend Dich versenkt darein,
Um Deine Lieder d'raus zu saugen,
Und selig wie ein Gott zu seyn.

Du hast sie heiß und voll gesungen,
Und flohn sie treulos dann von Dir,
So ist Dein Schwanenlied erklungen,
Und Deine Schmerzen gabst Du mir.

Im Buch erinn'rungssüßer Lieder
Da steht verzeichnet all' Dein Schmerz:
Du blickst hinein, und lebst ihn wieder —
Was willst Du mehr, mein stilles Herz?

Von dem Gedichte „an Hulda" S. 179 ist namentlich sehr zart der letzte Vers:

Und hätt' auch eine Wolke
Dir nur verscheucht mein Lied,
Ich hätte dann gesungen
Mein allerschönstes Lied.

Unter den übrigen Liedern sind noch besonders zu nennen: Kindheitsträume — das Lied vom Kaiser — an meine Mutter — Trennung — das blasse Liebchen — der Wandrer — Todesmahnung — Wiederfinden — verlorne Liebe — mein Licht — Gesangesleben und noch manches andre hübsche Lied. Doch hätte auch hier eine sorgfältigere Sonderung des minder Guten vom Besseren statt finden sollen. — Druck und Ausstattung sind lobenswerth, und das Buch wird viele Leser finden. H. H.

Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Ed. Schenk ꝛc. Leipzig, Brockhaus. 1835. XLVI und 594 S. Lex. 8.

Auf des Hrn. Brockhaus Auftrag muß Schenk dem bekannten dramatischen Dichter, der bekanntlich die Backen etwas zu voll Lyrik nahm und dadurch den annehmlichen und angenehmen Habitus verlor, die Honneurs machen. Man merkt's demselben an, daß sie bestellt sind. Da man nichts als das Bekannte, überall Ausstehende (den dramatischen Leistungen sind, ziemlich chaotisch, allerlei Beer'sche Gedichte beigegeben) in dem neuen Buche findet, so hat es für Welt und Literatur keinen Nutzen und verdient nur als kaufmännische Speculation geachtet zu werden. Schade nur, daß das Publicum nicht so eitig ist, dieselbe mit vier Thalern zu honoriren.

Die Familie Walldorf. Historischer Roman aus den Jahren 1813 bis 1815 von C. G. Meerfels. Magdeburg, Verlag von Eduard Bühler. 1835. 8. 324 S.

Schade um den mit recht gutem Willen, leidlichem Erzählungstalent, vieler Geduld und Ausdauer, besonders aber mit außerordentlichem preußisch-deutschen Patriotismus verfaßten Roman, daß er gerade um 20 Jahre zu spät kommt. Jetzt fordert man etwas Anderes von einem historischen Roman, als eine Pfarrer- und Kaufmannsfamilien-Geschichte, verwebt in das wunderliche Drama: Befreiungskampf, das man, eben wegen seiner Wunderlichkeit, nicht gern mehr ansieht; jetzt fordert man etwas Anderes von einem Romane, als ein Darstellen alltäglicher Lebensverhältnisse, ohne Spuren von Originalität und Erfindungskraft, ohne Gedanken, die neu sind oder wenigstens neu erscheinen, ohne eine Sprache, die über die gewöhnliche Prosa des Lebens sich erhebt und nach Anderem duftet, als nach Lavendelöl und Thymian. Doch zweifeln wir nicht, daß es noch einfache herzige Menschen gibt, die dem einfach-herzigen Meerfels (warum nicht lieber Bachstein?) für seinen „Roman" dankbar die Hände drücken. E. v. Hagen.

Literarischer Beobachter.

[Verbot.] In Baiern wurden verboten: Spazier, „Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich" (Stuttgart, 1835); „Handbuch des Anstandes und der feinen Sitten, zur Selbstbildung für Deutschlands Jugend beiderlei Geschlechts;" Kottenkamp, „Antimenzel ꝛc.;" „Zehentbüchlein oder gemeinfaßliche Darstellung, die Kleinzehentrechte betreffend." Sachsen hat Beschlag gelegt nicht nur auf Gercke's gegenwärtige und zukünftige Schriften, sondern will auch nicht, daß Heinrich Heine als Dichter und Schriftsteller erkannt werde, weder jetzt noch in alle Ewigkeit. Bon! Das ist ein Triumph für alle Schlafrock-, Perrücken- und Beutelschneiderpoesie!

[Nork.] Dieser seine Volksgenossen aus Rache darüber, daß sie ihn in seiner Vaterstadt Prag aus jeder anständigen Gesellschaft ausgeschlossen, fort und fort angreifende Hr. Seligmann Kohn hat wiederum zu Tage gefördert: „Der staatspapierende Milchjude, oder Leben und Treiben der Vornehmen in Israel. Ein Zeitbild vom Verfasser des jüd. Gil Blas (Meißen, Goedsche)." Wie kann Hr. Kohn über das Leben und Treiben der vornehmen Juden schreiben, da auch die Niedrigen unter denselben sich von ihm schon längst abwendeten! Wozu auch einen Menschen dulden, der seinen Lehrer einst bepasquillte mit dem plumpen Schimpf: „Hier sitzt ein Esel!"

[Krieg.] Ein W. Tell schrieb in zwei Auflagen: „Die Juden dürfen und können in christlichen Länder keine bürgerliche Gleichstellung erlangen," und (durch dieselbe, die Schmidt'- und v. Cossel'sche Rathsbuchhandlung in Wismar) antwortete Jeanne d'Arc: „Triumph! Eine Siegeshymne gegen Tell, den Judenfeind." — Traurige Zerfallenheit!

[Aufgemerkt!] Von dem Verf. des Legitimen, des Virey ꝛc., dessen Incognito so glanzvoll, erscheint zur Ostermesse der 4. und 5. Band der Lebensbilder aus den beiden Hemisphären (im Verlage von Schultheß in Zürich). Ein drittes größeres Werk desselben namenlos Berühmten, durch Einheit der leitenden Idee, die mit dem Legitimen und dem Virey begonnene Trilogie vervollständigend, ist im Manuscript vollendet.

[Schweizerischer Merkur.] Das 8. Heft dieser bereits in d. Bl. gewürdigten und gelobten lobenswerthen Zeitschrift (Burgdorf, bei Langlois, Leipzig, Köhler) gibt eine interessante Erzählung: „Drei Tage Gefangenschaft im Hauptquartiere des spanischen Prätendenten," von einem Schweizer. Ein weitgereis'ter, welterfahrener Mann, lebendige Darstellung mit klaren Anschauungsvermögen verbindend thut sich darin als Verf. kund und fesselt die Aufmerksamkeit des Lesenden mit den festesten Banden. So fährt demnach diese Monatsschrift fort, ihrem Versprechen und ihrem Anfange treu zu seyn, Interessantes mit Nationalem zu verbinden.

[H. Heine.] Dieser Antipode des edlen Börne, der in Paris gegen einen russ. Staatsbeamten, dem er sich aufdrang, bemerkte, daß er seine Brüder, einen „eingefleischten Russen und dito Oesterreicher," beneide, weil er die allerfatalste Carriere, die eines Mannes der Aufregung, betreten habe, und leider! darauf fortschreiten müsse, soll sich, zeitschriftlichen Nachrichten zufolge, gegen seine Freunde in Deutschland geäußert haben: „er wünsche um jeden Preis sich mit den Regierungen auszusöhnen." Was gilt's: H. H. speculirt auf eine Censorstelle!

[Enthusiasmus.] In London wurde jüngst das Original-Manuscript von W. Scott's „Guy-Mannering" um 1872 Frcs. und das des Klosters von demselben Dichter um 1280 Frcs. verkauft.

[Spindler.] Er bringt einen neuen Roman: Boa Constrictor zu Tage, dessen Held am Ende Alles in den Orcus herabzieht. Man kennt übrigens die vortreffliche und lockende Schreibart des Verfassers.

[Bibliothek von Paris.] Diese königl. Bibliothek enthält nach neuen Angaben (v. 1835) 800,000 gedruckte Bände, 100,000 Handschriften und eine Million historischer Documente und Actenstücke. Jährlich erhält sie im Durchschnitt einen Zuwachs von 15,000 Bänden, die Broschüren ungerechnet.

[Goethe.] Dieses Dichters Meisterwerk „Faust," welches die Engländer bereits in sieben Uebersetzungen besitzen, ist jetzt zum vierten Male von Gérard in's Französische übersetzt worden.

[Faules Obst in den liter. Unterhaltungsblättern.] Die genannten und hinlänglich bekannten liter. Blätter (78—80.) enthalten wiederum einen Ausfall gegen Börne, und zwar dießmal von einem so einfältigen und (nach dem Horazischen: „Nos numerus sumus") mit 57 bezeichneten Menschen, daß man sein mühsam zusammengehaspeltes Geplärre, in dem die jämmerlichste und allseitigste Ignoranz sich zeigt, zu einer wirksamen Lachcur allen Hypochondristen empfehlen kann. Dabei hat sich der lächerliche Tropf, gleich bösen Winden, Stellen, wie die folgende entschlüpfen lassen: „— deutsche Noblesse, die an ihrer eigenen Erbärmlichkeit zu Grunde gehen wird, und nur gelegentlichen Spott, nicht aber systematische Bekämpfung verdient." Es wird diesem ungeschlachten Recensenten noch ganz besonders der Kopf gewaschen werden. Einstweilen dieses Sonett für ihn:

An Börne.

O edler Mann, der Du Titanenkräfte
Mit Liebe zu dem Vaterland verwobst,
Und darum nur der Fremde Ruhm erhobst,
Daß sich erfrischen sollten Deutschlands Säfte!

O großer Mann! in müßigem Geschäfte
Wird jetzt an Dir zum kleinen Stöcker Jobst
Ein —-Recensent, genannt Herr —st,
Nicht werth, daß sich Dein Speichel an ihn hefte.

O theurer Mann! Dir flammen tausend Kerzen
Der Lieb' in tausend, abertausend Herzen,
Und Deutschland ist für Hochsinn nicht verwais't.

Es läßt darum den ekel-kleinen Geist,
Der sich als Sumpf und Kothnatur erwiesen,
Nichts als — sein Brockhaus-Honorar genießen.

E. v. Hagen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 86. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 9. April. **1836.**

Ein Bruchstück aus Alexander Dumas' musikalischen Leiden und Freuden in Italien.

Ein Mensch aus dem Norden, der noch keine Stürme im Süden gesehen, kann sich kaum einen Begriff davon machen. Zwei solcher Orkane hatten uns schon ihre Riesenkraft kennen gelehrt: der eine zerschmetterte fünf Schiffe in unserer Nähe; der Andere riß einen Theil der Vorstädte Messinas mit sich fort. Was den gegenwärtigen Sturm betraf, so schien dieser seinen Brüdern in nichts nachstehen zu wollen: ganze Ströme von Regen ergossen sich wie Wasserfälle von den Bergen, und Donner und Blitze verfolgten einander mit Gedankenschnelle.

Zunächst versuchten wir, unsere Pferde in Galopp zu bringen; aber bald leuchtete uns ein, daß damit nichts gewonnen sey; wir wickelten uns daher in unsere Mäntel, drückten den Hut bis an die Augen auf den Kopf und ließen die Thiere ganz nach Gefallen traben.

Anfangs glitt der Regen an unseren Mänteln ab, aber bald fühlten wir, wie unsere Kleider schwerer wurden. Die nasse Kälte drang uns bis auf die Haut, und endlich befanden wir uns in einem noch traurigern Zustande, als wären wir nackt gewesen. Noch ein paar Stunden rang die Blutwärme mit der Frische des Regens und ließ uns Kraft genug zur moralischen Reaction gegen das physische Ungemach; aber allmählig schien es, als ob das Leben zurückwiche, wie eine Besatzung, die sich überwunden bekennt; der Frost gewann von seiner Seite immer mehr Terrain; unsere erstorbenen Füße konnten die Steigbügel nicht mehr fühlen; unsere Augen schlossen sich unwillkürlich. Bisweilen schüttelten uns die Pferde aus unserer Apathie heraus; unsere Augen versuchten es einen Moment, zu sehen; dann aber ermüdete sie bald der phantastische Anblick der Bäume und Berge durch Regen und Nebel. Einmal watete mein Pferd durch einen Waldstrom, dessen Wasser mir bis an die Beine reichte; ich öffnete mit Mühe die Augen; ein Gefühl von Schwindel machte mich glauben, mein Pferd und ich würden von dem Strome fortgerissen; ich gewann wieder so viel Kraft, daß ich ihm den Sporn geben konnte, und wir kamen glücklich an's Ufer. Aber hundert Schritte weiter kreuzte ein anderer Strom, den ich weniger beobachtete, unsern Weg. Nach und nach gewöhnten wir uns an dieses neue Ungemach und wurden beinahe fühllos. Die Nacht rückte heran — ich weiß nicht, wie lange wir noch weiter ritten. Plötzlich riß mich eine Fackel aus Tannenholz, die vor meinen Augen brannte, aus meiner Lethargie. Ich hörte, daß man mich anredete; ich wollte antworten — ich glaubte, daß ich nur unverständliche Töne spräche; endlich fühlte ich, wie man meinen erstarrten Körper aus dem Sattel hob und an den Boden stellte. Ich knickte zusammen; da lud man mich, wo ich nicht irre, auf die Schultern und schleppte mich fort. Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf einem Stein, vor einem großen Feuer, das mitten in einem Zimmer brannte. Wir waren an einen Ort gekommen, den man in Calabrien eine Schänke nennt.

An ein Abendessen war nicht zu denken; in Calabrien verspeist man gewöhnlich, was man selbst mitgebracht hat, und der Gast muß den Wirth ernähren. Dafür empfängt jener von diesem, wenn er noch einen Piaster darauf legt, eine mit Maisblättern gestopfte Matratze. Ein altes Huhn, das für sich selbst nichts mehr fürchtete, hatte in einer Ecke des Zimmers ein Ei gelegt, das ich verzehrte; einen verwitterten Lehnsessel wählte ich mir zum Nachtlager. Meinem Reisegefährten war die Matratze aus Mais und die benachbarte Stube lieber, als der patriarchalische Sessel und das räucherige Gemach, in denen ich mich niedergelassen. Bald hörte ich ihn durch die Breterwand mit einer dritten Person plaudern: es war ein neuer Gast.

Ich war in jenem Zustande des Halbschlummers, der alles klare und zusammenhängende Denken unmöglich macht und während dessen man die Wirklichkeit nur mit Mühe vom Traume unterscheidet. Ich hörte den Namen Bellini aussprechen: dies versetzte mich wieder nach Palermo, wo ich Norma — vielleicht sein Meisterstück — gehört hatte. Das Trio des ersten Acts kam mir wieder in den Sinn; ich fühlte mich von dieser Melodie sanft eingewiegt, und eben war ich dem Schlafe um einen Schritt näher: da glaubte ich plötzlich zu hören: „Bellini ist todt! . . . Ja . . ." Ich wiederholte maschinenmäßig: Bellini ist todt — und schlief ein.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre meines Zimmers, und ich fuhr jählings aus dem Schlafe empor: es war mein Reisegefährte, der eintrat. „Bei Gott!“ sprach ich, „Sie haben wohlgethan, mich zu wecken! Ich träumte einen bösen Traum.“ — „„Was träumten Sie denn?““ — „Ich träumte, der gute Bellini sey gestorben.“ — „„Da hat Ihr Traum nicht gelogen; Bellini ist wirklich todt.““

Ich sprang vom Sessel auf. — „Wie? Was sagen Sie da?“ — „„Ich wiederhole nur, was mir eben ein Reisender versichert, der die Anzeige in französischen Zeitungen gelesen. Bellini ist nicht mehr.““ — „Unmöglich! Ich habe einen Brief von ihm an den Herzog von Noja.“ — Ich rannte nach meinem Reiserock, zog meine Brieftasche heraus und holte den Brief hervor. „Das Datum,“ rief ich, „ist vom 6. März!“

„„Nun ja, und wir haben jetzt den 15. October; er ist also in der Zwischenzeit gestorben — basta!““ Mit diesen Worten griff mein Reisegefährte nach einem Gegenstand, den er in meinem Zimmer gesucht hatte, und ging wieder hinaus.

Mit dem Briefe in der Hand blieb ich zurück. Ich hatte ihn selbst an meinem Kamine diesen Brief schreiben sehen; ich erinnerte mich lebhaft seiner schönen blonden Haare, seiner melancholischen Züge; ich hörte ihn noch in geradbrechtem Französisch, aber mit dem lieblichsten Accente zu mir reden. Dieses Papier bewahrte seine Handschrift, seinen Namen; dieses Papier lebte, und Er war dahin! Erst vor acht Tagen hatte ich in seiner Geburtsstadt Catanea seinen alten Vater gesprochen. Glücklich und stolz, wie der Mensch am Vorabend eines Unglücks zu seyn pflegt, umarmte er mich, dieser Greis, als ich ihm erzählte, daß ich ein Freund seines Sohnes sey, und dieser Sohn war jetzt eine Leiche! Ich glaubte immer noch, was ich gesehen oder gehört, sey ein Fiebertraum gewesen. Und nun dieser Brief! O! wenn Bellini todt wäre, müßten die Zeiten verblichen, müßte sein Name verschwunden seyn. Endlich warf ich mich wieder in meinem Sessel und versank in Schlaf.

Am nächsten Morgen wiederholte man mir die Schreckens-Nachricht; allein ich wollte sie auch jetzt nicht glauben und wurde nicht eher davon überzeugt, bis wir in Neapel ankamen.

Der Herzog von Noja hatte bereits erfahren, daß ich ihm einen Brief von dem Componisten der Somnambula und der Puritaner abzugeben habe. Ich machte ihm meine Aufwartung und zeigte ihm den Brief, behielt ihn aber für mich. Er war mir ein Heiligthum geworden.

.... Als wir in Neapel anlangten, war die Nachricht von Bellini's Tode noch ganz neu und hatte, trotz des Hasses, der die Sicilianer und Neapolitaner trennt, schmerzliche Gefühle erregt. Besonders die Damen, denen die Musik des jungen Meisters vorzugsweise gewidmet schien, und auf deren Urtheil der Nationalhaß weniger Einfluß übt, schmückten fast ohne Ausnahme ihre Salons mit dem Bilde des gentile maestro, und in allen Cirkeln sprach man innig bewegt von dem Verluste, den Italien erlitten. Auch Donizetti, der das Scepter der Musik schon führte und muthmaßlicher Thronerbe war, bewies die aufrichtigste Trauer um den Verlust seines Rivals, der immer zugleich auch sein Freund gewesen. Dieser Umstand hatte übrigens den Streit zwischen Belliniſten und Donizettiſten wieder angefacht. Die Streitigkeiten in jenem Lande sind nur von weit kürzerer Dauer, als die unsrigen, weil der Neapolitaner, statt gelehrter Raisonnements, sich damit begnügt, zu sagen, er fühle eine Antipathie gegen diese Person oder Sache, und Sympathie für jene.

Trotz ihrer respectiven Sympathie und Antipathie vereinigten sich jedoch beide Parteien, um das Andenken des Componisten der Norma und der Puritaner zu ehren. Die Eleven des Conservatoriums zu Neapel hatten zur Feier seines Leichen-Begängnisses eine Subscription eröffnet; aber der Minister des Cultus widersetzte sich diesem Todtenfeste, unter dem in Neapel sehr giltigen Vorwande, daß Bellini gestorben sey, ohne die Sacramente empfangen zu haben. Außerdem hatten sie um Erlaubniß gebeten, die berühmte Messe von Winter in Santa Chiara zu singen. Dieser Feier widersetzte man sich aber ebenfalls, weil dasselbe Requiem bei der Leichenfeier des Großvaters Sr. jetzt regierenden Majestät gesungen worden war.

Theaterbericht.

Dresden, im März 1836.

Das unabläſſige Bemühen unserer verehrten Hoftheater-Intendanz, das Inſtitut auf den möglichſten Höhepunct der Kunſt zu erheben, hat ſich in dem diesmaligen Winterſemeſter ganz vorzüglich durch die glänzendſten Erfolge belohnt und man darf wohl unbedingt behaupten, daß durch ihr anerkennenswerthes Beſtreben, verbunden mit den günſtig zuſammentreffenden Umſtänden, unſere Bühne jetzt eine Blüthe erreicht hat, in welcher ihr vielleicht keine frühere Zeit gleich kommt und die nur abſichtliche Mißgunſt oder pedantiſche Affenliebe für das Alte ihr ſtreitig zu machen verſuchen können. Ich habe bereits in frühern Berichten über ihren ausgezeichneten Reichthum an Perſonalmitteln mich ausgeſprochen und brauche dem nur noch hinzuzufügen, daß derſelbe in einem immer reichhaltigeren, durch werthvolle Neuigkeiten vermehrten Repertoire — welchem die Bemühungen der Direction eben ſo gedeihlich, wie der Fleiß der Darſtellenden ſind — die zweckmäßigſte Anwendung findet. Noch in keinem Winter ward uns eine ſolche Fülle von Neuigkeiten geboten, als in dem gegenwärtigen, und die vollen Häuſer, wie die zufriedenen Geſichter der Abonnenten bezeugen am beſten, daß auch von Seiten des Publicums das Verdienſt der Intendanz nach Würden anerkannt wird.

Fräulein Heinefetter hat, bevor ſie nach Wien zurückkehrte, ſich um unſer Repertoir noch dadurch ein beſonderes Verdienſt erworben, daß ſie drei, ſeit länger hier nicht geſehene Opern zur Aufführung bringen half, von denen zwei auf dem höchſten Gipfel deutſcher Claſſicität ſtehen und die dritte jedenfalls den werthvollſten Erzeugniſſen der italieniſchen Schule angehört: nämlich Mozart's „Titus,“ Spohr's „Jeſſonda,“ Roſſini's „Belagerung von Korinth.“ Die erſtgenannte Oper wurde, obgleich die Handlung derſelben äußerſt dürftig iſt und eigentlich eine mangelhaft zuſammengefügte Reihe von Anekdoten aus dem Leben des gütigſten der römiſchen Cäſaren bildet, in Rückſicht auf den muſikaliſchen Theil, mit Enthuſiasmus aufgenommen. Fräulein Heinefetter war als Sextus eine glänzend ſchöne Erſcheinung, und ihr Geſang, wie ihr Spiel entſprachen derſelben auf das Vollkommenſte. Würdig ſtand ihr Herr Babbnigg

als Titus zur Seite, der tief in den Geist des unsterblichen Componisten eingedrungen war. Fräulein Wüst, die, wie man mit Vergnügen hört, auf's Neue für unsere Bühne gewonnen ist, entfaltete auch in der Partie des Annius, namentlich in dem herrlichen Duett mit Sextus, ihr schönes jugendliches Talent; dagegen war Fräul. Schneider, deren Stimme nur für italienische Zierrathen, nicht aber für deutsche Melodie ausreicht, der heroischen Partie der Vitellia in keiner Hinsicht gewachsen; so wie auch Fräul. Veltheim, bei all' ihrer ausgezeichneten Gesangsbildung und ihrem rühmlichen Fleiße, sich als Servilia nicht so ganz geltend machen konnte. In „der Belagerung von Korinth" zeichnete sich, nächst Fräul. Heinefetter, welche auch in der Partie der Pamyra das Herrlichste leistete, vorzüglich Herr Babnigg als Kleomenes aus. Er trug die eben so schönen als schwierigen Recitative mit vollendeter Meisterschaft vor, und sein edles, würdevoll inniges Spiel unterstützte den glänzenden Erfolg. Hat auch die Stimme dieses in vieler Hinsicht unübertroffenen Sängers an ihrer früheren Frische etwas verloren, so ist seinem Gesange doch jener Zauber tief ergreifender Innigkeit, überraschender Fertigkeit und Gewandheit bei der geschmackvollsten Eleganz und wahren Correctheit, unveräußerliches Eigenthum geblieben, und jeder Verehrer ächter Kunst wird jetzt, wo frische und kräftige Tenorstimmen immer mehr zu den Wunderdingen gehören, wohl aber unvollkommene, rohe Mittel sich mit brutaler Selbstverliebtheit geltend machen, sich an dem Gesange eines Babnigg, der unserer Bühne noch lange in seinen gegenwärtigen Eigenschaften erhalten werden möge, wahrhaft erbauen. Hr. Wächter sang den Mahomed so, wie wir es von diesem trefflichen Künstler erwarten konnten; seinem Spiele hätten wir etwas mehr Feuer, so wie dem sehr lobenswerthen Gesange des Herrn Risse (Hiero) etwas mehr Schwung und gesteigerten Ausdruck gewünscht. Herr Derska sang, wenn man einige von ihm für großartig gehaltene, von seiner an Kraft und Umfang beschränkten Stimme aber nicht genug unterstützte jähe Ton-Explosionen nicht in Anschlag bringt, den Neokles brav und mit Fleiß. — Eine der vollendetsten Darstellungen war „Jessonda," dieser Inbegriff von Schmelz und musikalischer Zartheit, bei welchem wir, wenn wir dem Componisten dafür mit Recht den höchsten Kranz des Ruhmes reichen, auch dem wackern Dichter, Gehe, der Jenem so umsichtig in die Hände arbeitete, die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten dürfen. Fräulein Heinefetter entsprach auch als Jessonda ihrem hohen Künstlerruhme und wurde von Hrn. Wächter (Tristan) und Hrn. Derska, der in der Partie des Nadori sehr Wackeres leistet, wie auch von Hrn. Risse (Dandau), würdig unterstützt. Fräul. Schneider hatte auch hier mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, denen ihre Stimme wie ihre Gesangsmanier jederzeit in der deutschen Oper unterliegen muß. Mit verdientem Lobe muß auch des Herrn Böhme (Lopes), an welchem wir für Partieen dieser Art, namentlich aber für Tenorbuffo's ein äußerst brauchbares Mitglied besitzen, und der auch im Schauspiele nützlich ist, gedacht werden. In beiden letztgenannten Opern wurden namentlich auch die Chöre trefflich executirt, ein Vortheil, welchem wir unserm verdienstvollen Chordirector, Herrn Fischer, danken. — „Das eherne Pferd," eine mit Auber'scher Routine geschriebene Oper, die jedoch nicht die Mittelclasse dieser Gattung übersteigt, wurde im Ganzen beifällig aufgenommen, und durch die Damen Veltheim, Schneider, Wüst, wie durch die Herrn Derska, Wächter, Keller, lobenswerth ausgeführt. Ein Gleiches gilt von Donizetti's „Elisir d'amore," für welches Product man bei dem gegenwärtigen Mangel an guten komischen Opern, dem Componisten jedenfalls Dank wissen muß, und worin die Mitwirkenden, die Damen Heinefetter und Wüst, wie auch Hr. Zezi, sich bestens auszeichneten. — Auch Marschner's Oper: „Der Templer und die Jüdin," ging über unsere Bühne, mit ihr Fräul. Kohlmetz vom Breslauer Theater in der Partie der Rebecca als Gast, Letztere jedoch ohne besondern Beifall, den diesmal vorzugsweise Hr. Wächter, als Bois Guilbert, in Anspruch nahm. Besser, wenn auch nicht ausgezeichnet, gefiel ein anderer Gast, Hr. Freimüller vom Magdeburger Theater, der als Max im „Freischütz," Fra Diavolo und Masaniello auftrat und sich als ein Tenorist von guten, obgleich nicht ganz vorzüglich ausgebildeten Mitteln zeigte. — Ueber eine neue Oper, mit Musik von C. B. v. Miltitz: „Der Condottiere," werde ich mich, da diese Musik hier auf eine fast unerhörte Weise mißfiel, am besten jedes Urtheils enthalten, und kann nur bedauern, daß der ehrenwerthe Componist, ungeachtet der ungünstigen Erfolge aller seiner frühern Opern, gleichwohl nicht müde wird, immer von Neuem diese ihm unersprießliche Bahn zu betreten. — Mit unbeschreiblichem Enthusiasmus wurde in den letzten Tagen Mozart's leuchtendster Stern: „Don Giovanni" aufgenommen, für dessen Wiedererscheinen auf unserer Bühne man der Direction nicht genug Dank wissen kann. In der That ließ auch diese Darstellung fast nichts zu wünschen übrig. Herr Zezi, der, im Besitze einer seltenen männlichen Schönheit, den Titelhelden auch äußerlich vollkommen repräsentirte, sang und spielte denselben zwar nicht mit jener Fülle von Leben und Humor, die auf dem Bilde dieses dämonischen Epikuräers ruht, doch mit Fleiß und Anstand, wurde aber allerdings in Spiel und Gesang von seinem Leporello, der in Herrn Wächter einen überaus vortrefflichen Darsteller fand, überflügelt. Nächst diesem muß mit besonderer Auszeichnung des Fräuleins Wüst gedacht werden, welche die schwierige Partie der Donna Elvira mit glänzendem Erfolge behandelte und außerordentlichen Beifall erntete. Lobend mußte auch der Fleiß und die hohe Gesangsbildung des Fräul. Veltheim (Donna Anna) anerkannt werden, wenn auch ihre Stimme nicht die eigentlich hierzu nöthige Kraft besitzt. Auch Fräul. Schneider (Zerline), wurde von dem allgemeinen Bestreben mit fortgerissen; doch nahm man in dieser reinen unverschnörkelten Musik am meisten wahr, wie sehr die Stimme dieser jungen Dame bereits auf dem Rückmarsche begriffen ist, und wie wenig man ihr ein langes erfolgreiches Wirken in der Oper versprechen kann. Herr Schuster genügte der Partie des Don Octavio ganz so, wie es sich von diesem trefflichen Sänger erwarten ließ und die Partie des Masetto war durch Hrn. Böhme sehr nach Wunsch besetzt. — Ich habe mich diesmal so lange bei der Oper aufgehalten, daß ich dem Schauspiele, obgleich dasselbe jener seiner Schwester, an Reichhaltigkeit nicht nachstand, wohl Etwas werde abbrechen müssen. Von Neuigkeiten sahen wir: „König Manfred," von Raupach, eine Tragödie, die hier kein übermäßiges Glück machte, obgleich Herr Weymar in der Titelrolle, und neben ihm die übrigen Mit-

spielenden sich alle Mühe gaben, das Stück zu Ehren zu bringen. Herr Weymar ist ein ehrenwerther Künstler, der für alle Rollen und Charaktere eine ziemlich richtige Farbe, ein gewisses Abfindungsmaß findet, und immer mit seiner Rolle ungefähr en niveau steht, ohne sich jedoch über dieselbe zu erheben. Diese Bemerkung kehrt beinahe in allen seinen Darstellungen wieder, und wenn ich daher sage, Herr Weymar hat diese oder jene Rolle gespielt, so heißt es immer: er hat sie gut gespielt, ohne sie jedoch in einen höhern Einklang mit sich selbst zu bringen, ohne sie darstellend umzudichten. Das Gesagte gilt sonach auch von seinem Fiesco, seinem Egmont, Esser, Kohlhas, Guttenberg, welches neue Stück der Mad. Birch-Pfeiffer hier viel Glück gemacht hat, Tellheim und den andern dankbaren Rollen, die Herr W. mit unermüdlichem Fleiße in kurzer Zeit hier gespielt hat. Ein Gleiches wird, ich fürchte, in noch auffallender Weise, von seinem Wallenstein gelten, den er des Ehesten spielen wird. — Wenig mehr Glück, als König Manfred, machte Raupach's „König Conradin." Herr Raupach hat die ungeheuern welthistorischen Geschicke der Hohenstaufen ganz bequem en gouache gemalt, und eben so wenig der Geschichte geholfen, als der Poesie gedient. Fräul. Bauer, die Zierde unsers weiblichen Personals, durch welche das übrige weibliche Personale, namentlich die für naive Rollen in jeder Hinsicht zu unjugendliche Mad. Doris Devrient, unwillkürlich bisweilen beinahe zu sehr verdunkelt wird, erhob den Conradin auf eine poetische Höhe, bei welcher Hr. Raupach noch etwas hätte lernen können; Fräul. Herold (Friedrich von Oesterreich) war wenigstens eine sehr reizende Erscheinung, und die Herren Porth, Devrient, Weymar, Werdy, Heckscher (welcher Letztere der an sich unbedeutenden Rolle des Caserta eine überraschende Bedeutsamkeit zu verleihen wußte) wirkten rühmlichst zusammen. — Eine fast in allen Theilen vollendete Darstellung war „Hamlet," in welcher Titelrolle Herr Devrient nicht nur die völlige Umsicht des berufenen Künstlers, das richtigste und zugleich eigenthümlichste Eindringen in diesen so problematischen Charakter bewährte, sondern überhaupt in Sprache, Geberde und, am rechten Orte, durch eine treffliche Declamation, ein abgeschlossenes Charakterbild schuf, in welcher Kunst Hr. Weymar ihm nacheifern möge! Mit Herrn Devrient theilte den Kranz des Abends Fräul. Bauer, die an Adel, Anmuth und Seelentiefe uns das wahre Bild einer Ophelia gab, besonders aber in ihrer letzten Scene, statt nach den fratzenhaften Uebertreibungen der meisten Ophelien zu greifen, nur die leisen, tieferschütternden Accorde des entstehenden Wahnsinns anschlug, uns so zu sagen, die ironische, rührende Schönheit des Wahnsinns zeigte. Eine Auffassung, welche die wahre Künstlerweihe der Darstellerin in das glänzendste Licht stellte. Das treffliche Zusammenspiel der übrigen Mitwirkenden, namentlich der Herrn Porth (König von Dänemark), Heckscher (Laertes), Stölzel (Horatio), Burmeister (Polonius), trug nicht wenig zu dem ausgezeichneten Erfolge dieser Darstellung bei. — Ein neues Schauspiel von J. K. H. der Princessin Amalia von Sachsen: „der Landwirth," theilt alle Vorzüge der neuern dramatischen Werke dieser hohen Verfasserin, namentlich des in meinem letzten Berichte erwähnten Schauspiels, „der Oheim," (welchen letztern Herr Heckscher in seiner vorzüglichen Weise mit immer gleichem Beifalle spielt). Die äußerst dankbare Rolle des Rudolph findet in Herrn Devrient einen Darsteller, der nichts zu wünschen übrig läßt, eben so der schöne weibliche Charakter der Marie in Fräul. Bauer. Zwei andere vortreffliche Schauspiele dieser Princessin: „die Fürstenbraut" und „Lüge und Wahrheit" schmücken, als bleibende Lieblingsstücke unser Repertoir. — Beifällig aufgenommen wurde auch „Gunst und Liebe," von Mad. Birch-Pfeiffer, worin Fräulein Bauer als Czarin (hin und wieder dürfte wohl etwas mehr energische Kraft am Platze seyn), Herr Porth, als Feldmarschall und Hr. Heckscher als Czerimanow das Ausgezeichnetste leisten. — „Der Ball zu Ellerbrunn," Lustspiel von Carl Blum, schwimmt sehr auf der Oberfläche des bürgerlichen Lebens, ist aber mit Bühnenkenntniß geschrieben und gefällt, namentlich durch das treffliche Spiel der Fräul. Bauer (Hedwig), während Herrn Devrient (Baron von Ellerbrunn) sein auffallender Mangel an natürlichen Humor hier etwas im Wege steht. — Ein neues, sehr originell angelegtes Lustspiel nach dem Französischen von Th. Hell, „Geliebt oder todt," hat Glück gemacht; weniger „die Ehrendame," nach dem Französischen von Cosmar. Auch „die Tochter des Geizigen, von Th. Hell, mit der ihm vorzugsweise eigenen Gewandtheit übersetzt, findet sehr viel Beifall und wird durch Fräul. Berg, Herrn Pauli und Herrn Thiel, der namentlich für Naturburschen viel Talent besitzt, lobenswerth dargestellt. Nestroy's Fastnachtsposse: „Zu ebener Erde und erster Stock," gehört freilich jener Sphäre an, wo der Humor weder mit dem Griffel, noch mit dem Meisel, sondern mit der Axt arbeitet, enthält aber viel Ergötzliches und sogar eine Dosis Lebenswahrheit und wird daher immer gern gesehen. Nächstens werden wir Schiller's Don Carlos, und zwar in der Titelrolle Herrn Heckscher sehen, eine Darstellung, die sehr vorzüglich zu werden verspricht. — Vor Kurzem gab unser ausgezeichneter Clarinettist, Herr Kammermusikus Kotte, eine musikalische Akademie, welche er hauptsächlich durch classischen Vortrag der für die Clarinette eingerichteten Beethoven'schen Adelaide zierte und zu der Bemerkung veranlaßte, daß er durch Kraft und Delicatesse das Spiel Bärmann's und Hermstädt's in sich vereinige. — Die in der Kunstwelt gefeierten Virtuosen, Herr F. A. Kummer und Fr. Schubert, Mitglieder der königl. Capelle haben einen Cyklus von Quartett-Akademieen veranstaltet, in deren erster sich das höhere musikalische Publicum zahlreich einstellte und vollkommene Befriedigung fand. Die zweite Akademie dieser Art hat am 21. März stattgefunden.

[Romeo und Julie.] So heißen — zwei Städte, die vor Kurzem in Nord-Amerika am Michigan-See, dreißig englische Meilen von Chicago, gegründet worden sind. Die Entfernung beider Städte von einander beträgt etwa acht englische (1¾ Deutsche) Meilen; doch hegt man die Hoffnung, sie bald durch weiteren Anbau so nahe an einander gerückt zu sehen, daß hier in der Wirklichkeit und im Leben das verbunden wird, was sonst bei Shakespeare und in Verona nur durch den Tod erst vereinigt worden ist.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 87. (VII. Jahrgang.) Montag, den 11. April. 1836.

Symphonieen von Jul. Seidlitz.

1. Charfreitag.

Andante.

Zur Kirche gehen sie,
Im schwarzen Fracke er,
Mit traurigen Beinkleidern,
Das bußfert'ge Gesicht
Verschämt in der Cravate
Versteckt.
An seinem Arm hängt sie,
Im schwarzatlaßnen Kleid
Mit weißen Glacé-Handschuh'n,
Die sich verwundern,
Zu halten das
Gebetbuch.

Allegro.

Es schallet die Orgel, es tönt der Gesang
Die mächtigen Bogen, die Kirche entlang,
Es sinket zerknirscht die Schaar auf die Knie:
„Wir wollen uns bessern und sündigen nie,
Du Vater des Himmels, Du König der Welt,
Sieh' unsere Herzen von Demuth geschwellt,
Sieh' unsere Häupter von Demuth gebeugt,
O, sey uns, o König! in Gnade geneigt.
Und was wir verbrochen, wir sehen es ein,
Wir wollen von jetzt an nur tugendhaft seyn;
Kein sündiger Wunsch, er bewohne die Brust,
Nur Dir zu gehorchen sey unsere Lust!
Und unsrem Geschäfte, o Herr! gib Gedeih'n;
Gern wollen der Armuth ein Theilchen wir weih'n.
O! lasse getröstet uns scheiden von hier,
Erhöre, o König! das Flehen zu Dir!" —

Menuetto.

Es öffnen sich die Thüren,
Der Kirch' entströmt die Schaar;
Und heiter wird die Miene,
Die traurig eben war.

Es trifft ein junger Doctor,
Ein junges Fräulein an;
Mit dem auf letztem Balle
Zwei Tänze er gethan.

„Darf ich, o gnädges Fräulein!
Wohl bieten meinen Arm?
Nicht wahr, beim letzten Balle,
Da war es gar zu warm."

Da lispelt sie so leise,
Verschämt und doch so fein:
„„Ach seyen Sie doch stille,
Heut muß man traurig seyn.""

Doch den zweiten Feiertag,
Da ist bei uns ein Thee
Und sehr soll es mich freuen,
Wenn ich Sie bei uns seh'.

Adagio.

In der Stube sitzt ein Dichter,
Und der Dichter, der bin ich;
Vater, fleht er, sey mir gnädig,
Wenn ich jetzt erzürne Dich.

Gerne ging' ich auch zur Kirche,
Doch mein Rock, der ist versetzt,
Und von allen Seiten werd' ich
Von Philistern gleich gehetzt.

Ach mit Schiller kann ich sprechen:
Strauß, hätt'st Du mir nie gerauscht,
Hätt' ich, ach! dem Knall der Pfropfen
Doch so sehnend nicht gelauscht.

Längst hab' ich nach Hauf' geschrieben,
Aber Geld bekam ich nicht,
Und wenn das nicht baldigst endet,
Mein verschuldet Herz mir bricht.

Peccavi, Herr! und wie peccavi!
Doch im Herzen bin ich gut!
Ach, wenn ich den Geist auch stärke,
Bleibt doch schwach das junge Blut.

Finale.

Es thront der Herr in ew'ger Himmelsschöne
Und aufgeschlagen liegt das Buch der Welt,
Darin die Namen aller Erdensöhne
Und jeder Wunsch, der ihren Busen schwellt,
Und aufgezeichnet jede Herzenszähre,
Die aus des Armen Aug', dem Unglück fällt,
In diesem Buche lies't der größte aller Meister,
Und ruft daher den ersten seiner Geister:

Zur Erde wende Deine goldnen Schwingen,
Zu jenem Paar das, mir dort Buße log,
Es soll die Freude nicht ihr Herz durchdringen
Das schon genug des süßen Giftes sog,
Doch Milde sollst der Brust des Manns Du bringen,
Der seines Sohnes Hoffnung da betrog:
Der Jugend Leichtsinn sind wohl Feuerflammen,
Doch wehe denen, die sie ganz verdammen.

Fürst Pückler-Muskau in Arkadien

schreibt mir aus Morea, namentlich aus Pratras d. d. 15 Jan. a. c.:

»Griechenland ist in dem allerjämmerlichsten Zustande, viel niedriger, fast in jeder Hinsicht, in der Civilisation, als die Berberei, und wie ich höre, durchaus verheert. Sie haben die schöne Ebene von Patras gesehen, jetzt eine mit Unkraut und Binsen überzogene Wüste, ohne einen einzigen Baum, wo deren über 100,000 standen. Räuber machen die Gegend höchst unsicher, und gestern erst kam ich in eine Mühle in den Bergen, wo man dem Besitzer vorigen Monat nach der Beraubung Nase, Ohren — »und wenn ich recht lese, auch das Maul, als leibliches Mittel gegen die Redefreiheit« — abgeschnitten hatte. Ohne den englischen Consul, müßte ich hier fast verhungern, denn nichts Leidliches ist für Geld zu bekommen, und dennoch sagt mir Jedermann, Patras sey noch der vorzüglichste Ort in Neu-Griechenland, selbst Athen nicht ausgenommen!!!«

Jetzt wird der Fürst in Constantinopel seyn.

Muskau, d. 18. März 1836.

Leopold Schefer.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.).

Motto:

Was ist Leben? — Raserei!
Was ist Leben? — Hohler Schaum!
Ein täuschend Bild! ein Schatten kaum.
Gar wenig kann das Glück uns geben;
Denn nur ein Traum ist alles Leben
Und selbst die Träume sind — ein Traum.
Calderon.

I.

An einem heitern, duftigen Frühlingsmorgen des Jahres 1703 schneckten langsam mehrere mit Maulthieren bespannte Wagen, auf der Landstraße, welche nach der Residenz eines deutschen Fürsten führte, daher.

Die Landstraßen befanden sich damals noch in den traurigsten Zuständen, weßwegen selbst elegante Fuhrwerke, um der bessern Haltbarkeit willen, von so massiver Bauart waren, daß wir den leichtesten Phaëton jener Zeit geradezu als plump und schwerfällig bezeichnen dürfen, ohne uns deßhalb einer Sünde schuldig zu fühlen.

Die Fuhrwerke aber, welche jetzt der Residenz zukrochen, gehörten gar zum Geschlecht der Frachtwägen, und waren hoch bepackt mit dem Inventarium einer italienischen Schauspieler- und Tänzertruppe, und mit der Truppe selbst, welche der pracht- und kunstliebende Fürst ausdrücklich verschrieben hatte, um einem mächtigen befreundeten Nachbar, der ihm einen Besuch angekündigt, auf eine eben so glänzende und anmuthige, als kostspielige Weise zu überraschen.

Trotz der langsamen Fahrt zeigten die Insassen der Wagen doch lauter fröhliche Gesichter; selbst Signor Nanuzio Spazicamino, der Impressario (in der Regel der Mann des Kummers eines solchen Völkchens!) blickte fast keck und lebensmuthig umher, der süßen Gewißheit voll: seine leere Casse werde sich füllen, durch die Freigebigkeit des verschwenderischen Fürsten. Sprach er auch nicht — man sah es ihm doch deutlich an, wie es heimlich in seiner Impressario-Seele jubelte und jauchzte.

Die übrigen Mitglieder der Truppe dagegen ließen ihre Freude laut werden: die Einen schwatzten, die Andern sangen Canzonetten! wieder Andere pfiffen mit den Vögeln um die Wette und schrieen das Echo wach.

Einige Schritte vor dem ersten Wagen ritten, auf muthigen Maulthieren, ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit, und ein junger Bursche, dessen, obwohl feine, doch scharf markirte Gesichtszüge eine seltsame Mischung von Schlauheit und Verwogenheit, spöttischer Bosheit und Gutmüthigkeit zeigten, und den kundigen Beobachter alsbald den Grazioso der Gesellschaft in ihm erkennen ließen.

Die junge Schöne dagegen war offenbar die Primadonna; das kündeten ihr Anstand, der stolze und doch zugleich schmachtende Blick ihres großen dunkeln Auges, das schalkhafte Lächeln des Rosenmundes, vor Allem aber

die herrliche glockenreine Stimme, mit der sie in die Weise einfiel, welche so eben der Grazioso auf der Mandoline zu spielen begann.

Die übrigen Mitglieder der Truppe schwiegen sogleich, als Fiametta (dies war der Name des schönen Kindes) zu singen anhub, bis zum Schluß eines jeden Verses, wo dann der Chor, unter Begleitung von Castagnetten und Tambourins den Refrain sang.

Das Lied aber lautete wie folgt:

1.

Amor ist einmal gewandert,
Unerkannt, von Land zu Land!
Wollte sehen, wollte prüfen:
Ob im Lieben sey Bestand? —
Aber, wie er sah und prüfte,
Fand Beständigkeit er nicht!
Wo das Eine hält die Treue,
Ist's das And're, das sie bricht.

Chor:

Glaube, glaube! wenn die Liebe
Himmelswonne Dir verspricht!
Glaube an der Liebe Küsse;
Doch, an Treue — glaube nicht.

2.

Voll Betrübniß seufzet Amor:
„Wie ist Göttermacht so klein!
Darf der Mächtigste von Allen,
Nicht einmal beständig seyn?"
Aber lachend spricht Frau Venus:
„Lieber Knabe, sey gescheidt!
Ewig, ewig währt die Liebe,
Wie die Unbeständigkeit."

Chor:

Ob ein Liebchen uns verlassen,
Kommt uns deßhalb noch kein Leid!
Ewig! ewig währt die Liebe,
Wie die Unbeständigkeit.

3.

Amor trocknet seine Thränen:
„Ziemt es sich: daß Amor weint?
Daß ein schmachtend tiefes Sehnen,
Mit dem Frevelmuth sich eint?"
— Alles, Alles ziemt der Liebe! —
(Schlau und fein Frau Venus spricht),
Küsse, schmachte, lache, sehne!
Nur um Treue — klage nicht. —

Chor:

Auch die Liebe übt die Treue,
Da sie treu — dem Wankelmuth. —
Liebt das Leben! liebt die Liebe!
Wie sie sind, so sind sie gut.

Als der Gesang zu Ende war, jubelte das lustige Völkchen laut auf und klatschte sich selber Beifall.

Fiametta aber wandte sich zu ihrem Begleiter und sprach anmuthig lächelnd:

»Dein Liedchen, Giovechino! sieht Dir gleich: halb hübsch, halb garstig! — so oft ich es singe, ärgere ich mich darüber und singe es doch immer wieder. Kannst Du mir sagen, woran das liegt?«

O ja! — entgegnete der Grazioso — Du bist ein vollkommenes Weib, und weißt daher nie, was Du eigentlich willst.

»Fehlgeschossen, guter Freund! Eins weiß ich gewiß!«

— Laß hören.

»Daß ich Dich immer auslachen werde, so oft Du mir von Deiner Liebe vorplauderst.«

— Lache oder weine, Fiametta! ich glaube Dir nicht eher: daß ich vergebens seufze, bis Du mich gleichgiltig behandelst. —

»Ach, armer Schelm! dann kannst Du bis an's Ende der Welt hoffen und seufzen, denn gleichgiltig kann ich gegen keinen Menschen seyn. Aber wart' nur, wenn erst der Rechte kommt, um meine Gunst zu werben, und ich mein Herz ihm schenke —«

— »Tod und Teufel!« rief der Grazioso wild, Fiametta aber schlug ein helles Gelächter auf: »Siehst Du, Giovechino (sprach sie neckend), siehst Du nun, wie es mit Deiner Zuversicht steht?« — Damit warf sie ihr Maulthier herum und jagte trällernd nach dem Wagen zurück, auf welchem der Impressario saß.

»Daß mich die Hexe wieder einmal außer Fassung brachte!« murmelte Giovechino und schlug sich lächelnd vor die Stirn. »Ja!« fuhr er fort und seufzte komisch dabei: »Ja, ich bin ein Thor, der sich selbst quält auf alle erdenkliche Weise! Aber beim St. Januario! ich liebe sie, mehr wie meiner Augen Licht! und auch sie liebt mich! — o sie liebt mich! nur — Madonna sey's geklagt! daß sie's nicht gestehen will.«

Die Reisenden passirten jetzt einen Hohlweg; als sie das Ende desselben erreicht hatten, nahm eine Kastanienallee sie auf. In Morgenduft gehüllt schimmerten die Thürme der Residenz ihnen entgegen, durch deren Thore sie bald darauf fröhlichen Muthes einzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Rosenblätter.

Die Leidenschaft nennt Alles ihr Eigenthum, was sie, wie eine Feuersbrunst, nur mit dem Scheine ihrer Flammen erreicht.

Paris ist eigentlich nur recht für reiche alte Leute, wo man ihnen Alles auf dem silbernen Teller präsentirt; England muß man als Mann sehen, um zu begreifen, wie weit es das Menschengeschlecht gebracht hat, und nach Italien soll die Jugend reisen. — Nach Amerika reist man am besten, wenn man wiedergeboren wird — oder ist. In die Türkei, wenn man einen Kopf zu viel hat, und nach Sibirien nur — wenn man muß.

L. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Dresden, Anfangs März 1836.

Der Carneval ist vorüber mit seinen Freuden und Leiden. Der Freuden müssen sehr viele gewesen seyn, denn die Zahl der Bälle war enorm, selbst die Maskeraden waren dieses Mal mehr als gewöhnlich besucht; getanzt wurde wüthend! Um die nachfolgenden Leiden erzählen zu können, müßt' ich entweder practischer Arzt oder Cassenvisitator seyn.

Jetzt scheint Alles wieder in's alte Gleis zurückgekehrt. Die Gemüthlichkeit, die Haupttugend der Elbflorentiner, hat wieder ihr Panier aufgesteckt, und in Folge dessen wird wieder in Extraconcerten entsetzlich viel geraucht, viel Stadtbier getrunken und mitunter ein wenig politisirt. Die Hinrichtung Fieschi's und seiner Genossen bildete eine Woche das Tagesgespräch in allen Circeln, und versteht sich, daß des blutigen Schauspiels, welches uns am 9. September des vorigen Jahres durch die Hinrichtung der Raubmörder Gäbler, Backhof und Krause gegeben wurde, rückerinnernd gedacht wurde. Ein geputzter Elegant in einer Gesellschaft bemerkte wunderwitzig, als das Gespräch darauf kam: „Auch ich war in Arkadien."

Clara Wieck gab zwei Concerte und erntete Lorbeeren und Geld in Menge, unsere jungen Enthusiasten waren natürlich ganz hin, und das nimmt mich nicht wunder; denn Clara ist auch ein hübsches Mädchen geworden, mit wunderschönen, dunklen geistvollen Augen, ich kenne nur noch ein einziges Paar solcher schönen Augen, und sie gehören ebenfalls einer jungen Künstlerin.

Am 23. Februar d. J. ging zum ersten Male das neueste Lustspiel der Prinzessin Amalia von Sachsen: „der Landwirth" über die Hofbühne. Fräulein Bauer, so wie die Herren Burmeister, Devrient, Porth und Stölzel bildeten ein treffliches Ensemble; das Stück erhielt rauschenden Beifall und ist mehrere Male wiederholt worden. Der Tenorist, Hr. Freimüller, trat hier dreimal auf, ohne sonderlich anzusprechen; recht hübsche Stimme, aber wenig Schule, das Spiel unter Null und die Sprache im Dialog ein wahres Geschnatter. — Seltsam, es scheint seit einigen Jahren, als ob unter den jungen Männern unserer Nation eine auffallende Kraftlosigkeit vorherrschend würde, während das schöne Geschlecht vorzüglich im Kunstleben eine Energie und wahre Genialität kund gibt, welche früher kaum geahnet wurde. Wo lebt in Deutschland ein junger Sänger, der es der Schröder-Devrient, der Pixis, ja selbst der Heinefetter gleich thut? Wie kläglich nehmen sich unter den deutschen Lyrikern einige Heine-Nachahmer gegen eine Ida Gräfin von Hahn-Hahn, und Caroline Leonhardt aus, und welch' ein Unterschied zwischen einer Clara Wieck und einem Hrn. Blankmeister *). — Es ist traurig, demüthigend für alle Männer, welche noch Kraft besitzen und sie als das höchste Gut des Mannes schätzen — es ist traurig, wenn sie sich's sagen müssen: eine gute Zahl unseres Geschlechts besteht jetzt aus Schwächlingen, ohne Gefühl für wahren Werth, wahre Ehre und reinen Sinn für das Schöne, Liebe des Ich allein, statt Liebe für die Kunst, „Eitelkeit und Sucht nach Lob, gleichviel, von wem es kommt, statt edler Ruhmbegierde," Aufgeblasenheit, statt Männerstolz, und Brutalität (wo nichts dabei gewagt wird) statt Muth, das ist das treue Bild eines Theils unserer jungen Künstler und Literaten. Will mir Einer sagen: Ich hätte es zu schwarz ausgeführt? — O, wahrlich nein! — Was ist das Feldgeschrei der neuesten Zeit? — Verneinen oder „Negiren," wie das junge Deutschland es nennt; — aber glaubet nur nicht, daß allen „Negirenden" die negative Kraft inwohne, die Allen trotzt. Wir haben's erlebt, wie schnell ein Heinreich Laube bereit war: Alles zu bejahen, wenn er die Erlaubniß bekäme, das Mitternachtblatt zu redigiren. — Armes junges Deutschland! sind das deine Götter?

Ist das ein Bericht aus Dresden? fragen Sie, Herr Redacteur! Ach, mein Guter! wir sind in der Fastenzeit! Uebrigens liegt Sachsen auch in Deutschland und Dresden in Sachsen. Mein nächster Bericht soll aber solider und besser werden. Vale! 123.

*) oder einem K. E. Hering, trübseligen Andenkens.

Notiz.

[Homöopathie in Belgien. — Dr. Jahr.] Herr Dr. J. G. F. Jahr (der bekannte Verf. einer zu Düsseldorf bei Schaub, bereits in der zweiten Auflage, herausgekommenen Arzneimittellehre), ein directer Schüler Hrn. Dr. Samuel Hahnemann's, bei dem er auch ein oder zwei Jahre wohnte, war als Leibarzt eine Zeit lang im Dienste der Prinzessin Friedrich von Preußen zu Düsseldorf gewesen, und hatte sich von da, aus Liebe zur Unabhängigkeit, und um ganz der Wissenschaft zu leben, nach Cöln zurückgezogen. Ruhig genoß er dort, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, des Umgangs einiger Freunde; harmloser, unbekümmerter um Politik, ferner von jedem Gedanken an das Treiben der staatsumwälzenden Jugend unserer Tage, als er, brachte Niemand seine Tage hin. Da beunruhigten ihn, von allen Enden, Nachrichten, die ihn fürchten ließen, daß er, als ehemaliger — wenn gleich freiwillig ausgetretener — Appendix der Burschenschaft, und wiewohl er für diese alte Sünde schon seine Strafe gelitten, eingezogen werden möchte, — und er floh am 5. August v. J. *) nach Belgien. Sein Ruf ging vor ihm her; er fand in Lüttich die gastlichste Aufnahme, und von seiner Ankunft datirt sich die wahre Existenz der Homöopathie in Belgien. Eine Reihe glücklicher Heilungen erwarb ihm das Vertrauen des Publicums, und jetzt steht er als einstimmig erwählter Director an der Spitze eines in Lüttich errichteten „belgischen homöopathischen Vereins," dem sich die angesehensten Mediciner des Königreichs angeschlossen, und unter Andern auch schon die Herren Doctoren Guillerie, Professeur au collège royal und Redigent des Journal de Liège, Godet, Professor der Rechte an der Universität, beigesellt haben. —

*) Zu dem Geburtstagsfeste des Königs von Preußen hat der arme Dr. Jahr nicht nur ein Feiergedicht in die Cölnischen Blätter rücken, sondern besondere Abdrücke desselben aus Patriotismus an die Behörden vertheilen lassen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 88. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 12. April. 1836.

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Ramdohr.)

(Fortsetzung.)

Ueber Kant's Verdienste als Moralphilosoph glaube ich schon eher urtheilen zu können; denn ob ich gleich sehr wenig über meine Verhältnisse zu andern vernünftigen Wesen und zu mir selbst, in Rücksicht auf die ganze Dauer meines eigenen vernünftigen Wesens, gelesen habe, so habe ich doch viel darüber beobachtet und gedacht. Zuerst erlauben Sie mir, zu bemerken, daß Kant gar nicht der Erste ist, der das Princip der Glückseligkeit als unzulänglich für die Moral verworfen hat. Ein sehr beliebter und populärer Schriftsteller Voltaire hat sich in seinem Dictionnaire philosophique, Artikel „Souverain bien" (höchstes Gut) sehr bestimmt und sehr deutlich dahin erklärt: Tugend ist kein Gut, sie ist eine Pflicht. Sie hat nichts mit angenehmen oder unangenehmen Gefühlen zu thun ꝛc.

Dann aber läßt sich das Princip gar wohl retten, sobald wir nur das Wort Selbstgenügsamkeit an die Stelle der Glückseligkeit setzen, und die Empfindung für eine die Selbstachtung begleitende Reizung zur Lust, oder zum Bewußtseyn der Angemessenheit unseres Zustandes zu unserer Einrichtung erklären.

Ich billige es, daß Kant dies Princip an sich verworfen, ja daß er die Schädlichkeit desselben vielleicht übertrieben hat. Aber wozu ein anderes! Müssen wir denn durchaus eines haben! Ich glaube nicht. Eben so wenig, wie ich glauben kann, daß wir eines obersten Grundsatzes in der Aesthetik bedürfen. Wir haben letzteres gewiß nicht, können es auch nicht bekommen, und doch haben wir schöne Kunstwerke! Wenn wir es aber in der Moral hätten, würden wir darum bessere Menschen seyn? Gewiß nicht! Die Anwendung des obersten Grundsatzes auf den einzelnen Fall würde immer so schwer, so abhängig von besondern Verhältnissen bleiben, so häufig durch unsere Leidenschaften vereitelt werden, daß es an Wirksamkeit den einzelnen Maximen, über deren Giltigkeit wir völlig einverstanden sind, nie gleichgestellt werden könnte. Die zehn Gebote, wie sie der ehrliche Katechismus Luther's aufstellt, sind für die Sittlichkeit mehr werth, als alle allgemeine Grundsätze der Moral.

Aber, werden Sie sagen, man muß doch die Moral in die Form einer Wissenschaft bringen, und dazu bedarf es eines obersten Grundsatzes. Die Wahrheit zu gestehen, beste Freundin, so sehe ich nicht ab, wozu die Form der Wissenschaft eben nöthig wäre. Inzwischen, wenn es einmal seyn soll, so habe ich nichts dagegen, daß man dazu einen obersten Grundsatz aufstelle. Aber Kant geht weiter, und ein Aufsatz von ihm in der Berliner Monatsschrift zeigt deutlich, daß er nicht allein von seinem obersten Grundsatze eine praktische Anwendung auf's handelnde Leben, sondern sogar eine allmählige Veredlung des ganzen menschlichen Geschlechts erwartet.

Hiergegen allein streite ich. Ich behaupte:

1) Daß Kant's Grundsatz eben so unzulänglich, eben so sehr Mißverständnissen unterworfen ist, als jeder andere, in sofern man ihn auf's handelnde Leben anwendet.

2) Daß die Veredlung des Menschengeschlechts auf dieser Erde überhaupt eine Chimäre, und in sofern sie durch Aufstellung oberster Grundsätze bewirkt werden soll, eine — Absurdität ist.

Kant ist, meiner Ueberzeugung nach, in frühern Zeiten ein Crusianer gewesen, d. h.: er hat zu einer Secte gehört, die gern die Philosophie mit der Theologie in die genaueste Verbindung bringen, ja! jene aus dieser herleiten wollte. Zu klug, um in reiferen Jahren nicht das Mißverhältniß zwischen beiden zu fühlen, hat er doch dasjenige beibehalten wollen, was der gesunde Menschenverstand in diese Theologie hineingelegt hatte. Er hat es zu veredeln, er hat es in eine wissenschaftliche Form zu bringen gesucht. Christi Vorschrift: Was ihr nicht wollt ꝛc., hatte den großen Vorzug, daß sie eine sehr leicht ver-

ständliche und sehr eindringende Warnungsvorschrift war. Denn wohl übersetzt heißt sie so: Schade Niemandem, damit dir Niemand wieder schade! Der Eigennutz kam dabei mit in's Interesse: es war eine kluge Regel für die Klugheit. Kant verwandelte dies Verbot in ein Gebot:

Handle so, daß du wollen könnest, die Maxime, wornach du handelst, möchte ein allgemeines Gesetz für — alle vernünftige Wesen seyn*).

Celle, 24. Juni 1795 **).

Ich habe während meiner Unpäßlichkeit den Plato und den Xenophon studirt, um die Ideen dieser beiden Philosophen über die Liebe und besonders den Einfluß, den sie dem Körper bei der griechischen Männerliebe einräumen, etwas näher kennen zu lernen. Daß man dem Plato Vieles untergeschoben haben werde, woran er nie gedacht hatte, habe ich immer geahnet; es ist aber jetzt bei mir zur Gewißheit geworden. So ist die Idee: den schönen Körper als den Abdruck einer schönen Seele zu lieben, gewiß ein Gedanke neuerer Zeiten, woran Plato nicht gedacht hat. Sehr interessant ist es, die Grundsätze, die Xenophon und Plato dem Sokrates beilegen, unter einander zu vergleichen und mit einander zu vereinigen. Das Resultat meiner Untersuchungen geht dahin:

Sokrates hat sich ganz über die Macht andringender Begierden, welche körperliche Schönheit an beiden Geschlechtern erzeugen können, hinauszusetzen gestrebt, und sich wirklich darüber hinausgesetzt geglaubt. Darin kommen seine beiden Schüler zusammen. Aber nach dem Xenophon (**Memorab. I. c. 3.**) hat er seine Sicherheit aller in der Flucht, in der behutsamen Enthaltsamkeit von unvorsichtigen Körperverbindung gefunden. Nach dem Plato aber hat er sich den Versuchungen der Schönheit aussetzen können, und in ihr nur eine Stufe zur Urschönheit gesehen. (**Plato in Symp.**). Sokrates hat inzwischen seinen Schülern gestattet, daß sie durch körperliche Schönheit an einander angezogen, die Macht körperlicher Begierden empfinden dürfen. Nur verlangte er, daß sie diesen widerstehen, sie am Ende unterjochen und ihre heimliche Mitwirkung dazu dienen lassen sollten, die Bande der Seele, die gegenseitige Achtung für Tugend und Weisheit knüpfte, zu verstärken. So billigt Sokrates, beim Xenophon, die keusche, aber nur durch verhaltene Triebe keusche, Liebe des Kallias zum Antilochus; so stellt Sokrates beim Plato in dem Dialog **Phaedrus** die edlere Liebe in seiner Palinodie dar.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir brechen die Abhandlung hier ab, weil sie hier zu weit führt.

**) Wiederum ein Brief an Schütz, des Zusammenhanges wegen hier eingeschaltet. D. Red.

Gibraltar.

Seit vier Monaten sah ich nur Himmel und Wasser, als am Morgen des 2. Novembers mich Schiffsleute weckten, indem sie vom Lande sprachen, dessen Annäherung sie merkten. In zwei Sprüngen war ich auf dem Deck. In diesem Augenblicke empfand ich einen der angenehmsten Eindrücke; der Himmel war blau; die Sonne erhob sich strahlend, und ein Thymiangeruch war in der ganzen Atmosphäre verbreitet. Diese Ausströmungen der Erde waren unserm Herzen so erquicklich, daß wir in einer Art Extase blieben, um mit aller Kraft unserer Lunge die Wohlgerüche einzuathmen, die uns die schönen Morgen auf dem Lande zurückriefen. Seit den verflossenen vier Monaten hatte das imposante Schauspiel der weiten Himmelskuppel, die in ihrem Laufe unveränderlichen Sterne, die wir Tag und Nacht zu Rathe ziehen mußten, uns an Gedanken gewöhnt, welche den gewöhnlichen Kreis der menschlichen Verhältnisse überschreiten.

Durch Entbehrungen und Gefahren, die wir jede Stunde zu erdulden hatten, waren wir an eine Art Todeskampf gewöhnt, der die Erinnerung an die Vergangenheit und Pläne für die Zukunft weit hinter uns ließ.

Bei dem Rufe: »Land!« waren wir von der Höhe dieser Gedanken an eine andere Welt herabgesunken, und wieder auf unsere menschliche Natur zurückgekommen. Bei der Annäherung des Landes folgten die angenehmsten Gedanken, die entzückendsten Träumereien auf vier Monate tödtlicher Bestürzung und Mühseligkeit. Wir landeten an dem schönen Andalusien; die Meerenge von Gibraltar ließ uns den Schiffen aller Nationen der Erde begegnen; auf beiden Seiten unseres Schiffes erhoben sich frische, duftende Gebirge. Alles dies betrachtete ich, als die Wache rief: Das Cap Spartel! Auf unserm Vordertheil waren wir sogleich von einem bläulichen Gürtel umgeben; ein reißender Strom schien uns hinzutragen.

Bald gewahrten wir die spanischen Schiffe, welche mit vollen Segeln nach Cadix fuhren; eine Menge Fahrzeuge durchschnitten die Meerenge — dänische, finnländische, schwedische; sie trugen nach Norden die herrlichen Weine von Malaga und Xeres. Die spanischen mit den reichen Producten der französischen Industrie belastet, richteten ihren Lauf nach Amerika. Wir langten in der Nacht am Eingange der Meerenge an, welche von dem Feuer des Leuchtthurmes von Toriffa wiederstrahlte; kurz zuvor sah man die Gewässer von Trafalgar sich brechen. Am folgenden Morgen sahen wir uns in der Meerenge aufgehalten; der Wind hatte sich den Abend zuvor gelegt, doch dieses Hinderniß betrübte uns nicht sehr. Wir erforschten diese alte Meerenge von Gades; auf einer Seite die prächtigen Hügel des glücklichen und schönen Andalusiens, auf der andern die spitzigen Felsen, bei denen Afrika anfängt, und welche von den Schneegipfeln des Atlas beherrscht werden.

Fast gegenüber erhob sich ein hohes Gebirge, welches vom festen Lande losgerissen zu seyn schien; von allen

Seiten von dem atlantischen und mittelländischen Meere bespült, von einer Masse schwarzer Wolken bekränzt, schien es dem Sturm zu trotzen, und seine schroffen Felsen, deren Fuß in das Getose beider Meere taucht, bezeugten die alte Inschrift: **nec plus ultra.** Dieser Berg war Gibraltar, das alte Calpe. Ihm gegenüber erhob sich der Affenberg, Abyla. Wir mußten in die Bucht von Gibraltar einlaufen, und um dieses zu können, den Wind gewinnen und Schläge auf Ceuto machen, einer spanischen Stadt an der afrikanischen Küste; dann richteten wir unsern Schiffsschnabel nach der südlichsten Spitze von Gibraltar. In dem Augenblicke, wo unser Fahrzeug abfuhr, wo noch der Ruf des Lebewohls ertönte, sahen wir eine vulkanische Wolke am Fuße des Berges aufsteigen; die rothe Flagge wehte in der Mitte, wie eine lebendige Flamme; als sie sich zerstreut hatte, traf ein heftiger Kanonenschuß unser Ohr; es war das englische »Wer da?« das imposante »Wer da?« der Herren von Gibraltar, dessen Rollen in der Meerenge, in den andalusischen Thälern wiederhallte, und welches die Echo's von Afrika zurückgaben. Unser Schiff schmückte sich hierauf mit seiner dreifarbigen Fahne, die gewöhnliche Begrüßung der Hüter des mittelländischen Meeres; und wie der ermüdete Vogel seine Flügel unter einem schützenden Obdach birgt, glitten wir dann in die Bucht, indem wir die Segel zusammenzogen. Als der Anker in die Wellen gerollt war, hatten wir an Backbord die Stadt Algesiras, umgeben von Oliven- und Orangenbüschen; vorn die Stadt und das Lager von St. Roch; an Steuerbord den ganzen westlichen Theil des Gebirges von Gibraltar, mit seinem mit tausend Segeln angefüllten Hafen, mit seinen Festungen, Hafendämmen, Schlössern, seiner Stadt und seinen ungeheuern mit Feuerschlünden bedeckten Mauern, welche es von allen Seiten, von der nördlichen bis zur südlichen Spitze umgeben.

Es war eines der schönsten Panoramas, die man sehen konnte, aber einzig Gibraltar gegenüber. Welche Erinnerungen müssen beim Anblicke dieses Berges wieder erwachen! Seine Geschichte knüpft sich an die ersten Anstrengungen des Fleißes der Menschen, und als sie, noch unvermögend, mit den Gefahren der Schiffahrt sich zu messen, Gründe bedurften, um ihre Furcht zu verbergen, erfanden sie Fabeln, die ersten Geschichten des menschlichen Verstandes. Gibraltar hieß der Berg des Saturnus. Homer setzte es neben den Tartarus und nahm an, daß die Titanen dort herrschten, und daß sie dort hätten Berge auf Berge wälzen wollen, um den Himmel zu erstürmen. Es hieß dann eine der Säulen die des Briareus, des berühmten Riesen, weil er, nach Eustach, Gott des Meeres war und sein Reich bis auf zwei berühmte Berge ausdehnte, denen er seinen Namen gab; es trug auch den Namen Bacchussäule, weil einige Schriftsteller ihn mit dem ägyptischen Bacchus oder Sesostris verwechseln. Die Uebersetzung aber, welche das längste Ansehen hatte, zeigt, daß an diesem Vorgebirge die Züge des Herkulus endeten, wie die Inschrift: **nec plus ultra** voraussetzt. Hier hörte in der That die bekannte Welt der Alten auf. Dieser Herkules war der von Tyrus, wie die Namen Carteyra und Gades vermuthen lassen, welches Eigennamen der phönicischen Sprache sind. Carteyra hieß die am Fuße des Berges erbaute Stadt, und Gades war der Name von Cadix und von der Meerenge. Sie waren so genannt worden von den muthvollen phönicischen Schiffern, welche die ersten Schiffe in diese Gegenden geführt hatten. Nach Strabo kann man schließen, daß Calpe und Abyla im Allgemeinen elf hundert Jahre vor Christo und dreitausend vierhundert Jahre nach dem trojanischen Kriege bekannt gewesen sind. Mehrere Schriftsteller leiten den Namen Calpe von einem griechischen Worte her, welches eine Vase, eine längliche Urne bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Rosenblätter.

Der Krieg ist nicht blos ein Tödten, ein Zerstören allein! er ist für Menschen auch heilig, segensreich —, der Erwecker der in Schlaf versunkenen Herzen und Geister.

Alles läßt sich leugnen, widerrufen verkehren, nur nicht bezeigte Gunst, noch die offen gezeigte Seele. Den Blick der Sonne vergißt kein Blinder; er übt Göttergewalt und behält himmlisches Recht.

L. Schefer.

Literarisches Curiosum.

In der »Darstellung des Lebens, Charakters und Verdienstes des Professors Christian Gottfr. Schütz (Halle, bei Scharre)« findet sich unter den gesammelten Briefen berühmter Schriftsteller und Dichter folgende poetische Epistel des berühmten Sprach- und Uebersetzungskünstlers Gries (s. zweit. Bd. S. 126):

Jena, den 18. Sept. 1812.

Als Orpheus einst von allen Elementen
Das schrecklichste besiegt, der Hölle Feuer,
Und nun gelangt, nach manchem Abenteuer,
Bis zu des Orcus tiefsten Fundamenten:

Da ward der Zorn des höllischen Regenten,
Der Eumeniden Grimm, der Ungeheuer
Furchtbare Wuth erweicht durch seine Leier;
Wie aber, wie erweicht man Recensenten?

Ich stehe hier mit meinen beiden Söhnen,
Der welschen Muse zartgebornen Sprossen,
Schon längst vielleicht geweiht dem Untergange;

Doch will ich nicht um weiche Schonung stöhnen.
Dein Amt ist schießen, Schütz, d'rum zugeschossen!
Nur, bitt' ich Dich, nur ziele nicht so lange!

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, im Monat März 1836 *).

Theatralischer Charakter unserer Zeit. Zu- oder Uebelstand unserer Bühne in nuce. Wintervergnügungen und „der Sonntag am Sand." Sonntagsgebrauch nach der neuen Aufklärung.

Die Zeit ist vorüber, wo Könige über die Bretter schritten. Man hat endlich, und mit Recht eingesehen, was für ein langweiliges Geschlecht die Helden sind. Höchstens dürfen sie noch mit Musik erscheinen, aber ja nicht etwa bloß reden wollen, denn ihrer Declamationen ist man satt, darum flüchteten sich einige der Heroen zur Oper, die übrigen wurden exilirt. Wenn die Tugend aufträte, ohne einen Mephistopheles an der Seite — sie würde ausgepfiffen. Seit Faust's Promulgation ist dieß böse Princip zu Ehren gekommen. Man liebt es bei allen gebildeten Völkern im Roman, im Schauspiel, in der Oper. „Es ist göttlich! diese erhabene Niederträchtigkeit!" „„Ein genialer Schurke!"" „Bemerkten Sie, Madame, diesen ächt satanischen Witz?" „„Dieß kalte, tödtende Lächeln, dieser bittre Sarkasmus ist zum Entzücken.""

Ehe ich in meinen gewöhnlichen Fehler, nämlich den der Langweiligkeit verfalle, will ich abbrechen. Torquato Tasso also ward der leeren Bänke müde — ein Dichter will wenigstens ein Publicum haben — und zog sich auf den Olympos zurück; Wallenstein thut noch immer einen langen Schlaf; Emilie Galotti nahm die Jungfrau von Orleans unter den Arm und floh nach Zeitz, wo man vor 14 Tagen „auf allgemeines Verlangen" Kabale und Liebe gab, und auf unsern Brettern zeigen sich: Schneidergesellen, gefühlvolle Tischler, in den Grund ihres Herzens hinein versoffene Schuster.

„Es gingen, es gingen die himmlischen Alle,
Mit Tröblern füllt sich die irdische Halle"

Und „im ersten Stock und zu ebner Erde" steht auf dem Zettel. Beglücktes Leipzig! Dein classischer Sinn, dein reges Gefühl für alles Schöne, für Kunst und Wissenschaft, deine Begeisterung — beneidet stehst du, da groß und herrlich unter den übrigen Städten Deutschlands, und wo man Athen, Florenz und Weimar nennt, ertönet auch dein großer Name!

Die Wintervergnügungen waren zahlreich, glanzvoll. Die jungen Herren sind auf eine Armuth reducirt worden, wie sie solche bis jetzt kaum in Traume ahnten; denn es riß nicht ab, Bälle und Maskeraden zu geben, und die seltnen Abende, an welchen nicht getanzt wurde (ihre Zahl wird sich nicht hoch über 10 belaufen) dienten nur dazu, um den Ermatteten die nothdürftigste Ruhe zu vergönnen.

Auf der Concordienmaskerade sah man „den Sonntag am Sand" von Herren und Damen der Gesellschaft aufgeführt, eine Scene aus Andreas Hofer's Leben, gedichtet vom Legationsrath W. Gerhardt. Wenn man dem kleinen Stück den Vorwurf macht, daß es zu serieus für den Zweck einer Maskenunterhaltung sey, so ist dieß in der That auch der einzige Tadel, der es treffen kann. Nach der Theilnahme, welche es bei der Gesellschaft fand, zu urtheilen, hat es ausgezeichnet gefallen und die liebliche Dichtung verdiente das.

Der Tunnel machte mit seinem Balle den Beschluß des Wintercyclus am 12. März. Hr. Eichberger, der von Berlin als Gast erschienen und mit allgemeinem Jubel aufgenommen worden war, sang in der dem Tanz vorhergehenden Abendunterhaltung.

Die zunehmende Aufklärung hat es in Leipzig dahin gebracht, daß man den Sonntag nicht mehr als hauptsächlich für religiöse Feier bestimmt betrachtet, sondern daß er im allgemeinen für einen Tag gilt, an welchem die Bureaux geschlossen sind. Deßhalb tanzt man des Sonnabends und schläft dann des Sonntags früh aus, und im Winter wenigstens thut man letzteres selten in der Kirche. Oder man gibt um 11 Uhr eine musikalische Morgenunterhaltung, die wenigstens einen großen Theil des dienenden Personals, die Künstler insgesammt, die dabei mitwirken, endlich wohl auch manche der Hörer vom Besuch des Gottesdienstes ausschließt. Nicht als ob ich dagegen eifern wollte — es war nie meine Force, den Leuten in der Kirche den Platz bedeutend verengen zu helfen, ich betrachte die Sache nur so als Zeichen unserer Zeit, die sich so mancherlei gestattet, was unsre Vorfahren jedenfalls gemißbilligt hätten. Und wenn auch die Gebildeten jene religiöse Erhebung, die in der Kirche erzeugt werden soll, entbehren können (wir zweifeln), so bleibt doch der Gedanke übrig, daß man dem gemeinen Mann Alles nehmen wird, wenn ihm erst die ordentliche Sonntagsfeier verloren geht; denn nichts ahmt man lieber nach, als was bequem und angenehm ist. Steht denn die Religion nicht über der Kunst? Nicht die Form der Religion, nicht die Kirche und ihre Gebräuche, aber die Erhebung zu Gott, die Andacht meinen wir. Die herrlichste Ouvertüre, wenn sie uns neben der Begeisterung für das Schöne auch Andacht erweckt, hat doch nur diese Wirkung *zufällig*. Bei dem einfachen Choral der Orgel ist sie *Hauptsache*.

*) Eine Extra-Correspondenz.

Notiz.

Man streitet sich noch darüber, ob das für Walter Scott zu errichtende Denkmal in einem Obelisk von 200 Fuß Höhe oder in einem gothischen Kreuze von 80 Fuß bestehen soll.

Einem Leipziger Narciß.

Narciß im Wasser sich erblickte,
Und kaum, daß er sein Bild dort sieht,
Es ihm den Kopf so ganz verrückte,
Daß er für sich in Lieb' erglüht.
Aus Mitleid mit des Gecken Schmachten,
Der zu sich selbst nur Liebe hegt,
Die Götter ihn zur Blume machten,
Die jetzt noch seinen Namen trägt.
Jetzt fehlt es nicht an solchen Gecken,
Doch solche Wunder nicht geschehn,
Sonst würden wir an allen Ecken
Und Enden solche Blumen sehn. C. Mächler.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 89. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 13. April. 1836.

Symphonieen von Jul. Seidlitz.

2. Frühling und Unsterblichkeit.

Glück auf! die irdische Hülle zerstäubt,
Die Seele ist frei, ist unsterblich! sie bleibt.
Drum Brüder und Freunde drum lasset uns freun,
Laßt jegliche Sorge zu Ende nun seyn;
Denn nur die gebrechliche Hülle zerstäubt,
Die Seele die freie, unsterbliche bleibt!

Wie denk' ich Dich, Gedanke des
Gedankens, ewig schwebendes,
Nie rastend Wolkenbild
Im Sonnenmeer der Seele!
Unentdeckter, vielgeahnter
Pol der Ewigkeit, wie denk' ich dich?
Unsterblichkeit du!

Und alle Knospen sprangen,
Und alle Vöglein sangen
Dem Frühling jauchzend zu;
Der Winter kam gegangen,
Da legte sich mit Bangen,
Die Blumenschaar zur Ruh!

Und glauben soll ich dir?
Dir glauben — an Unsterblichkeit! —
Du tausendfach
Getheilter Gottesgedanke,
Zusammengeflicktes Weltenkleid,
Harlekinsjacke Natur!

Gib mir ein Zeichen denn, Natur!
Reiß' ab den Schleier
Vom Zauberspiegel, vom
Betrüger der Sinne,
Vom Aug'.

Es kam mir jüngst auf Traumeswogen,
Ein lieblich Bild herangezogen.
Ach! Winter war's, an Bäume dacht' ich
Und wünscht' des Sommers Zauberlicht;
Da schallet Geräusch aus den Lüften zu mir
Und kindlich schon hör' ich es lachen dahier;
Es ward durch die Luft auf Blumenwagen,
Von Lerchen gezogen, ein Knabe getragen,
Gar wunderlieblich und schön und fein
Und Wangen so rosig wie Morgenschein.
Ihm flog um den Nacken sein goldenes Haar,
In duftige Moose gekleidet er war
Und Blüthenstengel trug er in den Händen,
Und Blumenkränze geschlungen um die Lenden.
Und wie er erschien, da ward es so laut,
Da rief sich das Vögelein schnell seine Braut,
Da tauchten wohl Tulpen, wohl Lilien hervor.
Ei, ei, welch' ein herrlicher Blumenflor!
Da ward es so wonnig, so heiter, so warm,
Als trüge Natur ihr Liebchen im Arm.
So kömmt der Frühling, der heitere Knabe,
Daß er die menschlichen Sinne erlabe,
Nach des Winters erkältendem Kuß!
Also gebäret in ewiger Weise
Mutter Natur in unsterblichem Kreise
Gestorbene Kinder noch einmal zur Welt.

Es hetzt der Tod,
Ein nimmermüder Jäger,
Das keuchende Leben!
Es stürzt sich
Phönix-gleich an
Die Gluthenbrust den
Verzehrenden Lippen
Des Tods!

Dem verzehrenden Kuß
Der Gluthenumarmung

Entsprosset ein neues,
Ein kräftiges Leben;
Es schlinget die Arme
Der Feuerentsprossene,
Um Himmelssäulen,
Fordert heraus
Kecken Muthes
Den Weltenzertrümmerer,
Den Tod!

Du Engel des Todes, du flammender Strahl,
Du fliegende Wolke, du Blitz ohne Wahl,
Du wack'rer Freund der unglücklichen Brust,
Du treuloser Wirth am Tische der Lust;
Denn löschen die flammenden Kerzen dann aus,
Verfällt dir der Gast für dein finsteres Haus!

Was wär'st du Todesahndung,
Ach schwebtest du nicht auf,
Den Rosenwolken der
Verklärung, wär'
Der Mensch nicht Theseus
Und du der Faden, der
Aus dem Labyrinthe
Des Lebens
Zur Klarheit führt!

Du Engel des Todes, du flammender Strahl,
Jetzt schärfe den harten, den tödtlichen Stahl;
Ein Greis sitzt zu Tische, der Becher ist leer,
Die flammenden Kerzen, sie leuchten kaum mehr,
Das Haupt senkt er matt auf die wimmernde Brust,
Verrauscht ist der Jubel lebendiger Lust!

An deinen Lippen laß mich ruh'n,
O ew'ge Klarheit!

Glück auf, Glück auf! die Hülle zerstäubt!
Die Seele, die freie unsterbliche, bleibt,
Drum Brüder und Freunde, drum lasset uns freu'n,
Laßt jegliche Sorge zu Ende nun seyn;
Denn nur die gebrechliche Hülle zerstäubt,
Die Seele, die freie unsterbliche, bleibt! —

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Ramdohr.)

(Fortsetzung.)

Die ganze Sache wird klar, wenn wir uns einen italienischen Moralisten denken, der über die Cicisbeatura moralisirt, und weil die Sitte nun einmal da ist, der er für seine Person nicht huldigt, ihr dennoch nachsieht, wenn sie nur die ehelichen Rechte nicht zu grob kränket.

Der Grund, warum man sich bis jetzt so wenig in die Platonischen und Xenophontischen Ideen über die Männerliebe hat hineindenken können, liegt darin, daß man immer von der Idee ausgegangen ist: die körperlichen Triebe dabei sind etwas Unnatürliches und haben ihren Ursprung der Sittenverderbtheit zu verdanken. Falsch! die Lüsternheit hängt gar nicht von der Zeugungsfähigkeit ab. Sie ist die Folge jeder nähern Verbindung stärker organisirter Körper mit zarter organisirten, sobald beide gegen einander in das Wahlverhältniß hebender Weichheit kommen. Der wohlgepauschte elastische Sammetpolster gibt schon die erste Stufe dieser Lüsternheit, nämlich die Ueppigkeit und die animalische Wärme hebt sie weiter, bis sie zum unnennbaren Triebe fortschreitet. Daß ich selbst reines Herzens in diesem Puncte bin, sehen Sie aus der Unbefangenheit, mit der ich über eine Sache schreibe, über die man sich oft aus bösem Gewissen nicht erklären will. Aber ich habe die Welt zu viel gesehen, um nicht über den Ursprung von Unanständigkeiten nachzudenken, die für mein Auge keine geheime Sünden geblieben sind. Es sind unnatürliche Sünden, weil sie gegen unsere durch frühe Erziehung so modificirte Natur (educatio altera est natura) anstoßen. Bei den Griechen waren sie Schwächen, ungefähr mit denen in eine Classe gesetzt, welche die Cicisbeatura in Italien noch heut zu Tage hervorbringt. Niemand billigt dort die Verletzung ehelicher Treue, und doch drückt man die Augen vor den häufigen Verirrungen der menschlichen Natur zu — weil die geselligen Einrichtungen manchen Vortheil aus diesen Verbindungen ziehen, über deren Gefahren Niemand verblendet ist, und deren Unschuld selten geglaubt wird. Nur aus einer solchen Denkungsart kann man sich erklären, wie Aristophanes Witze auf's Theater habe bringen können, die bei uns Ekel statt Lachen erregen würden. Selbst das Gastmal des Plato wird nur aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, deutlich und zusammenhängend.

Es ist eine ganz falsche Ansicht, die auch Tiedemann in arg. Platonis (der überhaupt mit seinem kalten Kopfe von dem dichterischen Philosophen hätte wegbleiben sollen) annimmt, als ob die Redner dort sämmtlich von der Seelenliebe redeten. Phädrus preiset die grobe Liebe, wie sie die Böotier ausübten, und schildert sie als eine Beförderin kriegerischer Tapferkeit. Agathon hingegen preiset die Liebe, wie die Denkungsart des athenäischen Volkes sie billigte. Wenn der Zweck, weiser und aufgeklärter zu werden, dadurch befördert wurde, so konnte sich der Geliebte ergeben; (χαριζεσθαι.) Der Liebhaber konnte gewinnen. Wenn es nur ein edler Gegenstand war, der so gewonnen wurde, der sich so ergab; so war nichts dagegen zu sagen. Die Denkungsart des Pausanias wird aus dem Xenophon (Symp. 8. c. 21.) ganz klar. Eryximachus nimmt nun den Gegenstand als Physiker auf, und findet darin den allgemeinen Anziehungstrieb. Aristophanes erklärt den Geschlechtstrieb und seine verschiedene Richtung als witziger Kopf. Alles ohne keusche Seelenliebe zu denken. Agathon declamirt als Dichter. Nun nimmt Sokrates die Ideen der Uebrigen auf, berichtigt, ordnet und unterwirft sie einem höheren und edleren Triebe. Zeugungstrieb, Trieb nach

Fortdauer, Unsterblichkeit, Vollkommenheit. Der gute Mann vergißt freilich dabei, daß das Wesen der Liebe nicht ein verfeinerter egoistischer Trieb, nicht die Begeisterung seyn kann, welche das Anschauen physischer und intellectueller Schönheit einflößt; aber haben doch Rousseau und Petrarca eben diesen Mißgriff gemacht. Xenophon faßt den Begriff der Liebe viel besser, und deutet deutlich darauf hin, daß sie der Trieb sey, die Selbstständigkeit eines Andern außer uns anzuerkennnen und ihn in deren Gemäßheit glücklich zu machen. Denn einer seiner Hauptgründe gegen die gemeine Knabenliebe ist dieser: **quod non particeps fiat amans rei venereae voluptatum.** Noch andere Stellen deuten eben darauf hin.

(Schluß folgt.)

Rosenblätter.

Ernst und Liebe sollten stets beisammen seyn. Die Liebe soll immer Alles meinen und verlangen, das ganze Weib wie es da ist, diese Eine und Einzige auf immer — Nichts an ihr, Nichts von ihr; denn das thut die frevelnde Liebe. Wer aber den heiligen Ernst in seiner Liebe empfindet — wer weinen kann, dem ist auch geholfen, denn er hilft sich selbst durch Vertrauen und Muth, die ihm sein redliches Herz gibt.

Nur der erste Schreck ist der zerschmetternde Blitz in die Seele; die andern nachfolgenden sind nur Donnerkrachen, Nachhall, herabstürzender Regen und Himmelsgemurr und Wolkenrollen.

L. Schefer.

Reise-Zeitung.

Erinnerungen und Scenen aus einem Sommer-Aufenthalte in Carlsbad.

(Schluß.)

Was weiter geschah, weiß ich nicht; denn ich kam erst in Aiche hauptsächlich durch ihre gütigen und menschenfreundlichen Bemühungen wieder zu mir selbst, und erfuhr erst hier, daß unser Wagen dicht vor Aiche umgeschlagen war. Sie haben auch dort die Erklärung meiner guten Mutter mit angehört. Aber immer von Neuem läßt sich eine Stimme in mir vernehmen, ob ich denn berechtigt sey, mein Verlöbniß mit Graf Stanislaus zu brechen. Kann sein Benehmen an jenem unglücklichen Tage, das man doch offenbar nur dem wüthendsten, sich seiner selbst nicht mehr mächtigen Grimme beimessen und zuschreiben kann, mich von meiner heiligen, theuren, meinem strebenden Vater auf das Kreuz des Erlösers zugelobten Eidespflicht entbinden? Sprechen Sie, o sprechen Sie. „Es wäre mehr als gewagt, es wäre vermessen von mir," erwiderte ich, „wenn ich in einer so wichtigen Sache, von der der Friede und die Ruhe ihres schönen Herzens, und Ihr ganzes Lebensglück abhängen, Ihnen meinen Rath, oder nur meine Ansicht aussprechen wollte. Rein aus Ihrem innersten und eigensten Herzen muß in dieser hochwichtigen Sache die Entscheidung kommen. Nur die einzige, herzlichdringende Bitte vernehmen sie von mir: handlen Sie nicht zu rasch." Während dieser meiner Worte, war die junge Gräfin zu ihrer Mutter gegangen, die auf dem Sopha ganz in Schmerz und Thränen aufgelöst saß, hatte ihre Hand gefaßt, und schaute sie mit einem unbeschreiblichen Blicke an. „O, Valerie, theures, innig geliebtes Kind, Stütze und Trost meines Alters," rief endlich die alte Dame, „handle Deinem reinen, edlen Gefühle gemäß, mein Muttersegen wird Dich auf allen Deinen Wegen umschweben!" „Dann," sagte das herrliche Mädchen, mit ruhiger Entschiedenheit und Bestimmtheit, „dann schreibe ich dem Grafen Stanislaus, daß ich noch bereit bin, mein Gelübde zu halten, und die Seine zu werden," und damit ging sie in das anstoßende Seiten-Cabinett. Die Mutter aber und ich saßen schweigend und in tiefe, schmerzliche Betrübniß versunken, und was ließ sich auch über eine so außerordentliche Handlung, die so sehr über jeden gewöhnlichen Maßstab erhaben war, sagen. Man mußte die junge Heldin — denn als eine solche mußte man für wahr die junge Gräfin betrachten und lieben — ihres heroischen Entschlusses wegen bewundern, wenn man auch nicht ganz mit demselben einverstanden seyn konnte. Endlich nach einer peinlichen Viertelstunde kehrte die junge Gräfin mit dem verhängnißvollen Billette in der Hand zurück. Da erhob ich mich, drückte ihre Hand und rief mit schmerzlich bewegtem Gefühle: „Gott sey mit Ihnen, theure Gräfin," und eilte davon. Mein Herz ist mir schwer, und ich habe schon seit einer Stunde hier in schmerzliche Betrachtungen verloren gesessen. Je mehr ich bedenke, was ich erlebt und gehört habe, desto zweifelhafter und uneiniger werde ich mit mir selbst, ob ich die Handlung der Gräfin groß und erhaben, oder nur eine Schwärmerei nennen soll." „Eine Schwärmerei ist's, und nichts weiter," fiel hier lebhaft Herr Freundlich ein. „Denn sich mit sehenden Augen in den Abgrund des Verderbens stürzen, wie unsere Gräfin, das herrliche Mädchen, so augenscheinlich thut, kann ich armer Erdensohn nur für eine Schwärmerei halten und erklären." „Lassen Sie uns nach der Stadt zurückgehen," unterbrach ihn die Präsidentin, indem sie sich zugleich von ihrem Sitze erhob, und in Bewegung setzte, Herr Freundlich und Cäsareon folgten ihr. Aber Keiner sprach, sondern Jeder war in seinen eigenen Betrachtungen und Gefühlen vertieft. Auf der Wiese verabschiedete man sich von einander, indem Herr Freundlich seinen beiden Gefährten nur noch nachrief: „also um drei Uhr nach dem Drei-Kreuzberg." Und Punct drei Uhr langte Herr Freundlich mit der Präsidentin und der schönen Pragerin beim goldenen Löwen an, wo ihn Cäsareon und der junge Husar bereits erwarteten. Man stieg auf dem sehr bequemen Fußsteig nach dem etwa 1000 Fuß hohen Drei-Kreuzberg empor, von dessen Spitze man den engen, tiefen Kessel, in dem Carlsbad gleichsam eingekeilt ist, seiner ganzen Ausdehnung und seinem ganzen Umfange nach, übersieht. Es

ist ein reicher, großartiger Ueberblick, den man von diesem schönen und erhabenen Standpuncte aus hat. Die Gefährten labten sich recht an diesem ergreifenden, und erhaben schönen Anblick, der sich ihnen von der höchsten Spitze dieses Berges aus darbot. Es findet sich hier eine Bank, die zum Ausruhen die Ermüdeten einlud. Man setzte sich, und konnte sich an den romantisch-schönen Kessel mit dem hellen und heiter-freundlichen Carlsbad mit seinen reinlichen, hellglänzenden Häusern, die so tief zu den Füßen der Beschauenden lagen, nicht satt sehen, und bemerkte erst dann, als man sich einigermaßen mit dem erhaben großen und zugleich reizend anmuthigen Anblick vertrauter gemacht hatte, einen fremden Herrn, der sich gedankenvoll und ohne, wie es schien, die Gesellschaft in seiner Nähe bemerkt zu haben, an die Brüstung gelehnt hatte, die das Plateau, auf dem sich die Bank befindet, von dem tiefen Abgrunde und Kessel, in dem Carlsbad liegt, sondert und scheidet. Erst als er sich umwandte, erkannte man in ihm den Grafen Stanislaus Labensky. Das bleiche, verstörte, schmerzlich verzerrte Gesicht des Grafen flößte unwillkürlich Mitleid, ja Grauen ein. Gleich dem verhüllten Unglücke schritt er mit zur Erde gesenkten, stieren Blicken an der Gesellschaft vorüber. „Jetzt finde ich die Handlungsweise der Gräfin," unterbrach Herr Freundlich das allgemeine Schweigen, „erklärlich und begreiflich. Kann noch etwas diesen zerstörten und in sich zerfallenen Geist retten, so ist es die Tugend und erhabene Gesinnung dieses Engels in menschlicher Gestalt." Die Gesellschaft erhob sich jetzt gleichfalls und stieg hinab auf dem sanft sich hinabwindenden Fußpfad. Auf diesem hat man verschiedentlich schöne An- und Aussichten auf das zu den Füßen des Wanderers liegende freundliche Thal, das von der Eger in mannichfachen Windungen durchschnitten wird. Der Fußweg ist nur eng und schmal, und man konnte nur je Einer hinter dem Andern gehen. Plötzlich entstand in dem Zuge eine Stockung, und die Damen, nämlich die Präsidentin, deren Tochter und die schöne Pragerin, flohen mit dem Ausdruck und der Geberde des lebhaftesten Entsetzens und Schreckens, und suchten sich an den Männern, die gar nicht errathen konnten, was es denn eigentlich geben möchte, vorüberzudrängen, ohne auf die Anrufungen und Fragen, die ihnen entgegengerufen und gemacht wurden, auch nur im mindesten zu antworten. Voll Verwunderung über den sichtlichen Schreck und die verwirrte Flucht der Damen, besonders der sonst so muthigen und entschlossenen Präsidentin eilten Herr Freundlich und Cäsareon, die sich seither im Hintertreffen befunden hatten, nach dem Vordertreffen. Kaum waren sie etwa 5—6 Schritte vorgeeilt, als sie dicht vor sich auf einer Bank den Grafen Stanislaus hinten über gesunken sahen. In der rechten, schlaff herabhängenden Hand hielt er ein Pistol; in der linken Hand hatte er krampfhaft ein Stück Papier zusammengeknittert. Auf der Bank und am Boden lag ein dichter Klumpen von Blut und Gehirn, der Hirnschädel war ganz auseinander gesprengt und zerschmettert. Der Unglückliche hatte sich erschossen. Herr Freundlich und Cäsareon suchten nun zuvörderst unverzüglich und eiligst die nöthige Hilfe und den nöthigen Beistand herbeizuschaffen. Die Leiche ward sodann mit einem Tuche bedeckt und auf einer Bahre hinabgeschafft. Man kann leicht denken, daß dieser Vorfall großes, allgemeines Aufsehen erregte. Die That des Unglücklichen mußte natürlich räthselhaft, ja unerklärlich erscheinen. Den mit den Verhältnissen näher Bekannten erschien sie ganz besonders räthselhaft und unerklärlich, weil das Billet der Gräfin Valerie — dies war eben das Papier, das der Unselige so krampfhaft in seiner linken Hand zusammengeknittert gehalten hatte, — das versöhnend und heilend auf dies verstörte und in sich selbst zerfallene Gemüth hatte einwirken sollen, offenbar die veranlassende Ursache zu der heillosen That des Unseligen gewesen war. Wie hatten diese Friedensworte Anlaß zu einer so furchtbaren That werden können? Es blieb fast nichts übrig, als anzunehmen, daß das Gemüth des Grafen schon zuvor fast bis zum Wahnsinn zerrüttet gewesen seyn mußte. Um Mitternacht ward der Unglückliche still bestattet; die Gräfin Valerie in tiefe Trauer gehüllt, der alte Pole, Herr Freundlich und Cäsareon folgten der Leiche. Dem alten Polen flossen heiße Thränen in den grauen Bart. „Hab ich's nicht gesagt," seufzte er, „daß die Todten ein Wort mit sprechen würden. Der Herr sey seiner armen Seele gnädig und barmherzig." „O Herr vergib ihm," sprach zugleich klagend die verwaiste Braut mit weinender Stimme, „er wußte ja nicht, was er that." Alle beteten still bis der Sarg von der alten Mutter Erde ganz bedeckt war, und gingen dann ernst und still nach Hause. Schon am andern Morgen war Gräfin Valerie mit ihrer Mutter in aller Stille abgereist. Sie hatte sich, wie man in der Folge vernahm, in ein Kloster begeben, und verbrachte dort ihre Tage in Andacht, Gebet, frommen Bußübungen und Wohlthun. Auch für die Uebrigen hatte die Stunde des Scheidens geschlagen; sie gingen nach Osten und Westen, nach Süden und Norden auseinander, schüttelten einander herzlich die Hände, und fragten fast unwillkürlich und ernst wehmüthig einander: „Werden wir uns auch wohl diesseits noch einmal treffen und wiedersehen?" Wandte sich aber ihr Gespräch auf Graf Stanislaus und dessen tragisches Ende, so konnten sie nicht umhin, in die Worte einzustimmen, die ihnen einst die Präsidentin, als man sie um ihre Ansicht und Meinung über die Verzweiflungsthat des Grafen Stanislaus befragt hatte, feierlich ernst zugerufen und ausgesprochen hatte:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Doch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

H. v. Reyserlingk.

Stoßseufzer eines Ehemannes.

(Nach einem älteren Gedicht.)

Ihr Götter schenktet mir ein Weib,
Kraft eurer hohen Gnade,
Zu meines Lebens Zeitvertreib;
Auch war es nicht mein Schade.
Sollt' nur hohe Gnad' indeß
Für sie was Beß'res wissen,
So will ich, meiner Pflicht gemäß,
Sie gern noch heute missen.

C. Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 90. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 14. April. 1836.

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Rambohr.)

(Schluß.)

Celle, 4. Nov. 1795.

Ich habe gewiß Ihren Verlust innigst gefühlt, theure Freundin! Bloße Discretion hat mich abgehalten, Ihnen meinen Antheil unaufgefordert zu bezeugen. Was soll man aber in solchen Fällen sagen? Trost ist allein von der Zeit zu erwarten, und ein unberufener Theilnehmer ist hier sehr oft überlästig. Wäre ich Ihnen näher gewesen, so würde ich zu Ihnen geeilt seyn, ich würde Ihnen nichts gesagt, ich würde aber Ihre Hand gedrückt haben, und meine Thränen würden Ihnen gezeigt haben, daß ich sie ganz fühle. — Sie sind wirklich sehr zu bedauern, liebe gute Freundin! Sie sind es als Mutter, sie sind es noch mehr als Mutter solch' eines Kindes, das Ihre Sorgfalt um seine Erziehung mit den schönsten Hoffnungen zu belohnen schien!

Ich wünschte, ich könnte nur alle Wochen eine Stunde bei Ihnen seyn. Es würde uns Beiden gut thun. Wir würden damit anfangen, mit einander zu weinen, aber ich stehe Ihnen dafür ein, wir würden am Ende Gründe finden, die Last des Lebens noch so lange zu tragen, als Schicksal und Pflicht sie uns auflegt. Wir haben ja eine Phantasie, wir haben ja Geschäfte! Mit diesen beiden Hilfsmitteln ist man nie auf die Länge ganz unglücklich!

Zu Ostern erscheint meine Venus-Urania; ein Werk, das mir unsägliche Mühe bei der Ausarbeitung gemacht hat, und jetzt bei der Feile, die ich seit einem Jahre daran bringe, noch täglich macht. Es rafft alle meine Augenblicke hin, und nur Sie konnten mir die Feder zu einem andern Zwecke in die Hand bringen.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, theure verehrte Schwester! Wären Sie um ein Großes älter wie ich, so böte ich mich Ihnen zum Kinde an! Ich bin aber darum nicht weniger mit frommer Zärtlichkeit ganz der Ihrige ꝛc.

Celle, 11. Juli 1798.

Sie werden es wissen, theure Freundin, daß ich seit anderthalb Jahren verheirathet bin. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß ich es glücklich bin.

Auf Weihnachten werden Sie einen Band moralischer Erzählungen von mir erhalten, mit denen ich beinahe zu Ende bin. Ich hoffe, Sie werden einiges Interesse daran nehmen. Besonders hat eine darunter meine Liebe auf sich gezogen: die vier Systeme weiblicher Glückseligkeit. Ich lasse nämlich eine Pariser Tänzerin, Signora Allegrina, eine Dichterin, Signora Fantastica, eine Ministersfrau, Signora di Manneggio und die Frau eines Mannes aus dem Mittelstande, Signora Cordelia darin auftreten, und jede ihre Bildung und Lebensweise erzählen. Die Erste setzt ihr Glück in sinnlichen Genuß durch Geschmack geleitet, die Zweite in die Freuden der Einbildungskraft, die Dritte in das Bewußtseyn ihrer geistigen Kraft und Thätigkeit, die Vierte in die Liebe, oder in der höchsten Ausbildung sympathetischer Empfindungen. Alle erkennen die Vernunft und deren Gesetze als Führerin an. Das Resultat ist denn, daß es wohl mehrere Arten von Glückseligkeit gibt, als diejenigen, welche unsere Compendien lehren, und daß jeder Charakter die seinige hat. Ich glaube, daß unsere Stubenphilosophie noch einige Nüsse darin zu knacken finden wird. Ich male auch noch zuweilen, ich spiele zuweilen ein wenig auf dem Clavier und so wenig ich kann, in Karten. Aber ich arbeite viel in meinem Beruf als Richter. Und so geht denn das Leben hin, ohne bloßes Genügen an der Befolgung des Imperativs, aber auch ohne Nachstreben nach steter Wollust und Wonne!

Was machen denn Sie, meine verehrte Freundin! Sagen Sie mir doch, ob Sie jetzt heiter und zufrieden

sind? wie es mit der Gesundheit des guten lieben Schütz geht?

Celle, 12. Dec. 1798.

Ich bin Ihnen, meine verehrungswürdige, theure Freundin, innigen großen Dank für Ihre Beurtheilung meiner vier weiblichen Systeme schuldig. Sie haben mir durch Ihre Aufrichtigkeit den sichersten Beweis Ihrer Freundschaft gegeben, und Sie sollen sehen, daß ich Ihren Rath zu benutzen suchen werde. Wie? und ob in allen Puncten? kann ich Ihnen zwar noch nicht sagen. Ich habe jetzt keine Zeit an die Umarbeitung zu gehen. Aber ich nehme sie gewiß vor, und so viel verspreche ich gleich, daß ich wenigstens die speculativen Stellen wegstreichen werde. Ich habe Ursache, sehr gegen meine entschiedene Neigung zur Methaphysik, die nur zu oft in bloße Grübelei ausartet, auf meiner Hut zu seyn. Ich gestehe es aufrichtig, kein Roman, kein Gedicht, kein Kunstwerk, welcher Art es sey, zieht mich so sehr an, als ein philosophisches Raisonnement über Moral, Naturrecht, Politik und Aesthetik. Die Einleitung, die Garve kürzlich zu seiner Uebersetzung der Ethik des Aristoteles herausgegeben, hat mir bereis mehrere schlaflose Nächte gekostet. Umsonst sag' ich mir: »Du hast nicht die Gabe, deine Ideen verständlich zu machen. Niemand liest deine Seculationen!« Umsonst! ich hoffe immer noch mein System von einer Seite darzustellen, die Aufmerksamkeit und Interesse erwecken wird. Ich arbeite jetzt an einem Versuch zu einer Vollkommenheitslehre, worin ich die verschiedensten Moralsysteme zu vereinigen hoffe, indem ich zeige, daß sie alle, und selbst die unaufgeklärtesten Menschen, gewisse einfache und allgemein giltige Gesetze des Verstandes und der Vernunft befolgen, und sie nur verschieden, nach Maßgebung ihrer Verhältnisse anwenden; der Eine auf Jäger- und Hirtenleben, der Andere auf ein Leben in einem geordneten Staate, wieder ein Anderer auf ein Leben in einem übersinnlichen Reiche.

Bei Ihrer ästhetischen Gesellschaft hätte ich wohl zugegen seyn mögen! Allein nach J. Paul Richter's Bekanntschaft, ich gesteh' es gern, bin ich nicht begierig. Ich fühle, daß ich mit diesem Manne nicht zusammentreffen könnte. Ich kann seinen Schriften keinen Geschmack abgewinnen, so wie ich überhaupt an demjenigen, was meine Landsleute Genie nennen, und was mir ein Gemisch von englisch humoristischer Empfindsamkeit und deutscher Derbheit und Grübelei zu seyn scheint, wenig Gefallen finde. Mag es doch seyn, daß in Richter's Werken manche Stelle die Phantasie spannt und das Herz erhebt! Wie manches Mährchen aus der Spinnstube, wie manches Bild, das dem Fieberpatienten oder dem Träumenden im Schlafe vorschwebt, thut nicht dasselbe! Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mich dünkt, Richter stützt die Wirkung seiner Manier zu sehr auf gewisse religiöse Ideen, die für wohlgezogene Menschen mit dem Volksaberglauben in zu genauer Verwandtschaft stehen, als daß sie ihm nicht widerstehen sollten. Ein Bild, wie das eines ausgebrannten Weltauges, aus dem Schneckenhörner herausragen, oder eines Jesus Christus, der Gott dem Vater zur Rechten sitzt u. s. w., erinnern mich — an meine Amme. Es mag wohl an meiner durch frühere französische Lectüre verdorbenen Bildung liegen, daß ich an aller Tristram-Schänderei kein Behagen finde. Das Einzige, was mich tröstet, ist dies, daß ich doch gern die Schriften der alten Römer und Griechen lese, und darin nichts finde, was mich überzeugen könnte, daß Herr Jean Paul Richter in Rom und Athen einige Sensation gemacht haben würde. Ich halte es auch viel schwerer ein Werk wie Diderot's Nonne zu schreiben, als alle Schriften eines Jean Paul, Lafontaine ꝛc. zusammen. Ich wünschte indeß, daß Sie hierin mein Urtheil berichtigen könnten.

Ich habe jetzt zum Vortheil einer Anverwandtin meiner Frau und ihrer Pflegetochter, ein gesellschaftliches Theater in meinem Hause errichtet, das aus lauter Hausgenossen besteht, und auf dem ich selbst mitspiele. Da ich keine andere Zeit zum Auswendiglernen habe, so lerne ich meine Rolle zu Pferde, wenn ich zu meiner Gesundheit meinen Morgenritt mache. Wir haben schon verschiedene Stücke von Florian, Petitot und Mad. de Genlis gespielt, und nächstens wird Nanine von Voltaire aufgeführt. Ich wünschte, daß Sie uns sähen; ich bin überzeugt, Sie würden nicht ganz unzufrieden seyn. Unter den Mitspielern sind ein Paar entschiedene Talente, und wir halten so sehr auf Ordnung und Accuratesse, daß wir nicht einmal einen Souffleur zulassen.

Eben sehe ich Garve's Tod aus den Zeitungen. Sein Verlust geht mir sehr nahe. Schade, daß der Mann so weitläuftig war, nie aufzuhören wußte! Sonst war er gewiß einer der feinsten Beobachter, dessen Schriften für mich äußerst lehrreich gewesen sind.

Gewürznelken für nervenschwache Politiker.

Der Bauer im Kirchenstaat, fast ohne Eigenthum, arbeitet nicht für sich, sondern meistens für die reichen Gutsbesitzer, für Adel und Geistlichkeit, daher liebt er zu schlafen und ist gleichgiltiger, als wenn's für eigene Rechnung wäre. Er ist wenig gebildet und elend unterrichtet Hätte ihn nicht das warme Klima zur Trägheit geneigt gemacht, so würde er sich schon durch die milden Gaben der ehemals zahlreichen Wallfahrer und mehr noch durch die vielen Feiertage, zur unmäßigen Liebe des süßen Nichtsthuns haben hinreißen lassen.

Mehr als in einer Hinsicht gleicht unsere Lage den Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts; die Idee, welche diese in Wallung gebracht hat, bewegt auch die heutigen, nur mit dem Unterschiede, daß dort die religiösen, hier die politisch-mercantilischen Interessen vorwalten. Halb Europa hat sich dort der Freiheit des menschlichen Geistes in

den Weg gestellt und die ewigen Gesetze der Natur anerkennen müssen. Wie damals auf das System der Hierarchie, ist jetzt die Bewegung, gegen zwei Repräsentanten ihrer Gegner gerichtet, die den Continent vom Westen und Osten umarmen — wie wenn sie, so unendlich verschieden, sich in gemeiner Gefahr und gemeinsamem Vortheil treffen? Wird dem sechszehnten Jahrhundert auch ein siebenzehntes folgen? Ewig gleich ist die Weltgeschichte und ewig anders!

Disharmonieen aus dem Leben und der Erfahrung eines Dichters.

Das Ostern ruft zum Auferstehn,
Da möcht' ich wohl zu Grabe gehn.

Wie fertig ist er mit dem Wort,
Und kommt nicht mit der Feder fort;
Wie schön sein Buch und sein Gedicht,
Wie hölzern ist er, wenn er spricht!

Sein Herz ist im vierzigsten Jahr noch nicht kalt,
Er liebt eine Maid vierzehn Jahr kaum alt.

Er hat für euch gelitten,
Er hat für euch gestritten,
Gewirkt mit That und Wort!
Was gibt dem treusten Sohne
Das Vaterland zum Lohne?
Es — jagt zum Dank ihn fort. —

Der Frühling blühet um mich her,
Mein Winter endet nimmermehr.

Die Bildung unsrer Tage geht so hoch,
Daß aller Sinn für Kunst und Poesie entflog.

Hier ist Genie — greift zu nur frisch! —
Doch nein — ihr geht zum leeren Tisch!

Man achtet ihn, er hat viel Geld,
Hat Rang und Ehre vor der Welt,
Sein Herz ist härter als ein Stein,
Kennt kein Erbarmen und Verzeihn;
Sein Stolz ist groß, sein Sinn ist schlecht,
Gewalt gilt ihm allein für Recht;
Und dennoch preis't allüberall
Man seine Tugend mit großem Schall.

Gegenüber wohnt ein armer Mann,
Der kaum sein Brot verdienen kann;
Sein Herz ist weich — er theilt in Noth
Gern seinen letzten Bissen Brot,
Und thäte gern des Guten mehr,
Wenn er es nur im Stande wär';
Kränkt Niemand — schlecht von Keinem spricht;
Erfüllet jede Menschenpflicht;
Und dennoch wird ihn Niemand preisen,
Ein armer Lump ist er geheißen.

Sein Bauch ist dick, voll sein Gesicht,
Doch eine Seele hat er nicht.

Die Dummheit starrt von Gold und Seid',
Genie geht in zerlumptem Kleid.

Die Lerche singt in höchster Lust,
Und mir zerbricht vor Schmerz die Brust.

Das Werk ist schön — es freut die Welt —
Todt schlägt's der Kritikus, der Held.

Sobald der junge Tag erwacht,
Beginnt die alte Leidensnacht.

Gern ein Mäcenas möcht' er seyn,
Drum protegirt er — die Pfuscher allein.

O wie seyd ihr doch so kleinlich,
Wer einmal die Wahrheit sprach,
Euer Grollen trägt's ihm peinlich
Durch das ganze Leben nach.

Der hat sich geschunden Tag und Nacht,
Und es dadurch so weit gebracht,
Daß endlich betteln gehn er muß;
Der lebte faul und mühelos,
Er aß, er schlief, er schwelgte bloß,
Und sitzt im Schooß dem Ueberfluß.

Ernst Ortlepp.

Rosenblatt.

Nur der Liebende sieht das Weib in seiner Göttlichkeit und Glorie! Die Liebloſen sind blind, sie sehen nur belebte Gebilde, nur Leiber, und ein ungeliebtes Weib ist keines, oder noch keines geworden, denn die Liebe erweckt sie erst, und schafft und schmückt sie, wie die Sonne den Rosenbaum mit tausend Rosen. L. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Februar-Wetter und Unglück in Danzig.

Donner und Doria! — Doria war zu seiner Zeit der Policeichef in Genua, daher rufe ich ihn hier an — einen solchen Schmutz, wie in diesem Jahre, hat man noch nie in den engen und schlecht gepflasterten Straßen des alten Danzigs gehabt. — Das Wetter war freilich daran Schuld, denn bald fielen die ungeheuersten Schneemassen, bald fror, bald thauete es und schneite und schlackte dazwischen. Und so erzeugte sich denn nach und nach in unsern Straßen eine Eisdecke von vielleicht zwei Fuß Höhe, hier und da, wo etwa Pferde gestanden, durch die gewaltigsten Löcher unterbrochen. — Wehe dem, der, durch die Glätte des häufig mit Thauwasser bedeckten Eises, zu Falle gebracht, mit dem Fuße in ein solches Loch gerieth! — Mehrere Personen, auch aus den höhern Ständen, z. B. Damen, Kaufleute, Officianten (ich könnte sie Ihnen nennen) haben sich auf solche Art Fuß und Kniescheibe gebrochen, den Arm ausgefallen und auf andere Art beschädigt, so daß sie Wochen und Monate lang das Bett haben hüten müssen. Noch schlimmer ist es einem Langefuhrer Bäcker ergangen. Gerade in dem Augenblicke, als man sich, auf Veranlassung der Policei, in den Straßen mit dem Aufreißen beschäftigt, passirt er die Schmiedegasse und geräth zwischen den an der Seite aufgethürmten Eismassen und den vorüberfahrenden Marktwagen in's Gedränge, so daß er rasch auf die Seite tritt, aber unvorsichtiger Weise einem Arbeitsmann, der so eben seine Eisaxt emporgehoben und im Begriff einzuschlagen ist, in den Weg kommt. Dieser nun schlägt mit der Axt in den Fuß des Mannes hinein und verwundet ihn tief. — Statt sich so fort nach dem städtischen Lazareth bringen zu lassen, bestand der Verwundete darauf, nach seiner Wohnung zurückzukehren. Ihm mußte gewillfahrt werden, wiewohl die ärztliche Hilfe dadurch verzögert und die Wunde desto gefährlicher wurde.

Die Erzählung von diesem Unglücke bringt mir ein anderes in's Gedächtniß, welches den 17. Februar, Abends, im hiesigen Schauspielhause statt hatte. Ein sogenannter Gardinenspringer, das heißt, ein Mann, welcher, wenn der Vorhang in die Höhe gehen soll, ganz oben bei demselben steht, und sich, gleichsam als Gewicht, um den Vorhang in die Höhe zu bringen, mit den daran befindlichen Tauen herunterlassen muß, stürzte herab und beschädigte sich dermaßen, daß er sofort in's Stadtlazareth abgeführt werden mußte.

[Musikalische Aufführung des Musikdirectors A. Polenz, Drobisch u. A. m.]

Am Charfreitage d. J. hatte unser verdienstvolle Musikdirector A. Polenz in Leipzigs schöner Universitäts-(St. Pauli) Kirche eine große Musikaufführung veranstaltet und dazu zwei Meisterwerke: Händel's „Gedanken am Grabe Christi" und Mozart's „Davide penitente" gewählt. Die Aufführung zeigte von dem Fleiße und der Sorgfalt des Dirigenten, und zu bedauern war es nur, daß theils einige Mitglieder, und unter diesen ganz besonders die Theatersängerin Olle. Ringelhardt, ihrer Partie keine Genüge leisteten, sondern die Wirkung des Ganzen auf das Auffallendste störten, theils für den Chorgesang mehrere Kräfte durch das gleichzeitige Begräbniß des Professors Clodius entzogen worden waren. Unter den Damen, welche der Aufführung durch treffliche Leistungen zur Hilfe kamen, nennen wir nur die Frau Musikdirector Polenz, die durch klangreiche und herzansprechende Stimme allgemeinen Beifall fand, und neben ihr Olle. Löw und Grabau. Unter den Herren glauben wir unter Anderen Hrn. Schmidt übergehen zu müssen, um Hrn. Pögner, dem Theaterbassisten, das verdiente Lob nicht vorzuenthalten.

An demselben Tage hatte man bereits an anderm heiligen Ort ein Werk des rühmlichst bekannten Drobisch, unstreitig eines der ersten Kirchen-Componisten, den Deutschlands Gegenwart besitzt, gehört und bewundert. Leipzig muß es sich schon jetzt zur Ehre anrechnen, dieses Mannes Geburtsort zu seyn und wird es in der Folge um desto mehr Ursache haben. Ein Bruder des Genannten bekleidet in Leipzig summa cum laude et gloria die Stelle eines Professors der Mathematik. Beide Brüder waren Alumnen der sächsischen Landesschule Grimma, und wie der Erstere die Begünstigung, sich der Musik zu widmen, besonders dem Prof. Hartmann verdankt, so rühmt sich der Letztere sicherlich noch heute einen Schüler des Prof. Töpfer. Sey den beiden Lehrern, denen Kunst und Wissenschaft bei so edlem Brüderpaar so viel verdankt, die Erde leicht!

E. v. H.

Charade.

(Viersylbig.)

Mitgenossen stiller Leiden,
Mitgenossen froher Lust
Träufeln mild die ersten Beiden
Balsam in die wunde Brust.

Wann der holde Lenz hernieder
Auf beeis'te Fluren schwebt,
Sehen wir die Letzten wieder
Mit der Hoffnung Grün belebt.

Oft das Ganze dort sich zeiget,
Schützend vor der Sonne Gluth,
Wo des Dulders Seufzer schweiget
Und der müde Pilger ruht.

Carl Jacht.

Auflösung

des Anagramms in Nr. 84:

Räthselnußknacker.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 91. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 15. April. **1836.**

Börne und die Brockhaus'schen literarischen Unterhaltungsblätter.

(Von Julius Seidlitz.)

Erster Artikel.

Motto. Thr sollt keine Götter haben außer mir!
Brockhaus' kritisches Bureau.

In den Nrn. 78. 79. 80. der Brockhaus'schen literarischen Blätter — die mir, nebenbei gesagt, wie ein Familiengemälde vorkommen, wo Alles, was nicht zur Familie gehört, als Staffage verbraucht oder in den Hintergrund gestellt wird — befindet sich ein Aufsatz, überschrieben: „Börne als Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich," wegen welches Aufsatzes ich mit dem Verfasser, einem Mixtum aus kabbalistischer 5 und böser 7, ein Wörtlein sprechen werde. Der Aufsatz soll eine Beurtheilung der Börne'sche Balance, so weit solche erschienen ist, seyn, und zerfällt ungefähr in zwei Theile: Charakteristik Börne's und Kritik (?) der Balance. Ich will zuerst seine Charakteristik etwas charakterisiren, und wie Nr. 57. Alles von der verkehrten Seite anpackt, so will ich seine Charakteristik ebenfalls am Fuße, d. h. am Ende, anfangen. Er schließt:

„Mit einem Worte, Börne's Moral wie seine Leidenschaftlichkeit, sein Witz wie seine Sentimentalität sind nur die glänzenden Lappen, mit denen er die Hohlheit seines Geistes und die Dürre seines Gemüthes vor dem Publicum zu verstecken, und seine Expectorationen, die ohne dieses Hilfsmittel als die fadesten Producte anmaßender Flachheit erscheinen würden, auszustaffiren sucht. Freilich sieht es manchmal wie eine Affenkomödie aus, wenn Börne sein Vaterland — wenn man Deutschland ohne dadurch zu schmähen so nennen kann — erst auf's Aeußerste prostituirt, einem Ham gleich seines Vaters Scham entblößt, sie mit cynischer Ehrvergessenheit den Fremden zeigt, um diese damit zu amüsiren, und dann versichert, nur Deutschlands Unglück und das Mitleid mit demselben mach' es ihm so theuer."

Großer Philosophos! edler Thebaner ist das der erste Unsinn, den Sie in ihrem Leben niederschreiben? Ich glaube nicht. Sie sagen: „Börne's Witz sey ein glänzender Lappen, womit er die Hohlheit seines Geistes verdecken will." Sind Sie witzig? Sie schweigen. Ach, Sie armer nackter Mensch! Börne sieht den Witz von einer ganz andern Seite an. Im achten Bande seiner gesammelten Schriften sagt er darüber: „Tadel ohne Witz ist Gluth ohne Licht, der Tadel braucht ihn, denn Witz macht ihn milde." Wäre Börne nicht witzig, wäre er nicht sentimental, seine Schriften machten rasend. So aber ist seine Sentimentalität der weiche Divan, den er dem erschütterten Leser zum Ausruhen anbietet, und wo das extrait des mille fleurs seines Witzes ihn bald wieder zu sich bringt. Sie nennen seine pfeilscharfen stürmenden Ideen „Expectorationen und fadeste Producte anmaßender Flachheit." Ich will denken, Sie thuen es aus Unwissenheit, und nicht aus Bosheit, denn, wie Sie selbst irgendwo sagen, gehört auch zum Bösen Talent und Energie. Was nennen Sie verächtliche Expectorationen? Sein gewaltiges Nachtwächterlied, wenn er ruft: „Bewahrt das Feuer und das Licht!" oder seinen Lerchengesang des strahlenden Freiheitsmorgens? oder seine deutschen Philippicae, die er aus der Verbannung donnert, ein neuer Demosthenes? Sie nennen ihn anmaßend, flach! Was nennen Sie wahr und kräftig? Wenn Börne's Schriften flach sind, so ist Ihre Recension ein Meisterwerk, und Sie selbst ein Ideen-Columbus, der auch darin Aehnlichkeit hat mit dem großen Genuesen, daß man Ihre Ideen, so lange sie nicht glänzend bewiesen sind, für Hirngespinnste eines Thoren halten wird. Sie sagen: „es sey eine Affenkomödie, wenn Börne Deutschland geißle und dann spräche, er liebe es sehr." Ohne mich hier aufzuhalten und aufmerksam zu machen, daß Sie wahrscheinlich selbst nicht wissen, warum Sie das Wort Affenkomödie gewählt haben, indem es weder anständig und hier bezeichnend ist, noch eine passende Nebenidee erweckt, — höchstens die Ihnen gerade nachtheiligste, als wäre Ihr ganzer Angriff eine schlecht improvisirte Komödie und Sie der Affe der von Börne beleidigten haute volée —, widerspreche ich der zweiten Hälfte des von Ihnen aufgestellten Satzes ganz

kurz durch Anführung eines alten Wörtleins, das im Volke weit verbreitet ist, und das auch Sie vielleicht kennen werden, ohne jedoch dessen praktischen Sinn erfaßt zu haben. Es heißt: „Ein milder Arzt heilt schlecht die Wunden.“ Darf ein Schriftsteller, dem es darum zu thun ist, Mißbräuche abzustellen, darf er sie loben? Wenn Börne sein Volk geißelt, so thut er damit nur das, was ein eifriger und sorgsamer Lehrer mit der schlechtgearbeiteten Aufgabe seines Schülers thut, — er zerreißt sie. Wäre dem Lehrer nichts an dem Wissen seines Schülers gelegen, er ließe die Aufgabe unzerrissen, tadelte sie höchstens oberflächlich und ersparte sich die Mühe des nochmaligen Ansehens; liebte Börne die Deutschen nicht, er ließe sie ihren geraden Ochsenschritt fortgehen, denn was kümmert es ihn, den im fremden Lande, unter fremder Regierung Lebenden, ihn, der seine Pension aufgab, um nur unabhängig dazustehen! Börne liebt sein Vaterland, und eben darum wendet er alle jene Mittel an, womit ein Geliebter seiner Theuren zuspricht. Er donnert, er zankt, er spottet, er neckt; immer aber ist er es, der die Hand zur Versöhnung zuerst reicht. Börne hat nie die Deutschen in den Augen der Franzosen herabgesetzt, und wohl uns, wenn alle Deutschen, die Frankreich kennen lernt, Börne's wären! — Börne liebt sein Vaterland — doch wozu Blinden und Geblendeten tausendmal die Versicherung wiederholen: „Die Sonne scheint!“ Sie werden doch nie dazu Ja sagen können, während den Sehenden die Behauptung überflüssig ist. Rubriciren Sie sich selbst, Hr. 57! — In Börne's Charakter scheint Ihnen ein Haß gegen alles Positive, ein Widerwille gegen objective Schranke jeglicher Art, sey sie aus einem vernünftigen Grunde entsprungen, oder dem Vortheile dienend, zu liegen. Welch' ein jämmerliches Spiel mit Worten! Scheint es mir doch, als brächen Sie die Phrasen eines gewissen Bauernkriegsbeschreibers wieder heraus, der in den Blättern Ihres Brotherrn gegen seinen Gegner den Unsinn wiederholte: Luther sey der Geist der Verneinung und der Zerstörer alles Positiven. O unglückliche Nachahmung! Wer scholastisch reden will, der muß, um nicht gar zu lächerlich zu werden, länger und mit glücklicherem Erfolge in der Schule gewesen seyn. Wo hat aber Börne, was Sie anführen, ausgesprochen? Nie griff er die Regenten, nie die Urprincipien des heiligen Vertrags eines Volkes mit seinen hochgestellten ersten Beamten an. Wenn er angriff, so war es die Form, jener mittelalterliche Codex, der in Schweinsleder gebunden mit eisernen Spangen verschlossen wird. Börne haßt das Positive, weil es ein verzauberter Wanderer ist, der bemerkbar einen Schritt vor, und unbemerkbar zwei zurück macht; er haßt die objectiven Schranken, in wiefern sie nie einen vernünftigen Grund haben können, weil sie Vogelbauer sind, durch welche man Luft, Himmel, Au' und Wald *sehen* und doch nicht *genießen* kann, und wo die Sehnsucht darnach zum mächtigen Wunsche, zur Sprengung des Kerkers wird. So lange man dem Kinde kein Spielwerk zeigt, spielt es mit der Schleife seines Röckchens, gibt man ihm ein Spielwerk, so hat es schon einen Unterschied begriffen, und will immer schöneres. So lange einem Volke Schranken gesetzt werden, müssen sie eng und dicht seyn. So wie man dieselben erweitert und den Blick durch sie gestattet, wird das Volk an den Stäben zu rütteln beginnen, sie unterkriechen, sie überspringen, sie ausheben, sie entfernen wollen. Wenn also Börne in der Gegenwart *gegen* alle Schranken spricht, so spricht er nur für allgemeine Ruhe, Beruhigung, Befriedigung, Ordnung.

Sie werfen ferner in einem großen Theile der Einleitung mit philosophischen Ausdrücken herum, daß man versucht wird, hier denselben Grund zu vermuthen, welchen der alte Fabeldichter bei Gelegenheit des maskirten Thieres anführt; aber dennoch zeigen sie sich groß, unerreichbar groß. Der selige Hegel ist gestorben, ohne herausgebracht zu haben, was die vollkommne Negativität sey? Bester 57ger! wollten Sie es nicht gefälligst dem seligen Herrn Hegel sagen: *Sie* hätten es herausgebracht, es sey Börne, und sich dafür eine halbe Portion Unsterblichkeit bestellen, denn ich weiß, Ihre Bescheidenheit läßt es nicht zu, mehr als halbe Portionen zu verlangen. O halber Unsterblicher! das gestehen Sie aber ein, „daß diese Negativität bei Börne kein loses Spiel treibe, wie bei Heine,“ daß es ferner „Börne nicht an einer Grundgesinnung fehle, wie Heine, denn sie besteht eben in jener Anbetung des unbestimmten reinen Nichts, die aber endlich zur völligen intellectuellen und sittlichen Nichtigkeit führen muß.“ **Bon!** Sie geben also **a priori** zu, Börne sey mehr werth, sey ehrenfester als Heine, dieses Quecksilber in der Thermometerröhre der Freiheit. Aber Sie unterscheiden nicht genau den Standpunct oder vielmehr die Ansichten Beider. Heine mit seinem Liberalismus ist ein Zigeuner, der das Herumwandern satt hat, und sich nun gerne bei seinen Stammverwandten Hütten bauen möchte, wenn man nur die Zigeuner nicht immer mit mißtrauischen Augen ansehen möchte. Börne ist ein alter Matrose, der keine Pension annehmen will; er weicht nicht von dem Schiffe, fest ist noch sein Auge, stark sein Arm und muthig steuert er immer zu dem Sonnenaufgang entgegen. Börne hält die Freiheit fest, wie sein angetrautes Eheweib, für Heine ist sie ein Mädchen, mit deren Reizen er speculirt, und sie lachend wegjagt, wenn sie ihm kein Geld mehr einbringt. Heine's Schmerz trägt etwas von Mephisto's frivolem satyrischen Lächeln an sich, während der Schmerz, der Börne durchwühlt, dem gleich ist, den Faust empfand, als Ideale in ihm auftauchten und wieder verschwanden, und er die Macht nicht hatte, sie wie Sclaven zu seinen Füßen zu zwingen. Wenn Börne's Schmerz erheuchelt ist, so war der Faust's Grimasse, und Börne ist der Faust, Heine der Mephisto der Freiheit. Während Börne seiner Ansicht nie ungetreu wird, legt Heine seine Hand in die goldne der Loyalität. Wie kann also von irgend einer Verwandtschaft zwischen beiden Charakteren die Rede seyn! Uebrigens, o größter und fruchtbarster der Philosophen! wollten Sie mir nicht einmal gefälligst erklären, wie ein *reines Nichts*, wie Sie es hier ein- und aufführen, sich noch in ein *intellectuelles* und *sittliches* theilen könne?

Sie sagen ferner: „Mit dieser Nichtigkeit sey eine *dürre Moral* und eine *gemachte Sentimentalität*, wie die Börne'sche, gar wohl vereinbar ꝛc. ꝛc.,“ indem Sie nämlich sagen: seine Moral beziehe sich weder auf Treue, Vaterlandsliebe, oder Verehrung eines Höherstehenden, sondern sey nichts als dürrer Formalismus, indifferent gegen Gutes und Böses, und darum für Sittlichkeit gehalten. Sie gestehen also ein, Börne habe etwas Moral, wenn auch ein Bischen dürre. Börne keine Moral? Muß etwa Moral immer die Bibel citiren, wie ein

Prediger, der im Text nicht weiter kann! Es ist, lassen Sie sich belehren! nur dieser Unterschied bei der ganzen Sache: Börne's Moral ist nicht für Herzen unter einem schwarzen Frack, sondern nur für Herzen, die auf dem rechten Flecke sitzen. Sie meinen ferner: er wisse nichts von Treue, Vaterlandsliebe. Das ist nicht wahr! Seit 20 Jahren ist er einem Weibe schon treu, obgleich man ihn oft überreden wollte: das Weib sey nicht nobler Herkunft, und habe sich von jeher unter den niedern Volksclassen herumgetrieben. Börne ist ihr treu, denn sie hat nach seiner Meinung gutmüthige blaue Augen, ein weiches Herz und kann nicht leiden, daß Jemandem Unrecht geschehe. Ich habe gehört, sie soll Freiheit heißen. Daß Börne Vaterlandsliebe besitzt, habe ich Ihnen schon oben gezeigt. Was Verehrung des Höherstehenden anbelangt, auch diese übt er im edelsten und schönsten Sinne; nur daß dasjenige, was ihm das Hochstehende ist, was sein Auge erreicht, sein glühend Herz mit Liebe, mit Anbetung erfaßt, dem Trosse viel zu hoch steht. Es würde ihm den Kopf verdrehen, wollte er es so betrachten, wie Börne, der hoch und stark genug ist, es zu erfassen. Für Börne ist das wahrhaft Höherstehende nichts Anderes, als was Sie ihm ganz abzusprechen versuchen: Treue, Vaterlandsliebe. Daß dieses kein Indifferentismus sey, wie Sie so gerne, und ach! so vergebens glauben machen wollen, leuchtet Jedem ein. Sie aber sind in einem sonderbaren Indifferentismus befangen, indem Sie dem wackern Börne gern Manches zugestehen möchten (Sie selbst nämlich sind, wie ich im zweiten Artikel zu zeigen Gelegenheit haben werde, voll von revolutionären Ideen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich zu Börne verhalten, wie ein Nachdruck zum Originalwerk); aber es nicht dürfen, weil die literarischen Blätter consequent seyn wollen. Sie sagen: „Börne's Moral wird von äußern Zwecken bestimmt." Wie steht es mit Ihrer Moral, guter Herr! wird sie nicht von Außendingen, z. B. Hrn. Brockhaus, seinen Blättern und den früher in denselben erschienenen Trophoniossprüchen befördert oder gehemmt? Man sehe auf die Früchte, oder, wenn Sie wollen, das Obst, und dieses ist bei Börne frisch, derb, kräftig und gesund, während es bei manchem Anderen gar sehr faul und ekelhaft vom Wurm durchritten erscheint. Verstanden? Der Vorwurf des Jesuitismus, der, obgleich bei Ihnen nicht ausgesprochen, doch leise durchschimmert, kann Börne nie treffen, denn er trägt zu offenes Visier. Trüge er dieses nicht, man würde keine Gelegenheit haben, ihn mit Hunden zu hetzen. Sie gestehen ferner ein: „er habe auch nicht wie Andere (warum sagen Sie nicht gerade heraus: „das junge Deutschland," denn ob der Mond mehr oder weniger angebellt wird, que lait cela?) die Ehe und die socialen Verhältnisse angegriffen, er würde es aber thun, wenn er es passend für seinen Zweck fände." Wenn nun Börne unsere socialen Verhältnisse nicht angreift, so muß es etwas Höheres, Geistigeres seyn, wofür er kämpft, und darum wird er also angefallen? weil er die Nebelkappe des Geistes lüften und später wegwerfen will? Sie sind hier, ohne es zu wollen, Börne's feurigster Champion geworden, denn was man ihm vorwirft, weisen Sie zurück! —

Sie sagen ferner: „Ebenso wie mit Börne's Moral, steht es mit der Gefühlsseite seines Charakters. Sie ist durchaus nicht aus einem Gemüthe entsprossen, welches sich in die Dinge versenkt, und mit ihnen identificirt, vielmehr ist sie die Sentimentalität, die eben nur wieder die Sentimentalität zum Gegenstande hat, und über Gefühle gefühlvoll spricht. Sie ist ohne bestimmten Inhalt, läßt sich willkürlich produciren, und einem Schriftsteller wie Börne, der nur in seiner beschränkten Subjectivität lebt, ein sehr brauchbares Werkzeug abgibt, um am passenden Orte damit den gehörigen Effect ad libitum hervorbringen zu können."

Börne's Gefühl, wie seine Moral, ist rein ethischer Natur, den Gegenstand, dessen Größe er durch Gefühl zu mildern sucht, bedingt zu sehr das Danebenstehen des kalten besonnenen Verstandes, als daß Gefühl und Gegenstand eins werden dürften. Wollte er seinen Gegenstand mit dem Gefühle identificiren, so würde er zum faden Schwächling, zum sentimentalen Freiheits-Siegwart herabsinken, wogegen die Sentimentalität, die er beherrscht, neben dem Wachtthurm seines kalten besonnenen Verstandes, zur feinen wohlthuenden Ironie wird. Daß Sie, Herr 57! Börne vorwerfen, über Gefühl gefühlvoll zu sprechen, liegt ganz in Ihrer Natur, denn Sie scheinen von dem Grundsatze auszugehen, über Gescheidtes dürfe nicht gescheidt gesprochen werden! Ihnen zu beweisen, daß Börne keinesfalls in einer beschränkten Subjectivität lebt, scheint mir ganz unnütz, eben so unnütz, als wenn ich beweisen wollte: Sie hätten Börne aufgefaßt. Börne ist seinen Zeitgenossen nicht mehr die Person in Pelzmütze und Oberrock; er ist jetzt schon ein Theil Weltgeschichte, ein Abschnitt des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Börne's Glück ist sein Talent und — seine Feinde. Hätte er nicht Feinde gehabt, so hätte er nicht den pikanten Häringssallat zugerichtet, in dessen Sauce Sie ihre Finger tunkten, sie zum ewigen Racheschwur erhoben, und sich die Finger dann ableckten, damit vielleicht etwas von seinem Salze in Sie führe. Armer Ungesalzener! Ich will diesen Artikel schließen, die Charakteristik Börne's, der mich so oft an Faust erinnert (Faust wollte den Druck einführen, Börne will ihn aufheben, Faust wurde von einem gescheidten Teufel, Börne von einem dummen Teufel angegriffen) ist hier beinahe geschlossen. Was Nüancirungen seines Charakters und seiner Denkweise sind, darauf werden wir noch späterhin zu sprechen kommen.

Literarischer Beobachter.

[Die Industrie französischer Buchhändler.] Fürst Pückler selbst hat sich bereits darüber beklagt, daß die Pariser Bibliopolie mit seinem Namen Mißbrauch treibe und Schriften unter seinem Namen verbreite, die das Product gemietheter Lohnschriftsteller seyen. Was soll man aber zu der lügenhaften Dreistigkeit sagen, daß die Imprimerie de H. Fournier (Rue de Seine, Nr. 14.) bereits als bei ihr erschienen ankündigt:

„Le deuxième volume des Chroniques, Lettres et Journal d'un voyage en France et dans le pays d'Alger, par le Prince Pückler-Muskau."

Und dieß neue Product, als das der bekannten fürstlichen Schrift-

stellersacultät, allen belgischen und deutschen Buchhandlungen zur möglichst schnellen Verbreitung empfiehlt, während das Manuscript über die afrikanische Reise noch in Muskau ruht, und am allerwenigsten nach Frankreich auszuwandern gedenkt. Zufällig wissen wir, daß der Verleger dieser Blätter mit dem Hrn. Agenten des Fürsten noch in Unterhandlung über die 5 Bände der afrikanischen Reise steht, und es mußte uns darum die französische Buchhändlerspeculation und Aufschneiderei um desto lächerlicher vorkommen, die bereits einen ersten Band unter erlogenem Titel in die Welt gesendet hat. Da heißt es: **Mundus vult decipi!**

[Elwine Alifeld.] Der „Planet" hat bereits ihre auf eigene Kosten gedruckten Gedichte gehörig gewürdigt. Es kann auch darüber nur eine Stimme seyn. Um so auffallender ist es, daß sie von Genzel gelobt worden, in einer Zeitschrift, die Blätter für Geist und Herz liefert, obgleich in den Gedichten weder für den erstern, noch für das letztre etwas zu finden ist; um so auffallender, da Hr. Genzel kein Bedenken getragen hat, in dieser Zeitschrift zu erklären: Klopstock sey kein deutscher Dichter. Als Beleg seines Urtheil über E. Alif. führt er einige Verse aus dieser Sammlung von Gedichten an, und da ist ihm ein neues Unglück zugestoßen. Ein Paar zeigen offenbar das Gegentheil von dem, was er damit beweisen will. Nichts ist unweiblicher, als das angeführte Trinklied. Es erweckt ein höchst widerliches Gefühl, wenn man sich ein junges Frauenzimmer als eine berauschte Bachantin denkt.

Als launig führt er das Gedicht an:

„Der Teufel soll sie holen!"

Schon die Ueberschrift schmeckt nach Rohheit, und die Laune darin trägt das Gepräge der Gassenhauer. Der Refrain ist immer die Ueberschrift. Man fühlt sich versucht, diese Verse zu parodiren:

„Wer so durch seine Eitelkeit
Der Musen Heiligthum entweiht;
Ich sag' es unverhohlen:
Den mag der Teufel holen!"

„Wer solche Reimereien preist,
Und so verleugnet Herz und Geist;
Ich sag' es unverhohlen:
Den mag der Teufel holen!"

So böse ist es indeß nicht gemeint, Elwine Alifeld und der Herold ihres dichterischen Talents mögen leben, wenn sie nur mit ihren Reimereien und deren Lobpreisungen die Welt verschonen.

[Mimik.] Der Musikdirector Hr. Markwort aus Darmstadt will in Frankfurt eine Vorlesung über „Mimik und mimischer Interpunction" halten. Er hat die Absicht, die Mimik zur Wissenschaft zu erheben, und ihr durch eigene Interpunction eine eben solche Stütze und Controle zu geben, wie die Musik an der Notenschrift besitzt. — Was die Erhebung der Mimik zur Wissenschaft betrifft, so hat Hrn. Markwort schon längst der Prof. J. J. Engel durch seine Mimik den Rang abgelaufen, und daß dieß bei Erwähnung dieser wissenschaftlichen Nachricht in einer Berliner Zeitung nicht bemerkt worden, darüber möchte man wohl ein mimisches Ausrufungszeichen machen.

[Der entlarvte Schwindler.] In Hamburg bei B. S. Berendsohn erschien: „Der entlarvte Schwindler, oder Anweisung für Kaufleute, Fabrikanten und überhaupt alle Geschäftsleute, die sich gegen die Betrügereien der Schwindler schützen wollen. Von einem Manne, der von Schwindlern ruinirt worden ist (Preis 5 Sgr.)." Das klingt zwar sehr erfreulich, aber nicht ein von Schwindlern Ruinirter, sondern ein Schwindler hätte ein solches Werk schreiben sollen, oder vielmehr eine Societät derselben, wie an einem Conversations-Lexikon Mehrere arbeiten.

[Temple de la gloire.] Dieser wird neu angebaut von dem General Jubé in der „Histoire des campagnes des Français, de 1803 à 1815" mit 48 Schlachtplänen, 102 Porträts der berühmtesten Feldherrn.

[La folle d'Orleans.] Unter diesem Titel mit Zusatze: Histoire du temps Louis XIV. ist von dem unerschöpflichen Geschichts- und Romanschreiber Jacob le bibliophile (Lacroix) ein neuer zweibändiger Roman herausgegeben worden.

[Sittengeschichte.] Für diese gibt die interessantesten und amüsantesten Beiträge der bekannte Balzac in seinen Scenes de la vie Parisienne (études des moeurs au 19. siècle).

[Dichtern zur Beherzigung.] Die Zeit der Schmerzen ist vorbei, die Sterne der Sehnsucht leuchten nicht mehr, sie sind verdrängt von den Kerzen des Salons und das ernste Interesse der Zeit drängt die kleinen Bekümmernisse einzelner Persönlichkeit vom Schauplatz. Nur das, was sich selber fühlt, was mit einem deutlichen Bewußtseyn die Zustände zu würdigen und zu reflectiren versteht, kann sich gegen die drängenden Wogen der Zeit halten. Darum soll man aufhören, Unbedeutendes zu veröffentlichen, um einen Werth auf Empfindungen zu legen, die man sich andichtet; man soll es darum, weil die Literatur eines Volkes der Spiegel seines Zustandes ist, und die Fremden dürfen in diesem Spiegel die Misere der Gattung nicht erblicken.

[Russische Romane.] Das Eishaus von Laschetschnikoff ist sehr schön geschrieben, die historischen Charaktere sind trefflich bearbeitet und die Schilderung der Begebenheit ist höchst interessant. Nicht minder verdient Beifall: „Die Herberge" von Stepanoff. Sie ist ein sittenschildernder Roman.

[Goethe in Rußland.] In Rußland soll nächstens der in's Russische übersetzte Clavigo im dortigen russischen Theater sein Glück versuchen. Noch wiederfuhr keinem Goeth'schen Stücke diese Ehre.

[Erfindung.] In orientalischen Manuscripten des Escurial will man den unzweifelhaften Beweis gefunden haben, daß das Schießpulver von den Chinesen erfunden worden sey, daß sie durch diese auf die Perser und dann auf die Araber überging, welche Letztere sich desselben im J. 691 bei der Belagerung von Mekka bedienten.

[Johann Friedr. Gercke] so heißt nach vom Censur-Collegio zu Leipzig gegebenem Aufschluß der Verfasser des „Manifestes der Vernunft," also nicht Clemens, nicht Clemen, welchem Letztern einmal Professor Krug ein vortheilhaftes Zeugniß ablegte.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 92. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 16. April. **1836.**

Paul de Kock's ausgewählte belletristische Schriften in sechs Bänden. Nach dem Französischen von T. Kriebel. Potsdam 1835, bei Ferd. Riegel. gr. 8.

Die beiden ersten Bände dieses ausgezeichneten franz. Belletristen, der — sonderbar genug! — trotz der allgemein grassirenden Uebersetzungsmanie, bis jetzt in Deutschland ziemlich unbekannt war, obschon sein Werth zwanzig franz. Modeschriftsteller aufwiegt, sind erschienen, und Ludwig Rellstab führt sie durch eine Vorrede beim deutschen Publicum ein, welche ein treffendes und gediegenes Urtheil über Paul de Kock's literarisches Wirken enthält, und worauf ich die geehrten Leser hiermit verweise, da es schwer seyn möchte, die Werke dieses Schriftstellers treffender zu charakterisiren, als es dort geschieht. — Die vor mir liegenden Bände enthalten „betrogene Liebe," eine Erzählung aus dem Pariser Bürgerleben, welches im Allgemeinen die Sphäre ist, worin sich de Kock in seinen Schriften bewegt. In dieser Sphäre bewegt er sich leicht, gefällig und anziehend; jeder Gegenstand gibt ihm Stoff zu einem kleinen Bilde und die einzelnen Scenen weiß er mit großer Geschicklichkeit und ungemeiner Deutlichkeit in seine Arbeit zu verweben, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. So sind seine Stoffe meistens einfach, seine Verkettungen leicht und zwanglos und die Begebenheiten erwecken nie das spannende Interesse, welches die neuern Romandichter zu erwecken so eifrig bemüht sind; aber mit diesen einfachen Mitteln schafft der Verfasser wahrhafte Lebensbilder. In allen Schilderungen spiegelt sich die Wirklichkeit ab, alle Scenen tragen das unverkennbare Gepräge der Sitten und Neigungen des Volkes, dem der Verf. angehört. Wenn uns daher einige Frivolität, ja sogar Lascivität in diesen Bildern verletzend entgegentritt, so können wir darüber mit dem Verf. nicht rechten, denn er schildert das Leben, *wie es ist*, und mild genug stellt er uns die Abnormitäten desselben dar. Auch die Charakterzeichnungen de Kock's sind gelungen, und wenn man bei den Figuren, die oft etwas carrikirt erscheinen, bedenkt, daß sie mit den Eigenthümlichkeiten einer ganzen Gattung — die sie repräsentiren — belastet sind, so kann man sie vortrefflich nennen. — Die Lesewelt hat also eine geistreiche und belehrende Lectüre von der Fortsetzung dieser Schriften zu erwarten, die um so mehr Genuß verschaffen wird, da es dem Uebersetzer vorzüglich gelingt, den feinen Ton der franz. Gesellschaft nachzubilden und so das Original nichts von seiner Eigenthümlichkeit verliert. Die äußere Ausstattung des Buches verdient alles Lob, nur wäre zu wünschen, daß der Corrector der deutschen Sprache mächtig sey und die störende Verwechslung des Dativs und Accusativs, oder umgekehrt, nicht so oft durchgehen ließ.

Rede des ewigen Juden, gehalten zum Neujahr 1836 zur Beherzigung für Juden und Christen mitgetheilt von Ernst Ortlepp. Nebst lithographirten Portrait des ewigen Juden. Leipzig, bei Friedrich Schäfer. 1836. Brosch. 16 S.

Man kennt Ernst Ortlepp und seine Dichtungen. Unter zwei Drittheile Reflexion in guter fließender, poetisch geordneter Sprache ist ein Drittheil ächter Poesie gemischt, so daß sich immer ein Ganzes ergibt, dem man seinen Beifall nicht entziehen kann. Dieß gilt auch von der vorliegenden neuesten poetischen Leistung Hrn. Ortlepp's. Der Stoff ist zu gut, zu reich, als daß Denker und Dichter nicht zum Vortheile ihres Ruhms darin sich begegnen sollten. Daß dieß auf einer abgesonderten Bahn geschehen, daß man darin nicht die gewöhnlichen Gedanken über den ewigen Juden, dessen Seyn und Schicksal wiederholt findet, daß der ewige Wandrer nicht als der unglücklichste der Sterblichen mit dem Jammerworte: „**ultimus meorum morior!**" erscheint, daß ihn vielmehr der Dichter zu den Glücklichsten und zum Sprecher für manches Zeitinteresse und Beantworter mancher Frage aus dem geselligen und staatlichen Leben macht, müssen sicherlich Alle billigen, die vor einer neuen Idee nicht wie vor einem Gespenste zurückbeben, oder wenigstens erst zehnfach prüfen, ob hinter derselben nicht etwa irgend ein Anstoß verborgen sey, der sie selbst hinausstoßen könne in das Heulen und

Zähneklappen der politischen Verdammung. Doch sey damit nicht im Entferntesten angedeutet, daß die „junge Literatur" etwas von dem frühern Sänger der Polenlieder zu erwarten habe. Für Polen und Politik ist er längst eingesargt. Requiescat in pace!

Erinnerungen von einem Ausfluge nach den Klöstern Alcobaça und Batatha. Von W. Beckford. Aus dem Englischen von S. H. Spiker. Berlin, 1835. Duncker und Humblot. 194 S.

Wer das schwelgerische Klosterleben in Portugal zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Frömmigkeit der Faulheit kennen lernen will, geselle sich als Begleiter zu dem genannten Ausfluge. Das Büchlein, so dünn es auch ist, bietet manches Interessante dar, und der Verf. zeigt, daß er scharfe Beobachtungsgabe besitzt. Er führt den Leser nicht nur nach den genannten Klöstern, sondern skizzirt auch das damalige Hofleben. In einer englischen kritischen Zeitschrift heißt es über dieses Werkchen: „Hr. Beckford hat in diesem kleinen Büchelchen, das nur die alltäglichen Begebenheiten einer 14tägigen Vergnügungsreise schildern soll, uns ein vollständiges Gemälde des ganzen Lebens in Portugal, wie es vor 50 Jahren war, geliefert. Zehn Bände hätten kein genügenderes Bild geben können. Jeder Rang und Stand der bürgerlichen Gesellschaft steht leibhaft vor uns, und zwar eben so befriedigend und, auf jeden Fall, eben so belustigend, als sie in irgend einem Sittenroman hervorgetreten seyn würden." — Die äußere Ausstattung ist nicht gut, der Preis dagegen zu exaltirt. Von dem Uebersetzer läßt sich erwarten, daß er eine lobenswerthe Arbeit geliefert hat. —

Theater.

Drei Theaterabende in Dresden.

Die Bäume fangen an, sich mit frischen Keimen zu schmücken, die Tage verlängern sich und dennoch ist das Theater jetzt besuchter als es oft in den ersten Wintermonaten war, denn seltene Genüsse werden dem Publicum geboten.

Wo soll ich anfangen? bei Mozart's Don Giovanni oder bei Shakespeare's Hamlet und Macbeth? Welcher Dichter steht höher? Welches Werk erschließt uns einen größern Kreis von Ideen? Der lebensvolle Don Juan, der nichts will, als Leben, der das Veilchen pflückt und die Rose bricht, sein lockiges Haupt damit zu bekränzen, der das Leben erschöpfen will und alle Süßigkeiten der Erde? Oder ist es Hamlet, das edle, weiche Gemüth, welches zusammenschaudert vor dem Gräßlichen, die Seele, welche zu adelig denkt, um den theuern, heiß geliebten Vater ungerochen zu lassen und das Herz, welches zu weich ist, um die Rache zu vollziehen, Hamlet, welcher fragt, „was in den Schlaf für Träume kommen mögen," der nordische, ernste Denker, voll Phantasie und Witz?

Im Don Juan hören wir den schönen, kunstgerechten Gesang Zezi's, sehen den reizenden, feurigen Spanier mit den dunklen Locken, den blitzenden Augen, Leichtsinn und verruchte Noblesse in jeder Bewegung.

Im Hamlet vernehmen wir Devrient's zum Herzen tönende Stimme, erblicken den edel schönen ernsten Sohn des Nordens mit blonden Locken und blauen Augen, gewandt und voll Festigkeit, wie ein kaledonischer Held.

Wir wollen nicht entscheiden, wem der Preis gebührt und zuerst über das Werk des deutschen Meisters sprechen.

Am 11. März wurde zum ersten Male unter der Leitung des Capellmeisters Morlacchi Don Giovanni aufgeführt, ganz so wie ihn Mozart schrieb, ohne Weglassungen, jedes Tempo richtig und endlich am Schlusse mit dem fugirten Schlußchor.

Auf's Neue ergötzte uns die Fülle reizender Melodieen, während der Geist durch die Tiefe des Werkes immer zu neuen Ideen angeregt wird. Die Schlußscene ist von mächtiger, poetischer Wirkung, der Feuerregen, den Andre Bühnen darbringen, wirkt nur auf die Sinne, das Herumzerren des Don Juan flößt Eckel ein — aber wie poetisch und bedeutsam ist sein Versinken, welchen Eindruck bringt es hervor, wenn die Personen, welche ihn kannten, den lebensvollen, reizenden Sünder suchen und nichts mehr finden als den Platz, wo er verschwand. Wie spurlos verschwindet der Schlechte und wie wahr sagt Goethe:

„Die Stätte die ein guter Mensch betrat
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Die Ausführung war Mozart's und der Dresdner Capelle, so wie des Gesangpersonals würdig. Das Feuer des Dirigenten theilte sich selbst dem letzten Choristen mit. Dlle. Weltheim (Donna Anna), sang vortrefflich wie immer, Dlle. Schneider sah als Zerline wunderhübsch und so schelmisch aus: daß man es dem Don Juan nicht verdenken konnte, wenn er sich ihr näherte. Sie sang auch recht brav. Wahrhaft ausgezeichnet war Dlle. Wüst, Donna Elvira. Es ist außerordentlich, welche Fortschritte das junge Mädchen in kurzer Zeit gemacht, hat und wie schön sie diese Rolle auffaßte. Ihre Figur und ihr guter Geschmack hinsichtlich des Anzugs kommen ihr dabei sehr zu statten.

Herr Zezi war ein vortrefflicher Don Juan und die Herrn Schuster (Octavio), Wächter (Leporello), Böhme (Masetto) ernteten verdientes Lob. Die Orchester auf dem Theater gingen ebenfalls vortrefflich und die äußere Ausstattung machte dem Regisseur Ehre.

Nun zu den Meisterwerken des brittischen Dichters.

Nach langem Zögern ging am 8. März Hamlet über die Bühne. Das Haus war gedrückt voll, denn das Stück wird anziehen, so lange es Theater gibt und der Liebling des Publicums, Herr Devrient, gab den Hamlet.

Dieser Charakter wird fast von jedem Darsteller anders aufgefaßt und ist von berühmten und unberühmten Schriftstellern vielfach commentirt worden, ohne daß er erschöpft wäre. Devrient

gab den Hamlet als jugendlichen Helden, der Gefühl für das Große und Schöne hat, dessen Herz durch den Tod des angebeteten Vaters betrübt, durch die schnelle Verbindung seiner Mutter mit dem Oheime verletzt ist. Aber so Schändliches hat er nicht erwartet, er ist selbst zu wahr, um eine solche That in sich aufnehmen zu können und der glühende edle Trieb nach Rache, kämpft mit der Furcht vor dem Morde. So hatte Herr Devrient den Charakter angelegt und führte ihn durch bis zu dem Augenblicke wo er stirbt.

Herr Burmeister als Polonius spielte natürlich und mit Humor. Die Hrn. Werdy (der Geist), Porth (König), Pauli (Todtengräber) und Heckscher (Laertes) verdienen Alles Lob.

Dlle. Herbst, als Königin, war ganz an ihrem Platze, denn zu solchen Rollen begünstigt sie ihre Gestalt, ein schönes, wohlklingendes Organ und ein gewisser Ernst, der ihr eigen zu seyn scheint.

Dlle. Bauer spielte die ersten Scenen der Ophelia mit mädchenhafter Schüchternheit und edlem Anstande. In den Wahnsinnsscenen geben viele der Dlle. Berg, die früher im Besitz dieser Rolle war, den Vorzug. Da wir sie aber nicht von ihr gesehen haben, so können wir nicht darüber urtheilen. Studium und Streben nach Ausgezeichneten war überall sichtbar. Das regelmäßige schöne Gesicht der Dlle. Bauer eignet sich freilich mehr für das Lustspiel, als für die Tragödie.

Am Schlusse ward Herr Devrient zweimal einstimmig gerufen, ein Beweis von Anerkennung, der selbst der Schröder-Devrient nicht wurde. Rief man sie am Schlusse, so begnügte man sich mit einem Male; diesmal aber, nachdem Hr. Devrient sich entfernt hatte, begann ein neuer Beifallsjubel.

Am 19. sahen wir Macbeth, von Tieck und Schlegel, für die Bühne bearbeitet und nach Tieck's Angabe aufgeführt. Wir können ihm nur Dank wissen, daß er ein Stück des großen dramatischen Dichters zur Aufführung brachte unverändert, ohne Weglassungen. Die Hexenscenen, besonders die lange Scene im 4ten Acte, waren vortrefflich einstudirt, auch in scenischer Hinsicht, und mahnten uns an Schottlands von Gnomen und Geistern bewohnte Berge.

Dlle. Bauer, Lady Macbeth, hatte diesen Charakter sehr gut aufgefaßt. Kritiker finden ihr Organ zu weich, ihre Geberden nicht tragisch. Bergen aber nicht glatte lächelnde Gesichter, liebliche Stimmen oft die Bosheit der Hölle in sich? War nicht Gesina Timm ein schönes, sanftscheinendes Weib? Dlle. Herold gab die eine Scene gut. Herr Weymar war brav als Macbeth; desgleichen Herr Porth, Banquo, und Herr Heckscher, Malcolm. Herr Devrient, als Macduff, fand nur einmal Gelegenheit, sich zu zeigen, aber in der einzigen Scene, wo er den Tod seiner Gattin und Kinder vernimmt, war er Devrient. Die Musik zu diesem Stücke ist von Rastrelli, der diese schwierige Aufgabe mit vieler Leichtigkeit gelöst hat. Wenn man bedenkt, daß diese Musik vielleicht nur zwei bis dreimal aufgeführt wird, und in andern Städten nichts zu Rastrelli's Ruhme beitragen kann; so macht es seiner Kunstliebe alle Ehre, daß er so vielen Fleiß darauf verwendet.

Die Ouvertüre spricht in Tönen den Inhalt des ganzen Stückes aus und die Musik in der Hexenscene steht nicht unwürdig neben der Musik zur Wolfsschluchtscene aus dem Freischütz und der Blocksbergsscene aus Spohr's Faust.

Theater-Gucker.

Prag. „Die Liebe auf der Alm," österreichisches Local-Singspiel in drei Aufzügen von Prof. Schmidt, Musik von Rotte, hat, mit Ausnahme des ersten Actschlusses, der Scene, wo die beiden Berliner erscheinen und der drolligen Episode des böhmischen Knechtes, nicht angesprochen. Der dritte Act ist über die Maßen gedehnt und am Schlusse sprach sich das Publicum einstimmig mißbilligend aus. Die Thätigkeit der Direction gewährte im J. 1835 folgende Resultate: sechs neue Opern (Zweikampf, v. Herold — fünfmal wiederholt —; Norma, v. Bellini — vierzehnmal —; der Schwur von Auber; Robert der Teufel, von Meyerbeer — achtzehnmal —; die Nachtwandlerin, v. Bellini — sechsmal —; der Bravo, von Marliani — dreimal —; neu in die Scene gesetzte Opern: Jessonda — zwölf Mal —; die Italienerin in Algier und Anna Bolena — zweimal —; ferner: vier Trauerspiele: Czestmir, von Ebert — zweimal —; Tasso's Tod, von Raupach, Scenen aus Goethe's Faust; der Schlaftrunk, von Jerrmann; neun Schauspiele: das Mädchen aus der Waldburg, v. Holbein, Pansalvin (zweimal), der Traum ein Leben, v. Grillparzer (viermal), die Erscheinung am Grabe von Ch. Birch-Pfeiffer (zweimal), Wahn und Wahnsinn (zweimal), die Vorleserin, von Koch (zweimal), Folgen einer Mißheirath, von Castelli; Horimir von Horn (zweimal); Durand; ferner: vierzehn Lustspiele: Die räthselhaften Brunnengäste, von Grammerstätter; die Schwäbin, v. Castelli (zweimal); die feindlichen Brüder, v. Raupach; von Sieben die Häßlichste, von Angely (zweimal); nach Sonnenuntergang (zweimal); die Braut aus der Residenz, Maske für Maske, nach Jünger von Lebrun (zweimal); die Einfalt vom Lande, von Töpfer (fünfmal); Capriccioſa und der Hirsch von Blum; Endlich hat er es doch gut gemacht, von Albini, (zweimal); Bürgerlich und romantisch, von Bauernfeld; Bedienteneifer, von Herzenskron; vier Sprichwörter, von Sydow; ferner sieben Possen: Lumpacivagabundus, zweiter Theil (zweimal); der Zauberer Februar (dreimal); Ninna oder die Wanderung nach einem Manne (viermal); die Entführung vom Maskenball (viermal); Eulenspiegel oder Schabernack über Schabernack (neunmal); das Margarethenfest im Stern; zu ebener Erde und im ersten Stock (zehnmal); endlich drei Ballets: die Faßbinder (zweimal); die Eroberung von Ypsara, der glückliche Schiffbruch (zweimal).

Berlin. „Gasparo, der Lastträger von Granada, romantisch-komische Oper in drei Acten, nach Scribe, von J. Cornet, Musik von Gomis, wurde am 16. März auf der Königstädtischen Bühne ein- und aufgeführt, aber mit nicht mehr als einem mittelmäßigen Erfolg. Das Sujet, im höchsten Grade unsittlich und von den größten Unwahrscheinlichkeiten entstellt, läßt am Ende durchaus unbefriedigt. Ein an sich unglückliches Ehebündniß bleibt ungetrennt nicht allein, sondern es wird auch noch ein zweites ähnlicher Art geschlossen, in welches nicht minder, wie in's erste Gasparo, der Lastträger, mit unwürdigen, ja verletzenden Forderungen sich eindrängt. Die Bearbeitung durch Hrn. Cornet ist keineswegs meisterhaft, und durchaus ungeeignet, des Originals Mängel und Lasciviläten zu umschleiern. In der Musik findet sich neben manchem Guten flache Imitation Herold'scher und Auber'scher Motive. Die Direction hatte für die Ausstattung alle Forderungen erfüllt, und die Mitwirkenden: Dlle. Gerhardt und die Herren Holzmiller und Fischer zeichneten sich aus. — Nach dem Sturme am 22. Februar hat sich an der königl. Bühne wieder heiteres Wetter eingefunden, d. h. Fräul.

Charlotte v. Hagn ist nach dreiwöchentlicher Krankheit wiederum erschienen. Das überfüllte Haus begrüßte sie mit einem wohlunterhaltenem Pelotonfeuer des Beifalls — ein Zeugniß, daß Berlin seine Talente zu schätzen weiß. — „Bürgerlich und romantisch," dies vieractige Lustspiel Bauernfeld's, das in diesen Blättern von einem unserer geistreichsten Correspondenten eine ausführliche und gerecht-strenge Beurtheilung erfahren hat, kam am 19. März zum ersten Mal auf die königl. Bühne und gefiel allgemein und außerordentlich — zugleich eine Folge der musterhaften Aufführung. — „Die Schule für große Kinder," Lustspiel in fünf Acten nach dem Englischen des Th. Morton, von Bernd von Guseck ward zum ersten und wahrscheinlich auch zum letzten Male auf der Königstädtischen Bühne aufgeführt. Das Stücklein mit seiner langweiligen Behandlung eines zwar nicht uninteressanten, aber doch verbrauchten Stoffs soll schon vor drei Jahren in Dresden zu Falle gekommen seyn. Ueber das neue Raupach'sche Lustspiel in zwei Acten: Der Narr seiner Freiheit hat nach seiner Aufführung am 21. März — gerade vier Wochen nach jenem Hagn'schen Schicksalsabende, an welchem es zum ersten Male angekündigt war, eine sehr beißende Strenge der Berliner Kritik erfahren. Man erklärt nämlich die Pieçe für nichts als eine Federprobe des fruchtbaren Dichters, weil sie die deutlichsten Spuren der Flüchtigkeit verräth. Von einer Handlung ist nicht die Rede; das Stück besteht aus einer Reihe von Wortgefechten, in welchen, wie in allen Arbeiten Raupach's, auch Geist und Witz sich findet, doch in geringerem Maße als sonst. Die Rollen der Wortfechter waren in so vortrefflichen Händen, daß die Zuhörer eine kleine Geduldprobe mit Ruhe ertrugen. Das alte Sprichwort: „Ein Narr macht mehrere," bewies sich am Schlusse des Stücks; doch auch diese Narren ihrer Freiheit wurden zur Ruhe gebracht." —

Königsberg. Als bei der Aufführung der Marschner'schen Oper: Der Templer und die Jüdin die Wiederholung der Ballade Ivanhoe's: „Wer ist der Ritter hochgeehrt ꝛc." verlangt wurde, legte man folgende Verse ein:

Wer ist es der für's Vaterland
Die Frankenschlacht gekämpft?
Wer ist es, der den Feind gebannt,
Tyrannenwuth gedämpft?
Wer jagt euch, Franken, über'n Rhein,
Befreite Deutschlands Gau'n,
Und sprach: frei soll mein Preußen seyn,
Frei will ich Deutschland schau'n.
O kräftig Preußen freue Dich,
Dein König, fromm und ritterlich,
Dein König focht für Dich!

Im Frieden herrscht er weis' und groß,
Beschützt das Recht mit Kraft,
Er mildert gern des Armen Loos,
Ehrt Kunst und Wissenschaft.
Der Friede blühet segensreich
Vom Niemen bis zum Rhein
Und Preußen strahlt der Sonne gleich;
Welch' Glück ein Preuße seyn!
Du, theures Preußen, freue Dich,
Dein König, fromm und ritterlich,
Dein König sorgt für Dich.

Beglückt bist Du, o Vaterland,
Durch ihn und seinen Sohn.
Es knüpft ein diamantnes Band
Das Volk an Deinen Thron;
Der Preußen Treu' ist Dein Panier,
Gerechtigkeit Dein Schild.
Sey lange noch des Thrones Zier,
O König, groß und mild!
Ja, glücklich Preußen freue Dich,
Dein Friedrich Wilhelm wacht für Dich
Dein König lebe hoch!

Das nenn' ich Enthusiasmus! — An demselben Theater ist der in Berlin durchgefallene Herr Wolfram engagirt und gefällt. Wie verschieden ist doch der Geschmack!

Braunschweig. Mad. Wunderlich, die zuerst in Leipzig aus ihrer Winkeltheatercarriere herausgerissen und wunderlicher Weise nebst ihrem Gatten einen sehr naturalistischen und süffisanten Musikus herausgerühmt wurde, hat hier die Anna im Don Juan gesungen, und in dieser Partie so gut als nicht gefallen. Ihre Töne ermangeln der Fülle, Reinheit und Ausdauer, wenn sie zur Höhe gelangen und ihr Gemahl fordert von ihr bei Mozart, einem Stümper gegen seine, leider noch unbekannten Opernleistungen, kein allzu genaues Studium; ihre Figur ist sehr winzig, ihr Spiel sehr eckig und kleinstädtisch, ihre Declamation und ihr Vortrag sind — null.

Cassel. Hier hat Fräul. E. Rosenfeld (die jüngst von Leipzig Entlassene?) alle Gemüther erobert durch ihre Rosine, Romeo und Desdemona — ohe! Hamburg nennt den Ausbund von Gesangs- und anderen Reizen sein! —

Leipzig. Daß es mit Hrn. Grohmann an der Stelle Hrn. Düringer's nichts, ist wahrscheinlich, unwahrscheinlich aber, wenigstens für Viele, daß es mit einem Anderen zu derselben Function nichts werden sollte. Unser Schauspiel schreit zu laut nach Succurs, als daß die Direction länger die taube spielen könnte. — Zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit ist ebenfalls erhoben des Baritonisten Hrn. Richter's Engagement aus seiner Vacanz in Berlin. Malitiös war die Bemerkung eines Blattes: „engagirt wegen seines Gastspiels;" mehr könnte man auf den Ausschlag der Wohlfeilheit rechnen. Diese neue Acquisition ist so wunderbar, daß sich Alle wundern und selbst Hr. Richter über das Wunder seiner Anstellung sich wundert. Hr. Freimüller ist endlich eingetroffen, und zwar nicht allein, sondern mit einer süßen Last, seiner Braut, einer Dlle. Limbach. Sie soll das Gewicht unserer Bühne vermehren. Nicht übel gedacht! Hr. Eicke, welcher bisher 2400 Thlr. Gage erhielt, wollte für 27 oder 2500 Thlr. sammt seiner Gattin — einer als Dlle. Hanf früher wohlrenommirten Schauspielerin, die hier für Alte in Opern und Anstandsdamen im Schauspiel äußerst wohl verwendbar wäre — bleiben; allein die Direction bot 2200 Thlr. für Beide, und engagirte bald darnach Hrn. Richter. Anstandsdamen und Alten können fehlen!

Von Scribe, dem neuerwählten Unsterblichen, werden nächstens zwei neue Stücke gegeben werden. Deutschland nimm die Feder zur Hand!

Bauernfeld's neuestes Lustspiel „der literarische Salon," hat in Wien gefallen, ist aber schon verboten. Wir werden nächstens eine ausführliche Kritik desselben liefern.

Mad. Franchetti-Walzel betrat als Anna (in Don Juan) das Leipziger Theater, um daselbst zu gefallen und engagirt zu werden. Sie gefiel. Eben so als Norma, über welche Oper nächstens!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 93. (VII. Jahrgang.) Montag, den 18. April. **1836.**

Zukunft.

Noch lauscht entzückt mein selig trunkner Sinn,
In längst verscholl'ne Zeiten tief verloren;
Da zieht es mich zur fernen Zukunft hin,
Die, lockend, meine Seele sich erkoren.

Weit hinter mir liegt das vergang'ne Glück,
Noch glänzt es mild dem tief betrübten Herzen,
Da strahlet Hoffnung, mit dem Sonnenblick,
Und will verweh'n die glühend heißen Schmerzen.

Sie malet rosig mir der Zukunft Loos,
Und deckt Vergangenheit mit dunklem Flore;
Sie zieht mich fort aus der Erinn'rung Schooß,
Und öffnet leuchtend mir die gold'nen Thore.

Du Hoffnung, mit dem ew'gen Zauberschein,
Du Zukunft, mit dem sternengleichen Schimmer,
Vergebens dringt eu'r Strahl in's Herz hinein,
Vergang'ne Seligkeit verrauschet nimmer.

Es tauchet auf aus dunkler Grabesnacht,
Und lebet in des Busens tiefsten Gründen
Der ersten Jugendfreuden lichte Pracht,
Und nimmer wird sie meiner Seel' entschwinden!

Koßarsky.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.).

(Fortsetzung.)

II.

Auf fürstliche Kosten wurde der Truppe eine stattliche Herberge zur Wohnung angewiesen, so wie den vornehmsten Mitgliedern auch manch' leckeres Gericht von der fürstlichen Tafel zukam.

Dadurch ermuntert, bemühten sich alle, der Gunst ihres hohen Beschützers sich würdig zu zeigen, zumal auch der Impressario nicht unterließ, jeden Einzelnen goldne Berge zu versprechen, d. h. im Fall Alles gut ausfiele.

Ein rings von Pavillons umgebener Platz wurde den Künstlern angewiesen, darauf ihre Bühne und ihr Gerüst zu bauen. Der Impressario säumte nicht, Alles anzugeben, wie es für seine Zwecke am besten paßte, wobei ihm Giovechino und der Primo-Amoroso, Antonio Montecavallo getreulich halfen.

Nach einigen Tagen schon war Alles so weit vorgeschritten, daß die Proben beginnen konnten, und der Impressario verfehlte nicht, solches dem Hofmarschall anzukündigen. Die Exellenz berichtete es pflichtschuldigst wieder an den Fürsten.

»Und halten Sie dafür, daß die Truppe Unsern Wünschen entsprechen wird?« fragte der Fürst.

— Zuverlässig, Monseigneur! es ist dieselbe Truppe, welche Sie und ich vor drei Jahren in Neapel sahen, und sie hat sich seit der Zeit noch um Vieles vervollkommnet! Besonders ist der neue Grazioso ausgezeichnet, ein toller Bursche, wie eigends erschaffen für das Fach, welches er darstellt.

»Und was ist aus dem hübschen Kinde geworden? die schwarzäugige Kleine mein' ich, die so allerliebst sang und tanzte? Fiametta hieß sie, wenn ich nicht irre.«

— Ich bewundere das treue Gedächtniß meines gnädigsten Herrn! — sprach der Hofmarschall mit einer Verbeugung; dann aber fügte er mit blitzenden Augen hinzu: »Bei meiner Ehre, Monseigneur! die kleine Fiametta ist das schönste Mädchen geworden, das ich je sah.«

— Wirklich? — fragte der Fürst angelegentlich.

»Wie ich die Ehre habe, meinem gnädigsten Herrn zu versichern! Nie sah ich eine Gestalt wie diese! in allen Theilen das reinste Ebenmaß! jugendliche Frische und Fülle! — und einen Kopf, mein Fürst! welch' ein Kopf! Es ist zu wenig, wenn ich sage, er vereine in

seinen Zügen Juno's Hoheit und Aphroditens Anmuth! Der Strahl ihres Auges gleicht dem Wetterleuchten einer Mainacht! — Doch, was helfen alle Beschreibungen, geruhen Sie, **Monseigneur**, selbst zu sehen.«

— Nun, wahrhaftig, das will ich! lächelte der Aufgeregte, und je eher, je lieber. — Er gab dem Hofmarschall seine Befehle, und in den Nachmittagsstunden des andern Tages erschienen Beide, ohne irgend eine andere Begleitung, in dem Circus, wo die Proben gehalten wurden.

Der Impressario, durch den Hofmarschall vorher unterrichtet, welches Heil ihm wiederfahren würde, empfing den fürstlichen Besuch im höchsten Staat und tiefster Unterwürfigkeit. Eine riesenmäßige spanische Allongenperrücke deckte sein ehrwürdiges Haupt, der rothe Gallarock war dermaßen mit handbreiten goldenen Borden besetzt, daß die eigentliche Farbe des Kleides nur an wenigen Stellen durchschimmerte, und Signor Ranuzio Spazicamino in der That glänzte, wie ein wirklicher Goldkäfer. Die himmelblaue Atlas-Weste war ebenfalls reich gestickt; die schwarzsammtnen Beinkleider wurden an den Knieen durch ungeheuere brandgelbe seidene Rosetten zusammengehalten; die fleischfarbenen Strümpfe hatten wieder goldne Zwickel; große Schnallenschuhe mit hohen rothen Absätzen, ein langer spitzer Degen und das kleine dreieckigte, mit einer **plumage** gezierte Hütchen vollendeten den pompösen Aufzug.

Mit einer Suade, wie sie nur immer einem Eingebornen der Toledostraße zu Neapel vom Himmel verliehen wurde, hatte Signor Ranuzio Spazicamino das unschätzbare Glück gepriesen, daß ein so großer, gewaltiger und heldenmüthiger, vortrefflicher, nie genug zu rühmender Principe sich (im eigentlichsten Wortverstande) herabgelassen, einem armen obscuren Impressario mit seiner strahlenden Gegenwart zu begnadigen und zu erleuchten. Er stand jetzt vor dem Fürsten in einem rechten Winkel wie ein Taschenmesser zusammengeknickt; demüthig zwar, doch auch ein wenig selbstbewußt, der Gegenrede des Gewaltigen harrend.

Der Fürst jedoch lachte den begeisterten Redner ohne Umstände gerade in's Gesicht und sagte: »Laßt eure närrischen Complimente, Signor Ranuzio! redet nicht solch' verwirrtes Zeug, sondern stellt mir die Mitglieder eurer Gesellschaft vor.«

Etwas außer Fassung bückte sich der Impressario so tief, daß seine herabhängenden Arme fast den Boden berührten; that sodann aber, wie ihm der Fürst geheißen.

Höchlich ergötzte es dem Gnädigsten, als, nachdem der Impressario einige Namen genannt und die Mitglieder, denen sie gehörten, vorgeführt hatte, in lustigen Sprüngen der Grazioso heran kam und sich selber, in einer wohlgelungenen improvisirten Canzonette, vorstellte. Eine ihm zugeworfene volle Börse bezeigte dem kecken Burschen die allerhöchste Zufriedenheit.

Aber ein unwillkürlicher Ausruf der Bewunderung entschlüpfte den Fürsten, als nun Signor Sapzicamino die schöne Fiametta herbei führte.

»Bei meinem Eid! — flüsterte er entzückt dem Hofmarschall zu — das Mädchen ist göttlich schön.«

Fiametten war die Bewegung, in welche ihr Erscheinen den Fürsten versetzt, nicht entgangen. Auch ihrer bemächtigte sich eine seltsame Beklommenheit, und mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Gibraltar.

(Fortsetzung.)

Dafür sprechen die Worte: **Calpe in Graecia specie cavi teretisque visu nuncupatur urcei (Orig. marit.).**

Andere geben ihm einen phönicischen Ursprung, welcher **Erhöhung, Höhe** bedeutet. Lopez von Ayala glaubt ihn dem hebräischen und phönicischen Worte Galph, Calph beilegen zu müssen, welches aushöhlen bedeutet. Dieser Ursprung wäre übrigens gleich mit dem, welchen die Griechen und Römer ihm zuschreiben. Auch Pomponius Mela hält diesen für den wahren, wegen der tiefen im Berge befindlichen Höhlen. Der Name Gibraltar ist der letzte, der ihm im achtzehnten Jahrhunderte von den Arabern gegeben wurde. Wie die Gelehrten dieses Volkes behaupten, besteht Gibraltar aus zwei Worten ihrer Sprache, von denen das eine **Gibel**, Berg, das andere **Thar**, getheilt heißt. Wirklich scheint er durchschnitten. Das Wort **Thar** ist lange Zeit in dem Königreiche Granada beibehalten, um eine Gerichtsbarkeit, einen abgesonderten District zu bezeichnen, wie die Taha von Orgiba, Taha von Dalias, Taha von Andarax. **Tar** oder **Tur** heißt auch eine Höhe, ein Thurm, was vollkommen zu der Gestalt des Berges paßt. Nach einigen andern Schriftstellern ist Gibraltar entstanden aus **Gibel al phatah**, Berg der Einfahrt, weil die Mauren das erste Mal in Spanien über Gibraltar landeten. Die am allgemeinsten verbreitete Ableitung endlich ist die, welche Ben Hazil, Schriftsteller in Granada, und Ebn Alkhatib in seiner Chronologie der Kalifen, diesem Berge geben, indem sie ihm den Namen des mauriſchen Führers beilegen, der ihn zuerst 712 an der Spitze seiner Truppen nahm. Er hieß Tarik und hatte 1760 Mann bei sich. Einige Schriftsteller behaupten, er sey ihm durch den Verrath und die Rache des Grafen Julian übergeben worden, dessen Tochter Florinde Rodrich, letzter König der Gothen, verführt hatte. Dieses Ereigniß ist in folgender spanischen Romanze aus dem achten Jahrhunderte auf die naiveste Weise erzählt.

»Florinde verläßt mit ihren Gespielinnen den Thurm des Palastes, Alle singend und sich freuend.

Sie treten in den Garten, wo ein klarer Bach fließt, unter ein Geländer von Jasmin, Weinranken und Myrten.

Sie setzen sich in die Runde in den Schatten und baden ihre Füße in dem reißenden Wasser. Florinde nimmt ihren Gürtel. Wir wollen unsere Füße messen, spricht sie.

Das Band geht von Hand zu Hand. Die Beine der jungen Florinde sind am weißesten und am besten geformt.

Bald lösen die Jungfrauen ihre Haare auf, welche in das Wasser flattern; die leichten Finger theilen sie in Flechten, Florindens Haar ist am längsten und am schönsten: es ist blond.

Die unschuldigen Mädchen glaubten, sie wären allein; aber der Zufall wollte; daß König Rodrigo, hinter der Jalousie eines nahen Fensters verborgen, sie sehen konnte.

Sie entfernten sich, und mit ihnen Florinde, welche zuletzt ging.

Als sie vorbeiging, rief sie der König von seinem Balcon.

Schöne Florinde, sagte er, ich habe Dich gesehen und liebe Dich; mein Scepter und meine Krone neigen sich vor Dir; erfülle meine Wünsche, und ich werde Deine Liebe belohnen.

Man sagt, sie habe nichts geantwortet; Anfangs war sie sogar traurig, aber das Ende dieses Abenteuers war, daß der König seinen Wunsch erreichte.

Florinde verlor ihre Unschuld, Rodrigo seine Tugend, Spanien seine Freiheit.

Wer von Beiden war der Schuldigste? Die Männer sagen, Florinde: die Frauen sagen: Rodrigo.«

Aus Gibel tarik, Berg des Tarik, also haben die Chroniken Gibraltar gemacht, den letzten Namen dieses berühmten Berges, den so viele Völker sich streitig gemacht haben, der Zeuge so vielen Unglückes, der Gegenstand so vieler blutigen Kriege und mörderischen Belagerungen war.

Die Phönicier, Aegypter, Rhoder, Phocäer, Karthager, Römer, Vandalen und Gothen herrschten dort abwechselnd. Im Jahre 90 der Hedschra, welches mit dem Jahr 712 n. Chr. gleich ist, bemächtigten sich die Mauren desselben, als des wichtigsten Postens zur Ausschiffung der Heere, welche in den Gefilden von Xeres das Reich der Gothen in Spanien zerstören sollten.

Die Mauren fanden in Calpe nur die Ruinen von Carteya, welches zum Theil von den Vandalen schon 429 zerstört worden war; sie gründeten eine neue Stadt, befestigten diese wichtige Position, die von da an zur Landung der zahlreichen Armeen diente, welche sie zu den Zeiten der Eroberung des Aben Hunneyas, Almorabide, Almohades und Benimerines in die Halbinsel schickten. Diese Truppendurchzüge waren so häufig, daß Isidor Pacense und Don Rodrigo Gibraltar den Namen des Vorgebirges des Durchganges, transductiva promontoria, geben.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 25. März 1836.

Guelfen und Ghibellinenstreit um Fräul. Ch. v. Hagn. Der Franzose und der preußische Officier. A verbis ad verbera, d. h. von Worten kam's zum Duell, zur unglücklichen Verwundung des Preußenfeindes und dessen Tod. Ein berlinisch raffinirter Diebstahl. Ein hartherziger Bäcker treibt die Justiz gegen sein ehrliches Dienstmädchen bis zum Strange, d. h. es erhängt sich das unschuldige Mädchen seinetwegen. Künstliche Theuerung durch die Bäckerprofession. Lare Policei gegen diese Profession an fast allen Orten. Eisenbahn-Schwindeleien abominabelster Art.

Ueber den Streit unserer Guelfen und Ghibellinen, der in dem Bereich des königl. Schauspielhauses geführt worden, wo die Lebensfrage entschieden werden sollte: Charlotte von Hagn oder Clara Stich, mag ich keine Sylbe verlieren, da der Correspondent über die hiesigen Bühnenleistungen und was auf das Bühnenwesen, auch wohl zuweilen Unwesen, Bezug hat, schon darüber schrieb. Es wäre indeß eine Geringschätzung gewesen, wenn nicht in dem königlichen Theater von den Tonangebern, Badauds und Müßiggängern eine ähnliche Scene improvisirt worden, wie früher im Königstädtischen Theater das — beiläufig gesagt — dem Publicum die versprochene Genugthuung schuldig geblieben ist. „Versprechen und halten ist zweierlei," Tragikomödie ohne Ende.

Ein anderes Ereigniß ist interessanter, als ein Rollenstreit zweier Schauspielerinnen. Bei dem Conditor Stehely, der eine Art von Celebrität durch die Correspondenzartikel in so vielen Zeitschriften erhalten hat, worauf er in seinem bescheidenen Sinn keinen Anspruch macht, wenn er nur viele Kunden hat, befand sich ein junger Franzose, der sich hier seit einiger Zeit aufhielt, und den Namen eines berühmten Franzosen aus frühern Zeiten führt und dessen Schriften noch immer als das Resultat eines großen Scharfsinns, eines gründlichen Studiums der Geschichte und des aufmerksamen Beobachters dessen, was um ihm vorgegangen, geschätzt worden, sprach des Morgens bei dem Conditor Stehely mit einem Bekannten in seiner Muttersprache in einem höchst unschicklichen und anmaßenden Ton von den Officieren der Armee, die bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Culm, Dennewitz, Leipzig, *) Bar an der Aube, bei Brienne, Laon, Arcis an der Aube und bei la belle Alliance bewiesen hat, daß sie ein vollgiltiges Recht auf Achtung hat. Ein junger preußischer Officier hörte diese Insolenzen mit einer unerschütterlichen Ruhe so lange an, bis der Franzose schwieg. Dann trat er aber zu ihm, und erklärte ihm, wie er, als ein Officier des Corps, von dem er solche beleidigende Ausdrücke gesprochen, für sich und im Namen aller seiner Cameraden Genugthuung verlange, die er nur durch einen Zweikampf erhalten könne. Der Geforderte nahm die Forderung an, jedoch erst auf

*) Es gibt sehr besonnene Leute, die eine Beschreibung der Schlacht b. L. deßhalb nicht zu Ende lesen können, weil doch gar zu malitiöse Zufälle zu Napoleon's Unglück entscheidend mitwirkten. Anm. d. Red.

den folgenden Tag und mit dem Degen in der Hand. Leider verweigerte dies der Officier; er bestand, daß er sich mit ihm auf der Stelle und zwar auf Pistolen schlagen müsse. Alle Remonstrationen wurden zurückgewiesen. Der Franzose mußte sich entschließen, sich in das Verlangen seines Gegners zu fügen. Es wurde ein Wagen geholt, und man fuhr, nach dem erforderlichen Vorkehrungen zu einem solchen Duell, nach dem Wald. Hier schoß der Officier den Franzosen in den Arm. Der Verwundete wurde in seine Wohnung zurückgebracht. Die erhaltene Wunde war so gefährlich, daß nach dem Urtheil sachverständiger Aerzte, die Amputation stattfinden mußte, wenn sie nicht den Tod herbeiführen sollte. Der Franzose soll sich geweigert haben, sich dieser Operation zu unterziehen; ein kalter Brand ist hinzugetreten und er daran gestorben.

Ein bedeutender Diebstahl und die Art, wie er verübt und so schnell entdeckt worden, verdient wohl der Erwähnung. Ein hoher Justizbeamter war um eine bedeutende Summe Geldes, fast nur in Staatspapieren, bestohlen worden. Er machte davon sogleich der Policeibehörde Anzeige, und es wurde auch von diesen sämmtlichen Banquiers und Geldwechslern ein Verzeichniß der Nummern ꝛc. der entwendeten Staatsschuldscheine mitgetheilt, um denjenigen, der einen oder den andern zum Verkauf bringen sollte, anzuhalten, worauf demnächst auch von der Policeibehörde eine solche Bekanntmachung in den Intelligenzblättern und Zeitungen zur Kenntniß des Publicums gebracht wurde. Ehe noch das Letztere geschehen war, brachte Jemand nun einen gestohlenen Staatsschuldschein bei einem hiesigen Geldwechsler zum Verkauf. Er wurde von dem Letztern angehalten und gefragt, wie er dazu käme. Es war ein Kaufmann aus Frankfurt a. d. O., der den Schein dort erhalten hatte und gleich darauf hierher gereist war. Kein Verdacht, daß er an diesem Diebstahl Theil genommen oder auch nur etwas davon gewußt habe, ruhte auf ihn. Es war also gewiß, daß der Dieb sich mit seinem Raube gleich nach Frankfurt begeben, um ihn dort zu Gelde zu machen. Die Nachfrage bei den Lohnfuhrleuten ergab auch, daß am Abend, wo der Diebstahl verübt worden, nach 9 Uhr zwei Männer zu einem solchen Lohnfuhrmann gekommen und von ihm verlangt, er möchte sie, aber schnell, nach Frankfurt fahren, weil sie dort ein dringendes Geschäft hätten, mit dem Versprechen: diese Fuhre gut zu bezahlen. Ein solcher Gewinn war nicht von der Hand zu weisen; nach den Pässen der Reisenden hatte er sich nicht erkundiget und ließ anspannen. Die beiden Reisenden setzten sich in den Wagen; jedoch außerhalb des Thores, vor dem Etablissement, die neue Welt genannt, hießen sie den Kutscher, anhalten. Der Eine von den Reisenden stieg aus und kehrte nach der Stadt zurück. Der Andere setzte seine Reise allein fort. Der Kutscher mußte in Frankfurt angekommen, auf den dort Hingebrachten warten. Nach wenigen Stunden setzte er sich wieder in den Wagen und fuhr nach Berlin zurück. Nach der Aussage des Kutschers hatte er solchen bei der Rückkehr bis an eine Brücke fahren müssen, dort sey er ausgestiegen: weil er nun nicht weit entfernt von seiner Wohnung sey. Der Kutscher mußte eine genaue Beschreibung des Aeußeren des Unbekannten machen. Es stimmte sehr mit der Gestalt eines Schlossergesellen überein, der im Zuchthause wegen Verbrechen gesessen, nach abgelaufener Strafzeit aus solchem entlassen, hier unter policeilicher Aufsicht sich aufhielt und in der Gegend der Brücke in Schlafstelle lag. Ein Policeiofficiant begab sich sogleich zu ihm, er fand ihn noch im Bette, und fragte ihn: was er in Frankfurt an der Oder gemacht habe? — Er leugnete anfänglich, dort gewesen zu seyn; als ihm aber der Policeiofficiant erklärte, daß ihm dies nichts helfen würde, indem er zu ihm sprach:

„Zieh' Er sich nur an und komm' Er mit mir. Ich will Ihm den Kutscher vorstellen, der Ihn nach Frankfurt gefahren hat"

räumte er die Reise ein, nicht ahnend, daß schon sein Diebstahl entdeckt seyn könnte, und gestand, er sey dort hingereist, um einen Freund zu besuchen. Er wurde nun verhaftet und zur weitern Untersuchung abgeliefert. Er gestand denn auch die That, indeß war er darauf nicht gefallen, sondern nur als Werkzeug von einem Dritten benutzt worden.

(Schluß folgt.)

[Leipziger artistisch-ästhetische Theater-Industrie.]

Wenn diese Bl. schon früher einmal Gelegenheit hatten, das Leipziger Theater, von Seiten seiner sich selbst ausstattenden Industrie zu erwähnen, und dabei die Namen der beiden Dioskuren: Blum und Düringer mit einem Lorbeerkranze zu umwinden, so bietet sich jetzt eine neue Veranlassung dar, denn vorliegt:

„Großer Waffentanz zu der Oper die Jüdin von Halevy für das Pianoforte, componirt und nebst dem Tanz-Arrangement Herrn Fr. Seb. Ringelhardt, Director des Leipziger Stadttheaters, als Zeichen dienstwilliger Ergebung (?!), gewidmet vom Balletmeister C. Marquardt (Leipz., Verl. v. G. Schubert)."

Vier Gründe sind es, die mich abhalten würden, an dem Werkchen etwas tadelnd auszustellen: 1) der vermuthete Beifall des Musikdirectors Müller, eines Mannes, unter dessen Leitung der musikalische Verein „Euterpe" nächst dem Gewandhausconcert sich der vorzüglichsten Anerkennung erfreut; 2) die wohlbelohnte Intercession des Hrn. Chor- oder Musikdirectors Baldenecker, eines Mannes, dem ich neben etwas mehr Geist und geradem Sinn etwas weniger Eitelkeit und Suffisance für sich und seine Frau Gemahlin (ein Aushilfsmitglied des Theaterpersonals), so wie etwas mehr Bescheidenheit wünsche; 3) der Ernst, die Würde, ja Devotheit der Widmung und 4) weil das Publicum Leipzigs — und dieses ist, wie sich's gebührt, mein Hauptgrund — sich über den Waffentanz des Hrn. Marquardt, eines eben so untheatralisch-moralischen, als theatralisch-brauchbaren bescheidenen jungen Mannes zuerst bei der Aufführung der Jüdin und dann beim Erscheinen der Composition durch den Druck ehrenvoll ausgesprochen hat.

Ich stimme demnach dem allgemeinen Lobe bei, und um so lieber, je mehr Hrn. Marquardt's Wirken, als Lehrers der Tanzkunst, überall in den höhern Cirkeln Leipzigs geschätzt und gesucht wird, je mehr seine theatralischen Productionen bei der ungemeinen Beschränktheit der ihm gebotenen Mittel Achtung verdienen, je mehr sie ihm, bei dem hinzukommenden artistischen Streben über die gewöhnlichen Schranken seines Standes hinaus, würdig machen, seinen Beruf als Balletmeister in höherer und freierer Sphäre geltend zu machen und endlich — und wiederum viertens — weil die vorliegende Composition jeder billigen Forderung an derlei Leistungen durchaus entspricht.

Die äußere Ausstattung des einträglich sich erweisenden Werkchens ist ziemlich mittelmäßig. Die Waffentänzer haben Affengesichter, sind großen Theils einbeinig ꝛc. Ed. B.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 94. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 19. April. **1836.**

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Fortsezung.)

Der Fürst faßte sich endlich. Mit der ihm eigenen Galanterie sagte er ihr einige artige Schmeicheleien, um die manche Hofdame sie beneidet haben dürfte, und lud sie dann ein, in den Pausen, wo sie nicht beschäftigt, während der Probe ꝛc., neben ihm Platz zu nehmen. Wirklich führte er sie sogleich zu einem Sessel, was allerdings stark wider die Etikette verstieß, denn während der Vorstellung sollte seine Gemahlin eben diesen Platz einnehmen. Doch der Hofmarschall schien nichts zu bemerken, und selbst der Oberhofmeister, wäre er zugegen gewesen, hätte es nicht gewagt, seine Erinnerung laut werden zu lassen, da es ganz in der Ordnung: daß der Fürst die Etikette nur so lange beobachtete, als sie ihm nicht lästig fiel.

Die Probe begann; der Fürst gab zu wiederholten Malen durch ein gnädiges Kopfnicken seine Zufriedenheit zu erkennen, die kecken und doch feinen Scherze des Grazioso fanden seine vollste Anerkennung. Als aber nun die Reihe an die schöne Fiametta kam, stieg seine Spannung auf's Höchste. Athemlos lauschte er ihrem Gesange, mit flammenden Blicken verfolgte er ihre Bewegungen im Tanze, bei dessen Schluß er eifrig applaudirte. Es versteht sich, daß der Hofmarschall nicht unterließ, ihn wacker dabei zu acompagniren.

Ein kostbarer Brillantring funkelte im nächsten Augenblick, als Zeichen der fürstlichen Gnade, an Fiamettens Hand, und dem Impressario ward eine namhafte Summe zur Vertheilung unter die übrigen Mitglieder der Truppe angewiesen.

So endete der erste Besuch des Fürsten und seines Vertrauten bei den Italienern.

Signor Ranuzio Spazicamino schwamm in Wonne, lauter Jubel tönte unter den übrigen Mitgliedern, und am Tollsten und Ausgelassensten jubelte der Grazioso. Fiametta blickte still nach ihm und dann wieder auf ihren Brillantring — Giovechino schien es nicht zu bemerken, er sang fort und lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. — Endlich sprang er davon! Da war es Fiametten, als klänge sein Jubel wie verzweifelndes Weinen. Lächelnd, tiefaufseufzend und die Hand vor die Augen pressend, entfernte auch sie sich.

III.

Als der Hofmarschall am andern Morgen dem Fürsten seine Aufwartung machte, fand er ihn in einem Sopha ruhend, sein Eintreten nicht beachtend.

Einige Zeit betrachtete der Hofmarschall den Gebieter lächelnd, ohne ihn in den Träumereien, worin er versenkt schien, zu stören. Endlich wagte er es, durch ein halblautes Räuspern seine Gegenwart anzukündigen.

Der Fürst fuhr empor und blickte im ersten Moment den Günstling finster an, doch alsbald ihn gnädig zunickend, sprach er scherzend:

»Können Sie mir sagen, Hofmarschall, woran ich so eben dachte?« —

»Wenn ich es wagen darf, Monseigneur.«

»Nur zu!«

Und der Höfling, wohl wissend, was er unter vier Augen sich gegen seinen Gebieter herausnehmen durfte, entgegnete schlau:

»Vielleicht an die schöne Fiametta.« —

Der Fürst lachte laut auf und rief: »Errathen! Sie haben mir von dem Mädchen nicht zu viel gesagt.«

»Wenn Ew. Durchlaucht daran gelegen ist, so wäre ich jetzt im Stande, den Fehler zu verbessern.« —

»Nein, nein! ich werde die Schöne schon selbst studiren! Bereiten Sie sie nur darauf vor.«

»Ich? Monseigneur.«

»Sie!« wiederholte der Fürst, in dem er aufstand, und sich weichlich auf die Schulter des Hofmarschalls leh-

nend, fügte er leise lächelnd hinzu: »Ich kenne Sie ja als einen erfahrnen, gewandten Geschäftsmann, der von jeher sich bestrebte, mein Vertrauen zu verdienen.«

»Monseigneur, geruhen Ihrem ergebensten Diener zu schmeicheln! um so schmerzlicher ist es mir, Ihnen sagen zu müssen, daß die schöne Fiametta durchaus kein Mädchen gewöhnlicher Art ist, daß gar seltsame Verhältnisse der Neigung meines fürstlichen Gebieters entgegen stehen, mit einem Wort: daß wir mit unsern gewöhnlichen Mitteln hier nichts ausrichten können.«

Der Fürst war von dem Günstling zurückgetreten und hatte ihn, während er sprach, mit stechenden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen gemessen. Jetzt entgegnete er kalt:

»Hofmarschall! Sie wissen, daß es nicht meine Art ist, irgend ein Verhältniß zu berücksichtigen, wo es meinen Wünschen im Wege steht. In diesem Lande gilt nur mein Wille! und ich möchte Niemandem rathen, sich ihm zu widersetzten! — Niemandem! verstehen sie das wohl.«

»Bei Ihrer Gnade, mein Gebieter!« versetzte demüthig der Höfling, »nie kam es mir in den Sinn, den Wünschen meines gnädigsten Herrn und Fürsten das Wort Unmöglichkeit entgegen zu stellen. Mit meinem Kopfe bürg' ich Ihnen auch dafür: Fiametta wird die Ihre! aber dennoch muß ich es wiederholen: auf gewöhnlichem Wege ist das Mädchen nicht zu fangen. Wollten Ew. Durchlaucht geruhen, Ihrem treuesten Diener nur einige Minuten ein gnädiges Gehör zu schenken, so würde vor Ihren durchdringenden Blicken bald jedes Verhältniß klar daliegen, und dann erwarte ich nur von Ihnen die Genehmigung meines Planes, nach dem ich zu handeln gedenke, um alle Wünsche meines erhabenen und gnädigen Gebieters zu erfüllen.«

»So reden Sie!« sprach der Fürst und warf sich wieder in das Sopha.

(Fortsezung folgt.)

Gibraltar.

(Fortsezung.)

Im Jahre 846 machten die Normannen hier einen Einfall, der zurückgeschlagen wurde, und im Jahre 1003 fand hier eine blutige Schlacht zwischen Soliman Ben Ahlokem und Mohamed Ben Hescam statt, zweien Tyrannen, welche sich um das Königreich Cordua stritten, während der rechtmäßige Herrscher, Hescam II., genannt Almorayed, gefangen war und für todt galt. Im Jahre 1070 bemächtigten sich die Könige Sevilla's, aus der Familie der Almorabiden, Gibraltars wegen seiner festen Lage, der Bequemlichkeit seines Hafens und der Leichtigkeit, mit welcher man dort zahlreiche Heere ausschiffen konnte. 1150 suchte Abdulmunem den Namen Gibraltar in den Gibel el feth zu ändern (Berg des Sieges), zum Andenken an die von ihm gewonnenen Schlachten. Doch dieser Einfall des Siegers konnte nicht über den so lange geltenden Gebrauch die Oberhand gewinnen. Uebrigens machten sich die Christen jeden Augenblick bereit, diese furchtbare Position wieder zu nehmen, die sie als den Schlüssel von Spanien betrachteten. Im Jahre 1253 lieferten sie den Mauren in der Bai eine denkwürdige Schlacht; der Erfolg entsprach nicht ihren Rüstungen und ihrem Muthe, welcher der Erfahrung und den militärischen Talenten des Mohamed Ben Jahia weichen mußte, der, aus Fez gebürtig, sich durch sein kriegerisches Genie berühmt gemacht hatte.

Doch 1326 drangen endlich die Christen, von Ferdinand IV. geführt, bis nach Gibraltar und machten sich zu Herren desselben. Dieser Sieg war so groß, und die Mauren hielten ihn für so wichtig, daß sie Ferdinanden in folgender arabischen Romanze die Herrschaft der Welt prophezeiten:

»Als Ferdinand IV. Gibraltar mit Belagerung überzog und auf ein Meßbuch schwur, zu sterben oder es zu nehmen;

Nachdem er es gestürmt zu Land und zur See, und Stadt und Schloß sich ihm ergeben;

Kam ein alter Maure aus der Stadt; wohl hundert Jahre zählte er, und verlangte den König zu sehen, um offen mit ihm sprechen.

Er beugte beide Knie zur Erde; der König befahl ihm, aufzustehen. Der Maure sprach also; hört wohl, was er sprach:

Ich lebte fröhlich und seit langen Jahren in Frieden zu Sevilla, als der erlauchte Ferdinand es von uns eroberte.

Von da begab ich mich nach Xeres, wo wir dem königlichen Zorne Deines weisen Großvaters Don Alphons schlecht Widerstand leisten konnten.

Dann wählte ich Gibraltar zum Aufenthalt, als den festesten Ort, den die Mauren hatten bis an's Meer.

Doch da wir uns nicht gegen Deine Tapferkeit halten konnten, so komme ich, Dir zu verkünden, daß, wenn Du fortfährst, Dein Reich keine Grenzen haben wird, als die des Weltalls.

Merke wohl auf das, was ich sage, denn es muß so geschehen; ich habe es einen weisen Mauren prophezeien hören.«

Indessen verloren die Christen Gibraltar von Neuem, und schrieben den Verlust desselben dem Verrathe zu. Die Veränderungen, die mit demselben vorgingen, waren von da an mit den Wechselfällen der Siege und Niederlagen, den glücklichen und unglücklichen Erfolgen der Spanier verbunden, bis Ferdinand von Aragonien und Isabella 1492 die Mauren gänzlich aus der Halbinsel vertrieben.

Gibraltar hatte unter der muselmännischen Herrschaft zehn Belagerungen ausgehalten. In den Bürgerkriegen machten die Parteien einander von Neuem diese Festung streitig, vor welcher Sieger und Besiegte der Reihe nach die Belagerung begannen. Auch Barbarossa, dieser un-

versöhnliche Feind des christlichen Namens, belagerte es; und als ob es an so vielen gegen dasselbe verschwornen Feinden noch nicht genug wäre, wüstete noch die Pest unter der Bevölkerung.

Erst im 17. Jahrhunderte genoß Gibraltar, wie Lopez von Ayala sagt, einiger Ruhe seit seiner Gründung, und war gegen Einfälle und Landungen gesichert, welche stets Belagerungen, Bombardements und schreckliches Unheil für die benachbarten Völkerschaften in ihrem Gefolge hatten.

Bald führten die Erbfolgekriege die Flotten von England und Holland unter die Mauern dieser Citadelle; der Admiral Rook mußte alle Kräfte dieser mächtigen Nationen gegen sie vereinigen. Die Philipp V. streitig gemachte Krone konnte nur um diesen Preis erhalten werden. Der Prinz von Hessen landete mit achtzehnhundert Mann auf der Landenge; aber er sah ein, daß der Angriff von dieser Seite wegen der Steilheit des Felsens nicht bewirkt werden könne. Man warf funfzehnhundert Kugeln, ohne die Werke zu beschädigen; Hunger schien dem Admiral das einzige Mittel, diesen Platz zu nehmen, als einige halb betrunkene Matrosen auf Schaluppen bis unter den alten Hafendamm gelangten. Da sie sahen, daß die Besatzung sie nicht beobachtete, wagten sie zu landen. Stolz auf dies Gelingen und im Angesichte von zwei sie beobachtenden Geschwadern, stecken sie ein rothes Kleid auf, um ihren Sieg zu melden. Die Truppen stürzen um die Wette am Lande hin, erstürmen die Wälle der Stadt, nehmen die Batterieen und stürzen die Fahne von Leon und Castilien um.

Vergebens suchte Spanien Gibraltar wiederzubekommen; die Engländer leisteten aus allen Kräften Widerstand, und der Vertrag von Utrecht sicherte der britannischen Krone von Neuem seinen Besitz.

Nichts desto weniger wollten die Spanier, vereint mit den Franzosen, bei dem ersten Gerücht von der Insurrection der englisch-amerikanischen Colonieen, diese Gelegenheit benutzen, um die Engländer aus einer Position zu vertreiben, welche sie in einer Art Lehnbarkeit hält; allein sie wurde tapfer von dem General Elliot vertheidigt, dessen Widerstand um so ehrenvoller war, da die französische Marine bei der Belagerung ihre ganze Tapferkeit und Erfahrung zeigte.

Um neuen Versuchen zu widerstehen, und jede Art militärischer Vereinigung zu vereiteln, hat sich nachher das englische Talent bemüht, Gibraltar unter der Leitung des Generals O'Horn zum festesten Platze der Welt zu machen. Das ganze Vorgebirge, an welches sich die Stadt lehnt, und dessen Höhe vierzehnhundert Fuß beträgt, ist überall, wo der Felsen nicht perpendiculär durchschnitten werden konnte, mit Batterieen bedeckt, um den Zugang unmöglich zu machen. Die vermittelst des Pulvers in dem Mittelpuncte des Berges und in Bruchsteinen angebrachten Vertiefungen bilden Gewölbe von solcher Höhe und Weite, daß sie die ganze Besatzung zur Zeit der Belagerung fassen, und daß man sie sämmtlich durchreiten kann. Von diesen Gewölben aus geht ein unterirdischer, auch für die Reiter brauchbarer Weg; er setzt mit allen auf dem Vorgebirge aufgestellten Batterieen in Verbindung. Man hat auf Bruchstein Wege angelegt, auf denen man zu Wagen bis zu den höchsten Puncten gelangen kann.

Auf der Seite der Landengen hat man parallele Reihen von Schießscharten übereinandergesetzt, von denen jede die Mündung einer Kanone zeigt. Alle diese Schießscharten erhalten die unterirdischen Galerieen, welche durch hölzerne Wendeltreppen mit einander verbunden sind.

(Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 25. März 1835.

(Schluß.)

Der Bestohlene hatte in seinem elegant meublirten Arbeitszimmer neben seinem Schreibetisch einen unscheinbaren und nichts weniger als zierlichen Koffer stehen, der gegen die übrigen Meublen sehr contrastirte.

Ein Lohnschreiber bei einer Justizbehörde arbeitete oft bei dem Bestohlenen und ihm war dieser Contrast aufgefallen. Er hatte daher gegen die Dienstmagd geäußert: daß dieser Koffer doch gar sehr gegen die übrigen schönen Meublen abstäche.

„O der ist mehr werth, als Alles, was der Herr hier im Zimmer hat," war die Antwort des Mädchens gewesen, „denn darin hat er sein Geld, viele Staatspapiere. Mit dem zehnten Theil davon wär' Unsereins auf Zeitlebens geholfen."

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Lohnschreiber, aber er wollte sich nicht, wie das Mädchen, mit einem leeren Wunsch begnügen; er sann darauf, wie er sich im Besitz des Inhalts dieses Koffer setzen könnte. Zu diesem Ende knüpfte er eine nähere Bekanntschaft mit dem Dienstmädchen an, spielte den Verliebten und leitete es auch ein, daß seine Frau mit dem Mädchen bekannt und befreundet wurde. Es fanden zwischen den beiden Frauenzimmern, so oft es thunlich war, wechselseitige Besuche statt und die dienstfertige Frau des Lohnschreibers war dem Mädchen gern bei ihren häuslichen Arbeiten behilflich. Dadurch erhielt das Ehepaar Gelegenheit, sich von der Localität der Wohnung des Bestohlenen genau zu unterrichten und auch zu erfahren, wenn er mit den Seinigen außer dem Hause war.

Auf eine solche Abwesenheit hatte es den Plan zu dem Diebstahl gemacht. Das Mädchen erzählte dem Lohnschreiber: ihr Brotherr würde an einem Tage das Schauspiel besuchen. Er lud sie nun zu einem Besuch bei seiner Frau ein, um den Abend sich noch ein Vergnügen in einer benachbarten Tabagie zu machen. Die Einladung wurde angenommen. — Er überredete noch einen Bekannten seines Standes, Theil an diesem Vergnügen zu nehmen und alle vier begaben sich in diese Tabagie. Hauptsächlich lag bei der Anwerbung eines männlichen Begleiters die Absicht zum Grunde, daß er sich desto unvermerkter wegschleichen könnte, während dieser die Honneurs bei den beiden Frauenzimmern

machte, um seinen Diebstahl zu verüben. Der Schlossergeselle von Allem unterrichtet, fand sich zur bestimmten Zeit zu einem Rendezvous ein. Man begab sich in die Wohnung des Justizbeamten, und mit Hilfe von Dietrichen gelangte man dahin und in das Arbeitszimmer; erbrach den Koffer und nahm daraus die Staatspapiere und das baare Geld. Um solche, ehe deren Entwendung bekannt würde, sicher zu verkaufen, reis'te der Schlossergeselle, wie oben erwähnt, gleich nach verübter That nach Frankfurt an der Oder, der Lohnschreiber hatte ihn bis zur neuen Welt begleitet und war von da wieder heimgekehrt.

Wäre nicht, durch ein ganz unzuberechendes Zusammentreffen von Umständen, einer von den fehlenden Staatsschuldscheinen in die Hände eines Kaufmanns gekommen, der gleich darauf hierher gereiset, um ihn hier zu verkaufen, so würden die Thäter vielleicht nie entdeckt worden seyn.

Das Dienstmädchen eines hiesigen Bäckers, israelitischer Herkunft, bat ihren Brotherrn um die Erlaubniß, ihre Schwester besuchen zu dürfen, welche erkrankt in die Charité-Kranken-Anstalt aufgenommen war. Er gestattete ihr solches, und beim Weggehen nahm sie einige Zwiebacke für die kranke Schwester mit. Dies ist keinesweges zu billigen; aber noch weniger das Benehmen ihres Brotherrn. So bald er es gewahr wurde, hielt er sie zurück, nahm ihr nicht nur die entwendeten Zwiebäcke, höchstens 1 Sgr. werth, weg, sondern behandelte sie auch wie eine grobe Diebin. Er ließ den Revier-Policeicommissär rufen, machte ihn mit dem Diebstahl bekannt, und verlangte eine genaue Durchsuchung ihrer Habseligkeiten, ob sich nicht darunter gestohlenes Gut befände. Willig, im Gefühl ihrer Unschuld, unterwarf sich das arme Mädchen dieser kränkenden Recherche. Es fand sich keine Spur, die den Verdacht des Bäckers, auch nur auf das Entfernteste, hätten bestätigen können. Dennoch bestand er auf Bestrafung des Mädchens für die eigenmächtige Zueignung des Zwiebacks. Der Policeicommissär erklärte, wie er ihm seine Mitwirkung zu einem so unvernünftigen Verlangen versagen müsse; das Object des Entwendeten sey viel zu klein, das Mädchen durch den erhaltenen Verweis hinlänglich bestraft. Er bat endlich den Zorn- und Rache-Schnaubenden sich zu besänftigen, dem Mädchen diesen Fehler zu verzeihen. Da seine Vorstellungen kein Gehör fanden, verließ er den Bäcker, mißmuthig, so viele Worte an einen so Lieblosen verschwendet zu haben. Dieser war keinesweges mit der Erklärung des Policeicommissärs zufrieden; er versicherte: er würde sein Recht schon weiter suchen, und die Diebin müsse exemplarisch bestraft werden. Zu dem Ende sandte er nach einem andern Policeibeamten. Dieser fand sich auch nach Verlauf einer geraumen Zeit ein. Die Angeklagte sollte erscheinen; man rief sie, sie kam nicht, man suchte sie überall, sie war nirgend zu finden, endlich kam man in den Keller; da fand man die Unglückliche todt. Sie hatte sich aufgeknüpft.

Man muß es dahin gestellt seyn lassen, wie oft und wie viel dieser Bäcker an dem Teige von Brot, Semmeln und Zwieback mit krummen Finger abgeknippen. Die Nemesis wird die hier genannte (instar omnium) brutale Bäckerhartherzigkeit ereilen. Der Anfang ist schon dazu gemacht worden; wenigstens holen die Dienstboten, beiderlei Geschlechts, in der ganzen Nachbarschaft, ohne Verabredung, seit diesem tragischen Ereignisse, kein Brot, keine Semmel, keinen Zwieback oder irgend etwas von seinen Backwaaren. Dies ist eine höchst lobenswerthe, von richtigem moralischen Gefühl erzeugte Opposition und eine gerechte Volksjustiz. Wer sollte deren Fortdauer nicht von ganzem Herzen wünschen?

Die Eisenbahnen machen zwar seit einiger Zeit einen stehenden Artikel in unseren politischen Zeitungen aus, aber von der von hier nach Potsdam ist fast gar nicht mehr die Rede. Die Ursache davon habe ich bereits erwähnt; man will sich auf's Neue in keine Speculation einlassen, die man für eben so gefährlich hält, als die mit spanischen Papieren. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht früher von Seiten des Staats Maßregeln getroffen wurden, dem großen, jetzt unersetzlichen Schaden vorzubeugen. Schwindler haben ihn überall benutzt, um, durch Vorspiegelung von großen Zinsen, Unerfahrene zum Ankauf von spanischen Papieren zu überreden, sichere Papiere zu veräußern, und sich in den Besitz dieser unsicher zu setzen. Es gibt kleine Städte, wo diejenigen, die noch ein Capital besaßen, von dessen Zinsen sie lebten, jetzt nur im Besitz von spanischen Papieren und vom Wohlstand zur Dürftigkeit herabgesunken sind. Entsittigung geht Hand in Hand mit der Armuth; wer nichts mehr zu verlieren hat, wagt Alles, selbst das Strafbarste.

[Kunstnotiz.]

Wieder ein weibliches Genie! — Fräulein Leontine v. Chlinsberg, die 11jährige Tochter des baier. Oberkriegs-Commissärs Hrn. v. Chlinsberg, gab am 20. Dec. vor. J. in München die ersten öffentlichen Proben auf dem Flügel. Sie spielte die beliebten „trois clochettes“ von Pixis im k. Odeon bei einer großen Versammlung. Dieses begabte Kind, ganz geboren zur Tonkünstlerin, lös'te ihre Aufgabe mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit. Hier ist nicht mehr die Rede von einem vortrefflichen Fingersatze, von der größten Tactpünctlichkeit, sondern von wirklich höheren Gaben. Dieses Kind scheint nur in Tönen zu schweben und ein lebendiger Complex von Harmonieen zu seyn.

[Dupaty und Hugo.]

Dupaty ist Mitglied der Akademie geworden, und V. Hugo, welcher Competent war, für dieses Mal leer ausgegangen. Am Tage nach seiner Aufnahme sandte nun Dupaty an Hugo seine Karte mit dem Quatrain:

„Avant Vous je monte à l'autel;
Mon âge avait droit d'y prétendre.
Déjà Vous êtes immortel
Et Vous avez le temps d'attendre.“

Im Deutschen etwa:

„Vor Dir steig' ich empor zum Thron;
O laß dieß Recht dem Hochbejahrten.
Unsterblich wurdest Du ja schon
Und hast noch volle Zeit zum Warten.“

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 95. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 20. April. 1836.

Jünglings-Liebe.

In der Freiheit wildem Drange
Zieht der Jüngling freudig aus;
Frei vom alten engen Zwange,
Ist die ganze Welt sein Haus,
Zieht er keck durch Berg' und Wälder,
Keck durch Wind und Regennacht,
Durch die Fluthen, durch die Felder,
Hat auf keine Mühe Acht.

Ist die ganze Welt nicht meine?
Ist sie nicht dem kühnen Mann?
Was ich wage, das ist meine,
Was ich will, mir unterthan!
Was ich schaue, weite Ferne,
Berg und Thal und Flur und Hain,
Sonnenlicht und Mond und Sterne,
Athm' ich frei und muthig ein;

Wandle durch der Menschen Stätten,
Grüße freundlich her und hin;
Was sie dachten, was sie redten,
Präg' ich fest in treuen Sinn;
Was sie klagten, was sie litten,
Ihre Freude, ihre Lust,
Was sie kämpften, was sie stritten,
Leb' ich mit in tiefster Brust.

Laß' es stürmen, laß' es wettern,
Schwelle hoch des Stromes Fluth;
Lachend auf den leichten Bretern
Trotz' ich seiner wilden Wuth;
Durch des Waldes wild'ste Engen,
Ohne Weg und ohne Bahn,
An des Berges schroffen Hängen
Steig' ich wohlgemuth hinan."

Horch', da hört er Festgeläute:
„Sagt mir, worauf deutet's hin?"
„„Weißt Du's nicht? Der Tag ist heute,
„„Da der Herr am Kreuze hing."" —
Und da faßt ihn dunkles Ahnen
Einer alten schönen Zeit,
Ferner Heimath tiefes Mahnen,
Und das Herz wird warm und weit.

„Nach der Heimath will ich fliegen;
Nach der Heimath zieht's mich hin,
Wo mit lieben holden Zügen
Wandelt die Gebieterin.
Lebet wohl, ihr Abenteuer!
Lebe wohl, du weite Welt!
Meiner Liebe stiller Feier
Ist die Hütte eine Welt."

Auf der Sehnsucht raschen Schwingen
Eilt er zur Geliebten hin;
Thränen aus den Augen dringen,
Tritt er schweigend vor sie hin.
Worte kann er nimmer wagen;
Vor ihr steht er stumm und scheu;
Nur der stille Blick soll's sagen:
„Meine Lieb' ist tief und treu!"

Eniautos.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Fortsetzung.)

Der Hofmarschall begann:

»Daß Ew. Durchlaucht die schöne Fiametta Ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen geruhten, bemerkte Ihr treu'ster Diener sogleich. Wohl bin ich bemüht, stets die

Wünsche meines erhabenen Gebieters zu errathen, wohl wag' ich es, oft auf eigne Gefahr zu handeln, eh' Monseigneur ausdrücklich zu befehlen für gut fanden, denn oft erfordern es die Verhältnisse, daß der Gebieter eines Landes nichtwissend erscheine; in solchen Fällen darf ein treuer Diener nicht anstehen, sich zu opfern, wenn die Ehre des angebeteten Fürsten es erheischt.«

»Schön gesagt!« bemerkte der Fürst gähnend, »doch zur Sache.«

Der Hofmarschall fuhr fort:

»So ich, mein Fürst! — kaum daß ich ahnte, was in dem Herzen Ew. Durchlaucht vorging, so war auch schon mein Entschluß gefaßt. Ich begab mich gleich nach der Probe in die Wohnung des Impressario zur Signora Mariane, der alten cara mama, deren sich Monseigneur vielleicht noch aus Neapel zu erinnern geruh —

»Ja, ja! nur weiter!«

»Nach den gehörigen Einleitungen ließ ich einen Wink fallen, wie eine gewisse allerhöchste Person sich — allem Anscheine nach — für die Signora Fiametta zu interessiren geruhten. — Die alte cara mama horchte hoch auf und ich bemerkte deutlich, wie sie vor Freuden zitterte — kurz, wir wurden einig, und die Alte ist mir mit Leib und Seele ergeben.«

— »Die Alte gönn' ich Ihnen!« lachte der Fürst. — »Aber wie steht's mit Fiametten.«

»Ich bin daran, Monseigneur! denn was mir nun die Alte erzählte, ist die Hauptsache, übersteigt aber gewissermaßen meine Vorstellungskraft! Bedenken Ew. Durchlaucht — Fiametta liebt! schämt sich ihrer Liebe und des Gegenstandes derselben, und dennoch hat sie um eben dieser Liebe willen, schon nicht weniger als ein Dutzend Fürsten, Grafen und Barone vergebens zu ihren Füßen schmachten lassen.«

»Nun beim Himmel! — rief der Fürst — das ist seltsam genug! und wer ist denn der Glückliche, den die spröde Donna liebt?«

»Niemand anders, als der drollige Giovechino, der Grazioso der Truppe.«

»Unmöglich.«

»Reine Wahrheit, Monseigneur! und er liebt sie mit aller Wildheit eines glühenden Herzens, und ist eifersüchtig, wie ein Türke! Beide Leutchen quälen einander auf Tod und Leben, und können doch nicht von einander lassen. Um die Sache vollends zu verwirren, ist der alte Impressario dem Burschen mit einer wahren Affenliebe zugethan; hat dabei ganz eigne starre Grundsätze von Tugend, Ehre u. dgl., und darf somit von Ew. Durchlaucht Absichten nicht das Mindeste erfahren, da er sonst im Stande wäre, Lärm zu machen, was um so mehr ein Aergerniß geben könnte, als Ew. Durchlaucht in angeborner Güte, um des alten Mannes willen nicht zu außerordentlichen Maßregeln greifen würden.«

»Daß ist doch die Frage, Hofmarschall! In der That, ich bin gütig, ich bin sehr gütig! ich mißbrauche meine Gewalt nicht. Aber ich wüßte auch nicht, was mich hindern sollte, einen Menschen, der meinen Wünschen zuwider, meinen Zorn herausfordernd, mir entgegentritt, unschädlich zu machen. Wozu hab' ich Festungen!«

»Freilich! freilich!«

»Indeß, der alte Narr mag laufen, wenn Sie ein anderes Mittel wissen, daß er mir nicht in den Weg kommt.«

»Ein solches wüßte ich allerdings! Alles kommt nämlich darauf an, daß wir den guten Grazioso in Fiamettens Augen möglichst lächerlich erscheinen lassen, denn der Fluch des Lächerlichen ist es, was Fiametta von dem Geliebten Giovechino entfernt. Lächerlich also muß der Grazioso erscheinen! lächerlich bis zur Verächtlichkeit, aber, wohlverstanden! ohne daß er selbst es merkt! Am wenigsten darf er ahnen, daß eine hohe Hand dabei im Spiele ist; denn der Bursche ist ein Tollkopf, der leicht durch einen Gewaltstreich unser ganzes, mühsam aufgeführtes Gebäude über den Haufen werfen könnte, und wäre das einmal geschehen, so würde seine gerechte Bestrafung zu nichts weiter dienen, als ihn in Fiamettens Augen die Glorie eines Helden zu verleihen, der, obgleich nur Grazioso, doch selbst von einem Fürsten keine Beleidigung ertrug. Einen trefflichen Helfer und Förderer in dieser Sache, dem man nöthigenfalls alle Schuld aufbürden könnte, habe ich an den Primo Amoroso der Truppe gefunden! Der gute Antonio Montecavallo war früher selber ein verunglückter Anbeter Fiamettens und wünscht nichts sehnlicher, als sich an seinem Nebenbuhler zu rächen. Ist der Grazioso nur erst recht tief in den Augen seines Mädchens herabgesetzt, und sie selbst dagegen, was man so erhoben nennt; dann, Monseigneur, bedarf es nur noch einer leichten Attaque, um Ihnen den schönsten Sieg zu verschaffen! denn welches Mädchen vermöchte es, Ew. Durchlaucht Liebenswürdigkeit zu widerstehen?«

Der Fürst erhob sich und sagte lächelnd:

»Ich sehe zwar nicht ein, wie irgend etwas von dem Allen, was Sie mir da her erzählt haben, mich hindern könnte, die Sache kurz und gut zu Ende zu führen; jedoch, da einiger Widerstand immer den Genuß erhöht, so mögen Sie meinetwegen intriguiren, so viel Sie Lust haben! Nur Eins bitt' ich mir aus, daß die Intrigue nicht zu lange währt, denn, bei Gott! ich verspüre nicht die mindeste Neigung in mir, mich von Liebespein aufzehren zu lassen. Wo Sie meiner Hilfe bedürfen, sagen Sie's nur. Uebrigens soll die recompense Ihres dankbaren Fürsten nicht ausbleiben.«

Er reichte dem Hofmarschall die Hand, welche dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte und sich dann triumphirend entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und Josephine*).

Die jetzt in Druck erschienenen Briefe Napoleon's an Josephinen haben — wie zu erwarten stand — große Sensation gemacht. Mehrere Zeitschriften liefern daraus Auszüge — ein Beweis, wie begierig die Raubvögel auf jede neue Erscheinung Jagd machen — und unter andern auch das Morgenblatt, und dieses mit einem Vorworte, worin geäußert wird, daß, wenn man auch nicht zu beweisen suche, daß Napoleon ein vortrefflicher Mensch, daß der Eroberer menschlich, der Herr der Welt (?) ein guter, zärtlicher Gatte und Vater selbst gegen Stiefkinder und Stiefkindeskinder, genug, daß er nicht ein herzloser blutdürstiger Tyrann gewesen sey u. s. w.

Auch dieses unbedingt einzuräumen, muß man doch großes Bedenken tragen, wenn man daran denkt, wie Napoleon sich von Josephinen, die er nach diesen Briefen so vergöttert, ohne daß sie es auf die entfernteste Weise verschuldet, blos aus einer für ihn überdies höchst inconsequenten Ehrsucht, so schnöde trennen und sie, die vorgeblich Geliebte, so grausam opfern konnte. Ein Heinrich VIII. war mitleidiger, wie er. Wenn er seine rohen Begierden gestillt, die er Liebe zu nennen frevelte, so befreite er sich von seinen Gemahlinnen dadurch, daß er sie auf das Blutgerüst schleppen ließ. Es war ein Moment des Schmerzes für die beklagenswerthen Opfer, aber was ist er gegen den jahrelangen nagenden Schmerz, einer mit dem schnödesten Undank in dem Gewande der eiskalten Höflichkeit armselig verhüllten Grausamkeit, die wie ein langsam verzehrendes Gift durch alle Adern schleicht!

Auch hierin charakterisirt sich Napoleon, der die Selbsucht zu einer Höhe gesteigert hat, wie vielleicht noch Niemand vor ihm, der die ganze Menschheit nur als Werkzeuge zu seinen ehrsüchtigen Zwecken wie Maschinen gebrauchte, und der dabei, wie Cromwell, keine Heuchelei verschmähte, wenn er sich davon Vortheil für sie versprach. So waren alle seine hochtönenden Tiraden, Frankreich groß und glücklich zu machen, nur darauf berechnet, die Eitelkeit der eitelsten Nation zu schmeicheln, und er hat ihr eben so Wort gehalten, wie Josephinen, der er so oft betheuert, wie ihm nichts mehr am Herzen läge, als ihr Glück, ihre Zufriedenheit.

Manche dieser Briefe dürften überdies wohl in der Absicht geschrieben seyn, daß sie Josephine Andern mittheilen und sie so zu seinem Vortheil bekannt werden sollten. Der Brief über die Fürstin von Hatzfeld liefert wenigstens davon einen Beweis. Der wahre Zusammenhang dieser Begnadigungsgeschichte ist längst actenmäßig öffentlich bekannt gemacht worden, und es ergibt sich daraus, daß sie eine Spiegelfechterei war, um den Großmüthigen zu spielen.

*) Nur auf nachdrücklichen Wunsch des Hrn. Verfassers aufgenommen. — Wir erklären offen, daß wir keineswegs seiner Meinung sind, vorzüglich aber, wenn er Josephine das Opfer von Napoleon's Selbstsucht und Eitelkeit nennt. Napoleon liebte sie innig, und hätte sich nie von ihr geschieden, wäre er nur sein eigener Enkel gewesen.

Anmerk. d. Red.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, den 26. März 1836.

Gutenberg-Denkmal. — Neue Steinkohlenlager und Eisenbahn. — Wintervergnügungen. — Fasching. — Literarische Novität. — Thierischer Magnetismus. — Weinversteigerungen.

Zuerst will ich über die Geschichte der Gutenbergs-Statue, mit deren Errichtung in den nächsten Wochen begonnen wird, referiren. Unlängst erstattete bereits einer derjenigen Männer, welche sich um diese Angelegenheit die meiste Verdienste erworben haben, Hr. Vice-Präsident Schaab, einen ausführlichen Bericht im Kunstverein, der als officiell gelten muß, da Hr. Schaab selbst Mitglied der Gutenbergs-Commission ist. — Schon im Jahre 1804, als in Mainz eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften unter der Präsidentschaft des damaligen Präsidenten Jeanbon Staint André zusammentrat, ward von diesem die Idee der Gründung eines Monuments für Gutenberg aufgenommen, wozu ganz Europa, als der Welttheil, der Gutenberg den meisten Dank schuldete, zur Theilnahme aufgefordert werden sollte. Zugleich aber wurde vom kunstsinnigen Präfecten eine Preismedaille von 240 Frcs. Werth, mit Gutenberg's Bildniß versehen, für denjenigen ausgesetzt, der den Namen Gutenberg's und seine Erfindung in einer Druckschrift am würdigsten behandle. Napoleon kam noch in demselben Jahre nach Mainz und billigte nicht nur seines Präfecten würdige Idee, sondern ließ auch an der Stelle der ehemaligen Dompropstei durch Niederreißung mehrer Nationalhäuser einen sogenannten Gutenberg's-Platz von 1200 Meter Flächeninhalt bilden. An den vier Winkeln dieses Platzes sollten vier großartige Pavillons errichtet werden, und in der Mitte des Platzes sollte Gutenberg prangen. Dazu bestimmte er 2 Millionen Frcs. Da trat der Krieg ein, und die Sache, die Napoleon sehr am Herzen lag, unterblieb. — Nach 20jähriger Pause ward, mit der Rückkehr des Friedens, nach langen, langen Stürmen, die auch unsre Vaterstadt arg erschütterten, die Idee des Gutenberg's-Monuments von Neuem aufgenommen. Man begann damit, einen braunen Denkstein in dem sogenannten Hof zum Gutenberg (dem Casino-Locale) zur Ehre des Erfinders zu errichten, und der tüchtige Plastiker Schell stellte im Jahre 1827 in demselben Locale ein Standbild Gutenberg's auf, und bei Gelegenheit dieser Feier beleuchtete der Hr. Präsident Pittschaft den Gegenstand eines großen, öffentlichen Monuments in einer vortrefflichen Rede mit Klarheit und Einsicht. Seitdem wurde die Angelegenheit nicht mehr aus den Augen verloren; vielmehr wurde, als Hr. Schell abermals im Jahre 1831 ein in Gyps ausgeführtes Modell zur Gutenberg's-Statue im Locale des Kunstvereins ausstellte, von dem damaligen Präsidenten des Vereins, Hrn. Prof. Baur, der Antrag gestellt, man möge endlich aus der Mitte des Vereins eine Commission ernennen, die sich, mit dem Vorstande des Kunstvereins berathend, mit

den Vorarbeiten zu dem Projecte befassen möge. Dieser Antrag fand Eingang, und am 9. December 1831 wurde eine aus vier Mitgliedern des Kunstvereins und fünf Mitgliedern des Gemeinderaths zusammengesetzte Commission feierlichst installirt, welche den Namen erhielt: „Commission zur Errichtung eines Denkmals in Mainz für Johann Gutenberg." — Was von damals bis heute diese patriotische Commission für die projectirte Statue gethan hat, ist der Welt durch öffentliche Blätter hinreichend bekannt, und die hohen Verdienste dieser Commission um die uns so wichtige Angelegenheit werden zu allen Zeiten in der Geschichte unsrer Stadt ehrend und rühmend erwähnt werden. Ihrem Eifer und der Liebe zur Sache gelang es, der Welt Vertrauen und Theilnahme für dieselbe einzuflößen; ihrem guten Willen gelang es, daß Thorwaldsen in Rom und Crozatier in Paris sich des Werks annehmen, der größte Plastiker und der größte Erzgießer der Zeit; ihren unermüdlichen Bemühungen gelang es, daß in weniger Zeit die nöthigen Summen vorräthig waren; ihrer tiefen Einsicht wird es gelingen, daß das Fest der Enthüllung der Statue in diesem Säcularjahre 1836 ein würdiges, großartiges, nationales Fest seyn wird! — Die Zeichnung der Statue, welche Thorwaldsen in Rom entwarf, und im Kleinen modellirte, stellt Gutenberg in einfacher Patriciergestalt dar, mit den einzelnen Lettern und der gedruckten ganzen Bibel in den Händen. Die große Gußform wurde sodann von des großen Meisters Schüler, Bisson, ausgeführt. An dem Piedestal befinden sich zwei Basreliefs, das eine an der vordern Seite stellt Gutenberg dar, wie er vor der Presse sitzt, und dem Fust mit Entzücken seine Erfindung mittheilt, das andere zeigt Gutenberg, wie er seine Erfindung durch Austheilung der Bibel an das Volk verallgemeinert. Letzteres wird in Frankfurt und für dessen Kosten verfertigt und die Kosten für das ganze Unternehmen dürften 20,000 Fl. nicht übersteigen. —

(Schluß folgt.)

Notiz.

[Das Schulwesen in Preußen.] So viel Gutes hierbei zu rühmen, so ist es doch nicht unwichtig auch eine andre Stimme darüber zu vernehmen. Ein Freund, der ein Paar Söhne auf einem Gymnasium hat, schreibt mir:

„Unser so hoch gepriesenes Schulwesen ist nichts als eine Abrichtungs-Maschine. Die Kinder lernen durch Zwang und Geduld, wie im Verhältniß ein Papagei lernen würde. Bei den examinibus staunt man über den aufgespeicherten Vorrath — aber im Leben zeigt sich dann, daß diese Köpfe nichts als Bücher-Repositorien sind. Dieß wird durch das allgemeine eingeführte Classensystem vorzüglich bestätigt und unterstützt. Ist irgend etwas geeignet zu verhindern, daß ein fähiger Kopf nicht werde, was er werden könnte, so ist es nach meiner innigsten Ueberzeugung, dieses mehr als unsinnige, dieses fluchwürdige System. Als sich früher die Gelehrtenschulen fast lediglich auf Latein und Griechisch legten, andre Wissenschaften oder dem Privatfleiß überlassen blieben, oder vielmehr bei Auslegung der Autoren betrieben wurden, da lag im Classensystem noch ein vernünftiges Princip. Jetzt bei der großen Ausbreitung der Lehrgegenstände, ist es unvernünftig und Charlatanismus, zu verlangen, daß ein junger Mensch, in Allem gleiche und gleichzeitige Fortschritte mache. Läßt man ihn in der untern Classe, weil er zu diesem und jenem keine gleiche Befähigung und Lust besitzt, und also zurückblieb, so wird sein Talent eingeschüchtert; befördert man ihn, ohne daß er in andern Gegenständen auch für die höhern Classen reif ist (z. B. in der Mathematik); so ist trotz allem redlichen Mühen der spätere Unterricht für ihn verloren. — Ein Genie, ein hervorstechendes Talent überwindet alle Hindernisse; aber dieß bricht sich auch auf der schlechtesten Schule seine Laufbahn. — Das heutige Treiben ist ein Scheintreiben, ein Abrichten, wobei Geist und Körper zu Grunde gehen, es ist eine Folge davon, daß man Pedanten und Schulgelehrte ihrer Sphäre entrückt, d. h. Docenten zu Dirigenten und hohen Räthen gemacht hat. — Große Mäuler gibt es heut zu Tage mehr als je, aber desto weniger große Männer. Und doch ist es das Traurige, daß man mit den Wölfen heulen und seine Kinder gegen Ueberzeugung abrichten lassen muß. — Ist des Eckenstehers Sohn so schwach wie meiner, so nimmt ihn kein Regiment. — Treibe ich meinen Sohn nicht bis Secunde; so muß er 3 Jahr die Muskete tragen oder die Trommel schlagen. — Man schwatzt so viel von Aristokratie, Gleichheit der Rechte ꝛc. und vergißt dabei, in dem von mir eben angeführten Beispiele, daß grade eine Nachstellung der gebildeten Classe gegen den Pöbel statt findet. — Wer freilich den goldenen Segen ausströmen lassen will und kann, der vermag Alles, in unserer heutigen Geld- und Mercantilzeit. — Dabei ist keineswegs mein Hintergedanke mich über unsere Regierung zu beschweren, denn das bodenloseste Bestechungs-, Aussaugungs- und Ausbeutesystem findet gerade in den constitutionellen Staaten am meisten statt. — Gott sey Dank, so schamlos wie in England, so frech und verworfen wie in Frankreich, sind unsre Freibeuter noch nicht — aber mit der Zeit wird es auch kommen!

E. v. Hagen.

Grabschrift.

Es hält den Leib zusammen, lehrt
Ein altes Sprichwort, Trinken und Essen.
Dieß hat Schluckspeck als Kind schon gehört,
Es wohlbedächtig niemals vergessen
Und manche Schüssel und Flasche geleert.
Was er ererbt und was er erworben,
Hat er, kein Knauser, gleich wieder verzehrt,
So daß er an diesem Sprichwort gestorben.
Dich lehre, Wanderer, wenn Du dieß liest:
Wie ungleich Theorie und Praxis ist.

C. Müchler.

Den Kartenspielern.

Um unser Leben recht zu fühlen,
Laßt uns nicht handeln, wie ein Kind!
Gebt Karten her! wir wollen spielen,
Weil wir vernünft'ge Männer sind.

C. Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 96. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 21. April. 1836.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Fortsetzung.)

IV.

Mit der unbedingten Vollmacht seines Herrn versehen, begann der Hofmarschall das Spiel, welches um so mehr einen günstigen Erfolg zu versprechen schien, als der Fürst und sein Vertrauter einander vollkommen verstanden, wenn sie sich auch oft das Ansehen gaben, als verständen sie einander nicht.

Der Fürst fehlte fortan bei keiner Probe. Ja, er ließ deren noch mehrere veranstalten, als nöthig waren, unter dem Vorgeben, irgend eine Abänderung, wodurch das Ganze noch prachtvoller und pompöser werden sollte, zu erfinden.

Hierbei unterließ er nicht, den alten Impressario mit schalkischem Ernst über allerlei »höchstwichtige Dinge« zu befragen, so, daß der gute Signor Ranuzio Spazicamino vollauf zu rathen und zu antworten hatte, und vor Hochmuth schier aus der Haut fahren wollte, wenn endlich der Fürst kurz abbrechend sprach: »Sehr wohl, mein theurer Signor! Ihr möget das Alles mit dem Hofmarschall abmachen, wie es euch Beiden am Besten dünkt.« Dann aber wandte sich der Fürst in der Regel zu Fiametten, befragte sie um Rath, und was der Schönen gefiel, das ward festgestellt, wäre es auch das entschiedene Gegentheil von dem gewesen, was der Hofmarschall und der Impressario angeordnet hatten.

Signor Ranuzio Spazicamino war zu dumm, die arge Mystification zu merken. Fiametta dagegen errieth gar bald, welche Macht ihr Wille über den Willen des wahrhaft schönen Fürsten ausübte, vor dessen Wink Tausende sich demüthig neigten, und der in seinem Lande das leibhafte Conterfei des Schachs von Persien darstellte.

Daß dem Mädchen dies schmeichelte, ist zu erachten! auch die klügste Frau würde ein geheimes Wohlbehagen über solche frei dargebrachte Huldigung ihrer Schönheit nicht ganz unterdrücken können, sträubte sich auch ihr besseres Gefühl dawider, sie anzunehmen oder gar zu belohnen. Verdammt daher nicht die gute Fiametta, welche, mit aller Gluth des Südens begabt, nichts weniger als frei von weiblicher Eitelkeit und jenem Leichtsinn war, der ihrem Stande so eigen, und sich recht sehr über die Galanterieen des Fürsten erfreute, welche schon sichtlich den Neid ihrer Colleginnen aufregten und so ihr stets neue Triumphe bereiteten.

Doch unverbittert genoß sie diese Freude nicht! Je mehr sie von dem Fürsten und seiner Umgebung erhoben wurde, um so tiefer empfand sie, welche lächerliche Figur der Grazioso spiele, und wie er alles Wunderliche seiner Bühnenrolle nicht mehr von sich zu trennen vermöge im wirklichen Leben.

Sie mußt' es mit ansehen, wie der Fürst und der Hof sich an seinen Späßen ergötzten, mußt' es hören, wie der Fürst erklärte: er habe nie einen köstlichern und lächerlichern Burschen gesehen, der so durchaus zum Grazioso geschaffen wäre! mußte dabei stehen, als der Fürst, nach einer Probe, bei welcher der Grazioso sich besonders ausgezeichnet hatte, ihm eine volle Börse zuwerfend, huldvoll-freundlich fragte: Ob er nicht Lust habe, als Hofnarr in seine Dienste zu treten.

Wohl gewahrte sie auch, wie Giovechino bei diesen Worten im Innerstern verletzt zusammen zuckte und nur mit Mühe den Ausbruch seiner Wuth bezwang; doch das seltsame Gesicht, welches er gleich darauf dem Fürsten schnitt, die bizarre Art, mit der er die Ehre ablehnte, »ein fürstlicher Narr« zu werden, reizte sie zum unwillkürlichen lauten Gelächter.

Der Fürst bemerkte Giovechino's Erblassen und triumphirte, denn ein Hauptstreich schien ihm gelungen. So lange die Probe noch währte, ward die frohe Laune des Grazioso in Anspruch genommen, sein unbedeutendstes

Wort belacht, beklatscht und mit zugeworfenen Goldstücken belohnt.

Als die Probe zu Ende war, führte der Fürst Fiametten selbst bis an ihre Sänfte. Im Vorbeigehen warf sie einen Blick auf Giovechino, der, gleich einem gehetzten Wilde, zitternd und erschöpft sich an einen Pfeiler lehnte.

»Armer Junge,« redete lächelnd der Fürst ihn an, »Du hast Dir's sauer werden lassen und beinahe des Guten zu viel gethan. Geh'! geh' in die Hofküche! Koch und Kellermeister sollen Dir geben, was Du verlangst, damit Du wieder zu Kräften kommest. Laß Dir's schmecken, wackerer Grazioso.« — Er ging mit Fiametten vorüber, Giovechino machte einen Seitensprung und taumelte halb besinnungslos auf eine Bank.

Da nahte sich ihm mit hämischem Lächeln Antonio, der Primo Amoroso, und rief mit verstellter Treuherzigkeit: »Glück auf, Giovechino! Der Fürst meint es gut mit Euch! und mit der Signora Fiametta auch, d'rauf will ich wetten! He! meint Ihr nicht auch, daß sie unserer Truppe bald Adio sagen wird? Meiner Treu'! ich kann ihr's nicht verdenken! Es ging nicht immer so hoch her bei uns, wie dermalen, und ewig wird diese Herrlichkeit auch nicht währen! — Das weiß Signora Fiametta, und auch: daß der Fürst hier eine große italienische Truppe gründen will. O, die Fiametta wird eine treffliche Primadonna abgeben auf der Bühne und — im Leben! per Baccho! der Fürst, scheint es, hat ein großes Auge auf sie geworfen. Hahaha! — Aber der Vorschlag, den er Euch that, war doch gar zu toll! nicht, Giovechino?

Giovechino hatte sich erhoben, er trat lächelnd vor dem Primo Amoroso hin und sprach kalt:

»Mein lieber Signor Antonio Montecavallo! Ihr mögt Eure Glückwünsche und Bemerkungen immerhin für Euch behalten und nicht wähnen, ich sey hier unten wirklich, was ich Abends da droben auf den Brettern scheine: ein Grazioso. Ich weiß, daß Ihr mich hasset, weil Ihr glaubt, mein sey die Schuld, daß Signora Fiametta Eure girrenden Liebesklagen unbeachtet ließ, so zwar, daß sie nicht einmal darüber lachte! aber ich kann Euch versichern, daß ich daran ganz und gar schuldlos bin.

Wenn Fiametta Euch mit der kältesten Verachtung behandelt, so kommt das einzig und allein daher, weil sie weiß, daß der Signor Antonio Montecavallo im Leben ein eben so nichtswürdiger, erbärmlicher Patron ist, als er auf der Bühne einen schlechten, erbärmlichen Primo Amoroso abgibt.

Daß ich Fiametten liebe, mögt Ihr wissen! daß sie meine Liebe nicht erwidern will, daß ich sie nimmer gewinnen werde, — auch das mögt Ihr wissen.

Aber, so Du es wieder wagst, Bube!« — fuhr er mit wachsendem Grimme fort, »so Du es wagst, je wieder eine einzige Sylbe gegen mich davon zu erwähnen — bei allen Teufeln! hier oder am Fuße des Vesuvs, es ist mir gleich! —« Giovechino konnte vor Wuth nicht weiter reden, todtblaß, mit dem Blick eines blutdürstenden Tigers blitzte er den Primo Amoroso an und griff rasch nach dem Messer.

Einen lauten Schreckensschrei ausstoßend sprang Signor Antonio Montecavallo zurück.

Der Grazioso faßte sich, lachte laut auf und verließ den Circus.

(Fortsetzung folgt.)

Gibraltar.

(Schluß.)

In dem Umkreise des Berges findet man Grotten oder natürliche Höhlen, wohin man im Fall einer Blokade die zahlreichen, der Stadt und Garnison nöthigen Mundvorräthe in Sicherheit bringen kann.

Die merkwürdigste dieser Höhlen (cuevas) ist die des heiligen Michael, jetzt des heiligen Georg; der Eingang ist dreizehnhundert Fuß über der Meeresfläche; sie enthält Säulen von gefrornem Wasser und Tropfstein, und das durchsickernde Wasser hat an den Mauern und an der Decke eine Vermischung von natürlichen Verzierungen und Gewinden gebildet. Bisweilen wählt der englische Gouverneur diese großen Gewölbe zu den Festen, welche er der Stadt und den spanischen Behörden der Umgegend gibt. Nichts kommt dann dem Glanze gleich, welchen die Stalaktiten zurückwerfen; nichts gleicht aber auch dem feenhaften Anblick der schönen Andalusierinnen, welche ihre Anmuth tausend Fuß über dem mittelländischen Meere zeigen, und deren Köpfe sich auf eine entzückende Weise unter einer Masse von Felsen von vierhundert Fuß Stärke bewegen.

Diese gigantischen Höhlen haben Ausgänge an dem abhängigen Felsen, wo man gangbare Wege findet, um zu seinem Gipfel zu gelangen, woselbst den Reisenden, der kühn genug ist, ihn zu erklimmen, das imposanteste Schauspiel erwartet. Die Oberfläche des Bodens ist dürr; man findet kein Gras darauf, und die Ermüdung wächst mit den Beschwerlichkeiten des Bodens. Die Windstöße, welche die Felsen treffen und sich in den ungeheuren Höhlen verlieren, erregen weithin mit einem großen Getöse sonore Schwingungen, die in Schrecken setzen; ungeheure Abgründe zeigen sich dem Auge; sie verursachen in dem, der den Muth hat, bis zu solcher Höhe zu steigen, ein unwillkürliches Schaudern. Auf dem Kamme des Berges ist die Bewegung der Luft so heftig, daß der Schall einer Kanone bei dem Zusammentreffen zweier Geschwader nicht so stark scheint. Doch wenn das Ohr leidet, zeigt sich dem Auge ein prächtiges Gemälde. Hier die weite Fläche des Meeres, das bis zum Horizont steigt, der Anblick der alten, berühmten Meerenge, und Afrika, mit Städten und Wohnungen bedeckt; dann sieht man die fünf Königreiche an den Küsten beider Meere: in Europa die Königreiche Sevilla und Grenada, in Afrika die König-

reiche Marocco, Fez und der Berberei. Dann mißt das Auge unten die Breite der Meerenge, welche, Spanien von Afrika trennend, die beiden Meere vereinigt und die Küsten von Mauritanien bespielt. Weiterhin der Berg Abyla, der Rival von Calpe; auf seiner westlichen Seite liegt Ceuta, so genannt von Ptolemäus Exilissa, und gefeiert durch die arabischen Dichter, wie der erhabene und klügliche Schauplatz von Siegen und Niederlagen, von Größe und Ruinen. Weiterhin erheben sich die sieben Spitzen der Berge, welche die Römer und Griechen die sieben Brüder nannten; aus dieser Benennung entstand Septa (septem), woraus man dann Ceuta machte. Auf der Mitte des Weges, welcher von dieser Stadt nach Tanger führt, und Tarifa fast gegenüber, findet man Alcazar, Elzaguer, ein von Jacob Almanzor, Kaiser der Almoaden, gegründetes Städtchen. Man sieht die Hügel von Siris, welche nebst Tarifa die engste Schlucht der Meerenge bilden. Gehen wir nach dem Meere hinab, so breitet sich zu unsern Füßen von einem Ende des Berges zum andern die Stadt Gibraltar aus; im Norden erhebt sie sich in ihrem größten Umfange mit ihren Kirchen und ihrer langen mit Fußwegen eingefaßten Straße. In der Mitte der Palast des Gouverneurs, mit Terrassen umgeben, und die öffentliche Promenade mit den Statuen des Herzogs von Wellington und des tapfern Elliot; südlich die Casernen, das Magazin, das Militärhospital. In Friedenszeiten besteht die Garnison aus sechstausend Mann, und man zählt zwanzigtausend Einwohner. Die meisten sind Genueser, Spanier, Engländer oder Juden. Die Letztern haben drei Synagogen, und Einer von ihnen hat einen prächtigen Marmorpalast bauen lassen.

Die bürgerliche und religiöse von der englischen Regierung ausgesprochene Gleichheit, die Festigkeit des Platzes, welche ihn gegen eine Revolution schützt, sein glückliches Klima mußte viele Kaufleute und reiche Familien anziehen, deren religiöse oder politische Meinungen ihnen anderwärts Verfolgungen zuzogen.

Ruf in die Ferne.

Fernes Waldhorn, ach, dein Klang
Macht die Seele mir so bang!
Einer tiefen Sehnsucht Schmerz
Ueberfluthet ganz mein Herz.

Rufst mich, „ach, wohin? wohin?“
Fragt der weichgeschmolz'ne Sinn,
Fragt die Thräne, fragt der Traum
Fliegend nach dem fernen Raum.

Sey's nach Süden, sey's nach Nord,
Alles, Alles ruft mich fort;
Was das Waldhorn zu mir sprach,
Tönen tausend Stimmen nach.

E. Ortlepp.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, den 26. März 1836.

(Schluß.)

Man ist in unsrer Nähe einer für die ganze Gegend sehr wichtigen Entdeckung auf der Spur. Um Alzey sollen sich nämlich weit ausgebreitete Steinkohlenlager befinden *), ja man vermuthet, daß die ganze Stadt Alzey auf diesen Lager ruhe. Was man bisher gefunden, erregt die Erwartung, daß das hier verborgene Brennmaterial von vorzüglicher Qualität sey; aber die Nachforschungen lassen auch zugleich befürchten, daß man viel mit Wasser zu kämpfen haben wird, um zu den Steinkohlen zu gelangen. Bewährt sich diese Entdeckung, und ist sie, wie man hofft, ergibig, so ist dadurch eine neue wohlthätige Quelle für Industrie und Landwirthschaft in Rheinhessen eröffnet, und — was vorzüglich zu wünschen ist — das bisher von den Unbegüterten kaum zu erschwingende Brennmaterial, wird dann um geringe Preise und leicht zu erhalten seyn. Auch dürfte dann die projectirte Eisenbahn von hier nach Saarbrücken, aus welcher Gegend wir unsern großen Steinkohlenbedarf bezogen, überflüssig seyn, da die Bahn nur durch den Steinkohlentransport rentiren sollte, was dann nicht mehr möglich ist, wenn wir die Steinkohlen ganz nahe bei uns finden können. Bei der Erwähnung dieses Brennmaterials erinnere ich mich mit Unmuth der schrecklichen Theuerung des Holzes in dem dießjährigen Winter, ja periodenweise des gänzlichen Mangels an Holz! Hätten wir da die Steinkohlen nicht gehabt, es wäre unsern Armen übel ergangen! Woher sollten sie die 15—18 Fl. für einen Stecken Holz nehmen?! Ich habe mich immer gewundert, daß in Mainz, wo alle öffentliche Anstalten wirklich musterhaft sind, was man zur Ehre der städtischen Behörden nicht genug anerkennen kann, daß, sage ich, in Mainz nicht dafür gesorgt ist, daß der Unbegüterte beständig das Holz um einen mittlern Preis, in kleinen Quantitäten, erhalten kann, und daß dieses wichtige Material zu keiner Zeit, selbst nicht in der Periode, wo der Rhein durch Eisgang nicht fahrbar ist, fehle. Es kann nicht fehlen, daß man durch Anlegung größerer Holzmagazine endlich diesem Bedürfnisse abhelfen wird. Es ist ein Act der Wohlthätigkeit auch gegen diejenigen hiesigen Einwohner,

*) Wahrscheinlich oder vielmehr hoffentlich wird diese Auffindung ein besseres Resultat geben, als die neuliche Auffindung von Soole im Leipziger Rosenthale. Obgleich viele Geognosten darüber einig sind, daß an Salzquellen an solchen Orten, wie das Rosenthal nicht zu denken, so fehlt es doch nicht an Leuten, die ein großes Halloh erheben und schon von Anlage großer Salinen sprechen. Freilich mag der vorzeitige Jubel auch mit aus dem Bedürfniß Sachsens entspringen, dem Preußen, bei jener unglückseligen, nach dem Befreiungskampfe folgenden Theilung, alle mit einem noch frischen Aufwande von mehrern hunderttausend Thalern hergestellten Salzwerke wegnahm. Das geistige Salz lieferte leider noch keinen Ersatz dafür. Anm. d. Red.

die gerade nicht so arm sind, daß sie der Armenpflege heimfallen müßten. —

Bei den dießjährigen Wintervergnügungen hat es an Bällen und aller Art geselliger Erheiterung nicht gefehlt. In allen Ständen ist tüchtig getanzt worden; die Salons der Reichen glänzten, die Casino-Gesellschaft feierte in ihrem herrlichen Locale wonnige Abende. Doch war der Abend des 9. März wohl der schönste, der seit lange bei dieser Gesellschaft verlebt worden ist. Ich habe Ihnen schon berichtet, daß der dießjährige Fasching für die Staatsdiener und Notabilitäten durch die Landestrauer um unsre verstorbne Großherzogin etwas trübe und weniger rauschend als gewöhnlich verlief. Um dafür Ersatz zu finden, wurde an benanntem Abende gleichsam eine Nachfasching veranstaltet, ein höchst brillanter Bal-paré-masqué-pickenick, woran drei Hundert Personen aus den ersten Ständen Theil nahmen. Nur eine Scene aus diesem wunderlieblichen, mit Witz, Scherz und Freude wohlgewürzten Lustspiele will ich Ihnen hier anführen, die Details werden Sie mir erlassen. Ein Theil des großen Casino-Saals war zu einem förmlichen Jahrmarkt eingerichtet, wo die liebenswürdigen Mainzerinnen in Buden saßen, und ihre Budenschätze, bestehend aus Nürnberger Waaren, Pfefferkuchen, Spenglerwaaren, Kupferstichen und sonstigen Kleinigkeiten, als Tyroler, Schwaben, als Bauern und Händlerinnen maskirt, mit freundlicher leutseliger Miene anboten, und mit gutem Profit verkauften. Der Profit aber gehörte — den Armen, und diese zogen eine reiche Spende aus diesem liebenswürdigen Scherz. Ferner wurde ein kleines Lämmchen, mit Bändern wohlverziert, verloost, nachdem mehrere hundert Loose à 18 Kreuzer per Stück mit leichter Mühe verkauft waren. Dieses Geld gehörte den Waisenkindern, und das gewonnene Lämmchen noch dazu als Braten. Diese schöne Episode des schönen Abends macht den Anordnern des Festes Ehre. Nach dieser Episode mochten der Gesellschaft die lieblichen Strauß'schen Walzer, die heitere Conversation, der perlende Rheinwein und das treffliche Souper doppelt wohl bekommen seyn, denn sie hatte ja auch der Armen gedacht, und der Waisen und der Unglücklichen! Feste der Art zeugen am schönsten von dem biederherzlichen Charakter der Bewohner unsrer Rheinstadt! —

Als literarische Novität, die freilich für unsre Gegend die meiste Wichtigkeit hat, erwähne ich Ihnen die nächstens erscheinenden hinterlassenen Schriften des vor wenigen Wochen dahier verstorbnen Professors Lehne. Für die alterthümliche Geschichte unsrer Stadt und Gegend werden sie eine reiche Fundgrube wichtiger Thatsachen seyn; denn Lehne hat diese Studien mit Ernst, Liebe und Klarheit und steter Berücksichtigung der aufgefundnen Monumente, Inschriften und Ueberreste aus der römischen und altdeutschen Zeit getrieben. Auch die Geschichte der Buchdruckerkunst wird eine wichtige Ausbeute aus dieser Hinterlassenschaft ziehen; denn Lehne hat, wie Schaab, mit ganzer Seele an dieser unsere Vaterstadt verewigenden Erfindung gehangen, sie in ihrem ersten Aufkeimen aufgesucht, sie begleitet bis zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit. — Aber auch die Literatur überhaupt, die poetische Literatur insbesondre wird manches denkenswerthe Product bei diesem Nachlaß finden. Lehne war nicht nur ein tiefdenkender, er war auch ein von poetischer Gluth oft erwärmter Mann; es mangelte ihm eben so wenig an Gefühl, als an Verstand.

In unsrer Nähe, in einem Dorfe unweit Worms, hat sich seit einigen Monaten die alte Misere der Clairvoyanz und des thierischen Magnetismus wieder geregt. Eine Menge Menschen strömten zu einem 19—20jährigen Mädchen daselbst, um in ihm eine Prophetin zu finden, welche die Zukunft enthülle. Thatsache ist, daß es sich fast immer mit offnen Augen in einem Schlafzustand befand, und in diesem Zustande in seinem gewöhnlichen Ideengange sprach. Die Leute aber, die gerne betrogen seyn wollten, legten auf seine Reden große Wichtigkeit, sahen in diesem Mädchen ein übermenschliches Wesen, und erfüllten die ganze Gegend mit lärmenden Wundern. Was war's? Nicht einmal eine gewöhnliche Betrügerin, wie wir deren in der Geschichte des Magnetismus gar Viele finden, die dieses Naturphänomen zur betrüglichen Nahrungsquelle machten, sondern ein armes krankes Mädchen, dessen Gehirn- und Nervensystem in einem Zustande solcher Schwäche sich befindet, daß die geringste Veranlassung es in einem schweren magnetischen Schlaf wirft, in welchem es aber nichts spricht, als gewöhnliches verworrnes Zeug, wie das bei einem solchen Zustande des Sensoriums gar nicht auffallen sollte. Auch für eine Somnambule ist das Mädchen gehalten worden, während es wie im Schlafe wanderte. Das kranke Geschöpf befindet sich nun in den Händen tüchtiger Aerzte, deren vorurtheilsfreier Blick wohl nicht von dem Wahne der Menschen, in diesem Mädchen etwas Außergewöhnliches zu sehen, angesteckt werden wird, sondern von deren Einsicht in die Natur dieser schweren Nervenübel eine Heilung der Unglücklichen zu erwarten steht. —

Ich schließe diesen Bericht mit der Erwähnung der ungewöhnlich zahlreichen und großen Weinversteigerungen, die im Augenblicke hier und in der Umgegend statt haben, wo jedoch, trotz der Fülle, das Gute nur zu hohen Preisen versteigert wird. So sahen wir dieser Tage ein halbes Stück des köstlichsten Steinbergers (Rheingau) zu 6500 Fl. verkaufen, ein unerhörter Preis, aber freilich auch ein delicater Tropfen!! Die mittlern Weine von 1831 und 1833 kamen indessen um billige Preise weg, der gute 34ger wird aber theuer bezahlt. Da die letzten fünf Jahre glückliche Weinjahre waren, so haben die Leute keine rechte Lust mehr, in Wein zu speculiren, sie hoffen nicht, daß auf die fünf fetten Jahre fünf magere folgen werden, und geben lieber ihre Weine zur Versteigerung, und sie thun wohl daran; denn in der Hoffnung, wohlfeil zu kaufen, strömen die Liebhaber herbei, und — zahlen besser, als man glauben sollte. —

An den alten Gecken X.

Bitter ist Amors Lohn! Du kanntest ihn und Du entflohst nicht,
Als er das schmeichelnde Joch über den Nacken Dir warf!
Deine Waffen sind stumpf, Dein Arm ist kraftlos und dennoch,
Invalide, beginnst Du mit der Jugend den Kampf.

C. Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 97. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 22. April. 1836.

Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel. Zweite vermehrte Auflage. Erster Theil. Stuttgart, 1836. Hallberger.

Das Werk erscheint in einzelnen Lieferungen; der Preis für jede 6 Bogen 12 Gr., ist übertrieben, da schon eine Ernte in die Scheuern gebracht ist. — Dem Titel zufolge sollte man ein Werk erwarten, das die Geschichte der deutschen Literatur seit ihrem Entstehen enthält, das ist ein Irrthum. Menzel behandelt darin nur die neueste Literatur, einige Rückblicke in die früheren Zeiten derselben abgerechnet. Wer Menzel noch nicht kennt (was in diesen Tagen die Zeitungen und Zeitschriften verhütet haben), und die erste Lieferung in die Hand nimmt, könnte leicht auf den Gedanken gerathen, daß der Verf. der deutschen Sprache nicht recht mächtig sey; denn gleich auf der ersten Seite heißt es: „Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte ꝛc.," doch das sind Kleinigkeiten. Ueber diese neue Auflage zu sprechen, möchte sehr überflüssig seyn, da dessen Verf. seit langer Zeit in den Journalen Stoff zu Debatten dargeboten hat. Geeigneter ist es, ihn selbst sich portraitiren zu lassen, ihn ein wenig mit seinen eigenen Ansichter zu charakterisiren. —

„Wir haben viele schlechte Bücher, wie in Revolutionen viele schlechte Menschen an die Spitze kommen. Sie sind für einen Augenblick allmächtig, im nächsten fallen sie in ihr Nichts zurück. Seufzt der Fromme, der Pöbel lacht. Zürnt ein Prophet, der Haufe wagt es, ihn zu verachten. Alle Bemühungen, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den guten Geschmack zu vertheidigen, scheitern an der Unverschämtheit der Modeschriftsteller. Wo recht viele Schlechte zusammenkommen, entsteht ein esprit de corps, der so heroisch ist, als gälte es das Heiligste. Man kann darüber reden, aber man soll sich nicht einbilden (wirklich??), es ändern zu können. Man kann nur wie Tacitus die schlechte Gegenwart schildern, ohne sich anzumaßen (?), sie bessern zu wollen. Man darf nur die Zeit abwarten (dann ist es ja noch besser, ganz zu schweigen und keinen Lärm zu machen!). Schlechte Bücher haben ihre Jahreszeit, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwärmen, und sind vernichtet ehe man es denkt" (S. 94). —

„Die deutsche Literatur ist wie ein Tollhaus, worin einige hundert Narren Costüme und Sitten, Sprache und Ideengang von hundert verschiedenen Völkern alter und neuer Zeit nachäffen. Gallomanen, Anglomanen, Italomanen, Hispanomanen, Normannomanen, Grăcomanen, Turkomanen, Persomanen, Indomanen, Chinesomanen, Irokesomanen sitzen diese guten deutschen Philister einträchtig huntertträchtig beisammen und spielen Weltgeschichte. Das Tolle ist, daß sie ganz ernsthaft dabei sind. Wären es noch Masken, es gäbe das lustigste Carneval, aber die Narren machen Ernst aus der Sache.

Mit Fug und Recht mögen wir uns die Poesie anderer Völker aneignen, denn alles Schöne gehört Allen, die es erkennen. Dank also den Männern, die uns die Schätze der orientalischen Poesie eröffnet haben. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir diese Poesie nachäffen sollen, daß sich der erste beste Geschwindschreiber hinsetzen, und uns zumuthen soll, ihn für den zweiten Hafis zu halten. Wohl mögen wir uns an den Bildern des Orients erfreuen, die uns orientalische Maler selbst entworfen haben; wenn es nun aber den ersten besten Flachmaler einfällt, diese glühenden lebensfrischen Bilder in seinen matten Wasserfarben bloß nachzupinseln, ist das nicht eine baare Thorheit? Was kann erfreulicher seyn, als ein Volk in seiner eigenthümlichen schönen Weise sich selbst darstellen zu sehn, und, was kann widerlicher seyn, als die affectirte Nachäffung fremder nie zu erreichender Eigenthümlichkeit? Hafis und Stieglitz, Baki und Stieglitz, Montenebbi und Stieglitz, Firdusi und Stieglitz, Dschami und Stieglitz, Kalidasa und Stieglitz!" (S. 81, 82) —

„In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den sogenannten Brotwissenschaften, herrscht ein Mechanismus, vulgo Schlendrian, der in den alten Gleisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Universitäten sind Fabrikanstalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewissen Formeln der Schule nicht ab, und jede neue Generation macht ihr Exercitien darnach. Aber die ursprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache, auf

die es eigentlich ankommt, verschwindet endlich unter der Last von Citaten, die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht unter dem anatomischen Messer. Das Wichtigste wird langweilig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist läßt sich nicht auf die Compendien spannen, und die Natur greift mächtig durch die Paragraphen, die sie einzuschließen wagen.

Durch die Polemik wird der moderne gelehrte Sumpf aufgerührt, und es verbreiten sich die mephitischen Schriften. Hier bewährt sich das gute alte Sprichwort: je gelehrter, desto verkehrter. Auf der einen Seite sind sie so überschwenglich weise, daß es einem gesunden Verstande schwer wird, den labyrinthischen Gängen ihrer Logik zu folgen. Auf der andern Seite sind sie in den gemeinsten Dingen so unwissend, daß ein Bauer sie belehren könnte. Bald sind sie so zart, scherzen attisch und machen Anspielungen, die einem alexandrinischen Bibliothekar zur Ehre gereichen würden, daß dem ehrlichen Deutschen dumm dabei zu Muthe wird. Bald bedienen sie sich der abgefeimtesten Ränke oder der gröbsten Ausfälle, deren sich selbst der Pöbel schämen würde.

Auch was in der deutschen Sprache verdorben wurde, kommt größtentheils auf Rechnung der Schulgelehrten. Daß sie mit fremden Begriffen fremde Terminologieen annahmen, war natürlich; in ihrer Vornehmigkeit affectirten sie aber auch eine heilige Unverständlichkeit, um sie den Laien desto ehrwürdiger zu machen, oder sie waren zu träg, und zu wenig genöthigt, der Popularität ein Opfer zu bringen. Die Facultätsmenschen können sich so deutsch ausdrücken, daß kein Ungeweihter sie versteht, und die Philosophen verstehen sich oft selber nicht." (S. 60, 61.) —

„Eine gewisse Vielschreiberei kann nothwendig und unvermeidlich werden. Zwar wird die Nachwelt sich immer nur mit einer Auswahl des Besten und Wichtigsten aus der frühern Literatur begnügen, aber für die Mitwelt hat die Literatur noch einen besondern Werth der Mittheilung und Discussion. Es müssen viele Versuche und Vorarbeiten zu Grunde gehen, ehe der Nachwelt das Resultat in wenig Worten überliefert wird, und die Mitwelt hat eigenthümliche Interessen, die sie befriedigen muß, ohne daß die Nachwelt überhaupt davon Notiz zu nehmen braucht. Allein die Deutschen wissen, wie ich schon oben bemerkt, die Discussion nicht zu concentriren, sondern vervielfältigen sie in's Ungeheure und reden durcheinander, ohne einander zugleich hören zu können, und außerdem verwechseln sie das practische Bedürfniß des Augenblicks beständig mit der Sorge für die Nachwelt." (S. 25.)

Gesänge religiöser Begeisterung von J. W. Krampitz. Danzig, 1836.

Nach dem Vorbericht hat der Verfasser dieser religiösen Gedichte dadurch, daß er in die Saiten seiner Harfe griff, Trost und Beruhigung für die Leiden und Bedrängnisse gefunden, die ihm von seiner Kindheit an heimgesucht haben, und mit denen er noch zu kämpfen hat. Wenn auch keine Klopstock'sche Begeisterung in diesen Gedichten athmet, so tragen sie doch das Gepräge eines frommen, kindlich ergebenen Herzens, und, fern von aller Mystik, werden sie wahrhaft frommen Gemüthern — nur nicht den Frömmlern — zur Erbauung dienen können. Man findet darin Gedichte auf die christlichen Feste, bei der Taufe, bei dem Abendmahl, bei Begräbnissen, bei Confirmationen u. dgl. Vorzüglich gelungen sind die Gedichte zu nennen, wo ein historischer Stoff aus der heiligen Schrift zum Grunde liegt, wie: der verlorne Sohn, der Blindgeborne, der Samariter, die Weisen aus dem Morgenlande, Isaak und Abraham und Nathan und David. Sollte der Verfasser eine neue Auflage dieser Gedichte veranstalten müssen, was um so mehr zu wünschen ist, da er sie — weil kein Verleger auf dem Titel genannt ist — wahrscheinlich auf seine Kosten hat drucken lassen, so würden mehrere solcher Gedichte sehr willkommen seyn.

Ueber das Einstudiren der Compositionen oder Aufschluß über die Geheimnisse des Vortrags für Pianoforte-Spieler von Christian Friedrich Pohle, Dr. philos. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt. 1836. Pr. ½ Thlr. gr. 8. VII u. 80 S.

Ein nützliches und darum schon bedeutendes, aber auch liebenswürdiges Werkchen! Ein nützliches, weil es den Musikunterricht, nicht eben lange aus dem Schlendrian der Geist, Gefühl und Phantasie ertödtenden Gewohnheit herausgerissen, um mehrere Stufen der Vollkommenheit annähert, dazu aber nicht nur der Theoreme sich bedient, sondern auch der praktischen Andeutung und Anweisung. In diesen aber wie in jenen Theoremen erkennt man einen Mann, der den Namen eines gelehrten Musikers in seiner vollsten Bedeutung verdient, der auf den Namen eines musikalischen Aristarchen die gegründetsten Ansprüche zu machen hat, und bei allen diesen Vorzügen weder modern rokomondirt, den Kopf in den Nacken wirft, über das Treiben der Wanderer auf gleichem Wege verächtlich die Nase und die Lippen nur ungern zu einem gerecht anerkennenden, viel lieber zu einem absprechenden Dictatatorspruche öffnet. Die gediegensten Kenntnisse wie im theoretischen und praktischen Theile der Musik, die hellsten und richtigsten Ansichten, wie sie nur ein langjähriges, allseitiges und allumfassendes Studium erzeugen kann, die geistreichsten und überraschendsten Aufstellungen, die unwillkürlich die fremde Ueberzeugung gewinnen und fesseln, gehen hier Hand in Hand mit Natürlichkeit und heiterer Laune, Einfachheit und Bescheidenheit. So der Totaleindruck des seinem Ursprunge nach höchst beachtenswerthen und bedeutenden, seiner Tendenz nach äußerst brauchbaren und nützlichen, in seiner Abfassung recht angenehmen und liebenswürdigen didaktischen Werkes.

Ueber die Tendenz äußert sich Hr. Dr. Pohle im Vorworte selbst: „Es gibt Pianoforteschulen genug, in denen man findet, was man lernen soll, aber nicht, wie man es lernen soll. Oder kommt hierauf weniger an? Sie geben viel zu essen und wenig zu trinken, und darum können Viele die Speisen nicht verdauen. Oft fehlt aber gerade denen ein tüchtiger Lehrer, die nach dem Höhern in der Kunst streben; es liegt

ihnen daran, zu wissen: wie der praktische Künstler studirt, oder wie man sich und Andere mit Erfolg ausbilden kann. Um in dieser Hinsicht Pianforte-Spielern nützlich zu werden, achte ich es einen Versuch nicht unwerth, die Puncte hervor zu heben, auf die es beim Einstudiren der Compositionen ankommt, oder wie man sie einüben soll." — So spricht er denn im ersten Capitel von dem großen Vortheile, wenn man Compositionen in günstigen Verhältnissen (auf einem tadelfreien Instrumente), in einer Zeit, wo Geist und Körper noch volle Schnell- und Schwungkraft besitzen, ausübt, in einer Zeit, die hinreicht zu aufmunternden Fortschritten (nicht eine Stunde halb- oder ganzwöchentlich), bei einem musikunterrichtverständigen methodisch fortschreitenden Lehrer *), der nie gleichgiltig wird; im zweiten Capitel über die beim Einstudiren nothwendige Willenskraft (Beharrlichkeit, Ausdauer, Selbstthätigkeit); im dritten Capitel wird die Nothwendigkeit des Strebens nach einer harmonischen Ausbildung dargethan, und unter dieser Harmonie die innerliche und die äußerliche artistische, sich gegenseitig hebende und tragende und fördernde Facultät (hierbei werden die verschiedenen Künstlereigenthümlichkeiten erwähnt, und in einer Reihe schöner Beispiele schön und geistreich aufgestellt und erläutert, S. 12—16). Das vierte Capitel spricht kurz über die Geeigentheit instructiver Compositionen zur Beschleunigung der Fortschritte; das fünfte Capitel geht tiefer in die Didaktik ein, denn es lehrt: Darauf kommt viel an, wie man beim Einstudiren der Compositionen die Hände und Finger hält, wie man sitzt, Arm- und Handgelenke bewegt und die Pedale anwendet (Faselius — so heißt ein Schüler — wird naiv humoristisch zurecht gewiesen); das sechste Capitel räth: Das Einstudiren der Compositionen kann man sich sehr erleichtern, wenn man Hände und Finger durch mechanische Uebungen besonders auszubilden sucht; das siebente Capitel weist hierauf die Nothwendigkeit nach, Compositionen anfangs langsam und nur allmählig schneller zu spielen. Die folgenden acht Capitel betreffen die besonnene Wahl der Applicatur beim Einstudiren, den Nutzen einer gleich von Anfang an guten Ausprägung der Töne, das Lautzählen als ein gutes Mittel, um sicher im Tacte spielen zu lernen, Kunstgriffe, um schwierige Stellen einzuüben, Erhöhung der Deutlichkeit, Präcision und des Ausdruckes durch den rhythmischen Anschlag, die richtige und bedeutsame Ausführung der musikalischen Verzierungen. Nachdem zuvor nachgewiesen, daß durch Fühlen und Denken der Vortrag die höhere Weihe erhält oder es vielmehr darauf ankommt, wie man fühlt und denkt, schließt, instar exempli, eine Lection mit Faselius.

Nach dem von uns dem Inhalte (dem wir, leider! keine größere Ausführlichkeit hier schenken können) Vorausgeschickten, bedarf es nur noch der Bemerkung, daß Hr. Dr. Pohle nicht nur als einen allseitigst durchgebildeten und bedeutenden Musikus und unübertrefflichen Musiklehrer sich kund gegeben, sondern auch als originellen Denker und classisch gebildeten, d. h. eben so mit der alten als neuen Kunst und schönen Literatur innig vertrauten Gelehrten sich bewiesen hat. — Wir wünschen daher von ganzem Herzen, daß sein originelles, angenehmes, nützliches und bedeutsames Werkchen, dem es an einem ausgebreiteten Publicum nicht fehlen kann, der Vorläufer von umfangreicheren Werken seyn möge.

Die äußere Ausstattung ist ziemlich gut.

*) Als solche nennt aus seiner Bekanntschaft der Verfasser: Hrn. Wieck, Mad. Fink, Louis Berger, Krägen.

Topographischer Grundriß von Prag und dessen Umgebungen, zunächst als Taschenwegweiser für Fremde entworfen von Dr. Legis. Prag, 1835. 12. VI und 250 S. Nebst einem Situationsplane von Prag und der umliegenden Gegend, in Royal-Folio. Preis auf Druckvelin-Papier gebunden 1 Fl. 24 Xr. C. M.

Die gegenwärtige Taschen-Topographie ist in der doppelten Absicht geschrieben, um dem Fremden zum Wegweiser und Erinnerungsbuche, und dem Mitbewohner zu einem möglichst getreuen Miniatur-Gemälde der durch ihre Vorzeit so höchst merkwürdigen und in ihrer Gegenwart nicht minder wichtigen Hauptstadt Böhmens zu dienen. Zugleich erscheint dieses Werk als Einleitung zu einer großen, Alles erschöpfenden Schilderung Prags in Beziehung auf Geschichte, Kunst und Alterthum, womit der Verfasser die früheren Werke von Schaller, Griesel und Schottky entbehrlich zu machen, und eine Beilage zu der neuen, ausführlichen Topographie von Sommer, welche nur die Beschreibung der sechszehn Kreise Böhmens umfaßt, zu liefern gedenkt.

Noch ist keine Schilderung Prags vorhanden, welche, wie die hier erscheinende, die gesammten natürlichen, volksthümlichen und politischen Verhältnisse dieser Hauptstadt darstellt, und zugleich in lehrreicher Kürze die nöthigen historisch-artistischen Nachweisungen, Literarnotizen und malerischen Schilderungen enthält. Außer den allgemeinen Wissens- und Sehnswürdigkeiten Prags umfaßt das Buch auch noch die innere und äußere städtische Verfassung, die Aufzählung der im gegenwärtigen Jahrzehend erfolgten Verschönerungen, die Personalchronik der hier lebenden Gelehrten uud Künstler, die Beschreibung aller Kirchen- und Volksfeste und Militairparaden, die Literatur und Ikonographie von Prag u. s. w.; endlich finden sich darin die Umgebuugen Prags, sowohl nach den historischen Quellen, als auch in pittoresker Beziehung ausgeführlich geschildert.

Alles ist aus einem vieljährigen Leben in dieser Hauptstadt geschöpft, und überall bewährt sich der Verfasser als einen unterrichteten, gewandten und zugleich vaterländisch gesinnten Darsteller, der eben auch denkende und fühlende Leser voraussetzt. Fremde besonders erhalten im Anhange ein bequemes, topisch geordnetes Netz in der beliebten Manier der Huit jours à Venise und anderer ausländischen Werke, das in sinnig angelegten, drei-, zwei- und eintägigen Wanderungsplänen besteht, welchem allen die reichhaltigsten Belehrungen, Verhaltungsregeln, Adressen und andere wichtige Notizen für Fremde vorausgeschickt sind.

Der beigefügte Plan nebst Umgebungskarte ist großentheils nach Originalbehelfen bearbeitet, vorzüglich genau und rein gestochen, so wie zu der Auflage selbst das schönste Druckvelin-Papier gewählt, und mithin für Inhalt und äußere Ausstattung die beste Sorge getragen worden.

Literarischer Beobachter.

[Omne trinum perfectum.] Den Beiden in den beiden letzten Monaten des Jahres 1835 verstorbenen sächsischen Gelehrten, dem Hofrath Böttiger in Dresden, vormals 14 Jahre hindurch Director des unter ihm blühenden Gymnasiums zu Weimar und dem geheimen Kirchenrath und Professor Dr. Schott in Jena, früher Professor auf der Universität zu Leipzig und Wittenberg, setzte ein Dritter eben so ausgezeichneter Sachse der geheime Hofrath Dr. Eichstädt, der mit den beiden Verewigten in langjähriger vertrauter Verbindung gestanden hatte, in dem von ihm zum Wechsel des Prorectorats auf der Universität Jena am 6. Febr. 1836 geschriebenen Programm ein ehrenvolles Denkmal, unter dem Titel: „Inest Henr. Carol. Abr. Eichstaedii exhortatio ad cives academicos ex C. A. Boettigeri et H. A. Schotti vita et studiis ducta." Der Triumvir sagt über die Duumviren unter Anderm: „Es sind aber vorzüglich drei Stücke, von denen wir glauben, daß sie um desto sorgfältiger bei jenen zwei Männern zu betrachten und zur Nachahmung zu empfehlen sind, je entfernter sie dem Charakter und der Gewohnheit unseres Jahrhunderts liegen. Das erste Stück ist: daß sie, so lange sie lebten, immer ein bestimmtes Ziel vor Augen hatten, nach welchem sie in ihren literarischen Bestrebungen, die sie auf den festen Grund des gelehrten Alterthums bauten, strebten; das zweite Stück: daß sie, um dieses Ziel zu erreichen, keine Mühe, keine Anstrengung scheuten; das dritte Stück: daß sie ausgezeichnete Geistesgaben und Schätze von Gelehrsamkeit mit einer merkwürdigen Geistesmäßigung und Bescheidenheit verschönten.

[Französische literarische Neuigkeiten.] „Bellina oder Scenen und Geist der Salons" ist das neueste Werk des rühmlich bekannten Arbanère und wird mit großem Interesse in Paris gelesen. Es ist von geistreicher Auffassung, glänzend in der Darstellung und die Schilderung des geselligen Tons der höheren Classen ist darin auf eine Weise gebracht, die fesselt und überrascht.

Für Schauspielkünstler ist merkwürdig: philosophische Hygieia der dramatischen Künstler von Dr. Brouc in Paris. Es enthält die physischen, intellectuellen und moralischen Ursachen, welche, durch die Ausübung der dramatischen Kunst veranlaßt oder begünstigt, die Gesundheit der Künstler beeinträchtigt, sammt den Abhilfsmitteln und besteht aus 2 Bänden in 8.

Die Witwe Talma (jetzt wiederverehelichte Gräfin Chalot) hat „Studien zur dramatischen Kunst" aus dem Nachlasse ihres ersten Mannes herausgegeben. Es enthalten dieselben, neben pikanten Anekdoten und Charakterzügen, geistreiche Andeutungen und Winke, die es begreiflich machen, daß Talma bei so reifem Nachdenken Außerordentliches in seiner Kunst leistete.

Hundert Meilen von Paris. Unter diesem Titel hat von Mericlet Novellen, Reisebilder, Schilderungen der Sitten u. dgl. herausgegeben, welche voll Frische und Reiz und in anziehendem Style geschrieben sind.

Für das Mittelalter von besonderer Wichtigkeit sind: „Fastes de la Provence ancienne et moderne, contenant, l'histoire politique, civile, héroique et religieuse de ses principales villes, par M. Fouqué."

Man erwartet mit Nächstem einen noch ungedruckten Briefwechsel zwischen Voltaire und dem Präsidenten de Brasses, aufbewahrt bis jetzt von des Letzteren Familie, im Buchhandel.

[Englische Journalistik.] Die Zahl der täglich durch die Londoner Post expedirten Journale beläuft sich von 25—60,000; des Sonntags werden 40,000 und am Montage 50,000 bestellt.

[Der Sultan] hat 500 französische Theaterstücke, darunter 40 Tragödieen, 50 Dramen, 30 Melodramen, 100 Lustspiele und 280 Vaudevilles sind, in Paris gekauft, und nach Constantinopel in die Bibliothek des Serails geschickt. Zur Lectüre oder zur Aufführung?

[Achtung!] Die „Duftkörner aus morgenländischen Dichtern" vom Hofrath Freihrn. v. Hammer und „Colombo" von dem bereits rühmlichst bekannten Ludw. Aug. Frankl sind die neuesten österreichischen Literaturerscheinungen.

[Tyrtäus] ist vom Professor der schönen Künste in Brüssel, Baron, übersetzt worden, und der König von Belgien hat dem Verfasser dafür einen kostbaren Ring mit seiner Chiffre in Brillanten als Anerkennung seiner Arbeit zugeschickt.

[Censur.] In Preußen wird die Censur künftig nicht mehr durch einzelne Censoren, sondern durch Provinzial-Censur-Commissionen gehandhabt werden. In Sachsen ist bereits der Recurs eines einzelnen Censors oder des Schriftstellers an ein Censur-Collegium, zusammengesetzt aus Männern der Justiz und Wissenschaft, längst vorhanden.

[Die junge Literatur und ihr Kampf.] Ein so betitelter Aufsatz im letzten Februarhl. des „Eremiten" hat Mehreres wieder schlecht gemacht, was ein Aufsatz von Hoffmann in eben dieser Zeitschrift vorher gut gemacht hatte.

[Honorar.] In Nr. 207. des Gesellschafters vom v. J. beschwert sich ein Bühnendichter, daß ihm der Director eines Theaters für ein ihm als Handschrift zugesandtes Theaterstück, wofür er 3 Thlr. Honorar (?) verlangt, einen beschnittenen Ducaten und zwar unfrankirt zugesandt habe, und macht die Berechnung, daß er, nach dem Verlust bei Verwechslung dieses Ducatens und des Portos, 1 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf. erhalten habe. So genau diese Berechnung auch zu seyn scheint, so ist es doch keineswegs der Fall, er hätte auch noch die Abschreibegebühren nebst dem Papier und das Papier zu dem Briefe, womit er das Manuscript an den Schauspieldirector geschickt, in Ansatz bringen müssen, dann erst würde es sich genau herausgestellt haben, wie hoch ihm sein dramatisches Werk honorirt worden ist. — O, welche Tiefe der Erniedrigung!

[Chateaubriand] will noch bei Lebzeiten seine „Memoiren" herausgeben. Sie werden in 16 Bänden erscheinen, und er erhält dafür von dem Buchhändler 150,000 Frcs. baar, 12,000 Frcs. jährlich bis zur Beendigung des Werkes und 25,000 Frcs. Leibrente, welche auf Frau v. Chateaubriand übertragbar ist.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 98. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 23. April. 1836.

Theaterberichte.

Berlin, im März 1836.

Die Parteien am Berliner Theater. Fräul. Ch. v. Hagn als — Jeanne d'Arc. Die General-Intendanz als Dunois. Der Heldin vielfach vorher gesicherter Sieg und ihre Krönung. Verwandtes aus diesem Geschlecht.

Zu Ende des Monats Februar brachte die königl. Bühne eine lobenswerthe Kleinigkeit von G. A. von Maltitz, die Leibrente, Schwank in einem Aufzuge, in welcher sich besonders Herr Devrient auszeichnete. Das kleine Stück ist in Versen geschrieben und wurde allgemein beifällig aufgenommen. — In den feinen Cirkeln der Residenz, so wie in den Kaffee- und Weinhäusern lieferte zu jener Zeit die Differenz zwischen einem Theil des Theaterpublicums und der Fräul. Charlotte von Hagn (welche vermuthlich in diesen Blättern schon ausführlich besprochen ist) so wie Nestroy's: Zu ebener Erde und im ersten Stock den Stoff zur Unterhaltung. Es bildeten sich in dem erwähnten Zwist Parteien, von welchem jedoch diejenige, welche sich auf die Seite des Frl. von Hagn neigte, die überwiegende war; denn nicht allein, daß die Genannte bei dem größeren Theile des Publicums — und wohl nicht mit Unrecht — sehr beliebt ist, so hat sie sich auch der Protection und Gunst der höheren, ja höchsten Stände zu erfreuen, und da in dem Contract derselben festgestellt seyn soll: daß bei ihrer Anwesenheit keine der ihr zugehörigen Rollen ohne ihre Einwilligung einer Andern zugetheilt werden darf, so glaubte man, daß Frl. Ch. v. Hagn das Recht vollkommen auf ihrer Seite gehabt hätte, als sie verlangte: die während ihrer kurzen Abwesenheit von der Intendantur und Regie anderweitig vertheilte ihr zugehörige Rolle selbst zu spielen. Man hat sogar zu ihrer Entschuldigung in der Hamburger Zeitung angeführt, daß der Theaterzettel von jenem Tage Fräul. v. Hagn als die Darstellerin der Dorothea genannt habe; dies ist nicht gegründet, denn der Zettel, welcher Referenten vorliegt, nennt den Namen Clara Stich als Dorothea. Wie dem auch sey, und auf welche Weise Dlle. C. Stich in den Besitz dieser Partie gekommen ist, so war die Intendanz und Regie allein dafür verantwortlich und mit dieser, und nicht mit der Dlle. C. Stich und deren Mutter, der Mad. Crelinger, mußte Frl. v. Hagn rechten, wenn sie sich beeinträchtigt glaubte. Ob nun ihre Krankheit in Folge des Zwistes eine wirkliche oder erkünstelte war, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls war ihr Benehmen an diesem Abend von der Art, daß das Publicum mit Recht über sie ungehalten seyn konnte. Hätte Mad. Crelinger ihre Tochter veranlaßt, die Rolle zurückzugeben, so wäre allerdings dieser ärgerliche Auftritt vermieden worden und sie würde für sich und ihre Tochter in der Gunst des Publicums sehr gewonnen haben. Diese Resignation hätte sich schnell verbreitet und würde die Partei des Frl. v. Hagn sehr verringert haben, weil Mehrere in der Letztern nur ein Opfer der Theaterkabale sahen. Ja selbst die Vossische Zeitung, welche das Ergebniß mitgetheilt hatte, erklärte nach einigen Tagen: „wie sie im Irrthum gewesen sey, als sie berichtet, daß Frl. v. Hagn die Alternative gestellt, entweder die Dorothea zu spielen oder in dem zweiten Stück nicht mitzuwirken;" doch der wahre Grund hatte sich schon zu sehr verbreitet, als daß man diesem Widerruf hätte Glauben beimessen sollen. Man war daher im Allgemeinen gespannt auf ihr erstes Wiederauftreten. Sie hatte sich nur unter der Bedingung dazu verstanden, daß ihr der möglichste Schutz gegen jede Beleidigung von Seiten des Publicums zugesichert werde. Die Intendantur erließ daher in den öffentlichen Blättern folgende Anzeige:

„Die General-Intendantur der Schauspiele, um verschiedenen Gerüchten zu begegnen, findet sich zur Anzeige veranlaßt, daß die königl. Schauspielerin Fräulein Charlotte von Hagn am 22. v. M. nur durch Krankheit, und nicht durch andere Gründe verhindert ward, ihren dienstlichen Verpflichtungen nachzukommen. Da sie inzwischen hergestellt ist, so wird sie mit Nächstem die Bühne wieder betreten."

Wenige Tage darauf meldeten die Theaterzettel: daß Frl. Ch. v. Hagn in dem Lustspiel: das Bad zu Ellerbrunn auftreten würde, ohne daß Tages vorher die öffentlichen Blätter noch die Theaterzettel das Repertoir des folgenden Tages bekannt gemacht hätten. Der Andrang des Publicums war groß, doch nur

Wenige konnten ihre Neugier befriedigen, da ein großer Theil der Einlaßbillets für diesen Abend höheren Orts angekauft und unter die Verehrer des Frl. v. Hagn vertheilt waren, so daß nur ein kleiner Theil des Publicums für Geld Eintritt erhielt. Eine Menge bürgerlich gekleideter Policei-Beamten waren anwesend, und auch durch sie wurde die schwache Opposition gegen den rauschenden Beifall, welcher Frl. v. Hagn begrüßte, leicht übertäubt. Nach einer wohleinstudirten Rede an das Publicum wurde sie nach dem ersten Acte und am Schlusse des Stücks gerufen und zuletzt mit einem Lorbeerkranze, welcher aus den höheren Regionen herunter geworfen wurde, geschmückt. Bei ihrem zweiten Auftreten in Bauernfeld's Lustspiel: Bürgerlich und romantisch, war das Haus ebenfalls bis zum Erdrücken gefüllt, und es wimmelte im Parterre und auf den verschiedenen Plätzen und Gängen von Policeiofficianten und Gensd'armen, wahrscheinlich, weil man an diesem Abend die Anzahl derjenigen, welche über den vorerwähnten Vorfall nicht die Ansicht der entschiedenen Verehrer des Frl. v. Hagn theilten, zahlreicher vermuthete, um bei einer etwaigen zu lauten Opposition mit größerm Nachdruck einschreiten zu können. Nachdem Raupach's kleines Drama: der Bettler, in welchem Rott die Titelrolle meisterhaft darstellt, beendet und im genannten Lustspiele, welches hier zum ersten Male gegeben wurde, Fräul. v. Hagn in der Rolle der Katharina von Rosen auftrat, wurde sie abermals mit einem anhaltenden Beifallssturme begrüßt, zu welchem sich aus der Höhe mehrere Kränze, Blumenbouquets u. dergl. gesellten. Dazwischen vernahm man ein ziemlich vernehmliches Pochen und Zischen, doch als die Policeibeamten einige dieser Zischer und Pocher mit Gewalt entfernten, ward das Stück unter allgemeinem Beifall zu Ende gespielt. Es wäre wünschenswerth, zu wissen, ob es ein Gesetz gibt, nach welchem die Policeibehörde befugt ist, in solchen Fällen machthaberisch einzuschreiten; denn in einem öffentlichen Theater hat Jeder für sein Geld das Recht, Beifall oder Mißbilligung in den Grenzen des Anstandes laut auszusprechen, und hier leuchtete es von selbst ein, daß dieses Pochen und Zischen dieses Mal nicht der Person des Frl. v. Hagn galt, sondern sich nur dadurch die Indignation über die unmäßigen Beifallsbezeigungen für die Genannte kund gab, welche bei jedem Unparteiischen Widerwillen erregen mußten. Frl. v. Hagn, Olle. Bertha Stich (Cecilie), die Herren Grua (Landcommissär Sillig), Crüsemann (Baron Ringelstern) und Schneider (Unruh), ernteten den lebhaftesten Beifall, und als sich im letzten Acte die genannten Damen schwesterlich umarmten, wollte der Applaus kein Ende nehmen. Das Stück wird oft wiederholt und gern gesehen werden, obgleich die Handlung nicht die interessanteste ist, und einige Scenen gegen das Ende des Stücks zu gedehnt sind. — Raupach's neues Lustspiel: Der Narr seiner Freiheit, hat den Erwartungen, welche man davon hegte, nicht entsprochen und im Allgemeinen kalt gelassen.

Von älteren Stücken machten sich bemerkenswerth: Shakespear's Richard der Dritte, Iffland's Advocaten und die Royalisten von Raupach, wo in dem ersten Stück Rott die Titelrolle, im zweiten den Hofrath Reißmann und im letztgenannten den Cromwell mit ausgezeichneter Meisterschaft darstellt. Von diesem Künstler wird auch die Partie des Falstaf in Shakespear's Heinrich IV. einstudirt, welches Stück seit Devrient's Tode, welcher im Besitz dieser Rolle war, hier nicht gesehen wurde. — Eine Olle. Wagon, Tänzerin von der großen Oper zu Paris, debütirte als Aline in dem Ballet gleiches Namens und erwarb sich Beifall.

Die königstädtische Bühne brachte gleich nach der bereits Eingangs erwähnten Nestroy'schen Posse, welche zwanzig Abende hinter einander aufgeführt wurde, eine neue Oper: Gaspard, der Lastträger von Granada, Musik von M. Gomis und: die Schule der Kinder, ein Lustspiel nach dem Englischen des Th. Morton von Bernd von Guseck. Beide Stücke wurden mit getheiltem Beifall aufgenommen. — An dieser Bühne gastirte auch eine Olle. Hoffmann vom Hoftheater zu Dresden als Markitta in dem Birch-Pfeiffer'schen Drame: Hinko, und hat nicht mißfallen. —

Daß musikalische Genüsse hier nicht zu den Seltenheiten gehören, beweisen die verschiedenen Concerte und musikalischen Soireen, welche rasch aufeinander folgten und wovon hier nur folgende namhaft gemacht werden mögen: Das Concert einer Pianistin Miß Laidlacy; die Wiederholung der Musik zu Goethe's Faust vom Fürsten Radzivil, Seitens der Singakademie; die Concerte des Virtuosen auf dem Holz-Strohinstrumente, Gusikow; eines 11jährigen Hillmer; eines jungen Violinspieler Birnbach: eines Musikdirectors Carl Kloß; des Professors der Guitarre Fernando Giacheso; des Professors Vimercati auf der Lombardischen Mandoline, eines Herrn von Herzberg zum Besten des Invaliden Unterstützungs-Fonds und des 9jährigen Moeser, Sohnes des Capellmeisters Moeser, an die vielen musikalischen Soireen nicht zu gedenken. Man sieht hieraus, daß die Tonkunst in Berlin nicht vernachlässigt wird und die Börsen der Musikliebhaber häufig in Anspruch genommen werden, denn es gehört hier zum guten Ton, dergleichen Concerte zu besuchen, wenn auch Mancher dem Schnurren des Bratenwenders und dem Knallen der Champagnerpropfen vor allen Tönen der Saiten- und Blasinstrumente den Vorzug gibt.

Preßburg, den 20. März 1836.

Seitdem ich Ihnen, Hr. Redacteur! versprochen habe, bisweilen über das hiesige Theaterwesen zu referiren, habe ich einige kleine Entdeckungsreisen in unserer Bühnenwelt gemacht. Ich hätte vielleicht besser gethan, eine Verschweigungsreise zu unternehmen; allein die Verschwiegenheit ist eine Tugend, die sich am wenigen rentirt, und heut zu Tage werden nun einmal die Tugenden nach den Renten berechnet. Daß ich meine Reise mit einem Alles umfassenden Scharfblick unternahm, das sollen Ihnen meine Bemerkungen zur Gnüge beweisen. Denken Sie nur, ich habe selbst im Parterre die Augenblicke bemerkt, in denen sich der Souffleur — schneuzt! In solchen Augenblicken halten die Schauspieler mitten im Fluß ihrer Rede inne, starren nach den Kasten hin, verdrehen die Augen, weil der Souffleur sich selbst eine Nase dreht; und wenn ein Schauspieler gewandt ist, spricht er mittlerweile selbst etwas unter der Nase; ich habe auch die Augenblicke bemerkt, in denen die Schauspieler hinter den Coulissen — zankten. In solchen Augenblicken bleibt die

Bühne eine Weile leer, und man hört bloß vom Souffleur, was der Schauspieler jetzt sagen sollte; dieser erscheint denn endlich und in Erinnerung dessen, was hinter den Coulissen vorging, wird er auf der Bühne ein Coulissenreißer. Ich habe bemerkt, daß das Schauspiel nicht besucht wird, wenn es keine Liebhaber hat; ich habe bemerkt, daß die Schauspieler-Intriguen auch dann im Gange sind, wenn auch der Intriguant noch so miserabel ist; ich habe bemerkt, daß die Schauspieler und Schauspielerinnen im ihren häuslichen Kreisen eben so schlecht die Väter und Mütterrollen spielen, als auf der Bühne; ich habe bemerkt, daß die Helden, beim vollen Glase gern von ihren Thaten sprechen; ich habe bemerkt, daß zu Ende der Stücke bei Weitem nicht so viele Leute vom Parterre weggehen, als zum Anfang hineingegangen waren; ich habe bemerkt, daß die Zuschauer durchaus die Hände nicht rühren, wenn man auf der Bühne nichts Rechtes gibt. Nachdem ich Ihnen einige meiner Bemerkungen im Allgemeinen mitgetheilt habe, will ich auch einige Mitglieder unserer Bühne einzeln beschreiben. Herr Matte, der Regisseur, oder der matte Hr. Regisseur ist ein Mann von ziemlicher Corpulenz, und als Schauspieler ist er sehr ar... Hier steht es mir noch immer frei aus dem ar.. zu machen: „artig" oder „arg." Nein! er ist sehr al... Hier will ich mir es abermals vorbehalten, nach Willkür sagen zu können: „allerliebst" oder, „albern." Meine Unentschlossenheit hierüber entsteht aus einem sehr wichtigen und gewiß sehr klugen Grunde. Es ist ein sehr trauriges Verhältniß, wenn ein aufrichtiger, wahrheitliebender Referent über Schauspieler referiren soll, mit denen er sich in einer und derselben Stadt befindet; man hat in neuester Zeit davon Herz- und Haut zerreißende Beispiele erlebt. Sie werden es wohl wissen, daß die „Posaune' zu diesem jüngsten Gericht geblasen hat. Ein bedenklicher Referent also bedenkt alle Bedenklichkeiten, und bedankt sich schönstens für den schönen Dank, der ihm auf solche Weise werden kann. Sage ich also bloß: Herr M. bewegt sich auf der Bühne sehr pl..; so wird er selbst lesen: plaisant, das verehrte Publicum aber kann lesen: plump — ich bin geborgen. Ich, der ich nun meine Referate überdieß in ein ausländisches Blatt sende, habe noch obendrein die Hoffnung von unsern Schauspielern nicht gelesen zu werden; denn Leute, die zu wenig Zeit haben, um ihre eigenen Rollen zu lesen, dürften auch wohl die Blätter des Auslandes nicht lesen. So lange also Herr M. als Regisseur hinter den Coulissen agirt, kann man wohl ein Auge zudrücken; sobald er aber aus den Coulissen hervortritt, thäte es noth, daß wir beide Augen und Ohren zudrückten. Mad. Matte, Heldin, ist jedes Mal eine sehr liebliche Erscheinung, eine fleißige und denkende Schauspielerin; ja, man kann sie in einigen Stücken sogar ausgezeichnet nennen. Nicht minder liebenswürdig und anziehend ist Mad. Melchior, erste Liebhaberin. Anstand, Ungezwungenheit, Schalkhaftigkeit und, was vorzüglich an ihr zu loben ist, Sprachcorrectheit sind Eigenschaften und Tugenden, die sie zu einer Zierde einer jeden Provinzialbühne machen würden. Herr Buel, Liebhaber, hat eine schöne Sprache, eine ziemlich gute Declamation; nur ist er mir stets zu tragisch, zu sentimental, da er immer nur den Kopf hängen läßt, als wenn der Kopf allein der Schuldige wäre. Für das naive Fach haben wir schon lange kein tüchtiges Subject. Mad. Roscher ist höchst mittelmäßig. Das allernaivste von ihr ist, daß sie bisweilen auch in der Oper mitwirkt. Herr Kramer, Intriguant, glaubt seinem Fache zu gnügen, wenn er — eine rothe Perrücke aufsetzt. Wahrlich, er hätte dieser äußern Kennzeichen nicht nöthig; wenn man ihn spielen sieht, erkennt man schon den Spitzbuben. Hr. Röder, Held, ist neu engagirt, und hat noch nicht Gelegenheit gehabt, ein besonderes Talent vor unsern Augen zu entfalten. In einem frühern Berichte habe ich Ihnen bereits gemeldet, daß wir seit einigen Monaten den Hochgenuß haben, Dlle. Carl, Kammersängerin am k. spanischen Hofe und erste Sängerin der italienischen Oper zu Madrid, zu hören. Bisher hat uns ihre Nachtigallenstimme entzückt in den Opern: Tankred, Othello, Barbier von Sevilla, Norma, die Unbekannte, die Ballnacht, Freischütz und bei ihrem jedesmaligen Auftreten hat sie ihren bereits erworbenen Ruhm bewährt. Trotz der erhöhten Preise ist ihr Name auf dem Zettel hinreichend, um unserem braven und thätigen Director die Casse und das Haus zu füllen. Da dem Vernehmen nach der Landtag allhier nicht aufgehoben, sondern vielmehr ausgedehnt worden ist, so dürfen wir hoffen den gefeierten Gast noch länger und öfter zu hören. Auch erwarten wir noch vor Eintritt der Char-Woche Herrn Wild, bei seiner Rückreise von Pesth, auf einige Gastvorstellungen. Da wir ihn früher bereits mit Dlle. Carl in Othello und Norma gehört haben, so will ich Ihnen, lieber Hr. Redacteur! zum Beschluß meines heutigen Berichtes, aus unserer „Aehrenlese" ein kleines Gespräch citiren, das, wie ein hiesiger Dichter erzählt, von ihm selbst, bei seiner Nachhausekunft aus der Oper, belauscht wurde.*)

Gesicht. (zum Gehör) Du warst doch in der Norma?

Gehör. Ob ich war? — Es war ja doch ein Fest, mir bestimmt.

Gesicht. Ich bedaure Dich, daß Du meinen Genuß nicht theilen konntest. Wie armselig muß doch das Hören, in Vergleichung gegen das Sehen, gewesen seyn!

Gehör. Du befindest Dich in einem gewaltigen Irrthume, wenn Du glaubest, daß mein Genuß dem Deinen nachzusetzen sey; und ich muß im Gegentheile Dich bedauern, daß Du meinen Wonnegenuß nicht theilen konntest. O, könnte ich Dir beschreiben, was ich gehört und wie ich es gehört, und Du müßtest gestehen, daß man nichts Vollkommneres sehen kann, als ich gehört habe.

Gesicht. Eben diese Vollendung, welche sich mir zur Schau stellte, muß mich glauben machen, daß ich allein die Meisterschaft der beiden gefeierten Gäste im ganzen Umfange wahrnahm.

Gehör. Wir wollen nicht länger darüber streiten; sondern die Entscheidung dem innern Gefühle überlassen.

Gefühl. Ich gestehe euch, meine lieben Freunde! ich war so in mir selbst aufgelöst, daß ich nicht mit Sicherheit bestimmen kann, wer von euch beiden mehr dazu beitrug.

L. H.

*) Aus der folgenden Probe ergibt sich aber, daß die Preßburger „Aehrenlese" eine sehr dürftige ist, und der dabei zu Tage geförderte Witz sehr preßhafter Natur ist. Das Witzmachen läßt sich nicht zur Profession machen. Anm. d. Red.

Theater-Gucker.

Wien. Das Kärnthnerthor-Hoftheater brachte zum ersten Male am 3. März Halevy's „Jüdin," dem Texte nach österreichisch zugestutzt, d. h. in allen geschichtlichen Momenten beinahe verhunzt, zur Aufführung. Der Ersatz war crescendo in den nachfolgenden Darstellungen ein sehr günstiger. Hr. Breiting sang die schwierige, für einen hohen Tenor beinahe heterogene Partie des Juden Eleazar mit höchster Auszeichnung. Hr. Binder vermochte aber der undankbaren Partie des Erzherzogs von Oesterreich, oder hier vielmehr des Grafen Arnauld kaum zu genügen. Dlle. Clara Heinefetter wirkte als Sara zum Gelingen des Ganzen ganz besonders mit. — Am Hoftheater nach der Burg gefiel am 14. März das ironisch-erotische, sentimentale Lustspiel: „Eine Hütte und sein Herz," in drei Aufzügen, nach Scribe von F. A. v. Kurländer. — Im Theater an der Josephstadt war am 15 März zum ersten Male „das Castell von Ursino," Oper in zwei Acten, italienisch v. F. Romani, deutsch v. G. Ott, mit Musik von Bellini. Das Libretto läßt den Inhalt kaum errathen. Die Musik ist Bellini's würdig, wenn auch nicht ohne Reminiscenzen und nicht auf gleicher Höhe mit den übrigen Schöpfungen desselben Meisters. Das Haus war voll von Menschen und — Beifall. — Am 18. März am Theater a. d. Wien: „Prinzessin Gold oder die Abenteuer in der Johannisnacht," Originalzauberspiel mit Gesang in zwei Aufzügen vom Verf. der Stücke: „Traumleben," „der Zaubermund," Musik v. Ad. Müller. Die Piece leidet Mangel an Handlung, komischer Kraft, Neuheit der Situationen, und hat so viel Allegorie, daß man den Grundgedanken nicht herauszufinden vermag; indessen fehlt es nicht ganz an Stellen von Wärme und Phantasie und an einem anspruchlosen und besseren Streben, wodurch der errungene Beifall als verdienter erscheint. Am 19. März am Hoftheater nächst der Burg: „Der achtzigste Geburtstag, Schauspiel in einem Aufzuge nach Scribe von F. A. v. Kurländer. Das Ganze nimmt in seinem Zweck eine beifallswerthe sittliche Richtung, und dadurch wird denn auch das, was an eigentlicher Handlung und dramatischem Interesse fehlt auf befriedigende Weise ausgeglichen. Auseinanderstellungen lassen sich zwar nicht wenige machen, wenn man Situationen und Motive einer genaueren Revue unterwirft, allein — das Stück gefiel, und nicht mit Unrecht! — Mad. Schodel ist für die Oper des Josephstädter Theaters gewonnen.

Prag. Der Schauspieler Ernst hatte sich hier für sein Benefice selbst ein Stück geschrieben: „Jung und Alt, oder die bestellte Ueberraschung im Volksgarten," Lustspiel in drei Acten, welches nicht allein manche sehr gute und wirksame, sonst auch meist recht consequent und natürlich herbeigeführte Situationen hat (recht drollig ist die Zusammenstellung der beiden ungleichen Ehepaare). Aufnahme: freundlich. Als Zugabe für den Abend gab es ein neues Divertissement v. Fabbri, Balletmeister, Namens: „Das Fest der Gärtner." Raimund glänzte in einem größeren Gastrollen-Cyklus.

Berlin. „Die Fürstenbraut," Schauspiel in fünf Acten von der Verf. von Lüge und Wahrheit im königl. Schauspielhause am 23. März als Neuigkeit — ein Gemälde des Hoflebens, das mit ungemeiner Wahrheit und selbst in den unbedeutendsten Details mit großer Genauigkeit und Feinheit ausgeführt ist. Die Verf. hat, in Bezug auf die Intrigue ihrer Stücke die Eigenthümlichkeit, daß sich die Handlung auf eine absichtliche Täuschung, auf eine Lüge oder einen entweder im Stücke selbst oder vorher schon gespielten Betrug basirt, und daß demnach Lüge und Wahrheit, der Titel ihres ersten Stückes, das Thema bilden, welches sie in allen ihren spätern Productionen variirt. Die Charaktere des genannten Schauspiels sind consequent und sicher gehalten, wenn auch nicht durchaus neu und originell, und besonders hat der der Princessin, ein Muster des Adels und der weiblichen Würde, viel Ansprechendes für das Publicum. Die Sprache des Stücks enthält zwar keine kräftigen Gedanken, aber sie ersetzt diesen Mangel vollkommen durch Gemüthlichkeit, Natürlichkeit und Einfachheit. Dies ein Urtheil aus Berliner Journalistik über dieses neue weiblich-fürstliche Bühnen-Erzeugniß. Am Königsstädter Theater sah man am 23. März „die Folgen einer Mißheirath," Gemälde aus dem Leben, in vier Acten, nach Scribe von Castelli. Nichts Besonderes, doch etwas überall ein Publicum sich Erwerbendes. Aufführung gut. Es folgte unmittelbar: „Es muß ein Gelehrter seyn," komisches Singspiel in einem Act von A. K., Musik v. B. Kugler. Eine abgedroschene Intrigue in fader Bearbeitung. Die Musik hat gefällige Melodieen und kann der Kleinigkeit für längere Zeit durchhelfen.

Italien. In Neapel hat man zwei neue Opern: „Eufemio, von Messina," von Persiani und „der Deserteur aus Liebe," von den Gebrüdern Ricci, überaus freundlich aufgenommen. Bellini's „Puritaner" haben in Rom Furore gemacht. „Adelisa," Tragödie von Carl Marenco hat am Theater Rè zu Mailand eine beifällige Aufnahme gefunden, obwohl Anlage und Haltung noch sehr die Jugend des Dichters verrathen.

Leipzig. Am 8. April ging's in und auf der hiesigen Bühne sehr ungewöhnlich und jubelfestlich zu. In der Bellini'schen Oper „Norma" trat Hr. Freymüller, von dem Dresden eben nicht enthusiasmirt worden ist, als Sever auf. Er war gut und erhielt Beifall. Besser, bei weitem besser war seine mit hierher gebrachte Braut, eine Dlle. Limbach vom Magdeburger Theater. Als Adalgisa, bezauberte sie — als eine schöne schlanke junge Dame mit Brillantfeuer im Auge — durch ihre Erscheinung eben sowohl, als durch ihren Gesang — sie besitzt eine volle kräftige, gesunde, wohltönende und hoffnungsreiche Stimme —, Aller Herzen und Sinne für sie in Ekstase geriethen. Sie wurde sogar während eines Acts gerufen und mit der Aufforderung: „Hier bleiben!" beehrt. Mad. Franchetti Walzel hatte die Partie der Norma übernommen und feierte, besonders im dritten Acte, einen vollständigen Triumph. Beide Damen werden wahrscheinlich dem Opernpersonale eingeeignet werden, so daß wir, da Dlle. Limbach vermöge ihrer Kraftstimme, die Alles neben sich zu übertönen droht, baldigst erste Partieen wird singen können, mit Einschluß der Dlle. Löw 2½ Primadonna besitzen. Würde nicht Hr. Eicke, der scheinbaren Wohlfeilheit wegen, Hrn. Richter, bejammernswerthen Andenkens aufgeopfert: die Leipziger Oper, gliche einem völlig flotten Schiffe. — Am 9. April hatte ein Product von Dresden, aus Schreibecabinet und Bühne, den Weg nach Leipzig und hier bereitwillige Aufnahme gefunden. Es hieß: „Der Landwirth." Ein noch besseres Product aus derselben Feder kommt nächstens an die Reihe. Seit dem Feste spielt Herr Ringelhardt, der Director, schon alle Tage, frisch auf die Messe los. Die Theaterchronik rasirt ihn zuweilen nicht ohne Blutritzen. So meldete sie neulich von seiner Tochter, Fräulein Therese, die In- und Ausland als erste Sängerin in Leipzig kennen gelernt hat: „sie werde Leipzig verlassen, weil sie dem Fache einer ersten Sängerin noch nicht gewachsen" (?) sey und deshalb in Wien durch fortgesetzten Unterricht ihre Bildung vervollkommnen wolle. Der spaßhafte Figaro nennt dies „einen sehr löblichen Entschluß!"

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 99. (VII. Jahrgang.) Montag, den 25. April. **1836.**

Die Pest unter den Thieren.

(Nach dem Französischen.)

Dem Uebel, das der Himmel sendet,
Der Erde Sünden zu bestrafen,
Der Pest, die nie ein Doctor endet,
Gefiel es, Thiere weggeraffen. —
Auf jeder sonst beglückten Flur
Fand man des Todes öde Spur.

Der Große durfte nicht mehr wagen,
Die schwachen Brüder zu verschlingen,
Den Löwen sah man nicht mehr jagen,
Die Wachtel hörte auf zu singen,
Und selbst der Turteltauben Paar
Vergaß, was ihm die Liebe war.

Der König rief die Vielgetreuen,
Und sprach dann: „Mäßigt euern Schmerz,
Bald sollt ihr euch der Heilung freuen,
Vertrauet nur, und faßt euch Herz.
Es lehren uns des Reichs Annalen,
Ein Ende setzen diesen Qualen."

„Der Himmel straft jetzt unsre Sünden.
Wenn ich's bedenke, hat er Recht.
Wo einen Frommen bei uns finden?
Nicht einer, alle leben schlecht.
So laßt uns denn aus unsern Reih'n
Den schlechtesten dem Tode weih'n!"

„Herr Fuchs, ihr kennt die Weltgeschichte,
Und wißt, daß solche Sühnethat
Beim hohen himmlischen Gerichte
Oft herrlich uns geholfen hat;
Wollt ihr dayer gerettet seyn,
So geht in meinen Vorschlag ein."

„Damit kein Heuchler ein Verbrechen
Auf sündenreine Häupter legt, —
So beichte jeder seine Schwächen,
Sag' selbst, wie er zu leben pflegt; —
Und ich will euch von meinem Leben
Zuerst den kurzen Abriß geben."

„Manch' Lämmlein ward von mir zerrissen, —
Sagt, krümmte es mir nur ein Haar?
Mich lockte nur der fette Bissen,
Ich tödtete, was wehrlos war;
Und oft — nun, ich gesteh' es frei —
Fraß ich den Schäfer noch dabei."

„Ihr seht, daß feine Lügen weben
Nicht eben mein Gewerbe ist:
Wenn's seyn muß, geb' ich gern mein Leben,
Obgleich mir Mancher ähnlich ist! —
Jedoch, es schulde Jedermann
Sich jetzt nach meinem Beispiel an."

„„Ach, sprach der Fuchs, Herr Fürst verzeiht,
Zu edel klagt ihr selbst euch an, —
Und für ein Schaf; das geht zu weit!
Nein, Ehr' erwies ihm euer Zahn.
Ich halt' dafür, daß diesem Thiere
Nichts mehr als solch' ein Tod gebühre.""

„„Und dann des Schäfers plumper Kopf
Hat sein Geschick mehr als verdient,
Er hat, der hochmuthsvolle Tropf,
Und stets zu trotzen sich erkühnt:
Für solche That euch niederhauen? —
Ein Denkmal sollte man euch bauen!""

Kein einziger der Unterthanen
Wagt, seine Stimme zu erheben.

Den Fuchs an seine Opfer mahnen,
War auch vergebliches Bestreben;
Der Schalk vertheidigt sich mit Trutz,
Stark in des Löwen mächt'gem Schutz.

Dann kamen alle Kronvasallen,
Der Tiger, Panther ganze Schaar,
Für die — denkt nur an ihre Krallen! —
Nichts vor Gericht zu fürchten war.
Verdammt zum Voraus, beichtet nun
Der Esel sein unschuldig Thun.

„Als letzt der Mißwachs trübe Tage
Im ganzen Reich bereitete,
Und uns des grausen Hungers Plage
Zu mancher Schuld verleitete,
Führt mich der Weg von ungefähr
Zu einer Klosterwiese her."

„Zwei Tage hatte ich gefastet.
Der Hunger — die Gelegenheit —
Die fette Wiese, grasbelastet —
Dies Alles führte mich zu weit.
Ein Dämon trieb mich in das Gras,
Von dem ich kaum ein Maul voll fraß."

Der Esel hatte kaum geendet,
Und — schon der Thiere ganzer Troß,
Den gier'gen Blick auf ihn gewendet,
Rief: „„Hört ihn, es ist beispiellos;
In frommer Mönche Wiese weiden!
Für das Verbrechen sollst Du leiden!""

Der Esel wird sogleich zerrissen, —
Des Tigers Zahn zerfleischet ihn!
Wie er, hat Mancher enden müssen,
Auf den des Hofes Sonne schien:
Es sühnet oft der Unschuld Blut,
Was Mächt'ger Frevel straflos thut. Eniautos.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Fortsetzung.)

V.

Die holde Fiametta stand in ihrem Zimmer vor dem Spiegel und betrachtete wohlgefällig die eben eingehängten kostbaren Brillantohrringe, das neueste Geschenk des Fürsten, welche die alte Mariane Capuzzi in Empfang genommen hatte.

»Nicht wahr, Mariane,« fragte das Mädchen lächelnd, »solch' ein Geschmeide hat selbst die Primadonna zu San Carlo nicht?«

»Gewiß nicht, Kind!« stimmte die Alte bei, »und es ist die Frage, ob selbst eine Primadonna zu Rom, Mailand und Venedig etwas Aehnliches aufzuweisen im Stande ist. Doch für Dich, mein Püppchen! sind die kostbarsten Edelsteine nicht zu kostbar — immerhin mögen sie funkeln und strahlen, wie sie wollen, sie können doch noch lange warten, eh' sie's Deinen Aeuglein gleich thun. Corpo de la Luna! hätte ich Deine Augen gehabt, als ich noch jung war, und Dein zierliches vornehmes Wesen, es müßte schlecht zugegangen seyn, wenn ich nicht wenigstens einen Marchese zum Sponsen bekommen hätte.«

»Nach einem Marchese verlangt mich gar nicht!« versetzte leichtfertig Fiametta.

»Recht, Püppchen!« sprach die Alte, »für Dich ist's überhaupt besser, wenn Du vorerst noch ledig bleibst, versteh' mich, ich meine, daß Du nicht heiratheſt. Selbst ein Marchese, wäre er auch noch so reich, ist doch am Ende für Dich nur ein armer Schächer. Aber ein Ducca, Liebchen! ein Ducca, wie der, der in diesem Lande regiert, und wie regiert! Den zu beherrschen, das, Fiamettchen, wäre Deiner würdig.«

»Du bist nicht klug, Alte!« rief Fiametta, hocherröthend sich abwendend.

»Klug genug, um Dich zu errathen!« kicherte Mariane, »He! meinst Du, ich wüßte nicht, was Du insgeheim wünscheſt und träumst? Nun, nun! es steht ja nur bei Dir, daß Alles geschieht, was Du willst! wolle nur, Schätzchen!«

»Schweig', Alte!« sprach Fiametta in heftiger Bewegung,« Du erräthst mich nicht! Geb' ich auch oft thörichter Eitelkeit auf Augenblicke mich hin; dennoch bin ich besser, wie Du denkst. Nein, nein! nie werde ich so tief sinken.« —

»Was nennst Du sinken?« spottete Mariane. Geliebt zu werden, angebetet von dem schönsten Fürsten seiner Zeit? Schwelgend in allen Genüssen, welche Schönheit, Jugend, Reichthum und unbeschränkte Macht zu bieten vermögen? Beneidet von Allen um Dich her? nennst Du das sinken?«

»Eins hast Du vergessen, Mariane!«

»Ei, was? laß doch hören.«

»Die Verachtung des Volks.«

»Närrchen! was kümmert Dich der elende Pöbel, der nicht einmal den Mund öffnen darf zum Vivatruf, wenn's der Gebieter nicht eben befiehlt.«

»O!« rief Fiametta mit Gefühl, »aus den scheuen Blicken dieses unglücklichen Volks spricht eine Anklage, die entsetzlicher ist, als das lauteste Wuthgeschrei der Kinder Masaniello's.« Mariane zuckte spöttisch grinsend die Achseln und versetzte kalt: »Ich hätte nimmer geglaubt, die Weisheit des Grazioso könne Dir gefährlich werden.«

»Nenne diesen verhaßten Namen nicht!« rief Fiametta in Thränen ausbrechend. — »O, der elenden Schwachheit, daß ich um dieses Namens willen einen Menschen fliehe, zurückstoße, kränke, der mich liebt — über Alles liebt! und den ich — armer Giovechino! —

Du aber, Undankbare! vergissest Du ganz, daß Giovechino es war, der Dir und mir das Leben rettete?«

»Nicht doch, Liebchen! nicht doch!« — entgegnete die Alte boshaft — »und willst Du ihn dafür heirathen, so hab' ich ja nichts dawider.«

»Wer redet davon?« zürnte Fiametta.

»Nun! ich denke Du! oder was willst Du denn eigentlich? Daß der Giovechino Dich liebt, weißt Du so gut, wie wir Alle, und hast es so eben noch selbst gesagt! daß er sich um Deinetwillen abhärmt und zergrämt — oh per Dio santo! das bezeugen seine bleichen Wangen. Es ist wohl Schade um das hübsche junge Blut! Das sagte auch der Signor Ranuzio diesen Morgen noch; und der Giovechino wäre jetzt so melancholisch, sagte er, daß er ihn fast nicht mehr zum Grazioso brauchen könne, wenn das so fortginge, sagte er.« —

»Giftige Schlange!« murmelte Fiametta, einen verächtlichen Seitenblick auf die Alte werfend. Signora Mariane Capuzzi wollte eben auf's Neue den Faden der Unterredung anknüpfen, als die Thüre sich öffnete und Giovechino eintrat.

»Entferne Dich!« befahl er kurz und bestimmt der Alten.

Mit einem boshaften Blick verließ Mariane das Zimmer, indem sie zwischen den Zähnen vor sich hin murrte: »Thut das Bürschchen doch, Gott verzeih' mir die Sünde! als wäre es ein regierender Principe.«

Fiametta hatte sich verlegen an einen Tisch gesetzt, worauf noch mehrere Kostbarkeiten lagen, welche sie zusammensuchte und in ein Kästchen verschloß.«

Giovechino stand ihr gegenüber mit untergeschlagenen Armen, düstern Blicks sie betrachtend.

»Was wolltest Du mir sagen?« begann endlich Fiametta, ohne aufzublicken.

Der Jüngling seufzte tief und fragte mit leisem Vorwurf:

»Nicht eines Blickes mehr, würdigt Fiametta den armen Grazioso?«

Fiametta erhob schüchtern das Auge; sie sah das schmerzliche Lächeln des Heimlichgeliebten, sah die Spuren tiefen Leidens in seinen bleichen Zügen — und ihn mit den vollsten Ausdruck inniger Zärtlichkeit anblickend, flüsterte sie sanft: »Giovechino!«

Da warf sich der Grazioso ihr zu Füßen, ergriff ihre beiden Hände, riß sie an sein Herz, an seine Lippen und rief in heftigster Bewegung: »O Fiametta! einzig, ewig Geliebte! das war der Ton, mit den Du sonst mich riefest! das war der Blick, der sonst mir strahlte, daß ich zum Gott mich träumte, und vermessen herausfordernd den Allmächtigen fragte: »Wer ist glücklicher, Du oder ich?« — Ich war glücklicher!! Da ergrimmte er, wandte Dein Herz von mir und jetzt — bin ich grenzenlos elend!« — Thränen entstürzten seinen Augen, krampfhaft zitternd drückte er das glühende Gesicht in Fiamettens Schooß und schluchzte laut. Fiametta, außer sich, kaum der Sprache mächtig, flüsterte angstvoll: »Giovechino! um aller Heiligen willen! läst're nicht! Sey nur ruhig, ich beschwöre Dich! ich will ja — ach! rede doch nur, was soll ich denn?« Ihre Thränen vermischten sich mit den seinen, sie streichelte sein Haupt, preßte es an ihre wogende Brust, küßte seine Stirne und wiederholte schmeichelnd: was soll ich denn, mein Leben? rede doch nur.

»Deinem Herzen folgen!« rief Giovechino leidenschaftlich, »Deinem Herzen, das mich liebt, wie Dich das meine! Weh' Dir und mir, wenn Du nicht auf seine Stimme hörst, wenn Du Dich verlocken lässest von Eitelkeit und falscher Scham! Das sind die Fallstricke des Satans, der uns zu verderben trachtet um unserer Liebe willen. Unsere Liebe war rein und treu vor Gott! und ist's und wird es bleiben, wenn Du den Bund nicht brichst! Was kümmert es unserer ernsten, heiligen Liebe, daß ich auf der Schaubühne das Volk zum Lachen reize, während Du unsern Todtfeind »caro sposo« nennst? Beides ist Lüge! Doch das, was wir für einander empfinden, das ist Wahrheit! ewige Wahrheit! Weh' Dir und mir, könnte sie entfliehen vor der bösen Geister Macht!«

(Fortsetzung folgt.)

Rosenblüthen.

Die Blüthe der Liebe ist nicht die Frucht, nur ihr reizender Anfang — aber der Blüthenstiel ist derselbe Stiel der Frucht, die klein und grün und schwellend und immer schwellender unter der Blüthe schon ansetzt, die sie reif noch als kleine schwarze Krone trägt; und die goldenen Staubfäden sind mitten im Herzen der Frucht eingeschlossen als geheimnißvolle Kerne, wie Kinder eingeschlossen sind im Herzen der Eltern. —

Es ist etwas Hehres um die Masse der Natur! Nur um eine Hand voll stille, stumme Erde! Der Mensch glaubt: es lebt nur, was athmet und wird. Aber was nie geathmet und doch so furchtbar unbegreiflich da ist, das ist mehr, als etwas Lebendiges. Dauernder, fester, und doch auch voll kräftigen Daseyns; unbezwingbar, unvertilglich; alles Lebendige überdauernd, umfangend, bedingend, beschränkend; furchtbar, entsetzlich, anschauernd zum Athemvergehen, heilig — und doch wieder so mild, wehmüthig und angstvoll zum Weinen — es ist Natur!

Liebe regt auf wie ein Sturmwind, glüht an wie Frühlingswärme; sie haucht die Mädchenherzen wie Rosenknospen mit Ungestüm auf, Liebe hält sie offen, wie Sonnenschein die Blumen.

Eine Jungfrau ist das am allerleisesten fühlende Wetterglas der Liebe für sich.

Leop. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Dresden, im März 1836.

Unglück über Unglück. Tod und Mord. Pferdewuth und Schabernack!

Vor kurzer Zeit hatten wir den schnellen Tod des Staatsministers und Ministers des Cultus und öffentlichen Unterrichts, des Dr. Müller, zu betrauern, der um so betrübender ist, als dieser Mann das gen. Ministerium, das erst die Verfassung hervorgerufen hatte, organisirt und ein System befolgt hatte, was eine neue Aera in diesem Zweige der Verwaltung zu begründen versprach, wohin wohl vorzüglich gehört, daß er die gelehrten Schulen immer selbstständiger zu stellen und nach und nach von der geistlichen Inspection zu emancipiren suchte. Sein Wirken für die Universität ist ebenfalls von großer Bedeutung und schon jetzt segenvollen Folgen, so daß auch gewiß die Landes-Universität einen ihrer größten Beschützer zu beweinen hat. Und als ob das Scheiden dieses ausgezeichneten Mannes wieder das Signal zur öffentlichen Trauer geben sollte, so hat auch der Mord sein blutig Haupt von Neuem erhoben, obgleich das Schwert der Gerechtigkeit voriges Jahr eine ziemlich bedeutende Anzahl Verbrecher traf. Die Sache ist kürzlich folgende:

Ein Gardist, der Liebhaber eines Mädchen, jüdischen Glaubens und Vater eines Kindes desselben, wird von seiner Schwester, die in der Nähe von Dresden dient, besucht, und dabei um Unterstützung gebeten. Er erklärt sich dazu wegen seiner geringen Löhnung, und daß er das Ersparte doch seiner Geliebten geben müsse, unfähig, und weist seine Schwester zu dieser. Jene schon längst dem Liebesverhältniß und der Jüdin grollend, läuft zu dieser. Es kommt bald znm Wortwechsel; a verbis ad verbera, und dabei erwürgt die wüthende Schwester nach den gröbsten Mißhandlungen die Jüdin nebst dem unschuldigen Kinde. — Als die Leichen gefunden wurden, fiel der Verdacht sofort auf den Gardisten und seine Schwester, Beide wurden verhaftet, und Letztere gestand auch im ersten Verhöre die That, wie wir sie eben erzählten. Ein noch unverbürgtes Gerücht will aber, daß die Inculpatin ihr Geständniß widerrufen habe, was ihr, da ihr Widerruf durchaus nicht motivirt und mit allen Umständen in Widerspruche ist, wenig helfen dürfte. — Doch dieß ist noch nicht genug! Als kurz darauf mehrere neugegossene Kanonen probirt werden sollten, sprang die erste sofort beim ersten Versuche, und ein Stück riß einem Artilleristen den Hinterkopf ab, so daß — horribile visu! — das Gesicht unversehrt geblieben war. Ferner: der Rittmeister v. Mangold, welcher durch sein Benehmen bei dem ersten hiesigen Aufstande, wo er als erster Adjutant des Generals der Communalgarde fungirte, sich bei dem Dresdner Publicum allgemeine Liebe erworben hat, wurde von seinem Pferde, das er nicht mehr bändigen konnte, da die Trense gesprungen war, und das von den Straßenarbeitern durch unkluge Mittel noch wilder gemacht wurde, an eine Mauer so geworfen, daß er in Folge der erlittenen bedeutenden Verletzungen wohl kaum sein Schmerzenslager wieder verlassen wird. — Und als ob es nicht Unglück genug sey, was der Stadt Dresden insbesondre und dem ganzen Lande widerfahren, übt sich noch ein unzeitiger Witz, öffentlichen Schrecken zu erregen. Neulich kam ein völlig angekleideter Strohmann auf der Elbe geschwommen, den man aus natürlicher Täuschung für einen verunglückten Menschen hielt, so daß sogleich mehrere Kähne absegelten, ihn herauszufischen, was auch — gelang. — Ich hoffe, daß ich das nächste Mal Erfreulicheres melden kann.

Berlin, den 25. März 1836.

[Die Coiffeusen und der Riesenochse.] In dem Berliner Intelligenblatt und den Zeitungen liest man: „Anständige Damen, aber nur solche, werden von einer gesitteten Bürgerstochter billig und gut frisirt in der Jacobstraße Nr. 48 a. parterre rechts."

Das Auffallende einer solchen Bekanntmachung fällt weg, wenn man weiß, daß sich hier eine Menge Frauenzimmer mit dem Haarfrisiren der Damen im weitesten Umfange des Worts beschäftigen, daß sie dieses nur als eine Nebensache betreiben, und eigentlich Gelegenheitsmacherinnen für verliebte Intriguen sind, daß sie die Briefträgerinnen von Billets-doux machen und die Rendezvous einleiten. Es sind eigentlich die Chargées d'affaires, am Hofe zu Paphos accreditirt.

Der hiesige Schlächtermeister Kühne hatte einen ungeheuren Ochsen erhalten. Er kam auf den Gedanken, ihn gegen Entrichtungen von einigen Silbergroschen zum Besten der Armen sehen zu lassen, ohne jedoch der Wohlthätigkeit der Neugierigen dabei Schranken zu setzen. Der Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Einwohner zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, denn die von dem Schausteller unverkürzt an die Armen-Direction abgelieferte Einnahme belief sich auf 106 Thlr. 28 Sgr. und 1 Friedrichs'dor. Das war zu loben, und kaum war das günstige Resultat dieser Schauausstellung eines Riesenochsen bekannt geworden, so hat ein gewisser H. E. Schmidt aus Hamburg angezeigt, daß er mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß ein seiner Seltenheit wegen gewiß sehr merkwürdiges Schwein, 8 Fuß, 6 Zoll lang, 8 Fuß 2 Zoll im Umfange und 1050 Pfund schwer gegen ein Eintrittsgeld von 2 Sgr. sehen läßt. Schwerlich wird er eine solche Einnahme haben, wie der Schlächtermeister Kühne.

C. G. K.

Füllsteine.

Der Philosoph, der die Welt für ein großes Thier ansah, konnte sich selbst für nichts, als für eine Milbe auf dem Rücken desselben ansehen.

Eine schöne Schrift ist insgemein die Frucht freiwilliger Gedanken und eines gearbeiteten Styls.

Lange Sentenzen in einem kurzen Aufsatze, gleichen großen Zimmern in einem kleinen Hause. E. v. H.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 100. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 26. April. **1836.**

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.).

(Fortsetzung.)

»Höre mich, höre mich, guter Giovechino!« bat Fiametta, »Ich liebe Dich ja! mein Herz versteht ja das Deine, und nie könnte ich Dir untreu werden. Aber eben weil ich Dich liebe, weil ich es so treu mit Dir meine, darf ich Dich nicht täuschen, nicht belügen! Schilt mich eine Thörin, ein mehr als kindisches Kind; — aber ich vermag es nicht, vor andern Menschen eine Liebe freudig zu bekennen, so lange Du als Grazioso Dich dem Volke zeigst. Ich vermag's nicht zu ertragen, daß den Geliebten überall Gelächter und nur wieherndes Gelächter empfängt und begleitet, während ich Begeisterung und Bewunderung errege. Ich weiß es wohl, Vieles ist nur leerer Schein, vielleicht Alles, so lange wir auf der Bühne stehen; doch auch Vieles davon folgt uns verstörend in's wirkliche Leben hinüber. O! wie ein glühender Dolchstoß traf mich das Wort des Fürsten: ob Du als Hofnarr in seine Dienste treten wolltest! und daß Du dieses Wort dulden mußtest, ließ Dich, den Grazioso, in jenem Augenblick mir fast verächtlich erscheinen.« — »Maledetto!« rief wild aufspringend mit tödtlichen Blicken der Grazioso; — »verächtlich, sagst Du?« — »Ich kann nicht lügen in dieser feierlichen Stunde!« sprach heftiger weinend Fiametta.

»Sie haben's erreicht,« murmelte mit Ingrimm Giovechino, indem sein Gesicht noch bleicher als gewöhnlich wurde. — »Sie konnt' es denken, daß es möglich sey, den Geliebten zu verachten.« Er schwieg einige Augenblicke in düsterem Hinbrüten versunken, dann, edel und kühn vor Fiametten hintretend, sprach er mit Feuer: »Als Giovechino in den Schluchten der Appeninnen allein fünf Banditen zu Boden schlug, da ließ unsere ganze Truppe den wackern Grazioso leben, und Du lagst an seinem Herzen und nanntest ihn mit süßen Namen: »Retter! Befreier!« — Welch' böser Geist träufte Dir das Gift in die unbefangene Seele, daß unsere heitere, lebensfrohe Kunst und ihre Ausübung Dir auf einmal verächtlich erscheinen? Weh' dem Volke, das, wo es herzlich lacht, hinterdrein sich seiner Freude schämen und sie verachten kann! es muß ein kaltes, grillenhaftes, sclavisches Volk seyn! unter dem ewig-schönen Himmel unseres Vaterlandes lebt es nicht.

Die Frage des Fürsten an mich hat Dein Innerstes verletzt? — auch ich bezwang nur mühsam die gerechte Wuth, doch nicht die alberne Frage war's, was mich empörte, denn meine Ehre vermochte sie nicht zu kränken, die ehrlose Absicht war's, um deretwillen sie der Fürst in Deiner Gegenwart mir that.

Dein Erröthen sagt mir, daß auch Du ahnest, wonach er strebt! muß ich noch hinzufügen: daß Alles, was hier geschieht, mich in Deinen Augen herabzusetzen, mit in den Plan des Fürsten gehört, um Deiner gewisser zu werden, da er um unsere Liebe weiß?

Nun sprich, Fiametta: wem gebührt hier die Verachtung, dem armen Grazioso, der Dich liebt und keine Gefahr, keinen Schmerz achtet, wo es Deine Liebe gilt, oder dem mächtigen Fürsten, der, seinen frechen Lüsten zu fröhnen, die niedrigsten Mittel nicht verschmäht, wohl aber zu feige ist, dem armen Grazioso als offener Feind entgegen zu treten? — Ha! stünde der Preis Deiner höchsten Gunst darauf, und ich sollte wählen zwischen den Stand des mächtigen Fürsten und den Meinen: ich bliebe der arme Grazioso und lastete der Fluch des Lächerlichen tausendfach auf mir. — Fiametta! ich glaube an Dein Herz! ich traue Dir, denn ich warnte Dich! — könntest Du mich dennoch täuschen! dann, Fiametta! dann —«

»Nicht weiter, mein Giovechino!« fiel ihm das Mädchen erschüttert in's Wort, »nie! nie wird Fiametta Dir und sich selber untreu! Dir, mein Geliebter, schwöre ich auf's Neue: Dein zu seyn immerdar! ganz Dein! —

Ach laß mir nur Zeit, mich wieder zu sammeln! aus meinem Herzen jedes Gefühl zu bannen, das unserer Liebe nicht würdig. Könnten wir nur heute schon diese Stadt, dieses Land verlassen! Ja! fort von hier und fort mit Allem, was mich an hier erinnert!« Sie nahm bei diesen Worten die Ohrgehänge ab und warf sie, ohne sie mehr eines Blicks zu würdigen, bei Seite.

»Fiametta! mein Mädchen!« jauchzte Giovechino und riß sie mit allem Feuer der Liebe in seine Arme; Fiametta erwiderte seine Umarmung und Beider Lippen brannte aneinander.

Da öffnete sich leise die Zimmerthür, Mariana's häßliches Gesicht schaute grinsend herein, und mit heißerem Lachen krächzte die Alte: »Sagt' ich's nicht? Eh viva, Signora Graziosa!

VI.

Was die Liebenden für immer hatte trennen sollen, war die Veranlassung geworden, daß sie sich einander wieder näherten, und inniger denn je vorher.

Fiametta, gestand sie auch noch nicht offen, daß sie den Grazioso liebe (Niemand trieb sie an, dieß Geständniß zu thun), so behandelte sie ihn doch mit einer Zartheit und Aufmerksamkeit, welche deutlich zeigten, was sie für ihn empfand, und wie sehr sie alle jene Künste verachte, durch die man sich bestrebte, den Geliebten in ihren Augen lächerlich erscheinen zu lassen.

Aber auch Giovechino's Benehmen war ein anderes geworden. Ohne irgend eine jener bizarren Eigenheiten, darin er auch im gewöhnlichen Leben sich gefiel, und welche allerdings nur zu gut für die Zwecke seiner Widersacher geeignet schienen, aufzugeben, wußte er sie jetzt auf eine Art geltend zu machen, deren großartige Keckheit imponirte, und alle Versuche, ihn selbst lächerlich erscheinen zu lassen, vernichtete. Er fühlte es wohl: durch Ernst würde er seine Sache nur verschlimmert und seinen Feinden Gelegenheit zu neuen Spöttereien gegeben haben; sein Scherz brachte sie außer Fassung und ließ sie verstummen.

Der Fürst, als er den Stand der Dinge erfuhr, gerieth in den heftigsten Zorn und sagte dem Hofmarschall die derbsten Wahrheiten in's Gesicht. Er hatte Anfangs die Sache für nichts mehr, als ein ganz gewöhnliches galantes Abenteuer angesehen und beschlossen, es als ein solches zu Ende zu führen. Wie er aber Fiametten näher kennen lernte, gestaltete sich seine Neigung ernster, und jetzt war sie, zu einer wirklichen Leidenschaft angewachsen, wohl um so gefährlicher, als sie bei ihm die erste der Art war.

»Schaffen Sie Rath!« fuhr er ingrimmig den Hofmarschall an, »Rath, daß ich Fiametta gewinne! Sie waren es, der den einfältigen Plan entwarf, dessen Ausgang mich auf die schnödeste Weise verhöhnt! Machen Sie wieder gut, oder, bei meinem Zorn! seyn Sie auf das Schlimmste gefaßt.«

(Fortsezung folgt.)

Der Thurm von Toledo.

(Legende aus der Chronik des Königs Don Roderich).

Es war ehedem in Toledo ein Thurm, den man Vergnügen und Mühe, das Geheimniß der Zukunft, die Ehre Gottes nannte. Die Wachen dieses Thurmes kamen zum König Don Roderich in seinen Palast und sprachen zu ihm: »Da Euch Gott die Gnade erzeigt, Euch das Königreich Spanien zu geben, so bitten wir Euch, nach Toledo zu kommen, um den unserer Obhut anvertrauten Thurm zu sehen.« — »Was ist das für ein Thurm?« fragte der König. — »Sire, als Herkules nach Spanien kam,« antwortete einer der Hüter, »vollbrachte er mehrere Wunderdinge, und da er in der Zukunft las, daß Toledo einst eine der schönsten Städte des Königreiches und der Lieblingsaufenthalt der Könige seyn würde, ließ er dort mehrere Zaubereien zurück, um nach seinem Tode das Andenken an seine Macht und sein Talent zu erhalten. Dieser Thurm ist eines seiner Werke und zeigt seine wunderbare Geschicklichkeit; er hat nicht seines Gleichen in der Welt! Er ist rund und ruht auf vier bronzenen Säulen, die so groß sind, daß zwei Reiter auf beiden Seiten einander nicht sehen können; der Thurm ist so hoch, daß Niemand einen Stein bis zu seiner Spitze werfen kann. Niemand weiß, wie er erbaut wurde, noch was er enthält; doch können wir Euch sagen, was man von außen sieht. Die Mauern sind von Marmor- und Jaspisstücken, dick, wie die Hand eines Mannes, und so glatt und glänzend, daß sie von Krystall zu seyn scheinen; es finden sich nicht zwei von derselben Farbe, und ihre Zusammenfügung ist unbegreiflich; am wunderbarsten aber ist, daß sie so geordnet sind, daß sie alle große Schlachten, alle große Thaten der frühern Zeiten darstellen, welche Herkules in seiner Weisheit vorhersah. Als Herkules diesen Thurm erbaut hatte, setzte er fest, daß kein König von Spanien versuchen sollte, das Innere zu sehen, und daß jeder von Ihnen ein Schloß dem hinzuzufügen hätte, das er selbst an das Hauptthor legte. Da dies alle Eure Vorfahren gethan, bitten wir Euch, Euer Schloß dort vorzulegen.«

Einige Tage darauf versammelte der König Don Roderich die Großen von Spanien und ging zum Thurme von Toledo, den er noch wundervoller fand, als man ihm gesagt hatte. »Freunde,« sagte er zu seinen Begleitern, »ich muß durchaus sehen, was in diesem Thurme ist.« Die Herren stellten ihm vor, daß er zittern müßte, etwas zu thun, was kein König seit Herkules zu versuchen gewagt hätte; aber der König sagte, er sey überzeugt, daß er nichts zu fürchten habe; die Zaubereien würden ihn nicht zurückhalten. Don Roderich ging also zur Thür und befahl, alle Schlösser zu öffnen, was wegen ihrer großen Anzahl eine lange Arbeit war; dann stieß der König die Thür auf und trat ein, gefolgt von Einigen seiner Großen. Sie kamen zuerst in einen weiten viereckigen Saal, in welchem ein prächtig geschmücktes Lager stand. Darauf erblickte man die Statue eines außerordentlich

großen Mannes, der von Kopf bis zu den Füßen gerüstet war und in der Hand ein Papier hielt, das die Ritter dem Könige zeigten. Roderich nahm schnell das Papier in der Hand der Statue und las zitternd, wie folgt: Verwegener, der du hierher deinen Blick richtest, sieh' das Unheil, das du erregen wirst. Durch mich wurde Spanien erobert und bevölkert, durch dich wird es verheert und zu Grunde gerichtet werden. Ich bin Herkules der Starke, der den schönsten Theil der Erde und ganz Spanien eroberte, der den Geryon tödtete, und den der Tod allein besiegen konnte.

Der König wünschte sein Unternehmen lieber unterlassen zu haben, doch sagte er, als fürchte er nichts: »Niemand kennt die Zukunft, als der wahrhaftige Gott.« Dann trat er in ein anderes Gemach, das noch wundervoller war, als das erste.

Die vier Mauern desselben waren von vier verschiedenen Farben; die eine war schwarz, die andere weiß, die dritte grün, die vierte roth. Sie waren so glänzend und durchsichtig, wie Krystall, und schienen aus einem einzigen Stück gemacht. In der Mitte des Gemaches war ein runder Pfeiler von Manneshöhe; über einem in dem Pfeiler angebrachten Thürchen standen griechische Buchstaben, welche bezeugten, daß dieser Thurm vom Herkules im Jahre der Welt 306 erbaut worden war. Als der König das Thürchen öffnete, fand er dahinter eine tiefe Nische; diese enthielt ein Kästchen von vergoldetem Silber, das mit Edelsteinen bedeckt und mit einem Schloß von Perlemutter verschlossen war. Auf dem Schlosse eingegrabene griechische Buchstaben sagten, daß der König, der dieses Kästchen öffnete, wunderbare Dinge sehen würde. »Das sind die Dinge, die ich kennen lernen will,« rief Don Roderich, »und welche aufzusuchen Herkules verboten hat.« Dann zerbrach er das Schloß, öffnete das Kästchen und fand nur ein Stück weiße Leinwand, zwischen zwei Kupferplatten gehalten. Auf der Leinwand waren Mauren mit ihren Turbans gemalt, den Pallasch an der Seite und ihre Bogen am Sattelbaume aufgehängt. Ueber den Figuren befand sich eine Inschrift, welche verkündete, daß, wenn diese Figuren das Tageslicht sähen, eine Horde Menschen, den hier vorgestellten ähnlich, Spanien erobern würde.

Der König schien ganz bestürzt; seine Ritter erbleichten und erinnerten ihn an den Rath, den sie ihm gegeben hatten. Aber Don Roderich antwortete ihnen, daß Niemand hindern könnte, was die Allmacht beschlossen hätte, und daß, wenn es der Wille des Herrn gewesen wäre, daß Spanien erobert würde, auch der Herr ihn gesendet hätte, den Thurm zu öffnen. Er entfernte sich sodann, indem er seinen Rittern das Geheimniß anempfahl und befahl, daß man die Thür verschließen sollte. Aber kaum hatte man die Schlösser wieder angelegt, als man einen Adler aus der Höhe herabfliegen und sich auf die Spitze des Thurmes niedersetzen sah, indem er in seinen Krallen eine flammende Fackel hielt. Das Gebäude entzündete sich sogleich und wurde bald in Asche verwandelt, so daß nicht die geringste Spur davon blieb. Einige Augenblicke darauf sah man eine Schaar kleiner schwarzer Vögel kommen, welche über dem Platze des Thurmes flatterten; es waren ihrer so viele, daß der Wind ihrer Flügel die Asche zerstreute und nach allen Puncten Spaniens führte.

Man erzählt auch, daß Alle, auf welche dieser Aschenregen fiel, davon besudelt wurden, als wäre es ein Blutregen gewesen.

Mein Hund.

Gutes Thier, du bleibst mir treu,
Ob ich keinen Heller habe,
Deine Gunst geht nicht zu Grabe,
Wird mit jedem Tage neu.

Gutes Thier, du achtest mich,
Wenn mich Alle rings verachten,
Und als einen Lump betrachten,
Nimmer, nimmer irrt es dich.

Gutes Thier, du hast mich lieb,
Wenn mich alle Freunde fliehen
Und die Herzen mir entziehen,
Nie wirst du ein gleicher Dieb.

Gutes Thier, dein fest Gemüth
Es beschämt der Menscher Wanken,
Kennt kein Schwanken, kein Erkranken,
Darum preise dich mein Lied!

E. Ortlepp.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Weimar.

[1. Physiognomie.] In Weimar findet man keinen Josty, keinen Stehely, kein Kranzler'sches Eis, überhaupt kein fashionables Kaffeehaus, keine brillante Conditorei, keine marmorene Zeitungstischchen und silbernen Zuckerdosen — dieß ist ein großes Uebel, denn an diesen duftenden Kaffeetassen, an diesen schäumenden Baisers, an dieser Druckerschwärze hängen offenbar die schönsten Blüthen des öffentlichen Lebens. Der Fremde kann sich nicht eher orientiren, als bis er neben Madame und Demoiselle am altadligen Familien-Theetisch sitzend, von Strauß's Leben Jesu, vom libre des cent-et-un und von der neuesten Pariser Mode radotirt, als bis er, im Qualm der Ressourcen und Harmonieen erstickend, gewahr wird, daß Weimar über den vielen kleinen Ressourcen die süße Harmonie des öffentlichen Lebens vergessen hat. Die Residenz besitzt außer dem

Theater, dem alljährlichen Vogelschießen und den zahlreichen Vergnügungsorten in der Nähe der Stadt, gar wenig Canäle für das eigentliche Volksleben, ich meine für das körnige Bürgerthum, im Gegensatz des politischen Seyns. Aus den Sorgen für die Familie, für geschlossene Gesellschaften, für Staatsdienst und Hof kommt der Weimarer nur auf flüchtige Secunden heraus. Eisenbahnen und Dampfmaschinen interessiren ihn wenig, dagegen steht der Runkelrübenzucker und das Schloßbier bei ihm in großem Ansehen. Auf der Wachparade läßt er sich gern einen neuen Strauß'schen Galopp vortrommeln und schaut dabei nach den Wespentaillen vorübergehender Schönen.

Von dieser Seite hat ohne Zweifel Weimar etwas Kleinstädtisches, Philisterhaftes, das man, leider! nicht eher bemerkt, als bis ein durchreisender Weinhändler oder ein Weimarische Bildung suchender John Bull darauf aufmerksam macht. Aber in dieser Physiognomie liegt etwas so Naives, so Paisibles; es liegt darin viel deutsches Gemüth, viel Kunstsinn und Gelehrsamkeit; mit einem Wort, man kann kein feineres, geschmackvolleres Privatleben finden, als in Weimar. Man erkennt auf den ersten Blick die Werkstätte Schiller's, Herder's und Wieland's. Und wie viel Kunst und Leben verdankt Weimar dem gebildeten Frankfurter Republicaner, wie viel Natur und Poesie schöpfte dagegen Goethe aus diesem kleinen Weimar! — Vor ungefähr 30 Jahren war gewiß das Haus des Dichters Goethe eine der elegantesten bürgerlichen Wohnungen Weimars. Jetzt staunt man ob seiner Genügsamkeit. Unscheinbar und klein steht diese Wiege weltenumstoßender Ideen dem kleinen plaudernden Brunnen gegenüber neben Seifensiederdampf und Schmiedegehämmer. Man sehe nur in den Vorstädten der Residenz diese Menge geschmackvoller neuer Häuser, man sehe diese geradlinigen, wohlgepflasterten Straßen, diese herrlichen Baumreihen und Spaziergänge, man lese jene Inschriften auf bemoosten Steinen des Parks: und man wird dem größten deutschen Dichter nicht mehr vorwerfen, daß er für seine Stadt und sein Volk zu wenig gethan hat. Goethe war durch und durch praktisch. Er mußte es werden durch den Mann, der sein Talent, das aufkeimende, zuerst bemerkte. Wie oft hatte der fromme, ächt deutsche Fürst Carl August den geheimnißvollsten Schöpfungen der Natur in der Stille seiner Gewächshäuser sinnig nachgelauscht! Er kannte die Pflanzen, wie selten ein Fürst. Er kannte aber auch die Menschen. Weimar verdankt seinem Carl August das Schönste, was es hat, seine Erinnerung. Weimars Herz ist Carl August, Weimars Geist Goethe.

[2. Der Landtag.] Vor ein paar Jahren, als eben das öffentliche Leben in Kurhessen zu blühen begann, führte mich mein Weg nach Cassel. Des Abends begleitete ich einen jungen Freund auf ein sehr besuchtes Kaffeehaus auf dem Königsplatze. Wie erstaunte ich, als ich in eine keineswegs geschlossene Gesellschaft trat, in der ich die offensten und lebhaftesten, zuweilen sehr gründlichen Discussionen über Gegenstände der Tagespolitik im Kurhessischen Landtage vernahm. Mein rascher Freund nahm so innigen Antheil an der Unterhaltung seiner Landsleute, daß ich ihn zw Tage darauf im Gefängniß besuchen mußte. Solche glühend Theilnahme an den Verhandlungen der Stände findet man in Weimar weder unter Jüngern, noch Aelteren. Jener politische Eifer hat auch seine guten Seiten, aber auf einen höheren Standpunct erhebt sich der Weimarer Bürger dabei nur selten. Nur wenn es dem Interesse des Chaussee- und Pflastergeldes an den Thoren der Stadt, der Aufhebung des Bierbannrechtes, oder der Herabsetzung des Zinsfußes der Obligationen au porteur von 4 auf 4½ Proc. galt, schüttelten die alten Stammgäste hinter dem schäumenden Bierkruge bedenklich die Häupter, und meinten, die alten guten Rechte würden durch dergleichen Neuerungen verletzt, die Herren vom Landtage machten nur zu viele Gesetze, die Einfachheit des Rechtes gehe durch eine sich immer mehr steigernde Masse partieller Verordnungen in Ermangelung eines allgemeinen Gesetzbuches verloren, die Rentenconversion sey in Paris z. B. bei weitem langsamer und bedächtiger vor sich gegangen ꝛc. Was weiß ich, wie die alten Herren noch weiter kannegieserten! Ich erlaube mir nur noch, diejenigen Damen, die sich für das beliebteste Thema unserer Zeit, die Ehe, interessiren, auf eine ungemein ersprießliche Discussion des Weimarer Landtages von 1836 aufmerksam zu machen. Bei Gelegenheit der Besprechung des katholischen Kirchen- und Schulwesens, insbesondere der Erziehung der Kinder in gemischten Ehen, äußerte der Abgeordnete der Stadt Weimar, Regierungsrath Büttner, seine Bedenken gegen die in manchen deutschen Bundesstaaten bestehende vertragsweise Bestimmung jener Erziehung durch die beiden Aeltern. Er meint, die jungen Ehegatten kämen durch jenes Gesetz in die Stellung unterhandelnder Diplomaten, es entstünden dadurch zwei gleichberechtigte Parteien mit entgegenstrebenden Absichten und Interessen, von denen jede durch Schlauheit, Ueberredung und Gewandtheit sich den Triumph zu sichern bestrebt sey. Als Zuschauer stünden auf beiden Seiten noch die Verwandten, vielleicht auch die Geistlichkeit der verschiedenen Confessionen. Ein Glück für die Ehegatten, wenn jene sich mit der Zuschauerrolle begnügten! Eine andere Gestalt gewinnt ohne Zweifel diese Sache durch des Redners eigenen Vorschlag, daß überall der Ausspruch des Vaters, als des Familienhauptes, über die Erziehung der Kinder auch in gemischten Ehen entscheiden solle. Dabei würde jeder Verständige Fragen dieser Art mit seiner Gattin besprechen: Frauen seyen religiöser, als die Männer; auch stünde ihnen ja der große Reichthum von Ueberredungsmitteln zu Gebote, den jeder der Herren Deputirten wohl Gelegenheit gehabt hätte, kennen zu lernen. Dieser Vorschlag sprach den Landtag sehr an, und er wurde angenommen. Schade, daß die Weimarer Deputirten keine öffentlichen Sitzungen hatten, sonst hätten unsere schönen Leserinnen Herrn B. gewiß lebhaften Beifall zugeklatscht.

(Schluß folgt.)

Sprichwort — wahres Wort.

Es ist kein Topf so schief, es paßt ein Deckel drauf,
Wer um sich schaut, kann dieses täglich sehen,
Doch muß man es symbolisch nur verstehen:
Verschrobnen Köpfen setzt man Doctorhüte auf.

Jocosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 101. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 27. April. 1836.

Wanderers Tod.

Es tönet die Glocke vom Thale herauf
So hell in der Sonntagsfrühe;
Da klimmet der Wandrer zum Berge hinauf,
Todtkrank mit unsäglicher Mühe.
Es brennet die Krankheit im Leibe so sehr;
Die Kniee zittern, das Haupt ist ihm schwer,
Und er sinkt zum thauigen Grase.

„So sterb' ich verlassen auf einsamer Höh',
Von Keinem beklagt und beweinet!
Ihr blauen Berge mit leuchtendem Schnee,
Du Sonne, die über mir scheinet,
Ihr Menschen dort unten im grünen Thal,
So seyd mir gegrüßet zum letzten Mal!
Wohl seh' ich niemals euch wieder."

Und ihr dort jenseit der blauen Höh'n,
Am grünen heimischen Strande,
Wie wollt' ich so fröhlich euch wieder seh'n!
Nun sterb' ich im fernen Lande.
Es ist so bitter, verlassen zu seyn: —
Vergeßt nicht den Todten, lieb' Freunde mein!
Dort oben seh'n wir uns wieder.'

„Und Du, Du wandelst wohl lieblich und licht
Im duftigen Blumengarten,
Und wend'st zu den Bergen Dein Angesicht,
Auf den liebsten Buhlen zu warten.
Du warteſt vergeblich, lieb Mädchen mein!
Du warteſt vergeblich, Jahr aus Jahr ein;
Dein Buhle kehrt niemals wieder."

„O Gott, dort oben im blauen Dom
Nimm' auf die scheidende Seele!
Mich Armen um deinen gekreuzigten Sohn
In deine Gnad' ich befehle.
Ich war nur ein schlichter Wandersmann,
Hab' nimmer Herrlich's und Großes gethan;
Doch du bist gnädig den Armen!"

Todt lag der Wandrer auf freier Höh',
Auf sonniger Bergesaue;
Die Seele entfloh zu des Himmels Höh',
Der Leib lag leblos im Thaue. — —
Die Hirten vom Berge, die scharrten ihn ein,
Und setzten drüber ein Kreuz von Stein
Dem fremden gestorbenen Manne. Entauros.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Dolce, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Fortsetzung.)

Vernichtet entfernte sich der Hofmarschall und sandte eiligst nach den Primo Amoroso, sich mit ihm zu bereden. »Im Guten richten wir nichts mehr aus,« erklärte Antonio Montecavallo. »Zu verführen ist Fiametta nicht! jetzt weniger, denn je. Will der Fürst sie gewinnen, dann ist der einzige Weg: wir suchen es so zu lenken, daß sie, um den Geliebten zu retten, sich ergeben muß.«

»Ihr meint, wir sollten den Grazioso irgend eines Vergehens beschuldigen?« —

»Beschuldigen? ohne Grund? nicht doch! Er muß es wirklich begehen. Der Bursche ist ein Tollkopf, leicht zu reizen und somit zu fangen. Geruhen Exellenza mir nur zu sagen, was er etwa thun müßte, damit wir ihm an den Kragen könnten?«

Der Hofmarschall schien sich bei dieser Frage ein wenig zu entsetzen. Nach einer Pause entgegnete er bedenklich: »Darüber muß ich doch erst mit Sr. Durchlaucht reden! zu weit darf der Grazioso nicht geführt werden,

denn unsere Gesetze sind streng, und geringe Vergehungen werden oft hart, ja grausam bestraft.

»Ah tanto maglio,« erwiederte Montecavallo. »Wir wollen es überlegen.«

Doch der Zufall hatte diesmal den Feinden des armen Giovechino in die Hände gearbeitet, denn eben trat der Intendant der fürstlichen Spectakel ein und berichtete, daß der Grazioso der italienischen Truppe verhaftet sey, weil er den Kammerdiener Sr. Durchlaucht auf den Gängen des Schlosses derb durchgeprügelt habe. Der Herr Kammerdiener hatten sich nämlich herausgenommen, auf eine etwas grobe Art mit dem Grazioso scherzen zu wollen.

Der Hofmarschall fuhr auf, und flüsterte den Primo Amoroso zu: »Gewonnen! auf dies Verbrechen steht hier, wo nicht Verlust des Kopfes, doch der Verlust der rechten Hand, mindestens harte Kerkerstrafe auf unbestimmte Zeit. Ich eile zum Fürsten! seht, was Ihr unterdessen bei der spröden Donna schafft.«

Höllischen Jubels voll im Innern, vernahm Antonio den Auftrag und säumte nicht, ihn zu vollführen.

Mit erheuchelter Theilnahme überbrachte er Fiametten die Kunde, daß Giovechino seines Vergehens halber im Kerker schmachte, und welches Schicksal ihm drohe.

Fiametta schrie entsetzt auf und überließ sich allen Ausbrüchen wilder Trostlosigkeit. Als jedoch der Primo Amoroso meinte: noch sey nicht alle Hoffnung verloren und Hilfe möglich, da fragte sie rasch und leidenschaftlich: »Hilfe? — Wie?«

Antonio lächelte listig-frech, und sprach sodann mit widerlicher Freundlichkeit:

»Es käme nur auf Euch an, schöne Fiametta! — Das der Fürst Euch liebt, anbetet, wisset Ihr so gut wie ich. Ihr habt es zwar seit einiger Zeit um des guten Grazioso willen nicht bemerken wollen; allein nun, mein' ich, könntet Ihr, eben um des geliebten Grazioso willen! dem Fürsten schon ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken. Ein gutes Wort findet einen guten Mann! und sprecht Ihr nur das rechte — ein kleines einfaches Wort mein' ich! — ich wollte d'rauf wetten, der Grazioso wäre noch in selbiger Stunde frei, und das wäre wohl ein großes Glück für ihn, denn sonst verliert er mindestens die rechte Hand, oder muß auf unbestimmte Zeit (das heißt so viel, als auf Zeitlebens) in einem abscheulichen Kerker sitzen.«

Fiametta hatte dem Primo Amoroso mit tiefster Verachtung zugehört. Als er geendet, schwieg sie noch einige Zeit, ihn fest anschauend, so daß er seinen Blick zu Boden schlagen mußte. »Armseliger Mensch!« sprach sie dann, »das also ist es? bis so weit sollten Eure bösen Künste mich treiben? Geh', sage denen, die Dich sandten: Fiametta liebe den Grazioso, und werde ihm treu bleiben bis zum Tode.« —

»Weiter nichts? Fiametta.«

»Nichts.«

»Und wenn nun,« fuhr giftig Antonio fort, »wenn nun Giovechino selbst mich zu Dir gesandt hätte, Dich anzuflehen um seine Rettung?« Fiametta erröthete und fuhr auf: »Er selbst?« — doch sich besinnend, sprach sie mit ihrer vorigen Kälte: »Elender Lügner! das hat er nicht! könnt' er's, Fiametta hätte ihn nie geliebt, hätt' ihn noch tiefer verachtet, als sie Dich verachtet. Geh', sag' ich! bringe denen, die Dich sandten, die Antwort: »Fiametta liebe den Grazioso!« Mögen sie ihn in dem tiefsten Kerker verschmachten lassen, ihm die Hand abhauen, ihn tödten! Fiametta weiß mit dem Geliebten zu leiden und zu sterben, doch nie wird sie sich selbst die Treue brechen, welche sie dem Grazioso gelobte.«

»Ich werde es ausrichten, Signora Fiametta!« erwiderte mit Hohn der Primo Amoroso, indem er sich entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Apokryphische Thiere.

Der Drache. Der Kraken.

Lange hatte man unter andern zu den phantastischen Thieren jenes außerordentliche Wesen gerechnet, das die alten wie die neuern Dichter, die nordischen Scalden gleich den provencalischen Troubadours mit den Attributen des Adlers und des Löwen und mit menschlichem Gesichte als riesenhaftes kriechendes Thier darstellten bald — angebetet, bald gefürchtet, den Wagen einer Fee oder eines Nekromanten ziehend, von dem allein der mächtige Arm eines Ritters, oder die fromme Vermittelung einer Heiligen ein Land befreien konnte. Lange hat man des Drachen früheres Daseyn bezweifelt, bis man wohlerhaltene Ueberreste dieses sonderbaren Thieres, gegen Ende des letzten Jahrhunderts, in dem Kalkschiefer der Grafschaft Pappenheim entdeckte, und es mit Cüvier dem Namen Pterodaktylos bezeichnet.

Kriechendes und säugendes Thier und Vogel zu gleicher Zeit, bietet der Pterodaktylos in seinem Knochenbau, in seiner Haut u. in A. den ganzen classischen oder romantischen Charakter des Drachen dar. Er hat dessen Schuppen, Krallen, Schweif, an einem Schlangenkörper befestigten Flügel, sowie dessen entsetzlichen mit sechszig großen Zähnen angefüllten Rachen, der sich durch einen scharfen, am Ende gekrümmten Schnabel beendet.

Eben so erkennt man in dem Megalosaurus*),

*) Auch Cüvier hat das von dem britischen Naturforscher Buckland, in einer mit versteinerten Knochen angefüllten Höhle in der Nähe von Oxford, entdeckte kriechende Thier Megalosaurus genannt. Die Dicke seiner Knochen läßt auf eine Gesammt-Länge des Körpers von 40 bis 50 Fuß, im niedrigsten Anschlage von 30 Fuß schließen. Andere Ueberreste desselben Thieres lassen selbst vermuthen, daß es von dieser Gattung noch größere gegeben, als das gefundene. Man darf auch den Ichthyosaurus nicht vergessen, dies kriechende Thier, mit dem langen spitzen Rachen und mit zwei gewaltig großen Augen, die ihm vergönnen mußten, so gut bei Nacht als am Tage zu sehen. Eben so muß man nennen den Me-

jener riesigen, wenigstens 30 Fuß langen Eidechse, das von der heiligen Marthe gebändigte Rhone-Gespenst, Tavasque, und jenes kriechende Thier in den Sümpfen zu Rhodos, das diese Insel bis zu dem Tage verheerte, wo der Ritter Gozon, mit Hilfe seiner Hunde, die er zum Angriff des Ungeheuers abrichtete (indem er sie mehrere Monate gegen ein hölzernes Bild gehetzt, dem er des »Drachen« Gestalt gegeben), es erlegte.

Man darf sich mit Recht wundern, daß die eigentliche Wissenschaft, die mit so großer Genauigkeit die Gestalt der vorsündfluthlichen Thiere (und die geringe Zahl vielleicht derjenigen, welche die letzten Kataklysmen unsers Erdballs überlebt) wieder zusammensetzt und erneuert, im Ganzen einen verachtenden Skeptismus geltend macht gegen die Ueberlieferung, deren Erinnerung sie in ihren Entdeckungen doch oft wahr befunden und bestätigt hat.

In mare multa latent. Wer entschleiert des Meeres geheimnißvolle Bevölkerung vor unsern Augen? In seinen Tiefen ruht wahrscheinlich der Hauptschlüssel aller der Umgestaltungen, welche der Erdball erlitten. Durch seine Ueberschwemmungen sind jene riesigen Thiergattungen umgekommen, die zu Noa's Zeiten die Erde bevölkert zu haben scheinen, und von denen der Mastodont selbst in Europa einheimisch gewesen, dessen Gattung jetzt gänzlich verschwunden ist. Er war von der Größe des Elephanten, nur daß er einen etwas längern Körper und stärkere Glieder hatte und sich durch seine Backenzähne, wovon er seinen Namen erhalten, unterschied. Im Grunde des Meeres befinden sich vielleicht die Ueberreste jener ungeheuern Riesen des Thierreiches, des Behemoth und des Leviathan, welche die Schrift immer als Gleichnisse aufstellt, wenn es um colossale Bilder zu thun ist. Auch der Kraken gehört zu jener Familie, welche ein Element bewohnt, das der menschliche Verstand noch nicht ergründet hat, obgleich er die Sterne erforscht und der Kometen Wiederkehr berechnet.

Es ist eine alte, in nördlichen Ländern verbreitete Volkssage, daß man oft schwimmende Inseln bemerkt, die plötzlich aus den Fluthen sich erheben, und die mit Bäumen bedeckt sind, woran, statt der Blätter, Muscheln hängen. Dergleichen Inseln sind nur einige Stunden hintereinander sichtbar, und verschwinden, sobald Nachen sich ihnen nähern *).

Leute aus den untern Ständen und Matrosen betrachten diese Inseln als Wohnplätze böser Seegeister, die sie nur sichtbar werden lassen, um die Seefahrer zu necken, ihre Vorausberechnungen Lügen zu strafen und die Gefahren ihrer Reise zu vermehren. Der Geograph Buräus hatte auf seiner Landcharte eine dieser Inseln angedeutet, die man Gummer's Ore nannte, und die einige Zeit zwischen den Klippen vor Stockholm gesehen wurde. Karl von Grippenheim berichtet, daß er vergebens nach diesem Eilande gespähet, als er die Küste aufgenommen und des Meeres Tiefe in ihrer Nähe gemessen. Eines Tages jedoch erblickte er plötzlich an einer Stelle, wo er kurz vorhin hundert Klaftern Tiefe gefunden, drei graue Spitzen, die sich aus der Fluth erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

fosaurus und den Plesiosaurus, diese vorsündfluthlichen Eidechsen, die wenigstens eben so dick waren, als unser Elephant.

*) Deber, in seinem Buche Feroa Reserata, Harpelius, in seinem Mundus mirabilis, und Torfäus, in seiner Geschichte Norwegens sprechen davon.

Rosenblüthen.

Die Liebe ist nur die voll und rein auflodernde und fortbrennende, in der Gestalt des Geliebten vor uns stehende Flamme unseres ganzen Daseyns, so wie wir da sind an Leib und Seele, so wie wir dastanden vor den Gedanken des schaffenden göttlichen Wesens.

Leop. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Weimar.

(Schluß.)

[3. Literatur und Kunst.] Herr von Müller, der Goethe-vertrauteste, Riemer, Stephan Schütz, Röhr, von Froriep, Schorn und der Bürgerschuldirector Schweitzer stehen an der Spitze der literarischen Thätigkeit Weimars. Neben ihnen erklimmt eine Menge rüstiger Geister den Parnaß, unter denen die fruchtbarsten der Baron von Biedenfeld, ein Eingewanderter, mit einer Geschichte der Mönchsorden Europas beschäftigt, und Dr. Eckermann. — Daß Weimar eine einzige wohlprivilegirte Buchhandlung hat, ist ein bereits bekanntes Uebel. Der thätige Voigt führt daneben nur eigenen Verlag. Umfassende Kunst- und Musikalien-Handlungen finden sich in Weimar nicht, obschon einige unternehmende Buchbinder die gesuchtesten Kupferstiche feil halten. Dagegen gewährt die gutunterhaltene großherzogliche Kupferstichsammlung, welche mit dem Gemäldemuseum verbunden ist, und die herrlichen Kupferwerke im sogenannten Thurme der großherzoglichen Bibliothek reichlichen Ersatz für das Studium der Kunst.

An der Gutzkow-Menzel'schen Streitsache haben unsere Literaten sehr lebhaften Antheil genommen. Gutzkow's „letztes Wort," so wie dessen famöse „Wally," wurden mit Theilnahme gelesen. Man hat letztere Schrift zwar hier nicht förmlich verboten, wie in anderen Bundesstaaten, dennoch, sagt man, sey den Leihbibliotheken und der Buchhandlung eine beschränkende Verordnung in dieser Beziehung zugegangen. Die zahlreichen Privatbesitzer des Buches konnten natürlich in ihren Rechten nicht gekränkt werden. Die allgemeine Stimme war anfänglich allein für Menzel, denn der Sache nach muß ihm wohl Recht gegeben

werden; zuletzt aber war man einhellig theils durch Menzel's übertriebene Einseitigkeit und Intoleranz, theils durch des feurigen genialen Jünglings unselig hartes Geschick für Letzteren. Auch Laube besuchte im vergangenen Winter von Kösen aus Weimar einige Male. Das Weimarer Leben scheint diesen jungen Deutschen sehr angesprochen zu haben, wenigstens hat er sich im Mitternachtsblatt später günstig darüber ausgesprochen. Als er auf seinem Rappen rüstig über den Markt sprengte, hat ihm manche Schöne, schon seiner „Liebesbriefe" wegen, verstohlene Kußhändchen zugeworfen.

Auch werden Professor Hase's zu Jena „theologische Streitschriften, II. Band," gegen unseren Rationalisten Röhr gerichtet, gegenwärtig stark gelesen. Ich glaube, dieser Streit ist zu dogmatisch und geschichtlich gelehrt, als daß er je populär werden könnte. Gegen Röhr hegt man im Allgemeinen wohl mehr Achtung und Devotion, als Vertrauen. Doch zieht selbst der weibliche Theil der Bevölkerung Röhr's Predigten den übrigen vor. Es gehört gewissermaßen zum guten Tone, jene Kanzelvorträge zu besuchen. Nur ein kleines Häuflein wird indessen den kühnen rationalistischen Ideengang so verfolgen, wie es der Redner wünscht. Die hinterher gedruckten Predigten, von denen jetzt Wagner in Neustadt eine neue Sammlung veranstaltet, werden hier vielleicht abhelfen.

[4. Musik.] An Concerten ist Weimar nicht sehr reich gewesen im verflossenen Winter. Indessen sind des Hrn. Hofraths Rochlitz von Leipzig Vorlesungen über die Geschichte der Tonkunst mit begleitenden musikalischen Veranschaulichungen von den gebildeteren Ständen, die von Oben huldreich zur Theilnahme eingeladen wurden, gern gehört worden. Auch mögen hier nachträglich noch einige Worte über das Concert Herrn Belke's, königl. preußischen Posaunisten, gesagt werden. Mitten in die chaotischen Orgelstürme, welche der berühmte Professor Töpfer zu Weimar in der Ouvertüre geschaffen hatte, trat einigend und besänftigend die majestätische Kraft der Posaune. Freudig schaarten sich die wilden Gesellen um ihre Königin. Vorzüglich in den tieferen, etwas grellen Tönen ist die Posaune mit nichts, als einem von starker Faust geschwungenen, mächtig auf sein Ziel einbohrenden Eisenspeere vergleichbar. So heftig und tief erschüttert sie das Innerste der Menschenbrust. Weit wohlthuender und heiliger sind die getragenen, sanften Töne dieses Instruments; Alles athmet hier Religion und Liebe. — Besuchter dagegen, vielleicht des frommen Zweckes, der Unterstützung von Capell-Witwen wegen, war das im März veranstaltete Hof-Capell-Concert im Hoftheater. Den ersten Theil dieser Unterhaltung bildeten die „Worte des Erlösers" von Haydn, wobei Mad. Streit und Hr. Knauft in den Solopartieen excellirten. Gleich darauf sprachen die Variationen über ein Schweizerlied von Pixis, vorgetragen von Mad. Baum (Schmid), sehr an. Ein neben mir im Parket sitzender bekannter Komiker fand in diesem „Steh' nur auf, schöner Schweizerbue," mit Rücksicht auf den eben beendeten Kreuzestod, eine tragi-drollige Zusammenstellung, über welche ich im Stillen herzlich lachen mußte. Der Sommernachtstraum von M. Bartholdy beschloß den heiteren Abend. — Ein mit dem eisernen Kreuze gezierter blinder Krieger, Herr Döge, wird in den nächsten Tagen ein Flöten-Concert geben. Er erfreut sich hoher Gönner. Hummel und die Hof-Capelle werden ihn unterstützen.

[Jocelyn.]

Von Alphonse Lamartine, dem bekannten lyrischen Schiller Frankreichs, ist ein neues Gedicht erschienen, welches mehr idyllisch als lyrisch-episch genannt werden kann. Der Inhalt von Jocelyn ist in der Kürze folgender:

In früher Jugend, als Liebesträume und Gesänge voll Lebenslust in Jocelyn's Brust entstehen, opfert er sich für seine Schwester, deren Liebe nicht gekrönt werden kann, indem der Vater des Geliebten Geld fordert. Jocelyn tritt ihr sein Vermögen ab und geht in's Kloster. Sechs Jahre lebt er in dieser Stille; da wirft die Revolution seine Angehörigen fern hin von Frankreich, ihn selbst aus den stillen Räumen seines Klosters auf die Gebirge der Dauphiné. Hier lebt er als Eremit, und seine weite glühende Brust findet Nahrung am Busen der Zauberin Natur (vielleicht das Großartigste des ganzen Gedichtes). Aber er ist allein, und sein Gefühl sucht einen Gefährten. Da retten Verfolgte sich bis zu ihm. Der Aeltere, tödtlich verwundet, stirbt, der Jüngere, ein Wesen von 16 Jahren, schließt sich innigst an ihn an, und die zärtlichste Freundschaft vereint sie. Da entdeckt Jocelyn: sein Gefährte Laurence — ist ein Mädchen! Jocelyn hat noch nicht die Weihe empfangen, und Pläne der heitersten Zukunft beschäftigen Beide. Da läßt ein väterlicher Freund, ein zum Tode verurtheilter Bischof, ihn um des letzten Trostes willen, zu sich bescheiden. Aber Jocelyn ist noch nicht geweiht, der Bischof will von ihm nur den letzten Trost empfangen, er dringt in ihn, sich weihen zu lassen, Jocelyn widerstrebt, er bittet, er erzählt von seiner Liebe; der Bischof zürnt, droht, da sinkt Jocelyn erschüttert hin, und der Bischof weiht ihn.

Vernichtet eilt Jocelyn zu Laurence zurück, sie müssen sich trennen! Jocelyn zieht sich tief in die Alpen zurück, und Laurence findet nach der Revolution ihre Familie und ihre Habe wieder, und — verheirathet sich. Mehrere Jahre darauf tritt Jocelyn in Paris in eine Kirche, da sieht er eine Menge Frauen versammelt, Eine, üppig gekleidet, verrichtet das Geschäft einer Almosensammlerin; Jocelyn erkennt sie. Ach! es ist seine noch immer geliebte Laurence. Eine Nacht wandelt er unter dem Balcone der Ungetreuen, dann sucht er seine Ruhe an den Orten wieder zu finden, wo er einst glücklich war. Später wird er als Beichtiger zu einer jungen Frau geholt; sie ist jung, ist schön, und doch verzehrt sie ein innerer Schmerz. Er eilt ahnungsvoll zur Sterbenden, sie ist es, seine Laurence, die ihn noch immer liebt, und im Taumel der Weltfreuden ihn nie vergessen hatte. Ihre Lippen heftet sie an seine Hand und stirbt. Er geleitet sie zur Ruhe, und so lange er lebt, lebt auch seine Trauer um Laurence.

Jul. Seidlitz.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 102. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 28. April. 1836.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Dolet, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Fortsetzung.)

Als er fort war, warf sich Fiametta weinend auf ihr Ruhebett. »Armer Giovechino!« klagte sie, »was wird aus uns werden? Ach, mein Stolz ist gebrochen! jede Hoffnung mir entflohen! aber wie unaussprechlich ich Dich liebe, das fühl' ich jetzt erst, denn unsere Liebe gilt mir mehr, als selbst Dein Leben.«

Unterdessen war auch der Hofmarschall schon bei dem Fürsten gewesen, und hatte ihn von dem Vorgefallenen unterrichtet, so wie von dem, was jetzt zu thun sey, um das spröde Mädchen zu gewinnen.

Der Fürst stutzte einen Augenblick und schien im Kampfe mit sich selbst, ob er auf die niedrigen Vorschläge seines Günstlings eingehen dürfe. Doch seine Leidenschaft siegte! zu lockend stand das Bild der schönen Fiametta vor seiner erhitzten Phantasie! Ehre, Würde, Pflicht, Alles vergessend, willigte er in die Pläne des Hofmarschalls und machte nur die Bedingung, daß Alles möglichst rasch betrieben würde, damit er bald das Ziel gewönne.

Mehrere Tage vergingen so, Fiametta blieb standhaft, aber ihr Zustand war schrecklich.

Der alte Impressario war, als sich dies Alles begab, nicht in der Residenz, sondern auf einem eine gute Tagereise entfernten Lustschlosse des Fürsten, wo ebenfalls dem hohen Gaste des Fürsten zu Ehren eine Reihe Festlichkeiten statt finden sollten, und wo Signor Ranuzio seine Anordnungen hatte machen müssen. Diese waren nun beendigt, und er kehrte zurück, ohne eine Ahnung dessen, was sich während seiner Abwesenheit von der Residenz daselbst zugetragen.

Mit großer Bestürzung vernahm er daher Alles aus dem Munde der ihm entgegeneilenden Fiametta, und schien sehr wohl die Gefahr zu begreifen, in der sein Liebling Giovechino schwebe. Doch eine ganz eigene Verlegenheit stritt sichtbar mit seiner Bestürzung, und wurde, trotz dem Tragischen der Verhältnisse, fast komisch, da es unzweifelhaft sich zeigte, daß sie immer mehr und mehr die Oberhand gewönne. Er geberdete sich gar wundersam, rang die Hände, kniff die Augen zu, summte Einiges, was fast wie »maledetto« oder sonst ein sanfter Fluch klang, wimmerte leise dazwischen und seufzte höchst beweglich.

Endlich jedoch faßte er sich, so gut es in der Geschwindigkeit gehen wollte; warf der weinenden Fiametta einige confuse Trostworte zu, stützte den Hut verkehrt auf's Haupt und entfernte sich rasch, indem er leise vor sich hinjammerte: »Dio! ich muß — ich muß! o Dio santo! ich muß dem gnädigsten Principe Alles offenbaren.«

VII.

Der Fürst saß eben in seinem Cabinet, ärgerlich, aufgeregt, vielleicht mit sich selber nicht zufrieden; gewiß indeß noch weit weniger mit seinen Umgebungen, als der Leibpage den Impressario der italienischen Truppe anmeldete.

Der Fürst fuhr empor und rief: »Laß ihn kommen.« Der Page öffnete die Thüre, und zitternd wie Espenlaub, unter tiefen Bücklingen, tausend Excüsen und Complimente stammelnd, trat Signor Ranuzio Spazicamino ein.

»Zur Sache!« sprach der Fürst ungeduldig, »weßhalb kommt Ihr? was ist Euer Begehr? welche geheime Mittheilungen habt Ihr mir zu machen?«

»O Altezza!« seufzte der Alte, »ich unterwinde mich anzuflehen Ihre Gnade und Großmuth für den armen Giovechino, meinen Grazioso.«

»Kein Wort für den!« zürnte der Fürst.

»Tausend für Eins, Altezza! ich darf nicht schweigen! ich muß reden zu Ihnen für den armen Giovechino, meinen Grazioso!«

»Schweig', Impressario! bei meiner Ungnade!«

»Sie treffe mich!« rief der alte Mann, heftiger zitternd mit weinerlicher Stimme, »sie treffe den armen Ranuzio Spazicamino, wenn die Gnadensonne des gnädigsten Herrn nur dem guten Giovechino strahlt, der, ohne es zu wollen und zu wissen, sich vergangen hat.«

»Ohne es zu wollen und zu wissen?« wiederholte der Fürst spottend. — »Meinen ersten Kammerdiener hat er auf den Gängen meines Schlosses thätlich mißhandelt! kann man das, ohne es zu wollen und zu wissen? Nein, Alter! der Grazioso ist meinen Hausgesetzen verfallen und soll mir mindestens die verruchte Faust verlieren, die es wagte, sich in meiner Burg an meinem Diener zu vergreifen. Was weiter noch geschieht, wird sich finden.«

Die Gestalt des Impressario war, während der Fürst sprach, immer mehr und mehr zusammengesunken, und auch nachdem der Fürst geendet, verharrte Ranuzio Spazicamino noch einige Augenblicke in seiner demüthigen Stellung. Dann aber nahm er sich zusammen, richtete sich wieder in die Höhe und entgegnete — wiewohl noch immer zitternd und zagend — doch bestimmt:

»Altezza erlauben! aber die Hand werden Sie dem Grazioso nicht abhauen lassen.«

»Wie?« rief der Fürst erstaunt über die Kühnheit des Alten und ihn mit zornigen Blicken messend. Doch dieser, ohne sich daran zu kehren, fuhr mit dem Muth der Verzweiflung fort:

»Altezza verzeihen! aber ich muß es sagen: Giovechino ist — Altezza's Bruder.

Wie vom jähen Schreck durchzuckt stand der Fürst und stammelte erbleichend: »Bist Du wahnsinnig, alter Mensch? was schwatzest Du da?«

»Giovechino — wiederholte der Impressario — der Grazioso ist Altezza's Bruder, der leibliche Sohn von Altezza's höchstseligem Herrn Vater.«

»Beweise!« sprach der Fürst kaum hörbar, indem eine glühende Schamröthe die Blässe von seinen Wangen verjagte.

(Fortsetzung folgt.)

Apogryphische Thiere.

Der Drache. Der Kraken.

(Fortsetzung.)

»Ist das etwa Gummer's Ore?« fragte er den Steuermann seiner Schaluppe. — Ich weiß es nicht bestimmt, entgegnete dieser. Aber so viel ist gewiß, daß, wenn man diese Spitzen bemerkt, bald ein Sturm ausbricht, oder ein großer Ueberfluß an Fischen eintritt. Gummer's Ore besteht aus zum Theil vom Wasser bedeckten Klippen, bei denen sich der Soetrolden aufhält; oder vielmehr, es ist der Soetrolden selbst*).

*) Soetrolden, oder Meerplage, ist der Name, den die Bewohner von Schweden und Norwegen dem Kraken geben.

Die norwegischen Fischer, sagt Pontoppidan, behaupten einstimmig, ohne die mindeste Abweichung in ihren Aussagen, daß, wenn sie während der heißesten Sommertage mehrere Meilen weit in die offene See hinausstoßen, ihre Barken manchmal auf einer großen, flachen Masse zu ruhen scheinen, die sich allmählich senkt, dergestalt, daß sie an Stellen, wo das Meer über 100 Klaftern tief ist, nur noch 20 bis 30 Klaftern Tiefe finden. Diese Verschiedenheit wird ihres Erachtens durch den Kraken erzeugt, der sich unter ihnen befindet. An einen solchen Umstand seit Langem gewöhnt, werfen die Fischer ihre Netze aus und ziehen sie mit Fischen immer reich angefüllt zurück. Erhebt sich die Untiefe, so eilen sie so schnell als möglich fort, weil alsdann der Kraken steigt, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen. Wirklich ragt bald darauf aus der Fluth ein breiter, unebener Rücken hervor, den man nicht zu übersehen vermag, dessen Länge jedoch fast eine halbe Stunde beträgt. Auf den kleinern Wasserbehältern dieser unförmlichen Masse kann man Fische springen sehen. Nach und nach wachsen auch Höcker oder Klippen empor, die, wenn das Ungeheuer auf keine Weise gestört wird, gleich großen Masten sich erheben, und nach allen Seiten sich ausdehnen. Es sind das die Arme des Kraken, und er hat darin eine so große Kraft, daß, wenn er ein Schiff erfaßt, es unwiderstehlich in den Abgrung gezogen wird.

Senkt sich der Kraken, so entsteht durch seine Bewegung ein so gewaltiges Brausen im Meere, daß man einen Sturm zu hören glaubt, und ziemlich lange gewahrt man an der Stelle, wo er sich gezeigt, einen Strudel, der dem Maelstrom nicht unähnlich ist.

Wahrscheinlich ist es ebenfalls der Kraken, den Olaus Wormius unter dem Namen Hafgufe bezeichnet. Des Ungeheuers Anblick ist, ihm zufolge, mehr dem einer Insel, als eines Thieres ähnlich. Er fügt hinzu, daß man nie einen Leichnam dieses Geschöpfes bemerkt, weil es so lange dauern soll, als die Welt, und kein Vernichtungswerkzeug sein Leben zu bedrohen vermag. Der Behauptung ungeachtet, entdeckte man 1680 an der Küste Norwegens den Leichnam eines jungen Kraken, der zwischen den Klippen von Alstahong hängen geblieben war. Seine Arme waren um große Bäume geschlungen, die er zum Theil entwurzelt hatte. Als der ungeheure Körper, der den ganzen 5 Minuten breiten Canal ausfüllte, zu faulen begann, war der davon verbreitete Gestank so groß, daß man auf eine halbe Stunde Weges kaum zu athmen vermochte. Die Fluth zerriß allmählich die gewaltige Masse, und verschlang sie stückweis*).

Olaus Magnus, in seinem Werke de Piscibus monstruosis, Paulinus, in seinen Ephemeriden der Merkwürdigkeiten der Natur, und Bartholinus, in seiner anatomischen Geschichte nehmen ohne Widerspruch

*) Der über dies merkwürdige Ereigniß abgestattete Bericht ist von dem Beisitzer des Consistoriums Friis zu Bodöe im Amte Nordland.

an, daß der Kraken wirklich vorhanden ist. Sie beschreiben ihn ungefähr auf dieselbe Weise, wie Wormius. Bartholinus fügt noch hinzu, daß der Bischof von Nidros, als er eines Tages eine solche wunderbare Insel auf der Fluth emporwachsen sah, den Gedanken hatte, sie Gott zu widmen, und darauf das Meßopfer zu begehen. Er schiffte unverweilt hinüber, ließ auf dem Kraken einen Altar errichten, und las die Messe selbst. Sey es Zufall oder Wunder, das Ungeheuer blieb ganz ruhig, so lange die Feierlichkeit dauerte. Aber kaum hatte der Bischof den Rücken gewendet und den Fuß auf festen Boden gesetzt, als die muthmaßliche Insel mit großem Geräusche in des Meeres Tiefe sank*).

Nach Bartholinus gibt es ferner nur zwei Kraken, die seit Erschaffung der Welt existiren und die sich nicht fortpflanzen. Aus Besorgniß, daß Wasser, Nahrung und Raum einem solchen Riesengeschlechte fehlen könne, habe Gott alle Bewegungen des Kraken weiser Langsamkeit untergeordnet, so daß er nur einmal im Jahre Hunger verspürte. Nach vollendeter Verdauung verbreite die Ausleerung dieses Ungethüms einen so angenehmen Geruch, daß die Fische haufenweis herbeischwimmen, wonach er seinen ungeheuren, einem Meerbusen ähnlichen Rachen öffnet und sie tausendweise verschlingt.

Es würde ein Leichtes seyn, ein Menge Naturforscher namhaft zu machen, die mehr oder minder umständlich von dem Kraken gesprochen haben, von Plinius und Fulgosus bis Pennant und Shaw. Am umständlichsten ist er beschrieben in dem Briefe, den Erich Falkendorf, Bischof von Nidros, 1520 an Papst Leo gerichtet. Begnügen wir uns, des dem Capitän Oens und seiner Mannschaft zugestoßenen Abenteuers zu gedenken*).

(Fortsetzung folgt.)

*) Dasselbe wird von einem ähnlichen Seeungethüm in der Legende vom heil. Brandan erzählt: Qui in hujus bullae dorso tabernam fixit, missam celebravit, et non multo post haec, ut putabant, insula submersa est.

*) Wie man es in der Naturgeschichte der Schleimthiere, von Dionys von Montfort, beschrieben findet.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Dresden, im April 1836.

Mit dem Fasching wären wir nun im Reinen. Er ist, vorübergehenden Katzenjammer u. dgl. abgerechnet, im Ganzen glücklich überstanden worden. An Gesellschaften, Bällen und Concerten hat es nicht gefehlt, an Langeweile auch nicht. Dresden ist keine Lebestadt; sie schließt sich dem Bacchuszuge des Carnevals mit mißtrauischem Ernste an, sie copirt, mit etwas steifen Beinen, seine wunderlichen Sprünge, Pirouetten und Tollheiten; allein es wird ihr nie so recht damit gelingen, und noch weniger wird es ihr jemals zur Natur werden. Mit unsern Maskeraden besonders ist es ein wahrer Jammer. Die Göttin der Langeweile stolzirt hier in allen Gestalten; sie borgt beim Theaterschneider und beim Juden Mendel Hunderte von Kleidern und Redoutenanzügen zusammen, allein es gelingt ihr nie, sich dadurch zu verstellen. Ihr grämliches, verkranktes Gesicht ist hinter jeder Sammet- und Wachsleinwandmaske zu erkennen; ihr unbewegsamer Schritt verräth sich in jeder Hanswurfthose, in jedem Spaniertricot, hinter jeder Grisettenschürze. Es thut's nit. Den öffentlichen Redouten wird durch die Privat-Maskenbälle nicht nur der eigentliche Lebensodem ausgeblasen, sondern sie kommen durch letztere auch noch in das übelste Renommée; denn man nimmt, und im Allgemeinen wohl nicht mit Unrecht, gradezu an, daß jedes Frauenzimmer, das sich auf die öffentliche Redoute wagt, eine Phryne, und jeder Mann, welcher dergleichen thut, entweder eine gemeine Person, oder ein heimlicher oder offener Sünder, oder ein Mensch von schlechtem Geschmacke sey. Durch diesen Synodalausspruch der feinen Welt ist es endlich dahin gekommen, daß, was ursprünglich bloß eine vornehmthuerische Erdichtung war, jetzt Wahrheit geworden ist, und daß Niemand, dem an seinem Rufe etwas liegt, mehr einen öffentlichen Maskenball besuchen darf. Dadurch hat diese Gattung von Vergnügungen den republicanischen Charakter, der ihr von Rechtswegen eigen seyn soll, gänzlich verloren; der Cliquegeist hat diesen tollen harmlosen Spaß in Belagerungszustand erklärt und es ist aus mit Letzterem. Es werden wohl alljährlich noch Dinge veranstaltet, die auf Meilenweite einem öffentlichen Maskenballe ähnlich sehen; es geht da auch lasciv genug her, um sich mit der Sittlichkeit auf ein Menschenalter abzufinden, und der Wein ist so schlecht und so theuer, wie man ihn nur auf Maskeraden verlangen kann; aber es ist nur das Gespenst eines Maskenballs, und wenn man hinkommt, so erblaßt man über diesen Hochverrath des Faschings und trollt sich nach Hause.

An Ereignissen und, wo diese fehlen, deren Surrogaten, d. h. Klatschereien und Stadtlügen, ist kein Mangel. Um eine neue Mordgeschichte sind die Annalen Dresdens auch wieder reicher geworden *).

Dem vielen Gerede, welches einem solchen Vorfalle auf dem Fuße nachzufolgen pflegt, wurde am schnellsten und wirksamsten durch ein ziemlich gleichzeitiges Ereigniß anderer Art ein Ziel gesetzt, welches, obschon nicht blutiger Natur, eine Menge ungleich näher liegender Verhältnisse berührte. Ein gewisser F—r, der durch eine Menge großartiger Scheingeschäfte, durch jahrelange wohlangelegte Rechtlichkeit und durch starke Procente, welche er zugestand, sich unter den hiesigen Geschäftsleuten einen unbegrenzten Credit zu erwerben gewußt, durch falsche Wechsel demselben noch Nachdruck gegeben, und auf solche Weise im Verlaufe weniger Tage eine Summe von ungefähr 50,000 Thlrn. zusammengeliehen hatte, ging mit denselben plötzlich durch. Sein Unstern wollte aber, daß er unterwegs erkrankte und daher liegen bleiben mußte. Den ihm nachsetzenden Betrogenen gelang es daher, mit Hilfe preußischer Gensd'armen ihn auf dortigem

*) Sie ist bereits in d. Bl. erzählt. Anm. d. Red.

Gebiete einzuholen. Die bei ihm vorgefundene Geldsumme belief sich jedoch noch nicht auf 150 Thlr.; das Uebrige hatte er wahrscheinlich in Sicherheit gebracht. Mehrere Speculanten haben durch diesen Fall starke Schlappen bekommen, werden jedoch, da es von mancher Seite nicht ohne Wucherei abgegangen seyn mag, nicht sehr bedauert. Ein Lotterie-Collecteur ist finanziell förmlich ruinirt und hat sich insolvent erklären müssen. F—r, welcher in hiesigen Gewahrsam sitzt, soll sich auf hartnäckiges Leugnen legen. Ueber die Resultate der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung ist bis jetzt noch nichts bekannt geworden.

Von sonstigen Neuigkeiten ist nichts zu melden, als daß Hr. Burmeister-Lyser, als Dichter wie als Maler rühmlich bekannt, mit dem ebenfalls durch zarte und sinnige Gedichte bekannten Fräulein Caroline Leonhardt sich verlobt hat. Diese Ehe wird eine rein poetische; denn Lyser ist, wie man weiß, taub, und nur ein so geistreiches Mädchen, wie seine Braut, wird solchem Scrupel, welcher der weiblichen Redseligkeit so wenig günstig ist, kühn die Stirn bieten. Bemerkenswerth ist es, daß in diesem Verhältnisse sich Dichter und Dichterin der Rastrelli'schen Opern begegnen; daher sie auch dem Componisten die scherzhafte Anzeige zugesendet hatten: „Salvador Rosa und Bertha von Bretagne empfehlen sich als Verlobte."

Im literarischen Felde ist, so weit dieß in Dresden möglich, ziemlich viel Leben. Die Abendzeitung führt seit dem Beginne dieses Jahres eine sehr zeitgemäße Sprache und tritt in die Reihe derjenigen Blätter, welche, neben der unterhaltenden Tendenz, auch eine gewisse selbstständige literarische Stellung behaupten. In dieser doppelten Eigenschaft gewinnt sie wirklich täglich an Interesse, welches die Redaction durch Fleiß und zweckmäßige Anordnung zu fördern weiß. — Was außerdem hier oder von hiesigen Literaten erscheint, schlägt fast durchgängig in's Fach der Vaterlandskunde: so wie die von Meynert herausgegebene „sächsische National-Encyklopädie," das von Schiffner verfaßte „Handbuch der Erdbeschreibung Sachsens," das von Mannstein vorbereitete „Wörterbuch des ober- und niedersächsischen Adels," die von Schäfer vorbereitete „Geschichte der sächsischen Armee" u. s. w., insgesammt Unternehmungen, die mit großem Fleiße ausgeführt werden.

Die schöne Menagerie der Frau Sidonia van Aken hat sehr viel Beifall gefunden, befindet sich aber gegenwärtig schon in Leipzig, wo ihr die Messe gewiß großen Zuspruch bereiten wird.

Unser dickster Lohnkutscher, Hr. Knecht, ist mit Tode abgegangen. Er war wirklich ein Beförderer der Wissenschaften; denn er hat manchen Studenten und manchen Schriftsteller für den civilen Preis von 1 Thlr. 12 Gr. nach Leipzig, zur Universität oder zur Buchhändler-Messe befördert. — Friede sey mit ihm!

Hr. Advocat Winter — Verfasser einiger wortreichen und sinnarmen Theaterkritiken — drohte jüngst mit einem dramaturgischen Blatte. Die Gefahr scheint, Gott sey Dank! vorüber und die Literatur ist um einige Tausend selbstgefällig-geistloser, anmuthig-langweiliger Phrasen und Redensarten ärmer. Ehre ihm und — wohl uns!

[Neue Lorbeerkronen.]

Fräul. Clara Wieck, diese Leipzig entsprossene Cäcilia des Pianoforte, ist von einer Kunstreise von Dresden und Breslau zurückgekehrt, sieg- und glückgekrönt. Es wäre Ueberfluß, eine neue Erörterung ihrer Kunstvollkommenheit niederzulegen. Lieber thue ich dieß mit einem und dem andern Blatte ihrer dichten Lorbeerkrone, das von günstigem Winde mir zugeweht ward. Eines davon kommt aus eines theuern (Carus) und hochgestellten Mannes Hand aus Elb-Florenz, und auf demselben las ich:

An Clara Wieck, nach Vortrag einer Fuge von Bach und eines Satzes von Beethoven.

Verschiednen Ausfluß strömt ein göttlich' Wesen
Hernieder in vergängliche Naturen;
Geheimnißvoll, was es sich auserlesen,
Empfängt der höchsten Schönheit tiefe Spuren.

Solch' Leben regt sich dann in eigner Weise:
Es leuchtet durch die höhere Erscheinung,
Sein Wirken bildet sich besondre Kreise —
Vergänglichkeit und Gotteskraft in Ein'gung!

Empfind' ich nun, daß hier der Jungfrau Seele
Ganz wiederklinge freistes Reich der Töne,
Und wie sonst Denken sich nach Worten zähle,
Hier Ton um Ton Gedanken sich vermähle:

Dann neig' ich gern, anbetend höchste Schöne,
Das Lorbeerreis, daß es die Ird'sche kröne.

Ein zweites Lorbeerblatt kam mir von Breslau her, aus gelehrter Dichter Hand, denn an seiner Spitze steht ein K. und läßt auf Kahlert schließen. Es enthält einen improvisirten Abschied, worin es, mit localen Beziehungen, heißt:

Bald wird die ernste Scheidestunde schlagen,
Bald wird uns Clara, unsre Freude, flieh'n,
Und nur Erinnerung von schönen Tagen
Wird dann mit ihrem Troste uns umzieh'n.

Bald wird nun Leipzig wieder triumphiren,
Das seinen Liebling wieder bald umschlingt;
D'rum, was wir morgen, ach, zu schnell! verlieren,
Verdient, daß heut es unser Mund besingt.

Wer wird uns Chopin's Räthsel übertragen,
Wer lieblich tändeln dann mit Piris, Herz?
Crociato, Zweikampf, Joseph werden klagen:
Kurz war die Freude, lange währt der Schmerz.

Wir wollen Ruh' gebieten den Clavieren,
Die zarten Klänge halten fest im Ohr
Und fest im Herzen, nie sie zu verlieren,
Die uns vergönnte Miheiz junior.

Wer wird nun wandern noch nach Liebich's Garten
In Sturm und Regen hin gen Mohnhaupt gehn?
Frau Vogt, Ihr Zimmer kann nun lange warten;
Von 11 bis 1 sind wir nicht mehr zu seh'n.

Wir woll'n uns in Erinnerung versenken
Und seufzen oft bei Cranz im Laden schwer,
Wir wollen ewig an die Clara denken,
Und wünschen, daß sie bald uns wiederkehr'.

Ein drittes sehr zierlich gedrucktes Blatt gibt ein glühend heißes Akrostichon, worin die Anrede Leipzigs: „tu le sais, est-ce un Ange, un Génie!" nur die Einleitung bildet. Man muß des Zuckerbrots nicht zuviel auftafeln; deßhalb — Lied am Ende hier. Clara Wieck aber erfreue sich ungestört ihres kunst- und glückgesegneten Daseyns!

Ed. B.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 103. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 29. April. **1836.**

Länder- und Völkerkunde.

Die geographische Literatur unserer Zeit hat seit einigen Jahren eine glänzende Veränderung erfahren. Wer nur irgend ein geographisches Werk aus früherer und jetziger Zeit vergleicht, bemerkt den großen Unterschied. Ich habe mich über diesen Punct schon einmal in d. Bl. (Nr. 44, S. 29. vor. J.) andeutend ausgesprochen und füge daher zur Ergänzung Einiges bei. — In der Pädagogik herrscht die regsamste Forschung nach der besten Methode in dem geographischen Unterrichte, ein Beweis, daß diese Wissenschaft selbst als sehr wichtig anerkannt wird. Das Werthlose wird nicht beachtet. Unter den neuesten derartigen Werken nimmt die „Geographie" von E. Schelle einen bedeutenden Rang ein. — Allein der in der Schule ertheilte Unterricht in der Geographie — die Methode sey, welche sie wolle — bildet immer nur die Grundlage der Kenntniß der Länder und Völker. Eignes Studium, Interesse an demselben muß die Fortbildung in derselben leiten, die Schule kann oft nur Winke ertheilen. Dies ist nun der Punct, den ich oben berührte. Die vor 10, 20 und mehreren Jahren erschienen Länder- und Völkerbeschreibungen waren meist so beschaffen, daß sie mehr abschreckten, als anregten, mehr langweilten, als unterhielten, mehr in Schlaf lullten, als spannten und belehrten. Die durchgreifende Bewegung auf dem literarischen Gebiete hat auch in dieser Hinsicht wohlthätig eingewirkt. Die Zahl der trockenen Reisebeschreibungen wird immer kleiner; die mattäugigen Beobachter schwinden mehr und mehr; die Augen der Reisenden sehen schärfer, klarer, schneller (wenn auch mitunter durch gefärbte Gläser!); man begnügt sich nicht damit, zu wissen, daß Berlin die und die Stadt ist, welche so und so viel Einwohner hat ꝛc. — man sucht sich Totaleindrücke zu verschaffen von allen Erscheinungen des Völkerlebens und kümmert sich bei Städten weniger um die Häuserzahl, als um deren Bewohner nach all' ihrem Thun und Treiben. — Die Deutschen verdanken in dieser Hinsicht den Franzosen und Engländern Manches; die tief eingehende Gründlichkeit dagegen ist ihr Eigenthum. Ich weise hier nur auf die „Briefe eines Verstorbenen" hin, die mit Recht Epoche gemacht haben. — Aus der neuesten Reiseliteratur wähle ich diesmal drei Werke aus, von denen jedes sich durch Selbstständigkeit der Beobachtungen auszeichnet. —

1) Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. Entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834 vom Legationsrath Tietz. Zwei Theile. Coburg und Leipzig, Sinner'sche Hofbuchhandlung. 1836. S. 203. S. 252.

Wer aus dieser Reisebeschreibung Funkelnagelneues lernen will, irrt sich; des Neuen enthält sie wenig, die genannten Länder sind oft beschrieben worden, besonders die Türkei und Griechenland. Dagegen lies't man das Mitgetheilte mit Freude. Der Verf. besitzt das Talent gut zu erzählen, was er beobachtet hat. Sein Name ist mir schon vorgekommen, doch weiß ich nicht gewiß, wo und wie. In den „Skizzen" spricht oder richtiger schimpft er mitunter auf die Revolutionärs u. dgl., nun, er ist ja russischer Legationsrath! Die interessanteste Partie in dem Buche bilden die Bemerkungen über das neue Königreich Griechenland. Hier theilt er manches bisher Unbekannte mit. Doch will es mir scheinen, als ob diese tadelnden Skizzen aus keiner reinen Quelle geflossen sind. Für die Philhellenen folgt eine solche am Schlusse. — Der Styl des Reisebeschreibers ist rein; seine Darstellungen zeichnen sich durch Lebendigkeit aus; an Beobachtungsgabe fehlt es dem Legationsrath nicht; man fühlt es bei dem Lesen, daß der Verf. bei dem zugegen war, was er darstellt. Von Petersburg weiß Hr. Tietz viel zu erzählen, er führt den Augen des Lesers mancherlei Beschauenswerthes vor. Kurz, man muß dem Buche nachrühmen, daß es gemacht ist, die Langeweile zu vertreiben, diesen und jenen Kopf mit wissenswerthen Kenntnissen zu bereichern und — Rußland eine starke Lobrede zu halten. —

Die äußere Ausstattung der „Skizzen" ist gut, der Preis für beide Theile (1 Thlr. 18 Gr.) nicht zu niedrig.

Hier ein kleiner Beitrag zur Kenntniß des neuen Griechenlands, wie derselbe S. 170 fg. des zweiten Theils zu lesen und zu beachten ist:

„Der Stolz eines hochgestellten Ehepaares in Griechenland verirrte sich oft gewaltig. So hörte ich schon in Constantinopel in einem diplomatischen Cirkel die Neuigkeit, daß die weibliche Hälfte jenes Paares eine Vermählung ihrer ältesten Tochter mit dem Könige von Griechenland nicht zu den Unmöglichkeiten zähle. In Nauplia theilte man sich dergleichen Gerüchte ohne Scheu mit. Von Zeit zu Zeit wurde sogar laut in den Salons der fremden Minister darüber gesprochen, dann machte das Ehepaar ein Finte und parirte schnell mit einer Nachricht von der Verlobung des Fräuleins mit irgend einem englischen Flottenofficier. Das Spiel wiederholte sich öfter, so daß, so viel ich selbst weiß, die junge Dame wenigstens dreimal als Braut paradirte, ohne es einmal in veritate zu seyn. Sie selbst war am meisten zu bedauern, daß man sie als Opfer einer solchen Intrigue gebrauchte, da sie mit Schönheit viel liebenswürdige Vorzüge des Geistes und Herzens vereinte.

Es ist in deutschen Zeitungen so viel Rühmens davon gemacht worden, daß man die interessantesten Cirkel in Griechenland nur allein dem Regentspräsidenten zu verdanken hätte, und daß dieser große Opfer bringe, um die Fremden für die Entbehrungen, die ihnen Griechenland auferlege, durch Bälle und Soiréen schadlos zu halten. Zu den vielen ungewaschenen Correspondenzartikeln aus Griechenland, die unter Aufsicht eines dabei Betheiligten fabricirt werden, gehören denn auch diese Lobposaunenstöße. Nicht dem Präsidenten verdankt man diese genußreichen Abende, sondern der Staatscasse, aus der eine höchst bedeutende Summe zu dieser Repräsentation angewiesen war, eine Summe, die besser und segensvoller angewandt gewesen wäre, wenn man sie den Nothleidenden und Hungernden gegeben hätte. Ist es doch bekannt, daß Ende December 1834 einer der tapfersten Griechen, der Papa Skiotzas, der als kühner Anführer den ganzen Befreiungskampf mitgemacht und dessen Körper mit Wunden bedeckt war, in einem Winkel einer verfallenen Hütte zu Athen vor Hunger und Kälte wie ein Hund crepiren mußte, indeß die „hohe Vice-Königlichkeit" vom Gelde der Griechen Bälle und Diners gab. Gerichtsfrohne mußten von dem armen, hungernden Volke die letzten Lepta's erpressen, damit das Regentschaftspräsidium aus Italien Sänger und Tänzer für enorme Summen verschreiben und in Athen ein Theater bauen lassen konnte. Preis und Dank dem jungen, braven Könige, der, als er dies erfuhr, auf's Höchste über solche Anordnungen empört, den Machthaber Griechenland's rufen ließ und ihm derb den Kopf dafür wusch: „wie man in dieser herzbrechenden Noth und beim Anblick so vielen Elends an leichtsinnigen Aufwand und Vergnügungen denken könne!" Der Herr, von dem dies ganze Theaterproject ausgegangen war, zeigte sich an demselben Abend, in einer Soirée selbst als trefflicher Schauspieler, indem er erzählte, daß die geworbenen Mimen zu übertriebene Forderungen gemacht und man daher die Unterhandlungen mit ihnen abgebrochen hätte. Uebrigens waren die Contracte bereits mit dem italienischen Opernpersonal abgeschlossen und sie erhielten eine bedeutende Abstandssumme; in welcher Rubrik man diese bei der Rechnungslegung bringen wird, darauf dürfte man neugierig seyn, wenn sich ein so hoher Mann auch darin nicht zu helfen wüßte.

Was auch Griechenland unter den Händen der zeitigen Machthaber und ihrer Anhänger werden dürfte, sieht Jeder gewiß mit tiefem Bedauern ein, der es mit dem armen Volke ehrlich meint. Der alte, wackere Kämpfer Kolokotroni, der von seiner Liebe gegen den jungen König früher gewiß Beweise gegeben hat, versuchte es, dem Monarchen die Macht in die Hände zu geben und dadurch Griechenland von einem hochgestellten Fremdling zu befreien, unter dessen Geißel das arme Land mehr seufzte, als unter dem Scepter der Türken. Der alte Palikaren-Chef wurde für seinen guten Willen mit der Todesstrafe belegt, die — man bewundere die Milde und Gnade der Regentschaft! — in zwanzigjährige Gefängnißstrafe verwandelt wurde. Beiläufig gesagt, ist Kolokotroni, ein beinahe siebenzigjähriger Greis, und er wäre besser dabei fortgekommen, wenn man ihn auf ein Jahr weniger als Lebenszeit condemnirt hätte."

2) Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich von Richard Otto Spazier. Stuttgart 1835. Fr. Brodhag'sche Buchhandlung. S. 468. gr. 8.

Polen und Frankreich! Diese beiden Länder, um welche sich großentheils die neueste Geschichte bewegt hat und noch bewegt. Polen, das durch den Kampf für seine Freiheit Frankreichs Freiheit gerettet hat, hat, sage ich, denn in der jüngsten Zeit sind in Paris die Krebse sehr beliebt geworden. Polen, dessen heldenmüthigen Krieg Hr. Spazier durch ein großartiges Werk verewigt hat, und Frankreich — diese beiden Länder von unermeßlichem Einfluß hat Hr. Spazier im obigen Werke theilweise beschrieben. Gewiß, diese Reisen verdienen gelesen zu werden, nicht einmal, sondern oft, auf jedem Blatte gibt's zu denken. Das ganze Werk enthält 1) drei Briefe von Paris an Eugen Graf von Breza; 2) der General Lafayette und sein Landschloß Lagrange; 3) das Großherzogthum Posen im Spätsommer 1833; 4) Frankreich (besonders Paris); 5) vierzehn Tage im Departement de la Moselle; 6) die französischen Frauen und ihre Stellung zur Gesellschaft. — Ueber diese sechs Gegenstände findet der Leser des Anziehenden Viel. Schon die „Briefe" erregen die Aufmerksamkeit, diese aber wird durch die lebendige Schilderung Lafayette's noch mehr gespannt. Man fühlt es, daß dem Verf. Liebe und Hochachtung die Feder geführt haben, und es ist ihm gelungen, ein recht anschauliches Bild von dem ehrwürdigen Besitzer des Landschlosses Lagrange zu entwerfen. — Wir folgen hierauf dem Dr. Spazier nach dem „Großherzogthum Posen" voll Erwartung dessen, was da kommen wird. Er erzählt ganz einfach, wie es ihm gelungen, Posen zu bereisen, ohne von der Policei zurückgehalten zu werden; er knüpft hieran einen Brief über Berlin, der manches Beachtenswerthe enthält, und beschreibt sodann den Zustand des Großherzogthums mit Liebe zur Wahrheit, indem er Land und Volk nach seinen Lichtpuncten sowohl als nach seinen Schattenseiten charakterisirt. Auch hier sieht man das Wohlgefallen, welches der Verf. an der Ausarbeitung empfunden hat. — Nicht minder lebendig, ohne Vorurtheil und Lobhudelei, zeichnet er das Land, das jüngst die große Bewegung hervorgerufen hat, deren Oscillationen noch immer bemerkbar sind, Frankreich. Mit Theilnahme folgt der bessere Theil der Leser dem Verf. auf seiner Reise von Leipzig durch Süddeutschland nach Paris und beachtet Alles mit Aufmerksamkeit, was über deutsche und französische Zustände gesagt

wird. Obschon Ref. manche Schilderung Frankreichs gelesen hat, in der des Dr. Spazier, das muß er bekennen, ist des Neuen, noch nicht Gesagten, wohl noch nicht Bemerkten, Vieles enthalten. Ueberhaupt ist an dieser Reisebeschreibung eine Beobachtungsgabe zu rühmen, deren Feinheit und Schärfe in wenigen derartigen Werken gefunden wird. —

(Schluß folgt.)

Politisch-juristische Literatur.

1) Ausübung oberstrichterlicher Gewalt der Staats- und der Cabinets-Justiz in wesentlicher Differenz, dargestellt vom Prof. Dr. K. Fr. F. Sietze.
2) Vom ausländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter und den finanziellen Verhältnissen des jetzigen deutschen Zoll-Vereins. Vom königl. preuß. Geheimen Ober-Rechnungsrathe Stengel.
3) Politik des Civilstaatsdienstes. Vom Regierungsrathe Dr. Wehnert. Riegel in Potsdam.

Von diesen drei Büchern ist das unter Nr. 1. genannte allerdings das bei weitem umfangreichste, ihrem gediegnen Gehalt aber nach, lassen sie sich recht wohl zusammenstellen. Nach dem Titel von Nr. 1. erwartet man freilich eine ganz andre Arbeit, als die vom Hrn. Dr. Sietze gelieferte ist. Wenn es nämlich heißt: „Ausübung oberstrichterlicher Gewalt der Staats- und Cabinets-Justiz in wesentlicher Differenz dargestellt," so glaubt man eine Abhandlung über das Wesen, den Umfang, die Grenzen und Aeußerungen der oberstrichterlichen Gewalt des Staats zu finden, so wie eine wissenschaftliche Definition von dem Begriff: „Cabinets-Justiz ꝛc." Hr. Prof. Sietze aber hat statt dessen den bekannten Proceß des Müllers Arnold, der nachdem er in allen Instanzen verloren war, endlich von Friedrich II. selbst zu Gunsten des Arnold entschieden ward, erzählt, und das Verfahren beurtheilt. Das Einschreiten Friedrich's des Großen in dieser Sache hielt man bis jetzt für eine Handlung der Cabinets-Justiz, d. h. der absoluten Gewalt, die nach Willkür entscheidet. Alle Biographen des Königs suchen diese Thatsache nur leichthin zu berühren, und über das Verfahren in diesem Proceß, so wie über die Bestrafung der Räthe, wie über einen Flecken im Purpur des Monarchen hinweg zu kommen.

Der gelehrte und durchdringende Verstand des Hr. Sietze zeigt nach Anleitung der mit abgedruckten, von ihm aufgesuchten Actenstücke (die freilich sehr dürftig sind), wie der Gang des Processes war. Trotz des Mangels ausreichender Grundlagen, der Verwirrtheit, die im Processe herrscht, erzeugt durch einen versteckten unverbesserlichen Fehler des Unterrichters, und trotz der alten jetzt in Preußen nicht mehr üblichen Proceßordnung, weiß der Hr. Verfasser den Faden festzuhalten, um zu zeigen, wie das Verfahren hätte seyn müssen und wie es wirklich war.

Als der Müller Arnold sein Recht bei den Behörden nicht erlangte, selbst nicht erlangen konnte, als auf Friedrich's Befehl die Untersuchung eingeleitet und das Verfahren revidirt ward, so entschied der Monarch selbst und verurtheilte die Richter zur Cassation und zum Schadenersatz.

Daß Friedrich II. dabei nach den damals bestehenden Landesgesetzen, nicht nach Willkür, in seiner Eigenschaft als absoluter König, sondern als Repräsentant der oberstrichterlichen Gewalt des Staats entschieden habe, dieß war die Aufgabe, die sich Hr. Dr. Sietze machte und die er im angezeigten Werke löste. Allen Verehrern des Königs wird dieß Buch willkommen, für Juristen belehrend, für Nichtjuristen unterhaltend seyn.

Die Schrift des Herrn ꝛc. Stengel ist schon früher als Abhandlung gedruckt worden. Nach der Ueberschrift: „Ueber die finanziellen Verhältnisse des deutschen Zoll-Vereins" müßte man allerdings eine umfassendere Arbeit erwarten, denn in der That, dieß ist ein ungeheurer Begriff. Die Data, welche der Hr. Verfasser genau in Zahlen gibt, sind sehr interessant und beurkunden in ihm einen einsichtsvollen und unterrichteten Beamten.

Rücksichtlich der „Politik des Civilstaatsdienstes von Dr. Wehnert," so ist uns die Abendzeitung mit einer Beurtheilung zuvor gekommen. Indem wir uns dem, was dort zum Lobe der Schrift gesagt ist, allenthalben anschließen, behalten wir uns vor, an einem andern Orte einige Auszüge aus dem Wehnert'schen Werkchen zu geben.

Roman.

Almarosa. Ein Roman aus der Fürstenwelt des vorigen Jahrhunderts von Marina. Erster Theil 243 S. Zweiter Theil 348 S. 8. Leipzig, C. H. F. Hartmann. 1835. *)

Dieser Roman zeichnet sich durch scharfe und bestimmte Zeichnung der Charaktere, wenn sie auch hier und da etwas in's Schwarze fallen, und durch eine höchst gebildete Schreibart aus. Localtöne und Zeitverhältnisse sind passend und zweckmäßig in die Erzählung verflochten, und namentlich ist der französische Hof unter Maria Antoniette höchst anziehend geschildert. Die pseudonyme Verfasserin bewundert mit Recht Joseph's II. geistige Größe, die seinem Jahrhundert voraus war, und es läßt sich nicht mit ihr darüber rechten, daß sie ihn so ganz in das Schöne gemalt hat; aber wenn sie historisch als ihre eigene Ueberzeugung anführt, daß er von Sinnlichkeit ganz frei gewesen sey, so widerspricht die Geschichte, die gerade hierin an dem großen Mann große Schwächen gefunden hat. Einer Dame dürfen wir es nicht anrechnen, daß sie die Bulle Clemens XIV., durch welche er die Jesuiten aufhob, falsch benennt. Es war: Dominus ac redemtor noster. Wir wünschen der Verfasserin Glück zu der ehrenvoll begonnenen Laufbahn.

*) Der Firma, unter welcher diese Blätter und der obige Roman stehen, wegen ist diese Recension aus der Halle'schen Literaturzeitung hieher entlehnt worden. Anm. d. Red.

Literarischer Beobachter.

[Mittelalterlich.] In den vertrauten Briefen aus Berlin von Hrn. E. Beurmann, in der Zeitschrift: „Europa," wird im neunten Briefe von der Kunstkammer auf dem königl. Schlosse und den darin befindlichen Sehenswürdigkeiten gesprochen. Da wird auch Murat's Galla-Anzug, der dort befindlich ist, erwähnt, und es heißt wörtlich: „Dieser Anzug bewog einen preuß. Hauptmann neben mir zu der Aeußerung: „Ach, der Theaterheld!" — Der gute Mann übersah in seinem preuß. Landwehr-Charakter alle jene romantische Poesie an dem Schwager Napoleon's, die mich von jeher für ihn einnahm. Murat war der einzige mittelalterliche Charakter im französischen Heere u. s. w.

Hr. Beurmann muß vom mittelalterlichen Charakter keinen richtigen Begriff haben. Sein gegebenes Wort — es war ein Ehrenwort — treu zu halten und es selbst mit dem Tode zu besiegeln, war ein Hauptzug im Charakter der Männer des Mittelalters. Am 17. Januar 1814 trat Murat, als König von Neapel, der Sache der Verbündeten wider seinen Schwager Napoleon bei. Als dieser wieder von Elba kam, brach er sein Wort und seine schriftlichen Zusicherungen. Heißt das im mittelalterlichen Charakter handeln *)?

[Neue Quodlibets.] Wem nicht die Vergangenheit auch in literarischer Hinsicht ganz fremd ist, der wird sich noch einer Art von Gedichten erinnern, die Quodlibets hießen, wo man ganz heterogene Gegenstände zusammenreimte, um durch diesen Contrast zu belustigen. In der Regel war es ein schaler Spuß, denn zu solchen Reimereien erniedrigt sich höchst selten ein dichterisches Talent; zuweilen indeß enthielten sie durch die witzige Zusammenstellung von ganz heterogenen Dingen, wegen der damit verbundenen Ideenassociation, manchen satyrischen Einfall und manchen sinnreichen Sarkasmus.

Diese Spielerei ist längst aus der Mode gekommen, dagegen liefern dergleichen Quodlibets jetzt einige Zeitschriften, nur freilich nicht in Reimen, vielmehr oft ungereimt, wie z. B. der Gesellschafter und der Freimüthige (Revue der Tagesgeschichte). Es sind Quodlibets, wo man oft Ursache hat, vor dem libet — non zu setzen.

[Das junge Deutschland und Marbach.] „Freudig war es für mich zu lesen, daß Sie **) von der Meinung abgekommen, ich sey Einer von den jungen Deutschen, die sich für Heerführer halten und Schlachten liefern wollen, während ihre ganze Soldateska eben nur aus dem einzigen Heerführer besteht, und dieser bei dem ersten feindlichen Kanonenschuß — — — jenen, die ihn gefangen nehmen, einen üblen Geruch unter die Nase bringt. Nun nimmt der und jener eine Prise Tabak, nießt, — und das liebe Publicum schreit: „Helf' Gott!" So hat Marbach seine goldene (?) Tabatiere herausgezogen und zierlich und manierlich geschnupft. Ich habe seine erste Sendung auf Ihr Anrathen gelesen, und gefunden, daß ein ganz gescheidter Mensch auch alberne Sachen schreiben, daß man, befangen in Herzensangelegenheiten, auch hell und klar denken kann. — — Marbach's Büchlein ist ein einseitiges, — aber deßhalb für eine gewisse Partei, und wird daher noch ferner seine Verfechter finden."

[Die Brockhaus'schen lit. Unterhaltungsblätter] Ueber die Parteilichkeit der genannten Blätter, über ihre Tendenz, den Brockhaus'schen Ruf zu unterhalten, jeden anderen aber niederzuhalten, über die Herren, welche den Strohschober der Recensionen immer zu erhöhen bemüht sind, ist fast nur eine, und zwar nur eine sehr abgünstige Stimme herrschend. Es lohnt sich nicht der Mühe, darüber noch eine Sylbe zu verlieren. Auch wir würden es nicht thun, wenn wir uns nicht durch eigene Augen überzeugt hätten, daß Hr. Brockhaus durchaus willkürlich der Recensenten Ansichten und Redeweisen ummodelt, und bald mit rother, bald mit schwarzer Tinte ganze Sätze streicht, ändert, mildert, bösert, oder verbalhornt oder meinetwegen auch dieses Alles per manum tertiam thun läßt. Hr. O.. in seinem anti-Börne'schen Aufsatz hatte z. B. die Worte in einem Satz eingeschaltet: „wie das junge Deutschland." Um es mit diesem nicht zu verderben (?), corrigirte die Brockhaus'- oder eine Brockhaus'sche Hand die vagen oder faden Worte dafür hin: „wie Andere" (o sanctam simplicitatem!). — Stereotypisch scheint übrigens unter anderen ehrenwerthen Grundsätzen der: jedes Hartmann'sche Verlagswerk auf alle mögliche Weise herabzuwürdigen und es der Achtung des Publicums zu entziehen, obgleich aus Hrn. Hartmann's Verlag noch keine Casanoviana und keine Tieck'schen Bordellnovellen hervorgegangen sind. Es geht diese Parteilichkeit so weit, daß von einem Verf. ein Werk in H's Verlag getadelt und ein anderes von eben dem in einem anderem Verlage gerühmt wird, und zwar so, daß dort alle Talente und Facultäten abnegirt werden, welche hier affirmirt sind. Von dem Verf. der Memoiren eines Verstorbenen (bei Hartmann erschienen) wird unter anderem auf die Spitze gestellten Tadel gesagt: daß er Polen lobe. Wie lächerlich a priori! Wird je ein Vernünftiger die Polen loben, der sie bei Grenzregulirungen in ihren moralischen und häuslichen Ruditäten kennen gelernt hat? Wir könnten noch mehr des einfältigen und nur leidenschaftlichen Tadels ausziehen. Wir verweisen nur auf eine scientifisch (vielleicht auch moralisch) jämmerliche Recension über den Roman Almarosa *) und die mährischen Wanderbriefe Schlesinger's in den Br. Bl., Mon. Jan. d. J. Könnte sich Hr. Brockhaus nur wenigstens zu der moralischen Würde erheben: die H.'schen Verlagswerke, da er ihnen nun einmal aus Wollust oder Consequenz keine Gerechtigkeit angedeihen läßt, gänzlich verschweigen zu lassen! — Das Gersdorf'sche Repertorium singt ebenfalls dessen Lied, dessen Brot es ißt. Man sehe die Recension über „Bern, wie es ist," und zur Abwechselung noch das absprechende Urtheil über den talentvollen Stolle. Seit wenn heißt wegwerfend sprechen so viel als würdig und richtig urtheilen?

[Innerer Zwiespalt.] Die österreichischen Literaten theilen sich, in politischer Beziehung, in solche, welche ihre Manuscripte im Lande, und in solche, welche ihre Geisteserzeugnisse außerhalb des Landes, im Auslande veröffentlichen. Beide Theile liegen sich jetzt im Streite, oder vielmehr die erste Partei hat die Offensive gegen die zweite ergriffen und bemüht sich, ehrenhafter Art, diese bei den Behörden durch Schimpfen zu verdächtigen, sich selbst aber in Gunst zu setzen. Lembert in seinem neu gegründeten Telegraphen wüthet auf diese Art, v. Braunthal, Bauernfeld u. A. nehmen sogar ihre Zuflucht zu besondern Broschüren. Man beurtheile die Moralität solches Thuns, und man wird nicht zweifeln, wohin man sich zu wenden, wen man zu ehren, wen man zu verachten hat.

---

*) O ja, aber nicht im ächt ritterlichen. Anm. d. Red.

**) Auszug aus einem Briefe aus Deutschlands Süden. Anm. d. Red.

*) Vergl. vorhergehende S. das Urtheil einer geachteten wissenschaftlichen Zeitung. Anm. d. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 104. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 30. April. **1836.**

Nachtrag zur Taschenbuchsliteratur.

Biographisches Taschenbuch deutscher Bühnen-Künstler und Künstlerinnen. Herausgegeben von L. v. Alvensleben. 1836. Erster Jahrgang. Mit 3 Portraits. Leipzig, bei Fischer und Fuchs.

Es ist ein schöner Gedanke, dramatischen Künstlern für ihre Verdienste ein bleibendes Denkmal zu setzen. Niemand empfängt mehr Huldigungen von seiner Zeit, als der dramatische Künstler; Niemand wird aber auch leichter der Vergessenheit anheim gegeben, als dieser. Warum soll man nicht auch diesen Künstler, so wie jeden Andern, dem Lethestrome zu entreißen suchen, wenn er es in der That verdient? Wirkten die künstlerischen Darstellungen desselben im Wort und That oft nicht gewaltiger und kräftiger auf die Bildung ihrer Zeit ein, als vollendete Schöpfungen der Künstler andrer Fächer? Leider wird der Einfluß, welchen die Koryphäen der theatralischen Welt auf die Bildung ihrer Zeit ausübten, in der Culturgeschichte noch zu wenig berücksichtigt und gewürdigt, und dennoch war und ist er nicht gering. Hr. v. Alvensleben gedenkt dieses höhern Beweggrundes nicht, er will vielmehr, wie er in dem Vorworte angibt, durch Herausgabe dieses Taschenbuches erstens der flüchtigen Vergänglichkeit des Ruhmes dramatischer Künstler vorbeugen, und zweitens ihrem Stande selbst eine achtungswerthe Stufe in der menschlichen Gesellschaft anweisen. Recensent dieses Buches erkennt dankbar die Gründe seines Strebens an, aber ihm scheint es, als ob sein Ziel durch vorliegende biographische Aufsätze nur theilweise erreicht werden könne.

Hr. v. A. hat sein Taschenbuch in 2 Abtheilungen getheilt. Die erstere enthält Biographieen dramatischer Künstler, die letztere vermischte Aufsätze. Aus jenen Biographieen erfahren wir kurz, wo der Künstler geboren, erzogen, wie er an das Theater kam, in welchen Rollen er zuerst auftrat, wie lange er an dem oder jenem Theater engagirt war u. s. w. Diesem beigefügt sind noch einige lobende Bemerkungen. Dieß Alles ist recht gut, allein bei diesem Streben ist die Hauptsache, das Wesen ihrer Kunst und ihrer Verdienste zu detailliren, zu beleuchten und zu charakterisiren, fast ganz in den Hintergrund getreten. Wer kurze Biographieen dramatischer Künstler ohne speciellere Charakterisirung ihres theatralischen Wirkens und Lebens lesen will, wird sich gewiß befriedigt finden, nicht aber der, dem es am Herzen liegt, zu erfahren, warum dieser oder jener Künstler ein Künstler im höchsten Sinne des Wortes war und ist. Unser Jahrzehend leidet an der Wuth, Alles zu biographisiren, aber was helfen Biographieen, wenn sie weiter nichts sind, als Gerippe von dem Leben einzelner Individuen? Sie können unmöglich der Geschichte, welche Millionen von Strahlen in einem Brennpuncte vereinigen soll, von Nutzen seyn, sobald nicht ein geistiges Bildungsmittel da ist. In vorliegendem Taschenbuche sind auf 144 Seiten folgende 26 dramatische Künstler: A. W. Maurer, H. Marschner, Mad. B. Fischer (Schwarzböck), C. C. Th. Döbbelin, F. W. Porth, M. Rott, J. B. v. Zahlhas, F. W. v. Kawaczinsky, L. Hölken, A. C. Boltzmann, C. F. Baudius, Lemm, C. Fischer, J. Rogmann, E. Devrient, C. Chr. Genast, Ed. Genast, M. Greiner, H. Anschütz, E. Bauernfeld, W. Lembert, G. Spontini, H. Kriete, B. Neustädt, F. W. Grohmann, Ch. Birch, geb. Pfeiffer, und unter diesen am ausführlichsten Maurer, Rott, Porth und Mad. Birch-Pfeiffer biographisirt. Wer, frag' ich, mag aus einem Paar Seiten Lebensgeschichte einen dieser Künstler würdig beurtheilen und verehren lernen? Daß Hr. v. A., nicht die Hrn. Verf. dieser übrigens gut geschriebenen Aufsätze, die Schuld davon trage, läßt sich wohl ahnen, da bei einer solchen Kürze sich füglich nicht mehr geben läßt. Gewiß würde er ungetheilten Beifall erhalten, wenn er aus obigen 26 verdienstvollen Künstlern höchstens den dritten Theil und zwar die anerkannten Koryphäen hätte biographisiren, an die Lebensumstände dieser aber eine in's Detail eingehende Schilderung ihres dramatischen Lebens, Wirkens und Verdienstes anknüpfen lassen. Geschieht Letzteres, so wird nicht allein der dramatische Künstler in einem höhern Lichte erscheinen, sondern auch der angehende Schauspieler die größten Vortheile aus den Biographieen solcher Vorbilder ziehen.

Unter den vermischten Aufsätzen sind zwei Gedichte

Wie Hr. v. A. das Gedicht: „Schiller's Schatten," Parodie von Robert Blum, hat aufnehmen können, begreife ich nicht. Es ist keine kleine Aufopferung über diesen Knippeldamm hinweg zu schreiten. Schrecklicher kann wohl die Metrik nicht gemißbraucht und genothzüchtigt werden, als es hier geschieht. Wer in aller Welt scandirt z. B. folgende Hexameter:

„Ist denn der alte Kothurn zurückgekehrt auf eure Bühnen —
Philosophie? Welcher Unsinn! Humor u. s. w. —
Nimmer; es ist eine Gattung Kunstwerke vor Kurzem entstanden —
Handwerksburschen, Brauknechte, Tagdiebe und Vagabunden —
u. s. w."

so wie den Pentameter:

„Die Räume nicht mehr; sie noch viel weniger Dich u. a."

Und die Dichtung selbst! Wahrlich sie muß selbst das roheste Herz durch Barockheit und Gemeinheit verletzen. O, edler Schiller! Du mußt von Robert Blum dir unter andern auch folgende empörende und prosodisch schnitzerhafte Aeußerung in den Mund legen lassen:

„Fluch dann dem ganzen Geschlecht! Hinab zu der Unterwelt Grauen,
Das ich mit Sehnsucht verließ, kehr' ich mit Sehnsucht zurück."

Die Antwort heißt:

„Recht so, hier bist Du nicht tauglich; Du störst nur hier Oben die Scene:
Geht die Verrücktheit hinaus, kommt die Gemeinheit herein."

Ein treffendes Pentameter-Motto für Ihre ganze Dichtung, Hr. Blum!

Kurz vorher sagt er:

„Kritik? die kennen wir nicht. Lobhudler und schimpfende Lümmel (!?)
Führen das größeste Wort. Zahlst du, so stehn sie zu Dienst."

Hr. R. Blum, was soll man dazu sagen? — Vergessen Sie denn, daß Sie selbst Recensionen schreiben*)?

*) Ich habe das Gedicht auch gelesen, und habe mich sehr gewundert, wie Schiller in den paar Jahren all' sein Versemachen verlernt hat. Wäre ich Hr. v. Alvensleben gewesen, ich hätte, statt das Gedicht aufzunehmen, einen Preis darauf gesetzt, es auszubessern. Anm. d. Setzers.

Hr. v. Alvensleben hat es vielleicht gethan, aber es wollte sich Niemand die undankbare Mühe nehmen.
Anm. d. Druckerjungen.

*) Erstes und letztes nicht ganz ähnlich. Anm. d. Red.

Einen andern bessern Eindruck macht das vierte Gedicht: „Die Künstler nach dem Tode" von Cyrillus, wenn gleich die Durchführung der Grundidee nicht ganz gelungen ist. — Unter den prosaischen Aufsätzen ist der Aufsatz: „Ueber Costüm" von W. F. Seidel nicht ohne Interesse, vorzüglich aber für den Schauspieler selbst. Eine erfreuliche Gabe ist der Aufsatz: „Von der Direction der Neuber bis zur Verbannung des deutschen Hanswurst's," ein Bruchstück der Geschichte des deutschen Theaters von F. W. v. Kawaczinski zu nennen, obschon wir in selbigen auf vieles Bekannte stoßen. Möchte der Hr. Verfasser nicht bloß rein historische Data in seiner Geschichte des deutschen Theaters aufstellen, sondern auch den Entwickelungsgang des deutschen Dramas mit philosophischem Geiste anknüpfen. Aus Leben und Literatur läßt sich dieser leicht verfolgen, und hier findet der Literarhistoriker eine herrliche Gelegenheit, Gelehrsamkeit und Kenntnisse an den Tag zu legen. Soll eine Geschichte des deutschen Theaters von wahrem Nutzen und allgemeinem Interesse seyn, so muß von den Anknüpfungspuncten, welche sich namentlich seit dem 15ten Jahrhundert in Deutschland für das Entstehen des deutschen Dramas vorfinden, ausgegangen werden. „Einiges über dramatische Kunst bei Gelegenheit des Gastspiels der Mad. Schröder-Devrient in Leipzig" könnte billig seinen Verfasser an der Stirn tragen, denn es bringt ihm keine Unehre.

Die Ausstattung des Taschenbuches ist lobenswerth. Die Portraits enthalten die Bildnisse Rott's, der Madd. Schröder-Devrient und Ant. Fournier. Auf dem ersten derselben wird manches Damenauge gern weilen!

Hugo v. Hardenfels.

Theater.

Wien, im März 1836.

In meinem letzten Schreiben erhielten Sie das Versprechen, über die neuen theatralischen Erscheinungen der hiesigen Bühnen Bericht zu erhalten; allein mannichfache und bedeutende Verhinderungen ließen mich bis jetzt nicht dazu gelangen. Haben Sie und Ihre gesch. Leser also Nachsicht, und gestatten mir jetzt, wie der Mohr in Fiesko, meinen ganzen Schnappsack auszuleeren.

Epoche, wie sonst nichts, macht einmal die Griseldis von Friedrich Halm, der jedoch nur pseudonym. Der Enthusiasmus dafür ist heftig angeregt, und, obwohl es schon bei 25 Male gegeben wurde, die einzelnen Vorstellungen stets gesteckt voll. Als das erste Erzeugniß eines jungen, dem Vernehmen nach sehr hochstehenden Dichters, ist es ein höchst beachtenswerthes Product, und voll erhebender Hoffnungen für die Zukunft. Der Stoff ist aus den Zeiten der Tafelrunde, und dem Sagenkreise dieser Epoche entlehnt; und obschon rauh und erschütternd, doch voll hoher Poesie und der herrlichsten Formen fähig. Mich wundert nur, daß man diesen Schatz mit gierigen Händen bis jetzt nicht hervorgewühlt. Man hat dem jungen Dichter schon in der Wahl desselben einen Mißgriff vorgeworfen, — das ist offenbar falsch, der glänzende Erfolg beweist die tiefgewurzelte Kraft desselben. Daß in der dramatischen Handhabung Mängel einschlichen, ist nicht zu leugnen; so z. B. hätte der Charakter des rauhen, felsenharten Percival naturgemäßer, ihm Eifersucht oder Zweifel zu Grunde gelegt werden sollen, um den Zuschauer mehr zur natürlichen Anschauung desselben zu führen. So ist auch die Königin Ginevra verzeichnet, zur Furie verwandelt, während sie als leidenschaftliches, liebendes Weib moralischer und poetischer motivirt wäre. — Doch dieß sind bloß einzelne Flecken,

die die Sonne der poetischen Schönheiten nur desto strahlender hervortreten lassen. Einige Situationen gehören zu den zartesten und zugleich zu den erschütterndsten, welche die dramatische Kunst hervorgebracht. Die Diction ist wunderschön, und im edelsten Style gehalten, aber auch naiv und anmuthig. Ein neues Trauerspiel von demselben Dichter „der Adept" soll bereits vorliegen. — Gespielt wurde superb. Die Rettich feierte wieder einen vollen Triumph in der Rolle der Griseldis, minder gut ward es der Dlle. Peche, als sie diese Rolle übernehmen wollte. Löwe als Percival ist voll ergreifender Wirkung, doch zuweilen überspudelnd, was ihm wohl manchmal geschieht. Die übrigen Personen sind wenig von Bedeutung. Die scenarische Ausstattung war glänzend zu nennen, und gab, wenn es dessen anders noch bedürfte, einen neuen Beweis für die Liberalität und den fein beurtheilenden Geist der Direction, der sich nicht an Namen bindet; auch das jugendliche, unbekannte Talent ermuthigt, und das Gediegene anerkennt. Mögen öftere Beispiele dieser Art alle die Faseleien von Protectionsgeist u. s. w. niederschlagen. — An diesem Hoftheater wurde auch Mad. Brede für das Mütterfach engagirt, wozu sie recht brauchbar scheint. — Ein neues Lustspiel: „der Markt zu Ellerbrunn" ist vielmehr Posse zu nennen, gefiel jedoch durch das lebendigste Zusammenspiel. — Sonst wüßte ich nichts Sonderliches. —

Das Hofoperntheater unter der Administration Düport's geht jetzt seinem seligen Ende entgegen, um nach Ostern in neuer schönerer Form wieder aufzuerstehen. Wie es damit seyn wird, wissen Sie bereits. Jetzt hören wir mehr neue Opern kurz nach einander, als sonst vielleicht in einem ganzen Jahre; so: „der Maskenball," „das Pferd von Erz" und endlich, „die Jüdin;" aber es scheint fast, als sollte blos dem Nachfolger ein böser Streich damit gespielt werden, denn man sieht sodann den Vorrath von Neuigkeiten, gleichsam die Schatzkammer der Effectstücke, geplündert, und das Publicum gegen dieselben gleichgiltig. Nur die „Jüdin" von Halevy gefällt besonders — es ist aber auch ein Meisterstück der Composition. Scheint es doch, als wäre die Tonmuse des neunzehnten Jahrhunderts wie jene der Dichtkunst den Israeliten hoch befreundet, denn Meyerbeer und Halevy sind diesem Stamme entsprossen, und die Göttin hat sie mit mächtiger Hand emancipirt, ohne nach menschlichen Vorurtheilen zu fragen. Sobald ich die Jüdin werde gesehen haben, sollen Sie über die Ausführung und Scenerie etwas vernehmen.

An der Wien ist von Nestroy, der jetzt auf einmal ein Sittenprediger geworden, ein neues Stück „der Treulose" gegeben worden, und man macht ihm die Nachahmung des Verschwenders darin zum Vorwurfe. Auch gastirt allda noch immer Kunst und jetzt die wackere Mad. Pann; das sind Gäste, die doch nicht Jahre lang im statu quo bleiben, wie im Kärntnerthor-Theater Forti und Breiting! — die gleich Gastrollen auf fünf Jahre hinaus annehmen (!!). In den übrigen Theatern nichts, was der Rede werth wäre.

Cassel, am 8. April 1836. *)

Soll ich Ihnen noch etwas über das hiesige Theater melden, so erwarten Sie keine strenge Kritik, denn Undankbarkeit ist meine schwache Seite und ich verdanke der hiesigen Thalia-, Melpomene- und Erato- (oder Terpsichore-) Anstalt so manche Freude. Wie oft hab' ich gewünscht, Sie mit Ihnen theilen zu können oder habe an Theaterabende Leipzigs gedacht, die wir miteinander verlebt, verschwatzt, vertrunken, verjubelt. Interessant war es mir, einen jungen Künstler wiederzufinden, den wir Beide kennen und achten und nachdem Sie so oft schon öffentlich geseufzt haben. Ich meine Hrn. Boltzmann. Die Messe gab mir Gelegenheit, ihn öfter als zu anderer Zeit zu sehen und mich durch sein ästhetisch-schönes und künstlerisch durchdachtes Spiel zu enthusiasmiren. Aber welch' ein Unterschied gegen Hrn. B.'s Beschäftigung während der Leipziger Messen! dort bei Ihnen spielte er zehn schlechte und eine gute Rolle; hier ist das Verhältniß gerade umgekehrt. Zum Belege erwähne ich nur einige der hier zur Zeit der Messe von Hrn. B. gespielten Rollen: Hamlet, Ethelwood, Carl Moor, Guttenberg, Romeo, Wenzel, Carl Morin. Unser Liebling, denn so darf ich Hrn. Boltzmann, in Erinnerung, daß wir einst ihn und Dessoir als die Dioskuren des Leipziger Theaters (in seiner goldnen Ringelhardt'schen Zeit) zu grüßen pflegten, wohl nennen, hat also viele Ursache zufrieden zu seyn. Vor Allen aber ist es auch das Publicum, welches ihn, den unermüdlich Strebsamen, durch einen hier seltenen Beifall zu immer größerem Studium und Eifer anspornt. Vermöge seiner, in Leipzig so grell gegen seinen Nachfolger (Hrn. Düringer) abstechenden gänzlichen Abgeschiedenheit von Zerstreuungen und seines beinahe ängstlichen Zurückziehens hat er die freudige Ueberzeugung auch hier erlangt, daß sein Beifall ein rein verdienter nichts weniger als gemachter ist. Für den Künstler ein erhebendes, beglückendes Gefühl, welches ihn manche Unbill vergessen, mindestens leichter ertragen lehrt! Ich meine die Kritik, wenn sich Gemeinheit, Unverstand, Parteilichkeit und Ignoranz so nennen läßt. Es existirt hier ein Schullehrer, Herr Lobe, Bruder des Componisten aus Weimar, der seichte Berichte in das Frankfurter Conv.-Bl. sendet und von da aus seine Unwissenheit veröffentlicht. Einige von Hrn. Boltzmann's Collegen füttern ihn. Andere, unter die unser Freund gehört, verachten ihn. Hier haben Sie den Schlüssel, nach dem Sie neulich mich baten hier zu suchen. Aber auch Herr † † in Berlin verunglimpft und bewitzelt zuweilen Hrn. Boltzmann. Sie wollen, daß ich Ihnen auch hier etwas Sicheres mittheile. Ich zweifle nicht, daß Sie längst auf der sichern Spur sind. Ich will Entfernteres zuerst geben. Ist nicht Cerf wüthend auf Hrn. B. und könnte Hr. .. nicht diesem Ehrenmanne dienen? Kennen Sie nicht einen gewissen würdigen Hrn. Rott und seine Freundschaft mit Hrn. Oettinger? Schlagen Sie selbst einmal in Ihrem Erinnerungsbuch die Artikel Rott und Boltzmann auf! Leider bleibt einem Schauspieler, auch dem besten, gegen solche Machinationen, anständiger Weise, nichts Andres übrig, als zu schweigen. Im Gegensatze zu diesen Machinationen erfährt Hr. B. auch gerechte und freundliche Anerkennung von Männern, die man als Kritiker hoch zu achten gelernt hat. — Außer dem Fr. Conv.-Bl. scheint Hr. Lobe auch die Theaterchronik sich zum Organ erwählt zu haben, aber nur erst seit Kurzem. Der frühere Correspondent, Dr. Geeh, der mir als solcher genannt wurde,

*) Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. Anm. d. Red.

ist, politischer Beschuldigungen wegen, in Haft. Nun, ich hoffe, diese Kritiker werden von Hrn. B. überlebt werden — ich meine im moralischen Sinn.

Der unglückliche Meaubert wurde am 2. nach einer Irren-Heilanstalt nach der Stadt Bern im Preußischen gebracht. Der Bassist Köllner aus Carlsruhe, früher in Leipzig, gastirte als Mephisto in Spohr's Faust, wurde unwohl und wird noch als Jakob in Joseph in Aegypten auftreten. Man erwartet in Bälde noch zwei andere Bassisten. Die Jüdin soll am Oster-Montag zum ersten Male gegeben werden.

Schiller's Räuber wurden kürzlich mit außerordentlich günstigem Erfolge dargestellt. Eben so kurz vorher Hamlet, worin Hrn. B. das Publicum mit Beifall überschüttete und zum Schlusse einstimmig rief. In den Räubern wurde Quanter, als Franz, ebenfalls gerufen. Gleiche Auszeichnung widerfuhr unserem Freunde am Tage darauf als Guttenberg. Das Hervorrufen ist hier etwas Seltnes, und darum Auszeichnung und Ehre. Das Lustspiel: „Der Zauberpark," mißfiel, besonders bei der Wiederholung wegen seiner Platitüden und Frivolität. Blum's: „Ich bleibe ledig" und „die Bastille" von Berger werden nächstens zur Darstellung kommen. Als Tenorist erwartet man den rühmlich bekannten Orska aus Dresden. U. s. w.

Theater-Gucker.

Paris. „Mr. Darnières," ein kleines Stück, hat im Theater Variétés nicht mißfallen. „Venedig im sechsten Stocke oder die Wuth maskirter Bälle," dagegen ist im Palais royal mit lärmendem Applaus aufgenommen worden. Im Vaudeville-Theater (das, beiläufig gesagt, weil es der Fortsetzung der Bauten am Palaste des Louvre entgegensteht, abgetragen werden soll) machte Glück „Madeline, die Holzschuhhändlerin," von Bayard, Desnoyers, Laffitte. Das Ganze erscheint etwas gedehnt und könnte leicht in zwei Acte zusammengedrängt werden. „Lord Novart," Lustspiel in fünf Acten, in Prosa von Empis hat im Théâtre français sehr angesprochen. Ein geistvolles Stück mit schönen Einzelheiten, doch an Scribe's „Ehrgeizigem" erinnernd, als Ganzes jedoch nicht ausgezeichnet.

Wien. Am 21. März im Josephstädter Theater zum ersten Male: „Ich weiß es nicht oder der Rechtsgelehrte wider Willen," Lustspiel in zwei Aufzügen nach dem Französischen des Scribe und Delavigne. Das Stück, bei einer guten Vorstellung gut, erschien gedehnt, langweilig, unklar und ließ völlig kalt. Am 24. März zum ersten Male: „Der literarische Salon," Lustspiel in drei Aufzügen, nebst einem Prolog von Bauernfeld. Den Charlatanismus unserer Zeit in Literatur und Journalismus zu schildern und mit den Waffen des Spottes zu bekämpfen, ist Hauptzweck, aber dabei von Erfindung, Schürzung und Lösung eines dramatischen Knotens, von Anlage, Fortgang und Abrundung einer dramatischen Handlung ist beinahe nicht die Spur vorhanden. Am 26. März trat Hr. Kunst in seinem Benefice: „Die Räuber," von Schiller, als Carl und Franz Moor auf. Das Publicum war darüber völlig außer sich vor Enthusiasmus.

London. Die Oper Bellini's „Straniera," hat im Königs-Theater entschiedenen Beifall eingeerntet. Sonst ist von dem dramatischen Leben nichts von Bedeutung zu erzählen.

Leipzig. Mad. Franchetti Walzel, vormals schon Liebling des Leipziger Publicums, hat sich in allen ihren Rollen, in denen sie hier aufgetreten ist (Anna im Don Juan, Jüdin in Templer und Jüdin, Norma in Bellini's gleichnamiger Oper, Julie in Romeo und Julie) des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen gehabt. Da man auf ein gutes, frisches und feuriges Spiel hier sehr viel gibt, so ist man außerordentlich geneigt, der Künstler-Sängerin diese und jene Spur von Mangel an Jugendfrische und Abrundung der Stimme gern zu verzeihen. Durch ihre Acquisition hat sich die Direction Dank und Achtung von Neuem erworben. Dlle. Limbach hat zwar schöne Anlagen, allein es läßt sich bezweifeln, ob das Leipziger Publicum geneigt seyn möchte, deren Ausbildung und Entwickelung abzuwarten. Sie hatte schnell ein Publicum gewonnen, aber etwas zu schnell, so daß man auf dessen Ausdauer im Stimmangeben nicht zu viel rechnen darf. Als Romeo fand man weder ein Abbild von der Schröder-Devrient, noch von der Pixis, in ihr und durch sie, ja nicht einmal einen genügenden Gleichklang mit der Leistung unserer braven Dlle. Löw. Man würde sich irren, wollte man Dlle. Limbach der Dlle. Therese Ringelhardt unterordnen, die neuerdings sehr schöne Fortschritte bezeigt hat. Namentlich hat ihre Leistung als Emmeline in der Schweizerfamilie ihr vielen und verdienten Beifall eingetragen. Mit einem solchen Damen-Zweimalzwei kann sich unsere Oper wohl nun mit vielen anderen Bühnen messen. Könnte uns nur Hr. Richter Hrn. Eicke ersetzen! — Dieser letzte vortrefflich befähigte Sänger wird nach seinem Engagement eine Kunstreise antreten und Carlsruhe vorerst zum Ziele und Centralpunct wählen.

Unserem Schau- und Trauerspiele (wenn beide nicht zum bloßem Schemen eingeschrumpft sind) und der Komödie soll der Verlust der Dlle. Wagner bevorstehen. Für ein gut assortirtes Personal wäre er zu beklagen, wir müssen über denselben wehklagen.

Unser Meßrepertoir starrt von Opern und Lustspielen, doch sind für den Einheimischen nur neu und anziehend die neuen Sängerinnen und der neue in gutem Fahrwasser sich befindende Tenorist Hr. Freymüller.

Mit den Meßgeschäften sieht es bei unserem Theater nicht allzu glänzend aus. Es ist nur selten ein recht volles und die Casse füllendes Haus. Selbst Opern, wie die Jüdin, wollen nicht mehr ziehen, trotz dem, daß sie, im Geschmacke der Zeit, auf das Pomphafteste und Kostspieligste ausgestattet sind. Der Beifall zieht sich merkwürdiger Weise selbst von der trefflichen Leistung des Hrn. Eicke und der sehr guten Durchführung der Titelrolle in der genannten Oper durch Dlle. Ringelhardt, dem Ballet zu, das freilich auch in dieser Oper seine ganze Force concentrirt hat, und worin Hr. Marquardt, unser Ballet-meister, durch einen eingelegten großen Waffentanz eben so sein Geschick als Componist für Orchester und Pianoforte, als seine Vortrefflichkeit in Erfindung von unterhaltenden Tänzen und deren Anordnung von Neuem bewiesen hat. Hrn. Ringelhardt gebührt dabei das Lob, die niedlichen Waffentänzer (oder vielmehr Waffentänzerinnen) recht niedlich-kriegerisch gekleidet und gerüstet zu haben.

[Das deutsche Lustspiel.]

In der Mitternachtszeitung steht ein guter Aufsatz über das neueste deutsche Lustspiel. Als Repräsentanten werden angeführt: Ihro k. H. Princessin Amalie von Sachsen; Carl Blum; Bauernfeld. Laube scheint mit seiner Feder jetzt in morganatischer Ehe zu leben — der Aufsatz hat Laube'sches Gesicht aber nicht ganz Laube'schen Geist.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 105. (VII. Jahrgang.) Montag, den 2. Mai. **1836.**

Mein Vaterland.

Mein Vaterland, das meerumspülte,
Mit seinen Thälern, seinen Höh'n,
Wo ich mich heimisch, glücklich fühlte,
Hab' wieder ich im Traum geseh'n.

Die Dünen, wo der Seehund ruhet,
Die Möven kreisend, schrillend zieh'n;
Die Tannenwälder, dicht und buschig,
Der Birken saftig, frisches Grün.

Und dann, von Sonnenglanz beschienen,
Die See so glänzend ruhig klar;
Der Schiffe helle, bunte Flaggen,
Der Meerbewohner muntre Schaar.

Der Normann woget durch die Fluthen,
Die weiten Segel lustig weh'n;
Und in der Abendsonne Gluthen
Seh' ich mich selbst am Strande steh'n.

O Herz, sey still, sieh' nicht hinüber;
Der Wald bedeckt das kleine Haus —
Du kannst nicht sehen, wer geschäftig
Dort eben wandelt ein und aus.

Du kannst nicht seh'n die Geisblattlaube,
Das Hinterstübchen, lauschig schön;
Und an dem kleinen trüben Fenster
Ein wunderholdes Mädchen steh'n.

Sieh' dort auf's Meer; die Wellen wogen;
Der Normann zieht die Segel ein;
Ihm hat ein günst'ger Wind gelogen —
Nacht wird's und Sturm folgt hinterd'rein. — —

So legt sich immer noch so heimisch
An meine Seele mir der Traum,
So führt mich immer die Erinn'rung
Dann wieder in den alten Raum.

Und hab' ich in dem Tagsgewühle,
Auch wohl den Schmerz zurückgepreßt,
Er doch den Schlaf mir nächtlich raubend,
Im Traume nimmer mich verläßt.

F. Brunold.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.).

(Fortsetzung.)

Der Impressario, in fast possirlicher Verlegenheit und dennoch mit jenem Freimuth, der dem Wahren so eigen, begann:

»Es ist Altezza bekannt, daß Dero höchstseliger, in Gott ruhender Herr Vater, — als Altezza noch ein kleines Prinzchen waren, mein schönes Heimathland Italia bereisete. Ein junges Mädchen, welches Altezza, der Vater, eines Tages in Neapel am Fenster erblickte, gefiel Höchstdemselben über die Maßen wohl, und nicht lange währte es, so hatte er die Gelegenheit gefunden, der schönen Laura sich zu nahen.

Laura war jung, feurig und unerfahren; Altezza's Vater schön, sehr schön, wie Altezza fast! was Wunder, wenn Laura nicht lange widerstand? — Die Frucht ihrer Liebe ist Giovechino.

Ich selbst hatte Laura früher geliebt, und als Altezza's Vater in seine Lande zurückkehrte, liebte ich sie noch und bot der Verlassenen, alles Geschehene vergessend, meine Hand. Laura aber, den Tod im Herzen, übergab mir den Knaben und diese Papiere, welche bezeugen werden, daß Ranuzio Spazicamino nicht Unwahrheit redet! — dann starb sie, und ich — habe keine Seele

wieder geliebt, außer den kleinen Giovechino, den Sohn der armen Laura und des reichen Fürsten.

Hier, Altezza, die Briefe an Laura von des Fürsten eigner Hand! Giovechino weiß nicht um das Geheimniß; kein Mensch, außer Altezza und Ihr Knecht Ranuzio, weiß mehr darum! auch Altezza würde es nicht erfahren haben; ich hätte es mit mir in's Grab genommen, wenn Altezza nicht gedroht, dem guten Giovechino die Hand abhauen zu lassen.«

Mechanisch griff der Fürst nach den Papieren, durchflog sie und sank erschüttert in einen Sessel.

»Was gedenken Altezza zu thun?« sagte nach einer Pause leise und ernst der Impressario.

Der Fürst erhob sich rasch, schritt auf den Alten zu und sprach mit großer Bewegung:

»Du schwörst mir, daß Giovechino nie erfährt, was Du mir entdecktest, noch sonst ein Mensch. Um Aufsehen zu vermeiden und damit er selbst nicht die leiseste Ahnung bekommt, bleibt er noch einige Tage in gelinder Haft; dann verläßt er diese Stadt und dieses Land, und darf es nie wieder betreten. — Ich weiß, er liebt die schöne Fiametta, — er mag sie heirathen und glücklich mit ihr seyn, ich werde sie reich ausstatten; auch Du, Alter, sollst nicht vergessen werden! Doch das Geheimniß —

»Nehme ich mit mir in's Grab, mein edler Principe.«

»So geh' und tröste Fiametten, sie wird um den Geliebten in Angst seyn! doch Giovechino darf von Allem nie etwas erfahren.«

Der Impressario versprach nochmals die unverbrüchlichste Verschwiegenheit und entfernte sich.

Der Fürst athmete tief auf, als er sich allein befand. »An welchem Abgrund stand ich!« sprach er schaudernd, »und wer brachte mich bis dahin? Er büße! und ich — o daß ich fortan stets, wie hier, Herr meiner Leidenschaft würde!«

»Der Hofmarschall!« meldete der Leibpage — »Mag je eher je lieber auf seine Güter reisen!« fiel der Fürst ihm in's Wort. Betroffen überbrachte der Page dem Hofmarschall den vernichtenden Befehl. Der Fürst war sehr mit sich zufrieden.

Wir jedoch haben keine Ursache zu glauben, daß der Fürst seinen guten Vorsätzen in der Folge immer treu geblieben! Solche jähe Sprünge vom Schlechten zum Guten, zeugen immer von der Charakterschwäche dessen, der sie unternimmt.

VIII.

Mit Wuth und Verzweiflung hatte der Primo Amoroso von der alten Mariane die Nachricht vernommen, daß Giovechino höchst wahrscheinlich schon in wenigen Tagen mit einer gelinden Strafe davon kommen werde, und daß sodann seiner Verbindung mit Fiametten nichts mehr im Wege stehen dürfte, da des Fürsten Neigung plötzlich auf unbegreifliche Weise erkaltet sey. Die Ungnade des Hofmarschalls überzeugte ihn vollends von dem gänzlichen Mißlingen seines Racheplanes, er glühte vor Scham und Grimm bei dem Gedanken, ein Zeuge des Glücks der von ihn tödtlich gehaßten Liebenden seyn zu müßen. Zu feige, eine Gewaltthat zu vollbringen, wie dergleichen in seiner Heimath nur zu häufig vorkommen, war ihm dennoch der Gedanke ungestillter Rache mehr als Höllenpein. Lange sann und brütete er über einen Plan, wodurch er das Glück Giovechino's und Fiamettens zerstören könne. Endlich glaubte er einen gefunden zu haben, und nur mit Mühe unterdrückte er ein lautes Aufjauchzen wilder Schadenfreude. An einem Pfeiler des Circus gelehnt, die Mandoline im Arm, stand er am andern Abend spielend und singend. Um ihn her in malerischen Gruppen hatten sich die andern Mitglieder der Truppe gelagert, wie das ihre Gewohnheit, wenn die Probe zu Ende war. Jubelnd und einander haschend sprangen die Kinder zwischen ihnen herum! Eben sank die Sonne, ihre letzten Strahlen flammten noch einmal hoch auf und übergossen Alles mit einem rosiggoldenem Schein, als der Primo Amoroso ein neues Lied begann, dessen Refrain, wie gewöhnlich, die übrigen Sänger der Truppe im Chor ausführten. Das Lied lautete wie folgt:

1.

Komm, schlanke Hebe! reiche mir
Den Becher, bekränzet mit Rosen!
Und unter grünen Myrthen hier,
Laß traulich ein Stündchen uns kosen.
Ruh' ich Dir in seliger Lust
An glühender wogender Brust;
Mag toben das Leben
Und stürmen das Schicksal darein! —
Mein ist die Minute!
Ich jauchze: Die Lieb' und der Wein.

Chor:

Schlanke Hebe! reich' den Becher
Unter grünen Myrthen mir! —
Ewig junge Göttin, Dir
Huld'gen alt' und junge Zecher.

2.

So Mancher hofft wohl auf das Glück,
Und wird es doch nimmer erjagen.
Nun kommt das finst're Mißgeschick,
Da kann er verzweifeln und klagen.
Ganz recht, ei, bedünkt mir der Lohn!
Dem thörigen Hoffer sey Hohn!
Ergreife die Freude!
Halt fest sie und küsse sie roth!
Das Ende vom Liede
Bleibt immer und immer der Tod. —

Chor:

— Froh das Leben zu genießen,
Scherzet, singet, trinket, küßt!
Eins nur hofft, das sicher ist:
Jeder Kranz wird einst zerrissen.

Der schneidende höhnische Schluß des Liedes hatte die Heiterkeit der Truppe nicht gemindert, im Gegentheil schien sie noch gesteigert worden zu seyn durch die Betrachtung: wie nichtig im Grunde Alles zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Briefe aus Rom. *)

I.

Die heilige Woche. Palmsonntag.

Es ist ein großer, ein wunderbarer Tag der heutige für die ganze gläubige Christenheit. Ich sehe das Osterfest in jener Stadt, von der einst das meiste Licht ausging, welche so oft herrschte als wahrhaftige Hauptstadt der Welt, bis sie durch Mysticismus und Aberglauben ihr eigenes Licht verdunkelte und herabsank zu dem jetzigen charakterlosen Zustande. Die furchtbaren Kämpfe um die Alleinherrschaft der Welt mit den Waffen, mit dem Glauben und endlich mit den Wissenschaften und Künsten haben dem alten Rom bedeutende Kräfte gekostet. Jetzt sinkt es ermattet tief und immer tiefer und verliert sich endlich in seinen bemoosten Ruinen.

Ueberall hat die Zeit die alten Formen zertrümmert und neue kräftige treten an ihre Stelle. Die alte Roma aber hat allen Geist verloren, um seine lieben alten Formen zu bewahren, in denen es sich einst so behaglich fühlte. Gregor XVI. sitzt auf demselben Stuhl, auf welchem ehedem Gregor VII. thronte; er trägt noch immer die dreifache Krone und spricht Gesetze für die ganze Erde, doch nicht mehr mit der alten Kraft; kaum sind sie noch hörbar in Rom. Der alte Stuhl, auf dem er noch immer sitzt, ist zu morsch, der erträgt keine Löwenstimmen mehr.

Die Leidenswoche des Heilandes ist beendet, das frohe Osterfest hat angefangen. Was ich in Rom in dieser Zeit zu finden glaubte, was mich aus den paradiesischen Reizen Neapels nach den Wunderreliquien jener Stadt zurücktrieb, habe ich fast in keiner Beziehung gehabt. Den religiösen Mysticismus, der mit seiner wunderbaren Sinnlichkeit nur das Gefühl in Anspruch nimmt, den Verstand verdrängt und das Gemüth durch Sinnenreize mächtig erhebt, der so beseligend auf den gemeinen Mann wirkt und selbst den Gebildetsten für den Augenblick zur Anbetung hinreißt — ihn fand ich nicht.

Alles athmet in Rom das Mittelalter. Bildung und Glaube und alle Aeußerlichkeiten sind noch dieser starren Zeit angemessen; aber der alte christliche begeisternde Glaube, der ganze Heere nach Jerusalem zur Eroberung des heiligen Grabes führte, er ist verschwunden und an seine Stelle — nichts getreten. Eine fürchterliche markloſe Leere befindet sich im Gemüthe dieses Volkes; der dichteste Aberglaube vermag sie kaum auszufüllen.

Die heiligsten Feste des Jahres, für welche Dankbarkeit für die so reichhaltig genossenen, erhabensten Güter des Menschenlebens mein Gemüth, namentlich diesmal, so empfänglich gestimmt hatte, sie sind mir in Rom rein verdorben worden, so daß ich mich nicht einmal gehörig sammeln konnte, um in protestantischer Weise meine Andacht zu feiern.

Der schöne Palmsonntag, den ich mir in Rom mit allen seinen Zweigen und Palmen so wunderlieblich gedacht hatte, an welchem ich vor zehn Jahren feierlich in die Gemeinde der Christenheit aufgenommen worden war, verlor sich in einer mittelalterlichen steifen Procession, welcher das Volk drängend und schreiend zuschaute, wie einem bunten Carnevalszuge, in welchem der Papst sich auf einem rothen Throne tragen ließ, über ihm ein goldner Thronhimmel und neben ihm zwei große Pfauenwedel. Er selbst hatte aus Andacht die Augen geschlossen, und somit das Ansehen eines Schläfers. Wo er vorbeigetragen wurde, warf sich das Volk ringsum auf die Kniee. — Dieß war der Ersatz in der berühmten großen Peterskirche zu Rom für die einfach erhabene und doch das Herz so tief ergreifende Feierlichkeit in dem alten Dome von Magdeburg.

II.

Gründonnerstag. Die Speisung.

Am Gründonnerstag geschieht die Fußwaschung der dreizehn Apostel. Der Zusammenfluß vieler ausgezeichneten Fremden, vorzüglich die Anwesenheit der königl. Familie von Neapel hatten dießmal den heiligen Vater bestimmt, die Ceremonie aus ihrem gewöhnlichen sehr beschränkten Locale in eine der Capellen von St. Peter zu verlegen. Der heilige Vater betete in violettem Chorrock und mit weißer Mitra auf seinem Stuhl, legte den Chorrock ab, nahm eine Schürze um und begab sich nach einer Estrade, worauf dreizehn weißgekleidete Priester saßen. Jedem derselben wurde der Schuh und der Strumpf des rechten Fußes abgezogen. Der Papst ergriff den Schwamm von einer goldenen Waschschüssel, strich damit über den Fuß jedes Apostels, erhielt von einem Prälaten ein Handtuch, wischte damit den Fuß ab, küßte diesen und reichte dem Apostel eine Goldmünze, eine Silbermünze und einen Strauß, dasselbe wiederholte sich bei allen dreizehn Aposteln.

Viele Leute konnten nichts sehen vor Gedränge als die blinkenden Hellebarden der Schweizergarden, die Spitze der hohen Mitra des heiligen Vaters, und die bartlosen oder bärtigen Gesichter der Apostelrepräsentanten.

Kaum war diese Ceremonie zu Ende, so stürzte Alles mit Entschlossenheit und gewaltiger Anstrengung nach den weitgeöffneten Kirchthüren und rannte in den Vatican, um dort in dem Speisesaal der Apostel einen Platz zu gewinnen. Eine Seite dieses Saales nahm eine sehr einfach gedeckte Tafel ein. Die dreizehn Priester, denen die Füße gewaschen worden waren, setzten sich so, daß sie den königlichen Fremden von Neapel gerade gegenüber kamen. Prälaten traten herein, jeder hatte eine silberne Schüssel in der Hand und überreichte sie dem Papst. Seine Heiligkeit setzte jede Schüssel vor einen der Apostel und schenkte ihm Wein ein.

Hier fand ich zum ersten Male Sammlung und Erbauung. Sie spiegelte sich vielfältig und wahr auf den Gesichtern dieser Apostel, welche eifrig damit beschäftigt waren, die geweiheten und von seiner Heiligkeit selbst aufgestellten Gerichte so schnell als möglich zu verzehren. Sie schienen sich ein Gewissen daraus zu machen, auch nur das kleinste Stück davon übrig zu lassen. Nach einer halben Stunde gab ihnen der Papst seinen Segen

*) Daß die hier getreu nach dem Original gezeichneten Bilder keinesweges in einseitigen protestantisch-grellen Lichtern aufgetragen wurden, mögen die oft sehr harten Urtheile in der italischen Reise des französischen Erministers Baron Haussez, eines Katholiken (Weimar, Voigt. 1835.) beweisen.

und zog sich zurück; dasselbe that die Masse der Zuschauer. Aber die Speisenden hatten noch nicht Zeit gehabt, ihre Mahlzeit zu beendigen und schienen um Alles, was außer ihnen vorging, sich gar nicht zu bekümmern. Sobald sie mit dem Essen fertig waren, standen sie auf und nahmen, dem Gebrauch gemäß, ihre Gedecke und Bestecke mit sich fort.

(Schluß folgt.)

M — *), im Monat März 1836.

Ohne zu der Secte der Mucker zu gehören, fehlt es nicht an solchen, welche Geschmack an den die Sinne kitzelnden Schamlosigkeiten finden. Hiervon haben wir ein Beispiel erlebt, das Jedem, der davon Kunde erhielt, mit dem höchsten Erstaunen und der tiefsten Indignation erfüllte.

Ein Mann, schon bejahrt, Witwer, der eine erwachsene Tochter hatte und ein bedeutendes Amt bekleidete, veranstaltete in seinem Hause für seine Tochter eine Fete, wozu sie ihre Jugendfreundinnen einladen mußte, in deren Familien sie eine gastfreundliche Aufnahme gefunden und sich dort unter der Obhut älterer Personen auf eine anständige Art oft erfreut hatte.

An dem bestimmten Tage fanden sich die jungen Mädchen in dem Hause des Vaters ihrer Gespielin und Freundin ein. Es war Alles zu ihrer Bewirthung mit Sorgfalt vorbereitet; sie wurden mit Kaffee und Kuchen bewirthet, und ohne eine bangende Aufsicht von Müttern, Tanten, Erzieherinnen überließen sie sich unbefangen der Fröhlichkeit. Jetzt ging es zum Soupér. Der Tisch war reichlich mit leckern Speisen besetzt, und der Gastgeber machte bei der Tafel die Honneurs. Es wurde reichlich süßer den Gaumen kitzelnder Cardinal kredenzt, der Wirth brachte Toaste über Toaste aus, und wenn auch anfänglich nur die Rosenlippen der jungen Mädchen von dem verführerischen Nektar nippten, so bestätigte sich hier beim Trinken das Sprichwort: l'appetit vient en mangeant. Sie wurden Alle mehr oder weniger berauscht. Jetzt hielt es nicht schwer, deren Rausch so bei dem jungen Mädchen zu steigern, daß sie aus schüchternen Grazien zu rasenden Mänaden wurden. Der Wirth schlug ihnen nun einen Tanz vor, aber im Costüm wie Eva vor dem Sündenfall und auch er würde als Adam sich zeigen. Es ist möglich, und höchst wahrscheinlich, daß ein solcher Vorschlag einigen Widerspruch gefunden, doch in dem Zustande, worin sich die jungen Mädchen befanden, wurde er leicht besiegt, und er erreichte seinen Zweck. Diese Scene auszumalen, dazu wird sich wohl Keiner verstehen, der nicht der Schamlosigkeit anheim gefallen ist.

Es war nun Zeit, die jungen Mädchen wieder zu den Ihrigen zurückzuschicken. In der Eile und noch von dem süßen Gifte trunken, war an kein zierliches Toilettenmachen zu denken. Ziemlich chiffonnirt und mit schwankenden Schritten und lallenden Zungen kehrten sie heim. Die Eltern und Angehörigen befremdete zwar diese unerfreuliche Erscheinung; Jeder und Jede glaubte indeß nur, daß die Heimgekehrten sich ein Räuschchen getrunken hätten, ahnten aber nichts von dem, wozu man die jungen Mädchen verleitet hatte. Aber am folgenden Morgen wurde durch das Geständniß einiger so Gemißbrauchten diese scandalöse Scene verrathen. Der Vater eines jungen Mädchens, darüber auf's Höchste empört, führte darüber Beschwerde und verlangte Bestrafung. Eine förmliche Untersuchung würde noch mehr Aufmerksamkeit erregt, einen neuen Scandal verursacht haben, die armen unschuldigen Mädchen hätten darüber vernommen werden müssen, und sie und so viele achtbare Familien wären dadurch compromittirt worden. Nicht aus Schonung für den Schuldigen, sondern aus Rücksichten für die dabei so schuldlos Beleidigten, hat man daher zwar die Sache auf sich beruhen lassen, den Schuldiger jedoch seines Amtes entsetzt.

So empörend indeß dieß Betragen ist, so hat er doch wenigstens nicht den Deckmantel der Religion zur Befriedigung seiner sündlichen Begierde benutzt, und keine Secte gestiftet, um das Gift der Unsittlichkeit und dessen thierische Triebe Andern einzuimpfen.

E. v. Hagen.

*) Ein dreisylbige Charade aus Preußen, nicht uninteressant zu lösen. Anm. d. Red.

Baptiste Loisset.

Preux chevalier, arrête!
Ton oreille me prête!
Lâche ton fier coursier!
Soliman, tu le vois!
Est plus docile que toi,
Mon hardi chevalier!

Ne pas te reconnaître?
En postillon, en maître,
En grec, en ecuyer,
Soit même dieu, démon!
Tu reste, j'en répond,
Le premier chevalier.

Si j'étais jeune encore.
J'aurais recours a Flore,
Te chercher un rosier;
Mais l'âge de la raison
Ne trouve qu'un faible don,
Mon noble chevalier.

Toi, pensée, simple, pure,
Ne changeant de teinture
Timide pres d'un laurier,
Dit lui, que ses exploits
Nous charment. Bien des fois
Revient, mon chevalier!

Fr.

Einem schwäbischen Tadler Matthisson's.

Ihr Deutschen aufgemerkt und aufgeschaut:
Es tadelt Einer Matthisson hier laut;
Doch dieser Tadel gleicht, ihr könnt es glauben —
Dem, der vom Fuchs zu Theil einst ward den Trauben! —

G. Bachmann.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 106. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 3. Mai. **1836.**

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Fortsetzung.)

Nur Fiametta sah mit geheimem Entsetzen auf den Primo Amoroso, denn während des Gesanges hatte er ihr einen Blick zugeworfen, der jenem der Klapperschlange glich, womit sie das Opfer bestrickt, dem sie den Tod zugedacht. Als die Dämmerung hereinbrach, entfernten sich nach und nach die Mitglieder der Truppe aus dem Circus, der Primo Amoroso war der Letzte von Allen.

* * *

In seinem Kerker saß sinnend und träumend der Grazioso.

Der Kerkermeister hatte ihm die Fesseln abgenommen und ihn gefragt: ob er sich in seiner Gefangenschaft sonst noch etwas wünsche.

Was ihm der Alte früher von den scharfen Hausgesetzen des Hofes erzählt hatte, war nicht geeignet gewesen, seinen Muth sonderlich aufzurichten, und er fand in der Abnahme seiner Fesseln, so wie in der nunmehr anständigen und milden Behandlung, Grund zu glauben: man betrachte ihn schon als einen armen Sünder, dessen Urtheil gefällt, und für welchen auf Erden nichts mehr zu hoffen sey, als der letzte Gang zum Richtplatz.

Mit kaltem, bittern Lächeln starrte Giovechino vor sich hin. Todesfurcht, Verzweiflung blieben ihm fern, aber ein furchtbarer Grimm tobte in seinem Herzen.

»Arme Fiametta,« murmelte er endlich, »wohl wäre dir besser, wenn du mich nie gesehen hättest! Ich habe dir schlecht Wort gehalten. — Was gäbe ich jetzt darum, konntest du über mich lachen. Es wird aber wohl Niemand lachen, wenn das blutige Haupt des Grazioso in den Sand rollt; selbst Antonio wird nicht lachen können, und das ist das Schlimme bei der Sache, die doch im Grunde ganz verdammt lächerlich ist.«

Die Thür des Gefängnisses öffnete sich, der Kerkermeister trat ein, ihm folgte ein Capuciner.

»Der ehrwürdige Pater (sprach der Kerkermeister) ist gesandt worden, sich mit Dir, Giovechino, Deines Seelenheils wegen zu unterreden. Ich lass' Euch ein Stündchen allein, dann ist die Zeit, wo alle Thüren geschlossen werden müssen!«

Er entfernte sich, die Gefängnißthüre nur anlehnend, da seine Wohnung auf dem Gange befindlich und alle andern Ausgangsthüren, wie immer, wohl verschlossen waren.

»Ich heiße Dich willkommen, frommer Pater! sprach Giovechino, und danke Dir, daß Du Dich meiner annimmst. Zwar viel werd' ich nicht mit Dir zu verhandeln haben; doch kannst Du mir einen großen Dienst erzeigen, wenn Du einen Auftrag ausrichtest, den ich Dir für ein theures Mädchen geben möchte.«

Er war, während er die letzten Worte sprach, an den Tisch getreten und hatte die Lampe aufgestört, daß sie heller brenne. Jetzt wandte er sich, schaute dem Capuziner in's Gesicht, und fuhr mit einem unwillkürlichen Ausruf des Erstaunens zurück, denn der fromme Pater, welcher seine Capuze zurückgeschlagen hatte, war Niemand anders, als Antonio Montecavallo, der Primo Amoroso.

Antonio weidete sich einige Augenblicke an Giovechino's Erstaunen, dann begann er mit treuherzigem Ton, wobei er jedoch ein schadenfrohes Lächeln nicht ganz unterdrücken konnte:

»Ihr scheint verwundert, Giovechino, mich hier zu sehen, und meint vielleicht, ich käme nur, um mich an Eurem Mißgeschick zu erfreuen. Verbannt diesen Argwohn! Freude über Euer Unglück ist mir fern! Ihr dauert mich, es thut mir weh, Euch so gebeugt zu finden, und ich will Euch helfen, so viel ich kann.«

Den Primo Amoroso fest in's Augt fassend, hatte Giovechino ihn ruhig angehört und mit Ruhe entgegnete er nun:

»Ich habe Euch, Antonio, schon oft gesagt: wofür ich Euch halte, und das Unglück hat mich keineswegs so gebeugt, daß meine Meinung, hinsichtlich Eurer, sich im geringsten verändert hätte. Eures Mitleids bedarf ich nicht, an Eure Theilnahme glaub' ich nicht und will sie nicht. Ich weiß, daß Euch nichts Gutes zu mir führt, daß keine frohe Botschaft mir aus Euerem Munde kommen kann. Aber auch das Schlimmste, das Ihr mir brächtet, würde mich nicht niederbeugen, denn ich veracht' Euch und keinen Triumph sollt' Ihr je über mich davon tragen.«

»Ei, wie stolz!« lächelte Antonio, »keinen Triumph, meint Ihr? keinen?! Wohlan, Grazioso! es gilt den Versuch. Ja, ich gesteh' es: ich hasse Dich, hasse Dich glühend! ich habe mich gefreut, als ich vernahm, Du seyst den Gerichten verfallen und werdest das Haupt lassen müssen, für den thörichten Stolz, die Mißhandlungen eines fürstlichen Laquaien nicht mit gebührender Unterwürfigkeit als einen gnädigen Scherz aufgenommen zu haben. Ich freute mich, daß dem Grazioso sein Recht werden sollte, der, trotz dem, daß er nur ein Grazioso ist, mir vorgezogen wurde. Aber mehr wollt' ich auch nicht, Giovechino! an Deinem Tod hatt' ich genug, denn ich bin ein Mensch, kein Teufel.«

»Dieses hämische Lächeln, dessen Du nicht Meister werden kannst, straft Deine Worte Lügen!« sagte Giovechino und wandte dem Primo Amoroso mit kalter Verachtung den Rücken.

Doch Antonio fuhr fort:

»Stolzer Thor! nicht verbergen will ich mein Lächeln vor Dir! es galt Deinem Stolze, der jetzt so hoch sich bläht, und der doch vor dem Hauche meines Mundes dahinschwinden wird in das Nichts, das ihn erzeugte. Du erwartest den Tod, nicht so? Du bist darauf gefaßt, Fiametten zu schauen, verzweifelnd, wahnsinnig, wenn der Geliebte das Schaffot besteigt, nicht so? — Hahaha! fasse Muth, Grazioso! Du wirst nicht sterben! Wenige Tage nur noch, und die Pforten dieses Kerkers thun sich auf! frei, unbestraft für Deinen Frevel wirst Du ihn verlassen! reich beschenkt sogar, diese Stadt, und Fiametta wird, auf des Fürsten ausdrücklichen Befehl — Dein Weib.

»Was faselst Du da, Bube?« fuhr der Grazioso rasch sich wendend auf.

»Die Wahrheit rede ich!« versetzte der Primo Amoroso kalt. — »Nun, Giovechino? was starrst Du? gefällt Dir die frohe Kunde nicht? —«

»Du lügst!« knirschte der Grazioso, »nicht, Teufel! giftgeschwollner Wurm!«

»Ich rede Wahrheit, Giovechino! diesen Abend noch in dieser Stunde, da wir hier mit einander reden, erhält Fiametta aus des Fürsten eignen Händen Deine Begnadigung und was sonst noch von Nöthen. Das Glück Eurer Zukunft zu sichern. Die alte Mariane sagte mir's, und als sie's sagte, saß Fiametta schon, festlich geschmückt, des Fürsten harrend, in der rothen Stube. Du kennst sie wohl, es ist dieselbe, worin Du die letzte zärtliche Scene mit Deinem Liebchen hattest.«

»Bube! — Du lügst.«

»Nur zu, Giovechino! Du glaubst mir's doch! indeß was schadet's? Fiametta thut's ja aus Liebe zu Dir, um Dich zu retten.«

»Ich glaube Dir nicht!« rief am ganzen Körper zitternd der Grazioso. »Es ist ja nicht möglich! Sollte mein elendes Leben, sollte selbst das Ihrige ihr mehr gelten können, als unsere Liebe? — Ich glaube Dir nicht, wenn Du nicht schwörst, bei Gott und allen Heiligen! bei Deines Lebens letzter Stunde, bei Deiner Seele Seligkeit! — Ha! siehst Du! Du kannst nicht.«

— »Ich kann's.«

»Du könntest?!« fragte erbleichend Giovechino. —

»Ich kann's,« wiederholte Antonio, und die Hand zum feierlichen Schwur erhoben sprach der entsetzliche Mensch den entsetzlichen Meineid mit fester Stimme.

(Schluß folgt.)

Wasserfahrt.

1.

Von des Abends hellen Lichtern
Angesonnt steh' ich am Bord,
Und der Nachen gleitet leise
Zwischen steilen Felsen fort.

Wald und Berge wiederspiegelnd,
Klar und ruhig liegt die Fluth
In des Abends stillem Frieden —
Und so stürmisch wallt mein Blut!

2.

Dort, wo sich die Berge senken,
Schaut ein Städchen aus dem Thal;
Auf dem Thurme, auf den Dächern
Glüht der letzte Sonnenstrahl.

Düstre Abendnebel hüllen
Mir den freundlich stillen Ort,
Aber durch das Dunkel blick' ich
Nach der Gegend fort und fort.

3.

Längst gesunken ist die Sonne,
Und des Abends Rosentraum
Schwand dahin in trübe Schatten
An dem dunklen Himmelssaum.

Rascher heben sich die Ruder,
Und der Nachen fliegt zum Strand —
Leuchtet mir nicht hell entgegen
Durch die Nacht ein weiß Gewand?

E. Ferrand.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Briefe aus Rom.

(Schluß.)

III.

Charfreitag.

Die Charwoche ging hin mit Processionen und Messen, und am Donnerstage noch ertheilte von dem mittelsten Balcon der Peterskirche beim Schalle der Regimentsmusik, beim Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen der Papst der versammelten Menge den Segen.

Der Charfreitag aber war der Tag, welcher am meisten verunglimpft wurde. Welch' ein Vergleich mit der stillen Trauer in protestantischen Kirchen! Es ertönt in Rom an diesem Tage keine Musik, es schlägt keine Glocke, keine Meßklingel wird geschellt, alle Crucifixe sind schwarz umflort, und sämmtliche Gemälde in den Kirchen düster umhangen. Die strengsten Fasten werden gehalten — aber dieses Alles geschieht nur, weil man weiß, daß am dritten Tage der Herr wiedererstanden ist, und daß man dann wieder recht jubeln und zechen kann. Ja man erwartet nicht einmal den dritten Tag, sondern schon am Sonnabend um 12 Uhr lauten alle Glocken Roms, die Kanonen donnern von Neuem, Freudenschüsse werden in allen Straßen, in den Häusern abgefeuert, und bald gewährt die fromme Stadt den Anblick eines allgemeinen Speisemarktes und Zechgelages.

Der Charfreitag ist nur das Schattenbild zu dieser Lichtseite; doch damit die Menschen an diesem traurigen Tage nicht vor Kummer vergehen, sieht man jetzt schon überall auf den kommenden Jubeltag hingedeutet. Alle Speisemärkte und Fleischbuden an den Kirchen sind am Abend des Charfreitags prachtvoll illuminirt. Die großen, rothen Schinken sind zierlich mit Blumen bekränzt, und die ellenlangen Würste wunderbar erleuchtet. Doch um die wahre Bedeutung des heiligen Tages nicht aus den Augen zu lassen, ist im Hintergrunde zwischen all' diesen Schinken und Würsten und Braten eine transparente Kreuzigung Christi angebracht, und im Vordergrunde steht ein aus Schweinefett geformter kleiner Christus mit dem Kreuze.

Verhältnißmäßig ist die Feier dieses heiligen Tages in dem größten Dome der katholischen Christenheit. Nie ist mir das Ceremonieenwesen der katholischen Kirche klarer geworden, als an diesem Tage; und während ich dieses festliche Benehmen mit ansah, war mir stets, als müßte in jedem Augenblicke irgend ein begeisterter wahrer Katholik aufspringen und dazwischen schmettern, wie es einst unser Luther gethan.

Nachdem eine Messe gelesen ist, beginnt man das schwarze umhüllte Crucifix zu entschleiern und zwar in dreien Malen. Zuerst den einen Arm, und darauf wird gesungen, und der Papst und sämmtliche Priester fallen nieder und beten; ebenso dann den zweiten Arm, und zuletzt das Ganze. Darauf legt man das Crucifix gewissenhaft sanft auf ein weißes seidenes Kissen an die Erde und nun beginnt die sonderbarste Ceremonie. Dem Papst, der während der ganzen Feierlichkeit ebenfalls wie ein sacrosanctum behandelt wird, nimmt man die strahlende Bischofsmütze und den sammetnen Mantel ab, und führt ihn nach dem Innern der Capelle, da fällt er in weitester Entfernung vor dem Crucifix nieder, dann geht er langsam näher und fällt wiederum nieder, und zuletzt zum dritten Male, wo er drei Male die Füße des Kreuzes küßt, und sich dann wieder auf seinen goldenen Thron begibt. Nach ihm thun genau dasselbe sämmtliche neun und zwanzig Cardinäle, und dann alle Priester, alle Senatoren, alle Diener.

Darauf wird das Crucifix unenthüllt auf den Altar gestellt. Welch' eine gehaltlose Feier des heiligen Freitages! — Und das Volk, welches doch wenigstens andächtig dieser Ceremonie beiwohnen sollte, schuppt und stößt sich, schreit und macht lange Hälse, um nur ja diese sonderbarste aller kirchlichen Handlungen mit anzuschauen. Wie kann dieser crasse Mißbrauch des tiefsten Mittelalters nur noch in unserm Jahrhundert bestehen!

In Neapel sah ich Aehnliches. Es wurde in einer großen Procession die Mutter Gottes durch die Straßen getragen, gleich einer geputzten triumphatrix. Es war in ihr eine künstliche Maschinerie angebracht, so daß sie von Zeit zu Zeit dem staunenden Volke freundlich zunicken konnte. Hinter dem Zuge fuhr ein schön geschmückter Wagen, in welchen man die Maria setzte wenn sie müde geworden war. Hier fand ich doch einen zeitgemäßen Fortschritt. Denn im Jahrhundert der Dampfwagen und Maschinen durfte auch das Bild der Jungfrau nicht vergessen werden. Bald wird sie in reißender Schnelle auf einer Eisenbahn von Stadt zu Stadt fahren, und hinter ihr her die gesammte hohe Geistlichkeit.

Einige Entschädigung für die sogenannte heilige Charwoche in Rom gaben mir die weltberühmten Miserere am Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Sie waren im höchsten Grade großartig und söhnten mich fast aus mit den mir sonst so verhaßten Castratenstimmen. Die Composition dieser Musik ist breit und gelehrt, die Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig, als ein durch den Gebrauch hier verbotenes Accompagnement. In der Peterskirche besonders macht diese Musik einen wunderbaren Eindruck. In diesen unermeßlichen Gewölben breiten alle Töne sich herrlich aus, fibriren harmonisch, und gelangen so, reich an magischen Reizen, zu dem Ohr zurück, wie dieß nirgend sonst der Fall seyn kann. Während der Psalmen wird hier so laut geplaudert, wie in den Recitativen des Opernhauses. Man schwatzt sich aus, um dann plötzlich allgemein und feierlichst zu schweigen, wenn die ersten eindringlichen Tenore, die schönsten Stimmen der Welt, ertönen und über ihnen den Harmonikaklang der höheren Stimmen von zwei oder drei Unglücklichen, welche man zu Instrumenten gemacht hat, sich aufschwingt.

IV.

Das Osterfest. Girandola.

Die Osterfeiertage unterschieden sich insofern vortheilhaft von der Charwoche, daß alle Festlichkeiten den Stempel römischer Größe trugen, und da diese Tage der Freude gewidmet sind, auch nicht so störend waren. Am ersten Festtagsmorgen sah ich in der Peterskirche eine schöne Procession, in welcher der Papst die dreifache Krone trug; nach derselben hielt er selbst eine Messe. Um 12 Uhr war wieder, wie am grünen Donnerstage, allgemeiner Segen vom Balcon des Domes.

Dießmal hatte ich Gelegenheit dieses wahrhaft majestätische Schauspiel von einem Seitenbalcon, in gleicher Höhe mit dem Papst, von oben zu überschauen. Auf dem weiten herrlichen Petersplatze waren wohl an 60,000 Menschen versammelt, alle mit entblößten Häuptern, das Gesicht nach dem heiligen Vater gerichtet, und als der Segen kam, da schmetterten drei Musikchöre, da donnerten die Kanonen von der stolzen Engelsburg, da läuteten alle Glocken Roms, und auf seine Kniee sank alles Volk. Welch' großartiges Gemälde! Dieser Platz, dahinter das alte steinerne Rom mit seinen sieben Hügeln, und als Einfassung die fernen blauen Gebirge mit ihren weißen Kuppen. O nie in meinem Leben werde ich etwas Aehnliches wieder sehen. —

Der Tag, der so großartig begonnen, wurde auch so beendet. Nach dem Ave Maria war die ganze große Peterskirche mit ihrer göttlichen Kuppel erleuchtet. Der schönste Abend begünstigte dieß großartige Schauspiel und das Ganze erschien mir so feenhaft, wie nie eine Illumination auf mich wirken wird. Die großen schwarzen Steinmassen des Tempels verschwammen in der dunkeln Luft, und das Ganze schien ein furchtbar großes erleuchtetes Gerüste zu seyn, gleichsam ein brennendes Gerippe des Domes, in welchem man erst recht seine schönen Formen und seine Majestät erkannte.

Diese Erleuchtung des Petersdomes und der Segen am Morgen sind zwei Dinge, die man nur in Rom sehen kann, und die mir ewig denkwürdig bleiben werden.

Am zweiten Osterfeiertage Abends neun Uhr begann das große Feuerwerk auf der Engelsburg, die berühmte Girandola. Wenn gleich ich die Erleuchtung des stillen Domes höher stellen muß, weil sie ganz einzig in ihrer Art war, so muß ich doch bekennen, daß ich von einem Feuerwerke, so prachtvoll und großartig, keinen Begriff gehabt habe. So majestätisch war der Eindruck dieses Festes, dessen Feierlichkeiten, wenn ich meinem Gefühle folgen soll, ich mir am Weihnachtstage gewünscht hätte.

L. Sr.

Berlin, den 9. April 1836.

Berlins Verfeinerung — auch in der Spitzbüberei. Elwine Alifeld ein Engel des Wohlthuns ohne Mühe. Ihre Wahlverwandtschaft mit Redactoren und Verlegern von Zeitschriften deckt die speculativen Blößen bei dem wohlthätigen Werke zu.

Wie sich Alles verfeinert, so bleibt man auch hier nicht bei den plumpen Diebstählen stehen, die überall stattfinden, und wozu nichts gehört, als die Gelegenheit, sondern man verübt sie mit einem Raffinement, das Scharfsinn und Gewandtheit verräth. Seit Kurzem haben sich dergleichen mehrere ereignet, ohne daß man bis jetzt den Thätern auf die Spur gekommen. Zu einem Kunsthändler kam ein sehr elegant gekleideter junger Mann in den Laden, und wünschte Kupferstiche, aber nicht werthlose, zu sehen. Es wurden ihm mehrere vorgelegt; nach Besichtigungen vieler, die seinen Beifall nicht hatten, wählte er endlich darunter zwei, und fragte nach dem Preise. Man foderte zwei Friedrichsd'or dafür. Er fand den Preis etwas hoch, erklärte sich jedoch bereit, sie dafür zu behalten und verlangte nur, daß der Verkäufer sie in Glas und Rahmen fassen lassen möge, weil er sie einer jungen Dame zum Geschenk machen wolle. Der Kunsthändler erwiederte: „Das ist mein Geschäft nicht, mein Herr! aber Sie dürfen nur zu Herrn K... gehen, der besorgt dergleichen gut, prompt und billig," wobei er ihm die Wohnung des Empfohlenen bekannt machte.

Ich glaubte, daß Sie auch das Einrahmen besorgen, war die Antwort des Käufers, und es ist fatal, daß ich nicht so viel Geld bei mir habe, um die Kupferstiche zu bezahlen. Wenn Sie mir solche in Glas und Rahmen hätten einfassen lassen, würde ich Ihnen, bei deren Abholung, Alles auf einmal berichtigt haben. Die Sache hat Eile, ich habe einen weiten Weg zu meiner Wohnung, um diesen zu ersparen, will ich Ihnen vorläufig meinen Ring zum Pfande lassen, — er zog einen schweren goldenen Siegelring vom Finger und reichte ihn hin — damit ich gleich die Kupferstiche zu Herrn K... der in Ihrer Nachbarschaft wohnt, bringen kann.

Der Kunsthändler trug kein Bedenken, dem jungen Elegant, gegen dies Unterpfand, die Kupferstiche zu überlassen, dieser entfernte sich damit, brachte sie zu Herrn K... sagte zu diesem, der Kunsthändler habe ihn an solchen gewiesen und trug ihm auf sie einzurahmen, aber machte es sich zur Bedingung, daß sie, da sie zu einem Geburtstagsgeschenk bestimmt wären, am zweiten Tage um die Mittagsstunde fertig seyn müßten.

An diesem Tage fand er sich aber ganz früh ein, und erkundigte sich nach seinen Kupferstichen. Um die Mittagsstunde können Sie solche bekommen, war die Antwort, Sie haben sie ja nicht früher verlangt. „Das wohl; ich komme auch nur her, um Sie zu erinnern, daß ich sie dann gewiß erhalten könnte."

Er machte Miene, aus dem Laden zu gehen, faßte dabei in die Tasche, drehte sich um und sprach: „Zu meinem Schreck bemerk' ich erst jetzt, daß ich meine Börse nicht bei mir habe. Sie sind wohl so gut und leihen mir einen Friedrichsd'or, weil ich hier in der Nachbarschaft etwas kaufen will; bei Abholung der Kupferstiche, werde ich Ihnen, solchen mit allen Dank wieder zustellen." Bei dem Unterpfande erhielt der junge Mann das Verlangen, er ließ sich aber nicht wieder sehen. Hrn. K... fiel dieß auf, und da er den Namen des Kunsthändlers genannt, so ging er zu diesem, erzählte ihm den Vorfall und fragte ihn: Sie kennen gewiß den jungen Mann, wer ist er, und wo wohnt er?

„Ich!" rief der Kunsthändler befremdet aus: Ich hab' ihn nur einmal in meinem Laden gesehen, als er die Ihnen zum Einrahmen gebrachten Kupferstiche bei mir gekauft hat. Er hatte kein Geld bei sich, und hat mir seinen goldenen Siegelring zum Unterpfand gegeben, aber ihn auch noch nicht eingelöst. Jetzt wurde dieser Ring aus den Kasten, in dem er aufbewahrt worden, hervorgelangt, man schöpfte Verdacht, daß ein Betrug dabei obwalten müsse. Der Ring wurde zu einem Goldschmide geschickt, der ihn für unächt erklärte; er war von vergoldeten Kupfer und ohne allen Werth.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. P. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 107. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 4. Mai. 1836.

Fliegende Blätter.
Von J. Burmeister-Lyser.

I.

Nächtlich Grauen deckt die Höhen,
Und die Luft weht trüb' und kalt.
Sieh' da wallt auf felsigem Pfade
Eine düstere Gestalt.

Blickt in's nächtlich-öde Grauen,
Ob kein Hoffnungsstern erglüht!
Singt von böser, ew'ger Liebe,
Dann ein böses, ew'ges Lied.

Wild um's bleiche Antlitz fliegen,
Seine Locken, sturmdurchraf't!
Ach! es ist dasselbe Antlitz,
Das Du selig lächeln sahst.

Grausam Mädchen! sprich, erkennst Du
Wohl den wilden Wandersmann? —
Ich bin's, der so gern Dich haßte,
Und Dich doch nur lieben kann.

II.

Eingewiegt in holdes Träumen,
Ruh' ich, Liebchen! Dir im Arm!
Und ich küsse Deine Wangen,
Deinen Busen, liebewarm.

Und vergessen hab' ich Alles,
Jedes böse kalte Wort,
Das Du, Liebste, mir gesprochen,
Hier an diesem trauten Ort.

Deine bösen, kalten Worte,
Süßes Mädchen, glaub' ich nicht!
Rede immer von dem Andern,
Seiner Liebe, Deiner Pflicht!

Schwöre: „ewig ihn zu lieben
Ihm Dein ganzes Herz zu weih'n!"
Laß mich immer nur, wie heute,
Dir am Herzen selig seyn.

Die beiden Perlenschnuren.
Erzählung
von
Caroline Leonhardt.

Armida, die Lieblingstochter des Fürsten Erich, stützte das Haupt in die schöne Hand, ein Seufzer entfloh ihren Lippen; denn heute feierte sie ihren zwanzigsten Geburtstag, an dem sie den Namen des für sie bestimmten Gemahls erfahren sollte.

Weder List noch Bitten hatten vermocht, dem Vater das Geheimniß zu entreißen; mit klopfendem Herzen saß sie in der Rosenlaube des Schloßgartens, das Kommen des Fürsten zu erwarten, welcher sich um diese Stunde im Freien zu ergehen pflegte. Agnes, ihre jüngere Schwester, welche einen Geburtstag mit Armiden hatte, ging unbefangen in der Pappelallee auf und ab; sie wußte, daß sie sich noch einige Jahre der schönen Freiheit erfreuen konnte; denn minder geliebt und vorgezogen vom Fürsten, als die Schwester, nicht so reich, als Armida durch die Verlassenschaft einer Pathe war, glaubte sie überzeugt seyn zu können, daß der Vater an ihre Vermählung noch nicht denke. Sie wußte wohl, daß ihres Vaters Stolz manchen Werber entfernt halten würde und daß ein mächtiger Prinz aus hohem Hause selten die Tochter eines kleinen Fürsten zur Gemahlin erwählte.

Still, von einer strengen Oberhofmeisterin erzogen, waren beiden Prinzessinnen die Kinderjahre verflossen. Die Fürstin war früh gestorben, der Fürst hatte sich nicht wieder vermählt. Armida war zu stolz, um gern und

mit Interesse an den Hoffesten Theil zu nehmen, weil nur wenige Beamte und Officiere von gutem Adel dabei waren. Agnes war zu still; ihr war die Muse der Tonkunst hold, ihr weihte sie den größten Theil ihrer Zeit.

Die kleine Residenz des ältlichen Fürsten ward nur von einigen ältlichen Officieren und wenigen uninteressanten Edelleuten bewohnt; fremde Grafen und Prinzen besuchten selten den Hof, und so waren denn die Herzen beider fürstlichen Jungfrauen noch frei von Leidenschaft und Liebe.

In Armidens feuriger Seele lebte ein Ideal, daß sie nimmer in der Wirklichkeit zu finden glaubte, sie suchte sich deßhalb für den Mangel an dem höchsten Gute des Lebens, durch die Hoffnung auf Lebensgenuß, Glanz und Freude zu entschädigen, und deßhalb stimmte sie wohl mehr die Neugier, als die Furcht, einen ihr vielleicht gleichgiltigen Gemahl zu erhalten, unmuthig.

Agnes trug kein Ideal im Herzen, ihr dunkles Auge blickte nur nach dem Himmel, nur schwesterliche und kindliche Liebe kannte ihr Herz; sie wünschte sich nichts, als das alte ehrwürdige Schloß, den freundlichen Garten niemals zu verlassen, und in einfacher Stille das Leben zu beschließen.

Ein Kammerjunker des Fürsten verkündete die Ankunft desselben und die Schwestern eilten dem Vater entgegen, ihm den Morgengruß zu bringen.

Mit besonderm Wohlgefallen weilte des Fürsten Blick auf der herrlichen Gestalt Armidens.

»Ja Du bist es werth!« rief er aus, »daß eine Königskrone Dein Haupt schmückt!«

»Eine Königskrone,« flüsterte Armide, »Sie scherzen, gnädiger Herr.«

»Nein,« versetzte der Fürst, indem er sie auf die Stirne küßte, »der König von ** hat für seinen zweiten Sohn um Dich geworben. Der Kronprinz hat nur zwei Prinzessinnen und wankt dem Grabe zu. Es ist nicht denkbar, daß Deinem künftigen Gemahle die Krone entgehen kann.«

Armida war außer sich vor Entzücken. Sie fragte gar nicht nach dem Charakter und nach dem Aeußern des Prinzen, ihre Gedanken waren nur bei der Königskrone; ihr Herz pochte laut bei der Hoffnung, auf einem der ersten Throne Deutschlands zu sitzen.

Der Fürst theilte ihr mit, daß ihre Vermählung in zwei Monaten statt finden sollte, und daß der Prinz die Absicht habe, dem Fürsten vorher einen Besuch abzustatten.

»Auch Euer Geburtstag ist heute, meine Töchter,« bemerkte der Fürst heiter, und beschenkte Jede mit einer Schnur ächter, großer Perlen, jede hatte ein dem andern ganz ähnliches Schlößchen von Gold, auf dem der Buchstabe A. gravirt war.

Die Prinzessinnen küßten dankbar dem Fürsten die Hand für das ungewöhnlich reiche Geschenk.

Der Fürst warf noch nachlässig hin: daß der Maler, den er verschrieben habe, um Armiden für ihren künftigen Gemahl malen zu lassen, gestern eingetroffen, und daß er ein Freiherr aus altem Geschlecht und ein berühmter Künstler sey. Noch einen freundlichen Blick warf er auf Armiden und verließ den Garten.

Armida blickte mit einigem Stolze auf die stille Schwester und erwiederte auf ihren Glückwunsch: »Du bleibst mir theuer — auch als Königin werd' ich stets die Schwester in Dir lieben.«

Agnes fühlte sich von dieser Rede verletzt. Den Schmerz, durch Vorgeben eines augenblicklichen Unwohlseyns verbergend, eilte sie fort nach ihrem einsamen Zimmer.

Im glänzenden Schmuck, das hellbraune Haar mit Orangenblüthen geziert, erschien Armida im Tafelzimmer, ihr ganzes Wesen hatte sich geändert, freundlicher aber auch stolzer blickte sie umher.

Der Freiherr aus altem Geschlecht, dessen Ahnen selbst den Fürstenhut getragen, stand der Tochter eines kleinen Fürsten nahe, aber fern der Braut des Königssohns. Stolz wie eine königliche Prinzessin wollte sie ihm entgegentreten, den sie mit heimlicher Neugier erwartet hatte; wie jedes schöne Weib den Maler, der ihr Bild schaffen soll.

Sie hatte sich mit einer Verwandtin des Hauses, mit der Gräfin Rosa zurückgezogen, um über ihr neues Glück mit ihr zu sprechen; da hörte sie den Namen Wallbrück nennen, stolz erhob sie das Haupt, dem Maler einen Schritt entgegen tretend, aber ach — vor ihr stand ein hoher, schöner Mann, der sich fein, aber nur nachlässig gegen sie verbeugte, und mit einem ernsten Blick aus seinen großen dunkelblauen Augen den stolzen Zug um Armidens Mund in einen lieblichen verwandelte. Doch bald faßte sich die Prinzessin wieder, mit vornehmer Kälte richtete sie einige Worte an den Maler, welcher diese artig, aber keineswegs demüthig beantwortete.

Er schien es wenig zu bemerken, daß er mit einer Prinzessin, mit der Braut eines königlichen Prinzen spreche, er war gegen Rosa eben so ehrerbietig, ja es schien, als erblickte Wallbrück in der stillen, bescheidenen Agnes die Sonne des Hofes.

(Fortsetzung folgt.)

Rosenblüthen.

Jungfrauenaugen sind an ihrer Reinheit, an ihrem Glanz noch leichter zu erkennen, leichter als ächte Diamanten. Sie reden treu, und ihre ersten Worte sind gewiß klare, reine Wahrheit.

Wer von uns Liebes empfangen, bei dem steht unsere Liebe verpfändet, und darum sind die Leidenden so anziehend, die Unbedürftigen so gleichgiltig.

Wer oft verzweifelt, wagt dann kühn zu leben.

Leop. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Braunschweig.

[Winterleben und Redestoffe.] Winterschlaf — möchte ich's nennen, wenn ich nicht dadurch gegen die allgemeine Ansicht verstieße. Bist Du in Braunschweig kein Clubbist, so bist Du im Winter ein unglücklicher Mensch.

Es gehört nicht sonderlich viel Geist dazu, Dir dieses Factum zu beweisen, drum kann ich's schon einmal wagen.

Der spät grauende Morgen entreißt Dich eben so spät der warmen Hülle des lebenraubenden Bettes. Du liest Zeitungen, trinkst Kaffee, frühstückst, arbeitest ein wenig, siehst dann einmal auf Deine Uhr und erschreckst, weil schon die eilfte Stunde naht. Ein Geschäftsweg ruft Dich aus dem Hause; da erschreckst Du wieder bei dem ersten Tritte auf die Straße, denn leider landtagt das Wetter, das heißt, es ist so ganz unentschieden, schwankt so ganz zwischen gut und schlecht, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Können und Nichtkönnen, als nur immer die landständische Wirksamkeit dazwischen zu schwanken vermag, und wirklich dazwischen schwankt. Ein trüber stinkender Nebel, durch welchen das blasse, leidende Sonnenbild traurig hernieder-blickt, reizt Deine Lunge zum Husten; ein aristokratisch-feiner empfindlicher Regen fällt Deinem Angesichte lästig, die Gewaltherrschaft des Sturmes peitscht Deine armen Glieder mit absoluter Kälte und treibt mit Deinen Kleidern ein tobendes Spiel. Der Gebrauch hat Dir zwar einen Schirm gegen all' diese Unbill gestattet, was will aber ein conventioneller Schirm und Schutz gegen die Launen der über dem Gesetze stehenden Gewalt — ich rathe Dir, entsage dieses Schirmes und Du wirst Dich besser stehen! —

Du eilst, armer Fußgänger, durch die krummen, winklichten Straßen, die ich Dir in einem andern Bilde vorführen werde, Deinem Ziele zu, endigst Dein Geschäft, und kehrst, bevor Du wieder nach Hause gehst, einmal in eine Conditorei, ein Bier- oder Weinhaus ein. Begnüge Dich mit dem leiblichen Genusse, denn — ein geistiger steht Dir leider nicht bevor, wenn Du nicht die beiden Elemente und erschöpfenden Puncte unserer gesellschaftlichen Conversation, Theater und Clubbs für befähigt hältst, dergleichen Genuß zu gewähren. „Waren Sie gestern im Theater?" oder „werden Sie heute in den Clubb gehen?" sind die ersten Fragen, mit denen man Dich in ein Gespräch zu locken suchen wird, und sollte es, natürlich außer der Frage um's Wetter, ja noch andere Fragen geben, so sind es die beiden: „Werden Sie heute in's Theater gehen?" und: „Waren Sie gestern im Clubb?" — Clubb und Theater! wehe, wenn es Dir, wie dem Schreiber dieser Zeilen ergeht, dem diese beiden Worte nichts als ekelerregende Mittel sind — wehe Dir, Deine Ruhe ist dahin; dann, magst Du Dich drehen und schmiegen und wehren wie Du willst, man wird Dich nicht loslassen, und, Blutigeln gleich, werden „Clubb" und „Theater" so lange mörderisch an Deinem Geiste saugen, bis Deine Sinne schwinden und eine ägyptische Finsterniß Dein Bewußtseyn umschleiert. —

Wie der Morgen, so der Abend — wo möglich, noch schroffer, einförmiger, ausschließender in diesem Clubb- und Theatergeschwätz; wenn man nämlich an einem Orte, wo weder Theater noch Clubb ist, anders noch Menschen findet. Redet man vom Theater, so wird man Dir die Neuigkeit sagen, daß Hr. Schütz ein großer tragischer Held sey, der, wenn er weniger arbeitete, größer seyn würde; man wird Herrn Marr's intriguantes Genie loben und bei der Gelegenheit den unfreiwilligen Abgang der Mad. Berger von hiesiger Bühne beklagen; man wird von Mad. Methfessel und den Urtheilen französischer Blätter über sie, und von ihres Herrn Gemahles — — zukünftiger Oper reden; man wird den Fleiß des Herrn Regisseurs Cornet anerkennen und die Stimme des Herrn Tenoristen Cornet anklagen, man wird von Schmetzer reden und von der Fischer-Achten, die wir Frankfurt entreißen und vom Journalisten Zirndörfer, dem Opfer komödiantischer Rache u. s. w.— u. s. w. — Wenn man vom Clubb redet — nun, Leser, Du weißt entweder, was darüber zu reden ist und dann wehe Dir! oder aber, Du weißt es nicht, und dann will ich Dich mit dem schrecklichsten der Schrecken für einen vernünftigen Menschen nicht bekannt machen.

Laß Dir nicht einfallen, Gegenstände von öffentlichem Interesse, oder gar die Bewegungen der Literatur in Rede zu ziehen. Das öffentliche Interesse unterliegt hier zu sehr den speciellen Interessen, und der eine ist schon rarissima avis der nur so viel über sich vermag, daß er sein persönliches Interesse selbst nur im bedeutungslosen Geschwätz einmal hintanstellt. — Vermag einmal ein Gegenstand unsere träge Gemüthsruhe zu stören, vermag er hier die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so ist es möglich und wahrscheinlich, daß er unsern, an das Außerordentliche ungewöhnten Geist zu einigem schwatzhaften Enthusiasmus emporreißt, aber wehe! wenn er im Verlaufe einiger Wochen keine neue, frappantere Seite herauskehrt; unsere Aufmerksamkeit erlischt, wie die Flamme am trocknen Dochte; unsere Reizempfänglichkeit stumpft sich ab, wir werden zuerst gleichgültig und endlich bildet sich eine Opposition gegen den Gegenstand, der unserer Alten-Basen-Natur nicht unaufhörlich neuen Stoff zu neuen Redensarten darbietet. Ein allgemeines thatsächliches Interesse, das uns am Herzen läge, das wir als einen Gegenstand der Liebe hegten, pflegten und groß zögen und in's praktische oder sittliche Leben überzuführen strebten, läßt sich bei uns unendlich schwer feststellen und noch schwerer festhalten. — Ich habe früher einmal über unsere Eisenbahnprojecte, und, wenn ich nicht irre, auch namentlich über die zukünftige Eisenbahn zwischen Harzburg und Braunschweig gesprochen, ein Project, dessen Ausführung von großem Nutzen für unsere Stadt und den beklagenswerth verarmenden Harz seyn würde, aber glauben Sie, daß selbst die Eisenbahnen bei unserer großen, sich gebildet nennenden Menge in Vergessenheit geriethen, und daß die Braunschweiger in Gefahr waren, zu lauter Mäcenaten der Fuhrleute und Gastwirthe zu werden; wenn nicht glücklicherweise in den jüngsten Tagen die Nachricht über die endliche Einigung zwischen Braunschweig und Hannnver hinsichtlich der Braunschweig-Hannover-Hamburgischen Eisenbahn die Gemüther wieder etwas für die Eisenbahnen gestimmt hätte? —

Gottlob! das traurige Winterleben ist wieder einmal zu Ende; ich sitze, indem ich dieses schreibe, im ungeheizten Zimmer

bei offenen Fenstern, und stärke meine Brust im lauen Weste, und labe mein Auge am Morgensonnenscheine, und lasse mich vom harmonischen Geläute unserer Kirchenglocken hinauslocken zu Dir, Du heilige, allgütige Mutter Natur! F. W. L.

Berlin, den 9. April 1836.

(Schluß.)

Fast auf eine ähnliche Art wurden die Inhaber einer lithographischen Anstalt, Winckelmann und Söhne, betrogen. Zu diesen kam ebenfalls ein junger sehr fashionabel gekleideter Mann, und sagte, er habe den Auftrag, mehrere lithographische Blätter zu erstehen und zu versenden. Nachdem er sich für mehrere Thaler ausgesucht, äußerte er, anscheinend erschrocken, wie er nicht so viel Geld bei sich habe, sie gleich zu bezahlen; man möchte aber die Blätter zurücklegen, er würde gleich nach Hause gehen, und den Geldbetrag holen, jedoch müsse er sich denn zur Bedingung machen, daß er die Blätter zurückgeben könne, wenn mittlerweile, die Gelegenheit, womit er sie absenden solle, vorüber, und der Fuhrmann, der sie mitnehmen solle, schon abgefahren sey. Herrn W... schien der junge Mann zu offen, daß er kein Mißtrauen in seine Ehrlichkeit setzte; er machte ihm daher den Vorschlag, die Blätter nur mitzunehmen und gleich an den Fuhrmann abzugeben, und später die Schuld zu berichtigen.

„Das kann ich auf keinen Fall annehmen," antwortete der junge Mann: ich bin Ihnen ja ganz fremd. Wer steht Ihnen dafür, ob ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauche. Wenn Sie mir die Blätter ohne Bezahlung anvertrauen wollen, so nehmen Sie wenigstens diesen Ring als Pfand an.

Er zog nun einen Ring mit Steinen vom Finger.

Nach einem Streit der Courtoisie verstand sich Herr W., den Ring zu behalten und der Fremde entfernte sich mit seiner Acquisition. Er hat sich aber nie mehr sehen lassen, und es ergab sich, daß es einer von jenen Ringen war, die höchstens einen Werth von 10 bis 15 Sgr. haben.

Es scheint fast, als wenn solche Industrieritter ihr besonderes Augenmerk auf Kunsthändler richteten. Zu einem der vielen Kunsthändler, der gerade nicht zu den ausgezeichnetsten gehört, kam ein junger Mensch, und verlangte für den Kunsthändler G. zwei Kupferstiche, nach dem Ladenpreis 3 Thlr. werth, mit dem Beisatz: Herr G. habe den Verlangezettel nicht schreiben lassen können, weil er für den Augenblick zu sehr beschäftigt sey, er möchte es nur vorläufig notiren, der Verlangezettel würde nachgeliefert werden. Der junge Mensch erhielt die verlangten Blätter. Nach angestellter Nachfrage ergab es sich, daß es eine betrügerische Spiegelfechterei gewesen und der Kunsthändler um die beiden Blätter betrogen worden war. Bald darauf wurde der Kunsthändler G... von einem Lakaien des Hofmarschalls eines Prinzen befragt: wie er dazu gekommen, zwei Kupferstiche an solchen zu schicken, die derselbe nicht bei ihm bestellt habe. Nach näherer Erkundigung ergab es sich, daß es die nämlichen Blätter waren, um die, auf seinen Namen, Einer seiner Collegen betrügerisch gekommen war. Der nämliche Betrüger war mit diesen Blättern, nachdem er den Moment abgewartet, wo sich der Hofmarschall nicht in seiner Wohnung befand, in solche gegangen, hatte an der Glocke gezogen, und den ihm die Thüre öffnenden Lakaien diese Kupferstiche mit den Worten eingehändigt Er komme von dem Kunsthändler G..., um die Bilder an dem Herrn Hofmarschall abzugeben. Dieser habe darauf 3 Thlr. bezahlt und er solle sich bei der Ablieferung noch 1 Thlr. darauf zahlen lassen, weil dieser Ankauf nicht auf Rechnung gestellt werden solle. Der Lakai hatte die Zahlung unbedenklich geleistet und hatte, nebst einen Verweis von seiner Herrschaft, noch den Verlust von 1 Thlr.

Auf Briefen mit falschen Namen werden oft Bestellungen bei Conditoren, Weinhändlern u. dgl. gemacht; dann entweder abgeholt, oder, um die Bestellung wahrscheinlicher zu machen, deren Ablieferung in den Wohnungen der angeblichen Besteller gebeten. Die Betrüger erwarten dann vor oder in dem Hause die Ueberbringer, nehmen ihnen das Bestellte ab, geben solchen auch wohl ein Trinkgeld und bringen das erstere bei Seite.

Als Entschädigung für die eben nicht schmeichelhaften Urtheile über eine neue Sappho hierselbst, ist ihr in den öffentlichen Blättern zu Theil geworden die Danksagung:

„Durch die von Fräul. Elwine Alifeld, Weihnachten v. J. zum Besten zweier milden Stiftungen herausgegebenen Gedichtsammlung, ist bei derselben, nach der vorgelegten, von uns revidirten und richtig befundenen Specification der Einnahme und Ausgabe, bis ultimo März d. J. 604 thlr. 10 sgr. eingegangen. Nach Abzug der Kosten von 271 thlr. 15 sgr. 9 pf. blieb vorläufig ein Ertrag von 332 thlr. 14 sgr. 3 pf., wobei die auf dem Wege des Buchhandels eingehende Summe noch nicht mit begriffen ist. Hiernach hat das Elisabethstift zu Pankow von der edlen Geberin als 1ste Ablieferung die Summe von 166 thlr. 7 sgr. 1½ pf. erhalten, wodurch demselben eine um so wesentlichere Unterstützung ward, da die große Anzahl von Kindern im vergangenen Winter die Ausgaben bedeutend vermehrt hatte. Gewiß wird das Lallen der unmündigen Kleinen den Segen des Himmels auf die jugendliche Dichterin erflehen, die durch ihr Talent sich zur Wohlthäterin der Hilfsbedürftigen machte und der große Gott möge ihr und allen denen ein reicher Vergelter seyn, die bis jetzt und künftighin durch Ankauf dieser Gedichte das gute Werk in frommer Liebe fördern halfen.

Am 1sten April 1836.

Die Verwaltung des Elisabethstiftes."

Gegen diese Danksagung ist nun allerdings nichts einzuwenden, insofern man den Nutzen, welcher durch den Verkauf dieser Reimereien dem Elisabethstift erwachsen sind, berücksichtigt; aber die Käufer, haben offenbar ihn mehr verdient, zumal wenn sie diese Verse gelesen haben. Das Verdienst der Verf. steht noch unter Null, denn es ist noch sehr problematisch, ob sich unter den aufgeführten Kosten von 271 Thlr. 15 Sgr. 9 Pf. nicht auch noch Honorar für die Verfasserin befindet. Sollte dies wirklich der sehr wahrscheinliche Fall seyn, so hätte Fräulein Alifeld dadurch ihren speculativen Geist mehr als ihren dichterischen manifestirt. Was diese Vermuthung zu bestätigen scheint, ist die Stelle in der angeführten Danksagung, „nach richtig befundener Specification der Einnahme und Ausgabe," welches in ähnlichen Fällen nie erwähnt worden. Uebrigens ist diese Berechnung hier sehr Vielen aufgefallen, und sie würde auch in einer hiesigen Zeitschrift wohl besprochen worden seyn, wenn — — die Wahlverwandtschaft es erlaubte.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 108. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 5. Mai. 1836.

Der Grazioso.

(Novelle vom Verf. des Vater Doles, Beethoven ꝛc. ꝛc.)

(Schluß.)

Giovechino stand vernichtet. »Also doch!« stöhnte er, kaum der Sprache mächtig. »Es war ihr möglich! O, was ist jetzt noch unmöglich?!« und mit rasendem Gelächter sich selbst antwortend rief er: »Treue, treue Liebe.«

»Mäßige Dich!« flüsterte Antonio ihm besorgt zu, und zusammenzuckend entgegnete der Grazioso ebenfalls leise:

»Du hast recht! ich muß mich mäßigen! — wie war's nur noch? in dieser Stunde sagtest Du, in der rothen Stube — Tod und Teufel! — sind sie — sind sie beisammen?«

»So ist es.«

Giovechino ging mit großen Schritten im Gefängniß auf und ab, krampfhaft zitternd! Der Primo Amoroso verfolgte ihn heimlich mit lauernden Blicken, in denen triumphirende höllische Schadenfreude sich malte. Endlich sprach er mit mitleidigem Tone:

»Du dauerst mich, Giovechino! per Dio! Du dauerst mich! Fiamettens Verlust gönnte ich Dir, nicht aber Schande! davor hab' ich Dich gewarnt. Leb' wohl.«

Er wollte sich entfernen, da sprang aber Giovechino Blitzschnell an die Kerkerthür und raunte ihm zu: »Halt! nicht von der Stelle! leihe mir Deine Verkleidung, ich will hin.«

»Bist Du rasend!« stammelte erschrocken Antonio, »was wolltest Du?«

»Ich sagte Dir's! hin! hin! Gib das Gewand.«

»Und was sollte aus mir werden? —

»Du bleibst an meiner Statt, bis ich wiederkehre. Ich kehre wieder, mein heiligstes Wort darauf. Schnell das Gewand nur, zaud're nicht!«

»Höre mich, Giovechino!«

»Das Gewand, Mensch! und keinen Laut, oder ich erwürge Dich!« — Er faßte ihn hart.

»Wahnsinniger!« rief Antonio, stieß ihn zurück, eilte zur Kerkerthüre und bemühte sich, hastig sie zu öffnen, um zu entfliehen. Aber Giovechino hatte sich rasch gebückt, einen lockern Stein aus dem Fußboden des Kerkers gerissen, und zerschmetterte nun mit einem fürchterlichen Streich die Hirnschale des Primo Amoroso, daß er sogleich ohne einen Laut todt zu Boden stürzte.

Einige Augenblicke stand Giovechino betroffen vor dem Erschlagenen, »Mörder!« murmelte er dumpf vor sich hin.

Dann aber begann er rasch ihn zu entkleiden und sich selber in das Mönchsgewand zu hüllen. Im Begriff, den Kerker zu verlassen, blickte er noch einmal zurück, die eben verlöschende Lampe warf einen glühendrothen Schein auf den blutenden Leichnam und Giovechino bemerkte den Griff eines Dolchs, der aus dem Gürtel hervorblitzte.

»Vielleicht für meine Brust geschliffen, guter Antonio!« hohnlächelte er, »ich kam Dir zuvor! doch die Waffe kann ich brauchen.« Er zog sie aus dem Gürtel des Todten, steckte sie zu sich und verließ den Kerker, die Thüre in's Schloß werfend.

»Was macht der Gefangene, ehrwürdiger Pater?« redete auf dem dämmernden Gange der Kerkermeister ihn an.

Leise mit verstellter Stimme antwortete Giovechino: »Ich habe ihn beruhigt! er schläft.«

»Das lohn' Euch Gott!« rief der Kerkermeister treuherzig. »Seit der arme Bursche hier sitzt, ist das wohl die erste ruhige Nacht, die ihm wird.

Ohne ihn zu erkennen, geleitete der Alte den Grazioso bis an's äußerste Thor des Gefängnisses und kehrte dann unbesorgt in sein Stübchen zurück, nicht ahnend das Gräßliche, was sich begeben.

Giovechino aber, den Tod, der Hölle Verzweiflung

im Herzen, stürmte durch die finstern Gassen nach dem wohlbekannten Hause.

Ungehindert erreichte er's, unbemerkt schlich er sich hinein, die Treppe hinan, mit verhaltenem Athem an Fiamettens Zimmerthüre lauschend. Leises Knistern wie von seidenen Gewändern ließ sich hören.

Plötzlich öffnete sich die Thüre, ein Lichtstrahl drang aus dem Zimmer hervor, und ihm entgegen, reizend geschmückt, schwebte Fiametta.

Als sie ihn erblickte, fuhr sie erschrocken zurück, aber gleich darauf, ihn erkennend, jauchzte sie »Giovechino!« und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

»Treulose!« rasete Giovechino, der Dolch blitzte in seiner Rechten und senkte sich in demselben Augenblick tief in Fiamettens Brust.

»Giovechino! Geliebter!« seufzte das Mädchen und sank sterbend zu den Füßen des Grazioso.

Apokryphische Thiere.

Der Drache. Der Kraken.

(Fortsetzung.)

Capitain Johann Magnus Dens, ein sehr glaubwürdiger Mann hatte mehrere Reisen nach China gemacht, für Rechnung der Handelsgesellschaft in Gothenburg, und hatte sich im vorgerückten Alter in Dünkirchen niedergelassen, wo er vor einigen Jahren gestorben ist. Er erzählte mehrmals, daß er auf einer seiner Reisen, unterm 15. Grade südlicher Breite, zwischen der Insel St. Helena und dem Cap Negro von einer Windstille überfallen wurde, die mehrere Tage dauerte, und ihn veranlaßte, sein Schiff von innen und außen zu reinigen. Er ließ deßhalb einige Breter an Stricken befestigen, damit die Matrosen das Schiff auf der Außenseite zu beschaben im Stande seyen. Sie waren eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt, als ein ungeheueres Hörnerthier (im dänischen Anckertroll genannt), einen Arm aus der Fluth emporstreckte, zwei Matrosen umschlang und sie zu sich in's Meer zog. Dann streckte daſſelbe Ungethüm einen zweiten Arm aus und ergriff einen dritten Matrosen, der im Tauwerk hing und gegen den Mastkorb hinankletterte. Dieser stieß ein jämmerliches Geschrei aus, und bemühte sich, von der ihn umspannenden Masse sich frei zu machen, was ihm jedoch eben so wenig gelingen wollte, als dem Riesenpolypen, dessen Arm von den Stricken wie in einer Schlinge festgehalten wurde. Alle Matrosen eilten ihrem in Gefahr schwebenden Gefährten zu Hilfe. Die einen ergriffen Harpunen und Fischgabeln, welche sie gegen das Ungeheuer schleuderten und es damit verletzten, während andere mit Beilen und großen Messern den Arm zu durchschneiden sich bemühten, der den Matrosen umschlungen hielt, welcher unterdessen alle Besinnung verloren.

Von fünf Harpunen und mehreren Fischgabeln verletzt, bemühte sich der Riesenpolyp, durch das alleinige Gewicht seiner ungeheuern Masse, sich zu versenken. Um kein Mittel zu versäumen, seine Leute zu retten, ließ Capitain Dens die an den Harpunen befestigten Stricke in dem Maße abwinden, als das Schleimthier sich senkte. Man zog sie sodann wieder an, und das Thier gab einige Minuten nach, bis es auf einmal sich wieder senkte, und das Schiff so gewaltig nach sich zog, daß man zu eigener Sicherheit frei zu werden sich bemühen mußte. Vier Seile zersprangen, und ein fünftes konnte mit dem daran befindlichen Harpun angezogen werden. Auf solche Weise verlor der brave Seemann zwei Matrosen, welche die Beute eines Ungethüms wurden, von dem er oft im Norden reden gehört, das er jedoch immer als fabelhaft betrachtet, und dessen Daseyn er jetzt, durch eigene Erfahrung, nicht mehr bezweifeln konnte. Der Matrose, welcher von dem einen Arm des Polypen umfaßt worden, und dem der Schiffs-Wundarzt unmittelbar alle erdenkliche Pflege angedeihen ließ, öffnete nach langer Ohnmacht die Augen wieder und konnte sogar einige Worte sprechen. Aber von dem Arm des Ungeheuers beinahe erstickt und zerquetscht, hatte Entsetzen ihn wahnsinnig gemacht. Er verschied in der nächsten Nacht im heftigsten Fieber.

Der Theil des Polypenarmes, den das Schiffsvolk erbeutet, und der im Tauwerk hängen geblieben, war so dick an seiner Basis, als ein Fockrah. Er beendete sich mit einer sehr scharfen, mit Schröpfköpfen, die so groß wie Kochlöffel waren, besetzten Spitze. Dies Armstück war 5 Klafter lang, und da der Arm ungefähr in seiner Mitte durchhauen worden, indem das Ungethüm nicht einmal den Kopf über dem Wasser gezeigt, ließ sich annehmen, daß des ganzen Armes Länge nicht unter 40 Fuß seyn könne.

Dionys von Montfort sagt, daß sich zu St. Malo, in der St. Thomascapelle, eine Votivtafel befindet, welche von der Mannschaft eines Schiffes aufgehängt worden, zum Andenken ihrer wunderbaren Befreiung von den Angriffen eines Ungeheuers, dem ähnlich, welches die drei Matrosen des Capitains Dens getödtet. Das Schiff nämlich wurde von einem Kraken oder einem gewaltigen Polypen, im Angesichte der Küste von Angola, angegriffen. Das Ungethüm verwickelte, schnell wie der Gedanke, seine Arme in das Takelwerk und war auf dem Puncte, das Schiff mit sich in den Abgrund zu ziehen, als es der Mannschaft gelang, mit Säbeln und Aexten seine mächtigen Fühlfäden zu durchhauen. Im Augenblicke der größten Gefahr riefen die Matrosen ihren Schutzpatron Thomas um Beistand an, und versprachen zu seinem Bilde zu wallfahrten, wenn er sie unverletzt befreie. Das Vertrauen, welches sie dadurch gewannen, verlieh ihnen doppelte Kräfte, und es gelang ihnen, ohne weitern Schaden ihrem Feinde zu entrinnen. Nach ihrer Rückkehr nach Frankreich begaben sie sich nach der Capelle des heil. Thomas und brachten ihm ihre Danksagungen dar. Sie ließen zugleich ein Gemälde verfertigen, worauf, so getreu als möglich, das überstandene Abenteuer dargestellt wurde.

(Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Brüssel, den 20. März 1836.

Herr Redacteur! Unterzeichneter ist von Herrn Dr. Schneider beauftragt, alle Briefe, die nach seiner Abreise hier, unter seiner Adresse aus Deutschland oder sonst woher eintreffen, zu erbrechen und nach Inhalt zu beantworten. Es sind nun bereits mehrere Anfragen aus Leipzig und dessen Umgegend bei mir eingegangen, um zu wissen, ob Hr. Dr. Schneider hier zu Brüssel wirklich jene Heilungen bewirkt habe, welche in deutschen Blättern erwähnt werden, und ob er nicht auch nach den deutschen Landen kommen werde. Um nicht Jedem einzeln zu antworten, ziehe ich es vor, an Sie meine Antwort zu richten und Sie zu bitten, dieselbe in Ihr Blatt „Planet" aufzunehmen. Hr. Dr. Schneider ist abgereist, und zwar nach Leipzig ꝛc., um dort und in den benachbarten Universitäts- und andern größeren Städten öffentliche Heilsitzungen, Angesichts der medicinischen Facultäten oder Medicinalpersonen u. s. w., so wie Privat-Heilungen zu veranstalten. Hier, so wie in Deutschland, zu Bonn, Cöln, Elberfeld, Düsseldorf u. s. w. hat die Heilmethode des Hrn. Dr. Schneider den höchsten Triumph gefeiert. Unsere Blätter überbieten sich in Lobenserhebungen der außerordentlichen Leistungen und dauernden Erfolge des jungen Heilkünstlers und dessen Methode, die alle andern frühern, theils ärztliche, theils nicht ärztliche Versuche, ausschließt.

Dieß sind übrigens Anerkennungen, die nicht von gedungenen Individuen angefertigt, sondern von den medicinischen Facultäten, von namhaften tüchtigen Aerzten und sonst sachkundigen Männern und von geheilten Personen selbst, zur Kunde des Publicums gebracht worden sind. Bei der ersten Heilsitzung hier zu Brüssel, im großen philosophischen Saale der freien Universität, Angesichts der Professoren, Doctoren, Studenten, hohen und höchsten Civil- und Militärbehörden der Stadt ꝛc., wurden mehrere Individuen, als Stotterer, Stammler u. s. w. vorgestellt. Es waren zum Theil Personen, die kaum Laute von sich geben konnten (gutturo-tetanisch Stotternde), — mit organischen Verbildungen an den Sprachwerkzeugen behaftet und seit ihrer Geburt auf eine grausame und fürchterliche Weise leidend. — Andere konnten theilweise und unter besondern Umständen Etwas besser, als unter und mit fremden Leuten reden; jedoch auch nicht immer; — wieder Andere, waren theils psychisch-Stotternde, theils war ihre Krankheits-Anlage im Muskel- und Nervenwesen des Sprachorganismus vorgebildet und nur unter und durch besondere Umstände aufgereizt und somit krankhaft ausgebildet u. s. w. — Alle wurden von Hrn. Dr. Schn. in ¼ Stunde gänzlich geheilt und nach genauer Untersuchung und Prüfung von Seiten der Universität, — als vollkommen geheilt, erklärt. Bei der zweiten öffentlichen Heilsitzung, so wie bei der 4. und 5., wurden selbige wieder vorgestellt, und sprachen noch geläufiger. Dr. Schneider that in einem freien Vortrage, der als ein Muster der belehrenden Beredtsamkeit in mehreren öffentlichen Blättern und medicinischen Zeitschriften abgedruckt ist, dar: daß Individuen, die an organischen Verbildungen (mechanischen Hindernissen) der Sprachwerkzeuge leiden, schneller zu heilen seyen, — gewöhnlich in fünf Minuten und dieß wie alle Andere ohne chirurgische Operation — als jene, welche davon zwar frei, doch aber mit Muskel- und Nervenschwäche, oder einem Ueberreiz in diesen Gebilden behaftet und dazu noch psychischen Einflüssen u. s. w. unterworfen sind. Letztere müßten, — nachdem ihre Sprachorgane eingerichtet und die Schwäche gehoben oder der Ueberreiz der bewegenden Kräfte vom Gehirn, Kehlkopfe und der Zunge beseitigt, doch noch 14 Tage über eine Nachcur halten. Erstere aber könnten, nachdem ihre, zum Sprechen nöthigen Werkzeuge u. s. w. eingerichtet seyen („Einrichten" nennt er den Heilungsact statt „Operation") deutlich zwar und gut, nicht aber schnell sprechen (eine auffallende Erscheinung!) — Die Kraft, welche er den Organen verliehen (wie dieses übrigens geschiehet, — geschehen kann, und so schnell, war uns Professoren so wie jedem andern Mediciner eine unbegreifliche Thatsache, es ist aber so!), müßte erst in denselben (Organen) entwickelt, die Organe mithin normal gebraucht seyn und werden. So war es auch! Die dritte Classe, — d. h. die rein physisch-Stotternden, deren Uebel vorzugsweise in einer „unvollkommenen, unregelmäßigen Rückwirkung des Gehirns, auf das Muscularsystem der Sprachwerkzeuge" bestehet, — solche Individuen läßt Dr. Schneider nur sehr selten zu seiner Heilmethode zu. Da im eigentlichen Sinne des Wortes nichts zu heilen da wäre, sondern nur eine „Entwöhnungsmethode" anzuwenden sey. — Mit rauschenden Bravo's und herzlichem Händedruck von allen Seiten, wurden die öffentlichen Heilsitzungen jedesmal beschlossen. Auf was für eine Art und Weise dieser junge Heilkünstler alle diese und jene Curen verrichtet, scheinen bis hieher nur die Götter zu wissen. Hat er einen Patienten auf das sorgfältigste untersucht, — und dazu gebraucht er öfters Stunden —; hat er sich von dem wahren Sitz — der Ursache des Sprachübels überzeugt, alsdann bestimmt er auf's Genauste, in wie viel Zeit der Patient geheilt seyn wird. Zweifelt Dr. Schneider aber, weiß er nicht ob und wann, dann bleibt der Termin weg. Rechenschaft aber, und dies auf eine klar einzusehende Weise, legt er jedesmal vorher von dem Krankheitszustande ab. — Aus Allem gehet hervor, — namentlich aus der Art und Weise, wie S. bei der Behandlung der Sprach- und Hörgebrechen verfährt, daß er zu dem, der Gesammtmedicin noch noththuenden, bis jetzt wenigstens noch unerreicht gebliebenen, Standpunct der Gewißheit gelangt seyn muß, von wo aus es ihm möglich ist, nach sorgfältiger Prüfung und Erforschung des Krankheitszustandes und der Grundursache zur klaren deutlichen Erkenntniß zu gelangen und alsdann, wahrscheinlich mit möglichst einfachen, aber kräftigen Mitteln, direct hinzuwirken.

Daher wahrscheinlich der schnelle und günstige Erfolg seiner Curen. Einen Schritt weiter scheint S. in dem Gebiete der Arzneiwissenschaft gekommen zu seyn — aber einen größern Schritt! Jeder, dem es vergönnt ist, den Umgang des Hrn. Dr. Schneider zu genießen, um sich von der liebenswürdigen Persönlichkeit, von dem offenen Charakter, der, von einer treuen Seele ausgehend, auf Jeden humane Gesinnungen ausstrahlet, zu überzeugen, der ist bereit, ihn für keinen

Charlatan, Betrüger oder unwissenden, leichtsinnigen Arzt, zu halten. Jeden Armen, der mit einem Dürftigkeitszeugniß versehen, heilt er gratis, Andere honoriren nach der Cur, nach ihren Kräften. Auch ist Hr. Dr. Schneider durch seine schriftstellerischen Leistungen, so wie als Künstler, der literarischen Welt auf eine Art bekannt, die, betrachtet man sein Alter (er ist kaum 25 Jahr alt) und seine bereits erlangten Würden, ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen *).

Hat Dr. Schneider in Deutschland durch seine geniale Heilmethode für Sprach- und Hörgebrechen fast Uebernatürliches geleistet, so sind die Ergebnisse, welche er in unsern Taubstummen-Instituten an vielen derartigen Individuen, der Sprache und dem Gehör nach, herbeiführte, doch der Art, daß Brüssel Ursache hat, ihm auf eine außerordentliche Weise dankbar zu seyn. Solche Wunder hat er in Deutschland, namentlich zu Elberfeld, schon verrichtet **).

Zweihundert neun und zwanzig (229) Individuen sind im Ganzen hier behandelt worden. Ich glaube Dr. Schneider, der leidenden Menschheit und der Wissenschaft im Allgemeinen einen Dienst zu leisten, namentlich aber Ersterm auf keine bessere Weise meine Ansicht und Achtung über seine Heilmethode und Person eröffnen zu können, als wenn ich Sie ermächtige, von diesem meinem Schreiben, unter meiner Namensunterschrift, jeden Gebrauch zu machen, den Sie für nützlich erachten. Daß Schneider mit den Männern, die mehr oder minder Mißbrauch von dem Wenigen, was sie in Beziehung auf Sprachgebrechen wußten, machten, — nicht verwechselt werden kann, hat er in seiner gehaltreichen Schrift: „Fragmente über meine Heilmethode ꝛc." (Cöln, 1835) schon bewiesen und haben es auch alle Gelehrte und Aerzte, die öffentlichen und Privat-Heilungen beigewohnt, so wie alle Jene, welche früher schon, von andern Aerzten erfolglos behandelt, von Schneider aber radikal zum zweiten Mal, ohne Operation, ohne Zungenheber, oder sonst einer mechanischen Vorrichtung, geheilt worden sind, mit eingesehen.

Dr. Sacherbach,
Prof. an der freien Universität.

Berlin, den 13. April 1836.

Mit dem Zweikampf des preußischen Officiers und eines Franzosen, verhält sich Alles zwar so, wie erwähnt worden; er hat aber bei Stralau stattgefunden. Als man über den Franzosen nähere Erkundigungen einziehen wollte, war er verschwunden, und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist.

Eine sehr verschmitzte Betrügerin, mit Namen Wilke, welche in Charlottenburg gewohnt, und wegen ihres Aufwandes, die Charlottenburger Princessin genannt wurde, ist gefänglich eingezogen worden und sitzt jetzt auf der Hausvogtei.

Es ist bereits außer Zweifel gesetzt, daß sie durch falsche Briefe und Documente sich Vertrauen und Credit verschafft und auf einen sehr glänzenden Fuß gelebt hat. Sie ist eine geborne Charlottenburgerin, die Tochter armer Eltern und hat — was in psychologischer Hinsicht beachtenswerth — schon in frühern Jahren, als sie noch in eine Mädchenschule gegangen, Spuren eines exaltirten Wesens gezeigt; denn nach der Versicherung einer ihrer damaligen Schulgenossinnen, hat sie schon damals ihren Gespielinnen Liebesbriefe von vornehmen Personen, Grafen, Baronen ꝛc. gezeigt, die sie erhalten haben wollte, und die sie selbst gemacht hatte. Später hat sie nach dem, was von ihr erzählt wird, dieser kindischen Spiegelfechterei eine größere Ausdehnung gegeben und sie zu betrügerischen Zwecken benützt.

Ein Officier in *** *) behandelte seine Untergebenen sehr tyrannisch, wodurch er bei ihnen Haß erweckte. Einen Soldaten traf das Loos, daß er von ihm vorzüglich gequält wurde. Dieser erduldete lange mit Geduld und Selbstbeherrschung diese Quälereien; endlich ergriff ihn Verzweiflung, lieber todt, als ein solches Leben! Aber erst wollte er sich an seinen Peiniger rächen. Er ging nach dessen Zimmer mit scharf geladenem Gewehr, öffnete die Thüre, legte an und schoß ihn todt. Nach der blutigen That meldete er sich gleich in der Wache als Arrestanten, wobei er zugleich den Cameraden erklärte: daß er sie von einem solchen Tyrannen befreit habe.

Eine solche That machte großes Aufsehen; sie wurde in *** zum Stadtgespräch, und sehr verschieden beurtheilt. Manche bedauerten den Mörder und wünschten, daß eine Milderung der Strafe stattfinden möchte; Andre hingegen meinten: er könne nicht hart genug dafür gestraft werden, selbst die Todesstrafe des Füselirens wäre für diesen Fall zu gelinde. Einer, der dieser letztern Meinung war, fragte einen Rechtsgelehrten, der schon geraume Zeit außer Dienstthätigkeit war:

Was denken Sie denn? Sind Sie nicht auch meiner Meinung?

„Keinesweges," war die trockene Antwort, „ich würd' ihm die Rettungsmedaille zuerkennen." **)

Dreisylbige Charade.

Was die Ersten Dir nennen, ist eine Münze des Auslands,
Und als Götze ward einst heilig die Dritte verehrt; —
Thorheit und Mängel rügend, mit mildem Ernste belehrend,
Macht durch das Ganze sich oft bittere Wahrheit Dir kund.

H. Jacht.

Auflösung der Charade in Nr. 90.

Thränenweide.

---

*) S. uns. Literaturbl. sub titulo: Der wunderthätige Polyhistor. Anm. d. Red.

**) In der „Elberfelder Zeitung" vom 7. Januar 1836 wird gesagt: „Der Hr. Dr. Schneider aus Bonn (Rüdesheim) hat auch hier sein Talent rühmlichst bewiesen. Zwölf Taubstumme sind der Sprache und dem Gehöre nach gänzlich geheilt worden. Dem Vernehmen nach wird Er im März wieder kommen, um noch Mehreren die Gaben der Sprache und des Gehörs wieder oder zuerst zu verleihen."

*) Nicht in Berlin, sondern in einer andern preußischen (und zwar Handels-) Stadt. Anm. d. Red.

**) Bravo! Sind das nicht auch Ideen eines jungen Deutschlands? Anm. d. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 109. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 6. Mai. 1836.

Länder- und Völkerkunde.

(Schluß.)

Beachtenswerth sind auch die beiden letzten Abschnitte von „Ost und West." — Die äußere Ausstattung ist recht schön und bei dem compressen kleinen Drucke der Preis von 2 Thlr. 6 Gr für das Werk nicht zu hoch. — Zur näheren Erkenntniß des Werkes hier etwas:

„Wer mit der Vorstellung, die er sich in Deutschland von der Wohnung eines Edelmanns (in Polen) gebildet hat (zumal nach der Pracht und Verschwendungsliebe, die man im Allgemeinen an den reisenden Polen im Auslande bemerken will), sich einer solchen nähert, möchte sich eben so verwundert suchend umsehen, wie ich, als der Wagen plötzlich von der Landstraße auf einen grünen Rasenplatz, weder durch ein Thor noch durch Staketenzaun von derselben getrennt, einlenkte und vor einem kleinen einstöckigen Häuschen mit gewöhnlichem weißen Anstrich, dessen Lattendach unmittelbar über den Parterre-Wohnstuben begann, anhielt, und der aus der Hausthüre heraustretende Bruder meines Führers mich in dieses Herrenhaus einzutreten einlud. Und dieses Gut war doch eines der bedeutendern in der Provinz, die Familie eine der reichern. — Das Haus, dem gegenüber einige Wirthschaftsgebäude sich befanden (diese mit Stroh gedeckt), stand so ohne alle Absonderung von den Feldern, von dem Dorf und von der Landstraße da, daß nicht einmal von einem eigentlichen Hofe die Rede war, und nur hinter demselben bezeichnete ein ungepflegter und halbverwilderter Obstgarten mit einem kleinen Holzzaune ein abgesondertes Eigenthum. Später überzeugte ich mich, daß dieß im Allgemeinen mit wenigen Ausnahmen der Charakter aller polnischen Edelhäuser ist. Ich habe auf meiner ganzen Tour kaum drei gesehen, welche einen zweiten Stock und eine Treppe hatten, und ein eigentliches Schloß nur auf dem Gute des Generals Wengierski, das aber, wie alle Gebäude der Art in Polen, nicht ausgebaut war und, nach Verschwendung außerordentlicher Summen, unvollendet geblieben und nicht unterhalten, schon Spuren des Verfalls an sich trug. Die meisten von den mir zu Gesicht gekommenen Edelhäusern waren sogar mit Stroh gedeckt und unterschieden sich von den Bauerhäusern hauptsächlich nur durch den weißen Anstrich und die großen Scheibenfenster. Man kann diese Häuser höchstens mit den Pfarrwohnungen in armen deutschen Dörfern vergleichen, und in einigermaßen wohlhabenden Gegenden Deutschlands, wie in Schlesien, in Sachsen, in den Rheingegenden und in dem größten Theile von Schwaben, ist fast jedes Bauernhaus solider und geräumiger; nur daß die größern Fensterscheiben die größere Bildung und die feinern Bedürfnisse der Bewohner gleich von außen andeuten. Und dennoch finden sich in den wenigen solid gebauten und darum noch aus ältern Zeiten sich erhaltenen polnischen Edelhäusern der buntcarrirte Anstrich und die kleinen runden Fensterscheiben jener deutschen Bauerhäuser vor, und das ward mir sogar als der eigenthümliche Charakter der alten polnischen Bauart bezeichnet. An Architektur ist eigentlich im ganzen Lande nicht zu denken, und ich werde bei Gelegenheit der polnischen Städte ausführlicher davon so wie von den politischen Gründen derselben sprechen. Was die Landgebäude der Edelleute anbetrifft, so ist der Hauptgrund davon, daß der Slave im Allgemeinen, wie fast alle phantasiereiche und genußsüchtige Völker, aus Schönheit der Wohnung und derjenigen Gegenstände, welche sie täglich umgeben und die durch Besonderkeit oder Reiz des Ungewöhnlichen der Neuheit, weil man sie gewohnt wird und überall sieht, ihre Phantasie nicht mehr aufregen können, sich gar nichts macht. Man findet darum die von außen unscheinbaren Privatwohnungen nicht nur bei allen südlichen europäischen Völkern und bei den Orientalen, sondern sogar auch schon bei den Franzosen. Mit den Letztern wird sich der westliche Theil unseres Buches später ausführlicher beschäftigen. Nur der deutsche, holländische und englische Privatmann baut mit Luxus und opfert ein reiches Mittagessen gern einem feinern Rocke. Der Pole wie die genannten ihm verwandten Völker ziehen dagegen vor, ein Kleid von dem größten Tuche oder von Linnen über einen mit zehn Mittagsschüsseln und einigen Flaschen Wein ausgefütterten Magen zuzuknöpfen und eine schlechte Kappe auf das dadurch erwärmte, erheiterte und mit frohen Träumen erfüllte Gehirn zu setzen. Jenen gegenüber läßt sich der Nord-

deutsche nach einem dürftigen Mittagsmahl lieber von seiner Frau den sauber gebürsteten Kastorhut reichen, um mit unbeschwertem Magen schon um zwei Uhr auf sein Bureau zu gehen und seine Tabellenarbeit wieder zu beginnen. Ein zweiter, den Polen besonders eigenthümlicher Grund seiner dürftigen Bauart ist, daß er leidenschaftlich das Landleben liebt, Städte wie die Pest flieht, nicht nur daher gern seinem Hause den ganz ländlichen Anstrich läßt, sondern es auch in der unmittelbarsten Verbindung mit Wald und Feld und Wiese haben will. Endlich kommt auch der allerdings bedeutende Grund hinzu, daß im ganzen Lande Steine äußerst selten und kostspielig sind. In den übrigen Theilen von Polen tritt daher überall das in so reichem Ueberfluß vorhandene Holz an dessen Stelle, und man kann sich in den schwäbischen Dörfern hauptsächlich davon überzeugen, daß die Austäfelung der Zimmer mit demselben unendlich viel wohnlicher und heimischer ist, als der kalte Stein. Im Großherzogthum Posen aber ist man meist auf dem Lehm angewiesen, weil es gegen die gewöhnlichen Vorstellungen unendlich viel ärmer an Wald und Holz ist, als die benachbarten deutschen Provinzen: die Mark, die Lausitz, und Niederschlesien. Das Holz wird daher meist nur zu den wenigen Dorfkirchen gebraucht, welche man hin und wieder erblickt, und die, bis zum Thurm hinauf mit Holzlatten überschlagen, altgewordenen Bretterbuden gleichen und daher das einförmige Dunkel der Gegend nicht heben.

Die Bauerhäuser haben durchaus nackte braune Lehmwände, und die von Alter ganz grau gewordenen dicken Strohdächer hängen darüber fast bis zur Erde herunter, so daß sie fast mehr als Dächer von Erdwohnungen, als wie von Häusern erscheinen. Dies ist es nun, was diese Provinz für den Blick so leblos macht. Man stellte mich noch denselben Nachmittag auf einen Punct, von wo aus man zwanzig Dörfer übersehen sollte; aber ich brachte nach mühsamem Suchen mir kaum sechs oder sieben zusammen, welche ich mit dem bloßen Auge vom Saume des Waldes zu unterscheiden im Stande war, denn von allen zwanzigen hatte keines einen Thurm, und diese niedrigen Häuserdächer nivellirten sich gewissermaßen in der Ferne mit dem Erdboden. — Ein mit Ziegeln gedecktes rothes Dach sieht man daher in der Ebene meilenweit, und in dem reinpolnischen Theile der Provinz wurde mir auf meiner Tour nur zweimal der heitere Anblick einer deutschen Gegend: bei dem hochgelegenen Gute des Herrn von Turno, Obiezierze, und den Gütern des Herrn von Arnim seitwärts an der Straße von Posen nach Gnesen gelegen. Auch die kleinen Städte sind fast alle mit Schindeln bedeckt, unterbrechen daher auch nur selten das Grau. Indessen, sobald man sich nur etwas daran gewöhnt hat, erscheint dieses Land dennoch uns heimischer und wohnlicher, als die abscheulichen französischen grauen und gelben Steindörfer mit den wie Schwalbennester an einander klebenden zwei- und dreistöckigen Häusern und deren kleinen Fensterlöchern. In Polen ist eben Alles auf das Enge und Warme und für die Zeit berechnet, wo man in der freien Natur nicht seyn kann. Der Pole ist geborner Landbewohner, während sich der Franzose aus jedem Dorf eine Stadt zu machen strebt." —

Wie Spazier Lafayette erschienen, den er an dem 29. November (dem wichtigen Tage für Polen!) 1833 sah, möge hier noch mitgetheilt werden: „Der Abend kam, und ich erschien in der Behausung Lafayette's, der, von seinem Gute Lagrange ausdrücklich dazu in die Stadt gekommen war und seine Wohnung zu dieser Versammelung hergab, damit die Policei kein Recht habe, eine solche Privat- und gewissermaßen Familienfeier zu verhindern. Auf diese Weise hatte auch der polnische Comité vorzubeugen geglaubt, daß die Scene des vorigen Jahres, wo bei der öffentlichen Feier ein Demokrat die Führer der Revolution und deren Freunde mit einer äußerst heftigen Rede gegen die dabei gegenwärtige polnische Aristokratie sehr unangenehm überrascht hatte, aus Rücksicht auf die Privatwohnung Lafayette's sich wiederhole. Ich ging, wie gewöhnlich unter dem Schutze des Generals Ostrowski, der, besonders mit ihm befreundet, mich dem „ersten Grenadier der (von ihm commandirten) Warschauer Nationalgarde" vorzustellen sich erboten hatte. Ich fand die, wie in fast allen französischen Wohnungen, ziemlich kleinen Zimmer, die nichts desto weniger Salons heißen, von bekannten und unbekannten polnischen Gestalten angefüllt; in den mittelsten, der für die Reden bestimmt war, war eine Tribune, umgeben von polnischen und französischen Fahnen; gegenüber an der Wand waren amerikanische angebracht; es gewährte einen sehr schönen Anblick. In einer der Nebenstuben, hieß es, sey Lafayette. Ich hatte mich kaum bis an den Eingang der Thüre hingedrängt und eben mit Ueberraschung einen, in einen feinen schwarzen Frack gekleideten, sich ohne alle Stütze aufrecht haltenden und wegen einer etwas in's Röthliche schimmernden Haartour, so wie eines Profils, daß ein sonst befleischtes und von Gesundheit farbiges Gesicht verrieth, wenig auffällige Spuren des Alters an sich tragenden Mann erblickt, als er sich umwandte, und in die Thür hereintrat, die Anwesenden zu bewillkommnen. Auch sein Gang war nicht gebrechlich; nur schleppte er den linken Fuß etwas nach, als wenn derselbe kürzer schien. Beide Hände den in zwei Reihen stehenden Anwesenden entgegenstreckend und jede ihm sich darbietende drückend, rief er sein: bon soir, Messieurs! Aber das Lächeln, mit dem er es that! — Meisterhaft hat es Heine beschrieben, so viel sich davon beschreiben läßt. Ich kannte nur einen Menschen, der ähnlich lächelte, es war Jean Paul. Aber der Unterschied war, daß der Letztere nur Individuen entgegen lächelte, Lafayette ganzen Massen. Während in dem Erstern immer etwas Verschämtes, Liebliches lag, thronte auf des Letztern Lippen und Zügen eine frei und groß umherschauende Ruhe und Zuversicht. Wer dieß Lächeln einmal gesehen, mußte begreifen, wie das eine Macht seyn konnte, mit der dieser Mann augenblicklich die wüthend anstürmenden Volkshaufen von 1789 in den Stürmen auf Versailles und die Tuillerien, wie 1830 in den ersten Wochen nach den Julitagen, entwaffnete und zum Umkehren zwang, oder sich in den bewegtesten Kammertagen augenblickliche Stimmen und Gehör verschaffte. Cäsar und Mirabeau und andere Männer thaten es mit kecken Redeblitzen, und hierin schon zeichnet sich auch der große Unterschied zwischen ihm und dem schöpferischen großen Volksmännern! — Kurz darauf blieb er in meiner Nähe stehen und blickte schweigend mit herrschendem Auge vor sich hin. Welch' ein anderes Gesicht! Es war das seiner gewöhnlichen Portraits; es schien, als hätte sich die Seele aus den übrigen Theilen des Gesichts zurückgezogen, die eine fleischige fast charakterlose Masse bildeten, als brauche sie nur das Auge, um etwas Seltsames in der Außenwelt aufzunehmen;

dieß hatte etwas Glotzendes, Anstierendes, wie wohl ein Landbewohner, der zum ersten Mal eine fremde Welt anstaunt, die ihm unbegreiflich scheint; aber es lag in dem zusammengedrückten Munde feste Entschlossenheit. Und doch möchte ich diesem ruhigen starrenden Gesicht nicht begegnen, nicht verdient haben, daß es mich so anblickte. Begreiflich, daß, wer ihn hintergangen, die Gegenwart desselben unbehaglich findet, wie Cäsar die des magern Cassius. — Ungemein ergriff mich darum, auf der letzten Gemäldeausstellung dieses Gesicht und diesen Blick Lafayette's zu finden, auf einem großen Bilde, das die Ueberreichung der Thronberufungsacte von Seiten der Deputirtenkammer an die königliche Familie mit allen Portraits darstellt. Lafayette in der damaligen Nationalgarde-Uniform, in dieser Haltung meisterhaft getroffen, sieht aus dem Hintergrunde mit einem solchen Gesicht und stieren Blick auf den König. Ich weiß nicht, ob der Maler absichtlich den Lafayette nicht lächeln ließ, oder ob er bloß die gewöhnlichen Bilder copirte. Aber wäre ich Ludwig Philipp, diese Figur müßte heraus; sie störte meinen Schlaf!"

3) Tyrol, vom Glockner zum Orteler, und vom Garda zum Bodensee. Von August Lewald. 1833—34. Zwei Bände. München, 1835. Literar. artist. Anstalt.

Wer Lewald nur einigermaßen kennt, erwartet von ihm etwas Tüchtiges. Es wird sich Keiner täuschen. Ausgerüstet mit einer umfassenden Gelehrsamkeit, in der Geschichte bewandert, mit hellem Auge begabt, frisch an Geist — so erscheint Lewald in obigem Werke. Er bemerkt mit Recht: „In neuerer Zeit haben Reisende angefangen, Tyrol, gleich der Schweiz, zum Reiseziele zu wählen, während man es früher nur auf der Durchreise nach Italien im Fluge in Augenschein nahm. Aber auch dann schon erregte es Bewunderung, selbst Enthusiasmus, und es ist mir unbegreiflich, daß die Lust, es genauer kennen zu lernen, nicht früher schon erwachte." — Lewald hat dies vielgepriesene Bergland öfter besucht; im J. 1834 weilte er daselbst vom Mai bis October. Er machte seine Excursionen meist von den Hauptstädten aus, in denen er längere Zeit sich aufhielt. Sein Streben war, von dem Leben und der Gesellschaft ein Bild zu erhalten. Was er gelernt und erfahren, erlebt und empfunden, hat er treu wiederzugeben versucht. Der Versuch ist ihm gut gelungen. Belehrend und anziehend sind die Landschaftsmalereien, die Reiseabenteuer und Anekdoten, die historischen Bruchstücke und Erinnerungen, das Volksleben und die Feste — Alles zeichnet sich, durch fließenden Styl, Lebendigkeit in der Darstellung und durchdringende Beobachtungsgabe aus. Das Buch bietet eine gediegene Unterhaltung, wie selten eines.

Die äußere Ausstattung ist gut. Der Preis (2 Thlr. 4 Gr.) für den Liebhaber nicht zu hoch. Voran steht eine lithographirte Dürerin, Maria genannt, ein hübsches Gesichte, das Nähere lese man im Buche nach. — Für Musikfreunde sind diverse Melodieen mit Begleitung beigefügt. Den Reisenden sind die am Ende befindlichen Reiserouten zu empfehlen. — Was Lewald von dem Buche wünscht — dem Leser Unterhaltung, dem Reisenden Nutzen — gewährt dasselbe. —

Mährische Wanderbriefe. Von Sigmund Schlesinger Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1835. 8. 136 S.

Wer kennt nicht — und liebt nicht, möchten wir der allgemeineren Meinung der Leser nach hinzusetzen — die neue Art der Schriftsteller zu reisen und ihre Reisen zu beschreiben. Für einen Strabo und einen Strabonischen Kopf hat sie freilich viel Barockes, aber wer kümmert sich auch heutigen Tages noch um den alten classischen Philister Strabo? In's Feuer oder in die Lethe mit ihm! Eben nun ächt moderne Reiseberichte sind die mährischen Wanderbriefe, empfangen und geschrieben unter dem Fliederbaume der Phantasie und von der Poesie mit ihren Blüthenflocken überstreut. Wer möchte nicht vom Schmause seyn? —

Literarischer Beobachter.

[Ein Hornianum.] Hr. Franz Horn hat in den letzten Stücken des ehemaligen und mit diesem Jahre in das Berliner Conversationsblatt verwandelten Freimüthigen einen Aufsatz geliefert: „Trinklieder" (nebst Lessing's Urtheil über das beste Trinklied der Deutschen).

Hr. Franz Horn erklärt seine ziemlich wortreiche Erzählung von Lessing's Urtheil nicht für authentisch. Das ist lobenswerth, da es jetzt Mode geworden, erdichtete Ereignisse und Aeußerungen als unumstößliche Wahrheit bekannt zu machen, und sich so an großer und berühmter Männer Manen zu versündigen, indem man ihnen seine Ansichten und Gesinnungen in den Mund legt, die sie gewiß, wenn sie noch lebten, desavouiren würden.

Was das angeführte Trinklied betrifft, so ist zu bedauern, daß nicht die Melodie dazu geliefert worden. Es hätte für eine Musikalienhandlung einen einträglichen Verlagsartikel abgeben können, vorzüglich, wenn auf dem Titel eine Vignette lithographirt und illuminirt stände, wo ein von Wein und Branntwein Illuminirter Reiser zu Besen schnitte. Es müßte Furore machen!

[Anti-Rotteck.] Ein solcher ist erschienen unter dem weitläufigen Titel: „Ein Gegenstück zu des Abbé de la Mennais Worten eines Gläubigen." Ein Reihe von Fragmenten über des Professors v. Rotteck Lehrbuch des Vernunftrechts. Herausgegeben von C. Trummer, Dr." Hamburg, 1836. Druck und Verlag von F. H. Nestler und Melle. Der Hang zur Polemik, das Autoritäten-Stürmen liegt zu sehr in unserem Zeitcharakter, als daß es wundern könnte, daß auch Rotteck nicht ungetadelt und ungehudelt bleibt. Vielleicht besprechen wir die bunte Broschüre noch einmal weitläufiger. Für jetzt ist unser eben so gutmüthiges als gerechtes Urtheil:

„Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala multa."

[Ein französischer Todtentanz.] In Paris erscheint in diesen Tagen ein Phantasiestück „La caravane des morts." Der Dichter, der sich nicht genannt hat, scheint durch eine Abbildung des berühmten Holbein'schen Todtentanzes auf diese ächt Callot-Hoffmann'sche Idee gekommen zu seyn. Jedenfalls wird es sehr interessant, diese Idee, die eine der erhabensten der barocken Phantasie ist, von einem Franzosen durchgeführt, betrachten zu können; denn der Franzose, er mag Gesichter

schneiden, wie er will, und sich mit noch so viel phantastischen Hahnfedern aufstutzen, er kann es nicht verhindern, daß alle seine Fratzen, wie der gute Huon sagt, die Sprache von oui reden.

[Der manifestirte Berolinismus.] Hr. Dr. Kühne, Redacteur der Zeitg. f. die elegante Welt, ist ein Berliner, und zwar, wie sich a priori denken läßt, ein feiner Berliner. Die Abendzeitung hatte dieß erkannt und sich mehrmals abgemüht, denselben aus allen Prädicaten zu loben und anzurühmen. Unglücklicher Weise gefällt ihr ein Rückert'sches Festcarmen nicht recht, und in einer Ueberschrift wünscht sie ein a in ä verwandelt. Darüber ist nun Hr. Dr. Kühne so hitzig geworden, daß er ihr nicht nur ihr Unrecht vorhält, sondern auch der guten Dame Kleid mit einer starken Dosis von Vitriol und Scheidewasser übergießt und ihren Hofrathstitel mit sarkastischem Wortspiel umsäumt. Ist das galant?

[Die neue Mode.] Zeitungen meldeten vor Kurzem: Ein Sturm, der am 27. zum 28. März in Paris gewüthet, habe große Verwüstungen angerichtet. Unter Anderm sey in der Straße Bellechasse ein Fiaker umgestürzt; der Kutscher sey schwer verwundet, eine Dame, die darin saß, jedoch trotz der Gewalt des Falls nur leicht verletzt worden. Höchst wahrscheinlich ist sie leichte Waare gewesen. — Ferner das Journal la Mode sey, gleichzeitig mit der Quotidienne, mit Beschlag belegt worden. Man kennt bei dieser eben so wenig einen Grund wie bei jener. — Der Grund liegt ziemlich klar am Tage: es ist jetzt Mode, Journale mit Beschlag zu belegen, und ein Journal, das den Titel la Mode führt, muß doch wohl die neueste Mode mitmachen?

[Wunderthätiger Polyhistor.] So kann man wohl mit Recht den durch seine neue Heilmethode und durch seine an's Wunderbare grenzenden Heilungen von Sprach- und Gehörgebrechen berühmten Dr. Schneider nennen, welcher nächstens (laut eines der Redaction dies. Bl. von Dr. Sacherbach, Professor an der freien Universität zu Brüssel, zugekommenen Briefes) auch Leipzig und benachbarte größere Städte besuchen wird. Kaum 25 Jahre alt, ist er mit akademischen und anderen Würden und Kunstprädicaten reichlichst versehen. Er ist Musiker, und Doctor der Tonkunst; er ist Philosoph und Doctor der Weltweisheit, er ist Medicíner und Doctor der Arzneiwissenschaft, er ist correspondirendes Mitglied des hydropathischen Gesundheitsvereines für Süddeutschland und ordentliches Mitglied des homöopathischen Vereins in Belgien, er ist Mitglied mehrerer Akademieen und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes und Verfasser vieler Aufsätze und Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften in deutscher und französischer Sprache und endlich bewährter Schriftsteller. Von ihm zeugen 1) Akademischer Studienplan der Musikwissenschaft (Bonn 1831); 2) Aphorismen über cholera morbus etc. (ibid. 1831); 3) Theoretisch-praktische Mundharmonika-Schule (Mainz 1831); 4) Dissertatio de literarum graecarum et latinarum primordiis, incrementis, interitu (!) (Bonnae 1832); 5) Musikalische Grammatik ꝛc. (Bonn 1832); 6) Abhandlungen über die Musik der alten Griechen ꝛc. (Bonn 1832); 7) Biblisch-geschichtliche Darstellung der hebräischen Musik ꝛc. (Bonn 1834); 8) die Musik und Poesie, nach ihren Wirkungen historisch-kritisch dargestellt oder System einer medicinischen Musik (2 Bde., Bonn 1835); 9) Fragmente aus meinem Tagebuche, betreffend meine Heilmethode für Sprach- und Hörgebrechen ꝛc. (Cöln 1835). Unter der Feder sind: musikalisch-kritische Bibliothek (6 Bde.) und Pastoralmedicin (Hirtenamtsheilkunde, eine theologisch-medicinische Abhandlung).

[Geschichte des spanischen Volkes von Guttenstein.] Obgleich sich von einem historischen Werke, so lange es nicht vollendet ist, keine ausführliche Kritik geben läßt, so beeilen wir uns doch, darauf, als auf eine beachtenswerthe Erscheinung im historischen Fache, aufmerksam zu machen, welches, sehr von den historischen Fabriksarbeiten unserer Tage sich unterscheidend, diesen höchst dankbaren und zeitgemäßen Stoff, nicht nach schon Längstbekanntem wieder erzählt; sondern durch reiches Quellenstudium uns ein sehr ansprechendes, manchmal durch poetische Sprache gehobenes Bild aufstellt. Als Probe der Darstellung machen wir auf den ausgezeichnet geschriebenen Prospectus und auf die Einleitung aufmerksam. Für ein anständiges Aeußere hat der Hr. Verleger, Heinr. Hoff in Mannheim, bestens gesorgt. Das Werk erscheint in 10 Lieferungen à 6 Gr., bis jetzt sind 3 Lieferungen erschienen.

[Alfred de Serirez.] Dieser Schriftsteller hat ein neues Werk angekündigt: „Le Démon de Midi, chronique espagne," worin er die Geschichte des Zeitalters Philipp's II. von Spanien behandelt. Nach dem Aufschlusse, den Llorente über diese Periode gegeben hat, läßt sich schon tüchtig arbeiten. Ausgezeichnet ist von Alfred de Serirez: „neuf jours d'hymen," welches die Liebe des Infanten Carl zu Margarethe v. Valois schildert.

[Bibliopolische Statistik.] Man hat in und außer Deutschland 1213 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen berechnet: Sie sind in 338 Städte vertheilt, und die meisten kommen auf Augsburg (16), Berlin (93), Breslau (20), Dresden (17), Frankfurt a. M. (31), Hamburg (16), Leipzig (112), München (21), Nürnberg (28), Prag (17), Stuttgart (25), Wien (45).

[Bücherverbote.] In Baiern ist in den catalogus librorum prohibitorum eingetragen der von d. Bl. mehrmals erwähnte: „Schweizerische Merkur" (Burgdorf, bei Langlois), so wie „Zweite Abweisung auf dem Rechtswege, und was nun?" — In Leipzig, wo sich jetzt eine Schneider- und Schusterliteratur gebildet hat und eine andere bis zum Kehrichtausfuchern heruntergekommen ist, hat sich die Behörde veranlaßt gefunden, eine elende Localposse: „Mäusch und Annemuthe" zu verbieten. Schlimm, daß so etwas nur geschehen kann!

[Der weibliche Missionär.] Eine Mad. Sophie Panmer, Kammerfrau einer Dame in der Faurbourg St. Germain, gibt einen Roman heraus: „l'Athée," welcher wegen des scheinbaren Widerspruches in den socialen Verhältnissen seines Vaterlandes mit seinem Inhalte zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen der französischen Literatur wird. Eine Quasi-Doppelgängerin der Mad. Krüdener mystischen Andenkens tritt hier als Bekehrerin eines jungen Mannes auf; die Bestrebungen der Zeit werden auf den Kopf gestellt und strecken, statt den Kopf und die Augen, die Füße gegen den Himmel. Die Pariser Todtenglocken werden in Schwung kommen, denn das Buch ist tödtlich krank.

[Ein Stern im Aufgang.] In Lemberg erscheint ein Blatt: „Mnemosyne," welches, nur Originalaufsätze liefernd, sich jugendlich kräftig erhebt, und Aufmerksamkeit verdient.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 110. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 7. Mai. **1836.**

Dramaturgischer Torso.*)

Gehen wir sämmtliche dramatische Schöpfungen des Herrn von Schenk durch, so finden wir, daß sie meistens durch herannahende Festlichkeiten oder durch Berücksichtigung bedeutender Darsteller hervorgerufen sind. Im letzten Umstand liegt gewiß ein Verdienst, daß wir anerkennen müssen, da bei unsern bedeutendsten tragischen Talenten, Eßlair und Sophie Schröder, bei Zunahme ihrer Jahre der Cyklus ihrer Rollen abnahm. Herrn von Schenk fehlt aber das umfassende dramatische Talent, das, wie es auch stets den Hauptcharakter im Auge behält, doch nie die Nebencharaktere daraus verliert — ihm mangelt beim Schaffen die Objectivität, und so sehen wir der Hauptfigur die Nebenfiguren, ja selbst die Handlung als Folie untergelegt. Mehr als im Belisar ist dies in der Krone von Cypern der Fall. — Der Civa folgt die Handlung gleich einer Schleppenträgerin, nebenher laufen die anderen Charaktere, und werden, wenn sie der Dichter gebraucht, hineingezogen. Wie in dem einzelnen Charakter keine innere Consequenz, so ist in den Gesammtcharakteren kein innerer Zusammenhang. Die Sprache ist, obgleich weichlich, im Ganzen edel und blühend; oft schlottert sie um die Handlung, wie das Gewand eines Riesen um die Schultern eines Pygmäen, hie und da ist, eines Reimes willen, der Gedanke unnatürlich eingezwängt oder auseinandergezerrt; eine Stelle für Alle beweise dies:

In dem ersten Zusammentreffen zwischen Adhemar und Amadea, wo, komisch genug, der Dichter Beide benutzt, seine Matereien herzusagen, antwortet Adhemar auf das Geständniß ihrer Liebe, ihres Ranges:

Dein Wort gibt Wonne mir zugleich und Freuden, (?) — —
Doch Du bist Fürstin und wir müssen scheiden.

Amalrich ist ein Bramarbas, aber kein Tyrann — Beliar ohne eigentliches Gepräge, nur die Situation zeigt uns, was er seyn soll. — Der Großcomthur soll in seiner Rede zeigen, daß er ein Streiter für das Recht ist, beweis't dadurch aber gerade das Gegentheil, denn nicht die 15jährigen Leiden eines wackern Volkes haben ihn zum Auftreten bewogen, sondern das Gerücht von dem Leben eines Verschollenen. — Pano ist eine kräftig unverdorbene Natur, aus der ein edler Patriotismus, eine rührende Treue hervorblühen. — Adhemar ist blos Anlage, aus der wir höchstens errathen können, was er hat werden sollen. Amadea ist ein Erzeugniß unserer Wahrheit entstellenden Zeit, dem die meisten unserer Schriftsteller huldigen. Ein Weib ohne Sinnlichkeit ist ein Monstrum, ja eigentlich gar nicht denkbar. — Man suche den Commentar für meinen Satz nicht in dem Schmutz des Lebens; das ächt weibliche Verlangen ist ein wahrhaftiger ethischer Reiz, den die Natur in allen Formen des Weibes ausprägte, doch für die schöne Wahrheit und für die wahre Schönheit haben wir kein Gefühl mehr, allein Klugheit genug, den Mangel desselben hinter einem Affectiren von Sittlichkeit zu verbergen. Das Feigenblatt wurde bei den ersten Menschen der Grabesdeckel der Unschuld; als die Kunst sich desselben bediente, hörte sie auf rein zu seyn, denn sie bahnte der Lüsternheit den Weg, ihre schmutzsuchenden Fühlhörner auszurecken. Falsche Scham schließt die Augen, damit die Phantasie sich unbeschränkter verirren kann. Ich möchte bei dieser Gelegenheit die Behauptung aufstellen: würde man dem Lieblinge aller Leser, Shakespeare's Julie — das schöne Gewand der Sprache ausziehen, und sie ihnen zeigen, wie sie sich der Dichter gedacht hat, so weiblich wahr, man würde ihre Nähe meiden. Daß das Weib das treueste Abbild der Natur ist, — für diesen Gedanken scheinen unsre Dichter keinen Begriff zu haben, und darum die Mondscheingestalten, die vor dem hellen Blick des Tages spurlos verschwinden. Amadea ist noch weniger — ein phrasenkäuendes Automat!

Mutterliebe ist das heilige Abbild der ewigen Liebe, eine Anbetung fördernde Erscheinung! — Der Dichter hat sie in der Civa trefflich personificirt und der Darstellerin allen Raum gegeben, ihr Talent zu entfalten. Der ungeheuere Verlust eines liebenden und geliebten Gatten und einer Krone würde das Weib erdrücken, doch die Hoffnung auf das Leben ihres Kindes hat sie im größten Elend, in der tiefsten Schmach aufrecht erhalten. So sehen wir Civa, einst Königin, jetzt Magd, vor uns erschei-

*) Von den Gastspielen der rühmlich bekannten Mad. Lange in Mainz herrührend. Anm. d. Red.

nen. Eine treffliche Anlage des Ganzen zeigte uns die Darstellerin durch ihr erstes Auftreten. In Bewegung und Miene war es zu lesen, was sie einst war, und jetzt ist, wie ihren ungeheuren Schmerz. Aecht künstlerisch sonderte sie in Haltung und Sprache das beleidigte Weib und den Stolz der Königin: das Erste in der Scene mit den Söldnern, das Andere in der Scene mit Amalrich. Ihre unendliche Sehnsucht, eine nie ersterbende Hoffnung, läßt ihre Blicke über das Meer hinschweifen, ob nicht ein vom Glück getriebenes Segel ihren verlornen Sohn an's Ufer trägt. Da entdeckt ihr Auge den Halbmond der Saracenen; dem Erbe ihres Sohnes, ihrem Glauben droht Gefahr; diese verleiht ihr Riesenkräfte, sie durchbricht die Wachen, die ihr den Eingang verwehren.

„Ich muß herein! Es gilt mein Vaterland,
Es gilt die Christenheit!" —

Hier hat der Dichter eine Nüance angebracht, die in psychologischer Hinsicht so überraschend fein, wie wahr ist. Ihr Eifer läßt fürchten, sie wird sich vergessen, da erkennt sie den Großcomthur und der augenblickliche Schreck führt sie zur Erinnerung ihrer selbst. Der Moment ward von der Darstellerin glücklich aufgefaßt und durchgeführt. Minder glücklich waren Dichter und Darstellerin im Anfange der so effectreichen Scene in der verfallenen Gruft. Der Großcomthur stellt der Civa mit wenigen Worten ihr verlornes Glück vor das Auge:

Civa (ihn unterbrechend, im heftigsten Schmerz)
Und jetzt! — Verschüttet mich, ihr ew'gen Felsen! ꝛc.

Der Dichter hat bei dieser Stelle den Beifall der Menge im Auge gehabt, und die Wahrheit daraus verloren. Funfzehnjährige Leiden haben den Schmerz zum Dulden gemacht, und die Erinnerung kann bei ihr nur die lindernden Zähren der Wehmuth hervorrufen, die Verzweiflung aber nur ein neues Unglück. Daß aber dieser rhetorisch-forçirte Glanzpunct so ohne alle Wirkung beim Zuschauer blieb, davon trug auch die Darstellerin einen Theil der Schuld; sie mußte hinter dem: Und jetzt! — durch die Mimik das Gefühl des Zuschauers bis zu jenem Seelenzustande hinleiten, so war es aber ein Sprung, den unvorbereitet das Gefühl nicht mitmachen konnte. Die Erzählung ihrer funfzehnjährigen Leiden, obgleich von der Darstellerin hie und da zu bunt colorirt, war etwas Treffliches, ein Gemälde voll hinreißender Wahrheit.

Die Hoffnung, von ihrem Sohne Kunde zu erhalten, wirft sie auf die Kniee, auf denen sie, als sie ihren Sohn erkennt, bis zu ihm hinrutscht. Hierin hat der Dichter ein Theaterkunststückchen vorgeschrieben, das, fällt es in unrechte Hände, gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen muß. Wahrscheinlich hat es auch nicht im Manuscript gestanden, dem erfindenden Genie der Schröder scheint es nachgeschrieben zu seyn. Daß es uns als schöne Wahrheit entgegen trat, war nicht das Verdienst des Dichters, sondern das der Darstellerin. Schmerz und Seligkeit rinnen in einen Ton zusammen, der bei den Worten:

Mein Sohn! — Du bist mein Sohn!

wie eine Trunkenheit hervorweint.

Adhemar
Ha! meine Mutter!

Civa
Ja Deine Mutter! — O mein Gott! — Ich sterbe.

Das Uebermaß der Freude verscheucht auf Augenblicke das zu arm empfindende Leben, und ein wohlthätiges Vergessen lagert sich über das erschöpfte Gefühl. Mad. Lange — Bravo!! —

Wie auch die Darstellerin in all' diesem uns hinriß, der Culminationspunct war das Gebet im letzten Act. Amalrich geht zum Kampfe mit Adhemar, es ist ein Kampf um Thron und Leben. Hoffnung und Angst kämpft athemraubend in ihrem Innern, doch das Muttergefühl preßt unter der Folter Worte des Gebets hervor, die wie ein einziger Angstschrei an die Pforten des Himmels pochen. Wie die Darstellerin es anlegte und ausführte, erforderte dasselbe die höchste geistige wie physische Kraft — ein zweimaliges, hier höchst — seltenes, Herausrufen lohnte die wackere Künstlerin. Wer freute sich nicht, daß für funfzehnjährige Leiden, die Mutter durch das Glück ihres Sohnes Ersatz finden konnte, da — nahm der Staatsmann dem Dichter die Feder aus der Hand, und verwies sie in's Kloster — der Dichter aber die schärfste Rüge der Kritik! —

Theaterberichte.

Mainz, den 16. März 1836.

Concert für den Orchester-Pensionsfonds. Eine gastirende Engländerin; eine dito Mad. Köhler; jene in der Oper, diese im Schauspiel. U. s. w.

Bevor ich das Wissenswertheste aus unserer Bühnenwelt mittheile, muß ich Einiges von den Concerten für den Orchester-Pensionsfonds erwähnen, welche diese Woche begonnen haben. Dieses Institut ist erst vor wenigen Jahren gegründet worden, und hat den lebhaftesten Anklang gefunden. Wenn ein Mitglied des Orchesters zur fernern Thätigkeit durch Krankheit oder sonstige Unglücksfälle unfähig wurde, sah es sich bisher verlassen, nachdem es seine Kräfte für unsern Genuß verwendet. Ist das ein Lohn für die Kunst? Das sah man ein, und kam auf die gute Idee, durch eine Reihe guter Concerte (jährlich sechs) einen Fonds zu bilden, aus welchem unfähig gewordne Musiker, oder ihre Witwen und Waisen eine Unterstützung erlangen können. Keiner der Vermögendern unserer Bewohner schließt sich aus, für diesen edlen Zweck jährlich einige Thaler zu verwenden, und auf diese Weise kommt eine Abonnentenzahl zusammen, welche dem Fond ein Erkleckliches einbringt. Dabei hat der Abonnent noch die Zugabe, daß er sechs vorzügliche Concerte hört und eben so viele genußvolle Abende in der Mitte eines kunstliebenden Auditoriums verlebt. — Das erste dieser Concerte hat bereits dieser Tage stattgefunden. Aus dem reichen Programm hebe ich nur Einiges hervor. Beethoven's Symphonie in D dur ward des unsterblichen Meisters würdig executirt. Das Orchester entzückte durch Präcision und Gediegenheit; es hat durch diese treffliche Ausführung des trefflichen Werks genügend für die Theilnahme gedankt, welche das Publicum einem Institute geschenkt hat, das dem Orchesterpersonale so nahe angeht. — Die Ballade: des Hauses Napoleon letzte Stunde von Saphir, Musik von Kosmali (unserm Chordirector), wurde

von Hrn. Jaskewitz mit so vieler Wärme und Begeisterung vorgetragen, daß man nicht gerade ein Freund des großen Kaisers gewesen zu seyn brauchte, um von diesen das Herz ergreifenden und erschütternden Tönen zu Thränen gerührt zu werden. Die Musik ist voll Charakter, sie macht unserm anspruchslosen Kosmali viel Ehre. — In einem Duett-Concertant für Oboe und Clarinette zeichnete sich das Orchester-Mitglied, Hr. Schippel, durch herrlichen Vortrag (auf der Oboe) aus. — Das Chor von Meyerbeer (Kreuzritter in Aegypten) wurde brav gesungen, und die Declamations-Pieçen theilweise mit Meisterschaft vorgetragen. Dieses erste Concert des Orchester-Pensionsfonds hat auf die nachfolgenden gespannt gemacht. Hr. Capellmeister Ganz lenkt diese Concerte mit besonderer Vorliebe; wir hoffen das Beste von diesem kenntnißvollen Dirigenten. Auch das Orchester-Mitglied, Hr. Seppus, nimmt sich dieser Concerte mit Liebe an, was wir loben müssen. —

Die Bühne bot in der letzten Zeit nicht viel Interessantes dar. Eine Mad. Köhler aus Lübeck war der einzige Gast, und eine Dlle. Stuart (eine Engländerin) waren die einzige merkwürdige Erscheinung auf den Bretern in den letzten drei Wochen. Mad. Köhler, eine ziemlich gute Schauspielerin, aber bereits schon etwas über die Jahre hinaus, in welchen man erste, tragische Liebhaberinnen spielt, trat in folgenden Rollen auf: 1) Lady Laud in „Parteienwuth," 2) Frau v. Uhlen in der „eifersüchtigen Frau, 3) Margaretha in „Fluch und Segen," 4) Jony in der „Mohrin," 5) Olga in „Isidor und Olga." Als Lady Laud und als Olga wollte die Dame nicht ansprechen, in den übrigen bezeichneten Rollen leistete sie recht Braves, und erhielt die Auszeichnung des Hervorrufens. Vorzüglich war die Künstlerin als Jony in der „Mohrin;" sie wußte in dieser Partie viel Wärme und Leidenschaft zu entfalten, ihr Spiel war lebendig, durchdacht und höchst gewandt. — Dlle. Rosa Stuart trat auf als Amine in Bellini's „Somnambula" und als Romeo in „Romeo und Julie." Die erste Rolle war in Bezug auf Gesang vortrefflich, das Spiel ließ noch sehr viel zu wünschen übrig. Als Romeo war es umgekehrt; das Spiel war gewandter, aber der Gesang befriedigte nicht Jeden. Dlle. Stuart ist zu wenig Altistin für diese Rolle und wir sind bei Männer-Partieen zu sehr an die Stimmen der Dlle. Heinefetter und der Mad. Schmidt-Frieße gewöhnt, als daß wir uns hier mit dem Sopran begnügen könnten. Uebrigens verdient die Stuart dennoch Bewunderung. Vor wenigen Monaten hat sie hier ihren ersten theatralischen Versuch gemacht, und jetzt schon wagt sie, in solchen gewichtigen Rollen aufzutreten, und zwar mit Erfolg. Das ist nicht sowohl Kühnheit, als Selbstvertrauen, und das Bewußtseyn, daß sie die Bahn, welche sie betreten hat, mit Mühe, Fleiß und gutem Willen verfolgt. Wenn dieses Mädchen Gelegenheit hat, an der Hand einer tüchtigen Künstlerin sich heranzubilden, so wird es in kurzer Frist ein Phänomen auf der Bühne seyn; die Natur hat Alles für Rosa Stuart gethan, die Kunst muß die letzte Hand anlegen. Wir fordern die merkwürdige Novize auf, unermüdet an ihrer Ausbildung zu arbeiten, sie kann des Lohnes gewiß seyn! — Von unserm stehenden Künstlerpersonale hätte ich auch dieses und jenes Individuums rühmend zu erwähnen, namentlich des Hrn. Jaskevitz (Baritonist), des Hrn. Meyer (Bassist), unseres lieben Cornelius und unserer achtbaren Mad. Michalesi. Sie alle erwerben sich bei jedem Auftreten Beifall, und sind Zierden an unserer Bühne. Ausgezeichnet gut wirkt auch seit einiger Zeit unser Schauspieler Vogel. Er besitzt das Fach der Intriguants, und seine Leistungen werden stets bewundert. Als Gottlieb Kooke (Parteienwuth) und als Ossip (Isidor und Olga) zeichnete er dieser Tage zwei so sehr gelungene Bilder, daß man annehmen muß, Vogel habe sich nach den ersten Mimen Deutschlands gebildet. Ist das nicht der Fall, so besitzt Hr. Vogel ein Genie, um das ihn Jeder beneiden müßte. Ich glaube jedoch, daß ersteres der Fall ist; denn man erinnert sich bei seinem Spiele, daß dieser und jener große Künstler diese und jene Partie gerade so genommen hat, als Hr. Vogel. Das Genie aber erzeugt Eigenthümliches. Vogel ist unstreitig nach Cornelius der erste Schauspieler an unserer Bühne.

Theater-Gucker.

Paris. „Coliche," Vaudeville-Lustspiel in einem Acte, und „Clementine," ebenfalls von diesem Charakter und Umfang wurden im Palais royal binnen drei Tagen gegeben und gefielen beide entschieden. Das erste Stückchen verfaßten Duport und Foucher; das zweite ist von Julius Cordier. Im Theater der Porte St. Martin waren neu: „Die 7 Kinder Lara's," Drama in sechs Acten von Malefille — historisch, von Greuel und Schreckensscenen, wimmelnd jedoch von Fehlern; der Held ist fast ganz vernachlässigt und die Handlung überladen bis zur Unverständlichkeit. „La Mine de Charbon," Drama in drei Acten, von Carl Duveyrier, das neueste Stück des Theaters Gaité, hat einen anziehenden Stoff, der jedoch nicht zweckmäßig genug behandelt ist und in leeren Declamationen verschwimmt. „Der Gefangene einer Frau," Vaudeville-Lustspiel von Lagrange und Cormon, ist im Theater Variétés beifällig aufgenommen worden. Cresceini verfaßte für Paris einen Text zu einer Mercadante'schen Oper: „I brigandi (die Räuber)," die mit den Schiller'schen vielleicht viel gemein haben.

Italien. Ein fünfactiges Drama: „Maria oder die Rache einer Frau," im Theater Ré zu Mailand aufgeführt, erhielt außerordentlichen Beifall. Der Dichter heißt: Hyacinth Battaglia, ein vielseitig gebildeter Literat. Das Werk ist nicht original und soll dem Französischen nachgebildet seyn. Im Fenice-Theater zu Venedig sollen die langersehnten „Puritaner" Bellini's auf die Breter kommen. „Die irländische Dame," Buch von Romani, Musik von Mazza, hat in Neapel Unglück erfahren. Im Theater Malibran zu Venedig sind neu: „Die Hexen von Benevent," vermuthlich eine Bearbeitung des bekannten Stücks: „Der Nußbaum von Benevent."

Frankfurt. Am 1. April (an einem sehr geeigneten Tage) charakterisirte sich das Frankfurter Theater und die ganze Frankfurter Welt (wenn so zu sagen erlaubt ist) durch Aufführung einer localen Schulscene: „Die Quartierschule." Der Localdialect ist als Deckmantel der Miserabilität angewandt, und der Fremde, der solchen entwürdigenden Unsinn mit ansah, wurde genöthigt, über den Geschmack, den Charakter und die Bildung

der Frankfurter mitleidig die Achseln zu zucken. Daneben gab man Fioravanti's treffliche opera bussa: „Die wandernden Komödianten."

Berlin. Das Königstädtische Theater brachte am 29. März eine neue Gläser'sche Oper in drei Acten: „Aurora" auf ihr Repertoir. Dem Componisten widerfuhr dabei von Seiten des Publicums alle mögliche Ehre und am Schlusse wurde er sogar mit Hervorrufen belohnt. Nichts desto weniger wird die Oper kein „Adlers Horst" werden, da die Dichtung von F. v. Holbein nicht eben zu loben ist. Die Aufführung ward durch die Damen Hähnel und Gerhardt verschönt. Am 30. März wurde zum ersten Male auf der königl. Bühne aufgeführt: „Kaiser Friedrich der Erste, oder Friedrich's Abschied," ein historisches Trauerspiel in fünf Acten. Der eigentliche Inhalt des Stückes ist die Verheirathung des deutschen Königs Heinrich VI. mit der Prinzessin Constantia, der Erbin Apuliens und Siciliens, eine Verbindung, aus welcher später so vieles Unheil für das Kaiserhaus erwuchs und die zuletzt den schmählichen Untergang des ganzen Herrscherstammes nach sich zog; doch ist diesem so vieles Unnütze beigegeben, daß man sich mit großer Mühe hindurcharbeiten muß. Die Diction ist gewählt, schön, ja prachtvoll, doch auch voll Wiederholungen. Die Idee des Kampfes der Majestät gegen die Kirche, dieses von dem Verfasser schon so oft bearbeitete Thema, würde aber auch einen Krösus von dichterischer Beredtsamkeit endlich erschöpfen, und — kein Gehör mehr finden.

Stuttgart. Wenig des Neuen bot der Monat März. Ein schlechtes Lustspiel aus dem Französischen des Mellesville, übersetzt von dem thätigen Kurländer wäre Alles gewesen, wenn nicht Lindpaintner, unser Capellmeister, uns eine neue Oper nach einem Text von Castelli, „die Gewalt des Liedes" geliefert hätte. Von dem ersten mag ich gar nicht reden. „Sie ist wahnsinnig" — schreit immerfort der Herr Ehegemahl, und Alle müßten wahnsinnig seyn, zuerst aber der Doctor, dem er sein Leid klagt — wenn sie nicht einsehen sollten, daß er wahnsinnig ist — ferner, so hübsche Heilungsgeschichten, durch einen guten coup de main — da doch der erfahrenste Arzt kaum nach jahrelanger Behandlung sein — „er ist geheilt" auszusprechen wagt, die aber hier so schnell von statten gehen, wie ein französisches Paar sich in einander verliebt — sind nicht geeignet den Credit der modernen französischen Schauspieldichtkunst zu erhöhen. Mehr erfreut hat die neue Oper von Lindpaintner. Dieser Componist hat sich, was seine Opern seit sechs bis acht Jahren betrifft, nur auf dem tragischen Felde versucht, und ist dabei von den Textmachern so erbärmlich bedient worden, daß selbst, wenn er die kühnste Begeisterung empfunden, sie hätte deprimirt werden müssen.— Sein Vampir, seine Amazone, seine Bürgschaft, sind so hölzerne oder lederne Texte, daß sie Niemanden ansprechen können. Ob nun davon es herrührt, oder von einem überflüssigen Mangel an tragischer Würde — daß seine Opera seria nichts Erschütterndes, Ergreifendes hat, weiß ich nicht, kurz sie hat es nun einmal nicht, und sein Ernst wird langweilig, — seine Würde barock, seine Kraft — Spectakel. Ganz anders erschien die neue Oper: die Gewalt des Liedes. Das romantische Sujet sagte, wenn es gleich in Hinsicht auf den Zusammenhang und die Diction ein ziemlich fades Product ist — ihm doch mehr zu, wie denn überhaupt die heitere Musik sein Fach ist, und er für den Tanz höchst vortreffliche Sachen geschrieben und mehrere Baletts von vieler Schönheit geliefert hat. So kommt es, daß unter allen Opern, die man von diesem Componisten sah, diese Oper am meisten und allgemein gefallen hat. Es herrscht eine frohe Laune, es waltet ein leichtes, anmuthiges Wesen hindurch, das frei von aller Prätension, aus dem Herzen gekommen, überall zu Herzen gedrungen ist. — Einen Rückfall allein in das unglückliche Pathos kann man ihm vorwerfen bei der Arie, welche die größte Wirkung machen soll, bei der, von welcher die ganze Oper ihren Namen hat. Diesem Lied gerade ist es am wenigsten gelungen, weil der Componist es zu ernst gehalten, einen zu gravitätischen Anlauf genommen hat. Hätte er sich in dem Zuge gehen gelassen, in dem er gerade war, ohne sich selbst zu steigern, ohne sich überbieten zu wollen, so würde ohne Zweifel auch diese Nummer so ansprechend geworden seyn, als die anderen. Gerade weil es was Außerordentliches werden sollte, wurde es nichts. Des Liedes höchster Schmuck ist Einfachheit, eine Opernarie ist kein Lied; zur Opernarie ward aber „der Sang der Nachtigall" und so „erfreuete er nicht Au' und Hain," wie er wohl gekonnt, wenn der Sinn richtig aufgefaßt worden wäre.

Chemnitz in Sachsen. „Kaum daß man sich von unsern Eisenbahngeschäften en gros et en fabuleux in etwas wieder erholt hatte: so rief man zu einem anderweitigen Unternehmen, nämlich zum Aufbau eines Theatergebäudes durch Actienzeichnung. Die Sache fand gewünschten Anklang, je weniger man sich länger in dem gewohnten Hôtel de Scheune gefallen mag, und die desfallsigen Zeichnungen betragen dermalen schon mehr als 8000 Thlr., so daß, wenn sie die Höhe von 15,000 Thlr. erreichen, sofort Hand an's Werk gelegt werden soll. Um aber auch billigerweise dem gleichfalls lebhaft dafür sich interessirenden Mittelstande die thätige Theilnahme zu erleichtern, so hat man sich dahin vereinigt, den Werth einer Actie auf mehr nicht als 25 Thlr. festzusetzen, die in hier gebräuchlicher Valuta in Raten von 5 Thlr. eingezahlt werden können. Deßhalb ist zur Besorgung der nöthigen Vorarbeiten und Einleitungen ein interimistischer Comité zusammengetreten, dessen Hauptaugenmerk auf möglichst schnelle Unterbringung der Actien gerichtet ist und zunächst alle in der Nähe der Stadt lebenden und mit ihr durch Geschäftsverhältnisse in täglicher Berührung stehenden Theaterfreunde zur thätigen Theilnahme durch Actienzeichnung freundlichst einladet.

Leipzig. Man spricht davon, daß unsere Direction im Sinne hat, in den nächsten Sommermonaten eine Colonie in diesem oder jenem Badeorte zu begründen und von da aus dem vermuthlich sehr schlechten Abonnement für den Sommer und dessen die Zehrungsgebühren nicht tragenden Einnahmen zu Hülfe zu kommen. So würde Hr. Ringelhardt demnach zum wandernden Thespis und Leipzigs Theater ambulant. — Vielleicht läßt sich durch Gäste Geld in die Casse zwingen. Der Zuschnitt zu solchem Zwange scheint gemacht, da Dlle. Bauer im Monat Juni als Gast angekündigt. Hinzukommen sollte freilich zu gleicher Zeit noch ein Emil Devrient und ein Rott, um den Unterschied zwischen Fremdem und Einheimischem nicht allzu grell hervortreten zu lassen. Manche erwarten auch noch Hrn. Seidelmann. Das Künstlerpaar Haizinger ist bereits zu mehrern Gastspielen eingetroffen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage der Belgischen Buchhandlung in Leipzig:
Einladung zur Subscription auf ein Supplement zu allen existirenden Ausgaben von
Encyclopädieen und Conversationslexicis.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 111. (VII. Jahrgang.) Montag, den 9. Mai. **1836.**

Lagunenfahrt.

(Venedig im August 1832.)

Von der Piazetta Räumen
Schwankt mein Kahn hinaus in's Meer,
Wie versenkt in tiefes Träumen
Liegt Venedig um mich her.

Finster blicken die Paläste
In die Wogen grünlich grau,
Doch der schmeichelndste der Weste
Spielt um den verlass'nen Bau.

Und die Ruderschläge dröhnen
Und die Barke fliegt vom Strand,
Die bei leisem Liedertönen
Rüstig lenkt des Führers Hand.

Und die Wogen rauschen, schwellen,
Und der Mond steht voll und rein,
Und die Herrscherin der Wellen
Scheint ein ries'ger Leichenstein.

Da, erfaßt von stiller Trauer,
Seh'n, der Gondolier und ich,
Mit der Wehmuth leisem Schauer
Alte Dogenstadt auf dich.

Denn, umbraust vom Fluthgetose,
Wie erstarrt im tiefsten Schmerz,
Liegst du da im Meeresschooße
Einsam — ein versteinert Herz.

Johann N. Vogl.

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Fürst Ehrich hatte die kleine Schwäche, sich gegen Ausländer gern in steifer Grandezza zu zeigen; auch heute ließ er dem Freiherrn, dem er seine Künstlerschaft nicht verzeihen konnte, seine Würde fühlen, aber Wallbrück fühlte sich nicht im Mindesten davon gedrückt, er blieb vollkommen unbefangen und gab deutlich zu erkennen, daß er im Fürsten mehr den alten würdigen Mann, als dessen Rang ehrte.

Armida fühlte sich von des Künstlers Gleichmuth unsanft berührt; sie nahm sich vor, ihm fühlen zu lassen, welch' ein Unterschied zwischen ihm und ihr obwalte, und doch empfand sie eine Hochachtung für ihn, die ihr noch nie ein junger Mann abgenöthigt hatte. Ein Blick auf das edelschöne Antlitz Wallbrück's reichte hin, ihren Unmuth zu verscheuchen. Die wenigen Worte, die er sprach, waren treffend und edel; seine Stimme hatte einen rührenden Klang, der immer das Herz treffen mußte.

Auch Agnes blickte von Zeit zu Zeit erröthend nach ihm hin, aber sie fühlte sich von seinem ruhigen Benehmen nicht verletzt. Ihr erschienen nur die übrigen Hofherren und Gäste des Fürsten im ungünstigen Lichte. Sie meinte in Wallbrück den ersten Mann zu erblicken, in seiner Nähe fühlte sie sich glücklich, in seiner Nähe, so glaubte sie, könnten Bosheit und Lüge nicht weilen.

Die Gräfin Rosa hatte lange Zeit an einem auswärtigen, glänzenden Hofe gelebt, auch sie gestand sich, nie einen so edelschönen Mann gesehen zu haben, aber sie wünschte und hoffte, auch er werde nicht immer so kalt bleiben und webte schon in Gedanken ein feines Netz für den stolzen Mann.

Am andern Morgen erwartete Armida im reichsten Schmucke den Maler zur ersten Sitzung. Sie trug ein Hofkleid von carmoisinem Sammet, reich mit Gold gestickt,

ein blitzendes Diadem hob den Glanz der dunkeln Locken, funkelnde Steine bedeckten den blendenden Hals und die runden Arme, die schöne Hand hielt noch ein Bouquet von weißen Straußfedern, ungewiß, ob sie dasselbe ihrem Anzuge beifügen solle oder nicht.

Ziemlich spät für die Ungeduldige erschien der Maler, warf einen forschenden Blick auf sie und fragte nach den ersten Begrüßungen: »Soll ich Durchlaucht in diesem Anzuge malen?«

Sie bejahte es stolz. Wallbrück lächelte fein und versetzte: »Ein schönes Weib ist ungeputzt am schönsten. Ich bitte, Prinzessin, wählen Sie einen einfachen, malerischen Anzug.«

Armida wandte erglühend, geschmeichelt und doch auch verletzt ein: »Ich habe diesen Anzug gewählt, und bei der Wahl desselben den Rang meines künftigen Gemahls berücksichtigt.«

»O warum soll ich Sammet und Juwelen malen, und nicht der Schöpfung Krone: das Weib? Durchlaucht, ich bitte — ein einfaches Gewand!«

Armida erröthete über die Kühnheit des Malers; sie fühlte sich von seinen Worten wohlthuend berührt, obgleich er so ruhig gesprochen hatte, als rede er von einer schönen Natur. »So will ich mich denn ihren Künstlerlaunen fügen,« sprach sie lächelnd. »Auf Wiedersehen den Nachmittag.«

Wallbrück verbeugte sich tief vor der Prinzessin und verließ das Gemach. Im Vorzimmer traf er auf Rosa, die mit warmer Freundlichkeit ihm entgegentrat. »Hätten Sie wohl Zeit, lieber Baron, mir ein Stündchen zu schenken?« flüsterte sie, »ich bin, wenn auch keine geübte, doch eine fleißige Zeichnerin, vermisse in der kleinen Stadt des Kenners Urtheil, und möchte Ihnen gern meine neuesten Arbeiten vorlegen.«

Sie lächelte so bittend, blickte ihn mit den blitzenden blauen Augen so freundlich an, daß ihm die kurze Antwort auf den Lippen erstarb. Er liebte es nicht, ein Lehrer der Damen zu seyn; doch solcher holden Einladung konnt' er nicht zürnen. Er versprach zu kommen und verschwand.

Rosa trat erröthend bei Armiden ein, auch die Prinzessin glühte, finster warf sie mit Hilfe der Kammerfrau den Schmuck ab und stand jetzt im hellblauen Gewande, die Perlenschnur durch die Locken geschlungen, schön wie Venus vor der Freundin. »Ob ich ihm so gefallen werde? dem herrischen Manne —« dachte sie, und unwillkürlich entschlüpfte ein Seufzer ihren Lippen.

Gedankenvoll schritt Wallbrück im Schloßgarten auf und ab, es bedünkte ihm, als sey er von den Grazien umgeben, vor seinen geistigen Augen schwebte die junonische, mit jedem Reiz geschmückte Armida, welcher nur der Zauber der Sanftmuth zur Unwiderstehlichkeit fehlte. Wenn auch nicht so majestätisch, doch nicht minder reizend, milder, lebendiger erschien ihm Gräfin Rosa, und dort schwebte aus dem dunklen Laubgange die dritte, kindliche Grazie, Prinzessin Agnes herbei. Ihr Aeußeres glich der weißen Rosenknospe, ihre Gestalt war noch unentwickelt, aber aus den milden Augen, aus den reinen Zügen sprachen die Geister süßer Wehmuth, seliger Reinheit ihn an.

Er wagte es, die Prinzessin anzureden, sie erwiderte seine Worte mit kindlicher Heiterkeit; die sanfte Trauer in seinen Mienen sprach sie an. Mit liebenswürdiger Geschäftigkeit zeigte sie ihm alle ihre Lieblingsplätzchen, entwickelte, ohne es selbst zu wissen, indem sie durch die Treibhäuser ging, tiefe botanische Kenntnisse und flößte Wallbrück einige Hochachtung ein.

(Fortsezung folgt.)

Anne Askew, eine christliche Heroine.

Anne Askew's Tod, eines von den Schlachtopfern der Grausamkeit Heinrich's VIII. von England, hat noch dies Empörende, daß ihr eigener Ehemann ihn veranlaßte, indem er sie aus dem Hause stieß und sie ihren Verfolgern verrieth.

Nach diesem Verrath ward sie festgenommen und über ihre Anhänglichkeit an die Grundsätze der Reformation in Untersuchung gezogen. Ihre Antworten waren bescheiden, doch würdevoll und freimüthig. Sie verleugnete ihre religiösen Ansichten auf keine Weise. Die Folge davon war, daß man sie nach Newgate zurück und von dort in den Tower sandte.

Es ist eine rührende Nachricht von der unmenschlichen Grausamkeit vorhanden, womit man diese hochherzige junge Frau in dem geheimen Verwahrsam gemißhandelt hat. Kein mitleidiges Auge sah ihren Jammer, keine Freundschaft trocknete ihre Thränen und theilte ihren Schmerz. »Ich sahe Mistriß Askew,« schreibt Sir Land, »und muß bekennen, daß sie den Tag vor ihrer Hinrichtung und an diesem Tage selbst die Ergebung eines frommen Engels zeigte, und ein mildes Lächeln ihr Antlitz verschönte, bis zu der finstern Stunde der Entscheidung; da wurde sie so schwach, daß sie nicht aufrecht stehen und zwei Sergeanten sie halten mußten.«

In einem Briefe an einen Freund, betitelt: »Die Wirkung meiner Vernehmung und Behandlung seit meiner Entfernung von Newgate,« machte sie eine herzzerreißende Beschreibung, wie weit menschliche Grausamkeit gehen und wie viel der Mensch erdulden kann.

Man hegte großen Verdacht, daß Mistreß Askew von mehreren Damen von hohem Range begünstigt werde, und mit der Königin einen Briefwechsel über religiöse Gegenstände führe. Der Canzler Wrothesley hoffte, etwas zu entdecken, wodurch er berechtigt würde, ein Verfahren gegen die Königin einzuleiten. Der Earl von Hertfort, und die Comtesse und Andere, welche der Reformation geneigt waren, ließen ihr einen Wink geben: daß man sie auf die Folter spannen würde, um Geständnisse von ihr zu erpressen. Ihr Heldenmuth, und der feste Vorsatz, keinen ihrer Freunde zu verrathen, war stärker

als alle Martern der satanischen Erfindung. Man konnte von ihr keinen Seufzer, keine Sylbe erpressen. Der Canzler, der dies Halsstarrigkeit nannte, steigerte die Tortur mit eigener Hand mit ungewöhnlicher Grausamkeit, aber ihr Muth und ihre Unerschütterlichkeit konnte nicht überwältigt werden. Diejenigen, die sich solcher unmenschlichen Grausamkeit schuldig machten, gewannen dadurch nichts, als daß sie noch verächtlicher wurden und sich mit Infamie brandmarkten. Als sie von der Folterbank gebracht wurde, sank sie leblos zusammen, und als sie wieder zu sich selbst gekommen, verurtheilte man sie, verbrannt zu werden. Ihre Glieder waren so verrenkt, daß man sie nach dem Richtplatze fahren mußte. Dort angekommen, brachte man ihr einen Brief vom Canzler, in welchem ihr des Königs Begnadigung zugesichert wurde, wenn sie ihr Glaubensbekenntniß widerriefe. Sie weigerte sich dessen und gab dem Ueberbringer dieses Briefes zur Antwort:

»Ich bin hier nicht, um Gott, meinen Herrn und Meister zu verleugnen.«

Noch drei Andern, die aus dem nämlichen Grunde mit ihr den Flammentod erleiden sollten, wurde unter gleicher Bedingung Begnadigung angeboten, aber durch ihren unerschütterlichen Muth begeistert, folgten sie ihrem Beispiel und lehnten ebenfalls diese Begnadigung ab. Darauf rief der Lord Mayor sogleich mit lauter Stimme sein »Fiat justitia!« Das Holz wurde angezündet, die Flammen schlugen empor und nach kurzer Frist blieb von Anne Askew und ihren Mitmärtyrern nichts übrig, als ein kleiner Haufe Asche. Die gaffende Volksmasse blieb ungerührt, aber von dem umwölkten Himmel fiel ein leiser Regen nieder, er beweinte die schuldlosen Opfer des Fanatismus und der Grausamkeit.

So starb eine christliche Heroine als Märtyrerin ihrer religiösen Ueberzeugung in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 16. April 1836.

Ein weiblicher Cartusch, genannt Dlle. Wilke, weit interessanter und anziehender als Nina Lassave, unter dem Schwerte der Justiz. Ihre merkwürdigen Fata und Facta, ihre geistreichen Fictionen, bei denen nur zu bedauern ist, daß man sie nicht alle enthüllen kann. Der Fischmarkt in Berlin. Neue Gebäude und Bauanstalten. Der Uebel größtes: Schulden

Die Betrügerin, deren ich bereits erwähnt, ist die Tochter eines Gärtners in Charlottenburg, der im Dienste eines reichen dort ansässigen unverheiratheten Frauenzimmers stand. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sich die Brotherrschaft ihres Vaters, die Dlle. E., ihrer menschenfreundlich angenommen und ihr in einer französischen Unterrichtsanstalt die nöthige Unterweisung geben lassen, damit sie in der Folge sich ihren Unterhalt erwerben könne. Anfänglich wurde sie Kindermädchen, älter Hausmädchen, und mehr gebildet, auch der französischen Sprache mächtig, Kammerjungfer. Als solche diente sie bei reichen Familien, und lernte den Luxus und die erkünstelten Bedürfnisse der eleganten Welt kennen. Sie wurde darin noch mehr eingeweiht, als sie in die Dienste einer reichen Gräfin trat, und diese auf ihren Reisen nach England, Frankreich und Italien begleitete. Von dort nach Hamburg heimgekehrt, machte sie einen bedeutenden Gewinn in der dortigen Lotterie, und da Gut Muth und zuweilen Uebermuth erzeugt, so kam sie auf den Gedanken, jetzt selbst eine Rolle zu spielen, wie ihre Gebieterin. Entbunden von ihren frühern Verhältnissen, kehrte sie mit einer großen Cortege nach ihrer Vaterstadt zurück, und stattete der Brotherrschaft ihres auch bereits verstorbenen Vaters einen Besuch ab. Diese, erfreut über einen solchen Glückswechsel, nahm sie gastlich auf, bis sich die Wilke (so ist ihr Name) eine geräumige und elegante Wohnung gemiethet hatte. Sie lebte hier mit großem Aufwand, hielt sich Equipage, Domestiken, und nahm auch ein junges Mädchen, dessen Mutter in Berlin lebte, als Gesellschafterin zu sich. Sehr verschlagen, wußte sie durch hingeworfene Aeußerungen im Publicum zu verbreiten, daß sich in England ein reicher Lord in sie verliebt und sie habe ehelichen wollen, aber, ehe er diesen Vorsatz ausführen können, gestorben, ihr jedoch ein großes Vermögen hinterlassen, auch daß sie von einem tatarischen Fürsten bedeutende Geldunterstützungen erhalte. Sie machte einen Aufwand, wie ein durch Lieferung oder Handel im Kriege *) zu einem Krösus gewordener Commissair; machte ansehnliche Geschenke und unterstützte diejenigen, welche ihre Wohlthätigkeit in Anspruch nahmen, reichlich. Manche baten nur um ein Darlehn, mit dem festen Vorsatz, es lieber zeitlebens schuldig zu bleiben, als es nur einmal abzuleugnen, und ihre Bitten wurden ihnen gewährt, ohne daß die Darleiherin darüber etwas schwarz auf weiß verlangte.

Ihr großer Aufwand zog zwar die Aufmerksamkeit der Policei auf sich; da sie aber außerdem ein anständiges und die Sittlichkeit nicht beleidigendes Leben führte, so fand jene keine Veranlassung darüber nähere Erkundigungen einzuziehen.

Die Wilke hatte hauptsächlich ihr Augenmerk auf das Vermögen der Dlle. E. gerichtet. Die Letztere kannte sie von ihrer Kindheit an, und hatte sie lieb gewonnen. Die Wilke hingegen kannte alle die Schwächen der bejahrten E. eben so genau und bot Alles auf, sich in ihrer Gunst immer noch fester zu setzen und ihr Vertrauen einzuflößen. Dieß gelang bald, und nun eröffnete sie ihr, wie sie sich aus unwiderstehlicher Zuneigung zu ihr gedrungen fühle, ihr ein sehr wichtiges Geheimniß, jedoch nur unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, anzuvertrauen, und sie ließ sich eidlich geloben, Keinem, wer es auch immer seyn möge, davon etwas zu entdecken. Nachdem die E. diesen Eid geleistet, entdeckte ihr die Wilke, wie sie die natürliche Tochter eines Fürsten sey, wie dieser sie nicht nur

*) So z. B. kaufte in Berlin Jemand von einem der aus Lübeck gekommenen Franzosen ein Paket der damaligen Tresorscheine, mehrere tausend Thaler an Werth, für einen Friedrichsd'or; er bewahrte sie so lange auf, bis sie im Cours wieder ihren vollen Werth hatten.

auf das Freigebigste unterstütze, sondern ihr auch, um ihre Subsistenz für die Folge zu sichern, ein Capital von 100,000 Rthlr. in Papiergeld zum Geschenk gemacht habe. Sie zeigte ihr ein ansehnliches Paket, das mit dem fürstlichen Wappen vielfach versiegelt war, und vertraute es ihr zur sorgfältigen Aufbewahrung an. Auf den Grund dieses Unterpfandes lieh nun die Wilke von der E. nach und nach bedeutende Summen, wovon sie ihren verschwenderischen Aufwand bestritt. Zur Bestätigung ihres Vorgebens zeigte sie der E. mehrere fürstliche Handbillets, in welcher die Handschrift täuschend nachgemacht war, mit den Umschlägen, versiegelt mit dem fürstlichen Wappen.

Vielleicht würde sie ihre Betrügereien noch länger unentdeckt fortgesetzt haben, wenn sie diesen Kunstgriff nicht auch noch anderweitig hätte in Anwendung bringen wollen. Sie hatte sich neben dem Hofgärtner im Thiergarten eine Villa zur Sommerwohnung gemiethet. Sie fuhr zu dem Meubelhändler S. und verlangte von ihm, daß er diese auf das Eleganteste mit Meubeln versehe, und gab ihm, als Unterpfand, ein ähnliches versiegeltes Paket, worauf eine Summe von vielen tausend Thalern bemerkt war, unter der Bedingung, daß er es bis zu einem gewissen Termin nicht öffnen solle, wo sie es durch Abtretung ihrer Schuld einlösen würde, weil sie mittlerweile ein Capital einbekommen müsse, falls sie aber den Termin nicht inne hielte, könne er das Paket entsiegeln und sich daraus bezahlt machen. Gegen eine Dame, die mit eigener eleganter Equipage bei ihm vorfuhr, deren Anzug Reichthum verrieth, und deren Benehmen imponirte, konnte er kein Mißtrauen hegen. Nach einiger Zeit besuchte sie ihn wieder, ließ sich sehr herablassend mit ihm in ein Gespräch ein, machte ihm einige Lobeserhebungen über sein Meubelmagazin und äußerte: er würde gewiß seinen Vortheil dabei finden, wenn er ihm eine größere Ausdehnung gäbe. Dazu gehört mehr Capital, als ich besitze, meinte er achselzuckend. — Wenn es weiter nichts ist, war die Antwort; ich halte Sie für einen soliden Mann. Zum ersten künftigen Monats erhalte ich ein Capital von 8000 Rthlr., ich will es Ihnen gegen 4 pCent. Zinsen leihen. — Der Meubelhändler erkannte zwar dankbar die gütigen Gesinnungen der Dame an, lehnte aber ihr wohlwollendes Anerbieten ab. Es verflossen darüber wieder einige Tage, dann stellte sie sich wieder bei ihm ein, und bat ihm, da sie unerwartet eine Zahlung von 1500 Rthlr. zu leisten habe, ihr solche zu leihen, zumal er durch das Depositum darüber hinlängliche Sicherheit habe. Er schaffte Rath und sie fuhr mit dem Gelde davon. Bei ruhigem Nachdenken fiel es ihm auf, daß eine Dame, die ihm einige Tage zuvor ein Darlehn von 8000 Rthlr. angeboten, nun selbst wegen einer Summe von 1500 Rthlr. zu ihm ihre Zuflucht genommen hatte, und er sprach darüber mit einem Freunde. Dieser argwohnte gleich einen schändlichen Betrug, rieth aber dem Meubelhändler, seiner Sicherheit wegen, einem Gerichte davon Anzeige zu machen, und die gerichtliche Entsiegelung des Depositum zu veranlassen, damit er vor allen Chikanen der Verpfänderin gesichert sey. Die Entsiegelung geschah auf dem Kammergericht mit allen gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten. Es ergab sich, daß in dem Paket nur weißes Papier war. Der Betrug war erwiesen; der Policeibehörde wurde davon Anzeige gemacht, und von solcher gleich die nöthigen Maßregeln zur Verhaftung der Betrügerin ergriffen.

Am Tage ihrer Verhaftung war sie von Charlottenburg nach Berlin gekommen, hatte einen Besuch bei der Mutter ihrer Gesellschafterin gemacht, dieser auch noch versprochen, deren andere Tochter als Gesellschafterin zu sich zu nehmen, und war dann mit ihnen nach der Villa im Thiergarten gefahren, um dort zu sehen, wie weit es mit den Einrichtungen für ihren Sommeraufenthalt gediehen sey. Sie ließ ihre Begleitung dort zurück, um nach Charlottenburg zu fahren, versprach aber nach einer kurzen Abwesenheit zurückzukehren. Dieß Versprechen konnte sie jedoch nicht erfüllen. In Charlottenburg angekommen, fand sogleich ihre Verhaftung statt; sie wurde auf das Stadtgericht geführt, und dort von dem Criminal-Policei-Inspector D. vernommen. Der Betrug mit dem versiegelten Pakete, in welchem angeblich geldwerthe Papiere sich befinden sollten, war zu evident erwiesen. Sie konnte ihn nicht ableugnen, und sie gestand nun auch, auf welche Weise sie sich von der Olle. E. die Gelder zu ihrem Aufwand verschafft habe. Diese mußte nun auch vernommen werden. Sie erschien, als man sie von den Betrügereien der Wilke unterrichtete, war sie vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, denn sie war durch solche fast um ihr ganzes Vermögen betrogen worden. Sie räumte zwar alle ihr gemachte Darlehen ein, aber beharrte standhaft dabei, daß sie nichts von einem ihr gegebenen Unterpfande wisse, noch von dem, was ihr die Wilke anvertraut hatte. Sie hatte eine zu heilige Scheu, sich, durch ein offenes Geständniß, eines Meineides schuldig zu machen. Alle Vorstellungen, daß sie durch die Aussage der Wahrheit sich nicht versündige, daß eine Betrügerin sie zu nichts habe verpflichten können, und daß sie jeder Geistlicher, unter den obwaltenden Umständen, belehren würde, wie die Brechung eines solches Eides nicht nur nicht sündlich, sondern eine Pflicht sey, und sie der Obrigkeit Gehorsam leisten müsse, konnten sie nicht bestimmen, ihr Wort zu brechen. Da hieß es denn endlich: unter solchen Umständen muß man annehmen, daß Sie eine Mitwisserin und Mitschuldige der Betrügerin sind, und es wird nichts übrig bleiben, als auch Sie in Verhaft zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Bonaparte's akademische Laufbahn.

Die Universitäten alle
Hat mit Succeß er frequentirt,
Zu Jena, Wien, Berlin und Halle
Und Königsberg arg renommirt,
Und Gott und alle Welt touchirt.
Doch leider nur mit Knall und Falle
In Leipzig endlich ausstudirt,
Denn, ach! da ward er relegirt.

E. v. H.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 112. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 10. Mai. **1836.**

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Mehr als die schimmernde Armide, mehr als die lebensfrohe Rosa zog ihn das sanfte Wesen an, und nicht Kälte und Laune waren die Gründe, die ihn jetzt plötzlich fort von ihr trieben. Mit stiller Sehnsucht blickte sie ihm nach.

Armida hoffte von Wallbrück einige feine Schmeicheleien über ihr neues Costüm zu vernehmen, er aber schwieg, gab die Stellung der Prinzessin an, entwarf das Bild flüchtig, aber genial, und beantwortete ihre Fragen mit artiger Kürze. Nur von Zeit zu Zeit blickte er nach ihr hin und endete die Sitzung ziemlich früh. Die Oberhofmeisterin seufzte, als er das Zimmer verlassen hatte, nicht ohne einiges Mitleid: »Ein schöner Mann, vom besten Adel und ein — Künstler!«

Das stolze, kalte Benehmen des Freiherrn regte Armiden auf, sie war eine Fürstentochter, aber auch ein schönes Weib. Das Weib wollte dem Manne die Huldigungen abzwingen, welche er der Fürstentochter versagte, und seiner Zurückhaltung setzte sie bald nur Milde und Aufmerksamkeit entgegen.

Auch Wallbrück schien jetzt weniger stolz, aber um so förmlicher, er betrachtete sie nur als Braut des Prinzen Theodor, und wich ihr aus, wenn er sie allein fand.

Was vielleicht seiner Liebe nie oder nur langsam gelungen wäre, ward (wie er sich überredete) gegen seinen Willen der Sieg seiner Kälte. Armida liebte Wallbrück mit der heißen Gluth, deren ihre leidenschaftliche Seele fähig war. Sie wußte, sie war des Prinzen Braut, sie ergab sich in ihr Schicksal; aber die wenigen Wochen, in denen sie noch nicht die neuen Fesseln trug, wollte sie einzig der Liebe weih'n, nur einmal aus Wallbrück's Munde vernehmen: »ich liebe Dich!«

Sie suchte fein und versteckt jede Gelegenheit auf, um mit ihm allein zu seyn; sie verrieth ihm fast ihre Neigung, doch Wallbrück blieb still und fremd.

Am Tage war sie fröhlich und schien glücklich, aber in stillen Nächten weinte sie heiße Thränen, daß der einzige Mann, dem ihr stolzes Herz entgegenschlug, kalt an ihr vorüberging.

Wallbrück war nicht so unempfindlich für Armidens Zauber, als er schien, aber er wußte, daß des Prinzen Braut nie seine Gattin werden konnte, und gegen ihren heimlichen Besitz streubten sich sein Stolz und sein Ehrgefühl; auch schützte ihn der Anblick Agnesens, die er gleich einer Heiligen verehrte, vor jeder Wallung der Leidenschaft. Ihre süße Stimme, ihr meisterhaftes Harfenspiel bannten den düstern Geist, und zu seinen reinsten Stunden zählte er die, wo es ihm erlaubt war, mit seiner Stimme ihren Gesang zu begleiten. Daß ihm dieses stille Wesen eben so innig als Armida liebte, nur sanfter, reiner — ahnete er nicht. Agnes wußte, daß ein unabänderliches Geschick sie für dieses Leben von ihm schied. Nach der frommen schwärmerischen Weise der Jugend meinte sie, mit seinem Scheiden sey ihr Leben beschlossen und die Erde habe ihr keine Seligkeit mehr zu bieten.

Wallbrück hatte den Fürsten um die Erlaubniß gebeten, Agnes als heilige Cäcilie malen zu dürfen für die Schloßcapelle, und sie selbst meinte, kein Unrecht zu thun, wenn sie ihm gestattete, daß Bild heimlich für sich zu copiren; es war ja Alles, was sie ihm geben durfte.

Armidens Bild war zur höchsten Zufriedenheit des Fürsten gelungen. Der Tag, zu welchem der Prinz seinen Besuch angekündigt hatte, rückte näher. Schon wurden Vorbereitungen zum Empfange getroffen. Armida war bleich und still, sie schien zu wünschen, daß der Prinz niemals oder bald kommen möge.

An einem schönen Junimorgen, wo noch Alles im Schlosse still war, eilte Wallbrück hinab in den Garten, die frischen Lenzeslüfte einzuathmen. Nicht ohne Rühru-

betrachtete er von einer Anhöhe des Gartens das alte Schloß, in dem er eine holde Freundin Agnes gefunden hatte, und das liebeglühende Herz Armida's. Von Beiden sollte er bald scheiden, sie vielleicht nimmer wieder sehen.

Er vernahm leichte Tritte und blickte auf; ohne ihn anzusehen, ging Armida in einiger Entfernung an ihm vorüber. Er wollte in das Schloß zurückkehren, und doch zog es ihn mächtig zu ihr hin, nur seinem Gefühl folgend, stand er im Augenblick vor ihr.

Sie hatte geweint und sah sehr mild und weich aus. Wallbrück wagte es leise und von fern nach ihrem Kummer zu fragen.

Sie hob die schönen Augen auf. — »Nicht weinen soll ich, mein Freund?« sprach sie mild, »nicht weinen, indem ich meine Freiheit an einen Mann hingeben muß, den ich nicht kenne? — der mich vielleicht nie lieben, und dem mein Herz — ach — nimmer angehören wird! O wie unglücklich ist doch die Fürstentochter!« Sie reichte bei diesen Worten Wallbrück die Hand und sagte mild: »Nicht war, Wallbrück, recht unglücklich?« Grazieus lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, als werde sie vom Uebermaß des Schmerzes gebeugt. Wallbrück zog die schöne Gestalt fest an sich, ein heißer Kuß glühte auf ihren Lippen. Stimmen wurden hörbar. Wallbrück stürzte fort. Armida blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen.

Seit jenem Morgen sahen sie sich öfter allein im Garten. Armida wußte der strengen Oberhofmeisterin zu entschlüpfen; sie setzte oftmals ihren Vorstellungen: daß einsame Gartenspaziergänge der Prinzessin nicht ziemten, ein festes: »ich will es!« entgegen.

Wallbrück fühlte sich von einem Zauber beherrscht, dem er nicht entfliehen konnte.

Es war nicht das reine, heilige Gefühl himmlischer Liebe, was ihn belebte — Leidenschaft, Mitleid mit dem Schmerze des schönen Weibes, geschmeichelte Eitelkeit und ihr wunderbarer Reiz zogen ihn zu ihr hin. Welchen Mann hätt' es nicht gerührt, daß sonst kalte, stolze Weib so weich und liebend zu sehen. Die Braut des Prinzen Theodor, an dessen Seite Glanz und Huldigungen sie erwarteten, unglücklich. Und dieses Weib wollte jetzt der Königskrone, dem Glanze der Welt entsagen und mit dem armen Freiherrn fliehen. Wallbrück hatte Augenblicke, in denen er mit ihr geflohen wäre; aber bald siegte der Verstand über die Wallung des Gefühls. Er hielt es für ehrlos, den würdigen Fürsten zu kränken, dem Prinzen die Braut zu rauben, Armiden aus Glanz und Pracht in ungewohnte Einfachheit zu führen, die sie später mit Reue, vielleicht mit Abneigung gegen ihn erfüllen konnte.

An die Dauer ihrer Leidenschaft glaubte er nicht, weil sie zu heftig, zu glühend sich äußerte, und doch empfand er oft Himmelslust bei dem Gedanken, von einem solchen Weibe so geliebt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Apokryphische Thiere.

Der Drache. Der Kraken.

(Schluß.)

Bringt man dabei in Abzug, was die Ueberspannung von Leuten, die in so großer Gefahr sich befunden, ihrer Schilderung beigefügt, so kann man dessenungeachtet annehmen, daß des Kraken Daseyn wirklich erwiesen ist. Der Kraken der nordischen Meere steht mit dem der indischen in genauer Verwandtschaft. Beide gehören zu jenen Schleimthieren, die man Polypen nennt, und die sehr lange Arme haben, welche sich durch beträchtliche Fühlspitzen endigen, woran man eine oder zwei Reihen Schröpfköpfe bemerkt. Die gewöhnlichen, vollkommen ausgewachsenen Polypen sind an und für sich schon gefährliche Feinde. Sie haben ein sehr zähes Leben, und unterliegen selbst den schwersten Wunden nicht. Sie können mehrmals durchbohrt werden, ohne deßhalb zu sterben. Zudem haben sie Wiedererzeugungskraft in jedem ihrer Fühlhörner, gleich der Hyder von Lerna, die vielleicht nichts als eine besondere Krakengattung war. —

Man behauptet, das die Polypen sich ihrer Arme bedienen, um aus dem Wasser zu kriechen, auf dem festen Lande sich zu ergehen und Bäume zu erklettern. Jede Warze der Fühlhörner verrichtet den Dienst eines Schröpfkopfes. Damit halten sie sich an den Gegenstand fest, dessen sie sich bemächtigen wollen, und es ist unmöglich, sie davon loszureißen, in sofern man ihnen nicht die Arme durchhauet, und selbst diese lösen sich erst ab, wenn sie vollkommen erkaltet sind. Die Polypen sind sehr gierige, fleischfressende Thiere und halten sich vorzüglich im Wasser zwischen zerklüfteten Felsen auf, wo sie ihren Körper verbergen, und nur ihre Arme emporstrecken, um ihre Beute damit zu ergreifen.

Belonius hat einen Polypen gesehen, der sich länger als eine Stunde in dem Hafen von Corcyra mit einer Krabbe herumgeschlagen. Man weiß nicht genau, wie groß die Polypen werden können; aber neben denen, welche dieses außerordentlichen Schleimthiers Daseyn bestreiten, gibt es andere Naturforscher, welche daran nicht zweifeln, und den Polyp des Plinius ohne Widerspruch annehmen. Dieses Ungethüm hatte einen Kopf, so groß als ein Fünfzehn-Amphorenfaß. Seine Fühlhörner, die nebst dem Kopfe dem Lucull gebracht wurden, waren 30 Fuß lang, sehr knotig, gleich Keulen, und so dick, daß ein Mann mit beiden Armen sie kaum zu umspannen vermochte. Die Saugewerkzeuge waren Becken ähnlich, und die Zähne waren verhältnißmäßig groß. Was man von dem Körper aufbewahrte, wog 700 Pfund. Dieser Polyp hatte die Gewohnheit, dem Meere zu entsteigen und die Behälter zu besuchen, worin sich gesalzenes Fleisch befand. Die Wächter, welche man dieser Diebstähle wegen selbst in Verdacht hatte, umschlossen den Platz mit starken und hohen Palissaden. Vergebens. Der Polyp kletterte zuerst auf einen in der Nähe befindlichen Baum,

gab sich einen Schwung und gelangte in den Umschluß. Auf ähnliche Weise entrann er ihm wieder. Erst durch Hunde, die man während der Nacht frei herumlaufen ließ, kam man dem geheimnißvollen Räuber auf die Spur. Aber erschreckt durch des Ungeheuers Größe und zurückstoßende Gestalt, wagten die Wächter anfänglich nicht, es anzugreifen. Seine Farbe hatte sich durch den häufigen Genuß des gesalzenen Fleisches ganz verändert, und der von ihm verbreitete Gestank war unerträglich. Nach einem von Hunden und Menschen bestandenen wüthenden Kampfe gelang es endlich, den Polyp zu tödten.

Aelian berichtet, daß die Polypen mit der Zeit eine ungeheure Größe erlangen, daß sie hinter den Wallfischen nicht zurückstehen. Es handelt sich in seiner Erzählung um einen Polyp, der die Waarenlager iberischer Kaufleute verwüstete, weßhalb man ihm eifrig nachstellte und ihn endlich mit Aexten in Stücken hieb, ganz auf dieselbe Weise, wie Holzhauer Bäume fällen und zerhauen.

Meine Laune.

Heut bin ich Zuckersaft
Und morgen Pfefferkraut,
Heut bin ich Feindeskraft
Und morgen Schmeichellaut.

Heut bin ich heitrer Tag
Und morgen Nachtgeächz,
Heut Nachtigallenschlag
Und morgen Kräh'ngekrächz.

Heut bin ich leichter Muth
Und morgen schwere Noth,
Heut frische Lebensgluth
Und morgen matt zum Tod.

Heut bin ich Wahrheit nur
Und morgen Lügengeist —
Dieß Alles, wie die Schnur
Des Schicksals an mir reißt.

E v. Hagen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 16. April 1836.

(Schluß.)

Dieß wirkte; der Gedanke, als eine Verbrecherin auf ihre alten Tage in ein Gefängniß abgeführt zu werden, erschütterte sie so sehr, daß sie jetzt Alles eingestand; das versiegelte bei ihr deponirte Paket wurde herbeigebracht, entsiegelt, und enthielt ebenfalls — nichts, als alte Zeitungsblätter.

Die Vernehmung dauerte bis spät in die Nacht. Mittlerweile harrten in der Villa die von ihr Zurückgelassenen mit Ungeduld und Aengsten auf sie; sie konnten sich das lange Ausbleiben der Wilke nicht erklären. Da rollte endlich ein Wagen heran und hielt vor der Villa. Die Wilke, im Zustande der höchsten Erschütterung trat in solche; man kam ihr entgegen und fragte besorgt: Was sich ereignet habe? — Ehe sie aber noch antworten konnte, waren ihr zwei Policeibeamten auf dem Fuß gefolgt. Sie versiegelten Alles und sie mußte darauf mit diesen wieder in den Wagen steigen, um nach der Stadtvoigtei gefahren zu werden, wo sie in ein Criminalgefängniß abgeliefert worden ist, und ihr nun der Proceß gemacht wird.

Sie soll, wie es heißt, ahnend, daß das Schwert der Justiz über ihrem Haupte geschwebt habe, schon im Begriff gewesen seyn, nach Hamburg zu flüchten, um von dort ein anderweitiges sicheres Asyl zu suchen.

Der Uebelstand, den die Fischmärkte herbeiführen, wird nun gänzlich abgestellt werden, denn alle noch bisher bestandenen Fischmärkte, der Gensd'armmarkt, der Spitalmarkt, der Cöllnische Fischmarkt und der in der Poststraße sollen eingehen, und dagegen nur ein großer Fischmarkt hinter dem Mühlendamm auf der Fischerbrücke, wo nun die früher auf der einen Seite auf Pfählen im Wasser gestandenen Häuser sämmtlich verschwunden sind, auf einem großen Platz an der Spree belegen vor dem Inselgebäude etablirt worden. Zu diesem Ende ist dort auch eine hinlängliche Anzahl von Plumpen angebracht, aus welchen die Fische in ihren Behältern immer hinlänglich mit frischem Wasser versehen werden können, und das seinem Zweck nicht mehr entsprechende in die Spree geleitet werden kann. Der Einkauf der Fische wird allerdings dadurch für die entfernten Gegenden erschwert. Es gehen aber schon jetzt Weiber und Männer in den Straßen umher, welche entweder Fische im Allgemeinen ausschreien, oder Krebse, Aale und Stinte. Die Zahl solcher Frauen und Männer wird sich bald vermehren, und sie werden, ihres Vortheils wegen, sich gewiß die entlegensten Gegenden zur Feilbietung von Fischen wählen, wo sie den meisten und sichersten Absatz erwarten können.

Durch die neue Bauakademie auf der Stelle, wo ehedem der alte Packhof stand, hat Berlin nicht nur ein neues sehr schönes öffentliches Gebäude, sondern durch die Wegräumung der an der Spree befindlichen Nebengebäude des ehemaligen Packhofs eine neue Straße erhalten, die durch die Hintergebäude der Häuser auf der Schloßfreiheit, welche an der Spree liegen, eine recht pittoreske Aussicht gewähren, und wer seinen Weg von der Schleusenbrücke nimmt, dem präsentirt sich imponirend eine Fronte des schönen Zeughauses, die große Schloßbrücke, der Lustgarten mit dem breiten Museum und seiner noch breiteren Inschrift. Ein großer, das Auge beleidigender Uebelstand ist nur, daß die eine Seite der neuen Bauakademie durch die auf dem Werder'schen Markt stehenden Häuser ganz versteckt wird, so wie auch die neuerbaute Kirche auf diesem Marktplatz durch die Hintergebäude der Falkonierstraße eingeengt ist, so daß man nicht einmal, wie um andere Kirchen, um sie ungehindert herumgehen kann. Es ist indeß jetzt um so mehr zu hoffen, daß diese Uebelstände bald gehoben werden dürften, da des Königs Majestät die zu solchen Bauten jährlich bestimmten sehr bedeutenden Summen von jetzt ab, nur zur Verschönerung der Stadt verwenden zu lassen geruhen wollen, und befohlen haben, die Pläne dazu zu entwerfen und zur Approbation einzureichen.

Es heißt, daß nun auch der Canal aus der Spree über das Köpnicker Feld bis zum Schafgraben gezogen werden wird; ein Haupterforderniß, wenn der Häuserbau auf dem Köpnicker Felde realisirt werden sollte. Hoffentlich wird auch dann bald der schmale Durchgang über eine kleine Brücke, der von der Taubenstraße nach dem Hausvoigteiplatz, und wo diese Straße an der Brücke eine Sackstraße bildet, mit den dort befindlichen Schlächterscharren wegfallen, und eine freie Communication mit diesem Platze und der Umgegend stattfinden. Eine Erweiterung des Weges über die Schleusenbrücke nach dem Schloßplatze, und vorzüglich in der so volkreichen Königsstraße, wo das hervorragende Rathhaus fast gar keinen Raum für die Fußgänger gestattet, steht um so mehr zu erwarten, da der Magistrat und die Stadtverordneten sich schon längst bereitwillig erklärt, zu dem Bau eines neuen Rathhauses so viel aus dem Communalvermögen beizutragen, als der Zustand der Finanzen erlaubt. Die Stadt ist aber, während des Krieges, mit großen Schulden belastet worden, deren Zinsen schon einen großen Theil ihrer Revenüen absorbiren; diese so viel und so bald als möglich zu tilgen, bleibt immer das Hauptaugenmerk.

Stuttgart, Ende März 1836.

Ein großes Ereigniß nimmt die Gemüther aller Bewohner Stuttgarts, welche Gedrucktes lesen können, in Anspruch; das ist die Feier des Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst. Nämlich unter des Baron und Kammerherrn von Cotta, des jungen Buchhändlers, Vorsitz soll ein großes Mahl eingenommen, und soll sich über diese nützliche Erfindung, welche Herrn Cotta schon so viel eingetragen hat, sehr gefreut werden. Die vier berühmtesten Gelehrten Stuttgart's, Menzel, in dessen Geist der Geschichte man nichts als Geist und Geschichte vermißt; Hauf, der sich dadurch berühmt gemacht, daß sein Bruder, der bekannte Schriftsteller, ihm die Redaction des Morgenblattes erblich hinterließ; Reinbeck, der größte Dichter nach Schiller und Goethe, und der idyllische Schwab, lauter gehorsame Diener und resp. Söldner des Baron von Cotta, haben einen Comite gebildet, welcher sich seit lange schon beräth und bespricht, wie eines Jeden Verdienste gehörig hervorgehoben werden können, und wie viel Lorbeerkränze ein Jeder bei diesem Fest erhalten soll. Man ist über die Anordnung des Mahles (die Hauptsache), über die Beiträge der Buchdruckergehilfen (jeder in ganz Stuttgart wohnende muß wöchentlich sich 6 Kr. abziehen lassen, welche alle in eine große Casse fließen, die man bei der Feierlichkeit selbst zur Deckung der Kosten öffnen will), über die Processionen, Reden ꝛc. einig; aber der Teufel bringt immer etwas darein, damit uns der Ehrentitel „Schwaben" doch ja nicht entzogen werden könne. Nachdem man nämlich lange genug über Alles debattirt, 6 Monate lang überlegt und sich besprochen hatte, kam es zufällig Einem ein, einen einzigen einfachen Einfall zu haben — er frug nämlich wenn?

Da standen die Ochsen am Berge (figürlich — natürlich)! Wenn sollte man das große Fest feiern? Schon 1420 kamen nach chinesischer Art gedruckte Bücher vor; Guttenberg legte in Straßburg 1435 eine Druckerei an; 1440 schaffte er sich hölzerne bewegliche Lettern an; 1445 ließ er sich in Mainz nieder, wo er mit Johann Faust (1449) sich verband, worauf des Letztern Schwiegersohn die gegossenen Buchstaben erfand (1452), und nun erst die eigentliche Typendruckerei bestand. Alle diese Jahreszahlen stehen auf der Liste und machen auf große Freierlichkeiten Anspruch. Wer soll da entscheiden? Die berühmtesten Gelehrten des Schwabenlandes: Menzel, Hauf, Reinbeck und Schwab sind uneinig; — es müßte denn allein die gewichtige Stimme des erhabenen Lewald (der jetzt auf 8 Tage nach Paris gereist ist, um ein Buch über die kleine Stadt zu schreiben, so wie er ein ähnliches nach einer 14tägigen Reise über Tyrol schrieb) dies können, da er durch seine Theaterrevue auch zu den Cottaisten gehört, und mithin nothwendig Sitz und Stimme in den großen Berathungen hat. — Wer hilft hier aus? Selbst die Zeitungen haben sich bereits in den Streit gemischt; allein während diese sagen, man solle sich den Norddeutschen anschließen, welche erst 1840 das Fest begehn wollen, schreien die hiesigen Commis, zu denen der ehemalige Buchhändler und Verlagshändler Löfflund gleichfalls herabgestiegen ist (der Mann fühlte sich zu wohl, ging hin, verkaufte seine beiden Handlungen, die eine an Köhler, die andere an Beck und Fränkel, und wird zweiter, sage zweiter [nicht einmal erster] Diener bei Cotta, obgleich er an 40,000 Fl. baar im Vermögen hat, und setzte so den berühmten Bulls seines Vaters, durch diesen kühnen Streich die Krone auf) laut und ausdrucksvoll, daß sie sofortige Feier des Festes verlangen, widrigenfalls sie ihre Beiträge zurückziehen wollten. So stürzt Alles in babilonische Verwirrung, und kein Thurm ist da, der den Zerstreuten zum Anhaltspuncte und Sammelplatz diente, kein Sprachmeister ist da, der ihre Verwirrung löste.

Zum Glück sind noch einige gräßliche Geschichten vorgefallen, welche doch der Unterhaltung einigermaßen zum Stützpunct dienen. Erstens ist ein Mensch von einem Pferde, das ihm aus dem Sattel warf, nicht zu Tode, sondern zu Fetzen geschleift worden, von dem ganzen Menschen fand man weiter nichts als einen Fuß, der im Stiefel stack, welcher im Steigbügel hing. Alles Uebrige war bei dem wüthenden Galopp des Pferdes in kleine Stückchen von ihm gerissen worden, so daß nur hin und wieder ein paar Tuchläppchen an einen Baum oder einen Felsen, den er gestreift, gefunden wurden. — Dann hat eine Privatgesellschaft (das Museum) einen öffentlichen Garten (die Silberburg) zum Privatgebrauch gekauft, was alle Welt empört, obwohl Niemand diesen öffentlichen Garten besuchte. — Dann hat eine Magd ein Kind, aus Rache gegen dessen Eltern, mit Schwefelsäure vergiftet. — Ferner hat eine Frau sich ertränken wollen, ward aber glücklich noch erwischt, als sie mit dem linken Hinterfuß probirte, ob das Wasser auch nicht etwa zu kalt sey. — Dann soll eine Runkelrübenzuckerfabrik hier errichtet werden. — Genug des Gräßlichen für dießmal, ich will sie mit so traurigen Bildern nicht ferner unterhalten. G. O.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 113. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 11. Mai. 1836.

An die Liebste.

Thema: „All'zeit beständig,
Nimmer abwendig,
Treu will ich seyn."
(Altes Lied.)

Bist wieder gegangen,
Und bliebst doch bei mir! —
Wirst treu an mir hangen,
Und Lieb' schwör' ich Dir.

Nur wenige Wochen,
Dann (hast mir's versprochen!)
Wirst Du ganz mein. —

Nimmer abwendig!
All'zeit beständig!
Treu wollen wir seyn.

Nun lächelt mir wieder
Der liebliche Mai!
Nun kommen mir Lieder
So fröhlich und frei!

Welch' Grünen und Blühen!
Welch' Duften und Glühen!
Und Du bist mein! —

Nimmer abwendig,
All'zeit beständig!
Treu wollen wir seyn.

Der Lenz mag verblühen!
Wir lieben uns doch. —
Der Sommer verglühen,
Wir lieben uns noch.

Auch Herbst mag vergehen,
Im Winter Sturm wehen,
Bleibst Du nur mein.

Nimmer abwendig,
All'zeit beständig!
Treu laß' uns seyn.

J. Burmeister-Lyser.

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Mit Rosa und Agnes sprach Wallbrück jetzt selten; er hatte Armidens grenzenlose Eifersucht zu fürchten, die ihr Verhältniß leicht verrathen konnte. Er fürchtete Rosa's Späherblicke und Agnesens milde, klare Augen; auch bedünkte ihm, er begehe in seiner Neigung zu Armiden ein Unrecht an der Heiligen seiner Seele, an Agnes.

Der Prinz erschien unvermuthet einige Tage früher, als man ihn erwartet hatte. Seine Gestalt hatte nichts Unangenehmes, sein Betragen war fein und mild. Armida schien einen lebhaften Eindruck auf ihn hervorzubringen, und sie würde sich glücklich gepriesen haben, wenn nicht glühende Liebe zu Wallbrück ihr Innerstes erfüllt hätte.

Von ihm sich zu trennen schien ihr schrecklich, der einzige Trost für sie war: daß sie diesen Schmerz nicht lange überleben würde.

Wallbrück empfing vom Prinzen die schmeichelhaftesten Lobsprüche über das sprechend ähnliche, gelungene Bild Armidens. Das feine Benehmen des unterrichteten, gebildeten Mannes zog den Prinzen so sehr an, daß er ihn fast freundschaftlich bat, ihm zu folgen und als sein Freund und Lehrer im Zeichnen an seinem Hofe zu leben.

Wallbrück wollte den ehrenvollen Antrag auf eine feine Weise ablehnen, aber ein Blick auf Armidens leichenblasses, schmerzliches Antlitz, die Furcht, eine unselige Entdeckung herbeizuführen, da sie ihrer innern Bewegung nicht Meister ward, bestimmten ihn, den Antrag des Prinzen anzunehmen.

Die Anwesenheit des Prinzen hielt Wallbrück in größerer Entfernung von der Prinzessin; auch dachte der Freiherr edel genug, um Armiden so viel als möglich zu meiden. Er wußte, daß seine plötzliche Entfernung ihre Gluth nur noch mehr anfachen, ja ihr Leben in Gefahr bringen würde, aber in der glänzenden Residenz, bei den Hoffesten, wo sie als die Schönste glänzen mußte, meinte er, würde sie nach und nach kälter gegen ihn werden, ihn endlich nicht mehr vermissen.

Das Verhältniß zu ihr erschien dem Künstler wie ein zauberischer, poetischer Traum, der bei allem Reiz doch so viel Beängstigendes für ihn hatte, daß er ihm nicht ewige Dauer wünschte. Armidens Gluth und ihre Eifersucht hatten oft etwas Dämonisches, das ihn aus ihrer Nähe verbannte. Es gab Augenblicke, in denen er zu Agnesen eilte, um bei ihr den Frieden zu finden, der ihn seit dem ersten Kusse Armidens floh.

Der Prinz hatte die kleine Residenz des Fürsten verlassen, statt seiner erschien zum bestimmten Vermählungstage der Graf von Rautenthal, um sich die Prinzessin antrauen zu lassen und sie seinem Gebieter zuzuführen.

Bebend flüsterte Armida das »Ja.« Mit bittern Gefühlen ruhten Wallbrück's Blicke auf der blassen Braut. Den andern Tag verließ sie von den Segnungen des Fürsten und den Wünschen der Schwester begleitet das väterliche Schloß, um es mit der prachtvollen Residenz ihres Gemahls zu vertauschen. Ein Schreiben des Prinzen bestimmte Wallbrück, sich an den Hofstaat der Prinzessin anzuschließen, und Armidens Blicke flehten ihn an. Nur ein kurzer Augenblick blieb dem Freiherrn, um von der Prinzessin Agnes zeugenlos Abschied zu nehmen, er bat so bescheiden und dringend um die Gunst, ihm zu gestatten, daß er ihr einmal schreiben dürfe, daß Agnes ihm diese Bitte nicht versagen konnte.

Die heißen Thränen Agnesens galten mehr dem Schmerz über die Trennung von dem heimlich Geliebten, als dem Abschiede von der Schwester. Alles um sie her schien ihr jetzt farblos und todt, die Erinnerung an ihn war der einzige Stern ihres Lebens.

Im blendenden Schmuck zog Prinzessin Armida in die große, prächtige Residenz ein. Der Jubelruf der Menge übertäubte die Stimme, die laut für Wallbrück sprach. Der gütige Empfang der königlichen Familie, die Hoffeste verdrängten das Bild des Geliebten, aber nur auf Augenblicke; in einsamen Stunden sehnte sie sich schmerzlich nach dem, der ihrem Herzen so theuer war.

An dem Königshofe, wo aller Augen auf der jungen Prinzessin ruhten, konnte sie nur höchst selten mit Wallbrück sprechen. Auf den Hofbällen erschien er wohl als Freiherr und erklärter Günstling des Prinzen, aber nur selten fand sie Gelegenheit, ihm ein Wort zuzuflüstern oder ihm einen Tanz zu schenken.

Nur im Theater fand sich zuweilen ein Augenblick, wo sie ihm einen freundlichen Blick zuwerfen konnte. Sie war zu stolz und zu vorsichtig, um sich ihrem neuen Hofstaate zu vertrauen, und so flog kein liebes Blättchen von ihm zu ihr, von ihr zu ihm, Sehnsucht und Treue verkündend.

Das hellblaue Kleid, in dem Wallbrück sie gemalt, trug sie oft und er verstand diese Deutung.

Prinz Theodor war edel, er fand Armiden geistvoll und schön, aber weil sie sich ihm nur kalt und stolz zeigte, so glaubte er sie keiner Liebe fähig, und näherte sich ihr nicht mehr, als es eben der Anstand erforderte.

Er hatte in früher Jugend ein Mädchen, das weit am Stande unter ihm war, geliebt, und war mit leidenschaftlicher Gluth wieder geliebt, angebetet worden. Die Eltern des Mädchens waren um dieser Liebe willen in eine ferne Stadt mit der Tochter gezogen, und die Liebende war ein Jahr nachher gestorben.

Niemals vergaß Prinz Theodor die reine Liebe dieses Mädchens. Sein Herz sehnte sich noch einmal im Leben so geliebt zu werden. Er hoffte es Anfangs, als er Armiden sah; doch bald stieß ihn ihr schroffes Benehmen ab, er zog sich wieder in sich selbst zurück und neigte sich noch mehr zu Wallbrück, dessen stille Schwermuth ihn fast noch mehr anzog, als sein Talent.

(Fortsetzung folgt.)

Sprichwort und wahres Wort.

In der Gegend von Marseille hörte Semilasso nachstehendes provençalisches Sprichwort:

Douis bouens jours a l'home sur terro, quand prend mouillie et quando l'enterro.

Zwei gute Tage hat der Mensch auf Erden:
Die Hochzeit und's Begrabenwerden.

Es erinnert an Lessings Epigramm:

Zweimal taugt eine Frau,
Für die mich Gott bewahre.
Einmal im Hochzeitbett
Und einmal auf der Bahre.

Bei einem Bilderhändler in Marseille fand Semilasso unter einem Bildnisse Napoleon's folgende Unterschrift:

Addition:

Lycurge,
Cyrus,
Alexandre,
Hannibal,
Caesar,
Charles magne.

Total: Napoleon le Grand.

Guter Rath.

Immer und überall und gerade erst recht in den verwickeltsten Verhältnissen ist es am besten, an der Wahrheit festzuhalten und auf die Natur zurückzugehen.

Leop. Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, den 16. April 1836.

Concert spirituel. Kunst- und Literaturverein. Dessen interessante Vorträge. Meß- und Handelsangelegenheiten und ein Blick auf Mainz als Bundesfestung. Interessanter Gerichtsfall.

Vor Allem muß ich Ihnen von der Feier erzählen, welche die Kunst am ersten Ostertage bot; es war, möchte ich sagen, eine religiöse Andacht, eine heilige Erbauung im Tempel der Kunst; es war unseres sehr geachteten Professors Ehlers Concert spirituel, verbunden mit sechs plastischen Bildern, das beim Publicum eine eben so große Theilnahme als Bewunderung fand. Als Einleitung erhielten wir Schiller's „Lied von der Glocke," als dramatische Scene geordnet von Goethe, mit Eingangsmusik und Chor: „Vivos voco, Mortuos plango, Fulgura frango" (Musik von unserem Chordirector Kosmali). Dann kam die erste Abtheilung: a) Ouvertüre nach Mozart's Quartett in g-Mol von Ritter von Seyfried. — b) Das Osterfest, Prolog. c) Erstes plastisches Bild im Rahmen — Abraham opfert seinen Sohn Isaak auf Moria. — d) Arie zu diesem Bilde, componirt von Lindpaintner. — e) Zweites plastisches Bild im Rahmen — die eherne Schlange. — f) Duett. spirituel von Schiedermeyer. — g) Drittes plastisches Bild im Rahmen — Heldentod der Brüder Maccabäer und ihrer Mutter für Glauben und Vaterland. — h) Zu diesem Bilde ein analoges Vocalquartett von Tutczek. — Zweite Abtheilung: a) Ouvertüre von Kosmali. b) Festbetrachtungen von Leopold Schefer. c) Erstes plastisch-pantomimisches Bild — der zwölfjährige Knabe Jesus unter den Schriftgelehrten — (in drei Attitüden). d) Duett. spirituel von Bierey. e) Zweites plastisch-pantomimisches Bild — Jesus der göttliche Kinderfreund, nach den biblischen Worten „Lasset die Kindlein zu mir kommen, ꝛc." (in drei Attitüden). f) Recitativ und Arie spirituel von Paer. g) Drittes plastisch-pantomimisches Bild — Christi Auferstehung und Verklärung (in fortschreitenden Bewegungen). h) Vor und während diesem Bilde ein sechsstimmiges Libera von Tutczek. — Die von Goethe dramatisirte Schiller'sche Glocke imponirte ihrer Neuheit wegen. Man sah in einer Glockengießerei sechs Gesellen und den Meister in ihrem Handwerkscostüm über die wechselnden Gestaltungen des Lebens reflectiren, in den unserem Ohre so wohlbekannten, unsterblichen Worten Schiller's! Indessen durch das Trennen und Zerreißen dieser erhabenen Gedanken ging jener hinreißende Totaleindruck verloren, welchen dieses herrliche Lied erweckt, wenn ein Einziger, ausgerüstet mit dramatisch-declamatorischer Kraft, Wärme und Begeisterung, es uns mit Würde vorträgt. Uebrigens thaten der Meister und die sechs Gesellen das Ihrige, jenen ergreifenden innern Zusammenhang dieser verschiedenartigen Reflexionen festzuhalten, und Kosmali's Musik steigerte den Kunstgenuß. — Die plastischen und plastisch-pantomimischen Bilder des alten und neuen Testaments wirkten ergreifend und erhebend. Besonders anziehend war das Bild: Christi Auferstehung und Verklärung. Eben so trefflich gewählt waren die musikalischen Pieçen; kräftige Accorde der ächten Meister! Die beiden Ouvertüren von Seyfried und Kosmali sind zwei classische Stücke; die beiden Duette (von Schiedermeyer und Bierey) tragen das Gepräge des Geistig-Erhebenden; das Vocal-Quartett und das Libera von Tutczek gehören in die Kategorie der seelenvollsten Kirchenmusiken; Lindpaintner's Arie zu dem Opferbilde Isaak's auf Moria ist ein tiefgefühltes, heiliges Lied. Dadurch sah das Ganze einer begeisternden, religiösen Erbauung so ähnlich! — Zählen wir nun noch die beiden Declamationsstücke dazu, namentlich die Festbetrachtungen Leopold Schefer's, diese sinnigen, geistvollen, erhebenden Betrachtungen, die unser trefflicher Cornelius mit eben so vieler Wahrheit als Wärme und Kraft sprach, so erklärt es sich, wie das Publicum am Ende dieser schönen Abend-Unterhaltung Hrn. Ehlers mit Ungestüm auf die Bühne rufen konnte, um ihm den herzlichsten Dank für diese Genüsse seltner Art zu spenden. Ueberhaupt trug Alles dazu bei, diesen, bescheiden Concert genannten, Act zu heben. Das Orchester z. B. executirte mit Lebendigkeit und Feuer; die Sänger sangen mit Liebe und Wärme, die antiken Costüme der plastischen Bilder (es waren 120 Costüme nöthig) waren mit Geschmack und Kenntniß gewählt — Alles zur Ehre des festlichen Abends! — Hier ist der Ort, auch von dem am Charfreitage in unserem Dome von der Liedertafel aufgeführten Oratorium „Tod Jesu" von Greiner, ein Wort zu sagen. Der Genuß war außerordentlich, die Menschenmasse so groß, daß sie von den weiten Hallen unseres Domes nicht gefaßt werden konnte. Möge die Liedertafel auf der Bahn bleiben, die sie betreten hat!

Ich habe Ihnen lange nichts über die Wirksamkeit unseres „Kunst- und Literatur-Vereins" berichtet; darum hier Einiges aus diesem ehrbaren Institut. Es ist dieser Tage eine Anordnung getroffen worden, die allerdings dafür spricht, daß sich neues, kräftiges Leben im Vorstande dieser Gesellschaft regt. Es soll nämlich von nun an, außer den kleinern Kunstausstellungen in dem Locale des Vereins, jährlich eine große, imponirende Kunstausstellung und Vorlesung veranstaltet werden, ähnlich denjenigen, wie sie in den größten Städten Deutschlands statt haben. Die Künstler der bedeutendsten Städte, besonders die der Akademieen, sollen eingeladen werden, Kunstgegenstände von Bedeutung einzusenden, da jedenfalls durch die Verloosung und Privatverkauf Vieles untergebracht wird. Diese Anordnung hat den großen Vortheil, daß auf eine leichte und angenehme Weise ächte Kunstgegenstände in unserer Stadt sich einbürgern, und die reichen Sammlungen, die schon hier bestehen, vervollständigen. Die Idee ist trefflich, und ich glaube, daß man durch den herrlichen Erfolg auf sie geleitet worden ist, welchen die beiden großen Kunstausstellungen (von Düsseldorfern und Münchnern Gemälden) im vergangenen Jahre für das Institut brachten. Damals konnte man aus dem ungeheuern Besuch dieser wunderbaren Ausstellungen, die so manches Meisterstück in ihrer Mitte hatten, sehen, wie sehr sich die hiesigen Kunstkenner für diese Sache interessiren. Mehr solcher Neuerungen, und es wird Keiner mehr sagen, unser Kunstverein befände sich in einem retrograden Zustande! — Aus den wöchentlichen Vor-

trägen, die in der letzten Zeit im Kunstverein gehalten worden sind, führe ich Ihnen einige der vorzüglichsten an: 1) Ueber den klimatischen, religiösen und politischen Einfluß auf die Entwicklung der Poesie bei den verschiedenen Völkern des Alterthums und der neuern Zeit. — 2) Ueber den Einfluß ähnlicher Verhältnisse auf Historienmalerei. — 3) Charakter der Komödien des Aristophanes. 4) Ideen zu Goethe's „Faust," nebst Andeutungen über Einheit und Zusammenhang der beiden Theile dieses Gedichts ꝛc. — Schade, daß in der nun kommenden wärmern Jahreszeit die wöchentlichen Vorträge, die meist sehr geistvoll, umfassend und den Gegenstand erschöpfend sind, in monatliche verwandelt werden, und selbst kaum in monatliche, weil man natürlich an den schönen Sommerabenden nicht leicht ein zahlreiches Auditorium versammeln kann, das sich mehr für die Gebilde der Kunst als für die Gebilde der Natur interessirt! So wahr dieser Umstand ist, so wahr ist es auch, daß man wenigstens mehr auf diese monatlichen Zusammenkünfte zur Sommerszeit halten sollte, als das bisher der Fall war. Von Mai bis Ende October die Musen feiern zu lassen, ist doch eine zu bedeutende Vernachläßigung der liebenswürdigen Töchter Apollo's! Es ist nicht genug, daß wir uns zuweilen in der unvergleichlichen „neuen Anlage," zu einem heitern Abendessen versammeln. Ich habe nichts gegen diesen materiellen Genuß, besonders nicht, weil ihn die Anwesenheit liebenswürdiger Damen würzt, aber es sollte doch auch für die Kunst im Sommer etwas geschehen.

Die dießjährige Ostermesse war günstiger, als man erwartet hatte, und als man gewohnt war. Man nahm viel Lebhaftigkeit an Detail-Verkauf wahr, und auch einige Großhändler lobten die Geschäfte. Von Bedeutung übrigens war die Messe nicht, wird sie nie werden, da unsere Bundesfestungs-Verhältnisse diesem entgegen sind, und mehr noch die Nähe der reichen Handelsstadt Frankfurt. Nur in dreien Gegenständen werden hier wahrhaft großartige Geschäfte gemacht, das sind Wein, Producte und Colonial-Waaren, und hierin haben wir in unserer Nähe keine Concurrenz zu fürchten, da die Localität des Platzes günstig influirt. — Aufsehen hat diese Messe ein Verkäufer erregt, wegen seines sogenannten „wohlfeilen Verkaufs." In der That gab dieser Mann die Waare weit unter dem gewöhnlichen Preise, und von vorn herein hätte man glauben sollen, derselbe sey ein Bankrottier, dem es auf 50 pro Cent Verlust nicht ankomme! Bald aber löste sich das Räthsel! Dieser wohlfeile Verkäufer ist der ehrlichste Mann von der Welt; aber er hat die schlechteste Waare, die je aus dem Webstuhle einer Fabrik hervorgegangen ist! Wie die Leute, die sich um die Sachen rissen, nach Hause kamen, war der wohlfeile Kauf ein gar sehr theuerer, — denn er war eben gar nichts werth! So betrügen die Fabriken durch chemische Apparat-Künste die Kaufleute, und diese wieder die unverständige Menge, die sich einbildet, um den Preis von 6 Kreuzern könne man ein Taschentuch bester Qualität verkaufen! Uebrigens würde ich dem Manne rathen, nicht wieder zu kommen; einmal war ihm der Spaß gelungen, zum zweiten Male dürfte er mißlingen! — Mit Meßsehenswürdigkeiten waren wir gut bedacht. Wir sahen Tänzer ihre halsbrechenden Künste zeigen, Thierbändiger ihre gefräßigen Kostgänger aus fremden Welttheilen füttern und zähmen, wir sahen die halbe Welt in Panoramen gebannt, Herkulesse, Riesen, kurz so viele Wunderdinge, daß es uns fast an Bewunderung gebrach! Das ist die lucrativste Branche des Meß-Verkehrs; die große und kleine Kinderwelt eilt mit Enthusiasmus und Patriotismus in die Bude, und opfert ihr Scherflein auf dem Altare der Thorheit. Das gehört nun einmal zur Messe!

(Schluß folgt.)

[Der Messias der Stummen und Tauben.]

Ein solcher Messias, wenn man einem Dutzend wohlrenommirter deutscher und französischer Zeitschriften nur einigen Glauben beimessen darf, erscheint in nächster Zukunft für Sachsen und Preußen, und namentlich wird er in Leipzig und anderen größeren Städten und Universitäten Angesichts der medicinischen Facultäten öffentliche Heilsitzungen für Individuen, die an Sprach- und Gehörgebrechen leiden, veranstalten und Privatconsultationen ertheilen. Sein Abgang von Brüssel war von Zeichen höchster Bewunderung und aufrichtigster Dankbarkeit begleitet, wie sie vereint selten oder vielmehr nie einem Fürsten zu Theil wurden. Er zieht demnach als Triumphator unter Hosiannah-Nachgetön bei uns ein. Ob sich sein Glück nicht wenden wird? Man wird über seine Würde hier Brief und Siegel, Beweis und That verlangen, und bewährt er sich hier, so ist er für überall und immer bewährt. E. v. H.

Ihr Todestag.

Es war ein grausig unheilvoller Tag,
Der raubte mir mein Hoffen und mein Lieben;
Ob Alles aus dem Herzen schwinden mag,
Er bleibt mit ew'gen Zügen eingeschrieben. —

Ich sah ihr unvergeßlich schönes Bild,
Vom klaren Himmelsglanze schon umflossen;
Ich sah des Mundes Lächeln, bleich und mild,
Wie Blumen, die dem kalten Schnee entsprossen.

Sie blickt mich an, ergreifet meine Hand
Und drückt sie fest im eisig starren Krampfe;
Und schweigend spricht sie: dort, im bessern Land!
Und sinkt zurück, erblaßt, im Todeskampfe. —

Ich sah erbleichen meines Lebens Stern,
Ich sah mein kurzes Erdenglück verschweben.
Sie ist nicht mehr, sie weilet ewig fern;
Mir blieb ein banges, freudenloses Leben.

Und jener Tag, er ward mir dunkle Nacht,
Er wird mir, ewig drohend, Unheil künden,
Bis ich den freudenlosen Weg vollbracht,
Bis Herz und Seele einst von mir entschwinden.

E. Ferrand.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 114. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 12. Mai. 1836.

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Wallbrück lebte am Hofe ein äußerlich glänzendes, doch innerlich leidenvolles Daseyn, das ihm nach und nach allen Frohsinn raubte. Die Gnade des Prinzen, sein seltenes Talent erwarben ihm überall Freunde und Verehrer, seine wunderbare Schönheit gewannen ihm alle Herzen, die Frauen liebten ihn, obgleich sie sich in seiner Nähe befangen fühlten; aber fast täglich sah er Armidens Antlitz bleicher werden, aus Sehnsucht und Qualen der Eifersucht, und schalt sich bitter, daß er seinen Gönner, seinen Freund, den Prinzen, täuschte, und doch schien es ihm grausam, das Herz eines Weibes zu zerreißen, das ihm so innig ergeben war. Nicht freie Wahl band sie an den Prinzen, der Prinz, das sah er wohl, liebte sie nicht, und ihr Verhältniß zu ihm war ja das reinste.

Seit ihm Agnesens milde Augen nicht mehr begegneten, seit er Armiden nicht mehr zeugenlos sah, liebte er sie glühender, als früher; er wußte, daß ein Anderer Rechte an sie hatte; das brachte ihn oft zur Verzweiflung. Jetzt ließ sie sich von ihm für den Fürsten malen, und verließ die Oberhofmeisterin, eine wahrhaft spanische Camarera majora, einmal das Zimmer, so peinigte ihn ihre Eifersucht, und er mußte ihr von jeder Stunde, von jedem Gedanken Rechenschaft geben, wollte er sie nicht verzweifeln sehen.

Krankheit hielt die Oberhofmeisterin in ihrem Zimmer. Die Hofdame, welche jetzt Armidens Hüterin war, wußte sie auf eine feine Weise im Nebenzimmer zu beschäftigen, und so sahen sich nach langer Trennung die Liebenden wieder allein. Armida weinte freudig und schmerzlich bewegt, er sah sie vor sich stehen, das schöne, stolze Weib, ganz Gluth und Milde, ohne den Stolz der Fürstin. Sie erblickte und ehrte nur den schönen, edlen, geliebten Mann in ihm. So liebenswürdig, so hinreißend hatte Wallbrück sie nie gesehen. Er wagte es nicht, er vermochte es nicht, in diesem Augenblicke ihr zu sagen, daß er nach Italien gehen wolle, um ihr, um sich Frieden zu geben. Er drückte ja wieder ihre Hand an seine Lippen, nannte sie Armida, seine Angebetete. Konnte er so früh von seinem Glücke scheiden?

Prinz Theodor, der sich bisher Armiden wenig näherte, erschien jetzt öfter, als früher in ihren Gemächern, er hatte ihr musikalisches Talent bemerkt, das dem Agnesens wenig nachstand, und fühlte sich dadurch mehr zu ihr hingezogen. Sie sang mit Fertigkeit und Gefühl, der Prinz hielt sie nicht mehr für so kalt und unzugänglich; er glaubte: das stolze Herz wolle erworben seyn, und fing an, ihr mehr zarte Aufmerksamkeit zu bezeigen, als früher.

Wallbrück bemerkte das veränderte Betragen seines fürstlichen Freundes, er wollte nicht länger Störer dieser Ehe seyn, und drang so lange in den Prinzen, bis dieser ihm Urlaub zu einer Reise nach Rom gab, woselbst er ein Jahr verweilen wollte. Durch ihren Gemahl wurde die Prinzessin von Wallbrück's Abreise unterrichtet. Sie hatte Gewalt genug über sich, um ihren Schmerz zu verbergen, und fand Kraft, Wallbrück an Pflichtgefühl nicht nachzustehen.

Eine Stunde, um ihn noch einmal allein zu sprechen, fand sie. Sie trat ihm ruhig entgegen. »Gehen Sie,« sprach sie mild, »ich fühle es, wir müssen scheiden, soll Eins von dem Andern ein reines Bild behalten. Schreiben Sie nicht an mich, ich höre wohl zuweilen durch fremden Mund, wie mein ferner Freund lebt. Nach Jahresfrist sind wir Beide ruhiger, oder Eins von uns ist vielleicht todt.« Sie ging zu einem Putztische und reichte ihm ein Kästchen von hellblauem Sammet mit ihrem Namenszuge gestickt. Er drückte es an seine Lippen. Es enthielt ja, so glaubte Wallbrück, die Locke, welche er schon oft von ihr erbeten und die sie ihm schon zugesagt hatte.

Noch einmal küßte der Scheidende die Hand der Prinzessin und schlich dann traurig durch die hohen Prunkgemächer.

Fieberfrost durchzuckte ihn, als er sein einsames Zimmer betrat, er fühlte sich so leidend, daß er nicht einmal das Geschenk der Prinzessin näher betrachtete. Mit jeder Minute wuchs das Uebel, und der herbeigerufene Arzt fand ihn besinnungslos.

Während Wallbrück leidend und selten seiner Sinne mächtig das Bette hütete, litt Armida unbeschreiblich. Eine junge Hofdame, welche vorzüglich von der Prinzessin begünstigt ward, erzählte derselben, daß man endlich wisse, warum der Baron Wallbrück stets die schönsten Damen übersehen habe. Armida erglühte, die Hofdame fuhr unbefangen fort: ein Verwandter von ihr und Freund Wallbrück's habe an einer goldnen Kette, die der Maler auf dem Herzen trage, jüngst ein Bildniß entdeckt, ein wunderholdes Frauenbild, mit dunklen, milden Augen und dunkelbraunen Locken; er habe auch einst auf seinem Schreibetische ein Gedicht mit der Ueberschrift: »An Agnes« erblickt. Armiden schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß ihre Schwester Agnes das Original dieses Bildes sey. Sie entfernte die Hofdame und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Allein überließ sie sich dem heftigsten Schmerze; sie sah sich getäuscht, verrathen. Agnes war die Geliebte, nicht sie. Der Schwester Bild trug er auf dem Herzen. Alles, was sie bisher beglückt hatte, war hin. Tausend Pläne durchkreuzten ihre Seele; bald wollte sie ihn durch Großmuth beschämen, dann wieder sich fürchterlich rächen. Sie haßte ihn, ihre Schwester, sie wollte Alles, was sie sich von einem Verhältniß zwischen Wallbrück und Agnes erdichtete, bis sie es endlich für wahr hielt, dem Fürsten entdecken, und fühlte sich doch schuldiger, als die unvermählte Agnes. Wie sehr sie ihn geliebt hatte und noch liebte, lernte sie erst durch diesen Haß, diese Rachsucht kennen. Einem Thron hatte sie um seinetwillen entsagen wollen, und er hatte ein anderes Bild im Herzen getragen, während er ihres Herzens gewiß war, ihre Liebe sein Glück nannte.

Und mit diesem Herzen voll Qual mußte sie beim Hofball erscheinen, ihren Kummer hinter einem lächelnden Antlitz verbergen!

(Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Rettung in der Bartholomäusnacht.

Tantane religio*) potuit suadere malorum? Enn.

Bei den Metzeleien der Bartholomäusnacht in Paris, wo man allen Hugenotten den Tod geschworen hatte, besorgte ein Roßtäuscher, daß Herr de la Force und seine Familie, die Hugenotten waren, ebenfalls in die Hände der fanatischen Mörder fallen würden. Herr de la Force stand mit diesem Manne dadurch in Verbindung, daß Ersterer vielfältig von ihm Pferde kaufte. Da der Roßtäuscher Zeuge von den Greueln war, die man um und neben ihm an den Hugenotten verübte, so trieb ihn sein menschliches Gefühl unwiderstehlich an, Alles zu versuchen, um einen braven Mann und dessen Angehörige zu retten.

Er ging vor das Louvre, um über das Wasser nach der Seinestraße sich übersetzen zu lassen, wo de la Force wohnte. Aber alle Fahrzeuge waren angehalten. Er lief nun nach den Tuillerien, wo gewöhnlich solche Fahrzeuge lagen. Auch hier konnte er keins bekommen. Er entschloß sich jetzt rasch, zog seine Kleider aus, hielt sie über den Kopf empor, stürzte sich in die Seine, schwamm glücklich nach dem entgegengesetzten Ufer, gelangte in de la Force's Wohnung, benachrichtigte ihn von den Greuelscenen und lief dann zu dessen Bruder, einem Herrn von Caumont, um ihn ebenfalls zu warnen. Kaum hatte Caumont diese Nachricht erhalten, so theilte er sie den Vornehmsten des Adels in der Vorstadt St. Germain, seinen Glaubensgenossen, mit; man versammelte sich und berathschlagte, wie man sich vor dem drohenden Unglück sicher stellen könne.

Nach Caumont's Rath beschloß man, sich sogleich zu dem Könige Carl IX. zu begeben, in der Voraussetzung, daß diese Meuterei wider seinen Willen angezettelt sey, und sie gingen nun alle nach der Seinestraße. Sie konnten aber nicht nach dem Louvre kommen, denn alle Fahrzeuge waren auf die andere Seite des Flusses gebracht worden. Diese Vorkehrung überzeugte sie, daß sie in größerer Gefahr schwebten, als sie gefürchtet hatten, und jetzt um so ernstlicher auf ihre Sicherheit bedacht seyn müßten.

Sie faßten den Entschluß, wieder umzukehren, sich schleunigst zu rüsten und zu bewaffnen, zu Pferde zu steigen und nach der Wiese Pré aux Clercs zu reiten. Dort im Fall eines Angriffs, ihr Leben theuer zu verkaufen, und, wenn es noch möglich, das freie Feld zu gewinnen und sich auf ihre Güter zu begeben.

Mit Tages Anbruch, den 25. August 1572, erhielten sie die Nachricht, daß alle Fahrzeuge auf der Seine mit Soldaten angefüllt wären, und daß diese, sobald sie an's Land stießen, längs der Seinestraße streiften.

Der gefaßte Beschluß wurde ausgeführt. Fast alle adlige Hugenotten der Vorstadt St. Germain begaben sich nach der erwähnten Wiese und traten von dort ihre Flucht nach ihren Gütern an. Unter ihnen befanden sich auch Herr de la Force und sein Bruder v. Caumont; aber auf dem Wege nach der Wiese kehrte der Erstere nach seiner Wohnung um, denn er vermißte seine Kinder, und diese wollte er nicht verlassen. Angekommen in sein Quartier, ließ er die Thüren verschließen und verriegeln, und begab sich in sein Zimmer.

Plötzlich ward das Haus von Soldaten umringt,

*) Die christlich-katholische Religion im 16. Jahrhundert. Anm. d. Red.

und Viele schrieen wüthend und unter heftigen Schmähungen: »Aufgemacht!«

Um die Wuth dieser rohen Masse nicht noch mehr zu reizen, befahl er einer Magd, die Thür zu öffnen, fest entschlossen, ruhig zu erwarten, was Gott über ihn verhängt habe.

Kaum war dies geschehen, so stürzte der Haufe in's Haus und in den Hof. Ein Hauptmann, Namens Martin, war ihr Anführer. Mit dem Degen in der Faust, begleitet von einer großen Zahl seiner Soldaten, trat er in das Zimmer, wo sich Herr de la Force mit seinen beiden Söhnen, deren Kammerdiener und Pagen befand. Beim Eintritt schrie er: »todtgeschlagen! Alles todtgeschlagen!« — Er ließ nun alle Bewohner des Hauses entwaffnen, und diese Waffen in eine Ecke des Zimmers stellen, dann sagte er zu Jedem: »Bete, wenn Du willst, denn Du mußt in diesem Augenblick sterben.«

Herr de la Force verlor nicht die Ruhe seines guten Gewissens; mit großer Standhaftigkeit sagte er zu dem Hauptmann:

»Mein Herr! thun Sie, was Ihnen beliebt und was Sie verantworten können. Ich habe überdies nur noch wenige Tage zu leben! — Nur schonen Sie diese zarten Kinder (auf seine Söhne zeigend)! — Sie haben Keinen beleidigt, und durch ihren Tod können Sie nicht viel gewinnen. Ich erbiete mich zu einem ansehnlichen Lösegeld, das nicht zu verschmähen ist.«

(Fortsetzung folgt.)

Georg Friedrich Händel.

Nächst Deiner großen Kunst und Meisterschaft,
Besaßest Du viel Witz und Geisteskraft.
Als Dir nun einmal zugemuthet ward —
Just hatte man Dir eingesäuft den Bart —
Auf Orgelstück', die wollt ein Pfaff' ediren,
Fein säubertich auch mit zu subscribiren,
Sprangst Du unwillig schnell vom Sessel auf,
Und ließest Deiner Zunge freien Lauf:
„Ein Geistlicher will Orgelstücke schreiben?
Warum nicht Predigten? — Beim Leisten bleiben
Soll jeder Schuster, wie das Sprichwort sagt!"
Jetzt leider! gibt's — den Musen sey's geklagt —
Noch Manche, die das Sprichwort nicht beachten,
Und statt zu beten nur zu singen trachten! —

G. Bachmann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, den 16. April 1836.

(Schluß.)

Einen nicht uninteressanten Gerichtsfall will ich Ihnen jetzt erzählen, wie er dieser Tage vor unserem Assisenhofe verhandelt wurde. Das Verbrechen betraf freilich keine solche das Gefühl empörende Vergiftungsscene, wie wir sie leider im vorigen Jahre vor den Schranken des Assisenhofs sahen; aber es betraf doch das Leben eines Menschen, grausam geopfert dem Hasse und der Bosheit! Der Fall ist folgender: Ein Taglöhner zu Nakenheim (bei Mainz), Namens Georg Fey, Familienvater und früher in Militärdiensten, nach allen Zeugnissen ein ungesitteter Mensch, haßte einen dortigen, begüterten Burschen, mit Namen Jakob Junker, und zwar deßwegen, weil dieser ihn durch eine Zeugenaussage einstens in eine achttägige Gefängnißstrafe brachte. Der Abend des 29. Nov. 1835 war ausersehen, um diesem Hasse einen traurigen Ausgang zu geben. Beide befanden sich in einem Wirthshause ihres Dorfes und unterhielten sich mit ihres Gleichen. Plötzlich kam Fey zu Junker und sagte: „Du bist ein schlechter Kerl, wenn Du noch jetzt behauptest, was Du damals vor Gericht ausgesagt hast." Junker wollte sich dem Menschen entziehen, und schwieg. Dem Fey aber war damit nicht gedient. Er wiederholte seinen Ausdruck „schlechter Kerl" gegen Junker noch mehrere Male, bis dieser erhitzt wurde, und den Störenfried bei der Brust faßte. Das schien eine einfache Balgerei, sonst nichts, zu geben. Doch riethen Einige dem Junker, Fey zu lassen, weil dieser gleich „steche," wie sie sich ausdrückten. Wirklich sah man, wie Fey während dieser Schlägerei immer die eine Hand verborgen in der Hosentasche hielt, bis er sie plötzlich nebst einem länglichen Messer herauszog, weit ausholte, und den Junker das Messer in den Unterleib stach. Er zog dann dasselbe aus der Wunde, warf es unter den Wirthstisch, und suchte durch die Thür und durch das Fenster zu entschlüpfen. Der Verwundete ward zu einem Chirurgen gebracht, wo man die Eingeweide vorhängend, und einen Bluterguß in die Unterleibshöhle fand, in Gefolge welches er, trotz aller angewandten Hilfe am zweiten Tage nach der Verwundung starb. — Bei der Assisenverhandlung, wie auch schon bei den Voruntersuchungen, behauptete der Mörder, er sey betrunken gewesen, und wisse von dem ganzen Hergang der Sache nichts. Er leugnete Alles, selbst dasjenige, was Entlastungszeugen Günstiges für ihn aussagten, und bewies eine merkwürdige Kälte und Theilnahmslosigkeit an dem ganzen Acte der Verhandlung. Das Zeugenverhör fiel natürlich nicht zu seinen Gunsten aus. Es waren 15 Belastungszeugen und nur zwei Entlastungszeugen gegenwärtig. Das Messer, was bei der Verhandlung vorlag, wurde nicht nur von vielen Zeugen als dasjenige erkannt, mit welchem Fey die Verwundung beibrachte, sondern auch als dasjenige, was er immer bei sich trug, und welches er mehrern Zeugen schon vor dem 29. Nov. oftmals gezeigt und gepriesen hatte. Außerdem sagten sehr viele Belastungszeugen aus, Fey sey durchaus bei der That nicht betrunken gewesen, habe auch durchaus, wie die beiden Entlastungszeugen anzugeben für gut fanden, bei der Schlägerei mit Junker von diesem keine grobe Mißhandlung (schwere Schläge, Fußtritte) erlitten, was etwa zu dieser furchtbaren Nothwehr hätte führen können. Daß Fey durch das Fenster zu fliehen versuchte, wobei er sich sogar verwundete, daß er ferner das verletzende Messer erst schnell verbergen wollte, und als ihm das nicht gelang, es unter den Tisch warf, alles das wurde von verschiedenen Zeugen ausgesagt. Endlich erklärte der behandelnde Wund-

arzt, nach seiner und der meisten Anatomen bester Ueberzeugung, daß die Verletzung Junker's absolut tödtlich gewesen sey. — Die Staatsbehörde klagte daher in ihrem Vortrage den Jakob Fey des freiwilligen Todtschlags an Jakob Junker an, und sie hatte aus den Zeugen vorher Momente genug, wodurch sie diese Anklage motiviren konnte. Ihr Vortrag war klar und bündig. — Darauf trat der geschickte Vertheidiger, Dr. Krämer mit seinem Plaidoyer auf. Es war ein schweres Stück Arbeit bei diesen Indicien; aber so schwer es war, so geistreich war es auch. Krämer vergaß kein Moment, das seinem Clienten hätte günstig werden können; er baute auf die Angabe der Entlastungszeugen, daß Fey durch schwere Schläge zur That gereizt worden sey; er stellte in Abrede, daß Fey bei der That nüchtern gewesen sey, er stellte auch die absolute Lethalität der Verwundung in Abrede, und machte den Nachtheil des Transportirens des Verwundeten von einem Hause zum andern geltend. Auch Fey's frühere Aufführung, seine Familienverhältnisse, seine Verhältnisse den Zeugen gegenüber, kurz Alles wurde von der umsichtigen Vertheidigung berührt, und behauptet, die Geschwornen müßten durchaus die mildere Seite der Handlung unter diesen Umständen in Betracht ziehen. — Der Präsident des Hofs schritt dann — nachdem die Staatsbehörde noch einmal mehrere Puncte der Vertheidigung nicht ohne siegende Gewalt der Wahrheit wiederlegt hatte, — zu dem Resümé. Das war ebenfalls trefflich! Mit Umsicht und Unparteilichkeit führte der Präsident den Geschwornen noch einmal alle wichtigen Momente vor die Seele, und gab ihnen Haltpuncte für ihre Beurtheilung. Darauf aber legte er ihnen zwei Fragen vor, die ungefähr folgenden Inhalts waren:

1) Hat Fey dem Junker den Stich beigebracht, und ist dieser in Gefolge des Stichs gestorben?

2) Ist Fey zu dieser That durch grobe Mißhandlungen von Seiten Junker's gereizt worden?

Die Geschwornen entfernten sich in ihr Berathungszimmer; kehrten aber bald zurück, und beantworteten die erste Frage mit Ja, die zweite mit Nein. Darauf wurde Fey vom Assisenhofe zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, zur Ausstellung an den Pranger, und zur Erstattung der Proceßkosten verurtheilt.

Berlin, den 20. April 1836.

Die Schwindlerin, die ich schon vorläufig erwähnt, ist ein Seitenstück zu der Gärtnerstochter aus Charlottenburg. Sie stammt von französischen Eltern ab, und wurde in ihren jüngern Jahren die Maitresse eines reichen Cavaliers, der hohe Staatsämter bekleidete. Er erzeugte mit ihr zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; ihrer Anmaßungen überdrüssig, fand er nöthig, sie ganz von sich zu entfernen. Indessen wollte er ihre und ihrer Kinder Zukunft sicher stellen. Er zahlte ihr daher ein Befriedigungsquantum von 10,000 Thlr. für sich und ihre Kinder, wogegen sie alle weitern Ansprüche an ihn entsagen mußte. Unüberlegter Weise hatte er bei der Zahlung dieser Summe keine Vorsichtsmaßregeln beobachtet, durch die die Verwendung dieses Capitals zum Besten ihrer Kinder beschränkt wurde. Statt von den Zinsen und dem Vermögen, das sie aus dem Nachlaß ihrer Eltern besaß, anständig zu leben, fröhnte sie dem Luxus und der Ueppigkeit. Als ihre Tochter herangewachsen, legte sie es darauf an, daß dieselbe Maitresse einer fürstlichen Person würde; dieser Plan scheiterte aber. Die Mutter nahm nun ihre Zuflucht zum Schuldenmachen, und imponirte Vielen dadurch, daß sie die vornehme Dame spielte. Der Tod des Mannes, dessen abgefundene Maitresse sie gewesen, gab ihr einen neuen Spielraum zu Intriguen. Sie machte Ansprüche, dessen Miterbin für sich und ihre Kinder zu seyn, wodurch sie, wenn solches gegründet gewesen, in den Besitz von 100,000 Thlr. gekommen seyn würde. Sie wandte sich deßhalb an einen Justiz-Commissar, der wegen Betrügereien vor einigen Jahren landflüchtig geworden, und sich jetzt in Paris aufhalten soll. Er rieth ihr, zu behaupten: daß sie nicht Maitresse, sondern verlobte Braut des Verstorbenen gewesen sey, mithin auf alle Rechte einer Braut Anspruch machen könne. Seine anderweitigen Betrügereien hinderten ihn aber, sein rabulistisches Project durchzusetzen; er nahm die Flucht, und sie wurde mit ihren Ansprüchen abgewiesen.

Dieser Proceß gab ihr indeß ein Mittel an die Hand, immer neue Schulden zu machen. Sie sprach nicht nur davon, daß sie als die Braut des verstorbenen Cavaliers, für seine rechtmäßige Gemahlin gelte und ihn als solche beerben müsse, sondern auch, daß der verloschene Adel ihrer Familie wieder erneuert worden sey. Sie suchte hauptsächlich Personen aus den niedern Ständen auf. So hat sie z. B. der Witwe eines Dieners in einer Freimaurerloge nach und nach ihr ganzes Vermögen abzuschwatzen gewußt, bis diese, da sie endlich den Betrug gemerkt, um nicht Hungers zu sterben, das Wenige was sie noch von dieser Schwindlerin gerettet hat, dazu angewendet, sich in ein Hospital einzukaufen.

Als die Policei in ihrer Abwesenheit anlangte, wurde das Zimmer geöffnet, man fand zwei Kinder, halb verschmachtet und abgeängstiget, die sie zu ihrer Bedienung von armen Eltern zu sich genommen hatte. Was sich in dem Zimmer, als ihr Eigenthum befand, war blutwenig, die sämmtlichen Meubeln waren gemiethet.

Eine Herumtreiberin in einer großen Stadt zu ermitteln, ist schwierig. Sie hatte sich klüglich außerhalb der Stadt aufgehalten, war jedoch wieder in solche zurückgekehrt und hatte wieder Obdach gefunden.

In dem Hause lagen zwei Soldaten in Quartier; sie machte mit dem Einen Bekanntschaft und bat ihn, ihr für einen Abend seine Uniform zu leihen, weil sie solche anziehen und in dieser Verkleidung in einer befreundeten Familie, sich einen unschuldigen Scherz machen wolle. Er lehnte ihr Anliegen ab, weil seine Montirung ihr nicht passen würde. Er ging endlich gutmüthig auf ihre Bitte ein. Verkleidet ging sie fort, ließ sich aber nicht wieder sehen. Erst am zweiten Tage ist sie ergriffen worden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 115. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 13. Mai. **1836.**

Börne und die Brockhaus'schen literarischen Unterhaltungsblätter.

(Von Julius Seidlitz.)

Zweiter Artikel.

Motto.

Hans. Du keuchst wie ein zerrissnes Segel,
Ein kleines Weilchen, dicke Seele,
Erlaube, daß ich Dich noch quäle.
Faust von Lenau.

Schmach und Schande, ruhig und stumm zuzusehen, wenn ein Schriftsteller wie Börne mit Koth beworfen wird. Wenn hundert, tausend und zehntausend Gedanken und Aussprüche Börne's gemißbilligt, verworfen, ja verabscheut werden, so gibt das noch keinen Vorwand, um einen so charakterfesten, offenen und redlichen Schriftsteller unverantwortet besudeln zu lassen. Jehovah wollte Sodom und Gomorrha von dem verhängten Strafgerichte befreien, fände sich auch nur ein Tugendhafter unter den Bewohnern. Hätte Börne nichts geschrieben, als die Denkrede für unsern Jean Paul, er verdiente eine Büste im Tempel der deutschen Literatur. Und, die Hand auf's Herz, ihr Bischöfe im kritischen Staate! bei wie vielen Namen könnt ihr das hohe Weihelied: „Iste sanctus etc." anstimmen?!! — Wahrhaftig, wir Deutsche sind weit gekommen. Börne glüht und verzehrt sich in Liebe, eine erwiesene — unbestreitbare Wahrheit —, in Liebe für die Juden, aber nicht, weil er zufällig als Jude geboren, in Liebe für die Deutschen, aber nicht, weil Deutschland zufällig sein Vaterland. Und dieses liebt er mehr als Jene, da es, nach seiner Meinung, noch unglücklicher, und er macht seine Schriften zu einem Damm gegen den reißenden Strom. Seine Feder ist ein Demant, feurig glänzend, aber hart, und er durchschneidet damit die durchsichtigen, gläsernen Gedanken gemeiner Seelen. Und Börne's Stimme, helltönend auf dem Forum zweier größten Nationen, Worte unumfriedeter, aber stets wahrer Liebe darf ein Taglöhner aus dem Arbeitszimmer seines Brotherrn verdrehen, verketzern und beschimpfen. Börne sagt: „Sind unwandelbare Freundschaft und ewiger Frieden zwischen allen Nationen denn Träume? — Nein, Haß und Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird." Und ein literarischer Troßbube schreibt darüber: „In diesen Ausruf bricht Börne aus, um davon Gelegenheit zu nehmen, auf Vaterlandsliebe und Ehre und dergleichen Vorurtheile loszuziehn." — Und die Beachter und Wächter und Leiter der öffentlichen Gesinnungen — — schweigen. Pfui! deren heilige Pflicht und geweihter Beruf es ist, der Liebe, dem Rechte, der Wahrheit und der Ehre als Kämpfer und Verfechter zu dienen, — sie schweigen. Sie schweigen, um sich nicht aus ihrer Ruhe zu stören, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, um nicht in Conflict zu gerathen u. dgl. m. Besser als sie der Wahrheit, dient der Hund seinem Herrn; denn nicht in sein mit warmem Stroh versehenes Häuschen verkriecht er sich, trotz eiserner Kette und Regenguß und Donnerrollen, sondern er spitzt die Ohren, knurrt und bellt, wenn er Diebe merkt, und nur Gift und Todtschlag bringen ihn zum Schweigen.

Gift und Todtschlag sind, dem Himmel sey Dank, nicht zu fürchten; aber wir haben in Deutschland einen überschwemmenden Wolkenbruch und grelles Wetterleuchten und die Kette ist zehnfach geringelt, und die Diebe sind fingerfertig, und es soll daher ein weitlautes Halloh die Schläfer wecken, daß sie ihre Güter beschirmen.

Die ergiebigste und reichste Ader für Wahrheit und Recht in Deutschlands geistigem Bergwerke, und zugleich die werthvollste und edelste ist — die Kritik. Unerschöpflich ist sie wie Perus Minen, und sie liegt aufgehäuft in ungemünzten Barren. Die Literaturblätter sind die Schatzkammer, und zu einer Pforte derselben hat Brockhaus den Schlüssel in den Händen. Er eröffnete sie während des letzten gräulichen Sturmes dem Hrn. 57, und dieser nahm helles, blankes Gold, und legte rothes Kupfer dafür hin.

Doch wer wird sich täuschen lassen? — Das deutsche Volk hat Gottlob gesunde Augen und hinlängliche Erfahrung, um Gold von Kupfer unterscheiden zu können. Aber warum scheuen und fürchten sich die Schatzwächter den Diebstahl einzugestehen,

warum ziehen sie den Thäter nicht vor's Gericht? Ist er ein an Geist unmündiges Knäblein, so lasse man es mit Ruthen streichen; ist er großjährig, selbstständig, und was besonders zu beachten, bei Verstande, so stecke man ihn in ein Zuchthaus *).

Sie, Hr. 57! nehmen die Gelegenheit wahr, wo sich Börne etwas über den deutschen Adel lustig macht, um zu zeigen, daß er an Energie verloren habe, weil er, wie Sie sich einmal bei Gelegenheit ausdrückten, „so einen unwürdigen Gegenstand, als die deutsche Noblesse, die an ihren eigenen Erbärmlichkeit zu Grunde gehen wird, und nur gelegenheitlichen Spott, nicht aber systematische Bekämpfung verdient," gewählt hat. Theuerster Mann! Börne macht sich lustig über den Adel, und dieses ist Ihnen ein Zeichen sinkender Energie. Von welcher Energie ist es denn ein Zeichen, wenn Sie den Adel ganz verdammen? Börne's Frage, die in Ihrer schlechten Uebersetzung unter Anderm so lautet: „Kann es es eine Ehre geben, die uns verbietet, uns gegen unser eignes Vaterland zu erklären, wenn das Recht gegen dasselbe ist?" verdrehen Sie, ehrlicher Kritiker, einige Zeilen später in den Ausspruch: „Börne habe sich etwas darauf zu Gute gethan, daß die Ehre ihn nie hindern würde, sich für seine Zwecke in die Reihen der Feinde seines Vaterlandes zu stellen." Ist das ehrlich, Hr. 57?

„Sie schreiben ferner, daß der Gallomane Börne in seiner Vergleichung Deutschlands mit Frankreich das erstere fortwährend in Schatten zu stellen, und dabei nach Kräften dessen Inferiorität in allem Menschlich-Großen und Erhabenen darzuthun sucht" — und weiter — „den Franzosen zu beweisen, was für ein unter aller Kritik dummes und gefühlloses Volk die Deutschen seyn müssen." —

Wem kocht nicht dabei das Blut? Aber ruhig und mäßig sey dem Hrn. 57 seine Nichtswürdigkeit vor Augen gelegt, Beweise gegen diese Anschuldigung aus seinem eigenen Aufsatze getreu entnommen.

Er selbst citirt aus Börne's Balance: „Ich werde den Franzosen beweisen, daß ihre Freiheit und ihr Wohl nur schwankend sind, so lange diese nicht auch in Deutschland begründet."

Ferner: „Deutschland werde einst den Sieg entscheiden. Das Frankreich, das über nichts mehr erstaunt, das Frankreich, das in 3 Tagen das schwierige Werk von 3 Jahrhunderten improvisirt und aufgehört hat, sich über sich selbst zu verwundern, dieses wird über das deutsche Volk erstaunen." —

„Frankreich hat Deutschland immer falsch beurtheilt."

„Es ist quälend für einen ehrlichen Mann, der Wahrheit wegen gezwungen zu seyn, schlecht von seinem Vaterlande zu reden; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur einen schmählichen Verrath. Hören jedoch Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf Tugenden zu seyn, wenn man sie auf die Gegenstände seiner Liebe anwendet?"

Und Börne schreibt: „Ich liebe Deutschland; — im Uebrigen bin ich eben so sehr Franzose als Deutscher."

Die große Grundidee der Börne'schen Gedanken: „Alle Nationen bilden nur ein Volk, alle Nationen arbeiten, wenn auch auf verschiedenem Wege für einen großen Weltzweck, und befinden sich in ihren getheilten Functionen nur in dem Verhältnisse zu einander, wie die einzelnen Organe des Menschen sich zum Gesammtorganismus verhalten, diese Idee ist Ihnen, Hr. 57, wahrscheinlich entgangen, denn sonst würden Sie nicht so spöttisch sagen: „er zieht auf Vaterlandsliebe, auf Ehre und dergleichen Vorurtheile, über die er längst hinaus ist, los."

Denn eben weil Börne keinen Grenznachbar der Erde kennt oder kennen will, eben weil vor seinem Geiste alle bemalten Grenzpfähle zusammenstürzen, alle Nationen ein Volk sind, will er, dem im Hintergrunde der Seele die Idee der Möglichkeit eines ewigen Friedens, auf zeitgemäßeren Grundsätzen als sie St. Pierre, Rousseau und Kant aufstellten, die Hauptnationen des europäischen Continents, Deutsche und Franzosen, die bewegende und die verarbeitende Kraft, nicht zu einem Ganzen verbinden (denn er sieht das Ungleiche dieser Heirath besser als Jeder Andere ein), sondern sie einander nur näher bringen, so wie man zwei jungen Leuten, deren einstige Verbindung man wünscht, Gelegenheit, sich näher kennen zu lernen, gibt. Wenn Börne sagt: „Ich bin eben so sehr Franzose als Deutscher," will er nicht, wie Sie durch durchschossene Lettern und einen gewissen Nachdruck darauf legend anzeigen wollen, die Deutschen gegen die Franzosen in Schatten stellen. Sie selbst machen auf diesen vermeintlichen Widerspruch aufmerksam, indem da er die Franzosen nach Ihrer Meinung zu sehr erhebt, die Deutschen doch wohl durch Gleichstellung mit ihnen nicht erniedrigt werden können! Und wenn er die Franzosen erhebt, bemerkt er nicht dabei, daß sie nur durch die Deutschen, durch den Widerstand, den ihre Revolution anfangs in Deutschland fand, auf ihre eigene unversiegte Kraft geleitet worden sind? Wahrhaftig, das gute Deutschland spielt die Rolle eines Schulmeisters, der immer und ewig in einer Classe lehrt, und der auf einem Flecke stehen bleibt, während seine Schüler mit der Zeit immer höher und höher hinauf rücken und, was freilich für den alten Menschen sehr schlimm und kränkend wäre, endlich gar seine Rectoren würden!

Hat Börne also Unrecht, wenn er die beiden geistvollsten Nationen Europas so einander nähern will, daß in der Staatsverfassung der einen auch die Garantie für die der andern liege? Unrecht, wenn er ein deutsches Frankreich, ein französisches Deutschland wünscht? Unrecht, wenn er den Strudelkopf Frankreich nach Deutschland schickt, um ernst und fett zu werden, und des Stubensitzer Deutschland nach Frankreich wünscht, daß er froh und mager werde? Unrecht, wenn er Deutschland zwischen Frankreich und Rußland, wo es als Mittelglied steht, wie eine Agathe im Freischütz schreien läßt: „Schieß nicht, ich bin die Taube!" — Ohne auf Polens allmählige Schwindsucht aufmerksam zu machen, deutet er nur darauf hin, daß, wie jetzt Deutschland, einst jenes Reich als Damm gegen den Osten dastand und betrachtet wurde, und zuletzt für seine

*) Wenn man Börne's klare Worte verdreht, so kann es den obigen noch eher geschehen, und es wird daher besonders und ausdrücklich erwähnt, daß hier vor Allem die Sache besprochen wird; die Person nur insofern sie davon unzertrennlich, also als Literat. Der Verfasser des Artikels in den Brockhaus'schen Blättern ist von mir gänzlich ungekannt; er ist vielleicht einer der besten Menschen. Ich weiß nur, daß er ein schlechter Musikant ist, und als Musikanten verurtheile ich ihn.

Dienste, wie der Hanswurst in der Posse nichts als einen Buckel voll Schläge davon trug. Möge der Himmel uns davor bewahren. Wenn aber einst Kosacken und Gaskogner eine sogenannte Ehrensache werden auszumachen haben, und sich wie honette Leute auf halbem Wege entgegengehen, wer muß dann bewirthen? Und wenn die Beiden sich schlagen, so fällt kein Streich in die Luft, sondern auf deutschen Boden. Thut Börne also Unrecht, wenn er Frankreich die Verbindung mit dem nationalen Deutschland, wobei an eine Supermatie Frankreichs eo ipso nicht gedacht werden kann und darf mittelst der Literatur vorschlägt, irrt er, wenn er sagt, Deutschland sey seit 300 Jahren durch eigenen Impuls nicht fortgeschritten? Ist es Lüge, daß es sein Auge immer nach Frankreich zuwende? Ist es Verleumdung, wenn er sagt, der Deutsche schreite darum nicht zurück, weil er auch nicht fortschreite, sondern auf eine Stelle fest gebannt ist, hinter ihm die dunkle Vorzeit der Reformation, vor ihm die seinen Augen ungewohnte Mittagshelle einer gewaltigen, durch sich selbst starken Nationalvereinigung, über ihm die zorngerunzelte Czarenstirne? Börne fühlt es wohl, in welchem zweideutigen Lichte er als Deutscher, der sein Vaterland immer unterordnen muß, bei den Franzosen dastehen müsse; eben dieses ist aber der glänzendste Beweis seiner granitnen Tugend, daß er lieber alle Blitzstrahlen der Verachtung auf sich herableitet, als es duldet, daß einer derselben sein theures Vaterland treffe. Sehr richtig denkt er, wenn er es auch nicht ausspricht: die Deutschen wären jetzt weiter vor, wenn sie nicht so lange auf dem Napoleon'schen Fechtboden „geschlagen werden" gelernt hätten, bis sie selbst dem Fechtmeister eine Quarte gehauen, und wie aufgeblasene Kinder nun denken: „Bei diesem Lehrer ist nichts mehr zu lernen." Die guten Deutschen sind eitel darauf, daß die Franzosen das verhängnißvolle „Rette sich wer kann," in's Französische übersetzt haben, nachdem es durch 20 Jahre in allen Sprachen Europas durch sie war eingeführt worden. Und dieses kindische Rübchenschaben hat sich zur Nationaleitelkeit herangebildet, und repräsentirt, ein ächter Geck, die Modethorheit des Tages. Und ist, wie Börne richtig bemerkt, Nationaleitelkeit nicht etwas Kindisches? zumal, wenn die Nation in ihrem Innern so zerrissen ist, daß eine Gesammtheit gar nicht gedacht werden kann? Der Deutsche hat nur eine Periode, worauf er mit allem Rechte stolz seyn kann, und diese ist seine Revolution des Geistes. Ist es aber verzeihbar, daß er sich darum wie ein fauler Schnitter im Sonnenschein schlafen legt, und die Fabel vom Epimenides durch noch längere Schlafsucht vergewissert? Wozu die Mauern bemalen, wenn das Dach noch nicht aufgesetzt ist? wozu Nationaleitelkeit, wenn die Nation noch nicht constituirt ist?

— An die Literatur Deutschlands hängt sich Börne mit allen seinen Kräften, welches aber Hr. 57 nur mit den Worten andeutet: „Der anarchische Zustand unserer Literatur allein findet natürlicherweise Gnade vor Börne's Augen." —

Die Geschichte vom babylonischen Thurmbau, welche die Balance eröffnet, bringt mich, theuerster 57ger, auf die Idee, ob nicht ihr Aufsatz ein anderer babylonischer Thurmbau sey, und die Verwirrung darin jene göttliche Strafe des Uebermuthes, der den Himmel stürmen will.

Gelegenheitsschriften. Romane.

Allgemeines Mecklenburgisches Volksbuch. Zweiter Jahrgang auf das Jahr 1836. Wismar 1836. Verlag von H. Schmidt und v. Cossel's Rathsbuchhandlung. kl. 8. 142 S.

Es ist merkwürdig, daß die Deutschen immer noch nicht den rechten Weg haben finden können, zu einem wahren Volkskalender von Nutzen und Bedeutung zu gelangen. An Versuchen hat es nicht gefehlt, wie sich denken läßt, aber es ist auch wirklich nur bei den Versuchen geblieben. Einer der ehrenhaften ist das vorliegende Volksbuch; wenigstens bestrebt es sich, alle Interessen zu vereinigen und zu befriedigen. Unbezweifelt hat es auch einen noch höhern Werth für die Mecklenburgischen Lande, so daß man demselben mit Recht für viele Jahre hinaus Fortsetzung und Gedeihen wünschen kann. Die Verlagshandlung hat sich wiederum durch zweckmäßige Ausstattung ausgezeichnet und Dank verdient insbesondere die Beifügung eines mit Schreibpapier durchschossenen Kalenders (wenn derselbe nur nicht ein zu verschossenes Ansehen hätte) und die Beilage eines Bildes, welches die Belagerung und das Bombardement der Stadt Wismar von den Dänen 1775 vorstellt.

Maurerische Fest- und andere Vorträge nebst einem Vorworte über das Wesen der Maurerei von Wisseler. Wesel 1836, gedruckt bei dem Br. W. H. Becker. kl. 8. Höchsteleg. brosch. und symbol.-allegor. verziert. 103 S.

Die Freimaurerei ist ein Institut, daß den Lauf durch die Weltgeschichte zu nehmen scheint. Wie bei jeder Institution finden sich auch bei ihr Eigenthümlichkeiten, die nicht Jeden ansprechen, Manchem sogar zuwider sind. Sie hat Gebräuche, die dem Einen sehr wichtich erscheinen, während der Andere bei ihnen lacht; sie hat ihr Fanum, das unter Ungeweihten oder Profanen profan erscheinen muß, sie hat, wie alles Menschliche, ihre Gebrechen eben so sicherlich, wie ihre Tugenden. Doch müssen die letzteren die ersteren überwiegen, wenn nicht alle Zeichen der Erfahrung trügen, und sie trügen sicherlich nicht. Der Inhalt des vorliegenden Büchleins enthält eine Reihe von maurerischen Vorträgen, die hier und da ein eigenthümliches Gepräge zur Schau tragen, sonst aber nichts geben, was ein Redner auf der Kanzel der reinen Vernunftreligion und des reinen Menschthums in seiner Verherrlichung nicht ebenfalls geben könnte. Was vom Maurer hier gesagt ist, läßt sich ohne weiteres auf jeden gebildeten Menschen und Christen übertragen, und dieser kann bei der Geburtsfeier eines verdienten Mannes, beim Wechsel des Jahres, beim Blick auf die Nebenmenschen, bei der Rückschau auf einen entschwundenen Zeitabschnitt, am Grabe des Freundes oder bei der Trennung aus liebem Vereine und beim Dreiklang der Worte „Glaube, Liebe, Hoffnung" dieselben Gedanken und dieselben Gefühle hegen, wie sie hier jenem zugeschrieben werden. Zerschlagt die Form der Glocke, und ihr erblickt das reine heilige Verhältniß des Menschen zur Menschheit, zerschlagt sie aber nicht eher, bis die Menschheit im Allgemeinen

dasselbe zu erfassen und zu üben reif ist. Wenn das ist, liegt außer dem Bereich der Berechnungskunst, nur auf den Knieen der Gottheit.

Der Protestant. Ein Nachtstück aus der Regierung der »blutigen« Königin Maria. Von Mrs. Bray. Drei Theile. Kiel, 1836. Universitätsbuchhandlung.

Dieses Werk der bereits berühmten Engländerin hat die schönsten Ansprüche auf den Namen eines historischen Romans. Die Verf. hat nicht bloß bekannte Namen und beglaubigte Ereignisse mit den Gebilden ihrer Erfindung zusammengeworfen, sondern den silbernen Faden ihrer Phantasie durch ein festes Gewebe von auffallenden, anziehenden und wichtigen Thatsachen gezogen. Der Protestant enthält eine lebendige Darstellung der Leiden eines würdigen Geistlichen der reformirten Kirche sammt denen seiner Kinder und Angehörigen, als die „blutige" Königin sich dem Könige Philipp II. von Spanien und dem heiligen Vater an die Seite stellte. Große dramatische Kraft ist in der Anlage und Durchführung der Charaktere entfaltet; der Styl ist glänzend, die Verwickelung steigert die Spannung bis unmittelbar zum Schlusse selbst. Die historischen Ueberlieferungen und alterthümlichen Ueberbleibseln entlehnten Einzelheiten sind mit mächtiger Wirkung benutzt und enthalten sich dennoch aller Uebereilung.

Der Talba von Portugal; oder Schicksale der Ines de Castro. Ein Bild aus der Maurenzeit. Von Mrs. Bray. Drei Theile. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1836.

Dieser Roman ist ganz seiner Vorgänger würdig, und man kann nicht umhin, mit voller Seele in das folgende, durch den Talba hervorgerufene, engländische Urtheil einzustimmen: „Es ist nur Gerechtigkeit, zu gestehen, daß die Werke unserer ersten dramatischen und epischen Dichter sehr wenige Schönheiten enthalten, mit welchen Mrs. Bray nicht den glücklichsten Wettkampf bestanden hätte."

Literarischer Beobachter.

[Ein geistliches Morgenblatt.] Ein Quidam, der sich thut nennen Nicolaus Oesterlein, kündigt ein österreichisches Morgenblatt an, welches, ohne literarische Erscheinungen zu besprechen, das Stuttgarter Morgenblatt ersetzen soll. Der Herausgeber ist Geistlicher, und da sein Kleid ex officio der Mantel der christlichen Liebe seyn muß, so wird Dominus Oesterlein sehr klüglich thun, sein Kleid zu Zeiten über das Blatt zu breiten, indem ich zweifle, daß es ein Andrer thun wird.

[Wlasta's Geist in zwei Schatten.] Ein Prager Literat*), Namens Preißner, dessen Ruf sich wie ein blöder Junge nicht leicht aus seiner Stube verirrt, schreibt ein Drama, Namens Wlasta. Wlasta's Schatten ruft jammernd: Preißner, was hab' ich Dir gethan? — Wenzig, der Herausgeber der Blüthen neuböhmischer Poesie, hat ebenfalls ein Drama: „Wlasta" geschrieben, und es zur Aufführung bei der Prager Bühne eingereicht.

[Triumph.] Friedrich Halm's (Baron Münch-Bellinghausen) Griseldis hat, als eine Leistung von tiefem inneren Werth, in Prag gefallen, und auch der strengen Kritik genügt.

[Salvandy in der Akademie.] Hr. von Salvandy, der bekannte französische Publicist, ist unlängst zum Mitglied der Akademie gewählt worden. Ueber seine Aufnahme sagt ein französisches Blatt: „Man kam, setzte sich auf die Bänke des Centrums, nahm Platz auf den Gallerieen und im Amphitheater, aber schweigend, langsam, phlegmatisch, so wie man sich zu einem Schauspiele begibt, welches nicht mehr als mittelmäßig interessirt." Ueber seine Reden sagt dasselbe Blatt: „Die Wahrheit zu gestehen, lag der ganze Fehler schon im Plane selbst, welchem Einheit, Bestimmtheit und Ausdruck fehlten. Der Redner sagte nichts, weil er Alles sagen wollte." So urtheilt Frankreich über seine lebenden Unsterblichen. —

*) Nach der eigenen Definition des Hrn. Preißner: Jungen nennen sich unter einander Literaten.

[Vivat bibliopolia!] Zu diesem Ausrufe veranlaßt uns die am 26. April stattgefundene Einweihung der Leipziger Buchhändler-Börse. Es fehlte nicht an den geeigneten Feierlichkeiten, Reden, Gesängen, Gedichten u. s. w., an Deputirten von den höchsten Behörden Leipzigs und Dresdens, und der Actus wurde in Gegenwart einer großen Menge von einheimischen und fremden Buchhändlern (570 bilden den ganzen jetzigen Börsenverein) vollzogen. Den Schlußstein bildete dabei ein solennes Gastmahl im Leipziger Schützenhaus, in der prachtvollen laboris industriis civibus requies (wie man unter den Emblemen des Giebels lies't).

[Englands dramatische Literatur.] Shakespeare's Geburtsland entbehrt der Trauerspiele auf der Bühne. Glänzende Schau- und Spectakelstücke und die sinnlosesten Burlesken machen vor dem Publicum des Drury-Lane und Coventgarden allein noch Aufsehen und Glück. Ein dramatisches Schriftstellertalent kann durchaus nicht aufkommen, wenigstens nicht durch die Aufführung seiner Producte auf dem Theater. Es veröffentlicht sie entweder durch die Presse oder fügt sich den schmählichen Anforderungen des Zeitgeschmackes. Von einem Dichter vorletzter Art, Robert Browning, erschien ein Drama: „Paracelsus." Unstreitig schwebte dem Dichtenden Goethe's Faust vor, aber die Nachahmung ist nicht unverdienstlich. Das Stück umfaßt 34 Jahre in 5 Abtheilungen. Wie Faust, so sucht auch Paracelsus, ein Verächter der Schulweisheit, Gott und den Menschen im Getümmel des Lebens auf, wo er jedoch beide eben so leicht aus dem Auge verliert, als sie sich ihm darzustellen scheinen. Der Dichter führt uns gebührlicher Weise weniger den Quacksalber, als den großen Entdecker im Reiche der Naturwissenschaft vor. Paracelsus hätte wohl längst eine solche Rechtfertigung verdient.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 116. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 14. Mai. **1836.**

Allgemeine dramaturgische Bemerkungen, geknüpft an das Gastspiel der Madame Lange zu Mainz. *)

Ein eigenthümlicher Grimm, der sich in Wehmuth auflöst, ergreift mich jedes Mal, besuche oder spreche ich von dem Theater. Wie eine Jugendgeliebte, die zur Kokette geworden, habe ich es aufgegeben, und dennoch werde ich zuweilen von einem für dasselbe nie ersterbenden Gefühle wieder hingezogen; es trifft mich ein Blick, wie in früherer Zeit; ich möchte ihm vertrauen, doch Wort, Miene und Bewegung, Alles ist Lüge und Unnatur, und wiederholt getäuscht, fliehe ich, grimmiger als zuvor, aus dem entweihten Tempel.

Der Verfall des deutschen Theaters ist eine alte und bis zum Ueberdruß wiedergekäute Klage, und dennoch kann ich nicht umhin, sie noch einmal auszusprechen, und, so weit es der Raum erlaubt, den Grund, doch nicht vom Parterre, wie Alle gethan, sondern von der Bühne aus, zu beleuchten.

Dem Ausspruch Schiller's: „Zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen, das Publicum braucht nichts als Empfänglichkeit und diese besitzt es," so aus wahrhafter Ueberzeugung niedergeschrieben, möchte aber in seiner Nutzanwendung manche Einrede entgegentreten, namentlich in Bezug auf die deutsche dramatische Kunst. Welch' ein allgemeines Interesse kann der Dichter hier anregen, und was vermag ohne ihn der Darsteller?

Die Dichter und Darsteller bei den alten Griechen, diesem für alle Völker und Zeiten als Muster dastehenden Volke, waren ein Theil des Ganzen, des Volkes heiligste Interessen waren auch die ihrigen; sie hatten ein Ziel, auf das sie hinarbeiten konnten, alle ihre Zuschauer sahen mit gleichem Auge, hatten nur Ein Gefühl, das Gefühl für ihre heiligsten Interessen; darum müssen es die wollüstigsten Thränen gewesen seyn, die bei einem Trauerspiel von Sophokles vergossen wurden.

Unsere Dichter haben kein Volk, nicht einmal ein Publicum mehr, sie müssen gleichsam die Würfel in die Hand nehmen, und es ihrem Glücke überlassen, ob sie es treffen.

Schiller selbst, der die größte Wirkung bei uns hervorgebracht hat, vermochte nur zum Herzen des deutschen Publicums, aber nicht aus demselben zu sprechen. Die Schönheit war der Alten höchste Göttin, der sie all' ihre anderen Götter unterwarfen, nach ihr fügten sie Alles, ihr huldigte Religion und Kunst, und ihren Tempel bildete eine prangende Natur. Sie hatten das Schöne, und nahmen es empfindend in sich auf. Wir haben über das Schöne geklügelt, es anatomirt, bis uns ein Skelett geblieben ist, über das wir nun freilich recht gelehrt klingende Vorlesungen halten.

So wurde der Mensch zur Treibhauspflanze, der Verstand trieb eine Menge Blätter, die die Gefühlsblüthen unterdrückten, und sproßte eine hervor, so wurde ihr durch jene jeder belebende Sonnenstrahl entzogen, und sie erstickte im Keime oder verkrüppelte.

Die Blüthe des Genies, auf das die Zeit ihren verderblichen Einfluß nicht ausüben konnte, erhielt zwar ihre eigenthümliche Reife, doch war sie dem widrigen Beriechen falscher Sentimentalität, klugthuender Geckenhaftigkeit oder dem alles Schöne zerstörenden Wurme: der sogenannten gründlichen Gelehrsamkeit ausgesetzt, welche die Blume, um ihre Staubfäden zu zählen, unnatürlich auseinanderzerrte, um sie nach Linné arrangiren zu können, und weise klingende Mäkeleien unter das urtheilslose Volk warf. So ging es unserm Goethe! Auf der einen Seite unsinnige Vergötterung, die ein urtheilsloses Beurtheilen hervorrief, auf der andern Seite ein Kothwerfen nach seiner Größe. Die Wenigen, die ihn verstanden, die die menschlichen Schwächen

*) Wir kennen den Verfasser dieser Bemerkungen seit Jahren als einen in der Literatur höchst erfahrenen, in der Erkenntniß über Kunst und über deren Erzeugnisse weit vorgeschrittenen, geistreichen jungen Mann, wir haben Gelegenheit gehabt, seine dramaturgischen Kenntnisse selbst von den Künstlern freudig anerkannt zu sehen, denen er mit jugendlicher Leidenschaft neben Lob zu viel des Tadels zugemessen und werden uns stets mit Vergnügen der Recensionen erinnern, die er über die große Schröder schrieb, als sie Leipzigs Bühne durch ihr Gastspiel verherrlichte. In gegenwärtigen allgemeinen Bemerkungen finden wir ihn wieder: daher ihre Mittheilung.
Anm. d. Red.

des großen Dichters tolerirten, konnten über das hirnlose Treiben vor Lachen nicht zum Weinen kommen, sie retteten ihn sich in ihr innerstes Heiligthum und verehrten ihn im Stillen, Alles für ihn von einer urtheilsfähigern Zeit erwartend.

Dies finden wir in allen Beziehungen wieder. — Betrachten wir nur das theaterbesuchende Publicum, diese bunt zusammengewürfelte Masse, wie können Dichter und Darsteller da noch eine eigentliche Wirkung hervorbringen? Sonst waren tausend Zuschauer und ein Kritiker, jetzt ein Zuschauer und tausend Kritiker; Jeder will seinen Nachbar belehren, und so möchte man, steht man im Parterre, Faust's Worte in der Hexenküche aussprechen.

Als Lessing sich der Theaterkritik bemächtigte, bildete er eine Autorität, die das Publicum dahin führte, daß es wußte, was es vom Darsteller wollte, und den Darsteller lehrte er, was er sollte. So machte er das Publicum, in dem er selbst mit inbegriffen war, zur Behörde des Schauspielers, die derselbe in seinem Streben achtungsvoll anerkannte. Es war zwischen Schauspieler und Publicum ein höheres Verständniß eingetreten. — Ist das jetzt möglich?

Der größte Rückschritt in Hinsicht auf unsere Schauspielkunst geschah durch Errichtung der Hoftheater. Die Kunstanstalt wurde zur Hofbelustigung. Schaugepränge verdrängte die wahre Kunst, Oper und Ballet kitzelten Aug' und Ohr, und französische Schlüpfrigkeiten wurden heimisch auf einer Bühne, wo man noch kurz vorher Schiller und Goethe verehrt hatte. Kein Lessing erschien, die Unzucht aus dem Tempel zu treiben, vergebens richteten die Theaterfreunde ihre Blicke nach den lebenden Dramaturgen; sie halfen nicht, sie wandten ihre Kräfte nur an, das Ganze noch mehr zu verwirren.

Zimmermann war zu schwach, zu oft brachte er der Bekanntschaft mit Schauspielern die Wahrheit zum Opfer, welche Schwäche ihn auch mit den lebenden Dichtern beherrschte. Hier war für's Ganze nichts zu hoffen; alle Blicke wandten sich auf Tieck. Was hätte der Mann leisten können, und was hat er geleistet? An die Spitze eines Theaters gestellt, benutzte er es nicht, das Theater kennen zu lernen, sondern wollte es zum Altar seiner Eitelkeit und seines Hasses machen. Seine eigenen dramatischen Schöpfungen fanden nun einmal keinen Beifall, und hätten ihn selbst auf Befehl der Policei nicht gefunden, da reckte er frevelnd seinen Arm nach Schiller aus, um ihn von seiner Höhe herabzuziehen. Mitten in diesem Bestreben faßte ihn Klingemann, und schleuderte ihn Müller'n zu, der ihm diesen Kitzel hinwegmarterte. Goethe hatte ihn von seiner Schwelle, wo er knieend lag, hinweggewiesen, da, um des Volkes Götter zu verdrängen, rief er Fremde herein und baute ihnen Altäre. Calderon und Shakespeare und eine Bühne, wie vor 200 Jahren, schrie er bis zur Heiserkeit, fiel mit Grimm über jede neue Schöpfung her, nannte sie Machwerke für die Karaiben, ꝛc. — aber er hatte nichts gethan, als sich die Eumeniden aus dem Schlaf gerüttelt. — Raupach nannte ihn den Herostraten des deutschen Theaters; doch betrachten wir sein kleinlichkeitles Treiben, die Marter für Jeden, der sich ihm dort naht, so glaube ich behaupten zu können, daß er den Sturm so oft und wieder oft gelesen hat, bis er den Charakter des Caliban mit all' seinem Neide und seiner Rachsucht gänzlich in sich aufgenommen hat.

Tieck ist alt geworden, mit ihm sein Haß und Neid, wie seine Muse. Sie war stets sein verhätscheltes Töchterchen, das voll Schönheit und Geist, doch auch voll Eigensinn und Laune war. Ein vorherzusehender Stufengang führte sie dahin, wo sie in Erkennung ihrer Schuld endete. Ich fürchte, Tieck hat in seiner letzten Novelle als eigner Kritiker sein Urtheil ausgesprochen.

Wer wird darum verkennen, wie viel Treffliches er geleistet hat, selbst in seinen dramaturgischen Blättern ist des Trefflichen, ja Genialen viel; doch ist es nur für die geschrieben, die Korn und Spreu zu sondern wissen, und diesen wird es klar, daß Tieck Alles war, nur kein Bühnenpraktiker.

Klingemann, der einzige wahrhafte Bühnenpraktiker unter den Dramaturgen, hat leider nur für den Schauspieler geschrieben, und was Müllner Dramaturgisches gab, waren höchstens Beiträge zum theatralischen Exercirreglement.

Bald verhallten alle diese Stimmen, die, wenn auch nichts Vollkommenes gegeben haben, doch zusammengenommen der Sache nützen konnten. Die Shakespeare-Manie brach herein und wälzte sich gleich einer Lawine erdrückend auf die jungen dramatischen Talente.

Wer, der ihn erfaßt in seiner Größe, wird diesen Riesengeist nicht verehren, der mit gewaltiger Gigantenkraft eine Welt umfaßte, und sie erschaulich klar über den kleinen Raum der Bühne zu führen wußte? Was aber auch schwindelnde Schöngeister, Kunstklügler und alle in's Labarinth der Aesthetik Verirrten faseln mögen, auf unserer Bühne kann er nicht heimisch werden, weil, wenn auch der Dichter nicht, doch seine Gestalten und der hervorklingende Localton für das deutsche Publicum immer etwas Fremdartiges, ihm Widerstrebendes behalten; dem Schauspieler können jene Gebilde zu seiner höheren Ausbildung nützen; er kann das Publicum durch geniale Hinstellung zur Bewunderung zwingen, aber nicht sein Inneres gewinnen, und das soll doch vor Allem der Künstler, will er seinen Zweck erfüllen.

Man kann studiren und studiren, und sich tief in den Irrthum hineinstudiren, sagt Lessing; dieses beweisen uns die Ausleger Shakespeare's. Seine majestätischen Gebäude sind von seinen Auslegern mit einer Menge unsinniger Schnörkeleien beklebt, daß es den wahren Verehrer jammert und ärgert, und dem blinden, an diesen Auswüchsen herumtastenden Haufen bleibt so die wahre Schönheit verborgen.

Wie schon gesagt, die dramatischen Talente sind erdrückt, oder schweigen, im Innersten empört. Das Publicum schreit Neues und wieder Neues! Was bleibt den Directionen übrig? Des Nachbarlandes Fratzen, in denen die Bestialität die Effecte bereitet, mußten sie herüberrufen, die, des wenigen Guten noch beraubt, aus den Uebersetzungsfabriken in ihre Hände gelangen. So ward das Publicum wie der Schauspieler des Höheren entwöhnt, und weinend verließ die tragische Muse ihre Tempel.

Rühmenswerthe Einzelnheiten zwingen die Directionen, dann und wann Goethe, Schiller ꝛc. aus der Rumpelkammer hervorzusuchen; die Schauspieler, des Kothurns entwöhnt, schreiten auf ihm, wie auf Stelzen, und auf die komischste Weise zur Belustigung des Publicums einher. So sind die Schauspieler gleich der Cotta'schen Buchhandlung; sie maltraitiren uns mit unseren Classikern. Der Strom der höheren dramatischen Kunst

ist stehen geblieben, der Schlamm der Scribler hat, auf demselben gelagert, ihn zu einem Moraste gemacht, und so weit das Auge reicht, kein gewaltiger Geist, der ihn wieder zur Strömung zu bringen vermöchte! —

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, im April 1836.

Für die Bühne beginnt eben die ungünstige Jahreszeit, für das Leben die günstige. Man eilt hinaus und erquickt sich an den ersten Frühlingsgaben, man thaut auf von dem langen Winterfrost im Angesichte der jungen Natur, und begrüßt die ersten, erwärmenden Sonnenstrahlen mit Inbrunst! Der Kunsttempel? O, wie schwer wird's diesem, mehr Reize zu bieten, als die wundersamen Schauspiele unterm blauen Aether! Das wäre ein Ruin für den Schauspieldirector, gebe es nicht ein Mittel, das noch an Thalia fesselte. Ich meine ein gutes Repertoir, gute Leistungen, gute Genüsse! Herr Remie scheint das einzusehen, und findet Magnete für die untreu gewordenen Theaterbesucher. So wird nächstens Mad. Fischer aus Carlsruhe einen großen Cyklus Gastdarstellungen auf unserer Bühne beginnen, und unser Publicum entzücken mit einer ungewöhnlichen, imposanten, gewaltigen, bezaubernden Stimme, die sogar in Paris eben so gut wie die Stimmen der Schröder-Devrient und der Heinefetter ihre Bewunderer fand. Wir werden die Künstlerin in Bravour- und Glanz-Partieen sehen, ihre Rhezia, ihren Fidelio, ihre Donna Anna, ihre Desdemona ꝛc. anstaunen. Das wird wieder ein Fest für die Opernfreunde seyn, für die ja heutzutage Alles, Alles gethan wird! — So ist dieser Tage unserer Bühne Hr. Abler aus Carlsruhe gewonnen worden, und bereits ist der tüchtige Sänger in mehreren Rollen mit entschiedenem Beifall aufgetreten. Die Frische, die Lieblichkeit, die Ausdauer seiner Stimme verdienen alle Anerkennung; in der Beziehung hatten wir schwerlich je einen bessern; sein Spiel aber ist leider noch ohne Bedeutung, und in der Beziehung übertrifft ihn unser anderer Tenorist, Neufeld, sehr. Es ist aber eigen mit dem Spiele bei einem Sänger; man sieht ihm meist das schlechte Spiel nach, wenn er nur den Sinn zu gewinnen versteht! Nur dürfen solche Künstler nicht zuerst in der Rolle des „Joseph in Aegypten" auftreten, wie es Hr. Abler that, eine Rolle, die mehr Spiel fordert, als man gewöhnlich glaubt. Hr. Abler wird ein Liebling unserer Bühne werden, daran zweifle ich nicht; denn er hat Anlagen genug von der Natur, und was noch fehlt, kann nachgeholt werden. Eine Frage muß ich hier thun: was sollen wir nun mit den drei Tenoristen anfangen, die wir haben? Wozu diese Fülle? Könnte man nur einen davon zum guten Schauspieler umformen! Das geht aber nicht. — Rosa Stuart, die Sängerin aus Albion, geht mit Riesenschritten ihrer theatralischen und musikalischen Ausbildung entgegen. Eine solche Acquisition wünsche ich jedem Director! Es ist eine Dame, die eine wundervolle Stimme hat, dabei eine schöne Figur, Fleiß, Liebe und Beruf zur dramatischen Sängerin, und — nimmt von unseren Remie keine Gage! Das können freilich nicht viele Sängerinnen; denn nicht viele beziehen ihre Renten aus England! Dennoch ist es gut, daß diese Dame gerade hier Gelegenheit findet, sich auszubilden; denn ein zuvorkommenderes und nachsichtigeres Publicum dürfte sie wohl nirgend gefunden haben. Bis jetzt sahen wir diese liebenswürdige Engländerin, außer in einigen Concerten, als Amine in der „Nachtwandlerin" und als Romeo in „Romeo und Julie." In der ersten Rolle zeigte sie große Befangenheit, in der zweiten ging's schon besser; aber in beiden Rollen mußte jeder Gesang-Verständige sagen, in dieser Kehle liegen gar artige, schöne und gute Töne verborgen! Auch daß es die Engländerin in der deutschen Sprache schon so weit gebracht, daß sie auf einer deutschen Bühne, so gut wie jede deutsche Sängerin, auftreten kann, verdient schon Bewunderung. —

Novitäten erhielten wir in den letzten Wochen auch mehrere; namentlich einige gute Lustspiele von Carl Blum, die Beifall erhielten; denn auch das bekannte Lustspiel „Michel Perrin," worin der Policei-Minister Fouché einen ehrlichen, alten Abbé wieder Willen zum Spion macht. Das Stück hat, bei allen komischen Anlagen, doch auch dramatische Elemente. Unsere beiden Künstler Cornelius und Vogel geben durch ihr vortreffliches Spiel als Perrin und Fouché dem Stücke Bedeutung und Gepräge. — Die vorzüglichste Novität aber, die wir dieser Tage erhielten, waren Meyerbeer's „Kreuzritter in Aegypten." Das war freilich eine etwas verspätete Neuigkeit; aber wir werden doch auch Zeit genug haben, die vortreffliche Oper zu bewundern, ehe die Hugenotten kommen, und alle Bewunderung und alles Lob für sich in Anspruch nehmen. Wir brauchen auch nicht zu fürchten, daß Meyerbeer in den ersten Monaten wieder eine brillante Oper schreibt, die auch ihren Theil Enthusiasmus erregen will. Meyerbeer ist kein Rossini oder gar ein Scribe, welche guten Leute ihre Productionen aus dem Aermel schütteln! Meyerbeer schreibt nur, wenn die Muse ihn einladet; dann reicht ihm aber auch die Göttin eine solche Fülle köstlicher Früchte, daß er unserem musikalischen Hunger reichliche Nahrung spenden kann. Also die Kreuzritter kamen uns noch immer zeitig genug, abgesehen davon, daß ein solches Werk überhaupt nicht altert! Die Oper gefiel hier außerordentlich. Diesen Reichthum der gediegensten musikalischen Gedanken, diese wahrhaft großartige, dramatische Tonsetzung haben wir in keinem der neuern Werke erlebt! Die hiesige Aufführung war eine würdige; die Sänger und der Director thaten, was in ihren Kräften stand. Die erste Darstellung war eine Benefiz der Mad. Pohl-Beysteiner; seitdem wurden die Kreuzritter schon öfter wiederholt. —

So vortrefflich die hiesige Oper ist, so will sich doch das Schauspiel heben, trotz unserer öfteren Klage über diesen Mißstand! Da diese Saison nun bald auf einige Monate endet, so wird sich wohl für dießmal in der Beziehung nichts ändern. Aber für die nächste Theater-Sasion wäre es doch gerathen, daß man sich nicht so arg an Thalien versündige! Remie ist ein Mann vom besten Willen, voll Einsicht, Liebe und Eifer; er wird wohl einsehen, daß es sein eigener Vortheil und die Ehre des Instituts fordert, daß das Drama nicht so sehr tief unter der Oper stehe!

Theater-Gucker.

Paris. Im Theater des Palais royal wurde Aktäon und der Centaur Chiron, mythologische Parade in einem Act von Duvert und Leuwen sehr günstig aufgenommen — ein Schwank ohne Intrigue, aber voll derber Bonmots und Sarkasmen, erfüllend den Zweck: lachen zu machen. Deux maitresses, Lustspiel in einem Acte von Felix Arvers, hat im Vaudeville-Theater allgemein angesprochen. Das Sujet steht zwar sehr auf der Spitze, aber die Aufführung ist geistreich, lebendig, die Situationen sind pikant, die Charaktere anziehend und die gute Wirkung sichernd. Der Circus Franconi's brachte ein großes Spectakelstück: Das befreite Jerusalem, von Francis. Der Text eine Null, aber die Ausstattung, Decorationen, Costümes, Maschinerie übertreffen Alles, was man bisher von Pracht in den Pariser Theatern gesehen hat, und erscheinen als ein wahres Feenmeisterstück. Leider hat dasselbe so ungeheuer viel gekostet, daß alles Zuströmen der Pariser zu dem mit seinen Wundern und zauberähnlichen Erscheinungen einen Raum von 5 Stunden füllenden Stücke nur Ersatz gewähren kann. Den Vorstellungen der Hugenotten von Halevy, deren acht erste 75,000 Franken eingetragen hatten, thut nur das Privattheater des Grafen von Castellane Abbruch, da in demselben die Herzogin von Abrantès mitspielt, wenigstens in den Räumen, wo sonst das ausgezeichnetste Publicum sich einzufinden pflegt. Die erste Vorstellung der neuen Oper: I Briganti (die Räuber) im italienischen Theater war überfüllt und die Composition gefiel ausgezeichnet. Das Buch ist allerdings nach Schiller's Räubern nicht gebildet, sondern zugestutzt, und wenn man will, auch tüchtig verballhornt, gibt aber doch dem Tonsetzer interessante Situationen; die Musik Mercandante's soll alle seine früheren Arbeiten übertreffen, melodieenreich, charakteristisch und effectvoll seyn. Renaudin von Caen, Lustspiel in zwei Acten von Duvert und Lauzanne war neu im Vaudeville-Theater. Es ist eigentlich eine Nachahmung von Calderon's: Ein Haus mit zwei Ausgängen, allein der Stoff ist höchst ergötzlich bearbeitet, und das Publicum wird der Pieçe sicherlich immer Beifall klatschen. Im Gymnase erschien von Scribe: Chut! (Stille!) Vaudeville in zwei Acten. Es erinnert an Bayard's Königin von 16 Jahren, ist aber geistreich und pikant durchgeführt, und erwarb darum allgemeinen Beifall. Im Theater Variétés gefiel: Meine Schwester und mein Posten, Vaudeville in einem Acte von Lubize und Hostienne. — Im Theater des Palais royal hatte vielen und günstigen Erfolg: Das Kind der Vorstadt (l'enfant du Faubourg), Drama in drei Acten mit Liedern — eine Art Greuelkomödie, in welcher die Tugend aber dennoch zuletzt den Sieg davon trägt. Die gute Aufführung trug dazu bei, daß man vergaß, wie solch' ein Stück nur auf die Theater der Boulevard's gehöre. Le gamin de Paris (der Straßenjunge v. P.) hat bereits im Gymnase die 50. Vorstellung erreicht. — Die gefeierte Malibran wohnte einer der neuesten Vorstellungen der Hugenotten bei, und wurde von der Musik so entzückt und ergriffen, daß ihren Augen Thränen entflossen. Fünf bedeutende Städte Frankreichs haben bereits die Partitur der Oper erkauft und bereiten Alles zu deren pomphaftester Darstellung vor. Ein neues Stück von Dumas bereitet man im Theater der Porte St. Martin: Don Juan de Maranza, in fünf Acten, von denen jeder ein Zwischenspiel hat. Theils spielt es im Himmel, theils auf der Erde.

Italien. Das Theater S. Benedetto in Venedig wurde am Ostermontage mit dem Barbier v. Sevilla eröffnet. Rossini's Wilhelm Tell hat sich im Triester Theater keines glücklichen Erfolgs zu erfreuen gehabt. Viel lag an der Aufführung. Halevy's Jüdin soll nach französischen Blättern in Rom zur Darstellung gekommen seyn, und einen vollständigen Triumph davon getragen haben. Im Theater Canobbiana zu Mailand ist Coppola's Nina, die Wahnsinnige aus Liebe nur mit sehr mäßigem Erfolge in Scene gegangen. In der Fenice zu Venedig wird jetzt mit sich immer gleichbleibendem Beifall gegeben Rossini's gazza ladra.

Wien. Zum ersten Male war in dem Josephstädter Theater am 6. April: „Röschens Aussteuer oder das Duell," Lustspiel in drei Aufzügen, frei nach dem Französ. von Friederike Elmenreich. Das Stück ist ungemein drollig, voll pikanter Situationen, sehr effectvoll und die Uebersetzung recht gelungen; kleine Mängel übersehen sich leicht bei der Heiterkeit und Lebensfülle des Ganzen. Am 7. April zum ersten Mal im Theater an der Wien: „Griselina," parodirender Schwank in zwei Aufzügen vom Verf. der Possen: „Die schwarze Frau, Otthello! u. dgl.," Musik v. Ott. Das Object ist Halm's schöne dramatische Dichtung Griseldis, doch hat die Handlung wenig Frische und das prosaistische Princip taucht allzu bescheiden auf. Am 9. April war in der Josephstadt zum ersten Male: „Tantippe oder der Kranzbinder auf der Insel Contraritas, Zauberposse mit Gesang in zwei Aufzügen von A. Plazer, Musik von dem Orchester-Mitgliede Hrn. Storch (Benefice des Verfassers), ohne verständige Handlung, ohne ein Körnlein Witz; dafür aber witzlose Schwänke, sinnloses Gewäsch, Abgeschmacktheiten aller Art und Langweile. Am Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore haben die italienischen Opernvorstellungen unter der neuen Administration der Herren Balochino und Marelli begonnen mit Mose, von Rossini, nach des Componisten neuester Bearbeitung und „La Pazza per amore," Oper in zwei Acten vom Capellmeister P. A. Coppola. Der Anfang war in der That glänzend und mit allgemeinem Lobe gekrönt. Am Hoftheater nächst der Burg war am 13. April zum ersten Male: „Das geraubte Kind," Schauspiel in zwei Aufzügen, nach Bayard, von C. W. Koch. Im Josephstädter Theater war an demselben Tage zum ersten Male: „Katharina von Guise," Oper in zwei Aufzügen, aus d. Italien. v. Romani, mit Musik von Coccia — eine schwer und nur von einem guten Personale gut aufführbare Oper mit vielen ansprechenden Nummern.

Leipzig. Die Gastdarstellungen des Hrn. und der Mad. Haizinger haben seit lange begonnen, Beifall eingebracht, aber der Casse keine Klage wegen Ueberfüllung veranlaßt. Es scheint, als ob die Messe der Kunst, wie sie sich in dem mit Recht allberühmten Künstlerpaare bei uns manifestirte, nicht die rechte Begünstigung habe erfahren lassen. Unter den Lustspielen und Possen, die in dieser Messe das Repertoir füllen mußten, befindet sich auch der berühmte — Lumpacivagabundus.

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, inclusive des Literatur- und Kunst- und Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der Ankündigungen nimmt Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. **4.** à **1** Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 117. (VII. Jahrgang.) Montag, den 16. Mai. 1836.

Die Thorheit und der Gott der Liebe.

(Nach dem Französischen.)

Einst spielte Venus holder Sohn
Mit Gottheit Thorheit Lotto; —
Hartnäckig waren Beide schon,
Wie einst der vierte Otto.

Ein lauter Streit erhob sich bald
Ob eines Kniffs des Knaben;
Herr Amor wollte Jung' und Alt
Zu seinem Schiedsmann haben.

Die Göttin war nicht so gesinnt,
Und macht mit einem Hiebe
Den armen Herzensdieb so blind,
Wie einen Krebs im Siebe.

Die Götter strömten all' herbei, —
Man mußte Venus halten;
O, denket euch das Nachgeschrei
Der aufgebrachten Alten!

Sie wandte Bitten, Thränen auf,
Kurz — ließ sich nichts verdrießen,
Um auf des Rechtes strengen Lauf
Gehörig einzufließen.

Nach diesem langen Ohrenschmauß
Wog Jupiter die Thaten,
Und sprach euch dann ein Urtheil aus
Trotz aller Advocaten.

„Laß Dich, fuhr er die Thorheit an,
Dein armes Opfer rühren;
Zur Strafe sollst von heute an
Den blinden Gott Du führen."

Eniautos.

Die vier Heinriche.

Eine Skizze
von August Gathy.

So wie im gewöhnlichen Leben, so gibt es nicht selten auch in der Geschichte Spiele des Zufalls, unerklärliche Beziehungen und anscheinend geringfügige Umstände, denen man eine gewisse Bedeutsamkeit beizulegen sich nicht enthalten kann, oder die jedenfalls doch als höchst auffallend erscheinen. Dahin gehören, wiewohl in einem sehr untergeordneten Verhältnisse, merkwürdige Zahlenvergleichungen aus dem Leben historischer Personen, Anagramme berühmter und berüchtigter Namen u. dergl. m. Der Seltsamkeit wegen wollen wir einige mehr oder minder bekannte hier anführen. In der von Pilatus an Christus gerichteten vielberegten Frage: **Quid est veritas?** z. B. findet sich durch Versetzung der Buchstaben die Antwort: **Vir, qui adest.** Heinrich **III.** von Frankreich wurde meuchlings umgebracht; der Name des Mörders **Frère Jacques Clément** enthält die Worte: **C'est l'enfer qui m'a créé.** Zu den bemerkenswerthen Curiositäten gehört unter andern die Wahrnehmung der zufälligen Wichtigkeit der Zahl vierzehn in dem Leben Heinrich's **IV.** So erblickte er vierzehn Jahrhunderte, vierzehn Jahrzehende und vierzehn Jahre nach Christi Geburt das Licht der Welt, und zwar am vierzehnten December; er starb am vierzehnten Mai, nachdem er vier Mal vierzehn Jahre, vier Mal vierzehn Tage und vierzehn Wochen gelebt hatte, und vierzehn Buchstaben enthält sein Name **Henri de Bourbon.** Daß in dieser Berechnung die einzige Hilfszahl vier erscheint, ist um so auffallender, da er seines Namens der Vierte war. Unbedeutend, aber komisch ist, um auch ein Beispiel aus dem Privatleben anzuführen, das Anagramm, durch welches der bekannte französische Gelehrte Coupé seine vielen, gegen betrogene Ehemänner gerichteten beißenden Epigramme büßen mußte. Während er näm-

lich in Wortspielen und lächerlichen Anspielungen auf die Namen der Unglücklichen auf das Ergötzlichste seinen Witz ausließ, mußte er durch ein höchst unergötzliches Ereigniß zur Ueberzeugung gelangen, daß er selbst längst schon das Geschick der verhöhnten Gatten theile, in Folge dessen er sich von seiner Gemahlin scheiden ließ. Tags darauf stand in großmächtigen Lettern an seiner Hausthür sein Name nebst dessen malitiöser Versetzung, wie folgt: César Coupé, cocu séparé. Merkwürdiger aber, als alles Angeführte, bleibt in doppelter Beziehung der Umstand, daß aus den Worten Révolution française, nach Ausscheidung der Buchstaben veto (figürlich der königlichen Gewalt, und zu jener Zeit geradezu Ludwig's XVI., da dieser im Munde des Volks nicht anders hieß, als Monsieur Véto), sich zusammenstellen läßt: Un Corse la finira. Wer weiß, ob in dem Namen Napoléon Bonaparte, oder Napoléon-le-Grand, oder auch Napoléon-l'Unique für ein geschärftes, hellsehendes Auge nicht auch ein Sinn zu entdecken wäre, z. B. Messie de la liberté, oder Triomphe des idées libérales, oder Union des peuples, oder irgend eine ähnliche, die Zukunft erschließende Verheißung.

Auffallend ist ferner die Wiederholung derselben Umstände, welche in den königlichen Geschlechtern Frankreichs der jedesmaligen Thronbesteigung eines Zweigs derselben vorangingen. So hat die unmittelbare Aufeinanderfolge dreier Brüder jedes Mal auch unmittelbar das Erlöschen oder den Ausschluß des ältern Zweigs nach sich gezogen. Philipp IV., der Schöne (1285–1314), hinterließ vier Söhne. Drei derselben bestiegen nach einander den Thron; zuerst Ludwig X., der Zänker (st. 1316), dann Philipp V., der Lange (st. 1322), zuletzt Carl IV., der Schöne (st. 1328). Da erlischt der Capetingische Grundstamm, und die Linie der Valois succedirt. Nachdem wiederum diese ihren Zeitabschnitt vollendet, tritt der erwähnte Umstand wieder ein, und mit ihm dasselbe Ereigniß. Heinrich II. (1547—59) hinterläßt vier Söhne, von welchen gleichfalls drei nach einander zur königlichen Würde gelangen: Franz II. (st. 1560), Carl IX. (st. 1574) und Heinrich III. (st. 1589). Mit Letzterem tritt, wie jene, auch diese Linie vom Schauplatz ab, und das Haus Bourbon besteigt den französischen Thron. Und jüngst sahen wir, merkwürdig genug, nachdem die Regierung auf die drei Brüder Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Carl X. übergegangen war, unter denselben Umständen plötzlich die Bourbonen gestürzt und die Orleans'sche Linie sich erheben.

Dies als Einleitung zu folgender Erzählung, die uns interessant genug erscheint, um der Vergessenheit entzogen zu werden. Sie ist aus einem jener Erzeugnisse des 16. Jahrhunderts geschöpft, die alle eine gewisse Rohheit und finstern Aberglauben nicht verleugnen können, und somit den Stempel ihrer Zeit unverkennbar an sich tragen. Es erschien im Haag und ist betitelt: »Doigt de Dieu.« Die Erzählung, wie wir sie hier anführen, hat einige geringe Abänderungen erlitten, sie ist abgekürzt und im Kerne zusammengefaßt, im Wesentlichen aber getreulich nach dem Original wiedergegeben. —

Eines Abends also, da der Sturm durch die Lüfte heulte, und im Walde von St. Germain der Regen wie in Strömen vom Himmel herabfloß, klopfte es plötzlich heftig an die Thür einer armseligen Hütte, die einsam im Walde stand und von einem unheimlichen Weibe, das beim Landvolke in der Umgegend für eine böse Hexe galt, wie es hieß, seit undenklichen Zeiten bewohnt war. Die Alte öffnete, und herein trat ein Reiter, der um Obdach bat, bis das Unwetter sich gelegt. Sie brachte sein triefendes Roß in eine verfallene Scheune, die an ihre Wohnung stieß, und ihn in die fast eben so verfallene Hütte. Beim flimmernden Halblicht einer rauchenden Ampel gewahrte sie einen schönen jungen Mann, der sich durch seine schmucke Kleidung als einen Edelmann zu erkennen gab. Die Alte holte einige getrocknete Baumäste, Knorren und altes Gestrüpp zusammen, legte Alles über einige halberloschene Kohlen auf den Feuerheerd, und fragte, das Feuer anschürend, ob er sonst noch etwas begehre.

»Gib mir zu essen, Alte,« erwiederte der Jüngling, »mich hungert sehr.«

»Das ist Alles, was ich Euch bieten kann,« sprach jene, und holte aus einer alten verbräunten Truhe ein Stückchen Käse und etwas vertrocknetes Brot hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Rettung in der Bartholomäusnacht.

(Fortsetzung.)

Das wirkte. Man beschloß, sich blos mit Plündern zu begnügen, und da man zu einem Kasten den Schlüssel nicht finden konnte, denn der Kammerdiener hatte sich mit solchem durch die Flucht gerettet, so schleppte man ihn auf den Hof, stieß ihn mit Feuergabeln ein, und sein Inhalt wurde die Beute der Soldaten. Herr de la Force behielt nicht das Geringste.

Jetzt, mit Raub beladen, erneuerten die Wüthriche ihre früheren Lästerungen und Drohungen, und erklärten: »Sie hätten Befehl, Keinen zu schonen, Jeden zu tödten, und auch hier im Hause müsse Jeder sterben.«

Herr de la Force kam nicht außer Fassung, er sprach zu den Wüthenden mit einer solchen Ruhe, daß es selbst auf sie Eindruck machte; vorzüglich wirkte aber die Aussicht zu einer Ranzion von zweitausend Thalern zu seinem Besten, die er dem Hauptmann versprach. Dem Hauptmann leuchtete es ein, daß eine solche Summe mitzunehmen sey, und er sagte zu de la Force und den in Todesangst Schwebenden an seiner Seite: »folgt mir Alle!«

Ehe sie aus dem Hause gingen, befahl der Hauptmann Martin den mit dem Tode Verschonten, ihre Schnupftücher zu zerreißen, sie in Gestalt eines Kreuzes an ihre Hüte oder Mützen zu heften und den Aermel am rechten Arm bis an die Achsel emporzustreifen. Dies war

das Zeichen der Hugenottenmörder, wodurch sie sich unter einander kenntlich machen sollten.

So trat man aus dem Hause; de la Force der Vater, seine beiden Söhne, deren Kammerdiener du Gast und ihr Page la Vigerie. Man führte sie längs dem Ufer der Seine und fuhr sie über in der Nähe des Louvres.

Hier sahen sie viele Hugenotten, theils schon erschlagen, theils vor ihren Augen ermorden, man warf die Leichen in die schon hin und wider von Blut rothgefärbte Seine. Alle erwarteten hier ein ähnliches Loos. Aber Martin brachte sie unangegriffen bis in seine Wohnung, wobei sie noch den schrecklichen Anblick von einer Menge blutiger Leichen hatten, die vor dem Louvre lagen. De la Force erkannte sogar darunter einen seiner Freunde, de Giles.

In der Wohnung des Hauptmanns angekommen, sagte dieser zu ihm:

»Ich habe keine Zeit zu verlieren. Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, sich selbst nicht von hier zu rühren, und auch keines ihrer Kinder fortzuschicken, so will ich Sie unter der Aufsicht von einigen Schweizern stellen. Sorgen Sie aber dafür, die versprochene Ranzion herbei zu schaffen.«

Der Hauptmann ging. De la Force schickte sogleich den Kammerdiener du Gast nach dem Zeughause zu seiner Schwägerin, Frau von Biesembourg, ließ ihr durch diesen treuen Menschen seine bedrängte Lage schildern und sie dringend bitten, sie möchte ihm so schnell als möglich die zweitausend Thaler Lösegeld übersenden, aber darüber das tiefste Schweigen beobachten, damit nicht sie und er nebst seinen Kindern auf's Neue dem Tode Preis gegeben würden.

Frau von Biesembourg ließ ihren Schwager zur Antwort sagen: am zweiten Tage — eher wäre es ihr nicht möglich — würde sie ihm die verlangte Summe zustellen. Sie habe schon zuvor zu ihrem Schrecken durch das Gerücht erfahren, daß er gefangen sey, und sollte davon etwas dem Könige zu Ohren kommen, so fürchte sie, daß man ihn sogleich ermorden würde.

Als du Gast seinem Herrn diese Antwort brachte, setzte er hinzu: »Ihre Gefangenschaft ist kein Geheimniß; ich habe auf meinem Wege schon hin und wider davon sprechen hören. Wenn es Ihnen möglich ist, hier wegzukommen, so thun sie es doch um Gottes Willen. Entfernen sie sich so schnell als möglich, und suchen sie sich und ihre Kinder zu retten.«

Die braven Schweizer äußerten großes Mitleid mit ihren Gefangenen, und sie merkten nach du Gast's Zurückkunft an dessen Aengstlichkeit, daß er eine sehr böse Botschaft gebracht haben müsse. Mit großer Treuherzigkeit legten sie ihre Theilnahme an den Tag, und erboten sich unaufhörlich, mit vieler Gutmüthigkeit, die Gefangenen nach jedem beliebigen Ort zu führen, selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens.

Doch de la Force erklärte ihnen mehrmals bestimmt: »Ich habe mein Ehrenwort gegeben, ich werde solches nicht schändlich brechen. Ich bin fest entschlossen, das mit Ergebung zu erwarten, was Gott über uns verhängt hat.«

Nun drang du Gast in ihn, doch wenigstens zu erlauben, daß man seine beiden Kinder, oder doch eines rette, da die Schweizer sich ja aus freien Stücken erboten hätten, sie an jeden ihnen zu bezeichnenden Ort zu bringen. Er aber wollte auch dazu seine Einwilligung nicht geben, und wiederholte immer:

»Es wird und kann nichts geschehen, als was Gott beschlossen hat.«

Der bestimmte Tag zur Zahlung des Lösegeldes war darüber erschienen. Da kam der Graf von Coronas mit vierzig bis funfzig Soldaten, theils Schweizern, theils Franzosen in des Hauptmanns Wohnung.

Sie traten in de la Force's Zimmer und der Graf erklärte: Monseigneur, des Königs Bruder, habe erfahren, er und seine Kinder wären hier gefangen. Im Auftrage des Prinzen käme er, ihn und diese zu holen, und zu jenem zu bringen, denn er wolle sie sprechen.

Bei diesen Worten ergriffen die Soldaten Vater und Kinder, rissen ihnen Mützen und Mäntel ab, und Alles deutete darauf hin, daß man sie zum Tode führen wolle.

Da entrüstete sich de la Force und beschwerte sich über eine schändliche Wortbrüchigkeit. Der Hauptmann Martin habe ihm und seinen Kindern das Leben gegen ein Lösegeld versprochen, und dies läge zur Auszahlung bereit.

Der jüngste Sohn, Jacques, so jung er war, hatte doch Muth genug, ebenfalls dem Grafen von Coronas seine Treulosigkeit vorzuwerfen und seinen Vater zu trösten. Er sprach mit einer bewundernswürdigen Begeisterung von der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes, daß der Tod für tugendhafte und fromme Seelen nur der Uebergang zu einem bessern Leben sey, und das Gottes gerechter Zorn früher oder später jeden Frevler heimsuchen und züchtigen werde; dann setzte er hinzu: »ich sterbe gewiß nicht, das sagt mir eine innere Stimme!«

Der Graf zählte die Schlachtopfer und fragte, da er nur vier fand: wo ist der Fünfte?

Du Gast, bei dem Eintritt dieser Soldaten gleich das Schlimmste ahnend, hatte sich auf dem Boden versteckt. Aber man durchsuchte sorgfältig das ganze Haus, und fand den Kammerdiener. Jetzt gebot man Allen, vorwärts zu gehen, um sie zur Schlachtbank zu führen.

Am Ende der Straße des petits Champs, nahe bei dem Walle, erhob die Escorte auf einmal das Geschrei: »Schlagt sie todt! schlagt sie todt!«

Der älteste Knabe wurde zuerst verwundet, taumelnd schrie er: »Ach Gott! — ich bin todt!« Der jüngste, ohne einen Schlag empfangen zu haben, schrie ebenfalls: »man schlägt mich todt!« und sank mit seinem Bruder nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 30. April 1836.

Zur Charakteristik der Stufen der Bildung, auf welcher die Einwohner einer Stadt stehen, gehören unstreitig auch ihre Vergnügungen. In dieser Hinsicht ist es eine auffallende Erscheinung, daß sich seit vielen Jahren hier Privattheater-Gesellschaften gebildet haben — ein Beweis, wie man vielen Sinn für das Schauspiel gehabt hat. Es würden sich unstreitig noch weit mehrere solche Privatgesellschaften gebildet haben, wenn sie nicht dazu die ausdrückliche Erlaubniß der Policeibehörde hätten erhalten müssen, und diese zu erhalten vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. Es liegt dabei aber wohl nicht ganz die zu billigende Vorsicht zum Grunde, daß solche Vereine sich in den Schranken der Sittlichkeit halten *) und keine Stücke dargestellt werden, welche dawider verstoßen, oder sonst eine schädliche Tendenz haben, weßhalb diese Privatbühnen ihr Repertoir bei der Policei zur Genehmigung einreichen müssen, und dieß auch darum, damit den bestehenden öffentlichen Bühnen kein zu großer Verlust in pecuniärer Hinsicht erwachse.

Schon früher ist in dem „Planeten" erwähnt worden, daß hier drei Privattheatergesellschaften bestehen, nämlich: Urania, Concordia und Thalia, welchen dazu die gesetzliche Erlaubniß ertheilt worden ist. Unstreitig ist die erstere und älteste diejenige, welche das schönste Local besitzt und der auch die meisten Mittel zu Gebote stehen, um in ihren Leistungen den Forderungen derjenigen zu entsprechen, die nicht ungnügsam das non plus ultra verlangen, und die, um zu bekunden, zu welcher Höhe sie es in ihrer ästhetischen Bildung gebracht haben, selbst die Darstellungen auf der königlichen Bühne und dem Königsstädter Theater tadeln. Aber auch das Privattheater Concordia verdient wohl einmal einer öffentlichen Erwähnung, und dazu bot die fünfundzwanzigjährige Stiftungsfeier derselben eine schickliche Gelegenheit dar.

Die Gesellschaft beging sie am 16. d. M.

Von dem an diesen Abend dargestellten Drama: Der Tagesbefehl von Dr. Töpfer, sah man, als der Vorhang emporgezogen wurde, die Bühne geschmackvoll decorirt, in der Mitte einen Altar mit weißen Rosen geschmückt, an welchem man das Stiftungsjahr, den Namen der Schutzgöttin und das Jahr 1836 sehen konnte. Auf diesem Altar brannte eine Flamme und zwei Genien legten darauf Lorbeerkränze; er war umgeben von zwölf festlich gekleideten Paaren, zur Hälfte weiblichen und zur Hälfte männlichen Geschlechts. Die Männer waren schwarz, die Frauen weiß gekleidet, Jeder der Ersten trug eine weiße Rose im Knopfloche, Jede der Letzten eine im Haar. Die Umgebung bestand also aus vierundzwanzig Personen; und mit Anspielung auf das fünfundzwanzigjährige Bestehen dieses Vereins, trat der Fünfundzwanzigste vor und hielt den nachstehenden Prolog:

Als sich Germanien in trüben Tagen
In innerm Grimme vor dem Korsen bog,
Bevor es noch mit kühnem, freiem Wagen
Für Ehr' und Recht das Schwert der Rache zog,
Und, auf des Ruhmes Fittigen getragen,
Der Brennen Aar die Bahn des Siegs flog,
Da fühlten wir: daß aus der Knechtschaft Ketten
Das Vaterland nur Eintracht könne retten.

Und in der Ahnung jener großen Stunden,
Die uns vom fränk'schen Uebermuth befreit,
Hat sich ein Kreis von Freunden eng verbunden,
Der Kunst und der Geselligkeit geweiht,
Hier minder fühlend des Geschickes Wunden,
Den wilden Drang der sturmbewegten Zeit;
Und dieser Kreis, den Eintracht stets beseelte,
Concordia zum Schutzgeist sich erwählte.

Nur Huldigung dem Wahren und dem Schönen,
Ward hier der Göttin opfernd dargebracht,
Im edlen Dienst der lieblichen Kamönen
Die Lieb' und Treu' allmächtig angefacht,
Und bei der Dicht- und Tonkunst heit'ren Tönen,
Erglänzt' ein lichter Stern in düst'rer Nacht,
Der jetzt, da längst verrauscht des Krieges Wogen,
Noch segnend strahlt wie Iris Friedenbogen.

Des Mordens und des Blutvergießens müde,
Den frisch gebroch'nen Oelzweig in der Hand,
Erschien, mit Palmen schön bekränzt, der Friede,
Die Eintracht führt' er ein in Stadt und Land,
Und unter seiner mächtigen Aegide
Ein Viertel-Säculum uns heut' entschwand,
Seit zur Erholung nach des Tages Mühen,
Uns hier bewährter Freundschaft Blumen blühen.

Hier in dem wechselreichen Bühnenspiele
Ward uns Befriedigung für Geist und Herz,
Hier zeigt sich uns das bunte Weltgewühle,
Bald ernst und düster, bald im heitern Scherz;
Und bleiben wir auch ferne von dem Ziele,
Der Musen Dienst zieht doch uns himmelwärts,
Denn wo die keuschen Pieriden wohnen,
Wird auch Concordia als Göttin thronen.

So mag denn dieser kleine Musentempel
In ungetrübtem Glanz' noch lang' besteh'n;
Die Freundschaft drück' auf ihn der Dauer Stempel,
Beschütz' ihn kräftig vor dem Untergeh'n,
Damit noch einst die Enkel ein Exempel
An unsern anspruchslosen Freuden seh'n;
Sie mögen spät, im Dienste der Kamönen,
Wie wir der Kunst, der Freud' und Eintracht fröhnen.

(Schluß folgt.)

*) Der Tabagist zum deutschen Saal Gravert, Woldemarstraße, Nr. 20 und 21 macht davon eine Ausnahme. Die Erlaubniß zu theatralischen Vorstellungen für Geld sind von der Art, daß sie das Seitenstück zu den Muckern abgeben können, nur wird dabei das Heiligste, die Religion, nicht entweiht und in der Oeffentlichkeit, wobei das Unsittliche getrieben wird, bleibt es doch noch in gewissen Schranken.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 118. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 17. Mai. 1836.

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Fast waren drei Wochen hingeschwunden, und noch weilte Wallbrück krank in der Residenz, ohne daß es die Prinzessin wußte. Der Geburtstag der Prinzessin Alouise, der Mutter des Prinzen Theodor, sollte festlich begangen werden. Eine allegorische Pantomime, in welcher Armida, als die schönste Prinzessin des Hofes, die Königin des Meeres darstellen sollte, war bestimmt, dem Balle voranzugehen. Mathilde, des Prinzen Theodor jüngste Schwester, weilte bei Armiden, um sich mit ihr über die Wahl des Costümes zu besprechen, auch Prinz Theodor war zugegen und nahm lebhaften Antheil an der eifrigen Unterredung der Damen; denn Armida zwang sich, heiter zu scheinen. Die Kammerfrau breitete das glänzende Silbergewand aus und Prinzessin Mathilde bemerkte, daß zu dem Putze nichts mehr fehle, als die schöne Perlenschnur Armidens. Diese gab einer jungen Hofdame den Schlüssel zum Putztische, mit dem Gebot, das blaue Sammetkästchen, welches diese Schnur enthalte, zu bringen, und sprach fröhlich weiter. Die Hofdame kam zurück, Prinzessin Armida öffnete das Kästchen, ein Ach! entfloh ihren Lippen — im Kästchen lag, statt der Perlenschnur, eine Locke ihres schönen Haares. Sie erzählte so unbefangen als möglich, daß sie diese Locke für Agnes bestimmt habe, und sandte die Hofdame noch einmal zum Putztische. Die Perlenschnur ward, ungeachtet alles Suchens, nicht gefunden. Die Prinzessin meinte: sie müsse sich noch finden, sie habe sie vielleicht verlegt.

Prinz Theodor bemerkte, indem er seine Gemahlin scharf ansah, daß sich die Perlenschnur noch finden müsse, und befahl nochmals, Alles zu durchsuchen. Er fand die Prinzessin unwohl, bestand mit Besorgniß darauf, daß sie ihr Wohnzimmer nicht verlasse, und trug Sorge, daß ihr die Prinzessin Mathilde und die Oberhofmeisterin wechselsweise fortwährend Gesellschaft leisteten.

In der ganzen Residenz sprach man von der fehlenden Perlenschnur und erschöpfte sich in Muthmaßungen. Auch über die lebhafte Gemüthsbewegung und Unpäßlichkeit der Prinzessin flüsterte man sich Mancherlei zu, ohne die Wahrheit ergründen zu können.

Wallbrück vernahm von Allem nichts; er war wohl wieder im Stande, die Reise bald anzutreten aber er wollte nicht zu früh den ersten Ausgang wagen. Von seiner Bekanntschaft wußte Niemand, daß er noch in der Residenz verweile. Er hatte seinem Arzte und dem Bedienten Schweigen zur Pflicht gemacht, weil es ihm unangenehm war, Personen, von denen er Abschied genommen hatte, noch einmal zu sehen. Am Vorabende vor seiner Abreise vernahm er im Vorzimmer die Stimme seines einzigen, theuern Freundes, des Malers Wilden. Der Bediente wollte ihn abweisen, doch Wallbrück öffnete schnell die Thüre und eilte in des Freundes Arme.

»Mein Glück ist hin, Alles, Alles für mich verloren!« rief Wilden nach den ersten Begrüßungen. Er theilte dem Freunde mit; daß seine Geliebte, Therese, für ihn verloren sey. Ihr Vater, schloß er seine Rede, steht auf dem Puncte, Bankerott zu machen. Ein Freier, der ihn mit einigen Tausenden unterstützen will, hat sich gefunden. Der Vater hat mir acht Tage Zeit gelassen; kann ich bis dahin nicht eine ähnliche Summe schaffen, so opfert sich das Mädchen. Ich bin von B.... hierher geeilt, um bei meinem reichen Oheim einen Versuch zu machen; er ist hart wie Felsen, und ich stehe hilflos und verzweifelt da.

Wallbrück überließ sich einen Augenblick seinen Gedanken; dann rief er aus: »Getrost, Freund! Dir soll geholfen werden. Ich kam vor einiger Zeit in dem Besitz eines Schmuckes, der keinen Werth für mich hat, weil er kein Liebeszeichen, nur die reiche Gabe einer Reichen

ist. Nimm ihn hin, verkaufe diese Perlen; sie sind so viel werth, als Du bedarfst.«

»Engel in Menschengestalt!« jauchzte Wilden, und eilte mit der Gabe des Freundes fort.

Einige Stunden nach diesem Vorfall erschien ein Adjutant des Prinzen Theodor bei Wallbrück und beschied ihn augenblicklich zu seinem Gebieter. Wallbrück, obgleich erstaunt, folgte der Weisung und maß den Adjutanten mit stolzen Blicken, als dieser spöttisch sagte: »ich und die ganze Residenz mit mir, glaubten Sie bereits in Neapel.«

Wallbrück trat in des Prinzen Zimmer und verbeugte sich tief. Im Hintergrunde des Gemaches saß die Prinzessin Armida. Der Prinz trat ihm einen Schritt entgegen und sagte: »Es ist nöthig, daß ich Sie allein spreche; denn es hat sich ein seltsames Gerücht verbreitet. Vor einer Stunde bietet ein junger Maler einem Juwelier eine Perlenschnur an, die derselbe sogleich für die erkennt, welche meine Gemahlin seit Kurzem vermißt. Der Juwelier hält natürlich den jungen Menschen fest, und dieser gesteht ganz unbefangen, daß er sie von Ihnen bekommen habe. Nun ist dies zwar undenkbar, aber den Gesetzen nach muß man Sie doch dem kecken Lügner gegenüberstellen.«

»Diese Perlenschnur hat er allerdings von mir,« versetzte Wallbrück, »doch die vermißte ist es nicht. Die mir gehörige ist ein theures Andenken meiner Mutter, und mein Wandel und die Gnade, womit Ew. Hoheit mich beehren, sollte mich billig über jeden Verdacht erheben.« Glühende Röthe bedeckte bei dieser Nothlüge Wallbrück's Wangen.

»Das ist zu keck!« rief zornig der Prinz, »ich kenne diese Perlenschnur zu genau, auch die Prinzessin Mathilde. Meiner Gemahlin Hofstaat steht gerechtfertigt da. Nur Sie allein waren mehrmals zeugenlos in dem Gemache, als Sie meine Gemahlin malten. Sie wurden von mir, von der Prinzessin geschätzt; aber unmöglich kann ich glauben, dieser Schmuck in dem mit ihrem Namenszuge gezierten Kästchen sey ein Geschenk von meiner Gemahlin.

(Fortsetzung folgt.)

Reclamation.

Les beaux esprits se rencontrent.

In der Zeitschrift: »Der Gesellschafter, oder Blätter für Geist und Herz« (Bl. 173, 1835), fand ich zufällig ein Gedicht: Lebenslauf, als aus dem Nachlaß der Dichterin Anna Louise Karsch mitgetheilt.

Ich schrieb deßhalb einige Zeilen an die Redaction, mit dem Wunsche, diesen Irrthum zu berichtigen. Da ich nach Verlauf mehrerer Wochen keine Antwort darauf erhielt, erneuerte ich mein Anliegen. Darüber sind wieder Tage, Wochen, Monate verflossen, ohne daß ich eine Antwort empfangen hätte. Ich bescheide mich, daß es der Redaction unter dem Drange der Geschäfte an Zeit gefehlt haben mag, mir ein Paar Zeilen zu antworten, und da ich auch nicht weiß, ob dieser Irrthum in der erwähnten Zeitschrift berichtigt worden, so bleibt mir nichts übrig, als diese Verse als »mein Eigenthum« zu reclamiren.

Es scheint ein eignes Geschick über mir in Hinsicht solcher Mißverständnisse zu walten. Einige Gedichte von mir wurden in Franz von Sonnenberg's Gedichten (nach dessen Tode herausgegeben von J. G. Gruber. Rudolstadt, Hofbuch- und Kunsthandlung, 1808) abgedruckt. Ein Trinklied von mir, in Musik gesetzt von Zelter*), ist in mehreren Liedersammlungen mit den Namen J. H. Voß aufgenommen worden. Schill, eine Geisterstimme**), wurde, ehe ich es noch zu veröffentlichen wagen konnte, gedruckt und an das Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels bei seiner verunglückten Diversion im Jahre 1809 vertheilt, und man gab allgemein einen Herrn Adam Müller als Verfasser an. Wie Vielen und endlich selbst Schillern mein Gedicht: Der Eroberer, zugeschrieben worden, dieses habe ich, um mich vor einem Plagiat zu schützen, nicht unerwähnt lassen können; wenn ich auch bei Plagiaten, wo man nicht so augenfällig mein Eigenthum angetastet, und, um den unrechtmäßigen Besitz zu verschleiern, manche Aenderungen vorgenommen hat, solches zu erwähnen nicht für rathsam gefunden habe***).

---

*) S. 155 in meinen Gedichten. 1. Band. Berlin, bei Wilhelm Oehmigke. 1802.

**) M. s. Gedichte, niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes. S. 125.

***) In einer längst entschlafenen Zeitschrift, betitelt: Der Aehrenleser, auf dem Felde der Geschichte, Literatur und Kunst, welche zu Danzig erschien, stehen in Nr. 12 (1824) nachstehende Verse:

Die drei Engel.

Nach vorgeschriebener Melodie gedichtet.

Drei Engel mögen uns umschweben
Und uns des Lebens rauhen Pfad,
Dem dunkel sich die Zukunft naht,
Mit frischem Blüthenkranz umweben.

Die Liebe schmücke ihn mit Rosen,
Die ewig unverwelklich blüh'n,
Dann werden rasch die Wolken flieh'n,
Dann legt sich bald des Sturmes Tosen.

Dann richten muthig in die Ferne
Wir unsern wonnetrunk'nen Blick,
Und bauen kühn auf nahes Glück;
Uns funkeln freundlich tausend Sterne.

Die Freundschaft reiche zu dem Kranze
Ihr liebliches Vergißmeinnicht,
Das leis' und traulich zu uns spricht,
Und ewig blüht in hehrem Glanze.

Der eitle Dünkel iſt mir immer fern geblieben, mich für einen Dichter zu halten, der Anſprüche auf den Lorbeer des Apoll zu machen berechtigt wäre. Früh ſchon fühlte ich indeß einen innern Trieb, meine Gefühle in das Gewand der dichteriſchen Sprache zu kleiden. Es war dies die Erholung in meinen Mußeſtunden nach Erfüllung meiner Berufspflichten. Mein Streben iſt immer geweſen, im bürgerlichen Leben, und auf dem Standpuncte, worauf mir die Vorſehung einen Wirkungskreis angewieſen hatte, nach meinen beſten Kräften und mit gewiſſenhafter Treue nützlich zu werden, aber um deſto weniger wird man es mir verdenken, wenn ich mein Eigenthum reclamire. Für den Armen hat das ſchon Werth, was der Reiche leicht miſſen kann, weßhalb ich denn auch das kleine Gedicht: »Lebenslauf« hiermit als mein Eigenthum vindicire.

Bei dieſer Gelegenheit will ich auch ein für alle Mal die Autorſchaft von manchen Verſen von mir feierlich ablehnen, die man mir fälſchlich zuſchreibt, zumal da manche nicht unter dem Schatten der Bäume des Helikon, ſondern im Stall der Circe empfangen und verfertigt ſind; ſo auch manchen andern Aufſatz, denn es iſt mir nie in den Sinn gekommen, über Dinge und Perſonen mich öffentlich zu äußern, die zu unbedeutend ſind, um das Publicum mit denſelben zu langweilen.

Noch bemerke ich, daß in den Liedern: »die Farben« componirt von Hurka, in einigen Nachdrücken ein Lied: »die ſchwarze Farbe« mit aufgenommen worden, das zwar Hurka in Muſik geſetzt hat, wozu ich aber nicht den Text gemacht habe. Nur die ſechs Lieder: »die Farben« betitelt, welche man in meinen vorangeführten Gedichten im erſten Bande S. 175 bis 192 findet, ſind von mir.

Carl Müchler.

Lacht dann die Freude unſern Tagen,
So fühlen wir uns hoch beglückt,
Und nie wird unſer Kahn zerſtückt,
Wie auch die Wogen um ihn ſchlagen.

Und Hoffnung möge freundlich ſpenden
Mit zarter Hand ihr Immergrün;
Dann werden leicht des Lebens Müh'n,
Und alle Zweifel müſſen enden.

Wir blicken hin zum ſchönen Ziele,
Das ſich mit goldnen Früchten ſchmückt,
Und unſer Herz iſt hoch entzückt,
In ſüßer Zukunft Wohlgefühle.

Ja Liebe, Freundſchaft, Hoffnung nennen
Die drei verwandten Engel ſich:
Wenn alles And're uns entwich,
Nie mögen ſie von uns ſich trennen!

T....n.

In meinen Gedichten, 1. Band, S. 121, ſteht:

Angebinde.

Drei Engel mögen Dich umſchweben,
Und zu der ſchönſten Wirklichkeit
Die Wünſche, die mein Herz Dir weih't,
Durch ihre Wunderkraft erheben.

Die frommen Engel, die ich meine,
Sind Liebe, Hoffnung und Geduld;
Ein Herz, geſchützt von ihrer Huld,
Erdrückt der Lebensbürden keine.

Die Liebe zieh', Dich zu belohnen,
Dir ihre ſchönſten Blumen auf,
Streu' Roſen Deinem neuen Lauf,
Und flechte Dir aus Myrten Kronen.

Wann Deine Stirne Wolken ſchwärzen,
Sey doch die Hoffnung nie Dir fern,
Stets leuchte freundlich Dir ihr Stern,
Und ſchenke Troſt dem kalten Herzen.

Und in des Lebens ſchwülen Tagen,
Sey die Geduld Dein Genius,
Und lehre Dich, den ernſten Schluß
Des Schickſals ohne Murren tragen.

Ein Engel, den nur Edle kennen,
Geſellt dann gern ſich dieſen bei,
Und bleibt Dir bis zum Grabe treu;
O! möchteſt Du ihn Freundſchaft nennen.

Wenigſtens wird man doch, durch ein ſo augenſcheinliches Beiſpiel überführt, die Wahrheit des Ausſpruchs nicht in Zweifel ziehen: les beaux esprits se rencontrent.

Carl Müchler.

Lied und Thräne.

Oft iſt's, wenn nach des Tages Mühen
Die Seele ſtiller, ruh'ger wird,
Des Tages Bilder matt verglühen,
Mein Geiſt zurück zur Jugend irrt:

Als ob von dem bedrückten Herzen
Sich löſe nun der ſtarre Gram,
Und ſüße Luſt, ſtatt Weh und Schmerzen,
Beſitz von meinem Herzen nahm.

Und nun beginn ich froh zu lauſchen,
Den Kindermährchen, luſterfüllt;
Und von Geſanges-Wogenrauſchen —
Die trunk'ne Lippe überquillt.

Doch will ich feſt die Bilder halten,
Die Worte haſchen, fehlt die Kraft;
In meines Lebens trübem Walten
Iſt des Geſanges Macht erſchlafft.

Und lebensſatt, und lebensmüde,
Starr' wieder ich in's Weltgebraus —
Aus jenem tief empfund'nen Liede —
Es wird nur eine Thräne d'raus.

F. Brunold.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 30. April 1836.

(Schluß.)

Nachdem der Prolog gesprochen war, ertönte das hier folgende Lied unter der Begleitung des Orchesters, das, beiläufig gesagt, aus Dilettanten besteht und immer sehr gut besetzt ist, und von welchem die beliebtesten und schwersten Ouvertüren berühmter Tonkünstler mit großer Präcision ausgeführt werden.

Mel. Heil dir im Siegerkranz.

Chor.

Heil dir Concordia!
Fest steht dein Tempel da
Im Strom der Zeit;
Opfernd der heitern Kunst,
Führt uns der Musen Gunst
Hin zu dem schönen Ziel':
Geselligkeit!

Solo.

Freundschaft! dein heil'ges Band
Leitet uns Hand in Hand
Des Lebens Bahn;
Hier, bei dem Bühnenspiel,
Seh'n wir das Weltgewühl,
Wechselnd mit Leid und Scherz,
Sorgenlos an.

Chor.

Eintracht sey fort und fort
Hier unser Losungswort,
Sie nur beglückt,
Sie zieht uns himmelwärts,
Freudiger pocht das Herz,
Wenn sie auf unsern Bund
Segensreich blickt.

Solo.

Dann für die spät'ste Zeit
Werden uns, so wie heut',
Freuden erblühn;
Denn ungetrübt und klar
Sah'n fünf und zwanzig Jahr
Im fröhlichen Verein
Wir hier entflieh'n. —

Chor.

Bleib' denn, Concordia!
Schützend uns immer nah',
Noch manches Jahr;
Wenn dann ein Kreis sich reih't
Heit'rer Geselligkeit,
Bringt man dir, froh wie heut',
Ein Vivat dar! —

Die Solopartieen wurden von einer Stimme auf der Bühne gesungen.

Nach Beendigung dieser Feierlichkeit und der theatralischen Vorstellung folgte ein Soupé und ein Ball; man trennte sich erst um 5 Uhr des Morgens. Der Prolog und das Lied hatten Hrn. K. Jacht zum Verfasser.

Das Local der Gesellschaft, Alexanderstraße Nr. 26, ist sehr geräumig; es besteht aus mehrern Sälen und Zimmern nebst einem geräumigen Theater, welches bequem 6 bis 700 Zuschauer fassen kann. Außerdem gehört dazu ein ziemlich umfangreicher Garten, wo die Mitglieder der Gesellschaft sich in der schönen Jahreszeit von den Anstrengungen ihrer Berufsgeschäfte mit ihren Familien erholen und erheitern können, und zu welchem auch ihren Bekannten und Freunden der Zutritt gestattet ist. Das spielende Personal besteht aus Dilettanten, aber auch mitunter aus solchen, welche die Absicht haben, sich der Bühne in der Folge zu widmen und sich hier dazu auszubilden. Die Concordia ist daher auch schon während ihres Bestehens die Pflanzschule manches mimischen Talents geworden. Z. B. die Schauspieler Krüger, Franz, der verstorbene Lombord, Wichl, bei der königl. Bühne hieselbst, Dahn in München, Schunke (ehemals in Breslau) und Lavallade in Posen. Die Schauspielerin Werner, früher Unzelmann, Grabowsky in Magdeburg, Weise, ehemals in Leipzig.

In dieser Gesellschaft werden Jahr aus Jahr ein ununterbrochen theatralische Vorstellungen gegeben; die Sonntage sind dazu bestimmt; in dem Winterhalbenjahre monatlich drei, in dem Sommerhalbenjahre zwei, und wenn sie auch nicht einen Schauspieler von Profession und Bühnendichter zum Regisseur gehabt hat, so kann sie doch wohl sagen:

Help Gott ut Gnaden
Hier wird uck Seepe gesoaden.

Von der Theatergesellschaft Thalia, Blumenstraße Nr. 9, läßt sich weniger sagen; sie steht offenbar auf einer niedrigeren Stufe in Hinsicht ihrer Leistungen, und es fehlt den Leuten die Kenntniß von den Grenzen der Kräfte der spielenden Mitglieder. Daher wagt sie oft die Aufführung von Theaterstücken, welche in Hinsicht der Besetzung der Rollen, der Decoration des Costüms und sonstiger Theaterrequisiten größere Mittel heischen. Indeß ist dem spielenden Dilettanten eine gewisse Routine nicht streitig zu machen, eine Folge der vielen Uebungen, da man annehmen kann, daß dort wöchentlich wenigstens zweimal eine theatralische Vorstellung stattfindet. Auch das Local ist beschränkter und minder elegant, und da die Schauspielkunst offenbar zum Gebiete der Dichtkunst gehört, so nimmt man sich auch wohl manche andere licentia poetica heraus, und hat zum Motto die Worte: honni soit qui mal y pense.

Die Seele mit dem Widerhaken.

Daß die Seele seine Weibes einen Widerhaken habe,
Meinet Ludwig, denn sie wäre, sagt er, sonst schon längst im Grabe.

E. Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 119. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 18. Mai. 1836.

Ein Abend.

An einen Winterabend
Denk' ich noch oft zurück;
Ein helles, trauliches Zimmer
Steht oft noch vor meinem Blick.

Die Bilder an den Wänden,
Die Blumen am Fensterbrett —
Mir ist, als ob ich sie alle
Noch gestern gesehen hätt'.

Noch hör' ich Deine Worte,
Der Rede süßen Klang —
Und ach! mein Herz klopft wieder
So stürmisch, so freudig bang.

Ich sah Dich zum ersten Male,
Du saßest neben mir,
Und stumm erglühend schaut' ich
In's helle Auge Dir. —

In meinen Träumen seh' ich
Dich oft noch vor mir stehn;
Im häuslich schlichten Kleide,
Wie ich Dich damals gesehn.

Dieß Kleid, das Du schon lange
Nicht mehr getragen hast,
Ist unscheinbar geworden,
Veraltet und verblaßt.

Dieß Kleid, heut trägst Du es wieder,
Ich seh' es still erfreut,
Und denke wieder träumend
An jene schöne Zeit.

Ich denke lächelnd wieder
An jene Jugendlust —
Ich drücke die Hand auf die Augen,
Hochauf wallt meine Brust.

Vergess'ne Bilder seh' ich
Vor meinen Blicken stehn —
Ich sehe Dich jugendblühend,
Wie ich Dich damals gesehn.

Wie damals trägst Du heute
Gescheitelt das braune Haar,
Wie damals schaut Dein Auge
Mich an so fromm, so klar.

Die Rosen Deiner Wangen,
Sie sind noch nicht verblüht,
Und über meine Lippen
Drängt wieder sich Lied auf Lied.

Mein Herz schlägt freudestürmisch —
Du alte, schöne Zeit! —
Ich drückte die heißen Lippen
Auf das verblichne Kleid.

E. Ferrand.

Die vier Heinriche.

(Von Gathy.)

(Fortsetzung.)

Obschon bei achtzehnjährigen Jünglingen ein leerer Magen und ein verlangendes Herz in der Regel begierig sind, und dabei selten eigen, so mochte doch wohl der Ritter beim Anblick des gebotenen Gastmahls ein befremdliches Gesicht geschnitten haben, denn die Alte fuhr alsbald im bittern, fast zürnenden Tone und mit schrillender Stimme fort: »Müßt Euch doch damit begnügen, Herr Ritter, ich wiederhole es: das ist Alles, was ich Euch vorzusetzen vermag, Herrnschutz macht schmale Bissen. Größeren Ueberfluß, als Ihr vor Euch seht, gewährt unser

gnädiger Schutzherr der König (den Gott segnen möge) in diesen Zeiten nicht; in diesen Zeiten, Herr Ritter, wo der Zehnte, die Grundsteuer, Hilfssteuer, Kopfsteuer, Salzsteuer, und wie die übrigen alle noch heißen mögen, mit denen der König Frankreich, seine geliebte Braut, so sorglich aussteuert, und den armen Unterhan zu Grunde richtet; anderer Bübereien nicht zu gedenken, welche nichtswürdige Landstreicher unter dem Vorwande, eine alte Hexe, die sich dem Teufel ergeben, wie sie mich nennen, zu bestrafen, böslich an mir verüben, so daß es ihnen, den frommen Christenseelen, so wenig als dem König, den Gott segnen wolle, an's Gewissen gehen kann, mich arme alte Frau um den Erwerb meines Fleißes und die Früchte meines Ackers bringen.«

»Bei Gott!« rief der Jüngling, der anfangs verdrießlich zugehört hatte, »bei Gott! werde ich je König im Lande, so wird vor allen Dingen für Aufhebung der Steuern und für Aufklärung meines Volks gesorgt werden müssen.

»Der Himmel wolle Euch erhören!« seufzte die Alte.

Der Jüngling trat an den Tisch und wollte eben zulangen, als plötzlich draußen wieder angeklopft wurde. Er wandte sich zur Thür, die Alte öffnete, und ein Fremder, in triefendem Mantel gehüllt, bat um Einlaß. Tretet näher, sprach die Wirthin. Es war ebenfalls ein Jüngling und auch ein Cavalier.

»Was tausend, seyd Ihr's, Heinrich?« sprach der Erste lächelnd.

»Allerdings, Heinrich,« erwiederte der Zweite.

Beide trugen denselben Vornamen. Nun erfuhr die Alte, daß Beide zu einer großen Jagdgesellschaft gehörten, die König Carl IX. anführte und das tobende Unwetter auseinandergesprengt hatte.

»Heda! Alte,« rief der Zweite, »hast Du nichts Besseres für uns in Bereitschaft?«

»Nein,« antwortete diese trocken.

»Nun, so müssen wir theilen,« sprach er weiter.

Bei diesen Worten zog der Erste ein saures Gesicht; doch mochte ihm beim entschlossenen Tone und dem stattlichen Ansehen des stattlichen Gesellen eine Weigerung nicht eben rathsam scheinen. »Meinetwegen,« sprach er, mit sichtbarem Unwillen auf den Vorschlag eingehend. In diesem einzigen kleinlauten »Meinetwegen« lag unverkennbar die volle Ueberzeugung, daß Jener bei etwaiger Zögerung, ohne Umstände auch wohl das Ganze würde zu sich nehmen können, ohne sich überhaupt auf Theilung einzulassen.

Die beiden Edelleute nahmen einander gegenüber Platz an dem Tisch, und schon zog der Zweite den Hirschfänger, um das Brot anzuschneiden, als abermals heftig angeklopft wurde. Seltenes Zusammentreffen! es war wiederum ein schmucker Jüngling, wieder ein Edler und wieder ein Heinrich. Die Alte zog sich in die Ecke des Kamins zurück, und schien die drei Burschen verwundert und sinnend zu beobachten. Der Erste wollte, als Letzterer eintrat, eilig Brot und Käse unter den Tisch verstecken; der Zweite holte Beides wieder hervor und legte mit stolzer Zuversicht seine entblößte Waffe daneben auf den Tisch; der Dritte blickte abwechselnd bald den Einen an, bald den Andern, lächelnd, fast höhnisch.

»Ihr gönnt mir wohl kaum einen Bissen von Eurem Mahle,« sprach er, »wie? Ich kann warten, hört Ihr? mein Magen wird's ertragen.«

»Das Mahl,« bemerkte der Erste mit erzwungenem Lächeln, »gehört von Rechtswegen dem ersten Besitznehmer. Ihr wißt's: wer zuerst kommt, mahlt zuerst.«

»Oder dem, der es am besten zu vertheidigen weiß,« versetzte der Zweite; gute Klinge führt gut Recht.«

»Vielleicht auch dem, der es zu erobern wußte,« rief der Dritte, vor Zorn erröthend mit stolzem Antlitz; »wer wagt, gewinnt.«

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Erste einen Dolch hervorzog, und die beiden andern Schwert und Hirschfänger schwangen. In dem Augenblick, wo sie handgemein werden wollten, wurde zum vierten Male angeklopft, und ein Vierter trat herein; ein vierter Jüngling, ein vierter Ritter, ein vierter Heinrich. Beim Anblick der blitzenden Waffen, zog er mit einem lauten: »Halloh! hier gibt's zu fuchteln! lachend sein Schwert aus der Scheide, sprang auf die Seite des ersten Heinrich, dem Schwächern zu Hilfe, und schlug, rufend: »Pfui! zwei über Einen!« mit ungestümer Hast blindlings drein. Eilig verkroch sich die Alte, und ein toller Lärm begann. Die Klingen flogen hin und her, Alles zertrümmernd was in der Nähe stand; die Ampel ward vom Tisch geschleudert, und erlosch; und das Getöse und Geklirre ging nun in tiefer Finsterniß vor sich. So dauerte es eine Zeitlang, dann wurde es allmählich schwächer, und erstarb endlich ganz. — Todesstille herrschte; nur draußen heulte der Sturm nach wie vor durch den Wald, daß die Eichen krachten, das Laub raschelte, und die morsche Hütte ächzend zu wanken schien, als drohe sie jeden Augenblick zusammenzustürzen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Rettung in der Bartholomäusnacht.

(Fortsetzung.)

Auch dem Vater hatte man mörderische Streiche versetzt, alle Drei lagen auf der Erde, und dieser sowohl als der älteste Sohn wurden auf das grausamste gemißhandelt, nur der jüngste Knabe blieb unverletzt. Die Mörder hielten alle Drei für todt, zogen sie nackend aus, aber Keiner merkte, daß der jüngste Knabe unverwundet war. Mit dem Blute des Vaters und Bruders bespritzt, und da er beweglos lag, zweifelte Keiner daran, daß auch er ihrer viehischen Wuth geopfert sey.

Sie eilten nun davon, um neue Schlachtopfer zu suchen. Nach ihrer Entfernung kamen die Bewohner der

benachbarten Häuser auf die Straße, aus Neugier, die Erschlagenen näher zu besehen. Ein armer Mann trat dicht an den jüngsten Sohn des ermordeten de la Force und seufzte mit dem Tone des Mitleids:

»Ach, das arme kleine Kind!«

Kaum hörte dies der Knabe, so erhob er das Köpfchen und sagte: »Ich bin nicht todt! Erbarmt Euch meiner und rettet mir das Leben.«

Der Barmherzige legte seine Hand schnell auf das Haupt des Kindes, und ihn wieder niederdrückend lispelte er ihm zu: »Still — rühre Dich nicht, Kleiner! Es sind noch Einige da!«

Der Knabe gehorchte, der Mann ging nach der Seite hin, wo er noch einige der Mörder gewahrte, blieb dort, bis auch diese sich entfernt hatten, kehrte dann schnell zu dem jungen de la Force zurück und sagte zu ihm: »Geschwinde, mein Kind! steh' auf! Sie sind weg!«

Er warf ihn einen zerlumpten Mantel um, faßte ihn an die Hand und zog ihn mit sich fort. Einige fragten ihn neugierig, wen er führe? »Es ist mein Neffe,« erwiderte er, ohne sich zu besinnen, »der liederliche Junge hat wieder dumme Streiche gemacht, aber ich will ihn einmal so abbläuen, daß er zeitlebens daran denken soll.«

Der mitleidige Retter des Kindes war ein Marqueur in einem Ballspielhause in der Straße Verdelet. Er war blutarm. Da der Kleine einige Ringe an seinen Fingern hatte, so verlangte er solche von ihm, um etwas zu trinken dafür zu holen. Der Marqueur brachte den Geretteten in seine ärmliche Wohnung, behielt ihn dort die Nacht über und fragte ihn am folgenden Morgen: wohin er ihn bringen solle?

»Nach dem Louvre,« erwiderte der Befragte: »dort habe ich eine Schwester, die bei der Königin ist.«

Das ist nicht thunlich, versetzte der Marqueur: das Louvre ist überall mit Wachen besetzt, man könnte Dich vielleicht erkennen, und dann würde es uns Beiden das Leben kosten.

»So bringe mich nach dem Zeughause, dort hab' ich eine Tante.«

Der Weg ist zwar weit, meinte der Marqueur: indeß will ich Dich lieber dort, als anderwärts hinführen. Wir wollen den Wall entlang gehen, da begegnet man selten Menschen. Aber eine Bedingung mach' ich mir aus: Du mußt mir versprechen, mir von der Tante dreißig Thaler zahlen zu lassen, denn ich bin sehr — arm. Der Knabe versprach es ihm, und Beide gingen am frühen Morgen fort; der Marqueur hatte seinen Schützling in einen schlechten Rock des früher von ihm erwähnten Neffen gekleidet, und ihm eine rothe Mütze mit einem kleinen Kreuze auf den Kopf gesetzt.

Beide kamen ziemlich früh vor das Arsenal. »Bleibt hier stehen,« sagte der Knabe zu dem Marqueur: »ich will meine Tante aufsuchen, man soll Euch den Rock und die Mütze zurückbringen und Ihr sollt auch die versprochenen dreißig Thaler erhalten.«

Lange stand er zaghaft vor der Thüre und wagte es nicht, anzuklopfen. Er fürchtete, man möchte ihn fragen: wer er wäre? — Die Thüre öffnete sich jetzt, denn es ging Jemand heraus, rasch schlüpfte er bei diesem vorüber und war in dem Zeughause, ohne daß man es bemerkt hatte. Er ging über den Hof bis zu der Wohnung seiner Tante; er hoffte auf einen Bekannten zu stoßen, aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Endlich sah er einen Knaben, er war auch der Metzelei durch einen Schweizer entgangen, der ihn, als man seine Verwandten ermorden wollte, ergriffen und ihm zugerufen hatte: »rette Dich! denn hier wird man Alle umbringen.«

Dieser Knabe war in elende Lumpen gehüllt in der verflossenen Nacht in das Arsenal gekommen. Der junge de la Force fragte ihn nach dem Herrn von Beaulieu, Kammerjunker seines ermordeten Vaters. Jetzt erkannten sich Beide erst, der Knabe war ein Page seiner Tante. Er führte ihn zu dem Herrn von Beaulieu. Dieser erstaunte außerordentlich, den jungen de la Force vor sich zu sehen, er hielt ihn, wie seinen Vater und Bruder, für ermordet, denn der Page, in der Entfernung Augenzeuge der Metzelei, hatte ihm diese erschütternde Nachricht hinterbracht.

Er wurde nun zu seiner Tante, der Frau von Biesembourg gebracht; die Greuel, die sie in dieser Zeit hatte erleben müssen, hatten sie so erschüttert, daß sie schwer erkrankt das Bette hüten mußte. Bei seinem Eintritt in ihr Zimmer schrie sie laut auf — halb ein Schrei des Entsetzens, halb der freudigen Ueberraschung, denn sie wußte nicht, ob sie einen Geist vor sich sehe. Als sie sich von dieser ersten Erschütterung erholt und erfahren hatte, daß ihr Neffe noch lebe, und durch welch' ein Wunder er gerettet sey, umarte sie ihn unter einem Strom von Thränen und pries Gott über seine Erhaltung.

Nach einer Weile wurde der kleine Neffe in ihre Garderobe und dort entkleidet zur Ruhe gebracht. Er hatte ihr von den dreißig Thalern gesagt, die der Marqueur verlangt; sie ließ diese dem armen Menschen sogleich zahlen, auch ihm die Kleidungsstücke, in die er ihren Neffen gehüllt, zurückgeben.

Nach zwei Stunden Schlaf wurde er mit dem Anzuge eines Pagen des Marschall's von Biron, damals Generalfeldzeugmeister, bekleidet, und um ihn dort besser zu verbergen, führte man ihn in ein Cabinet des Marschalls; der vorerwähnte Page wurde ihm zugesellt, um ihm die Langeweile zu vertreiben.

Hier hielt er sich zwei Tage und Nächte auf; da erfuhr der Marschall, man habe dem Könige hinterbracht, daß sich viele Hugenotten in das Zeughaus geflüchtet hätten, weßhalb derselbe beschlossen, dort überall eine Nachsuchung vornehmen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

[Politisch-wichtige Neuigkeit aus Berlin.]

„Was nur als ein unverbürgtes Gerücht im Umlauf war, hat sich nun bestätigt. Die Söhne des Königs der Franzosen, die Herzöge von Orleans und Nemours werden hier in Kurzem eintreffen. Der König Philipp hat an unsern Monarchen geschrieben: ihm verdanke man allein, daß der Friede erhalten wäre; er habe die Kriegsflamme, die aufzulodern gedroht, beschworen; er hätte daher schon längst den Wunsch in seinem Herzen genährt, ihm persönlich dafür seinen Dank abzustatten; da er aber daran verhindert würde, so bäte er, zu erlauben: daß seine beiden Söhne ihm diesen Dank in seinem Namen sagen und zugleich den Frühlingsmanoeuvres beiwohnen dürften.

Da diese Kriegsübungen in diesem Monat beginnen, so werden wir diese Prinzen, welche übrigens mit einem ansehnlichen Gefolge, unter welchem sich ein paar Marschälle und Generäle befinden sollen, eintreten werden, hier bald sehen. Die Zimmer auf dem königlichen Schlosse, in welchen früher einmal, aber unter ganz andern Verhältnissen, Napoleon gewohnt hat, werden zu ihrer Aufnahme in Stand gesetzt, und es sind 20 neue Lakaien, welche der französischen Sprache mächtig sind, Behufs ihrer ausschließlichen Bedienung, angenommen worden. Alle Prinzen und Prinzessinnen, die zur königlichen Familie gehören, werden hier ebenfalls eintreffen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir auch die Kaiserin von Rußland hier wieder sehen, da sie in diesem Jahr das Bad zu Ems besuchen will.

Ob die französischen Prinzen bei dem dießseitigen Gesandten von Frankreich ihre Wohnung nehmen, oder die für sie eingerichteten Apartements im Schlosse beziehen werden, ist noch nicht entschieden.

Die Anwesenheit dieser Prinzen wird gewiß eine Menge von Schreibefedern in Bewegung setzen und den Stoff zu halb wahren oder wohl gar ganz erdichteten Anekdoten liefern. Damit will ich wenigstens den Leser meiner Briefschaften verschonen, wenn schon dergleichen auf unserm Planeten an der Tagesordnung ist. Man muß nicht jede Mode mitmachen.

Berlin, am 3. Mai 1826.

[Deutsche Zustände.]

„Ist in irgend einem Volke einmal alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung, und dazu dienen ihm in Deutschland seine Schriftsteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Messe. Statt Boxen haben wir Mystiker und Rationalisten, die sich in ihren Pamphlets herumbalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Anderen Hören und Sehen vergeht und der Glaube bei ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, in denen arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen, während die Philister freudig ausrufen: sieh'! das ist ein Haupthahn! Dem dort schwillt der Kamm! Der hat einen scharfen Schnabel! Das junge Hähnchen muß seine Federn erst ausschreiben, man muß es anspornen ꝛc. — Wir haben, um Vergleichungen fortzusetzen, gewissermaßen auch unsere Parlementsdebatten, und damit meine ich unsere Theaterkritiken; wie denn unser Schauspiel selbst gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen, von wegen des plattgetretenen französischen Unflaths, den unser Publicum, selbst wenn man ihm am selben Abend ein Raupach'sches Lustspiel gegeben hat, gar richtig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn sie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, sich gleich mit bestem Appetit auf einen Quark setzt und ihre Mahlzeit damit beschließt."

Frankfurt, am 1. Mai 1826.

Beim Grabe eines frommen Dulders.

Was nützte je des größten Geistes Wille,
Wenn er die Mittel nicht zum Wirken fand? —
Du, Edler! gingest durch das Erdenland
Gefesselt durch des Körpers schwache Hülle.

So liegt oft in des Schachtes öder Stille,
Vom Späherblick des Kenners kaum erkannt,
In schlechtem erd'gen Kleid der Diamant,
Vertrauernd seines Lichtes reiche Fülle.

Wie soll ich nun, Du Edler! von Dir sagen,
Den heut das Grab aus unsrer Mitte reißt,
Und darf ob Deines Todes ich wohl klagen?

Nein! Freiheit hast Du nur davon getragen
Und, die so lang' umwunden Dir den Geist,
Die läst'ge Kette lieget nun zerschlagen.

E. v. H.

Heimath-Sinn.

Der Sohn der Fremde, heimathlos irret er;
Die eigne Heimath ward ihm zur Fremde ja:
Da schaute er des Landes Tochter,
Sah sie, und wollte nicht weiter eilen.

Nicht wo die Fluren alte Erinn'rung wehn,
Vergang'ner Tage Spur Du vergeblich suchst,
Nein wo Dein Herz in fremdem Herzen
Wohnt, ist die Heimath, nach der Du strebest.

Eniautos.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 120. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 19. Mai. **1836.**

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Wallbrück sah Armiden der Ohnmacht nahe; tiefes Mitleid mit ihr zog in sein Herz.

»Es fand sich,« sprach der Prinz in englischer Sprache (die ohne sein Wissen Wallbrück verstand) zu Armiden, »unter den Schmucksachen noch ein Kästchen von blauem Sammet, eine Locke von Ihnen enthaltend, von einem Bande umschlungen, auf dem die Worte gestickt waren: Andenken von A. für A. — Fand vielleicht eine Verwechselung statt?«

»Agnes,« stammelte die Prinzessin. »Und Arthur ist Wallbrück's Taufnahme!« rief der Prinz. Er faßte ihre Hand und sagte wieder in französischer Sprache: »Demüthigen Sie diesen Lügner, Prinzessin, der mir wohl gar möchte glaubend machen, Sie hätten ihm die Perlen als Zeichen Ihrer Abschiedsthränen geschenkt.«

Armida wich Wallbrück's Blicken aus, ihre Knie wankten; mit einem Angstschrei sank sie zu Boden.

»Ihro königl. Hoheit haben die Frau Prinzessin tief verletzt,« sprach Wallbrück. »Von ihrer Hand empfing ich keinen Schmuck.«

Der Prinz sah ihn zweifelhaft an; er schien uneinig mit sich selbst. Nach einer Pause sprach er: »So walte das Gesetz, ich kann den Dieb nicht schonen, noch die Ehre meiner Gemahlin verleumderischen Zungen Preis geben.«

Der Adjutant begleitete Wallbrück nach seiner Wohnung, die er nicht mehr verlassen durfte.

Als er sich allein sah, die ganze Größe seines Unglücks empfand, fühlte er auch die Größe seiner Schuld doppelt. Er hatte den Prinzen hintergangen und empfing nun für ein Verbrechen, das man ihm mit Unrecht aufbürdete, seine Strafe. Verrathen konnte er, wollte er die Prinzessin um keinen Preis. Sie hatte ihn geliebt, vertraut; sie litt schon genug und sie war Gattin, Fürstin. Er hoffte, daß Armida fein und im Stillen für ihn handeln würde, für ihn, der jetzt schwieg und Schmach erduldete.

Er wurde nicht mehr verhört, sondern man führte ihn ohne Aufsehen auf die Festung Rothenburg. Wallbrück seufzte, als sich das Thor hinter ihm schloß. Das gemeine Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, hatte er nicht begangen, aber sprach ihn sein Bewußtseyn frei von Schuld? Hatte er wahr und edel gegen Armiden, gegen den Prinzen gehandelt, als er sich von ihrem Zauber hinreißen ließ, sie in's Verderben stürzen konnte, durch seine sträfliche Neigung? Still ging ein Tag zum andern hin, langsam entschwand ihm jeder, denn keiner brachte ihm die Freiheit.

Während dieser für Armiden und Wallbrück so wichtigen Begebenheit, lebte Prinzessin Agnes still in dem väterlichen Schlosse. Prinzessin Armida hatte in ihren Briefen an die Verwandten diesen Vorfall nicht erwähnt. Die Zeitungen hatten nichts davon mittheilen dürfen, und die Residenz Armida's lag der väterlichen fern.

Stiller und stiller ward Agnes. Mit Wallbrück war ihr Alles gestorben; denn der Fürst zog sich jetzt ganz in sich selbst zurück, ihr Bruder, der Erbprinz, lebte im fernen Lande, und Rosa's stete Heiterkeit verletzte sie nur. Mit der Schwärmerei sanfter, an Einbildungskraft reicher Gemüther schmückte sie sich Arthur's liebes Bild aus, er war ihr Heiliger, der Engel, zu dem sie betete. Er hatte nur einmal, bei Uebersendung ihres Bildes, an sie geschrieben, von seinem fernern Geschick wußte sie nichts. Eine reiche Verwandte war gestorben und hatte ihr den größten Theil ihres Vermögens hinterlassen. Ihre Zukunft konnte nun auch nach des Fürsten Tode glänzend seyn; doch schien er ihrem Wunsche, ihre Tage im Kloster zu beschließen, nicht abgeneigt. Sie be-

reitete sich im Stillen auf das Klosterleben vor und meinte in den heiligen Mauern all' ihr Sehnen zu stillen.

Unglücklich, mit sich selbst zerfallen, sah Armida einen Tag nach dem andern entschwinden, ohne daß ihr einer von den Plänen, die sie, um Wallbrück zu befreien, entwarf, gelungen wäre. Um ihretwillen war er seiner Freiheit beraubt, für ihre Unbedachtsamkeit ward er mit Schmach bedeckt; dies quälte sie unablässig. Sie bewunderte ihn; denn ein leiser Wink von ihm, und eine feine Andeutung ihres Gemahls an Wallbrück, den Hof zu verlassen, war Alles, was ihn treffen konnte. Um sie zu schonen, duldete der Geliebte. Und wieder peinigte sie der Gedanke, daß er nicht sie, daß er eine Andere liebe und höher stelle, daß er ihr Herz nicht verstanden. Sie schalt sich dann wieder feige, unedel, daß sie sich nicht selbst anklage; doch hatte sie auch Muth für Wallbrück zu sterben, die Vorwürfe ihres Gemahls hätte sie nicht ertragen. Sie konnte bei des Prinzen strenger Denkungsart glauben, daß er sich von ihr scheiden werde. Eine Verstoßene konnte sie nicht seyn, dem Vater nicht diesen Schmerz bereiten.

Ihre Gesundheit litt bei diesen innern Kämpfen, ihr Gesicht ward bleich und bekam einen leidenden Ausdruck, der Besorgniß einflößte. Die Aerzte erklärten ihre Krankheit für ein bedenkliches Nervenübel und riethen ihr Erheiterung und Zerstreuung an. Prinz Theodor bot Alles auf, um die geliebte Gemahlin zu erfreuen, er lud, ohne ihr Wissen, die Prinzessin Agnes ein, die Schwester zu besuchen.

Agnes säumte nicht, den Wunsch des Prinzen zu erfüllen. Sie war schon im Schlosse, als man Armiden auf die Ankunft der Schwester vorbereitete.

(Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Rettung in der Bartholomäusnacht.

(Fortsetzung.)

Um einer Entdeckung vorzubeugen, brachte man ihn in die Kammer der Mädchen, hier versteckte man ihn zwischen zwei Betten unter Reifröcken; drei bis vier Stunden blieb er in dieser peinlichen Lage. Eine Stunde nach Mitternacht erlös'te man ihn endlich aus seinem Versteck und führte ihn in das erste Cabinet zurück. Seine Tante, Frau von Biesembourg drang jetzt mit großer Angst darauf, ihn anderswo unterzubringen, denn seine Rettung und sein Asyl wäre schon ruchbar geworden. Der Generallieutenant der Artillerie von Born holte ihn am folgenden Tage früh Morgens von dort ab, ging mit ihm in der Verkleidung eines Pagen des Marschalls Biron in ein anderes, und nachdem er ihn dort hatte frühstücken lassen, sagte er zu ihm: »Folge mir!«

Der Knabe gehorchte; sein Führer brachte ihn aus dem Arsenal und sagte dann im Weitergehen zu ihm: »Wenn man Dich nach Deinem Namen fragt, so antworte: ich heiße Beaupuy, mein Vater ist Lieutenant bei der Compagnie Gensd'armes des Marschalls von Biron. — Ich werde Dich jetzt zu einem braven Mann, den Artilleriecontrolleur von Guillon, bringen, er ist ein Freund von mir; dort werd' ich Dich aber auch für den jungen Beaupuy ausgeben. Es ist nicht nöthig, daß er es weiß, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit Dir hat. Darum sey in all' Deinen Reden und Thun recht auf Deiner Hut, damit Keiner Argwohn schöpfe, und Du Gefahr läufst, entdeckt zu werden, auch bleib' lieber in Deinem neuen Quartier, und so viel als möglich für Dich.«

Unter diesen Ermahnungen gelangten Beide vor Guillon's Wohnung. Der General von Born stellte den jungen de la Force dem Artilleriecontrolleur mit den Worten vor: »Sie sind mein Freund! erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, hier diesen jungen Menschen bei sich zu behalten. Er ist mir mir verwandt und ein Sohn des Lieutenant von Beaupuy, der die Gensd'armen-Compagnie des Marschalls von Biron commandirt. Ich habe die Absicht, ihn als Pagen unterzubringen; ich will aber erst abwarten, bis die jetzigen Stürme vorüber sind.«

Guillon erklärte sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, und nahm den jungen de la Force unter seine Obhut.

Der General hatte Guillon gebeten, ihm täglich Nachricht von seinem Pflegebefohlenen zu bringen; dieser ging daher noch vor dem Mittagsessen zu dem Erstern in's Haus, um diesem Wunsche zu genügen, und ob er gleich davon etwas ahnete, daß es eine besondere Bewandtniß mit dem angeblichen Beaupuy haben müsse, so war er doch zu bescheiden, sich dieß merken zu lassen, aber er verdoppelte seine Aufmerksamkeit auf seinen Schützling, den er, durch sein stilles und sittsames Wesen bald lieb gewann.

Acht Tage waren so verflossen, da ging Guillon wie gewöhnlich nach dem Arsenal. Während seiner Abwesenheit wurde an die Thür seines Hauses geklopft. Der Versteckte, in der Meinung, es sey Guillon, eilte hinzu und öffnete die Thüre. Da er aber ein unbekanntes Gesicht sah, so warf er sie rasch wieder zu. »Erschrecken Sie nicht, liebes Kind!« rief der Fremde: »Frau von Biesembourg schickt mich, sie will sich nur erkundigen lassen, was Sie machen.« —

Nach diesen Worten ging der Klopfer wieder fort.

Bald darauf kehrte der Artilleriecontrolleur zum Mittagsessen heim. Er fragte seinen Schützling wie gewöhnlich: ob während seiner Abwesenheit Niemand da gewesen sey? — Der junge Mensch erzählte ihm den Vorfall. Guillon machte dies sehr unruhig, er nahm sich nicht Zeit zum Essen, und um recht schnell dem General davon Nachricht geben zu können, ritt er nach dem Zeughause. Herr v. Born, noch bestürzter darüber, eilte sogleich zur Frau v. Biesembourg, um darüber ganz in's Klare

zu kommen. Sie versicherte, daß sie Niemanden nach Guillon's Hause geschickt habe.

Mittlerweile hatte man einen Paß für den Haushofmeister des Marschalls v. Biron und einen seiner Pagen von dem Könige sich zu verschaffen gewußt, um solche zu dessen Gensd'armencompagnie mit der Ordre abzusenden, daß sie unverzüglich nach Paris kommen sollten. Der General händigte den Paß Guillon ein und dieser kehrte damit eiligst in seine Wohnung zurück; es war keine Zeit zu verlieren. Der junge de la Force mußte sich reisefertig machen; ein Pferd besteigen und erhielt den Befehl, mit einem auf ihn zu Pferde wartenden Begleiter wegzureiten.

(Schluß folgt.)

Rosenblüthen.

Es ist ein großes Geheimniß und eine tausendfach alle Tage der Erde bekräftigte Wahrheit: der Mensch, der leidet, ist stark und wird noch stärker. Wie bestände sonst die Welt? Nur ein edles Gemüth leidet; wer leidet, hat ein edles Gemüth, ein für die unsichtbaren Schätze der Seele gebildetes, und — Schmerzen adeln. In kleinen Dingen sind die Meisten nicht ganz ehrlich und offen; und in großen Dingen sind sogar Unehrliche offen und großartig. Das Reich des Betrugs, der Falschheit und des Hinterhalts besteht nur in irdischen Kleinigkeiten; bei himmlischen Gütern des Geistes und Herzens schämt sich der Mensch, seine göttliche Herkunft zu verleugnen; denn er ahnet einen ewigen göttlichen Gang vor sich, und das Auge des Gottes in allen Menschenaugen um sich, selber in seinem.

Eine Frau ohne Rath! das ist ein Widerspruch.

Leop. Schefer.

Abderitismus *).

Was heut'gen Tags Abderitismus sey?
Ich will es hier ganz sonder Furcht und Scheu
Vor Fürst und Staat zu schildern wagen,
Sollt' es mir auch nur faule Früchte tragen! —

Abderitismus ist die ekle Frucht
Von Hochmuth, Dünkel und Nachahmungssucht;
Zu sehn ist sie in kleinen Residenzen,
Wo dünn gesä't nur sind die Excellenzen.

Nachthun will's ihnen hier der Facultist,
Nachthun der Krämer und Materialist;
Gleich Leuten von dem Hof will sich aufführen
Wer nur ein wenig sich versteht auf's Laboriren!

Und wie auf einen Talisman, so hält
Auf Pferde, wer dazu nur hat das Geld,
Dieß Kleeblatt reitend, fahrend liebt zu schalten,
Damit man's für was Großes möge halten! —

Rathhäuser sind es fast in jeder Stadt,
Wo seinen Sitz Abderitismus hat;
Auch sieht man thronen ihn in Schauspielsälen —
Ein ander Mal will davon ich erzählen! —

Zwar hat Abderas Sitten meisterlich
Geschildert Wieland, traun man könnte sich
Mit dieser Schilderung sehr wohl begnügen,
Doch läßt dazu sich noch so Manches fügen.

Von den Archonten in Abdera hieß
Man immer Kleingroß den, der sich aufblies;
Doch sieht bei uns auch man Archonten schreiten,
Daß sie Minister scheinen fremden Leuten! —

Zwar gab 's einst in Abdera Rathsherrn auch
Von dünner Weisheit und von dickem Bauch;
Doch ist kein Mangel auch in unsern Tagen,
An solchen Herrn, die Ja nur können sagen! —

Zwar in Abdera titelsüchtig war
Ein wohlgenährtes Oberpriesterpaar;
Doch sind bei uns Ehrwürd'ge auch zu spüren,
Die sich Hochwürd'ge lassen tituliren! —

Zwar zeigte in Abdera viel Vernunft
Beim Eselsschatten Sykophanten-Zunft;
Doch unf're Advocaten können machen
Das Weiße schwarz in des Processes Sachen. —

Zwar in Abdera eine Säng'rin fand
Nur Beifall durch den Busen, wie bekannt;
Wie oft, daß unf're Herrn an solchen Gaben
Statt an der Kunst erlabt sich haben! —

Wenn kaum ein Liebespaar verlobt sich hat,
So wird's bekannt gemacht schnell in der Stadt
Durch schön und bunt lithographirte Karten,
Und Jedermann scheint's also zu erwarten.

Und kaum ist nun der Trauungsact vollführt:
Wird eine Kartensendung repetirt,
Dann pfleget der Besuch sich einzustellen
Sonntags vor Tische, eh' die Magen bellen! —

Solch' Wesen herrscht auch in der Harmonie,
Der Herrin der Aristokratie,
Sie scheinet viel, sehr viel gemein zu haben
Mit den verschied'nen Alphabetsbuchstaben!

Denn wie bei diesen ist die Mehrzahl stumm,
So ist die Mehrzahl auch bei jener dumm;
D'rum in Resource und Alphabet' — aus Gründen —
Sind wenige Selbstlauter aufzufinden! —

Zeitz. N.....b.

*) Eine local-universale Satyre, der wir aus äußeren Gründen die Aufnahme nicht weigern können. D. Red.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

[Der Walddichter.]

Einen solchen Dichter hat Clovis Michaux, Substitut des königlichen Procurators in Fontainebleau, an das Licht der Bekanntschaft und des Ruhmes gezogen. Er heißt Alexis Durand und ist Tischler in Fontainebleau. Ohne einen hinreichenden Unterricht in seiner Jugend genossen zu haben, hat er sich in den verschiedenen Stadien seines Lebens, als Soldat unter Napoleon, für den er zweimal freiwillig das Kriegshandwerk erwählte, um es zu verwerfen, wenn sein kaiserlicher Held ihn nicht anführte, als wandernder Handwerksbursche und als Tischlermeister in seiner Vaterstadt, die Kenntniß der alten und neuen Classiker, der Römer, Franzosen und Italiener zu verschaffen gewußt. Sein vorzüglicher Liebling und sein Muster zugleich ist Virgil. Das Sonderbare an ihm ist, daß der Hang zur Poesie seinem Gewerbe keinerlei Eintrag thut; er arbeitet die ganze Woche hindurch und nichts verräth an ihm jenen Kitzel der Tausende vom ernsten Studium zum leben- und glückvertändelnden poetischen Spiele treibt. Er ist mit seiner Lage wohlzufrieden und scheint keine Veränderung derselben zu begehren. Nur wenn der Sonntag kommt, verläßt er seine Werkstätte und nichts hält ihn ab, den ganzen Tag in dem das Schloß umgebenden romantischen Wald zuzubringen. Hier offenbart sich nun die zweite Sonderbarkeit an diesem Dichteroriginal. Nur in diesem Walde nämlich schwebt der Geist der Dichtkunst über ihm, nur hier kommt Begeisterung in seine Seele, nur hier gibt ihm die Phantasie die schönsten Verse ein, nur hier gelingen ihm die prächtigsten und ergreifendsten Schilderungen aus Natur und Menschenleben. Das Gedicht, mit dem er auf Clovis Michaux's Veranlassung und Verwendung hervorgetreten ist und das von vorn herein aus lauter einzelnen Rhapsodieen, die der Tischler von seinen einsamen Sonntagsspaziergängen nach Hause gebracht und ohne Ordnung, bunt durch einander in eine Schublade aufgehäuft hatte, bestand, feiert demnach auch unter dem Titel: „La forêt de Fontainebleau.“ sein apollinisches Tempe. Es ist im Druck erschienen, hat sich der höchsten Protectionen, so wie des Lobes der Kritik zu erfreuen und bereits des Mannes Ruhm begründet. Der Dichter ist 1795 geboren, gehört also nicht zu der Classe der frühreifen Genieen.“

Paris, am 30. April 1836.

[Berichtigung aus Berlin.]

Im 51. Stück „Unser. Planet.“ befindet sich unt. d. Rubr. „Nekrologe“ ein Aufsatz, der den verstorbenen dramatischen Dichter Angely betrifft: welcher namentlich am Schlusse, wo der Privat-Theatergesellschaft Urania gedacht wird, Unrichtigkeiten enthält.

Die Gesellsch. Urania hatte Hrn. Angely, welcher ein geachtetes Mitglied war, das Amt des Regisseurs bei ihren theatral. Vorstellungen unumschränkt übertragen, und er hat es, bei manchen Widerwärtigkeiten, die bei einem Privat-Theater, wie bei einer öffentlichen Bühne vorkommen, 3 Jahre hindurch zur größten Zufriedenheit der Gesellschaft verwaltet. Hat er, von der ihm gewordenen Befugniß: „das Amt unumschränkt zu verwalten,“ Gebrauch gemacht, so hat er nur gethan, was ein jeder Andere an seiner Stelle gethan haben würde, der von gleichem Eifer und Liebe zur Sache beseelt war. Allein niemals hat Hr. Angely durch Anmaßung gesucht, Zwistigkeiten in der Gesellschaft zu erregen, und wir halten es zur Steuer der Wahrheit für unsere Pflicht, dieser Behauptung — der unbekannte Verfasser jenes Aufsatzes im Planeten möge geschöpft haben, aus welcher Quelle er wolle — hierdurch öffentlich zu widersprechen. Zum Beweise möge der Umstand dienen, daß bei der erneuerten Wahl eines Mitgliedes zu dem Amte des Regisseurs, Hr. Angely und sein Nachfolger im Amte, die meisten Stimmen hatte.

Der Comité der Privat-Theater-Gesellschaft Urania.

Palindrom.

Ich werde selten nur geachtet,
Denn Spott und Schläge sind mein Lohn;
Und mir zu gleichen Keiner trachtet,
Sein Loos ist fast nur bitt'rer Hohn;
Und ward ich früher auch geschätzet,
Erzählt sogar die Schrift von mir:
Daß ich ein ganz vernünftig Thier,
Und wen man einst auf mich gesetzet,
Heg' ich deshalb doch keinen Stolz,
Demüthig ich einher stets schreite,
Bepackt mit schwerer Last, zur Seite
Den Führer, der mit hartem Holz
Mich unbarmherzig oft zerbläuet;
Solch' Loos harrt meiner bis zum Tod.
Selbst dann nicht endet meine Noth,
Noch härter sie sich oft erneuet.
Geraubt wird grausam mir mein Kleid,
Und Stunden lang darauf geschlagen,
Auch was gescheh'n in früh'ster Zeit,
Verkündet's noch in späten Tagen. —
Doch werden Viele meiner Brüder
Von ihresgleichen hoch geehrt,
Meist besser, als wie ich, genährt,
Kennt man sie am Geschrei nur wieder,
Doch blicken sie — o unerhört —
Nur mit Verachtung auf mich nieder.

Wenn Du mich rückwärts angeschaut,
So werd' ich Dir ein Wörtchen sagen,
Worauf, nach vielen heißen Tagen,
Der Winzer seine Hoffnung baut.
Ihn lohnt der Sonne strahlend Glühen,
Und dieses Wort wird dann ein Fest,
Wenn er den Preis von seinen Mühen
Gesichert in der Kelter preßt.

E. Jacht.

Auflösung
der Charade in Nr. 108.
Parabel.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 121. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 20. Mai. **1836.**

Der König. Ein Roman von Groß-Hoffinger. Stuttgart, in der Brodhag'schen Buchhandlung. 1835. 2 Bände. 8.

Unter allen Schandschriften, unter allen Pasquillen auf die Menschheit ist dieses das ärgste, was ich je gelesen, wovon ich je gehört. Dieses Buch steht, dem Himmel sey Dank! so einzig da, daß es deßwegen nur zur Charakteristik der Richtung, welche ein völlig verschrobener Kopf anzunehmen im Stande ist, eine Art Rarität bildet, welche in naturhistorischen Büchersammlungen nicht fehlen sollte, indem man darin die Krankheitsgeschichte des Verf. von seiner eigenen Hand aufgezeichnet findet — denn krank muß Kopf und Herz des Menschen seyn, der so etwas, wie diesen „König", zu schreiben vermag. Für den Kopf wäre dem leidenden und bemitleidenswerthen Verfasser vielleicht Trepanation zu rathen. Doch Heilung des Herzens und Gemüths ist bis jetzt, leider! noch Niemandem gelungen, und darum ist dem Patienten alle Hoffnung abzusprechen, ihm nur Geduld mit sich selbst zu empfehlen. Er muß diese um so eher haben, als die Welt sie ja großmüthig mit ihm hat, und ihn nicht viertheilen und sein Buch „der König" nicht durch Henkershand verbrennen läßt, wie wohl vor einigen Jahrhunderten mit viel zärtlichern Kindern des Genies, wie mit den Werken des Theologen Lucilio Vanini und mit ihm selbst geschehen ist. Und doch hatte dieser schwerlich in seinem ganzen Leben auch nur eine solche Lästerung gedacht, wie sie hier zu hunderten gedruckt stehn, denn des wahnsinnigen Marquis de Sade und alle anderen älteren und neueren Bücher ähnlicher Art sind zahm, lieblich, sanft, Kinder der Unschuld und Engel des Lichts gegen dieses schauderhafte Gebilde eines verbrannten Gehirns.

Der Verfasser beschreibt in einem holprigen Styl das Leben zweier Könige, Seterin's des Zweiten und seines Nachfolgers Alexis. Das Buch strotzt von den albernsten Unwahrscheinlichkeiten und von crassen Gemeinheiten, und es wird äußerst schwer, dasselbe zu beurtheilen, weil es so unlogisch zusammengestoppelt, so ganz gehaltlos ist, daß man gar nicht weiß, wo man anfangen, welche Seite man zuerst berühren soll. Der Verfasser, ein Mann, welcher sich in prahlerischer Eitelkeit rühmt, so vieler gelehrter Gesellschaften Mitglied zu seyn, daß er ihre Namen nicht zu nennen weiß (dieß glaubt man gern), sich rühmt mit den größten Männern seiner Zeit, ja mit Königinnen und Kaiserinnen Umgang gehabt zu haben — dieser Mann läßt Fürstinnen sprechen und handeln wie Stallmägde, Könige wie Gassenkehrer; dieser Mann läßt die Schwester eines mächtigen geehrten Fürsten (Portius) zur Maitresse eines schwachen entnervten Wüstlings herabsinken, ihren Bruder verrathen, dann aber, nachdem sie dem schändlichen Verführer die bittersten Vorwürfe gemacht und in's Gesicht gespuckt hatte (wie ächt königlich!), sich den Dolch in die entweihete Brust stoßen. Der König aß drei Tage kein Fleisch, ließ der Selbstmörderin tausend Seelenmessen lesen, ihren Körper aber auf dem Schindanger begraben (wie groß und wie würdevoll!).

Pater Amadeus, der Beichtvater der jungen Königin, den der Verfasser höchst fein und wahrhaft authentisch einen „geilen Pfaffen" nennt, wagt es, sich der jungen schönen Frau zu nähern, um ihre Hand zu küssen, fühlt sich aber durch einen Stoß zurückgeschleudert, „der einer Maulschelle ähnlicher sah, als ꝛc." Wenn sich Königinnen vor Zudringlichkeiten, „geiler Pfaffen" nicht auf bessere Weise zu schützen wissen, als Stallmägde, d. h. nicht anders als durch Maulschellen, so ist ihr Loos nicht beneidenswerth.

Auf jeder Seite treten uns solche Verstöße gegen den gesunden Menschenverstand entgegen, alle Charaktere sind so plump gezeichnet, so abstoßend roh, daß vor fünfzig Jahren, wo Cramer in seiner höchsten Blüthe stand, von diesem Muster deutscher Plumpheit nichts Aergeres aufgestellt wurde. Er suchte die Ideale zu seinem deutschen Alcibiades unter Jägern, Köchinnen und Kammerjungfern, und schilderte sie nach der Art dieser Schönheiten seines Umganges. Hr. Groß-Hoffinger scheint ein Gleiches zu thun; nur wo möglich mit noch mehr Glück und weniger Zusammenhang; denn alberner, planloser ist nie etwas von Schreckensscenen, Possen, Schimpfreden, fleischerhaft ausgemalten Mordthaten und Untersuchungen derselben, obscönen Greueln, in Schulmeisterbreite anatomisch beschrieben, Schlach-

ten, Sündfluthen und Volksaufstände u. s. w. zusammengewürfelt worden, wie in vorliegendem Werke. Einen Inhalt desselben mitzutheilen, ist durchaus unmöglich, wenn man nicht mit kurzen Worten sagen will: es sey keiner darin. Um nur eine Probe der langweiligen und barocken Phraseologie zu geben, wollen wir einige Bogen des Buches von Anfang verfolgen. „Nacht, furchtbarer Sturm, der Eichen umbricht, wie Strohhalme, in einem hohlen Baum, der nicht umgebrochen wird, sucht der knirschende Samboro Schutz — Ueberschwemmung — Samboro fährt auf ein von Wasser schon umspültes Haus zu, gibt vor, ein Kind retten zu wollen, fährt ab, ersäuft es im Strom, indem er es an den Beinen hinein hält bis es erstickt ist, dann legt er es in den Kahn, landet, begräbt die kleine Leiche." Punctum. „Sterbeglöcklein, Diener auf den Knieen — Gottlob, der König ist todt! Geschichte Severin's II., des eben gestorbenen Königs, seine Regierungskunst in einem Katechismus über Aufstehen, Essen und Schlafen eines Königs. Verschwörung des jungen Fürsten Portius, dessen Schwester, Maitresse des Königs, Verrath derselben an ihrem Bruder — seine Hinrichtung — Selbstmord und Begräbniß auf dem Schindanger. Verheirathung des Königs mit einem sechszehnjährigen Kinde. Abermaliger Tod des Königs, nach welchem es Niemandem entgangen seyn soll, daß er ohne rechtmäßige Erben gestorben, daß es jedoch dem Reiche an einem rechtmäßigen Erben des Reiches, dem jungen Fürsten Alexis, nicht fehlt, der so schön ist, daß die Abschnitzel seines braunen Haares in den Schmuckkästchen fast aller Hofdamen zu finden sind, „von dem Friseur durch Gold oder Gunst erhandelt." — Alexis ist so spröde, „daß er sich lieber in die liederliche Gesellschaft feiler Buhldirnen begeben hätte, als daß er irgend einer schönen Hofdame einen süßen Triumph bereitet." Wie ohne alle Menschenkenntniß! Der spröde Jüngling wird sich eher durch raffinirten Genuß, als durch ekle Gemeinheit hinreißen lassen. „Amanda, die Tochter eines südländischen Fürsten, kommt als Braut des zweimal verstorbenen Königs (Seite 11 u. 22), und er heirathet sie — ihre mit ihr gekommene Schwester Aline verliebt sich vom Fleck in Alexis, und spricht (sie ist 15 Jahr alt) mit ihrer 16jährigen Schwester darüber so natürlich, als wünschte sie seinen Besitz, wie den einer Puppe, doch ist ihr sein Werth wohl bekannt, denn seine Göttermienen und seine (des Jünglings) „Zeusgestalt" wird von dem Kinde „wohl gewürdigt." Punctum." Der alte König lebt jetzt ganz flott und munter. Wir lernen Alexis' Schwester und Mutter kennen, auch das Scheusal Samboro mit abgeschnittener Nase, abgeschnittenen Ohren, mit gräulich zerfetztem Gesicht, der Vertraute der Herzogin Mutter und Alexis', ihres Sohnes, tritt auf. Alexis hat einen Gaul fast zu Schande geritten, zerschlägt einen Tisch, denn er liebt des aufgelebten, abgelebten Königs Braut. Samboro, der Bediente, duzt den Herzog, foppt denselben. Die Königin bittet um Gnade für einen Ketzer. — Der König wüthet, Samboro ist auch der Vertraute von Mördern und Banditen, wie von Cardinälen und Fürsten; er befreit ihn durch seine Allmacht! Mordhöhle — Bestechung eines gedungenen Mörders, nicht zu morden. Flucht des Quintus" — — (wer ist das?). Punctum. „Beichte. Vermählung der königlichen Braut mit dem König." — Die nicht mehr unbefleckte Jungfrau von gestern, das nicht mehr unwissende, sich selbst nicht begreifende Mädchen — das Weib, dem die Natur ihr heiligstes Geheimniß erschlossen in den Armen eines Wüstlings (!) versteht nun, daß Alexis sie, und daß sie Alexis liebe! Abermals Beichte." Punctum. „Samboro's Haus in der Stadt, seine Frau, die beeidigte Hof-Wehmutter, hat zwei Prälaten, Beichtiger des Königspaares, bei sich. Geisterercheinung." Punctum. „Süße Mondnacht, und die himmlische Angelica schwärmend — nach des Verfassers Ausdruck wie Sappho (nach unserer Meinung aber nur wie Graß-Hofinger). — Liebeserklärung zwischen Bruder und Schwester. Samboro erschießt einen Pfaffen, den Beichtvater Amadeus. — Die Kugel ist in's Gehirn gedrungen und hat in den Hinterkopf ein tiefes Loch geschlagen, daß man mit dem Finger bis zur Cirbeldrüse kommen kann. — Nach verschiedenen Bestien, wilden Ebern, Schindangern u. s. w. ist jede Spur des Mordes vertilgt, Niemand macht sich ein Gewissen daraus, der Vater hat ja Alexis ermorden wollen. — Kein Hahn kräht darnach." Punctum. „Treffliche Lehren der Mutter des Prinzen über die verschiedenen Stadien der Liebe und des Begattungstriebes bei Jünglingen und Mädchen, und über die Folgen ihrer Unterdrückung." Punctum. „Seufzer, Händedrücken — nächtlicher Besuch in so finsterer Nacht, daß Alexis' Auge nichts sah, und er allein auf den Tastsinn zurückgewiesen ist, doch eine aufmerksame Wache ihn leicht hätte entdecken können. Ein Kastanienbaum, wie er wohl Bauernhäuser, aber nicht Königspaläste überschattet, recht geschickt auf einen Balcon, der unmittelbar in das Schlafgemach der Königin führt." Bon! „Da hinauf und da hinein stürzt Alexis; es folgt eine anatomische Zergliederung der Freude, welche Alexis und Amanda genoß, die wieder Jungfrau geworden ist, da sie es doch gleich nach der Hochzeit, wo ihr ein abgelebter Wüstling die süßen Geheimnisse enthüllt, nicht mehr gewesen. —. Der König kommt. Bei dem Schein der Lampe sah er sein (Alexis) von Blut befleckte Hemde und seine erblaßten Züge, er glaubte Portius zu sehn und stürzte nieder." Punctum. „Brief eines Pfaffen an einen Andern." Punctum. „Plötzlich ist die Königin von einem kranken Mägdlein entbunden, das bald stirbt. — Dies ist aber drei Vierteljahr nach Alexis' Besuch, und Amanda ist überaus tugendhaft und streng gegen diese; gesteht dann ihrer Schwester ihren Fehltritt. — Diese schreibt einen „fulminanten" Brief an Alexis, der sehr lacht, und sich sonst bei seiner Entbehrung ganz wohl befindet. Die Königin ist sehr krank. Der Prinz Alexis gibt ein Fest, welches die Damen bald verlassen, während die Männer bleiben (wo ist das Mode, daß die ersten Notabilitäten des Hofes allein nach Hause laufen?). — Eine Verschwörung scheint im Werke — herein tritt Wache und verhaftet den Prinzen und alle Anwesenden. — Der Prinz durchsticht einen Officier, indem er wüthend schreit: „Hier bin ich König in meinem Haus!" Eine starke Stimme ruft: „Ergebt Euch Prinz, dem Thronerben soll kein Haar gekrümmt werden!" Alle ergeben sich dieser Stimme, was dem Verfasser selbst so wunderbar vorkommt, daß er darüber glossirt und sagt: „Die vornehmen Personen wissen sich selbst ihr blindes Vertrauen nicht zu erklären." — Wir müssen gestehen, daß es uns

geht, wie den vornehmsten Personen. — Es war der gemeinste Diener des Herzogs, Samboro, der durch sein geistiges Uebergewicht dieß bewirkte." Punctum. „Anmuthiges Zwiegespräch zwischen der Hofhebamme und dem Pater Hiacynth. Bekehrungsversuche an dem Gefangnen (Alexis)." Punctum. „Geheime Gesellschaft des Decemvirats in dem verfallenen Stammschlosse des Fürsten Portius. Der gerettete Quintus und Samboro sind auch darunter. Muster einer Constitution. Der Mord des Königs wird beschlossen, Quintus soll ihn ausführen. Quintus ist auf einmal verliebt in eine Türkin, welche eine Favoritin des Königs ist — wie von Himmel herabgeschneit —; sie ist umgeben mit Sultanspracht, hört aber von Quintus, daß sie nicht des Königs Gattin ist, was sie dermaßen mit Zorn erfüllt, daß sie alsbald dem König das Gift beizubringen verspricht, das Quintus mitgebracht." Punctum. „Der König ist ermordet, stirbt zum dritten Mal. Alexis wird König." — Dieß kommt in dem ersten Buche des ersten Theiles vor. Der dreimalige Tod des alten Königs schützt uns aber nicht vor einem vierten und fünften Sterben desselben, so wenig wir die zweimalige Thronbesteigung des Königs Alexis uns vor der dritten bewahren kann, woraus die völlige Planlosigkeit dieser Sudelei hervorgeht. Miserabel, wahrhaft Mitleiden einflößend sind die Schilderungen, welche er die Schatten der größten Männer und Frauen von sich machen läßt. So erscheinen Napoleon, Friedrich II., Carl der Große, ein römischer Imperator, wahrscheinlich Theodosius der Große ꝛc., Katharina von Rußland und Maria Theresia, in des Verfassers Lieblings Element (in Schmutz und Koth) umhergewälzt und gesalbt. Der erbauliche Sermon schließt mit der Bemerkung, daß eine Reihe Geister ohne Namen erklären, sie seyen große Männer gewesen, aber ihr Ruhm sey früh verklungen, ihr Namen habe sie nicht überlebt. Wir glauben dem großen Manne, Groß-Hoffiger, ein ähnliches Schicksal prophezeihen zu dürfen.

Je weiter der Verfasser dieses verächtlichen Buches im Text kommt, desto mehr überbietet er sich in Schändlichkeiten und Abscheulichkeiten. So ist die Beichte des Pater Hiazynth ein merkwürdiges Beispiel namenloser Frechheit und Schamlosigkeit, welche auch das Heiligste des Glaubens nicht schont, in strafwürdigem Hohn angreift und lächerlich macht. Eben so ist das Memorandum in lustiger Decretform, welches, von dem Hofnarren Mac Cuddi verfaßt, ein Leitfaden zur Staatsreform seyn soll, ein Beispiel von beispielloser Albernheit. — Was ein Hofnarr sagt, muß Witz, stachliger, beißender, immer die Wahrheit treffender Witz seyn; solch' einen Hofnarren zu schreiben, verstand nur Shakespeare — der große Groß-Hofsinger nicht. — Wenn er nicht selber versicherte, daß sein König über seines Narren Unverschämtheit habe lachen müssen, so würde es gewiß Niemand glauben.

Sich selbst aber setzt der Verfasser in seinem Werke die Krone auf, indem er das reinste Wesen, das seine Feder erschaffen konnte, Angelica, ihrem Bruder, dem König Alexis, einen betäubenden Opiumtrank geben, und mit ihm, in der Kirche, neben dem Sarge ihres von dem Bruder ermordeten Geliebten, und selbst in einem Sarge Blutschande treiben läßt, nachdem das zarte, unschuldige Mädchen dem Bräutigam die Kleider von dem erhitzten Körper gerissen und sich selbst hoch bis an den zerrissenen Gürtel aufgeschürzt hat. Pfui!!

Mit dieser wunderbar schönen Scene schließt das dritte Buch, und wir gestehen, daß wir des Verfassers hohes Selbstvertrauen bewundern, welcher nach dieser Scene sein Buch noch fortsetzen mochte, ohne zu befürchten, nun keine Steigerung mehr übrig zu haben, doch sein großer Geist hatte noch Vieles in petto. Er hatte noch den Flagellantismus nicht ausgebeutet, und dieß thut er denn nun auf eine eben so ekelhafte, als empörende Weise, indem er die gefallene Angelica in ein Kloster bringt, und dort sich selbst vor dem Bilde des Heilandes in verliebter Wuth bis zum höchsten Wollusttaumel geißeln läßt, da er denn mit seiner beliebten Breite die widerlichen Wirkungen dieser Ruthenstreiche beschreibt; er hat noch vor sich, in einem Aufstande das Kloster niederreißen und die Heiligthümer desselben, die Hostien und den heiligen Wein, so wie die heiligen Leiber der Nonnen, vom Pöbel schänden und endlich die fromme Angelica aus eigener Wahl sich den nichtswürdigen Maccuf für ihre Gelüste aussuchen, und vor allem Volke „sich hoch aufschürzen" (was des Verfassers Lieblingssache zu seyn scheint, da er von diesem Thema gar nicht los kann) zu lassen, worauf sie den von diesem und von 20 Tagelöhnern öffentlich, im Beiseyn vieler tausend Zuschauer u. s. w. (ich mag nicht wiederholen, was der Verfasser deutlich geschrieben hat), bis nach tausend Greueln der edle König Alexis und sein ganzes Haus erliegt.

Von Motivirung irgend einer Handlung, irgend eines Charakterzuges, ist gar kein Rede, Alles ist durch den Zufall entstanden, grade so wie der Verfasser in diesem Augenblick es brauchte; es ist nicht ein Plan, der dem Ganzen zum Grunde liegt, es ist nur ein Conglomerat von allen möglichen Schändlichkeiten und Bestialitäten; nicht des Menschen edle Seite, nicht die Größe, die Erhabenheit seiner Natur, nicht die Gewalt seiner Leidenschaften erscheinen geschildert, sondern alle die schmutzigen thierischen Begierden, allein das viehische Wesen, was in dem Verworfensten verborgen ist, erscheint hier mit Vorliebe an's Licht gezogen. Gott bewahre jeden honetten Menschen vor dieser schändlichen Lectüre.

Goethe und sein Jahrhundert. (Aus der Minerva besonders abgedruckt.) Jena, Bran'sche Buchhandlung. 1835. 8. 113 S.

Eine Kniebrecht für den Enthusiasmus, der sich wieder neu für den bekannten Weimar'schen Minister gezeigt, der seine Zeit immer sehr geschickt begriffen, aber sich nicht vergriffen, der sie zu seinem, sich nicht zu ihrem Vortheil verwendet, mit ziemlicher Kunst und Gewandtheit das Gewöhnliche dargestellt, in seine Schriften viel Unsittlichkeit und Gemeinheit eingewebt, nur wenig wahrhaft Gutes und Billigenswerthes hinterlassen und in allen übrigen Verhältnissen auf einer sehr niedrigen Stufe der Humanität gestanden hat. Dieß der Inhalt. Man billige oder verwerfe oder schlage den eklektischen Weg ein.

Literarischer Beobachter.

[Statistik des Demagogenthums.] Als eine literarische Merkwürdigkeit liegt vor: „Tabellarisches Verzeichniß der deutschen politischen Flüchtlinge und anderer im Auslande befindlichen Verdächtigen. Erste Abtheilung. Verzeichniß der flüchtigen Angeschuldigten oder bereits Verurtheilten." Es befinden sich in der ersten Abtheilung 161. Von diesen 161 Unglücklichen ist das ganze Signalement mit einer bis an's Minimum grenzenden Gewissenhaftigkeit nach: „Namen und Heimathsort," „Stand des Flüchtigen," „Grund der Anschuldigung," „Zeitpunct der Entweichung," „muthmaßlichem jetzigen (i. J. 1835) Aufenthalt," besonderem „Signalement (nach Alter, Größe, Haare, Augenbrauen, Stirn, Auge, Nase u. s. w.)," „Gericht, bei welchem die Untersuchung anhängig, und an welches der Flüchtling im Fall seiner Verhaftung abzuliefern wäre," „Tag, an welchem der Steckbrief oder die öffentliche Vorladung erlassen worden," mitgetheilt. Alle theilen sich in 17 Theologen, 32 Mediciner, 44 Juristen, 27 Philosophen, Literaten, Schriftsteller, Journalisten und Maler, 36 Soldaten, Kaufleute, Buchhändler, Gutsbesitzer, Handwerker, und — difficile creditu! — 4 Weiber (die zwei Fresenius, Charlotte und Natalie, aus Frankfurt, Mutter und Tochter aus dem Kaufmannsstande, eine Köchin, Namens Goldenberg, Verbrechens: Mitwirkung zur Befreiung politischer Gefangenen, und die Ehefrau des bekannten Dr. Wirth, wegen wirksamer Theilnahme an dem Schicksale ihres Mannes). Eine zweite Abtheilung „gibt ein Verzeichniß der im Auslande befindlichen Verdächtigen und solcher Individuen, welche als offenbare Feinde der in Deutschland bestehenden Ordnung erscheinen." Es enthält dieses nur 26 Unglückliche, und unter ihnen 10 Literaten und Studenten, 9 Soldaten, Handlungsdiener, Handwerker, 6 Mediciner, 1 Theologen. In ihren Reihen glänzt vor Allen der Name L. Börne, Lohbauer, H. Heine. Von ihnen allen nahm die Schweiz 77, Amerika 26, Belgien, Holland und Frankreich 58 auf; die Uebrigen haben in andern Ländern das Asyl gefunden, wo sie Betrachtungen über das Thema: bene vixit, qui bene latuit anstellen können, während Andere sich glücklicher Stellungen freuen; Einige, unter ihnen auch Hrn. Hundt-Radowski (Hartwig), hat auch das Todtenreich bereits zu Bürgern aufgenommen, wo der Selbstvorwurf:

„An nescis, longas regibus esse manus?"

nicht mehr um ihre Ohren tönt. Das Criminalamt zu Leipzig wartet auf einen Carl Wilh. Weber aus Altenburg, Student und Bursche; das Justizamt zu Dresden auf die Ablieferung zweier Brüder, des Carl Christian und Carl Eduard Tittmann aus Dresden, zweier Antinous-Gestalten dem Signalement nach und wahre Krösus an Geist und Genie dem Rufe nach; das sächs. Kreisamt zu Leipzig auf Friedr. Emil Jahn aus Bern, einen Studios. med. (forensis!), wegen Theilnahme an den öffentlichen Unruhen in Leipzig im J. 1831. Alle andern deutschen Justizämter sind bei weitem vielfältiger in Anspruch genommen, vorzüglich stark die preußischen, baierischen und das Frankfurter. Unser an alle vater- und fremdländische Policeiämter vertheiltes Exemplar ist unterzeichnet: Gefertigt Frankfurt a. M., den 1. Juli 1835, von der Bundes-Centralbehörde. Zur Beglaubigung von v. Thinelli, k. k. österr. Actuar der Bundes-Centralbehörde. Ein zweites Verzeichniß, das wir ebenfalls der Güte eines politischen Liberalen verdanken, werden wir nächstens berücksichtigen.

[G. Nicolai's gerichtlicher Kampf.] G. Nicolai, der weiter nichts gethan hat, als das, was in der Mode ist, nämlich widersprochen und verneint, und zum Märtyrer kälterer Betrachtung geworden ist, hat jetzt sehr überflüssiger Weise gegen den unbeachteten Pseudo-Albini, wegen der Broschüre: „Schreiben eines deutschen Flohs ꝛc," einen Injurienproceß erhoben. Als Auditeur muß Hr. Nicolai aus triftigen Gründen überzeugt seyn, daß er ein sicheres Fundament zu solcher Klage habe. Dennoch soll man schwanken, ob in der erwähnten Brochüre Injurien vorhanden sind oder nicht.

Bei der Censur scheint man den Grundsatz aufgestellt zu haben: nur bei Aeußerungen über Dinge im Allgemeinen strenge zu verfahren, dagegen aber die gröbsten Ausfälle gegen Individuen zu gestatten, wie dieses die glücklicherweise schon bei ihrem Erscheinen zu Maculatur verurtheilten Tagesblätter beweisen, und nur dann findet zuweilen eine Ausnahme statt (selbst wo nicht einmal eine Beleidigung vorhanden ist), wenn der mit Grund Getadelte vielleicht mit dem Censor befreundet ist. Ein Censor soll aber so unparteiisch, wie ein Richter seyn, und es wäre nicht übel, wenn Jemand ein Buch schriebe: Fürchtegott (Leberecht, Innocentius, Justus), oder der Censor, wie er seyn soll *).

[Bücherverbot.] In Baiern wurde verboten: Gorman's „der Verbannte aus dem Königslande," der in einigen Wochen bei Schmidt in Glarus erscheinen soll. — In Sachsen kam zum Verbot: Bartels' „Lorenzo Albano, genannt der Papst der Hölle, romantisches Räubergemälde aus dem 16. Jahrhundert nach historischen Quellen bearbeitet" (Weimar, 1835). Der Grund des Verbots liegt wahrscheinlich schon in dem antikatholischen Titel. Protestanten und Katholiken haben gleiche Bürgerrechte in Sachsen, und so haben die Letzteren auf Sicherung ihres Glaubens und Rituals eben so viele Ansprüche, als die Ersteren, die freilich schon a priori, vom größten Theile Deutschlands wenigstens, weniger Invectiven zu fürchten haben möchten. — In Baiern hat es wieder auf der unrechten Seite Gutzkow's gedonnert, denn verpönt ist: „Sendschreiben an C. Gutzkow" (Mannheim, 1836); ferner traf dasselbe Schicksal die Schrift: „Was haben wir von dem künftigen Landtage in München zu erwarten," und nachträglich noch „Mundt's Zodiakus" (October 1835).

[Der Mensch.] Unter diesem Titel gibt die thätige Balz'sche Buchhandl. in Stuttgart für gebildete Leser eine Anthropologie von Dr. C. Fr. Burdach, Professor zu Königsberg ꝛc., heraus, und alle Anzeichen stehen dem Unternehmen günstig.

[Zeitungs-Statistik.] In Ostindien erscheinen gegenwärtig 27; in Westindien 20 und in Australien 17 Zeitungen; in Griechenland 5 und auf Kandien erscheinen „Kritische Blätter" in türkischer und griechischer Sprache. China besitzt noch immer nur sein „Canton-Register."

☞ Eine Prachtausgabe in zwei Bänden von Goethe's Werken, erscheinend bei Cotta in Stuttgart und durch einen halben Bogen als Probe bekannt, nimmt den Maßstab der Pracht durchaus nur nach deutscher, nicht nach ausländischer, viel höher getriebener Luxus-Arithmetik und Mathematik. Franzosen und Engländer können uns mit solchen Prachtausgaben nur — auslachen.

---

*) Das wäre ein gefährliches Buch und fände kaum einen approbirenden Censor. Anm. d. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 122. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 21. Mai. 1836.

Allgemeine dramaturgische Bemerkungen, geknüpft an das Gastspiel der Madame Lange zu Mainz.

(Fortsetzung.)

Wohl wird noch Vieles und Mancherlei über das Theater, außer jenem morasterzeugenden Schlamme geschrieben; doch ist hievon das Heil zu erwarten? Es sind dies die Tagsschriftsteller, die, Gott sey Dank, die Zeit sammt ihrem Geschreibsel verwischt, welche, um das liebe tägliche Brot schreibend, sich eine gewisse Federgewandtheit angeeignet haben, wodurch sie eine Meinung geltend zu machen suchen, wo sie kein Urtheil besitzen, oder Schauspielern von Renommee dazu dienen, ihre eitlen Ansichten über sich selbst geltend zu machen. So fand Seydelmann, so die Lindner einen allezeit Schreibefertigen, ja Immermann trieb es noch weiter, als er Grabbe als schreiende Lobposaune vor sein Theater stellte.

Anderseits sind die Schönheitsklügler, die poetischen Phantasten, das Verderblichste für unser Theater. Sie bauen sich in ihrer Idee ein Theater, und beleben es mit den Gebilden ihrer Phantasie, vergessen dabei aber eine geringe Kleinigkeit: die Wirklichkeit und das Mögliche.

Mit äußerlich glänzenden, innerlich hohlen Tiraden umnebeln sie den letzten Rest klarer Anschauung, und finden ihren höchsten Ruhm darin, nennt die betäubte Masse ihren nichtsnutzenden Unsinn geniale Ansichten. Will der Arzt über den menschlichen Körper schreiben, so muß er ihn vorher kennen lernen. Diesen Mißgeburten der verkrüppelten Zeit fällt es aber im Traume nicht ein, die Bühne und die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten kennen zu lernen, sie würden ja ihre schönen Ideen verlieren. Das ist auch zu prosaisch; sie haben es lediglich mit der Poesie zu thun; das läuft ewig in der Luft, und soll es einmal auf festen Boden treten, so vertritt es sich die Beine, und liegt, ein jämmerlicher Anblick, auf dem Boden.

So ist das Publicum, dem Gedruckten ewig Glauben schenkend, nach und nach seines Urtheils beraubt und der Schauspieler von dem Standpunct des Künstlers herunter gezerrt worden. Das Schauspiel ist das Aschenbrödel, das ihren unnatürlichen, beifallsüchtigen Schwestern putzen und dienen muß, bis ein weiser Alidor sie auf ihren Platz zurückführt.

Gewaltiger brauste die Zeit daher, und rief mit mächtigem Flügelschlag träumende Keime in's wahre Leben. Es waren die Kinder der Zeit, die dem Lied der Mutter horchten, und es gleich einem Orakel nachsangen, und selbst der Mutter Stimme übertönten. Es war eine Kraft geweckt, an die wir zehn Jahre früher nicht mehr zu glauben wagten. Wohl strömte sie mit der gewaltigen Fluth eines Niagara daher, Alles überwogend, doch die Zeit rief ihr allmächtiges Halt, und immer mehr und mehr tritt der Strom in sein natürliches Bett zurück.

Die jungen überraschenden Talente stürmten mit angeborner Titanenkraft der Zeit voraus, einem Ziele zu, das außer den Grenzen der Wirklichkeit lag; sie hatten dabei nur ihre Kräfte, doch nicht die des Anfangs mitfortgerissenen Haufens im Auge. Was vorherzusehen war, geschah, sie standen bald allein, Allem preis gegeben. Ein unendlicher Schmerz pochte an, und rief das unterdrückte Nachdenken wach. Daß man erst einen Grund haben müsse, auf den man bauen kann, ehe man baut, sahen sie ein, und Volksbildung ist der Grund, den sie zu legen beschlossen.

Auf das mit Verachtung — und leider! müssen wir gestehen, nicht mit Unrecht — übergegangene Theater richteten sie jetzt ihre Blicke, und das ist es, wovon ich das Beste für das gesunkene Institut hoffe.

Ich habe in Obigem versucht, eine gedrängte Uebersicht zu geben, von wo aus man den Standpunct des Theaters, und wodurch er dahin verrückt worden ist, so wie die Hoffnung für dasselbe erkennen kann, und gehe jetzt zu dem, wahrhaftig! nicht Erfreulichen: das hiesige Theater und sein Publicum zu charakterisiren.

Die Kräfte der hiesigen Bühne, abgesehen von einzelnen wackern Individuen, bieten, im Ganzen betrachtet, kein Hoffnung erweckendes Resultat. Diese Schwäche ist nun einmal da, und leider für den Augenblick nicht zu heben. Es fragt sich nur: wird mit den vorhandenen Kräften geleistet, was möglich ist? —

Gewiß nicht! — Hr. Remie ist, mit dem besten Willen, nicht der bevorzugte Geist, das Einzelne zu einem schönen Ganzen zu verbinden. Man verstehe mich hier nicht falsch! — Mir ist nichts widerwärtiger, als das Theater zu einem Exercierplatze zu verunstalten, wo der Schauspieler gleich einer Marionette auf das Commando rechts und links machen muß, den Künstler wie den Menschen entwürdigend. Ich will nicht, daß der Geist der Form aufgeopfert werden soll, der Darsteller darf nicht seiner Selbstständigkeit beraubt werden. Der Director aber muß ein hervorglänzendes Urtheil haben, das er in der Mitte aufstellt, und um das sich die Leistungen der Einzelnen ranken, ein schönes Ganze bildend.

In diesem Puncte beruht des hiesigen Theaters größte Schwäche. Dazu gesellt sich das den Darsteller oft irre leitende Urtheil des aus verschiedenen und sich widerstrebenden Elementen zusammengefügten Publicums. Das Gefühl des Einzelnen empfindet hier seine fremde Stellung und schämt sich, sich innig und wahr zu zeigen. Wäre dies nicht der Fall, so dürften es sich die Unberufensten unter den Unberufenen gewiß nicht erlauben, den Ton anzugeben, jene Knaben, die das Vorlaute bis zur Unsittlichkeit treiben, fortwährend ihren Speichel nach dem Darsteller werfen, und sich dann wohlgefällig in ihrem eigenen Unrathe bespiegeln.

Unstreitig eine überraschende Erscheinung auf hiesiger Bühne war Mad. Lange, die den Cyklus ihrer Gastdarstellungen mit Schiller's Jungfrau von Orleans begann.

Ich kann an diesem Herrlichen nicht vorüber schreiten, ohne auf seinen Herzschlag zu horchen! — Was auch die Kritik dem Dramatiker vorzuwerfen hat, der Dichter söhnt sie aus; des Dramatikers Schwäche ist des Dichters Schönheit. Ich will es nicht vertheidigen, daß ein Uebermaß von Sentenzen oft die Wahrheit erdrückt; doch den Vorwurf, hinsichtlich seiner jüngeren weiblichen Charaktere, kann ich nicht rechtfertigen. Schiller's Gefühl und Phantasie bleiben ewig jung, wie die erste Liebe die Geliebte, malte er jene Gestalten: himmlisch rein, fast körperlos.

Ich liebe die Nacht mit ihren Sehnsucht erweckenden Träumen, mit ihrer erhabenen Ruhe, ihrer herzergreifenden Poesie. Ich liebe ihren heil'gen Schmerz, ihre süße Lust; wie eine Blume geht das Herz in ihr auf: Liebe duftend, Liebe trinkend. Ich liebe ihr magisches Dunkel voll Sternenglanz, wie ich Schiller in seinen Werken liebe; verlieren in ihr auch die Gestalten die scharfen Conturen, aus allen schlägt ein Herz, sein Herz; und dieser Herzensschlag, ob Lust, ob Schmerz ihn stärker tönen läßt, nur Menschenliebe ist sein ewiges Lied; drum, wenn ich es erschallen höre, so entfällt mir die Feder der Kritik, die Thräne der Jugend, die des heiligsten Gefühls, dringt hervor: ist es doch, als ob des Dichters schwärmerisches Auge mich anschaute und über die bleichen Lippen es zu mir herüber tönte: Habe Achtung vor deinen Jugendträumen!

Nichts ist widerwärtiger, als das vom Wahnsinn erzeugte Maßstabanlegen und Vergleichen zwischen ihm und Goethe. Wie auch ein Ziel ihnen vorleuchtete, ihr Weg dahin war ein ganz entgegengesetzter.

So groß Schiller's Verdienste in Hinsicht auf das deutsche Theater sind, so ist doch nicht wegzuleugnen: er hat viel Verderbliches hervorgerufen; doch ihm nicht kann die Schuld beigemessen werden, nur den Schauspielern. Es ist dies namentlich die Schönrederei, wodurch er manches Subject auf dem Theater hält, das in seinem Leben dort nicht gehen und stehen lernt. — Liest man die Jungfrau von Orleans aufmerksam durch, so findet man, daß der Dichter sich immer mehr und mehr in den Stoff verliebte, je länger er mit ihm beschäftigt war, daß er selbst zuweilen die Gewalt über ihn verlor und wie ein Verliebter sich seinen Launen unterordnete. Sollen nun diese Momente nicht das Entgegengesetzte wirken, so muß der Darsteller sie mit eben der glühenden Empfindung wieder geben, in der sie der Dichter niedergeschrieben hat. — Armer Schiller! — Daß Mad. Lange in ihrer ersten Darstellung bei dem hiesigen Publicum nicht allgemein, wie sie es verdiente, ansprach, lag wohl darin, daß das entwöhnte Ohr und Gefühl vom tragischen Tone als von etwas lang Begrabenem getroffen wurde. Nachzudenken und Nachzuempfinden sind zwei Eigenschaften, die schon lange aus dem Theater verbannt worden sind. So suchte man, um das unbehagliche Gefühl zu rechtfertigen, und das innere Wesen der Darstellerin nicht fassend, einen Tadel mit dem Auge, und ging mit dem Gedanken, den Stein der Weisen gefunden zu haben, und mit sich selbst zufrieden nach Hause.

(Schluß folgt.)

Theaterbericht.

Berlin, im April 1836.

Der wetterwendische April, der sich in diesem Jahre sehr human bewies, weil er es wahrscheinlich überdrüssig ist, länger als der unbeständige zu gelten, lockte uns öfter in das Freie, als in die dumpfe, beengende Theaterluft, denn das frische Grün der Bäume und Wiesen, der würzige Hauch der in voller Blüthe prangenden Obstbäume, der heitere Gesang der Waldbewohner, die milde reine Luft, welche jetzt noch nicht, wie hier bei später zunehmender Hitze, mit Staub geschwängert ist, kann bei Jedem, dessen Gefühl noch nicht ganz für die Freuden der Natur abgestorben ist, wohl die Aufmerksamkeit von den dramatischen Genüssen in etwas ablenken, insbesondere, wenn in ihrem Gebiete nichts ungewöhnlich Interessantes die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die beachtungswerthesten Erscheinungen bei der königl. Bühne waren: Kaiser Friedrich I., vierter Theil oder Friedrich's Abschied, von Raupach, und Demetrius, nach Schiller's hinterlassenen Entwurf fortgesetzt und für die Bühne bearbeitet vom Freiherrn Franz von Maltitz. Mit dem erstern Stück beschließt Raupach auf eine würdige Weise das theaterreiche Leben Friedrichs Barbarossa und nicht ohne Wehmuth sehen wir den Helden dem Ziele seiner Pilgerbahn entgegen gehen, dem wir in der Geschichte sowohl als auch auf der Bühne in den vier Raupach'schen Dramen theilnehmend folgten. Raupach hat sich hierdurch, so wie überhaupt durch die Bearbeitung des Hohenstauffen'schen Cyklus unstreitig ein großes Verdienst um die deutsche Bühne erworben, und wenn gleich die Aufführung dieser Stücke nur auf den wenigsten Bühnen stattfinden kann, so wird man doch, wenn diese Werke im Druck

erscheinen werden, mit Vergnügen die darin ausgesprochenen Meinungen über Aristokratie und Demokratie, religiöse Verfolgung und Duldung, in das Gewand der Poesie und eine kräftige, blühende Sprache gekleidet, vernehmen und ihnen einen dauernden Werth nicht versagen können. — Die Darstellung dieses Stücks war lobenswerth; auch die äußere Ausstattung — wie bei den meisten Stücken dieses Dichters — einer Hofbühne würdig.

Schiller's unvollendet gebliebenes Trauerspiel Demetrius hat der Freiherr F. v. Maltitz — welcher jedoch mit dem Hrn. Verfasser des Hans Kohlhas, alten Studenten ꝛc. ꝛc. G. A. von Maltitz nicht zu verwechseln ist — bereits vor längerer Zeit vollendet und man findet es in den Supplementbänden zu Schiller's Werken vollständig abgedruckt. Da aber dasselbe, nach Schiller's Plane, sechs Acte umfaßt und es hiernach sich weit über die Dauer eines Theaterabends ausdehnt, so hat der Verfasser eine Bearbeitung desselben in fünf Acten für die Bühne unternommen, welche auch demnächst, jedoch nur als Manuscript, in Druck erschienen. Daß hiernach Manches weggelassen werden mußte, welches dem Zusammenhange des Stücks nicht vortheilhaft ist, war nicht zu vermeiden, und obgleich man eingestehen muß, daß es eine schwierige Aufgabe war, dieses Stück zu vollenden, so hat der Verfasser solche doch ziemlich mit Glück gelöst. Wenn nun bei der Darstellung das Stück nicht so ansprechend gefunden wurde, als man erwartet hatte, so lag dies wohl theilweise in den nothgedrungenen Abkürzungen und den vielen Mordscenen, denn in jedem Act, den ersten ausgenommen, wird vergiftet oder erstochen. Mad. Crelinger als Marfa erndete Beifall, dagegen ließen die Herren Grua in der Titelrolle und Lemm als Boris Godunov kalt, obgleich sie ihre Rollen mit Eifer durchführten. Außer der Marina und Xrinia, welche von Mad. Werner und Fräul. Charlotte v. Hagn dargestellt wurden, sind die übrigen Rollen unbedeutend und es könnte höchstens noch die Partie des Andrei Aufmerksamkeit erregen. Da Herr Grua bereits eine Urlaubsreise angetreten hat, so dürfte das Stück wohl diesen Sommer über, ja vielleicht für immer ruhen, obgleich es bei einer andern Besetzung der Titelrolle mehr Theilnahme erwecken dürfte, denn so ausgezeichnet Hr. Grua auch in den meisten Partieen ist, so scheint doch die des Demetrius nicht ganz für ihn geeignet. —

Genreskizzen aus Navarra. *)

I. Der Carneval.

Der Cherrero eröffnete den Zug mit seinem Besen von Roßhaaren, seinem Gürtel mit Glöckchen besetzt, seinen Strümpfen, von denen einer weiß, der andere roth ist, mit seinen gefiederten Kopfputz und seiner tausendfarbigen Jacke; der Schäfer, mit einem großen Beile bewaffnet, geleitet seine Lämmer, hinter denen der Bär einhertrabt. Darauf folgen in lustigen Sprüngen die Kukulleros, in Seide gehüllt, umflattert von Bändern, den leichten Flügelstab in der Hand schwingend, und geleitet vom Zamalzain, dem unvergleichlichen Tänzer, der sein wildes Pferd mit soviel Leichtigkeit, Grazie und Gewandtheit zu tummeln versteht. Der Jaon, den Degen an der Seite, reicht seiner Dame den Arm; der Laboraria (Bauer) schreitet auf gleicher Linie, begleitet von seinem Etschekandera, seinen Stachel hält er in der einen Hand, in der anderen eine flatternde Fahne. Nach ihnen wirbeln Männer und Frauen im bunten Gemisch, lärmende Zigeuner mit ihren Futtersäcken, und ihre schwarzgestreiften Holzsäbel in den Lüften schwenkend. Endlich erscheinen in tanzenden Gruppen, die verschiedenen Handwerksgilden, die bunten Kesselflicker, deren Anzug, Miene und Sprache so drollig ist; dann der Bischof, auf einem Esel reitend; zwei alte Bettler beschließen den Zug. Ist die Maskerade auf dem Marktplatz angelangt, so wird mit den Bewohnern des Dorfes eine heitere Farandole getanzt. Die Zuschauer bilden dann einen großen Kreis, und die Tanzenden lassen ihre verschiedensten Tänze bewundern. Ein allgemeines Ballet beschließt unter Trommelschlag das Fest. Das Hochgelag dauert bis spät in die Nacht.

II. Das Volkstheater.

Die Jünglinge im Thale von Soule dichten ihre Pastorales selbst, und stellen sie auch dar. Außer wenigen der Bibel entnommenen Episoden, liefern die Erinnerungen an die Kreuzzüge und den Krieg mit den Mauren den Stoff zu diesen sonderbaren Theaterstücken. Die Entwickelung ist einfach und veranschaulicht blos nach geschichtlicher Ordnung das Leben irgend eines großen Mannes oder die Begebnisse eines Krieges. Der kriegerische Geist der Basken spiegelt sich gern in dem Vergnügen, welches ihnen das Bild der Schlachten gewährt. Die Titel von einigen dieser unförmlichen Dramen sind: Aetor, Carl der Große, Roland, Soliman, Almansor, Gottfried von Bouillon. Der letzte Held, den die Hirten von Soule in Scene setzten, ist Napoleon; bald wird Zumala-Carreguy folgen. — Das Theater erhebt sich auf freiem Felde. Das Stück beginnt jedes Mal mit einem langen Prolog oder Recitativ, dessen musikalischer Tact die griechische Gesangsprache nachahmt. Vierzeilige Strophen mit regelmäßig auf einander folgenden Reimen machen das Gespräch monoton. Der wilde Eifer der Schauspieler, ihre prasselnde Declamation, ihre wüthenden Geberden und ihre verstellten Kämpfe bilden ein höchst sonderbares, unzusammenhängendes und öfter sehr eigenthümliches Schauspiel, wobei der Volksgeist in seiner naiven Kraft hervortritt, und bizarre Contraste bildet, welche überall die Kindheit der Kunst begleiten.

Dieses Souleditner Theater besteht schon seit zehn Jahrhunderten; es hat seit seinem Anbeginn keine Veränderungen erlitten, keine Fortschritte gemacht; sein ritterlicher Ton zeichnet manchmal mit Glück den Aufschwung der Leidenschaften und die Würde der Geschichte. Es entwickelt in diesen Landleuten einen künstlerischen Beruf, aus dem man mit leichter Mühe einen ungemeinen Vortheil ziehen könnte. Alle Waffenstücke dieses Landes, die Halsbänder von Perlen, die goldenen Ketten, die wo-

*) Aus Voyage en Navarre pendant l'insurrection des Basques 1830—1835, par Augustin Chaho. Paris. 1836. 8.

genden Helmbüsche und reichsten Costüme werden für diese Gattung von Schauspielen in Anspruch genommen, und geben ihm einen zwar ziemlich geschmacklosen, aber sehr pomphaften Luxus. Und, was das Sonderbarste dabei ist, die jungen Mädchen verkleiden sich als Männer, um in diesen Pastorales mitzuspielen, als in Gegenwart von mehr als zehntausend Zuschauern. Sie vollenden mit dem komischsten Ernst diese weibliche Parodie, und verleugnen entschieden die Bescheidenheit und Furchtsamkeit ihres Geschlechtes, um jene schrecklichen Arien zu singen, in denen ihnen ihre jungen Liebhaber den ersten Unterricht ertheilen.

Der Tanz ist das Lieblingsvergnügen der Biskayer. Der Narrika-tantza (Tanz der Straßen) vereinigt alle Einwohner einer Stadt, junge und alte. Das Gesetz schreibt allen Ammen vor, dabei zu figuriren, in ihren Armen tragen sie die Kinder, die noch an ihrer Brust trinken. Denn der freudige Lärm der Vaterlandsfeste kann nicht früh genug dem Ohr des kleinen Basken eingeprägt werden. Bei den Romerias, welche außerhalb der Städte auf den Wiesen gehalten werden, kommen Mädchen und Knaben zuerst auf die Festbühne und tanzen mit verschlungenen Händen; dann schreiten die verheiratheten Personen vor; die Figuren, die sie ausführen, haben etwas Kriegerisches und Dramatisches. Fässerchen, in denen früher Wallfischthran aufbewahrt wurde, werden beim Eintritt der Nacht angezündet, und verbreiten Lichtwogen über diese originelle Scene. Jeder Tanz endet sich mit scharfen Trompetenstößen, und die Tanzenden zerstreuen sich mit Geschrei.

Theater-Gucker.

Paris. „Une famille au temps de Luther," Trauerspiel von Delavigne in einem Act, hat bei seiner ersten Aufführung im Théâtre français einen sehr glücklichen Erfolg gehabt. Im Ambigu-comique wurde das fünfactige Melodram: „Heloise et Abeillard," von Francis und Aniset vortrefflich dargestellt und die Einnahme von 37,000 Frcs. bei den ersten achtzehn Darstellungen läßt auf den Beifall, welchen es gefunden hat, schließen. Im Variétés-Theater gefiel Dumanoir's und Eduard's zweiactiges Vaudeville: „Arangée en nourrice" außerordentlich; ebenfalls im Palais royal: „L'enfant de faubourg," Vaudeville-Drama in drei Acten von Deslandes und Didier. In Porte St. Martin erfreute sich eines glänzenden Succeſſes: „La bataille de Toulouse," Drama in drei Acten von Mery. In den Folies Dramatiques erfand man das Vaudeville in fünf Abtheilungen von Paul de Kock und Valery, als eine köstliche mit Humor und Wahrheit erfüllte Erscheinung. Die opéra comique gab eine neue Oper von Auber mit Text von Scribe: „Les chaperons blancs," ohne zu des Componisten und Dichters Ruhm beizutragen. Zwei Neuigkeiten erwartet Paris in Aler. Dumas' „Don Juan de Marana" und in der Oper: „Notredame de Paris," Musik von Olle. Bertin und Text von V. Hugo.

Berlin. Olle. Nina Herbst, vom königl. Hoftheater in Dresden, gewann als Gast in zwei sehr verschiedenen Rollen: als Helena in „Peter von Szapar" und Baronin Holm in „Stille Wasser sind tief" auf dem königstädtischen Theater allgemeinen Beifall und ist engagirtes Mitglied dieser Bühne. „Das Eisenbahn-Comité von Krähwinkel," eine scherzhafte Scene, kam am 25. April auf demselben Theater zur Aufführung. Die Berliner Kritik äußert darüber: Der angebliche Scherz soll die Eisenbahnen persifliren; dies ist jedoch dem Verf. des unsinnigen Wischiwaschi so wenig gelungen, daß gewiß Jeder der Meinung bleibt, man werde in Zukunft auf der schlechtesten Eisenbahn besser fahren, als die Theaterdirection mit dieser Krähwinkliade gefahren ist. „Demetrius," Trauerspiel in fünf Acten nach Schiller's Entwurf fortgesetzt und für die Bühne bearbeitet vom Baron Franz von Maltitz, wurde am 26. April im königl. Opernhause gegeben. Man erkannte des Verfasser-Bearbeiters Verdienst dankbar an, doch blieb man ziemlich kalt bei der Aufführung; nur die Hauptscenen wurden applaudirt und Mad. Crelinger am Schlusse des ersten Acts hervorgerufen.

Ein dreiactiges Lustspiel von E. Devrient, „die Gunst des Augenblicks," hat nicht mißfallen. Der Verfasser spielt darin die Hauptrolle, wie dies bei den meisten Stücken, welche Schauspieler zu Verfassern haben, der Fall ist. Nun, warum sollte sich nicht, wer im Rohre sitzt, Pfeifen schneiden? — Olle. Löwe, vom kais. kön. Hof-Operntheater zu Wien, gastirte als Isabella in Meyerbeer's Robert der Teufel, Stella in Auber's ehernem Pferd und zweimal als Prinzessin in Johann von Paris mit Beifall. — In den ersten Tagen des Mai's kam Bauernfeld's „literarischer Salon" zur Aufführung. Bei der Königstädtischen Bühne wurde die Olle. Hoffmann neben Nina Herbst, beide vom Hoftheater zu Dresden, engagirt. Mad. Berger vom Theater zu Braunschweig gastirte als Leonie in Lebrün's Drama „Ein Fehltritt," Minna von Barnhelm, Lenore in dem Holtey'schen Stücke gleiches Namens und Gervaise, im Glöckner von Notre-Dame, gefiel jedoch nur theilweise.

Leipzig. Das beiläufig mitgetheilte Gerücht über eine Art von Wanderlust der Theaterdirection ist wahrscheinlich von einem müßigen und unnützen Kopfe erfunden worden. Wenigstens zeigt sich nichts dasselbe Bestätigendes, ja vielmehr nimmt es immer mehr den Schein an, daß unser Theater sich mehr und mehr concentriren und consolidiren will. Vortheilhafte Engagements, unter ihnen das mit Mad. Franchetti-Walzel sind geschlossen, andere sollen noch abgeschlossen werden und manche Veränderung im Werke seyn. So nahet der Michaelis-Termin, wo der Direction von Seiten des Stadtraths entweder der Pacht erneuert oder gekündigt wird. Wenn nicht alle Auspicien trügen, wird Hr. Ringelhardt, wenn er nicht selbst kündigt, Director bleiben, sollte es auch dabei wieder einige Debatten geben, wie wir sie bereits erlebten. Das Moment des Sicherseyns vor jeder Art von Fallissement und ein Streben, so weit es nach den Regeln der Oekonomie geschehen kann, die Forderungen der Kunst zu befriedigen, werden sicherlich ein ganz besonderes Gewicht in die Wagschale für Hrn. Ringelhardt legen und den Ausschlag geben.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 123. (VII. Jahrgang.) Montag, den 23. Mai. **1836.**

Hinaus auf's Land.

Hinaus auf's Land! Wer in dem Weltgewühle
Befriedigt nie sein Sehnen fand,
Und wer, Natur, in innigem Gefühle
Die Wonnen, die Du beutst, erkannt;
Hinaus auf's Land!

Hinaus auf's Land! Hier rufen Thal und Hügel,
Geschmückt, Natur, von Deiner Hand,
Des Westes leiser Hauch, regt er die Flügel,
Das Blümchen an der Quelle Rand:
Hinaus auf's Land!

Hinaus auf's Land! Hier wohnt allein der Frieden,
Wo ein Asyl er bei der Unschuld fand;
Hier winkt er den verkannten Lebensmüden,
Und führt ihn zu des Lethe Strand.
Hinaus auf's Land!

Hinaus auf's Land! Hier athmet frei der Busen,
Hier fühlt man nicht des Scheinglücks Unbestand,
Hier huldigt man der Freundschaft und den Musen,
Hält Gold und Ruhm für Flittertand.
Hinaus auf's Land! Carl Müchler.

Die vier Heinriche.

Eine Skizze
von August Gathy.

(Schluß.)

Nach geraumer Zeit trippelte es im Zimmer umher, es knisterte am Heerde, und ein matter Schein erleuchtete den Fußboden. Es war die Alte, die sich hervorgewagt hatte, und eben einen flackernden Span Kienholz, mit der Linken den Zugwind abwehrend, vorhielt, um zu erforschen, was aus den wilden Burschen geworden. Alle vier lagen verwundet hingestreckt. Sie beugte sich über sie herab, und betrachtete Jeden einzeln mit seltsam scharfen, forschenden Blick; es war nicht zu ermitteln, ob schadenfrohes Lächeln oder das zahnlose Alter ihre zusammengekniffenen Lippen so höhnisch verzerrte; eine unheimliche Gluth aber leuchtete aus den umrunzelten kleinen grauen Augen. Bald übrigens konnte sie gewahren, daß nicht die unbedeutenden Verletzungen, noch der Blutverlust die jungen Kämpfer so ermattet hatte, sondern lediglich die erschöpfende Arbeit des Tages und die Anstrengung des blinden Kampfes, der ziellosen Streiche. Auch geschah es, daß sie allesammt aufsprangen; nicht ohne ein gewisses Schamgefühl über den tollen Auftritt blickten sie einander an, und sprachen lachend: »Laßt uns keine Narren seyn, sondern in Frieden verspeisen, was der Himmel uns durch diese alte Nachteule bescheert. Fort mit allem Groll!

Als sie aber nach dem verhängnißvollen Mahle sich umsahen, da fanden sie Brot und Käse zerbröckelt, zertreten und mit Blut besudelt; das Bischen Wirthschaftsgeräth um sich herum zerschlagen, vernichtet. Sie sahen nach der Alten; die saß in ihrem Winkel am Kamine und heftete grinsend das stechende Falkenauge abwechselnd auf alle vier. Da wurde ihnen unheimlich, sie blickten einander an, verwirrt, fast ängstlich, wie festgewurzelt; sie konnten nicht vom Fleck, und mußten, wie von unbezwingbarer Gewalt getrieben, immer wieder die Alte ansehen, deren durchbohrenden Blick sie nicht zu ertragen vermochten.

»Weib!« rief der erste Heinrich mit bewegter Stimme, »was schaust Du uns so unheimlich an?«

»Ich lese Euer Schicksal auf Eurer Stirne,« entgegnete die Alte.

»Und wie lautet das?« rief der Zweite auffahrend.

Die Alte schwieg. Die jungen Leute rückten unwill-

kürlich zusammen; die Gesichtszüge des Ersten überzog eine auffallende Blässe.

»Heraus damit, alte Hexe!« rief der Dritte, auf seine Waffe schlagend, daß die Klinge in der Scheide klirrte, »glaubst Du, wir fürchten uns vor Deinen lügenhaften Prophezeiungen?« — Und dabei lachte er laut auf, und auch die drei Andern lachten, aber es kam nicht von Herzen, und das Lachen verstummte beim ersten Laut der Alten.

»So vernehmt denn,« begann diese im gellenden Tone; »so wie Ihr jetzt hier in dieser Hütte alle vier vereinigt seyd, so umschlingt Euch alle vier ein und dasselbe Geschick. So wie Ihr das Brot der gastlichen Armuth mit Füßen getreten und mit Blut besudelt habt, so auch werdet Ihr mit Füßen treten und mit Blut tränken die Macht, in die Ihr Euch hättet theilen können. Wie Ihr diese Hütte verwüstet, und die Armuth um ihre geringe Habe gebracht, so wird Frankreich durch Euch verwüstet werden und verarmen müssen. Und wie Ihr ferner« — hier erhob sich die Stimme der Sibylle zu einem schauerlichen Schrillen, — »und wie Ihr alle vier in der Finsterniß verwundet seyd, ohne den Arm zu sehen, der Euch schlug, so werdet Ihr durch Verrath, durch Meuchelmord sterben, den finstere Nacht gesponnen, und eines gewaltsamen Todes, alle vier!«

Bei diesen letzten Worten schwang die Wahrsagerin ihren Kienspan viermal schnell in der Luft herum, so daß sie in einem feurigen Kreise zu sitzen schien, und warf ihn dann auf die glimmende Asche des Kamins.

Es herrschte tiefe Nacht. —

Ein übermächtiges Grausen bewältigte die Jünglinge; lautlos tappten sie zurück, der Thür zu, um schnell in's Freie zu gelangen; sie fühlten sich beklommen, es mangelte ihnen an Luft. In dem Augenblick, wo die Thür aufsprang, konnten sie, alle vier, eines Rückblicks nach dem Kamine sich nicht erwehren. Spärlichen Schein verbreiteten in die nächste Umgebung die verglimmenden Kohlen; die Alte war nicht zu sehen, doch aus dem Winkel hervor funkelten zwei Augen, die abwechselnd bald den einen, bald den andern der Jünglinge anstarrten.....

Entsetzt taumelten sie hinaus, und schlugen die Thür dröhnend hinter sich zu.

* * *

Und in der That, die Prophezeihung traf ein. Im Verlauf der Jahre sind die vier Jünglinge genugsam bekannt geworden; berühmt und berüchtigt, haben sie in der französischen Geschichte sich einen bleibenden Platz erworben; zwei als Anhänger, zwei als Gegner der Ligue; zwei Katholiken, zwei Hugenotten.

Heinrich I. von Condé starb zu St. Jean d'Angely an Gift.

Heinrich I. von Guise, am 23. December 1588 auf Befehl Heinrich's III. zu Blois erdolcht, sank mit den Worten: »Gott, erbarme dich meiner!« zu Boden.

Heinrich von Valois, nachmals Heinrich III., ward am 1. August 1589 im Lager zu St. Cloud von dem Dominicaner Jacques Clement durch einen Messerstich tödtlich verwundet.

Heinrich von Bourbon, nachmals Heinrich IV., wurde am 14. Mai 1610 in der Gasse de la Ferronnerie zu Paris durch Ravaillac mit zwei Messerstichen in's Herz getödtet. Von ihm wird erzählt, daß er lange Zeit ein Vorgefühl seines bevorstehenden Todes hatte. War doch der erste Heinrich, nachdem auch die beiden andern kecken Bursche umgekommen waren, fast vor seinen Augen ermordet worden; was Wunder, wenn da die längstvergessene Weissagung auf beängstigende Weise in seinem Gedächtniß wieder erwachte!

Der Pseudo Rousseau.

»Ich weiß, meine schöne Sophie,« sprach der Chevalier d'Arlincourt zu der berühmten Schauspielerin Sophie Arnould, der auch zur Zahl ihrer Anbeter gehörte: »daß Sie mit Jean Jacques Rousseau in freundschaftlichem Verhältnisse stehen. Sie könnten mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir Gelegenheit verschafften, diesen Sonderling persönlich kennen zu lernen. Ich brenne vor Neugier, und wär' es nicht Hochverrath an ihrer Liebenswürdigkeit, so würd' ich sagen, fast eben so sehr, als mein Herz für Sie glüht. Alle Mühe, mit ihm zusammenzukommen, ist fruchtlos gewesen, ich entschloß mich sogar dazu, ihm einen Besuch in seinem Dachstübchen zu machen. Aber, statt vorgelassen zu werden, erhielt ich von einem widerlichen Weibe *), häßlich wie eine Mulattin, die schnöde Antwort: für mich sey er nicht zu sprechen.«

»»Sie wissen, daß ich Ihnen gern Alles zu Gefallen thue, lieber Chevalier,«« versetzte Sophie achselzuckend, »»aber das ist eine Unmöglichkeit. Er ist der halsstarrigste Trotzkopf auf Gottes weitem Erdboden, mit diesem Wunsch verschonen Sie mich.««

»Sophie! das sind leere Ausflüchte!«

»»Leere Ausflüchte! wie ungerecht!««

»Speist er nicht oft bei Ihnen tête à tête?«

»»Das wohl.««

»Nun so könnt' ich doch wohl einmal die dritte Person machen?«

»»Wo denken Sie hin? Chevalier! Fänd' er bei einem solchen Diner und Souper einen Dritten bei mir, so würde er augenblicklich wieder zur Thür hinaus gehen, und ich bin sicher, er beträte meine Schwelle nie wieder in seinem ganzen Leben. Sie denken viel zu billig, als daß Sie mich, um eine bloße Neugier zu befriedigen, auf immer eines Vergnügens berauben sollten, worauf ich stolz bin.««

»Wer so schön, so liebenswürdig, so talentvoll und so geistreich ist, als Sie, Sophie, der hat ganz andere

---

*) Therese Lavasseur, seine Haushälterin, die er demnächst zu seinem Unglück heirathete.

und triftige Ursachen, stolz zu seyn, als auf die Besuche eines bizarren Cynikers. Mir ist es ein Räthsel, wie Sie ein tête à tête mit ihm amüsiren kann?«

»»Mir nicht! — Ich gestehe, es ist für mich ein Fest. Ich höre von ihm in zehn Minuten mehr Geistreiches und Tiefempfundenes, als ich von Andern in Jahr und Tag höre.««

»Gott behüte! Sie werden am Ende wohl gar noch eine Philosophin!«

»»Seyn Sie außer Sorge, Chevalier! Wir Beide sind davor sicher. Aber lassen Sie uns davon abbrechen. Ich muß Ihnen doch ein Paar wunderschöne Bracelets zeigen, die ich heute als Cadeau erhalten habe. Sie rathen gewiß nicht, von wem?««

Sophie zeigte dem Chevalier ein Paar reich mit Edelsteinen besetzte Armbänder, neckte ihn lange damit, den Geber zu rathen, und nannte dann aus Muthwillen den Großalmosenier des Königs, der notorisch oft über sie sein Anathema gesprochen hatte.

Bei jedem Besuch kam aber der Chevalier auf seine Bitte zurück, je weniger sie sich zu ihrer Erfüllung geneigt zeigte, um desto ungestümer drang er darauf.

»Um der ewigen Quälereien los zu werden,« sprach sie endlich zu ihm, »muß ich mich zu etwas entschließen, was mir hundert Mal schwerer fällt, als eine Rolle, die mir zuwider ist, in einem schlechten Stück zu spielen, das dem guten Geschmack zum Hohn, durch Connexionen auf das Repertoir gekommen ist. Ich bring' Ihnen ein großes Opfer, das ich hernach gewiß bitter bereuen werde. Ich fürchte, ich fürchte,« setzte sie hinzu und hob den weißen runden Arm in die Höhe, »Sie werden es mit Undank lohnen.«

Der Chevalier vermaß sich hoch und theuer, daß er eines solchen Frevels nicht fähig sey.

»Schwüre können mir nichts helfen! Wenn Sie sich aber erweislich undankbar zeigen, so ist es nicht mehr als billig, daß Sie dafür eine Strafe erlegen. Bestimmen Sie solche selbst.«

»»Meine schöne Sophie! Sie mögen Sie bestimmen. Sie kann so hoch seyn, wie Sie wollen. Ich bin gewiß, daß ich sie nie erlegen muß.««

»Nun gut, Chevalier! So sey's ein Halskreuz mit Brillanten, wie es jetzt Mode ist.«

»»Es gilt!«« rief der Chevalier, »»aber ich besorge, wenn Sie's nicht auf eine andere Art bekommen, so wird der schönste Busen diesen Schmuck entbehren müssen.««

»Wenn Rousseau einmal wieder bei mir speist, lass' ich es Ihnen sagen.«

(Fortsetzung folgt.)

Historische Preisfrage.

(Zur Beachtung für Akademieen der Wissenschaften ꝛc.)

Gobelinus Persona erzählt in seinem Kosmodromion Act. VI, Cap. 59, und auch der Annalist Saxo ad ann. 1130, daß bis um's Jahr 1130 die vornehmen Deutschen ein langes Haar getragen hätten; es sey aber denen, die damals mit dem König Lothar im Lager gewesen, vom Blitze versengt worden, worauf es durchgehends zur Mode geworden, das Haar kurz zu tragen.

Es fragt sich, ist dies von einem wirklichen Blitz oder von einem Haarkräusler, mit Namen Blitz, geschehen?

Bemerkungen.

(Nach dem Französischen *).

Wenn die beherrscht werdende Menge aus Ochsen bestünde, die kleine Zahl der Herrscher aber aus Ochsenhirten, so würden die Letztern sehr wohl thun, die Menge in Unwissenheit zu erhalten.

Dies ist aber nicht der Fall. Mehrere Völker, die lange Zeit nichts als Hörner gehabt, gegraset und gebrüllt haben, fangen an zu denken.

Wenn dieser Zeitpunct des Denkens eingetreten ist, ist es unmöglich, den Geistern die dadurch erlangte Stärke zu rauben; man muß diejenigen, welche selbst denken, als denkende Wesen behandeln, wie man unvernünftige Thiere als solche behandelt.

Der König Wilhelm, die Königin Anna, die Könige Georg I. und II. haben keine Menschen vom Kropfe geheilt. Ein König, der sich ehemals geweigert hätte, von diesem heiligen Privilegium Gebrauch zu machen, würde das Volk aufgereizt haben, jetzt würde ein König, der diese Cur vornehmen wollte, von der ganzen Nation ausgelacht werden.

Die kleinliche Eitelkeit, sich durch Verunglimpfungen des Zeitgeistes geltend zu machen, und die Menschen wieder vom Brot zu den Eicheln zurückzuführen, indem man immer und sehr zur Unzeit abgedroschene Gemeinplätze wiederholt, wird jetzt kein Glück mehr machen.

Es ist lächerlich, sich einzubilden, daß eine aufgeklärte Nation nicht glücklicher seyn sollte, als eine in Unwissenheit versunkene.

Es ist abscheulich, die Duldung verdächtig zu machen. Das Gegentheil hat große Reiche entvölkert und verwüstet, und gerade die Duldung andere bevölkert und blühender gemacht.

---

*) Die Urschrift befindet sich in einem wenig bekannten und auch jetzt wenig interessanten Buche: Recueil des faceties parisiennes, pour les six premiers mois de l'an 1760.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, Mitte Mai 1836.

Der Marktplatz mit seiner großen historischen Erinnerung und seinen kleinen Pfahllaternen. Der gestorbene Herold der Leipziger Messe und ihr gegenwärtiger Berichterstatter. Die Ostermesse 1836 eine wahre Jubilate-Messe. Die Einweihung der Buchhändler-Börse. Die Weinkneipe daneben, stark frequentirt. Allgemeine Fidelität. Schriftsteller-Revue im Rosenthal bei Kintschy und im Café français von Felsche. Glasbrenner, Boas, Stolle, Bürck, Ortlepp, Heller, der Unbekannte oder Straniera, Julian Selt, v. Hardenfels, G. Grahl, Kühne, Oettinger, Winkler, Großhoffinger und Nork, Andree, Laube, Gernlein, Burmeister-Lyser. Wilde Thiere, Affen und Hunde. Gröninger Mädchen. Besuch bei Herrn Kaufmann Schletter. Sonnenfinsterniß. Scheiden thut weh!

Die Messe ist zu Ende, die Fluth der Menschen zurück- und die gewohnte Ebbe wieder eingetreten. Der Marktplatz mit seiner glorreichen Erinnerung, daß einst Napoleon ihn zum Musterungsplatz seiner Armee erhob, hat wieder ein freundliches, offenes Gesicht angenommen, sein holperiges und hügelreiches Pflaster erholt sich von der Last der unscheinbaren Buden, die ihn bedrückten und nur seine winzigen Eisenpfahl-Laternen ärgern sich, jetzt nun wieder weitere Räume bescheinen zu müssen. Bemerke wohl, lieber Leser: bescheinen zu müssen, denn von beleuchten kann keine Rede seyn. Wie es so dasteht, dieses grünliche schwache Laternenpaar mit seinen modernen Formen und Schnörkeln, gemahnt es mich immer wie zwei neue Universitäten, in denen das Licht wohl gehegt und gepflegt, aber doch so steil und hoch gehalten und so sparsam vertheilt wird, daß nur Wenige zu ihm hinaufkommen können — einzig aus der weisen Vorsicht, es könne das Licht, zu Vielen zugänglich und mitgetheilt, zum blendenden Feuer, zur verheerenden Feuersbrunst werden. Zeigten nicht die riesigen Armlaternen am Rathhause mit ihrer lichten Freigebigkeit das Gegentheil, hingen nicht in allen Straßen, auf Alleen und an öffentlichen Plätzen hinreichende Beleuchtungsmaschinen, man könnte glauben, es fiele mir ein, Leipzigs Liebe zur Aufklärung in Zweifel zu ziehen oder die neuen Reformen der Universität von der Ferne mit einigen Brennstrahlen zu belästigen. Eines wie das Andere bleibe mir fern, denn erstens bin ich kein Archimedes und zweitens habe ich auch kein Syrakus zu vertheidigen.

Um aber von den fatalen Laternen wieder auf die Messe zu kommen, so muß ich sie von ihrem mercantilisch-politischen Standpuncte aus bemitleiden, denn sie hat einen Herold ihres Ruhmes in der Allgemeinen Zeitung verloren, den ihr vielleicht ein volles Jahrhundert nicht wieder erstattet, den Niemand an Kenntniß aller Leipziger Handels- und Geschäftszweige übertreffen, gegen den Niemand an Rede- und Wortreichthum, so wie an practischer Reflexionskraft aufkommen wird — mit einem Wort: sie hat den Hofrath Böttiger in Dresden verloren und ist nun in die Nothwendigkeit versetzt, sich Menschen meines Gleichen Preis zu geben, die nur berichten können, was sie selbst sehen, nur besprechen wollen, wozu sie Neigung verspüren, und nur da den Betrachtungs- und Lehrton annehmen, wo ihre Kenntniß auszureichen scheint. Als guten Patrioten rührt mich dieses Schicksal der Leipziger Messe zu Thränen, und deßhalb bin ich entschlossen, ihr in der Kürze Alles mögliche Gute nachzusagen, und finde mich darin von den günstigsten Umständen unterstützt.

Die letzte Messe nämlich machte ihrem Namen Jubilate-Messe alle Ehre, denn Tausende von Ein- und Verkäufern sah man jubiliren und tausend gelungene und noch zu gelingende Speculationen riefen mit immer durchdringenderer Stimme: jubilate et exsultate. Fast in allen Arten von Waaren wurden höchst bedeutende Geschäfte gemacht und der Zollverband scheint sich wirklich das kaufmännische und damit zusammenhängende Publicum wieder zum Danke verbindlich gemacht zu haben, während der Gelehrten-, Privat- und Beamtenstand immer noch alle Ursache hat, über die durch das preußische Zollsystem überkommene Theurung sich zu beklagen, zu welcher Klage Beschwichtigung sich auch keine Abspecten zeigen wollen. Daß hier und da auch Grund zu Unzufriedenheit da war, daß sich hier und da ein kleines Deficit ergab, daß dieser und jener seinen Verbindlichkeiten nur zur Hälfte oder zum Dritttheile nachkommen konnte, daß die Ehrlichkeit hier und da einen kleinen Rippenstoß erhielt und die Ehre geohrfeigt wurde, daß hier das Handels- und dort das Criminalgericht sich in die Meßangelegenheiten mischen mußte, ist nichts Ungewöhnliches und könnte die allgemeine Harmonie nicht mißstimmen.

Einen besonders guten Klang gab auch die Einweihung der Buchhändlerbörse. Sie ging am 26. April unter allen für solch' einen Actus passenden Ceremonieen vor sich und erregte in hohem Grade des fremden und einheimischen Publicums Aufmerksamkeit und Theilnahme. Man versprach sich allgemein von diesem Ereigniß für Leipzig, als Buchhändlerstadt, und für den Buchhandel Deutschlands die besten Erfolge, um so mehr und inniger, je weniger es zu verkennen ist, daß der deutsche Buchhandel im letzten Jahrzehent nicht eben höher gestiegen und sogar in Gefahr ist, gänzlich zu sinken. Ein sächsisches Blatt krächzte zwischen diese Hoffnungen und Erwartungen hinein wie eine Nachteule. Man übertönte aber ihr Geschrei durch die Toaste, welche während der auf die solenne Inauguration folgenden Mahlzeit gebracht wurden, so wie durch die Tanzmusik des Buchhändlerballes, der später darauf kam. Unglück mag freilich an manchen Buchhändler-Comptoiren bald leiser, bald lauter anklopfen — denn ich weiß es, um wie viele Procente auch diejenigen verkauften, die noch mit ungesenktem Blicke einhergehen, um der Welt den Zweifel über ihre Casse zu lassen —; völlig eingetreten scheint es nur bei einem Buchhändler, bei Peeters, dem Manne, der den Journalismus Frankreichs und Deutschlands in seiner Person concentriren wollte, seine Kräfte in diesem Streben vergeudete und bei guten Augen schon lange das Unglück auf sich zuschreitend hätte erkennen müssen. Das Fallissement soll manchen größern und kleineren Unfall in engerem und weiterem Kreise bewirken, ja eine Reform im Journalhandel hervorzubringen drohen, bei der die Verleger nicht eben freundlich sehen. (Forts. folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 124. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 24. Mai. 1836.

Wunderbare Rettung in der Bartholomäusnacht.

(Schluß.)

Auf der Straße stießen Beide auf eine Procession. Des jungen de la Force Pferd wurde scheu, und es machte so große Unordnungen, daß er und sein Begleiter in die größte Angst geriethen, denn er sowohl als dieser fürchteten, man möchte Argwohn schöpfen, und der junge de la Force von Einem oder dem Andern erkannt werden. Es lief aber noch glücklich ab, Beide kamen bis an das Stadtthor; mittlerweile hatte sich der Generallieutenant v. Born ihnen angeschlossen. Am Thore sagte dieser zu dem wachthabenden Officier:

»Herr Hauptmann! dies ist der Haushofmeister des Herrn Marschalls v. Biron, der den Befehl an dessen Gensd'armerie-Compagnie bringen soll, sich hierher zu verfügen, und diesen Pagen, einen Verwandten von mir, schick' ich mit ihm. — Hier ist der Paß Sr. Majestät des Königs.«

Es ist schon gut, gnädiger Herr! erwiederte der Hauptmann, Sie können passiren, wenn es Ihnen beliebt. — So ritt man zum Thor hinaus. Vor solchem sagte der General zu dem jungen de la Force, auf seinen Begleiter deutend:

»Dies ist Herr v. Fraise, er hat die Anweisung, Dich zu begleiten. — Lebe wohl!« Er wandte sein Pferd, gab ihm die Sporen und jagte in die Stadt zurück.

Ganz bestürzt über einen solchen Abschied, fragte der Verlassene seinen Begleiter mit zitternder Stimme: Wohin werden sie mich denn führen?

»Wohin? — Wohin Gott will!«

Ach! seufzte er: »ich flehe zu Gott, daß er mir diese Gnade erweisen möge.«

Nach zwei Tagereisen kamen sie in ein Wirthshaus. Hier war ein Reisender von Stande bereits eingekehrt. Er hatte sieben bis acht Reiter in seinem Gefolge. Er sprach von nichts, als von der Vertilgung der Hugenotten, freute sich, daß so Viele niedergemetzelt worden, pries den König über seinen Entschluß, wodurch er sich einen unsterblichen Ruhm erworben habe, und bedauerte nur, daß doch noch Einige entwischt wären.

Am folgenden Tage schloß sich ihnen bei ihrer Reise dieser Hugenottenfeind unaufgefordert an. Sie durften es nicht ablehnen, aus Furcht, Verdacht zu erwecken. Man kehrte am Abend gemeinschaftlich in ein Wirthshaus ein. Hier machte es sich der unwillkommene Reisegefährte bequem, er zog einen Schlafrock an. Wie erschrack der junge de la Force, als er darin den seines ermordeten Bruders erkannte. Es konnte nicht fehlen, daß er die Blicke starr darauf heftete. Der Fremde bemerkte dies und sagte mit teuflischem Grinzen: »Das ist ein liebes Andenken von einem verfluchten Hugenotten, der mit seinem Vater und Bruder glücklich expedirt worden ist. Aber es kränkt mich noch in der Seele, daß wir den Bruder des alten Ketzers, den Caumont, nicht erwischt haben. Gerade, als wir vor seine Hausthür kamen, hatte er sich durch die Hinterthüre aus dem Staube gemacht. Hätt' ich ihn ertappt, er wäre jetzt bei seiner verruchten Familie in dem tiefsten Abgrund der Hölle. — Das wär' ihm schon recht!«

Was der junge de la Force bei solchen Aeußerungen fühlen mußte, liegt außer dem Bereiche der Beschreibung. Dieser fanatische Unmensch hatte, was den Flüchtlingen zum Vortheil gereichte, das viertägige Fieber; bei der am folgenden Tage fortgesetzten Reise konnte er nicht so rasch reiten, als sie; sie gewannen dadurch einen Vorsprung und machten sich auf diese Weise von ihm los.

Aber zwei Tage darauf hatten sie ein Abenteuer, das noch nachtheiliger für sie hätte ausfallen können. In einer Stadt kehrten sie in ein Wirthshaus ein, wo sie schon drei bis vier andere Fremde fanden. Natürlich kam das Gespräch sehr bald auf die schauerlichen Ermordungen in der Bartholomäusnacht, und da diese Fremden sich noch

weit größere Schmähungen gegen die Hugenotten erlaubten, als der frühere sich ihnen aufdringende Reisegefährte, so verlor de Fraise die Geduld, eine Uebereilung unter seinen Verhältnissen, die ihm und seinem Schützling sehr verderblich hätte werden können. Er äußerte sich, daß er dieses Verfahren gegen die Hugenotten keineswegs lobenswerth fände, es wäre vielmehr treulos und grausam und ihre Urheber hätten sich dadurch mit ewiger Schande gebrandmarkt. Das gab das Signal zu einem heftigen Wortwechsel. De Fraise wurde nun erst inne, daß er sehr unüberlegt gehandelt, und dadurch bei diesen Leuten den Argwohn rege gemacht habe, er und sein junger Begleiter könnten Hugenotten seyn, die dem Blutbade glücklich entronnen wären.

Er hatte sich auch nicht geirrt. Am andern Morgen machte er sich mit dem jungen de la Force schon sehr früh wieder auf den Weg, um aus dieser Gesellschaft fortzukommen, aber kaum waren Beide eine Strecke geritten, so fanden sie in der Vorstadt schon die Andern gut beritten, mit Pistolen bewaffnet, an der Thür einer Schänke, wo sie sich gütlich thaten. De Fraise und der junge de la Force ritten schnell bei ihnen vorüber, aber nach einer Viertelstunde sahen sie sich von ihnen fast eingeholt. Zum Glücke trafen sie auf ein kleines Thal, in solches schlugen sie rasch den Weg ein, und ihre Verfolger verloren ihre Spur; nach einem ununterbrochenen Galoppiren kamen sie in einen großen Flecken an, ehe sie von jenen erreicht werden konnten. Hier machten sie Halt, um sich etwas zu erfrischen. Kurz darauf sprengten auch die Andern herbei und machten ebenfalls Halt. Jetzt suchte de Fraise seine Uebereilung wieder gut zu machen und ihnen den Argwohn zu benehmen, daß er und de la Force wohl Hugenotten wären; er erzählte scheinbar unabsichtlich, wie er den Befehl vom Marschall Biron erhalten habe, seine Compagnie Gensd'armen kommen zu lassen, und er zog dabei den Paß aus der Tasche.

»Hier habe ich dazu ausdrücklich einen Paß von dem Könige selbst unterzeichnet, denn Seine Majestät haben zu beschließen geruht, eine große Armee auf die Beine zu bringen, um alle noch in Ihrem Königreiche etwa übrig gebliebenen Hugenotten gänzlich zu vertilgen.«

Bald darauf setzten die Flüchtlinge sich wieder zu Pferde und ritten weiter. Man ließ sie jetzt ruhig reisen. Keiner derjenigen, die ihnen bisher so eifrig nachgesetzt hatten, dachte daran, sie zu verfolgen. Sie schwangen sich vielmehr auf ihre Rosse und schlugen den Weg nach Paris, den sie gekommen waren, wieder ein. Sie waren ihnen daher unstreitig nur in der Absicht gefolgt, sie als Hugenotten, unterwegs an einem schicklichen Orte zu überfallen und zu ermorden.

Am achten Tage der Abreise von Paris gelangte endlich das Paar auf das Schloß Castelnau des Mirandes, das dem Oheim des jungen de la Force von Caumont gehörte, und wohin sich dieser gerettet hatte. Er empfing den Neffen mit der herzlichsten Freude. Mit Entsetzen erfuhr er die nähern Umstände von der schauderhaften Ermordung seines Bruders und dessen ältesten Sohnes, aber eben so sehr bewunderte er die unsichtbare Hand der Vorsehung, die seinen jüngsten Neffen aus so vielen und großen Gefahren gerettet hatte. Der Oheim behielt ihn bei sich, wurde dessen Vormund, verwaltete sein väterliches Erbe mit der gewissenhaftesten Treue und noch gewissenhafter wachte er über die Aufführung seines Neffen. Dieser entsprach auch seinen liebevollen Bemühungen so vollkommen, daß der Oheim frei erklärte, er hoffe für die Zukunft mehr von ihm, als von seinem eignen Sohne.

So waren fünf Vierteljahre verflossen, da erkrankte der alte Caumont; er fühlte sein herannahendes Ende. Noch sterbend ermahnte er den jungen de la Force, nie zu vergessen, wie wunderbar ihm Gott am Leben erhalten habe, wie dankbar er dafür seyn müsse, und wie er diesen Dank nur dadurch an den Tag legen könne, wenn er dem Glauben seiner Eltern treu, in der Furcht Gottes und im Vertrauen auf dessen allmächtigen Schutz stets auf dem Pfade der Tugend wandle. Wenige Stunden darauf starb der geliebte Oheim. Der junge de la Force vergaß diese Ermahnungen nicht. Die schauderhaften Auftritte, die er noch so jung erlebt, und die wundervolle Rettung aus Gefahren, die sein Leben mehr als einmal bedrohten, hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht.

Er stieg in der Folge, da er sich dem Kriegsdienste widmete, immer höher, wurde Marschall, erwarb sich großen Ruhm und starb in einem Alter von vier und achtzig Jahren.

Der Pseudo Rousseau.

(Fortsetzung.)

Nach acht Tagen erhielt der Chevalier von Sophie Arnould eine Einladung zu einem Diner, weil J. J. Rousseau ihr Gast seyn werde.

Freudig nahm er sie an und mit der gespanntesten Erwartung stellte er sich ein. Er fand Sophien noch allein, sie kam ihm freundlich entgegen.

»Sie sehen, daß ich Wort halte,« sprach sie, »Rousseau muß jede Minute kommen. Ich will nur wünschen, daß er's sich gefallen läßt, statt unter vier, unter sechs Augen zu speisen.«

Sie deutete dabei auf einen runden gedeckten und elegant servirten Tisch mit drei Couverts.

Rousseau trat in's Zimmer, er trug einen ziemlich kahlen dunkelbraunen Rock mit kleinem stehenden Kragen, bis an den Hals zugeknöpft, eine Stutzperücke, Beinkleider, die durch die Rockschöße kaum sichtbar waren, grauleinene Stiefelletten und Schuhe von Rauchleder, in der Hand einen großen Knotenstock.

Sophie hieß den Eingetretenen willkommen und

stellte ihm den Chevalier vor. Rousseau erwiderte keine Sylbe, schüttelte aber sehr verdrießlich mit dem Kopfe.

»Habe ich nun nicht recht gehabt?« lispelte Sophie dem Chevalier in's Ohr, »er nimmt es sehr übel, noch einen Gast zu finden. Wenn er nur nicht links um macht. Dem muß ich vorbeugen.«

Sie schellte. Ein Bedienter trat ein und setzte die Terrine mit Suppe auf den Tisch.

»Ist gefällig!« sprach die hübsche Wirthin, und nöthigte Rousseau an der einen und den Chevalier an der andern Seite neben ihr Platz zu nehmen.

Man trug eine Schüssel nach der andern auf. Dabei wurden die Gläser oft gefüllt. Sophie unterhielt sich nur mit dem Chevalier, ohne ein Wort an Rousseau zu richten, und so oft der Chevalier es auch versuchte, diesen in ein Gespräch zu verwickeln, so konnte er ihm doch keine Sylbe entlocken. Dagegen aß er aber mit desto größerem Appetit, und sprach dabei der Flasche so tapfer zu, daß er sich einen Rausch trank. Die Stutzuhr im Zimmer schlug sechs. Er zählte die Schläge, sprang dann plötzlich erschrocken auf und rief:

»Potz Element! schon so spät. Da muß ich in die Garderobe!«

Er griff nach Hut und Stock und stolperte zum Zimmer hinaus.

Der Chevalier war wie aus den Wolken gefallen.

»Ist das Rousseau?« rief er aus; »ein sauberer Philosoph! Roh, wie ein Karrenschieber, der wie ein Scheunendrescher frißt, wie ein Schwamm säuft. Dem sich die Zunge nur erst löst, wenn er betrunken ist, und dann ein Paar Worte spricht, wie ein Tollhäusler.«

»»Das haben Sie von Ihrer Neugier,«« erwiderte Sophie lachend, »»ich hab es kommen sehen. Ihre Gegenwart verstimmte ihn, daher hat er den Stummen gemacht. Aus innerem Aerger so übermäßig viel gegessen und getrunken; und seine letzten mürrischen Worte waren aller Wahrscheinlichkeit nach eine in der Trunkenheit schlecht ersonnene Entschuldigung, um sich schnell aus dem Staube zu machen. Ich schwör' es Ihnen, unter vier Augen mit mir, ist er ein ganz anderers Wesen.««

Sehr wenig befriedigt von dieser so sehnlich gewünschten Bekanntschaft, verließ der Chevalier die berühmte Schauspielerin.

Er hatte keinesweges mit J. J. Rousseau gespeist. Sophie, um seinen wiederholten zudringlichen Forderungen ein Ende zu machen, überredete den Theaterschneider, bei diesem Diner Rousseau's Rolle zu spielen, denn dieser hatte viele Aehnlichkeit mit diesem in den Gesichtszügen und der Statur. Dazu hatte sich denn auch der Schneider ganz wie der Genfer Philosoph costümirt, nur, da ihm der Wein zu gut geschmeckt, die erhaltene Instruction am Schlusse der Mahlzeit nicht pünktlich befolgt. Nach Sophiens Anordnung sollte er, scheinbar entrüstet, einen Gast zu finden, den Stummen machen, aber gleich nach aufgehobener Tafel sich eben so entfernen, wie er gekommen war. Der zu reichlich genossene Wein, sein Diensteifer und der Schrecken, sich etwas in seinem Amte zu Schulden kommen zu lassen, löseten ihm die Zunge und verleiteten ihn, plötzlich aus seiner Rolle zu fallen.

(Fortsezung folgt.)

Bemerkung.

Wahre Gelehrte und wahre Philosophen haben mehr Verdienst um das menschliche Geschlecht, als ein Orpheus, ein Herkules und ein Theseus; denn es ist weit erhabener und auch schwieriger, civilisirte Menschen von Vorurtheilen zu befreien, als rohe zu civilisiren; es ist schwerer zu bessern, als zu belehren.

Epigramme

von Franz Fitzinger.

1.

Zugegeben.

„Ich baue für die Ewigkeit!" spricht Claus;
Ach! d'rum geräth auf Erden ihm kein Haus. —

2.

Die Maske.

Noch wüßte Keine so mein Herz zu rühren;
O, sprich: warum so schnell sich demaskiren?!

3.

Vielseitigkeit.

Vielseitig ist Dein Werk? O ja:
Denn Seite heißt auch — Pagina. —

4.

Kokettenthränen.

Gleich des Meeres schönster Gabe
Weinst Du Tropfen, groß und licht;
Doch die Perlen Deiner Augen
Kommen aus der Tiefe nicht.

5.

Der geniale Jüngling.

Er hält zum Arzt und zum Poeten
Berufen sich, — o welch' Genie!
So soll denn eine Feder tödten
Die Kranken und die Poesie?!

6.

Der bezweifelte Ritter.

Sein Pergament versicht er laut,
Nun, Jeder wehrt sich seiner Haut.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, Mitte Mai 1836.

(Fortsetzung.)

Wie dem sey und wie viele Seufzer über sogenannte Krebse und durch die verminderten Einnahmen auch in dem neuen Börsengebäude laut oder unterdrückt wurden, daneben in einem neuen Weinetablissement ging es immer flott her und der Rebensaft erquickte in Strömen die durstigen Sosier. Glaube aber Niemand, daß deßhalb die anderen Tabagieen, Restaurationen, Conditoreien und Bierschänken (besonders die, welche baierisches Bier führen) beeinträchtigt wurden; keineswegs!

Ueberhaupt ging es diese Messe sehr fidel her. Ueberall Leben, überall Lust, überall Voll- und Uebermuth. Kintschy's berühmte Schweizerhütte im Rosenthal glich an Fest-, Sonn- und Geschäftstagen einem Wallfahrtsort, man wo sich statt des Betens mit Essen und Trinken, Dominospielen, Plaudern und Complimentiren, Sehen und Gesehenwerden abgibt.

Anziehend vor Vielem waren darin die Gruppen, als sich mehrere größere und kleinere Notabilitäten unserer modernen Literatur gleichsam ihr Rendezvous hier gaben, um ihre Ideen mit einander auszutauschen, neue Pläne für die Zukunft zu besprechen, Freundschaften zu schließen oder zu erneuen, sich an und mit einander zu erfreuen oder auch zu — langweilen. Da machte sich denn zuerst der Aristophanes für die Sitten des Volks in Berlin ꝛc., Hr. Glasbrenner, nicht nur als witziger Redner, sondern auch pfiffiger Dominospieler bemerkbar, während sein Freund Boas auf derselben Bahn zum Ziele strebte. Neben ihnen lächelte zwischen seinen feinen und feinbebarteten Lippen Freund Stolle, mit sich selbst übereilenden Worten die Kritik überhaupt und besonders die über sein neuestes Werkchen im Gersdorf'schen Repertorium derb bekritisirend, während Hr. Bürck in freudigem Selbstbewußtseyn mit der Rechten den Meßkatalog aus der Tasche zog in dem sein „Alt und Neu" als neue Geburt der Romantik glänzt, und in der Linken einen neuen vortheilhaften Contract hielt. In weiterer Entfernung steht Hr. Ortlepp, grollend, daß man seinen Dichterlorbeer übersieht und kaum Herr seines gerechten Unmuths. Mit dreister Rede unterbricht plötzlich Wilhelm Robert Heller, königl. sächs. Notarius publicus und Assessor oder Scabinus, ich weiß nicht welcher Gerichte, Verfasser eines launigen Handwerksschriftchens und eines historischen Romans „der Wende," das Gespräch über das junge Deutschland, und hat die Freude, daß die ganze Gesellschaft ein Weilchen schweigt, dann aber fortfährt, als sey nichts eingesprochen worden. An jener Ecke des Tisches sehe ich einen jungen schlanken Mann von feiner Haltung, schwarzem Haar und kühnem Augenpaar mit Lebendigkeit den modernen Satz bestreiten: Schiller ist kein Dichter, Schiller ist ein Nichts, nur Goethe ein Etwas. Man nennt mir ein fernes Land als seine Heimath und mit seinen verschiedenen Namenschiffern (Nun, Nils, Myself u. a.) scheint er allen Grund zu haben, die Straniera zu spielen. Sein Debüt war geistreich und trefflich. Neben ihm hör' ich kecken Sinn und keckes Wort die Richtungen unserer Literatur mit vieler geometrischer Gewandtheit bestimmen, die Heine'- und Börne'schen Angelegenheiten mit sichrem Tacte sichten und ordnen, die Principien der historischen Novellistik, wie diese seyn soll, darlegen und das Wesen der Charakterromane bündig, doch zuweilen etwas intolerant und capriciös, erörtern. Der niedliche Redner mit dem feinen Bärtchen, auf den eine seitwärts sitzende Blondine ihr rundes Katzenköpfchen gerichtet hat, wird mir Julian Selt genannt. Ihrerseits wird die hübsche Blondine wiederum beobachtet von einem jungen untersetzten und gesetzten Mann mit mächtigem schwarzen Krückenstocke und schwarz umflortem Hute. Mein Nachbar, der lange pseudonyme v. Hardenfels, tief vertraut mit der deutschen Literatur und den Geheimnissen der heirathlichen Diplomatie, bezeichnet mir ihn als geschickten und geistreichen Jünger der Themis und Verfasser eines Werkes über Expropriation (in Bezug auf die Anlegung von Eisenbahnen) Namens Gustav Alexander Grahl, und ich erkenne mit Freuden in ihm einen Freund, in dessen Arme ich eile. Hierauf mache ich dem Dr. Burckhardt, dem jugendfeurigsten, darum aber auch aller Spes succedendi beraubten Geschichtsdocenten und Beifall-gekrönten Bearbeiter der französischen Revolution mein Compliment, komme noch einmal in die Nähe von Julian Selt, wie er den Grundsatz der Brockhaus'schen Blätter: „Du sollst nicht andre Götter haben neben mir!" durchführt, und streife dabei an einen kleinen Mann in grünem Rock und mit nachlässig geschlungenem Halstuch, mit slavischem Gesicht und kleinen Katzenaugen, aus denen Geist und Gutmüthigkeit, Malice und Unzufriedenheit zugleich sprechen. Hr. v. Hardenfels rühmt mir ihn als Mann von tieferen Kenntnissen, nicht geringer Befähigung, aber zersplitternden undankbaren Beschäftigungen. Seinen Namen habe ich, leider! vergessen, dafür aber erinnere ich mich noch, daß mir seine Frau, die von einem Prager Fremden von einnehmendem Aeußeren wohl unterhalten wurde, sehr wohlgefiel, weßhalb ich ihr feines Gesicht nächstens in einer allegorischen Gruppe, worin Geduld, Sanftmuth, Verschämtheit und Tugend vorkommen, copiren werde. An einem besonderen Tische und in besonderer, zum Lachen sehr geneigter Gesellschaft traf ich den immerwährenden Insassen des Schweizerhüttchens, den Hrn. Dr. C. Herloßsohn. Schon wollte ich mich devot dem Präses der Gesellschaft als wandernden Scholasticus vorstellen, da kam mir der Inhalt eines Lyser'schen Briefes in's Gedächtniß, und ich zog mich eiligst und schleunigst zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Zu Lüttich projectirt man ein Denkmal für Grétry nach einem Entwurfe Geef's.

Auf ein Gastmahl.

Man lud mich jüngst zu Gaste; der Magen ging mit mir;
Doch war er mir nichts nütze, denn Milz bedurft' ich hier.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 125. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 25. Mai. **1836.**

Vor Bettina's Bild.

Du holdes Bild! Du meines Lebens Strahl!
Wie glühn bei Deinem Anblick die Gedanken!
Wie tobt das Blut und überschäumt die Schranken,
Die das Geschick mir zog zu meiner Qual!

O sey gegrüßt mir, Du mein Ideal!
Das Muth mir gibt, wenn meine Geister wanken,
Das sie erhebt, wenn sie ermattet sanken,
Du der erhabnen Gottheit Wiederstrahl!

O winket Trost mir zu, ihr lieben Sterne!
Thut, was die Seele denkt, mir freundlich kund;
O sprich mir Tröstung, holder Purpurmund!

Ich lauschte Deinen Worten ja so gerne!
Doch ach! ihr schweigt, ihr lieben theuren Züge,
Seht stumm und kalt auf mich mit strenger Rüge!

Julius Seidlitz.

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Als Agnes in ihr Gemach trat und die Prinzessin erblickte, mit Juwelen bedeckt, aber bleich, leidend, ein Bild des innern Schmerzes; da rannen heiße Thränen über ihre Wangen. Armida, bei dem Anblick der Schwester mit neuen Qualen erfüllt, rang nach einem freundlichen Worte, und schwieg dann sichtlich ergriffen still. Agnes begriff die Schwester nicht, sie suchte ihr Vertrauen zu erringen, vergebens. Armida verharrte im düstern Schweigen.

Zu ihrer Verwunderung vermißte Agnes Wallbrück am Hofe; sie fragte leise erröthend Armiden nach ihm. Gluth und Blässe wechselten auf dem Antlitze der Gefragten. Mit der Hand das thränenvolle Antlitz bedeckend, verließ sie das Gemach. Agnes wollte ihr folgen, sie winkte abwehrend mit der Hand.

»Todt!« flüsterte im Innersten erschüttert Agnes. Sie ließ sich eine Dame rufen, um von ihr das Nähere über Wallbrück zu vernehmen.

Wie erstaunte sie, als sie hörte, wo und warum er gefangen sey. An seiner Unschuld zweifelte sie keinen Augenblick. Sie sprach sobald als möglich mit dem Prinzen Theodor von ihm und fügte ihrer lebhaften Vertheidigung die Vermuthung bei, daß er sich vielleicht für einen übereilten, bereuenden Freund opfere. Ein düsterer Blick des Prinzen erschreckte sie: »Und wer sollte dieser Freund seyn?« sagte er in so schneidendem Tone, daß die Prinzessin schwieg.

Des Prinzen Benehmen, Armidens auffallende Gemüthsbewegung bei Nennung seines Namens, gab ihr Anlaß zu seltsamen Vermuthungen. Eins aber stand fest in ihr. Frei mußte Wallbrück werden, frei durch sie. Sie wandte sich deßhalb auch an den jüngern Bruder des Prinzen, an Prinz Ferdinand, den sie, obgleich ihn weder Anmuth noch geselliges Talent zierten, doch seines edlen Charakters wegen, welchen sie bald kennen lernte, innig ehrte.

Den andern Tag ließ Prinzessin Armida die Prinzessin Agnes zu einer Unterredung unter vier Augen einladen. Erwartungsvoll trat Agnes in das Gemach der Schwester. Armida begrüßte sie seltsam bewegt. Sie knüpfte eine Unterhaltung an, brach sie wieder ab und schien sehr unruhig.

»Wir sind Schwestern,« sagte sie nach einer Pause, »und Du hast das nächste Recht auf mein Vertrauen, das ich an diesem Hofe Niemandem schenken kann und will; doch gehe Dein Vertrauen dem meinigen voran. Gesteh' es mir, es soll tief in meiner Brust begraben ruhen: liebst Du« — sie hielt inne — »liebst Du ihn?

Du weißt schon, wen ich meine, und liebt er Dich wieder — hat er es Dir gestanden?«

»Nie, niemals!« versetzte Agnes.

Armida riß die Schwester an die Brust. »Nein, nein, er liebt Dich nicht!« rief sie leidenschaftlich aus, »die Liebesflamme birgt sich nicht in der Tiefe, sie strebt empor zum Sonnenlicht, den hellen Stern selbst zu verdunkeln. — Und Du? —« fuhr sie mit milder Stimme fort — »Ich?« flüsterte Agnes, hohe Röthe verschönte ihr Antlitz, ein Thränenstrom rann über ihre Wangen, sie legte die Hand auf das Herz und schwieg.

»Wohl mir, Du liebst ihn!« sprach Armida, »begreifst es, daß man ihn lieben muß.« Stockend, Vieles Agnesens Scharfsinn überlassend, theilte sie der Schwester Alles mit, was zwischen ihr und Wallbrück sich begeben. Anfangs ging das Bekenntniß schwer von ihren Lippen, aber endlich fühlte sie nur die Süßigkeit, von ihm sprechen, sich in jene Zeit zurück versetzen zu können. »Wie retten wir ihn?« schloß sie ihre Rede.

»Er ist gerettet!« sagte Agnes. »Hast Du denn niemals meiner Perlenschnur gedacht, die Deiner wie ein Ei dem Andern gleicht? Ich hab' einen Plan. Ja, ich will, wenn man Verdacht schöpfen sollte, sie ihm geschenkt haben!«

Die fürstlichen Schwestern umarmten einander fest und von verschiedenartigen Gefühlen tief bewegt.

Als Agnes ihr einsames Zimmer betrat, saß sie lange regungslos im Diwan, in ernstes Schweigen verloren, von Zeit zu Zeit rollte eine Thräne über ihre Wange, bis endlich ein Strom von Thränen ihr gepreßtes Herz erleichterte.

»Und diesen Mann hab' ich geliebt und stellte ihn hoch? Dieser Mann,« rief sie aus, »konnte mir, indem er Armidens Bild im Herzen trug, auf die feinste, ehrerbietigste Weise eine Liebe zeigen, die zu rein schien, um durch Worte verkörpert werden zu können! Welch' Unheil brachte Wallbrück über Armiden? mußte er nicht die Braut des Prinzen meiden, um ihren Herzensfrieden ungestört zu lassen? mußte nicht der edle Mann die Gemahlin seines fürstlichen Freundes fliehen?«

Sein Schweigen bei der für ihn so entsetzlichen Anklage milderte ihren edlen Zorn; aber so lieben, wie sie ihn geliebt hatte, konnte sie ihn nicht mehr. Sie fand ihn weichlich, schwankend, und das ächte Weib liebt nur den kräftigen Mann. Das schöne Ideal männlicher Hoheit wohnte für sie nicht mehr auf Wallbrück's schöner Stirn.

(Schluß folgt.)

Der Pseudo Rousseau.

(Fortsetzung.)

In seinem burlesken Costüm lief er in das Theater; alle Schauspieler und Schauspielerinnen empfingen ihn mit einem schallenden Gelächter und bestürmten ihn mit neugierigen Fragen über eine solche Verkleidung. Sophie hatte es dem Theaterschneider zu einer unerläßlichen Pflicht gemacht, über den Scherz, wozu er sich hatte hergeben müssen, ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten, er hatte es auch mit Hand und Mund gelobt, sein Gelübde heilig zu halten, auch war es sein Vorsatz, ihm treu zu bleiben. Er wollte daher auch nicht mit der Sprache heraus, aber sein Genie bestand nur in seinen Fingerspitzen, und sein schwerfälliger Kopf, durch den Wein noch schwerer, konnte nichts nur einigermaßen Wahrscheinliches für seinen sonderbaren Anzug ersinnen. Man trieb ihn von allen Seiten in die Enge und als einer der Schauspieler ihn an den Schultern faßte und wie einen Kreisel mit dem Aufruf drehte: »der leibhafte Doppelgänger von J. J. Rousseau«! glaubte er sich schon verrathen — er gestand die Wahrheit.

Des Schneiders Beichte ging wie ein Lauffeuer aus dem Foyer von Mund zu Mund. Schon am nämlichen Abend wußte man bei Hofe, am folgenden Tag in den Cirkeln der eleganten Welt von Paris, wie Sophie Arnould den Chevalier d'Arlincourt mystificirt habe. Diese komische Fopperei gehörte zu den interessantesten Neuigkeiten des Tages.

Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier nicht nur bald erfuhr, wie ihm Sophie mitgespielt, sondern er mußte darüber auch manche Neckerei erfahren. Selbst der König fragte ihn scheinbar ganz ernst: »Sie haben nun auch J. J. Rosseau persönlich kennen gelernt, wie hat er Ihnen gefallen?«

Der Chevalier spie Feuer und Flammen; er war aber viel zu schlau und ein viel zu gewandter Höfling, um seinen innern Grimm zu verrathen. Er machte gute Miene zum bösen Spiel, scherzte selbst darüber, gab zu verstehen, wie er schon gewußt, welche Mystification Sophie Arnould im Schilde geführt, ehe er zu dem Diner gegangen, mit dem Zusatz: »ich wollte aber nicht so ungalant seyn, ihr den Spaß zu verderben. Wenn man Frauen und Kindern ihren Willen nicht thut, so weinen sie, und ich hätte mir halb Paris zu Feinden gemacht, wenn ich daran Schuld gewesen wäre, daß Sophiens schöne Augen gelitten hätten.«

Indeß nahm er sich vor, ihr nicht länger den Hof zu machen. Aber auch diesem Vorsatze blieb er nur einige Tage treu, es stimmte nicht mit seiner Neigung, noch viel weniger aber damit, daß er nun nicht mehr, worauf man unter der feinen Welt ein Gewicht legte, für einen der gern gesehenen Verehrer der schönen Künstlerin gelten sollte.

Er erschien wieder bei ihrer Toilette. Eine gewisse Befangenheit konnte er, so viele Mühe er sich auch gab, nicht verhehlen. Sophie war die Freundlichkeit und Anmuth selbst, und fragte ihn in naivem Ton der Unschuld:

»Seit Sie bei mir dinirt, haben Sie sich ja gar nicht sehen lassen? Wo haben Sie denn gesteckt? — Apropos! Wie hat Ihnen Rousseau gefallen?«

Bei dieser Frage runzelte der Chevalier die Stirne und erwiederte mürrisch:

»»Erinnern Sie mich nicht an den! ich bitte dringend darum.««

»Hab ich nun nicht recht gehabt? Ist meine Furcht nicht eingetroffen? Lieber Chevalier! werd' ich nicht mit Undank von Ihnen belohnt?«

»»Soll ich Ihnen dafür dankbar seyn, daß Sie mir für den wahren Rousseau den Theaterschneider untergeschoben haben? Wahrlich —««

»Still!« sprach Sophie, und legte ihm die zarte Hand auf den Mund, »still, Chevalier. Lassen Sie mich sprechen. Ihrem Wunsch zu genügen, war eine Unmöglichkeit; ich hatte Ihnen dieß so ausführlich und oft auseinandergesetzt, daß ich glaubte, Sie würden davon abstehen. Aber wer wie ein eigensinniges Kind darauf bestand, waren Sie. Es blieb mir keine Wahl, als Sie mit Rousseau wirklich zusammenzubringen, oder Sie durch einen Falschen zu täuschen. Im ersten Falle hätte ich mir Rousseau zum Feinde gemacht und Ihnen einen schlechten Dienst erwiesen. Ich kenne Rousseau, wäre er wirklich bei mir geblieben, so würde er Ihnen so viele Sottisen gesagt haben, daß es Ihnen leicht ein Gallenfieber hätte zuziehen können, denn, ehrlich gesagt, unter seine Bitterkeiten hätten sich manche Wahrheiten gemischt, und diese schmerzen am meisten. Ich zog es daher vor, Sie durch einen falschen Rousseau zu täuschen. Gestehen Sie es ehrlich, unser größtes Glück besteht doch, genau besehen, in Täuschung. Es war ein frommer Betrug. Sie wissen, unsere Kirche erlaubt dieß. Mancher Knochen eines armen Sünders gilt für die Reliquie eines Heiligen, ist es denn ein Verbrechen, einen Theaterschneider für J. J. Rousseau auszugeben? — Entscheiden Sie selbst!«

Sie sah ihn dabei mit einem zärtlich bittenden Blick an, nahm die Hand von seinem Munde und berührte damit leise liebkosend seine Wangen.

»»Sophie!«« rief der Chevalier aus, »»wären Sie ein Mann, so müßten Sie sich mit mir schlagen.««

»Da ich aber ein Weib bin,« fiel sie ihm rasch in's Wort, »so muß man sich mit mir vertragen! — Da ist Reim und Vernunft beisammen, was nicht immer der Fall zu seyn pflegt.«

(Schluß folgt.)

Anekdoten-Kranz.

In einem Einkehrwirthshause zu V.. ließ ein Gast sich nach seiner Ankunft ein Seidel Wein geben, den er aber so schlecht fand, daß er während seines mehrtägigen Aufenthaltes nur Wasser trank. Dennoch fand er in der Rechnung, welche ihm der Wirth vor seiner Abreise überreichte: »3 Maß Wein, à 1 Fl., macht 3 Fl.« »Mein lieber Freund!« sagte der Fremde, »ich wundere mich gar nicht, daß Sie jenen Wein, den ich nicht getrunken, à 1 Fl. anschreiben, denn der dürfte vielleicht sehr gut gewesen seyn; allein, daß Sie mir auch darunter das Seidel, welches ich wirklich bekam, zu 1 Fl. anrechnen, ist unchristlich, denn von dem bin ich doch überzeugt, daß er nicht zu trinken war.«

Ein dem Trunke ergebener Ehemann sagte einst verdrießlich zu seiner Frau: »Ich möchte doch wissen, ob jedem Ehemann so ein Stein auf der Brust liegt, wie ich ihn fühle!« »»Ich glaube nicht, mein Schatz!«« versetzte sie, »»denn gewiß ist es bei Dir nur der Weinstein.««

»Ach!« sagte einst eine Frau, »mein Linchen ist erst sieben Jahr alt und sie ist schon eine Männerfeindin.« »»Nu,«« sagte ein Herr darauf, »»da müssen wir schon Geduld haben, bis Fräulein Linchen vierzehn Jahre alt wird, denn bekanntlich ändert sich die menschliche Natur alle sieben Jahre.««

Jemand hatte einen Aufsatz drucken lassen, welcher mit den Worten anfing: »Ein Narr glaubt, daß« ꝛc. Ein Recesent bewies nun, daß nicht jeder Narr glaube ꝛc., er behauptete also, es sollte in dem Aufsatze bloß heißen: »Viele Narren glauben« ꝛc., worauf der Verfasser in einem Journal Folgendes einrücken ließ: »Nach den Beweisen, die der Herr Recesent N. gegen mich geführt hat, sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt: Ein Narr macht viele Narren.« L. Horowitz.

Bemerkungen.*)

(Nach dem Französischen.)

Woher kommt der wüthende Haß einiger Staatsbürger und Schriftsteller ohne Werth gegen die achtungswürdigsten und nützlichsten Männer im Staate? Die Erstern fühlen es in dem Innersten ihres Herzens, daß sie in den Augen von geistreichen Männern keine Achtung verdienen. Sie sind so keck, deshalb eifersüchtig zu seyn; denn der Mensch, der in seinem kleinem Kreise sich daran gewöhnt hat, gelobt und bewundert zu werden, wird wüthend, wenn er in einem größern verachtet wird.

Ihr Verfinsterer! Laßt alle Schriften, die heilsame Wahrheiten enthalten, verbrennen. Die Funken davon werden Euch in's Antlitz springen.

---

*) Wir bitten den Einsender um die Fortsetzung dieser geistreichen Bemerkungen. Anm. d. Red.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, Mitte Mai 1836.

(Fortsetzung.)

Dafür sah ich mir noch den Hrn. v. Zahlhas, den einstigen (oder noch jetzigen) dramatischen Dichter und Schauspieler an, und musterte Physiognomie und Manieren seiner Tochter, der in Leipzig engagirten Primadonna des Schauspiels, erkannte aber leider mehr praktischen Sinn, als Geist und Genie. Außerdem ließ ich mir den ersten Tenoristen Freymüller und seine schöne Braut Dlle. Limbach zeigen, und sah auf zwei Augenblicke Hrn. Dr. Marbach, der vermittelst der Dlle. Wagner sich zum Schwager des Saphir-berühmten Buchdruckers Fr. Brockhaus poussirt, um welches Glück ihn sicherlich Tausende beneiden werden. Indem ich mich endlich, müde vom Sehen und Hören, zum Fortgehen wende, sehe ich Dr. Kühne wie er, von Natur und Kunst in die Farbe Schwarz zierlich und tief eingehüllt, mit blinzelnden freundlichen Augen, aus deren Hintergrund etwas Berinische Klugheit blitzt, auf dem Wege nach Gohlis vorbeistolzirt.

Schade, daß ich an einem der vorhergehenden Tage den literarischen Conflurus um Oettinger aus Berlin und Hofrath Winkler aus Dresden nicht beobachten konnte. Wie interessant, als Letzterer die Huldigungen seiner Freunde (?) annahm und diese es ihm neidisch abhorchten, daß er nach London gehe, sich rückwärts aber darüber Gesichter einander zuschnitten, daß er etwas über England schreiben werde, „wenn auch nicht wie Raumer." Fern vom Schweizerhäuschen, wie von aller Frequenz hielten sich Hr. Groß-Hoffinger, neubestallter österreichischer Regierungsrath mit 3000 Gulden Münze und Associe des Hrn. Wolfgang Menzel, seliger Autorität, zu welchen Glückswürden ihm „Oesterreich i. J. 1835" und die Vortrefflichkeit seines Werkes „der König" verholfen haben soll, und ein Hr. F. Nork. Von des Ersteren Daseyn haben wir keine besonderen Zeichen seines Hierseyns erlebt; von Letzterem aber hörten wir, daß er nicht weniger als vier Contracte auf vier neue wissenschaftliche (!) Unternehmungen abgeschlossen habe — den einen Contract mit Hrn. Ernst Klein.

Freudig überraschte uns die Zusammenkunft mit dem Dr. Andree aus Braunschweig, dem rühmlichst bekannten Bearbeiter des Balbi'schen Abrisses der Geographie und Verfasser ähnlicher höchst geist- und kenntnißreicher wissenschaftlicher Werke. Er hat einen neuen amerikanischen Romanenschreiber (irren wir nicht Namens Paul) für Deutschland durch eine Uebersetzung genießbar gemacht, und das Mahl wird nächstens in zwei Gängen bei Schumann in Leipzig auf die Tafel kommen. Seine Meinung: Börne sey gleich Menzel todt, könne nicht wieder aufkommen, denn er habe sein Deutschthum den Franzosen Preis gegeben — diese Meinung, zusammenfallend mit dem Entschluß des jungen Deutschlands, ein Parricidium zu begehen und Börne todtzuschlagen, erregte auf J. Selt's Gesicht ein so capriciöses und malitiöses Mienenspiel, daß ich unwillkürlich laut auflachen mußte.

Als Magnet aller modernen Schriftsteller, als Angelstern aller speculativen Buchhändler, nenne ich nun Hrn. H. Laube. Er beobachtete eine Art von vornehmem Incognito, war nur für die Geweihteren zu sehen und zu sprechen und ließ Viele vergebens nach seiner Bekanntschaft lechzen. Unter diesen waren Buchhändler, die mit vollen Goldbeuteln kamen, um sich jedenfalls ein Buch oder Büchlein, weß Namens und Gehalts es auch sey, von dem Gefeierten zu erkaufen. Der Glückliche! Wie gern wäre der stattliche Herr Gernlein und mancher Andere an dessen Stelle! Hr. v. Hardenfels erzählte mir mit freudeglühenden Wangen, wie er Laube zu Pferde gesehen, begrüßt und einen Gegengruß von ihm erhascht habe, und Hr. A. B. war außer sich vor Entzücken, den nach Berlin Eilenden eine Strecke geleitet zu haben. Mit Antheil nimmt man das Gerücht auf, daß Hr. H. Laube sich wieder in Leipzig niederlassen will und bereits die besten Aussichten hat, höchsten Ortes die Erlaubniß dazu zu erhalten. In Felsche's trefflichem Café français sah ich endlich Hrn. Burmeister-Lyser wieder. Er ist noch immer die Hoffmann-Callot'sche Figur, als die er vor Jahren in Leipzig an Hrn. Herloßsohn's Seite herumwandelte, hat noch denselben starren und stechenden Blick, der allen Tauben eigenthümlich, ist noch mit derselben hervorstehenden Nase, an deren Spitze die Hogarth'sche Schriftsteller- und Maler-Genialität zu hängen scheint, mit derselben Ehrlichkeit der Gesichtszüge und mit demselben Halskragen, der wahrscheinlich das Aushängeschild einer Besonderheit seyn soll, versehen. Der Gott Hymen hat bei ihm keinerlei äußere Veränderungen hervorgebracht, und Caroline Leonhardt, seine neue poetische Ehehälfte, wird wohlthuen, es dabei bewenden zu lassen. Wir belauschten ihn phantasirend im Felsche'schen Estaminet, und werden uns freuen, seine „Phantasieen im Café français" mit einer passenden Zeichnung baldigst im „Planeten" wiederzufinden.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Am 22. Februar d. J. ist des unsterblichen Washington Wärterin in New-York Joice Heth in dem außerordentlichen Lebensalter von 162 Jahren gestorben.

Mendelsohn-Bartholdy, in vorigem Winter Leipzigs Musikdirectorial-Edelstein, soll nach Beendigung des großen Düsseldorfer Musikfestes, welches er dirigirt, nach Frankfurt kommen, um für einige Zeit (während der Krankheit des Hrn. Scheible) den dortigen Cäcilien-Verein zu dirigen.

George Sand — Frau Dudevant — hat durch ein Vermächtniß von 20,000 Fr. Renten, womit ein Onkel ihn — sie — bedacht hatte, eine sehr gute Stellung gewonnen, zu deren Erfreulichkeit noch mehrere geistreiche Romane ihn — sie — nicht erhoben haben würden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 126. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 26. Mai. 1836.

Die beiden Perlenschnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Schluß.)

Am andern Tag ward Prinz Ferdinand angemeldet, er brachte ihr die Nachricht: daß die Angelegenheit einiger armen Leute, für welche sie ihn gebeten hatte, auf seinen Vortrag auf's Neue untersucht und zur Zufriedenheit ihrer Schützlinge entschieden worden, weil das Recht auf ihrer Seite gewesen sey.

»Ihr Kommen, Prinz, thut mir wohl,« sagte Agnes herzlich. »Traurige Erfahrungen an der Menschheit machen uns die Nähe der Festen und Edlen doppelt werth. Sollte man nicht in das Kloster gehen, um nur allen Täuschungen, die uns von den Menschen zugefügt werden, zu entfliehen? Sollte man nicht eilen, um noch die Bilder rein zu behalten, die fleckenlos in unserer Seele stehen, ehe auch sie ihres Schimmers beraubt werden?«

»Das ist eine Aufwallung,« rief der Prinz, »die alle die liebenswürdige Schwäche zeigt, welche das zartfühlende Weib charakterisirt: — die Furcht vor dem Bösen, die Angst, mindestens angehaucht zu werden vom Verderblichen der Welt, die ursprüngliche Treue und Neigung zum Reinen. Aber das edle Weib bleibt in der Welt ein leuchtender Stern denen, die solch' ein Weib suchen und schätzen! Prinzessin Agnes ist zu kräftig für das Kloster.«

Agnes erröthete, er küßte ihr beim Scheiden tiefbewegt die Hand, und sie bewahrte seine Worte im Herzen und hegte sie, indem sie darüber nachdachte und sie mit ihren eigenen Grundsätzen verglich.

Kurze Zeit nach der Unterredung der beiden fürstlichen Frauen, fand ein Tischler, welcher dem Putztische der Prinzessin Armida ein geheimes Fach beifügen sollte, in einem schon vorhandenen geheimen Fache, ein blausammtnes Kästchen mit der vermißten Perlenschnur. Prinzessin Agnes ließ dem Prinzen Theodor errathen, daß sie dem Maler für ihr Portrait, um ihn auf eine feine Weise zu unterstützen, diesen werthvollen Schmuck für seine künftige Braut geschenkt habe.

Wallbrück's Unschuld schwebte auf allen Lippen. Der Hof erklärte ihn öffentlich für gerechtfertigt. Prinz Ferdinand, welcher von dem eigentlichen Verlauf dieses Vorfalls keine Ahnung hatte, eilte von seinem Herzen getrieben, das dem Unschuldigen so gern Genugthuung geben wollte, zur Freude des Prinzen Theodor, selbst nach der Festung, dem Gefangenen die Freiheit anzukündigen.

Wallbrück erschien wieder am Hofe, er kannte Agnesens von allen Standesvorurtheilen freies Herz, er hoffte, durch die unverschuldete Gefangenschaft in ihrer Achtung gestiegen zu seyn, er schmeichelte sich heimlich mit der Hoffnung, ihre Hand zu erringen, weil der König ihn in den Reichsgrafenstand erhob; aber einfach und würdig, ohne die leiseste Neigung für ihn zu verrathen, trat Agnes ihm entgegen. Armida erblickte er nur ein einziges Mal im prächtigen Schmucke bei der Cour. Sie schien, nachdem ihre Angst überstanden war, auf's Neue geneigt, ihm näher zu treten, aber in Agnesen stand ihr ein Schutzengel zur Seite, und die Kälte dieser edlen Jungfrau trieb Wallbrück nach Italien. Dort führte er, um sich zu zerstreuen, ein ziemlich wüstes Leben. Seine Arbeiten trugen einzelne Spuren von Genialität, aber sie bildeten kein schönes Ganze. Ihm fehlte, was den Künstler vollendet, eine reine, treue Liebe. Unmuthig über sich selbst und zu schwach, sich zu ändern, seine Untreue gegen die himmlische Agnes bereuend, endete er seine Laufbahn als Künstler und man vernahm nichts mehr von ihm.

Nicht Staatsklugheit nur Liebe zu Agnes und die reinste Hochachtung für Prinz Ferdinand, verband ein Jahr später dieses Paar. Agnes träumte noch bisweilen von Wallbrück, seine vollendete Gestalt, der rührende Ton seiner Stimme zogen ihre Phantasie noch zu ihm hin; aber sie wollte nur dem edelsten Herzen angehören, vermöchte sie

auch den Mann, dem es gehörte, nicht glühend und schwärmerisch zu lieben. Doch des Prinzen zarte Liebe, sein edles Benehmen erhöhten die Achtung, die er für sie empfand, zur Verehrung, seine Züge wurden ihr nach und nach lieb, und sie fühlte sich glücklich durch ihn, der sie fortbildete und liebte.

Ob Prinzessin Armida Wallbrück's noch gedachte, was sie bei dem Andenken an ihn empfand, wer möchte dies zergliedern? Sie genaß von ihrer Krankheit und schien glücklich im Besitze eines holden Prinzen, welcher die größte Freude ihres Gemahls war. Die Perlenschnure trug sie nie mehr, und indem sie das Andenken an Wallbrück zu fliehen suchte, verrieth sie, daß sie ihn noch liebte, oder ihn doch zu lieben glaubte, weil sie ihn niemals wiedersehen konnte. Caroline Leonhardt.

Der Pseudo Rousseau.

(Schluß.)

Daß Sophie den Sieg davon tragen würde, war voraus zu sehen. Sie hatte auch, gestützt auf vielfach ähnliche Erfahrungen, wo vielleicht die dem Erzürnten angethanene Kränkung größer gewesen, als diese Spiegelfechterei, nicht daran gezweifelt; ein Kuß besiegelte die Versöhnungsacte.

Als er sich beurlaubte, rief ihm Sophie, da er die Thürklinke in der Hand hatte, noch nach:

»Aber wie steht es mit der Strafe des Undanks, das hätte ich bald ganz über der Freude vergessen, daß Sie nun nicht mehr mit mir grollen.«

Der Chevalier, reich an galanten Lügen, versicherte im Weggehen:

»»Ich bin mir keines Grolls bewußt!««

Einige Tage nachher sandte er ihr das Diamantkreuz. Sophie war nun wegen des Chevaliers beruhigt, aber schwerer lag es ihr auf dem Herzen, welche Scene ihr bevorstünde, wenn J. J. Rousseau Kunde von ihrem Muthwillen erhielte. Sie hoffte zwar, es könne ihm bei der Abgeschiedenheit, in der er lebe, ein Geheimniß bleiben, aber es war doch auch möglich, daß er durch einen Zufall etwas davon erführe. Sie befand sich darüber, so viel es ihr Leichtsinn zuließ, in Aengsten, überlegte oft hin und her, was zu thun sey, ohne zu einem bestimmten Entschluß zu kommen. Sie hatte Rousseau nie zu sich bitten lassen, auf eine förmliche Einladung würde er nicht erschienen seyn; er kam, wenn ihm seine Laune dazu trieb, und ging wieder, wenn er sie nicht zu Hause oder Gesellschaft bei ihr traf, und war immer willkommen, wenn er sie allein fand.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen trat er um die Mittagsstunde in ihr Zimmer. Sie erschrack bei seinem Besuch, denn das böse Gewissen steigerte ihre Angst, und sie mußte, als eine gewandte Schauspielerin, alle ihre Kunst aufbieten, um ihre innere Unruhe zu verhehlen.

Sie erwartete heftige Vorwürfe von J. J. Rousseau; als er sich aber ruhig und freundlich, wie gewöhnlich, benahm, wurde auch sie ruhiger, und man setzte sich an die Tafel zum Mittagessen.

Wenn sie auch bei diesem Besuche mit der bloßen Furcht davon gekommen war, so überlegte sie doch, daß jeder neue sie wenigstens in eine ähnliche peinliche Verlegenheit setzen müßte, und wer war ihr Bürge, daß nicht über kurz oder lang das über ihrem Haupte schwebende Gewitter zur Explosion kommen dürfte? Um diesem Unheil zuvor zu kommen, entschloß sie sich, ihre eigene Anklägerin zu werden.

Bei dem Desert, und als sie Rousseau in einer heitern Stimmung sah, lenkte sie das Gespräch auf den Chevalier d'Alincourt.

»Sie können sich's gar nicht vorstellen,« sprach sie, »welch' ein großer Verehrer er von Ihnen ist.«

»»Das soll mir wohl Vergnügen machen?«« erwiederte Rousseau spöttisch, »»er gehört ganz gewiß zu der Zahl der Roué's, die das Volk verderben, und ich müßte mich dessen nur schämen.««

»Leider!« meinte Sophie.

»»Wo ich nicht irre, wollte er mich einmal besuchen, um mich zu sehen, wie man eine Menagerie besieht, wo ausländische Thiere zu schauen sind. Aber ich habe ihm die Thür weisen lassen.««

»Das wußte ich, lieber Rousseau! Es ist aber ein so zudringlicher Fanfaron, daß er sich hoch und theuer vermaß, er würde sich doch schon, es koste, was es wolle, den Weg zu Ihnen bahnen. Da erschrak ich, ich dachte mir's, wie höchst unangenehm Ihnen solche Impertinenz seyn würde, und um Sie davor zu sichern, habe ich mich einer List bedient, die ich Ihnen schon längst mitgetheilt, wenn Sie mir früher das Vergnügen Ihres Besuchs geschenkt hätten. Ich hoffe, daß Sie nichts dawider haben werden.«

Sie erzählte ihm nun auf die schonendste Weise die Mystification, verschwieg ihm klüglich die Katastrophe und versicherte, der Chevalier stehe nun in dem Wahne, seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben.

»Daß er davon nichts weniger, als erbaut ist, können Sie sich wohl denken, aber ich hoffe, Sie werden es mir Dank wissen, daß Sie nun vor den Zudringlichkeiten eines solchen Fants gesichert sind.«

Rousseau's Miene wurde bei jedem Worte ernster, er schüttelte unwillig den Kopf und sprach dann barsch:

»»Was fällt Ihnen ein! Wie können Sie auf meinen Dank rechnen. Das ist meinen Grundsätzen zuwider. Wahrheit ist mein Wahlspruch, Wahrheit! Jede Täuschung ist mir zuwider.««

»Lieber Rousseau!« entgegnete versöhnend Sophie, »bedenken Sie, ich bin Schauspielerin, unsere ganze Kunst beruht auf Täuschung. Was sollte aus mir und meinen Kunstgenossen werden? — Sie haben ja selbst für die Bühne geschrieben!«

Dies Argument überraschte den Philosophen, es war schlagend, und Sophie wußte diese Ueberraschung so geschickt zu ihrem Vortheil zu benutzen, daß Rousseau ihr nach einigen Einwendungen erklärte, er wolle es mit ihr, der guten Absicht wegen, so genau nicht nehmen.

C. Müchler.

Feilstaub aus einer Gedankenfabrik.

Die Lebensjahre der Frauen sind elastisch, vom achtzehnten Sommer an werden sie zusammengedrückt, und fangen sich erst wieder auszudehnen an, wenn die Runzeln kommen.

Gott ist stark in den Schwachen; deßwegen werden die Mädchen häufig von ihren Anbetern vergöttert, da die Frauen auch nur ihre Stärke in den Schwächen der Männer finden.

Seitdem ich den Grundsatz habe, einen jeden Menschen so lange zu trauen, bis er sich mir als schlecht bewährt hat, habe ich viel bewährte Menschen gefunden.

Die Sucht zu tadeln, hat drei Triebfedern. Mancher tadelt, weil er das Getadelte besser zu machen versteht; Mancher tadelt, weil er den Getadelten dadurch besser zu machen glaubt, und Mancher tadelt bloß, weil der Getadelte Alles besser machen kann, als er es versteht.

Wie schnell sich doch die Menschen und ihre Ansichten ändern. Erst vor Kurzem war unter unsern jungen Herrchen eine ordentliche Augengläserwuth, es war, als wenn sie ihren Ruhm darin suchten — kurzsichtig zu seyn; jetzt wieder bildet sich mancher kurzsichtige Laffe ein, weiter zu sehen, als Nathan der Weise.

Man traut zwar gewöhnlich den Bergbewohnern mehr Herzhaftigkeit und natürliche Einfalt zu; die Menschen lieben aber mehr — die Thaler.

Zu Abidef ist es eine so große Schande, eine alte Jungfrau zu heißen, daß oft ein Mädchen schon im 17. Jahre erröthet, wenn man sie Jungfrau nennt.

L. Horowitz.

Bemerkung.

Die Verfolgung gegen Männer, die ohne Scheu die Wahrheit sagen, ist nicht die Besorgniß, daß sie gefährlich sind, sondern der Neid der Verdienstlosen veranlaßt sie. Kein Philosoph hat je ein Wort mit einem Clement, Ravaillac gesprochen. Kein Philosoph hat es je zu verhindern gesucht, daß man die nöthigen Steuern zur Erhaltung und zur Vertheidigung des Staats bezahle. Wenn man sonst Processionen durch die Straßen von Paris hielt, um Regen oder schönes Wetter zu erhalten, so hat kein Philosoph diese Procession gestört, und wenn die Convulsionairs auf dem Grabe des Paris Heilung suchten, hat sie kein Philosoph mit Stockschlägen davon vertrieben.

Philosophophil.

Variation.

Meine Sonnen sind verglühet,
Eingesargt ist meine Lust,
Meine Freuden sind verblühet,
Wilder Schmerz durchwühlt die Brust.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied,
Meine Thränen zu versüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

E. M. Oettinger.

Süße Rosendüfte ziehen
Durch das klare Himmelsblau,
Und der Blumen Kelche glühen
Zaubervoll im Morgenthau.
Doch ihr bleibet, nicht entfliehet,
Sorgen! ihr aus meiner Brust,
Meine Sonnen sind verglühet,
Eingesargt ist meine Lust.

Hätt' ich nimmer Dich umfangen,
Die so treulos mich betrübt,
Deren Locken, deren Wangen
Thöricht ich so heiß geliebt;
Denk' ich Deiner, dann entfliehet
Fern hin von mir jede Lust;
Meine Freuden sind verblühet,
Wilder Schmerz durchwühlt die Brust.

Nimmer will ich wieder trauen
Eines Mädchens Angesicht,
Da die Schönste aller Frauen
Treulos ihre Liebe bricht,
Da der Mund, den ich mit Küssen
Oft bedeckte, mich verrieth;
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied.

Doch noch Eins ist mir geblieben,
Daß wird nimmer von mir gehn,
Mag sich auch mein Himmel trüben,
Wird es tröstend mich umwehn.
Denn wenn auch die Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied,
Meine Thränen zu versüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

Hugo Hagendorff.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, Mitte Mai 1836.

(Schluß.)

Ich liebe die Analogie, aber da, wo sie erschwert ist, kommt es mir nicht auf einen kühnen Sprung an, und so verzeihe man mir den Uebergang zu der Menagerie der schönen Frau v. Aken, wo mir der zweijährige Tiger mit den extraordinären Schaustellungen und Bewährungen seiner Kraft und in der darauf folgenden Beschränkung durch Eisenstäbe, wie eine Particula des jungen Deutschlands vorkam. Denkt man bei dieser an die Bewegung nach fremder Willkür, so kann man zu den Maschinen-Automaten übergehen, die ebenfalls zu schauen waren, jedoch beinahe weniger Beachtung verdienten, als die neben ihnen gehäuften natur-, völker- und sittengeschichtlichen Merkwürdigkeiten. Für mich hatten unter Anderem die Knie- und Daumschrauben, so wie die eisernen Zangen aus einer Folterkammer Interesse. Die Affen- und Hundekomödie daneben zog mich deßhalb an, weil sich die Leipziger gebildete Welt nicht scheute, ihr stromweise zuzuziehen und sich an den thierischen Burlesken mehr zu ergötzen, als an Bühnenwerken, wo Menschenkunst sich in schöner Verherrlichung zeigt. In der That waren, was hier beiläufig bemerkt sey, die Gastdarstellungen Hrn. Haizinger's, Hof- und Kammersängers zu Carlsruhe, oft nur mittelmäßig besucht, trotz dem daß Hr. Ringelhardt nicht unterlassen hatte, Hrn. Haizinger's Ruhm nach Gebühr im Tageblatte zu verkünden. Eine Puppenkomödie konnte nicht mit den Affen rivalisiren, also auch deßhalb meine Neugier nicht erregen. Ein Besuch bei dem kühnen Akrobaten Kolter, der wiederum auf der großen Funkenburg sein Seil thurmhoch gespannt hatte, befriedigte meine Erwartungen und gewährte meiner Lust, die Volksmenge zu beobachten, indem ihre Aufmerksamkeit streng auf einen Gegenstand gerichtet ist, die schönste Ausbeute. Der Besuch einer Panoramen-Bude und der wandelnden Tabagie der sogenannten Gröninger Waffelkuchen-Mädchen, an denen höchstens der Schnitt und die Goldbordirung ihrer Mützen etwas Interessantes haben kann, während mir die Preise der Restaurationsmittel wie Jedem, der nicht noch eine geheime Tendenz hat, sehr uninteressant seyn mußten, beschloß dießmal meine Rundschau der Messe.

Eine neue Freundschaft, die schnell und dauernd mein ganzes Herz in Anspruch genommen hat, bewog mich, unter den Privat-Merkwürdigkeiten Leipzigs des Kaufherrn Schletter Wohnung zu besichtigen. Groß, sehr groß waren meine Erwartungen von der Kunst, Pracht und Eleganz, die ich daselbst antreffen würde, aber wären dieselben auch noch so groß gewesen, sie würden dennoch nicht gerechtfertigt, nein übertroffen worden seyn. Jedes Zimmer von Hrn. Schletter's Wohnung gibt Gelegenheit, es stundenlang zu betrachten, um nach stundenlanger Betrachtung immer noch Neues zur Bewunderung aufzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Pracht oder den Reichthum, der aufgewendet ist, mehr über die Schönheit oder den Geschmack, der dieses Alles zum harmonischen wahrhaft feenartigen Daseyn rief, erstaunen. An freundlicher Jungfrauenhand von Zimmer zu Zimmer geleitet, wird man im eigentlichen Sinne bezaubert, und es fehlt dem Gefühle der richtige Ausdruck, um sich zu ergießen. Meine Freunde, wohl bekannt mit mehreren Fürstenwohnungen, versicherten, daß Kaiser und Könige gegen Hrn. Schletter nur einfach und bürgerlich eingerichtet sind, und daß Schlaf-, Speise-, Wohn- und Gesellschaftzimmer der reichsten Fürsten Deutschlands nicht im Entferntesten einen Vergleich mit denen auszuhalten im Stande seyen, die sie hier in Gebrauch eines Kaufherrn fänden. Vor allen Geräthen von Gold, Silber und Alabaster, vor allen Meubeln vom kostbarsten Stoff, vor allen Tischen vom theuersten Holz und seltensten Marmor (von zweien der letzteren kostet jeder 3000 Thaler), vor allen Gemälden, die sich in reicher Fülle dem Auge des Künstverständigen und Kunstliebhabers darstellen, war es aber besonders ein Gemälde des Professor Grünler, das uns entzückte. Es stellt Hrn. Schletter dar und ist unstreitig der Triumph der Malerkunst, und würde allein den Namen Grünler für das Pantheon der deutschen Künstler weihen. Welch' ein Bube muß also der seyn, der solch' einen Mann mit Straßenkothe bewerfen konnte! Nach Hause angekommen, schrieb ich folgendes Sonett nieder, das, wie es entstand, hier eine Stelle finden möge:

Will ein Traum mich zauberisch berücken,
Oder stand ich auf olymp'schen Höhen,
Durft' ich Jovis Götterwohnung sehen,
Aufgelöst in Staunen und Entzücken?

Konnte mir die hohe Wonne glücken,
In Alhambras Königssaal zu stehen,
Wo der Künste Prachtpaniere wehen,
Und Bewunderung will die Brust erdrücken?

Traum nicht war's; ich stand in Dessen Hallen,
Dem des Lebens schönstes Loos gefallen:
Schönheitssinn mit Reichthums Kraft zu einen.

Mög' Ihm ewig d'rum die Sonne scheinen,
Und mit jedem Glück der Rath der Götter
Segnen stets den edlen Namen Schletter!

— — Mein Bericht endet trüb und traurig — mit der Sonnenfinsterniß am 15. Mai. Die Sonne glänzte zwar sehr bald wieder in vorigem Lichte, aber meinem Herzen ging an demselben Tage ein Stern unter, der mir, leider! erst nach Monaten wieder auftauchen wird. Leuchte er denn unterdessen anderen Augen und Herzen in fröhlichem, ungestörtem Lichtschein; ich will dann gern mich mit der Hoffnung trösten.

Notiz.

Die Poesies catholiques von Eduard Tourquety sollen binnen 8 Tagen in 700 Exemplaren verbreitet worden seyn.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 127. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 27. Mai. 1836.

Literarische Briefe.

I.

In Weinsberg im Würtemberg'schen lebt ein Arzt, der hat schon viel von sich hören lassen. Er ist als Dichter aufgetreten und mit Beifall aufgenommen worden, denn er ist ein Freund Uhland's, und somit weiß man, was man an ihm hat. Aber auch noch in anderer Beziehung hört man seinen Namen in der deutschen Literatur oft. Der Oberamtsarzt hat nämlich eine „Geschichte zweier Somnambulen," die „Seherin von Prevorst" und „Blätter aus Prevorst" herausgegeben, und dadurch ein Thema berührt, das sehr streitiger Natur ist. Der Mann heißt Justinus Kerner und ist 1786 in Ludwigsburg geboren. Mit der „Hellseherei" hat es nun eine eigenthümliche Bewandtniß. Man sieht jetzt in Dingen hell, die sehr dunkel sind, ungefähr wie die Katzen und Nachteulen. Man sieht aber auch in Dingen hell, und tappt doch im Dunkeln umher. Man stellt Untersuchungen an, und es ist doch die Frage: ob's was zu untersuchen gibt. — Von Justinus Kerner ist kürzlich ein Büchlein herausgegeben worden, das hat mir Schwindel verursacht. Ich weiß freilich nicht, ob die Schuld am Büchlein oder an mir liegt; bemerke jedoch, daß ich bis daher mit derartigen Zufällen nicht behaftet war. Das Schwindel erregende Büchlein führt den Titel: „Die Gesichte *) des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon, über Frankreich und dessen Zukunft im Jahre 1816 geschaut. Nach dem Französischen. Eine Zugabe zu den Blättern aus Prevorst und zum Druck befördert von dem Herausgeber derselben (J. Kerner). Heilbronn, 1835." — Ich begreife nicht, was J. K. bewogen haben mag, ein solches Büchlein herauszugeben. Mir erscheint die ganze Geschichte der Gesichte Th. Martin's erdichtet, eine von den vielen Legenden, an welchen die römische Kirche reich ist, eine Pfaffenschrift. — Th. Martin will den Engel Raphael gesehen haben — welch' eine Fabel! — Th. Martin dringt darauf mit dem damaligen König von Frankreich, Ludwig XVIII., zu sprechen; er erhält Audienz, nachdem er vorher im Irrenhause zu Charenton gewesen, von Royer-Collard aber für gesund erklärt worden ist; spricht mit dem Könige und Beide weinen, weinen viel! Nun, was soll man dazu sagen? — Ueber diesen traurigen Brei gießt nun J. Kerner seine hellsehende Butter und das Büchlein ist fertig, ein Unsinn, wie es dessen wenig gibt. Aber solche Schmieralien werden gelesen, ja es gibt eine große Anzahl Leichtgläubiger, am Aberglauben Klebender, und darum hielt ich es für Pflicht, die Wohlmeinenden auf das Büchlein aufmerksam zu machen, da sich vielleicht Mancher gedrungen fühlt, ausführlicher den Th. Martin zu charakterisiren.

*) Es lese ja Niemand: Geschichte!

II.

Eine merkwürdige literarische Erscheinung ist Franz Baader, ein origineller Kopf. Daraus folgt noch nicht, daß B. berühmt sey; die Originalität ist etwas Relatives. Seine Schriften sind meist kurz an Bogenzahl, aber reich an Gehalt. Fr. Baader ist ein Denker. — In neuerer Zeit ist abermals von ihm eine Broschüre gedruckt worden, welche Beachtung verdient. Ihr Titel ist:

„Ueber das dermalige Mißverhältniß der Vermögenslosen oder Proletairs zu den Vermögen besitzenden Classen der Societät in Betreff ihres Auskommens, sowohl in materieller, als intellectueller Hinsicht, aus dem Standpuncte des Rechts betrachtet von Frz. Baader. München, 1835.

Also die Vermögenslosen sind es, welchen Franz Baader geholfen wissen will. Das ist sehr schön von ihm; nur fragt es sich, wie er die Prolekairs retten will? Nach S. 12 hält er den Klerus für geeignet, die Unglücklichen von ihrer Noth zu befreien, das Elend zu heben, das einen sehr großen Theil der menschlichen Gesellschaft drückt. Er führt seine Ansicht nicht weiter aus, sie läuft aber nach meiner Logik darauf hinaus: Klöster zu errichten. Das ist nun eben in Baiern im

Werke. — Ich theile hier Einiges aus der angeführten Schrift mit und überlasse dasselbe der Prüfung des Lesers:

„Die Maxime, daß man in den bestehenden Social-Instituten (die religiösen und wissenschaftlichen mit inbegriffen) Alles beim Alten belassen soll, schließt die Aufgabe in sich: Nichts veraltern zu lassen, weil dieses ein sich Verändern oder ein nicht beim Alten Bleiben ist, und somit ein beständiges entgegenwirkendes Verändern zum Behufe der Conservirung nöthig macht. Das wahre Princip der Conservation besteht aber darin, daß man sich nie erlaubt, den Faden der Geschichte (Tradition) abzureißen (einen neuen Kalender anzufangen), quia verum vero, justum justo, sagt Thomas Aquin, non contradicere potest, und daß man die Ausgleichung der Vergangenheit und Zukunft nur durch ihr beständiges Ineinanderführen bezweckt. Duobus litigantibus tertius gaudet. — So z. B. verglich Christus sein Wort und seine Lehre mit einem Samen, den seine Jünger ausstreuen und in's Wachsthum zu bringen hätten, so daß das Christenthum immer Neues an den Tag bringen sollte. Die Menschen machten aber eine Reliquie, Mumie oder Antiquität daraus, wie denn ihre gewöhnlichen Dogmatiken nur herbaria sicca und dürre Samen-Collectionen sind. — Adam Smith u. A. konnten uns zwar nicht genug die Vortheile der größeren Productivität durch ihre fabrikmäßige Vertheilung ꝛc. anrühmen, nur bemerkten sie nicht, daß in demselben Verhältnisse als der Arbeiter mehr und ihre Productivität größer geworden, ihr Verdienst im Ganzen immer geringer ward, das Precaire ihrer Existenz immer zunahm und der eigentliche Gewinn und Genuß der gesteigerten Production sich immer unter wenigen Individuen vertheilte und häufte. — Wie die Proletairs durch Auflösung ihres Hörigkeitsverbandes in den reichsten und industriösesten Staaten wirklich und relativ ärmer und hilfs- und wie schutzbedürftiger geworden sind, so sind sie eben in den constitutionellen Staaten (durch Einführung des bloß auf Gut und Geldbesitz begründeten Repräsentativsystemes) auch noch zum nicht mehr gehört werdenden Theil des Volkes heruntergekommen." — So weit Baader. Die Broschüre wird Aufsehen erregen. Der Verf. berührt einen Punct, der hochwichtig ist. Es ist daher zu wünschen, daß recht lichtvolle, sachverständige Gegenschriften zu Tage gefördert werden. Die Sache erheischt es. Es dreht sich zuletzt Alles um die Frage: ob die gegenwärtige Zeit als Fortschritt zu betrachten sey oder nicht? Baader meint: „Nein!" —

Literatur.

Staatswissenschaft.

Anti-Rotteck. Ein Gegenstück zu des Abbé de la Mennais' Worten eines Gläubigen. Eine Reihe von Fragmenten über des Professors von Rotteck Lehrbuch des Vernunftrechts. Herausgegeben von C. Trummer, Dr. Hamburg 1836. Druck und Verlag von Nestler und Melle. Eleg. brosch. kl. 8. 116 S.

Kaum ist das Berlinische „König und Freiheit" an uns vorübergegangen, so erscheint ein nicht weniger merkwürdiges Werkchen. Widmen wir ihm, schon seines Titels wegen, einige Aufmerksamkeit. Der Verfasser ist nicht geistlos in seiner Polemik zu Werke gegangen, wird aber nie seinen Zweck erreichen, da, wenn man die Sache genau besieht, der alte Kampf der Bewegung und des Stabilismus sich wieder zeigt, der nicht auf einem Paar Seiten, viel weniger aber mit leeren Declamationen beendigt werden kann. Ein warmer Verehrer des Alten, „dessen Vorzüglichkeit eben schon das Alter beurkunde" (!), wirft er Rotteck eine Menge Dinge vor, und sucht sie aus seinen Aussprüchen zu folgern, an die Rotteck nicht gedacht hat, und ist stets bereit, in Rotteck einen Prediger des Aufruhrs zu finden, und den Vernunftstaat, den R. construirt, lächerlich zu machen. Ich verweise die Leser, die zur Polemik incliniren und darum dieß Werkchen nicht wegweisen dürfen, nur auf II.: „Die Gegenseitigkeit und das monarchische Princip." In was für Absurditäten sich der Verf. manchmal deßhalb verliert, zeigt sich auf S. 15, wo er — incredibile factu! — die Meinung der Staaten oder am Ende gar die der Regierungen als Prüfstein der Sätze der Rechtsphilosophie aufgestellt, ähnlich den Römern, die auch die Sclaverei für vernunftgemäß erklärten, weil sie sich damals bei allen Völkern vorfand. O vernünftiger Maulwurf! In jeder Neuerung sieht er Licht und Schrecken, Larven und Monstra und insonderheit eine für die Nachbarstaaten gefährliche Influenza der Empörung, gegen die mit allen Mitteln reagirt werden müsse. Er ergießt sich daher recht con amore in die heftigsten Declamationen und Schimpfreden, weil Rotteck das Daseyn einer solchen Gefahr für einen nach den Principien des Rechts verfaßten Staat leugnet, und sie nur für Staaten vorhanden erklärt, die von diesen Principien abweichen, — eine Wahrheit, die doch wahrlich die allerneuste Zeit mehr als zu sehr documentirt hat. Freilich muß man davon abstrahiren, daß das Alter allein den Beweis für den Grad der Vortrefflichkeit eines Instituts gebe. Dem zu Folge findet auch der Verf. (S. 27) in einer ausgeschriebenen Aeußerung Rotteck's über die Fürsten und deren Behandlung Irreligiosität und Königshaß, während Rotteck darin allein das constitutionelle Princip mit seinen Folgen consequent vertheidigt. Und dabei nennt der Verf. die Behandlung des verbannten Napoleon's — horribile dictu! — „als in Einklang mit den Ansichten des Volks (??!) stehend, ja so human (!) und schonend (?), wie sie nur irgend mit der Ruhe Europas verträglich schien," und wirft Rotteck eine Apotheose Napoleon's vor. Bedarf denn Napoleon noch einer solchen — hat ihn nicht sein ungeheurer Schmerz, den er so groß trug, und der ihn mit leuchtenderer Glorie umgibt, als aller Ruhm seiner großen Thaten, zu einem Gott selbst erhoben? — In VII. handelt der Verf. von der Strafrechtstheorie und VIII. von der Todesstrafe. — Ich gestehe, daß ich mich wundre und indignirt fühle, wie der Verf. diese hochwichtigen Gegenstände mit nicht acht Blättern abgethan zu haben glaubt. IX. und X. handeln von den Bedingungen des Personalarrestes und von der Tortur. Bei der gelindesten Behauptung möchte ich hier Hrn. Trummer, der es so stark aufs Zertrümmern alles Liberalismus und der vernunftgemäßen Freiheit abgesehen hat, zurufen: „medium tenuere beati!" Was soll ich aber sagen, wenn er von einer zu weiten Ausdehnung der Abschaffung der Tortur spricht! XI. betrifft die Geschworenen-

gerichte, einer der bessern Abschnitte, wenn er auch nichts Neues enthält. In I., V., XII.: „Die öffentliche Meinung, die angebliche Tochter der Wissenschaft," „Asyl für fremde politische Verbrecher," „das Hausrecht und die geheime Policei" glaube ich ebenfalls, daß der Verf. hier mehr, dort weniger Recht hat. Am meisten beurkundet aber der Verf. seine politische achschgraue Farbe, wenn er durchaus die Aermeren von dem Studien ausschließen will. Seite 64 ist diejenige, die uns mit dem Verf. ganz besonders entzweit hat, er sieht wiederum eine Menge Gespenster und möchte gern ein Kastenregiment, wie es bei den alten Aegyptern stattfand, einführen. Natürlich eifert er dabei gegen Rotteck, daß dieser die Bundesbeschlüsse gegen die Universitäten angreift, und erblickt eine Drachensaat, die man auf den wenigen Universitäten verlacht, wo sich noch ein Rest der alten wahren Freiheit findet, aus der so eminente Männer hervorgingen. — Auch wird die Muse in der Zwangsjacke nie was Tüchtiges leisten.

(S. 75.) Die Kirche (erinnere ich zu XIV.: „Die Kirche im Verhältniß zum Staat) ist — nach meiner Ansicht — durchaus nicht Bedingung des Staats, denn wäre dieses, so wäre ja unwiderlegbar zugleich dargethan, daß wer ein Christ, ein guter Staatsbürger und ein anders Glaubender in einem christlichen Staate, ohne dessen Fundament umzustoßen, nicht Bürger seyn könnte. Dagegen aber sprechen England, Frankreich, Holland, Baden ꝛc. Wollen wir auch nicht so weit, als Rotteck gehen, so müssen wir doch annehmen, daß von einem Zwange, einer bestimmten Kirche anzugehören, als von einer unverantwortlichen Despotie, nicht die Rede seyn darf.

XVI. betrifft die Preßfreiheit. Die alten, längst als hohl anerkannten Gründe der Gegner der Censur! — und die um desto verwerflicheren, je mehr man ja nicht eine absolute Unbestraftheit der Scribenten verlangt, aber nur nicht vorher Alles dem individuellen und menschlichen Urtheile eines Censors überlassen, und, wenn dieser irrt (was gar nicht zu vermeiden), außerdem noch wie ein Schelm und Dieb gebrandmarkt und bestraft werden soll.

In XVII. entwirft der Verf. ein Bild, wie es mit der christlichen Religion nach Rotteck'schen Ideen stehen würde, so daß man theils vor solchem Bilde sich fürchten, theils über den Verf. lachen, ihn — auslachen muß.

S. 89 nennt der Verf. durchaus den Gesammtwillen des Volks chimärisch. Was sind denn die Beschlüsse der Abgeordneten des Volks Anderes? Aber der Verf. will mit Gewalt das Volk in seiner alten Unmündigkeit und Abhängigkeit forterhalten.

Bei XXII. „Kindesmord" hätte der Verf. besser gethan, entweder sehr wenig zu sagen oder lieber ganz zu schweigen, als daß er solche von der täglichen Erfahrung und insbesondere den der Gerichtshöfe abweichenden und deßhalb lächerlichen Truppen gegen Rotteck's Ansichten von dem Kindesmord aufgestellt hätte. Vielmehr sind Rotteck's Ansichten gewiß in jeder Hinsicht zu billigen, und größtentheils von der Carolina und der neuen Praxis anerkannt worden.

Ich beginne mich zu langweilen, und um diesen Uebelstand nicht auf Andere überzutragen, erkläre ich kurz und bündig Hrn. Trummer's Arbeit für ein unnützes Bemühen, den Trumm einer verwünschten Vergangenheit in der Gegenwart wieder flott zu machen.

Poesie.

Corallen von Franz Freiherrn v. Gaudy. Glogau 1835. Verlag von Carl Flemming.

Form und Inhalt weisen auf die besseren Erzeugnisse der neueren lyrischen Schule, deren Koryphäe H. Heine ist. Der bereits rühmlich bekannte Verf., welcher bescheiden nur Corallen zu geben verspricht, bringt aus der Nacht seiner Träume manche Perle an das Tageslicht. Glühende Phantasie, edle Sprache, Tiefe des Gefühls, Witz, Gemüthlichkeit und die Kunst, den Leser auf den richtigen Standpunct zu versetzen, sind die Momente, welche dieses theils der epischen, theils der lyrischen Poesie angehörige Bändchen Gedichte vorzüglich empfehlen. Den Inhalt gibt der Verf. mit Heine's Worten:

Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es Liebe. —

Der Standpunct ist der der neuen Schule, der subjective. Wir sehen nicht die aus der Figur abgezognen Formeln, wir sehen die Figur selbst klar und selbstständig vor uns und lauschen gern den Accorden, die, gleichsam geschieden von der Materie des angeschlagenen Tons, noch lange in unsrer Seele wiederklingen, wenn schon die Saite längst zu vibriren aufgehört hat.

Hervorzuheben sind: Die Begegnung, Engels Nähe, Wiedersehen, vom Thurme, das Bild, Leichenschau, die Kränze, Vorher, während nachher, Träume, Waldgrab, Constitution, Reue, der Morgenstern, im Schlosse.

Die Form ist, wenn auch nicht vollkommen abgerundet, doch im Ganzen gut, einige wenige herbe Elisionen und Härten in Sprache und Vers, bei denen man unwillkürlich nießen muß, z. B.

— — — — und es berst't der Erde Schooß,

und S. 106:

An vom Todeskrampf verzerrtem Gesicht.

Uebrigens gibt uns der Verf. drei Schnüre Corallen. Im ersten Theil führt er uns in einen Cypressenhain und erzählt von Emil's (bisweilen nur des Dichters Facsimile, wie er selber bekennt) und seiner Aniela Liebe. Der zweite enthält ein längeres Gedicht: Paulina, das wahrscheinlich durch den polnischen*) Freiheitskrieg veranlaßt wurde, und der dritte Theil ist vermischten, großentheils launigen Inhalts.

Und so wünschen wir denn dem Dichter, daß es mit seinem „My world is dead" nicht so ernstlich gemeint seyn mag, und rufen ihm zugleich mit dem Publicum ein freundliches „Wiederkommen" zu. — Emil Enfant.

*) Gutmüthiger Schwärmer, weißt du noch nicht, daß es mit Gaudy's Freiheits-, Polen- und Napoleonsliedern nichts oder nur ein leerer Heuchelschein ist, wie er bekannte im Monat Februar in der Berliner Mittwochsgesellschaft, als Hr. Hering daselbst einen nordischen Gast einführte?

Anm. d. Red.

Literarischer Beobachter.

[Der Nekrolog der Deutschen.] Der Herausgeber und Verleger des Nekrol. d. D. hat einen Bericht über die bis jetzt erschienenen zwölf Jahrgänge desselben drucken lassen. Man muß dem Herausgeber Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn man die Urtheile unterschreibt, welche darüber in vielen Zeitschriften gefällt sind. Hr. Voigt hat bei diesem Unternehmen nicht nur unzuermüdenden Eifer und Fleiß gezeigt, sondern auch, damit ein so gemeinnütziges Unternehmen, bei dem Mangel der Unterstützung, nicht wieder aufgegeben werden müsse, bedeutende Opfer gebracht. Möge des Herausgebers Wort:

„Könnten sie wieder heraufsteigen aus den Gräbern, so viele Tausende, und sehen, wie durch den Nekrolog für ihr Andenken gesorgt, wie ihnen darin unvergängliche Denkmäler gesetzt, wie ihre Thaten verewigt und ihnen der oft im Leben entzogene Ruhm erst im Tode geworden, wie sie erst hier Gerechtigkeit gefunden haben, wahrlich Viele würden, wenn sie dann zum zweiten Male das Irdische verließen, große Legate zur Unterstützung und Erhaltung dieses Instituts der Ueberlieferung bestimmen, für welches die Lebenden gar nichts thun, welches sie zu ihrer eigenen Schmach — opferte sich nicht ein einzelner Privatmann dafür auf — untergehen lassen würden, ihre Todten nicht ehrend und den Werth ihrer dereinstigen eigenen Gedächtnißstiftung verleugnend. — Oder glaubt Ihr, daß die Reihe niemals an Euch kommen wird?“ — keine Predigt in der Wüste seyn. Sollte die Mehrzahl der Gegenwart, bei aller Eigenliebe, doch das Gefühl hegen, wie es für sie besser ist, wenn man nach ihrem Tode schweigt?

[Der Bock.] Der Freimüthige liefert in Nr. 36 eine Anekdote von Friedrich dem Großen, von der man freimüthig sagen kann, daß sie zu der großen Zahl derjenigehört, die mit nichts erwiesen und nur Verunstaltung einer wahren Anekdote sind. Was davon auf Wahrheit beruht, hat sich mit dem Sohne des Stifters des Hallischen Waisenhauses Franke zugetragen (M. s. Friedrich der Große. Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Berlin 1834. In der Nauck'schen Buchhandl. S. 470). Da ist aber von keinem alltäglichen Wortspiel zwischen Bock und Esel die Rede. Dergleichen Anekdoten, wie die im Freimüthigen abgedruckten, wieder aufzuwärmen, gilt wohl mit Recht die sprichwörtliche Redensart: „Daß man einen Bock gemacht hat.“

[Theologische Streitschrift.] Das Leben Jesu von Strauß, geprüft für Theologen und Nichttheologen von Wilhelm Hoffmann, Diakonus (Balz'sche Buchhandl. in Stuttgart) ist ein Werk höher Bedeutung und von dem allgemeinsten und vielseitigsten Interesse. Eine treffende Recension über das Werk (wahrscheinlich von Neander) befindet sich in den Brockhaus'schen literar. Unterhaltungsbl. Ehre, wo Ehre gebührt.

[Berichtigende Bestätigung.] In der Abend-Zeitung Nr. 36 liest man unter der Ueberschrift: Schmetterlinge und Bienen:

„In den meisten civilisirten Staaten sind die leitenden Minister jetzt Schriftsteller. In Preußen, in England, in Spanien, in Baiern — sogar in Aegypten.“

Was die ägyptische Civilisation betrifft, so dürfte sie doch wohl sehr problematisch seyn? Unter den Staatsministern in Preußen befinden sich aber auch nur zwei Schriftsteller, der Cabinetsminister Ancillon und der Justizminister v. Kamptz.

[Seltenheit.] Nur Wenigen möchte die Uebersetzung der Worte eines Gläubigen von de la Mennais, in's Deutsche übergetragen von L. Börne, bekannt und somit durch den Contrast der Namen merkwürdig geworden seyn.

[Neuigkeit.] Von einem Aristophanes unserer Zeit, einem vielfach gelobten, aber auch eben so vielfach und heftig getadelten Schriftsteller unserer Zeit, der unstreitig eine sehr große Fähigkeit, Charakter und Sitten eines Volkes bis in die leisesten Wort- und Geberdennüancen zu schildern, sind so eben bei Volckmar in Leipzig erschienen: „Bilder und Träume aus Wien.“ Wir wollen den Schleier des Incognito nicht muthwillig und unberufen heben. Das Buch, zu weiterer Besprechung der Redaction vorliegend, wird selbst seinen Verfasser laut verkünden.

[Dr. B. Guttenstein.] Dieser als Geschichtsforscher wie als Schriftsteller ausgezeichnete Mann, hat bereits seine dritte Lieferung des ersten Bandes seiner „Geschichte des spanischen Volkes“ (bei H. Hoff in Mannheim) erscheinen lassen. Hier heißt es mit vollem Rechte: Omne trinum perfectum.

[Postfestum postfestissimum.] Dieß ist unstreitig: Der deutsche Freiheitskrieg. Ein Beitrag zur allgemeinen europäischen Geschichte neuester Zeit von Dr. Friedrich Richter“ (erscheinend in Lieferungen von 5 Bogen zu 6 Gr.), und doch will es der etwas ärmlich ausgefallene Prospect zur Subscriptions-Einladung als ein Bedürfniß hinstellen.

Xenien von Nun.

Heinrich Heine.

Ein grüner, schmucker Garten,
D'rin stehen im bunten Gemisch
Viel' hundert fremde Pflanzen,
Doch alle schön und frisch.
Nur hinten im finstern Winkel
Sind heimische Blumen gesä't, —
Weiß Gott im ganzen Garten,
Ist das, — das schlechteste Beet.

Carl Gutzkow.

Ein klarer Quell der Wiese
Rieselt hin über goldenen Sand, —
Er ist nicht in Marmor gezwänget,
Keine Brücke ist d'rüber gespannt;
D'rin spiegeln sich duftige Blumen, —
D'rin badet ein nacktes Weib, —
D'rein begafft ein durstiger Ochse
Erstaunend den eigenen Leib.

Theodor Mundt.

Ein lieber, traulicher Junge,
So was man sagt, ein Talent,
Dem die Liebe, der Ruhm und so Manches
Heiß unter den Nägeln brennt.
D'rum sprudelt und zischet auch Alles,
Was er schrieb und was er gefühlt, —
Nun hat das hitzige Wesen
Ein kaltes Bad abgekühlt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 128. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 28. Mai. 1836.

Allgemeine dramaturgische Bemerkungen, geknüpft an das Gastspiel der Madame Lange zu Mainz.

(Schluß.

Der Bühnenpraktiker, der nicht blos mit den Augen sich im Theater befindet, erkannte aus der Darstellung gleich die Künstlerin, die sich plastisch-mimisch und rhetorisch ausgebildet hat, den Raum, auf dem sie sich bewegt, wie ihre Kräfte genau kennt; doch zugleich erkannte er, wie trefflich sie auch die Aufgabe gelöst hatte, daß ihr Talent durch die Aufgabe Beschränkungen erlitt. Irre ich nicht, so hat sich Mad. Lange ein Vorbild erwählt: Sophie Schröder, die Frau mit dem gewaltigen Wort, das gleich Marmorgestalten über ihre Lippen schreitet, auf deren Antlitz jeder Seelenzustand rein und klar, wie in Marmor gegraben, geschrieben steht, sie, die mit einem Verhüllen des Gesichtes mehr sagt, als das Spiel eines ganzen Lebens von Schauspielern mit löschpapiernem Rufe. Ihre Muse ist keine, als die tragische mit dem Dolche: darum sah der Kunstfreund mit Sehnsucht den fernern Gastvorstellungen der Mad. Lange entgegen, in denen sie die Schwingen ihres Talents unbeengt ausbreiten durfte.

Allem Dagegenkämpfen zum Trotz, haben sich die sogenannten Rührspiele, die Erzeugnisse eines verschrobenen Gefühls und falscher Sentimentalität auf dem Theater eingeschlichen, und da ihre Verfasser meistens Bühnenkundige waren, so haben sie sich nicht allein dort gehalten, sondern nehmen, Besseres verdrängend, einen bedeutenden Standpunct ein. Das Publicum, fortwährend auf diese Erzeugnisse schimpfend, ergötzt sich nicht mehr im Theater, wenn solches Zeug mit Theaterlappen behangen, von Theaterlampen erleuchtet an ihm vorüberwimmert. Nicht die wollüstigen Thränen sind es, die ein wahres Kunstwerk hervorruft, welche dabei vergossen werden, es sind die eines falschen Mitleids, dessen fortwährend in Salzwasser schwimmende Augen dergleichen gierig in sich saugen. Es ist eine traurige Bemerkung, daß der Menschheit ewiger Jammer dem Menschen zur Schaulust dient; denn dieselbe fürchterliche Neugierde, zur Schande der Menschen muß ich es bemerken, die noch immer nach öffentlichen Hinrichtungen treibt, ist es auch, die sich an jenen Erzeugnissen weidet, und wer ist dort eben mehr zu finden, als das sogenannte zarte Geschlecht? —

Frau von Weissenthurn, das Theater und sein Publicum kennend, hat einigen dergleichen Mißgeburten ihr ekelerregendes Daseyn gegeben, und unter diesen drängt sich Johann von Finnland hervor, eine widerlich heulende Fratze, die, einem Henkersknechte gleich, das Gefühl auf die Folterbank schleppt, und sich dort jedes Worts als Marterwerkzeug bedient.

Der Held des Stückes: Johann von Finnland ist weder ein Held im Handeln, noch im Dulden. Das größte Leiden darf den Mann nie so verkrüppeln, daß er sein Gepräge verliert. Johann verliert noch mehr, er verliert durch seine Erbärmlichkeit und Schwäche die Achtung und das höhere Mitleid. Welch' eine ekelhaft-jämmerliche Figur spielt er, als er sein Kind die Mutter bitten läßt, ihn in seinem Unglück nicht zu verlassen? Dem festen Willen und den Bitten seiner Frau, ihn in's Gefängniß zu begleiten, nachgeben, ist, wenn auch nicht männlich, doch rein menschlich; doch sie selbst bitten, und sich noch dazu des eigenen Kindes zu bedienen, das ihm eine himmelschreiende Aufforderung zum Gegentheil seyn sollte, zeigt einen solchen Mangel an allem inneren Werthe, daß sich das Herz mit Abscheu von ihm wendet. Alle Opfer der Liebe haben keine wahre Liebe in ihm erweckt, die gemeinste Selbstliebe hat die heiligen Gefühle für ein liebendes Weib, für ein hoffnungsvolles Kind erstickt, indem er sie an sein Unglück kettet. Die Verfasserin scheint es sich im Johann zur Aufgabe gemacht zu haben: dem Mann gleich einem Jammerbilde die Himmelserscheinung eines wahrhaft liebenden und heroisch duldenden Weibes im schreienden Contraste entgegenzustellen. Die Scene mit dem Kerkermeister raubt den letzten Rest von Interesse: Johann von Finnland, einst Herzog und Held, hat im Unglück auch das Ehrgefühl verloren, er läßt sich in Gegenwart der Frau von einem Sclaven mit Füßen treten, läßt sein von Kerkerluft gebleichtes Gesicht zum Bettelbriefe bei seinem tyrannischen Bruder werden; der wahre Mann stirbt im Gefühl

seines Rechts mit edlem Stolze, aber bettelt nicht um ein elenderbärmliches Leben.

Des Weibes wahre Größe besteht im Dulden und Lieben, darum ist und bleibt der Charakter der Katharina ein gelungener und eine treffliche Aufgabe für eine Darstellerin. Mad. Lange hat sie gewiß trefflich gelöst, doch trat ein Etwas zuweilen störend hervor: die poetische Ruhe litt unter dem gigantischen Ringen, die Mitspielenden zu einem Ganzen zu vereinen; namentlich war es eine in den Scenen mit Johann zu erkennende Sisiphusarbeit! — Der Mosesstab der Kunst kann wohl aus Felsen Wasser hervorrufen; doch schlägt er an Holz, so klappert es nur. — Mad. Lange ist eine von den wenigen Darstellerinnen, die ein inneres Leben haben, das auf ihrem Aeußeren im scharfen Gepräge hervortritt. Die Mitspielenden hatten größtentheils nur äußere Lebendigkeit, hinter der sie die innere Leere zu verstecken suchten. So erhielt ihre Erscheinung auf hiesiger Bühne etwas Fremdartiges, und ich möchte behaupten, nur im Busen des wahren Kunstfreundes fand sie eine Heimath.

Richtige Auffassung, consequente Durchführung und Einheit in Form und Geist waren nicht zu verkennen; dennoch glänzten zwei Einzelnheiten aus dem Ganzen hervor. Es war dies in der Scene zwischen ihr und ihrem Lehrer, dessen Erzählung sie zwischen das verlorene Paradies und eine drohende Hölle stellte. Ihr Seelenzustand wandelte in all' seinen furchtbaren Nüancen gleich lebenden Bildern schmerzweckend über ihr Antlitz, und eine schöne Wahrheit lag darin, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Der zweite Glanzpunct war der, wo Johann vor seine Richter geführt wird; sie weiß, er geht zum Tode, und der schreckliche Gedanke trifft sie gleich einem Keulenschlage, sie bricht ohnmächtig zusammen. Sie erwacht und muß sich erst auf das Vorhergegangene besinnen. Als es nun mit all' seinem Schrecken, einem furchtbaren Gespenste gleich, vor sie hintritt, da gibt die Liebe des Weibes ihr die Kraft, ihm muthig entgegenzutreten. Sie entschließt sich zu dem schwersten Gange zu ihrer vermeintlichen Feindin. Ihn retten oder mit ihm sterben — der Gedanke sprach aus Miene und Bewegung der wackern Darstellerin. Der Mosesstab der Kunst hatte an den Felsen geschlagen und — die Künstlerin wurde am Schlusse der Darstellung einstimmig gerufen.

Spontini und Herr Ludwig Rellstab.

Der Berliner Correspondent des Morgenblatts, welcher sich durch seine langweiligen Berichte auszeichnet und nie weiß, welche Neuigkeiten er dem Publicum auftischen soll, erwähnt in der Nummer 49 des gedachten Blattes (vom 26. Februar d. J.) des jetzt zwischen Spontini und Hrn. Ludwig Rellstab schwebenden Injurienprocesses in einer Art und Weise, welche nur Befremden erregen kann und welche unverkennbar von dem Bestreben ausgeht, Herrn Rellstab auf Kosten Spontini's zu erheben und das Publicum, ja die Richter, denen gegenwärtig in letzter Instanz die Acten vorliegen, gegen den Letztern einzunehmen. Der Herr Correspondent hat sich vor einiger Zeit hier ein Haus gekauft und Hr. Ludwig Rellstab, sein naher Verwandter und Busenfreund, wird die zweite Etage desselben als Miether bewohnen. Dies Factum genüge zur Erläuterung der Motive, welche den gestrichen Berliner Correspondenten des Morgenblatts veranlaßt haben, sich nicht nur zum Champion für Hrn. Rellstab aufzuwerfen, sondern auch das obwaltende Sachverhältniß entstellt vorzutragen. *) Er sagt nämlich: „Auf eine sehr harte Weise hat sich die publik gewordene Sache zwischen den Herrn Spontini und Rellstab zu Ungunsten des Letztern entschieden. Rellstab hatte bekanntlich (????) dem Generalmusikdirector die diesem zuerkannte Injurienstrafe erlassen, wogegen dieser, nicht zufrieden mit der Rellstab zuerkannten sechs wöchentlichen Gefängnißstrafe, ein Aggravationsgesuch einreichte. In zweiter Instanz ist nun, wie verlautet, Rellstab's Strafe auf vier Monate Gefängniß verschärft worden ꝛc. Eine vier monatliche Gefängnißstrafe, wenn auch durch den Buchstaben der Gesetze begründet, muß in der allgemeinen Meinung als eine außerordentliche Härte erscheinen. Jedenfalls kann Spontini durch sein Aggravationsgesuch ꝛc. in der öffentlichen Meinung nicht gewinnen ꝛc. In unserer Proceßpraxis **) ist es ein seltener Fall, daß ein Mann aus den gebildeten Ständen, sobald sein Gegner im Injurienprocesse verurtheilt ist, noch mit dem Maße der Strafe mäkelt, und wenn er auf Verschärfung anträgt, schreitet dies aus den Schranken der Ehrengesetze und wird nur einem kleinlichen Rachegefühl zugeschrieben, das dem deutschen Charakter fremd ist." — Gut ausgedacht, Pater Lamormain! Doch wir entgegnen Folgendes. Es ist allerdings gegründet, daß der Injurienproceß zwischen Spontini und obgedachtem Herrn Rellstab von dem Publicum mit Theilnahme verfolgt wird, aber auch eben so gewiß, daß diese allgemeine Theilnahme sich nur für Spontini und gegen Herrn Rellstab ausspricht. Denn nicht nur in Berlin, sondern im ganzen übrigen Deutschland ist, wer rechtlich denkt, darüber einig, daß das Verfahren des Hrn. Ludwig Rellstab gegen Spontini im höchsten Grade gemißbilligt werden muß, da Jener nunmehr seit einem Jahrzehent es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Fremdling und Gast, den anerkannten großen Künstler, den hochgestellten Staatsdiener unausgesetzt öffentlich zu kränken und mit Persönlichkeiten anzugreifen, ohne daß ihm Spontini jemals Anlaß dazu gegeben hätte. Die Freude über den Ausfall des zweiten Erkenntnisses ist daher in den gebildeten Cirkeln Berlins wirklich allgemein, und die öffentliche Behauptung des Rellstab'schen Busenfreundes, das Urtheil müsse für eine außerordentliche Härte erachtet werden, entspricht nicht nur nicht der Ansicht des Publicums, sondern sie enthält auch eine offenbare Beleidigung des Gerichtshofes, der für die Gesetzlichkeit seines Ausspruchs verantwortlich ist.

Nachdem Spontini Jahre hindurch die öffentlichen Kränkungen des Herrn Rellstab ertragen hatte, machte ihm endlich ein zu schonungsloser Angriff auf seine Ehre zur ernsten Pflicht, den Schutz der Gesetze in Anspruch zu nehmen und klagbar zu werden. In einer außerdem bei der Policeibehörde eingereichten Beschwerde, also privatim, nicht öffentlich, bezeichnete er das Verfahren des Herrn Rellstab auf angemessene Weise. Letzterer, dem die Denunciation mitgetheilt wurde, fand darin ein Paar beleidigende Ausdrücke, und klagte nun augenblicklich gegen Spon-

*) Vermuthlich haben beide Freunde den Artikel gemeinschaftlich redigirt! —

**) Da merkt man doch, daß der ehemalige Referendarius spricht!

tini, in der Hoffnung, diesen dadurch zu zwingen, seine Klage zurückzunehmen. Spontini that dies vernünftiger Weise nicht, und wurde wegen der in seiner Eingabe enthalten gewesenen leichten Verbalinjurie zu einer geringen Geldstrafe verurtheilt, die er auch wirklich erlegte. Erst nachdem dieß geschehen war, ja, erst mehrere Monate nach Entrichtung der Geldstrafe, wurde ihm mitgetheilt, daß sein Gegner die Klage zurückgenommen habe. Letzterer glaubte durch diese Zurücknahme Spontini um so gewisser zu bewegen, auch den seinerseits angeregten Proceß auf sich beruhen zu lassen. Nicht Versöhnlichkeit, sondern der persönliche Vortheil bewog also Hrn. Rellstab, die Reposition der Acten in Antrag zu bringen. Als er demnächst in der Hauptsache verurtheilt worden war und gegen das Erkenntniß remedirte, war Spontini gezwungen, das Aggravationsgesuch einzulegen, um die ihm nach so unzähligen Kränkungen gewordene gesetzliche Genugthuung nicht wieder zu verlieren. Es ist mehr als lächerlich, zu verlangen, daß Spontini, der Jahre lang öffentlich beleidigt und auf Grund einer Eingabe wegen der ihm wiederfahrenen Beleidigungen obenein zu einer Geldstrafe verurtheilt worden war, nun sich gleichsam noch bei seinem Gegner bedanken und demselben behilflich seyn sollte, eine Milderung der wohlverdienten Strafe zu bewirken. Hätte Hr. Ludwig Rellstab nicht gegen das erste Erkenntniß remedirt, würde auch Spontini nicht das Aggravationsgesuch eingelegt haben; denn dem Letztern blieb, um zu verhindern, daß nicht in zweiter Instanz eine Freisprechung erfolge und ihm mithin die rechtliche Genugthuung nicht entzogen werde, nichts übrig, als darzuthun, daß sein Gegner eigentlich eine noch höhere Strafe verdient habe. Jeder Billige wird endlich nicht übersehen, daß Spontini, der weder mit unsern Gesetzen, noch mit unserer Sprache ganz vertraut ist, nur nach den Anordnungen seines Rechtsbeistandes handelte. Findet der Berliner Correspondent des Morgenblattes dieß Verfahren nicht den Anforderungen der Ehre entsprechend, so wird sich Spontini hierbei sehr leicht beruhigen können.

Ein Verehrer der neuern und ein Verehrer der ältern Musik. *)

V. d. n. M.

Sehr lieb ist mir es, Dich zu finden,
Eh' mir vor Lust die Sinne schwinden,
Um Dir des großen Auber's Kunst,
Wie sie entspringt der Musen Gunst,
In seiner Stummen abzuschildern.
Ach, fehlte mir's nur nicht an den Bildern!

V. d. ä. M.

Gib Deine Schild'rung bald zum Besten.
Unangenehm ist es den Gästen,
Wird von dem Wirth gelobet ein Gericht,
Und dennoch aufgetragen nicht.

V. d. n. M.

So höre denn mit leisem Ohren an;
Was Auber's Stumme hat gethan;
Es hat Auber gezeigt durch Massen
Von Instrumenten: man muß lassen
Zum Worte Andre, ist man stumm;
Dies sichet ein, wer nicht heißt dumm! —
Wie ärgert's mich, wenn gleich den Spatzen,
So Manche hie in's Blaue schwatzen:
„Es sey die Auber'sche Musik
Nichts, als der Katzen schlecht Gequick."

V. d. ä. M.

Daß Aubern dies Urtheil gebühre,
Zeigt seiner „Stummen" Ouvertüre.
Laß Aubern ruh'n, das kleine Licht,
Gib mir von Größeren Bericht.

V. d. n. M.

— Zuerst muß ich Beethoven loben;
Noch ist er nicht genug erhoben,
Gezeigt hat er ein göttliches Genie
In der hero'schen Symphonie. —

V. d. ä. M.

Freund, schweige, denn nur Langeweile
Macht diese Symphonie; drum eile,
So schnell Du kannst, von diesem Werk,
Nimm Andres Dir zum Augenmerk.

V. d. n. M.

Es sey, wenn's nicht zu ändern steht!
Vielleicht daß es weit besser geht
Mit seiner Schlacht, die — wie wir wissen —
Dem Volk stets war ein Leckerbissen,
Und ihm deswegen sehr behagt,
Weil's Ratschen Manchem Furcht einjagt! —
Noch ist Beethoven's Werken eigen
Ein göttlicher Humor; brauch' ich's zu zeigen?

V. d. ä. M.

Was muß ich, ach! von Dir da hören?
Zu sehr hältst Du den Mann in Ehren,
Er hatte sich gesteckt das Ziel:
Mit Vielem nicht zu sagen Viel! —

V. d. n. M.

Nach diesem nenn' ich unsern Spohr,
Der Lieder singt im höhern Chor.
Vorzüglich doppelte Quartette
Gefallen Dir von ihm, ich wette! —

V. d. ä. M.

O glaube mir, er würd' erreichen
Sein Ziel weit besser durch zwei Geigen,
Als er's mit mehreren erreicht,
Und nur Geniesucht damit zeigt. —

*) Eine hyper-orthodoxe Stimme gegen die musikalischen Neugläubigen. D. Red.

V. d. n. M.

Die Componisten trifft die Reihe,
Die sich durch eine kritische Weihe
Bestimmt für das Pianofort' —
Wie man dies hört so hier, wie dort. —
Und Hummel, Moscheles, Kalkbrenner,
Sind allbekannt, als tücht'ge Renner;
Denn Hummel so stark galoppirt,
Daß, wie man sich auch exercirt,
Es in vier Wochen Frist kaum will gelingen,
Mit Glück dem Raschen nachzuspringen.

V. d. ä. M.

Passagenwerk ist mir bekannt
Von Hummeln; aber mehr galant
Von Moscheles ist's Spiel der Finger;
Es paßt genau nur für Luftspringer!
Kalkbrenner sieht auf Knalleffect,
Bis ihn sein Lauf zu Boden streckt. —
Den drei genannten Pianisten —
Die sich, als Modeleute, brüsten —
Zieh' Cramern ich und Dussek vor;
Und Niemand schelte drob mich Thor. —

V. d. n. M.

Ach! diese zwei hält man für Todte,
Sie sind ja gänzlich aus der Mode! —
Dafür man Reissigern nun hat
Und Czerny — wer hört sie wohl satt?

V. d. ä. M.

Sag' mir nichts mehr von Modejüngern,
Denn ihre Werke mag besingern
Wer das nur liebet, was ist breit —
Vermöge der Unwissenheit! —

V. d. n. M.

O tadle mit mir nicht diese Männer,
Es schätzt sie ja so mancher Kenner;
Zumal, da in der jetzigen Frist
Capelldirector Mancher ist! —

V. d. ä. M.

Die Künstler nach den Titeln loben
Ist unsr'er Zeit auch aufgehoben.
D'rum schweige, liebster Freund, nur still,
Da ich nicht nach Abdera will. —

G. Bachmann.

Theater = Gucker.

Paris. Im Theatre français gefiel sehr ein neues Stück von Duval: „Das Testament." Dumanoir und Edouard versorgten das Theater Variétés mit einem hübschen Vaudeville des seltsamen Titels: „In eine Anna verwandelt." Die Verwechselung von zwei Kinder ist darin mit Geist durchgeführt, weßhalb der Erfolg in der That glänzend war. Die komische Oper hat mit Scribe's und Auber's „chaperons rouges" (rothen Mützen) entschiedenes Glück gemacht. Im Ambigu-comique hat „Gilblas" Vaudevillekomödie nach dem bekannten Romane sehr mittelmäßig gefallen. In „Abälard und Heloise," welches fünfactige Drama außerordentlichen Beifall fand, sind die Personen durchaus nicht im Charakter ihrer Zeit und ihrer Geschichte geschrieben, sondern treten in ächt modernem Gewande auf. Sie möchten sich daher kaum noch lange erhalten, obgleich sie Anicet's großes Talent von Neuem bezeugen. Im Theater des Palais-Royal hat: „la Marquise de Pretinvilles" außerordentlich gefallen. Die Commission dramatischer Schriftsteller ist beim Minister um die Erlaubniß eingekommen, daß das Odeon unter der Direction des Alex. Dumas wieder geöffnet werden dürfe. Das Gymnase musical will Joachim Duflot durch eine neue Gesellschaft in eine Art von opéra comique verwandeln. Hr. Delaboullay hat das Privilegium für ein neues Vaudevillentheater erhalten.

Italien. „Danao," eine neue Oper von Persiani, hat in Florenz eine ungünstige Aufnahme gefunden. In Treviso ist unlängst das neu decorirte Theater Anigo wieder eröffnet worden. „Der neue Figaro" von Ricci hat in Turin wegen Mangels an Originalität wenig Glück gemacht. Mit der Gazza ladra eröffneten die Italiener in London ihre Saison.

Leipzig. Am Donnerstag gab Hr. Eicke ein sehr besuchtes Concert auf dem Gewandhaus (über dieses wird ein Separatartikel in d. Bl. handeln) und reis'te am Freitag (am 20. Mai) von hier weg. An seine Stelle ist der unseren Lesern bereits hinlänglich charakterisirte und bekannte Hr. Richter eingetroffen. Wir wünschen ihm viel Glück, ohne unsern Wunsch mit einiger Erwartung unterstützen zu können. Da unser Herr Director weiß, was er an Hrn. Eicke verliert und noch andere bedeutende Connexionen für denselben sprechen, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren, zu künftigem Winter das alte vortheilhafte Verhältniß wieder eintreten zu sehen. Zu großer Ueberraschung unserer Theaterdichter-Dioskuren Blum und Düringer, besonders aber des Letzteren, ist dennoch Hr. Grohmann aus Pesth erschienen, und hat seine erste Gastrolle, nicht am günstigsten Theaterabende begonnen, worüber die Intrigue, im Hintergrunde des Parterres lehnend, höllisch lächelte. „Wer zuletzt lacht, ꝛc." Hr. Schütz aus Braunschweig erscheint ebenfalls mit seiner jungen Frau, einer gewesenen Dlle. Höffert. Er wird diesmal weniger über zu scharfe Kritik klagen können, und sie wird die gerechte Anerkennung ihrer Schönheit und Routine finden. Dlle. Limbach, die schöne Braut unseres ersten Tenoristen Freymüller ist von Hrn. Cerf nach der Berliner Königstadt engagirt — ein Avis für unsere Tenorzukunft! Gegenwärtig vervollkommnet sich Dlle. Limbach, unter des Musikdirectors Pohlenz Leitung und auf Hrn. Cerf's Kosten in Musik und Gesang, und macht die reißendsten Fortschritte. Sonst mußte das Theater an allen Hauptfesten das Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen," wenigstens am ersten Festtage halten, jetzt hat Hr. Ringelhardt ebenfalls dieses Gebotes Kraft erfahren. Ein Trauerspiel: „Manfred," (aus der Hohenstaufenzeit) von Dr. Marbach, sollte auf das Ansuchen des höchst talentvollen Verfassers in die Zeit des Haitzinger'schen Gastrollencyklus fallen, und Mad. Haitzinger in dem Stücke eine vorzügliche Rolle übernehmen, was in vieler Hinsicht sehr vortheilhaft gewesen seyn würde. Aber der Asmodi des Theaters hintertrieb des Dichters schöne Berechnung. Wie lange wird Manfred auf Erlösung noch warten müssen?

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 129. (VII. Jahrgang.) Montag, den 30. Mai. **1836.**

1.

Auf dem Wege.

Ich zog wohl in die Weite,
Die Freunde zogen mit,
Sie gaben mir das Geleite
Nach guter, alter Sitt.

Am Wirthshaus an der Straße,
Da gibt's gut Wein und Bier,
Am Wirthshaus an der Straße,
Da schieden sie von mir.

Ich wand're immer weiter,
Bin fremde allerwärts,
Das Auge wird nicht heiter,
Und banger nur das Herz.

Will sich der Abend senken,
Träum' ich nach Hause mich —
Ob sie noch mein mag denken,
Des Abschieds bitterlich?

Ob sie mir Treu' gepflogen,
Die ich geliebt so sehr,
Seit ich von ihr gezogen —
S'ist freilich lange her!

2.

Heimkehr.

Ich steh' in ihrem Stübchen,
Im Stübchen still und traut,
Ich eilte zuerst zum Liebchen —
Eh' ich nach Andrem geschaut.

Ich lausche nach ihren Schritten —
O welche Glückseligkeit!
Was ich auch hab' gelitten,
Liegt hinter mir jetzt so weit!

Ich wart' in ihrem Stübchen,
Im Stübchen, still und traut,
Ich frage nach meinem Liebchen —
Dein Liebchen? — sie ist Braut!

Ich schleiche still von hinnen,
Greif' wieder zum Wanderstab,
Die heißen Thränen rinnen,
Mir still die Wange hinab.

Robert Bürkner.

Der Händedruck und die Visitenkarte.

(Ein Blatt aus dem Tagebuche eines vornehmen Reisenden.) *)

Die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen; es war mir immer, als hätte mir die schöne Frau v. ** bei dem Aufhören des letzten Walzers die Hand leise gedrückt, und doch war ich meiner Sache nicht gewiß. Ich hatte zwar im Gespräch mit ihr der Sache auf den Grund kommen wollen, doch kaum war sie von mir auf ihren Platz geführt, als der etwas überständige Gemahl sagte: »Mein Kind, es ist spät, wir wollen gehn.« Dieses Alles machte sich so eilig, und der alte Herr hatte mir so viel Höfliches zum Abschied zu sagen, daß ich nicht einmal in ihren Augen lesen konnte, ob jener Händedruck Ernst, ob er Zufall gewesen. Ich hatte sie schon bisweilen an Hoffesten und in großen Gesellschaften gesehen; aber stets gehört, daß sie aus angeborner Kälte einzig und allein ihren lieben Mann liebe, und daß bei ihr keine Hoffnung zu einem Abenteuer sey. Zu langer Belagerung einer Festung hatte ich keine Zeit, daher ich die Dame früher nicht weiter beachtet hatte. Aber ein Händedruck von ihr, als der schönen, sonst so kalten Frau, raubte mir alle Ruhe, und die Ungewißheit, ob

*) Manuscriptlich durch gute Hand uns zugekommen.
Anm. d. Red.

ich mich nicht geirrt, ließ mich erst gar keine Ruhe finden. Nichts reizt mehr, als starres Eis zum Schmelzen zu bringen, und eine Französin sagte mir einst, daß deutsche Männer ihr gefährlicher werden könnten, als Franzosen, weil die Erstern ernster und kälter gegen Damen seyen, als die Franzosen, die jeder Dame ohne Unterschied den Hof machen müßten. Mein einziger Trost war, daß ich heute wieder mit dem Gegenstande meiner Unruhe in dem herrschaftlichen Garten zusammen kommen würde; denn Zeit war nicht zu verlieren, sie reiste bald von T. ab.

Wäre sie eine ganz Fremde gewesen, so hätte ich es gemacht, wie in J., wo ich als ganz junger Mensch auf der Durchreise im Theater eine wunderschöne Frau sah. Mein Lohndiener nannte mir ihren Namen. Es war eine Marquise aus der Stadt selbst, aber in ihrer Loge in der Gegenwart ihres Mannes, dessen Bruders und ihrer Mutter unzugänglich. Ich gehe daher in's Parterre unter ihre Loge, sie bemerkt bald meine Aufmerksamkeit, ich schreibe auf meine Visitenkarte die Worte: **aujourd'hui ou jamais!** und stecke sie mit einem bedeutenden Blick auf meinen Hut, den ich, als würde ich gedrängt, über den Kopf empor hielt, während eine Bravour-Arie aller Blicke auf eine beliebte Sängerin zog. Die Loge war wenig über meinen Standpunct erhaben; ich vertraute auf mein Glück, und in der That, als ich den Hut ansah, war die Karte verschwunden. Alles war das Werk eines Moments. Der nächste Blick von ihr war bedeutungsvoll, doch günstig. Wir hatten uns verstanden, und aus der Loge fiel bald die Hälfte meiner Karte zu meinen Füßen herab, auf der das Wort: **aujourdhui**, stand. Also heute noch sollte ich glücklich seyn, das stand fest, aber wie? — darüber konnte ich zu keinem Resultat kommen. Doch ist man im Bunde mit Anderer gutem Willen, so erscheint nichts unmöglich. Daß ich mein Glück nicht durch Unachtsamkeit verscherzte, wird mir der Leser auf's Wort glauben. Ich verfehlte also nicht, ihr auf dem Corridor der Loge zu begegnen, ich hoffte, sie würde ein Schnupftuch fallen lassen, ich würde dabei ein Briefchen finden u. s. w. Doch die italienischen Damen lieben das Schreiben nicht, sie machen Alles lieber mündlich ab. Ich fand daher keinen Brief, auch ließ sie nicht ihr Schnupftuch, sondern einen Handschuh fallen, den ich natürlich übergab, sobald ich mich überzeugt hatte, daß nichts für mich darin enthalten, auch auf dem Handschuh selbst nichts geschrieben war.

Der Dank für meinen Dienst war sichtlich vornehm kalt. Doch in demselben Augenblick rief sie, ihre Hand ansehend: »**Dio mio!**« »Was? was?« frug der Mann erschrocken. »Ich habe meinen Ring verloren!« »Doch nicht den Rosa-Brillant?« »Grade den, aber es muß hier auf der Stelle, in dem Augenblick gewesen seyn, wo mir der Handschuh entfiel, den dieser Herr (auf mich zeigend) gefunden. Ich war natürlich der Erste, der sich auf das Suchen legte; Marquis, Marquisinnen und Bedienten suchten um die Wette. Meine schöne glaubt neben meinem Fuße etwas zu finden, langt darnach, ich auch; dabei gibt sie mir den Ring in die Hand, während ihr Mann klagt: »Gott! er hat 10,000 Scudi gekostet!« Alles verzweifelt, ihn zu finden, ich bücke mich noch einmal, und rufe: »Ich bin der Glückliche, welcher der Signora einen frohen Augenblick zu verschaffen im Stande ist!« indem ich ihr den Ring überreiche.

Sehr erfreut zwar, aber sehr vornehm kalt, mehr als es bei ihren liebenswürdigen Landsmänninnen der Fall ist, dankte sie mir, und sagte zu ihrem noch gründlicher erfreuten Manne: »Frage den Signor Forestiere, wem wir diese große Gefälligkeit verdanken.« Ich nannte meinen Namen und sah der schönen Frau an, wie sie triumphirte, daß sie diesen Namen schon kannte. Der Marchese, erfreut, meine Bekanntschaft zu machen, bat mich auf den folgenden Tag zum Mittagsessen. Da ich aber mich wegen meiner Abreise entschuldigte, meinte meine Schöne, daß ich vielleicht heute, wenigstens auf eine Stunde, ihrem Hause die Ehre erzeigen würde, wenn ich mich nicht schon zur Ruhe begeben wollte, da die Deutschen nicht so gewöhnt wären, aus der Nacht Tag zu machen. Ich nahm dies Anerbieten, welches der Herr Gemahl unterstützte, natürlich an, und ward in den Wagen genöthigt, indem der meinige nach Hause geschickt wurde.

(Schluß folgt.)

Elisabeth Inchbald.

(Ein sittliches Musterbild.)

Elisabeth Inchbald, geboren im Jahre 1756, war die Tochter eines wohlhabenden Pachters in England, mit Namen Simpson.

Sie hatte einen lebhaften Geist und von ihrer Kindheit an fand sie großes Vergnügen an Lectüre. Es kamen viele Romane in ihre Hände, und die Abenteuer darin beschäftigten ihre Phantasie. Sie brannte vor Begierde, eine Welt kennen zu lernen, die sie nur aus Schriften kannte, und sie konnte dieser Begierde nicht widerstehen. Sie entlief heimlich dem elterlichen Hause und kam nach London, wo sie eine Verwandte hatte. An diese wollte sie sich wenden und bitten, sie bei sich aufzunehmen. Ihr Leichtsinn stürzte sie in große Verlegenheit. Ihre Verwandtin hatte schon vor geraumer Zeit London verlassen, und der Hausbesitzer, wo sie gewohnt, konnte ihr keine Auskunft geben, wohin sie sich gewendet. Er zeigte ihr aber eine Familie an, wo sie es wahrscheinlich erfahren würde. Bei der Nachfrage nach solcher kam sie in ein übelberüchtigtes Haus. Dem Weibe, an das sie sich wandte, war die junge Fremde ein willkommener Besuch. Die Verworfene nahm Mistriß Simpson sehr freundlich auf, und da sie von ihr erfuhr, in welcher verlassenen Lage sie sich befände, machte sie ihr das Anerbieten, in ihrem Hause zu bleiben, bis der Aufenthalt der Verwandtin ermittelt sey. Die Arglose war es zufrieden. Aber sie merkte bald, in welche Höhle der Laster

sie gerathen; sie benutzte einen unbewachten Augenblick, als es schon spät in der Nacht war, entschlüpfte dem Hause und trieb sich in der kalten Winternacht obdach- und schutzlos auf den Straßen der großen Stadt herum. Erst am Morgen fand sich ein Wirthshaus; erfroren, hungrig und durstig trat sie in dasselbe, und man wies ihr ein Dachstübchen an. Hier lebte sie einige Tage blos von Wasser und Brot, und verwandte ihre Zeit, ohne zu wissen, was sie thun solle, auf den Straßen umherzuwandeln. Ihr Anzug, ihr schüchternes Wesen und ihre schöne Gestalt zogen die Aufmerksamkeit Vieler auf sich, welchen sie begegnete, und zuweilen wurden ihr auch solche Anträge gemacht, daß ihr sittliches Gefühl dadurch empört werden mußte. Mit Abscheu wies sie dergleichen Unverschämte zurück.

An einer Straßenecke war ein Anschlagezettel von der Schaubühne angeklebt. Zufällig las sie solchen und fand darauf den Namen Inchbald. Sie hatte vor einigen Jahren einen Schauspieler auf einem Theater einer kleinen Stadt in der Nachbarschaft der Pachtung ihres Vaters gesehen. Sie erinnerte sich dessen und beschloß, ganz rath- und hilflos, ihn aufzusuchen, ihm ihre bedrängte Lage zu schildern und seinen Beistand in Anspruch zu nehmen.

Sie ermittelte seine Wohnung, ließ sich bei ihm melden, wurde vorgelassen, fand eine freundliche Aufnahme und seinen Beistand. Inchbald empfahl sie einem Freunde, der ein unbedeutendes Nebentheater dirigirte. Weil Mistriß Simpson sehr hübsch war, so engagirte er sie als Schauspielerin, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie auch die übrigen Eigenschaften habe, um mit Beifall die Bühne zu betreten, und übersah es, daß sie einen auffallenden Fehler an dem Sprachorgane hatte. Sie gefiel ihm so sehr, daß er es ihr an nichts fehlen ließ, und sie unterrichtete; dafür aber einen Preis verlangte, der sie mit Abscheu erfüllte.

Außer sich und in Wuth über seine Schamlosigkeit, warf sie ihm eine Theekanne mit siedendem Thee in's Gesicht und flüchtete sich zu Inchbald.

Unter Thränen stürzte sie in sein Zimmer und erzählte ihm die Scene, die sie so eben mit dem Schauspieler gehabt, an den er sie empfohlen habe.

Warum thaten Sie das auch? fragte Inchbald.

»Warum? — Hätte ich's nicht gethan, so hätte er wohl gar glauben können, daß es mein Ernst nicht sey,« erwiederte sie, und noch sprach die Wuth aus allen ihren Zügen.

Inchbald versank eine Weile in Nachdenken, dann sprach er:

Ich seh' kein anderes Mittel, um Sie sicher zu stellen, als daß ich Sie heirathe.

»O thun Sie's,« rief sie. »Sie werden dadurch mein Schutzengel.«

Werden Sie mich aber auch lieben?

Sie schwieg verlegen und schüttelte mit dem Kopfe.

Inchbald nahm seinen Antrag dennoch nicht zurück. Er ließ sich mit ihr trauen. Er wußte, daß sie keine Liebe für ihn fühlte, aber sie suchte diesen Mangel durch Dankbarkeit zu ersetzen. So vergingen einige Jahre in einer friedlichen Ehe. Da bewarb sich ein junger Lord um ihre Gunst; er hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht; es war ihre erste Liebe. Sie zitterte bei dem Gedanken eines Fehltrittes, und um sich davor sicher zu stellen, entdeckte sie ihrem Gemahl das Geheimniß ihres Herzens, und bat ihn, sie durch Entfernung vor einer Verirrung von dem Wege der Tugend zu schützen.

Inchbald erfüllte ihren Wunsch und reisete mit ihr nach Frankreich. Zwei Jahre darauf starb er. Sie blieb nach wie vor auf dem Theater, aber nie fand sie Beifall. Da widmete sie sich der Schriftstellerei, in der sie schon früher Versuche gemacht hatte. Hierin erntete sie allgemeinen Beifall, und ihre geistreichen Schriften sind auch im Auslande beliebt und in's Französische und Deutsche übersetzt worden.

Sie starb 1791.

Schlußsteine.

Wie wenig gehört dazu, unterm Himmel glücklich zu seyn! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiligt sie! Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schläft ruhiger am Mutterherzen, und die hundert hoffnungslosen Wünsche verschweben in einem Seufzer des innern Glücks.

Es gibt auf Erden kein dauerhaftes Glück und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben bleiben, sondern täglich wechseln.

In der Brust aller Sterblichen liegt das Sittengesetz und unauslöschliche Ehrfurcht vor demselben. Der Mensch, welcher nicht vor sich selbst erröthen darf in der Erinnerung seiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, ist über das Werk der Umstände erhaben; er ist gleich selig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks.

Wir haben unterm Monde nichts in unserer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir selbst. Aber, tugendhaft zu seyn, hängt von dem Willen jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schicksal ist unser Meister in Allem; nur unserer Tugend kann kein Schicksal gebieten. — Seelengüte gibt dem Manne jene Hoheit, jene Selbstständigkeit, welche ihn Gott ähnlich macht und zum Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reizlos in den Staub und der Tod selbst wird durch ihn seiner Schrecken entwaffnet.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 11. Mai 1836.

Fürstlicher Besuch von Bedeutung und Interesse. Dlle. Wilke à la Nina Lassave lithographirt zu glorreichem Andenken an eine Fürstentochter. Policei. Colosseum und Rellstab. Lexa's Panorama. Das Elysium und seine Verkündigung.

Der Besuch so vieler Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses und der Söhne des Königs Ludwig Philipp beschäftigt jetzt Aller Gedanken und Sinne. Dennoch fand man der Schwindlerin Wilke ziemlich uninteressantes Gesicht lithographirt zum Verkauf ausgehangen. Eine schlechte Finanzoperation. Im Allgemeinen äußert man nicht nur kein Interesse für ein solches Conterfey, sondern mißbilligt es auch, daß man eine Verbrecherin so wichtig hält, um die Züge ihres Gesichts durch den Grabstichel, die Radirnadel oder das Messer des Holzschneiders ꝛc. aufzubewahren. Zur Anlockung der Käufer hat man verbreitet, die Wilke habe sich selbst gezeichnet, und nach dieser Zeichnung sey sie lithographirt worden. Das ist aber stark zu bezweifeln. Vielleicht, sagen Einige, hat der Lithograph den fremden Gästen zu zeigen beabsichtigt, wie Berlin auch in solchen Stücken der Weltstadt Paris nicht nachstehe, wo man sich immer beeilt, jeden Verbrecher und jede Verbrecherin abzubilden, wie dies neulich mit Fieschi, Nina Lassave und Consorten geschehen. Nach dieser Meinung ergeht es dem Lithographen sicherlich, wie manchem alten und neuern Philosophen, aus dessen Systeme seine Schüler und Anhänger Folgerungen suchen, die ihm nie eingefallen sind.

Von Seiten des königl. Policei-Präsidiums und der Ministerial-Bau-Commission ist wieder eine Bekanntmachung erlassen worden, nach welcher mehrere Straßen, insofern dort noch die Granittrottoirs fehlen, mit solchen versehen werden sollen. Schon früher ist eine ähnliche Verordnung ergangen, aber keineswegs befolgt worden, es geschah nur hin und wieder, und man hatte für die Unterlassung die Entschuldigung, daß es an Granitplatten fehle. Jetzt ist indeß kein Mangel an Granitplatten, da sie zu Wasser hieher gebracht werden. Doch ist drum auf das Genügen der Aufforderung keine Wette zu gründen. Würden alle die zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Publicums erlassenen Verordnungen erfüllt, so würde man kaum irgendwo sicherer und angenehmer wohnen, als hier. Das zu rasche Fahren und Reiten, hauptsächlich bei dem Umbiegen von einer Straße auf die andere, ist streng verboten, dennoch vergeht keine Woche, wo nicht Personen übergefahren oder übergeritten werden; die Knaben sollen keinen Drachen in der Straße und auf öffentlichen Plätzen fliegen lassen, dennoch geschieht es. Sie sollen im Winter die Gassen nicht zu Eisbahnen machen, es unterbleibt nicht, ich habe sogar gesehen, daß auf dem Döhnhof'schen Platze solche Schlidderbahnen von Gensd'armen zu ihrem Vergnügen benutzt wurden.

Die Zerstreuungen und Belustigungen, welche uns der Winter darbot, dauern, mit Ausnahme einiger wenigen, auch, nur unter gewisser Modification, welche die Jahreszeit mit sich bringt, fort. Nur das Colosseum ist geschlossen worden, indeß hat Hr. L. Rellstab in den Zeitungen eine Aufforderung an dessen Inhaber erlassen, es für den Sommer dem Publicum nicht hartherzig zu verschließen. Von andern Sehenswürdigkeiten ist das Panorama von St. Petersburg mit dem morgenden Tage geschlossen. Hr. Lexa war von Allen, welche hier dergleichen zur Schau ausstellen, der Einzige, welcher es verschmäht hat, durch erbettelte oder erkaufte Lobhudeleien in den Zeitungen die Aufmerksamkeit und Neugier des Publicums reizen zu lassen. Das Werk lobt den Meister, guter Wein bedarf keines Kranzes.

Die Einladung zum Besuch des sogenannten Elysiums am letzten April dieses Jahres ist charakteristisch. Sie lautet:

Elysiums große Früh-Concerte.

„Der schönste der Monden, der Mai, begrüßt dies Jahr die resp. Besucher der neuen Anlagen in blüthenreicher Pracht. Schon erklingen von allen Seiten der Nachtigallen Jubellieder, während der Mond seine Silberstreifen durch das saftige Grün der eben entfalteten Blätter drängt, während die Sonne aus dem glühenden Schooße purpurn ihr Erscheinen verkündet, ihr zu Ehren sich jede Blume, jedes Blättchen in Perlen hüllt, sie ihren goldenen Strahlen als Morgengabe zu spenden. Diese Frühstunden erwecken die seligsten Gefühle der Dankbarkeit gegen den Urvater der Millionen Welten, und in kindlicher Demuth erkennt wohl Jeder die Wunderpracht seiner Werke, indem Geist und Herz zur Tragung jeder, oft nur eingebildeter Last des Lebens gestärkt wird. Je tiefer ich dies empfinde, jemehr möchte ich zu dem Genuß der Frühstunden ermuntern. Durch vortreffliche Musik und vorzüglich gute Bewirthung im Elysium hoffe ich hierzu beizutragen. Die elegante Welt, besonders das schöne Geschlecht, das gewohnt, jedes Gute zu fördern, bitte ich hierbei um hochgeneigte Unterstützung. Durch sein zahlreiches Erscheinen wird das Ganze wie durch Zauber belebt werden und mein Bemühen glänzende Erfüllung erlangen.

Das erste große Früh-Concert findet Sonntag den 1. Mai statt. U. s. w. Carl Heinzelmann."

Es scheint etwas Ominöses darin zu liegen, daß diese Zeilen gerade am letzten April in den Zeitungen zu lesen waren. Indeß bindet man sich bei den Zeitungsinseraten nicht an den ersten und letzten April; vom 1. Januar bis zum letzten December sucht man durch historische und poetische Floskeln und Versprechungen das leichtgläubige Publicum in den April zu schicken.

I do not fear.

I do not fear the coming day,
Or beeing white, or beeing gray,
I do not hope, I do not fear,
Whatever he brings, I will it bear.

What brings he, 'tis welcome to me;
What is the life, what is to be?
And if he brings the dreadful death,
Good night! I quietus go to bed.

I do not fear the coming year,
Whatever I shall see and hear;
I fear not something after time;
I fear alone the sin, the crime. E. Ortlepp.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 130. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 31. Mai. **1836.**

Der Händedruck und die Visitenkarte.

(Schluß.)

Ich fuhr mit dem Manne und dem Bruder; die Damen fuhren allein. Dieses und die erleuchteten Corridors im Pallast des Marchese, nebst der zahlreichen Dienerschaft versprach mir wenig Leichtigkeit eines nächtlichen Abenteuers in demselben. Auch schien der Ehemann eben so eifersüchtig, als die Schwiegermutter vorsichtig und mißtrauisch gegen die schöne Frau, so daß ich schon verzweifelte, meinen Zweck zu erreichen. Nicht einen Augenblick ließ man mich mit ihr allein, als wollten mir Alle recht viel Höflichkeit für den großen Dienst beweisen, den ich geleistet, der übrigens von der schönen Frau am wenigsten erwähnt ward. Sie schien mir überhaupt weniger Aufmerksamkeit zu schenken, klagte über Migraine, und veranlaßte auf diese Weise, daß ich früher aufbrach, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Man hatte mich benachrichtigt, daß ich eine Equipage des Hauses zu meiner Verfügung finden würde; ich sah daher um so weniger Aussicht auf eine glückliche Nacht. Vergeblich sah ich mich auf der Treppe nach einer Zofe um, welche mich benachrichtigen konnte. Trostlos ließ ich mich in den Wagen schieben und in mein Hotel fahren. Doch war mir aufgefallen, daß meine Schöne bald nach dem Eintritt in den Gesellschaftssaal leicht hingeworfen frug, wo ich wohne, und sich darauf auf ein Paar Augenblicke entfernt hatte. Ich hegte daher noch Hoffnung auf eine Botschaft durch einen der mit mir fahrenden Diener des Hauses und hatte ein sehr reichliches Trinkgeld vorbereitet. Doch als auch dieses ohne Weiteres mit großem Dank angenommen war, und der Wagen fortrollte, da stand ich unter dem Portal traurig mit niedergeschlagenem Blick und schwerem Herzen, über den Verlust so schöner Aussichten. So traf mich mein Diener, welcher meldete, daß ein sehr schönes Mädchen auf mich warte und mir ganz allein etwas anvertrauen wolle.

Man denke, wie hoch mein Herz schlug! »Das ist ihre Zofe!« klopfte mir jeder meiner Pulse zu. Richtig, sie frägt mich, ob die zweite Hälfte meiner Karte aus dem Theater mir gehörte. Nun denn, so folgen Sie mir! Hier ist ein Frauenmantel, hier eine Haube, und nun machen Sie sich so klein als Sie können, dann werden Sie meiner buckligen Base nicht unähnlich seyn. So folgte ich ihr durch eine Seitenthüre und ihr Schlafgemach in das Ankleidezimmer der Marquise.

»Oggi! oggi!« rief sie mir entgegen. Der weitere Verlauf — bleibe unter dem Schleier. Aber kein Wunder ist es, wenn Casanova eine so schöne Gestalt erschuf, wie seine Venus in München, da jenes Land noch immer solche Modelle hervorbringt, wie meine Schöne.

Dies sind die Vortheile, wenn man fremd ist.

Meine schöne Generalin kannte meine Familie, war mit mehreren Gliedern derselben näher bekannt, die mich nicht wenig ausgelacht haben würden, wenn ich mich hier umsonst bemüht hätte. Ich mußte daher mit besonderer Vorsicht zu Werke gehen. Ich sah sie wieder und freute mich dessen; sie lenkte das Gespräch auf den Morgen-Spaziergang, den sie gemacht, und daß sie sich wundere, mich nie in jenem freundlichen Gehölz zu sehen, wo sie jeden Morgen mehrere Stunden in Einsamkeit zubrächte. Un bon entendeur entend a demi mot. Ich verrieth mich durch eine heftige Gemüthsbewegung, welche sie eine um so gemessenere Haltung anzunehmen vermochte, so daß ich wieder glaubte, mir mit leeren Hoffnungen zu schmeicheln; und ich wagte nicht, zu fragen, ob ich sie morgen früh auf ihrem Lieblingsplätzchen finden würde.

Diese Ungewißheit machte mir eine zweite unruhige Nacht. Ihre Abreise nahte heran; sie im Hause zu besuchen, hätte die Sache nicht gefördert, da ich den Mann und ihre ganze Häuslichkeit kannte. Dennoch hatte ich schon mehr Aussichten, als gestern. Ihre Blicke hatten, wenigstens deutete ich mir sie so, mich bestärkt in der Vermuthung, daß es nicht Zufall, sondern wirklich ein ab-

sichtlicher, wenn auch nur leiser Händedruck war. Ich wiegte mich daher mit süßen Hoffnungen ein. Doch ein unruhiger Traum nach dem andern quälte mich auf die unangenehmste Weise; bald wies mich der Bediente mit der Antwort ab, daß Excellenz schon abgereist sey, bald fand ich den lieben Ehemann mit im Wäldchen, der sich außerordentlich freute, mich dort so früh zu sehen, und mehrere solche Unannehmlichkeiten. Am längsten aber quälte mich der Traum, daß, um nicht zu spät im Wäldchen einzutreffen, mein Jäger nicht fertig werden konnte, mich anzuziehen, nachdem mir lange keine Pantalon passen wollten, rissen alle Schnallen an meinen Cravatten, kurz ich konnte nicht fertig werden.

Nachdem ich mehrere Male die Augen weit aufgerissen hatte, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träumte, kam endlich der Morgen heran, und mit der Toilette früher fertig, als im Traume, eilte ich nach dem heimlichen Wäldchen, das ich nicht näher beschreibe, damit nicht ein anderer damaliger Liebhaber der Morgenluft, der etwa die Spaziergänge beobachtet, unsere Spur verfolgen könne.

Ich war als ein galanter Ritter natürlich schon vor ihr angekommen, und obwohl voll Hoffnung, doch besorgt, ob nicht etwas dazwischen kommen würde. Doch nein! sie erschien schüchtern einhergehend, als fürchtete sie mich zu finden. Doch kann ich nicht sagen, daß sie mir den Sturm, den ich zu machen wagte, erleichterte; sie machte zwar nicht die entrüstete Tugendheldin über meine unumwundenen Erklärungen, aber wohl die unerfahrne, furchtsame Taube. Darum führte uns die Abgeschiedenheit des Wäldchens auch nicht weiter, als zu einigen verstohlnen Händedrücken: doch das Wiedersehen ward bestimmt verabredet. Einen förmlichen Besuch sollte ich — um Aufsehen zu vermeiden — nicht machen, dagegen wollte sie nach Mittag, während der Gemahl seine Partie Boston bei dem Grafen *** machte, sich aller ihrer Umgebungen entledigen, und ich sollte unangemeldet eine Treppe hoch die erste Thüre rechts viermal klopfen, falls ich Niemand auf dem Corridor begegnete; sonst aber nur eine Treppe höher einen Vorwand suchen.

Der scharfsinnige Leser wird wissen, was weiter geschah. Doch darf ich berichten, wie das schüchterne Täubchen mit mir verabredete, sie später wiederzusehen; wozu der Umstand sehr günstig war, daß sie ungestört Briefe empfangen und absenden konnte, was selten bei Damen der Fall ist. Sie wollte mir nämlich jedesmal schreiben, wenn sie von ihren Gütern aus nach einem der benachbarten Städtchen reiste, wo sie bisweilen die Nacht zubringen konnte, theils um Freundinnen zu besuchen, theils um Zahnärzte zu befragen oder Modistinnen zu consultiren; dann sollte ich mit Post und unbekannt in dieselbe Stadt kommen, aber nicht in demselben Wirthshaus logiren, wenn die Localität es nicht so verstattete, daß zwei Zimmer eine Verbindungsthüre hätten.

Reliquien aus dem Kerker Johanna Gray's.

Fuller sagt von der unglücklichen Johanne Gray: »Sie vereinte in sich die Unschuld des Kindes, die Schönheit der Jugend, die Gründlichkeit der reifern Jahre und den Ernst des Alters. Sie war geboren als eine Prinzessin, besaß die gründlichen Kenntnisse eines Gelehrten und führte das Leben einer Heiligen. Sie litt den Tod einer Missethäterin für die Vergehen ihrer Eltern.«

In dem Gefängnisse des Tower, wo sie eingekerkert wurde, hatte sie mit einem Nagel oder anderem scharfen Werkzeuge in die Wand gekritzelt:

Non aliena putes, homini quae ostingere possunt.
Sors hodierna mihi, cras erat illa tibi.
Jane Dudley.

Deo juvante, nil nocet livor malus;
Et non juvante, nil juvat labor gravis
Post tenebras spero lucem.

Sympathetische Mittel.

1.

Wider die weibliche Sprödigkeit.

Wenn ein armer Schlucker verliebt ist, die Sprödigkeit seiner Geliebten ihm aber durchaus keine Erhörung hoffen läßt: so kaufe er ein Loos auf eine Güterlotterie; sobald der Ziehungstag da ist, werfe er die Nummer seines Looses in einen Glückstopf; lasse sie dann mit den übrigen Nummern so vermischen, daß gerade das seinige als Haupttreffer herauskommen muß, und alsbald wird entweder die Sprödigkeit seiner Schönen oder seine Liebe verschwinden. Probatum est.

2.

Sich das Glück geneigt zu machen.

Ein Mensch, dem bei den verständigsten Plänen und klügsten Berechnungen durchaus das Glück nur die Kehrseite zeigt: darf sich nur in ein hübsches Frauengesicht dermaßen verlieben, daß er den Verstand darüber verliert; wenn er nur einmal keinen Verstand mehr hat, dann wird ihm das Glück schon geneigter werden. Probatum est.

3.

Gegen die Dichterwuth.

Wer von einer Dichterwuth, die jetzt allgemein grassirt, ergriffen wird, ohne daß er Geschick und Talent in sich verspürt; oder wer sogar Geschick und Talent zum Dichter in sich zu verspüren vermeint, ohne daß sie wirklich seiner Seele anerschaffen sind: der nehme einige Bogen Papier, schreibe darauf etwas Beliebiges aus seinem leeren Gehirn, dabei darf er sich weder um Gehalt noch Zusammenhang bekümmern; auf dem Titelblatte setze er Eines von den zwei Zauberworten: »Humoristisch« oder

»Localposse.« Seine Dichterwuth wird sich zwar dadurch nicht abkühlen; allein er hat dann schon eine dichterische Carriere begonnen. **Probatum est. Probatum est.**

5.

Gegen schlechte Schauspieler.

Besitzt eine Bühne einen Schauspieler, der so ein Tagedieb ist, daß er dem Publicum den Abend mit stiehlt: so lasse man ihm W...sche Patentstiefel anziehen, und nach einigen Tagen wird er gewiß zur allgemeinen Zufriedenheit — nicht mehr auftreten können. **Probatum est.**

6.

Gegen die Hartherzigkeit.

Einer Person, welche hartherzig, bei dem größten Unglück ihrer Nebenmenschen ungerührt bleibt: möge man, wenn es eine männliche Person ist, das Reitpferd, und wenn es eine weibliche Person ist, den Schooßhund erschießen, und alsogleich wird man sie tief erschüttert und zu Thränen gerührt sehen. **Probatum est. Probatum est.**

7.

Ein böses Weib in eine Taube zu verwandeln.

Man darf nur einem bösen Weibe liebevoll zureden und sie wohlmeinend zurecht weisen; da sie nun allem dem gewiß kein Gehör geben wird, so kann man versichert seyn, sie werde bei allen vernünftigen Vorstellungen wie — eine Taube seyn. **Probatum est. Probatum est. Probatum est.**

L. Horowitz.

Schlußsteine.

In der Welt gibt's keinen so ganz Trostlosen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der die Bewußtlosigkeit im Schlaf oder das Nichtseyn, dem Wachen und sogar dem Bewußtseyn hoher Redlichkeit vorzieht.

Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse rafft die größte Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühen sich die Wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte hoher Tugend. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch' ein Ziel zu ahnen.

Die Wahrheit ist des Menschen Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen.

Wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbürger erheben, und sein Herz verhärten und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. Darum soll man an gebornen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advocaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen.

Es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu seyn, es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reizender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punct in der Zeit; er ist verflogen, indem wir ihn kaum dachten, und ein anderer schwebt schon vorüber, eh' wir ihn erwarteten. Unsere Empfindungen sind in diesen Atomen der Zeit zertheilt. Erst in der Uebersicht einer ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Augenblicken der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehen; und beide gewinnen abermals frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben.

Am Bache.

Dort haben wir gesessen
In süßer Traulichkeit,
Dort haben wir vergessen
Des Lebens Lust und Leid.

Dort haben uns alltäglich
Die Vögelchen belauscht,
Dort haben wir unsäglich
Viel Küsse froh getauscht.

Dort hast Du mir versprochen,
Hienieden mein zu seyn,
Und hast den Schwur gebrochen,
Du böses Liebchen mein!

Mich ließest Du hienieden,
Du gingst zum Himmel ein,
Und nahmst mir meinen Frieden
Und gabst mir ew'ge Pein. —

Ach, mit der Sonne Gluthen
Und mit des Himmels Blau
Steig' nieder in die Fluthen,
Daß ich Dich wieder schau'.

Dann leb' ich nicht hienieden
So traurig und allein;
Dann such' ich Ruh' und Frieden
Bei Dir, hold Liebchen mein!

Kosarsky.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Aachen, den 14. Mai 1836.

Omne nimium nocet. Hr. D. Sacherbach hat Hrn. D. Schneider zu sehr gelobt und die Opposition zu keck hervorgerufen. Darum erscheint denn hier ein kleines reagens. Wohl bekomm' es!

Seit einiger Zeit lese ich in verschiedenen Blättern die übertriebensten Lobeserhebungen über die Stammler- und Stotterer-Heilmethode des Hrn. P. J. Schneider, Dr. philos. (keineswegs der Medicin), aus Poppelsdorf bei Bonn, und da mir die Gelegenheit nicht fehlte, mich mit den Erfolgen seiner angeblichen Entdeckung vertraut zu machen, so erlaube ich mir, zur Steuer der Wahrheit, Sie um Raum für diese Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte zu ersuchen. Ebensowahr es ist, daß Dr. Schneider ein Mittel besitzt, das in gewissen Fällen den genannten Sprachfehlern augenblicklich abhilft, ebenso überzeugt bin ich auch, daß eben diese Fälle nur äußerst selten erscheinen, und die sogenannte Schneider'sche Methode, hundert Mal angewandt, höchstens ein halbes Dutzend Mal hilft. Gäbe Hr. Schneider dies zu, so wäre ihm ein gewisses Verdienst immer nicht abzusprechen, wenn schon er auch dann noch, seinen Fragmenten nach, nur als der zufällige Inhaber eines von Robinson ihm abgetretenen Geheimnisses anzusehen seyn würde. Was soll man aber von einem Manne denken, der so unverschämt seine Kunst für eine universale anpreist, und, durch die Heilung einzelner Fälle täuschend, die Mehrzahl seiner (pränumerando bezahlenden!) Clienten hinter das Licht führt? Was halten Sie von einem Manne, der, keck der medicinischen Welt gegenüber tretend, in lobhudelnden Zeitungsartikeln vorgibt, Stumme geheilt zu haben? Nie erhielt von ihm ein Stummer die Sprache! nie ein Taubes das Gehör! Will Hr. Dr. Schneider dies bestreiten, so lasse er sich nicht auf Allgemeinheiten ein, er gebe Facta an, die sich untersuchen lassen; wir werden ihm entgegnen. Was seine Heilmethode der Sprachgebrechen angeht, so sind wir erbötig, ihm sattsam Proben von deren ungemein beschränkter Anwendbarkeit zu geben. Data hierzu fehlen uns nicht, wir sind seinen in den Rheinlanden abgehaltenen öffentlichen Sitzungen mit Aufmerksamkeit gefolgt. — Daß Hr. Dr. Schneider selbst Verfasser vieler ihn bis zu den Wolken erhebenden Zeitungsartikel ist, können wir dem getäuschten Publicum gleichfalls nicht verschweigen, da der Zufall uns diese interessante Entdeckung machen ließ. Einer unserer mit dem Stottern behafteter Freunde, der sich an Dr. Schneider wenden wollte, zeigte uns nämlich ein von einem gewissen Dr. Sacherbach, Professor an der Universität zu Brüssel, ausgestelltes öffentliches Zeugniß zum Vortheil des Dr. Schneider, auf welches hin er seinen Entschluß gefaßt hatte. Da wir nun von Andern gehört, daß Letzterer ein bedeutendes Honorar für seine Behandlung fordere, so schrieben wir, um sicherer zu gehen, zuvor nach Brüssel. Das Antwortschreiben von da meldete uns zu nicht geringem Erstaunen die Nicht-Existenz jenes Professors und zeigte das Lügenhafte von dessen vorgeblichem Berichte in seiner ganzen Blöße. — Wie es übrigens mit der schriftstellerischen Tüchtigkeit des Hrn. Dr. Schneider steht, weiß das Publicum bereits aus dessen albernen „Fragmenten," und es ist nur unerklärlich, daß er, der sich selbst auf allen Seiten solche Blößen gibt, sich noch unterstehen kann, einen Mann, wie Hrn. Charlier in Aachen, der für die Heilung Stotternder Alles umsonst gethan, auf eine so gemeine Weise zu verleumden, wie wir dies Seite 112 der Schneider'schen Fragmente nicht ohne die heftigste Empörung unseres moralischen Gefühles gelesen haben. — Noch soll, wie wir hören, Hr. Schneider in Belgien sein Wesen treiben; sey es! nur nach Deutschland komme er nicht wieder, wenn anders er sich nicht mit dem Pereat-Geschrei seiner betrogenen Clienten, der gerechten Geißel wahrheitliebender Recensenten und dem Injurienprocesse beleidigter Ehrenmänner bewillkommt sehen will.

Dixi et salvavi animam meam. C. L—r.

Notiz.

[Reise nach dem Mond.] Nächstkommende Ostern wird die Capstadt Zeuge eines höchst merkwürdigen Unternehmens seyn. Mehre reiche Kaufleute dortselbst haben sich nämlich, begeistert von den neuerlichst auf dem Monde mittelst des großen Teleskops gemachten Entdeckungen entschlossen, die nicht geringen Kosten einer Reise nach diesem Sterne zu tragen. Zu dem Ende werden am gedachten Tage Herr Ball nebst Sohn in einem gläsernen Hause, mit Hilfe eines in demselben angebrachten sehr verbesserten Puschmanniums, dessen Einrichtung noch Geheimniß ist, aufsteigen. Das Haus selbst, welches geräumig genug ist, um Lebensmittel und Spiritus als Brennmaterial auf mehrere Wochen zu fassen, wird, sobald die Passagiere eingestiegen sind, durch eine, in die zur Thüre dienende Oeffnung, genau passende Glasplatte, geschlossen, und dieselbe genau an das Haus angeschmolzen, so daß aller Luftzutritt unmöglich gemacht wird. Nur nach unten hat das Haus zwei wohlverwahrte Oeffnungen, an welche zwei 50,000 Meilen lange ganz luftdichte Schläuche genau angepaßt sind, über deren einem eine Art Rad die gebrauchte Luft in denselben treibt, während der andere die nöthige Luft von der Erde nach dem Hause bringt. Das Haus selbst ist nach allen Seiten mit Fallschirmen versehen, die, sobald eine an einer inneren Seite des Hauses befindliche Glaskugel zerbrochen wird, sich gleichzeitig ausbreiten, welches, sobald man so weit in die Nähe des Mondes gekommen ist, daß dessen Attractionskraft zu spüren ist, geschehen wird. Auf dem Monde gedenken die Reisenden sich 8 Tage zu verweilen, den Stand der Erde mit den bei sich habenden Fernröhren zu erforschen, um sich auf die oben angegebene Weise wieder nach unserm Planeten zurückzubegeben. Man ist schon sehr gespannt auf ihre Zurückkunft. Bon voyage!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 131. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 1. Juni. **1836.**

Der arme Knabe.

Bei jenem großen Hause
Da geh' ich oft vorbei,
Und schaue wohl in die Höhe,
Ob sie am Fenster sey?
Sie schaut nun freilich nicht nach mir —
Zu Viele sehen ja nach ihr!

Und doch — komm' ich von Weitem,
Blickt sie gar freundlich auf,
Wohl kann es mir nicht gelten —
Doch freu' ich mich darauf,
Und schaue ängstlich um mich her,
Wer sonst wohl in der Nähe wär'.

Von ihren Blumen neulich,
Die ihrer Fenster Zier,
Brach sie die schönste Rose —
Die fiel zu Füssen mir.
Ich drückte sie an meinen Mund —
Nicht um die Welt ließ' ich den Fund.

Ich bin ein armer Knabe —
Doch was Verstand auch spricht,
Das Herz wird immer fragen —
Sollst Du d'rum lieben nicht?
In Liebe wird mein Herz vergeh'n,
Und doch der Mund ihr's nicht gestehn!

Robert Bürkner.

Ueber Sprichwörter.

(Commentar von H. v. Keyserlingk.)

Die Sprichwörter enthalten eine solche Fülle von praktischer Lebensphilosophie, daß ich mich veranlaßt gefühlt habe, einige aphoristische Betrachtungen über einige Gegenstände aus der praktischen Lebensphilosophie anzuknüpfen, die ich fortzusetzen beabsichtige, wenn dieser erste Versuch Beifall finden sollte. —

»Ehen werden im Himmel geschlossen.«

Die bürgerliche Gesellschaft beruht, ihrem Wesen und Bestande nach, auf der Ehe, ja ist ohne Ehe schlechthin undenkbar. Daher ist die Ehe in sittlich-geselliger, bürgerlich-politischer Hinsicht eine Hauptgrundlage und Stütze eines jeden Staates. Das den Staat vertretende und darstellende Organ, die Regierung, muß daher die Ehe ganz besonders unter die Obhut und Controle der Gesetze stellen. Allein die Ehe kann nicht blos als ein politisches Institut, als ein bürgerlicher Vertrag, sondern sie muß auch als ein in der göttlichen Weltordnung begründetes, und von den Willen Gottes angeordnetes Institut betrachtet werden. Dennoch ist es in der Natur der Sache als nothwendig begründet, daß die ehliche Verbindung nicht blos von dem bürgerlichen Gesetze als eine rechtliche und rechtmäßige anerkannt und gewährleistet, sondern auch noch insbesondere kirchlich geweiht und geheiligt wird, und daß die rechtliche und gesetzliche Auflösung derselben mit den größtmöglichsten Hindernissen und Schwierigkeiten verbunden seyn und dadurch möglichst erschwert werden muß. Betrachtet man nun die Art und Weise, wie meist diese so wichtige Verbindung eingegangen und geschlossen wird, so muß uns sich unwillkürlich die Bemerkung aufdringen, daß meist nicht wahre Liebe, noch Uebereinstimmung in Gesinnung und Denkweise, nicht vernünftige Berücksichtigung der Verhältnisse, noch weisliche Ueberlegung und Besonnenheit, sondern Leidenschaft, Leichtsinn, Sinnlichkeit und Aeußerlichkeiten, als: Schönheit, Reichthum, Herkunft, weltkluge Rücksicht auf die bürgerlich-politische Stellung der künftigen Schwiegerväter im und zum Staate

die leitenden und bestimmenden Bewegungsgründe bei Eingehung dieser wichtigen Verbindung gewesen sind. Es ist daher eben so natürlich als erklärlich, daß so viele Ehen unglückliche, ja eine wahre Hölle auf Erden sind, und daß nur wenige im wahren Sinne des Wortes glücklich genannt werden können. Die meisten sind höchstens leidlich. Ja es ist sogar zu bewundern, daß noch so viele Ehen, ungeachtet der leichtsinnigen und übereilten Art, wie sie eingegangen und geschlossen worden sind, noch so gut und glücklich ausfallen. Dies hat aber seinen Grund darin, daß die meisten Menschen weder einen entschieden guten, noch einen entschieden bösen Charakter haben, sondern, daß ihr Sinn und Charakter eine Mischung von Gut und Bös ist. Das Weib, obgleich seiner Natur nach meist eitel, schwach, sinnlich und veränderlich, ist doch im Wesentlichen nachgibig und lenksam, bereit und geneigt, sich dem vernünftigen und festen männlichen Willen unterzuordnen, zu tragen und zu dulden. Ist daher der Mann nicht ganz roh und ungebildet, läßt er sich nicht in seinem Wollen und Handeln hauptsächlich von der Leidenschaftlichkeit bedingend bestimmen, so werden die Macht der Gewohnheit, das Ertragen gemeinschaftlicher Freuden und Leiden, Kinder und die Sorge um dieselben ein Band der Zuneigung und Anhänglichkeit unter den Gatten bilden, das vielleicht ursprünglich nicht vorhanden war, und so, indem diese Verhältnisse vor Entzweiung, Zwietracht und Hader schützen, das wahre häusliche Glück gründen und bewahren können. Es geht daher bei vielen Ehen besser, als man Anfangs, als sie geschlossen wurden, vermuthen konnte. Der Bestand des ehelichen Glücks und Friedens beruht auf mancherlei Bedingungen. Eine wesentlich nothwendige Grundbedingung dazu ist die möglichst vollkommene Uebereinstimmung der Gatten in physischer und in geistig-sittlicher Beziehung. In physischer Beziehung wird diese möglichst vollkommene Uebereinstimmung und Harmonie zwischen Ehegatten stattfinden, wenn erstlich beide Theile körperlich gesund sind, und zweitens hinsichtlich ihres Lebensalters in einem angemessenen und naturgemäßen Verhältniß zu einander stehen. Ist der Gatte anhaltend kränkelnd und siech, so wird die Gattin nicht zum vollen Besitze und Genusse gelangen können, sie wird sich unbefriedigt und somit nicht wahrhaft glücklich fühlen, ohne sich vielleicht des Grundes davon bewußt zu seyn. Eben so der Mann, wenn seine Gattin fortwährend krank und siech ist. Was nun die zweite Bedingung zu einer physischen Uebereinstimmung zwischen Mann und Frau betrifft, nämlich das naturgemäße Verhältniß Beider, hinsichtlich ihres Lebensalters, zu einander, so ist es in der besondern und eigenthümlichen Körperbeschaffenheit der beiden Geschlechter, der gemäß sich der Mann in physischer Hinsicht langsamer entwickelt, als das Weib, aber deßhalb auch länger jugendlich bleibt und später altert, als das Weib, als nothwendig gegeben, daß der Mann älter seyn muß, als das Weib. Findet das entgegengesetzte Verhältniß statt, so ist dies ein widernatürliches Mißverhältniß, daß nothwendig mit jedem Jahre zunehmen muß und wird, und mit dem ein wahres eheliches Glück auf die Dauer schlechthin unvereinbar ist. Allein um wie viel älter kann und darf der Mann seyn, als das Weib? Denn natürlich wird auch in dieser Beziehung ein bestimmtes Maß, eine bestimmte, äußerste Schranke statt finden müssen. Wird diese überschritten, so tritt gleichfalls ein widernatürliches oder Mißverhältniß ein, mit dem das wahre eheliche Glück ebenfalls nicht auf die Dauer bestehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterseligkeit.

Die Dichter sind Monarchen in der Phantasieenwelt, und bewohnen Schlösser, die sie zauberisch sich selbst in der Luft erbauen; sie führen oft Kriege unter einander, es sind aber keine Grenzkriege, denn die Phantasie hat keine Grenzen, und die Unverschämtheit in dergleichen Federkriegen ist auch oft grenzenlos. Man kämpft blos um Ehre und Ruhm, d. h. aber nicht: um Ehre und Ruhm zu gewinnen, sondern sie nur seinem Gegner zu nehmen; und gewöhnlich verlieren beide kriegführenden Monarchen, denn, wo nichts ist, hat der König das Recht verloren. Ich selbst wurde neulich auf einen Federkrieg herausgefordert; da ich auf einen harten Kampf gefaßt war, kaufte ich mir Stahlfedern. Zum Glück hatte mein Gegner ein Herz von Stein, meine Feder ging ihm zu Herzen; mein Stahl und sein Stein sprühten Funken, und auf diese Weise ging uns Beiden bald ein Licht auf... Die Phantasieenkriege herrschen despotisch oder beschränkt, nach Verschiedenheit der Verfassung des Landes, worin sie wohnen. Fehlt es dem Dichter an Geld — und wann fehlt es ihm wohl nicht? — so macht er Auflagen, wenn er auch den Druck dadurch befördert; er vertheilt Titel und Ehrennamen, und, wie in der wirklichen Welt, sind auch hier oft der Titel das Beste an dem Gegenstande, der sie trägt. Manchmal gibt man ein Werk heraus, wie man Scheidemünze herausgibt: man nimmt viel ein und gibt nur wenig heraus. Bücher und Geld haben denn überhaupt Vieles mit einander gemein: bei beiden hascht der Pöbel lieber nach dem Neuesten, und nur Wenige wissen die Alten zu schätzen; bei beiden zeigt das äußere Gepräge nicht immer den innern Werth; beide machen, daß man uns für Weise hält; beide verschaffen uns Bildung — Ausbildung und Einbildung nämlich; beide finden häufig betrüglichen Nachdruck; die Bücher lehren uns das Geld, und das Geld lehrt uns wiederum die Bücher entbehren. Jedoch pflegen die, welche Geld haben, Buch zu halten; diejenigen hingegen, welche mit Büchern umgehen, wissen selten das Geld zu halten.

Wohl dem, der seine Phantasieenwelt stets mit Milde und Weisheit beherrscht! der die Langeweile als eine Staatsverrätherin und das Gähnen als ein Verbrechen in

seinem Reiche betrachtet. Das Erste, was ein Poet thut, der in seiner Imagination sich eine Welt mit lebenden Wesen erschafft, ist gewiß — die Hungrigen sättigen; denn wer weiß besser, als er, was das sagen will: hungern?

Ich, von Gottes Zorn ebenfalls zu einem Könige in dem großen Reiche der Phantasie eingesetzt, habe meine imaginäre Welt mit Menschen gefüllt, und so weit mein Herrscherstab reicht, sollen Friede und Freude heimisch seyn; nur die Schriftstellerei soll mir am meisten beschränkt werden: nur die Muse soll ihr Roß besteigen; und kein Roß darf es wagen, die Muse zu besteigen. Bei meinen eigenen Schriften allein mache ich eine respective Ausnahme, die werden keine Aufklärung verbreiten, und halten sich nur an die Einfalt. Journalisiren darf Jedermann, d. h. Journale schreiben; mit dem Lesen derselben ist es ein Anderes, da habe ich eine Verordnung, welche jeder Menschenclasse ihr eigenes, für sie passendes Journal anweiset: Gelehrten und denkenden Lesern erlaube ich den »Beobachter;« politischen Kannegießern die »Staatszeitung;« vornehmen Leuten »die Zeitung für die elegante Welt;« Gewerbsleuten »die gemeinnützigen Blätter;« redlichen Deutschen »den Freimüthigen;« alten Weibern »die Posaune;« friedliebenden »den Zuschauer;« Geizhälsen »den Sammler, oder die Leipziger Lesefrüchte;« eitlen Frauen »den Spiegel;« süßen Herrchen »den Schmetterling;« Nachdruckern »das Originalblatt;« Hagestolzen »den Unabhängigen;« alten Jungfrauen »die Zeitung für Alterthumswissenschaften;« Lebenssatten »die medicinische Zeitung;« und allen fünf Welttheilen — »Unsern Planeten.« Viele andere Volks- und Unterhaltungsblätter sind nur Käsekrämern erlaubt, bis endlich einmal die Unterhaltungsblätter so eingerichtet seyn werden, daß sie zur Unterhaltung für das lesende Publicum, und nicht nur zum Unterhalte der Verleger herausgegeben werden.

Im gewöhnlichen Leben ist jeder Mensch gleichsam ein Buchstabe aus dem großen Alpha-Betha der Schöpfung zu nennen. Der Mann ist bis an seinem Hochzeitstage ein Selbstlaut: »E« (»Eh'«) ist sein letzter Selbstlaut; es kommen die Flitterwochen, da ist er ein Doppellaut: mit »Ei!« fängt er an und mit »Au« (weh!) hört er auf; nun wird er ein Mitlaut, d. h. er ist nur noch mit seiner Frau ein Laut, ohne dieselbe ist er ein bloßer Umlaut oder Unlaut. In meiner Welt sind Eheleute wenigens zwei »untrennbare Mitlaute;« sie bilden zusammen ein einziges Wurzelwort, in dem kein eingeschobener Buchstabe vorkommen darf.

In meinem Reiche muß jeder Bühnenheld einen wohlverdienten Ruf haben, d. h. er darf nur gerufen werden, wenn er es wohl verdient; in die Hände klatschen jedoch darf Jedermann, da man bereits weiß, was von solchen Klatschereien zu halten ist.

Die Kritik schwebt bei mir zwischen Himmel und Erde, sie kann und darf also nur das berühren, was mit ihr in einer gleichen Sphäre sich befindet: was tief unter ihr und was hoch über ihr ist, gehört nicht in ihr Bereich. Bleibe ich nun selbst von ihr unangetastet, so kann ich nur gewinnen in dem Zweifel — ob ich zu tief oder zu hoch über ihr stehe. L. Horowitz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, am 1. Pfingstfeiertag 1836.

Der erste Pfingstfeiertag und Fra Diavolo gerathen in Conflict. Erbaulich-unerhebliche Reflexionen darüber. Der große Rationalist Röhr und die Weimarischen Theaterproben. Barth und Queisser oder das große Versöhnungsfest und die neue musikalische Allianz. Ihre Privat- und öffentlichen Neuerungen und ihr Monopol. Ansprüche auf den Geldbeutel der Frauen oder der vervielfachte Concertgroschen oder Ehemänner und Familienväter in der Klemme. Leipzigs wahrer und unwahrer Sinn für Musik. Hrn. Jul. Eicke's vielbesuchtes und glänzendes Abschiedsconcert.

Diesmal gibt mir nicht Schreib- oder Lob- oder Schmähoder eine andere Lust die Feder in die Hand, nein diesmal ist's eine getäuschte theatralische Hoffnung, die mir, wenn auch nicht ein Trostlied für sie, doch etwas schreiben heißt, was den poetischen Zweck erfülle: mich zu zerstreuen, und Anderen gewissermaßen nützlich zu werden. Wie ich das Letztere erreichen will, leuchtet mir zwar nicht ein, da die Mittheilung einer Täuschung noch nie eine fremde Täuschung gehoben und geheilt hat, und ich überdies weder der psychologischen noch medicinischen Homöopathie zugethan bin und mich lieber der Allöopathie zuwende, wo es handgreiflicher zugeht, und ich schon durch das Auge die Wirkung voraus zu begreifen im Stande bin. Aber was sinn' ich? — Auf einmal kommt mir Rath! Einst in diesen Tagen, wenn Chronologen und Kirchenconcilien nicht irren, kam der Geist Gottes den Aposteln des Herrn, erleuchtete ihre Köpfe und löste ihre Zungen oder — wie die orientalisch-biblische Allegorie sich ausdrückt — schwebte in Gestalt feuriger Zungen über ihren Häuptern. Sie wurden zu Kämpfern in einem Kampfe geweiht, der das tief verzweigte Hydrageschlecht des Aberglaubens und der Unwissenheit so wie die Chimärenfamilie der Menschheitsentwürdigung und Tyrannei zu unterdrücken hat, aber nimmer enden wird. Wie die Dioskuren mit dem Flammenhelme und den milchweißen Rossen dem Lieblingsheere den Weg bahnten in die Reihen der Feinde und seinem Schwerte den Weg zu deren Herzblut wiesen, so sollten sie mit der Oriflamme göttlicher Weisheit und Menschenerlösung auf ewig — lebend und todt, durch Wort und That, Beispiel und Lehre — die Höllenthore der Lüge stürmen und für sich und ihre Nachfolger der Zuversicht des Sieges durch

*) Es könnte leicht in dem folgenden Berichte eine kleine Verwechselung des ersten mit dem zweiten Feiertage stattfinden; indessen kann dies bei der Art des vom Ref. gewählten Vortrags, bei der allgemein stattgefundenen Verwechselung und bei dem Umstande, daß wirklich am ersten Pfingstfeiertage das Theater geschlossen bleiben mußte, nichts schaden, und Keinem geschieht dabei zu viel. Anm. d. Red.

den Beistand der Gottheit gewiß seyn. Und die Christenheit erkannte die Heiligkeit dieses Missionsacts und weihte ihr ein Fest. Es wäre lächerlich, von lächerlicher Orthodoxie dessen zu sprechen, der diesem Feste auch noch nach achtzehn Jahrhunderten eine Wichtigkeit beilegt, die nicht durch weltlichen Tand, Firlefanz, Spectakel oder gar teuflischen Mummenschanz entheiligt werden darf. Es war demnach eine nicht unlöbliche Sitte bis in die vorigen Jahrzehente, am ersten Tage jedes hohen Festes, also auch am ersten Pfingsttage, alles musikalische Concertiren und theatralische Figuriren zu unterlassen. Mit den Concerten nahm man es indeß bald nicht so genau, weil der Nicolai'sche Grundsatz: „die Musik sey die sinnlichste und darum Sinnen und Herzen verführendste Kunst" noch nicht zu Tage gefördert war oder Geltung erhalten hatte. Mit dem Theater war man strenger. In Leipzig, um bei dieser Weltstadt, wie sie einige Schmeichler nennen, stehen zu bleiben, erlaubte man höheren Orts zuerst statt eines Theaterstücks ein Declamatorium, verziert mit lebenden Bildern und plastisch-pantomimischen Darstellungen. Der alte gute Solbrig, den einst der Declamatorberuf vom Backtrog abberufen hatte, strengte dann seine ganze altmoderne Kunst an und errang sich nicht selten, besonders im komischen Fache, manchen herzlichen Applaus, während man die Bilder und Pantomimen schweigend betrachtete. So war es bis dahin, wo die königl. Direction ihr Scepter niederlegte. Unter der städtischen Direction verschwand das Declamatorium, verschwanden lebende Bilder und Pantomimen, und an ihre Stelle traten: theatralische Quodlibets, Potpourris, Was Ihr wollt ꝛc., ein tolles Untereinander mit unverdächtigem Namen. Zu Pfingsten 1836 endlich ward in allen öffentlichen Blättern zur Abendtheaterunterhaltung angekündigt „Fra Diavolo." Das war ein derber Sprung! Meine religiösen Scrupel darüber hing ich jedoch an den Nagel und entschloß mich sogar zum heiligen Pfingstfeste den Bruder Teufel zu sehen, weil Haitzinger, dieser Sänger, der mir, wenn er singt, Flügel anlegt, und mich hinüberträgt in das Land der Liebe und der Gesänge, der mich aus der schweren und schwer umdüsterten deutschen Luft unter den heiterern schöneren Himmel Italiens versetzt und mit dem Klange seiner Stimme eine Saite in meinem Herzen berührt, zu der selbst die Kunst eines Wild und das gewaltige Naturel Breiting's nicht dringen konnte, deren mir wohlthuenden Wohllaut aber Eichberger und Fräul. Gerhardt und vor ihnen Rubini und die Palazzesi mich kennen gelehrt hatten, weil, sag' ich, Hr. Haitzinger singen und neben ihm seine liebenswürdige kunstbegabte Gattin als Pamela erscheinen wollte. Wie staunte ich aber, als ich am Nachmittage an keiner Ecke einen Zettel und endlich um ½6 Uhr das Theater geschlossen fand. Nun, der erhoffte Genuß wird mir wohl bleiben, aber der Unmuth, meinen Vergnügungsplan zerrissen zu sehen, trieb mich nach Hause, und hier an den Schreibtisch.

Wenn ich nicht irre, hat selbst der große Rationalist Röhr sich darüber beschwert, daß während der Kirchenzeit an Sonn- und Festtagen die Theaterdirection in Weimar ihre Proben unbeirrt abhalten ließ. Sollte man es für etwas zu Auffallendes halten, wenn man in Leipzig am ersten Pfingstfeiertag die Aufführung des Fra Diavolo nicht gestatten wollte, sey es nun von Seite weltlicher oder geistlicher Behörde? Oder war die Aufführung vom Theater selbst aus verhindert? Ein Entschuldigungszettel ist mir und Anderen jedoch nicht zu Gesichte gekommen.

Um zu dieser Feiertagsdisputation etwas Anderes zu fügen, will ich im Kurzen den Inhalt eines Gesprächs mittheilen, das ich in Kintschy's Schweizerhüttchen von drei jungen Herrn führen hörte. Es betraf die musikalischen Verhältnisse. Seit mehreren Jahren gab es in Leipzig zwei musikalische Parteien, die eine, städtisch-autorisirte, unter dem Stadtmusikus Barth, die andere, jüngere durch sich selbst constituirte, unter Queisser, dem berühmten Posaunisten. Weil weder der Eine, mit seiner Posaune, noch der Andere, mit seiner Violine, darein schlagen und ihre Sache, ihre Rechte und Vorrechte, nicht nach dem Faustrechte ausfechten konnten, so bedienten sie sich der Federn zweier Advocaten, die nach hergebrachter Sitte einen jahrelangen Zehr- und Nährproceß begannen, bei dem am Ende doch Hr. Queisser zu kurz zu kommen schien. Im Laufe der Jahre war man endlich auf die Gedanken gekommen, eine friedliche Vergleichung sey viel besser. Umstände anderer Art erhoben diesen Gedanken zum Wunsche. Vor etwa einem Vierteljahre sprach man allgemein davon, daß vom Barth-Queisser'schen Musikchor bald werde aufgespielt werden:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haderns müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede."

Und wirklich kam die große Allianz zu Stande, und gleich nach der Messe begannen die Barth-Queisser'schen Concerte. Vereinigung gibt Kraft und Uebergewicht. Das vereinigte Musikchor hat augenblicklich jedes andere Musikcorps absorbirt und das Monopol für Musik in Leipzig und dessen Umgegend an sich gerissen. Hrn. Lopitzsch, der während der Fehden der Capuletti und Montecchi eine bedeutende dritte Partei gebildet, und durch seine fleißigen wohleinstudirten Musiken an diesem und jenem öffentlichen Orte sich beliebt gemacht hatte, ist seine Nahrungsquelle demnach gänzlich abgegraben. Dieses wäre eine Privatwirkung der musikalischen Allianz. Eine öffentliche Wirkung ist die, daß Barth-Queisser die Ohren der Damen emancipirt hat, und nun in allen öffentlichen Gartenconcerten nicht nur von den Herren, sondern auch von den Damen Entree-Geld fordert.

(Schluß folgt.)

Zwiespalt.

Als ich kam, war Sie gegangen;
Bitt'rer Aerger mich umfing —
Aber dennoch, voll Verlangen
Ich ihr weit entgegenging.

Zürnen wollt' ich, doch ihr Auge
Hat das Recht sich schnell erstritten;
Ach ich fühle, daß ich tauge,
Nicht zum Zürnen, nur zum Bitten.

F. Brunold.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 132. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 2. Juni. **1836.**

Der Eislauf.

(Eine amerikanische Erzählung.)

In den Tagen, wo ich an den Ufern des Shamsheen, eines Flusses, dessen halb liebliche, halb wilde Landschaftsbildung wie ein Silberband mir um's Herz geschlungen ist, eine Büchertasche trug, waren Lawrence Wynn und ich die weitesten Kostgänger von der Schule in einer einsamen Meierei am Rande eines ein paar Meilen breiten und langen Sees, der den bescheidenen Namen »Pomp's- (d. h. Pompejus-) Teich« führte. Ein alter Neger, der, nach der Meinung der Schulknaben, schon mit Christoph Columbus herübergekommen, war das einzige menschliche Wesen in der Nachbarschaft — wenn man's noch so nennen will — des Sees, der auch seinen Namen von ihm hatte, und der einzig mögliche Weg zu seinen Wassern — denn er war von einem undurchlichen Urforste umgürtet — war der Pfad durch des alten Pomp's Waldlichtung und zwar durch unsere Thür. Außer der Schule waren Lawrence oder Larry und ich unzertrennlich. Er war ein blasser dunkelgesichtiger Knabe und in den ersten Tagen unseres innigen Verkehrs hatte er mir ein Geheimniß anvertraut, das bei seiner Ungewöhnlichkeit und der übermäßigen Vorsicht, mit der er es vor jedem Andern verborgen hielt, mich an ihn mit stärkeren als den gewöhnlichen Banden der Schulcameradschaft fesselte. Wir bauten mit einander Wigwams *) in den Wäldern, hatten unsere Tomahawks **) auf dieselbe Art gemacht, schossen unser Taschengeld zu Fuchsfallen zusammen und spielten Indianerchens mit vollkommenem Vergnügen an unserem gegenseitigen Beifall.

Ich hatte bald nach meiner Ankunft in der Schulanstalt ausgefunden, das Larry nie in einer Mondlichtnacht schlief. Mit dem ersten schlankgespitzten Horn, das des Mondes silberne Gestalt hinter den Bergen hinabgleiten ließ, begann sein unbehagliches, unruhiges Wesen und von der Zeit an, wo dessen volle runde Scheibe eine Strahlenfluth über Berg und Thal goß, war er wie von einem bösen Geiste besessen. Früh mit dem Zwielicht schloß er die Fensterladen und verstopfte jede Spalte, durch die ein Strahl hineindringen konnte, setzte sich dann, nachdem er so viele Lichter, als er nur von unserem geizigen Hausherrn zusammenzubetteln oder zu stehlen vermochte, angezündet hatte, mit seinem Buche in finsterverschlossenem Schweigen hin oder wandelte ungleichen Schritts und das schöne Gesicht voll feierlicher Schwermuth, vor der ich mich bei all' meiner vertrauten Bekanntschaft mit ihm fürchtete, in der Stube auf und ab. Recht heftige Bewegung allein schien ihm Erleichterung zu geben. Wenn die Lichter nach Mitternacht herabgebrannt waren und die Stille um das einsame Meierhaus grabgleich-unheimlich wurde, so pflegte er das Fenster aufzureißen und, mit einem verzweifelten Satze in's Mondlicht hinausspringend, hügelan in die Tiefen des wilden Urforsts zu stürmen und mit übernatürlich aufgeregten Kräften zu wandeln und zu wandeln, bis der Tag graute. Todesschwach und blaß kroch er dann in sein Bett, bat mich, ihn, was wie gewöhnlich und immer Glauben fand, mit Unwohlseyn zu entschuldigen, und schlief gesund fort bis zu meiner Heimkunft aus der Schule. Ich gewöhnte mich bald an sein Treiben, hörte auf, ihm, wie ich ein oder zwei Mal bemüht war, in die Wälder nachzurennen, und versuchte nie, sein starres und gleichsam verzücktes Schweigen, das seine Lippen in Marmor umzuwandeln schien, störend zu unterbrechen. Und um das Alles liebte mich Larry.

Unsere Vorbereitungsstudien waren vollendet und wir wurden nun, zu unserer gegenseitigen Verzweiflung, nach verschiedenen Universitäten bestimmt.

Die Zeit ging abwechselnd im Schritt, im Trab und im Galopp, je nachdem wir im Liebesfieber waren oder außer ihm, während des Cursus trübselig hindämmer-

*) (Indianer-) Hütten. **) Indische Streitaxte.

ten *) oder in den Ferien lustig todten. Nach und nach, ich weiß selbst nicht wie, war unser Briefwechsel in's Stocken gerathen und vier Jahre waren nach einander in's Grab gestiegen, ohne daß wir auch nur einmal zusammen gekommen wären. Das that mir weh; denn in jenen Tagen glaubte ich mit Schulknaben-Bethörung, »daß Zwei oder Einer fast sind, was sie scheinen.« Ich schrieb in meinem Altburschenjahre einen oder zwei Briefe mit herzlichen Vorwürfen, allein seine Antworten waren über freundschaftlich und um die Hälfte zu voll von Betheurungen; und da ich sah, daß die Abwesenheit ihr gewöhnliches Werk gethan hatte, so gab ich's auf, und schrieb ein Epitaphium auf die hingeschiedene Freundschaft.

Ein, zwei oder drei Jahre, nachdem wir des Lebens »unwiderruflich« Joch (nicht der Ehe, sondern des Gelderwerbens) auf uns genommen hatten, gab's einen ungemein herrlichen Winter zum Schlittenfahren. Zu solcher Zeit ist in Amerika alle Welt auswärts — entweder im Geschäft oder zum Vergnügen. Die Wege sind nach jedem Grade der Schnelligkeit, deren ein Roß fähig ist, befahrbar, glatt, wie russische Rutschberge und hart, wie es für die Hufen gut ist; und ein Hundert Meilen werden in der Leichtigkeit der Fortbewegung vom Orte zu zehn verringert. Der Jäger bringt sein Wildpret nach den Städten hinunter, der Händler aus dem Westen nimmt seine Familie ein Hundert Stunden mit, Kattune und Erbauungsbüchlein zu kaufen, und Gesellschaften aller Arten durchschwärmen das Land, und trinken Glühwein und Flipp **) uud schütteln die Nester von den Föhrenbäumen mit ihrem Pferdeschellengeklingel. Man sollte meinen, Tod und Leid wären im Schnee begraben mit den Blättern des letzten Herbstes.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Sprichwörter.

(Commentar von H. v. Keyserlingk.)

(Fortsetzung.)

Die eigentliche Blüthen- und Kraftepoche in der physischen Natur und Entwicklung des Mannes liegt zwischen dem 20sten und 40sten Lebensjahre. Hat der Mann das 40ste Jahr überschritten, so culminirt er gleichsam und altert. Die eigentliche Blüthen- und Kraftperiode in der physischen Natur und Entwickelung des Weibes liegt zwischen dem 18ten und 30sten Lebensjahre. Hat also das Weib sein 30stes Lebensjahr überschritten, so culminirt es und altert. Sonach kann der Mann im Allgemeinen 10—12 Jahr älter seyn, als die Gattin. Es ist aber auch der Natur des ehelichen Verhältnisses nicht angemessen, wenn Ehegatten hinsichtlich ihres Lebensalters einander entweder gleich, oder nur wenig verschieden von einander sind: denn die Gattin soll in dem Gatten ihre Stütze, den Hausvater und Hausherrn anerkennen, ehren und achten. Wie kann sie das, wenn er noch ein unreifer und unbärtiger Jüngling ohne einen fest bestimmten Willen und einen entschieden ausgeprägten Charakter ist? Demnach ist es der geistig-sittlichen Natur des ehelichen Bundes angemessen, wenn der Mann um 6—8 Jahre älter ist, als die Frau, damit sie Vertrauen zur Festigkeit und Gediegenheit seines Geistes und Charakters fassen könne. Allein Ehegatten sollten nicht blos in physischer, sondern auch in geistig-sittlicher Hinsicht mit einander übereinstimmen oder harmoniren. Sie werden aber in geistig-sittlicher Hinsicht mit einander übereinstimmen oder harmoniren, wenn Beide hinsichtlich der geistigen Bildung in einem angemessenen Verhältniß zu einander stehen. Denn ist ein gebildeter Mann mit einer ganz ungebildeten Frau verbunden, so muß und wird nothwendig ein das wahre eheliche Glück störendes Mißverhältniß entstehen, und eben so umgekehrt. Dagegen würde aber auch die Verbindung mit einer wissenschaftlich gebildeten oder gar gelehrten Frau unvermeidlich ein Mißverhältniß bewirken. Denn das Weib würde, um zu einer wissenschaftlichen oder gar gelehrten Bildung zu gelangen, die natürlichen Schranken ihres Geschlechts und ihrer Bestimmung überschreiten müssen, und so zu einem Zwitterwesen zwischen Mann und Weib werden, das die schönen Eigenschaften der weiblichen Natur abgestreift hätte, ohne sich gleichwohl die guten Eigenschaften der männlichen Natur je ganz aneignen zu können. Um sich mit ihren gelehrten und künstlerischen Pfuschereien beschäftigen zu können, wird das Weib ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter vernachlässigen müssen. Die Hauptbestimmung des Weibes ist aber, Hausfrau und Mutter zu werden; dies ist ihr höchster und schönster Beruf. Des Weibes Hauptberuf und Haupttugend wird also darin bestehen, eine gute und sorgsame Hausfrau und Mutter zu seyn. Die geistige und künstlerische Bildung, die das Weib haben kann und darf, muß also im Verhältniß zu ihrem Hauptberufe und ihrer Hauptpflicht als ein untergeordnetes Moment betrachtet werden, daß nur dazu geeignet und bestimmt seyn soll, das Weib in den Stand zu setzen, den Mann in geistiger Hinsicht zu erheitern und zu erfreuen, im Allgemeinen in seine geistigen Bedürfnisse, Bestrebungen und Richtungen einzugehen, sie im Wesentlichen theilen und verstehen zu können, dergestalt, daß zwischen dem Ehegatten ein allgemeiner und belebter Austausch von Ansichten und Betrachtungen über wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände statt finden kann. Eine wahrhaft wissenschaftliche oder gar gelehrte Bildung ist dagegen offenbar mit dem Hauptberufe und der Hauptbestimmmung des Weibes schlechthin unvereinbar: denn sie nimmt die ganze geistige Thätigkeit und Kraft des Menschen ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise in Anspruch. Es würde also

*) Auf amerikanischen Hochschulen ist die Lust des Burschenlebens wie auf den neudeutschen scharf beschränkt.

**) Getränk aus Bier, Branntwein und Zucker.

von Seiten des Mannes eine wahre Ungereimtheit seyn, wenn er von seiner künftigen Gattin eine wissenschaftliche oder gar gelehrte Bildung fordern wollte. Er muß vielmehr wünschen und fordern, daß sie eine solche nicht habe, und nicht nach einer solchen streben werde. Aber daß sie eine seinem geistigen Bildungsstande angemessene und mit derselben übereinstimmende Bildung habe, oder sich aneigne, kann er mit Recht von ihr erwarten und verlangen. Ehegatten werden ferner zweitens in sittlicher Beziehung mit einander übereinstimmen oder harmoniren, wenn sie, wo nicht gleiche, doch wenigstens ähnliche Lebensansichten und Bedürfnisse haben, und hinsichtlich ihrer unmittelbar gegebenen geistigen Naturbeschaffenheit und Naturanlagen für einander passen. Diese stellt sich nun in vier Hauptformen dar. Sie erscheint nämlich als eine überwiegende Anlage und Geneigtheit zu einer heitern und leichten Auffassung und Betrachtung des Lebens und seiner mannichfach-verschiedenen Zustände, äußert sich also als eine wesentlich frohsinnige oder sanguinische. Zweitens erscheint sie als eine überwiegend vorherrschende Anlage und Geneigtheit zu einer ernsten und trübsinnigen Auffassung und Betrachtung des Lebens, äußert sich folglich als eine wesentlich trübsinnige oder melancholische. Drittens erscheint sie als eine überwiegend vorherrschende Anlage zu einer schweren und langsamen geistigen Erregbarkeit oder Reizbarkeit, äußert sich mithin wesentlich als eine wenig reizbare oder phlegmatische. Viertens endlich erscheint sie als eine überwiegend vorherrschende Anlage und Geneigtheit zu einer schnellen und starken geistigen Erregbarkeit oder Reizbarkeit, äußert sich sonach als eine entschieden reizbare oder cholerische. Diese vier verschiedenen Formen und Modificationen geistiger Erregbarkeit sind insgesammt in jedem menschlichen Individuum vorhanden, so jedoch, daß eine die überwiegende und vorherrschende ist. Es muß nun einleuchten, daß durch ein Zusammenkommen der gleichen Naturanlagen oder Temperamente unvermeidlich, ja nothwendig, ein das wahre eheliche Glück störendes Mißverhältniß entstehen muß. Denn das heitere und frohsinnige Temperament bedarf gewissermaßen des ernsten als eines Gegengewichts, um nicht in gedankenlosen Leichtsinn zu verfallen, und eben so ist das ernst-trübsinnige Temperament auf das heitere, frohsinnige verwiesen, und dem cholerischen Temperamente steht angemessen das phlegmatische gegenüber. Erwägt man nun all' diese Verhältnisse und Rücksichten, die uns bei der Wahl eines Gatten oder einer Gattin leiten sollten, und betrachtet dagegen die Art und Weise, wie gewöhnlich im wirklichen Leben von den Menschen diese so hochwichtige und für das Lebensglück entscheidende Wahl getroffen wird, und wie selten dabei die von uns angeführten vernunftgemäßen Rücksichten beachtet werden, so muß man sich wahrlich wundern, daß im Wesentlichen noch so viele leidlich gute Ehen angetroffen werden, und muß fast unwillkürlich ausrufen:

»Ehen werden im Himmel geschlossen!«

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, am 1. Pfingstfeiertag 1836.

(Schluß.)

Die partiale Emancipation der Frauenohren bei Extraconcerten war man gewohnt, aber an die totale wird man sich nicht so leicht gewöhnen. Sie liegt in der That für Männer mit Schwägerinnen, Schwiegermüttern, Schwestern, Freundinnen der Frauen ꝛc. und für Väter mit mehreren Töchtern außer allem Bereiche des Spaßes und hat für sie den bittern Ernst der Unbilligkeit. Eine Folge davon wird die seyn, daß diejenigen Orte von nun an mehr werden besucht werden, wo kein Concert ist und keine Ausgabe verlangt wird, die dem Einzelnen oft schon einzeln lästig wurde und nun vervielfältigt unerträglich wird, ja an thörichte Verschwendung reicht, insofern an einem öffentlichen Vergnügungsorte die Concert-Musik doch unter Hunderten nur für 10 Hauptsache, für die Uebrigen aber nur Nebensache, nur ein epitheton ornans ist. Man sagt, die Wirthe hätten den sich jetzt in ihrer Sphäre allmächtig fühlenden Musikern dieses und ihren wahrscheinlichen Verlust zu bedenken gegeben, seyen aber von den Letzteren zur Annahme ihres Willens gezwungen worden. Da lob' ich mir Oesterreich! In Wien und Prag hört man eine andere Musik, und zahlt doch nirgend mehr als höchstens 4 Pfennige Entree*)! Und doch ist dort ein andere, aufopferndere Liebe zur Musik als in Leipzig, wo man an sehr vielen Orten nur musicirt und Musik hört, weil es die Mode so will, wo Begeisterung für musikalische Leistungen nur ein Hauptstück der Koketterie ist,

*) Bei dieser Gelegenheit kommt vielleicht das Etablissement des Hrn. Clermont am Eingange des Rosenthales zu der verdienten Ehre und Aufnahme. Mit mehr als stoischer Gleichgiltigkeit zieht die elegante Welt an diesem letzteren vorüber nach Kintschy's sogenannten Schweizerhüttchen. Während demnach Hr. Clermont oft kaum 25 Gäste zählt, lächelt Hr. Kintschy über 125 hin. Die Oertlichkeit der beiden Anlagen kann zwar ein Uebergewicht für Kintschy bieten, es wird dieses aber dadurch sehr klein, daß man bei ihm eine temperirte stehende Sumpfluft athmet, während bei Clermont die Luft stets rein und frisch sich darbietet; ja es verschwindet alles Uebergewicht, wenn man die Restaurationsmittel prüft und die Clermont's nicht nur in gleichem Werthe mit den Kintschy'schen findet, sondern bei mehrern derselben leicht bemerkt, daß sie bei Ersterem weit den Vorzug (der Güte eben sowohl als der Wohlfeilheit) verdienen. Da nun seltener bei Hrn. Clermont Concert, und das vereinigte Musikcorps hier also weniger als anderwärts Gelegenheit hat, von dem Publicum eine pecuniäre Theilnahme an dem verlornen Processe des Hrn. Posaunisten Queisser (er soll gegen 400 Thaler Kosten zu bezahlen haben) zu fordern, so wird selbst die Liebe zur Ersparniß etwas dazu beitragen, dem Etablissement Hrn. Clermont's die verweigerte Anerkennung zukommen zu lassen.

wo man in's Gewandhaus-Concert geht, über Beethoven's Symphonieen, Mendelsohn-Bartholdy-Ouvertüren entzückt wird und bei dem Clavierspiele der Clara Wieck außer sich kommen will, wo man ein „herrlich, göttlich, himmlisch" nach dem andern sich lauter und leiser zuruft, und vor Langeweile halb des Todes seyn würde, wenn man nicht hier einen hübschen Herrn beäugeln, dort eine Dame belorgnettiren, hier eine neue kostbare Pellerine und dort einen neuen Kleiderschnitt produciren, hier einem Begünstigten oder einer Begünstigten heimlich zuwinken, dort in der Pause ein interessantes Rendezvous geben und vielleicht ein noch interessanteres besprechen könnte. Zuweilen — es sey dies nicht verkannt! — spricht sich jedoch mehr als Koketterie, eine wahre Neigung zur Musik aus. Man sieht es aber dann den Leuten auch gleich an den Augen, an dem ganzen Umriß des Gesichtes ab. Es dehnt sich dasselbe nicht in die Länge, rundet sich vielmehr zu dem gefälligsten Oval, die Haut erhält einen milden Glanz, aus den Augen leuchtet und blitzt die Freude, die Lippen öffnen sich zu innigem Lächeln und selbst alte ausgelernte Staats- und Drathpuppen vergessen, daß sie statt Zähne nur noch Zahnstifte zu zeigen haben. Solch' eine Manifestation ward mir in dem Concerte, welches Hr. Eicke den Tag vor seinem Abgange von Leipzig veranstaltet hatte, und bei dem sich die Liebe für diesen Sänger und das allgemeine Bedauern seines Verlustes auf das Unzweideutigste durch die ungewöhnliche Fülle der Zuhörer im Concertsaale aussprach. Hr. J. Selt hielt mir über dieses herrliche Concert folgende Vorlesung:

„Herr Eicke, der verdienstvolle Sänger, der uns den ganzen Winter hindurch so manchen Genuß in der Oper bot, gab den 21. d. M. vor seiner Abreise ein sogenanntes Abschiedsconcert im Gewandhause. Der ganz gefüllte Saal, nahm seinen scheidenden Liebling, mit Beifall auf, als er nach Marschner's Ouvertüre zum Hans Heiling, womit das Concert würdig eröffnet wurde, auftrat. Ich muß gestehen, daß mir seine Stimme noch nie so voll, so rein, so tönend erschienen war, wie heute; er sang mit ächtem Gefühl und künstlerischem Ausdruck eine Arie aus Marschner's obenbenannter Oper. Wie Johann Langer, der doch sonst ziemlich fad ist, das Gedicht, welches Mad. Haitzinger declamirte, schreiben konnte, ist mir unbegreiflich. Das Gedicht, höchst passend für ein Concert, als geistreiche Variation des „Soll ich declamiren oder nicht? wie und warum soll ich es?" ward von der trefflichen Schauspielerin so pikant, so geistreich, so nüancirend gesprochen, daß der ganze Saal in die heiterste Laune versetzt wurde. Reichen Applaus begleitete die Künstlerin als sie abtrat. Der Dlle. Clara Wiek, die darauf zwei wunderhübsche Pieçen des geistvollen Mendelsohn-Bartholy spielte, passirte das Unglück, daß, zum Glück im letzten Theile ihres Concerts, eine Saite sprang. Dadurch, daß man sie nicht gleich herausbog, wurde ein unangenehmes Nachklingen verursacht. In dem darauffolgenden höchst charakteristischen, wenn auch etwas fremdartig klingenden Duette: „die Seemänner," hatte man Gelegenheit, Hrn. Haitzinger wieder zu hören. Hr. Haitzinger ist nicht allein an Stimme, er ist auch an Feuer und Vortrag, an musikalischer Ausbildung einer der begabtesten deutschen Tenoristen, und es ist schwer, zu entscheiden, wo er ausgezeichneter ist, in der Oper oder im Vortrage eines einfachen Liedes. Herr Haitzinger und der Concertgeber ernteten reichen Beifall. Mozart's größter Witz, die Ouvertüre zur Hochzeit des Figaro, eröffnete die zweite Abtheilung. Zwei Liedchen von Hrn. und Mad. Haitzinger gesungen, hatten eine allgemeine Fröhlichkeit hervorgebracht, die sich noch höher steigerte, als Hr. Haitzinger sich selbst zum Pianoforte setzte und in einem dritten Liedchen sich und seine Frau begleitete. Der allgemeine Beifall, der das Künstlerpaar belohnte, zeigte ihm, wie sehr Leipzig jede Aufmerksamkeit mit Anerkennung aufnimmt. Ein Hr. Uhlig, der darauf Variationen auf der Violine spielte, zeigte vorzüglich Fertigkeit in den Doppeltönen, doch war sein Vortrag zu wenig geistvoll. Ein Duett aus „Tell," gesungen von Hr. Haitzinger und dem Concertgeber, beschloß, die in vieler Hinsicht ausgezeichnete Abendunterhaltung und ließ nur den Wunsch übrig, bald wieder Aehnliches zu genießen. Der Beifall, den Hr. Eicke in seinem Concerte erntete, möge ihn der sichere Maßstab seyn, welche Theilnahme Leipzig für ihn bewahrt."

Ich schließe meinen Bericht mit der Nachricht, daß der arme „Fra Diavolo" sich mit dem zweiten Pfingstfeiertage begnügen muß. Ich werde ihn sehen, muß aber sein Signalement einem Anderen überlassen, da mich zum Morgen des Tages nach dem Feste das Posthorn nach einer anderen Gegend lockt.

Notiz.

[Recept.] Die silbernen Bestecke der Pariser Restaurateurs werden nicht mehr gestohlen, sondern umgetauscht. Hier folgt das Recept, welches einer dieser ehrbaren Erfinder den Verhörsrichtern vertraut hat. Man bestellt drei oder vier Schüsseln zugleich, das flößt Respect ein; man ißt schnell, das gefällt dem Garçon; man scheint Geschäfte zu haben; man zieht eine Brieftasche hervor und bedeckt den Tisch mit Papieren. Plötzlich wischt man den Mund ab, fordert ein Glas Madeira und die Karte. Während dieser letzten Evolution des Garçons wird der Umtausch bewerkstelligt.

Scherz-Sphynx-Spiel

in drei Sylben.

Die erste richtet oft viel Unglück an,
Doch nähret sie auch manchen braven Mann,
Der ohne sie nichts schaffen kann
Und gleichwohl leid't er manchmal d'ran.
Mit letzter hat's sehr oft den Teufel,
Wohl Mancher ist gar sehr in Zweifel,
Wie die Vacanz zu heben sey,
Die Zu- und Umstand führt herbei.
Zu finden ist im Adelstande,
Im Bürger- und im Bettlerstande,
Doch seltener im Bauernstande
Das Ganze; auch ißt man in manchem Lande.
Als Speis' ist Ganzes nicht viel werth,
Als Erstes aber gar nichts werth,
Und doch wird solches oft geehrt,
Und sitzt dann auf dem großen Pferd.

Karl Hälden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 133. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 3. Juni. **1836.**

Historische Literatur.

Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten. Mit den Lebensbeschreibungen der vier berühmtesten Männer desselben, Washington, Franklin, Lafayette, Kosciusko. Nach den besten Quellen historisch-biographisch bearbeitet von Heinrich Elsner. Mit neun Stahlstichen. Stuttgart, Scheible's Buchhandlung. 1835.

Unter allen Unternehmungen, welche heut zu Tage die Buchhändler auf Speculation machen, war sicherlich eine der glücklichsten die, den nordamerikanischen Revolutionskrieg schreiben zu lassen. Wir würden nicht mit diesem Satze beginnen, wenn die meisten Werke, die aus Hrn. Scheible's historischem und geographischem Institut hervorgehen, nicht die Indicien an sich trügen, daß sie nicht aus dem innern Drange eines Geschichtsforschers und Gelehrten, nicht aus einem wahren Triebe und Berufe, für eine große und wichtige Sache den Griffel zu erfassen, nicht aus einem begeisterten Sinne, ewig denkwürdige Thaten in Klio's Tafeln einzutragen, erzeugt sind, vielmehr als Aufgaben für Lohnschreiber sich kund geben, die am Ende *jedes* Thema, welches man ihnen vorlegt, für ein gewisses Geld, in bedungener Größe, Form und Zeit, anfertigen. So wird häufig aus vier schon gedruckten Büchern ein fünftes zusammengesetzt. Man hält es dabei kaum der Mühe werth, die passenden und an einander gereiheten Stellen abzuschreiben, sondern bezeichnet die diesem und jenem Buche entlehnten Blätter oft nur mit Rothstift, schickt sie also in die Druckerei und in Kurzem ist für ein mageres Honorar ein Ding ohne Salz und Schmalz zusammengestoppelt, was, wenn es fertig ist, allerdings wie ein Buch aussieht, eigentlich aber davon nichts als die äußere Form hat. Von drei Werken dieser Art kann man demnach nicht sagen, es seyen drei Bücher — sondern nur, es seyen vier oder sechs Buch, je nachdem dreißig oder fünfzig Bogen zu einem verbraucht worden sind; gerade so, wie man auch die Regimenter und die Heere nicht nach *Männern*, sondern nach so und so viel tausend *Mann* berechnet (bei der Cavallerie sogar nach dem, wenn nicht edleren, doch kostbareren Theile: nach den Pferden). — Zu einem literarischen Heere von so und so viel *Mann*, welche jährlich zwei bis drei *Buch* schreiben, gehört denn wohl auch der Verfasser des vorliegendes Werkes. Nirgend nämlich zeigt derselbe, daß er zu den Gelehrten, zu den Forschern im Gebiet der Geschichte gehöre; im Gegentheil, er erweist sich völlig kenntnißlos in diesem Fache, zeigt, daß es ihm an Beurtheilung, an Kritik gänzlich fehle, beweist, daß er gar nicht gewußt hat, was er aus seinem Thema machen, von wo und wie er es angreifen solle. Dieß Letztere geht schon aus seiner pomhaften Einleitung, die ganz unpassend und stylwidrig mit einer Anmerkung beginnt, hervor. Er sagt in dieser: „daß er die Absicht habe, alle Kämpfe der Völker für ihre Selbstständigkeit nach innen und außen, welche seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts statt fanden, theils nach eigener Bearbeitung (Gott bewahre uns!), theils in Uebertragungen ausgezeichneter, nicht-deutscher Werke, der Reihe nach zu schildern; daß daher die nachfolgende Einleitung nicht nur als Vorrede zum nordamerikanischen Krieg, sondern vielmehr zu dieser ganzen Periode anzusehn sey." Er (der Verfasser) glaubt nun, wie er sich ausdrückt, „darin die Gründe solcher Völkerbewegungen und die Entstehungsart des ganzen revolutionären Zeitalters — ein Name, mit dem man die neueste Epoche zu beehren pflegt — zu entwickeln." Aber hiervon ist in der ganzen Einleitung so wenig als im Buche selbst die Rede, denn außer Schwertern, Staaten, Ordnung des Zeitlaufs, welthistorischen Fragen — und der schlechten Uebersetzung des bekannten Ausspruches des geistreichsten Franzosen: „La revolution fera son voyage autour du monde," also außer Phrasen, hohltönenden Redensarten, wie man sie in allen ultraliberalen Zeitungen der Franzosen findet, steht nichts in der ganzen Vorrede, was die anmaßende Anmerkung eines kecken, überdreisten (und nicht zu sagen dummdreisten) Büchermachers rechtfertigte; ja er scheint nicht einmal einzusehen, daß zu dem Krieg, der die Losreißung der Colonieen in Nordamerika bezweckte, zu dem französischen Revolutionskrieg und zu dem Krieg der Polen gegen Rußland sich gar keine gemeinschaftliche Einleitung schreiben läßt. Man *kann* es wohl,

aber eben so, wie man die schöne Genovefa, den gehörnten Siegfried und Goethe's Faust in einen Band binden lassen kann. Nun gibt es aber nicht eine Einleitung, sondern es gibt deren dreie — wie hier drei Bücher zusammengenäht sind. Der einzige Schluß, den man aus den leidenschaftlichen Aeußerungen über den König „von Gottes Gnaden" und die „Hofaristokratie" ziehen kann, ist kein auf das vorliegende Thema anwendbarer, sondern nur der sehr persönliche, daß der Verfasser nicht zu der „Hofaristokratie" gehört, und deßwegen so sehr die „Losreißung der Völker" vertheidigt, weil er nicht unter den Beglückten war, die unter dem Schutz und Schein irgend eines Adlers ihre Kunden einseifen *) und respective scheren oder schinden durften. Man hat Beispiele, daß so enragirte Republikaner durch das kleinste Accise- oder Thorschreiber-Dienstchen, das ihre Magen — wäre es auch nur mit Trebern — füllte, aus verlorenen Söhnen zu wiedergefundenen Schafen geworden, die nunmehr die lucrative Accisklinge mit mehr Glück und größerer Behaglichkeit handhaben, als vorher die schreiende, widerspenstige Feder.

Das Erste, was man von einem Geschichtsschreiber verlangen muß, ist Kenntniß der Quellen. — Ueberall jedoch sieht man mit Bedauern, daß solche Kenntniß dem Verfasser des vorliegenden Werkes gänzlich mangelt. — Es ist zwar sehr ungerecht von Jemandem, der noch keinen Namen hat, zu sagen: „er könne deßhalb nichts Bedeutendes seyn," aber eine gewisse Wahrheit liegt doch darin: man kann sich als Gelehrter einen Namen verschaffen, ohne Bücher geschrieben zu haben, und bedeutende Talente machen sich schon bemerklich, noch ehe sie mit einem Buchhändler zu thun gehabt, durch Abhandlungen, Dissertationen, die sie auf Universitäten herausgaben, durch Monographieen in denen sich die Gründlichkeit der Forschung am besten zeigt, durch öffentliche Disputationen u. dgl. Und da auf einer Universität immer Leute vom Osten und Westen, vom Norden und Süden zu finden sind, so verbreitet sich auch ihr Ruhm nach Norden und Süden. Doch von Herrn Heinrich Elsner haben wir weder je etwas als von einem Geschichtsnoch als von einem andern Forscher gehört, bis uns dieses sein großer Opus, seine Einleitung zu der Geschichte aller Völkerbewegung in die Hände kam. Wir müssen aber leider gestehen, daß wir nicht glauben, er werde sich durch dieses Werk berühmt machen, wie denn überhaupt das gar zu allgemeine Auffassen [etwas, was in Schwaben sehr Mode geworden ist, wie die Sudeleien eines Kausler beweisen, der auch eine Kriegsgeschichte aller Völker geschrieben hat, und drei oder vier andere ähnliche Bücher, zu denen kaum hundert Menschenleben Zeit genug boten] nicht das Beste ist, was man thun kann. Das Allerschlimmste aber ist's, wenn man es macht, wie hier, wo auf die hochmüthigste Ankündigung eines großen Nationalwerks, eines wahren Gargantua und Pantagruel — der lächerlichste Zwerg folgt, ein Befreiungskampf, der eine wahre Harlequinsjacke von historischen Unrichtigkeiten, zum Theil absichtlich eingestreute Verfälschungen enthält, der Sachen als Facta darstellt, die niemals vorgekommen sind, und auch in keinem der bekannten historischen Werke zu finden, also wahrscheinlich dasjenige sind, was der Verfasser in seiner Vorrede „die eigenen Bearbeitungen" nennt. Wir wollen ihm gern den Ruhm gönnen, daß sie die seinigen sind; eigene, d. h. eigenthümliche, besondere, sind es gewiß. Die Durchführung der Behauptung, als sey es die großartige Idee der Willens-, Religions- und Denkfreiheit gewesen, welche den amerikanisch-englischen Krieg hervorbrachte, das Volk beseelte, es zu dem größten Opfer willig machte und endlich den Sieg verschaffte, ist — völlig grundlos. — Einer solchen Auffassung der Sache sind die Engländer selbst jetzt noch nicht fähig, viel weniger der Auswurf dieses Volkes, die damaligen Bewohner von Nordamerikas Ostküsten, noch auch die jetzigen, die nicht im Mindesten besser als vor 60 Jahren, obwohl unterdessen sehr viele Deutsche dahin gewandert sind *). — Auch sie, mit Ausnahme Weniger, gehören nicht zu den Edleren ihres Volkes, und es handelte sich bei den damaligen Unruhen wie bei der jetzigen Unzufriedenheit, weit mehr um Abgabenfreiheit, als sonst um irgend eine andere Freiheit — und diese haben die Amerikaner so wenig erlangt, wie man sie überhaupt in irgend einem Staate erlangen wird; sie kann nur existiren, wo kein Staat existirt, also unter den Wilden. Sobald eine Verwaltung nöthig wird, weil sich viele Menschen zu einem großen Körper verbunden haben, in dem Ordnung aufrecht erhalten werden muß, in dem Besoldungen gebraucht werden — sie heißen nun: Civilliste und Gehalt, oder Pension des Präsidenten und der Räthe ꝛc. ꝛc. — sobald sind Abgaben unzertrennliche Begleiter dieser Vereinigung, gleichviel ob ein König oder ein Landamman das Oberhaupt ist. Und wenn schon jetzt die Bauern wie die Städter klagen über das viele Geld, das die Eisenbahnen, das Militär, die Canäle, die Deputirten, die Seemacht und die Staatsbeamten kosten, wie wird es denn in dem Lande der Freiheit aussehen, wenn einmal seine Hauptquelle, der Verkauf der Ländereien und der Waldungen, erschöpft ist? —

In solche Albernheiten (?), in solche grundlose Behauptungen verfallen die Schriftsteller, welche nach dieser oder jener vorausfestgestellten Aufgabe arbeiten müssen, immer. Das Resultat ergibt sich nicht aus dem Werke, sondern das Werk aus dem Resultat. Das taugt nicht, das verwirrt, erweckt in dem Leser falsche Ansichten, und darum ist ein solches Buch kein verdienstliches, sondern ein höchst tadelnswerthes, verwerfliches Unternehmen, dessen Würde durch eine schöne Ausstattung und durch 9 treffliche Stahlstiche nicht erhoben werden, nicht gerettet werden kann. Hierzu kommt nun noch, daß die Anordnung eine höchst unglückliche ist. — Der Verfasser will die Lebensbeschreibungen der vier Hauptheldenliefern: Washington's,

*) Bei einer Geburtstagsfeier des Kaisers Franz I. hatte ein Barbier sich selbst, einen bärtigen Herrn bedienend, darstellen lassen, indem ein Doppeladler mit ausgebreitetem Fittiche über ihm schwebte. Das schöne Transparentgemälde trug die Umschrift:

„Unter Deinem Schutz und Schein,
Seif' ich meine Kunden ein,
Du wirst gnädig mir gewähren,
Sie methodice zu scheren."

*) Wir wollen diese und einige andere Ansichten unseres Hrn. Recensenten als uns gehörig und von uns unterschrieben keineswegs gedacht wissen. Anm. d. Red.

Franklin's, Lafayette's und Kosciusko's. — Er konnte keine größere Thorheit begehen, sich keine schärfere Ruthe auf den Rücken binden, als diese, denn die Thätigkeit dieser Männer greift so mächtig in den Befreiungskrieg, und der Befreiungskrieg so mächtig in ihr Leben ein, daß der Verfasser entweder Alles doppelt beschreiben, oder die hier erzählten Facta dort auslassen, und dadurch nothwendiger Weise Beides höchst unvollständig werden muß. — Und so ist es denn auch geworden. Wir haben bis jetzt vier Hefte gesehen (deren letztes mit trefflichen parlamentarischen Reden, Constitutionen und Bittschriften gefüllt ist), welche den ganzen Krieg enthalten sollen, so daß die angekündigten beiden folgenden den Biographieen bestimmt sind. — Aber in diesen vieren ist von den wunderbaren Thaten der beiden kühnen Männer, welche ihr Leben an eine große phantastische Idee (darum phantastisch, weil das Menschengeschlecht, im Ganzen genommen, nie (?) würdig der Freiheit seyn, nie die goldenen Früchte derselben pflücken, nie sie reifen sehen wird) setzten, des Edelsten der Polen und des in seiner Jugend wenigstens wahrhaft begeisterten edlen Franzosen, Kosciusko's und Lafayette's, fast gar keine Rede. — Wie breit dieses nun auch noch gegeben werden mag, so ist dadurch dem Mangel, den die Geschichte selbst durch den Ausfall erlitten hat, nicht abgeholfen; dieses steht einmal fest, und kann durch neue Entdeckungen, wie interessant sie auch seyn mögen, nicht ersetzt werden, obwohl wir gestehen müssen, daß Eines und das Andere wirklich von hoher Wichtigkeit ist. — So erfahren wir, daß eines gewissen Olivier's Wohnhaus von dem wüthenden Pöbel niedergerissen worden, in das dieser Pöbel sich sodann mit den Trümmern, wie im Triumphe gegenüber dieses Olivier's Wohnhaus erhob und ihm die Fenster einschlug (S. 38). (Man möchte den Verfasser fragen, ob er recht gelesen habe, was er geschrieben hat.) Wir erfahren ferner, daß unter allgemeinem Trauergeläute zwei Figuren an einem alten Ulmbaum, der einen Galgen vorstellte, aufgeknüpft wurden, und daß dieser Ulmbaum, wie des Verfassers Weisheit in einer eigends diesem Gegenstande gewidmeten Anmerkung sagt, die Veranlassung gewesen, daß man während der französischen Revolution Freiheitsbäume errichtete!! (S. 41). Eine Menge anderer höchst interessanter Data folgen, welche von dem Forschungsgeiste zeugen, der den Verfasser beseelt, aber nicht eben darin blicken seine gründlichen Kenntnisse hervor. Nichts desto weniger ist er doch nicht nur ein hoch erleuchteter Geschichtsforscher, sondern auch in der Philologie glänzt er ungemein. Er belehrt uns von der Rechtschreibung der polnischen Namen, welche bisher sehr verketzert wurden, er zeigt uns, daß der Spottname Yankee's, den die Nordamerikaner den Irländern beilegen, welche nach Pensilvanien oder Massachusets kommen, um die Wälder urbar zu machen, er zeigt uns, daß dieser Spottname, den man für das von den Wilden verdorbene Wort Inglés hielt, eigentlich „ein irokesisches Wort ist, welches feiger Kerl, Sclave bedeutet" (S. 18). Schade, daß wir nicht empfänglicher sind für die Lehren dieses in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens eindringenden Forschers, sonst würden wir dieses Buch zu kaufen rathen; so aber kann ich nicht umhin, demselben trotz der schönen Stahlstiche, die es zieren, den Stab zu brechen, und es seines Preises für unwerth zu erkennen.

*) Friedrich der Große. Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend: einzelne Scenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeußerungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode. Herausgegeben von Carl Müchler. Berlin, 1834, in der Nauck'schen Buchhandlung. gr. 8. XVI. u. 679 S.

Bei der großen Menge von Anekdotensammlungen aus dem Leben Friedrich's des Großen, welche eine zahlreiche Reihe von Bänden und allein schon eine Bibliothek ausmachen würden, nimmt man eine ähnliche Schrift mit der Besorgniß in die Hand, daß sich das Sprichwort: Eulen nach Athen getragen zu sehen, wieder bewähren wird. Um so angenehmer wird man diese Anekdotensammlung finden. Sie gehört zu den reichhaltigsten und interessantesten, die je erschienen sind; sie hat den großen Vorzug, daß die darin enthaltenen Anekdoten chronologisch, und nicht, wie in allen übrigen, wie Kraut und Rüben durch einander gemischt und nur solche gewählt worden, welche den großen König charakterisiren, alle hingegen unerwähnt geblieben, wo er gleichsam nur eine untergeordnete Rolle spielt; sie meidet einen Fehler, den sich alle Sammler solcher Anekdoten zu Schulden kommen lassen, die jedes kleine Ereigniß aufnehmen, worin er erscheint. Aber eine große Menge dieser Anekdoten sind noch ganz unbekannt, und mehrere, die sehr unauthentisch in Umlauf gesetzt worden, sind so berichtigt, daß man nun erst die Wahrheit erfährt. Man lernt daraus, wie die Hauptzüge des Charakters dieses außerordentlichen Monarchen, trotz allen schweren Kämpfen von seiner Jugend an bis zu den letzten Augenblicken seines glorreichen Lebens, sich gleich geblieben sind, wie er stets sein Augenmerk darauf gerichtet, sein Volk immer mehr zu einer höhern Stufe der Bildung zu erheben, die Rechtspflege zu verbessern, und die einzige wahre Gleichheit, Gleichheit vor dem Gesetze, geltend zu machen, und wie er doch nie, was der Verfasser in der Vorrede so wahr und kräftig sagt: etwas nicht Zeitgemäßes unternommen, weil er erkannt, was der Geist seiner Zeit erforderte und er ihm zu genügen stets bemüht gewesen ist. Daß sich auch darin mehrere bereits bekannte Anekdoten befinden, liegt in der Natur einer solchen Sammlung; aber auch diese haben durch die Darstellung gewonnen, da E. M. als Darsteller von Anekdoten schon längst sich einen ehrenvollen Ruf erworben hat, indem er mit umsichtiger Weglassung alles Unwesentlichen, wodurch der Zuhörer einer Anekdote oder der Leser oft gelangweilt wird, sich eine epigrammatische Kürze zu eigen gemacht hat, und sie, wo es der Stoff gestattet, dramatisch behandelt.

In der Vorrede hat der Herausgeber nicht blos die Grundsätze entwickelt, nach welcher er bei der Herausgabe dieser Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen verfahren, sondern auch sein Glaubensbekenntniß über den großen König abgelegt. Es sind die Ergießungen eines von Bewunderung und Liebe für den großen Monarchen durchdrungenen deutschen Herzens, und der

*) Des Contrastes wegen stellen wir die folgenden beiden Schriften dem Groß-Hoffing. König (s. vorletzt. Literaturbl.) entgegen. Dem Scharfsichtigeren wird es nicht an Vergleichungspuncten fehlen. Anm. d. Red.

feurige Enthusiasmus beseelt darin noch den Greis, der schon im letzten Jahre von Fr's Regierung eine Dienstlaufbahn begonnen hat. Die Anmerkungen, sowohl unter dem Text, als auch in einem Nachtrag, weil sie unter dem erstern zu viel Raum weggenommen haben würden, enthalten manche interessante Nachrichten über Personen, die mehr oder weniger mit dem Könige unmittelbar in Berührung gekommen sind und schon für sich Interesse erwecken.

Der reichhaltige Stoff ist indeß noch nicht erschöpft und eine Fortsetzung dieser Sammlung von dem nämlichen Herausgeber dürfte daher um so willkommener seyn, damit nicht Jemand, dem es nur darum zu thun ist, recht viele Bogen zu füllen, sich unberufen damit befaßt. Wünschenswerther wäre es aber, wenn diese Sammlung bald eine neue Auflage nöthig machte und dann in dieselbe die noch nicht darin enthaltenen Anekdoten nach gleichen Grundsätzen eingeschaltet, auch manche kleine eingeschlichene Irrthümer berichtigt würden, die bei einer solchen Schrift unvermeidlich sind, und die, bei der Sorgfalt, dem Fleiß und der Liebe, mit welcher diese Schrift ausgearbeitet worden, unstreitig werden berichtigt werden. Dann könnten auch in dem Anhang noch einige biographische Notizen nachgetragen werden, welche man vermißt. Diese Schrift ist übrigens fast ein unentbehrlicher Nachtrag zu dem Leben Friedrich's des Großen von Preußen, indem sie den wahren Charakter des Königs noch anschaulicher macht und den Leser dieser Geschichte dadurch in den Stand setzt, ihn richtig zu beurtheilen. Die bekannte Geschichte mit dem Müller Arnold findet sich sowohl in dieser Geschichte, als in der Anekdotensammlung, aber in der erstern trägt sie das Gepräge eines verknorpelten Juristen, in der letztern eines unbefangenen Erzählers und sie gibt überdies einen neuen, bisher ganz unbekannten Aufschluß, weßhalb der König über das Verfahren gegen den Müller Arnold so entrüstet seyn mußte. Dergleichen Aufschlüsse findet man mehrere in dieser Sammlung, welche ihr daher einen bleibenden Werth sichern müssen.

Bald darauf ist von demselben Verfasser erschienen:

Scenen aus dem Leben Friedrich's des Großen und seines Bruders des Prinzen Heinrich von Preußen. Berlin, 1836. Bei Rudolph Zesch. 216 S.

In diesen sind einzelne Vorfälle ausführlicher und mehr in ein ästhetisches Gewand gekleidet, doch liegt allen Wahrheit zum Grunde. Die Scenen aus dem Leben des Prinzen Heinrich von Preußen liefern außer dem Interesse, das sie für sich selbst dem Leser einflößen, noch einen Beweis von der Aehnlichkeit der Charaktere beider Brüder, und von einer durch Handlungen an den Tag gelegten Humanität, von der man damals nicht so viele Worte machte, wie jetzt, wo sie, je mehr sie von den Lippen strömt, desto weniger sich durch Thaten erweist. Das ist der unerfreuliche Unterschied von sonst und jetzt, wo man, leider! sagen kann: es ist nur klingende Schelle und tönendes Erz, wo die Liebe fehlt. Zu wünschen wäre es gewesen, wenn die Scenen aus dem Leben beider Brüder getrennt und nicht durch einander geworfen worden. Sollte eine Fortsetzung davon folgen, woran es wohl nicht an Stoff mangeln möchte, so muß man wünschen, daß der Verfasser diesen Wink benutzen wolle. Die Darstellung geht in einem leichten, fließenden, nicht geschrobenen, doch dabei keineswegs ermüdenden und wäßrigen Styl. Mit einigen kräftigen Zügen sind die Charaktere der darin außer dem Könige und dem Prinzen auftretenden Personen, psychologisch richtig gezeichnet und Vieles wird dem Leser durch die dramatische Behandlung noch anschaulicher. Wie naiv erscheint nicht Gärtners Hannchen, ohne Uebertreibung! wie der Natur getreu sind die Scenen in dem Hause eines Bauern in einem schlesischen Dorfe geschildert! Befremdend ist es, wenn ein anderer Recensent dieser Skizzen davon sagt, daß sie nur Scenen aus dem Privatleben des Königs und des Prinzen darstellen. Gleich die zweite: das Pasquill, dann die Restitutio in integrum, ohne juristische Weitläuftigkeiten, und Friedrich der Große und die böhmische Gemeinde zu Münsterberg und Berlin, beweisen das Gegentheil. Hier erscheint der König als Regent. Das Bildniß des Prinzen Heinrich von Preußen ist eine willkommene Zugabe und so wie sich in dem Charakter der beiden Brüder unverkennbare Aehnlichkeiten kund machen, so wird man sie auch in den Gesichtszügen des Prinzen mit denen Friedrich's des Großen sehr leicht finden.

Literarischer Beobachter.

[Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben.] Dieses als gemeinnütziges und unterhaltendes Journal nicht genug zu lobende und zu empfehlende, mit eben so trefflichem und äußerst mannichfaltigem Text, als mit sauberen und schönen Abbildungen in Stein reich versehene und doch dem Preise nach unvergleichlich wohlfeile Unternehmen hat einen immer fröhlicheren Fortgang. Der dem deutschen Publicum als geistreicher Correspondent aus Braunschweig längst bekannte und in den Naturwissenschaften, so wie in der Literaturgeschichte Ausgezeichnetes leistende F. W. Lindner nennt sich seit längerer Zeit als Redacteur. Die vorliegende 3. und 4. Lieferung des 4. Bandes zeichnen sich ganz vorzüglich aus; insbesondere aber ist es in ersterer ein Aufsatz „Jean Paul Friedrich Richter," der in jeder Periode das Interesse für den Verf. (F. W. Lindner) steigert und seinen Namen immer tiefer und tiefer uns in's Herz gräbt. Auch die Abbildung J. Paul's ist recht gut. — Und solche Sachen hat man in groß 4. mit gedrängter Petitschrift in 12 Lieferungen neben 150 Stein-Abbildungen für 1½ Thaler! Da hört entweder Alles auf oder geht erst Alles an!

[Erfreuliches Ergebniß.] Die nur kürzlich erst erschienenen und von uns bereits vorläufig erwähnten „Blüthen und Träume aus Wien" (Leipz. bei Volckmar, 1836) von einem wohlbekannten humoristischen Schriftsteller Berlins, sind an dem letztgenannten Orte mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden und werden von dem Berliner Publicum mit immer steigendem Wohlgefallen gelesen. Die Kritik wird dieses Mal schwerlich hinreichenden Grund finden, um mit einem tribunicischen „Veto" gegen dieses Ergebniß aufzutreten und der Freude ein Ende zu machen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 134. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 4. Juni. **1836.**

Literarische Briefe.

III. *)

Wenn ich in meinem letzten Briefe Gelegenheit hatte, Ihnen Charleswang's „todtes Parlament," als ein ausgezeichnetes politisches Gedicht zu erwähnen, so kann ich daran jetzt bei einem anderen Buche

Der achtzehnte October. Ein episches Gedicht von Heinrich Mantz. Dortmund, b. Krüger 1835

eine Bemerkung knüpfen, die ich häufig gemacht habe, nämlich daß unsere deutschen Dichter mit dem deutschen Heldenthume gar nicht wissen, was sie anfangen sollen, und daß bessere deutsche Gedichte das Ausland feiern, als unser liebes Vaterland. Woher das kommen mag, überlasse ich Anderen zu untersuchen. Genug, daß ich an diesem achzehnten October alles das vermisse, was ich am todten Parlament rühmen zu können geglaubt habe. Liegt es am Stoff? Der achtzehnte October, als ein einziger Tag, ist freilich nicht viel, um ein episches Gedicht auszufüllen, wenn es mehr seyn soll, als dieses, nämlich nicht blos eine Versification zusammengestellter Zeitungsartikel, mit der herkömmlichen Staffage von Wunderbarem verziert. Als das Wunderbare treten die alten Götter hier auf, aber kaum als etwas Anderes, denn als leere Namen, neuerdings aus der altdeutschen Mythologie eingelernt. Gibt es nicht etwas Wunderbares in jener verhängnißvollen Schlacht, daß man noch dieses seyn sollenden Zaubers bedarf? Das sogenannte Wunderbare, als nothwendiges Ingredienz im Epos, wird mir nach gerade abgeschmackt. Das Poem ist nur eine schlichte Erzählung, mit überflüssigen Worten überfüllt, die der Vers erforderte. Der Hexameter ist schlecht; beim besten Bau schlecht, wenn der Inhalt nicht besonders ist.

Lord Byron hat einen neuen interessanten Uebersetzer gefunden. Hr. Pfizer hat in Stuttgart ein Bändchen Dichtungen von dem genialen Lord herausgegeben, welches Sie mit Vergnügen in die Hand nehmen werden. Es sind meist die kleineren lyrischen Gedichte und nur aus Don Juan der dritte Gesang, welcher Griechenland besingt, übersetzt. Vielleicht wird an dem Buche nur ein Tadel gefunden, der davon herrührt, daß der Uebersetzer selbst ein geistreicher Dichter ist, so daß er sich selbst nicht ganz hat verbergen können. Ohne genaue Vergleichung mit dem Original hat mich die Uebersetzung durchaus befriedigt, und ich habe meinen edlen Lord darin wieder gefunden.

Wollen Sie aber, meine Gnädige, sich auf eine bequeme Weise mit der Geschichte des menschlichen Denkens bekannt machen, so hat für Ihre Bedürfnisse zu sorgen schon Herr Groß-Hoffinger angefangen. Dieser junge Autor hat immer große, ich möchte sagen: hochmüthige Unternehmungen begonnen, und man muß ihm nachrühmen, daß er Talent hat, vorzüglich daß er ein ganz besonderes Geschick zur Schriftstellerei hat, was in unseren Tagen etwas werth ist. Bei Brodhag in Stuttgart läßt er eine Gallerie der berühmtesten Denker erscheinen, die, wie er im Prospectus beim ersten Bande, als wenn es nichts wäre, bemerkt, in circa 20—25 leidlich starken Bänden (à 2¼ Thlr.) bestehen wird. Der vorliegende erste Band gibt zuvörderst eine Uebersicht über das ganze Unternehmen, das hiernach sehr umfangreich ist, aber auch nicht in so wenige Bände zu bringen seyn wird. Die Anordnung des Ganzen hat er sich sehr leicht gemacht, was aber sehr zu verzeihen ist, da das Buch eine Gallerie seyn soll, und es daher nur darauf ankömmt, alles im schicklichen Lichte zu zeigen. Sonstiger Principe wird es nicht bedürfen. Auf circa 400 Seiten wird nun — — — Sie fragen, wer die Reihe der berühmtesten Denker eröffnet? — Voltaire wird vorgeführt. Warum er zuerst? Weil er Mancherlei geschrieben hat, auf das sich die Aufmerksamkeit des Publicums mit Glück wieder hinleiten läßt. Zunächst wird V.'s Leben ziemlich kurz erzählt, aber sehr lesbar, und hierauf folgt eine Skizze über seinen Charakter, die ich sehr pikant gefunden habe. Z. B. wie richtig scheint zu seyn und den ganzen Voltaire'schen Charakter zu erschöpfen, wenn es heißt: „Eigenliebe erzeugt Menschenliebe. Denn wer sich entschuldigt, sieht sich genöthigt, seine Mitmenschen zu vertheidigen. Daraus ist erklärbar, daß Volt. sich der Menschheit so lebendig annahm." Es sind hier einige Begriffe verwechselt, aber es ist doch originell. Die Literatur

*) Von einem zweiten Correspondenten.

der B.'schen Schriften ist vollständig angegeben und zuletzt folgen vollständige und, man kann es sagen, gelungene Uebersetzungen von dem Candide, und von einzelnen kleineren Schriften. Nun, das Buch wird gelesen werden und das ganze große Unternehmen, wenn es zur vollständigen Ausführung gebracht wird, nicht ohne gute Nachwirkung bleiben.

Als recht unterhaltend empfahl man hier:

Herrn von Kobbe's Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich (Bremen 1835).

Das kleine Büchlein ist zu kurz; es ist unbedeutend, denn der Verf. theilt nur einige flüchtige Bemerkungen mit, welche er auf einer Reise gemacht hat, die zu wichtigeren Wahrnehmungen Gelegenheit genug geboten haben muß. Anzuerkennen ist es indessen, daß vorzugsweise der Mensch im Allgemeinen die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch nahm, und — wir wollen aber dem anspruchlosen Büchlein nichts Böses nachsagen.

Freude wird es Ihnen machen, daß ich Ihnen mit diesem „Michael Beer's gesammelte Werke" zusenden kann, für deren Herausgabe das Publicum der Brockhausischen Verlags-Handlung recht dankbar (versteht sich durch Kaufen) seyn sollte. Die Redaction hat der vornehme Dichter Eduard von Schenk übernommen, wahrscheinlich nur, weil Hr. Brockhaus wohl einsah, daß der fast ganz unbeachtet gebliebene Name Beer's durch einen in der Literatur der Salons officiellen Namen hervorgehoben werden mußte, wenn die vornehme Lesewelt, die hier fast allein auf den Markt kommt, aufmerksam werden sollte. Warum aber ist der Name Beer so unbeachtet geblieben? B. hätte Raupach'sche Tragödieen schreiben, das deutsche Publicum mit dessen eignen, (es sind zwar nur auswendig gelernte) Empfindungen, die er mit einigem Bilderschmuck verzierte, rühren und grandiose Gedanken affectiren sollen, statt der schönen und edlen, die er wirklich hatte. Ich kann mir nicht denken, daß B., auch wenn er länger gelebt hätte, und wirklich bedeutender geworden wäre, als er ist, mehr Eingang in's Publicum gefunden haben würde. Seiner Poesie fehlte, um ihn zum dramatischen Dichter des Tages zu machen, die Coquetterie mit Effecten, er hatte einen zu reinen, nur auf wahre Kunst gerichteten Willen. Wir aber, nämlich Sie und ich und einige Andere, die wir in B., wenn auch nicht den hohen Genius, der große abgerundete Ganze schafft, ohne daß man dabei an die Entstehung denkt, doch ein liebenswürdiges und bedeutendes Talent erkennen, das eine längere Erfahrung von manchen kleinen Flecken gereinigt haben würde, nehmen diese Sammlung nur mit einem Tadel auf, der nicht dem Dichter, sondern der Parze gilt, die ihre Scheere so frühzeitig hier anwendete. Besonnene Leute, wie B., hätten wir in unserer aufgeregten unruhigen Literaturperiode gar wohl brauchen können; man sollte ihrer nur Mehrere zu Worte kommen lassen, dann wären sie vielleicht auch als Bewegungsmänner erschienen. Aber die meisten Bewegungsmänner sagen: Ihr sollt keine Götter haben neben mir! Zuweilen nehmen sie einen oder einige Mitregenten an, die sie leicht gewinnen können. Und indem sie das Princip der Bewegung überall als das oberste anerkennen, wollen sie oder können sie es immer da nicht setzen, wo nur eine stäte, nicht zuckende Bewegung unleugbar vorhanden ist. Während sie, meinetwegen zehnspännig, in jämmerlichen Postkaleschen fahren und auf den elendesten Wegen, meinen sie im Sonnenwagen des Phöbus zu reisen, und sehen vornehm auf die Anderen herab, die auf eine besonnenere Art, aber nur weniger bemerkt, weil mit weniger Geschrei, zum Ziele kommen. Aber wie komm' ich hier darauf? Nun, einmal geschrieben, mag's einstweilen stehen bleiben.

Zugleich erhalten Sie auch, das „Denkmal für Charlotte Stieglitz" (Berlin bei Veit 1835). Ueber diese Dichterin und ihren Tod haben Sie schon so viel gelesen, daß ich Ihnen nichts mehr davon schreiben darf. Was aber dieses Buch anlangt, so muß man auch hier zugestehen, daß man zu keiner Zeit es so verstanden hat, würdige und angemessene Denkmäler in Büchern zu setzen, als jetzt. Dieses Buch dürfte auch die unerbittlichsten Moralisten versöhnen.

Semilasso's vorletzter Weltgang, von dem Verstorbenen, hat natürlich großes Aufsehen gemacht. Die Meisten nahmen diese Schrift mit Bewunderung auf, ohne eigentlich zu wissen, was sie bewundern; die Mode nöthigt. Viele scheinen sich dabei zu langweilen. Es gehört schon eine feinere, ja vielleicht eine überfeine Bildung dazu, um Geschmack daran zu finden. Daß der Verf. ein geistreicher Mann ist, wird Niemand leugnen mögen; aber man sollte es ihm nicht so hoch anrechnen, daß er oft auch die größten Gewöhnlichkeiten mit dem Selbstvertrauen, so will ich's nennen, eines Hofmannes erzählt; sonst könnte er nicht Dinge einschmuggeln, die gewiß nicht zu den brillantesten gehören.

Als einige merkwürdige Notizen will ich Ihnen erwähnen, 1) daß Hr. Brockhaus in Gersdorf's Repertorium die zeilenlange Vorrede zu am Ende's Gedichten hat recensiren lassen, die Sie wohl nun auch gelesen haben. Den Brockhausianern entgeht nichts, nur zuweilen die Hauptsachen. 2) Der Streit zwischen Menzel und Gutzkow dauert fort. Es ist Ihnen, als einer Dame, am wenigsten zuzumuthen, daß Sie Alles lesen sollen, was darüber schon geschrieben ist und noch geschrieben wird. Eine gründliche Relation über den ganzen Streit würde ein ganzes Buch erfordern, und die Sache verlohnte bis jetzt dieser Mühe sich noch nicht. Mehr der Unterhaltung als der gründlichen Belehrung wegen mögen Sie indessen einen Aufsatz im Octoberheft der Brau'schen Minerva über die Bewegungsparteien in unserer Literatur lesen. Der Aufsatz ist in einem vornehmen Tone geschrieben, enthält aber nicht viel mehr als einige literarhistorische Notizen nebst sehr gewöhnlichen Bemerkungen über die verschiedenen Bewegungsmänner, von denen aber nur ein kleiner Theil vorgeführt wird. Was über sie gesagt wird, ist kürzlich: „Sie sind geistreich, aber sie sind es auch nicht, oder wenigstens haben sie nichts geleistet, obwohl sie sehr bedeutend sind." Wir kennen ja diese Männer. Dabei hat der Verfasser seine Leute so gut verkannt, wie sie sich selbst unter einander verkennen, und besonders ihre Stellung zu einander nicht richtig erkennen, vielmehr sich gegenseitig täuschen und zum Theil die Cour machen, wie weiland zur Zeit der älteren Musenalmanache Mode gewesen ist. Der Verfasser, dem ein Platz unter den Frankfurter Bewegungsmännern bequemer ist, als unter denen von Berlin, hat Hrn. Th. Mundt, welcher Heine für todt hält (gut wär's freilich, wenn Heine selbst einmal bewiese, daß er noch lebt, in Mundt's Sinne) angegriffen, denn Mundt ist nicht so leicht zu verstehen.

Theater.

Theaterbericht.

Mainz, den 10. Mai 1836.

Zuerst Einiges aus dem Bereiche der Concerte. Die Direction des Orchester-Pensionsfonds gab dieser Tage ihr zweites Concert, und erfreute sich derselben Theilnahme des Publicums, wie früher. Die Haupt-Pieçen des Programms waren eine Symphonie von Beethoven in B-dur; die Polacca aus den „Puritanern" (nach dem Original für Dlle. Grisi), und eine Cantate von Mozart („Heiliger sey gnädig" ꝛc.) für eine Sopransolo-Stimme mit Chor. Das Orchester executirte die herrliche Symphonie meisterhaft, und präciser als die große Symphonie in D-dur des ersten Concerts. Das Publicum war entzückt und hingerissen von diesen Himmelstönen; man wagte kaum zu athmen, um nicht einen Ton zu überhören! Was war gegen dieses Tonstück Bellini's schon so oft herabgetrillerte Polacca?! Uebrigens wurde diese von Dlle. Stuart recht brav gesungen. Mozart's Cantate erhob wie Seraphs-Klänge; auch hier war die Sopran-Solostimme gut durch Dlle. Stuart besetzt. — Ein zweites erwähnungswerthes Concert veranstaltete ein Mitglied des Orchesters, Felix Rode, der so eben Mainz verläßt. Rode wurde von dem Stolze der Frankfurter Bühne, Mad. Fischer-Achten, Hrn. Fischer und Hrn. Schmezer, so wie nicht weniger von Hrn. Capellmeister Guhr unterstützt. Die Leistungen dieser Frankfurter Gäste waren so sehr vorzüglich, daß man ihnen den schmeichelhaften Wunsch ausdrückte, sie möchten uns bald durch ein ähnliches Concert erfreuen. Leider hört man aber, daß Hr. und Mad. Fischer so wie Hr. Schmezer, für die Braunschweiger Bühne gewonnen sind, wodurch unserer Nachbarstadt drei Künstler entzogen werden, wie sie wohl nicht leicht wieder zu ersetzen sind. Schmezer's herrlicher Gesang wird wohl jetzt in Deutschland nicht noch einmal gefunden! Capellmeister Guhr spielte an jenem Abend ein himmlisches Concert auf dem Fortepiano und ein anderes auf der Violine, und zeigte, daß er nicht allein ein ausgezeichneter Dirigent, sondern auch ein praktischer Künstler ist. Guhr belobte bei dieser Gelegenheit unser hiesiges Orchester, und ein solches Urtheil ist recht von Werth. Möge das eine Anfeuerung für die Mitglieder und eine Genugthuung für unseren Capellmeister Ganz seyn, der durch seinen Fleiß und sein Talent das Orchester auf diese Stufe der technischen Vervollkommnung hob! — Noch muß einer musikalischen Leistung von Hrn. Petzmeyer, erstem Citherspieler aus Wien, erwähnt werden. Von diesem seltenen Künstler hörten wir 1) ein Adagio und Polonaise auf der Streichcither, 2) Variationen auf der Schlagcither, 3) die Friedrichswalzer, sämmtlich eigne Compositionen, letztere für Ihro k. Hoheit die Kronprinzessin Elisabeth von Preußen componirt. Das Publicum war erstaunt von dieser virtuosen originellen Leistung, welche Petzmeyer mit Paganini und Gusikow in eine Reihe stellt! Kaum sollte man vermuthen, daß solche süße Töne der Streichcither (seine eigene Erfindung) zu entlocken wären, noch weniger, daß es möglich sey, auf der Schlagcither es so weit zu bringen, daß man Anfangs bei diesem Spiele ein Spiel auf dem Fortepiano zu hören wähnt! Wir hoffen, den Künstler noch mehrere Male zu hören, und möchten Jedem rathen, der Gelegenheit hat, denselben zu hören, diese schöne Gelegenheit nicht zu versäumen. Für Befriedigung und seltenen Genuß bürgen wir! — So viel über Concerte, es ist nicht möglich, daß ich Ihnen alle die musikalischen Abendunterhaltungen anführe, die wir seit einiger Zeit hatten. Ich pflege nur das Beste zu erwähnen.

Melesville's Stück: „Elle est folle," nach Dr. Schuster's Uebersetzung „Sie hat den Verstand verloren" gefällt hier außerordentlich; es wird immer bei vollem Hause gegeben. Das beweis't doch, daß man noch Sinn hat für ein gutes Drama! Das Stück hat hinreißende Situationen. Sir Bernhard Harleigh ist vortrefflich und psychologisch wahr gezeichnet, und eine gute Darstellung dieser Rolle muß den tiefsten Eindruck hervorbringen. Wir sehen diese Rolle hier von dem jungen, aber gewandten Schauspieler Hrn. Ditt, und wir haben Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn, obwohl wir nicht alle Einzelnheiten seiner Auffassung gutheißen möchten! Dr. Voluck wird von unserem Cornelius mit einer Sicherheit und Wahrheit gegeben, die Bewunderung erregt; aber diese Rolle fodert auch einen so durch und durch gebildeten Schauspieler, wie wir ihn in unserem Cornelius haben. Dieses Stück wird sich lange auf unserem Repertoir halten. Dr. Schuster's freie Bearbeitung übertrifft zugleich die von Angely bei weitem. — Auch Lessing's „Nathan," kam dieser Tage wieder an die Reihe. Das Meisterstück will nicht mehr sehr gefallen! Wie kommt das? Wohl daher, daß in den letzten 50 Jahren Toleranz und Gewissensfreiheit so sehr Wahrheiten geworden sind, daß man sie, Gottlob, im Leben zu oft findet, als daß man sie in idealer Gestalt auf der Bühne zu suchen nöthig hätte. (Während ich das schreibe, wird in der Stuttgarter Deputirtenkammer ähnliche Weisheit gelehrt, als vor 50 Jahren Lessing im Nathan lehrte; man erkennt die Menschenrechte der Juden an, und schämt sich, daß man sie nicht schon früher anerkannt hat!) Uebrigens sah das Häuflein ächter Kunstfreunde mit Vergnügen dieses alte Kernstück wieder auftauchen, um so mehr, da es würdig über die Bretter schritt, mit jener imposanten Würde, wie wir einst unter Haake dieses herrliche Drama über die Bühne schreiten sahen! — Von der unlängst gegebenen Vorstellung des Don Juan, in welcher Oper fast lauter Manheimer Sänger und Sängerinnen auftraten, habe ich Ihnen, wenn ich nicht irre, schon geschrieben. Es war ein Hochgenuß, und Director Remie hatte einmal wieder gut im Interesse der Kunst und seiner (oder seines Benefizianten) Casse calculirt! Ich werde sobald der Leistungen der Mad. Pirscher (Donna Anna) und des Hrn. Dietz (Don Gußmann) nicht vergessen! Zugleich trat damals jener so seltene Fall ein, daß sämmtliche Rollen auf das Beste besetzt waren. — Seit meinem letzten Berichte traten zwei Gäste im Schauspiel auf, eine Dlle. Kietzke aus Carlsruhe, und eine Dlle. Eßwein aus Stuttgart. Die Erstere mißfiel gänzlich, die Andere hätte wohl in Bezug auf Spiel das Publicum befriedigt; aber die Natur hat diese Dame mit einem so wenig ansprechenden Organe ausgestattet, daß sie, bei allem an-

verkennbaren Talente, niemals die Herzen der Herr für sich gewinnen kann! Beide scheinen übrigens für das Tragische keinen Beruf zu haben; und nur das Naive und das Naiv-Sentimentale scheint ihr Fach zu seyn. In diesem Fache aber sind wir so gut versehen durch unsere allgemein geachtete Brengler, daß schon dieser Umstand für beide Gäste nicht günstig war. Sie gingen Beide nach einigen Gastrollen von hier wieder weg.

Theater-Gucker.

Wien. Am 16. April im Theater a. d. W. zum ersten Male: „Das Mädchen des Gomez Arias," großes romantisches Volksschauspiel in 5 Aufzügen und mit Chören. Calderon und Schumacher heißen dabei Autor und Interpres, und es ist nichts Gewöhnliches, was man kennen lernt, obgleich nichts Vollendetes. Am Burgtheater feierte man den Wiedergewinn der Mad. Schröder, welche auftrat als Fürstin in der Braut von Messina, Merope, Königin Elisabeth. Im Theater a. d. Wien war am 20. April zum ersten Male: „Die Ehestandslotterie," locales Zauberspiel in 2 Aufzügen, mit Musik von Hrn Ott— ungenügend, werthlos in der Ausführung, obgleich der Stoff nicht unergibig. In der Josephstadt war am 23. April zum ersten Male: „Der Preis einer Lebensstunde," romantisches Volksmährchen mit Gesang in 2 Aufzügen, mit einem Vorspiel, nach einer Erzählung von Castelli, bearbeitet von Carl Meisl, Musik von Joseph Lanner. Die Kritik geht achselzuckend vorüber, um nicht zu lange stehen bleiben zu müssen. Im Theater nächst dem Kärnthnerthore erschien zum ersten Male am 26. April „der Corsar," mimisches Ballet in 5 Aufzügen vom Balletmeister Hr. Joh. Galzerani, mit sehr glücklichem Erfolg.

Stuttgart. Mad. Lange, über deren Gastspiel in Mainz wir in dies. Bl. einen größern Aufsatz aufnahmen, hat auch in Stuttgart die allgemeine Theilnahme des Theaterpublicums erregt und den Ruhm einer vollkommenen Künstlerin davon getragen. Mad. Abweser trat durch sie noch weiter in den Hintergrund der öffentlichen Gunst, und möchte selbst von einem gewissen Patriarchen, der in ihr Mad. Schröder, Crelinger und noch einige diesen Gleiche verschmolzen behauptet, kaum über dem Niveau des Mißfallens mehr zu halten seyn. Mad. Lange spielte die Phädra, Elisabeth in „Maria Stuart," die „eifersüchtige Frau," im „letzten Mittel" die Frau von Sitten und Antonina im „Belisar."

Königsberg. Hier ist die Oper des großherz. weimar. Musikdirectors Götze: „der Gallego," zweimal mit vielem Beifalle aufgeführt worden.

Leipzig. Hr. Grohmann gefiel, vor einem sehr kleinen Publicum, als Carl Moor, während Hr. Baudius, als Franz M., sich auszeichnete und Fräul. v. Zahlhas eine recht gute Amalie gab. Die zweite Gastrolle Hrn. Grohmann's: Hans Sachs, wirkte noch entscheidender. Man erkannte eine richtige Auffassung der Rolle und Sondirung ihrer Theile. Nur wurde die Kraft hier und da zur harten Poltronerie, die eben so falsch ist als sentimentale Weichheit. Hr. Baudius, als Goldschmied, war wiederum vortrefflich und Mad. Haitzinger, als Kunigunde, setzte der Aufführung die Krone auf. Hr. Ballmann war sehr, sehr Carricatur; doch gestehen wir: es läßt sich aus diesem vom Dichter wahrhaft gemißhandelten Eob. Hesse auch nichts Besseres machen. Die nachfolgende Posse: „Die Wiener in Berlin," entsprach allen billigen Anforderungen und besonderen Spaß machte uns Hr. Baudius, als Referendarius, obgleich wir seinen Witz: „wenn ich auftrete, zittert das ganze junge Deutschland" nicht beklatschen mochten, wie es einige Hyperboräer thaten, während Andere lachend zischten. Ueber die letztere Pieçe und über Hans Sachs, über der Herren Grohmann und Baudius, so wie der Mad. Haitzinger Leistungen werden wir noch in einem eigenen Artikel handeln. Als Egmont sahen wir Hrn. Grohmann nicht. Unsere Bühne scheint diesen Herrn sehr wenig im Voraus bedacht zu haben, obgleich sie ihm Gastspiel auf Engagement zugesagt hatte. Herr Schütz, aus Braunschweig, ein Schauspieler von höherer Geltung und innerem Kunstberuf, obgleich nicht ohne eine gewisse zu pathetische Manier des Vortrags, hat bereits seinen Gastrollen-Cyklus eröffnet. Er ist von früherer Zeit her dem Leipziger Publicum noch wohl bekannt und wohlbeliebt und hat davon die erfreulichsten Zeugnisse erhalten. Sehr angenehm und förderlich ist sein Begleiterseyn von seiner jungen schönen und talentvollen Gemahlin (noch vor Kurzem Dlle. Höffert). Hr. Schütz zeigte uns in seiner ersten Gastrolle einen Goethe'schen Faust in so grandiosen, herrlichen und ausführlichen Conturen, daß wir staunend vor dem Gesammtgebilde standen, und dem braven Künstler dankend die Hand drücken möchten. Neben ihm war Mad. Schütz ihres Faust durchaus würdig und verdiente wie er enthusiastischen Beifall. Wo die Kunst von zwei Seiten so ätherfreundlich lächelte, da trat die Hölle mit ihrem Mephistopheles-Baudius-Repräsentanten, wie gewohnt trefflich er auch war, allerdings ein wenig in's Dunkel. *) Wir werden uns des Schütz'schen Künstlerpaars noch als Ranzau und Christine von Schweden, als Czar Peter und Mädchen von Marienburg, als Bandini und Pfeffer-Rösel und in ähnlichen Rollen erfreuen. Vielleicht könnte durch Hrn. Schütz der Birch-Pfeifer'sche Gutenberg zu der ihm gebührenden Anerkennung erhoben werden, da es sich in Braunschweig auf das Glänzendste erwiesen hat, wie die Rolle Gutenberg ganz für Hrn. Schütz gedichtet, ganz für sein Wesen, als Mensch und Schauspieler, geschaffen zu seyn scheint. Bald mehr!

---

*) Es herrscht nicht mehr die Tieck'sche Einrichtung, die, in vielen Stücken eine sehr unvollkommene, zerstückelnde und den Zusammenhang arg zerreißende, mit höchstem Unrecht die erste genannt wird, die mit Goethe's Faust vorgenommen worden sey. Eine ziemliche Zeit früher als Tieck nämlich hatte der rühmlich bekannte Dr. Klingemann diese Tragödie für das Braunschweiger Theater eingerichtet. Er annoncirte sein Unternehmen Goethe selbst mit Beifügung eines auf rothem Atlas gedruckten Theaterzettels und unter andern mit den Worten: „Ich habe für die Kühnheit meines Unternehmens keine kräftigere Entschuldigung als den Erfolg." Dieser war in der That ein über alle Maßen überraschender und alle Erwartungen bei Weitem übersteigender, so daß dem Dichter Goethe die von Dr. Klingemann erbetene Verzeihung nicht schwer werden konnte. Später bekam Tieck die Klingemann'sche theatralische Einrichtung, rümpfte vornehmthuend darüber seine Nase und stellte eine andere her, aber wahrlich keine bessere, ließ dieses Factum anpreisen, und Klingemann's Verdienst, den Faust zuerst für die Bühne eingerichtet und auf die Bühne gebracht zu haben, ward gestissentlich in den Staub der Vergessenheit getreten. Empörend für ein Herz, das Keinem etwas Böses, Jedem das Seine gönnt!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 135. (VII. Jahrgang.) Montag, den 6. Juni. 1836.

Der Hegel-Goethianer.

(Von Ad. Glasbrenner.)

Frühling, diese Jahreszeit
Kann man jetzt besehen,
Und ich selber bin bereit,
Vor das Thor zu gehen;
Zwar gewinne ich mir Nichts
Durch Natur-Besichtung,
Aber wozu wäre auch
Wieder die Verzichtung?

Fritz! Vor Allem in der Welt
Sind jetzt Stiefeln wichtig!
Wo hat es sie hingestellt,
Dieses dumme Nicht-Ich?
Esel hätt' ich gern gesagt,
Aber — meine Richtung!
Diese legt mir strenge auf
Heftigkeits-Beschwichtung.

Mit dem Element, das schleicht,
Bin ich im Conflicte,
Und ich preise die Natur,
Die mich hier entzückte.
Dadurch komm' ich freilich schon
Mit mir in Zerschlichtung,
Denn mein ganzes Ziel ist doch
Nur die Herz-Vernichtung.

Ich negirte dies Moment,
Wenn ich's nur vermöchte;
Thor, wer sich nicht selber kennt,
Sich zu täuschen dächte!
Diese Leere in der Brust,
Diese Reiz-Verflüchtung
Fühl' ich, und die ganze Welt
Ist mir ohne Dichtung.

Eifrig schabet mein Verstand
Stets an jeder Größe
Mit der Logik Knochenhand,
Bis sie wird zur Blöße.
Fühl' ich Gott in der Natur,
Bin ich zu fanatisch,
Mit dem offnen, warmen Freund
Sprech' ich diplomatisch.

Statt mit Menschen umzugeh'n,
Experimentir' ich;
Meine Liebe zu gesteh'n,
Find ich unmanierlich;
Selber bin ich nur noch Mensch,
Wenn ich mich beläst'ge,
Da, wo ich es müßte seyn,
Meiner Richtung Bestie.

Der Verstand zerriß mein Herz,
Objectiv zu bleiben,
Ohne Wonne, ohne Schmerz
Mich umher zu treiben;
Das erhabenste Gefühl
Scheint mir Seelen-Gichtung,
Alles ohne Reiz und Klang
Nenn' ich Geistes-Lichtung.

In der schönsten Blüthenflur
Find' ich nur Verstumpfung,
In der göttlichen Natur
Unglück und Verdumpfung;
Höher als die Nachtigall,
Sonne, Mond und Sterne,
Schätze ich des Amboß's Schlag
Und die Gaslaterne.

Hier an eines Freundes Brust
Haß' ich meinen Orden,

Zwischen Lieb' und Blüthenluft
Bin ich Mensch geworden;
Ja, hier fühl' ich's, wo ein Gott
Wundervoll gedichtet:
Goethe's Größ' ist starr und kalt,
Hegel hat vernichtet!

Jeder Reiz und Schmuck zerfällt,
Wo man nur zergliedert,
Und die abgeschloss'ne Welt
Hat mich angewidert.
Ideale Poesie
Heile meine Wunden,
Dichte mein zerriss'nes Herz,
Lasse mich gesunden!

Napoleon hat in der Wirklichkeit gar nicht existirt*).

Napoleon Bonaparte, über den bereits so viel gesprochen und noch mehr geschrieben worden, hat in der Wirklichkeit gar nicht existirt, sondern ist nichts als eine allegorische Gestalt. Er ist, um es mit Einem Wort zu sagen, eine Personification der Sonne — und Jedermann wird uns beipflichten, sobald wir zeigen, daß Alles, was von Napoleon dem Großen bekannt ist, im Wesentlichen auf die Sonne paßt und offenbar von diesem großen Gestirne des Weltalls entlehnt ist.

Betrachten wir denn in den Hauptzügen, was uns über diesen wunderbaren Mann überliefert worden. Die allgemeine Kunde sagt:

1) daß er Napoleon Bonaparte geheißen habe;
2) daß er auf einer Insel des mittelländischen Meeres geboren worden;
3) daß seiner Mutter Name Lätitia gewesen;
4) daß er drei Schwestern und vier Brüder gehabt, von denen drei Könige waren;
5) daß er zwei Frauen gehabt, von denen eine ihm einen Sohn geboren;
6) daß er einer großen Revolution ein Ende gemacht;
7) daß sechzehn Reichs-Marschälle unter ihm gestanden, von denen zwölf im activen Dienst gewesen;
8) daß er im Süden als Sieger triumphirt und im Norden unterlegen;
9) endlich, daß er nach zwölfjähriger Regierung, die er, aus dem Orient kommend, angetreten, in den Meeren des Occidents untergegangen und verschwunden sey.

Es fragt sich nun, ob all' diese einzelnen Puncte wirklich von der Sonne entlehnt sind; und diese Ueberzeugung, schmeicheln wir uns zu vollkommenster Evidenz zu erwecken. Zur Sache also!

1) Es ist allgemein bekannt, daß die Sonne von den Dichtern Apollo oder Apollon genannt wird; der Unterschied zwischen Apollon und Napoleon ist nicht groß, und verschwindet fast ganz und gar, wenn wir auf die Bedeutung dieser Namen und ihren Ursprung zurückgehen. Apollon bedeutet nach den alten Scholiasten: Verwüster, Verderber. Es scheint, daß dieser Name der Sonne von den Griechen in Folge des Unheils beigelegt worden, welches sie vor Troja unter ihnen anrichtete, wo ein großer Theil des griechischen Heeres durch die brennende Hitze und die daraus entstehende Seuche umkam — eine Rache des Gottes für die Beschimpfung, die Agamemnon dem Chryses, dem Priester der Sonne, angethan, wie wir aus dem Anfang der Homer'schen Iliade erfahren. Die Phantasie der griechischen Dichter stellte die Sonnenstrahlen als entflammte Pfeile vor, die der erzürnte Gott von allen Seiten herniedersendete, und die alles Lebendige im Lager der Griechen würden vertilgt haben, hätte man nicht, um den Gott zu besänftigen, dem Priester die Tochter zurückgegeben.

Apollon ist das nämliche Wort wie Apoleon. Man leitet es von ἀπολλυω (apollyo) oder ἀπολεω (apoleo) ab, zweien griechischen Verben, die »verderben, tödten, zu Grunde richten« bedeuten, so daß, wenn der vermeinte Heros unseres Jahrhunderts Apoleon hieße, er vollkommen denselben Namen haben würde, wie die Sonne, und außerdem noch diesem Namen im vollsten Sinne entspräche, da er uns ja als der größte Verderber und Vertilger der Menschen, der jemals gelebt habe, geschildert wird. Aber unser Held heißt Napoleon, und so ist offenbar in seinem Namen ein Anfangsbuchstabe, der in dem Namen der Sonne fehlt. Allerdings ein Buchstabe, und was noch mehr ist, eine ganze Sylbe mehr ist darin vorhanden, denn nach den Inschriften, die sich aller Orten in Paris vorfinden, war der eigentliche Name dieses vermeintlichen Heros: Ne apoleon. Ganz deutlich steht so auf der Säule des Vendôme-Platzes.

Aber gerade diese Sylbe ist es, welche die Differenz, anstatt sie zu begründen, vielmehr aufhebt. Denn offenbar ist diese Sylbe griechisch, wie der übrige Name. Nun ist im Griechischen ne (νη) oder nae (ναι) eine der stärksten Affirmationen, die wir durch das Wort: ächt, wahr ausdrücken würden. Somit bedeutet Napoleon: »Verderber im vollen Sinne des Worts,« »Erz-Apollon.« Er ist also die Sonne — und zwar »recht eigentlich die Sonne.«

In welcher Beziehung steht aber das Wort Bonaparte zu dem Gestirne des Tages? Dies springt nicht

*) Dieser sinnreiche und eben deßwegen diesem Blatte einverleibte, zuerst aber in dem Berl. Magaz. f. d. Lit. d. Ausl. erschienene parisirende, ja für gewisse Geschichts- und Theorieenmänner an Sarkasmus reichende Scherz ist einer kleinen französischen Schrift entlehnt, die zunächst gegen den „Origine des cultes“ von Dupuis, überhaupt aber gegen die Sucht gewisser Philologen gerichtet ist, die in den verschiedensten geschichtlichen Traditionen der Völker nichts als eine gemeinschaftliche Mythe erkennen wollen.

sogleich in die Augen. Indessen ergibt sich doch bald, daß, da Bonaparte so viel wie bonne partie (gute Seite) bedeutet, es sich offenbar hier um etwas handelt, das eine gute Seite hat und sich auf die Sonne Napoleon bezieht. Nichts aber steht in so directer Beziehung und Verbindung mit der Sonne, als die Wirkungen ihrer täglichen Revolution oder Umwälzung; diese Wirkungen sind der Tag und die Nacht, das Licht und die Finsterniß — das Licht, das durch ihre Gegenwart hervorgebracht wird, die Finsterniß, die da eintritt, sobald die Sonne fern ist. Es liegt somit in diesem zweiten Namen eine Allegorie, die den Persern entlehnt ist — auf das Reich des Ormuzd und Ahriman wird angespielt, auf das Reich des Lichtes und der Finsterniß, der guten und der bösen Geister. Gegen diese letzteren, die Geister des Bösen und der Finsterniß, wurde ehemals bekanntlich die Formel gebraucht: »Abi in malam partem!« Wenn man nun unter malâ parte die Finsterniß verstand, so ist ohne Zweifel unter bonâ parte das Licht zu verstehen. Es ist der Tag, im Gegensatz der Nacht — und so würde denn jedes Bedenken gehoben seyn, auf welche Weise dieser Name in Beziehung zur Sonne steht, zumal wenn man ihn in directer Verbindung mit Napoleon findet, der, wie wir so eben gezeigt haben, die Sonne selber ist.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 21. Mai 1836.

Es würde wider alle Ordnung seyn, wenn ich meinen Bericht nicht mit der Ankunft der Herzöge von Orleans und Nemours beginnen wollte. Ich übergehe das Allbekannte. Sobald nun die Rede von dem Besuche dieser Prinzen war, hörte man über deren Zweck die widersprechendsten und absurdesten Aeußerungen. Man nannte die Personen, welche mit ihnen kommen würden, mit solcher Zuversicht, daß man dagegen Zweifel zu erheben, nicht wagte; bei ihrer Ankunft erschien nicht eine von den genannten Personen. Nur ein kleiner Theil der Bewohner ließ sich aus seiner behaglichen Ruhe nicht stören, ein anderer kleiner Theil affectirte eine stoische Apathie, fehlte aber doch nicht unter den maulaufsperrenden Gaffern. Dazu gehörte die größte Hälfte der Bevölkerung von den Tagelöhnern, Eckenstehern u. dgl. an, bis zu dem nach dem Berliner Modespiegel gekleideten Fashionable zu Roß oder in allen Arten von Fuhrwerk, von Einspännern an bis zur offenen eleganten Chaise. Das weibliche Geschlecht zeigte auch hier, daß ...ssen Stammmutter Eva ist, so viele Zuschauerinnen von jedem Stande und Alter gab es, selbst unter dem gefahrvollen Gedränge der Fußgänger. Das junge Berlin, d. h. die männliche und weibliche Straßenbrut, feierte einmal wieder ihre Saturnalien.

Am 11. d. M., wo die Ankunft der Prinzen bestimmt war, konnten Viele die Zeit nicht erwarten; die neugierige Ungeduld trieb sie auf die Potsdammer Chaussee, nach Schömberg, selbst nach Zehlendorf, und so fuhren die Prinzen, mit ihrem Gefolge von Potsdam kommend, in das Potsdammer Thor ein, um gleich bei ihrer Ankunft in Berlin den Anblick einer der schönsten Straßen, der Leipziger, die durch den Prospect der kleinen Kirche auf dem Spitalmarkt noch länger scheint, als sie ist, zu haben; bogen dann in die Wilhelmsstraße ein, um gleich den Wilhelmsplatz mit den Statüen von den Helden aus der Zeit Friedrich's des Großen, und die dort stehenden Paläste und palastähnlichen Gebäude in's Auge zu bekommen, und dann, das schönste Thor, das Brandenburger mit der Victoria im Rücken, die Linden entlang vor dem Universitätsgebäude, der königlichen Bibliothek, der katholischen Kirche, dem Opernhause, der Bildsäule Blücher's, und denen von Bülow und Scharnhorst vor der neuen Wache, dem königlichen Palais und dem schönsten Gebäude, dem Zeughause, vorbei über die neue großartig gearbeitete Schloßbrücke, links das Museum und der Lustgarten mit seiner Granitschaale und Fontaine, nach dem königlichen Schlosse — immer verfolgt von der gaffenden Menge. Ein Paar unberufene Stimmen wollten zwar, um ihrer Seits den hohen Gästen die Honneurs zu machen, sie mit Acclamationen begrüßen; es fand dies aber keinen Anklang. In der Voraussetzung, daß sie die Oper besuchen würden, war Spontini's Alcidor von dem Componisten mit Umänderungen ganz neu einstudirt worden. Diese Voraussetzung galt bei einem großen Theil des Publicums für eine ausgemachte Wahrheit und es wurden daher von dem Publicum alle Einlaßkarten für jeden Platz schon mit solcher Hast gekauft, als wenn man sich dadurch den Eingang in den Himmel erkaufen könnte. Wer es versäumt, sich in den Besitz eines Einlaßbillets gesetzt zu haben, bot dafür statt Silbergeld, Goldstücke, und es gab mitunter großmüthige Seelen, die, mit Verzicht auf den Genuß der Oper und den Anblick der französischen Prinzen, ihr Billet einem noch Neugierigern für 1, 2 oder 3 Friedrichsd'or überließen. Was ist das schnöde Metall gegen das stolze Selbstgefühl, sagen zu können: „ich bin am 11. Mai in der Oper gewesen!"

Es gab aber auch gemeine Seelen, welche keine Ahnung von einem solchen Selbstbewußtseyn haben; diese boten denjenigen, welche sich vor dem Opernhause nur versammelt hatten, um wenigstens die Prinzen, bei ihrer Ankunft vor demselben, in den Wagen steigen zu sehen, ihre Einlaßkarten mit zweihundert Procent Vortheil an. Sie waren, was bei allen zinstragenden Staatspapieren nie stattgefunden, in wenigen Stunden so hoch gestiegen. Und dies Wunder bewirkte kein Mendizabal'sches Geheimniß, sondern die Neugier. Mancher besann sich keine Minute, für ein Billet in einer Loge des dritten Ranges, 3 Thlr. zu geben, und eilte in das Opernhaus, mit der Freude, einen recht vortheilhaften Kauf gemacht zu haben.

Das menschliche Leben besteht indeß größtentheils aus getäuschten Erwartungen und aus Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen. Dies war auch an diesem Abend der Fall. Die Prinzen erschienen nicht. Eine für den Componisten der Oper nicht günstige Stimmung bemächtigte sich Aller, die sich als Zuschauer und Zuhörer in dem Theater befanden. Es war zum Ersticken voll; aber speculative Köpfe, verließen es schon nach dem ersten Acte,

und ließen sich Contremarken geben. Vor dem Opernhause standen indeß noch viele Neugierige, die entweder noch auf die Ankunft des Prinzen warteten, oder in dem Wahn, sie wären schon in dem Hause, den Moment abwarten wollten, wo sie es wieder verlassen würden. Diese Speculanten hielten nun ziemlich laute Selbstgespräche — zum Beweise, daß dergleichen auf der Bühne nicht so unnatürlich ist, wie Mancher behaupten will — klagten über die unausstehliche Hitze, die Contremarke so in der Hand haltend, daß sie Jedem sichtbar werden mußte, und äußerten dabei auch wohl noch: „nun, meine Neugier ist befriedigt; ich möchte nicht wieder hineingehen.“ Es war natürlich, daß diese wegen des Besitzes einer Contremarke Beneidenswerthen vielfältig um diese angesprochen, da, ihren Aeußerungen nach, sie jetzt nicht mehr einen so hohen Werth darauf legten, als früher bei der mühsamen Acquisition einer Einlaßkarte. Sie waren auch gleich bereit, einem solchen Wunsch zu erfüllen, jedoch — was sich von selbst versteht — gegen Bezahlung der Contremarke. Dergleichen Handel wurde schnell zu des Verkäufers und Käufers Zufriedenheit abgeschlossen. Bei dem Letztern währte sie sehr kurze Zeit, da er, in das Theater eingetreten, nicht lange in Ungewißheit bleiben konnte, wie er — geprellt worden. Es lebe die Industrie! Ein patriotisches Herz muß wünschen, daß diese zur Kenntniß der französischen Prinzen und ihres Gefolges kommen möge. Beide Prinzen verstehen zwar recht gut deutsch und der Herzog von Orleans spricht es auch vorzüglich geläufig und richtig, indeß kann man nicht annehmen, daß Einer von Beiden den Planeten lesen wird; aber man muß hoffen, das dies in ein französisches Journal eingerückt und sie so davon unterrichtet werden mögen. Da das im Opernhause versammelte Publicum nicht gefunden hatte, was es suchte, so verließ es nach und nach — wie die Zuhörer und Zuhörerinnen in einer Kirche, wenn ein langweiliger Geistlicher auf der Kanzel steht — den Tempel des Apoll und der Musen, denen dies schöne Gebäude, nach dessen Inschrift, von Friedrich dem Großen gewidmet worden ist. Je schwieriger, unbequemer und mit Gefahr, halb todtgedrängt zu werden, man in das Opernhaus hineinging, um so bequemer und gefahrloser konnte man es verlassen. Wer daher die Geduld hatte, bis am Schluß der Vorhang niederfiel, dort zu verweilen, hatte wenigstens diesen Vortheil als Entschädigung für seine unbefriedigte Neugier.

Von Seiten des Königs und des Hofes unterläßt man nichts, um den hohen Gästen der Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und wenn auch hauptsächlich ein großer Theil ihrer Zeit die Manoeuvres und Evolutionen der verschiedenen Waffengattungen in Anspruch nehmen (denen sie ihre Bewunderung über die schöne Haltung, die kräftigen Gestalten, die Bewaffnung und die Präcision, mit der die Manövres ausgeführt werden, auf eine Weise zollen, die das Resultat der Ueberraschung ist), so benutzen sie doch auch ihre Muße, um andere Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, und selbst die Atteliers unserer ausgezeichneten Künstler zu besuchen. Dabei versäumen sie nicht den Gottesdienst in der katholischen Kirche, und ihr ganzes Wesen hat so gefällige Formen, daß selbst die eingefleischtesten Deutschthümler mit sauersüßen Mienen dies einräumen müssen. Nur unsere schönen Geister haben das Herzleid, daß sich die Prinzen nicht um sie bekümmern, um sie, die sich einbilden, von der Welt eben so gekannt zu seyn, wie von dem Verleger ihrer Ephemeren, von dem Wirth oder der Wirthin, wo sie ein meublirtes Zimmerchen inne haben und den kleinen Coterieen, wo sie das große Wort führen. Sie erinnern an eine in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhundert eine Weile vorhandener Gesellschaften junger Schöngeister auf einer deutschen Universität, die zur Devise den Spruch gewählt hatte: nous et nos amis, nous sont l'univers. Dies Universum beschränkt sich auf ein paar kleine Zimmerchen in den obersten Stockwerken und einem öffentlichen Garten vor den Ringmauern der Stadt, wo sie sich zu bestimmten Tagen versammelten, und sich wechselseitig mit Balsam einräucherten. Diese Gesellschaft ist spurlos verschwunden. Sie hatte weiter keine Folge, als daß die Köpfe der Theilnehmer von dem zu starken Weihrauch schwindlich wurden.

(Schluß folgt.)

Notizen.

[Die Lilien.] Bei der Ankunft zweier französischen Prinzen an einem deutschen Hofe wollte eine fremde Prinzessin, die wegen ihres Stolzes und des Benehmens gegen ihre Untergebenen nichts weniger als beliebt ist, sich einen besondern Spaß erlauben. Sie beschloß bei der ersten Präsentation in einem Kleide mit einem Besatz von künstlichen weißen Lilien zu erscheinen und einen gleichen Putz bei den übrigen Prinzessinnen zu bewirken. Der Regent erfuhr es und hinderte, weise und vorsichtig, wie immer, eine so empörende Affronterie.

[Die vorlaute Aeußerung.] Da sich französische Prinzen an einem deutschen Hofe sehr liebenswürdig und bescheiden benahmen, und aller Welt Beifall sich erwarben, äußerte ein ziemlich hochgestellter und berühmter Mann:

„Es ist sehr heilsam, daß sie nach *** gekommen sind; da können doch junge Prinzen lernen, wie sich wohlerzogene Fürstensöhne betragen sollen.“

Ein Leipziger Studios. philologiae Fischer hat Klage darüber erhoben, daß er als der Intriguen- und Mystifications-Mann, der gegen Dr. Haltaus' Theuerdank operirte, von diesen Bl. bei Gelegenheit eines Akrostichons, dessen Anfangsbuchstaben die Worte Fischer-Fischer geben, bezeichnet werde. Es möchte ihm schwer werden, gegen die verantwortliche Verlagshandlung zu beweisen, daß er derjenige Fischer sey, den der unbekannte Akrostichon-Dichter meinte, und sie demnach straffällig zu machen. Es soll dieser klagende Hr. Fischer aus Petersburg seyn und ein Büchlein „Eichenblätter“ herausgegeben haben. Aber der andern Fischer gibt es Tausende, und der Norden kann gar viele solcher nordischen Musenjünglinge liefern.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 136. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 7. Juni. 1836.

Napoleon hat in der Wirklichkeit gar nicht existirt.

(Fortsetzung.)

2) Apollon war nach der griechischen Mythologie auf einer Insel des mittelländischen Meeres (der Insel Delos) geboren; eben so hat man auch Napoleon auf einer Insel des mittelländischen Meeres zur Welt kommen lassen, und zwar vorzugsweise auf der Insel Corsica, weil die geographische Lage derselben in Bezug auf Frankreich, wo man ihm sein Reich gegeben und ihn herrschen lassen, ganz so passend ist, wie die von Delos in Bezug auf Griechenland, das Land, wo Apollon seine vorzüglichsten Tempel und Orakel hatte.

Zwar nennt Pausanias den Apollon unter den ägyptischen Gottheiten, aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß er auch in Aegypten geboren sey, sondern nur so viel, daß er dort als ein Gott verehrt wurde; nur das und nicht mehr hat uns Pausanias sagen wollen, nur so viel, daß ihn die Aegypter anbeteten und — seltsam genug! erwächst uns gerade hieraus noch ein Beziehungspunct mehr zwischen Napoleon und der Sonne; denn alle Berichte stimmen darin überein, daß Napoleon in Aegypten als ein übernatürliches Wesen betrachtet worden, als der Freund des Muhammed, und Ehrenbezeugungen empfangen habe, die einer Anbetung ziemlich ähnlich sehen.

3) Die Sage lautet weiter, seine Mutter habe Lätitia geheißen. Nun hat man aber mit diesem Namen Laetitia, der so viel bedeutet als: Freude, offenbar nichts Anderes ausdrücken wollen, als die Morgenröthe, deren rosiger Schimmer Freude verbreitet über die ganze Natur — die Morgenröthe, die der Welt die Sonne gebärt, wie die Dichter sagen, mit den Rosenfingern ihr die Thore des Ostens eröffnend. Besonders bemerkenswerth ist noch, daß nach der griechischen Mythologie die Mutter Apollon's Leto (Λητω) hieß. Wie nun die Römer aus Leto, Apollo's und Dianens Mutter, Latona machten, so hat man zu unserer Zeit lieber Lätitia daraus gemacht, weil laetitia das Substantiv ist vom Verbum laetor oder von dem minder gebräuchlichen laeto, welches erfreuen bedeutet. So ist also offenbar, daß diese Lätitia so gut wie ihr Sohn schon in der griechischen Mythologie vorkommen.

4) Wie ferner erzählt wird, hat dieser Sohn der Lätitia drei Schwestern gehabt; es ist außer Zweifel, das darunter die drei Grazien verstanden sind, die im Verein mit den Musen, ihren Gefährtinnen, der Reiz und die Zierde des Hofes ihres Bruders, des Apollon, waren.

Ingleichen heißt es, daß dieser neue Apollon vier Brüder gehabt habe. Diese vier Brüder sind nichts Anderes als die vier Jahreszeiten, wie wir sogleich entwickeln werden. Daß die vier Brüder Napoleon's aber die vier Jahreszeiten wirklich darstellen, erhellt aus Folgendem:

Von den vier Brüdern Napoleon's waren, so heißt es, drei Könige — diese drei sind der Frühling, der über die Blumen herrscht, der Sommer, der über die Ernten, und der Herbst, der über die Früchte gebeut. Und wie diese Jahreszeiten Alles, was sie das Ihre nennen, dem mächtigen Einfluß der Sonne verdanken, gerade so, sagt man uns, daß die drei Brüder Napoleon's ihre Kronen und Reiche ihm verdankten und nur herrschten durch ihn. Und heißt es nun ferner, daß unter den vier Brüdern Napoleon's Einer gewesen, der nicht König war, so rührt dies daher, weil unter den vier Jahreszeiten eine ist, die über nichts herrscht, nämlich der Winter.

Wollte man etwa, um an unserer Parallele eine Blöße zu entdecken, behaupten, der Winter sey keineswegs ohne Reich und ohne Herrschaft, sondern herrsche ja über Schnee und Eis, so ist unsere Antwort ganz kurz die: allerdings, und gerade das hat man uns bezeichnen wollen mit dem hohlen lächerlichen Fürstenthume, mit dem, wie es heißt, dieser Bruder Napoleon's, nach dem Fall seiner ganzen Familie, bekleidet worden, einer Herrschaft, die man vorzugsweise vor allen anderen miserablen

Oertlein an das Dorf Canino geknüpft hat, weil canino herkommt von cani, was so viel heißt als die weißen Haare des kalten Alters, wobei einem Jeden wieder der Winter einfallen muß. Denn in den Augen der Dichter sind die Waldungen auf unseren Bergen das lockige Haar derselben, und wenn der Winter sie mit seinem Reif bedeckt, so sind dies die weißen Haare der hinsterbenden Natur, des gealterten Jahres. »Cum gelidus crescit canis in montibus humor.«

So ist der vermeintliche Fürst von Canino nichts Anderes, als der personificirte Winter: der Winter, der da beginnt, wenn die drei schönen Jahreszeiten vorbei sind und die Sonne sich in der größten Entfernung befindet von uns, die wir dann überzogen sind und heimgesucht werden von den rauhen Söhnen des Nordens, wie die Dichter die Winde nennen, die aus jenen Gegenden wehen und unsere Gefilde entblättern und entfärben: das Nämliche, was den Stoff zu der fabelhaften Invasion der nordischen Völker in Frankreich geliefert hat, wo sie eine mehrfarbige Fahne, die Frankreichs Schönheit war, sollen umgestürzt und vernichtet, und eine weiße, die es ganz und gar überzogen und bedeckt, an ihre Stelle gesetzt haben, nach der Verjagung des fabelhaften Napoleon. Doch wozu dies noch weiter ausführen, was ja doch nur ein Emblem ist des Reifes und der Schneedecke, mit der uns die Nordwinde im Winter heimsuchen, nachdem sie unseren Gefilden die bunte Farbenpracht abgestreift, die Gaben und das Geschenk der Sonne, wenn diese fern von uns ist, nach Süden hin gewandt — lauter Dinge, deren Analogie mit den sinnreichen Fabeln, die unser Jahrhundert sich erfunden hat, höchst klar und einleuchtend ist.

(Schluß folgt.)

Ueber Sprichwörter.

(Commentar von H. v. Keyserlingk.)

(Fortsetzung.)

»Kinder und Narren reden die Wahrheit.«

Jedem Menschen liegt als einem bewußt-vernünftigen Wesen die Pflicht ob, die Wahrheit zu sagen. Diese Pflicht ist jedoch, ihrer Natur nach, keine schlechthin unbedingte und unbedingbare, sondern eine bedingte und bedingbare. Es kann jedoch nie zur Pflicht werden, die Wahrheit zu verschweigen, oder gar die Unwahrheit zu sagen. Alles, was man zur Entschuldigung oder gar Rechtfertigung der sogenannten Nothlüge gesagt hat, beruht auf einem Verkennen des wahren Sachverhältnisses und löst sich bei näherer Prüfung in Nichts auf. Freilich hängt dieselbe wesentlich mit der Schwäche der menschlichen Natur zusammen, und geht aus derselben hervor, so daß sie oft einen gegründeten Anspruch auf Nachsicht hat. Es gibt nun eine zweifache Art von Nothlüge; nämlich eine negative, die in Verschweigung und Verhüllung der Wahrheit besteht, und eine positive, die ein absichtliches Sagen der Unwahrheit ist. Man pflegt beide Arten der Nothlüge entweder als einen Act der Nothwehr, oder als eine Liebeshandlung darzustellen und zu entschuldigen. Der Mensch soll nämlich dieser Ansicht gemäß berechtigt, ja selbst verpflichtet seyn, in einem solchen Falle die Wahrheit zu verschweigen, oder gar die Unwahrheit zu sagen, wo er sich oder Andere durch das Sagen der Wahrheit nutzlos in Gefahr bringen würde, und dieselbe von sich oder Andern nur durch Verschweigen der Wahrheit, oder auch durch Sagen der Unwahrheit abwenden könne. Zweitens wird aber auch das absichtliche Verschweigen der Wahrheit, oder das absichtliche Sagen der Unwahrheit als eine Liebeshandlung dargestellt und entschuldigt, wohl gar gelobt, sofern es nämlich lediglich dazu dienen soll, einem menschlichen Individuum eine unerwartete Freude zu bereiten, also es zu überraschen, ohne daß daraus für irgend Jemanden ein Nachtheil entsteht. Allein dies ist nicht der wahre und richtige Gesichtspunct, von dem aus die Frage: ob und inwiefern die Nothlüge statthaft oder erlaubt seyn könne, aufgefaßt und betrachtet werden muß. Die Frage ist einfach nur die: Ob und wie weit Jemand berechtigt ist, von einem andern menschlichen Individuum eine volle und unbedingte Mittheilung der Wahrheit zu fordern. Denn nicht jedes menschliche Individuum ist berechtigt, von einem Andern die Mittheilung der Wahrheit, noch weniger aber die unbedingte Mittheilung derselben zu fordern. Fordert also ein menschliches Individuum von uns die Mittheilung, oder gar die unbedingte Mittheilung der Wahrheit, das nicht berechtigt ist, sie von uns zu verlangen, so sind wir zwar nicht berechtigt ihm die Wahrheit zu verschweigen und zu verhüllen, oder gar ihm die Unwahrheit zu sagen, aber auch nicht verpflichtet, seiner Anforderung zu genügen: vielmehr sind wir vollkommen berechtigt, ihm die verlangte Auskunft zu verweigern. In bestimmt-gegebenen Fällen ist der Mensch zu einer vollständigen und unbedingten Mittheilung der Wahrheit nicht nur berechtigt, sondern selbst verpflichtet: in andern Fällen dagegen ist er weder dazu berechtigt noch verpflichtet, und in bestimmt-gegebenen Fällen endlich ist er sogar verpflichtet, Andern die Mittheilung der Wahrheit entweder unbedingt oder doch wenigstens bedingt zu verweigern. Jeder Mensch steht nämlich zu Andern entweder in einer allgemeinen Beziehung, wie sie zwischen allen Menschen statt finden kann und wirklich statt findet, oder er steht zu bestimmt-gegebenen Menschen in einer besondern Beziehung. In der allgemeinen Beziehung, die jeder Mensch zu allen Andern hat, und die man daher die allgemeine oder menschliche Beziehung überhaupt nennen könnte, sind allgemeine menschliche Rechte und Pflichten begründet: in der besondern Beziehung dagegen, die nur zwischen bestimmt-gegebenen menschlichen Individuen statt finden kann, sind besondere

Rechte und Pflichten begründet. So haben alle Menschen einen gegründeten Anspruch auf unsere Wahrhaftigkeit, dem zu genügen wir verpflichtet sind, sobald wir dazu aufgefordert werden, und sofern es nicht mit unsern andern besondern und höhern Pflichten unvereinbar ist. Bestimmt-gegebene menschliche Individuen haben dagegen einen besonders gegründeten Anspruch oder ein Recht auf unsere Wahrhaftigkeit überhaupt, oder auf einen bestimmt-gegebenen und besondern Grad von Wahrhaftigkeit insbesondere, dem zu entsprechen wir entweder unbedingt oder bedingt verpflichtet sind. In solchen Fällen, wo ein menschliches Individuum nicht berechtigt ist, die Wahrheit unbedingt und unaufgefordert zu sagen, kann und soll es schweigen. Ist es aber berechtigt, oder gar verpflichtet, die Wahrheit zu sagen, so muß es sie, abgesehen von dem Erfolge und Nutzen, den es haben oder stiften kann, unbedingt sagen. Ja selbst dann, wenn ein menschliches Individuum nicht dazu verpflichtet ist, die Wahrheit zu sagen, kann und darf es sie sagen, sobald es dazu aufgefordert wird, jedoch nur in so weit, als in wie weit es mit seinen andern besondern Pflichten vereinbar ist. Freilich wird das Sagen der Wahrheit oft ohne den mindesten Erfolg und Nutzen seyn; ja selbst uns den Tadel oder gar den Unwillen Anderer zuziehen. Allein die Rücksicht auf den etwaigen Erfolg oder Nutzen darf nie der bewegende Bestimmungsgrund für unser Wollen und Handeln seyn oder werden. Man muß allerdings im Voraus darauf bedacht seyn, daß die Menge unsere Handlungen hauptsächlich nach dem Erfolge beurtheilen wird, also eine Handlung, von der sich in der Regel mit der höchsten Wahrscheinlichkeit voraussehen läßt, daß sie nutz- und erfolglos seyn, ja nicht einmal von denen, deren Wohl oder Nutzen wir ganz insbesondere durch dieselbe bezweckten, ihrem wahren Werthe nach anerkannt und gewürdigt wird, geradezu als eine wahre Verkehrtheit und Thorheit beurtheilt werden wird. Als eine solche wird es auch von der großen Masse angesehen werden, wenn wir in solchen Fällen, wo wir, streng genommen, nicht dazu berechtigt noch verpflichtet waren, Andern die Wahrheit sagen, selbst wenn wir ausdrücklich und bestimmt dazu von ihnen aufgefordert worden waren. Denn theils wird dadurch selten das bewirkt, was man dadurch bezweckte, theils wird es von Seiten Anderer selten seinem wahren Werthe und seiner wahren Verdienstlichkeit nach gewürdigt und anerkannt. Diese Erfahrung, welche Jeder im wirklichen Leben nur allzu oft machen muß, hat nun offenbar Anlaß zu dem Sprichworte gegeben: »Kinder und Narren sagen die Wahrheit.« Damit wird angedeutet, daß nur solche menschliche Individuen sich dem undankbaren Geschäfte, Andern die Wahrheit zu sagen, zu unterziehen pflegen, die mit dem wirklichen Leben und mit der eigenthümlichen Bedingtheit, Schwäche und Eigenliebe der Menschen noch unbekannt sind. Aber auch die warnende Bemerkung ist in dem Sprichwort enthalten, nicht unaufgefordert und unbefugt Andern die Wahrheit zu sagen, denn dadurch würde man in deren Rechte eingreifen, folglich deren Rechte verletzen, was sie abzuwehren vollkommen berechtigt sind. Wenn nun auch dieser Eingriff in die Rechtssphäre eines Andern von Seiten eines menschlichen Individuums gewöhnlich nur aus einer überwiegenden Gutmüthigkeit, oder aus einem unbedachten und nicht klar bewußten Wohlwollen hervorgeht, so zeigt dies doch jederzeit von einem großen Mangel an sittlicher Einsicht und Beurtheilung, der sich zwar bei einem menschlichen Individuum, bei dem sich eine vollständige entwickelte sittliche Einsicht und Beurtheilung nicht voraussetzen läßt, von selbst entschuldigt, bei solchen aber, von denen man eine vollständige sittliche Einsicht und Beurtheilung mit Grund voraussetzen kann, ja muß, schlechterdings nicht entschuldigt werden kann. Unser Sprichwort bestätigt sich also, seiner innern Wahrheit nach, durch die Erfahrung und durch die Natur der Sache.

(Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 21. Mai 1836.

(Schluß.)

Bei der großen Parade der hier garnisonirenden und des dazu aus Potsdam eingerückten Militärs, Behufs der Frühlingsübungen vom 17. d. M. auf dem Exercierplatz zwischen der Hasenhaide und dem Dorfe Tempelhoff, wie bei den nachfolgenden Manoeuvres, war ein großer Theil der Einwohner zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß in die Gegend dieses Platzes hinausgeströmt. Die Staatszeitung gibt sie auf 20,000 Köpfe an, und wenn sie auch eine officielle Zeitung ist, so dürfte doch die Summe viel zu geringe angeschlagen seyn, denn eine wogende Menschenmasse befand sich nicht nur auf dem Exercierplatz und dessen Nähe, sondern auch der ganze Weg dahin, so wie die große Friedrichsstraße vom Halle'schen Thore an bis zu den Linden war mit Menschen besät. Es war ein ununterbrochenes Gerassel der Wagen, ein Hufgeklapper der Pferde und ein ungestümes Drängen und Stoßen der Fußgänger, und zu bewundern, daß nicht Mehrere von den Neugierigen verunglückt sind. Einige sind zwar übergeritten und übergefahren worden, doch hat man nichts davon gehört, daß Einer dabei seine Schaulust mit dem Leben oder einer solchen Verletzung gebüßt hat, die ihn daran zeitlebens erinnern würde. An zerbrochenen Wagenachsen, gestürzten Reitern hat es auch nicht gefehlt, und von den Militär haben Einige, durch Fahrläßigkeit ihrer Kameraden beim Laden der Gewehre, Schußwunden erhalten und sind von den Rädern der Kanonen verletzt worden. Solche Unglücksfälle sind indeß bei diesen militärischen Uebungen unvermeidlich und man kann annehmen, daß sie bei jedem Frühlings- und Herbst-Manoeuvre stattfinden.

Ein Theil des Publicums sieht in unserem Besuch die Bürgschaft des fortdauernden Friedens, Andere hingegen wollen, aus einem Geist des Widerspruchs und weil der Friede nicht in ihren Kram taugt, davon nichts wissen, und erklären diesen Besuch

blos für eine Lustpartie, ohne irgend einen Zweck von Bedeutung; noch Andere denken dabei an nichts, als daß dadurch mehr Geld in Circulation kommt, und dies ist allerdings der Fall, denn die glänzenden Feten, welche den französischen Prinzen ununterbrochen gegeben worden und noch bis zu ihrer Abreise gegeben werden dürften, erfordern eine Menge ungewöhnlicher Ausgaben. Verdienen dadurch auch nur unmittelbar Einzelne, so hat dies doch auf sehr Viele mittelbar einen vortheilhaften Einfluß. Viele Fremde hat es hieher gelockt; die Lohnkutscher und Pferdeverleiher haben selten eine so reiche Ernte wie jetzt; Stellmacher und Sattler für zerbrochene Wagen, und wenn 20,000 Menschen, das Minimum, statt ihren Geschäften nachzugehen, auf den Beinen sind, und ermüdet, erhitzt, und bestäubt heimkehren, vor Hunger und Durst halb verschmachtend, so kehrt gewiß ein Theil davon zuvor entweder in Conditor-Läden, Weinstuben, Restaurationen oder Destillir-Anstalten ein. Bei dem Gedränge wird mancher Anzug, hauptsächlich was das schöne Geschlecht betrifft, so zerrissen oder befleckt, daß man sich damit nicht weiter sehen lassen kann; man muß den Schaden ersetzen, man muß seine Zuflucht zu dem Tuchhändler oder, wenn es eine Dame ist, in den Laden eines mit Schnittwaaren in weiblichen Modestoffen Handelnden nehmen. Manche Mannsperson kam Chapeau bas d. h. ohne Hut, nach Hause, und mußte für eine neue Kopfbedeckung sorgen.

Bis jetzt weiß man noch nichts von Geschenken, welche die Prinzen gespendet, außer von einem Geldgeschenk, welches sie bei ihrer Ankunft den vor dem Potsdammer Thore im Gewehr stehenden herausrufenden Soldaten und der ganzen übrigen Mannschaft der Thorwache gemacht haben sollen (??) und von einem schönen Bracelett, welches die Tänzerin, Mad. Taglioni, nach der Ausführung der Hauptrolle in dem Ballet: die Sylphide erhalten hat. Das ausgebreitete Gerücht, daß ein Paar Herausgeber von gehaltlosen Zeitschriften den hohen Fremden davon ein Exemplar geschickt haben sollen, mit der devoten Bitte, zu geruhen, auch darauf zu pränumeriren, ist wohl nur Ironie, um die Bettelei zu persifliren, womit sie jeden Fremden entweder selbst oder durch einen zudringlichen Colporteur mit solchem Anliegen bestürmen. Wenn es auch nicht wahr seyn sollte, so ist es doch wahrscheinlich.

In der neuen Commandantenstraße sollte ein ehemaliger Stall für Kühe, der zu Wohnungen eingerichtet war, abgebrochen werden, um darauf ein neues mehrere Stockwerke hohes Haus zu errichten. Dieser Stall gehörte zu dem Grundstück eines Destillateurs, und stieß dicht an dessen Destilliranstalt. Bei dem Abdecken dieses ehemaligen Stalles stürzte durch die Fahrlässigkeit desjenigen, der den Bau übernommen, ein Theil des daranstoßenden Gebäudes ein. Die von den beabsichtigten Neubau gezogene Verschalung wurde zertrümmert, ein großer Behälter von Spiritus zerschmettert und der Inhalt strömte nun die Gasse entlang. Es würde noch weiter geflossen seyn, wenn man nicht in der Entfernung von eben zwanzig Schritten das Pflaster aufgerissen, eine Vertiefung gezogen und den Spiritus in solche geleitet hätte. Mit einer Handspritze suchte man ihn aus solcher wieder zu schöpfen und füllte damit mehrere Fässer.

Mehrere Arbeiter geriethen in Lebensgefahr; Einer hatte aber das Knackern des Balkens gehört, und seine Mitarbeiter darauf aufmerksam gemacht, sich von der gefährlichen Stelle auf den Boden des den Einsturz drohenden Hauses auf eine sichere Stelle gerettet und die Uebrigen folgten seinem Beispiel. So glücklich war aber nicht der Sohn des Bauunternehmers, eines Zimmerpolirers. Er wurde unter den herabgestürzten Steinen und Balken ganz zerschmettert hervorgezogen und starb nach Verlauf einer halben Stunde. Dies geschah um 12½ Uhr Mittags. Das Geräusch des Einsturzes glich einem Donnerschlag und der Kalkstaub verfinsterte plötzlich den Himmel, mehr wie die Sonnenfinsterniß. Es versammelte sich sogleich eine große Masse Neugieriger, so gefährlich es auch war, die Trümmern eines Theils eines Hauses anzugaffen, dessen geborstene Mauern jeden Augenblick den Einsturz drohten und die Gaffer tödten oder schwer verletzen konnte. Der Revierpolicei-commissär und dessen Sergeant erschienen zwar, und wollten die Neugierigen zerstreuen; umsonst, sie mußten ein paar Mann von der nächsten Wache holen, um nur einigermaßen zu verhüten, daß die sich Versammelnden nicht zu nahe träten und wenigstens auf der gegenüberstehenden Seite der Straße ihren Weg nähmen. Es blieb endlich nichts übrig, als die Straße gänzlich, nicht blos für Reiter und Wagen, sondern auch für Fußgänger zu sperren, und glücklicher Weise wohnte ganz nahe ein Zimmermeister, der gleich Vorkehrungen traf, die dem Einsturz drohenden Mauern durch an solche angelehnte starke Balken stützen zu lassen. Die ganze Atmosphäre war lange so mit dem Geruch des Spiritus geschwängert, als wenn man sich einem Eckensteher nähert, welcher der Branntweinflasche tapfer zugesprochen hat.

Notiz.

[Dem Verdienste ꝛc.] Früher lebte in Berlin ein Stein- und Glasschneider mit Namen Heintz, der es in dieser Kunst zu einer großen Vollkommenheit gebracht hatte. Als Napoleon 1806 nach Berlin kam, ließ er sich nach einem geschickten Steinschneider erkundigen. Man nannte ihn Heintz. Er erhielt den Auftrag zu einigen Arbeiten in Edelsteinen. Sie entsprachen so ganz Napoleon's Erwartungen, daß der Künstler immer noch viele Jahre nachher von Paris aus, auf dessen ausdrücklichen Befehl Aufträge zu ähnlichen Arbeiten erhielt. Wenn in London und Paris etwas für das Ausland angefertigt wird, welch' ein Aufheben wird davon in allen Zeitungen und Journalen gemacht. Dieses ausgezeichneten Stein- und Glasschneiders ist nirgend mit einer Sylbe erwähnt worden, weil er in — Berlin ansässig war. Deßhalb sey seiner hier mit wenigen Worten gedacht. Ihn genügte es von den Wenigen, die ihn kannten, wegen seiner Kunstfertigkeit geschätzt zu werden und er fand den schönsten Lohn in dem, was er zu Tage förderte. Sein Sohn, ebenfalls ein Stein- und Glasschneider, lebt noch in Berlin und wohnt Spittelmarkt Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 137. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 8. Juni. 1836.

Zuversicht.

Wo Du auch magst weilen,
Magst mein Liebchen seyn,
Werden Dich ereilen,
Die Gedanken mein.

Vogel wird Dir singen,
Meinen, meinen Gruß,
Welle wird Dir bringen
Einen, einen Kuß.

In die Lüfte hauch' ich
Meine Wünsche Dir,
Sie als Boten brauch' ich
Zwischen Dir und mir.

Sterne werd' ich fragen,
Wo Du, Liebchen, bist?
Werden mir's schon sagen:
Ob es treu auch ist.

Zaubrin ist die Liebe,
Ihr gehorcht die Welt,
Himmel, Erde, Lüfte, —
Wie es ihr gefällt! Robert Bürkner.

Der Eislauf.

(Eine amerikanische Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht mehr, warum ich damals eine Reise nach dem Westen unternahm; um der schönen Gegenden willen gewiß nicht, denn Alles war Hunderte von Stunden hin eine öde glitzerndweiße Wüste. Die Bäume bogen sich unter der Last des Schnees, die Wohnungen waren damit gedeckt, ja halb darin begraben, und die Berge und Thäler glichen den gewaltigen Wogen einer endlosen See, die mit ihrem Schaum und Gischt in der wildesten Stunde des Sturms gefroren. Das Auge verlor seine Kräfte im Daraufhinschauen. Der Werth des Augenlichts lag in dem Ankauf von einem Paar grüner Brillengläser.

Im Laufe von einer oder zwei Wochen, in denen ich über die schneebegrabenen Gelände eines halben Dutzends an Größe mehr oder minder ganz Großbrittannien gleichkommender Staaten vogelleicht hingepflogen war, befand ich mich in einer kleinen Stadt am Gestade eines unserer westlichen Seen. Vor einigen zwanzig Jahren noch hatten sie die Bären für ihre Zwecke und Gelüste dünn genug besiedelt gefunden, und jetzt mochte sie an die zwanzigtausend Seelen enthalten. Der älteste in der Stadt geborene Einwohner war ein noch minderjähriger junger Mann. Mit der gewöhnlichen Frühreife neuer Ansiedelungen hatten sie sich bereits die meisten Eigenthümlichkeiten einer alten Hauptstadt angeeignet. Die angebrannten Baumstümpfe standen freilich noch um die Häuser, allein es gab darum doch einen modischen Cirkel, an dessen Spitze die Frau Advocatio und die Tochter des Congreßmitglieds standen. Die Leute aßen ihre Erbsen mit silbernen Gabeln und tranken ihren Thee mit Lästergeschwätz und verziehen den Männern ihre vielen Sünden, den Weibern aber um alle Welt auch nicht eine, dieses Alles wie in Städten, deren Geschichte in gothischen Schnirkelbuchstaben geschrieben steht. Ich möchte behaupten, daß es kaum eine oder zwei diesseit des »großen Wassers« *) im Schwange gehender Versündigungen gegen das Sittengesetz und die zehn Gebote gab, die nicht, natürlich mit den verbürgten erschwerenden Zuthaten, in der Stadt — — (ich würde den Namen nennen, wenn dieß nicht eine wahre Geschichte wäre) vorgekommen wären.

*) Wie die Indianer das Meer nennen.

Larry Wynn (jetzt Lawrence Wynn, Esq. *) war hier wohnhaft. Er hatte, wie sie in den Vereinigten Staaten sagen, einen Schild als Rechtsanwalt ausgehängt und war das Orakel und der »Squire« **) der zwanzigtausend unschuldigen Einwohner des Orts. Er war nebstdem Landwehroberst, Kirchenvorsteher und Canalcommissär -- Aemter, die ganz gewaltig für die Aussichten strebender junger Männer in unserem blühenden Freistaat sprechen.

Larry freute sich mich zu sehen — recht sehr! Ich freute mich noch mehr, ihn zu sehen. Ich habe ein weiches Herz und verzeihe meist ein Unrecht, wenn es nicht meine Eitelkeit oder meinen Beutel rührt. Ich vergaß seine Vernachlässigung und nannte ihn »Larry.« Um mir's auch so zu verstehen zu geben, nannte er mich nicht »Phil;« es sind ihrer Wenige, die mich lieb haben, diese Wenigen aber kürzen meinen wohlklingenden Namen Philipp (ich wurde so nach dem Indianerhäuptling des Namens getauft, dessen Blut in dieser gelbbraunen Hand rollt), auf die gedachte Weise ab. Larry sah in mir den Mann, ich sah in ihm bei allen seinen Würden und Wechseln noch immer, durch die liebliche Fernsicht der Erinnerung, den Knaben. Sein Mund hatte die eingezwickten Winkel der Behutsamkeit und des Mißtrauens, wie sie sich dem scharfen Menschenkenner anbilden, bekommen; allein ich bemerkte es nie, außer wenn ich, wie jetzt, darüber nachdenke. Er war mir eben der bleichgesichtige und schwermüthige Freund meiner Knabenzeit; und ich hätte noch, wie ich sonst gepflegt, mit meinem Arm um seinen Nacken schlummern und mich unbeweglich ruhig halten können, um ihn nicht aufzuwecken. Hätte meine letzte Hoffnung auf Erden in der Fläche meiner Hand gelegen, ich hätte sie ihm, hätte er es nöthig gehabt, geben können, nur um ihn schlafen zu machen; und er — er sah in mir nur den Fremdling unter seinem Dache und setzte in seinen wärmsten Augenblicken ein fröstelndes »Herr« vor meinen Namen! — — —

»Sie sind zur guten Stunde gekommen,« sagte Larry eines Morgens mit einem halben Lächeln, »und sollen mein Brautführer seyn. Ich stehe im Begriff zu heirathen.«

Ich sprach ihm unwillkürlich das letzte Wort nach, so sehr war ich überrascht. Er hatte seit meiner Ankunft auch nicht mit einer Sylbe seiner unglückseligen Mondsucht erwähnt, und so tief mich auch dieser anscheinende Widerwille, unser altes vertrauliches Verhältniß zu erneuern, verletzt hatte, so fühlte ich doch immer eine Abneigung, die Sache gewaltsam bei ihm zur Sprache zu bringen, und konnte nur hoffen, daß er sein Uebel mit den Jahren verloren oder bemeistert habe. Die Mittheilung seines Heirathsvorhabens bestärkte mich auch gleich in der letztern Meinung. Kein vernünftiger Mensch — dachte ich mir — würde ja einen hereindrohenden Wahnsinn mit dem Loose eines vertrauenden und lieblichen Weibes verketten wollen und können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Herr Lorenz Wynn, Wohlgeboren.

**) Herr, Ew. Wohlehrbar'n, Ew. Wohlgelahrtheit.

Einsichten und Ansichten.

Malherbe äußerte sein Mißfallen über Dichter, welche für ihre Verse Ansprüche auf Belohnung machten: das Vergnügen bei ihrer Anfertigung müßte ihnen genug seyn; ein Dichter sey dem Staate nicht nützlicher, als ein guter Kegelschieber.

Die Versemacher von Profession werden dagegen viel zu erinnern haben; es liegt aber etwas sehr Wahres in dieser Ansicht. Dem ächten begeisterten Dichter gewährt der Moment der Begeisterung, in welchem er derselben Worte zu leihen sucht, einen Genuß, der ihn für den Mangel aller anderer Belohnungen, sie mögen nun in schnödem Metall oder im Lobe seiner Zeitgenossen bestehen, hinreichend entschädigt. Dadurch unterscheidet er sich, wie jeder wahre Künstler von dem Handwerker, der nur dahin strebt, von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße pecuniären Gewinn zu ziehen, und deßhalb den Beifall des Publicums zu erlangen sucht, um seine Kundschaft zu vermehren. Daher die Anfeindungen derjenigen, die der Genius der Dichtkunst, oder jeder andern Kunst zu ihrem Lieblinge erkoren hat. Die Besorgniß, sie möchten den Versemachern, Malern, Tonkünstlern von Profession in ihrem Erwerb — nur der schnöde Gewinn ist ihre Begeisterung — Eintrag thun, ist davon das Motiv. Sie können ihnen aber den seligen Genuß der Empfängniß weder rauben noch verkümmern, und — bei allem ihren Dünkel — hat sie die Nemesis dazu verdammt, ein Gefühl zu entbehren, wodurch durch das wahre Genie für alle Unbilden und für alle Verkennung entschädigt wird, und das ihnen ewig fremd bleiben muß. Sie werden, um bei Malherbe's Gleichniß zu bleiben, trotz aller Mühe, aller Anstrengungen doch nur Löcher, oder höchstens einen oder ein Paar Kegel treffen, während ihre verhaßten Gegner sieben, acht oder wohl gar neun Kegel fällen, und absichtslos über sie den Sieg davon tragen.

Je mehr ein Widerspruch uns außer Fassung bringt, um desto mehr hat man Ursache, die Richtigkeit unserer Ansichten in Zweifel zu ziehen und sie auf das Genaueste und Gewissenhafteste zu prüfen. Diese Aufwallung ist gleichsam das Gewissen, das uns warnt, auf unserer Hut zu seyn.

Liebe und Koketterie wagen es nicht, was sie denken und wünschen, auszusprechen, nur mit dem Unterschiede, die erste schweigt aus Zartgefühl und Schüchternheit, die andere aus listiger Berechnung.

Die Ultras von allen Seiten erklären dem Juste milieu den Krieg. Hauptsächlich geschieht dies von Seiten der Ultra-Liberalen, ein Beweis, wie ihnen Maß zu halten im hohen Grade zuwider und ihren Ansichten und Plänen hinderlich ist. Aristoteles definirt die Tugend als die Mitte zwischen zwei Extremen; hiernach wäre das Juste milieu etwas sehr Preiswürdiges, und daß unsere Altvordern nach ihrem unverdorbenen gesunden Menschenverstande dieses erkannt haben, beweist das alte Sprichwort: »Die Mittelstraße ist die Beste.« Dr. Friedrich.

Schlußsteine.

Man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sey die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nie vergessen.

Ein junger Mensch mit glühender Phantasie ist in seiner Art nichts zur Hälfte.

Keiner von allen Sterblichen, und wär' es der Weiseste und Tugendhafteste, hat Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehen.

Wie ein freundlicher Talisman erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehen.

Die ist keine Tugend, welche belohnt seyn will!

Der Mensch ist sich keinen Tag ähnlich.

Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinungen, um sich im heimathlichen Weltall heimathlich zu fühlen. Nur der Blinde muß geleitet werden durch fremde Hand, ihm bleibt die Straße dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen leuchten.

Stark ist der Mensch und groß und einem Gotte gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft macht ihn gebrechlich. Er will mit den Augen zuweilen hören, mit den Ohren sehen. Das kann er nicht. Dann weint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an, ihm mangelt überall Wahrheit, und er ist doch selber daran Schuld.

Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist: das Unmögliche anzuerkennen; der zweite: nicht das Unmögliche zu wollen.

Während der Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst als einen der edlern Theile in ihr.

Der Gedanke an Gott ist die dunkle Anschauung unsers eigenen geheimnißvollen Wesens.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 31. Mai 1836.

Die französischen Prinzen in ihrer allseitigen Liebenswürdigkeit und Beifallswürdigkeit, selbst auf preußischem Terrain. Des Volkes Abschieds-Acclamation. Lügenhafte Berichte der französischen Blätter, als hätten die Berliner den gen. Prinzen die Pferde ab- und sich angespannt. Excurs über diesen entwürdigenden Gebrauch. Französisches Geld in Berlin. Spontini. Der Säbel des Dey von Algier. Stadtschulden-Tilgungs-Versuche.

Am 24. d. M. haben uns die Herzoge von Orleans und Nemours wieder verlassen. Im Publicum war nur eine Stimme über sie, man fand Beide sehr liebenswürdig, und bei ihrer Abreise sprach sich dies auch dadurch aus, daß man ihnen von der versammelten Volksmasse, welche ihrer bei der Abfahrt harrte, durch eine fast einstimmige Acclamation ein Lebewohl zurief. Daß aber, wie französische Blätter, gemeldet, bei ihrer Ankunft das Volk die Pferde ausgespannt, und sie in ihrem Wagen nach dem Schlosse gezogen haben, davon ist keine Sylbe wahr. Der Verfasser dieses Zeitungsartikels hat seine Feder in ein Tintenfaß gesteckt, in welchem die Tinte mit Wasser aus der Garonne zubereitet gewesen seyn muß. Wer diesem Bericht Glauben schenken kann, der kennt den Geist des Volks hier und überhaupt in dem preußischen Staate nicht. Als der König und die verklärte Königin Louise, am 23. December 1809, nach mehr als dreijähriger Abwesenheit, wieder nach Berlin zurückkehrten, hatte eine unaussprechliche Freude Aller Herzen ergriffen; der Einzug war feierlich, in vielen Augen glänzten, nach den Jahren schwerer Prüfungen und Drangsale, die ersten Freudenthränen, aber Keinem unter den vielen Tausenden fiel es ein, die Pferde vor dem Wagen auszuspannen und deren Stelle einzunehmen. Bei aller Liebe, Verehrung und Bereitwilligkeit zu Opfern, wenn es den Ihren und dem Vaterland gilt — Beweise davon hat das Volk in den Jahren 1813 bis 1815 gegeben — hat es doch ein viel zu lebendiges Gefühl von seinen Menschenrechten, um sich so knechtisch zu erniedrigen. Der König würde ein so sclavisches Benehmen mit Widerwillen zurückgewiesen haben, und schon diese Ueberzeugung ist hinreichend, jeden Gedanken daran im ersten Keim zu unterdrücken. *)

---

*) Pardonnez! Dieses geht uns etwas nah. Nach Verlauf der Schreckenszeit im Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, spannten sich mehrere Leipziger Bürger unter dem Grimmaischen Thore vor den Wagen des neu erwählten Prinzen-Mitregenten, der seinerseits ebenfalls auf diese Ehre gern verzichtet hätte, wenn der patriotische Ungestüm es zu solcher Verzichtleistung hätte kommen lassen. Mit Achtung nennt Jung und Alt, Groß und Klein, Vornehm und

Jetzt, nachdem uns diese Prinzen wieder verlassen, ist fast gar nicht mehr die Rede von [illegible], sie bieten nur noch für einige müßige Köpfe Stoff zu kleiner Anekdoten, die rein aus der Luft gegriffen sind, und die [illegible] man sie wacherzählen, nur Mangel an Beurtheilungskraft [illegible]tniß des Terrains, auf dem sie sich hier bewegt haben, verrathen würden. Die Prinzen haben hier manche Acquisitionen von Kunsterzeugnissen und manche Bestellungen gemacht — eine Anerkenntniß dessen, was man hier im Gebiete der Kunst und der Industrie zu leisten im Stande ist, und sich überhaupt, wenn sie etwas hier in Augenschein nahmen, gegen die sehr freigebig bewiesen, deren Ehrgefühl durch ein cadeau — zu deutsch Trinkgeld — nicht verletzt werden konnte. Ein Theil des Publicums hat sich aber die Mühe nicht verdrießen lassen, in ihre Börsen eigenmächtig zu greifen und in ihrem Namen Geschenke zu vertheilen, an die sie entweder nicht gedacht haben, oder, ohne sich einer Indiscretion oder Indelicatesse schuldig zu machen, nicht denken konnten. Es gibt eine Menge Stümper, bei denen ihre Kunst oder ihr Handwerk keinen goldenen Boden hat, und die mit ihren mittelmäßigen Machwerken überall, hauptsächlich aber bei vornehmen und reichen Personen bettelnd, hausiren gehen. Auch die französischen Prinzen sind von ihnen nicht verschont worden. Nur — so viel man weiß — haben unsere Reimschmiede sich nicht in Bewegung gesetzt; weil sie voraussetzten, daß französische Prinzen kein Deutsch verständen. Sie verstehen in der That besser Deutsch, wie z. B. Spontini, auf den doch oft in den Zeitungen so überschwengliche Verse zu lesen sind, daß sie ihm der geübteste Uebersetzer, wenn er sie in das Italienische oder Französische zu übersetzen versuchen wollte, doch nie verständlich machen wird. Ad vocem Spontini! es soll ein Componist den Prinzen, — wie er dies bei fast allen hohen Personen zu thun pflegt — seine Compositionen übersandt haben, um durch seine Noten sich aus der Noth zu ziehen, und ihm auch eine ansehnliche Remuneration zu Theil geworden seyn. Ein Witzbold äußerte den Wunsch, er möchte doch das Sprichwort: „ein blöder Hund wird selten fett" als Canon componiren.

Prinz Carl von Preußen, Sohn des Königs, hat eine Sammlung von allen Waffen, Rüstungen u. dgl., worin sich schon manches werthvolle Stück aus früherer Zeit befindet, theils wegen der Sauberkeit der Arbeit, theils wegen ihres früheren Besitzers, wodurch solche Waffen und Rüstungen einen historischen Werth erhalten. Die Herzöge von Orleans und Nemours nahmen auch diese interessante Sammlung in Augenschein, und der Erstere hat demnächst dem Prinzen, zur Bereicherung der Sammlung, einen sehr kostbaren reich mit Edelsteinen besetzten Säbel, früher das Besitzthum des letzten Dey von Algier, und eine Siegstrophä bei der Besitznahme dieses barbarischen Raubstaats, zum Geschenk gemacht. Die beiden Prinzen hatten bei ihrer Ankunft Creditbriefe auf zwei hiesige Banquierhäuser, der eine lautete auf 400,000, der andere auf eine halbe Million Franken. Gleich den Tag nach ihrer Ankunft erhoben sie die erstere Summe, und sie haben auch später von dem zweiten Creditbrief Gebrauch gemacht. Wohl der beste Beweis, wie viele Einkäufe sie hier gemacht und wie liberal und generös sie sich gegen diejenigen benommen, die bei solchen Gelegenheiten immer die ausgestreckte Hand sehen lassen. Daß diese von ihnen enthusiasmirt sind, will nun eben nicht viel sagen, denn ein Lob, das aus schnödem Eigennutz entspringt, bleibt immer zweideutig; aber alle diejenigen, welche mit ihnen in nähere oder entfernte Berührung gekommen sind, und keinen pecuniären Vortheil von ihnen haben ziehen können oder wollen, stimmen darin überein, daß sich die beiden Prinzen durch ihre Liebenswürdigkeit und ein Benehmen, das ohne Affectation, ohne Anmaßungen auf den hohen Standpunct, auf welchem sie stehen, noch auf das Metall, das jetzt die Welt regiert, Aller Herzen gewonnen haben *). Ihre bescheidene Freundlichkeit trägt nicht das Gepräge jener erkünstelten Humanität, die nur wie ein Allmosen erscheint, das man aus Großmuth spendet.

Endlich wird nun von Seiten der städtischen Commune der Anfang mit dem Abtragen der auf die Stadt haftenden Schulden gemacht werden, denn die bisher dann und wann eingelöseten und vernichteten Stadtobligationen waren ganz unbedeutend. Jetzt sollen vorläufig 50,000 Thlr. von diesen Stadtobligationen eingelöset werden und wenn man diesen Weg verfolgt, so ist doch eine, wenn auch nur entfernte Aussicht da, daß diese schwer drückende Last von der Stadt abgewälzt werden wird. Dadurch muß sich mit jedem Jahre die Summe der zu zahlenden Zinsen, nun 4 pro Ct., verringern, und wenn man diese ersparten Zinsen zu dem nämlichen Zweck verwendet, so muß der Amortisationsfonds successive immer größer werden. Die Zinsen der Pfandbriefe in preußischen Staaten sind nach und nach fast überall um ½ pro Ct. heruntergesetzt worden. Eine solche Herunterseßung bei den hiesigen Stadtobligationen würde ein großer Gewinn seyn und wesentlich dazu beitragen, desto früher die Schulden der Commune zu tilgen. Es heißt überdieß, daß man beabsichtige, auch den Zinsfuß der Staatsschuldscheine von 4 auf 3½ pro Ct. herunterzusetzen. Bei dem Ueberfluß an Gelde dürfte dazu jetzt der rechte Zeitpunct seyn; denn man kann jetzt ohne Schwierigkeiten auf Hypotheken Geld gegen geringere Zinsen wie früher überall bekommen.

Notiz.

Die Engländer fangen jetzt sogar an mit Gas zu kochen, und versichern, die Methode sey nicht nur bequemer und reinlicher, sondern die Speisen kämen auch besser und wohlfeiler. Am Sonntag dürfe die Hausfrau, die einmal das Gaskochen gelernt habe, unbedenklich in die Kirche gehn, ohne die Gedanken in der Küche zu lassen, das Gas koche ohne Nachhilfe Alles allein fertig.

Niedrig noch heute Namen, Stand und Wohnung des Mannes, der damals die Bürger zu solcher That begeisterte.
Anm. d. Red.

*) Kein Wunder! welche Erziehung haben die Prinzen genossen! Wie verschieden ist ihre Jugend von der aller anderen europäischen Prinzen! Wie ist ihnen das gleichsam von selbst angeflogen, was ihres Gleichen kaum erlernen können: in, mit und unter dem Volke und demnach auch für dasselbe zu leben! Anm. d. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 138. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 9. Juni. 1836.

Der Eislauf.

(Eine amerikanische Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Er nahm mich in seinen Schlitten, und wir fuhren nach dem Hause des Vaters seiner Braut. Sie war eine Blume in der Wildniß. Zartgebaut, wie alle meine Landsmänninnen sind, und lieblich, wie es Alle freilich nicht sind, mit großen sprechenden Augen, von sanftem Wesen, und doch nicht sowohl schüchtern oder blöde als vielmehr schwesterhaft zutraulich, mit einem Anflug von Schwermuth in ihrem Lächeln und mit einem leichten patricischen Anstrich von zurückhaltendem Stolze, wie ihn bisweilen die Natur, recht eigentlich in Verspottung der Geburtshoheit, ihr bescheidenstes und zurückgezogenstes Kind lehrt. — So war die auserkorene Braut eine Blume der Wildniß. Sie war Eines jener weiblichen Wesen, die wir mit Seufzen vorüberschweben sehen, als gleitete ein Bruchstück von einem zertrümmerten schönen Traume dahin.

Der Tag der Vermählung kam, und fröhlich klingelten die Schlittenglocken in den Ort. Der Morgen war o mild und heiter, wie im Juni, und der leichte Schnee auf der Oberfläche des Sees schmolz und deckte die feste Eisbrust darunter auf, daß sie blinkte wie ein weißer Silberspiegel weithingestreckt bis zum Saume des Sehkreises. Der Anblick war wunderschön, und ich stand eben Nachmittags am Fenster und schaute hinaus über die weite schimmernde Eisfläche, als Larry sich mir näherte und vertraulich seine Hand auf meine Schulter legte.

»Was für eine herrliche Bahn zum Schlittschuhlaufen wir haben werden,« hob er an, »wenn das glatte Wasser da heute Nacht friert!«

Ich kehrte mich im Augenblick um, ihn anzusehen; waren wir doch nicht mehr zusammen Schlittschuhe gelaufen, seit damals, wo ich auf sein dringendes Bitten um Mitternacht hinausging, um mit ihm über den kleinen See, wo wir unsere Knabenzeit verlebt hatten, hinzugleiten und aus seinem Gehirn die Hitze, die unter dem Vollmondslichte fieberisch glühte, zu vertreiben. Er gedachte dessen mit mir; und ich legte sorgend meinen Arm um ihn, denn Leichenblässe überzog sein Gesicht und ich glaubte ihn dem Umsinken nahe. »Der Mond ist voll heute Nacht,« sagte er, schnell und kalt wieder gefaßt.

Ich nahm ihn innig bei der Hand, und sprach im freundlichsten Tone, der mir zu Gebot stand, von unserer frühen Freundschaft, und, so meine Freiheit entschuldigend, fragte ich ihn, ob er seiner traurigen Krankheit Herr geworden sey. Sein Gesicht arbeitete von heftiger innerer Bewegung, er suchte mir seine Hand zu entwinden und wünschte offenbar, meine Antwort zu vermeiden. »Sage es mir, lieber Larry,« fuhr ich fort.

»Oh Gott! nein!« rief er, indem er sich gewaltsam von mir losriß und sich mit dem Gesicht niederwärts auf das Sopha warf. Die Thränen strömten ihm zwischen den Fingern auf das seidene Kissen.

»Nicht geheilt! Und weiß sie es?«

»Nein, nein! Gott sey Dank! noch nicht!«

Ich blieb einige Minuten stumm und horchte auf sein unterdrücktes Schmerzensstöhnen (denn sein Herz war wie gebrochen von dem Jammerbekenntniß) und bemitleidete ihn, während ich ihn innerlich verdammen mußte. Und dann malte sich mir das Bild der lieblichen, zärtlichen Braut, und die Unmöglichkeit, sein furchtbares Uebel der Gattin zu verbergen, und der Wahnsinn, in dem es enden mußte, und der ganze Schiffbruch ihrer Hoffnungen und seiner eigenen Aussichten und Erdenglückseligkeit — und mein Herz wollte in Weh vergehen.

Seitdem er die Universität verlassen, hatte er mit der ganzen Vollkraft seiner Seele gegen das Uebel angekämpft. Er hatte sich tief in Geschäftsarbeit gestürzt — er hatte Nacht vor Nacht mit eiserner Entschlossenheit sich im Bette gehalten, bis sein Gehirn am Rande des Wahnwitzes von der übermäßigen Kraftanstrengung zu

schwindeln schien; er hatte Opium genommen, um sich einen künstlichen Schlaf zu sichern; — allein nie hätte er es Jemandem anzuvertrauen gewagt, hatte keinen Freund, der ihm in seinen einsamen Schreckensstunden stärkend und stützend zur Seite gestanden. Mit der rührendsten höchsten Leidenschaft schilderte er mir, wie er es Jahre lang verborgen gehalten, — wie er einem Diebe gleich sich hinausgestohlen habe, seine sinnverwirrte Rastlosigkeit in den stillen mitternächtlichen Gassen der Stadt und in den Einsamkeiten des Waldes auszutoben, wie er dagegen gebetet und gerungen und geweint habe, und wie er endlich zu dem Glauben gekommen, daß für ihn keine Hoffnung sey, außer in der helfenden steten Nähe eines Wesens, daß ihm sein Leben in Liebe und Mitleid zu weihen vermöge. Mein Herz betete leise, daß der gefährliche Versuch nicht in maßloser Seelenpein und in Tod enden möge.

Die Sonne ging unter, der Wind sprang plötzlich nach Norden um, und in ein paar Stunden war die Fläche des Sees glatt und glänzend wie geschliffener Stahl.

Hell loderten die Feuer in jeder Stube des Brauthauses, wo ich mich zeitig einstellte, um mein Amt als Ceremonienmeister bei dem Hochzeitfeste zu versehen. Auf meinem Herzen lastete düstere Ahnung. Indessen bemühte ich mich, mir wenigstens äußerlich nichts anmerken zu lassen, führte die Aufsicht bei dem Gebräu einer mächtigen Schüssel Punsch mit einer Lustigkeit, die sich als die heiterste, fröhlichste Stimmung einer Schaar jugendlicher Anverwandten mittheilte. Das Haus hallte von ihrem jubelnden Gelächter wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon hat in der Wirklichkeit gar nicht existirt.

(Schluß.

5) Den nämlichen Fabeln zufolge hat Napoleon zwei Frauen gehabt. Auch dem Sonnengott hatte man zwei gegeben. Es waren dies Luna und die Erde; Luna nach der Mythologie der Griechen, wie Plutarch uns erzählt, und die Erde nach der Mythologie der Aegypter — und noch dazu mit dem höchst merkwürdigen Unterschied, daß der Sonnengott von der Luna keine Kinder gehabt habe, von der Erde dagegen einen Sohn, einen einzigen Sohn, den kleinen Horus, den Sohn des Osiris und der Isis, das heißt der Sonne und der Erde. Nach der ägyptischen Allegorie stellt der kleine Horus, den die von der Sonne befruchtete Erde geboren, die Früchte des Ackerbaues vor. In völliger Uebereinstimmung hiermit hat man die Geburt des vermeintlichen Sohnes Napoleon's auf den 20. März gesetzt, auf das Frühlings-Aequinoctium, weil gerade im Frühling für die Producte des Ackerbaues der wichtigste Entwickelungspunct eintritt.

6) Man sagt, Napoleon habe einer verwüsteten Landplage, die eine Schreckenszeit für ganz Frankreich war, und die man die Hyder der Revolution genannt, ein Ende gemacht. Eine Hyder ist, wie wir wissen, eine Schlange, auf die Species kommt es nicht an, zumal wenn sich's um eine Fabel handelt, wie hier. Nun setzte die Schlange Python, ein scheußliches Ungeheuer, ganz Griechenland in Schrecken und wurde vom Apoll erlegt, und darum sagt man uns von Napoleon, er habe seine Herrschaft damit angefangen, daß er die französische Revolution — natürlich eine Begebenheit, die eben so eine Chimäre ist, ein Traum der Phantasie, wie alles Uebrige — geendigt habe; denn man sieht wohl, daß der Ausdruck Revolution von dem Lateinischen revolvo hergenommen ist, was die Situation einer Schlange, die um sich selber spiralförmig aufgewunden ist, bezeichnet. Es ist die Schlange Python und nichts weiter.

7) Der berühmte Kriegsheld des neunzehnten Jahrhunderts hat, sagt man ferner, zwölf Reichs-Marschälle an der Spitze seiner Heere gehabt, und vier inactive. — Die zwölf Ersteren sind, wie Jeder wohl leicht selbst einsieht, die zwölf Zeichen des Thierkreises, die nach Gesetz und Befehl der Sonne Napoleon ihre Bahn wandeln, jegliches eine zahllose Heerschaar von Sternen führend; die Anderen vier sind höchst wahrscheinlich die vier Cardinalpuncte, die unbeweglich in der Mitte der allgemeinen Bewegung die Nicht-Activität, auf die es hier ankommt, ganz vortrefflich ausdrücken. So sind alle diese Marschälle, active sowohl als inactive, rein symbolische Wesen, die nicht mehr Realität haben, als ihr Herr und Meister.

8) Es heißt demnächst, dieser große Kriegsfürst habe die Länder des Südens glorreich durchzogen, aber als er zu weit nach Norden vorgedrungen, sey er von der Höhe seiner Siege herabgestürzt. Alles dieses charakterisirt auf's genaueste den Lauf der Sonne. Denn die Sonne herrscht, wie wir Alle wissen, gleichsam als König im Süden; nach dem Frühlings-Aequinoctium sucht sie in die nördlichen Regionen hinaufzudringen und entfernt sich vom Aequator. Aber nach Verlauf von drei Monaten auf dieser Bahn gen Norden, erreicht sie den nördlichen Wendekreis und sieht sich von diesem zurückgebannt auf ihren Pfad im Süden und muß dem Zeichen des Krebses folgen, welches, wie Macrobius uns lehrt, also heißt, um eben diese retrograde Bewegung der Sonne auszudrücken. Nichts Anderes als dies hat man unter dem Phantasiebilde einer Expedition Napoleon's gen Norden nach Moskau und des schmählichen Rückzuges, mit dem sie, wie es heißt, geendet haben solle, vorstellen wollen.

9) Endlich, und dies bedarf nicht erst einer Erläuterung, geht die Sonne auf in Osten, und im Westen unter, wie alle Welt weiß. Denjenigen Betrachtern, die an den Ufern der Meere wohnen, scheint die Sonne des Morgens aus den östlichen Meeren sich zu erheben und Abends unterzutauchen in die westlichen. Alle Dichter schildern uns so ihren Auf- und Niedergang. Dies und

nichts Anderes also ist darunter zu verstehen, wenn wir hören, daß Napoleon über's Meer aus Morgen (Aegypten) gekommen, um in Frankreich seine Herrschaft zu gründen, und untergegangen sey in den abendländischen Meeren, nach einer Regierung von zwölf Jahren, die nichts Anderes sind, als die zwölf Stunden, in denen die Sonne am Horizonte leuchtet.

»Nur einen Tag hat er geherrscht,« sagt von Napoleon der Verfasser der neuen Messenischen Gesänge, und die ganze Art, wie er das Erscheinen, das Emporsteigen und den Fall des Helden beschreibt, zeigt, daß dieser herrliche Dichter gleich uns in Napoleon nur ein Bild der Sonne gesehen — eine Annahme, dafür die Belege in seinem Namen, in dem Namen seiner Mutter, in seinen drei Schwestern, seinen vier Brüdern, seinen beiden Frauen, seinem Sohne, seinen Marschällen und Waffenthaten, in dem Ort seiner Geburt, in der Gegend, von wannen er kommt, sein Reich zu gründen, in der Zeit, die ihm gegönnt, seine Bahn zu durchlaufen, in den Regionen, wo er herrschte, wo er besiegt wurde und wo er unterging, bleich und entkront nach seinem Strahlenlaufe, wie der Dichter Delavigne sagt — offen zu Tage liegen.

Sonach hat also jener Napoleon Bonaparte, über den so viel gesprochen und geschrieben worden, in Wirklichkeit gar nicht existirt, und der Irrthum, der so vielen erfahrenen und unerfahrenen Leuten den Kopf verrückt hat, beruht auf einem Quiproquo: daß sie nämlich die Mythologie des neunzehnten Jahrhunderts für Geschichte genommen haben.

P. S. Um unsere Annahme noch eindringlicher zu unterstützen, hätten wir uns noch auf eine große Anzahl königlicher Ordonnanzen berufen können, deren factisch-historisch ganz bestimmte und sichere Daten im offenbaren Widerspruche stehen mit der wirklichen Regierung jenes vermeintlichen Napoleon und sie folglich für sich allein schon widerlegen — doch haben wir es lieber gelassen, aus Gründen, die unser Privat-Geheimniß sind.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, den 10. Mai 1836.

Sobald wir in Mainz die Anzeige in den Localblättern lesen, daß die wöchentlichen Festivitäten in der „neuen Anlage" eröffnet seyen, so können wir mit Sicherheit ausrufen: Nun, Gott Lob, der Sommer ist da! Dießmal hätten wir Grund gehabt, uns nicht allzu voreilig zu freuen; denn wir lasen die Anzeige in einem Momente, wo noch gar hübsch das Feuer in dem Ofen loderte, und eher hätten wir ausrufen mögen: Will denn dieser fatale Winter niemals enden! Indessen, der Himmel ist unsrer neuen Anlage gar hold! Auf den 6. Mai war die dießjährige Eröffnung der Festlichkeiten festgesetzt, und schon am frühen Morgen dieses Tages konnten wir uns in den warmen Strahlen sonnen, und ein heitres Blau umzog den Horizont, und alle Spuren der Freude strahlten aus den Zügen unsrer lebenslustigen Bewohner, besonders derjenigen, welche diese herrliche Promenade vorzugsweise lieben. Woraus besteht nun diese Freitagslust? Ich will sie Ihnen schildern. Jeden Freitag Mittag versammelt sich die schöne Welt von Mainz auf der Terasse der „neuen Anlage," lustwandelt in dem prachtvollen Park, ergötzt sich an der malerischen Aussicht nach dem Taunus und dem Rheinthal hin, und grüßt den freundlich dahin strömenden Rhein, dessen Spiegelfläche, von leichten und schweren Fahrzeugen bedeckt, ein sehr lebendiges Panorama vor unsern Augen entfaltet. Präcis 5 Uhr beginnt die vortreffliche Militär-Musik, und in ihren Pausen eine äußerst heitre, feine Conversation, die das Gepräge des Humors und der Laune, nicht des Zwanges und der Convenienz trägt, welche auch für diesen Ort, wo eine reizumhüllte Natur Alles mit Lust erfüllt, gar nicht passen würde. Die musikalischen Piecen, die hier gehört werden, sind meist neuern Opern entnommen; auch Strauß und Lanner werden daher von dieser herrlichen Harmonie nicht verschmäht. So dauert die Lust bei Musik, Conversation, kühlender Limonade, dampfendem Thee und perlendem Weine, was Alles hier von bester Qualität vorräthig ist, bis nach sieben Uhr, oft auch länger. Dann aber beginnen die zarten Schönen eine gewisse Angst vor der Rhein- und Zugluft zu bekommen, und man sieht allgemein Anstalten zum Aufbruch. Jetzt ist es interessant, die unendliche Wagenreihe und die promenirende, wohlgeputzte Menge gen Mainz wandern zu sehn! Der Anblick ist von der Terasse aus wirklich malerisch, und es ist nur schade, daß man schon in 5 Minuten die erste Festungs-Barriere erreicht hat. — Die blühendsten Freitage für die neue Anlage sind diejenigen des Junius und Julius, wo die Wiesbader Curgäste die Hitze dieses vulcanischen Orts kaum mehr ertragen können, und zu uns ihre Ausflucht nehmen, auf der Anlage der lieblichen Kühle des Rheins sich erfreuen, die köstlichste Luft und die wonnigsten Düfte einathmen, und sich sehr behaglich fühlen. — Ueberhaupt ist die Nähe Wiesbadens zur Sommerszeit uns eine gar angenehme Sache, und zwar nicht darum, weil es uns so leicht wird, Fortuna bei Rouge und Noir dort zu prüfen — das ist grade die Schattenseite der Wiesbadner Nähe — sondern darum, weil aus dem Füllhorn, das sich über diese Curstadt ergießt, auch etwas zu uns herüberströmt. Die Badegäste wollen ja das alte Moguntiacum, mit seinen merkwürdigen Ueberresten aus einer frühern Zeit und das moderne Mainz mit seinen prachtvollen Neubauten, schönen Straßen und prächtigen Anlagen sehen. Dazu müssen sie einige Tage hier verweilen, und diese Anwesenheit so vieler Fremden bringt Lebendigkeit und Nahrung in unsre Stadt. Unsre großen Gasthöfe haben im Sommer ihre beste Ernte. So viel deren auch neue sich etabliren, so sind sie doch alle in den Sommermonaten überfüllt. —

Im Verlage des Buchhändlers Joh. Wirth dahier ist so eben die längst erwartete Schrift: Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Joh. Gutenberg in Mainz (gr. 8. 806 S. nebst dreizehn gro-

ßen Tafeln Facsimiles, mehr als 60 an der Zahl) erschienen, und sie erregt bei Gelehrten und Laien merkwürdige Sensation. Wetter hat mit einem unendlichen Fleiße und einer tiefen, klaren Forschung alle Dunkelheiten in Bezug auf die Fragen: von wem, zu welcher Zeit und an welchem Orte die Kunst, mit beweglichen Buchstaben zu drucken, erfunden worden, beleuchtet; er hat die ersten Anlässe und den nächsten Schritt zur Erfindung, so wie die Stufen ihres Fortgangs mit vorurtheilsfreier Einsicht aus einander gesetzt; er hat eine bisher noch nie angestellte genaue Prüfung und gänzliche Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtnen Ansprüche der Stadt Straßburg mit Glück versucht, und eine vollständige Widerlegung der Ansprüche der Stadt Harlem auf die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst gegeben. Die Schrift erscheint dabei in einem Momente, wo namentlich in Mainz ihre Untersuchungen über das Datum der Erfindung besonders Sensation machen mußten, da mit ihrem Erscheinen auf das Unwiderlegbarste erwiesen ist, daß nur das Jahr 1850 das Säcularjahr der Erfindung sey, weil das Jahr 1450 das Jahr war, wo die wirkliche Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht worden ist; — daß wir somit bisher in Irrthum waren, wenn wir das Jahr 1836 als das Säcularjahr bezeichneten, und somit das Jahr 1436 als das Erfindungsjahr betrachteten, womit wir zugleich allerdings die Ansprüche der Stadt Straßburg sanctionirten, da es erwiesen ist, daß in jenem Jahre Gutenberg in Straßburg wohnte. Es war auch in der That sonderbar, daß man hier, um die Festivitäten bei der Enthüllung des Gutenberg'schen Monuments, die unaufschiebbar in diesem Jahre vor sich geht, noch mehr zu steigern, den Gedanken mit den Haaren herbeizog, dasselbe Jahr 1836 sey auch zugleich das Säcularjahr der Erfindung! Wozu das? Die Gründung des Monuments ist ein Fest für sich, heilig genug allen Söhnen der Stadt Mainz, die den unsterblichen Landsmann ehren wollen, bedeutungsvoll genug für alle diejenigen, welche die segenreichen Erfolge, die die Gutenberg'sche Erfindung für die ganze civilisirte Welt hatte, zu würdigen verstehen! Die Säcularfeier mögen denn die begehen, die im Jahre 1850 noch am Leben sind! Nicht mit Unrecht sind wir daher von Auswärts des Irrthums hart bezüchtigt worden, besonders in den letzten Tagen noch in einer Broschüre von Schmalz, wir, die wir doch am ersten wissen sollten, wann die Buchdruckerkunst erfunden worden ist, da wir doch die meisten Urkunden besitzen, und uns die Sache überhaupt vorzugsweise interessirt! —

(Schluß folgt.)

Berlin, im Mai 1836.

[Nekrolog.] Am 4. Mai starb hier der Rechnungsrath und Organist der Petrigemeinde, O. F. G. Hansmann in fast vollendetem 67. Jahre seines Lebens. Er hatte sich der Tonkunst mit Liebe und Eifer gewidmet und der Enthusiasmus für sie beseelte ihn bis auf den letzten Moment seines irdischen Daseyns.

Geboren am 30. Mai 1769 wurde er am 1. Juni 1791 Chordirector der italienischen Oper, in einem Alter von 40 Jahren Organist. Am 3. August 1796 wurde er als königlicher Beamter angestellt, erhielt am 20. Januar 1825 den rothen Adlerorden vierter Classe und am 17. Februar 1833 den Charakter als Rechnungsrath.

Er wurde der Stifter eines Singinstituts im Jahr 1804, dessen fünfundzwanzigjähriges Bestehen gefeiert wurde. Da er mit Hilfe dieses Instituts durch Aufführung von Musikstücken zu wohlthätigen Zwecken so wesentlichen Nutzen für die Nothleidenden Berlins gestiftet, so verlieh ihm bei dieser Feier der Magistrat das Ehrenbürgerrecht.

Seine erste öffentliche Musik geschah im Jahr 1815 in der Domkirche, wo er die Cantate: „der Tod Jesu von Ramler und Graun" aufführen ließ, und er hat ununterbrochen dies classische Werk bei jedem Osterfeste wieder executiren lassen. Die Zahl der von ihm aufgeführten Oratorien beläuft sich auf 39 und er hat das Verdienst, daß er viele als classisch anerkannte Compositionen in diesem Styl nach Berlin verpflanzt hat.

Aber immer suchte er durch solche Aufführungen den Nothleidenden Hilfe zu verschaffen, indem er den Erlös für die Eintrittskarten zu solchen Musiken zu milden Zwecken bestimmte. Sie kamen dem Bürgerrettungsinstitute, dem Luisenstifte, der Wadzecksanstalt, dem Verein zur Unterstützung verwundeter Krieger, dem Friedrichsstift, armen Witwen und Waisen, den Jubelgreisen hierselbst, den Erwerbsschulen und den in Preußen bei der Wassersnoth Verunglückten zu Gute. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich die dadurch nach und nach eingegangenen Gelder wenigstens auf 26,000 Thlr. belaufen. So viel vermag ein beharrlicher Wille, bei Verfolgung eines Vorsatzes und dies segensreiche Wirken, menschliches Elend zu lindern, ist das schönste Denkmal auf seinem Grabhügel.

Am 6. Mai 1792 verehelichte er sich; er verlor seine Gattin durch den Tod. Aus dieser Ehe betrauern ihn noch vier Kinder.

Seit vierundzwanzig Jahren war er Mitglied der Privattheatergesellschaft Urania, wo er die Musik im Orchester leitete.

Seine Leichenbestattung war sehr feierlich und ausgezeichnet. Die ihm Ueberlebenden wollten dadurch noch ihre Anerkennung seines menschenfreundlichen Wirkens öffentlich aussprechen.

Wunsch.

Um ein Licht ein Mückchen flog —
Magisch an der Glanz es zog —
Süßes Ahnen es empfindet,
Fröhlich es die Flügel hebt,
Näher es dem Lichtkreis schwebt,
Und den Flammentod es findet.

Als in's Aug' ich Dir geblickt,
Fühlt' ich mich der Erd' entrückt,
Aber ernst hältst Du mich ferne;
Sonnt' ich nur ein einz'ges Mal
Mich in Deiner Augen Strahl,
Wie die Mück' — ach! stürb' ich gerne.

K. M — r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 139. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 10. Juni. 1836.

Revue der Zeitschriften.

(Von Jul. Seidlitz.)

Jede Armee, die mit Erfolg operiren will, braucht jene leichten Streifcorps, welche bald angreifend, bald beschützend, bald erscheinend, bald verschwindend, immer aber auf dem Platze sind, wenn die Hauptarmee drohend oder bedroht ist. Denken wir uns nun die Literatur als eine Armee, welche gegen die feindlichen Schaaren der Kinder des Nebels zieht, so sind die Journale die fliegenden Corps, welche auf den windschnellen Rossen des täglichen Erscheinens, mit der leichten Bewaffnung des Witzes und der Satyre, dem Feinde bald vor, bald nach, bald in der Flanke und bald neckend unter den Füßen sind. Und doch sind es wieder nicht die leichten Truppen des Sieges, die selten angegriffen, öfter angreifend erscheinen; es sind Hagelkörner, die das unwissende Kind für geschrotenes Korn hält und die doch nichts als Wasser sind. Hat der leichte Trupp der Journale auch nicht die langen sicher treffenden Flinten der kosakischen Streifer, so hat er doch lange, tödtende Novellen; hat er auch nicht die leichten, schnellfüßigen Pferde der Vorposten, so hat er doch schwere, lahme Gedichte, und ich könnte, wenn ich Witz und Geist hätte, noch Mehreres auffinden, worin sich die Journale von den nützlichen Ablegern der Hauptarmeen unterscheiden. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich den ernsten Gegenstand so leicht behandle, aber es ist Lüge, denn ich behaupte, der Zustand der deutschen belletristischen Journalistik ist ein höchst lustiger, wenn auch kein erfreulicher. Man wird mir vielleicht einwenden, unsere Zeit, die des Ernsten schon genug hat, will nicht auf jeder Seite an ihre Misere erinnert werden, doch ist dieses zugleich Rechtfertigung? soll die Literatur etwas Anderes, als der Mund der Zeit seyn? und daß sie es ist, sehen wir es nicht daraus, daß die Zeit immer ein trauriges Gesicht macht, wenn der Literatur der Mund gestopft wird?

Das Journal sey ein Spiegel, aber kein converer Spiegel, wo Alles in die Breite gezogen wird. Es sey empfänglich, wie Wachs für jeden Eindruck der Zeit, aber wieder nicht wie Wachs, das kein Feuer duldet; es sey ein Instrument, aber nicht die Geige eines Bettelmusikanten, die uns zum Davonlaufen zwingt; es sey die hohe göttliche Orgel, die unsere Gedanken zum Himmel trägt; es sey ein Wirthshaus, wo man Alles findet, aber wieder nicht ein Wirthshaus, wo man für Geld Alles haben kann; es sey eine Wiese, die duftendes Futter bringt, aber keine Wiese, wo sich Buben herumbalgen; ein Journal sey Alles für Alle, aber wieder nicht Alles für Alle, weil man es nicht Allen recht machen kann.

Ich bin mit meiner Kritik zu Ende. Und warum sollte ich nicht zu Ende seyn? Wo weiter anfangen bei unserer modernen belletristischen Journalistik? Wahrhaftig, wenn ich in ein Lese-Institut komme, und die Journale, wie die weiland kaiserliche Garde, in Parade da hingereiht sehe, kann ich nicht umhin, die Allmacht Gottes anzustaunen, die so manches ihrer Geschöpfe geboren werden, wachsen und sterben läßt, ohne daß es selbst weiß, wie und warum; unsere Journale kommen mir wie ein Urwald vor, der gelichtet werden muß, soll er für Alle passirbar seyn. Und an dem „passirbar" hängt doch so viel! Unsere Journale wären ein passirbarer Wald, wenn ihnen nicht so oft das Unglück passirte, daß etwas nicht die Censur passirt; und wie oft sagt man so bloß hingeworfen, das Journal ist passabel, wenn es auch ein unrettbar tiefer Sumpf ist. Sollte ich den Grund angeben, warum unsere Journale so mittelmäßig sind, so würde ich mich in ein bodenloses Meer von Definitionen versenken, und doch nie auf's Trockene kommen, denn unsere Tagsblätter sind ein trostloser See, wo zur Belustigung der am Ufer Stehenden manchmal ein höchst ergötzlicher Frosch- und Mäusekrieg aufgeführt wird. Wenn man die Journalistik dieses Jahres durchsieht, und die auf Früchte resignirenden Blüthen und Blätter betrachtet, so stehen wir auf der negativen Seite des Oekonomen, der heuer wieder über Wasser- und Regenmangel klagte. Ach, du lieber Gott! eben weil wir so viel Regen haben, eben weil der Himmel der Poesie sich jedem, auch noch so wenig inbrünstigen Gebete öffnet; weil Jeder in sich den Springquell der reinen Poesie vermuthet und das Reimlexikon, diesen artesischen Bohrer derselben, zur Hand nimmt, darum klagt man.

Reimlexikon! Reimlexikon! Du hast Vieles auf Dein Gewissen! O, Peregrinus Syntax! Peregrinus Syntax, o!

„Unsel'ges Flötenspiel, das Dir nie hätt'
Einfallen sollen!"

Und sehe ich einen Menschen in deinen dicken Eingeweiden wühlen, so schießen mir die Thränen in die Augen und unwillkürlich ringt es sich durch meine Lippen:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie stets Böses wieder muß gebären."

Die Poesieen in unseren Journalen kommen mir wie Marktheifer vor, die in der Thüre des Gewölbes stehen, und um welche sich der Eintretende nicht bekümmert, wenn er nicht zufällig ein alter Bekannter ist. Warum werden diese Markthelfer nicht verabschiedet? höre ich fragen. Weil sie mit zum Sortiment gehören; eine Zeitschrift ohne Gedichte ist eine schlechtsortirte Handlung. Wäre es hier am Platze, so würde ich mich über diese ungezogenen Kinder der neuen Poesie etwas näher erklären, die wie ächte Schelme nicht sehr in die Höhe, aber auch zum Glück nicht in die Breite wachsen. Die Jungen fliegen gewöhnlich so leicht über den Sand weg, daß sie gar keine Spur zurücklassen, und nur selten treten sie auf königlich, wie junge Löwen, ihrer Kraft sich bewußt und keinen Zügel duldend. Ein solcher Löwe tritt uns jetzt in Freiligrath entgegen, ein Grabbe der Lyrik. Heine ist zu nobel, um den deutschen Blättern die Scheidemünze einzelner Gedichte in den Hut zu werfen. Die Schwaben haben mit ihrem Landtage zu thun; des Südosts Ceder und Myrthe, Lenau und Grün, arbeiten an größeren Gedichten, und so bleiben im Ganzen genommen nur die Berliner, welche Fische zu Markte bringen. Ob diese Fische nun schon abgestanden sind und sie Niemand kaufen will, das geht sie nichts an, bei der jetzigen Finsterniß fischen sie fleißig fort, sich an das Sprüchlein haltend: „Im Trüben ist gut fischen."

Sehen wir das Hauptlager der Zeitschriften an, den Artikel den jedes Blatt haben muß, denn er ist demselben so nothwendig, als sich mit dem Begriff Vogel auch der Begriff Flügel verbindet, so finden wir ein sonderbares Wesen, ein Ding, das nicht einmal weiß, wie es heißt, ob Hanswurst oder Harlequin, ob Erzählung oder Novelle. Früher unterschied man; Alles, was in unserer Zeit und vorzüglich in unserem Vaterlande vorfiel, ward mit dem protestantisch-abstracten Namen Erzählung, Alles hingegen, was im Mittelalter, im Süden, vorzüglich in Italien, spielte, mit dem katholisch-duftigen, romantischen Namen Novelle bezeichnet. So wie es eine Zeit gab, wo die Genre-Bilder die großen historischen Compositionen verdrängen zu wollen schienen, so war und ist es noch zum Theil in Deutschland, daß Alles Novelle heißen mußte, es novellire sich, oder nicht. Wir hatten Maler-, musicalische-, Kriegs-Novellen, die eben so gut Erzählungen und Romane heißen konnten, aber man verband mit dem Namen Novelle ein gewisses romantisches Etwas, unüberschwengliche Liebe, unnennbaren Schmerz, geschraubte Charaktere — große Verzweiflung; während wir doch bei dem Vater der Novellen Boccaccio nichts weniger, als dieses finden. Ihm und Cervantes war die Novelle das in der Prosa, was das Sonett in der Dichtung.

Das dritte Armeecorps eines Journals besteht aus Correspondenzen. Obgleich dieser Theil des Blattes der interessanteste und mannichfaltigste des Ganzen seyn sollte, so beschränkt er sich gewöhnlich nur auf eines und dasselbe, auf Theater. Als wenn unser ganzes öffentliches Leben sich vor den Coulissen concentrirte! Da wird uns mit höchst wichtiger Miene erzählt, daß eine Schauspielerin der Andern bald in die Haare gefallen wäre, daß eine Sängerin unglückseliger Weise heiser ist und eine Oper, leider! nicht könne gegeben werden, daß ein Schauspieler in dieser oder jenen Rolle sich ausgezeichnet habe, während man ihn sonst für einen Esel gehalten. Das sind die Neuigkeiten, das ist das Wichtige, was wir in allen Journalen Tag für Tag lesen, um solche Dinge bekümmert man sich, während das Volksleben in seinen mannichfaltigen Gestaltungen kaum beachtet wird! Wahrhaftig, es wird noch so weit kommen, daß wenn eine Sängerin oder Tänzerin einen Fall thun wird, die Journale mit schwarzen Rändern erscheinen werden *). Und — gut, ich gestehe es zu, daß das Theater jetzt der einzige Mittelpunct unserer langweiligen Conversation ist! — würden der Literatur, der Kunst und selbst dem öffentlichen Leben nicht gediegene Kritiken der dramatischen Werke mehr nützen, als fades, zuckerwasserfades Geschwätz über Darstellungen? Beleuchtet das Werk und dann die Darstellung. So lange dem Schauspieler nicht sein secundärer Standpunct zum dramatischen Werke bewiesen ist, so lange er nicht durch Ernst in die Schranken zurückgedrängt wird, die ihn durch die Dichtung in dasselbe Verhältniß stellen, wie den Portraitmaler zu dem, der ihn sitzt, so lange ist kein Gedeihen des Dramas, keine Nationalbühne zu denken. Ich rede hier nicht von dem denkenden gebildeten Schauspieler, der wie ein Seidenwurm sich in den Geist seiner Rolle verspinnt, und uns dann die freien glänzenden Fäden des innern Seelenlebens vor das Auge stellt. Aber ich meine den Troß jener Schauspieler, die, ohne positives Wissen, ohne Menschenkenntniß, selbst ohne äußere Abgeschliffenheit, sich für Künstler halten und jeden wohlmeinenden Rath mit einem gemeinen verächtlichen Schimpfwort begrüßen; ich meine jene Schauspieler, die, statt zu studiren, in Wirthshäusern leben, die, ohne den Geist der Rolle aufzufassen, wie es ihnen gerade gut dünkt, einen Theatercoup hineinbringen, unbekümmert ob es der Charakter zulasse oder nicht. Darum ist es eben zu bedauern, daß, wenn wirklich Theatergespräch und Theatergeklätsche in Zeitschriften seyn muß, wenn diese Artikel dem Publicum so nöthig geworden sind, als dem Fische das Wasser, daß dieser Zweig der Literatur (denn dazu haben sich Theaterkritiken herangebildet) größtentheils in den Händen unmündiger und parteiischer Menschen liegt. So wie sonst die erste Federprobe eines jungen Menschen ein Gedicht an den Frühling oder an die Nachtigall war, so ist es jetzt eine Theater-Recension, und gehen wir die Beweggründe durch, warum er Recensionen schreibt, so sind deren gewöhnlich zwei. Für's Erste, um ein Freibillet zu bekommen, und dann, um mit Schauspielern und Schauspielerinnen bekannt zu werden. Man wird es leicht einsehen, woher es komme, daß die ersten Recensionen tadelnd, die spätern hände-

*) Ist in Berliner Blättern bereits dagewesen. Wollen Sie sich, Hr. Rec.! nur gefälligst an Hrn. von Kesteloot und sein modejournalistisches Treiben erinnern. D. Setzer.

küssend sind. Doch genug darüber, ich werde noch ein anderes Mal ausführlicher auf diesen Gegenstand zu sprechen kommen.

Eine Rubrik der Journale ist uns noch übrig, deren matteres oder helleres Leuchten der Barometer der Zeit ist. Es ist die Kritik. Wer sich aber unter der Kritik, wie sie sich in den deutschen Unterhaltungsblättern herumtummelt, eine liebende warnende Mutter vorstellt, der wird sich betrogen finden; höchstens findet er, statt einer guten Mutter, eine Stiefmutter, die gegen die unschuldigen Kleinen immer keift und schreit, und höchstens einem guten Bekannten, einem Hausfreund, mit dem sie nicht gern zerfallen will, ein gutes Gesicht zeigt. Wo finden wir in den Literaturblättern der Journale, manchmal mit Ausnahme des Menzel'schen und des Mitternachtsblattes, ein unparteiisches tieferes Eingehen in das Wesen des Werkes, im Erkennen des Dichters aus der Dichtung, und nicht umgekehrt? Welche Tagesblatt-Recension gibt uns eine Gesammtanschauung des Werkes, welche von dergleichen Recensionen wird der Beurtheilte mit Vortheil lesen? Müssen denn alle Werke, die eingeschickt werden, recensirt werden? Man beurtheile das Würdigste davon würdig; man stelle, will man Alte erwähnen, die Gleichartigen zusammen, beleuchte das Bedeutendste nach allen seinen Theilen, nach allen seinen Verhältnissen, nach allen Kanten, wo es mit dem Andern zusammenfällt, und wir haben in der Beurtheilung dieses einen Werkes, die Beurtheilung aller andern gleichartigen.

So lange die Unterhaltungsblätter-Kritik nicht das Kleid der Universität, das einem belletristischen Journale wie eine Harlequinsjacke steht, auszieht, ist für die Kritik der schönen Literatur kein Heil zu finden. Was sollen in so einem Journale Kritiken über juridische und medicinische Schriften, soll doch selbst Philosophie und Theologie nicht in ihrem ganzen Umfange darin aufgenommen werden! Doch auch über diesen Gegenstand werde ich noch mehrmals zu sprechen.

Betrachten wir nun alle bedeutendern Zeitschriften im Ueberblicke, so ist es, als wenn wir ein Hospital durchwanderten, nichts als Kranke und Preßhafte.

Das Morgenblatt bringt hübsche Verse und schlechte Gedichte, neue lockende Titel, dahinter alte Geschichten und klafterlange Berichte. Menzel wird nur gelesen, wenn der eckige Zickzack über seinem Namen schwebt. Schimpfen ist der Stahl, der aus diesem Steine auch leuchtende Funken schlägt. Das junge Deutschland sind die Würmer, welche an diesem kritischen Leichnam nagen, und es glaubt der ferne und fremde Zuschauer, er spiele mit den Würmern.

Die Mitternachtzeitung erhellt noch nicht Alles, da die eigene Lampe umflort werden mußte.

Duller schwebelt. Er ist seit Gutzkow's Abgang mehr als jeder Andere conservativ geworden, und hat seinem Blatte eine von der frühern ganz verschiedene Gestalt gegeben, aber nicht verloren, ja eher noch gewonnen. (?)

Was die Berliner betrifft, so langweilt Gubitz schon im 28. Jahre; seine Correspondenten sind faul, seine Recensenten — Berliner.

Marggraf und Genzel wollen aus einer Schlafmütze zwei blanke starke Helme mit bunten Federbüschen machen. Da haben sie schön zu arbeiten. Bis jetzt steht der Vortheil auf Herrn Marggraf's Seite.

Oettinger ist einseitig und der Witzfaden geht ihm manchmal aus, da er der einzige Knäuel ist, von dem er abgesponnen wird.

Was die Tochter des Elbstrandes, die holde Vespertina, betrifft, so hat der Genius, der Oel in die Nachtlampe schüttet, ganz recht, denn zu Vespertina's Ohr klingen Calderon's geisterhafte Worte:

„Hörst du die Kritik in dem Abendwind
Sie ruft dir liebend zu: Komm schlafen Kind!"

Die Leipziger Blätter erscheinen wie früher.

Der Komet hat Schweif und Glanz verloren und man sieht nur darnach, ob sich das Eine oder das Andere vielleicht wieder findet.

Der „elegante" Kühne schwimmt in der Gunst des Lesers, d. h. er kann nicht auf's Trockene kommen. Ich fürchte, der wackere Schwimmer ermüdet und sinkt zu Boden.

Man verzeihe mir die lange Einleitung, und wenn es Viele wie ich machen, der bei einem langweiligen Buche nach dem Anfange gleich das Ende liest, so wird man meine Versicherung wahr finden, daß ich nur durch den Gegenstand gezwungen, eine so lange Einleitung schrieb; die Revue selbst soll schon kürzer ausfallen, ob sie aber nicht mißfallen wird, dieses hängt vom Gefallen der Leser ab.

(Fortsetzung folgt.)

Literarischer Beobachter.

[Noch ein Wort*) über Gutzkow von Robert Bürckner.] Gutzkow's allbekannter Roman ist schnell verdammt, und als unmoralisch verworfen, aber schwerer ist es, die Gründe dieses raschen Urthels anzugeben.' — Gründet man dasselbe auf ein natürliches Gefühl der Ehrbarkeit und Sitte, so räumt man den schwankenden Ansichten der Zeit, die gerade in diesem Puncte alle Jahrhunderte, oder in noch kürzerer Zeit, sich änderten und modificirten, den Rang ein über Ideen der Vernunft, die ein solches Forum nicht anerkennen; stützt man es auf die Principien des Christianismus, auf die Grundsätze einer dogmatischen Katechismus-Moral, so bedient man sich einer Autorität, die Gutzkow abhercscirt. — Auch ich halte den sog. Roman für unmoralisch, und ich will erklären, warum? — Es sind offenbar zwei Ideen, welche Gutzkow versinnlichen wollte.

Einmal ist es die Idee einer vernunftgemäßen auf Naturbedürfniß gegründeten und durch ästhetische Gefühle veredelten Liebe, die er manifestiren; andernseits die aus desolaten, socialen Lebensverhältnissen entsprungene Zerrissenheit, der aus geistiger und körperlicher Uebersättigung erzeugte negirende Geist der Zeit, den er schildern will.

Dadurch, daß er Cäsar, den Repräsentanten und Träger der letzten Idee, auch zum Propheten der erstern macht, neutralisiren sich beide Ideen, die Tendenz wird ungewiß und verworren, und das ganze Buch, wie gesagt, unmoralisch.

Hier verstehe ich nämlich unter Moral nicht jenes System der Abstinenz, welches sich durch scholastische Mönchsspeculatio-

*) Vielleicht das gründlichste und beste, das ich bis heute gelesen habe. Anm. d. Red.

nen in den Christianismus eingeschlichen hat, nicht den Inbegriff jener, gegenseitiger Schwäche und Erbärmlichkeit abgedrungenen Rücksichten, jener Entsagungstugenden, nicht Negation des Willens, sondern im Gegentheil — Freiheit des Willens, verbunden mit der Achtung vor fremder Individualität. Gutzkow will diese Moral in der Liebe geltend machen. Cäsar will an Wally eine Proselytin dieser Grundsätze gewinnen — aber wer ist Cäsar?

Ein Mensch, der nur noch mit Begriffen rechnet, dessen Herz todt ist, und der nur noch durch den Reiz der Situation verführt wird. Was kann ein Mann wie Cäsar in dem Verhältniß, in das er zu jener Wally getreten, dieser für ihre Gewährung bieten? Sein Herz? er hatte keines; seine Leidenschaft? er hat sie todt geschlagen — er ist impotenten Herzens und will sich nur noch durch den Reiz der Situation kitzeln; er will Alles empfangen und nichts geben. Er ist nur ein Lehrer, aber kein Thäter des Worts, und macht solches, als aus unreinem Munde verkündigt — verdächtig! Durch diesen Charakter Cäsar's wird alle Gegenseitigkeit des Verhältnisses unmöglich, W. ist ihm ein bloßes Instrument der Wollust, und jene Enthüllungsscene — an und für sich in sittlicher Beziehung weder lobens- noch tadelnswerth, unter andern Umständen wahrhaft erhaben — wird hier eine Gemeinheit, denn nur die Liebe konnte fordern, was nur die Liebe gewähren konnte.

[Chateaubriand.] Die Schriften dieses Mannes sind erst vor Kurzem vollständig erschienen, und doch sind sie bereits in 36,000, ja mehrere einzelne Schriften, wie Atala, Geist des Christenthums u. a., in mehreren 100,000 Exemplaren abgesetzt. Seine „oeuvres inedites und Mémoires d'outre tombe," wie er sie selbst nennt, hat eine Gesellschaft an sich gebracht, welche zu deren Herausgabe 1600 Actien en commandite ausbietet. Wie weit bleibt da deutsches Schriftsteller- und Buchhändlerthum zurück! Doch soll von des Fürsten Pückler-Muskau Briefen eines Verstorbenen die dritte Auflage erscheinen, und wie man sich um Anastasius Grün's Schutt, wie um eine Erzhalde, gerissen hat, ist bekannte Thatsache. Das sind, mit Einrechnung der Brockhaus'schen Conversations-Lexikonsspeculation, aber nur kleine Oasen auf der großen deutschen Buchhandlungs-Sahara.

[Bilderwerke.] Wenn der Buchhändler Fleischer in Leipzig durch seine Ausgabe des Shakespeare mit Abbildungen von Retzsch (in dieses Künstlers bekannter und mit allgemeinem Lob anerkannter Manier) sich ein Verdienst erwirbt, und man hoffen muß, daß ihm schon die Uebersendung seines Werkes an die Königin von England (in einer überaus prächtigen, 500 Thaler kostenden Kiste) und, in etwas einfacherer, doch schöner Emballage an Se. Majest. den König von Sachsen gute Früchte trage, so steht er doch mit seiner Aufopferung nicht einzig da. In Paris nämlich erscheint das verlorene Paradies von Milton, dargestellt in einer Reihe von Bildern von dem berühmten Bildhauer und Maler Flatters, zugleich mit einer Uebersetzung jenes Gedicht von Jules Bastide, durchgesehen und bevorwortet vom Abbé de Lamennais. Auf ähnliche Weise soll auch Klopstock's Messias herausgegeben werden. Die Pariser sind schon auf dem Wege, sich des Neides gegen England wegen seines Flarmann abzuthun.

[Neuigkeit.] So eben verläßt die Presse ein Schriftchen eines Ungenannten, unter dem Titel: „Für die Juden von einem Juden. Beantwortung des Schriftchens von W. Tell: Die Juden können und dürfen in christlichen Staaten keine bürgerliche Gleichstellung erlangen (Leipz., bei C. H. F. Hartman)" und mit der Widmung: „Meinem Vater und dem Dr. G. Rießer, dem Ulrich von Hutten der Juden ꝛc." Es handelt sich hier um keine weitläufige Paraphrase des längst Dagewesenen, sondern bloß um eine bündige Widerlegung der von einem bornirten Pseudonymsmus zusammengesteppelten Phrasen. Wenn auf der einen Seite die scharfe Waffe der Satyre gezückt wird, so sieht man doch auf der andern Seite die Friedens- und Duldungsfahne wehen, die es zu keinem Angriff gegen die herrschende Partei kommen läßt und duldend nur Duldung erflehen heißt. Ueber dem Ganzen wehet der belebende Hauch eines lebendigen, frischen, feurigen und vielgewandten Geistes, dem für jeden Gedanken das rechte, greifende Wort und der angemessenste Ausdruck zu Gebote steht. Der Schluß des Werkchens, eine Schilderung der geistigen Zustände der Juden in der Gegenwart in Relation auf das besprochene Thema, ist wahrhaft drastisch. —

[Für Theater.] Sehr empfehlenswerth nach allen seinen Bestandtheilen und Eigenschaften wird allgemein erkannt: „Der Pastetenbäcker, komisches Singspiel in fünf kleinen Acten. Frei nach dem Französischen von Friedr. Ludw. Rhode. Musik von C. Oestreich (Manuscript)." Man lernt in Hrn. Rhode einen Mann kennen, der die trefflichsten Sprach- und Bühnenkenntnisse verbindet und sicher noch Ausgezeichneteres leisten wird.

[Magyaren-Sprache.] Nach dem nun von Dankowsky beendigten kritisch-etymologischen Wörterbuche der magyarischen (ungarischen) Sprache ist diese, ihrem Ursprunge nach, hauptsächlich als eine slavische zu betrachten. Sie zählt nämlich 1898 slavische, nur 962 eigenthümlich magyarische, demnächst 889 griechische, 334 lateinische, 288 deutsche, 268 italienische, 25 französische, und 4 hebräische Stammwörter. Das heißt zählen!

[Der Pudel mit dem Korbe.] So heißt ein in Nr. 126 des „Phönix" abgedrucktes Gedicht von Leopold Schefer. Es trägt einen parabolisch-naiv-satyrischen, politischen, unverpönbaren Charakter, und möchte in dieser Beziehung das beste Gedicht seyn, das jemals erschienen ist. Es schließt mit der Anwendung und dem Wunsche:

„So *) frißt manch' Guter mit Entsetzen,
Auch mit von seines Landes Schätzen;
Der gute Fürst bei schlimmen Fürsten
Läßt bang sein Volk nach Freiheit dürsten.

Ach Herre, Herr' in Himmel hoch,
Komm', hilf dem braven Pudel doch!"

[Bibliopolisches Jahrbuch.] Ein solches für 1836 in höchst elegantem Aeußeren ist so eben erschienen: Leipzig, Verlag von J. J. Weber. Ueber seinen inneren Werth und seine treffliche Anordnung nächstens ein Mehreres!

[Ehrenbezeigung.] Die Componisten Adam und Gomis in Paris sollen mit dem Kreuze der Ehrenlegion betheilt werden. Eben so soll fünf Malern vom Könige dieselbe Ehre zugedacht seyn.

---

*) Wie der Hund, der, seines Herrn Speisekorb länger zu vertheidigen unfähig, endlich selber gewaltig mitfrißt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 140. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 11. Juni. **1836.**

Revue der Zeitschriften.

(V. Jul. Seidlitz.)

(Fortsetzung.)

Abendzeitung. Herausgeber und Redacteur: Theodor Hell.

Das Alter muß man ehren, darum beginne ich mit der Abendzeitung. Wenn man alle Gedichte dieser Zeitschrift sammelte, so könnte vielleicht ein hübsches Erbauungsbuch daraus werden; mich aber haben diese Gedichte nicht erbaut. Es ist ein trostloses Haschen nach einer in's Wasser gefallenen Idee, eine Lyrik von achtzig Jahren darin. Bei Julius Mosen's „Fahre wohl" muß man unwillkürlich fragen: „Wie kommt Saul unter die Propheten?" Carl Preißner's Gedicht: „Der Farbenton" ist gar zu farblos:

„Willst Du seinen Namen kennen,
Pflück' Dir ein Vergißmeinnicht,
Und versuche den zu nennen,
Der Dir d'raus entgegen spricht."

Wer mir da Poesie und Sinn herausbringt, dem schenke ich Carl Preißner's Werke.

Der novellistische Theil des Blattes gemahnt mich, wie ein Luftballon, wo der innere Gehalt noch 14 mal leichter, als die ihn umgebende Atmosphäre ist. Schloß Ruysum ist eine alte Geschichte von adeligen Junkern und bürgerlicher Liebe. Requiescat in pace! Die Emancipation der Frauen möchte ich in ein Bad schicken, das gute Ding leidet an allgemeiner Schwäche. Genius der Vespertina! zünde deine Lampe an, und suche dir in den todten Straßen Dresdens einen neuen van der Velde oder Weisflog. Du scheinst dir helfen zu wollen und druckst aus andern Blättern manchmal etwas nach; freilich mit Geschmack und Auswahl, aber deine „Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege" habe ich schon in 4, sage vier, deutschen Zeitschriften gelesen. Die Correspondenz-Nachrichten hängen sich unsern Blättern so an, wie der Schweif dem Vogel und sie glauben nicht in die Höhe kommen zu können, wenn sie nicht so einen tüchtigen Schweif haben. Da gibt es dergleichen aus Wien, Berlin, Weimar ꝛc. und einen in der That recht hübschen und interessanten Bericht über den jüngsten Pariser Salon. Die neue Rubrik „Schmetterlinge und Bienen" wird sich hoffentlich mit den Schmetterlingen und Bienen zur Ruhe begeben, denn sie bringt weder Glänzendes wie Schmetterlinge noch Süßes wie Honig. Es ist überhaupt eine mißliche Sache um dergleichen Ausfüllestellen; sie reichen wie schlecht angebrachte Eckſteine immer etwas in die Gasse hinein und nehmen Raum weg, ohne dem Gebäude von bedeutendem Nutzen zu seyn. Die Zeitschriften-Musterung ist eine Heerschau, wo alle Regimenter in Parade aufgestellt werden; der General die Fronte entlang dahinsprengt, und diesen oder jenen, der ihm empfohlen worden, mit ein Paar lobenden Worten anredet. Das Literaturblatt erscheint nur zu oft wie eine Spielpartie, wo es nicht um's Geld geht, und daher alle Fehler übersehen werden.

Der Komet. Herausgeber und Redacteur: C. Herloßsohn.

Nachdem das vorige Kometenjahr uns Sonnenschein, Wärme und heitere Tage versprochen, haben wir bis jetzt noch nichts, als Kälte, Regen, unerquickliche Tage gesehen. „Gott besser's" sagt der alte Comthur in den Söhnen des Thals.

Wilhelm Fricke's Abhandlung über Platen gibt dankenswerthe Aufschlüsse über diesen vielverkannten und doch so geistvollen Dichter. Schade, daß sie sich mehr auf sein Privatleben als auf sein Inneres beziehen! Maria, Herzogin von Brabant, von Caroline Leonhardt, ist, wie alle Producte dieser jungen Dichterin, eine hübsche Erzählung ohne schöpferische Kraft. Der Aufsatz: „Drei Tage Gefangenschaft im Hauptquartier des spanischen Prätendenten" muß sehr hübsch seyn, denn ich begegnete ihm vom schweizerischen Merkur an, wo er zuerst stand, noch in mehreren anderen Blättern. Literaturblatt — gibt meistens nur Anzeigen; die Reisezeitung und der Luftballon enthalten größtentheils Leihhausſachen. „Der Bericht aus dem Monde" wäre recht hübsch, wenn nur die famöse amerikanische Mondbroschüre uns nicht auf 10 Jahre hinaus mit Neuigkeiten daher versorgt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Knowles »Virginius.« *)

(Bruch- und Probestück.)

Virginia, Icilius.

Ic. Virginia, theures Mädchen, hört ich recht,
So hört ich eben meinen Namen nennen.
Bist Du es, die ihn aussprach? . . keine Antwort?
Du warst es doch, die meinen Namen nannte?
Aus welchem Anlaß, Liebe?

Va. Weil mein Vater
Erzürnt war über Dich, durch die Erzählung
Die ihm Dentat vom Mißbrauch der Gewalt,
Wie die Decemvir'n sie verübten, machte,
Wohl wissend, daß Du ihre Wahl begünstigt,
Hält er in ihren Plan Dich eingeweiht.

Ic. Er thut mir demnach Unrecht.

Va. Dank den Göttern!

Ic. Um mich Virginia? ist es meinethalben,
Daß Du den Göttern dankst? Dein Aug' ist feucht,
Ist das aus Mitgefühl für mich? . . ich fühle,
Wie Deine Hand in meiner zittert, ist
Dir bang' um mich? ich sehe Dich erröthen,
Sag mir, warum?

Va. Icilius, verlaß mich.

Ic. Virginia soll ich verlassen? — hör' mich,
Ein Wort ists, das auf meiner Lippe zittert,
O wär's der Ausdruck dessen, was Du fühlst.
O dürft' ich aus ihn sprechen, den Gedanken:
An Deiner Seite lebt' ich wieder auf.
Stürb' ich auch vor Entzücken, es zu sagen.

Va. Laß mich Icilius.

Icil. Darf ich ihn nennen,
Virginia? er heißt Liebe — bin ich recht,
Ist sie es, was Du dachtest, was Du fühltest?
Die Lippe soll es nicht entweihn, zu unzart
Das auszudrücken, was das Herz gefühlt.
War es auch Dein Gedanke mit, wenn ich
Den süßen Namen nannte, dann war er,
Der Ausdruck des Gedankens zweier Herzen.
Gesteh' es mir! Dich liebt ich lange schon,
Um desto mehr beglückt es mich, seh' ich
Auch Deines Herzens Neigung mir begegnen.

Va. Du bist in mein Geheimniß eingedrungen,
Wahr' es denn, Deiner Ehre trau ich's an.

Virginius, Dentatus, Virginia.

Virgs. Es freut mich Dich zu sehen.

Dent. Demnach sind's meine Neuigkeiten nicht
Die Dich erfreu'n?

Virgs. Welche Neuigkeiten?

Dent. Noch mehr Gewalt verüben unsre Herren,
Die von dem Pöbel Roms vergöttert werden.
Vor ihnen ist kein Eigenthum mehr sicher,
Und unsre Weiber, unsre Töchter gönnen
Sie uns wahrscheinlich nur aus Gnade noch.
Ihr Willen geht vor Recht — die Senatoren,
Uns unserm Schicksal überlassend, ziehen
Auf ihre Villen sich zurück — man spricht
Von einem Ueberfalle der Sabiner.

Vs. Noch nie erlebte solche Zeiten Rom.

Dent. Und wird gewiß noch schlimmere erleben!
Ah, sieh Virginia, mein schönes Kind!
Wie steht's? wie groß ist sie und wie vollendet,
Ich hätte sie zur Tochter mir gewünscht.

Vs. Zur Plage meinst Du. Dent. Nein, das sage nicht.

Va. Das thut er auch, ich bin's versichert, nicht;
Heißt gut beurtheilt werden, gut auch seyn,
Dann weiß ich mich von Unrecht-Handeln rein.
Doch weit gefehlt, denn wohl muß ich bekennen:
Nicht Alles, was ich thu' ist gut zu nennen,
Wenn auch der Vater keinen Vorwurf macht.

Vs. Was meinst Du, Freund! war das nicht gut gesagt?
Was würdest Du an meiner Stelle
Mit einer solchen Tochter thun?

D. Ich würde sie Icilius geben,
Zerschmettert hätt' ich ihn zwar eben,
Wenn er mir keinen Dienst erzeigt.
Das Volk, das unsern Ochsen gleicht
Und sich gleich wie das liebe Vieh
Vor den Lictoren her läßt treiben,
Doch seinen Treibern schmeichelt, stand
Just im Begriff, das Hirn mir einzuschlagen,
Da trat allein er gegen sie,
Und lehrte sie, sich zu betragen.
Hätt' ich ein Kind, das ich ihm würdig fände,
Und er sie wollte, schlüg' ich ein.

---

*) Unter denjenigen ausländischen Dichtern, für welche die deutsche Dramatik bei Weitem noch zu wenig Aufmerksamkeit bezeugt, weil sie allzu sehr sich gewöhnt hat, nur vor sich oder neben sich hin zu sehen und das Auge meist nur über eine Fluß- nicht über eine Meerenge hinüber zu werfen, von der nur noch Politik, Romantik und Kritik herkommen zu können scheint — unter diese Dichter — sag' ich — gehört der englische Knowles. Sein Virginius ist ein Börne'sches Bild der Zeit von classischem Gehalt und classischer Arbeit. Will man etwa dem Beispiele dieses und jenes Hoftheaters folgen (ich könnte eines — zwei nennen, wo ein diplomatisches Veto die Aufführung verhinderte) und es deßhalb verbannen, weil es ein republicanisches Bild ist? — Mit einem Worte: hier theilen wir die Probe von einer in jeder Beziehung trefflichen Uebersetzung von dem auf anderweitigen dramatischen Wegen — nur neulich hat er ein sehr hübsches komisches Singspiel in fünf kleinen Acten (frei nach dem Französischen) geliefert, u. d. T.: „Der Pastetenbäcker" — recht rühmlich bekannten Hrn. F. L. Rhode, Gener.-Postdirections-Secret. in Frankfurt a. M. Wir wollen jedoch bei dieser Probe nicht das republikanische Moment des „Virginius" hervorheben (apage Satanas seductor!) sondern nur zeigen, wie eine schöne Sprache eine schöne, gefällige und melodische Nachahmung gefunden hat.

Anm. d. Red.

Und einen Brautschatz gäb' ich obendrein
Wie kein Patricier ihn besser geben könnte.
Vs. Freund, auf ein Wort. Ich ehr' Icilius,
Doch nur so weit mir sein Betragen bürgt.
Er hatte bei der Wahl von den Decemvirn
Hauptsächlich mit die Hand im Spiel und klar
Muß ich zuerst in dieser Sache sehen,
Ob er mit ihnen einverstanden war,
Die man uns hat zum Fluch ersehen.
Ist dies etwa der Fall, dann desto schlimmer,
Ich sag' mich von ihm los und das für immer
— — — —

Appius.

Wohl ist es ein Triumph den wir errungen
Und der uns reichlich die Gefahr vergilt.
Sie haben ihre Kraft an uns erprobt
Und kennen ihre Herrn, die Senatoren,
Um uns in Zukunft die Gewalt zu sichern,
Bedarf's blos unsers eigenen Decrets.
Bis dahin ist der Feind von uns gezüchtigt,
Und lohnen wir uns selber unser Wagstück,
Daß wir zu Herrschern Roms uns aufgeworfen.
Jetzt seine Schätze, seine Macht und Würden! —
Wie bist du doch so göttlich, Tyrannei!
So frei zu schalten über Gut und Leben!
Zu handeln wie der Willkür es beliebt,
Wenn Niemand sich zu widersetzen wagt.
Du nimmst und gibst, und fragst nicht um Erlaubniß.
— — — —

Appius.

Es ist nicht Liebe, denn wenn's Liebe wäre,
Was ich bisher bei diesem Namen nannte,
Dann ist das, was ich fühle, etwas Andres.
Und wenn sie's wäre, äußerte sie sich
In einer ganz veränderten Gestalt,
Sie fänd' ein heftig-sinnliches Organ,
Mit aller ihrer Macht darauf zu wirken.
Nun Claudius, was hast Du ausgerichtet?
Claudius. Nichts, das wir nicht versucht, sie zu versuchen,
Doch nichts war von Erfolg. Ap. Errieth sie nichts?
Cl. Sie konnt' es nicht, mein Abgeordneter
War zu behutsam, er beschrieb Dich ihr,
Als einen Mann von hoher Macht und Rang,
Der nichts d'rum fragt, was sein Vergnügen kostet.
Auf etwas Weit'res ließ er sich nicht ein.
App. Und nichts, das sie bewegen könnte? Cl. Nichts.
Je mehr er in die alte Amme drang,
Um desto mehr fuhr sie empört zurück.
Als endlich er noch dringender sie anging,
Brach sie in laute Schmähung aus und schimpfte
Das Ungeheuer, wie sie's nannte, das
Ihr unschuldvolles Kind verführen wolle,
So daß er endlich sich genöthigt sah,
Sein Mühen als erfolglos aufzugeben.

App. Hätt' ich doch einen Freund! Cl. Hat Appius nöthig,
Bin ich bei ihm, sich einen Freund zu wünschen,
App. Bis zu gewissem Grad sind Freunde Freund.
Doch gute Nacht, wenn ihr etwas begehrt;
Die Straße muß dann sicher seyn — der Wind
Nicht allzu rauh, und weiter so — die Freunde
Mit wenn und aber, das sind keine Freunde.
Fänd' ich den Mann, der schlicht wär', aber durchgriff.
Cl. Und hast Du den denn nicht? App. So dachte ich
Eh' ich an den Beweis der Freundschaft dachte,
Den ich mir, fürcht' ich, selbst nicht geben würde,
Wär' Appius Freund von Appius. Cl. Dann hat Appius
Noch einen bessern Freund, als er sich selbst ist,
Dir geb' ich den Beweis. App. Willst Du den Vater
Bei Seite schaffen, und Icilius,
Von dem Du sprachst? Cl. Sieh's als geschehen an.
App. Ist's Wahrheit, Claudius? darf ich Dir trauen
Und hab' ich wirklich einen solchen Freund,
Der als ich in Erwartung stand, daß er
Bedenklich seyn und mich verlassen würde,
Jetzt Schritt vor Schritt getreulich bei mir hält,
Mich selbst in Liebeseifer überbietet?
Nein, ich bedarf nicht Deiner, Claudius,
Um mit Plebejerblut Dich zu beflecken,
Cl. Nun, was verlangst Du denn?
App. Ich war Dein Vormund,
In Deines Vaters Hinterlassenschaft
Befanden sich der Weiber mehrere
Sclavinnen. Cl. Und? App. Wär' es Dir nicht was Leichtes,
So was von einem Mährchen zu ersinnen,
Daß eine zu behaupten sich erböte,
Daß sie Virginius' Weib ihr Kind verkauft,
Das folglich Deine Sclavin wär', und das
Virginius Weib für ihre Tochter ausgab,
Und dies Virginia selbst sey? Cl. Ich begreife.
App. Es braucht wohl wenig Ueberredungsgabe,
Sie zu vermögen, daß sie es beschwört,
Was meinst Du, geht's? Cl. Es geht noch diese Stunde.
Mir ist die Schule wohl bekannt, in die
Virginia geht, dorthin begeb' ich mich
Um sie als meine Sclavin zu ergreifen.
Begib Dich nach dem Forum zur Tribune,
Ich bringe sie dorthin, wenn die Verwandten
An dem Versuch mich etwa hindern wollten.
App. O Claudius, Claudius, wie bezahl' ich Dich?
Was mein gehört, Macht, Reichthum, das ist Dein.
Komm', lieber Claudius, und zähl' auf mich.

(Schluß folgt.)

Theater-Gucker.

Paris. Am Theater Variétés debütirte Mad. Mailhot, vordem in St. Petersburg, in dem Stücke: „ein Duell unter Richelieu," mit dem brillantesten Erfolge, und die Direction hat mit ihr unstreitig eine der bedeutendsten Künstlerinnen gewonnen. Zu dem äußerst beliebten Stücke: „Le gamin de Paris," hat das Gaité-Theater ein Seitenstück gebracht: „La gamine de Paris," Vaudeville in drei Acten von Dumersan. Der Stoff ist einer beliebten allerliebsten Novelle entnommen, dessen dramatische Bearbeitung jedoch dem Gamin nicht beikommen wird — in Beifall und ausdauernder Theilnahme von Seiten des Publicums. „Die Häßlichste" und „der Prevost von Paris," sind der Gaité neueste Leistungen. Die Erstere ist nicht ohne Verdienst, aber gegen die Letztere gehalten, schwach und matt. Der Prevost von P., wird sich durch seine Frische, Leichtigkeit und interessanten Stoff unstreitig zur Würde eines der besten Cassastücke erheben.

Eine Theaterstatistik Frankreich's gibt kund, daß das Theaterpersonale sämmtlicher Bühnen, Schauspieler, Sänger und Tänzer, sich nicht über 4000 Köpfe erhebt, und zwar beide Geschlechter gezählt. Rechnet man die Individuen hinzu, die zum Ganzen eines Theaters gehören: Unternehmer, Directoren, Regisseurs, Cassirer, Souffleurs, Orchester, Choristen, Figuranten, Inspicienten, Controleurs, Maschinisten u. A., so ergibt sich eine Totalsumme von 10, — 11,000 Personen.

London. Das Drurylane-Theater hat sich sehr unwürdiger Mittel und Wege bedient, um zu Mitteln zu gelangen, die es für sich aufwenden könne. Ob Andere, einheimische Künstler, dabei verhungern und von Indignation das Herz sich abgrämen — was bekümmert es sich darum? Uebrigens waren die elenden marktschreierisch angekündigten Vorstellungen elendiglich besetzt. — Redlicher mit seinen Mitgliedern ist das Theater Covent-Garden zu Werke gegangen. Als eine nachahmenswerthe Manipulation kann es betrachtet werden, daß die Direction dieses Theaters sich selbst mit dem nöthigen Bedarf von Kritiken versieht, und sie sogar selbst abdrucken läßt.

Italien. Die neue Oper: „Don Chisciotto," mit Musik von dem jungen Meister Mazzurato, hat am Canobbiana-Theater zu Mailand beinahe Fiasco gemacht. Die Composition hat zwar einige Züge von Talent, wimmelt aber von Reminiscenzen und die Parte sind für Sänger und Sängerinnen durchaus ungeeignet. Am Theater Fenice in Venedig haben „I Puritani," einen überraschenden Beifall erlebt, der sich in dauerndem Steigen erhält. Am 8. Mai war am Theater St. Benedetto in Mailand Donizetti's Oper: „Der Rasende auf St. Domingo" festgesetzt.

Hamburg. Francilla Pixis, seit mehreren Wochen ein strahlender Stern an Hamburgs Opernhimmel, hat als Amine in der Oper „die Nachtwandlerin," ihr Licht zum letzten Male leuchten lassen. Sie ist auf der Reise nach Bremen begriffen. Von dort wird die junge Künstlerin Hannover mit dem Zauber ihrer Stimme erobern, um endlich einige Monate in ihrer Heimath Baden-Baden auszuruhen und sich für Paris und London von Neuem zu rüsten. Hamburg nährt indeß die schmeichelnde Hoffnung, daß es Franç. Pixis bald wieder einmal in seinen Mauern sich werde gefallen lassen. Das Harren auf das Erscheinen der berühmten Sophie Löwe aus Wien wird in etwas vergütet durch die Debüts der Dlle. Rosenfeld, einer geboren Hamburgerin. Als Neuigkeit kündet man zunächst Rossini's „Armida" an.

Wien. Im Theater an der Wien am 30. April zum ersten Male: „Kaiser Carl der Große und Wittekind," romantisch-melodramatisches Schauspiel in fünf Acten von Carl Stegmaier. Vieles darin erscheint schwach, matt, schwankend, farblos, doch erfolgte (die Novität war zugleich letztes Benefice des Hrn. Kunst) Beifall. — Am Hoftheater nächst der Burg war am 5. Mai zum ersten Male: „Die Belagerung von Calais," historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, frei nach Belloy von F. Treitschke. Die Kritik nennt Hrn. Treitschke's ganze Leistung einen Mißgriff, die, kaum auferstanden, zum ewigen Schlaf sich niedergelegt hat. Am 6. Mai waren neu am Josephstädter Theater: „Die beiden Nachtwandler oder das Nothwendige und das Ueberflüssige," Posse mit Gesang in zwei Aufzügen von Nestroy, mit Musik von Ad. Müller. Lustig und amüsant, aber nicht gelungen. Dem guten Zusammenspiele der Beschäftigten verdankte die Pièce eine bessere Aufnahme als sie verdient hatte. In der Josephstadt war am 7. Mai Novität: „Der Stiefvater," Lustspiel in drei Aufzügen von Dr. Ernst Raupach. Die Kritik streicht mit ihrem Caperschifflein diesmal ehrfurchtsvoll die Segel und salutirt höflich.

Berlin. Die Königsstadt brachte: „Der Treulose oder Saat und Ernte," ein dramatisches Gemälde in zwei Abtheilungen und drei Acten, von J. Nestroy, Musik von A. Müller. Man fand sich sehr getäuscht und die Pièce viel zu breit, langweilig, voll falscher Sentimentalität, kurz ohne alle guten Versprechungen für sein Fortbestehen auf dem Repertoire. Bei weitem besser steht es mit dem Scherz A. Cosmar's: „Cagliostro's Wundertrank," Lustspiel in einem Acte, worin einer Schauspielerin Gelegenheit gegeben werden soll, sich als 18jähriges Mädchen und 65jährige Matrone zu zeigen. In dieser Beziehung freilich allein hat die Pièce Werth. Schade nur, daß von der Darstellerin gerade diese Beziehung nicht genug beachtet wurde. Fräul. Ch. v. Hagn genügte weder in der Rolle der Jungen, noch der der Alten. — Hr. Legationsrath Cerf soll von seiner Reise ein neues Stück Nestroy's, das die Wiener Kritik sehr lobt, mitgebracht haben, um es nächstens auf's Königstädtische Theater zu bringen. Es sind die obigen „beiden Nachtwandler."

Leipzig. „Sie kommen, sie kommen die Herrlichen alle, mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle!" Kaum war das Schützische Ehe- und Künstlerpaar zwei oder drei Mal aufgetreten, und hatte sich einen goldenen Beifallspreis errungen, so entzückte auch schon die durch ihre Gestalt und ihre ganze Aeußerlichkeit als die erste Schauspielerin Deutschlands zu bezeichnende Dlle. Bauer — mit der Aussicht, sie in Shakespeare's sentementalisch-grandioser Dichtung: „Romeo und Julia," worin Dlle. Reimann (Mad. Dessoir) vor Jahren uns als Julia mit einem erweichenden Zauber umfangen hatte, zu sehen. Dlle. Bauer würde die Auflösung vollendet haben, wenn ihr inneres Künstlerthum mit ihrem äußeren Künstlerthum gleichen Rang behauptete, und wenn die Aussicht, bei dem eingetretenen Todesfalle des Landesfürsten, nicht Aussicht hätte bleiben müssen. Unsere Oper hat mit dem „Nachtlager von Grenada," wie Jeder, der die Oper kennt, voraussagte, sehr wenig Glück gemacht, und Hr. Richter, der neue Baritonist, der darin zum ersten Male nach einem Jahre wieder dem Beifall des Publicums nachstrebte, stand auf doppelt schwanker Leiter des Gefallens und Mißfallens, und möchte sich sehr vor dem Fallen zu hüten haben.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 141. (VII. Jahrgang.) Montag, den 13. Juni. 1836.

Vom todten Liebchen.

(Romanze.)

I.

Sie reichte mir zum Scheiden
Die todtenblasse Hand,
Es brach ihr mattes Auge,
Die zarte Seel' entschwand.

Ich stand vor ihrem Bette
Und blickte den Engel an,
Es ruht' ihr starres Auge
Auf dem geliebten Mann.

„Du hast sie todt gequälet
Mit deiner Liebeswuth,
Es starb die zarte Blüthe
An heißer Sonnengluth!"

Als ich sie mir erkoren
Zu meiner Liebe Lust,
Da preßt' ich wild und feurig
Sie an die tobende Brust:

„Das mußt Du mir geloben,
Du süßes Leben Du,
Ich sey Dir Gott und Himmel
Und Seligkeit und Ruh'."

„Auf dieser ganzen Erde
Bist Du von nun an mein,
Du sollst mein Licht, mein Glauben,
Doch — meine Sclavin seyn."

Ihr blaues Auge blickte
Mich an mit Zuversicht;
Sie ruhte an meinem Herzen,
Doch Worte sprach sie nicht.

„Ich habe sie todt gequälet
Mit meiner Liebeswuth;
Es starb die zarte Blüthe
An heißer Sonnengluth."

„So will auch ich denn geloben
Ihr in die kalte Hand:
Ich knüpfe nimmer und nimmer
Ein neues Liebesband."

Und da hat die Todte gelächelt
Und hat mir zugenickt;
Wir haben sie dann begraben
Und mancherlei Blumen gepflückt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eislauf.

(Eine amerikanische Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Mitten in unserm lärmenden Freudetreiben in dem kleinen innern Zimmer trat Larry herein. Ich fuhr erschrocken zurück, denn er sah mehr einem von einem bösen Geiste Besessenen, als einem Christenmenschen gleich. Er war allein im Mondenscheine nach dem Hause gewandelt, da er sich nicht mit Andern zu gehen getraute. Ich trieb den tobenden Schwarm hinaus und bemühte mich, sein düsteres verstörtes Wesen zu zerstreuen, denn ein Gesicht, wie das seinige in dem Augenblick, hätte die rauheste Hochzeitgesellschaft, die sich je auf heiliger Stelle versammelte, in die Flucht jagen können. Er griff nach der Schüssel mit dem hitzigen Kraftgetränke, das ich für einen Troß derber Farmers*) gemischt, und hatte, ehe ich sie ihm von den Lippen reißen konnte, eine Quantität

*) Landeigenthümer und Landbebauer.

hinabgestürzt, die ihn, bei einer andern Stimmung, bis zur Hilflosigkeit berauscht haben würde. Er setzte sich darauf, die Hände vor das Gesicht gedrückt, nieder, stand aber in wenigen Minuten wieder auf, mit Augen, die vor heftiger Aufregung funkelten, und mit einem gänzlich veränderten Ausdruck seiner Züge. Ich glaubte, er sey toll geworden.

»Jetzt, Phil,« sagte er, »jetzt zur Braut!« Und mit wenig ziemender Leichtfertigkeit riß er die Thüre auf und schoß halb tanzend in das Zimmer, wo die Freunde und Verwandten bereits versammelt waren, um der Trauung beizuwohnen.

Ich folgte ihm in Furcht und Angst. Er stellte sich an die Seite des reizenden Geschöpfs, auf das er seines Lebens Hoffen gebaut hatte, und wenn gleich durch das Eindrucksame des Auftritts zu einiger Nüchternheit herabgestimmt, tanzte ihm doch der wilde Funkelschein im Auge, und ich konnte wahrnehmen, wie jeder Nerv seines Körpers bis zur Gipfelhöhe gespannt war. Es würde mich nicht gewundert haben, wenn ich ihn als einen schnatternden Tollen auf den Stubenboden niederstürzen gesehen hätte.

Die Trauung ging vor sich, und der erste Laut seiner Stimme im Antworten machte selbst seine Braut erschrocken stutzen. Wenn sie aus den Tiefen einer Höhle heraufgeklungen wäre, so hätte sie nicht gruftartiger tönen können. Ein Grausen überkam mich, als ich ihn ansah. Seine Lippen waren in einem zuckenden Frohlocken gemischt mit unsäglicher Furcht zusammengezogen; und alles Blut in seinem Angesicht schien sich um seine Augen gedrängt zu haben, die so blutigroth und feurig glühten, daß ich mich seitdem wundern mußte, wie man nicht gleich auf den ersten Blick Wahnsinn in ihm vermuthete. Und dagegen die himmlische Holdseligkeit, mit der jenes liebliche Wesen ihn zu lieben und zu pflegen verhieß — in Krankheit und Tod! Ich gehe zu keiner Hochzeit mehr, ohne daß mir die Erinnerung das Herz halb bricht. Als die sanfte Stimme des schönen Mädchens mit ihrem bedeutungsvollen beredten Klange mein Ohr berührte und ich nach ihr hinblickte, wie sie, mit ruhigen milden Lippen und thränenfeuchtem Augen, eine Liebe, die bei ihr stärker als der Tod seyn mußte, dem Manne zugelobte, der, so fürchtete ich, nur Qual und Kummer über ihr jugendfrohes Herz bringen würde, da brannten mir die Augen von heißen Zähren und ich weinte.

Die allgemeine Bewegung im Zimmer, als der Geistliche sein Gebet schloß, schien ihn aus einer Art starrer Verzückung aufzurütteln. Mit verstörtem Antlitz schaute er eine Secunde um sich; dann heftete er sein Auge auf seine Braut, schlang plötzlich seine Arme fest um sie, drückte sie heftig an die Brust und brach in ein krampfhaft leidenschaftliches Weinen und Lachen aus. Ebenso plötzlich aber errang er seine Fassung wieder, bat um Entschuldigung wegen der Ueberreiztheit seiner Gefühle und benahm sich mit festerzwungener, artiger und anständiger Haltung bis zum Weggange der Gäste.

Es lag etwas, wie düstere Ahnung auf den Gemüthern des kleinen hochzeitlichen Kreises, der in den erleuchteten Zimmern zurückblieb; und als sich die Zurückbleibenden um das Kaminfeuer reihten, so trat ich hinzu und bestrebte mich, einen fröhlichen Abschied zu nehmen. Larry saß den Arm um sein Weib geschlungen und drückte mir stumm und heftig die Hand, als ich »Gute Nacht« sagte, und ließ sein Haupt auf ihre Schulter sinken. Ich machte einen leichten Versuch zu einem der bei solchen Anlässen gewöhnlichen spottenden Scherze, allein er war ein Mißklang in die allgemeine Stimmung; und ich verließ das Haus.

Es war eine herrliche Nacht. Die klare durchdringende Winterluft hatte einen krystallischen Glanz, den ich noch nie unter einem Himmelsstrich gesehen habe, wobei die Strahlen des Mondlichts sich fast sichtbar vor der schneidenden Schärfe des Frostes spalteten. Der Mond selbst stand im Scheitelpuncte und zwischen ihm und der Erde schien Alles ein greifbares, glitzerndes Gold.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Sprichwörter.

(Commentar von H. v. Keyserlingk.)

(Schluß.)

»Man muß den Teufel nicht an die Wand malen.«

Jeder Mensch hat als ein bewußt-vernünftiges Wesen ursprünglich die Anlage und Fähigkeit zum vernunftgemäßen und guten Wollen und Handeln in sich: zugleich aber hat auch Jeder als ein bedingt-sinnliches Wesen ursprünglich die Anlage und Fähigkeit zum vernunftwidrigen und bösen Wollen und Handeln in sich. Diese in Jeder menschlichen Natur enthaltene Anlage und Richtung zum vernunftwidrigen und bösen Wollen und Handeln wird allegorisch durch »der Teufel im Menschen« bezeichnet. Inzwischen ist mit dem Ausdruck Teufel auch der Begriff von einem wirklich vorhandenen Wesen höherer Art verbunden, das theils den entschiedenen und überwiegenden Willen zum Bösen hat, theils das Uebel und Böse in der Welt zu bewirken und zu befördern bezweckt. Abgesehen davon, daß der Begriff des bösen Princips nichts in sich Widersprechendes hat, ist er auch, seiner Geltung und Wahrheit nach, im Inhalte der heiligen Schrift begründet. Denn obgleich in derselben mit dem Worte Teufel oft nur ein symbolisch-allegorischer Sinn verbunden wird, so wird doch auch oft mit demselben ganz unverkennbar der Begriff von einem wirklich vorhandenen Wesen höherer Art verbunden, das von einer wesentlich überwiegenden bösen Natur- und Willensbeschaffenheit ist. Offenbar aber kann dieses Wesen nur in sofern einen Einfluß und eine Einwirkung auf die Gesinnung und Denkweise des Menschen und somit auf dessen Wollen und Handeln erhalten, als

in wiefern die in seiner Natur enthaltene allgemeine Anlage zum Bösen eine bestimmte Entwicklung erhalten hat, und dadurch zu einer sein Wollen und Handeln bedingend bestimmenden Richtung und Kraft in ihm geworden ist. Die in der Menschennatur enthaltene Anlage zum Bösen muß also erst entwickelt werden, ehe sie zu einer das menschliche Wollen und Handeln bedingend bestimmenden Richtung und Kraft werden kann. Sie kann aber auf mannichfach verschiedene Weise entwickelt und ausgebildet werden, als namentlich durch Erziehung, Beispiel, Umgebung, Aufregung und Anreizung der Leidenschaften, Affecte und Begierden, die gewissermaßen die Grundkeime und Hauptelemente des Vernunftwidrigen und Bösen sind. Jeder Mensch kann und soll sich zwar, eben weil er ein bewußt-vernünftiges Wesen ist, zum Theil selbst erziehen. Gleichwohl wird die Erziehung, die er ohne sein Zuthun empfangen hat, unvermeidlich einen unvertilgbaren Einfluß auf die Stimmung und Richtung seines geistigen Wesens haben, den er nie ganz zu beseitigen vermag, sondern mit dem er sein ganzes Leben hindurch mehr oder weniger zu kämpfen haben wird. Erwägt man nun, wie verkehrt, einseitig, zweck- und naturwidrig die Erziehung der meisten Menschen zu seyn pflegt, so daß man sie in den meisten Fällen mit Recht eine wahre Nicht-Erziehung nennen kann, so muß man es noch bewundern, daß doch die große Mehrheit der Menschen überwiegend vernünftig und gut in ihrem Wollen und Handeln erscheint. Aber eben dies beweist für das Uebergewicht der in der Menschennatur ursprünglich gegebenen Anlage und Neigung zum Vernunftgemäßen und Guten. Nicht minder einflußreich auf die Entwickelung der in der menschlichen Natur enthaltenen Anlagen zum Vernunftwidrigen und Bösen wirken Beispiel, Umgebung, gewaltsame und außerordentliche Auf- und Anreizung der Leidenschaften, Affecte und Begierden. Ist ein Mensch hauptsächlich von sittlich guten und trefflichen Menschen umgeben, hat er folglich an diesen ein gutes und nachahmungswerthes Beispiel vor sich, so wird er sich, wofern er nicht schon entschieden in sittliche Verstocktheit und Verworfenheit versunken ist, unwillkürlich nach demselben richten, es nachahmen und sich natürlich selbst dadurch sittlich veredeln. Ist aber umgekehrt ein Mensch nur von sittlich schlechten und verworfenen Menschen umgeben, hat er also an diesem ein böses und verderbliches Beispiel vor sich, so wird er sich ebenfalls, wofern er nicht auf einer hohen Stufe der sittlichen Vollkommenheit und Willensstärke steht, unwillkürlich nach demselben richten, es nachahmen und sich selbst dadurch natürlich sittlich verschlechtern. Aber selbst der beste und edelste Mensch hat seine schwache und unbewachte Stunde, wo er leicht, und ehe er sich dessen versieht, zum Vernunftwidrigen und Bösen gereizt und verleitet werden kann: denn er ist und bleibt gleich jedem andern Menschen ein bedingt sinnliches Wesen, und als solches zum Vernunftwidrigen und Bösen empfänglich und geneigt. Der Mensch soll also nicht mit stolzer Zuversicht auf seinen sittlichen Werth und seine sittliche Stärke bauen, noch mit Stolz auf den sittlich Gefallenen und Gesunkenen herabsehen: denn auch dieser war es nicht ursprünglich, sondern ist es erst geworden. Er soll sich also vor solchen Umständen und Verhältnissen hüten, oder wenigstens sie nicht absichtlich aufsuchen, noch ihnen trotzen, durch deren Einwirkung seine sittliche Kraft und Besonnenheit leicht überwältigt werden könnte. Wer dies gleichwohl thut, sucht gewissermaßen geflissentlich die Anreizungen zum Bösen auf, oder setzt sich den Lockungen des Teufels aus, malt also, wie unser Sprichwort sagt, den Teufel an die Wand. Der Mensch hat schon ohnehin genugsam mit dem Bösen, sowohl in als außer sich, zu kämpfen, und hat eben nicht nöthig, es noch mit besonderer Geflissentlichkeit gleichsam aufzusuchen und herauszufordern. Das Bewußtseyn von seiner Bedingtheit und Schwäche soll den Menschen jederzeit begleiten. Dazu fordert uns Christus auf, indem er uns anempfiehlt zu beten: »Herr, führe uns nicht in Versuchung.« Auch unser Sprichwort erinnert uns an die sinnliche Bedingtheit unserer menschlichen Natur, indem es uns auffordert, die Versuchung eher zu fliehen, als aufzusuchen, sie eher zu meiden, als ihr zu trotzen. Es ist also ganz aus der richtigen Würdigung der menschlichen Natur und ihrer Schwäche geschöpft, und seiner Wahrheit nach, darin begründet. Es bleibt also für jeden Menschen eine dringende Wahrheit und dringende Mahnung:

»Du sollst den Teufel nicht an der Wand malen.«

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, den 10. Mai 1836.

(Schluß.)

Um wieder auf Wetter's vortreffliche Schrift zurückzukommen, muß ich bemerken, daß der Verfasser mit besondrer Schärfe alle die Puncte kritisch betrachtet hat, die der Dritzehn'sche Proceß uns darbietet, dieses für die Erstlinge der Erfindung so äußerst wichtige Document, das leider nur zu oft falsch interpretirt wurde, und auf welche falsche Interpretationen sich namentlich die lächerlichen Ansprüche der Stadt Straßburg, und die ewigen Verwechselungen der „Versuche" mit dem „Erfinden" sich gründen. In diesen Proceßacten kommt namentlich oft der Ausdruck „Formen" vor, und gern wollte man darunter Schriftformen verstehn. Dritzehn bemerkt aber vor seinem Tode, er sey Spiegelmacher gewesen, und da man damals die Metallspiegel in Formen goß, so liegt doch wohl nichts näher, als daß man unter jenem Ausdrucke „Formen" nur Spiegelformen zu verstehn habe! Es bedurfte aber der langen Zeit von Schöpflin bis Wetter, um dieses herauszubringen! — Ferner hat die Schrift das Verdienst, mit voller Klarheit her-

vorgehoben zu haben, daß Gutenberg noch zu Mainz (also nach seiner Rückkunft von Straßburg) mittelst fester Tafeln druckte, und daß derselbe durch die Zersägung dieser Tafeln in einzelne Buchstaben zu der eigentlichen Buchdruckerkunst überging; ferner, daß er anfangs mit hölzernen Typen gedruckt, und diese Typen mittelst Einfädlung zu Zeilen verbunden habe, was, wie der Verfasser durch Proben beweist, sehr leicht auszuführen war. — Daß Gutenberg auch den Letternguß, obwohl nur mittelst gegossner oder geklatschter Matrizen erfunden, und die 42zeilige Bibel gedruckt habe, wird in der Schrift gegen jeden Zweifel eruirt, in Bezug auf die Harlemer Ansprüche aber wird gezeigt, daß Cornelis mit dem ersten Buchdrucker zu Harlem, Johann Andriesson (zwischen 1483 und 1486) in Verkehr gestanden und diesen für den ersten Buchdrucker der Welt ausgegeben habe, wodurch die Fabel von der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Harlem in die Welt gekommen! — Diese wenigen Notizen über die wichtigsten Resultate dieser Schrift, woran der Verfasser 5 Jahre lang mit dem ausdauerndsten Fleiß gearbeitet, indem er keine Mühe scheute, um zu irgend einer Quelle oder Urkunde zu gelangen, die zur Wahrheit führe, glaubte ich Ihnen hervorheben zu müssen, um sie auf das interessante Werk eines Mannes aufmerksam zu machen, der wahrhaft patriotische Gesinnungen für Mainz und seinen großen Landsmann Gutenberg zu Tag gefördert hat! — Die beigegebnen Facsimiles sind eine Zugabe von der größten Wichtigkeit. Sie geben auf den ersten Anblick eine Anschauung von den ersten Ergebnissen der großen Erfindung, so wie ihre ersten Fortschritte. Die Genauigkeit derselben übertrifft alle, die bisher in Kupfer- und Holzstich bekannt geworden sind. Der Verfasser hat sie innerhalb und außerhalb Deutschland gesammelt, auf den Originalen mit chemischer Tinte auf das durchsichtigste Papier durchzeichnen lassen, so daß von jedem, auch dem kleinsten, Buchstaben der Umriß auf das Genaueste aufgenommen wurde. Diese Durchzeichnungen wurden unmittelbar auf Stein gedruckt, und die Umrisse dann auf demselben ausgefüllt. Wahrlich, dieses Werk des verdienstvollen Verfassers, das mit großen Kosten und noch größrer Mühe, bloß aus Liebe zur Sache ohne Aussicht auf pecuniäre Vortheile an das Licht gebracht wurde, verdient in hohem Grade Anerkennung, und der Name des Verfassers diejenige Würdigung, die man in Deutschland, Gott sey Lob! dem wahren Verdienste noch immer zollt! —

Man vernimmt hier mit Sicherheit aus der Residenz, daß der vom definitiven Comité für die Frankfurt-Mainzer Eisenbahn der Regierung vorgelegte Plan die allerhöchste Genehmigung erhalten wird, und daß nur noch mehrere Territorial-Puncte mit der Regierung in Wiesbaden und dem Senate zu Frankfurt verhandelt werden. Jene Nachrichten aus Darmstadt haben die Actien wieder im Werthe gesteigert, nachdem sie bisher ziemlich flau waren. Wenn ich indessen von Actien rede, so müssen Sie darunter die Subscriptionen verstehn, welche die hiesigen Speculanten bei der Auflegung der ersten Eisenbahnliste gemacht haben. Wirkliche Actien sind noch nicht vertheilt, und wenn dennoch schon jetzt Handel mit dieser Sache getrieben wird, so ist das so zu verstehn, daß ein Speculant dem Andern seine Subscription mit so und so viel proCent Gewinnst abtritt, und ihm, je nach der Uebereinkunft das Zustandekommen der Unternehmung garantirt oder nicht. Mit dieser Garantie konnte man im Anfange 20—50 proCent Gewinnst erhalten, ohne dieselben wurden 8—10 proCent bezahlt. Es hat freilich etwas Komisches, mit einem Gegenstande Handel treiben zu sehn, der noch gar nicht existirt. Kommt aber das Unternehmen zu Stande, so haben die Leute nicht schlecht speculirt; denn der Personen- und Gütertransport zwischen Mainz und Frankfurt ist so sehr bedeutend, daß eine sehr günstige Dividende unbezweifelt ist. Von Auswärts laufen immer noch Bestellungen auf Actien ein, was uns beweist, daß man auch auswärts Vertrauen auf die Unternehmung setzt. Die Manie der Capitalisten ihr Silber in Eisen zu verwandeln, ist heut zu Tage merkwürdig. Der Himmel gebe, daß diese Verwandlung nur figurlich und nicht wirklich eintrete! Was man von Frankreich über Eisenbahnen liest, sollte uns wirklich bedenklich machen! —

Ich schließe diesen Bericht dießmal mit der Schilderung der Feierlichkeiten, die beim hiesigen Militär am Geburtsfeste Kaiser Ferdinand's von Oesterreich statt fanden. Die vortreffliche Nachtmusik, die schon Abends vorher (vom 18. zum 19. April) dem Commandanten der Festung, Generallieutenant Freiherrn von Piret gebracht wurde, und zwar sowohl von österreichischer als von preußischer Seite, lockte eine außerordentliche Menschenmenge auf die Straßen, die sich an dieser köstlichen Militärmusik erheiterten. Am Festmorgen fand ein sehr feierlicher Gottesdienst in der St. Peterskirche statt, nachdem durch 101 Kanonenschüsse die Feier eingeleitet war. Die St. Peterskirche war mit Menschen überfüllt, alle Militär- und Civil-Autoritäten nahmen an dem Gottesdienste Theil, unser Bischof Dr. Kaiser hielt diese kirchliche Feier, und die Gesellschaft der Liedertafel unterstützte dieselbe durch herrlichen Gesang. Dadurch und durch das Abfeuern von Kanonenschüssen bei allen Hauptmomenten des Gottesdienstes wurde die Feier sehr erhoben. — Nach der Kirche defilirten die österreichischen Regimenter vor der gesammten Generalität der Bundesfestung, und zogen dann unter Musik längs der großen Bleiche dem Palais des Commandanten vorüber, in dessen Nähe sich sämmtliche Staabsofficiere befanden. Der Anblick dieses militärischen Schauspiels ist immer schön, und die Einwohner versäumen nicht, sich in Masse einzufinden, obgleich man an diese Art Feste hier gewöhnt ist. — Am Mittage gab Freiherr von Piret ein glänzendes Diner, das die Elite unsrer Bevölkerung theilte, und wobei, ebenfalls unter Kanonenschüssen, sehr herzliche Wünsche für des Kaisers Wohl zum Himmel stiegen! Die untern Militärclassen wurden an diesem Tage ebenfalls festlich bewirthet, und aus allen Zügen sah Fröhlichkeit und Heiterkeit. Die Anhänglichkeit für ihren Kaiser ist bei österreichschen Soldaten eine wahre Pietät! —

Auflösung
des Scherz-Sphynx-Spiels in Nr. 132:
Windbeutel.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 142. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 14. Juni. **1836.**

Vom todten Liebchen.

(Romanze.)

(Fortsetzung.)

II.

In die Fremde bin ich gezogen
Durch Flur und grünen Wald,
Und immer hat mich geleitet
Des treuen Liebchens Gestalt.

Im Dom bin ich gekniet
Vor'm Bild der lieben Frau'n;
Und aus dem goldenen Rahmen
Meines Liebchens Augen schau'n.

Am Pfeiler bin ich gelehnet,
Dort in dem glänzenden Saal,
Und um mich wogten und drängten
Sich Masken ohne Zahl.

Und aus den seidnen Larven
Erblitzt' manch' Augenpaar,
Sie zogen mich in den Reigen,
In die bunte Mummenschaar.

Da faßt mit weichen Armen
Mich Ein' im weißen Gewand,
Ich fühl's am pochenden Herzen —
Mein Liebchen vor mir stand.

Und droht mir mit dem Finger,
Erinnert mich an den Schwur;
Das hat mir das Herz gebrochen,
Tanzt' nimmer eine Tour.

Wohl haben viel' schwarze Augen
Und braune mich angelacht,
Doch hat mich ihr Feuer noch nimmer
Um meine Treue gebracht.

Der Frühling ist gestorben
In meiner jungen Brust;
Sie haben zu Grabe getragen
All' meine Lebenslust.

So bin ich durch Nacht und Stürme
Zur Heimath zurückgekehrt;
Ich fand sie am Weihnachtsabend,
Den Kindern wurde bescheert.

Nur mir war nichts beschieden
Von all' dem süßen Glück;
Ich schlich mich in die Kammer
Und verhüllte den Thränenblick.

(Schluß folgt.)

Der Eislauf.

(Eine amerikanische Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Ich eilte frostschaudernd nach Hause, es war erst eilf Uhr; und, Scheit um Scheit in dem geräumigen Kamine aufhäufend, nahm ich einen Band von »Ivanhoe,« der eben damals erschienen war, zur Hand und suchte mit ihm ein unerfreuliches Gedankenspiel zu bannen. Ich los fort bis Mitternacht. Dann, bei einer Pause in der Geschichte, stand ich auf und schaute in die Nacht hinaus, hoffend und wünschend, um des armen Larry willen, daß eine Wolkendecke den Mond begraben haben möge. Das Haus stand nahe am Rande des Sees; und als ich hinunterblickte auf die öde Fläche, die, ein weiter Eisspiegel, vom Lande sich verlief, sah ich eine dunkle Menschengestalt gerade in der Bahnrichtung der Mondstrahlen knieen. Eine Secunde darauf sprang sie in die Höhe und mein armer Freund wurde deutlich sichtbar, wie er, lang und gewaltig ausfahrend, auf seinen Schlittschuhen das Ufer entlang hinschnellte.

Meine eigenen Holländer holen, einen Pelzkragen um den Mund legen, und ihm nacheilen — war das Werk kaum einer Minute. Meine Riemen waren bald festgeschnallt; und den Fahrgleisen der scharfen Eisen mit der höchsten, mir möglichen Schnelle folgend, bekam ich ihn in etwa einer halben Stunde zu Gesicht und näherte mich ihm mit großer Anstrengung so weit, um ihm seinen Namen mit der Hoffnung, gehört zu werden, nachschreien zu können: »Larry! Larry!«

Der hohe bergige Seestrand gab den Ruf von Wiederhall zu Wiederhall zurück; allein er holte mit verdoppeltem Eifer aus und schnellte sich noch rascher hin, als zuvor. Aus Leibeskräften suchte ich ihm nachzukommen; und als ich zuletzt meine Hand fast ihm auf die Schulter legen konnte, bot ich alle Stärke meiner athemlosem Lunge auf und schrie wiederum — »Larry! Larry!«

Er blickte halb zurück und in demselben Moment strömte ihm der volle Schein des Vollmonds in die Augen. Ich habe mir seitdem gedacht, er habe mich wohl vor seinem blendenden Glaste nicht sehen können; ich indessen sah jede Linie seiner Züge mit der Deutlichkeit des Tageslichts, und nimmer werde ich sie vergessen. Ein weißer Schaumstreif lief durch seine halb geöffneten Lippen; das Haar flog ihm wild über die Stirn, auf welcher der Schweiß in dicken Tropfen glänzte, und in jedem Zuge seines ausdruckvollen Gesichts starrte unsägliches, entsetzliches Grauen. Er schaute nicht mehr zurück; sondern steigerte seine Eile mit einem Kraftmaße, dessen ich seinen schmächtig gebauten Körper nicht fähig gehalten hätte, und fing nun an, mir mehr und mehr vorzulaufen. Bäume, Felsen und Berge flogen wie in einem Zauberglase vorüber. Meine Glieder wurden allmälig starr; meine Finger hatten alle Empfindung verloren; allein hinter uns blies ein starker Nordostwind und das Eis war glätter, als ein Spiegel; und maschinenmäßig holten meine Füße aus und trugen mich weiter in gleicher stürmender Hast.

Zwei Stunden lang waren wir so am Ufer hin gefahren; die Aeste der Bäume spiegelten sich in dem glattglänzenden Eise und wie in Lüften hängend schoß Berg um Berg gleich jagendem Sturmgewölk an uns vorbei. Weit den See hinab blinkte indessen der eben nur sichtbare Schein eines Feuers herwärts und ich dankte eben im Stillen Gott, daß wir uns wahrscheinlich irgend einer Menschenhilfe näherten, als zu meinem Entsetzen die eben zurückweichende Gestalt urplötzlich wie ein Pfeil sich links abschnellte und noch beflügelter als zuvor gegen die Mitte der weiten öden Eisfläche zuschoß. Wie vermöchte ich die Gefühle zu schildern, die in dem Augenblick auf mich einstürmten! Ihm zu folgen wagte ich nicht; denn hatten wir einmal das Land aus dem Gesicht verloren, was bei unserer grausenhaften Schnelle fast in einem Nu geschehen mußte, so gingen wir rettungslos zu Grunde.

Er war weit — weit außer dem Bereich meiner Stimme, ihn zu überholen, blieb also noch mein einziges Hoffen. Ich bot meine letzte Spannkraft zu dem Strebestück auf und ihn fest im Auge behaltend, schnellte ich mich in einem schärferen Winkel querhinüber mit dem Vortheil des Windes, der mir voll auf den Rücken blies. Ich hatte auf die Bergzüge Acht gegeben und wußte, daß wir bereits vierzig Meilen *) vom Hause entfernt waren, eine Strecke, die sich unmöglich wieder gegen den Wind zurücklegen ließ; und der Schreckensgedanke, wie, selbst wenn ich ihn einholte, uns der Tod des Erfrierens drohe, drängte sich mir mit furchtbarer Gewalt auf.

Fort flog ich, von der Verzweiflung wie neu gestählt in meinen Gliedern, und lief mehr und mehr dem armen Mondsüchtigen, dessen Anstrengungen ermattend und unmächtig schienen, den Rang ab. Ich kam ihm näher. Ein neues Anringen! Ich hätte mich niederfallen lassen mögen, wo ich war, und schlafen, und wenn der Tod in der ersten Minute mich faßte, so steif und schläfrig war jede Muskel meines Körpers. »Larry!« schrie ich hinaus. »Larry!«

Er zuckte bei dem Tone zusammen und ich konnte einen erstickten und athemlosen Kreisch hören; als er mit übernatürlicher Stärke seine einsinkende Gestalt straff emporrichtete und dann, wieder vorwärtsgelehnt, von mir hinweghuschte, wie ein Sturmgespenst.

(Schluß folgt.)

Das Prognostikon oder das ergötzliche Mißverständniß.

Ein berühmter Taschenspieler war nach W... gekommen. Er trieb aber neben dieser Täuschung seiner gewandten Finger und Spiegelfechtereien, eine noch einträglichere, indem er sich im Stillen mit Prophezeihungen abgab, und die abergläubische Leichtgläubigkeit brandschatzte. Den Aermern versagte er den Zutritt, nur Vornehmen und Reichen widmete er seine Kunst, überzeugt, daß diese, wenn sie sich mystificirt sähen, aus Eitelkeit und Schamgefühl darüber ein tiefes Schweigen beobachten würden.

Er wohnte in einem der ersten Gasthöfe. In dem nämlichen Stock war ein Graf von Z.., ein junger Mann, der eben die Universität verlassen hatte, und jetzt eine Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs und Italiens machen wollte, eingezogen.

Die alte Baronesse ***, die nicht blos eine unwiderstehliche Neugier nach allen Stadtneuigkeiten, sondern auch eine gleiche Unruhe hegte, den Schleier der Zukunft über sich und ihre Angehörigen gelüftet zu sehen, fuhr in der Dämmerung zu dem falschen Propheten. Sie verfehlte die Nummer seines Zimmers und klopfte an der Thüre des daranstoßenden an, welches der Graf inne hatte.

Auf das Wort: »Herein!« öffnete sie die Thüre. Sie ließ dem Ueberraschten bei ihrem Eintritt nicht Zeit, sich nach der Ehre ihres unerwarteten Besuchs zu erkun-

*) Vierzehn bis funfzehn Stunden.

digen. Sie trug ihm gleich ihr Anliegen mit so geläufiger Zunge vor, daß er, daß Mißverständniß zwar merkend, doch nicht zu Worte kommen konnte, um sie zurecht zu weisen.

Ihm fiel es daher ein, sich einen Scherz mit der neugierigen Dame zu machen. Er übernahm die Rolle des Wahrsagers, nöthigte sie auf ein Sopha, und fing nun ein langes Examen über ihre Person und Verhältnisse an. Dies belustigte ihn um so mehr, als die Gefragte über manche Puncte sich mühsam drehte und wendete, und nicht mit der Sprache heraus wollte. Namentlich, was ihr Alter und ihre frühern Liebschaften betraf. Er aber sagte, ohne eine solche Beichte könne er ihren Wunsch nicht erfüllen, und es hätte überdies noch die für sie sehr nachtheilige Folge, daß sie durch eine Verletzung der Wahrheit seinen **Spiritus familiaris** wider sich erzürne.

Nach Beendigung dieser Unterhaltung schritt er nun zum Werk. Ein griechisches Wörterbuch vertrat die Stelle eines Zauberbuchs. Die unbekannten Lettern hielt die Dame für geheimnißvolle Zeichen. Nachdem er eine Weile mit großem Ernst in dem Buche geblättert, die Liniamente der dürren Hand der Baronesse genau in Augenschein genommen hatte, sagte er zu ihr in feierlichem Tone:

»Ich wünsche Ihnen Glück, meine gnädige Frau! Sie sind unter einem freundlichen Gestirn geboren.«

Nun, so lassen sie hören, was mir noch alles Erfreuliches bevorsteht! —

»Erlauben Sie mir, gnädige Baronesse! das kann und darf ich nicht!«

Das können und dürfen Sie nicht? — Wie soll ich das verstehen? Also ist es mit Ihrer Kunst nur ein falsches Vorgeben?

»Keinesweges! Ich durchschaue die Zukunft; aber meine Zunge ist durch einen heiligen Schwur gebunden, nicht eine Sylbe davon laut werden zu lassen.«

Mein Herr! treiben Sie einen unzeitigen Scherz mit mir? — Glauben Sie nicht, daß ich dazu schweigen werde. Ich habe hier mächtige Connexionen, und Ihr Benehmen gegen eine Dame von meinem Stande soll nicht ungeahndet bleiben.

Die Baronesse wurde feuerroth vor Ingrimm, stand plötzlich von dem Sopha auf und griff nach ihrem Shawl.

»Aber mein Gott! gnädige Frau! warum gerathen Sie so in Zorn? — Lassen Sie mich doch nur zu Worte kommen. Sie sollen Alles erfahren.« —

So! Können Sie *jetzt* ihre Sprache ändern? —

»Was ich gesagt, ist und bleibt wahr. Sprechen darf ich nicht, aber schriftlich kann ich Ihnen Alles kund machen. Haben Sie die Gnade, und gedulden Sie sich nur ein wenig.«

Dabei drückte der Graf die Baronesse sanft auf ihren Sitz zurück. Sie sah ihn starr und zweifelhaft an; er hingegen öffnete ruhig einen Schreibeschrank. Nahm ein Blatt Papier, schrieb darauf einige Zeilen, versiegelte den Zettel in einen himmelblauen Umschlag mit einem goldnen Schaustück, das er aus seiner Börse nahm, und händigte ihr denselben mit den Worten ein:

»Hier, meine Gnädigste, ist Ihr Prognostikon. Ich stehe dafür mit meiner Ehre und meinem Leben, daß es pünctlich eintreffen wird. — Nur eine unerläßliche Bedingung ist dabei, daß Sie dieses Briefchen erst ganz ohne Zeugen, nicht früher oder später, als wenn um Mitternacht die Thurmuhr auf der St. Marienkirche zwölfe schlägt, entsiegeln und bei drei in einem Dreieck gestellten, zuvor noch nicht angezündeten Wachskerzen lesen.«

Alles dieses wurde feierlichst und mit den ernstesten Mienen gesagt. Die Baronesse war völlig zufrieden. Sie dankte dem Wahrsager sehr huldvoll, drückte ihm für seine Bemühung einen Louisd'or in die Hand und beurlaubte sich.

Den Abend über empfand sie eine peinliche Unruhe, nie war ihr einer so langsam und genußlos verschwunden, ob sie gleich, um die Zeit heute sicher zu tödten, in eine Assemblee gefahren, und man ihr mit vieler Zuvorkommenheit an einem Spieltische einen Platz angewiesen hatte, wo ein invalider Oberster, einer ihrer frühern eifrigsten Anbeter, ihr Mitspieler war, der ihr noch durch seine galanten Aufmerksamkeiten die alte gute Zeit wieder in's Gedächtniß rief.

Sie hatte keine Ruhe, erkundigte sich, kaum als ein Paar der Anwesenden sich entfernten, alle zehn Minuten, ob nicht ihr Wagen schon vorgefahren sey; meinte, es müsse wohl schon über elf Uhr seyn, als es kaum zehn geschlagen hatte, beschwerte sich über die Saumseligkeit ihrer Dienerschaft, und als endlich um elf Uhr, ganz ihrer Anordnung gemäß, der Bediente ihr seine Ankunft melden ließ, nahm sie sich kaum so viel Zeit, sich von der Frau vom Hause flüchtig zu beurlauben, flog die Treppe mit beflügelten Schritten hinunter, that am Kutschenschlage einen Fehltritt, verrenkte den Fuß und wurde nun wimmernd in den Wagen gehoben.

(Schluß folgt.)

Schlußsteine.

Bei den Meisten entspringt die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag.

So tief die Werke menschlicher Kunst unter der Organisation des Universums liegen, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, den 15. Mai 1836.

(Von einem andern Correspondenten.)

Unsere Saison geht bald zu Ende, ohne daß überhaupt an Kunst oder Leben was Bedeutendes zurück geblieben. Die Ausbeute war heuer besonders ärmlich, und wäre nicht glücklich die Eisenbahn dazwischen gekommen — wer weiß, wie es abgelaufen wäre. Man hätte vielleicht nicht einmal wissen können, womit vernünftiger (ach nein, wer fragt darnach? ich wollte sagen:) weniger langweiliger Weise die Zeit zu tödten sey! Die Conversationen, Soireen und Thees haben sich heuer ohnedies in's Ungebührliche hinaus verlängert, der schlimmen Witterung willen, die uns arge Streiche gespielt hat. Gedenken Sie eines ähnlichen Frühlings? — Ich nicht! Am 11. Mai fiel häufiger Schnee vom Himmel, und der Thermometer stand auf 2° R. Die Leute klagen über ungeheure Theurung und die Landleute jammern über das Obst und den Wein. Im südlichen Ungarn fiel (nach Privatbriefen) am 10. Mai der Schnee zwei Fuß hoch und es war so kalt, daß das Vieh auf den Haiden erfror. In Italien, und zwar in und um Mailand ist noch Eis in Fülle und die Cholera dazu, so daß die Antiphlogistiker Krankheit und Heilmittel im Ueberfluß haben. Nun was sagen Sie zu diesen Aspecten? Ich singe mit Nestroy. „Es steht ja die Welt nicht mehr lang!" Aber wir wollen dennoch hoffen, denn die Hoffnung kostet nicht viel, höchstens die Gemüthsruhe.

Verdankt nun unsere Stadt eben diesen Wetterstürmen und der italienischen Oper eine Frequenz, die sonst schon mit Anfang des Mai nicht mehr zu sehen ist, so sind wir doch heuer an berühmten Gästen ungemein arm, und daher waren auch unsere Salons so wenig bedeutend. Denn in dieser Masse des ewigen Gesalbaders und einförmigen Gewäsches kann nur eine interessante Erscheinung wohlthätig auftauchendes Leben hineinbringen, sonst ist es ein stagnirendes Meer. Zwar nicht überall ist es so, und ich kenne Häuser und Gesellschaften, die durch geistreiche Auswahl und freundliche Geselligkeit wahren Genuß bieten, allein eben diese sind diejenigen, welche von Manchen mit vornehmem Achselzucken angesehen werden. Man drängt sich lieber in jene, wo die hohen Damen in Moschusparfümen gehüllt und mit ihren Lorgnetten blos von Moden und Medisance sich nähern, zuweilen, wenn sie eben bei Laune sind, wohl auch ein unbedeutendes Wörtchen an den armen Literaten oder Künstler wenden, der großmüthig eingeladen worden ist, um ihn den übrigen Abend dem langsamen Tod durch Gähnen zu überlassen.

Ein ziemlich interessanter Gast ist uns Hr. Parish-Alvars, ein Engländer, der hierher gekommen, um bei dem Hoforganisten Sechler den Generalbaß zu studiren, dabei aber ein vortrefflicher Harfenspieler ist, und in mehrerern öffentlichen Productionen ungemeinen Beifall erhielt.

Stadtgespräch ist jetzt ein äußerst frecher Diebstahl, welcher in den Gemächern des Erzherzogs Carl beabsichtigt war. Man erfuhr, daß er Tags vorher 180,000 Fl. C. M. erhoben habe, und bei Nacht wurde der Plafond durchgebrochen, und sogar die rechte Truhe hervorgezogen, die jedoch nicht geöffnet werden konnte. Auch bei Sr. k. H. Erzherzog Ludwig geschah eine ähnliche That, deren Urheber ein Frauenzimmer vom Stande seyn soll. Einem bekannten Literaten und Schriftsteller wurde durch Einbruch seine ganze elegante Garderobe entwendet.

In der Literatur ist es noch immer Winter. Journale sind einige entstanden, von denen sich aber blos das „österreichische Morgenblatt" souteniren (?) dürfte. Der „Telegraph" sucht durch elende, witzig oder pikant seyn sollende Ausfälle auf ganz unschuldige Menschen sein kümmerliches Leben zu fristen. Möchten doch die Leute bedenken, daß, wer wie der Ritter im Orlando, mit der Luft ficht, zuletzt ganz gewiß auf die Nase fallen muß! Nur den Feind, den man mit Gewißheit erkannt, darf man mit so unredlichen Waffen bekämpfen!

Notizen.

[Unterschied.] In Ungarns Süden sind viele Geräthe, welche die neuere Civilisation bei uns in die niedrigsten Häuser brachte, völlig unbekannt. Quin gibt in seiner Donaureise merkwürdige Beispiele. Eine Gräfin bekam aus Wien eine Menge Porcellangeschirre, unter anderm ein Bidet (Waschbock). Die gute Gräfin wußte den Gebrauch so wenig, daß sie bei einem Diner es als Schüssel verwendete, und ein Spanferkel darin auftragen ließ. — In dem Donau-Dampfschiffe, welches in die Türkei fährt, gab es nur ein einziges jener Geschirre, die man braucht, ohne sie nennen zu dürfen, und darin — wurde Eingemachtes aufbewahrt!

[Neues.] Der Hofr v. Wiebeking in München will die Erfindung gemacht haben, künstliche Fahrgeleise zu bauen, welche weit wohlfeiler als Eisenbahnen, und doch brauchbarer und dauerhafter, als die besten Fahrgeleise von Eisen wären. Sie trügen die größten Lasten und Dampfwagen, eigneten sich für jedes Fuhrwerk, und man habe dabei nicht nöthig, Dörfer zu vermeiden, oder dem Bauer die Zufuhr nach seiner Wohnung und seinen Aeckern zu sperren. Der Hofrath will das Geheimniß Jedem verrathen, der sich für die Bauwissenschaft stark genug interessirt, um ihm für 539 Fl. von seinen Büchern über die Architectur und den Wasserbau abzukaufen.

Berichtigung.

In dem Aufsatz: „Reliquien aus dem Kerker der Johanna Gray," Nr. 130, S. 518, welcher in eine unverhofft entstandene Lücke ohne Revision aufgenommen werden mußte, lese man in dem Distichon statt „ostingere" das Wort „obtingere" so wie statt „erat" das Wort „erit," und in der folgenden dreiversigen Strophe setze man nach gravis ein ;. Außerdem füge man die Uebersetzung hinzu:

„Glaube nicht ferne von dir, was dem Menschen je könnte begegnen.
Was heut mich betrifft, lastet schon morgen auf dir."

und:

„Wenn Gott mir hilft, so schadet nichts der böse Neid,
Und hilft er nicht, so hilft nichts schwerer Arbeit Müh';
Nach der Verfinstrung hoff' ich Licht."

D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 143. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 15. Juni. **1836.**

Vom todten Liebchen.

(Romanze.)

(Schluß.)

III.

Es lauten die Glocken zur Mette
In die kalte Decembernacht,
Und von der Glocken Getöne
Bin ich vom Schlummer erwacht.

Wie blinken so klar die Sterne,
Wie schauen die Gräber so weiß!
Ich ruhe auf Liebchens Grabe,
Es kühlt mir die Brust wie Eis.

Den kalten Marmor umfass' ich
Und sauge die Grabschrift ein.
„Willst Liebchen, Dich nimmer erheben,
Aus dem düstern, dem öden Schrein?"

Und herauf klingt lieblich Geflüster
Es ist ihr lispelnder Hauch,
Eine Hand mit dem Ringlein erhebt sich
Und Hand und Ring sind's auch.

„So führe mich zum Altare,
Mein rothes, trautes Blut,
Ich hoffe Dir zu gefallen,
Wie einst vor Jahren so gut!"

In langem Todtenschleier
Mein Lieb' vor mir sich zeigt,
Es starren so hohl die Augen,
Die Lippen fahl und erbleicht.

Und sie beut mir die knöcherne Rechte
Und schmiegt sich mir an die Brust
Sie küßt mit heißen Küssen
Und will vergehen vor Lust.

„Du siehst, Dein Bangen und Sehnen
Ist wunderbar erfüllt,
Die Thränen mögen versiegen,
Dein Schmerz, ist nun gestillt."

„So führe mich zum Altare,
Mein rothes, trautes Blut,
Ich hoffe Dir zu gefallen,
Wie einst vor Jahren so gut."

„So führe mich, sie warten,
Es harrt der Priester schon lang!"
Und sie zieht mit gewaltigen Armen
Mich durch den Kreuzesgang.

Und immer tiefer hinunter
In meerestiefen Grund,
Und freundlich wird sie und heiter,
Es röthet ein Lächeln den Mund.

„Ha! blasse Todesgestalten,
Mit Euch hab' ich nimmer zu thun!
Geh', Liebchen, Du wieder schlafen,
Geh', laß mich in Frieden nun!"

Und das todte Liebchen lächelt:
„So haltet ihr Alle den Schwur!" —
Steh'n Sie auf, Herr Collaborator,
Es ist schon sieben Uhr! —

Ludwig von Erfurt.

Der Eislauf.

(Eine amerikanische Erzählung.)

(Schluß.)

Ich vermochte ihm nicht länger zu folgen. Steif stand ich, immer noch pfeilschnell vom Winde fortgetrieben,

auf meinen Schlittschuhen und versuchte, ihm nachzusehen; allein der Frost hatte meine Augen starr gemacht, und es flimmerte wie Nebel vor ihnen, und sie fühlten sich wie Glas. Rings um mich war nichts zu sehen, als Mondlicht und Eis, und todtmüde und langsam begann ich, den leichten Pfad von Halbkreisen an's Ufer zurück zu beschreiben. Es war ein Schmerzenswerk. Es war, als ob mir der Wind recht eigentlich die Fibern der Haut im Gesicht zerschnitt. Die rasche, heftige Leibesbewegung durchwärmte meinen Körper nicht länger und ich spürte, wie mir die Kälte durchdringend scharf in die Lenden schoß und sich wie eine Eiskette schauernd über die Brust legte, und mit der alleräußersten Kraft meines Geistes, die mir zu Gebot stand, vermochte ich eben nur der furchtbaren Neigung, mich niederzulegen und zu schlafen, Widerstand zu leisten. Ich vergaß des armen Larry. Nur an's Leben — an's theure Leben dacht' ich. So selbstsüchtig macht uns eigene Todesnoth.

Endlich gewann ich, nach großer Mühe, das Ufer, knöpfte nun meinen Rock auf, spreitete ihn weit, wie ein Segel, auseinander, stellte meine Füße zusammen und trieb so, langsam, immer dem Ufer entlang, vor dem Winde hin, bis mir das Feuer, das ich früher in Acht genommen hatte, fröhlich aus der Ferne entgegenloderte. Es dünkte mir eine Ewigkeit bis zu ihm hin — in meinem langsamen Fortgleiten. Baum um Baum warf den Schatten seiner nackten Aeste über den Weg; Hügel um Hügel wich langsam zurück; doch meine Kniee waren wie zusammengefroren und meine Gelenke wie in Eis gebunden, und wenn mein Leben vom Ausholen meiner Füße abgehangen hätte, so hätte ich mich machtlos dem Tode übergeben müssen. Meine Kinnbacken waren gesperrt, meine Schultern halb zu den Knieen herab vorgezogen, und noch ein paar Minuten länger — und das Blut, deß bin ich gewiß, hätte sich mir in den Adern verdichtet und wäre stehen geblieben für immerdar.

Ich konnte die züngelnden Spitzen der Flammen sehen — ich zählte die lodernden Reißbunde — eine Gestalt huschte zwischen mir und dem Feuer hin — ich holte aus und stürzte nieder auf den Schneeboden; mein Bewußtseyn schwand! — —

Die Sonne schien mit schrägem Strahl durch die Bäume, als ich erwachte. Die behagliche Wärme einer großen Schicht glühender Asche spielte wohlthuend an meine Wangen, eine dichte Decke umhüllte mich und unter meinem Haupte lag ein weiches Kissen mit trocknem Laube. Auf der andern Seite des Feuers lagen, in ihre Decken gewickelt, vier Indianer, und den Kopf auf den Knieen und die Hände über die Fußknöchel gefaltet, saß, offenbar auf ihrer sorgenden Wacht eingeschlummert, ein Indianerweib. Das Geräusch, das ich — mich bewegend — machte, erweckte sie und wie sie frische Reißbunde auf einander legte und sie mit einer handvoll Laub zur hellen Lohe entzündete, überkam mich auf's Neue eine schläfrige Betäubung, ich wickelte die Decke fester um mich und schloß meine Augen, um zu schlafen.

Ich erwachte neugestärkt. Es mußte, der Sonne nach, zehn Uhr gewesen seyn. Die Indianer waren mit Allerlei da und dort herum beschäftigt, und die Frau schmorte eine Scheibe Rehfleisch auf den Kohlen. Sie bot mir es an, als ich aufstand; ich aß davon einen Theil mit einem Stück Maismehlkuchen, und dann bat ich sie, die Männer herzurufen und bewog diese unschwer, mit mir nach meinem verlorenen Freund suchen zu gehen.

Wir fanden ihn, wie ich geahnet, erfroren — weit hinaus auf dem See. Die Indianer spürten ihn an den Geleisen seiner Schlittschuheisen aus und nach ihrem Ansehen zu schließen, war er ruhig — wahrscheinlich von Schläfrigkeit und Erschöpfung übermannt — niedergesunken und also ohne Schmerzen gestorben. Sein letztes Thun schien unter dem Einflusse seiner seltsamen Geisteskrankheit sich geäußert zu haben, denn er lag auf dem Gesicht, abgewendet von der Himmelsgegend, wo der Mond unterging.

Wir brachten ihn heim zu seiner Braut. Selbst die Indianer ergriff ihr verzweifelnder Todesschmerz. Den Auftritt zu schildern, vermag ich nicht, wie vertraut mir auch manches Bild des Jammers und Grausens ist.

Ich erkundigte mich wegen der Lage seines Hochzeitsgemachs. Es hatte keine Läden und der Mond strömte mit seinem vollen Lichte herein; und nachdem der Unglückliche seine zagende Braut mit der Heftigkeit eines Rasenden geküßt hatte, sprang er mit einem entsetzlichen Aufschrei zum Zimmer hinaus, und sie sah ihn nicht wieder, als bis er, eine Leiche, auf seinem Hochzeitbette lag.

Das herzogliche Impromptü.

In einer Tragödie von Dryden hatte eine Schauspielerin mit dem höchsten Ausdruck des Schmerzes die Zeile zu sagen:

„Ach! meine Wund' ist groß, weil sie so klein!"

Sie machte eine Pause mit den Geberden einer vom Unglück ganz Zerschmetterten.

Der Herzog von Buckingham declamirte mit lauter Stimme aus einer der Bühne nahen Loge:

„O wäre größer sie, dann würde nichts sie seyn!"

Dies Impromptü veränderte plötzlich die Stimmung des Publicums. Statt des frühern Ernstes ertönte ein schallendes Gelächter; die arme Schauspielerin sah sich genöthigt, hinter die Coulisse zu treten. So oft sie es wieder wagte, sich zu zeigen, ertönte das nämliche Gelächter. Das Stück wurde nicht ausgespielt. Es war die zweite Vorstellung dieser Tragödie, und deren Einnahme sollte der Verfasser erhalten; dadurch aber verlor er sie. Ein seltenes Unglück! Ihm brachte eine alberne Zeile mehr Schaden, als er durch hundert gelungene je gewonnen hatte. Wenn die Nemesis immer so streng verführe, so würde sie, bei der Unzahl derjenigen, die jetzt Unsinn

und oft noch etwas Aergeres in's Publicum bringen, fortdauernd die Zuchtruthe schwingen müssen. Es ist aber noch sehr problematisch, ob das Publicum dabei gewinnen dürfte, denn es gibt Menschen, die durch keine Strafe gebessert werden.

Schlußsteine.

Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was hinter diesen Formen und Farben liegt und diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf.

Nichts ist natürlicher, als daß der Mensch tiefer in Zweifel versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit allein glaubt Alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannichfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrauens voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche Gewißheit; er findet sie nirgend, denn überall kann er hinzusetzen: unter andern Verhältnissen könnte doch auch Alles anders seyn! — Darum rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug die ersten Atheisten der Christenheit. — Zwischen der Nacht und dem Tage ruht die Dämmerung; zwischen Irrthum und Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels.

Wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das Alles ordnende, herrschende, Alles beseelende Urwesen nicht aus dem Universum in das Reich des Nichtseyns verweisen. Der Mensch steht wegen seines Bewußtseyns und seiner erhabenen Eigenschaften auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch Organisation seiner Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er schaut in Gott sich selbst, und hinwieder in seinem Innern den Glanz des heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulmeister, mehr um zu glänzen, als um Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zweifel anspinnen und sich groß dünken, bewiesen zu haben: es sey kein Gott. — Der Schrei der ganzen Natur wiederhallt ewig in seiner Brust. — Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. — Der Japanese und der Christ, der Jude und der Sinese, der Muselmann und der Neger — Alle beugen sich anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vernunft klarer oder verworrener schwebt.

Reise-Zeitung.

Humoristische Reisebilder aus Thüringen*).

— — Unser Gesang hatte die Sonne aufgeweckt, doch da es ein schöner Morgen war, hatte sie die frühe Störung nicht übel genommen, sah sehr heiter aus, und strafte uns später nur, wie ein altes Weib mit der Zudringlichkeit glühender Leidenschaft. Der Advocat, den ich als Freund A. bezeichnen will, wie die Uebrigen als B., C., D. und E., machte mich auf eine nahe Kirchthurmspitze aufmerksam, die er mir als weithin sichtbares Wirthshausschild bezeichnete; denn er kannte meine Neigung für Wirthshäuser, in denen ich immer hübsche Wirthstöchter zu suchen pflegte, wie er selbst. Ich klagte über das Bedürfniß, einen stärkenden Liqueur trinken zu müssen und daß mir der Kaffee schlecht bekommen sey; A. erklärte, daß wir einkehren müßten und B., ein junger Jurist, der in jedem Wirthskeller eine Geliebte hatte und der seinen Aerger über die geringe Besoldung, die er hatte, gern vertrank, stimmte bei. Auch C. neigte sich zu unserer Partei; bei einer Justiz- und Verwaltungs-Behörde angestellt und als ordentlicher Hausvater hatte er die curiose Neigung, gern zu wissen, wie es in diversen Wirthschaften hergehe und, wie viele Leute Bücher nur lesen, um sie zu kritisiren, reiste er und kehrte er nur ein, um über die Wirthschaft sprechen zu können. Aber D., ein Gottesgelehrter, der immer mit dem Gedanken umging, eine reiche Frau zu bekommen, hatte einen Talisman in der Tasche, der ihm alles Einkehren verleidete — — seinen Geldbeutel, den er über Alles liebte, so daß es ihm unendlich leid that, wenn er ihn zu stark angriff. Er widersprach und E., ein junger Jäger, der nur reiste, um die Merkwürdigkeiten zu sehen, die in den geographischen Handbüchern verzeichnet sind, trat auf seine Seite. C. wog seinen Geldbeutel und fand den Widerspruch des D. und E. erheblich, weil er daran dachte, daß er heute noch nach Ilmenau hatte kommen und dort kegeln wollen. So war eine Trennung der Gesellschaft gewiß, wenn wir das Einkehren nicht aufgaben.

Vor dem Dorfe aber war mein Verlangen nach dem Anblick der Reize der Wirthstochter so groß, daß ich mit dem Ausruf: Kind bring' mich zum Wirthshaus, und ich heirathe Dich aus Dankbarkeit! ohnmächtig einem Bauernmädchen um den Hals fiel, das frisch gewaschen, den leichten Tragkorb an seine Schulter gehängt, munter auf's Feld ging und uns eben verschämt gegrüßt hatte.

„Da muß ich selbst mit umkehren," antwortete die Erschrockene, „denn es ist Niemand zu Hause," und meinen in Erfurt zu einem Tornister verwandelten Reisesack in ihren Korb legend, folgte ich ihr schwach, gestützt auf die Arme meiner Freunde A. und B. und unter dem unwilligen Murren der Uebrigen.

Ich weiß nicht mehr, wie das Dorf heißt, wo ich mit

*) Fortsetzung eines frühern Reiseberichts desselben Hrn. Verf., der Raumersparniß wegen, hier und da nur fragmentarisch mitgetheilt. Anm. d. Red.

ärztlich besorgten Augen angeblickt wurde. B. trank fast für uns Alle, C. lobte den trefflichen Käse und die reinliche Küche, D. fragte nach dem reichsten Mädchen im Dorfe und berechnete ihr Vermögen, über das ihn der alte Tagwächter, für einen Trunk aus meinem Glase, Auskunft gab und lächelte, daß die Zeit so verschwendet werde.

Ich aber folgte Katharinchen in die Küche, die ich weniger bewunderte als die Dorfschönheit meiner Retterin, welcher ich aus Dankbarkeit — Andere würden sagen aus Eitelkeit — ein aus Leipzig mitgebrachtes seidenes Halstuch schenkte, das ich in Erfurt einer Freundin mitzubringen bestimmt hatte.

Endlich verlangte D., im letzten Dorfe vor Arnstadt, nach dem Wirthshause. Schauder erfassen mich bei der Erinnerung. Ein Stück schwarzes Brot mit Butter und Fliegenbeinen, Bier, das aus dem Styx geschöpft zu seyn schien, denn wer davon trank, wurde unsterblich wegen des bewiesenen Muthes, und ein Wirth, der weder hörte noch sah.

Die Sonne schien bereits senkrecht auf uns herab und das Tellergeklirr hatte schon angefangen, als wir in Arnstadt einrückten, wo wir gleich in den nächsten Gasthof, den Wachholderbaum, traten. Was wir bekamen, Essen und Trinken, war gut, und der Wein so gar so, daß wir ihn, nur mit Wasser vermischt, trinken konnten. Das Schlimmste im Hause war ein großer Hund, dem ich Eifersucht auf mich wegen des Dienstmädchens zutraute.

In Arnstadt hätten wir bleiben müssen, denn man versprach uns gut zu betten. Aber C. wollte noch kegeln in Ilmenau, D. dort die reiche Geliebte suchen, die er hier so schnell freilich nicht hatte finden können, und E. sehnte sich nach den starken Bäumen des Thüringer Waldes.

Wir sahen uns, schnell wie Engländer, in Arnstadt um, nahmen eine alte Kirche in Augenschein, wo eine ellenlange Rippe des Grafen Rudolph gezeigt wird, die es plausibel macht, daß in früheren gigantischen Zeiten Eva aus einer Rippe hat gebildet werden können, wo ein Altarbild von rührendem Schnitzwerk und einige aus den Mauern herabgefallene Steine zu sehen sind. Wir besahen den Schloßgarten, wo ich den Mangel an Humanität bejammerte, welcher mir nicht gestattete, meinen Pudel in diese Herrlichkeiten einzuführen, so daß ich zurückbleiben und mich mit einer hübschen Bleicherin, am Fuße eines grünbedachten Thurmes, und, recht romantisch! zunächst alten Ruinen, unterhalten mußte; wir wurden durch die Schildwache von einem kleinen Rasenplätzchen vertrieben, welches von einer sehr assortirt angebrachten Grotte blos zum Besehen angebracht ist, was sich künftige Reisende merken mögen. Wir besahen die berühmte Günthersmühle, aus welcher der noch berühmtere Ludwig Storch — Störche bringen ja die Kinder! — eine schöne Müllerstochter für seine thüringisirenden Romane entlehnt hat. Wir bezahlten endlich und verließen, in verzweifelnder Müdigkeit Galoppade tanzend, die Stadt, und begaben uns auf die Eremitage, einen Vergnügungsort, nächst welchem mit feiner Ironie eine Einsiedelei angebracht ist, worinnen aber dermalen nur einige Hühner nebst einem Hahne hauf'ten.

Weizenbier, du Geist der Arnstädter! O, ich denke dein, so lange ich denken kann! Denn du fesseltest meine Gefährten, daß sie mich ruhen ließen.

Der Uebermuth hatte mich verlassen, und ich sang nicht mit meinen Gefährten, als wir weiter gingen, aber nicht weiter kamen, als bis nach Plauen — so heißt, glaube ich, das kleine Städtchen, in welchem mehr häßliche als schöne Gesichter erstaunt die sechs hinkenden Wanderer und meinen gestickten Reisesack betrachteten. Das Wirthshaus gefiel unseren Beinen, aber desto weniger unseren Augen und Gaumen.

Ach, und keine tröstende Chaise, die uns weiter bringen konnte, und nach vielem Suchen, nichts als ein Leiterwagen mit einem einzigen Pferde und zwei Strohschütten um unsere wehmüthig jammernden Gebeine fortzubringen! Nur B. blieb ruhig, weil man in Ilmenau gutes Bier haben sollte, und C., weil er dort noch kegeln wollte, und D., weil er an die reiche Geliebte dachte, und E., weil nun der thüringer Wald anfing! Aber A. und ich, wir saßen neben einander, uns mit den Armen umschlingend und nach der scheidenden Sonne blickend und nach der Gegend von Arnstadt, wo so schöne Betten für uns bereitet standen.

Die Nacht brach herein ehe wir Ilmenau erreichten, wo wir, im Gasthofe zum Löwen einkehrend, ein treffliches Abendessen und wieder Stärke genug erhielten, um noch einen Gang nach dem Felsenkeller zu vortrefflichem Biere zu machen.

Als der liebe Gott am andern Morgen die Sonne schickte, uns aufzuwecken (der Mensch denkt ja immer, daß alles Uebrige nur für ihn da und er selbst der alleinige Zweck der ganzen Schöpfung sey); mußte ihr bei mir der Geistliche zu Hilfe kommen, der vermöge seiner doppelt ökonomischen Natur sehr früh aufzusteigen gewohnt war, weil er besonders auch das wohlfeile Sonnenlicht so viel wie möglich zu benutzen bemüht war. Er brachte mich aber nur aus dem Schlafe und noch lange nicht aus dem Bette, aus welchem mich erst ein liebliches Tassengeklirr lockte.

(Fortsetzung folgt.)

Commentar zu einem Bekenntnisse eines Poeten.

„In meinem Arm die Leier,
In meiner Brust ein Herz,
Im Herzen Dichterfeuer,
Und Liebeslust und Schmerz:

„So zieh' ich aus und wandre,
Und singe muthiglich,
Und sing' ich nicht für And're,
So sing' ich doch für mich."

So ist's gedruckt zu lesen.
Mir bildet er nichts ein,
Denn wär's ihm Ernst gewesen,
Würd' es gedruckt nicht seyn.

Platzgraf.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 144. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 16. Juni. **1836.**

Bestrafte Neugierde.

(Novelle v. F. X. Told.)

Der Tod seines Großonkels hatte den jungen Otter in den Besitz eines ungeheuern Vermögens gesetzt, und ihn von der Stelle eines Buchhalters zu dem Range eines Bankiers emporgehoben.

Die stille Trauerzeit des betrübten Neffen lief endlich ab, und siehe da, kaum ließ sich der Neuling in der großen Welt irgendwo erblicken, so schaute auch schon manch' holdseliges Fräulein, des Stolzes vergessend, nach dem wohlgebauten reichen Wechsler, mit dem bescheidenen Gedanken, ob er nicht etwa ihr Herzchen gegen seinen Mammon auszuwechseln Lust tragen möchte; allein wie der Reichthum sehr oft den Menschen des Gefühls beraubt und alle seine Sinne auf den Geldsinn concentrirt, so schien dieß auch bei Otter eine geraume Zeit der Fall zu seyn.

Oft, wenn sein unzertrennlicher Freund, der Criminal-Actuarius von Schellern, gleichfalls ein junger Mann, in ihn drang, sich unter den Töchtern des Landes eine schmucke Gattin zu erwählen, entgegnete er: »Freund, damit hat es keine Eile! Eine Angelegenheit, an welche sich das Wohl oder das Wehe des Lebens unzertrennlich kettet, kann nie mit zu großer Vorsicht behandelt werden.« Und bei der Befolgung dieses Grundsatzes geschah es denn, daß ein Monat nach dem andern verging und Otter unverheirathet blieb.

Die Menge von Geschäften verursachten es einmal, daß Schellern seinen Freund vierzehn Tage nicht gesehen hatte. Endlich waren ihm einige freie Stunden gegönnt, und diese nützte er, um den kleinen Hagestolz zu einer Jagdpartie zu engagiren. Doch wie mußte er ihn finden! Der sonst so leidenschaftliche Jäger suchte einen Vorwand in der Wichtigkeit seiner Geschäfte, war aber so zerstreut, verschlossen, ängstlich und verlegen, daß Schellern wohl merkte, es sey eine große Veränderung vorgegangen.

Unter einer sehr wortkargen Unterhaltung setzte man sich zu Tische, um das so eben aufgetragene Frühstück einzunehmen. Was der Freund auch that, um den Geistesabwesenden aus seinem Taumel zu ziehen, Alles vergebens! Eine ängstliche Ungeduld trieb ihn von einer Stelle zur andern; denn es zog ihn etwas fort, das mit dem Verlangen nach Weidmannslust nicht in der geringsten Beziehung stand, und ihn sogar nicht bemerken ließ, wie er, Schellern zum Trinken nöthigend, die leere Tasse präsentirte.

Da fielen alle Rücksichten des Letzteren, und nach einem laut schallenden Gelächter brach er endlich in die Worte aus: »Emmerich! Emmerich! Dein Stündlein hat geschlagen.«

»Wie meinst Du das?«

Ei, wie ich das meine! Ohne Umstände! nenne sie mir, die Unwiderstehliche, welcher der große Wurf gelungen, einen Hagestolz durch die Zauberwaffen ihrer Reize zu besiegen.«

Nach einer kleinen Pause fiel Otter seinem Freunde um den Hals, ohne jedoch etwas Anderes als das Geständniß hervorbringen zu können, daß Amor's schärfster Pfeil sein Herz verwundet habe.

»Aber wer ist die Glückliche?« fragte Schellern zum zweiten Male.

»Kennst Du Adaminen, die Tochter des Commercienrathes Horstenberg?«

»Nein.«

»Sie mußt Du kennen, um zu wissen, was weibliche Holdseligkeit ist. Komm' mit mir, und Du sollst in der St. Clarenkirche dieses Himmelskind erblicken.«

Schellern, der dem zweitausendjährigen Grundsatze nil admirari zufolge über nichts so leicht erstaunte, konnte sich doch des Staunens nicht erwehren, als er diese in dem Munde seines Freundes so neue Sprache vernahm, und willig leistete er auf das Vergnügen Ver-

zicht, welches er sich in des Forstes kühlem Schatten versprochen hatte.

Einige Schaalen des dampfenden Getränkes von den schlummerbefehdenden Körnern der guten Stadt Mocca hatten die Freunde geschlürft, und traten nun an den Kirchengang, auf welchem Otter eine Beredtsamkeit entwickelte, als ob er ein Jahrzehend hindurch auf der Tribune des Londner Oberhauses gestanden hätte. Schweißbedeckt erreichten sie das Ziel ihrer jetzigen Wanderung. Auf dem Platze vor der Kirche stand ein aus Stein gehauener St. Lorenz, und da der Gottesdienst bereits vorüber war, und die erbaute Gemeinde sich mit Eile aus des Tempels Pforte drängte, so nahmen die beiden jungen Männer hier ihren Posten ein, von wo aus sie das Gewühl bequem übersehen konnten. Otter hielt seinen Treuen fest am Arme und kneipte ihn zu wiederholten Malen recht empfindlich in denselben. Ein solcher Druck war nämlich das verabredete Zeichen, welches die Annäherung Adaminens bedeuten sollte; allein der Liebende, welcher in jedem weiblichen Wesen seine Angebetete zu erkennen glaubte, kneipte so oft, daß Schellern die Mädchenschau hundertfach verwünschte. Endlich fühlte er drei schnell auf einander folgende gewaltsame Drücke an seinem Arme, die ihm das Wasser dermaßen in die Augen preßten, daß er den Anblick der Göttlichen, welche jetzt wirklich vorüber wallte, entbehren mußte.

»Hast Du sie gesehen?« rief Otter seinem Freunde zu.

»Ei, gesehen hab' ich nichts; aber desto mehr empfunden.«

»Nicht gesehen? — Wo hattest Du denn Deine Augen?«

»An ihrer gewöhnlichen Stelle, doch Du verfuhrst so unbarmherzig mit meinem Arme, daß mir alle Lust verging, Deine Schöne zu besichtigen.«

Der begeisterte Verehrer hörte und sah nichts mehr, schnell ergriff er des Freundes Hand, und eilte mit diesem durch des Volkes Mitte der an der Hand ihres Vaters wandelnden Holden nach.

Schon waren sie dem interessanten Paare ziemlich nahe gekommen, als dasselbe plötzlich in eine Seitengasse lenkte und hinter einer hohen Pforte in dem Innern eines Hauses sich verlor.

»Da hast Du's nun!« schrie Otter mit ausbrechendem Aerger; »hier ist die Wohnung einer alten Tante, von der sie vor zwei Stunden nicht wiederkehren.«

»Wie Du das so genau weißt!« bemerkte Schellern mit satyrischem Lächeln, und ermahnte den Freund, der wie eingewurzelt stand, nach Hause zurückzukehren. Dieß thaten sie und zwar ziemlich wortarm. Indessen war unter diesem Schweigen ein Plänchen des Actuarius gereift, das nun dem Liebenden kund gegeben wurde. Er hatte nämlich beschlossen, durch einen Amts-Collegen, welcher in Horstenberg's Hause Zutritt hatte, den Vater sammt seiner Tochter zu dem am nächsten Sonntage abzuhaltenden Privat-Concert einladen zu lassen, bei welchem sich auch Otter einfinden sollte, der diesen Vorschlag mit namenloser Wonne aufnahm.

(Fortsezung folgt.)

Das Prognostikon oder das ergötzliche Mißverständniß.

(Schluß.)

Angelangt in ihre Wohnung hinkte sie in ihr Zimmer. Ihre Kammerzofe mußte ihr den Fuß mit Seifenspiritus reiben und einen Umschlag darum legen. Diese äußerte zwar Besorgnisse, daß das Uebel ärger werden möchte, wenn man nicht schleunig den Haus-Wundarzt zu Hilfe rufe, da der Knöchel sehr angeschwollen sey, aber so ängstlich auch in solchen Fällen, selbst bei sehr unbedeutenden Veranlassungen, die Baronesse war, so lehnte sie doch die Ausführung dieses wohlgemeinten Raths hartnäckig und endlich aufgebracht ab.

»Laß mich allein,« sagte sie, »bis ich Dir schellen werde, aber erst bringe mir drei noch ungebrauchte Wachslichter in das Zimmer.«

Die Zofe sah sie verwundert an. Sie glaubte, ihre Herrschaft habe einen Anfall von Wundfieber und phantasire.

»Nun, was stehst Du da, Ernestine! — Rasch! — Thu', was ich Dir befohlen habe, und auf der Stelle, das rath' ich Dir. Es muß gleich zwölfe schlagen.«

Die Zofe gehorchte, nicht ohne ein heimliches Bangen, doch wagte sie es nicht, es laut werden zu lassen.

Darüber war fast eine Stunde verflossen. Die Baronesse zündete die drei Wachskerzen an, stellte sie vorschriftsmäßig auf einen sauber mit seltenen Hölzern fournirten Tisch, dann sich mit laut klopfendem Herzen vor denselben und horchte auf die dumpfen Schläge der Thurmuhr. Endlich ertönte sie; kaum war der letzte Schlag verhallt, so lösete die Baronesse das geheimnißvolle Siegel, entfaltete das darin enthaltene Blatt, und nachdem sie es begierig überlesen, sank sie, mit einem lauten Schrei des Schrecks und der Wuth in einen hinter ihr stehenden Lehnsessel.

Dieser Schrei und der unsanfte Fall zogen die Aufmerksamkeit der im Nebenzimmer auf die Baronesse wartenden Kammerzofe auf sich, denn diese durfte nicht eher der Ruhe pflegen, als bis ihre Herrschaft im Bette lag und sie ihr die Nachtlampe in eine Alabastervase gesetzt hatte. Sie eilte herbei, besprengte die Ohnmächtige mit cölnischem Wasser und brachte sie wieder in's Leben zurück.

Sie wollte sich aufrichten, konnte aber nicht. Da sie den Zettel auf der Erde liegen sah, so schrie sie der Zofe wüthend zu:

»Schaff' mir das verfluchte Papier aus den Augen, sonst bekomm' ich Krämpfe!«

Dieser Ausruf geschah mit Verzuckungen. Die Zofe raffte das Papier auf und fragte ängstlich:

Was soll ich damit machen? gnädige Frau!

»Wirf es in's Feuer, oder besser, zerreiß es gleich in tausend Stücken und schmeiß' sie aus dem Fenster.«

Die Zofe ging an das Fenster, öffnete es, aber die Neugier war größer, als der Gehorsam. Sie vertauschte den Zettel mit einem Liebesbriefchen, das sie in ihrem Busen hatte, und opferte die zärtlichen Ergüsse eines verliebten Kammerdieners ihrer Begierde, den Inhalt des so verhängnißvollen Papiers kennen zu lernen. Sie gab die verliebten Seufzer und Schwüre ihres Seladons den Winden unbedenklich Preis.

Nachdem die Baronesse sich endlich wieder in etwas gefaßt hatte (es war ihr ein Stein wenigstens vom Herzen gewälzt, da sie die Prophezeihung vernichtet glaubte), so legte sie sich, zwar heftig aufgeregt, nachdem sie zuvor noch einige Tassen Camillenthee verschluckt hatte, nieder, aber, wie man denken kann, ohne sich eines erquickenden Schlafs zu erfreuen. Ihre Nerven waren zu aufgeregt, sie fühlte sich so tief gedemüthigt, daß sie nur wenig Minuten entschlummerte, fürchterliche Träume schreckten sie auf, und auch der Schmerz an dem verletzten Fuße, wenn er nur zufällig unsanft berührt wurde.

So müde die Zofe war, und obgleich darüber die Thurmglocke schon zwei schlug, mußte sie doch den unheilschwangern Zettel lesen. Sie bot der Mahnung der Vernunft, daß er vielleicht auf sie eben so schädlich wirken könnte, heldenmüthig trotz; sie zog ihn aus dem Versteck hervor und buchstabirte ihn mühsam bei dem matten Scheine einer kleinen Lampe, der es schon an Oel gebrach, und die sie von Zeit zu Zeit mit Hilfe einer Haarnadel aus ihren Locken, wieder heller aufflackern ließ.

Die Prophezeiung lautete also:

»Sie haben Ihr Leben in reicher Fülle genossen, und es ist Zeit, auf Genüsse zu verzichten, auf die Sie in Ihren Jahren keine Ansprüche machen können und dürfen. Uebrigens können Sie sicher darauf rechnen, daß Sie, wenn Sie Ihr Vermögen nicht muthwillig verschwenden, immer reich seyn werden. Sollten Sie in's Wasser fallen, so werden Sie naß werden, wenn Sie essen, sich gesättigt fühlen. Sind Sie ermüdet, werden Sie schlafen, sind Sie gesund, werden Sie keines Arztes und keiner Arznei bedürfen. Wenn Sie keine Ansprüche mehr auf Anbeter machen, werden Sie sich das unangenehme Gefühl des Neides gegen Jüngere Ihres Geschlechts ersparen. Wenn Sie erwägen, daß die Vorsicht den Menschen weislich die Zukunft verhüllt hat, werden Sie nicht mehr darauf sinnen, sie zu enträthseln, und keinem Charlatan kindischen Glauben beimessen. Wenn Sie dieser thörichten Forderung, wie allen übrigen, die Ihnen den Vorwurf der Unbescheidenheit zuziehen können, entsagen, so werden Sie mit sich selbst zufrieden seyn und sich mehr wie jetzt die Achtung der Bessern erwerben. Für die Erfüllung dieser Prophezeihungen bin ich Ihnen Bürge, und bemerke nur noch, daß es für Personen, die das Glück so reich mit Vermögen begünstigt hat, kein süßeres Gefühl gibt, als damit im Stillen wahrhaft Nothleidenden beizustehen, und ich kann Ihnen zu Ihrer Freude versichern, daß Sie dieß unwissend bereits gethan haben, denn das Goldstück, das ich von Ihnen empfangen, wird zu diesem wohlthätigen Zweck verwendet werden.«

Einige Tage darauf las man in den Zeitungen und Intelligenzblättern:

»Dem unbekannten Uebersender eines Louisd'or, den ihm eine Dame von hohem Range für einen Dienst, den er zu erfüllen für unmöglich hält, zu verehren die Güte gehabt, wird der richtige Empfang auf dessen Verlangen hiermit bescheinigt.«

»Die Armen-Direction.«

Was diese Annonce auf das kranke Gemüth und geschwollene Bein für einen Eindruck gemacht hat, ist mir, leider! unbekannt geblieben; indessen läßt sich leicht prophezeihen, daß es kein günstiger gewesen ist. Fiat justitia, pereat mundus!

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Magdeburg, den 29. Mai 1836.

Die mit Recht einem Mörder entwundene Märtyrkrone oder Ehrenrettung des am 15. Januar d. J. von dem Musketier Liedtke in Magdeburg ermordeten kön. preuß. Oberlieutenant Herrmann Bahnert durch einen Cameraden und Widerlegung des Berliner Correspondenten *)

Wir fanden im 108ten Stück des Planeten, in einem aus Berlin vom 13. April datirten Artikel, die in einer preuß. Handelsstadt von einem Soldaten an seinem Officier verübte Mordthat in einem Lichte dargestellt, das einer Glorie um das Haupt des Verbrechers nicht so gar unähnlich sieht.

*) Es schreibt uns der sich nach Namen, Stand und Rang vollständig erkennbar machende Ehrenretter am Schlusse seiner brieflichen Mittheilung folgende eben so tief vom Schreiber empfundene, als für den Leser charakterisirende und gewinnende Worte: „Uebrigens wolle Wohldieselbe sich versichert halten, daß ich, obgleich von keinem anderen Motive geleitet, als dem Wunsche: das — Gott weiß mit welchem Rechte und aus was für Ursachen — mit dem Kothe falscher Beschuldigung beschmutzte Andenken eines geachteten Mannes und Cameraden rein zu waschen, dennoch in meinem Versuche einer Charakteristik des Thäters und seiner That wissentlich von der Wahrheit um kein Haar breit abgewichen sey.“ Uebrigens ist es unsere Pflicht, gleich hier beizufügen, daß bei unserem Berliner Hrn. Correspondenten weder „Bosheit noch Unverstand“ vorgewaltet hat, als er die Nachricht über den Unfall in Magdeburg niederschrieb, sondern, daß ihn nur das Gerücht getäuscht und eine vorurtheilsvolle falsche Darstellung des Begebnisses seine Feder irre geleitet haben kann. Es bedürfte nur der Nennung seines

Ungewiß, ob Bosheit oder Unverstand dem Verfasser jenes Artikels die Feder geführt, würden wir Demselben nur das Stillschweigen der Verachtung oder der Bemitleidung entgegensetzen, wenn es sich hier um Geringeres, als um die Ehrenrettung und Vertheidigung eines mit großem Unrecht noch in seinem Andenken gemißhandelten redlichen Mannes handelte.

So aber mögen, um irrigen Ansichten und schiefen Beurtheilungen, zu denen die oben erwähnte Nachricht Ununterrichtete, auf Kosten des schuldlosen Opfers jener Uebelthat, verleiten könnte, zu begegnen, einige Worte — für deren unentstellte Wahrheit Einsender jede Bürgschaft zu übernehmen bereit ist, — hier Platz finden.

Die preußische Handelsstadt, welche der Anonymus aus Berlin nur andeutet, ist Magdeburg, der Ermordete war der Premierlieutenant im 26. Infanterie-Regiment Herrmann Bahnert, sein Mörder wurde der Musketier Liedtke.

Daß jener Officier seine Untergebenen sehr tyrannisch behandelt und daß namentlich den Liedtke das Loos getroffen habe, ganz besonders von ihm gequält zu werden, ist unwahr. Der Mörder selbst, ungeachtet es ihm um eine Beschönigung seiner Missethat (wenn eine solche für ein so schweres Verbrechen überhaupt denkbar ist) zu thun seyn mußte, hat es nie, weder in seinen ersten Verhören noch später behauptet, ja, was noch mehr ist, er hat den Lieutenant Bahnert als seinen Wohlthäter bezeichnet, der ihn, auf der Stufe moralischer Gesunkenheit, wohin ihn sein Leichtsinn gestellt hatte, mit größerer Schonung und Rücksicht behandelt, als er, der Liedtke, es verdienen mochte.

Liedtke hatte, nach seinem eigenen Geständniß, schon in früher Jugend Anleitung zu allerhand kleinen Veruntreuungen im Hauswesen seines Erziehers, eines Geistlichen in Ostpreußen, erhalten, war später einem Schuhmacher zweimal aus der Lehre entlaufen, dann Schmiedeknecht geworden, und nach einem unstäten, nicht vorwurfsfreien, Leben zur Ableistung seiner Militärpflicht, da er den Ersatztermin versäumt hatte, als unsicherer Cantonnist, beim Regiment eingestellt worden, nachdem er zuvor wegen Verdachts eines Diebstahls in Criminalunterſuchung sich befunden hatte.

Mit einem unbesiegbaren Hange zu Ausschweifungen, besonders in Bezug auf das weibliche Geschlecht, behaftet, welchem seine Geldmittel nicht Stand halten wollten, fügte er sich nur widerstrebend in die strenge Regel des Soldatenlebens, welche in unserm Staate — Dank sey es unserem verehrten Könige und seinen weisen Gesetzen! — einen moralischen Wandel nicht minder bedingt als Dienstrüchtigkeit.

Er verließ, ein Eidbrüchiger, seine Fahne und bezeichnete seine Entweichung noch durch einen Diebstahl, wurde wiedergriffen und kriegsrechtlich, unter Versetzung in die zweite Classe des Soldatenstandes zu vierzehn monatlicher Festungsstrafe verurtheilt.

Diese verbüßte er auf hiesiger Festung. Dort schon faßte er — das Ungemach seiner Strafe, wie es beim rohen Menschen unschwer sich erklärt, weniger eigener Verschuldung als seinen Militärverhältnissen und seinen Vorgesetzten beimessend — den Entschluß, einen der Letzteren bei paßender Gelegenheit umzubringen.

In den Dienst, nach verbüßter Strafe, zurückgetreten, verhinderten nur Zufälligkeiten, daß er diesen Entschluß nicht früher zur Ausführung brachte. Der Premierlieutenant Bahnert wurde erst einige Zeit nach Entlassung des Liedtke von der Festung dessen Compagniecommandeur.

Liedtke versetzte nun, am Morgen des 18. Januar d. Js., für einen Dritten ein Kleidungsstück und verbrachte das Pfandgeld, unmittelbar darauf, zum Theil in einem Freudenhause. Aus Besorgniß vor den Folgen dieser Handlung ging er sodann zum Premierlieutenant Bahnert, gestand diesem sein Vergehen, und wurde mit dem Bescheide entlassen: daß geschehen werde, was Rechtens sey.

In den Abendstunden desselben Tages begibt er sich, das Gewehr zum Morde geladen, abermals in die Wohnung des Premierlieutenants Bahnert, und streckt diesen durch einen Schuß nieder, worauf er dem Feldwebel kaltblütig meldet, was er so eben gethan.

Die Untersuchung schwebt noch jetzt und wird mit aller Strenge geführt. Der Mörder wird den Lohn seiner That empfangen.

Ob er für diese die Märtyrkrone verdiene, welche ihm der Correspondent des Planeten zugedacht zu haben scheint, oder die Rettungsmedaille, die ein emeritirter Jurist ihm zugesprochen, mögen Unbefangene nun selbst ermessen. Wir unsererseits dürfen es dem Rechtlichkeits-Gefühl unserer deutschen Landsleute aller Farben, nach dieser Darstellung der Sachlage, anheimstellen, den Artikel, welcher uns im Interesse der Wahrheit diese Erklärung abgenöthigt, nach Gebühr zu würdigen, und haben weiter nichts hinzuzufügen, als daß der einer traurigen Verirrung zum Opfer Gefallene, als ein Ehrenmann und braver Officier, ein besseres Loos, gewiß aber keine hämischen Ausfälle noch über das Grab hinaus verdient hätte.

Ein Camerad des Verstorbenen.

Namens, um jede weitere Conjectur oder Insinuation niederzuschlagen, und das errare humanum est in voller Verzeihlichung herauszustellen. Möchte endlich ein anderer Artikel aus einer ebenfalls dreifolbigen preuß. Stadt einen eben so wahren Vertheidiger und Widerleger finden. Irriger-Weise ist er mit E. v. Hagen unterzeichnet.

Anmerk. d. Red.

Zwei änigmatische Fragen.

1.

Die Erste war der Teufel nie,
Die Zweite ist der Teufel oft,
Das Ganze ist er immer.

2.

Wer ist mehr wie Gott,
Böser als der Teufel?
Die Todten genießen es
Die Lebendigen müssen daran sterben.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 145. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 17. Juni. 1836.

Revue der Zeitschriften.

(Von Jul. Seidlitz.)

(Fortsetzung.)

Mitternachtzeitung.

Das literarische Treiben unserer Zeit kommt mir manchmal wie eine Redoute vor, wo Jeder gerade das vorstellt, was er im Leben nicht ist. Ist es dann zu verwundern, wenn die dunkle M.-Z. zur hellen Mittagszeitung wird, wo wir statt transparenten Mondscheins und poetisch frostigen Diamantenthaues, Sonnenstrahlen und Wärme finden? Die wilde Ehe, in welcher H. Laube mit dem Blatte lebt, indem ihre Verbindung noch nicht vom Staate sanctionirt worden ist, hat ihn aber nicht gehindert, die Restaurations-Theorie, welche er einst bei der Großmutter „Elegante" bethätigte, nun wieder bei der alten zahnlosen Base M.-Z. anzuwenden. Wie dort, ist es hier wieder das Literaturblatt, welches den Hauptton des Journals bestimmt; aber ich muß, leider! gestehen, daß es, wenn auch immer noch einen höchst ehrenwerthen Platz einnimmt, doch nicht mehr mit jener genialen Kühnheit der Ideen überrascht, welche wir von dem ehemaligen Redacteur der „Eleganten" zu fordern berechtigt sind. Hr. Dr. Laube ist in der Kritik conservativ geworden; er tadelt selten noch gerade heraus, und läßt schlechte Bücher lieber unbeurtheilt, oder überläßt sie Hrn. Dr. Brinkmeyer. Vom Jacobinerthum der Eleganten ist er mit einem Sprunge in die saubergebürstete behagliche Directoriumsperiode gesprungen, als wenn kein Mittelweg dagewesen wäre. Warum ward er nicht Girondist? Darum, daß er nicht mehr tadeln will, verfällt er, fürchte ich, der Nemesis: auch das Mittelmäßige loben zu müssen, und er hat dann selbst das Schwert der Strenge nnd Unparteilichkeit aus der Hand gegeben. Aber ich glaube nicht, daß dieser Fall eintreten werde, ich will vielmehr glauben, daß die Werke, welche Hr. Dr. Laube zu beurtheilen hatte, nichts mehr zu sagen zuließen, als er gethan.

Die bedeutendste Recension über Werke der schönen Literatur bleibt im Monate April der Aufsatz über die Tragödie. Das Allgemeine über diesen Gegenstand kann kaum treffender aufgefaßt, kaum wahrer dargestellt werden. Höchst richtig ist die Bemerkung, daß wir auch in der Vergangenheit die Umrisse unserer Zeit sehen müssen, daß nicht der Stoff, daß die Auffassung, die Behandlung dem Werke nationales Interesse gebe. Darum sehen wir im Götz von Berlichingen deutsche Eichen, in Grabbe's Kaiser Heinrich den stolzen majestätischen Rhein und den ehernen Leuen von Braunschweig, während bei den Berliner Hohenstaufen uns der Hr. Hofrath immerwährend eine Prise Tabak anbietet.

„Die Göttin," Novelle von A. Bernstein (Rebenstein?), fängt geist- und phantasievoll an, endet aber durchaus nicht befriedigend. Es ist Bizarrerie darin, ohne jenen Anflug von Poesie, welche dem Bizarren die wildherabhängenden Haare aus der Stirne streicht. Höchst anziehend beginnt eine andere Novelle, „der Verfluchte" v. L. Wolfram.

Die wenigen Gedichte, welche das Blatt bringt, sind gut, in dem Gedichte „Vision," von Julius Mosen erkennt man wieder den herrlichen Bearbeiter des Ritters Wahn. Auf den Aufsaß „Philosophie und Poesie" werde ich später zurückkommen. Die Correspondenzen sind gut, vorzüglich in dem Monat Mai die aus Braunschweig (v. Lindner?) ausgezeichnet. An kleinen größtentheils neuen Notizen ist das Blatt reich.

Morgenblatt.

Diese Zeitschrift ist unter den Deutschen diejenige, welche ihren Mitteln nach das Höchste leisten könnte, sich aber darauf beschränkt, hübsch langsam ihren Weg fort zu gehen, wie ein Wanderer, der sich nicht übereilt, weil er zeitig genug anzukommen meint. Es ist ein ächtes juste-milieu-Blatt.

Die amerikanischen Skizzen aus dem englischen Werke eines Schauspielers, bieten uns eine Scene „die Auswanderer," welche die Meinung bestärken, daß der Engländer, was Auffassung des Volkslebens betrifft, über jeder andern Nation stehe. Auch das Kleinste ist bemerkt und dargestellt und in einer solchen Reihenfolge, das kein früheres Bild durch das kommende verdrängt wird. Die „Scenen aus

dem spanischen Bürgerkriege," ich glaube ebenfalls aus einem englischen Werke, standen schon früher abgedruckt im Berliner Magazin der Literatur des Auslandes. Ein neuer Novellist und alter Bekannter tritt uns zu gleicher Zeit entgegen, es ist Heinrich Heine, derselbe Heine, der Reisebilder und herrliche Lieder geschrieben hat, derselbe Heine, der ohne Seeluft nicht leben kann, und um dessen ewiges Heil ich besorgt bin, weil er mir der neuerstandene Rattenfänger aus Hameln scheint, die Jungen aus ganz Deutschland durch seine köstlichen Lieder berückt, daß sie ihm Schritt vor Schritt nachlaufen, und nun à la Heine dichten wollen, und kostete es ihr zeitliches und ewiges Wohl. Ich verzweifele, wenn ich nicht bald einen Regenbogen am Himmel sehe, denn ich fürchte, der alte Gott schläft und hat sein Versprechen, keine Sündfluth zu schicken, vergessen! „Florentinische Nächte" bringt uns Heine, Nächte voll Poesie, voll markiger, kräftiger Gedanken, wie sein eigener kräftiger Kopf; aber auch voll Bizarrerie, Koketterie und Manier, wie sein eigenes Herz. Wozu die tödtende Ironie, einer Nervenkranken das phantastische Mährchen von der weißen Statue und die Geschichte vom gespenstischen Paganini erzählen? Es werden freilich solche Dissonanzen manchmal zum köstlichsten Humor, aber Heinrich Heine ist kein Humorist.

Die altschwedischen Balladen sind eine dankenswerthe Gabe, obgleich mehrere davon schon bekannt sind. Der tolle Donnerstag aus einer niederländischen Chronik ist ein köstliches Genreliedchen voll Leben, Witz und Laune, ein ächter Teniers. — Die Correspondenzen sind bekannt als ausführlich, breit, lang, manchmal aber recht hübsche Anekdoten enthaltend. Von Räthseln habe ich, Gott sey Dank! diesen Monat nicht viele bemerkt.

Ueber das Literaturblatt zu schreiben, hieße beinahe Gegenrecensionen schreiben, denn wenn Hr. W. Menzel der Lady Morgan den Lorbeer gibt, geräth man auf den Gedanken, es sey ein Schweinskopf im Spiele, denn wozu anders der Dame ein Lorbeer? So wie er hier zu viel sagt, sagt er bei dem Verfasser der Transatlantischen Reiseskizzen zu wenig. Verdient der erste jetzt lebende Romandichter der Deutschen nicht etwas mehr Besprechung? Was Hr. Menzel an Hrn. Groß-Hoffinger lobt, ist mir unbegreiflich. Seine Ideen? Wetterhähne. Seine Sprache? aus der Zeit des babylonischen Thurmbaues. Was gibt es also herauszustreichen? Nichts, gar nichts, wohl aber viel, sehr viel zu verdammen! Es ist das Buch, „Oesterreich im Jahre 1835;" doch dem wollen wir eine eigene Stelle anweisen. Würdig und ehrenvoll tritt Menzel gegen Börne auf. Was er spricht ist die Stimme eines Mannes, der nie die Achtung gegen den höheren Geist aus dem Auge setzt. Ich bin überzeugt, Menzel wäre nie gegen Börne aufgetreten (obgleich man diesen Aufsatz eigentlich kein Auftreten gegen Börne nennen kann), wenn er nicht selbst benannt und der Gegenstand sein gewöhnliches Trommelfeld wäre. Aber er tritt achtungswürdig auf, er, der nie das Wort auf einem goldenen Teller bietet, mäßigt sich.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Novellistik und Geschichte.

Sagen, Mährchen, Kriegsscenen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien. Herausgegeben von Ferd. Freiherrn von Biedenfeld. Erster Theil: Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba. Erstes Bändchen. 8. XLII und 220 S. Weimar, 1836. Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt. Zweites Bändchen 254 S.

Der Gedanke, die Geschichte eines Volkes an einzelne Thaten und Ereignisse, an Verhältnisse einzelner bedeutenden Personen und an einzelne wie Ursache und Wirkung sich zu einander verhaltender Zustände der Nation, an Sitten und Gewohnheiten, Sagen, Lieder und Sprichwörter und Aehnliches zu knüpfen, sonach verschiedene kleine Bilder voll Gehalt und Farbenpracht zu einem großen imponirenden Bilde zusammenzustellen, verdient in mehrfacher Beziehung die lobendste Anerkennung. Wie von selbst wird der Beschauer von der Oberfläche in das Innere, von der Umhüllung in das Umhüllte, von dem glatten oder faltenreichen Gesicht in das sonnenhelle oder mitternachtfinstere Herz eingeführt, ohne Mühe gelangt er zu einer ein- und durchdringenden, tiefen Erkenntniß und hat noch obendrein die Freude eines ästhetischen Genusses, sein Gedächtniß wird nicht mit Katheder-dictaten gefüllt, sondern seine Erinnerung spinnt sich an der Perlenschnur der Poesie fort. Wird nun der Gedanke, eine solche Geschichte zu schreiben, auf ein Volk wie das spanische angewendet, das eine reiche, vielbewegte, romantische Vorzeit hat, das vielbedeutend in das Getreibe der allgemeinen Weltgeschichte eingriff und dessen Gegenwart, wie unerfreulich sie auch anzuschauen sey, zur Beantwortung der größten politischen Lebensfragen in einem ganzen Erdtheil beitragen wird, so weiß ich nicht, was ich a priori des Dankes werther finden soll.

Den Freiherrn v. Biedenfeld, dessen verschiedenartige schriftstellerische Leistungen bereits vielfache Achtung genießen und dessen Geschichte der Mönchsorden nächstens ein neues Kriterium des rühmlichen Strebens ihres Verfassers darbieten wird, hat der Gedanke einer solchen Bilder-Geschichte Spaniens vermocht, uns mit Don Telesforo de Trueba bekannt zu machen. Es ist dieser historische Netzweber kein reicher Erfinder, kein glänzender Darsteller, kein Dichter im eigentlichen Sinne, und er bekundet selbst im Gebiet der Diction keine besondere Gewandtheit. Aber er verstand es, die Hauptpuncte seines Vaterlandes, die Quellen manches großen Ereignisses, den Zusammenhang mancher Erscheinungen in Form einzelner chronologisch geordneter Novellen klar und anschaulich aus Vorhandenem darzustellen, eine Geschichte Spaniens in neuer Form zu liefern, eine Geschichte, welche zum Studium dieser Wissenschaft lebendig spornt und an sich selbst schon manche seltsame Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten dieses Volkes ziemlich erklärt und zugleich ein anschauliches Gemälde verschiedener Perioden, welche es durchlaufen, uns entwickelt.

Hiermit könnte ich sehr gut meine Kritik des Buches schließen, denn was entbehrt der Leser, der diese neue Art Ge-

schichte kennen lernen will, an der trockenen Anzeige: das erste Bändchen gibt sechs Novellenbilder, beginnt mit der „Höhle von Covadonga" (718) und endet nach dem „Gastmahl zu Cordova" (982), „dem Giftbecher" (989), „Don Rodrigo Diaz de Bivar el Cid Campeador" (1042) und der „schönen Jüdin" (1210), mit der „Leiche als Braut" (1245); das zweite Bändchen aber gibt acht romantische Ansichten, zuerst „Tarifa (1286), dann „nach dreißig Tagen sehen wir uns wieder" (1312), „das steinerne Bild zu Sevilla" (1350), „der König und seine Regenten" (1380), „Uebermuth und Sturz" (1453), „der König der Berge" (1572), „Don Rodrigo Calderon" (1621) und zuletzt das „Cardinalscomplott" (ein schauderhaftes Beispiel der schändlichsten Hof- und Pfaffencabalen aus dem Jahre 1700)? Oder wer erließe mir nicht gern die loci communes: dieses Bild hat vor jenem Bilde die und die Vorzüge, bei diesem Bilde fehlt es etwas an Ausführlichkeit, bei jenem an Gedrängtheit, hier ist zu viel Dunkel, dort zu viel Lichtschlag? Genug, daß alle zu einem harmonischen Ganzen wirken und keines sich allen Anforderungen des Aesthetikers und Historikers entzieht. Ich könnte also hier schließen, wenn das Verdienst des Bearbeiters mir nicht noch eine Eröffnung zur Pflicht machte. Hr. v. Biedenfeld hat nämlich eine Einleitung geliefert, die, eine treffliche Skizze der spanischen Geschichte, mit ungezwungenen commentarartigen Hinweisungen auf Trueba's Bilder, gebend, nicht nur äußerst Zweckmäßiges bietet, sondern auch Additamente und Reflexionen enthält, deren einige ich um so weniger hier unterdrücken kann, je mehr ihr politischer Geist zum allgemeinen entweder bereits geworden ist oder noch werden sollte.

Im Anfange der Einleitung heißt es: „Aller Augen sehen nach Spanien, Aller Herzen beben für den Ausgang des wirren, blutigen Kampfes, der dort verhängnißreich sich entsponnen hat. Es ist der wichtigste Kampf der Zeit. Nicht als ob Christine und Don Carlos so hochwichtige Personen an sich wären, sondern weil der Geist der Zeit mit dem Geist des Mittelalters, der Geist des Rechts mit dem Geist der Privilegien, der Geist der Religion mit dem Geist des Pfaffenthums entscheidend ringt. Darum kämpft alle Welt gleichsam mit, erleidet die spanischen Niederlagen oder genießt die spanischen Triumphe. Hunderttausend wurden in Zumalacarregny verwundet und litten mit ihm die Schmerzen des Todes; Hunderttausende jubeln mit Mendizabal. Die Geistesloſigkeit des unmännlichen Don Carlos kommt dabei eben so wenig in Anschlag, als die Schwachheit der unzarten Christine. — In Spanien handelt es sich darum, ob die Revolution von Europa beendigt seyn soll und die unerläßliche Reformation fortan ruhigen, besonnenen Schrittes heilsam fortschreiten kann, oder ob die Revolution erst eigentlich beginnen und gleich der Völkerwanderung verheerend und blutriefend über den Welttheil hinfahren muß. — Spanien bildet entweder den Schlußstein zu dem unerschütterlichen Bundesgewölbe des westeuropäischen, constitutionellen Systems oder es wird zur Mine, mittelst welcher das feindliche Princip dieses Gewölbe zu sprengen versuchen wird. Absolutismus und Republicanismus in Spanien müssen gleich bedeutsam in unserer Zeit auf Europa einwirken. Jenen werden die Schwerter der Christinos wohl bekämpfen, diesen müssen die Herzen und Talente der Minister niederringen. Jener ist unverträglich mit Englands und Frankreichs Bestehen, dieser ist ein Mißverständniß (?!), ein Faurpas (?!) der Zeit; jener bedingt fortan einen ewig wachen Zustand der lauernden, knirschenden Revolution, dieser ruft (nothwendig?) Anarchie hervor oder Reaction. Ruhe, Gedeihen, Glück sind fortan unverträglich mit beiden (?), so wie Freiheit und Gleichheit in beiden (?) stets gar wunderliche Chimären waren."

Aus dem Schlusse der Einleitung und Geschichtsskizze nur dieses Wenige: „Die Inquisition war zugleich ein Schwert des Despotismus und ein Dolch des Pfaffenthums gegen das Königthum, eine Bannformel und Wünschelruthe, mittelst deren der Klerus Schätze auf Schätze häufte, ein Sirokko, der alle Quellen der Betriebsamkeit austrocknete, allen Aufschwung moralischer und intellectueller Kräfte lähmte, das Volk in den Zauberkreis der dumpfen trägen Dummheit und Faulheit bannte. Das Unglück wollte diese Nation noch tiefer beugen, es gab ihr nach dem Despoten Carl I. und Philipp II. eine Reihe von Schwachköpfen und Taugenichtsen zu Regenten, wie kaum irgend ein Volk sie aufzuweisen hat, Puppen ihrer zum Hofschranzenthum herabgesunkenen Großen, Spielwerke frecher Günstlinge und Buhlerinnen, Werkzeuge des Ultramontanismus oder einzelner niederträchtiger Prälaten, Ruthen und Scorpione auswärtiger Politik. — Die Vorsehung schien ihr Auge von Spanien abgewendet zu haben — zwei Jahrhunderte hindurch, um dann durch alle Schrecknisse eines noch nicht beendigten Krieges zu einem neuen Daseyn es zu erwecken, über den Gräbern zweier Generationen einen schöneren Frühling ihm erblühen zu lassen. — Ich bekenne, daß ein Schauder mich erfaßt, wenn ich dieses Volkes, seiner scheußlichen Gegenwart und seiner nächsten Zukunft gedenke!"

Man sieht, Hr. v. B. heißt nicht nur Freiherr, sondern ist es und sein Styl ist emancipirt von allen Standesvorurtheilen eben sowohl, als von jeder Fessel der Stümperhaftigkeit und oberflächlichen, oft süßlich kokettirenden in Unüberschwenglichkeiten sich verlierenden, und doch wieder in den rohesten Rohheiten herum vagabundirenden Bildung. — Die Ausstattung des Werkes ist solid, — ein Lob, das allen Voigtschen Verlagsartikel früher nicht immer gebührt hat.

Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Dr. Mises. Dresden, Ch. F. Grimmer'sche Buchhandlung. 1836. kl. 8. 50. S.

Ein Büchlein von einem Jean-Paul'schen Philosophen, der mit seinem Humor bereits fünfmal in die Interessen des Lebens mit gewandten Händen eingegriffen hat, und hier zum sechsten Male in etwas ernsterem Gewande kommt, um über eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit aufzuklären. Die Aufklärung geschieht auf so naturgemäße, allgemein einleuchtende und ansprechende Weise, daß wenigstens die Hälfte der Leser dieses Büchleins auf des Verfassers Lehren zu schwören geneigt seyn wird, und weil sie dadurch nicht nur in sich ruhiger, sondern auch und besser, Menschen wohlgefälliger werden können, so ist Dr. Mises wegen seines Schriftchens von Neuem als Humorist und Philosoph zu loben und zu preisen und zur allgemeinsten Beachtung anzuempfehlen.

Literarischer Beobachter.

[Für Sachsen.] Ein specialissime für dieses gesegnete, vielbedeutende und noch mehr beneidete Ländchen eingerichtetes Werk ist: „Sächsische National-Encyklopädie oder Central-Wörterbuch der gesammten allseitigen Eigenschaften, Schicksale und Verhältnisse des sächsischen Vaterlandes in Hinsicht auf Natur, Leben, Geschichte, Geographie und Statistik, Gesetzgebung, Verfassung und Einrichtungen, Cultur, Wissenschaft, Literatur und Kunst, Industrie, Handel und Civilisation, im Lichte der Vergangenheit und Gegenwart und namentlich in praktischer Anwendung auf letztere." Leipzig, C. F. Meser'sche Verlags-Expedition. 1835. Das Werk erscheint in regelmäßigen Wochenlieferungen, und erfreut sich einer lebhaften Nachfrage, weßhalb wir noch einmal weitläufigeren Wortes auf dasselbe zurückkommen müssen.

[Abgeschmackheit.] In Nr. 32 der Allgem. Theaterzeitg. und Originalbl. für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben (Wien) findet man Verse bei den feierlichen Requiem für weiland Se. Durchlaucht den Fürsten Rudolph von Kinsky, welche so anheben:

„Dies illa, dies irae,
Weh', des Todes Ouvertüre."

So viel abgeschmackte Reime man auch jetzt zu lesen bekommt, so ist doch dieser Anfang zu einer ernsten Todesklage das non plus ultra aller Abgeschmacktheit. Es liegt in dieser zweiten Zeile etwas so Lächerliches, daß sich auch derjenige, der sich noch so wehmüthig gestimmt fühlt, des Lachens nicht enthalten kann. Der Name des Verfassers dieser Verse, die zur Ouvertüre seiner poetischen Laufbahn dienen sollten, ist übrigens J. B. Rupprecht.

[Eine Weltgeschichte in 40 Bogen.] Man besitzt Weltgeschichten in allen Formen und Größen, allen Farben und Tonarbeiten und möchte fast glauben, daß auf diesem Felde eine neue Saat nicht zu säen, eine neue Ernte nicht zu halten wäre. Weit gefehlt! Einer von denjenigen Schriftstellern, die im vollen Glanze des Tages stehen und einige Schattenpuncte nur selbst verschulden, die mit vollen Segeln auf die Entdeckung einer neuern besseren literarischen, socialen und politischen Welt ausgehen, die zum Köder aller Buchhändlerspeculationen geworden sind und die innersten Räume des Herzens jedes strebsamen Literaten erfüllen — mit einem Worte: H. Laube ist es, der eine Weltgeschichte in 40 Bogen erscheinen läßt. Man weiß, was man zu erwarten hat: einen keck um einen Göttersaal sich herumtummelnden Hippogryphen.

[König und Freiheit.] So hieß ein neulich erschienenes Buch, geschrieben im Sinne der Legitimität und der altherkömmlichen politischen Glaubensformeln. Niemand kannte den Prediger in der Wüste; jetzt aber ist auf einmal durch eine wohlerfahrene schlaue Hand der Schleier der Anonymität hinweggenommen, und das verschleierte Bild von Sais ist kein Anderer, als — Genzel, Redacteur eines Berliner Blattes, das einen Ulrich von Hutten zum Symbol hatte. Wer wird seine Perlen so wegwerfen?

[Bücherverbote.] In Baiern ruft man ein dreimaliges „Zeter!" über „den Keuschheitswächter" (Zweibrücken 1832), und die Keuschheit ist nun wenigstens von zwei Augen weniger bewacht. Bon! Ein Avis für Roués und galante Chevaliers! Zum zweiten Male erschallte das entscheidende Todesgeschrei über „Aufruf an die Deutschen zur Bildung eines National-Vereins." Wer wird auch rufen, wo alles mäuschen- und grabesstille ist?

[Neuigkeit.] Ortlepp's viel und ungerecht verkannte, immer nur einseitig, entweder zu lobend oder zu tadelnd gemusterte und charakterisirte Muse hat sich einmal aus der Lyrik in das Gebiet des historischen Romans verfügt. Eben sind erschienen seine „Geächteten." Wir hoffen und wünschen von aufrichtigstem Herzen, daß ihr Nomen kein Omen für die Kritik werde. Bald mehr.

[Dichter- oder Dichtenslust.] Es gibt Leute, die einen wahren pruritus, d. h. eine gleichsam in Fleisch und Blut steckende, ewig stechende und stachelnde Begier fühlen, Verse zu machen. Zu Gedichten werden jedoch die Verse sehr selten, denn es fehlt dazu das Beste: Genie und Phantasie. Ein solch' unglückliches Individuum erträgt jeden Tadel, jede Züchtigung mit Geduld und gutem Willen, sich nach gegebener Vorschrift zu richten, oder, wird es ihm zu arg und die Prügellast zu schwer, so bildet er sich ein: es rede aus seinem Widersacher der Neid. Ein Mann von dichterischer Lust, zu dem sich jedoch ein großer Theil beachtenswerther Befähigung gesellt, auf den also ein Theil unserer Einleitung nicht zu beziehen seyn möchte, ist Hr. Wilhelm Schmidthammer, Prädicant und Lehrer zu Alsleben. Vor uns liegen seine „Gedichte," die auf einfach bebautem Boden manche schöne Blüthe zeigen; seine „Erwartung," ländliches Gedicht in drei Idyllen, welches diese Blätter bereits besprachen und theilweise nicht unbelobt lassen konnten. Namentlich ist dabei ein schönes Streben, der Metrik und Prosodik nach ihrem ganzen Umfange und ihrer vollen Bedeutung ihr Recht zu vergönnen. Endlich bleibt uns das neueste Product der Schmidthammer'schen Muse übrig mit dem Titel: „Die gefallenen Engel," episches Gedicht (Neuhaldensleben, bei C. A. Cyrand 1835.). Statt einer weitläufigen Kritik mögen hier die Anfangsverse stehen:

„Rausche, Gesangschwung, schnell auffittige reissend durch Gluthmeers
Blitzende Reden zum Herrn, Gott, Preis, hinschmetternde Rührung,
Urgeist Dir, gejubelt dem Strahl in Nächten! Du Sonnkreis
Lausche dem lispelnden Lauttanz, nun mit Sturmesdurchwühlung
Brande dein wirbelndes Spiel, dumpf kracht, schwankt, stürzet
der Weltreif."

Wer das episch-schön oder erhaben, natürlich, richtig oder nur verständlich findet, der recensire es, so wie das ganze in diesem Tone fortgehaltene und darum vollkommen ungenießbare Gedicht, nicht wir mögen's und können's. Ein besserer Geist, d. h. der Geist der Klarheit, gepaart mit Innigkeit des Gefühls, weht in den Kanzelvorträgen des Verfassers: „Die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder," „Die Kraft des Willens," „Die sittliche Richtung des Christen."

[Gutzkow in floribus.] So stellte sich Gutzkow, entgegen seinen Feinden, dar in seinen kürzlich mit königl. preuß. Censurerlaubniß (in der Balz'schen Buchhandl. in Stuttgart) erscheinenden Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur. Wehe Dir, Menzel! Wer weiß, wie lange Dir noch Brot gebacken wird!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 146. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 18. Juni. **1836.**

Zwei Theaterabende in Breslau.

Hrn. Deffoir's Entzweiung und Versöhnung oder die Doppel-„Bekenntnisse."

Sie wissen, welch' ein Steckenpferd ich reite, und ein ganzer Band Briefe hat es Ihnen hinlänglich bezeugt, daß ich den Adel in der ganzen Welt hasse, und daß ich namentlich in meinem Wirkungskreise jeden Winkel durchstöbere, um gerichtliche und außergerichtliche Documente für das Bürgerthum gegen das Adelthum aufzufinden. Sie erwarten daher sicherlich von mir eher zehn Abhandlungen über den schlesischen und westphälischen, brandenburgischen und pommerschen Adel und dessen neues Gebahren, als einen Aufsatz über das Theater. Es muß also etwas Merkwürdiges seyn, denken Sie, was sich auf dem Theater ereignet hat, daß der Actenmensch, der nur zuweilen, neben seinen anti-adligen Akologien, mit einem kleinen frivolen Roman-Bruchstücke angestochen kommt, über das die Censur nicht mit Unrecht dreimal und viermal ihr Haupthaar schüttelt, einmal Ihr Theaterblatt bedacht hat. Sie haben nicht Unrecht, und man merkt es Ihnen an, daß Sie in Leipzig durch Gottfried Hermann's Conjectural-Philologie und Kritik gelaufen sind. Aber ehe Sie das Merkwürdige erfahren, sollen Sie mir noch ein Weilchen zappeln und erst durch das Fegefeuer der Polemik, der Ergießungen eines grundguten Herzens und Ihrer eigenen Neugierde zum Tempel der Gewißheit oder Wissenheit kommen.

O Ihr heillosen Recensenten! ich wollte, ich könnte euch Alle — versteht sich mit Ausnahmen — auf glühendem Roste schmoren und braten sehen! Bedächtet Ihr, daß durch Eure Kritiken die Ehre und die Existenz eines Menschen gefährdet wird, Ihr würdet menschlicher, schonender mit den armen Schauspielern und Schauspielerinnen umgehen, Ihr würdet Euch schämen, sie zum Spielball Eurer Launen, Eurer Leidenschaftlichkeit zu entwürdigen. Bedächtet ihr doch wenigstens, daß Ihr die Ehre, einem Schauspieler oder einer Schauspielerin zu schaden mit jedem Lump theilen müsset, denn macht ein so großer Sclave, wie der Schauspieler, im Gegensatz zu seiner Einbildung, unbestreitbar ist, irgendwo heut zufälliger Weise ein schiefes oder unfreundliches Gesicht, flugs zieht es der Erste Beste auf sich, und zischt den unbewußt in Schuld Gefallenen morgen auf dem Theater oder hunzt ihn übermorgen in einem Blatte herunter, daß ihn die Hunde anbellen.

So lange diese Parallele zwischen dem Ersten Besten oder Lumpe und zwischen einem Theaterkritiker gezogen werden kann, d. h. so lange die Kritik noch kein würdigeres Kleid angezogen hat und kein besseres Herz in sie eingezogen ist — was beiläufig bemerkt, in den zwanzig Jahren, die ich noch zu leben und inter acta et actiones zu wirken gedenke, wohl nicht geschehen wird —, so lange wird mich selbst die Freundschaft zu Ihnen nicht zum Theaterkritisiren bewegen.

Doch genug gequält für diesmal. Setzen Sie sich zu Tische, ich trage meine Merkwürdigkeit auf, lassen Sie es sich recht wohl schmecken.

Hr. Deffoir — über seine interessante kunstbegabte Frau schreibt oft mein juristisches Herz die empfindlichsten Kritiken, versteht sich, ganz zum Privatgebrauch! — ist nach meiner Ueberzeugung (und ich dächte, auch von Ihnen hätte ich zuweilen Aehnliches gelesen) ein Mann nach dem Herzen Melpomene's nicht nur, sondern auch Thalia's, dieser und jener Sibylla nicht nur, sondern auch nach dem Herzen meiner Wenigkeit. Er lebt zurückgezogen in seinen vier Pfählen, seiner Kunst und seiner Familie, verachtet das Buhlen seiner Collegen um die Gunst der Recensenten nicht allein, sondern macht wohl sogar zuweilen unüberlegte Verstöße gegen die Hochnäsigkeit dieser Herren. Wenigstens scheint der letztere Umstand dazu beigetragen zu haben, dieses und jenes Blattes Tadel über Hrn. Deffoir zu schärfen, pikanter, unbarmherziger, ja lügenhafter zu machen, denn wir lasen einmal: „Hrn. Deffoir's Organ ist das unangenehmste, das ich je gehört, eine ganz nüchterne, abgespannte, metallose Stimme." Ob das Publicum eine durchaus andere Meinung habe, das genirt, wie Sie wissen, solche Kritiker nicht. Das Spiel würde lange so ohne interessanten Wendepunct fortgedauert haben, wenn endlich nicht Hr. Deffoir selbst die Bank gewaltsam gesprengt hätte. Hören Sie, wie

dieses geschah. Das Gastspiel der Dlle. Bauer auf hiesiger Bühne brachte viele Stücke auf's Repertoir die Hrn. Dessoir Gelegenheit, sich auszuzeichnen, an die Hand gaben. Hr. Dessoir faßte die Hand, und das Publicum stand nicht an, ihm enthusiastischen Beifall neben dem Gaste zu spenden. Die beleidigte, oder beleidigt-neidische Kritik gebrauchte nun die List, über das Ungebührliche des Beifallsspendens an einen einheimischen Künstler, während alle Aufmerksamkeit doch dem Gaste zugewendet werden müsse, zu sprechen, und erwarb sich durch dieses Vorgeben eine Partei unter dem Publicum. So geschah es denn, daß man Hrn. Dessoir in der Vorstellung, die „Bekenntnisse" wahrhaft mißhandelte. Nach der geringsten Beifallsbezeigung folgte ihm stets ein giftiges, langgedehntes Schlangengezisch, welches sich wenigstens 4—6 Mal wiederholte. Nach dem zweiten Acte wurde der Gemißhandelt jedoch von dem bessern und vorurtheilslosen und unverführten Theile der Anwesenden mit Dlle. Bauer gerufen. Um sich aber nicht neuen Beleidigungen auszusetzen, ließ Hr. Dessoir die Fremde allein hinaustreten. Der Heraustretenden wurde jedoch: „Hr. Dessoir!" entgegengerufen. Nachdem die Gardine hierauf gefallen war, ruhten Dessoir's Freunde jedoch nicht eher, bis er ebenfalls erschien. Den ganzen Abend, wie sich jeder Vernünftige bei einem jungen feurigen Künstler von selbst denken kann, schon aufgeregt, da ihn eine so schauderhafte Mißhandlung während seiner ganzen theatralischen Laufbahn nicht geschehen seyn mochte, trat der wiederholt Gerufene endlich auf und sprach mit von innerer, beinahe wüthiger, Entrüstung erstickter Stimme:

„Ich danke denen, die mir so gütig ihren Beifall schenken, von meinem ganzen Herzen; für diejenigen aber, die einem Kunstjünger ein Zeichen der Aufmunterung versagen, — spiel' ich nicht!"

Das war, werden Sie mir zurufen, nicht allein sehr unüberlegt, hitzig und grob, sondern auch, und das ist das Schlimmste, sehr dumm! Es war jedoch, entgegne ich Ihnen, sichtbarlichst nicht Sache der Ueberlegung, sondern das augenblickliche gereizte Gefühl sprach aus ihm.

Er hatte seinen Feinden nun die besten Waffen zum Angriff in die Hände gegeben, und sie wurden denn auch wacker gebraucht, obgleich es an demselben Abende zu keiner Explosion kam.

Die Bekenntnisse wurden am folgenden Tage und diesmal mit nomen und omen wiederholt. Das Haus war zum Drücken voll, und ich befand mich auf meinem Observationsplatze, mit einem Operngucker die Parteien, die etwas vorzuhaben schienen, verfolgend, in einem äußerlich sehr unbehaglichen Zustand und auch innerlich war mir's nicht wohl, da Hr. Dessoir meine Theilnahme besitzt. Dieser trat auf und wurde mit Husten, Pochen, Zischen, Pfeifen ꝛc. empfangen, wie es nicht anders zu erwarten war. Was sollte er thun? Im Trotze verharren? Damit wäre nichts ausgerichtet gewesen, und ein Flecken auf seinen Charakter geworfen worden. „Pater, peccavi!" wollte er wahrscheinlich aus Künstlerstolz auch nicht beten. Also was? fragte ich mich und frag' ich Sie.

Mit stoischer Ruhe ließ er das Stück unter der Unruhe vorübergehen und eine besondere Entschlossenheit, die ich in seinem theatralisch-schönen und ausdrucksvollen Gesichte zu bemerken glaubte, spannte meine Aufmerksamkeit auf's Höchste. Auf die Bühnenkatastrophe folgte endlich, nachdem der Vorhang gesunken, eine wirkliche. Mit Dlle. Bauer gerufen (obgleich mit vieler Opposition), trat Hr. Dessoir diesmal mit den Worten vor:

„Der Beifall des Publicums ist des Künstlers Bedürfniß. Das Entbehren desselben raubt seinem Streben alle Schwungkraft und verwandelt seinen Geist oft in eine zu bereuende leidenschaftliche Stimmung. Diese Erfahrung habe ich gestern gemacht, und ich spreche hiermit offen meine Reue aus. Nochmals aber danke ich denen, die mein künstlerisches Bestreben mit ihrer Nachsicht beglücken; bei denen, welchen ich jedoch bisher in meinem Studium und meinen Leistungen nicht genügte, möge es mir vergönnt seyn, in Zukunft Beifall zu erwerben."

Sie werden mir zugestehen, daß diese Worte sehr klug gestellt waren, alles Erforderliche sagten und doch nichts Unehrenhaftes, den Mann und Künstler Herabsetzendes enthielten. Es folgte ihnen aber auch das beste Resultat. Sie hätten den Jubel selbst hören sollen! Man konnte und wollte sich nicht beruhigen. Hr. Dessoir wurde noch einmal gerufen und sagte noch einige Dankesworte, die ich als nicht zu meinem Protocolle gehörig übergehe. Ich rede von einem Protocolle, da ich der Wahrheit in allen Stücken der Handlung quaestionis treu nachgegangen und nur im Vortrag etwas von der herkömmlichen Form abgegangen bin. Von mir selber, als außertheatergerichtlicher Person (wie ich sie eben vorstellte), will ich noch hinzusetzen, daß mir Hrn. Dessoir's ganzes Wesen wie ein Buch Heine-Lenau'scher Lieder vorkommt, dem ich das Motto beifügen muß:

„Jeder Ton und jeder Klang
Ist ein tief empfund'ner Sang."

Damit Sie jedoch, oder vielmehr die Spalten Ihrer Zeitschrift nicht zu kurz kommen, und ich für die Angelegenheit den rechten Schluß finde, mögen hier die Worte stehen, mit denen die hiesige Theaterzeitung ihren Bericht schließt: „Hr. Dessoir hat seine Uebereilung rasch und vollständig wieder gut gemacht. So handelt ein Ehrenmann. Man kann nicht mehr verlangen. In der That verwandelten sich auch augenblicklich die eifrigsten Widersacher in Enthusiasten für den fleißigen und talentvollen Künstler. Ein donnerndes Bravo folgte diesem, Hrn. Dessoir weit mehr als störrische Beharrlichkeit ehrenden offenen Geständniß. U. s. w."

Nehmen Sie mit dem guten Willen vorlieb, daß ich nicht mehr abschreibe, und bedenken Sie, daß ich mit meinem in einem Duell halb abgehauenen Daumen nicht anhaltend die Feder halten kann und keinen Abschreiber zur Hand habe. Darum bis auf Weiteres, d. h. aber: Untheatralisches, adieu!

—au—

Knowles' »Virginius.«

(Bruch- und Probestück.)

(Schluß.

Fünfter Act, zweite Scene.

Haus des Virginius.

Lucius. Ist er noch nicht nach Haus zurück gekehrt?

Servia. Seit ihrem Tode nicht, ich fürchte ihn
In diesem Zustand, Lucius, wenn er kommt.
Luc. Horch', Tritte! Numitorius ist's, er bringt
Virginius mit.

Servia.

Ihr Götter! wie zerrüttet!
Sieh', wie sein Blick zerstört ist, Lucius.

Virginius wahnsinnig und mit gebrochener Stimme.

Es ist so still — so ruhig — ich bin's auch.
So etwas Mildes, was Beruhigendes,
Nach solchen Schreckensträumen, die ich hatte — —
Ich will zu meiner Tochter, ruft mir sie.
Num. Er redet irre, die Vernunft ist hin.
Kaum sah er seine, einst ihm liebe Wohnung,
Als er mit einem Schrei zu Boden sank,
Wie todt, und als er wieder zu sich kam,
War er, wie ihr ihn seht. Wie ist Dir Bruder?
Virg. Gut, gut, wie anders, mein Proceß steht gut,
Glaubst Du, die Römer ließen es geschehen,
Daß man dem Vater seine Tochter raubt?
Wir sind zwar schlecht, doch keine Ungeheuer.
Ruft mir Virginia, sagt, wo bleibt sie? — Nie
Betrat ich diese Schwelle sonst, daß sie
Mir nicht mit einem Kuß entgegen kam.
Sie bleibt so lange, sagt, wo ist meine Tochter?
Num. Icilius kommt. Sieh' nur Icilius, sieh'!
Virg. Kommt, macht Euch fertig, Bruder Du und er
Ihr geht voran, ich bringe sie Euch nach.
Ic. Ha! Num. Mein Icilius, welch' ein Anblick! nur
Ein Wrack ist noch Virginius' Vernunft,
Durch Sturm und Welle ist die stolze Barke
Bis zur Unkenntlichkeit zerschellt.
Icil., (ihm die Hand ergreifend.) O Vater,
Nein, Du bist nicht mehr Vater! Virg. Ei wie naß,
Machst Du die Hand mir, eine Thräne, Junge?
Pfui schäme Dich, ist das etwa die Waffe,
Womit Du Deine Braut beschützen willst?
Zuerst versuch' es, was der Stahl vermag.
Num. Noch keine Thräne hat sein Aug' benetzt
Seit ihrem Tod, doch kein Wunder ist's:
Die Fiebergluth, die sein Gehirn verzehrt,
Hat auch des Kummers Quelle ihm vertrocknet.
Ic. Wollt ihr denn, daß es anders sey? Der Blitz,
Wenn er den letzten Zweig getroffen, muß
Nothwendig auch den Stamm in Flammen setzen.
Num. Wenn wir ihn nur zum Weinen bringen könnten,
Ic. Ich hab', was dies erwirkt, wenn's etwas thut.
Es ist Virginia's Aschenkrug, auch mir
Hat er zuerst der Thränen Strom entlockt.
Ich hol' ihn, doch, ich halt' es nicht für gut
Den von dem Sturm gepeitschten Mann zu wecken,
Weit besser wär's, er schlief denselben aus.
— — — — — — — — — —

Dritte Scene.

Appius im Kerker.

Es ist ein Weg zum Kerker vom Palast,
Schon oft betreten, nur nicht oft zurück:
Und welche Aussicht, die mir hierzu winkt?
Ich habe keine, bin so gut als todt.
Der Kerker der gefall'nen Größe ist
So gut als wie ihr Grab. Es ist so gut,
Als sey der Strick mir schon vom Hals genommen,
Denn dem Plebejer juckt die Hand, sie an
Die Kehle des Patriciers zu legen,
Doch foppt ich sie, denn Appius Henker soll
Nicht minder vornehm seyn, als wie er selbst.
Wer da?
Vibulanus (eintretend.) Dein Freund. App. Mein Vibulanus!
Vib. Appius!
Sag' mir, was, als ich eintrat, Du so schnell
Vor mir verbargst. App. Es war ein Trank für's Leben,
Der, wenn gekostet, ihm so köstlich schmeckt,
Daß es nichts mehr nach weiterm Trinken fragt.
Hier auf Dein Wohlseyn! Vib. Nicht, mein Appius!
Aus solchem Becher nicht, Verzweiflung, die
Ihn Dir für ein vergälltes Leben reichte,
Kehrt von der Hoffnung täuschend Dir den Blick,
In deren wieder ausgestreckte Arme
Du Dich nur werfen darfst, denn Deine Freunde
Sind eben voll bemüht und sparen nichts,
Die Feinde Dir in Freunde — ihren Groll
In Lächeln umzuwandeln. Dein Colleg'
Appius und Dein Client sind eingekerkert,
Ihr Unglück ist Dein Glück, denn dieses stillt
Den Appetit der Hunde, die den Bissen
In ihrem Munde fahren lassen, wenn
Man ihnen einen neuen Brocken vorwirft.
App. Du gibst mir neues Leben. Vib. Daß ich's thue,
Verlier' ich hier nicht läng're Zeit. Leb' wohl!
Und wenn mein Scheiden einen Freund Dir raubt,
Laß ich Dir einen andern Trost, die Hoffnung. (Ab.)
App. Ich drück' als einen Freund ihn an mein Herz.
Nie brachte einer froh're Zeitung; laß mich
Der losgebund'nen wilden Heerde, die
Mich unter ihre Füße tritt, entrinnen,
Dann will ich ihnen zeigen, wen sie treten.
O Hoffnung, Hoffnung von Versprechungen
Sagt man, seyst Du die Freundin, aber nicht
Dein Wort zu halten. Dieses eine Mal,
Nur dismal thu' es, gib mir Freiheit, Freiheit!
Freiheit ist mir Triumph, Macht, Herrschaft, Alles!
Flieg' auf, o Thüre, laßt die Ketten fallen!
Zurück schiebt euch, ihr Riegel, euer
Vormal'ger und zukünft'ger Herr befiehlt's euch.

(Die Riegel knarren, der wahnsinnige Virginius stürzt ein.)

Virg. Gib mir mein Kind zurück. App. Ha! Vg. Meine Tochter,
Gib mir Virginia, meine Tochter, hörst Du,
Wo ist sie? App. Deine Tochter? Vg. Leugne nur,
Daß sie mein eignes Kind ist, oder ich
Erdrossle Dich, erstickt Dich nicht die Lüge.
App. Ich! Deine Tochter? Vg. Spiele nicht mit mir,
Such' nicht, mir auszuweichen, mich zu reizen,
Du spielst mit Feuer — ich bin wild — bin rasend.
Einmal für allemal, ich will mein Kind,
Heraus! App. Mit einem Tollen eingesperrt!
Holla, kommt mir zur Hilfe. Vg. Rühr' Dich nicht
Gib mir mein Kind, wo nicht — wie Du Dich muckst
So stopf ich Dir das Luftloch, daß kein Quicks
Ihm mehr entfährt. Sieh' hier sind Stöpsel für Dich,
Die halt ich luftdicht. . . . . Bist Du nicht so gut,
Und gibst die Tochter mir zurück!
App. Wahrhaftig,
Virginius sie ist nicht hier, sonst wollt ich's.
Virg. Wollt ich, sagst Du? Du lügst, sag' lieber sollt ich's.
Sagst Du, Du weißt wahrhaftig nichts von ihr?
App. Nein, mein Virginius, wahrhaftig nicht.
Virg. Wie, wenn ich Dir das Herz vom Busen riß,
Und es mit Deiner Zunge confrontirte?

Theater-Gucker.

Cassel. Der mit Recht vom Casseler Publicum ausgezeichnete Hr. Boltzmann ist am 8. Juni d. J. von hier zu mehrern Gastvorstellungen an dem Hofburg-Theater nach Wien abgegangen, nachdem er hier noch in Zedlitzens herrlichem Stücke „Kerker und Krone" einen verdienten Triumph gefeiert hat.

Aus der allgemeinen Theaterchronik ersieht man, daß die in Cassel eingetretene Geisteskrankheit des Hrn. Meaubert so zu genommen hatte, daß er vor längerer Zeit nach Stadt Bergen, einer Irrenanstalt im Waldeckischen, abgeführt worden ist. Außerdem hat sich noch ein Beleuchtungsaufseher daselbst in einigen Probescenen, die er sich durch Suppliciren erzwungen hatte, bedeutend blamirt. Er wird nun wohl bei seinen Lampen bleiben.

Bremen. Hier gastirte die berühmte Franzilla Pixis und ihr folgte Mad. Pirscher aus Manheim, und als Norma, Rebecca, Alice, Rezia, Fidelio, Jessonda, Donna Anna erntete sie allgemeinsten Beifall.

Leipzig. Der Tod Sr. Majestät des Königs von Sachsen Anton am 6. Juni machte den Concert- und Theaterfreuden schnell ein Ende. Das Schütz'sche Ehepaar hatte seinen Gastrollen-Cyclus beendet und nur die Dlle. Bauer war verhindert, als Julia in Shakespeare's Tragödie aufzutreten, wie wir bereits erwähnten. Opernvorstellungen, wie die der Zauberflöte bieten nichts Besonderes dem Berichterstatter dar, wenn er nicht ganz besonders Lust zum Tadel verspürt. Hr. Director Ringelhardt ist nach Wien gereis't, vielleicht aber in diesem Augenblick schon wieder zurück, um die Direction wieder aus Hrn. Lortzing's, Blum's und Düringer's Händen zurückzunehmen. Des Letzteren Selbstkündigung seines Contractes ist eine Fabel, ein wenig unschuldiger, als die, daß Eßlair gestorben sey. Wir sahen Hrn. Düringer zuletzt als Junker Sonnenberg im „Pfefferröschen," und wollen uns und ihn nur an die Nacht-, Gewitter- und Schreckensscene mit Bandini erinnern. Er wußte darin mit seiner rechten Hand durchaus nichts anzufangen, so daß er damit zuerst Bandini packte, dann sie ballte und mit rückwärts geworfenem Kopf an die Stirn preßte und endlich, die Lächerlichkeit vollendend, sie von da auf den Mund drückte. Aus der Klaue den Löwen! aus dem Schwanz den Fuchs! aus der Geste den Acteur! aus einer Action den ganzen ersten Helden und Liebhaber! Hr. Baumeister, als Nollingen, war in einem fremden Elemente, und konnte nicht in's Fahrwasser kommen. Von ihm fabelt man; er habe 200 Thaler Zulage bekommen, und werde Leipzig nun nicht verlassen. Wäre gut, recht gut! Hr. Lortzing sollte keine Kaiserrollen übernehmen. Es steht ihm nun einmal weder der spanische Granden-, noch der fürstliche Purpurmantel. Seine Sprache ist dazu zu trocken, matt und hölzern und seine ernste Declamation kommt mir immer vor, wie eine tragische Ouvertüre, auf einem Hackebret vorgetragen. Nichts für ungut, in der ihm eigenthümlichen Sphäre ist er als Schauspieler desto braver und lobenswerther, und als Mensch steht er fern Düringer, einem Baldenecker und Consorten!

Kürzere Theater-Notizen.

Hr. Boltzmann's erste Gast-Rolle in Wien wird der Fürst in Isidor und Olga seyn.

Hr. Seidelmann in Stuttgart soll seine Entlassung eingereicht haben *).

Mad. Lange, über die sich die letzten Nummern des Planeten so vortheilhaft aussprachen, lebt jetzt privatisirend in Breslau.

Der Berliner Theaterzeitung zufolge, besitzt die dortige Bühne in Fräul. v. Faßmann eine zweite Schröder-Devrient, in Mad. Seidler eine zweite Malibran, in Dlle. Grünbaum eine zweite Grisi. — Glückliche Berliner!

Hr. und Mad. Grabowski vom Magdeburger Theater sind an der Königsstadt engagirt worden. —

---

*) Eine Entzweiung mit dem einst brüderlich von Hrn. Seidelmann geliebten Schauspieler Hrn. Moritz trägt die Schuld, und Letzterer ist auch der Angeklagte. Käme dieser Abgang Hrn. S. von Stuttgart zu Stande — woran zu zweifeln ist, so machte sie das schönste Gegenstück zu des Hrn. Moritz, unstreitig von Hrn. S. mitbewirkten plötzlichen Fortgang von Prag. Nemesis bist du auch hier?!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 147. (VII. Jahrgang.) Montag, den 20. Juni. 1836.

Frühlingslied.

'S war ein langer, dunkler Winter,
Und noch wich das Dunkel kaum,
Doch von einem Völkerfrühling
Träumt die Welt den Ahnungstraum.

Von der Flur der Menschenrechte
Schmilzt der Vorurtheile Schnee,
Muthig dringt das Schiff der Freiheit
In des Lebens off'ne See!

All' die reich verzweigten Adern
Sind vom alten Eise frei,
Vor dem Schlag erwachter Pulse
Brach die Fessel schnell entzwei.

Schon bestellet sind die Gärten,
Rüst'gen Schaffens Quelle springt,
Kräftig treibt der Keim im Beete,
Ward's auch oft mit Blut gedüngt.

Und der Gärtner ist die Liebe,
Und die Weisheit ihr Gehilf',
Und der Sinn für's Wohl der Menschheit
Rottet aus das alte Schilf. —

Frühlingssonne, Gottes Auge,
Steht am Himmel allerhöchst,
Aehrengold und Flachs und Karden
Sprossen ihrem Strahl zunächst.

Darum stehn mit Ehrenzeichen
Sie geschmückt von höchster Hand,
Denn sie schaffen Brot und Kleider,
Sie bereiten Stern und Band.

Seht, der Eichbaum, neu gekräftigt,
Streu't den Schatten, weil er will,
Und die Kaiserkrone selber
Dankt den Schutz ihm gern und still.

'S ist gesorgt, daß Königskerze
Nicht das Haupt zum Himmel streckt,
Daß nicht allzu bunt und üppig
Rittersporn das Feld bedeckt.

Und die Pfaffenkäpplein nicken
Sparsam in der Ecke dort,
Sprechen über Baum und Pflanze
Nur des Segens heilig Wort. —

Mausohr und Aurikel meiden
Klug den hoffnungsgrünen Staat,
Denn für Späher-Aug' und Ohren,
Gibt es eine — Bambussaat.

Auch das Wucherkraut, die Schwämme,
Festumklammernd, vollgesaugt,
Suchen ganz umsonst im Garten,
Was für ihre Lüste taugt.

Denn der Rosen spitze Waffe
Läßt nicht rühren an den Strauß,
Und der Lorbeer treibt mit scharfen
Düften sie zum Thor hinaus.

Treugepfleget ist die Palme,
Aber auch der Eisenhut,
Denn nur sie und ihre Früchte,
Schützet er vor kecken Muth. —

Horch'! Ein Chor von Nachtigallen
Singt ein unverkürztes Lied,
Wie der Frühling endlich kommen,
Wie's umher so lustig blüht. —

Doch den Genius will ich warnen,
Daß die Lust nicht überschäumt,
Eine Gegenwart zu malen,
Die er doch vorerst — nur träumt!

Bestrafte Neugierde.

(Novelle von F. X. Told.)

(Fortsetzung.)

So schnell der Entschluß entstanden war, eben so schnell wurde er ausgeführt; denn noch hatten nicht die heimlichen Schleier der Abenddämmerung sich verbreitet, als Schellern mit der Nachricht wiederkehrte, daß der Commerzienrath die Einladung freundlichst angenommen habe.

Unter tausend sehnsüchtigen Berathschlagungen und Entwürfen rückte endlich der lang ersehnte Concerttag heran. Schellern, als ausübendes Mitglied des Musikvereines, wies seinem Freunde ein Plätzchen an, mit der Bemerkung, daß er hier seiner Hochverehrten gegenüber sitzen werde. Allein man stelle sich des Verliebten freudiges Erschrecken vor, als kurz vor dem Anfange des Concertes Horstenberg mit seiner Tochter erschien und sie die beiden Plätze unmittelbar neben ihm einnahmen. Das war mehr, als seine kühnste Hoffnung ihn hatte erwarten lassen. Er saß anfangs wie auf Kohlen, seine ganze Seele glühte und sein Herz pochte in gewaltigen Schlägen. Nicht viel besser ging es Adaminen, welche mit dem höchsten Rosenroth übergossen, nur ein einziges Mal einen versteckten Blick hinter ihrem Fächer hervor nach dem in Flammen stehenden Nachbar warf, in welchem sie sogleich ihren stillen Verehrer und ehrfurchterfüllten Verfolger erkannt hatte.

Eine rauschende Ouvertüre von dem lieblichen Paesiello brachte endlich einige Fassung in die verwirrten Gemüther, und ehe eine halbe Stunde recht vergangen war, plauderten die beiden Nachbarsleute so ungenirt zusammen, daß sich Schellern nicht genug verwundern konnte.

Otter war überglücklich und selbst der Himmel schien mit seiner Liebe im Bunde zu stehen; denn kaum war das Concert geendet, so hörte man es draußen krachen und prasseln. Der schwüle Tag hatte ein Ungewitter ausgebrütet, welches jetzt den Horizont umlagerte und reichliche Regengüsse herabschüttete.

Dieses liebliche Wetter würde jedoch unsern Verehrer von gar keinem Nutzen gewesen seyn, wenn nicht er in einem Wagen, Horstenberg dagegen zu Fuße in das Concert gekommen wäre. Man denke sich die mißliche Lage Adaminens und ihres Vaters, da an keine Miethkutsche zu denken war, und man das Ende des Regens doch nicht im Concertsaale abwarten konnte.

Sehr schlau machte nun der Bankier mit der Miene des Bedauerns dem Commercienrath den Antrag, ihn sammt dessen Tochter in seinem Wagen nach Hause zu bringen, welcher Antrag auch dem Vater sehr willkommen war. Nun saß unser Liebesheld seinem Ideale gegenüber, nun konnte er en face die ganze Fülle, das Horn des Ueberflusses von Adaminens Reizen einsaugen, aber ach! die verdammten Pferde trabten so rasch ihres Weges fort, daß man in weniger als zehn Minuten an des Commerzienrathes Hause vorfuhr, und schon Abschied nehmen mußte, als das Gespräch eben ein wenig in Gang kommen wollte.

Man trennte sich und lud den dienstfertigen jungen Mann für den kommenden Tag auf einen Besuch in Horstenberg's Hause, welcher von dem Glücklichen in voller Freude seines Herzens zugesagt wurde.

Als dieser wieder in seiner Wohnung anlangte, trat ihm sein Freund mit der Versicherung entgegen, daß Adaminens Schönheit und die geistreichen Züge ihres Angesichtes wirklich seine ganze Erwartung übertroffen hätten, ein Geständniß, über welches sich Otter keineswegs wunderte.

Vor Allem aber wußte er jetzt nichts Anderes zu beginnen, als dem Genius seiner jungen Liebe, der in der Gestalt des Criminal-Actuarius vor ihm stand, wiederholt zu umarmen, und ihm tausendmal für das schöne Arrangement der unerwarteten Nachbarschaft zu danken. Erst spät am Abende schieden die beiden Getreuen von einander. Unser Schwärmer brachte eine höchst unruhige Nacht in unauslöschlichen Traumbildern des verflossenen Tages und der Zukunft zu, deren Hauptgegenstand Adamine in den verschiedensten Gestalten, Verhältnissen und Lagen war; kein Schlaf kam in seine Augen, bis im fernen Osten der Tag heranzugrauen begann, wo er dann aber, an Geist und Körper erschöpft, beinahe bis zur Mittagsstunde schlummerte.

Horstenberg, dem der Eindruck nicht entgangen war, welchen der schöne Retter aus den Regenströmen auf das gefühlvolle Herz seiner Tochter gemacht hatte, und der überdieß die blühenden Umstände desselben hinlänglich kannte, empfing den sehr geschmackvoll gekleideten Otter mit großer Auszeichnung. Es lag ihm nur noch daran, auch dessen persönlichen Charakter näher kennen zu lernen. Die Unterhaltung war eben so geistreich als zwanglos, und erfüllte Alle, die daran Theil nahmen, mit dem reinsten Vergnügen.

Erst als die Gesellschaft zahlreicher wurde, nahm man zu dem sichersten Mittel, die Zeit zu tödten, nämlich zum Spiele, seine Zuflucht. Das größte Glück, welches dem Geladenen wiederfahren konnte, wiederfuhr ihm auch hier; er gewann die Nähe Adaminens, welcher der Vater ihren Platz neben dem neuen Gaste anwies, obwohl der Letztere dabei in finanzieller Hinsicht gar übel bedacht war; denn er spielte schlechter als jemals. — Nach geendigtem Spiele und dem darauf folgenden Abendtische fürchtete Otter, daß nun die Stunde des Scheidens herangekommen seyn möchte. Was er besorgt hatte, traf ein. Alles schickte sich an, das Haus zu verlassen, und er, von dessen Augen der Schlaf noch in meilenweiter Entfernung lag, mußte sich bequemen, das erbauliche Beispiel der Uebrigen zu befolgen. Er benutzte den Augenblick, wo noch ein großer Theil der Gesellschaft gegenwärtig war, um den Commerzienrath zu bitten, am folgenden Tage ihn auf ähnliche Weise beehren zu wollen, was ihm auch zugesichert wurde.

Diese gegenseitigen Einladungen, bei denen in der Folge immer auch Schellern zugegen war, währten beinahe drei Monate hindurch in ununterbrochener Reihe fort.

Immer näher rückten mit jedem Tage die beiden Liebenden, und als endlich ihre Herzen sich ungescheut erschlossen und sie sich gegenseitig ewige Liebe gelobten, da wurde Schellern als Brautwerber ausgerüstet, der wie natürlich von Horstenberg keinen Korb erhielt.

Die Vermählung wurde sieben Wochen nach der Verlobung auf eine dem Reichthume des Bräutigams angemessene glänzende Art gefeiert und vollzogen. Das überglückliche Paar konnte in der Süße seiner Wonne Schellern, dem eigentlicher Urheber dieser so schnellen Verbindung, nicht genug für die neuen Reize des Lebens danken. Die junge Gattin machte den alten Freund nicht ganz entbehrlich, und da jeder Wunsch ihres Gemahls auch der ihrige war, so wurde er täglich mit Jubel aufgenommen.

Wirklich fuhr auch dieser in den ersten Wochen nach der Vermählung fort, das Haus seines Freundes eben so als vorher zu besuchen. Allein nach und nach kam er seltener, und es waren kaum drei Monate vergangen, so blieb er gänzlich weg. Seine zarte Freundschaft hieß ihn so handeln; nicht als hätte er etwa gefürchtet, die Eifersucht des neuen Gatten zu erregen, nein — er mied das Haus seines Freundes, weil er edelmüthig genug war, lieber das reinste Vergnügen zu entbehren, als etwa den boshaften Klätschereien durch seine häufigen Besuche Veranlassung zu verleumderischem Gerede zu geben.

Ottern entging das Benehmen seines Freundes nicht, und auch Adamine beklagte sich zuweilen darüber. Sie sah recht wohl ein, daß sie die einzige Ursache dieses Zurückziehens sey, und obwohl Schellern häufige Geschäfte vorschützte, und manche andere Entschuldigung suchte und erfand, um den wahren Grund seines Ausbleibens zu verhehlen, so verkannten sie dennoch das schwere Opfer nicht, welches die Großmuth des Zartfühlenden dem guten Rufe ihres Hauses brachte.

(Fortsezung folgt.)

Schlußsteine.

Wir sind Atome des göttlichen Wesens, die ihre Abkunft und ihren Antheil am ewigen Urwesen nie verlieren und verleugen können.

Die Menschheit des heutigen Tages ist durch das Erbe der Vorwelt eine vollkommnere, als die Menschheit der Urzeiten. Das lehrt die Geschichte.

Meinungen und Begriffe lassen sich nicht beschneiden mit der eisernen Scheere der Gewalt.

Die Tugend ist nichts Anderes, als die Erscheinung des handelnden Menschengeistes in seiner Wahrheit. Sie verlangt für sich keinen Lohn, sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen.

Was sind Reichthum und Armuth? Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. — Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Gewohnheiten versagen müssen. —

Nur in der Tugend allein ist Ehre, im Laster allein Schande.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

München, im Mai 1836 *).

Reactions-Reformationen. Klöster, Burgen, Kirchen. Adel und König, Bürgerstand und König. Der schöne Stein des Anstoßes. „Keine Geborene.“ Die Engländer am baierischen Hofe. Ludwigsburg und die alte gute goldene Zeit. Veni creator!

Ich eilte nach Baiern, wo der König wieder anfängt Klöster, Burgen und Kirchen zu bauen.

Schon die Ludwigs-Straße, die schönste Straße, welche unser Deutschland, vielleicht Europa, wenigstens nach meinem Geschmack, aufzuweisen hat, zeigt, daß der jetzige König von Baiern einst den Ruf eines Cosmus von Medici erhalten wird, denn er hat die flache Bier-Stadt München in ein Florenz, in ein Athen an der Isar umgeschaffen. Daß dies aber kein heidnisches Athen werden soll, zeigt bald beim Eintritt die neue Ludwigskirche, ein Bauwerk, des edlen Erwin von Steinbach würdig, und ganz in dem vorgothischen Styl gehalten, der an die Zeit des ersten Kreuzzuges erinnert. Auch die Allerheiligen-Kirche neben dem Theater erinnert an jene gute alte Zeit; das Haupt- und die beiden Neben-Schiffe, auf Säulen von dem schönsten rothen Marmor, der dem antiken gleichzustellen ist, enthält die herrlichsten Gemälde auf Goldgrund. Noch mehrere andere Kirchen verdanken der Verehrung des Königs für die gute alte Zeit ihre Entstehung, und schon ragt das neue Kloster mit seiner Basilika aus dem Grunde herrlich empor, während die alten Klöster in Augsburg, Landshut, Würzburg und Landsberg, wieder mit frommen Mönchen bevölkert werden, welchen die Erziehung der Jugend übertragen wird, um die kommenden Geschlechter vor dem Nachtheil des Zeitgeistes zu bewahren.

*) Aus dem Reise-Taschenbuche eines Freundes. Anm. d. Red.

Doch nicht blos Kirchen und Klöster läßt hier der ritterliche König bauen, sondern auch Burgen. Das neue Isar-Thor stellt ein solches Riesenwerk der guten alten Zeit mit seinen festen Thürmen dar. Aber das Hauptwerk soll noch erst erstehen. — Ich eilte auf die Theresienwiese, dort, wo jährlich das berühmte October-Fest gefeiert wird, dort erhebt sich der Thalrand der Isar amphitheatralisch, den hunderttausend Zuschauern bei jenem Feste den vortheilhaftesten Standpunct gewährend; dort sind die großen Bock-Keller für das geliebte Frühlings-Bier der Münchener. Auf diese Höhe wird der ritterliche König die Riesen-Burg Bavaria erbauen, welche die Stadt herrlich überragen, und den kommenden Geschlechtern ein Wahrzeichen seyn wird, daß die gute alte Zeit erst dann wiederkehren kann, wenn wieder Burgen, Klöster und Kirchen gebaut werden.

Eisenbahnen und Canäle sind allerdings geeignet, das Gift des Zeit-Geistes schnell von einem Ende Europa's zum andern zu verpflanzen, und den Mittelstand reich zu machen, welcher dann gar zu bald den Adel für entbehrlich erklärt; aber diese Bahnen entfernen immer weiter von der guten alten Zeit, welche das Ziel jedes wahren Edelmannes seyn muß.

Uebrigens habe ich mich sehr gewundert, daß der baierische Adel, dessen vornehme Geschlechter keinem Lande der Welt nachstehen, nicht genug anzuerkennen scheint, was er an dem König Ludwig hat. Ich habe gefunden, daß der König von den untern Ständen sehr geliebt ist; aber der Adel scheint weniger für ihn eingenommen. Man hält ihn für zu sparsam, und scheint seine Frömmigkeit in Zweifel zu ziehen. Ihn, den die Nachwelt gerade wegen seiner großartigen Verwendungen seiner Civil-Liste: Ludovicum Magnificum nennen wird, — als wenn es seine Schuld wäre, daß in Baiern das dritte Kind und in München gar das andere Kind ein uneheliches ist!

Eine schöne Gräfin vertraute mir die Veranlassung dieser Unzufriedenheit, die sich bald aus der Zeit der Thronbesteigung des Königs herschreibt. Er ließ sich nämlich die große Liste der Pensionärs vorlegen, welche sein Vater Maximilian begnadigt hatte, und strich den Grafen A., mit den Worten: „Braucht keine Unterstützung, da er mit vier Pferden fahren kann;" den Grafen B. strich er mit der Bemerkung: „da er auf den Hofbällen stets als der größte Elegant erscheinen könne, bedürfe er keine Unterstützung;" die Pension des Grafen C. strich er: „weil er so schlecht reite, daß er kein so theures Reitpferd brauche;" die Pension der Gräfin D. ward mit der Bemerkung gestrichen: „daß sie nicht nöthig habe, so glänzende Feste zu geben;" die des Herrn von E.: „weil er noch jung sey, um zu Fuß gehen zu können;" die der Frau von T.: „weil sie den Finessen-Sepperl für die Besorgung der Billets doux nicht so gut zu bezahlen brauche," und so weiter durch das ganze Alphabet.

Allerdings hat der König sehr gefehlt, dem Adel die Mittel entzogen zu haben, den Glanz des Hofes zu vermehren. Allein man muß dieß mit seinen größeren Plänen entschuldigen; denn wenn erst alle seine Burgen, Kirchen und Klöster in voller Pracht nnd Herrlichkeit dastehen werden, wenn erst die künftige Generation ihre Erziehung in seinen Klöstern wird beendet haben; dann erst ist die gute alte Zeit mit allen ihren reichen Wirkungen eingezogen, und der Adel wird dann wieder Mittel genug haben, in seinem alten Glanz von Neuem aufzutreten.

In einem der hiesigen glänzenden Cirkel fand ich aber dennoch einen Stein des Anstoßes, wenn auch einen sehr schönen; nämlich die schöne Fürstin von Oettingen-Wallerstein, die erste Frau des Reiches, nach den Prinzessinnen von Geblüt (denn ihr Mann ist nicht blos Standes-Herr, sondern auch erster Minister). Auch ist sie durch ihre Liebenswürdigkeit, die erste Frau der Gesellschaft. Ich frug eine andere Dame, was für eine Geborne die schöne Fürstin sey? Sie ist gar keine Geborne, war die Antwort. Ich konnte nur bedauern, daß so etwas in diesem Lande, von dem man für die Folge die besten Hoffnungen haben muß, noch jetzt vorfallen kann.

Auch mußte ich noch einen andern Gegenstand des Anstoßes hier in der großen Gesellschaft finden. Ich sah nämlich mehrere Herren sich unter dem hiesigen Hof-Adel so frei bewegen, als wenn sie hieher gehörten, die nichts waren, als reiche Engländer, ohne Geburt. Erstaunt über eine solche an Höfen unerwartete Erscheinung, erkundigte ich mich nach der Möglichkeit derselben, und erfuhr, daß der König, um das englische Geld nach München zu ziehen, darüber ein Auge zudrückt; damit aber die Etiquette dadurch eigentlich nicht verletzt werde, so hätten die Gesandten aller Höfe das Recht, alle Personen an dem fremden Hofe einzuführen, welche an dem eigenen Hofe einzuführen wären. Da nun in London die Hoffähigkeit gar nicht beschränkt sey, so könne man nichts dagegen haben, daß diese Personen diplomatisch für zulassungsfähig erklärt würden. — An andern Höfen würden die englischen Gesandten sich jedoch dies wohl nicht erlauben, da man es nicht gern sehen würde.

Dies sind freilich Flecken in dem Glanze alles des Herrlichen, das der ritterliche König von Baiern schon gethan hat. Allein es ist ja Alles nur Mittel zu seinen großen Zwecken. Uebelgesinnte wollen dem Könige den Bau der großen Burg an der Theresien-Wiese ausreden, und haben große Hallen zum Andenken von berühmten Baiern vorgeschlagen; aber wir wissen es besser: die Burg wird erstehen, die erste der wieder zum Alten zurückkehrenden Zeit, ein Beispiel zur Nacheiferung für ganz Deutschland.

Hat diese Burg erst hundert Jahre über die Theresien-Wiese herabgeschaut, so befindet sich Deutschland wieder dem goldenen Zeitalter näher, wo es nur nach Gottes Ordnung gesondert geben darf: Bauern, Bürger und Edelmann.

Die Nachdrucker.

Der Deutsch' in rohen Zeiten füllte
In Feindes Schädel Gerstensaft,
Wenn ihn sein Schwert dahin gerafft;
Als Wilder, so den Durst er stillte.
Jetzt, da der Deutsche aufgeklärt,
Sieht man noch Wilde bei ihm hausen,
Die vom Gehirn der Brüder schmausen,
Weil es noch kein Gesetz verwehrt.

C. M—r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 148. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 21. Juni. 1836.

Bestrafte Neugierde.

(Novelle v. F. X. Told.)

(Fortsetzung.)

Unter dieser gegenseitigen Zurückgezogenheit war ungefähr ein Jahr vergangen, als einst Otter seinen Freund besuchte. — Aber wie ganz anders kam er heute, als Schellern sonst ihn zu sehen gewohnt war. Sein Auge war hohl, der Blick stier, die Wange bleich, und seine liebenswürdige Heiterkeit schien von ihm gewichen zu seyn. Das Gespräch lief einige Zeit über die gleichgiltigsten Dinge von der Welt. Endlich ertrug der Geängstete nicht länger den heftigen innern Kampf, und ergoß in folgenden höchst sonderbaren Worten die Qual seines Herzens in des Freundes Busen.

»Freund,« begann er mit gepreßter Stimme, »Du stehst sicher in dem Wahne, ich sey der Glücklichste unter den Sterblichen, da ein günstiges Geschick mir des Reichthums Schätze mit verschwenderischen Händen spendete, da es mir eine Gattin gab, schön wie ein Engel, tugendhaft wie ich keine kenne; da es mir einen treuen Freund schenkte, einen Freund, wie Du bist.«

Schellern horchte in gespannter Erwartung.

»Ein furchtbarer Wahnsinn,« fuhr Otter heftiger fort, »ein höllischer, teuflischer Gedanke quält mich unaufhörlich, scheucht die Ruhe von meinem Lager, peitscht mich von einem Orte zum andern, verfolgt mich an der Seite meines Weibes, und will auch bei Dir, o Freund, nicht von mir weichen.«

»Mein Weib ist tugendhaft, und gerade diese reine, makellose Tugend ist es, welche der tödtliche Wurm werden mußte, der an meinem Daseyn zehrt, an meinem Glücke schmerzlich und vernichtend nagt. Sie ist tugendhaft, weil sie nie Gelegenheit hatte, lasterhaft zu seyn. Lange schon ist daher mein Sinnen und Denken dahin gerichtet, ein Mittel zu finden, wie ich mich von der Festigkeit ihres Charakters überzeugen möge; und ich habe es gefunden, das einzige ausführbare Mittel.

Ihre Treue muß eine harte, entscheidende Probe bestehen; Versprechungen, Aufmerksamkeiten, Geschenke aller Art, und überhaupt, was dazu mitwirken kann, ein Weib wankend zu machen, muß aufgeboten werden, um sie zu versuchen, besonders aber muß derjenige, dem ich diese Probe vertraue, alle Liebenswürdigkeiten und Tugenden in sich vereinen, welche auf ein Herz, wie das ihrige ist, Eindruck machen können. In Gefahr muß ihre reine Seele kommen, in große Gefahr, denn ihr Sieg soll nicht ohne Verdienst seyn.«

»Es ist nicht möglich!« rief hier jammernd der Freund ihm zu; »Du kannst das höchste Gut Deines Lebens auf ein so gefährliches Spiel nicht setzen wollen.«

»Auf einem noch gefährlicheren Spiele steht es, so lange diese Probe mir nicht die Treue meines Weibes verbürgt.«

»Und einem Fremdling, der vielleicht Dein Vertrauen mißbraucht, willst Du leichtsinnig Dein Theuerstes in die Hände legen?«

»Nicht einem Fremdling, der mich verräth, nein, einem Manne, der mein ganzes Vertrauen besitzt und es ewig nicht mißbraucht, der Alles, was edel und achtungswürdig ist, in sich vereint: — Dich, Dich, o Freund meiner Seele! habe ich — dazu ersehen, der Prüfstein ihrer Liebe zu werden.«

Schellern schauderte.

Aber Otter fuhr fort: »Wenn es Dir bei Deinen Vorzügen nicht gelingt, sie treulos zu machen, so bin ich von ihrer unerschütterlichen Tugend gänzlich überzeugt und auf immer beruhigt. Sollte sie aber — setzte er mit gesenktem Blicke hinzu — Dir nicht widerstehen können, — so theile ich das Schicksal so vieler Männer, und bin auch in diesem von der anmaßenden Grille geheilt, ein Weib besitzen zu wollen, die an Reinheit und Tugend gar nicht ihres Gleichen hat. Ueberdieß ist durch Dich

meine Ehre gesichert, und ein Verlangen befriedigt, das nur mit meinem Tode aufhören wird, mich zu quälen.«

Schellern schwieg lange. Mit finsterer Stirne und abgewendetem Gesichte nahm er endlich das Wort: »Hättest Du mein Leben, mein Blut verlangt, so brauche ich Dir nicht erst zu sagen, daß ich es mit Freuden hingegeben hätte. Doch Unerhörtes begehrt Dein Mund. Du forderst, daß ich Dich unwiederbringlich verderbe, während Dich rings die Heiterkeit des Paradieses umgibt, und Du Dir daraus eine Hölle erschaffst. Oder fühlst Du nicht, wie Du, in unauslöschlicher Beschämung vor Dir selbst herabgewürdigt, vernichtet vor ihr stehen wirst, vor der Reinen, die Dein schnöder Argwohn so sehr entehren konnte?«

»Nimmermehr! keine Seele wird es erfahren, daß ich diese Versuchung veranlaßte.«

»Als ein Verräther soll ich vor Deiner Gattin erscheinen, als einen Störer ihres stillen Friedens, ihres häuslichen Glückes mich brandmarken?«

»Ich kenne die ganze Größe des Opfers, das Du mir zu bringen hast.«

»Wie aber, wenn durch den engeren Umgang mit ihr, durch den öftern Anblick ihrer Reize, durch dieses kühne Hineinstürzen in die Gefahr, die Leidenschaft, erst nur geheuchelt, in der Folge wirklich mein Herz beschliche, und mich das schöne Laster der strengeren Tugend vorziehen ließe?«

»Du bist Mann, Du bist mein längst erprobter Freund, von Dir befürchte ich nichts; denn ich weiß, daß Du mir in jedem Falle auch die Neigung Deines Herzens zum Opfer bringen würdest.«

»Wahrlich! Dein Vertrauen ist so grenzenlos unbesonnen, als es Dein Begehren ist.«

»Nichts mehr von Widerspruch! Deine Tugend hat sich durch Deinen Widerwillen gegen meinen sonderbaren Wunsch ausgesprochen; sieh' nun, ob Dein Mitleid, Dein gutes Herz die Arznei versagen kann, welche mir Genesung zu geben vermag. Kannst Du sie mir versagen, so muß ich bei einem Andern erflehen, was Du grausam mir verweigerst; bei einem Andern, der vielleicht sie verführt und mich dennoch darüber hintergeht. Sieh', das habe ich fest und unabänderlich beschlossen; und Du kannst mir eine schreckliche Zukunft ersparen, wenn Du nur auf kurze Zeit meiner Schwäche, meiner Thorheit nachgibst. Erfülle meine Bitte, und ich verspreche Dir, daß es mir an einem einzigen Versuche genügen soll, mich zu beruhigen. Einem Angriffe wird Adamine doch nicht erliegen.«

(Fortsezung folgt.)

Friedrich des Großen Maßregeln gegen religiöse Conventikel*).

Conventikel und Zusammenkünfte zu vorgeblichen Andachtsübungen und zu religiöser Erbauung hat es immer gegeben; sie haben den Grund zu fast allen religiösen Secten gelegt, und wenn sich die Theilnehmer solcher Conventikel stark genug gefühlt, sind sie offen gegen anders Denkende in die Schranken getreten, und haben die gegen sie geübte Toleranz mit Verfolgung vergolten.

Friedrich den Großen, dem die Frömmler einen zu großen Indifferentismus in Hinsicht der Religion zum Vorwurf zu machen nicht müde werden, wird man denn doch wohl keiner Intoleranz beschuldigen. Es ist daher jetzt, wo sich eine heuchlerische Frömmelei, eine Hinneigung zum Separatismus zeigt, die sogar solche Erscheinungen, wie die Mucker, hervorgebracht hat, wohl an der Zeit, wieder in Erinnerung zu bringen, was er gegen Conventikel zu erlassen für nöthig erachtete, welche bei weitem noch nicht eine so sittenlose, man kann wohl sagen, gotteslästerliche und staatsgefährliche Tendenz hatten, wie diese Mucker.

Gleich nach seinem Regierungsantritt (d. 31. Mai 1740) hielt der Prediger Schubert in Potsdam in seinem Hause für einige Auserwählte seiner Gemeinde noch besondere Betstunden. Die Zahl der Theilnehmer und Theilnehmerinnen wurde immer stärker, denn diejenigen, welchen die Vergünstigung verstattet worden, Theil an diesen Zusammenkünften zu nehmen, boten Alles auf, Proselyten zu machen.

Friedrich erfuhr dieß. Ohne erst eine weitläufige Untersuchung darüber zu veranlassen, um diesem Unwesen gleich ein Ziel zu setzen, erließ er an den Prediger Schubert die nachstehende Cabinetsverfügung:

»Nachdem Se. königl. Majestät in Erfahrung gebracht, daß der hiesige Prediger Schubert zeither in seinem Hause wöchentlich gewisse Versammlungen, unter dem Namen von Erbauungsstunden, gehalten, seine Majestät aber, aus bewegenden Ursachen, dergleichen Privatversammlungen in Particulier-Häusern um so weniger gestatten wollen, weil dadurch nicht nur allerlei Trennungen und Uneinigkeiten unter den Gemeinden zu besorgen, sondern auch dergleichen schon zu Zeiten Dero Herrn Vaters Majestät gänzlich verboten worden: wie die Exempel mit dem Prediger Schinemayer zu Stettin und dem Prediger Fulermann in Berlin noch in frischem Andenken sind; so befehlen Se. Majestät erwähnten Prediger Schubert hierdurch, die Privatversammlungen in seinem Hause einzustellen, und diejenigen, welche solche frequentiren, anzuweisen, ihre Erbauung in den öffentlich dazu bestimmten Kirchen abzuwarten. Diese zu befördern, erlauben Seine

*) Man sollte es mit den Conventikelleuten machen, wie die Quedlinburger mit den Maikäfern, d. h. man sollte auf ihre Delation einen Preis setzen, um das Ungeziefer unschädlich zu machen. Man muß jedoch bei denselben zwei Racen unterscheiden: die eine verfolgt blos einen mystisch-üppigen Geselligkeitsdrang und vernichtigt moralisch und physisch nur unmittelbar; die andere verbirgt hinter der frommen Miene einen Staubwedel der politischen Reaction, mit dem sie den Leuten in die Augen fährt, um sie und ihre Geschlechter zu blenden und desto freier die Geißel des Despotismus über sie schwingen zu können. Die letztere Race erbebt sich unter ansehnlicher Protection in Cassel und treibt dort ein sehr gereimtes Wesen.

Majestät, daß, wenn die beiden dazu angesetzten Tage, in welchen der Gottesdienst in der Kirche, bei welcher der Prediger Schubert angesetzt ist, zur Erbauung der Gemeinde nicht zureichend seyn sollten, noch ein Tag in gemeldeter Kirche dazu aus- und angesetzt werden könne.

Potsdam, d. 23. November 1742.

Friedrich.«

Wer erkennt hierin nicht die Weisheit und Milde des großen Königs! — Er will dadurch den gefährlichen Mißbräuchen solcher abgesonderten Erbauungsstunden Einhalt thun, aber zugleich auch denjenigen, denen es ein Bedürfniß des Herzens ist, sich zu gottseligen Betrachtungen und Gebeten zu versammeln und in ihrem Glauben zu stärken, kein Hinderniß in den Weg legen, um den scheinheiligen Zeloten den Vorwand zu benehmen, ihn zu verketzern.

Wären die Befehle Friedrich Wilhelm's I. und die in dieser Cabinetsordre von seinem Nachfolger in der Regierung ausgesprochenen Maßregeln gehörig befolgt worden, so würde man nichts von solchen Verirrungen gehört haben, die mit Schauder und Angst für die Zukunft jedes wahrhaft religiöse Gemüth erfüllen.

Regiomontanus.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, im Mai 1836*).

Der Mai und seine Verkündiger in Berlin. Die Maikäfer und Herr und Madame Grabowski nebst erbaulichem Excurs über die Letzteren, und über Andere, wie Dlle. Hoffmann, Herrn Laddey, Herrn Röder. Wie ein deutscher Schriftsteller stirbt (Dr. Arendt). Verein der jüngern Berliner Dichter, ihre Leistungen. Frühlingsalmanach. Pandora's Ableben. Mundt und Oettinger. Gaudy, Adami, Koßarsky, Heilmann, Hugo Hagendorff u. s. w.

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,"

singt Heine in seinem Buche der Lieder, und mir ist dies Gedicht lieb gewesen bis zum ersten Mai dieses Jahres, aber jetzt — o Himmel! Wo ist „der wunderschöne Monat Mai?" wo soll ich ihn in dieser Sandwüste finden? Schlüge nicht, trotz Kälte und Regen, allnächtlich an dem Fenster mir gegenüber eine Nachtigall ihr trauriges Lied, ach! ich wüßte gar nicht, daß der Mai erschienen ist, und doch — sie sind da! sie sind da! — nämlich die Maikäfer und Herr und Madame Grabowsky in der Königsstadt. Das sind die Boten des Maies gewesen, und die Straßenjungen, dieses gemüthlich-industriöse Völkchen, verkaufte sechs Stück Maikäfer für eine Stecknadel! Siehst Du, herzliebster Planet, das ist unser Mai, der Berlinische Mai, und man geht unter die Zelte in den Thiergarten, und hört die Frösche quacken in der sanften Spree und trinkt aus Patriotismus eine „kühle Blonde." — Das ist der Humor von der Sache, sagt Shakspeare's Junker Pistol und ich.

Was nun die zweiten Verkündiger des Maies betrifft, das an der Königsstadt engagirte Grabowski'sche Ehepaar, so möchte ich lieber ein Todtenlied anstimmen, als über sie schreiben. Ich habe sie ein Mal gesehen im „Schlaftrunk", und bin herausgelaufen beim zweiten Acte. Es ist eine schöne, schöne Sache, wenn man freien Austritt aus dem Theater hat, sagte einmal einer meiner Freunde, und diese Worte fielen mir wieder ein, als ich aus dem Schlaftrunk herauslief. Ich hatte nämlich mein Parterrebillet rechtschaffen bezahlt, denn den freien Eintritt hat uns jüngern Schriftstellern Herr Commissionsrath Cerf genommen, sintemalen wir über sein Theater geschrieben, wie's uns um's Herz war und wir kein Blatt vor den Mund nahmen, wenn wir für die Blätter recensirten. Folglich habe ich jetzt freien Austritt in der Königsstadt für mein gutes Geld und brauche nicht ängstlich des Stückes Ende abzuwarten, wenn das Grabowski'sche Ehepaar auf dem Kothurn, wie auf Stelzen einherschreitet und declamirt, daß die Coulissen einen sanften Anflug von Katzenjammer erhalten und schüchtern aus ihren Fugen zu fallen drohen. Wenn Herr Cerf noch nie einen Mißgriff bei seinen Engagements gethan hat, so ist es doch jeden Falls dies Mal geschehen. Alle Blätter stimmen diesmal merkwürdig überein, was sonst in Berlin eine große Seltenheit ist; die Wahrheit trägt aber doch den Sieg überall davon. Wozu ist denn auch Herr Grabowski für Heldenrollen engagirt? etwa, um den abgehenden Laddey zu ersetzen?? — Das wäre mehr als fabelhaft! Außerdem hat ja die Königsstadt Herrn Röder für solche Rollen engagirt; aber der muß Nebenrollen spielen nach Herzenslust, oder muß gar müßig die Hände in den Schooß legen. Ich glaube daher, daß er zum Nichtspielen engagirt wurde, wie es überhaupt auch mit vielen Schauspielern und Sängern bei dem anderen Theater der Fall ist. Es sind Leute genug da, aber sie werden nicht beschäftigt, und unwillkürlich fragt man mit Vater Horaz: „Qui sit Maecenas?" — Ferner ist noch eine Dlle. Hoffmann an der Königsstadt remplacirt, die ich, Gott sey Dank! auch erst ein Mal gesehen habe. Die soll nun die Rollen der abgegangenen Dlle. Vernier spielen! — Wahrhaftig, eine Zusammenstellung, wie Haidekraut und Königskerze! Die Lieblinge des Publicums werden entlassen und ihre Stellen nicht wieder ersetzt! Es ist wirklich kaum zu glauben! — — Sonst geht Alles noch den alten Gang, Beckmann, Plock und de alte Schmelka bleiben in der Gunst der Berliner, namentlich der Letztere, der bei seinem hohen Alter ewig frisch bleibt,

*) Es liegen der Redaction zwei Berichte aus Berlin vor. Der folgende von einem außerordentlichen Correspondenten und der zweite aus der ordentlichen Correspondenzquelle. Wir legen diesmal den zweiten aus dem Grunde zurück, weil er die leidigen Herrn „Mucker," die wegen unseren früheren, nur nach Zeitungsnachrichten aus der Nähe des mystischen Heerlagers gearbeiteten Berichte uns vor dem Leipziger Criminalgericht zu constituiren sich herausgenommen haben, zum, endlich auch leidig und langweilig gewordenen, Thema hat. In Sachsen und ähnlichen Ländern erscheinen außerdem die Muckerstreiche moralisch so schlecht, daß man sich nicht gern daran erinnert, selbst da eine preußische Cabinetsordre darüber erschienen ist. Anm. d. Red.

und Herr Pohl bleibt das Factotum, der gern und willig jede Rolle spielt, und schon deßhalb, wenn er auch sonst nicht ein guter Schauspieler wäre, gelobt werden müßte. Ueber Herrn Röder schreibe ist dießmal noch nichts; vielleicht kommt bald die Gelegenheit, daß er in seiner Sphäre sich bewegen kann, und dann will ich getreulich berichten. Ueber Nebenrollen, die jeder Anfänger spielen kann, sage ich lieber gar nichts.

Doch genug vom Theater und den neuen Gästen! — ich will ja heute keinen Theaterbericht schreiben, sondern über das ganze hiesige Treiben, namentlich in literis, sprechen.

Die Anwesenheit der französischen Prinzen brachte Jung und Alt auf die Beine; seit den vier Jahren, daß ich in Berlin bin, habe ich nicht so viel Carossen fahren und so viele Menschen in unsern staubigen Straßen herumkeuchen sehen! — Jetzt sind sie wieder abgereis't, die Seine-Gäste, und man spricht wenig mehr von ihnen, obschon ihre Portraits alle Kunstläden schmücken. Während aber die Berliner so voll Freude waren, ereignete sich ein Todesfall, der mich schmerzlich berührt hat. Ein deutscher Schriftsteller starb nämlich im tiefsten Elend und im Wahnsinn in der Charité, und während Festins und Lustbarkeiten die haute volée der Residenz berauschten, wurde der bekannte Theaterdichter Dr. Arendt, auf dem stillen Charitéfriedhof geräuschlos zur Erde bestattet. — Er starb arm, wie er gelebt hatte; fremde Hände haben ihn die Augen zugedrückt, und Hermann Marggraff's Worte:

„Und läßt auch seine Dichter
Verhungern das deutsche Land,
Drum hat sich Niemand zu kümmern,
Sie verhungern auf eig'ne Hand"

fielen mir lebhafter, als je, in's Gedächtniß. Als ich Arendt kennen lernte, trug er schon lebhafte Zeichen der Geistesverwirrung an sich; ich traf ihn mit Ferrand zufällig bei Willibald Alexis, wo er, wegen seiner eigenen Theaterstücke, sich selbst auf das Fürchterlichste lobhudelte. Dann habe ich ihn noch öfter bei Oettinger gesehen. Wer Mittags unter den Linden einen ältlichen Mann mit ziemlich weißen Haaren erblickte, der in dürftiger Kleidung, mit einem weißen Filzhute und ziemlich schmutziger Leibwäsche schnell durch die Straße lief, der hat den Dr. Arendt gesehn. Gewöhnlich trug er Arme und Taschen voll Manuscripte und wenn er einen bekannten Schriftsteller erblickte, so stürzte er auf ihn los, und ruhte nicht eher, als bis er ihn wenigstens eine Scene aus irgend einem seiner Stücke vorgelesen hatte, die schon alle die Spuren der höchsten Geistesverwirrung an sich trugen. Dabei behauptete er, mit den größten Kabalen kämpfen zu müssen, denn während seine Stücke in ganz Deutschland gegeben wären, könne er doch keines in Berlin auf die Bühne bringen, und dann schmähte er auf Raupach, die Schauspieler und die Intendantur. — Witz war ihm bei dem Allen nicht abzusprechen; ich will nur an seine „Proben aus einem Theaterwörterbuche" erinnern, welche vor längerer Zeit der „Freimüthige" und der „Figaro" bekannt machten, und die voll Salz und Laune sind. Fast ein Jahr lang hatte ich ihn aus den Augen verloren, bis ich ihn vor wenigen Wochen bei dem Dichter Koßarsky fand, den er um Papier zu einem Briefe bat. Er schrieb einen Brief, der mir unvergeßlich seyn wird, aber nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört. Als er diesen Brief geschrieben, ging er fort, und nach wenig Tagen hörte ich, er sey auf der Irrenstation in der Charité. Dort ist er nun gestorben, elend und vergessen, wie Orion Julius im vorigen Jahre, und ruht nun aus von seinem vielen Schreiben und seinem Elend, — und bald wird stilles Moos auf seinem Hügel wachsen, und dann ist er vergessen und kein Stein schmückt seine Hülle, damit Niemand einst wisse, wie ein deutscher Schriftsteller geendet! —

Doch Ruhe dem Todten! — wenden wir uns zu den Lebendigen.

Der „Verein der jüngeren Berliner Dichter," hat unter dem Titel: „Norddeutscher Frühlingsalmanach" bei L. W. Krause einen Band Gedichte herausgegeben, zu welchem alle Mitglieder Beiträge beigesteuert haben. Mehr über dies Buch zu sagen, verhindern mich persönliche Rücksichten; ich zeige es daher blos an, kann aber nicht umhin, auf die Lieder eines Todten, Ferdinand Weiße, hinzuweisen, welche den Schlußstein des Liederkranzes bilden. Er war ein Dichter, durch und durch, hat aber bei seinem Leben nie etwas drucken lassen, und nur einige seiner Freunde hatten kostbare Reliquien seines zerrissenen Herzens aufbewahrt, die hier zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit treten, und auf die ich aus inniger Ueberzeugung alle Leser nicht genug hinweisen kann.

Die „Pandora," ein Journal, welches sonst jeder dahinscheidenden Schwester ein pomhaftes Leichenbegängniß hielt, ist seit mehreren Wochen nicht mehr erschienen, und wahrscheinlich, nachdem sie fast 4 Jahre gelebt hat, an Abonnentenschwindsucht gestorben. Dagegen wird der Baron N. v. Rädern, früherer Redacteur des „Hausfreundes der Residenz" vom künftigen Juli ab ein Journal unter dem Titel: „Telegraph von Berlin," in's Leben treten lassen, welches Moden, Theater und Localität besprechen soll. Sobald dieser Embryo die Welt begrüßt hat, werde ich ihn unter die kritische Scheere nehmen und ausführlich berichten.

Die Berliner Schriftsteller sind übrigens jetzt alle fleißig. Mundt und Oettinger arbeiten an neuen Werken; Franz v. Gaudy's „Römerzug" ist bis auf den dritten Band fertig, und Fr. Adami beendet so eben einen Roman unter dem Titel: „Alles für seine Königin." Von Romulus Heilmann ist ein Band Gedichte erschienen, und Koßarsky sammelt die seinigen. Chamisso's Werke sind fertig und schon versandt.

Das wäre denn in Kurzem unser literarisches Treiben, und somit gehab' Dich wohl, lieber Planet! — Binnen Kurzem schreibe ich wieder. — H. H.

Der fromme Arzt.

Als Christ sich Doctor F... beweist,
Dies Zeugniß ihm der Neid selbst gibt,
Denn: „füllt die Erd'!" es in der Bibel heißt,
Und dies Gebot er praktisch übt.

C. M—r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 149. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 22. Juni. 1836.

Die klugen Alten.

(Von Fr. Riemann.)

Es lebten zwei alte Menschen
In Weimar und in Berlin,
Die thäten sich täglich schreiben,
Und höchlich liebeglühn.

Der Ein' hat Verse gedichtet,
Der Andere componirt,
Nun haben sich Beide bewundert
Und sich vor Keinem genirt.

Der hatt' in Berlin auswendig
Stets Verse von jenem zur Hand,
Und jener trillerte Lieder,
Die der ihm nach Weimar gesandt.

So machten die greisen Menschen
Ihr Alter einander süß,
Bis ihnen endlich Alekto,
Die zärtliche Liebe verwies.

Da mocht' es im guten Berlin wohl
Von Goethe gar stille seyn,
Da sang man in Weimar Lieder
Nicht mehr vom Zelterlein.

Nur einen Buchhändler haben
Sie noch im Tode bedacht,
Und in langweiligen Briefen
Um schweres Geld gebracht.

Nun wohl, so mag er's büßen,
Was kümmert und kränkt denn sie's?
Sie sitzen den Engeln zu Füßen,
Und loben sich im Paradies!

Bestrafte Neugierde.

(Novelle von F. X. Told.)

(Fortsetzung.)

Die Unbeweglichkeit Otter's in seinem Entschlusse, allein mehr noch, als Alles, die Drohung desselben, sich mit seinem heillosen Begehren an einen Andern zu wenden, bewog auch Schellern zu einem schnellen Beschlusse. »Da weder Vernunftgründe noch Bitten Deinen Willen zu ändern vermögen,« sprach er zu ihm, »so bin ich entschlossen, Deinem tollen Verlangen nachzugeben. Ich verspreche Dir, auszuführen, was Du wünschest.«

Otter drückte ihn freudig an die Brust. Er schien getröstet, sein Herz erleichtert, und indem er ihn bat, vom kommenden Tage an den Verehrer seiner Frau zu spielen, lud er ihn zum Mittagstische ein.

Schellern kam. Adamine empfing ihn mit der ihr eigenen Unbefangenheit, mit der unschuldigen Freundschaft, welche eine Gattin dem innigsten Vertrauten ihres Gatten gewähren darf. Die Mittagstafel war kaum geendet, so eilte Otter, dringende Geschäfte vorwendend, auf sein Comptoir, und Schellern sah sich in der sonderbarsten Stimmung mit der schönen lieblichen Frau allein. Das Gespräch fiel auf die häusliche Wonne, welche eine glückliche Ehe gewährt, und Adamine war unerschöpflich in den Lobeserhebungen ihres Gatten.

Der zum Schein Beschäftigte kam nicht zurück. Schellern nahm daher nach einem Paar recht angenehm verplauderten Stunden von dem edelmüthigen Geschöpfe Abschied und ging dem Harrenden von seinem ersten tête à tête den Bericht zu erstatten, daß er bereits eine kleine Einleitung zur Ausführung ihres Planes getroffen habe, und daß er hoffe, in Kurzem eine befriedigende Antwort geben zu können. — Otter war hiermit sehr zufrieden. Der Freund setzte, der Verabredung gemäß, seine Besuche fleißig fort, während deren sich der thörichte Gemahl ge-

wöhnlich so bald als möglich zu entfernen suchte. Aber Schellern benutzte dieses Alleinseyn mit Adaminen keineswegs zur Ausführung jenes Planes, da er im Gegentheile für die Ruhe seines eigenen Herzens besorgt zu werden anfing. Der so nahe Anblick dieser blendenden Reize, ihr geläuterter Verstand, das Einnehmende ihres Umganges, und die ganze Summe von Liebenswürdigkeiten, die sich erst in diesen Stunden ganz vor ihm entfalteten, machten einen tiefern Eindruck auf ihn, als ihm lieb war, und ließen ihn Alles fürchten. Es war für sein Heil nur ein Rath: mit aller Kraft eine Gefahr zu fliehen, die in jedem Augenblicke dringender wurde. Er berichtete daher nach Verlauf von drei Wochen seinem unvorsichtigen Freunde, daß alle seine Versuche, Adaminens Tugend zum Wanken zu bringen, vergeblich gewesen wären, daß sie ihm bereits verboten, sie allein zu sprechen, und ihm gedroht habe, seine verrätherischen Absichten ihrem Gatten zu entdecken.

»Wohl,« erwiederte Otter, »wir haben das Project bisher bloß mit Worten verfolgt; es ist Zeit, zu Geschenken unsere Zuflucht zu nehmen. Auch die Grausamsten werden durch die Reizungen des Putzes und der Mode besiegt. Adamine bezeigte unlängst in Deiner Gegenwart ihr Wohlgefallen an einem schönen brillantnen Kreuze, welches Gräfin Lindenworth auf dem letzten Balle getragen hat. Hier ist die Summe, welche es ungefähr kosten mag, eile zu dem Juwelier, dessen Adresse ich Dir hier gebe; sobald es fertig ist, wirst Du bei einem wiederholten Besuche Gelegenheit finden, dasselbe mit einem zärtlichen Briefchen in ihre Chatoulle oder sonst an einen Ort zu bringen, wo es ihr nicht lange verborgen bleiben kann.« Schellern's erneuerte Vorstellungen fruchteten nichts; er mußte mit blutendem Herzen versprechen, auch diesen Versuch noch anzustellen.

Einige Tage vergingen, als er wieder zu seinem Freunde kam, und ihn versicherte, daß Adamine in der höchsten Empörung ihm das Kreuz zurückgestellt und ihn so behandelt habe, daß er es nicht mehr wagen könnte, vor ihrem Angesichte zu erscheinen. Otter schüttelte sein Haupt und betrachtete lange und schweigend den Freund. »Theodor!« — sprach er endlich: »mein Theodor, habe ich das um Dich verdient? — wie wenig entsprichst Du meinem Zutrauen! Was Du mir bisher von angestellten Versuchen berichtet hast, war falsch! Ich habe Alles gesehen, Alles gehört in einem anstoßenden verborgenen Gemache, wo ich mich jederzeit befand. Nicht ein Wörtchen von Liebe wurde zwischen Euch gewechselt.« Beschämt und angstvoll für die Zukunft gestand Schellern, was er nicht mehr leugnen konnte, versprach Alles zu thun, was der Sinnenlose mit so viel Hartnäckigkeit von ihm zu erpressen suchte. Die Freunde schieden; und um Schellern vollkommen Raum zur Erreichung ihrer Absicht zu geben, verreiste Otter unter vorgewendeten dringenden Geschäften auf mehrere Tage, bat aber beim Abschiede seine Gattin, während seiner Abwesenheit die Besuche seines Freundes unverweigert und ohne Anstand anzunehmen.

O Unbesonnener! Tyrann deines Schicksals, das du folterst, um dich namenlos elend zu machen, daß du mit allem Zauber bannest, um seinen gräßlichsten Fluch auf dein thörichtes Haupt zu laden! Halte ein! Noch ist es Zeit! Was ist dein Ziel, was ist dein Wollen? Geliebt von einem Freunde, angebetet von einer Gattin, in deren Herzen nur die Tugend neben dir noch wohnt, wendest du all' deinen Scharfsinn, jede Fähigkeit deines Geistes an, das Wohl deines Lebens in Elend zu verwandeln, gräbst aus allen Kräften an dem Abgrunde deines Verderbens, nur um den alten Erfahrungssatz zu bewähren:

„Das Unglück trägt der Mensch,
Das Glück erträgt er nicht."

Noch an demselben Tage, da Otter sein Reise angetreten hatte, begab sich Schellern zu der einsam gelassenen Frau; sie war nicht allein; ihr Kammermädchen, das sie im Salon zu beschäftigen wußte, wich nicht aus dem Gemache, so lange der Gast hier war.

Schellern's zartem Herzen that diese Ehrenwache weh. Die Art von Zwang, welche das edle Weib kaum zu verbergen wußte, dann die leichte Wolke von Kummer, welche über ihre Stirne verbreitet lag, verlieh ihr neue Reize, und mehrte die in Schellern's Herzen immer mächtiger emporwuchernde Leidenschaft. Am dritten Tage traf er die treue Gattin allein. Sie stand eben am Fenster und war mit einem Blumentopfe beschäftigt, dem eine schöne Lilie, das Bild der Reinen, entblühte, als Otter's Freund in das Zimmer trat. So schön hatte er sie noch nie gesehen. Er näherte sich ihr mit beengter Brust, sein Blick versenkte sich tief in ihr himmlisches Auge; Tugend, Freundschaft, Verstand und Gewissen, Alles war in diesem Augenblicke von ihm gewichen, nur eine Stimme tönte in ihm, nur Eines war er ganz, — glühende Leidenschaft.

Zu den Füßen des schönen Weibes stürzend hauchte er in frevelnden Worten die unbezwingbaren Gefühle seiner Seele aus. — Ein verachtungsvoller Blick und schnelle Entfernung in ihr Zimmer waren Adaminens Antwort. Ohne Zaudern schrieb sie ihrem Gatten den ganzen Vorfall mit der Bitte, entweder eiligst zurückzukehren, oder dem hinterlistigen Verräther sein Haus zu verbieten.

Otter jubelte bei Empfang dieses Briefes. Er sah daraus deutlich, daß sein Freund Wort gehalten habe; er antwortete Adaminen, daß er bald zurückkehren werde, berührte aber den Bericht über das mehr als zweideutige Betragen seines Freundes nicht mit einer Sylbe.

Die gute Gattin wußte sich das Schweigen ihres geliebten Mannes auf keine Weise zu erklären. Seine Freundschaft für den Verräther und die ausdrückliche Weisung beim Abschiede, den Freund während seiner Abwesenheit immer wohl aufzunehmen, nahm ihr den Muth, ihm den Zutritt zu ihr zu versagen, und im Vertrauen auf ihre Tugend beschloß sie, nur in ihrem Benehmen die Mittel zu finden, durch welche sie eine Wiederkehr

jener Scene verhindern zu können glaubte. Mit innigstem Entzücken sah Schellern bei seinem nächsten Erscheinen, daß er nicht verschlossene Thüren fand, wie er besorgt hatte, und was ihm unmöglich geschienen, das wagte der Kühne im Taumel wilder Leidenschaft jetzt zu hoffen: die Untreue Adaminens. — Kein Tag, keine Stunde, kein Augenblick verging, den er nicht benutzte, um sich einzuschleichen in das unbesiegbare Herz. Die unbegreiflich lange Abwesenheit des Gatten gewährte ihm immer mehr Raum, die tiefe Innigkeit seiner Liebe zu entfalten, und die Alles bewirkende Zeit, welche auch in dieser Leidenschaft Wunder thut, und heute das verzeihen läßt, was man gestern für die größte Kränkung hielt, ließen endlich Schellern bemerken, daß er der tugendhaften Adamine nicht ganz gleichgiltig sey.

(Fortsetzung folgt.)

Schlußsteine.

Der Unbestand des Irdischen macht uns auf den bleibenden Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub stößt den Geist von sich ab und zwingt ihn zur Erkenntniß seiner eigenen Würde. Des Menschen Geist ist nicht für andere Zwecke, er ist für sich selbst da. Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Vergänglichkeit.

Der Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde.

In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der leidenschaftlosen Natur an.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdischen.

Die Eiche am Gebirge bedarf zu ihrer Entwicklung eines Jahrhunderts und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Seyn ist so flüchtig!

Meinungen sind die Götter der Sterblichen.

Reise-Zeitung.

Humoristische Reisebilder aus Thüringen.

(Fortsetzung.)

Dem stillen Hauptzweck meiner Reise und eigentlich aller meiner Reisen — die nämlich nur Vorbereitungen zu einer künftig herauszugebenden Geographie des Schönen für Heirathslustige und Weinreisende seyn sollten — getreu, verfehlte ich nicht, nach angezogenen Beinkleidern, an's Fenster zu treten und mit der sorgfältig abgewischten Brille hinab in die Straße nach den vorübergehenden Mädchen zu sehen, eine Beschäftigung, in der ich mich zuweilen selbst durch Kaffeetrinken unterbrach. Die Frauenzimmer — es waren nur die Dienstbaren, und von der vornehmen Welt habe ich zu Ilmenau überhaupt keine gesehen, was indessen meinem künftigen Werke keinen Eintrag thun wird, da ich mir doch Ideen über sie gebildet habe — die Frauenzimmer, über deren Schönheit ich hier nicht sprechen will, um meinem größeren Werke nicht vorzugreifen, — sahen Eine wie die Andere, nach dem freundlichen Fremden hinauf und brachten ihm einen einfachen Morgengruß, und ich, an das größere Leben in Leipzig gewöhnt, wo dergleichen für „Archaismus" gilt, machte mir im Innern selbst das vornehme Gesicht eines geistreich beobachtenden reisenden Gentleman und schrieb einige Bemerkungen über die Unschuld und Naivetät der Waldbewohner, in meine Brieftasche, die in jeder Reisebeschreibung wenigstens einmal ausgesprochen seyn müssen.

Die Reisegesellschaft hatte sich indessen bewunderungsfertig gemacht, — denn ein Reisender verläßt den Gasthof nur, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu bewundern, und wenn diese in nichts weiter als in einem zweiten Gasthofe bestehen sollten, — und nachdem durch verschiedene im Zimmer gemachte Evolutionen die Füße die gestern consumirte Gelenkigkeit wieder erhalten hatten, zogen wir in Procession auf die Straße und sprachen zunächst unsere Bewunderung über den schönen Sommertag aus, der vermöge seiner Hitze uns berechtigte, sogleich nach dem Felsenkeller zu gehen, aus dessen dunkler Tiefe uns bald eine belebende Erfrischung gebracht wurde.

Es kamen mehr Gäste, meist freundliche Ilmenauer, die sich, theilnehmend oder neugierig an uns anschlossen und mit denen meine Gefährten bald in tiefes Gespräch verwickelt waren. Ich aber, der etwas entfernt saß, entschloß mich nach langem Nichtsdenken, meinen Nachbar anzureden, einen dicken Mann in blauem Rock und mit einem rothen Gesichte, aus welchem die funkelnden braunen Augen nur mit Mühe über die Backenberge heraussahen, und bemerkte, langweilig am Stocke kauend:

„Das Bier ist stark."

„Ja," sagte er, „ich hatte gestern nur dreizehn Gläser (à 1 Maaß. Anmerkung des Reisenden.) getrunken, als ich merkte, daß der Magen mit dem Kopfe theilen wollte; da ich nun hier bei einem Bekannten logire, der eine eigensinnige neue Frau hat, und da ich überdieß gestern erst angekommen war, wagte ich nur noch drei Gläser zu trinken. Ich bin freilich kein Biertrinker.

„So?" — fragte ich verwundert.

— Ja, sehen Sie; mein Vater, der ein Bäcker war, hatte mich auch zu diesem Handwerke bestimmt. Ich aber fühlte dazu keine große Lust in mir und vielmehr nicht unbedeutende

Anlagen zu einem Branntweintrinker. Väter haben aber ihre Launen und nicht alle lassen ihren Söhnen, auch dem einzigen nicht, freie Wahl des künftigen Berufs. Sie, der Sie, nach Ihrer Brille zu urtheilen, studirt haben, oder auch nicht, gleich viel, wissen wohl, daß dieß mehrere unserer bedeutendsten Gelehrten erfahren haben, wissen aber auch, daß das Genie sich überall Bahn macht. Und das habe ich denn auch an mir selbst erfahren und als ein getreuer Knecht des Herrn unterließ ich nicht, das mir anvertraute Pfund gehörig wuchern zu lassen, und meine vorerwähnten Anlagen so viel als möglich auszubilden, was nun freilich im väterlichen Hause nur ganz heimlich und nicht ohne harte Kämpfe in einzelnen Betretungsfällen geschehen konnte. Aber das Gesetz begünstigte mein Streben. Nach beendigten Lehrjahren mußten die Wanderjahre beginnen, eine weise Einrichtung und eine Nothwendigkeit, von der mich die Thränen der Mutter glücklicher Weise nicht befreien konnten, da ja selbst der große Goethe, wie man mir gesagt hat, derselben unterlegen haben soll. Sie werden von ihm gehört haben; ich hab' ihn einmal in früheren Jahren, da er, so alt er schon war, eben auf der Wanderschaft seyn mochte, in Karlsbad gesehen, wo er Steine klopfte. Denn es ist curios, wie vielerlei wunderliche Dinge der Mensch auf der Wanderschaft zu verrichten genöthigt ist. Ach, davon ein andermal. Nach meinem Wanderbuche ein Bäcker, wanderte ich als Branntweintrinker, und aus meiner Vaterstadt zunächst nach Nordhausen, wo ich gehört hatte, daß für Leute von unsrem Schlage eine hohe Schule wäre, was sich denn auch bewährte. So schnell ich auch mit Aufzählung der sechs Meister, bei denen ich während meiner fünfjährigen Wanderzeit, immer nur kurze Zeit in Arbeit gestanden habe, fertig seyn würde, will ich Sie doch nicht damit aufhalten, und nur bemerken, daß ich in Deutschland alle Hauptstädte besucht habe und von jeder derselben anzugeben weiß, wo damals der beste Branntwein zu haben war, u. s. w.

Während mir so dieser Mann seine Lebensgeschichte ruhig und unendlich breit erzählte, hatte sich unter meinen Reisegefärten ein lebhafter Streit erhoben. Die freundliche Einladung eines Ilmenauers zur Theilnahme an einer großen Bierpartie nach einem benachbarten Dorfe, dessen Name sich in meiner Briefstasche verwischt hat, und was vortreffliches „Augsburger" geben sollte, für diesen Nachmittag hatte die Gemüther entflammt und es kam eine Revolution gegen unsere Constitution zum Ausbruch, in deren 12ten §. es bestimmt war, daß heute, den 5. August Nachmittags 4 Uhr, nach Amtgehren aufgebrochen werden sollte, wo gerade Vogelschießen war. In patriotischer Entrüstung stand ich auf und hielt eine lange Rede gegen die stattgefundenen Umtriebe. A. und der Waidmann neigten sich bald zu meiner Meinung, C. und der Geistliche wurden still, aber B. und die artigen Ilmenauer sprachen gegen mich, bis ich darauf antrug, daß die Berathung bis zum nahen Mittagsessen ausgesetzt bleiben möchte.

Hier nun, nachdem ich während der Forellen, wo keiner meiner Freunde mir zu widersprechen wagte, um beim Essen nicht zu kurz zu kommen, — alle gegen die Aufhebung des §. 12. sprechenden Gründe wieder vorgetragen hatte, erklärte ich, indem ich mit theatralischem Anstand meine Hände über den so eben hereingebrachten Schöpsenbraten hielt, feierlich und an Eides Statt, daß die Gesellschaft entweder heute nach Amtgehren aufbrechen müsse, oder daß ich morgen von Ilmenau unmittelbar nach Leipzig zurückreisen werde. Da hatte aber B. den letzten Forellenschwanz abgenagt, stand auf und rief: „Ich gehe zum Augsburger! Ich habe nun, ach, Merseburger, Steinacher, Lichtenhainer, Wöllnitzer, Bamberger, Raster und Möckersches und allerhand Biere getrunken, daß ich noch nicht alle getrunken habe, das will mir schier das Herz verbrennen! Ich sollte eine Gelegenheit zur Bekanntschaft einer neuen Sorte vorüber gehen lassen? Nein, ich muß Augsburger trinken!

Ha! welche Wonne fließt aus solchem Glase
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Auf einmal mir durch Nerv und Adern rinnen!"

Wir Andern aber beschlossen, ohne ihn weiter zu ziehen, und verließen heiter die freundliche Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Die französischen Prinzen in Todesgefahr.] Nachdem die Herzöge von Orleans und Nemour bei ihrem Besuche in Berlin, durch die weisen Vorkehrungen und eine wahrhaft fürstliche Discretion Sr. Majestät des Königs von Preußen, allen Klippen der enragirten legitimen Partei vorbeigesegelt waren, ohne ein größeres unangenehmes Ereigniß erfahren zu haben, stellte ihnen in Schlesien das Unglück sogar nach dem Leben. Es benutzte dazu die bekanntlich in dem Gebirge sehr schlechten, steilen und gefährlichen Wege, die ein Wagen nur mit Hemmschuh und Sperrkette passiren kann. Eine dieser Ketten hatte der Zufall, oder irgend ein Dämon in Gestalt desselben, mit seinem Zahne benagt, sie riß, und der Wagen, in welchem die Prinzen saßen, glich nun einem Pfeile, der eben vom Bogen abgeschnellt wird, denn windschnell begann er eine steile Höhe hinabzuschießen, um sich und Alles mit sich zu vernichten. Da, im rechten Augenblicke, faßte sich der Postillon, der auf einem der vor dem Wagen zunächst gespannten Pferde saß, bot alle seine Kräfte auf und schleuderte die Pferde vom Wege zur Seite, so daß der Wagen eine andere Richtung erhielt und nicht weiter rollen konnte. Die ungeheure Anstrengung warf den Lebensretter der Prinzen selbst zur Erde, daß er Arme und Beine zerbrach. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß man ihm allen möglichen augenblicklichen Beistand leistete. Ehe er jedoch von offener Landstraße irgendwo zu ärztlicher Behandlung untergebracht werden konnte, wurde einige Zeit erfordert und sein Zustand verschlimmerte sich.

Die Prinzen, von Pflicht und Humanität angetrieben, haben eine bedeutende Summe zu seiner Cur zurückgelassen und ihn dringend der größten Sorgfalt empfohlen. Außerdem haben sie es sich vorbehalten, ihn insbesondere noch für ihre Rettung zu belohnen, ihm eine Pension anweisen zu lassen und, sollte er sterben, den hinterbleibenden Seinigen einen Jahrgehalt auszusetzen. Niemand ist so moralisch-politisch bankerott, daß er auf diese Rettungsgeschichte mit scheelem Blicke hersähe.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 150. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 23. Juni. 1836.

Bestrafte Neugierde.

(Novelle von F. X. Told.)

(Fortsetzung.)

Nun wurde jede Anstrengung verdoppelt, den schweren Sieg zu erringen. Bitten, Flehen, Thränen, Harren und Suchen bringen Schritt vor Schritt ihn hinweg über die größten Hindernisse; er hält nicht ein in seinen Siegen und vollendet, da die Schranken der Zucht und Tugend zu fallen beginnen, das Werk seiner Schande mit dem schnödesten Triumphe. Wer hätte das gedacht! Beide waren tugendhaft geboren; nie hätte ein sündiges Verlangen diese reinen Seelen verdorben, wäre nicht des blinden Gatten unermüdetes Bemühen mit jedem Tage eine neue Quelle ihres unglücklichen Falles geworden.

Otter kehrt zurück, und sein erster Gang ist zu Schellern. Mit großer Mühe verbirgt dieser seine Schande unter der Maske eines gekränkten Gemüthes in den Worten: »Emmerich, sey nun ganz befriedigt; ich habe Alles aufgeboten, was erkünstelte Liebe vermag, um Adaminen zu besiegen. Aber als sie ihr Zürnen vergeblich gesehen hatte, ergriff sie die Waffen des Spottes, und, o frage mich nicht, welche Beschämungen ich ertragen mußte, und genieße in Frieden eine Glückseligkeit, die der Besitz eines so tugendhaften Weibes Dir gewähren muß.«

Der thörichte Gatte war nun ganz glücklich. Mit einem Strome von Lobeserhebungen pries er die Größe des Opfers, das Schellern der Freundschaft gebracht, nannte ihn seinen Pylades, und fügte bittend hinzu, er möge nicht aufhören, sein Haus zu besuchen, und bei Gelegenheit Adaminen mit seinen Anträgen zu bestürmen, damit nicht etwa durch ein allzuplötzliches Erlöschen seiner Leidenschaft, das Einverständniß, in welchem sie sich mit einander befänden, geahnet werden könnte. Der Falsche, von innerem Seelenkampfe zerfleischt, versprach Alles.

So verstrich eine geraume Zeit, ohne daß es den strafbar Liebenden viele Mühe kostete, einen Gemahl zu hintergehen, der selbst ihnen fortwährend Mittel und Wege dazu bot. Doch trotz dieser Erleichterung ihrer Intriguen sah sich Adamine genöthigt, ihr Kammermädchen, die schlaue Sophie, zur Vertrauten ihres Geheimnisses zu machen.

Eines Morgens stand Schellern schon, als der Tag zu grauen anfing, vom unruhigen Schlummer auf, der sein Gewissen nie ganz einzulullen vermochte, und war im Begriffe, auf einer Rebhühnerjagd Zerstreuung zu suchen, zu welcher ihn ein Förster seiner Bekanntschaft geladen hatte. Sein Weg führt ihn am Hinterpförtchen des Gartens von Otter's Hause vorüber. Schon ist er vorbei, als plötzlich einiges Geräusch und der Ton einer weiblichen Stimme hinter ihm sein Ohr flüsternd trifft. Er schlüpft hinter eine Mauervertiefung, um unbemerkt zu bleiben; — ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, steigt über die Mauer des Gartens, blickt nach allen Seiten, und eilt schnell von dannen. Durch die Morgenlüfte hört der Horcher das leichte Gewand des nach dem Hause zurückkehrenden Wesens im Laube rauschen, ein Blick durch das Gitter läßt in den Formen desselben ihn die Gestalt Adaminens erkennen, — sein Blut starrt in seinen Adern, das Mark in den Gebeinen. Er sah hier ihn, dort sie enteilen; aber sein Fuß stand wie eingewurzelt. Fürchterliche Rache gährte in seiner Brust, als die neubelebten Pulse wieder zu toben anfingen. »Also doppelt Buhlerin,« rief er dumpf in sich hinein mit vor Wuth erstickter Stimme; »er betrogen und auch ich!« — Und in einem Zustande, gräßlicher als der eines Wahnsinnigen, eilte er statt zur Jagd nach Hause, wo er einige Stunden über einen Plan zur Rache brütend auf und nieder raf'te. Wie aber jeder Anfall der Leidenschaft mit Ueberlegung nie vereinbar ist, so geschah es auch hier. Der rasche Entschluß, den er sogleich ausführte, war Ottern aufzusuchen und der Buhlerin Verderben zu bereiten: »Freund,« sprach er auf ihn zustürzend, — »Freund,

seit einiger Zeit berge ich in meiner zerrissenen Brust ein furchtbares Geheimniß: Adamine ist nicht mehr Adamine, ihre Schwäche unterliegt endlich der langen harten Probe, auf die wir sie gestellt haben, sie weicht meinen Bestürmungen, sie will mich erhören, und hat mir für Deine nächste Abwesenheit eine geheime Unterredung versprochen. Reise ab, kehre heimlich zurück und verbirg Dich in ihrem Gemach, damit Du die vollkommenste Ueberzeugung ihrer Schuld erhältst.«

Otter, bebend an allen Gliedern, verspricht den Rath zu befolgen, und verläßt den Treulosen mit einem Strome heißer Thränen.

Aber kaum ausgesprochen ist das unheilbringende Wort, so bereut Schellern, nicht die Rache sich selbst vorbehalten, sondern sie in die Hände des beleidigten Gatten gelegt zu haben. Er möchte abhelfen, widerrufen, und kann es nicht. Nur ein Ausweg scheint dem tausendfach Gepeinigten möglich. Adamine muß von dem Schicksale unterrichtet werden, das er ihr bereitet hat. Nach neuen Kämpfen setzt er sich an seinen Pult und macht sie unter häufigen Vorwürfen über ihre Untreue mit der Gefahr bekannt, in welche seine Leidenschaft sie gestürzt hat. Doch es verging keine halbe Stunde, so kam schon Sophie, Adaminens Kammermädchen, athemlos gerannt, und bewies Schellern mit den glaubwürdigsten Gründen, daß der Fremde, welchen er am Morgen aus dem Garten habe steigen sehen, niemand anderes, als ihr eigener Geliebter gewesen war.

Der tolle übereilte Theodor war in Verzweiflung. In seiner Person nur einen Menschen sehend, der überall Unheil und Wehe um sich verbreitete, hatte er schon die Pistole von der Wand gerissen, um sich zu tödten, als Sophie ihn schnell mit der Versicherung beruhigte, sie wolle schon Mittel finden, ihn und ihre liebe Gebieterin aus dieser argen Verlegenheit zu retten; nur müsse er in jedem Falle an dem verabredeten Abende erscheinen.

Der Tag erschien, für welchen Otter in der Zwischenzeit seiner Gattin die Reise auf einige Tage angekündigt hatte. — Der Wagen war vorgefahren, Adamine nahm von ihm noch einen scheinbar zärtlichen Abschied, der ihm das fühlende Herz in der Brust zu zerreißen drohte; aber er war nicht lange entfernt, so kehrte er nach dem Gemache zurück, wo er einst zu seinem Verderben unbemerkt gewesen war, und wo er sich auch jetzt noch unbemerkt glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Was ist von Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu halten?

Oft werden Schriften angekündigt unter dem bedeutsamen Titel: »Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele.« Dergleichen Schriften sende ich in meine Recensir-Anstalt, d. i. ich werfe sie ungelesen unter den Tisch, und rathe Jedem, es eben so zu machen*). Denn alle diese Schriften und Abhandlungen dreschen leeres Stroh; tragen Eulen nach Athen. Die Unsterblichkeit der Seele kann nicht bewiesen werden; aber sie braucht auch nicht bewiesen zu werden. Es gilt hier nur die Alternative: entweder ich glaube innig und lebendig an die Unsterblichkeit meiner Seele, als an etwas unzweifelhaft Gewisses, oder ich glaube nicht daran. Glaube ich an die Unsterblichkeit meiner Seele, so braucht sie mir natürlich nicht bewiesen zu werden; glaube ich nicht daran, so kann sie mir nicht bewiesen werden. Den Philosophen oder den Gottesgelehrten möchte ich sehen, der mir die Gewißheit und Nothwendigkeit meiner eigenen Unsterblichkeit beweisen sollte oder könnte. Wir müssen uns freilich zuvor noch näher mit einander über den Gegenstand verständigen. An die Fortdauer des menschlichen Geistes, d. i. an dessen Unvergänglichkeit hat noch Niemand ernstlich gezweifelt. Es würde auch ganz ungereimt, ja widersinnig seyn, ernstlich an eine absolute Vernichtung irgend eines einmal existirenden Wesens glauben zu wollen. Allein mit der bloßen Fortdauer hätten wir im Grunde nichts für das geistige Bedürfniß unseres Herzens gewonnen. Das ist nicht die Frage, um die es sich hier handelt. Es ist uns um eine Fortdauer mit Bewußtseyn unseres vorigen, irdisch-menschlichen und unsers neuen Zustandes in einer andern Welt, und unter andern Wesen und Umgebungen zu thun. Haben wir nun nicht unmittelbar und ursprünglich das innig-lebendige Ueberzeugtseyn, d. i. den Glauben von der bewußten Fortdauer unseres Geistes in dem angegebenen Sinne, d. i. von unserer Unsterblichkeit, so kann kein Beweis uns eine solche Ueberzeugung geben oder verschaffen: haben wir aber diesen Glauben, so ist jeder Beweis überflüssig und unnütz. Es wäre eben so, als wollte man das eigene Daseyn beweisen oder bewiesen haben. Es ist uns unmittelbar eine unzweifelhaft gewisse Thatsache unseres eigenen, unmittelbarsten Bewußtseyns. Gesetzt, es wäre das nicht; es zweifelte wirklich ernstlich Jemand an der Gewißheit und Wirklichkeit seines eigenen Daseyns, so möchte ich wohl wissen, wie man es anfangen wollte, es ihm zu beweisen. Ja ich kann dreist eine Prämie auf einen Beweis setzen, durch den die Gewißheit und Wirklichkeit meines eigenen Daseyns mir bewiesen würde; ich weiß im Voraus gewiß, daß ich sie nicht werde zu zahlen brauchen, eben weil ein solcher gar nicht gegeben werden kann und wird. Eben so kann ich ganz ruhig eine Prämie auf einen wahren Beweis für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes setzen; ich werde nicht in den Fall kommen, sie jemals auszuzahlen, eben weil ein solcher Beweis niemals erfolgen kann und wird. Denn damit ist es natürlich nicht gethan, daß Ihr Philosophen oder Theologen ein

*) In Leipzig hatte ein Buchhändler 1836 die — Naivheit, ein solches Product, vor Ostern, als „Geschenk für Confirmanden" anzupreisen! Anm. d. Red.

Buch oder eine Abhandlung schreibt und drucken laßt, und ihr den hochtrabenden und vielversprechenden Titel gebt: »Untrüglicher Beweis für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes.« Es ist jedoch billig, daß ich Euch zuvor sage, was ich von einem solchen Beweis verlange, und nothwendig verlangen und voraussetzen muß. Der Fall ist einfach dieser. Es zweifelt Jemand ernstlich und ganz entschieden an der Unsterlichkeit des menschlichen Geistes. Ihr wollt nun diesen Zweifel beseitigen und ihm die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Gewißheit und Wirklichkeit der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes geben, ihm also die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes als unbedingt nothwendig und unzweifelhaft gewiß darthun, so müßt Ihr doch von irgend einem Puncte ausgehen und anfangen, der nicht von Neuem erst bewiesen zu werden braucht, also in sich selbst unzweifelhaft gewiß ist, und als solcher allgemein anerkannt ist. Denn sonst dreht Ihr Euch in einem beständigen und nie endenden Kreis. Von welchem Puncte und Momente wollt Ihr nun in Euren Beweisen ausgehen und anfangen? Ihr werdet am Ende immer nur vom Bewußtseyn, vom Denken und Anschauen des menschlichen Geistes, von seiner eigenen Natur und von seiner Beziehung zu einem Allvernünftigen, Allliebenden, göttlichen Welt-Urgrunde ausgehen können. Aber seht, wenn er nun eben nicht das Bewußtseyn und Anschauen von der unmittelbaren, innig-nahen Beziehung eines allvernünftig-allliebenden göttlichen Wesens zur Welt und somit auch zu sich selbst hätte oder hat, welches eben unmittelbar als solches zugleich das Bewußtseyn und Anschauen von der Gewißheit und Wirklichkeit seiner eigenen Unsterblichkeit ist, was dann? Ihr könnt ihm wohl sagen und auseinandersetzen: Du solltest und müßtest eigentlich ein solches Bewußtseyn und eine solche Ueberzeugung haben; aber Ihr könnt nicht machen, und wenn Ihr von Morgen bis in den Abend beweist, daß er eine solche Ueberzeugung wirklich hat und gewinnt: hat er sie aber schon, so bedarf es ja Eures Beweises erst nicht. Also kommen wir auf denselben Punct zurück, mit dem wir unsere Betrachtungen und Bemerkungen über diesen Gegenstand begonnen haben: Entweder der Mensch glaubt an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, und dann bedarf es keines Beweises mehr für ihn, oder er glaubt nicht daran, und dann kann es ihm nicht bewiesen werden. Jeder Mensch aber glaubt auf dem ursprünglichen und einfach-natürlichen Standpuncte des Erkennens und Anschauens an Gott und die Unsterblichkeit des eigenen, und somit überhaupt des menschlichen Geistes, und es ist schon eine geistige Verwirrung und Widernatürlichkeit, wenn er an der Gewißheit und Wirklichkeit dieser höchsten, wichtigsten Ideen zweifelt. Von dieser Verirrung kommt er entweder von selbst zurück, oder geht in ihr zu Grunde. Ausgemacht aber bleibt es: »Die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes kann nicht bewiesen werden und braucht auch nicht bewiesen zu werden.

H. v. Keyserlingk.

Reise-Zeitung.

Humoristische Reisebilder aus Thüringen.

(Fortsetzung.)

Die Thürme der Stadt im Rücken, deren Bewohner uns erzählten, daß hier einmal ihr Fürst und ein großer Dichter, welcher Goethe geheißen habe, heitere Tage verlebt hätten, und daß sich auch fast zu jeder Zeit eine Menge großer Gelehrten dort aufzuhalten pflegten, von Knebel an, dem Uebersetzer des Properz bis auf die Verfasser, resp. Bearbeiter, des Complimentirbuchs, der Kunst, Fleisch einzusalzen, der Kunst, Hunde abzurichten, des unerschöpflichen maitre de plaisir und anderer Werke und Vollkommenheiten, welche mit ihren Strahlen die Welt erleuchteten; — diese berühmte Stadt im Rücken wanderten wir einen freundlichen Wiesengrund, der jungen Ilm entlang, abwärts vor einer Menge Mühlen und Eisenhämmer vorbei, nach Amtgehren zu. Der kurze Weg wurde unter Gesang und im Gespräch mit einigen in vollem Ballstaate einherziehenden Langewieserinnen, die, als die Landsmänninnen des berühmten Verfassers des Ardinghello, von dem sie aber nichts gehört zu haben schienen, etwas versprachen, schnell genug zurückgelegt, um noch zeitig in die Unordnung eines Wirthshauses einzutreten, woraus wir bald nach dem Schießhause eilten.

Wie klopfte mir das Herz, als wir, diesem Circus maximus der Amtgehrener Coquetterie uns nähernd, weiße und bunte Gewändter durch die Bäume und Blätter schimmern sahen, und Kanonenschüsse verkündeten, daß die Vergnügungen des Tages geschlossen seyen und denen des Abends weichen sollten!

Der volle Ballsaal, in den wir sogleich traten, war ein Labyrinth, aus dem mein Herz sich nicht wieder heraus zu finden fürchtete; aber es war kein entsetzlicher Minotaurus da und es fand sich denn auch die süße Hand der Ariadne, einer Ariadne aber, die weder auf Naxos, noch sonst wo Thränen um mich vergossen haben wird.

Es war eine sehr schlanke Gestalt, die meinen in hundert Augen zweifelhaft umherirrenden Blicken endlich wie ein Paradies entgegentrat. Aus einem vollen weißen Nacken erhob sich ein schöner Kopf, in dessen dunklem Haar einfach eine Rose die Siegesgewißheit der damit Geschmückten anzuzeigen schien. Unter dunklen Brauen hervor brannten mir zwei leuchtende Augen das Feuerzeichen der Liebe in's Herz und um den kleinen Mund schien die Sehnsucht Erhörung zu lächeln. Und meine schöne Leserin wird es mir nicht verargen, daß ich vor solchen Reizen bescheiden die Augen niedersenkte. Mit einem schüchternen entschuldigenden Blick auf meine Reisekleider wagte ich, um einen Tanz zu bitten, und da eben die Musik wieder anhob, lag eine Hand in der meinigen, die keinen Fehler hatte, als daß sie sich zu schnell mit dem Handschuh bekleidete. Ich weiß

nicht, was ich gesprochen habe, aber ich glaube fast, daß ich zum Dichter geworden war. Meine Worte schienen der Dame zu gefallen, denn sie lauschte, mit sichtbarem Antheil in den glänzenden Augen, und das schöne Ohr begegnete immer meinem zärtlichen Flüstern auf halbem Wege. Meine Hand fühlte einen leisen Gegendruck und — die Rose drohte aus den Haaren zu fallen, die Hand, die sie befestigen sollte, — es war die linke — konnte es nur ohne Handschuh, ich durfte den schönen runden Arm bewundern und die wieder sinkende Hand lag eine Secunde lang an meinen Lippen. Der Tanz war zu Ende und Sidonie — so will ich sie hier nennen — schloß die erste Unterhaltung, indem sie mit einen Handdruck und einem Blick, aus dem mehr Hoffnung als Zweifel sprach, sagte: „Wenn ich Ihnen glauben dürfte!" Der Ausdruck, mit dem sie dies sagte, überhob mich der bethenerden Antwort.

Sie wollte zeitig den Ball verlassen, und als sie mir das gesagt hatte, eilte sie nach der Thüre des Saales, um die Zofe mit den Mänteln aufzusuchen. So zeigte sie mir den Weg aus dem Labyrinthe; denn ich ging ihr nach. Die Zofe war weder im Vorsaale, noch in einem anderen Gemache zu finden, in dessen Finsterniß sie sich vielleicht versteckt haben konnte. In dieser Finsterniß trat mir Sidonie, die wieder herausgehen wollte, gerade entgegen und stieß an mich. Mein Erschrecken muß es entschuldigen, daß ich meine Arme um die reizende Gestalt schlang. Auch Sidonie war nun erschrocken, aber wir waren bald beruhigt, und nie vorher hatte ich die Bedeutung weiblicher Lippen für uns Männer so schön erkannt, wie an diesem Abend. Nach einer halben Stunde wurde ich mit meinen Ansprüchen auf die Begleitung nach Hause verwiesen.

Um Mitternacht hatte die Zofe den Mantel gebracht und ich stand harrend an der Saalthür, wo mir meine Glücksgöttin schon mit einem meine Seligkeit verkündenden Lächeln entgegentrat, als eine ältliche Dame sich zu ihr gesellte und ihre Begleitung aufdrang. Ich sah eine Wolke des Unwillens über die reine Stirne hinziehen und die Sterne meiner Liebe, die Augen Sidoniens, verdunkeln. Ich ging verdrießlich in eine Punschbude, wo ich A. in Gesellschaft einiger Fremden und einer Menge leerer und gefüllter Flaschen fand.

Als ich ihn zur Rückkehr in den Gasthof bewog, schwor ich unterwegs daß mich keine Gewalt morgen schon von Amtgehren wegbringen werde, daß ich Sidonien noch einmal sehen, ihr zu Füßen sinken, ihre Hand erhalten müsse!

Als ich am anderen Morgen sehr zeitig erwachte, wußte ich nicht wie mir geschah, daß mir das ernsthafte Gesicht des schlafenden Geistlichen dicht vor den Augen lag.

Ich hatte alle Lust zum Heirathen verloren und trieb zum raschen Aufbruch.

Menschenleer, wie jene Waldgegenden sind, haben sie doch etwas Behagliches, Vertrauliches; denn man liebt den Menschen mehr, je seltener man ihn sieht (Fürsten vielleicht in gewisser Beziehung ausgenommen) und jede Gegend gewinnt ihren Werth, für mich wenigstens, nur durch die Menschen darin. Auch gibt diesen Waldpartieen einen besonderen Reiz der häufige Wechsel der Gegenstände, die man erblickt. Unerwartet in's Auge fallend erscheinen dem Wanderer unbedeutende Bilder interessant und hübsch; während das Große, das sich schon in der Ferne zeigt, in der Nähe zu oft verliert, und aus der Ferne nur eine unbequeme Neugier erregt. Einzelne Baumgruppen, ein eingeräuchertes Eisenwerk mit seiner dampfenden Esse von Holz, kecke Bauerndirnen, und treuherzige Männer, die uns begegneten, Alles wurde bemerkt und besprochen. Denn da A. und ich heute sehr vernünftig oder doch mit wehmüthigen Nachempfindungen von gestern aufgestanden waren, behauptete sich die ganze Gesellschaft in einer ernsthaften Stimmung.

In unserer etwas übernächtigen Stimmung hatten wir, A. und ich, uns in Conjecturen über die Ursachen verloren, welche jene fromme oder unfromme Pauline bewogen haben mochten, in der Einöde von Paulinzelle, ein Kloster zu gründen, und wir fingen an, die verschiedenen Ansichten über die das Klosterleben begünstigenden Umstände zu prüfen. Darüber waren wir einig, daß mit der Macht religiöser Ueberzeugung oder des mittelalterlich-düstern Fanatismus so wenig, als durch Familien-Intriguen, die frühere Ueberfüllung der Klöster erklärt ist. Auch konnten wir den Grund nicht, wie gewisse große Historiker, z. B. Spindler und Parny, darin finden, daß sich die Klosterleute, durch allerhand Zerstreuungen für das, was sie beim Austritt aus der Welt aufgaben, schadlos zu halten wußten; denn wer gibt etwas auf, um das Surrogat zu haben? A. behauptete, da wir unser Augenmerk besonders auf die Nonnenklöster gerichtet hatten, daß Frauenzimmer vorzüglich einen romantischen Hang zur Einsamkeit hätten, und in der That hört man moderne und protestantische Mädchen oft ausrufen: Ich möchte in's Kloster gehen! Ach, es ist ihnen so lieb, so süß, wenn sie unbekümmert um Kochtopf und Nähtisch, einen Roman auf dem Schooße, in stillem Sinnen sich das Bild des Geliebten vor die Seele rufen und ungestört ausmalen können, wie er mit dunkelm Lockenhaar, zärtlich bittendem Blick, beschwörend flüsterndem Munde vor der Göttin seines Herzens steht, oder, wie er die Guitarre am rosa- oder grünseidenen Bande, auf dem Rücken, in seinen besten Kleidern, sehnsüchtige Lieder singend, aus der Hauptstadt oder in die akademischen Ferien kommt und wie er endlich — o süßeste der Wonnen! — die Geliebte — heirathet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Entschädigte.

Die wilden Hörner lief Cornut sich ab;
Darauf, umstrickt von Hymen's Netzen,
Um den Verlust ihm zu ersetzen,
Sein Weibchen zehn ihm dafür gab.

C. M — r.

Berichtigung.

Das Gedicht „Ihr Todestag", in Nr. 113 dieser Blätter unter welchem sich irrthümlich mein Name befindet, hat mich, sondern meinen Freund Ludwig Kosarsky zum Verfasser.

E. Ferrand.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 151. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 24. Juni. 1836.

Bibliopolie und Presse.

*) Biblipolisches Jahrbuch für 1836. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. gr. 8. X u. 212 S. in schönem Einbande, mit einer Abbildung der deutschen Buchhändlerbörse und einer biblipolischen Charte von Deutschland.

Die glücklich zu Stande gekommene Errichtung einer Buchhändler-Börse in Leipzig, im Jahre 1836, Monat April, und somit gleichsam eines Central-Communicationthurmbaues, in welchem und durch welchen alle Interessen des deutschen Buchhandels vereinigt und durch Vereinigung befestigt und gegen jeden irgendwie feindlichen Andrang gesichert werden sollen, hat dieses Buches Entstehung veranlaßt, und eben dahin deutet neben allem Anderen auch dessen Widmung: „dem Herrn Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin, Vorstande des allgemeinen deutschen Buchhändlervereins ꝛc. vom Verfasser." Der Letztere ist uns bis dato nicht bekannt, doch kann uns dies nicht hindern, ihn unsere Meinung über seine Leistung mitzutheilen und dem Publicum sein Buch zu charakterisiren. Vorerst müssen wir ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sich seiner Aufgabe in ihrer weitesten Ausdehnung vollkommen bewußt geworden ist, denn er hat kein Verhältniß des Buchhändlers zu sich und seines Gleichen, zu den Schriftstellern und zu dem Staate, keinen geographischen und statistischen Zustand gänzlich aus dem Auge gelassen; er hat sich sogar bemüht, den Stand des deutschen Buchhandels durch Parallelen mit dem anderer Länder deutlicher herauszustellen, um so eine Totalübersicht und Gesammteinsicht zu gewinnen, sowie eine allgemeine Beurtheilungsfähigkeit und Erkenntniß aller starken und schwachen Seiten der deutschen Bibliopolie vorzubereiten und ihr den Weg zu der größtmöglichsten Glückseligkeit zu bereiten. Dieses das Verdienst des Jahrbuches a priori oder in der Idee, wie sich dieselbe in uns gebildet hat; a posteriori oder der Erfahrung nach, wie diese Idee verwirklicht worden ist, gibt es freilich manche Erinnerung und Ausstellung. Am Unkadelhaftesten ist der Haupttheil des Buches: die geographisch-statistische Uebersicht aller Städte Deutschlands und des Auslandes, welche, durch den Centralpunct Leipzig unter einander in innigem Verein stehend, die Corporation des deutschen Buchhandels bilden. Alles Berücksichtigenswerthe ist mit Fleiß und Sorgfalt berücksichtigt, und Dank verdienen insbesondere die Reduction aller gebräuchlichen Münzsorten auf Conventionsthaler, Dank endlich nicht nur von den mercantilisch Betheiligten, sondern auch von allen literarisch und politisch Theilnehmenden, die Anfügung einer Charte, worauf die Städte jedes Landes verzeichnet, wo sich Buchhandlungen vorfinden. Da ist es denn etwas sehr Ergötzliches zu sehen, wie dicht beschrieben Sachsen, Hessen, Rheinbaiern, Würtemberg, und Rheinpreußen sind und wie luftig, leer es dagegen in dem ursprünglichen Preußenlande, in Posen, Polen, Tyrol, Böhmen u. s. w. aussieht. Fürwahr, man könnte diese bibliopolische Charte, nicht mit Unrecht, als einen Fingerzeig der Cultur, der Civilisation und des bürgerlichen Wohlstandes betrachten und gebrauchen, denn Buchhändler sind Adler, die sich nur da sammeln und niederlassen, wo sie Aas oder, weniger biblisch und deutlicher gesprochen, Fraß finden.

Anders ist, d. h. etwas weniger Lob verdient der Unbekannte in der Abfassung des scientifischeren ersten Theils seines Buches. Es ist recht hübsch, nach Mac Culloch über Englands Preßgesetze und Buchhandel discutiren zu hören und obendrein etwas über Frankreichs, Portugals und Nordamerikas Bibliopolie in den Kauf zu bekommen, aber warum in aller Welt ist in einem Jahrbuche des deutschen Buchhandels nichts über die deutsche literarische und bibliopolische Gesetzgebung gesagt? Ich weiß recht gut, daß darüber sehr wenig zu sagen ist, weil die Deutschen bis jetzt, leider! eine solche Gesetzgebung beinahe gar nicht haben. Dann aber verlang' ich als Deutscher von einem deutschen Verfasser einer deutschen Buchhandelschrift, daß er das wenige Vorhandene zusammenstellt, zu Nutzen und Frommen der Leser, und daran seine Gedanken, meinetwegen auch sein System, seine Theorie hänge, denn wenn darin

*) Mit einem Excurs über Preßgesetz und Censurwesen in Deutschland vom Recensenten begleitet.

Einiges auch nicht goldhaltig erfunden werden sollte, so ist es mir doch lieber, als taubes Erz, wofür ich z. B. die Zeilen über den polnischen Buchhandel halten muß.

Es gab, leider! in meinem Leben eine Zeit, wo Preßvergehen mir so in succum et sanguinem vertirt wurden, daß ich noch jetzt häufig an epileptischen Zufällen leide. In dieser Zeit suchte ich mir mühsam eine Theorie über Preßvergehen zusammen, nicht um sie einst drucken zu lassen, sondern aus Pflicht der Selbsterhaltung. Ich erinnerte mich ihrer, als ich so gar nichts über deutsche Presse, Censur u. s. w. in dem Jahrbuche fand, und will mich ihrer hier, als des letzten Ueberbleibsels einer fluchwürdigen Zeit, entledigen. Vielleicht, daß sie hier dem Jahrbuchverfasser zeigt, daß er in der beregten Angelegenheit etwas hätte leisten können.

„Preßvergehen sind im allgemeinsten Sinne jede Rechtsverletzung und Policeiübertretung, die durch die Druckerei geschehen, nach welchem Sinne auch durch Lithographie, durch Kupferstiche ꝛc. dergleichen Vergehen begangen werden können.

In engerer Bedeutung nennt man Preßvergehen solche durch das Hilfsmittel der Druckerei begangene unrechtmäßige Handlungen, welche entweder 1) nur durch Anwendung dieses Mittels begangen werden können, 2) oder bei welchen, weil sie gerade auf diese Weise begangen worden sind, besondere strafrechtliche Rücksichten genommen, und, wo nicht immer härtere, doch wenigstens andere Strafen verfügt werden müssen, weil die Veröffentlichung durch den Druck einen größern Schaden hervorbringt, als außerdem daraus entstanden seyn würde.

Zu Nr. 1 gehört vorzüglich der Nachdruck. Zu Nr. 2 gehören folgende drei Gesichtspuncte: a) Entweder waren jene unrechtmäßigen Handlungen Ehrenverletzungen (Privatverbrechen); b) oder sie sind geeignet, die öffentliche Ruhe zu stören; c) oder sie gefährden Religiosität oder Sittlichkeit im Staate (öffentliche Verbrechen).

Es ist jedoch zu bemerken, daß die unter b und c genannten Vergehungen nur dann mit dem Namen eines Preßvergehens im engern Sinne belegt werden, wenn, der Lage der Sache nach, anzunehmen ist, daß sie nicht aus böser Absicht, also nicht mit dem Willen, den rechtswidrigen Erfolg, der durch sie entstehen könnte, hervorzurufen, verübt worden sind, sondern nur aus Unbedachtsamkeit und Uebereilung. Für diese letztere spricht im Zweifelsfalle die Präsumtion. Sobald aber in diesen beiden letzten Classen sub b und c von dolus die Rede ist, so wird es ein ordentliches Verbrechen, und hört auf Preßvergehen zu heißen. So würde z. B. ein gedruckter Aufruf zur Rebellion als Aufruhrstiftung, nicht als Preßvergehen, bestraft.

Bis jetzt haben die meisten deutschen Staaten, auch unser Sachsen, keine besondere Strafgesetzgebung über Preßvergehen, sondern man begnügt sich theils mit den allgemeinen Grundsätzen der Criminalrechtswissenschaft, theils mit einem Verhütungsmittel, unserer liebenswürdigen Censur.

Die Strafen für Preßvergehen gegen die öffentliche Ruhe, gegen Sittlichkeit, und gegen die Ehre Anderer (sub 2), so weit sie bei dem Bestehen der Censur vorkommen können, sind willkürlich, sind aber allemal härter, als wenn dieselbe Rechtswidrigkeit nicht durch den Druck begangen worden wäre, weil im Drucke eine ausgedehntere Schädlichkeit liegt.

Folgende Hauptgrundsätze gelten bei uns in Sachsen im Allgemeinen:

1) Als Urheber eines Preßvergehens ist zunächst der Verfasser einer Schrift anzusehen, dem bei Zeitschriften der Redacteur gleich zu achten ist. Theilnehmer dabei sind der Verleger und der Drucker, haben sie wissentlich oder unvorsichtig eingewirkt.
2) In dem Falle sub 2 ist der Buchhändler, der Redacteur einer Zeitschrift ꝛc. gehalten, den Verfasser eines anonymen, rechtswidrigen Aufsatzes zu nennen. Von dieser Verbindlichkeit kann man sich nicht durch die Erklärung befreien, daß man selbst für den Verfasser gelten wolle (wenigstens muß man sagen, man ist der Verfasser). Denn Niemand kann Strafe für den Andern übernehmen.
3) Die vom Censor erhaltene Erlaubniß zum Drucke (das Imprimatur) schützt gegen Strafe alsdann nicht, wenn die Preßvergehen in Beleidigungen dritter, zumal Privatpersonen bestanden haben, wohl aber dann, wenn sie gegen die öffentliche Ruhe und gegen Sittlichkeit verstießen, weil solchen Aufsätzen das Imprimatur ertheilt wurde — obgleich auch der Schutz gegen letztere bestritten ist. Doch würde es bedenklich und ungerecht seyn, in diesen Fällen gegen den Buchhändler Confiscation des Buches zu verfügen.
4) Die Censur gewährt ferner keinen Schutz in allen den Fällen, wo der Censor durch das bloße Lesen ein Preßvergehen nicht erkennen und verhüten konnte, z. B. wenn Jemand eine angeblich irgendwo vorgefallene Thatsache erzählt, wegen welcher der Erzähler nur dann zur Untersuchung gezogen werden kann, wenn die Darstellung unwahr ist (vergl. übrigens noch 6.).
5) Die Censur schützt nicht, sobald ein Verbrechen in Rede steht, was über die Grenzen des Preßvergehens im engern Sinne hinausgeht. Es kann z. B. der Censor aus dolus oder culpa eine Aufforderung, das Haus eines Dritten zu stürmen, drucken lassen, dennoch tritt die Strafe ein, denn der Ausspruch des Censors ist nicht einem im Voraus lossprechenden Urthel gleichzusetzen, sondern ist eine Erklärung eines Policeibeamten, und kann daher, wenn zu einem dolosen Verbrechen Erlaubniß gegeben worden ist, eben so wenig vor der Strafe schützen, als es z. B. schützen würde, wenn Jemand bei der Policeibehörde die Erlaubniß eingeholt hätte, dem Andern die Fenster einzuwerfen, und diese Erlaubniß von jener Behörde böslicher oder fahrlässiger Weise ertheilt worden wäre.
6) Die Erzählung völlig wahrer Thatsachen, wenn durch ihre öffentliche Mittheilung die Ehre oder sonstige Rechte dritter Personen verletzt worden sind, bleibt nicht unter allen Umständen straflos. Nur dann ist sie es, wenn die erzählte a) öffentlich vorgegangen ist; b) oder wenn sie eine von einer öffentlichen Person, in

ihrer Eigenschaft als solche, ausgeübte Handlung betrifft; c) was privatim von Privatleuten und selbst von öffentlichen Personen geschieht, darf, wenn es ihre Ehre oder sonstige Rechte kränkt, nicht durch den Druck veröffentlicht werden.

7) Zwar nicht Confiscation, welche allemal Strafe ist, jedoch Untersagung des Verkaufs irgend eines auch mit Censur gedruckten Buches, nach Befinden verbunden mit Wegnahme der Exemplare, kann, wenn auch gar kein Preßvergehen durch den Druck eines solchen Buches begangen wäre, von dem Staate aus Gründen des öffentlichen Wohles zwar jederzeit verfügt werden, jedoch nur unter vollständiger Entschädigung derer, welche hier um eines Staatszweckes willen einen Theil ihrer Privatgerechtsame aufopfern müssen, also namentlich des Buchhändlers (s. Mandat v. 10. Aug. 1812. — Erläuterungsmandat v. 19. Febr. 1816. — Mandat v. 13. Nov. 1819.)

Die Strafe ist meistentheis sechs Wochen Gefängniß und zum Theil Confiscation des in Anspruch genommenen Buches."

Si quid novisti rectius istis, imperti, si non his utere mecum!

Roman.

Pedro de Montillos, der Geächtete. Historische romantische Erzählung aus den Zeiten der Eroberung Spaniens durch Napoleon, von Zöllner, Verfasser des Antonius, Prior von Crato ꝛc. Erster Theil. 8. 195 S. Zweiter Theil 204 S.

Es ist schwer, dem historischen Interesse nicht das romantische aufzuopfern und umgekehrt das romantische nicht hinter das historische Interesse zu stellen. Soll ein Fehler begangen werden, so kann der letztere, wie jetzt die Kritik gestimmt ist, auf größere Entschuldigung rechnen, als der erstere, denn die neueste Zeit hat historische Romane, in denen das Romantische fast gänzlich zur Nebensache geworden ist, und die darum als eine Extravaganz in ihrer Art erscheinen müssen, mit ziemlichem Beifalle aufgenommen. Wie steht es aber mit einer historisch-romantischen Erzählung, die bis in die neuesten Zeiten hereinreicht, welche Begebenheiten betrifft, die lebendig vor einer ganzen Generation noch dastehen, die das vielfachste, zum Eindringen in die Geschichte auffordernste Interesse besitzen, die noch in diesem Augenblicke von Folgen sind und in jeder Secunde zu neuen politischen Parallelen gelangen können? Wer möchte hier nicht behaupten, daß ein historisch-(1)romantischer Erzähler (2) eine geschärfte doppelte Verpflichtnng habe, das geschichtliche Moment zu dem überwiegenden zu machen? Ja, es ergibt sich bei dem hier in Rede stehenden Geächteten noch eine dritte Verpflichtung, wenn man im Auge behält, welche Parteien kämpfend auftreten. Auf der einen Seite dröhnt der innere Schrei eines fanatischen, Unterdrückung und Elend weniger als einen fremden unnationalen Herrscher fürchtenden und hassenden Volkes, untermischt mit cannibalischem Blut- und Rachegejauchze und tausendfachem pöbelhaften Schandgegröhle, auf der anderen Seite sieht man ruhigen und majestätischen Siegesfluges den französischen Adler fliegen, blutend von mancher Schlinge und manchem Schuß, aber nimmer seiner und dessen vergessend, dem er als Attribut diente. Mag die Erhebung Spaniens gegen Napoleon in der Idee auch alle Stimmen für sich haben, in der Ausführung steht sie durch tausend und abertausend Niederträchtigkeiten und Schändlichkeiten des spanischen Pöbels gebrandmarkt da, und kein Sohn der Civilisation wird ihr seinen Beifall zuklatschen können. Unser Verfasser scheint sich dieses Alles nicht oder nicht sorgfältig genug vergegenwärtigt zu haben. Darum ist die historische Seite der Erzählung eine sehr schwache. Dem spanischen Interesse ist alles Franzosen- und Napoleonthum aufgeopfert. Französische Krieger sind nur da, um von spanischen Bauern, Banditen, Mördern, Räubern, Guerillagesindel in Hinterhalte gelockt, gemeuchelmordet, niedergesäbelt, aufgehangen, geschunden und verstümmelt zu werden; die französische Regierung erscheint als das Jämmerlichste unter dem Sonnenlichte, während doch alle gebildete Welt weiß, wie es mit der spanischen vorher und nachher stand. Wie nennt man solches Verfahren, solche Insinuation? Daß einzelne Scenen des Kampfes zwischen Spaniern und Franzosen recht gut erzählt, einige Anekdoten von eben daher recht gewandt eingeflochten sind, kann kaum in Betracht kommen. Wie die Erzählung in ihrer spanischen Tendenz bestehen, und dennoch die sie zertrümmerndeu Klippen hätte vermeiden können, ist hier zu zeigen nicht unseres Amts.

Es übrigt die romantische Seite der Erzählung. Auch sie ist kein Garten, nach fester Symmetrie oder genialer Laune angelegt, bepflanzt mit Blumen voll Schönheit und Duft, mit melancholischen Schattengängen und heitern Sonnenmatten ausgestattet und durchschwärmt von lustigen buntbefiederten Luftbewohnern, sondern eine wohlfeile Gartenanlage nach romantischem Hausbedarf. Wie unangenehm mich nun auch im Leben ein die gewöhnlichen Nothwendigkeiten übersteigender, zweck- und glückwidrig wirkender Hausbedarf berührt, so will ich doch in der Literatur, und besonders in der ästhetischen, mit außergewöhnlichen Haushaltskosten unterhalten und vergnügt seyn. Aber der Verfasser des Geächteten denke ja nicht, daß ich deßhalb einen Helden will, der, wie der seine, in der Harlekinsjacke eines Abenteurers erscheint, dessen Herz eben so vielfach als sein Arm beschäftigt wird, und um den herum der Zufall die kecksten (aber dennoch nicht die neusten) Purzelbäume schlägt, oder daß ich die Heldinnen zu halben Dutzenden fordere, von denen die Eine immer sentimental-schwärmerischer ist als die Andere, und vielleicht keine auf dem rechten Podium steht: auf dem der Natur und wahrer Weiblichkeit. Sage Niemand, daß ich hier einen übergewöhnlichen romantischen Haushalt tadelnd erwähne. Er ist, leider! der nur zu gewöhnliche geworden. Freunde dieses übergewöhnlichen gewöhnlichen Haushalts seyen jedoch zu der von Hrn. Zöllner servirten Tafel geladen; sie werden durch eine weder zu hochfliegende noch zu tief sinkende, sondern eine prosaische Mitte haltende und abwechselnde Conversation sich unterhalten können. Die äußere Ausstattung ist recht gut.

B. v. L.

Literarischer Beobachter.

[Literarische Statistik.] Das Jahr 1835 hat in Frankreich 177 neuen Romanen das Daseyn gegeben, und nur 11 waren Uebersetzungen. Die Zahl der Autoren dieses Faches belief sich auf 144, unter denen 40 Debütanten; 27 Namen sind weibliche, ungefähr der 5. Theil der Gesammtsumme. Alfred de Vigny, Balsac, Georg Sand sind die Matadoren. Poetische Werke brachte das Jahr 299, und das Victor Hugo's verdient Beachtung — fast vor allen. Die Theater waren nicht weniger fruchtbar, indem 151 neue Stücke dargestellt wurden. Was die Masse des Geleisteten betrifft, so ist Eugen Scribe Koryphäe geblieben.

[Eine neue Revolution.] Bei demselben Verleger, welcher die „Geschichte Napoleon's und der großen Armee im Jahre 1812 von dem General Grafen von Ségür" (nach der 13. Auflage aus dem Französischen übersetzt von Dr. Kottenkamp) in der zweiten Auflage von 10,000 Exemplaren erscheinen läßt, erschien so eben „Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1814. Von F. A. Mignet. Nach der verbesserten und vermehrten neuesten oder fünften Originalausgabe übersetzt von August Schäfer (Mannheim, Verlag von Heinr. Hoff. 1836)." Bis zu einer weiteren Besprechung in d. Bl. hin genüge die Versicherung, daß sich diese Bearbeitung nicht nur an die Seite ihrer Rivalen zu stellen vermögend ist, sondern sie in mancher Beziehung sogar überflügelt.

[Aegyptische Grammatik.] Es gab eine Zeit, wo man glauben konnte, die Deutschen würden unter Anführung Spohn's die Franzosen in Kenntniß der ägyptischen Alterthümer und Sprache übertreffen. Es wäre auch wahrscheinlich dahin gekommen, wenn der Tod nicht plötzlich die Anführerstellen verändert, und für Spohn Professor Seiffarth hingestellt hätte. Es hat es der Letztere zwar nicht an Pracht- und kostenreichen Werken fehlen lassen, aber der für Kunst und Wissenschaft daraus erhaltene Nutzen ist ziemlich null. Fast mit Bedauern möchte man demnach verkünden, daß auf Befehl des Ministers des öffentlichen Unterrichts in Paris bei Didot in Druck erschienen ist Champollion's: Grammaire égyptienne, ou principes généreaux de l'écriture sacrée égyptienne, appliquées à la représentation de la langue parlée" (nach dem Manuscript des leider zu früh verstorbenen Verfassers.)

[Torquato Tasso.] Ein solcher, als Gedicht, ist erschienen von Jacobo Cabianca, und besteht aus drei Gesängen, welche die Ueberschriften haben: Liebe" — „Poesie" — „Religion." Der erste Gesang zeigt den gefeierten Dichter am Hofe Carl's IX. von Frankreich, der zweite in seinem Verhältnisse zu Leonore, und der dritte seinen Tod. Das Gedicht ist in ottave rime geschrieben und bekundet ein bedeutendes künstlerisches Talent.

[Wohlthätigkeit.] Wenn man von den immer und immer anwachsenden Armuthungen in diesem und jenem deutschen Lande, sey es durch den Augenschein, sey es durch die Fama unterrichtet wird, wenn man den Auswanderungsdrang in den unteren und mittleren Ständen in sonst reichen Gegenden, z. B. in Preußisch-Sachsen oder dem Herzogthum Sachsen hört und nur einmal einen Repräsentanten der unteren Stände als einen Jeremias hat weinen und klagen und seufzen vernommen, so möchte man es wohl recht von Herzen wünschen, daß die deutsche Politik und Staatsweisheit sich herabließe, zu studiren die „Considération d'économie politique sur la bienfaisance, ou la charité dans ses rapports avec l'etat moral et le bien-être des classes inferieures de la société," von Duchatel, Minister des Handels, welches die zweite Auflage in Frankreich erlebt hat, während in Deutschland, und mit Recht, kein Buchhändler sich zu einer ersten Auflage würde haben entschließen können.

[Moral.] So wohlfeil dieser Artikel auch in der modernen Literatur zu seyn scheint, so muß man sich doch wundern, daß sie gerade in Frankreich geachtet und gehoben wird. Ludwig Philipp hat für alle königlichen Bibliotheken Exemplare des Sittenromanes von Casimir Bonjour: „Le malheur du riche et le bonheur du pauvre" anschaffen lassen, und die erste Auflage desselben ist fast vergriffen.

[Journalistik.] In England erscheinen jährlich 356 Journale, welche für 36 Millionen Exemplare die Stempeltaxe zu zahlen haben. In den vereinigten Staaten Nordamerikas, wo keine Stempeltaxe existirt, gab es 1834 nicht weniger als 1,265 Journale, in ungefähr 75,000,000 Exemplaren. Es kommt hiernach auf jedes Individuum in England 1½, in Nordamerika 6 Exemplare, dort ein Journal auf 70,000 hier eines auf 10,000 Einwohner.

[Neuigkeiten.] Zwei Frühlingsalmanache, einer von Nicolaus Lenau, mit Spenden von Rückert (Herbst in Neuseß), Carl Mayer (sehr schöne „Lieder"), Anast. Grün, dem Wiener Poeten, Gustav Pfizer („Evelin von Romano"), den beiden Notter, A. G. Schurz (einem tüchtigen Poeten, der einige sehr schöne Lieder bringt), mit neuer genialer artistischer Ausschmückung von Fellner und Gnauth; der andere von einem Vereine junger Berliner Dichter, unter denen Namen sind, die bereits von den zweigipfligen Musenberge ein schönes Echo herübertönen. Zu ihnen rechnen wir, Ferrand, Marggraf, Koßarsky, Hugo Hagendorff u. m. A. Beide Frühlingskinder sollen noch einer besonderen Besichtigung unterworfen werden.

Die merkwürdige Poetin Ida von Hahn-Hahn mit ihrem zweifach männlichen und nur einfach weiblichen Namen, mit ihren Versen, die hier züchtigen Rosen und Lilien, dort unverschämten Pilzen und Schmarotzerpflanzen ähneln, bald geschlechtlos sind, bald beide Geschlechter in sich vereinigen, und darum stets einen verschiedenartigen Eindruck machen werden, hat uns mit „venetianischen Nächten" beschenkt. Sie versucht darin das epische Element durch das lyrische zu heben, zu schattiren, beide innig zu verschmelzen. Drei Dichtungen machen ein Ganzes, dessen Idee die südliche Liebe in drei Steigerungen von unten herauf: Schuld, Unglück, Triumph der starken reinen Liebe. Die poetische Behandlung leidet an Uncorrectheiten, doch ist sie melodisch, sie leidet an oratorischer Ueberfülle, doch nicht an Wahrheit.

[Luise Colet.] Diese Dame ist mit einem Bande Gedichte „Fleurs du Midi" genannt, aufgetreten. Die Lieder darin sind so zart, so einfach, so seelenvoll, wie die heimisch süßen Töne eines Instrumentes, dessen Resonanzboden ein reines Herz, und Mondstrahlen die darüber gespannten Saiten sind. Liebe ist hier nichts Anderes, als ein inneres Hoffen, ein heiliger Glaube, nie Leidenschaft.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 152. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 25. Juni. 1836.

Ein Brief an eine Freundin*).

„Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht, der Gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz Ausgebildeten angenehm.“
Goethe.

„Ein Brief mit einem Motto?“ hör' ich Sie ausrufen, theure Freundin, weil es sonst nicht meine Sitte ist, durch den Mund Anderer zu sprechen, wenn ich auch gern jeden großen und schönen Gedanken in mich aufnehmen möchte, doch hier scheint mir Goethe's Ausspruch ganz an seinem Platze, und ich möcht' ihn unter Emil Devrient's Portrait schreiben, da meine Antwort von ihm handeln muß, weil Ihr Schreiben voll von seinem Lobe ist.

Sie werden freilich zürnen, daß ich Ihnen heute im Geiste des Widerspruches entgegen treten muß, aber ich hoffe, der Geist des Friedens, der immer unter uns waltete, soll deßhalb nicht verscheucht werden.

Ich komme auf Ihren Brief zurück. Sie sagen: Devrient macht in Wien Furore, mich hat sein Spiel entzückt, seine Stimme ist Musik, seine Bewegungen verkünden den begabten Menschen, und ich sehe nicht ein, warum man ihn einen Seidelmann nennt, da er ein Devrient ist.

Bis dahin wären wir einig, ich lobe sogar Ihre letzte Bemerkung, denn ohne Seidelmann's Verdienste zu nahe treten zu wollen, ist er doch hier und da Copie des Ludwig Devrient, während Emil Devrient eigenthümlich auftritt und in ganz andern Rollen. Aber Sie fügen hinzu: „was ich ausführlich über ihn sagen möchte, finden Sie vielleicht besser in der Wiener Theaterzeitung, ich erlaube mir kein Urtheil und ordne hier meine Ansichten fremden unter.“ —

Das kann ich nicht loben, denn wenn man auch aus jedem fremden Urtheile lernen kann, so muß man doch niemals das eigene ruhen lassen, sondern es durch Vergleiche mit dem fremden schärfen, und ohne den Herren Recensenten in Wien zu nahe treten zu wollen, können sie ja doch Manches nicht so auffassen und in sich aufnehmen, als es aufgefaßt und aufgenommen werden sollte, denn wer ist frei vom Irrthum? Schreiben Sie mir also in Zukunft Ihre Ansicht, statt mich auf fremde zu verweisen, und erlauben Sie mir, meine holde Freundin, Ihnen meine Ansichten über die drei von Devrient dargestellten Rollen, von denen Sie sprechen, mitzutheilen.

Herr Devrient, der Mensch, gehört nicht hierher, ich schreibe keine Biographie. Emil Devrient, der Künstler, ist für mich unendlich viel, indem er mich nicht nur hinreißt, sondern auch überzeugt, gibt er mir neue Ideen, es thut mir wohl: daß er nicht nach Effect hascht; indem ich gezwungen bin, ihn zu studiren, lerne ich selbst, studir ich mich.

Doch auch von Devrient, dem Künstler, will ich nichts mehr sagen, nur von den drei Charakteren: Tasso in Tasso's Tod, Posa und Hanns Sachs, wollt' ich sprechen, um Sie auf einige Ideen zu bringen, die mit denen der Herren Saphir und Adami nicht übereinstimmen.

Nachdem so manches Lobende über ihn gesagt ist, bemerkt der Recensent: „was die Auffassung des Tasso betrifft, so hat Hr. D. den Dichter, die Idealität, fast ganz in den Hintergrund gestellt. Im ersten Acte schimmerte ein Bischen zu viel Heldenartiges hervor, die Gemüthsseite, die, wenn auch krampfhaft, doch wunderbar zart besaitete Innigkeit des Dichterlebens und Seyns, wollte sich nicht recht entfalten, und wurde vielleicht von der etwas eintönigen Vortragsart, welche zwar recht kunstvoll seyn mag, aber die Empfindung nicht in Fluß und Guß kommen läßt, zusammengedrückt. Es war im Ganzen die Darstellung eines recht wackern, tüchtigen, vielseitig ausgebildeten und anständigen Schauspielers, aber die idealische Personificirung eines Tasso war es nicht so ganz, und kein Sprung der Phantasie erhob die Rolle zu jener Geistigkeit, die ihr Grundwesen ist. Der letzte Act war das Ausgezeichnetste, und das Verklingen seines Lebens gab Hr. D. mit Wahrheit und schöner Auffassung wieder.

Ich glaube, ja, ich bin überzeugt, nachdem ich Tasso's Werke und was man sonst über sein Leben hat, studirt habe:

*) Emil Devrient, in dramaturgisch-artistisch-poetischer Beziehung, betreffend.

daß Tasso neben vieler Poesie auch vielen falschen Ehrgeiz in sich trug, er wollte nicht nur zu seiner Vertheidigung ein Dichter seyn, auch um zu glänzen; er sehnte sich nach irdischer Hoheit, und diese Sehnsucht wuchs durch die Neigung zu Leonore von Este, wird dadurch entschuldigt, wurde aber auch um so verderblicher für den Dichter und Menschen.

Zu der Zeit, wie ihn Raupach uns vorführt, ist sein Leben schon geschlossen. Er hat Leonoren entsagen müssen, er hat die Freundschaft des Herzogs verloren, als Gefangener, Wahnsinniger in unfreundlicher Haft gelebt, er hat erfahren: daß man sein liebstes Werk verstümmelt herausgegeben, der Zweifel an seinem Werthe als Dichter, die Trauer um die Poesie, von welcher er sich verlassen wähnt, hat seines Geistes Aufflug gehemmt, der Dichter ist im Absterben, doch der Stolz ist ihm geblieben, darum fühlt er sich auch als Edelmann, als unwürdig behandelter Mensch, der eines bessern Looses werth war.

Einen eintönigen Vortrag hab' ich an Hrn. Devrient niemals bemerkt, aber Tasso, der Kranke, Halbwahnsinnige, Sterbende, spricht unmöglich mit Aufwand von Kraft und Declamation; bemerkt man doch, wenn man Irrenhäuser besucht, an den meisten Geisteskranken eine eintönige, singende Sprache. Auch muß man Tasso nicht für sich betrachten, sondern ihn mit den andern, kräftigen Personen des Stückes vergleichen. Auf Bühnen, wo Leonore von Este lebhaft spricht — denn wie Wenige begnügen sich mit der Vorzeichnung des Dichters, muß Tasso's leidendes Wesen, seine leisere Sprache, sein einfacher Vortrag in den Schatten kommen, doch nur bei denen, die etwas Anderes wollen, als Tasso, wie ihn die Geschichte entworfen und Goethe ausgezeichnet hat.

Ueber Devrient's Posa ist gesagt: „Die meisten deutschen Schauspieler behandeln Posa als Schönredner, und das Publicum, durch den ersten Eindruck dieser hinreißend schönen Sprache bestochen, findet an dieser Auffassungsweise der Rolle immer recht lebendigen Antheil. Herr D. ging von einem andern Gesichtspuncte aus, er stellte sich die Aufgabe, den Posa als Charakter nicht blos als Redner darzustellen, und ich muß gestehen, daß er diese schwierige Aufgabe mit so viel Verstand und Besonnenheit löst'te, als es von einem Künstler seines Rufes nur immer zu erwarten ist.

Mancher Effect ging natürlich durch diese Auffassungsweise verloren, denn wenn Posa nur als Charakter, als mithandelnd in den ihn umgebenden Ereignissen und Meinungen durchgeführt werden sollte, so konnte freilich nicht jede rhetorische Schönheit mit gehöriger Ostentation hervorgehoben, und hierdurch dem Publicum, in gut eingeflochtenen Kunstpausen, wenig Anlaß zum Applause gegeben werden. Herr D., das muß man ihm lassen, haschte nicht nach Effect, er brachte, der äußern Wirkung nach, auch in der That keinen Effect hervor. Man müßte sich erst näher mit der Art seines Spieles befreunden, und ich zweifle nicht, daß er dann mit ungleich günstigerem Erfolge durchdringen möchte, denn es ist unbezweifelt ihm ein bedeutendes Kunsttalent geworden. Indessen dürfte doch gerade in der Darstellung des Posa nicht so ganz mit Unrecht mehr Wärme, mehr Begeisterung für diese weltbeglückenden Entwürfe eines seiner Zeit vorangeeilten Schwärmers vermißt worden seyn, und dieser Mangel scheint, in der Eigenthümlichkeit der Schule, in dem Uebergewichte des Verstandes über die Gefühls-Ansicht zu liegen." —

Ich, theuerste Freundin, glaube: daß es immer Menschen geben wird, die, und besäßen Sie alle möglichen Kenntnisse und Geistesfähigkeiten, den Posa als Schwärmer betrachteten, wie ja der größte Theil der Menschheit die, welche sich für Recht und Wahrheit opfern, Schwärmer nennt. Schiller wollte keinen Redner in seinem Stück haben, sondern einen Charakter, einen warmen Menschen mit Geist und Herz, der nicht zu den Leuten zu zählen, sondern ein wahrer Mensch ist. Wer nicht fähig ist — er kann deßhalb ein unterrichteter, brauchbarer Staatsbürger seyn — bei jeder Ungerechtigkeit aufzulodern, alle Menschen mit der ächten Liebe des Weltbürgers zu umfassen, der wird mit dem Posa, den Devrient gibt, nicht zufrieden seyn, und nicht glauben: daß ein besonnener Mensch also handeln konnte. Und doch ist dem so, Posa ist mit allem Gefühl für die Menschenrechte ein Verstandesmensch, der in sich abgeschlossen ist. Würde einem bloßen gefühlvollen Schwärmer die feine, vorsichtige Königin, der mißtrauische Carlos, der aller Schwärmerei unzugängliche Philipp II. Vertrauen schenken? Wird ein Schwärmer so vorsichtig und sicher auftreten, vor der Unterredung mit dem Könige, nachdem ihn Alba verlassen, klug und überlegend sprechen:

„— Wohlgesprochen, Herzog. Nützen
Will ich den Augenblick, der Einmal nur
Sich bietet! Wahrlich, dieser Höfling gibt
Mir eine gute Lehre. — Wenn auch nicht
In seinem Sinne gut, doch in dem meinen! — "

Nur von einem Verstandesmenschen kann der schlaue, in allen Ränken bewanderte Alba sagen:

„Diesen Briefen endlich folgt
Ein ausgeführter Plan des ganzen Kriegs,
Der von der span'schen Monarchie auf immer
Die Niederlande trennen soll. Nichts, nichts
Ist übersehen, Kraft und Widerstand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
Des Landes pünctlich angegeben, alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündnisse, die zu schließen. Der Entwurf
Ist teuflisch — aber wahrlich — göttlich!"

Nur ein mit sich selbst einiger, in sich fertiger Mensch, kann, kurz vor seinem gewissen Tode noch so klug für Carlos und die Freiheit sorgen. Und welcher denkende Schauspieler könnte diesen Charakter ab- und zer-declamiren wollen. Menschen wollte Schiller darstellen, Menschen wollen wir sehen, nicht costumirte Schönredner ohne Haltung und Charakter.

Vom Hanns Sachs wird gesagt: „Herr D. führte uns in seinem Hanns Sachs den schlichten, treuherzigen Bürger Nürnbergs vor, und ließ in dieses natürlich einfache Gemälde nur in einzelnen Momenten den Lichtblick der Liebe und Dichtkunst blicken. Diese Unterordnung des Dichters und Liebhabers zu den bürgerlichen Verhältnissen des Hanns Sachs, mag vielleicht nicht so ganz in der Meinung des Dichters begründet liegen, und insbesondere hat uns hier Löwe eine so glückliche Verschmelzung des poetischen Lebens mit dem bürgerlichen gezeigt,

daß wir uns einmal den Hanns Sachs nicht anders als so denken können u. s. w."

Die Geschichte nennt uns in Hanns Sachs einen Bürger und Schuhmacher Nürnbergs, der Dichter war. Seine Werke sind poetischer, als manche Werke unser jetzigen Dichter; auch in der veralteten Form ist der Geist jung geblieben. Humor, anmuthige Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, treffender Spott über die Gebrechen seiner Zeit, geben seinen Dichtungen das Gepräge der Volkspoesie. Daß er Schuhmacher blieb und sich nicht unter die Dichter drängte, nicht durch Ungehundenheit, der Verschmähung seines prosaischen Handwerks poetisch und auffallend erscheinen wollte, ist der sicherste Beweis, daß Hans Sachs ein schlichter Bürger war. Und war er deßhalb weniger Dichter? Sind es die mehr, welche im auffallenden Anzuge, in Kunstausdrücken fremder Sprachen, im Ueberladenen sich einen poetischen Anstrich geben wollen?

Wie einfach, wie bescheiden waren Schiller, Jean Paul u. A., nur ihr Auge, ihre Werke, nicht ihr Benehmen im geselligen Leben verriethen den Dichter. Während man von denen, deren Werke den Dichter nicht verkünden, sagen muß, wenn man sie die Eigenheiten großer Männer nachahmen sieht:

„Ja, wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das hat man ihm richtig abgeguckt."

Und einfach ist auch der Hanns Sachs Deinhardstein's. Er läßt beim Beginn des Stückes seinen Sachs sagen:

„Gib Dich zur Ruh', bewegt Gemüth,
Dir will das Treiben nimmer frommen."

Er nimmt sich vor, nur des Sonntags zu dichten, er schweigt bei dem Tadel der Meistersänger, den der heldenartige Dichter nicht hinnehmen würde; er spricht verständig über Eoban's Schuh, gibt selbst Kunigunden zu Liebe das Handwerk nicht auf, und will endlich ohne Widerspruch als Verbannter die Stadt verlassen.

Er verleugnet selbst als Liebhaber den stillen, an Ordnung und Gesetz haltenden Bürger nicht, sonst würde er kühner dem Goldschmied gegenübertreten, Kunigunden entführen und zuletzt ihrer Bitte, sie mitzunehmen, nicht widerstehen.

Die Gesänge der fleißigen Spinnerin Sibille Schwarz*) und der Karschin haben, mag auch die Form veraltet seyn, mehr Originalität und Poesie, als die Verse der Nachtreter Heines, der gezierten Damen, welche an den Fingern die Sylben zählen. Albrecht Dürer kochte seiner kranken Agnes den Thee, Schiller spielte mit seinen Kindern Blindekuh, und auch unter den Schriftstellerinnen gibt es brave Hausfrauen, z. B. die Pichler — warum Hanns Sachs ein Held?

Nun, Theuerste! hoff' ich Sie von der Richtigkeit meiner Behauptung, daß man selbst urtheilen muß, überzeugt zu haben, gehen Sie nicht ohne Prüfung nach dem, was gedruckt dasteht, und wenn Sie vielleicht auch nicht nach dem ungeheuern Beifall des Publicums immer gehen können, hier konnten sie den Ausspruch: „Volkes Stimme ist Gottes Stimme," in Anwendung bringen.

Leben Sie wohl, Theuerste.

*) Sie lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Theaterbericht.

Danzig, im Mai 1836.

Wie Gibbon einst, durch den Anblick der Ruinen von Rom zu seinem berühmten Werke of the decline and fall of the Roman Empire begeistert wurde, so werde ich durch den Anblick unseres jetzt leer stehenden Schauspielhauses veranlaßt, die Geschichte of the decline and fall der Döhring'schen Schauspielergesellschaft, welche während des letzten Winters darin Vorstellungen gab, zu schreiben. — Aus den Trümmern der im Frühling 1834 zu Grunde gegangenen Huray'schen Gesellschaft gebildet, hatte sie zuerst im Winter von 1834 zu 35 in Danzig, und während des darauf folgenden Sommers in den bedeutendern Städten unserer Gegend, in Elbing, Marienwerder, Thorn und Bromberg gespielt. Doch schon in diesem Sommer hatte der Director bedeutende Verluste erlitten. Er war nämlich Mitte August mit seiner Gesellschaft von Bromberg nach Thorn geeilt, um dort während des Durchmarsches der russischen Garden, die daselbst einige Ruhetage hatten, zu spielen. — Thorn wimmelte in jenen Tagen von Fremden, die von nah und fern herbeigeströmt waren, um die Russen zu sehen, aber eben, um diese zu sehen, und nicht um in die Komödie zu gehen. Und so blieb das dunkle Schauspielhaus denn unbesucht, während im Freien, wo Gottes Sonne so hell leuchtete und dabei (ein in Preußen sehr wichtiger Umstand) kein Entree bezahlt zu werden brauchte, die interessantesten militärischen Schauspiele aufgeführt wurden. — Freund Döhring eilte daher, um Eine Erfahrung reicher und um mehrere hundert Thaler ärmer nach Bromberg zurück. — Doch kaum dort angelangt, brennt am letzten Sonntage des Augusts das dortige Schauspielhaus ab, und Döhring verliert dabei nicht nur einen Theil seiner Garderobe, sondern, was noch unendlich schlimmer ist, die bei der Theaterlust des dortigen, wohlhabenden Publicums ihm durch zahlreiches Abonnement zugesicherten Einnahmen für eine Reihe angekündigter Vorstellungen, die jetzt unterbleiben mußten. — Die Provinzialblätter von Westpreußen verbreiteten alsbald die Kunde von dem stattgehabten Unglück. Doch auch hier bewährte sich das alte Sprichwort, daß dumme Freunde uns oft mehr Schaden thun, als kluge Feinde: denn indem einige unserer mit dem Director ganz besonders befreundete Wochenblatt-Schreiber Hrn. Döhring jetzt als einen total ruinirten Mann, der da „doppelt abgebrannt" sey, schilderten, und für ihn an das Mitleid und die Großmuth des Publicums appellirten, wodurch sie für sein Interesse recht thätig zu seyn glaubten, erzeugte sich bei der Mehrzahl des Publicums eine Art von Geringschätzung gegen die ganze Entreprise. Man meinte, um Kleines mit Großem zu vergleichen, der Brand zu Bromberg sey für Döhring das, was der zu Moskau für Napoleon gewesen: le commencement de la fin. — Die Döhring'sche Gesellschaft näherte sich darauf, fast noch mit der Asche von dem Brande zu Bromberg bedeckt, in den ersten Tagen des Septembers unserer Gegend, um in Elbing Vorstellungen zu geben; doch noch auf der Durchreise durch Marienwerder wurden daselbst, um die neuengagirten Sänger zu produciren, Concerte veranstaltet, die darauf auf einige Tage nach Danzig herüber mußten, um sich auch hier hören zu

lassen und einzelne Vorstellungen zu geben. — Dieses war meines Erachtens ein sehr großer Mißgriff; si tacuisses etc, sagt das Sprichwort, welches hier seine vollkommenste Anwendung fand. — Eine Dlle. Podlesky, eine zuletzt in Zürich engagirte gewesene junge Dame aus Prag, wurde als erste Sängerin, an die Stelle der abgegangenen, zuletzt wenig beliebt gewesenen Mad. Löckell, verkündet, und „von ihrer Nachtigallenstimme" konnten die Freunde des Directors in unseren Provinzialblättern nicht genug Aufhebens machen. — Als man sie aber sah und hörte, konnte man nur unzufrieden seyn. — Eine durchaus nicht ansprechende Persönlichkeit, ein höchst linkisches Spiel, und dabei, bei einiger Kunstfertigkeit, eine kalte, metall- und seelenlose Stimme; sie mißfiel im höchsten Grade. — Ihr zur Seite stand als zweite Sängerin eine Mad. Kleinschmidt, geb. Kosegarten, eine Nichte des großen Dichters, und wie er, aus Meklenburg gebürtig. — Ihr Aeußeres ansprechend, eine volle, wenn gleich nicht mehr ganz jugendliche Gestalt; aber ihre Stimme — eine Kopfstimme, und dabei ebenfalls gar kein Spiel, und ein Gesichterschneiden und Drücken und Pressen bei ihrem Gesange, daß dem Zuschauer bange werden mußte. Der Bassist, Hr. Fischer, war noch die beste Acquisition; seine Tiefe war bedeutend; doch fehlte seiner Stimme Metall und ihm selbst höhere Kunstbildung. Dagegen war er auch im Schauspiel sehr zu gebrauchen und zeigte Routine. — Er war übrigens ein geborner Carlsruher, der zuletzt in Amsterdam und Hamburg engagirt gewesen seyn wollte, so wie Mad. Kleinschmidt aus Stettin kam. — Die Probeconcerte und Vorstellungen zu Anfange des Septembers ließen das Publicum nun überaus kalt; man sah, daß nur mittelmäßige und kaum mittelmäßige Künstler neuerlich gewonnen waren. — Nachdem nun die Gesellschaft etwa vier Wochen lang in Elbing gespielt hatte, traf sie Anfang Octobers hier ein; ihre Schicksale während der Wintercampagne mögen Sie durch folgende Briefe kennen lernen.

Danzig, Anfang November 1835.

Seit etwa vier Wochen haben wir hier Schauspiel, welches jedoch sehr wenig Theilnahme erregte. — Die Gesellschaft hat während des Sommers gar keine Neuigkeiten von Bedeutung (namentlich keine Opern) einstudirt, und da nun noch der Director das seit langen Jahren hier übliche wohlfeile Parterre-Abonnement nicht mehr dulden will, so ist das Publicum seinerseits auch eigensinnig, und das Haus bleibt leer. — Die 20 Vorstellungen des ersten Abonnements sind jetzt vorüber; die 6 neuen Stücke, welche es dabei gab, waren: Töpfer's „Krieg mit dem Onkel" und „Bube und Dame, Albini's „Endlich hat er es doch gut gemacht," „Sie ist wahnsinnig," „der Geizige und seine Tochter," nach d. Franz. von Angely, und „die Giftmischerin" (jene berüchtigte Marquise), nach d. Franz. von Genée. — „Sie ist wahnsinnig" gefiel durch das gute Spiel des Hrn. Herwegh in der Rolle des geisteskranken Lords noch am meisten. — Dieser Künstler ist, mit der Sängerin Dlle. Podlesky, mit der er auch hier Menage macht, durch das Leipziger Commissionsbureau von Zürich verschrieben worden, und spielt Heldenrollen und Bonvivants. — Er ist etwa dreißigjährig, sehr groß und von etwas schwammiger Dicke, und spricht in einem für uns sehr unverständlichen rheinländischen Dialekt. — Als Bonvivant wird er gern gesehen; nicht aber als Held. — Im Egmont war er in der That kaum zu ertragen. Sein Spiel erinnert an das der sogenannten Coulissenreißer; er schreit und wüthet, und wenn er sich gar zur Erde wirft, so zittert Alles ringsumher. Seine Stellungen sind unbeschreiblich massiv. Zu sentimentalen Helden eignet er sich auf keine Weise; eher noch zu sogenannten Krafthelden, wiewohl auch hier seinem Organ das Seelenvolle fehlt; als Bonvivant ist er hingegen recht brav, trägt aber auch hier etwas stark auf. — Er ist übrigens nicht unbeliebt, ohne jedoch eine magnetische Kraft auf das Publicum, wie früher der jetzt in Dresden engagirte Heckscher, zu äußern. Es ist leer, auch wenn er spielt. (Schluß folgt.)

Theater-Gucker.

Paris. Das Gymnase hat sich im Jahre 1835 mit 28¼ pr. Cent und das vom Palais royal mit 111 vom Hundert rentirt, ohne daß dabei die übrigen Theater in ihrer Rechnung etwas verloren hätten. Auf dem ersteren hat das Vaudeville-Lustspiel in einem Acte von Bayard und Delormes: „Moiroud und Compagnie" durch drolligen Inhalt und gute Darstellung Beifall gefunden; auf dem letzten, dem Theater Palais royal, wurde außer der Zeit und frostig befunden „Der 5. Mai 1821," Drama in einem Acte von Laurencin u. Meyer. Der Beifall war demgemäß kaum lau. Das Variétés-Theater hatte nicht viel mehr Glück mit der Novität: „Sur le pavé," einem frostigen Quiproquo-Stücke, dessen Verständniß sogar etwas schwierig ist. In der Porte S. Martin ist das vielbesprochene Stück Alexander Dumas „Don Juan de Marana" zur Aufführung gebracht worden. „Sarah oder die Weise von Alencoe" komische Oper in zwei Acten, Text v. Melesvilles, Musik von Grisar, hat nicht eben einen allzu glücklichen Erfolg gehabt. Mehrere Opernnummern sind zwar gefällig, aber viel zu lärmend und viel zu wenig originell. — „Die Marquise von Pretintaille," Vaudeville-Lustspiel in einem Acte von Bayard und Dumanoir, fand im Palais royal eine sehr gute Aufnahme. Ein ziemlich gewöhnlicher und auf die Spitze gestellter Stoff ist mit Geist und Geschicklichkeit behandelt.

Berlin. Bellini's „Puritaner," welche auf dem königl. Theater eine so laue Aufnahme gefunden hatten, wurde auf dem königstädtischen Theater mit wahrem Furore gegeben. Besonders trug das Ihre dazu bei Dlle. Gerhardt, welche in der Partie der Elwire das Ausgezeichnetste leistete. Sie wird mit dieser Rolle, heißt es, vom Theater scheiden. Ein schöneres und besseres Mittel, ihr Andenken in der Bühnenwelt noch lange zu erhalten, hätte sie nicht wählen können.

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, inclusive des Literatur- und Kunst- und Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der **Ankündigungen nimmt** Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. **4.** à **1** Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 153. (VII. Jahrgang.) Montag, den 27. Juni. 1836.

Abendgang.

Vom Mondlicht silbern beschienen
Lag kräuselnd vor uns der See,
Und durch die Blätter, die grünen,
Hob sich der Blüthen Schnee.

Mit langen Furchen zogen
Die Kähne durch die Fluth,
Und flüchtige Käfer sogen
Der Blumen thauiges Blut.

Wir sprachen von altem Leide,
Von altem Jugendglück,
Und gingen traulich Beide
Mit Thränen in dem Blick.

Du sprachst von ihm, der als Knabe
Am liebsten mit Dir gespielt,
Und wie nun auf seinem Grabe
Der Wind die Gräser durchwühlt.

Und wie Du nun oft gesessen
Auf seinem Leichenstein,
Und wie Du nicht könntest vergessen
Den todten Knaben Dein!

Und ich erzählte mit Beben
Von einer blühenden Maid,
Die noch im frischen Leben
Sich dieses Lenzes freut;

Und wie ich so heiß sie liebte,
Und sie gefeiert im Lied,
Und wie sie mich betrübte
Und wie sie von mir schied.

So sprachen wir! Deine Thräne
Rann glühend über die Wang',
Und vor uns zogen die Schwäne
Die blaue Fluth entlang.

Hugo Hagendorff.

Bestrafte Neugierde.

(Novelle von F. X. Told.)

(Fortsetzung.)

Als die treulose Gattin sich allein sah, warf sie sich in großer Unruhe und Bestürzung auf ein Sopha, wo sie in stummes Dahinbrüten versunken, über eine halbe Stunde blieb. — Plötzlich fährt sie auf und ruft mit matter Stimme: »Sophie! Geh',« sagt sie dann zu der Vertrauten, »bringe mir ein Glas Wasser.« Sie erhält es, tritt zu ihrem Schranke, und zieht nach langem Suchen ein Pulver hervor, welches sie in das Glas schüttet. Sophie, die bereits von Allem unterrichtet war, dringt ängstlich flehend in ihre Gebieterin, ihr zu sagen, was dieses Pulver bedeuten solle und wozu es gehöre? »Dir kann ich es wohl sagen,« entgegnete hierauf die Heuchlerin, »es ist die Arznei meiner Ehre, es ist Gift!« —

»Gift! Gift!« schreit die Zofe in ängstlicher Bestürzung, und will Hilfe rufend hinweg eilen; aber Adamine hält sie und fährt fort: »Beruhige Dich und erfülle meinen Auftrag. Eile sogleich zu Herrn von Schellern, und ersuche ihn, Dir hierher zu folgen. Sage ihm, jetzt sey ich bereit, ihn zu empfangen.«

»Was beginnen Sie, gnädige Frau!« stammelte Sophie mit einem Jammergewinsel. »Himmel, ich ahne ihr schreckliches Vorhaben. Bedenken Sie die Gefahr!«

»Gefahr?« rief zürnend die schlaue Ungetreue, »ich kenne nur eine Gefahr, nur ein Unglück, das mich erschüttert, die Gefahr, das zu verletzen, was ich dem edelsten Gatten und meiner beleidigten Ehre schuldig bin. Ich habe für nichts Gefühl, als für Rache. Geh', bringe

mir den schamlosen Verräther, der sich frevelhaft konnte beigehen lassen, die Gattin seines besten Freundes zur Buhlerin erniedrigen zu wollen.«

Otter, der Alles mit anhörte, fühlte sein Gemüth von dem tiefsten Grame zum höchsten Entzücken übergehen. Schon wollte er sich zu den Füßen seiner edlen Gattin werfen, doch hielt er noch an sich, da der weit größere Triumph erst kommen sollte. Schellern erschien. Kaum erblickte ihn Adamine, so trat sie an den Tisch, auf welchem das angeblich mit Gift gemischte Wasser stand, und begann mit ernster, feierlicher Miene: »Seit längerer Zeit schon wagten Sie es, und wagen es noch, mich mit Ihrer Liebe zu verfolgen. Was ich meinem Gatten von Ihnen schrieb, hätte hinreichen sollen, ihn zu warnen; doch zu sehr auf Ihre gleißnerische Freundschaft bauend, schien der allzu Nachsichtige mich gar nicht verstanden zu haben, und mir blieb nichts übrig, als Ihrer Zudringlichkeit mit der Verachtung zu begegnen, welche sie verdient. — Doch wie schlecht mußte mir dieß gelungen seyn, da Sie es dessenungeachtet wagten, die sündhaften Anträge zu erneuern. Heute versprach ich Ihre langen Bemühungen zu krönen, und beim Ewigen, ich halte Wort. Erwarten Sie keine Vorwürfe; denn nur an dem Weibe muß die Schuld liegen, wenn ein Mann es wagen kann, dem geleisteten Widerstande zum Trotz seine Versuche zur Verführung nicht aufzugeben. Da nur die Hoffnung, ein Weib lasterhaft zu finden, den Muth zu neuen Stürmen geben kann, so müssen Sie das von mir gehofft haben, an mir liegt also die Schuld; ich bin die Strafbare; und — ich will auch selbst mich strafen.« Mit dem letzten Worte griff sie hastig nach dem Glase, aber noch hastiger stürzte Sophie hinzu, um es ihr zu entreißen. —

Der arme betrogene Gatte fiel bei dieser Scene vor Seligkeit in Ohnmacht. Schellern hingegen stand verwirrt und staunte mit geheimem Grauen die List eines schuldbelasteten Weibes an, eilte sodann, eine kleine Beschämung erkünstelnd, in Otter's geheimes Cabinet, wo es ihm nach einiger Mühe gelang, dem Ueberglücklichen in's Leben zurückzurufen. Dieser in dem Wahne, die tugendhafteste der Frauen zu besitzen, erkundigt sich bebend, ob seine Gattin etwa von dem Gifte getrunken habe; und als Schellern ihn hierüber beruhigte, glich nichts seinem Entzücken, mit welchem er den Freund liebkoste, der kaum die Kraft hatte, ihn zu umarmen. Otter, ohne darauf zu achten, stellte sich an, als kehrte er schon am andern Tage von seiner Reise zurück. Er war nun der zärtlichste Gatte, indeß die beiden verbrecherischen Seelen fortfuhren, den glücklichen Thoren schändlich zu betrügen.

So lebten diese einst so friedlichen, guten Menschen glücklich nach Außen, eine Hölle im Innern tragend, und nur der am ruhigsten, der am wenigsten Ursache hatte, es zu seyn; so lebten sie abermals ungefähr sechs Monden. Da schalt einst Otter's Gattin ihr Kammermädchen Sophie wegen eines in Verlust gerathenen Halstuches, und wagte es, die Vertraute als eine gewöhnliche Dienerin zu behandeln. Die Zofe wurde kühner, vergaß die der Gebieterin schuldige Ehrfurcht, worüber diese sich so sehr erzürnte, daß sie dieselbe zwang, das Haus sogleich zu verlassen. Doch, o des Entsetzens! — wie erbebte das schuldbewußte Weib, als am Abende desselben Tages Otter in ihr Zimmer trat und einen Zettel von Sophiens Hand vorwies, in welchem diese ihn bat, ihr des andern Morgens eine Unterredung zu gewähren, weil sie ihm Dinge von Wichtigkeit zu entdecken habe.

Adaminens Lage war schrecklich. Die furchtbare, nun nicht mehr vermeidliche Stunde der Rechenschaft war erschienen! Die Unglückliche zitterte am ganzen Körper; denn über die Mittheilungen, welche Sophie machen werde, konnte sie doch unmöglich im Zweifel seyn. Als sie nur in etwas sich unbemerkt glaubte, schickte sie einen alten Diener des Hauses reichlich beschenkt fort, Sophien aufzusuchen. Umsonst! Athemlos kehrte er nach ein Paar Stunden zurück, ohne sie gefunden zu haben. Nun war das Loos geworfen! nichts blieb übrig, als die schnellste Flucht, wenn sie nicht öffentlicher Schande, ja vielleicht einem noch schlimmeren Schicksale sich Preis geben wollte.

Die Lichter waren erloschen in Otter's Hause, Alles lag in den Banden der Ruhe, nur das Gewissen wachte und scheuchte den Schlaf von Schuld gedrückten Seelen. Adamine erhob sich von der Seite ihres ruhig schlummernden Gatten, schlich auf ihr Zimmer, nahm ihre Juwelen nebst einigem Gelde, und floh unter häufigen Thränen und Schluchzen, von nutzloser, aber bitterer Reue erpreßt, ein Haus, das sie mit Undank und Schande überhäuft hatte.

(Schluß folgt.)

Schauspieler-Herzogin.

Lavinia Fenton wurde von Rich überredet, sich bei dem Heymarket-Theater im Jahre 1728 für eine Gage von 15 Schillingen wöchentlich zu engagiren. Hauptsächlich machte durch ihr Spiel die Bettler-Oper Furore, und nun wurde ihre Gage von 15 auf 20 Schillinge wöchentlich erhöht. Das Publicum war aber so bezaubert von ihr, daß sie sich eine geraume Zeit von mehreren ihrer Gönner und Freunde bewachen ließ, um nicht Gefahr zu laufen, gewaltsam entführt zu werden. In der Folge entsagte sie aber freiwillig der Bühne, da sich der Herzog von Boston mit ihr ehelich verband.

Schlußsteine.

Empfindungen sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens aber die melodischen Töne.

Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, machen

den Preis des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher im Weltall und zuversichtlicher dann — und auch die Wildniß glänzt schöner unter dem Schimmer einer stillodernden Phantasie.

Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich leblos, immer entzückend.

Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet.

Warum ist's nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben nöthig ist, um sie zu jeder Stunde wieder ausreißen zu können — ohne Schmerz?

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, in sofern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Magie, ja, sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Welch' ein elendes Geschöpf ist der Mensch! Er ist am schwächsten immer, wenn er am stärksten zu seyn glaubt.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im Mai (?) 1836.

Nicht umsonst setze ich nach diesem sogenannten Wonnemonde ein Fragezeichen, denn „dieser Kuß, den der Himmel gibt der Erde," war dießmal nur die plumpe Parodie von einem Kusse. Ja, auch unter unserem Breitegrade hat es am 11. des Mai-Lenz oder Wonnemonats geschneit! Kurz, wir hatten bis zur Hälfte nur einen grünen Winter, aber keinen Frühling. Doch aller Anfang ist schwer, und das dürfte auch von diesem etwas kühl gerathenen Berichte Ihres neuen Correspondenten gelten, auf den der Lenzfrost eingewirkt haben mochte. — Diese bejammerte Abnormität mochte übrigens den Vortheil haben, daß wir ein Schock halb oder ganz erfrorener Frühlingslieder unserer Musageten nicht zu verkosten hatten. — Von der Natur ist der natürlichste Uebergang zur Kunst. Die dießjährige Ausstellung an der Akademie hat im Ganzen gezeigt, daß die vorhandenen Talente rasch vorwärts schreiten, neue aufblühen. Unter den Oelgemälden verdienen besonders ehrenvoll genannt zu werden: Danhauser's „Abraham, der Hagar mit Ismael verstößt." Abraham besonders meisterhaft. Minder ausgezeichnet dessen „Prasser" (die modernisirte biblische Legende), in der Composition wenigstens. Trefflich sind die Gemälde von Anton Petter, Ammerling, Waldmüller, Schiavoni. Viele Portraits, besonders von Theer. — Im Landschafts-Fache zeichnen sich „Die Ernte" von Jauermann, der auch (nebst Ranftl) höchst lobenswerthe Thierstücke lieferte; dann „Ansicht Ischl's" von Thom. Ender aus. Die Frucht- und Blumenstücke von dem in diesem Genre berühmten Franz X. Petter, so wie von Hartinger und Gruber verleihen der Ausstellung einen besondern Reiz. — Schade, daß Künstler, wie Agricola, Däffinger, Fendi, Lieder u. A. keine Beiträge sandten. Möchten doch anerkannte Meister von den Gedanken zurückkommen, daß die Exposition ihrer Werke an solchem Orte zu solchen Zwecken unter ihrer Würde sey! — Musik, dieses Losungswort der Kaiserstadt, wird uns in allen Formen genug geboten. Die italienische Oper entspricht jeder billigen Erwartung. Freilich sind es keine Sänger, wie einst in jenen Tagen der Fodor's, Lablache's, Donzelli's, Rubini's, Tamburini's ꝛc., aber man ist auch mit dem Gebotenen zufrieden, und findet den Ton auch minder gefeierter welscher Kehlen, trotz der patriotisch seyn sollenden Behauptung manches Stockdeutschen, besser, als den der meisten unserer Landsleute. — Vorzügliches Glück machen die Opern „la Sonnambula," l'elisire d'amore," „Mosè" und die nagelneuen „Puritani," der letzte Gesang des Schwanes von Cattanea. Der Baß Marini ist eben so ausgezeichnet durch seine herrliche Stimme (nach Lablache jetzt wohl die beste Italiens), als er in künstlerischer Hinsicht noch ziemlich viel sich anzueignen hat. Nächst ihm erfreuen sich die anmuthige Tadolini und die kleine Garcia einer besondern Gunst des Publicums. — Wenn (nach Müllner) die Oper überhaupt ein Gemisch von Kunst und Unsinn ist, so hat dieß heute die höchste Potenz erreicht, wo man zum Vortheile des Tenors Pedrazzi 3 Acte aus drei verschiedenen Opern gibt. Die Wiener seufzen nach der Malibran, aber das dürfte doch nur ein pium desiderium bleiben, und diese Lieblingsidee der Wiener durch die Lieblingsidee der Malibran von 3000 Franken per Sera, wohl auf einen Zeitpunct hinausgerückt werden, wenn die Malibran — nicht mehr die Malibran ist. — Die Oper im Josephstädter Theater hat durch den Tenoristen Erl, der, wenn er einst sprechen gelernt haben wird, gewiß seyn kann, einen bedeutenden Ruf zu erlangen, und durch Dlle. Hölzl ein Paar herrliche Acquisitionen gemacht. — Im Burgtheater hatten die Leistungen der Mad. Schröder als Claudia, und M. Rettig als Orsina in der neu in die Scene gesetzten Tragödie: „Emilie Galotti" einen außerordentlichen Erfolg. Das Theater am Acheron — an der Wien wollte ich sagen, gab ein Zug- und Cassestück von Nestroy, „Die beiden Nachtwandler," worin der Verfasser und Hr. Scholz mit beliebter Komik wirkten. — Von literarischen Ereignissen möchte das Interessanteste seyn, daß Zedlitz seine Uebertragung des Child Harold nunmehr beendigt hat. Grillparzer wandelt an den Gestaden der Seine und der Themse. Frankl's „Colombo" hat eine poetische, aber durch doppelte Pointe paralysirte

Idee; schöne Bilder, glühende Phantasie, doch nicht ohne häufige Sprachunrichtigkeiten. Von dem geistreichen Braunthal, ausgezeichnet im Lyrischen, in der Satyre und in ästhetischen Aufsätzen, soll im Burgtheater ein neues Lustspiel zur Aufführung kommen. Möge es doch Hrn. Braunthal's Versicherung rechtfertigen, daß er die Hälfte der auswärtigen deutschen Dramatiker auf sich allein nimmt, und dieselbe nicht als voreilig bedauern lassen. — Von dem bekannten und beliebten Balladendichter J. Vogl erscheint nächster Tage eine Sammlung von Liedern bei Rohrmann, welche recht viel des Guten enthält. Von Ebendemselben erhielten wir ein neues Taschenbuch epischer Dichtungen, „Der Minstrel" genannt, in welchem sich nebst manchem Schülerhaften und in einer freilich etwas zu unscheinbaren Auflage, sehr gelungene Poesieen von dem Herausgeber, von Mayerhofer, Feuchtersleben, Saphir, Treitschke, Bergmann, Seidl, Hannusch, Fitzinger und Cartopago finden. Unsere jungen emporstrebenden (?) Dichter (??) werfen sich größtentheils auf die Humoristik. Der Eine sammelt alles Mögliche und wandert dann nach dem Unmöglichen. Bei dieser Gelegenheit schimpft er weidlich auf Saphir, den er doch sclavisch nachahmt (so gut es gehen will), und nennt sein allerdings von Belesenheit zeigendes Durcheinander, ein wörterbuchartiges Compendium aller Dinge aus allen Reichen der Natur, der Wissenschaften und Künste in barrockester Zusammenstellung, — Humor (!) wobei wohlberühmte Gasthäuser und das abgedroschene Thema der „Walzer-Heroen," stereotype Figuren bilden. Der Andere schleudert so ein Paar Humorraketen in die Diminutivspalten irgend eines Journals, und schätzt sich glücklich, wenn zum Mindesten — sein Name darunter gelesen wird; bringt Zartheiten, wie: „Mad. de Bach ist guter Hoffnung (auf zahlreichen Zuspruch), Soullier ist ihr bester Reiter," zu Markte, — doch genug davon! — Von den belletristischen Journalen behauptet die „Theaterzeitung" einen hohen Grad von Beliebtheit, und ihr Hauptverdienst besteht in einigen gelungenen Aufsätzen des blondgelockten Erz-Humoristen, und in pfeilschneller Mittheilung des Neuesten. Die „Wiener Zeitschrift", welche nach dem Redactionswechsel fast zu stagniren drohte, woran Verhältnisse Schuld waren, welche gewiß dem neuen Redacteur (Witthauer) nicht zur Last gelegt werden konnten, erhebt sich mit Kraft, und verspricht bei der Umsicht und Thätigkeit desselben eine der ersten Stufen im Gebiete der deutschen Journalistik einzunehmen. Der „österreichische Zuschauer," die ditto „Zeitschrift für Geschichte ꝛc." erfüllen ihre Aufgaben mit ehrenvoller Beharrlichkeit, während der neue „Telegraph" bereits einen ansehnlichen Lesekreis erwarb. Von den Diis minorum gentium wollen wir lieber schweigen. Das Alpha und Omega aller cultivirten Länder, die Eisenbahnen, haben auch hier Enthusiasmus gefunden. Wir haben, — wenn auch noch keine zweite Eisenbahn — doch wenigstens schon Eisenbahnfeste, Eisenbahnwalzer, Eisenbahngebäcke, Eisenbahnhumor, Eisenbahnlieder u. s. w. und nun soll gar auch ein Eisenbahn-Journal (man nennt Hrn. Saphir Redacteur) zum Vorschein kommen. Wenn nur schon von hier nach Leipzig eine solche Bahn existirte; wie gerne flög' ich (in 24 Stunden etwa) dahin, um Sie, Verehrtester sammt Unserm Planeten, nein, sammt Ihrem Planeten zu umarmen, und zu sehen, ob Sie auch so viele Maikäfer haben als wir. Noch könnte ich Mancherlei über das „Colosseum," die Automate, Marionetten, das Panorama, die Kunstreitereien ꝛc. berichten, wenn es sich besonders der Mühe lohnte. Indessen bietet das Hydro-Oxygen-Mikroskop großes Interesse und große Kleinigkeiten dar. So z. B. erscheint ein Floh in der Größe eines Ochsen. Es wäre zu wünschen, daß vice versa die Ochsheit mancher Individuen wenigstens im Flohformate erschiene. — Die Tournair'sche Menagerie ist auch im Anzuge, wo wir denn pflichtschuldigst hinausgehen werden, um das Rhinozeros zu sehen, das sie mithaben. Vielleicht bin ich Ihnen schon etwas zu redselig geworden, aber das Reden ist mein, das Streichen ist Ihnen, wenn's beliebt.

Zu Ende dieses Monats kommen die französischen Prinzen nach Wien, da wird es eine Menge zu sehen und nicht zu sehen geben, und wird nicht ermangeln weiter zu berichten

Ihr Ergebenster.

Notizen.

[Statistik.] Berlin zählt bei fast 250,000 Einwohnern: 2145 Schneider, 1950 Schuhmacher, über 600 Maler jeder Art, 500 Materialisten, 266 Bäcker, 266 Schlächter, 263 Aerzte, 206 Schulanstalten, 152 Barbiere, 150 Professoren, 124 Tabagisten, 122 Branntweinbrenner, 113 Tabackhändler, 100 Confiturereien, 84 Gasthöfe, 81 Banquiers, 78 Herbergen, 68 Restaurateurs, 57 Putzmacherinnen ersten Ranges (15,000 Putzmacherinnen, Stickerinnen, Näherinnen zweiten und dritten Ranges), 56 Hebammen, 53 Zeitschriften, 51 Cassetiers, 40 Kirchen, 40 privilegirte Pfandleihen, 39 Kunsthandlungen, 37 Brauherren, 32 Buchdrucker, 24 Begräbnißplätze, 4 Gefängnisse.

[Alter Fund.] Man hat zu Orleans die alte Fahne aufgefunden, welche man bei den Umgängen, die zur Erinnerung an Johanne d'Arc in Orleans gehalten wurden, benutzte. Wahrscheinlich ist es dieselbe, welche von der Jungfrau selbst oder vor ihr her getragen worden ist. Ein Alterthumsforscher, Bernaud Romagnesi, wird darüber eine gelehrte Abhandlung zu Tage fördern.

[Frankreich und Preußen.] Wie sonderbar auch die Zusammenstellung der beiden genannten Staaten durch ein freundschaftliches und klingt, so wird sie doch in der neuesten Zeit durch Thatsachen gerechtfertigt. Oder wär' es nichts, daß die französischen Prinzen bei ihrem Besuche in Berlin den König der Preußen statt Votre Majeste und Sire mit „mon cher papa" anredeten, und der Angeredete über die Anrede, als über etwas angenehmes Ungewohntes, huldvoll lächelte? Oder wär' es nichts, daß der Berliner Maler Krüger beauftragt wurde, Se. Majestät den König von Preußen, indem er Revue hält, abzubilden? Wär' es nichts, daß man diesem Bilde die Bestimmung gegeben hat, es solle in den Tuilerieen aufgestellt werden?

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 154. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 28. Juni. 1836.

Bestrafte Neugierde.

(Novelle v. F. X. Told.)

(Schluß.)

Nach langem vergeblichen Umherirren in den finsteren Straßen der Nacht fand sie sich endlich vor Schellern's Wohnung. Wie sollte sie den Buhlen von ihrem Hierseyn benachrichtigen? Endlich ward ihr Rath, sie ergriff einige Sandkörner, um leise an seine Fenster zu werfen. Er öffnet — sieht und hört mit Grauen, wer unten seiner harrt. Das Blut starrt in allen seinen Adern; doch es ist keine Zeit zu verlieren, und bald tritt er angsterfüllt aus dem Hause. Lange steht er lautlos! — Den Blick nach den Sternen gewendet, die ihn mahnen an den gerechten Richter, fühlt er in sich den bessern Genius erwachen. Krampfhaft faßt er Adaminens zitternde Hand, ohne eine Wort zu sprechen führt er sie durch mehrere Straßen vor ein Haus, wo er pocht und sogleich eine Miethkutsche verlangt.

Die Unglückliche wußte sich nichts von allem diesen zu erklären, und erst, als sie ziemlich weit außer den Thoren der Stadt fuhren, sagte ihr Schellern, er habe beschlossen, sie nach einem zwei Meilen entfernten Kloster zu bringen, wo seine Schwester Nonne war. — In den rührendsten Worten dankte die Unglückliche für diesen letzten Liebesdienst, denn er hatte den Wunsch ihrer Seele erfüllt. In den finstern Klostermauern wollte sie unter Reue und Buße ihr schuldvolles Leben enden. Herzergreifend war der Abschied, welchen Theodor von dem unglücklichen Weibe nahm. Sich nie mehr zu sehen, gelobten sie in der theilnehmenden Schwester Hände mit heiligen Schwüren, und schieden dann so von einander, als von der Welt. Schellern aber zog fort auf unbekannten Wegen aus seinem Wohnhause, nichts mit sich nehmend, als ein kleines Gemälde seines betrogenen Freundes, das er in frühern bessern Zeiten selbst gemalt hatte. Eben stieg der Tag im fernen Osten herauf, als er noch einmal zurückblickte nach seiner Vaterstadt, und ihr das letzte Lebewohl sagte, um nie wieder zurückzukehren.

Die Sonne stand schon über dem Horizonte, als Otter erwachte und vergebens nach seiner Gattin forschte. Niemand wußte ihm Auskunft zu geben. Anfangs glaubte er, sie sey nach der Kirche gegangen, doch als eine ganze Stunde vergeht und sie nicht wiederkehrt, eilt er angsterfüllt auf ihr Zimmer und findet ihre Chatoulle geöffnet, Geld und Juwelen fort. — Eben ist er im Begriffe, die Dienerschaft nach ihr auszusenden, als die Schlange, Sophie, vor seine Augen tritt und ihm in abgebrochenen Sätzen Aufschluß über das Verschwinden seiner Gattin gibt; — er kann das Unglaubliche nicht fassen, er traut seinem Ohr und Auge nicht. Rasch wirft er seinen Mantel um und eilt in Schellern's Haus. Der Freund ist fort, die Wohnung leer. Nun ist kein Zweifel mehr! Angst, Schmerz und Verzweiflung bestürmen seine Seele, Fiebergluth seinen Körper; einem Rasenden gleich stürzt er von einem Freunde zum andern nach seiner Gattin, nach seinem Freunde forschend! Alles vergebens! keine Kunde von ihr, noch von ihm. Er fährt auf das drei Stunden von der Stadt entlegene Landgut des alten Horstenberg, und donnert auch diesen mit der Hiobspost nieder, über welche er nimmer Aufschluß erhält, er eilt nach der Stadt und von da wieder zu Horstenberg zurück, aber seine Kräfte sind erschöpft, sein schweres Wehe wirft ihn auf das Lager, und Abends noch an demselben Tage erfährt der alte Vater, daß seine Tochter sich im Kloster befinde, Schellern aber fortgezogen sey; man wisse nicht wohin?

Der Leidenskelch war gefüllt. Jede Arznei verschmähend, lag der betrogene Gatte in den heftigsten Anfällen seines tödtlichen Uebels. Außer der Bitte, ihn allein zu lassen, kam kein Wort über seine Lippen. Horstenberg erfüllte seinen Wunsch in der Hoffnung, daß die eingetretene Krisis sich in Abspannung der Kräfte günstig wenden dürfte. Eitle Hoffnung! Sein Zustand war zer-

störender gewesen, als man gedacht hatte. Als des andern Morgens nach langem Harren immer noch die Glocke nicht tönte, einen Diener zu rufen, öffnete man die Thüre, und fand ihn starr und kalt in schreibender Stellung, sein Haupt herabgesunken auf die Brust, das gebrochene Auge noch halb geöffnet. Seine Seele war schon hinübergegangen in jene bessern Räume, denn die Last seines Unglücks hatte ihn getödtet, als er eben begriffen war, nachstehende Zeilen zu vollenden: »Die unvernünftigste Leidenschaft hat mich um Ehre, Glück und Leben gebracht. Wenn die Kunde von meinem Tode bis zu Adaminen gelanget, so möge sie wissen, daß ich ihr verzeihend gestorben bin. Ich allein bin der Schuldige, und habe es verdient, das liebenswürdigste Weib, den edelsten Freund zu verlieren, weil ich mit Vorsatz beide der unvermeidlichsten —« hier war das Schreiben abgerissen.

Das Gerücht von Otter's Tode drang nach kurzer Zeit auch in Adaminens stille Zelle und beschleunigte die Vollendung ihrer Leiden. Vor ungefähr zwei Jahren ist die Büßende voll Sanftmuth und Geduld selig im Herrn entschlafen.

Ruhe ihrer Asche!

Reise durch unser Planetensystem*).

(Von Dr. Nürnberger.)

»Man darf« — so habe ich mich auf Veranlassung des unten genannten Lehrbuches der Astronomie an einem andern Orte erklärt — »ohne Besorgniß, zu weit zu gehen, kühn behaupten, daß ohne Astronomie, als Andeuterin kosmischer Zwecke im Universum, und ohne Geschichte, als höhere Interpretation der Ereignisse, gar keine reine und wahrhaft standhafte Religiosität möglich sey.« Die Geschichte lehrt das Leben richtig in's Auge fassen, es nicht zu niedrig, aber auch nicht zu hoch anschlagen, lehrt es anwenden und mit der Zukunft combiniren. Die Astronomie erweckt, wenn dieses Leben, nach tausend vergeblichen Bestrebungen, tausend schmerzlichen Täuschungen, schaal und langweilig zu werden anfängt, eine innigere Sehnsucht nach jener Zukunft; sie erleichtert uns das Sterben. Gewiß, Ovid hat wohl gewußt, was er wollte, wenn er den Verehrern der Sternkunde zuruft:

„Felices animos, quibus haec cognoscere primis,
Inque domus superas scandere cura fuit!“

und jede Bestrebung, dieser vortrefflichen Wissenschaft weiteren Eingang zu verschaffen, erscheint doppelt dankenswerth, wenn sie unter diesem Gesichtspuncte betrachtet wird.

Littrow's Schrift ist ein astronomisches juste-milieu zwischen sich zu hoch erhebendem und zu tief herabsinkendem Vortrage, so weit es die erhabene Wissenschaft der Sternkunde auf dem schwindelnden Gipfel ihrer jetzigen Höhe und in der Unermeßlichkeit ihres sich erweiternden Umfanges gestattet. Es ist, mit Rücksicht auf diesen Vortragsplan, in drei Theile getheilt. Der erste desselben beschäftigt sich, nach einer allgemeinen Einleitung, mit der theorischen Astronomie, oder den allgemeinen Erscheinungen des Himmels, und handelt dieselben in eilf Capiteln ab. Der zweite, in vierzehn Capitel getheilte Theil beschäftigt sich mit der beschreibenden Astronomie, oder der sogenannten Topographie des Himmels. Der dritte Theil endlich aber erhebt sich zur physischen Astronomie, d. h. zu den Gesetzen der Himmelsbewegungen, und widmet dieser schweren Lehre zwölf Capitel. — Angehängt sind eine Beschreibung und Gebrauchsanweisung der wichtigsten astronomischen Instrumente, und ein Verzeichniß der vorzüglichsten astronomischen Kunstausdrücke mit ihren Erklärungen.

Es führt für eine allgemeine astronomische Unterhaltung viel zu weit, in das unendliche Detail aller dieser Gegenstände einzugehen. Derjenige Theil derselben aber, welcher sich mit der Topographie des Himmels beschäftigt, und einer Reise zunächst durch unser Planetensystem und sodann durch den Fixsternhimmel gleicht, bietet so viel Reizendes und Anmuthiges, daß wir schon auf Theilnahme rechnen dürfen, wenn wir einige der interessantesten Bruchstücke aus dieser neuesten Himmelsreisebeschreibung mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Unter der Anleitung des vor dem Antritt der Reise kritisch charakterisirten Werkes: „Die Wunder des Himmels, oder gemeinschaftliche Darstellung des Weltsystems. Von Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien.“ (Stuttgart, Hofmann. 3 Theile gr. 8. mit Kupfern).

Erfrornes Frühlingslied.

(Von Fitzinger.)

Die Blumen und Blüthen,
Das Gackern und Brüten,
Das Nebeln und Schwebeln,
Das Küssen und Schnäbeln
Der Vögel und Fliegen,
Das Summen und Wiegen
Von Bienen und Käfern,
Die Lieder von Schäfern,
Schalmeien und Hörner,
Demantene Körner
Von duftigem Thau,
Das schimmernde Blau,
Die rosigen Wolken,
Die Curen mit Molken,
Das traute Spazieren
In Waldesrevieren,
Das Klimmen und Schwimmen,
In Summa: der Mai,
War, eh' er gekommen,
Schon wieder vorbei!

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 7. Juni 1836.

Kleiner Beitrag zur Religionsgeschichte Preußens. Mad. ... und die vornehme Proselytenmacherin oder der Ersteren Töchter. Ein preußisches Bild in satyrischen Versen*).

Fast überall im preußischen Staate zeigen sich Spuren von Separatismus, fanatischem Sectengeist und Frömmelei, um unter deren Larve die strafbarsten Handlungen zu verbergen, um Schwachköpfe in ihr Netz zu ziehen und sie demnächst als blinde Werkzeuge lichtscheuer Absichten zu benutzen. Es ist Sache der Policei, auf alle außerkirchliche Zusammenkünfte ein wachsames Auge zu haben. So lange diese nicht mit Eifer und die vorgesetzten competenten Behörden mit Energie einschreiten, wird dieser Krebsschaden fortdauern und nicht zu berechnenden Schaden hervorbringen. Die Nachsicht hat Erscheinungen, wie die der Mucker erzeugt.

Eine Haupttendenz aller solcher Frömmler und Pietisten ist es, recht viele Proselyten zu machen; je zahlreicher ihr Anhang, um desto stärker glauben sie zu seyn, um ihren Gegnern die Stirne bieten zu können. Daher lassen sie nichts unversucht, zu ihren außerkirchlichen Zusammenkünften Theilnehmer einzuladen.

Ein Staatsbeamter, der schon vor geraumer Zeit, glücklicher Weise, in den Ruhestand versetzt worden, hielt, als er noch hier war, in seinem Hause fast täglich Betstunden, an welchen nicht nur seine Familie, sondern auch seine Dienstboten Theil nehmen mußten, und zu welchen sich auch Manche, die weder zu der ersten noch zu der zweiten Kategorie gehörten, einfanden, um durch seinen Einfluß ihre Lage zu verbessern, entweder, wenn sie im Staatsdienste angestellt waren, höher hinauf zu rücken, oder eine Vermehrung ihrer Besoldung zu erhalten.

Eine Schauspielerin wohnte mit ihm in dem nämlichen Hause. Als nun deren Töchter confirmirt worden, kam die Gemahlin des vorerwähnten Frommen zu der Künstlerin, wünschte ihr Glück zu der Confirmation ihrer Töchter und setzte dann hinzu, wie es denselben zur Bekräftigung in ihrem Glauben und christlichen Gesinnungen sehr zuträglich seyn würde, wenn sie den Betstunden in ihrer Wohnung, im Kreise von Auserwählten, beiwohnten, wozu sie solche hiermit einladen wolle. Die Schauspielerin war in Verlegenheit, wie sie dies Anerbieten auf die schonendste Weise ablehnen sollte; sie mußte sich jedoch — nach ihrer Ueberzeugung von den bösen Folgen solcher Conventikeln — dazu entschließen. Ihre versteckten Ablehnungen verfehlten aber ihren Zweck; die gnädige Dame wurde darüber sehr ungnädig, immer zudringlicher und ihre Aeußerungen fast beleidigend. Da sagte endlich die Schauspielerin zu der Proselytenmacherin:

„Gnädige Frau! Ich werde und kann es nie zugeben, daß meine Töchter durch diese Betstunden in nähere Berührung mit Ihren Hausmädchen und Ihrer Köchin, Ihrem Lakai, Kutscher und Stallknechte kommen. Daß sie in solchen Betstunden besser werden sollten, muß ich bezweifeln, da ich von Ihrer Dienerschaft so manches Rohe und Unsittliche höre und sehe. Ich müßte ja fürchten, daß diese Rohheit und Unsittlichkeit ihren Einfluß auf meine Kinder äußern könnte."

Dadurch war die Unterhandlung abgebrochen; zornglühend verließ die Dame diese Sünderin, und wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, so würde sie sie, nebst ihren Töchtern, gern in den Bann gethan haben. So weit haben es freilich die zelotischen Heuchler noch nicht gebracht, aber sie benutzen doch jede Gelegenheit und all' ihren Einfluß, diejenigen, welche sich als ihre Gegner zeigen, nicht zu verketzern — das würde nicht viel fruchten — sondern sonst wie verdächtig zu machen. Wer daher nicht hinlängliche Energie des Geistes hat, oder unabhängig genug ist, um nur Gott zu fürchten und Keinem sonst zu scheuen, der hütet sich wohl, in ein Wespennest zu stechen.

Daß man die Conventikeln verbot,
Das machte den Frömmlern wenig Noth.
Bald war ja erwünschter Schutz gefunden
Für anders betitelte Andachtstunden. — —
Gar manche wuchernde Wurzel schlug,
Und manche bethörende Früchte trug
Sein Unkraut-Saam' im märkischen Sande,
Doch üppiger noch im Pommerlande,
Und draußen, noch weiter gen Norden, gar
Besonders ergiebig die Ernte war.
Es hatte zu Bauernthal schon lange
Ein schöner Herr, mit Gebet und Gesange,
Nebst einem Strick um's Schlafrock-Kleid,
Dem treuen Dienste des Muck*) sich geweiht.
Sein schöner Kopf ließ ihn erkennen,
Man sollt' ihn wohl ganz anders nennen,
Er sey zu Großem ausersehn,
Es solle Großes durch ihn geschehn,
Zu werden für das Geschlecht der Sünder
Erneuten Heiles beglückter Gründer.
An jedem Morgen verließ er das Haus,
Und trat auf die freie Straße hinaus,
Der Morgensonne sich zu zeigen,
Und dann voll Andacht sich zu verneigen
Gen Ost, und Süd, und West, und Nord,
Aussprechend manches fromme Wort.
Doch was er nebenbei getrieben
Im Hause mit Hassen oder Lieben,
Was hin zu einer verderblichen Cur —
Das ließ er die Hebamm' ahnen nur.
Eh' er, um auf dem Lande zu beten,
Vom städtischen Schauplatz abgetreten,
Schloß sich ein and'rer junger Mann,
Gehüllt in frommen Nebel, ihm an.
Der wußte sich gut in die Brust zu werfen
Als Kanzelredner, und einzuschärfen
Die Lehre vom alten Satanas,
Und dessen Gottes- und Menschenhaß.
Allmählich begann er, in Conventikeln
Gar schöne Lehren zu entwickeln,
Ließ halten im Conventikel-Saal
Mit Honig und Milch manch' Liebesmahl;

*) Aus bereits angegebenen Gründen müssen wir die Muckeriana und Anti-Muckeriana ausscheiden. D. Red.

*) Der böse Geist der Frömmelei. Uebrigens sind die Verse einem eben erschienenen satyrischen Schriftchen: „Bilder aus unserer Zeit" (Hamburg, 1836) entnommen, die vorzügliche Empfehlung verdienen.

Und Lieder nach herrnhutscher Weise
Erklangen in dem geweihten Kreise;
Ja mancher Geweihten Kleidertracht
War alten Sectirern nachgemacht.
Auch wär' in gar grotesken Bildern
Noch Manches, Manches wohl zu schildern,
Was kaum so arg die Welt noch sah,
Et caetera et caetera. —
Trotz alles Tadels der Glaubens-Feinde,
Ward jährlich größer die Gemeinde.
Es fehlt' an Damen nnd Dämchen nicht
Mit blühendem und verblühtem Gesicht.
Selbst hochgeborne Herren und Frauen
Darin andächtig waren zu schauen.
Manch' hoch geehrter Mann auch war
Ein rüst'ges Werkzeug in dieser Schaar.
Der immer erweiterte Kreis erfreute
Sich mancher reich beseelter Leute,
Und war daher, bei Gebet und Gesang,
Zu nennen ein mystischer Vögel-Fang.
Für Alle war von größter Bedeutung
Die evangelische Kirchenzeitung.
Der geistliche Stolz wuchs mehr und mehr,
Obgleich man hing den Kopf gar sehr.
Und, recht methodisch das Fleisch zu tödten,
Verachtend falsches Schamerröthen,
Wetteiferten oftmals Mann und Weib
In fromm erkorenem Zeitvertreib,
Um sich, bei sehr handgreiflichem Lieben,
Doch tapfer in der Verfagung zu üben.
Bis Solches errungen nach gläubigem Fleh'n,
War manche Prüfung erst zu besteh'n,
Bei welcher Manchem so bange geworden,
Daß feig er entwichte dem glorreichen Orden.
Wie jauchzte Muck bei diesen Scenen!
Vergnügt verglich er sie mit jenen,
Die Margaretha Peter erlebt!
Noch künstlicher waren hier gewebt
Die Netze zu der frommen Verwirrung
Und zu der Sinne grober Verirruug.
Er hoffte, nach dem, was schon gescheh'n,
Hier Wildenspuch erneut zu seh'n.
Doch leider erlitt die fromme Bethörung
Auf eimal eine gewaltige Störung,
Indem, jungfräulich, ein frommes Gemüth
Was ihm begegnet, dem Ohm verrieth.
Zu Muck's gar bitt'rem Verdruß entstand
Nun großer Lärm durch Stadt und Land!
Es wurden, in und außerhalb Preußen,
Die tollen Frömmler Mucker geheißen.
Man klagte den einen und andern Mann
Ob argen, verübten Unfugs an,
Und ließ die Kanzeln ihnen verschließen,
Bis ihre Unschuld werd' erwiesen.
Secundus seufzte darüber schwer,
Und wünscht' oft, nicht zu leben mehr;
Doch Primus, der Sünder Zorn nicht achtend,
Als Quasi-Märtyrer sich betrachtend,
Erklärte voll Salbung, ohne Scheu,
Der Mann bedürfe der Frauen drei,
Je eine für Geist, für Herz, für Umarmung,
Zur vollen, christlichen Liebes-Erb(w)armung.
Mit reichen Geschenken erfreuten ihn,
Die reichen Jünger für sein Bemüh'n,
Die sich, im Glauben unverdrossen,
Noch näher an einander schlossen.

Sie kauften an für schweres Geld,
Trotz alles Spottes der bösen Welt,
Im Geiste der alten, frommen Zünfte,
Ein Grundstück für ihre Zusammenkünfte.
Doch eingeweiht war der Tempel kaum:
So pflanzten davor einen Sadebaum
Gottlose Spötter, um anzudeuten
Die Früchte mancher Vertraulichkeiten. —
Und Tausende sagten, die Frömmelei,
Die führe zu solcher Muckerei:
Drum sey es gefährlich, das Frömmeln zu loben,
Und seine Propheten zu schützen von oben.
Unmuthig ob des verdorbenen Spiels
Und nicht vollständig erreichten Ziels,
Sah Muck sich um an andern Orten,
Nach andern erprobten Glaubens-Consorten.
Er flog vom Pregel zur Oder hin,
Allwo zu Xstadt, zum Gewinn
Der dort schon leidlich muckernden Frommen,
Sein Herr von * war angekommen.
Dem bot er für's Erst', als Unterpfand
Noch glänzendern Glücks, ein Ordensband,
Um ferner mit schlau geübtem Verstande,
Sein Reich zu mehren im Preußenlande.
Er flog die Oder weiter hinan,
Und sorgte, daß ein Wetterhahn
Hoch auf der Kirche sich möge drehen,
Und laut zu seiner Ehre krähen,
Um Oel zu gießen in's Feuer dort
Durch starre Lehre in Schrift und Wort.
Und da ein tapf'rer, lutherischer Degen
In seinem Kampfe dort erlegen:
So warb er zusammen Matz auf Matz,
Um in der Masse zu finden Ersatz.
Sein Liebling war ein fanatischer Schneider,
Der fromm es verweigerte, Maskenkleider
Zu nähen für einen sündlichen Ball.
Und als ein spottender Wiederhall
Der Drohung mit Teufel und Höllenrachen,
Zum Achselnzucken und Verlachen
In Zeitungen Preis gegeben war:
Da wurd' es Muck, dem Erzürnten, klar,
Er müsse, den Spott der Vernünftler zu dämpfen,
Sie von der Hauptstadt aus bekämpfen. —
Rasch wendet' er dorthin wieder den Flug,
Wohin sein Fittig ihn oft schon trug. —
Dort ließ er sehen durch trübe Fenster
In falschem Gaukelspiele Gespenster,
Bedrohend mit heller Philosophie
Die Kirch' und die Aristokratie.
Er flüsterte Vielen in die Ohren,
Es gehe ihnen ihr Spiel verloren,
Wenn man nicht stütze die Frömmler-Partei,
Wenn man nicht hind're der Sünder Geschrei,
Das gegen die Mucker sich erhoben.
Die müsse man schützen herab von oben,
Vertuschend, was am Pregel gescheh'n,
Und klüglich durch die Finger seh'n
Bei frommen Leuten, bei Leuten von Stande,
Sie möglichst zu sichern vor Schmach und Schande.
Es lieh'n gar viele Frauen und Herrn
Ihr Ohr dem Muck'schen Geflüster auch gern,
Bereit, sein geistiges Reich zu erweitern;
Doch mußte die finst're Kabale scheitern
An Friedrich Wilhelm's gesundem Sinn,
Und brachte den Muckern wenig Gewinn.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 155. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 29. Juni. 1836.

Ruhe.

Wenn Nachtigall girrt aus den Rosenhecken,
Lieb' ich's, von Blüthenästen überbaut,
Durch die der Mond mit Sliberwangen schaut,
In's hohe Gras mich sinnend hinzustrecken.

Da wird's so friedlich mir im tiefsten Innern,
Wie ein verlorner Glockenton durchbebt
Die Wehmuth mich, und Ahndung aufgelebt,
Erscheint mir als ein dämmerndes Erinnern.

Ich denke wohl, doch sind es nicht Gedanken,
Was irdisch Wollen auch zum Herzen spricht,
Ein höh'res, reines Geisterleben flicht
In nied'rer Wünsche Kranz die heil'gen Ranken.

So träum' ich wohl, verträume nicht vergebens
Der flücht'gen Zeit enteilenden Gewinn,
Und schaff' ich nichts — ich fühle, daß ich bin,
Es kommt in Ruh' Bewußtseyn vollsten Lebens!

Robert Bürkner.

Reise durch unser Planetensystem.

(Von Dr Nürnberger.)

(Fortsetzung.)

»Wir beginnen unsere Wanderung durch die Planetenwelt mit dem bei weitem wichtigsten Gestirn unseres Systems, mit der Sonne, dem Centralkörper desselben, welcher alle übrigen dazu gehörigen Körper die größten Wohlthaten der Schöpfung: Erleuchtung und Erwärmung, verdanken.« Wenn man die Oberfläche dieses ungeheuern Feuerballes, dessen Masse die Summe der Massen aller übrigen Körper des Systems zusammengenommen noch um siebenhundert Mal übertrifft, durch ein Fernrohr betrachtet, welches, zum Schutze der Augen, mit einem vor das Ocular einzusetzenden, gefärbten Planglase versehen seyn muß; so bemerkt man darauf häufig größere oder kleinere, meistens sehr unregelmäßige dunkelschwarze, mit einem aschfarbenen, gewöhnlich überall gleich breiten Rande umgebene Flecken, die in der Regel Gestalt und Ort bald verändern. Die genaue Beobachtung dieser Sonnenflecken hat die Indicien an die Hand gegeben, um über die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers etwas Näheres festzusetzen. Nach Herschel, dem Aeltern nämlich, ist dieser, an und für sich dunkle, und insofern wahrscheinlich den Planeten gleichende Körper mit einer dreifachen concentrischen, kugelförmigen Hülle umgeben. Die erste oder äußerste dieser sphärischen Hüllen besteht aus derjenigen Lichtmaterie, von welcher wir die Sonne meistens überzogen sehen, und welche durch eine zweite, gleich darunter liegende Schicht einer transparenten und äußerst elastischen luftartigen Flüssigkeit immer in einer gewissen Höhe über dem Sonnenkörper erhalten wird. Dann erst folgt, den letzteren unmittelbar umgebend, eine dritte, wolkenartige Schicht, welche die eigentliche Atmosphäre der Sonne bildet. Jene äußerste Lichtsphäre ist beständigen großen inneren Bewegungen unterworfen, die wir uns den in unserer Atmosphäre vorgehenden Revolutionen ähnlich zu denken haben, und die sich natürlich den beiden folgenden, tiefer liegenden Sonnenhüllen mittheilen. Erleidet die Lichtsphäre also dergleichen heftige Schwankungen, so trennt sie sich dadurch, und bekommt Risse, um welche her sich die Lichtmaterie aufthürmt, indeß man die wolkige Sonnenatmosphäre, gleich wie einen Theil des entblößten, eigentlichen Sonnenkörpers hindurch schimmern sehen kann, und jene wolkige Hülle bildet dann den oben erwähnten grauen Rand um den schwarzen Kern des Sonnenflecken's. Der Sonnenkörper selbst ist demnach, wie gesagt, höchst wahrscheinlich auch planetarischer, bewohnbarer Natur, und unterscheidet sich von den übrigen Körpern des Systems nur durch die beschriebene Licht (Photo-) sphäre. Herschel will beobachtet haben, daß das

gleichzeitige Vorhandenseyn vieler Sonnenflecken, die also, nach dem Vorgetragenen, eine große Thätigkeit in der Lichtsphäre ankündigen, einen wesentlichen Einfluß auf die planetarische Temperatur habe, und dieselbe bedeutend erhöhe. Herr L. tritt dieser Ansicht, wie viel sie selbst a priori für sich zu haben scheint, aber nicht unbedingt bei, sondern verlangt eine bedeutendere Beobachtungsreihe*). Nach ihm ist hinsichtlich dieser Sonnenflecke blos noch gewiß, daß sie sich meistens nur in der Nähe des Sonnen-Aequators, bis 30° zu beiden Seiten, zeigen, und daß sich ihre Entstehung demnach in einem gewissen Bezuge zur Rotation der Sonne, welche in der Nähe des Aequators am schnellsten ist, zu finden scheint. Da sich die Sonne bekanntlich in etwa 25 Tagen um ihre Axe drehet und ihr Aequator etwa 600,000 Meilen im Umfange hält, so legt also jeder Punct desselben rotirend täglich 24,000, oder stündlich 1000 Meilen zurück, welches die Rotationsgeschwindigkeit der Erde mehr als 4 Mal übertrifft. Es ist also wohl möglich, daß eine so außerordentlich schnelle Bewegung beitragen könne, um das Entstehen von Rissen in der zarten Lichtsphäre, und somit die Bildung der Sonnenflecke zu veranlassen. Mit dieser constanten Ursache aber mögen sich hiernächst noch mehrere andere, zufällige vereinigen. Die Größe dieser Sonnenflecke ist zuweilen ganz außerordentlich: der ältere Herschel beobachtete im März des Jahres 1779 einen solchen, schon mit bloßen Augen wahrnehmbaren Flecken, welcher fast den hundertsten Theil der Sonnenoberfläche einnahm. Nun faßt letztere etwa 100,000 Millionen Quadratmeilen, und der Flecken war also 1000 Millionen solcher Meilen, d. h. derselbe war 100 Mal größer, als die Oberfläche der ganzen Erde, welche bekanntlich noch nicht einmal 10 Millionen Quadratmeilen hält. Man sieht schon hieraus, welche Revolutionen in der photo- und atmosphärischen Umhüllung der Sonne vor sich gehen; und doch scheint es, als wenn die Flecken, die Zeichen solcher Revolutionen, zuweilen noch viel größer sind, als der erwähnte. So erzählt Albufaradge in seiner Histor. Dynast., daß im Jahre 535 n. Chr. das Licht der Sonne 14 Tage lang verdunkelt war, und daß im Jahre 626 fast die Hälfte der Sonnenscheibe längere Zeit hindurch ganz schwarz erschien, welches nur durch große Sonnenflecke veranlaßt worden seyn kann.

Wir haben oben bemerkt, daß sich die Lichtmaterie der Photosphäre der Sonne um die, in dieser Sphäre entstehenden Risse her aufthürme; und der Beweis dafür wird durch die Beobachtung geliefert, daß sich in der Nähe der, durch jene Risse gebildeten Flecke, allemal Stellen zeigen, welche sich durch einen ganz besonders hellen, eben von dieser Zusammenthürmung der Lichtmaterie herrührenden Glanz auszeichnen, und welche daher Sonnenflecken genannt werden. Es ist überaus merkwürdig, daß oft mitten aus dergleichen »Sonnenfackeln« plötzlich die dunkelsten Flecken hervorbrechen, ganz so, als wenn sich die dort angehäufte Lichtmaterie theilweise wieder verziehe, und den schwarzen Sonnenkern entblöße. Gegentheils aber pflegen auch auf Puncten der Sonnenoberfläche, wo vorher Flecken bemerkt worden, gleich nach deren Verschwinden Fackeln sichtbar zu werden, so daß es offenbar scheint, als stürze sich die Lichtmaterie in die Risse, um sie mit einem neuen, desto stärkeren Glanze zu erfüllen.

Unter den Planeten hiernächst, welche die Sonne umkreisen, und zu welchen wir, unserem astronomischen Reiseplane gemäß, nunmehr übergehen, ist Merkur der nächste an jenem großen Centralkörper des Systems, eben dieses nahen Standes der Sonne wegen, die ihn meistens in ihren Strahlen verhirgt, aber auch sehr schwer zu beobachten. Unsere Fernröhre zeigen uns daher auch wenig mehr von ihm, als daß er rund ist, und für uns Lichtabwechselungen, gleich unserm Monde, hat, welche von seiner wechselnden Stellung gegen Sonne und Erde herrühren. Das meiste von dem, was wir über die physische Beschaffenheit dieses Planeten wissen, verdanken wir dem unvergeßlichen Schröter zu Lilienthal, der denselben mit seinen ausgezeichneten Instrumenten unermüdlich beobachtet hat.

Merkur ist unter den sieben älteren Planeten bei weitem der kleinste. Der Durchmesser der Merkurskugel beträgt nur etwa 300 Meilen, und ihre Oberfläche wenig über 1,000,000 Quatratmeilen, beiläufig den zehnten Theil der Erdoberfläche. Dagegen ist die mittlere Dichtigkeit dieses Planeten fast 4 Mal so groß, als die der Erde. Die mittlere Dichtigkeit der Erde nämlich übertrifft die des reinen Wassers 5 Mal, d. h. um die Erde aufzuwägen, würde man 5 ihr an Volumen gleiche Kugeln reinen Wassers brauchen. — Merkurs mittlere Dichtigkeit aber ist 20 Mal größer, als die des reinen Wassers, oder man müßte 20 der Merkurkugel gleiche Kugeln reinen Wassers anwenden, um ihr das Gleichgewicht zu halten. — Ueber die, auf diesem Planeten statt findende Temperatur und Beleuchtung drückt sich unser Himmels-Itinerarium folgendergestalt aus. »Die große Nähe der Sonne muß auf den Merkur einen eigenthümlichen Einfluß ausüben. Die Beleuchtung, welche dieser Planet von der Sonne erhält, muß nämlich, unter der Voraussetzung, daß sich die dortige Atmosphäre gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen eben so wie die irdische Atmosphäre verhält, fast sieben Mal intensiver seyn, als bei uns, und eben so muß es sich, unter der nämlichen Voraussetzung, mit der dortigen Temperatur verhalten. Eine solche Helligkeit des Tageslichtes würde die Augen der Erdbewohner gänzlich verblenden, und eben so würde eine sieben Mal höhere Temperatur dem Leben der irdischen

*) Es muß dagegen jedoch bemerkt werden, daß jene Herschel'sche Hypothese, wegen des Einflusses der Sonnenflecke auf Erhöhung der planetarischen Temperatur überhaupt und der irdischen im Besonderen, immer mehr anfängt, die allgemeine Ansicht zu werden. In der That scheint es aber auch, als wenn heftige Bewegungen in der Lichtsphäre der Sonne einen solchen Einfluß zur nothwendigen Folge haben müßten. N.

Thier- und Pflanzenwelt schnell ein Ende machen. Welche von uns völlig verschiedene, ganz anders organisirte Wesen mögen daher diesen Planeten bewohnen, wenn sich nicht, wie wir es oben angedeutet haben, die Atmosphäre Merkurs ebenfalls ganz anders gegen die Sonneneinflüsse verhält, als die unsrige; und wie viel mehr noch müssen diese Merkur-Menschen von den Bewohnern des Uranus, des äußersten Grenzplaneten unseres Systems verschieden seyn, auf dessen Oberfläche die Intensität der Beleuchtung und Erwärmung, so weit dieselbe von den Sonnenstrahlen abhängig ist, 330 Mal schwächer, als auf der Erde, und also mehr als 2300 Mal schwächer, als auf dem Merkur ist.«

Das Vorhandenseyn einer Atmosphäre Merkur's, wie wir einer solchen eben erwähnt haben, ist übrigens durch Schröter's Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt. Dieser unermüdliche Himmelsforscher sah nämlich oftmals einzelne Stellen der Oberfläche dieses Planeten sich plötzlich aufhellen und wieder verdunkeln, wie dieß nur durch Wolken oder Wolken ähnliche Erscheinungen geschehen kann; und da sich Wolken ohne ihren Träger, eine Atmosphäre, nicht denken lassen: so ist dadurch die Existenz einer Merkurs-Atmosphäre erwiesen. Nur wird man sich diese Atmosphäre angedeuteter Maßen freilich weniger dicht als die irdische Atmosphäre vorstellen müssen, um so viel gewaltigern Sonnenstrahlen einen leichtern Durchgang zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Humoristische Reisebilder aus Thüringen.

(Fortsetzung.)

Zu solchem beschaulichen Leben gibt's im Kloster nur Zeit und Ruhe genug. Aber dieser Drang zur Einsamkeit war es nicht, was die Uebervölkerung der Klöster verursachte. Bei dieser muß man immer an jene Apathie denken, welche in geräuschloser oder doch eintöniger Umgebung so leicht erzeugt wird, an die Langeweile der Gesellschaft in einer früheren Zeit, die zwar vielleicht nicht so in sich langweilig war, wie die jetzige, der aber, das einzig noch belebende Princip, die Hoffnung auf immer Neues abging. Denn damals, meine Damen, gab es noch keinen häufigen Wechsel von Bällen, Theater, Concerten, Liebschaften, Gartenmusiken u. dergl., noch keinen Clauren und keine Reiseskizzen, und das Heirathen war noch nicht so süß, wie jetzt, wo die meisten Männer unter dem Pantoffel stehen und die femme libre, an den Hörnern des Mannes sich anhaltend, von ihm auf den Händen getragen wird, und jenes schöne Ziel, was neuerdings als so nahe verheißen wurde, war noch so fern, noch kaum geahnet. Es gab nur Treue oder Schande und die sogenannten Arrangements und andere Schönheitspflästerchen der guten Gesellschaft waren kaum gekannt.

Wie nun aber auch die Geschichte jener Pauline gewesen seyn mag, welche dieses Kloster gründete (weßhalb wir den Leser auf ein kleines Büchelchen verweisen, welches der Paulinzeller Wirth, nebst sehr schlechtem Bier, ziemlich theuer verkauft); die Ruinen, die an sie erinnern, sind merkwürdig genug, um ein Mal angesehen zu werden. Ich, der ich von der Baukunst wenig mehr weiß, als was im Conversationslexicon steht, mag in dieser Hinsicht nicht über die Ruine urtheilen. Wie aber diese alten Mauerwerksreste, zum Theil von stattlichen Säulen getragen und rings in der Höhe mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, so daß Leben und Tod sich zu paaren scheinen, aus grünem Wiesengrunde emporsteigen in einer freundlich stillen Umgebung, die nahe vom düstern Walde begrenzt ist, machen sie einen eigenen Eindruck, lassen die laute Freude verstummen, stiller Erinnerung aber öffnen und erweitern sie das Herz.

Die Sonne schien warm auf uns herab, und da wir hier länger ausruhen wollten, streckte ich mich in einiger Entfernung von den Uebrigen in's Gras, müde von gestern und müde des nutzlosen Treibens, mit welchem ich nur im fortwährenden Wechsel des Strebens und Genießens das Glück zu finden hoffte. Mein Leben bedurfte eines Punctes, an dem es sich festhalten konnte und die suchenden Gedanken verweilten endlich bei dem Bilde meiner Tänzerin von gestern, deren schöne Züge ich auf allen flüsternden Blättern über mir abgebildet zu sehen glaubte. Es trieb mir das Blut in's Gesicht, als ich mir den Vorwurf machen mußte, sie nicht nach Hause begleitet zu haben! Aber die blitzenden Augen senkten sich versöhnt zu mir nieder, die Lippen flüsterten keinen Zweifel mehr, und — ich erwachte, weil mir etwas in's Gesicht gefallen war.

Es war eine schöne, halb aufgeblühte Rose; dieselbe vielleicht, die gestern in dem dunkeln Haare, so stolz auf ihre Besitzerin, geglänzt hatte? Aber vergebens suchte ich den schönen Kopf, der sie gestern getragen; in einiger Entfernung sah ich nur eine ordinäre Blondine, am Arme eines ziemlich geputzten jungen Herrn, schäkernd mit einigen Freundinnen, nach dem Wirthshause zurückgehen und sah, wie sich die Gesellschaft einmal umsah, nach dem gestörten Schläfer, der sich ein Auge rieb und mit dem anderen die gemißbrauchte Neugier der Blumen ansah.

Ich ging zu meinen Gefährten zurück, die mich verhöhnten, daß ich die schönen Reisenden verschlafen hätte. Sie wären sehr freundlich gewesen und ihr Begleiter, ein Muster von Höflichkeit, habe Jedem von ihnen eine Prise angeboten.

Das ärgerte mich; denn aus Amtgehren hatte ich sehr schlechten Schnupftabak mitgebracht.

Auch B. war wieder angekommen. In seinen Zügen spukten noch sehr kenntlich die Biergeister des vergangenen Abends, was Anlaß gab, daß wir unsern müden Witz ein wenig strapazirten.

Endlich wurde zum Aufbruch geblasen. C., D. und E. gingen voran; A., B. und ich, folgten. Nach zweistündigem Marsch, der immer langweiliger wurde, schien uns nahe an einem Dorfe der Himmel Arrest schicken zu wollen. Denn eine

düstere Wolke sollte uns in's Wirthshaus jagen. Aber als wir dieses erreicht hatten, versicherte uns der erschrockene Wirth, daß es mit dem Regen nicht viel zu bedeuten haben werde, und der Geistliche meinte, daß es besser seyn dürfte, naß zu werden, als solches Dorfbier trinken zu müssen.

Von diesem Dorfe an führt der Weg wieder nach Schwarzburg fast immer bergauf zu einer nicht unbedeutenden Höhe, von welcher aus man einen weiten Raum überblickt, aber nur Gegenden, die aus dem Groben gearbeitet sind und sich ausnehmen wie angefangene Bilder, bei denen wenig mehr als die Vorzeichnung fertig ist.

Endlich waren wir einem auf der höchsten Spitze stehenden Häuschen, das uns schon lange wie ein fernes Eiland gelächelt hatte, näher gekommen, und wir verdoppelten unsere Schritte, es zu erreichen. Mitten in artigen Parkanlagen fanden wir ein zierliches Haus, dessen Bewohner, ein fürstlicher Fasanenjäger, uns mit einiger Leibesstärkung versah und dann nach einem hübschen Hüttchen führte, welches, auf einem hohen Felsen angebracht, einen höchst erquicklichen Blick auf das tief unten liegende fürstliche Schloß Schwarzburg gestattete. Nicht ohne Beschwerde stiegen wir bald dahin abwärts und in dem berühmten Wirthshause angelangt, warf ich mich auf das Sopha und gelobte einschlafend, daß mich keine Gewalt der Himmel heute weiter bringen sollte.

Aber eine Gewalt der Hölle vermochte es: das schlechte Essen, zu welchem man mich aus dem Schlafe weckte.

Nachdem wir das Schloß mit seinen Denkwürdigkeiten besehen, besonders den Kaisersaal mit den Bildern der deutschen Kaiser, unter welchen auch einer aus diesem Hause, der bei vielem guten Willen und edlem Sinn, nicht viel Großes gethan hat, als daß er allenfalls dem berühmten deutschen Schriftsteller Storch zu einer Romanfigur einen Namen verschafft, — und die Rüstkammer, über welche man sentimentale historische Betrachtungen anstellen könnte; verließen wir diesen merkwürdigen Ort, um noch zeitig Rudolstadt zu erreichen.

Toujours perdrix! könnte das Motto seyn, welches den Charakter des zwei Stunden langen Schwarzathales vollkommen bezeichnen würde. Auf einer harten Chaussee, zur rechten die Schwarza, die sich schäumend über Felsstücke fortwindet am Fuße von hohen, häufig durch kleine Thäler unterbrochenen Bergen, zur Linken ganz gleiche Berge, die sich dicht am Wege dürftig, aber malerisch mit Bäumen bewachsen und mit ungeheuren Felsblöcken ausstaffirt, hoch in die Luft emporheben, findet man nach jeder Krümmung immer wieder ein Bild, wie man es eben verlassen, und der müde Reisende sieht sich in seiner natürlichen Hoffnung, daß er endlich wieder einmal einen freien Blick in weitere Räume haben werde, zu oft getäuscht, als daß der erste Eindruck dieser majestätischen Berggruppen am Ende des Thales noch vorhanden seyn könnte. Dazu sind die Menschen in jener Gegend so selten, wie die Goldstücke in der Tasche eines lyrischen Dichters, so daß man sie gar sehr vermißt. Die wenigen, die wir sahen, waren geplagte Leute, die sich nur von dem Schwarzawasser und den Steinen dieser Berge nähren, und wir selbst waren zu abgespannt, um mittelmäßigen Erscheinungen mit Hilfe unsrer eignen Phantasie einige Bedeutung zu geben.

Wir hatten das Thal noch nicht lange zurückgelegt, als ein nahe an der Straße liegendes Städtchen, welches, glaube ich, Blankenburg heißt, uns zur Ruhe einzuladen schien. In der darüber gepflogenen Berathung machte ich eine Menge Umstände geltend, welche das Uebernachten hier empfehlen sollten, besonders, daß Reisende in kleinen Landstädten viel größere Abenteuer haben könnten, als in Residenzen u. dergl. Aber wir zogen weiter nach Rudolstadt zu, durch das freundliche Saalthal, welches uns bald die Nacht verbarg.

Seufzend setzten wir den Weg fort. B. und C. jammerten über ihre Füße und die wahnsinnigen Schuhmacher ihres Wohnorts; A. klagte über Schwindel, der die Folge der übermäßigen Anstrengung wäre, und beweinte die Seinigen, die so früh einen liebenden Gatten und Vater verlieren sollten, ich fluchte der Schwarzburger Küche, die mir den Magen verdorben, und der Geistliche ging mit dem Jäger still und theilnamlos voran, und Beide ließen sich von einem zu uns gestoßenen Wanderer, der uns einen schlechten Weg führte, erzählen, welche Naturherrlichkeiten die Nacht ihren Blicken verberge. Dem Führer, dem wir blindlings durch die Nacht an der Saale hin folgten mußten, wünschte ich den Tod und da wir endlich in die sospirati padiglioni d'Ismaello einzogen, und den Adler-Wirth erst aus den Federn jagen mußten, stieg meine Ungeduld zur Wuth, welche nur durch das freundliche Begegnen der Kellnerin, die mir und B. das Zimmer anwies und Thee brachte, beschwichtigt wurde.

(Schluß folgt.)

Pater, peccavi!

(Fresko-Sonett an Wolfgang Menzel.)

Du hast geschmollt, daß ich so ungezwungen
Die Lieder holte aus der Brust hervor:
Ich sang' beleid'gend Deinem krit'schen Ohr,
Und beim Scandiren schmerzten gar die Lungen.

Du meinst, das wäre liederlich gesungen,
Die Füße stellt' ich hin im wirren Chor,
Und glaubst, daß ich das Metrum längst verlor,
Weil ich nicht mit Sonetten kam gesprungen.

Nicht in Octaven, à la Schulze zierlich,
Des vollen Herzens Stimmen ausgesprochen,
Nein! Alles Klänge gar zu ungebührlich!

Entschuld'gen will ich drum mich sehr manierlich
Und schnell in dieß Sonett die Reime jochen,
Damit ich sühne, was ich jüngst verbrochen.

Hugo Hagendorff.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 156. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 30. Juni. 1836.

Reise durch unser Planetensystem.

(Von Dr. Nürnberger.)

(Fortsetzung.)

Eigentliche Flecken, gleich wie auf der Sonne, sind, wie uns unser astronomischer Reisender ferner erzählt, bis jetzt auf der Merkursscheibe nicht entdeckt worden, vielleicht weil uns das Sonnenlicht an deren Wahrnehmung hindert; wohl aber hat Schröter Berge auf diesem Planeten beobachtet, und in ihrer Wiederkehr zur nämlichen Stellung gegen das Auge ein Mittel zur Bestimmung der Rotation des Merkur's gefunden, welche, bis auf eine ganz geringe Kleinigkeit, der Rotationszeit der Erde gleichkommt, so also, daß der irdische Tag und der Merkurstag dieselbe Dauer haben. Diese Berge sind viel höher als unsere Berge, sie ziehen sich in Ketten von 40 bis 60 Meilen hin, und man trifft die meisten und höchsten derselben, gleich wie auf der Erde und den übrigen Planeten, die eine solche Beobachtung zulassen, in der südlichen Hemisphäre. »Es ist möglich,« bemerkt unser astronomischer Reisebeschreiber in Bezug auf diese höchst merkwürdige Analogie, »daß Süd und Nord nicht blos eine mathematische Unterscheidung sind, und daß damit vielmehr eine allgemeine, durch unser ganzes System wirkende Kraft in Verbindung stehe, wie wir eine solche z. B. schon bei unserm Magnetismus bemerken.«

Venus, auf welche uns unser Reiseführer jetzt in schnellem Fluge versetzt, ist das glänzendste planetarische Gestirn unseres Systems. Selbst wenn sie uns ihre dunkle Seite zukehrt, so erscheint letztere noch in einem eigenen Lichtschimmer, gleich wie unser Mond, obwohl letzterer aus andern Gründen, in den ersten Tagen nach dem Neumonde, wovon die Ursache in einem eigenthümlichen, diesem Planeten beiwohnenden Lichte, vielleicht dem Nachglanze der starken Sonnenbeleuchtung, zu suchen ist. Frühere Beobachter wollen auf der Venus Flecken, denen unserer Sonne ähnlich, bemerkt haben; Schröter dagegen, der alle seine Vorgänger in der Himmelsmusterung an Genauigkeit weit übertrifft, hat keine solche dunkle Flecken, sondern nur schwache und bald vorübergehende Spuren von grauen, unsern Wolken ähnlichen Erscheinungen wahrgenommen. Daß dieser Planet aber eine, der irdischen an Höhe, wenn auch nicht ganz an Dichtigkeit nahe gleichkommende Atmosphäre habe, geht außerdem aus weiteren Beobachtungen unzweifelhaft hervor. Das sonst blendend weiße Licht dieses Planeten nämlich verliert gegen die Nachtseite hin immer mehr von seiner Helle, und geht, nahe an der Lichtgrenze selbst, in eine mattgraue Schattirung über, welche sich oft, weit über die Lichtgrenze hinaus, in die Nachtseite der Venus hineinzieht. Dieß sind aber genau diejenigen Stellen der Venusoberfläche, denen die Sonne eben untergegangen ist, oder für die sie eben aufgehen will, und welche daher in diesem Augenblicke ihre Abend- oder Morgendämmerung haben. Aus der Breite dieses mit Dämmerlicht bedeckten Streifens hat Schröter den Schluß gezogen, daß die Refraction am Horizonte der Venus nahe einen halben Grad betrage, wogegen sie auf der Erde einige Minuten mehr ausmacht. In der That muß also die Venusatmosphäre eine ziemliche Aehnlichkeit mit unserer Atmosphäre haben.

Die eben erwähnte Lichtgrenze der Venus ist aber nicht blos dadurch merkwürdig, daß sie solchergestalt nur allmählig an Erleuchtung abnimmt, sondern sie erregt auch außerdem Aufmerksamkeit, indem sie nicht regelmäßig in der Krümmung fortgeht, sondern vielmehr häufig gebrochen und gleichsam ausgezackt erscheint. Besonders auffallend sieht man dieß an ihren beiden Enden, den sogenannten »Hörnern,« welche bald sehr tief in die Nachtseite hinein treten, sich bald wieder zurück ziehen, und zuweilen abgestumpft, zuweilen aber auch wieder ungemein spitz erscheinen. Dieß scheint auf hohe Berge und tiefe Thäler zu deuten, durch welche der regelmäßige Zug der Lichtgrenze unterbrochen wird. Auch findet sich diese

Vermuthung vollkommen durch viele isolirte leichte Puncte bestätigt, welche man in der Nachtseite, oft in einer ziemlich beträchtlichen Entfernung von der Lichtgrenze, bemerkt, und welche nichts Anderes seyn können, als hohe Berge, deren Gipfel noch von der Sonne beleuchtet werden, wenn die angrenzende Ebene schon lange Nacht hat. Die Entfernung von der Lichtgrenze, in der diese Berge doch noch von den Sonnenstrahlen erreicht werden, gibt zugleich ein Mittel ab, ihre Höhe zu bestimmen, und Schröter hat auf diese Weise gefunden, daß es Venusberge gibt, welche 6 bis 8 Meilen hoch sind. Die höchsten und meisten derselben finden sich, nach Maßgabe der Analogie, auf welche wir beim Merkur aufmerksam gemacht haben, auch hier wieder in der südlichen Hemisphäre; und dieser Umstand, in seiner Uebereinstimmung mit dem, was wir auf der Erde beobachten, dient hinwiederum dazu, die Annahme, daß die beobachteten lichten Puncte auch wirklich Berge sind, zu bestätigen. So hebt und trägt, namentlich in der Astronomie, Eines gegenseitig das Andere.

Von der glänzenden Sonnen-warmen Venus versetzt uns der astronomische Tourist, den wir zum Begleiter durch den Sternhimmel gewählt haben, auf den mattschimmernden, winterlichen Mars, dessen mittlere Entfernung von der Sonne schon 32 Millionen Meilen beträgt, und der eine Erscheinung darbietet, welche mit dieser weiten Entfernung von der Quelle der planetarischen Lebenswärme in unmittelbarer Verbindung zu stehen scheint. Diese Erscheinung, eine der merkwürdigsten vielleicht, welche die Himmelstopographie anzuführen weiß, besteht in dem weißen Glanze der Marspolarzonen, der so bestimmt an unsern Schnee mahnt, daß man sich dieser Analogie unmöglich widersetzen kann. Je näher man das Detail des Vorganges verfolgt, um so bestimmter springt der Bezug zu einem Winter des Mars in die Augen. Zunächst nämlich beträgt die Schiefe der Ekliptik auf diesem Planeten gegen 29 Grad, also fast 6 Grad mehr, als auf der Erde, und in demselben Verhältniß ist also dort der Gegensatz der Jahreszeiten stärker, als bei uns. Ferner aber ist die Lage des Mars und seine Bahn im Weltenraume jetzt eine solche, daß der dortige Winter für die Nordhalbkugel in die Zeit des Periheliums, für die Südhalbkugel aber in die Zeit des Apheliums des Planeten fällt*), und daher für letztere Halbkugel, nicht nur der längern Dauer, sondern auch der größeren Entfernung von der Sonne wegen, viel strenger als für jene erstere seyn muß. Hiermit stimmt aber vollkommen überein, daß der weiße (Schnee-) Glanz der südlichen Polarzone des Mars viel länger erblickt wird, als der nördlichen, worüber sich alle Beobachter einverstanden finden. Am größten und hellsten erscheint übrigens dieser Schneeglanz, wenn der Betreffens-Pol eben aus der Nacht seines Polarwinters hervortritt, welcher fast doppelt so lange dauert, als der irdische Winter, da das Marsjahr nahe zwei Erdenjahre hält; und, umgekehrt, verschwindet dagegen der Schneeglanz desjenigen Pols, für welchen der Sommer eintritt. In der That, wie wir schon gesagt haben, diese Analogie mit irdischem Schnee ist sehr frappant.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist merkwürdig, daß derselbe Umstand, wie bekannt, jetzt auch für die Erde statt findet. Auch die Erde befindet sich in der Sonnennähe, wenn die nördliche Halbkugel ihren Winter hat; und da sie sich dann zugleich schneller bewegt: so kommt es daher, daß unser Winter 8 Tage kürzer und wahrscheinlich auch milder ist, als der Winter unserer Gegenwohner. — Dieß scheint also ein zweiter allgemeiner Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen planetarischen Hemisphären zu seyn, gleich wie wir oben schon einen andern solchen Unterschied hervorgehoben haben. R.

Schlußsteine.

Der Gottesleugner und der Bigotte, ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiches Gift. Beide, ohne Gefühl ihrer wahren Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihr Spinnengewebe zwischen den Convenienzen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der Eine glaubt nicht an ihn, und der Andere beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von Sünden, die er draußen beging.

Wie rührend sind Jugend, Schönheit und Unschuld im Augenblick des stillen Leidens!

Unglück *).

Ich darf, so oft ich nur ein wenig nasche,
Gewiß seyn, daß mich Jemand überrasche;
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze stricke,
Entwischt gewiß mir immer eine Masche.
Bei Tische gieß' ich aus die braune Tunke;
Beim Trinkgelag zerbrech' ich Kelch' und Flasche.
Ich habe selten Geld und hab' ich's einmal,
So hat auch sicherlich ein Loch die Tasche.
Stets färben Tintenspuren meine Finger,
So oft ich sie mit Rosenwasser wasche.
Verloren hat den Staub und einen Flügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe hasche;
Beim Kartenspiel bekomm' ich nie die Trümpfe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Pasche.
Ich wollte jüngst geschälte Pflaumen dörren:
Da fielen sie mir leider in die Asche.

*) Ghasele aus Pfizer's Gedichten (Neue Sammlung. Stuttgart, 1835, Paul Neff).

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Danzig, Anfang Juni 1836.

Im vorjährigen Sommer ließ sich von hier aus so manches Interessante berichten; die Russen kamen und gingen, ganz Europa hatte die Augen auf sie und bei der Gelegenheit auch ein ganz klein Wenig auf uns gerichtet, und so hatte ich denn die Freude, daß jede Zeile, die ich damals in irgend ein öffentliches Blatt warf, von einer Menge von Zeitschriften nachgedruckt wurde, sowie denn namentlich der Riese von russischem Tambour-Major mir, dem Zwerge von Correspondenten, einen großen Theil seines in Deutschland gewonnenen Ruhmes verdankt. — In diesem Augenblicke können hingegen meine Berichte nicht so viel Interessantes haben, und ihr werdet sie mir nicht weiter nachdrucken, Vous autres.

Nicht ein Jeder kann in eigener Person auf Reisen gehen, um so manches Interessante, was es außerhalb gibt

(Wer weit gereis't, wird Manches seh'n und schauen,
Gar fern von dem, was er für Wahrheit hielt)

kennen zu lernen; ich mag es daher wohl leiden, wenn Interessantes und Sehenswerthes, möge es nun beseelt oder unbeseelt, möge es ein Künstler (eine Künstlerin!) oder ein Kunstwerk seyn, sich mitunter selbst auf die Reise begibt, um sich von Personen bewundern oder wenigstens angloßen zu lassen, die sonst niemals in seine Nähe gekommen wären. — So sind denn auch diese Kunst- oder vielmehr Gemäldeausstellungen in den bedeutendern preußischen Provinzialstädten etwas gar Hübsches, welche größtentheils dadurch veranlaßt werden, daß von Berlin aus sehenswerthe und auf den letzten Berliner Ausstellungen berühmt gewordene Gemälde junger noch lebender, oft erst in's öffentliche Leben getretener Meister, den in den Provinzen sich gebildet habenden Kunstvereinen zur öffentlichen Ausstellung zugeschickt werden. — So hat denn während der Monate Februar bis April eine größtentheils von Berlin eingesandte Kunstausstellung in Königsberg und darauf vom 2ten Mai bis zum 2ten dieses auch hier in Danzig statt gehabt. — Wir haben hier einige Hunderte neuer Bilder geschaut, die zum Theil dem Könige, dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, Theils bekannten Berliner Kunstfreunden und Händlern, z. B. dem Prof. Rauch, dem Stadtrath und Buchhändler (es ist doch ein und derselbe?) Reimer gehören, oder auch diesen nur von auswärts z. B. von Paris und München in Commission zum Verkauf zugesandt sind; ja auch Königsberger und auch hiesige Eigenthümer neuer und älterer, mehr oder weniger werthvoller Kunstgegenstände und Curiositäten hatten bei dieser Gelegenheit gar Manches hier zur öffentlichen Ausstellung gebracht. — In Königsberg, einer Stadt, in welcher sich freilich eine Universität befindet, wurde denn bei Gelegenheit der Ausstellung nicht nur gar Vielerlei gesprochen, sondern auch so Manches geschrieben, wie denn unter andern ein Verein dortiger Professoren eine Reihe sogenannter „fliegender Blätter" herausgab, von denen denn auch ein Exemplar zu mir herübergeflogen ist. Man sieht es diesen Blättern jedoch gleich an, daß sie weniger von eigentlichen Kunstkennern, als von Gelehrten herrühren, die es z. B. dem berühmten Maler Sohn sehr übel nehmen daß er sich bei seinem Raub des Hylas und dem Dianenbade so wenig nach Ovid und andern alten Dichtern gerichtet habe, und nun von Citaten überfließen. — So in Königsberg. — Hier in Danzig hingegen hat man die Ausstellung zwar besucht, aber selbst dieses nur spärlich, das heißt die meistens: aus eigentlichen Preußen (im Gegensatz zu den eingebornen Danzigern, die noch sehr vieles Reichsständische und Eigenthümliche an sich haben, gebrauche ich diese Benennung) bestehenden Officiere, Officianten und Lehrer waren mit ihren Familien dort häufig zu treffen und eben so einige unserer angesehensten und gebildetesten kaufmännischen Familien, das Gros der Einwohner, die Mehrzahl der mittleren Kaufleute, der wohlhabenden Handwerker und Bürger nahm von der Ausstellung und von der Anwesenheit so vieler trefflicher Kunstwerke auch nicht die allergeringste Notiz, so daß, außer in einigen wenigen Cirkeln, auch fast gar nicht über die Sache gesprochen wurde. — Und an ein Abgeben gedruckter Urtheile war hier nun gar nicht zu denken, wie denn namentlich unser Wochenblatt bei dieser Gelegenheit sehr weise ein diplomatisches Stillschweigen beobachtete. — Leider habe ich meinen Katalog in diesem Augenblicke verlegt, sonst würde ich Ihnen wenigstens die Namen der bedeutendern Meister, von denen wir hier Bilder sahen, namhaft machen. — Die Zierden des Ganzen waren unbedingt drei dem Könige gehörende Bilder: der Raub des Hylas und das Dianenbad, beides von Sohn und dann eine Madonna, in ganzer Figur, mit dem (etwas verzeichneten) Christuskinde von Steinbrück. Die nackten weiblichen Gestalten, fast in Lebensgröße, auf den Bildern des Sohn, waren auch in der That wunderschön, so daß sie an ähnliche Gebilde des Rubens erinnerten. Von den andern Gemälden ist mir ein treffliches männliches Portrait von dem Meister Schadow in Düsseldorf, dem Director der dortigen Kunstschule, der das Genie so wunderbar zu wecken versteht, so wie der Dom zu Frauenburg, mit dem daneben befindlichen Haff, von dem Münchener Meister Quaglio, besonders im Gedächtniß geblieben, so wie die Bettlerstücke unseres geschickten jetzt in Berlin lebenden Landsmannes (d. h. Stadtmannes, er ist Danziger) Meierheim. Enfin, mein Herr, wir sahen hier Bilder aus den Schulen von Düsseldorf und Berlin, aus München und aus Paris. Was kann ein ehrsamer Danziger mehr verlangen?

Die Bilder sind abgereis't, aber Jemand, der sie liebt, kömmt so eben an. Es ist dieses niemand anders als Se. königl. Hoheit, der Kronprinz, der jedes Frühjahr eine militärische Inspectionsreise macht und bei dieser Gelegenheit auch die Festung Graudenz (wiewohl solche bereits in Westpreußen liegt) inspicirt und sodann in Marienburg das alte, neu aufgefrischte Hochmeister-Schloß besucht und darauf in Danzig in der Regel übernachtet, und am folgenden Morgen sodann wieder nach Pommern einlenkt.

Unser literarisches Treiben gleicht einer verkrüppelten Pflanze im hohen Norden. — So ist denn auch kürzlich hier eine unbedeutende, dem Vernehmen nach von einer hiesigen Lehrerin verfaßte Brochüre über das Schiefwerden der jungen Mädchen erschienen, und in unsern Wochenblättern, hier und zu Elbing, dermaßen gelobt worden, daß ich mir einen Buckel gelacht habe.

Nun können Sie denken, wie ich aussehe; ein Zwerg bin ich, das habe ich zu Anfange meiner Epistel gesagt, und nun zu Ende kömmt noch gar der Buckel hinterdrein! — Und eben so ist dieser Tage eine zweite gelehrte Schrift hier an's Licht getreten, die allgemein besprochen wird: das hiesige Adreßbuch. Ja, so etwas muß es seyn, was hier allgemein besprochen werden soll! — Der Pluralis von Consul (Handelsagent einer fremden Macht) wird in demselben mit „Consule" gebildet. „Zwei Consule tranken eine Flasche Champagner," wie gefällt Ihnen das? — Eben so ist auch in diesem Adreßbuche ein alter Herr, der stets ein Feind der Frauenzimmer war, und deßhalb bis in sein hohes Alter unvermählt geblieben ist, zur Strafe dafür als Frauenzimmer (Mad. S. statt Herr S.) aufgeführt worden und dergl. mehr. — Das Traurigste für den eine starke Familie habenden Herausgeber, der bisher in der Policei schrieb, ist indeß wohl, daß derselbe über dieses Buch mit seinem Chef dermaßen zerfallen ist, daß dieser — ihn plötzlich entlassen hat und er sich daher jetzt außer Brot befindet. Ich bedauere den armen Mann! Die Hauptursache zu diesem Zwist soll der Umstand gewesen seyn, daß Jemand, der die Dienste als Policei-Inspector thut, ohne jedoch als solcher angestellt zu seyn, in dem Adreßbuche nur als Kaufmann, was er früher war, und nicht als Officiant aufgeführt ist, wiewohl er als solcher nicht aufgeführt werden konnte, da der Censor ihn als solchen nicht genannt haben wollte, indem die königl. Bestallung ihm fehlt und sogar ausdrücklich verweigert worden ist. — Ach, sagt Shakespeare, es passirt so Manches unter der Sonne, und also auch in unserer Provinz, die noch dazu, wie die jetzige Kälte beweist, von der Sonne nur schwach beschienen wird, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt!

Noch einen Beleg könnte ich dazu anführen: eine höchst merkwürdige Gymnasiumsgeschichte; ich verspare mir diese indeß auf ein anderes Mal, da mein Brief für heute schon lang genug geworden ist.

Lemberg, im Juni 1836.

Theater. Bereits seit geraumer Zeit füllt Nestroy's „Zu ebener Erde und im ersten Stock" die Räume unseres sehr beschränkten Theaters. Die Darstellung kann im Ganzen genommen gut genannt werden, in sofern man berücksichtigt, wie viel des Guten von den Darstellenden gefordert und erhalten werden kann. Hr. Director Neufeld ließ diese Posse mit einem großen Kostenaufwande in die Scene setzen, und hatte deßhalb das größte Verdienst dabei. Statt unsers sehr beliebten Komikers Zöllner gab Hr. Friedrich Seuffert die Rolle des Damian. Hr. S. F. hat eine sehr schöne Stimme (für einen Komiker zu gut) und ein sehr mattes Spiel (für einen Komiker zu schlecht). Diese beiden Eigenschaften würden wohl in einer andern Sphäre ihren Zweck zum Theil wenigstens erreichen, hier aber sind sie ohne entsprechende Folgen. Hr. A. Seuffert gab den Johann, aber so schlecht, wie es seine Leistungen im Ganzen sind. Weder Sprache noch Gesang, weder Haltung noch Gang besitzt Hr. Seuffert, und wir würden ihm rathen, lieber selbst früher die Bühne zu verlassen, als daß er sie einst (was kaum fehlen kann) gezwungen verlassen müßte. Mad. Neufeld (Salerl) ist die einzige, welche Fleiß und Studium zur Genüge besitzt, um den nicht geringen Anforderungen, welche man an sie stellt, zu entsprechen. An ihr und an Hr. Neufeld zählte die hiesige Bühne die besten Zierden, und man könnte dieses Lob, selbst nur theilweise, keinen der hiesigen Mitglieder, als Hrn. Köppl und Mad. Seuffert noch zusprechen. Unter den übrigen Novitäten hatten „Capricciosa" von Blum; ferner „Gleiche Schuld und gleiche Strafe," von Schmidt, und „Yelva," von Hell, sehr angesprochen, obwohl letztere unter keine Novitäten gezählt werden kann. Dagegen hatte „Der Fürst über Alle," von Raupach, und „Die Verbannung aus dem Zauberreiche," von Nestroy, bedeutendes Unglück. Mehrere Kleinigkeiten, welche über die Bühne gingen, fielen gänzlich durch.

Von Opern florirte bisher fortwährend „Robert der Teufel," während „Norma" das Haus leer läßt. „Diavolo," „Montecchi," „Barbier," werden schon so selten gegeben, daß sie nur im höchsten Nothfall die Bühne betreten. Nächstens wird „Margaretha von Anjou" zur Vorstellung gelangen, auch werden „Die Ballnacht" und „Der Pirate," dem Vernehmen nach, bereits einstudirt. Mad. Frisch wird sich wieder neue Lorbeeren sammeln.

Künstler. Hr. Carl v. Mekold, Professor (!) der natürlichen Magie, hat zweimal bei leerem Hause Vorstellungen gegeben, und in beiden großes — Mißfallen erregt. Seine Künste bestehen in nichts Anderem, als in gemeinen Taschenspielerkünsten; dieß sah er wahrscheinlich auch selbst ein, und ließ sich deßhalb aus Bescheidenheit nur als ersten Künstler anmelden. — Juan Dupuis, jener kräftige Athlet, welcher Europa bereist, um einen Gegner und Sieger zu finden, fand vor Kurzem in der Kreisstadt Stanislau einen Ueberwinder, nämlich — den Tod. Bei Hebung einer Last von 3 Centnern rückwärts vom Tische — sprang ihm die Herzader, worauf er augenblicklich verschied. Ein hier noch nie gesehenes Panorama, mit einer camera obscura verbunden, zieht die Aufmerksamkeit des Publicums sehr an sich. In der That müssen wir gestehen, daß man die zu einem vollkommenen Panorama nöthigen Eigenschaften hier vereinigt findet. Die dargebotenen Ansichten sind sowohl geschichtlich als wegen ihrer Treue interessant. Die Besitzerin wird den ganzen Sommer in Lemberg verweilen.

An den Tod.

Du bist, mit Recht, den Menschen sehr verhaßt,
Weil jederzeit Du, ohne Ruh' und Rast,
Sie von einander grausam pfleg'st zu trennen.
Dies würden Manche leicht ertragen können,
Wenn ihnen nur die Karte ließest Du,
Und auch die Branntweinflasche noch dazu;
Und wenn Du reiche trenntest nicht vom Schatze,
Und Kinderlose nicht von Hund und Katze! —

G. Bachmann.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 157. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 1. Juli. 1836.

Schöne Literatur.

(Von Julius Seidlitz.)

Faust. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. 8. 197 S.

Ich weiß nicht, woher es kommen mag, aber wenn ich Nicolaus Lenau's Namen lese, so fällt mir immer der Hekla ein, mit seiner glühenden feurigen Brust und das kalte gewaltige Nordland. Lenau ist jetzt unser einziger Dichter, dessen Feuer von innen heraus strahlt und dessen Poesie nicht, wie bei der schwäbischen und sogenannten pommerischen Schule, von den an Bäumen und Sträuchern, an Wiesengrün und Mädchenaugen hängenden transparenten Lampen erleuchtet wird. Wer in Lenau den deutschen Byron erkennen will, hat den edlen Lord nicht verstanden. Finden wir auch in Lenau's Gedichten etwas vom gloomy Byron's, so ist seine Poesie doch nicht jene des Britten, daß jedes Wort ein Blutstropfen eines krampfhaft schlagenden Herzens sey, und wenn Thomas Moore von Byron sagt: „seine Muse wohnt gern unter Ruinen der Herzen," so ist Lenau's Poesie voll jener zarten Empfindung, welche ein brechendes Herz beklagt, und im eignen Innern die Wunde fühlt. Ebenso irrt man, wenn man Lenau einen originellen Dichter nennt, einen Schöpfer, der die Formen und Ideen zu seinen Bildern aus sich selbst heraus holt; Lenau's Muse ist eine Tochter Uhland'scher und Heine'scher Poesie aus jener Zeit, als die Eltern noch in den Flitterwochen lebten. An Uhland's Brust lag der Knabe Lenau und Uhland's Gott ward der seine; an Heine's Hand strich der Jüngling durch die Fluren, und wo Heinrich spottete, sah Nicolaus wehmüthig ernst. Und zum Schmerze ward diese Wehmuth in reiferen Jahren; aber der Uhland'sche Gott strich mit milder Hand über die hämisch verzogenen Mundwinkel, und der tödtende Spott machte einem schwärmerischen Traume Platz. Lenau's Muse ist kein Mädchen, das hoch hinaus will, das einen Hofrath oder wenigstens einen Professor mit 2000 Thalern jährlich haben muß, um ein großes Haus zu machen, das ein sentimentales Thränentuch vor den Augen hält, weil es heute Mode ist, sentimental zu seyn, daß aber morgen sich über Alles lustig macht, weil es Mode ist, die göttliche Grobheit des Genies, die Ironie zu affectiren; nein, sie ist ein schönes blasses Weib mit braunen Augen und dunkelblondem Haare, ein liebedürstendes Herz, das einem kalten Manne angetraut ist. Und fragt man nun: wer ist der kalte, kalte Mann, dem Lenau's Muse angetraut ist und der sie so traurig macht? dann wird es wohl heißen: es ist unsere Zeit, dieser alte Podagrist, dem man nicht auf den Fuß treten darf, wenn man ihn hübsch ruhig haben will. Der Dichter fühlt es, daß er an eine Zeit gekettet ist, welche seine Ideale nicht in's Leben treten läßt, und darum wendet er sich der Vergangenheit zu, und aus den Gräbern beschwört er die Todten herauf. Die Gegenwart mit ihrer transparenten Objectivität, ihrem superklugen Ich und Nicht-Ich ist die kalte Metallspange, welche die editio princeps jeder Poesie, unsere eigene Brust, uns verschließt. Wie nun die Poesie zum Uhrweiser machen, daß sie uns die Stunden der Zeit anzeige? Dieses kann nicht durch Mondschein und Vergißmeinnicht, durch Blätterrauschen und blühende Mädchengesichter, nicht durch ein Kokettiren mit einem Gefühle, welches man erst erschaffen will, bewirkt werden. Auch der Contrast kann es nicht so leicht, diese concave Linse, welche in der Nähe uns unser Bild verkehrt zeigt, auf dem Kopfe steht und die Füße zum Himmel emporstreckt, und erst in der Ferne wieder menschliche Gestalt annimmt. Es kann es ein Charakter allein, ein Charakter, der, im Nebelhaften einer fernen Zeit sich verlierend, ein Centimane an Geist, die kommenden Jahrhunderte, wenn auch in bloßen Ahnungen, doch mächtig umfaßte. Solche Charaktere stehen dann an der Pforte zweier Welten, neuerstandene Janusbilder. Und ein solcher Charakter, der durch sein tiefes Eingreifen in das Innere des Volkes, ein würdiger Gegenstand der Poesie geworden, ist Faust. Man könnte eine eigene Literatur aller Faust betreffenden und ihn darstellenden poetischen Werke geben, und ihre Zahl wird nicht ganz klein seyn. Die Deutschen allein haben außer den alten Volksbüchern über den Schwarzkünstler

Dr. Faust, acht neuere Bearbeitungen: eine kleine Abhandlung von Lessing, von Goethe (der den Faust von Marlowe benutzte), Klinger, Klingemann, dem Maler Müller (der von Marlowe größtentheils übersetzte), Grabbe (Don Juan und Faust), B. v. B., Bechstein und selbst eine Oper haben die Deutschen aus dem Faust gemacht, deren schlechter Text, wenn ich nicht irre, vom Hrn. Hofrath Gehe ist. Und jetzt ist es wieder Lenau, diese Ceder der süddeutschen Dichter, welcher einen Faust uns darbietet. Die Gabe ist dankens-, höchst dankenswerth, wenn uns der reiche Dichter auch nur silberne Schüsseln statt der goldenen, wie er es vermag, aufgesetzt hat. Er nennt es „ein Gedicht," nennt es weder dramatisch noch episch, noch episch-dramatisch, bloß „Gedicht," gerade so, wie ein Prinz gewöhnlich unter unscheinbarem Titel reis't. Man lasse es sich ja nicht einfallen, zwischen dem Goethe'schen Faust und dem von Lenau eine Vergleichung anstellen zu wollen; es sind, damit schon von vorn herein keine Vergleichung stattfinden könne, die Charaktere verschieden. Bei Goethe's Faust lodert das Feuer von innen heraus, bei Lenau brennt es unlöschbar dem Innern zu, Goethe's Faust ergibt sich dem Teufel, weil es ihm Spaß macht, einen Teufel zu seinem Knechte zu haben, Lenau's Faust ergibt sich dem Teufel, weil er bei den Menschen nichts mehr zu forschen findet. In Goethe's Faust ringt eine colossale göttliche Kraft mit der ganzen geistigen Natur, und daß er sich an Mephisto's Brust wirft, ist nicht Schwäche, sondern Erguß des ungezähmten Uebermuthes, der alles Menschliche, ja selbst das Göttliche unter sich sieht und sich dem Teufel hingibt, um den Engeln zu trotzen.. Goethe's und Lenau's Faust verhalten sich zu einander, wie Eiche und Pappel, während die erste eher ihre Krone verliert, als sich beugt, senkt die andere den Wipfel, um nur ungebrochen zu bleiben. Wo hier die Gluth, wie eine Lohe hervorbrechen sollte, schlägt Lenau erst Funken, wo Goethe weltverachtend lacht, so daß eben das Furchtbare dieser Ironie uns erschüttert, grollt Lenau still in sich hinein, wo Goethe's Faust auf seinen Zauberrossen durch die Welt saus't, schwindelt Lenau vor der unendlichen Höhe. Lenau's Faust spricht selbst von sich:

„In meinem Innern ist ein Heer von Kräften,
Unheimlich, eigenmächtig, rastlos heiß,
Entbrannt zu tief geheimnißvoll'n Geschäften,
Von welchen all' mein Geist nichts will und weiß.
Ich bin geneckt von Zweifeln und gezerrt,
Bin grausam aus mir selbst herausgesperrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
Zwischen den dunklen Abgrund meiner Seele
Und dieser Welt verschloss'ner Felsenwand." —

So läßt Lenau seinen Faust sich selbst charakterisiren, ein schwankes Rohr, ein Mensch, der in der Sehnsucht nach Erkenntniß vergeht, dem die Wissenschaft selbst nichts geworden ist, und dem in der Verzweiflung am Denken und am Leben nichts mehr als Selbstmord übrigbleibt. Und dieses ist das Charakterlose Faust's. Dergleichen Menschen klammern sich an's Leben, wenn sie am Denken verzweifeln, und erst die Verzweiflung am Leben ist die offene Thüre zum Wahnsinn, und der gezogene Dolch des Selbstmordes. Weder Faust noch Mephisto in Lenau's Gedicht erinnern an Goethe, denn so wie Faust hier mehr unter Menschen wandelt, als bei Goethe und alle Contraste mehr durch menschliche Wesen herausgestellt sind, ebenso ist Lenau's Mephisto mehr der Pudel, im Goethe aber der Dampf, der höher und höher schwillt, und aus dem endlich, wenn Faust schon ganz betäubt ist, der Höllenfürst heraustritt; jene personificirte und raffinirte Negativität, welche, obgleich Faust ganz unterthan und ihm immer Recht gebend, doch Alles bestreitet, und Faust, ihn also des Widerspruches entwöhnend, ganz willenlos macht.

Wir finden Faust im Beginn des Lenau'schen Gedichtes (denn sowohl das Gedicht „Schmetterling" als auch das „Morgengang" kann man nur als Einleitung betrachten) im anatomischen Theater bei einer Leiche. — Ich bin der Meinung, daß Lenau dadurch, daß Faust nicht, wie bei Goethe, in metaphysischen Forschungen vergraben eingeführt wird, den Standpunct, von welchem sein Charakter aufzufassen, angegeben hat. — Hier will er in dem Nerven-Geflechte den Sitz der Seele auffinden und aus diesen Träumen stört ihn Mephisto, der als fahrender Scholast plötzlich zur Thüre hereinfährt. Höhnend schneidende Worte stößt er nun gleich Blitzen aus, Faust's Seele sinkt immer tiefer, und Mephisto verschwindet, nachdem er noch gesagt:

„Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein räthselhaft Gebot;
Nur den Verbrecher, der es überschritten
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.
Hast du den Muth um diesen Preis zu wetten,
So kann dich dieß mein Wort vom Zweifel retten."

Im folgenden Gedichte „die Verschreibung" steht Faust wieder so schwach Mephisto gegenüber, daß er, wie dieser ihm die geleisteten Dienste aufzählt, ihm antwortet:

„Ich kenne Dich, doch ohne Dank;
Mir wäre besser, wenn ich dort versank."

Hier erscheint Faust in seiner tiefsten moralischen Erniedrigung, und daß er dann, auf Mephisto's Zureden, die Bibel in's Feuer wirft, ist nicht die Wirkung des freien Willens, der von innen herausströmt, sondern die Verzweiflung, die Alles auf einen Wurf setzt. Nachdem im nächsten Gedichte ein Jugendfreund Faust's ihn an die frühern schönen Tage, an die Liebe seiner Schwester, die er ihm jetzt anbietet, erinnert, und Faust sich schmerzvoll losgerissen hat, finden wir Mephistopheles auf den Landstraßen, wie er dem forteilenden Faust langsam, ein personificirtes Geschick, nachschreitet. Er sagt:

„Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß der Seele ihn erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihm beschleicht;
Als wären alsdann seine Tugendwächter —
Die doch am Ende nur gedung'ne Fechter —
Vom Schmerz berauscht, verschlafen an der Pforte.
Gewaltig packten ihn des Grafen Worte;
Nun stehts mit meinem Faust am rechten Sprunge,
Ganz durchgeweicht ist mir der arme Junge.
Wogegen er sich lange mochte sträuben,
Dem wird er nun sich rasch entgegenstürzen,
Im Drang' sich zu zerstreuen, zu betäuben,
Die Tage des Verdrusses abzukürzen,
Frisch zu verzehren seine Lebenskraft
Im Todestaumel süßer Leidenschaft."

Mit dem nächsten Gedichte beginnt, so zu sagen, der Kern der Handlung, wenn man als Kern jene Periode in Faust's Leben annehmen will, wo er unter dem Einflusse Mephisto's steht. Denn immer treten uns im Faust zwei Personen entgegen: Faust der freie, unabhängige Gedankenjäger im Anfange des Stückes und Faust, die Puppe und das Spielzeug der Hölle, von dem Momente an, wo er den Pact schließt. Von diesem Augenblicke an gehört er sich nicht mehr selbst, und die Luft umkreiset ihn in immer kleinern Räumen, bis er, gleichsam wie in einem Wirbel, darin untergeht. Dadurch aber, daß Mephisto ihm immer dienend entgegentritt, wird er in den Traum einer Herrschaft eingewiegt, und es ist die furchtbarste Ironie, daß solche Momente, wo er glaubt, Herrscher zu seyn, gerade Wogen sind, die seinen auf Sand gebauten Thron am stärksten ausspülen. Es ist beinahe zum Gesetz geworden, daß Faust's Mißthaten damit anfangen müssen, ein Mädchen zu verführen. Wozu? — ist Faust ein Don Juan? ist der sinnliche Genuß ihm Alles? übergibt er sich Mephisto des sinnlichen Genusses wegen, oder ist es nicht vielmehr Mephisto, der ihn beinahe mit Gewalt zum Sinnengenuß treibt? und ist dann Faust nicht der größte Schwächling, daß er im Genusse untergeht? Er will Wahrheit, und stürzt sich in ein Meer von Lüge; er will Klarheit, und umarmt die Nacht! Es sey dieses jedoch für Lenau kein Vorwurf, daß er seinen Faust nicht anders gehalten, denn wenn es Lenau nur darum gethan hätte, um das Gedicht „Der Tanz" zu veröffentlichen, so sind wir ihm dann selbst noch Dank schuldig.

(Schluß folgt.)

Die Befreiung von Candia. Schauspiel in 5 Aufzügen von Robert Blum. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1836.

Dieses Stück gehört zur Classe der Türkenschauspiele und Türkenromane, und hat, wie alle Producte dieser Gattung, zwei Motive zur Ver- und Entwickelung: Haß der Unterdrückten und eine geraubte schöne Christin. Wenn ich nicht irre, so ist dieses Schauspiel nach einer Erzählung von Tromlitz bearbeitet. Von Handlung ist nicht viel die Rede, dafür aber sehr viel von Freiheit. Die Griechen auf Candia wollen sich befreien, ihr Haupt, der reiche Servas, denkt aber klüglich: „Eile mit Weile," und zieht die Sache in die Länge. Das erfahren wir aber nur im Gespräche, nicht so sehr in der Handlung, denn sonst wäre sie langweilig. Gott behüte! Während also mehrere Griechen in Servas' Garten sitzen und in ihn dringen, loszuschlagen, stürzt noch ein junger Grieche herein; der gute Mensch heißt Nerulis, und spielt unter der Hand den Geliebten von Servas' Tochter Arinia, die, wie der Dichter uns versichert, so schön ist, daß sie der Pascha für seinen Harem bestimmt und sie im zweiten Act auf sehr kluge Weise aus ihres Vaters Haus rauben läßt. Nun weiß jedes Kind, daß die Türken hübsche Mädchen gerne haben und nicht gerne lange bitten. Wie sollte dieses dem gescheidten Servas entgehen? und da er wahrscheinlich geahndet hat, daß ihm seine Tochter wird geraubt werden, hat er ihr schon früher einen Dolch gegeben. Den hält sie nun im dritten Act ganz erstaunlich heldenmüthig dem Pascha vor, und dieser, der wahrscheinlich die Natur Jacob's II. haben mag, läßt sie laufen, aber nicht nach Hause, sondern schickt ihr Wache nach und läßt sie festnehmen.

Dieses ist zur Entwickelung äußerst nothwendig, denn Servas muß kommen und seine Tochter zurück erbitten. Der Pascha, der nicht ein Fünklein Großmuth haben darf, muß ihn ohne Antwort, quasi zwischen Thür und Rügel gepreßt, verlassen. „Große Verzweiflung!" sagt der Schneider in Lumpacivagabundus. Das Ende vom Liede oder vom Stücke kann man jetzt schon aus dem Titel errathen. Die Griechen brechen los, der Pascha muß, so ungern er es zu thun scheint, sterben, und Nerulis erhält die Hand der schönen Arinia. Ist das nicht ein tüchtiges Stück? Was fehlt dabei? Große, edle, schöne, tapfere, heldenmüthige, fromme, begeisterte Seelen sind in Menge da, denn das sind alle Griechen (der Leser erräth, daß diese drei Viertel Heilige, die Türken durchgehends Schurken seyn müssen). Jungfräulicher Heldenmuth ist auch da. Zur Abwechslung werden die Griechen mißtrauisch gegen Servas, und wollen auf eigene Hand Revolution spielen, und weil, wie bei einem Eierkuchen Eier, heut zu Tage überall der Humor eingeflickt werden muß, so ist auch ein Albanese da, der den dummen Pascha bei der Nase herumführt, und etwas Humor an sich trägt, wie Arlequin einen rothen Lappen sich auf grünes Tuch heftet. Was mir die Leutchen aber nicht lieb gemacht hat, ist, daß sie so ganz Naturmenschen scheinen, ganz einfach, ohne alle Bildung. Man sieht ihnen gar keine Kunst an; sie kommen und gehen, wenn es ihnen gefällig ist, sind nicht sehr bedacht auf die Wahl der Worte, die sie sprechen wollen, und machen es gar nicht so, wie die gespreizten Helden in vielen Tragödieen, daß sie in reinen Jamben sprächen *). Auf der Bühne kann das Stück vielleicht gefallen, denn es kommen Verschwörung, Raub, Mord, Todtschlag, Gefecht, Edelmuth, Raserei und Verzweiflung darin vor. Die Sprache erhebt sich nie über das Gewöhnliche. Den reinen natürlichen Ausdruck des Gefühls trifft der Verfasser nicht oft, und wo er erhaben seyn will, setzt er dem armen Hippogryphen den Sporn in die Seite, und läßt ihn keuchend in kurzem Trab gehen.

Servas hat den Pascha um sein Kind gebeten, dieser ihn mit einem verächtlichen Blick verlassen, Servas sinkt zu Boden, springt aber wieder auf und spricht:

„Er geht? Ich lag umsonst vor ihm im Staube?
Er sah mit Hohn auf mich herab und freut
Sich seines sichern Opfers. Seines Opfers!
Ha, höllischer Gedanke! Seines Opfers!
Nein! beim allmächt'gen, ewig-heil'gen Gott!
Noch bin ich Vater! Stirb!"

Wer dieses Servas' Gemüthsstimmung angemessen findet, wer dieses Poesie nennt, dem werfe ich im Namen der Poesie einen Injurienproceß an den Hals. — Ausstattung: elegant.

---

*) Verstöße gegen das Metrum, wie Akropŏlis für Akropŏlis, und einige Fehler gegen die Gesetze der Rhythmik, sind dem Hrn. Verf. Kleinigkeit.

Literarischer Beobachter.

[Ein Universal- und National-Werk.] Als ein solches Werk muß man das vor Kurzem mittelst eines Prospects angekündigte:

„Deutsche Universal-Conversationslexikon oder vollständiges Wörterbuch der für Kunst- und Wissenschaft, Gewerbe, Umgang und Lectüre aus allen fremden, lebenden und todten Sprachen entlehnten und gebräuchlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten (für alle Stände des deutschen Volks, als Supplement zu allen existirenden Ausgaben von Encyklopädieen und Conversationslexicis. Leipzig, Verlag der Belgischen Buchhandlung. gr. 8. mit Petitschrift stereotypirt.)" Preis für jede Lief. 8 Gr.

nun in der That anerkennen, nachdem dessen erstes (A—Al, 80 S.) Heft erschienen ist. Die Verheißungen des Prospects waren stark, allein man muß gestehen, daß die Leistungen nicht dahinter geblieben sind. In wohlausgeziertem Raume und in dicht an einander gereihten Behältnissen findet man eine beinahe unübersehbare Ernte aufgespeichert. Da ist in der That keine Wissenschaft (selbst nicht die Chemie und Pharmakologie) keine Kunst, kein Gewerbe, keine Erfindung, kein Industriezweig, kein Conversationsgegenstand, mit einem Worte nichts, was hier nicht ein wohlausgefülltes Fach vorfände. Nur Geographie, Geschichte und Biographie möchten als wenig bedacht sich beklagen; doch scheint es im Plane der Herausgeber zu liegen, den durch ihre Beschränkung gewonnenen Raum anderweitig zu verwenden. Und freudig bekennt man diese Verwendung in den auf ein gründliches Sprachstudium, dessen unsere Zeit nicht wenig bedürftig seyn möchte, abzweckenden Ableitungen aus fremden, besonders den alten classischen Sprachen und tausend in der bescheidensten Kürze den Artikeln beigegebenen Bemerkungen der verschiedensten, meistens eine neue interessante Aufklärung oder eine neue geistreiche Hypothese enthaltenden Art. Die Ausarbeitung der Artikel selbst zeigt überall von dem Streben, alles Vorhandene zu umfassen und Kürze mit Deutlichkeit zu verbinden. Der Parenthesen gibt es nicht wenige und einige derselben sind sehr lang, doch gehört nur eine kleine Gewöhnung dazu, um dieses Uebelstandes durch die Erkenntniß, daß es nur so möglich wurde, Kürze, äußere stylistische Abrundung und möglichste Vollständigkeit in Einklang zu bringen, sich zu überheben. Unter mehr als 4000 Artikeln (von A—Alicondo) könnten wir nur mit Mühe ein Paar herausfinden, auf denen ein kleiner Schatten des Tadels ruht, aber ungesucht mehr als 100, deren Vorzüge unverkennbar sind. Es wird dem Werke die verdiente Anerkennung von Kritik und Publicum gewiß nicht vorenthalten werden!

[G. S. contra Groß-Hoffinger.] Man sagt Groß-Hoffinger's Geschichte Joseph's des Zweiten soll in's Englische übersetzt worden seyn, und in's Französische übersetzt werden; dem Vernehmen nach wollen sich diese beiden Nationen für den Schimpf, den die Deutschen ihnen durch Uebertragung ihrer elenden Machwerke angethan haben, dadurch rächen, daß sie, um die deutsche Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit in das helleste Licht setzen, Groß-Hoffinger sich aneignen!!

Man sagt Groß-Hoffinger wolle sich der politischen Schreiberei entschlagen, weil es ihm nichts (?) geholfen, daß er, der berühmte Verfasser von „Oesterreich wie es ist" der berühmte Hans Norrmann, eine Apologie auf den todten Kaiser Franz und eine dito auf den todten Kaiser Joseph fabricirt. Er will wie es verlautet, in Zukunft nur historische Romane schreiben. Auf dieses schreckliche Gerücht hin haben bereits zweiundsiebenzig Lesebibliothekare angekündigt, daß sie ihre Institute aufgeben (unter diesen der Verleger von Groß-Hoffinger's neuesten Werken selbst, die Brodhagen'sche Buchhandlung und Leihbibliothek), weil sie voraussehen, daß, wenn einmal mehrere Romane existiren, wie Groß-Hoffinger's berüchtigter „König," jeder Vater und jede Mutter mit Stock oder Ruthe, mit Hunger oder Versagung eines Balles, mit Entziehung des Putzes und anderen möglichen schrecklichen Strafen ihren Töchtern und Söhnen das Lesen der Romane aus Leihbibliotheken verbieten werden, worauf denn diese letzteren zu Grunde gehen müssen. Wir hoffen, das Ganze ist nur ein Gerücht, von müßigen Köpfen ersonnen, um die Lesewelt zu schrecken. Möge Gott den guten Groß-Hoffinger vor so gräßlichen Gedanken bewahren.

[Französische Neuigkeiten.] Jules Janin's neuester Roman: „Le chemin de traverse" (der Kreuzweg) erregt in der Pariser eleganten Welt viel Aufsehen. Nicht minder thut dies „une coquette," ein Roman aus einer weiblichen Feder. Die Schilderung der Hauptperson wird ausgezeichnet genannt. Die Handlung ist einfach und alle Pointen concentriren sich auf die Charaktere. Im Gebiete der Wissenschaften und Künste verdient Beachtung: „Encyclopédie nouvelle, ou dictionnaire philosophique, scientifique, littéraire et industriel. Par une société des savans et des litérateurs," herausgegeben von Leroux und Raynaud (jährlich erscheinen 12 Hefte); so wie Abel Hugo's (Bruder des berühmten Dichters) neu herauskommende: „France historique et monumentale. Histoire générale de France depuis les temps les plus reculés jusqu' à nos jours, illustrée et expliquée par ses monumens etc." (Das Werk wird aus 4 Bänden in 4. mit sehr vielen Abbildungen bestehen.) Wie käme ein deutscher Buchhändler mit einer solchen deutschen Geschichte in's Hintertreffen!

[Scheidung.] Die unter dem Namen George Sand bekannte Schriftstellerin, deren Romane in Paris und beinahe allwärts so beliebt sind, ist am 12. Mai zu Lachâtre von ihrem Gatten gerichtlich geschieden worden.

[Die Bartholemäus-Nacht.] Der 7te Band der in Paris erscheinenden „Archives curieuses de l'histoire de France, depuis Louis XI. jusqu' à Louis XVIII., ou collection des piéces rares et intéressantes telles que chroniques, mémoires, pamphlets, lettres etc. etc." enthält Carl IX. und Catharine v. Medicis, und die vollständigste Beschreibung der Bartholemäus-Nacht.

[Eugen Sué.] Man könnte diesen Schriftsteller vielleicht das genialste Amphibium der französischen Literatur nennen, seine Geschichte der französischen Marine ist bis zur 27sten Lieferung gediehen.

[R. O. Spazier.] In der Revue universelle 3. Band. 11. Lieferung 1836, befindet sich ein Aufsatz dieses Schriftstellers „Des femmes Allemandes et de leur influence sur la littérature germanique," welcher, sonderbar genug! die Geschichte der Charlotte Stieglitz erzählt, als wenn diese Frau der Literatur etwas gewesen wäre, oder die Frauen, die wirklich der Literatur etwas, so wie Charlotte sind.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 158. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 2. Juli. 1836.

Theaterberichte.

Breslau, am 18. Juni 1836.

Allgemeine Indignation. Löbell und Dlle. Seeburg. Dreifacher Blitz und Donner.

Werther Freund! Obwohl ich versprach, nur Untheatralisches fernerhin schreiben zu wollen, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen einen hiesigen Zeitungsartikel mitzutheilen, der Sie gewiß interessiren wird. — Gestern, als am 17. Juni, las man in der Breslauer Zeitung folgende:

Warnung.

„Am 10. d. M. kam Hr. J. Meyer, Correspondent des Leipziger Kometen, zu mir in meine Wohnung, setzte sich ungeheißen nieder und eröffnete mir, daß Hr. Löbell, Redacteur der Zeitschrift „Pandora" in Berlin, über mich einen sehr malitiösen Bericht wegen meines Nichtauftretens auf dem hiesigen Theater abgefaßt habe, und denselben in mehrern Zeitschriften abdrucken lassen wollte; da er aber Hrn. Löbell als einen leicht zugänglichen Mann kenne, so könnte ich mit einigen Thalern diesen für mich so unangenehmen Bericht hintertreiben, und er erklärte sich bereit, das Geld dem Hrn. Löbell zu überbringen. Ich antwortete, daß es mir gleichgiltig sey, ob und was Hr. Löbell hierüber schriebe, und daß die beste Widerlegung solcher böswilligen Gerüchte das vom Hrn. Hofrath Doctor Pulst ausgefertigte Zeugniß über meine geschwächte Gesundheit wäre, und ersuchte Hrn. Meyer, mich zu verlassen. Am folgenden Tage erhielt ich nachstehendes Schreiben:

„Schon seit acht Tagen habe ich einen Bericht über Sie für die Wiener Theaterzeitung und für die Leipziger Theaterchronik fertig. Da mir jedoch gesagt wurde, daß Sie mit mir darüber Rücksprache zu nehmen wünschen, so erwarte ich Sie deßhalb bis morgen 9 Uhr; haben Sie bis dahin nichts für die Sache gethan, so werde ich den Bericht unverzüglich absenden.

Löbell,
Redacteur der Zeitschrift „Pandora," Katarinenstraße Nr. 19 eine Treppe hoch."

Ich erlaube mir, das unrühmliche Treiben des Hrn. Löbell mit der Bitte zu veröffentlichen, daß die verehrlichen Redactionen, welche ihre Blätter nur einer unparteiischen Kritik offen halten, Notiz hiervon nehmen, und ein verehrtes Publicum den Verfasser dieser vorläufig angedrohten Berichte und seine Motive kennen lernt.

Breslau, den 13. Juni 1836. Sophie Seeburg."*)

Die privilegirte schlesische Zeitung enthält über den Vorgang Folgendes:

„(La bourse ou l'honneur.) — Die hiesige Sängerin Fräulein Seeburg erklärt in der hiesigen Zeitung, daß ein Schriftsteller, Namens Löbell, ihr die Alternative stellte, entweder ein paar Thaler zu zahlen, oder ein malitiöses Referat erscheinen zu sehen. Breslau rückt mit dieser Thatsache nun in die Reihe jener großen Städte, wo Aehnliches fast alle Wochen vorkommt, indem die literarische Beutelschneiderei dort längst schon im Schwunge ist."

Was meinen Sie zu dieser Geschichte? Verdient das Treiben eines solchen Burschen — Sie ließen ihn einmal während seiner Feindschaft mit Cerf über das Königstädter Theater referiren, thaten aber wohl daran, den mit Cerf Versöhnten nicht länger correspondiren zu lassen — nicht die derbste Züchtigung? — Unbegreiflich ist es mir, wie man das Handwerk dieses Menschen so lange Jahre in Berlin mit ansehen konnte. u. s. w.**).

Danzig, im Mai 1836.

(Schluß.)

Danzig, Anfang December 1835.

Ein neuer Liebhaber, ein Hr. v. Bouché, ist hier eingetroffen. — Daß wir unser Theater so wenig lieb haben, liegt

*) Fräulein Seeburg vom Theater zu Linz wurde von Hrn. Haake für das Fach der ersten Sängerin engagirt. Sie ist bereits seit mehrern Monaten hier, konnte aber bis jetzt Krankheitshalber nicht auftreten.

**) Verzeihen Sie, Hr. Schwachdäumling! daß ich die folgenden Expectorationen gegen die Theaterkritiker in universum weglasse. Anm. d. Red.

größtentheils an unsern Liebhabern; der erste, Hr. Löffler aus Dresden oder aus Wien, ein verunglückter Tänzer, ist kaum mittelmäßig, und der zweite obengenannte ist ganz ungenießbar. — Mit dem kann es nicht lange werden.

„Zerstreuet Euch, Ihr Lämmer auf der Haide,
Ihr seit jetzt eine hirtenlose Schaar,"

rief dieser Tage ein hiesiger Correspondent unsern Schauspielern in den Elbinger Anzeigen zu. — Unser Director ist nämlich plötzlich nach Berlin abgereist. Da unser Publicum nicht so viel Geld geben will, wie er braucht, so will er dort die Gnade des Königs in Anspruch nehmen und sich von diesem einen jährlichen Zuschuß auszuwirken suchen, in der Art, wie das Theater in Königsberg solchen genießt. — Doch wenn die Katze nicht zu Hause ist, so tanzen die Mäuse über Tisch und Bänke. — Der Director erhielt noch einige Ordnung, seit er aber fort ist, ist der *** bei uns los. — An regelmäßiges Abhalten der Proben und dergleichen, ist jetzt gar nicht zu denken. — Ja noch mehr, Hr. Voß, ein ehemaliger Berliner Chorist, und jetzt unser erster Tenorist, war am 23. Nov., als er in der Oper: „Der lustige Schuster" von Paer, singen sollte, ausgeblieben. Man hatte ihn im Laufe des Tages in mehreren Wirths- und Weinhäusern gesehen, und zuletzt noch um sechs Uhr Abends bei einem Conditor! Und so hatte er dann vergessen, in's Theater zu kommen. — Einer seiner Collegen, der gerade in dem Augenblicke, als das Theater anfangen sollte, mit der Post von einer Reise zurückkehrte, übernahm Voßens Rolle aus dem Stegreif. — So ist Alles wie aus Rand und Band. — Unser früherer Schauspieldirector, Hr. Schröder, ein guter alter Mann, der im October und November hier gastirte, reiste gleich nach seinem Benefiz in der Nacht von hier fort! — Kurz, es ist eine wahre Reisewuth in die Schauspieler gefahren. — Einige fahren ab und Andere fahren an. Ein hier schon öfters engagirt gewesener edler Vater, dritten oder vierten Ranges, Hr. Ströber, ist hier eingetroffen, und, was allerdings interessanter ist, die bekannte Hamburger Künstlerin, Dem. Wantuch, auf ihrer Rückkehr von Petersburg. — Sie ist eine recht niedliche kleine Jüdin, und in naiven Rollen recht brav, ohne jedoch Künstlerin von bedeutenderem Range zu seyn.

Danzig, Anfang Januar 1836.

Die Gastspiele der Dlle. Wantuch haben während des Decembers fortgedauert und mit Vorstellungen der Taschenspieler Gebrüder Bils abgewechselt. — Auch ist ein alter Hr. v. Ziethen, zwar nicht aus dem Busch, aber doch aus dem Haag (er soll Director in Amsterdam gewesen seyn) hier engagirt; es ist dieses der den Leipzigern gar wohl bekannte alte Held, der besonders in Judenrollen recht brav ist. Hätte er nur nicht durch das übermäßige Tabakschnupfen seiner Stimme den Dampf gethan. Künstlerische Einsicht ist dem Veteranen übrigens nicht abzusprechen.

Erst am 6. dieses ist, nach achtwöchentlicher Abwesenheit, unser Director unverrichteter Sache von Berlin wiederum eingetroffen.

Danzig, Anfang Februar 1836.

Die einzige neue Oper, welche wir bis jetzt hier sahen: „Lestocq" von Auber, hat das Publicum dermaßen kalt gelassen, daß sie nur drei Mal gegeben werden konnte. — Der Umstand, daß sowohl Hr. Schmuckert, der die Titelrolle, als Dlle. Podlesky, welche die Elisabeth gab, hier sehr unbeliebt sind, erklärt diese Gleichgiltigkeit einigermaßen. — Beide, sowohl Hr. S. als Dlle. P., betreten nicht mehr die Bühne, indem der Director den Erstern plötzlich entlassen hat, und Letztere in eine mehrere Monate anhaltende Krankheit verfallen ist. —

Als ein besonderer Glücksfall muß es daher angesehen werden, daß in demselben Augenblicke, als Dlle. Podlesky sich von der Bühne zurückziehen mußte, eine andere Sängerin wie ein Deus ex machina erschien. — Es war dieses die hier geborne Tochter des früher längere Zeit bei unserer Bühne engagirt gewesenen Wohlbrück, des Aeltesten dieser kunstreichen Gebrüder, der vor etwa sechs Jahren zum deutschen Theater in St. Petersburg überging. — Als ein talentvolles Kind von zwölf Jahren verließ sie uns, und kehrte jetzt als achtzehnjährige Frau — geschiedene Frau oder Witwe, ich weiß es nicht, denn gar abenteuerliche und unverbürgte Geschichtchen circulirten darüber im Publicum — als Madame Ussow zu uns zurück. Schon als Kind auf der Bühne heimisch und von der Natur mit der, wie es scheint, allen Wohlbrück's zu Theil gewordenen geistigen Kraft und Darstellungsgabe ausgestattet, hat sie mehrere Jahre in einer der ersten Petersburger Pensionen zugebracht, und sich hier recht hübsche Kenntnisse in der französischen und italienischen Sprache, in der Musik und im Tanzen erworben. Ohne weder eine vollendete Schönheit, noch eine völlig ausgebildete Künstlerin zu seyn, ist sie dennoch eine sehr angenehme Erscheinung. Vive la jeunesse! es lebe die Jugend, welche auf jeder Bühne gilt, aber bei uns mehr, als vielleicht irgendwo anders. Auch in Königsberg hatte sie gefallen, jedoch nur in zweiten Singpartieen; in den ersten konnte sie neben Dlle. Groffer nicht aufkommen. Hier aber singt sie heute die Zerline im Fra Diavolo und die Melanie im Maskenball, und tanzt morgen als Aschenbrödel, und gefällt stets über die Maßen und wird mit Beifallsbezeugungen überschüttet. — Die 18jährige Ussow und der 20jährige Voß — jener Voß, dessen ich schon oben erwähnte — das sind jetzt die Lieblinge des Publicums, welches aus Beiden ein Pärchen machen und sie dann auf Reisen schicken will, um auf allen deutschen Bühnen zu glänzen. — Die Leutchen sind aber gescheidter als unsere Enthusiasten, und denken: es ginge wohl, aber es geht nicht. — Ein neuer Liebhaber ist hier übrigens angekommen, er nennt sich Galster oder vielleicht auch — —. Er ist von israelitischer Abkunft, wie sich solches auf dem ersten Blick zeigte. So Einer eignet sich nicht dazu, um heute einen deutschen Baron und morgen einen englischen Lord vorzustellen, und das stets mit seinen markirten Zügen und seiner lispelnden Sprache.

Ach! ein solch' Trifolium,
Gibt ein schlechtes Gaudium.

Danzig, Anfang März 1836.

Ich vergaß in meinem letzten Briefe, Ihnen mitzutheilen, daß die Familien Kobler und Bernadelli hier seit Ende Januar tanzen. Er, Kobler, ist etwa 45jährig, und noch immer ein excellenter Springer oder Groteske-Tänzer, wie man es nennen

will. Daß hingegen seine Schwester, die mehr als 40jährige Mad. Bernadelli, mitten unter ihren 8 bis 20jährigen Kindern — ich glaube, sie hat deren sieben oder gar acht — in den jugendlichsten Partieen tanzt, mögen ihr die Musen und Grazien vergeben; ich kann es nicht! Sie ist offenbar zu alt, und ihre beiden ältesten, etwa 15 oder 16jährigen Töchter, sind noch zu jung und zu hager, und offenbar noch nicht in den Jahren des Gefühls, die bei Manchem spät anbrechen. Und die alte Mutter, wie die jungen Töchter, entbehren aller und jeder Grazie, und jenes die Herzen und Sinne fesselnden Liebreizes. Ich finde es daher sehr natürlich, daß diese Leutchen in Berlin (und wohl zu merken, nur auf der Königsstadt) nur an Einem Abende auftreten durften. Ach, und hier haben wir sie mitunter bei vollen, gewöhnlich aber bei leeren Häusern, wohl an zwanzig Abenden gesehen! — Das ist der Unterschied zwischen der Hauptstadt und der entlegenen Provinz! — So gefiel denn auch jener Hr. Wolfram aus Nürnberg (so nannte er sich in Berlin, hier hieß er „aus Aachen)" hier recht wohl und wurde engagirt, er, der ebenfalls auf dem Königsstädter Theater nur Einmal als lustiger Schuster auftreten durfte. — Er hat übrigens zwar keine eigentliche Bruststimme, aber dennoch eine gewaltige Kraft in seinem Gesange, und ist in niedrig-komischen Partieen (z. B. als Junker im Zeitgeist) recht brav, nur freilich nicht als Figaro, den er wie eine Art Sarastro nahm, und wegen seiner gewaltigen Corpulenz ohne alles Springen und Hüpfen spielte.

Danzig, Anfang April 1836.

Als die hundert Abonnements-Vorstellungen in der zweiten Hälfte des März zu Ende waren, ging die Noth für die Schauspieler erst recht an; die Theatercasse war leer, so daß keine Gagen gezahlt werden konnten. Die königl. Behörde schlug sich endlich in's Mittel, und erlaubte und beförderte eine Theater-Lotterie auf zehn Vorstellungen, zu der die Policei-Commissaire sogar die Loose ausboten. Nieten gab es gar nicht; wenigstens gewann man einige Parterre- oder ein ganzes Mandel Gallerie-Billete; als großes Loos aber 80 Logenplätze im ersten Range. — Zweitausend Loose wurden ausgeboten und etwa die Hälfte davon wirklich abgesetzt, indem man die Schauspieler für ihre Forderungen zum Theil damit bezahlte. — Die Ziehung selbst hatte eines Abends im Schauspielhause statt, wobei ein des öffentlichen Redens ungewohnter Policei-Beamter vom Theater herab eine Rede hielt, und durch seine Redensarten „von dem linken und dem rechten Rade" (er meinte das, welches sich zu seiner Linken und Rechten befand) das Publicum sehr amüsirte; ja der Jubel wurde allgemein, als später bei der wirklichen Ziehung, bei welcher Policeiofficianten die Nummern und die Gewinnste ablasen, das eine Rad mehrmals aufging und die Loose den Boden bestreuten. — Die Einnahme durch diese Lotterie wurde von einem Comité unter die Schauspieler vertheilt. — Nachdem diese zehn Lotterie-Vorstellungen, unter ziemlichem Andrange des Publicums, abgespielt waren, kam zum Schluß der Bühne die hier noch nicht gehörte Oper, „Robert der Teufel," zur Aufführung, und wurde drei bis vier Mal wiederholt, gefiel aber nur mäßig, ja die zum Schluß der Bühne angekündigte letzte Vorstellung von dieser Oper unterblieb total, weil gar keine Logen bestellt worden waren, so daß wir noch um die versprochene Abschiedsrede kamen. — Die Gesellschaft zog nach Elbing.

Im Ganzen zeigte das Publicum in diesem Winter nur sehr geringe Theaterlust; ein neues Lustspiel folgte auf das andere, ohne daß man davon Notiz nahm. „Der Glöckner von nôtre Dame" konnte nur drei Mal gegeben werden; „Angelo Tyrann von Padua" wurde nicht einmal wiederholt. Weder die Oper „Lestocq," noch „Robert der Teufel" zog; Marschner's „Templer und Jüdin," so wie „der Maskenball" machten hingegen mehrere Male volle Häuser. Die Truppe war für unser Publicum, dessen höhere Stände viel gereist sind, zu mittelmäßig.

Danzig, Mitte Mai 1836.

Eine der bessern Schauspielerinnen, Dlle. Lachner, eine früher in Stretitz engagirt gewesene Berlinerin, welche hier während des abgewichenen Winters bei der Döhring'schen Gesellschaft die ersten Rollen spielte, hat ein ähnliches Glück, wie Fräul. von Schätzel in Berlin und Dlle. Wagner in Leipzig gehabt, indem sie ebenfalls einen wohlhabenden Buchdrucker geheirathet hat.

Wir haben hier neuerlich die bekannten spanischen Tänzer gesehen. Von Berlin hatte sie der König nach Kalisch kommen lassen; von dort aus waren sie nach Moskau gegangen, zu uns kamen sie über Königsberg. — Sie schlossen sich hier an den zurückgebliebenen Schauspieler und Sänger Hrn. Kiekebusch (einen brauchbaren Künstler, welcher zum Herbst nach Düsseldorf engagirt ist) an, der mit seiner Familie kleine Stückchen spielte, zwischen denen dann die Spanier tanzten. — Sie gefielen hier sehr, indem man sie nur mit den Kobler's vergleichen konnte, gegen die sie denn freilich wahre Halbgötter sind. — Bei der vierten Vorstellung war es jedoch schon leer, worauf die Künstler ohne Zeitverlust abreisten. Sie gingen von hier nach Stettin, und wollten von dort nach Copenhagen und Stockholm. — Ich glaube, gäbe es auf Nova Zembla eine Hauptstadt, sie reisten auch dorthin.

Danzig, Anfang Juni 1836.

Unsere Theaterfreunde studiren jetzt, da wir hier kein Theater haben, die Elbinger Anzeigen, um zu sehen, wie es der Truppe in Elbing ergeht. Als erste Sängerin glänzt dort jetzt die den Leipzigern wohlbekannte Frau v. Ziethen-Liberati, da Dlle. Podlesky mit ihrem Freunde Hrn. Herwegh nach Deutschland zurückgekehrt ist. — Von Elbing aus will die Gesellschaft nach Marienburg gehen; da werden die Geister der alten Ritter und Hochmeister sich freuen!

Dieser Tage kam mir übrigens die Leipziger Theaterchronik, ich glaube es war vom Februar d. J., zu Gesicht, worin sich auch ein Bericht über das Danziger Theater befand. — Die Stücke, welche hier gegeben wurden, waren darin der Wahrheit gemäß namhaft gemacht, dagegen waren unter den Schauspielern und Schauspielerinnen, welche herausgerufen worden waren, mehrere namhaft gemacht, z. B. Dlle. P., Hr. S. u. A., bei denen dieses nie der Fall gewesen ist, die niemals gerufen worden sind. Wahrscheinlich haben die Herren Schauspieler diesen Bericht während der Abwesenheit des Directors selbst verfertigt und sich auf dem Papier selbst herausgerufen, da es das Publicum in der Wirklichkeit nicht gethan.

Theater-Gucker.

Paris. In den Variétés gefielen die kleinen Vaudevilles: „Philogène ou sur le pavé," von Rochefort, und „une Saint-Barthelémy," von Dumanoir und Cognard. — Im Vaudeville war neu: „la jeunesse d'un cardinal," Vaudeville in drei Acten von Menechet und Nogent (mit vollständigem Succeß). — Im Gymnase ergötzt man sich an „Mairond et compagnie." — Von Halévy kennt man bereits wieder eine neue Oper: „Saint-Cécile," von A. Dumas ein großes heroisches Drama für die Porte St. Martin: „Die Königin von Saba." — Das Ambigu-Theater gibt: „Nabuchodanosar," von den Verfassern des Stücks Abeliard und Heloise. Im Gaité-Theater erschien im Geschmacke des bekannten Jocko und von dem Verfasser dieses Jocko: „L'homme des rochers." — Im Théâtre français spielt „Le procès criminel," Schauspiel in drei Acten von Roser. — Im Vaudeville machen le demon de la nuit und la liste des notables Furore und volle Häuser. Die kleine Burleske des Schauspielers Vernet: „Le Turk," macht ungemeines Glück in den Variétés. — In den Foliesdramatiques ist man außer sich vor Freude über das Drama: „Vierge et Martyre," nach M. Masson's gleichnamigem Roman. „Les petits metiers" gefallen am Theater de la gaite. Der Director des Gymnase hat eine Medaille prägen lassen und unter die bei der Darstellung des „Gamin de Paris" beschäftigten Mitglieder seiner Gesellschaft Exemplare derselben vertheilt. Als interessanteste Neuigkeit des Maimonats betrachtet man „Don Juan de Marana," von A. Dumas. Es ist dieses neue Erzeugniß der romantischen Muse eine wahre Mißgeburt, eine ächte Kalibansgestalt. Auf der einen Seite: Robert der Teufel mit allem asketischen Ernste des Mittelalters, so wie mit Todtentänzen und Faustsagen, auf der andern Seite: moderne Lieder- oder Lüderlichkeit mit Don Juan-Komödienfetzen.

Italien. „Gemma di Vergy," Oper von Donizetti, wird in Rom mit großem Erfolge gegeben und ist in brillanter Ausstattung von der Direction vorgeführt worden. Ueber die Musik hegen die Kunstkenner getheilte Meinungen. Die „Esposti," eine Oper Ricci's sind im Theater S. Benedetti zu Venedig außerordentlich gut ausgefallen. Man fängt nun erst an, den vollen Werth dieser früher unter den Namen „Eran due ed or sono trè" bekannten Oper zu erkennen. „Die Engländer in Indostan," Ballet von Villa, hat im Theater Canobbiana zu Mailand Beifall gefunden, obgleich es meistentheils nur die Tugend hat, keine Langeweile zu machen.

Hamburg. Dlle. Löwe vom k. k. Hoftheater in Wien trat als Isabella in „Robert der Teufel" auf und bewährte den ihr vorangegangenen Ruf in vollem Maße. Sie ist eine ganz vorzügliche Bravoursängerin; ihre Stimme ist kraftvoll. Die Mitteltöne sind trefflich und vom schönsten Klang, und nur die Höhe ist etwas scharf, besonders in den Forteſtellen. Die Erfordernisse der neueren Schule, allerlei Verzierungen und Verschwierigungen, erfüllt sie mit größter Präcision und Leichtigkeit. Bereits am Schlusse des zweiten Acts ward sie hervorgerufen, denn der Arien-Gesang mit Chor in demselben war herrlich gelungen. Im vierten war die Künstlerin gleich lobenswerth; der schöne Vortrag der Cavatine ward noch durch ein höchst ausdrucksvolles Spiel gehoben, und ein unvergleichliches Portament in den Mitteltönen muß ihr aller Hörer Gunst gewinnen. Mad. Walcker, schon bekannt als eine der besten Alicen in Robert der Teufel, stand helfend und ruhmfördernd zur Seite. Kurz vorher hatten wir das Vergnügen, eine vaterstädtische junge Schauspielerin, eine Schülerin der zu früh gestorbenen Reinhold auf der Bühne wieder erscheinen zu sehen. In der „Einfalt vom Lande" entwickelte sie in der weiblichen Hauptrolle eine Fülle von Naivität und Anmuth, die allgemein ansprach und zu aufrichtigem Beifall begeisterte.

Breslau. Unser Theater war in der letzten Zeit wirklich interessant. Kaum hatte uns die Schröder-Devrient, die durch ihre großartigen Gebilde aufs Neue Alles begeisterte, verlassen, als die liebliche Bauer eintraf und Alles entzückte. Nach ihr eröffnete Breiting mit seinem Riesentenor einen Cyklus von Gastrollen und eben jetzt wird der kurfürstl. hessische Hoffänger Hr. Dams, der vor einem Jahre in Leipzig gastirte, aber in Abwesenheit des Capellmeisters Hrn. Stegmeier unter des Chordirect. Baldenecker Direction nicht die gebührende Anerkennung finden konnte, als Ersatz für den nach Cöln gehenden Hrn. Albert auftreten und bei uns bleiben. Erwartet wird auch zu Gastrollen auf Engagement Dlle. Faßmann, Bravoursängerin, und der Tenorist Holzmiller; auch Frl. v. Hagn als Gast. Neu waren: „Der Narr seiner Freiheit," v. Raupach und „der Landwirth," Letzteres gefiel nur theilweise. Von derselben Verfasserin wird einstudirt „der Oheim," und „Christine von Schweden" von Vogel. Hr. Haake ist in der letzten Zeit sehr thätig gewesen und macht brillante Geschäfte. Hr. und Mad. Oeffoir, die Zierden unserer Bühne, haben wieder auf ein Jahr für 2400 Thlr. contrahirt.

Leipzig. Hier herrschte großes Lamentoso über den landestrauerlichen Schluß des Theaters — nicht etwa unter dem Publicum oder unter den Theaterleuten überhaupt, sondern nur unter den (nicht dem) momentanen Theaterdirigenten. Hr. Secretair Blum trug dasselbe sogar nach Dresden, supplicirte daselbst auf höchst devote Weise, erhielt aber nur die Erlaubniß, zu Ende des Juni den Tempel der Kunst wieder aufzuschließen. Man will nun das Versäumte wieder par force einbringen, und kaum wird in den nächsten Wochen ein Tag vergehen, wo keine Vorstellung wäre. In den dreizehn ersten ziemlich oder ganz ununterbrochen auf einander folgenden Theaterabenden soll Dlle. Bauer, die während der Trauerzeit bei uns ruhig vor Anker gelegen hat, 10, sage zehn Mal auftreten. Sie beginnt ihr Gastspiel mit der Donna Diana, einem Charakter, der ihr nicht wohl zusagen wird. Desto besser wird sie unstreitig als Baronin im „Ball von Ellerbrunn," als Julie in „Romeo und Julie" von Shakespeare und in andern Rollen seyn. Nach ihr wird Mad. Düringer als Sängerin unsere Bühnenbreter betreten. Zeit dazu wird es nachgerade, da sie seit einem Jährchen dieses Glück erhofft und erharrt hat. Die Oper „Titus" soll den Probierstein ihrer Virtuosität geben. Wir wünschen der Dame, von der wir recht viel Gutes hörten, von aufrichtigem Herzen einen günstigen Erfolg ihrer Bemühungen, denn ist es schon schlimm für einen Künstler, lange ruhen zu müssen, so ist es doppelt schlimm, nach längerer Ruhe in erneuter Thätigkeit nicht oder wenig zu gefallen.

Bereits haben sich Concurrenten gezeigt, um Hrn. Ringelhardt zum Michaelistermin den ferneren Theaterpacht, wenn nicht mit Erfolg streitig zu machen, doch zu erschweren. Man ist auf den Ausgang der Berathungen über diese Angelegenheit allgemein sehr gespannt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 159. (VII. Jahrgang.) Montag, den 4. Juli. **1836.**

Die Hyade.

In düst'rer Höhle auf moosigem Stein,
Da sitzt die Nymphe und sinnet —
Ihr Auge blickt trüb' in die Fluth hinein,
Die klar und rein
Aus eherner Urne rinnet!

Sie freuet nicht mehr der reine Krystall,
Der rings aus den Wänden erblühet —
Sie lauschet nicht mehr dem Wasserfall,
Der mit Donnerschall
Hinab in die Schluchten sprühet!

Sie freuen die bunten Kiesel nicht,
Die farbig schimmern und blinken,
Sie achtet nicht mehr die Vergißmeinnicht,
Die blau und dicht
Hinein in die Grotte winken!

Es hat der freundliche Sonnengott
Das Herz der Hyade erbeutet,
Als jüngst er die Rosse im Morgenroth,
In sausendem Trott,
Vorbei an der Grotte geleitet.

Sie kann ihm nicht folgen, sie kann nicht hinaus
In's freie strahlende Leben, —
Gebannt ist sie an's düstere Haus,
Wo Nacht und Graus
Sie immer und ewig umgeben. —

Und wenn er fort über Berg und Thal
Dahinjagt, die Welt zu erhellen,
Da senkt der Geliebte jedes Mal
Einen glühenden Strahl
Als Kuß in die schäumenden Wellen.

Und wie auch die Woge weiter rollt,
Die Strahlen, die bleiben zurücke —
Die Küsse des Gottes, dem sie hold,
Verkehrt in Gold
Die Nymphe im Augenblicke.

Seidlitz.

Reise durch unser Planetensystem.

(Von Dr. Nürnberger.)

(Fortsetzung.)

Wir überspringen bei Fortsetzung unserer planetarischen Reise die vier sogenannten Planetoiden: Ceres, Juno, Pallas, Vesta, von welchen, bei ihrer außerordentlichen Kleinheit, die beschreibende Astronomie wenig zu berichten weiß, um uns durch unseren Himmels-Cicerone sogleich zu dem prächtigen Jupiter, dem größten aller Planeten, führen zu lassen, welcher die Erde an Oberfläche mehr als 120 Mal übertrifft, und aus dessen Volumen man 1333 derselben gleiche Kugeln bilden könnte. Jupiter ist, nächst Venus, der schönste Planet unseres Systems, und erscheint in einem prächtigen gelben Lichte. Er ist außerdem gleichsam »der erste einer neuen Art.« In der That unterscheiden sich die bisher betrachteten Weltkörper: Merkur, Venus, Mars (und auch die Erde gehört zu dieser Kategorie), in vielen gemeinschaftlichen Eigenschaften, wesentlich von den nun folgenden: Jupiter, Saturn, Uranus; und man kann recht wohl von dem Zerfallen unseres Systems in zwei große, generisch verschiedene Gruppen sprechen, deren erstere mit dem Mars schließt, und deren andere eben die drei letzteren Planeten umfaßt, indeß die oben genannten vier neuen Planeten gleichsam nur ein Zwischen- oder Uebergangsglied beider Classen abgeben. Die vier Planeten der ersteren Gruppe rotiren sämmtlich in nahe 24 Stunden um ihre Are; sie sind sämmtlich nur von mäßiger Größe; und von ih-

nen allen hat nur die Erde einen Mond; — die drei Planeten der zweiten Gruppe dagegen haben eine viel kürzere Rotation, so daß sich Tag und Nacht dort sehr schnell folgen; sie zeichnen sich durch eine bedeutende Größe aus; und haben alle mehrere Satelliten. Manche kleinere Unterschiede übergehe ich dabei noch; aber es ist gewiß, daß man mit dem Jupiter gleichsam die Grenze eines ganz andern Himmelsgebietes betritt.

Das Auffallendste, welches uns die Beobachtung über den Jupiter selbst, zu dem wir nunmehr zurückkehren, lehrt, sind seine Streifen. Man gewahrt nämlich auf der Oberfläche dieses Planeten 4 bis 5 große und mehrere kleinere Streifen, welche sämmtlich dem Aequator Jupiter's parallel laufen, und von denen die größeren durch die ganze Scheibe dieses Planeten gehen und constant scheinen. Die kleinern entstehen und verschwinden dagegen oft schon in wenigen Stunden; doch sind ihre Ortsveränderungen immer denen der größeren, also dem Jupitersäquator, parallel. Zuweilen sieht man sie sich, wie unsere Wolken, anhäufen, wieder trennen, und über einen großen Theil der Jupitersscheibe verbreiten. Aus den großen Streifen laufen oft, strahlenartig, kleinere aus, und zuweilen sieht man auch mitten in den Streifen ganz schwarze Flecken entstehen: es scheint, als wenn sich die Wolkenhülle an solchen Stellen trenne, und die dunkle Oberfläche der Jupiterskugel selbst hindurch schimmern lasse, wie wir oben, in Absicht auf die Sonnenflecke, Aehnliches beobachtet haben. Auch gibt es Zeiten, wo alle diese Streifen sehr schwach erscheinen. Sie sind also ganz gewiß atmosphärischen Ursprungs und wolkenähnliche Gebilde; weßhalb aber die atmosphärischen Verdichtungen Jupiters diese ganz besondere Neigung haben, sich, in Streifenform, dem Aequator parallel, niederzuschlagen, davon können wir den eigentlichen Grund nicht angeben, obwohl als Vergleich berücksichtigt zu werden verdient, daß die tropischen Regen in einerlei Parallelkreisen der Erde auch ziemlich gleichzeitig entstehen, und dem entfernten Beobachter daher ebenfalls als dunkle, dem irdischen Aequator parallele Gürtel erscheinen mögen. — In Aufsuchung solcher Analogieen kann man nicht fleißig genug seyn, da uns zum Ausdrucke für die Formen anderen planetarischen Lebens nun einmal nichts als die Beziehung auf irdische Gegenstände übrig bleibt.

Schon der ältere französische Astronom Cassini hatte unter den vielen Flecken, die sich solchergestalt auf der Jupitersscheibe zeigen, einen aufgefunden, welcher seinen Ort nicht merkbar ändert, und er hatte aus der Rückkehr desselben zu einer nämlichen Stellung gegen das Auge die Rotation des Jupiter's auf etwa 10 Stunden festgestellt, ein Resultat, welches Schröter und Herschel nachher bestätigt haben. Diese schnelle Umdrehung einer so ungeheuern Kugel ist sehr merkwürdig. Die Rotationsgeschwindigkeit eines Punctes des Jupiteräquators ist sonach fast 30 Mal größer, als eines Punctes des irdischen Aequators. Im Verhältnisse dieser Geschwindigkeit wächst aber die Abplattung, und diese wird beim Jupiter auch wirklich $= \frac{1}{12}$ gefunden, statt daß sie bei der Erde nur etwa $\frac{1}{300}$ beträgt. Wenn man also den Aequatorialdurchmesser Jupiter's in 12 gleiche Theile theilte, so würde der Polardurchmesser nur 11 solcher Theile enthalten: er würde um $\frac{1}{12}$ des ersteren kürzer seyn; und Jupiter zeichnet sich daher auch durch eine sehr von der Kugelform abweichende Gestalt aus. Der gegenseitige Bezug zwischen Rotationsgeschwindigkeit und Abplattung wird bei diesem Planeten recht augenscheinlich bestätigt; und ich gefalle mir darin, gerade solche augenscheinliche Bestätigungen astronomischer Lehren aus meinem vorliegenden astronomischen Itinerarium vorzugsweise hervorzuheben.

Eine andere Merkwürdigkeit, die Jupiter auszeichnet, besteht in seiner geringen Schiefe der Ekliptik, welche nur 3 Grad beträgt, und also 8 Mal geringer ist, als bei uns. Statt daß sich die heiße Zone der Erde zu jeder Seite des Aequators fast 24 Grad weit erstreckt, und also überhaupt 48 Grad enthält, faßt dieselbe auf dem Jupiter nur 6 Grad. Eben so viele Grade begreifen die beiden sogenannten kalten Zonen zusammengenommen nur; und die ganze Jupitersoberfläche wird also beinahe von der gemäßigten Zone bedeckt. Dieser Planet sieht demnach die Sonne immer im oder doch ganz nahe beim Aequator, gleich wie wir nur zur Zeit der Nachtgleiche, und seine Bewohner genießen also, wie unser Reisebeschreiber bemerkt, eines beständigen Frühlings oder Herbstes. Wie sehr die dortigen Lebensformen dem zu Folge von den Formen des Erdenlebens verschieden seyn müssen, begreift sich von selbst.

(Schluß folgt.)

Schlußsteine.

So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgesprochen ist, kennen wir deren Gestalt nicht. Erst die Hülle des Gedankens, das Wort, gibt den Vorstellungen Bestimmtheit und Wesen, scheidet den Traum von Wahrheit, und setzt den Geist in's Verhältniß über sie, wie von ihm gesonderte, fremde Wesen zu urtheilen.

Wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel entbehrlich.

Ein schönes Mädchen zahlt mit freundlichen Augen besser, als mit harten Thalern.

Dem Reichen geht Alles hin; aber ein unvermögliches Waisenkind ist ein niederer Zaun, über den Alles springt.

Zucht und Ehrbarkeit ist die beste Aussteuer und Morgengabe.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stuttgart, Ende Mai 1836.

Mordthat. Cotta, Anti-Cotta. Menzel, Anti-Menzel.

Die ganze Stadt ist voll von einem gräßlichen Mordanfall, welcher vor kurzer Zeit sich hier zugetragen. Ein allgemein geachteter Mann, der Stiftungsrath Griesinger, befand sich einsam in seinem Zimmer, spät Nachts, als er ein Geräusch über sich auf dem Boden des Hauses hörte. Um dem Grunde desselben nachzuforschen, stieg er die Bodentreppe hinauf, suchte hinter altem Gerölle und ward plötzlich von einem, durch eine schwarze Maske unkenntlich gemachten Manne angehalten, der ihm mehrere Schläge mit einem Hammer auf den Kopf gab und dann entsprang. Da er die untere Treppe besetzt fand, öffnete er ein Fenster im dritten Geschoß und schwang sich hinaus, und fiel so glücklich auf einen Düngerhaufen, daß ihm der Sturz aus dreißig Fuß Höhe nichts that, er aufsprang und entlaufen wollte, doch in die Arme eines Mannes rannte, der in demselben Augenblicke in das Haus trat. Die Maske ward dem Verbrecher abgerissen, und der Eintretende erkannte in jenem einen Freund, den Clavierlehrer Hollenstein (Höllenstein sollte er heißen), hatte jedoch Fassung genug, denselben nicht loszulassen, sondern ihn den herabkommenden Leuten zu überliefern, worauf er denn in das Criminalgefängniß gebracht wurde.

Dieser elende Mensch war Lehrer der Tochter des Angefallenen. Er hatte große Neigung zu einem etwas liederlichen Leben, er machte Aufwand in Kleidungsstücken, lebte sehr flott, und hatte die Absicht, sich ein Pferd zu kaufen. — Hierzu brauchte er Geld. Da er nun wußte, daß der Rath Griesinger eine große Casse besaß, so glaubte er dasselbe in dem Hause, dessen Gelegenheit er genau kannte, am leichtesten erhalten zu können, versah sich daher mit einem Sack, mit einem Hammer und zur Nothwehr mit einem Dolch. Den Zweck des ersteren und des letzteren sieht man wohl ein, wozu er aber bei einem, in nächtlicher Weile beabsichtigten Einbruch, einen Hammer brauchen wollte, ist schwer zu errathen.

Der unglückliche Hausvater war nach den erhaltenen Schlägen betäubt niedergestürzt. Herbeigerufene Aerzte fanden die Verletzungen höchst lebensgefährlich, und nähere Untersuchung ergab eine Sprengung des Hirnschädels an mehreren Stellen, weßhalb der Greis trepanirt und an einem andern Tage mehrmals trepanirt werden mußte, doch trotz aller versuchten Hilfe am sechsten Tage nach dem Mordanfalle starb.

Hiermit wäre der schändliche Verbrecher zum Tode reif, denn nur, wenn der Verletzte nach dem neunten Tage, von der Verwundung an gerechnet, stirbt, wird sein Tod nicht als unmittelbare Folge der Verwundung angesehen, und der Thäter kommt mit mehrjähriger Zuchthausstrafe ab, doch glaubt man, daß eine solche Milderung auch dieses Mal eintreten wird, wiewohl eigentlich keine mildernden Umstände vorliegen, denn als Nothwehr kann man doch den Mord, den ein gemeiner Dieb beim Einbruch begeht, nicht betrachten!

Minder gräßlich, doch auch gräulich genug war der Kampf zwischen den Cotta'schen Gelehrten, dem berühmten Wolf. Menzel, dem Herausgeber des Morgenblattes Dr. Hauff, dem Hrn. Dr. Reinwald und den Anticottaianern über die Feier des Festes, welches als Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst hier gehalten werden sollte. Ob es im Jahre 1836 oder im Jahre 1840, ob es mit (Cottaisten), oder ohne Mittagsmahl (Anti-Cottaisten), ob es mit Lorbeerkränzen für den großen Menzel (Cottaisten), oder ohne solche (Anti-Cottaisten) abgehalten werden sollte, war die Frage, über die, wenn auch nicht viel rothes Blut, so doch viel blasse Dinte, schwarze Buchdruckerfarbe und noch schwärzere Galle vergossen wurde. Das Ende vom Liede war, daß die Anti den Sieg davon trugen, und Menzel noch vier Jahr auf seine Lorbeeren warten muß, wenn er sich nicht bis dahin todt gebissen oder vergiftet hat, indem er etwa seine eigene Feder ausleckt; von Andern todtgebissen wird er wohl nicht werden, denn das löschpapierne Schild des Literaturblattes zum Morgenblatt ist bis jetzt gegen die Flintenkugeln und Kartätschen seiner Gegner noch undurchdringlich gewesen. Vielleicht aber schlagen ihm die Paßkugeln in Gutzkow's neuestem hier erschienenen (bei Balz) und noch nicht einmal ganz ausgedruckten Werke über die deutsche Literatur, wovon die ganze Vorrede gegen Menzel gerichtet ist, ein Paar Löcher. Ich wünsche dieses von Herzen, denn so ehrwürdig die wahre, gediegene Kritik ist, so verächtlich und erbärmlich sind die Lobhudeleien, welche man über die Freunde, so elend und strafwürdig die niedrigen Schmähreden, welche man auf die Feinde der Afterkritiker lesen muß. Das Wort, welches ich so eben brauchte, scheint mir den Ort sehr passend zu bezeichnen, der ihrer würdig, und welcher auch ihr Ursprung ist. G. S.

Prag, im Juni 1836.

(Von einem andern Correspondenten.)

Ich sitze behaglich im warmen Zimmer, während es draußen stöbert und friert. — Der letzte Mai nimmt Abschied von uns in einen grauen Mantel gehüllt, als wäre er ein Sohn des Winters. Alles klagt über das schlechte Wetter. Die Prager Zeitung lamentirt; in den Badeorten ist es leer; kein Mensch getraut sich in die Sommerwohnungen hinaus; eine trübe Unbehaglichkeit ist über die ganze Stadt verbreitet.

Carl X. hat Prag mit seiner Suite verlassen. Die alte Majestät hat die Burg der böhmischen Könige geräumt, denn bald hält der neue Herrscher seinen Einzug, um sich krönen zu lassen und die Jesuiten nach Prag zu führen. Alles wiederholt sich im Leben. Der erste Regierungsact des ersten Ferdinand's glich völlig dem des Fünften. — Gebe Gott, daß sich das Andere nicht auch wiederholt.

Man trifft überall Anstalten zur Krönung und den Festen, die dieselbe verherrlichen sollen. Graf Chotek hat nun ein weites Feld für seine Thätigkeit; er kann seinen Geschmack walten und niederreißen und aufbauen lassen, bis Alles eine schöne Außenseite bekömmt. Der stürmische Landtag, welchen ein Artikel der Allg. Zeitung näher beschreibt, hat hier Aufsehen erregt; ein solcher ging auch der Wahl des ersten Ferdinand voran. Man will dem alten Kaiser ein Denkmal setzen. — Gassen sollen ra-

sirt — Dämme gebaut — Tiefen geebnet und drüber ein ehernes Standbild dem todten Franz errichtet werden — indeß zweifelt all Welt, daß der Plan realisirt wird.

Sonst ist die Stadt wie ausgestorben. Das Theater allein wird bei diesem schlechten Wetter stärker besucht, um so mehr, als Pauli von Dresden bei uns gastirt. Er brachte zwei kleine Lustspiele, eines nach dem Franz. und eines von Joh. Mikſch, auf die Bühne, die ziemlich kalt ließen. Sein Benefizstück: „Der Oheim," von der Prinzessin Amalie, gefiel. Hr. Pauli ist als Doctor Löwe ganz ausgezeichnet. Das Lustspiel: „Der Oheim," hat mehr angesprochen, als die frühern Arbeiten der fürstlichen Dichterin, es zeichnet sich aber auch durch Charakteristik und Dialog vor allen frühern vortheilhaft aus. Pauli's originelle Auffassung des Franz Moor wurde mit reichem Beifall gekrönt; man stellte ihn neben Seydelmann. Eben so ausgezeichnet war er als Hofrath Reißmann; weniger gefiel er als Ossip. Wir erwarten eine Reprise des „Oheim" und Körner's „Zriny" (Pauli als Solimann).

Der Bassist Strakaty gab Spohr's „Faust" zum Benefiz. Diese hier einst so beliebte Oper machte gar nichts, ging mittelmäßig zusammen, und erlebte nur zwei Reprisen. Die Glanzperiode der Oper ist vorüber; das Publicum ist übersättigt; Stöger muß das Schauspiel wieder heben, wenn er nicht zu Grunde gehen will. Ein hiesiger stadtberüchtigter Vagebond, Namens Kraus, hatte die Frechheit, zweimal als Pietro in der Stummen aufzutreten. Das erste Mal lachte das Publicum über den dicken, plumpen, grunzenden Pietro und nahm die Sache für Spaß; daß zweite Mal wurde er tüchtig ausgezischt und die Farce wird wohl ein Ende haben. Man erwartet eine Tragödie „Wlasta" nächstens auf der Bühne zu sehen. Der Verfasser, ein als Uebersetzer schon rühmlichst bekannter Literat, möge sich das Schicksal seiner Vorgänger in der Bearbeitung nationaler Stoffe, Ebert und Horn, zu Herzen nehmen; ein Hr. Preißner, der dieselbe Idee hatte, gab sie, wahrscheinlich zu seinem Vortheile, auf. Es ist um die Bearbeitung böhmischer Stoffe eine mißliche Sache. Ferner soll ein bis jetzt noch unbekannter schöngeistiger Cavalier ein Lustspiel, „Der Pantoffel," eingereicht haben, aber es scheint, daß aus der Wlasta nicht einmal ein Ebert und aus dem Pantoffel nicht einmal ein Bauernfeld abzusehen ist; man ist neugierig, erwartet aber nicht viel.

Gerle gibt die Redaction der Prager Zeitung auf, um ein Paar größere Arbeiten vorzunehmen. Prof. Swoboda arbeitet zu Meyerbeer's Hugenotten einen neuen Text: „Die Belagerung von Prag" oder die „Schweden in Prag," wahrscheinlich nach dem Roman der Pichler. Prof. Müller ärgert sich nach wie vor über das Aufstreben der jüngern Literatoren, die so kühn sind, ihm, der ein kritischer Thor seyn möchte, und den das vernünftige Publicum auch für einen Thoren hält, die Huldigung zu versagen. Er hätte Einbildung genug, um ein Müllner zu seyn, aber seyn Geist reicht höchstens so weit aus, „—," aber keine Schuld zu machen.

Dornstich.

Notizen.

[Rück- und Vorschritte des Dampfes.] Der Kaiser von China hat die Einführung der Dampfschifffahrt verboten. Jedes Fahrzeug dieser Art, das im „himmlischen Reiche" sich auf den Strömen blicken läßt, wird in den Grund gebohrt. Eben so feindlich, obgleich nicht kaiserlich-chinesisch-dumm, tritt dem Dampfe hemmend entgegen, das galvanische Fluidum. Seine bewegende Kraft soll die bewegende Kraft des Dampfes nicht nur ersetzen, sondern sie bei Weitem übertreffen. Es würde zwar anstatt mit Kohlen, durch Consumtion von Metallen entwickelt werden müssen, allein seine Wirkung würde auch so unwiderstehlich seyn, daß gleichsam ein wahres perpetuum mobile damit in Stand gesetzt werden könnte. Ein deutscher Gelehrter hat bereits mit dem neuen Motor die besterfundensten Versuche angestellt. Fortschritte hat der Dampf dagegen gewonnen durch den Mechaniker Cavé in Paris. Dieser nämlich hat ein eisernes Dampfschiff vollendet, welches zum Dienste zwischen Rouen und der Hauptstadt bestimmt ist, und diese Fahrt binnen zwölf Stunden zurücklegen wird. Es hat die Kraft von 20 Pferden. Es wurde auf der Seine probirt, die es in einer halben Stunde hinabglitt und in weniger als einer Stunde stromaufwärts in der bezeichneten Route befuhr.

[Die Schumacherstadt.] Im Lande Massachusets stößt man mit Verwunderung auf die Stadt Lynn, deren Einwohner, 5000 an der Zahl, allesammt das Schuhmacherhandwerk betreiben. Sie fertigen alljährlich 1,200,000 bis 1,400,000 Paar Schuhe, damit ungefähr 1 Million Piaster erwerbend.

[Kunst in Holland.] Die berühmte Pianistin, Madame Belleville-Oury gab mit ihrem Gatten, dem bekannten ausgezeichneten Violinspieler, sowohl bei Hofe als öffentlich mit dem brillantesten Erfolge Concerte. In Amsterdam wurde sie von den Blattern befallen, genas glücklich und gab vier Concerte, und erwarb sich auch hier nebst ihrem Gatten den ungetheiltesten enthusiastischesten Applaus. Außer diesem Künstlerpaare besuchten im Laufe des Winters Holland: Kalkbrenner, Moscheles, Kaliwoda, die Gebrüder Eichhorn, Vieuxtemps, Bärmann u. A. m.

An Adolf.

Als Du uns den Himmel gabst,
Um die Hölle zu gewinnen, —
Als Du uns die Straße zeigtest,
Allem Zwange zu entrinnen,
Fühlten wir ein neues Leben,
Eine Wonne uns durchbeben,
Die wir nie zuvor gekannt,
Nie geahnt! —

Mit der Wonne aber gabst Du
Diesen ewig bittern Zweifel:
Ist es besser in den Himmeln,
Oder hoffen auf den Teufel?!
Doch ein Schnippchen uns zu schlagen,
Werden wir dem Herrn versagen;
Hält er doch mit Herz und Mund
Selbst — am Teufelsbund. —

Breslau, 6. Juni 1836. Castor, Pollux.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 160. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 5. Juli. **1836.**

Ein Ball zur Zeit Ludwig's XIV.

(Aus dem Französischen.)

Im Mai des Jahres 1661, zwei Monate nach dem Tode des Cardinals Mazarin, war ein Ball bei der jungen Gräfin von Soissons, der Nichte dieses verstorbenen Ministers. Ludwig XIV. liebte die Leute von trüber Laune nicht; er hegte einen wahren Abscheu vor der Trauerkleidung. Der Tanz war seine Leidenschaft; er excellirte in dieser Kunst, und die Gräfin Olympia, welche in dem Benehmen des Prinzen gegen sie einige Abkühlung bemerkte, beschloß, sich bei Hofe wieder vollkommen in Gunst zu setzen, indem sie einen glänzenden Ball gab, um den Antritt ihres Amtes, als Oberintendantin bei der Königin, zu feiern. Wie sehr wünschte sie sich zu diesem Mittel Glück, als der König eines Abends bei Monsieur lächelnd zu ihr sagte:

»Frau von Soissons, die Schäfer tanzen bei der Wiederkehr des Frühlings, also wollen Wir, daß Ihr Fest ein ländliches sey und werden selbst dabei als Thyrsis erscheinen.«

Dann neigten Se. Majestät sich zu dem Ohre der Gräfin und flüsterten:

»Meine liebe Olympia, ich werde ihnen meine Musici schicken.«

An dem Balltage fand man das Hotel der Gräfin von Soissons in ein Zauberbosquet verwandelt. Die Mauern und Decken waren unter dichtem Laubwerk versteckt; die Gallerieen glichen den symmetrischen Alleen eines Parkes und die Thüren schienen dichte Hagebuchen-Hecken zu seyn. Die Girandolen streckten ihre Arme wie Riesenpflanzen empor, und strömten in funkelnden Blüthenbüscheln ihr Licht aus. Die Stufen der Treppen waren mit frischem Rasen bedeckt, und alle Rosen von Fontenay lagen entblättert auf dem Boden, um von den Füßen der flüchtigen Tänzer zertreten zu werden. Die Gräfin hätte gewiß ihre Diener als Faunen gekleidet, wäre der ganze Hof maskirt erschienen; aber man fürchtete die Frömmigkeit der jungen Königin zu beleidigen, deren Beichtvater zu strenge war, um eine Maskerade noch nach dem Carneval zu erlauben. Um aber nicht allein verkleidet zu erscheinen, wollte der König, daß eine Quadrille von vier Schäfern mit ihren Schäferinnen den Ball eröffnen sollte. Man wählte dazu die hübschesten Frauen und die Blüthe der Ritterschaft; Baptiste componirte die Musik, und die Quadrille wurde mit der größten Heimlichkeit eingeübt.

Der König tanzte den ersten Tanz mit Mademoiselle Louise von Orleans, einen sehr schönen Tanz, eigens zu dieser Gelegenheit einstudirt. Die Schönheit des königlichen Thyrsis machte alle weibliche Herzen lebhafter klopfen. Nie trug das Ideal eines Schäfers, wie sie in den Schriften der damaligen Zeit seufzten, seinen Hirtenstab mit mehr Anmuth und Leichtigkeit. Die Damen sahen die süßen Visionen ihrer Hirtenlectüre verwirklicht; sie lächelten, indem sie leise verliebte Lobsprüche flüsterten; ihre schmachtenden Augen schienen dem Prinzen bei seinen Pas zu helfen, und ihn in den schwierigsten Stellungen zu unterstützen, als bedauerten sie, daß so anmuthige Glieder sich einer solchen Anstrengung unterzogen. Ihr Schweigen glich einer köstlichen Träumerei. Sie vergaßen ihre Nebenbuhlerschaft, ihre Eifersucht und ihre Zwistigkeit; sie vergaßen sich selbst, denn jetzt konnten sie weder glänzen, noch die Blicke des Königs auf sich ziehen. Der König tanzte. Sie wußten nicht mehr, wo sie genug Aufmerksamkeit und Theilnahme für ein solches Schauspiel hernehmen sollten.

Als der Tanz beendigt war, stellte sich der König an die Seite der jungen Königin, um der Quadrille zuzusehen, welche Meister Baptiste componirt hatte. Auf ein Zeichen des Königs gaben die Violinen das Signal. Drei Ritter, als Schäfer gekleidet, traten auf, ihre Schäferinnen am Arme. Es waren die Herren von Guiche, von Lüde und von Villeroi. Aber der vierte

Tänzer erschien nicht; die Herzogin von Valentinois erhob ihre linke Hand, die Niemand zu ergreifen kam, und trat dann auf ihren Platz, indem sie ganz überrascht sagte:

»Wo bleibt denn Herr von Villequier?«

Sogleich wiederholte die Menge schüchtern den Namen Villequier's; die Blicke suchten nach allen Richtungen den vierten Schäfer, ohne den die Quadrille nicht getanzt werden konnte. Die Ceremonienmeister liefen durch die Säle, indem sie den verirrten Tänzer mit kläglicher Stimme riefen. Die Umstehenden waren von Entsetzen ergriffen, denn der König runzelte die Stirn und seine Unzufriedenheit war sichtbar. Die Violinen hatten schon zwei Mal das Ritornell gespielt. Die Angst des Hofes erreichte den höchsten Gipfel, als in der Ferne einige Stimmen riefen, daß der Herzog von Villequier noch nicht angekommen sey. Obgleich die Wirkung der Quadrille durch das Außenbleiben des vierten Tänzers unwiederbringlich gestört seyn mußte, ließen doch die Ungeduld des Königs, und dessen Befehl, den Tanz zu beginnen, keine Wahl frei. Die Herren von Guiche und von Villeroi eröffneten mit ihren Damen die Quadrille, ohne zu wissen, wie die grausame Scene endigen würde, und ließen den Herzog von Lüde in einer an Verzweiflung grenzenden Verlegenheit. Schrecken und Spannung verzerrten alle Gesichter.

Plötzlich trat ein junger, unbekannter Mensch in der gewöhnlichen Hofkleidung kühn unter der Menge hervor, und ergriff die Hand der Herzogin von Valentinois, die ihm freundlich zulächelte. Und geschickt tanzte er alle die Figuren, die der Balletmeister erfunden hatte, und die von den Theilnehmern der Quadrille mit der größten Heimlichkeit eingeübt worden waren. Er schien nicht nur Alles zu errathen, was der Tanzmeister angeordnet hatte, als mache irgend ein Dämon ihn plötzlich mit den Geheimnissen des Hofes bekannt; sondern man hätte auch aus der Gewandtheit und Leichtigkeit seiner Bewegungen schließen können, daß er sich über die angestrengten Studien seiner Mittänzer lustig mache, und sich über sie emporschwinge, wie der Dichter über den Prosaisten. Er fügte dem Thema des Erfinders geschmackvolle Verzierungen hinzu, die eben so zusammengesetzt und schwierig waren, als die andern, die er aber als ein bloßes Spielwerk zu betrachten schien. Die Einbildungskraft des Meisters war weniger fruchtbar und kühn gewesen, als die Beine dieses Unbekannten sich zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Reise durch unser Planetensystem.

(Von Dr. Nürnberger.)

(Schluß.)

Endlich darf in unserem Reiseberichte nicht unerwähnt bleiben, daß Jupiter vier Monde hat, welche man schon mit mittelmäßigen Fernröhren erkennt. Sie müssen dem Nachthimmel ihres Hauptplaneten eine schöne Zier gewähren; bei weitem prächtiger und imposanter erscheint aber letzterer den Bewohnern dieser Monde. Der dem Jupiter nächste (erste) Mond z. B. sieht den Jupiter an Oberfläche gegen 1400 Mal größer als wir die Sonne: er kann ihm das ganze große Sternbild des Orion verdecken, und nimmt beim Auf- oder Untergange den 18ten Theil des Horizontes ein. Man kann auch hieraus abnehmen, das die Formen des Lebens und schauenden Genießens auf den übrigen Körpern unseres Planetensystems sehr von demjenigen verschieden sind, worauf wir uns auf der Erde beschränkt finden.

»In einer mehr als neunmal größern Erfernung von der Sonne als die Erde,« fährt unser Reisebeschreiber hiernächst fort, »durchwandelt Saturn seine Bahn in einer Zeit von fast 30 Jahren.« Man erkennt ihn an seinem matten, weißen Lichte, und er erscheint ziemlich unansehnlich, obwohl er die Erde an Oberfläche gegen hundert Mal übertrifft. Auch dieser Planet ist mit solchen Aequatorialstreifen bedeckt, wie Jupiter; sie sind sogar noch breiter, zeichnen sich aber durch ihre Farbe weniger von der übrigen Scheibe aus. Ohne Zweifel gehören sie der Atmosphäre des Saturn an, und man wird auf ihre Natur und Entstehung die nämliche Analogie anwenden können, welche wir in dieser Beziehung beim Jupiter angeführt haben.

Aus der Beobachtung einiger solcher constanten Flecken des Saturn's hat man die Rotation dieses Planeten gleich $10\frac{1}{2}$ unserer Stunden gefunden; und diese schnelle Umschwungsbewegung einer so großen Kugel hat denn auch wieder eine sehr bedeutende Abplattung zur Folge, welche schon der ältere Herschel auf $\frac{1}{11}$ bestimmte. Dasselbe Himmelsgesetz erstreckt sich also mit seinen Folgen über das ganze Planetensystem; jede neue Beobachtung bestätigt es, und bürgt für die Richtigkeit der früheren.

Außer den sieben Monden, welche den Saturn umkreisen, ist dieser Planet bekanntlich noch von einem concentrischen dünnen flachen Ringe umgeben, welcher ein bewundernswürdiges Phänomen abgibt, das in dem ganzen Gebiete der Astronomie nicht seines Gleichen hat. Dieser Ring fällt in die (erweiterte) Ebene des Saturn-Aequators, schwebt aber frei um seinen Planeten, gleichsam als wenn dieser, in seiner ganzen Rundung, eine, von keinerlei Pfeilern unterstützte Brücke, oder, wenn man will, ein Gewölbe, umgebe. Es scheint, als wenn bei der ursprünglichen Formation Saturns, dieselbe Kraft, welche die Polarabplattung dieses Planeten bewirkt hat, auch im Stande gewesen sey, einen Theil seiner Aequatorialmasse loszureißen und zu diesem Gewölbe auszudehnen; und diese Vermuthung erhält dadurch viel Gewicht, daß man am Saturn wirklich noch eine zweite Art von Abplattung in der Richtung seines Aequators bemerkt, gleichsam, als wenn da dasjenige Stück Volumen fehle, woraus sich das Ringgewölbe gebildet habe. Den dadurch entstehenden merkwürdigen Bezug zwischen dem Saturn,

seinen sieben Trabanten und diesem seinen Ringe, schildert Niemand so kräftig als Herschel, der sich freilich mit der Beobachtung desselben lange genug beschäftigt hat. »Saturn,« sagt er (Phil. Transact. f. 1805. II. 272.) »eine der reichhaltigsten und außerordentlichsten Erscheinungen am Himmel! Eine prächtige Kugel, von einem staunenswürdigen Ringe umfaßt, begleitet von sieben Satelliten, geziert mit Streifen um den Aequator; abgeplattet in der Polar- und der Aequatorialzone; wechselweise verfinsternd den Ring und die Trabanten und von ihnen verfinstert, aber auch alle Theile des Saturnsystems gegentheils nach Umständen einander Licht zuwerfend: Ring und Mond erhellend die Nächte des Saturnbewohners, Planet und Trabanten beleuchtend die dunkeln Theile des Ringes, Planet und Ring rückwärts die Mondhälften mit dem reflectirten Lichte der Sonne bestrahlend, welche desselben zur Zeit der Conjunctionen beraubt sind! Welche Natur! welch' ein Schauspiel!« — Wie viel Abweichendes aber hiernach die ganze planetarische Lebensform des Saturns von der irdischen haben muß, so deutet eine andere Erscheinung doch auch wieder auf eine gewisse Aehnlichkeit hin. Man hat nämlich deutlich beobachtet, daß diejenige Polarzone dieses Planeten, welche eben Winter hat, beständig heller und weißer als die andere erscheint — ein Phänomen, welches wieder zu bestimmt an unsern Schnee mahnt, als daß diese Analogie von der Hand gewiesen werden könnte. Freilich aber müssen diese Massen Saturnschnees ungeheuer seyn, daß sie aus einer so bedeutenden Entfernung, welche, bei der größten Annäherung Saturns und der Erde, doch noch immer 150 Millionen Meilen beträgt, wahrgenommen werden können. Allein man muß dabei bedenken, daß das Jahr Saturns fast 30 unserer Jahre, und also ein dortiger halbjähriger Polarwinter 15 Jahre dauert, binnen welcher langer Zeit, unter übrigens begünstigenden Umständen, wohl allerdings eine große Schneeanhäufung erfolgen kann. Mit der gehörigen Einschränkung scheint mir das »tout comme chez nous!« hier recht am Platze.

Nach dem, was die Natur solchergestalt für den so weit entfernten Saturn gethan hat, wird man schon vermuthen, daß auch der Grenzplanet unseres Systems: Uranus, zu welchem uns unser Führer jetzt schließlich geleitet, von ihm nicht vernachlässigt worden sey. In der That sprechen auch schon die bis jetzt entdeckten 6 Monde, — deren Zahl sich, bei weiterer Vervollkommnung unserer Teleskope, gewiß noch vermehren wird, da diese Zahl der Trabanten überhaupt mit der Entfernung der Hauptplaneten von der Sonne zu wachsen scheint, und Saturn deren bereits 7*) aufweist, — eine zu deutliche Absicht wohlthätiger Fürsorge für die Erleuchtung der Nächte dieses Planeten aus, als daß man von diesem Umstande nicht auf weitere Anordnungen zum Besten genießender und denkender Uranusbewohner schließen sollte. Nur unsere außerordentliche Entfernung von diesem Planeten, welche selbst zur Zeit der Opposition, da er uns am nächsten ist, noch gegen 350 Millionen Meilen beträgt, verhindert uns an genaueren, dießfallsigen Beobachtungen; aber die Analogie bürgt dafür, und ihre Schlüsse dringen mit Sicherheit in eine Entfernung, welche von den schärfsten Fern-Instrumenten nicht mehr erreicht wird.

Diese reizende Gewißheit von unendlicher Verschiedenheit der Natur und den Lebensformen auf den mehrfachen Planeten unseres Systems ist das anmuthige Hauptresultat, welches wir der vorliegenden Himmelsreisebeschreibung verdanken. Es wird hoffentlich hinreichend seyn, um die Leser zur Wiederholung der ganzen Tour, an der Hand des Reiseführers selbst, zu bestimmen.

*) Wir bemerken, bei dieser Veranlassung, daß der 6. und 7. Saturnstrabant, welche seit ihrem Entdecker Herschel, von keinem Himmelsbeobachter wieder hatten aufgefunden werden können, nach einer uns eben zukommenden Nachricht von dem Berliner Astronomen Beer wieder gesehen worden sind. N.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Paris.

Pariser Bälle. Im letzten Winter waren die Bälle in Paris mehr als je an der Tagesordnung — könnte man sagen, wenn sie nicht gewöhnlich bis tief in die Nacht dauerten, ja bis gegen Morgen.

Die Ballsucht ging diesmal vom königlichen Schlosse, von den Tuillerien aus. Der König wollte sich einmal, wider seine Gewohnheit, glänzend und lustig zeigen, wenigstens bis dahin, wo der unheimliche Fieschi-Proceß anging. Der hohe carlistische Adel fing an, etwas weniger zu schmollen, sich etwas weniger zu isoliren, er schien, sich Louis Philipp nähern zu wollen; diese gute Stimmung mußte benutzt werden. Die Faubourg St. Germain erschien nach mehrjähriger Entfernung zum ersten Male wieder in den reich beleuchteten Sälen des Palastes. Die Minister folgten dem Beispiel ihres Herrn; auch ihre Zimmer öffneten sich zahlreichen Gästen und ertönten von Ballmusik. Selbst der Kronprinz, Herzog von Orleans, noch sehr angegriffen von seinem Siegeszuge gegen Ab-del-Kader, gab eine rauschende Ballnacht. Und obgleich von den acht Kindern des Königs nur die Herzöge von Aumale und Montpensier, 14 und 11½ Jahr alt, noch zu den Kindern gerechnet werden können, so durfte doch ein Kinderball, der von 8½ Uhr Abends bis halb 1 Uhr Nachts dauerte, in den Tuilerien nicht fehlen.

Der Premier-Minister, Hr. Thiers, gab einen glänzenden Ball, wobei seine Gemahlin und deren Mutter — die ganze Familie ist gut bürgerlich — mit allgemein gerühmtem Anstand die Honneurs machten. Wenige Tage nachher brach das Ungewitter der Rentenconversion los; Hr. Thiers hätte beinahe aufgehört, Minister zu seyn, und die reichen Möbels seiner Säle wären bei einem Haar aus dem Hotel fortgeschafft und die prachtvollen Kronleuchter, die zu den Galoppaden geleuchtet, still über die Straßen getragen worden.

Das Hotel Hrn. Guizot's, damals noch Minister für

den öffentlichen Unterricht, war für Bälle gar nicht geeignet. Es mußten daher den unbequemen und unscheinbaren innern Gemächern dieses altväterischen Gebäudes elegante neue Pieçen angereiht, Alles wohnlicher, feiner, großartiger eingerichtet werden. Nach dem Ball wurden diese Zuthaten großentheils wieder abgebrochen, ja Hr. Guizot, von der leidigen Rentenreduction verdrängt, verließ sein Ministerhotel und zog sich in eine bescheidene Privatwohnung zurück.

Der Adel der Vorstadt St. Germain feierte ein großes Ballfest in den geräumigen Sälen des Theaters Ventadour. Die Billets waren nur zu hohen Preisen zu haben. Der Ertrag war bestimmt, die Familien zu unterstützen, die durch die Julirevolution in ihren auf die Civilliste eingewiesenen Einkünften verloren hatten.

Zum Besten der vertriebenen oder ausgewanderten Polen wurde ebenfalls ein großer Ball gegeben, der zahlreich besucht war.

Die Tuilerienbälle waren gewöhnlich von einigen Tausend Gästen belebt, und es ist natürlich, daß dabei das Gedränge groß war und die Bedienung nicht immer eine erwünschte seyn konnte. Die Lakeien vermochten mit ihren Erfrischungsplateaus nicht überallhin durchzudringen; daher wohl mancher eingeladene Ballgast einen hohlen Magen fühlte, dem er nichts bieten konnte, weil ihm nichts gereicht ward. So erzählt man von einem wohlbeleibten Officier der Nationalgarde, der nebst seiner Ehehälfte ebenfalls einem solchen Balle beiwohnte; aber man bot ihnen keine Erfrischung dar, und zu fordern, oder gar zu nehmen, hielten sie für unschicklich. Als sie es aber vor Hunger zuletzt gar nicht mehr aushalten konnten, ergriff der Officier, ein ehrlicher Pariser Bürger, eine ihm nahe befindliche Schüssel mit Eßwaare, brachte sie schnell seiner Frau zu, und sagte: Prends toujours, ma bonne; le respect n' exige pas que nous périssions de faim. Die Frau Officierin ließ sich das nicht zweimal sagen und langte herzhaft zu

Als sich die erste, dießmal ungewöhnlich strenge, Winterkälte einstellte, waren besonders die Armen in Paris übel daran, deren es bekanntlich dort Legionen gibt. Es wurde daher Mode, Bälle für die Armen zu geben, um ihnen Holz und Nahrung zu verschaffen. Mit einem Balle für das 12te Arrondissement, wurde der Anfang gemacht. Kaum war die Ankündigung desselben erfolgt, als von anderen Arrondissements für ihre Armen ebenfalls Bälle verlangt wurden. Warum, hieß es, wollt ihr nur für jene Armen tanzen, und nicht auch für uns? Die ministeriellen Blätter mußten, um die Jalousie zu beschwichtigen, förmlich auseinandersetzen, daß es im 12ten Arrondissement mehr Arme gebe, als anderswo, und daß dort mithin der Tanz vorzugsweise nöthig sey. Dadurch gab man sich nun zwar für den Augenblick zufrieden; aber die Maires einiger anderen Stadtbezirke hatten doch nicht eher gute Zeit, als bis auch sie einen Subscriptionsball ankündigten. So waren denn eines Morgen an allen Straßenecken der Hauptstadt Zettel angeklebt mit der Meldung in großen Buchstaben: Bal au profit des indigens du 6e Arrondissement à Paris, le 4 Fevr., à l'Opéra. Der Maire dieses Arrondissements hatte sich mit dem Obristen der 6ten Legion der Pariser Nationalgarde vereinigt, um zum Besten der Armen seines Bezirks einen recht glänzenden Ball nebst Concert in den Räumen des großen Opernhauses zu veranstalten. Der Director der Oper hatte den Saal dazu unentgeltlich hergegeben. Die Zettel verkündigten: „Rossini wird in dem Concert die Sänger auf dem Piano begleiten, Sylphiden werden ein Ballet, und die Sänger der Oper einige Scenen aus alten französischen Opern aufführen. In dem Tanzsaal wird eine Lotterie stattfinden, mit Gewinnsten für die an dem Ball theilnehmenden Damen. Das Entrebillet kostet 10 Francs (etwa 2 Speciesthaler). Zur Auswahl für die gewinnenden Damen sind im Foyer ausgestellt: 1) drei schöne Caschemirschawls, 2) drei elegante Parüren, 3) ein Kaminaufsatz vom neuesten Geschmack, und außerdem noch zwei andere Gegenstände gleichen Werthes. Es sind nur drei Gewinn-Nummern; jede Gewinnerin aber kann unter den ausgestellten Sachen wählen. Jede eintretende Dame erhält zwei gleichbezifferte Loose; das eine wirft sie in's Glücksrad, das andere behält sie für sich. Die Ziehung findet Statt zwischen 12 und 1 Uhr Nachts, und die Gewinnerinnen nehmen ihre Gewinne sofort in Besitz." Für dieses große Ballfest waren funfzig Vorsteherinnen ernannt, die in den Zeitungen öffentlich, nach Namen und Straße, bekannt gemacht worden sind. Unter Ihnen z. B. die Baronin Rothschild (rue Lafitte Nro. 7.), Madame Francois Delessert, eine Banquiersfrau (rue Montmartre 176) Gräfin Montalivet, (place Vendôme 9), Madame Scribe, die Gattin des bekannten Lustspieldichters (boulevard du temple 11). Diese Vorsteherinnen heißen Dames patronesses, und wer kann einer schönen Frau, die ein Ballbillet anbietet, etwas abschlagen! Uebrigens kömmt jetzt in den höheren und höchsten Pariser Cirkeln die Galoppade mehr und mehr aus der Mode. Kaum entschließt sich eine fashionable Tänzerin noch zu einem Walzer, und es scheint die Zeit nicht mehr fern, wo man wieder zu der ehrbaren Quadrille, und wohl gar zur anständigen alten Menuet zurückkehren wird.

Impromptü an Amanda,
als Sie Almosen einsammelte.

Du gabst der Bitte gern Gehör,
Bei diesem Mahl zu sammeln für die Armen;
Im heitern Kreis gingst du umher,
Aus Deinen Blicken sprach Erbarmen.
Freigebig ward der Geiz sogar,
Ein Jeder brachte seine Spende
Selbstsüchtig Dir, Amanda, hin,
Damit Dein blaues Augenpaar
Nach ihm sich freundlich lächelnd wende;
Bei jeder Gabe Dein Gesicht
Ein milder Heil'genschein umschimmert,
Doch ihr Verdienst ward uns verkümmert,
Denn Menschenliebe war es nicht,
Die, ohne Zaudern, sie Dir brachte,
Man gab aus Eigennutz sie hin,
Denn — welch' ein köstlicher Gewinn —
Dein Rosenmund dem Geber lachte. K. M.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 161. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 6. Juli. **1836.**

Lieder.

I.

An Dich wird jede Wolke mahnen,
Die, wenn die Abendsonne glüht
Durch weite blaue Himmelsbahnen
Im weißen Glanz vorüberzieht.

Mein Bild wird Dir der Vogel bringen,
Der traulich an Dein Fenster pickt,
Und den der rasche Flug der Schwingen
Entführt, als Du ihn kaum erblickt.

So oft die Wolke zog vorüber,
So oft der Vogel scheu entwich,
Ward mir die Seele trüb' und trüber,
Erfaßt' ein banges Sehnen Dich?

II.

Was frommt die bitt're Klage,
Was frommt der wilde Schmerz? —
Es senken trübe Tage
Sich doch auf unser Herz.

Ein Thor ist, der vertraute,
Des Lebens Grund ist Sand,
Und was die Klugheit baute,
Zerstört des Zufalls Hand.

Ein Narr ist, der sich bindet
An Welt und Liebesglück, —
Wer wacker sucht, der findet,
Das Alte bleibt zurück!

Ich traure nicht, wenn krachend
Zerbricht, was ich geliebt;
Weil mir die Zukunft lachend,
Was Neues wiedergibt!

III.

Lieben will ich — aber Liebe
Bleibe stets dem Herzen fern;
Denn erloschen ist ihr Schimmer,
Und verblichen ist ihr Stern.

Auf den Knieen lag ich betend
Vor der Göttin hingestreckt,
Die ein goldner Wolkenschleier
Meinem Auge hat verdeckt.

Aber seit dem Augenblicke,
Wo der Nebel sich getheilt,
Wo die Göttin ich gesehen —
Bin ich von dem Wahn geheilt.

Seidlitz.

Ein Ball zur Zeit Ludwig's XIV.

(Fortsetzung.)

Ein Gemurmel des Staunens erhob sich überall; die Königin flüsterte lange mit dem Könige, und da sie mehrere billigende Zeichen mit dem Kopfe machte, vermuthete man, daß der Tänzer dem Könige bekannt sey; die beiden königlichen Gesichter lächelten vor Vergnügen bei jeder neuen gewandten Bewegung des jungen Menschen. Das Staunen machte bald der Bewunderung und Freude Platz. Einige Damen stiegen, selbst auf die Gefahr, getadelt zu werden, auf die Stühle; die Versammlung, die in der Furcht vor einer fast unvermeidlichen Katastrophe geschwebt hatte, wurde von einem plötzlichen Enthusiasmus ergriffen, und die Männer wurden von Neugier gequält, und geriethen in eine lebhafte Bewegung.

»Der glückliche Sterbliche!« sagten die Ehrgeizigen; »sein Glück ist gemacht; er wir künftig bei allen Quadrillen seyn.«

Der Herzog von Mortemart, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Ballets und Schauspiele, der bei dem bloßen Namen des schlechtesten Komödianten in Ekstase gerieth und vor Vergnügen hüpfte, wenn man von Baptiste sprach, rief ganz laut, das sey, um vor Ueberraschung zu sterben.

»Bewundernswürdig! Herrlich!« tönte es bei jedem Jetté-battu des Unbekannten von allen Seiten.

»Sehen Sie, sehen Sie! der König applaudirt; meine Herren, applaudiren Sie auch!«

Unter dem allgemeinen Händeklatschen und mit einem sehr schwierigen pas endete der Unbekannte diese ewig denkwürdige Quadrille, und augenblicklich flog von Mund zu Mund die Frage:

»Wer ist es? Wer ist dieser junge Mensch?«

»Ein Tanzmeister aus Italien, dem Könige zugeschickt,« flüsterte ein Neidischer.

»Nein, nein,« erwiderte Herr von Larochefoucault; »selbst das Studium kann diesen wahrhaften Adel der Haltung nur einem Manne von Stande geben. Ich wette, daß dieser junge Mensch vom besten französischen Blute ist.«

»Sein Name! Aus Barmherzigkeit, sein Name!« riefen die Damen.

»Ich weiß ihn,« sagte Herr von Villeroi mit wichtigem Wesen.

»Schnell, sein Name?«

»Er heißt Lauzún.«

»Lauzún, Lauzún,« wiederholten hundert Stimmen aller Art.

»Lauzún,« wiederholte ein decretirter Herzog *); »das ist ein Zweig des alten berühmten Geschlechtes der Caumont.«

»Lauzún, das ist ein Cousin des Marschalls Grammont.«

»Die Herzogin von Valentinois, die Tochter des Marschalls, wird ihrem Vetter die geheimen Instructionen des Balletmeisters mitgetheilt haben.«

»Das ist es auch; das Geheimniß ist enthüllt.«

Der Name Lauzún schwebte bei dem Zephyr der Fächer sogleich auf alle den schönsten Lippen der Welt. Man sprach den ganzen übrigen Abend hindurch nur noch von Lauzún. Die Nachricht verbreitete sich jetzt, daß der unglückliche Villequier das Bein gebrochen habe.

»Der Narr!« sagte Herr von Mortemart; »jetzt mag er nur dem jungen Lauzún seinen Posten verkaufen.«

»Sehen Sie, sehen Sie! Da tanzt Herr von Lauzún noch eine Courante mit der Herzogin von Valentinois.«

»Das muß ein verschlagener Schelm seyn, wenn sein Geist eben so gewandt ist, wie seine Füße.«

»Er ist sehr klein.«

»Ja, aber gefällig und elegant gewachsen.«

»Er hat dieselbe Tournüre, wie der König, gnädige Frau.«

»Ganz dieselbe, Frau Gräfin; nur noch mehr Lebhaftigkeit.«

»Das schönste Bein bei Hofe.«

»Das schönste, ohne Widerrede.«

»Seine Haare sind außerordentlich blond.«

»Ich liebe die blonden Haare sehr.«

»Sehen Sie, wie stolz seine Physiognomie ist.«

»Stolz und sanft zugleich.«

»Sanft finde ich sie nicht.«

»Es ist ein Kind.«

»Ich wette, höchstens achtzehn Jahr.«

»Welch' kleine Hand! — Wie schön seine Zähne sind!«

»Wie schön er tanzt! Diese Courante ist sehr schwer, wissen Sie das wohl!«

»Bei alle dem,« sagte ein alter Höfling, »ist es doch ein erbärmlicher jüngerer Sohn, seit acht Tagen aus der Gascogne hier angelangt, und ich wette, was Einer will, daß er die Reise zu Fuße machte.«

»Es ist wunderbar, daß ein bloßer jüngerer Sohn aus der Gascogne ein so ausgezeichnetes Benehmen besitzt, nicht wahr, gnädige Frau?«

»Unerhört, bewundernswerth, entzückend!«

»Die Herzogin, seine Cousine, ist eine vortreffliche Tänzerin,« sagte ein Vorübergehender.

»Sie ist sehr glücklich,« dachten die Frauen, wagten aber nicht, es auszusprechen.

(Schluß folgt.)

*) Ducs vérifiés hießen zum Unterschiede der gewöhnlichen Herzöge die, deren Standeserhöhung bei dem Parlamente einregistrirt war.

Schlußsteine.

Wen Neid und Bosheit einmal mit Ruß geschwärzt haben, den waschen alle Tugenden nicht wieder weiß.

Liebe plaudert aus den Augen und dringt durch den Handschuh.

Die Zukunft steht im treuen Bund mit der Vergangenheit; wem die Vergangenheit im Rücken nachschilt, dem droht die Zukunft in's Gesicht entgegen.

Der Meinungsfaden hat immer die Gewohnheit, Jeden nur stärker in seinem Glauben zu befestigen, so wie der Sturmwind durch Erschütterungen den Wurzeln der Waldbäume zu ihrer Befestigung nur tiefer in's Erdreich dringen hilft.

Wie leicht ist der Odem der Freiheit und wie süß der Brautkuß der Natur!

In Verlegenheiten sind oft lustige Leichtfertigkeit und traurige Verzweiflung neben einander laufende Auswege, und nichts grenzt so nah' an das Allerernsthafteste, als das Lächerlichste.

Keine Landstraße in der Welt ist breiter gebahnt und glatter getreten, als der Weg, den die Sagen und Gerüchte laufen, und nirgend doch geräth man leichter in die Irre, als auf dieser Heerstraße aller Winde.

Nur das Thier ist mit dem Genuß einer Gegenwart abgefunden, ohne von Vergangenheit und Zukunft zu wissen. Der geistige Mensch wohnt im Unendlichen, lebt daher im Gewesenen und Werdenden, und hat keine wahre Gegenwart des Augenblicks.

Wer Knecht seyn, oder mit dem wilden Volk hausen will, ist leicht überall zu Hause.

Niemand ist reicher, als wer die Welt nicht bedarf; Niemand mächtiger, als wer sich selber bändigt.

Das Ende liegt nicht im Anfang; sonst gäb's elende Musik, wenn's beim Geigenstimmen bliebe.

Musik ist die Sprache der Seele.

Reise-Zeitung.

Humoristische Reisebilder aus Thüringen.

(Schluß.)

Am andern Morgen hatte ich wenig Lust die Merkwürdigkeiten der Stadt wieder zu besehen, da ich sie schon als Student einmal auf einer Ferienreise in Augenschein genommen hatte, und ich ließ daher meine Gefährten, die übrigens ihren Plan, Nachmittags weiter nach Saalfeld zu gehen, schon aufgegeben hatten, die Wanderung allein machen und ging in ein Weinhaus.

Der einzige Gast, den ich dort fand, schlich lange mit prüfendem Blick um mich herum und sann über eine Redensart nach, mit der er sich mir nähern könne. Ich stellte mittlerweile naturhistorische Betrachtungen über ihn an und erwog, zu welcher Menschenclasse er wohl zu rechnen sey. Das dunkle Costüm schien einen Geistlichen zu verrathen, aber aus seinem blassen Gesicht sprach nicht genug Heuchelei, und dem Ausweg, daß er Rationalist seyn könne, widersprach der Umstand, daß er häufig den Blick für und wider nichts, wie begeistert gen Himmel richtete. Dieser Blick endlich, so wie das verwirrte Haar und ein Paquet Journale, die in seiner Mütze lagen, ließen mich auf den Gedanken kommen, daß es ein Rudolstädter Dichter seyn müsse, und ich war nun sehr erfreut ihn zu sehen, da mir ein solches Subject etwas ganz Neues war.

Daher brach ich das Schweigen mit einer Frage über die neuesten Ereignisse, die er wohl aus diesen Journalen erfahren haben möge und er berichtete, daß im „Kometen", dem in Rudolstadt meistgelesenen Blatte, in welchem die dortigen Wirthshäuser einige Male besprochen worden wären, — eine Erzählung stehe, welche sonder Zweifel eine neue Epoche in der Literaturgeschichte beginne.

Als ich darüber lächelte und ihm sagte, daß ich bei meiner Rückkehr nach Leipzig dem, der sich den Dirigenten des Kometen nenne, seinen hiesigen Ruhm melden wolle, freute er sich sehr, einen Gelehrten aus Leipzig zu sehen, der am Ende gar der Redacteur des Kometen selbst sey. Denn er habe gehört, daß dieser auch ein „kleiner liebenswürdiger" Mann sey und lieber, wie ich, guten Wein trinke, als das Viertelchen zu sechs Dreiern.

Ich lehnte die Ehre ab, und versicherte der Wahrheit gemäß, an den Kometen und der Dankbarkeit der Rudolstädter keinen Theil zu haben. Zwar befasse ich mich etwas mit Literatur und habe auch schon Einiges geschrieben; möge mich aber keineswegs unter die Gelehrten zählen lassen, und stehe vielmehr nur in fortwährender Opposition gegen die Gelehrsamkeit, welche die Wahrheit verdränge.

„Ach!" sagte mein Gefährte: „es ist eine schöne Sache um die Schriftstellerei und ich leugne nicht, daß ich mich auch ein Weniges damit befasse. Doch sind wir hier, entfernt von allen Fabrikplätzen der schriftstellerischer Thätigkeit, fast ohne alle Anregung und gewöhnlich nicht au fait mit den Tagesinteressen, so daß uns nur wenig bescheidene Worte vergönnt sind."

„Liebster," belehrte ich ihn: „da versiren Sie in einem gewaltigen Irrthume, welcher ihren Genius nur die Flügel lähmen kann. Das Orakel zu Delphi war nicht in Athen noch in Korinth; Delphi war ein unbedeutendes Nest und der Komet mag die belehren, die nichts wissen wollen."

„Leugnen werden Sie aber nicht, daß die hiesige Stadt zu wenig bekannt ist, als daß Schriftsteller daher nicht hinter anderen in der allgemeinen Meinung zurück stehen müßten."

„Nehmen Sie mir es nicht übel: aber ich halte es für einen Hauptfehler des Deutschen, daß er sich nie richtig zu stellen weiß und entweder sich überschätzt oder in ängstlicher Bescheidenheit befangen und stets voll Rücksichten auf die ihn Umgebenden seine Kräfte ungenützt läßt."

„Nun dagegen muß ich Ihnen bemerken: Als ich im vorigen Jahre in Frankfurt mehreren dortigen Gelehrten die Bedeutendheit hiesiger Stadt deutlich machen wollte, lachten sie mich aus; da ich von Schillersruh und den Kunstsammlungen des Herrn von *** (Referent hat den Namen vergessen) erzählte, und riefen: tempi passati. Was hilft's nun, daß der hiesige Rector ein alphabetisches Verzeichniß der Rudolstädter Gelehrten herausgibt."

„Freilich nichts! Daß hier einige gelehrte Männer gestorben sind, das macht Rudolstadt nicht glücklich. Daß aber das Bier gut ist, die Menschen froh sind, — was wollen Sie mehr? Führen Sie mich nach Schiller's-Ruh; es ist mir

eben erst aufgefallen, daß hier der Lieblingsplatz eines Mann's zu besuchen ist, der fast nicht mehr gekannt, wenigstens sehr unrichtig gewürdigt wird."

Unterwegs vertraute mir mein Führer, daß er nicht aus Rudolstadt sey und sich aus Gründen nur zuweilen einige Tage hier aufhalte. Zu diesen Gründen zeigten mir sehr bald seine Augen den Weg. Denn da mich seine unverkennbar immer wachsende Unruhe aufmerksamer auf ihn machte, ertappte ich seine Augen bei sehnsüchtigen Blicken nach einem Fenster, aus welchem der schönste Mädchenkopf heraussah, der einem zierlichen Körper angehören mußte und die demüthige Hauptentblösung meines Begleiters mit einem freundlichen Gruße erwiederte. Es war eine von den Erscheinungen, die mir in der ganzen weiblichen Welt die liebsten sind. Eine zierliche Gestalt, ein dunkel umlocktes Köpfchen, aus dessen reizenden Zügen, neben frommem Ernst, eine heitere und harmlose Schalkhaftigkeit herausieht; in jeder Muskelbewegung Ausdruck, aber nicht künstlicher Ausdruck, blos — ich möchte es die Coketterie der Natur selbst nennen.

Mein Begleiter schwieg und ich dachte an die Frauen, an Schiller und an seine Rudolstädter Liebe. Wie kömmt es, daß jener Dichter voll Liebe für Alles, seine Frauen immer mit einer Beimischung zeichnet, welche sie dem Leser oft fern stellt, und nicht blos in die poetische Ferne? In der That fehlt es ihnen an Wahrheit, Leben, und der Anstrich von Heroismus in ihnen macht, daß ich sie mir nicht anders als etwas groß denken kann. Schiller's Fehler war, daß er die Frauen schilderte, ehe er sie besser, als aus Vorgängern kannte, wie es vielleicht Goethe'n, wenigstens bei vielen Lesern zum Nachtheil gereicht, daß er die Frauen, — nicht das Weib — zu gut kannte, ehe er sie schilderte. So hat Keiner von Beiden ein Weib gezeichnet, von dem ich wünschte, daß meine künftige Geliebte es sich zum Muster nähme; denn ich mag weder den heroischen Pathos der Thekla, noch die mit Lockspeisen der Eitelkeit verkaufte Hingebung Gretchens au premier venant. Die deutschen Frauen mögen es mir verzeihen, wenn ich ihre Heldinnen nicht höher achte und zum Theil sie selbst vorziehe.

Der Platz, den die Sage unsrem edelsten Dichter geweiht hat und auf den die Rudolstädter stolz sind, was sie um so eher seyn dürfen, weil sie durch allerhand Aufmerksamkeiten eine ehrenwerthe Pietät gegen den Geist beurkunden, der hier zuweilen gewaltet hat, — dieser Platz erweckte beengende Erinnerungen in mir: hier verweilte Schiller, als sein Körper schon angefangen hatte, treulos zu seyn gegen den Geist, der, in ihm noch länger für uns zu wirken, noch unendliche Schätze besaß.

Mein Begleiter hatte ganz andere Gedanken, indem er schwermüthig nach der Stadt zurückblickte. Die Mittheilung eines Dritten, der zu uns kam, schien mir Aufschluß darüber zu geben: „Sie ist seit gestern Braut mit N. N.," sagte er und mein Begleiter wurde bleich nnd biß die Lippen zusammen. Ein krampfhaftes Zittern ergriff ihn und nach einer Pause rief er aus:

„Mit solch' einem Lump! O Weiber, Weiber! Ein Kerl, der von Gefühl keinen Funken, von wahrer Bildung keinen Anflug hat, nur eine Stelle, ein zierliches Kleid und das Complimentirbuch im Kopfe! Ein Kerl, der nur im Stande ist, Dummheiten zu begehn und dessen größte Vorzüge in wahren Schlechtigkeiten bestehen."

„Ohe!" rief ein ältlicher Herr, der zu uns trat. „Nur immer zu! ruft nur immer hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! Ruft's in eurem dünkelhaften Stolze ohne Liebe; aber nehmt mir's nicht übel, wenn ich die verachte, die immer tadeln, ohne den Irrenden durch freundliche Zusprache zurecht zu weisen."

Der alte Herr hielt eine lange Bußpredigt, die dem Leser nichts schaden könnte, wenn er sie hörte, die ich aber aus Galanterie nicht wiederhole, um den Frauen keine bitteren Wahrheiten zu sagen.

Homonyme.

Die Göttin, der ich angehöre,
Entsprang aus keinem Weiberschooß,
Und wenn man glaubt der Götterlehre,
So war's ein Haupt, das sie umschloß.
Aus dieser dunkeln, engen Kammer,
In der sie ganz gepanzert lag,
Befreite sie des Oheims Hammer,
Durch einen keck geführten Schlag. —
Mich selbst verehren alle Weisen,
Doch wenige erwählt ich nur,
Es suchen Thoren mich auf Reisen,
Kehr'n aber ohne mich retour.
Zu mir gelangt man nur auf Dornen,
Ich flieh' der Trägheit weichen Pfühl, —
Dafür biet' ich aus klaren Bornen
Erquickung am erreichten Ziel.
Mit Waffen bin ich wohlerfahren,
Ein jeder scheuet meine Macht,
Und doch hat mich seit tausend Jahren
Der Gott der Liebe keck verlacht.
Ihm mußt ich immer unterliegen,
Mich schützte selbst nicht greises Haar,
Er wußte stets mich zu besiegen,
Durch schöner Mädchen Augenpaar. —

Oft bin ich auch den Damen eigen,
Doch dann stamm' ich aus Griechenland,
Nur selten schöne Frauen zeigen
Der deutschen hold sich zugewandt.
So sprechen dann gar viele Damen
Mit Recht mich als ihr eigen an;
Doch, daß sie führen blos den Namen,
Erkennt oft spät ihr armer Mann.

Theod. Flindt.

Auflösung

der räthselhaften Fragen in Nr. 111:

1. Gottes. 2. Nichts.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 162. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 7. Juli. 1836.

Ein Ball zur Zeit Ludwig's XIV.

(Schluß.

Die herrliche Courante, vortrefflich ausgeführt, gewann dem jungen Lauzún einen neuen Triumph. Die Menge war hingerissen, entzückt, und die Lobsprüche fanden keine Grenzen mehr. Was dem Debütanten endlich noch einen drohenden Glanz verlieh, war, daß der König ihn zu sich rufen ließ und ihn in eine Fenstervertiefung zog, um mit ihm zu sprechen. Ein liebliches, kokettes Lächeln, das sichere Zeichen von der Annäherung des Windes der Gunst, umzog die königlichen Lippen. Se. Majestät lehnten Ihren Schäferstab gegen das Fenster, und fuhren mit der Hand in die Falten Ihrer mit rosa Seide gepufften Beinkleider. Dann sagten Dieselben:

»Was denkt man von Uns in der Gascogne, Herr von Lauzún.«

»Der Name Ew. Majestät wird daselbst gesegnet und verehrt.«

»Der Thron war durch Unsere Zwistigkeiten sehr in der Achtung gesunken; aber ich hoffe, ihm einen neuen Glanz zu verleihen. Ich will meinen Hof neu bilden und mich mit treuen und liebenswürdigen Edelleuten umgeben. Sie werden bei Uns bleiben, Herr von Lauzún. Ihr Vetter hat für Sie bei Uns um das Commando einer Compagnie Partisanenträger angehalten. Ich gewähre es Ihnen. Sind Ihre Einkünfte beträchtlich?«

»Sie sind sehr bescheiden, Sire; aber ich werde nichts unterlassen, mich des Ranges würdig zu zeigen, den Ew. Majestät mir zu verleihen die Gnade haben.«

»Ich will nicht, daß Ihr Vermögen durch die Ausgaben leiden soll, die Ihr Posten nöthig macht. Ich werde dem durch eine andere, einträglichere Gunst abhelfen. Der Tod des Herrn Cardinals stellt eine Menge Posten zu meiner Verfügung. Ich werde an Sie denken. Man sucht mit den Augen den, auf den das Gewicht der Geschäfte fallen wird, doch will ich Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß ich keinen Premierminister zu ernennen, sondern allein zu regieren gedenke. Machen Sie Uns daher Ihren Hof, Herr von Lauzún.«

Nach diesen Worten nahm der König seinen Hirtenstab wieder, und antwortete auf die tiefe Verbeugung des Herrn von Lauzún mit einem anmuthigen Kopfnicken. Dann drehte er sich auf den Absätzen herum, und kehrte zur Königin zurück.

Der Hof war in Aufregung. Was konnte der Monarch diesem gewöhnlichen Edelmanne gesagt haben? War es nicht offenbar, daß Sr. Majestät seiner nicht mehr entbehren könnten, daß Sie ihm ein Portefeuille, eine Intendantschaft, das Gouvernement einer Provinz, oder selbst eine Anstellung bei Hofe geben würden?

»Welch' ein Glück,« sagten die Damen, »daß ein so hübscher Mensch an den gebührenden Platz kommt!«

Die jungen Leute machten dem neuen Ankömmlinge tausend vertrauliche Avancen, und ladeten ihn zu den Partieen der Ausschweifung ein. Alte Höflinge schüttelten mißmuthig den Kopf und sagten:

»Sie werden sehen, daß wir nach der Regierung der Eminenzen in die der Günstlinge verfallen werden.«

»Mein kleiner Vetter ist wie eine Granate in die Luft geworfen,« sagte Herr von Grammont, »und Gott weiß, wo er enden wird.«

»Es scheint,« versicherte Herr von Duvas geheimnißvoll, »daß der junge Mensch so eben zu dem Könige mit der Weisheit eines Jannin oder eines Molé gesprochen habe.«

»Sie haben die wichtigsten politischen Fragen besprochen,« versicherte Herr von Servien.

»Es ist ein ausgezeichneter Mensch,« behauptete der Abbé Fouquer, der Lauzún nie gesehen hatte.

Der Herr von Mortemart schien den Gipfel seiner Wünsche erreicht zu haben. Er hielt sich die Seiten vor Vergnügen, verdrehte, wie in Ekstase, die Augen, und

wiederholte beständig: »Lauzún! Lauzún!« wie wenn ein anderer Mensch sagt: O mein Gott, wie glücklich bin ich!«

Nompart von Caumont, Graf von Lauzún, war dem Anscheine nach schwächlich, in der That aber sehr robust. Mit zwanzig Jahren besaß er die Sicherheit eines Menschen von dreißig, eine Kühnheit und einen Ehrgeiz, die verteufelt waren, einen Muth, der sich über alle Gefahren hinwegsetzte, ein Feuertemperament und eine unglaubliche Leichtigkeit, tausend verschiedene Gestalten anzunehmen. Er verstand es eben so wohl, sich durch das liebenswürdigste Benehmen die Herzen zu öffnen, als einen Feind unter einer Masse von Lächerlichkeiten zu vernichten. Seine Logik war unangreifbar, und sein Geist der der Intriguen und Machinationen. Er war eines jener Ausnahmswesen, den die Natur mit ausgezeichneten Eigenschaften begabte, den sie mit Liebe schuf, in dessen Seele sie aber unersättliche Begierden legte, die ihr keine Ruhe lassen; eines jener gefährlichen Wesen, die durch ein ewiges Bedürfniß der Unruhe verzehrt werden, die den aufrichtigen Seelen nur ein Lächeln der Geringschätzung gewähren, und die nicht für ein gewöhnliches Geschick bestimmt sind. Die Nachwelt verwünscht sie zuweilen, aber der Dichter und der Philosoph betrachten sie mit der Bewunderung, welche die Gelehrten für die Kometen haben, deren Bahn am Himmel sie verfolgen*).

Bücherverbote.

Man ist bereits ziemlich allgemein über das Tragische in den Bücherverboten hinaus, betrachtet sie nur noch wie bittere Magentropfen, und hat sie somit in das Gebiet des Dramas gezogen. Wir finden darin auch gar nichts Tadelnswerthes, und setzen darum die genannten Bannflüche in das Gebiet der Unterhaltung, zumal für unsere Leserinnen, nachdem wir sie stufenweise aus dem Literaturblatte unter die Correspondenzen herüberzogen und sie nun unter Erzählungen und Gedichten figuriren lassen.

Da Preußen, auch wenn das große, in öffentlichen Blättern besprochene Nationalinstitut der deutschen Literatur in Berlin nicht zu Stande kommen sollte, sich die erste Stimme über literarische Erscheinungen in Deutschland aneignet, so kann es nicht unzweckmäßig seyn, Preußen zum Schauplatz solches Dramas zu wählen. Die Schriftsteller sind die agirenden Personen, ihre Schriften die unglücklichen Geliebten, die Censoren diejenigen, welche die Intriguen anzetteln und leiten, die Buchhändler die Vertrauten und Vermittler, die Monate der Confiscationen die einzelnen Acte. Vorerst geben wir nur ein zweiactiges tragisches Drama.

*) Wir machen durch dieses Bruchstück zugleich auf das sehr interessante Ganze aufmerksam, dem es entlehnt ist. Unter dem Titel: „Der Günstling," ist dieser Roman Paul Müsset's in das Deutsche übertragen.

1. Act: Monat November und December 1835.

Beiträge zur Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts in Deutschland (Augsburg, Verlag der Kollmann'schen Buchhandlung). — Der Verfasser spielt den Ungenannten und bleibt klüglich im Hintergrunde.

Die neuesten Bundestagsbeschlüsse in Deutschland. Eine Flugschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Germanien (Neu-York, Mai 1835, gedruckt auf Kosten der Gesellschaft).

Der Censor tritt auf und spricht zu dem Monolog des Verfassers: Bester! Deine Aufschlüsse enthalten die gröbsten Verunglimpfungen der ehrenwerthen deutschen Regenten, und Dein Wille ist der Wille des Aufrührers. Apage! Eine Stimme vom Himmel setzt warnend hinzu: Die in Neu-York bestehende Gesellschaft Germanien sendet viele in Amerika gedruckte Pamphlets fluchtwürdigen und aufrührischen Inhalts nach den deutschen Staaten.

Alle Verlags- und Commissions-Artikel der Buchhandlung Löwenthal in Mannheim. — Ein Theaterdiener tritt vor und erklärt im Berliner Jargon: damit sind gemeint: Alle Druck- und periodischen Schriften, redigirt von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt und Kühne*). Die etwa vorräthigen Schriften der Verfasser sind daher abzuliefern!

Neueste kirchliche Ereignisse in Schlesien, von Adolph Blüher, Pfarrer in Grüneberg (Rapp, 1835). Daneben:

Beleuchtung der von Dr. Olshausen gegen die Höniger'sche Kirchengemeinde ꝛc. veröffentlichten Beschuldigungen, von E. G. Kellner (Leipzig, Fr. Fleischer).

Der Censor spricht zu den Verfassern: Ihr sollt die Leute in ihrem Glauben nicht turbiren und überall den Mantel christlicher Liebe bereit halten. Die Herren Pfarrer und Doctoren nicken mit dem Kopfe ein andächtiges: »Ja!«

Die Rolle der Diplomatie bei dem Falle Polens, von einem ausgewanderten Polen zu St. Gallen (Leipzig, 1835). — Die Diplomatie tritt hier in eigener Person auf, zeigt ihre Papiere, das Publicum und der Verleger schauen achselzuckend hinein, reichen der Diplomatie die Hände und rufen: Wahrlich hiernach und unserer Erfahrung gemäß hast Du Alles wohl gemacht. Finis Poloniae!

Memoiren eines Flüchtlings, von August Trarel (Stuttgart, Brodhag). — Der Censor wird zum Richter: »Deine Aeußerungen über Se. Maj. den König

*) Mit Erlaubniß! H. Heine kommt hinzu, um die Messieurs les Ciinq zu constituiren. Wenigstens redigirt Kühne noch unangefochten in Leipzig die „elegante Welt" (Voß'scher Verlag) für ganz Deutschland und wird auch schwerlich nach Stuttgart ziehen, wohin sich Menzel zum Aerger das junge Deutschland wenden wollte, oder irgend wo anders hin.

sind ungeziemend.« Hr. Dr. kriecht schnell in devotesten Supplicanten-Worten zu Kreuze.

Fieschi, poetisches Nachtstück von Ortlepp (Leipz. 1835). — »Weil es eine schöne und geistreich versificirte Apologie der Schandthat ist!« lautet die anklagende und verdammende Stimme. Der bescheidene Dichter stammelt eine Entschuldigung und entfernt sich.

Die Revolution, Sittengemälde der neuern Zeit, von Aug. Schäfer (Mannheim, 1835, bei Hof. 2 Thle.) — »Weg in Preußen mit Revolutionen auf den Straßen und auf dem Papiere!« tönt es mit Donnertone, und siehe, hier wie dort sind sie verschwunden!

Es folgt nun ein gewichtiges tragisches Intermezzo auch unter dem Separattitel: »La jeune Allemagne« bekannt, und Menzel spielt dabei die Rolle des Fatums, in der Hand seinen kritischen Panisbrief haltend, der sehr abgenutzt und unscheinbar aussieht. Das obrigkeitliche Placat heißt:

Das — — hat mittelst Erlasses vom 11. Dec. das Verbot der beiden unter dem Titel: »Die junge Literatur« und der Roman »Wally,« ein Vademecum für Hrn. Carl Gutzkow, dem deutschen Publicum zugeeignet von Dr. Gustav Bacherer (Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung 1835) und: »Die romantische Schule von H. Heine« (Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1836) erschienenen Schriften angeordnet. Die erstere, obwohl sie sich als Gegengift gegen den auf dem Titel genannten berüchtigten Roman des Carl Gutzkow ankündigt, und auch wirklich den verwerflichen Inhalt dieses Romans mißbilligt, ist dennoch durch die in ihr ausführlich mitgetheilten Stellen, in welchen gerade die ruchlosesten Aeußerungen enthalten sind, weit mehr dazu geeignet, die Gutzkow'schen frevelhaften Angriffe auf Religion und Sittlichkeit noch bekannter zu machen, und somit deren höchst gefährliche Wirkungen zu befördern, als die hinzugefügten Aeußerungen der Mißbilligung und der Widerlegung diese Wirkungen aufheben und vereiteln können. Die letztere Schrift ist zum Theil nur ein neuer Abdruck der unter dem $\frac{5}{12}$ Juni 1833 bereits verbotenen Schrift Heine's: »Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland.«

Das — — hat zugleich angeordnet, daß, rücksichtlich der sämmtlichen künftigen literarischen Erzeugnisse des H. Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Veranlassung gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämmtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen wo und in welcher Sprache es sey, dieselben Maßregeln eintreten sollen, welche in Beziehung auf die Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt ꝛc. unter dem $\frac{1}{22}$. November d. J. erlassen worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Weimar.

I. Der Hof. Die früher beabsichtigte Reise unserer Großherzogin an den Berliner Hof ist höchst wahrscheinlich aus politischen Gründen, vielleicht veranlaßt durch die Anwesenheit der französischen Prinzen daselbst, aufgeschoben worden. Und selbst das erfreuliche Ereigniß der vor wenig Wochen stattgefundenen Taufe einer Enkelin, Tochter der Prinzessin Maria von Preußen, wurde aus der Ferne mit freudigstem Beifall begrüßt, obschon sich beide Großeltern als Taufpathen einzeichnen ließen. Dagegen ist erst seit wenig Tagen Prinzessin Auguste, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, am elterlichen Hofe zu Weimar eingetroffen, und gedenkt einen größeren Theil des Frühjahrs in den heimathlichen Fluren zu verweilen, besonders wenn der Hof seinen gewohnten Sitz auf dem benachbarten Lustschloß zu Belvedere oder Wilhelmsthal bei Eisenach wieder aufschlagen wird.

Prinz Carl, Erbgroßherzog von Weimar, hat sich nur auf kurze Zeit während der Osterferien im elterlichen Hause aufgehalten, um desto schneller wieder an der Universität Leipzig seinen fortgesetzten Studien der Rechtswissenschaft und Diplomatie obzuliegen. Seine länger entbehrte Persönlichkeit hat unter der hiesigen Bevölkerung den freudigsten Eindruck hervorgebracht; seine schlanke, doch kräftige Figur, sein feines, edles Benehmen und besonders die große Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit dem allseits verehrten Großvater, Carl August, sichern ihm hohe Achtung und Liebe der künftigen Unterthanen. Deßhalb fand auch eine kürzlich bei Halle und Walther hier erschienene, von einem jungen einheimischen Künstler, Marterſteig, gezeichnete wohlgelungene Lithographie des Erbgroßherzogs, lebhaften Beifall und starken Absatz. Nur will Manchem die Bekleidung mit einer Weimarischen Officiersuniform dabei nicht sehr ansprechen, weil sie mit dem zarten, fast kindlichen, unschuldigen Zügen des Gesichts, dem heiteren Blick des Auges in schroffem Gegensatze steht.

Diese Apprehension mag wohl besonders darin ihren Grund finden, daß man gewohnt war, die Abbildungen unserer Fürsten nie anders, als in der größten Einfachheit zu erblicken. Carl August ließ sich am liebsten mit brennender Cigarre auf der Jagdtroschke sitzend, in seinen alten grauen Regenmantel gehüllt, mit einer schlichten Mütze das Haupt bedeckt, umgeben von seinen beiden großen Jagdhunden Neptun und Venus, abzeichnen. Es existirt meines Wissens kein größeres Bild von Carl August, das ihn mit Ordenssternen und militärischen Ehrenzeichen geschmückt darstellte. Und gäbe es eines, so spräche es Niemanden an, der den alten Herrn lebend kannte. So wenig die kleine Berliner Statue Goethe's anspricht, wo er, der Gewaltige, im einfachen Hausrocke, die Hände träg auf dem Rücken gekreuzt, in modernen Stiefeln und Pantalons einherschreitet; ebensowenig kann Carl August's gemüthliche Heiterkeit, seine einfache Hoheit, wenn ich so sagen soll, sich mit Ordenssternen und äußerer Pracht der Ausstattung vertragen. Es ließe

sich hierin auch der Grund der größeren oder geringeren Popularität der beiden genannten Größen entdecken. Die vollendetste Form für sinnliche Darstellung eines thatkräftigen Fürsten, eines Kriegshelden, eines Praktikers wird diejenige seyn, die sich der strengen Wirklichkeit, dem Leben, am Meisten annähert; dagegen wird die Kunst einen Denker, einen Philosophen, einen Dichter nur in der, der entsprechenden Idee am nächsten kommenden Form, nie in der reiner Wirklichkeit aufzufassen haben, wenn sie das Gefühl der Beschauer ansprechen soll. Insofern nun die Kunstdarstellung nach einer reinen Idee bei weitem schwieriger erscheinen muß, als die nach dem wirklichen Leben, insofern erhebt sich jene Gattung der Plastik oder Malerei über letztere. Doch genug der Ideen, lassen sie uns wieder zum Leben herunter steigen!

II. Das Militär. Wirbelnder Trommelschlag ertönt auf einer großen Wiese in der Nähe des großherzoglichen Schlosses, dicht am Parke. Was soll dieser kühne Klang mitten unter den Liedern girrender Nachtigallen, hart unter den stillen Mauern der einsamen Bibliothek? — Es sind die jüngsten Vaterlandsvertheidiger, die jungen Deutschen, die, wenn sie sich praktisch ausbilden, nicht in Gefängnisse gesteckt, sondern mit Säbel und Flinten bewehrt werden sollen, mit einem Worte: Recruten. Man spricht davon, daß in diesem Sommer eine Bundesinspection hierher kommen werde, und da müssen diese Männerchen freilich Haare auf den Zähnen und etwas Pulver an der Nase haben. Uebrigens viel Pulver bekommen diese ehrenwerthen Herren ohnehin nicht zu riechen, seitdem unsere schöne halbe Batterie schwerer Feldartillerie eingegangen ist. Es war doch eine schöne Sache, als diese donnernden Kanonen mitunter die Fenster im großherzoglichen Reithause zertrümmerten, dem sie gegenüber postirt waren. Noch jetzt könnt ihr die vernichtende Wirkung dieser Feuerschlünde bemerken, noch immer sind die Fensterscheiben im Reithause, dicht neben dem Schlosse, zertrümmert. Aber das ist eben das Schöne, das Erhabene! Die Wirkungen großer Ereignisse bestehen fort, wenn auch die Ursachen derselben längst verloren gegangen sind.

Sonderbar! das Turnen ist auf Gymnasien und Schulen in der Regel als demagogisch verboten und verrufen, allein die Recruten müssen turnen, bevor sie exerciren lernen und das Feuergewehr über die Schulter nehmen. Sie werden im Stehen, Biegen, Drehen, Heben, Senken des Körpers und ebenso im Gehen, Laufen, Springen, überhaupt in allen ächt gymnastischen Vorarbeiten geübt, und dieses Manövre hat der gute, nun verschollene Jahn Turnen zu nennen beliebt. — Je mehr die junge Militärs sich in diesen Dingen üben werden, daneben auch Tanzen und Schwingen, Werfen und Fechten lernen, wie ich mit eigenen Augen in den Berliner Kasernen gesehen habe, desto bravere Krieger werden wir bekommen, desto mehr Gemeingeist, Vertrauen und Vaterlandsliebe wird die Söldner beseelen, desto mehr Einheit und Kraft wird in der Bundesarmee herrschen.

Die Bundesinspection mag ihr sehr Vortheilhaftes haben; sie erhält die kleineren Länder hübsch in Athem; aber ich meine ohne öftere gemeinsame Manövres der Truppen verschiedener Bundesstaaten, ohne Verschmelzung der Eigenthümlichkeiten abgetrennter einzelner Theile des Ganzen wird dennoch nicht genügende Kraft und Energie den kleineren Theilen des Bundes erwachsen. Sie werden dann niemals recht inne, daß sie einem einzigen großen Ganzen angehören, und eine ungeheure Macht besitzen, wenn sie beisammen sind. Dieses Selbstgefühl haben freilich die Heere größerer Staaten, besonders Preußen und Franzosen, vor allen kleineren zum Voraus.

Die Soldaten in Weimar sind übrigens recht brave, gutmüthige Leute, und wie sich von vorn herein erwarten läßt, sie bemühen sich um schöne Künste und Wissenschaften. Sie gehen fast in jede Oper, sehr oft auch in Tragödieen, vorzüglich lieben sie aber die Stumme, die Räuber und Wallenstein's Lager. Und thut es noth, so ziehen sie auch ihre kurzen Schwerter heraus, mischen sich unter die dichtesten Haufen der Kämpfenden und fechten wie die Löwen. Sie bekommen für ihre statistischen Dienste am Theater wenig Lohn, aber viel Geschicklichkeit; und das ist bei solchen Landjunkern gut angewendet.

Vorzüglich darf gewiß das hiesige Hautboistenchor genannt werden; es executirt neben den leichtfüßigsten Walzern von Strauß die schwierigsten Ouvertüren von Spontini, Meyerbeer und Weber. Es gehört unter die eigenthümlichen Reize des Weimarer Lebens, sich drei Mal in jeder Woche gemächlich auf die Wachtparade zu stellen und die Hautboisten zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Amanda's Grab.

Ach! Amanda hat man hier begraben;
Die ihr Aug' im Todesschauder schloß,
Und nun ruht des holden Gottesknaben
Sicher treffendes Geschoß.

Aber mehr noch als der Reiz der Jugend
Hat des Todes rauhe Hand zerstört,
Reine Unschuld, anspruchlose Tugend,
Die zum Engel sie erklärt.

Blumen streut auf ihre Gruft, ihr Schwestern!
Weiht ihr Kränze von Cypressenlaub.
Eine Blume war Amanda gestern,
Heute, ach! ist sie nur Staub.

Die Geburt der Venus.

Es soll nach der Fabellehre
Aus des Meeres Schaum Cythere
Einst entstanden seyn;
Es ist blinder Heidenglauben:
Sie gebar der Schaum der Trauben
Vom Champagnerwein.

Amadeus Lätus.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 163. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 8. Juli. 1836.

Revue der Zeitschriften.

(Von Jul. Seidlitz.)

(Fortsetzung.)

Phönix. Herausgeber und Redacteur Eduard Duller.

Anfang Juni.

Es war im Frühling des Jahres 1835, als im altergrauen Aegypterlande ein großer Vogel dahergezogen kam, in Schnabel und Klauen köstliche Gewürze tragend, in Schnabel und Klauen edle Reiser führend. Und aus den Gewürzen und den Reisern baute er sich ein Nest und nachdem er es für seinen Sohn bei der Feuerversicherungsanstalt assecurirt hatte, legte er sich hinein und verbrannte sich heldenmüthig selbst. Und bald darauf guckte aus der Asche, aus dem Neste ein junges Phönixlein heraus, und sah sich vorwitzig, wie junge Menschen es thun, überall herum, und es gefiel ihm nicht im Lande Aegypten, wo es Krokodille gibt und französische Renegaten und braune Kopten und Türken mit ungeheueren Turbans, und er flog über das Meer nach der guten Stadt Frankfurt a. M. und, da er etwas von Unsterblichkeitstrieb in sich fühlte, so wollte er ein Literatus werden und ging zu dem berühmten Buchhändler David Sauerländer. Zu derselben Zeit hielten sich in Frankfurt zwei junge Schriftsteller auf, von denen der Eine schon Manches geleistet, der Andere Vieles zu leisten versprach. Diese wollten eine neue Zeitschrift gründen und banden den Phönix an die Spitze, wo er nun in Holz geschnitten immerwährend den Kopf in die Höhe streckt und den Schnabel öffnet. Die beiden jungen Schriftsteller theilten sich nun in die Geschäfte: Hr. Duller unternahm es, die Leute zu unterhalten, Hrn. Gutzkow mußten die Leute herhalten. So begann der Phönix hoffnungsvoll seinen Flug, und während im Unterhaltungsblatte sich nach und nach unsere literarischen Notabilitäten einfanden, schnitzte Hr. Gutzkow unverdrossen seine Pfeile. Das Blatt trug den Charakter der Würde mit dem Zeichen aufstrebender Jugend an sich, und man vergaß vor dem Zwecke und dem guten Willen, daß Vieles darin nur Worte und Redensarten seyen. Die Ideen, welche späterhin vor dem Oberhofgerichte zu Mannheim zur Sprache kamen, zeigten sich darin schon im Flügelkleide, und die Goethe'sche Cultur schlug so weit mit den Armen um sich, daß man in einer Schusterherberge zu seyn glaubte. Und dennoch war es gerade dieses Herumschlagen, welches dem Blatte eine bestimmte Farbe, einen festscheinenden Charakter gab. Hr. Gutzkow gab die Redaction des Literaturblattes auf, und sogleich verschwand diese Rubrik. Kann man nun auch nicht leugnen, daß das Blatt dadurch einerseits verloren, so hat es dennoch wieder in so fern gewonnen, daß der oft arrogante und absprechende Ton von nun an ganz aufhörte. Mit sicherer und fester Hand ergriff Hr. Duller nun allein die Zügel der Redaction und fanden sich auch manchmal Aufsätze darin vor, welche theils dem Charakter eines Tageblattes, theils dem einer Unterhaltungsschrift nicht entsprachen, so entschädigten wieder die mancherlei Beiträge vieler unserer bedeutendsten Schriftsteller, und ein höchst lobenswerthes Stillschweigen über Theatergeklätsch. Daß der Phönix Anklang finde, davon ist sein Fortbestehen in einer Stadt und Gegend, welche doch bekanntlich nicht sehr für literarische Unternehmungen geeignet scheint, der giltigste Zeuge. Er ist jetzt eine der wenigen Zeitschriften, welche im Fortschreiten begriffen sind, und zwar in einem Fortschreiten ohne gewaltsame Revolution. Trotz dem Allen kann man aber nicht sagen, daß er ein Ziel unverrückt im Auge behalte, denn sein Streben nach Allgemeinheit macht ihn zum ewigen Juden, der kaum einen festen Punct im Auge auch schon darüber weg einem anderen zueilt. Er ist ein Salon, wo über Alles gesprochen wird, und so zwar, daß man zuweilen nicht weiß, ob man unter Dichtern oder Philosophen oder Schulmeistern ist. Dennoch nimmt er, wie ich schon oben sagte, seiner Ruhe und Unparteilichkeit wegen, und der, wenn auch leider oft ungeregelten, Zusammenstellung so vieles Schönen, einen bedeutenden Platz in unserer Journalistik ein.

Diesen Monat eröffnen Proben aus Eduard Duller's „Loyola." Er zeigt uns seinen Helden leichtsinnig, aber dennoch thatkräftig, allen Vergnügungen, allen Lüsten ergeben; durch das Ganze weht aber schon eine Ahnung seiner künftigen

Bedeutendheit. Daß er ihn in einem Spielhause aufführt, ist zu gewöhnlich, die Scene, wo er selbst seine Geliebte verspielt, schmeckt etwas nach Iffland's Wallenfeld. Nur ein deutscher Schriftsteller hat eine ähnliche, man könnte sagen, dieselbe Scene wahr, kräftig, erschütternd gezeichnet, und dieses ist Hoffmann in seiner Novelle „Spielerglück."

Friedrich Rückert gibt nach Art seiner kleinen Gedichte Bruchstücke, welche nicht zu seinen besten gehören. Daß doch alle Renommeen die Gewohnheit haben, ihren Schreibtisch umzustürzen! Freiligrath übersetzt in Versen ohne Reim Bruchstücke aus Lamartine's Jocelyn, und zwar durch und durch so gelungen und kraftvoll, daß man es beinahe eher für Original als für Uebersetzung ansehen möchte.

Obgleich ich bei Durchsicht eines belletristischen Journals gewöhnlich nur das auf schöne Literatur Bezügliche heraushebe, so sind die aus Barrault's Occident und Orient mitgetheilten Auszüge doch zu bedeutend, als daß ich sie so ganz übergehen könnte. Das Bedeutendste daraus ist der mitgetheilte Auszug des Korans und die Bemerkungen, welche der Verfasser daran knüpft. Er sagt unter Anderem:

„Da setzte der Orient in einer neuen Anstrengung seiner Offenbarungs-Fruchtbarkeit den Sinai in Berührung mit Jerusalem, ein prophetischer Funke sprang zu Mekka empor — und der Koran trat an's Licht.

Während es dem Christenthume gestattet wurde, die Analyse der göttlichen Einheit zu unternehmen, weil schon die jüdische, griechische und römische Gesellschaft das Gefühl dafür hatte, formulirte der Islam eine untheilbare, compacte Einheit. — Der Aufsatz „Xaver in Indien" erzählt aus dem Leben des japanischen Apostels und Jesuiten Franz Xaver einige interessante Begebenheiten, hält sich aber mehr in Form einer Erzählung. Dankenswerth ist die Beilage, ein sauber gearbeitetes Blatt, die Ansicht der neu zu erbauenden Parlamentshäuser betreffend.

Ein gewisser Conrad Schwenk, der sich schon früher einmal, wenn ich nicht irre, darüber ereifert hat, daß die Deutschen das Gedicht „Luise" von Voß, für ein gutes Gedicht hielten, schlägt nun wieder einmal Lärm, weil er einem falsum auf die Spur gekommen ist. Er beweist nämlich, daß Guttenstein seine Geschichte Spaniens, die sich eines ziemlichen Beifalls zu erfreuen hat, beinahe wörtlich aus Aschbach abgeschrieben habe. Und wahrhaftig, er hat nicht Unrecht. Ich habe mich überzeugt und seine Angaben richtig gefunden. Hr. Guttenstein bleibt also nichts mehr als ein guter Schneider, denn das Kleid, in welches er die Geschichte steckte, ist ganz modern gemacht.

Was bei andern Blättern, Notizen ꝛc. heißen, nennt der Phönix Feuilleton, nach Art der französischen Blätter, und versorgt es mit pikanten Neuigkeiten aus dem Gebiet der Literatur und Kunst, der Zeitgeschichte und des geselligen Lebens. Bemerkenswerth sind darin z. B. die Anzeigen über Hrn. Duller's „Deutsches Stammbuch und H. Rieper's Abschiedsrede."

(Fortsetzung folgt.)

Poesie.

Gedichte von Romulus Heilmann. Berlin, bei Plahn (Nitze). 1836.

Ein zierliches Bändchen von 106 Seiten, mit dem schönen Motto von Hoffmann von Fallersleben:

„Mag nicht mein Lied das schönste seyn,
Hat's der Schönsten doch gegolten!"

liegt vor mir. Also wieder ein Berliner Poet! — Was werden Menzel und Gutzkow sagen? Werden seine Gedichte nicht auch, wie beide Herren sich stereotyp auszudrücken belieben, — nach Weißbier und Sand schmecken? Doch, was gehen den Dichter diese Herren an, die nur darum auf Berlin schmähen, weil man sie hier nicht so gebührend, wie sie es verlangt, geehrt hatte *).

Heilmann ist ein Dichter, aber einer von denen, die nicht ganz in den jetzigen modernen Ton einstimmen, und gerade deßhalb hat er meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er ist meist elegisch; ein schmerzliches Andenken an eine verstorbene oder treulose Jugendgeliebte weht, wie ein trüber Hauch, durch das ganze Büchlein.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch ist sie ewig neu,"

singt Heine, und er hat Recht. Aber eben deßwegen, weil solche Geschichte fast Jedem passirt ist, bringt die junge Literatur einige hundert Lieder, die sich alle natürlich ähnlich sehen, und dann erheben die Recensenten und Gelegenheitspoeten ein Zetergeschrei und raisonniren über: „Heineaner," ohne zu bedenken, daß gleiche Lage und gleiche Stimmung ähnliche Lieder erzeugen müssen. Daher wird auch Heilmann wegen mehrerer seiner Lieder, die den Schmerz um den Verlust der Geliebten schildern, ohne Erbarmen als Heineaner über die kritische Klinge springen müssen. Allein er ist darin von Heine verschieden, daß dieser meist seine Lieder mit einer bittern Ironie schließt, während Heilmann's Schmerz durch das ganze Lied hindurch geht, und daß der Seufzer mit einer Thräne endet.

Als Heinisch möchte folgendes Lied gelten:

Der süße Trank. (Seite 22.)

Dort, wo die Lichter blinken,
Im reich geschmückten Saal
Da hab' ich einst getrunken
Aus silbernem Pokal.

Oft schon hatt' ich getrunken
Von altem und jungem Wein,
Aus goldnen und silbernen Schalen
Bei Sonnen- Mondenschein.

Doch wie der Trank dort oben
Hat keiner mich erquickt,
Sie hat am Hochzeitstage
Eine Thräne d'rin zerdrückt.

Der größte Theil der Gedichte ist aber von anderer, eigenthümlicher Art; den Reim hat der Verfasser sehr in seiner Ge-

*) Wirklich nur darum? Adhuc sub judice lis est.
Anm. d. Red.

walt, und namentlich hat er die Ottave rime mit vielem Glück behandelt in den langen Gedichten: „der Todtenkranz," und die „Weihe." Da ist keine Spur von Nachahmung, sondern der Dichter geht seinen eigenen, schönen Weg. Am schwächsten sind die wenigen Balladen, denen der kurze kräftige Volkston fehlt. Heilmann muß mehr den Uhland studiren. Die beste Ballade ist der „Jäger v. Ryderswill" (S. 61,) aber der Anfang

„Wer schreitet so spät durch Regen und Sturm."

erinnert zu sehr an Goethe's Erlkönig — was mit einer leichten Aenderung hätte vermieden werden können. Die Lieder jedoch zeugen alle von einem frischen, kräftigen Dichtergemüth, und als Probe führe ich noch an:

„Erklärung. (Seite 36.)

Befremdet hat's die Freunde,
Beim Sang und Becherklang,
Daß ich den vollen Becher
Stets bis zum Grunde trank.

Es ist eine alte Regel,
Wenn Liebchens Wohl erklingt,
Daß man die vollen Becher
Stets bis zum Grunde trinkt.

Und da nun meine Seele
Nur an mein Lieb gedacht,
So glaubt' ich, jeder Becher
Würd' auf ihr Wohl gebracht."

Namentlich sind noch anzuführen: „Liebchens Haus," ein sehr zartes Gedicht, in welchem der Dichter den Grabhügel der Geliebten besingt, alte Blätter, der stumme Baum, Neujahrsnacht, Treue, Abendläuten, Heimkehr u. a. m.

Die äußere Ausstattung des Büchleins ist lobenswerth.

Möge der Dichter sich bald wieder hören lassen; vielleicht blüht auch ihm noch eine Rosenknospe, die ihn, statt der entblätterten Rose, wieder zum Singen antreibt! Das wünsche ich ihm von Herzen. H. H.

Gedichte von H. Kletke. Breslau. Richter'sche Buchhandlung. 1836.

Der Dichter theilt dieses kleine Büchlein in 6 Abschnitte, welche er Liebestagfalter, Liebesnachtfalter, Balladen und Romanzen, Frühling und Herbst, Vermischtes und Irenie des Lebens benennt. Ich gestehe, daß ich nicht der Mode wegen mich mit einer Art Scheu an dieses Büchlein gemacht habe, sondern weil die Abneigung gegen Gedichte in mir zu einer gewissen Potenz geworden ist. Aber angenehm wurde ich von dem Ton, der in diesen Gedichten herrscht, überrascht. Der Dichter beurkundet ein schönes, aber keineswegs originelles Talent; sich frei von aller Manier zu halten ist ihm unmöglich, und darum schwankt er, was sowohl Tendenz der Gedichte als Art der Behandlung anbelangt, zwischen Goethe und Heine. Es entsteht freilich aus dieser Vermischung von rein objectiven und wieder rein subjectiven Gedichten ein sonderbares Gemisch, aber eben dieses Gemisch leidet nicht an der Monotonie, woran so viele Gedichtesammlungen sterben. Der Dichter kommt mir in diesem Büchlein wie eine Abendwolke vor, purpurgesäumt, goldgeschwingt, nicht zu hoch im Aether, auch nicht so niedrig im untern Luftraume, daß die schönen nebelhaften Gestalten in Dunst sich auflösen. Obgleich es mich sehr freut, in dem Verf. keinen Mondschein- und unüberschwenglichen Liebesdichter gefunden zu haben, so gestehe ich doch aufrichtig, daß ich gern einige ernste Gedichte (keine Jeremiaden über eine Treulose, oder über den Tod, oder auch Dinge ich die bedeutenden Fragen unserer Zeit besingend) darin gefunden hätte. Die Zeit der Sehnsuchtspoesie ist vorbei, die in Abendlüften und in Liebesseufzern schwelgende Sehnsucht hat ihr Ziel gefunden, und mahnt den Dichter an seinen ursprünglichen heiligen Beruf, Lehrer und Sprecher des Volkes zu werden. Was die Nation denkt, soll er singen, auf daß der Ton von Lippe zu Lippe gleite und Eigenthum des Volkes werde. Als Probe aus den Liebestagfaltern:

„Der Apfelbaum.

Dicht unter meinem Fenster,
Da steht ein Apfelbaum,
Der wiegt mit schwankenden Blüthen
Mich ein in Nacht und Traum.

Und lieg' ich dann im Schlummer,
Schlägt er an's Fenster mir,
Und flüstert in meinen Träume
So viel, so viel von Dir!

O sag', was mag er wissen,
Was Keinem ich vertraut?
Ob er der Liebe Geheimniß
Mir aus den Augen schaut?"

So wie dieses Gedichtchen sind sie übrigens meistens, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich, nicht kalt und nicht glühend, man wird nicht ergriffen, erschüttert, kein blendender Gedanke begegnet uns, aber es ist sonderbar, sie machen eine Wirkung wie getrunkenes Wasser, das eine immer behagliche Wärme hervorbringt. Außer diesem Gedichtchen sind noch zu nennen: Keine Ruh', entschwundnes Glück, Immortellen, Mädchenzorn, Hasenfang, Wachtel. Zu Balladen und Romanzen hat der Dichter kein Talent, sehr vieles hingegen für jene Art von Satyre, die er selbst „Ironie des Lebens und der Liebe" nennt. Alle Gedichte unter dieser Aufschrift sind sehr brav.

Ausstattung anständig. Julius Seidlitz.

Gedenkbuch für das Leben. Der Erinnerung an wichtige Ereignisse des Familienlebens gewidmet. Berlin, bei C. G. Lüderitz.

Dies Gedenkbuch soll an die Stelle der Bibel oder der Hauspostille in der Hinsicht treten, daß man darein, wie früher in den genannten Büchern, die wichtigsten Ereignisse des Familien-Lebens einschreibe und zur Erinnerung für sich und seine Nachkommen verzeichne. Die Hauptmomente des Lebens: Geburt, Taufe, Einsegnung, Verheirathung und Tod sind durch lithographirte bildliche Darstellung sinnreich dargestellt und durch schöne weiße Blätter gesondert worden. Unter jeder dieser Darstellung befindet sich eine passende Stelle aus den Schriften von

berühmten, selbst welthistorischen Männern: von Luther und Friedrich dem Großen, von Euripides und von Schiller. Noch ist am Schlusse eine durch vier lithographirte von den übrigen vier Abschnitten geschiedene Abtheilung zu allgemeinen Bemerkungen vorhanden. Es ist dies eine sehr glückliche Idee, und die Ausführung entspricht ihr. Sollte dies Gedenkbuch so viel Beifall bei dem Publicum finden — was zu hoffen und zu erwarten steht — so wäre zu wünschen, daß es eine andere mehr logische Einrichtung erhielte, daß die Rubrik: allgemeine Bemerkungen wegfiele, dagegen eine für die Volljährigkeit, und eine nach der Ehe, unter der Rubrik: Licht und Schatten, eingeschaltet und jedes leere Blatt vom Anfange bis zum Ende, wie unter den vier lithographirten Blättern mit einer passenden Sentenz aus der heiligen Schrift oder aus Profan-Schriftstellern versehen würde. Dadurch würde dieses Erinnerungsbuch wesentlich gewinnen.

Die kurze Vorrede gibt mit wenigen, aber inhaltsschweren Worten die Tendenz dieses Buches an. Leider hat sich ein auffallender Druckfehler eingeschlichen; es heißt nämlich auf der zweiten Seite: „oder Wahrheit und Dichtung." Nothwendig muß es heißen: „oder Wahrheit ohne Dichtung." Denn in solchem Erinnerungsbuch die geringste Dichtung einzutragen, würde dessen Zweck geradezu widersprechen und es gleichsam entweihen. C. M.

Literarischer Beobachter.

[Ethometer.] In München sind 1824—1833 eheliche Kinder 14,831 und uneheliche 12,219 geboren. Unter 27,050 waren also nur 2612 uneheliche weniger als eheliche. So arg ist das Mißverhältniß in keiner protestantischen Stadt! ruft der Recensent der Schrift: „Versuch einer historischen Darstellung der kirchlich-christlichen Ehegesetze von Christus bis auf die neuesten Zeiten, von J. M. Göschl," in welchem, selbst in Widerspruch mit Kirchenvätern, Concilien und Gesetzbüchern in katholischen Staaten, namentlich des österreichischen (nach § 49 vorzüglich, Luther beipflichtenden, das katholische Dogma von der Ehe vertheidigt, die heilige Schrift dabei verdreht und Luther als („angeblicher" — welcher geschichtliche Unsinn!) Reformator mit dem Kothe des Vorurtheils und des Parteihasses arg übertüncht wird. Hr. Göschl nennt Luther einen Mann der Gewaltstreiche, ohne zu bedenken, daß Gregor VII. in derselben Angelegenheit der größte Gewaltstreichsmann genannt werden muß; er führt ferner, um Luther zu „entwürdigen"(!) den Landgraf von Hessen an, der sich bei Lebzeiten seiner Frau eine Zweite „beilegte" (?), ohne in seiner Verblendung zu erwägen, daß Papst Clemens VI. sich eben so behandelt sah von Ludwig dem Baier, welcher die Ehe Johannes von Böhmen mit der Margarethe Maultasch trennte und Letztere mit seinem eigenen Sohne Ludwig von Brandenburg vermählte.

[Neue Gedichtsammlung.] Hr. Carl Jacht, auch ein Berliner Dichter, obgleich nicht von der durchaus modernen Art, aber recht vortheilhaft durch seine poetischen und anderartigen Beiträge für Zeitschriften bekannt, gibt seine Gedichte nebst einem Anhange von Räthseln, Charaden, Logogryphen, Homonymen u. s. w. auf Subscription heraus. Wir wünschen dem Unternehmen einen glücklichen Erfolg, um so mehr, da wir überzeugt sind, daß dasselbe in der Literatur eines Platzes nicht unwürdig ist. (Subscriptionspreis 20 Gr., Ladenpreis 1 Thlr.)

[Schwabisches.] Eine merkwürdige, nur für unschuldige und naive Seelen und wahrhaft gebildete Geister, also nicht für die Mehrzahl, welche nur durch pikante und barocke Einfälle, bizarre Paradoxen und politische Tendenzen gewonnen werden kann, berechnete Erscheinung ist das „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" von Gustav Schwab" (Stuttgart bei Liesching, 1836. gr. 8. 412 S. 1. Bd.). Schwab's Art zu erzählen ist einfach, lebhaft und innig, seine Form frei von Alterthümelei, seine Tendenz mit edler Ruhe verfolgt. Er beschäftigt sich zumeist mit jenen Volksbüchern, die den größeren Sagenkreisen nicht angehören, in welchen sich die epischen Dichter des Mittelalters bewegen. Eine Ausnahme macht nur die erste Erzählung „der gehörnte Siegfried." Sonst erscheinen die schöne Magellone, der arme Heinrich, Hirlanda, Genovefa, das Schloß in der Höhle Fa Fa, Griseldis, Robert der Teufel, die Schildbürger. Aechtes Nationalgefühl wird die gegebene Volkspoesie aus aufrichtigem Herzen willkommen heißen.

[Cotta und Goethe.] Die erste Lieferung der Cotta'schen sogenannten Prachtausgabe der Werke Goethe's in einem Bande, zum Nutzen vieler alt- und jungdeutscher Verehrer des Weimar'schen Dichters, Ministers, Botanikers, Steinklopfers, Optikers u. s. w., ist bereits erschienen, aber nur in 20 Bogen und 160 Seiten, weil — die Jubilatemesse zu frühzeitig gefallen sey. So? Credat etc., non ego!

[Denkmäler über Denkmäler!] Zu Perigueux will man für Montaigne und Fénelon Statuen errichten und zu Meudon hat man die Absicht, Rabelais in der Kirche, in welcher er angestellt war, ein Denkmal aufzustellen.

[Moderne Briefe über das Alterthum.] Walter Savadge Landor hat unter dem Titel: „Perikles und Aspasia" Briefe zur Darstellung des Alterthums in 2 Bänden herausgegeben. Ein glücklicher und glücklich betitelter Gedanke.

[Poesie unter den Handwerkern.] In England ist es ein Korbmacher Thomas Miller, welcher Aufsehen erregt, und in Frankreich neben dem Schreiner, welcher in den Wald von Fontainebleau die kastalische Quelle gefunden hat, ein Bäcker zu Nimes, dessen poetische Ader aus dem Sprichwort: „Noth lehrt beten" entsprungen scheint, denn häusliche Unglücksfälle hoben den braven Bürger in das Gebiet der Poesie. Daß sie demnach einen Anstrich von Schwärmerei hat, ist sehr erklärlich, doch verbindet sich mit ihr auch Kenntniß der vaterländischen Classiker. Der englische Naturpoet hat eine Reihenfolge von Erzählungen und Gedichten unter dem Titel: „A day in the woods," ein Tag in den Wäldern herausgegeben, scheint also von Weitem mit dem französischen Schreiner zu sympathisiren.

[Carl Egon Ebert.] Dieser Sänger der Wlasta arbeitet an einem größern Gedichte, worin er seine Jagd- und Waldesluft verherrlichen will.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 164. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 9. Juli. 1836.

Dramaturgisches.

(Von Julius Seidlitz.)

Leipzig, im Monat Mai 1836.

Das Haizingersche Ehepaar. Herr Grohmann.

Der Standpunct des jetzigen Dramas ist der einer alten Kokette, die von der Erinnerung früherer Triumphe lebt. Gegenwärtig drängt sich uns das Mißverhältniß der beiden Zweige der dramatischen Kunst, der Oper und des Schauspiels, beinahe unwillkürlich auf. Es ist jedoch über diesen Gegenstand schon so viel gesprochen und geschrieben worden, daß es eines Zauberstabes bedürfte, um aus dem Felsen des alltäglichen Räsonnements die klare springende Quelle der Ursache zu schlagen. Thatsache ist es, daß das Schauspiel sinkt, die Oper sich hebt. Was ist der Grund davon? was die Schuld? Ist es das recitirende Drama, welches jetzt wie ein Bettler in Leinwand gekleidet einhergeht, während die Oper eine Modedame geworden ist, die nur an Flitter und Staat denkt? oder ist es die Oper, diese Stiefschwester des Dramas, die sich bei dem launenhaften Vater Publicum eingeschmeichelt hat, um den älteren Bruder aus seinem Erbe zu vertreiben? oder ist es der gutmüthige Junge Publicum, der Jedem die Hand gibt, der ihm die seine entgegenstreckt? Ich glaube es ist Keiner von Allen, sondern der alte Gott im Himmel, und der kleine Hausgott, unsere Zeit, welche alle Schuld tragen, denn seit die Zeit uns die Zügel aus den Händen genommen hat, und sich selbst fahren will, halten wir uns eben nirgend fest an, denn wir glauben immer, wenn die Zeit auch aus ihrem Geleise geht, sie wirft doch nicht um! Die jetzige Zeit allein ist es, welche unseren Geschmack bestimmt, und weil wir uns eben mit dieser alten Kokette so viel beschäftigen, ihr den Hof machen, führt sie uns bei der Nase herum, und legt schmollend Rouge auf, wenn wir uns einmal das Herz fassen, zu sagen: „Zeit, du bist alt geworden, gib uns die Zügel her, wir wollen kutschiren, du könntest umwerfen.“ Ständen wir über der Zeit, so hätten wir den Geschmack zu bestimmen, so stehen wir inmitten der Zeit, und schwanken also in Hinsicht des reinen Geschmackes. Die Tragödie spricht uns nicht mehr an, weil uns unsere jetzige Zeit in jeder Hinsicht zu sehr in Anspruch nimmt, als daß wir bei Anschauung der Vergangenheit, die Gegenwart vergessen sollten. Wenn die Tragödie sich herablassen oder vielmehr aufschwingen wird, statt eines wurmstichigen Helden des 13ten, 14ten, 15ten oder Gott weiß, welches Jahrhunderts, unsere Verhältnisse in ihrer Bedeutsamkeit aufzufassen und wiederzugeben, wenn sie uns von der Bühne heras nicht die oberflächlichen Schwächen der Zeit (denn diese zeigt uns das Lustspiel), sondern die tiefe innere Zerrissenheit alles Socialen geben wird, dann, nur dann werden wir ein nationales Drama, dann ein Wiederaufleben des Schauspiels sehen. Die Fabel des Stückes kömmt dabei nicht so wesentlich, als man gewöhnlich glaubt, in Betracht, aber die Behandlung, der nationale Geist, der es durchwehen, der Ausdruck der Gegenwart, den es auf der Stirne tragen muß. Was ist unser jetziges Drama? eine Mißgeburt, die besser in einem Raritätencabinet, als in den weiten Hallen unserer Brust eine Rolle findet, ein Zwitter, nicht göttlich, nicht menschlich, nicht dämonisch, ein Arlequino, der sein armseliges Kleid von geschenkten und geborgten Lumpen zusammenflickt! Die Zeit, wo ein declamatorisches Pathos im Drama alle Hände in Bewegung setzte, wo man nur große, erhabene, herzangreifende Gedanken wollte, ist mit Schiller in's Grab gestiegen; Goethe mit seiner spiegelblanken Marmorempfindung, war nie so sehr Dramatiker der ganzen Nation gewesen, weil er nicht im Volke, sondern über dem Volke dichtete. Das Schiller'sche Pathos, leichter darstellbar, als die Goethe'sche Zierlichkeit, fand auch auf der kleinsten Bühne ihren Repräsentanten und seine klingenden Worte wiederhallten in jeder Brust. Daher kam es, daß Schiller so sehr Eigenthum der Nation geworden, daß man bei dem Worte „nationales Drama“ unwillkürlich an Schiller denkt. Die Täuschung war einfacher Art. Indem seine Worte so begeisternden Anklang fanden, glaubte man, Schiller habe sie aus dem Busen des Volkes heraus gesprochen, denn nicht derjenige, der blos zum Volke spricht, ist Nationaldichter, sondern derjenige ist es wahrhaft,

der aus dem Volke heraus zu sprechen weiß, dessen Übergang, dessen Empfindungen diejenigen sind, welche das Volk, seinem tiefsten Charakter nach, denken und offenbaren muß. Und das war Schiller. Die Hauptheiden seiner Dramen am Manzanares und am ligurischen Meerbusen, an der Themse und der Loire, an den Gletschern und in den mörderischen Mauern Egers, denken weniger wie Spanier und Franzose, wie Schweizer und Deutsche, sondern überall schüttelt der edle Friedrich Schiller sein langhaariges Haupt, und cestümirt, des Costüms willen, sich selbst in die verschiedenen Gestalten. Aber das Volk erkannte überall darunter den Mann, der in seiner Jugend ein Stück geschrieben hatte, welches hieß: „die Räuber." Schiller begann das Podium der nationalen Bühne zu legen, und starb während der Arbeit. Theodor Körner war nur ein Lehrjunge, der Latten zutrug und sie auf die Balken warf; geradelegen und anheften konnte er nicht, er war ein junger Mensch, der sich in einen Harnisch streckte, und nun glaubte, er sey die Nationalität. Er ergriff ein großes Ritterschwert und bemühte sich, es zu schwingen, und schwitzte und stöhnte dabei, und wie er es etwas über den Kopf hatte, rief er aus: „Seht! das ist ächte, deutsche Kraft." Aber es waren nur deutsche Worte, nichts als Worte, und das Publicum war gutmüthig, und nahm das Wort als Abschlag künftiger Bezahlung der Schuld, welche Schiller versprochen hatte. Theodor Körner starb im Meklenburgischen aus zu starker Nationalität. Das deutsche Drama rieb sich die Augen roth, als wenn es geweint hätte um Theodor Körner, der da gestorben im Meklenburgischen ꝛc., denn das Publicum glaubte partout, Körner sey ein großer nationaler, dramatischer Dichter. Adolph Müllner steht beinahe isolirt in der dramatischen Poesie da. Das Schicksal hat ihm arg mitgespielt, er wollte es ehrlich machen, das undankbare Zigeunerweib, es zur Emancipation vorbereiten, in gute Gesellschaft einführen, aber die schmutzigen braunen Jungens, die hinterdrein kamen, die unächten Kinder, verdarben Alles. Müllner's Schuld steht heute als ein Werk da, ohne allen künstlerischen Werth, ein Paradepferd für Coulissenreisser. Und alle Jene, welche heute für die Bühne schreiben, werden und können kein nationales Drama schaffen. Grabbe könnte der deutsche Shakespeare werden, wenn er es nicht vorzöge, ein dramatischer Grimasseur zu seyn. Daß unser Drama auf solchem grund- und bodenlosen Wege tief in den Schlamm versinken müsse, — wer zweifelt daran? Wer kann daran zweifeln, wenn er die jämmerlichen Erzeugnisse der neuen Bühnendichter sieht, während der ächte große Tragiker sich von der Bühne zurückzieht. Daß dabei die Oper, vorzüglich jene leichtfertige Französin, welche so dünne Kleider trägt, daß man mehr sehen muß, als man denken und fühlen kann, die Oberhand erringen möchte — ist es so wunderbar? So sehen wir jetzt überall das Drama von der Oper verdrängt: dem Worte ist das Ohr verschlossen und nur der Ton hat freien Weg, und je höher die Oper steigt, je mehr sie an ächt dramatischem Leben der Handlung und des Ausdruckes gewinnt, desto tiefer muß nothwendiger Weise das reine recitirende Drama sinken. Diese Thatsache stellte sich uns bei den jüngst vollendeten Gastspielen des Haizinger'schen Ehepaares und des Hrn. Grehmann deutlich vor Augen. Daß Madame Haizinger (früher Dlle. Neumann) eine unserer bedeutendsten Schauspielerinnen ist, wird Jeder, der sie auch nur in einer Rolle gesehen, eingestehen müssen. Sey es natürlicher Tact, sey es Studium, wir finden an ihr jenes richtige Eingehen in den Geist des Rollencharakters, wodurch sie und der darzustellende Charakter ein Wesen, eine genaue Vereinigung desselben Geistes und Charakters wird, während andere Schauspieler mir oft wie Kleiderpuppen vorkommen, welche ein römisches Costüme z. B., anziehen und doch dabei gute ehrliche Deutsche bleiben. Aber nur das Uebergehen des Charakters in Fleisch und Blut des Schauspielers bedingt den Künstler, und solch' eine Künstlerin ist Mad. Haizinger. Man vergißt die alternde Frau, sieht man sie als junges Mädchen hereinhüpfen, und sie ist hier am bedeutendsten, wo sie ihre Persönlichkeit verleugnet. Bei ihr offenbart sich jener Dualismus des Schauspielers, den wir bei den frühern Bühnenkünstlern so selten finden, höchst bedeutsam. Ich meine damit das Abwechseln der Lustspielcharaktere mit rein tragischen Rollen, jenes Wesen des Schauspielers, welches abgeschliffen nach allen Seiten wie eine Kugel, auch überall fortrollt. Daß die Frühern vollkommen Recht hatten, nicht in zwei gewöhnlich so heterogenen Feldern zu säen, wird Jedem einleuchten, der unbefangen beobachtet, wie diese Saat bei gewöhnlichen Talenten aufgeht. Oft entsteht aus diesem Untereinanderwerfen des Styls ein Gebäude, welches weder rein gothisch noch byzantinisch ist. Dergleichen ist aber bei Mad. Haizinger nicht zu fürchten, denn wo das Ich so aus sich selbst heraustreten kann, tritt jeder Charakter in scharfen Umrissen hervor. So großen und wohlverdienten Beifall sich aber ihre Leistungen hier erfreuten, so trat dennoch die Oper mit ihrer herrschenden Macht hervor, denn vergleichen wir die Fülle des Theaters, wenn Mad. Haizinger allein spielte und ihr Gatte allein sang, so wird das Uebergewicht auf der letzteren Seite seyn. (Dabei muß ich aber bemerken, daß Hr. und Mad. Haizinger gewöhnlich an einem Abende zusammen auftraten.) Ueber Hrn. Haizinger läßt sich nur das Urtheil wiederholen, welches ganz Deutschland so lange über ihn fällt. Er ist, seit Wild an Stimme verlor, unstreitig unser erster dramatischer Tenor. Ich sage ausdrücklich dramatischer, weil Breiting ihm wohl an Stimme, aber nicht an Darstellung und Auffassung des Charakters überlegen ist.

Herr Grohmann, zuletzt am Pesther Theater, trat, wenn ich nicht irre, hier in der Absicht auf, ein Engagement zu erlangen. Wenige Schauspieler sind von der Natur mit so imposantem Aeußern, schönem klangvollen Organe beschenkt worden. Woran mag es nun liegen, daß er nicht allgemein durchgreifen konnte? Vielleicht darin, daß er, ein ächter junger Mann, mit seinen reichen Mitteln nicht recht hauszuhalten weiß? Wozu in den Räubern so schreien? im Hans Sachs sich so gar rasend geberden? Der Beifall, der dafür von Oben kommt, ist nicht der göttliche Regen, es ist der Regen, der aus den Dünsten des Schlammes entsteht. Das klare Scheiden und Ordnen der kleinsten Begriffe, die haarscharfe Betonung eines einzigen Wortes, können weit eher die Conturen und Linien eines Charakters zeigen, als Schminke und Bemalen und Costüm und Schreien und auf einmal wieder Flüstern. Hr. Grohmann hat viel, sehr viel Talent, man findet etwas von dem jungen Ludwig

Loewe in ihm, aber er muß mit seinen reichen Mitteln sparsamer umgehen, sonst geräth er in Gefahr dem Publicum an einem Abende Alles hinzugeben. Sein Inneres hat er noch nicht zu jenem ruhigen Spiegel gebracht, wo im Silberband der Wasserader sich Baum und Strauch und Blum' und Himmel malen. Er sprudelt noch zu sehr, zu stark. Wird er aber jene künstlerische Ruhe, welche dem dramatischen Bildner so höchst nothwendig ist, gewonnen haben, so werden wir ihn sicher unter unsere ersten darstellenden Künstler rechnen.

Theaterbericht.

Stuttgart, Anfang Juni 1836.

Hr. Seidelmann wird tüchtig auf's Korn genommen.

Unser Theater beeilt sich nicht eben sehr, die neuen Stücke, welche uns die deutschen Bühnendichter liefern, zu geben. Was wir Bedeutendes in beinahe zwei vollen Monaten sahen, war das Lustspiel: „Der Oheim," von hoher Frauenhand geschrieben, und auch dieses ausgezeichnete Werk hätten wir schwerlich zu sehen bekommen, wenn nicht Hr. Seidelmann eine gute Rolle für sich gefunden hätte — wenn auch, ehrlich gesagt, dieselbe ihm weder gebührt noch seiner Persönlichkeit anpaßt. Ein schlimmes Ding ist es, wenn Regisseurs noch in Activität als Schauspieler sind, da gibt es immer Fehden um die guten Rollen; kann der Regisseur irgend (und was könnte der allmächtige Seidelmann nicht?), so nimmt er sich die guten Rollen, sie mögen ihm nun sitzen oder nicht. Unser Opernregisseur, Hr. Krebs, ist zwar die personificirte Indolenz, denn er läßt Alles beim Alten, versteht von der Regie blutwenig, hat keinen Geschmack, versteht nichts anzuordnen, nicht einmal etwas anzugeben, denn er hat nie etwas gesehen — was allerdings für einen Opernregisseur die Hauptsache ist, da die Musikwerke neuerer Componisten nicht durch inneren Gehalt, wie Mozart's und Beethoven's unsterbliche Leistungen, sondern nur durch Flitterstaat glänzen — allein da er mit seiner alten Stimme nicht mehr auf einen jungen Liebhaber Anspruch macht, gar nicht mehr auftritt, so gibt es, wie schlecht die Opern auch im Uebrigen von seiner Seite aus bestellt sind, doch nie Zwistigkeiten unter dem Opernpersonale wegen der Rollen, welche er sich nimmt.

„Der Oheim" bietet eine Rolle dar, welche nicht dem Intriguant des Theaters, nicht demjenigen, der zärtliche und Heldenväter (mit gleichem Glück!!) spielt, sondern (wenn man ihn nicht dem Liebhaber geben will) demjenigen gebührt, der die jungen Ehemänner und ähnliche Partieen gibt — das wäre bei uns Herr Waldbach. Wenn ich nun auch nicht der Meinung bin, daß Hr. Waldbach den Mephistopheles, oder den Juden Shylok, oder den Marinelli besser spielen würde, als Hr. Seidelmann, der für dieses Fach junger und alter Teufel wie geboren scheint, so würde er doch sonder Zweifel weder im Gang, noch in Kleidung, noch in Perrücke und verkertem Gesicht eine so grelle, abstoßende Carricatur gemacht haben, wie Hr. Seidelmann aus dem Oheim machte, in den sich ein junges, schönes, edles Mädchen so verlieben kann, daß sie den bereits Verlobten um seinetwillen aufgibt (was wir derselben nicht nachzumachen wagen würden).

Hr. Seidelmann liebt es überhaupt, stark aufzutragen, er spielt den Hofmarschall Kalb in Schiller's Cabale und Liebe nicht wie einen Gecken, sondern wie einen Narren, er macht aus dem Grafen in der Schachmaschine einen veritabeln Simpel, einen stupiden Cretin in rother Gallauniform, er macht aus dem edlen Juden Baruch in Iffland's Dienstpflicht einen ekligen Hanswurst, welcher zwar die Gallerie zum Lachen bringt (auch die Gallerie im Parterre und die Gallerie in den Logen), aber dem Kunstkenner, so wie dem Freunde der Kunst nur ein Achselzucken abgewinnen kann. — Was soll man sagen, wenn die Sterne erster Größe so wie elende Sternschnuppen vom Himmel fallen? was soll man sagen, als — das kommt daher, daß dem Regisseur zu viel Macht eingeräumt wird, daher, daß man nach Universalgenies sucht, und doch wissen könnte, daß sie so wenig existiren, wie eine Universalmedicin, daher, daß den sogenannten oder dafür gehaltenen Universalgenies Aufgaben anvertraut werden, denen ihre Kräfte nicht gewachsen sind.

Kurz vor dieser Darstellung sahen wir außer dem genannten Stück noch ein anderes neues, aber nicht von der Intendanz — welche sich denn doch schämt, solche Dinger auf's Theater zu bringen — sondern von Hrn. Maurer zu seinem Benefiz gegeben. Das war der treffliche Roman von Storch „der Freiknecht," unter dem Titel: „Hinko" durch die Birch-Pfeifer erbärmlich geradebrecht. Bewahre mich der Himmel, darüber mehr zu sagen, als bereits geschehen.

Zwei sehr freundliche Erscheinungen waren uns in dieser Zeit Dlle. Hulda Erk aus Berlin und gleich darauf Mad. Benesch aus Frankfurt a. M. Die Erstere, glänzend in Schönheit, Jugend und Frische, ein Bild der Anmuth und des freudigen Lebens, die Andere, gereift, nicht mehr im frühesten Blüthenalter, doch noch jung und schön, dabei aber auch eine ausgezeichnete Künstlerin zu nennen. Dlle. Erk trat auf als Suschen im „Bräutigam von Mexiko," als Margarethe in den „Hagestolzen," als Frau in „Nehmt ein Exempel daran," als Walpurgis in „Des Goldschmieds Töchterlein," als Emilie Galotti, als Julie in Bauernfeld's Bekenntnissen (wobei sich Herr Seidelmann mit Ruhm bedeckte, indem er die kleine Episode, die Scene mit dem Commercienrath Herrmann durch sein chargirtes Spiel zur Hauptsache erheben zu wollen schien, auch nicht einen leichten Anflug von einem Räuschchen, sondern einen derben, bis zum Torkeln gehenden Rausch bekam, was zwar sehr zu lachen machte [worauf Hr. Seidelmann seit einiger Zeit sehr zu sehen scheint], aber doch wahrscheinlich dem Hrn. Bauernfeld ein bedauerliches Kopfschütteln abgenöthigt hätte).

Dlle. Hulda Erk spielte ferner die Base in „Das war ich," die Sabine in „Die Einfalt vom Lande," das Käthchen von Heilbronn ꝛc., und alle Rollen mit gleichem Beifall, weil immer die liebliche Erscheinung so sehr interessirte, daß man gern manche Kleinigkeit, die Kunst betreffend, übersah — wo so viel Anmuth und liebliche Natürlichkeit. Wo so viel Naivität und Humor ist, darf man dies auch gewiß.

Viel vollendeter und gerundeter war übrigens, wenn man unparteiisch seyn will, das Spiel der Mad. Benesch. Sie trat als Pfefferrösel, als Gabriele in „Sohn oder Braut," als Rosine in „Der Jurist und der Bauer," als Jerta, als Anna in „Der Oheim," als Marie Beaumarchais, als Gabriele in „Das

Nachtlager in Grenada" und als Mathilde in „Ewig" auf, doch nicht eigentlich gastirend, sondern debütirend, denn sie war hier bereits engagirt, und wir dürfen uns im Vergleich mit den Demoiselles, welche nach dem Abgange der Dlle. Eser hier waren, zu solchem Tausch gratuliren. Weder Dlle. Schulze, noch Dlle. Schneider, noch ähnliche Lichter minorum generum konnten etwas Bedeutendes leisten, Mad. Benesch ist aber eine Künstlerin im wahren Sinne des Wortes, und darf dreist sagen: „wo man die besten Namen nennt, wird meiner mit genannt."

G. S.

Theater-Gucker.

Paris. „Die Liste der Notablen," Lustspiel in zwei Acten von Dupeuty und Comberouse hat im Vaudeville-Theater eine ungeheure Heiterkeit erzeugt. Intrigue, Handlung und Ausführung werden nichts desto weniger als sehr unbedeutend bezeichnet. Es besteht diese Notabten-Liste in einem Verzeichnisse aller unglücklichen Ehen, das Hr. Crepu voll Schadenfreude führt, und in welchem er auch mancherlei Lügen debütirt, bis er durch eigenen Schaden gewitzigt wird. — Die Variétés brachten „Eine Bartholomäusnacht oder die Hugenotten in Thüringen," nicht-historisches Vaudeville in einem Act von Dumanoir und Cogniard. Es ist keine Parodie der Meyerbeer'schen Oper, sondern ein Gewebe von wenigen, recht lustig gehaltenen Scenen, in welchen es sich um das Mißverständiß handelt, wodurch sämmtliche Hühner, Enten und andere Bewohner eines Geflügelhofes dem Namenstage eines Regimentschefs geopfert werden, welcher Bartholomäus heißt. Eine Liebesgeschichte des Officiers bildet den Faden, an welchem sich jene Mißgriffe abspinnen. Man lachte viel. — „Roch-le-Barbu," Operette in einem Acte, Text von Dupert und Desforges, Musik von Gomis, hat im Pariser Opernhause, was den Text anbelangt, sehr gefallen, die Musik erschien zu gelehrt und schwerfällig. Nur ein scandinavisches Volksliedchen und ein Duett fanden Applaus. Das Vaudeville in zwei Abtheilungen: „Die Königin eines Tages," von Autier und Comberouse hat im Ambigue einen sehr guten Erfolg gehabt, wenngleich es im höchsten Grad unwahrscheinlich und die Grundidee eine alte ist. Aber die Auffassung ist desto geistreicher, das komische in dem Dialoge und den Situationen dabei wahrhaft frappant. — Das Drama von Alex. Dumas: „Kean" wird in den Variétés mit vielem Eifer einstudirt. Derselbe Dichter legt die letzte Feile an ein großes Drama für die Porte St. Martin. — Der Circe olympique ist in einen Blumengarten umgewandelt, wo die Zuschauer im Grünen, umgeben von Blüthen, Sträuchern und Bäumen, anmuthige Plätze finden. Gute Idee! — Das Ministerium des Inneren hat ein Privilegium zur Errichtung eines neuen Theaters verliehen. Es soll diese Anstalt auf dem Eisenbazar, den chinesischen Bädern zur Seite, errichtet werden.

Italien. In Genua haben die langersehnten „Montecchi e Capuleti" Bellini's eine sehr kalte Aufnahme gehabt. Man hatte nämlich sich erdreistet, an der Partitur zu ändern und die beschäftigten Individuen waren mit ihren Rollen nicht genug befreundet. Die komische Oper: „Un episodio di S. Michele," Buch von Romani, Musik von Coccona, wurde in Turin ohne Beifall aufgeführt. Das Libretto ist ein abgeschmackter Schwank, die Musik ermangelt allen Charakters und die Aufführung war durchaus verfehlt.

Breslau. Dlle. Podlesky, Sängerin vom Theater zu Prag, wird binnen Kurzem hier gastiren und als Desdemona auftreten. — Hr. Dams sang bereits den Masaniello und gefiel. — Hr. Gödemann, vom zweiten Theater zu Hamburg, trat als Levi in „Paris in Pommern" auf, gefiel sehr, wurde jedoch nach der Vorstellung arretirt. — Der Hamburger Director nämlich, dem er den Contract gebrochen, war ihm bis hierher gefolgt, ließ ihn festnehmen, und kutschirte am andern Morgen mit ihm per Extrapost wieder nach Hamburg ab. — Als Gäste werden noch erwartet: Hr. Dörjng und Frau vom Theater zu Hamburg. — Fräul. v. Faßmann von München. — Hr. Hauser von Berlin. — Mad. Marra, Sängerin von Darmstadt. — Auf Dlle. Bauer, mit deren Bewunderung eben Ihr Leipzig beschäftigt seyn wird, machte ein hiesiger Vers- oder Reimkünstler folgendes — Ding:

„Mir scheinet der ein waldentlaufner Auer,
Ein Eber, der nur (?) wetzet seinen Bauer,
Ein Ding, so fühllos, wie die kalte Mauer,
Ein Wesen, das an Leib und Seele sauer,
Ein für der Künste göttlich Streben Lauer,
Ein an Geschmack und Bildung gräflich Rauher,
Der nicht für alle Zeiten ew'ge Dauer
Begeistert ist für Caroline Bauer."

Man möchte, gleichfalls knittelversend, hinzusetzen:

„Und nicht bei Deinen Versen fühlt den Schauer
Des allertiefsten Mitleids und der Trauer,
Du Dichter-Eselskopf, Du schimmelgrauer,
Zum Dienst nur fähig bei dem dümmsten Bauer."

St. Petersburg. Die kaiserl. russ. Hoftheaterdirection hat in Paris tausend Pantalons von fleischfarbenem Satin bestellt, welche für die Balletindividuen von St. Petersburg und Moskau verwendet werden sollen. Das ist auch ein Bericht!

— [Ein Urtheil über das Parterre-Publicum.] Man hat in Leipzig oft verblümt, oft unverblümt auf das Parterre raisonnirt, und ihm Vorwürfe wegen des Beifallspendens und Beifallverweigerns, wegen seiner Indiscretion gegen Gäste (man rief oft neben einer Schröder und Schröder-Devrient, neben einem Wild und Anschütz, neben einer Mad. Schütz (Dlle. Höffert) und ähnlichen Notabilitäten die unbedeutendsten einheimischen Personagen — blos zum Zeitvertreib, also ohne Verdienst) ꝛc. gemacht, und wird doch nie zum Zwecke kommen, nämlich dahin, daß es anders wird. Interessant ist es, zu erfahren, daß es anderwärts nicht anders ist. Zum Zeugniß dafür entlehnen wir der Breslauer Theaterzeitung, die ein ächtes juste-milieu zwischen Theaterleuten und Publicum und dramatischer Kunst zu bilden scheint, folgende energische Stelle über das Parterre: „Man weiß in der That nicht, wo man anfangen soll, diesen Augiasstall von Unklugheit, Unverständigkeit, Unart und Partei- und Lärmsucht zu reinigen, dem unser tonangebendes Parterre-Publicum jetzt gleicht. Es ist gar nicht mehr möglich, einem hochbegabten Gast irgend eine besondere Auszeichnung zu bereiten, wie z. B. durch Hervorruf nach dem Actschluß. Im Nu finden sich etliche, zum Unglück von der Natur reich begabte Lungenhelden, die nicht eher ruhen, bis ihre Stentorstimme auch noch Den oder Die von den hiesigen Mitspielenden herausgebrüllt hat."

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 165. (VII. Jahrgang.) Montag, den 11. Juli. 1836.

Eine Geschichte in Versen.

(Von Nun.)

Motto. O klänge meine Harfe, wie mächt'ger Donnerschall,
O brauste meine Stimme, wie Sturm im Wiederhall,
Daß weitum rings erklänge der Ruhm der alten Zeit,
Des alten Sinnes Würde, der Thaten Herrlichkeit.
Ebert's Wlasta.

Auf einem großen Marktplatz am Pranger stand ein Weib,
Verführt hat sie viel Mädchen, verfeilscht manch' schönen Leib,
Und rings herum der Haufe spuckt ihr in's Angesicht,
Wirft sie mit faulem Obste, Nußschalen hageldicht.

Da ward auch hingeschleudert hart an die Stirn' ein Ei;
Ohnmächtig sinkt zu Boden das Weib mit Weh'geschrei
Und wälzet sich im Kothe, und regt das Mitleid an. —
Da wendet sich der Haufe, zu seh'n, wer das gethan.

Und rückwärts geht ein Jude, gar stille und bedacht;
Gleich rufen Hundert zornig: „der Jude hat's gemacht,"
Und Hundert stimmen freudig mit in den Ausspruch ein,
Und hin zu ihm stürzt Alles und droht mit Stock und Stein.

Den Juden, einen Jüngling, mit krausem, schwarzem Haar,
Ergreift ein pan'scher Schrecken, wie herstürmt diese Schaar;
Er flieht, und ruht nicht, laufend durch Gassen schief und grad,
Bis hinter ihm sich festschließt das Thor der Judenstadt.

Es strömt mit Lärmen und Tosen, ihm nach der wilde Hauf',
Mehrt sich mit jedem Schritte, wird gar zum Volksauflauf; —
Und beutelüstern trachten, mit jauchzendem Geheul,
Das Thor sie auf zu sprengen, anlegend Axt und Beil.

Und in den Judengassen herrscht Furcht und Angstgeschrei,
Es sammeln sich die Männer, mit Blicken wirr und scheu;
Und jeder fragt den Knaben, todtbleich im Angesicht,
Warum man ihn verfolge? — Der Knabe weiß es nicht!

Sie stehen Alle zitternd, verhalten sich ganz still,
Da tönt es durch die Lüfte, wie rasendes Gebrüll:
„Gebt uns heraus den Burschen, wo nicht, beim heil'gen Christ!
Es werden Eure Häuser mit Stahl und Brand verwüst't."

Da tritt, gebeugten Rückens, mit Haaren silberweiß,
Herzu der Juden Aelt'ster, ein hundertjähr'ger Greis.
Er faßt den Knaben ängstlich, sein Enkel ist der Knab',
Sein letzter, einz'ger Sprosse, sein letztes einz'ges Hab'. —

Und stärker ras't der Haufe, wie heulend Sturmgebraus;
Da spricht der Greis: „Ihr Brüder, ich geh' allein hinaus; —
Seyd unbesorgt, ich frag' nur, was ihr Begehr denn ist,
Mir werden sie nichts anthun, das Alter ehrt der Christ."

Er sagt's, und läßt sich kleiden in feierlich Gewand,
Und über seinen Enkel streckt segnend er die Hand,
Und betet leis', empfehlend den Leib dem Seelenhort,
Und gehet d'rauf mit Ruhe hinaus zur kleinen Pfort'.

Ein weißes Linnenhemde umfließet die Gestalt,
Das Haar, wie Silberwellen, die Schulter niederwallt,
So steht er an der Schwelle, ein Wesen, wie verklärt,
So stand im Paradiese der Cherub mit dem Schwert.

Und selbst den rohen Haufen ergreift das hehre Bild,
Verstummt sie stehen Alle, von Ehrfurcht tief erfüllt,
Und Mancher senkt die Waffe, und Mancher senkt den Blick, —
Doch plötzlich kehret zwiefach des Pöbels Wuth zurück.

Das Zartgefühl erstickend, in Spott und Schimpf und Hohn,
Sie wagen es, dem Alten mit Schlägen gar zu droh'n, —
Sie zerren an den Ohren den hundertjähr'gen Greis,
Sie raufen aus dem Barte viel Haare schneeig-weiß.

Da stürzt der junge Enkel mit Adlerhast hervor,
Umrankt mit Riesenkraft ihn, will tragen ihn durch's Thor,
Doch — hundert Streiche treffen sein jugendliches Haupt,
Und hundert Streiche fallen — auch auf des Greisen Haupt. —

Tag's d'rauf sie liegen Beide, der Knab' mit schwarzem Haar,
Der Greis im weißen Hemde, — auf einer Leichenbahr,
Und Linnenhemd und Locken sind roth, von Blut getränkt, —
Großvater mit dem Enkel wird in ein Grab gesenkt. — —

O klänge meine Harfe, wie mächt'ger Donnerschall,
O brauste meine Stimme, wie Sturm im Wiederhall,
Daß weitum rings erklänge der Ruhm der alten Zeit,
Des alten Sinnes Würde, der Thaten Herrlichkeit.

Ueber die deutschen Frauen
und ihren Einfluß auf die deutsche Literatur.

(Aus dem Französischen des R. O. Spazier.)

Die Niederlagen, welche die römischen Legionen in Deutschland erlitten, waren unstreitig den Frauen dieses Landes günstig. Die kriegerische Beharrlichkeit der Deutschen schützte sie vor der Ansteckung der Römer; das Loos und der gesellschaftliche Zustand der Frauen war daher in diesem unermeßlichen Lande hinter dem undurchdringlichen Walle von Kriegern, welche den Tod der Sclaverei vorzogen, gegen jeden fremden Einfluß gesichert. Dieser hartnäckige und fortwährende Kampf hinderte stets die Römer, ihre Sitten, Gewohnheiten, Gesetze und ihre Ansichten über Abhängigkeit und Einsperrung der Frauen jenseit des Rheines einzuführen.

Anders war es in Gallien, wo die Kaiser ihre Macht fest und dauernd gründeten. Die römische Civilisation schlug hier so tiefe Wurzeln, daß weder das Christenthum noch die Eroberung der Franken jede Spur davon verwischen konnte. Alles, was die Vermischung mit dem deutschen Stamme hervorbrachte, war die scheinbare Ehrerbietigkeit, welche man Galanterie nennt, die aber im Grunde weiter nichts ist, als eine vergoldete Sclaverei.

Die germanischen Stämme dagegen, welche nicht aus dem Vaterlande auswanderten, bewahrten ihre Unabhängigkeit heilig, und weigerten sich, ihr Blut mit dem anderer Völker entgegengesetzter Abstammung zu vermischen. Das Christenthum ließ sie zwar auf die abergläubische Verehrung verzichten, welche ihre Vorfahren den Frauen, als Mittelpersonen zwischen den Menschen und den Göttern, bewiesen, fuhren aber dennoch fort, gegen sie die Ehrerbietung an den Tag zu legen, welche sie von ihren Brüdern geerbt hatten. Letztere unternahmen, wie bekannt, nichts, ohne vorher die Zustimmung der Frauen erhalten zu haben, welche an ihren Berathungen Theil nahmen, und ihnen sogar in den Kampf folgten, um den Muth der Tapfern durch ihre Gegenwart anzufeuern.

Das deutsche Volk hörte allmählig auf, an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, wodurch das häusliche Leben sehr gewann; der edle Baron zog sich in sein Schloß zurück, wie der Leibeigene in seine Hütte, und Jeder von ihnen mußte die wohlthätigen Wirkungen des Familiensinnes empfinden; den Gattinnen und Müttern ward es leicht, auf die ungebildeten, wilden, abergläubischen, aber von zwei edlen Gefühlen, dem der Ehre und der Galanterie, beseelten Männer Einfluß zu gewinnen. Diese Herrschaft des einen Geschlechts über das andere hat durch die Zeit wenig gelitten, wovon der Grund leicht einzusehen ist; denn selbst dann, als eine weiter verbreitete Civilisation die Lebensweise der Frauen eingezogener machte, entfernte sie die Männer nur selten von ihrem Heerde, und noch jetzt ist das innere, das Familienleben in Deutschland allgemeiner, als irgendwo anders.

Vermittelst der Geschichte läßt es sich leicht beweisen, daß, jemehr sich bei einem Volke das politische Leben entwickelt, der Einfluß der Frauen desto unmerklicher wird; in den Ländern, wo Einheit, Centralisation und Gleichartigkeit herrscht, ist er weit geringer, als da, wo die Nation auf dem Boden zerstreut ist, und eben so viele in denselben Brennpunct zusammenlaufende Strahlen bildet. Wenn sich die Männer zu einer Masse zusammenhäufen, isoliren sich die Männer von den Frauen; Polen ist ein schlagender Beweis der Richtigkeit dieser Bemerkung; und selbst, als die politischen Intriguen es zum aufgeregtesten Staate machten, hielten oft die Frauen die hauptsächlichsten Fäden derselben. Dies kam daher, weil die polnischen Edelleute, welche alle auf einem sehr umfangreichen Gebiete zerstreut waren, nur sehr selten ihre Schlösser verließen, und die gewissermaßen in Privatsachen verwandelten öffentlichen Angelegenheiten im Innern der Familien verhandelt wurden. Noch heutiges Tages sind die Frauen die treuen Schutzwächterinnen der Nationalität, und ihre Herzen beseelt noch Vaterlandsliebe.

In Deutschland, welches weder große Hauptstädte noch ein politisches Leben hat, wie Frankreich und England, haben sich die Männer immer den Frauen genähert; von Jugend auf hegen die beiden Geschlechter reine Sympathie gegen einander, welche dem übrigen Theile ihres Lebens so vielen Reiz verleiht. Sie genießen bis zum zehnten Jahre und darüber eine und dieselbe Erziehung, besuchen dieselben Schulen, und erhalten den ersten Unterricht von demselben Lehrer; denn die Erziehungsanstalten, wo man sie von einander trennt, machen eine Ausnahme. Später treffen sie sich noch im Hause des Seelenhirten, um aus seinem Munde die Pflichten zu vernehmen, welche die Religion ihnen auferlegt. Da entsteht die Anhänglichkeit der Jugend, welche stets die köstlichsten Erinnerungen des Lebens gewährt. Jedes Geschlecht fängt an, die ihm eigenthümlichen Neigungen zu schätzen; die Frauen lernen sich den an Kraft, Thätigkeit und Geist überlegenen Männern unterwerfen, und die Männer dagegen der Sanftmuth, Empfindsamkeit und Anmuth der Frau nachgeben. Sie erkennen wohl, wie beide Geschlechter einander unterstützen müssen, und wie

sie durch diese anziehende Eigenschaft, welche sie einander zu nähern und ein vollkommenes Wesen zu bilden beabsichtigt, die Absichten der Vorsehung erfüllen. Man hüte sich aber, diesen Worten einen Sinn unterzulegen, welchen die Moral verwerfen würde. Wir wollen damit sagen, daß dieses vertrauliche Zusammenleben beider Geschlechter, wobei keine Leidenschaft, keine Begierde die Unschuld ihrer Verbindung trübt, eine sehr heilsame Gewohnheit ist, sie erzeugt ein ganz moralisches und geistiges Bedürfniß, sich einander zu nähern, welches sie ihr ganzes Leben hindurch fühlen, und sie behalten auch noch im vorgerückteren Alter eine von Kindheit auf angenommene Gewohnheit bei.

Die unmittelbare Folge dieser beständigen Berührung, in welche die Frauen mit den Männern kommen, ist, daß sie fähiger werden, ihre Gesellschaft zu genießen. Beinahe immer in ihre Studien eingeweiht, entwickelt sich ihr Geist frühzeitig, und erlangt, so zu sagen, ohne daß sie es wissen, eine Menge von Kenntnissen. Sie sind es daher auch, denen der junge Deutsche gern seine ersten Versuche, seine Pläne, seine Ideen, seine Träume von der Zukunft anvertraut; sie verdienen es, ihn zu verstehen und zu schätzen; er weiß gewiß, daß er bei ihnen eine aufrichtige Theilnahme und Aufmunterung ohne Egoismus und Eifersucht findet.

Die Frauen ihrerseits, welche alle großen und edlen Eigenschaften der Seele eines jungen Mannes unter ihrer Leitung sich entwickeln sehen, betrachten diesen moralischen Einfluß, den sie üben, als eben den Zweck, welche die Natur ihrem Leben gesetzt hat; sie suchen sich nicht mit dem Manne auf dieselbe Linie zu stellen, und noch weniger, sich über ihn zu erheben. Sie begreifen sehr wohl, daß sie aus ihrer Sphäre heraustreten würden, wollten sie in der wirklichen und geistigen Welt nach einem Platze streben, der für Kräfte und Talente bestimmt ist, welche die ihrigen übersteigen. Die Geschichte Deutschlands hat das Eigenthümliche, daß sie trotz der Art von Verehrung, deren Gegenstand das Weib zu jeder Zeit bei dem Volke war, das seine ganze Thätigkeit in der idealen Welt concentrirt, oder vielmehr eben wegen dieser Verehrung weder Maitressen, Regierungen, noch Boudoir-Intriguen anführt, welche bei andern Völkern so viel Unheil anrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Weimar.

(Fortsetzung.)

III. Der Handel. Bedeutend ist der Handel in Weimar nicht zu nennen; Kaufleute vom ersten Range sucht man hier fast vergeblich, indessen leben die zahreicheren Kleinhändler in großem Wohlstande. Unter den Handelshäusern Weimars mag wohl das Industriecomptoir die besten Geschäfte machen; noch immer ist der Landkartenhandel insbesondere sehr umfassend und einträglich. Schon früher ist erwähnt worden, daß der Verleger Voigt einen neuen Schwung in den hiesigen Buchhandel gebracht hat. Der Katalog seines Verlags ist zu einem dicken Buche angeschwollen, und er soll damit umgehen in Leipzig eine eigene Commandite für seine Verlagsartikel zu gründen.

Der in den ersten Tagen des Frühjahrs abgehaltene Jahrmarkt in Weimar war diesmal außerordentlich von Verkäufern besucht, und besonders scheinen die israelitischen Kleinhändler gute Geschäfte gemacht zu haben. Als dankenswerthe Verschönerung muß die auf dem schöngelegenen Fürstenplatz neuangelegte Gallerie von Kaufgewölben betrachtet werden, welche den Verkäufern zu geringen Preisen offen stehen.

Der größte der hiesigen Märkte ist aber der in die Mitte des Junius fallende Wollmarkt. Er hat sich von Jahr zu Jahr gehoben und verspricht auch in diesem Monate sehr zahlreich zu werden. Ein Eisenacher Handelshaus hat schon im Voraus sich gemeldet, um die dabei stattfindenden Bankiergeschäfte zu besorgen. Man sagt, daß das handelnde Publicum sich durch die vorjährige Einrichtung nicht ganz befriedigt gefunden hat, sey es wegen zu hoher Procente oder wegen Mangels an baarem Geld, obschon die hiesige Oberbehörde, wie man vernimmt, einen bedeutenden Vorschuß an Baarem gemacht hat. Auf dem zum Wollmarkt eingerichteten freien Wiesenplatze ist durch zweckmäßige Einrichtung von Meßhäusern und Wagen für die Bequemlichkeit, durch allerlei Zelte und Boutiken für das Vergnügen, und durch die täglich spielende Militärmusik für den Genuß des Publicums hinreichend gesorgt worden. Ueber den Erfolg des Marktes werden wir später, besonders in mercantilischer Beziehung, berichten können.

IV. Literatur. Wirft man einen allgemeinen Blick auf das literarische Treiben Weimars und vergleicht man es mit dem in anderen Städten gleiches literarisch-productiven Ranges, wie Stuttgart, Leipzig, Dresden, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß, seit Goethe's Hinscheiden insbesondere, eine gewisse, sehr fühlbare Stagnation eingetreten ist. Weimar kann sich mit den genannten Städten in dieser Beziehung durchaus nicht mehr messen. Einzelne in verschiedenen Fachwissenschaften ausgezeichnete Männer, wie Röhr, von Froriep, Riemer und Schorn sind allerdings noch immer sehr thätig, und es stehen neben und unter ihnen eine große Anzahl productiver Fachgelehrter, unter denen die klassische Literatur den kürzlich erfolgten Tod des Professor Dr. Schneider, eines ausgezeichneten Schulmannes, zu betrauern hat; allein es fehlt an eigentlichen Belletristen, an Notabilitäten, die, auf der Höhe der modernen Literatur stehend, das Meer der neuangeregten Ideen für oder wider, theoretisch oder praktisch kräftig mit bewegen oder beruhigen wollten. Es hat sich ihrer Aller eine gewisse apathische Ruhe bemeistert, die sie manches Schöne genießen, aber weniger selbst schaffen läßt. Selbst Stephan Schütze, der Meister der Komik, von allen übrigen Schriftstellern Weimars der Unabhängigste, nur sich und den schönen Wissenschaften Lebende, er ist neuerdings weniger

productiv. Man sieht ihn wohl stundenlang mit eisernem Fleiße die ungeheuren Fluthen politischer und belletristischer Zeitblätter, die auf dem Lesemuseum sich aufthürmen, durchsegeln; er fehlt fast keinen Abend auf seinem Sitze im Parket des Theaters: aber sein Frühlingsbote hat den Wanderstab traurig in die Ecke gestellt, und nur die Blüthen der „Liebe und Freundschaft" sprossen alljährlich noch frisch und kräftig empor. Vielleicht beglückt uns sein Talent bald wieder mit stets willkommener Gabe.

Es scheint in Weimar an jüngeren Schriftstellern, an literarischer Nachzucht vorzugsweise zu fehlen. Und man mag sagen oder denken, was man will, ohne die jugendliche Kraft und Fülle, ohne ihre lebendige Phantasie, ihr heiteres Gemüth, so wie es sich jetzt zeitgemäß immer mehr, immer reiner zu entwickeln bestrebt ist, läßt sich neue literarische Bedeutsamkeit nicht gewinnen, die alte selbst geehrte nicht erhalten. Man beherzige in dieser Beziehung nur, was Goethe in den neuerdings von Dr. Eckermann herausgegebenen „Gesprächen" in seinen letzten Lebensjahren geäußert hat; wie er nicht satt wird, Lord Byron, und die jüngeren Romantiker Frankreichs zu preisen, wie er Jules Janin, Victor Hugo, Balzac u. dergl. m. mit immer erneuter Bewunderung erhebt, wie er unseres deutschen Uhland und Pfizer's und der schwäbischen Dichterschule überhaupt rühmend gedenkt. Die Schattenseiten der sogenannten jungen Literatur, der modernen Schule, von Heine gegründet, kennt Goethe sehr genau, und läßt ihnen eine strengste Kritik angedeihen, aber er verkennt auch ihre Vortheile, ihre Bedeutsamkeit nicht, wie viele der Aelteren.

Das Buch von Dr. Eckermann ist ein herrliches Geschenk, es ist Goethe's letztes Vermächtniß an die deutsche Nation. Wie groß, wie umfassend steht sein Geist da, ruhig beschauend die größten Ergebnisse der Gegenwart in Kunst und Wissenschaft, sie stets verknüpfend mit dem ungeheuern Reichthum seiner eigenen Erfahrung, seiner umfassenden positiven Schätze. Das Buch ist aber besonders deßhalb sehr merkwürdig, weil es über die letzten bedeutenden Arbeiten Goethe's, besonders über die Schlußhefte von Wahrheit und Dichtung, über Faust und Helena, über die Entstehung einer Menge kleinerer Gedichte die erwünschte Auskunft gibt. Und gerade in der letzten Zeit seines Lebens, wo er weniger großartige Pläne in's Werk schuf, legte er die schönsten Blüthen seines unermatteten Genius in den Unterhaltungen mit seinen Freunden nieder. Keiner unter Allen stand ihm näher, als dieser Dr. Eckermann, der, wie er selbst in der Vorrede zu seinen Gesprächen sagt, früher die hungerige Kuh seines Vaters tagelang gehütet hatte. Hat man die Beschreibung seines Lebens erst gelesen und die Art, wie er mit Goethe bekannt und später so sehr vertraut wurde, wie bescheiden und geruhig er sich stets in Goethe's Willen fügt: man muß ihn lieb gewinnen, diesen oft verkannten Doctor. Wir gedenken im literarischen Theile des „Planeten" auf dieses Buch des Weiteren nächstens zurückzukommen.

Noch einer literarischen Neuigkeit will ich gedenken, die von zwei sehr thätigen Männern vor Kurzem bereitet worden ist; ich meine jene „Sagen, Mährchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien; herausgegeben von Ferdinand Freiherrn von Biedenfeld. Erster Theil: Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba." Weimar, Voigt. 1836. 2 Bändchen mit 14 kleinen historischen Novelletos, die viel anziehender sind, als der ellenlange Jahrmarkts- und Schubkärner-Titel vermuthen läßt. Es muß als ein zeitgemäßes Unternehmen betrachtet werden, auf solch' anziehende Weise die Geschichte des abenteuerlichen Spaniens in kleine historische Bilder zu fassen und populär zu machen. Allein wer, wie der Uebersetzer meint, Geschichte aus diesem Büchlein erst lernen soll, der möchte doch auf falschem Wege seyn. Man muß die Geschichte Spaniens, das Land, das Volk genau kennen, wenn man jene Novellen überhaupt verstehen, wenn man sich an ihnen ergötzen will. Die Uebersetzung, als solche, ist übrigens wohlgelungen, und die Ausstattung so wie der Druck des Werkchens hinlänglich schön.

(Schluß folgt.)

Notizen.

[Trauer allen Tänzern und Tänzerinnen.] Den viel- oder vielmehr allbelobten und allberühmten Walzer-Componisten Strauß, diesen Juwel in Oesterreichs Strahlenkrone, wenn Töne zu Juwelen zusammenrinnen können, diesen Abgott aller Frauenfüße, Götzen aller Tanz- und Concertsäle, diesen Mann seines Jahrhunderts hat die Dame Cholera zu einem Walzer aufgefordert, von dem er nimmer genesen wird. Er starb zu Ende Juni, von der genannten epidemischen oder endemischen Krankheit hingerafft. (??)

[Die Schachtel.] Am 20. Juni wurde zu Breslau in einer Auction auch eine Schachtel zum Verkauf gegeben, deren Inhalt gestoßener Zucker schien. Ein dortiger Kaufmann erstand unter Andern auch diese Schachtel, und da er, zu Hause angelangt, sammt seiner Frau davon kostete, er auch wirklich einen süßen Geschmack darin fand, gab er es seinen beiden Kindern, die sogleich damit auf die Straße eilten, und vielen anderen Kindern davon mittheilten. — Kurz darauf traten bei Allen, die von diesem Pulver genossen, heftige Convulsionen ein, und bei der Untersuchung ergab es sich, daß es Schwefel-Arsenik, mit Zuckermehl vermischt, war, welches der Besitzer der verauctionirten Sachen zur Vertilgung von Ratten gekauft hatte. — Leider sind bereits zwei Kinder, ein Mädchen von zwölf und ein zweites von fünf Jahren, an den Folgen dieses traurigen Ereignisses gestorben. — Die Uebrigen hofft man am Leben zu erhalten. —

Breslaus berühmter Naturforscher Hr. Dr. Valentin hat einen Ruf nach Bern, als ordentlicher Professor mit einem Gehalte von 2000 Fr. und 400 Fr. Reisekosten erhalten. —

[Das läßt sich hören.] „Warum liefern Sie keine Beiträge zu den hier erscheinenden Zeitschriften?" fragte Jemand in Berlin einen bekannten und thätigen Schriftsteller.

„Die Frage läßt sich leicht beantworten," erwiederte er, „sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, was du bist."

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 166. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 12. Juli. 1836.

Ueber die deutschen Frauen und ihren Einfluß auf die deutsche Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Achtung der Frauen war in den Augen des Deutschen stets der Gegenstand, nach dem der Ehrgeiz streben mußte, wie der Verlust dieser Achtung die empfindlichste Strafe. Mit bewundernswerther Kraft findet man diese Wahrheit in Körner's Liede ausgedrückt: »Das Volk steht auf, der Sturm bricht los ꝛc.«

Die deutsche Jugend fängt also in einem Alter an zu lieben, wo die Liebe nur idealisch und platonisch seyn kann, und wie fast immer die Gefühle, welche das ganze Leben leiten sollen, von den ersten Eindrücken abhängen, so behält die Liebe zu allen Lebenszeiten eines Deutschen ihre durchsichtigen Fittige und ätherischen Formen.

Bei dem jungen Deutschen ist jeder Gedanke an Zukunft, Ruhm und Ehre mit der Schönheit, welche er liebt, verwebt; die Hoffnung, einst seine Liebe gekrönt zu sehen, ist gleich mit der auf den Erfolg, den er sich von seinen Nachtwachen und Arbeiten verspricht.

Für das Weib ist die Liebe eine Religion, welche einen geheimnißvollen Ursprung hat, eine Verehrung, bei welcher der Mann der Gott, und sie die Priesterin ist; nur durch und für ihn lebend, erhält sie für ihre Unterwerfung und Treue Glück und Achtung.

Will man die Gefühle eines Volkes genau kennen lernen, so muß man seine poetischen Erzeugnisse prüfen, denn in diesen spiegeln sich seine Eindrücke am treuesten wieder. Die deutsche Literatur nun besitzt ein Werk, welches den Typus einer solchen Liebe darstellte, wie das Volk ihn stets begriffen hat, das Muster einer Liebenden, welche die wirksamsten Mittel anwendet, um das Herz des für die Schwäche der Liebe ganz unempfindlichen Mannes zu fesseln, ich meine das Drama Heinrich's von Kleist, welches »das Käthchen von Heilbronn« betitelt ist, und wovon hier eine kurze Analyse folgt.

Ein einfacher Hufschmidt erscheint vor dem furchtbaren heimlichen Gericht des Mittelalters, dem der heiligen Vehme, oder dem Gerichte der Freirichter, um einen edlen Ritter anzuklagen, seine Tochter durch geheimnißvolle Mittel bezaubert zu haben. »Eines Tages,« sagt er, »kommt der Ritter an die Thür meiner Werkstätte, um sein Roß beschlagen zu lassen. Meine Tochter Käthchen wird seiner gewahr; von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, stürzt sie sich zum Fenster hinaus, und fällt schwer verwundet zu des Ritters Füßen nieder. Kaum genesen, folgt sie ihm auf allen seinen Zügen, zu Fuß, wie eine Magd. Der Ritter stößt sie zornig von sich; aber keine üble Behandlung, keine Demüthigung kann sie von ihm trennen. Heimlich von einem alten Knappen beschützt, dessen Herz von ihrer Treue gerührt war, schläft das arme Mädchen im Stalle des Ritters; sie wacht wie ein Schutzengel über sein Leben, und setzt ihr Leben in Gefahr, um ihn vor den ihm drohenden Gefahren zu schützen. Sie war taub gegen alle Bitten, alle Vorwürfe ihres alten Vaters, und es wäre für ihre Familie besser, sie würde aus der Liste der Lebendigen ausgestrichen.«

Der Ritter vertheidigt sich vor dem unbeugsamen Gericht, so gut er kann; er behauptet, weit entfernt, Käthchen durch Zauberei an sich zu fesseln, habe er vielmehr die härtesten und gewaltsamsten Mittel angewendet, um sie zu zwingen, zu ihrer Familie zurückzukehren. Um den Richtern zu beweisen, daß er nicht lüge, und daß der Ritter wirklich einen übernatürlichen Einfluß auf seine Tochter ausübe, läßt der Vater sie, mit einem langen Schleier verhüllt, in den Saal treten, und stellt sie so, daß sie den Ritter nicht sogleich bemerken kann. Doch sobald man ihr den Schleier abnimmt, und Käthchen die Nähe des Mannes ahnt, den sie über Alles liebt, wendet sie sich nach dem Orte, wo er ist, wie eine Blume, welche, um aufzublühen, die verliebten Strahlen der

Sonne sucht. Sie wird ihn gewahr, eilt zu ihm, und wirft sich mit ihrem gewöhnlichen Ausrufe: »Mein hoher Herr!« ihm zu Füßen. Der Vater weint, als er sieht, daß seine Tochter ihn so verleugnet; der Ritter erklärt sie für wahnsinnig, und die Richter, welche seine Meinung theilen, sprechen ihn frei.

Das Drama bietet mehrere Scenen, welche in der Klage des Schmieds ausführlich angeführt werden; die Demüthigungen, denen Käthchen sich unterwirft, die Opfer, die sie sich auferlegt, treten um so glänzender hervor, da sie sich der stolzen und boshaften Braut des Ritters gegenüber befindet. Auf Käthchens Treue eifersüchtig, überhäuft die übermüthige Schloßbesitzerin sie mit Schmähungen, und sucht sie sogar in's Verderben zu stürzen. In ihrem Schlosse bricht Feuer aus, und während es in einen Aschenhaufen verwandelt wird, beklagt sie sich über den Verlust des Bildes ihres Verlobten. Käthchen stürzt sich in die Flammen, es zu suchen, und wird nur durch ein Wunder gerettet. Der Ritter fühlt sich zum ersten Male bewegt, er fängt an nachzudenken, und den Stolz und die Härte seiner Braut mit Käthchens Bescheidenheit und Liebe zu vergleichen. Später findet er sie am Eingange seines Schlosses schlafend am Fuße eines Baumes. Von Neugier getrieben, nähert er sich ihr, und fragt, ob sie schlafe. »Nein, mein hoher Herr,« antwortete sie, ohne von ihrem Schlummer zu erwachen. Zu einer andern Zeit zu schüchtern, um von ihrer Liebe zu sprechen, enthüllt Käthchen ihm jetzt in dem Zustande des Somnambulismus, in welchem sie sich befindet*), das Entstehen ihrer Leidenschaft; sie erzählt ihm, daß er sich ihr vor mehreren Jahren im Schlafe gezeigt, daß sie ihn damals zum ersten Male gesehen, und dann geglaubt habe, sie gehöre ihm an, und daß eine unwiderstehliche Macht sie zu ihm hinziehe. Plötzlich erinnert sich der nachdenkend gewordene Ritter, daß er zu derselben Zeit ein ähnliches Gesicht gehabt, welches der Lärm der Schlachten und seine Liebe zu seiner Braut, eine Liebe, die ihm jetzt unbegreiflich scheint, aus seinem Gedächtnisse verwischt hatten. »Du also warst es, Käthchen!« ruft er aus, und die Seelengröße, die Erhabenheit der Treue des Mädchens bewundernd, sieht er in ihr nur noch das ihm vom Himmel bestimmte Weib, und trotz seines Wappens, seines Stammbaums, seiner großen Thaten und Besitzthümer freut er sich jetzt, sich mit der Tochter des armen und unbekannten Hufschmieds zu verbinden.

Nun betritt der Kaiser von Deutschland, dessen Name nicht genannt wird, die Bühne und erklärt, das Käthchen seine Tochter, die Frucht einer geheimen Liebe sey, daß er sie der Sorge des Hufschmieds anvertraut habe, jetzt aber ihr ihren Rang wiedergebe. In der letzten Scene erscheint Käthchen in der prächtigsten Kleidung unter einem Thronhimmel, der sie über alle anderen Frauen erhebt, eine Belohnung, welche, nach der Meinung des Dichters und des Volkes, eine Liebe verdient, die sich freiwillig vor dem Angebeteten demüthigt.

Man muß der Vorstellung dieses Stückes beiwohnen, um sich einen Begriff von dem Eindrucke zu machen, den es hervorbringt. Wenn die Entwicklung sich nähert, wenn die Scene unter dem Fliederbusche beginnt, wagt man kaum noch zu athmen; Thränen glänzen in aller Augen; eine fromme Rührung preßt gleichsam alle Herzen zusammen, und mehrmals hatten wir Gelegenheit, nach der Vorstellung Mädchen das: »Mein hoher Herr« des Käthchens von Heilbronn als Gruß zu einander sagen zu hören.

(Schluß folgt.)

*) Diese hohe poetische Auffassung ist um so bemerkenswerther, da zu der Zeit, wo dieses Stück geschrieben wurde, noch Niemand in Deutschland an den animalischen Magnetismus dachte, welcher später so viel Aufsehen machte.

Bücherverbote.

(Fortsetzung.)

Zwar scheint Hr. Bacherer ein Mann, dem man wohl ansehen könnte: ich gedachte es gut zu machen, und hab' es, leider! bös gemacht; sehen wir aber schärfer hin und nehmen unsere und des Publicums Lavater'sche Physiognomik zu Hilfe, so will es uns bedünken, als besitze der Mann einen unergründlichen Fonds von Klugheit, hinter der ein kleiner Satyr sein Köpfchen hervorstreckt. Pardon, wenn wir uns täuschen. Was Heine betrifft, so kennt man bereits seinen Eifer an der guten Sache des Liberalismus durch Börne und aus Gesprächen mit russischen Staatsdienern, denen er in Paris nachlief, an die er sich mit allen Seelenkräften hing und an die er seine revolutionären und republikanischen Ideen für Mißgeburten unserer Zeit erklärte, deren Streben man zur melkenden Kuh machen müsse. Seines Buches Schicksal betrauert man um so weniger, je sicherer man weiß, daß Laube durchaus kein so »großes Herz,« wie H. H. in dem confiscirten Buche sich ungefähr ausdrückt, hat, und nur darauf ausging, zu imponiren und zu frappiren, erst als liberalistischer Renommist, jetzt als stutzernder Indifferentist, wenn nichts mehr oder weniger. Das Publicum will weder von Bacherer noch von Heine sich etwas vor- und weiß machen lassen und ruft zum Scenenschluß.

Vertheidigung der lutherischen Sache gegen Dr. Olshausen's Schrift: Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien zu halten? Von O. Wehrhan, Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde in und um Liegnitz (Meißen, bei Gödsche 1835). — Wiederholung einer der ersten Scenen, mit der Variation, daß der Richter zum Verurtheilten spricht: ich verurtheilte Dein Thun, weil es die grundlosesten Beschuldigungen und Behauptungen enthält, und das Bestreben äußert, die Thatsachen zu entstellen, und die Beweise, welche in der Olshausen'schen Schrift zur Beruhigung der Gemüther beigebracht werden, zu verdrehen.

Nicht eben erbaut wird der Zuhörer von der folgenden Scene:

Abbé de la Mennais, de l'absolutisme et de la liberté (Bruxelles, Louis Haumann & Co.). — Eine Stelle lautet: Das Verbot dieser Schrift dehnt sich aus auf alle etwanigen Ausgaben und Uebersetzungen, weil dieselbe, nächst andern unangemessenen Stellen, auch Verunglimpfungen der deutschen Regierungen, und namentlich der preußischen, enthält.

Mit einem einfachen »so?« wendet man sich zur Jungfrau Europa in Bildern, eine Sammlung der berühmtesten und schönsten Ansichten unseres Welttheils, nach der Natur gezeichnet von Schmidt u. A., herausgegeben und beschrieben von J. Meyer. (Aus der Kunstanstalt des bibliographischen Instituts, Hildburghausen und Neu-York). — Wie ein Hiob sagt hier der Kläger: veto, weil darin bei jeder nur irgend sich zeigenden Gelegenheit gehässige Bemerkungen in die einzelnen Erklärungen der Bilder aufgenommen sind, und sich das Bestreben, Mißvergnügen mit den bestehenden Einrichtungen zu verbreiten, sehr oft kund gibt. Da es auch bei der Persönlichkeit des Verlegers und Herausgebers des E. Meyer, vom bibliographischen Institute in Hildburghausen nicht zu erwarten, daß eine bessere Richtung sich zeigen werde, so ist bestimmt, daß dieses Werk, so wie auch die angezeigten Ausgaben in fremden Sprachen, namentlich in der polnischen und französischen, innerhalb der königlich preußischen Staaten weder angekündigt und verkauft, noch in Leihbibliotheken und Lesecirkeln gehalten, noch sonst verbreitet oder ausgegeben werden sollen.

An Mißvergnügen fehlt es freilich nicht, denkt das Publicum, warum es also noch vermehren? Auch mir liegt nichts an der Tendenz. Aber seit wann darf man an der Besserung eines Menschen und Buchhändlers verzweifeln?

Ein Anschlag berichtet hierauf: »Bei den Berathungen, welche im Jahre 1834 zu Wien unter den Bevollmächtigten der deutschen Bundesstaaten statt gefunden haben, ist eine nähere Aufmerksamkeit auch auf die in fremden Sprachen erscheinenden, außerhalb der deutschen Bundesstaaten herauskommenden Zeitungen gerichtet worden.

In Folge der diesfälligen Erörterungen ist nunmehr von dem königlichen Ministerium des Innern und der Policei, mittelst Erlasses vom 29. December v. J., Nachstehendes festgesetzt.

Es kommt hierbei vorzugsweise auf diejenigen Zeitungen und politischen Blätter an, welche in Frankreich, England, der Schweiz, resp. in französischer oder in englischer Sprache, erscheinen, und es ist um den Zweck der Seitens der deutschen Regierungen verabredeten Anordnungen zu sichern, für nothwendig erachtet worden, die gedachten Blätter in solche zu theilen, welche wie bisher, so auch fernerhin **sous bande** bezogen und öffentlich ausgelegt werden können, und in solche, welche zwar von einzelnen verschrieben werden können, jedoch nicht **sous bande**, sondern förmlich couvertirt und gegen Erlegung des gewöhnlichen Postportos, aber dennoch nicht öffentlich ausgelegt werden dürfen.

Mit Festhaltung dieser Eintheilung ist festgesetzt, daß von den französischen, in Frankreich erscheinenden politischen Blättern und Zeitungen von jetzt ab **sous bande** bezogen und ausgelegt werden dürfen, nur: »1) der **Moniteur**; 2) das **Journal des Debats**; 3) die **Gazette de France**; 4) die **Quotidienne**; 5) der **Renovateur**; 6) der **Courier francais** und 7) das **Journal de Paris.**«

(Schluß folgt.)

Beichte.

Du willst, daß ich mich deutungsvoll vergleiche? —
So wisse denn, Du aller Köpfe hellster:
Ich dünke mich die schwarz' und weiße Elster,
Schau ich mich um im Luftbewohner-Reiche.

Wohl glich' ich lieber mich des Waldes Eiche,
Doch wäre dieß der Fehler allergrellster,
Und von Dir selbst, zu Spott und Tadel Schnellster,
Erlitt ich sicher drob verdiente Streiche.

In guten, wie in bösen Gedanken
Fühl' ich von Weiß zu Schwarz ein ew'ges Schwanken
Und bleibe fern der edlen Stätheit Schwelle.

So bin ich Tugend nicht, nicht Lasterleben,
Ein Wellentanz im Wollen und Bestreben
Und in mich theilen Himmel sich und Hölle.

Ed. v. Hagen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Weimar.

(Schluß.)

Eine weit geringere Production ist „das schöne Schänkmädchen," Tragikomödie in fünf Acten nach Beaumont und Fletscher aus dem Englischen übertragen. (Weimar. Druck und Verlag von Tantz u. Comp. 1836. 8.) Zu welchem Zwecke diese alte, bereits im Jahre 1647 erschienene Komödie wieder aufgewärmt werden sollte, ist unerklärlich. Das Stück selbst bietet fast gar kein Interesse dar. Die Uebersetzung ist herzlich schlecht, und wir hätten erwartet, daß Hr. Tantz u. Compagnie bei seinem ersten Auftritt als Verleger einen besseren Geschmack verrathen hätte. Der Druck ist gut. Nur ein einziges Pröbchen von der hölzernen Uebersetzung will ich gleich dem ersten Blatte des Büchleins entnehmen, und mein Urtheil wird hinlänglich gerechtfertigt seyn.

„Und muß, da schon der Vater und die Mutter.
Dich fleckenlos uns zu erhalten, eifern,
Deßhalb mein guter Rath auch überflüssig
Erscheinen: so, da, meine theure Schwester,
Die Liebe auch unnütze Dinge schätzt,
Mißdeute meine Worte nicht."

Klingt Das nicht, als wenn ein Accessist schlechte Concepte machte? Wäss'riger und holpriger können Verse nicht gedacht werden. Noch übertroffen wird indeß jene Stelle durch diese auf der zweiten Seite des Buches befindliche schaudererregende Passage:

„— — Ein einz'ger Fleck,
Von einem scharfen Aug' entdeckt, bewirkt, daß
Das, was aller Uebermuth in Florenz nicht,
Aus Mangel an Gewicht, erhandeln konnte,
Nur wenig Werth auch wohl gar keinen hat."

Hu, hu! Das will ein Vers, und noch obendrein ein jambischer Vers seyn! Und daraus folgt:

„Daß das, was aller Uebermuth in Weimar nicht,
Aus Mangel an Geschmack, erreichen konnte,
Durch dieses Machwerk übertroffen ist."

Gut, daß sich der Herr Uebersetzer nicht genannt hat, die Kritik müßte ihn mit Ruthen peitschen, damit er wenigstens auf diese Weise das jambische Metrum sich einzuprägen Gelegenheit hätte!

V. Kunstleben. Die Kunst in Weimar nimmt einen immer regeren Aufschwung. Wie erfreulich und von hohem Kunstsinn zeugend, war schon die vor wenig Wochen im geräumigen Saale des Stadthauses bereitete öffentliche Blumenausstellung. Alles in zierlichen reichen Blüthentrauben und Gruppen geordnet, in der Mitte der duftigsten Rosen die Büste der Großfürstin. So sehr mich auch diese Blumenflur angesprochen hat, ich empfand doch im Sinne dieser zarten Pflanzen lebhaft den Mangel an Licht und Luft. Ich sollte denken, wenn diese Ausstellung im Freien veranstaltet würde, müßte sie einen bei Weitem höheren Genuß gewähren.

Auffallend ist die große Menge junger Maler, die sich gegenwärtig in Weimar befindet, einheimische und fremde. Preller geht ab und zu; er hat in der letzten Zeit viel in Leipzig gearbeitet; sein Schüler ist ein junger Hummel, Sohn des Capellmeisters. Bald wird er den Pinsel so handhaben, wie sein Vater die Tasten! Kaiser, Schneller und Hütter sind fortwährend damit beschäftigt, den neuausgebauten Flügel des Residenzschlosses, sowie die neue Schloßcapelle mit Thür- und Deckengemälden, Friesen und Stukkatur-Arbeiten zu schmücken. Die verdiente Hofmalerin, Fräulein Seidler, arbeitet an einem größeren Historienstück, irre ich nicht, an einer Harfnerin in der Wüste. Mit Portrait-Oelmalerei erwirbt sich der geschickte Maler Nemde, erst seit Kurzem hier einheimisch, einen wohlverdienten Ruf. Man sagt, es werde bald ein bedeutendes Bild der Frau Großherzogin aus seinem Attelier hervorgehen.

Viel Aufsehen hat der von einem Münchener Künstler Neher seit längerer Zeit im großherzoglichen Schlosse aufgestellte prächtige Carton, der Einzug Kaiser Ludwig des Baiern in München, hier erregt. Er ist vom Hofe berufen worden, um Goethe' und Schiller'sche Stoffe al fresco für besonders hierzu bestimmte Gemächer des Schlosses in Weimar zu malen. Es verspricht Ausgezeichnetes zu leisten. Auch ist neuerdings der alte Professor Rathgeber von Gotha gerufen worden, zunächst um eine von unserem Erbgroßherzog aus Italien mitgebrachte Gruppe in Marmor zu restauriren.

Nimmt man alle diese einzelnen Bestrebungen zusammen: so läßt sich nicht verkennen, daß Weimar fortwährend bemüht ist, seinen alten classischen Ruhm zu behaupten. Möge es ihm gelingen!

Aber auch in anderer Kunst-Beziehung wird nächstens hier Denkwürdiges in's Werk gesetzt werden. Es ist vielleicht vielen patriotisch gesinnten Sachsen unbekannt, daß schon seit längeren Jahren in Weimar ein Verein besteht, der sich zum Zweck gestellt hat, dem Helden des dreißigjährigen Kriegs, Herzog Bernhard von Weimar, ein Denkmal in oder bei der Vaterstadt selbst aufzuerrichten; es bildete sich ein leitender Ausschuß, man erließ Aufforderungen in öffentlichen Blätter, man sammelte die Beiträge Einzelner. Aber das große Unternehmen findet wenig Fortgang, wenig Unterstützung. Dieß muß um so mehr verwundern, als seit Gründung des Bernhard-Vereins eine Menge Gesellschaften, zu ähnlichen Zwecken in Deutschland gebildet, bei Weitem mehr Anklang im Volke fanden. Und hätte irgend ein Deutscher mehr Theilnahme verdient, als der edle Herzog Bernhard? Seinen bei Nördlingen ihm abgeschossenen Finger bewahrt man in einem kleinen Zimmer des kleineren Schlosses sorgfältig in Spiritus auf, aber der hohe Ahne des Hauses verdiente gewiß mehr! Die geringen Scherflein der Privatleute reichen nicht zu so großartigem Werke hin, wenn die Ermuthigung nicht von Höhergestellten ausgeht.

Nach langem Zögern hat sich indessen der Bernhard-Verein jetzt entschlossen, mit der geringen Summe von 650 Thalern, die von den treuesten Verehrern des unsterblichen Helden mühsam aufgebracht wurden, ein Monument zu errichten. Der sehr geschickte Bauinspector, Herr Heß zu Weimar, wird in wenig Tagen das Modell fertig haben. Es ist ein Obelisk von bedeutender Höhe, aber sehr einfach und ohne Schmuck. Ob man von den oberen Behörden die Erlaubniß erhalten wird, einen freien Platz in der Stadt mit diesem geschichtlichen Monument zieren zu dürfen, ist leider noch ungewiß. Aber manches für Freiheit des Glaubens und Denkens begeisterte Herz wird mit der innigsten Freude erfüllt werden, wenn er erst frei und erhaben sein edles Haupt erheben wird, der Bernhard-Stein, ein herrliches Denkmal vergangener Heldenzeit.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 167. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 13. Juli. **1836.**

Frische Besen.

(Von J. N. Vogl.)

Bin vom Wald, der Bauernknab',
Hänschen ohne Sorgen,
Besen zum Verkauf ich hab',
Heute, so wie morgen.
Machen Herz und Diele rein
Ohne vieles Wesen,
Stellt sich noch kein Käufer ein?
Besen! Frische Besen!

Mädchen, auf das Liebeln nur
Gar zu gerne sinnen,
Tändeln draußen auf der Flur,
Lieber, als sie spinnen;
Seufzen zwecklos: O und Ach,
Liebekrankes Wesen!
Kauft mir doch die Besen ab,
Besen! Frische Besen!

Junge Herren, wollen gern
Nobel sich bezeigen,
Aber sieh'st du auf den Kern,
Puh! Da mußt du schweigen,
Eitelkeit und Ignoranz,
Macht ihr ganzes Wesen.
Kauft mir doch die Besen ab,
Besen! Frische Besen!

Advocaten schreiben viel,
Ohne Zweck und Frommen,
Denn noch immer kann zum Ziel
Der Proceß nicht kommen.
Machen Unrecht, oft zu Recht,
Ganz verkehrtes Wesen!
Kauft mir doch die Besen ab,
Besen! Frische Besen!

Mediciner, ach, der Noth!
Müssen viel probiren,
Bis sie, nach des Kranken Tod,
Doch das Uebel spüren,
Receptiren früh und spät,
Meist ein nutzlos Wesen,
Kauft mir doch die Besen ab,
Besen! Frische Besen!

Speculanten, liebe Herr'n,
Tüchtig aller Ecken,
Leihen auf Procente gern,
Gegen Hypotheken.
Ziehen Rock und Schuh' dir aus
Ohne vieles Wesen,
Kauft mir doch die Besen ab,
Besen! Frische Besen!

Recensenten schimpfen viel,
Ueber Gut und Schlechtes,
Dennoch schafft ihr Gänsekiel,
Selten etwas Rechtes,
Denn Parteilichkeit zumeist,
Lenkt nur all' ihr Wesen,
Kauft mir doch die Besen ab,
Besen! Frische Besen!

Noch zu nennen blieben Viel',
Die der Waar' entbehren,
Und zu Hause, wie zum Spiel
Noch des Unrath's nähren;
D'rum ihr Herren und ihr Frau'n,
Bitte, macht kein Wesen,
Kauft mir nur die Besen ab,
Besen! Frische Besen!

Ueber die deutschen Frauen
und ihren Einfluß auf die deutsche Literatur.

(Schluß.)

Obgleich diese Idee nirgend so kräftig ausgedrückt ist, wie in Kleist's Drama, findet man sie doch mehr oder weniger in fast allen Meisterwerken unserer Dichter wieder. Goethe zeigt uns Margaretha als sich selbst von dem Augenblicke nicht mehr angehörend, wo sie Faust mit Blitzesschnelle vor ihr hergehen sah; ihr ganzes Leben gehört dem Manne, der die Jungfräulichkeit ihres Herzens erhalten hat, und als sie später in ihm einen Menschen ohne religiösen Glauben entdeckt, bebt sie nicht zurück, sie, vielleicht die frömmste Jungfrau des Mittelalters; der, den sie liebt, muß gegen Priester, Papst und alle Heiligen der Kirche recht behalten. In Goethe's Egmont ist dasselbe Gefühl mit eben so frischen und lieblichen Farben geschildert. Clärchen sucht besonders kleine Kupferstiche, welche die Schlacht von Saint-Quentin darstellen, in welcher der Graf Egmont Sieger blieb; sie suchte sie auf, um sich an den Zügen ihres Geliebten satt zu sehen,

»dessen Haupt sich unter der Menge so hoch erhebt,
daß es den Gipfel der Berge überragt,«

ein Bild, welches der Dichter gebraucht, um zu zeigen, welche Ueberlegenheit sein Held vor Andern habe. Dieselbe Idee findet sich im Titan Jean Paul's; allein man sieht darin die Ohnmacht eines exaltirten und romanhaften Weibes, welches mit den anziehendsten Reizen und mit Eigenschaften begabt ist, die bei einer Romanheldin das meiste Interesse erregen; dennoch unterliegt sie der ersten Prüfung, weil sie durch ihren zu männlichen und stolzen Charakter zu dem Versuch verleitet wird, aus ihrer Sphäre herauszutreten, und sich über den Mann zu erheben, den sie beherrschen wollte.

In Grillparzer's Tragödie raubt ein einfaches, bescheidenes und anspruchloses Mädchen der stolzen Sappho, derselben, welche Alkäus als zehnte Muse begrüßte, das Herz des schönen Phaon; ihr Glück zwang ihre unglückliche Nebenbuhlerin, sich vom Leukadischen Felsen in dem Augenblicke in's Meer zu stürzen, als sie in den olympischen Spielen den Preis der Dichtkunst davon getragen hatte.

Das Sujet von Grillparzer's Tragödie führt uns natürlich darauf, zu untersuchen, welchen Einfluß die Frauen auf den Gang der deutschen Literatur üben. Wir wollen dabei keineswegs von den Schriftstellerinnen sprechen. Dies ist ein Titel, der sich nach der Denkweise dieses Volkes für eine Frau nicht ziemt; er macht sie unsern Augen aller der Reize verlustig, welche unsre Liebe ihr verleiht. Die berühmten Worte Schiller's:

»Die beste Frau ist die, von welcher Niemand spricht,«

findet sich nirgend mehr bestätigt, als in diesem Lande. Die Schriftstellerinnen sind fast immer dem Spotte der Männer ausgesetzt, und finden nicht einmal bei ihrem Geschlecht Nachsicht. Auch tragen alle ihre Werke den Stempel ihrer eine Ausnahme bedingenden Lage. Wir wollen ihnen einen besondern Artikel widmen.

Doch wollen wir hier nur von der moralischen Macht sprechen, welche den Frauen so großen Einfluß auf die Literatur gewährt, ohne ihnen zu gestatten, die Feder zu ergreifen, einen Einfluß, welcher dem ähnlich ist, den ihre Vorfahrinnen in den Schlachten ausübten, ohne daß sie deßhalb das Schwert ergriffen.

Die Deutschen betrachten also die Frauen als die Schiedsrichter in der Poesie und den schönen Künsten. Dies ist die Folge ihrer gesellschaftlichen Lage, ihrer fortwährenden Verbindungen mit den Dichtern, Verbindungen, die wir weiter oben erklärt haben. Vermöge dieses ganz geistigen Verkehrs können die Dichter in dem Herzen der Frauen lesen, die psychologischen Geheimnisse ihrer Einbildungskraft durchdringen, die Erscheinungen ihres geistigen Lebens ergründen, und sich in die ihnen eigenthümlichen Ideen, Vorurtheile und Gewohnheiten einweihen. Die deutsche Literatur besitzt aber auch im höchsten Grade das Talent, den Charakter der Frauen zu schildern, sie wendet sich sogar ganz an sie, an ihre Umgebung, an das Familienleben, und macht folglich ihr Interesse noch mehr rege, als das des Mannes.

Mehrere von der Geschichte uns überlieferte Thatsachen beweisen, daß es immer so war. Unter Anderem kann man das erwähnen, was dem Dichter Frauenlob, der im 14. Jahrhunderte blühte, widerfuhr. Die Cölner Frauen wollten seinen Sarg tragen, weil er sie besungen hatte.

Sobald die deutsche Literatur aus der Nacht des Mittelalters aufzutauchen begann, bemächtigten sich die Frauen ihrer Leitung. Zu der Zeit, wo die Poesie fast ausschließlich die Geister beschäftigte, nämlich von 1760 bis 1800, waren sie die obersten Richter derselben. Mancher Schriftsteller verdankte ihnen seinen Namen. Sie gaben die Berühmtheit nicht nur neuern Dichtern, sondern sogar großen Talenten. So z. B. ahnten sie in Jean Paul einen zweiten Frauenlob. Obgleich die politischen Unruhen der letzten Zeiten diesen Einfluß vermindert haben, bilden doch noch jetzt die Frauen die Mehrzahl der Leser poetischer Werke und der Abonnenten in den Lesecirkeln. Ihnen sind fast ausschließlich alle die kleinen Taschenbücher gewidmet, in welchen die Modedichter einander den Beifall streitig machen, und während die meisten ausgezeichneten Literatoren ihre Talente hauptsächlich den Damen widmen, entschließen sich kaum Einige, für das andere Geschlecht zu arbeiten. Die Literatur muß natürlich die Folgen einer solchen Anordnung fühlen. Die Eigenschaften, wie die Fehler, welche man darin findet, lassen sich durch die Schonung erklären, welche die Schriftsteller den Frauen beweisen mußten. So z. B. ist es nicht zweifelhaft, daß uns Werke im komischen Genre hinsichtlich der Gluth und Wärme fehlen, während die ernsten Werke einen sentimentalen Anstrich angenommen haben, den man nur auf Kosten der Kraft sich erwirbt, wo-

durch der Geschmack der Jugend leicht verweichlicht werden kann.

Aus der Biographie unsrer berühmten Schriftsteller lernt das Volk vorzüglich die Folge der Verbindungen kennen, in welchen sie mit dieser oder jener merkwürdigen Frau standen, so wie die edlen Antriebe, die sie durch sie erhielten. Unter den Frauen, gegen welche die deutsche Literatur zu ewigem Danke verpflichtet ist, nennen wir die Gattin Herder's, Fichte's, die Schwestern Friedrich Heinrich Jacobi's, und vor Allen die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, Wieland's, Goethe's, Schiller's, Herder's und Jean Paul's Freundin.

Noch unlängst wurden zwei ausgezeichnete Frauen der Dankbarkeit des deutschen Publicums bezeichnet, welches bisher ihre so ausgezeichneten Namen nicht kannte. Die Eine erwies den Wissenschaften glänzende Dienste, indem sie mit den ausgezeichnetsten Männern der Zeit in Verbindung stand, ihnen ihre Salons öffnete, und sie zu ihren Arbeiten aufmunterte. Mit einem bewundernswerthen Instincte begabt, sah sie bei Manchen die künftige Berühmtheit voraus, und machte es sich zur Pflicht, sie mit Rath und That zu unterstützen. Die zweite Madame Geoffrin, doch weniger stolz und menschenfreundlicher, als ihre Nebenbuhlerin des 18. Jahrhunderts, ist Frau von Varnhagen. Die Künste wie die Religion werden noch lange ihren Verlust betrauern.

Die Andere, welche noch jetzt lebt, Bettina Brentano, hat eben eine Reihe von Briefen unter dem Titel: »Correspondenz Goethe's mit einem Kinde,« herausgegeben, wodurch uns mehrere Eigenthümlichkeiten des großen Dichters enthüllt werden.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Braunschweig.

Literarische Trostlosigkeit. — Mitternachtszeitung.

Die Tage von Braunschweigs literarischer Bedeutsamkeit sind — klagen Sie mit mir! — längst vorüber, und ich muß ehrlich gestehen: noch haben sich an unserm literarischen Himmel keine Nebelflecken gezeigt, aus denen man über kurz oder lang das Hervortreten eines Sternes erster Größe auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten könnte. Ein Historiker wie Meibom, ein Theologe wie Henke, ein Dichter wie Lafontaine, ist noch nicht wieder aus dem Schooße unserer lieben antik-modernen Stadt hervorgegangen; in unserer Stadt selbst ist es — ich rede hier nur immer von der Literatur — dunkel und stille, und selbst im Auslande sitzen — so viel mir im Augenblicke erinnerlich ist — eben keine großen Männer, die Braunschweig ihre Vaterstadt nennen. Indem ich dieses schreibe, sehe ich schon im Voraus, wie sich das sanfte liebe Gesicht des guten zartfühlenden Franz Horn, des großen Commentators Shakespear's, ein wenig zum Unwillen verzieht, und wie eine wegwerfende Bemerkung über die junge literarische Vegetation Deutschlands auf seinen Lippen schwebt, denn der gute Herr kann gar dieses sprießende, nach Gestaltung ringende kräftige Streben reicher Jugendkraft nicht leiden, und liebt dagegen — similia similibus — in einem Walde abgestorbener, wirkens- und regungsloser kahler Stämme sich zu ergehen, und dort elegische Klagen anzustellen, daß nicht Alles geblieben, wie es war. —

Diese Entrüstung Franz Horn's ist verzeihlich, lieber Leser, denn wisse, wenn es Dir das Conversationslexikon noch nicht sagte — Franz Horn ist auch ein geborner Braunschweiger, und doch habe ich gesagt, es lebe im Auslande kein literarisch-großer Sohn unserer Stadt! — Zwar habe ich an den Genannten gedacht, und habe an den wichtigen Moment gedacht, wo er als Schüler, mit einer Uebersetzung von Shakespeare in der Tasche, hinaus zum Nußberge wanderte, dort auf Anrathen eines alten Bekannten, den noch wenig bemerkten großen Engländer las, sich in ihn tiefer und tiefer versenkte, bis er endlich von ganzer Seele und von ganzem Herzen an ihm hing, und bis sich nun so die große Literaturepoche vorbereitete, in der Franz Horn den Shakespeare erläuterte! — Franz Horn und Willian Shakespeare — großes, geistesverwandtes Doppelgestirn an Europas literarischem Himmel! — Wie gesagt, ich erinnerte mich dieses literarischen Zornes, aber darum konnte ich doch nicht widerrufen.

Zur Zeit des Gellert, Rabener, Lessing, Schlegel, Schmid, Hagedorn ꝛc., war Braunschweig eine gute Schule des Geschmacks der Deutschen, und die nun alle entschlafenen Lehrer darin hießen Jerusalem, Zachariä, Ebert, Eschenburg, Campe, Renner, Feddersen, Zimmermann, Leisewitz, Mauvillon, Pockels ꝛc. Sie sind dahin, aber nicht ersetzt, und ich wüßte wahrlich nicht, wie bei der praktischen Richtung der Zeit, die sich hier in Braunschweig auch sehr stark ausprägt, und die übrigens so leicht Keiner löblicher als ich finden möchte, — wie bei dieser Richtung, sage ich, die schönen Wissenschaften ihre tüchtigen Vertreter, und jene Verstorbenen genügende Nachfolger finden sollten. — Ich denke wohl an Griepenkerl und Köchy, aber auch an das, was Goethe in seinem Briefwechsel mit Zelter, und Laube in seinen modernen Charakteristiken sagt, und wahrlich, besonders ist es Schade, daß man Laube Recht geben muß! — Nicht einmal Klingemann's Mittelmäßigkeit hat einen Stellvertreter gefunden.

Von unserem Collegium Carolinum ist für die schönen Wissenschaften jetzt immer weniger zu erwarten. Es ist in einer Umwandlung zu einem polytechnischen Institute begriffen, und diese Umwandlung ist so sehr herrschende Idee geworden, daß sie alle übrigen Ideen zu verschlingen droht. — Nochmals, ich tadle das nicht, mußte es aber hier erwähnen, um unser literarisches Treiben zu charakterisiren. —

— Doppelt tröstlich unter diesen Umständen erscheint es, daß wir doch bei diesem Mangel wenigstens ein einheimisches literarisches Institut haben, das einer Erwähnung würdig ist, und seit Anfang dieses Jahres unter dem Schutze einer festen, achtbaren Tendenz sich kräftig entfaltet.

Ich meine hiermit die „Mitternachtszeitung," ein

Blatt, das in Mannichfaltigkeit seiner Erlebnisse und Schicksale sich kühn mit jedem andern deutschen messen darf. Betrachten wir seine Geschichte einmal ein wenig näher.

Der alte selige oder unselige A. G. A. Müllner, den der große Normalphilister Wolfgang Menzel, wo er nur irgend kann, mit bäuerischen Fußtritten und unflätigen Redensarten, den gemeinen Ausbrüchen seiner blinden Wuth, regalirt, ohne dadurch etwas Anderes, als sein Privatinteresse zu vertreten, — mochte sich doch, bei seiner kritischen Streitlust, nicht recht wohl befinden, als er, nach Aufgabe der, seit 1820 geführten Redaction des Cotta'schen Literaturblattes, keinen Kampfplatz mehr hatte, auf dem er, so ganz unbehindert, sein Streitroß tummeln konnte. Auf fremdem Kampfplatze stand ihm immer der Eigenthümer desselben zur Seite, und ersuchte ihn, bald diesen oder jenen Gegner zu schonen, bald dieses zu thun, bald jenes zu lassen — zwar Alles in devotester Stellung und Miene, aber doch ein so rüstiges Kampfgenie immer behindernd, beschränkend. — Das mochte ein Anderer ertragen, nur Müllner nicht. — Der wackere Typograph und achtbare Verleger Fr. Vieweg hatte früher von Müllner die „Literaturbriefe aus der Unterwelt" im Verlag genommen — wie, wenn unser Ritter bei ihm ein eignes Blatt herausgäbe? — Gesagt, gethan! Am ersten Januar 1826 erblickte das junge „Mitternachtsblatt" das spärliche Licht unserer unvollkommenen Welt. — Anfänglich ließ sich dasselbe wöchentlich nur einmal blicken, vermehrte sich aber im zweiten Lebensjahre um ein Drittheil seiner Größe, und erschien nun in vier wöchentlichen Nummern, wie noch heute bei diesem Blatte gang und gäbe ist. — Das Blatt hatte Charakter, weil sein Redacteur denselben hatte, und glich diesem überhaupt auf's Haar, weßhalb ich unnöthig finde, dasselbe näher zu charakterisiren. — Wenn Müllner keine andere literarische Quelle finden konnte, so knüpfte er mit seinen Verlegern Zwistigkeiten an — was Wunder, daß auch der verstorbene Vieweg in dieser Hinsicht nicht frei ausging. Die unlöbliche Mode der Beleger, auch ein bischen den Redacteur zu spielen, ward zwischen den beiden Genannten zum Zankapfel. Zuweilen sollte der Setzer Manuscripte verlegt haben, nnd das gefiel dem alten Müllner nicht — „wenn der Setzer zum Verleger wird," — witzelte einmal der Weißenfelser Hofrath, „so ist das eben so schlimm, als wenn der Verleger Redacteur seyn will." Die Folge dieses Zwistes war — Scheidung; — mit dem Jahre 1828 bekam das Blatt einen andern Verleger, den bekannten Schriftsteller und Inhaber des Verlags-Comptoirs in Wolfenbüttel und später in Braunschweig C. Niedmann. — Bis zum Tode Müllner's, der am 11. Juni 1829 erfolgte, blieb sich das Blatt ziemlich gleich; nun aber übernahm der neue Verleger auch die Redaction desselben, und wandelte seinen Titel, um sich der Streitigkeiten mit des Leukopeträer's Erben zu überheben, in den: „Mitternachtszeitung," um. Der pseudonyme Belani, dessen Stellung zu Niedmann zu berüchtigt ist, als daß ich sie hier weiter entwickeln möchte, war auch bei dem Blatte die rechte Hand, und suchte Müllner's Geist demselben zu ersetzen, blieb aber eine schlechte Copie, trotz allem Mischmasch seiner Talente. Immer abwärts ging es, auch nach Niedmann's 1830 erfolgtem Tode, mit der Zeitschrift, und bis 1833 wurde die Redaction von mehrern Anonymen geführt, die zwar mitunter viel Geist consumirten, aber vor allen Fehlern den machten, daß sie die Tendenz eines Unterhaltungsblattes ganz außer Augen ließen, und dagegen in den Tagen politischer Aufregungen, Wünsche und Hoffnungen, es zu einem Organe dieser Tagesinteressen machten. 1833 erlosch die Firma: Verlags-Comptoir, und der Name „Chr. Horneyer" trat an dessen Stelle. Im Juli dieses Jahres übernahm Dr. K. Andree die Redaction mit Nennung seines Namens, und faßte zwar die Unterhaltungs-Tendenz mehr in's Auge, ohne ihm jedoch sonst bedeutend förderlich zu werden. Von Juli 1834 bis zu Ende des Jahres 1835 führte Dr. K. Köchy die Redaction, und Alles wäre dabei recht gut gewesen, wenn in diesem Zeitraume die Mitternachtzeitung nicht jede Regung eines jugendkräftigen literarischen Lebens in Deutschland so arg bekämpft und dagegen einer Schule angehangen hätte, die längst ihre Endschaft erreichte. Besonders war es ein Dr. K. B...s, der, obgleich nicht ohne Geist und Wissen, in eben so langen als langweilig gedehnten Artikeln die Geduld der flüchtigen, naschenden, unterhaltungssüchtigen Lesewelt grausam marterte und ertödtete, so daß es dem Steine in der Erde hätte Erbarmen abgewinnen sollen. Endlich — es war im Anfange dieses Jahres — ging ein Hoffnungsstern für das Blatt auf — H. Laube übernahm die Redaction desselben, aber eine finstere Wolke — die Verfolgungen des „jungen Deutschlands" — hüllte wenigstens den Namen dieses Lieblings der Lesewelt in Dunkel, wenn auch sein Geist dem Blatte dadurch nicht entrissen wurde, der leitend und selbstthätig ihm bis jetzt zur Seite stand und hoffentlich bald aus seinem Dunkel heraustreten darf. — Die Tendenz des Blattes, die sich nun schon seit 5 Monaten consequent offenbart, bietet nicht den geringsten Grund dar, dasselbe einer bestehenden Macht zu verdächtigen, die wahren, bleibenden Interessen der Literatur, wie des socialen Lebens, haben in demselben einen jugendkräftigen Vertreter gefunden und den Freunden der Literatur ist es eine bedeutungsvolle Erscheinung geworden, die neben den gediegensten deutschen Journalen stets der lebhaftesten Beachtung würdig ist. Zu wünschen wäre, daß Laube bald wieder mit Nennung seines Namens dem Journale an die Spitze treten dürfte, es würde dann noch mehr, als gegenwärtig, ein Vereinigungspunct der ausgezeichnetsten Literaten Deutschlands, und — um wieder auf mein obiges Thema zu kommen, ein Trost und Stolz in der literarische Oede meiner lieben Vaterstadt seyn, und hier vielleicht erweckend, anregend und ermuthigend wirken können. F. W. L.

Notiz.

[Suum cuique.] Vor einiger Zeit stand im „Planeten" ein Meßbericht aus Leipzig ohne Angabe des Verfassers, wie das bei dergleichen nur für den Moment einigen Werth habenden Arbeiten fast immer geschieht, und in diesem Bericht eine Erwähnung der prachtvollen Wohnung des Kaufmanns Herrn Schletter. Mit dieser letzteren glaubte ein speculativer Kopf wahrscheinlich ein gutes Geschäftchen machen zu können, und verleibte sie der in Grimma erscheinenden „Ameise" ein, ohne die Quelle zu nennen. Schönen Dank!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 168. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 14. Juli. 1836.

Die Kirchenparade.

(Skizze aus dem Soldatenleben.)

Es war ein sonnenstrahliger, duftender Sonntagsmorgen. Bis mitten in die Stadt hatte sich die Baumfrische des Thiergartens verbreitet, und selbst die kleinen sonst bestaubten Linden des Dönhofsplatzes schienen sich, erquickt vom Thau der Nacht, freudiger über die glatte, breite Sandfläche zu erheben, in deren Mitte jener berühmte alte Stein emporragt, der, auf die Bäumchen rings umher stolz herabschauend, ein König ist über alle Meilensteine der Monarchie.

Meine Wohnung war dicht neben diesem sonderbaren Spitzsteine, nach welchem alle Heerstraßen der Monarchie gemessen werden; und dachte ich mir, wie alle die Chausseen und Straßen des großen Reiches schnurgerade auf mich zuliefen, und wie ich Einzelner dann in diesem ungeheuren Netze vielgestaltiger Civilisation und regen Verkehrs mitten inne stand: so befiel mich ein unheimlicher Schauer, eine seltsame Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung. Ich kam mir so armselig vor, wie eine im Kankergespinnst hängende Fliege.

Aus diesen düsteren Gedanken weckte mich süßschmetternder Trompetenklang. Ich kenne keinen erquickenderen Ton, als jene helle schmelzende Musik kriegerischer Hörner an einem frischen thauigen Morgen. Diese Töne sind himmlische Thautropfen. Ich mußte hinab auf die Straße.

In breiten dichtgeschlossenen Reihen marschirten die ritterlichen Cüraſſire durch die Jerusalemer Straße. In der Morgensonne blinkten die Panzer der Führer und der sechs Trompeter an der Spitze des Zuges zu Roß. Hinterher schaarten sich die stattlichen weißen Schwadronen im klirrenden Sporntritt mit wogendem schwarzen Helmbusch. Es war Kirchenparade.

Unwillkürlich folgte ich den Kriegern nach der Garnisonskirche. Soldaten aller Waffengattungen waren schon eingezogen, und ich konnte neben den ragenden Cüraßreitern nur ein spärliches Plätzchen nahe an der Thüre erringen.

Ein alter bärtiger Krieger saß vor mir. Seine Stirne war mit Narben bedeckt; doch leuchtete das Auge unter den buschigen Wimpern sanft und mild hervor. Sein ganzes Wesen zog meine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Ich bemerkte, wie er bei den ersten feierlichen Tönen der Orgel statt eines Gesangbuches ein kleines viereckiges Päckchen aus dem Helmfutter ernst und bedächtig hervorzog. Seinen struppigen Knebelbart dabei nach beiden Seiten hin nachdenklich streichend, blickte er, unbekümmert um das, was um ihn her vorging, unverwandt auf eine Menge kleiner buntbemalter Blätterchen, welche er nach und nach, sie einzeln durchmusternd, beschaulich vor sich ausgebreitet hatte.

Die Orgel schwieg und der Prediger begann seine salbungsreichen Worte der kriegerischen Gemeinde zuzurufen. Aber so sehr er sich auch durch lautes Wort und lebhafte Geberde anstrengte, den Glauben seiner Zuhörer auf dem rechten Wege zu erhalten; es zog dennoch Mancher den süßen Schlaf der Predigt vor. Um mich her nickten schon viele der Soldaten. Ich blickte auf den Alten.

Bald lächelte er freundlich, bald liefen ihm helle Thränen über die gebleichten Wangen, bald legte er nachsinnend und ernst den Zeigefinger an Mund und Nase, bald runzelte er seine benarbte Stirn.

Mir wurde bang in seiner Nähe. Wiederholt blickte ich ihn selbst und die kleinen bunten Blätterchen an, die er vor sich ausgebreitet hatte; doch sah' ich nichts, als gewöhnliche bemalte Figuren in bunter Reihe.

Er hörte nicht auf die Predigt des feurigen Mannes auf der Kanzel. Er schlief nicht, wie die mehresten seiner Cameraden. Doch schien das unerklärliche schauerliche Spiel den Alten sehr anzugreifen.

Schon hatte der Prediger seine Rede beendet, und es falteten sich die Hände der Krieger zum Gebet für den

Vater ihres Landes, für den guten König. Aber der bärtige Cüraßreiter neben mir schaute noch ernster und düsterer, wie zuvor, auf ein buntgemaltes Blatt, das er bei dieser Gelegenheit absichtlich herausgewühlt zu haben schien, und bei genauester Betrachtung die Figur eines Greises darstellte, der Krone und Scepter in der Hand hielt.

Der Alte drückte sich rollende Thränen aus den Wimpern, aber die Genossen um ihn her schienen sein sonderbares Treiben nicht zu bemerken. Der Alte saß neben den Kriegern, wie Banko's stummer Geist an Makbeth's Tafel. Die jüngeren Nachbar blinzelten wohl in sein grausiges Spiel, aber Keiner verzog eine Mine. Sie kannten den Alten.

Die Kirchenfeier war beendet. Die Truppen versammelten sich zum Abmarsch. Noch immer saß der bärtige Cüraßreiter, im Anblick seiner Geheimnisse wie verloren, auf der alten Stelle. Plötzlich erhob er den Blick, und da er sich fast allein in den heiligen Mauern sah, packte er seine kleinen Blätter sorgfältig zusammen, legte eines, geziert mit einem viereckigen feuerrothen Puncte, oben auf, und verbarg es wieder in den Futter seines Helmes.

Schon hatte der Alte die Kirchthüre hinter sich, da plötzlich faßte ihn gewaltsam die Hand eines jungen Officiers. Er wurde vor den Major seiner Abtheilung geführt, der bereits von seines Untergebenen seltsamer Andacht in Kenntniß gesetzt war.

Wie kann er an heiligem Orte solch' ruchlos wüstes Werk unternehmen, rief der Major höchst aufgebracht. Verdirbt der alte Sünder mir nicht die ganze junge Mannschaft mit seinem Karten- und Würfelspiel? Man werfe seine losen Karten in's Feuer und die verteufelten Würfel in die Spree. Dabei gab er weitere Befehle, den Alten in strenge Haft zu bringen.

(Schluß folgt.)

Bücherverbote.

(Schluß.)

Was die wissenschaftlichen Blätter Frankreichs betrifft, so hat, rücksichtlich dieser, eine ähnliche Bestimmung zur Zeit nicht nothwendig geschienen; es verbleibt vielmehr in Beziehung auf dieselben bei dem bisherigen Verfahren, und nur die ihrem eigentlichen Zwecke nach reinwissenschaftlichen Blätter: »Caricature und Charivari« sind zu denjenigen Blättern gewiesen, welche weder sous bande bezogen, noch öffentlich ausgelegt werden dürfen, indem diese Blätter oft auch politische Artikel und zwar im schlechtesten Sinne enthalten.

Was die englischen politischen Blätter betrifft, so ist bei ihrem hohen Preise der Absatz zwar nicht sehr bedeutend, dennoch hat es angemessen geschienen, auch ihretwegen Bestimmungen zu erlassen, und es ist angeordnet, daß künftighin nur: »1) das **Court Journal**; 2) the **Courier**; 3) the **Times**; 4) the **Morning Post** und 5) the **Albion**« sous bande bezogen und öffentlich ausgelegt werden dürfen.

In Bezug auf die französischen Blätter, welche in der Schweiz erscheinen, ist bestimmt, daß sie sämmtlich nicht sous bande bezogen und nicht ausgelegt werden dürfen; ausgenommen hiervon bleibt nur der in **Neufchatel** erscheinende **Constitutionel Neufchatellois.**

Wegen den in Belgien erscheinenden Zeitungen verbleibt es bei den gesetzlichen Bestimmungen. Nur diejenigen Blätter können bezogen werden, deren Einführung speciell nachgegeben ist, und daß die zu dieser Kategorie gehörigen Blätter: »1) **le moniteur belge**; 2) **le Lynx**; 3) **le Journal d'Anvers**; 4) **l'Industrie**« sous bande bezogen und ausgelegt werden, ist unbedenklich.«

Nächst diesen Mittheilungen bemerkt dabei der Zettelträger noch in einer Randglosse, daß die nach Vorstehendem zur Beziehung sous bande und zum Auslegen nicht geeignet erachteten Blätter, auch nicht zum Durchgange sous bande gestattet werden, und eben so wenig zur Auslegung in geschlossenen Gesellschaften, so wie zur Verbreitung in Lesecirkel und dergleichen kommen dürfen.

Nun folgt wieder eine nach einer obigen formirte Scene:

De la servitude volontaire ou de contume, par Etienne de la Boeti, avec une préface de J. de Lamennais (Bruxelles, Louis Haumann & Co. 1836). — Der Richterspruch lautet vor dem zur Hälfte entschlafenen Auditorio: »Weil schon die größere Schrift des Boetius, wegen der darin vorherrschenden antimonarchischen Grundsätze, nicht räthlich ist, gegen die Vorrede des de L. aber sich das größte Bedenken erhebt, weil dieselbe im entschiedensten revolutionären Geiste geschrieben, die monarchischen Regierungen des Mißbrauches der Militairmacht, der Cultur und der Religion zur Unterdrückung der Völker beschuldigt, und der unabwendbaren Auflehnung der Völker einen in der Natur der Sache liegenden siegreichen Erfolg verspricht.«

2. Act: Januar und Februar 1836.

Der zweite Act ist eigentlich nur ein kleines Nachspiel des ersten Actes; indessen zu Ehren des neuen Jahres möge er als etwas Selbstständiges sich geriren. Er beginnt wiederum mit der Jungfrau Europa, die einmal des Sitzens müde geworden zu seyn scheint, sich darnach sehnt, ihre alten versessenen Glieder einmal auszurenken und darum aufstehen will. Indessen sey die Hoffnung von der ersten Scene nicht zu hoch gespannt; es figurirt in derselben nur eine Zeitschrift, die beinahe wie ein Coulissenreißer, den Mund ein wenig zu weit aufgerissen hat und dem darum nur nicht ganz Unecht geschehen. Also:

Europa, eine Chronik, herausgegeben von August Lewald (bei Scheible in Stuttgart und Leipzig). — Die Zeitschrift verfällt dem Fatum der Tragödie: »weil sie

unter Anderem Auszüge aus Beurmann's*) vertrauten Briefen aus Berlin, und in diesen ganz unangemessene Stellen über des Königs Majestät und höchste Personen, so wie über dortige Verhältnisse überhaupt enthält.«

Die zweite Scene beschäftigt sich wiederum mit einer Zeitschrift:

Mittheilungen über die neueste Geschichte der lutherischen Kirche, herausgegeben von Dr. J. G. Scheibel. — Verbot: »weil dieses Journal durch frechen Tadel und durch Verspottung des Verfahrens der Regierung, so wie durch Anreizung zum Widerstand gegen obrigkeitliche Anordnungen einen schlechten Geist kund gibt.« Verwunderungsvoll über die Art, wie man so etwas sich könne zu Schulden kommen lassen in einem geistlichen und kirchlichen Werke, wendet man sich zur Schlußscene (sie fällt auf den 4. Februar h. a.):

Joi et avenir, von (dem berüchtigten) Joseph Mazzini verfaßt und aus der Imprimerie de la jeune Suisse **) in Biel (Canton Bern) hervorgegangen. — Verbot: »wegen des darin herrschenden verderblichen Geistes,« und um so mehr hat man es anzuordnen Veranlassung genommen, »als ihre glänzende Schreibart besonders geeignet ist, junge Gemüther für die Grundsätze ihres fanatischen Verfassers einzunehmen.«

*) Wer kennt nicht diesen Herrn aus seinen Abbildungen der Hansestädte, worin er die Emancipation der Ehe predigt, die Reformation auf den begehrenswerthen Reiz der Katharina von Bora zurückführt und andere Zeichen und Wunder vorbringt, nach denen auszuschauen, wenigstens Zeit verlieren heißt.

**) Unstreitig ein Zweig de la jeune Allemagne, was um so wahrscheinlicher ist, da auch dieser geistreiche und glänzende Schreibart nur von geist- und geschmacklosen Menschen abgesprochen werden kann.

Abschied.

Die Mitternacht mit ihrem Sternenkleide
Sank längst hernieder auf die müde Welt
Da wandr' ich noch mit meinem inn'ren Leide
Einsam herum; des Wächters Pfeife gellt!

Vor einem Hause bin ich stehn geblieben
Und starrte es mit trüben Augen an, —
Das Glück, das hier einst wohnte, ist vertrieben
Und der's hier fand, — ist ein elender Mann.

Denn als die Pflicht gebot zum herben Scheiden,
Und als sie von dem Freunde fortgemußt,
Da sah ich ihn in seinem Schmerz sich weiden,
Und lautlos lagen Beide, Brust an Brust.

Das war ein Küssen und ein Händedrücken,
Eh' sie der Reisewagen noch umfing,
Das war ein Liebeskosen — ein Entzücken,
Als weinend sie an seinem Halse hing!

Das Alles seh' ich klar im Geiste wieder
Und ich beneide meinen armen Freund,
Denn die ich liebte, beugte sich nicht nieder,
Hat scheidend nicht an meiner Brust geweint.

Hugo Hagendorff.

Reise-Zeitung.

Aphorismen über Berlin.

I.

Das waren schöne Tage, Tage der Erkenntniß für mich, da ich in Berlin wandelte, in Berlin, der schönen, eleganten Stadt, wo die Mädchen so liberal und die Eckensteher so witzig sind! Wie glänzten und strahlten da die Gaslampen so hell, als ich die Straßen durchwandelte; nur den Mond mit seinem poetischen Schimmer sah ich nicht, und die Leute sagten mir, den hätten die Berliner Dichter ganz allein für sich genommen, und gäben ihn jetzt stückweise in ihren Gedichten wieder heraus, und auch alles Baumrauschen, Blätterflüstern, Zephyrgekose, Quellenmurmeln, Nachtigallenschlagen und dergleichen dichterische Marcipanfiguren sollen sie in Beschlag genommen haben und damit die schöne gebildete Welt Berlins füttern, und das soll sehr süß schmecken, aber ehrlichen Seelen, die an kräftigere Kost gewöhnt sind, Obstructionen und Schlaffsucht erregen. Wie reich fühlte ich mich da in dem abgeschabten akademischen Röcklein neben den eleganten Fashionables und Stutzern unter den Linden; denn ich konnte ihnen durch die gläsernen Augen in den Busen sehen nnd in den Kopf und ach! die Armen hatten kein Herz und kein Gehirn, sondern nur künstliche Präparate von Gefühlsnerven, welche, wie von Wachs gebildet, bei dem mindesten Sonnenschein schmelzen und bei dem geringsten rauhen Lufthauche sich zurückziehen. Schon am frühen Morgen begann ich täglich die Straßen zu durchwandeln und ich lernte die „Berliner Lust und Lustigkeit" an dem Lustgarten kennen; ich sah das neue Museum mit seiner großartigen Säulenfront und freute mich über den antiken Backofen, welchen der populäre Baumeister darauf gesetzt hatte; ich bewunderte den gothischen Miniatur-Styl an der Werther'schen Kirche, welche ich Anfangs für eine Taschenausgabe der byzantinischen Architektur hielt, und konnte meine Freude über die Seiltänzerfiguren-Gruppe auf dem Bilde unter dem Chore kaum mäßigen. Ach, ich sah schöne Pferde und Equipagen, prächtige Uniformen und Livreen, glänzende Herren und Damen unter den Linden, aber keine — Menschen und nur hie und da schaute das halbverhungerte Gesicht eines menschlichen Wesens hinter den Bäumen hervor und von den Dachfenstern herab, und all die großen steinernen Gebäude, die Marmor- und Granitsäulen legten sich mir wie Felsenlasten auf die Brust und ich eilte hinaus zum Brandenburger Thore, um frische Luft zu schöpfen. Aber wie böse Geister verfolgten mich rechts und links die Gestalten in Menschenkörpern und wie ich auch immer

weiter vorwärts eilte, hinaus in's Freie, ich konnte das Freie nirgend erreichen und überall rechts und links spukten die Dämonen noch neben mir; ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand, bis ich dann endlich auf einer Tafel das Wort „Thiergarten" las, und so mit einem Mal der Zauber mir gelöst war und ich mich ärgerte, daß ich in einem „Thiergarten" hatte Menschen finden wollen! — Da sah ich sie denn, die gepriesene Promenade der Berliner, an der ich Alles elegant und fein fand bis auf den zum feinsten Staube raffinirten Sandboden; da sah ich denn die prächtige Villaggiatur der Residenz; aber alle die großen Bäume dort schienen ironisch auf den Sandboden, in welchen sie zu wachsen verdammt waren, herabzuschauen und sahen so trübe und resignirt aus, wie schöne Tscherkassierinnen, die bei den Haaren in den Harem eines reichen Moslim gezogen worden sind, und die ganze unnatürliche Natur um Berlin kam mir vor, wie ein schlechtgeschriebener Brief, welcher mit glänzendem Goldstreusand überstreut ist, der Einem beim Lesen in die Augen fliegt, daß sie übergehen und man unwillkürlich weinen muß. Und es ward Abend und ich eilte in's Theater, wo ein Stück des Tragödien-Fabrikanten Raupach gegeben wurde. Das heute producirte Fabrikat hieß „Die Royalisten," und war ein altes, abgedroschenes, aber in Berlin gut aufgenommenes Compliment, welches der Dichter der Legitimität machte, und das er aus mehreren älteren Complimentirbüchern dieser Art entnommen hatte. Da sah ich denn den heldenmäßigen Coulissenreisser Rott, den dramatischen Jongleur der Berliner Bühne sich in mittelalterlicher Antike auf das breite Schwert stützen, ich hörte ihn schreien und toben, und glaubte plötzlich das alte Lustspiel, „Viel Lärmen um Nichts", vor mir aufführen zu sehen, und Lemm und Krüger sah ich, die „Ueberreste alter Kraft" in hochtrabenden Raupach'schen Redensarten, wie ich sie schon vielfach aus den „Hohenstauffen" u. s. w. kannte, hervorbringen, und alle diese Leute im Gigantenkampfe sich abmühen, Charakter in ihre Rollen zu bringen. Und noch oft besuchte ich seit diesem Abende die Theater Berlins, euphemistisch Musentempel genannt; im Schauspielhause hatte ich das Glück, in der Loge mich zu befinden, mit welcher Fräulein von Hagn vorzugsweise im Spiele sich unterhielt, und auch ich konnte nicht umhin, von ihren Augen, wie von zwei tüchtigen Lohnsoldaten des Mittelalters, arretirt, ihr Beifall zu klatschen; ich sah den braven, vielseitigen Devrient und die beiden Fräuleins Stich, welche mir wohl dressirt vorkamen. Mad. Crelinger soll aber auch den ganzen Tag über an ihren Töchtern modeln und rectificiren und ihnen fortwährend zurufen: „So stehe doch hübsch gerade, Clara! Du mußt bei dieser Stelle die Augen tiefer niederschlagen, Bertha! Bei den Worten „König" und „Hof" mußt Du bezeichnender um Dich blicken" u. s. w. Auch im französischen Schauspiele war ich; da saßen hinter mir mehrere junge Damen, wie es schien, aus den höhern Ständen, und ich wunderte mich, daß sie immer erst später, als wir anderen Zuschauer, die im Stücke vorkommenden Witze belachten oder beklatschten; als aber der erste Act vorüber war, da fingen sie an, mit einander französisch zu sprechen oder vielmehr sich abzumühen, in unarticulirten französisch-(patois) klingenden Lauten sich einander verständlich zu machen. Und ich fragte unbefangen meinen Nachbar, warum denn wohl Damen, welche das in eleganter Schnelle ausgesprochene Französisch der französischen Schauspieler unmöglich verstehen könnten, das französische Schauspiel besuchten, und er antwortete mir, das sey so Ton bei den höheren Ständen in Berlin. Auch in der Königsstadt habe ich die liberale Popularität des Publicums bewundert und das Zeitalter glücklich gepriesen, welches, die beengenden Vorurtheile und Schranken der Standesunterschiede kühn überspringend, selbst den Eckensteher mit seinem Leben und Treiben in das Gebiet der Kunst auf den Kothurn heraufgezogen hat. Darum dreimal gepriesen sey Du mir, Du Ehrenretter der Eckensteherwürde in Berlin, Du glücklichster aller speculativen Philosophen im Gebiete des Materialismus, Du durch und durch materieller Beckmann, der Du unter der Jacke des Nante die Kunst Thalia's, unter dem Narrengewande des Komikers die Wahrheit, oder doch ihre Repräsentantin auf Erden, die Ironie, verbirgst; denn Deine Komik ist — ungeheure Ironie.

Notiz.

[Das Riesenschiff.] Ein amerikan. Journal gibt von dem Kriegsschiff „Pensylvania" folgende Beschreibung: Es ist eines der erstaunlichsten Gebäude, welche jemals den Ocean durchschnitten; seine Länge beträgt 225, seine Breite 58 Fuß englisches Maß. Es hat Raum, um 2000 Menschen aufzunehmen, mehr also, als die Armee enthielt, welche gegen die Chippeways siegte und mehr als die bedeutenderen Städte des Landes der Letzteren an Einwohnern zählen. Es hat 3000 Tonnen Last und wenn es mit Mehl beladen würde, so könnte es dessen so viel führen, daß 15000 Personen ein ganzes Jahr lang mit Brot versorgt werden könnten. Es führt 140 Kanonen und geht 28 Fuß tief im Wasser. Einer seiner Anker wiegt 11669 Pfund; die Pumpen sind von Eisen und können 100 bis 200 Gallonen Wasser halten.

Doppel-Anagramm.

Man findet mich in strohbedeckter Hütte,
Wie in dem stolzen Prunkgemach,
Hier prang' ich leuchtend in des Zimmers Mitte,
Dort ist mein Strahl nur ärmlich, schwach;
Derselbe Zweck vereint dieselben Zeichen,
Doch werden Beider Namen sich nicht gleichen.

Noch einmal meine Lettern umgestaltet,
Ring' ich empor in heh'rer Pracht,
Kein Sinnbild bin ich, wo die Eris waltet,
Nur wo Irenens Sonne lacht,
Ward mir das neidenswerthe Loos beschieden,
Zu künden, nach des Kampfes Wuth, den Frieden.

Carl Jacht.

Auflösung

der Homonyme in Nr. 161:

Sophia — Weisheit.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 169. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 15. Juli. **1836.**

Schöne Literatur.

(Von Julius Seidlitz.)

Faust. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. ꝛc. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seiner dichterischen Vollkommenheit nach ist dieses Gedicht, (der Tanz) das Trefflichste des Buches. Nicht lockender kann das Mädchen, nicht melodischer, selbst nicht euphonischer z. B.:

„Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge"

die Teufelsmusik ausgedrückt werden, und so kräftig wie der Anfang, so verschwimmend verhallen zu Ende die Töne; doch ich will lieber das ganze Gedicht hersetzen.

Der Tanz.

Dorfschänke. (Hochzeit. Musik und Tanz.)

Mephistopheles,
als Jäger (zum Fenster herein).

Da drinnen geht es lustig zu;
Da sind wir auch dabei. Juchhu!

(mit Faust eintretend)

So eine Dirne lustentbrannt
Schmeckt besser als ein Foliant.

Faust.

Ich weiß nicht, wie mir da geschieht,
Wie mich's an allen Sinnen zieht.
So kochte niemals noch mein Blut,
Mir ist ganz wunderlich zu Muth.

Mephistopheles.

Dein heißes Auge blitzt es klar:
Es ist der Lüfte tolle Schaar,
Die eingesperrt dein Narrendünkel;
Sie brechen los aus jedem Winkel.
Fang' Eine dir zum Tanz heraus,
Und stürze keck dich in's Gebraus!

Faust.

Die mit den schwarzen Augen dort
Reißt mir die ganze Seele fort.
Ihr Aug' mit lockender Gewalt
Ein Abgrund tiefer Wonne strahlt.

Wie diese rothen Wangen glühn,
Ein volles, frisches Leben sprühn!
's muß unermeßlich süße Lust seyn,
An diese Lippen sich zu schließen,
Die schmachtend schwellen, dem Bewußtseyn
Zwei wollustweiche Strebekissen.
Wie diese Brüste ringend bangen
In selig fluthendem Verlangen!
Um diesen Leib, den üppig schlanken,
Möcht' ich entzückt herum mich ranken.
Ha! wie die langen schwarzen Locken
Voll Ungeduld den Zwang besiegen
Und um den Hals geschwungen fliegen,
Der Wollust rasche Sturmesglocken!
Ich werde rasend, ich verschmachte,
Wenn länger ich dies Weib betrachte;
Und doch versagt mir der Entschluß,
Sie anzugehn mit meinem Gruß.

Mephistopheles.

Ein wunderlich Geschlecht fürwahr,
Die Brut vom ersten Sünderpaar!
Der mit der Höll' es hat gewagt,
Vor einem Weiblein jetzt verzagt,
Das viel zwar hat an Leibeszierden,
Doch zehnmal mehr noch an Begierden.

(Zu den Spielleuten.)

Ihr lieben Leutchen, euer Bogen
Ist viel zu schläfrig noch gezogen!
Nach eurem Walzer mag sich drehen
Die sieche Lust auf lahmen Zehen;
Doch Jugend nicht voll Blut und Brand.
Reicht eine Geige mir zur Hand,
's wird geben gleich ein and'res Klingen,
Und in der Schänk' ein and'res Springen!

— — — — — — — — —

Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
Der Jäger die Fiedel gewaltig streicht.
Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen,
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei in's Gemurmel erschallt

Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen
Dort steht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
Der eine, besiegte, verbrummt allmählig,
Die liebenden Beiden umklammern sich selig,
Zum Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
Aufrasend die Leiter der Lust zu erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
Wie Männergeauchze, Jungferngewimmer,
Erschallen der Geigen verführende Weisen,
Und Alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich geberden!
Sie werfen ja sämmtlich die Fiedel zur Erden.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schänke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß sie nicht mittanzen können bedauern.
Vor Allen aber der selige Faust
Mit seiner Brünette den Tanz hinbraust;
Er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre,
Und tanzt sie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
Und hinterher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiser und leiser die Geige verhallt
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
Wie lüsterne, schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
Aus duftigen Büschen die Nachtigall.
Die heißer die Lust der Trunknen schwellt,
Als wäre der Sieger vom Teufel bestellt.
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Das darauf folgende Gedicht „Das arme Pfäfflein" ist im Zusammenhange zur Faustsage zu unbedeutend. Faust läßt die Bauern, die ihn schlagen wollen, erstarren und Mephisto, der sich in einen Pudel verwandelt hat, reißt einem jungen Menschen, der mit seinem Schätzchen in die Stube getreten ist, die Perrücque vom Kopfe, und die Tonsur wird sichtbar. Wozu die Reminiscenz an Goethe's Scene in Auerbach's Keller? Läßt sich denn kein Faust denken, wo nicht Mephisto als schlechter Spaßmacher aufträte? Zeitgemäß und geschickt ist die Idee, daß ein Minister nicht weiß, wie er das Volk tractiren soll und den Teufel um Rath fragt:

Mephistopheles.

Das Erste also, wie gesagt,
Wird immer seyn: das Volk geplagt.

Minister.

Wenn aber sich das Volk empört?

Mephistopheles.

Nur in zwei Fällen bricht's das Gitter:
Wenn ihr's geplaget allzubitter,
Wenn ihr's zu plagen aufgehört;
ꝛc. ꝛc.

Diese Scene, die von Witz und Humor übersprudelt, ist hier ungefähr das, was in Goethe's Faust, Mephisto's Gespräch mit dem Schüler ist, nur daß Lenau hier die Richtung seiner Zeit (jener nämlich, worin er diesen Theil seines Werkes schrieb) ironisirte.

Schwarz und räucherig, wie das Aeußere einer Schmiede, tritt in dem gleichnamigen Gedichte die Nemesis, oder wenn man lieber will, das personificirte böse Gewissen Fausten in der abgehungerten, abgemagerten Gestalt jener Dirne entgegen, welche in der Dorfschänke ihn so sehr entzündete. Mephisto stachelt ihn zur rasenden wüthenden Lust, das Weib des Schmieds soll ihn als Opfer fallen, da tritt jene Dirne herein

Ein ausgehungert Kind an ihrer Hand.
Die Arme fleht in ihrer bittern Noth
Für's Kind und sich um einen Bissen Brot,
Man möchte doch in einem Winkel wo
Barmherzig ihnen streu'n ein Häuflein Stroh.
Da springt zu Faust sein Diener hin und schlägt
Ihn auf die Schulter derb: „Freund, aufgewacht!"
Und dreht ihn nach der Bettlerin und lacht,
Daß dröhnend sich das ganze Haus bewegt.

Mephistopheles.

Kennst du dein Hannchen nicht aus jener Schänke?
O! wiederhole die verliebten Schwänke:
(nachspottend)
„Die mit den schwarzen Augen dort"
ꝛc. ꝛc.

und während er ihm wörtlich jene glühende Schilderung wiederholt, wühlt der Jammer des sich offenbarenden Contrastes von einst und jetzt, wie schnellwirkendes Gift, in Faust's Innerem. Abgemagert tritt das einst so reizende Weib, halb verhungert sein eigenes, in schnöder Lust erzeugtes Kind ihm entgegen; und das kurz darauf, nachdem der ehrliche Schmied ihm so viel von ehelichem Glücke vorerzählt hat. Nothwendiger Weise muß er, um Faust zu bleiben, oder vielmehr zu werden, sich losreißen. Nun ist aber noch die Frage, warum führt Mephisto, wenn er ihn in sinnlicher Lust versinken lassen will, ihm solch' ein Bild vor das Auge? oder soll es wirklich nichts Anderes seyn, als personificirte Mahnung eines bösen Gewissens, und die höhnenden Worte, die ihm Mephisto zuruft, nichts Anderes, als jene tiefe Reue, welche das Geschehene uns noch einmal vor die Seele ruft? Darf aber Faust, so lange Mephisto an seiner Seit steht, bereuen? Ist nicht der geringste Anflug dieses Gefühls das Todesurtheil von Mephisto's Macht? Denn die tiefe innere Reue der Seele ist nicht ein Wurm, der eine Frucht blos annagt, nein, er verzehrt sie ganz. Nun darf aber Faust's Reue nie anhaltend, nie tiefwirkend werden, denn sonst könnte er zur Besinnung seiner Verdorbenheit, zur Anschauung des teuflischen Hohnes kommen; er braucht also Zerstreuung, wieder neue Spannung, neue Federkraft, denn nur durch dieses Abspannen und Anziehen, durch dieses ewige Auf- und Untertauchen im Guten, wie im Bösen, durch dieses Kämpfen zweier Mächte in seiner eigenen Brust, ohne daß er selbst als Schiedsmann dabei auftreten könnte, reibt sich seine Kraft ab, und dieses weiß Mephisto sehr wohl. Darum läßt er bei der Reue ihn die Reue bereuen und bei dem Genusse schon auf neuen denken, darum läßt er auch manchmal, wie eine verspätete Nachtigall, einen Ton der Reue in ihm aufsteigen, darum läßt er auch nach wildem ungeregelten Genusse ein Ideal der Frauen-

schönheit und Würde ihm entgegentreten in der Prinzessin Maria, der sich Faust als Maler genaht hat.

Faust wollt' ein lustig Abenteuer wagen,
Und schaute hier das Herz sich todeswund.
Er hat manch' Weib genossen und verlacht;
Hier aber soll er schmerzlich inne werden:
Der wahren Frauenschönheit holder Macht
Kann widerstehen keine Macht auf Erden. —
Ein schönes Bild! wie sanft und lieblich ruht
Marien's Antlitz auf der dunkeln Fluth;
Ha! wie berauscht die aufruhrsvollen Wellen
Um ihren weißen, warmen Busen schwellen,
Und höher stets an ihrem Nacken steigen,
Sie mitzureißen in den wilden Reigen!
Ihr goldnes Haar auf schwarzen Wolken wallt,
Die Blitze flammen aus den Wetternächten
Und flattern um die göttliche Gestalt,
Ein Strahlendiadem um sie zu flechten. —
Je mehr nun Faust des Bildes Farbentrug
Zu wunderbarem Leben sieht erwarmen,
Je heftiger ergreift sein Herz der Zug,
Entzückt das süße Urbild zu umarmen.
Doch wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Haft.
O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt, — — —
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Er erschlägt ihren Bräutigam, den Herzog Hubert, der ihn zu den Füßen der Prinzessin überrascht — aus Nothwehr. Ohne daß der verehrte Dichter es dabei gedacht haben mag, erinnert diese Scene doch an jene mit Valentin im Goethe'schen Faust, auch darum schon, weil der Mord einen neuen Wendepunct in Faust's Schicksal bewirkt, indem er, der den Tod verachtet, aus menschlicher Todesfurcht dennoch sich Mephisto's rettenden Armen überläßt. Doch auf seiner Stirne ist das Kainszeichen des Mordes gedrückt und er irrt

— — durch Felsen, Wies' und Hain,
Von der Natur geächtet, und allein
Mit seines Mordes bittrem Angedenken.
Natur, die Freundin, ist ihm fremd geworden,
Hat sich ihm abgewendet und verschlossen;
Er ist von jeder Blüthe kalt verstoßen,
Denn jede Blüthe spricht: du sollst nicht morden.
Der frische Wald, die grünen Lämmerweiden,
Der Friede, der auf allen Bergen ruht,
Und drüber hell der Wolken Freudengluth:
Das Alles muß in's kranke Herz ihm schneiden.
Doch wecket ihm der Seele bangste Qual
Der ferne Bach tief unten in dem Thal.
Die Wassersteine, leise klagend, scheint
Ihm seine Unschuld, die von ferne weint.
Noch ist der Mann zu stolz, um solche Wehen
Dem eignen Herzen gerne zu gestehen.
Er läßt die düstren Blicke zürnend rollen,
Und er beginnt mit der Natur zu grollen:

Mephistopheles will ihn nicht zur Besinnung kommen lassen, und spricht ächt dämonisch und höhnend:

Freund, was dir so zu Kopfe geht,
Und was dich brennt mit scharfer Pein,
War von dir einzig und allein
Ein Fehler der Genußdiät!
Du sollst brauchen das Gewissen,
Damit zu würzen das Genießen;
Hast zu viel Würze nur genommen,
Nun bist du dämisch und beklommen.

Faust.

Wohl gerne glaubt' ich deinem Wort,
Doch rauscht die Luft und weht es fort;
Es sprechen diese Bäume drein,
Die Häupter schüttelnd: nein, o nein!
Ganz andre Worte bringt der Wind
Vom Bache dort heraufgetragen,
Ich hör' es leise, ferne klagen,
Und möchte weinen, wie ein Kind.
Wär' ich ein Lamm aus jener Schaar!
Die Wolke dort, so licht und klar!
Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein!
Doch wie sie alle rein! doch rein! —
O Wolke dort im Untergang!
Ich segne dir dein Wandelspiel,
Von dem ein Trost in's Herz mir fiel,
So hoffnungsfroh, so sehnsuchtsbang:
Du, Wolke, zeigest meinem Blick
Vielleicht prophetisch mein Geschick.
Erst hast du hell und klar geblüht,
Vom Sonnenstrahle überglüht; —
Dann wardst du schwarz, es ließ der Schein
Versunkner Sonne dich allein;
Und nun zerfließet und vergeht
Dein Bild, vom Abendhauch verweht!
Mir ist ein Trost die Hoffnung nur,
Daß einst, im kühlen Abendhauch,
Vergehn wird meine Seele auch,
Ein finstres Traumbild der Natur.

So menschlich schön, so zart und wehmüthig hier Faust auch spricht, so tritt dennoch jene Schwäche immer mehr und mehr hervor, welche ihn nicht sein eigener Herr seyn läßt, diese Schwäche, entmannt ihn, und in seiner eigenen Brust steht die Ueberzeugung fest, daß er unrettbar verloren sey. Die grüne Erde, der blühende Frühling spricht seinem todten inneren Winter Hohn und er spricht:

Ich will nun fort, hinaus in's Meer!
Das ist so einsam, wild und leer.
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeschminktes ew'ges Grab.
Dort zwischen Wogen, zwischen Winden
Soll mir der kleine Kummer schwinden.

Die Götterähnlichkeit des Menschen zeigt sich nie größer, nie glänzender, als der starren willenlosen Natur gegenüber, im Sturme der Welten werden alle unsere Nerven höher gespannt, stützt sich der Fuß auf die zitternde Erde, ist das umnachtende Haupt von Blitzen umfeuert, dann pocht der männliche Geist mit gewaltigem Schlage an die Himmelsdecke, und denkt sich und fühlt sich. Der Mann, der im Sturme der Natur nicht seine Energie wiederfindet, hat niemals dergleichen gehabt. Mephisto will für Faust ein Zauberschiff, sturm und wellenfest, schaffen,

Faust.

Ich will's in seiner Furchtbarkeit erschauen.
Schaff' mir ein Schiff, nicht zauberhaft gemächlich,

Schaff' mir's, wie es die armen Menschen bauen,
Unsicher, schwank und sturmgebrechlich.
O Sturm, o Sturm, wie sehn' ich mich nach dir!

Man lasse sich aber dadurch nicht täuschen, die Energie, die Faust wiederfindet, ist nicht jene des starken, thatenkühnen Mannes, es ist die Verachtung des Lebens, die aus ihm spricht, jenes krampfhafte Ringen, welches dem Tode, wie einem versöhnenden Kusse, entgegenschwillt. Mephisto fürchtet diese Energie:

Mephisto.

Ich frage dich: ist dir das Schiff nicht recht?
Zum letzten Mal, verschmäh'st du es im Ernst?

Faust.

Ich frage dich, rebellisch kecker Knecht!
Zum letzten Mal: ob du gehorchen lernst?

Mephisto gehorcht, und bringt ihn auf ein Schiff. Aber auch auf dem Meere findet Faust nicht Ruhe; im Traume gehen die bedeutendsten Gestalten seines Lebens noch einmal an ihm vorüber, er hat nicht Ruhe, nicht Rast, da bricht ein Sturm los, und während die abgehärtetsten Matrosen auf ihren Knieen liegen, ein Priester betet, der Capitain verzweifelt, ruft Faust in die Wolken:

Mach' was du willst mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft,
Die ewig ist, wie du, und gleichem Ranges,
Und ich verfluche meine Creaturschaft!

Wem fällt bei diesen gewaltigen, himmelstürmenden Worten, nicht die erhabenste menschliche Kraft ein? Hier tritt uns ein Mensch, auf der Höhe der gottgewordenen Menschenkraft stehend, entgegen, und wir verzeihen ihm nicht allein seine frühere Schwäche, sondern danken dem Dichter, der ihn so geschickt auf seinen eigentlichen Standpunct zu stellen wußte. Aber noch ist er nicht geläutert. Nach dem Sturme treffen sich die Geretteten in einer Schänke am Meeresstrande, und hier tritt ein Matrose Görg, Fausten als Repräsentant aller Gott- und Menschenverachtung entgegen. Wenn man auch eingestehen muß, es liege etwas System in Görg's Verachtungen, so ist es doch keine durch Nachdenken erlangte Seelenstärke, sondern eine angeborene, wie die Stärke des Löwenschweifes. Er grübelt nicht; weil er Gott nicht sehen kann, glaubt er ihn nicht; er ist vollkommener Materialist. Er küßt sein Mädchen, und glaubt an das Leben, er hat sterben gesehen, und glaubt an den Tod.

Faust.

An Gott vor Allem glaubst du nicht?

Görg.

Ich schaute nie sein Angesicht,
Niemals mir seine Stimme klang.
Wenn er von mir was haben will,
So blieb er nicht so mäusestill,
So gab er mir ein Zeichen lang.

So leugnet er Alles, was er nicht mit Händen greifen kann, und daß der Dichter durch solchen crassen Materialismus einen solch' dialektischen Geist, als Faust ist, zur Verzweiflung bringt, ist ein philosophischer und psychologischer Fehler. Faust kann durch eine derartige Anschauung geheilt, nie aber so ganz zu Grunde gerichtet werden, und der Wehmuth anheim fallen, die sich in den Worten ausspricht:

Ein Herz hat Ruh', das nie geglaubt;
Und glücklich, wen die böse Stunde,
Die seines Glaubens ihn beraubt,
Gleich drauf verscharrt im Grabesgrunde!
— — — — — — — —
Glückselig ist, wer unerwacht
Hinüberträumt in jene Nacht,
Wem noch ein gläubiges Gebet,
Als Frühlingsluft von dort — sein Licht ausweht.
— — — — — — —
Der Seligste von Allen ist,
Wer schon als Kind die Augen schließt,
Weß' Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbrust,
Unmittelbar und unbewußt,
Dem Tode in die Arme glitt!

(Schluß folgt.)

Literarischer Beobachter.

[Curiosum.] Ein solches hat sich an dem Professor W. A. Gerle zu Prag ereignet, welcher bisher nie ein Wort über öffentlichen Tadel seiner Werke, wie seiner Person, ausgesprochen hat. In der letzteren Zeit hat jedoch Hr Bauernfeld in Wien eine Brochüre: „Die schöne Literatur in Oesterreich" herausgegeben, und darin Hrn. Gerle — nebst mehreren anderen ehrenwerthen Literatoren — mit Stillschweigen übergangen. Ein Leipziger Blatt rügte diese Anlassung mit eben so viel Geist als Gründlichkeit, und Hr. Professor Gerle gibt in der Bohemia nachstehende „Bemerkung über eine Bemerkung": „Herr Bauernfeld in Wien hat eine kleine Abhandlung: „Die schöne Literatur in Oesterreich" herausgegeben, und darin meines Namens weder bei den Novellisten, noch bei den dramatischen Schriftstellern erwähnt. Ein Leipziger Blatt rügt diese Vergessenheit, und scheint selbe für absichtlich zu halten; aber so herzlich ich dem Einsender dieser Notiz — sie mag aus Wien oder Prag kommen — für seine Aufmerksamkeit danke, so kann ich doch aus doppelten Gründen jene Ansicht nicht theilen. Eines Theils wüßte ich durchaus keine Ursache, welche Hrn. Bauernfeld feindlich gegen mich stimmen sollte; andern Theils gehört mein Name in allen deutschen Ländern, wenn auch nicht unter die gefeierten, doch unter die bekannten und geachteten; und wenn er in einer flüchtigen Skizze der österreichischen Belletristik mit Stillschweigen übergangen wurde, so kann ihn das wohl nicht aus der Lesewelt vertilgen, wohl aber gegen die Vollständigkeit dieser Uebersicht einiges Mißtrauen erregen, was doch unmöglich die Absicht des Verfassers gewesen seyn kann."

[Noch eine Dichterin.] Th. Rudolph Glaser, der einmal einen Band Gedichte herausgegeben hat, sammelt jetzt die Gedichte seiner Braut, der Schwester Carl Egon Ebert's. O, mein Fräulein! wären Sie eine in Versen gebrachte Bettina!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 170. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 16. Juli. 1836.

Schöne Literatur.

(Von Julius Seidlitz.)

Faust. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. ꝛc. ꝛc.

(Schluß.)

Faust verläßt die wilden Gesellen, und setzt sich im Sturme an das Meergestade. Diese Scene ist als die letzte (Faust's Tod) die bedeutendste des Buches. Hier giebt uns Faust einen vollkommenen Aufschluß über sein Streben und seine Gesinnungen, über seine Hoffnungen und seine Furcht. Ich will die bedeutendsten Stellen hersetzen.

Ein unermeßliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.

Als ich ein frischer Knabe war,
Und einst dem Priester am Altar
Die Mess' bedient als Ministrant,
In seine Formeln stimmend ein
Mit unverstandenem Latein,
Das von den Lippen mir gerannt,
Wie's Bächlein über'n Kiesel geht,
Der vom Gemurmel nichts versteht,
Als ich das Glöcklein schellt' und lustig schwenkte
Das rauchende Turibulum:
Da schien dem Knaben plötzlich Alles krumm,
Mein Herz ein stolzer Aerger kränkte,
Daß ich dem Gotteshild zu Füßen
Hab' knie'n und opferrauchen müssen,
Mir schien's an meinem Werthe Spott,
Daß ich nicht lieber selbst ein Gott.
Was noch als Irrlicht, flüchtig, leicht,
Dem Knaben durch die Seele streicht,
Kehrt in die Brust des Manns einmal
Plötzlich zurück als Wetterstrahl.
O welche Qual in dem Gedanken:
Daß die Geschaffenen, Schlingerpflanzen,
Den Urstamm ihres Gott's umtanzen,
Von ihm getragen aufwärts ranken!
Betracht' ich's scharfen Angesichts,
Ist solch ein Loos im Grunde nichts.
Das Schlinggewächs ist Gaukelschein,
Bestand und Kraft der Stamm allein.
Woher ist mir der Stolz gekommen?
Geschöpfen kann nur Demuth frommen;
Doch ist mir Stolz in's Mark gefressen.
Abhängigkeit, den Sclavenring,
Der diesseits ehern mich umfing,
Soll ich ihn jenseits nicht vergessen?
Mit ihm all' die Entwicklungstreppen
Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
Hä! lieber soll mein stolzer Geist,
Der Gott zu seyn mich wünschen heißt,
Mit meinem Leib zugleich versiechen,
Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar,
Mit ihm derselbe ganz und gar.
Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Uebung,
Der Teufel selbst, dem Jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseyns Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
Ein Traum dem andern sich entspinnt.
In jedem Kind, in jedem Morgenroth
Sich Gottes Phantasie erfrischt.
Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern todt,
Ein Traum den andern nur verwischt.

Bin ich ein Traum, entflatternd deiner Haft:
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!
(Er ersticht sich.)

Mephistopheles.

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Deß wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.

Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimniß übergossen,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoos,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das todte Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsgluth vertilgen allen Streit,
Dich, Welt, und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

„Könnt' ich vergessen, daß ich Creatur!" — ruft Faust aus, und wie sein ganzes Wollen und Wirken so ohnmächtig ihm erscheint, mordet er sich selbst! Gegen diesen Schluß läßt sich so Manches einwenden. Und hat auch der Dichter schon Einiges des Einwendbaren in Mephisto's letzter Rede zur Sprache gebracht, so ist nur immer noch zu bedauern, daß Faust durch seinen Selbstmord auch den letzten Schimmer von Selbstständigkeit weggeworfen hat. Denn der ist ein Thor, der zu sterben fürchtet, aber ein Wahnsinniger, der zu sterben wünscht. So lang ein Blutstropfe noch durch der Menschen Adern rinnt, muß er immer denken, daß er als Vernunftwesen über alle Räume der Natur steht. Der Sprung in das Meer bodenloser Speculationen ist das Thor vom Pfade des kräftigen Lebens zum athmenden Tode. Das fortwandeln auf dieser Straße der Weg zum Schaffote der irregegangenen Vernunft.

Hr. Lenau hat in seinem Faust keine Ilias post Homerum gegeben, denn ich bin der Meinung, daß die Faustsage überhaupt von Niemandem ganz aufrichtig aufgefaßt worden. Goethe sah die Erscheinung Faust's und faßte die Seite, die ihm im Gesichte sichtbar geworden, auf, aber er ging nicht um die ganze Erscheinung herum und sie nach allen Seiten zu erfassen. Hr. Lenau that dasselbe. Und so haben sich noch alle Bearbeiter von der ursprünglichen Sage entfernt; warum aber? in den alten Volksbüchlein vom Schwarzkünstler Dr. Faust liegt ein Schatz von Poesie, warum schafft der Dichter immer eine andere Gestalt, als es der poetische Sinn des Volkes gethan? Nur was aus dem Innersten des Volkes ausgegangen ist, kann wieder zum Volke sprechen. Hrn. Lenau's Faust ist ein Stück wunde Brust unserer Zeit, und wir sind dem gefeierten Dichter allen Dank für seine Gabe schuldig. Ist das Werk auch nicht das charakterrichtigste, so ist es doch unstreitig eines der poetisch-schönsten, welches unsere hoffnungsvolle Zeit uns geboten. —

Theater.

Theaterberichte.

Berlin, im Mai 1836.

Der kalte Mai war für die Theatercassen nicht ungünstig. Hierzu kam die Anwesenheit der Herzöge von Orleans und Nemours, wo oft der Andrang so groß war, daß an manchen Abenden sämmtliche Plätze schon lange vorher verkauft waren, und Viele unbefriedigt nach Hause gehen mußten.

Bei der königlichen Bühne setzte Dlle. Löwe vom Hofoperntheater zu Wien ihre Gastspiele unter großem Beifall fort und bewährte sich in den Partieen der Rezia im Oberon, Desdemona im Othello, Rosine im Barbier von Sevilla und Amine in Bellini's Nachtwandlerin als eine so ausgezeichnete Sängerin, daß sich der allgemeine Ruf: Hierbleiben! bei ihrem letzten Auftreten vernehmen ließ. Wie man hört, soll ihr hiesiges Engagement gewiß seyn, und die Freunde der Oper können sich hierzu nur Glück wünschen. — Fräul. v. Faßmann, vom Hoftheater zu München, begann ihr Gastspiel als Fidelio mit nicht minderem Beifall. Dies ist nicht von einer dritten gastirenden Sängerin, Dlle. Clara Heinefetter, vom Hofoperntheater zu Wien, zu melden, welche sich als Romeo in Bellini's Familien Capuleti und Montechi nur spärlichen Beifall erwarb. — Die Einstudirung der Spontini'schen Oper „Alcidor," welche zur Ankunft der Eingangs erwähnten hohen Gäste neu in Scene gesetzt worden war, nahm das Opernpersonal so bedeutend in Anspruch, daß dessen Kräfte durch die häufigen Proben am Abende der Vorstellung ganz abgespannt schienen. Die Neugierde des überaus zahlreichen Publicums wurde jedoch getäuscht, denn die französischen Prinzen, welche erst wenige Stunden vorher hier eingetroffen waren, erschienen nicht im Theater, und so machte denn der dirigirende Herr General-Musikdirector die unerfreuliche Bemerkung, daß seine Oper nicht das Zugmittel zur Füllung des Hauses gewesen war, denn schon während des dritten Actes entfernte sich der größte Theil der Zuschauer. Es verlohnt sich daher nicht der Mühe, daß diese Oper mit so großem Aufwande wieder in Scene gesetzt worden ist.

„Der literarische Salon," von Bauernfeld, „Cagliostro's Wundertrank," nach dem Franz. v. A. Cosmar und „Der Landwirth," vom Verfasser von „Lüge und Wahrheit," waren neu bei der königl. Bühne.

Herr und Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Hannover, gastirten bei der Königsstädter Bühne im Schlaftrunk von Jerrmann, nach Alex. Dumas bearbeitet, und wurden beide engagirt. Hr. Grabowski ist ein routinirter Schauspieler und als Liebhaber sehr erwünscht, da Hr. Schwanfelder, welcher sich mit Dlle. Siebert ehelich verbunden, mit seiner jungen Frau sein hiesiges Engagement verlassen wird. Mad. Grabowsky steht indeß noch nicht auf einer solchen Stufe, als einige der hiesigen Recensenten das Publicum glauben machen wollen, wodurch die Genannte nur zur Selbstüberschätzung verleitet wird. Ein gutes Gedächtniß scheint ihr übrigens zu mangeln, denn ihr häufiges Versprechen läßt sich fast nicht entschuldigen. — Hr. Alexander Cosmar scheint die Stelle des verstorbenen Angely ersetzen zu wollen, denn auch hier beim Königstädtischen Theater kamen zwei Kleinigkeiten nach dem Französischen von ihm zur Aufführung, wovon jedoch nur das eine: „Die Tochter Cromwell's," sich auf dem Repertoir erhalten wird. Eine kleine Posse: „Das Schreckens-

gewebe," von Herrmann, setzte die Lachmuskeln der Zuschauer in nicht geringe Bewegung.

Mainz, im Juni 1836.

Mit dem Anfange dieses Monats wurde das hiesige Theater geschlossen, wie das jährlich auf drei Monate geschieht, wo Thaliens Priester nach Wiesbaden wandern, und dort während der Badesaison die Curgäste ergötzen, während wir uns an den Schau- und Lustspielen in der freien Natur ergötzen, die doch wenigstens lebensfrisch sind! Es war nachgerade Zeit geworden, daß die hiesige Saison endete; das Opern-Personal bedurfte einer stärkenden Restauration, und das Personal des Schauspiels bedurfte eines Reizmittels gegen die Lethargie. Das Alles, hoffe ich, wird sich in Wiesbaden finden, wo ja bekanntlich so mancher eingebildete Kranke seine Heilung findet! Es ist für den Director unserer Bühne ein Glück, daß er in den Sommermonaten Wiesbaden benutzen kann; denn so wie die Tage schön werden, kann nur die Gewalt einer großen Sängerin das Publicum in das Theater locken, aber sonst keine Gewalt auf Erden! In Wiesbaden aber, wo die Umgebung keinesweges viele abwechselnde Reize bietet, bleibt Manchem nichts weiter übrig, als in's Theater zu gehen. So findet der Director durch die Verbindung beider Bühnen seine Rechnung. — Wirft man einen Ueberblick über die Leistungen in den neun vergangenen Theatermonaten, so kann man, ohne ungerecht zu seyn, nicht sagen, daß die Abonnenten ihr Geld nicht gut angewendet hätten. Es wurde uns manches Neue geboten, besonders was die Oper betrifft; das Alte aber wurde verständig benutzt, so daß manches gute Alte der Vergessenheit entzogen, manches schlechte Alte der Vergessenheit überantwortet wurde. In Bezug auf die Zahl der Gäste, die in den neun Monaten hier debütirten, glaube ich kaum, daß je diese Zahl größer war, und ich könnte Ihnen recht bedeutende Namen aus dieser Anzahl hervorheben. Es dürfte noch schwerlich eine Stadt geben, wo man eines Theils nachsichtiger gegen die Leistungen, andern Theils freigebiger mit seinem Beifall-Spenden gegen die wirklichen Verdienste der Gäste ist. Einige Schauspielerinnen, die sehr mißfielen, traten vor einiger Zeit als Gäste hier auf; sie hätten anderswo ihre Talentlosigkeit wohl fühlen müssen, durch Zeichen, die nichts weniger als des Publicums Gunst bezeugt hätten! hier kamen sie mit einer bloßen Kälte davon, die man für ihre mißlungenen Leistungen an den Tag legte. — Das stehende Personal könnte billigen Anforderungen genügen; unbilligen wird kein Personal genügen. Das Unglück ist bei uns, daß man die nachbarliche Bühne zu Frankfurt zu sehr zum Maßstabe nimmt, und vergißt, daß dort die Mittel ungeheuer sind! Hr. Remie that, was er thun konnte, wenn er nicht auf Kosten seines Beutels Komödie spielen wollte; wer mehr verlangt, ist mindestens unbillig! Einzelnes indessen, besonders bezüglich auf das Schauspiel, hätte besser seyn können. Aber wir wollen darum den Mann nicht tadeln, der so vielen guten Willen an den Tag legt. — Den Schluß der Saison machte ein Gastrollen-Cyklus des berühmten Bassisten Reichel aus Carlsruhe. Dieser Sänger hat unser Publicum wahrhaft entzückt; man erinnert sich nicht, je einen ähnlichen Baß hier gehört zu haben! Oder ist etwa anderswo eine Stimme so häufig, die das Contra-b noch in einer Fülle und Frische hören läßt, als wäre es ein weit höherer Ton? So wie die Tiefe imposant ist, so ist auch die Höhe der Stimme des Hrn. Reichel merkwürdig. Sie gebietet nämlich über 2½ Octaven! Wir hörten den vortrefflichen Sänger als Sarastro, als Podesta und als Bertram (Zauberflöte, diebische Elster, Robert der Teufel)! Die letztere Partie war die glänzendste, und die am reichsten mit Beifall belohnte! Auch in einigen Concerten und in einigen Privat-Gesellschaften sang der verehrte Gast, und überall bezeugte man ihm eine Anerkenntniß seines Talents, die an Enthusiasmus grenzte! — Vergleichungen mit unserem Bassisten Meyer wurden auch angestellt; allein obgleich Hr. Meyer im Nachtheile blieb, so ist er auf der anderen Seite gerade durch die Vergleichung uns wieder um so lieber geworden. Meyer's Stimme ist voll Zärte, Volubilität und Lieblichkeit; allein die Natur hat ihr keinen sehr bedeutenden Umfang verliehen. Reichel's Stimme ist colossal, aber nicht anziehend; man bewundert sie, wird aber von ihr nicht ergriffen. Was Vortrag und Spiel betrifft, so dürften beide auf gleicher Stufe der Würdigkeit stehen, wobei aber Hrn. Reichel noch das Vortheilhafte seiner colossalen imponirenden Figur zu statten kommt, obwohl unser Meyer eben auch seinen kräftigen Mann auf der Bühne producirt! — Auch Mad. Schodel, erste Sängerin bei der Oper in Wien, trat in den letzten Tagen in Bellini's „Straniera" auf. Die Sängerin fand kürzlich in Frankfurt neben einer Fischer rechten ungewöhnlichen Beifall, und Hr. Remie glaubte unserem Publicum den Genuß nicht vorenthalten zu dürfen, die Gepriesene ebenfalls zu bewundern. Wir fanden in Mad. Schodel eine äußerst gediegene, dramatische Sängerin, deren Stimme sich wohl den Stimmen einer Heinefetter oder Schröder-Devrient anreihen dürfte. Die Klagen und Schmerzen der Alaide gab sie uns in den bezauberndsten und rührendsten Tönen wieder, und jetzt fingen wir erst an, diese süße Musik Bellini's recht angenehm zu finden. Mad. Schodel wurde mit ausgezeichnetem Beifall belohnt. —

Theater-Gucker.

[Hr. Boltzmann in Wien.] Ein uns eben zukommender Brief berichtet über dieses jungen und trefflichen Bühnenkünstlers (aus Cassel) Gastspiel am Hofburgtheater zu Wien: „Hr. Boltzmann hat eine große Schlacht geschlagen, ist aber als Sieger aus derselben hervorgegangen. Neid, Mißgunst, Vorurtheil, Kabale waren seine Feinde, aber er besiegte sie. Er hat, darin muß alle Welt übereinstimmen, die Achtung Aller mit sich genommen. Seine Rollen waren: Hugo in der „Schuld," Carl Ruf in der „Schachmaschine," Ringelstern in „Bürgerlich und Romantisch" und Wlodimir in „Isidor und Olga." Letztere Rolle wagte hier noch Niemand außer Löwe oder besser gesagt nach Löwe zu spielen. Hr. Boltzmann war der Erste, und trug einen vollständigen Sieg davon. Am Meisten gefiel er auch in dieser Rolle und als Carl Ruf, obgleich Applaus

und Hervorruf ihn auch in den beiden anderen Rollen begleiteten. Als Hugo und Carl Ruf wurde er auch in den Zwischenacten gerufen. Am Besten sprechen wider jede kritische oder unkritische Ein- und Widerrede die bei seinem Gastspiel immer gut besetzten Häuser.“

[Frau von Kesteloot.] Diese Sängerin, über den Lenz ihrer Jahre und Wirksamkeit hinaus, zehrt noch immer von dem Rufe, den sie als Dlle. Kainz einst auch in Wien sich erworben hatte. Sie trat vor Kurzem in Wien auf dem Josephstädter Theater in einer musikalischen sehr wenig besuchten Akademie auf. Sie bewährte sich denn allerdings auch als eine Sängerin von Verdienst, minder durch die Vorzüge ihrer Stimme, welche unter dem Einflusse der Zeit gelitten hat, als durch eine Kehlenfertigkeit, Bravour und Sicherheit, die eines günstigen Einflusses nirgend verlustig werden können. Die Schule der Sängerin muß als ausgezeichnet erkannt werden, doch ihr Coloratur gleicht einem überladenen — Blumenkorbe.

Breslau. Gegenwärtig gastirt hier der Tenorist Hr. Derska von Dresden, und gefällt sehr, dagegen gefiel eine Dlle. Podlesky, die als Prinzessin in „Johann von Paris“ auftrat, weniger. — Fräul. v. Faßmann von München, trat als Donna Anna auf, und hat Alles enthusiasmirt. In der That vereinigt sich auch bei dieser jungen Künstlerin Alles: Jugend, Schönheit, Talent und Stimme. — Ihre ferneren Rollen werden seyn: Romeo, Iphigenia, Julia (in der Vestalin) und Agathe. Wie es heißt, sollen Fräul. v. Faßmann wie Hr. Derska engagirt werden. — In einigen Tagen wird Mad. Berger vom Braunschweiger Theater als Clärchen in „Egmont“ auftreten, die, wenn sie gefällt, das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen ausfüllen soll. — Erwartet werden noch als Gäste: Mad. Walker, Fräul. v. Hagen, Hr. Beckmann von Königstädt'schen Theater, und Hr. Hauser. — Die Hrn. Mejo und Reger, Beide sehr beliebte Mitglieder hiesiger Bühne, sind entlassen. — Hr. Hake beabsichtigt ein Theaterblatt herauszugeben. — Director, Schauspieler und Redacteur! Für einen Menschen zu viel. —

Leipzig. Die Gastrollen der Dlle. Bauer sind zu Ende. Ihrer Schönheit hat man allseitig gehuldigt, ihrer Kunst nur vielseitig. In mehreren Rollen hat sie es sogar nicht vermocht, der Dlle. Wagner den Rang abzulaufen, ja es ward mehrseitig anerkannt, daß sie mit der eben Genannten nicht einmal gleichzeitig an's Ziel gelangte. Daß sie nichts desto weniger Beifall erlangte, ist dem Reize der Neuheit, dem Vorausgange eines großen Rufes, persönlichen glänzenden Eigenschaften und unserem leicht erregbaren Publicum zu Gute zu schreiben. Namentlich war dies wohl im ganzen Umfange dieser Worte anzunehmen bei der Aufführung des „Romeo und Julia.“ Was war sie als Julie? Nichts als ein schlechtes Conglomerat Tieck'scher Theaterweisheit und eigenen Talentes. Wie ganz anders sahen wir früher diese herrliche Rolle von Dlle. Reimann, der jetzigen Mad. Dessoir in Breslau! Aber welch' ein Romeo stand auch diesmal der Julie zur Seite! Wir haben viele schlechte Romeo's bereits gesehen, der schlechteste war aber Hr. Düringer. Wir empfinden einen Ekel, uns der Anatomie seines Romeo-Machwerks zu unterziehen und wollen deßhalb als Kriterium der unter Kritik schlechten Ausführung der Rolle nur anführen, daß sich in den hinreißendsten Situationen, welche der Dichter dem Romeo-Darsteller geboten hat, nicht ein Finger, geschweige denn eine Hand zum Beifall zuckte. Oder will man mehr, oder glaubt man unser Publicum zu kritisch und humanistisch verwahrlost? Es hat Fehler, aber eine totale Mißkennung kann ihm nie vorgeworfen werden. — Etwas Anderes, als mit Dlle. Bauer, d. h. etwas mit Ruf und Leistung auf die harmonischeste Art Zusammenstimmendes war es mit Hrn. Löwe aus Wien. Er wurde auf die ungewöhnlichste und ehrenvollste Weise aufgenommen. Als Garrick (in dem Deinhardstein'schen Garrick in Bristol) enthusiasmirte er Alles auf eine Weise, die jede ähnliche Beobachtung an unserer Bühne übertrifft. Er wurde mitten in einer Scene, in einem Entre-acte und am Schlusse gerufen, und man bedauert allgemein, den hochbegabten wahrhaften Schauspielkünstler nicht noch einmal in der genannten durch und durch genialen, originalen und unnachahmbaren Kunstprobe bewundern zu können, weil er zum 18. d. M. bereits in Dresden eingetroffen seyn muß. Hr. Ballmann, als hyperästhetischer Beiläufer im Stück, trug ebenfalls sein verdientes Theilchen Beifall, neben dem Gaste, davon, zeigte zugleich durch ein Impromtü mitten im Stücke, daß er etwas von Berliner Witz- und Namenwitzelei los habe und trabte auch am Schlusse des Stückes, weil man auch ihn zu rufen beliebte, neben dem Löwen als Lamm hinter dem Vorhange hervor, um durch devotesten Dank, die Kühnheit zu entschuldigen, daß nach einer hellen Sonnenkugel ein kleiner Fixstern dem Auge sich darstelle.

Unser Herr Director ist von seiner Reise zurück und bereits sind energische Beweise seines Daseyns vorhanden. Hrn. Düringer ist, nachdem diese Angelegenheit lange controvers gewesen und pro und contra von diesem und jenem dabei disputirt worden war, wirklich mit dem 1. Juli der Contract gekündigt worden. Freuet euch, Musen des Trauer-, Schau- und Lustspiels! An des Verabschiedeten Stelle tritt, der Sage nach, ein sehr talentvoller junger Hr. Alban vom Burgtheater in Wien. Nicht weniger betrübt die Kündigung des Hrn. Schmidt, zweiten (sogenannten) Tenoristen, so wie des dito Tenoristen Weitgaß, welchem Letzteren wir jedoch ein besseres Prognostikon für seine Zukunft stellen möchten und stellen können. Zu beklagen ist in mancher Hinsicht, daß Dlle. Wagner einem gleichen Schicksalsspruche aus dem Munde Hrn. Ringelhardt's hat unterliegen müssen. Wer möchte es verkennen, daß unser Theater ihr in der That seit Jahren, wegen ihres unermüdlichen Fleißes und wegen mancher recht wohlgelungenen Darstellung zu Dank verpflichtet ist? Sollte jedoch die Direction mit der Kündigung auf einen bloßen Rollenwechsel haben intendiren wollen? Möglich nicht weniger, als wünschenswerth. Wie es mit Hrn. Baumeister werden wird, darüber sind die Stimmen noch nicht im Einklang. In allem Uebrigen bleibt es beim beliebten und unbeliebten Alten.

[Für eine deutsche Oper], welche im Auslande unter königl. Obhut und Garantie zum Beginn des Herbstes begründet werden soll, werden folgende Mitglieder gesucht:

462, Eine erste Sängerin für Bravourpartieen;
463, Eine erste Sängerin für Mezzosopran;
464, Eine erste Sängerin für Spielpartieen;
465, Ein erster Tenorist für getragenen Gesang;
466, Ein erster Tenorist für Spielpartieen;
467, Ein zweiter Tenorist;
468, Ein erster tiefer Baß;
469, Ein erster hoher Baß;
470, Ein zweiter Baß;
471, Ein Baßbuffo;
472, Ein tüchtiger Musikdirector, welcher fertiger Fortepianospieler ist.

Theatermitglieder, welche darauf reflectiren, und zu Ende August oder nicht viel später disponibel sind, haben sich mit Bezugnahme auf obige Nummern in frankirten Briefen an das Theatergeschäftsbureau in Leipzig zu wenden, jedoch dabei ihre unbedingt festen Bedingungen anzugeben, weil keine Zeit zu weitläufiger Correspondenz ist. Besonders vortheilhaft bekannte Mitglieder können auf mehrjährigen Contract rechnen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 171. (VII. Jahrgang.) Montag, den 18. Juli. 1836.

Winterbild.

(Von Carl Beck.)

Lag des ersten Schneees Flocke
Auf den kargbegras'ten Auen,
Wie die erste Silberlocke
In dem Haar verblühter Frauen.

Und in meinem Kopfe brannten
Lichterlohe Gluthgebilde,
Während meine Füße rannten,
Durch die weiten Schneegefilde.

Und da schien's mir, als ob trübe
Dort ein Mann im schwarzen Kleide,
Brünstig seine Arm' erhübe,
Zu des Himmels Sterngeschmeide.

Ist's ein Mönch, dem's anbefohlen,
Sein Vergehen abzubüßen,
Tief im Schnee mit nackten Sohlen?
Näher eilt' ich, ihn zu grüßen.

Blödes Auge! Eine Weide,
Und die Arme? Zweiggewinde,
Und der Mann im schwarzen Kleide?
Ach! die schwarze, harte Rinde.

Baum und Mönch! Die Arme heben
Sie mit frömmelnder Geberde,
Aber ihre Füße kleben
Auf der sinnlich-dunkeln Erde.

Die Kirchenparade.

(Schluß.)

Als man ihm aber seine bunten Karten mit Gewalt aus dem Helme reißen wollte, da ergrimmte der Reiter. Verlegen und unwillig strich er seinen Knebelbart, und erwiederte mit eisiger Kälte: ich weiß so gut, wie manche Andere, daß die Kirche ein Gotteshaus ist, und treibe darin nur heilige Dinge. Wehmüthig betrachtete er dabei seine zerlumpten Blätter.

Schon hatte der Major Ordre gegeben, den Widerspenstigen sofort in Arrest abzuführen und sich seines Kartenspieles zu bemächtigen: da preßte der bärtige Cüraßreiter seine bunten, geheimnißvollen Bilder gerührt an seine Brust, und das daran geheftete eiserne Kreuz gerieth in zitternde Bewegung. Die Karten alle einzeln dem Major vor die Augen haltend, sprach er dann die seltsamen Worte:

So hört mich denn an: Dieses As zeigt mir, daß Ein Gott ist, der Himmel und Erde regiert. Aus der Zwei erkenne ich die beiden Naturen in Christus, die göttliche und die menschliche. Bei der Drei denke ich an die Dreieinigkeit des höchsten Wesens. Eine Vier zeigt mir die vier Evangelisten, Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Die Fünf deutet auf die fünf Wunder des Erlösers am Kreuz. Die Sechs zeigt mir, daß der Schöpfer sechs Tage gearbeitet hat, und die Sieben, daß er den siebenten ausgeruhet hat, was wir Soldaten freilich in der Regel nicht beobachten. Die Acht deutet auf jene acht Personen, die sich in der Arche Noah's das Leben vor der Sündfluth retteten. Eine Neun bezeichnet mir die Gesundheit, und daß nur ein Mensch unter Neunen Gott für die Gabe der Gesundheit dankt. Die zehn Gebote erkenne ich in der Zehn.

Nachdem der Graubart so alle Paßkarten durchgegangen hatte, nahm er den Treffle-Buben und stellte ihn, verschmitzt lächelnd, mit den Worten bei Seite, dieser sey nicht ehrlich; die drei anderen Buben aber, meinte er, erinnerten ihn stets an die drei Knechte, die Christum, den Herrn, gegeißelt hätten bei Pilatus.

Diese vier Damen, fuhr er ohne Unterbrechung fort, zeigen mir die Jungfrau Maria, und jene drei

Mädchen, die am Grabe Christi erschienen, um ihn zu suchen. Die vier Könige sind jene drei weisen Herrscher des Morgenlandes, die unsern Herrn in der Wiege schon verehrten, und der Vierte ist der größte unter den Königen der Welt, nämlich unser Friedrich Wilhelm.

In der Kreuzesform des Treffle erblicke ich das Kreuz, dem unser Herr erliegen mußte. Bei dem Pique denke ich an den Speer, mit dem die Lanzknechte den größten Dulder verletzten. An alle christliche Tugenden und die reinste Menschenliebe denke ich beim Anblick eines Coeurblattes, und Carreau deutet mir auf alle die prächtigen viereckigen Gotteshäuser, die sich in unserm Vaterlande zum Himmel emporheben.

Aber das ist noch nicht genug; ich finde 365 Augen in meiner Karte, diese bedeuten mir das Jahr mit seinen Tagen; die 52 einzelnen Blätter aber sind wiederum die sämmtlichen Wochen im Jahre, und die 12 Bilder in meinem Spiele erinnern mich an die Zahl der Monate.

Sehen Sie, Herr Major, so endete der bärtige Krieger, ich finde die ganze Religion, den ganzen Inhalt der heiligen Schrift und das Christenthum in meinen bunten Blättern. Sie sind mir Bibel und Gesangbuch mein Leben lang gewesen. Seit meiner frühesten Jugend folge ich den kriegerischen Fahnen, meine Augen sind im Pulverdampf der Schlachten bei Leipzig und Waterloo zum Lesen untauglich, meine Faust zum Schreiben unbrauchbar geworden; ich bin auf mein altes Kartenspiel beschränkt, wenn ich andächtig seyn will. Dieses abgenutzte Spiel hat im Kanonendonner zu Leipzig und Paris freudig mit mir gezittert, und ich werde es ehren, bis die himmlischen Heerschaaren ihr ewiges Victoria schießen.

Der Major schien gerührt und beruhigt, doch konnte er die Frage nicht unterdrücken, was es mit dem Treffle-Buben für eine Bewandtniß habe, den er mit so schlauer Miene bei Seite gelegt.

Wenn Sie mir's nicht übel nehmen, Herr Major, versetzte der wunderliche Alte, so bezeichnet dieser Bube den jungen Gelbschnabel hier, der mich vor ihnen verklagt und mein ehrwürdiges heiliges Buch beschimpft hat. — Lachend traten die Krieger unter ihre Fahnen; die Trompeten bließen zum Abmarsch. D. P.

Die wunderthätige Münze.

In München hat man in der neuesten Zeit eine wunderthätige Münze und ihre Beschreibung verkauft, die uns in die Zeiten des 13. Jahrhunderts zurückversetzen zu wollen schien, bis endlich die Verbreitung derselben verboten wurde. Nach Böhmen ist diese Münze schon im vorigen Jahre aus Frankreich gekommen, und deren Beschreibung erschien in der fürsterzbischöflichen Buchdruckerei unter dem Titel: »Geschichtliche Anzeige über den Ursprung und die Wirkungen der Neuen Denkmünze, welche zu Ehren der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau geprägt wurde, und allenthalben unter dem Namen der wunderthätigen Denkmünze bekannt ist.« Aus dem Französischen übersetzt und mit dem Motto: »Tota pulchra es, amica mea, et macula non es in te.« Die Uebersetzung ist so schlecht, als sie diese Brochure verdient, die gleichwohl unter die merkwürdigen und unheilbringenden Tendenzen der Zeit gezählt werden muß. Der Verfasser soll ein Priester und Beichtvater einer Soeur de la misericorde in Paris gewesen seyn, die in den letzten Monaten des verhängnißvollen Jahres 1830 während ihres Gebetes die unbefleckte Jungfrau erblickte, die mit ausgebreiteten Händen vor ihr stand; ein blendender Strahlenglanz ging von ihr aus, rings um die Gestalt der Himmelskönigin las die barmherzige Schwester in goldenen Worten folgende Anrufung: »O Du, unbefleckt empfangene Maria — bitte für uns, die wir Dich anrufen!« Nach einigen Augenblicken verschwand die Gestalt, und sie sah an deren Statt den Buchstaben M., welcher ein kleines Kreuz trug, tiefer unten aber die allerheiligsten Herzen Jesu und Maria, und eine Stimme rief ihr zu: »Es muß eine solche Münze geprägt werden — und diejenigen, welche selbe, mit einem Ablaß versehen oder begabt, tragen, und diese Anrufung mit Frömmigkeit beten, werden unter dem besondern Schutze der Mutter Gottes stehen.« Die Schwester theilte ihrem Beichtvater diese Erscheinung mit, der jedoch dieselbe für eine bloße Wirkung ihrer Phantasie hielt. Selbst als jene nach mehr als einem halben Jahre wieder kam, wollte er noch immer keine Notiz davon nehmen, und erst, da die Schwester nach einem gleichen Zeitraum zum dritten Male wieder kam, und versicherte, die heilige Jungfrau sey ungehalten über die Nachlässigkeit, daß man ihre Denkmünze noch nicht geprägt habe, erzählte der Priester die ganze Sache dem Erzbischof von Paris, welcher gar keinen Anstand nahm, die Denkmünze prägen zu lassen, zumal, da man meinte, sie wäre sehr geeignet, »die Frömmigkeit der Gläubigen anzueifern und die göttliche Mutter zu ehren.« Die Verfertigung wurde beschlossen, und als die Schwester eines Tages nachdachte, ob sie nicht auf die Rückseite der Medaille einige Worte setzen lassen sollte, sagte ihr die wunderbare Stimme, der Buchstabe M, die beiden Herzen und das Kreuz würden den wahren Christen genug sagen. Die Münze wurde geprägt und zuvörderst an die Soeurs de la misericorde vertheilt, welche dieselbe allen ihrer Leitung anvertrauten Personen zu tragen anbefahlen, und Alle blieben von der Cholera verschont. Auch zu Rouen wurde eine Frau, die hilflos an der Cholera darniederlag, durch diese Münze vom Tode gerettet, und gebar wenige Tage nachher ein gesundes Kind. Eine andere soeur de la misericorde in der Provinz wurde gleichfalls durch die Medaille von einem Krebsschaden an der Brust geheilt. Ein gelähmter ungläubiger Mann von 77 Jahren, dessen Aufkommen nicht mehr zu hoffen stand, hatte verboten, ihm, selbst nicht wenn er in der größten Lebensgefahr wäre, etwas

vom Empfang der heil. Sacramente zu sprechen. Seine Haushälterin verschaffte sich eine dieser Medaillen, beredete ihn, unter dem Vorwande, sie werde seine Schmerzen lindern, solche umzuhängen, und seine Seelenkräfte nahmen zu, je mehr die körperlichen abnahmen. Er empfing das heilige Sacrament der Sterbenden bei offener Thüre und starb zwei Monate nachher im Geruch der Heiligkeit. Ein frommer Geistlicher, der die Denkmünze trug, ritt über Land, sein Pferd wurde scheu, warf ihn ab, er blieb im Steigbügel hängen und wurde fortgeschleift; gleichwohl blieb er ganz unverletzt. Ein 22jähriges Fräulein litt seit 2 Jahren an einem gichtischen Ausschlage an beiden Armen und dem Antlitz so heftig, daß sie sich vor keines Menschen Blick mehr zeigen konnte. Mehrere Aerzte hatten sich umsonst bemüht, ihr Linderung zu verschaffen, als ihre Mutter sie zu einer barmherzigen Schwester führte, die ihr die Denkmünze umhing, und befahl, täglich das kleine Gebet des heiligen Bernhard an die Madonna zu beten, welches auf der letzten Seite dieses merkwürdigen Büchleins abgedruckt ist. Sogleich fing ihr Ausschlag sich zu schuppen an, und in 8 Tagen war sie genesen. Ein junger Mann auf dem Lande, der von einem Hunde gebissen wurde, verfiel in die heftigste Wuth, bellte und heulte, ging auf allen Vieren, biß sich selbst und Alles, was er erreichen konnte. Dieser Zustand währte ein ganzes Jahr, bis er in das Krankenhaus der barmherzigen Schwestern gebracht wurde. Eine derselben hing ihm ihre Medaille um, und rieth ihm, der heiligen Jungfrau zu Ehren eine neuntägige Andacht zu verrichten, und augenblicklich war er geheilt. Auch drei Wahnsinnige und vier große Sünder, an deren mögliche Bekehrung Niemand mehr glaubte, wurden durch die Medaille gerettet. Jene gelangten augenblicklich zur Vernunft, und erweckten alsobald Reue und Leid. Der Verfasser dieses Büchleins hofft übrigens: es würden sich keine Herzen finden, welche verstockt genug wären, um, nachdem sie mit diesen Wundern bekannt seyn werden, die Macht und Liebe derjenigen nicht zu bekennen, welche durch die Qualen, die sie am Fuße des Kreuzes litt, ihren Kindern das Leben gab! Dieß Büchlein ist, wie bereits berichtet, zu Prag in der fürstlich-erzbischöflichen Buchdruckerei erschienen, doch weder in den Buchhandel gekommen, noch durfte es sonst öffentlich verkauft werden. Die ältere Bourbonische Linie hat jedoch eine ganze Auflage angekauft, und nebst den aus Frankreich gekommenen auch hier nachgemachte Medaillen an ihre Anhänger vertheilt.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 18. Juni 1836.

So sehr an Sonn- und Festtagen in Berlin überall Bewegung herrscht, so würde man sich sehr täuschen, wenn man an den öffentlichen Orten Personen der höheren Stände zu finden hoffte. Nach den Aeußeren zu urtheilen, kann man dies wohl glauben, aber wenn man mit diesen Personen in nähere Berührung kommt, wird man bald das Gegentheil finden. Ein auffahrendes, tückisches Wesen, eine Sprache, im Jargon der untern Volksclassen, der nicht plattdeutsch ist, dem mithin das Treuherzige dieser Mundart fehlt, ein Mangel an aller Intelligenz und ein widriger Hochmuth, daß nur per fas und nefas zu Vermögen gekommen, spricht sich in Geberden, Mienen und Worten aus. Sehr Vielen schlägt, bei dem eleganten Anzuge, bei eigenem Fuhrwerke, bei einer brillanten Busennadel, schwerer goldener Uhrkette mit einer Repetiruhr, einer goldenen Dose mit einem Spielwerke, doch immer noch die Handwerksherberge in den Nacken, und das ist der Fall mit ihren geputzten Ehehälften, deren Manieren und Aeußerungen man es gleich anmerkt, daß sie am Feuerheerde und am Waschfaße erzogen wurden. Manche haben ihre Carriere auf Tanzböden und im Dienste der Venus vulgivaga gemacht, bis sie einen reichen Gimpel so im Netz gefangen, daß er sie geehelicht. Sie fahren nun stolz mit eigenen Wagen und Pferden nach den Dörfern, wohin sie früher bescheiden zu Fuße gewandert, und wohl gar, um Schuhe und Strümpfe zu schonen, diese, wenn die Nacht eingebrochen, ausgezogen haben, und barfuß nach ihrer Schlafstelle zurückgewandert sind. Dies sind die fleißigsten Leserinnen des Beobachters an der Spree. Ihre ganze Lectüre beschränkt sich nur auf ihn, doch auch nur auf die darin enthaltenen Aufsätze, die Bilder aus der scandalösen Chronik der Crapüle liefern, und nur sie kennen, oder bilden es sich ein, die Originalien zu diesen schmutzigen Schattenrissen zu kennen.

Dahingegen besucht der Hof und Personen der höhern Stände und diejenigen, welche mit Recht zu den Gebildeten gezählt werden können, den Thiergarten, ohne irgendwo einzukehren, vorzüglich in den Vormittagen. Dieser Garten hat durch die neuen Anlagen an Schönheit und Anmuth unendlich gewonnen, was auch darüber tadelnd in der Voß'schen Zeitung gesagt worden ist. Nach einigen Jahren werden diese Anpflanzungen keinen Wunsch mehr übrig lassen. Wenn aber jetzt verliebte Rendez-vous oder andere lichtscheue Manövers verhindert werden, so verdient dies gewiß mehr Lob als Tadel.

Wenn nun, nach dem oben Angeführten, wie man sich leicht vorstellen kann, die Gesellschaften an allen öffentlichen Vergnügungsorten ziemlich gemischt und verschieden sind, so gibt es doch noch Oerter, wo die rohe Masse sich am Meisten concentrirt. Das ist Tempelhof und Moabit, jenseits der Spree gelegen, das, von den Zelten des Thiergartens, aus der Ferne gesehen, einen ziemlich malerischen Anblick gewährt, das aber, wenn man es betritt, durch seinen unergründlichen Sand und seine kärgliche Vegetation gleichsam eine arabische Wüste im Kleinen zeigt. Hier treiben die Handwerksgesellen und der Plebs ihr Wesen, hierhin strömen die Frauenzimmer aus der dienenden Classe und diejenigen, die schon längst Anfängerinnen der Emancipation der Liebe gewesen sind. Hier werden oft die rohesten Orgien gefeiert.

Am zweiten Pfingstfeiertage hatte sich eine bedeutende Anzahl Schlächtergesellen dort versammelt. Diesmal war es ihnen indessen nicht blos darum zu thun, sich ihrer rohen Ungebundenheit einmal wieder zu überlassen, sondern auch an einer Dirne,

deren Sprödigkeit ihnen lieber gewesen wäre, als ihre Gunst, Rache zu üben. Angekommen in Moabit, legten sie daher gleich in einigen der Kneipen Beschlag auf Bier und Branntwein durch Bezahlung. Sie bewirtheten nun sehr liberal alle dort befindlichen Dienstmädchen, machten mehrere davon betrunken, und es begann mit ihnen ein wahrer Bacchantinnen- und Mänadentanz.

Es liegt außer den Grenzen der Gesetzgebung, folglich auch außer denen der Policei, zu bestimmen: worin man sein Vergnügen suchen soll. Die Policei, humaner, wie viele Recensenten, huldigt dem Grundsatz: man soll Keinen in seinem Vergnügen stören, und so ließ man sie ungestört schalten und walten, wie es ihr vierschrötiger Humor und der Spiritus des Branntweins eingab. Wer dabei von dem weiblichen Geschlechte etwa den Kürzern zog, hatte es sich selbst beizumessen. Des Menschen Wille ist sein Himmel, wer wird aber so hartherzig seyn, und die Himmelreiche zerstören? — Das wäre himmelschreiend!

Jetzt nahm aber diese Lustbarkeit eine andere Richtung; man hatte die zum Schlachtopfer der Rache auserkorene, nur zu gefällige Dirne trunken gemacht; man riß ihr den Sonntagsputz vom Leibe (dies geschah also nicht mit der Sorgfalt einer Kammerfrau, wenn sie ihre Herrschaft entkleidet). So in den Stand der Unschuldswelt, vor Eva's Apfelbiß, versetzt, band man sie an einem Baum. Sie wurde nun gegeißelt, wie wohl je eine sündige Nonne von ihren vielleicht nicht minder sündhaften geistlichen Schwestern. Endlich losgebunden, mußte sie mit ihren Zuchtmeistern Ball spielen, bis man, des Zeitvertreibs überdrüssig, sie ihrem Schicksal überließ. Sie nahm ihre Zuflucht zu einer Bekannten in Moabit. Diese, eine barmherzige Samariterin, gewährte ihr nach ihren Kräften, Hilfe, versah sie mit einigen lumpenähnlichen Kleidungsstücken, damit sie wieder nach Berlin zu ihrer Herrschaft zurückkehren konnte. Im strengsten Wortverstande geschlagen, trat sie den Heimweg an; ein Theil ihrer Antagonisten verfolgte sie bis vor die Wohnung ihrer Herrschaft unter den Linden. Das Mädchen eilte, sich unbemerkt in ihre Kammer zu flüchten. Ihre Begleiter machten aber vor der Hausthüre solchen Lärm, daß der Bediente ihrer Herrschaft darauf aufmerksam wurde und darüber Erkundigung einzuziehen begierig wurde. Er erfuhr auch bald mehr als zu viel von den Ergebnissen durch diejenigen, welche dabei eine sehr thätige Rolle gespielt hatten, und, wie man sich denken kann, als Apologie ihres Verfahrens, nichts zum Lobe des Mädchens. Er setzte davon sogleich seinen Herrn in Kenntniß; dieser gebot ihm, gegen seine Gattin darüber ein strenges Schweigen zu beobachten, da für sie, die ihrer Niederkunft nahe war, die Nachricht von nachtheiligen Folgen seyn könnte, dem Mädchen wurde aber angedeutet, sich nicht vor ihrer Gebieterin sehen zu lassen, und bis zum folgenden Morgen in ihrer Schlafkammer zu bleiben.

Das Mädchen gehorchte nicht nur, sondern sie dehnte diesen Befehl noch mehr aus, indem sie erklärte, wie sie so krank sey, daß sie das Bette nicht verlassen könne. Ihr Brotherr sandte darauf sogleich nach seinem Hausarzte. Dieser kam, besuchte die Patientin, ging dann zu dem Erstern und rieth ihm, schleunigst eine Droschke holen und das Mädchen nach dem Charité-Krankenhause fahren zu lassen, weil alle diejenigen, die mit dieser fleißigen Besucherin von Moabit, in Berührung kommen dürften, etwas davon tragen möchten.

Die Policeibehörde Berlins arretirte nach geschehener Meldung dieses Ereignisses einige dabei thätig gewesene Schlächter-Gesellen und mehrere Andere. Die Rache ist süß, ob aber die Strafe für diese Rache, so süß, und nicht vielmehr bitter seyn wird, leidet keinen Zweifel.

Am 11. d. M., zwischen 8 und 9 Uhr des Abends, stieg in der Commandantenstraße ein dicker Rauch auf; bald verbreitete sich die Nachricht, es sey dort Feuer, die Zahl der Neugierigen strömte von allen Seiten in großer Masse herbei, keineswegs um Hilfe zu leisten, sondern nur zu gaffen. Einem in dem Hause wohnenden Kaufmann war eine Flasche voll Oel gesprungen; das Feuer hätte allerdings später sehr gefährlich werden können, wenn nicht die Nachbarn, mit Handspritzen versehen, gleich werkthätig Hilfe geleistet hätten. Gutes Ding will Weile haben, heißt es, daher kamen denn nach und nach vier Spritzen mit Feuerleitern, als die Gefahr fast schon beseitigt war; zwei konnten sogleich wieder zurückfahren, und nur zwei blieben noch eine Weile der Sicherheit wegen zurück. Fast nach Verlauf von anderthalb Stunden schritt der Revierpolicei-Commissär, sehr gravitätisch von der alten Jacobsstraße kommend, die neue Commandantenstraße entlang.

Einige Tage darauf entstand in der Nacht gegen 1 Uhr Feuer in der Kaiserstraße. Es war bei einem Pfandleiher ausgebrochen. Ob er noch ein Staatsbürger, d. h. ein Bekenner des mosaischen Gesetzes gewesen, oder sich hat taufen lassen, darüber kann ich nichts sagen. Das Feuer wurde jedoch bald gelöscht, und nach der Aussage der Mitbewohner des Hauses, soll sich noch um 12 Uhr keine Spur von Feuer gezeigt, doch kaum nach Verlauf einer Viertelstunde, die helle Flamme aus ein Paar Fenstern geschlagen haben. Die vorräthigen werthlosen Pfänder, zum Theil schon angebrannt, wurden aus den Flammen gerissen und wie Kraut und Rüben auf die Erde geworfen. Die Bücher des Pfandleihers haben aber den Märtyrertod in den Flammen gefunden. Der Pfandleiher selbst hat sich erhenkt. Die geretteten Pfänder hat die Policei unter ihre Obhut genommen. Dies ist die allgemeine Sage.

(Schluß folgt.)

Liebeserklärung und Korb.

Er.

Ich schwör' es Dir mit tausend Eiden.
Gern würd' ich — seit ich Dich geseh'n —
Entbehren Alles, dulden, leiden,
Könnt' ich mit Dir durch's Leben geh'n.

Sie.

Ich fühl's, dazu werd' ich nicht taugen;
Unstät treibst Du Dich gern umher,
Bei den verdammten Hühneraugen,
Wird mir das Geh'n entsetzlich schwer.

Jocosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 172. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 19. Juli. 1836.

Uebersicht der neuesten böhmischen belletristischen Literatur *).

Bedenken wir, was die böhmische Nation seit der Schlacht am weißen Berge getragen, wie ihre Nachbarvölker, wie selbst ihre entarteten Söhne, die, nach Ehrenstellen haschend, ihre Geburt abgeschworen, an der Unterdrückung ihrer Sprache, also an der Vernichtung der Nation selbst gearbeitet: dann muß uns das Fortbestehen der böhmischen Literatur ein Wunder scheinen, ein Wunder, das nur durch den — slawischen Nationen so eigenthümlichen glühenden Patriotismus erklärlich erscheint.

Niemand ist, der das Aufstreben eines jungen Talents befördern, Niemand, der eine vollendete Arbeit lohnen, nur loben, ja nur anerkennen möchte! — Und doch — lebt diese Literatur in einem kleinen engen Kreise ihr kümmerliches Leben fort, ein Widerschein ihres vormaligen erloschenen Glanzes; und wir hoffen die Morgenröthe eines neuen schönern Tages.

Es war ein edles Volk die Böhmen; Cechien ein edles Land; es war die Wiege der Religionsfreiheit für Deutschland, und — Deutschland hat's zum Sarge für die eigene Nation gemacht. — Dieses Bewußtseyn lebt in der Nation fort, unvergänglich wie das Gedächtniß ihrer Thaten, und in den Stolz des Gedankens an vergangene Tage mischt sich das Bewußtseyn der Unterdrücktheit in der Gegenwart. Darum konnte W. Menzel in seiner »Reise nach Oesterreich« mit Recht sagen: »Der Böhme erscheint durchgängig gedrückt, grollend, und wo ich irgend ein recht unzufriedenes Gesicht in der lustigsten Stadt der Welt sah, war es ein böhmisches;« darum sanken die allgemein bewunderten Volkslieder von der glänzenden, frohen Höhe:

„Was, du Dorn, du scharfer Stechdorn,
Thatst du ihr so wehe?"

bis zu der Klage:

„Ackerte ein Bauernjunge,
Zog die Furchen tiefer, breiter;
Seine Pferde blieben stehen,
Und auch er konnt' nicht mehr weiter;"

ja bis zu der Tiefe des herzzereißenden Jammers jenes Volksliedes, in dem die verwundete Ente ihre Jungen beklagt:

„Meine armen Kinder sitzen
An der tiefen Moldau Strand,
Ihr Getränk ist trübes Wasser,
Ihre Speise dürrer Sand."

So dichtet das Volk. — Ist es dann den Dichtern der Nation zu verargen, wenn durch alle ihre Gesänge ein Gedanke tiefen, unendlichen Grames geht, wie ein schwarzer Faden durch ein silbernes Gewebe? — Ja ein tiefer Gram ist das Merkmal eines jeden der neuesten böhmischen Gedichte, und taucht ja einmal aus diesem Meere der Wehmuth ein froher Gedanke auf, so wird er zur übertriebenen erzwungenen Lustigkeit, wie jenes letzte Auflachen des Matrosen, der in der Gewißheit des nahenden Unterganges noch einmal sich betrinkt, und nun im Sturme lächelnd untergeht. Und kommt einmal ein ermunterndes, hoffnungaufregendes, siegprophezeiendes Gedicht vor, so lies't man es mit demselben Gefühl, mit dem man einen ausgewanderten Polen in den Straßen von Paris sein: »Noch ist Polen nicht verloren,« singen hört, um einen spärlichen Beitrag zur ärmlichen Fristung seines Lebens zu erbetteln.

So sind die meisten der Sonette von **Kolar** in seiner **Tochter des Ruhmes** (Slawiens), der böhmische Name des Gedichtes ist **Slavy dcera**. Er schwingt sich in einigen seiner Gesänge zu der stolzesten Höhe des Aars, und auf der höchsten Höhe der Karpaten sich niederlassend, übersieht er mit thränenvollen Augen die weiten Länder

*) Aus einem nächst erscheinenden Werkchen: „**Drei Monate in Prag**" ꝛc.

seiner Stammgenossen, um den schönsten Traum — die Vereinigung aller der verschiedenen Slawenstämme zu einem einzigen, ungeheuern Reiche — zu träumen! —

Doch ich versprach nur eine Uebersicht der neuesten belletristischen Erzeugnisse der cechischen Literatur zu liefern; und in dieser selbst will ich mich nur auf die jüngern Schriftsteller beschränken; denn was die älteren anbelangt, so haben sie alle — mit Ausnahme Kolar's — ihre Zeit überlebt; und dann äußert sich auch ihre Wirksamkeit nur in mißlungenen Recensionen, mittelst welcher sie — nach ihrem eigenen Ausdrucke — eine Aristokratie in der cechischen Literatur bilden, die jüngern entweder beherrschen, oder die widerspenstigen, welche ihrer Zeit weit vorzueilen und ihren ersterbenden Ruhm zu überflügeln drohen, unterdrücken wollen; — oder es äußert sich ihre Wirksamkeit in matten Liedern, Gedichten und dergleichen armseligen Machwerken, theils endlich in klassisch seyn sollenden Uebersetzungen der Werke älterer Zeiten.

Unsere belletristischen Zeitschriften sind in neuester Zeit bis auf drei herabgekommen, und selbst in diesen ist das Erscheinen eines bessern Artikels ein Phänomen, das allgemeines Erstaunen erregt. Die Zeitschrift des vaterländischen Museums (casopis ceskeho museum) enthält größern Theils Beiträge der ältern Schriftsteller, und außer den »Premysliden« des Wocel wenig oder gar nichts, das eine Erwähnung verdiente; ich müßte denn von den ethnographischen Forschungen des H. Schafarjk oder von andern nichtbelletristischen Artikeln sprechen wollen.

Die böhmische Biene (ceska wcela), ist ziembejahrt auf die Welt gekommen, und nachdem sie mit ihrem vorigen Redacteur, den geistreichen Celakowsky, einen derben Stachel verloren, stirbt sie nach einer kaum 3jährigen Lebensdauer, theils an Altersschwäche für das jüngere Publicum, theils an dem erlittenen Verluste für die ältern Leser dieses Blattes.

Die dritte Zeitschrift unter dem Titel: »Blüthen« (Kwety), enthält zuweilen einen Funken, der aber vergeblich zu einer Flamme zu werden strebt, indem der Wasserreichthum der sogenannten humoristischen Arbeiten dieses Blattes ihn gleich bei seinem ersten Erscheinen erstickt.

Die Redaction (eigentlich Subredaction) hat Jos. Tyl übernommen, der sich auch durch einige gelungene Uebersetzungen dramatischer Dichtungen auszeichnet, so wie sein — im vorigen Jahre auf die Bühne gebrachter »Ceßmir« (keine Uebersetzung des Ebert'schen), theils Ausgezeichnetes verspricht, theils Ausgezeichnetes leistet. — Ferner arbeiten an diesem Blatte: W. Filjpek, der vorzüglich in der Art der schonungslosesten giftigen Satyre glücklich ist, K. Sabinsky, dessen Gedichte von einem großen — aber leider in seiner Ausbildung irregeleiteten — poetischen Talente zeugen. Er hat einen Theil seiner Gedichte zum Drucke bereitet, und da ich dieselben bereits gelesen, will ich auch über diese in der Kürze etwas Näheres berichten. Alle seine Gedichte sprechen eine dunkle Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, Nebelhaftem aus. Sein trüber Blick ist immer in die weite leere Ferne gerichtet; und er gehört zu der, in der neuesten Zeit so zahlreich gewordenen, widerspruchsvollen Classe von Dichtern — Dichtern, die nichts zu glauben, nichts zu hoffen, aber Alles lieben gelernt haben, und lieben lehren wollen. Außer den Genannten liefern — obgleich seltener — Aufsätze besserer Art in die Blüthen Hainisch, Pichl, der nächstens eine gelungene Uebersetzung der Luisiade und eine Umarbeitung des Don Quixote zu liefern verspricht, Rieger, Rozsypal, der wahrhaft humoristische Rubes, Stule, Tupy, Wetatko und Andere.

(Fortsetzung folgt.)

Fürstliche Bestimmungen über die Verhältnisse des Adels *).

(Einleitung des Einsenders.)

Es wird wohl Keiner in Abrede stellen, daß der Adel, in Folge der großen Staatsumwälzungen und seit der Trennung Nordamerikas von seinem sogenannten Mutterlande, immer mehr von seinen Vorrechten und seinem Ansehen verloren hat. Eine Untersuchung und Auseinandersetzung, in wie weit er es selbst verschuldet, in wie weit von Seiten derer, die zu Adelserhebungen berechtigt sind, dazu mit beigetragen, weil man an verdienstlose Günstlinge, Maitressen und deren Bastarde Adelsdiplome ertheilt, und in wie weit der Geist der Zeit darauf gewirkt hat, würde zu weit führen. Wer weder zur Fahne des Aristokratismus, noch zu der rothen Mütze des Sansculottismus geschworen hat, sondern mit Unbefangenheit den Adel und seine jetzigen Verhältnisse betrachtet, wird wünschen, daß ein Adel, der sich auf Verdienste gründet, dem Advocaten- oder Juristenadel und dem Geldadel, dem allerwiderwärtigsten und empörendsten, die Wage halte. Der Stolz, von einem Geschlechte abzustammen, wo sich Viele durch glorreiche Thaten, durch ausgezeichnete Talente und Verdienste um die Menschheit oder das Vaterland ausgezeichnet haben, ist doch verzeihlicher, als der Stolz auf eine reiche Erbschaft, die

*) Nicht sowohl unsere vollkommene Uebereinstimmung mit dem, was in der Einleitung des Herrn Einsenders steht, oder mit dem, was ein an einem großen deutschen Hof vielgeltender kleinerer deutscher Fürst in seine Materialien zu einer Adelsordnung verflochten, hat uns vermocht, unseren gegen alles an Politik Anklingende gerichteteten Grundsatz bei der folgenden Mittheilung aus dem Auge zu verlieren, als vielmehr die Curiosität der Sache, denn selten möchte es wohl gelingen, zu einem so authentischen Document zu kommen, und fürstliche Gedanken so ohne Minister- und anderer Leute Umhüllung kennen zu lernen. Aus schuldiger Verehrung vor dem hochverdienten fürstlichen Verfasser enthalten wir uns jeder Einsprache bei einzelnen vielleicht auffälligen Behauptungen.
Anm. d. Red.

das blinde Glück den Vorfahren zugewendet, oder die erknauſert oder erwuchert worden iſt. Wer ſich edler Vorfahren rühmen kann, dem wird es ein Sporn ſeyn, ihnen, ſo viel es möglich, nachzuahmen, um ihrem ruhmwürdigen Namen keine Schande zu machen, wenn man auch nicht ſtreiten will, daß ſich das Gegentheil häufig gezeigt hat und noch häufig zeigt. Wer aber auf nichts ſtolz ſeyn kann, als auf das zweideutige Metall, der wird auch nur in deſſen Beſitz und deſſen Vermehrung ſeine Ehre ſehen, und den Werth jedes Andern nur nach dem ſchätzen, was er in klingender Münze beſitzt. Was kümmert ihn Geiſt und Herz; er kann ja Beide nicht, wie Ducaten, auf die Goldwage legen und erfahren, wie viel As an beiden fehlen, oder wie viel er, gegen Andere, ihnen an Agio zugeſtehen kann.

Dies als Einleitung zu dem Aufſatz, der von einem Manne geſchrieben worden, dem kein Nachtheil aus den jetzigen Verhältniſſen des Adels erwachſen konnte, den man daher in dieſer Hinſicht für einen unparteiiſchen Beurtheiler dieſer Verhältniſſe anſehen kann.

(Materialien zu ergänzenden Beſtimmungen über die Verhältniſſe des Adels.)

Wenn man darüber einig iſt (und das ſetze ich voraus), daß der Adel in einer Monarchie nothwendig iſt, dann kommt es darauf an, ihn zu erhalten und ſeine künftige Exiſtenz zu ſichern.

Nothwendig iſt er in ſofern, als ſeine Beſtimmung dahingeht, durch Geſinnung und Intereſſe dahin zu wirken, daß erhalten werde, was beſteht, und der nothwendige Wechſel der Zeit neu geſtalte, wo es unvermeidlich und nützlich iſt, ohne das Beſtehende zu entwurzeln. — Er muß daher einerſeits auf Ehre und Ruhm, andererſeits auf größeren Grundbeſitz baſirt ſeyn, und dem zufolge wird ſeine Geſinnung im Geiſte ſeiner Beſtimmung erhalten, wenn ihm nur die Carrieren und Geſchäftskreiſe offen ſtehen, welche auf Ehre und Ruhm gegründet ſind; diejenigen ihm dagegen verſagt und verſchloſſen bleiben, welche blos auf Gewinn und Erwerb gegründet ſind, und ſein Intereſſe wird vornämlich im Geiſte ſeiner Beſtimmung erhalten, wenn der Grundſatz, auf welchen er baſirt iſt, unveräußerlich und untheilbar bleiben muß. In unſerer Monarchie ſind die Grundpfeiler, auf welche der Adel baſirt iſt, aber das belebende und erhaltende Princip ſeiner Geſinnungen und ſeines Intereſſes iſt ihm nicht ſtreng genug erhalten worden, und daher iſt ein großer Theil ſeiner Vernichtung ſo nahe, daß ſie nicht abwendbar ſeyn wird. — Sein Fundament und ſein belebendes Princip ſind ihm in ſo weit nicht ſtreng genug erhalten, als ihm:

1) nicht blos die Carrieren und Geſchäftskreiſe offen ſtehen, welche auf Ruhm und Ehre gegründet ſind, ſondern auch die des Erwerbes und Gewinnes, und zwar bis in ihre niedrigſten Abſtufungen, die bei zunehmender Noth und ſteigendem Mangel immer häufig ergriffen und verfolgt werden, und
2) in ſo weit, als ihm Veräußerung und Theilbarkeit ſeines Grundbeſitzes nicht nur erlaubt, ſondern theilweiſe geſetzlich geboten iſt.

(Schluß folgt.)

Neueſtes Leben und Treiben auf unſerem Planeten.

Berlin, den 18. Juli 1836.

(Schluß.)

Sobald ſich hier nur ein fremder Prinz oder ſonſt ein Mann vom hohen Range, den man mit Erfolg in Contribution zu ſetzen vermeint, blicken läßt, wird er mit Bettelbriefen, und mit Geſuchen um Pränumeration auf die Zeitblätter, die von Hungerleidern redigirt werden, beſtürmt. Einen Beweis davon liefert wieder die monatliche Bekanntmachung der Armendirection von den bei ihr eingegangenen Legaten und Geſchenken im Monat Mai. Darunter befinden ſich 18 Thlr. von dem Prinzen Carl von Heſſen und bei Rhein, für an ſolchen zugeſandte Bettelbriefe. Ob ſich darunter auch die Schriftſteller befunden haben, welche ihm entweder ihre gereimten oder ungereimten Brochüren, oder die Herausgeber von Zeitſchriften und Pfennigblättern befunden, hat die Armendirection nicht erwähnt, die überhaupt mit Schonung dieſe bettelnden Brotbriefe Bittſchriften nennt. Es ſteht aber zu vermuthen, in ſo fern Se. Hoheit ſie nicht, als vermeintliche pauvres honteuses, überdies noch mit einem Almoſen abgefunden hat. Am ſchamloſeſten ſind aber die Herzöge von Orleans und Nemours von Bettlern und hungerleidenden Schriftſtellern in Anſpruch genommen worden. Es wäre zu wünſchen, daß ſie öffentlich namentlich genannt würden, zur Ehrenrettung der Schriftſteller, die ſich, ſelbſt wenn ſie mit Nahrungsſorgen zu kämpfen haben, doch nicht ſo herabwürdigen werden, mit ihren literariſchen Arbeiten oder Compilationen hauſiren und betteln zu gehen. Das Betteln auf den Straßen und in den Häuſern iſt von Policei wegen — mit Recht — verboten, und da werden Armenwächter dazu beſoldet, um die Einwohner vor dieſen Zudringlichen zu ſichern. Der Uebertreter dieſes Verbots, wird, wenn er in flagranti delicto ertappt wird, von ſolchen ergriffen und in das Armenhaus geſchleppt, um dort irgend etwas zu arbeiten, was Nutzen hat, damit er dadurch wenigſtens einen Theil ſeines Unterhalts verdienen und unſchädlich gemacht werde. Die Armendirection ſollte allenfalls mit Hilfe der Policei dieſe bettelnden Schriftſteller, wie andere zudringliche Bettler behandeln und in das Armenhaus (vulgo Ochſenkopf genannt) in Sicherheit bringen und ſie zu Beſchäftigungen anhalten laſſen, wozu ſie ſich unſtreitig beſſer eignen, als zur Schriftſtellerei. Auch könnten ſie mit Abſchreiben ſehr gut beſchäftigt werden, da ſie darin, wie ihre Zeitſchriften beweiſen, eine große Fertigkeit beſitzen und es würde dadurch zum Theil der Klage über partiellen Nachdruck geſteuert werden, wenn man auch dieſen Diebſtahl in anderen Zeitſchriften, wo die Redactoren noch nicht zur Kategorie der literariſchen Bettler gehören, dadurch zu umgehen weiß, daß man ſie in dem Gewande einer Recenſion erhält, indem man

über das Buch, an dem man den Raub verübt, ein Paar Zeilen als Einleitung setzt, dann viele Blätter hintereinander größtentheils mit Auszügen aus solchen füllt, und wieder am Schluß einige Worte hinzufügt.

Die französischen Prinzen haben es eben so, wie der Prinz Carl von Hessen und bei Rhein, gemacht, und alle solche Bettelbriefe, ohne sie erst anzusehen, mit einer Summe Geldes, etwa nicht an die Armendirection, sondern an das Polizei-Präsidium geschickt, und dadurch hat es denn schwarz auf weiß einen unwiderleglichen Beweis von jenen unverschämten Classen von Bettlern erhalten, welche sich für Priester des Apoll und der neun Musen ausgeben. Nur Einer von diesen hat das blinde Glück gehabt, daß er nicht das wohlverdiente Loos der Uebrigen getheilt, sondern reichlich beschenkt worden ist. Dagegen hat ein reicher und angesehener Bewohner Berlins, der in einem Anfall von Exaltation, ohne die Absicht eines pecuniären Gewinnes, dem Prinzen eine von den kunstfertigen Händen seiner Töchter verfertigte Klingelschnur, in welcher abwechselnd die dreifarbige Kokarde der Franzosen und die aus Schwarz und Weiß bestehende preußische geschimmert, übersandt, mit einem so verschrobenen Gesuch, daß es nur eine fixe Idee erzeugt haben kann — ob absichtlich, oder zufällig, sey dahingestellt, das malheur gehabt, daß sein Schreiben mit den übrigen Bettelbriefen an die Polizeibehörde geschickt worden ist. Diese hat von den excentrischen Inhalt keine Notiz genommen, wohl aber dem Verfasser von dem zur Vertheilung erhaltenen Geldern drei Thaler, als auf seinen Antheil kommend, zustellen lassen. Uebrigens ist es ein sehr achtbarer Mann, dem dies begegnet, und abgesehen von einer krankhaften Exaltation, besitzt er viele schätzbare Eigenschaften des Herzens und des Kopfes, und es ist zu bedauern, daß er durch solchen unüberlegten Mißgriff sich zum Stadtgespräch gemacht hat.

Endlich beginnt man nun auch an dem Ausbau des einen Flügels des Universitätsgebäudes, das, — wie ich schon vor langer Zeit erwähnt — zur Verhütung vor Gefahr, längst einer großen Reparatur bedurfte; dagegen ist an dem Neubau der königlichen Bibliothek und von einer Statue Friedrich des Großen — so bestimmt dies auch der Correspondent im Morgenblatte versichert, der sehr oft Dinge erwähnt, die nicht sind, — noch jetzt nicht zu denken.

Auf dem Platz am Salzhof beabsichtigt man ein Gebäude zu errichten, was zum Gefängnisse derjenigen dienen soll, welche Schulden halber zum Personalarrest verurtheilt worden sind, weil sich deren Zahl so vermehrt, daß die bisherigen Schuldgefängnisse dazu nicht Raum genug haben. Wenn die Einrichtung der Schiedsmänner hier eben so wohlthätig wirkte, wie in den Provinzen, so sollte man meinen, daß man die Kosten zur Erbauung eines solchen Gefängnisses ersparen könnte; indeß hat man zeither von ihren Leistungen nichts gehört, weßhalb man wohl annehmen kann, daß bis jetzt ihr Nutzen = 0 gewesen seyn wird.

Die Sentenz über die Schwindlerin Wilken, die jetzt längst vergessen, ist bereits gefällt, sie ist zu 12 Jahr Zuchthausstrafe verurtheilt und vor einigen Tagen bereits nach Spandau abgeführt worden.

Aus Quedlinburg.

Herr Professor Schweigger-Seidel zu Halle hat in seinem eigenen Journale, dem neuen Jahrbuche für Chemie und Physik, seine eigene Schrift über Runkelrübenzuckerfabrication, selbsteigen recensirt, und, wie sich unter solchen Voraussetzungen sicher erwarten ließ, gefunden, daß diese Schrift einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abhelfe, den Gegenstand ganz erschöpfe und für wenige Groschen alle anderen Schriften und sonstige Wege, sich über diese Fabrication zu praktischen Zwecken genügend zu unterrichten, überflüssig mache. So natürlich es nun auch ist, daß ein, in Deutschland mit Recht berühmter Gelehrter, wie Hr. Professor Schweigger-Seidel in Halle, seiner Schrift über einen wichtigen Gegenstand selbst eine solche Wichtigkeit beimißt, und so wenig wir darüber mit ihm rechten mögen, so berührt es den Unparteiischen doch doppelt unangenehm, wenn ein solcher Mann auf eine kleinliche, hämische Weise über eine Erfindung von Männern sich ereifert, die doch mit ihm, wenn auch auf einem andern Wege, nach einem Ziele strebten, deren Erfindung aber durch, aus von ihm nicht beurtheilt werden kann, da nur das Was, nicht aber das Wie der Sache ihm bekannt ist. Wenn Hr. Prof. Schweigger-Seidel jedes Geheimthun mit Erfindungen unrecht findet, so mag er auch über das verkäufliche Geheimthun der Runkelrübenzuckerfabrikation der Herren Zier, Hanewald und Arnoldi ruhig sein Urtheil fällen; wenn er aber in Betreff des letzteren Gegenstandes von Verlockungen, durch großsprecherische Ausbietung zweideutiger Geheimnisse spricht, so zeigt er zum Wenigsten, daß er die Publicationen der genannten Männer nicht gelesen oder aber falsch verstanden habe. Das Vortheilhafte der Zier'schen Fabricationsweise ist nur in einfachen, die Sache darstellenden Worten ausgesprochen und für die Wahrheit derselben schon durch Hrn. Arnoldi allein eine Bürgschaft geleistet worden, durch welche sie jeder Zweideutigkeit überhoben wird. Der selige G. Hanewald war sicherlich nichts weniger als ein Schwindler, wie sich Jeder leicht überzeugte, der sein, für Quedlinburg in so mannichfacher Weise segensreiches Wirken, welches ihn einem Nathusius zur Seite stellte, zu beobachten Gelegenheit fand oder finden wollte; er würde gewiß keinem untüchtigen, ungenügsamen Unternehmen die Hand geboten und sich am allerwenigsten bewegen lassen haben, dasselbe auf dem, von ihm und den Herren Zier und Arnoldi eingeschlagenen Wege zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Ueber das Wesen und das Genügende der in Rede stehenden Erfindung kann aber Jemand, und wäre dies auch der berühmte Professor Schweigger-Seidel, nur dann erst irgend ein Urtheil fällen, wenn er dasselbe — kennt! — Das gewonnene Fabricat spricht so sehr dafür, daß jedes müssige Geschwätz dagegen immer das bleibt, was es ist — ein müssiges, meist dem Neide entsprungenes Geschwätz. L.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 173. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 20. Juli. 1836.

Der Schatzgräber.

(Von Fitzinger.)

Zur späten Nacht, in dem Straßenmeer
Von Paris, wandelt düster ein Chiffonnier,
Sein feuchtes Auge kündet das Weh'
Der tiefen Brust, die athmet so schwer. —
Hell leuchtet die Zinne vom Pantheon
Im Strahle der Sichel am Firmament,
Mit schwarzen Schatten dräut' Notre Dame
Von fern herüber als wie zum Hohn
Dem Armen, der Freundin die Nacht nur nennt,
Die stille Gefährtin von seinem Gram. —
„O seht, noch mehr als die Kuppel dort
Erglänzt es von Kerzen, auf Leuchtern von Gold
Durch diese Fenster, von Taff't umflort,
In Champagner ersäuft sich der Trunkenbold,
Cotine, der Rentier, der mit falschem Wort
Meine kleine Habe davongeholt! —
Will suchen im Abwurf von seinem Glück,
Den hier an die Treppe man hingeleert,
Ob etwa nicht irgend ein kleines Stück
Von meinem Eigen mir wiederkehrt."
Er stört in den Schalen von edler Frucht,
In Egergehäusen und Knochen und sucht,
Und spähet und suchet mit nassem Blick, —
Vergebens, der Hügel ist unfruchtbar,
Nichts bietet die traurige Stätte ihm dar.
Und weiter geht's über den Pont des Arts
Durch schweigende Straßen zum Boulevard,
Nach hundert Stellen, doch keine beut
Einen Fund (er ersehnt' ihn so lang!) ihm dar!
Seinen Fuß hält gefesselt die Müdigkeit.
Auf den ekeln Kehricht wirft er sich hin,
Wiegt bitter lächelnd und sinnend das Haupt:
„Wohl ruht jetzt auf anderem Pfühle Cotine,
Der freche Schurke, der mich beraubt!"
D'rauf richt't er sich auf, und wühlt und gräbt, —
Hilf Himmel! Ein Leichnam ist's, nackt und kalt,
Was er hervor aus dem Schmutze hebt!
Und bei des Mondes bleichem Lichte
Erscheinen die Züge vom todten Gesichte,
Und schaudernd erkennt er die Jammergestalt —
Der Leib ist blutig, das Haar zerzauf't,
Cotine ist's, erschlagen von Räuberfaust.

Uebersicht der neuesten böhmischen belletristischen Literatur.

(Fortsetzung.)

So weit über die Zeitschriften; ich will nun zu den für sich bestehenden im Verlaufe des laufenden Jahres erschienenen belletristischen Schriften übergehen. Die »Bibliothek der unterhaltenden Lectüre« (Bibliotheka zabawneho ctenj), herausgegeben von Jak. Maly, enthält Novellenübersetzungen, größtentheils aus dem Englischen, vor kurzer Zeit die »Leone Leoni,« aus dem Französischen. Der »Strauß« (Kytka), ein Liederalmanach, herausgegeben von Dr. Chmelensky, ist eine gewöhnliche Liedersammlung.

»Gedichte« von Adalb. Negedly. Dieselben sind vor vielleicht 30 Jahren geschrieben und gehören auch ganz jener Zeit an.

»Bohuslaw's von Lobkowic Schriften,« übersetzt von Winaricky sind eine gelungene Uebersetzung. Die »Gedichte« von Rab zeugen von vieler Phantasie und vielem Gefühl, erinnern aber durch ihre Art zu sehr an Salis und Matthisson. Wenn ich Kolar mit einem Aare vergleiche, so möchte ich Rab mit einer Nachtigall vergleichen, die in dem Gebüsche einer zerstörten Ritterburg oder verfallenen Abtei über die Vergänglichkeit des Irdischen und die Untreue des Liebchens zu klagen scheint.

»Früchte der Preßburger böhmisch-slavischen Gesellschaft (Plody zboru uccncu reci cesko slowanske Presporskeho).« Schon in früherer Zeit wurden in Ungarn von der slavischen Jugend Gesellschaften gebildet, in der Absicht, ihre slavische Muttersprache gegen die Bestrebungen der — Alles magyarisirenden — Ungarn aufrecht zu erhalten. Was die in Ungarn wohnenden Slaven von den Magyaren zu leiden, gegen welche Bedrückungen sie anzukämpfen hatten, das zu zeigen, ist nicht der Zweck dieser Abhandlung, jedoch mußte dieses zur Entschuldigung erwähnt werden, daß eine durch mehrere Jahre bestehende Gesellschaft erst jetzt ihre Wirksamkeit öffentlich äußert. Die von ihr herausgegebene, vorerwähnte Schrift muß daher, was in der Vorrede zu derselben ausdrücklich verlangt wird, als ein bloßer Versuch der slavischen Jugend in Ungarn angesehen werden; und von diesem Standpuncte aus betrachtet, enthält sie unter manchen gelungenen viele Artikel, die zu schönen Hoffnungen berechtigen. Die in derselben enthaltenen Aufsätze sind größern Theils lyrische Gedichte von Babylon, Chalupka, Czochius, Groszmann, Hodza, Hroz, Klimacek, Krnuch, Lichardus, Marothy, Ollik, Stur (Drahotjn und Ludewjt), Swehla, Wanko und Wysnj.

Außerdem sind einige Uebersetzungen erschienen, die füglich — nicht blos in dieser Abhandlung — ausbleiben konnten.

Alle die erwähnten Schriften hatten kaum mehr, als Unterhaltung, und zugleich die Bildung und Verbreitung der böhmischen Sprache zum Zwecke; ganz anders müssen aber die »Gedichte« des Fr. Mathaeus Klacel, herausgegeben in Brünn, und das romantische Gedicht »Mag,« von K. Ignaz Macha, herausgegeben in Prag, beurtheilt werden. Beide haben mit einander den Zweck, den Tadel der ältern Schriftsteller, und das gemein, daß sie gleich bei ihrem Erscheinen ungemeines Aufsehen erregt und ungewöhnlichen Absatz gefunden haben; in allem Uebrigen aber sind sie von einander wesentlich verschieden. Und diese beiden Schriften will ich etwas ausführlicher beurtheilen.

Beide Dichter sehen die Demoralisation ihrer Zeit, mit demselben schmerzlichen Gefühl, mit demselben Wunsche, sie abzuwenden, auch in ihrer Nation um sich greifen; doch wie verschieden sind die Mittel, die sie zu Erreichung ihres Zweckes anwenden! Während Klacel mit glühenden Worten kämpft, streitet Macha mit noch glühenderen Gefühlen für dieselbe Sache; während jener die übersinnlichen Interessen anregt, berührt dieser nur immer die sinnlichen; wenn jener die Unsterblichkeit beweist und aus derselben die Nothwendigkeit einer Lebensreform folgert, beweist dieser die Sterblichkeit des Menschen, und zieht aus diesem Beweise dieselben Schlüsse; kurz — während Klacel überall die Vernunft und die Religion als die tauglichsten Waffen betrachtet, gibt Macha der Phantasie und den Gefühlen überwiegenden Vorzug, und hält diese Waffen unserer Zeit weit angemessener, in der Meinnng, daß dasselbe, wodurch das Uebel bereitet worden, auch zur Abwendung des Uebels am tauglichsten angeordnet werden könne. Man merkt es, daß Hr. Macha ein Schüler des Philosophen Lichtenfels ist, denn dieser stellt obige Definition in seinen Schriften auf.

Da nun Klacel mit Vernunftideen, Macha mit Gefühlen gegen das Verderbniß ankämpft; die Idee aber ein klares Gefühl, das Gefühl eine dunkle Idee ist, so ist auch überall in jedem einzelnen Gedichte Klacel's die Idee mit klaren Worten ausgedrückt, während in dem Gedichte Macha's die Idee, immer nur in einem schauerlichen Helldunkel erscheinend, ihre Wirkung auf die Phantasie und daher auf das Gefühl um so kräftiger äußert, und nirgend in Worten, sondern nur aus dem Ganzen, aus der Handlung selbst, hervorleuchtet; was auch bei den phantasie- und gefühllosen älteren Schriftstellern den Gedanken veranlassen mochte, als ob in diesem Gedichte gar keine Idee vorhanden wäre.

Die Gedichte Klacel's sind mit einem furchtbaren aber auch fruchtbaren Gewitter zu vergleichen, das, von den Höhen der Gebirge niederbrausend, die Bösen in Furcht setzt, den Guten aber Hoffnung bringt. Seine Oden peitschen theils den Bösen, wie Furien mit Schlangenhieben, theils rufen sie den Bessern zu, im Guten zu verharren, sie auf den Lohn eines künftigen Lebens verweisend. Als Beispiel seiner Darstellungsweise, will ich hier einige Bruchstücke aus seinen Oden anführen.

Ode XXXI.

Wer fest glaubt, ungetrübten Gefühls,
Der Geist sey ewig, wenn auch der Leib zerstiebt;
Den schrecket nichts, nicht die Vernichtung,
Nicht des erzürnten Tyrannen Drohung.

Ode XXXVI. (Stimmen aus dem Blanik.)*)

Horcht, der Trompete Ruf!
Dränget euch, drängt aus dem Felsen euch,
Wer ein Slave will seyn, schnell schließ' er sich an,
Ew'ge Schande dem, der zögert.

Steht, stellt in Reihen euch!
„Cechia!" unsere Losung.
Still, es nahet der Feind; Brüder, nun schweiget still,
Stille Rache ist stets die glüh'ndste.

Vorwärts! auf den Löwen Acht!
Schrecken dem Sclavenheer!
Stirb, stirb! Nieder mit ihm! Cechia, Cechia!
Das Dir! — Gott sey gnädig Dir! tödt' ihn!

Dagegen läßt sich die Dichtungsweise des Ignaz Macha wohl am besten mit einem einfachen, in einer schönen Landschaft hervorragenden Kreuze vergleichen, welches das Vorhandenseyn eines düstern

*) Der Blanik, ein Berg einige Stunden von Prag, worin die böhmische Volkssage, ähnlich der deutschen vom eingeschlossenen Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, 500 Ritter schlummern läßt, die einst, wenn Böhmen in seiner höchsten Noth seyn wird, hervorbrechen, sich an die Spitze stellen, und das Land befreien werden.

Begräbnißplatzes andeutet; er scheint sich in der lebendigsten Darstellung der Schreckniſſe des Todes und der Vernichtung zu gefallen, und von dem Grundsatze auszugehen, daß dadurch der Mensch zu der Erkenntniß seines wahren Unglücks gelangen, und daß zwar der Böse unglücklich, nie aber der wahrhaft Unglückliche böse werden könne.

Die Tendenz seines vorerwähnten Gedichtes »Mag« ist, die stille und hehre Liebe, die sich in der Natur kund gibt, im Gegensatze zu der wilden sinnlichen Liebe des Menschen darzustellen, und zu zeigen, daß jene zu neuem Leben, diese zur Vernichtung führt. Eine tiefe, schmerzliche Ironie geht durch das ganze Gedicht, und die größte Schönheit desselben liegt in einer poetisch-getreuen Gefühls- und Landschaftenschilderung, so wie in der oft Entsetzen erregenden Lebendigkeit der Gegensätze.

(Schluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Abenteuer und Erlebnisse auf meiner jüngsten Reise nach St. Petersburg und Zusammentreffen mit allerlei interesanten Gegenständen und Personen *).

Ich will nun fort, hinaus in's Meer!
Das ist so einsam, wild und leer.
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeschminktes ew'ges Grab.
Dort zwischen Wogen, zwischen Winden
Soll mir der kleine Kummer schwinden.
„Faust" von Nicol. Lenau.

Reval, Mitte Juni.

„Lange schon, wertheſter Freund, wollte ich Ihnen von meiner Reise nach Reval und von meinem Aufenthalt daselbst Einiges mitzutheilen. Da es so spät kommt, so haben Sie wenigstens den Vortheil, eine Uebersicht unseres baltischen Sommers, der leider nur zu bald entschwindet, zu erhalten.

Es begab sich — so fangen große Erzähler an — es begab sich, daß ein Engländer, Herr Bried, der von 1817 bis 1827 das Privilegium des Dampfschiffes zwischen Petersburg und Kronstadt erhalten, ein geräumiges Dampfboot ausrüstete, um die Leute während der Sommerzeit von Petersburg nach Reval und von Reval nach Petersburg mit Dampf fortzubringen. Er versprach, bei nicht völlig ungünstigem Winde, die Fahrt von ungefähr funfzig deutschen Meilen binnen vier und zwanzig Stunden zurück zu legen. Muthig gab er den zagenden Petersburgern sich und seine Familie zum Beispiel, und eine ziemlich glückliche, obgleich beinahe zwei Tage dauernde Hinfahrt befestigte bei mir den Entschluß, eine dieser Reisen selbst mitzuwagen. Dabei muß ich erwähnen, daß das Seebad in Reval jetzt so stark bei den Petersburgern in der Mode ist, daß es bald zum guten Ton geworden ist, sagen zu können: „Auch ich bin in Katharinenthal gewesen!" —

Am zweiten Juni segelte, bei ziemlich gutem Winde, das Dampfboot zum sechszigsten Male ab, und trug auf seinem stolzen Delphinenrücken siebenzig Passagiere, unter denen ich selbst der neun und sechzigste war (sich ganz zuletzt zu stellen, wäre übergroße Bescheidenheit!). Jeder der Septuaginta war für die übrigen respectiven Neunundsechzig ein Bibelübersetzer ihrer nicht Schrift- sondern Gesichtszüge und ein Lavater ihrer Physiognomieen, in denen er studirte, wer wohl am ersten von der Seekrankheit etwas verspüren würde. Wunderbar gruppirte sich die kleine Welt durch alle Stufen des Alters, vom Greise bis zum Fast-Säugling herab, der Ungeborenen gar nicht zu gedenken. Der Himmel war Anfangs heiter und das Menschengeschlecht unter und über dem Wasser ebenfalls. Die frische Seeluft erregte bald Appetit, und flugs wurden an allen Ecken fliegende Frühstücke aufgeschlagen, über welche, wie über fliegende Brücken, siegende Heere in die Festung des Magens einzogen, ohne zu bedenken, wie schnell das Kriegsglück sich wendet, und daß Magen und Festungen sich plötzlich — übergeben. Wir naheten Kronstadt — ein schöner Anblick, eine Stadt mitten aus den Wellen auftauchen zu sehen, rings umgeben von tausend in die Wolken starrenden Masten. — Die große russische Flotte, seegelfertig dem Befehl zum Aufbruch nach dem Mittelmeere entgegenharrend, war in einer majestätischen Linie aufgestellt. — Zugleich nahmen von der Höhe bei Kronstadt die Wellen sichtlich zu, wegen des Einflusses der Newa in den finnischen Meerbusen; auch ohne Seecompaß hätten wir diesen Eintritt auf dem Dampfboote wahrgenommen; denn im Nu lag hier eine Dame in Ohnmacht, und kaum hatten Hofmann's Tropfen, intra et extra applicirt, ihr die Lebensgeister etwas angefrischt, so sank dort eine ditto (aber keine Dido!) durch die Trennung von ihrem Freunde, der sie nur bis Kronstadt begleitet hatte, tiefgerührt in halb bekannte, halb fremde Arme, und ich, damals Ganz-Fremder, eilte, statt in die Arme, sie wenigstens, da ich sehr kalt war, mit einem aus wohlgemeinter Absicht an Bord genommenen Pelzmantel zu umschlingen. Bald ward aus diesem kleinen Anfang ein völliges Feldhospital auf dem Verdeck, wo man aus dem verschiedenen Mienenspiel und der besorgten Pflege der sich selbst anstellenden Krankenwärter die Thermometergrade näherer oder entfernterer Verhältnisse der activorum oder passivorum mit ziemlicher Gewißheit bestimmen konnte. Es waren unerhörte Genüsse für den Menschenkenner hier zu schöpfen. Eine kleine Reiseapotheke setzte mich in den Stand, der leidenden Menschheit wenigstens einige Hilfe zu gewähren, und so wandelte ich links und rechts, wie Achilles, wo das Schlachtgetümmel am ärgsten war. —

Trotz alledem hielt sich die männliche Besatzung des Schif-

*) Aus dem Tagebuche eines merkwürdigen perpetuum mobile in Gestalt eines unruhvollen Menschen und geistreichen humoristischen Schriftstellers.

Anmerk. d. Red.

fes noch recht gut; nur Einer oder der Andere schlich sich unter der Hand vom Verdeck ein Weilchen fort und entschuldigte die Lilienwangen, mit denen er bald zurückkehrte, mit dem immer stärker werdenden Nordwestwind. Wolken thürmten sich indeß über Wolken, und endlich brach gar ein starker Regenguß los. Was noch gangbar war, rettete sich in die Cajüte, von wo aber, da dort das Seeübel stets zunimmt, unterweilen bleiche Angesichter herausschauten, um über die Lehnung des Verdecks dem beengten Herzen etwas Luft zu machen. Unglück, im Verein empfunden, macht schnell vertraut, und so kannte nach einer Stunde Regen und Sturm unsere Schiffsgemeinde sich besser, als manche Dorfgemeinde in dem Schiff ihrer Kirche. Die Wolken hatten sich endlich ihrer Vorräthe entledigt, aber Herr Blasius hauchte noch immer recht unbescheiden uns mit eiskaltem aus vollen Backen geblasenenen Windzuge an. Und welche Verwüstungen hatten nicht diese zwei Elemente bereits angerichtet — rings bleiche langgezogene Mienen, starrende Augen, bläuliche Lippen — kein Blutstropfen zu finden in einem Angesicht! —

Da der mit Regen gemischte Wind und die Arme einiger Seladone, die mit Regenschirmen ihre hingesunkenen Schönen überschatteten, zu ermüden begannen, so wurden künstliche Zelte aufgeschlagen, indem man große Stücke Wachsleinewand zwischen dem Tauwerk befestigte und so für die schwersten Patienten Ruheplätze bereitete. Das Ganze nahm sich ungefähr so aus, wie ein Zigeunerlager, dergleichen ich auf der Krimm und in Bessarabien gesehen. Ein neuer Regenguß bewirkte, daß die nicht mit Wachstuch Umhüllten in einer bunten Cascade vom Verdeck in die Cajüte hinunterflüchteten — ein herrlicher Rheinfall, der auch mich in seinen Strudel mit hinabschlang, um mir dort unten die Bewegungen einer ächten ogygischen Erdumwälzung zu versinnlichen. Troja fiel nach zehnjähriger Belagerung — auch ich unterlag (!!). Ich stürzte mich in das Ungestüm des Wetters, zum Glück ohne Kopfbedeckung, da mir diese, wie einst Geßler's Wachen dem Tell thaten, die Wuth des Windes gar bald vom Haupte gerissen haben würde. Ich lehnte mich an die Brustwehr, und wehrte meiner Brust nicht, sich zu erleichtern, und da der Mensch sich fast bei Allem etwas denkt, so überlegte ich, wie diese Dampfschifffahrt, der vermehrten Nahrung für die Fische wegen, dieselbe bald in weit größerer Menge herbeilocken, und somit den Fischfang im Finnischen Meerbusen weit ergiebiger machen werde. Fürwahr der Mund wässerte mir (anderer Wasser gar nicht zu gedenken!) bei dem Gedanken an einen finnischen Hering, welcher bei seinen Lebzeiten sich, so zu sagen, von unserm Fleisch und Blut von einer Sardelle bis zum Häring hinaufgefressen. — Mittlerweile hauchte das Schattenbild eines Mägdleins an mir vorüber. Ich hatte gerade noch Zeit, sie unter den Arm zu fassen, um ihr goldiges Lockenhaupt zu unterstützen — sie kämpfte einen muthigen Seekampf, und sank dann in meine hebelartig vorgeschobenen Arme, schloß indem sie mir mit sterbender Stimme zuflüsterte: „Ah! Monsieur, comme je vous incommode!“ die Augen, und ging mit ihrem Haupte an meine Achselhöhe, welche sie für das Cap de bonne esperance ansehen mochte, vor Anker. Ich war von dieser Scene fast so sehr angegriffen, als sie, und hatte nur noch so viel Kraft, in sehr spitzen Winkeln einige Recognoscirungsblicke auf meine terra incognita zu werfen. Das arme Kind war, wie ich nachher erfuhr, im eigentlichen Sinne ein verlassenes Eiland. Selbigen Morgen hatte man sie aus einem Petersburger Kloster, das sie seit dem sechsten Jahre erzogen, hinausgesendet. Standhaft verharrte ich in der Qualität eines Armstuhls oder Kopfkissens, bis einige mitleidige Seelen ihr unter dem Palmenhain der Wachsleinewand ein Plätzchen eingeräumt hatten, wohin ich sie dann sanft mehr trug, als führte, und während ihr dankbarer Blick sonnenwarm auf meinen starren, regennassen Händen zitterte, und sich dann wieder hinter umwölkende Augenlider zurückzog, sie niederlegte. Ein zweiter Regenstrom brach herein. Ich traute jedoch diesmal meinem kopfumdrehenden Schwindel nicht, sondern blieb an der untersten Stufe der Cajütentreppe stehen. Eine Dame gesellte sich zu mir, die mir wegen ihrer sorgfältig gewählten Toilette längst aufgefallen war. Die Unterhaltung knüpfte sich schnell an. Leicht war der Uebergang von Sturm und Regen auf die Gewitterwolken und Orcane des Lebens gemacht. „Ach!“ seufzte sie, „ich hoffe in diesem Leben nichts mehr; der Glaube an Liebe und Freundschaft ist längst bei mir untergegangen.“ — Diese elegische Sprache spannte meine Neugier. Ich suchte sie mit der Welt zu versöhnen, auf deren Huldigungen sie ja noch vollkommene Ansprüche machen könnte. — „Nein!“ sagte sie, „ich habe meine jetzige Ruhe zu schwer erkauft durch die Trennung von meinem Mann, dem ich meine schönsten Jahre geopfert; jetzt will ich meinem Herzen keine Wunde mehr schlagen; alles neue Anschließen führt zu neuem Losreißen.“ — Ein neuer Hilferuf, zu einer ohnmächtigen Dame, trennte mich von dieser resignirten Dulderin, deren rosabebänderte Spitzenhaube, mit einem bebuschten Federhut beschattet, nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Dornenkrone zeigte. Ich melde Ihnen, als zweiter Lichtenberg, nichts weiter von dieser Dame, als daß sie, eine P*** von Geburt, lange im Süden Rußlands, selbst in Asien und der Türkei eine Zeit lang gelebt, und das schwarze Meer so oft beschifft hatte, daß sie die Einzige war, welche vom Seeübel unangefochten blieb, dessen sie auch durch die That sich möglichst zu rühmen bestrebte: maßen sie mitten unter uns Leidenden alles Alters und Geschlechts, dem der Gedanke an Speise schon bergaufsteigende Haare, Gänsehaut und Rückenmarksgerieſle verursachte, geschweige das Schauen einer Mahlzeit, ihren Früh-, Mittags- und Abendtisch aufschlug, bei jeder neuankommenden Portion sich beklagte, daß es so wenig sey, und circa 5—6 Gerichte in einer ganzen Flasche Wein schwimmen ließ. Ihre übrigen Mußestunden brachte sie damit zu, täglich dreimal andere Toilette zu machen. — Doch genug von ihr. Jetzt, da ich wieder bei frischem Appetite bin, vergebe ich ihr. —

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 174. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 21. Juli. **1836.**

Uebersicht der neuesten böhmischen belletristischen Literatur.

(Schluß.)

Das folgende Bruchstück — obwohl es in seiner Art unnachahmlich und wegen der Kürze und Kraft der Sprache unübersetzlich ist — ist hier als Beispiel der Darstellungsweise des Dichters ausgewählt, sowohl, weil es ein für sich bestehendes Bild gibt, als auch die ganze Dichtungsweise charakterisirt. Es ist das erste Intermezzo zwischen der zweiten und dritten Abtheilung des Gedichtes, worin die Schatten der Hingerichteten in der Mitternacht vor der Hinrichtung das Rad für den Hinzurichtenden bereiten.

Intermezzo I.

(Eine Gegend.)

(Mitternacht.)

In weiten Ebenen schlummert des Mondes Schein,
Ringsum der Berge Nacht, im See der Sterne Reih'n;
Ueber dem See ein sanfter Hügel steht,
Auf dem ein Pfahl, mit dem das Rad sich hebt,
Und über diesem hoch ein weißer Schädel schwebt,
Und um das Rad herum der Geistenreigen weht.

Chor der Schatten.

Still ist die Mitternacht, und blaue Flämmchen ziehn
Ueber des Kirchhofes niedrige Hügel hin.
Es leuchtet matt ihr bläulich todtes Licht
In's eingefallene erblaßte Angesicht
Des Letztbegrabenen, der durch die lange Nacht
An's Kreuz, das seinen Hügel krönt,
Mit halbem Leibe hingelehnt,
Der andern Todten Schlaf bewacht.
Im Zenith grau die Wolke ruht,
Auf ihr der Mond, deß fahle Gluth
Aus dem gebroch'nen todten Blick
Des blassen Wächters strahlt zurück;
Des off'nen Mundes Zähne-Reih'n,
Glüh'n weißer noch im Mondenschein.

Eine Stimme.

'S ist Mitternacht! — Nun ist es Zeit,
Auf, auf! — Auf, auf! und rasch euch rührt,
Der Pfahl sey rein, das Rad bereit,
Denn schon am frühen Morgen wird
Der Wälder Herr hier eingeführt.

Chor der Schatten

(den Schädel herabnehmend).

Heraus aus deinem todten Kreis,
Das Leben nimm, die Stimme dein!
Sey unter uns, sey uns gegrüßt,
Lang warst du hier so ganz allein,
Ein And'rer nimmt den Platz nun ein.

Der Schädel

(im Kreise sich drehend).

Was faßt die Glieder für ein Streben?
Sie wollen wieder Eines seyn!
Was für ein Drängen — scheußlich Weben?
Mein neuer Traum! — Mein neues Leben!

Eine Stimme.

Es ist bereit! Hört mein Verlangen.
Eh' morgen Mitternacht ersteht,
Hat uns der Wind schon hergeweht,
Und sein Begräbniß wird begangen.

Chor der Schatten.

Wir sind bereit! Auf dein Verlangen
Eh' morgen Mitternacht ersteht,
Hat uns der Wind schon hergeweht,
Und sein Begräbniß wird begangen.

Eine Stimme.

Um Mitternacht wird es begangen,
Wenn im Zenith der Mond steht; und
Was Jeder gibt, macht nun mir kund.

Der Galgen und das Rad.

Des Todten Sarg, ich will es seyn;

Die Frösche aus dem Sumpfe.

Und wir den Leichensang ihm singen.

Der Wind über den See.

Der Wind wird die Posaunen bringen;

Der Mond im Zenith.
Und ich mein weißes Bahrtuch leih'n.
Der Nebel.
Ich will rings Trauerflöre weben;
Die Nacht.
Trauergewänder ich besorgen;
Die Berge ringsum.
Flor und Gewand sollt uns ihr geben;
Der Thau.
Und ich will euch die Thränen borgen.
Die Haide.
Ich will ein lieblich Rauchwerk zünden;
Die Wolke aus den Bergen steigend.
Den Sarg besprengen soll mein Regen;
Von den Bäumen herabwehende Blüthen.
Wir werden welke Kränze winden;
Ein leiser Windhauch.
Und ich will auf den Sarg sie legen.
Johanniswürmchen.
Wir werden kleine Lichter haben;
Sturm aus der Tiefe.
Ich meiner Glocken Stimmen wecken;
Der Maulwurf.
Ich will indeß das Grab ihm graben;
Die Zeit.
Ich mit Vergessenheit es decken.
Die Sterne.
Grufflampen gibt dann unser Strahl;
Eine Schaar Nachtvögel über die Mondscheibe fliegend.
Die Gäste wir — er's Leichenmahl.
Eine Stimme.
Auch sein Begräbniß ist bereitet.
Blaß, blaß des Mondes Strahl sich bricht,
Der über ferne Sterne gleitet.
'S ist Morgenlicht! 'S ist Morgenlicht!
Chor der Schatten.
'S ist Morgenlicht! 'S ist Morgenlicht!
(sie verschwinden).

Das sind die belletristischen Schriften, die im Verlaufe des ersten Viertels des Jahres 1836 im Bereiche der cechischen Literatur entstanden; versprochen sind: ein Roman von **Macha**, ein Almanach von **Tyl**, ein Roman von **Tyl**, Gedichte von **K. Sabinsky** und ein Almanach von **Tupy** und **Wratko**.

Nächstens vielleicht über die aus den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern in dieser Zeit erschienenen Schriften.

Von dem so eben in Ungarn erschienenen ersten Heft der böhmisch-slavischen Zeitschrift »Hronka« und dem eben dort erschienenen böhmisch-slavischen Almanach »Zora« konnte wegen der Kürze der Zeit nichts weiter erwähnt werden, als daß die Zeitschrift »Hronka« eine der besten Zeitschriften zu werden verspricht.

Sollte, wie es zu erwarten steht, das deutsche Publicum an dem Aufstreben der cechischen jungen Literatur Antheil nehmen, so wird es uns eine heilige Pflicht seyn — den Nachbarstaaten von unserm Streben getreue Rechenschaft zu geben. Wir hoffen, daß das deutsche Publicum uns seine Theilnahme nicht versagen werde.

Fürstliche Bestimmungen über die Verhältnisse des Adels.

(Schluß.)

Die Theilbarkeit — in gleiche Erbportionen — zieht einerseits die Veräußerung als nothwendige Folge nach sich, welche, den Grund und Boden zur beweglichen Waare machend, alle geschichtlichen Erinnerungen und den damit verbundenen religiösen Trieb der Erhaltung des Bestehenden tilgt, und Speculationsgeist auf Gewinn und Verlust an die Stelle setzt.

Andrerseits zieht die Theilbarkeit durch die sich vermindernden Erbportionen das Schwinden der großen Besitzthümer, das Verarmen, nach sich, und dieses führt endlich zur Aufsuchung des Erwerbes, selbst der niedrigsten Gattungen desselben, blos um die Subsistenz fristen zu können.

Soll daher in unserer Monarchie ferner ein Adel bestehen, so muß dahin gewirkt werden, daß durch Wiederherstellung dieser Grundpfeiler des Adels

1) der geringe Theil des bisherigen Adels, der noch besteht, erhalten werde, und
2) daß ein neuer Adel sich aus denen bilden möge, welche ihren Gewinn dazu verwenden, den größern Grundbesitz des Adels (der Rittergüter) käuflich an sich zu bringen.

I.

Zur Erhaltung des noch bestehenden Theils des bisherigen Adels würden folgende Anordnungen wirksam seyn.

1) Der Adelige, welcher eine auf Erwerb und Gewinn berechnete Carriere ergreift, welche mit den alten Bestimmungen des Landrechts über das dem Adel zur Laufbahn geöffnete Feld nicht übereinstimmt, muß seinen Adel ablegen. Derselbe ruht während der Zeit, so daß, wenn dieser Adelige jenes Gewerbe wieder verläßt, und in die seinem Stande bestimmte Carriere wirklich wieder zurückgetreten ist, er sich seiner adeligen Rechte und Bezeichungen, ohne neue Verleihung auf bloße Allerhöchste Bewilligung wieder bedienen darf, jedoch erst nach Verlauf einer näher zu bestimmenden Zeit. Eben so ist der Adel für seine Kinder nicht verloren, sondern ruht in

eben der Art und unter gleichen Bedingungen, wie der des Vaters.

2) Die Güter des noch bestehenden Adels müssen durch Verwandlung in Majorate und durch Fidei-Commiß-Stiftungen möglichst unveräußerlich und untheilbar gemacht werden. Der Errichtung derselben muß durch erleichternde gesetzliche Bestimmungen zu Hilfe gekommen, und durch diese sowohl, als durch Vorschüsse (in so weit dieß möglich ist) den zur Fidei-Commiß-Stiftung erforderliche Theil des Vermögens schuldenfrei und disponible gemacht werden. In jeder Provinz müßte unter Garantie und selbst unter Beihilfe des Staats denjenigen adeligen Familien, welche Fidei-Commiß und Majorate errichten, die Function einer Stiftung gestattet werden, welche den noch gebornen Söhnen und Familiengliedern, welche nicht Fidei-Commiß-Erben sind, eine lebenslängliche Jahresrente gewährten, nach Art der frühern Ordens- und Domstiftungen. Die Hilfe des Staats hierbei könnte aber darin bestehen, daß in der Stiftung jeder Provinz einige Stellen durch den Staat fundirt würden.

Anmerk. Diese blos für den Adel der Provinz bestimmten Stiftungen sind nicht zu verwechseln mit den königl. Stiftungen (eben im Sinne des Johanniter-Ordens), welche dazu bestimmt wären, verdienten Staatsdienern ertheilt zu werden. Sofern deren Errichtung und etwanige Wiederanknüpfung an den erwähnten noch bestehenden Orden außerdem möglich ist, würde ich sie für sehr wünschenswerth, noch außer jenen Provinzial-Stiftungen, erachten, welche letzteren aber eine neue Ordensform erhalten könnten.

II.

Zur Sicherung der künftigen Existenz eines Adels durch allmählige Bildung eines neuen Adels aus den Acquirenten der Rittergüter müßten folgende Anordnungen wirksam seyn.

1) Jede neue Ordensverleihung soll künftig blos persönlich seyn, wenn nicht mit derselben eine Dotation verbunden ist, welche dann jedenfalls Majorat ist, und den Adel auf den jedesmaligen Majorats-Erben überträgt; doch nur auf diesen.

Ist eine neue Adelsverleihung nicht mit einer Dotation verbunden, so kann der Neugeadelte seinen Adel nur durch Errichtung eines Majorats erblich machen, welches dann die Wirkungen hat, welche bei Dotation ausgesprochen sind. Kann der Neugeadelte keine solche Stiftung machen, so erlischt sein Adel mit seinem Tode.

2) Jeder nicht adelige Acquirent eines Rittergutes tritt sogleich mit der Acquisition desselben in alle Pflichten des Adels und die Rechte desselben (der Rittergutsbesitzer), aber die adelige Bezeichnung erlangt er erst nach zehnjährigem Besitz durch Präsentation seiner adeligen Mitstände in der Provinz, wenn ihn diese hierzu würdig finden. Finden sie ihn nicht würdig, so ruhen alle seine gutsherrlichen Rechte.

Die adeligen Pflichten, in welche er sogleich bei Acquisition des Gutes treten müßte, wären:

a) Uebertritt für sich und seine Familie in die dem Adel geöffneten Carrieren und Entsagung der dem Adel verschlossenen Carrieren.

b) Errichtung des acquiriten Rittergutes zu einem Majorate.

III.

a) Jedes zu gründende Majorat oder Fidei-Commiß muß unverschuldet und unverschuldbar seyn.

b) Jedes Rittergut kann hiernach zu einem adeligen Majorate oder Fidei-Commiß bestimmt werden, wenn es nur unverschuldet und unverschuldbar ist, der Ertrag mag hoch oder gering seyn.

Hat ein Vater mehrere Güter und mehrere Söhne, so kann er hiernach jedem Sohne ein Gut als Majorat zuwenden.

b) Zur Errichtung eines freiherrlichen Majorats muß die unverschuldete und abgabenfreie, also förmlich reine Revenue eine bestimmte Höhe erreichen (etwa 4000 Thlr. jährlich). Eben so zur Errichtung eines gräflichen Majorats (etwa 6000 Thlr. jährlich).

Verhältnisse, welche sich hieraus für den Adel in Zukunft ergeben würden.

1. Der bisher bestehende Adel.

a) Der Rittergutsbesitzer behält seinen Adel unbedingt.

b) Der Nichtgutsbesitzer behält seinen Adel unbedingt, so lange er in der dem Adel geöffneten Carriere bleibt, verliert sie, sobald er Gewerbe ergreift.

2. Der durch Güteracquisition nach und nach entstehende Adel.

a) Der Acquirent erhält den Adel und dessen Rechte nach zehnjährigem Besitze auf Proposition der Stände, wenn er alle Pflichten erfüllt.

b) Der Majorats-Erbe des acquirirten Neuadeligen; die übrigen Glieder seiner Familie bleiben bürgerlich.

P.....m.

Der besiegte Schnee.

(Von Carl Beck.)

Umdüstert grollte der Himmel;
Da fiel aus wolkiger Höh'
Auf meines Mädchens Busen
Herab der eitle Schnee.

Er meinte, daß ihm auf Erden
An Schimmer nichts gleichen kann —
Er sah den glänzenden Busen,
Und weinte, — und zerrann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, im Juni.

Im Bezug auf das Bauproject der Liedertafel, welche Anstalt, wie ich Ihnen bereits erwähnt habe, im Begriff ist, ein Locale zu gründen, das auf 70,000 Fl. veranschlagt ist, und worin sich zugleich ein colossaler Concertsaal befinden soll, hat sich bei dieser Dilettantengesellschaft eine Differenz der Meinung herausgestellt, welche die Realisirung des Unternehmens in Zweifel läßt. Die Gegner der Sache führen an, man solle wohl bedenken, was es heiße, einer Gesellschaft ohne Fonds, deren Blüthe nur in dem Eifer und dem Fleiße der activen Mitglieder gegründet ist, eine solche Schuldenlast aufzubürden, zumal da das Bedürfniß des Baues vorerst nicht so dringend sey, weil für die gewöhnlichen musikalischen Uebungen das bisherige Locale mehr als hinreiche, für größere Concerte und Musikfeste aber das Theater zur Verfügung der Gesellschaft stehe. Diejenigen, welche für das Unternehmen sind, betrachten die Sache mehr vom Standpuncte des äußern Glanzes und beabsichtigen nebenbei eine gesellige Tendenz, da es im Plane liegt, daß noch außer dem Concertsaale mehrere Gesellschafts-Salons mit dem Locale verbunden werden sollen, zum Behufe der geselligen Erheiterungen des Vereins. Für die Mittel ist ihnen daher am wenigsten bange. Sie hoffen die Summe durch Actien herbei zu schaffen, und dabei noch für die Betheiligten eine gute Dividende zu erzielen. Jedenfalls aber sind sie der Meinung, daß, selbst wenn ein Capital aufgenommen werden müßte, dasselbe durch die Einnahme des Vereins leicht zu verzinsen sey, ohne daß das einzelne Mitglied in die Lage versetzt werde, größere Beiträge geben zu müssen. Für die Ansicht, das ganze Project vorerst noch aufzugeben, sind die meisten activen Mitglieder, d. h. diejenigen, welche eigentlich an der Liedertafel singen; für die entgegengesetzte Ansicht, den Bau rasch in diesem Jahre zu beginnen, sind diejenigen gestimmt, welche nur als befördernde Glieder des Vereins zu betrachten sind, obgleich sie, wie die anderen, in den Verhandlungen Stimme haben. Da sich die schroff entgegengesetzten Meinungen nicht verringern konnten, so wurde beschlossen, die Sache noch einmal der Prüfung einer verständigen Commission, bestehend aus den vorzüglichsten Mitgliedern der Gesellschaft, anheim zu geben. Der Bericht dieser Commission wird dann entscheiden, ob das Project aufgegeben oder realisirt werde. Im Allgemeinen ist man für die Sache gestimmt, und einstweilen ist auch schon ein passender Platz angekauft. Die nächsten Tage müssen aber den hier viel besprochenen Gegenstand entscheiden. —

Man spricht hier auch vielfach davon, daß die rheinisch-naturforschende Gesellschaft die merkwürdige Sammlung europäischer Vögel, die im Besitze eines hiesigen Naturforschers sind, ankaufen werde. Ist das der Fall, so werden die naturhistorischen Cabinette dieser vortrefflichen Gesellschaft durch diesen Ankauf plötzlich einen Aufschwung nehmen, den man nicht ahnte, als man vor anderthalb Jahren einen Versuch zur Gründung dieser Sammlungen machte. Besprochne europäisch-ornithologische Sammlung ist in seltener Art vollständig und schön; der Besitzer hat mit vielen Geldaufopferungen eine Reihe von Jahren daran gesammelt, und einen seltenen Eifer und eine ungewöhnliche Liebe für diese Sammlung an den Tag gelegt. Jetzt, da sein Werk vollendet ist, möchte er gern, daß sie der Allgemeinheit nütze; und da der Besitzer dieser Sammlung zugleich auch Gründer unserer so blühenden rheinisch-naturforschenden Gesellschaft ist, so möchte er im Interesse der Gesellschaft gerade dieses Institut im Besitze seiner Sammlung sehen. Er soll sich daher erboten haben, dieselbe an die Gesellschaft um einen Preis abzutreten, der bei weitem nicht den bedeutenden Werth der Sammlung aufwiegt, und fast nur als eine Entschädigung für die Auslagen betrachtet werden kann. Es läßt sich denken, daß ein so freundliches Anerbieten ein Entgegenkommen von Seiten der Gesellschaft finden mußte, und daß diese alle Bereitwilligkeit zeigt, sich in den Besitz einer so werthvollen ornithologischen Sammlung zu setzen, da sie sonst noch viele Jahre nöthig hätte, eine ähnliche durch einzelnes Sammeln zu gründen. Wie man hört, soll dieser Gegenstand in einer der nächsten Generalversammlungen besprochen, und, im Falle dieselbe keinen Widerspruch findet (was nicht zu hoffen ist), alsbald zum Abschluß des Kaufes geschritten werden. Es wäre ein Glück für das junge Institut, auf diese leichte Weise einen so kostbaren Besitz sich anzueignen! — Im Uebrigen consolidirt sich die rheinisch-naturforschende Gesellschaft täglich mehr, und ihr Ansehn fängt an, auch auswärts sich zu heben. Die wissenschaftlichen Arbeiten in den regelmäßigen Zusammenkünften sind ungewöhnlich gediegen, die Discussionen über wichtige Erscheinungen im Gebiete der Natur- und Heilkunde sind äußerst lehrreich; die Zahl der Mitglieder beläuft sich schon auf viele Hunderte, und der Eifer des an der Spitze stehenden vortrefflichen Vorstandes bethätigt sich immer mehr. Unter diesen Umständen ist es zu erwarten, daß in einigen Jahren Deutschland mit Theilnahme auf das Wirken dieser deutschen Anstalt hinblicken wird. Bereits sind Deutschlands größte Naturforscher Mitglieder dieser Gesellschaft. —

(Schluß folgt.)

Auf einen Erbschleicher.

Bei Wind und Wetter ranntest Du —
Denn Habsucht ließ Dir keine Ruh' —
Zu einem reichen Hagestolz,
Der schon nichts war als dürres Holz,
Um zu vertreiben ihm die Zeit,
Damit er sey dazu bereit,
Ganz zu vermachen Dir sein Gut! —
D'rauf nahmst Du wieder Stock und Hut,
Lief'st heim zu Deinem Abendbrot,
Und wünschtest heimlich ihm den Tod. —
Dein Wunsch Dir bald gewähret ward.
Ach! aber das, worauf geharrt
Du hatt'st, war Andern längst vermacht:
D'rum, ward'st mit Recht, Du ausgelacht! —

G. Bachmann.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 175. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 22. Juli. **1836.**

Börne und Heine.

Ueber moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthart Oswald Marbach. Zweite Sendung: Börne, Heine. Motto: Erlaubt ist, was sich ziemt. Goethe. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1836. 8. 294 S.

Wie die erste Sendung der Marbach'schen Briefe hier für ein bedeutenderes Meteor, dort für eine gewöhnliche Sternschnuppe erkannt wurde, je nachdem der Schauenden Augen oder Augengläser beschaffen waren, so wird auch die zweite Sendung hier freudigen Applaus, dort bedenkliches Kopfschütteln bewirken. Wir selbst suchten schon bei dem ersten Theile durch ein gesundes und scharfes Auge den wahren Werth des Schriftchens oder seines Verfassers zu ermitteln. Wir erkannten, daß Hrn. G. O. Marbach keineswegs das Zeug abgeht, um ein gelehrtes Netz zusammenzuknüpfen, welches fein genug ist, um nicht zu sehr in's Gesicht zu fallen, und doch auch stark genug, um allerlei starke Wald- und Sumpfvögel so lange fest zu halten, bis sie gehörig inspicirt, rangirt und classificirt sind; wir erkannten, daß Hr. G. O. Marbach bei seinem polemisch-irenischen Streben sogar von festen Grundsätzen ausging und nicht eine vage Rauchsäule der Rede und Discussion in die Höhe steigen, und dabei den besten Willen blicken ließ, etwas Ersprießliches für die Wirren der Zeit- und für die Literaturinteressen zu leisten, also nicht blos aus Eitelkeit zu den Schriftsteller-Rostris eilte. Aber was half der Wille, was half die Abwesenheit des Egoismus, durch den unsere Literatur am Ende noch, aus Mangel an aller solideren und positiven Grundlage, zu Grunde gehen muß, da eben die Grundsätze, von denen der Verfasser kommt und zu denen er hin- und zurückstrebt, durchaus nicht die rechten, wenigstens hier durchaus unbrauchbare sind? Welches Heil, welche Sichtung und Richtung zu schönem Ziele kann unsere Zeit und unsere Literatur von der Hegel'schen Philosophie hoffen, der jene Grundsätze angehören? Wahrlich, wenn sie irgendwo falsch und nichts ausrichtend, die Verwirrung nur noch vermehrend, zweifelhaftes Dunkel nur verdichtend sich zeigen, so ist es in den heutigen literarischen und politischen Zwiespalten. In einem unterhaltenden Journale dies genüglich auszuführen, d. h. so weit zu erörtern, daß auch dem Laien Alles sonnenklar einleuchtet und keinerlei Zweifel bleibt, ist nicht wohl thunlich, also auch nicht räthlich. Nur aus dieser Ursache begnügte ich mich mit einem Paar hingestreuten Notizen. Bei der neuen Sendung wiederholten sich die eben mitgetheilten Beobachtungen, und es wäre ein Leichtes, unter 25 Episteln wenigstens den dritten Theil als Beleg dafür auszugeben und zu erweisen. Wozu führte jedoch ein solcher Erweis? Genug, daß Hr. G. O. Marbach, ein vortrefflicher Mann und Gelehrter, so wie wohlinstruirter Hegel'scher Philosophus, bei weitem nicht genug Prometheus ist, um die Parteien zu bewältigen und aus ihnen eine einige Einheit zu bilden, und so wahrhaft rettend und versöhnend aufzutreten, bei weitem nicht genug Perseus, um die gefesselte und von einem Ungeheuer heimgesuchte und bewachte Andromeda der Freiheit, des Rechts und Lichts mit dem Medusenhaupte zu befreien und die beglückende Eirene auf den Thron der Weltherrschaft zu erheben, ja nicht einmal — man erlaube den chronistisch-kühnen Sprung! — Wienbarg genug, um mit pfeilscharfer Dialektik durch alle möglichen Machinationen der Feinde durchzudringen, sie zu zerreißen und niederzutreten, sich durch Strictheit und Präcision und wohlgewählte nachdrückende Syllogismen Glauben und Anerkennung zu erzwingen. Hr. Dr. G. O. Marbach erhebt sich, wie es doch eigentlich sein Streben seyn sollte, nicht über die Wogen der Zeit, um über sie zu philosophiren und decretiren, sondern er schwebt eine Region höher, über deren Ausdünstungen, so daß er die Wogen nur durch einen Nebel sieht. Was Wunder, daß fast Alles in's unerquickliche Breite und Weite sich zieht, daß Vieles nur gewebelt und geschwebelt erscheint? Hr. Dr. Marbach will nicht weniger ein junges Deutschland, als Gutzkow es wollte, aber vor der Verwirklichung desselben, möge der gütige Himmel uns bewahren für alle Ewigkeit. Man lese nur den eilften bis sechzehnten Brief; die Schellen der Aristokratie und Monarchie, des Abso-

lutismus und Despotismus werden darin Hegelisch-meisterhaft zu einem der Menschheit Ohren und Geister betäubenden und einschüchternden Glockenklang gestimmt und potenzirt. Hr. Dr. Marbach ist sonach wohl ein Mann der Bewegung, aber der retrograden, wohl ein Mann der Gegenwart, aber nur mit reagirender Tendenz, seine Weisheit ist eine höchst würdige und anerkennenswerthe, aber ein unschätzbares Gut nur für eine vollkommene Monarchie. Er lebt im constitutionellen Sachsen und trägt Hegel'sche Logik vor, die den Leipziger Studenten nicht behagen will, während sein eigentlicher Platz nur in Preußen inmitten des Berliner Adelthums sich befindet.

Auf Einzelnes können und wollen wir, wie gesagt, nicht eingehen. Um aber dafür Ersatz zu geben, wollen wir hier aus dem neunzehnten und den folgenden Briefen etwas Marbach'sches über Heine, die eine Hälfte des Titels, nachdem die erste Hälfte: Börne, als der „unsauberste und ungeschliffenste Schlingel, den es unter den zweimal hunterttausend europäischen Schriftstellern gibt," abgethan (ich bitte dieses Wort etwas im scharfrichterlichen Sinne zu nehmen, da der Briefsteller sich selbst [s. S. 226] den Ehrentitel eines Stöckers beilegt) ist, mittheilen. Der Autor wirft sich als Kritiker in Gegenwart seiner Freundin erst in die Brust, „um nicht etwa alles richterliche Pathos zu verlieren vor dem Manne, den ich in diesem Augenblicke vor das Tribunal der Wahrheit führen muß, — vor Heinrich Heine," und fährt dann gemüthlich fort:

„Ein Wort im Vertrauen, meine Freundin, dieser Heine ist mein bester Freund; ich habe die glücklichsten, heitersten Stunden mit ihm verlebt, Stunden voll unsterblichen Lachens. Wir haben viel miteinander disputirt, aber sind nie zu einem andern Resultate gekommen, als dazu, daß er mich auslachte und ich selbst über den Lachenden lachte. Wir stritten über Geist und Unsterblichkeit. Pathetisch sagte ich zu ihm: „Unsterblicher, was geht dich der Pariser Straßenkoth an und der Berliner Streusand und Wiens gebratene Hähnel? Du weißt ja so gut wie Kopernikus und alle Dichter seit Homer bis auf dich selber, daß der Himmel gar nicht über den Sternen erst anfängt, sondern daß wir Alle recht eigentlich mitten drinn sitzen, und daß nur der Teufel den Leuten Brillen aufsetzt, damit sich der ganze Himmel um sie wie um Betrunkene dreht, damit sie alle Herrlichkeiten des Himmels nicht sehen, sondern statt dessen Pariser Straßenkoth, Berliner Streusand und Wienersche gebratene Hähnel." „„Freilich, du Narr, weiß ich das, lachte er mir entgegen, und eben darum wollen wir ein himmlisches Werk vollbringen und Wienersche gebratene Hähnel essen."" Heine und Kritik! Sie ist für ihn selbst das gefälligste Mädchen, — wie soll ich sie zwingen, mir gegen ihn beizustehen! Der leichtsinnige Heine hat sich mit dem blutig ernsten Börne verzürnt; der möchte ihm nun gern zu Leibe; er weiß wohl, daß ihm die Kritik sonst immer zu Willen ist, wann es gilt seinem Hasse Luft zu machen; aber Heine gegenüber verzweifelt selbst Börne an der Gewalt seiner Kritik. Er sagt:

„Niemals wird es selbst der behendesten, verschmitztesten und katzenartigsten Kritik gelingen, Heine zu fangen, der immer noch mehr Maus, als die Kritik Katze ist. Er hat sich in allen Winkeln der sittlichen, wissenschaftlichen, religiösen und gesellschaftlichen Welt Schlupflöcher gesichert, und alle diese Löcher sind durch unterirdische Gänge in Verbindung gebracht. Du siehst Heine aus einer seiner kleinen Meinungen herausgehen, du verfolgst ihn, er kehrt wieder dahin zurück; du willst ihn nun fest darin halten; aber du selbst bist angeführt, denn er entwischt durch eine ganz entgegengesetzte Meinung. Entsage ja jeder Verfolgung, denn du verschwendest deine Mühe und List. Du liefest diese oder jene Seite von Heine, wo sich eine falsche, abgeschmackte und lächerliche Behauptung findet; beeile dich ja nicht, sie zu widerlegen, schlage nur das Blatt um, denn Heine selbst ist schon umgeschlagen und widerlegt sich selbst. Verstehst du nicht, solch' katzenäugige Geister zu würdigen, so steht es desto schlimmer mit dir, denn du befindest dich nicht auf der Höhe der rhetorischen Küche; es gibt nichts Köstlicheres als dieses Allerlei von Meinungen."

Sie sehen, meine Freundin, wie schrecklich Heine für die Kritik ist: „eine behende Maus, in welcher ein katzenäugiger Geist sitzt". — Es hat Viele gegeben, die sich gewundert haben, daß Heine und Börne, die einst sich gegenseitig lobten und bewunderten, in Feindschaft gerathen sind. Es hat sich aber viel Aehnliches in der modernen Literatur in diesen Tagen zugetragen und ist gar nicht zu bewundern. Menzel und Gutzkow haben sich erst mit Lorberen bekränzt und dann geprügelt und mit Schmutz beworfen. Börne hat sich darüber auch mit seinem besten Freunde Menzel verzürnt. Hätte man das junge Deutschland beisammengelassen, bei meinem Kopfe, wir hätten binnen Kurzem die schönste Prügelei der jungen Deutschen unter einander erlebt. So viel Köpfe, so viel Sinne; und da in dieser ganzen Partei der Bewegung Jeder seinen eigenen Hut auf dem Kopfe hat, unter den er mit Gewalt die Köpfe auch der Uebrigen stecken will, so muß es nothwendig Händel geben. „Bewegung" ist ihr gemeinsames Losungwort. Menzel rennt aber einen eingeübten Galopp in der Reitbahn der öffentlichen Meinung, seit Jahren tritt er keine andere Gangart als Franzosenhaß, Goethehaß, Schriftstellerinnenhaß, Hegelhaß; Börne macht die wildesten Sätze rechts und links, ohne Maß und Tact, seine Bewegung ist unaufhörliches Ausschlagen; das junge Deutschland übt sich in unanständigen Stellungen, stellt sich auf den Kopf und geht auf den Händen; Heine macht Alles mit, wie es ihm just beliebt, mischt sich in Börne's bachantischen Taumel, Menzel's Schulgalopp und überschlägt sich in Stellungen, vor denen jedes sittsame Auge zusammenblinzt, aber, was ihm eigenthümlich, er tanzt auch dazwischen wieder die zierlichsten Françaisenpas, mit Glacehandschuhen und Chapeau bas. Wie sollen nun diese so verschieden Bewegten nicht vielfach gegen einander rennen, sich stoßen, ereifern, schlagen! Sehen Sie hier einige Gegensätze der erwähnten Literatur:

Menzel haßt die Franzosen, Börne verehrt sie;
Menzel haßt Goethe und Napoleon, Heine betet sie an, versteht sich nur gelegentlich;
Börne ist ein Charakter, Heine ein Chamäleon;
Gutzkow ist prosaisch durch und durch, Heine poetisch;
Börne ist sittlich ernst, Gutzkow unsittlich frech.

Jetzt hat man durch Maßregeln Börne, Heine, Gutzkow, Mundt, Laube zusammengedrängt in eine Ecke, welches man nicht hätte thun sollen, denn die Entzweiung ist den Gegnern vortheilhafter. Mundt, der die Göttlichkeit des Christenthums

vertheidigt, kann mit Gutzkow und Heine nicht an demselben Wagen ziehen und eben so wenig Laube, der öffentlich und privatissime jede Gemeinschaft mit dem jungen Deutschland desavouirt.

Nun aber zu Heine! Wir wollen uns hüten, meine Freundin, daß er uns nicht beschwätzt. Allen Ernst des Geistes wollen wir seinem Lachen entgegenstellen. Ich glaube übrigens, der Himmel verzeiht mir, wenn ich trotz manches Verdammungsurtheils, das ich über Heine aussprechen muß, doch ihn nicht zu hassen und zu verachten vermag; denn wenn wir den Geist der Wahrheit um sein Urtheil fragen könnten, ich meine, er würde von Heine sagen:

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt."

Hierauf folgt im 20sten Briefe etwas über Weltreligion und Katholicismus, das wiederum, wie Alles, manche Wahrheit, viel Gutes enthält, — doch hören wir:

„Es ist ein charakteristisches Merkzeichen unseres Jahrhunderts, daß es alle Vorurtheile haßt. Die Geister wollen frei seyn, und sind bereit, das Liebste, das Beste, was sie besitzen, dahinzugeben für diese Freiheit. Es ist derselbe Geist der Zeit, welcher die Adeligen Frankreichs beseelte, als sie all' ihre hundertjährigen Vorrechte auf dem Altare des Vaterlandes opferten; es ist derselbe Geist, der in allen Religionssecten, bis zu den Muselmännern, die so lange den Angriffen der Cultur widerstanden, lebendig wird, daß sie allmählig allen Inhalt (?) dahingeben, der sie so lange auseinander hielt, um zu Einer Religion der Freiheit und Gleichheit zu verschmelzen.

Aber indem auf diese Weise Alles dahingegeben wird, was einem Vorurtheile ähnlich ist, wird das Vorurtheil nicht bemerkt, welches recht eigentlich als Mephisto bei dem Faust Menschengeschlecht steht, und es sachte seine Straße führt. Die Geister sehen vor Geistern den Geist nicht! Das Menschengeschlecht steht auf dem Puncte des Archimedes, auf dem es die Welt heben könnte; aber Mephisto hält ihm einen konischen Spiegel vor, in dem es nur seine eigene Gestalt fratzenhaft verzerrt wiedersieht, anstatt mit klarem Auge die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, zu sehen, wie es könnte. Der Gott, der ewige Geist, ist nicht jenseits der Sterne, er ist nicht außer der Welt, er ist in ihr. In ihm leben, weben und sind wir. Wir aber sind auch selbst Theile dieser Welt. Darum kann der Gott lebendig werden in uns, wir können ihn ahnen, fühlen, wir können sogar der Mund seyn, durch den er redet, der Arm, mit dem er handelt; aber so lange wir so natürlich und unbefangen in der Welt sind, wie das Thier und die Pflanze, wenn auch auf geistige Weise, können wir den Gott nicht erkennen. Wir müssen uns losreißen von der Welt, wir müssen heraustreten aus dem unmittelbaren Leben in Gott, wir müssen uns wissen als selbstständige Geister; — erst dann können wir den Gott in der Welt erkennen, und uns selbst in ihm. So weit sind wir nun — und darin liegt die hohe Bedeutsamkeit unserer Zeit —, daß die meisten sich selbst mit ihrem stolzen Ich der Welt und dem Gotte in ihr gegenübergestellt haben; aber sie sind noch versunken in die eitle Beschauung ihrer selbst. Anstatt nun das Auge auf Gott und die Welt zu richten, zu sehen, wie der Eine Geist in aller Ewigkeit diese Welt durchlebt, wie sie nur in ihm und durch ihn ist, und wie eben das übermüthige Ich vor diesem Ewigen in Nichts versinkt, wie der Geist nur Geist ist dadurch, daß er sich selbst wiederfindet in dem Einen ewigen Geiste und diesen in sich —; statt dessen versenkt sich das gottlose Ich in eitle thörichte Betrachtung seiner selbst; und wie es sich nun als das ganz leere inhaltlose erkennt, meint es, eben in dieser Leere und Inhaltlosigkeit bestehe das Wesen alles Geistes. Da kommt es denn zu wunderlichen Extremen. Die Einen meinen Wunder, was sie besitzen in der Erkenntniß jener Leere, und geben sich gar nicht die Mühe ihr einen Inhalt zu geben, denn weil sie nur sich und immer nur sich betrachten, haben sie nur die Leere zur Erfüllung der Leere. — Es sind die Rationalisten (!) Die andern schaudern zurück vor dem Abgrunde des hohlen Ichs, und schwindelnd greifen sie entsetzt um sich, um irgend einen Anhaltpunct zu finden. Was sie ergreifen, stürzen sie hinunter in den Abgrund, der sich doch nimmer füllt; denn das Eine, was allein ihn zu füllen vermag, finden sie nicht, haben sie nicht — den Geist. — Es sind die Mystiker.

Als die Welt tief versunken war in den Uebermuth des Ichs; nicht im Gedanken, wie jetzt, sondern unmittelbarer Weise im Gefühl, in der Vorstellung; zu der Zeit als der römische Geist die Welt beherrschte, da trat ein Mann auf in der Wüste und rief: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Und das Himmelreich kam in die Welt: das Christenthum! Nicht jenseit der Sterne ist die Seligkeit des Christenhimmels, Jesus sagte nicht: wenn ihr einst todt seyn werdet, sollt ihr selig werden und in mein Himmelreich kommen; nein er sagte: das Himmelreich ist da, wer an mich glaubt, der wird nimmermehr sterben. Der Christ ist ewig, er wird es nicht erst nach dem Tode. Daß der endliche Verstand das ihm unbegreifliche Ewige mit dem ihm eben so unbegreiflichen Unendlichen verwechselt hat, das ist der scheinbare Sieg der Hölle; aber diesen Schein sieht nur der wahrhaft Gläubige ein. Unzählige gläubige Herzen sind aufgenommen worden in dieses Himmelreich und haben ewiges seliges Leben in ihm gefunden. — Doch der Gedanke ist in die Welt gekommen und hat sich seit der Reformation als selbstständig geltend gemacht. Wiederum ist die Welt versunken in Egoismus, aber nicht in jenen des Gefühls und der Vorstellung, sondern in den des Gedankens. Die Zeit ist erfüllet, es ertönt die Stimme des Predigers in der Wüste: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nah herbeigekommen. Und es wird kommen, der Geist wird kommen als Geist, und Gericht halten. Es ist der jüngste, aber der ewige Tag, der prophezeiht ist. Ihr höret die Stimme des Predigers, aber sie verhallt vor euren Ohren.

Der Gedanke an eine Weltreligion regt sich in tausend Aeußerungen der Gegenwart; aber er ist nur noch ein leerer unbestimmter Gedanke. Daß wir an der christlichen Religion eine Weltreligion besitzen, ist zwar seit Christus ausgesprochen worden, hat sich im Laufe der Jahrhunderte in der weltbesiegenden Macht des Christenthums bewiesen, aber ist dennoch nicht erkannt worden. Man hat statt des Christenthums nur den Katholicismus und den Protestantismus vor Augen. Heine hat recht, wenn er den Katholicismus in seiner Verdorbenheit eine Religion für Kranke, nicht für Gesunde nennt; aber es ist sein unverzeihlicher Leichtsinn, der ihn eine solche Beschul-

digung gegen das Christenthum aussprechen läßt. Der Katholicismus lehrt eine verderbte Natur nicht ermannen zur freien Aeußerung des Geistes, sondern nur verachten und kreuzigen. Nicht durch Seufzer und Thränen kommt der Sünder zu Gott; nicht die Sünde, welche unter Selbst-Lästerungen vollbracht ist, wird vergeben; nicht der wird durch die Gnade Gottes gerechtfertigt, der sich als einen Knecht unter die Sünde beweist, gleichgültig, ob als einen frech die Gerechtigkeit Gottes verlachenden, oder ob als einen unter Winseln und Weinen dennoch dienenden; — sondern einzig der, welcher durch den in ihm lebendig gewordenen Geist Gottes Sünde und Tod überwindet, also daß ihn eine selige Gewißheit der Ewigkeit durchdringt, daß all sein Thun und Handeln, als sündig und irrig auch verloren und vergebens, als freie Aeußerung des Geistes ewig und unvergänglich erscheint. Was ist ein Geist, der sich nicht äußert! Durch jenes Schönthun mit Gefühlen, das vor jeder That als vor Sünde bebt, und sich am liebsten daher hinter Klostermauern verbirgt, um nichts zu thun, ermordet ihr den Geist in euch, anstatt ihn lebendig zu machen. Wollt ihr Gott ähnlich seyn, so wirket freudig und muthig, denn Gott selbst ist ewige That.

Die wahre Weisheit und die wahre Religion machen das Herz fröhlichen Muthes voll, denn sie befreit den menschlichen Geist von der Nothwendigkeit eines unbegreiflich und unwiderstehlich über ihn waltenden Schicksals, indem sie ihn in die Freiheit des Geistes, welcher der Eine ist, erhebt. Das alte Griechenthum ist nicht heiterer, lächelnder, als das Leben, welches der Welt aus der Erkenntniß des wahren Christenthums erwachsen wird; vielmehr genießt in diesem der Geist seine Freiheit mit dem vollen Bewußtseyn derselben, welches dem Griechenthume abging. Da ist der Geist fern, wo sich ein Leichengeruch verbreitet und die Freude verpestet."

(Schluß folgt.)

Literarischer Beobachter.

[Die geistreiche Bemerkung.] Holbein's Todtentanz nach der von C. Helmuth (Lieutenant im königl. preuß. 27. Infanterieregiment) angestellten Magdeburger Ausgabe liegt nun vollendet vor uns, und das Lob, welches wir der ersten Lieferung des ausgezeichneten Werkes nicht vorenthalten konnten, muß um ein Bedeutendes gesteigert werden. Alle Erwartungen der Kunstkenner und Liebhaber der Kunst sind befriedigt, und es möchte weder den Ersten noch den Letzten leicht werden, Fehler von irgend einigem Belange am Einzelnen und Ganzen auszustellen und dem Erzeugnisse Hrn. Helmuth's auf irgend wie gerechte Weise vor dem Publicum seinen hohen Werth zu verringern.

Als charakterisirendes Beispiel von der Art und Weise, wie Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft häufig von Buch- u. s. g. Kunsthändlern aufgenommen werden, schließe ich meine Notiz mit folgender Anekdote. Der Kunsthändler Robrahn in Magdeburg, welchem Hr. Helmuth seinen Holbein'schen Todtentanz in Commission gegeben hat, schickte vor einem Monate ein Exemplar desselben an eine Buchhandlung, deren Namen ich zu ihrem Glücke vergessen habe. Das Exemplar kam bald darauf mit dem naiven Bemerken zurück:

„Tanzmusik wird von uns nicht angenommen!"

O ungeheure Ironie! Der gescheidte Hr. Buch- oder Kunsthändler hatte wahrscheinlich einen Strauß'schen Walzer auf Leben und Tod vermuthet und eine Scheu empfunden, wenn auch indirect, das Leben eines Schönen oder einer Schönen durch Verbreitung von Holbein's Todtentanz in Gefahr zu setzen. O du moralischer Gimpel!

[Das Alterthum in Briefen.] Der Versuche, uns das classische Alterthum der Griechen und Römer auf eine eindringliche und bequeme Weise kennen zu lehren, uns gleichsam spielend in dasselbe einzuführen, in seinen Palästen uns jedes Gemach zu erschließen und in dessen Innern voll bildenden Reichthums und Geschmacks uns umschauen zu lassen, damit wir bereichert mit den mannichfachsten Kenntnissen in das Gebiet des Leben der Gegenwart und in die Werkstätten der Künste, so wie die Lehrsäle der Wissenschaften zu eigenen und vieler Tausende Glück zurücktreten möchten, — solcher Versuche sind schon sehr viele und sehr gute gemacht worden. Auf die letzteren führt uns ein neueres sich ihnen fest anschließendes Werk unter dem Titel:

„Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto von Mirbach (Mitau, 1835. Verlag von G. A. Reyher. 2 Thle. VI u. 274 u. 302 S.).

Römer schreiben an Römer in den Jahren der Stadt 690 und 691 oder 64 und 63 vor Chr. Geburt — in einer Zeit, die vielleicht die interessanteste der römischen Geschichte ist, während welcher außerordentliche Kräfte und außerordentliche Leidenschaften sich entwickelten, die Tugenden und die Laster einen ungewöhnlichen Schwung nahmen, und die wunderbarste der Republiken, unter der Last ihrer Größe erliegend, dem Untergange entgegenschwankte, — in einer Zeit, die mit der unsrigen in mehrfacher Beziehung Aehnlichkeit besitzt und deren Lehren noch heute in den Ohren aller Reformer, so wie Reactionsmänner nachklingen sollten, wenn ihrem Streben eine giftlose Frucht entwachsen soll. Zu bedauern ist es, daß der Verfasser seine Briefe nicht bis zu Cäsar's schmachvollem Tode fortgesetzt hat. Möge ihm der Beifall des Publicums, der ihm mit dem Zurufe: „omne tulisti punctum!" werden muß, zur Fortsetzung aufmuntern.

[Saphir.] Einem on dit zu Folge, wird dieser berüchtigte Schriftsteller sich von Bäuerle, dem Redacteur der Theaterzeitung, trennen und ein eigenes Journal herausgeben, welches in Wien und Paris zu gleicher Zeit Französisch und Deutsch erscheinen soll.

[Zedlitz.] Vom Dichter der Todtenkränze Chr. v. Zedlitz ist die erste Abtheilung der Uebersetzung des „Child Harold" von Byron, erschienen.

[Deductio ad absurdum.] In der Zeitung für die elegante Welt, wird von Hrn. v. Reyserlingk behauptet, er habe seinen Bankerott als Philosoph erklärt, weil immer an die Stelle eines philosophischen Systems ein anderes getreten sey. Das ist aber kein Beweis von scharfsinniger Logik. Man hört doch nicht auf ein Christ zu seyn, wenn man behauptet, daß an die Stelle des Papismus die Reformation Luther's getreten, und sich jetzt die Ansichten zwischen Supranaturalisten und Rationalisten theilen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 176. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 23. Juli. 1836.

Marionettentheater.

(Wien, Berlin und Weimar 1778.)

Unter diesem Titel fand ich in meinem Kasten ein Buch, welches gar manche curiose Sachen enthält. Das Titelblatt ist mit einem Brustbilde des in Gott ruhenden Hanswurst versehen. Auf dem Boden darunter kriecht eine Kröte, ein Krebs und eine Schnecke, und außerdem liegen Steine, Pilze und ein Würfel herum. Den Knittelstock, an welchem das Bild mit einem Stricke hängt, bedeckt die Narrenkappe, zwischen deren rechtem Schellenohre eine zierlich geschnittene Feder prangt. Darüber steht ganz klein gedruckt: „nugae theatri.“ Das Büchlein verdiente neu gedruckt zu werden, und es wäre sogar für einen Buchhändler eine gute Speculation; nur ist die Frage, ob es die Censur passirt. Es stehen derbe, crasse Worte und Scenen darin, aber auch viel Tüchtiges, Wahres und Gesundes. Ich will dem freundlichen Leser Einiges mittheilen.

Das erste Stück heißt: „Hanswurst mit dem hölzernen Gat.“ Schauspiel in drei Aufzügen.

Prolog vom Hanswurst.

Meine sehr werthen Herren und Frauen,
Nach Stand und Würden, wie Sie sind da!
Willkommen zu unserer Kommödia. —
Werden gar herrliche Sachen hier schauen,
Die nicht gewest, seit unser Planete
Am Schöpfungstage, wie am Spieß gesteckt,
Hurliburli um seine Axe sich drehte;
Und all' den Kram, den wir oben da seh'n:
Die liebe Sonne und die Sternlein gar schön,
Das alte Chaos ausgeheckt;
Seit Adam und Madam Eva dazu
Verführt vom schwarzen Höllenbubu,
Am Baum der Erkenntniß sich dick gegessen,
Und sich die Sünd' an den Leib gefressen.
Hätt' unser erstes Elternpaar
Nicht gebissen in'n fatalen Apfel gar:
Säßen wir noch All' im Paradießen,
Wären nicht so gewaltig be—,
Und ich würde nicht den Hanswurst spielen müssen!

Doch wieder zu kommen auf die Kommödia:
Sind herrliche Dinge zu schauen da.
Ist bald der Schauplatz in Oesterreich,
Bald in der Türkei, bald auf dem wilden Meere;
Und bald an allen Orten zugleich.
So was wird dem Genie nicht schwere.
Kommen die Helden in großer Fahr,
Sind d'rin Duelle und allerlei
Mord und Specktakel und Metzelei;
Was nur könnt' gescheh'n in einem Jahr:
Das ist hier Alles in einen Act
Zusammengeknetet und gepackt.
Wer sich d'rüber aufhält: der ist fürwahr,
Für's werthe Publicum gesagt, ein Narr.
Macht's doch der Doctor Goethe auch so,
Und der Doctor Goethe ist doch ein Genie —
(Sagen's ja alle Kritici!)
Mischt in seinem Schauspiel, wie Hecksel und Stroh,
Zigeuner und Reitknechte, Pfaffen und Helden,
Lassen sich auch — mit Ehren zu melden —
Die Helden — — lecken, wie solches gar schön
Im Götz von Berlichingen zu seh'n.
Und da nun Alles Herr Goethe copirte,
Und alle Völker, von Sachsen an,
Wie sie da wohnen, in Braunschweig, und
Hamburg, Berlin, Lübeck, Stralsund,
Und alle Völker vom Flusse Main
Zur Donau, und von der Weser zum Rhein
Den Narren an ihm gefressen ha'n —
Und Alles ihm hinten und vorn hofiret,
Und Alles, was schreibt, ihn imitiret:
So wird er auch von uns copiret.
Ist's nicht Natur, wer kehrt sich daran?
Hat's doch der große Goethe gethan —
Und das ist doch nun einmal der Wundermann,
Den Alles mit offenem Munde schaut an.
Werden also meine Herren und Frauen,
Ein Schauspiel à la Goethe hier schauen:
Wird darin gescheißkerlt, geschwerenoth't und gekakt.
Es folgt nunmehr der erste Act.

Zum Schlusse ist ein Epilog, gesprochen von Hanswurst's Schatten, woraus ich nur einige Stellen mittheile.

Ihr Herr'n und Damen insgemein,
Bitt' meine Possen und Narretei'n

Nicht allzu ungut auszulegen;
Besonders der großen Männer wegen,
Die ich zur Schau hier aufgestellt.
Ob's gleich 'nem Jeden in die Augen fällt:
Daß ich als Narre nicht schimpfen kann;
So möcht' ich doch nicht um aller Welt willen
Euch glauben machen, als wollt' ich etwa'n
Zum Zeitvertreib in garstigen Pasquillen
Die Goethe und Lenze blaffen an.
— — — — — — — — —
Nicht von den Herren die Rede war hier,
Meinten die kleinen nachkläffenden Hunde,
Die ohne den Kopf und ohn' das Genie,
Tyranniſiren die Phantaſie:
Und denken, wenn ſie nur hübſch ohne Regel
Und ohne Zucht in's Gelag hinein,
Ihrer verbrannten Einbildungskraft Segel,
In den Wind ſpannen, und die Natur
(Die Hunde kennen ſie den Namen nach nur!)
Ganz gottesjämmerlich verfumfein,
So werden ſie gleich Goethe und Lenze ſeyn.
Daß indeß die Herr'n im Schauſpiel doch vorkommen,
Darin ſind wir gefolgt dem werthen Horaz,
Und haben partem pro toto genommen.
Denn da die Herr'n ohn' Willen und Vorſatz,
'Ne ganze Heerde imitatorum pecus,
Nach ſich gezogen zu ihrem Verdruß:
So hab' ich dies Geſindel und Otterngezüchte
Mit meiner Pritſche von dem Parnaß
Vertreiben wollen, und enden den Spaß
Dieſer Lumpen und armſeligen Wichte
— — — — — — — — —
— — — ein Troſt, wenn mit mir
Wär' ausgeſtorben der Narrenorden,
Und von Hanswurſt die Welt für und für
Auf einmal wär' quitt und ledig geworden.
Doch Euch, Ihr werthen Herren und Damen,
In's Ohr geraunt: ich zweifle ſchier.
Denn wie mein Großvater zu ſagen pflag:
Sie wachſen, wie Pilze, die Gecken und Narren,
Und ſterben nicht aus bis zum jüngſten Tag.
(Epilog geht ab.)

Ich mache zu dieſen Auszügen durchaus keine Anmerkungen oder Andeutungen, zu denen hinlänglich reicher Stoff gegeben iſt. Der Leſer mag dabei denken, wenn es ihn freut, ich excerpire blos, und gebe nun wieder den Anfang und das Ende des zweiten Stückes, betitelt: „Der Staubbeſen.“ Eine dramatiſche Phantaſei.

Phantaſei als Prolog.

Ich bin die Göttin Phantaſei,
Und alle Künſtler, Maler und Dichter,
Und Philoſophen und Kunſtrichter,
Brauchen mich insgeſammt mancherlei.
War ſonſt 'ne edle Gottesgabe,
'Ne ſittſame Jungfer voll Zucht und Ehr'n;
Doch, all' ihr Götter! ſeit Kurzem habe
Ich müſſen mein ganzes Weſen umkehren.
Seitdem die großen Genies gewachſen
Von dem Parnaſſus ſind empor,
Ich alle meine Reputation verlor.
Durch allerlei Poſſen und ſchmutz'ge Faxen,
Durch allerlei Griffe und Grübelein,
Die allzuzüchtig und keuſch nicht ſeyn:
Thäten ſie mir mit üppigen Bildern
Erfüllen mein entzündet Gehirn.
Nu muß ich die lüderlichſten Scenen ſchildern,
Und wie 'ne Hure mit frecher Stirn
Mich zu den Bierbänken des Pöbels geſellen,
Mich in die Marktſchreierbuden ſtellen.
Seht Euch im lieben Deutſchland um,
Sind nicht die Grazien glatt verſchwunden,
Die Muſen ſtuprirt, genothzüchtigt, geſchunden?
Hat Alles nicht 's Privilegium
Die Sitten zu ſchänden, die Zucht zu blamiren,
Genie und Tugend zu chicaniren?
Kothwühler werden unſere Dichter,
Und Büttelknechte unſ're Kunſtrichter,
Nicht, daß ſie die Irrenden weiſen zurecht,
Sie behandeln ſie, wie die Henkersknecht,
Schinden und zerkratzen ſie an allen Ecken.
Weil er die Lumpen überſieht,
Von höherm Geiſt und Feuer glüht,
Schlagen ſie 'n todt, daß er Staub muß lecken.
Und ach! ich arme Phantaſei
Muß büßen dieſe Hudelei,
Werde geplackt von allen Seiten,
Muß hauſen unter dem Pöbel von Leuten.
Zur Gaſſenhure geworden bin ich,
Und jeder Troßbube nothzüchtigt mich. —
In dieſem Schauſpiel werdet Ihr ſehen,
Wie die Sachen auf unſerm Parnaſſus ſtehen,
Merkt ja wohl auf, und gebt hübſch Acht:
„Iſt auch kein Wörtchen ausgedacht,
Sondern iſt Alles gemalt nach dem Leben,
Ob's gleich heißt eine Phantaſei. —
Iſt Alles richtig und ſo getreu,
Wie's in der Natur thut leben und weben;“ —
Empfiehlt ſich nun beſtens die Phantaſei.
(macht ein Knix und ab).

Im Stücke vollzieht Apollo mit Mercur eine Execution über die Muſen, welche einzeln vorgeführt und ihre Ausartung und Verkehrtheiten mit grellen Farben geſchildert werden. Im letzten Auftritte bleibt Hermes allein und ſpricht: „Das war 'ne allerliebſte Execution. — — Herrlich! wenn das wahr wäre, wenn all' das Unheil, das die großen Genies angerichtet, abgethan wäre; aber leider, leider! iſt's nur eine dramatiſche Phantaſei. O Du armes Deutſchland, jetzt ſieht's windig in Dir aus.“ Darauf folgt des Autors Epilog.

Eine Pußhand Dir, werthe Chriſtenheit,
Wenn mein Hanswurſt mit dem hölzernen Gat,
Und meine dramatiſche Phantaſei
Dir nicht ganz übel behagen that! —
Hab' pudelnärrſche Dinger geſchrieben,
Iſt ein Gemengſel von Kraut und Rüben,
Völlig nach neueſtem Maß und Schritt!
— — — — — — — — —
Ein ungeheuerer Staub. O wehe mir,
Ich armer Schelm erſticke ſchier.
Da galoppirt mit mächtigen Schritten,
Ein ganzer Trupp Kritikaſter daher,
Kommen auf Gäulen und Eſeln geritten,
Von Journaliſten ein großes Heer,
Schimpfen meinen armen Hanswurſt gar ſehr,
Und ſchreien laut: Was für ein Vieh
Mißhandelt unſre großen Genie,
Scandalirt unſre großen Männer und Meiſter,
Blamiret Deutſchlands erſte Geiſter!
Doch mit Verlaub, Du Windbeutelbrut,
Du lügſt, Hanswurſt das niemals thut.
Hat allen Reſpect für's wahre Talent.
Aber nicht Alles, was Ihr ſo nennt,
Iſt wahres Genie, iſt wahres Talent.

Nicht die großen Genies, Ihr seyd allein
An'n Pfahl gestellt; Ihr sollt es seyn,
Die er mit sein'm Pritschholz zusammenkarbatscht.
Genieen will er nicht scandaliren,
Thut sie von Herzen veneriren,
Euch nur, Ihr Hunde, will er blamiren,
Und so Adieu. — Nu Leser, klatscht!

Lieber Leser, klatsche; der Hanswurst verdient Deinen Beifall. Er hat zwar im Jahre 1778 geschrieben, und ist nun schon lange mausetodt; aber es paßt Alles doch auf 18 hundert dreißig und einige Jahre, es paßt ganz genau. Allein — — — ich will mich ja aller Bemerkungen enthalten, und schließe mit dem Wunsche, man möchte zur Erforschung und Bekanntgebung des Autors dieser Marionettentheater nur behilflich seyn. Der Verfasser hat alle rechtliche Ansprüche auf ein ehrenhaftes Genanntwerden, und man verbindet mich dadurch, und gewiß auch manchen geneigten Leser. J. Seidlitz.

Theaterbericht.

Wien, im Juni 1836.

Das Hofburgtheater hatte seit Griseldis keine Novität die besonderes Aufsehen macht und verdient, ausgenommen das nach dem Französischen bearbeitete Drama von Koch: „Das geraubte Kind," das ungemein gefiel und ein Repertoirstück bleibt. Freilich trägt das Spiel der so sehr favorisirten Mad. Rettich nicht wenig bei; der Ruhm und die allgemeine Anerkennung ist noch alle Tage im Steigen, und seit der seligen Müller hatte sich keine eines ähnlichen Enthusiasmus zu erfreuen. Schade, daß es hier ebenfalls, wie in Allem nach der „Vogue" und der Mode sich ändert, und die heute in den Salons Gefeierte morgen ganz vergessen ist. So erging es der Müller und der Peche, die beide auf dem Theater noch wie früher gefallen, aber doch wenig mehr außer demselben gesucht werden. — Hr. Emil Devrient trat in vielen Rollen von den verschiedensten Fächern auf und gefiel mitunter in einigen, während er in andern kalt ließ. Fortwährend bringt uns die einsichtsvolle Direction, wenn gute Novitäten mangeln, ältere treffliche Stücke mit neuer Besetzung wieder und verleiht dadurch ihrem Repertoir einen eigenthümlichen Reiz. So gewährte eine Reprise des Babo'schen Lustspieles: „Bürgerglück," das jetzt nur noch an wenig Bühnen gekannt seyn dürfte, durch die kerngesunde, natürliche Anlage, und den frischen lebenskräftigen Hauch, der es durchweht, einen hohen Genuß, während es mit einer seltenen Wahrheit und Natürlichkeit wiedergegeben wird. — Bei solchen Gelegenheiten lernt man, meine ich, die kostbaren Kräfte unserer Nationalbühne viel besser als selbst durch großartige Tragödieen kennen, wo blos der Einzelne gewaltig hervortritt. — Zwei Stücke, von Kurländer übersetzt: „Eine Hütte und sein Herz" und „Der achtzigste Geburtstag" sind beide schwach, und besonders das letztere sehr langweilig und in der Tendenz verfehlt.

Das Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore fährt in seinen italienischen Opernvorstellungen mit glücklichem Erfolge fort. So entschieden ich als Gegner und Widersacher der frühern meßquinen Administration auftrat, so offen spende ich der Jetzigen Anerkennung, die mit Einsicht und wahrhafter Liberalität ihr schweres Werk begonnen. Da ist nicht von Ersparnissen, von knickriger Oekonomie die Rede; was geschehen soll, geschieht würdig; und die Ausstattung der Novitäten, Costüm, die Dekorationen, erregen immer den stürmischsten Beifall. Eben komme ich aus einer Vorstellung des Bellini'schen Schwanengesanges: „I Puritani et i cavalieri," und meine Seele ist noch halb berauscht von der Fülle von Genüssen, die ich gierig in drei Stunden eingesogen. Verlangen Sie nicht, daß ich über die Oper ein Urtheil fälle, jetzt schon! — — ich glaube, sie hat einige Bellini'sche Mängel, aber zahllose Bellini'sche Schönheiten. Ich muß sie so nennen, denn der Compositeur ist so eigenthümlich, daß man ihn nur mit sich selbst vergleichen kann. Eine neue Sängerin, Sigra. Vettadini, ward eigens hierzu verschrieben, und hat sich bereits durch diese einzige Leistung zur Prima Donna assoluta erhoben. Sage man, was man will, mit diesem Feuer, mit dieser sinnerregenden Lebendigkeit, mit dieser schwindelnden Geläufigkeit und diesem Reichthum der Coloratur singt nur eine italienische Kehle, die zum Gesange par excellence geschaffen. Wenn man es zugeben muß, — und man kann es leider nicht ändern — daß solche Musik geschrieben wird, welche Menschenstimmen wie Klappertrompeten und Saiteninstrumente zu ungeheueren Rouladen zwingt, wenn selbst der ernstere Bellini solchen Schwindel huldigen mußte: so mag man allerdings wünschen, daß überall italienische Sänger da wären, um sie auszuführen. Denn es gehört ein geborenes Talent und eine so Alles besiegende Liebe zur Musik, wie sie in Hesperiens Auen vorherrscht dazu, um es zu einer solchen Höhe in — Künsteleien zu bringen. Die Männer stehen den Frauen nicht nach, und der Tenor Pedrazzi entwickelt ebenfalls eine ungeheure Masse Bravour. Was noch bei ihm merkwürdig, ist seine Höhe; ich weiß nicht wie ein deutscher Tenorist diese Partie geben wird, wenn sie nicht überhaupt um einen ganzen Ton — wenigstens — tiefer gesetzt. Freilich hat der Compositeur für Rubini geschrieben, allein — wo findet man die Propheten? — Andere Rollen treten weniger hervor. Marini ist ein herrlicher Bassist, nur an Umfang etwas mangelhaft. Ein Duett im zweiten Acte im tempo marciale macht immer Furore. Lannoy fällt im „Telegraphen" mit vielem Grimme über diese Oper und Bellini her, beschuldigt ihn der Reminiscenz u. s. w. So sind die Deutschen! wo Andere fühlen, da kritteln sie; Bellini aber hat das Publicum auf seiner Seite, und es ist schon gut, wenn man sich selbst etwas zu stehlen hat! Der Predigerton und Lapidarstyl ist in jetziger Zeit noch langweiliger als früher, denn Zeit und Erfahrung predigen genug, man braucht keine Fastenkanzel in Journalen!

An der Wien ist wieder ein Nestroy'sches Stück en vogue, das bereits in die zwanzig Male gegeben wurde. Gemein, doch lustig, die Leute lachen über Nestroy, Nestroy lacht über die Leute, so ist Alles fröhlich und nur die Kritik kommt in der Amtsperrücke hinterher, steckt die Nase hinein, nimmt eine Prise, und sagt: ist nicht nobel, man sollte sich schämen, darüber zu lachen! Nestroy aber macht seine Späße und volle Häuser. Das ist die wahre Noblesse. Nicht wahr Hr. Nestroy?

Theater-Rucker.

Paris. Der „Criminalproceß," Lustspiel in drei Acten von Hrn. Rosier, zur Aufführung gebracht auf dem Théâtre français, geht die Sucht der Damen, den Verhandlungen der Assisen beizuwohnen, und neue Eindrücke oder Erschütterungen zu sammeln, an. Der Mißgriff, einen Stoff zu einer Posse, zudem für ein Lustspiel zu machen, liegt vor Augen. Dennoch hatte die Pièce keinen ungünstigen Erfolg. „Der Dämon der Nacht," von Bayard und Arago, ist eine allerliebste geistvolle Pièce, die im Vaudeville Sensation machte. Es handelt sich darin um die Liebschaft eines jungen Mädchens mit einem Fremden, der sie glauben macht, er sey ein Nachtgespenst, bis er zuletzt als liebreizendes Prinzlein hervortritt und die kleine nette Geistergläubige ehelicht. „Das Portrait des Teufels" erschien am Theater des Palais royal. Es ist das Portrait ein Vaudeville in einem Act, von Brazier und Rougemont, welches sich auf eine Anekdote aus dem Leben des Dichters Pelisson stützt, lachen machte und durch seine geistreichen Couplets recht wohlgefiel. An der Porte St. Martin bereitet man ein Drama mit großem Pompe vor: Die Herzogin von Lavaupaliere, als dessen Verfasser von Rougemont genannt wird. Der unfreiwillige Todtschläger Debureau, Seiltänzer, ist nach seiner Lossprechung wieder auf dem Theater des funambules aufgetreten. Der Schauplatz war gedrängt voll, und es wurde dem Bajazzo eine Aufnahme zu Theil, die man als ohne Maß und Grenzen der Gebühr bezeichnen muß. Debureau war bis zu Thränen gerührt, und konnte sich lange nicht fassen. Endlich kam er wieder in's alte Geleise und Alles ging den alten Bajazzogang. Ob aber Jemand, mit einem Todtschlag, sey er nun beabsichtigt oder nicht, die Seele belastet, seine Possenreißerrolle wirklich unbeirrt fortspielen kann? Ein Pariser Theater hat die Absicht kund gegeben, eine deutsche Schauspielertruppe aus Deutschland zu verschreiben, um so etwas noch nicht Gesehenes und Gehörtes vor Gesicht und Gehör der Franzosen zu führen. Schlechte Speculation, zu der sich schon mehrere Schock schlechter deutscher Komödianten und Schauspieler aus allen deutschen Theaterstädten gemeldet haben sollen. Bon voyage! adieu pour jamais! Zu Ende des Mai kam zwischen den Theaterdirectoren des Vaudeville-Theaters und desjenigen im Palais royal ein Vertrag zu Stande, durch welchen ihnen das Odeum bis 1841 überlassen wird. Die beiderseitigen Gesellschaften werden zweimal in der Woche daselbst spielen und Stücke ihres Repertoirs aufführen. Robert der Teufel macht im Operntheater fortwährend volle Häuser.

Leipzig. Hr. Löwe vom kais. k. Hofburgtheater in Wien hat, um das Leipziger Theaterpublicum im eigentlichsten Sinne des Wortes zu beglücken, seinen Aufenthalt hierselbst verlängert und seinen Gastspielen noch einige Rollen hinzugefügt. Der Enthusiasmus für ihn — man möchte ihn einen Furor nennen, wenn das Wort nicht zu ab- und zu sehr gemißbraucht wäre — steigert sich mit jedem Abend, an welchem er die Bühne betritt, und jede Darstellung, jeder Act, ja beinahe jede Scene derselben wird für ihn zu einem Triumphe der glänzendsten Art. So war es am Abend, wo er als Hamlet auftrat und durch sein tief eingreifendes, Auge, Herz und Seele einnehmendes und erfüllendes Spiel — ich erinnere nur an die Scene, wo die Ermordung seines Vaters theatralisch dargestellt wird — eben so rührte, als erschütterte. So war er es, als Percival von Wales, der eine Stütze dem hier und da schwankenden Stücke „Griseldis" wurde und den Zuschauern eine Rührung abgewann, die über die männlichsten und abgehärtetsten Thränendrüsen triumphirte. So war er es, als Fiesko, der ein Bild aristokratischen Stolzes und Genies aufstellte, das als erhaben anerkannt und in seinem Untergange betrauert werden mußte, selbst von dem ärgsten Demagogen und eifrigsten Republicaner. — Zugleich ist Hr. Löwe in seiner edlen löwenhaften Künstlergröße ein Prüfstein für unsere einheimischen Schauspieler geworden. Das Publicum, das probirt, erhält, leider! nicht die besten Resultate. Wer vermöchte sich neben Hrn. Löwe in irgend einem bedeutenderen Fache nur aufrecht zu erhalten, wenn nicht Hr. Baudius in seiner Sphäre die Ehre unseres Personals rettete. Dieser und jener größere und niedere, sichtbarere oder unsichtbarere Anflug von künstlerischer Befähigung kann hier natürlich nicht in Erwägung kommen, sondern nur ein künstlerisches Durchgebildetseyn, ein durch anerkannt treffliche Leistungen bereits bewährtes Künstlerthum. Der Ort verbietet längere Demonstrationen, darum begnügen wir uns damit, zu sagen, daß Hr. Baudius in Griseldis ein so charaktertreues, nach allen Seiten das Dichtwerk vollendendes und vollendetes, reines und schmuckes Bild hinstellte, daß ihm allgemein nächst Hrn. Löwe der Preis des Abends zuerkannt ward. Hr. Löwe wird noch einmal als Garrick in Bristol, und vielleicht noch einmal als Percival auftreten, um im vorletzten Stücke nicht nur von Hild, sondern auch vom Publicum mit Lorbeeren gekrönt zu werden. — Leipzig wird das Andenken dieses herrlichen Künstlers lang im Herzen tragen.

Eine Aufführung der „Puritaner," von Bellini, hat nicht den erwünschten Erfolg gehabt — wie sich erwarten ließ! Zu den bereits angezeigten Abgängen und Veränderungen an unserem Theater kommt noch der des Chordirectors Baldenecker mit seiner Frau. Er soll in Carlsruhe als Musikdirector fungiren, obgleich er hier nur zur Direction von Singspielen tüchtig befunden wurde, sie wird Liebhaberin seyn, wahrscheinlich in höherem Styl als hier, wo sie sehr untergeordnet wirkte. Fräulein v. Zahlhaas verläßt unsere Bühne wegen zu weniger Beschäftigung. Was soll aus unserem Ensemble werden, bei solchen Zerfällnissen? Nicht Alban, sondern Lucas heißt Hrn. Düringer's erhoffter und ausgezeichneter Ersatzmann aus Wien.

[Den Casseler Herren Recensenten.] Kritisch-theatralische und theatralisch-kritische Umtriebe sind an der Tagesordnung, und wer eine chronique scandaleuse schreiben wollte, brauchte sich blos mit diesem Stoffe bekannt zu machen, um einen ziemlich starken Band zu füllen. Aus der Theaterchronik ersieht man, daß nicht nur in Berlin und Breslau und mehrern andern Städten ein freches unverschämtes Spiel mit artistischen und literarischen Interessen getrieben wird, sondern auch in Cassel, wo ein Hr. Dr. Lobe, Bruder des Weimarer Musikers und Componisten, das kritische Primat zu behaupten scheint. Wir bedauern ihn unter den dort obwaltenden Verhältnissen und bei der Schändlichkeit des Mißbrauchs seines Namens. Es ist in der That jedem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er seine Feder zu Theaterrecensionen braucht und sich dadurch zuerst mit einer Menge Menschen in Parallele stellt, die den Namen kritische Beutelschneider und Schmarotzer verdienen, zweitens aber auch der Intrigue, Rohheit und Bestialität, die unter den Theaterleuten häufig zu finden sind, sich Preis gibt*).

*) Man mache es mit notorisch feilen, d. h. durch Geld oder Geldeswerth erkaufbaren Theaterrecensenten, wie mit Hrn. Loebell und Consorten von mehreren Seiten jetzt geschehen ist und geschieht, und dem Uebel von der einen Seite wird abgeholfen seyn. Auf der andern Seite hüte man sich wohl, mit der Verleumdungssucht, Intrigue und Gemeinheit leidenschaftlicher, roher und in ihrer Aufgeblasenheit und Eitelkeit oft mit Recht beleidigter Schauspielersubjecte gemeine und gemeinsame Sache zu machen, und vergesse nicht, daß die Pest hier nicht einfach ist. Dieß auch unsere Bemerkung zu den gegebenen Berichten aus Breslau.
Anm. d. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 177. (VII. Jahrgang.) Montag, den 25. Juli. 1836.

Der Arbeiter in der Zinnoberhütte.

(Von Fitzinger.)

Da droben auf den Bergen
Da grünt's in Maienpracht,
Hier unten in den Bergen
Durchwühlen wir den Schacht.

Hier unten in der Hütte,
Da läutern wir das Erz,
Und machen den Zinnober
Bei Liedern und bei Scherz.

Die Blümlein auf den Bergen,
Die leben kurz, doch froh,
Die Bursche beim Zinnober,
Die machen's eben so. —

Vom Rosenschein des Lebens
Strahlt unſ're Wange nie,
Nur bleiche Grabesblüthe,
Streut kargen Schein um sie.

Es schaffen unſ're Hände,
Das helle, schöne Roth,
Indessen naht uns bläſſer,
Und bläſſer stets der Tod.

Lieb' Mädel, hast Dir Einen
Von uns zum Lieb erwählt,
Dann woll'st Dich nicht besinnen,
Unſ're Tage sind gezählt.

Besinne Dich nicht lange,
Und reich' ihm Deine Hand,
Er muß ja früh hinüber
In's unbekannte Land! —

D'rum haschen wir die Freude,
Und lieben warm und treu,
Daß nicht das kurze Leben
Noch mehr verkürzt uns sey.

Die schwarze, dicke Säule,
Schau', wie sie qualmt und flicht,
So zieht oft manche Seele
Von unſ'rer Gilde mit. —

Und wenn auf jenen Bergen
Manch' and're Blume blüht,
Dann steht manch' and'rer Bursche
Wo's giftig dampft und glüht.

Das Lotterie-Loos.

»Also, Sie wollen es nicht?« frug ein schon ziemlich bejahrter Mann einen Copisten, der noch in der Blüthe seiner Jahre stand.

»»Nein!«« erwiederte dieser mit Heftigkeit: »»verschonen Sie mich damit!««

Der Alte ließ sich durch diese streng abweisenden Worte nicht zurückschrecken. Mit freundlicher Miene frug er:

»Wir befinden uns nun fast eine Viertelstunde lang in diesem Kampfe, ohne daß Sie die Gründe Ihres Defensiv-Verfahrens angegeben hätten. — Glauben Sie mir auf mein Wort, Sie sind glücklich!«

»»Das weiß ich selber am Besten; ein Jeder ist seines Glückes Schmied!««

»Eben deßhalb rathe ich Ihnen, ein Loos zu nehmen.«

»»Warum? Woher wissen Sie, daß mir das Glück günstig seyn wird?««

»Eine innere Stimme sagt mir's.«

»»Die kann trügen; Diebe und Mörder folgen auch ihrem Rufe.««

»Sie haben wahrscheinlich heute solche Sächelchen in den Acten gelesen?« bemerkte scherzend der alte Classen-Lotterie-Loos-Unter-Einnehmer Zadock, dessen Gestalt der eines wohlbeleibten Holländers glich, der in phlegmatischer Bequemlichkeit seinen Körper pflegt und die Seele darben läßt. Wohl wußte der Unter-Einnehmer, daß die ausgesprochenen Worte die Eitelkeit des Copisten — diesen Erbfehler aller Adamskinder — entzünden würden; daß diese Bemerkung ein Magnet sey, der die harte, unbeugsame, eiserne Seele an ihn, den Unter-Einnehmer, heranziehen werde. Seine Weisheit war nicht von gestern; der erste Anfang einer friedlichen Ausgleichung des Papierkrieges war gegeben.

»»Freilich!«« antwortete mit freundlichem Lächeln der Copist; »»'s gibt doch furchtbare Menschen!««

»Die Menschen würden sich nie so schrecklich zeigen, es würde keine Diebe und Verbrecher und anderes Gesindel dieser Art geben, wenn Alle ihr Glück in der Lotterie versuchten,« declamirte der Alte.

»»Wirklich?«« frug der Copist.

»Ich sage, der Mensch muß thätig seyn, seine Kräfte nicht in Müßiggang vergeuden! Thut er dieß, befolgt er dieses Gebot der Vernunft und Erfahrung, so wird nie eine böse That verübt werden und die Criminaldirectoren« — — —

»Müssen in die Lotterie setzen, um nicht zu verhungern, oder selbst todtschlagen und stehlen;« ergänzte auf seine Weise und zu seinem Vortheil der Holländer die Rede des Copisten.

»»Herr!«« rief plötzlich mit entstellten, blassen Gesichtszügen dieser; »»Herr! Sie haben Recht! Geben Sie mir ein Loos!««

Nachdem er dasselbe bezahlt, floh er mit stürmischer Eile aus der Wirthsstube in seine Wohnung, wo er das bedeutungsvolle Blättchen in seinem Secretair in einem Brief-Couvert emsig verbarg.

Das Schreckbild, daß der Untereinnehmer, des Copisten Aufregung benutzend, diesem mit scharfen Umrissen vorgezeichnet, hatte die gewünschte Wirkung, die Vernunft desselben zu blenden. Aengstlich harrte er nun auf die Nachricht, ob er unter die Günstlinge des Glücks gehöre oder nicht. Er war verheirathet, sechs Kinder nannten ihn Vater und wollten ernährt seyn; seine Stelle gewährte ihm kaum das tägliche Brot; manche Nacht durchwachte er in Nahrungssorgen; zwar fehlte es nicht an Gelegenheiten, sich manchen Louisdor zu verdienen, allein er hatte tief im Herzen empfunden, und zählte unter die Vorschriften seiner Lebensweisheit, was der gefühlvolle Salis sang:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab! ꝛc."

Nicht zu verwundern ist es demnach, wenn ihn die Nachricht, daß er 50,000 Thaler in der Lotterie gewonnen habe, gleich einem Blitzstrahl aus heiterem Aether traf; seine Sinne verwirrten sich, seine Augen rollten in zitternder Bewegung, denn er glaubte, der Böse suche ihn zu täuschen.

Des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, sagt ein Weiser des Alterthums. — Kaum war der Copist Herr seines Gewinnes, kaum umstrahlte ihn des Goldes Glanz, als ihm die Welt zu klein zu seyn dünkte. Er gab seine Stelle auf und kaufte sich ein schönes Haus, das er im Innern auf das Herrlichste ausschmückte. Wo Geld ist, da sammeln sich gute Freunde, deren Geruchsorgane schärfer sind, als die der Raben, welche Meilen weit das Aas wittern.

Der gefährlichste Feind des Menschen ist das Glück, ein Parodoxon, für dessen Wahrheit die Erfahrung viel Zeugnisse ablegt. Die frühere Besonnenheit des Copisten war seinem Geiste entflohen, schwelgend in den ausgesuchtesten Genüssen verlebte er jeglichen Tag. Die guten Freunde aber waren eifrig bemüht, seinen Geist in diesem gefährlichen Zustande zu erhalten, indem sie seiner Eitelkeit Weihrauch spendeten. Die Tinte war unterdeß vertrocknet und die Feder stumpf geworden, mit der er früher sein Brot sich verdiente.

Manche Stunde weinte die Gattin des Copisten, während dieser in Gesellschaft der guten Freunde ein reichsfreiherrliches Leben führte. Mit leise andeutenden Worten hatte sie ihn oft schon den Verfall seiner Finanzen bemerkbar gemacht, allein anfangs hatte er ihr den Rücken zugekehrt, später aber mit Festigkeit und im eigentlichsten Sinne des Worts den Mund gestopft. Da schwieg sie; aber im Wachen wie im Traume erblickte sie die Bilder ihres vorigen, wie des jetzigen Gatten. Der Pesthauch des Glücks hatte die sittliche Grundlage seiner Lebensweisheit vergiftet, und allerlei böse Geister hielten die Vernunft desselben gefangen; die Gestalt des Copisten war ein sinnenberauschtes Zerrbild geworden.

Eines Abends kehrte der Copist in heiterer Stimmung vom Pharotische in seine Wohnung zurück, wo er seiner Gattin durch ungewöhnliche Sanftmuth seines Charakters in Erstaunen setzte und ihr neuen Muth einflößte, noch einmal ihren Gatten das drohende Unglück vor Augen zu stellen.

»Laß Dich nicht auslachen mit Deinem Fürlefanz, allzu besorgte Friederike!« erwiederte spottend der Copist. »So eben habe ich 100 Ducaten gewonnen, und in wenigen Tagen wird sich das große Loos mir unterwerfen, denn: das Glück verläßt die Seinen nicht!«

Du willst sagen, erwiederte sanft verbessernd seine Gattin: Gott verläßt die Seinen nicht.

»Verschone mich mit Deiner Frömmelei!« rief mit schneidender Stimme der Copist: »Das Glück ist Gott! Nichts weiter!«

(Fortsetzung folgt.)

Meine Gedanken bei Semilasso's Weltgang.

Ich dachte — ja was dachte ich eigentlich bei Lesung jenes Werkchens? — Aufrichtig gesagt, es ist mir nicht mehr recht erinnerlich, aber unter Anderem war es Folgendes:

Ach, wäre ich doch ein Mann, wie jener Weltgänger*), dann 1) hätte ich ein ungemein einnehmendes Aeußere. — Man lese sein Signalement (pag. 13 bis 16. Th. I.):

»Es war ein Mann von hoher Statur, dem Anschein nach reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt, eine schlanke, wohlgeformte Gestalt, die jedoch physisch mehr Zartheit, als Stärke, mehr Lebhaftigkeit und Gewandtheit, als Festigkeit verrieth. Eine nähere Betrachtung zeigte dabei auf den ersten Blick, daß bei dem vorliegenden Individuum das Cerebralsystem besser, als das Gangliensystem ausgebildet sey, und die intellectuellen Eigenschaften, die sogenannten thierischen überwogen. Ein Phrenolog würde sogar bald daraus geschlossen haben, daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Imagination als Gefühl, mehr Rationalismus als Schwärmerei zugetheilt, und er folglich nicht zum Glück bestimmt worden sey. — Jeder aber, dem einige Weltkenntniß eigen, mußte erkennen, daß der Fremde in demjenigen Stande geboren und erzogen sey, den man übereingekommen ist, den vornehmen zu nennen. Seine Züge, ohne schön und noch weniger regelmäßig zu seyn, waren dennoch fein, geistreich und auffallend, so daß man sie, einmal gesehen, nicht leicht wieder vergaß. Wenn sie einen Reiz ausübten, so lag dieser besonders in ihrer außerordentlichen Beweglichkeit. Bei wenig Menschen waren die Augen ein treuerer Spiegel der jedesmaligen Seelenbestimmung, und man konnte sie in Zeit weniger Secunden matt, abgestorben, farblos werden, und dann plötzlich wieder mit dem Glanz der Sterne funkeln sehen. Der permanenteste Ausdruck dieser Züge war jedoch eher leidend zu nennen, ein sonderbares Mittelding zwischen schwermüthigem Nachdenken und sarkastischer Bitterkeit, das selbst dem Doctor Faust nicht übel angestanden haben würde. Doch glauben wir, daß unser Freund mit diesem nicht allzuviel Aehnlichkeit hatte, vielmehr ein großer Theil weiblichen Elements in ihm vorherrschte, daher er auch weichlich und eitel, und dennoch großer Selbstüberwindung und Ausdauer fähig war. Sein größtes Glück lag in den Freuden der Einbildungskraft, in den Kleinigkeiten des Lebens. Der Weg, nicht das Ziel, war sein Genuß, und wenn er kindlich Bilder zusammensetzte und mit bunten Seifenblasen spielte, war er am liebenswürdigsten für Andere und am genußreichsten für sich selbst.

Während wir den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, ohne daß er es ahnet, so scharf analysiren, hat er sich eben recht graciös zurückgelegt und schaut mit seiner Lorgnette in den Wald, als wenn er uns dort entdecken wollte. Sein nicht mehr allzuvolles schwarzes Haar (böse Zungen behaupten, es sey gefärbt) dringt unter einem rothen Tunesischen Fez hervor, dessen lange blaue Quaste lustig im Winde flattert. Um den Hals ist nachlässig ein bunter Caschemirshawl geschlungen, und die hohe weiße Stirn, das blasse Gesicht, passen gut zu dieser halbtürkischen Kleidung. Ein schwarzer military frockoat mit reicher Stickerei von gleicher Farbe besetzt, Pantalons von Nankin, und leichte Stiefeln, deren Lack wie lackirter Marmor glänzt, vollenden die etwas prätentiöse Toilette.« —

Hieraus wird man ohne Zweifel, trotz der miteinterlaufenden, auch wohl nicht so böse gemeinten kleinen Spötteleien, eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit entnehmen können*).

2) In Folge dieser einnehmenden Persönlichkeit würde mir auch überall das schöne Geschlecht sehr hold seyn. Unsern Weltgänger trägt es mindestens auf den Händen, wie folgende seiner eigenen Aussagen beweisen (Pag. 68. Th. I.): »Vorgestern Mittag bei schönem Wetter verließ ich den bunten nomadischen Badeort, wohl auf meinem Bock etablirt, der mir schon beim Abfahren den Vortheil brachte, die anmuthige Gräfin J.... am Fenster zu erblicken, und einen freundlichen Anschiedsgruß von ihr mit auf den Weg nehmen zu können.« — (Pag. 89.) »Ich habe mich nicht nach dem Namen der Dame erkundigt, aber vielleicht gehörte sie dem traurig berühmten Todten näher an, denn als sie noch stillschweigend vor sich hinblickte, gab mir das jüngste Mädchen, eine Thräne im Auge, mit lieblich verschämtem Ausdruck einen Rosenstrauß, indem sie leise flüsterte: Zum Andenken an die Katharinenburg und den armen Sand.« — (Pag. 100.) »Desto melodischer ertönte mir die holde Stimme meiner Nachbarin in der sanften Logendämmerung. Et voilà, wie meine Mutter sagt.« — (Pag. 189.) »Den besten Unterricht genieß' ich aber von seiner liebenswürdigen Gemahlin, die einer der angesehensten Familien Amerikas angehört, und ganz dazu gemacht ist, dem Wunsche, Amerika zu sehen, ein doppeltes Feuer zu geben, im Fall man supponiren darf, daß viele ihrer Landsmänninnen ihr gleichen. Wir sind zwar über religiöse Gegenstände nicht immer ganz einig; ich finde ihre Principien in manchen Stücken zu streng, sie lacht mich manchmal aus, wenn ich einen Fehler im Englischen mache, aber im Ganzen genieß' ich doch ihre Nachsicht und Güte.«

(Fortsetzung folgt.)

*) Das ungewöhnliche Wort Weltgänger ist nach Analogie der Worte: Paßgänger, Trararum-Gänger (eine Art Vagabonden) u. s. w. zu verstehen (s. Vorwort).

*) In Leipzig macht gegenwärtig des Fürsten Pückler von einigen Kunsthandlungen ausgehangenes Portrait Aufsehen und steht in bedeutendem Ansehen. Anm. d. Red.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, im Juni.

(Schluß.)

Der landwirthschaftliche Verein für das Großherzogthum Hessen hatte vor nicht langer Zeit die Veranstaltung getroffen, daß für die Provinz Rheinhessen jährlich ein Ackerbaufest begangen werden sollte, zur Erheiterung und Aufmunterung der ackerbauenden Classe, bei welchem Feste von Seiten des Vereins nicht nur den Landbebauern, die sich in der Agricultur und Viehzucht besonders auszeichnen, Preise ertheilt werden sollten, sondern auch denjenigen Mägden und Knechten der Oekonomen, die sich als thätig, fleißig, gehorsam und brav in der Wirthschaft zeigen. Dieses Fest sollte an dem Geburtstag Sr. königl. Hoheit des Erbgroßherzogs, des großmüthigen Protectors des landwirthschaftlichen Vereins, stattfinden. Für dieses Jahr wurde das Fest am 2ten Juni zu Wörrstadt, unweit von hier, begangen. Es versammeln sich daselbst die Freunde der Agricultur aus der ganzen Provinz, und auf einem freien Raume waren Zelte zur Aufnahme der Gäste aufgeschlagen. Aufgestellt waren die ausgezeichnetsten Productionen der Londwirthschaft, und diejenigen besonders festlich geschmückt, die eines Preises gewürdigt wurden. Der Act der Preisvertheilung war erhebender Art! Es gewährt ein eigenthümlich wohlthätiges Gefühl, den Landmann für seine mühselige Beschäftigung auf diese Weise vor den Augen vieler Tausende von seinen Behörden belohnt zu sehen! Besonders angenehm war es für die Anwesenden, treue Dienstboten öffentlich aufgemuntert zu sehen, auf daß sie fortfahren, durch Fleiß und Anhänglichkeit sich auszuzeichnen. Nach diesem Acte begannen die Lustbarkeiten; es wurde in den Zelten getanzt, es wurde unter freiem Himmel gespeist, und überall ertönte die fröhliche Musik, angemessen der fröhlichen Stimmung, die sich aller Anwesenden bemächtigt hatte. Während so dieses wahrhafte Volksfest im Gange war, ging die Nachricht von Mund zu Mund, Se. königl. Hoheit der Erbgroßherzog wolle die Versammlung mit seiner Gegenwart beglücken. Wirklich erschienen bald die Wagen mit den hohen Herrschaften, und ein allgemeiner Jubel entstand, als man des geliebten Fürsten ansichtig wurde! Se. königl. Hoheit nahmen an dem schönen Feste Theil, belobten diejenigen, die Preise erhalten hatten, nahmen die ausgestellten Gegenstände in Augenschein, und kehrten erst nach mehrstündigem Aufenthalt in die Residenz zurück. Die Festivitäten dauerten dann fort bis in die Mitte der Nacht, und eine exemplarische Ordnung und ein anständiges Benehmen, von Seiten der Landleute, zierte das Fest. Unstreitig wird die jährliche Wiederkehr dieses schönen Festes ihre wohlthätigen Folgen auf die so wichtige Classe der Bewohner unserer Provinz äußern, für die das Volksfest veranstaltet war. Der Bauernstand ist die stärkste Basis der Staats-Pyramide, und namentlich in unserm Rheinhessen, wo das Wohl und das Weh der ganzen Provinz von dem Gedeihen der Landwirthschaft abhängt, wo Frucht- und Weinbau die Elemente des Wohlstandes und Glücks der Bevölkerung bilden, ist es von der höchsten Wichtigkeit, dieser Classe der Bevölkerung alle Aufmerksamkeit und alle Erleichterung angedeihen zu lassen. Möge das nächste Ackerbaufest in Rheinhessen dem dießjährigen ähnlich seyn! —

In der neuen Verlagshandlang von Wirth dahier gründet sich ein neues belletristisch-literarisches Unternehmen. Einige gediegene Gelehrte wollen vom 1sten Juli an ein Blatt unter dem Titel „Ahasverus" herausgeben, und bereits ist der Prospectus ausgegeben. Das Unternehmen kündigt sich etwas pomphaft an, auch klingt der Titel etwas onimös! Indessen hört man doch, daß dasselbe Anklang finden soll. — Außer diesem Blatte erscheinen auch hier noch die sonntäglicher Unterhaltungsblätter, die für ein Localblatt ziemlich gediegen redigirt werden. — Mit besonderer Liebe werden jedoch seit einiger Zeit die Conversationsblätter hier gelesen, welche mit der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung ausgegeben werden. Das Blatt wird täglich besser, und Dr. Schuster bewährt täglich mehr, daß er für die Redaction einer solchen Zeitschrift vielen Beruf hat. Die in dem besprochenen Blatte gewählten Aufsätze sind mit Geschmack und Umsicht gewählt. Es kann das Conversationsblatt als eine Blüthenlese aus sämmtlichen Zeitschriften Europas angesehen werden, obgleich auch nicht zu leugnen ist, daß oft gute Original-Artikel, und namentlich eine ausgebreitete Correspondenz dasselbe zieren. Besonders hebt sich seit Kurzem das Blatt dadurch, daß Hr. Dr. Schuster selbst die Berichte über das Leben und Treiben in unserer Nachbarstadt verfaßt, welche Berichte mit eben so viel Geist als Unparteilichkeit gearbeitet und sehr anziehend zu lesen sind. Fährt dieses Blatt fort, in dem jetzigen Geiste bearbeitet und redigirt zu werden, so dürfte es, da es täglich erscheint, bald eine sehr beliebte Lectüre für unsere Gegend darbieten. — Unter den neuerschienenen Werken gewinnt täglich die Wetter'sche Schrift über die Erfindung der Buchdruckerkunst, mehr Ansehn und Würdigung. Man bewundert an ihr besonders das Reichhaltige, Erschöpfende des Stoffes, und eine solche Schärfe des kritischen Urtheils, daß uns die dunkelsten Gegenstände im klarsten Lichte erscheinen. — Die hinterlassenen Schriften des berühmten Local-Geschichtsforschers, Professors Lehne verlassen auch bald die Presse, und werden eine willkommene Aufnahme finden, da es bekannt ist, daß der verstorbene Lehne ein ausgezeichneter Schriftsteller war. Die Familie gibt die Werke auf Subscription heraus, und wie man hört, soll die Subscription sehr zahlreich geworden seyn, obgleich der Preis des Werkes auf 13 Fl. kommen dürfte. Wer möchte sich nicht gern in den Besitz der hinterlassenen Schriften eines Mannes setzen, der ein halbes Jahrhundert lang die Interessen der Vaterstadt so warm vertrat, der das Quellenstudium der alterthümlichen Geschichte des alten römischen Moguntium so sehr erleichtert und bereichert hat? Mainz ist an Lehne ein Monument schuldig; im Herzen der Mainzer hat er sich selbst ein Monument gegründet! —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 178. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 26. Juli. 1836.

Das Lotterie-Loos.

(Fortsetzung.)

Seine Gattin seufzte, während dieser mit furchtbaren, allen Heiligen und Göttlichen hohnsprechenden Worten fortfuhr: »Wenn Du den so genau kennst, den Du Gott nennst, so zeig' mir ihn doch einmal! Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, diesen großen Herrn zu Gesicht zu bekommen!«

Da schien es, als ob die Gefolterte ein Engel in Lichtgestalt umstrahle, der ihren gesunkenen Muth zur hell auflodernden Flamme entzünde. Mit glühendem Antlitz trat sie hin vor ihren gefallenen Gatten und sprach mit gehobener, eindringlicher Stimme:

»Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Greuel mit ihrem Wesen; da ist Keiner, der Gutes thue.« —

»Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkünden seiner Hände Werk.«

Gleich dem Missethäter, der auf dem blutigen Stuhle den tödtlichen Streich erwartet, saß der Copist da. Todtenblässe hatte sein Gesicht umzogen; seine Kräfte waren erstarrt; kein Wort kam über seine zitternden Lippen. Friederike aber, die mit frommen Muthe zur Ehre Gottes gesprochen, ging in ihr Schlafzimmer, wo sie dem Höchsten in stillem Gebete das Seelenheil ihres Gatten anheim stellte.

Der Copist erwachte am andern Morgen auf dem weichgepolsterten Sopha, das ihm als Schlafstätte gedient hatte. Das Gefühl großer Unbehaglichkeit, welches ihn ergriff und eine Folge der Erstarrung der Glieder war, die eine unbequeme Ruhe genossen hatten, stimmte sein Gemüth düster; denn in Nebel gehüllt schienen ihm die ihn umgebenden Gegenstände. Da tauchte in goldner Pracht aus einem Purpurmeere die Sonne am Himmel auf, ein Anblick, welcher die Galle des Gereizten noch heftiger aufregte. Jeder Funke der Vernunft, der männlichen Besonnenheit verließ aber vollends das verstimmte, verhärtete Gemüth, als ihm die Erinnerung das am vorigen Abende mit seiner Gattin statt gehabte Gespräch und dessen erschütternden Epilog in greller Farbenzeichnung vor die verfinsterten Augen hinstellte. Rasend stürmte er im Zimmer auf und ab; verwünschte Himmel und Hölle, Gott und Ewigkeit, vor Allem aber verfluchte er sich mit entstellten Geberden. — In solchen Stunden überschreitet der Mensch die ihm gesetzten Schranken, er ist ein reißender, zähneknirschender Wolf geworden, der nach Blut dürstet. Wohl ist der Augenblick furchtbar, wo der von Waldbächen empörte Strom die Dämme durchbricht und mit entsetzlicher Verwüstung über blumenreiche Wiesen und reifende Saatfelder hinwegraf't, mit tosendem Geheul den schnellen Untergang Dörfern und jubelnden Städten zutragend; wohl ist es grausend, wenn in schwarzer Nacht die Donner ihre weithinschallende Musik schauerlich beginnen; wenn der dunkle Himmel zum Feuermeer wird, das auf die blühende Erde seine brennenden Bäche ergießt, und die Elemente diese Trauermusik mit ihrem tosenden Gesange begleiten; doch kein Pinsel eines gepriesenen Malers, keine Farbe vermag es, jenen Zustand eines Menschen darzustellen, dessen Geist, alles Göttlichen entblößt, der Vernunft Hohn spricht. — Endlich ermattete die schwache Kraft des Unglücklichen; die Wellen der wahnsinnigen Seele wurden ruhiger, und nur tief im Abgrunde derselben stürmten sie noch fort. Aber kaum war das Bewußtseyn zurückgekehrt und mit ihm das Gedächtniß, als dunkle Gewitterwolken am stillen Himmel der Seele sich aufthürmten und einen zweiten Ausbruch befürchten ließen, da erschien mit falsch freundlicher Miene einer der guten Freunde. Eitelkeit gebot jetzt kräftige Selbstüberwindung. Da jedoch der gute Freund die rauhe Herbstluft witterte, so entfernte er sich bald. Während des farblosen, kurzen, oft unterbrochenen Gesprächs hatte der Copist einen Plan gefaßt, den er sogleich auszuführen sich anschickte. Er ordnete einige Papiere in seinem

Schreibepulte, steckte den größten Theil des vorhandenen Geldes zu sich, schrieb ein paar Worte auf ein Blatt, welches er auf den Tisch legte, und verließ sein Zimmer, ohne dasselbe zu verschließen.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß der Copist Nächte hindurch außer seiner Wohnung schwärmte, indem er entweder mit gespannten Mienen am grünen Todtentische stand, oder dem Bacchus, dem Gott der Reben, Opfer der entzückendsten Huldigung brachte, oder als Verehrer der Venus in den Armen einer Lustdirne das bitter-süße Gift der Sinnenlust genoß. Seiner Gattin war es daher ganz und gar nichts Neues, als ihr unglücklicher Gemahl mehrere Tage und Nächte hindurch nicht erschien; wie erschrak sie aber, als sie sein Wohnzimmer nicht verschlossen fand. Einen Diebstahl vermuthend, stürzte sie in dasselbe, und sogleich erregte ihre Aufmerksamkeit das erwähnte Blatt. Die Töchter Evens sind, wie dies jeder Ehemann aus häufiger Erfahrung weiß, sehr neugierig und mißtrauisch. Auch Friederike vermuthete, daß das verhängnißvolle Blatt eine Einladung zu irgend einem nächtlichen Abenteuer enthalten werde, und ergriff es daher mit der größten Hast. Aber ihr Mißtrauen schwand, ihre Gesichtsfarbe verwandelte sich in Todtenblässe, als sie las:

»Wenn Du diese Zeilen lieſest, bin ich fern von Dir, um nie wieder zurückzukehren. Das Haus, nebst Allem, was Du darin vorfindest, gehört Dir und Deinen Kindern, deren Vater zu seyn ich keine Lust mehr habe. * * *«

Friederike wankte dem Sopha zu, das sie kaum zu erreichen vermochte; ihre Kraft war gebrochen, wie die Hoffnung des Landmannes, die der Hagelschlag vernichtet hat.

Das weibliche Herz ist zwar nicht so reich ausgerüstet mit Kraft und Muth, als das männliche, aber es besitzt mehr Stärke im Ertragen der verhängten Leiden als dieses, das von den leisesten widrigen Winde oft in unvernünftige Wuth geräth. Wenn dem Manne der zündende Blitzstrahl des Unglücks das Bewußtseyn betäubt, fühlt auch das Weib dessen versengende Gluth, verliert jedoch nicht die ruhige Fassung; tiefer als der Mann empfindet das weibliche Gemüth die rauhen Stürme des Lebens, aber in frommer Demuth, ohne Trotz und Kleinmuth, schöpft es Trost und Ruhe aus der nie versiegenden Quelle der göttlichen Liebe.

Auch die unglückliche Gattin des verschwundenen Copisten hatte bald so viel Ruhe und Hoffnung, als sie in ihrer Lage bedurfte.

Ihrer Pflicht gemäß, obwohl dieß ein schmerzlicher Schritt für die verlassene Gattin des Copisten war, zeigte sie der Obrigkeit die That ihres Gemahls an, die ihren Beruf auch sogleich zu erfüllen bereit war. Allein keine Spur des Entflohenen zeigte sich. Endlich lief aus einer Seestadt die Nachricht ein, daß der Copist auf einem Schiffe nach England gereist sey, von wo er sich aller Wahrscheinlichkeit nach in das südliche Amerika begeben habe. Ruhig vernahm seine Gattin diese Kunde, im Stillen hoffend, daß dieses abenteuerliche Herumschweifen, die Zerstreuungen der Reise und die Unsicherheit der Existenz wohl thätig auf den Abend seines Lebens wirken werde. Sie steckte ihrer Lebensweise, die ohnehin nie ausschweifend gewesen war, die engsten Grenzen, indem sie einige Zimmer des Hauses vermiethete, und die ihr zurückgelassene Summe an ein sicheres Handelshaus anlieh. Sie selbst ertheilte Unterricht in der Verfertigung weiblicher Arbeiten. Kein Ungewitter trübte den Himmel ihres Lebens, das ruhig dahinfloß, gleich dem Strome, der sich geräuschlos in silbernem Glanze durch blühende Auen schlängelt. Die vaterlosen Kinder aber blühten auf und ließen das Beste hoffen.

(Schluß folgt.)

Meine Gedanken bei Semilasso's Weltgang.

(Fortsetzung.)

(Pag. 35. Th. II. heißt es endlich:) — »Neulich machte ich ein sehr angenehmes dinér bei Deiner Cousine, der Witwe des großen viel zu früh verstorbenen Benjamin Constant, die mich mit Artigkeit und Freundschaft überhäufte.«

Noch mehrere solche Beweise weiblicher Huld auszuheben unterlasse ich, um die Leser nicht zum Neide zu veranlassen.

3) Ich wäre ein sehr beachteter vornehmer Mann, denn Könige, Königinnen und Prinzen kommen ja unserm Semilasso auf das Herablassendste überall entgegen, wie nachstehende Bemerkungen beweisen.

(Pag. 48. Th. I.) »Ihro Majestät die Königin hatte die Gnade, mir gutes Glück zu meiner transatlantischen Reise zu wünschen. — Seine Durchlaucht der Erbprinz von A.... plaisantirten ganz launig über Tutti Frutti, und frugen mich mit liebenswürdiger Offenheit, ob ich vielleicht der Verfasser dieses Buches sey. Es versteht sich, daß ich eifrigst deprecirte. Ich glaube es am Ende doch, sagte der Erbprinz, nämlich nach der Vorrede zu urtheilen, die mir gar nicht gefällt.

Eure Durchlaucht sind zu gütig, es ist schon sehr verdienstlich, eine Vorrede nur zu lesen. Lasen sie auch noch mehr, wenn ich fragen darf?

Nein, ich erwarte erst das Urtheil eines Gewissen darüber, nach dem ich das meinige richten, und es dann lesen oder nicht lesen werde.

Ich rathe im Voraus unbedingt zum Letztern, erwiederte ich, schon mehr als geschmeichelt, eine so hohe Aufmerksamkeit auch nur einen Augenblick erregt zu haben.«

(Pag 17. Th. II.) »Nachdem wir durch mehrere reich erleuchtete große Piezen und eine schöne Gallerie gegangen waren, traten wir kaum in den Salon, als der König uns schon sehr verbindlich entgegen kam, und nachdem ihm mein Name genannt

worden war, mich mit vieler Herablassung begrüßte.«

(Pag. 18.) »Der König erzeigte mir später noch die Ehre, sich eine geraume Zeit privatim mit mir zu unterhalten, sprach viel über England, beschämte mich fast durch einige schmeichelhafte Urtheile über meine Schilderungen dieses Landes, und hatte zuletzt noch die Gnade, mir eine Menge guter Rathschläge für meine Reise nach Amerika zu ertheilen, indem er zugleich mehrere interessante Particularitäten seines Aufenthalts in jenem Welttheile erzählte.«

(Pag. 19.) »Einige Tage darauf ward ich zur Tafel eingeladen. Meinem angebornen, unverbesserlichen Fehler nach kam ich etwas spät, ich fürchtete sogar, ich war der Letzte, denn die Königin gab mir sogleich den Arm, um mich in den Speisesaal zu führen.«

(Pag. 22—23.) »Der König, der mich über Mehreres befragte, sprach mit großer Offenheit von früheren Zeiten, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn er jetzt König sey, er diese schwere Verpflichtung nur für das Glück Frankreichs übernommen, für seine Person aber, und in der glücklichen harmlosen Lage, in der er gelebt, nur ein Opfer gebracht habe. Wenn dies Cabinet sprechen könnte, sagte er mehrmals, indem er auf eine Nebenthüre wies, und wiederholen, was ich so oft Carl X. vorgestellt, es wäre Alles anders gekommen. Als ich in England war, setzte er hinzu, trug mir Georg IV. auf, dem Könige zu sagen, er solle die Presse in Frankreich vernichten, oder sie würde ihn verjagen. Ich erwiederte, daß ich die Botschaft ausrichten würde, durchaus aber nicht derselben Meinung seyn könne. So sagte ich es auch dem Könige, denn die Freiheit der Presse ist das Palladium Frankreichs; und, fuhr er sehr aminirt fort: réprimer sevérement la licence de la presse par les loix, oui, mais l'abolir — jamais. Au reste, fügte er lächelnd hinzu, on dit, qu'elle me maltraite quelquefois, mais je me garde de le lire.«

(Pag. 24.) »Als später mehrere Personen kamen, um ihre Cour zu machen, war der König noch so gnädig, mich mit Herrn Guizot, den ich erst vor wenig Tagen eine vortreffliche Rede in der Kammer hatte halten hören, und mit Herrn Dupin bekannt zu machen.«

(Pag. 25—26.) »Ich habe noch einige Besuche in den Tuillerieen abgestattet und bin immer mit gleicher Artigkeit aufgenommen worden, ja, als ich die mir vom König gegebene Erlaubniß, das Palais Royal und Neuilly zu sehen, benutzt hatte, und im Gespräch äußerte, wie sehr ich gewünscht hätte, einen Plan der Ställe von Neuilly zu besitzen, hatte der König die ungemein graciöse Attention, mir den andern Tag seinen Architekten, Herrn Fontaines, zu schicken, um sich mit mir über Alles zu besprechen, was mir hinsichtlich der erwähnten Gebäude zu erfahren angenehm seyn könnte.«

4) Ich besäße ferner eine durchdringende Menschenkenntniß, denn wer, wie die nach stehende Stelle beweiset (Pag. 100—101. Th. II.) »Als ich nach der Oper mit meinem jungen Engländer zu Tortoni fuhr, um dort, die Vorbeigehenden betrachtend, eine gute Havannahcigarre zu rauchen, machte er mich mit dem Herzog von Braunschweig bekannt, von dem ich so viel gehört hatte, ohne ihm bisher begegnet zu seyn. Ich fand ihn anders, als ich erwartete. Sein Aeußeres ist angenehm, und seine Physiognomie hat etwas Decidirtes und zugleich Schlaues, was sich zu einem (mir wenigstens) gefallenden Ganzen vereinigt. Er sprach viel und äußerst lebendig, soviel in der That, daß er mich bis 2 Uhr in der Allee zurückhielt, während dem mir dennoch nicht einen Augenblick die Zeit lang geworden ist, obgleich er fortwährend allein sprach. Nachdem ich ihn gesehen, halte ich mich für überzeugt, daß man ihn in Deutschland in vieler Hinsicht verleumdet hat, und die Fehler, die er begangen haben kann, weit mehr im Leichtsinn der Jugend und einer viel zu früh erreichten Allgewalt — die noch obendrein unmittelbar auf eine sehr vernachlässigte Erziehung folgte — ihren Grund haben, als in irgend einer Bösartigkeit des Herzens, die ich ihm nach meinem phrenologischen, physiognomischen und psychologischen apperçu einer ersten Bekanntschaft durchaus nicht zuschreiben kann«

in einer einzigen kurzen Unterhaltung so bestimmt in einem Menschen gerade das Gegentheil von demjenigen entdecken kann, was viele tausend andere Personen nach vieljähriger Beobachtung jenes Mannes, von dessen Kinderjahren an, bis zur Endschaft seiner Regierung, gefunden zu haben fest überzeugt sind, — der muß in der That einen unübertrefflichen Scharfsinn besitzen, und es wäre Sünde, bei den bereits vorstehend geschilderten Eigenschaften unseres Semilasso nur dem Gedanken an die Möglichkeit Raum geben zu wollen, als sey auch er, wie früher manche andere Personen, von jenem Manne hier in der Voraussicht absichtlich dupirt worden, das der Weltgänger sein günstiges untrügliches Urtheil der Welt verkünden würde.

(Schluß folgt.)

Schlußstein.

Im Kinde geht das Weinen zum Gelächter über; im Jüngling, wie in der Jungfrau, steigt aus der größten Muthlosigkeit der edle Trotz. Aber die Entschlüsse der Jugend, welche aus der Gluth der Gefühle emportreiben, verrinnen eben so rasch, wie die himmelanstrebende Rauchsäule über ihrer erlöschenden Flamme. T—nn.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 30. Juni 1836.

Die Tochter des Unglücks. Der Wollmarkt. Ein Jagdrennen am Gesundbrunnen und die drei Engländer. Eine zweite (literarische) Vorerei. Neues Einwohner-Büreau zum Nutzen der Anfrager nach mauvais sujets. Neue Straßennamen. Universitäts-Zustände. Hr. Heinzelmann, der Wirth im Elysium, als Dichter; er läßt seine Gedichte drucken.

Es scheint zuweilen über einen einzelnen Menschen ein besonderes unseliges Geschick zu walten, und unsere spitzfindigste Philosophie scheitert, wenn sie den Grund dieser Erscheinungen erklären will.

Am 7ten d. M. saß ein Dienstmädchen mit zwei Kindern ihrer Brotherrschaft, deren Wartung ihr oblag, am Abend auf der Promenade unter den Linden auf einer Bank. Zwei Pferde, scheu geworden, als sie der Kutscher eben anspannen wollte, stürzten aus dem Hause Nr. 11. und das eine so gewaltsam gegen die eisernen Stangen, welche als Barriere zwischen Sandsteinpfeilern angebracht sind, daß es nicht nur diese Stange los riß, sondern auch die Bank, auf welche dies Mädchen saß, umstürzte und die Letztere lebensgefährlich verwundete. Die Kinder, welche nicht fern von ihr spielten, blieben unverletzt, sie aber ist in ein Klinicum gebracht worden. Kurz zuvor hatte dies schon dreißig Jahre alte Mädchen gegen eine Bekannte, die sie dort gefunden, darüber wehmüthig geklagt: wie ihr ganzes Leben nur eine Quelle von Leiden und Unglücksfällen sey, und wohl nicht geahnet, wie sie von einem wildgewordenen Pferde an sicherem Orte von ihrem Sitz zur Erde gestürzt und so schwer verwundet werden würde. Das Mädchen ist die Tochter eines hiesigen Einwohners, der, wenn er nicht zur Zahl der Wohlhabenden gerechnet werden kann, doch von seinem Gewerbe mit seiner Familie, seinem Stande und seinen Bedürfnissen gemäß, leben kann. Ihr erstes Unglück war der Verlust ihrer Mutter, durch den Tod im zarten Alter der Kindheit. Der Vater verheirathete sich wieder, und sie bekam eine Stiefmutter, die in vollem Maße den bösen Begriff, den man damit verbindet, und den ein altes deutsches Sprichwort bezeichnet, entsprach. Sie wurde von dieser auf das schonungsloseste gemißhandelt. Der Vater, zu schwach, seine Autorität als Haupt der Familie bei einer Ehehälfte geltend machen zu können, unter deren hartem Pantoffel er selbst stand, verhielt sich dabei leidend, und die Schutzlose war den Quälereien einer Xantippe gänzlich Preis gegeben. Die Letztere trieb dazu der nichtswürdigste Eigennutz. Ihre verstorbene Mutter besaß ein Capital von 1000 Thalern, die Hälfte davon erbte deren Gatte, die Tochter aber ebenfalls 500 Thaler, und ihr Vater wurde nun ihr natürlicher Vormund in Hinsicht dieses Vermögens und genoß dessen Zinsen zu ihrem Unterhalt und ihrer Erziehung. Der Stiefmutter konnte daher nichts erwünschter seyn, als der Tod der Stieftochter und es gibt so viel subtile Morde, die sich der Gewissenlose unbedenklich erlaubt, weil im Criminalrecht keine Strafe für sie bestimmt ist. Sie hatte auch endlich das Mädchen durch ihre Behandlung dahin gebracht, daß es tiefsinnig wurde, und in einen Anfall der Verzweiflung beschloß, einem so jammervollen Daseyn freiwillig ein Ende zu machen. Sie stürzte sich in's Wasser; ihr Vorsatz mißlang, sie wurde gerettet, und da ihre Angehörigen sie für wahnsinnig erklärten, kam sie in die Charitékrankenanstalt, und wurde dort wie eine Wahnsinnige behandelt. Dies war kein Mittel, sie mit ihrem Schicksal und dem Leben auszusöhnen; der Wunsch ihren Leiden ein Ziel zu setzen, veranlaßte sie, einen zweiten Selbstmord zu versuchen. Sie stürzte sich in das heimliche Gemach. Aber auch diesmal erreichte sie ihren Zweck nicht, sie sank nicht in die Tiefe, ihre Kleidung, die in dem engen Behältniß irgendwo angehalten wurde, hinderte dies. So fand man sie, zog sie wieder empor und dieses Unternehmen diente nur dazu, die Angabe von ihrem Wahnsinne zu bestätigen. Doch erklärte man sie endlich für geheilt und sie wurde aus der Charité entlassen. Im älterlichen Hause zu bleiben, in welchem sie so bittere Erfahrungen gemacht, dazu hätte sie sich doch nur entschließen können, wenn sie wirklich wahnsinnig gewesen wäre; sie beschloß also, bei einer Herrschaft als Dienstmädchen ein Unterkommen zu suchen. Dagegen hatte Vater und Stiefmutter nichts einzuwenden, sie wurden ihrer dadurch los und ledig, und nachdem den diesfälligen gesetzlichen Vorschriften, wenn man in die dienende Classe eintreten will, genügt worden, bekam sie auch einen Dienst bei einer Familie, wo ihr hauptsächlich die Wartung und Aufsicht über ein Paar kleine Kinder oblag, und sie erwarb sich durch ihr stilles, sittsames Betragen, durch pünctliche Erfüllung ihrer Obliegenheit und Folgsamkeit bei den ihr ertheilten Befehlen, die Zufriedenheit und Zuneigung ihrer Brotherrschaft. Das Schicksal scheint aber nicht müde zu werden, die Unglückliche zu verfolgen. Im Klinicum hofft man jedoch bis jetzt, sie wieder herzustellen, indeß hat sie von den Hufen des Pferdes solche Schläge und Tritte auf die Brust erhalten, daß sie zeitlebens daran die unglücklichen Folgen durch Siechthum schmerzlich empfinden wird. Längst volljährig, hat sie ein vollkommenes Recht zur freien Disposition des mütterlichen Erbe; davon weiß die Arme nichts und Niemand hat sie davon unterrichtet. Bei den obwaltenden Umständen wäre es aber wünschenswerth, daß man sich ihrer ex officio annähme. Es gibt hundert, wohl tausend Fälle, wo ein solches Einschreiten ex officio nöthig wäre, um mehr oder minderen oft selbst himmelschreienden Unbilden ein Ziel zu setzen oder zu verhindern; das wäre der Triumph der Humanität, womit man so prunkend kokettirt. Jetzt ist der schwache Vater endlich zur Erkenntniß gekommen, wie unnatürlich er gegen seine Tochter gehandelt; er ist still und in sich gekehrt und in einem düstern Tiefsinn versunken.

(Schluß folgt.)

Auflösung

des Doppel-Anagramms in Nr. 168:

Ampel. Lampe. Palme.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 179. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 27. Juli. 1836.

Das sterbende Kind.

Lieb' Mutter! der Christtag kommt wohl bald,
Es wird schon draußen so stürmisch und kalt;
Schon sah' ich im Traume den Lichterschein:
Lieb' Mutter, kann morgen nicht Christtag seyn?

Schon sah' ich die Puppe, den glänzenden Baum,
Dies Alles sah' ich im lieblichen Traum,
Ein weißes Kleidchen auch, zierlich und fein;
Lieb' Mutter, kann morgen nicht Christtag seyn? —

Der Tod, lieb' Mutter, kommt doch nicht bald?
Das Grab ist so finster, das Grab ist so kalt!
Da wär' ich in tiefer Erde allein:
Lieb' Mutter, kann morgen nicht Christtag seyn?

Lieb' Kind! lieb' Kind, bist bald nicht mehr krank;
Dann hör'st Du am Christtag schönen Gesang,
Dann leuchtet Dein Bäumchen so lieblich, so bunt,
Lieb' Kind! lieb' Kind, bald wirst Du gesund.

Lieb' Mutter! lieb' Mutter, ich werde so krank!
Es wird mir so trübe, es wird mir so bang;
Lieb' Mutter, lieb' Mutter — ich schlafe ein —
Lieb' Mutter — morgen wird Christtag seyn. —

Und still und ruhig verschied das Kind;
Und ein Engel führte sanft und lind
Des Kindes Seele in lichte Höh'n —
Dort wird es fröhlich den Christtag begeh'n.

Spohr.

Das Lotterie-Loos.

(Schluß.)

Viele Jahre waren verflossen, vergeblich hatte Friederike ihres verirrten Gemahls Heimkehr erwartet. Kein Haß gegen ihn hatte in ihrer reinen, dem Guten huldigenden Seele Wurzel fassen können, kein Groll erfüllte ihr himmlisch-klares Gemüth; mit wahrer, treu ergebener Liebe gedachte sie, der häusliches Glück mehr galt, denn alle Schätze der Welt, des einsam Umherirrenden, und heiße Thränen netzten ihre Wangen, wenn die Phantasie ihr sein Loos in grausenhaften Bildern darstellte. Nur noch eines von den zärtlich geliebten und wohlerzogenen Kindern, ein Knabe von zehn Jahren, war ihr als ein Andenken von Ihm geblieben: Die beiden ältesten Töchter waren verheirathet, der eine Sohn war Schreiber des Criminalgerichts in L — g, die beiden andern hatten ein Handwerk erlernt. — Dieser blondlockige Knabe nun stürzte eines Tages vom Vorsaale, wo er sich auf die nächsten Schulstunden vorbereitete, in das Zimmer seiner Mutter, und berichtete mit zitternden Lippen dieser:

»Liebe Mutter! — draußen ist ein armer Mann — in zerrissenen Kleidern, — er will Dich sprechen. — Ach, liebe Mutter, es ist mir so bange; — ich weiß selber nicht wie. —«

Doch diese war bereits hinausgeeilt, und als ihr der kleine Lockenkopf folgte, sah er, daß seine Mutter den armen Mann umschlungen hielt und Beide heftig weinten. Der arme Mann aber war — sein Vater.

Die Wiederkehr des Copisten fiel in die schöne Jahreszeit der wiedererwachten Natur. Schon waren einige Wochen verflossen; die beglückte Gattin kannte noch nicht die Irrfahrten des Greises — er war alt geworden vor der Zeit — da ergriff dieser an einem schönen Frühlings-Mittage mit Innigkeit die Hand seiner Gattin, und führte sie in die grünumrankte Laube des Gartens. Als Beide hier angekommen waren, begann er also:

»Wohl weiß ich, daß Dich, liebe Friederike, zärtliche Scheu abhält, von mir zu erfahren, wo ich seit jenem Tage des Verschwindens gelebt und wie es mir in dieser Zeit ergangen sey. Möge Dir das genügen, was ich jetzt mittheile. —

Schon seit einiger Zeit quälten mich stechende Gewissensbisse über die Lebensweise, in die mich das halb aufgedrungene, halb freiwillig angenommene Lotterieloos gestürzt hatte. Unzufrieden mit mir, ohne wahre Ruhe, ergriff ich jede Gelegenheit, die mein Glück zu begründen schien. Ich spielte, aber stets mit Verlust. Hierdurch in eine reizbare, finstere Stimmung versetzt, fühlte ich mich stets beleidigt und mein falsches Ehrgefühl gekränkt, wenn ich irgend ein Wort oder eine Phrase hörte, die mich an die Pflichten der Sittlichkeit erinnerte. Die göttlichen Urlaute des menschlichen Geistes: Gott, Tugend, Unsterblichkeit klangen dumpf in mein Inneres und regten meinen Zorn auf. Ein wahrhaft frommes, der Tugend geweihtes Leben erschien mir als frömmelnder Heiligenschimmer. Welchen Eindruck aber Dein damaliges Gespräch, theure Friederike, auf mich machte, wirst Du nicht vergessen haben.« —

Er erzählte nun, was der Leser bereits weiß, und fuhr dann fort:

»Dir freundlich zu nahen und die Hand der Versöhnung zu reichen, einen solchen Schritt verhinderte mein unmäßiger Stolz, der nur von dem blinkenden Golde oder irgend einem andern sinnlichen Reize seine stolzen Kniee beugte. Ohne vernünftige Ueberlegung steckte ich 3000 Louis'dor zu mir, eilte nach der Post und war bald auf der Straße nach Hamburg. Doch diese Stadt lag ja noch in Europa, das mir zu eng dünkte, erwünscht war es mir daher, daß eben ein Schiff nach London segelte. Mehrere Tage war ich in dieser ungeheuern Stadt umhergeirrt, ohne einen Bekannten zu begegnen; ich fühlte mich recht fremd und einsam, und war eben im Begriff, in die Arme meiner lieben Friederike zurückzueilen, da kehrte ich eines Abends ermüdet in einem deutschen Gasthause ein, und das erste Gesicht, das mir begegnete, war ein alter Bekannter, ein Spieler. An eine Rückkehr dachte ich nun mit keiner Sylbe mehr, sondern ging mit der größten Bereitwilligkeit den Plan ein, in Compagnie das Spiel zu betreiben. Das Glück war uns günstig. Nachdem wir ungefähr zwei Jahre lang hier die Zeit vergeudet hatten, segelten wir nach Frankreich, um in dessen Hauptstadt unser Heil zu versuchen. Auf diese traurige Weise eilten wir als Räuber aus einer Hauptstadt des Festlandes in die andere. Petersburg war die letzte. Hier kehrte uns Fortuna den Rücken zu. Die Policei entdeckte unsre Räuberhöhle, nahm eines Abends unsere Pässe in Beschlag und warf uns in ein feuchtes Gefängniß. Mein Gefährte erkrankte und starb. Auch mich ergriff ein Nervenfieber und brachte mich den Pforten des Todes nahe. Als ich genesen, schien es, als ob ein neues Leben in mir erwacht sey. Während ich vor meiner Krankheit, von Verzweiflung getrieben, in dem Gefängnisse zu sterben beschlossen hatte, wünschte ich jetzt nichts sehnlicher, als meine Befreiung. Mit fünf von mir noch geretteten Ducaten in der Tasche verließ ich Petersburg, mit froher Hoffnung in die Zukunft blickend. Nur in mir mußte ich das suchen, was ich mit frohem Muthe erfüllen konnte; denn mein Weg schlängelte sich nicht durch Rosenauen und blumenreiche Gefilde, sondern durch öde Steppen und schauerliche Waldstriche. Nach manchen beschwerlichen Wanderungen, oft gedrückt von Hunger und Durst, war ich endlich der —schen Gränze bis auf eine Tagereise nahe gekommen; schon erblickte ich in der Ferne die grauumwölkten Häupter meines Vaterlandes: doch ehe ich diesen hoffnungsvollen Boden betrat, traf mich noch ein harter Schlag. Ich kehrte nach meiner Gewohnheit, welche die Noth erzeugt hatte, in einer schmutzigen Dorfschenke ein, wo ich bereits einen Gast traf, dessen Gesichtszüge mir höchst verdächtig erschienen. Mein ganzes Vermögen bestand in einem Ducaten. Um meine Reise so früh als möglich fortsetzen zu können, und keine weitere Störung zu veranlassen, berichtigte ich meine Rechnung, ehe ich mich auf das harte Strohlager warf. Als der grauäugige Wirth den Ducaten erhielt, um ihn zu wechseln, warf er mir einen scharfen, stechenden Blick zu. Das gewechselte Geld unter meinem Kopfe schlief ich jedoch ruhig in der Nähe des Fremden ein. Wie groß aber war mein Schreck, als ich in der Dämmerung des Morgens erwachte und mein Geld nicht fand. Ich blickte nach meinem Schlafgenossen doch dieser war verschwunden. Ohne Lärm zu erregen, ergriff ich meinen Wanderstab und begrüßte die aufgehende Wintersonne mit Thränen. Doch der, welcher die Raben nährt, öffnete auch mir Unglücklichen mildthätige Herzen, durch deren Unterstützung ich endlich Dich in neuer Liebe mit mir versöhnen konnte.«

Don Martin de los Heros.

Zufällig hatten wir Gelegenheit, einen der Minister Spaniens, in deren Händen jetzt das in seinen Folgen unberechenbare Geschick einer der wackersten Nationen liegt, durch mehrmonatlichen Umgang näher kennen zu lernen. Don Martin de los Heros wohnte im Winter 1833 bei der Familie des Kaufmanns Lafoinne in deren unmittelbar vor der Lüttich er Vorstadt Avroy gelegenem schönen Landhause Val Benoit. Welches Schicksal ihn aus seinem Vaterlande nach Belgien trieb, blieb uns unbekannt; wir erinnern uns blos, daß einer seiner Freunde, der General Cortes y Campomanes, ein Castilianer, ihn scherzhaft nicht auch als solchen anerkennen, sondern durchaus zum Asturier machen wollte; Asturien aber bereisete Herr Lefoinne, der dort Bergwerke besaß, sehr oft, und daher mag seine Verbindung mit Heros, der früher, wenn wir nicht sehr irren, Officier der spanischen Garde war, und dann Civilposten bekleidete, entstanden seyn. Der Minister scheint fünf und vierzig oder vierzig Jahre zu zählen; er ist, trotz seines schon durchgängig grauen Haars, ein schöner, lebendiger und lebensfroher Mann; eine hohe Stirne, starke Augenbrauen und Bart, eine wohlgeformte Habichtsnase, ein fein geschnittener kleiner Mund, gut

erhaltene Zähne, gesunde, röthliche, nicht spanisch-gelbe Gesichtsfarbe und ziemlich große schlanke Statur zeichneten ihn vortheilhaft aus. Die Frauen und namentlich die schöne Pauline ..... in Lüttich liebten ihn sehr. Sein Gespräch zog an, zeugte von tiefer Geschichtskunde, und verrieth den Anhänger der republikanischen Regierungsformen, wenigstens den unerbittlich Constitutionellen. Eigentliche Beredtsamkeit haben wir gleichwohl nie an ihm bemerkt, wenn auch seine Haltung und sein Organ ihn zu derselben nicht ungeschickt machen. Zur Dialektik und dem Widerspruch hatte er, wie fast alle gebildeten Spanier, deren Bekanntschaft wir hie und da machten, großen Hang. In Lüttich beschäftigte er sich mit Forschungen über die alt-spanischen Gesetze und Verfassungen. Nichts verdroß ihn mehr, als die Entstellung, welche die deutschen und französischen auf die niederländischen bauenden Schriftsteller sich angeblich in der Geschichte Philipp's II. und des Herzogs von Alba erlaubten. Er hat über diesen Gegenstand ein auf Actenstücke gegründetes spanisches (noch ungedrucktes Werk geschrieben, dessen Uebersetzung in's Französische er damals beabsichtigte. Der lateinischen Sprache schien er in hohem Grade mächtig; französisch sprach er, wie die meisten Spanier, mit auffallender Hervorhebung aller stummen e und deren Anhängung an Worte, die keine haben, sonst aber sehr gut. Hauptvergnügen waren ihm Hahnenkämpfe, und mit wahrem Interesse sprach er oft zu seinem Freunde Cortes über das Wohlbefinden des Don Gayferos, Don Goliath und wie seine Hähne alle hießen. Cortes, obgleich ein grand titre de Castille, war ein Erzrepublikaner, und meinte, nie glücklicher gewesen zu seyn, als da er in London nur im Besitze zweier Hemden und trocknen Brotes als Flüchtling gelebt; er schien uns bei weitem talentvoller als Heros, und sprach uns durch sein schnelles Erfassen des wahren Wesens einer jeden Sache und den Reiz der wundersamen Schicksale seines Lebens — er hatte Spanien, der französischen Republik, und später mehreren Freistaaten von Mittel- und Südamerika als Artillerie-General gedient, und war während der Kriege mit Frankreich auf Haiti bei Christoph; seine Frau stammte aus der Gegend des Magdalenenflusses — mehr an. Wenn sich Spanien zur Partei der Exaltirten neigt, wird er sicher eine große Rolle dort spielen. Er spricht auch englisch und deutsch, und ist nicht minder Kenner des Lateinischen und Griechischen. Sonderbar traf es sich, daß er und Heros, im höchsten Grade liberal, der innigen Freundschaft der als orangistisch bekannten Familie Lesoinne, in welcher auch der Deputirte Charles Teste und früher der Stuart Carl Eduard ein Zuflucht fanden, genossen. Heros und Cortes waren wegen ihres vortrefflichen Charakters — so zeigten sie sich wenigstens damals — allgemein geschätzt; anspruchsloser und zuvorkommender als sie kann Niemand seyn. Auf Martinez de la Rosa hielt Heros zu jener Zeit viel.

Brüssel, im März 1836.

C. Rittinghausen, d. J.

Naturgeschichtliche Miscelle.

Ueber das Herabfallen der Fische aus der Atmosphäre in Indien, welches in der Regenzeit oft beobachtet worden ist, und, so unglaublich es auch scheint, durch unverwerfliche Zeugen bestätigt wird, sind neuerdings wieder Beobachtungen gemacht. — So ist z. B. am 19. Februar 1830 bei Feridpoor ein Fischregen gefallen. Der Berichterstatter, Cameron, hat Sorge getragen, die Thatsache in Gegenwart des Magistrats durch Augenzeugen beglaubigen zu lassen, und Alle haben darin übereingestimmt, daß um die Mittagszeit sich der Himmel verdunkelte, der Regen anfing und bald darauf mehrere größere und kleinere Fische aus der Atmosphäre herabfielen. Eine Menge derselben wurden von mehreren Zeugen gesammelt; einige wurden ohne Kopf gefunden und fingen schon an in Fäulniß überzugehen; andere waren vollständig und frisch, aber Niemand mochte davon essen. Einer der Zeugen glaubte, daß er zur Zeit des Herabfallens einen Zug Vögel über seinem Haupte gesehen habe.

Reise-Zeitung.

Abenteuer und Erlebnisse auf meiner jüngsten Reise nach St. Petersburg und Zusammentreffen mit allerlei interessanten Gegenständen und Personen.

(Fortsetzung.)

Wer ist doch jene Dame, die von leichten Gewändern umflattert, mit gelöst'em, vom Winde durchhauchtem Haar an des Verdeckes Rand verzweifelnd auf- und abwandelt? Ist es Sappho? Ist es Ariadne, die nach ihrem Theseus händeringend seufzt, und zu drohen scheint, im nächsten Moment in der kühlen Fluth ihr pochendes Herz zu begraben? Ein neues Opfer von Neptun's Zorne war es, das erschöpft jetzt auf einen herbeigebrachten Stuhl sank. Schon eilte ein leichtfüßiger Sclav mit Camillenthee herbei; leider hätte gegen solches Weh' selbst Lethe nicht Vergessenheit gebracht. Endlich schien der Vulcan ihres Magens sich erledigt zu haben, und wir brachten die vor Kälte Starrende, auf ein weiches Lager in die Cajüte, wo diverse andere Damen, mit glücklich applicirten Wärmflaschen, sich ein Gütliches thaten. —

So war unter Sturm und Regen und Frost der kummervolle Abend herangekommen, und Jeder schaute betrübt umher, und dachte, wie traurig er die Nacht verleben werde; denn unter der Wachsleinewand fand sich kein unbesetztes Plätzchen und unten im Raume der Cajüte waren zwar zierliche Lager aufgeschlagen, aber dort drückte eine beengende Luft Herz und Geist zusammen, und wer des Tages über, wie doch fast Alle, unwohl gewesen, der fürchtete die enge Klause, wie die drei Männer den feurigen Ofen (?). Endlich ordnete sich die Septuaginta doch, und Jeglicher suchte, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Was Keiner erwählt hatte, das blieb mir, und ich hatte wohl das Beste. Da nämlich das Dampfboot nirgend ganz dicht anlegen kann, so führt es eine Art fliegender Brücke von Bretern mit sich, die zum Anhalten auf beiden Seiten mit an eisernen Stangen befestigten Seilen versehen ist. Als demnach Jung und Alt und Groß und Klein zur Ruhe sich begeben, ließ ich mir auf dieses unscheinbare Gestell von meinem Diener in optima forma mein Bett aufschlagen, und spannte über die Seile eine Wachsleinewand, die mein guter Freund, der Steuermann, für mich bewahrt hatte, zeltartig aus, und so verschwebten unter wiegenförmigem Schaukeln die Sorgen des vergangenen Tages zu angenehmen Seeträumen. Früh gegen sechs Uhr schliefen meine fünf Sinne nach und nach bei mir aus — erstlich das Gefühl; ach, ich merkte kraft seiner durch das Soufflleurloch meiner Wachsleinwand, daß es immer noch kalt und stürmisch war; zweitens das Gehör, ich vernahm nämlich dicht neben mir laute Seufzer; drittens das Gesicht und viertens und fünftens der Geruch und Geschmack, gaben mir das deutliche Bewußtseyn meines nüchternen, seekranken Zustandes. Die seufzende Person, war eine Dame unseres Hauses, der ich eilig meine Arche Noah, in der ich so sanft geruht, zu eigenem Nießbrauch einräumte, was sie denn auch, da sie bereits unter schlaflosem Zittern geraume Zeit mich um mein gemüthliches Schneckenhaus beneidet, gern annahm, und, da selbiges ziemlich lang war (so daß ich Ihnen, trotz meiner eigenthümlichen Länge, die Versicherung geben kann, es nicht ganz ausgefüllt zu haben) einer mehr todten als lebendigen Engländerin die gegenfüßelnde Hälfte überließ. —

Der Sturm, mit unbescheidenen Regengüssen verbunden, dauerte heftig fort. Gesprochen ward wenig, gefroren desto mehr. Selbst allerlei Hunde waren seekrank; auch die Köchin, welche auf dem Schiffe die Wirthschaft besorgte. Ein Herr mit der Gicht in Händen und Füßen wollte sterben, und sein etwas geplagter Diener schwur, ihn zu verlassen, sobald wir an's Land kämen; denn sein Herr hätte ja die Gicht für sich und nicht für ihn. — Kammerdienerinnen mußten, da sämmtliche Jungfern dem Verbleichen nahe waren, Kammerfrauendienste verrichten ꝛc. —

Lassen Sie mich, theuerer Freund, über alle diese herzbrechenden Scenen einen Schleier werfen, den ich erst gegen Abend hebe, wo der Sturm ausgetobt hatte, die Wolken nach Südosten geflogen waren, und ein milder freundlicher Himmel sein Abendgold, seine taghelle, von etwas Mondsilber durchstrahlte Sommernacht auf uns hernieder leuchten ließ. Wie vom Spätfrost niedergebeugte Frühlingskinder nach der jugendlich glühenden Maiensonne sich neubelebt emporrichten: so hoben auch die kranken Seeheldinnen allmählich das gesenkte Haupt. Seehelden erstarkten sogar zu einer Whistpartie auf dem Verdeck, und das Rädlein des geselligen Gesprächs lief wieder mit unsern Dampfbooträdern um die Wette. Jeder und Jede erzählte den Andern, was sie gelitten, was sie empfunden, was sie gefroren, — nur eine Einzige erzählte, was sie gesehen. —

Meine Klosterjungfrau, die mir der Himmel so wunderbar erhalten, fühlte sich noch sehr matt und leidend, und ich erbarmte mich abermals über sie und bereitete ihr neben meinem Lager eine möglichst angenehme Ruhestätte, wo sie dann vor dem Einschlafen mir auf Befragen ihren kleinen Lebenslauf excerpirte. Alles ordnete sich, wie es der Zufall gab, in eine bunte Reihe, worüber einige über uns hinfliegende Seemöven sich sehr zu verwundern schienen. Alle Herren hatten übrigens versprochen, um zwei Uhr Morgens, zu dem vermuthlich schönen Sonnenaufgang, ihre Damen zu wecken. — Haben Sie je, werther Freund, des Nordens himmlische Sommernächte kennen gelernt, wo es nimmer dunkelt, wo noch im Westen der letzte Schein des Abendpurpurs durch die kleinen Aetherwellen schwimmt, während schon des Ostens jungfräuliche Wange in liebendem Erröthen an das Lockenhaupt der Erde sich schmiegt — so wird es Sie nicht wundern, daß ich diese Nacht durchwachte, um des Nordens erhabene Natur auf dem Meere zu belauschen. Aber wie soll ich sie Ihnen malen, die nur in farbigen Bildern, für die unsere Sprache keine Worte hat, in dem Erinnerungssaal meiner Seele aufgestellt ist. In ungestörter Ruhe blickte ich nach dem östlichen Himmelssaume, wo der junge Tag, eben kaum noch in zarten Blättern keimend, auch schon den duftigen Blüthenkelch entfaltete. Und als nun lichter und lichter der Horizont erglühte, als endlich ein schmaler Streif des Sonnengoldes in der Wasserfluth zitterte, und nun Milliarden Strahlen im Nu über den unabsehbaren Spiegel des Meeres, als Boten der Klarheit, dahineilten; da störte der Hauch des Athems den erhebenden Anblick, in dem die Seele sich auflösen wollte, und krampfhaft zurückgehalten sammelte er sich, um endlich in ein bewunderndes „Ah" auszuhallen. —

(Schluß folgt.)

Räthsel.

In einer längst verklung'nen Zeit
Ward ich bei einem frohen Mahle,
Bei weingefülletem Pokale
Den Gästen als ein Schmuck geweiht;
Anakreon, der heitre Dichter,
In seinen Liedern von mir singt.
Jetzt, nach dem Ausspruch ernster Richter,
Man mich als Preis der Unschuld bringt;
Doch oft sieht man mich in den Händen
Der Schuldbelasteten voll Reu',
Des Himmels Strafe soll ich wenden;
Oft dien' ich auch der Heuchelei.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 180. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 28. Juli. 1836.

Der schwarze Tod.

Geißler und Judenverfolgungen.

Die Cholera, dieser orientalische Vogel mit gifttriefenden Flügeln, hat sich in Oesterreich des gebauten Nestes wieder erinnert und nicht gesäumt, es zu beziehen. Wer mag es bestimmen, wie weit er seinen Flug fortsetzt, und ob ihm das Gelüst nicht ankommt, eine Reise durch unser Deutschland zu machen! Zwar hat er keine sichtbare Begleitung charakter- und sinnesähnlicher Geschöpfe mitgebracht, aber für das geübtere Ohr, für die aus der Geschichte saugende Ahnung, für die schärfere Gabe, Erscheinung zu Erscheinung zu stellen, und neue daraus herzuleiten, werden Stimmen laut, huschen Nebelgestalten in verschiedener Gestaltung in mitternächtlicher Stunde umher, welche das Nahen oder Naheseyn böser Dämonen verkünden. Es wird auf die Menschen ankommen, auf ihren Muth, auf ihre Gesinnung, ob ihnen ein Plan gelingt oder mißlingt, ob sie triumphiren oder besiegt entfliehen. In einer Zeit, wie die unsrige, wo des Stickstoffes überall so viel vorhanden ist, wird Wachsamkeit unumgänglich nothwendig, und ein Blick auf die Vergangenheit kann wohl dazu dienen, Geister und Herzen zu stärken. Ein solcher Blick führte mich zu einem Schriftchen voll tiefen Werthes und vielfacher Brauchbarkeit unter dem Titel: »Der schwarze Tod im 14. Jahrhunderte (bes. 1347—50) von dem berühmten Berliner Professor Dr. J. F. C. Hecker.« Unter den moralischen Folgen der Europa verwüstenden Seuche stehen Frömmelei, Schwärmerei, Aufregung zu bürgerlichen Unruhen, Mord und Blutvergießen obenan. Letzteres widerfuhr damals den Juden, weil es an einem andern Gegenstande der Volksjustiz fehlte, und wie sicher wir auch sind, daß die Cholera, wenn sie die Geißel des schwarzen Todes aus dem 14. Jahrhunderte ergriffe, nicht Judenverfolgungen herbeiführen würde, so wissen wir doch auch Alle, daß jetzt Anderes und wahrlich nichts Minderes zu fürchten wäre. Was die ersten Geschwister des schwarzen Todes: Frömmelei und Schwärmerei betrifft, so haben wir die Behauptung sehr nahe liegen, daß die Muckerei mit der wiedererscheinenden Cholera gemeine und gemeinsame Sache machen und sich zu einer vollkommenen Neben-Pest ausbilden würde. Doch hinweg von allen Parallelen, eröffnen wir lieber die Aussicht, die unserem eigenen Auge von Dr. Hecker über die vor, bei und nach der Pest sich bewährende Moralität oder Immoralität vor fünfhundert Jahren:

»Die Erschütterung der Gemüther während der schwarzen Pest war bei allen Völkern ohne Beispiel und über alle Beschreibung. Die Gefahr erschien den Kleinmüthigen als Gewißheit des Todes, Viele starben vor Furcht beim Herannahen der Krankheit, und selbst die Standhaften verloren die Zuversicht. So löste sich allmählig, nachdem die Hoffnung auf die Zukunft entschwunden war, das geistige Band, das den Menschen mit den Seinigen und seinen Mitbürgern vereint. Die Gottesfürchtigen schlossen mit der Welt ab, die Ewigkeit that sich ihren Blicken auf, und sie begehrten nur noch die Segnungen der Religion, der Tod hatte für sie seine Schrecken verloren. Neue bemächtigte sich der Frevler, die noch übrigen Stunden sollten christlicher Tugend geweiht seyn; allgemein waren die Gemüther dem Jenseits zugewandt, und Kinder, welche höhere Gefühle ungetrübt wiedergeben, sah man oftmals, von der Pest ergriffen, unter Gebet und heiligen Gesängen ihre Seele aushauchen*).

*) Chronic. Ditmari, Episcop. Mersepurg, Francof. 1580. fol. p. 358. — Spangenberg, S. 338: „Es ist ein erbermliglicher Jammer gewesen, dabey man sich nichts denn alleine des getrösten gehabt, das sich ein jeder in diesem Schrecken zu einem seligen Sterben hat bereiten müssen, denn da war nichts anders, denn der gewisse Todt, darüber schlug mancher in sich selbst, kehrete sich zu Gott, und lies von seinem bösen Leben, und die Eltern warneten ihre Kinder, lereten sie beten, und sich in Gottes willen ergeben, gleicher ge-

Ein banger Bußgedanke ergriff alle christlichen Gemeinden, man wollte den Lastern entsagen, geschehenes Unrecht noch vor dem Hinscheiden wieder gut machen, mit Gott sich versöhnen, die Strafe begangener Sünden abwenden durch harte Selbstzüchtigung. Erhaben würde die menschliche Natur erscheinen, wenn die tausend edlen Handlungen, welche in Zeiten so großer Gefahr in der Stille geübt werden, der Nachwelt zur Erinnerung aufgezeichnet werden könnten. Sie sind es indessen nicht, die in den Gang der Begebenheiten eingreifen, darum werden sie nur den stummen Augenzeugen bekannt, und versinken bald in Vergessenheit. Aber die Heuchelei, der Wahn, die Scheinheiligkeit treten mächtig hervor, sie entweihen das Erhabene und benutzen das Göttliche zu den unreinen Zwecken der Selbstsucht, welche das Gute in die fehlerhafte Regung des Zeitalters mit fortreißt. So geschah es in den Jahren dieser Seuche. Das Mönchthum war im vierzehnten Jahrhundert noch in seiner vollen Blüthe, der Macht der geistlichen Orden und Brüderschaften wurde von den Völkern gehuldigt, noch immer war die Hierarchie dem weltlichen Scepter furchtbar. Es lag also in dem Zustande der menschlichen Gesellschaft, daß der frömmelnde Wahn, der in Zeiten dieser Art öffentliche Bußübungen zur Schau trägt, sich des geistlichen Scheines bemächtigte. Doch geschah dies in der Art, daß das losgebundene eigenwillige Bußgefühl in Freiheitsschwindel gerieth, der Hierarchie den Gehorsam aufkündigte, und der in veralteten Formen erstarrten Kirche ein furchtbares Widerspiel bereitete.

Während nun alle Länder von Jammer und Wehklage erfüllt waren, trat zuerst in Ungarn, und darauf in Deutschland die Brüderschaft der Geißeler oder Flagellanten auf, die sich auch Kreuzbrüder und Kreuzträger nannten, um die Reue des Volkes über die begangenen Sünden auf sich zu nehmen, und Gebete zur Abwendung der Pest ertönen zu lassen. Sie bestand größtentheils aus Menschen der niedern Volksclasse, die entweder wahre Reue fühlten, oder sich eines Vorwandes zum Müßiggange erfreuten, und von sinnverwirrendem Wahne ergriffen waren; als aber das Ansehen der Geißelbrüderschaften gestiegen war, und das Volk ihnen mit Verehrung und offenen Armen entgegenkam, gesellten sich ihnen auch viele Adlige und Geistliche zu, und oft sah man ihre Schaaren von Kindern, ehrbaren Frauen und Nonnen verstärkt. So mächtig ergriff die Ansteckung die verschiedenartigsten Gemüther. In wohlgeordneten Processionen, mit Anführern und Vorsängern, durchzogen sie die Städte, das Haupt bis zu den Augen bedeckt, den Blick zur Erde gesenkt, mit den Merkmalen der tiefsten Reue und Trauer. Angethan mit düsteren Gewändern trugen sie auf der Brust, dem Rücken und dem Hute rothe Kreuze, und führten große dreisträngige Geißeln mit drei oder vier Knoten, in welche eiserne Kreuzspitzen eingebunden waren. Kerzen und prangende Fahnen von Sammet und Goldstoff wurden ihnen vorgetragen, und wohin sie kamen, läutete man mit allen Glocken, und das Volk strömte ihnen entgegen, ihren Gesang zu vernehmen, und ihren Bußübungen mit Andacht und in Thränen beizuwohnen. In Straßburg zogen im Jahre 1349 zuerst 200 Geißeler ein, die mit großem Beifall aufgenommen und gastfreundlich von den Bürgern beherbergt wurden; mehr als Tausend traten zu ihrer Brüderschaft, die nun einem wandernden Heere glich, und sich theilte, um nach Norden und Süden zu ziehen. Dann kamen länger als ein halbes Jahr wöchentlich neue Schaaren, und jedesmal verließen Erwachsene und Kinder die Ihrigen, um ihnen beizutreten, bis endlich ihre Heiligkeit verdächtig wurde, und man ihnen die Thüren der Häuser und Kirchen verschloß. In Speier traten 200 zwölfjährige und noch jüngere Knaben zu einer Kreuzbrüderschaft zusammen, Nachahmer der Kinder, die hundert Jahre früher unter Anführung fanatischer Mönche das heilige Grab erobern wollten. Alle Einwohner wurden in dieser Stadt von dem Wahne fortgerissen, man führte die Fremdlinge lobpreisend nach Hause, um sie festlich über Nacht zu bewirthen; die Frauen stickten ihnen Fahnen, und überall beeiferte man sich, ihren Pomp zu verherrlichen, mit jedem neuen Zuge wuchs ihre Macht und ihr Ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

stalt ermahnete ein Nachbar den andern, denn da war keiner eine Stunde seins Lebens sicher, und hierüber trugs sichs dann gleichwohl zu, das man die Leute, auch junge Kinder sahe mit freuden etliche betend, etliche singend, von dieser Welt abscheiden.“

Meine Gedanken bei Semilasso's Weltgang.

(Schluß.)

5) Ich wäre auch ein höchst unerschrockener Mann, denn wem, wie nachstehende Bekenntnisse bezeugen

(Pag. 145. Th. II.) »Willst Du nun meine Gemüthsstimmung wissen? Die will ich Dir ganz aufrichtig mittheilen.

Bisher hatte ich absichtlich an die ganze Sache nicht mehr gedacht, als gerade nöthig, wenn ich gezwungen war, mich mit ihr zu beschäftigen. Jetzt betrachtete ich sie scharf, denn ich bin kein Jüngling mehr, dem der Leichtsinn am besten ansteht, und wenn ich ihn auch noch schätze und gebrauche, so geschieht es doch nunmehro mit Absicht und Reflexion. Du weißt, aus meinem Leben mache ich mir nicht viel.«

(Pag. 147.) »Von dieser Seite, d. h. mich selbst betreffend, empfand ich also nichts, als etwa jene Schüchternheit, die ich wohl habe besiegen, aber nie entfernen können, bei jeder Gelegenheit, wo ich mich en spectacle geben muß, es sey nun, um eine Arie zu singen, oder eine Rede zu halten, Komödie zu spielen, oder in einem Duell aufzutreten.«

(Pag. 150.) »Aus den verschiedenen Motiven, die ich Dir hier aufgeführt, entstand nun in Summa eine sehr bestimmte, heitere und etwas ironische Geistesdisposition. — Ich bin nichts weniger, als ein Händelmacher, und doch war (ich weiß wirklich nicht, wie ich dazu komme) dieses das achte stattgehabte Duell in meinem Leben.«

(Pag. 151.) »Unser Frühstück in Verviers ressentirte sich von dieser guten Laune.«

(Pag. 154.) »Erst als er die Waffe hob, folgte ich seinem Beispiele, und schoß auch sogleich, nur flüchtig Linie nehmend, ohne genaues Zielen, und fast in demselben Augenblick fiel gleichfalls der Schuß des Gegners. Je suis blessé, Messieurs, sagte er ruhig, und knöpfte sein Weste auf.«

wem ein Duell nicht unbequemer als eine Arie zu singen ist, wer sich aus seinem Leben nicht viel macht, bei einem Duell sogar in eine heitere ironische Geistesstimmung geräth, und deßhalb kurz vor der Handlung um Leben oder Tod noch eine recht tüchtige Klinge bei einem Frühstücke schlägt, auch ein anderer Marquis de Comminges*), dergleichen Vorfälle bereits 8 Stück beseitigt hat, und ohne zu zielen, nur flüchtig Linie nehmend, doch so sicher trifft, der darf es nicht verüblen, wenn man seine bescheidene Versicherung in Zweifel zieht, der Besitzer eines reizbaren Nervensystems zu seyn.

6) Ich verdankte es endlich meinen Geistesgaben, ein sehr reicher Mann zu seyn, und auf Kosten anderer Menschen viel reisen zu können; denn wer für seine Briefe so viele Tausende erhält, daß ein Rothschild zu ihm sagt:

(Pag. 106. Th. II.) »Da sie so gute Geschäfte machen, daß man Ihnen für ihre Briefe Tausende gibt, so werde ich mich mit Ihnen zur Hälfte associiren,«

der hat zwar gut reisen, liefert aber auch in seinen Briefen dafür etwas Außerordentliches, um der Welt den Vorwurf zu ersparen, daß sie viel mehr für Werkchen zahlte, die sich am angenehmsten in horizontaler Lage nach Tisch gleich gut von hinten und von vorn lesen lassen, als für wirklich inhaltreiche Bücher, und wenn Semilasso noch irgendwo sagt, er könne keine Bücher machen, beschäftige sich oft mit seiner Person, und wenn er überhaupt sich mitunter selbst bitter tadelt, so ist dies die Folge seines einzigen verzeihlichen Fehlers — allzu große Bescheidenheit.

Kurz, wäre ich wie Semilasso schön, liebenswürdig, vornehm, voll Menschenkenntniß, unerschrocken und reich — ich würde weniger bescheiden, als er — mit dem verstorbenen Sobbe, vor den Spiegel tretend, ausrufen — »Man noch enen Zoll, und S. wäre en Jott!! —«

Dieß, lieber Leser, waren ungefähr meine Gedanken, und sollten sie sich den Deinigen nähern, so würde ich mir zu dieser Uebereinstimmung Glück wünschen.

A., den 1. April 1836. G.

*) Sollte vielleicht gerade dieser Aehnlichkeit wegen S. (pag. 63) sagen: „Meine Favoritoper, die ich zweimal mit gleichem Vergnügen gesehen, ist der pré aux Clercs, den man, wie ich hoffe, auch in Deutschland eingebürgert haben wird. Nur sollte man sich in Costumes und Decorationen genau darin nach Paris richten, denn beide sind hier wahrhaft anziehend. Ich habe fast keine schönere Theaterpersonnage gesehen, als den Marquis de Comminges, dessen Rolle auch vortrefflich gespielt wird."

Satan und der schlesische Zecher.

Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein,
Der braucht nicht Hitze, nicht Sonnenschein,
Ob's Jahr ist schlecht, ob's Jahr ist gut,
Da trinket man fröhlich der Traube Blut!

Da lag' ich einmal vor'm vollen Faß;
„Ein Anderer soll mir trinken das,
So rief ich, „und sollt's der Satan seyn,
Ich trinke ihn nieder mit solchem Wein!"

Und wie noch das letzte Wort verhallt,
Da Satan's Tritt durch den Keller schallt;
„He, Freund, gewinn' ich, so bist Du mein!"
So ruft er, „ich gehe die Wette ein!"

Da wurde manch' Fläschen leer gemacht:
Wir tranken beinah' die halbe Nacht;
Da lallt' der Teufel: „Hör', Camerad,
Beim Fegefeuer, jetzt hab' ich's satt!"

„Ich trank wohl vor hundert Jahren in Prag
Mit den Studenten dort Nacht und Tag;
Doch mehr zu trinken solch' sauren Wein,
Müßt' ich ein geborener Schlesier seyn!" H—s.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 30. Juni 1836.

(Schluß.)

Der Wollmarkt und die von dem Verein für Pferdezucht und Pferdedressur veranstalteten Pferderennen haben wiederum einiges Leben in die Stille gebracht, die, nach der Abreise der Herzöge von Orleans und Nemours, hier herrschte. In ein Detail, wie sich die Wollpreise gestaltet, noch weniger aber in eine in's Einzelne gehende Beschreibung der verschiedenen Wettrennen, werde ich mich um so weniger einlassen, weil die ausführlichen und breiten Beschreibungen der letztern, in den hiesigen Zeitungen für die meisten Leser noch weit langweiliger sind, als die darin enthaltenen Artikel über Theater und Concerte, was viel sagen will. Ein hiesiger Arzt ist der Meinung, daß das Vorlesen solcher Artikel für einen an Schlaflosigkeit Leidenden wirksamer seyn müßte, als alle sonstige Narkotika.

Zwischen dem ersten und zweiten Wettrennen fand auch eines Tages ein Jagdrennen in der Gegend des Gesundbrunnens

statt, dessen aber die Zeitungen nicht erwähnt haben. Daher sey seiner gedacht, weil sich dabei ein Vorfall ereignete hat, von dem wir, seit der Anwesenheit des verstorbenen Herzogs von York nichts erlebt haben.

Drei sich hier aufhaltende Engländer wollten Augenzeugen von diesem Jagdrennen seyn. Sie fuhren daher hinaus; der Eine davon hatte die erwachsene Tochter seines Wirths eingeladen, mitzufahren. Sie lehnte dies nicht ab. Seine Landsleute hatten auch für eine weibliche Begleitung gesorgt, und waren dabei minder delicat in der Wahl gewesen; sie gehörte zur Zahl der hiesigen Grisetten. Nachdem die Engländer diesem Jagdrennen beigewohnt, begaben sie sich mit ihren beiden Begleiterinnen nach Schönholz, um dort zu diniren. Sie ließen sich hauptsächlich den Wein zu gut schmecken und die Folge davon war, daß sie sich berauschten. In diesem Zustande geriethen sie mit einander in Streit (angeblich soll Eifersucht dazu die Veranlassung gegeben haben), und sie wollten ihn, auf ächt Brittisch, durch Boxen auskämpfen. In ihrer Trunkenheit banden sie sich aber nicht sclavisch an die Gesetze, die ein ehrliebender Boxer heilig halten muß. Nicht nur die Faust und besonders der Daumen sollte den Sieg entscheiden, sie bewaffneten sich auch mit Messern. Die Scene wurde so blutig und lebensgefährlich, daß die dort befindlichen Gensd'armen einzuschreiten für ihre Pflicht hielten, und da ihre Autorität von den freien Britten nicht respectirt wurde, die in ihrem Zustande selbst auch keinen Constabler Folge geleistet hätten, so blieb nichts übrig, als mit Hilfe handfester Bauern dieser Boxerei ein Ende zu machen, und die Fremdlinge nebst deren Begleiterinnen zu verhaften. Bei dem Einen der Boxer hielt dies nicht schwer; er war so zugerichtet und so verwundet, daß er auf einer Trage nach Berlin geschafft werden mußte. Da das Dorf Schönholz unter der Gerichtsbarkeit des Magistrats steht, so wurden diese drei Engländer mit den beiden Frauenzimmern auf das Amt Mühlenhof, zur weiteren Verfügung, abgeliefert. Der zur Besichtigung der Wunden des Einen herbeigeholte Arzt verordnete zwar alle nöthige Mittel, erklärte jedoch, wie er besorge, daß er schwerlich am Leben erhalten werden dürfte. Da die Identität der beiden Frauenzimmer erwiesen war, und ihnen weiter nichts zur Last fiel, als eine Partie de plaisir mit den Engländern gemacht zu haben, und darauf im Criminalrecht unter keinem Titel und Paragraphen eine Strafe steht, so wurden sie entlassen, und da hier keine türkische Justizpflege Sitte ist, wird man wohl unaufgefordert den englischen Gesandten von diesem Vorfall in Kenntniß setzen. Ich behalte es mir vor, demnächst das Weitere zu melden, da bis jetzt darüber noch nichts entschieden ist.

Eine andere Boxerei hat hier noch statt gefunden; sie ist aber nur eine literarische und dabei ist statt Blut nur Tinte verspritzt worden. Die Herausgeber des Freimüthigen und des Berliner Modespiegels sind sich in die Haare gerathen. In der Regel haben bei solchen Streitigkeiten beide Parteien zum Theil Unrecht, und der Herausgeber des Modespiegels sollte dem Redacteur des Freimüthigen um so weniger den Vorwurf machen, daß er seine Blätter mit bereits anderwärts gedruckten Aufsätzen füllt, als er dies selbst nicht wird in Abrede stellen können; dahingegen hat er nicht, wie sein Gegner, diesen Streit in das Gebiet der Persönlichkeit gespielt, dem dies eigen ist und der gern seine Zuflucht zu dem Nothbehelf derjenigen nimmt, die zu ihren Angriffen oder ihrer Vertheidigung keine andere Waffe haben, als die, welche derjenige, als seiner unwürdig, verschmäht, der nicht blos Ansprüche auf Bildung macht, sondern sie auch besitzt.

Früher konnte man hier auf der Policei die Wohnung eines Individuums erfahren, die man sonst nicht ausmitteln konnte, denn die beiden Wohnungsanzeiger sind in dieser Hinsicht sehr unbrauchbar, weil sie diejenigen, welche chambres garnies bewohnen, oder gar nur Schlafstelle haben, nicht darin aufführen; da dieß eines Theils dieses schon bogenreiche Buch noch einmal so stark machen müßte, und doch keinen Vortheil gewähren würde, da solche Bewohner meublirter Zimmer den Tauben gleichen, welche von einem Taubenschlag zu dem andern fliegen. Diese zweckmäßige Einrichtung ist aber seit geraumer Zeit eingegangen. Jetzt hat das Policeipräsidium ein abgesondertes Einwohner-Melde-Amt eingerichtet (alte Leipziger Straße Nr. 1.), in welchem man, gegen Erlegung von 2½ Sgr. die Wohnung einer Person, welche man sucht, erfahren kann. Das ist nun allerdings für Manchem nützlich und wird zugleich denjenigen mauvais sujets keinen Schaden thun, welche nicht 2½ Sgr. werth sind.

Mehrere Straßen und Gassen in Berlin haben von Zeit zu Zeit für die alten neue Namen erhalten; dies ist jetzt auch der Fall mit der Todtengasse, die ihren Namen daher hatte, weil sie noch einen Begräbnißplatz führt. Der Name hat allerdings etwas Abschreckendes, und vielleicht für denjenigen, der sie in der Geisterstunde passiren muß, etwas Unheimliches. Sie ist also jetzt Cuirassiergasse benannt worden. Da in solcher mehrere Herbergen und Tabagieen für die untern Volksclassen sind, so hat man gleich darüber gewitzelt und gesagt: man hätte sie lieber Caressirgasse nennen sollen. Ich erwähne dies nur als ein Wortspiel- und einen Volkswitz, damit er denjenigen zu einem Wink dienen möge, die nur damit brilliren wollen, darauf nicht zu stolz zu seyn.

Auf der hiesigen Universität befinden sich jetzt 1677 Studirende, excl. derjenigen, welche, ohne als Studenten immatriculirt zu seyn, doch dazu berechtigt sind, den Vorlesungen der Professoren beiwohnen zu können, und unter den Ersteren zählt man 450 Ausländer.

Herr C. Heinzelmann, Inhaber des Etablissements im Thiergarten, bekannt unter dem Namen: der Hofjäger, jetzt Elysium genannt, beabsichtigt, seine Gedichte auf Subscription herauszugeben. Bei der großen Menge Dichter hier, ist es nur Wenigen bekannt gewesen, daß auch er sich dem Dienste der Musen gewidmet hat. Nach seiner Ankündigung ist er ein Naturdichter, denn er sagt darin: „Ungeschminkt stehen sie da, wie sie dem eigenen Boden entsprossen, keine Künstlerhand hat sie geschmückt; kein Blättchen Unkraut ist ihnen entwunden. Sie entquollen der Nacht" u. s. w. Nach seiner Versicherung sind sie von competenten Richtern günstig beurtheilt und er von einigen hochgeachteten Literatoren dringend aufgefordert worden, sie zu veröffentlichen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 181. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 29. Juli. 1836.

Börne und Heine.

Ueber moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthart Oswald Marbach. ꝛc. ꝛc.

(Schluß.)

Endlich stehe noch der folgende Brief hier, über welchem die Inschrift steht: Heine's Pantheismus, Spinozismus, Christenthum.

„Es ist die ursprüngliche Einheit von Natur und Geist, welche Heine die Waffen in die Hand gibt, um gegen den Katholicismus zu kämpfen, den er fortwährend mit dem Christenthume verwechselt. Er hat die Eitelkeit, die eigentliche Idee des Christenthums zuerst entdeckt zu haben. Er sagt: „das Christenthum ist eine Idee, und als solche unzerstörbar und unsterblich." Das klingt ganz gut, aber man muß sich erinnern, was Heine unter einer Idee versteht: Alles dumme Zeug, was sich Einer einbildet. Zu jenem Gerede von der Unsterblichkeit der Idee ist Heine aus der Vorrede zu irgend einem philosophischen Buche gekommen; denn wie es ihm selbst gar kein Ernst damit ist, sieht man sogleich daraus, daß er die Aufhebung des Christenthums als die Aufgabe der Gegenwart ausspricht, ja daß er sich selbst für berufen fühlt, das neue Evangelium des Pantheismus zu verkünden.

Heine's Idee des Christenthums ist folgende: „Geist und Materie stehen sich gegenüber, die Welt des Geistes wird durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt; jenem gehört unsere Seele, diesem unser Leib; und die ganze Erscheinungswelt, die Natur, ist demnach ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsterniß, will uns damit in's Verderben locken, und es gilt allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, unsern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi." Diese Idee des Christenthums, welche die unsühnbare Trennung von Natur und Geist enthält, hat denn — nach Heine — im Katholicismus die Modification erlitten, daß wegen ihrer Unrealisirbarkeit gleichsam ein Vertrag zu Gunsten des sinnlichen Menschen zwischen Christus und Satan geschlossen worden sey, nach welchem der Mensch zwar der Sinnlichkeit fröhnen, z. B. ein schönes Mädchen umarmen dürfe, wenn er dabei nur eingestehe, daß er ein Sünder sey, der sich selbst verfluche und, um dies zu bezeugen, seinen Ablaßzettel baar an den Papst bezahle.

Daß jene sogenannte Idee, welche Heine angibt, nicht die Idee des Christenthums ist, geht eben so sehr aus dem alten wie aus dem neuen Testamente, der Erfüllung des alten, hervor. „Gott blies dem Menschen seinen lebendigen Odem in die Nase, und so schuf er den Menschen zu einem Bilde, das ihm gleich sey" und „Gott ist Mensch geworden in Christus, und alle Menschen sind Glieder des Einen Mensch gewordenen Gottes." Die Schöpfung der Welt aus Nichts besagt auf das ausdrücklichste, daß sie sey der dem Nichts einwohnende Wille Gottes, also daß an der Natur nichts ist als Gott, Geist. So ist die ursprüngliche Einheit von Geist und Natur auf das bestimmteste ausgesprochen. Aber eben weil der Katholicismus das ursprünglich Eine trennte, dem durch Christus und in Christus vernichteten Satan einige Macht und Wirklichkeit zuschrieb, weil der Katholicismus jene Heine'sche Idee realisiren wollte, und um es zu können, allerdings auch jenen Vertrag zwischen Christus und dem Satan zuließ, ist er nicht das wahre, reine, unverfälschte Christenthum.

Vielleicht fürchten Sie, meine Freundin, daß ich nun das Christenthum mit dem Heine'schen Pantheismus identificiren werde; aber wie Himmel und Hölle sind diese zwei von einander unterschieden. Die Kritik, welche sich für Literatur ausgegeben, hat ihre Wahrheit stets nur im Negiren; in der Erkenntniß des Wirklichen ist sie jämmerlich schwach. Ich bitte Sie, sich recht lebhaft alles desjenigen zu erinnern, was ich über Natur und Geist gesagt. Soll ich nach meiner Ansicht die Idee des Christenthums aussprechen, von welcher ich die Ueberzeugung hege, daß ihre unendliche Herausbildung die Aufgabe des Menschengeschlechts sey; so ist sie keine andere als die Einigung von Geist und Natur. Ursprünglich sind beide eins, aber der Anfang aller Erkenntniß ist, daß wir trennen, was

Eins ist. So haben wir Geist und Natur getrennt. Aber das Resultat der Erkenntniß ist auch, daß die Einigung wieder hergestellt werde, und so müssen wir Natur und Geist wieder einen, um in ihrer Einheit zur wahren Erkenntniß beider zu gelangen. Heine's Pantheismus kommt nicht zur Einigung, sondern bleibt in der Trennung, wie Sie aus der Art erkennen werden, wie Heine ihn ableitet und von ihm spricht.

Als Stifter des Pantheismus, nennt er unter Andern Goethe und Hegel. Spinoza war ein Jude, der bald nach der Reformation in Amsterdam lebte. Er ist aus der Gemeinschaft der Juden ausgestoßen worden und die Christen haben ihn verflucht, ihn einen Atheisten, Ketzer, ein Kind des Satans genannt. Lesen Sie jetzt die Lebensgeschichte dieses Mannes, durchblättern Sie seine Werke; so werden Sie vielleicht nicht begreifen, warum man ihn also verurtheilt hat. Spinoza war einer der liebenswürdigsten, sanftesten, bescheidensten Menschen, der nur die Eine unsterbliche Leidenschaft: Erkenntniß Gottes hatte, für welche er alle Güter und alle Freuden der Welt dahingab, für die er den Fluch der Welt mit einer himmlischen Geduld trug. Er liebte, die ihn fluchten, die ihm sogar nach dem Leben standen. Er ernährte sich kümmerlich, indem er Brillengläser schliff; er schlug eine Professur an einer Universität mit reichlichem Gehalt und Zusicherung der Denk- und Lehrfreiheit aus; er nahm ein reiches Vermächtniß nicht an; er überließ sogar sein kleines väterliches Erbe noch seiner Schwester; er liebte tief und innig ein gebildetes Mädchen, und als ihm diese entrissen wurde, kehrte er sein Herz nie mehr der Liebe zu; er that Gutes, so viel er konnte; er besuchte die protestantische Kirche; seine lauernden Feinde haben ihm nicht einen, nicht den kleinsten sittlichen Fehltritt nachgesagt. So war das äußere Leben des Mannes, und nun seine Lehre. Einzig und allein Gott hat Wirklichkeit; Christus ist der Mund Gottes, durch den er selbst zu uns geredet. Welt und Mensch sind nichts ohne Gott, noch weniger gegen Gott; sie haben nur Wahrheit und Wirklichkeit, insofern sie Erscheinungen Gottes sind. Wenn wir denken und die Wahrheit erkennen, so ist es Gott selbst, der in uns denkt. In Sünde und Irrthum sind wir außer Gott und somit in der Nichtigkeit. Gott lieben ist die Aufgabe des Menschen, durch welche er sich seines göttlichen Ursprungs würdig beweist. Ganz in der Liebe Gottes aufgehen, ist die höchste Seligkeit, wahrhaft göttliche Seligkeit, denn so wir Gott lieben, ist es Gott selbst in uns, der sich liebt. Wie Welt und Mensch nur Erscheinungen Gottes sind, Gott ihr Grund ist, so gehen sie in Gott auch zu Grunde.

Es liegt eine ewige Wahrheit in diesen Worten, eine Wahrheit, welche das Evangelium ausgesprochen hat in den zwei Worten: „In Gott leben, weben und sind wir" und „Alle Creatur seufzet nach der Offenbarung." Es ist in ihnen die ewige Einheit von Geist und Natur ausgesprochen; und dennoch haben die Theologen recht, welche Spinoza einen Atheisten und Ketzer genannt haben, denn es ist nicht die Lehre des Christenthums, welche darin ausgesprochen ist in ihrer Völligkeit. Eben so wenig ist es die Anschauung, welche von Goethe poetisch, von Hegel philosophisch dargelegt worden. Doch bevor ich dieß Ihnen näher nachweise, muß ich Sie aufmerksam machen auf die Art und Weise, wie Heine jene Lehre des Spinoza benutzt, und daraus, daß dieselbe so benutzt werden kann, wird sich schon als in einem Beispiele zeigen, wie wenig Eins Spinozismus und Christenthum sind.

„Gott, sagt Heine, ist Alles, was da ist, er ist sowohl Materie wie Geist, beides ist gleich göttlich und wer die heilige Materie beleidigt, ist eben so sündhaft wie der, welcher sündigt gegen den heilgen Geist;" daher ist das Christenthum, welches die Materie vernichtet, nach Heine: „wenn wir noch im Jugendalter der Menschheit leben, gleichsam eine ihrer überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen." — „Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste." — „Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig, die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest."

Vergleichen Sie, meine Freundin, diese Heine'schen Reden mit den Aeußerungen Spinoza's, so herrscht allerdings ein sehr verschiedener Ton in beiden; besonders in Bezug auf das Christenthum. Heine wird vielleicht sagen, Spinoza sey nur enthaltsam gewesen, weil er nicht Lust gehabt hätte, sich verbrennen zu lassen, welche Ehre man Heine nach solchen Aeußerungen im sechszehnten Jahrhundert sicher angethan hätte. Aber in der That hat Spinoza das Christenthum nach der Seite der Einheit Gottes mit der Natur vollkommen anerkannt, welches bei Heine nicht der Fall ist. Aber darin, daß er diese Einheit nicht nach der Wesenheit des Geistes anerkannt hat, liegt sein Irrthum und die Möglichkeit in der Weise aufgefaßt zu werden, wie dieß durch Heine geschieht. Die Heine'sche Lehre ist allerdings eine Frucht des Spinozismus, und — an ihren Früchten erkennen wir ihn. Spinoza war ein Mann, der Friede und Freude nur im Denken fand; darum suchte er auf dem Wege des Gedankens in seinen Gott zu Grunde zu gehen; aber in seiner Lehre liegt die Möglichkeit klar zu Tage, daß ein Mensch, der an der Freude der Welt seine Lust findet, auch dieser sich in die Arme werfend, in denselben Gott zu Grunde gehen könne. Spinoza sagt: wenn ich denke, so denkt Gott in mir sich selbst; Heine sagt: wenn ich Lust habe an Spiel und Wein und Weibern und Allem, was meine Sinne ergötzt, so ist dieses eine Freude Gottes an ihm selber, der ächteste Gottesdienst.

Spinoza und Heine *sprechen* nur von einer Einigung des Geistes und der Natur, aber sie *gelangen* nicht dazu; denn der Gott, in den Spinoza durch den Gedanken zu Grunde geht, ist in Wahrheit ein anderer, als der, in den Heine durch die Natur zu Grunde geht; jener hat die Natur an ihm selber vergessen, dieser den Gedanken. Darum bleibt Spinoza's Gott

ein bloßes Gedankending, Heine's Gott eben so ein bloßes Weltding, das Fleisch. Spinoza's Gott ist so nichtig wie Heine's, in Wahrheit haben sie keinen Gott, und die Theologen nennen sie mit Recht Atheisten.

Wer möchte Endurtheile wie diese unbedingt unterschreiben, ohne sich des Unrechts oder der Sünde zu befürchten? Doch apage, Satanas der Lust, dem Urtheile unserer Leser vorzugreifen! Habeat sua fata libellus!

Die äußere Ausstattung des Buches ist beinahe übersplendid zu nennen. B. v. L.

Roman.

Ernst Frank. Eine Scene aus dem südamerikanischen Freiheitskampfe von A. Ewald. Mit einem Kupfer. Leipzig, Verlag von August Robert Friese. 1836. 8. 192 S.

Der genannte Roman schließt sich, trotz seines sehr bescheidenen Titels, innigst an diejenigen an, welche man mit dem Namen historischer Romane belegt. Er gibt uns nämlich ein Bild aus einer Periode, des bekannten Kampfes Südamerikas gegen die spanische Oberherrschaft, und zwar aus einer solchen Periode, wo die Wogen des Kampfes nicht thurmhoch gingen und schachttief aufklafften, sondern wo die Kämpfenden auf spanischer Seite bereits zu einer gewissen Resignation, auf südamerikanischer Seite zu einiger Sicherheit und Ruhe über ihre Zukunft gelangt waren. Die Schlachten en gros haben aufgehört und man begnügt sich nur noch damit, dem Feind hier und da aufzulauern, ihn zu necken, Wind und Vortheil abzugewinnen, ihn von seiner Wachsamkeit und Kampffertigkeit zu überzeugen und ihn gewissermaßen im Schach zu halten. Die Kriegsschiffe liegen im Hafen, nur das kleinere Schiffscaliber durchfurcht noch lugend und dräuend die Meeresfläche. Unstreitig hat damit der Romanschreiber sich die Gelegenheit genommen, seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen, das Paradepferd seiner Kenntnisse der Geschichte, der Völker- und Sittenkunde, der Seefahrt und Kriegskunst in tausendfachen Courbetten herumzutummeln und seine Leser im reißenden Galopp mitten in's Feuer der Entscheidungsschlacht hinein zu reißen, unstreitig hat er damit einen Vortheil aus den Händen gegeben, den jeder Andere gierig erhascht haben würde. Aber man bedenke dabei, daß es dem Verfasser nicht darauf ankam, die Geschichte mit einem Roman zu verweben, sondern romantische Begebenheiten aus der Wirklichkeit in dem Gewande der Geschichte oder vielmehr nach ihrer stattgehabten Verflechtung mit der Geschichte darzustellen, man bedenke, daß auch darin ein Verdienst, wenn auch ein stilleres und weniger glänzendes zu erwerben ist und erwäge endlich, daß A. Ewald nicht wie ein Walter Scott, Cooper, van der Velde und wie alle die gefeierten aus- und inländischen Geschichtsromanschreiber heißen mögen, auftreten will, sondern daß er sich selbst einen Neuling auf dem Felde der Romantik nennt und darum es nicht gewagt hat, sich von einem gegebenen Stoffe zu entfernen, die Küsten aus dem Gesicht zu verlieren und auf's Ungewisse hin in die hohe See zu steuern. Trotz dieser Verzagtheit ist uns in neuester Zeit kein beachtbarer deutscher Schriftsteller minorum gentium vorgekommen, der also Wege und Stege auf dem Meere kennt, der also zu steuern und zu commandiren weiß, der also auf einem Schiffe bei ruhigem, wie bei stürmischem Wetter, in friedlichem Laufe und kämpfendem Stillstand desselben zu Hause ist, der also in der Cajüte, auf dem Verdeck und im Tauwerk Bescheid zu geben versteht. Er reicht in zierlicher Nuß uns das ganze spanische und südamerikanische See- und Schifffahrtwesen und verbreitet dabei noch recht interessantes Licht über dieselbe Disciplin bei anderen Völkern. Daneben ist es die Ethno- und Chorographie, mit welcher der Verfasser seine Leser an jedem Orte, wo er den Helden seiner Geschichte nicht hinversetzt, sondern vorfindet, heimisch macht. Man weiß lesend stets, wo man ist, was zur Seite vor- und rückwärts liegt, kann den Fuß mit Sicherheit vorwärts setzen und zu jedem neuen Panoroma, das sich eröffnet, liegt sogleich auch der deutlichste Commentar aufgeschlagen. Den Personen, welche das Hauptinteresse tragen, sieht man es an, daß sie nicht Geschöpfe der Phantasie, die sich wohl oder übel ihrer Schöpferpflichten entledigt, sondern lebende Bilder oder Bilder von Lebenden, Porträts sind, voll genialer Malerfassungskraft und Wahrheit. Die übrigen, sich theils in weitern, theils in engern Kreisen um die Hauptpersonen her bewegenden Personen sind meistentheils von besonderem geschichtlichen Interesse und nehmen den Freund der Geschichte in vielfachen Anspruch. Die Darstellung des Ganzen trägt den Stempel der Einfachheit, keiner schülerhaften und unbeholfenen, sondern derjenigen, die von einem längern Umgang mit den Wissenschaften und von einem feinen daraus entspringenden Geschmacke zeugt. Hier und da könnte es freilich der Originalität etwas anhelfen, wenn ein anderer Anfang und Eingang gewählt, eine andere Wendung genommen, eine bessere oder kühnere Verbindung gesucht wäre; aber, wie angedeutet, man wird den Roman doch nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Eine Einleitung macht mit der Veranlassung, den Roman zu schreiben, bekannt, gibt ein oberflächliches Skelet desselben und geht dabei kritisch zu Werke. Die Unterhaltung, die über den in einem Bade getroffenen E. Frank und über die Art, wie dessen Leben und Abenteuer zu beschreiben sind, gepflogen wird, möge hier unsere Besprechung vervollständigen.

„Schade!" sagte der Professor, „daß wir nicht einen Walter Scott hier haben, bessern Stoff zu einem Romane würde er schwerlich finden."

„Wenn eine Begebenheit durch sich selbst interessant ist," antwortete ich, „so würde es unverantwortliche Verstümmelung seyn, einen Roman daraus zu machen."

„Fehlgeschossen!" versetzte Jener, „man schreibt, um gelesen zu werden, und trockne Geschichte lies't heut zu Tage Niemand. — Wird nicht Napoleon's Leben jetzt von unseren ersten Roman-Dichtern herausgegeben?"

„Wie wäre es," sagte der Baron, „Wenn Sie es übernähmen, die Geschichte von Ernst Frank herauszugeben? Sie kennen den Schauplatz der Begebenheiten und die hauptsächlichsten darin auftretenden Personen; sie als Roman einkleidend, können Sie die Lücken nach ihrem Geschmacke ausfüllen."

Der Gedanke fand Beifall, und einstimmig ward ich dazu aufgefordert. Auch mir gefiel er, und ich übernahm den Auftrag unter folgenden Bedingungen:

Erstlich: Mir, Neuling im Romanschreiben, Anleitung zu geben, wie ich mich dabei zu benehmen habe; und zweitens: nach Beendigung desselben, auch dessen Kritik zu übernehmen.

„Nichts ist leichter als das!" versetzte der Hofrath, „Sie haben zwei Hauptpersonen: Liebhaber und Geliebte, mit deren Jugendjahren Sie ihre Erzählung anfangen; darauf führen Sie beide zusammen und setzen den Leser au kait, wie sie sich in einander verlieben; dann werfen Sie beide weit aus einander und machen eine rührende Beschreibung von den Schmerzen einer hoffnungslosen Leidenschaft, und zuletzt bringen Sie die standhaften Liebenden wieder zusammen."

„Warum nicht gar!" unterbrach der Professor," wie unbekannt sind Sie noch mit dem jetzigen Geschmacke! mich wundert, daß Sie uns die Genealogie des Helden noch erlassen haben. — Nein, unsere neueren Romane sind eine Art verlängerter dramatischer Productionen, darum muß auch der Zeitraum der eigentlichen Handlung so kurz als möglich gestellt seyn. Jugendgeschichten und alle voraufgehenden Begebenheiten müssen als Episoden in bündiger Kürze eingeschaltet, aber nicht vom Autor, sondern von den auftretenden Personen selbst nothwendiger Weise vorgetragen werden. — Dem Autor sind nur Beschreibungen von Naturscenen und einige kurze Sentenzen erlaubt; aber auch hiermit muß er sparsam seyn, und, wo irgend möglich, sie den handeluden Personen in den Mund legen. Diese muß er dem Leser so redend und handelnd vorführen, daß er im Stande ist, sein Urtheil darüber zu fällen, ohne einer besondern Charakterbeschreibung zu bedürfen. — Dann müssen alle Begebenheiten wahrscheinlich und natürlich seyn; und so wie die Poesie nur die verschönerte Natur malt, nicht wie sie ist, sondern wie sie seyn könnte, so muß auch der Romanschreiber alles Anstößige zu entfernen suchen, welches dem Geschichtsschreiber nicht erlaubt ist."

„Eine Schlacht, ein Seegefecht, oder wenn auch nur ein blutiger Zweikampf, darf keineswegs darin vergessen werden, wenn er den Leserinnen gefallen soll," bemerkte der Major. „Uns Sterblichen gefällt nur das am besten, was wir nicht besitzen; darum müssen Sie männliche Tapferkeit für die Damen, und weibliche Zartheit für die Herren hineinlegen."

„Vor allen Dingen," meinte der Baron, „müssen die Qualen der Liebe so geschildert werden, daß keine Leserin mit Einem Taschentuche ausreicht."

„Diese beiden Gegenstände," fuhr der Professor fort, „müssen in Romanen neuerer Zeit mit vieler Vorsicht behandelt werden. — Von der Stärke, der Gewandtheit und dem Muthe der Helden des Mittelalters haben wir in dem unsrigen nun einmal eine so überspannte, an's Uebernatürliche grenzende Vorstellung, daß sich der Romanschreiber nur nach dieser und nicht nach der Wahrscheinlichkeit richten muß. — Ganz anders aber verhält es sich mit den Helden neuerer Zeit, denn hier muß die Wahrheit öfter der Wahrscheinlichkeit geopfert werden. — Unsere Leser und Leserinnen sind, mehr oder weniger, persönlich mit ausgezeichneten, heldenmüthigen Zeitgenossen bekannt geworden, und während sie ohne Bedenken die Thaten eines Richard Löwenherz für baare Münze annehmen, würden sie unwahrscheinliche Uebertreibungen in der Schilderung unserer jetzigen Krieger mit scharfem Tadel belegen. — Auch in der Liebe ist eine eben so große Veränderung vorgefallen. Bei einem Ritter der Tafelrunde wird jeder Unsinn, jede Thorheit, wenn nur Liebe die Triebfeder war, gern verziehen; nicht so bei unseren neueren Helden. Durch die Stärke der Faust, durch die Geübtheit in Führung der Waffen soll der Ritter des Mittelalters seine Mannheit beweisen und den Leser seiner wunderbaren Thaten für sich einnehmen; der neuere Held soll seine Ansprüche auf Mannheit durch Selbstbeherrschung darthun, sein edles hochherziges Betragen soll ihm die Achtung und Gewogenheit des Lesers gewinnen. — In verliebte Klagen ausbrechen, gehört in die Zeit der Troubadoure; unserm neuern Helden geziemt es, alle Widerwärtigkeiten mit Geduld zu ertragen. — Aber eben so wenig wie Vollkommenheit in der Wirklichkeit zu finden ist, muß auch der Romanschreiber sich hüten, seinen Helden als vollkommenes Muster aufstellen zu wollen. Im Gegentheil, er darf dessen Schwachheiten nicht verschweigen, denn ohne diese kann auch kein heldenmüthiger Kampf, sie zu besiegen, stattfinden."

„Bringt er eine Schlacht, oder ein Seegefecht auf die Scene, so muß es in der Absicht geschehen, um den Leser von dem wirklichen Hergange, bei solchen Vorfällen in Kenntniß zu setzen; nicht aber, um seinen Helden Gelegenheit zu geben, wundervolle Thaten zu verrichten; und was die Taschentücher der Leserinnen betrifft," setzte er lächelnd hinzu, „wenn diese vielleicht beim wüthenden Roland ein halbes Dutzend gebrauchen, so müssen sie bei Lesung eines neuern Romans füglich mit Einem ausreichen." U. s. w.

Die äußere Ausstattung ist glänzend und macht der Verlagshandlung viel Ehre. L. v. L.

Literarischer Beobachter.

[Deutsche Neuigkeiten.] Unter diesen wollen wir dießmal nur auf das Erzeugniß eines österreichischen bereits weit renommirten Dichters aufmerksam machen. Von Joh. Gabriel Seidl erschienen bei Sollinger in Wien Gedichte lyrischen und epischen Inhalts und deßhalb unter dem Titel: „Bifolien" (Zwei- oder Doppelblätter). Die Kritik hat bereits eines ihrer Urtheile in der Wytthauer'schen Wiener Zeitschrift für Moden niedergelegt und behauptet neben Aehnlichem, wie es uns scheint, mit dem vollsten Rechte: „Im Allgemeinen kann man Seidl's Gedichte als solche bezeichnen, in welchen Idee und Form nichts zu wünschen übrig lassen; es sind Poesieen vom reinsten, gediegensten, edelsten Schrot und Korne, u. s. w."

[Lenau.] Von Nic. Lenau ist der zweite Jahrgang seines Frühlingsalmanaches erschienen, möge er so duftige Blüthen bringen, als der erste.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 182. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 30. Juli. 1836.

Dramaturgisches.

(Von Julius Seidlitz.)

Leipzig, Mitte Juni 1836.

Gastspiel des Hrn. Löwe. Griseldis.

Das deutsche Schauspiel ist, leider! ein Müller geworden, der ohne Wasser nicht leben kann; je mehr Wasser, desto lustiger klappern die Räder, je längere Tiraden im Drama, desto mehr sind die Coulissen bei unseren jungen Schauspielern in Gefahr. Schauspieldichter und Schauspieler stehen in dem Verhältnisse, wie Seele und Leib zu einander: eine schaffende und vollziehende Kraft. Wird der Geist schwach und will scheiden, dann verfällt der Körper in jenes convulsivische Zucken und in jene Krämpfe, wo das gemeine Volk spricht: die Seele will nicht aus dem Leibe heraus. Und wie irrt das Volk! nicht, weil der Geist nicht heraus kann, zuckt und windet sich der Körper, sondern nur, weil er nicht hinein kann. Wir haben so wenig gute Schauspieler. Man klagt darüber; wo sitzt der Knoten? Ich glaube an zwei Stellen. Zuerst, weil wir kein Drama, sondern versificirte dia- und trilogisirte Gefühle haben, weil der Schauspieler nicht zu dem Herzen, sondern zu den Händen sprechen will, und dann, weil die dramatischen Dichter sich jetzt in endlosen Declamationen gefallen, in schönen Worten, die, nur halbwege durch ein melodisches Steigen und Fallen der Stimme unterstützt, den Eindruck auf die Stimmung des großen Publicums nicht verfehlen können. Der wahrhaft geniale Schauspieler, welcher der Kunst, wie einem von Allen verlassenem Mädchen die heiligsten Räume seines Innern geöffnet hat, muß bei einem Drama der neuen Schule aus dem Gebilde des Dichters erst selbst wieder einen Charakter schaffen. Darum ist Hr. Ludwig Löwe als Künstler so groß, weil er zugleich Dichter dabei ist. Die schwanke nebelhafte Dramenfigur zwingt er in feste, naturgetreue Umrisse. Ein ächter Zauberer läßt er aus Wolkenformen die Gestalten seines Zauberwortes hervortreten, und so scharf, treffend und umfassend seine Auffassung auch ist, so tritt sie doch nicht ein Haar breit aus den Grenzen des Schönen, wenn man auch nicht leugnen kann, daß sie manches Mal, ob zwar selten, die Natürlichkeit auf die Seite schiebt. Hr. Löwe hat sich ein eignes Genre gebildet, er ist der Heinrich von Kleist des Schauspiels. Durch und durch Romantik, pflückt er auch nur auf diesem Felde seine bedeutendsten Kränze. Seine edle Mannhaftigkeit zeigt sich am schönsten, wo er den Silberzindelschläger junger feuriger Liebe über sich werfen, sich in den weiten faltenreichen Mantel thatenlustiger, thatenkräftiger Ritterlichkeit hüllen kann. Bei dem Allen entbehren auch seine feurigsten Darstellungen nicht jenen wohlthuenden, kühlenden Schmelz des Ausdruckes und der Bewegung, welcher manche seiner Momente zu einer stärkenden Frühlingsnacht voll Duft und Glanz und Poesie macht. So ist Hr. Löwe im Schauspiel. Doch wer vergißt seinen Garrick? wo er, durch und durch Humor, wie wohlthätige Wärme uns ganz durchdringt? Und doch ist sein Humor nicht die stark bemalte Larve, wie sie uns so oft von der Bühne entgegengrinzt, sein Humor ist nicht jener stechende Schmerz des Herzens, der sich selbst verlacht, weil die Natur ihn höhnt; nein, er lacht, weil die Thorheit der Menschen, träte man ihnen nicht lächelnd entgegen, sich als Wahnsinn zeigen würde; er wird wehmüthig, weil seinem eigenen Humor die Thränen, bei den Schwachheiten, die er verlacht, überfließen.

Konnte es anders kommen, daß dieser Künstler, den Wien, die einzige Stadt in Deutschland, wo das Theater noch auf einer hohen Stufe steht, mit Stolz und Freude seinen Liebling nennt, konnte es anders kommen, daß er auch bei uns gleich bei seinem ersten Auftreten die verdiente Anerkennung fand?

Als Garrick trat er zuerst vor uns hin, und die Meisterschaft, die er in dieser Rolle, welche nur durch sein Spiel zu einem Charakter wird, entwickelte, sicherte ihn den fortdauernden Beifall. Sein Garrick ist Garrick's werth.

Daß er als Hamlet nicht so ganz, wie das erste Mal, ansprechen wollte, kann nur aus der geringen Unterstützung von Seiten des hiesigen Personales kommen. Hr. Löwe stand wie ein Leuchtthurm da, aber durch die Nacht des Sumpfes bis zu ihm durchzudringen, wäre ein Riesenwerk gewesen. Er mußte unterstützen, statt unterstützt zu werden.

Da ich seine dritte Vorstellung nicht sah, so will ich sogleich zu dem Abend übergehen, wo er in Friedrich Halm's, Griseldis als Percival, auftrat. Das Stück war hier neu. Es hatte in Wien Furore gemacht, in Prag und München auch gefallen. Ich gestehe es, ich war begierig, ein neues Drama guter Art zu sehen. Griseldis ist gut, aber nichts weniger als so vortrefflich, wie es uns die Wiener glauben machen wollten. Die Wiener sind überhaupt ein leicht zu enthusiasmirendes Völkchen. Das Stück Griseldis hat zwei Charaktere, Griseldis selbst, fast keinen. Sie ist durch und durch Liebe, so sehr zwar, daß der Gedanke in uns auffliegt, sie könne nicht anders seyn, und handle aus natürlichem Triebe, nicht aus freiem Willen. Sie ist zu wenig thätig, um einen Charakter bilden zu können, da sie immer nur leidend ist; sie steht ferner zu sehr ohne Folie da, als daß diese Schwäche uns nicht störend entgegenträte. Kein Werk der Poesie benöthigt so sehr des Contrastes, als das Drama, weil sich vorzüglich hier die beiden Principe schroff entgegen stehen müssen, und in Griseldis ist auch nicht ein Contrast hervorgehoben. Denn obgleich die Grundidee des Stückes schon an und für sich einen Contrast bewirken will, und nichts Anderes, als das, so tritt er doch im Stücke nicht hervor, so wie überhaupt nur Griseldis und Percival die einzigen handelnden Personen sind. Percival in seiner rauhen Männlichkeit, in seiner stolzen Liebe, seiner Unbezwinglichkeit, wäre ein Bär oder höchstens nicht viel weniger, wenn Hr. Löwe ihn nicht zu einem der glänzendsten romantischen Charaktere umgeschaffen hätte. Durch und durch Mann, felsenfester Geist, ist es bei den harten Prüfungen doch immer, als gäbe er einen Theil seines Lebens hin. Hr. Löwe, dem so viele Theaterstücke ihr Leben zu verdanken haben, ist auch in Wien und wo er es gibt, ein für den Dichter unschätzbarer Geburtshelfer, und hier hat er es bei Griseldis neuerdings bethätigt. Ich behaupte fest, das Stück wäre ohne ihn durchgefallen, und wir wollen sehen, wie viel Reprisen es erleben wird, wenn ein hiesiger Schauspieler den Percival gibt. So aber war das Haus voll, die Aufnahme lebhaft, die Rührung allgemein, die Darstellung — mittelmäßig. Ueber alle Erwartung gut war Fräulein v. Zahlhas als Griseldis. Bei ihrer großen Jugend nämlich enthielt diese Rolle für sie eine schwierige Aufgabe und sie löst'te dieselbe dennoch sehr glücklich. Sie hat den Charakter der Frau Percival's, der lauter Liebe und Treue ist, tief und schön erfaßt und mit einer seltenen tragischen Sicherheit bis ans Ende durchgeführt. Nur in der Scene, wo man sie ihres Kindes beraubt, sah man, daß sie noch nicht weiß, was es heißt, Mutter zu seyn. Alle andern Scenen von ihr waren tadellos, mächtig ergreifend und kunstschön. Sie lockte ächte Thränen der Rührung aus aller Augen und wurde mit wahren, herzlichen Beifall überschüttet. Hr. Löwe und Fräulein v. Zahlhas verdienten ohne Zweifel die ersten Preise des Abends. Hr. Baudius, als Cedrik, machte aus dieser kleinen Rolle weit mehr, als der Dichter dafür gethan hatte. Ueberhaupt weiß Hr. Baudius jedem Charakter eine solche Seite abzugewinnen, daß ein bedeutsamer Moment hervortreten muß. — Dem Regisseur würde ich rathen, auf die Aussprache der Damen mehr Acht zu haben, daß nicht Wales statt Wahls, Lionnel statt Leionel ꝛc. ꝛc. vorkomme.

Die letzten Aufführungen der „Iphigenia in Tauris" in Berlin.

(Von Dr. H. v. Keyserlingk.)

Die Anwesenheit einer jungen talentreichen Sängerin (Frl. v. Faßmann aus München) ward Veranlassung, daß nach langer Ruhe Gluck's hohes Meisterwerk „Iphigenia in Tauris" wieder aufgeführt ward. Das Publicum war entzückt, und die Recensenten, Herr Rellstab an der Spitze, stimmten ein lautes Hosianna an. Aber hat ein Publicum wohl ein Urtheil? Nein, es hat nur eine Ansicht, eine Meinung, und noch dazu eine sehr bewegliche, veränderliche, schwankende. Ewig wahr bleibt, was Goethe im Faust mit schneidendem Humor bemerkt:

„Und seht nur hin, für wen Ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt Jener, satt vom übertischtem Mahle,
Und, was das Allerschlimmste bleibt,
Gar Mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten,
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet Ihr auf Eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus Euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt Ihr armen Thoren viel
Zu solchem Zweck die holden Musen?
Ich sag' Euch, gebt nur mehr, und immer, immer mehr,
So könnt' Ihr Euch vom Ziele nie verirren,
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer." — —

Der Beifall des Publicums ist für die Theatercasse von Wichtigkeit, aber nicht für die Kunst oder eine Kunstleistung. Ein Künstler oder eine Künstlerin, die nach der Gunst des vielköpfigen Publicums hascht, oder sich von dessen flüchtig vorübergehendem, launischem Beifall hinreißen läßt, ist sicher verloren: denn heute wird es seinen Günstling bis in dem Himmel erheben, und morgen ihn steinigen.

Mehr sollte man aber von den Recensenten erwarten, die doch privilegirte Kunstkenner und Kunstrichter seyn wollen. Aber damit ist es bei uns gar schwach bestellt: Parteilichkeit, nichts als Parteilichkeit und Schein. Geht man auf den Grund, so zerfällt das Ganze in ein hohles, leeres Nichts. Wir werden gleich zu zeigen Gelegenheit haben, daß namentlich Hr. Rellstab nichts von der Sache versteht, so wichtig und gelehrt er auch thut, und von der gehässigsten Parteilichkeit geleitet wird.

Zunächst müssen wir bemerken, daß man noch immer die Ouvertüre zur Iphigenia in Aulis vorangehen läßt, und damit, dem Publicum zu gefallen, eine musikalische Ungereimtheit begeht, die Hofmann schon vor vielen Jahren, eben so geistreich als treffend, gerügt hat. Gluck hat nichts willkürlich, sondern Alles genau und wohlberechnet gemacht. In seinen Werken herrscht durchgängig die größte musikalische Nothwendigkeit. Hätte er für nothwendig gehalten, eine Ouvertüre zur Iphigenia in Tauris zu schreiben, so würde er es gethan haben. Aber er hat nur eine kurze Introduction geschrie-

ben, und aus der ganzen Structur des Werks geht deutlich hervor, daß dies als nothwendig in derselben begründet ist. Willkürlich also die gar nicht für die Iphigenia in Tauris berechnete und bestimmte Ouvertüre zur Iphigenia in Aulis mit der Iphigenia in Tauris verbinden, heißt mit Gluck umspringen, als wenn er ein Rossini oder Bellini wäre. Mit diesen Leuten kann man machen, was man will: sie und ihre Compositionen sind wie ein nasser Handschuh. Vor Gluck muß man aber mehr Ehrfurcht haben, denn in seinen unsterblichen Werken ist Alles die reinste musikalische Nothwendigkeit. Wer wird dem unverständigen Begehr des Publicums huldigen. Sollte das ein königliches Institut! Wenn will man endlich von solchen Mißgriffen ablassen! Doch nun zur Aufführung. Frl. v. Faßmann ist eine junge, liebenswürdige Künstlerin von 19 Jahren, mit reichem Talente, schönen Mitteln und einer liebenswürdigen äußern Persönlichkeit ausgestattet. Sie führte die Partie der Iphigenia hier in Berlin zum ersten Male aus. Die jugendliche Künstlerin verdiente für das, was sie leistete, allen Beifall. Es offenbarte sich in ihrer Leistung ein reiches, schönes Talent, Geist und Gemüth, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie einst das Größte und Herrlichste wird leisten können. Aber hat sie es jetzt schon geleistet oder kann sie es jetzt schon leisten? Wir antworten kühn: Nein! Das war keine Iphigenia, die königliche hohe Priesterin, die erhabene Tochter Agamemnon's, des Königs der Könige; es war eine allerliebste und liebenswürdige Fanchon oder Zerline, aber keine Iphigenia, weder in ihrer äußern Persönlichkeit und Erscheinung, noch ihrer Darstellung, noch endlich ihrem Gesange nach. Wenn Iphigenia gleich im ersten Acte aus dem Tempel heraustritt auf die obere Stufe, muß gleich vor Aller Augen die königliche Priesterin und Agamemnon's Tochter in gebietender Hoheit und Würde dastehen. Von Frl. v. Faßmann als Iphigenia sah man nicht eher etwas, als bis sie unten stand, und daß sie die hohe Priesterin sey, mußte man allenfalls aus der blauen Binde errathen, die sie um den Kopf trug. Iphigenia ist eine Priesterin und Königstochter des griechischen Alterthums: in hoher Ruhe, gebietender Hoheit und Würde muß sie dastehen, und in allen ihren Bewegungen muß sich die stille Würde und ruhig-gelassene Hoheit des großen griechischen Alterthums abspiegeln. Von dem Allen war in dem lebhaften und beweglichen, ganz modernen Spiele des Fräuleins v. Faßmann nicht die mindeste Spur. Selbst die unvergeßliche Schechner war in ihrer Darstellung der Iphigenia zu lebhaft und leidenschaftlich bewegt. Unsere in dieser Partie noch nicht wieder erreichte Milder hatte allein diese wahrhaft antike, ruhig-gelassene Hoheit und Würde in ihrem Wesen und in ihrer Erscheinung: es war ihr naturgemäß. Sie spielte nicht die Iphigenia, sie stellte sie dar, und bei ihrem ersten Heraustreten oben auf die Stufen des Tempels konnte selbst ein ganz Fremder keinen Augenblick zweifeln, daß diese und keine andere nothwendig Iphigenia war. Ferner muß Iphigenia durch den ersten Ton, den sie oben singt, den Chor unten sich unterwerfen, und von Anfang an bis zuletzt der herrschende und beherrschende Mittelpunct des Chors seyn. Von Frl. v. Faßmann hörte man aber anfangs nichts, sie ward ganz und gar von dem Chor überwältigt und durchgängig von denselben beherrscht, was seinen ganz natürlichen Grund darin hatte, daß die gewaltige Partie der Iphigenia noch allzuweit über ihre physischen und musikalischen Kräfte hinaus war. Dennoch hat das junge Mädchen, verleitet von dem unverständigen Geschrei des Publicums, diese Partie vier Mal hintereinander gegeben: dies heißt in Wahrheit muthwillig sich vor der Zeit zerstören. Was thun aber die Recensenten, namentlich Hr. Rellstab? Er stimmt einen überlauten Päan an, und findet die Leistung des Frl. v. Faßmann vortrefflich, und räth der jungen Künstlerin, ja die Armide einzustudiren, warnt aber vor der Julia in Spontini's Vestalin. Da haben wir die gehässige Parteilichkeit in ihrer ganzen häßlichen Nacktheit. Was Hr. Rellstab mit Spontini in menschlich-persönlicher Hinsicht zu streiten und zu rechten, und ob er von ihm Unrecht erfahren und erlitten hat, darüber will und kann der Verfasser dieses Aufsatzes nicht urtheilen.

(Schluß folgt.)

Theater-Gucker.

Paris. Das Theater l'Ambigu-comique brachte unter seinen Novitäten auch ein medicinisches Drama: „Die Entdeckung der Quinquina," von Montigny und Meyne. Das Stück spielt in Peru, zur Zeit der Eroberung dieses Landes durch die Spanier. Das Fieber grassirt in den Reihen der Sieger, während der Zufall den Peruanern einen heilsamen Baum entdeckt, der vom Tode rettet. Die Liebe einer Peruanerin zu einem spanischen Officier jedoch spielt einen medicinischen Verrath, und die ganze Arme wird mit dem geliebten Officiere gerettet. Die Quinquina (eigentlich: Rinde der Rinde) ist natürlich nichts Anderes, als die s. g. Fieber- (oder China-) rinde — Die neue Pieçe mit Gesang in drei Acten in den Variétés: „Marianne," von Fontan und Dupeuty hat nur sehr beschränkten Beifall erfahren. Es zieht sich Alles drum und dran in den Bereich der Unbedeutendheit. — Das neue große Ballet: „Der hinkende Teufel," gefällt immer mehr und mehr. Der Glanzpunct darin ist die Cachucha, ein spanischer Nationaltanz, ausgeführt von Dlle. Fanny Elßler in einem wunderschönen Costüme. — Zunächst erwartet man die Oper „Notre Dame de Paris," mit Musik von Bertin. Im Gaité-Theatre hat das Ancelot'sche Drama: „Graf Horn," entscheidenden Succeß gehabt. Man scheute seinetwegen selbst den hohen Wärmegrad des Theaters nicht. — Das Vaudeville empfiehlt sich dem Publicum durch sehr genügend Darstellung des Stücks: „Der Ball aus der großen Welt," von Desvergers und Varin. — Im Palais royal zeigte sich als Neuigkeit „der blaue Vogel," keine Zauber- und Feerei, aber etwas sehr Triviales. — „Eine Speculation," Vaudeville in einem Acte von Dumanoir, Antoine und Roche hat eben da nur zur Hälfte reussirt. Nina Lassave und die Speculanten auf ihren Ruf und ihre Person werden darin tüchtig persiflirt. Das Ambigu hat mit „Herrmann" eben so gute Geschäfte gemacht, wie mit Abälard und Heloise. Das Drama „le maudit des mers (der Verfluchte der Meere)" ist eine merkwürdige, spectakelhaft ausgestattete Erlösungsgeschichte des Cirque Olympique von Chabot, de Bouin und Alboize. Mehrere Jahrhunderte, deren vorzüglichste Kriegs- und Civilrepräsentanten nach und nach auftreten, haben nicht genügt, den Verfluchten des Fluches zu entbinden, unserem Jahrhunderte endlich ist diese Ehre vorbehalten. Man weiß in der That nicht, mit welchem Rechte ein Excommunicirter einem andern Excommunicirten zur

Rettung dienen soll. — Das Odeon soll, nach sicheren Nachrichten, wieder eröffnet werden, aber der omindse Name eines Nationaltheaters soll ihm fern bleiben. Bon!

Italien. St. Benedetto brachte eine alte Oper in Venedig zum Vorschein „Ser Marc' Antonio." Sie gefiel, allein das Haus war so leer, daß man auf jede Wiederholung augenblicklich verzichtete. Eben dieses Theater debütirt nun aber mit der neuen Oper: „Ein theatralisches Abenteuer," Buch von dem Sänger Campiaggio, Musik von Granara.

Hannover*). Vom Gastspiel in Leipzig kam Hr. Grohmann aus Pesth hierher, trat am 12. Juli als Wenzel im Hinko und am 15. als Ethelwood im Schlaftrunk auf, gefiel unserem Publicum sehr, und könnte einem sehr angenehmen Leben und Wirken entgegensehen, da sich seine schönen Anlagen immer mehr entfalten und beifallstürmender hervortreten werden. Ich spreche mit Fleiß conditionaliter: könnte, denn trotz allen den Vortheilen an sich und in sich, ist hier doch kein Wirkungskreis für ihn. Zuerst nämlich ist Hr. Schöpe im Besitz aller der Rollen, auf die es Hrn. Grohmann ankommen muß, zweitens scheint es aber, als ob Genée zu sehr in Grabowski's Interessen handle, so daß Hr. Grohmann, um nur auftreten zu können, blos neue Rollen einstudiren muß. Bereits hat der arme Mann auch die Schuftigkeit unserer hiesigen Kritik erfahren. Am 12. Juli trat er, wie bemerkt, zum ersten Male in Hannover auf, und am 11. Juli stand schon in Nr. 138 der Wiener Theaterzeitung eine bissige Bemerkung über sein Gastspiel. Das kommt daher: Hr. Grohmann sollte zuerst am 6. Juli auftreten, allein am Abende des 5. wurde das Repertoir geändert, und das Stück bis zum 12. hinausgeschoben. Durch ein Mitglied der Hannöverschen Bühne veranlaßt, hat der ehrenwerthe Berichterstatter seinen Bericht schon am 5. des Morgens abgesandt, und als am Abend die Veränderung vorfiel, war es natürlich zu spät, ihn zurückzunehmen. So erschien eine Kritik über Hrn. Grohmann's Spiel, ehe er noch gespielt hatte. Ist das nicht schändlich!

Leipzig. Hr. Löwe trat nicht mehr als Percival auf, weil es einigen der Herren oder Frauen Abonnenten, deren Stimme oft beim Hrn. Director Ringelhardt Eingang und Nachachtung findet, nicht beliebte, das Halm'sche Drama „Griseldis" noch einmal zu sehen. Er trat demnach als Carl Ruf in der „Schachmaschine" auf, und wurde wegen des Alters und der häufigen Wiederholung dieser Piece von einem kleineren Publicum mit enthusiastischen Zeichen des Beifalls überhäuft. Einem fortgesetzten und ununterbrochenen Triumphe glich sein letztes Auftreten als Garrick in Bristol. Man concentrirte hier gewissermaßen alle einzelnen Ausbrüche des Beifallssturmes und konnte kein Ende finden, dem Gaste eine Ehre anzuthun, wie sie seit vielen Jahren Keinem und Keiner zu Theil geworden ist. Am Schlusse der Vorstellung wurden Blumen und Kränze geworfen, in noch nie gesehener Menge und von auserlesenster Schönheit. Seine Krönung mit dem Lorbeer könnte als Muster für eine freudige Kaiser- und Königskrönung mit der Krone gelten. Um nicht in übergroßer Zartheit dem Parterre nachzueifern, das Hrn. Ballmann's Verdienste im „Garrick in Bristol" nicht hinreichende Gerechtigkeit, wegen des Gastes, wollte angedeihen lassen, tragen wir hier als Vergessnes nach, daß Hr. Baudius, als Mohr in „Fiesko," mit Hrn. Löwe die Palme des Abends errang, und nicht nur neben ihm, sondern auch mit ihm applaudirt und gerufen wurde. In der That war auch diese Leistung des Hrn. Baudius eine so geistreich aufgefaßte, sorgfältig durchgearbeitete und mit einem Anflug so freier und ungebundener Genialität durchgeführte, daß sie allgemein ansprechen und zu dem freudigsten Applaus reizen mußte. Wenn es doch diesem thätigen Künstler gefiele, in allen seinen Rollen sich neben dem Studium mehr und mehr der augenblicklichen Eingebung des Momentes hinzugeben, und dadurch seinen Gebilden das vollendende prometheische Feuer zu verleihen!

Nach Hrn. Löwe wird es im Schau- und Trauerspiele wieder öde und leer seyn, denn wer wird nun von Hrn. Düringer verlangen, daß er sich unter das Maß stelle! Schlimm genug, daß Leipzig eine Zeit lang alles Maß verloren zu haben schien! Auch Hr. Baumeister möge nicht allzu dreist werden, denn sein Spiel in „Griseldis" war in der That ein sehr nüchternes, auch nicht im Mindesten lobenswerthes.

Für die Oper ist ein Hr. Pfeifer aus Hannover angekommen. Wir hörten ihn als Tamino nicht. Mad. Schodel hat zweimal als Anna im Don Juan und neben Hrn. Pfeiffer gesungen und sich als eine sehr brave, ausgezeichnete Sängerin bewährt. Das Publicum ließ es nicht an den verdienten Beifallszeichen fehlen, was wir der liebenswürdigen jungen Frau von Herzen gönnen. Mit Hrn. Freymüller's Beifall geht es nicht bergan, sondern bergab — ein Ergebniß, was ich längst voraussah und voraussagte, nachdem ich diesen Tenoristen zweimal gehört hatte. Hr. Richter kann es mit seinem Bariton gar zu keiner Bergesoder Hügelhöhe bringen, und wird umsonst alle Minen seiner Mimik und Gesticulation springen lassen, um nur auf den untersten grünen Zweig des ersten besten Bäumchens zu gelangen. Mad. Düringer trat zweimal auf: als Sextus und Tancred mit glücklichem Erfolg, doch das letzte Mal weniger.

Die hiesige Theaterchronik hat unter der Chiffre des Hrn. L. v. Alvensleben eine ziemlich energische Aufforderung an Alle ergehen lassen, welche da Lust haben könnten, die Direction des Leipziger Stadttheaters zu übernehmen, weil zu Michaelis d. J. der Termin ist, an welchem Hrn. Ringelhardt, den jetzigen Director, gekündigt werden muß, soll er die Direction nicht auf zwei andere sechs Jahre hinaus behalten. Die Abfassung dieser Aufforderung, der daraus hervorleuchtende Wunsch, daß sich ein mehr als ebenbürtiger Bewerber finden möge, der Tadel, welcher darin mit kühnen Behauptungen gemischt ist, vor Allem aber das Andenken an die Federfehde, welche Hr. v. Alvensleben mit Hrn. Ringelhardt im Tageblatte kämpfte, geben der Aufforderung in den Augen Mancher einen gehässigen Anstrich. — Was wir über die dabei in Rede stehende Angelegenheit denken, haben wir mehrmals, nicht ohne Hrn. Ringelhardt alles ihm gebührende Recht und Lob angedeihen zu lassen, erklärt und überheben uns darum diesmal dieser Mühe.

[Omne trinum perfectum.] Herr und Frau von Holtei und eine Dlle. Felsenheim bereisen in Schlesien kleine Orte, in denen sie Vorstellungen geben.

*) Nebst einem theaterkritischen Manoeuvre nach neuester Mode.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 183. (VII. Jahrgang.) Montag, den 1. August. 1836.

Die rechte Farbe.

(Von Fitzinger.)

Zum Ritter Udo tritt hinein,
Der alte Graf von Söllerstein;
Der schreit von frechem Dirnenraub,
Herr Udo zittert wie Espenlaub.

„Was sieh'st so bleich, Du Räuberhund?
Will Farbe seh'n, zu dieser Stund';
Fort, kreideblasses Angesicht,
Die weiße Farbe begehr' ich nicht."

„„Was willst für eine Farbe seh'n? —
Mein Weib, das ist noch jung und schön,
Und sollt' es wohl die blaue seyn,
Blau strahlt ihrer schmachtenden Augen Schein.""

„Was zitterst so, Du bleicher Hund?
Will Farbe seh'n, zu dieser Stund',
Du kreideblasses Angesicht,
Dein junges Weib begehr' ich nicht."

„„Was willst für eine Farbe seh'n?
Manch' gold'nen Becher hab' ich steh'n,
Und soll es wohl die gelbe seyn,
Nimm hin, die gold'nen Becher mein!""

„Heraus, Dein Schwert, Du bleicher Hund,
Will Farbe seh'n, zu dieser Stund',
Du kreideblasses Angesicht,
Die gold'nen Becher begehr' ich nicht."

„„Was willst für and're Farbe seh'n? —
Ich hab' ein schönes Ritterleh'n:
Und sollt' es wohl die grüne seyn,
Die Wälder und Wiesen, die sind Dein.""

„Komm' an, komm' an, Du Räuberhund,
Will rothe Farbe, zu dieser Stund',
Die Tochter nicht kannst Du mir geben zurück,
D'rum zahle Dein Blut mein verlorenes Glück."

Der schwarze Tod.

Geißler und Judenverfolgungen.

(Fortsetzung.)

Es waren nicht einzelne Länderstriche, die sie inne hatten; ganz Deutschland, Ungarn, Polen, Böhmen, Schlesien und Flandern huldigten ihrem Wahne, und zuletzt wurden sie der weltlichen wie der geistlichen Macht furchtbar. Die Wirkung dieses Fanatismus war also großartig und gefahrdrohend, der Aufregung vergleichbar, welche 250 Jahre früher die Völker Europa's in die Wüsten von Syrien und Palästina rief. Die Erscheinung an sich war nicht neu. Schon im elften Jahrhunderte zerlästerten sich in Asien und im südlichen Europa viele Gläubige mit Geißelhieben. Man nennt einen Mönch zu St. Croce d'Avellano, **Dominicus Loricatus**, als Meister und Vorbild dieser Art von Leibesertödtung, welche, nach uralten Begriffen asiatischer Anachoreten, für wahrhaft christlich gehalten wurde. Der Urheber feierlicher Geißler-Umzüge soll der heilige **Antonius** (starb 1231) gewesen seyn; schon zu seiner Zeit wurden diese Bußübungen ein denkwürdiger Wahn, den die Weltgeschichte als folgenreich zu bezeichnen hat. 1260 traten die Geißler als **Devoti** in Italien auf: »Damals, als viele Laster und Verbrechen dieses Land schändeten, überfiel plötzlich eine unerhörte reuige Stimmung der Gemüther die Völker Italiens. Es kam die Furcht Christi so sehr über sie, daß Edle und Unedle, Greise und Jünglinge, selbst Kinder von fünf Jahren, nackt bis auf die bedeckten Schamtheile, paarweise in feierlichem Auf-

zuge durch die Städte zogen. Alle hatten Geißeln von ledernen Riemen in den Händen, womit sie sich, unter Seufzen und Weinen, so heftig schlugen, daß das Blut danach floß. Nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts, im strengsten Winter, zogen sie mit brennenden Kerzen zu Tausenden und Zehntausenden, angeführt von Priestern, mit Kreuzen und Fahnen durch die Städte und nach den Kirchen, und warfen sich vor den Altären nieder. Also thaten sie auch in den Dörfern, und Felder und Berge hallten wieder von den Stimmen derer, die zu Gott schrieen. Ueberall nur Trauergesang der Büßenden. Alle Feinde versöhnten sich mit einander. Männer und Weiber thaten so große Werke der Barmherzigkeit, als ob sie fürchteten, die göttliche Allmacht werde sie strafend vernichten.« Diese Geißelfahrten verbreiteten sich durch die Gebiete des südlichen Deutschlands bis nach Sachsen, Böhmen, Polen und noch weiter, doch widerstanden endlich die Geistlichen der ihnen gefährlichen Geißelwuth, ohne diesen Wahn ausrotten zu können, der, so lange er sich ihrer Herrschaft fügte, der Hierarchie förderlich war. Regnier, ein Einsiedler in der Gegend von Perugia, wird als damaliger fanatischer Bußprediger genannt, von dem die Ueberspannung ausgegangen sey. 1296 sah man eine große Geißelfahrt in Straßburg, und 1334, vierzehn Jahr vor dem großen Sterben, vermochte die Predigt des Dominicaners Venturinus von Bergamo mehr als 10,000 Menschen zu einem neuen Geißelzuge. In Kirchen geißelten sie sich, auf öffentlichen Plätzen wurden sie auf gemeine Unkosten gespeist. In Rom ward Venturinus verhöhnt, der Papst verwies ihn in die Gebirge von Ricondona; er ertrug Alles, ging nach dem gelobten Lande und starb 1346 zu Smyrna. Man sieht also, die Geißelsucht war eine Manie des Mittelalters, die im Jahre 1349 bei so furchtbarer Veranlassung und bei so frischer Erinnerung keines neuen Stifters bedurfte, von dem überdies alle Ueberlieferungen schweigen. Sie regte sich wahrscheinlich an vielen Orten zugleich, indem der Todesschrecken, der alle Völker durchzuckte und der so gewaltige Triebfedern wie mit einem Schlage in Aufruhr brachte, leicht auch den Fanatismus der überspannten und Alles mit sich fortreißenden Reue heraufbeschwören konnte.

Die Weise und das Treiben der Geißeler im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte sind sich ganz gleich. Kam ihnen aber auch während der schwarzen Pest der einfältige Glaube zu Hilfe, der das schnödeste Blendwerk religiöser Schwärmerei als trostreich ergriff, so zeigt sich doch schon in der bloßen Erscheinung dieses Fanatismus, daß die Anführer eng verschwistert seyn mußten, und die Macht einer geheimen Verbindung ausübten. Auch waren es gewöhnlich Gebildete, welche den rohen Haufen im Zaume hielten, und zum Theil gewiß andere Zwecke im Auge hatten, als die sie zur Schau trugen. Wer in die Brüderschaft treten wollte, mußte sich verpflichten, vierunddreißig Tage darin zu bleiben und täglich vier Pfennige zu verzehren haben, um Niemandem beschwerlich zu fallen; auch mußte er, war es ein Ehemann, von seiner Hausfrau beurlaubt seyn, und die Versicherung geben, er habe Jedermann verziehen. Die Kreuzbrüder durften keine freie Herberge fordern, oder auch nur in ein Haus gehen, sie mußten denn eingeladen seyn; auch mit Frauen sollten sie nicht reden, und hatten sie wider diese Vorschriften gesündigt, oder die Vorsicht aus den Augen gesetzt, so waren sie gehalten, ihrem Meister zu beichten, der ihnen einige Streiche mit der Geißel als Buße auferlegte. Geistliche hatten unter ihnen als solche keinen Vorrang. Nach ihrem ursprünglichen Gesetz, das jedoch oft übertreten worden ist, sollten sie auch nicht Meister werden, und an ihren geheimen Berathungen Theil nehmen können. Zweimal täglich hielten sie Bußübungen, Morgens und Abends, zogen dann paarweise unter Gesang und Glockengeläute hinaus in's Freie, und wenn sie an der Geißelstatt angekommen waren, entkleideten sie den Oberleib und entledigten sich der Schuhe, so daß sie nur noch mit einem leinenen Unterkleid vom Nabel bis an die Knöchel angethan blieben. Darauf legten sie sich in einem weiten Kreise nieder, in verschiedenen Stellungen, je nach der Art ihrer Sünden, der Ehebrecher mit dem Gesicht zur Erde, der Meineidige auf eine Seite, und drei Finger erhoben, und darnach geißelte sie der Meister, den Einen mehr, den Andern weniger, und hieß sie aufstehen mit einer üblichen Formel. Wenn dies geschehen war, so geißelten sie sich selbst unter Gesang, überlautem Gebet um Abwendung der Pest, Kniebeugungen und sonstigen Gebräuchen, von denen die Zeitgenossen Verschiedenes berichten, wobei sie nicht unterließen, von ihrer Buße zu rühmen, daß das Blut ihrer Geißelwunden mit dem Blute des Heilandes sich vermische. Endlich aber trat Einer unter ihnen auf, um mit lauter Stimme einen Brief vorzulesen, den, wie man vorgab, ein Engel in der St. Peterskirche zu Jerusalem vom Himmel gebracht hatte, des Inhalts, daß Christus, erzürnt über die Sünden der Menschen, die Fürbitte der heiligen Jungfrau und der Engel dahin beantwortet habe, daß Jeder, der vierunddreißig Tage lang umherzöge und sich geißelte, der göttlichen Gnade theilhaftig werden sollte. Diese Scene berauschte die Gläubigen nicht minder, als einst die Auffindung der heiligen Lanze in Antiochien, und fragte einer unter den Geistlichen, wer denn den Brief besiegelt, so antworteten sie keck, derselbe, der das Evangelium besiegelt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Miscelle.

Die Gärten der Chinesen. Die Schönheit der Pflanzen in den Gärten ausgenommen, findet der Reisende nicht das Geringste zu bewundern, weder im Styl, noch in der Anlage, noch in der allgemeinen Anordnung. Man sieht hier einen natürlichen oder künstlichen Felsen mitten aus einem Gebüsch von Blumen sich erheben;

dort wunderlich gebaute Brücken ohne alles Wasser, Grotten mit Moos bedeckt; aber dies Alles in so kleinen Verhältnissen, daß die Wirkung dadurch ganz verloren geht. Die Liebe zum Grotesken läßt sich nicht nur in den Gärten der Chinesen bemerken, sondern auch in den Höfen der Häuser. Es sind hier unregelmäßige Haufen von Steinen in einen Winkel geworfen, und diese bepflanzt man mit Sträuchern und Blumen, ohne Zweifel, um so noch außerdem die Wirkung eines kleinen Gehölzes hervorzubringen. Die Chinesen verstehen es, kleine Waldungen von Bäumen in Miniatur nachzubilden, sie pflanzen Stämmchen von jungen Bäumen in einen Porcellantopf von 15—20 Zoll Länge und 12—15 Zoll Breite. Der auf diese Weise gepflanzte Baum kann nicht über 1 Fuß hoch werden; in seinen Topf gleichsam eingekerkert, ist das Wachsthum desselben sehr beschränkt; die Knospen, die neuen Triebe und Blätter werden sorgfältig weggeschnitten, und diejenigen Zweige, welch man wachsen läßt, sind mittelst Fäden von Messingdraht auf eine wunderliche Weise verdreht. Auf diese Weise erhält man auf der Rinde Rauheiten, Höcker und Risse. Die verkrüppelten und mißgestalteten Bäume werden dadurch merkwürdig, daß sie, ungeachtet ihres kleinen, zwergartigen Wuchses, doch die Zeichen des Alters an sich tragen. — Ungeachtet die Chinesen in der Anlegung ihrer Gärten so wenig Geschmack zeigen, indem sie die Natur nach ihren launenhaften und wunderlichen Ideen zwingen und modeln, so werden europäische Botaniker gleichwohl die Pracht und die glücklichen Einrichtungen ihrer Baumschulen, und die anhaltende Sorge, welche sie den in Töpfen erzogenen Sammlungen von Pflanzen widmen, bemerken müssen. Viele dieser Sammlungen kommen ungeheuer hoch zu stehen. Die Sucht nach schönen Blumen ist in China selbst noch allgemeiner, als in Europa. Eine einzige Pflanze kostet zuweilen hundert Dollars. Die Chinesen folgen keiner wissenschaftlichen Classification in ihren botanischen Benennungen; nur wird allen Pflanzen, welche in Bezug auf die Blätter mit den Narcissen Aehnlichkeit haben, das Wort lan vorgesetzt; und die Pflanzen der Classe, welche den Thee begreift, haben immer den Gattungsnamen **teha**, Thee. Aber obgleich, wie es scheint, die Chinesen gar keine wissenschaftliche Kenntniß ihrer Pflanzen haben, so ist doch gewiß, daß kein Volk eine größere Anzahl köstlicher Pflanzen besitzt, und sich mehr damit beschäftigt. Ihre Seide, ihre Baumwolle, ihre vielen Arten von Früchten, Wurzeln, Pflanzen ꝛc., und besonders ihr Thee, haben zum allgemeinen Reichthume beigetragen, und die Genüsse des halben Erdballs vermehrt.

Friedrich der Große gegen Secten *).

Bei aller Toleranz erstreckte sich der Widerwille Friedrich's d. Gr. gegen Secten selbst bis auf die mährischen Brüder, weil sie, so viel es thunlich, Proselyten zu machen suchten.

Da er erfuhr, daß sie sich in Preußen vorzüglich ausbreiteten, so ernannte er im Jahr 1748 eine Commission, mit dem Befehl: die Grundsätze der mährischen Brüder genau zu erforschen, und verordnete dabei ausdrücklich: daß sie keine Proselyten weiter machen sollten. Eigenhändig hatte er unter die diesfällige Cabinetsordre: geschrieben:

»Ich will nicht, daß man die Gutherzigkeit und Leichtgläubigkeit der Menschen mißbrauchen soll, und liebe Meine Unterthanen zu sehr, um sie irre führen zu lassen.«

*) Ein Seitenstück zu der neulich in d. Bl. mitgetheilten und in dem gegenwärtig noch unvollendeten Processe der Mucker vor dem Forum der Vernunft und der öffentlichen Meinung nicht unwichtigen Cabinetsordre des genannten großen Fürsten gegen den conventiculirenden Prediger Schubert.
Anm. d. Red.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 4. Juli 1836.

Frömmigkeit, sollte man meinen, zeigt sich auch in dem Gehorsam gegen die landesherrlichen Verordnungen und Gesetze; dies scheint jedoch nicht immer der Fall zu seyn, und gewisse Fromme werden es daher nicht ungünstig aufnehmen, wenn man an ihrer zur Schau getragenen Frömmigkeit bescheidene Zweifel hegt, eingedenk des biblischen Spruches: an ihren Werken sollt ihr sie erkennen.

Das erneuete Verbot, daß sich nur die häuslichen Andachten auf die Familien und den in ihrem Lohn und Brot stehenden Dienstboten beschränken sollen, wird von diesen Frommen, vor denen man wohl mit Recht das Wort Pseudo setzen kann, unbedenklich umgangen. Sie gehören keineswegs zu dem Mittelstande, sondern zu den höheren Ständen, und versammeln sich nun zu musikalischen Unterhaltungen, und wie unter der Firma: Concert in den Tabagieen die untern Volksclassen zu ganz andern Zeitverkürzungen eingeladen werden, und sich manchen sinnlichen Genüssen hingeben, die mit der Musik nichts gemein haben, so wird bei diesen musikalischen Unterhaltungen gegen die erwähnte königliche Verordnung gesündigt, und auch wohl — nur nicht auf eine so empörende und unsittliche Weise ein wenig gemuckert.

Die Zahl solcher Frömmler oder Separatisten ist nicht gering, sie erstreckt sich hier auf alle Stände und es haben sich ihr eine bedeutende Anzahl armer Menschen angeschlossen, theils weil der Mensch einen angeborenen Hang zum Mysticismus hat, theils auch aus der Nebenabsicht, durch die Unterstützung der reichen, oder doch wohlhabendern und einflußreichern Brüder und Schwestern ihre bedrängte Lage zu verbessern. Das hat nun allerdings seine großen Schwierigkeiten, und die frommen mitleidigen Seelen haben nun einen Ausweg gefunden, für diese Bedrängten zu sorgen, um sie auf einmal für immer los zu werden. Sie haben ihnen den Vorschlag gemacht, nach Amerika auszuwandern und sich dort anzusiedeln, indem sie sich dazu er-

boten: die Ueberfahrt und Reisekosten für sie zu zahlen. Es sollen, der Sage nach, sich Viele dazu bereit erklärt haben, und sie warten nun nur noch auf die Erlaubniß von der Staatsbehörde, zur Emigration. Diese Familiën sollen in Amerika vereint eine deutsche Colonie gründen. Es fragt sich aber sehr: wie Viele auf der Reise schon am Ziele ihres irdischen Lebens gelangen, wie Viele, dort angekommen, ein Opfer des ungewohnten Klimas, verbunden mit Anstrengungen bei Arbeiten, die ihnen fremd sind, mit Mangel und Heimweh kämpfend, werden dürften. Ich kenne einen Schneider, der mit Frau und neun Kindern, sich dazu entschlossen hat, diese Reise zu machen, weil er bei aller Anstrengung nicht im Stande ist, hier so viel zu erwerben, um davon die nothwendigsten Lebensbedürfnisse für eine so zahlreiche Familie bestreiten zu können. Hier hatte er doch immer hinlängliche Arbeit, es fehlte ihm nicht an Kunden, die, da er fleißig und geschickt war, ihm lieber einen Verdienst zuwandten, als Kleidermachern, welche die großen Herren spielen, eigene Häuser besitzen oder doch große und elegant meublirte Wohnungen zur Miethe inne haben, sich Equipagen halten und die Gentlemens spielen.

Für jeden Kopf wird eine bedeutende Summe gezahlt, man will sogar behaupten, daß für eine Familie sich solche bis auf 300 Rthlr. belaufen soll. Wäre dies der Fall, so dürfte es heilsamer und christlicher seyn, wenn man diese Gelder zur Abhilfe unverschuldeter Noth verwendete, wie bei diesem Schneider, und ihn und seine Familie der Heimath zu erhalten suchte, statt seine Auswanderung, wozu ihn nur Verzweiflung treibt, zu begünstigen.

Dieser Verein zur Beförderung der Auswanderung von Gleichgesinnten könnte, meiner Ansicht nach, einen weit wesentlichern Nutzen für das Allgemeine stiften, wenn er die zu diesem Zweck bestimmten Summen dazu verwendete, incorrigibile Verbrecher, welche mehrmals die Zuchthausstrafe erlitten haben, und wieder auf freien Fuß gestellt, über kurz oder lang, wegen neuerer Verbrechen in den Kerker abgeliefert werden, exportiren zu lassen. Diese Menschen, die gleichsam heimathlos sind, würden sich leicht zu einer Auswanderung entschließen, wo Monate lang für eine Subsistenz gesorgt ist, und die nur aus dem Stegreif zu leben gewohnt sind.

Es gibt hier auch fromme Aerzte, welche, wenn sie zu einem Patienten oder einer Patientin gerufen werden, diesen nicht blos den Puls befühlen, und sich erkundigen, wie deren physischer Zustand beschaffen ist, sondern auch sondiren, weß Glaubens Kinder sie sind. Mit verdrehten Augen und den Mienen eines Tartüffe versichern sie: wie — was allerdings wahr ist — ohne Gottes Beistand, keine Hilfe zu erwarten sey und empfehlen, neben den Arzneien, die sie verschreiben, fleißiges Beten. Vielleicht werden sie noch in der Folge auch auf dem Recepte die Zahl der Gebete bestimmen, wie bei flüssigen Medicinen die Zahl der Tropfen, der Thee- oder Eßlöffel, und bei Pillen deren Zahl und wie lange man nach jedem Pulver beten soll. Practica est multiplex, und einige solcher Aerzte haben sich dadurch eine einträgliche Praxis erheuchelt und eine Art von Ruf erworben. Was es aber mit ihrer Frömmigkeit für eine Bewandniß hat, davon hier ein kleines Pröbchen. Ein unverheirathetes Frauenzimmer: in beschränkten Umständen, war, da sie auch sich zu den Pietistinnen hinneigte, wozu eine unglückliche Liebe zu einem jungen Mann dieser Auserwählten kam, wahnsinnig geworden. Dieser Wahnsinn wurde so heftig, daß sie, als sie von der Medicin des frommen Arztes, vorschriftswidrig eingenommen — in dem Wahne, viel hilft viel — ganz rasend wurde; mehrere kräftige Männer konnten ihrer nur Meister werden, und nur durch Aderlassen und eine große Anzahl Blutegel, die ihr gesetzt wurden, legte sich dieser Paroxismus in etwas. Unter diesen Umständen wurde es dringend nöthig, sie der beständigen Aufsicht eines Arztes zu übergeben. Bei dem entschiedenen Widerwillen, den sie gegen die Charité-Kranken-Anstalt an den Tag legte, verstand sich ihr Schwager dazu, aus Liebe zu seiner Gattin, sie der Obhut des erwähnten Arztes zu übergeben und dafür die nicht unbedeutenden Cur- und Verpflegungskosten zu zahlen. Das Abkommen war getroffen, die Kranke zum Arzte gebracht, und nach Verlauf von mehreren Wochen war sie, wenn nicht gänzlich hergestellt, doch so in der Besserung, daß die Schwester beschloß, die Kranke zu sich in's Haus zu nehmen.

Sie ging also zu dem Arzte, machte ihn mit ihrer Absicht bekannt. Da entspann sich denn zwischen Beiden folgendes Gespräch:

„Das kann ich nicht zugeben! Es wäre wieder meine Pflicht und mein Gewissen. Ich habe mich Ihrer Schwester, weil ich sie schon lange kenne, aus christlicher Liebe angenommen und muß dies auch ferner thun."

„Sehr wohl, Herr Doctor! Ich habe nichts dawider; aber ich kann es nicht verantworten, daß mein Mann, der nur sein Auskommen durch sein bürgerliches Gewerbe hat, wobei er es sich sauer werden lassen muß, eine solche seine Einnahme übersteigende außerordentliche Ausgabe noch länger machen soll, die ich ihm erspare, wenn ich die Schwester zu mir nehme. Wenn Sie solche also noch länger bei sich behalten wollen, so erkläre ich Ihnen, daß Sie auf weiter keine Bezahlung der stipulirten Cur- und Verpflegungskosten rechnen können."

„Wie gesagt, liebe Madame! Ich thue es nur aus christlicher Liebe. Ich verlange jetzt gar keine Bezahlung, aber Ihr lieber Mann wird sich doch wohl dazu verstehen, mir einen Revers auszustellen, mir die Kosten später zu vergüten, und wenn's auch nur nach fünf, sechs Jahren und noch länger bestimmt wird."

„Wie gesagt, Herr Doctor! Von jetzt an können Sie von meinem Manne auf nichts rechnen."

„Nun freilich, da bedaure ich die arme Kranke. Aber, sie hat ja, wie ich weiß, noch einige Möbels, Silberzeug und dergleichen. Ich will auch damit zufrieden seyn."

„In ihrem Zustande kann sie darüber nicht disponiren. Mein Mann und ich würden uns aber zeitlebens ein Gewissen daraus machen, wenn wir auch nur über so viel, von dem Ihrigen, als eine Stecknadel werth ist, schalten und walten wollten. Es steht nun bei Ihnen, ob Sie die Schwester noch behalten oder mir überlassen wollen." (Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 184. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 2. August. 1836.

Der schwarze Tod.

Geißler und Judenverfolgungen.

(Fortsetzung.)

Dieses Alles that eine so große Wirkung, daß die Kirche in keine geringe Gefahr gerieth; denn man glaubte ihnen mehr, als den Priestern, denen sie sich so ganz entzogen, daß sie sich unter einander selbst lossprachen. Ueberdieß nahmen sie aller Orten die Gotteshäuser in Beschlag, und ihre neuen Lieder, welche von Mund zu Mung gingen, sprachen die Sinnesart des Volkes mächtig an. Hohe Begeisterung und ursprünglich frommer Sinn gibt sich in diesen Liedern ganz deutlich zu erkennen, vornämlich in dem noch erhaltenen Hauptliede der Kreuzträger, das in ganz Deutschland in verschiedener Mundart gesungen wurde, und höchstwahrscheinlich älteren Ursprungs ist. Aber die Entartung folgte bald, Frevel wurden überall begangen, und es fand sich kein hochstrebender Mann, der die geistige Aufregung auf reinere Zwecke geleitet hätte, wenn überhaupt wirksamer Widerstand gegen die veraltete Kirche schon jetzt zeitgemäß, und es möglich gewesen wäre, der Ueberspannung Meister zu werden. Ihre Wunderthätigkeit stellten die Geißeler wohl zuweilen auf die Probe, wie in Straßburg, wo sie in ihrem Kreise ein todtes Kind erwecken wollten; aber es gelang ihnen nicht, und ihre Ungeschicklichkeit gereichte ihnen zum Schaden, wenn sie auch hier und da durch das Vorgeben, den Teufel austreiben zu können, das Vertrauen auf ihren heiligen Beruf rege erhielten. Vierunddreißig Jahre sollten die Geißelfahrten währen, so war es von den Kreuzbrüdern verkündigt, und viele ihrer Meister hatten ohne Zweifel den Vorsatz, dauernde Verbindungen gegen die Kirche zu gründen, aber sie waren zu weit gegangen, und noch in demselben Jahre setzte der allgemeine Widerwille ihren Umtrieben ein Ziel, so daß die strengen Verordnungen Kaiser Carl's IV. und des Papstes Clemens, der sich in dieser ganzen Schreckenszeit klug, edelmüthig und seiner hohen Stellung würdig benahm, leicht ausgeführt werden konnten*). Schon hatten die Sorbonne in Paris und Kaiser Carl beim heiligen Stuhle um Abhilfe von einem so bedenklichen und ketzerischem Unfug gebeten, denn wenig fehlte, so hätte das Ansehen des Klerus aller Orten daniedergelegen, als in Avignon hundert Kreuzbrüder aus Basel ankamen und Einlaß begehrten. Da untersagte ihnen der Papst, die Fürsprache einiger Cardinäle nicht achtend, ihre öffentlichen Bußübungen, zu denen er sie nicht berechtigt, und verbot in der ganzen Christenheit, bei Strafe der Excommunication, die Fortsetzung der Geißelfahrten. Gestützt auf das verdammende Gutachten der Sorbonne, versagte Philipp VI. den Kreuzbrüdern die Aufnahme in Frankreich; zugleich drohte ihnen König Manfred von Sicilien mit Todesstrafe, und im Osten widerstanden ihnen einige Bischöfe, wie Janussius von Gnesen und Breczlaw von Breslau, der einen ihrer Meister, einen gewesenen Diaconus, zum Tode verurtheilen, und, der Rohheit des Zeitalters gemäß, öffentlich verbrennen ließ. In Westphalen verfuhr man gegen die noch vor Kurzem verehrten Kreuzbrüder mit eiserner Strenge, und in der Mark wie in allen übrigen deutschen Landen verfolgte man sie, als wären sie die Stifter alles Unheils gewesen. Unstreitig haben die Geißelfahrten die Verbreitung der Pest überall begünstigt, und es liegt am Tage, daß der finstere Wahn, der sie veranlaßte, ein neues Gift werden mußte für die ohnehin schon tief versunkenen Gemüther.

Dies Alles hielt sich noch in den Schranken der rohen Schwärmerei, aber grauenvoll waren die Juden-

*) „Aber da man letzlich sich nicht mehr über sie verwundert, die glocken nicht mehr zu ihrer ankunft leutet, und sie nicht als vor, ehrlich empfing, zergingen sie, als menschen gedicht pflecht zu zerrinnen." Sächsisches Chronicon durch Mattheum Dreßeren. Wittenberg. 1596. Fol. S. 340. 41.

verfolgungen, die man sich in den meisten Ländern mit noch größerer Erbitterung erlaubte, als im zwölften Jahrhundert, während der ersten Zeit der Kreuzzüge. Bei jeder mörderischen Seuche denkt das Volk zuerst an Vergiftung. Keine Belehrung fruchtet, der vermeinte Augenschein ist ihm Beweis, und es fordert gebieterisch die Opfer seiner Rache. Und wen konnte diese wohl anders treffen, als die Juden, die wuchernden, und in Erbitterung gegen die Christen lebenden Fremdlinge? Ueberall glaubte man, sie hätten die Brunnen vergiftet, oder die Luft verpestet*); sie allein sollten das grause Sterben über die Christenheit gebracht haben**). Dafür wurden sie mit schonungsloser Grausamkeit verfolgt, und der Wuth des Volkes entweder unmittelbar preisgegeben, oder von Blutgerichten verurtheilt, die nach aller Form der Gesetze die Scheiterhaufen errichten ließen. In Zeiten dieser Art ist zwar viel die Rede von Schuld oder Unschuld, aber Haß und Rachsucht reißen den Verstand mit sich fort, und der geringste Anschein steigert den Verdacht zur Ueberzeugung. Es zeigt sich in diesen Blutscenen, die Europa im vierzehnten Jahrhundert befleckt haben, eine ähnliche Manie des Zeitalters, wie in den Verfolgungen der Hexen und Zauberer, und sie beweisen, wie diese, daß der Wahn, der sich mit Haß verbrüdert, und mit den niedrigsten Leidenschaften verflochten ist, in ganzen Völkern mächtiger seyn kann, als Religion und gesetzliche Ordnung, ja selbst des Anscheines beider sich zu bemächtigen weiß, um das Schwert der lange verhaltenen Rache desto sicherer mit Blut zu tränken.

Ihren Anfang nahmen die Judenverfolgungen in Chillon, am Genfer See, im September und October 1348, wo man die erste peinliche Untersuchung gegen sie veranlaßte, nachdem sie schon lange vorher von dem Volke der Brunnenvergiftung beschuldigt worden waren; dann folgten ähnliche Auftritte in Bern und Freiburg im Januar 1349. Von Schmerz getrieben, gestanden die Gefolterten dies Verbrechen ein, und nachdem man in Zofingen wirklich Gift in einem Brunnen gefunden haben wollte, so waren solche Beweise für alle Welt überzeugend, und die Verfolgung der verhaßten Schuldigen schien gerechtfertigt. Nun mögen wir auch gegen diese Thatsachen eben so wenig einwenden, als gegen die tausendfältigen Geständnisse der Hexen, denn die Fragen der fanatischen Blutgerichte, waren so verwebt, daß mit Hilfe der Folter die Antwort, die man haben wollte, erfolgen mußte; auch entspricht es der menschlichen Natur, daß Verbrechen, die in aller Munde sind, wirklich von einigen aus Muthwillen oder Rache, oder wahnsinniger Erbitterung begangen werden; Verbrechen und Beschuldigung aber sind unter Umständen dieser Art nichts weiter, als die Ausgeburt eines wuthkranken Geistes der Völker, und die Ankläger, nach sittlichen Begriffen, die über allen Zeitaltern stehen, die schuldigeren Frevler.

(Fortsetzung folgt.)

*) So berichtet der polnische Geschichtsschreiber Dlugoß a. a. O., während die meisten Zeitgenossen doch nur von Brunnenvergiftung sprechen. Man sieht, es kam bei der vorhandenen Gesinnung wenig darauf an, dieser Beschuldigung noch eine weit gefährlichere hinzuzufügen.

**) In Städten, wo keine Juden vorhanden waren, wie in Leipzig, Magdeburg, Brieg, Frankenstein u. m. a., beschuldigte man die Todtengräber desselben Verbrechens. S. Möhsen, Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Bd. II. S. 265.

Anfrage.

Als Friedrich der Große 1779 in Breslau, während des baierschen Erbfolgekrieges, die Winterquartiere bezogen hatte und sich in den Mußestunden mit literarischen Arbeiten beschäftigte, erkundigte er sich bei dem Staats- und Cabinetsminister Grafen von Herzberg nach den dort befindlichen Gelehrten, hauptsächlich nach einem gründlichen Historiker.

Der Minister nannte ihn den Rector der dortigen Hauptschule, Arletius, als einen Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, der sich hauptsächlich die Geschichte Schlesiens zu seinem Lieblingsstudium gewählt habe, bemerkte jedoch dabei, daß er, da er mehr unter Büchern als Menschen gelebt, wenig Empfehlendes in seinem Aeußern und Benehmen habe, steif und pedantisch sey, und jeden Augenblick Verstöße gegen die feine Lebensart mache.

Der König ließ sich sich dadurch nicht abhalten, Arletius zu sich kommen zu lassen. Des Ministers Urtheil fand er vollkommen bestätigt, denn Arletius nahm kein Blatt vor den Mund*). Dennoch gewann

*) Arletius äußerte einst sein Befremden in einem fast tadelnden Tone gegen den König, daß auf den Münzen bei bei seinem Namen das D. G. (Dei gratia) weggelassen worden sey. Der König erwiederte: man habe die antiken Münzen, als die besten, zum Muster genommen; auf den Münzen der alten römischen Kaiser stünden diese Buchstaben nicht.

„Ja, das waren auch Heiden! Ew. Majestät!" versetzte Arletius.

Der König unterhielt sich mit ihm gern über historische Gegenstände. Bei dieser Gelegenheit nannte Arletius einige Namen aus der alten slavischen und böhmischen Geschichte. Friedrich äußerte: diese Namen wären ihm ganz unbekannt.

„Das wundert mich sehr!" rief Arletius aus: „Ew. Majestät haben ja doch die Memoires de Brandebourg geschrieben."

Bei einer andern Gelegenheit nannte der König eine Grafschaft und behauptete, sie habe ehemals zu Schlesien gehört.

„Das ist nicht wahr!" rief Arletius aus.

Warum nicht?

„Kein Schriftsteller über Schlesien, der Glauben verdient, hat dies behauptet, es ist hingegen als ein Irrthum bestritten und solcher gründlich erwiesen worden. Ich werde Ew. Majestät sogleich davon überführen."

Ohne die Antwort des Königs abzuwarten, verließ er das Zimmer und kam bald mit einem dicken Buch in Quart zurück. Er legte es auf einen Tisch, blätterte es auf, und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle:

er ihn so lieb, daß er jedes Mal, wenn er nach Breslau kam, ihn wieder zu sich rufen ließ und sich mit ihm unterhielt. Nach jeder solchen Unterredung sandte er ihm demnächst ein Geschenk von zwanzig Friedrichsd'or.

Der Beschenkte war darüber keineswegs erfreut; er besaß Vermögen, und glaubte, der König sende ihm diese Goldstücke nur aus Mitleid, weil er ihn für einen armen Schlucker hielte. Er hätte ihm gern diese Geschenke zurückgesandt, doch hielt ihn davon die Furcht zurück, sich die Ungnade des Königs zuzuziehen, und sein Stolz, denn er besorgte, nach einem solchen Schritt würde ihn Friedrich nie mehr zu sich rufen lassen. Indeß wollte er doch auch dem Könige den vermeintlichen Irrthum über seine Armuth auf eine feine Weise benehmen. Er legte also diese Geschenke sorgfältig zurück; nach Verlauf von mehrern Jahren schrieb er an den König und bat ihn: da er keineswegs ein Hungerleider sey und seine Geschenke sorgfältig aufbewahrt habe, ihm zu erlauben, daß er davon die in Schlesien gangbare Silber- und Kupfermünzen in einigen Exemplaren zum ewigen Andenken seiner Gnade in der königl. Münze dafür in Gold ausprägen lassen dürfe, und deßhalb dazu die Münze allergnädigst zu autorisiren.

Friedrich schrieb an den Rand dieser Bittschrift: »Ich bin nicht gewohnt, Meine Münzen in einer andern Masse ausprägen zu lassen, als wie Ich es einmal bestimmt habe. Der alte Rector soll nur sein Geld behalten.«

Hiernach wurde Arletius abschlägig beschieden.

Er ließ darauf vier goldne Medaillen prägen, auf der Vorderseite das Bildniß des Königs mit der Namensunterschrift, auf der Rückseite den **Hercules Musarum.**

Es fragt sich nun: wo sich diese Medaillen befinden? Eine bestimmte Auskunft darüber dürfte sehr interessant seyn, und auch noch den Nutzen haben, wenigstens eine davon vom Untergange der Einschmelzung zu retten.

K. Müchler.

„Hier, Ew. Majestät," sprach er: „steht's mit klaren Worten, daß es sich damit ganz anders verhält, und darum ist's nicht wahr!"

Reise-Zeitung.

Abenteuer und Erlebnisse auf meiner jüngsten Reise nach St. Petersburg und Zusammentreffen mit allerlei interessanten Gegenständen und Personen.

(Schluß.)

Unsere kleine Schiffswelt war jetzt auch wach geworden, doch hatten sich viele die Augen zu lange gerieben und sahen erst auf, als die Sonnenscheibe bereits über dem Wasser stand, behaupteten aber doch nachher, den schönen Sonnenaufgang mit genossen zu haben, und dieß angenehme Bewußtseyn wiegte sie dann bald wieder in einen friedlichen Morgenschlummer, der bei der Mehrzahl erst wich, als gegen acht Uhr man aus grauer Ferne die Thürme Revals hervorblicken sah, die sofort mit Ramsden, großen und kleinen Operperspectiven, Lorgnetten und, in Ermangelung deren, mit angeborenen Krystallinsen untersucht wurden. Ermüdete Rosse, wenn sie am Abend des haferspendenden Stalles ansichtig werden, spannen noch einmal mit erneutem Muth ihre Sehnen an und schütteln des Tages Last von den Mähnen ab; so vertrieb unsern Seekranken denn der Gedanke, man sehe Reval, die letzten Nachwehen vom Sturm und Regen; sogar der Appetit kam wieder, und es wurde Revals Gesundheit getrunken und gegessen. Hingewelkte Damen sprangen rüstig in die vorher als Mordverließ verhaßte Cajüte, um dort das Herkulanum ihrer Toilette nach der vulkanischen Zerstörung auf dem Dampfboot wieder auszugraben und herzustellen; denn wer hätte wollen mit Bruchstücken eines leichten Schiffsnegligés und ohne eine korinthische Säulenordnung eines Lockentempels vor Reval anlangen. So herrschte bis zehn Uhr reges Leben, und zierlich, wie die Libelle nach ihrer letzten Häutung flog unser Dampfboot mit kräftigen Flügelschlägen in den Hafen von Reval. Die Stadt, in einem Halbkreis am Ufer gereihet, über ihr auf einem Kalkfelsen die Domstadt, bietet einen freundlichen Anblick, zu dem die fernen grünbewaldeten Höhen einen romantischen Hintergrund bilden. Tausende hatten sich versammelt, um das schöne Schauspiel eines ankommenden Dampfbootes zu genießen. So muß es aussehen, wenn die Wilden einer noch unentdeckten Südinsel das erste anlandende Schiff künftiger Unterdrücker am Ufer anstaunen. Anmuthige Revalenserinnen, welche mit dem Dampfboot ersehnte Freundinnen (Freunde?!) herspedirt zu sehen hofften, winkten ihnen Grüße und Küsse auf weißen Schnupftuchzipfeln hinüber, die wir dann mit einer vollen Salve wehender Taschentücher erwiederten. Endlich landeten wir an. Jeder nahm von sämmtlichen Leidensgefährten, die er bald gesund wieder zu sehen wünschte, herzlichen Abschied, bahnte sich dann durch die dichten Schaaren der Schaulustigen einen Pfad, und eilte, in einem feststehenden Hause von dem unstäten Schwanken des eben verlassenen sich zu erholen. —

Ich setze voraus, daß Sie die Lage Revals kennen. In dem Park von Katharinenthal, der mich in vieler Hinsicht an den großen Garten bei Dresden erinnert, haben mich die historischen Merkwürdigkeiten vorzüglich angezogen; auch der Garten an sich hat recht hübsche Partieen, und namentlich die angrenzende Bergkette mit einem Leuchtthurm gewährt eine recht herrliche Aussicht auf das Meer und die Stadt. Noch interessanter wohl ist es, unter dem Schatten alter Kastanien zu wandeln, die Peter der Große selbst gepflanzt und drei Bausteine am Schloß, das er seiner Katharina bauen ließ, zu sehen, die er mit eigener Hand einmauerte. Und wie einfach und prunklos erscheint nicht dieser kaiserliche Palast jetzt im Vergleich mit den Prachtgebäuden unserer Zeit, die nur von Pri-

vatleuten bewohnt werden; sogar dieses Gebäude schien ihm zu glänzend für den eigenen Gebrauch, und während daselbst seine geliebte Gattin mit ihrem Hofstaat sich aufhielt, bezog er ein kleines unbedeutendes Häuschen, das er am Ende des Parkes hatte bauen lassen, wo man noch jetzt Bette, Lehnstuhl, Pantoffeln und Schlafrock des erhabenen Monarchen vorzeigt. —

Von den Umgebungen Revals habe ich die Mehrzahl besucht. Besonders wohlgefielen mir Kosch, ein kleiner aber anmuthiger Park, in dessen Nähe die durch Kotzebue bekannte Ruine des St. Brigittenklosters liegt; das entfernte Weins, wohin früher eine eisenhaltige Quelle (Carlsbad genant) häufig Badegäste führte, und wo jetzt ein drei Werst langer, wohlerhaltener Park, mit Abwechselungen geschmackvoller Anlagen, Auge und Gemüth erfreuet; endlich Tischort und Lucka, in welchem letzteren die schöpferische Natur die reizendsten Felsenpartieen bis dicht an das Meeresufer romantisch hingezogen, von deren Höhe man eine reizende Landschaft und im Hintergrunde die Stadt selbst übersieht. —

Die Stadt selbst besteht meist aus krummen Straßen, deren Gebäude oft noch aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert herstammen. Die Nicolaikirche, im Jahr 1317 erbaut, ist ihrem Einsturz ziemlich nahe und wird rings durch große Gerüste noch gestützt. Man zeigt in derselben mehrere alte, ziemlich gute Oelgemälde. Das Altarblatt besteht aus einigen Reihen von Holz geschnitzter, buntgemalter Figuren, welche sämmtlich Heilige vorstellen; es soll nicht viel jünger seyn, als die Kirche selbst. Außerdem steht hier, von einem Glaskasten umschlossen in einer Seitenkapelle der Leichnam des 1704 verstorbenen Duc de Croix, der im Jahr 1702 den Oberbefehl über die russische 40,000 Mann starke Armee führte, die bei Narva von 8000 Schweden auf's Haupt geschlagen wurde. Mit Mühe entging er der Gefangenschaft, und floh nach Reval, wo er 1704 im Februar starb, und den Forderungen mehrerer Gläubiger zu Folge, nicht eher beerdigt werden konnte, als bis seine Familie in Frankreich die Schulden bezahlt haben würde. Wunderbar erhielt sich in der trockenen Winterkälte der Leichnam und verhärtete, statt sich zu zersetzen, allmählig zu einer mumienartigen Masse, die nun noch Jahrtausende so aufbewahrt werden kann. Anfänglich weigerte sich seine Familie, den geringen Belauf der Schulden zu bezahlen, und, als sie nach Verlauf vieler Jahre sich zur Zahlung entschloß, war die Summe durch Interessen, Kosten und Forderungen der Kirche dermaßen angewachsen, daß die Familie nochmals davon abstand. Endlich im Jahr 1818 hat man ihn aus dem fast zerfallenen Sarg genommen, und in derselben schwarzen Sammetbekleidung, Perrücke u. s. w., wie er begraben werden sollte, unter eine Glasbedeckung versetzt, wo er so sanft zu ruhen scheint, daß ihn die häufigen Besuche schaulustiger Fremden und die jedesmaligen genauen Untersuchungen von des zeigenden Küsters Hand nicht im Mindesten zu stören scheinen. —

Die St. Olaikirche, 1323 erbaut, war durch einen hohen Thurm berühmt, der einst für den höchsten in Europa gehalten wurde. Im Jahre 1820 schlug der Blitz in den Thurm, verbrannte dessen obere aus Holz bestehende Hälfte und sowohl die Kirche selbst, als auch mehrere nachbarliche Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Die uralte Grundmauer allein trotzte dem wüthenden Element und wird auch jetzt bei einem beginnenden Wiederaufbau, zu welchem die Huld des verstorbenen und jetzigen Monarchen eine halbe Million Rubel bewilligte, stehen bleiben können. In der Kirchenbibliothek, die bei dem Brande gerettet ward, findet sich unter Anderen ein aus Holz geschnitztes Bild der heidnischen Ehster, und ein Brief D. Martin Luther's vom 17. Mai 1540, worin er der Stadt Reval auf ihr Verlangen, den ersten evangelischen Superintendenten M. Heinrich Bock, aus Hameln, empfiehlt.

Zu den sonstigen Merkwürdigkeiten Revals gehört das sogenannte Schwarzhäupterhaus, einer Gesellschaft Kaufleute gehörig, die sich einst unter gedachtem Namen zur Vertheidigung der Stadt vereinigte, auch jetzt noch ihre alten Statuten behauptet. Peter der Große war Mitglied der Gesellschaft und verehrte ihr einen großen silbernen Rehfuß, zu welchem später Kaiser Alexander, als er sich ebenfalls aufnehmen ließ, ein Gegenstück schenkte. Eine zahlreiche Sammlung silberner Gefäße, unter denen die Trinkbecher die Form eines Rehfußes haben und mehrere alte gute Oelgemälde, sind noch interessant für den Fremden. Außer diesen Merkwürdigkeiten finden Freunde der nordischen Vorzeit bei Hrn. Dr. Burghard eine recht hübsche Sammlung von esthländischen, namentlich auf die Umgegend Revals Bezug habenden Antiquitäten. Auch schließt er andere Merkwürdigkeiten nicht aus, die er sämmtlich in einem besonderen Zimmer ziemlich geordnet hat. —

Die Sommervergnügungen der Badegäste wurden eine Zeitlang durch die Gastrollen der Madam Birch-, geb. Pfeiffer, gehoben, doch schienen ihr reintragische Rollen besser zu gelingen, als das sogenannte bürgerliche Schauspiel oder Lustspiel; singen sollte sie gar nicht; non omnia possumus omnes. Ihre letzte Vorstellung war in einem sogenannten Vaudeville: „das Petersburger Dampfboot oder der Jahrmarkt zu Reval," das Hr. Dr. Birch wohl nur geschrieben, um das allerdings ungewöhnliche Talent seiner Gattin in der Schwäbischen und Berliner Mundart glänzen zu lassen; sonst fehlt dem Stück, denn der Jahrmarkt konnte eben so gut im Monde seyn, auch selbst die letzte Rundung. Das Theater im Allgemeinen ist besser, als das Deutsche von St. Petersburg seyn soll, doch ist damit noch nicht viel gesagt. Einige kleine Operetten sah man, bei nicht zu großen Forderungen, recht gern; nur sollten sämmtliche Herren und Damen nicht gar so auffallend nach dem Souffleurhäuschen sehen und sich drehen, von wo die unterirdische Orakelstimme oft zwei bis dreimal wiederholen muß, was etwa zur richtigen Fortspinnung des dramatischen Fadens soll gesprochen werden. —

An Bav.

Laß, Bav, den Dünkel Dir vergeh'n,
Auf And're stolz herab zu seh'n,
Weil man jetzt von Dir schreibt und spricht.
Bekannt — berühmt — sind Synonyme nicht

Jokosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 185. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 3. August. 1836.

Die Rose von Schiras.

Romanze.

(Von J. N. Vogl.)

Sieh in Achmet's Rosengarten
Auf dem thaubesprengten Gras,
Geht die schönste aller Frauen,
Geht: die Rose von Schiras.

Frei nun, von dem neid'schen Schleier,
Blüht der Wangen Rosenpaar,
Doch voll Scham erglüh'n die Rosen,
Vor der Rose von Schiras.

Horch, aus fernen Rosenbüschen
Schallt es da, wie Lautenklang,
Und im Hauch der Rosen flüstert's:
„Süße Rose von Schiras!"

„Ja, ich wagt' es Dich zu schauen —
Rosig glänzte jedes Blatt,
Als gewandelt durch die Lauben
Du, o Rose von Schiras!"

„Und zu Achmets Rosengarten,
Trieb mich täglich nun der Gram,
Wenn Du unter Deinen Schwestern
Ging'st, o Rose von Schiras!"

„Doch der Morgen heißt mich scheiden,
Und schon flaggt das Schiff am Strand,
Nie mehr werd' ich unter Rosen,
Schau'n die Rose von Schiras!" —

Sieh' da senkt das Haupt, das schöne,
Jede Rose perlennaß,
Eine Thrän', auf ros'ger Wange,
Glänzt der Rose von Schiras.

Ach, zu wohl nur, trotz den Büschen,
Hat den Sänger sie erkannt,
Und sie seufzet: armer Franke!
Arme Rose von Schiras!

Der Referendar.

In ** war großer Ball. Vom Tanzsaale herab schallte rauschende Musik, auf demselben herrschte große Bewegung. Man hatte eben einen Cotillon beendet. Mit den zierlichsten Verbeugungen führten die Herren die Damen zu ihren Plätzen zurück.

»Welch' ein herrliches Weib!« rief mit großem Pathos Gasparin, der sich zu einem Kreise vertrauter Freunde wieder gesellte. — »Ach! welche Wonne, mit ihr zu tanzen!« fuhr er fort; »welches Feuer in ihren Augen! Welche Grazie in ihren Bewegungen! und die schlanke Taille; — das niedliche Kinn; — die rosenrothen Lippen; — die feine Nase; — was soll ich weiter sagen zu ihrem Lobe, dessen sie gar nicht bedarf, sie, die Herrlichste unter den Herrlichen, die Schönste unter den Schönen, — sieh', Ludolph, die rosigen Wangen! — ja! sie ist — eine Göttin!«

»Und Du ihr göttlicher Liebling;« erwiederte Ludolph. Gasparin verstummte eine Zeit lang. Tiefe Schwermuth lag auf seiner Stirn, Unmuth prägte sich in seinen Gesichtszügen aus. »Was ist Dir?« frug Ludolph; »hat Dich vielleicht der Cotillon zu stark angegriffen? Oder bist Du berauscht von ihrem Anschauen? Freilich, solche Nachtigallen sind selten. — Nun, Gasparin, antworte doch!«

»Laß uns in ein Nebenzimmer gehen!« erwiederte endlich dieser nach langem Schweigen.

»Ja wohl! Eine Flasche schäumender Champagner wird Dir hier die Grillen vertreiben.« Während Ludolph diese Worte sprach, zog er seinen halb träumen-

den, halb wachenden Freund am Arme mit sich in das Restaurationszimmer fort.

Lauter Gesang weckte Gasparin daselbst bald aus dem Schlafe auf. An einem der Tische saßen Mehrere, welche, am Weine sich erlabend, folgenden im Zimmer wiederhallenden Gesang ertönen ließen:

Reicht Euch die Hände
Zum lieblichen Band;
Füllet das Kelchglas
Bis zum goldenen Rand!

Nächtliche Weile
Ist Zechern gar hold;
Seht ihr; es schäumet
Der Nectar wie Gold.

Mäßig getrunken,
Gibt Willen und Kraft,
Gutes zu wirken,
Der köstliche Saft.

Tugend erhöhen
Und Armuth erfreu'n,
Dornen zu brechen
Und Rosen zu streu'n;

Laster zu schelten
Mit männlichem Muth,
Freundschaft zu üben
Mit feuriger Gluth;

Liebend zu kosen
Im sittigen Scherz,
Hoffnung zu zaubern
In's traurige Herz;

Muthig zu klimmen
Am schwankenden Stab,
Heiter zu blicken
In's offene Grab;

Unrecht vergessen,
Dem Feinde verzeih'n,
Brüder! dies Alles
Lehrt Freude beim Wein.

Füllet das Kelchglas,
Auf Brüder! und trinkt!
Weiht es der Freude,
Die Göttliche winkt.

Ein dreimaliges Hoch! machte die Fenster zittern.

In einer sonderbaren Stimmung hatte Gasparin diesem Gesange zugehört. Die düstern Wolken des Unmuths, welche sich auf seiner Stirn gelagert hatten, wichen nach und nach den lieblich-starken Geistern des Weines, deren Anzahl sich mit jedem Glase mehrte. Endlich schwand auch die letzte Wolke der Schwermuth, und volle Heiterkeit nahm ihre Stelle ein. Vermöge der zauberischen Kraft, welche dieser heitere Kreis ausströmte, gesellten sich nun mehrere Bekannte zu den beiden Freunden, und immer stärker wurde das Jauchzen. Unter diesen vernahm man am deutlichsten Gasparin's Stimme. Schon sammelten sich die Thränen des perlenden Weines in ihren Augen, als auch sie ihre weingestärkten Stimmen vernehmen ließen:

Auf zum Gelage!
Der Tag ist entfloh'n;
Arbeit und Plage
Heischt lieblichen Lohn.

Traun! wer mit Kräften
Zur Arbeit will geh'n,
Darf nach Geschäften
Kein Gläschen verschmäh'n.

Freuden zu geben,
Wer weise sie sucht,
Wächst ja an Reben
Die köstliche Frucht.

Thoren nur hassen
Der Freuden Erguß,
Weise umfassen
Den frohen Genuß.

Reines Vergnügen
Veredelt das Herz,
Stärkt uns zu Siegen
Im künftigen Schmerz;

Hellt uns den trüben
Umdüsterten Blick,
Lehret uns lieben
Und führt uns zum Glück.

Zeigt uns in Fernen
Umnebelter Bahn,
Dort über Sternen
Den herrlichen Plan;

Hebt uns auf Flügeln
Der Hoffnung durch Nacht,
Hin zu den Hügeln,
Wo Morgenroth lacht.

Auf zum Gelage!
Der Tag ist entfloh'n,
Hier winkt nach Plage
Gar lieblicher Lohn.

Die aufgehende Sonne strömte über den östlichen Himmel ein glühendes Feuermeer, als Gasparin mit wankenden Schritten seine Wohnung suchte, die er auch endlich nach vieler Mühe fand.

Gulphur war der reichste Kaufmann in ** und als solcher schon im Munde der Einwohner der Stadt das dritte Wort. Eine der gebräuchlichsten Redensarten war: »Wäre ich ein Gulphur, dann —!« Aber nicht blos durch seinen Reichthum, seine vielfachen Verbindungen und großen Handelsgeschäfte war Gulphur berühmt; mehr als dies erhöhete seinen Ruf die Schönheit seiner Gattin.

Sie war ein Weib nach Herzenslust,
Gebaut wie Aphrodite,
Und, wider Landessitte,
Von Wangen roth und voll von Brust.

Ja, ein Theil ihrer Mitschwestern lobte nicht sowohl ihre äußern Vorzüge, als ihre innern: die eheliche Treue, welche sie ihrem Ehegatten, der häufigen Galanterieen ungeachtet, immer erwies, ihre Bescheidenheit, Sparsamkeit und Bereitwilligkeit, die Wünsche ihres Gemahls zu erfüllen. Ein Lob aus solchem Munde mußte gegründet seyn! Während ihre Mitschwestern mit Klätschereien sich die lästige Langeweile zu vertreiben suchten, verachtete Avara solches Gerede; während Jene an öffentlichen Plätzen zu glänzen suchten, zog sich diese in ihre häuslichen Geschäfte zurück; wahrend Jene eifrig das Pariser Modejournal lasen, für Hauben, Spitzen und Seidenwaaren die geringen Einkünfte ihrer Gatten verschwendeten und diese mit Wasserbrei abspeisten, liebte Avara in ihrer Kleidung die größte Einfachheit.

Je eingeschränkter das häusliche Leben Gulphurs war, desto ausgedehnter und unumschränkter waren seine Handelsverbindungen. Oeffentliche Lustörter besuchte er nie, von Bällen und Redouten hielt er sich fern, desto häufiger unternahm er Reisen. Gasparin war vor Kurzem von der Universität nach ** zurückgekehrt und hatte seine frühere Bekanntschaft mit Gulphur wieder erneuert. Schon auf der Schule hatten sie sich näher befreundet, und nur durch Gasparin's längern Aufenthalt auf der Universität war das traute Beisammenseyn unterbrochen, obwohl nicht aufgehoben worden. Obgleich Jurist, und zwar auf noch niedriger Stufe, nämlich Referendar, wußte er sich bald Gulphur's Vertrauen zu verschaffen, und hiernach verlangte er um so stärker, je heftiger eine Flamme in ihm aufloderte, welche gleich beim Beginn der erneuerten Freundschaft der Anblick der Gattin Gulphur's in ihm angefacht hatte. Mit vieler Mühe hatte er von seinem Freunde die Erlaubniß ausgewirkt, daß seine Gattin den bevorstehenden Ball besuchen dürfe. »Ich selber,« sagte der Gatte, »werde nie zu bewegen seyn, einen Ort zu besuchen, wo Anfang, Mitte und Ende fortwährendes Lärmen, Drängen und Taumeln ist.« Hierüber erfreut, glaubte Gasparin schon den Sieg über seine Schöne davongetragen zu haben. Allein mit innerer Beschämung mußte er sich vom Kampfplatze zurückziehen. Nachdem Avara kurze Zeit auf dem Ballsaale verweilt hatte, entfernte sie sich und ließ den seufzenden Gasparin in der Weinstube zurück, die jedoch bald sein Wehklagen in Frohlocken verwandelte.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Miscellen.

Ein Hr. Lindsay in London soll ein beständiges elektrisches Licht erfunden haben. Dieses Licht übertrifft an Schönheit jedes andere, es hat keinen Geruch, und da die elektrische Materie zum Brennen keine Luft nöthig hat, so kann man es in einem verschlossenen Glase aufbewahren. Es entzündet sich, ohne angesteckt zu werden, und scheint besonders für Flachshäuser, Spinnmühlen und andere Locale, die leicht entzündbare Stoffe enthalten, berechnet. Das elektrische Licht kann versandt, und der Apparat dazu in einer gewöhnlichen Büchse verwahrt werden.

Das Saamen ihre Keimkraft unbegränzt lange Zeit behalten, dafür spricht wieder eine Thatsache; man hat nämlich in Gräbern, deren Alter bis gegen das Ende der Regierung Mark Aurels hinaufzureichen scheint, so wie in Anderen, deren Entstehung in die Mitte der Regierung Chlodwig's zu setzen seyn dürfte, neben den Köpfen der Skelette Saamen gefunden, die, nachdem man sie unter günstigen Umständen in die Erde gebracht, keimten, und Blüthe und Früchte brachten.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 4. Juli 1836.

(Schluß.)

Jetzt war bei dem Doctor nicht mehr die Rede von christlicher Liebe; mit sichtbarem Verdruß, daß man solche so schnöde verkenne, überließ er die Kranke der Disposition ihrer Schwester. Unter der Leitung eines s lchen frömmelnden Arztes, würde sie bei ihrem Hange zum Mysticismus und Pietismus wahrscheinlich nie geheilt worden seyn. Sie ist jetzt auf's Land bei einer wohlgesinnten Familie untergebracht, und bei der ländlichen Behandlung, in der freien schönen Natur, wo nichts störend auf sie einwirkt, und ihr Geist eine ganz andere Richtung erhalten hat, bessert sie sich so auffallend, daß eine baldige völlige Herstellung zu erwarten ist, und die kleinste Spur ihrer fixen Ideen vertilgt werden dürfte.

Der Uhrmacher Nauendorff, der Prätendent des französischen Thrones, als Sohn Ludwig's XVI., von dem jetzt die Zeitungen mitunter Meldung thun, muß in Frankreich doch Personen finden, die sich sehr für ihn interessiren. Bekanntlich hat er früher mehrere Jahre in Spandau gelebt, und dort als Uhrmacher sich ernährt. Er hat dort das Bürgerrecht erhalten und sich verheirathet. Daß ihm solches, wenn er wirklich Derjenige ist, wofür er sich jetzt ausgibt, das Bürgerrecht, ohne Heimath- und Taufschein erhalten, läßt sich dadurch erklären und rechtfertigen, daß er auf Dispensation davon angetragen, weil er, als ein Emigrirter bei der ersten französischen Revolution, außer Stande sey, diesen Erfordernissen Genüge zu leisten und sein unbescholtener Lebenswandel ihn einer solchen Vergünstigung werth gemacht hat. Von dort ist er nach Brandenburg an der Havel und endlich nach Crossen gezogen. In einer demnächst wider ihn verhängten Untersuchung, wegen Falschmünzerei, ist er dieses Verbrechens nicht überführt worden, mithin kann man um so mehr annehmen, daß er unbescholten ist, weil man in solchen Criminaluntersuchungen mit der größten Genauigkeit zu verfahren flegt. Plötzlich trat er vor sehr geraumer Zeit eine Reise von Crossen nach Paris an, und ließ seine Frau zurück. Nach einiger Zeit erhielt sie von ihm einen

Brief, worin er ihr schrieb, seine Lage habe sich sehr verbessert, sie möchte sich eine der besten Wohnungen in Crossen miethen und auf einem höchst anständigen Fuß leben, weil er die Anerkennung seiner hohen Geburt, als der Sohn Ludwig's XVI., bald erwirken würde, und dabei sandte er ihr einen Wechsel auf 5000 Francs, von einem Banquierhause zu Berlin zu erheben. Die Zahlung erfolgte auch, und seine Gattin erfüllte nun sein Verlangen. Die Folge davon war, daß sich diese Metamorphose des Uhrmachers in einem Prätendenten des französischen Throns bald in ganz Crossen verbreitete, und sich alle Honoratione beeiferten, dessen Ehehälfte Glückwünschungsbesuche zu machen. Späterhin hat sie mehrmals noch Geldsummen durch Wechsel von ihrem Gatten erhalten, doch Crossen verlassen und soll jetzt, — der Sage nach — ihren Wohnsitz in Dresden (?) genommen haben.

Vor einiger Zeit sind hier von Paris Abgeordnete angekommen. Sie haben sich nach Spandau verfügt, und dort bei den Behörden genaue Erkundigungen über den Uhrmacher Nauendorff eingezogen, worüber schriftliche Verhandlungen aufgenommen worden sind, und ein dortiger Lehrer, mit dem er in freundschaftlichem Verhältniß gestanden, ist über ihn ausführlich befragt worden, und hat auch ein Paar Briefe von ihm, deren Inhalt indeß nichts Erhebliches erhält, extradirt. Nach seiner Aussage hat der Uhrmacher Nauendorff zwar nie geäußert, daß er der Sohn Ludwig's XVI., wohl aber, daß er von sehr hoher Geburt, es jedoch noch nicht die schickliche Zeit sey, dies zu veröffentlichen und geltend zu machen. Aehnliche Recherchen sollen nun auch diese Abgeordneten in Brandenburg und in Crossen anzustellen beabsichtigen, und vielleicht ist dies schon geschehen, während dieses geschrieben wird.

Daß der Uhrmacher Nauendorff es jetzt für den schicklichsten Zeitpunct hält, aus seinem so lange beobachteten Incognito hervorzutreten, gehört allerdings zu den Problemen, die wenigstens so schwer zu lösen sind, wie die Quadratur des Cirkels. Es scheint doch wohl ein schicklicher Zeitpunct gewesen zu seyn, als nach der Verweisung Napoleon's auf die Insel Elba, man unentschieden war, wer den französischen Thron besteigen sollte. Da man sich endlich für den nächsten Erben der legitimen Dynastie entschied, so hätte er, falls seine Geburt auf Wahrheit beruht, die vollgültigsten Ansprüche darauf gehabt. Indeß da er die Uhrmacherkunst erlernt hat, so muß man annehmen, daß er am besten wissen muß, was die Uhr geschlagen hat.

In jedem Fall ist diese räthselhafte Erscheinung ein die Neugier spannendes Intermezzo in der Geschichte der Zeit, in welcher wir leben, wo es schon Kronprätendenten genug gibt, die auf Wartegeld gesetzt sind. Da, nach dem Urtheil Aller, welche diesen angeblichen Ludwig XVII. kennen, er ein sehr stiller, anspruchsloser Mensch seyn soll, so wird er sich wohl gerne mit einer mäßigen Abfindungssumme begnügen, und bei seiner Uhrmacherkunst bleiben, denn, so schwer und fast unmöglich es ist, es dahin zu bringen, daß alle Uhren gleich gehen, so ist doch der Versuch, dies zu bewirken, nicht so thöricht und gefahrvoll, als wenn man es dahin bringen will, daß alle Köpfe gleich fühlen und denken sollen.

Krakau, im Juni 1836.

Endlich kehrt hier die Ruhe in die erschreckten Gemüther wieder zurück; und es ist nur eine Stimme darüber, daß, wenn einmal eine solche executive Maßregel nothwendig war, gar keine bessere Wahl getroffen werden konnte, als diese ganze Angelegenheit in die Hände von Oesterreich zu legen. Dort herrscht in Allem eine so durchgreifende Bonhommie, daß sie versöhnend in die widerwärtigsten Verhältnisse eintritt. Die preußischen Beamten im Civil und Militair haben etwas — es ist ein Unglück — das sie einmal nicht beliebt macht. Vielleicht liegt es schon in der Uniform. Die Oesterreichischen ist man gewohnt, stets als Menschen zu sehen, wenn sie nicht in Reihe und Glied stehen. Dies ist eben bei den Polen immer der Fall.

Die Polen sagen jetzt, wenn sie die Wahl hätten, würden sie lieber Preußen als Russen seyn; doch ist es zu begreifen, der Nationalhaß ist zu eingewurzelt gegen jeden Deutschen.

Die Verhältnisse der polnischen Bank zu Warschau, welche sich dadurch einen so großen Credit erwarb, daß sie die Zinsen während des Krieges auch in's Ausland zahlte, fängt nunmehr an, Besorgnisse zu erregen. Sie macht ungeheure Anlagen von Fabriken, und auf einmal verpachtet sie dieselben an von hier nach Warschau gezogene Banquiers Steinkeller; sie ist ferner mit mehrern andern Privatpersonen in Verbindung, die schlechte Geschäfte machen sollen. Endlich hat die Bank jetzt auf höhern Befehl 40 Millionen Papiere des Rebellen Don Carlos gegen die Befehle seines legitimen Vorgängers discontiren müssen; dadurch kann sie in große Verlegenheit kommen. Dies ist eine ganz neue Art der Intervention, aber vielleicht die wirksamste, denn zum Kriegführen gehören nach Eugen drei Dinge: Geld! Geld und Geld!!!

Literarisches Räthsel.

Zum Schein raubt' er sich selbst das Leben,
Um als Verstorbner in der Welt
Sich schwarz auf weiß emporzuheben.
Die Spiegelfechterei gefällt,
Es hat der Geist, dem Staub entbunden,
Scheinbar manch' Vorurtheil besiegt;
Nur den Scharfsinn'gen er nicht trügt;
Ja Mancher hat sogar gefunden —
Daß er mit fremdem *) Kalb' gepflügt.

Auflösung.

Beleidigung es für die Leser wär',
Wollt' ich des Räthsels Wort hier nennen;
Man sinnt nicht lange hin und her,
Es wird ein Jeder gleich es kennen.

Sphinx.

*) Adhuc sub iudice lis est! Anm. d. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 186. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 4. August. 1836.

Der Referendar.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am azurblauen Himmel, als Gasparin erwachte und mit dem heißen Wunsche: Ach, wärst du ein Siebenschläfer! aufsprang, um seine Träume in Erfüllung zu bringen. Seine Phantasie hatte ihm, erhitzt besonders durch den übermäßigen Genuß des Weines, wollüstige Bilder in Fülle vorgegaukelt. — »Wie prosaisch,« rief er, indem er sich ankleidete, »ist das Leben, nachdem der Mensch erwacht ist! Wie poetisch, wie herrlich dagegen, wenn er sich in süßen, lieblichen Träumen wiegt! Warum schläft der Mensch nicht ewig? Wozu erwacht er? Nur der Schlaf gewährt die wahre Ruhe, nur er verscheucht alle drückenden Sorgen, nur dann lebt der Mensch wahrhaft, wenn er schläft. Ach! Ach!

»Ei guten Morgen, oder vielmehr: guten Mittag, mein lieber Herr Gasparin!« unterbrach den declamirenden Referendar die häßliche Köchin. »Was fehlt Ihnen denn?«

»Alles,« erwiederte dieser hastig und schenkte sich eine Tasse Kaffee ein.

»Ja, das ist freilich viel,« fuhr die zärtlich Thuende fort. »Könnt' ich Ihnen doch helfen, wie herzlich gern wollt' ich es thun.« Bei diesen Worten warf sie dem mürrischen Referendar einen liebeflimmernden Blick zu. Nachdem sie noch eine Zeitlang dagestanden und diesmal vergebens Antwort auf ihr Liebäugeln erwartet hatte, entfernte sie sich gereizt, indem sie ganz leise die Worte vernehmen ließ:

Juristen sind böse Christen.

»Christine!« rief ihr Gasparin nach. Mit zitternden Schritten nahte diese. »Was sagtest Du,« frug Jener, »als Du so eben das Zimmer verließest? Sprachst Du nicht von Juristen?«

»Ja, lieber Herr!« erwiederte diese, »ich meinte: Wären doch alle Christen Juristen!«

»Das ist ein einfältiger Wunsch,« entgegnete Gasparin und winkte der Zurückgerufenen, sich wieder zu entfernen. Mit schnellen Schritten eilte die Zärtliche von dannen.

Gasparin schritt in seinem Zimmer auf und ab, eine List nach der andern aussinnend. »'S muß doch noch werden!« rief er, mit dem Fuße stampfend, ergriff den Hut und verließ sein Zimmer, die Acten aus der ruhigen Lage, die sie seit einigen Tagen eingenommen hatten, nicht verrückend.

Mit neugestärkten Kräften hatte Ludolph den freundlichen Morgen begrüßt. Er hatte schon einige Stunden an seinem geschichtlichen Werke gearbeitet, als Gasparin ihn durch seinen Besuch unterbrach.

»Nun,« fragte dieser bei seinem Eintreten, »wie hast Du geträumt?«

»Herrlich,« erwiederte Ludolph.

»Wie so?« frug Gasparin.

»Ich wurde,« erzählte Ludolph, »von einer mir unbekannten Person in den Flügel einer Hofburg geführt, wo sich ein Saal befand, dessen eherne Pforte mit sieben Schlössern verwahrt war. Mein Führer öffnete dieselbe. Als wir eintraten, wurde mir in diesem wunderlichen Gemache etwas unheimlich zu Muthe. Mein Gefährte schloß einen Schrank auf, in welchem verschiedene Mäntel von Sammet oder feinem Tuche bunt durcheinander hingen. Sie waren von Außen köstlich verbrämt, inwendig aber mit rauhen wollenen oder härenen Futtern versehen, und zum Theil mit Wolfs- und Fuchsbälgen ausgeschlagen. »Dies sind Staatsmäntel,« lispelte der Unbekannte, »welche gebraucht werden, wenn man dem Volke eine widrige Sache vorzubringen hat. Dieser mit goldenen Tressen besetzte Scharlachmantel heißt: Volksglück; der zweite: Blüthe; der dritte: das gemeine Beste.« Obwohl sehr ernst gestimmt, mußte ich dennoch lachen,

als ich eine ganz abgetragene Hülle erblickte. Was soll dieses alte Fähnlein unter den prächtigen Staatsmänteln? frug ich meinen Lehrer. »Dieser Mantel glänzte ehedem eben so herrlich, als seine Nachbarn,« erwiederte dieser, »nur die ungeheuren Strapazen, die er ausgestanden und noch zu bestehen hat, haben ihn so kläglich entstellt. Er heißt: gute Absicht, und ist an manchen Fürstenhöfen, wie z. B. am hiesigen, sehr gebräuchlich.«

»An welchem?« frug der Referendar, der mit geringer Aufmerksamkeit der Erzählung seines Freundes zugehört hatte.

»An dem,« antwortete Ludolph, »an welchen mich der Traum versetzt hatte.« —

Nach dieser Musterung öffnete der Unbekannte einen zweiten Schrank, der mit Larven angefüllt war. Ich glaubte, diese würden zu Maskenbällen im gewöhnlichen Sinne gebraucht, allein ich täuschte mich. »Dies sind Staatslarven,« belehrte mich der Unbekannte, »die gleiche Bestimmung mit den Mänteln haben. Alle gleichen sie natürlichen Menschengesichtern und Biedersinn prägt sich in allen ihren Zügen aus.«

Hierauf führte mich mein Cicerone in ein Nebenzimmer, das einer Barbierstube vollkommen glich. Scheermesser, Lanzetten und Schröpfköpfe lagen zerstreut umher. »Das ist Handwerksgeräth der Finanzbeamten,« raunte mir mein Führer in's Ohr. Ich verstand ihm und kehrte mit ihm in den Saal zurück. Er öffnete hier ein Kästchen, das mit Brillen angefüllt war. »Von diesen Staatsbrillen,« sagte er, »gibt es drei Sorten. Die erste macht die Gegenstände ungeheuer groß. Mit denselben waffnet man die Augen der Unterthanen. Die zweite Sorte verkleinert und wird daher bei neuen Steuern gebraucht. Die dritte verwandelt schwarz in weiß, indem sie über Alles einen blendenden Glanz wirft.«

Der Unbekannte zeigte mir hierauf ein rosenfarbenes Pulverchen.

»Wofür hälst Du dies?« frug er mich.

Mir scheint es Zahnpulver zu seyn, antwortete ich.

»Falsch!« rief er mit einer solchen Stimme, daß ich zu zittern anfing. »Wie kannst Du glauben, daß sich der Staat um die Zähne seiner Unterthanen bekümmere? Besser wäre es, sie hätten gar kein Gebiß. — Das ist Augenpulver. — Diese fest zugepfropfte Flasche enthält blauen Dunst. — Jenes Fäßchen dort enthält Erbsen, welche auf den glatten Fußböden der Hofgemächer umhergestreut werden, um diejenigen, welche dem bübischen Säemann verhaßt sind, zum Fallen zu bringen.« —

Die Hofburg verschwand und ich erwachte. Während ich über diesen Traum nachdachte, fiel mir folgende Stelle aus dem Froschmäußler ein:

„Hofsuppen, so lieblich sie schmecken,"
Sind stark gewürzt mit Schrecken!

Die Stimmung, in welcher sich Gasparin jetzt befand, ließ ihn für solche Erzählungen kein geneigtes Ohr finden. Mit einer gewissen Kälte frug er Ludolph: »Wie kommst Du aber zu solchen sonderbaren Träumen?«

»Durch meine Beschäftigung mit der französischen Geschichte,« erwiederte dieser. — »Mit größter Sorgfalt forsche ich den Quellen nach, und welches Schauspiel bietet sich mir dar? Frankreich ist das Land, welches den größten Reichthum, nächst der Geschichte der Päpste, an Licht und Ränken in seiner Staatsverwaltung besitzt. Eine gründliche Kenntniß derselben muß daher auch die Ereignisse der vergangenen nnd gegenwärtigen Zeit in einem milderen Lichte darstellen. Aus diesem Studium leite ich daher meinen Traum ab.

»Nun Träume immerfort!« entgegnete Gasparin. »Ich werde auch Träumen, aber von andern Dingen, als Du. Endlich einmal geht doch mein Traum in Erfüllung. Du bist mir heute zu prosaisch gestimmt. Gehab Dich wohl!«

Mit diesen Worten entfernte sich der wollüstige Referendar. Ludolph folgte ihm bald nach, um des Magens dringende Mahnungen zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Tod.

Geißler und Judenverfolgungen.

(Fortsetzung.)

Schon im Herbst 1348 verbreitete sich ein panischer Schrecken ob der geglaubten Vergiftung unter alle Völker, und vornämlich in Deutschland überbaute man ängstlich alle Quellen und Brunnen, damit Niemand aus ihnen trinken, oder die Speisen mit ihrem Wasser bereiten möchte; die Einwohner unzähliger Städte und Dörfer bedienten sich lange Zeit hindurch nur des Regen- und Flußwassers. Auch verwahrte man mit großer Strenge die Stadtthore, nur Zuverlässige wurden eingelassen, und fand man bei Fremden Arzneien oder andere Dinge, die man für giftig halten konnte — viele mögen dergleichen zu eigenem Schutz bei sich geführt haben — so zwang man sie, davon einzunehmen. Durch diesen peinlichen Zustand von Entbehrung, Mißtrauen und Argwohn steigerte sich begreiflich der Haß gegen die vermeinten Vergifter, und artete oftmals in große Volksbewegungen aus, die nur noch mehr geeignet waren, die wildesten Leidenschaften durcheinander toben zu lassen. Vornehme und Geringe verschworen sich ohne Scheu, die Juden mit Feuer und Schwert zu vertilgen und sie ihren Beschützern zu entreißen, deren sich so wenige fanden, daß in ganz Deutschland nur einige Orte genannt werden konnten, an denen man jene Unglücklichen nicht als Geächtete betrachtet und sie gemartert und verbrannt hätte. Von Bern ergingen feierliche Aufforderungen an die Städte Basel, Freiburg im Breisgau und Straßburg, die Juden als Giftmischer zu verfolgen. Nun widersetzten sich zwar die Burgemeister und Rathsherren diesem Anmuthen, in Basel nöthigte sie aber das Volk zu dem eidlichen Versprechen, die Juden zu verbrennen, und ihren Religionsverwandten

auf zweihundert Jahre die Stadt zu untersagen. Hierauf wurden sämmtliche Juden in Basel, deren Anzahl gewiß nicht unbedeutend war, in ein hölzernes, hierzu erbautes Behältniß eingesperrt, und mit diesem verbrannt, blos auf das Geschrei des Volkes, und ohne Urtheil und Recht, das ihnen überdies nichts gefrommt haben würde. Bald darauf geschah dasselbe in Freiburg. Nun wurde auch ein förmlicher Landtag in Bennefeld im Elsaß gehalten, wo die Bischöfe, Herren und Barone, so wie Abgeordnete der Grafen und der Städte sich beriethen, wie fernerhin gegen die Juden zu verfahren sey, und als sich hier die Abgeordneten von Straßburg — nicht aber der Bischof dieser Stadt, der sich als ein wüthender Fanatiker zeigte — zu Gunsten der Verfolgten vernehmen ließen, da sie nichts Nachtheiliges von ihnen wüßten, so erregten sie lauten Unwillen, und man fragte sie stürmisch, warum sie denn ihre Brunnen verdeckt und die Eimer abgenommen? So kam ein blutiger Beschluß zu Stande, und fand unter dem Pöbel, der dem Rufe der großen und der hohen Geistlichkeit folgte, nur allzubereitwillige Vollstrecker. Wo man nun die Juden nicht verbrannte, da verjagte man sie wenigstens, und so fielen sie, umherirrend, den Landleuten in die Hände, die mit Feuer und Schwert gegen sie wütheten, ohne menschliches Gefühl und ohne Scheu vor irgend einem Gesetz. In Speier versammelten sich die Juden in wilder Verzweiflung in ihren Häusern, und verbrannten sich selbst mit den Ihrigen. Die wenigen übrig gebliebenen wurden zur Taufe genöthigt, die Leichen der Ermordeten aber, die auf den Straßen umherlagen, steckte man in leere Weinfässer und rollte sie in den Rhein, damit sie nicht die Luft verpesteten. Zugleich wurde das Volk verhindert, in die Brandstätten der Judengassen einzudringen, denn der Rath ließ selbst nach den Schätzen suchen, und soll deren beträchtliche gefunden haben. In Straßburg wurden zweitausend Juden auf ihrem Begräbnißplatze verbrannt, wo man ein großes Gerüst aufgebaut hatte; wenige, die versprachen Christen zu werden, ließ man leben, und nahm ihre Kinder wieder vom Scheiterhaufen. Auch erregte die Jugend und Schönheit einiger Jungfrauen Mitleid, und man entriß sie wider ihren Willen dem Tode, viele aber, die von der Brandstätte gewaltsam entsprangen, wurden in den Straßen ermordet. Alle Pfänder und Schuldbriefe ließ der Rath den Schuldnern zurückgeben, und das vorgefundene Geld unter die Handwerke vertheilen *). Doch wollten viele ein so schnödes Blutgeld nicht annehmen, sondern schenkten es nach der Bestimmung ihrer Beichtväter Klöstern, empört über die Auftritte mordgieriger Habsucht, über die das wuthberauschte Volk der Pest zu vergessen schien **). In allen rheinischen Städten wiederholten sich während der nächsten Monate diese Gräuel, und nachdem einige Ruhe wieder hergestellt war, glaubte man ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn man von den Steinen der verbrannten Häuser und den Grabmälern der Juden verfallene Kirchen wiederherstellte und Glockenthürme erbauete.

(Fortsezung folgt.)

---

*) „Dies was ouch die vergift, die die Juden dötete," bemerkt Könighoven, wobei noch in Anschlag kommt, daß ihre Vermehrung in ganz Deutschland bedenklich wurde, und die Art ihres Erwerbs, die man ihnen gleichwohl allein übrig ließ, aller Orten den Groll gegen sie nährte.

**) Man riß z. B. reichen Israeliten auf ihrem Wege zur Brandstätte die Kleider vom Leibe, der eingenäheten Goldstücke wegen. Albert. Argentinens.

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

Sie wollen es, theurer Freund? Nun, so will ich Ihnen meine letzte Reise von sechszig Meilen erzählen, eine der größten Reisen, welche ich je in meinem Leben gemacht habe. Sechszig Meilen! Ich bin vielleicht der einzige Mensch in der Pariser Welt, der sein ganzes Leben hindurch beständig zehn Jahre hinter einander an den literarischen Pflug gespannt geblieben ist, ohne die Grenze des engen Feldes zu überschreiten, das er nach allen Seiten hin bearbeitet. Die guten Leute, welche mir die Ehre erzeigen, neidisch gegen mich zu seyn, und mir die Wohlthat ihrer täglichen oder wöchentlichen Beleidigungen zukommen lassen, würden vielleicht nicht so wüthend gegen mich seyn, wenn sie wüßten, wie viele Arbeitsstunden mir jeder Tag bringt, wie ich an die Scholle gefesselt bin, und wie das geringste Anhängsel der Literatur, das aus der Schreibstube jenes Herrn gejagt worden ist, der Troßbube, der von einem Tage zum andern verleumdet, der blasse Neidische, ohne Geist und Styl, freier und glücklicher ist, als ich; abgesehen vom Gewissen, versteht sich.

Vor zwanzig Jahren, als die Sonne heiß brannte, und ich Kopf und Hand ermüdet fühlte; sagte ich zu mir selbst: Wenn ich nun reis'te? Ein großes Wort für mich. Reisen! Nicht mehr hier seyn! Neue Städte betreten, wo man sicher ist, keinen Feind anzutreffen; sich der nachlässigen Bewegung des Postwagens hingeben, die ein Engländer das Paradies auf Erden nennt; und dann nichts thun, nichts hören, nichts von dem beurtheilen, was man alle Tage thut, hört, und sieht. Und dann seine Träume, seine Betrachtungen, seine Gedanken, seine traurigen und freudigen Erinnerungen, seine blauen und rosafarbenen Teufel für sich behalten, und nicht Alles das brühwarm zum Buchdrucker zu tragen, der es bleich und eiskalt wiedergibt; — vielleicht für einen Engländer gehalten werden, und sich von der Wirthstochter oder dem Bettler an der Heerstraße Mylord nennen hören. — Das ist das Leben! Vorwärts also! Leb wohl, Theater; lebt wohl, Bücher; leb wohl, Witz;

leb wohl, Einbildungskraft; leb wohl, Prosa; leb wohl alltägliches Leben! Wir reisen!

Ich wiederhole, mein Freund, daß Niemand sich besser zum Reisen eignet, als ich. Von fernen Ländern habe ich nichts gesehen, als Belgien eine Stunde, und drei Viertelstunden zu viel; und während meiner zwölf schönen Jahre ein reizendes, grünendes, murmelndes Plätzchen, hinter einer alten am Rheinufer gepflanzten Weide verborgen, ein stilles Dörfchen, wohin mich beständig Gedanken, Erinnerung, Bedauern und Hoffnung versetzen. Das sind meine fernen Länder. Ich bin also ein Reisender, wie es wenige gibt, ein Reisender, der nichts gesehen hat; ich bin sogar ein Reisender, wie es sonst keinen gibt ein Reisender, der nichts von dem sieht, was vor seinen Augen ist, und der daher nichts zu beschreiben und zu erzählen hat.

Wie gesagt, so gethan, ich reise. Macht mir den Weg frei, und vorwärts! Schon verschwinden rechts und links die Bäume des **bois de Boulogne**; schon entflieht mit Blitzesschnelle auf seinem englischen Rosse der junge Pariser, so schön, wenn man ihn von fern herankommen sieht. Durch die **barrière du Trône** verläßt man Paris nicht am besten. Man sagt zu sich selbst, daß man dort unten nicht wieder finden wird, was man hier verliert; man wirft den letzten Blick des Bedauerns auf diese Eleganz, diesen Geist, diese Anmuth, diese herrliche Pracht, die ganze Welt der Ironie und der Feste, des Scepticismus und des Geistes, des Muthes und der Sorglosigkeit, des Vergnügens und der Liebe; auf diese Pariser Welt, welche man nie mehr liebt, als wenn man ihr Lebewohl sagt; frivol, aber gut; lenksam, nicht aus Feigheit, sondern aus Gleichgültigkeit; ihr Leben, ihr Vermögen und ihre Zukunft von einem Tage zum andern genießend, die ernsten Dinge auf den kommenden Tag verschiebend, und sich von Jedem beherrschen lassen, wer sie beherrschen will. So lebe wohl, schöne Menge, mit den schönen Pferden, langen Festen, schönen Damen, thörichten Gedanken, und doch war diese Menge schon weit von mir, und ich weit von ihr; sie ging in die Oper, und ich reiste, glaube ich, nach einer Stadt, welche Rouen heißt.

Der Weg ist herrlich. Man steigt bergauf und bergab, man geht durch schöne Thäler, welche das Mondenlicht mild beleuchtet. Es ist köstlich, Nachts zu reisen, wenn alle Arbeit auf der Erde beendigt, wenn Alles schläft und schweigt, wenn das Wasser selbst, das den ganzen Tag thätig war, wie der Mensch von seiner Arbeit, und nur für sich selbst murmelt; dann glaubt man in einem Feenlande zu seyn. Vögel singen in den Gebüschen, Frauen an den Thüren; ein dünner Faden Rauch zieht sich in die Luft empor, die Ruhe des Abends verkündend; eine stille Kirche wirft ihren heiligen Schatten auf uns; die Glocke läutet das **Angelus**. Das Alles ist zwar etwas Gewöhnliches, das Alles findet man in den beschreibenden Gedichten wieder; aber was soll man mit dieser Poesie, wenn man sie mit Hand und Herz berührt, wenn man in dem Baume den Vogel singen, und in dem Thurme die Glocke ertönen hört? Man muß es machen, wie Herr von Lamartine, und wie alle großen Dichter: sich seinen Gefühlen hingeben, ohne sie zu bekämpfen, sie ganz einfach bekennen, und dann Gott und Menschen um Verzeihung bitten, wenn man nicht die Poesie des Herrn von Lamartine in Kopf und Herzen hat.

So kam ich in einer schönen Sommernacht in die alte normännische Stadt, in welcher Alles unter dem Schatten ihrer Kathedrale schlief; so in der Nacht gesehen, ist Rouen eine malerische Stadt; jedes Haus hat sein besonderes Aussehen. Liebt ihr die schmalen Fenster, welche die Familiengeheimnisse bewahren sollen? Liebt ihr das alte Dach, das auf die Straße herübergeht, wie um den darunter wandelnden Fremden zu schützen? Liebt ihr die, durch die Zeit rissig gewordenen Mauern, welche im Innern so viele verschwundene Generationen bargen, und draußen so viele vergessene Revolutionen sahen? Liebt ihr es, durch die sich schlängelnden Straßen zu gehen, in welchen das alte Volk hin und her wogte? Und ist nicht Alles das besser, als die Balcons eurer modernen Häuser ohne Vergangenheit, Erinnerung und ohne Geheimnisse? Das war die Stadt Rouen in jener Nacht, und ich ward nicht müde, sie so unter dem schönen Schleier der Nacht zu betrachten; ich kümmerte mich wenig darum, eine Wohnung zu finden, und hütete mich, an die Thüre eines Gasthauses zu pochen, ehe ich die beiden Colosse, die Ehre der Stadt, die Kathedrale und den großen Corneille, bewundert hatte. Welch' erhabene Wunder! Vor Allem aber muß man vor dem großen Corneille niederfallen. Welches Denkmal von Stein, Marmor oder Erz kann sich mit Cinna, Polyeuktes und den Horaziern vergleichen?

(Fortsetzung folgt.)

An Lina.

Bei Ueberreichung eines Blumenstraußes.

Flora's zarte, schöngeschmückte Kinder,
Alle sind sie — manche mehr und minder —
Der bescheid'nen Liebe stiller Gruß,
Und im wechselreichen Farbenspiele
Hauchen ihre Kelche die Gefühle
Sel'ger Ahnung, bei des Zephyrs Kuß.

Was die schlanke Lilie entfaltet,
Was im Reich des Veilchens duftend waltet,
Unschuld, Anmuth und Bescheidenheit,
Schmücken Dich in Deines Lebens Lenze,
Flechten Dir der Tugend heil'ge Kränze,
Die nicht welken in der Flucht der Zeit.

Aller Blumen Schmelz, der Farben Prangen,
Schwindet vor den Rosen Deiner Wangen,
Vor des Auges stillem Engelblick,
Und der Abglanz Deiner schönen Seele
Strahlet ungetrübt und ohne Fehle
Von dem holden Antlitz Dir zurück.

Tugend und Bescheidenheit bewahre;
Schöner glänzt kein Diadem im Haare,
Als der Unschuld zarte Weiblichkeit.
Jedes Glück, es müsse neugeboren,
Bringen Dir die freundlichste der Horen,
Die zu ihrem Liebling Dich geweiht.

Carl Jacht.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 187. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 5. August. 1836.

Poesie.

Die bei Wallishauser erschienenen „Balladen und Romanzen von Johann Nep. Vogl," haben sowohl in Wien als auch im Auslande eine ehrenvolle Anerkennung gefunden. Wenn die Erscheinung epischer Dichtungen überhaupt schon willkommener seyn muß, als die bei weitem in größerer Masse den literarischen Markt überfluthenden Lyrica, so darf man den Freunden der Poesie zu einer Sammlung wie Vogl's erzählende Dichtungen um so mehr Glück wünschen, als die Mehrzahl derselben weder des Interesses am Stoffe, noch einer entsprechenden Ausführung entbehrt.

Zu den gelungensten dürften wohl gerechnet werden. „Katharine, die Leichenfrau," „die phantastische Friedhofschenke," „Niklas Thut," „der Doge und das Meer," „der kranke Ritter," „Sanct Meinrad und seine Raben," „Verrechnet," u. a. m. Auch hat die Auflage allenthalben wohlverdientes Lob gefunden. Einige kleinere Gedichte mögen hier einen Platz finden, und den Sinnspruch: „ex ungue leonem" bewähren.

Die beiden Mütter.

Es wandelt ein Weib durch Wald und Nacht,
Im Arme schläft ihr ein Kindlein sacht;
Ihr Mann liegt erschossen auf blut'gem Feld,
Sie wandelt allein in die Welt.

Sie wandert wohl durch Gestrüpp' und Wald,
„Husch, husch, wie saus't der Wind so kalt!
Mein armes Kindlein, dich friert's wohl sehr?
Und hab' nur die flatternden Lappen mehr!"

So wandert sie hin, im raschen Gang,
In der weiten Oede, da wird's ihr bang',
Die Nacht nur schauert, es blinkt kein Schein,
Ihr Fußtritt hallt durch den Wald allein.

Da kommt's durch das Dunkel so leicht und sacht,
„O Himmel! — was läuft durch die öde Nacht?" —
Eine Wölfin ist's, die der winselnden Brut,
Eine Beute sucht für des Hungers Wuth.

Hell funkelt' das Aug' ihr, ein grüner Stern,
Mit Schaudern sieht es das Weib von fern',
O jetzt nur enteile, verbirg dich geschwind,
Du arme Mutter mit deinem Kind!

Fort fliegt wohl das Weib auf wüster Bahn,
Doch ihr nacheilt die Wölfin mit gierigem Zahn,
Erwittert schon hat sie der Flüchtigen Spur,
Nun rettet dich Gott im Himmel nur.

Und nahe schon ist ihr das Ungethüm,
Schon hört sie es schnauben mit Hungersgrimm,
Da birgt sie das Kind in der Zweige Hut,
Und wirft sich entgegen des Raubthiers Wuth.

Wohl krallt es sich wüthig an ihren Leib
Doch wüth'ger noch ringt mit der Wölfin das Weib,
Sie ringen und ringen wohl ohne Rast,
Zwei Mütter sind's ja, die sich erfaßt.

Die Eine, die ringt für der Ihren Noth,
Die And're, zu retten ihr Kind vom Tod,
Und keine will lassen die and're im Kampf —
Noch halten sich Beide — im Todeskrampf.

Am Morgen wohl fand, unter Zweigen lind,
Ein Jäger noch schlummernd das zarte Kind,
Er sah die erwürgten Zwei dort am Rain
Und that für das Knäblein ein Vater seyn.

Verrechnet.

Ein kluger Rechner, so Nacht als Tag,
Allein über seinen Zahlen lag.

Kaum kam mehr die Feder aus seiner Hand,
Was Keinem gelungen, er bracht's zu Stand!

Doch über dem Rechnen floh Jahr um Jahr,
Schon hatte sich silbern gefärbt sein Haar.

Schon frug ihn der Knöchler: „Freund, bist Du bereit?
Zum Rechnungsabschluß ist's eben Zeit."

Da wankte hinaus er auf's grüne Feld,
Wollt' einmal doch auch sich beschauen die Welt.

„Wie blüh'n doch die Blumen so bunt und licht —
Und sah vor den Ziffern die Rosen nicht!"

„Wie zwitschern die Vögel im frohen Spiel —
Und hörte nur schreien den Gänsekiel!"

„Wie schimmern die Wolken im gold'nen Schein —
Und sah nur das Schwarz' von der Tinte allein!"

Und reuevoll schickt er den geistigen Blick,
Auf all' die verrechneten Stunden zurück.

Und findet, — als er nun am letzten Blatt,
Daß er — um ein Leben — verrechnet sich hat.

Zwei Särge.

In dunkler Gruft zu Weimar
Steh'n sich zwei Särg' nah',
D'rinn schlafen zwei deutsche Sänger
Wie nimmer die Welt sie sah.

Als wie zwei Meteore,
Erschien das Sängerpaar,
Der Eine mit Blitzesflammen,
Der And're wie Mondlicht klar.

Der Eine im Adlerfluge,
Wildbrechend sich die Bahn,
Der And're klug und besonnen,
Durch Wogen lenkend den Kahn.

Dahin, durch alle Weiten,
Erscholl ihrer Lyra Klang,
Das Echo der fernsten Berge
Nachhallte von ihrem Gesang.

Nun Beide siegreich durchzogen
Des Lebens Fluthgebraus,
Nun schlafen die beiden Sänger,
In den beiden Särgen aus.

Der Eine mit blonden Locken,
Der And're mit weißem Haar,
Wer forschte: wie Jener geheißen?
Und früge: wer dieser war?

Beitrag zur Journal-Revue *).

Johann v. Müller. Der Aufsatz in der Mitternachtzeitung, überschrieben: Johannes v. Müller, der sich durch mehrere Stücke ausdehnt, enthält zu dessen Charakteristik als Mensch und Schriftsteller viel Wahres und viele scharfsinnige Bemerkungen über die Denk- und Handlungsweise des Verstorbenen; nur bei einigen Stellen vermißt man die Unparteilichkeit, welche man von demjenigen zu fordern wohl berechtigt ist, der ein Urtheil über einen Mann, wie Johannes von Müller, öffentlich fällte. Offenbar hat er mehr seine Schattenseite hervorgehoben, als seine Lichtseite. Es ist von jeher in den Cirkeln der höhern und gebildeten Welt der Ton der Medisance herrschend gewesen, es schmeichelt der Eitelkeit, an den Nebenmenschen, vorzüglich wenn sie sich auszeichnen und Achtung genießen, Fehler zu entdecken und sie so zu sich herabzuziehen, oder noch unter sich zu stellen, und kitzelt die Schadenfreude. In den untern Ständen tritt an die Stelle dieses durch „aber" oder „Schade" beschränkten oder zurückgenommenen Lobes des oder der Besprochenen, die rohe Klatscherei und jene widerlichen krähwinklerischen, angeblich vertraulichen Zuflüsterungen dessen, was man von Dienstboten und ähnlichen Leuten erkundschaftet oder selbst erlauscht hat. Aber wer in der Schriftstellerwelt auftritt, sollte doch in diesen Ton nicht einstimmen, um dadurch pikanter zu erscheinen. Es wäre daher zu wünschen, daß der oben erwähnte werthvolle Aufsatz diesen Nothbehelf solcher Schriftsteller vermieden hätte, denen keine andern Mittel zu Gebote stehen, um die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf sich zu ziehen.

Was zu diesen Bemerkungen hauptsächlich die Veranlassung gegeben hat, ist der Vorwurf von Mangel an Frauenliebe bei Johannes von Müller, und die Art und Weise, wie dieser Liebe erwähnt wird, ist, abgesehen davon, daß sie, trotz dem Schleier, worein dieser Vorwurf gehüllt ist, alles Gefühl von Sittlichkeit und Scham empört; ganz im Geschmack jener schlauen Verleumdungen, wo man etwas Schändliches von Jemandem in Umlauf bringen will, indem man es mit dem Zusatz erzählt: ich kann es mir aber nicht denken.

Wer Johannes von Müller nicht selbst näher gekannt und mit seinen Schriften vertraut ist, wird, bloß dieser Stelle wegen, auch in den andern Aeußerungen über ihn, mit Recht Zweifel setzen, weil bei ihm der sehr zu entschuldigende Verdacht rege werden muß, daß bei dem ganzen Aufsatz Animosität die Feder geführt hat.

So viel scheint indeß aus dem Vorwurf: daß Müller Frauenliebe, oder richtiger Liebe zu den Frauen oder überhaupt zu dem weiblichen Geschlechte, gefehlt habe, hervorzugehen, daß darunter nur jene untergeordnete sinnliche Liebe verstanden wird, an welche Herz und Geist keinen oder höchstens einen sehr geringen Antheil haben.

Es gibt eine edlere Liebe, die mit der erwähnten nichts gemein hat, sie ist ein köstliches Weihgeschenk der Natur, das sie nur wenigen Begünstigten verleiht, wenn auch die süßeste Sehnsucht ihrer Herzen immer nur ein Träumen ihrer Phantasie bleibt, und sie vergebens nach dem Ideal suchen, welches diese ihnen vorzaubert. Wer möchte statt die Juno zu umarmen, eine Wolke an sein Herz drücken! Daher findet man so viel Hagestolze unter Dichtern und geistreichen gefühlvollen Menschen, und es wäre liebles, wenn man deßhalb ihnen die Liebe zu den Frauen absprechen wollte. Daß Johannes von Müller dieses Gefühl nicht fremd war, kann derjenige wohl versichern, der ihn persönlich gekannt hat.

Wenn Frauenliebe, wie sie der Verfasser des Aufsatzes in der Mitternachtzeitung zu verstehen scheint, nur zu einem Geschichtsschreiber, wie er seyn soll, machen kann, so müßte sie bei Regenten die nämliche Wirkung in ihren Handlungen hervorbringen. Demnach würden ein Heinrich VIII. von England, ein Ludwig XIV. und XV. Muster von Beherrschern gewesen seyn, denn Frauenliebe läßt sich ihnen nicht absprechen. Die Geschichte würde in Hinsicht des Letztern denjenigen, der dies zu behaupten wagen wollte, Lügen strafen.

Die Geschichte Friedrich's des Großen liefert kein Bei-

*) Von einem andern Herrn Mitarbeiter. Anm. d. Red.

spiel von dessen Liebe zu Frauen; ein hartes Schicksal legte ihm unüberwindliche Hindernisse in den Weg, und sein Herz blieb für immer dem Gefühl der Liebe verschlossen. Dennoch wirkte dies nicht nachtheilig auf ihn, als Regent. Dieses süße edle Gefühl concentrirte sich bei ihm auf Geschäfte und Freundschaft, auf allgemeine Menschenliebe, und ohne die Liebe der Frauen der vorgenannten drei Monarchen ragt er in der Geschichte weit über sie hervor, wenn gleich die Schmeichelei den Einen den Großen, den Andern den Vielgeliebten nannte, statt ihn den Vielliebenden zu nennen. Die unparteiische Nachwelt hat über diese vier Könige ein anderes und der Wahrheit gemäßeres Urtheil bereits gefällt und so wird sie auch, ohne Johannes' von Müller Mängel und Schwächen zu übersehen, ihn doch von einer so harten Beschuldigung freisprechen, die man so lange bezweifeln muß, bis sie unumstößlich erwiesen worden.

Interessant für dramatische Dichter. Im Gesellschafter befindet sich ein durch mehrere Blätter laufender Aufsatz: Ueber die Berechtigung der Bühnen zu Aufführung dramatischer Stücke, der aber keineswegs von dieser Berechtigung unter allen denkbaren Verhältnissen handelt, sondern sich nur auf die Befugniß beschränkt: aus Büchern gedruckte dramatische Werke, ohne Erlaubniß von deren Verfassern, und ohne sich, wegen des Honorars mit ihnen abgefunden zu haben, zur Darstellung bringen zu dürfen, welches verneint wird.

Ohne erst alle dafür angeführte Gründe eben so weitläuftig und ermüdend zu widerlegen, hat doch unstreitig ein Bühnendichter, wenn er ein dramatisches Stück dem Druck übergibt, auch die Absicht dabei, daß es seiner Hauptbestimmung gemäß, auf die Bühne gebracht werden soll; denn noch ist keines im Druck erschienen, auf dessen Titel die beschränkende Bedingung für die Käufer steht: nur zum Lesen. Ueberdies hat er sein Eigenthumsrecht an den Verleger für das von diesem gezahlte Honorar veräußert, und wenn von einer Bühne die Befugniß, ein gedrucktes dramatisches Stück aufzuführen, mit Recht verlangt werden darf, so kann nur der Verleger darauf Anspruch machen. In der Regel haben dramatische Dichter ihre Stücke, ehe sie solche dem Druck übergeben, an Bühnen entweder als Manuscript, oder doch nur als Manuscript gedruckt, — da sie nicht in den Buchhandel gekommen und dadurch ein Gemeingut des Publicums geworden — an Bühnen verkauft, und wenn von der einen oder andern Bühne, von Einem oder dem Andern heimlich Abschriften gemacht und an andere Bühnen vertrödelt worden, so ist dies allerdings ein Diebstahl und der Thäter, wenn er dieses Handels überwiesen wird, ein literarischer Räuber, der von jedem Gerichte zu einem verhältnißmäßigen Schadenersatz verurtheilt werden kann. Bei einem gedruckten Theaterstücke, das in den Buchhandel gekommen, hat solches der Verfasser, ohne alle Einschränkung, dem Publicum übergeben, und jeder Käufer kann es daher benutzen, wie es ihm am angemessensten erscheint. Wenn Privattheater oder sonst einige Privatpersonen auf den Gedanken kommen, ein solches Stück aufzuführen, kann der Verfasser dafür aus rechtlichen Gründen eine Entschädigung verlangen? Wenn Jemand ein solches Stück so schlecht findet, daß er es wie Maculatur behandelt und, zu Fidibussen gekiffen, verbrennt, kann nichts dazu berechtigen, eine Injurienklage anzustellen, und jedes Gericht, dem es nicht um die Sportuln zu thun ist, würde ihn schon per decretum ein- für allemal abweisen. Könnten die Verfasser gedruckter dramatischer Werke von den Bühnen ein Honorar verlangen, so würde jeder Dichter, von dem ein Gedicht in einer musikalisch declamatorischen Unterhaltung vorgetragen würde, eben so viele Ansprüche darauf zu machen befugt seyn. Und nach welchem Maßstabe sollten sie bestimmt werden? Es gibt in Deutschland herumziehende Theatergesellschaften, die, der Ersparung wegen, nur gedruckte Stücke darstellen können, und deren Einnahmen so kärglich sind, daß die Directionen an die Mitglieder ihrer Bühnen nur so geringe Gagen zu zahlen im Stande sind, daß Letztere nur ihr Leben kümmerlich fristen. Eine verhältnißmäßige Remuneration für den Verfasser des Stücks wäre statt eine Remuneration dann eine Prostitution. Der Schreiber dieser Zeilen kam in Dienstgeschäften vor mehreren Jahren durch das preußische Städtchen Driesen. Er mußte dort einen Rasttag halten. Eine herumziehende Schauspielertruppe spielte dort. An dem Abend wurde in dem Wirthshause, in welchem er eingekehrt war, und in welchem die Gesellschaft ihre Bühne aufgeschlagen hatte, ein Benefiz für ein Mitglied der Bühne gegeben. Neugier und Langeweile bestimmten ihn, der Darstellung beizuwohnen. Kurz vor dem Anfang ging er nach dem Locale, das für das Theater eingerichtet war. An der Casse erkundigte er sich, wie hoch sich die Einnahme belaufe, die Antwort war: 4 Thlr. 10 ggr. Es ließ sich solche gegen einen Friedrichsd'or aushändigen und bezahlte mit dem Ueberschuß seine Einlaßkarte. Man nehme nun an, daß dem Verfasser eines gedruckten Stückes die Einnahme der dritten Vorstellung, als Remuneration nach Abzug der Kosten bewilligt wird, so ist es möglich, daß sie sich höchstens auf 1 Thlr. oder 1½ Thlr. und wenn die Gagen der drei spielenden Personen, so viel jedem nach solchem Resultat auf einen Tag gebührt, mit zum Ansatz kommen, wohl gar nur auf 16 oder 12 gr. belaufen dürfte. Wahrlich, es gibt kein wirksameres Mittel, die dramatische Dichtkunst herabzuwürdigen und verächtlich zu machen. Unseren früheren dramatischen Dichtern von Lessing bis auf Goethe und Schiller ist es nie eingefallen, solche Ansprüche zu machen, auch haben bis jetzt die noch lebenden dramatischen Dichter, deren Bühnenstücke sich gegen die übrigen durch ihren Werth auszeichnen, ihre Stimmen gegen die Befugniß der Bühnen nicht erhoben, ihre zum Vertrieb durch den Buchhandel im Druck erschienenen Stücke zur Aufführung zu bringen. Es fragt sich daher, ob diese Forderung nicht von unächten dramatischen Schriftstellern oder einem mit ihnen Befreundeten ausgegangen ist, da die Ersteren keinen andern Impuls zu ihren dramatischen Schriften gehabt zu haben scheinen, als die Richtung ihrer dichterischen Talente, die Gluth der Begeisterung und den preiswürdigen Enthusiasmus, sich, statt ein Honorar von der Direction der Bühnen, einen Lorbeerzweig zu erringen, den ihnen ihre dankbaren Zeitgenossen zuerkennen. J. H. L. Hagemeister (geb. d. 13. Januar 1762 zu Greifswalde, gestorb. den 4. August 1806 zu Anclam) dessen dramatische Werke: die Jesuiten und Johann von Procida ꝛc. unverdienter Weise vergessen sind, und dessen kleines Lustspiel: das Loos in der Lotterie sich noch auf dem Repertoir erhalten hat, machte keinen solchen Anspruch, und selbst in einer Lage, wo er wohl ein Honorar von der Bühne in Berlin hätte fordern können, hielt er es

unter seiner Würde, solches zu fordern, zufrieden mit dem Beifall des Publicums und dem Honorar, das man ihn aus freien Stücken gern zugestand, und das dadurch, im wahren Sinne des Worts ein Ehrensold wurde *).

Die Freuden des Gedächtnisses. Ein Gedicht von Samuel Rogers. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Günther Bruschius, Doctor der Philosophie. Leipzig in Commission bei C. F. Steinacker. kl. 8. Eleg. brosch. 48 S.

Wer nach ermüdendem Geschäftsgang im Gewühle des Lebens und auf dem Pflaster des viel- und nicht stets angenehmstimmig durchdröhnten Marktes der Literatur einen stillen Hain aufzusuchen liebt, um sich daselbst den Schweiß unbeachtet von der Stirne zu trocknen, sich zu erfrischen, zu erheitern, dem rathen wir dieses einfach liebliche, das reine Gefühl wohlthätig ansprechende Gedicht zum Begleiter an. Wir sind sicher, daß es ihm nicht reuen wird, unserm Rathe gefolgt zu haben, denn wir sprechen eben so aus Erfahrung als aus Erkenntniß des inneren Werthes unseres Empfohlenen. Wir könnten noch Vieles hinzusetzen, doch nichts Besseres als das, was schon der Uebersetzer, ein Mann, der des englischen Idioms nicht nur völlig mächtig ist, sondern auch die rechte Fülle der Erkenntniß und das rechte Maß dichterischer Anlage zu seinem Schreibetische brachte, als der englische Dichter auf demselben lag, theilweise in einem Vorworte sagte, theils der englische Herausgeber in einem zweiten Vorworte angeführt hat. Darum — manum de tabula!

*) Hagemeister verdient, vor vielen Andern, daß sein Andenken nicht verlösche, und ich behalte es mir vor, späterhin eine unparteiische Schilderung seines Charakters und seiner Leistungen in diesen Blättern zu liefern.

Literarischer Beobachter.

[Französische Novitäten.] Bei A. Dupont in Paris erschien ein neuer Roman: „Un secret d' état“ und bei A. Costes von Lemomier, einem geistreichen Schriftsteller: „Pelerinage politique en Suisse.“ L. d'Amboise tritt mit einer Sammlung Novellen hervor u. d. T.: „des anges sur la terre,“ und Jules-Paul debütirt mit einem Roman der Aufschrift: „le fou.“ Von Balzac trat in diesen Tagen in die Oeffentlichkeit der mit Ungeduld und längst erwartete Roman: „le lys dans la vallée.“ Die französische Kritik ist überreich in Lobsprüchen, erkennt die außerordentlichsten Fortschritte des Dichters, behauptet, diese Neuigkeit sey in psychologischer Tiefe noch über dem médécin de campagne und sagt endlich, es sey unmöglich zu höherer Kraft und Anmuth größere Kenntniß der Leidenschaften und mehr Originalität der Erfindung zu fügen. Touchard-Lafosse lieferte „Souvenirs d'un demi-siecle. Vie publique. vie intime. mouvement litéraire. Portraits (1789—1836 in 2 Bdn.). Soulie, der berühmte Romanschreiber brachte: Deux sejours, Province et Paris (2 Bde. 8.).

[Uebersetzungs-Verdienst.] G. Pfizer, der sich durch seine Uebersetzung eines Theils von Byron's kleineren Gedichten bereits um die deutsche Literatur verdient gemacht, hat in seinen Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes die Uebersetzung der Gedichte des Naturdichters R. Burns begonnen und treffliche Proben aus denselben mitgetheilt.

Gegen-Rüge für Beilage Nr. 29 des Kometen und Hrn. Kn.

„Wahrhaftig, der Baum trägt schlechte Früchte.“
„„Ich will euch auf ihn impfen, und dann wird er Mispeln tragen: das wird dann die schnellste Frucht im Lande seyn; denn ihr werdet faulen, bevor ihr halb reif seyd, und das ist eben die rechte Tugend einer Mispel.“ Shakespeare.

Ein langweiliger und unbedeutender Mensch, der seinen Namen, sehr kluger Weise, nur mit den beiden Buchstaben Kn. kund thut, hat sich erdreistet, in einer dem „Kometen“ beigegebenen „Rüge“ einen Unbekannten einer „literarischen Dieberei“ zu zeihen und rechnet es sich zu einem hohen Verdienste an, dieselbe entdeckt und aufgedeckt zu haben. Es soll nämlich ein Aufsatz über Preßgesetz und Censur in Sachsen, in Nr. 151 dieser Zeitschrift, wörtlich den Dictaten einer Vorlesung des Herrn Domherrn Dr. Günther über das Criminalrecht entnommen oder vielmehr entstohlen seyn. Ohne weiter auf die Insolenz dieser Behauptung einzugehen, ohne die ihr beigegebenen wahrhaft einfältigen und faden, eben so geistals witzlosen Invectiven des Kn. eines Wortes zu würdigen, erbietet sich der des Diebstahls bezüchtigte Recensent, zwei Zeugen oder Bürgen zu stellen, welche mit ihm gerichtlich zu bewahrheiten fähig sind, daß von einem Diebstahle hier nur mit Unwahrheit die Rede seyn kann, da der Recensent qu. sich nie der Gelegenheit erfreute, des Hrn. Domherrn Dr. Günther Vorlesungen beizuwohnen, dessen Dictate weder mit eigener noch mit fremder Feder aufzunehmen, und dieselben später zu beliebiger Benutzung aufzuschlagen, also mit des Hrn. Domh. Dr. Günther Geisteseigenthum nie in diejenige bewußte mittel- oder unmittelbare Berührung kam, die den Begriff des Diebstahls constituirt. Daß bei der „mühsam zusammengesuchten“ also nicht erschaffenen Theorie über Preßvergehen, nichts desto weniger des angeblich Bestohlenen Worte vorkommen können, obgleich in dem Recensenten davon bis heute auch selbst die Ahnung gefehlt hat, und wie ehrlich dieß zugehe, wird sich an den Tag stellen, wenn der Ankläger sich nicht scheut, seinen ehrlichen Namen der Verlagshandlung, in welcher diese Blätter erscheinen, anzugeben und dann den des Recensenten dagegen vom Rügengerichte zu erfahren. Sollte er zu solcher Angabe und Erfahrung keine Lust bezeugen, so wird er es nicht übel deuten, wenn man ihn dann (und jetzt in eventum) der Dieberei an fremder Ehre bezüchtigt *).

*) Jede weitere Erörterung von des Recensenten Seite in der besprochenen Angelegenheit hat sich die verantwortliche Verlagshandlung dieser Blätter verbeten.

D. Eins.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 188. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 6. August. 1836.

Zwei Portraits.

1) Mistreß Hannah More.

Die Zeitungen haben den Tod dieser als Schriftstellerin rühmlichst bekannten Frau angezeigt. Wem dünkte es wohl zur Unzeit, etwas Näheres über sie in einer Zeitschrift, die dem Interesse der Literatur gewidmet ist, zu veröffentlichen?

Mistreß Hannah More war die vierte von fünf Schwestern. Schon in ihrer zarten Kindheit zeigte sie eine große Neigung zu wissenschaftlicher Bildung. Während ihrer Frei- und Spielstunden beschäftigte sie sich demnach fast nur mit Lesen. So las sie denn alle Bücher in der kleinen Büchersammlung ihres Vaters und ihrer Familie nicht nur, sondern auch alle Bücher, die sie von Bekannten in dem Dorfe Hunham, nicht weit von Bristol leihen konnte. Um diese Zeit legten ihre Schwestern eine kleine Kinderschule an; sie kam bald in so guten Ruf, daß mehrere Damen, die sich in großem Wohlstande befanden, die Verlegung dieser Schule nach Bristol bewirkten. Hannah More eröffnete im Jahre 1765 eine Kostschule in dieser Stadt; sie wurde eine der vorzüglichsten weiblichen Erziehungsanstalten, in welcher Kinder von den ersten Familien ihren frühsten Unterricht erhalten haben, und in welcher der Grund zu ihrer Bildung gelegt wurde.

Das erste literarische Werk von ihr war ein Gedicht: „die Quelle des Glücks." Dieser Versuch wurde so günstig aufgenommen, daß sie dadurch aufgemuntert wurde, ihr Talent zu ähnlichen Arbeiten zu benutzen. Sie versuchte sich nun in der dramatischen Dichtkunst und schrieb eine Tragödie: „Der Unglückliche Betrug." Sie fand wenig Beifall, mehr wurde ihr bei dem Stücke „Percy" zu Theil, am meisten erntete sie aber Applaus für ihre „heiligen Dramen" ein, in welchen sie den Stoff aus der Bibel gewählt, und ihn auf eine hauptsächlich für das große Publicum faßliche Weise behandelt hatte. Diese letztern schrieb sie anfänglich nur für ihre Schülerinnen, welche sie entweder lesen oder auch vorstellen mußten. Dadurch erhielten Viele Kenntniß von dieser literarischen Arbeit, und sie drangen so lange in Mistreß More, bis sie dieselben dem Druck übergab. Das Publicum fällte darüber ein eben so günstiges Urtheil, wie die wohlwollenden Freunde und Freundinnen der Dichterin, und diese Dramen wurden in den vorzüglichsten Lehranstalten vielfältig aufgeführt.

Im Jahre 1788 gab Mistreß More eine kleine Schrift heraus: „Betrachtungen über die Sitten der Großen." Sie machte viel Sensation und hauptsächlich bewunderte man die Gewandtheit, mit welcher sie sich darin über die übermüthige Ungebundenheit ihres Zeitalters geäußert hatte. Diese Schrift erschien ohne ihren Namen, und man hielt daher den Bischof von London, Wilberforce, und andere ausgezeichnete Schriftsteller für deren Verfasser.

Die Geschwister More gaben ihre Schulanstalt auf und bezogen eine kleine ländliche Besitzung in der Nachbarschaft, wo sie von dem Ertrage ihrer Geschicklichkeiten und ihres Fleißes lebten.

Hier zeichnete sich Mistreß More durch ihren Wohlthätigkeitssinn aus. Sie stiftete eine Sonntagsschule und demnächst noch neue in den benachbarten Dörfern, in welcher zusammen achthundert Kinder Unterricht und sittliche Bildung erhielten, wodurch eine sehr heilsame Veränderung bewirkt wurde.

Zu den vielen Beispielen ihrer Menschenliebe gehört die unentgeltliche Erziehung eines kleinen taub und blind geborenen Mädchens, der Tochter eines armen Geistlichen. Die Kleine suchte, zu ihrer großen Freude, die fünf Schwestern durch ihre fünf Finger zu bezeichnen, und durch deren Bewegung diejenige anzudeuten, welche sie meinte.

Sie machte das Publicum zuerst mit einer Naturdichterin Anna Yearsley, einer Milchverkäuferin, bekannt, und erwarb ihr seine Gunst. Kaum hatte sie das Talent dieser Frau entdeckt, so wurde diese nicht nur von ihr unterstützt, sondern durch ihren unermüdeten Eifer verschaffte sie ihr auch eine große Anzahl Subscribenten auf ihre Gedichte. Sie theilte Nachrichten über diese britische Karschin in einem Briefe an Sir Montague dem Publicum mit, und ihr verdankt es Anna Yearsley, daß sie sich einer bessern Lage erfreuen konnte.

Eine andere Erscheinung in ihrer Nachbarschaft nahm ihre

Aufmerksamkeit und Wohlthätigkeit in Anspruch. Eine fremde Familie, edel in ihrem Aeußern und Benehmen, hatte man lange zwischen Frenchbay und Hunham gesehen, von der man aber nichts Näheres erfahren können. Sie nahm jede, auch die geringste Nahrung, welche ihr das Landvolk darreichte, dankbar an, und schlief des Nachts auf einem Heuschober. Man hatte vielfältig versucht, ihre Herkunft zu erforschen, aber vergebens. Es litt keinem Zweifel, daß es Fremdlinge seyn mußten, und man machte sehr viele sich widersprechende Vermuthungen über ihre Abkunft und ihre frühern Verhältnisse. Mistreß More's Theilnahme wurde dadurch rege gemacht. Sie gab eine kleine Schrift heraus: „Das Mädchen vom Heuschober," die großes Interesse erweckte und in alle Zeitungen eingerückt wurde; dadurch erhielten diese unglücklichen Fremdlinge ein freundliches und sicheres Asyl bei einem Herrn Henderson in der dortigen Gegend.

Auch in vorgerückten Jahren verlor sich nicht ihr lebhafter Geist, und ihre richtige Beurtheilungskraft, ihr reger Trieb, Gutes zu stiften, Nothleidenden beizustehen, und ihr Eifer für Tugend und Religion, und so gehört sie also zur Zahl derjenigen Frauen, die eine Zierde ihres Geschlechts gewesen sind.

2) Caroline Leonhardt
(verehel. Burmeister-Lyser).

Unter den jüngeren Schriftstellerinnen nimmt Caroline Leonhardt um so mehr einen bedeutenden Platz ein, als sie ein wahres Dichtertalent besitzt, und eine Herrschaft über die Sprache, welche ihren lyrischen Arbeiten einen ganz eignen Reiz verleiht.

Caroline Wilhelmine Leonhardt ist zu Zittau im Jahre 1812 geboren, ihre Mutter verlor sie gleich nach der Geburt, drei Jahre später auch den Vater. Ihre Stiefmutter nahm sich ihrer liebevoll an, und nach der zweiten Verheirathung derselben blieb sie bei der Stief-Großmutter.

Schon als Kind las Caroline Alles, was ihr in die Hände kam, doch war Schiller schon in ihrem neunten Jahre ihr Lieblingsdichter, und ist es auch nebst Jean Paul geblieben; unter den Neueren schätzt sie vorzüglich Leopold Schefer.

Als Mädchen von zehn Jahren versuchte sie sich zuerst in kleinen Liedern und Erzählungen, welche von ihren Lehrern mit Beifall aufgenommen wurden, desto unfreundlicher aber von ihrer Familie, welche sich alle Mühe gab, den Keim der Dichtkunst in ihr zu unterdrücken! Sie fuhr jedoch in der Stille fort, ihr Talent auszubilden.

Im Jahre 1829 schrieb sie „die Verwahrlos'te," welche später in der Zeitschrift „Komet" abgedruckt wurde, es ist ein kräftig gezeichnetes Charakterbild, und zeigte, was die Dichterin in diesem Genre leisten könnte, wenn sie die verdiente Aufmunterung fände; von mehrern bedeutenden Dichtern wurde diese Arbeit sehr gnädig beurtheilt. Im Jahre 1832 wandte sie sich von Zittau nach Dresden, um dem Gerede zu entgehen, welches Schriftstellerinnen, namentlich in kleinen Städten, ertragen müssen. Sie wurde von Friedrich Kind, Tiedge u. A. freundlich aufgenommen. Tiedge beurtheilte ihren 1834 erschienenen „Liederkranz" ausführlich, und fast durchgängig wurden diese Lieder gütig aufgenommen, wie sie es denn auch verdienen, da, wie Menzel bemerkte, ein rein mädchenhaftes Gemüth sich ohne Ziererei darin ausspricht.

Eine Novelle „Leo" fand ebenfalls Beifall, die darin vorkommenden undeutschen Wörter und Redensarten sind dem eigenmächtigen Verfahren des Correctors zuzuschreiben. Das weltliche Oratorium, Conradin von Schwaben, war ursprünglich ein effectvoller Operntext, mußte aber, auf Verlangen des Componisten, der zum Ueberfluß später noch den ganzen ersten Theil durch eigene Abänderungen verballhornte, zum Oratorium umgewandelt werden, wodurch fast alles Leben und alle Abwechselung verloren ging. Eine andere von Rastrelli trefflich in Musik gesetzte Oper erhielt vorzüglich durch den Componisten dauernden Werth, das Sujet ist dasselbe, wie der Wald bei Hermannstadt, doch ohne Schuld der Dichterin, welche dieses Schauspiel gar nicht kannte. Uebrigens ist die Dichtung für den Componisten sehr dankbar, und hat sich hier auf dem Repertoir erhalten. — Außerdem schrieb Caroline Leonhardt: Encyklopädie der Frauenkünste, 1833 bei Friese; die Mädchen- und Frauenwelt, 1834 bei Friese; Erzählungen für Kinder, und die Novellen: Cornelia, der Agnat, die weiße Locke, das Eisengitter und Franciska Armand, welche Letztere Novelle wohl den Preis vor den übrigen verdienen dürfte.

Alle diese Arbeiten sind in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut; unter ihren dramatischen Versuchen ist ein kleines Lustspiel allerliebst. In Zukunft wird sie sich, durch eine freundlich-ernste Kritik veranlaßt, nur auf Lieder und weibliche Charakterbilder beschränken, und bei minderer Flüchtigkeit gewiß noch Beachtungswerthes leisten. Ihre Lieder sind meist Improvisationen, und das Verdienst wie der Fehler ihrer Arbeiten ist: daß sie selbige zu leicht hinwirft.

Theater.

Die letzten Aufführungen der „Iphigenia in Tauris" in Berlin.

(Von Dr. H. v. Keyserlingk.)

(Schluß.)

Mag auch seyn, daß Spontini einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Oper gehabt hat, und daß er seine Opern allen andern voranstellt, gewiß ist und bleibt, er ist eine musikalische Potenz erster Größe. Seine Vestalin, Ferdinand Cortez, Olympia machen ihn dazu, und sein Name wird in der Kunstgeschichte so gut für die Nachwelt fortleben und fortdauern, als die Namen Gluck, Mozart, Beethoven ꝛc. Es ist also fürwahr kleinlich und kläglich, daß Hr. Rellstab von seinem persönlichen Grolle gegen Spontini auch da nicht abstehen kann, wo es auf ein Kunst-Urtheil ankommt, und diesen Mann fortwährend, bald offen, bald versteckt, anfeindet und befehdet. So behauptet er fortwährend aus Groll gegen Spontini, Fräulein Stephan habe ihre Stimme verloren, was ihm kein Unbefan-

gener zugeben kann. Was kann nun das ganz unschuldige Mädchen für das, was etwa ihr Pflegevater, Spontini, gegen Rellstab sich mag zu Schulden haben kommen lassen, oder was ihm Hr. Rellstab in seiner leidenschaftlich-gereizten Stimmung zur Last legen mag. Dann räth er dem Frl. v. Faßmann, sie sollte ja nicht die Julia singen, und räth dagegen, sie möge die Armida einstudiren. Hier bleibt nur die Alternative: entweder Herr Rellstab versteht nichts von der Sache, oder hat sich von seinem persönlichen Groll wider Spontini zu einer handgreiflichen Parteilichkeit verleiten lassen. Denn Jeder, der nur das A-B-C der Musik versteht, weiß, daß Armide eine weit gewaltigere Partie ist, als Julia, ja selbst Iphigenia ist weit gewaltiger, und eine Sängerin kann weit eher und weit leichter die Julia singen, als die Iphigenia oder gar die Armide. Eine junge Sängerin also, die vier Mal hinter einander die Iphigenia singt, wie dies mit Fräulein v. Faßmann der Fall war, kann, ja muß auch die Julia singen, und noch viel mehr muß sie dies, wenn sie sich herausnimmt, die Armide singen zu wollen, eine Partie, der sich nur eine Sängerin von ganz gereifter physischer und musikalischer Kraft unterziehen sollte, an die sich keine Sängerin vor dem 25. Jahre wagen müßte. Hr. Rellstab ist von seinem Groll so verblendet gewesen, daß er Spontini selbst die Waffen in die Hände gegeben hat. Denn dieser kann nun mit vollem Rechte sagen: kann Frl. v. Faßmann die Iphigenia singen, die sie aber, wie wir oben gezeigt haben, jetzt weder darstellen noch singen kann, und will sie die Armide singen, so muß sie auch die Julia singen, oder gar nicht engagirt werden: kann sie aber nicht die Julia singen, so muß sie auch nicht die Iphigenia und noch viel weniger die Armide singen. O blinde Parteilichkeit, dein Name ist — Rellstab!

Was die übrige Darstellung der Iphigenia betrifft, so ließ sie auch noch viel zu wünschen übrig. Herr Bader spielt den Orest vortrefflich, aber singen kann er ihn nicht: aber gleichviel, Hr. Rellstab stößt in die Lobtrompete. Ueberhaupt will Hr. Bader oft singen, was er gar nicht singen kann, z. B. den Florestan im Fidelio, eine hohe Tenorpartie, während Hr. Bader's Stimme jetzt Bariton zu werden anfängt. Hr. Mantius singt den Pylades viel zu weichlich und zu süßlich; das ist kein Held des griechischen Alterthums, das ist ein Pariser Stutzer. Aber schadet nichts, Hr. Rellstab beräuchert ihn mit einer dicken Wolke Lob. Hr. Mantius ist ein trefflicher Sänger und zugleich ein Liebling des Hrn. Rellstab, der ihn nun lobt, er mag gut oder schlecht singen. Desto schlimmer aber haben es Sänger oder Sängerinnen, gegen die Hr. Rellstab einmal einen persönlichen Groll gefaßt hat; er hackt und beißt so lange, bis er sie weggebissen hat. So ging es dem Sänger Hoffmann, gegen den Hr. Rellstab einen unversöhnlichen Groll gefaßt hatte, warum, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes unbekannt, er biß und hackte so lange auf den unglücklichen Sänger los, bis dieser weichen und die Bühne verlassen mußte. Eben so verfolgte er vom Anfange an Frl. Stephan: warum? Weil sie eine Pflegetochter Spontini's ist. Heißt das recensiren? Der Name Spontini wird noch hundert und aber hundert Jahre leben: wir zweifeln aber, ob irgend Jemand nach 25 Jahren wissen wird, wer Herr Rellstab war. Das weiß Hr. Rellstab recht gut, und möchte sich gar zu gern in Spontini's Gesellschaft in die Unsterblichkeit einschmuggeln*). Vergebliche Mühe. Hr. Rellstab's Feder ist nicht in Wahrheit, sondern in kleinlichen persönlichen Groll getaucht, und das geht nicht auf die Nachwelt über. Spontini kann sagen: „Ich werde mich auf das Berliner Opernhaus stellen, meine Vestalin in der Hand, und das Urtheil der Nachwelt erwarten**)!" Wollte Hr. Rellstab sich dahin mit seinen Theaterkritiken in der Hand stellen, so fiele er herunter, noch ehe das Urtheil der Nachwelt ergehen könnte.

*) Als die Bildsäule Napoleon's auf der Säule des Vendome-Platzes wieder errichtet wurde, stand am Fußgestelle der Name des Minister Thiers; ein witziger Kopf sagte: „Ach, Hr. Thiers will sich in Gesellschaft des großen Mannes in die Unsterblichkeit einschmuggeln." (escamoter).

**) Auf St. Helena sagte Napoleon: „Ich werde mich, mein Gesetzbuch in der Hand, auf die Spitze des Simplon stellen, und das Urtheil der Nachwelt erwarten!"

Theater-Rucker.

Paris. „Le Doyen de Killerine," Vaudeville in zwei Aufzügen, von Hudalt und Payn, ist ein erster, nicht eben zu belobender dramatischer Versuch. Im Gymnase kam zu gleicher Zeit zur Aufführung: „Une position delicate," von Leonce und Bernard, eine Kleinigkeit. „Voltaire en vacances," Lustspiel in 2 Acten, mit Couplets von Villeneuve und de Libry, gefiel im Palais royal wegen seiner geistreichen Einfälle, und weil Olle. Dejazet als junger Voltaire sehr gut aussah. Die Moralität ist die schwache Seite des Stücks. In den Variétés sah man: „Balthasar" oder „die Rückkehr aus Afrika," von Desvergers und Edouard. Es häufen sich darin eine Menge Quiproquos, die alle verbraucht sind, und nicht mehr ziehen. Mehr Talent zeigten dieselben Verfasser in ihrem „Bal du grand monde," der sich im Beifall erhält. Eben da reussirte, wegen des inneren Lebens und der guten Leistung Friedrich Lémaitre's, der ziemlich plump gearbeitete „Barbier des Königs von Arragonien." Zu Gunsten des einst beliebten Komikers Odry gab das Theater der Porte St. Martin „Le sabatier ambitieux," von Dumersan und Nezel, ein Stück voll grotesker Uebertreibungen, welches mit einem Komiker gegenwärtiger Mode Glück gemacht haben würde. Das Theater Ambigu machte mit „Hermann der Trunkenbold," Drama in einem Act, von Boucher und Deligny bereits sehr gute Geschäfte, und wird sie auch in Zukunft damit machen. Das Sujet, zusammengetragen aus Verführung, Todtschlag, Selbstmord empört ein wenig — ein wenig, denn man ist bereits zu ziemlich starken Nerven durch die Gewöhnung gekommen. Das neue Ballet: „Das Blumenthal," von Taglioni für seine Tochter componirt, die Musik von Adam, Alles leicht und lebendig, voll Frische und Jugendfülle wird dem Operntheater wieder viel eintragen. „Amazampo," ein im Theater Ambigu aufgeführtes Drama, hat sehr gefallen. Der Monat brachte 34 Novitäten von 50 Verfassern: 1 Ballet, 1 Oper, 5 Dramen und 27 Vaudevilles.

London. Hier begab sich ein Skandalon bei der Aufführung eines endlos langen Dramas „Douglas." O'Connel, ein Verwandter des Redners, hatte es zu seinem Benefiz. In den Zwischenacten sollten die Musiker verschiedene Musikstücke executiren, ollein erbost auf den Beneficianten, spielten sie ein Sehen und Hören verleidendes Chaos. Das Publicum lärmte. O'Connel, der Redner, erschien und fragte, ob man

wünsche, daß das Orchester sich entferne. Man bejahte, aber die Musiker blieben und ließen noch schrecklichere Kakophonieen hören. Da geschah es denn, daß man Justiz übte, und die Musiker mit Gewalt entfernte.

„Das Mädchen von Artois," Musik von Balfi, war eine Juni-Neuigkeit des Drury-Lane-Theaters. Die Composition erschien etwas schwerfällig und wollte nicht so ansprechen, als die der „Belagerung von Rochelle," obgleich es an lieblichen Melodieen keineswegs fehlt. Am Kings-Theater wurde die „Gazza ladra" unter Mitwirkung der musikalischen Trias: Grisi, Tamburini und Lablache, sehr beifällig aufgenommen. Das Drama „Jon," aufgeführt im Theater Covent-Garden, bewies durch den zufallenden Beifall, daß es nur einer würdigen Hinstellung bedarf, um das englische Drama zu heben. Das neue Drama in 2 Acten von Planché: „the ransom" (das Lösegeld), kam im Heymarket-Theater zur Aufführung. Es gründet sich auf eine Anekdote Montesquieu's und ist also französischen Ursprungs. Sie sehen, daß auch England nach französischer Waare hascht, und der Geschmack keine Grenzlinien kennt.

Italien. Die neue Oper: „Un Avventura theatrale," von Campiaggio nnd Granara, hat im Theater S. Benedetto zu Venedig eine sehr gute Aufnahme gefunden. Die Musik wird theilweise als ganz vorzüglich und bedeutend gelobt. Das Libretto behandelt übrigens einen heut zu Tage sehr gewöhnlichen Vorgang: den Ruin und das Verschwinden eines Theaterdirectors, ein Abenteuer, bei welchen die Individuen von S. Benedetto als Darsteller, so wie als Opfer betheiligt sind. Das Ballet des Theaters Canobbiana in Mailand: „La lattivendola svizzera" (das Schweizer Milchmädchen) ist schnell zu einem Liebling der schaulustigen und tanzliebenden Menge geworden. Die Gesellschaft Lipparini in eben der Stadt gibt Kotzebue's wohlbekannten „Gustav Wasa" in einer ziemlich gelungenen Uebersetzung mit befriedigendem Beifall. So erhält denn gegenwärtig Kotzebue's Talent in Italien mehr Beifall, als in Deutschland, das freilich im Hintergrunde noch andere Ursachen hat, von dem Genannten nichts wissen zu wollen. Im Theater Carcano ist man eben beim Hören und Sehen einer neuen Mercadante'schen Oper, unter dem Titel: „Gabriele von Vergy," die als Libretto schon alt und als Composition an mehrern Orten bereits günstig aufgenommen worden ist.

Wien. Den 30. Juni am Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore: „Enrichetta Baienfeld, ossia: La festa della Rosa, melodrama serio, giocoso in due atti," Text von Ferretti, Musik von P. A. Coppola. Diese Oper diente zum Schlusse des sogenannten italienischen Abonnements, und zwar nicht auf ungünstige Weise. Nichts desto weniger gehört sie in dramatischer Beziehung zu den schwächeren Producten unserer Zeit und ist unvermögend, Ferretti's Ruhm als Operndichter zu fördern, in der Musik hat sich der Componist der „Nina" förmlich selbst übertroffen, denn sie zeugt von Geschicklichkeit und Talent, von regem und frischen Leben, Erfindung und Eigenthümlichkeit, und guter Berechnung der hervorzubringenden Wirkung. Bei der Aufführung zeichneten sich aus Sgra. Tadolini, Sgr. Galli, Sgr. Ronconi, Sgr. Genero, und genügend waren in den kleineren Partieen der Oper Sgr. Fux und Bondra, so wie die Sgri. Asti und Spiaggi. Am 11. Juli war zum ersten Male und als Benefiz des Hrn. Pöck im Josephstädter Theater „die Hochzeit des Figaro." Ein Wiener Blatt sagt über die Aufführung: „Eines Künstlers Abbild sind seine Werke; ruft man diese aus einem langen Schlummer empor, so erweckt man den Meister selbst zum Leben, welches dann ein mehr oder minder scheinbares ist, je nachdem man die Gesichtszüge mit mehr oder minder glücklicher Aehnlichkeit darzustellen verstand. — Es war kein Garrick's Talent, dem die Wiederbelebung des genannten Mozart'schen Geistesabbildes verdankt ward, es war ein hohler Revenant, ein nichtiger Schemen ohne Bedeutung und Leben, keine riesige Vision, die uns mit Schauder und Ehrfrucht durchfröstelt, als eine großartige Ahnung der Unsterblichkeit alles Genies. U. s. w." Jam sat prata biberunt. — An demselben Theater gastirte eine Dlle. Ruth. Ihr Vortrag ist correct und nett, allein die Stimme weder imposant, noch besonders klangvoll. Pöck's letzte Benefiz soll in „Jessonda" statt gehabt haben.

Berlin. Das Theater in der Königsstadt brachte eine Neuigkeit: „Die Ritter von Malta," nach einer Erzählung: „Die Großpriorin von Malta," dramatisirt von Charl. Birch-Pfeifer. Man kennt die hier mehr, dort weniger gelungene Arbeit, einen freien Roman in das Prokrustesbett der theatralischen Erfordernisse zu zwängen, man weiß, daß die genannte Schauspielerin sich dieser Arbeit schon oft, und zuweilen nicht ohne Glück unterzogen hat, und sieht sich genöthigt, ihren Leistungen eine besondere Aufmerksamkeit zu Theil werden zu lassen. Dabei kann aber für dieses Mal Mad. Birch-Pfeiffer nicht gewinnen, denn ihr Stück ist sechs Acte lang, dabei mit Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeit erfüllt, also um ganzer sechs Acte zu lang. Derselben Verfasserin „Witwe," Drama in 4 Acten wird nächstens von mir als Neuigkeit der Königsstadt erwähnt werden müssen.

Leipzig. Wir leben jetzt in einer operreichen Zeit. Altes wie Neues kommt an die Reihe, und die als ausgezeichnete Bravoursängerin bekannte Mad. Schodel, als Gast, erwirbt sich gegenwärtig den ungetheiltesten Beifall. Auch Hr. Pfeiffer kann sich über den Succeß seiner Debütrollen nicht beklagen. Nur Hr. Freymüller hat bei der Aufführung des Fidelio nicht gefallen, und der Vortrag einer Arie, die seiner Stimme nicht zusagen mochte, sogar mißfallen. Sind auch sonst die Auspicien für unsere Oper nicht von gar ungünstiger Art, so scheint es doch, als ob das Schauspiel dieselbe überflügeln werde. Namentlich ist für dasselbe eine schöne Acquisition der bereits in diesen Blättern genannte Hr. Lukas. Er wird ein für die Kunst nicht nur sehr begabter, sondern auch schöner junger Mann genannt, der den Vortheil bei seiner bisherigen Schauspielerbildung hatte, treffliche Muster zu haben, und namentlich Löwe beobachten und beachten, und in allen seinen Vorzüglichkeiten zu studiren. Der erwähnte Aufschwung ist dem Schauspiele zu gönnen, da man allerdings Ursache hatte, denselben längere Zeit hindurch zu wünschen.

Trotz aller Angriffe, welcher unsere Direction ausgesetzt ist, scheint es doch dem der Taktik Kundigen und in der Divination über einen Kampfausgang Erfahrenen wahrscheinlich, daß sie sich hält und keinem ihrer Feinde, wie sehr sie auch überall aus dem Hinterhalte hervordrohen, den Rücken zeigen werde. Der vielbesprochene Kündigungstermin zu Michaelis wird vielleicht ein, zwei kleine Wortscharmützel herbeiführen, am Ende aber im Stande der Dinge nichts ändern. Und warum soll man auch eine Aenderung wünschen, wenn man nicht im Voraus weiß, daß sie eine unbedingte Besserung ist?

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 189. (VII. Jahrgang.) Montag, den 8. August. 1836.

Gegenüber.

Ich steh' im kleinen Zimmer
Am dunklen Fenster allein,
Dort auf der stillen Straße
Liegt hell des Mondes Schein.

Im dunklen Hause drüben
Ist nur ein Zimmer erhellt,
Ich schaue lächelnd hinüber,
Vom Sehnen das Herz geschwellt.

Dort auf dem Sopha sitzen
Zwei bei der Lampe Licht —
Ich sehe sie kosen und küssen,
Sie aber seh'n mich nicht.

Ich freue mich ihres Glückes,
Ich lächle bei ihrem Scherz,
Ich träume und glühe und zittre —
Wie pocht so stürmisch mein Herz!

Er tändelt mit ihren Locken,
Sie spielt mit seiner Hand,
Er küßt ihr Mund und Augen,
Und Nacken und Gewand.

Sie wirft so selig müde
Das Köpfchen zu ihm hin —
In lichtem Wonnetraume
Verschwimmen Blick und Sinn.

Sie halten sich eng umschlungen,
Glühend in seliger Lust —
Jetzt schlägt wohl wonnig bebend,
Ein Herz in Beider Brust.

Und in des Andern Seele
Taucht tief ein jeder Blick.
Und Auge strahlt das Auge,
Und Seele die Seele zurück! —

Ich wandte von dem Fenster
Den heißentflammten Blick;
Ich sank in die Kissen des Sopha's
Und träumte von altem Glück.

Ich schloß die Augen, da war mir,
Als sey ich nicht mehr allein,
Als trätest Du schattenleise
In's dunkle Zimmer ein.

Um meinen Nacken schmiegte
Sich liebeinnig Dein Arm,
Um meine Wangen spielte
Dein Athem lind und warm.

Mild neigte sich über den Träumer
Dein blühendes Gesicht —
Im Zimmer ist's so dunkel,
Im Herzen so hell und licht!

E. Ferrand.

Der Referendar.

(Fortsetzung.)

Mit verschränkten Armen saß Gasparin, der Wollüstling, in dem kühlenden Schatten einer Laube. Aber bis in sein Inneres drang diese Kühlung nicht. Sein Gesicht glühte von innerer Hitze. Er hatte schon längere Zeit hindurch ein dumpfes Stillschweigen beobachtet. Endlich brach er es, indem er seine Declamationen, die der Besuch unterbrochen hatte, fortsetzte.

»Tausend schmachtende Blicke, eine Million zärtlicher Wünsche hast du bis jetzt vergebens verschwendet! Bist du nicht ein Thor? Dein ganzes Vermögen hast du dahin gegeben, ein Genie erschöpft über bezaubernden Gedichten, deinen Verstand hast du aufgeboten, ohne nur einen Händedruck zu erhalten? Es muß anders werden!«

Sein frevelhafter Wunsch wurde befriedigt. Gasparin wußte, daß Avara, die Gemahlin Gulphur's, eine große Freundin des Pharospiels war, allein oft mit Verlust spielte. Ihr Gemahl sah dieses sehr ungern, da er von allen seinen Unternehmungen gern die größten Vortheile zog.

Eben bereitete sich dieser auf eine Reise vor, als ihn Gasparin in seiner Beschäftigung unterbrach. Er verweilte jedoch nur kurze Zeit. Mit einer ansehnlichen Summe in der Tasche, die er von Jenem auf einige Wochen geliehen hatte, entfernte er sich, schon im Voraus sich seines Sieges freuend. Bald hierauf fuhr Gulphur zum Thore hinaus, an der ehelichen Treue seiner Gattin nicht den geringsten Zweifel hegend.

Bei hereinbrechender Dämmerung erschien der Referendar in der Wohnung seines Freundes. Avara saß mit einer Freundin am Spieltische.

»Hier, Madame, ist die Summe, welche mir vor ein Paar Stunden Ihr Herr Gemahl geliehen hat. Da ich sie zu der bestimmten Absicht nicht nöthig habe, so zögere ich nicht, dieselbe dankbar in Ihre Hände zurückzugeben.«

Avara verstand Gasparin und legte die Summe in ihre Chatoulle. Bald entfernte sich die Freundin, Gasparin blieb noch einige Zeit, um das heilige Band der Ehe frevelhaft zu brechen.

Vor einigen Stunden war Gulphur von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt. Gasparin erschien bald hierauf.

»Ich habe Dich nicht sobald erwartet,« sagte er, »sonst würde ich das Geld, welches Du mir vor Deiner Abreise geliehen hast, noch etwas länger an mir behalten haben. Deine Gemahlin hat es bereits ehegestern in Empfang genommen.

Avara, welche im Zimmer war, erröthete, ohne ein Wort zu erwiedern. Aber es war nicht die Röthe einer treuen Gattin, sondern das Roth einer doppelt Betrogenen.

Mit der größten Ruhe bedankte sich der Referendar bei seinem Freunde und bat, daß er ihn aus seinem Schuldregister tilgen möchte. Avara gestand den Empfang; denn Gasparin hatte einen Zeugen und Leugnen würde sie an den Pranger gestellt haben. Als der freche Betrüger sich entfernte, sandte sie ihm einen wüthenden Blick nach. Allein vergebens. Gasparin freute sich seiner That, doch nicht lange. Der innere Richter erwachte und trieb den Frevler ohne Rast von einem Freunde zum andern.

»Also Weinstein, der alte Zecher, wird kommen?« frug Wachsmuth seinen Freund Gasparin. — »Und Eduard, der Pietist, wird doch auch nicht fehlen?«

»Keineswegs,« antwortete dieser. »Zwar wird dieser wieder saure Gesichter machen, wenn er die Flaschen auf dem Tische aufgepflanzt erblickt, aber dies ist eben das Schöne. Ein solcher Weinfeind muß das Vergnügen erhöhen, welches Bacchus vom Rheine ohnedieß schon gewährt. Je mehr sich unser Pietist anfangs anstrengen wird, das weingefüllte Glas an die Lippen zu setzen, desto ergötzlicheres Lachen wird er durch diese Jungfräulichkeit und mädchenhafte Ziererei erregen. Und hat er erst eines geleert, dann ändert sich's auch mit ihm, wie Du schon weißt.«

»Warum führt aber der arme Eduard den verhaßten Namen eines Pietisten? Er ist sonst dem Pietismus sehr abhold!«

»Ganz sonderbarer Weise! Pietisten sind, wie bekannt, diejenigen, welche ihre frühere Lebensbahn verlassen, um mit Selbstkasteiungen aller Art sich abzumühen. Aehnlich verhält es sich mit Eduard. Anfangs ein eifriger Jünger des Weingottes, wurde er ein abgesagter Feind desselben, und würde mit demselben einen Proceß angefangen haben, wenn es nach dem Corpus juris civilis, der Bibel der Juristen, möglich gewesen wäre. Aus Scherz wurde nun unserm strengen Eduard der Name Pietist gegeben.«

»Nun,« erwiederte Wachsmuth, »vielleicht gelingt es mir heute, ihn wieder zu bekehren nnd auf den Weg nach dem Weinlande zurückzuführen.«

»Versuch' es!« entgegnete Gasparin; »Weinstein wird Dir treulich beistehen.«

»Dessen Beistand ist ganz unnöthig. Ich bin ein arger Proselytenmacher, — ich sammle nämlich Jünger für Bacchus — ein Glas im Magen und Kopfe, und die bösen, feindlichen Geister werden aus ihm weichen!« war Wachsmuths Antwort.

»Aha! das ist ja herrlich!« ließ sich eine Stimme vernehmen. Es war Weinstein, welcher zur Thüre eintrat und mit hoher Freude seine Lieblinge erblickte.

»Zuvörderst meinen Gruß an Euch, alte Spießgesellen und Helfershelfer! Sodann ein Wort zum Lobe Deiner trefflich organisirten Weinarmee, Gasparin! Es sind doch deutsche Mannen?«

»Vater Rhein hat sie mir aus großer Güte und Freundschaft gesandt und läßt Dich zugleich zu einem baldigen Besuche bei ihm einladen.«

»Auch Du hast Dich uns zugesellt, trübseliger Pietist, Erzgegner aller Weintrinker, Feind aller Menschen, nämlich derer, welche auf ächt menschliche Weise mit Shakespeare meinen: »Guter Wein ist ein gutes, geselliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal davon begeistern lassen.« Nun Theurer, küsse meine weinseligen Lippen! —

»Jetzt zum Werke! Vorerst laßt uns fein andächtig singen mit dem Wandsdecker Boten, Weinfreunde und Pietisten Matthias Claudius:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unſ're Reben,
Da wächst ein deutscher Wein,
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein ꝛc.“

Aus Freude über die vollbrachte That, zugleich aber auch, um die Unruhe, die sich in ihm zu regen anfing, aus seinem Herzen zu verscheuchen, hatte Gasparin einige Bekannte zu sich geladen. Das Weingelage nahm seinen Anfang, als der Tag kühl geworden war. Ludolph war

nicht erschienen, weil ihm das Betragen Gasparin's nicht gefiel, vorzüglich seit er den Vorfall in Gulphur's Hause aus Gasparin's Munde vernommen hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Abgerissene Gedanken*).

Unter allen Tugenden hat die Dankbarkeit das kürzeste Gedächtniß.

Die Welt ist eine Komödie für die, welche denken; eine Tragödie für die, welche fühlen.

Es ist umsonst, ein junges verliebtes Mädchen aus ihrer Leidenschaft heraus reden zu wollen. Liebe wohnt nicht im Ohr.

Wer Mitleid zu erregen hofft, indem er sich gegen seinen Arzt beklagt, ist so thöricht, als wer sein Geld im Spiele verloren hat und sich gegen seine Mitspieler beklagt. Wenn Niemand krank oder unglücklich wäre, wie sollten Aerzte und Spieler zu Gelde kommen?

Wenn Schmeichler Könige um solcher Tugenden willen preisen, die gerade das Gegentheil ihrer Eigenschaften sind: so fällt mir das Geschichtchen von dem kleinen Knaben ein, der die Unart hatte, Leuten ihre körperlichen Gebrechen vorzuhalten. Als einst Jemand, der eine außerordentlich große Nase hatte, bei dessen Eltern essen sollte, verbot die Mutter ihrem Söhnchen ernstlich, nichts von des Herrn großer Nase zu erwähnen. Jener kam; das Kind starrte ihn an; wendete sich darauf zur Mutter und sagte: Ach Mutter, was der Herr für eine hübsche kleine Nase hat.

Tadelsüchtige alte Damen verrathen drei Dinge: Einmal, daß sie galant gewesen sind; zunächst, daß sie es nicht mehr seyn können, und zum dritten: daß sie es gern noch immer seyn möchten.

Die Menschen sind oft größerer Dinge fähig, als sie ausführen. Sie werden mit Creditbriefen in die Welt geschickt und ziehen selten die volle Summe.

*) Aus dem Englischen des Horatio Walpole, nachmaligem Grafen von Orford, verdeutscht.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Leipzig.

Leipzigs Bauten. So heißt jetzt ein besonderes, wichtiges und mit jedem Tage anschwellendes Capitel in der Chronik Leipzigs. Seit zehn Jahren hat sich das Aeußere der Stadt dermaßen verändert, daß dem Fremden außerordentlich Vieles durchaus neu und völlig umgestaltet erscheint, dem Einheimischen aber, bei der Menge von Veränderungen und bei der Schnelligkeit, mit welcher sie auf einander folgen und gefolgt sind, die Erinnerung, wie es vorher war, schwieriger und schwieriger zu werden beginnt. Wer vermöchte, und wäre er auch geborener Leipziger, sich jetzt noch eine lebendige und durchaus deutliche Vorstellung von dem alten inneren Grimmaischen Thore mit seinem mittelalterlichen Festungsansehen, seinen Schießscharten, Stadtsoldatencasernen, seinen Emblemen und Wappen, seinen winklichen Ein- und Anbauten, seinen Gräben und unterirdischen Ausgängen zu machen, wenn er jetzt den Platz, den es mit seinem Zubehör einnahm, leer und theils zu einem freien freundlichen Fahrbahn eingerichtet, theils ihn zu einer vielbenutzbaren Square sich umbilden sieht! Wer könnte und möchte sich noch deutlich den alten Thurm vorstellen, in dem seit dem Mittelalter Gefangene, Schuldner und zuletzt rebellirende Schneidergesellen gesessen hatten, und der noch nach Wegschaffung der Thorgebäude, wie eine kleine Bastille in die Stadt hineindrohte, wenn er jetzt an dessen Stelle ein schönes Gebäude mit allen Zierrathen der Modernheit erblickt! An die Stelle eines Gefangenwärters mit seinen Schergen ist der freundliche Wirth eines Café français mit seinen uniformirten Marqueurs getreten, und wo einst nur Heulen und Zähnklappen, nebst unmelodischem Riegel- und Schlüsselgerassel vernommen wurde, da tönt jetzt des weitberühmten Posaunisten Queisser's Posaune, begleitet von den Instrumenten seines und des Barth'schen Musikchors. Wo einst den Schuldigen oder Beschuldigten nur saure Bissen Brotes und sumpfiges Wasser verabreicht wurden, oft auch die unfreiwillige Hungercur von mürrischen Kerkerknechten in Anwendung kam, da bietet der geschmackreiche Conditor Felsche die feinsten Confitüren und Biscuits, nebst narkotischem Kaffee, süßduftendem Thee, allerlei kühlender Limonade und erfrischendem Eis, erwärmendem Grog, Punsch, Liqueur und Wein, und der Luxus führt den Genießenden in zierlich ausmeublirte Zimmer und Cabinette, wo die Citrone neben den ausgesuchtesten Zierpflanzen blüht, wo in der Weinlaube ein Springbrunnen von Marmor aus Becken und Wasserstrahl Rosendüfte verbreitet, und wo einst zwischen schweißtriefenden rußigen Kerkerwänden Unglückliche ihre Seufzer mit dem Hauche der Mephitis vereinigten, da sitzt jetzt auf weichem Pelster und am niedlichen Marmortisch der freie und elegante Stutzer mit der Cigarre und belächelt während seines dolce far niente die Geschichte von Paul und Virginie, von welchen die Wände in zierlichen Tapetenbildern sprechen. Wenn irgend eine Wahrheit in der Fabel von der Anhänglichkeit der Verstorbenen an ihrem Wohnplatze auf Erden läge, wenn die Gefangenen, die Rebellen, die Schuldner, die im alten Grimmaischen Thurme jammervoll verschmachteten, zu begünstigender Zeit zur Erde zurückkehrten, wie würden sie sich mit dem gegenwärtigen Menschengeschlecht über die hier bewahrheitete Perfectibilität der Welt freuen und mit welcher Gier statt in Moderduft, im süßen Blumen-, Wein- und Gewürzdufte sich

baden! Wie würde es ihnen klar werden, daß auch in ihren irdischen Nachfolgern die Ueberzeugung keimt, wie mit fortschreitender Bildung jede Zwingburg fällt, trage sie einen Namen welchen sie wolle, und wie, wenn das Licht der Wissenschaft, der Sonne gleich, Alle umleuchtet, jede Schranke, jede Absonderung und Erhöhung schwinden und eine allemeine und allgemein beglückende Einheit und Gleichheit eintreten muß, —

Wohl, der Gedank' ist da
Helft, Geister! nur und hebt,
Daß frei vom Angelwerk
Der Ball zum Himmel schwebt!

Schön und majestätisch dehnt sich, wenige Schritte vom Café français seitwärts, das neue Universitätsgebäude „Augusteum" genannt. Welch' ein Unterschied mit dem alten „Paulinum", wie es von den alten Dominicanermönchen überliefert worden war! Hätte man wohl den Musen einen häßlicheren und schmutzigeren, geflickteren und ekelerregenderen Aufenthalt anweisen können, als dieses Gebäude, wie es zum Skandal aller ästhetischen Augen und Augengläser noch vor einem Lustrum dastand und mit seinen vergitterten Carcerfenstern und verzweiflungslustigen Incarcerirten die moderne und elegante Weltbildung verhöhnte und verscheuchte! Das Abtragen dieser akademischen camera obscura war in der That ein Bedürfniß der Zeit und des Zeitgeschmacks, und die Politik, repräsentirt von den Deputirten des Sachsenlandes, übergab dieses Geschäft dem Patriotismus und so erstand auf dem Grunde des ehemaligen Klosters der Dominicaner, deren Gebeine noch in erklecklicher Menge und oft in zweideutiger Lage aufgegraben wurden, ein Gebäude, genannt nach dem Glanznamen des sächsischen Regentenhauses und durch diesen Namen hindeutend auf eine alte Geschichtsepoche, in der die Pflege der Wissenschaft den höchsten Gipfel erreicht hatte — ich meine das augusteische Zeitalter. Wie aber nichts auf Erden vollkommen, und auch dem Besten noch Fehl und Mangel ankleben, so auch dem neuen zum 3ten August d. J. eingeweihten Universitätsgebäude. Das Frontispiz zeigt, von Meisterhand gebildet, die Embleme der vier Facultäten, aber der auf sie niederschwebende Schutzgeist gleicht mehr einem Engel aus dem Glauben des alten Babylon, als einem göttlichen Wesen nach der Phantasie eines Platon. Das Portal des Gebäudes ist wenigstens um eine Elle zu schmal; die zwei allegorischen Bildsäulen aber, die es in der Höhe zu beiden Seiten zieren sollen, sind zu schlank und schmächtig, um zu imponiren und statt von Marmor zu seyn, sind sie von Sandstein und überdeckt mit fettig gleißender Oelfarbe. Die unter den Statüen an säulenartigem Unterbau angebrachten Arabesken glänzen ebenfalls in öligem Ueberzug und sind von — Töpferthon gebildet. Betrachtet man den langen nur zwei Stockwerk erhobenen Bau, so denkt man unwillkürlich an die chinesische Bauart, die an der Erdscholle hinkriecht, und findet nicht den Aufschwung des Aeußeren der die innere Tendenz symbolisiren sollte. Wendet man demnächst sein Auge zurück auf die enge Pforte, so muß man geschwind an den schmalen Pfad der Tugend denken, um nicht in Versuchung zu kommen, böse Gedanken zu hegen. Im alten Gebäude wird alles Alte und Veraltete restaurirt, die alten Bibliothekſäle renovirt und diverse Kreuz- und Quergänge reparirt. In den letzten hat man an den Wänden Spuren von Malerei nach biblischen Geschichten und alten katholischen Legenden aufgefunden, betrachtet, hier und da nicht ohne Werth erkannt, sie vielleicht auch benutzt, aber dann übertüncht. Alles erscheint nun in einem anderen, d. h. stärkeren, helleren, freundlicheren Lichte, Alles um und neben dem Ort, wo den Musen vorzugsweise gedient und geopfert werden soll, ist polirt und geleckt und conform gemacht den neuesten modernen Einrichtungen. Bei jenem aber, wie bei diesen, wird uns die Frage, ja der Zweifel, offen stehen, ob das Neue in seiner Annäherung an die Welt, in seiner Verschmelzung mit derselben und in seinem Aufgehen in derselben den Wissenschaften dieselben Dienste leisten wird, welche das Alte, trotz des Vorwurfs: „studia ne sordida sunto" unbestreitbar geleistet hat. Ich kann mich der Parallele mit den sächsischen Fürstenschulen, namentlich mit Grimma, nicht enthalten. Was hat diese Schule der Universität für Jünglinge gesendet, als es noch eine streng disciplinirte Klosterschule war, als man sie eine Welt, für sich bestehend, durch sich getragen und in sich abgeschlossen seyn ließ, als man nicht „Pennalismus" und wieder „Pennalismus!" schrie, die heilsam wirkende, unter den Schülern selbst von Serennium zu Serennium übergehende Gesetzordnung nicht aufhob, den Unteren dem Oberen nicht gleichstellte, die Bande des Gewebes nicht lockerte, wähnend, es bedürfe nur eines Adjunctus oder Collaborators mehr, um kein rissiges Zeug zu produciren! Wie strömten da von allen Seiten die Schüler zu! — Anders ist es geworden, seit das unglückliche Wort Emancipation sich überall einschleicht, in die Fürstenschulen sich das Wesen der Stadtgelehrtenschulen Bahn gebrochen hat, die Fürstenschüler, unter sich selbst ohne Gesetz und Recht, nur unter dem unzureichenden Scepter des inspicirenden Wochenpräceptors stehen und mit der Welt amalgamirt durch diese zerstreut, gestört und im Studiren vielseitig behindert werden. Es gibt der Anhänger des ancien regime in solchen Anstalten genug, welchen Mißtrauen aus solchen Aenderungen erwächst. In der That würde man diesem Mißtrauen nicht allzu Bedeutendes entgegensetzen und dessen üblen Wirkungen vorbeugen können, wenn nicht an der Grimmaischen Fürstenschule Männer an der Spitze ständen, welche mit sicherer Hand den schwankenden Kahn führen und ihn ungefährtet über die Wogen des Zeitgeistes hinführen. Statt Aller nennen wir nur den hochverdienten Rector und Professor Weichert, der als Choraz der Lehrer dasteht. Ueberdies haben Sachsens geistliche Ministerien stets ihr besonderes Augenmerk auf Grimma gerichtet gehabt und auch das jetzige Ministerium der geistlichen und Schul-Angelegenheiten wird es in seiner Weisheit nicht vergessen, daß die Gelehrtenschule in Grimma eine kostbare Perle in Sachsens Krone ist, für deren Fassung keine Sorgfalt und Obsicht zu sparen ist.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 190. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 9. August. 1836.

Der Referendar.

(Fortsetzung.)

Nach beendigtem Gesange fuhr Weinstein fort:

»Solch' ein Lied konnte nur der dichten, welcher die Lieblichkeit des Rebensaftes vom Rheine geschmeckt hatte! Er soll leben! — Das ist Nierensteiner! — Noch ein Mal! — Und noch ein Mal! — Ha! der mundet, ist lieblich und würzig. — O der trocknen, hölzernen Zeit! Weder Sturmfluthen noch Regengüsse sind im Stande, dieselbe zu erweichen. — Laß uns die Gläser anstoßen, Pietist! Es lebe Carl der Große!

Die Uebrigen lachten. Doch mit ernster Miene hub Weinstein an:

»Ihr wäret werth, Wasser aus dem Rheine zu saufen, statt des Rebenblutes seiner Hügel! Wo jetzt die schönen Weingärten stehen vom Ufer des Rheines hinauf an den Rücken der Berge, und hinauf und hinab im Rheinthal Traube an Traube sich schlingt, da lag sonst wüster, düsterer Wald. Da schaute einst Kaiser Carl — er soll leben! — aus seiner Burg in Engelheim — fülle die Gläser mit dem Rothen, Gasparin! — an den Bergen hin, er sah, wie die Sonne schon im März so warm diesen Hügel begrüße und den Schnee hinabrolle in den Rhein, wie so früh die Bäume sich dort belauben und das junge Gras dem Frühling voraneile aus der Erde. Da erwachte in ihm der Gedanke, Wein zu pflanzen, wo sonst Wald lag. Und ein geschäftiges Leben regte sich im Rheingau bei Engelheim, der Wald verschwand und die Erde war bereit, den Weinstock aufzunehmen. Da schickte der Kaiser Männer nach Ungarn und Spanien, nach Italien und Burgund, nach Champagne und nach Lothringen, und ließ Reben herbeibringen, und senkte die Reiser in der Erde Schoß. Und Bacchus freute sich, das Carl sein Reich ausbreite im deutschen Lande, und als dort die ersten Reben blühten, zog er ein im Rheingau mit glänzendem Gefolge, lag auf den Hügeln und schuf auf der Erde und schuf in den Lüften, und seine Diener breiteten die Netze aus und fingen den Frühlingsthau auf, daß er den Reben nicht schade; sie stiegen hinauf in das blaue Himmelszelt und brachten warme Sonnenstrahlen nieder, die sie sorgsam um die kleinen Beerlein gossen, schöpften Wasser im grünen Rheine und tränkten die zarten Wurzeln und Blätter. Und als im Herbst das erste zarte Kind des Rheingaues in der Wiege lag, da hielt Bacchus mit seinen Gesellen ein großes Fest und lud alle Elemente zur Feier ein. Und sie kamen und brachten köstliche Geschenke, und legten sie dem Kindlein als Angebinde in die Wiege. Das Feuer legte seine Hand auf des Kindes Augen und sprach: Du sollst mein Zeichen an Dir tragen ewiglich; ein reines, mildes Feuer soll in Dir wohnen und Dich werth machen vor allen Andern. Und die Luft in zartem, goldnem Gewande kam heran, legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und sprach: zart und licht sey Deine Farbe, wie der goldene Saum des Morgens auf den Hügeln, wie das goldene Haar der schönen Frauen im Rheingau. Und das Wasser rauschte heran in silbernen Kleidern, bückte sich auf das Kind und sprach: Ich will Deinen Wurzeln immer nahe seyn, daß Dein Geschlecht ewig grüne und blühe und sich ausbreite, so weit mein Rheinstrom reicht. Auch die Erde kam und küßte das Kindlein auf den Mund und wehte es an mit süßem Athem. Die Wohlgerüche meiner Kräuter, sprach sie, die herrlichsten Düfte meiner Blumen habe ich für Dich gesammelt zum Angebinde. Die köstlichsten Salben aus Ambra und Myrrhen werden gering seyn gegen Deine Düfte, und Deine lieblichsten Töchter wird man nach den Blumen heißen — die Rosen. — So sprachen die Elemente; Bacchus aber und seine Gesellen jubelten über die herrlichen Gaben, schmückten das Kindlein mit frischem Weinlaub und schickten es dem Kaiser in die Burg. Und er erstaunte über die Herrlichkeit und Lieblichkeit des Rebenkindes, hat es fortan gehegt und gepflegt, und die Rebe am Rheine

seinen herrlichsten Schätzen gleich geachtet. Und seine Nachkommen sind ihm nachgefolgt in gleicher Treue und gleichem Fleiße bis auf diesen Tag.«

Ein Paar helle Thränen rollten Weinstein über die Wangen, als er geendet hatte.

»Nun, alter Sieger über die Schaaren des Weines, Du weinst wohl gar?« frug Wachsmuth.

»Schier geht es mir immer zu Herzen, wenn ich auf diesen Gegenstand zu sprechen komme, denn ich muß jedes Mal eines lieben Freundes dabei gedenken, der jüngst heimgegangen ist in das Land, wo die wahre Freude grünt und blüht, meines unvergeßlichen Hauf's, der so schön über den Wein zu sprechen pflegte, wenn wir traulich bei einer Flasche Rheinweines saßen. Was ich eben sprach, sind Nachklänge aus seinen Reden.«

Weinstein schwieg, mit ihm seine Freunde.

»Solche Rede möchte mir leicht neue Liebe zum Weine einflößen,« unterbrach der Pietist das Stillschweigen.

Wachsmuth und Gasparin blickten sich verwundert an.

»Freilich,« erwiederte Weinstein; »es wird endlich einmal Zeit, daß Du Deinen Widerwillen fahren läßt. Was meinst Du, Du gibst nächster Tage einige Flaschen zum Besten, stellst Dich recht böse und — trinkst dann recht tüchtig? He?«

»Es sey!« entgegnete Eduard; »allein unter der Bedingung, daß Du keinen Tropfen genießest.«

»Wohlan!« antwortete Weinstein, »ich genieße keinen Tropfen, sondern ganze Gläser.«

Gasparin und Wachsmuth erhoben ein lautes Gelächter, in welches Eduard unwillkürlich mit einstimmte.

»Aber nun steh' Du Rede, Gasparin! Was bewegt Dich, uns heute hier zu versammeln? Ich schlage keine Einladung aus, wie Dir bekannt ist, aber ich weiß auch, daß sie gewöhnlich eine besondere Veranlassung hat, die entweder aus gutem oder bösem Herzen kommt. Fließt sie aus reiner Quelle, dann ist ihr Zweck, Bekannte und Verwandte an dem Vergnügen eines genossenen Glücks Theil nehmen zu lassen; ist ihr Grund ein schlechter, dann zielt sie dahin ab, die Freunde mit dem Gewebe der Selbstsucht, schlechter Absichten, teuflischer Pläne, höllischer Intriguen, zu umspinnen, gleich der Spinne, welche in ihre fein und zart gewobenen Fäden die Fliegen lockte, um denselben unter vielen Qualen das Blut auszusaugen. Daß das Letztere hier statt habe, glaube ich nicht und lasse mich auf keine ferneren Betheuerungen ein. Also muß Dir ein absonderliches Glück zu Theil geworden seyn, das Du uns heute bei einem Glase perlenden Rheinweines erzählen willst. Worin besteht dies nun?«

Gasparin schwieg, obwohl drei Freunde mit gespanter Aufmerksamkeit der Erzählung entgegensahen.

»Nun?« fuhr der redselige, offenherzige Weinstein fort; »mache uns doch mit Deinem genossenen Glücke bekannt! Hat Dir vielleicht die Minne hold gelächelt? Hast Du mit gutem Erfolge Deiner Geliebten eine Serenade gebracht? Hat sie Deine Seufzer erhört? Ist — — — —

Weinstein würde seine Fragen, die keineswegs den Charakter eines criminalistischen Inquisitors, sondern ächter Theilnahme an Gasparin's glücklichem Loose, wie dasselbe beschaffen zu seyn schien, an sich trugen, noch eine Zeit lang fortgesetzt haben, wenn ihn Gasparin nicht unterbrochen hätte.

(Schluß folgt.)

Der schwarze Tod.

Geißler und Judenverfolgungen.

(Fortsetzung.)

In Mainz allein sollen 12,000 Juden einen qualvollen Tod gefunden haben. Geißler hielten hier im August ihren Einzug: Juden geriethen hierbei mit Christen in Streit, und tödteten deren viele. Als sie aber sahen, daß sie der anwachsenden Uebermacht weichen mußten, und nichts sie vom Untergange retten konnte, so verbrannten sie sich in ihren Häusern mit allen den Ihrigen. So gaben denn auch an anderen Orten fanatische Geißelfahrten die Losung zu blutigen Auftritten, und da man überall mit der Mordgier eine unselige Bekehrungssucht verband, so wurde auch unter den Juden ein fanatischer Eifer rege, als Märtyrer ihres alten Glaubens zu sterben. Wie hätten sie sich auch mit Ueberzeugung dem Christenthum in die Arme werfen können, dessen Gebote nie frevelhafter übertreten worden sind? In Eßlingen verbrannte sich die ganze jüdische Gemeinde in ihrer Synagoge, und oft sah man Mütter mit eigenen Händen ihre Kinder auf den Scheiterhaufen werfen, damit sie nicht getauft werden sollten, und dann selbst in die Gluth nachspringen; kurz, wozu Fanatismus, Rachsucht, Habgier und Verzweiflung im furchtbaren Vereine den Menschen irgend treiben können — und wo ist hier die Grenze? — das geschah im Jahr 1349 in ganz Deutschland, Italien und Frankreich ungestraft und vor aller Welt Augen. Es schien, als wären der Pest nur Schandthaten und wahnsinniger Taumel, nicht aber Trauer und Betrübniß gefolgt; die Meisten, welche Erziehung und Standpunct beriefen, die Stimme der Vernunft zu reden, führten selbst den rohen Haufen zu Mord und Plünderung. Fast alle Juden, die in der Taufe das Mittel zu ihrer Rettung gefunden, wurden späterhin nach und nach verbrannt, denn man ließ nicht ab, sie der Vergiftung des Wassers und der Luft zu beschuldigen. Auch wurden mit ihnen viele Christen gefoltert und hingerichtet, die ihnen aus Menschenliebe oder Eigennutz Schutz hatten angedeihen lassen. Andere zum Christenthum Uebergetretene bereueten ihren Abfall, und suchten, ihrem Glauben treu, den Tod.

Selbst die höchste kirchliche Macht war unzureichend, der zügellosen Wuth Einhalt zu thun. Clemens IV.

beschützte nicht nur die Juden in Avignon, so viel er vermochte, sondern erließ auch zwei Bullen, in denen er sie für unschuldig erklärte, und die christlichen Völker, wenn auch ohne Erfolg, ermahnte, von einer so grundlosen Verfolgung abzustehen. Auch Kaiser Carl IV. war ihnen günstig, und suchte das Verderben von ihnen abzuwenden, wo er nur immer konnte; doch durfte er nicht das Schwert der Gerechtigkeit ziehen, und sah sich sogar genöthigt, dem Eigennutz der böhmischen Edelleute nachzugeben, die eine so erwünschte Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollten, sich ihren jüdischen Gläubigern mit Hilfe eines kaiserlichen Mandates zu entziehen. Herzog Albert von Oesterreich brandschatzte und plünderte seine Städte, die sich Judenverfolgungen erlaubt hatten — ein zweckloses und unmenschliches Verfahren, das überdies vom Verdachte der Habsucht nicht frei ist — doch konnte er in seiner eigenen Feste Kyburg einige hundert aufgenommene Juden nicht schützen, die von den Einwohnern schonungslos verbrannt wurden. Noch einige andere Fürsten und Grafen, wie Ruprecht von der Pfalz, nahmen sich der Juden gegen großes Schutzgeld an; dafür nannte man sie aber Judenherren, und sie geriethen in Gefahr, von dem Volke und ihren mächtigen Nachbarn bekämpft zu werden *). Den Verfolgten und Gemißhandelten blieb zuletzt, wenn nicht Menschenfreunde auf eigene Gefahr sich ihrer erbarmten, oder ihnen Reichthümer zu Gebote standen, sich Schutz zu verschaffen, keine Freistätte, als das ferne Litthauen, wo der Herzog von Polen, Boleslav V. (1227—1277) ihnen schon früher Gewissensfreiheit bewilligt hatte, und König Casimir der Große (1333—1370), den Bitten seiner jüdischen Geliebten Esther nachgebend, sie aufnahm und ihnen ferneren Schutz angedeihen ließ, woher dies Land noch gegenwärtig von einer großen Anzahl Juden bewohnt wird, die, wenn irgend eine Völkerschaft in Europa, die Erinnerung an das Mittelalter in eigenthümlicher Abgeschlossenheit festgehalten haben.

Noch einmal auf die Beschuldigungen gegen die grausam Verfolgten zurückzukommen, so ging in ganz Europa die Rede, die Juden ständen mit geheimen Vorstehern in Toledo in Verbindung, deren Anordnungen sie befolgten, und von denen sie Befehle erhielten über Vergiftung, Falschmünzerei, Ermordung von Christenkindern u. dgl. Das Gift bekämen sie über See, aus fernen Landen, bereiteten es aber auch selbst aus Spinnen, Eulen und anderen giftigen Thieren. Das Geheimniß wäre aber, um nicht verrathen zu werden, nur ihren Rabbinern und Reichen bekannt. Augenscheinlich waren es nur Wenige, die eine so abenteuerliche Beschuldigung nicht für gegründet hielten, es spricht sich sogar in vielen Schriften des vierzehnten Jahrhunderts große Erbitterung gegen die vermeinten Giftmischer aus, die das furchtbare Vorurtheil recht deutlich erkennen läßt. Unglücklicher Weise entlockte die Folter, nach den Geständnissen der ersten Schlachtopfer in der Schweiz, deren noch andere an vielen Orten. Einige bekannten sogar, Giftpulver in Beuteln aus Toledo und Verhaltungsbefehle durch heimliche Boten erhalten zu haben, auch fand man nicht selten Beutel dieser Art in den Brunnen, doch ermittelte sich auch nicht selten, daß Christen sie hineingeworfen, wahrscheinlich um Mord und Plünderung zu veranlassen, wie denn Aehnliches auch bei den Hexenverfolgungen nachgewiesen werden kann *).

(Schluß folgt.)

*) Spangenberg. In der Mark ging es den Juden nicht besser als in ganz Deutschland. Markgraf Ludwig der Römer begünstigte sogar ihre Verfolgung, worüber Kehrberg a. a. O. S. 241. folgende urkundliche Nachricht erhalten hat: „Coram cunctis Christi fidelibus praesentia perceptu-ris, ego Johannes dictus de Wedel, Advocatus inclyti Principis Domini Ludoviei Marchionis, publice profiteor et recognosco, quod nomine Domini mei civitatem Königsberg visitavi et intravi, et ex parte Domini Marchionis Consulibus ejusdem civitatis in adjutorium mihi assumtis, Judaeos inibi morantes igne cremavi, bonaque omnia eorundem Judaeorum ex parte Domini mei totaliter usurpavi et assumsi. In cuius testimonium praesentibus meum sigillum appendi. Datum A. D. 1351. in Vigilia S. Matthaei Apostoli.“

Frage.

Ich sitze zu ihren Füßen,
Das Haupt auf ihrem Schooß,
Und lese in ihren Augen
Mein überselig Loos.

Sie beugt sich zu mir herunter,
Und küßt mich auf die Stirn,
Wie eine Feuerflamme
Verbrennt ihr Kuß mein Gehirn.

Die Wange wird von Thränen,
Von heißen Thränen genetzt —
Bei solcher Ueberfülle
Des Glücks, was wein' ich jetzt?

Robert Bürkner.

*) Man sehe hierüber Königshofen, der die schätzbarsten Originalverhandlungen aufbewahrt hat. Die wichtigsten sind zehn peinliche Verhöre eben so vieler Juden zu Chillon, am Genfer See, gehalten im September und October 1348. Sie förderten die aberteuerlichsten Bekenntnisse zu Tage, und bestätigten auf dem sogenannten Wege Rechtens den blutdürstigen Wahn, der die Scheiterhaufen anzündete. Abschriften dieser Acten wurden nach Bern und Straßburg geschickt, wo sie die ersten Judenverfolgungen in Gang brachten. — Ferner die Urkunde über ein Schutz- und Trutzbündniß des Bischofs von Straßburg, Berthold von Götz, und vieler mächtigen Grafen und Herren, zu Gunsten der Stadt Straßburg gegen Kaiser Carl IV. Dieser sah sich dadurch genöthigt, der Stadt Straßburg eine Amnestie wegen der Judenverfolgungen zu bewilligen, die man in unseren Zeiten einer Kaiserkrone für unwürdig halten würde. Einiger anderen Actenstücke nicht zu gedenken, die nicht weniger deutlich den Geist des vierzehnten Jahrhunderts bezeichnen. S. 1021 f.

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Die Statue P. Corneille's, welche auf der Brücke von Rouen steht, ist, wie Sie wissen, das Werk David's, Mitglieds des Instituts. Es ist ein schönes Werk. David ist ein denkender Künstler; er ist ein Mann, der mit den Dichtern sehr bekannt ist, die er auswendig weiß, liebt und bewundert, wie sonst Niemand. David ist übrigens ein Künstler, der die Mythologie nicht sehr liebt. Er weiß, daß man nicht die Kunst nichtigen Dingen zur Nahrung geben darf. Er meißelt nicht in Marmor, noch gießt er in Bronze Faunen und Satyren, Venus und Bacchantinnen, verlassene Ariadnen oder den blitzeschleudernden Jupiter; er hat das große Verdienst, die Kunst in die Wirklichkeit eingeführt zu haben. Man gebe ihm einen großen Kopf, eine breite Stirn, einen der überlegenen Geister, die unsere Zeit ehren, zum Nachbilden, und unser Künstler ist bereit. So haben wir ihn den Kopf des Generals Foy copiren sehen; wir sahen, wie er, als Talma todt war, sich zu diesem schönen, durch das Leiden entstellten Kopf neigte, und diese große Physiognomie wieder belebte, so sehr es die Kunst vermag. Armer Talma, wie hatte der Tod ihn verändert! Er hatte mit seiner Eisenhand den schönen Blick vernichtet, der in Aller Herzen drang; er hatte den Mund abscheulich verzogen, aus dem eine gewaltige Stimme ertönte, welche nach bald funfzehn Jahren noch in unsere Ohren schallt; er hatte den so schönen und weißen Hals gebrochen, auf den Talma so stolz war und den er immer bloß trug. Und in diesen durch den Tod entstellten Zügen, auf dem selbst für die Freunde des Dahingeschiedenen unkenntlichen Gesichte fand der Bildhauer David den Blick, den Mund und das Gesicht des großen Schauspielers wieder; er rief die edle und lebendige Gestalt, die wir für immer verloren wähnten, in all ihrem Glanze und ihrer Majestät in's Leben zurück. Die ist ein großes Wunder der Kunst, aber auch das Meisterwerk eines Künstlers, welcher mit großen Männern zu leben, und die geringsten Nuancen ihres Gesichts zu studiren gewohnt ist. Wenn David so schnell den ehemaligen Talma mit dem nicht mehr vorhandenen zusammensetzte, so kam es daher, weil er Talma oft gesehen hatte.

Dies Lob gebührt dem Künstler, welcher die Statue des großen Corneille in Bronze gegossen hat. Doch neben diesem Lobe kann man David auch den Vorwurf machen, daß er dadurch, daß er so sehr in den Geist und das Genie der großen Männer, denen er sein Leben und seinen Dienst widmete, eindrang, und sie in ihrer ganzen Größe sah, sie zu groß darstellte. Den Büsten David's fehlt es, wo nicht an Wahrheit, doch an Wahrscheinlichkeit. Erinnern Sie sich des Kopfes, den er von Goethe machte, dem Könige von Weimar, Wien, Berlin, einem Theile von Frankreich und England? Von dem deutschen Genie, welches so großen Einfluß auf unser Jahrhundert hatte, angetrieben, ging David nach Weimar. Er fragte ein Kind nach der Wohnung des Dichters, und dieses zeigte ihm ein königliches (?) Haus; in diesem war Goethe. Es war ein prächtiger Kopf, voll Gedanken, mit edlen Runzeln und langem Silberhaar; es war der Kopf, aus welchem ganz bewaffnet oder ganz reizend Faust und Mephistopheles, Margarethe und Werther hervorgegangen waren; der Bildhauer war geblendet. Zitternd, gerührt, außer Fassung zeichnete er den Kopf des edlen Greises in Erde, er kehrte nach Paris zurück, indem er ein Portrait entworfen zu haben glaubte; während er einen Coloß geschaffen hatte. Als die Zollbeamten dieses große Pack Waaren sahen, glaubten sie nicht, daß dieses Stück Erde nichts als das Gesicht eines Menschen enthalten könnte; einer derselben durchstach daher mit seinem Degen diesen ersten Entwurf — wahrlich ein zu entschuldigender Zollbeamte, er beurtheilte Goethe's Hirnschädel nach seinem eigenen! Kurz, die von David gemachte Büste Goethe's ist etwas Seltsames. Dies kommt daher, weil David Goethe's Kopf im Innern sah; der Bildhauer, wie der Maler, muß aber einen Kopf nur von außen sehen.

So hat David es mit dem Kopfe Chateaubriand's gemacht, den er colossal bildete, wodurch er ihm viel von seiner Anmuth und Melancholie nahm. So hat er es auch mit der Statue P. Corneille's gemacht, des Bruders, Freundes, Gefährten und Mitarbeiters von Thomas Corneille, der ihm seine Verse lieh. P. Corneille's, dieses großen, geistreichen Mannes, der doch so demüthig, so sanft, so bürgerlich, so armselig und schlecht gekleidet war, er, von dem Labruyère, der, Gott sey Dank, kein schlechter Philosoph ist, also spricht: „Dieser Mann ist einfach, schüchtern, langweilig in der Unterhaltung, nimmt ein Wort für das andere, und kann nicht einmal seine Schrift lesen.“ Und doch hat ihn der Bildhauer stehend, begeistert, mit einer eisernen Feder schreibend und mit einem Mantel bekleidet dargestellt, dessen weiter Stoff hingereicht hätte, die ganze Familie Corneille drei Winter hindurch zu bekleiden. Hätte es aber dem Himmel gefallen, dem großen Corneille je einen solchen Mantel zu verleihen, wie schnell würde er vier Theile daraus gemacht, wie schnell einen guten Theil seinen Bruder gegeben und gesagt haben: Da ist ein guter Mantel, Thomas. Wie soll man in dieser großen Pracht den armen großen Dichter wiedererkennen, der von Richelieu unterdrückt wurde, und der Ludwig XIV. Furcht einflößte? Nein, nein, das ist nicht der Mann, von welchem Labruyère noch sagt: „Der in seinem Wagen schlafende Schauspieler bespritzt das Gesicht des zu Fuße gehenden Corneille mit Koth.“

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 191. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 10. August. 1836.

Des Grafen Töchterlein.

Steht auf dem Berg' ein Schlößlein,
Seine Mauern glänzen wie Stahl,
Seine Fenster funkeln wie Edelstein,
Hernieder in das Thal.

Schaut aus dem Fenster wohl Stunden lang
Ein edles Grafenkind,
Von ihrer holden Rosenwang'
Ein Thränlein niederrinnt.

Was quält, sag' an, Dein armes Herz,
O wundersüße Maid?
Laß fahren Harm hin, hin den Schmerz!
Laß fahren 's Herzeleid!

Vom ersten frühen Morgenstrahl,
Bis spät zum Abendschein,
Schau' ich hernieder in das Thal,
Nach dem Herzliebsten mein.

Er zog hinaus zum heil'gen Krieg
Mit frohem Reitersmuth;
Im ganzen Lande findet sich
Nicht leicht so 'n deutsches Blut.

Nun ist er wohl gar todt und hin,
Und bleich der süße Mund,
Und keine Thräne gibt von ihm,
Und seinem Grabe kund.

O quäle länger nicht Dein Herz,
Du wundersüße Maid;
Laß fahren Gram hin, hin den Schmerz!
Laß fahren 's Herzeleid!

Für mich sind keine Freuden mehr
Auf diesem Erdenrund;
Verwundet ist mein Herz gar sehr
Um Ritter Gonimund.

Was ziehet dort mit hellem Hauf,
Tief unten aus dem Thal,
Den schmalen Bergespfad herauf,
Bei frohem Hörnerschall?

Wer ist der schmucke Reitersmann
Auf schneeigweißem Roß,
Der Allen reitet keck voran
Auf meines Vaters Schloß?

Was glänzt von goldnen Sternelein
Sein himmelblaues Kleid?
Willkommen mir, Herzliebster mein!
Aus war das Herzeleid!

Nordsohn.

Der Referendar.

(Schluß.)

»Halt ein!« rief Gasparin; »glaubst Du, ich stehe hier im juristischen Examen, um mich über Pandecten und Novellen, über Recht und Unrecht, Diebstahl und Prellerei prüfen zu lassen? Mein Glück verdanke ich meiner Herzensgöttin, der Venus, meiner holden Freundin. Du kennst wohl diese Herrliche nicht?

»Wie man's nimmt,« antwortete Weinstein. — »Allerdings hat mir die Minne manche Freuden gewährt, oft den drückenden Kummer verscheucht, wenn ich mit meiner Geliebten traulich in der weinumrankten Laube saß — leider, hat mich dieselbe mit Untreue belohnt! — Allein das Wörtlein »Venus« pflegt auch noch einen andern Sinn zu haben, den ich, Gott sey Dank, aus Erfahrung nicht kenne, sondern der nur in allerlei Liebeshistorien neuerer Zeit, welche schriftlich verfaßt sind und in praxi sich oft ereignen, häufig vorkommt. Um nun allem unsichern Schwanken und Zweifeln vorzubeugen, erzähle uns, trauter Wirth, etwas vom Glück der Minne!«

Nachdem Gasparin ein Glas geleert hatte, begann er seine Erzählung:

»Ein altes Sprichwort sagt: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Mein Vater war ein in Liebesangelegenheiten hitziger Mann. Auf der Universität verlebte er lustig und fröhlich seine Tage, indem er bald einer schöne Dame den Himmel der Ehe mit den prächtigsten Farben vormalte und dieselbe hernach in der Hölle der Entsagung sitzen ließ, bald ein Duell zu bestehen hatte, und bisweilen einen kleinen Hieb in den Kopf, Arm oder in's Gesicht erhielt — bald in den Rinnsteinen sein Quartier aufschlug, wenn ihm der Weg nach seiner Wohnung zu beschwerlich wurde, bald endlich seinem Wirth, vulgo Philister genannt, blauen Dunst vormachte und in der Stille der Nacht zum Thore hinauswanderte. Doch alle diese Geschichtchen sind Euch, meine gnädigen Herren, zu sehr bekannt, als daß ich darüber noch eine lange Rede halten sollte. — Ich, Gasparin, Sohn meines Vaters Gasparin, dessen ich eben in allen Ehren erwähnte, trat in seine Fußtapfen. Auf der Schule legte ich den Grund zu dem Gebäude, dessen Bau ich bis jetzt fortgesetzt habe. In der unbedeutenden Bibliothek meines Vaters befanden sich einige Schriften, welche man Liebesromane zu nennen pflegt. Ihre Vortrefflichkeit ist anerkannt. Schon früh wurde durch das Lesen dieser herrlichen Bücher in mir eine süße Lust erregt, deren Reizen ich auf der Akademie zu widerstehen selten vermochte, sondern immer bereit war, dieselben zu nähren und zu pflegen. Wer sollte auch dieses nicht thun?« —

»Ja wohl!« erwiederte Weinstein mit einer Betonung, die unentschieden ließ, ob es Beistimmung oder Ironie sey.

»Ich hatte diese Lust, dieses Wohlgefallen am weiblichen Geschlecht zu einer großen Vollkommenheit gebracht, als ich hieher nach N** als Referendar versetzt wurde und Eure mir so werthe Bekanntschaft machte. Auch das Band mit Gulphur knüpfte ich von Neuem an, wie Ihr Euch leicht denken könnt, um seiner schönen Gattin willen.« —

Gasparin erzählte nun mit großem Frohlocken, was der Leser schon weiß, und schloß seinen hämischen Bericht also:

»Nun, Weinstein, hast Du jemals einen solchen Geniestreich begangen? Wäre ich ein Dichter, ich würde diese That besingen und mit den reizendsten Farben ausmalen. Vermagst Du dies, so wirst Du mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Du an meiner Stelle den Pegasus besteigst.«

»Hast Du die Wahrheit gesprochen, oder willst Du uns mit erlogenen, jämmerlichen Liebesabenteuern unterhalten?« frug Weinstein Gasparin mit funkelnden Augen.

»Du zweifelst wohl gar an der Wahrheit dessen, was ich gethan zu haben stolz bin?«

»So erkläre ich Dich hiermit für einen elenden Schurken« erwiderte Weinstein mit donnernder Stimme und bestätigte seinen Ausspruch mit einem heftigen Schlage auf den Tisch, daß Gläser und Flaschen unter einander stürzten.

»Fühlst Du Dich beleidigt, so bin ich bereit, morgen um 8 Uhr im nahen Walde vor dem L—ger Thore. Eduard und Wachsmuth mögen uns begleiten.« Weinstein entfernte sich, Wachsmuth und Eduard folgten.

Auf das Krankenlager hingestreckt, lag Weinstein, von Fieberphantasieen erhitzt. Unter den verworrenen Reden und den heftigen Ausrufungen, welche ihm die Gluth des Fieber auspreßte, erregten vorzügliche Aufmerksamkeit die oft wiederholten Worte: Wasser! — Grab! — Leiche! — Halt ein! — und ein häufiges Jammern und Wehklagen. Eduard wich nicht von der Seite des Kranken, ängstlich auf jeden Athemzug lauschend.

Weinstein hatte im Duell durch eine Kugel eine Wunde im linken Oberarm erhalten, die jedoch, nach dem Ausspruche des Wundarztes, keine Gefahr bringen konnte. Mit Sorgfalt der Heilung derselben sich hingebend, hatte Weinstein schon ein Paar Tage verlebt, da trat an einem derselben Christine, die Dienstmagd Gasparin's, unbekümmert um die Folgen dieses verwegenen Schrittes, in das Krankenzimmer Weinsteins, erzählte mit geläufiger Zunge die Stadtgespräche und schloß ihr Geschwätz mit den unzeitigen Worten: »Ja, das ginge noch Alles: aber gestern ist der schöne Herr bei Nacht und Nebel fortgemacht, hat seine vielen Schulden nicht bezahlt, und mich — Unglückliche, die ich mich von seinen Versprechungen blenden ließ, hat der schlechte Mensch im Stich gelassen. Aber« —

Ohne ihre Rede zu beenden, stürzte sie aus dem Zimmer. Weinstein versank in stilles Betrachten, das die Theilnahme Eduard's erregte. Doch das Uebel wurde von Stunde zu Stunde ärger, die Wunde entzündete sich und Weinstein verfiel in ein heftiges Fieber.

Während Eduard mit gepreßtem Herzen dem Ausgange der Krankheit seines Freundes entgegensah, trat der Arzt in die Stube. Er untersuchte den Puls und seine Gesichtszüge heiterten sich auf. »Bald wird die Stunde der Erlösung schlagen und das Leid in Freude verwandelt werden;« gab der Jünger Aesculaps dem besorgten Eduard leise zur Atwort.

Weinstein schlug endlich die Augen auf und ein inneres freudiges Beben erfüllte des Freundes Brust.

»Jetzt ist Alles überstanden,« flüsterte der Arzt Eduard in's Ohr, ertheilte diesem leise einige Verordnungen und verließ dann das Zimmer. Eine krystallhelle Perle, die Thräne des freudigen Dankes rollte über Eduard's Wange, von welcher der Kummer wich.

An jenem Abend, wo Gasparin mit innerem Wohlbehagen sein Abentheuer erzählte, hatte Christine nahe an der Thüre gestanden und dem Gespräche bis an's Ende zugehört. Kaum graute der Morgen, so stand sie am Brunnen und erzählte mit großer Aemsigkeit Jedermann Gasparin's Heldenthat. Bald hatte sich das Gehörte in der Stadt verbreitet und gelangte endlich auch zu Gulphur's Ohren. Mit kurzen Worten, ohne eine besondere

Untersuchung anzustellen, gab dieser seiner Gattin den Rath, sein Haus zu meiden. Er selbst beschloß sofort die Stadt zu verlassen, die über seinen Ruf, seine Ehre und seinen guten Namen den Stab gebrochen hatte oder brechen mußte.

In Gasparin's Wohnung fehlte es ebenfalls nicht an Geräusch. Die Stichelreden Christinens, die Seitenblicke der Hausbewohner brachten den unglücklichen Referendar der Verzweiflung nahe, zumal, als man Weinstein tödtlich verwundet, wie er glaubte, nach Hause führte. Keine Ruhe findend auf dem Schmerzenslager, sprang Gasparin auf und eilte in die schwarze Nacht hinaus, die kein Strahl des Mondes erleuchtete.

Eines Tages war am Ufer des Flusses, welcher in der Nähe der Stadt durch grüne Wiesen sich schlängelt, eine große Anzahl Menschen versammelt, die sich von Augenblick zu Augenblick vermehrte. Eduard und Wachsmuth, welche in der Nähe waren, eilten hinzu, um zu erfahren, was geschehen sey. Da stürzte ihnen Christine entgegen, ein Zetergeschrei nach dem andern ausstoßend. »Er hat sich ersäuft, der Elende, sie haben ihn eben aus dem Wasser geholt;« — so heulte die Arme. Mit verdoppelten Schritten stürzten die beiden Freunde nach der unheilvollen Stelle. Ein Seitenblick durch den versammelten Menschenhaufen bestätigte die Trauerpost der Dienstmagd. Die Fischer hatten eben Gasparin's entseelten Leichnam aus dem Wasser gezogen.

In Trauer versunken kehrten sie zur Stadt zurück und sorgten für die Beerdigung ihres unglücklichen Freundes.

Naturgeschichtliche Miscelle.

Die Zeit, welche ein Traum dauert, ist gewöhnlich außerordentlich kurz, und beträgt bisweilen kaum über eine Minute, andere Male kaum eine Secunde; und dennoch scheinen wir in diesem Zeitraume Jahre lang gelebt zu haben, lange Reisen gemacht, weit entfernte Länder durchzogen, und die Empfindungen des Vergnügens und des Schmerzes in langen Zeiträumen genossen zu haben. Dr. Quincy erzählt uns, es sey ihm in einer Nacht vorgekommen, als habe er 80 Jahre gelebt, jenen Ausspruch des Dichters, in dessen lieblichem Traume bestätigend:

„Eine Gedanke im Traume faßt Jahre in sich,
Und drängt eines Lebens Länge in eine Stunde zusammen."

An Gr. = H — r.

(Nach Lesung seiner frühern politischen Schriften.)

Wie forderst drängend Du so viele Dinge,
Die kein Utopien gewähren kann!
Wie führest Du an frevler Täuschung Ringe
Die Völker eine zielentfernte Bahn!

Wie wahrheitslos sind Deines Heiles Lehren,
Durch welche Du die Welt verbessern willst!
Wie muß sich ein gerechter Sinn empören,
Wenn Du von Galle gegen Fürsten schwillst!

„Was willst Du mit gerechtem Urtheilssinne?
Bleib mir damit bei meinen Schriften fern!
Anreizung heißet meines Strebens Zinne,
Aufsehn ist meines Handels einz'ger Stern."

„Ich kann nicht suchen nach der Wahrheit Wegen,
Wie haschr' ich sonst des Augenblickes Gunst?
Keins meiner Werke darfst Du darum wägen,
Sonst findest Du nur leichten blauen Dunst."

E. v. Hagen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Leipzig.

(Schluß.)

Von der Universität zur Schule zurück und von Leipzig nach Grimma, sind dort nur wenig Schritte, hier nur drei Meilen — ein Sprung eben so verzeihlich, als der von dem Augusteum Leipzigs bis zu der Universitätskirche. Diese steht jetzt zwischen dem Augusteum und dem Felsche'schen Café français nicht wie eine ehrwürdige Ruine, sondern einen wahrhaft bemitleidens- und bejammernswerthen Anblick gewährend. Doch soll sich dies zu künftigem Jahre ändern, wo man die äußere Frontmauer niederreißen, sie um mehrere Ellen bis zur Parallele mit den Nachbargebäuden vorrücken und das Dach, ungefähr vom Thurme an, abschrägen wird. Sonderbar, daß die Kirche nun wieder zu einem Theile des Raumes kommt, den sie in einem früheren Jahrhunderte, zu Gunsten der Festungswerke, verloren hat, sonderbar, daß so vielleicht die Stelle wieder zur Kirche gezogen wird, wo der Ablaßkrämer Tetzel, fluchwürdigen Andenkens, begraben liegt! Um den Gottesdienst nicht zu unterbrechen, wird dem berühmten Universitätsprediger Dr. Krehl der alte Bibliothekſaal zur Kirche eingerichtet. Damit später der Ort nicht etwa wieder profanisirt werde, wird man ihn den Juden zum Gottesdienste anbieten. So geht das Gerücht, und es trägt die Spuren der Wahrscheinlichkeit an sich. Und was liegt auch Unwahrscheinliches darin, daß die Christen einen zur Kirche gemachten christlichen Bibliothekſaal den Juden als Jehovahtempel oder Synagoge überlassen, da es bekannt ist, daß oft genug Juden zur Restauration christlicher Kirchen beitrugen oder — auch wohl beitragen mußten?

Ich übergehe die dem Felsche'schen Hause gegenüberstehenden zwei neuen in gleichem Style mit dem genannten erbauten beiden Häuser eines Herrn Loffe, ich lasse das neue Postgebäude, dessen sechzehn Ellen tiefe Begründung bereits einem Menschen, über welchem Erdmassen zusammenstürzten, ohne daß es sogleich bemerkt wurde, das Leben kostete, unbesprochen, mir es vorbehaltend, ihm nach seiner Einweihung ein eigenes Ca-

pitel zu widmen, unberührt, wende mich weiter nordwärts und stoße zuerst auf das neue Schützenhaus, das anstaunenswerthe Zeugniß, was Leipzigs Bürgerthum, unter den Hut eines sie berührenden Interesses gebracht, auch pecuniär vermag. Seine Inschrift: „Laboris industriis civibus requies“ wird von den Einen gedankenlos angegafft, von den Andern, nicht Klügeren, eitel belächelt, von Anderen und Klügeren, als eine Barockheit betrachtet, und von denen endlich, welche sie verstehen und sich in die ungewöhnliche und auffallende Wortstructur finden können — unter denen, die dieses nicht konnten, fanden wir selbst Studenten und Gelehrte, die sonst sprach- und anderwissenschaftlich mit hohem Lobe zu nennen sind —, wird sie dem Professor Gottfried Hermann, von welchem sie herrührt, nicht zu den Verdiensten geschrieben. Ein Institut für Bürger und von Bürgern errichtet, die allermeistentheils kein Sterbenswörtchen Latein verstehen, mit einer lateinischen Inschrift verzieren, welche den einfachen Gedanken: Ein Erholungsplatz für arbeitsame oder arbeitsmüde Bürger in die geschraubtesten Worte kleidet, welch' eine — Sonderbarkeit. Wie viel mehr Recht hätte die Buchhändlerbörse gehabt, sich mit einer lateinischen Inschrift zu zieren! Und Herr Professor Hermann hätte gewiß eine gefunden, die so schwierig zu construiren und zu verstehen wäre, als eine Festode des Rectors und Professors Nobbe — was viel sagen will. Da war doch Beck ein anderer Mann! Mit ihm ging der Cicero der neueren Latinität zu Grabe. Er war mit Recht ein Feind alles Contorten und Abstrusen und suchte seinen Ruhm nur in classischer Einfachheit und Deutlichkeit.

Doch weiter zur Eisenbahn! Auch ihr wird später ein separater Artikel gewidmet werden. Darum nur so viel, daß sie gleich am Ein- oder Ausmündungspuncte in der torfigen und sumpfigen Weichheit und Nachgiebigkeit des Bodens Aufenthalt gefunden hat und eben daran ist, diese Schwierigkeit zu entfernen. Im Uebrigen sind ihre Vorarbeiten sehr weit gediehen — bis in die Nähe von Wurzen, also 6—7 Stunden weit.

Ich gehe weiter bis zum Rosenthale und finde hier ein schönes Haus mit der goldenen Inschrift: „Heilanstalt für Augenkranke“ und darunter ebenfalls in Gold glänzend die Worte: „Durch milde Gaben gestiftet 1830, errichtet 1835.“ Wiederum ein schönes Monument von Leipzigs vielbethätigtem und viel in Anspruch genommenem Wohlthätigkeitssinn!

Hier kann ich am besten die Reihe der bedeutenderen Neubaue in Leipzig schließen, wenn ich zuvor noch bemerkt habe, daß am Ranstädter Thore durch den Herrn Banquier und Kammerrath Frege für das Haus Rothschild an der Stelle der alten (großen und kleinen) Gans ein Prachtgebäude aufgeführt wird, das allerlei Industrie gewidmet seyn soll. Sogar der bekannte Conditor und Inhaber des Schweizerhäuschens Kintschy wird seine Zuckerbäckerei darin etabliren, und gedenkt gute Geschäfte zu machen, nachdem sein altes Local, der jetzigen Post gegenüber, als verbraucht anerkannt werden muß.

Die Speculation mit dem Häuserbau vor dem Grimmaischen Thore an der Stelle des Galgens, Hochgerichts und am Todtenacker scheint keine glückliche zu seyn. Die Häuser stehen fertig, haben viel Geld gekostet, aber es fehlt an denen, die Geld genug haben, die Logis in denselben zu bezahlen und zugleich Lust genug, sich den mannichfachen Beschwerden, sie zu bewohnen, auszusetzen. Auch gut, denn man speculirt bereits so viel, daß aus der Speculation Schwindelei zu werden droht! Bei weitem die meisten Baue werden auf Speculation unternommen, d. h. man baut, um das Gebäude sogleich mit einem guten Profit wieder zu verkaufen, wieder zu bauen und wieder zu verkaufen. Eben so ist es mit dem Häuserverkauf. Keine Expedition des Rathhauses hat so viel zu thun und bleibt nothgedrungen so sehr mit ihren Arbeiten nach, als die, welcher die Lehnsreichung übertragen ist. Die Käufe oder Kaufcontracte häufen sich förmlich zu Bergen an und fast täglich laufen Bittschriften um Erledigung und Beschleunigung ein.

Man müßte sehr verblendet seyn, um nicht dieser Sache ein baldiges Ende abzusehen. Alles steht auf der Spitze, und es bedarf nur des leisesten Windstoßes, um es herabzustoßen. Wie hoch jetzt der Preis der Häuser steht, um so tiefer wird er in einem Jahre gesunken seyn, und je anmaßender die Hauswirthe jetzt in Forderung des Miethzinses sind, um so demüthiger werden sie, vielleicht noch vor Ablauf der genannten Frist, sich später benehmen. Es heißt also jetzt nicht sowohl Beati possidentes, als vielmehr beati vendentes (selig sind, nicht die Besitzenden, sondern die Verkaufenden, denn sie werden bald wieder den Genuß eines vortheilhaften Ankaufes schmecken).

Nach einem Spaziergange in einem Park.

(An Luise und Antonie.)

Leicht, wie der Zephyr seine Schwingen reget,
Durchschwebtet Ihr den dunklen Buchengang,
Und leiser ward das Laub des Baums beweget,
Melodischer der Vögel Ruf erklang.

Ergriffen von dem mächt'gen Geist des Schönen
Wird Alles, was sich seinem Reiche naht; —
Ihr scheinet heut' zwei Schwestern der Kamönen,
Und Scherz und Anmuth folgte Eurem Pfad.

Es schwebten kosend tausend weiße Blüthen
Euch süß und schmeichelnd um der Wangen Paar,
Und alle Frühlingsblumen schöner glühten,
Der Duft der Rosen wonnereicher war.

So wähnt' ich schon die lieblichen Gestalten
Aus einem schönen Jenseits hier zu schau'n,
Ich sah im Geist die Götterbilder walten
Auf Hellas blüthenreichen Zauberau'n.

Carl Jacht.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 192. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 11. August. 1836.

Koribut der Pole*).

1ster Bürger. Was soll das Heer? geschmückt wie Bräute sind die Straßen?
2ter Bürger. Wohl der Bräutigam kommt, der neue Fürst.
Calderon.

Zu jener Zeit, wo die Geschichte, welche ich jetzt erzähle, sich zutrug, war Collin eine hübsche, bedeutende Stadt; an der Heerstraße nach Mähren und Polen gelegen, in einer fruchtbaren schönen Gegend vereinigte sie die Vortheile und die Wohlhabenheit einer Handel- und Ackerbau treibenden Stadt. Daß sie auch als militärischer Punct nicht unbeachtet war, davon zeugen noch die freilich jetzt schon sehr in Verfall gerathenen Mauern, von welchen sich nur noch das Prager Thor mit seinen Thürmchen und Zinnen und Schußlöchern erhalten hat. Selten mochte wohl aber die Stadt ein so festliches, reges Bild dargeboten haben, als am zweiten Osterfeiertage des Jahres 1422. Alle Häuser waren mit Blumen, Guirlanden und farbigen Tüchern geschmückt, vom Balcone des Rathhauses hing ein großer rother Teppich herab, und darauf prangte, schön gestickt in flimmerndem Silber, das erhabene böhmische Wappen, ein Löwe. Während in der Rathsstube sich die vornehmsten der Stadt versammelten, standen auf allen Thürmen die Glöckner zugfertig am Strange, und die Stadtpfeifer mit ihren blinkenden Trompeten, den schnarrenden Geigen, und auf keinem Thurme durfte ein Dudelsackpfeifer fehlen. Durch die Straßen wogten in ihren besten Kleidern alle Einwohner, jung und alt, aber es waren meistens Frauen und Mädchen und Kinder und Greise, denn die jungen Leute hatten sich einen eigenen Zug ausersonnen, und wirklich sah man ihn auch schon von der Prager Gasse heraufkommen und zum Rathhause ziehen, wo sich Alles versammeln sollte. Der Zug der jungen Leute trug ganz das Gepräge der damaligen Zeit, indem heidnische Gottheiten dabei nicht fehlen durften. Voran ritt eine Schaar kräftiger Bursche, als spanische Ritter gekleidet, mit Lanze, Schwert und Schild bewaffnet, darauf folgte ein Häuflein Lanzenknechte, in ihrer Mitte ein Abgeordneter der Colliner jungen Bursche, der auf einem rothsammtnen Kissen ein Geschenk, ein Paar köstliche goldene Sporen, trug. Hinter diesen kam ein sechsspänniger Wagen, über und über mit dem böhmischen Wappen geziert. Die Burschen, die auf den Pferden saßen, waren als heidnische Götter verkleidet. Auf den vordersten Pferden ritten Jupiter und Neptun; jener mit einem Bündel aus Draht gemachter und angemalter Blitze, die durch das Bewegen der Hand zusammenschlugen und eine Art Ton hervorbrachten, Neptun aber hatte außer einem langen wassergrünen Bart, noch eine blankgeputzte Gabel in der Hand, und beide Götter leiteten, so wie die auf den hintern Pferden sitzenden, Mercur und Apollo, Herkules und Bacchus, höchst majestätisch ihr Gespann, und das Volk, das sie vorbeiziehen sah, jubelte laut, wenn Jupiter seine Blitze schüttelte, Neptun die Gabel schwang, wenn Mercur mit dem Geldbeutel klingelte und Apoll dazu musicirte, Herkules sein Löwenfell schüttelte und Bacchus den Becher leerte. Aber im Wagen drin befand sich die Krone des ganzen Zuges. Ein Weib, Böhmen vorstellend, stand in halb kriegerischem, halb ländlichem Anzuge da, und hatte einem als Gott Mars gekleideten Burschen ihre Hand gereicht. Zu ihren Füßen lagen zwei Schilde, das eine mit dem böhmischen Wappen, und aus dem Munde des Löwen gingen die Worte: mas mj hrada*)! Und aus dem Schnabel des weißen Adlers auf dem andern Schilde richteten sich gegen den Löwen

*) Probe aus der ersten Serie des eben unter der Presse befindlichen Romans: „Böhmen vor vierhundert Jahren.“ von Julius Seidlitz.

*) Hast du mich gerne?

hin die Worte: je moj crasna*)! Ein Haufe als Landleute verkleideter Jünglinge schloß den Zug.

Durch alle Straßen, wohin dieser Zug kam, tönte ihnen das laute Beifallsgeschrei der Einwohner entgegen, und als sie bei dem Rathhause ankamen, fand es der hohe Rath nicht für unwürdig, diesen Zug unmittelbar auf sich folgen zu lassen. Sie hatten sich eben zum Zuge geordnet, da tönten die Glocken von allen Thürmen — Koribut von Polen, der zum Böhmenkönig erwählte Prinz, hatte das Weichbild der Stadt betreten. Das Thor öffnete sich, und unter Glockenschall und Jubelruf zog Magistrat und Festzug und Bürgerschaft ihm entgegen.

Auf der Straße von Czaslaw her kam das Polenvolk gezogen, 5000 Mann auserlesene Reiter, und 200 Ritter, herrlich geschmückt mit schimmernden blitzenden Waffen, und alle auf weißen schlanken Rossen. In der Mitte der Ritter, umgeben von seinen Hauptleuten, vor ihm die Fahnen von Polen und Lithauen, ritt der Prinz Koribut auf einem herrlichen milchweißen Pferde, dessen Pupurdecke weitherabhängend mit Goldstickerei und Edelsteinen besäet war. Der Prinz war eine hohe schlanke Gestalt, aus deren schwarzen Augen Muth und Feuer blitzte, die kühn gebogene Nase ließ Stolz und Kraft ahnen, und seine ganze Gestalt in den weißsammtnen reichgestickten Wämsern trug ein Königreich an Werth zur Schau. Um den Hut und den kostbaren Reiherbusch aus Perlen schlang sich dreifach eine goldne, mit Diamanten und Rubinen besetzte Schnur; Scheide und Griff des krummen Säbels funkelten von Edelsteinen, und selbst die niedrigen Stiefelchen ließen unter der überladenen Goldstickerei und reicher Besetzung den blauen Sammt nicht sehen.

Als das Polenvolk die Stadt erblickte, ertönten, im Verein mit allen Glocken darin, die Trompeten und Pauken und Zinken und Glöcklein der kriegerischen Musik, und das ganze Heer jauchzte den befreundeten Mauern ntgegen.

Bei St. Georg! rief Koribut aus, als er den Zug aus der Stadt erblickte, ich kann zufrieden seyn mit meiner Ankunft, ich glaubte tolle Katzen in diesen Böhmen zu finden, und sie zeigen mir bis jetzt nur noch die gepolsterte Pfote. Schon wieder ein festlicher Empfang! Wenn es mir auf dem Lande so geht, wie werden sie erst in Prag sich bücken! Hübsch ordentlich, Burschen! rief er seiner Begleitung zu, daß sie uns für was Rechtes halten, den anständigen ehrenhaften Herren herausgekehrt; man darf Leute, die so einen hübschen Kopfputz uns aufzusetzen kommen, nicht vor den Kopf schlagen!

Ein alter Pole von ehrwürdigem Aussehen, der neben ihm ritt, schüttelte über diese Reden mißbilligend den Kopf.

Was hast Du, Zalewsky? fragte Koribut, Du schüttelst immerwährend den Kopf, wie das steinerne Götzenbildchen, das mein Bruder von Byzanz her mit den andern Geschenken bekommen hat. Wer wird heute den Kopf so grämlich schütteln; in die Höhe hebe ihn, und sieh', wie sie uns ehrenhaft entgegenkommen.

Seyd Ihr sicher, Herr! sagte Zalewski, daß der Empfang Euch gilt?

Wem denn? und ich freue mich nur auf den Empfang in Prag, auf Bankett und Rennen!

Herr! warnte der alte Pole, seyd vorsichtiger, werdet ernster.

Ei, bei St. Georg! polterte Koribut, hast Du nicht Ruthen für mich mitgenommen? ich schicke Dich zurück nach Polen, wenn Du so sprichst.

Wenn ich langsam reise, sagte bedächtig Zalewski, so komme ich vielleicht noch etwas später, als Ihr, nach Hause.

Bist Du blind und taub, siehst Du denn nicht, wie sie mir in Procession entgegenziehen, mich freundlich, liebreich aufnehmen?

Theilt diese Freundlichkeit in 5000 Theile, sagte scharfbetonend Zalewski, und seht dann, wie viel davon auf Euch kommt.

Du bist ein Narr! rief der Prinz, verdirbst mir mein heiteres Gesicht. Werde lustig, alter Bär! lustig, lustig! Er spornte sein Pferd und sprengte bis ganz vor an die Spitze des Zuges. Hier ritt er, umgeben von allen seinen Hauptleuten, ein schimmernder Trupp, unter Allen der Glänzendste. Sein Auge schweifte in jugendlichem Uebermuthe über das gesegnete Land, über die reichen üppigen Fluren, die er nun beherrschen sollte, und hier erblickte er nichts von der Noth, dem Drangsal und dem inneren Kriege, der hinter den blauen Bergen, die ihm die Aussicht schlossen, seine blutigen Finger krümmte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ja, meine Herrliche!

Der schwarze Tod.

Geißler und Judenverfolgungen.

(Schluß.)

Diese Darstellung bedarf keiner weitern Zusätze. Ein lebendiges Bild der schwarzen Pest und des moralischen Elendes in ihrem Gefolge wird hiernach dem Kenner der Natur und der menschlichen Gesellschaft deutlich vorschweben. Ueber das Leben und die Zerrüttung in dem Innern der Häuser während dieser Weltseuche haben wir fast nur aus Italien glaubwürdige Nachrichten von guter Hand, welche der Vorstellung von dem Zustand der Familien in ganz Europa, bei Erwägung des Volksthümlichen in jedem Lande, zu Hilfe kommen können. »Als das Uebel allgemein geworden war« (es ist von Florenz die Rede), »da verschlossen sich die Herzen der Einwohner der Menschenliebe. Sie flohen die Kranken, und Alles, was ihnen angehörte, und hofften auf diese Weise sich zu retten. Andere verschlossen sich mit ihren Weibern, Kindern und ihrem Gesinde in ihre Häuser, aßen und tranken, was köstlich

und theuer war, aber mit äußerster Mäßigkeit und mit Beseitigung alles Ueberflusses. Niemand erhielt zu ihnen Zutritt, keine Todes- und keine Krankennachricht durfte ihnen hinterbracht werden, im Gegentheil vertrieben sie sich die Zeit mit Gesang, Musik und mancherlei anderer Kurzweil. Andere dagegen hielten dafür, viel Essen und Trinken, Vergnügen aller Art, und Befriedigung aller Neigungen sey, mit leichtem Sinn über Alles, was da vorfiel, verbunden, die beste Arznei, und handelten auch darnach. Sie wanderten Tag und Nacht von einem Wirthshause zum andern, und zechten ohne Maß und Ziel, so viel sie gelüstete. Auf diese Weise wichen sie stets, so gut es gehen wollte, jedem Kranken aus, und überließen Haus und Gut dem Zufall, wie Menschen, deren Todesstunde geschlagen hat. Unter diesem allgemeinen Jammer und Elende war in der Stadt die Kraft und das Ansehen göttlichen und weltlichen Gesetzes verschwunden. Die meisten Beamten waren an der Pest gestorben, oder lagen krank, oder hatten so viele Glieder ihrer Familie verloren, daß sie keine Dienste verrichten konnten; daher that von nun an ein Jeder, was ihm beliebte. Andere wählten in ihrer Lebensweise einen Mittelweg. Sie aßen und tranken nach Gefallen, gingen aus und trugen wohlriechende Blumen, Kräuter oder Gewürze mit sich herum, an denen sie von Zeit zu Zeit rochen, in der Meinung, dadurch das Haupt zu stärken, und den schädlichen Einfluß der durch die vielen Pestleichen und Kranken faul gewordenen Luft abzuwehren. Andere trieben die Vorsicht noch weiter, und dachten, kein besseres Mittel, dem Tode zu entrinnen, sey, als zu fliehen. Diese verließen daher die Stadt, ihre Wohnungen, ihre Verwandten, und zogen, Weiber wie Männer, auf das Land. Dennoch starben auch Viele von diesen, und zwar gewöhnlich einsam und von aller Welt verlassen, weil sie früher selbst das Beispiel dazu gegeben hatten. So geschah es denn, daß nun bereits ein Bürger den andern, ein Nachbar den andern, der Verwandte den Verwandten floh, oder unbesucht ließ, und zuletzt (so weit hatte der Schrecken alle Gefühle erstickt) der Bruder den Bruder, die Schwester die Schwester, die Gattin den Mann, und endlich sogar der Vater seine eigenen Kinder verließ. und unbesucht und ungepflegt ihrem eigenen Schicksal Preis gab! Also blieben alle jene, welchen Hilfe gebrach, die Beute einiger habsüchtigen Dienstboten, die um hohen Lohn den Kranken bloß Speise und Arznei reichten, und bei ihrem Tode zugegen waren, aber, nicht selten unmittelbar darauf ein Raub des Todes ihres schändlichen Gewinnes nicht froh wurden. Da erlosch auch alle Scham und Zucht bei den Hilflosen. Frauen und Jungfrauen vergaßen des Schamgefühls, und überließen die Sorge ihres Körpers ohne Unterschied Weibern und Männern des niedrigsten Standes. — Die Frauen, Verwandten und Nachbarn fanden sich nicht mehr wie sonst im Hause des Verstorbenen ein, um mit den Angehörigen desselben Leid zu tragen. Die Leichname wurden nicht mehr von den Nachbarn, nicht von einer zahlreichen Priesterschaft, unter Gesang und mit brennenden Wachskerzen, zu Grabe begleitet und von anderen Bürgern ihres Standes hinausgetragen. Viele starben ohne eines Menschen Gegenwart an ihrem Sterbebette, und nur sehr wenige waren so glücklich, unter Thränen und Beileid ihrer Freunde und Verwandten von hinnen zu scheiden. An die Stelle des Schmerzes und der Trauer war Gleichgiltigkeit, Lachen und Scherz getreten, weil man dieses, und zwar besonders von Seiten des Frauenvolkes, für heilsam hielt. Selten folgten zehn oder zwölf Begleitende dem Sarge, und an die Stelle der gewöhnlichen Leichenträger und Todtengräber waren gedungene Menschen von der niedrigsten Volksclasse getreten, die um den Lohn das Geschäft übernahmen, und von wenigen Priestern, oft ohne eine einzige Kerze, begleitet, den Leichnam in die erste nächste Kirche trugen, und dort in das nächste beste Grab versenkten, das noch Raum für denselben hatte. — Unter der Mittelclasse, besonders aber unter dem gemeinen Volke, war das Elend noch weit größer. Da blieben die Allermeisten entweder aus Armuth oder aus Sorglosigkeit in ihren Wohnungen oder den nächsten Umgebungen, und starben daher zu Tausenden dahin. Viele endeten bei Tage oder bei Nacht ihr Leben auf der Straße. Von Vielen gab erst der Gestank ihrer verwesenden Leichname die Kunde des Todes den Nachbarn. Um nicht angesteckt zu werden, ließen diese gewöhnlich die Leichen aus den Wohnungen wegnehmen und vor die Hausthüren legen, wo jeden Morgen der Vorübergehende ganze Reihen derselben antreffen konnte. Man hatte nicht mehr für jeden Leichnam seine Bahre; gewöhnlich wurden deren drei und vier zusammengelegt, und es geschah, das Gatte und Gattin, Vater und Mutter, sammt zwei bis drei Söhnen, mit einander in derselben Bahre zu Grabe getragen wurden. Oft ereignete es sich, daß zwei Priester unter Vortragung des Kreuzes einen Sarg begleiteten, auf dem Wege aber vier bis fünf andere an den Zug sich anschlossen, so daß nun statt eines einzigen Todten, fünf bis sechs begraben wurden.«

Bekenntniß eines Weinhändlers.

Jüngst fühlt' ich meine Sünden sehr,
Und schwur, nie wollt' ich sünd'gen mehr;
Mich zu befrei'n von Seelenqual,
Ging ich zum heil'gen Abendmahl!

Doch, wie sollt' ich zur Beichte gehn
Und meine Sünden all' gesteh'n,
Da dacht' ich her und dacht' ich hin,
Nicht alle kamen mir in den Sinn!

Und eh' mir Alles noch recht klar
Tret' ich auch hin schon zum Altar;
Da, wie der Pastor gab den Wein,
Da fielen mir alle Sünden ein!

H—6.

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Wenn wir einen großen Mann nachzubilden haben, so wollen wir ihn ähnlich machen, ehe wir ihn groß und majestätisch darstellen. Je einfacher und bescheidener ein Mensch in seinem Leben war, desto mehr müssen wir fürchten, ihn seine natürliche Größe zu rauben, wenn wir ihm eine nachgemachte Größe geben. Der große Corneille hat sich nie so gezeigt; er war sein ganzes Leben hindurch ein treuherziger Mensch. Glauben Sie übrigens, daß, wenn er natürlicher dargestellt wäre, der Schiffsmann, der Landmann, das Volk, das vorbeigeht, und oft vor der Bronze-Statue nicht stehen bleibt, da es dieselbe so großartig erblickt, bei dem Anblicke eines Dichters in einem einfachen Gewande, und den Stock in der Hand, fragen würde: „Wer ist der, den man auf den schönsten Platze unseres Pont-Neuf in Bronze gegossen hat?" Und Jeder würde antworten: „Dieser gutherzige Mann ist in Rouen geboren, und war der größte Dichter zur Zeit des Cardinal Richelieu und Racine's.

O Corneille, großer Dichterfürst unseres Zeitalters! Corneille, der politische Dichter, welcher öffentlich von den wichtigsten Interessen der Geschichte spricht; der Mann, der zuerst auf dem Theater die großen Fragen über Königthum und Republik erörterte, welche seit 89 die Welt beunruhigen! Corneille, in welchem Bonaparte die Anlage zu einem großen Minister des Kaisers fand! Corneille, die unvergängliche Ehre der Stadt, welche zu Deinen Füßen im Schlafe liegt, ihre mit nichts vergleichbare Ehre; Dich, der Du so lange auf Dein Denkmal wartetest, Dich grüße ich zuerst in der Nacht! Dir sind meine stummen Huldigungen und meine Achtung geweiht, o großer Mann mit der Römerseele; Dir meine prunklosen Erinnerungen und meine schweigende Bewunderung; denn hier, an dieser Stelle, sind an dem Tage, wo Deine Statue in ihrem Ruhme erschien, von den berühmtesten Männern unserer Zeit so viele mittelmäßige Reden gehalten worden. Sie kamen alle von Paris, um ihren akademischen Ruhm zur Schau zu tragen und zu versuchen, ob sie mit ihrer Prosa und ihren Versen die Höhe dessen erklimmen könnten, welcher Rodogune schrieb. O welch' erbärmliches Schauspiel mußte das seyn! Das große Denkmal durch so erbärmliche Worte einzuweihen! Corneille, den Lebrün unter freiem Himmel zu rühmen wagte, Lebrün, von der Académie française, derselbe, welcher den Cid Corneille's ausgebessert und sein Werk: „Den Cid von Andalusien" betitelt hat, als ob Corneille's Cid nicht auch der Cid von Andalusien wäre. Und an diesem großen festlichen Tage hörte man nicht eine fehlerfreie Rede, nicht ein vernünftiges Lob auf den, welcher der Vater der französischen Tragödie war, wie Shakespeare der Vater der englischen! Corneille, der seine Helden, und sein Drama fand, der seine großen Römer schuf; abgesehen vom Talent, halb Spanier, halb Römer; zugleich der Zeitgenosse des Augustus und des Cid, der einzige Mann in Europa, dessen stolzer Blick sich nicht vor dem Ruhme des Cardinal Richelieu senkte! O, wie mußtest Du staunen, P. Corneille, als Du die schwache Stimme vernahmst, welche zu Dir sprach, und, als Du herabblicktest, zu Deinen Füßen den Verfasser des Cid von Andalusien gewahrtest!

So sühnte ich, kaum in Corneille's Geburtsstadt angelangt, durch meine tiefe Ehrfurcht und durch ein tiefes Schweigen das verleumderische Lob, womit man ihn überschüttet hatte. Es schien mir, als ruhe der mächtige Blick, der so vielen Heldentugenden Leben verlieh, und so manche verschwundene Größe wieder in's Daseyn rief, und so viele unterdrückte Umwälzungen aus der Asche der Gräber hervorrief, wohlwollend auf mir und als vernehme der große Corneille das Gebet, das ich in meinem Herzen an ihn richtete: Du, großer Mann, der Du in dem poetischen Himmel einen so hohen Platz einnimmst, der Du Shakespeare zur Rechten, und Racine zur Linken hast, der Du Molière Dir gegenüber erblickest, Du, dessen heiliges Gewand Voltaire lächelnd, und doch mit aller Ehrfurcht trägt, deren er fähig ist; o Corneille, wirf einen gnädigen Blick auf uns, denn Du allein vermagst uns zu retten; Du allein bist jetzt das Muster und der rettende Gott der tragischen Dichtkunst. Voltaire ist durch seine eigene Philosophie erschöpft und überholt worden, denn der Aufruhr, den er predigte, hat längst alle Hindernisse über den Haufen geworfen und alle Schranken durchbrochen. Racine, der Verehrungswürdige, konnte nur unter dem großen Könige, und unter den Liebeshändeln leben, deren Dolmetscher und Mitschuldiger er war, ohne es zu wissen. Die Tragödie eines Einzigen, zum Gebrauche eines Einzigen, die individuelle Tragödie Crebillon's z. B., ist eben so wenig möglich; denn die jetzige Menge bedarf eines Theaters für die Menge; Du allein, Du allein bist jetzt das einzige denkbare Muster. Du allein kannst zu den Völkern von den Interessen und besonders von den Leidenschaften der Völker sprechen; Du allein kennst das Geheimniß aller Revolutionen, nämlich die Grenze aller Größen; Du allein stellst den Helden, der unter Deine Hände kommt, nackt hin, und wenn Du ihn seines Purpurmantels und seiner Lictoren beraubt hast, zeigst Du ihn uns noch groß, furchtbar, wenn er wirklich an sich groß und furchtbar ist. Wir kehren sogar zu Deiner Sprache zurück, o Corneille, so viel wir vermögen, da sie die einzig mögliche ist.

(Fortsetzung folgt.)

Amor.

Amor als ein Kind sich zeigt,
Schmeichelnd unbefangnen Herzen;
Unter unschuldvollen Scherzen
Allen Argwohn er verscheucht.
Bald ein lieber Gast er ist,
Aber Huld lohnt er mit Sorgen,
Eine Fackel, schlau verborgen,
Schwenket er mit Hinterlist.
Wenn umher die Flamme sprüht,
Die das Unheil angezündet,
Wann sein Daseyn sie verkündet,
Tück' im Herzen, er entflieht. K. M—r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 193. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 12. August. 1836.

Poesie.

Der Minstrel. Taschenbuch erzählender Dichtungen, herausgegeben von Johann N. Vogl. Wien 1836. Im Verlage der Wenedikt'schen Buchhandlung. 12. 286 S.

Man lernt in diesem Taschenbuche einen Verein von österreichischen Dichtern kennen. Er hat zwar nicht die Innigkeit, welche wir in Sinn und Sang an dem jüngeren Vereine der Berliner Poeten bemerken, erscheint aber dennoch in so fern beachtenswerth, als er die poetische Literatur nicht mit tauben Blüthen beschwert und diejenigen, welche die Blüthen sammeln, vor dem unerquicklichen Gefühle der Täuschung bewahrt. Zwar darf man dem Minstrel, wenn er auf die Frage: wohin? antwortet: „Den Meister sucht sein treuer Sinn, der Herzens-Mißklang kann zum Einklang bringen," die Worte nicht zu hoch anrechnen, und ihm eine Bedeutung unterlegen, wie sie Zeit, Literatur und erwachtes oder zu erweckendes nationales Streben zu erhoffen wohl berechtigt sind; zwar darf man nicht erwarten, daß es den österreichischen Dichtern darauf ankam, irgend einen höhern oder tieferen Zweck zu verfolgen und zu fördern, so wie zu zeigen, was vereinte Kraft mit festem Hinwirken nach einem Ziele wohl vermöchte, und wie bedeutsam sie hervortreten könnte, während sie jetzt vereinzelt und zersetzt ein Kinderspott wird; nein, es kam, wie im Ganzen auch dem Berliner Dichterverein, nur darauf an, zusammen zu singen, diesen Sang unter eine gute Kritik und Direction zu stellen und ihm so den bestmöglichsten Klang nach allen Seiten des deutschen Vaterlandes zu geben. Immerhin, auch so wird etwas Gutes und Hilfreiches geleistet. Die Reihe der hier Verbundenen ist nicht klein. Sie heißen J. Bergmann, Braun R. v. Braunthal, Carlopago, W. Freih. v. Eyb, Fr. Fitzinger, E. Freih. v. Feuchtersleben, J. J. Hannusch, Ch. W. Huber, E. A. Kaltenbrunner, A. Casper, Ch. Kuffner, Kuno, J. Langer, J. H. Lobkowitz, J. Gr. v. Mailath, J. Mayrhofer, L. G. Neumann, A. Pannasch, Otto Prechtler, Julius v. Ribics, M. G. Saphir, L. M. Schleifer, J. G. Seidl, L. Schlecht, F. M. Schmidler, X. Schurz, A. Schumacher, Fr. Treitschke, A. Ritt. v. Tschabuschnigg, J. N. Vogl (Herausgeber). Aller genannten Leistungen sind in drei Fächern aufgestellt worden: „Historische Balladen," „Legenden," „Balladen und Romanzen." In dem ersten Fache begegnet man den Namen J. N. Vogl, und seine Burgfrau von Cseitha, ungarischen Ursprungs und als Gegenstand historisch beglaubigter grausamer Frauneneitelkeit nicht unbekannt, ist rasch und meisterhaft geschürzt und an- so wie abgethan, so wie sein „Mönch zu Pisa" mit bezeichnender ernster Düsterheit dargestellt ist und epigrammatisch imponirt. Er finde seiner musterhaften Kürze wegen hier eine Stelle.

Der Mönch zu Pisa.

Zu Pisa in dem Klostergarten geht
Ein finst'rer Mönch, wo Blum' an Blume steht.

Sein Antlitz ist gebleicht von langem Gram
Man weiß nicht wer er war, woher er kam.

Jetzt blickt' er nach der Tulpe Farbenlicht,
Nach der Karthäusernelke zart und schlicht.

Jetzt nach der Rose, nach der Lilie rein,
„Ach, wer wie Blumen könnte schuldlos seyn!" —

Nun lauscht er zu der Zweige grünem Kranz,
Wo Vöglein flattern noch im gold'nen Glanz.

Er lauscht, das Haupt gesenkt, dem süßen Klang,
„Ach, wer noch Tröstung fände im Gesang!"

Da aber senkt sein Blick, von Thränen feucht,
Zur Erde sich, von der er nimmer weicht.

„O Erde, öffne du dich mir in Huld,
Denn du, nur du, tilgst meine blut'ge Schuld!" —

Doch als der Lenz nun wieder kommt in's Land,
Der Mönch nicht wieder bei den Blumen stand.

Nicht lauschte er der Sänger in den Höh'n,
Doch war dafür ein neues Grab zu seh'n;

Ein schlichter Stein in grauer Klosterwand
Auf dem — „Johannes Parricida" stand.

Nicht weniger ergreift „Adelheid von der Wart" von Schleifer, in dem gelungenen Bilde einer im Elend des Bannes nebst ihrem Kinde umkommenden Mutter. Seidl und Schumacher haben in Titus Dugovits und Niklas Juriſchitz die Geſchichte Ungarns benutzt und an die Heldenkraft eines Volkes erinnert, das gerade jetzt wieder bezeugt, daß es mit ihm noch nicht vorüber iſt. Die ſächſiſche Sage vom Pagenbette, behandelt von Joh. Langer, nimmt ſich daneben nicht impoſant genug aus. Dafür entſchädigen dem Stoffe nach Hannuſch's Löwenbändiger, Lobkowitz's Falieri Graf von Baldemarino (49ſter Doge von Venedig), Julius Ribicis' „Tell's Tod," Neumann's „Alfred," und Mailath's „Almus." Daneben macht man an dem Freih. v. Eyb, durch „Der Wolfsberge Ladung" eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft und erkennt in Schumacher's „Schreckimwald's Roſengärtlein" eine kleine Schickſalstragödie. Die Legenden können kaum in gleichen Rang mit den hiſtoriſchen Balladen geſtellt werden. Es fehlt ihnen ein Etwas, was man Glaubensinnigkeit und Glaubenseinfalt nennen möchte. Da aber dieſe beiden in unſerer Zeit Nordlichter im Süden geworden ſind, ſo ſollte man lieber von dieſer Dichtart abſtehen. Am Beſten möchten die noch gelingen, wobei ein komiſcher Effect mit unterläuft. Verfehlt ſind darum „des Prieſters Tod" von Joh. Langer, der übrigens das omen ſeines Namens langweilend in ſein Gedicht mit eingetragen, und die Andacht zum Kreuze; gelungen iſt der Wetterhahn von Carlopago, Saul und die Hexe von Endor, von Huber, ſo wie St. Stephan von eben dieſem. „Die Orgel von Vercelli" verdient Lob, iſt aber keine Legende, auch nicht in dem weitern Sinne des Worts, welchen der Anordner der Gedichte angenommen hat. In dem größeren Cyklus der Balladen und Romanzen zeichnen wir als gelungene Einzelheiten aus: „Die Glücklichen," von Mayrhofer, „die Seebraut," von Saphir, „Doctor Fauſt in Salzburg," von J. N. Vogl, ſo wie deſſelben Dichters „Quanahanna" und „Botaniker," welches letztere Gedicht wir ſeiner tiefſinnigen lyriſchen Bedeutung wegen ebenfalls hier mittheilen.

Der Botaniker.

Vor dem Pflanzenbuche der Alte ſaß,
Beſchauend die Blumen, die bleichen,
Die er in der Blüthe zuſammenlas,
Und die nun vertrocknet zu Leichen.

Wie er ſie gefunden von Jahr zu Jahr
Und ſorgſam im Buch auch verwahret,
Die Farbe iſt fahl — und fahl iſt ſein Haar;
Mit Schmerz er's an Beiden gewahret.

Ein Pflänzchen nur dünkt ihm noch friſch und licht
Als wär' es vom Thaue getränket —
Es iſt — ein ſchlechtes Vergißmeinnicht,
Das einſt ihm die Liebſte geſchenket.

Neben Vogl ſtehen: J. G. Seidl („der blinde König") und Fitzinger („der Mutter Wahnſinn," „die zwei Wünſche," „die Rückkehr des Kreuzfahrers," nach dem Italieniſchen des Zajotti). Wenn in Seidl mehr das epiſch-dramatiſche Talent hervorleuchtet und mit natürlicher, ſanft einſchmeichelnder Wärme unſerem Herzen wohlthut, ſo iſt es bei Fitzinger mehr die lyriſche Reflexion, man möchte ſagen das lyriſche Studium, das uns den Mann werth macht. Wenn an Vogl und Seidl der ächt öſterreichiſche Dichter-Typus erſcheint, ſo erinnert Fitzinger mehr an das Streben norddeutſcher Dichter, die, wie in ſchwererer und dichterer Luft, Schwereres und Dichteres erzeugen. Unter den bekannteren Dichtern erwähnen wir zuerſt noch A. R. v. Tſchabuſchnigg. Sein „Burg Treu und Untreue" iſt eine recht gelungene Ballade. Des Ritters Braun von Braunthal „Ahasver der ewige Jude" hat etwas Uebermodernes an ſich. Ueberhaupt ſcheint es, als ob dem Ritter der Ritt in's Land der Sagen von Fauſt und Ahasver nicht wohl bekomme. Unter den Uebrigen, die zu dieſem Taſchenbuche beiſteuerten, erwähnen wir noch Lobend Feuchtersleben's (obgleich ſeine „Romanze" leider! ſehr wenig taugt) und Kaltenbrunner's (deſſen „Mutterliebe" eine Zierde des Buches iſt), und Anton X. Schurz, der in ſeinem Gedicht: „das todte Weib" den rechten Ton der zur Legende ſich neigenden Ballade gefunden hat. Zuletzt ſtehe ſtatt aller Worte über ihn, Prechtler's kleines Gedicht: „Die Flucht."

Die Flucht.

„Komm, Schweſterlein, komm' in die Arme geſchwind,
In den finſteren Wald hinaus,
D'rin toben die Räuber und plündern das Haus
Sie würden uns tödten, du armes Kind.
Die Mutter iſt weit — ſie ließ uns allein,
S'iſt Alles voll Schnee und voll Eis;
Weh', hörſt du, ſie brechen die Kammer ſchon ein —
Mir ſelber wird kalt und wird heiß."

Wo's Käuzlein im Walde ſein Neſt erbaut,
Da ſteht ein Gemäuer, alt und ſtarr;
Dort birgt ſich umſchlingend das kleine Paar,
Und wagt nicht zu ſeufzen, zu athmen laut. —
Der Wintermorgen blitzt über den Schnee,
S' iſt Alles erſtarrt und voll Eis;
Da kauern die Kleinen, ſo weiß wie Schnee,
Und kalt wie das kalte Eis. —

Die äußere Ausſtattung des Taſchenbuchs iſt ſehr anſprechend, obgleich ein beſſeres Papier zu wünſchen wäre.

Erinnerungen aus dem Leben eines Kriegers vom Grafen de Vigny. Frei nach dem Franzöſiſchen von F. Steger. Braunſchweig, bei Meyer. 1836.

Unter der jeune France behauptet der Graf Alfred de Vigny eine ganz eigenthümliche, und zwar eine rein ſittliche Stellung. Während Victor Hugo, Alexander Dumas, und die übrigen Vertreter des jungen Frankreichs ſich in einem wahren Moraſt von Unſittlichkeit herumwälzen, der um ſo gefährlicher iſt, als mit je mehr Geiſt er behandelt wurde (was bereits unſer Tieck in ſeiner „Reiſe in's Blaue" ſo herrlich aus einander ſetzt) — hat Alfred de Vigny ſich vor der allgemeinen Epidemie zu bewahren gewußt. Jene Herren treten das Heiligſte, was der Menſch beſitzt — Unſchuld und Liebe — auf der Bühne förmlich mit Füßen; man denke nur an

die eben so poetischen als unsittlichen Scenen in Hugo's „Le roi s'amuse“ und „Marion de Lorme“, und die Heldinnen ihrer Stücke sind meistens Buhlerinnen und Grisetten der Boulevards. Wie ganz anders, wie rein sittlich ist de Vigny's: „Chatterton,“ ein Stück, welches, leider! zu wenig bekannt ist; Kitty Bell, der Quäker und Chatterton sind so fleckenlose Charaktere, wie ich sie nie glaubte von einem Franzosen geschildert zu finden. De Vigny hat die Herzen studirt; Knalleffecte kennt er nicht.

In dem vorliegenden Buche ist mir der Verfasser zum ersten Male als Novellist begegnet, und ich habe mich dieser neuen Bekanntschaft von Herzen gefreut, da er auch hier seinem Principe der Sittlichkeit treu geblieben ist. Das Buch enthält drei Erzählungen aus der Soldatenwelt: „das rothe Siegel,“ — „Eine Abendunterhaltung in Vincennes“ und „Leben und Tod des Capitain Renaud,“ von denen der zweiten jedenfalls der Preis gebührt. Das rothe Siegel führt uns ein Bild der Deportation, so wie die fürchterlichen Folgen des Wörtchens: „Subordination“ vor die Augen, und obschon, nach Art der französischen Romantik, manche wahrhaft gräßliche Scene, wie der Tod des jungen Vaudevilleschreibers, die Seele mit Schauder erfüllt, so ist doch nichts übertrieben, vielmehr Alles so geschildert, wie es zur Zeit des Directoriums wohl geschehen konnte. — Die Abendunterhaltung zu Vincennes zeigt ein freundliches Stilleben, einen Adjutanten, der mit seiner Tochter und seinem künftigen Eidam die Abende mit Musik hinbringt, dabei von dem Verfasser und einem andern Officier überrascht wird, und diesen einen Theil seiner Lebensgeschichte erzählt, in welche die unglückliche Marie Antoinette, die Prinzessin Lamballe und der Dichter Sedaine auf das zarteste mit eingeflochten sind. Die Lebensgeschichte des Adjutanten gleicht einem duftenden Kranze, in welchem stolze Königskerzen neben stillen Veilchen im traulichen Vereine blühen. Um so unangenehmer berührt deßhalb das Ende der Erzählung den Leser, die Schilderung von des Adjutanten Tode, wobei der Verfasser der romantischen Schule gefröhnt hat, und uns zuletzt einen gliederlosen, durch Pulver zerrissenen Rumpf vor die Augen führt.

Die letzte Erzählung aus dieser Trias wird bei manchem Leser Kopfschütteln erregen. An mehreren Stellen sieht man nämlich nicht den Dichter, sondern den Grafen, der des Emporkömmlings Napoleon Lorbeern zu schmälern sucht. Der Verfasser bringt einige Scenen aus des Kaisers Privatleben vor, in denen sich der Mann im kleinen Hute wie ein ungezogener Schulbube beträgt. Es ist schon so unendlich viel Schlimmes über Napoleon geschrieben worden, aber solche Reden, wie er hier mit dem Papste führt, hat ihm doch noch Niemand in den Mund gelegt! — Diese eine Scene abgerechnet, ist aber das Ganze sehr interessant, und fesselt bis zum letzten Augenblicke. Der Tod des Capitains ist meisterhaft geschildert, und ich wünschte nur, daß der Adjutant in der zweiten Erzählung solch' Ende genommen und hinsichtlich der Todesart mit dem Capitain Renaud getauscht hätte.

Die Uebersetzung ist ziemlich fließend, obschon manche Gallicismen die Flüchtigkeit des Uebersetzers verrathen. Ein gutes Buch, wie das vorliegende, verdient mehr Fleiß bei der Uebertragung.

Die äußere Ausstattung ist lobenswerth.

Vermischte Schriften.

Schlüssel zur praktischen Gartenkunst oder gemeinfaßliche Lehre von der Anlegung und Umgestaltung kleiner Hausgärten nach bestehenden Originalen. Von Carl Pitter, Garten-Director in Preßburg. In 11 Plänen nebst genauer Beschreibung. Für Gärtner und Gartenfreunde. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1836.

Damit verwandt ist:

Kunst, Gärten anzulegen, von dem Ingenieur Vernaud. Paris, 1835.

Beide Werkchen empfehlen sich auf das Vortheilhafteste durch ihre äußerst praktischen Details, durch Beispiele, erläutert aus der Erfahrung und durch eine Anschaulichkeit, welche selbst den Idioten in der Gartenkunst mit vieler Leichtigkeit zur wünschenswerthesten Erkenntniß erhebt. Dem deutschen Werkchen muß man vor dem französischen deßhalb den Vorzug ertheilen, weil es eine gemeinnützigere Haltung hat und gewissermaßer civileren Gebrauchs ist. Selbst das niedliche Aeußere empfiehlt das Werkchen des Deutschen vor dem des Franzosen.

Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zähringer bis zur Reformation ꝛc., zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert von E. Ludw. Rochholz. Bern, Fischer und Comp. 1835. XVIII und 421 S. 8.

Eine poetische Beschreibung der Haupt- und Heldenbegebenheiten im Schweizerlande, voll frischen, kräftigen und kräftigenden Lebens, deren Zusammenstellung Hrn. Rochholz nicht weniger den Dank der Schweizer, als der aller Deutschen erworben hat. Mit Vergnügen sieht man dem zweiten Theil der Chronik entgegen, der die Lieder von der Reformation an enthalten wird, so wie der Bescheinigung einer besonderen Geschichte der schweizerischen Volkslieder, die aus der Feder des kundigen und seinem Gegenstande durchaus gewachsenen Verfassers nur Vollendetes erwarten läßt.

Literarischer Beobachter.

[Neuigkeiten.] „Der Jude Wolff. Eine Novelle von Hoffmeister, Gotha, Verlag von J. G. Müller. 1836. 236 S.“ Ohne auf vollkommene Correctheit Anspruch machen zu können, ist dieses Werkchen doch von der Art, daß man es ohne Gewissensbisse zu fühlen, dem lesenden Publicum anempfehlen kann. Eben so oder mehr noch ist dieses der Fall mit den

„Winterblumen von Gustav von Heeringen," einem Schriftsteller, der sich eines recht angenehmen, wenn auch etwas geräuschloseren Eingebürgertseyns in die Gunst des Publicums erfreut. Die Winterblumen sind trifolisch, denn sie bieten: „Die Kinder der Witwe;" „Kleine Reisebilder;" „Iwan." Schon die Titel haben neben dem Klange des Namens Heeringen etwas Anziehendes. — „Ernst Frank. Eine Scene aus dem südamerikanischen Freiheitskampfe von A. Ewald" (Mit einem Kupfer, Leipzig, Verlag von Aug. Robert Friese.). An dem Faden eines einfachen Romanes spinnt sich ein interessanter Theil des südamerikanischen Freiheitkampfes ab; bedeutende Männer treten handelnd auf, allgemeine völkerrechtliche Angelegenheiten kommen in Anregung, die südamerikanische, gleichsam jüngere und excentrischere Natur nimmt eine Stimme in Anspruch, der Krieg zur See endlich in allen seinen Phasen vollendet das Colorit. Es rührt, so sieht man leicht, von keinem Titian in der Novelle her, trägt aber doch das Gepräge der Wahrheit und jene anmuthige Einfachheit, welche auch den nach zusammengesetzten Genüssen lungernden Magen beschwichtigen kann. Wir werden später vielleicht noch einmal auf die eine oder andere der vorhergenannten Novitäten zurückkommen.

[Wieder eine Revolution!] Die Buchhändler sind auf Revolutionen wie versessen und wollen dieselben mit aller Gewalt unter die Leute bringen. Bei einer Revolution aber verliert gewöhnlich derjenige mit unter den Ersten Kopf, welcher sie begonnen hat. Das läßt sich nun freilich nicht auf die Buchhändler anwenden, wohl aber auf ihr Geld. Sie haben es zuerst für die Revolutionen ausgegeben, ob es ihnen aber die Revolution wiederbringen wird, das ist eine große Frage. Daß es keine Frage wäre, läßt sich wünschen bei dem heftweise (dieser moderne terminus technicus beginnt zu altern) erscheinenden Werke:

„Geschichte der französischen Revolution" von F. A. Mignet, Staatsrath, Archivar der auswärtigen Angelegenheiten, Mitglied des Instituts ꝛc. Nach der sechsten vermehrten und verbesserten Originalausgabe von Dr. E. Burckhardt, Privatdocenten der Geschichte an der Universität ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu Leipzig. 2 Bände in 25 Lieferungen I—XII. Liefer. 355 S. gr. 8. (Paris, Gebrüder Firmin Didot, Leipzig, Joh. Jac. Weber. 1835.

Hrn. Burckhardt's ganze Richtung im Studium der Geschichte, wie sie sich bereits rühmlich bekannt gemacht hat, bürgt dafür, daß er Mignet versteht und so recht in Saft und Blut für die Revolutionsliebhaber unter den Lesern verwandeln kann, so daß man sich jedes nähern Erweises überheben kann. Die Ausstattung ist wahrhaft prachtvoll und die beigegebenen feinen Bilderchen werden nicht verfehlen, Augen und Neugierde zu reizen.

[Tollheit, Thorheit, Trübsal.] Diese drei Grazien, die sich auf dem Podium unserer Zeit- und Weltbühne in allerlei halb und ganz unanständigen, halb und durchaus ekligen Stellungen herumbewegen, schließen die τρία κύπτα κάκιστα der alten Welt in sich. So behandelt sie wenigstens der Satyriker Hilarius Testis in seinen eben bei Herold in Hamburg erschienenen „Bildern aus unserer Zeit." Das angegebene satyrische Schriftlein persiflirt zuerst das tölpelhafte, überreife und unsittliche Streben nach Umsturz des Bestehenden und Aufrichtung eines in unglücklichen Fieberphantasieen erfundenen Neuen in: „seinen jungen Weltverbesserern." Die Novelle „Er und Sie, in Liedern zweier Liebenden (eines verlaufenen Schauspielers und eines Kammermädchens)" muß das ihrige dabei thun. „Drei böse Geister" endlich, mit Namen: Störenfried, Leicherlei und Muck, welche sich zum Untergang der Staaten und besonders Preußens auf dem Rütli verschwören, bilden den Schluß der nach Ton und Haltung sehr gut durchgeführten Persiflage. Daß die Mucker gehörig abgemuckt werden und der König von Preußen als Präservativ gegen Krieg, Pest und Frömmelei gelobt wird, würde ohne den hämischen Ausfall gegen Sachsen nur Lob verdienen.

[Bücherverbot.] In Sachsen traf ein solches: Liguori, „Der Beichtvater oder gründliche und vollständige Anweisung für Seelsorger in allen Verhältnissen und Beziehungen ihres Seelsorger-Amts" (Aachen, 1836.). Sehr gut!

[Jugendschrift.] Eine der empfehlenswertheren Schriften für die „gereiftere" Jugend, wie man sich auszudrücken beliebt und womit man zugleich auch andeuten will, daß das Lesepublicum in universum einen Schmaus zu erwarten hat, ist folgendes kürzlich im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienenes innerlich und äußerlich äußerst nettes Werkchen (in 12. 320 S.):

„Die Fahrten und Abenteuer des Capitän John Roß auf seinen Entdeckungsreisen nach den Gegenden des Nordpols. (Mit sechs Ansichten, einer Karte und dem Portrait des Capitän Roß.)"

Der Ton ist von dem bekannten Hrn. Dr. Becker (*r) sehr gut getroffen, und von selbst versteht es sich wohl, daß er nach dem größeren, von ihm und J. Sporschil übersetzten Werke gearbeitet hat.

[Neuigkeiten] Von N. Lenau wird die Erscheinung einer Trilogie vorbereitet: „Huß, Savonarola, Hutten." Der Florentiner soll dabei das Centrum bilden. — A. Grün beschenkt uns nächstens mit einer Sammlung seiner kleinen lyrischen Gedichte. — Bei Weber in Bonn verläßt die Presse ein anziehendes Werk: Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderschaft. Von Dr. K. Simrock.

[Neues reformirendes Streben.] In seiner vor Kurzem bekannt gemachten „Religion of the Universe" trägt Fellow darauf an, das, was er Naturreligion nennt, an die Stelle der verschiedenen bis jetzt bestehenden Systeme zu setzen. Das Athenäum meint darob schiedsrichterlich: „Wenige mögen durch seine Beweisführung überzeugt werden, aber Alle müssen die männliche Aufrichtigkeit seines Tones und das Wohlwollende seiner Absichten anerkennen."

[Ehrenbezeigung.] Ch. von Heeringen ist auf dem Heimweg von Lissaban nach Koburg. Er war stets in der nächsten Umgebung Don Ferdinand's und in der Nähe der Königin Maria da Gloria, konnte alle Sehenswürdigkeiten des nur mit Gefahr unter andern Verhältnissen zu bereisenden herrlichen Landes nach Gefallen durchmustern und sich den Stoff zu den interessantesten Reiseskizzen sammeln, auf die das Publicum denn auch nicht allzu lange wird warten müssen. Er ist mit einem Christusorden von der Königin decorirt worden. — Rossini ist, Zeitungsnachrichten zufolge, in Brüssel vom Könige Leopold mit einer Decoration bedacht worden. — Halevy ist am 2. Juli zum Mitglied der Akademie der schönen Künste erwählt worden. Durch Reicha's Tod war eine Stelle erledigt und der Genannte erhielt sie mit 30 Stimmen gegen 8.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 194. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 13. August. 1836.

Ueber die russische Bühne*).

Ein gutes russisches Theater sollten wir, scheint es, haben! Der Liebhaber gibt es wenigstens eine zahllose Menge. Leute, die in ihrem ganzen Leben nicht fünf Rubel für ein Buch ausgeben, zahlen 50 und 100 Rubel für eine Loge zu einer Benefiz-Vorstellung. Leute, die nie etwas Gedrucktes ansahen, hören einem Stück zu bis zum Ende. Einige, weil es sie belustigt, und Andere, damit man es bemerke, wie sie hören und sehen. Genug, alle unsere Theater, in Petersburg und in Moskau, auf der Messe von Nischnei-Nowgorod und in Orel so wie in anderen Städten, wo es temporaire und stehende Theater gibt, werden fleißig besucht. Und nun höre man, was über das Theater gesprochen wird! Ueberall eines und dasselbe. Klagen über Mangel an guten Schauspielern, Klagen über die Stücke, Klagen, nichts als Klagen! Da sage man, was man wolle, an etwas muß es doch liegen, wenn alle Welt klagt.

Schauspieler und Schauspielerinnen tragen nicht die Schuld. Dies ist klar wie der Tag. Beide thun, was sie nach ihren Kräften können, und so gut sie es verstehen. Was nicht in ihrer Macht ist, ist das, daß die Scenen nicht ansprechen; daran sind die Dichter schuld. Auch daran sind Letztere schuld, daß wir nur wenige Künstler für ausgezeichnete Rollen besitzen; denn Charaktere, wie sie Molière, Racine, Corneille, Crébillon, Shakespeare, Iffland, Schiller schufen, bildeten von selbst geschickte, oder besser gesagt, große dramatische Künstler.

Im russischem Volke liegt der Keim zu einem großen Darstellungs-Talent. Wer sah wohl einmal unsere russischen Grenadiere an Feiertagen russische Nationalstücke in den Casernen spielen, oder unsere Russischen Bajazzo's? Man sehe nur, wie unsere Kinder in den Cadettenhäusern spielen: es ist eine Freude! Weder in Paris noch in London, Berlin und Wien wird ein Stück besser gegeben, als es auf unseren Theatern mit den Volksstücken, „der Müller", „der Sbitenschik" (Verkäufer eines aus Honig verfertigten Getränkes), „das Unglück durch einen Wagen" und „Nedorossl", der Fall ist. Diese und noch einige andere Stücke sind die besten auf unserer Bühne, weil sie national sind, und unsere Schauspieler und Schauspielerinnen spielen sie deßhalb so vortrefflich, weil ihnen die Charaktere der handelnden Personen so bekannt sind, weil sie sie vor Augen sehen und nach der Natur studiren können.

Aber, wird man sagen, wie kann man National-Charaktere in Dramen und in Trauerspielen schaffen, wo die handelnden Personen der älteren oder mittleren Geschichte Rußlands entnommen sind? Wo sollen die Schauspieler die Muster hernehmen, nach denen sie ihre Rollen zu bilden haben? Fürstinnen und Bojarinnen des 15ten und 16ten Jahrhunderts finden wir ja jetzt weder in den höheren Cirkeln noch im bürgerlichen Leben u. s. w. Hierauf antworte ich den Herren Schriftstellern und Kritikern: modelliren Sie Ihre Charaktere nach der Natur, und nicht nach Griechen, Franzosen, Deutschen und Engländern. Den natürlichen Gang und die Ausbrüche der Leidenschaften, die natürlichen Lagen des Lebens werden unsere Schauspieler begreifen und richtig darstellen, wenn Ihre Dramen in einfacher Sprache und nicht bombastisch und gesucht geschrieben sind, wenn Ihre Dialogen und Monologen von wahrem, nicht erkünsteltem Gefühl dictirt und nicht durch gedrechselte Phrasen entstellt sind. Seyen Sie natürlich, und man wird Ihre Werke gut darstellen.

Man kann eben sowohl die Geschichte, als das Privatleben mit der Natur in Uebereinstimmung bringen und eine gewöhnliche Sprache bis zur Poesie erheben. Wie man es anfangen soll, Sitten, die nicht mehr die unsrigen sind, mit der Gegenwart zu identificiren? Man frage Schiller: er gibt uns Aufschluß, auf welche Weise er Wallenstein, Wilhelm Tell, Don Carlos u. s. w. in's Leben rief.

Sollte denn aber in der That unser jetziges Leben in seinen verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, mit seinen Eigenheiten, Vorurtheilen, Thorheiten und Schwächen, keinen hinlänglichen Stoff zum höheren Lustspiel, zu dem angenehmsten, kurzweiligsten Vaudeville darbieten? Man sage, was man wolle, das Komische findet man haufenweise bei uns, und

*) Aus dem Russischen des Th. Bulgarin.

unsere heutigen Vaudeville-Verfasser — liefern selbst das Material zum unterhaltendsten Vaudeville! Man blicke auf den Senior unserer Literatur, den Fabeldichter J. Kriloff! Er hat nur Rußland im Auge, schreibt nur originell Russisches und ist noch nicht erschöpft, immer noch so neu, so eigenthümlich, so unterhaltend, so witzig und so naiv in seiner letzten Fabel, wie er es in seiner ersten war. Dieses ist das Privilegium des wahren Talentes! Aber unsere Dramaturgen können nicht das kleinste Stückchen zusammenstoppeln, ohne Deutsche und Franzosen zu plündern. Daher mit ihnen selbst — in das Lustspiel!

Wenn Ablassimoff (der Verfasser des Müllers) tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen wäre und die ihm von der Natur angewiesene Bahn weiter fortgesetzt hätte; wenn Knjäschnin nicht blind den Franzosen nachgeahmt hätte; wenn von Wisin geiziger mit moralischen Gesprächen gewesen wäre und nicht so schnell eingehalten hätte; hätte nicht Fürst Schachowskoi (unser Zeitgenosse) sein wahrhaft komisches Talent in frühreifer Arbeit erschöpft; würde Gribojedoff noch leben und für die Scene arbeiten *), und Sagoßkin seine Gegenstände aus unserem individuellen Seyn entnehmen und das französische Joch abwerfen; könnte Oseroff den Entschluß fassen, sich mit der deutschen, englischen und spanischen Literatur genau bekannt zu machen und nicht länger sclavischer Anhänger der französischen Schule zu seyn; mit einem Wort, wenn alle diese Wenns und Hätten und Würden nicht wären, so könnten wir jetzt eine national-dramatische Literatur besitzen. Die wohlthätigen Wenns u. s. w. gingen aber nicht in Erfüllung, und solchergestalt können wir an ausgezeichneten, einzelnen Scenen höchstens einen oder zwei, und an ganzen National-Stücken kaum zwei, drei, und, wenn es hoch kommt, vier Bände liefern. Schade und ärgerlich!

Sollten wir denn wirklich keine dramatische Talente besitzen können? Ich glaube fast; und warum nicht? Ich habe bereits früher gesagt, daß wir keine Zeit haben, weder gründlich zu lernen, noch anhaltend für die Literatur zu arbeiten. Wir lernen schnell, um in den Staatsdienst einzutreten, so früh wie möglich, und beschäftigen uns mit Literatur — nur wenn wir Zeit übrig haben. Das hat schon die That gezeigt und bewiesen, also bedarf es keiner Wiederholung mehr!

Dagegen läßt sich das glückliche Darstellungs-Talent der Russen nicht verkennen. In bombastischen Trauerspielen, langweiligen russischen Lustspielen und einem Mischmasch von Vaudevilles haben sich bei uns nur nach vortrefflichen einzelnen Scenen große scenische Talente bereits früher ausgebildet. Noch jetzt besitzen wir einen W. Karatigin und Bränski für das Trauer- und Schauspiel, Ssoßnitzki und Djur für das Lustspiel, Worstnikoff für die Posse, und Madame Karatigin für das höhere Lustspiel, in welchem sie unnachahmlich ist. Alle diese dramatischen Talente kann man dreist mit den ersten Künstlern Frankreichs, Englands und Deutschlands vergleichen, was alle Kenner eingestehen und bestätigen. Wen aber von unseren dramatischen Dichtern will man in eine Reihe mit Moliere und Shakespeare stellen? **) Das weiß ich nicht. Der Vorzug, den die russischen Schauspieler vor den Schriftstellern haben, ist so groß, daß man sie durchaus nicht mit einander vergleichen kann. Fast alle russische Stücke erhalten sich auf der Scene nur durch die Schauspieler. Diese Producte zu lesen ist unmöglich, dazu gehört zu viel Geduld. Welche Grammatik .... zum Entsetzen!

Indessen gelingt auch unseren besten Schauspielern nicht Alles: die Rollen vornehmer Herren und Damen in ihrem Privatleben können sie nicht spielen. Besonders belustigend sind unsere guten Künstler in den Rollen französischer Marquis und Marquisinnen, und in den Rollen von Hofleuten beiderlei Geschlechts aus dem 18ten Jahrhundert. Das gelingt übrigens auch nicht immer den besten deutschen Schauspielern und Schauspielerinnen. Darin sind nur die Franzosen und Französinnen Meister. Unsere nnd die deutschen Theater-Grafen und Barone, Herzoginnen und Marquis sind weiter nichts, als verkleidete Bürger und Bürgerinnen an Festtagen. Kein fürstlicher Anstand, keine Intonation der Stimme, Alles erzwungen und unnatürlich — und lächerlich bis zu Thränen. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den in einer Scene (des in's russische übersetzten Dramas: Heinrich III.) die Hof-Cavaliere auf mich machten. Jene gewandten witzigen Ritter, die Blüthe des französischen Adels, glichen auf unserer Bühne ..... ich mag den Vergleich nicht aussprechen! Ich lachte und konnte nicht aufhören zu lachen!

Mit den Franzosen ist es eine andere Sache. Unter ihnen ist der gute Gesellschaftston weit verbreitet und erstreckt sich sogar bis zum niedersten Stande. Alle Classen stehen sich im geselligen Leben einander näher. Dort gibt es eine Aristokratie der Herkunft, eine Aristokratie des Geldes und eine Aristokratie des Talentes, die sich einander nicht fremd sind. Die Unwissenden und Ungebildeten gehören — gleichviel in welchem Stande sie sich finden — dem Pöbel an. In welchem Winkel der Welt gibt es nicht französische Hofmeister, Tanzmeister, Gouvernanten, Gesellschafterinnen, Haussecretaire, Amis de la maison, und endlich Modehändlerinnen, die von der höheren Gesellschaft in Umgang und in Sitten nicht etwas angenommen haben sollten! Die Franzosen sind, so zu sagen, die Mäckler und Colporteurs des guten Tons, des angenehmen Umgangs, der Gewandtheit in der Conversation. Dies sind unerreichbare Dinge für den deutschen Bürger, ja für den englischen Dandy und eben so auch für Russen, die nicht in der großen Welt lebten, nicht reis'ten und Europa nicht in Petersburgischen Gastzimmern höherer Classen, oder in Paris sahen, indem, von allen Residenzen, nur die Petersburger Gastzimmer im gesellschaftlichen Ton Paris nicht nachstehen. Man lese in den Schriften des Fürsten Pückler-Muskau (Briefe eines Verstorbenen) die Beschreibung Londoner und deutscher Gastzimmer, und man wird sich überzeugen, daß man dort nicht vorfindet, was man bei uns und in Paris sieht. Der Unterschied besteht nur darin, daß bei uns das feine Weltleben auf einen klei-

*) Gribojedoff endete bekanntlich selbst in einem fürchterlichen Trauerspiele; er wurde in Teheran, wo er russischer Gesandter war, von dem persischen Pöbel ermordet.

**) In eine Reihe mit Shakespeare! Keine andere Nation hat einen Pair zu diesem Geiste aufzuweisen.

nen Kreis beschränkt ist und sich nicht ausbreitet, sondern wie ein Geheimniß bewahrt wird.

Wo sollen nun unsere Schauspieler und Schauspielerinnen den Weltton, mit Allem, was ihm verbunden ist, kennen lernen? Diejenigen, die dazu Gelegenheit hatten, eigneten sich ihn zu, und den Uebrigen darf man nichts zur Last legen.

Schon früher einmal bemerkte ich, daß in unserer Literatur jetzt eine Art von Gährung eingetreten sey. Wir wollen etwas Neues, Nationales, Russisches schaffen. Wir sehen, daß die alten französischen Formen uns eben so wenig passen, als die alten französischen habits habillés und der Puder. Wir schneiden für unsere Literatur ein neues Kleid nicht ganz im Gegensatz des alten, sondern etwas nach dem alten und etwas nach dem neuen Schnitt zu. Unsere dramatische Literatur spricht jetzt in hohen russischen Phrasen, nennt glänzende historische Namen, beleuchtet (mit Lampenschein) große vaterländische Begebenheiten. — Journale (d. h. befreundete) erheben die neuen Erzeugnisse bis in die Wolken, und mangelt ihnen fremdes Lob, so loben die Verfasser sich selbst, und zwar ohne Charlatanerie, mit voller Unterschrift ihres Namens. Das Parterre klatscht, der Autor wird mit großem Jubel auf die Bühne gerufen. Alles ist entzückt. Was will man mehr? Weder Schiller noch Shakespeare feierten solche Triumphe! Folglich erschufen wir in unserer Zeit eine nationale dramatische Literatur, erschufen ein Shakespeare'sches Drama und warfen das Joch des französischen Classicismus von uns. Gut wäre es, wenn es so wäre. Unglücklicherweise aber ist Alles nur optische Täuschung, nur Phantasmagorie!

Will man Beifallklatschen, Herausrufen auf die Bühne in Frankreich, in England, in Deutschland, in Italien, mit einem Wort, überall, ja sogar in Japan und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung? Man schreibe ein Stück aus der Nationalgeschichte, bringe bekannte historische Personen auf die Bühne, lasse sie über Liebe zum Vaterlande in hohen Phrasen declamiren, in denen der Name Vaterland in tausend verschiedenen Lauten sich hören läßt. Man lasse diese Personen die Feinde des Vaterlandes schmähen und, ihre eigene Nation über Alles erheben — und man kann überzeugt seyn, Entzücken und Beifallklatschen zu erregen, wenn auch das Stück ohne Gefühl ist, wie das Papier, auf welchem die Geschichte geschrieben ward, wenn auch dem Stücke Leidenschaften, regelmäßiger Gang und Zusammenhang fehlen, wie ungefähr auf einem Marionettentheater, wo die Personen auftreten, sprechen, mit den Armen umherfahren und wieder verschwinden. Und werden dergleichen Stücke außerdem noch zur rechten Zeit gegeben, so so ist ihr Erfolg gewiß und gewisser als bei Schiller'schen und Shakespeare'schen Stücken.

Als im Jahre 1813 Napoleon's Armee, nach den Verlusten in Rußland und Deutschland, über den Rhein zog, gab man in Straßburg ein kleines, ganz unbedeutendes Stück (Françoise de Foix à la cour de François I.). Das Theater war voll. Man hörte anfangs gleichgültig zu; als aber ein Schauspieler die bekannten Worte Franz I. nach der Schlacht von Pavia: Tout est perdu, hors l'honneur! hersagte, geriethen die Zuhörer fast außer sich. Man klatschte, schrie, weinte! Der Schauspieler mußte die eine Phrase hundert Mal wiederholen, und das Stück konnte vor lauter Jubel nicht ausgespielt werden. In Folge dessen gab man auf allen französischen Theatern dieses Stück hundert Mal nach einander. Die Gegner Napoleon's wagten es nicht, sich zu rühren; man hätte sie in den Theatern in Stücke zerrissen.

(Schluß folgt.)

Theaterbericht.

Mainz, Mitte Juli 1836.

Was unser Theater in Wißbaden betrifft (denn in den drei Sommermonaten ist unsere Gesellschaft daselbst), so verlautet von dorten recht Günstiges. Gäste folgen auf Gäste; oft treten sogar mehrere an einem Abende auf. Das muß aber auch die Curgäste in's Theater locken, die, ohne solche starke Magnete, lieber einen Eselsritt, eine Tour auf die Platte, oder eine ähnliche Partie vornehmen, statt im Theater vor gewöhnlichen Figuren zu schwitzen. Auch ist es gerade kein Verdienst des Directors, wenn er gute Gäste auftreten läßt; während der Saison gibt der Herzog von Nassau einen erträglichen Zuschuß in die Theatercasse, womit sich schon was ausrichten läßt. An ausgezeichneten Gästen traten bisher auf: Mad. Schodel aus Wien, mit einer imposanten Kraftstimme; Mad. Fischer-Schwarzböck mit ihrem dramatisch-hinreißenden Gesange; Mad. Fischer-Achten mit ihrer süßen Flötenstimme (beide Letzteren aus Carlsruhe und Frankfurt); Hr. Reichel mit seinen himmelerschütternden Baß; Hr. Haizinger mit seinem Zauber-Tenor (Beide aus Carlsruhe). Man kann denken, daß diese Stimmenmassen, ein Theil der Eliten der deutschen Oper, am Taunus das Ungewöhnlichste leisteten, und daß die Badegäste entzückt sind vom Theater zu Wißbaden. Zur Abkühlung ihres Enthusiasmus wünschte ich, sie müßten auch im Winter auf den Theaterbänken zu Wißbaden sitzen! Vom Schauspiel hört man freilich nichts Außerordentliches, will nichts hören; denn das ist keine Mode mehr! Geht es so fort, so versinken wir immer tiefer in das üppige Meer der Töne, und aller tiefere Lebensgeist muß regungslos verfliegen, und ermattet sinken wir in die Arme der sinnlichsten aller Künste! Einige armselige neue Lustspielchen waren die ganze Ausbeute, die bisher das Schauspiel in Wißbaden bot. — Wie wir vernehmen, sollen wir sogar einige Individuen von gutem Klange aus unserem ohnehin nicht reichen Personal verlieren; ich nenne nur die Herren Jaskewitz und Obler (Baritonist und Tenorist); auch auf das Bleiben des Hrn. Meyer rechnet man nicht mit Sicherheit, und noch hört man nicht, daß diese drei Atlasse der Oper ihre Last auf andere Schultern geladen haben! Käme Hr. Remie diesmal mit einer schlechtern Oper nach Mainz zurück, es wäre schlimm für ihn; denn schon sehen wir mit Scheelsucht auf die Opfer, die er für Wißbaden bringt, und wir möchten uns nicht mit dem Abfall unserer kleinen Nachbarin begnügen! Aber Hr. Remie wird klug seyn, und die Lücken der Oper ausfüllen, ehe er das Weichbild unserer Rheinstadt betritt. Im Schauspiele soll der Director, so höre ich, für die nächste Mainzer Saison einige gute Acquisitionen gemacht haben. Das wäre sehr zu wünschen! —

Theater-Gucker.

Spanisches Theater. Am 5. d. M. wurde auf dem Theater del Principe in Madrid zum ersten Male ein fünfactiges Lustspiel in Versen, unter dem Namen „die Zeitungs-Redaction" (La redaccion de un periodico) aufgeführt. Der Verfasser hielt es jedoch noch am Tage vor der Darstellung für gerathen, durch die Madrider Zeitungen bekannt zu machen, daß er weder das Bild, noch viel weniger die Carricaturen von lebenden Personen habe geben wollen, wenn auch in der Handlung und in den Charakteren des Stückes mancherlei an das wirkliche Leben erinnere. „Mit einem Worte," fügt er hinzu, „ich habe kein historisches Drama, sondern ein Lustspiel schreiben wollen." Im Ganzen scheint das spanische Stück, nach dem, was die Madrider Blätter davon berichten, Aehnlichkeit mit dem (einigermaßen verunglückten) „literarischen Salon" von Bauerfeld zu haben.

Hamburg. Hier gibt es zwei Namen, welche von den Freunden des Theaters jetzt mit ganz besonderem Enthusiasmus genannt und gefeiert werden. Eine einheimische und eine fremde Künstlerin. Die Fremde ist aber auch keine Andere als die große Sophie Schröder, welche als Isabella in dem Schiller'schen Trauerspiele: „Die Braut von Messina" aller Herzen entzückte und entrückte, und alle Geister bezauberte und beseligte. In der That bedarf diese Künstlerin nur eines Moments der genannten Rolle, da, wo sie ruft: „Himmlische Mächte — es ist mein Sohn!" um sich in jedem gebildeten Herzen für immer eine Wohnung zu errichten. Je herkulischer und göttlich erhaben, sich aber die Fremde in ihrer Kunst zeigte, um so pygmäenartiger und menschlich-niedrig, standen die übrigen im Trauerspiel Beschäftigten. Insbesondere wird allgemein Hr. Fehringer, als Manuel, sehr getadelt. Seine Auffassung und Ausführung genügten eben so wenig, selbst dem oberflächlicheren Kunstkenner, als die des Hrn. Baison, welcher als Cesar statt Lorbeern Nesseln erntete — und das mit Recht! — Der andere Name, der in Hamburgs Theater und außer demselben einen schönen Klang hat, ist wiederum der einer Künstlerin, einer einheimischen, der Gesangskunst zugewendeten — der Name der Mad. Piehl. Sie übernahm für die erkrankte Mad. Walker die Partie des Romeo in der Oper: „Die Familien Montecchi und Capuletti", und gefiel — man möchte sagen über alle Maßen, und wurde — man möchte sagen: mit Beifallszeichen erdrückt. Als diese Sängerin noch in Leipzig war, wurde sie oft von einem enthusiastischen Jüngling bis zu den äußersten Grenzen des Theater- und Kunsthimmels erhoben, und zum Ueberfluß mit einer Malibran in Parallele gestellt. Hier scheint man jetzt das, was damals anderen Leipziger Blättern Uebertreibung schien, als in lauterer Wahrheit begründet zu finden und Mad. Piehl ist wenigstens eine Hamburger Malibran. Wer sähe sich wohl gemüßigt, solchen Freudentaumel zu stören durch den Mißklang des kritischen Urtheils? Non ego!

Hannover. Sie wissen bereits, daß hier ein reges Theaterleben sich kund gibt, daß sich wie anderwärts an dasselbe allerlei Dinge, annehmliche und unannehmliche, komische und tragische anschließen, die Sie generisch und speciell aus eigener Erfahrung kennen, denn nirgend finden häufiger, als beim Theater Wiederholungen und Gleichklänge statt. Es ließe sich davon sehr viel erzählen, und wenn ich nicht zufällig blos beauftragt wäre, bloße Notizen zu schreiben, so würde ich mir die Mühe nehmen, Ihnen die vorangeschickten Worte zu bewahrheiten. So aber will ich mich damit begnügen, Ihnen etwas über die französische Schauspielergesellschaft, welche mit ihren Leistungen Haus und Casse füllt, zu berichten. In den Damen Brice und Lancestre besitzt die Gesellschaft zwei Juwelen vom feurigsten Glanze. Die Letztere würde keinen einzigen Tadel gestatten, wenn sie nur ein wenig langsamer zu sprechen und dadurch die Deutlichkeit ihrer Declamation zu heben sich entschließen könnte. Mit Lieblichkeit und jenem Reiz der Natürlichkeit, der stets seiner Wirkung gewiß ist, gab sie in „passion secrète" die Rolle der Coeli und voll Wahrheit war ihr Spiel in Salvoisy. Als Jenny in dem bekannten Stücke: „Une chaumiere et son coeur" würde sie ebenfalls nur Beifall und Lob eingeerntet haben, wenn sie nicht so rasch gesprochen hätte, daß nur der geborene Franzose sie verstehen konnte, und sie für den, welcher das Französische durch Studium sich zugeeignet hat, ganz unverständlich werden mußte. Unter dem männlichen Personale behauptet Hr. Francisque den ersten Rang, und seinen Joseph in „Gamin de Paris" und Melinet in „Adelaide" hat man als höchst gelungene Leistungen anerkannt. Ein Hr. Isidore leidet etwas an Ungelenkigkeit und Steifheit in muntern Liebhaberrollen, ist aber im sentimentalen Fache desto lobenswürdiger. Ein Hr. Kime und ein Hr. Morand wenden nicht unbelohnten Fleiß auf, sich nützlich und beliebt zu machen.

Leipzig. Mad. Schodel, eine Sängerin von höherer Bedeutung und wohlerworbenem Ruhme hat uns verlassen. Sie nimmt die Anerkennung der Verehrer der Gesangskunst mit sich und wird darin Ersatz finden für die auffallenderen Zeichen der enthusiasmirten Menge, in welchen man sich erschöpft zu haben scheint In der That bedarf auch unser Publicum, nachdem es an Beifall und Enthusiasmus von Hrn. und Mad. Haizinger, von Hrn. und Mad. Schütz (Dlle. Höffert), von Dlle. Bauer und Hrn. Löwe förmlich ausgebeutet und ausgebeutelt worden ist, eines Ruhetags, um wieder Kraft und Odem, Blumen und Blätter, Gedanken und Verse zu Ehren eines Künstlers und einer Künstlerin zu sammeln. Sollten wir vielleicht auch noch hinzusetzen, um Geld für Kunstleistungen zurückzulegen? Diesen mißlichen Zwischenzustand wird noch mehr Dlle. Lortzing, vom Theater zu Weimar, erkennen lernen. Ihre Katharina im Birch-Pfeiffer'schen Gutenberg hat nicht durchgegriffen, konnte vielleicht auch nicht durchgreifen. — Ein Tenorist aus Wien, Hr. Dobrowski, mit einer seltenen Brust- und Kraftstimme begabt, wünschte hier aufzutreten, nur um die Ehre zu genießen, hier aufgetreten zu seyn. Die Direction muß jedoch, trotz des ausgezeichneten Rufes, den er besitzt, Gründe gehabt haben (vielleicht directorial-politische in Bezug auf die engagirten Tenoristen?), seinem Wunsche nicht zu genügen. Von Pesth hat sich wiederum ein Schauspieler, Namens Klauer, eingefunden, der auf das Rollenfach des Hrn. Baumeister speculirt. Er hat recht beachtenswerthe Stimmen für sich, und hat sein Heil zum ersten Male als Fürst in Raupach's „Isidor und Olga" nicht unglücklich versucht, die von ihm gehegten Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern sogar übertroffen, so daß das (leider spärlich) versammelte Publicum seiner Leistung mehrfachen Beifall zollte. — Uebrigens herrscht und tollt um das Theater her die Göttin Eris und läßt ihre Schlangen fort und fort gegen die Direction Feuer und Flammen speien. Die Theaterchronik ist der Wagen, auf welchem sie einherfährt und der Alles in sich aufnimmt, was da tauglich ist, Feuer und Flammen zu nähren. Am Besten ist es, sich nicht einzumischen, so lange keine besondere Pflicht und Nothwendigkeit dazu sich herausstellt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 195. (VII. Jahrgang.) Montag, den 15. August. 1836.

Der Stern.

Wir stehen, fest umschlungen,
Allein in stiller Nacht,
Wir schaun empor zum Himmel,
Wo hell ein Sternlein lacht.

Ich weiß nicht, warum so eigen
Wohl jenes Sternes Licht,
Mit seinem hellen Schimmer,
Zu unserm Herzen spricht.

Es schmiegen leise, leise
Mit seinem trauten Schein,
Sich lichte selige Träume
Still in die Brust hinein.

Mir ist, als müßten dort oben,
Wie hier zwei Liebende stehn,
Und selig, Herz am Herzen,
Auf unsre Erde sehn;

Als ahnten sie im Herzen,
Mitfühlend unser Glück,
Als ständen auch uns're Gestalten
Vor ihres Geistes Blick,

Als müßten sie es wissen,
Wie ich so glücklich bin,
Als ginge ein leises Grüßen
Von droben her und hin!

Du blickst so ahnungsgläubig
Zum Himmel still empor,
Unter den dunklen Wimpern,
Bebt eine Thräne hervor.

Du zitterst in meinen Armen —
Schauernd in heil'ger Lust,
Birgst Du die bethränten Augen
An meiner bebenden Brust. E. Ferrand.

Koribut der Pole.

(Fortsetzung.)

Die Städter nahten sich. Auf sammtnen Kissen überreichten die Rathsherren die Schlüssel der Stadt, kriegerische Musik empfing sie, ihnen zu Ehren wurden die Fahnen und Fähnlein geschwenkt. Der Prinz und seine Begleiter senkten ihre Säbel. Freudiger Zuruf scholl dem jungen Fürsten entgegen, als die spanischen Ritter mit den heidnischen Gottheiten auf dem Wagen sich nahten. Alle Götter bezeugten ihm nun ihre Huldigung, und die Gestalt der Bohemia gab, um symbolisch ihre Liebe zu dem Prinzen auszudrücken, dem Gotte Mars liebevoll die Hand und noch liebreicher einen tüchtigen Kuß. Rathsherren und junge Leute schwenkten, und setzten sich an die Spitze des Zuges, ihnen nach ritt der Prinz zwischen zweien der vornehmsten Colliner, vor seinem Rosse her ging eine Schaar ehrbarer Bürger in Festtagskleidern, hinter ihm schlossen sich seine polnischen Ritter und das ganze übrige Heer an. Neuer Zuruf begrüßte sie von den Mauern herab, als sie der Stadt sich nahten, weit offen standen die Thore, und durch die geschmückten Straßen zog stolz und freudig der Polenfürst ein. Auf dem Markte standen schöngeschmückte Jungfrauen und boten dem Prinzen Blumen und Kränze, und das Auserlesenste, was der Boden der Umgebung hervorzubringen vermag. Die Stadtpfeifer bliesen und trommelten und geigten, die Rathsherren beugten sich, der Bürgermeister sprach eine Rede her, das Volk betrachtete mit freudigen Hoffnungen den jungen blühenden Fürsten, und unter allen diesen heitern Gesichtern stach nur das mürrische, verdrüßliche des alten Zalewski sonderbar ab. Es bemerkte der treue Diener und Freund des Polenkönigs, den man dem jungen Fürsten als leitende Hand mitgegeben hatte, daß sein Herr nur mit Mühe den Blick auf die ernsten gravitätischen Figuren des Stadtmagistrats festhielt, daß er nur mit halbem Ohre ihren langen Reden horchte, und

das Auge lieber in den Kreis der blühenden Jungfrauen herumschweifen ließ. Zalewski ritt so viel als thunlich nahe an ihn zurück, denn er fürchtete des Prinzen Unbesonnenheit.

Der Magistrat hatte seine Rede geendet, mit einigen wenigen aber huldreichen Worten hatte Koribut geantwortet, von seiner Liebe zu Böhmen, von seiner Freude, sich unter ihnen zu befinden, von seiner Hoffnung, ihre Zufriedenheit sich zu erwerben, gesprochen. Neuer Zuruf, neuer Beifall umgab ihn. Jetzt trat der Bürgermeister mit der unterthänigsten Bitte hervor, ob es Sr. königl. Hoheit (König hieß er nicht eher, als bis nach der Krönung) nicht in Gnaden gefallen möge, einen Tag in der getreuen Stadt auszuruhen. Der Prinz sah sich nach seinen Begleitern um, um Raths sich zu erholen. Der Bürgermeister verstand ihn anders, und glaubte darin eine Frage des Heeres wegen zu lesen.

Für die hochedeln Ritter, sagte er, haben wir, so viel in unserer Macht, würdige Gemächer vorbereitet, das Heer aber, königliche Hoheit, muß es vor der Stadt sich schon gefallen, wo wir nach Kräften und besten Willen es verpflegen.

Koribut sah den Sprecher einen Augenblick wie betrachtend an, da neigte sich Zalewski, seine Verlegenheit bemerkend, zu ihm hin und flüsterte ihm etwas in's Ohr.

Ich danke Euch, meine treuen Freunde, sagte Koribut endlich zu den Rathsherren, wozu bedarf ich mein Heer, wenn ich bei Euch bin? In der Hütte des Niedrigsten und unter Euch hoffe ich so ruhig schlafen zu können, als wenn mein starrender Lanzenwald mich umgäbe. Wie Ihr es angeordnet habt, werthe Herren, dieß ist mir wohl recht, und gern bleibe ich Euer Gast, denn bald hoffe ich Euch in Prag in meiner Hofburg als meine Gäste zu begrüßen.

Laßt das Kriegsvolk sich in Ruhe lagern, befahl er einigen seiner Ritter; und seyd vorsichtig, flüsterte Zalewsky ihnen im Vorbeireiten zu.

Ihr, hoher Herr, und Euer vornehmster Ritter, sagte der Bürgermeister, sind gebeten, im Rathhause vorlieb zu nehmen. Ist's Euch gefällig?

Gewandt und leicht sprang Koribut von seinem Rosse, und unter erneuerter schmetternder Musik ward er mit den Vornehmsten seines Gefolges die Rathhaustreppen hinangeleitet.

Nun, Unglücksvogel, rief er Zalewski zu, als er allein mit ihm in seinem Gemache war, Du hast falsch prophezeit, nicht besser kann mich Böhmen wohl empfangen, als es bisher geschehen, und von dem unheilvollen Bürgerkriege, der, wie Du sagst, an mir hinauf sich ranken wird, und mich verzehren, wie einen Pfahl, der mitten in der Flamme — bei St. Georg! ich habe von dem bösen, ungeschlachten Gesellen noch nicht viel bemerkt. —

O Fürst, Fürst! jammerte Zalewski, Du bist so jung, und hast die Fürstenkrankheit schon, daß Du nicht siehst, wenn die Völker bluten. Wie konntest Du es auch bemerken, da Du nur mit Putz und Schmuck und Deinem Rosse Dich beschäftigt, doch hättest Du nur zur Seite hingesehen, wo Weiler, ganze Dörfer in Schutt und Trümmern lagen. O Herr! solch' ein Land ist eines neuen, eines fremdgeborenen Königs schlechte Morgengabe.

Mein Bruder hätte auch etwas Klügeres thun können, als Dich mit mir zu schicken. Man wird bei Dir doch nie des Lebens froh, sagte verdrießlich Koribut.

Ich weiß es wohl, ich bin Euch im lustigen Leben im Wege, erwiederte mit Bitterkeit der greise Ritter, und blickte mit seinen tiefliegenden dunklen Augen grollend unter den buschichten grauen Brauen hervor. Wäre es Euerem Wunsche nachgegangen, Ihr hättet den zierlichen Povelnyk lieber neben Euch gehabt, als mich, den jungen Laffen, der den Weg zu einer liederlichen Dirne besser kennt, als den zur Fechtbahn, der leichter die Würfel hinschleudert, als eine schlanke Lanze, der mehr auf einer Tonne reitet, als auf einem Rosse. Wie, sprach ich nicht wahr? —

Daß Dir der Teufel Deinen galligen Mund stopfe! schrie Koribut wüthend, bin ich darum aus königlichem Blute, hochgeborener, hochmächtiger Fürst, daß ich trotz einem schmutzigen Lagerknechte mein Leben in Mühe und Noth hinbringe? Ich will es genießen, mich dessen freuen, und wehe Dir, wenn Du Deine Eulenstimme noch einmal gegen mich erhebst.

Fürst! brauste Zalewski auf, faßte sich aber bald, und vor dem Prinzen sich verbeugend sagte er: so erlaubt mir, königlicher Herr, daß ich mich mit dem Theile des Heeres, daß Euer königlicher Bruder mit zu meiner Hilfe untergeordnet hat, entferne, und es zurückführe zu dem Thron seiner Majestät des Königs von Polen.

Koribut biß sich vor Wuth in die Lippen, und stemmte sich mit einer Hand rückwärts so stark an das Schnitzwerk eines kleinen Tischchens, daß es absprang.

Nun, was beschließt mein königlicher Herr? fragte gedehnt und bedeutungsvoll Zalewski.

Daß Du Dich jetzt entfernst, sagte zerstreut und verwirrt der Prinz.

Darf ich für meine Schaar Alles zum Aufbruche bereit halten lassen?

Der Prinz schwieg. Zalewski stand ihm ebenso schweigend gegenüber, und nur manchmal warf der junge Fürst einen unruhigen forschenden Blick auf den ihm fest und kalt Erwartenden.

Die Rathsherren! meldete ein Page, und Koribut, froh der Erlösung aus diesem peinlichen Momente, gab Befehl, sie schnell hereinzuführen. Bevor Zalewski noch ein Wort mit dem Prinzen sprechen konnte, öffneten sich schon die weiten hohen Thüren, und herein trat wieder der Bürgermeister an der Spitze des Rathes, und lud den Prinzen zu einem »moderaten« Bankett ein. Dieser dankte in freundlichen Ausdrücken und erbat sich nur so viel Zeit, seine Kleider zu wechseln, um in angemessener Tracht dabei erscheinen zu können.

Die Rathsherren entfernten sich wieder, in ihrer

Spießbürgerlichkeit von seinem Aeußern entzückt, und nur der Bürgermeister, ein ernster Mann, sann und dachte Vielerlei.

Sie hatten kaum die Thüre im Rücken, als Koributh schon ganz heftig, schnell und ungeduldig seinen Leibpagen rief. Er kam nicht. — He! Kasimir! Kasimir! rief der Prinz heftiger, und stieß mit dem Fuße auf den Boden.

Das schlechte Tuch wird gleich kommen, schrie eine Gestalt zur halbgeöffneten Thüre herein, und als diese sich ganz öffnete, huschte gekrümmten Rückens eine scharf gezeichnete Judenphysiognomie herein.

Was befehlen Eure königliche Gnaden?

Fort Jude! schrie Koribut, wo ist Kasimir? Dich kann ich nicht brauchen.

Um Gottes Wunder! sagte der Jude, scharf und jedes Wort betonend, mich können Eure Gnaden nicht mehr brauchen? Wie wird das Euren majestätischen Bruder freuen, daß Sie den Eisek nicht mehr brauchen! Gott's Wunder! hätt' ich doch nie geglaubt, daß ein junger Herr und so ein großer Herr ohne Jüden leben kann.

Warum, Jude?

Warum? Nun, welche Hand greift in den Säckel? Nicht wahr, die Rechte? Nun, der Jüd' ist der jungen Herren rechte Hand.

Der Prinz lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Wir sind von der Reinheit Racine's entfernt, und leben so kurze Zeit, wir und unsere Werke, daß wir weder die Zeit, noch den Willen, noch die Kraft haben, es zu dieser zur Verzweiflung bringenden Vollkommenheit, zu dieser keuschen und glühenden Leidenschaftlichkeit, zu dieser stets klaren, anmuthigen, züchtigen Erzählung zu bringen, welche nichts Anderes ist, als Vollendung im Style, in der Leidenschaft, im Idealen. Du, Du gehst viel schneller an's Werk; Du sprichst deutlich, kurz und einfach Deinen Zweck aus, wie ein großer Dichter, der auch ein großer Geschäftsmann ist; Du stehst an der Spitze der alten Sprache, welche gerade auf die Sache losgeht, ohne Umschreibung und Abschweifung. Du hättest nicht die bewundernswerthe, unnachahmbare und überflüssige Rede des Theramenes gemacht; auch hat Dich unsere literarische Zeit angenommen, ohne es zu wissen. Du hast Lemercier, diesen alten Akademiker, und Victor Hugo, der, ach! bald ein Akademiker werden wird, bei der Hand genommen, und Jeden von ihnen das hervorbringen lassen, was sie hervorbringen konnten. Hugo ist Dein Säugling; wohl ihm, wenn er Dir stets folgen, wohl ihm, wenn er, indem er Deinen Styl, Deine plötzlichen Wendungen, Deine kräftigen Verse nachahmt, auch die Einfachheit der Fabel, die Klarheit der Handlung, die schreckliche Entwickelung der Tragödie von Dir entlehnen wollte; wohl ihm, wenn er Dir mehr auf der Bahn folgte, die Du eingeschlagen, und die er mit solcher Zuversicht, Hartnäckigkeit und solchem Glücke wiedergefunden hat.

O Corneille, eile zu unserem Beistande herbei! Rette uns von der Tragödie in Prosa, rette uns von den geheimen Thüren, von den Spionen, welche des Nachts spioniren, von dem Gifte und dem Gegengifte, von den vollen, wie von den leeren Särgen; rette uns von den Strickleitern, und von dem zu oft wiederkehrenden Mondscheine. Lehre uns, wie man groß seyn kann, wenn man auch immer einfach bleibt; lehre uns, wie die Tragödie nichts ist, als die Geschichte großer Männer und Völker, zur Belehrung für die Gegenwart und die Zukunft geschrieben. Da Dich endlich Dein Bildner, freigebiger, als der Cardinal Richelieu oder König Ludwig XIV., mit einem so weiten Mantel beschenkt hat, großer Mann, so decke uns mit Deinem Mantel. Amen."

Als ich mein Gebet geendet hatte, grüßte ich zum letzten Male den großen Gott der neuern Poesie, und wollte sogleich an die Thüre eines Gasthauses anklopfen. Es war in dem Augenblicke, wo es noch nicht Tag, und nicht mehr Nacht ist.

Schon erwachte die Stadt aus ihrem Schlafe. Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, wie diese sonderbare Erscheinung Statt findet, welche in die schweigenden Straßen, auf die öden Plätze, und auf die stummen Quais Leben, Lärmen und Bewegung bringt. Kaum zeigt sich die Sonne, so wird jedes Haus rege. Jedes Haus öffnet seine Thüren und Fenster, wie der Arbeitsame seine des Schlafes überdrüssigen Augen. Nun verschwindet allmählig die Stadt der Nacht und des Schweigens, um der Stadt des Tages und des Lärmens Platz zu machen. Man sollte glauben, die Häuser verschwänden, um andern Häusern zu weichen, wie die Sterne verschwinden, um andern Platz zu machen. Das Haus, welches in der Nacht ein großer, prächtiger Palast war, ist am hellen Tage nur noch eine ärmliche Hütte; die Cathedrale, welche eben erst im Mondenscheine so groß war, verschwindet, wenn der Tag kommt. Die Statue Corneille's, die mir riesenhaft erschien, kommt mir jetzt bei den ersten Strahlen der Sonne zerschmettert vor; Alles verwandelt sich an und um diesen Coloß, es ist nicht mehr die Stadt von vorhin, von der ich allein Herr und Eigenthümer war, die mir allein ihre Straßen, ihre Quais, ihren Hafen öffnete; es ist eine Stadt, die um ihr tägliches Brot hin und her wogt, eine Stadt, welche erwacht, um zu arbeiten, um zu handeln, zu leiden, zu sterben; eben jetzt erst war ich der Herr, der König dieser schlafenden Welt; jetzt bin ich nur noch ein Fremder, den der geringste Gensd'arme nach seinem Passe zu fragen das Recht hat. Verbergen wir uns.

Ich sah also die Stadt Rouen nur bei der Helle des Mondes, und sah sie ruhig, sehr schön, alt und ehrwürdig. Am Tage gleicht sie allen andern Städten, in welchen Jeder an sein Tagewerk gefesselt ist, allen Städten, welche im Schweiße ihres Angesichtes und von ihrer Hände Arbeit leben. Die Städte erleiden oft das Schicksal der Männer. Es gibt Städte, welche verkaufen, kaufen, fabriciren, ihr Geld mit reichlichen Zinsen anlegen, an die Zukunft denken und sich wegen des Curses der Renten beunruhigen; aber auch andere, welche denken, träumen, des Nachts unter den wohlgeheizten Dächern schlafen, und endlich noch andere, welche weder mit der Handels- noch mit der philosophischen Speculation etwas gemein haben; dies sind die ganz bürgerlichen Städte, die sich schon längst von den Geschäften und Ideen zurückgezogen haben, sorglose Städte, die sich nur ihrem Glücke zu überlassen brauchen, denen es Freude macht, im Winter zu lästern, und im Sommer die vorüberziehenden Wolken zu betrachten, welche die Zahl der Kieselsteine an ihren Ufern kennen, weil sie Zeit hatten, sie zu zählen, und welche genau angeben können, wie viele Reisigbündel die alte Ulme auf ihrem Markte im vergangenen Jahre gegeben hat. Welcher von diesen Städten geben Sie den Vorzug? Der, welche immer arbeitet, oder welche immer träumt, oder welche immer ruht? In Betreff der arbeitenden Stadt sprechen Sie von Paris; von Paris in Betreff der denkenden Stadt, und hinsichtlich der ruhenden Stadt, sprechen Sie nochmals von Paris. Paris ist die Stadt der Arbeit, der Philosophie, des Schlummers, alles dessen, was man denkt und wünscht.

Das war es, was ich in Rouen sah: die Kathedrale und die Statue P. Corneille's; ein großes vom Blitz getroffenes, und eine Bronzestatue, der die Menge ihre Anbetung und Verehrung weiht; hier ein Tempel ohne Gott, und dort ein Gott ohne Tempel; ehedem heilige, jetzt mehr als zerstörte Trümmer, welche langsam, ärmlich und kläglich von einigen Arbeitern ohne Glauben ausgebessert werden, die etwas Besseres zu thun glauben würden, wenn sie eine Wachtstube und eine Mairie bauten; auf der Brücke ein früher verkannter, gedemüthigter, vertriebener, mit Elend kämpfender, ja von dem vorüberfahrenden Schauspieler mit Koth bespritzter Mann, für den man ein ganz neues Fußgestell von Marmor und Erz erbaut hat; hier einen öde, zerstörte Kirche; dort die Verehrung aller Geister und aller Herzen. Wer wollte bei einem solchen Anblicke und solchen traurigen Gegensätzen es zu sagen wagen, wo der Glaube und der Gott ist? So ist die Zeit, sie entzieht dem, welcher achtzehn Jahrhunderte hindurch angebetet wurde, den Ruhm und die Huldigungen, während sie mit einer unvergänglichen Strahlenkrone einen armen Mann dieser Stadt schmückt, der kaum erst ein Jahrhundert todt ist. Glaubt nur an die Unsterblichkeit des göttlichen Glaubens, oder verzweifelt noch an dem menschlichen Ruhme.

Man kann also die Beschreibung der Stadt Rouen in die Worte zusammenfassen: eine zusammenfallende Kathedrale und eine sich immer mehr erhebende Bronzestatue, wie man die Stadt Dieppe eine sich an dem Uferkiesel brechende Meereswoge nennen kann. Dieppe ist eine ziemlich traurige Stadt; man mag es des Nachts oder am Tage sehen, immer ist es dieselbe Stadt. Es gehört zu den ewig schlafenden Städten, von denen ich so eben sprach, und die nur zu gewissen Stunden des Jahres aus ihrem tiefen Schlafe erwachen, um sich mit Oel und Wein zu versorgen, worauf sie sich wieder niederlegen, und es machen wie der Bär, der im Winter seine Pfoten beleckt. Kaum hat man die Stadt betreten, so sieht man das Meer, und ist erstaunt, es weit von den Straßen und Häusern zu finden, die es durch sein Tosen und seine Farben beleben würde. Was die See betrifft, so sprechen Sie mir nicht von den Ufern, welche nur einigen Kranken zum Baden dienen, und deren aufgebrachte Wogen nicht durch das Sandkorn der Schrift, sondern durch den halbtodten Körper eines Menschen aufgehalten werden. Dies ist eine Demüthigung, welche der Allmächtige dem Meere, diesem Kinde seines Zornes, nicht vorhergesagt haben würde. Kaum ist der Fremde in Dieppe, so begibt er sich an's Meer, krank oder gesund, schwach oder zu voll, und ohne daß ihm Jemand zuruft: Nimm dich in Acht! wirft er sich in das salzige Wasser. Das ist eine große Unvorsichtigkeit. Es fehlt viel, daß die mit Salz ganz geschwängerte Fluth ein gefahrloses Bad ist, im Gegentheile können den das trügerische Wasser Verlassenden die größten Unfälle treffen: Schwindel, schneidende Schmerzen, schwere Zufälle im Innern, Brennen der Haut, Schlaflosigkeit oder schwerer Schlaf, das sind die Unfälle, welche den Unvorsichtigen treffen, der sich rathlos dem Vergnügen überläßt, den Wogen trotz zu bieten. Ich selbst habe nach fünf bis sechs Sturzbädern in einer Stunde einen Theil dieser Unbehaglichkeit empfunden. Anfangs gewährte es großes Vergnügen, zu fühlen, wie zu seinen Füßen sich die Woge schäumend bricht, um sich plötzlich in einen weiten drohenden Raum zu stürzen, der den Körper gewaltsam fortreißt, bald aber ihn sanft schaukelt, wie ein Kind. Man geht, man kommt; bald wiederum zum Himmel empor getragen, bald in den Abgrund geschleudert; das Wasser ist lau, die Luft frisch; man vergißt die Stunde; wenn man aus dem Bade kommt, fühlt man in den Gliedern eine ungewöhnliche Leichtigkeit, aber man hüte sich vor den Folgen dieses gewaltsamen Uebels. Wie es mir scheint, ist der Badende hierin sich selbst zu sehr überlassen; er sollte, ehe er sich dem ihm so neuen Elemente Preis gäbe, den Rath und nöthigenfalls die Verordnungen des Arztes empfangen, zumal da dieser ein sehr verdienstvoller, einfacher, aufgeklärter, nachsichtiger Mann ist, der besser als irgend Jemand die gewaltigen Wirkungen des gewaltsamen Heilmittels studirt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 189 des Planeten, Seite 756 2te Spalte, Zeile 7 von unten lese man: Chorag statt Choraz.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 196. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 16. August. 1836.

Koribut der Pole.

(Fortsetzung.)

Eure prinzliche Gnaden lachen? sagte der Jude, das ist ein gutes Zeichen, daß die Gesittigkeit fortschreitet, denn die großen Herren lachen gern über den Jüden, aber nicht mit den Jüden; am meisten aber lachen die großen Herren, wenn der Jüd' weint.

Schweig', Jude! und schaffe mir Kasimir, den faulen Schlingel.

Gnädigster Herr! was soll Kasimir thun? Eure königliche Gnaden anziehen? Wollen Sie mir erlauben, daß ich es einmal thun darf? Wie wird die Welt darüber ach! und Wunder Gottes! schreien, wenn ein Jüd' einen hohen Herrn anzieht, und die Christen werden müssen schweigen, die immer schreien, der Jüd' kann nur die großen jungen Herren ausziehen.

Fort Jude, rufe Kasimir, ich muß mich ankleiden, muß zum Bankett.

Und ich darf nicht die Gnade haben, fragte der Jude wieder, und Eure Gnaden anziehen? Wenn der Jüd' darf haben die Gnad', daß die jungen Herren bei ihm die Kleider versetzen, warum darf er nicht einmal haben die Gnad', daß er sie darf zurechtsetzen?

Wie viel ist es an der Zeit?

Gott's Wunder! rief der Jude, sind Eure Gnaden gekommen als König in dieses Land, und wissen nicht einmal, wie viel die Glocken hier geschlagen haben? Eure Gnaden, der Kasimir wird irgendwo seyn, um ein Wachttrunk für Eure Gnaden zu bestellen; ich will holen die Kleider, und Eure Gnaden anziehen. Nicht wahr?

Er eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, und kam sogleich wieder, mit einem Haufen Kleider über dem Arme und einem Schmuckkästchen in der Hand, zurück.

Nun, Eure Gnaden, fing er an, bin ich nicht geschwind wieder da? Nicht wahr, ich wäre nicht der schlechteste Leibdiener, obgleich immer noch nicht so gut, als der Kasimir, weil der schlechteste Christ mehr werth ist, als der beste Jüd'. Nicht wahr, Eure Gnaden?

Du kannst Kasimir seit jener Geschichte nicht mehr gut leiden, lachte Koribut.

Herr! rief der Jude auffahrend aus, verleiht der Jude auch sein Geld, so doch nicht —

Was macht sie jetzt, das hübsche Mädchen? fragte der Prinz wie hingeworfen, sie war schön, ich sah sie oft mit Dir.

Mit mir, Herr! fing der Jude stutzend an und ließ die Kleider langsam auf einen Lehnstuhl hinsinken, wenn ich an Euerem Worte zweifeln darf; doch wie ist es möglich? nie zeigen unsere Töchter sich ohne Schleier dem Auge eines Mannes.

Ich sah sie — der Prinz wurde etwas verwirrt.

Der Jude sah ihn in halber Erstarrung an, doch schnell sich fassend und eine glatte Miene wieder annehmend, fragte er von Neuem: nun, wollen Eure Gnaden sich nicht ankleiden lassen?

Schweigend zog er dem Prinzen die Kleider aus und nahm die andern zur Hand.

Er legte ihm die feinen, gestickten Halbstiefelchen an. Nicht wahr, Eure Gnaden, sagte er, aber der Ton seiner Stimme klang jetzt ganz anders, als früher, er war ernst und ein blutiger Hohn lachte in jedem Worte, nicht wahr, Herr! diese Stiefelchen wollt Ihr auch bei Euerer Krönung tragen? Ei, so weich und schön und glänzend, und doch wahrhaftig noch nicht kostbar genug für den Boden, worauf Ihr tretet. Wißt Ihr, Herr! worauf Ihr bei Euerer Krönung tretet?

Auf den Thron, Narr!

Und die Stufen?

Sammet und Gold.

Meint Ihr, Fürst? Ich glaube, es ist der Nacken eines edlen Volkes!

Jude, was wagst Du?

Ich, Herr? gar nichts, denn was ein Jude spricht, gilt nicht vor Gericht.

Ei! Du wirst ja so ernst? Wo ist Deine gute Laune hin?

Meine gute Laune, Herr? Die hat meine Tochter, das ungezogene garstige Kind mit sich genommen.

So? lachte der Prinz, weißt Du denn jetzt schon, wo Deine Tochter ist.

Meine Tochter, Herr! sagte der Jude mit tiefverhaltenem Grimme, ist, Ihr kennt doch in Krakau das hübsche Schlößlein an der Weichsel. Hübsch, sehr hübsch, etwas hoch gelegen, mit dicken eisernen Stäben vor den Fenstern, im Innern immer Kettengerassel und Jammer —

Narr, daß ist ja das Narrenhaus!

So, Herr! schrie der Jude mit jauchzendem, herzzerreißendem Hohne, also das Irrenhaus ist es? Nun seht, dort hinein hat mein Kind meine gute Laune mit sich genommen und an sich angekettet, als wäre meine Laune auch immer nur ein Wahnsinn gewesen, und da meine Tochter für ihr ganzes Leben darin bleibt, so ist meine Laune — — Herr! wollt Ihr Euch nicht weiter ankleiden?

Gib her!

Ei, das prächtige weiße Wamms, der schimmernde Atlaß! Herr, geht Ihr in diesem Kleide auch unter das Volk?

Warum nicht?

Ich thäte es kaum, Herr! denn wenn des Volkes Thräne darauf fällt, so bleibt es ein ewiger Fleck für des Regenten —

Kleid! willst Du sagen, toller Jude? Ich werfe es weg.

Was ich meine, könnt ihr nicht wie ein Kleid wegwerfen. Ich meinte des Regenten — Seele.

Jude, was wagst Du! Danke meiner Gnade die Nachsicht!

Herr! sagte der Jude bemitleidend, was kann der Jude wagen, er muß ja immer verlieren.

Ruf einen Diener mir, ich mag Dich nicht mehr sehen.

Herr! von wem habt Ihr den Dolch gekauft, der ist auch von mir.

Ruf einen Diener, Hund!

Wau, Wau!

Was soll das?

Herr, Ihr befahlt dem Hunde, zu rufen; was kann der Hund, als Bellen, und der Jude hat es schon wohl gelernt, denn hündisch genug wird er behandelt. — Der Dolch ist schön, Herr! doch ich wette, Ihr habt ihn unter seinem Werth bezahlt. Die Blutstropfen da —

Es sind Rubine! Bist Du blind?

Rubine? Herr, ich hätte geschworen, es wären abgepreßte Blutstropfen eines armen Mannes.

Fort! schrie Koribut und stieß ihn mit dem Fuße von sich. Schweigst Du nicht, so lasse ich Dich, an den Schweif meines Rosses gebunden, mit fortführen.

Der Jude verbeugte sich tief. Erlaubt mir, Herr! daß ich Euch nur rathe: laßt Euch das Geld von dem Manne, wo Ihr das Pferd als Reitpferd kauftet, zurückgeben, denn dann ist es ein besseres Zugpferd.

Er schwieg und sah Koribut's zorngeröthetes Gesicht, dessen zusammengekniffener Mund und rollende Augen ihm nichts Gutes verkündeten.

Soll ich einen Diener rufen, Herr? fragte er, um Eueren Anzug zu vollenden. Bleibe! befahl Koribut mit verbissenem Ingrimm, ich werde Deiner vielleicht benöthigen. Hast Du Gelder mit?

So viel Eure königliche Hoheit befehlen.

Gut, bei Deinem Leben! Du entfernst Dich nicht aus meinem Gefolge.

(Fortsetzung folgt.)

Freimaurer-Verfolgung in Portugal.

Portugal war vormals *) das Eldorado der Mönche, der Sitz der Unwissenheit, das Land der Vorurtheile, der Schauplatz des Aberglaubens, die Mutter der religiösen Mummenspiele. In diesem offenen Kerker schmachtete die Aufklärung, vertreten durch ihre Bekenner; in ihm lag angefesselt die offene Sprache, die gesunde Vernunft und die Censoren des Glaubens waren Stockmönche, dumm wie Stroh, und freßbegierig wie Hyänen. Dort hinein wagten sich die Maurer, aus der guten Meinung, neben ihren Berufsgeschäften auch den guten Samen der Aufklärung verbreiten zu können und ihm Wurzeln zu geben. Zwei Brüder unternahmen im Jahr 1740 das tollkühne Werk, wofür ihnen nur entweder Unkunde oder Leichtsinn als Dank zugeschrieben werden kann. Der eine, Coustos, aus Bern in der Schweiz gebürtig, war ein geschickter Steinschneider, hatte lange zu Paris gelebt, in London sich Geld und maurerische Kenntnisse erworben, und ging nach Portugal, um von da nach Brasilien zu reisen, wozu er jedoch nicht die Erlaubniß erhielt, weil kein Fremdling den Schätzen, welche dort die Natur so verschwenderisch herumgeworfen hat, nachspüren sollte. Seine Freunde bestimmten ihn hierauf, in Lissabon sich niederzulassen; was er denn auch unternahm, und bei seiner Kunstfertigkeit sich so wohl in der Pfaffenstadt befand, als es nur anging. Er machte die Bekanntschaft eines französischen Juwelenarbeiters, Namens Mouton, den er als einen vollkommenen Bruder Maurer erkannte, und auch bald den Entschluß faßte, mit ihm eine Loge zu errichten.

Die Sache gedieh; schon hatten sich mehrere Brüder unter ihnen zur Arbeit der Aufklärung verbunden, schon hatten sie mehrere Monate recipirt, instruirt und promovirt, wobei Coustos den Hammer führte und Mou-

*) Jetzt nicht mehr? D. Red.

ton den Stuhl des ersten Aufsehers inne hatte, als sie durch ein Weib der Inquisition verrathen wurden.

Le Rude, ein Goldarbeiter, war auf die beiden Gewerbsgenossen Coustos und Mouton brotneidig, und bemüht, den unter Mehrere vertheilten Gewinn allein zu genießen, als ihm die Entdeckung seines Weibes so ganz erwünscht kam, die aus der innigen Freundschaft unserer beiden Maurer, auf ein anderes Bündniß derselben schloß, sich in Mouton's Haus drängte, und von dessen Ehefrau das Geheimniß entlockte. Spornstreichs wurde das Tribunal der Inquisition hiervon benachrichtigt.

Sogleich wurden Spione ausgeschickt, um die Angeklagten zu beobachten; man erbrach ihre Briefe, belauschte jeden ihrer Schritte, und suchte die bekannten Waffen des rühmlichst bekannten Glaubensgerichts hervor: man gebrauchte List, Verrath, falsches Zeugniß und Meineid, um der beiden Häuptlinge des dem Fanatismus ehedem so furchtbaren Bundes habhaft zu werden.

Beide: Coustos und Mouton, wurden eines Tages zu einem der reichsten Juwelenhändler geladen, der sich zum Verrätherdienste des Scheusals, des grauen Ketzergerichts, hergab, unter dem Vorwande, das er ihnen einen kostbaren Diamant anvertrauen wolle, der noch einige Verbesserungen bedürfe. Beide versprachen zu erscheinen, und Mouton hielt pünctlich Wort, wogegen Coustos durch Börsengeschäfte hieran verhindert wurde. Dadurch verlor der verrätherische Schurke einen Theil seines Seelentrostes, indem er beide Schlachtopfer den geistlichen Krallen zuführen wollte.

Mouton wurde in ein Hinterzimmer geführt, in welchem sich fünf Sbirren befanden, die den Unglücklichen auch sogleich in Empfang nahmen, entwaffneten, und ihm erklärten, daß er in den Händen des heiligen Gerichts sey, und nach dem Gefängnisse gebracht werden würde. Dies geschah denn auch, und die heilige Inquisition war so ehrlich, das Gerücht auszubreiten: Mouton sey mit den ihm anvertrauten Diamanten entflohen.

Coustos und die übrigen Brüder stellten, als sie diese Nachricht bekommen hatten, den Juwelenhändler zur Rede, erklärten fest und zuversichtlich, daß Mouton dieses Verbrechens unfähig sey; auch erboten sie sich, den Werth des Steines zu bezahlen. — Coustos, der nichts vermuthete, nicht den Eingriff der Inquisition in Mouton's Leben ahndete, wurde von einem Manne, den er für seinen Freund hielt, eines Abends spät bis gegen Mitternacht in einem Kaffeehause aufgehalten. In dem Augenblicke, wo er von zweien seiner Brüder begleitet aus diesem Hause trat, umgaben ihn neun Wächter, die ihn entwaffneten und nach dem Inquisitionspalaste brachten. Kaum hatte Coustos Zeit, seinen Brüdern zuzurufen, das sie die übrigen Brüder vor Ueberfall warnen sollten. Beim Eintritte in das Tribunalsgebäude wurde er nochmals durchsucht und seines Geldes beraubt; dann sofort in einen finstern Kerker geworfen und bedeutet, daß er die härtesten Züchtigungen zu erwarten habe, wenn er einen Laut von sich hören ließe, indem es nach den Gesetzen der Inquisition keinem Gefangenen gestattet sey, über seine Schmerzen laut zu wehklagen.

Der matte Schein einer elenden Oellampe erleuchtete den Kerker, in welchem ihn der Kummer verzehrt hätte, wäre ihm nicht das Bewußtseyn seiner Unschuld zum Trost und zur Stütze geworden. Vier Tage hatte er ohne Verhör gelegen, als man ihm am fünften die Haare abschnitt und er vor seine Richter geführt wurde, die aus blutgierigen Menschen bestanden, und ihm befahlen, die Hand auf die Bibel zu legen, um zu schwören, daß er alle an ihn gerichteten Fragen wahrhaft beantworten würde. Der Präsident des Tribunals erklärte ihm: er habe in der frommen Absicht, seinen Aufenthalt zu verbergen, die Lüge verbreiten lassen: Coustos sey als Mitschuldiger an dem Diebstahle des Mouton eingezogen worden; und ermahnte ihn zugleich, seine Sünden, die er von erster Jugend an begangen hätte, öffentlich zu beichten, und die Ursache selbst anzugeben, weßhalb er der Inquisition oder dem Ketzergericht überliefert worden sey; wozu er drei Tage Bedenkzeit habe.

(Fortsetzung folgt.)

Was die Nacht uns Glücks gebracht,
Tag erwacht und hat's verlacht.

Mir träumte, die Lieder kämen
Gezogen mir Sinn auf Sinn,
Und stellten von selbst zu einander
Sich Seite zu Seite dahin.

Und wann ich einen Gedanken
Gewogen im Geiste kaum,
Schon glänzt' er wunderherrlich
Mir auf dem papierenen Raum,

Und kostete keinen Heller
Für Druck und Papier und Censur,
Und keine Censur unterfing sich
Mir etwas zu streichen nur.

Und wie mich selbst das Wunder
So sehr erfreut und ergötzt,
War von den Wunderliedern
Doppelt die Welt auch gelezt.

Und ich war so leicht und gehoben,
Und schwamm in Seligkeit,
Da rieb ich mir schläf'rig die Augen,
Und der Druckerbursch' pochte zur Seit'.

Fr. Niemann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, Mitte Juli 1836.

Lebhafter sah ich unsere Stadt noch nie, als diesen Sommer; sie wurde lange nicht so zahlreich von Fremden besucht, als in diesem Jahre. Wo man geht, sieht man fremde Physiognomieen; die Gasthöfe sind übervölkert, die Besitzer der öffentlichen Orte machen fröhliche Gesichter, die Promenaden sind äußerst lebendig. Woher kommt das? Es gibt nur zwei Gründe: die Lust zur Rheinreise und die Lust zu den Bädern. Man sollte glauben, die Menschen seyen in einer Völkerwanderung begriffen; die Dampfböte, die Eilwagen, Alles ist angefüllt, und der natürliche Ruhe- und Erholungspunct ist Mainz. Aber es ist auch so schön am Rhein, zumal zur Sommerszeit! Wer mag dem alten Rhenus nahe kommen, und sich nicht entschließen, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen, und sich Geschichtchen von der himmlischen Gegend erzählen zu lassen, die der Alte nun schon so lange bespült?! Kein Curgast in Wißbaden, der nicht einige Tage herüberkömmt; man hält es für unmöglich, im Taunusbade gewesen zu seyn, und das heitere Leben in Mainz nicht gesehen zu haben! Die Orte, welche von den Fremden am meisten besucht werden, sind die neue Anlage und das Museum. Dorthin werden sie gezogen von einer reizumhüllten Natur. Es gibt für das Auge keinen schönern Punct, als die Terrasse der neuen Anlage; und als Lustort betrachtet, bietet dieser öffentliche Ort noch unendliche andere Reize! Das Museum wird von denjenigen besucht, die das antike Mainz kennen lernen wollen; von denjenigen, die auch zu unseren merkwürdigen Bauüberresten aus der Vorzeit eilen; von denjenigen, die die nächstliegenden römischen Ruinen aufsuchen, kurz von denjenigen, die sich an Erinnerungen alten Glanzes, alter Kunst, alten Lebens stärken wollen! Für diese ist hier Stoff genug, und reichhaltige Notizen lassen sich sammeln. Albions Bewohner namentlich sind uns treue Gäste; man sieht sie am Rheine fast so häufig, als in Italien und in der Schweiz, und man sieht sie gerne; die Engländer verbreiten Nahrung um sich, man muß sich nur an ihre Gewohnheiten gewöhnen können! Wenn nur diese Lebendigkeit von längerer Dauer wäre! Aber geht der August zu Ende, so ist es auch mit dem Zuströmen der Fremden zu Ende, und die Besitzer unserer Gasthöfe haben dann Zeit, Bemerkungen über die drei fetten und die neun magern Monate anzustellen. Gut, daß sie eine Haupternte jährlich halten! —

Die liebste Nachricht für unsere hiesigen Kunstfreunde war diejenige, daß unsere geschätzte Liedertafel beschlossen hat, im nächsten Monate ein großes Concert zum Besten des in Bonn für Ludwig v. Beethoven zu errichtenden Denkmals zu geben. Die Nachricht fand darum allgemein freudigen Anklang, weil man weiß, daß Veranstaltungen der Art, wenn sie von der Liedertafel ausgehen, meist von einem günstigen Resultate begleitet sind; das Concert wird ein Tonfest geben, dessen ist man gewiß! Außerordentlich ist hier die Anzahl der Verehrer Beethoven's! Wer hat noch nicht an seiner Tafel gespeis't, seinen Nectar geschlürft, seine belebende Nahrung in sich aufgenommen, seiner heiligen Sprache gelauscht, seine himmlischen Töne empfunden?! Ich bedauere die Menschen, die noch seine Symphonieen nicht gehört, oder die sie ohne Herz gehört! Diesem Manne bringt Deutschland jetzt seine Dankopfer, und wer sollte sich nicht zum Altare drängen, wo eine große Nation einem ihrer ersten Heroen denkt? Das Mißliche wird bei unserem Concerte die Wahl des Vorzüglichsten aus der reichen Fülle des Vorzüglichen seyn; es darf natürlich nur Beethoven'sche Musik executirt werden. Indessen, nur zugegriffen! Ueberall wohnt ein göttlicher Hauch in diesen Tönen, und wo wir Beethoven nahe kommen, wird es uns wohl! — Auch die verschiedenen Musikcorps der verschiedenen hier sich befindenden preußischen Regimenter wollen ein Concert veranstalten, dessen Extrag zum Vortheil des Monuments verwendet werden soll. Das macht den Leuten Ehre! Wenn einmal der einzelne Deutsche an seinen unsterblichen Landsleuten großes Interesse nimmt, wenn ein berühmter Name in Oesterreich dem Hessen, ein berühmter Name in Hessen dem Baier u. s. w. heilig ist, dann steht's im Vaterlande sehr gut! — Nicht weniger wird bald auf der hiesigen Bühne eine Vorstellung zum Vortheil des Schiller'schen Monuments gegeben werden, und man wird eins der vorzüglichsten Dramen des Unvergeßlichen dazu wählen. Auch für dieses Unternehmen unsere besten Wünsche! Ehre unserer Zeit für das Streben, ihre Heroen zu verewigen; es zeigt, daß sie Sinn hat für das Große! —

(Schluß folgt.)

Der Pfeifende.

Wo ich, gehe, steh' und sitze,
Ich den Mund zum Pfeifen spitze,
Mich durch Pfeifen zu erfreu'n,
Will man Etwas vor sich bringen,
Muß man jetzt vor allen Dingen,
Unaufhörlich pfiffig seyn.

Wenn dem Staar ich Futter streue,
Mich an seinem Hüpfen freue,
Pfeif' ich ihm schon Morgens früh;
Abends pfeif' ich im Parquette
Mit den Meisten um die Wette,
Gibt's ein Stück von Angely.

Grund zum Pfeifen nie mir mangelt,
Wenn ein Geck nach Beifall angelt,
Der sich nur verächtlich macht,
Unschuld die Grisette heuchelt,
Eigennutz den Stolzen schmeichelt,
Den im Herzen er verlacht.

Amadeus Lätus.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 197. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 17. August. 1836.

Der Sturm auf Leukate.

Der Herold naht: „Es entbietet mein Herr,
Euch, edle Frau, seinen Gruß;
Verzeiht mir, wahrlich es wird mir schwer,
Daß ich Euch's künden muß,
Doch wenn Ihr Leukate nicht übergebt,
Hat Euer Gemahl heut' ausgelebt!" —

„„Ich habe geboten als Lösegeld,
So viel ich hab' auf Erden,
Und beschwör' Euch noch einmal beim Heil der Welt,
Laßt ihn d'rum frei mir werden,
Doch nimmer mit Feigheit lös' ich ihn,
Von ihm selber würde mir's nie verziehn!""

Der Herold geht, und zum dritten Mal
Zum Sturme die Feinde sich nahen,
Die Gräfin, gerüstet in Erz und Stahl,
Weiß sie wohl gut zu empfahen;
Und der Feind muß weichen allüberall,
Seine Todten decken wohl Gräben und Wall.

Da führt er seinen Gefangenen vor,
Beim Klange der Pauken und Zinken,
Die Büchsen knallen, vom hohen Thor
Sieht ihn die Gräfin sinken.
Und Nacht umdunkelt die Augen ihr —
Vom Thurm hoch flattert ihr Siegspanier.

Fr. Niemann.

Koribut der Pole.

(Fortsetzung.)

Der Jude verbeugte sich tief und ging. Auf dem Vorsaale begegnete er einem jungen reichgekleideten Burschen, dessen hochaufgeschossene Gestalt, das lange magere Gesicht, die tiefliegenden Augen von zu schnell herangekommener und eben so rasch verjagter Jugend zeigten. Die leicht aufgestutzte Nase und der etwas herabgezogene Mund gaben seinem Antlitze den Ausdruck von Hohn und Spott.

An ihm vorbeieilend, erblickte ihn der Jude. Ein Wort nur, Kasimir! rief er, ihn am Arme fassend.

Was willst Du, Jude? sagte der Page verächtlich und ihn kaum über die Schultern ansehend, schnell, schnell!

Antworte mir! bei den Gebeinen Deiner Mutter —

Hoho, Jude! da müßte ich lange in der Welt herumsuchen, lachte Kasimir.

Nun denn, bei Allem, was Dir heilig ist, fuhr Eisek hastig und aufgeregt fort, antworte mir bei Deinem ewigen Seelenheil, das Du doch einstens zu erlangen hoffst, antworte mir: liebst Du meine Tochter?

Ei, alter Eiseck, da muß Du den Fürsten fragen, rief der Page, ich bin nur stets sein gehorsamer Diener, und für jetzt auch der Deine.

Er machte sich von dem Juden, der seinen Arm krampfhaft umschlossen hatte, los, und eilte in das Gemach des Fürsten.

Also doch! doch! sagte der Jude, und schlug das flehende Auge, in welchem die Rache einen Schrei ausstieß, zum Himmel auf. Aber der Himmel war milde, und goß die Schaale seiner Milde über den unglücklichen Vater aus, und diese Himmelstropfen rannen als warme Zähren aus dem Auge hinab über die bleichen Wangen in den greisen Bart. Es wurden in der Nähe Stimmen laut, der Jude entfernte sich zögernden Schrittes.

Kasimir! Hund, Schurke! schrie ihm Koribut entgegen, als der Page in sein Gemach trat.

Herr, Alles für Euch! sagte der junge Mensch keck. Kasimir, ob ich so getauft bin, ich weiß es nicht, aber man ruft mich so; ein Hund, o Herr! Ihr wißt wie, wann und wo ich für Euch jagen muß; ein Schurke?

warum nicht, der Leibpage eines jungen Königs wird immer dafür gehalten, und wenn er so fromm, wie der heilige Adalbert wäre, warum mir also das Leben nicht bequem machen, und ein Schurke seyn, da man mich doch dafür hält? Ueberhaupt, Herr! Ihr kennt ja meine Maximen, mit dem Papste würde ich einen Rosenkranz abbeten, und mit — —

Schweig', und kleide mich an.

Der Page besserte flink das und jenes, was der Jude nicht genau angepaßt hatte, aus, und stellte sich dann ehrerbietig vor den Prinzen hin.

Bei St. Georg, Kasimir! ich glaube Du bist mein Leibpage, um Maulaffen feil zu halten, was stehst Du so müßig da, so starr? Rede!

Was?

Bei St. Georg! ich soll Dir wohl erst sagen, was ich hören will?

Ja, Herr! sagte sich verbeugend der Page, so machen es alle Fürsten. Nicht eher reden, als bis man gefragt wird, und nicht mehr antworten, als in der Frage selbst liegt.

Also ich frage Dich, Weiseſter aller Menschenkenner, und Liederlichſter aller Pagen, wo warst Du heute? sagte der Fürst, dem Pagen mit der Hand über das Gesicht fahrend.

Königliche Hoheit! erwiederte der Page, ich war heute fromm, obgleich auch viele Leute mich gottlos schelten möchten, ich war nämlich auf den Wegen des Herrn, aber freilich nicht des himmlischen Herrn, sondern —

Himmel und Hölle! fuhr Koribut auf, vergißt Du denn, daß wir nicht in Krakau sind, daß ich als König hier die tollen Jünglingspossen verbannen muß? Vergißt Du denn, daß ich mit Spähern hier umgeben bin? von allzudienstfertigen Leuten, die den kleinsten Schritt von mir entweder meinem Oheim, oder meinem Feinde Kaiser Sigismund, oder selbst diesem Volke hier mittheilen werden? Und wenn alles dieses nicht wäre, so will ich anders seyn; ich fühle es, zu etwas Höherem, Größerem bin ich geboren, und aufwärts zu dem Throne geht mein Weg. Darum — vergiß den Pagen nicht.

Kasimir, der ähnlicher Anwandlungen guter Vorsätze schon gewohnt war, begnügte sich mit einem minutenlangen Schweigen, während er Koribut betrachtete, der, vor dem Spiegel stehend, seinen Anzug noch einmal musterte. Dem scharfsichtigen und schlauſinnigen Pagen entging es nicht, wie der Prinz seinen eben ausgesprochenen Worten zu Liebe, sich zum Schweigen zu zwingen schien; er mochte reden, wollte aber nicht.

Kasimir, fing der Prinz endlich wieder an, ich kann es fernerhin nicht dulden, daß Du Dich, vorzüglich auf Reisen, von meiner Person so oft entfernst, ich will einen Leibpagen, doch keinen Laufpagen. Wo warst Du heute?

Herr! sagte der Page, und seine Stimme klang wie Schüchternheit, während der Schalk in den zusammengekniffenen Augen und den Falten der Augenwinkel lag, ich ging, verzeiht es mir, hoher Herr, die Stadt zu besehen.

Und wie fandest Du die Stadt? fragte ironisch Koribut.

Herr! ein altes Nest, für den heutigen Tag Euch zu Ehren geputzt, wie ein altes Mädchen, die sich an den Mann bringen will; aber ich wette, seyd Ihr einmal fort, und verschwinden diese Tücher und Teppiche und Blumen von den Häusern und den Straßen, so sieht das nackte steinerne Gesicht der Stadt Euch mißmuthig wie ein grollend Weib an. Die Straßen, krumm und schmutzig wie ein säbelbeiniger Schuster, werden von Weibern und Mädchen durchzogen, denen Zartheit eine Sünde zu seyn scheint, und selbst die sich für vornehm halten mögen und von den Fenstern aus Alles mit ansahen, kamen mir wie Gefängnisse vor, wo man froh ist, wenn man sie wieder im Rücken hat.

Bei St. Georg! rief der Prinz aus, ich komme in Versuchung, zu glauben, Du habest irgenwo einen Korb bekommen, und der Haß hat Dir seine Augen geliehen.

Nein, königliche Hoheit! erwiederte der Page, wo auch ein Korb herbekommen, da ich nirgend Lust hatte, Hahn im Korbe zu seyn.

Und das war es, sagte Koribut, das mich die ganze Zeit auf Dich warten ließ?

Nein, Herr, denn ich habe, wie ein Wirth, der seinen Gästen nicht viel aufzutischen hat, immer noch das Beste bis zu Ende auf. Wie ich denn so herumstrich, und, geradezu gesagt, nicht am zufriedensten war, die hübschen Töchter Krakaus verlassen zu haben, sah ich zwei Mädchen, Herr! so schön hat keine Mutter sich noch je ihr Kind gedacht, aber denkt meinen Schmerz, sie waren beide tief verschleiert.

Und da sahst Du ihre Schönheit? O, Du halber allsehender Gott!

Herr, Ihr wißt: ist das Gesicht denn Alles? sagte mit einem gewissen Anflug von Unmuth der Page. Das Gesicht ist nicht Alles, denn das kommt mir bei dem Menschen nur wie ein Aushängeschild vor, wie es die Krämer haben, und wo verzeichnet steht, was man innen im Laden zu erwarten hat. Aber der Bau des Menschen, Herr, der hohe schlanke Leib, die Schultern, die leicht gebogen wie eine Flaumfeder sich vom Halse herab verlieren, bis wo die Hüften gleich breit, wie die Schultern, den schön geformten Unterleib tragen; und dann der Fuß, der Gang, der mehr ein Schweben als ein Gehen ist, die rundliche, wellige Armbewegung —

Dieses Alles sahst Du bei den beiden Mädchen?

Alles, gnädigster Herr, Alles, und was ich sah, ließ noch viel mehr errathen; sie gingen so schüchtern, leise über die Straßen, und huschten sich umsehend in ein Haus. Nun weiß ich nur nicht, sahen sie sich um, ob man folge, oder ob sie ungesehen seyen.

Und Du? frug rasch Koribut. —

Ich that, als hätte ich sie nicht gesehen, merkte mir aber Straße und Haus.

So? sagte der Prinz etwas gedehnt, und wenn ich es wissen will, wie antwortest Du da?

Straße links vom Thore, wo wir hereinkamen, das sechste Haus, zwei Stockwerke hoch, mit vielen Giebeln, das Thor immer verschlossen.

Koribut reichte dem Pagen einige Geldstücke, welche dieser mit einem Lächeln empfing, welches genugsam andeutete, wie genau er mit dem Charakter des Prinzen bekannt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Freimaurer-Verfolgung in Portugal.

(Fortsetzung.)

Hierauf betheuerte Coustos, daß er nicht wisse, wodurch er das Ketzergericht beleidigt habe, wenn ihm nicht etwa seine Verbindung zum Verbrechen gemacht würde. Ein Bund oder ein Verein der rechtschaffensten Männer, die sich nicht mit Gegenständen der Religion befassen, sondern in Friede und Eintracht mit allen Religionsgenossen leben, sich zu Jedem, er gehöre, zu was immer für einer Kirche, wohlthuend wende, könne doch nur von jedem Tribunale, selbst vor dem so ernsten Ketzergerichte, gebilligt werden. Als hierauf der Großinquisitor nach dem Namen dieses Vereines frug, und Coustos die Freimaurerei nannte, da hob der Pfaffe mit der ganzen Inquisitionsschaar die Hände empor, erhob mit seinen Gesellen ein lautes Hohngelächter, woraus die Freude hervorging, daß es ihrer Wachsamkeit gelungen sey, eine Gesellschaft, die dem Pfaffenthume und der Finsterniß, folglich dem Ketzergerichte entgegenarbeite, gleich bei ihrer Entstehung zu entdecken, und daß ihr die Schwäche der bürgerlichen Regierung hinreichende Macht verliehen habe, sie mit der Wurzel zu vernichten. Nun wurde ihm, dem Beklagten, befohlen, den Ursprung, den Zweck, die Verfassung, so wie die Geheimnisse des Ordens, der nichts Gutes beabsichtige, da er im Geheimen arbeite, auch das weibliche Geschlecht nicht zulasse, mitzutheilen und zu bekennen, welche und wie viele Portugiesen oder fremde Katholiken er verführt und zur ewigen Verdammniß gebracht habe, welche die päpstliche Bulle auf alle Maurer geworfen; welchen Armen in Lissabon die Freimaurer einige Unterstützung geleistet hätten. Ferner möge er bedenken, daß er sich die Strafe, die seiner warte, sehr verringern könne, wenn er zur katholischen Kirche übertreten würde.

Hierauf sprach Coustos frei und fest, wie es einem (begeisterten und überspannten) Manne ziemt: »der Orden ist so alt, als das erste Bündniß, welches Tugend und Weisheit mit einander geschlossen haben. Die größten Monarchen nahmen ihn in Schutz, die weisesten und tugendhaftesten Männer aller Zeiten traten ihm bei, da seine Grundsätze Gottesfurcht, Tugend, Vaterlandsliebe, glühender Eifer für das Beste der Menschheit, ächte Bruder- und Wohlthätigkeitsliebe ist. Nur deßhalb ist das weibliche Geschlecht von allen Ordensarbeiten entfernt, damit jeglicher Argwohn, jeglicher Verdacht schwinde, welchen das Mißtrauen dem sittlichen Thun und Treiben entgegenstellen könne. So viel kann ich offenbaren, ohne meinen heiligen Maurereid zu brechen.«

Der Inquisitor erbot sich: ihn Kraft seiner Gewalt von diesem Eide loszusprechen. Coustos strafte ihn für diese Zumuthung mit einem Blicke voll Verachtung und fuhr nach dieser Unterbrechung fort: »Nie habe ich einen Portugiesen verleitet, sich in meiner Loge aufnehmen zu lassen, und ich berufe mich deßhalb auf das Zeugniß des Hauptmanns der königlichen Leibgarde, Don Manuel de Sousa, der, obgleich er sich durch den königlich französischen Gesandten zur Aufnahme in den Orden melden ließ, dennoch von mir und meinen Brüdern abgewiesen wurde, weil er keine Genehmigung von seinem Könige zu diesem Schritte beibringen konnte. Von der päpstlichen Bulle ist mir nichts bekannt, und weil ich nicht zur katholischen Kirche gehöre, so muß es mir gleichgiltig seyn, was der Papst in Rom will oder nicht. Nicht leugnen aber darf ich es, daß die Milde meiner Brüder sich stets über die Armen und Nothleidenden ergossen hat. Eine arme Portugiesin, die in ihrem Kindbett mit der größten Dürftigkeit rang, dann ein Franzose, der nicht hinlänglich Arbeit fand, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, wie auch ein Franziscaner-Mönch, der für sein abgebranntes Kloster bettelte, haben Jeder ein Goldstück erhalten. Meine Religion ist mir übrigens zu theuer, sie selbst gegen den Gewinn des Lebens und der Freiheit zu vertauschen.« So inhalt- und wahrheitsschwer auch diese Aussage war, so vielen Eingang sie auch bei jedem unbefangenen Richter gefunden haben würde, so zog sie unserem Bruder die Strafe zu, in ein tieferes, unterirdisches Gefängniß gebracht zu werden, das er erst nach mehreren Wochen verließ, um die Hauptpuncte seiner Verbrechen zu erfahren.

(Schluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Leider übt er nur einen sehr mittelbaren Einfluß auf die Badenden aus, da er nur das Ansehen hat, welches seine Kenntnisse und Erfahrungen ihm geben, aber keine Gewalt besitzt. Noch einmal, ein Brunnenarzt sollte Herr des Bades seyn, dem er vorsteht; die Sache ist um so wichtiger, da die meisten großen Aerzte von Paris mit diesem Gegenstande ziemlich unbekannt sind; zum Beweise dient ein großer Arzt, welcher in diesem Jahre eine seiner Kranken

in die Seebäder schickte, mit folgender Verordnung: „Madame *** nimmt Anfangs ein Bad von einer Stunde; nach den ersten Tagen kann sie es auf zwei Stunden verlängern.“ Die Kranke war eine schwächliche Frau, welche nicht die geringste Erschütterung zu ertragen vermochte; ein Bad von einer Viertelstunde hätte sie unfehlbar getödtet, und der Doctor Gaudet, dem sie diese sonderbare Verordnung mittheilte, schrieb ihr für den Anfang eine Besprengung von zwei Minuten, und zuletzt zu Ende der Jahreszeit ein Bad von vier bis fünf Minuten vor. Wie Sie sehen, ist dies sehr verschieden von dem zweistündigen Bade in salzigem Wasser, welches der Pariser Arzt sehr unvorsichtig anrieth.

Dieppe war, wie Sie wissen, ein Lieblingsort der Herzogin von Berry in ihren schönen Tagen der Macht und der Laune; sie gründete die Bäder von Dieppe zu gleicher Zeit mit dem Gymnasium, und ihr wohlwollender Schutz begünstigte zugleich Scribe und diesen Winkel des Meeres.

Doch mit Dieppe ging es, wie es mit allen königlichen Stiftungen geht, wie es z. B. im Großen mit dem Schloß von Versailles gegangen ist. Als die Hand, welche diese Wunder geschaffen hatte, durch den Tod erstarrte, dann war es mit all' den Wundern zu Ende. Die Geschichte der Bäder von Dieppe ist im Kleinen die Geschichte von Versailles. Das für die Herzogin aufgeführte Gebäude ist fast ganz öde, der geräumige, für sie eingerichtete Ballsaal, der nicht groß genug war, die ganze Menge der Höflinge zu fassen, wird kaum zur Hälfte von einigen kalten und stillschweigenden Kranken erfüllt. Da gibt es keine Feste, keine Freude, keine Seepromenaden, keine glänzenden Ringelrennen, kein Echo mehr, welches die tollen Reden wiederholt, nichts von der goldenen Jugend, welche noch gestern am Ufer lustwandelte. Sonst war diese Gallerie Jedermann unentgeltlich geöffnet, und sie machte Glück; jetzt bezahlt man, um hineinzugehen, und sie ist zerstört. Doch ich habe nicht nöthig, länger bei der Beschreibung dieser Zerstörung zu verweilen: Sind Sie nicht öfter in den schweigenden Gängen des kleinen Trianon spazieren gegangen?

Was aber alle die vom Meere bespülten Orte traurig macht, und auf allen Bergen, von denen warmes oder gasartiges Wasser kommt, ermüdet, ist die besondere Art englischer Reisenden, welche die traurigsten Menschen von der Welt sind, die zugleich am langweiligsten sind und sich am meisten langweilen; eine Nomadenart, die kein Vaterland hat, und ihr reiches Elend von Florenz nach Paris und von Paris nach Petersburg, von den Salzbädern in die Schwefelbäder trägt; blasse Engländer, welche überall hingehen, überall ausruhen, überall essen und schlafen, nur nicht in England. Sie können nicht glauben, mein Freund, welchen unangenehmen Eindruck diese neue Art von civilisirten Zigeunern überall macht, wo man sie trifft. Ein Engländer in London ist ein verständiges, thätiges, arbeitsames, ganz seinen Geschäften ergebenes, von allen edlen Leidenschaften beherrschtes, edelmüthiges, reiches, elegantes, fast geistreiches Wesen; aber ein Engländer in Frankreich, ein Engländer in den Seebädern, o welche traurige und klägliche Figur! Sie kommen zu uns in ihren ältesten Kleidern und mit ihrer stolzesten Physiognomie; wenn man sie so an einander gespannt sieht, und größtentheils von armen Dienerinnen begleitet, die sie auf dem Wege hinter ihren Wagen, wenn sie deren haben, in der Sonne braten lassen, so sollte man glauben, man sehe eine Heerde schlecht gewaschener und schlecht gekämmter Schafe. Kaum sind sie in einer Stadt angekommen, so nehmen sie dieselbe in Beschlag, sie sind die Herren davon, die Stadt gehört ihnen, es findet Niemand mehr Platz; sie sprechen ganz laut in ihrem barbarischen Kauderwälsch, streiten sich ganz laut, nehmen von Jedermann die breiten Steine ein, als ob sie in London auf der Waterloobrücke wären; man könnte glauben, eine dritte Invasion habe sie in unsere Mauern ausgespieen; so stolz und übermüthig sind sie. Und ich muß gestehen, daß diese Herren darin sehr logisch sind. Sie haben die Habgier unserer Gastwirthe, Postillons, Kaufleute jeder Art sich so vor ihnen neigen sehen, das sie sich eingebildet haben und noch einbilden, Frankreich lebe nur von ihnen und für sie. Was findet man in Dieppe selbst für Hotels mit einem englischen Schilde: **Hôtel d' Angleterre, Hôtel du Roi d' Angleterre, Hôtel de Londres, Hôtel d' Albion, Hôtel du Régent, Hôtel de Windsor**; die ganze Stadt gehört ihnen. Gott weiß aber, ob die Stadt den armen Franzosen, welche nur Franzosen sind, nicht mindestens für ihr Glück eben so verpflichtet ist, wie all' den verdächtigen Milords, denen sie so große Vortheile einräumt. Wie dem aber auch sey, so läßt man doch die Engländer mit ihren großen hagern und gelben Frauen und ihren kleinen Kindern von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren gehen, welche mit unordentlichem Haar wie hübsche Knaben oder Mädchen im Garten der Tuilerien umherspazieren. Das ist also ein Theil der liebenswürdigen Bewohner der Stadt, denn von den wirklichen Bewohnern weiß man nicht, wo sie bleiben, und ein Bürger von Dieppe ist in den Mauern dieser Stadt eine seltene Merkwürdigkeit. Sobald die Badesaison beginnt, heftet jeder Besitzer eines schönen, guten Hauses einen Anschlag an seine Thür, worin er jedem Vorübergehenden in englischer Sprache anzeigt, daß dieses Haus zu vermiethen ist. Es ist für Jeden, der einen Tisch, einen Lehnstuhl, ein leidliches Bett besitzt, eine allgemeine Regel, dem Ersten Besten Alles abzutreten, wenn es nur ein Engländer ist. Um diesen Preis wird Bette, Tisch, Lehnstuhl, kurz Alles hergegeben; jeder Winkel des Hauses wird so von dem Eigenthümer versteigert, und wenn das Haus voll ist, verschwindet der Eigenthümer, man weiß nicht wohin; eine zwar gegenwärtige aber unsichtbare Gottheit, welche Alles sieht, die man aber nicht sieht, welche das Englische wenigstens eben so gut versteht, als das Französische, und weder die eine noch die andere Sprache redet. Erst wenn die Kälte den letzten Engländer aus dieser Stadt vertrieben hat, wagen die Eigenthümer dieser vermietheten Häuser in ihr Bett, in ihr Zimmer, ihren Lehnstuhl zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

[Berichtigung.] In Nr. 150 d. Bl. ist in der letzten Zeile des Epigramms: die Entschädigung, für zehn — zahm zu lesen; es ist die Antithese von wild.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 198. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 18. August. 1836.

Koribut der Pole.

(Fortsetzung.)

Ein Thürsteher meldete die Ankunft des Rathes, der Se. königliche Hoheit zum Bankett abzuholen kam. Koribut versuchte seinem Gesichte jenen Anstrich von mildem Ernst zu geben, den junge Fürsten anzunehmen lieben, indem er weder den würdevollen Stolz der Majestät, noch die zutrauliche Heiterkeit der Jugend ausschließt. Von freudigem Zurufe begleitet, begab er sich zum Bankette, welches in dem großen Rathhaussaale gehalten werden sollte. Hier fand er nun die Vornehmsten der Stadt mit ihren Frauen und Töchtern, ein buntes Gemenge von Rittern und Bürgern; denn hatten auch die Städte den Rath Zizka's, keinen König zu wählen und sich selbst zu beherrschen, nicht Folge geleistet, so war doch dadurch, daß der angestammte König seines Thronrechtes verlustig erklärt worden war, ein Geist der Freiheit unter die Bürger gefahren, der sie ihren hohen Stand und ihre Gleichheit mit der Ritterschaft erkennen ließ. Darum bot auch die damalige Zeit in den Bürgerkriegen das verderbliche und schädliche Beispiel, daß der Adel, der bei ähnlichen Fällen doch immer eine Partei bildet, hier beinahe ganz unthätig auf seinen Festen saß, und sie blos vertheidigte, oder, wenn es hoch kam, sich einer Partei zu einem Raubzuge anschloß. So mußte es denn natürlich kommen, daß der Bürgerstand alle Macht und Gewalt an sich riß, und sich daraus ein neuer Stand als Uebergang zu den Rittern bildete, der unter dem Namen Herrenstand bei den spätern Landtagen eine bedeutende Partei bildete. Der Kreis, aus welchem dieser Herrenstand sich bildete, waren die Bürgermeister und Rathsherren, die in diesen wirren Zeiten manchmal, sey es durch Kraft und Muth, sey es durch Glück, zu einer bedeutendern Macht sich emporhoben, und, ohne Ritter zu seyn, ritterliche Ehren forderten und genossen. Alle Männer dieser Classe waren nun bei dem Bankette versammelt, mit ihren Frauen und Töchtern, denn die gute Stadt Collin wollte dem jungen König auch die Freude eines Tanzes machen. Die vornehmsten Polenhauptleute und jene, welche die Person des Prinzen umgaben, waren gegenwärtig, und es bildeten die reichgekleideten hohen Gestalten mit den einfachen Bürgern und steifgeputzten Frauen einen sonderbaren Gegensatz. Der weite Saal war ganz mit Blumen geschmückt. Zu Haupte der Tafel war ein etwas erhabener Sitz, über welchem die böhmischen und polnischen Wappen prangten. Bogen und Gewinde aus Laub und Blumen zogen sich über die Tafel hin und knüpften sich an den Wänden an, so daß man im Saale unter einem Dache von Frühlingsgedanken saß.

Als sich die Thüren öffneten, der Prinz mit seiner Begleitung den Saal betrat, erscholl ein Geschmetter von Pauken und Trompeten, und die Stadtpfeifer bliesen aus allen Kräften, daß die Gallerie zitterte. Der Bürgermeister führte den Prinzen zu seinem Sitze und nahm dann selbst links neben ihm Platz, der Ehrenplatz rechts war für den greisen und wackern Zalewski bestimmt.

Als die Tafel begonnen hatte, wurden die Thüren geöffnet, und das Volk durfte hereinströmen und — zusehen. Es herrschte Fröhlichkeit an der Tafel und bei denen, die sie umstanden; denn Polen und Böhmen betrachteten sich nun als verbrüderte Nationen.

Charles, flüsterte eine Stimme unter den Zusehenden zu ihrem Nebenmanne, der lange junge Mensch ist Prince Koribut?

Ja, lieber Jacques, sagte Wenceslaw, derselbe, welcher jetzt den Pokal emporhebt, still, was wird er sprechen?

Koribut hatte den großen goldnen Pokal, der vor ihm stand, aufgehoben, und ihn vor sich hinhaltend, rief er: »Ich trinke ihn auf das Wohl der edlen Böhmen, mögen alle Feinde aus diesem schönen Lande verschwinden, wie dieser Wein aus dem Pokale.«

Ein jubelnder Beifallsruf erscholl, und der Prinz leerte den Pokal.

Der kennt die Böhmen nicht, sagte Wenceslaw, wenn er wie Wein sie zu verschlingen glaubt.

Ein hübscher edler Herr, sagte ein wohlgenährter Bürger neben Wenceslaw, den möchte ich zu meinem Kundmann haben.

Weil er so gut trinken kann, Meister Weinschenk? flüsterte ein Nebenstehender dem Manne in's Ohr, schade nur, daß der Fall verkehrt ist, und er uns für gute Kunden hält.

Königliche Hoheit! sagte der Bürgermeister zum Prinzen, beglückt Eueren Diener mit einem Worte und sagt: »ich bin zufrieden.«

Das bin auch, mein wackerer Herr, rief der Prinz fröhlich und laut, und ich verspreche Euch, daß, wenn mit Gottes und der wackern frommgesinnten Böhmen Hilfe ich dem Lande Glück und Friede wiedergegeben habe, ich dann wieder zu Euch komme, um uns in Freude an den heutigen Tag zu erinnern.

Hoher Herr! sagte ein Rathsherr betrübt, ziemt es sich auch nicht, das fröhliche Mahl durch ein trübes Gesicht und eine arge Historie zu versalzen, so zwingt uns doch unser Herz, das Böhmen so sehr liebt, zu trauern über das Vaterland.

Laßt mich nur dafür sorgen, sagte Koribut zutraulich und freundlich, ich verspreche Euch, eh' sechs Monden vergehen, soll kein Schwert, außer durch meinen Willen, entblößt in der Sonne funkeln.

Versprecht nicht mehr, als Ihr halten könnt, flüsterte Zalewski ihm leise zu, Ihr kennt die Böhmen nicht. Kennt Ihr, Herr, er wandte sich zum Bürgermeister, mir wohl sagen, wie der edle Waschek, der Hauptmann und Bürgermeister der guten und getreuen Stadt Prag jetzt lebt?

Der Bürgermeister ward blaß; Zalewski bemerkte es nicht und fuhr fort: Wir kennen uns aus unsern Jugendjahren, da waren wir Beide an Kaiser Wenzel's Hof, und Herr, jetzt bin ich in Böhmen und darf es frei und offen gestehen, und ich thue es gern, so wahr Gott mir helfe, den wackern Huß kannten wir recht gut und waren Beide seine lieben Freunde. Ach Herr! wer hätte je geglaubt, daß er so enden würde!

Der Bürgermeister sah ihn forschend an.

Ihr seht mich so scharf an, Herr! sagte treuherzig Zalewski, Ihr traut mir nicht? und ich habe vom ersten Augenblicke an Euch schon geliebt und geachtet, weil Ihr den Namen Waschek führt, und mir ein wackerer treuer Mann scheint. Seyd Ihr verwandt mit meinem Freunde?

Sprecht Ihr von dem wackern Rittter, der mit bei der Gesandtschaft war? fiel Koribut rasch ein, dem hohen kräftigen Manne mit eiserner Faust und, wie ich höre, mit nicht milderem Sinn. Wie, lebt er jetzt in Prag? Ich freue mich, ihn wieder zu begrüßen.

Der Bürgermeister, der während dieser Rede seine Unruhe nicht verbergen konnte, fühlte sich erfreut und erleichtert von den gnädigen Worten. Aber dennoch zog auf seiner Stirne eine Wolke der Trauer auf, und, sich etwas näher zum Fürsten und zu Zalewski beugend, erzählte er ihnen den Aufstand der Prager, Waschek's Flucht, und schloß seine Erzählung mit den Worten: und weil auch hier in Collin es noch Verräther geben mag, lebt mein unglücklicher Bruder mit den Seinen verborgen in meinem Hause.

Euer Bruder? rief Zalewski schnell aus. Gebt mir die Hand, wackerer Herr, Waschek's Bruder muß mein Freund seyn.

Und bei Euch lebt er? und verborgen? rief Koribut aus. Nein, bei St. Georg! das darf nicht so bleiben. Was wäre ich, was könnte ich werden, zögen sich die edelsten des Landes von meinem Throne zurück. Bei St. Georg! ich muß ihn heute, gleich muß ich ihn sehen.

Brav, mein wackerer Fürst! sagte Zalewski innig und herzlich zu dem Prinzen, sammelt nur die Edelsten, wenn auch nicht Hochgeborensten des Landes um Euch, so erringt Ihr die Liebe Eueres Volkes, flüsterte er ihm leise zu, und ergriff seine Hand, die er an seine Brust drückte.

Zalewski! sagte der Prinz eben so leise, Du freust Dich über mich; gib mir Gelegenheit, Du sollst Dich noch mehr freuen.

Herr! die Gelegenheit muß sich der Fürst selbst schaffen.

Der Prinz erhob sich, die Trompeten schmetterten, das Zeichen zum Aufheben der Tafel war gegeben.

(Schluß folgt.)

Freimaurer-Verfolgung in Portugal.

(Schluß.)

Man beschuldigte ihn: er habe wider die unfehlbare päpstliche Bulle, nach welcher die Maurer als Ketzer erklärt und in Bann gethan sind, gesündigt; sich als Freimaurer der Gotteslästerung und Sodomiterei nebst mehreren anderen Lastern schuldig gemacht, welches der Eid der Verschwiegenheit, auf den sich Coustos berufen, so wie die Entfernung der Frauen von den Logenarbeiten, die er zugestanden, vollkommen beweise; er habe durch Eröffnung einer Loge die Einführung der Freimaurerei in Portugal beabsichtigt und schon in's Werk gestellt, und dadurch dem ganzen Königreiche Aergerniß gegeben; endlich habe er sich hartnäckig geweigert, das Geheimniß des Ordens zu entdecken. Demnach und vorstehender Gründe wegen, forderte der Inquisitions-Fiscal das heilige Gericht auf, sich aller derjenigen Zwangsmittel gegen den Inculpaten zu bedienen, die es in seiner Gewalt habe, um dadurch den Verbrecher zum eigenen Geständnisse seiner Lasterthaten zu vermögen. Obschon der Angeklagte eine umständliche Rechtfertigung übergab, so diente sie doch zu nichts. Er wurde vor das versammelte Gericht gebracht, wo ihm der Cardinal Dacunha als Großinquisitor, eröffnete, daß er zur Folter verurtheilt sey. Kaum waren diese Worte dem Rachen des mönchi-

schen Kirchenpfeilers entkommen, als Coustos auch gebunden, und in die Folter- oder Marterkammer der Inquisition geführt wurde. Hier konnte er mit einem Blicke übersehen, was das sinnreiche Henker-Genie zur Peinigung und Marter, zu deren Verlängerung und Vergrößerung der Qualen erdacht und verfertigt hatte. Umgeben von einer Bande gesegneter und geweihter Bösewichter und Würgengel, die es sich zum Verdienste machten, Unglückliche, welche für Vernunft und Aufklärung, für Gerechtigkeit und Freiheit lebten, Namens der Kirche und des geschändeten Namen Gottes, zu martern, zu zerfleischen und dafür zu sorgen, daß die ihren Klauen verfallenen Unglücklichen nicht zu geschwinde gemordet wurden. — Genug hiervon; ich wende mich von diesen Scheusalen wieder zu meinem Unglücklichen, der in einem Zeitraume von drei Monaten neunmal auf die Folterbank geworfen, gestrecket, geschnürt, gequetscht, geschnitten und gebrannt wurde, so daß ihm kein Glied seines Körpers unverrückt oder unverschont gelassen war: ohne jedoch das Mindeste von seinem Geheimnisse zu bekennen.

Als sich endlich die Grausamkeit der Inquisition erschöpft hatte, ohne seine Standhaftigkeit zu erschüttern, wurde er zu einem öffentlichen Auto da fé bestimmt, bei welchem er seine Urtel und Strafe erfahren würde. Hier zieht ein wüthender Mönch im Triumphe einher, spricht im Namen des Gottes der Liebe und des Friedens der weltlichen Macht Hohn; ist taub bei dem Wimmern und Heulen der Unglücklichen, die um den brennenden Scheiterhaufen stehen und den Augenblick erwarten, wo sie lebendig in die Flammen gestoßen werden; mit eignen Händen würgt und quält dies Ungeheuer den Verurtheilten, und sucht, während er metzelt, mit mordgierigen Augen im Kreise der erstaunten und betäubten Zuschauer, sich neue Schlachtopfer für die nächste Feierlichkeit aus. — Hier muß der König selbst gegenwärtig seyn, damit das Volk es tief empfinde, wie ohnmächtig seine Gewalt gegen die des Pfaffenthums und des Fanatismus ist. Er, der Monarch, muß einer Mordscene beiwohnen, bei welcher die ersten Diener des Reichs, die Großen des Landes es als einen Vorzug betrachten, der ihnen vor Anderen zu Theil wird, wenn sie den blutdürstigen Henkerpfaffen als Mordknechte dienen dürfen. In einem Höllengepränge, angethan mit einem San benito (einem grauen Büßerhemde, worauf Teufel gemalt sind), wurde Coustos nebst vielen andern unschuldigen Verbrechern nach der Kirche des heiligen Dominicus geführt, um in dem Tempel des Herrn, der in eine Mörderhöhle verwandelt ist, sein Urtheil anzuhören. Unter den Gefährten seines Unglücks erblickte er auch seinen Freund und Bruder Mouton, der sein Schicksal theilte, und dessen Anblick ihn aus der Betäubung, in der er sich befand, aufweckte. Nun wurde ein Theil der angeblichen Verbrecher verdammt, lebendig verbrannt zu werden, weil er die Religion seiner Väter nicht verleugnen, und nicht Schweinefleisch essen wollte; ein anderer Theil sollte erdrosselt werden, weil er Teufel gebannt und gezaubert hatte; einem Theile wurde die Strafe der Geißelung zuerkannt, weil er sich vor einem Mönche nicht tief genug verbeugt, einem wollüstigen Pfaffen nicht sein Weib oder seine Tochter zur Buhlerin überlassen, oder sein Vermögen verschreiben wollte. Endlich kamen Coustos und Mouton an die Reihe: jener wurde auf vier Jahre zur Galeere verurtheilt, dieser aber, der auch bereits gefoltert worden, aber Katholik war, von aller Strafe losgesprochen und in Freiheit gesetzt. Coustos wurde auf die Galeere gebracht, wo sein durch die Folter geschwächter Körper der schweren Arbeit hätte unterliegen müssen, wenn ihm nicht die Liebe und Pflicht seiner Brüder zu Hilfe gekommen wäre. Diese sendeten ihm so viel als er bedurfte, um seine Wächter zu bestechen und für sich zu gewinnen, die ihm von aller Arbeit befreiten. Andere Brüder wendeten sich nach England an den Lord Harrington, den ersten Staatssecretair, welcher den Herzog von Newcastle bewog, den Coustos, als einen Unterthan des Königs, zurückzufordern.

Obschon hierdurch Coustos von der Galeere befreit wurde, so machte doch die Inquisition noch einen Versuch, ihn auf's Neue in ihre Gewalt zu bekommen, oder ihn wenigstens zur katholischen Kirche zu bringen. Doch vergeblich! Er suchte in Eile seinen Freund Mouton auf, bestieg mit ihm ein holländisches Schiff, das im Hafen lag, und segelte nach London, wo er wohlbehalten ankam, in die offenen Arme seiner Freunde und Brüder eilte und Trost für seine neunzehnmonatlichen Leiden fand.

Seit dieser Zeit wurde in Portugal keine Loge mehr errichtet, bis die Besitznahme Spaniens durch die Franzosen hierin eine Aenderung veranlaßte.

Spanien fütterte dazumal geweihte Müßiggänger, erbaute täglich Klöster für sie, sendete große Summen nach den afrikanischen Raubstaaten, um Christensclaven aus der Gefangenschaft zu befreien, die dann nach Belieben des Großinquisitors in der Heimath gepeinigt, erdrosselt oder lebendig verbrannt wurden. Man unterhält den Glauben an Zauberei, Teufelsbanner, Wahrsager, sympathetische Curen, und gibt von Zeit zu Zeit zur Ehre Gottes, zur Erbauung der Christenheit, und zur Stärkung des Glaubens ein solennes Auto oder wenigstens ein prunkhaftes Auto da fé.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, Mitte Juli 1836.

(Schluß.)

Da ich in meinen Berichten für den Planeten schon manchmal von einem Doppelfeste sprach, was in diesem Jahre 1836 in unserer Rheinstadt begangen werden soll, habe ich die Verpflichtnng, auch von der Vertagung dieses Doppelfestes etwas zu sagen, die ich Ihnen leider hier anzeigen muß. Wir werden in diesem Jahre weder das Enthüllungsfest der

Gutenberg'schen Statue, noch das Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst feiern! Das erste dieser Feste ist auf den Juni nächsten Jahres verschoben, nicht etwa, weil das Standbild nicht vollendet sey, sondern weil daß Fußgestell für das Standbild, eingetretener Hindernisse wegen, nicht bis zur festgesetzten Zeit vollendet werden kann. Die Fabrikdirection zu Eberbach im Herzogthum Nassau zeigt uns nämlich mit Betrüben an, daß der Marmorblock, der für das Piedestall bestimmt war, beschädigt worden sey, und daß man sich nach einem andern umsehen müsse, der aber nicht so schnell gefunden werden könne, als man wünsche, um das Piedestal im August abliefern zu können. — Anlangend das Säcularfest, so ist in der That gar kein Grund vorhanden, warum man dieses im Jahre 1836 begehen will, da ja 1436 durchaus noch nichts von wirklicher Buchdruckerkunst erfunden war, wenn wir nicht etwa mit Schöpflin annehmen wollen, daß die Vorbereitungen, die Gutenberg in jenem Jahre zu Straßburg machte, welche allerdings die große Erfindung einleiteten, die wirkliche Erfindung schon gewesen sey. Mit dieser irrigen Annahme würden wir uns aber aller Theilnahme an dem Ruhme der Erfindung begeben, wozu wir keine Lust haben! Das Enthüllungsfest wird also erst im nächsten Jahre, das Säcularfest aber erst im Jahre 1850 begangen; denn das Abdrucken mit beweglichen Buchstaben, d. h. die wirkliche Buchdruckerkunst, wurde, nach den glaubhaftesten Urkunden, erst im Jahre 1450 erfunden. Für die Gutenbergs-Commission kommt diese Vertagung freilich ungelegen; denn sie versprach die Feste für dieses Jahr. Allein die Schuld, daß sie diesem Versprechen nicht nachkommen kann, liegt nicht bei ihr; und sie hat viele unleugbare Verdienste um diese Angelenheit, so daß man auch weit entfernt ist, ihr eine Schuld beizumessen. Also freuet euch, ihr Freunde Gutenberg's, auf das nächste Jahr, wo unserem großen Landsmanne die Ehrenschuld gewiß abgetragen wird! —

Das Unternehmen des hiesigen Malers, des Hrn. v. Klein, sämmtliche malerische Ansichten von Mainz bis Coblenz in ein Polyorama aufzunehmen, von welchem Werke bereits die sechs ersten Blätter erschienen sind, verdient alle Anerkennung. Hr. v. Klein hegt den frommen Wunsch, daß alle Künstler mit den Umgebungen ihrer Heimath sich begnügen, und dieselben, vorausgesetzt, daß sie malerischen Werth haben, in einem Umkreise von höchstens 16—20 Stunden aufnehmen und in ein Polyorama ordnen mögen, wie Klein selbst das bei den Rheingegenden gethan. Er schlägt dabei ferner vor, daß die Landschaftsmaler diese ihre Umgebung bis in die kleinsten Details kennen zu lernen suchen sollten, und dann die schönsten Puncte auswählen und folgende Regel beobachten: Alle in einem oder dem andern Bilde vorkommenden und besonders in's Auge fallenden Hauptpuncte müssen jedesmal benannt werden, und späterhin als Vordergründe anderer Ansichten wieder erscheinen, so daß der Beschauer des Werks, neugierig, wiewohl diese und jene Gegend von dieser oder jener Stelle sich ausnehmen mag, seinen Wunsch sogleich befriedigen und sich an die gewählte Stelle versetzen kann, in sofern die gewünschte Aussicht wirklich einer Aufnahme würdig war, und der Standpunct sich nicht außer dem Revier des Malers befand. Auf diese Weise lerne er den Charakter des Landes und seines Himmels genau kennen, komme nie in Versuchung, etwa bei einer deutschen Landschaft einen italienischen Himmel anzuwenden, und umgekehrt, wobei noch besonders wichtig sey, daß auch der Maler mit der Geologie und Mineralogie seiner Gegend vertraut sey, und sich bemühe, die Erd- und Steingattungen in allen Abstufungen des Lichts zu studiren und richtig wiederzugeben. Der Rath ist gut. Ob auch ausführbar? Ich finde es nicht nöthig, daß der Deutsche nur deutsche, der Italiener nur italienische Landschaften male, noch viel weniger sich auf eine kurze Strecke beschränke, obwohl allerdings für denjenigen, der nur einer kurzen malerischen Strecke sein Studium widmet, mancher Vortheil, besonders in Bezug auf das Colorit der Landschaft erwächst. Die Erfahrung thut viel! — Die sechs ersten Blätter dieses Polyoramas, die in Zeichnung und Auffassung gut zu nennen sind, deren Colorit äußerst naturtreu ist, geben folgende Ansichten, die für Jeden, der ein Auge und ein Herz hat, in der Natur äußerst viel Imposantes und Anziehendes haben! 1) Ansicht vom Tempel des Niederwaldes. — 2) Ansicht vom Niederwalde in's Nahethal. — 3) Ansicht des Rheingaus von der Budenheimer Höhe. — 4) Blick über den Niederwald vom Franzosenkopf herab. — 5) Ansicht des Franzosenkopfes, aufgenommen unterhalb Aßmannshausen. — 6) Merkwürdiger Fels bei Aßmannshausen, gegenüber die Burg Rheinstein. — Es muß ein herrliches Werk geben, alle die herrlichen Rheinansichten von Mainz bis Coblenz in dieser Weise an einander geordnet zu sehen; aber es ist in künstlerischer Beziehung ein schwieriges, in pecuniärer Hinsicht ein kostbares Unternehmen. Schon diese ersten sechs Blätter kommen an 40 Fl.; nun aber sollen noch wenigstens sechs solcher Lieferungen folgen. —

Ich habe Ihnen schon früher erwähnt, daß unser Kunstverein die lobenswerthe Absicht hat, uns jährlich mit einer ungewöhnlich großen Kunstausstellung zu erfreuen, und mit dieser, um die Kunst und die Künstler zu unterstützen, eine Gemäldeverloosung zu verbinden. Da nun die erste dieser Kunstausstellungen anfangs September statt finden soll, so ist ganz kürzlich eine Aufforderung sowohl an die deutschen Künstler ergangen, um Einsendung guter Gemälde, als auch an die deutschen Kunstfreunde, besonders die des Rheins, um Theilnahme an die zu veranstaltende Verloosung durch Unterzeichnung von Actien. Die einzelnen Paragraphen dieses Actenstückes versprechen den Gegenstand sehr umständlich, athmen dabei eine loyale Gesinnung und eine Liebe zur Kunst, die allein schon hinreichend sind, für die Sache zu gewinnen. Auch ist der Verein mit dem sogenannten rheinischen Kunstverband, bestehend aus sechs einzelnen Kunstvereinen, in Verbindung getreten, und wir hoffen von diesem Schritt einen bedeutenden Aufschwung, sowohl unserer Ausstellung, wie unserer Verloosung. Diese Gegenseitigkeit ist ein herrliches Zeichen der Zeit, und muß der Kunst sehr förderlich seyn. Die Künstler werden aufgemuntert, und bedürfen zu ihrem Fortkommen der Mäcene nicht mehr, da die Kunstfreunde sich selber unterstützen, und die Künstler somit frei schaffen können. Für die nächste Verloosung sind aber schon so zahlreiche Unterzeichnungen von Actien eingegangen, daß wir auf eine nicht unbedeutende Summe zum Ankauf von Gemälden rechnen können. Möge diese Gewißheit die Künstler veranlassen, recht Treffliches hierher zu senden. —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 199. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 19. August. 1836.

Revue der österreichischen Zeitschriften.

(Von Seidlitz.)

Oesterreichische Zeitschriften! — — — Der Titel ist nicht recht passend, man kann unmöglich von den Zeitschriften Oesterreichs sprechen. Die Journale in den Hauptstädten der Provinzen (anderswo dürfen keine erscheinen) fristen ihre eintägige Existenz auf eine jämmerliche Weise, und wären sämmtlich schon vor der Geburt verblichene Geister, d. h. Maculatur, wenn sie nicht besondere Privilegia, Monopole ꝛc. hätten. Man versteht also unter österreichischen, hauptsächlich die Wiener Zeitschriften. — Die Italiener lächeln und zucken die Achseln, wenn sie nach Deutschland kommen, und da die Oper besuchen und die Sänger hören. — Die Norddeutschen zucken die Achseln und lächeln, wenn sie nach Italien kommen, dort das café besuchen und die Zeitungen lesen. Oesterreich, Wien liegt, wie in geographischer und noch manch' anderer Hinsicht, auch hier gerade mitten inne. Wien hat keine italienischen Gurgeln voll Triller und Träller. Daran ist das noch rauhe Klima schuld; allein es gibt fröhliche Kehlen, die ihre Lieder hell in die Lüfte jodeln. Wien hat keine schöngeistigen Zeitschriften, wie Deutschland fast in jedem bedeutendern Städtchen, daran — — —; allein es ist ein recht glückliches Wien, und Unrecht thut, wer es verstört in seinem sinnlich-heitern, genußvollen Treiben, indem er ihm fremde Bilder vorspiegelt, die doch anderswo auch nur Bilder, Kunststücke der Phantasie, Träume sind, und wohl noch lange bleiben werden. Wer immer in der Residenz war, wird mit in das Lied einstimmen: „'s ist nur a Kaiserstadt, 's ist nur a Wien!" Da geht man täglich hundert Begebnissen und Erscheinungen unbeachtend in dem reichen Leben vorüber, die der kalte, nüchterne, superverständige Norden sorgsam aufzeichnet und auf Papier festhaucht, — hier wird die Liebe mit ihren Milliarden Seligkeiten und Schmerzen, das Leben mit seinen Milliarden Verwirrnissen und Enträthselungen, mit seinen Wonnen und Thränen erfunden, in Wien lebt und liebt man von Augenblick zu Augenblick, und wir essen und trinken, lachen und weinen, leben und sterben in Berührung mit den ewig bunt-wechselnden Gestalten, die hier blos geistig unsern Augen vorgeführt werden. O, es ist ein recht glückliches Wien, und dieses Glück unbestreitbar eine Frucht der festen, sich bewußten, ausdauernden Regierung, und diese fand es bis vor kürzester Zeit für zweckmäßig, insbesondere das Journallesen gar nicht aufkeimen zu lassen. Zwischen den politischen und schöngeistigen Zeitschriften sind die strengsten und strictesten Abmarkungslinien gezogen, und letztere, von denen hier blos die Rede, unterliegen nicht nur der aller-allerbeschränktesten Censur, sondern noch der eigenen Obhut und Beaufsichtigung der Behörden. Diese ertheilen die Concession zur Gründung eines Tageblattes, welche wie eine Handelsgerechtigkeit, wie eine Gewerbsbefugniß betrachtet wird, in den aller seltensten Fällen. Seit zwanzig Jahren durfte keine Zeitschrift, nur einigermaßen nennenswerth, errichtet werden, und von den wenigen bestehenden gingen einige den Weg alles Fleisches. Gräffer's Conversationsblatt, Manches mäßig besprechend, mußte aufhören. — Das von Hormayer gegründete Archiv schlummerte, nach dessen Abgang aus Oesterreich, bald ein. — Die Zeitschrift des böhmischen Museums zehrt sich ab durch die Schwindsucht der Leser. Nicht ein einziges Journal kann sich unter den obwaltenden Verhältnissen in der Gunst des Publicums, es mag noch so sehr seinen Lüsten und Albernheiten fröhnen, noch viel weniger in dessen Vertrauen festsetzen. Die Oesterreicher wissen es nur zu gut, daß ihre periodische Presse zu besondern Zwecken verwendet wird, und sie wenden unwillig jenem Patriotismus den Rücken, der in diesen Blättern Feuer und Flammen speit, und womit die Redacteure einen gewissen Tribut zu entrichten scheinen. Es sind hier durchaus nicht z. B. die poetischen Ergüsse am Geburtstage des Kaisers oder sonst dergl. gemeint. Diese sind im Gegentheile rein dem tiefen Gemüthe des österreichischen Volkes entsprossen, welches seinem Herrscherhause wahrhaft zugethan ist; sondern jener After-Patriotismus, der die Berge kreisen läßt, wenn eine Maus geboren wird, jene Lobhudelei, die mit ihrem dicken Qualm alle Mängel unsichtbar machen will, und dabei vergißt, daß dieser selbst vom ersten Windchen

verweht wird. Wer soll jenen Aussprüchen Glauben geben? da man weiß, daß jede Sylbe, wenn sie auch blos Theatersachen betrifft, auf die goldene Wagschale gelegt, der Tadel, selbst der gemäßigte, nur ausnahmsweise geduldet wird und endlich, selbst das Wort Opposition verpönt ist. Der bisherige Stand der österreichischen Journale berechtigt daher zu keiner Schlußfolge; was sie brachten, war nur durch den Schlagbaum der Censur geschmuggelte Waare, und kann nicht einmal ein Maß abgeben für das, was sie zu leisten vermöchten. Die schönsten, herrlichsten Kräfte sind vorhanden; aber leider befruchtet der geistige Samen ein fremdes Land, da ihn zu Hause kein Säemann ausstreuen, der fruchtbare heimathliche Boden nicht aufnehmen darf. In neuester Zeit sind einige Aenderungen vorgefallen, auf welche ich später zurückkommen will. Man erkennt die Wahrheit des Sprichwortes: „'s thut's halt nimmermehr!" und will die, trotz alles Einfangens und Erlegens in ganzen Rudeln wild umherrennenden Rosse umhegen, zahm machen und ihnen Futter reichen. Glück auf! —

Es ist also die natürliche Eintheilung, die alten und neuen Journale abgesondert zu besprechen. Die Kritik darf weder bei den einen noch bei den andern ein scharfes Messer anlegen. Wer wird den Thermometer schmähen, weil er mitten im Eise des Nordens keinen Wärmegrad zeigt? und der Lappländer lebt doch recht froh in seinem zottigen Pelze. Die Zeitschriften sind ächte Geistesmesser; in dem österreichischen Kaiserstaate scheint aber die Sonne nicht so glühend, daß das Queckssilber hoch aufspringt, und vielleicht ist es eben deßhalb — ein recht glückliches Wien. —

Zuerst die überall gekannte und gelesene

Allgemeine Theaterzeitung und **Original**blatt für Kunst, Literatur, Musik und geselliges Leben.

Der Redacteur, Herr Adolf Bäuerle, hat durch die Herausgabe dieses Blattes, welches er bereits dreißig Jahre durch Dick und Dünn führt, sehr viel Verdienst, d. h. er verdient viel, Geld, Ehrenbürgerdiplome, Belobungsdecrete u. dergl. Der funfzigjährige Bäuerle ist aber auch ein Redacteur comme il faut. Es gleicht ihm keiner in Deutschland, und sie könnten und sollten sammt und sonders zu ihm in die Schule gehen. Besser wie Bäuerle versteht Niemand die Launen des lesenden Publicums, Niemand die schwachen Seiten der Abonnenten und Mitarbeiter. Bäuerle verspricht diesen das größte Honorar und jenen die interessantesten Erzählungen, die schönsten Kupfer, die pikantesten Notizen ꝛc. ꝛc., und das verspricht er jedes halbe Jahr mit ellenlangen Annoncen in sämmtlichen deutschen Zeitschriften. — Bäuerle ist der Wetterhahn auf dem Porcellanthurme der deutschen Journalistik; kaum bläs't der Wind, so dreht er sich flink um, und kräht, zwar das alte Lied, aber auf einer neuen Stelle. Und neu ist seine Hauptsache. Als die Modenbilder in die Mode kamen, husch! brachte er Mode- und Costüm-Bilder; als Pfennigmagazine angelegt wurden, errichtete er schnell eine Holzschneidefabrik, und als der Humor in Oesterreich eingeführt werden durfte, verschrieb er sich schnell den Erzeuger desselben. Die Herbeischaffung des tüchtigsten und beliebtesten Humorfabrikanten Deutschlands kostet dem Bäuerle ein bedeutendes Capital; aber es rentirt sich mit vortheilhaften Zinsen. Saphir ist der fixeste Tageblattschreiber, jeder Stoff genügt ihm, und hat er gar keinen, zupft er sich selbst an der Nase, schneidet Grimassen und producirt erbauliche Capriolen. Und er ist stets und stets fingerfertig, er schreibt auf der Straße, im Gesellschaftswagen, auf der Wasserglacis, beim Thee, in der Kirche, über die Eisenbahn, während der Lottoziehung, auf dem Balle, mitten im Speisen, ja sogar während des Küssens. Tag oder Nacht, Sommer oder Winter, ihm gilt Alles gleich. Er schreibt, und schreibt immerfort witzig, und seine Manuscripte kommen noch naß in die Druckerei. Saphir will wahrscheinlich durch dieses Geständniß die vielen schlechten Aufsätze beschönigen; allein er braucht es nicht. Der Leser fragt zwar nicht, wie lange an einem Aufsatz gearbeitet wurde, und das Publicum hält es sogar für eine Hintansetzung, vor ihm im Neglige zu erscheinen, jedoch dem Saphir wird dergleichen gerne und mit Recht verziehen. Saphir macht lachen, sehr oft von ganzem Herzen lachen und dieses großen, von Vielen nicht genug gewürdigten Verdienstes halber, übersieht man seine Schwächen und Sünden, am wenigsten gebührt ihm eine Behandlung, wie die von Hrn. Lewald. Saphir klagt herzensbitter über ihn, that aber selbst Unrecht, indem er den Schriftsteller Lewald entwürdigte, da ihn der Mensch Lewald gekränkt hat und mit Undank belohnt. So besudelt auch der ekelhafte und erniedrigende Schmutz in dem Aufsatze über Glasbrenner, welcher einer feinen Politik oder einem ausgesprochenem Wunsche sein Entstehen verdankt, nur seinen Schreiber, und gibt ein sicheres Zeichen, der Verfasser der Bilder und Träume aus Wien habe manche wunde Stelle schmerzlich berührt. Ueberhaupt hat Saphir als Kritiker allen Credit verloren. Seinem Lobe stimmt man nie unbedingt bei, wohingegen sein Tadel gierige Leser findet. Seine bissigen, herabzerrenden, oft das Innerste zerfressenden Urtheile sind ein wahres Gaudium für den literarischen Pöbel. Kurz — Saphir schmiegt sich und fügt sich, bückt sich und duckt sich, und ist daher ganz geschaffen für Bäuerle und die Theaterzeitung. Es hat sich noch kein passenderes Ehepaar zusammengefunden als Saphir und Bäuerle. Dieser der perfecteste Redacteur, jener der gewandteste Journalist, — dieser rasch besonnen, jener bald gewonnen, dieser stets rastlos, jener nie witzlos. Kein Wunder, wenn das Blatt viel Zulauf hat; man spricht von 4000 Abonnenten, und wenn man bedenkt, daß sehr viele Familien-Cirkel in Oesterreich nur diese Zeitschrift lesen, daß sie von allen Gast- und Kaffeehäusern gehalten wird, daß sie in Deutschland das einzige Organ aus dem Kaiserstaate ist, so wird man nicht leichthin widersprechen. Und verrückt man den selbstgewählten Standpunct dieses Journales nicht, bringt man in Erwägung, mit welchen alphohen Hemmungen es zu kämpfen hat, so ist diese Verbreitung nichts weniger als unverdient. Es will Nachrichten geben, und das geschieht in reichlichem Maße. Auf großem Quartformate mit kleinem Drucke bringt die Theaterzeitung aus dem reichhaltigen Leben und Treiben der Residenzstadt, aus allen Provinzen, aus jedem nur irgend renommirten Orte der großen Monarchie schnell leicht hingeworfene Notizen im Bereiche der Kunst. Nachrichten aus ganz Deutschland, Paris, London, Petersburg hat sie ehe

gedruckt, als jedes andere gleichartige Institut. Kurze Erzählungen, wenige Gedichte, eine Rubrik für Lachlustige füllen den einen Viertelbogen, auf dem andern werden die Darstellungen der Wiener Bühnen schon am zweiten Tage beurtheilt, alles Bemerkenswerthe, Besondere, Außergewöhnliche sogleich kurz besprochen. Jede Woche kommt ein gutes Modenbild und auch sonstige Kupfer als Zugabe. Mit einem Worte, jede Nummer bringt eine Fluth von Neuigkeiten, und ist mithin ein Leihhaus für andere Blätter. — Ueber die Mitarbeiter läßt sich nicht viel sagen. Saphir und Bäuerle füllen die ganze Zeitung fast allein. Ersterer mit eigenen Producten, Letzterer mit Excerpten. Die Berichterstatter verdienen kaum einer Erwähnung, da sie blos facta, besonders ausführlich über's Theater, melden, und es ist mehr als lächerlich, wenn man unter einer Notiz über Hutfabrication den Namen des Referenten, Kinderfreund, mit durchschossenen Lettern paradiren sieht. Ein nichtswürdiges Referat aus Stuttgart hat zum Verfasser den Dr. Penny, mit der naiven Anmerkung, „bekanntlich Dr. Schilling," wobei man zu fragen versucht wird, wem es bekannt seyn sollte? Heinrich Smidt berichtet aus Berlin, jedoch nur die Correspondenzen aus Dresden und Pesth verdienen als gut bezeichnet zu werden. — Ich schließe die Revue über das verbreitetste österreichische Blatt mit dem on dit: Saphir habe die Bewilligung zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift erarbeitet. Man gibt den Titel: „der Humorist" an, und Bäuerle soll Mitinteressent seyn. Das heißt gut speculiren. —

(Fortsetzung folgt.)

Literarischer Beobachter.

[Nur ein Junges, aber ein Löwe.] Die schöngeistigen Producte des Königreiches Böhmen sind nicht häufig, es scheint ihnen die Luft nicht günstig; erscheint aber etwas, so ist es schon der Rede werth. So wurde vor einigen Wochen bei Haase in Prag gedruckt: „Agrionien von Franz Carl Nowak," und es möge hier Einiges wörtlich ohne Anmerkung abgedruckt werden, und dem Publicum Deutschlands das fernere Urtheil überlassen bleiben. Zuerst ein Vorwort: „Diese Agrionien sind allerdings nicht gesammelt, sondern mein Original-Manuscript. Dies erhöht ihren Werth; denn wenn die Enträthselung des verschränkten Sinnes schon durch andere Schriften bekannt wäre, so entfiele der Reiz der Neuheit; im Gegentheile wird der Verstand mehr geschärft und der Geist erheitert. Doch „ich beuge mein Haupt vor Euch" und bitte den geneigten Leser um gütige Aufnahme dieses Productes."

Eine Charade.

Mein erstes Zeichen ist ein Vieh,
Das Zweite wird man nur mit Müh';
Mein Ganzes ein Mann, oft Genie.
Auflösung: Thierarzt.

dann:

Die erste Sylbe ein irdisch Wesen,
Zwei Letzte sind umschränkter Ort;
Das Ganze wird vom Wild besessen,
Auch wohnt der Jäger öfters dort.
Auflösung: Thiergarten.

Darauf folgen Lieder, voran wieder ein Vorwort: „Diese Lieder loben meistens die Natur. Ein wahrer Vorwurf der Dichtkunst! — Weiland August Gottlob Meißner sprach über einzelne derselben öffentlich und mit Begeisterung. Dadurch ein Publicum erworben, obwohl bis jetzt weniger bekannt, erhielten sie Beifall." — — Man muß nur diese Lieder lesen, es läßt sich gar nichts excerpiren. Eines, betitelt die kleine Enkelin an ihren Großvater, lautet wie folgt:

Zu Ihrem Namensfeste
Wünsch' ich das Allerbeste
Glück und Zufriedenheit,
Gesundheit, Fröhlichkeit;
Und bitt' mit Herzlichkeit
Um Gnad', Gewogenheit.

Wer lachen will, verschaffe sich dieses Büchlein, dessen Verfasser über 60 Jahre alt ist.

[Neue Journale.] Es gibt der Journale und diversen Unterhaltungs-, Belehrungs-, Jugend- und anderer Blätter so viele und mannichfache, daß man glauben sollte, es werde sich nun endlich die Luft, neue entstehen zu lassen, verloren haben oder verlieren, sintemal eine Sündfluth mehrere derselben in ihren Tugenden und Sünden in den Strom der Lethe zu treiben droht. Nichts desto weniger erschien mit Anfang Juli in Mainz bei Wirth dreimal wöchentlich um den vierteljährlichen Pränumerationspreis von 1 Fl. 30 Kr. unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten herausgegeben von Dr. Frick, A. Rehner, A. Schumacher ein neues Journal unter dem altehrwürdigen Titel: „Ahasver." Soll der Name auf die ewige Dauer der Zeitschrift oder die umfassende Zeitkunde deuten? Oder soll man noch tiefer in die Bedeutung des Worts eindringen? Wie dem sey, es ist Ahasver ein neues Unterhaltungsblatt, das die gewöhnlichen Mittel aufbietet, d. h. Gedichte gibt, die nur zum zehnten Theile ächten Dichtergeist athmen, eine Novelle „die Judenverfolgungen am Rhein" bringt, welche in den ersten Stücken sehr interessant beginnt, eine humoristische, aber sehr lang zu werden drohende Reiseskizze liefert, daran diese und jene längere und kürzere geschichtliche Miscelle hängt und endlich mit belustigenden Anekdoten schließt. Kritik und Correspondenz sind ausgeschlossen. Es ist kein Journal, das sich beeifert, einzugreifen in das Getriebe der Zeitmaschine, das der Literatur ihre rechte Stellung als leitende Kraft anzuweisen und diese Kraft aus allen Kräften zu vergrößern, zu erhöhen, zu verherrlichen; es bleibt fern vom Ideale einer Zeitschrift, wie es jetzt Allen vorschweben muß, die der Literatur und Nationalität wahrhafte Dienste leisten können und wollen. Transeat in pace, denn es wird wenn nicht fördern, doch sicherlich höhere Zwecke nicht hindern.

Eine andere Zeit- oder Monatschrift, zur Förderung wahrer Bildung, herausgegeben von C. G. Barth und L. Hanel, unter dem Namen: „Jugendblätter" ist in Stuttgart, bei J. F. Steinkopf erschienen. Man findet in denselben wieder, was Pfennig-, National- und andere Magazine brachten und bringen, nur mit dem Unterschiede, daß hier Alles an eine Regel gebunden ist, Alles an ein leitendes Princip erinnert und nichts gleichsam in's Blaue hinein geschieht. In den zwölf Aufsatzen des ersten Heftes hat es uns zuweilen bedünken wollen, als sey der Vortrag nicht zweckgemäß gewählt, bald ist er zu schwerfällig und bald zu farblos und eintönig.

[Die Abendzeitung.] Wenn wir diese Matrone selbst gegen angethane Unbilden in Schutz nahmen, so glaubten wir nicht selbst Ursache zu erhalten, diese Dame des Unrechts an-

klagen zu müssen. In ihrer Journal-Revüe zeigte sie sehr deutlich, daß sie mit dem Planeten nicht auf dem Gevatterschaftsfuße steht. Neulich erbos'te sie sich über ein Glasbrenner'sches satyrisches Gedicht gegen die Hegel-Goethomanie, so wie über ein humoristisches Gedichtchen Niemann's über den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel, aus dem einfachen und jämmerlichen Grunde, daß sie nicht einsehen kann, wie auch das schönste Gesicht zur Fratze, die höchste Begeisterung zur Lächerlichkeit, und Verehrung zur albernen Abgötterei werden könne, und wie deßhalb neben dem Sokrates ein Aristophanes, ohne jenem ein Unrecht anzuthun, geduldet nicht nur, sondern sogar beachtet werden müsse. Arme Abendzeitung, wie dauert es uns, daß deine aufopferungsvollen hochgeschraubten Tiraden, so kopfüber in's Wasser geplumpf't sind! Geh' nach Anticyrum, und brauche die Nießwurzcur.

[Literaturgeschichtlicher Nachtrag*).] Der Verfasser des Marionettentheaters, welches Dr. J. Seidlitz in Nr. 176 d. Bl. der Vergessenheit entrissen hat, ist der am 11. Febr. 1835 als Bibliothekar zu Sagan verstorbene Johann Friedrich (oder richtiger Gottfried) Schink. Als er das Büchlein schrieb, war er noch ein junger Mann (geb. zu Magdeburg d. 29. April 1755), und privatisirte in Berlin. Die Kritik von 1778 urtheilte sehr günstig über das Schriftchen, ein Leipziger Journal nannte es: eine gerechte und wohlverdiente Abfertigung für unsere jetzigen Genies und unsern Modegeschmack, besonders in Rücksicht theatralischer Stücke, — und: die bitterste und beißendste Satyre auf einige Schriftsteller, namentlich Goethe, Nicolai, Lenz u. A.

[Schiller italienisch.] Von Schiller's Wilhelm Tell ist eine treffliche und unverkürzte italienische Uebersetzung in Mailand erschienen. Andrea Maffei heißt der Uebersetzer, der bereits die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart in seine schöne Muttersprache übertragen hat, in der Schiller's bilderreiche Verse sehr schön und anmuthig wiederklingen.

[Neue Memoiren.] Unter dem preciösen Titel: „Tagebuch einer Desennüyirten" erschien in London eine kleine Memoirensammlung, als deren Verfasserin man eine edle Herzogin und Pairin von Großbritannien nennt. Die „Literary-Gazette" gibt ihr Urtheil dahin sehr spitzig ab, daß sie sagt: die im Buche vorkommende Aeußerung: „Hei, welche Masse von Nichts habe ich da niedergeschrieben!" hätte dem Ganzen sehr gut als Motto dienen können. In den beiden kleinen, sonst in recht gutem Englisch geschriebenen Bändchen sollen nicht weniger als 1550 französische Mode-Ausdrücke vorkommen.

[Ein „im Jahre."] Ein Hr. John Strang, bekannt als Uebersetzer einiger Erzählungen von Hoffmann und Langbein in's Englische, hat ein Seitenstück zu Raumer's „England im Jahre 1835" erscheinen lassen, unter dem Namen: „Deutschland im Jahre 1831." Es wird darin zum Lobe Deutschlands eben so viel gesagt, als von dem deutschen Vorgänger zum Ruhme des britischen Inselandes geschrieben worden ist. Ganz besonders bewundert Hr. Strang Berlin, und zwar vom Brandenburger Thore bis zum Vogtlande, von Jagor's Diners bis zu dem Estaminet of the Wisotzky in the Stallschreibergass. Das ist etwas Anderes, als wenn der Verfasser des unlängst erschienenen „Germany and the Germans" in Berlin nichts merkwürdig findet, als Staub und schlechtes Pflaster.

*) Uns aus sehr geehrter Hand zugekommen und mit Dank benutzt. Anm. d. Red.

[Anerkennung.] Auch in einer theilweise antimonarchischen Zeit findet Fürstenverdienst die rechte Anerkennung. In einer Nummer der Wiener Modenzeitung lies't man von einem W. v. G. ein Gedicht: „Zum Andenken des Königs Anton von Sachsen, als dessen Leiche auf der Elbe von Pillnitz nach Dresden geführt wurde." Das Gedicht ist nicht ohne ansprechende Momente, und unter dem ertheilten Lobe sind die Zeilen:

„Liebe kränzte seine Pfade,
Bürger war Er auf dem Thron"

gewiß nicht die schlechtesten, denn mit Recht kann dabei Jeder mit dem Vorsatz schließen:

„Heilig soll uns unsre Trauer
Segen Sein Gedächtniß seyn!"

[Christoforo Colombo.] Unter diesem Titel erschien von dem rühmlich bekannten österreichischen Dichter L. A. Frankl ein romantisches Gedicht, das hier und da in die Farben des Epos hineinschillert, ja sogar einen dramatischen Charakter hat. Die Wiener Kritik hat sich bereits sehr gründlich und lobend über die neue Dichtung ausgesprochen, doch nicht verschwiegen, daß Manches und Mancherlei anders zu wünschen und zu erwarten gewesen wäre. In jedem Falle bleibt aber das neue Werk eines der besten neuen Dichtwerke.

[Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben.] Die 5. und 6. Lieferung des 4. Bandes der genannten Monatschrift ist von ganz besonderem Interesse, wie für die Freunde der Wissenschaft, so für die Kunstkenner und Verehrer derjenigen Lithographie, die immer mehr die Kupferdruckerei in Schach zu stellen beeifert ist, und Feinheit, Genauigkeit und Nettigkeit in hohem Grade verbindet. Ein Bild unter anderen gibt eine Scene des algierischen Sclavenhandels, ein zweites die Einkleidung einer Nonne (mit höchst charakteristischen Gesichtsphysiognomieen), ein drittes endlich stellt neben naturgeschichtlichen und mythologischen Gegenständen die Angriffsweise eines brasilianischen Reitervolkes, der Guaycurus, höchst anschaulich und anreizend dar. Der Text läßt in keiner der bekannten Branchen dieser trefflichen allgemeinnützigen Monatsschrift etwas zu wünschen übrig.

[Leipzig und Athen.] Rellstab's „Berlin und Athen" ist mit dem 1. vorigen Monats verschwunden; in Leipzig aber soll es in erneueter Gestalt wieder emportauchen, vielleicht unter dem oben angegebenen Titel. Der Journalist, Schriftsteller und Kritiker ohne Furcht (und ohne Tadel?) soll überhaupt die Absicht haben, nicht nur seine Journalistik, wie bisher schon mit mehreren seiner geistigen Kinder geschehen ist*, sondern sich selbst auch ganz nach Pleiß-Athen überzusiedeln. Aber wo findet Herr Rellstab in Leipzig einen Spontini, an dem er sein kritisches Messer schleifen kann?

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 200. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 20. August. **1836.**

Revue der österreichischen Zeitschriften.

(Von Seidlitz.)

(Fortsetzung.)

Eines der gediegensten und solidesten Tageblätter ist die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Hebenstreit, von den man leider nichts mehr hört und sieht, leitete sie in den Jahren 1816—18 mit entschiedenem Beifalle. Später besorgte der redliche Schickh (nicht der Wiener Possendichter gleichen Namens) bis zu seinem im vorigen Jahre erfolgten Ableben, die Geschäfte, und jetzt ist Friedrich Witthauer alleiniger Redacteur. Es herrscht nur eine Stimme über das Wirken und die Leistungen dieser Zeitschrift Leser und Mitarbeiter sind gleich zufrieden damit, und es bleibt nur zu wünschen, daß die lästige Monotonie beseitigt werde. Die Erzählungen sind zu lang für das nur drei Mal wöchentlich in Octavform erscheinende Journal. So schleppt sich das „Zweigespräch über die akademische Kunstausstellung von Gschladt" durch zehn Nrn. — „Luise Beck's Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Ausgewanderten" (welche blos eine Zusammenstellung mehrerer Berichte aus Amerika) durch neun Nrn. und nicht minder „Jella, von Augesky." Die kleinern Aufsätze von Enk, Feuchtersleben, Mosshammer u. A. sind mit rühriger, tüchtiger Umsicht gearbeitet, und mit besonderer Auswahl werden Gedichte von Fitzinger, Kletke, Straube u. A. geliefert. Die niedlichen Gedanken in den Ghaselen von Levitschnigg werden durch die künstliche, trefflich gehandhabte Form gehoben, während in Ludwig August Frankl's Gedichte „die Kinderlose" der schöne Stoff durch die schwerfällige, verschlungene Form erdrückt wird. — Der beste Theil dieser Zeitschrift sind die Theaterberichte aus Wien. Der jetzige Redacteur schreibt sie selbst, und sie haben sich das Zutrauen nicht nur des Theater- und Lese-Publicums, sondern auch fremder Redacteure in solchem Maße erworben, daß diese die Notizen für ihre Blätter über in Wien vorfallende Bühnenneuigkeiten nach seinen Aussprüchen modeln und aufnehmen. Witthauer ist der Einzige in Wien, der eben so geistreich und gediegen, als wahr und parteilos die kritische Feder führt, und dabei wird stets der Anstand und die feine Sitte musterhaft beachtet. Er ist unbestechlich und schweigt, wenn er seine eigene Meinung nicht verlautbaren darf. Man lese das Erste Beste, z. B. seine Kritik über die Gedichtesammlung des eigenen Mitarbeiters Kletke, sein Urtheil über Emil Devrient's jetziges Gastspiel in Wien, und man wird sicher meinem Ausspruche beistimmen. Eben so lobenswerth sind die Referate, besonders jene aus München voll Mark und tiefem Blicke aus dem dortigen geistigen Leben. Schade daß sie der Verfasser, dessen Name ehrenvoll veröffentlicht werden sollte, etwas breit ausspinnt. So geht ein Bericht durch sechs Fortsetzungen und dann folgt erst ein Nachtrag durch vier Blätter. Nicht weniger gut sind die Correspondenzberichte aus Prag, obwohl manchmal weniger gefeilt, und gedrängt und marquant endlich jene aus Paris. Wöchentlich erscheint noch ein gutes Modebild und dabei ein Notizenblatt, Bühnen- Mode- Literatur- und sonstige Neuigkeiten mittheilend. Dieses Journal, obgleich auch in den Kaffeehäusern zu treffen, hat doch weniger Leser als die Theaterzeitung; dahingegen ist es geachtet und beliebt in den höhern Kreisen. Aenderte es nur ein wenig seine Form, füllte es mannichfaltiger seine Spalten, z. B. durch Einschieben der Notizen in's Hauptblatt, — es dränge noch weit mehr in's Publicum.

Der Sammler,

redigirt von Braun und Ritter von Seyfried wird fast nur in Wien gelesen. Er füllt seine Spalten mit Nachdruck, woher auch der Name. Im Monate Juni sind folgende Aufsätze reiner Diebstahl: Der Mann comme il faut — eine Jagdpartie bei Algier — Merkwürdige Eifersucht — Gemälde von London aus der Luft gezeichnet — Nachrichten von fremden Bühnen — Skizzen aus Paris. Uebersetzungen sind: Der Geist von Parlermo und das Gedicht, der Lebenskahn, aus d. Engl. von Lumau, — original blos eine Novellette von Rudolph

Hirsch, die Grafen von Treviso, in vier Abtheilungen, deren jede ein Motto aus Immermann ziert. Tant de bruit pour une omelette. — Dann ein paar Gedichte, eine humoristische Kleinigkeit von Langer, und was die Hüte durch das Complimentmachen leiden! zum Troste der leidenden Menschheit geschrieben von Wiest. Dieser und Ermin (Pietznigg) schreiben auch die Theaterberichte. Schade um Beide, denn jener verflacht seine natürlichen Anlagen in seichten Witzeleien und Theatergewäsche, und dieser verwendet sein tüchtiges dramaturgisches Wissen zu materiellen Vortheilen und Parteilichkeiten. Höchst selten lies't man wieder so Tüchtiges und Gediegenes aus seiner Feder, wie früher, er leiht fremden Ansichten seine Worte. — Im letzten Blatte des Brachmonates wird das in Güns bei Reichard erschienene Werkchen, Gallerie lebender Tondichter von A. Hirsch durch Dr. Struve tüchtig abgeurtheilt. Er sagt über den Verfasser: so weit das Brockhaus'sche Conversationslexikon reicht, so weit reicht auch sein Wissen — und hat auch Recht, nur ist es auffallend, daß in einem österreichischen Journale, besonders ein fleißiger Mitarbeiter, der, obgleich mittelmäßiges, doch Original-Manuscript einliefert, so derb, wenn auch wahr kritisirt wird.

Diese Zeitschrift wird bei Strauß sel. Witwe gedruckt und in demselben Verlage erscheint auch

Der Wanderer,

als dessen Hauptredacteur wieder der Ritter von Seyfried genannt wird. Das Blatt ist viel schlechter, als das erstgenannte an Papier, Druck und sonstiger Ausstattung, noch mehr an Gehalt, und es ist daher seltsam, zuweilen Aufsätze von Weidmann, Langer, und Gedichte von Vogl, Schilling unter dieser Spreu zu finden. Man muß sich 'ja schämen, in einem Blatte zu figuriren, welches unter der Aufschrift „Beiträge zur Chronik der Stadt Wien", die angekommenen und abgereiseten hohen und ausgezeichneten Personen verzeichnet. Die hohe Tendenz dieser Zeitschrift gibt sich vollständig in der Rubrik „Kurier der Theater und Spectakel„ kund, aus welcher ich eine „Warnung" excerpire. „Die Redaction hat die unangenehme Erfahrung gemacht, daß es Personen gibt, welche in ihrem Namen an die Eigenthümer öffentlicher Spectakel und Sehenswürdigkeiten, an die Inhaber von Etablissements u. s. w., deren im Kurier des Wanderers ehrenvolle Erwähnung geschieht, unter dem Vorwande eines von der betreffenden Partei zu entrichtenden Honorars, Geld zu erpressen suchen." — Das vortreffliche Deutsch in dieser Notiz (an die!) wird von den mit „der Dreiundzwanziger" unterfertigten Aufsätzen an Humor und Witz übertroffen. —

Nothgedrungen muß ich hier zweier periodischen Institute erwähnen, ohne eine Sylbe des laufenden Jahrgangs gelesen zu haben. Es ist ein Beleg, wie wenig beide in's Publicum gerathen, und daß der Inhalt trotz aller Gediegenheit für den Tag verloren geht. Ich meine erstens, die

Jahrbücher der Literatur

durch den Fürsten Metternich im Jahre 1818 gegründet, und seitdem ununterbrochen und regelmäßig erscheinend. Les jours des fêtes, die Jahre 1827, 28 u. 29 sind vorüber. Der halbe Band ist gewöhnlich durch Besprechung orientalischer Schriften angefüllt, die werthvollen Aufsätze über slavische Literatur kommen äußerst spärlich, und minder bedeutenden Erscheinungen werden mehrere Bogen eingeräumt. Dieses Institut, wobei die befähigtesten Schriftsteller, die namhaftesten Literaten vorzugsweise beschäftigt sind, welches außerordentlich begünstigt wird, — was könnte es leisten? wenn es nicht so eisern an der schwerfälligen Form und dem vor zwanzig Jahren aufgepflanzten Systeme festhielte. So sind diese werthvollen Jahrbücher von der Masse gar nicht gekannt, und dienen blos zur Zierde einer Bibliothek. Ihre Herausgabe, auf Staatsunkosten in vierteljährigen Octav-Bänden, besorgt Deinhardstein.

Die österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde,

redigirt von Kaltenbäck, ist die zweite, die ich trotz aller Mühe nicht aufzutreiben vermochte. Nachdem das von Hormayer durch neunzehn Jahre unübertroffen edirte Archiv 1834 zu erscheinen aufhörte, wurde die eben genannte Zeitschrift mit fast ganz gleicher Tendenz begründet. Sie erscheint in der Beck'schen Universitätsbuchhandlung, und der unermüdlich thätige Forscher und Sammler Kaltenbäck, dessen Materialien zu verschiedenen historischen Werken sich bis über 10,000 Bogen en manuscript aufgehäuft haben, ist wohl im Stande ein derartiges Unternehmen umsichtig und wirksam zu leiten; allein all sein Streben wird scheitern, so lange das vorgefaßte Urtheil des österreichischen Lese-Publicums dagegen nicht sichtbar gehoben werden kann. Es ist hier nicht der Ort, eine wohl von Vielen verstandene, Andeutung ausführlicher zu besprechen, sondern nur zu erwähnen, daß dieses Blatt gar nicht in's Publicum gedrungen.

Hiermit schließe ich die Revue über die ältern Zeitschriften Wiens, und gehe nächstens zu den neugegründeten über.

Theater.

Ueber die russische Bühne.

(Schluß.)

Hätte der Verfasser dieses Stückes sich damals gezeigt, so würden die Franzosen ihn über ihren Racine und über alle Schriftsteller der Welt erhoben haben. In dem nämlichen Jahre 1813 hatte auch in Deutschland jedes Stück, in welchem das Wort Vaterland vorkam und einige Schmähreden gegen die Franzosen angebracht waren, einen sicheren Erfolg. — Ihre Verfasser triumphirten.

Von allen Gattungen von Ruhm erwarb sich Rußland bis jetzt nur den kriegerischen. Wir sind ein neues Volk. Unser politisches Leben beginnt von der Schlacht bei Poltawa. Jenseit dieser Schlacht liegen viel Unglück und Trübsal. Man muß ganz ohne Gefühl seyn, wenn man gleichgültig bleiben kann bei der Erinnerung an die glücklichen Ereignisse, die in

jenen Tagen des Leidens das unglückliche Rußland tröſteten und beruhigten. Darin liegt der Grund, daß Nationalſtücke, ſo ſchlecht ſie auch ſeyn mögen, immer Theilnahme und lauten Beifall finden werden. Dies macht aber nur dem Gefühl der Zuſchauer Ehre und nicht dem Talent des Verfaſſers, wenn das Stück nicht zugleich auch an und für ſich weſentliche Vorzüge hat. Hier iſt das Publicum ſelbſt der Verfaſſer. Mit ſeinen Erinnerungen, mit ſeinem Gefühl füllt es die Lücken des Stückes aus und klatſcht ſeinen Beifall der Geſchichte, dem Vaterlande, ſeinem Herzen, und nicht dem Verfaſſer.

Unſere neuen Dramaturgen werden vielleicht auf mich zürnen, mich in Zeitſchriften ausſchelten (was ich übrigens gewohnt bin); ich geſtehe aber aufrichtig, daß wir nicht ein einziges National-Drama beſitzen, welches die Kritik eines unparteiiſchen und ſachkundigen Recenſenten aushalten könnte. Nicht ein einziges — man höre wohl. Sollte dies die Wahrheit ſeyn? Es iſt meine Meinung.

In Boris Godunoff finden wir die Verſe eines National-Dramas vor, auch ganz vortreffliche Scenen. Dieſes Stück iſt aber zum Leſen, und nicht für die Bühne geſchrieben. Wir ſind überzeugt, daß A. Puſchkin, wenn er gehörig arbeiten wollte, ein National-Drama liefern und ſich dadurch einen Ehrenplatz auf dem ruſſiſchen Parnaß erwerben könnte. Bis jetzt ſind die literariſchen Aſtronomen noch nicht im Stande, die Stellung dieſes glänzenden Sternes erſter Größe am literariſchen Horizont mit Beſtimmtheit anzugeben.

Alles, was hier vom Drama geſagt iſt, gilt größtentheils auch dem höheren Luſtſpiel, mit Ausnahme des Stückes: „Goro ot Uma“ *) (von Gribojedoff), eines Gemäldes der Sitten unſerer Zeit. Ich will ſogar den Tadlern deſſelben zugeben und mit ihnen darin übereinſtimmen, daß es gut wäre, wenn es mehr Handlung hätte. Dem ſey nun aber, wie ihm wolle, ſo bleibt es immer, mit Rückſicht auf Sprache, Charaktere und Witz, das erſte Stück und dabei ein wahrhaft nationales. Man frage nur einmal, ob nicht faſt jeder Ruſſe wenigſtens zwei Verſe daraus auswendig weiß. Wir haben übrigens einige ſehr gute komiſche Stücke vom Fürſten Schachowskoi, von Sſagoskin und namentlich auch von J. Kriloff (der Modeladen). Wenn unſere komiſche Bühne auch nicht reich iſt, ſo hat ſie doch immer einen Sparpfennig für ſchlechte Zeiten.

Für das Schauſpiel beſitzen wir zwei ausgezeichnete Künſtler: die Herren Karatigin und Bránski, aber keine Künſtlerin, die den genannten Talenten entſpräche. Mad. Karatigina iſt eine verſtändige, gebildete Schauſpielerin; ſie dringt in ihren Gegenſtand ein, fühlt alle Schattirungen, aber ihre Darſtellung iſt weit von ihren Begriffen von dramatiſcher Kunſt entfernt. Die Natur ſchuf ſie für das hohe Luſtſpiel, für die Rollen der vornehmen Damen im Privatleben. Sie hat eine ihrer Natur entgegengeſetzte Bahn betreten. Es thut wehe, eine geſchickte Schauſpielerin in einer ihr fremden Rolle zu ſehen! Ein ſchönes ausdrucksvolles Geſicht, ein heller Blick, ausgezeichnete Manieren, die herrlichſte Stimme, ein gewählter Anzug — Alles geht in dem tragiſchen Spiel Karatigina's verloren. Im Luſtſpiel iſt ſie bei uns, was Mlle. Mars in Paris, aber im Trauer- und Schauſpiel — gar nicht mehr dieſelbe! Es iſt uns nicht angenehm, einer wahrhaft gebildeten, verſtändigen Künſtlerin eine bittere Wahrheit ſagen zu müſſen, aber es geht nicht anders. Einmal muß man doch die Wahrheit ſagen.

Niemals ſah ich Herrn Karatigin ſo vollkommen, als im erſten Act des Wilhelm Tell, wo er ſich als ruhiger Familienvater, als ſchlichter Landmann zeigt, aber in jedem Wort, in jeder Bewegung den künftigen Helden verkündet. Herr Karatigin beſitzt ein hohes Talent und ausgezeichnete Mittel: Stimme, Wuchs, männliche Schönheit, und dabei Verſtand und ſeltene Bildung. Dergleichen Schauſpieler ſind ſehr ſelten! Schade, daß er ſein Talent oft dem Geſchmack des großen Haufens opfert und ohne Noth außer ſich geräth. Dieſes kräftige Mittel bringt aber Beifallklatſchen, und wie ſollte ſich ein Schauſpieler ſeinen Cameraden zeigen, ohne applaudirt zu ſeyn? Schade! Es gibt Scenen ruhigen, aber mächtigen Gefühls, in denen Herr Karatigin unübertrefflich iſt. Wenn er anfängt, zu ſchreien, mit den Füßen zu ſtampfen und zu brüllen, ſo verlaſſe ich jedesmal das Theater und kann daher ſein Spiel dieſer Gattung nicht beurtheilen.

Bránski iſt gleichfalls ein ausgezeichneter und in manchen Rollen ein unübertrefflicher Schauſpieler, wie z. B. als Ludwig XI., Franz Moor, Müller (in Kabale und Liebe) u. ſ. w. Er beſitzt mehr Ruhe und viel, viel Gefühl. Eben ſo vorzüglich iſt er in edlen Rollen des höheren Luſtſpiels und beſonders in den Rollen treuherziger Seeleute, rechtſchaffener Officiere u. ſ. w. Ich ſehe Herrn Bránski mit ganz beſonderem Vergnügen auf der Bühne, und gehe ſehr oft nur ſeinetwegen in's Theater. Das iſt einmal meine Schwäche! Ich kann ſeine Stimme als Müller nicht vergeſſen, wenn das gekränkte Vatergefühl ſeiner Seele Vorwürfe entreißt. Noch in dieſem Augenblick höre ich die Stimme. Gleicherweiſe tönt noch in meinen Ohren die Stimme Jakowlew's (in den Huſſiten vor Naumburg), als er unter ſeinen Kindern dasjenige auswählt, das als Geiſel in's feindliche Lager gehen ſoll. Ihr zu Hauſe erzogenen Quintiliane, ſchmäht nicht ſo ohne Grund auf Kotzebue! Er ſchrieb unſterbliche Scenen, weil er das menſchliche Herz kannte. Dieſe Kenntniß iſt einem guten Schauſpieler eben ſo unentbehrlich, wenn er im Andenken der Menſchen fortleben will. Bránski, entweder durch Studium oder durch Inſtinct, kennt das menſchliche Herz und verſteht es, deſſen empfindlichſte Saiten zu rühren.

Die Herren Sſoßnitzki und Djur ſind vortreffliche komiſche Schauſpieler, aber nur zu oft immer dieſelben. Herr Sſoßnitzki iſt ſchon ein reifes Talent, aber Djur kann weiter kommen, als er. Wir bitten Herrn Djur, keine Grimaſſen zu ſchneiden, um applaudirt zu werden!

Sollte man denn wirklich nichts von den Vaudevilliſten ſagen? Wie iſt das möglich?

Meine verehrten Herren Vaudevilliſten! Glauben Sie in der That, daß unſere ruſſiſchen Bauern zu nichts Anderem taugen, als zum Tanzen und Singen in Divertiſſements? Nach meiner Anſicht ſind die ruſſiſchen Bauern viel intereſſanter, als die Herren Vaudevilliſten ſelbſt! Kann man dieſe Bauern denn nicht auf die Bühne bringen? Haben Sie die Güte, verſcho-

*) Leiden eines Superklugen.

nen Sie uns mit Ihren Taugenichtsen, Windbeuteln, Schelmen und Narren, aus denen Sie Ihre Stücke zusammenstoppeln. Geben Sie uns ein russisches, einfaches Leben, das viel interessanter ist, als ein französisches Alltags-Vaudeville.

Aber unsere Oper? Unsere Oper ist Klein-Rußland! Dort ist die Pflanzschule russischer Sänger und Sängerinnen, aber wir wollen sie nicht benutzen. Schon gut! Man höre nur Herrn Schemajew und Mad. Karatigina, geborene Birkin. Ich höre sie nicht mehr wieder! Das ist eine abgemachte Sache.

Womit soll ich denn nun diesen Blick auf die russische Bühne beschließen? — Decorationen und Costüme sind bei uns sehr schön, und hiermit habe ich die Ehre . . . . . .

Theater-Gucker.

Paris. In der Opéra comique ist neu: „Der Lauten- oder Geigenmacher von Wien," nach einer Erzählung Hoffmann's von St. Georges und Leuven, Musik von Monpou; es hat gefallen. Der Stoff soll nicht ganz glücklich, aber geistreich behandelt seyn, die Composition, sieht, nach der Versicherung eines Journales aus, als ob der Meister, da er sie schrieb, an Ueberreizung der Nerven gelitten hätte; sie ist abgerissen, rhapsodisch, uninteressant. Im Vaudeville hat „Katharina" sehr gefallen. Im Palais royal gewinnt „die Krone von Diamanten" Aller Herzen und Sinne und füllt die Theaterräume trotz des hohen Wärmegrads. „Das Schloß Hüttelsdorf" erhielt im Ambigu lärmenden Beifall. Die recht viel Gelungenes darbietende Pièçe gründet sich auf das Gerücht, daß das genannte Schloß von einem armen Studenten gewonnen worden sey. „Le comédien de Salon," Lustspiel in einem Acte von Rochefort, hat im Theater Variétés lebhaften Beifall gefunden. „Les grignons ou les misères d'un timbalier," Vaudeville-Narrheit in einem Acte von Labize und Albitte, gab im Palais royal viel zu lachen, und wird sich unstreitig auf dem Repertoir erhalten. Im Gymnase reussirte „die Waise" sammt einer Anfängerin von 10—12 Jahren, welche eine ausgezeichnete Schauspielerin zu werden verspricht. „Le chapitre des informations," Posse in einem Acte von Desvergers und Varin, ist eine ergötzliche Kleinigkeit. Sie wurde im Vaudeville-Theater freundlich aufgenommen. — Der Banquier Aguado soll das Theater Variétés käuflich an sich gebracht haben. An der Wiedereröffnung des Odeons soll nun nicht mehr gezweifelt werden, und im November d. J. stattfinden. Mehrere Hauptbezirke haben zu diesem Zwecke vorläufig die Summe von 130,000 Frcs. in Actien zusammengebracht. Opera buffa, Uebersetzungen ausländischer Opern, Trauerspiele, Dramen und Lustspiele sind dieser Bühne als Wirkungskreis zuertheilt worden.

Leipzig. Es war zu bezweifeln, daß sich Hr. Düringer, nach so vielen trefflichen Gästen und nachdem er die Gewißheit hat, unser Theater nach der Michaelismesse zu verlassen, in irgend einer bedeutenderen Rolle wieder unter das Maß stellen würde. Nichts desto weniger ist es geschehen, und zwar — man muß es gestehen — mit nicht schlechtem Erfolge. Er wurde sogar als Gutenberg herausgerufen, ja seine Freunde hätten es beinahe dahin gebracht, daß er in einem Zwischenacte citirt worden wäre. Das will allerdings viel sagen. Ein Journal — ich weiß nicht gleich welches? — schrieb bereits ein Propemptikon für Hrn. Düringer und empfiehlt ihn allen deutschen Bühnen als weichen Liebhaber ꝛc. ꝛc., als gutmüthigen Regisseur ꝛc. ꝛc., ja sogar als einen vortrefflichen Charakter. Ne quid nimis, d. h. allzu viel ist ungesund. Gleiches sollte man thun mit — Mad. Baldenecker, denn verlieren an ihr nicht das Lustspiel, das Singspiel, die Posse und Operette ein Talent, das mit unermüdetem Fleiße sich in das Unbedeutendste und Kleinlichste hineinstudirte und stets etwas Erträgliches herausstudirte? Gibt so gute Eigenschaft nicht die schönste Veranlassung den Carlsruhern, die ein solches Talent künftig erfreuen soll, alles mögliche Glück zu der neuen Acquisition zu wünschen? Scherz bei Seite — unsere Bühne wird den Verlust der zufriedenen Mad. Baldenecker schmerzlich fühlen. Ihren Pavian — Papagei wollten wir sagen — haßt wegen seiner schlechten Stimme die ganze Nachbarschaft und wünscht ihm von Herzen die Ausquartirung. An des Chordirectors Hrn. Baldenecker Stelle tritt, dem Gerüchte nach, der ältere Sohn des Stadtmusikus Barth, der, was ihm vielleicht noch an Methode, ein Chor einzustudiren, fehlt, durch Talent und musikalische Kenntnisse nachholen und ersetzen wird, so daß aus Hrn. Baldenecker's Verlust ein reeller Gewinn entspringt. Hr. Baumeister, der neulich als Isidor in „Isidor und Olga" gerade kein Meisterstück richtiger Auffassung gab, aber, trotz allen kleinen Mißgriffen, sich als ein bedeutendes und noch sehr viel versprechendes Talent zeigte, soll das Weggehen wie der vergessen haben und bleiben wollen. Die Direction wird unstreitig diesem Willen willfahren. Ob sie gleichgesinnt ist in Bezug auf Hrn. Düringer, auch wenn er auf die Regie verzichtete, läßt sich, bei des Hrn. Lukas Anherkunft, der in seiner Gemahlin uns eine längst benöthigte Anstandsdame mitbringt, unschwer entscheiden *). Die Gastspiele der Herren Grohmann und Klauer, aus Pesth, obgleich Beide sich als brav bewiesen, und namentlich auch Hr. Klauer als Wolodimir bezeugte, daß er ein eben so denkender als routinirter, eben so tief in den Charakter einer Rolle eindringender, demselben mit einem guten Fonds von Kräften genügender, eben so mit inneren als äußeren Mitteln hinreichend ausgestatteter Schauspieler ist, können und werden unter solchen Verhältnissen von keinem Erfolg seyn. Fräul. Therese Ringelhardt hat, von einer Kunstreise zurückgekehrt, einige Male wieder die Bühne betreten und besonders als Amine in der „Nachtwandlerin" Beifall gefunden.

Berichtigungen. 1) In der neulichen Miscelle aus Hannover hat der Abfasser aus neckischem Zufall Berliner und Hannöversche Verhältnisse verwechselt. Was also von Hrn. Genée und Grabowski gesagt ist, bezieht sich auf Berlin und Hrn. Grohmann's daselbst behindertes Wirken. Nähere Erkundigungen lassen uns an dessen Wahrheit kaum zweifeln. Das Hannöversche Theatermanoeuvre beruht jedoch auf keiner Verwechselung. —

2) Dem Gerüchte, als ob der Hr. Director Ringelhardt in Leipzig bei einer Theaterconferenz auch der bei diesen Bl. Betheiligten, als seiner Feinde, erwähnt, und gegen sie die Feindschaft seiner Untergebenen als Pflicht oder Gefälligkeit gefordert habe, finden wir uns genöthigt, hiermit zu widersprechen, nachdem wir am rechten Orte die rechten Erkundigungen eingezogen und uns überzeugt haben, daß ein solches Verfahren für Ungerechtigkeit und Beleidigung a priori erkannt wird. Die Redact. d. Bl.

---

*) Wer weiß, ob nicht dringende Bitten und wohl applicirte J. [illegible] und noch bringen?
Anm. d. Einf.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 201. (VII. Jahrgang.) Montag, den 22. August. **1836.**

Nordisches Lied.

Ueber ächzende Leichenhügel,
Rauschen auf des Sturmwindsflügel,
Die Walkyrien daher.
Todeswunden im zürnenden Blick,
Schleudert der Tyr die Kämpfer zurück,
Durch das blutige Meer.
In dem Heer
Ist der Schlachtengott erwacht —
Klaggetön durchheult die Nacht.

Hochgeschwungne Schilde flammen,
Schwerter schlagen wild zusammen,
Helme glänzen reich umlaubt,
Und in fürchterlichen Wettern
Rosseshufe niederschmettern
Manches edle Nordlandshaupt.

Hoch auf weißen Rossen reiten,
Die das Glück der Schlachten leiten,
Ernst mit aufgelöstem Haar.
Lieder aus Walhalla klingen,
Seine sturmumbrausten Schwingen
Schüttelt Odin's Riesenaar.

Doch des Kampfes wilde Stürme schweigen,
Nach Walhalla gehn der Helden Leichen,
Wie das Kranich-Heer zur Heimath zieht —
Tief und tiefer sich die Schatten neigen —
Aus den Zweigen
Alter Eichen
Flüstert leise manch' unst[illegible] Lied.

Nordsohn.

Koribut der Pole.

(Schluß.)

Beliebt's Euch nicht, die Spiele anzusehen? nahte der Bürgermeister sich wieder dem Prinzen.

Ich ginge gern in mein Gemach, um Euren Bruder bald zu sprechen, doch dem Volke will ich seine Freude nicht verderben, laßt beginnen, doch vergeßt nicht, daß ich Euren Bruder erwarte.

Der Bürgermeister entfernte sich, und Koribut blieb sinnend einige Augenblicke stehen, die Erzählung vom Aufstande in Prag, vom regellosen Zustande der Stadt erfüllte ihn mit Besorgniß. So hatten seine Höflinge ihm Böhmen nicht geschildert. Er sah ein, daß Zalewski Recht habe, und daß ein Anschließen an diesen gestählten Charakter ihm Noth, vorzüglich in der ersten Zeit Noth thäte.

Wie dieser lange bleiche Mensch uns anstarrt, sagte Barbara, welche sich mit Dina und Jacques und Wenceslaw unter dem Volke befand, zu dem Letztern, er wendet sein Auge nicht von uns. Komm', wir wollen einen andern Platz suchen.

Wir können nicht, flüsterte Dina, es ist zu sehr gedrängt. Ach! ich wäre lieber zu Hause. Was soll dieses Angucken hier, weil wir Fremde sind, als wären wir seltsame Thiere?

Herr! sagte Kasimir leise zum Prinzen, die beiden Mädchen dort, beide mit dunklem Haar und schwarzem Mieder, sie sind die verschleierten Göttinnen.

Welche? welche? fuhr Koribut auf. — Ha! jene dort. Bei St. Georg! sie sind schön.

Nicht wahr, Herr! lachte der Page, ich verstehe, was schön ist. So ein rother Mund —

Schweig', Kasimir! herrschte ihm der Prinz zu, doch — verliere sie nicht aus den Augen.

Der Page blinzelte und summte als Liedchen vor sich hin:

Krankes Mädchen, bleicher Mund,
Küss' ich Dich, wirst Du gesund;
Rother, rother, rother Mund,
Küsse, küss' mich schnell gesund.

Die Tafel ward abgetragen, und Tänzer traten herein in der Bauertracht der verschiedenen böhmischen Kreise und führten Erntefeste vor dem Prinzen auf und verschiedene Gruppen, wie der Witz und der Zartsinn des Volkes sie finden ließ, um den Prinzen zu schmeicheln, ihn zu erfreuen und zu etheitern. Als sich zuletzt der Tanz in einen allgemeinen Raidowak auflöste, und der Prinz allen Andern die Theilnahme erlaubte, da kannte der Jubel der tanzlustigen Böhmen keine Grenze mehr, und der Saal, wo so eben ein königliches Bankett gehalten worden, war augenblicklich in einen Bauerntanzsaal verwandelt.

Charles! sagte Jacques zu Wenceslaw, warum Du dans nicht? Nicht wahr, Dina, dans mit ihm?

Wenceslaw sah Dina fragend an, welche aber traurig und verneinend ihr Köpfchen schüttelte.

Pourquoi! fragte Jacques verwundert, ich kann nicht den Dans, aber ich werd' doch dansen. Warum nicht dansen, wenn man hat Füß', wozu sind Füß'? nicht zum Essen, nicht zum Trinken sind Füß', zum Gehen und zum Dansen. Mensch dans immer, entweder dans Mensch vor Freud', oder dans Mensch vor Traurigkeit. Dans Mensch vor Freud', so dans vorwärts, dans Mensch vor Traurigkeit, so dans zurück. Ich dans.

Der Glückliche! sagte Wenceslaw, als Jacques schon ein Mädchen ergriffen hatte, und zu tanzen begann, für ihn ist kein Schmerz, denn er wird ihm zu leicht, für ihn keine Trauer, denn er fühlt den Schmerz nicht —

Sage aber auch, fiel Barbara ein, daß er keine Freude kennt, denn was ihm Freude macht, entlockt uns kaum ein wehmüthiges Lächeln.

Werft ihn hinaus!

Stille, seine königliche Hoheit ist im Saal.

Thut nichts, hinaus mit ihm! schrieen einige Stimmen, und auf einem Puncte ballte sich ein ganzer Knäuel zusammen, das Geschrei hörte nicht auf, die Musik hörte nicht auf, der Magistrat, die polnischen Ritter mischten sich hinein, der Prinz ließ Ruhe gebieten, aber eher fällt der Himmel ein, als sich im Streit begriffene Böhmen trennen. Aus dem Lärm heraus hörte man Jacques Stimme, der in seinem schlechten Böhmisch die Verwirrung noch gräulicher machte, indem ein Theil über ihn lachte, und der andere Theil sich für den Ausgelachten hielt.

Ich kann dans, rief er immerwährend, ich dans alle dans, aber nicht so — ah! darf nicht fluchen — dans, bald avant, bald rück, und dans auch wie teller Hund, toujours im Kreise herum! Non, ich kann alle dans, alle mögliche dans, aber —

Jacques! rief Wenceslaw, und wollte ihn mit fortnehmen, aber der Franzose war ganz erhitzt geworden, war in Eifer gerathen, und sein Mund schwoll über von einem Strome der ergötzlichsten falschen Redensarten. Gewalt hatte die erzürnten Böhmen nicht zu trennen vermocht, aber der Macht der Lächerlichkeit konnten sie nicht widerstehen, sie schlossen einen Kreis um Jacques, und Witz und Spott stachelten seine Suade immer mehr auf. Vergeblich suchte Wenceslaw ihn fortzubringen, der Kreis schloß sich fester und fester, und sie waren selbst gezwungen, dort zu bleiben. Da drängte sich Kasimir durch das Volk und beschied den Franzosen zum Prinzen.

Der Kreis öffnete sich, und Jacques mußte, so ungern er es that, vor dem Prinzen erscheinen, denn mit Seigneur ist nicht gut Kirsch essen, war seine Maxime.

Der Prinz belustigte sich an seinen Reden und Antworten, und wären nicht zum Glück die beiden Brüder Waschek vor ihn hingetreten, er hätte vielleicht im jugendlichen Muthe sich leichter gegeben, als es räthlich.

Königliche Hoheit, sagte der Bürgermeister, hier ist mein Bruder, und Koribut stand schnell auf, und reichte Waschek seine Hand.

Möge es eine andere, sagte er freundlich zu ihm, als eine schlechte Vorbedeutung genommen haben, daß ich hier den Bürgermeister von Prag und so antreffe; ich nehme es für eine gute Vorbedeutung, daß alle wackern Böhmen mir so zeitlich schon begegnen.

Waschek wollte für diesen huldvollen Empfang danken, als ihn Jacques erblickte, und auf ihn losstürzte.

Herr, Herr! ich haben gedans und bekommen Schläge.

Alle Nahestehenden mußten lachen, und Koribut, der die Fesseln, welche die große Versammlung ihn auflegte, gern abstreifen wollte, lud die beiden Brüder Waschek und Zalewski in sein Gemach ein.

Als sie durch die dichte Volksmenge schritten, bemerkte Waschek seine Tochter, er erwiederte den freundlichen Gruß von ihr, da fiel Koribut's Blick auf ihn, anhaltend lauernd.

Kennt Ihr das Mädchen? fragte er Waschek.

Mein einzig Kind, Herr!

Bei diesen Worten schien Koribut zusammenzuschrecken; auf Kasimir, der hinter Barbara stand, fiel ein Blick des Unwillens, der Vernichtung.

Als spät in der Nacht der letzte Geigenstrich gezogen war, das Volk sich schon größtentheils entfernt hatte, wachten in des Prinzen Gemach noch bei ihm die beiden Waschecks und Zalewski, und als zwei Tage später der Prinz mit seinem Gefolge gegen Prag zog, ritt Jean Waschek in schimmernder Rüstung neben ihm.

Ueber Lord Byron's Kränklichkeit.

Der traurige Einfluß, den ein siecher Körper auch auf die stärkste Seele des Menschen ausübt, ist gewiß bei keinem Dichter mehr zu beklagen gewesen, als bei Byron, den selbst Goethe, in seinen Gesprächen mit Eckermann, als den größten britischen Dichter, nächst

Shakespeare, anerkannt hat. Es ist nur zu gewiß, daß körperliche Krankheit alle die bekannten Wunderlichkeiten in seinem persönlichen wie dichterischen Charakter bedingt hat. Aber seltsam genug ist dies nur wenig bekannt, und die Natur seiner Krankheit noch niemals deutlich bezeichnet worden. Bald lesen wir in den vielen biographischen und kritischen Schriften, die über ihn erschienen sind, daß er einem hysterischen Leiden unterworfen gewesen; bald, daß er in einer mit Zuckungen verbundenen Ohnmacht aus dem Schauspielhause gebracht worden sey; dann wieder, daß er öftere Anfälle vom Schlagfluß mit vorübergehender Unfähigkeit, seine Sinne und Bewegungskraft zu gebrauchen, gehabt habe; weiter soll er, nach jeder Aeußerung von Zorn, an schmerzhaften nervösen Bewegungen seiner Gesichtsmuskeln und Glieder, ja nach einer ganz geringfügigen Aufreizung und unbedeutenden Unverdaulichkeit sogar an momentaner Verstandesverwirrung gelitten haben. Wenn man nun alle diese so verschiedenen Nachrichten über seine körperliche Kränklichkeit zusammenhält, so scheint sie wohl am ersten dadurch erklärbar zu seyn, daß sie in einer Anlage zu epileptischen Anfällen bestand, welche zuletzt auch seinen Tod offenbar herbeigeführt hat. Wahrscheinlich ererbte Byron die Disposition zu dieser Krankheit von seiner Mutter, deren Temperament von einer so außerordentlichen Erregbarkeit gewesen seyn soll, daß die unbedeutendsten Veranlassungen krampfhafte Anfälle nach sich zogen. Die epileptischen Anfälle Byron's können, nach der Meinung eines unsrer trefflichsten deutschen Aerzte, keinem Zweifel unterzogen werden; doch waren sie meistens leicht, ohne Regelmäßigkeit, und wurden hauptsächlich durch Byron's so gewaltsame Anstrengungen des Geißes und Körpers zugleich hervorgerufen. In seiner Kindheit vermochten selbst unbedeutende Zufälle ihm die Herrschaft über seine Sinne und Bewegungsorgane zu rauben; auch zogen körperliche Schmerzen, Stöße, Schläge u. s. w. ihm tiefe Ohnmachten zu. Einen Anfall, den er im Jahre 1819 zu Bologna bekam, hat er selbst mit folgenden Worten beschrieben. »Vergangenen Abend ging ich in die Vorstellung von Alfieri's Mirra, deren letzte zwei Acte mich in Zuckungen versetzten. Ich verstehe unter diesem Ausdrucke nicht die hysterischen Zufälle einer Frau, sondern einen wahren Todeskampf widerstrebender Thränen und einen erstickendenden Schauder, welchen ich öfter, aber von einer Dichtung nur selten erleide.« — Nach dem Zeugniß Kean's wurde er bei dessen energischer Darstellung von Sir Giles Overreach von einem ähnlichen Anfall ergriffen, und in starken Zuckungen aus dem Schauspielhause gebracht. Der seinem Tode vorangehende Anfall ist genauer, als alle seine frühern von Galt beschrieben worden. »Er saß,« schreibt derselbe, »in Obrist Stanhope's Zimmer, und sprach scherzend, nach seiner gewohnten Weise, mit Capitain Parry, als mit einem Male seine Stirn und Augen andeuteten, daß er von einem heftigen Gefühl ergriffen sey. Gleich darauf klagte er über eine wieder sehr fühlbare Schwäche in seinem lahmen Beine, und stand auf, rief aber, als er zu gehen sich unfähig fühlte, nach Hilfe, und fiel sogleich in heftige Zuckungen, unter welchen er zu Bett gebracht wurde. Während derselben war sein Gesicht gräßlich verzerrt, doch erholte er sich bald wieder. Während der Krämpfe verlor er die Sprache, aber seine Kräfte waren widernatürlich erhöht. Dies trug sich am 10. Februar 1824 zu Missolunghi zu und am 19. April war er eine Leiche. Siehe die, in psychologischer Hinsicht sehr interessante Schrift: **Madden, Infirmities of Genius, illustrated by referring the Anomalies in the literary character to the habits of Man of Genius.**

S.

Gedankenfeilstaub.

(Von L. Horowitz.)

Leute, die ihre Gedanken nach Art der Schreiner bearbeiten, liefern Gedankenspäne; von solchen aber wird schon mehr Politur verlangt, und man verzeiht es ihnen nicht leicht, wenn sie bisweilen etwas Ungehobeltes geben: ich verfahre daher lieber nach der Weise der ehrsamen Schmiedezunft und liefere Gedankenfeilstaub, damit man mir es um so eher nachsehe, wenn hier und da ein gröberes Körnchen bisweilen mit unterläuft.

»Es ist nicht gut, daß der Mann allein sey!« Wäre Adam in Gesellschaft gewesen, hätte er keine Langeweile gehabt; hätte er keine Langeweile gehabt, wäre er nicht eingeschlafen; wäre er nicht eingeschlafen, so wären seine Rippen nicht methamorphosirt worden. Es ist nicht gut, daß der Mann allein sey!

Das köstlichste Gut des Menschen ist die Zeit. Dennoch sucht man allenthalben sie — zu vertreiben: das macht, weil, wie man sagt, die Zeit Alles aufklärt, und diejenigen waren von jeher nicht in der Menschen Gunst, welche sich mit der Aufklärung befaßten.

Wenn das Herz und der Geist des Menschen eine anziehende Kraft bekommen sollen, so müssen sie in seiner Jugend von der Erziehung wie von einem Magnetstein bestrichen werden, d. h. nicht in verkehrter Richtung.

Unsere heutigen Ehemänner halten die Treue, wie man ein Zeitungsblatt hält: man pränumerirt viertel-, halb-, höchstens ganzjährig; länger fühlt man sich nicht verpflichtet.

Die meisten Schriften, welche heut zu Tage öffentlich erscheinen, sind religiösen Inhalts: erstens überzeugt man sich beim Durchlesen, daß es eine Ewigkeit gibt; zweitens bekommt man einen Begriff von der Seligkeit, d. h. von der Schreibseligkeit unserer Zeit

---

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 18. Juli 1836.

In dem hiesigen Intelligenzblatte und den politischen Zeiturgen las man:

„Policeiliche Bekanntmachung.

Seit dem 29sten vorigen Monats wird ein hiesiger Einwohner höheren Standes vermißt und es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß derselbe sich entweder in einem Anfalle von Schwermuth selbst getödtet hat oder auf andere Weise verunglückt ist. Der Vermißte ist 38 Jahre alt, 5 Fuß 6 Zoll groß, und von kräftigem Bau; er hatte schwarze, grau untermischte Haare, einen dunkelblonden schwachen Schnurrbart, große graublaue Augen, vorstehende Backenknochen, schwache Augenbrauen, kleine und gerade Nase, vollzählige Vorderzähne, worunter sich jedoch in der obern Reihe ein falscher befand, auf dem Wirbel ist eine lichte Stelle, auf der Stirne eine Flechte und muthmaßlich auf der rechten Seite des Gesichts eine vernarbte Hiebwunde zu bemerken. An Kleidungsstücken ꝛc. trug der Vermißte am Abend seines Verschwindens: ein Hemde, rechts im Schlitz mit K. und einer deutschen Nummer bezeichnet; ein Paar weiße baumwollene Strümpfe, entweder mit A. K. und einer lateinischen Nummer oder nur mit einer deutschen Zahl gezeichnet; ein Paar kurze Stiefeln mit einem gelben Rande; ein Paar alte graublaue Tuchhosen mit schwarzem kameelhaarnen Bande besetzt und ohne Schnalle; eine blauschwarze seidene Weste; ein schwarzseidenes Halstuch; einen dunkelblauen Leibrock mit überzogenen Knöpfen; eine Mütze mit einem rothen Streifen und ein weißes Taschentuch, entweder gar nicht oder A. K. gezeichnet. Demjenigen, der die Leiche des Vermißten auffindet, oder von dem Verbleiben desselben der unterzeichneten Behörde sofort Anzeige macht, wird hierdurch eine Belohnung von Einhundert Thalern zugesichert. Berlin, den 4. Juli 1836.

Königl. Policei-Präsidium. Gerlach."

Der Vermißte ist auch demnächst bald in der Spree in der Gegend des Moabit, durch einen Pistolenschuß getödtet, gefunden worden. Er hat sich selbst dergestalt erschossen, daß er in das Wasser hat stürzen müssen, und sein Selbstmord gehört zu denen, die in psychologischer Hinsicht merkwürdig und schwer zu erklären sind. Er bekleidete im Militär eine ehrenvolle Stelle, und hatte einige schriftliche Zeilen hinterlassen, in welchen er erklärte: wie ihm weder Schuldenlasten, noch lästige und unangenehme Dienstverhältnisse, noch sonst eine Leidenschaft, sondern lediglich Lebensüberdruß zu diesem Schritte verleitet habe. Dies war auch der Fall; er hatte noch vor seinem Tode alle kleine Schulden berichtigt, und hinterläßt ein bedeutendes Vermögen. Er wurde von seinen Vorgesetzten geachtet und von seinen Cameraden und seinen Untergebenen geliebt. Er war über die Jahre hinaus, wo bei einem Manne von religiösen und sittlichen Grundsätzen, die Leidenschaften keine Herrschaft über die Vernunft hat erlangen können; es hatte ihn aber seit einigen Jahren ein Tiefsinn ergriffen, weil er in einem Zweikampf, wozu er durch seinen Gegner, in seiner Lage, unvermeidlich gezwungen worden, diesen erschossen, und es war ihm die nach dem todten Buchstaben des Gesetzes dafür zuerkannte harte Strafe, durch den Ausspruch des Königs, der die Umstände berücksichtigt, sehr gemildert worden. Diese Schwermuth und Zurückgezogenheit stieg immer höher und erzeugte endlich Lebensüberdruß, der ihn zu dem Entschluß brachte, von der Bühne dieser Welt freiwillig abzutreten. Die Motive zum Selbstmord sind unendlich verschieden. Bei sehr Vielen ist es die fast unausbleibliche Folge von Verirrungen, bei Manchen selbst von solchen Lastern, wo man, um sich der verdienten Ahndung der Gesetze zu entziehen, an sich selbst das Richteramt übt, bei Andern unverschuldetes Elend, und Mangel an Glauben an die Menschheit, gänzliche Hoffnungslosigkeit, daß sich dieser Kampf mit Anderem als Noth und Sorge enden werde, bei noch Andern unbefriedigte Leidenschaft, unglückliche Liebe, gekränkter Ehrgeiz, selbst bei einem, den der Dämon des Geizes unterjocht hat, großer Geldverlust, endlich auch bei Siechen, deren physische Qualen kein Ende nehmen, die Ueberzeugung, dadurch von ihnen auf immer befreit zu werden. Es gibt Selbstmörder aus Wahnsinn, aber auch solche, welche keine andere Veranlassung dazu haben, als einen unüberwindlichen Lebensüberdruß. Der verstorbene Geheimerath Dr. Formey äußerte einst gegen mich darüber, sie treten von dem Leben also ab, wie ein Uebersättigter von der Tafel, denen es, noch länger daran zu sitzen und zu genießen unmöglich wäre, weil sie einen höchst peinlichen Ekel dabei empfinden. Es sind dies die Selbstmörder, die den Spruch der Bibel bestätigen: des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding. Sie wollen aus Trotz gegen das Schicksal, das nicht ertragen, was es über sie verhängt hat, und sind zugleich zu feige, um mit ihm den begonnenen Kampf auszukämpfen, entweder ehrenvoll zu erliegen oder noch ehrenvoller den Sieg davon zu tragen. Diese Letztern sind oft weit besser und der Theilnahme würdiger, als diejenigen, die sie lieblos verdammen, weil sie keine Ahnung von einem Trübsinn haben, der aus einer edlen Quelle entsprungen ist.

(Schluß folgt.)

Edelmüthiger Entschluß.

Es ist nichts edler, als dem Feind vergeben!
Leicht sagt es sich, doch schwer ist es geübt.
Es haben mich, ach! durch mein ganzes Leben
Zwei Feinde immer schonungslos betrübt.

Cytherens Sohn zog Pfeil' aus seinem Köcher,
Oft wurde Herz und Seele mir verletzt,
Und reichte Bacchus mir den vollen Becher,
Ward bis zum Rausche mir der Gaum genetzt.

Doch Edelmuth will ich großmüthig üben,
Und freudig den Feindseligen verzeih'n,
Die spröde Mariane will ich lieben
Und Bacchus, des Verführers, goldnen Wein.

K. M—r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 202. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 23. August. **1836.**

Tibull.

1.

»O Eutychus, den ich stets liebte, dessen Name Glück bedeutet, o Du, der beste und rechtschaffenste der Freigelassenen, antworte mir mit dem Ernste, der so oft meine schönen Geliebten ergötzte. Mensch der Berechnung und der Tugend, einziger Mensch auf der Erde, die Frage, welche ich an Dich richten will, soll die letzte dieser Art seyn, wie sie die erste ist. Mein gelehrter Eutychus, wie viel bleibt mir von all' meinem Vermögen übrig? — Du erwartetest wohl nicht diesen Donnerschlag. Ja, sieh' mich nur an, und erhebe die Arme gen Himmel, es ist Tibull der Verschwender, der zu Dir spricht. Der Verschwender kehrt sich am Rande des Abgrundes um, und will, ehe er sich in den Schlund hinabstürzt, alle Pracht, die er entfaltete, noch einmal überschauen. Ich fragte Dich: wie viel Sestertien bleiben mir noch?«

»Herr, die Frage kommt unerwartet und ist unerhört; sie verdient wohl, auf Täfelchen aufgezeichnet zu werden, die wir auf dem Altare der Laren niederlegen wollen. Bist Du heute krank?«

»Ja, Eutychus, gewiß, sehr krank; die Weisheit erfaßt mich.«

»Die Götter sind allmächtig; sie selbst nur können dieses Wunder vollbringen.«

»Ich habe nie an den Göttern gezweifelt«.

»Auch ich nicht, und heute noch weniger als gestern, da Tibull die Rechnung von mir verlangt. O Cato!«

»Welchen rufst Du an?«

»Den alten, den Philosophen.«

»Den überlasse ich Dir. Aber wie viel tausend Sestertien?«

»Ich will meine Schreibtafel holen.«

»Ja, Deine größte Schreibtafel; das wird für mich Geschichte, Poesie und Philosophie seyn, drei Göttinnen, welche ich anbete; geh', Eutychus.

»O Nacht, Liebe des Dichters, du kommst über die Welt, wie eine verschleierte Jungfrau; dein Gewand ist mit Sternen besäet, deine Hände streuen Blumen aus, und deine Füße gehen auf Wolken von Thau. Aber wie sanft ist deine Stimme! Warum seufzest du, meine Geliebte, und wie kommt es, daß auch ich seufze, wenn ich dich sehe? Die Zeit unseres Zusammenseyns geht stets unter gehaltenen Seufzern vorüber. Tausend Gedanken bedrücken mich, und ich möchte sie dir gern enthüllen; du erscheinst, und mein Mund verweigert der Seele jedes Wort, denn meine Seele ist auf meinen Lippen, und verlangt zu sehr nach deiner Umarmung. O Nacht, reine, mohnbekränzte Göttin, warum lässest du dich von dem Tage entthronen? Herrsche über das Weltall; die Welt hat zu viel Helle; sie leidet, und beklagt sich über die Sonne. Ach, siehst du nicht all' das Elend, das sich bei den Strahlen der großen Scheibe vor unsern Augen entfaltet? Es ist ein Jammer, wenn die Morgenröthe anbricht. Da erscheint das bleiche Fieber, der blutige Krieg, der hohläugige Hunger, der schielende Verrath, die kriechende Knechtschaft, der Ruthen aufhäufende Despotismus, die übermüthige Unwissenheit, der schmutzige Geiz, der Egoismus mit gekrümmten Nägeln, die vergoldete Dummheit, — und weiterhin die Tugend in Thränen und das Talent mit nackten Füßen. — O Licht der Sonne, kehrst du nicht alle Tage zurück, dieses traurige Gemälde der Menschheit zu beleuchten? Ueberlasse die Welt meiner Göttin, der Nacht; überlasse die Welt ihren liebkosenden Armen, ihrem bräutlichen Lächeln, ihrem Mitleid, ihrer ergreifenden Stimme, ihrem Athem, welcher berauschend ist, wie der Wohlgeruch, welchen das Gewand einer Vestalin nach sich läßt. — Geh', Phöbus, der Ocean ist groß und tief, er wird als Eroberung oder als Grab deiner würdig seyn; hätte ich deinen Wagen, deine Rosse und deine Strahlen, so würde ich mich gern in diese unbekannte Welt untertauchen, und dort von Angesicht zu Angesicht die Geheimnisse schauen, die sie birgt. O, welch'

ein Ruhm würde es seyn, den Abgrund zu bezwingen, oder in demselben zu schlafen, begraben und umgeben von den rauchenden Trümmern des Himmelswagens! Phöbus, Phöbus, entsage dem Himmel; die Nacht ist die Liebe der Welt und die Liebe Tibull's. — Da bist Du ja, Eutychus! Wie viel tausend Sestertien haben wir noch?«

»Herr, wäre es Dir gefällig, einen Blick auf die Rechenschaft, die ich hier über meine Verwaltung seit den sieben Jahren, daß ich Dir und Deinen häuslichen Angelegenheiten angehöre, zu werfen?«

»Seit sieben Jahren, theurer Freigelassener? Ich soll sieben Jahre meines Lebens zurückgehen? Und welchen Weg? Den meiner Thorheiten, — die, ach! vorüber sind! Es ist, als sagtest Du mir: Herr, da du dich hinter den Gitter eines Gefängnisses befindest, so erinnere dich an alle Freuden der verlornen Freiheit. Hier nimm Deine Rechnung, — Deine Schreibtafel beunruhigt mich; — ich glaube, ich sehe die drei Eumeniden, die drei Parzen, und den dreiköpfigen Cerberus darin aufsteigen, denn die Zahl Drei ist bei Allem, was uns erschreckt oder traurig macht; — glaub' es nur, Eutychus, sie mischt sich in alle unsere Schmerzen. Sieh', welche Stürme sie in der Liebe erregt! Drei ist eine verhängnißvolle Zahl.«

»Herr, Dein Geist schweift in dem Gebiete der Träume umher«

»Ach, er schweift darin umher und wohnet nicht darin. Wie viel tausend Sestertien haben wir noch, mein gelehrter Freigelassener?«

»Herr, unter dem dritten Consulate des Cäsar Augustus belief sich Dein Vermögen auf —«

»Immer die Vergangenheit! Eutychus wird nie altern; er wird sich in der Wiege begraben lassen. Noch einmal frage ich: Wie viel Sestertien habe ich heute noch, am zehnten Tage des Septembers?«

»Du sagtest so eben, meine Rechnung würde für Dich Geschichte, Philosophie und Poesie seyn; ich wollte Dir nach Deinem Geschmacke dienen.«

»Mein Geschmack! Er ist veränderlicher, als der Schmetterling; bald muß ich eine Narcisse haben, bald eine Rose, bald eine Lilie; ich schöpfe aus allen Kelchen, und gehorche nur einem Gesetze: der Phantasie.«

»Das solltest Du dem Senate vorschlagen.«

»Wozu? Es besteht nur für einsichtsvolle, leidenschaftliche Menschen, für die besten und größesten unter den Menschen, mein Freigelassener.«

»Die Dichter sind bescheiden —«

»Weßhalb sollten sie es seyn?« —

»Im Grunde läuft man mit der Bescheidenheit heutiges Tages Gefahr, sein ganzes Leben hindurch nur schlechten Alpenwein zu trinken und zu Fuß zu gehen.«

»Du sagtest es, mein Eutychus; was Du mir aber nie sagen wirst, ist, wie viel Sestertien mir bleiben; bin ich auch dazu verurtheilt, Alpenwein zu trinken und viele Schuhe zu verbrauchen?«

»Herr, an den letzten Saturalien belief sich Dein Capital und Deine Einkünfte auf —«

»Die unsterblichen Götter haben mir den beredtesten der Verwalter gegeben. Die rednerischen Rücksichten sind ihm geläufig, und wenn er von einem jungen Adler spricht, wird er nie das Ei vergessen, aus welchem derselbe entstand. Nun, Eutychus, geh' noch weiter zurück; fange bei dem zweiten punischen Kriege an, oder, wenn Du willst, bei der Belagerung Roms durch die Gallier. — Du weißt, daß die Senatoren auf ihren curulischen Stühlen sterben wollten. O meine Sestertien! O mein Vermögen! Ich werde gewiß nie erfahren, ob ihr noch vorhanden seyd?«

(Fortsetzung folgt.)

Das Geld oder die Nase!

(Schwank.)

Wenn man das menschliche Geld und die menschliche Nase betrachtet, macht man zwei Hauptbetrachtungen: ein Mal betrachtet man nämlich das Geld und ein Mal die Nase. Ein jedes Ding aber läßt sich von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Augen betrachten. Daß das Geld in natürlicher Verwandtschaft mit der Nase steht, ist schon daraus zu entnehmen, da uns das Geld zwar nicht wirklich heilig macht, es kann uns aber doch in den Geruch der Heiligkeit bringen; das Geld führt oft den klügsten Menschen bei der Nase herum, und der größte Dummkopf, wenn er nur Geld hat, darf es wagen, dem Nebenmenschen eine Nase drehen zu wollen. So wie die Nase den körperlichen Augen, so ist das Geld den geistigen Augen der Menschen am nächsten; die Nasen sind durchaus nur schief anzusehen, gewöhnlich macht auch das Geld, daß wir schiefe Ansichten bekommen. Selten findet man einen Menschen, der Geld hat, daß er nicht die Nase hoch hielte; und so weit die menschlichen Nasen reichen, wird auch das Geld hoch gehalten. Denket euch einmal von dem schönsten Mädchen die Nase weg, wie wird dann ihr Gesicht aussehen? Denket euch von einem reichen Mädchen ihr Geld weg, so wird sie auch ein ganz anderes Gesicht haben. Wer Geld und eine Nase hat, der kann reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; ohne Geld und ohne Nase, kann man nur unter und durch die Nase reden. Wer Geld hat, von dem glaubt man, er sey weise, wenigstens findet man viele Menschen, welche naseweise durch das Geld werden. Wie viele Menschen sind nicht durch den Wein bis auf's Kupfergeld und auf Kupfernasen gekommen? Die Nase macht, daß man durch die Brille sieht; das Geld macht, daß man durch die Finger sieht. Es bleibt eine streitige Frage, wenn man reichen Leuten die Wahl stellte, ihr Geld oder ihre Nasen zu verlieren, wozu sie sich wohl entschließen würden? Um diese Frage zu entscheiden, könnte Jeder, der eine Nase und zugleich Geld hat, sich selbst bei der Nase nehmen; allein da gerade

diejenigen, welche viel Geld und wenig Nase haben, auch gern überall ihre Nase hinstecken, will ich folgenden Schwank erzählen, der ihrer Entscheidung dann gewiß zu Hilfe kommen wird.

Ein Ehemann, der sein Vermögen im Handel verloren hatte, ging aus Verzweiflung darüber außer Land, und ließ seine Frau zurück. Diese erfuhr seinen Aufenthalt und schrieb ihm mehrere Briefe, worin sie ihm sein tadelnswerthes Verfahren vorwarf, drohte ihm aber zugleich, sie werde den Beistand der Gerechtigkeit gegen ihn anrufen, wenn er nicht zu seiner Pflicht als Gatte und Vater zurückkehren würde. Um seine Frau zu besänftigen, antwortete er, daß er an seinem jetzigen Aufenthaltsorte bereits einen vortheilhaften Handel begonnen habe, daß er in Kurzem ein Capitälchen beisammen zu haben hoffe, und daß er alsdann mit Freuden in ihre Arme eilen werde. Die Leichtgläubige ließ sich durch diese Lüge täuschen, und suchte inzwischen auf die ärmlichste Weise sich und ihre Kinder zu ernähren. So verflossen drei Jahre, während welcher er an seine Frau manchmal schrieb, und von seinem wachsenden Wohlstand, von seinen bereits nach und nach zurückgelegten Capitalien u. s. w. sprach. Endlich fing sie abermals, von ihren Verwandten aufgereizt, zu drohen an, und als er sah, daß er nun nicht länger ausweichen könne, und da er obendrein wirklich den Wunsch hatte, die Seinigen wiederzusehen, schrieb er, er werde kommen, und sein Vermögen, das in nichts Anderem, als in baarem Gelde bestehe, mitbringen. Er machte sich auch wirklich auf den Weg, allein seine Baarschaft reichte kaum hin, seine Reisekosten zu decken; denn während der drei Jahre hatte er sich blos durch Arbeiten in einem Magazine erhalten.

Vor dem Thore seiner Heimath angelangt, nahm er ein Tuch, band es quer über das Gesicht, so, daß die Nase ganz bedeckt war, und schritt nun muthig in die Wohnung seiner Frau, welche ihn mit heißen Umarmungen empfing, und da man im ganzen Orte glaubte, er komme als ein reicher Mann zurück, so stellten sich auch augenblicklich alle Vettern und Basen ein, drückten ihm so fest die Hand, als wenn aus derselben Ducaten herauszudrücken gewesen wären, und hießen ihn tausend Mal willkommen, indem sie dachten, seine Tausende wären ihnen willkommen. »Was hast Du im Gesichte?« rief die Frau, nach dem ersten Freudenrausche zärtlich bekümmert; »was hat der Herr Vetter im Gesicht?« riefen von allen Seiten die theilnehmendsten Stimmen. »Ach!« sagte der Verschmitzte, »laßt Euch das ein ander Mal erzählen.« Man brachte eine Suppe, um den Reisemüden zu erquicken. »Es wird Dir doch kein Unglück widerfahren seyn, lieber Mann?« fragte jetzt zum zweiten Mal ängstlich die besorgte Gattin. »Es wird doch dem Herrn Vetter kein Unglück wiederfahren seyn?« rief theilnehmend die anwesende Sippschaft, und Alle setzten sich um ihn herum, und drangen in ihm, zu erzählen. »Als ich beschlossen hatte, begann er, nach Hause zu meiner geliebten Frau zu reisen, machte ich alle meine Habseligkeiten zu Gelde und ging, um kein Aufsehen zu erregen, in dieser dürftigen Kleidung zu Fuße. Am zweiten Tage meiner Wanderung, da ich eben einen Wald passirte, kamen zwei Räuber auf mich los und riefen mir die Donnerworte zu: »Dein Geld her!« — Ach meine Herrn, sagte ich in dem treuherzigsten Tone, der mir nur zu erkünsteln möglich war, ich bin ein armer Reisender, der an den Thüren der Reichen sein Brot sucht, ich habe wahrlich nichts zu geben. Anfangs schienen sie mir zu glauben, und verließen mich; bald aber kam einer von ihnen mit einem blanken Messer in der Hand zurück, und sagte zu mir in einem derben und festen Tone: »Spitzbube! leugne es nur nicht, ich weiß gewiß, du hast Geld und willst es nur nicht hergeben. Entschließe dich schnell: entweder dein Geld, oder deine Nase! nur wenn du dir gutwillig die Nase abschneiden lässest, schenke ich dir dein Geld.« — In meiner Seele entstand nun ein furchtbarer Kampf. Ich bat, ich flehte, ich weinte; umsonst! Endlich entschloß ich mich ....« »Um Gotteswillen,« unterbrach ihn hier die Frau, »Du hast doch nicht — o, entsetzlich! Dein ganzes Vermögen hättest Du lieber hingeben sollen!« — »O, theuerster Herr Vetter!« schrieen alle Anwesenden, »was hat der Herr Vetter angestellt! warum hat der Herr Vetter nicht lieber Alles hingegeben! wäre der Herr Vetter lieber bettelarm zurückgekommen! wir hätten mit dem guten Herrn Vetter gern den letzten Bissen getheilt!« — Da erhob sich der listige Erzähler, und indem er das Tuch vom Gesichte nahm, rief er: »Nun denn, so freut Euch, meine geliebten Freunde, und Du geliebtes Weib! ich habe auch so gedacht, wie Ihr: ich habe lieber all' mein Geld hingegeben, und — meine Nase behalten.«

L. Horowitz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 18. Juli 1836.

(Schluß.)

Noch gehört zu den merkwürdigen Erscheinungen dieser Art, daß ein dreizehnjähriger Knabe sich hat aufknüpfen wollen. Da er aber dabei — wahrscheinlich mit zitternden Händen — die um den Hals gelegte Schlinge nicht so gelegt, daß sie sich durch das Gewicht seines Körpers hat zuziehen und ihn ersticken können, so ist er noch gerettet worden. Es verlohnte sich wohl der Mühe, genau zu untersuchen, welches Motiv ihn in so zartem Alter zu einem solchen Schritt hat bestimmen können? — Spötter meinen, vielleicht habe ihn dazu der Schulunterricht veranlaßt, und wenn dies wirklich der Fall seyn sollte, so dürfte Dr. Lorinser, so sehr man auch gegen ihn, hauptsächlich von Seiten der Schulmänner, in die Schranken getreten, nicht ganz unrecht haben. Bei diesem Streit liegt, wie in der Regel, die Wahrheit in der Mitte, und da das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, des Schul- und Medicinal-Wesens diesem Zwist seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, so darf

man erwarten, daß durch zweckmäßige Anordnungen die Parteien versöhnt und das rechte Maß hier getroffen werden wird. Alle Erziehung sollte doch darauf hinauslaufen, bei der Jugend in corpore sano mens sana zu erhalten. Da über diese Sache zu scherzen, gleichsam zu einer Mode geworden, so hat denn auch der Berliner Modespiegel, (Nr. 31.), jedoch nur in Hinsicht des schönen Geschlechts, sich darüber vernehmen lassen. Der Verfasser dieses Aufsatzes scheint aber nicht die Ansichten des berühmten Johannes Bugenhagen, des eifrigen Gehilfen Luther's bei dem großen Werke der kirchlichen Reformation, zu theilen. Bekanntlich führte er im Braunschweigschen, in Hamburg, Lübeck, in Pommern, im Königreich Dänemark, in Braunschweig-Wolfenbüttelschen und im Hildesheimschen den evangelischen Gottesdienst ein, und sorgte zugleich auch für eine zweckmäßigere Organisation der Schulen, auch Töchterschulen, worin nur Frauenzimmer Lehrerinnen waren; und in seiner Kirchen-Ordnung heißt es darüber:

„Diese Schulen sollen unter Schulmeisterinnen stehen, damit so die Junckfraven, die Gotteswort gefasset haben, werden darnach nützliche, frömme, freundliche, gehorsame, gottesfürchtige, nicht abergläubische vnd eigenköpfische haußmütter, die ir volck in züchten können regieren vnd die kinder im gehorsam, ehren vnd Gottesforcht auffziehen. Vnd die kinder fortan werden ire kinder auch so auffziehen, vnd so fort an Kindeskinder."

Er bestimmte aber ausdrücklich, daß die weibliche Jugend in den Wochentagen nur zwei Stunden Unterricht in den Elementarkenntnissen erhalten, dann aber wieder in das elterliche Haus zurückkehren sollte, damit sie unter der Aufsicht und Leitung der Eltern, hauptsächlich der Mutter, sich zur Führung eines Hauswesens früh ausbilden möchte.

Demnach würde Johannes Bugenhagen sich wohl mehr für den Dr. Lorinser, als für seine Gegner erklärt haben, und wenn man jetzt die Stimmen derjenigen, welche nicht den Lehr-, sondern andern Ständen angehören, um eine Entscheidung sammeln wollte, dürften sie sich ebenfalls zu Gunsten des Erstern erklären, denn sie würden vielfach ihre jetzigen fein und ästhetisch gebildeten Ehehälften mit andern minder gelehrten und überbildeten vertauschen, die weder künstliche Tapisseriearbeiten, Stickereien und dergl. anfertigen können, malen und zu dem Pianoforte mit berühmten Sängerinnen im Gesang wetteifern wollen, wohl gar Verse und Novellen schreiben und in den literarischen Soirées das Sopha zu einem kritischen Richterstuhl machen, dagegen aber für Küche und Keller sorgen, dem Hauswesen treulich vorstehen, ihre Kinder fromm, sittsam und bescheiden erziehen und ihr Gesinde in Respect halten.

Breslau, den 1. August 1836.

In Schlesien soll auf einmal etwas Gemeinnütziges durch Privat-Vereinigung zu Stande kommen. Bisher hat der Schlesier sich gewöhnlich auf die Hilfe des Staates verlassen, das Pferderennen abgerechnet, welches aber ohne die Thierschau nur eine vornehme Spielerei wäre.

Man geht nämlich damit um, eine Eisenbahn von hier nach Bochnia anzulegen, welche mit der von Wien nach Lemberg zusammentrifft. Dies Unternehmen wäre äußerst wichtig, wenn es zu Stande käme. Bereits ist ein Comité zusammengetreten, um die erforderlichen Vorarbeiten zu unternehmen, bestehend aus dem Fürsten von Hohenlohe-Koschentin, Graf Henkel Neudeck, Graf Renard-Strelitz, Kaufmann Lehwald zu Breslau, Graf Henkel-Schimarowitz, Kaufmann Milde zu Breslau, Graf Sauerma-Jeltsch, Kaufmann Ruffer zu Liegnitz, Graf Sauerma-Loskewitz, Kaufmann Löbbecke zu Breslau, Gutsbesitzer von Nimptsch, Justiz-Rath Gräf und Kaufmann Molinari zu Breslau. Diese Männer, welche sich der allgemeinen Achtung erfreuen, haben einen Ausschuß constituirt, bestehend aus den Herren Lehwald, Graf Sauerma-Loskewitz, v. Nimptsch, Milde, Graf Sauerma-Jeltsch und Justizrath Gräf — Männer die sich durch Thätigkeit auszeichnen. Der Kaufmann Milde ist schon nach Wien auf seine Kosten gereis't, um sich mit der österreichischen Bahn in Verbindung zu setzen. Graf v. Renard läßt auf seine Kosten in Oberschlesien bereits Chausseen bauen. Man sagt, daß die Baubeamten nicht gern sehen, daß Privaten sich damit befassen, weil man lernen könnte, wohlfeiler zu bauen.

Die schlesischen Pfandbriefe hatten bisher die einzige Speculation der ächt schlesischen Capitalisten ausgemacht. Hoffentlich wird doch endlich einmal der Speculationsgeist erwachen und in Schlesien auch etwas mehr thun lassen, als die Hände in den Schoß legen und klagen. Aecht schlesisch wollte man die Pfandbriefs-Zinsen herabsetzen, doch man bat sich 19 Millionen Hilfe vom Staat aus. In der Mark hat man sich durch eigne Kraft geholfen. Dafür aber leben in Schlesien so viele Leute von dem Pfandbriefs-System, daß man es lieber gehen läßt, wie es bisher gegangen ist — schlecht! Die verdienstvollen Männer, die dem schlesischen Geist eine etwas andere Richtung durch ein so großes Unternehmen geben wollen, werden der Schwierigkeiten genug finden; doch so geht's Jedem, der eine neue Bahn betritt, besonders in Schlesien, wo der alte Schlendrian gar sehr gefällt.

H .... H ....r.

An Bibar.

Bibar! Ich preise Dich beglückt,
Wenn auch Dich schon das Alter drückt,
Sind die Jahrszeiten doch in Dir vereint: —
Der Blumen Flor, womit der Lenz sich schmückt,
Auf Deiner Stirn' und Deiner Nas' erscheint;
In Deinen Augen Sommer man erblickt,
Sie glüh'n — Du denkst an Bacchus Tonne —
So feurig, wie die Hundstagssonne;
Die Wangen sind dem Herbste gleich,
Wenn er die Blätter welk und bleich
Umher im Wirbelwinde streuet,
Der rauh durch Stoppelfelder schnaubt;
Den Winter endlich zeigt Dein Haupt,
Denn es ist überall beschneiet.

Jocosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 203. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 24. August. 1836.

Die Brautnacht.

Vom hohen Schloß hernieder
Klingt froher Becherklang,
Und laute Jubellieder,
Vom hohen Schloß hernieder
Das stille Thal entlang.

Am hohen Schlosse drunten
Einsam ein Jüngling steht,
Starrt in den Lärm, den bunten,
Am hohen Schlosse drunten
Vom Sturm sein Haar durchweht.

Und Kerz' auf Kerze sinket,
Die Gäste ziehen fern,
Das Brautgemach schon winket,
Und Kerz' auf Kerze sinket,
Und Stern verlischt an Stern.

Der Bräutigam umschließet
Und zieht zum Bett die Braut,
Und Kuß und Flüstern fließet,
Der Bräutigam umschließet,
Der Braut das Herze graut.

Sie hält ihn fest umschlungen,
Da gellt herauf ein Schrei,
Zerriss'ne Saiten klungen,
Sie hält ihn fest umschlungen,
Und bebt und schrickt dabei. —

Am Morgen eine Leiche
Am Schloß der Jüngling lag,
Im Bett das Weib, das bleiche,
Am Morgen eine Leiche
Im Arm des Mannes lag.

Fr. Niemann.

Tibull.

(Fortsezung.)

»Herr, Dein Freigelassener grüßt Dich als den größten und uneigennützigsten römischen Bürger. Viele lassen ihre Rechnungsführer um des kleinsten Stücks Geld willen, das sie vergessen, mit Ruthen peitschen. Du würdest mich zuletzt noch in den Tiber werfen lassen, bestände ich darauf, Dir von Deinem verschwendeten Reichthume Rechnung abzulegen. Sey ruhig und höre: in diesem unermeßlichen Reiche und in dieser prachtliebenden und verschwenderischen Stadt bleibt Dir ein Vermögen von dreimal hundert tausend Sestertien.«

»Götter meiner Väter, das ist weit mehr, als ich hoffte. Ich bin noch eben so reich, als ein tugendhafter Senator. Ich versichere Dich, Eutychus, daß ich nicht das Drittel dieser Summe erwartete.«

»Allerdings würde vielleicht ohne mich —«

»Du willst gelobt seyn? Du hast Recht. Doch der Dank ist fast immer stumm, und der Undank geschwätzig.«

»Ich bitte Dich nur, Herr, etwas Mitleid mit Dir selbst zu haben. Du bist vom Reichthume zu bescheidener Mittelmäßigkeit herabgesunken. Diese hat die Armuth zur zur Nachbarin. In der Zeit aber, in welcher wir leben, ist die Armuth eine Art Aussatz, tausend Mal schrecklicher, als der der Juden. Die Thür des Armen ist gezeichnet, und der Vorübergehende entfernt sich von ihr mit abgewendetem Gesicht. Du bist jung, o Tibull, bist schön, Patricier, Dichter. Aber Du liebst den Wein von Creta, den Meth, Rosen auf der festlichen Tafel, und Buhlerinnen, welche frischer und lachender sind, als die Rosen. Du ergötzest Dich an den melodischen Tönen der Cithern und an den Gesängen der korinthischen Mädchen; Du mußt viele Freunde haben, welche lustig, geistreich und wohlduftend sind, wie Du; Du verehrst die Poesie, und fühlst Dein Herz vor Freude klopfen, wenn man Deinen Versen Beifall zollt. Du bist weder ehr-

geizig, noch ein Höfling; aber Du hast einen andern Götzen geträumt, als das Bild Cäsar's: den Ruhm. O Herr, sag' mir, die Hand auf das Herz gelegt, wer in Rom oder in jeder andern Stadt des Reiches wird Dir jetzt alles dies geben, was ich so eben aufzählte, und was Du so sehr liebst? Weder Jupiter, noch Dein Genius, denn beide wohnen zu fern von der Erde, sondern die unbegreifliche Kraft eines Metalls, oder, wenn Du willst, zweier Metalle; man nennt sie aurum und argentum. Mit dreimal hundert tausend Sestertien kannst Du noch ein Landhaus in Sicilien oder im cisalpinischen Gallien haben, kannst Du noch Heerden aufziehen, einen Obstgarten anlegen, und bei einem Springbrunnen am Eingange eines hundertjährigen Waldes Dir ein bescheidenes Haus bauen; Du kannst von Rom oder von Neapel das Weib mitnehmen, das Dich liebt; wenn es eine gibt, die Dich zu lieben weiß, und in der Einsamkeit werdet ihr Beide die Stadt und die Welt leicht vergessen. Aber, Tibull, dreimal hundert tausend Sestertien geben keinen Palast, Sänften und Sclaven, wie Du sie hattest. Ja, Herr, Dein Gestirn hat sich verwandelt; es ist nicht mehr ein strahlender Komet, der im Aether sein Juwelenhaar schüttelt, sondern der ruhige und bescheidene Stern der Mittelmäßigkeit, ein Stern, der sich gewöhnlich in den schönen Sommernächten zeigt, eine friedliche Bahn durchläuft, und nach langen Jahren unter den durchsichtigen und erfrischenden Dünsten des Westen verschwindet.«

»Eutychus, die Weisen der Stoa zu Athen sprachen sicher nicht besser, als Du: Tibull sagt Dir seinen Dank. Er wird Deine Worte abwägen, wie Goldbarren und kostbare Perlen, und es ist wahrscheinlich, daß er Deinem Rathe folgen wird. Doch ich muß dem Leben Roms, dem prächtigen und zügellosen Leben ein letztes Lebewohl sagen, und will, wäre es auch nur, um die Namen meiner wahren Freunde zu erfahren, den jungen Patriciern, den Genossen meiner Freuden, ein letztes Mahl geben. Ich werde ihnen meinen Untergang und meine Entfernung verkünden, und mein Herz wird entzückt vor Freude seyn, wenn sie mich bedauern und mir Beweise der Zärtlichkeit geben. Ich will auch die beiden Buhlerinnen haben, welche ich am meisten liebe, Tarentilla und Chrysis; Flöten- und Citherspieler, und Mädchen, welche nach den Tönen der Cymbeln tanzen. Was das Mahl betrifft, so überlasse ich das Deiner Sorge, Eutychus, und Deinem geläuterten Geschmacke. Du wirst dafür sorgen, daß die Amphoren mit Jasmin bekränzt, und die Früchte in silbernen Becken angefrischt sind. Da die unsterblichen Götter es so wollen, werde ich nach einem Festmahle das üppige Leben Roms verlassen, um schnell aus einem Klima in das andere, aus der Stadt in die Wüste, aus dem Palaste in die Hütte zu gehen. Der bedächtige und langsame Uebergang widerstrebt erhabenen Seelen.«

2.

Das Haus Tibull's war, wie man uns berichtet hat, der Sammelplatz der patricischen Jugend. Es lag in einem einsamen Stadtheile, war von einigen großen Bäumen (ein heiliger Schatten!) umgeben, und das Quellwasser eines Springbrunnens kühlte die Luft um dasselbe herum. Auf der östlichen Seite entdeckte man die gigantischen Denkmäler der ewigen Stadt, und im Westen konnte das Auge den Krümmungen des Flusses und der majestätischen Appianischen Straße weithin folgen. Wie alle träumerischen Seelen liebte Tibull den fernen Horizont, und hatte auf seinem Hause eine Art Sternwarte bauen lassen. Diese schöne nnd geräumige Gallerie war mit wohlriechenden Gesträuchen umgeben, und selbst Mastixbäume und mehrere schöne Bäume Judäa's hatten auf der Terrasse des Hauses Wurzeln geschlagen, so das man von fern glaubte, man sehe einen aus den Wolken herabgekommenen, ganz von Blumen und Blättern erfüllten Garten. Hier war es, wo der Besitzer oft bei Mondesschein von Liebe und von Poesie, dieser zweiten Liebe, träumte; auf dieser luftigen Gallerie speiste er auch zuweilen mit seinen Freunden.

An dem Abende, von welchem wir sprechen, ließ er die seltensten und wohlriechendsten Gewächse dahin bringen, und im Laubwerk geschickt angebrachte Lampen gossen über den Saal von Blättern und Blüthen ein sanftes Licht aus. Die Tafel war mit ausgesuchten Gerichten und mit hohen Pyramiden von Früchten besetzt. Die Amphoren waren gefüllt, und die Schalen mit Myrthe und Jasmin bekränzt. Doch alle Plätze waren noch leer.

Tibull erwartete seine Gäste in einem untern, prächtig verzierten Saale, in seiner Tunica mit auf den Rücken gelegten Armen auf und nieder gehend, und zuweilen plötzlich stehen bleibend, wie einer, der von plötzlichen Erscheinungen gequält wird. Oft erhob er die Hand zum Gewölbe des Saales, murmelte zwei oder drei unzusammenhängende Worte, zuckte mit einer schnellen Bewegung die Achseln, und begann seinen Spaziergang von Neuem. Die Sclaven, welche im Dienste vorüberjagten, sagten unter einander:

»Sollte der Herr einen Proceß haben, der morgen verhandelt werden soll?«

»Oder,« sagte ein Anderer, »bewirbt er sich um ein Amt? Jetzt ist die Zeit der Comitien —«

»Nein,« entgegnete ein Dritter, »er strebt nach einer reichen Erbschaft, und beschwört die Laren des mit dem Tode Ringenden —«

»Ihr kennt ihn wenig,« fügte ein Vierter hinzu; »er träumt von Liebe, und die Eifersucht quält ihn in diesem Augenblicke.

Aber nicht einer sagte die Wahrheit: Tibull machte Verse. Als Eutychus vorüber ging, schlug ihn sein Herr leicht auf die Schulter, er fuhr fort, seine wohlklingenden Wörter zu ordnen, und lächelte seinem geliebten Freigelassenen zu, welcher ihm die Hand küßte. Da traten zwei Fackelträger ein, und hinter diesen schritt der Senator Sylanus majestätisch einher. Tibull grüßte ihn mit der ihm eigenthümlichen Anmuth, und Sylanus,

dessen Gesicht einem aufgeblühten scharlachrothen Granatapfel glich, und der die Hände auf seinem ungeheuern Bauche gefaltet hatte, begann mit einem Lächeln:

»Ueberall, wo man mich erwartet, komme ich zuerst.«

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Policei-Styl.

In einer neu angelegten öffentlichen Promenade um die Stadt N. hatte die dortige Policeibehörde einen Pfahl mit einer Tafel errichten lassen, auf welcher sich eine Anzeige wegen Untersagung und Bestrafung aller Beschädigungen dieser neuen Anlage, mit dem Zusatz, daß: »dem, der den, der die, das obige Verbot enthaltende Anzeige abreißen sollte, anzeigen würde, eine angemessene Belohnung von ihr versprochen werde« angeschlagen befand. Als aber dennoch diese Anzeige bald darauf abgerissen worden war, so erließ sie nunmehr folgende Bekanntmachung:

»Dem, der den, der die, die, die den das Schöne und Gute bezweckenden, bürgerlichen Gesetzen zuwider handelnden Beschädigern der jungen, der jungen Muthwilligkeit ausgesetzten, Bäume der neuen Anlage erwartende Strafe anzeigende, Anzeige abgerissen hat, anzeigt: wird hiermit angezeigt, daß er: für des Namens des Abreißers des Anschlags Nichtverschweigen, mit seines Namens Verschweigung eine der, den Bürgern, denen die Verschönerung der Stadt sehr am Herzen liegt, sehr am Herzen liegende Wichtigkeit der Sache, die die, der, die Moralität selbst, verletzende Verruchtheit angemessene Strafe erhalten soll; angemessene Belohnung, von der, von der von der mit höchster, und mit höchster Achtung verbundenen, Liebe für unsere gute Stadt erfüllten, Regierung ausgesetzten Commission, die, die, die der Stadt Wohlfahrt befördende Ordnung erhalten soll, erhalten soll. Zugleich wird hiermit von Neuem, das, daß das, das muthwillige Beschädigen der Bäume der neuen Anlagen der neuen Promenade, betreffende Gesetz selbst sehr streng ist, für den, dem der, der den Unfug verübte, bekannt ist, ihn aber nicht bekannt macht, hiedurch bekannt gemacht; wonach sich Jeder, jeder, jedesmal höchst strafbaren, Unordnung sich gewiß schämende Bürger, der gewiß wünscht daß man alle die die, die die Ehre der Stadt befleckende Pöbelhaftigkeit, für die, für die, für das Vergnügen guter Bürger abzweckende Schönheit unserer, unserer Obhut anvertrauten, Stadt, getroffenen Einrichtungen keinen Sinn zu haben haben, mit aller Strenge richten möge, richten möge!«

Julius Schütz.

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Aber welches Glück, wenn man in dieser bewohnten Wüste einen Mann feiner Lebensart, oder eine schöne, liebenswürdige Pariserin trifft! Dann sieht man, daß es in der Welt noch Leute gibt, die nicht englische Landstreicher sind; dann ist man im Begriff, mit Tankred zu singen: O patria! Daher kommt es, daß man in Dieppe schnell zwischen Frankreich und Frankreich Freundschaft geschlossen hat. Ueberall suchen und rufen einander die Franzosen, erkennen, bewundern sich einander. Nie liebte man so seines Gleichen! Nie fühlte man sich so glücklich, sich zu sehen und wieder zu sehen. So errichtet man Altar gegen Altar; so verstärkt man sich gegenseitig gegen den Engländer, und antwortet seinem Geschrei durch Lachen, seiner so traurigen Freude durch aufrichtige Lustigkeit, seinem wilden Appetit an der Wirthstafel durch manchen eleganten und gewählten Schmaus im Austernpark, seiner Liebe zum Biere und zum Cider durch einige Gläser Champagner, dieses französischen Weines, der beim ersten Knall den Franzosen erkennt, und, bebend vor Freude, ihm dankt, daß er ihm den Schmerz erspart, die Meerenge zu passiren. So haben wir Franzosen in Dieppe Altar gegen Altar errichtet, Frankreich gegen England, Lustigkeit und gute Laune gegen Langeweile und Traurigkeit, Champagner gegen Cider. Es lebe die Freude! Aller Vortheil ist auf unsrer Seite.

Folgendes trug sich eines Abends auf dem Damme zu, als die untergehende Sonne einen Schleier von Gold und Azur über das Meer breitete.

Ein Mann schritt schweigend einher, mit entblöß'tem Haupte und andächtigem Wesen. Alles wich ihm aus, aus Theilnahme und Ehrfurcht. Jedermann richtete die Blicke auf ihn, und Niemand schien ihn zu sehen. Es war der schönste Kopf, den es auf der Welt geben kann, da Lord Byron nicht mehr lebt. Sein großes, schwarzes, feuriges Auge schweifte über die unermeßliche Fläche des Meeres; sein lockiges, weißes Haar flatterte um seinen Kopf; es war das größte Genie Frankreichs, es war Herr von Chateaubriand, auf den die Seeleute des Hafens mit eben so großer Rührung sahen, wie er das Meer betrachtete. Selbst die Engländer waren bei dem Anblick des großen Dichters Frankreichs bewegt.

Seht, das ist der Ruhm! Selbst den rohen Matrosen, der nicht lesen kann und doch den Namen des Gefeierten kennt; durch die bloße Gegenwart Aller Augen mit Thränen füllen, Aller Herzen rühren, sollte das nicht der Ruhm seyn?

Nein, das ist noch nicht der Ruhm. Der Ruhm besteht darin, daß man sich sagen kann, wie Herr von Chateaubriand: Jetzt ertheile ich der Welt durch meine Schriften die größten und heilsamsten Lehren der Philosophie und der Moral; jetzt schaffe ich die Freude und das Glück des häuslichen Heerdes. Jünglinge wie Greise neigen sich vor mir, wie vor ihrem Herrn; das kleinste Kind lernt in meinen Schriften den Namen Gottes buchstabiren. Jetzt läßt die ganze Welt mir die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ich mein ganzes Leben hindurch nur Worte der Liebe, der Keuschheit, der Hoffnung gesprochen

habe. Jetzt kann ich sterben, denn ich habe die Treue bewahrt; und ich sterbe gesegnet, beweint, geehrt; — seht, das ist der Ruhm!

Sie sehen wohl ein, daß Herr von Chateaubriand in Dieppe nicht allein war. Wo Herr von Chateaubrind ist, sind gewiß seine Freunde nicht fern. Madame Recamier begleitete ihn, und folglich auch Herr Ballanche. Merkwürdige Dreieinigkeit, Poesie, Freundschaft, Philosophie, der Blitz und das Gewölk, welche auf demselben Grunde erscheinen. Das Leben der Madame Recamier ist in der That ein schönes Leben. Bei allen Stürmen hat sie die Freundschaft aus dem Schiffbruche gerettet, den Geist der Innigkeit, unter allen Arten des Geistes die schwerste und seltenste, den Geist, der nicht ein Geist der Bücher, noch der Revuen, nicht der Prosa, noch der Verse ist. Zu Madame Recamier haben sich, wie in ein friedliches, unzugängliches Heiligthum, einige ausgezeichnete Männer geflüchtet, welche der Anbetung der Menge überdrüssig waren. Welches Glück für Madame Recamier, so ihre kleine Hand Herrn von Chateaubriand gereicht zu haben, so oft das Ungewitter ihn überraschte! Aber welch' unschätzbares Glück auch für Herrn von Chateaubriand, so eine treue, aufmerksame, geduldige, stets bereitwillige, nie niedergeschlagene, nie durch das Unglück ihrer Freunde, welches auch das ihrige ist, entmuthigte, nie auf die Erfolge derselben, welche auch die ihrigen sind, stolze Freundin gefunden zu haben!

Wenn eine von Natur elegante Frau irgend wohin kommt, wäre es auch in das schlechteste Wirthshaus von Dieppe, so ist ihr erster Gedanke, die Wohnung, welche sie inne haben soll, so gut als möglich zu schmücken, wäre es auch nur auf vier und zwanzig Stunden. Bald wird das Zimmer, das eben erst noch so traurig und erbärmlich war, mit geringen Kosten und wie durch Zauber verschönert. Der Eigenthümer selbst würde es kaum wieder erkennen, so sauber, glänzend, wohlriechend und wohnlich ist es. Was eine Dame von Welt für ihr Gasthofzimmer thut, das thut Madame Recamier sicher für ihren Salon. Kaum ist sie an einem Orte angekommen, so ordnet sie ihre geistreiche Unterhaltung, ihr freundschaftliches Geplauder, ihre literarischen Entdeckungen; man sollte meinen, es habe sich für sie nichts verändert, und sie habe aus so großer Entfernung ihren Salon der Abbaye-aux Bois hierher verlegt. Herr Ballanche befindet sich in seinem gewöhnlichen Winkel, wie eines der alten so theuern Möbel, von denen man sich nicht trennen kann; Herr von Chateaubriand findet seinen gewöhnlichen Platz wieder, den schönsten und ehrenvollsten. Madame Recamier richtet sich so gut als möglich auf dem harten Sopha von Utrechter Sammt ein, und befindet sich hier eben so wohl, als wäre sie noch halb liegend auf ihrer Bergère. Moses, Elias und der Dritte haben ihre Zelte aufgeschlagen, und nun beginnt ihr tägliches Fest, welches sie selbst in Dieppe begehen. Während die Engländer um das Heiligthum herum schwärmen, wird es im Innern des Heiligthums hell; das Buch wird sorgfältig aus dem Kästchen gezogen, das minder prächtig, aber nicht minder kostbar ist, wie das, welches die Werke Homer's enthielt, und die Lectüre der Memoiren des Herrn von Chateaubriand beginnt; eine große und heilige Lectüre, mit den Erinnerungen des Dichters geschmückt. Jede neue Seite dieser Geschichte, welche die größte Geschichte unseres Jahrhunderts seyn wird, wird den auserwählten Seelen übergeben, welche hier durch das heilige Vorrecht der Freundschaft die Ersten sind. So wurde auch in Dieppe die Lectüre der Memoiren des Herrn von Chateaubriand fortgesetzt. Ist dies nicht eine rührende Art, groß zu bleiben? Es ist dies ein großes Vorrecht, welches diese besondere Gesellschaft sich zu erwerben und bei der völligen Aufhebung aller Vorrechte zu bewahren wußte. Bei seinen Vorlesungen ist nun Herr von Chateaubriand bis zur Geschichte der hundert Tage gekommen. Nun mißt er sich mit Buonaparte Leib gegen Leib; er bleibt der verblendete Richter des furchtbaren Richters, der Chateaubriand so schlecht begriff. Eine blutige Zeit, des Mißgeschicks und der Siege, blutiger Niederlagen und unvermutheter Rückkehr, wie Bossuet sagt; ganz Europa ist in Bewegung, um das undurchdringliche Geheimniß zu erfahren, welches Frankreich unbesieglich machte. Jetzt treten alle Principien, welche so lange bekämpft wurden, und welche der Kaiser als ein Hinderniß seines Marsches beseitigt hatte, wieder hervor an das Licht, und die erste Stimme, welche ertönt, sie auszusprechen, ist die Chateaubriand's. Wie mächtig war damals diese Stimme, und wie bewegt und aufmerksam war Frankreich, als es den Verfasser der „Märtyrer" zum ersten Male von den Bourbons und von der Charte, von der alten Familie des heiligen Ludwig's, und zugleich von der Freiheit dieser neuen Eroberung sprechen hörte! Da sah man auf beiden Seiten, was ein einziger Mensch über das Geschick der Reiche vermag: auf der einen Seite Buonaparte ganz allein, der aus dem Exil zurückkehrt, schnell wie der Adler, welcher in Kreisen bis zur Spitze von Notre-Dame fliegt; auf der andern Herr von Chateaubriand ganz allein, den Völkern die Ankunft des Hauses Bourbon verkündend.

(Fortsetzung folgt.)

Cordelia.

Sie trennte sich vom ersten Ehegatten,
Um eine gnäd'ge Frau zu seyn;
Allein bald ging in's Reich der Schatten,
Der Herr Gemahl, der Gnäd'ge, ein.
Kein Sprößling ist zurückgeblieben,
Denn das ästhet'sche Ehepaar
Allein an Büchern fruchtbar war,
Die um die Wett' es stets geschrieben,
Bis mit der Hipp' der Unbarmherz'ge kam,
Und aus der Hand dem Mann die Feder nahm.
Jetzt muß allein sie nun das Handwerk üben,
Sie jetzt, in ihrer Abgeschiedenheit,
Da sie des Sel'gen salbungsvolles Schwatzen,
Wie sonst nicht mehr erheitert und zerstreut,
Ein halbes Dutzend feister Katzen
Zum Zeitvertreib in ihrem Zimmer hat.
Ihr Liebling ist ein wohlgenährter Kater,
In seinem Aeußern gleicht er einem Pater,
Und aus den Augen spricht der Diplomat.

X.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 204. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 25. August. **1836.**

Tibull.

(Fortsetzung.)

Ein junger griechischer Sclave, welcher an Tibull vorüberging, sagte mit leiser Stimme:

»Nichts ist so gewandt, wie ein ausgehungerter Elephant.«

»Was sagte dieses Kind?« fragte die ungeheuere Person.

»Daß Niemand die Toga mit mehr Anstand trägt, als Du, Sylanus.«

»Deine Diener haben alle Geist,« erwiederte der Senator, »und verstehen es wohl, sich achtungsvoll auszudrücken. Die meinigen sind dumm und grob. Ich soll einen schönen Sclaven aus Alexandrien bekommen; es ist ein Syrier von Geburt*); er kann den Bart in einem Augenblicke scheren, ohne auch nur die Haut des Gesichts zu berühren; und dann besitzt er noch tausend kleine gefällige Talente. Ich habe dreitausend Sestertien für ihn bezahlt. Ist das für die gegenwärtige Zeit zu theuer?«

»Kann es etwas geben, was zu theuer und zu kostbar wäre für die Perle der Senatoren? Denn die Frauen Roms haben ihm diesen Namen gegeben.« —

»O mein Freund! Schmeichelst Du mir auch nicht?«

»Man schmeichelt nur Königen, schlechten Dichtern und seinem Feinde.«

»Ich bin, Dank sey es den Göttern, keines von dem Allen. Wen hast Du diesen Abend bei Dir zu Tische, Tibull, mein Dichter, Tibull?«

»Alle unsere Freunde.«

»So ist Dein Haus so groß, wie das **Forum romanum**?«

»Ach, Sylanus, wenn Du schon vor dem cretischen Weine spottest, so wirst Du nachher lästern.«

»Undankbarer! Du kennst meine innige Freundschaft. — Wir werden cretischen Wein trinken, sagst Du?«

»Achtjährigen Wein. Er stammt aus der Zeit Deiner Verheirathung, Sylanus.«

»So muß er vortrefflich seyn. Ich bin so glücklich! Ach, was für ein Weib habe ich mir genommen! Es ist Juno und Minerva in einer Person, die Treue und die Keuschheit selbst. Sie verabscheut Dich, Tibull, und ich weiß nicht, weßhalb.«

»Das gereicht ihrer Tugend zum Lobe, Sylanus. O die würdige Gattin!«

In diesem Augenblicke erschienen zwei junge, mit Myrthen bekränzte junge Patricier, von denen sich einer auf des Andern Schultern stützte, beide schön, wie Kastor und Pollux, und gleich diesen durch brüderliche Freundschaft vereint. Ein Flötenspieler und ägyptische Sclaven gingen vor ihnen her.

»Seht,« rief Sylanus, »die Blüthe der römischen Jugend. Ich grüße Dich, den Griechen Theogenes, und Dich, den Lateiner Cornelius Pulcher, die beiden schönen Topase einer und derselben Armspange.«

»Und wir,« erwiederte Cornelius, »neigen, nachdem wir unsern geehrten Wirth begrüßt haben, unsere Stirn vor dem gewichtigsten Mitgliede des römischen Senates.«

Sylanus runzelte die Stirn, da er ungewiß war, in welchem Sinne er das Wort gewichtig nehmen sollte. Sein Bauch machte ihn oft verdrießlich. Da meldeten die Sclaven die Ankunft neuer Gäste, und es kamen acht bis zehn, immer Einer mehr von Wohlgerüchen duftend, wie der Andere, und Alle mit weißen, meist mit Purpur oder goldenen Fransen besetzten Tuniken bekleidet. Es waren der Consular Publius Metellus; der Philosoph Nicanor; der junge Apollonius, schön, wie sein Name; Euphrates, ein Verwandter des Tigranes, Königs von Armenien; Scipio, ein junger Mann von edler Herkunft

*) Die Römer schätzten die syrischen Sclaven sehr hoch, weil sie für geschickter und verständiger galten, als die übrigen.

wie es je Einer war; der reiche Terentius, welcher mit Gewürzen beladene Schiffe von Alexandrien nach Messina sandte; Marcellus, der Cäsar um seines Namens willen, traurigen Andenkens, liebte; Pomponius Atticus, dessen Vater der Vertraute des Redners Cicero gewesen war; endlich Hortensius, ein junger Sybarit, nach Art der griechischen Frauen frisirt und an mehreren Zehen goldne Ringe tragend. Bei solchen Gästen mußte das Mahl fröhlich seyn. Jeder grüßte bei seiner Ankunft den Herrn, und antwortete auf einen von dem muntern Senator abgeschossenen Pfeil. Als der Freigelassene, welcher das Abendessen besorgte, mit seiner Ruthe versehen, Tibull meldete, daß seine Befehle vollzogen seyen, ergriffen alle Sclaven Fackeln; die Cymbeln-, Flöten- und Citherspieler, die mit Rosen bekränzten und mit Thyrsusstäben versehenen Tänzer schritten den Gästen voran, welche, Hand in Hand mit langsamen Schritten folgten. Sylanus und sein Bauch schlossen den Zug, beide von ligurischen Sclaven unterstützt. Und von Zeit zu Zeit wendete sich der schöne Sybarit Hortensius um, und sagte mit lauter Stimme zu dem Senator:

»Muth, mein Kind! Du wirst die Sterne erreichen.«

Auf diese Worte erwiederte der umfangreiche Gast: »Hüte Dich, Weib, daß Du nicht Deine weißen Füße an den auf die Treppe gestreuten Rosenblätten verwundest.«

»Ach, Sylanus,« entgegnete der junge Mensch, »es gibt Rosen, welche gefährlicher sind, als Dolche.«

»Wache doch, mein Herz,« rief der Senator, »über Deine Gesundheit, Du bist die Wonne der Welt.«

»Das sind die Worte, welche Flavia Cornelia, Deine Gattin, sehr liebte.« —

»Was weißt Du davon?« fragte der glücklichste Gatte des Reiches; »was weißt Du davon, Hortensius? — Wer kann Dir diese Worte mitgetheilt haben?«

»Bei der Venus! Das läßt sich errathen,« versetzte der Sybarit, etwas erschrocken darüber, daß er seine Eitelkeit hatte sprechen lassen.

Tibull sah Hortensius an und legte einen Finger auf seine Lippe. Flavia verdiente alle Verschwiegenheit.

Die Nacht brach an, und schon hatten die Gäste sich gelagert, das gewöhnliche Festkleid angethan, und schon das Wasser von Aethiopiern in ihre Hände gegossen erhalten, als man Tibull eine Botschaft überbrachte; er wollte sie unter die Kissen seines Lagers legen, und erst nach der Mahlzeit antworten; allein seine Freunde und vor Allen Sylanus, baten ihn, die Zeilen zu lesen. Er löste das Band ab und durchflog folgendes Billet.

»Wir wünschen, Deine Gäste zu sehen. Erlaube uns, zu Ende des Mahles zu Dir zu kommen. Wir werden uns in einen nahen Saal begeben. Laß Alles so anordnen, daß uns der Anblick Deines Festmahles wird, ohne daß man uns erkennt. Dein Haus Tibull, Freund unseres Herzens, sey stets glücklich.«

Diese Worte waren nicht unterzeichnet, allein Tibull erkannte bald die Schrift. Seine Freunde erwarteten ohne Zweifel, daß er sie mit dem Inhalte bekannt machen würde. Er lächelte seinen Gästen zu, und bot ihnen in silbernen Schüsseln ausgesuchte Gerichte dar. Syrier (diese Lieblingssclaven) gossen in alle Schalen Falernerwein aus der Zeit des Consulates des Opinius *).

(Fortsetzung folgt.)

Julius von der Heyden,

genannt Emerentius Scävola.

Vor nicht langer Zeit haben mehrere unserer ästhetischen Journale einige sich sehr widersprechende Nachrichten über einen Schriftsteller mitgetheilt, der pseudonym aufgetreten, sehr bald anfing, das Interesse des Lesepublicums durch seine talentvollen Novellen in Anspruch zu nehmen. Die Ableitung seiner Anonymität wurde auf folgende Weise gegeben: E. S. habe nur einen Arm (Scaevola) und sey ein auf Pension gesetzter (emeritirter) preußischer Officier. Dagegen trat neuerlich ein Anderer hervor, welcher behauptete, diese Ableitung sey nur zum Theil richtig, denn E. S. habe zwei Arme, wie jeder andere Novellenschreiber. — Durch Mittheilungen eines Freundes sind wir in den Stand gesetzt, unseren Lesern folgende Notizen über diesen Lieblingsschriftsteller der neuern Zeit zu geben, welche sie als ganz authentisch ansehen können.

Julius von der Heyden, mit seinem Schriftstellernamen Emerentius Scävola, ist in Schlesien geboren und ungefähr 45—48 Jahr alt. Während des sogenannten Befreiungskrieges Officier in einem schlesischen Uhlanenregimente, wurde er in der Schlacht an der Katzbach durch den Hieb eines französischen Chasseurs dergestalt in den rechten Arm verwundet, daß er in Folge dieser Verwundung zum Dienste in der Armee unbrauchbar wurde, und hierdurch auf Pension gerechte Ansprüche machend, eine Civilversorgung als Postdirector, anfangs in Wriezen, später in Königsberg in der Neumark erhielt **). Kurz nach seiner Verwundung in der Schlacht an der Katzbach hatte sich seiner eine junge Dame des damaligen Frauenvereins angenommen, welche späterhin seine Gemahlin wurde. Es ereigneten sich in der kleinen Provincialstadt Königsberg mehrere zufällige äußere Umstände, die Herrn von der Heyden veranlaßten, sich allen geselligen Verbindungen zu entziehen, und den Entschluß zur Folge hatten, zurückgezogen ganz sich und den Musen zu leben, wozu die früher genossene Erziehung ihn außerdem antrieb. Das so angeregte Talent bildete sich immer mehr und mehr aus, und Herr von der Heyden trat nun bald mit seinen ersten ästhetischen Arbeiten öffentlich auf, jedoch unter dem Namen Emerentius Scävola und mit einer solchen Vorsicht, daß selbst seine nächsten Umgebungen

---

*) Falernum Opinianum.

**) Er hat also den Arm nicht verloren, sondern kann denselben nur nicht so brauchen, wie einen gesunden.

lange nichts von seinen Erfolgen in der Schriftstellerwelt ahneten, was durch seine Anstellung als Postdirector ihm leicht wurde. Es kann nicht geleugnet werden, daß die mißmuthige Stimmung, in die er sich durch oben angedeutete Verhältnisse versetzt sah, fortwährend in seinen literarischen Erzeugnissen sich ausspricht, ihnen jene düstere Farbe verleiht und ihren Auctor verleitet, Menschen und Leben nur immer von ihrer Schattenseite darzustellen, wodurch er sich, vielleicht unvermerkt und unbewußt, zu dem Geiste der neuern französischen Romantik hingeneigt hat, und so in die Kategorie eines Balzac, Janin oder Sue getreten ist.

Aus der Periode seiner kurzen schriftstellerischen Thätigkeit nennen wir zuerst die »Erbsünde« und »Lea Rosa,« beides Nachtstücke; ferner »Leonide,« mäßiger gehalten und wohl das vollendetste seiner Werke. »Andronikus« heißt sein neuester Roman. Weit mehr Werth, als vorgenannte seiner Hauptwerke, haben seine kleinern, meist in Taschenbüchern und Journalen zerstreut. So z. B. in der Urania: »Es wiederholt sich nicht Alles im Leben,« im neu-französischen Geschmack, wo der Leser fortwährend in folternder Spannung gehalten wird. Die Mitternachtzeitung, der Phönix, der Berliner Freimüthige und Gesellschafter, ganz besonders aber das Königsberger Wochenblatt haben Beiträge von ihm aufzuweisen.

Der Charakter dieses Mannes erscheint demjenigen, der ihn nicht näher kennt, etwas finster und zurückstoßend; seine nähern Freunde haben aber jederzeit Anhänglichkeit, Offenheit, Biederkeit, so wie eine große Consequenz in Grundsätzen und Ansichten an ihm geschätzt. Ein hohes Ehrgefühl, durch seine Erziehung, seinen Stand und durch spätere Ereignisse in seinem Leben noch gesteigert, machen ihn abstoßend, verschlossen, und sein Umgang erstreckt sich daher nur auf wenige Personen. Seelenverstimmung und hieraus entspringende äußere Krankheitsformen haben ihn vermocht, eine längere Reise nach Italien und Griechenland anzutreten. Er hat deßhalb vor Kurzem Königsberg mit seiner Gattin verlassen, und wird jetzt die mildern Lüfte Italiens einhauchen. Möge er den Zweck seiner Reise erreichen, und einst heiterer gestimmt und neu gestärkt in sein deutsches Vaterland zurückkehren. Die Literatur kann dann noch manches Meisterwerk von diesem reifem Geiste in der Zeit der ungereiften Genies erwarten.

Der Teufel und der Pietist.

Vor Kurzem trat Herr Urian,
Auch wieder eine Reise an,
Zu besuchen einmal die Erde wieder;
D'rob ließ er sich auf dem Brocken nieder.
Doch wie erstaunt' er, — im deutschen Land
Er nirgend eine Herberg fand,
Seinen Namen nur nannt' man wie 'ne Mähr,
Und Jesuiten gab's nicht mehr!
Da machte der Teufel ein trüb' Gesicht:
„Man kennt und fürchtet dich ja nicht,
Glaubt höchstens noch an den lieben Gott,
Und treibt mit dir nur Kinderspott!"
Und wie er sich auf den Rückweg macht,
Da überrascht ihn einmal die Nacht,
Er erreicht ein Dörfchen beim Mondenschein,
Und kehrt zufällig beim Pastor ein;
Der heißt ihn im Namen Christi willkommen,
Da wird's dem Teufel schon ganz beklommen;
Doch faßt er rasch auf's neue Muth,
Und denkt, am Ende geht's doch noch gut!
Und wie er genossen Speis' und Trank,
Da setzt er sich still auf die Ofenbank,
Doch der Pfarr'r heißt ihn an den Tisch sich setzen
Und sich nun an geistiger Kost ergötzen;
Der Satan spitzt neugierig das Ohr;
Die letzte Predigt lies't jener ihm vor,
In welcher er klar es demonstrirt,
Daß wirklich ein Teufel noch existirt;
Da hält sich vor Freud' nicht Urian,
Und ruft: „Herr Pastor, Ihr seyd mein Mann;
Ihr habt mir wieder Hoffnung gemacht,
Daß nicht jeder Lump den Teufel verlacht!"
Und es schlossen die Beiden zur selbigen Stund'
Mit einander einen ewigen Bund:
„Daß von nun an gelte Keiner als Christ,
Der nicht glaubt, daß Hölle und Teufel noch ist."

H—s.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Halle, den 10. August 1836.

Es sind jetzt gerade volle hundert Jahre, daß der berühmte Hallesche, nachherige Frankfurter, Professor Alexander Gottlieb Baumgarten, in seiner anno 1735 hier erschienenen Schrift de nonnullis ad poema pertinentibus, zuerst die Idee einer neuen Wissenschaft, die er Aesthetica nannte, aufgestellt hat. Wie Er der Stifter, so wurde Halle die Geburtsstadt dieser Wissenschaft, die sammt ihrem von ihm bei ihrer Taufe hier erhaltenen Namen, seitdem bekanntlich in alle Literaturen und Sprachen der alten und neuen Welt aufgenommen worden ist, und bereits eine Unsumma von sie lehrenden Docenten, Schriftstellern und Büchern hervorgebracht, die Philosophie und Polemik mit einem völlig neu n und sehr wesentlichen Gebiet ihrer Forschungen und Streitigkeiten bereichert, und selbst auf das Leben und die Civilisation einen so bedeutenden Einfluß gehabt hat, daß sogar die Gevatter Schneider und Handschuhmacher jetzt auf ästhetische Bildung Anspruch machen. Die Halle'sche Universität hätte also wohl eine Feier des nunmehrigen goldenen Jubiläums dieser, von ihr in alle Welt ausgegangenen Wissenschaft be-

gehen sollen. Aber Halle ist überhaupt gegen dieses sein eigenes und berühmtestes geistiges Kind, das ihm selbst doch eine noch weit ausgebreitetere Berühmtheit, als sein Waisenhaus und seine Salzkothen verschafft hat, immer sehr undankbar gewesen, und besonders dadurch, daß es so wenig von ihm gelernt hat, weßhalb Schiller in seinen Xenien sagte, daß hier nur die Quellen Geschmack besäßen. In der That: welcher Reisender, der zum ersten Male nach Halle kommt, sollte, wenn er es noch nicht weiß, wohl glauben können: hier die Vaterstadt der Aesthetik zu finden! Seit ein paar Jahren ist aber doch nun wirklich Manches hier geschehen, wodurch Halle endlich angefangen hat, sich selbst, in dieser Beziehung Ehre zu machen. Indessen beschränkt sich dasselbe bis jetzt nur auf einiges einzelnes Schöne in der Musik, Malerei und Baukunst. Denn die Poesie will hier immer noch nicht aufkommen, und ein wahrhafter Dichter, der aber „nicht in dem Thal geboren" nämlich Fouqué, ruht hier blos auf seinen Lorbeeren aus. Für die Tonkunst aber wirkt unser theoretisch und praktisch um sie hochverdienter akademischer Musikdirector Herr Dr. Naue fortwährend mit einer so unermüdlichen und uneigennützigen, ja selbst aufopfernden Thätigkeit, daß es ihm fürwahr nicht nur alle hiesigen Musikfreunde, sondern auch alle patriotischen und namentlich für die ästhetische Ehre ihrer Stadt interessirten Hallenser nicht genug danken können. Außer den drei großen Musikfesten, die er bekanntlich in den letzten zehn Jahren hier, mit einem bedeutenden Zuschuß aus seinen eigenen Mitteln, veranstaltet hat, welche so zahlreiche fremde Tonkünstler und Dilettanten hieher zogen, und in ganz, wie selbst außer Deutschland, einen wohlverdienten Ruf erlangten, haben wir ihm alljährlich mehrere der trefflichsten Concerte und Kirchenmusiken, so wie erst ganz kürzlich wieder, zu der, von der Universität mit einer Rede und der Bürgerschaft mit Schmäusen, Bällen und Feuerwerken begangenen Feier des diesjährigen Geburtstages Sr. Majestät unsers allverehrten Königs, der sich unserem Halle seither so gnadenvoll erwiesen, daß er der Stadt 30,000 Thlr., der Universität zu ihrem neuen Gebäude 60,000 Thlr. und zu ihrem Erwerb des Mekel'schen anatomischen Cabinets 25,000 Thlr., den Franke'schen Stiftungen 30,000 Thlr. geschenkt hat, eine große religiöse Musikaufführung (seiner eigenen schätzbaren Composition der Maaß- und Krummacherschen Cantate „Gott segne den König" und der Himmel'schen von Mahlmann's Vater Unser) zu verdanken. Neben ihm geben auch der hier privatisirende Herr Musikdirector Schmidt, ein sehr braver Violinist und seine Gattin, eine ausgezeichnete Sängerin, die Hr. Laube, als er noch die Zeitung für die elegante Welt redigirte, darin einmal zu einer „Frau Felix meritis" (an welchem bekannten Institut zu Amsterdam sie nämlich früher Sängerin war) spaßhaft genug machte, uns jeden Winter ebenfalls wahrhaft künstlerische Concerte, so wie oft auch mehr oder minder berühmte hier durchreisende Virtuosen, wobei das wackere Orchester des Herrn Stadtmusikus Taubert, und die fleißige Theilnahme vieler talentvoller Dilettanten und Dilettantinnen bestens zu Statten kommt. Um so mehr aber ist das leider noch immer fortdauernde Mißverhältniß zwischen den Herren Naue und Schmidt zu beklagen, denn in der Kunst gilt wahrlich das divide et impera nicht, da sie im geradesten Gegentheil nur durch den innigsten künstlerischen Gemeingeist am wirksamsten gefördert wird. — In der Malerei hat unser Halle zwar selbst noch immer keinen Künstler, wohl aber nunmehr eine jährliche Kunstausstellung, in Folge des herrlichen preußischen Künstler-Vereins, aufzuweisen, welche viele der trefflichsten Werke unserer jetzt lebenden deutschen Meister auch uns zur Anschauung bringt. Ueber die letzte im Mai dieses Jahres enthält das Kunstblatt zum Morgenblatt (im diesjährigen Juni-Heft) vom Hrn. Dr. Lucanus in Halberstadt, von wo sie nach Halle kam, einen so ausführlichen und kunstkenntnißreichen Artikel, daß ich hier nur darauf zu verweisen brauche. — In der, mit Fr. Schlegel zu reden, gefrorenen Musik der Baukunst ist Halle seither mit mehreren neuen öffentlichen und Privatgebäuden bereichert worden, (als dem neuen Universitäts- und Packhofs-Gebäude, dem jetzt angefangenen neuen Schauspielhause und mehrerern neuen Stadt- und Gartenhäusern) die aber doch alle mehr gegen den Frost als für die Harmonie eines wirklich guten architektonischen Geschmacks ausgeführt und von unserm ewigen Salzkothendampf und Braunkohlenrauch und Staub bald eben so eingeräuchert und eingeschmutzt seyn werden als alle andern. Unsere sogenannte neue Promenade liegt noch im Argen, und leider haben wir auch nicht einmal eine alte. Unser sonstiges Leben und Treiben aber gleicht ganz dem Bilde unseres Stadtwappens, welches in einem beladenen Esel besteht, der auf Rosen geht.

Nachruf an A***.

So bist auch Du in's Heimathland gegangen,
Wo keine Sorge, wo kein Schmerz mehr ist;
Es hat der Tod von Deinen Rosenwangen,
Mit leisem Hauch das Leben weggeküßt.

O Dir ist wohl! — Du hast das Ziel errungen,
Zu dem uns Allen Gottes Stimme ruft;
Wir aber schau'n, von tiefem Gram durchdrungen,
Dir weinend nach in Deine kalte Gruft.

Nur Hoffnung an ein sel'ges Wiederfinden,
In unserm Schmerz um Dich uns Trost verleiht; —
Was Du uns warst, wird spät die Thräne künden,
Die Lieb' und Freundschaft Deiner Urne weiht.

Carl Jacht.

Anagramm.

Spornt Neugier Dich, mich auch zu seh'n,
So mußt Du nach den Norden reisen;
Mich sehend, wirst Du eingestehn:
Ich sey ein nordisches Athen,
Um meine Wissenschaft zu preisen.
Nimmst Du mein erstes Zeichen fort,
Um an das Tuch es anzureihen,
So schützet Dich alsdann das Wort
Stürmt ungestüm um Dich der Nord,
Wird's um Dich frieren, oder schneien.
Du bietst dadurch dem Winter Trotz,
Und manche Schöne wird's als Putz,
Als nützlich Angebind', erfreuen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 205. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 26. August. 1836.

Schöne Literatur.

Norddeutscher Frühlings-Almanach. 1836. Herausgegeben von dem Vereine der jüngern Berliner Dichter. Berlin 1836. In der L. W. Krause'schen Kunsthandlung. 12. 258 S.

Wollte Jemand einen Witz machen, so braucht' er nur zu sagen: „unter ein und zwanzig Dichtern, die zu diesem Almanache beigesteuert haben, ein Geist!" der verstorbene Ferdinand Weisse nämlich. Zwanzig Dichter! von denen, wenn ich ich nicht irre, zwölf das erste Mal auftreten. Nun behauptete man noch, es sey der Sinn für Poesie in der deutschen Jugend erloschen, unsere Literatur stehe tiefer als in ihrem sogenannten goldenen Zeitalter? Was gab, was zeigte uns das damalige Streben? ein Ringen nach Selbstständigkeit, nach Schaffen einer poetischen Sprache, nach Losmachen von den Fesseln fremden Einflusses. Und ward es erreicht? Wer kann, wer will es behaupten? Der Ausspruch der Göthomanen: „Goethe ist todt; mit ihm ist unsere Literatur geschlossen, wir haben nichts mehr zu erwarten," ist eben so unsinnig, als wenn man sagte: „die Blüthen fallen von den Bäumen, der Frühling ist vorbei, wir haben keine Blumen mehr zu erwarten." Wer die Glanzperiode unserer Literatur mit Goethe und Schiller als geschlossen ansieht, der leugnet ein Fortstreben des Zeitgeistes, ein immer weiteres Entwickeln, den Einfluß der Selbstständigkeit.

Unter allen Dichtern der früheren Periode war Bürger der Einzige, der die Ahnung einer nationalen deutschen Poesie hatte, denn alle Uebrigen, selbst Schiller nicht ausgenommen, litten entweder an kränkelnder Empfindsamkeit oder an zu idealem Griechenthum, Goethe's Genius war aber zu vielseitig, um eine Richtung fest im Auge behalten zu können, und er ist mehr der Dichter aller Nationen, als seiner Nation; weil er für die Welt in deutscher Sprache sang, hält Deutschland sich für die Goethe'sche Welt.

Schiller ist die Orgel, Goethe die Geige im Chore unserer Dichter.

Die nationalste Poesie, welche der Deutsche hat, ist die seiner Minnesänger, denn darinn offenbaren sich die Grundtöne des deutschen Gemüthes, hier umwindet der provencalische Klang seinen Schild mit Eichenkränzen; und wenn auch in den Meistersängern zu viel Gevatter Tischler und Meister Schuster an das Zunftmäßige erinnern, so ist ihre Poesie doch nicht das mit Seifenblasen spielende Kind unserer neuen Schule, welche sich an den Farben des Balles ergötzt, aber nicht einsehen will, daß der innere Raum leer und hohl sey.

Heinrich Heine, den man als den Stifter der neuesten Schule annimmt, was that er Anderes, als daß er die Minne- und Meistersänger in die Ironie unseres Jahrhunderts hereinzog, ihnen die wackern Bärte fein und sauber abschor, und sie dann in Gesellschaften als große Genies präsentirte? Er war die Schleifmühle der Lyrik, indem er jedem Gedichte eine epigrammatische Spitze gab.

Seine Nachahmer, zu denen man einigermaßen die Theilhaber vorliegenden Buches zählen kann, gingen noch weiter, indem sie Heine'sche Manier in der Mittwochsgesellschaft zu Berlin einheimisch machen wollten, aber den Heine'schen Geist den die ungereimten Gebrechen unserer Zeit in Reime und Verse gebracht hatte, übersahen. Wenn Heine in seinen Gedichten die Liebe ironisirt, so liegt es in dem Standpuncte, von welchem man die Liebe jetzt betrachtet; wenn er mit dem Gefühle wie mit einem Ball spielt, den man hoch hinauf wirft und bald in den Händen herumknetet, so ist diese Spielerei eben die verwerflichste Seite seiner Poesie, denn der Dichter soll in uns ein Gefühl erwecken, aber es nicht sogleich wieder durch einen Witz paralysiren.

Nur diese ist die wahre Poesie, welche den Zusammenhang des Lebens in seinen wichtigsten Momenten und Beziehung und der Ahnung des Höheren und Besseren rein auffaßt, Seyn und Werden in innige Verbindung setzt. Will man nun die Idee, die Richtung, die grundirte Leinewand, worauf die Bilder dieser jüngern Berliner Dichter gemalt werden, etwas näher be-

trachten, so ist es nicht der Gold-Grund worauf die alten Meister ihre, wenn auch etwas starren, so doch ausdrucksvollen Madonnengesichter malten; es ist das trostlose, negative Grau, worauf ein moderner Maler, ihm ganz gleich, ob er eine Landschaft oder ein süßes Mädchengesicht, besoffene Bauern oder etwas aus der heiligen Geschichte pinselt. Ich bemerke es wohl, daß mein Vergleich hinkt, indem das, was noch ganz unbestimmt ist, nicht selbst eine Richtung seyn kann, aber eben dieses Unbestimmte der Berliner Dichter, dieses in der Luft Herumhaschen, läßt sie nie zu jener Anschauung kommen, welche über den Dichter den Weiheglanz der Wahrheit ausgießt. Wir sind über jene Zeit hinaus, wo der junge Dichter nur in Idealen schwelgt, wo der Himmel sein Eigenthum war, und er die Erde, die traute liebe Erde vergaß, mit ihrem Duft und Schimmer, ihrer Freud' und ihrem Leid, mit Allem, was den Menschen an die Scholle kettet. Halte der Dichter dieses nicht für zu gering. Die Erde, das warme pulsirende Menschenleben ist das Reich der neuen, der jungen Poesie, ja man könnte es ihre Wiege nennen; und der Himmel ist dann die große Decke, die sich schützend über die Wiege breitet. Und was an diesem Himmel flimmert und sonnt und glänzt und glüht, das zieht der Dichter, wie ein nach Glänzendem haschendes Kind in der Wiege, gerne an sein Herz und lächelt und — weint. Die Erde ist ihm das Trauteste, hier lebt, liebt und stirbt er; von hier aus zieht er den goldenen Bogen der Dichtung in das Land der Träume, und läßt das Leben sich im Traume wiederspiegeln.

Die Anschauung der jungen Berliner Dichter ist einseitig und befangen. Ihre Poesie hat das Ansehen einer erbleichenden Herbstlandschaft, ihre Richtung die Monotonie der abgesungenen Liebe und eines obligaten Herzens. Ach! diese gebrochene Herzenspoesie, wie sehr verkennt sie ihren Standpunct! Als Byron sein blutendes Herz in Verse brachte, Heine die guten Minnesänger auf den Schleifstein der modernen Cultur zuspitzte, was war dieses Alles anders, als ein rythmisches Ankämpfen gegen Veraltetes? Daß sie die alten Dichter modernisirten, bewiesen neue Forderungen der jungen Zeit, daß sie im Modernisiren die Faunusmiene der Ironie anzogen, ihre Unzufriedenheit mit den jetzigen Zuständen zeigten ihren hoffnungslosen Kampf mit den Verhältnissen, den Stich der Natter unter dem Fuße des Jägers.

Von dem Allem ist bei den Berliner jüngeren Dichtern nicht viel zu finden, sie leben und singen ihre persönlichen Verhältnisse, Ansichten und Absichten, kehren nur in sich und bei sich und unter einander ein, lassen die Welt außer sich den gefälligen Gang gehen, übertäuben das Rauschen und Wogen des Zeitgeistes mit dem Klange der Champagner-Gläser und lauschen auf das Rascheln, Summen und Schwirren in den Blättern und Zweigen der Linde, unter welcher sie ihre wohlgeregelten Versammlungen halten. Sie gleichen dem Tauben, der neben dem Katarakt steht und nicht anders aussieht, als der welcher eine ruhige Landschaft am Morgen betrachtet; sie gleichen dem Blinden, der, ob es auch vor ihm von äußeren Gebilden wimmelt, doch den inneren Visionen nachhängt; sie gleichen Sonderlingen, die lieber nach dem Fernen als nach dem Nahen, die lieber zurück- als vorwärtsgreifen. Wessen hat sich die Dichtung, nach ihrem ersten und heiligen Lehrer-, Propheten-, Richter- und Gesetzgeber-Zwecke zu versehen? Was kann sich die jetzige Literatur, die aus allen Kleinigkeiten herausgerissen, emporgerissen, welche dem immer dringender werdenden Weltzwecke gemäß zu einer Autorität erhoben werden muß, vor der alle Pseudo-Autoritäten sich verbeugen und niederbeugen, — was kann die Literatur von solchen Gästen an ihrer Tafel erwarten? Statt alles Anderen, was hierauf von den Berliner Dichtern selbst geantwortet und entschuldigt werden könnte, komme die königliche preußische Concessionirung des Dichtervereines zum Vorschein. — Gut, begnügen wir uns denn mit ihrer Lust, die nicht viel höher reicht als bis zu einem glücklichen Liebesabenteuer oder einem idyllischen Tanz unter der Dorflinde; bleiben wir bei ihrer Wehmuth, die sich um ein liebegebrochenes Herzchen windet, während tausend große Herzen bluten, von ihnen aber nicht beachtet werden und schwölle das Blut zu einem Mississippi oder Maranhon an; beschauen wir ihren Schmerz, der sich nur über ein verfehltes Stelldichein verbreitet, während der Schmerz der Menschheit um tausend ihrer höchsten Güter für sie nicht vorhanden ist; bewillkommnen wir ihre Gutmüthigkeit und Launenhaftigkeit, die Satyre und Ironie nur bei den Fadaisen des Lebens duldet, während andere edle Seelen in tiefem Unmuth und eingeflößter Galle sich verzehren, sich verzehren, weil sie nicht das Sprachrohr finden können, das ihren Ruf weit genug in's Land, in die Herzen hinein trage; beurtheilen wir die Taubenhaftigkeit und Resignation der Pegnitzordenmänner mit taubenhafter Abstraction. Wir werden diesen Vorsatz um so treuer ausführen können, je mehr wir hier und da anzuerkennen haben und je weniger es uns darauf ankommt, unsere Worte zu Pfeilspitzen zu machen.

Die Mitglieder des Berliner Vereines lassen sich am Bequemsten in Bekannte und Unbekannte theilen. Zu den Ersten gehören F. Brunold Seine fünf Gedichtchen sind schmucke Dinger, hübsche Verschen, anspruchslose Bildchen von zierlicher Farbenmischung, obgleich in der Zeichnung kein neuer, kein überraschender Ductus auffällt. Unbedeutend ist sein: „Auf der Landstraße," gut und charakteristisch sein „In der Strandhütte," „im Städtchen," „Todesahnung," und seine „Seelieder." „Gedanke und Reim" läßt uns ein Kunststückchen des Dichters erkennen, und möge hier zur beliebigen Beurtheilung einen Platz finden:

„Will mir ein' Lied nicht werden,
So recht nach meinem Sinn,
Dann zieh' ich, wie im Traum
Durch Wald und Felder hin.

Dann hat, kehr' ich zurücke,
Sich Alles von selbst gemacht,
Als hätten Vögel und Blumen
Gedanken und Reim gebracht."

Ein zweiter ist E. Ferrand. Man kennt des Dichters Weise. Er hat schon vor mehreren Tribunalen der Kritik gestanden und keines hat ihm den Dichternamen gewehrt, keines ihm ein freundlich aufmunterndes Wort auf die fernere Laufbahn mitzugeben verabsäumt. Seine fünf lyrischen Gaben, die der Hauch der Innigkeit und Zartheit im Empfinden durchweht und mit dem Blüthenschnee der Natürlichkeit und Anmuth

überstreut, sind mit einem erzählenden Gedichte „die Brüder" vereint, welches in die Zeiten des Hussitenkrieges versetzt und vor der Feste Landwerth spielt — nicht ohne zu gefallen.

Ein Dritter ist Hugo Hagendorff. Mit diesem jungen Poeten hat es bei uns immer eine eigene Bewandtniß gehabt. Mochte uns dieses und jenes Gedicht von ihm auch nicht recht gefallen, sey es, weil es in Stoff und Behandlung zu unbedeutend, oder zu tändelnd und liebelnd oder sonst wie erschien, immer vermochten wir ihm nicht ein gewisses Interesse abzusprechen, ein Interesse, das uns endlich überzeugte, die Hagendorff'sche Muse sey ein leichtes, lächelndes, neckisches, tändelndes, aber natürlich empfindendes und sinnvolles Mädchen, das wohl auch recht ernste Augenblicke hat, also ein Wesen, dem Jeder gern seine Aufmerksamkeit schenkt, ja zuweilen eine höhere Huldigung nicht versagt. In dieser Ueberzeugung hat uns denn auch das diesmalige Erscheinen des in Polen geborenen, in Sachsen erzogenen und im Preußischen nationalisirten Dichters bestärkt. Seine Beisteuer ist ziemlich ernst ausgefallen. Wir finden alle Theile derselben ziemlich gelungen und zeichnen nur aus „Krank," „alte Lieder," „in der Heimath," „Abends," „der Blinde" und „Vive l'Empereur" (ein herrliches Gedichtchen, das früher in diesen Blättern einen Platz gefunden hat).

Ein Vierter ist Ludwig Koscarsky. Er ist am nächsten verwandt mit Ferrand's tiefblauäuziger, schwermüthig blickender Muse, und es gehört in der That ein schärferes Gehör dazu, die durch gleichem Anschlag der Saiten erzeugten Klänge beider Dichter zu scheiden, da sie meist oft nur unter anderem Titel und mit anderen Worten denselben Stoff behandeln. Sein „zum Postillion" hat uns durch seine naive Wendung recht angenehm angesprochen. Es lautet:

„Setz' ab das Horn von deinem Mund
Und ruh' ein wenig aus;
Wir fahren jetzt auf heil'gem Grund:
Vor meiner Liebsten Haus.

Sie schlummert noch in tiefer Ruh',
Auf seidenweichem Flaum;
Die rothgeweinten Augen zu,
Träumt sie noch süßen Traum.

Noch glänzt vom Osten her kein Licht,
D'rum fahre still vorbei,
Damit mein holdes Liebchen nicht
So früh schon traurig sey.

Und muß es doch geblasen seyn,
So blas' mein eignes Lied:
Daß es in süßen Melodei'n
Durch Liebchens Träume zieht."

Auch K. endet mit einem erzählenden Gedicht, an dem nichts als das Metrum schleppend wird.

Ein Fünfter und Sechster ist Hermann Marggraff und Rudolph Marggraff. Wir hatten schon manches Gelungene von diesem Brüderpaar kennen gelernt und lasen ihre Beiträge mit vieler Erwartung. Vielleicht ist sie daran Schuld, daß wir nicht befriedigt wurden, wenigstens nicht in dem Maße, daß wir damit ein weiteres Messen vornehmen möchten.

Ein Siebenter ist F. Niemann, ein Dichter, dem sich's frisch und lebendig von starker und wahrheitsliebender deutscher Brust lös't, der zu Höherem sich aufzuschwingen Flugkraft hat, dessen Humor den schneidenden Zugwind gleicht, dem es aber dabei nicht am zarten Sinne und Innigkeit des Gefühles fehlt, um neben seinen Freunden Ferrand und Andern herzugehen. Es zeigen dieß vor anderen seine „Kindheitsträume" und sein „an die Geliebte." Wie schön würde sein „deutscher Sang:"

„Und wann der Frühling gekommen,
Und linde die Lüfte weh'n;
Im Thal und auf den Höhen
Lautrauschende Sänger steh'n.

Und was die Welt entzücket,
Und was dem Himmel gefiel,
Was still ein Herz beglücket,
Lebt ihnen im Saitenspiel.

Und das aus der Welt verschwunden,
Der göttlichen Freiheit Wort,
In des deutschen Gesanges Kunden
Lebt es unsterblich fort.

Das ist ein Klingen und Singen
Die lauschende Welt entlang:
Es geht doch in deutschen anden
Nichts über den deutschen Sang!"

das Taschenbuch eröffnet haben!

Ein Achter ist A. Rebenstein. Seine Muse hat hier ein so schwermüthiges Gesicht, daß man eine besondere Eigenthümlichkeit nicht herauszulesen vermag. Furcht vor dem Mißlingen hindert uns am Versuch, und wir ziehen unsere Straße weiter zu der zweiten Classe, der der unbekannteren Berliner Dichter.

Hier treffen wir zuerst auf J. Felisch, dessen Meeridylle: „Schön-Aennchen" recht angenehm unterhält und dem Dichter zur Empfehlung gereicht; zweitens auf R. Heilmann, der von Rechtswegen in der ersten Kategorie hätte stehen sollen und bereits den Lesern in diesen Blättern durch die Besprechung einer herausgegebenen Gedichtsammlung bekannt geworden ist. Sein „Schneeglöckchen" glauben wir vor andern auszeichnen zu müssen. Drittens machen wir Bekanntschaft mit A. Hillert. In der That eine interessante Bekanntschaft! Man höre von ihm nur zuvörderst „die Stimmen der Vögel:"

„Ich muß hinaus! die Sorge plagt
Mich gar zu sehr — Zum Wald!
Meint Ihr vielleicht zur lust'gen Jagd,
Wenn's Waldhorn rings erschallt?

Vom Waldhorn nicht, vom Vogel d'rin
Kommt mir der schönste Klang;
Es zieht mich nach dem Walde hin,
Zu lauschen seinem Sang.

Hoch auf der Tann' die Taube girrt
Und rufet: „Gukeruh!"
Den Sinn hab' ich sogleich entwirrt,
Das Täubchen ruft: „zur Ruh!"

Darauf das Finkenweibchen schreit
Zum Männchen: „pink, pink, pink!"
Es kommt herbei, wär's noch so weit,
Das Wörtchen heißt: „mach' flink!"

Und wie ich horche hie und dort,
Hör' ich den Guckuk schrei'n,
Der spricht ein sehr vernehmlich Wort:
„Guck' in die Welt hinein!"

Was soll ich aber in der Welt?
Frag' ich — da ruft's: „piep, piep!"
Versteh' dich schon, mein kleiner Held!
Das heißt: „mein Freund, lieb', lieb'!"

Wen soll ich aber lieben? Sag':
Da ruft ein Pfau: „I—au!"
Nun wird's in meinem Kopfe Tag,
Er meint: „Nimm eine Frau!"

Sein „Röschen" und „stiller See" machen, neben den „drei Zechern" und dem „alten Fischer," daß man dem Dichter zu innigem Freundschaftsbunde die Hand reicht. Viertens begegnet uns A. Horwitz, und wenn uns bei ihm Manches als zu wenig neu und überraschend nicht gefällt, so sind es doch sein „Herbst" und „das rechte Lied," welche uns ohne Tadel vorüberziehen heißen. Fünftens ziehen uns bei W. Jäger „Ahnung," „zu viel," „Waldgrab" an, und gewinnen unseren Beifall, während ein Sechster, H. Julius, nur in dem Gedicht „die Braut" unsere Forderung befriedigt, und ein Siebenter, C. Jungnitz, unstreitig ein enthusiasmirter Verehrer der Ritterzeit und des Mittelalters, nur in der „Entführung," unseren Beifall davonführt. E. Leffon hat in den Gedichten: „das Edelwild" und „die Rückkehr" recht Gutes beigesteuert. J. Minding hat recht gut geformte Sonette geliefert, doch gestehen wir, daß Form und Reinheit der Reime uns im Sonett nur etwas, Gedanke und Gedankenstellung mehr sind, daß wir aber von diesem weniger, von jenem mehr fanden, und im Ganzen mehr ermüdet als erbaut wurden. Hr. Fr. von Sallet gibt in seinem Gedicht, „der starke Hakon" eine Simsoniade norddeutscher Art, ohne mit seinen übrigen Gesängen Ohren und Herz uns fesseln zu können. Leopold A. Schweitzer liefert in dem „guten Schutz" ein gutes Nachtstück und die „Scene aus dem Bauernkriege" sogar einen antiaristokratischen Anklang, den man um so lieber hier hört, je weniger man ihn erwarten konnte. Der Bauernkrieg ist hier, ganz der Geschichte gemäß, eine dem Adelsstolze und des Adels unerträglichen Bedrückungen entsprossene Hydra, die mit Rachelust ihre Häupter gegen die Feinde reckt und feurig-giftigen Odem speit. Es heißt der letzte Vers:

„Des Schlosses letzte Trümmer,
Sie fallen zusammen jetzt;
In (wohl besser: bei) des Brandes letztem Schimmer
Hat man den Ritter gehetzt.
Es quillt aus tausend Wunden
Sein Blut, sein Ritterblut:
Hast du die Bauern geschunden,
So schinden auch heut sie gut."

Wenn man auch die Diction nicht allzugut gewählt findet, so findet sich doch darin das Streben nach Prägnanz und conciser Bezeichnung. Unter dem Namen Aug. Sutor fanden wir zwei Gedichte von höherem Werth: „Der Orden" (sich an Hagendorff's „vive l'Empereur" anschließend) und „der Alte und sein Roß." Auch sein „Abschied" charakterisirt ihn als beachtenswerthen Lyriker. Endlich schließt den Reihen ein Verstorbener, Ferdinand Weisse. Seine 27 Lieder rechtfertigen vortrefflich die Absicht der Herausgeber, einen unbekannten Dichter, der von Natur und Bildung alle Rechte auf Bekanntseyn und Ruhm hatte, dem Publicum in einigen Reliquieen vorzuführen. Vielleicht, daß ein zweiter Jahrgang eine zweite Serie Weisse'scher Lieder bringt.

Zuletzt an den Berliner Dichterverein die wohlgemeinte Mahnung: nicht in Manier zu verfallen, nicht Alles über ein Maß zu messen, Ihre Dichtart nicht zur Stereotype zu machen, jede Monotonie zu meiden, nicht im einmal liebgewordenen Thema und in äußerem bequem gemachten Schema fortzuwerseln, um am Ende — Alle zu Einem zu werden. Es sind zu schöne Talente in ihm, als daß man wünschen könnte, sie untergrüben selbst aus Bequemlichkeit und Nachlässigkeit ihren Ruhm und leisteten der Welt mit ihren Kräften nicht, was sie zu leisten befähigt sind. In Bezug auf einen zweiten Frühlingsalmanach dürfte man wohl Einschränkung der reinen Lyrik, besonders der Liebeslieder, und dafür Erweiterung mancher andern Dichtungsfächer erwarten, damit der Leser leichter und freier nach seiner lyrischen oder epischen oder humoristischen ꝛc. Stimmung wählen könnte.

Die äußere Ausstattung verdient Lob.

Literarischer Beobachter.

[Der theatralische Areopag.] Die Abendzeitung ist jetzt mit aller ihrer Friedfertigkeit zur Veranlasserin eines Streites geworden, welcher das höchst Eigenthümliche hat, daß die Streiche der Streitenden alle auf den Gegenstand fallen, für und gegen welchen gestritten wird. Dieser Gegenstand ist die Direction des Leipziger Theaters. Die Abendzeitung aber warf den Zankapfel in ihrer Correspondenz aus Leipzig in Nr. 168, welche ein ziemlich eingeschränktes und motivirtes Lob Hrn. Ringelhardt's, des Leipziger Theaterdirectors, enthält. Hr. v. Alvensleben stellte dieses Lob in Nr. 120 der von ihm redigirten allgemeinen Theaterchronik als unverdient und unverdienstlich dar, forderte dessen Verfasser auf, sich öffentlich zu nennen und zu vertheidigen, wenn er nicht als Satellit Hrn. Ringelhardt's verachtet seyn wolle, und stellte endlich die Behauptung auf, es könne kein Literat für das Leipziger Theater, nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit, in die Schranken treten. Ohne diese Behauptung zu berücksichtigen, schrieb nun der Correspondent der Abendzeitung eine Antwort, in welcher er das von ihm Gesagte und nach seiner Meinung sehr wohl zu Verantwortende herausstellte, den Vorwurf der Satellitenschaft abwehrte und nachwies, wie er unter dargethanen Umständen eine Berechtigung habe, seine Anonymität zu bewahren und wie er dabei weder seiner Ehre noch der Sache Hrn. Ringelhardt's einen Schaden zufüge. Hr. v. Alvensleben druckte des Anonymus Antwort mit einigen eigenen Bemerkungen in der Theaterchronik, so wie ein sogenanntes Schlußwort des Anonymus zu den genannten Bemerkungen. Die Sache schien nun beendet, allein auf einmal kommt Hr. v. Alvensleben, wie der alte Ziethen aus dem Busch, mit einer neuen Kriegserklärung, in welcher er nochmals auf die Abendzeitung und deren unglücklichen Correspondenten provocirt, aber alle Welt, welche etwa Lust haben sollte, für Hrn. Ringelhardt zu turniren, in die Schranken einladet. Die Sache soll jedoch nicht mittelalterlich, sondern ächt classisch und mit ächt classischem Anstande, ohne allen modernen Lärm, abgemacht und deßhalb eine Art von Areopag errichtet werden. Herbei, ihr Ritter ohne Furcht und Tadel!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 206. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 27. August. **1836.**

Zeitschriften-Musterung.

Zeitschriften-Musterungen sind keineswegs, wie man vielleicht glauben machen möchte *), etwas Neues in der Literatur. Schon in der vor vielen Jahren in Leipzig von dem Dr. Kilian herausgegebenen Zeitschrift „Georgia" waren damit mehrere Blätter gefüllt. Damals war die Zahl der Zeitschriften gegen jetzt unverhältnißmäßig klein, mithin konnte man mehr in das Einzelne eingehen; dennoch unterzog sich der Herausgeber nicht ausschließlich einer solchen Musterung, sondern mehrere Mitarbeiter theilten sich darein. Jetzt, wo ihre Zahl Legion heißt, müßte, um Genügendes zu leisten, eine eigene Zeitschrift begründet werden. Welcher Verleger möchte aber die Hand zu einem solchen Unternehmen bieten? — Das Publicum auf das Gediegene, Geistreiche, Belehrende und wahrhaft Unterhaltende aufmerksam zu machen, wäre immer zu spät; an das Schale, Gehaltlose, Oberflächliche, Langweilige erinnern, hieße den Verdruß und die Langeweile erneuern. Träte demnach eine solche Zeitschrift wirklich an's Licht, so könnte man ihr als Motto empfehlen:

„Moutarde après dinée."

Aber man findet vielfältig in Zeitschriften, und gerade in solchen, welche sich mit literarischem Aristokratismus über andere erheben wollen, manches einer Rüge oder Berichtigung Bedürftige, hauptsächlich, wenn mit dem Tone der Arroganz etwas apodiktisch als unumstößliche Wahrheit verkündet wird, was keineswegs wahr ist, und Verbreitung von Irrthümern bei solchen Lesern befürchtet werden muß, die, zu schwach oder bequem zur eigenen Prüfung, durch kecken und zuversichtlichen Ton sich imponiren oder einschüchtern lassen. Auch hat sich wohl hier und da eine Clique gebildet, um sich wechselseitig zu loben, und die Nicht-Alliirten herabzuwürdigen, und als beschränkte Köpfe zu schildern.

Dagegen seine Stimme zu erheben, dürfte nützlicher für die Lesewelt seyn, als eine allgemeine Musterung der Zeitschriften, wo man, um nicht zu weitläuftig zu werden, gerade das, was einer Rüge oder Berichtigung verdient, unerwähnt lassen muß, oder doch nur flüchtig berühren kann.

Dazu sollten sich Mehrere, die sich nur dem Dienst des Wahren und Rechten, nach ihrer lebendigsten Ueberzeugung, gewidmet haben, vereinen. Sie seyen hierzu freundlich eingeladen *), und hier ein Anfang und Versuch gemacht. Es gilt, die Bahn zu brechen, mit des Sophokles Ausspruch:

Ψυχὴ γὰρ εὔνους καὶ φρονοῦσα τοὔνδικον
Κρείσσων σοφιστοῦ παντός ἐστιν εὑρετής. **) — O —

Gesellschafter.

Ein Herr A. Münde, oder wie er sonst heißt, macht im Gesellschafter folgende Glossen:

„Das Morgenblatt bringt ein Mailied, das mit folgenden Versen beginnt:

„Der Mai, der erste Mai ist da,
Mit seinen Wonnelüften,
Und Alles speis't Ambrosia
Und schwelgt in Blüthendüften."

Man möchte fragen: Ramler! bist du auferstanden?" — „In der Abendzeitung sagt eine Dichterin:

Himmelspalmen seh' ich wehen,
Dort, wo ew'ger Frühling blüht.

Es sagt uns keine Note, was Himmelspalmen für Gewächse sind, auch die Wissenschaft weiß nichts davon."

*) Namentlich scheint dieses die Abendzeitung zu thun, indem sie jedes ähnliche Beginnen eine Nachahmung nannte, die sie großmüthig nicht „wehren wolle."

*) Wir lassen die Einladung um so mehr gelten, je weniger auf die Länge der Zeit mit einer allgemeinen, nothwendiger Weise nur flüchtigen Besprechung ein wahrer Nutzen erzielt werden kann und drastische Mittel dabei angewendet, einen harten Kampf mit fremder Eitelkeit und Leidenschaft hervorrufen. D. Red.

**) Die gerade Denkart, welche stets das Rechte will,
Erforschet Alles leichter, als der schlaue Sinn.

Weit entfernt, diese vier Zeilen eines Mailiedes gegen Tadel in Schutz zu nehmen, denn die Wonnelüfte und das Speisen der Ambrosia verrathen hinlänglich, daß dem Verfasser dieser Verse kein Funke dichterischen Geistes beseelt hat; aber Herr Münde muß unstreitig Ramler nur dem Namen nach kennen, und keine Zeile von ihm gelesen haben, wenn er eine solche Querfrage mit einem ! macht.

Ramler hat nie ein Lied im leichten Ton gedichtet; nur Oden im strengen Sinne. So sehr aber auch oft die Reflexion vor dem Gefühl vorwaltete, so sind doch einige darunter, die ganz aus dem Herzen geflossen sind. Man lese nur seine Ode: an den Frieden. Niemand war ein strengerer Richter, als er selbst, gegen seine dichterischen Erzeugnisse. Er unterwarf sie einer sorgfältigen Prüfung und Feile. Er achtete seine Zeitgenossen und sich selbst zu sehr, um einen jeden, so zu sagen, aus dem Aermel geschüttelten Vers drucken zu lassen. Bei so vielen Dichtern, im weitesten Verstande des Worts, die jetzt gleich Alles drucken lassen, was sie flüchtig auf das Papier hinwarfen, könnte man mit mehrerem Rechte fragen:

Ramler! schläfst Du?

Was die Bemerkung über die beiden Zeilen aus einem in der Abendzeitung abgedruckten Gedichte betrifft, so hat Herr Münde dadurch der Welt den unumstößlichsten Beweis geliefert, daß ihm auch nicht die kleinste Befugniß zusteht, über etwas, das zum Gebiete der Dichtkunst gehört, ein Urtheil zu fällen. Wer zu jedem Bilde in der Poesie eine Note verlangt, für den ist das Reich der Dichtkunst und der Phantasie auf immer verschlossen, und wenn die Wissenschaft (welche?) nach der Versicherung des Hrn. Münde, nichts von Himmelspalmen weiß, so würde ihm jeder wohlunterrichtete Schulbube und Gärtnerbursche, wenn er ihn darüber befragt, belehrt und ihm gesagt haben: Himmelspalmen sind solche, welche jenseit des Grabes in der Region der Seligen wachsen; und da die Palme das Sinnbild des Friedens ist, so hat die Dichterin nur damit bildlich andeuten wollen, daß dort ein ewiger Friede herrschen wird.

Wie kann ein Redacteur, der sich selbst mit Versemachen abgibt, solchen Ausstellungen einen Platz in seiner Zeitschrift einräumen, die weder Geist noch Herz verrathen.

Conversationsblatt.

Im Berliner Conversationsblatt findet man einen Aufsatz, überschrieben: „Die entdeckten Spitzbuben," worin der Verfasser versucht hat, die Hegel'sche Philosophie zu einer Anekdote, Novelle, Criminalgeschichte — denn was es eigentlich seyn soll, läßt sich nicht bestimmen — zum Grunde zu legen. Eben so wenig weiß man, ob er diese Philosophie persifliren soll oder nicht, denn nach den Versen zu urtheilen, die der Held dieser kleinen Scene unter dem Galgen, an welchem zwei Spitzbuben aufgeknüpft sind, singt, gewinnt es das Ansehen, als ob dem Verfasser Persiflage und Ironie ganz fremd sind. Aber welche Reime, wo der Stoff so schreff, so undichterisch, so gemüthlos ist! Hätte sie der Wirth singen hören, bei welchem, nach diesem Aufsatze, die beiden Spitzbuben verhaftet worden, so würde er gewiß ebenfalls gesagt haben: „ich hab's halter für uhnsinnige B'scheitigkeit g'halten."

Dänische Novellen.

Eine sehr ausgezeichnete Erscheinung in unserer, jetzt kaum mehr übersehbaren Romanen- Erzählungs- und Novellen-Literatur, sind die:

Novellen vom Verfasser einer Alltagsgeschichte, aus dem Dänischen von W. C. Christiani. Erster Band, Leipzig 1835. 348 S. 8. *)

Der geist- und phantasiereiche Dichter derselben, trat zuerst damit in einer Kopenhagener Zeitschrift „Kiöbenhavns flyvende Post" (Kopenhagener Schnellpost) auf, welch vom Professor Heiberg daselbst besorgt wird, der später auch eine Sammlung dieser, wie mehrere noch nicht gedruckten Novellen des ungenannten Verfassers herausgegeben hat. Diese Sammlung fand in Dänemark eine so außerordentliche Theilnahme, daß schon im vorigen Jahre eine zweite Auflage davon erschien, von der Christiani nun hier begonnen hat, eine deutsche Uebersetzung zu liefern, die eine so musterhafte ist, wie man sie von ihm, als dem trefflichen Uebersetzer des König Erick und der Geächteten des berühmten dänischen Dichters Ingemann, schon nicht anders erwarten konnte. Zugleich aber hat er auch durch erläuternde Anmerkungen überall da, wo sie nöthig waren, dafür gesorgt, daß dem deutschen Leser viele ihm unbekannte Localitäten in diesen Novellen, indem der Verfasser sie alle in und um Kopenhagen spielen läßt, nicht bei dem Genusse derselben, störend entgegentreten. Hr. Christiani hat sich daher durch diese eben so treue, als durch Klarheit und Anmuth des erzählenden Styls ausgezeichnete Uebertragung, ein wesentliches Verdienst um diese Gattung unserer schönen Literatur erworben; denn die genannten Novellen sind nun auch eine wahre Bereicherung der deutschen wie der dänischen Belletristik. Ihr noch immer unbekannter Verfasser kann auch in Betreff dieses langen Incognitos der Walter Scott Dänemarks genannt werden, wie er an Phantasie, Gemüth, Menschenkenntniß und Darstellungskunst seinem berühmten britischen Vorgänger zu vergleichen, in Hinsicht auf poetische Erfindungskraft aber wohl noch über ihn zu stellen ist. Denn alle seine Dichtungen sind wirklich solche, d. h. Schöpfungen seiner eignen Fiction, nicht bloße Bearbeitungen geschichtlicher Stoffe, wie die der W. Scott'schen und auch der meisten unserer deutschen Romane, Erzählungen und Novellen, als eben deßhalb freilich um so viel leichtere Producte, bekanntlich sind. Auch dem Namen Novellen entsprechen diese Dänischen, nach Form und Inhalt, weit besser, als für so viele deutsche (selbst Tieck'sche) Erzählungen, für welche derselbe als ein völlig unpassender, offenbar gemißbraucht erscheint. Dieser erste Band dem man recht sehr die baldigste Fortsetzung zu wünschen hat, enthält folgende vier Novellen: „Eine Alltagsgeschichte," „Traum und Wirklichkeit," „der magische Schlüssel" und „König Hirsch"; von denen die beiden ersten, in der Sphäre des wirklichen Lebens gehaltenen, sich durch treffliche Charakteristik,

*) Im Verlag des Herrn Buchhändler E. Kummer daselbst, der sich jetzt auch durch eine beispiellos wohlfeile Preisstellung der bei ihm erschienenen sämmtlichen Werke v. Kotzebue um alle Freunde unserer schönen Literatur, sehr verdient gemacht hat.

viele der feinsten psychologischen Züge, und reiche komische wie rührende Situationen auszeichnen, die zwei letzten aber romantischen und phantastischen Inhalts sind. Alle aber bewähren das zu dieser verschiedenen Formen gleich vorzüglich berufene Talent des Verfassers, und ziehen den Leser eben so sehr durch das immer steigende Interesse ihrer Handlung wie durch den Reiz der Darstellung an. Die vorherrschende, ja fast ausschließliche Richtung des Geschmacks unserer deutschen Lesewelt ist (wie Schütz schon, im Vorwort zu seiner „Taschenbibliothek der neuesten Erzählungen, Novellen, Sagen und Mährchen. Lüneburg, bei Herold und Wahlstab, 1828 u. s. w." gesagt hat) in unserer jetzigen Zeit der Erzählung zugewendet, und es zeigt sich hierin ein solcher Wetteifer zwischen dem nach dieser Art von Lectüre verlangenden Publicum der Leser und der immer noch steigenden Zahl der dieses Verlangen befriedigenden Schriftsteller, daß man füglich jenes dem unersättlich nach Erzählungen begierigen Sultan, und diese der im Erzählen unerschöpflichen Scheherezade der tausend und einen Nacht, vergleichen könnte. Kein Autor ist heut zu Tage willkommener und des Absatzes seines Werkes sicherer, als der da etwas zu erzählen weiß. Alle Welt ruft ihm mit des alten Asmus Sprüchlein zu:

„Da hat er gar nicht übel d'ran gethan,
Erzähl' er nur weiter, Herr Urian!"

Erzählungen sind das Lebensprincip aller unserer heutigen zahllosen Unterhaltungsblätter, Theater-, Pfennig- und Heller-Zeitschriften, Almanache, Taschenbücher, und Erziehungsschriften, für kleine wie große Kinder; und überfluthen unsern vaterländischen Parnaß daher jetzt auch dergestalt, daß alle unsere zahlreichen Recensiranstalten nicht mehr im Stande sind, auch nur ein Zwanzigtheil derselben zu beurtheilen, obschon gerade hier die strengste Kritik in eben dem Grade nöthiger wird, in welchem sonach bei manchem Trefflichen unserer bessern Erzähler, doch auch die Masse des Schofels natürlich immer ungeheurer anwächst.

Deutsche Novellen.

Novellenkranz gewunden von A. Sartori (Neumann). Dritter Band. Elisabeth, Gräfin von Schwedenbrock. Eine Erzählung aus der schwedischen Geschichte. Leipzig, 1836. Rein'sche Buchhandlung.

Wir wiederholen hier das bereits vor einiger Zeit im Planeten über die ersten beiden Bände dieser Novellen ausgesprochene Urtheil. Dieser dritte Band enthält nur eine Novelle; sie ist in der bekannten und bei einem Theil der Lesewelt beliebten Manier geschrieben, enthält eine Reihe interessanter Situationen, welche die Erwartung spannen, und wenn auch die Charaktere der darin vorkommenden Personen nicht mit psychologischer Tiefe geschildert sind, so bleiben sie sich doch consequent. Diese Novelle wird daher Vielen eine angenehme Unterhaltung gewähren, und kann vorzüglich Inhabern von Leihbibliotheken empfohlen werden. Die typographische Ausstattung ist lobenswerth.

Theater-Gucker.

Berlin. Unter die hier noch zu nennenden Bühnenneuigkeiten gehört: „Der Mutter Namenstag oder der geprellte Alkade," ein neues unterhaltendes und interessantes, abwechselungsreiches und trefflich arrangirtes Ballet von Hoguet im königl. Opernhause. „Mary, Max und Michel," einactige Operette mit Text und Musik von Carl Blum, aufgeführt im königl. Schauspielhause und günstig aufgenommen als glücklicher Versuch, der komischen Oper wieder aufzuhelfen. „Der Pastetenbäcker," Lustspiel mit Gesang in 5 kleinen Acten, frei nach dem Französischen von F. L. Rhode, Musik von K. Oestreich, mißfiel auf der Königstädtschen Bühne, weil es schlecht gespielt wurde. „Die Witwe," Drama in 4 Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer war im königl. Schauspielhause am 9. Juli neu und gefiel als eines der besten Producte der genannten bekannten novellistisch-dramatischen Schriftstellerin, ja als ein solches, das über manchem Raupach'schen Stücke steht. „Erste Liebe nach zehn Jahren," Lustspiel in einem Act nach dem Französ., aufgeführt an der Königstädter Bühne zum ersten Male am 11. Juli, ist von keinem besonderen Werth.

Hr. Grohmann vom Theater zu Pesth, von dessen Gastrollen in Leipzig schon recensendo in diesen Blättern die Rede war, und der, wie eben auch hier berichtet wurde, in Hannover so viele Scrupel oder Steine des Anstoßes, so wie einen Recensenten à la mode, der die Leute kritisirt, nicht nur ohne sie gesehen und gehört zu haben, sondern auch die Kritiken sieben Tage vor dem Auftreten derselben niederschreibt und versendet, gefunden, hat am Königstädtschen Theater in mehreren Rollen diejenige Anerkennung seiner Mittel und Anlagen erhalten, die er zu fordern berechtigt ist. Er schien zwei Mal in der Wahl seiner Rollen nicht ganz glücklich gewesen zu seyn; um so freudiger applaudirte man ihn als Tellheim in Lessing's „Minna von Barnhelm." Sein Talent trat hier in ein sehr vortheilhaftes Licht und die Wirkung seines Spiels war eine ihm sehr günstige.

Am königlichen Theater gastirte am 2. August Herr Peters vom Hoftheater zu Mecklenburg-Strelitz als Apotheker Stix in den „feindlichen Brüdern" Raupach's, und als Magister Quadrat in dem gleichnamigen Stücke R. Blum's und trug ein vollständiges unbeschränktes Lob für seine natürliche und wahre, charaktergetreue und nie übertriebene, ihre Wirkung nie verfehlende und selbstständige Komik davon. Der Geburtstag des Königs wurde am 3. August im königl. Schauspielhause auf die gebräuchliche Weise durch den Festmarsch und dem Volksgesang von Spontini gefeiert. Eine Festrede, gedichtet von H. Smidt, wurde zwischen den Musikstücken von Stawinsky gesprochen. Nach dem Volksliede: „Heil dir im Siegerkranz" und dreifachem Lebehoch, kam die dreiactige Oper: „der Blitz," nach dem Französischen von Fr. Genee, für die deutsche Bühne bearbeitet, Musik von Halévy. Es handeln nur vier Personen ohne Chöre, Tänze und alle anderen modischen Requisiten, und diese vier sind zwei Tenore und zwei Soprane, ohne einen Baß. Das Sujet ist unterhaltend, spannend, scenisch-geschickt, ohne Monotonie und nicht ohne komische Wirkung durchgeführt. Halévy's Musik ist reine Verstandesmusik, aber durchgängig leicht, fließend, lebendig-piquant, oft originell in der Erfindung und trefflich in der Instrumentation, so wie auf die nationelle Bahn zu Boieldieu, Isouard, Berton, Mehul u. A. glücklichst einlenkend. — Die „Jüdin" wird auf demselben Theater einstudirt. Hr. Eichberger scheint mehr

zum Schweigen als zum Singen engagirt, denn fort und fort bleibt er ohne Beschäftigung, während andere Tenoristen beschäftigt werden, in Rollen, die keineswegs weder für ihr Alter noch für ihre Stimme passen und für die demnach nur Gewöhnung Duldung und Beifall haben kann oder die ein noch schlimmerer Hebel, als der genannte, emporhält. Wenn man daneben betrachtet, wie es dem musikkundigen Hauser hier gegangen ist und wie er aus seiner Leipziger Ruhe sich herausriß, weil er hier eine noch größere zu finden hoffte, um, wie jetzt, ein unruhvolles, unbequemes Nomadenleben anzufangen, so kommt man auf den Schluß, daß die Leipziger Künstler bei uns kein Glück machen. Ausnahmen sind freilich Rott und Dlle. Gerhardt, jetzt verehelichte Mad. Frege. Was jener durch Colossalität und effectbewirkendes Studium errang, das erwarb sich diese durch Anmuth und Schönheit, Virtuosität und genialen Sylphenaufschwung. Auf Gegenstände königlicher Art möge nun etwas Prinz- oder Princeßliches folgen. Am 4. August wurde im königlichen Schauspielhause zum ersten Male aufgeführt von der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" das vieractige Lustspiel: „Der Zögling." Die Vorzüge der vorhergehenden Stücke aus derselben Feder scheinen sich hier concentrirt und potenzirt zu haben, namentlich: die ungewöhnliche Erfindung und Durchführung der Intrigue, die Auffassung der höheren geselligen Verhältnisse, das Frappirende in Handlung und Dialog bei jeder Wendung zum Ziele und zur Seite. Nichts desto weniger leiden die Charaktere an einiger Oberflächlichkeit. Die Gräfin ist mehr Engel als Weib, löst sich fast in Edelmuth auf und erhebt den Blick bis über die Wolken der Zukunft. Iffland's „Selbstbeherrschung" scheint hier und da hervorzublicken.

Das Königstädtsche Theater feierte den allerhöchsten Geburtstag mit einem niedlichen Prolog von A. Cosmar, diesem industriellen und literarischen Amphibium, welchen Dlle. Herbst sehr gefällig sprach. Vorausging die Jubel-Ouvertüre von Maria v. Weber. Den Beschluß machte die Aufführung der A. Klingemann'schen „deutschen Treue," die nicht mehr an der Mode ist und seyn kann, und darum schwerlich auf dem Repertoir sich erhalten wird. — Noch stehen diesem Theater mehrere Veränderungen im Personale bevor; auch werden, zur Ergänzung für die Abgehenden, noch mehrere Gastrollen stattfinden. Unter Anderen wird auch Hr. Klauer, vom Stadttheater in Pesth, hier auftreten. Auf Dlle. Limbach, welche Hr. Legationsrath Gerf, gleichsam für seine Anstalt, in Leipzig hat bilden lassen, ist Alles sehr gespannt, um so mehr, da man immer nur Gutes von ihr hört und sie Dlle. Gerhardt einigermaßen zu ersetzen schon längst fähig gewesen seyn soll.

Leipzig. „Geehrter Herr Redacteur! — Sie sagen in Nr. 194 Ihres Blattes, in einem Artikel aus Leipzig:

„Uebrigens herrscht und tollt um das Theater her die Göttin Eris und läßt ihre Schlangen fort und fort gegen die Direction Feuer und Flammen speien. Die Theaterchronik ist der Wagen, auf welchem sie einherfährt, und der Alles in sich aufnimmt, was da tauglich ist, Feuer und Flammen zu nähren."

Ich bin mit der von Ihnen citirten Göttin zu wenig bekannt, auch gegen alles Schlangenartige zu sehr eingenommen um mich darum zu bekümmern, wo sie das Gebiet ihrer Herrschaft aufgeschlagen hat; allein Sie bezeichnen die von mir redigirte Theaterchronik als den Wagen, auf dem sie einherfährt und der Alles in sich aufnimmt, was tauglich ist, Feuer und Flammen zu nähren, und da können Sie es mir unmöglich verargen, wenn ich gegen diese Behauptung protestire. Mir ist der Theaterdirector selbst, was seine Person und seinen Charakter betrifft, vollkommen gleichgiltig, und ich bin im Allgemeinen nur der Meinung, daß ein besserer Director für Leipzig erträglich wäre; trotz dieser Meinung aber habe ich mich in der Theaterchronik über die Verwaltung des hiesigen Theaters fast noch nie ausgelassen. Abgesehen von der Ankündigung, daß zu Michael der Kündigungstermin der hiesigen Direction sey, einer Ankündigung, die ganz unbedingt in den engern Wirkungs- und Geschäfts-Kreis dieses Blattes gehört, ist in der Theaterchronik weder der Director Ringelhardt, noch die hiesige Theaterdirection auf die entfernteste Weise in irgend einer Art erwähnt, welche Ihnen ein Recht zu der beleidigenden und verletzenden Behauptung gäbe:

„Die Theaterchronik sey der Wagen, auf dem die Eris mit ihren Schlangen einherfährt ꝛc."

Ich bin daher überzeugt, daß Ew. Wohlgeboren die Theaterchronik selbst nicht lesen, und nur durch böswillige Insinuationen sich zu der Anschuldigung bewegen ließen. Eben so bin ich aber auch überzeugt, daß Sie, sollten Sie dennoch nach eigener Ansicht diese Beschuldigung ausgesprochen haben, jederzeit bereit seyn werden, dieselbe zu vertreten; daher fordere ich Sie hierdurch auf, die Aufsätze der Theaterchronik zu bezeichnen, die Sie zu einer solchen Behauptung berechtigen, einer Behauptung, die übrigens, bliebe sie unerwiesen, von eben so großer Feindseligkeit gegen mich und mein Blatt zeigte, als die, welche Sie mir gegen die hiesige Direction zur Last legen; vollkommen unbegründet, wie ich wohl behaupten darf.

Leipzig, den 17. August 1836.

L. v. Alvensleben,
Redacteur der Theaterchronik."

Antwort. „Geehrter Herr Redacteur! Es bedarf nur einiger Worte, um uns zu verständigen, Sie nämlich dazu zu bewegen, keine Beleidigung und Verletzung in meinen Worten zu finden und mich zu rechtfertigen. — Ihre Ankündigung des Kündigungstermins enthielt einen Tadel, dem man wohl nicht mit Unrecht die Wirkung eines Schlangenstichs beimessen kann, um so mehr, da derselbe in ein gewisses officielles Gewand gekleidet war Nicht weniger gleicht Ihre neuliche Besprechung des Theaterbestands sammt allen seinen Mängeln und nothwendigen Hin- und Herergänzungen einem Apfel der Eris, den Sie von der Theaterchronik herab zwischen Publicum und Direction geworfen zu haben scheinen. Ich bin jedoch weit entfernt, Ihnen den Schein als Absicht zu insinuiren, und wenn meine mythologisirende Erwähnung Ihrer kritischen Wirksamkeit auf Leipzigs Theater Ihnen weiter zu greifen geschienen hat, als sie nach den beiden angeführten Factis und nach Ihrer adminicullirenden Tageblatts-Fehde mit Hrn. Director Ringelhardt greifen sollte und durfte, so wird Sie obige Erklärung vollkommen beruhigen.

Die Redaction dies. Bl.

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, inclusive des Literatur- und Kunst- und Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der Ankündigungen nimmt Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. **4.** à **1** Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 207. (VII. Jahrgang.) Montag, den 29. August. **1836.**

Nachtregen.

Hold erröthend in die Fluthen
Taucht die Sonne sich hinab,
An des Weltmeers Brust versunken,
In ein heimelnd liebes Grab.

Mitzutauchen zieh'n voll Sehnsucht
Wolken nach in frohem Flug,
Doch umsonst, die Fluth verschmäht sie,
Und ihr Wunsch war frommer Trug.

Und sie flieh'n in nächtig Dunkel,
Wo kein Auge sie erschaut,
Und da quillen ihre Seufzer,
Und ihr Aug' in Thränen thaut.

Doch die Erd' in durst'gen Zügen,
Saugt die warmen Tropfen ein,
Die in nächtig stillen Stunden
Ihr betrübte Wolken weih'n;

Unbewußt und unbekümmert,
Daß sie nur ihr Kummer schenkt,
Steht zum Gruß die Sonn' am Morgen
Lustberauscht und thaugetränkt.

Bild des Kindes, das der Mutter
Stille Sorg' in treuer Wacht
Ungedenk nimmt, daß sie's kostet
Manche schlummerlose Nacht. Fr. Niemann.

Tibull.

(Fortsetzung.)

Als die Gäste zu essen begannen, rief Einer von ihnen, Apollonius, der noch die toga praetexta trug, mit lauter Stimme:

»Unser Wirth ist so verschwiegen, als prachtliebend; allein ich, der ich jung bin und lernen muß, ich wollte lieber, daß er geschwätziger und weniger prachtliebend wäre. Geheimnisse bei Tische, Tibull; Geheimnisse vor uns: Bacchus ist also nicht mehr der Gott liber, oder haben wir Deine Freundschaft verloren?«

»Dieser junge Mensch,« sagte der edle Scipio, »hat gesprochen, wie ein Redner vor dem Senat.«

»Er hat nur die praetexta; ich stimme dafür, daß man ihm die toga gebe,« entgegnete Pomponius Atticus.

»Ich,« rief der lärmende Senator, »ich behaupte, daß Minerva selbst durch den Mund unsers Apollonius zu uns gesprochen hat. Tibull, Du bist uns die Mittheilung der Botschaft schuldig —«

»Wahrhaftig, Sylanus,« versetzte Hortensius, »Du fürchtest weder die Lawine, noch den Blitzstrahl —« (der junge Mensch hatte verstohlen das Billet gelesen).

»Und Du, Hortensius,« flüsterte Tibull, sein Nachbar, ihm zu, »Du hast heute eine Schlangenzunge. Das ist das zweite Mal, daß Du diese ehrwürdige Toga verspottest. Du wirst es wohl noch dahin bringen, daß Sylanus Deine Liebe zu seiner Frau entdeckt.«

»Sage lieber, die Liebe seiner Frau zu mir,« erwiederte der schöne Hortensius, indem er seine Schale leerte. »Ich habe ihren Brief über Deine Achseln gelesen. O Venus! Flavia verfolgt mich bis an die Tafel meiner Freunde. Um mich zu sehen, schreibt sie Dir.«

»Weißt Du das gewiß?« fragte Tibull.

Der junge Sybarit erhob die Augen zum Gewölbe des Saales und seufzte, wie um sich darüber zu beklagen, daß er eine allzu heftige Leidenschaft entzündet habe, die ihm früher oder später werde zur Last werden. Und Tibull fuhr als ein in der Kunst zu lieben Eingeweihter fort:

»Glaube gewiß, mein Hortensius, daß die schöne Blume, von welcher wir sprechen, noch nicht sterben wird, verwelkt unter den Strahlen der Sonne.«

»Das hoffe ich,« entgegnete Hortensius.

Und er fuhr nachlässig mit der Hand in die Locken seiner Haare. Die Gäste, welche sahen, daß die beiden Freunde leise mit einander plauderten, dachten nur an ihren Appetit, und die Fröhlichkeit stieg ihnen in den Kopf, wie der Schaum des Falernerweines an den Rand der Schaalen. Jetzt gebot der Herr, Chrysis und Tarentilla hereinzuführen. Bei diesen Namen klatschten die Gäste in die Hände, und unter diesen Beifallsbezeigungen näherten sich majestätisch die beiden versprochenen Nymphen. Gleichwie auf dem jonischen Meere zwei schöne Zugvögel schnell dahin fliegen, und plötzlich, von dem Glanze des Wassers entzückt, ihren Flug mäßigen und mit ihrem göttlichen Gefieder die Luft schlagen, dann zu gleicher Zeit die Wellen berühren und auf der glatten Oberfläche des klaren Elementes neben einander schwimmen; wie sie den schönen Hals sanft bewegen, und ihr halb geöffneter Flügel den Hauch des Zephyrs empfängt, und unter seinen wollüstigen Küssen anschwillt; bald nähern sie sich einander, suchen ihren verliebten Schnabel, bald wieder trennen sie sich, zittern und blicken einander an; so, aber frischer und anmuthiger, erschienen auf der Schwelle der Thür die beiden jungen Mädchen; so, aber leichter, glitten sie über das Mosaikgetäfel, lange um sich blickend, und glühende Funken in das Herz der römischen Gäste werfend. Einer jedoch sah sie ohne Unruhe: Hortensius.

»Griechenland weiche Rom für immer!« rief einer der Gäste.

»Alcibiades stehe wieder auf, und sterbe vor Eifersucht!« sagte ein Anderer.

»Und der göttliche Praxiteles ergreife seinen Meisel wieder!« entgegnete ein Dritter.

»Unsterbliche Götter!« fügte ein Vierter hinzu, »hätte ich nicht das schönste Weib des Reiches zur Frau genommen!«

Es war der dicke Sylanus, welcher so sprach, und Tibull beruhigte ihn mit einem Blicke. Gleichwohl redete der Dichter die beiden Neuangekommenen also an:

»Schönheit, Herrscherin des Weltalls, du siehst deine Macht! Chrysis, Tarentilla, wir zollen Euch unsern Dank; Ihr röstet, wie zwei neue Sterne im Osten. Möge es Euch gefällig seyn, junge und üppige Gottheiten, eine Schaale zu ergreifen und auf unserm tyrischen Purpur Platz zu nehmen. Wählt zu Nachbarn die, welche Euern Augen am meisten gefallen.«

Tarentilla blickte stolz über die Versammlung hin, und dann näherte sie sich, indem sie tanzend einige Figuren nach dem schönen Apollonius und nach Hortensius zu bildete, welcher, durch die lustige Nähe einer Frau erschreckt, scheu zurück wich; dort befand sich auch Marcellus, so wie Cornelius Pulcher und Theogenes, die beiden jungen Leute, welche einander liebten; es war die Seite der Schönheit und der Jugend. Die Buhlerin nahm Platz auf einem Lager, wie die Königin Cleopatra in der Mitte der Ihrigen. Sylanus, Scipio und die Uebrigen hofften auf Chrysis, welche, weiß und mit niedergeschlagenen Augen, einer korinthischen Marmorstatue ähnlich, einen Befehl eines der Gäste zu erwarten schien. Doch enthüllte sie niedergeschlagen die schneeweiße Stirn, und einen tiefen Blick auf den Herrn werfend, ging sie langsam und mit der ganzen Bescheidenheit einer Jungfrau zu ihm; dann nahm sie zu den Füßen seines Lagers Platz. Tibull reichte ihr die Hand und sagte:

»Chrysis, mein theures Leben, es gibt noch andere Gäste außer mir im Saale —«

Das blonde junge Mädchen erwiederte nichts auf diese Worte, sondern schüttelte den Kopf und näherte sich den Füßen des Dichters.

»O meine Chrysis,« fügte der Herr leise hinzu, »warum kann ich nicht mit einer so innigen Liebe lieben, wie die Deinige ist?«

Sie antwortete:

»Das wird sich finden, Tibull.«

Als die benachbarten Gäste diese so treue Liebe der zärtlichen Nymphe sahen, schwuren sie bei den unsterblichen Göttern, diese Flamme einer Vestalin oder einer Braut sey zu schön, um in dem Körper einer Buhlerin zu brennen, und besonders Sylanus brach in einen Ruf der Bewunderung und der Verzweiflung aus. Chrysis antwortete nicht darauf; sie blickte nur ihren Geliebten an, und lächelte mitleidig oder bitter.

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Reclamation.

Weder Sie, noch ich haben es wohl gedacht, daß ich Ursache haben könnte, wie ich mein Eigenthum im Planeten aus andern Zeitschriften vindicirt, nun auch aus solchem selbst es zu thun berechtigt seyn könnte. Dies ist aber endlich der Fall in Nr. 133, denn was da S. 530 in der Note als eine Anekdote bei der Geburtstagsfeier des Kaisers Franz I. erzählt wird, beruht keinesweges auf Wahrheit, und die vier Zeilen habe ich gemacht. Die Sache verhält sich nämlich so: Im Jahr 1803 gehörte ich mit zu der Organisations-Commission der Entschädigungsprovinzen, und ging mit dem General der Cavallerie und dem Staatsminister Grafen von der Schulenburg Kehnert, Behufs dieser Organisation, nach Hildesheim, wo mir vorzüglich die Organisation des Militärwesens in Hinsicht der Conscription, der Verpflegung, der Einquartirung, des Servis-wesens, der Bekleidung und der Lazarethe u. dgl. oblag, und wo ich auch noch andere Gegenstände zu reguliren bekam, z. B. das Salzwesen. Die Privatsalzwerke wurden nämlich nun Eigenthum des Staats, und deren Besitzer mußten dafür entschädigt werden. Eben so bekam ich auch ein Paar Klöster zu säculariſiren. Nach Beendigung dieser Geschäfte fand die Huldigung in diesen Entschädigungsprovinzen statt, und die Einzelnen hatten dazu Deputirte von dem Adel-, Bürger- und Bauernstande nach Hildesheim gesandt. Am Abend

dieser Huldigung war ganz Hildesheim illuminirt, und Viele hatten dazu Transparents mit Emblemen und Inschriften anfertigen lassen. Mein Barbier, der gehört haben mußte, daß ich auch wohl einen Vers machen könnte, wandte sich an mich, ihm eine Idee zu einem Transparent mit einigen Versen versehen, anzugeben. Ich fand dieses Anliegen etwas unziemlich, und schrieb ihm daher auf einen Zettel: er möchte sich einen in der Luft schwebenden schwarzen Adler und unter solchem ein Barbierbecken malen lassen, und darunter dann die Zeilen setzen:

„Unter deinem Schutz und Schein,
Seif' ich meine Kunden ein,
Und du wirst es nicht verwehren, (sic)
Sie methodice zu scheeren."

Daß übrigens dieser Vorschlag nicht zur Ausführung gekommen, versteht sich von selbst. Der Barbier selbst merkte gleich das Unziemliche daran, und daß ich nur meinen Scherz mit ihm habe treiben wollen. Damit die Sache nicht gemißdeutet und verunstaltet würde, erzählte ich sie dem Grafen von der Schulenburg selbst, sie wurde bald bekannt, und man las sie in der Zeitung für die elegante Welt, welche damals der Hofrath Spatzier herausgab. Glauben Sie aber ja nicht, indem ich Ihnen dies schreibe, daß es meine Absicht ist, diese vier Zeilen als mein Eigenthum zu reclamiren, das fällt mir nicht ein, nur Sie habe ich davon in Kenntniß setzen und Ihnen ein Zeugniß geben wollen, wie unzuverlässig oft Anekdoten sind, oder wie sie von dem Ersten Besten nach dem Bedürfniß des Augenblicks gemodelt und verdreht werden*).

Carl Müchler.

*) Wir glaubten diese Privatmittheilung nicht ganz der Oeffentlichkeit vorenthalten zu dürfen, um so weniger, da sie zugleich einen kleinen Einblick in das vielbewegte und bedeutungsreiche Leben des ehrwürdigen Verfassers frei gibt, der, eben von einer schweren Krankheit glücklich genesen, rüstig fortfährt, am Altar der Musen und Grazien zu opfern.

D. Red.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 31. Juli 1836.

Kein Monat ist so einförmig vorüber gegangen, als der Monat Juli, der heute seine Laufbahn beschließt. Die Abwesenheit des Königs, der Prinzen, vieler hoher Staatsbeamten, wozu noch das Reisen in die Bäder von einer bedeutenden Anzahl hier Einheimischer kommt, wenn sie auch eben nicht zu den Notabilitäten gehören, haben einen wesentlichen Einfluß auf das rege Leben geäußert und es würde solches noch auffallender gewesen seyn, wenn sich nicht unter der Gewerbtreibenden Classe hier eine lebendige Thätigkeit gezeigt hätte. Darunter will ich aber keineswegs die literarische Thätigkeit verstanden haben, in so fern sie hier wie ein bloßer Erwerbszweig betrieben wird. Diese ist vielmehr etwas in Stockung gerathen. Man kennt den Tod der Pandora. Das sogenannte erste vaterländische Pfennigsblatt und der allgemeine Hausfreund, welche ein gewisser J. C. E. Schwarz, eine Compilation aus andern Schriften herausgibt, sind seit einiger Zeit, und gerade in diesem Monat offenbar zurückgekommen. Man hoffte schon, daß beide dem Beispiele der Pandora folgen würden. Eitle Hoffnung! — Die pecuniären Hindernisse hat der Redacteur besiegt, und in einem neuerschienenen Blatt des allgemeinen Vaterlandsfreundes gedroht, die rückständigen Stücke nachzuliefern und ihn fortzusetzen. Mancher ist der Meinung, daß dieß kein Freundschaftsstückchen sey, indeß so lange er noch genug Subscribenten findet, wäre es ihm zu verdenken, wenn er diesen Erwerbszweig aufgäbe und wieder aus einem Schriftsteller ein Leser würde.

Dahingegen wird fast überall mit großer Thätigkeit gebaut, und es werden in vielen Straßen die Trottoirs von Granitplatten gelegt; eine um so lobenswerthere Anordnung, weil sie das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet. Von Seiten des Staats wird für die Anpflanzung mehrerer Straßen, der Reparatur einiger Brücken gesorgt, und hauptsächlich hat der Döhnhoffsche Platz durch die Anlage eines Canals, an der Seite der neuen Commandantenstraße zu bis zur Lindenstraße, in doppelter Hinsicht gewonnen; indem dadurch die frühern mephitischen, der Gesundheit nachtheiligen, Ausdünstungen sehr vermindert worden, und man jetzt, von der neuen Commandantenstraße an der Preuserstraßen-Ecke mit Bequemlichkeit auf dem Döhnhoffschen Platz gelangen kann, wo man früher, wenn man nicht einen Umweg machen wollte, beim Ueberschreiten Gefahr lief, zu fallen und Arme und Beine zu brechen. Immer vermißt man aber noch in einem großen Theil der Stadt die Gaserleuchtung, und gerade in solchen abgelegenen Revieren, wo sie der Sicherheit wegen, am nöthigsten ist. Den Unterschied zwischen der alten Erleuchtung durch Oel und der neuen durch Gas, merkt man erst recht deutlich, wenn man des Abends in eine Straße geht, wie die alte Jacobsstraße, wo sie plötzlich in der Oranienstraße aufhört und weiterhin nun die alten Oellampen, wie Johanniswürmchen leuchten.

Zwei Ereignisse, wovon das eine bereits längere Zeit, das andere später, durch die betreffenden Behörden znr Untersuchung gezogen worden, beschäftigen jetzt das Publicum, doch muß man es lobend erwähnen, da sie das sittliche Gefühl zu sehr empören, erwähnt man ihrer nur, ohne in die schaudervollen Details einzugehen, wenn sie gleich kein Geheimniß sind. Ein hiesiger ansässiger Bürger hat ein Kind weiblichen Geschlechts zu seinen thierischen Begierden gemißbraucht, ein Anderer mit seinem Gehülfen in seinem Geschäfte an einem jungen sechszehnjährigen Mädchen ein stuprum violentum verübt. Er ist auf die diesfällige Denunciation der Mutter der Unglücklichen sogleich verhaftet und nur vorläufig, gegen Caution, wieder auf freien Fuß gestellt worden. Sein Mitschuldiger aber, der sich des nämlichen Verbrechens schuldig gemacht, und aus Furcht vor der Strafe, die Flucht ergriffen, sitzt jetzt, da man ihn in Potsdam erwischt, im Gefängniß, und Beiden, so wie den Erstern wird der Criminalproceß gemacht. Ich würde diese Schändlichkeiten nicht erwähnen, wenn sie nicht zur Charakteri-

stik einer großen Stadt gehörten, und einen für den Menschenfreund traurigen Beweis lieferten, wie tief in solcher die Sittlichkeit gesunken ist. Zu den Ereignissen in Berlin und seiner Umgebung, welche wöchentlich in einigen Zeitblättern, nach den Mittheilungen der Policei, abgedruckt werden, sind dergleichen nicht mit angeführt, und wer sich so aller Ansprüche auf Schonung verlustig gemacht hat, verdient doch wohl solche nicht?

Da sich hier seit einiger Zeit tolle Hunde gezeigt haben, so sah sich das Policeipräsidium veranlaßt, deßhalb eine Warnung und Anempfehlung der Vorsicht in den öffentlichen Blättern bekannt zu machen. Ein hiesiger Schlächtermeister hatte einen Hund, seines Gewerbes wegen, mit dem dessen Kinder und die mit ihm in dem nämlichen Hause wohnenden Kinder und Erwachsenen seit geraumer Zeit befreundet waren. Der Schlächtermeister bemerkte indeß an diesem Hunde eine auffallende Veränderung, er war nicht mehr so munter und zutraulich; indeß aß und trank er noch wie gewöhnlich. Er ging mit ihm außerhalb der Stadt nach dem Schafgraben, und um einen Versuch zu machen, ob er sich in seiner Vermuthung täusche, daß der Hund Anlage zum Tollwerden habe, warf er etwas in den Schafgraben, und forderte den Hund auf, es ihm zu apportiren. Dieser sprang sogleich in das Wasser und brachte seinem Herrn das Hineingeworfene zurück. Beruhigt kehrte er mit dem Hunde heim. Da nahm er das Intelligenzblatt zur Hand, in welchem die Warnung der Policeibehörde enthalten war. So lieb er auch den Hund hatte, so erwachten doch jetzt neue Besorgnisse bei ihm, und mit lobenswerther Vorsicht beschloß er, sogleich den Hund nach der Thierarzneischule zu schicken, damit Kunstverständige über ihn ein Urtheil fällen möchten.

Nach wenigen Stunden erhielt er die Nachricht, daß die Wuth bei diesem Hunde zum vollen Ausbruch gekommen und er deßhalb habe getödtet werden müssen. Eine solche genaue Berücksichtigung einer obrigkeitlichen Anordnung verdiente wohl zur Aufmunterung für Andere, eine öffentliche Anerkennung.

Ein Anderer hat einen schrecklichen Tod sterben müssen. Er besaß einen kleinen Hund, mit dem er wohl, da ihm das Thier sehr zugethan war, seine Kurzweil trieb; er nahm es auf seinem Schoß und tändelte mit ihm. Bei einer solchen Spielerei biß ihn das Hündchen, ganz wider seine Gewohnheit, in die Stirne. Es war nur eine unbedeutende Verletzung, er achtete nicht darauf. Nach einigen Tagen bekam der Hund Verzuckungen, drehte sich wie ein gepeitschter Kreisel, mehrmals in einem Kreis umher und starb. Bald darauf verspürte der Besitzer des Hundes ein großes Unbehagen; es nahm zu, und seine Gattin rieth ihm, in die frische Luft zu gehen, und da er vor dem Hause des Arztes, den er für sich und seine Familie zu consultiren pflegte, vorüberkomme, doch diesen zu besuchen, um sich bei ihm Raths über sein Unwohlseyn zu holen. Dieß geschah. Der Mann fand den Arzt zu Hause, und äußerte zu ihm unter Anderem, wie er nichts Blankes ohne einen Abscheu sehen könne. Der Arzt erfuhr, nach einigen Fragen, auch, daß ihn das Hündchen vor einiger Zeit gebissen und ein solches demnächst plötzlich gestorben sey. Er ließ nun dem Mann ein Glas Wasser anbieten, mit den Worten: „Sie scheinen etwas erhitzt, das wird ihnen gut thun." Dies wurde mit Widerwillen abgelehnt.

„Es wird gut seyn," sprach jetzt der Arzt zu ihm: „daß Sie eine Arznei einnehmen. Ich könnte sie Ihnen verschreiben; aber ehe sie in einer Apotheke gemacht wird, vergeht lange Zeit. Sie ist in einer Heilanstalt vorräthig. Ich rathe Ihnen, dort gleich hinzugehen, und sie sich von dem Inspector zu fordern. Sie dürfen sich nur auf mich beziehen; er wird sie Ihnen unbedenklich einhändigen."

Der Mann machte sich auf den Weg nach der Heilanstalt. Der Arzt fuhr aber schnell dorthin, um den Fußgänger zuvorzukommen, und trug dem Inspector auf, sobald sich selber melde, ihm gleich die Zwangsjacke anlegen zu lassen, weil sich Spuren von Wasserscheu bei ihm gezeigt hätten.

Als der von dem Hündchen Gebissene sich in der Anstalt einfand, wurde auch der Anordnung des Arztes Genüge geleistet.

„Mein Gott!" schrie der Ueberraschte, „was geht hier mit mir vor?"

„Es geschieht nur," versetzte der Inspector, „weil die Arznei, die Sie einnehmen sollen, gar zu abscheulich schmeckt, und Sie sich sonst, sobald Sie solche an die Lippen bringen sollten, sie einzunehmen nicht verstehen."

Es währte aber nicht lange, so brach die Hundswuth bei dem Manne aus. Er drohete, Jeden, der sich ihm nähere zu beißen, und selbst den Arzt, als nun auch dieser erschien. Nach wenigen Stunden endete er unter den Ausbrüchen der heftigsten Wuth sein Leben.

Notiz zu Notiz.

In Nr. 94 der „Zeitung für die elegante Welt" steht unter der Rubrik: Notizen, eine Nachricht, wie in Wiesmar die Schauspieler das Publicum — oder vielmehr die Zuschauer eine ihrer dramatischen Darstellungen — ausgepfiffen haben.

Dies erinnert an eine Anekdote, aus einer frühern Zeit. Ein junger Mann, mit Namen Meyer, der unter dem Titel: „Spiele der Laune und der Phantasie" damals ein Buch herausgegeben hatte, welches abwechselnd ächten Witz und wahres Gefühl athmete, besuchte an einem schönen Sommerabend einmal das Theater, das eben unter der Leitung des weitberühmten Engel stand. Es war fast ganz leer; unter den wenigen Zuschauern fand er jedoch einen Freund, den Kr.-R. M... Er ging zu diesem und redete ihn mit einem Ton und mit Manieren, die Unruhe verriethen, an:

„Lieber M...! mir ist hier so unheimlich zu Muthe; ist Ihnen nicht auch so?"

Befremdet antwortete der Befragte:

„Wie kommen Sie dazu?

„Sehr natürlich," versetzte Meyer, indem er den Schauspielzettel seinem Freunde hinhielt, „Sehen Sie einmal das Personale der spielenden Personen an. Ich habe es gezählt, es sind sieben mehr, als Zuschauer. Glauben Sie denn, daß sie uns etwas vorspielen werden? So einfältig werden sie doch nicht seyn. Sie, die sie die Mehrzahl sind, werden uns zwingen, ihnen etwas vorzuspielen. Sie werden von dem Rechte des Stärkern Gebrauch machen, und deßhalb ist wohl Keinem hier zu verdenken, wenn es ihm angst und bange wird. Dem will ich mich nicht aussetzen. Kommen Sie geschwind', eh' es zu spät ist."

Seinen Freund unter dem Arme fassend, zog er ihn nun mit sich fort aus dem Schauspielhause. Als Beide auf dem Gensd'armenmarkte angekommen waren, rief Meyer aus:

„Gott lob! nun schöpf' ich wieder freier Athem."

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 208. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 30. August. **1836.**

Tibull.

(Fortsetzung.)

Schön, wie die Morgenröthe, glich Chrysis ihrem Namen*); ihr prächtiges Haar, auf der Stirn und an den Schläfen hinaufgenommen, war hinten auf dem Kopfe nach jonischer Weise gebunden; Silberfaden hielten ihr goldenes Haar zusammen, das zur Erhöhung seiner Schönheit weder Perlen noch Rosen hatte. Ihre Augen waren blau, wie der Golf von Neapel an einem Sommerabende, und lange schwarze Fransen beschatteten die beiden leuchtenden Sterne. In diesen Augen lag die ganze Träumerei der Muse, welche sich in der Einsamkeit gefällt; fast immer verborgen, ahnete man sie an den Funken, welche von den sittsamen Augenwimpern ausgingen; doch erhoben sie sich einmal zum Himmelsgewölbe, so stiegen zwei große feuchte Strahlen zum Aether auf. Chrysis trug eine griechische Tunica, weiß wie der Schnee auf dem Berge Ida, und bis zur rechten Hüfte offen, so daß nichts die herrlichen Umrisse der Beine verhüllte, von denen das eine von einem breiten goldnen Reifen umschlossen wurde, auf welchem ein tyrischer Diamant funkelte. Chrysis trug an diesem Abende keinen andern Schmuck, und auch dieser war für sie ein Zeichen der Sclaverei. Zärtliche Frauen sind erfinderisch in der Erfindung von Zeichen, welche Geheimeisse enthüllen, die sie nicht für ein Königreich zugestehen möchten. Zärtliche Frauen sind Dichter und Kinder; erhaben und kindisch, wie sie sind, bedürfen sie einer Blume oder der Unermeßlichkeit; sie würden die Welt für einen Ring oder eine Haarlocke hingeben. Eine ihrer schönen Hände stützte ihr jungfräuliches Haupt, und mit der rechten spielte sie mit einem Fächer von Federn, auf den sie nicht blickte. So träumte sie, zu den Füßen des Purpurlagers liegend.

Lebhaft und kühn, wie der Adler, braun wie die Nacht, antwortete Tarentilla auf die Reden des muthwilligen Haufens, der sie umgab; ihre Sprache war wohlklingend, und drang bis zum Innersten des Herzens; nie zeigte das Lächeln sich auf ihren Corallenlippen, ohne alle weißen Perlen ihres Mundes zu entdecken. Sie glich der Nymphe und der Bachantin. Ihre stets unruhigen Augen strömten eine Art heißes Gift in die Adern; berührte man nur ihre Hand, so fühlte man sich von wahnsinniger Leidenschaft ergriffen. Groß wie Juno, war sie doch auch leicht wie Atalante. Ihre Füße strahlten von Ringen von Gold und Edelsteinen; sie hatte Armbänder, mit denen man an einem Tage des Aufruhrs eine ganze römische Legion hätte bezahlen können; ihre Finger waren lang und dünn; und ihre Nägel rosafarben, als hätte sie sie in die Morgenröthe getaucht. Beständig unterstützten ihre lebhaften Hände ihre Rede, und gaben derselben eine mimische Anmuth, welche noch ausdrucksvoller war, als der Gedanke selbst. Bald warf sie Diesem einen Blumenstrauß zu, bald schlug sie leicht die Schultern Jenes mit ihrem grünen Thyrsusstabe, als Züchtigung für eine zu lebhafte Aeußerung der Wollust. Ihr schönes rabenschwarzes Haar, als phrygischer Helm hinaufgebunden, war mit goldenen Weinreben und Trauben bekränzt, und so wundervoll war die Arbeit dieser Früchte des Bacchus, daß die Vögel in den Festsaal geflogen kamen, und sich auf den Kranz der Bachantin setzten, so daß Tarentilla den Kopf schüttelte, und sich durch Lachen, Wein und Freude berauschte. O das entzückende Mädchen! Die Gäste fühlten in ihrer Nähe unter dem Wirbel von Funken und Wohlgerüchen ihre Vernunft schwinden. Oft ergriff Einer von ihnen ihre gefährliche Hand, und schwur, ihr sein Vermögen und sein Leben zu weihen; es war Apollonius, ein Jüngling, dem unermeßlicher Reichthum bestimmt war. Oft auch

*) Chrysis, ein griechischer Name: die Goldene, Schöne. Man legte ihn der Venus bei. Bisweilen nahmen ihn die Buhlerinnen an.

erhob sich ein Anderer, nicht minder glühend, eine Schaale in der Hand, und schwur bei den Göttern der Unterwelt, daß er die Legionen zum Aufruhr bringen würde, wenn Tarentilla nach der Herrschaft strebte. Es war Scipio, der so sprach, Scipio, der Verehrer der alten Freiheit. Und als der junge Marcellus, der durch Namen und Aeußeres dem in den Himmel aufgenommenen Sohne der Octavia glich, zu der strahlenden Nymphe kam, legte er seine Hand auf ihre Alabasterfüße, und beschwor sie, mit ihm nach Griechenland zu gehen, wo er ihr auf einem Berge des Peloponnes einen Tempel erbauen lassen wollte. Marcellus studirte noch die griechischen Wissenschaften, und schwelgte in den Erinnerungen an Perikles und Alcibiades. Tarentilla empfing alle diese Anerbieten und alle diese thörichten Lobeserhebungen mit dem muntern Gelächter, welches das Herz beben machte. Endlich vergaßen auch Theogenes und Cornelius Pulcher, diese beiden unzertrennlichen Freunde, einen Augenblick für sie ihre gegenseitige Zärtlichkeit, und brachten ihr ihre Kränze. Eben so wenig übergehen wir Euphrates, einen Verwandten des Königs von Armenien, welcher ihr das goldene Diadem seines Oheims Tigranes anbot; ferner den Philosophen Nikanor, welcher die Weisheit abschwor und Sokrates als einem Verräther an der Menschheit entsagte, und den Consular Publius Metellus, welcher an seiner großen Geschicklichkeit zweifelte, und die Fasces vergaß, deren Verlust ihn so sehr bekümmerte; — und Pomponius Atticus, welcher nicht mehr von dem großen Redner Cicero, dem Freunde seines Vaters, sprach; endlich verschweigen wir auch nicht den Namen des reichen Tarencius, des geizigen Speculanten, der nicht einen Augenblick mehr an alle die Sestertien dachte, welche ein aus dem Orient rückkehrendes, mit Ambra und Gewürzen beladenes Schiff werth war, und der gegen Tarentilla unwillkürlich das Anerbieten eines dieser Schiffe hervorstammelte. Ein Gast aber besonders erhöhte die Freude der Nymphe und den allgemeinen Jubel, als er, der Anbetung der schweigsamen Chrisis müde, vom entgegengesetzten Ende der Tafel kam, und, von den Sclaven halb getragen, sich zu den Füßen der göttlichen Tarentilla wälzte. Sylanus hatte übermäßig getrunken, und der opinianische Falernerwein war der Genius, der ihm folgende anakreontische catilinarische Anrede eingab:

»Wie lange noch, Tarentilla, willst Du unsere geduldige Bewunderung mißbrauchen? Wie lange noch wird es Dir, Göttin, gefallen, in unsern Herzen die Stürme der Liebe aufzuregen? — Ich zeige Dich heute der Rache des Volkes und Senates an. — Du trachtest allen ausgezeichneten römischen Bürgern nach dem Leben. Längst haben Deine Augen die Pfeile zurecht gemacht, mit denen Du uns diese Nacht ermordest. — Und bei einem Patricier Deinem Freunde, an der Tafel der Gastfreundschaft, vollbringst Du diese Mordthaten! — Längst haben Deine Worte die hinterlistige Mischung von Wohlklang und Hoffnung bereitet, mit denen Du uns heute das Gift reichst. — O Circe! —«

Hier unterbrach das schallende Gelächter und das Beifallsgeschrei des ganzen Saales den Redner, und in einem Augenblicke sah er sich mit Blumenkränzen überschüttet, welche es von allen Seiten auf ihn regnete. Tarentilla selbst nahm einige Weinreben aus ihrem Haar, und gab sie dem Senator, welcher ihre schöne, mit Ringen bedeckte Hand ergriff, und sie so küßte, daß er sich mit den Steinen der Ringe das Gesicht ritzte, und als man seine Wangen von einigen rothen Linien durchschnitten sah, brach Jeder in nur noch ärgeres Gelächter aus, indem man Sylanus fragte, welche prachtvolle Katze ihn mit solchen Liekosungen überhäufe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Probe Hegel'scher Juristen-Philosophie.

Ein Gastwirth in B... hatte in seinem Locale so scham- und sittenlose Orgien zu feiern gestattet, daß die Policei einzuschreiten für nöthig fand. Der Gewinn bei solchen scandalösen Scenen, die an die Belustigungen des Papstes Alexander VI. erinnerten, war zu lockend, als daß er das diesfällige Verbot nicht hätte überschreiten und die ihm dafür auferlegten verhältnißmäßig geringen Geldstrafen entrichten sollen.

In diesen Orgien wurden aber solche Schändlichkeiten verübt, daß man Einige, die sich ihrer schuldig gemacht, zur Criminaluntersuchung zog, und auch dem Gastwirth wurde der Criminalproceß gemacht.

Jedem Angeklagten wird nach geschlossener Untersuchung einen Defensor zu wählen gestattet, und falls er sich keinen, der dazu befugt ist, wählt, bekommt er einen ex officio.

Der Gastwirth fiel auf einen jungen Juristen, der als Rechtsanwalt zu prakticiren berechtigt war, und den er als einen Stammgast näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Dieser reichte nun des Angeklagtrn Vertheidigungsschrift bei dem Gerichte ein. Die Thatsachen, unwiderleglich erwiesen, konnte er nicht in Abrede stellen; er räumte sie daher ein, trug jedoch, als ein Schüler Hegel's, auf die Anerkennung der Straflosigkeit seines Clienten an, »denn,« schrieb er, »was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, muß daher auch als vernünftig bezeichnet werden. Da nun das, was dem Gastwirth H... zur Last gelegt wird, wirklich ist, wie die Untersuchung hinlänglich ergeben, so ist es auch vernünftig, und es wäre unvernünftig, Jemanden deßhalb, weil er etwas Vernünftiges gethan, bestrafen zu wollen.«

Als diese Vertheidigung vor dem Gerichte zum Vortrag kam, konnten sich die ernstesten Richter kaum des Lachens enthalten. Der Gastwirth wurde zu einer dreimonatlichen Zuchthausstrafe verurtheilt. Sein verschrobener Defensor konnte dies nicht begreifen, und äußerte sogar gegen einen Rath des Justizcollegiums darüber sein Befremden.

»Das sollte Sie am wenigsten wundern,« erhielt er mit sarkastischem Lächeln zur Antwort: »Er ist schon nach dem Zuchthaus abgeliefert, und das ist nach Ihrer Philosophie ganz folgerecht; er sitzt dort, folglich ist das ganz vernünftig. Wollte Gott, daß Alles so vernünftig wäre.«

Abschied.

Wähnst Du, weil ich aus Deiner Näh' verbannt,
Daß ich Dich, Holde! minder sollte lieben?
O nimmer hast Du dann mein Herz gekannt,
Als grausam mich Dein Machtspruch hat vertrieben.

Und sucht' ich auch der Erde fernstes Land,
So könnt' ich wohl mich im Entsagen üben;
Doch Dich vergessen? — eines Gottes Hand
Hat Deinen Namen in mein Herz geschrieben.

Kann ich mich nie zu Deiner Höhe wagen,
O so vergönne mir, Dir noch zu sagen:
Daß ich, Du Göttliche! Dich treu geliebt;

Daß ich geharrt, geduldet und getragen;
Dann wird, zu spät, es Deinem Blicke tagen:
Ein treu Dich liebend Herz hast Du betrübt.

C. Jacht.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stuttgart, Anfang August 1836.

Die letzten Tage des vorigen Monats haben ein schreckliches Complott gegen die Ruhe der Buchhändler hierselbst zu Tage gefördert. Ihnen wird erinnerlich seyn, daß gegen die Leipziger Markthelfer ein Prozeß eingeleitet ist, welcher dieselben schwerer Unterschlagungen bezüchtigt, da sie alle Packete, welche nach Frankreich, und über See nach Amerika, nach Schweden, England u. s. w. bestimmt waren, zurückbehielten, öffneten und die Bücher an auswärtige Antiquare verhandelten. Es ist bekannt, daß dergleichen passiren kann, und was einmal über See geht, schon halb und halb verloren gegeben ist; es dauert ja ein Jahr, bevor nur durch eine Anfrage nach dem Buche der Absender erfährt, daß es nicht angekommen.

Vor Kurzem kündigte der hiesige Antiquar Ullrich eine Reihe von Büchern aus Scheible's, aus Carl Hoffmann's Buchhandlung und aus der Hoffmann'schen Verlagshandlung zu einem sehr herabgesetzten Preise an. Die Bücher waren alle ganz neu (vom Jahre sechs und dreißig), und in der Anzeige als neu (ungebraucht) aufgeführt. Die Verlagsbuchhändler wurden aufmerksam darauf und kamen auf die Idee, daß unredliche Diener aus ihren Officinen die Bücher, deren einige zwanzig waren, in Complott entwendet und gemeinschaftlich verkauft hätten, es wurde deßhalb der Antiquar befragt, wie er diese Bücher an sich gebracht — — — —

Man höre! man erstaune! man verwundere sich! Herr August Lewald, der berühmte Verfasser von „Seidelmann und und das deutsche Theater," der berühmte Verfasser der „deutschen Theaterrevue," der berühmte Herausgeber der „Europa" — ist „durch unverdiente Schicksale" in die traurige Nothwendigkeit gesetzt worden, die Exemplare der Bücher, welche ihm Carl Hoffmann, Scheible und Hoffmann's Verlagshandlung zum Recensiren zuschickten, schleunigst zu verkaufen — an demselben Orte, an dem sie herausgekommen, in demselben Halbjahr, in dem sie erschienen, ohne daß er sie recensirt, um den vierten Theil des Ladenpreises zu verkaufen! O unglücklicher Lewald — schon wieder auf dem Trocknen? — und warst doch zehn Tage in Paris, und bist doch dreißig Mal zum Diner eingeladen worden, und hast doch, wie Gutzkow sagt, während dieser zehn Tage treffliche Studien gemacht, und sagst doch selbst auf jeder Seite deines höchst vortrefflichen Journals, daß du in Paris gewesen, und bist doch so weit herunter, die dir anvertrauten Bücher, welche eine recht interessante Bibliothek für jeden gebildeten Mann machen würden, und die du deßhalb wohl hättest behalten dürfen, wenn!!! — um ein Spottgeld zu verkaufen — o armer Lewald, „du jammerst mir!"

Nicht leicht ist in einem belletristischen Blatte ein ärgeres Unwesen getrieben worden, als in der Europa! Es dreht sich um die fadesten Uebersetzungen französischer Zeitungsliteratur und um die Selbstlobhudeleien des Herausgebers. — Nur zwei neue Seiten kann ich davon entdecken, eine höchst moderne Art, Nekrologe zu machen, wovon hier ein Pröbchen folgt, und eine neue Benennung, Betitelung kleiner Erzählungen mit Novelletto und Novellino, als welches sich wirklich beneidenswerth schön und modern ausnimmt — auch melodisch — Novelletto, Novellino — es ist wahre Musik darin, und dem Erfinder so trefflicher Worte nie genug Dank zu sagen über die geistvolle Erfindung.

Die neue Art Nekrologe zu machen, verdankt Herr August Lewald nicht dem Nekrolog der Deutschen bei Voigt in Ilmenau, sondern ganz seinem eigenen erhabenen Geiste, und es ist der Mühe werth, einen solchen Nekrolog hier aufzunehmen.

Nekrolog.

Hugo Franz, Altgraf von Salm-Reifferscheid, ist den 31. März im 60. Jahre zu Wien gestorben. Es wäre undankbar, wollte ich dieses ausgezeichneten Mannes hier nicht ehrend erwähnen, der sich meiner in den verwickeltsten Verhältnissen meines Lebens liebevoll angenommen. Gegen das Ende des Jahres 1818 kam ich nach Brünn, um nach mannichfachen Abenteuern und seltsamen Erlebnissen mich dem Theater zu widmen. Ich stand allein, verlassen, besserer Tage gewöhnt; die Beschäftigung, die ein Anfänger erhält, war nicht im Stande, mich für meine Kunst zu beseelen, ich war niedergedrückt und verzweifelnd. Kleine Gedichte, die ich an die Abendzeitung in Dresden und an die Modezeitung des Herrn Schickh in Wien, unter dem Namen Kurt Waller zum Abdruck gesandt hatte, erregten zuerst des Altgrafen von Salm Aufmerksamkeit,

der damals in Brünn lebte*). Er holte Erkundigungen über den unbekannten Dichter ein, und erfuhr, daß es derselbe junge Schauspieler sey, der seit einigen Wochen in unbedeutenden Rollen das Brünner Theater betrete. Wäre dieß nicht schon genug gewesen, manchen neuern Mäcen von allen weitern Schritten abzuhalten? —

Eines Abends erscheint ein junger Cavalier auf der Bühne und kündigt mir an, daß Graf Salm meine Bekanntschaft zu machen wünsche, und mich andern Tages zum Frühstück erwarte. Ueberrascht, wie ich war, sage ich stotternd zu, und begebe mich zur bestimmten Stunde in das Hotel des Grafen. Er nimmt mich mit der freundlichsten Zuvorkommenheit auf, und bald sehe ich mich einem väterlich gesinnten Freunde gegenüber, vor dem alle Zurückhaltung schmilzt. Unser Gespräch nimmt den freiesten Schwung. Wir sprechen von Literatur und Kunst, von Reisen und Theater; er weiß mich auf meine Lieblingsthemas zu lenken, die, wie ich glaube, auch die seinigen sind, und ich lasse meiner Suade die Zügel schießen. Beim Weggehen wird mir die Erlaubniß ertheilt, ohne Zwang wieder zu kommen. Daß ich davon Gebrauch machte, darf ich wohl nicht erst versichern. Dieser Umgang war mein einziger Trost, der feinste Genuß, den mir mein damaliger Aufenthalt in Brünn zu bieten vermochte. Unsere Berührung gewann an Bedeutenheit, als Don Antonio Sandalio de Arias y Costa, Professor in Sevilla, der mährisch-schlesischen landwirthschaftlichen Gesellschaft, deren Präsident der Graf von Salm war, seine Vorlesungen über den Ackerbau sandte, die mir mein Gönner zum Uebersetzen aus dem Spanischen anvertraute. Er theilte mir später die urkundlichen Sagen mit, die sich auf den berühmten Erdfall in Macocha auf seiner Herrschaft Raitz bezogen, und wünschte, daß ich sie dramatisch bearbeitete. Die arme Rezalka, die von der bösen Stiefmutter (mährisch: Macocha**) in die Höhle, dem dort hausenden Drachen zur Beute, hinabgestoßen wird, wäre in der That kein übler Stoff gewesen, ich machte mich jedoch nie an die Ausführung***). Alles, was ich damals dichtete und schrieb, legte ich meinem Gönner zur Prüfung vor, und er ermüdete nicht, mir seine Meinung darüber zu sagen. Oft schrieb er sie mir weitläuftig und umständlich von seinem Sommersitze Blansko, oder von Wien, wo er sich aufhielt, oder flüchtig noch nach dem Theater, wenn es sich auf eine eben beendigte ihn interessirende Vorstellung bezog. Selten wohl hat es wärmere Theaterfreunde gegeben, als den Grafen von Salm und seine Gemahlin Maria, aus einem alt-irländischen Grafenhause. Unser mittelmäßiges Theater lieferte ihnen den Gegenstand zu den geistreichsten Auseinandersetzungen, wobei ich jedoch hinzufügen muß, daß das, was sie sagten, bedeutender war, als das, was ihnen dazu die Veranlassung gegeben hatte. Graf Hugo wollte mich ganz in sein Haus nehmen. Er litt an den Augen und wünschte einen Vorleser für seine über alle Fächer und in den verschiedensten Sprachen ausgebreitete Lectüre. Hierzu schien meine Acquisition erwünscht. Um mich günstiger stellen zu können, wollte der edle Mann nur den Zeitpunct abwarten, wo er unumschränkter Herr seiner Güter seyn würde. Ein Vertrag mit seinem Vater, des noch lebenden Fürsten von Salm, eines schon damals hochbetagten Mannes*), genirte ihn in seinen Ausgaben; dieß Verhältniß hat sich nie geändert; der 87jährige Vater hatte das Unglück, seinen 60jährigen Sohn zu überleben. Seitdem ich Oesterreich verlassen, wurde das nähere Verhältniß zu dem Altgrafen aufgehoben, und nur selten erfreuten mich briefliche Mittheilungen. Die Nachricht von dem Tode des wackern, hochverehrten Mannes traf mich in Paris, und ich eile, bei meiner Rückkehr von dort, seinem mir so theuern Andenken diese Zeilen zu widmen**). Er wurde von allem Großen, Guten, Schönen und Nützlichen schnell ergriffen, und interessirte sich warm dafür, rastlos im Forschen, setzte er sich oft der Gefahr aus; es ist bekannt, welche Versuche er mit tollen Hunden anstellte; er ließ sich an Stricken in dem schwindelnden Abgrund der Macocha zu verschiedenen Malen hinab, um dem Laufe des Baches nachzuspüren, der sich unten einen unterirdischen Weg sucht und erst weit davon wieder zum Tageslichte zurückkehrt, wie auch um andere Beobachtungen dort anzustellen. Unermüdet war er auf die Verbesserung des Ackerbaues bedacht; keine neue Erfindung tauchte auf, die er nicht sogleich in seiner großen Musterwirthschaft einführte. Dem großen böhmischen Gelehrten Dobrowsky, der seine letzten düstern Tage bei ihm verlebte, setzte er ein imposantes Denkmal auf dem Friedhofe in Brünn. Er war ein merkwürdiger Mann, ein seltener Mensch, der die Klagen aller Jener mit in die Gruft nimmt, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen***)."

(Schluß folgt.)

*) Der arme Mann! wie bedauere ich ihn, daß er seine Aufmerksamkeit durch Herrn August Lewald's Gedichte in Schickh's, des Schneiders in Wien, Modezeitung — gefesselt sehen mußte. —

**) Sprich: Mazocha.

***) Wie Schade! nach Allem, was von Herrn Lewald bekannt ist, hat die Welt durch diese große Unterlassungssünde viel verloren.

Auflösung

des Anagramms in Nr. 204:

Abo — Boa.

*) Besonders schöne Wendung. „Ein Vertrag mit seinem Vater, des noch lebenden Fürsten von Salm, eines schon damals hochbetagten Mannes, statt dem noch lebenden Fürsten, einem schon damals betagten Manne!" Die Wendung ist so neu und schön, als es edel und großherzig ist, von seinem Wohlthäter zu sagen, daß er nur auf den Tod seines Vaters gewartet habe.

**) Sehr edel, da vorauszusetzen war, daß Niemand die Mühe übernehmen würde, solchen Nekrolog zu schreiben.

***) Welche tiefe Blicke thut der Leser nicht in das Leben und innerste Wesen des großen Mannes! Er machte Versuche an tollen Hunden, er ließ sich in einen Abgrund an Stricken hinab, er führte Verbesserungen auf seinen Güter ein, er ließ Hrn. Dobrowsky ein Denkmal setzen — „er lebte, nahm ein Weib und starb."

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 209. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 31. August. **1836.**

Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen und Luther's Ring *).

Kurfürst Georg von Sachsen,
Der fest am Glauben hing,
Worin er aufgewachsen,
Trug Luther's goldnen Ring.

Es war des Bergmanns Beute,
Es war des Reiches Schwerdt,
Es waren Land und Leute
Ihm nicht so lieb und werth.

Von Feinden einst umgeben,
Sprach er mit kühnem Geist:
„Wißt, daß nur mit dem Leben
Man mir den Ring entreißt."

Und als er auf dem Lager
Zu sterben war bereit,
Da war ihm, bleich und hager,
Der heilige Ring zu weit.

Da ließ er ihn umschlingen,
Mit einem Seidenband,
Und trug von allen Ringen,
Nur ihn noch an der Hand.

Und als er ihn zum Munde
Geführt mit frommer Lust,
Entfloh sein Geist zur Stunde,
Im leisen Hauch der Brust.

*) Dieses und das nachfolgende Gedicht theile ich hier aus den eben erschienenen Gedichten von Adolf Bube (zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, Gotha in Commission bei J. G. Müller 1836. 8.) mit, welche sich unter den vielen Gedichtsammlungen unsrer neuesten Zeit, durch einen wahrhaft poetischen Werth vorzüglich auszeichnen. Sie sind theils mythologischen und historischen, theils rein lyrischen Inhalts, und zeugen von einem entschiedenen Dichtertalent. Vorliegende Proben aber werden die sächsischen Leser dieses Blattes gewiß besonders ansprechen. S.

Johann der Beständige.

Kurfürst Friedrich war gestorben,
Der mit mildem, weisen Sinn,
Sich im Sachsenland erworben
Treuer Liebe Vollgewinn.

Und Johann, sein Bruder, wandte
Drauf an Carl den Fünften sich:
„Mit des Bruders Kur und Lande,
Wolle, Herr! belehnen mich."

Und der Kaiser ließ ihm sagen:
„Kur und Land sey dir sofort
Von den Ständen übertragen,
Nur verlasse Luther's Wort."

Aber sich zur ew'gen Ehre,
Sprach Johann mit festem Muth:
„Nein! für Luther's reine Lehre
Geb' ich freudig Gut und Blut."

„Denn was einem Mann erschienen,
Mit der Wahrheit Licht und Macht,
Dem soll er beständig dienen,
Träfen ihn auch Bann und Acht."

Als der Kaiser dies vernommen,
Rief er aus: „Mein Fürst, mein Blut;
Sollst des Bruders Land bekommen,
Und der Kur geweihten Hut!"

Tibull.

(Fortsetzung.)

Doch die schöne Tarentilla verlangte gehört zu werden; jeder Gast eilte zu seinem Purpurlager, und als wieder Ruhe herrschte, ließ eine angenehme, wohlklingende Stimme folgende Worte vernehmen:

»Versammelte Väter, ich will mich nicht wegen der Verbrechen, deren mich der Consul Sylanus-Cicero anklagt, zu rechtfertigen suchen. Allerdings trachte ich nach Euren Herzen und Eurer Freiheit, und könnte ich doch so glücklich seyn, solche Mordthaten zu vollbringen! Aber ach, wie listig und reich an Hyperbeln ist die Beredtsamkeit, und wie gefährlich ist besonders das Rednertalent des schönen Consuls, der so eben sprach, da man mich schon für Siegerin der von mir angezettelten Liebesverschwörung hält! O meine Freunde, Ihr beklagt Euch über meine Waffen, und wollt die Fesseln, die ich Euch anlegen will, im Voraus zerbrechen. Ach, ach! wenn morgen die Sonne wiederkehrt, wenn wir morgen die Gewohnheiten des alltäglichen Lebens wieder annehmen, wird vielleicht nicht Einer, wenn er dieser Tarentilla im Circus, in den Gärten des Julius, auf dem esquilischen Berge, oder an einem andern öffentlichen Orte begegnet, dann wird vielleicht nicht Einer von Euch, meine Anbeter, den Kopf nach ihr umwenden und sagen: »Ich grüße Dich.« Und dennoch habe ich diesen Abend von dem Einen unter Euch ein Schiff mit Wohlgerüchen, von dem Andern eine Verzichtleistung auf Sokrates, von einem Dritten die Krone des Königs von Armenien, von einem Vierten das große Vermögen seiner Väter, von einem Fünften einen Tempel, der mir geweiht werden soll, von einem Sechsten das römische Reich erhalten, und was weiß ich noch? Welche Schwüre, Betheuerungen und Liebkosungen habe ich nicht erhalten! O Macht des Bacchus! Unseliger Schaum, der du uns einen Augenblick so hoch erhebst, und uns so schnell vergessen lässest, wenn du nicht mehr derselbe bist; o Dunst des Falerner Weines, des Weines von Creta, von Kyrenaika, und aller Weine der Welt, Dunst, Schaum, Bacchus, trügerische Trunkenheit, ich weihe euch dem Styx, da unsere Anbeter uns, einfältig und leichtgläubig, wie wir sind, nicht eine ihrer goldenen Versprechungen gehalten haben!«

Wie an einem Frühlingstage das helle Licht der Sonne sich plötzlich hinter dem Schleier des finstern Gewölkes verbirgt; wie die Hirten und Heerden unter den Felsen oder unter den Eichen Schutz suchen, und die einen Augenblick zuvor so herrliche und lachende Natur finster und schweigend wird, und den Sturm und das Gewitter erwartet, — so verbreiteten Tarentilla's ernste und feierliche Worte eine finstere Traurigkeit auf den Gesichtern der muntern Gäste. Bald aber zerstreute ihr bezauberndes Lächeln den Sturm, und gab der Versammlung ihre erste Trunkenheit wieder. Doch mußten die syrischen Sclaven nochmals um die Lager mehrere Amphoren cretischen Weines tragen, damit die Stirnen und Lippen ihre ganze Heiterkeit wieder gewönnen. Chrysis, welche nicht ein einziges Wort von Tarentilla verloren hatte, machte ein beifälliges Zeichen. Tibull, als Wirth, billigte nicht laut den Schluß dieser Rede, sondern schickte heimlich durch Eutychus der schönen Rednerin einen Lorbeerkranz. Tarentilla empfing ihn mit einem Ausdrucke der Dankbarkeit, welcher plötzlich ihr Gesicht mit einem Carmin färbte, der alle Rosen beschämen konnte. Dann sich zu dem Sybariten Hortensius wendend, der neben ihr Platz genommen hatte, sprach sie:

»Es ist hier Einer, den meine vielleicht etwas strengen Worte nicht rühren. Dieser wird nie weder Kopf noch Herz verlieren —«

»Gewiß, schöne Tarentilla,« erwiederte der junge Weichling, »wenn ich auch nicht an dem Lärmen meiner Freunde Theil nehme, hege ich doch nicht weniger Bewunderung und Zärtlichkeit gegen die Schönheit —«

»Gegen welche Schönheit?« fiel die Buhlerin ein; »gegen die meinige, gegen die der Cypris, oder gegen die Deinige, Hortensius?«

»Du bist boshaft, Tarentilla!«

»Nein, ich bin aufrichtig. — Sybarit, Sybarit, der Tag, an welchem Du Dich zum ersten Male in einem Spiegel betrachtetest, war der unglücklichste Deines Lebens. — Du wirst nie lieben.«

»Und das nennst Du ein Unglück, meine Göttin?«

»Ja, und auch eine Schande.«

»Sieh',« sagte der junge Mensch bei sich selbst, »das ist noch eine ungezügelte Leidenschaft, welche meine ambraduftenden Haare, meine unwiderstehlichen Augen und meine halbgottähnlichen Formen entzündet haben. Die Buhlerin ist in der Schlinge gefangen, wie die Patricierin.«

In diesem Augenblicke warf Tibull unruhige Blicke nach dem purpurnen Vorhange, welcher einen geheimen Eingang in einen benachbarten Saal verbarg. Hortensius bemerkte die Unruhe des Dichters, und errieth die Ursache. Der Vorhang hatte sich mehrmals bewegt, und eine Hand hatte sogar verstohlen die zu dichten Falten von einander getrennt. Hortensius wendete den Kopf nicht ab, und sagte blos:

»Flavia ist da! — Sie bewundere mich nun, die schöne und zärtliche Flavia, unbestritten meine schönste Eroberung!«

Dann fügte er, zu einem Syrier gewendet, laut hinzu:

»Sclave, ordne meinen Blumenkranz und gib mir höhere Kissen.«

Tibull errieth die Gedanken des Hortensius und enttäuschte ihn nicht; er ließ ihm einen frischern Kranz reichen, welcher seine Schönheit noch erhöhen mußte. Tibull schmückte als wahrer Triumphator sein Opfer. Die hinter dem Vorhange verborgene Flavia lachte heimlich und liebte den Dichter Tibull nur noch mehr. Chrysis ahnete nicht

die Anwesenheit der Patricierin, und dennoch folgte Chrysis mit zärtlichem Blicke all' den Eindrücken, welche sich auf dem von ihr angebeteten Gesichte zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Conversationslexikons-Conversation.

Sehr übel gelaunt ging ich von einem Diner bei dem Major X. zu Hause. Und doch konnte man nicht trefflicher gespeist und getrunken haben, als ich es bei ihm gethan hatte. Auch die Unterhaltung des Wirths war ausgezeichnet interessant gewesen. Der Major hatte darin seinen Gästen einen Schatz von Kenntnissen aller Art aufgeschlossen, der mich an ihm als einem Militär wahrhaft in Erstaunen setzte, und eine Belesenheit in mehrern Fächern des Wissens gezeigt, die ich bei einem Officier in meinem Leben nicht vermuthete. Dabei wußte er die Gesellschaft mit den mannichfaltigsten Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer zu unterhalten, welche mir größtentheils noch unbekannt gewesen waren. Aber gerade deßwegen befand ich mich eben so übel gelaunt. Denn die Gelehrsamkeit ist mein Handwerk, die Kriegskunst das seine, und ich mußte mich daher höchst beschämt fühlen, von so manchen Dingen des meinigen nichts gewußt zu haben, die ihm bis auf den Nagel bekannt waren, und über welche er so gelehrt zu sprechen gewußt hatte. Eben so aber war es mir ein paar Tage vorher in einer Gesellschaft beim Landrath Y und Hofrath Z ergangen, die mich auf gleiche Weise beschämt hatten. — Wie sollte mich das denn auch nicht ärgern! Ich haderte mit mir selbst, mit meiner Unwissenheit, verwünschte jede vergeudete Stunde, und nahm mir ernstlich vor, künftig noch eifriger, als bisher, zu studiren, damit mich nicht wieder, zu meinem innigsten Verdrusse, jeder Laie beschämen könne, obgleich ich mir doch bewußt war, ungleich berufener und fleißiger als alle jene Herren mich den Wissenschaften gewidmet zu haben. Aber warum wußte ich denn von dem Allen, wovon sie so kenntnißreich sprachen, noch nichts? An wem Anders konnte, mußte die Schuld liegen, als an mir selbst? Ich muß also durchaus noch mehr studiren, mehr lesen und lernen. Mit diesen Gedanken ging ich verdrießlich nach Hause, als mir unterweges der Hofrath begegnete. Wir kamen in's Gespräch, das bald wieder auf gelehrte Gegenstände gerieth, und ich mußte zu meiner abermaligen Scham gestehen, daß er mir darin sehr überlegen war. Er lud mich zur Fortsetzung über die angefangenen Materien auf eine Tasse Thee zu sich ein, und, um noch mehr von ihm zu profitiren, nahm ich die Einladung an, und begleitete ihn in sein Haus. Wir hatten indeß kaum in seinem Zimmer auf dem Sopha vor dem sogleich bereiteten Theetische Platz genommen, als der Secretair des Ministers hereintrat, und mit ihm allein zu sprechen wünschte. Es mußte etwas Wichtiges seyn, denn der Hofrath entschuldigte sich bei mir, und führte ihn in das anstoßende Cabinet, dessen Thür er hinter sich zuschloß. Die Unterredung dauerte lange. Ich stand vom Sopha auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Endlich blieb ich vor dem eleganten Bücherschranke des Hofraths stehen, und nahm ein Buch heraus, um den schönen Einband und das, was er enthielt, zu besehen. Es war ein Theil des Brockhausischen Conversationslexikons, das, wie ich jetzt sah, mit dem Pierer'schen, Reichenbach'schen, Brüggemann'schen, Kollmann'schen, Herloßsohn'schen ꝛc. ꝛc. die ganze Bibliothek des Schrankes bildete, und da ich ein Zeichen hineingelegt erblickte, so schlug ich es an dieser Stelle auf und las die erste Seite herunter. Schon auf dieser aber wurde meine Aufmerksamkeit so rege, daß ich auch die zweite, und immer aufmerksamer werdend, auch die nächstfolgenden las. Dabei wurde ich immer heiterer, lächelte recht vergnügt, nickte mit dem Kopfe, summte in den Bart, und trat mit dem Fuße den Tact des Liedes: »Ach du lieber Augustin, Alles ist hin!« dazu. So blätterte ich beinahe den ganzen Buchstaben R durch, indem ich mir dabei die ganze Unterhaltung des Hofraths vor ein paar Tagen und auch die eben genossene heutige zurückrief, und siehe: Wort für Wort fand ich hier das Original zu der Copie, die er mir mitgetheilt hatte! Alles, was mich so viele Scham gekostet, stand hier längst gedruckt zu lesen; das Conversationslexikon sub lit. R war die Weisheitsquelle gewesen, aus der er alle seine Gelehrsamkeit geschöpft hatte. Denn ich erinnerte mich nun, daß sie sich sämmtlich auf den einzigen Buchstaben R reducirte. Da stand sie nun auch völlig da; von den Rabbiner bis zum Admiral Ruyter! Gott, wie war ich froh, welcher Felsen fiel von meiner Brust! Ich war also doch so gar ungelehrt nicht. Ich hatte nur noch nicht im R studirt! Flugs nahm ich nun einen andern Theil des unvergleichlichen Werkes, Litera K, indem ich an den Major dachte, denn er hatte so viel Gelehrtes von Karl dem Großen, der Pariser Bluthochzeit Karl's des IX., dem sächsischen Prinzenraub Kunz von Kauffungen's, von Keilschrift, Kobold, Kokospalme u. s. w. gesprochen. Richtig! der Major agirte in K. Und so kam ich denn nun glücklich auch dahinter, daß der Landrath, der so viel von Fabius Maximus, Alexander Farnese, Farinelli, Flemming, Friedrich II., Frigga, Fronde, Fugger ꝛc. vorzutragen wußte, jetzt gerade in F arbeitete!

(Schluß folgt.)

Schlußstein.

Der höchste Stolz des Mannes bleibt, dem widerwärtigen Glücke nicht zu weichen und die Macht der Umstände nirgend zu fürchten. Stoicus.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stuttgart, Anfang August 1836.

(Schluß.)

Ich! Ich! Ich! Ich! und überall Ich. — Dieser Aufsatz strotzt so ganz von lauter Lewald, daß der Name des großen Mannes gar nicht darunter zu stehen brauchte, an seinen Federn würde man den Vogel erkennen. Er und Gutzkow, ein paar divi Fratres, haben sich vereinigt, um diesem Blatte Leben zu schenken. Wie Jammerschade, daß ein unglückseliger Langbein'scher Krämerzwist zwei so große Lichter in der deutschen Literatur, wie Wolfgang Menzel und Carl Gutzkow, entzweit hat — ein herrliches Triumvirat wäre dann an der Spitze dieser neuen Schöpfung gewesen. — Menzel hätte über seine Reise nach Italien, Lewald über seinen zehntägigen Aufenthalt in Paris und Gutzkow über Beide geschrieben. Jetzt ist dieses treffliche Kleeblatt getrennt, und Menzel und Gutzkow sind gezwungen, dem Publicum das possirliche Schauspiel eines Capaunenkampfes zu geben. Hahnenkampf kann man nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen, nicht mehr sagen, denn sie haben einander so völlig alles abgeschnitten, was man Ehre und Mannhaftigkeit nennen kann, sie haben einander so völlig in ihrer Blöße dargestellt, daß — — —

Ich fürchte übrigens, die Europa geht zu Grabe, denn des Verlegers Kosten sind so ungeheuer, als des Redacteurs Mißgriffe. — Wer möchte doch in einem solchen Journale sich nicht lieber der Mitwirkung eines Rellstab, des beliebtesten, witzigsten und anmuthigsten Belletristen versichern, als ihn auf hämische Weise angreifen, wie in einer Kritik seiner empfindsamen Reisen durch K. G. (Karl Gutzkow) geschieht, dort heißt es (3. Aug. 1836, fünfte Lieferung des dritten Bandes):

Empfindsame Reisen von Rellstab.

„Gleich beim Aufschlagen des Buches zeigt sich eine Probe der Empfindsamkeit. Seite 96 heißt es: „„Ein anderer Geruch, den ich nicht näher bezeichnen will, kommt aus einem anderen Canal! Im Zimmer Stickluft, draußen Schwefelwasserstoffgas, verfluchte Anstalt zum Athmen! und hier soll ich bleiben? Hier die Nacht zubringen, nur um zu sagen, ich schlief auch einmal in Kissingen? Zehn Esel zusammengenommen könnten ja nicht so dumm seyn! Kutscher! Kellner! Wirth! Holla! He! Heda! Anspannen! Was bin ich schuldig? Eine Flasche Wein! Kalten Braten! Meine Sachen in den Wagen! Waschwasser! Drei Gulden fünfzehn Kreuzer! Jede Minute meines Jeremiasliedes einen Kreuzer! Verfluchter Preis! Prellerei! Hier! Glückauf! Der Wagen fährt vor! Hurrah! wir rollen davon.““

„Das ist eine schöne Empfindsamkeit! Herr Rellstab bewährt sich auch hier wieder als den jämmerlichen Sudler, für welchen ihn Jedermann, der nicht gerade eine Sängerin ist, und Furcht vor seinen Kritiken in der Voß'schen Zeitung hat, halten wird. Herr Rellstab gehört zu den Schriftstellern, die mit Händen und Füßen schreiben, und die eine Schreibmaschine für die nützlichste Erfindung des Jahrhunderts halten würden. Von Morgen bis in die Nacht sudelt er in alle Journale und hat später sogar noch die edle Dreistigkeit, das elende Zeug zu sammeln und speciell herauszugeben, als wäre es Etwas! Herr Rellstab ist ein ächt Berlinischer Schwadroneur, dem den ganzen lieben Tag hindurch der Mund nicht still steht, bis er einst einmal zum Nutzen der Literatur eine Art von Maulsperre bekommen wird. Etwas Gemeineres, Schirrmeistermäßigeres läßt sich gar nicht denken, als diese empfindsamen Reisen, die ihren Titel von Heine mit einer höllischen Ironie gestohlen haben. Alles ist Gold für den Mann; was er in den Mund nimmt ist oder wird ekelhaft. Stiefelwichse für's Volk!“ (O du armer Shakespeare!) „das wollen Kritiker, Humoristen, Reisebeschreiber und historische Romantiker seyn! Ein solcher Kanonier will über die Musik das Urtheil einer ganzen Stadt und und Provinz bevormunden! Wir müssen doch nächstens einmal auf besagten Hammel ausführlicher zurückkommen!“

Das wollen Kritiker seyn! möchte man mit diesem trefflichen Kritiker ausrufen — welch' ein gemeiner Ton, welch' alberne Persönlichkeiten. — Hat denn Herr Gutzkow nicht durch den großen Wolfg. Menzel gelernt, wie ekelhaft und gemein es ist, mit Persönlichkeiten um sich zu werfen? Wie wohl wäre ihm gewesen, hätte man ihm nichts Schlimmeres vorwerfen können, als daß er Artillerielieutenant gewesen, wie Rellstab. Hat denn Herr Gutzkow schon etwas geschrieben, was so viel Glück gemacht und so viel werth ist, als das Mehreste, was aus Rellstab's Feder floß? Möge Hr. Rellstab durch diese Copie des großen Urtheils über ihn — (im Original wird er sie wahrscheinlich nicht lesen, denn das treffliche Journal Europa scheint im Norden nicht so sehr verbreitet, als im Süden von Deutschland) aufmerksam auf Hrn. Gutzkow werden und ihn in seine Schranken zurückweisen.

Nachdem ich Ihnen das Wichtigste mitgetheilt, was es hier gibt, nachdem ich das Wichtigste besprochen, was hier zu Tage kommt, Lewald's Europa und ihn, vermag ich, ohne mich selbst zu überbieten, nichts mehr hinzuzufügen und verharre, auf künftige Neuigkeiten und die Eröffnung des seit anderthalb Monden geschlossenen Theaters hoffend, als Ihr ergebener

G. S.

Anagramm.

Wer früher sie einmal geseh'n,
Wie eine Frühlingsrose schön,
Die noch kein Sonnenstrahl verbrannte,
So rein, wie keusche Lilien,
Den Blick nach ihr bewundernd wandte,
Und wenn man ihren Namen nannte,
Ward Jeder, der die Huldin kannte,
In ihr von allem Makel baar
Der Anmuth Ideal gewahr.

Doch später theilte sie die Loose
Der schönsten Blumen auf der Flur;
Fällt Mehlthau auf die Lilj' und Rose,
Vertilget ist der Schönheit Spur.
Sie ward des roh'sten Frevels Beute,
Den Namen, dem man Huld'gung weihte,
Nennt man verächtlich rückwärts nur.

K. M.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 210. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 1. September. 1836.

Tibull.

(Fortsetzung.)

3.

Die Unterhaltung wurde durch den von den Syriern reichlich eingeschenkten Meth immer lebhafter, und durchkreuzte sich schon von einem Lager zum andern; oft erfolgten lebhafte Aufforderungen, und auf manches schnelle und wie ein zweischneidiger Dolch scharfe Wort lautes Gelächter. Unter den Gästen zeichnete sich Scipio durch die Unbeugsamkeit in seinen Urtheilen über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten aus. Er sah das Verderben voraus, und verkündete es mit Heftigkeit. »Es ist nicht mehr die weise und starke Hand der Freiheit,« sagte er, »welche die Lenker der römischen Quadriga leitet, sondern die fieberkranke Hand der Tyrannei, welche die Renner nach ihrer Laune antreibt, oder sie rauh zurückhält, und ihren Mund zerreißt. Früher oder später aber könnten sich die Rosse bäumen und über den Phaeton unwillig werden —«

»Wahrhaftig,« fiel Publius Metellus, der vor Eitelkeit für öffentliche Aemter gefesselt war, ein, »wahrhaftig, wenn man Scipio hört, sollte man meinen, Cäsar habe schon die Hälfte der Erde in Brand gesteckt, und der rächende Blitzstrahl werde ihn in den Eridanos stürzen —

»Wie,« rief der Speculant Terentius, »was für ein größeres Glück verlangt man denn? Wir haben Frieden auf dem Lande und auf beiden Meeren; wir treiben Handel mit Spanien und mit Aegypten. Mögen die unsterblichen Götter uns Cäsar erhalten!«

»Ich meines Theils,« sagte Pomponius Atticus, »hoffe seit dem Tode Cicero's, des Freundes meines Vaters, nur auf Cäsar Augustus.«

»Meine Freunde,« versetzte Scipio mit bitterm Lächeln, »es gibt Menschen, welche Menschen anbeten müssen. Bisweilen ist es bequem und vortheilhaft. Andere sind so thöricht, ihre Seele bis in den Himmel zu erheben. Aber Jedem steht es frei, sein Idol zu wählen; die Einen schmücken es mit einem goldnen Lorbeerkranze und mit einer purpurnen Toga; die Andern wollen es bewaffnet, wie Minerva, frei und stolz, wie sie. —

»Götter meiner Väter!« rief Terentius, »er meiselt uns die Statue der Freiheit!«

»Krämer,« erwiederte ihm Scipio, »es ist noch nicht gewiß, ob Deine Väter, geizig und speculirend wie Du, an die Götter glaubten; noch weniger gewiß aber ist es, ob Du uns hier die Namen Deiner Väter nennen kannst.«

»Wie grob er ist!« versetzte Atticus, »und Cicero selbst —«

»Pomponius Atticus,« entgegnete Scipio, »Cicero selbst, der Freund Deines Vates, fiel unter den Dolchen der Tyrannen.«

»Sein Kopf schwindelt ihm!« sagte Metellus.

»Publius,« rief Scipio ihm zu, »wenn er auch schwindelt, so beugt er sich doch wenigstens nicht.«

»Und wer sind die Sclaven hier?« fragten die Drei.

»Gewiß,« fügte Scipio lächelnd hinzu, »sind es nicht die, welche uns Wein einschenken.«

Aber Tibull erhob die Hand, und sagte mit einem Tone der Stimme, der so süß erklang, wie Flötenton:

»Wenn meine besten Freunde meine Tafel zu ihren rednerischen Kämpfen wählen, so werde ich ihnen ein ander Mal auf der Rednerbühne ein Mahl geben; vielleicht sprechen sie da von Liebe, Schmausen und Poesie.«

»Das ist wahr,« rief Sylanus. »Welche Biene sticht Euch mit ihrem Stachel in die Nase? Da sind alle Vier roth und erhitzt, wie die Hähne meines Landhauses; wäre es noch vom Weine und Meth? Aber nein, sie sind es vor Zorn. — O meine Kinder, meine Kinder, seyd Ihr von Narrheit befallen, oder wollt Ihr Euch durch Faustkämpfe ergötzen? Unsinnige! Laßt doch die öffentlichen Angelegenheiten. Und für was rechnet Ihr den römischen Senat? Für etwas Geringes?«

»Für weniger, als dies,« erwiederte Scipio.

»Der Senat befiehlt —«

»Der Senat dient.«

»Er handelt —«

»Er ißt —«

»Er wacht —«

»Er schläft —«

»Scipio!« rief der Senator von Neuem außer sich, »willst Du hier den Kampf der Centauren und Lapithen erneuern — (und zu gleicher Zeit ergriff er einen silbernen Becher).

»Freunde,« entgegnete Scipio, indem er in das allgemeine Gelächter der Gäste einstimmte, »ich nehme Euch zu Zeugen, daß dieser Krieger, mein Feind, die weiteste Schaale auf der Tafel zur Waffe gewählt hat. — Sclave, schenke dem Centaur ein.«

Sylanus wollte den silbernen Becher Scipio an den Kopf werfen, als ein gewandter Syrier ihm denselben schnell mit Wein von Cyrenaika füllte. Als der furchtbare Senator die goldne Farbe und den perlenden Schaum erblickte, wurde er wie durch Zauber besänftigt; die Schaale näherte sich von selbst seinen Lippen, er leerte sie in langen Zügen und fiel auf sein Lager zu den Füßen der weißen Chrysis nieder. Sogleich schlossen sie die Augen des Helden bei dem sanften Lichte der goldnen Lampen, und seine Seele floh für einen Augenblick in die Region der Träume. So, aber vielleicht tödtlicher verwundet, fiel der göttliche Hektor unter dem Schwerte des unbezwinglichen Achilles.

Dieses heroische Ende beruhigte die Streitenden; sie lachten unter einander über die Ursache des Kampfes und über das ungeheure Opfer. Tarentilla, deren Gelächter oft während dieser Scene erschallt war, sang einige Verse der Iliade zu dem Klange einer thebanischen Lyra, und als die Syrene ihren melodischen Gesang geendet hatte, hörten die Gäste noch immer schweigend zu. Tibull unterbrach zuerst das allgemeine Entzücken.

»Meine Freunde,« sagte er, »während die heitere Nacht die Stadt und die Welt überzieht, sollten wir die göttliche Tarentilla bitten, uns eines von den Abenteuern ihres Lebens zu erzählen; es ist ein wahrhaftes Gedicht, und kein Dichter kommt Tarentilla gleich.«

Die Gäste stimmten freudig bei. Chrysis erhob sich auf ihrem Ellbogen, und zeigte Allen ihre schöne Stirn und ihre hellstrahlenden Augen, wie eine aus dem Schilf hervorschreitende Najade gethan haben würde. Der schöne Hortensius verlangte noch ein Kissen von dem Sclaven, und ließ sich mit einem Fächer von Pfaufedern Wind zufächeln. Und Apollonius, der schon von den Blicken Tarentilla's verzehrte Jüngling, näherte sich ihrer Kniee, und den Kopf auf die Hand geneigt, betrachtete er sie, und suchte den Hauch ihrer Worte einzuathmen. Die schöne Göttin sprach also:

»Wenn unser Tibull einen Wunsch ausspricht, so befiehlt er. Sein Haus gleicht einem Tempel; Jeder von uns betritt ihn mit dem geheimen Wunsche, seinem Idol zu gefallen. Mir war Tibull stets die mildeste und gnädigste Gottheit; seine Rathschläge sind lichtvoll, seine Schätze zum Dienste seiner Freunde, und seine Freundschaft zärtlich und stets neu; es ist ein vortrefflicher Geist; — es ist eine schöne Seele unter einem schönen Angesicht —«

»Sie hat Recht,« rief eine Stimme hinter dem purpurnen Vorhange.

»Sie hat Recht,« sagte zu gleicher Zeit Chrysis.

(Fortsetzung folgt.)

Conversationslexikons-Conversation.

(Schluß.)

Die armen Teufel mochten sich mit ihren Lectionen täglich Mühe genug gegeben haben, um interessant und gelehrt zu scheinen, denn sie hatten wirklich die meisten Stellen wörtlich auswendig gelernt, und redlich, wie sie dieselben eingeschluckt, auch wieder von sich gegeben.

Ich hatte die große Eselsbrücke eben wieder an ihre Stelle gebracht, als der Hofrath zurückkehrte. Der Herr Secretair empfahl sich. Ich war nun so aufgeräumt, ja so lustig geworden, daß ich fast eine Stunde blieb, und den Ekel überwand, mir noch ein R nach dem andern vor dociren zu lassen. Nun aber kühlte ich auch mein Müthchen. Ueber das R war der Hofrath in seinen Memoriren noch nicht hinausgekommen. Davon überzeugte ich mich bald, denn als ich mir das boshafte Vergnügen machte, ihn trotz seines Widerstandes in's S hinein zu manoeuvriren, verstummte seine Gelehrsamkeit mit einem Male, und die größte Verlegenheit malte sich in seinem ganzen Gesichte. Sein Wissen war rein aus und der Gelehrte spielte eine traurige Figur. Aha, dachte ich, nun hab' ich dich, wo ich dich haben wollte, nun sollst du mir alle die mir gemachten sauern Stunden bezahlen.

Ich ließ ihn nicht aus meinen Händen, wie sehr er sich auch bemühte und quälte, mir zu entwischen; wie sehr er auch alle oft versuchten Künste aufbot, das Gespräch wieder in sein geliebtes R zu ziehen und dahin zu retiriren. Es half ihm nichts, denn ich kannte nun das Terrain, und wußte, welches ihm gefährlich war. Daher drängte ich ihn bald sogar bis in's T., und nun war er ganz verloren. Der Rückzug war ihm jetzt völlig abgeschnitten, denn über das feindliche S zu retiriren, durfte er nicht wagen. In dieser verzweiflungsvollen Lage machte er die wunderlichsten Capriolen, die wirklich einen Anblick zum Erbarmen darboten. Hatte er schon im S den Herrn von Savigny mit dem französischen General Savary verwechselt, aus dem Sabellius einen Scholiasten und aus der Sakontala ein römisches Heldengedicht gemacht, so confundirte er nun den Talmud mit dem Koran, verstand unter Tivoli die hängenden Gärten der Semiramis, und ließ den alten Tribonian in Leipzig die Magisterwürde erlangt haben. Endlich hatte ich der Rache genug. Ich sah nach der Uhr und meinte, es sey schon

spät. Mich dünkte, ich hörte, wie seine Seele Gott dankte, als ich nach meinem Hut und Stocke sucht. Mit der höflichsten Zuvorkommenheit brachte er mir beides und becomplimentirte mich, den Angstschweiß sich von der Stirn wischend, und wieder frei aufathmend, bis vor die Hausthür.

Am andern Morgen kaufte ich mir ein sauber in Maroquin gebundenes Exemplar des Conversationslexikons, und sendete es der Gräfin W, bei der ich zuerst die Herren X, Y und Z hatte kennen lernen, und von denen sie mir oft versichert hatte, daß diese die gelehrtesten und interessantesten Männer der ganzen Stadt seyen, mit denen sie daher auch am liebsten conversire und sich täglich ihre lehrreiche Unterhaltung wünsche. Zugleich legte ich diesem Geschenk folgendes Billet bei:

»Gnädige Frau! Sie erhalten hierbei den Major X, den Landrath Y und den Hofrath Z in verschiedenen Bänden, womit ich mir die Ehre gebe, Ihren Wunsch, täglich die Unterhaltung dieser gelehrten Männer genießen zu können, zu erfüllen. Der Erste arbeit jetzt in lit. K, der Zweite in F und der Dritte in R, woselbst Sie dieselben alle Tage aufschlagen und antreffen können. Unter verschiedenen andern Bustaben werden Ew. Gnaden sicher auch die Bekanntschaft noch manches andern sehr gelehrten und interessanten Mannes erneuern, welches Ihnen ohne Zweifel nicht weniger Vergnügen gewähren wird, als die Ihnen nun täglich zu Diensten stehende Unterhaltung des Herrn Majors, Landraths und Hofraths.«

Die Gräfin, wett' ich, hielt nicht reinen Mund und plauderte. Denn der Major hat mich nie wieder zu Tische, der Hofrath nie wieder zum Thee eingeladen, und auch der Landrath hat sich seitdem von mir zurückgezogen und spielt den Grausamen gegen mich.

Schütz.

Der erste Schritt.

Der erste Schritt ist schwer!
Wer hat dies nicht erfahren
In seinen jungen Jahren?
Man weiß nicht hin und her.
Der erste Schritt ist schwer!

Der erste Schritt ist schwer!
Die erste Liebe quälet,
Muth zum Geständniß fehlet,
Doch bald zagt man nicht mehr.
Der erste Schritt ist schwer!

Der erste Schritt ist schwer!
Das erste Glas voll Reben
Nippt schüchtern man mit Beben,
Bald macht man Flaschen leer.
Der erste Schritt ist schwer!

Der erste Schritt, so schwer,
Ist siegreich überwunden,
Uns Küss' und Reben munden.
D'rum küßt hier rund umher,
Macht volle Gläser leer!

M.

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

An dem Ufer des Meeres oder auf dem Meere gab es noch mehrere unserer Zeitgenossen, die sich in den Wissenschaften oder Künsten einen Namen erworben haben, J. J. Ampère, Sohn des Ampère, der noch gelehrter, als Cuvier, d. h. zu gelehrt, war, J. J. Ampère also, ein glühender Verehrer Chateaubriand's und dessen Genie's; ferner der junge Mann, den ganz Paris als Redner anerkannt hat, der Abbé Lacordaire; man braucht ihn nur sich verwegen in das Meer werfen zu sehen, um sogleich den kühnen und leidenschaftlichen Schüler des Herrn von Lamenais zu erkennen. Man achte wohl darauf, in kurzer Zeit, und besonders wenn das Gesetz gegen die Presse angenommen wird, wird die ganze Freiheit der Rede und der Gedanken mit vollem Rechte drei bis vier der jungen christlichen Redner zustehen, welche mit solcher Freiheit und Kraft von der Kanzel herab zu den Völkern sprechen. Schwerlich kann die Censur, diese Fessel constitutioneller Völker, einen Mann treffen, der so in der Mitte einer Kathedrale mit lauter Stimme zu Tausenden um ihn versammelter Personen spricht. Besonders seidem die neue Kirche, welche wider ihren Willen, und vielleicht ohne es zu wissen, dem Beispiele des Herrn von Lamenais folgt, das Evangelium mit den republicanischen Doctrinen wieder vereinigt hat, mußte das christliche Wort einen gewaltigen Einfluß auf den Geist der Völker gewinnen. Der Abbé Lacordaire ist ohne Widerrede der erste unter den jungen Rednern, deren Worte nach dem schönen Ausdrucke Saurin's auf die Seelen die Wirkung von brennenden Fackeln haben müssen, welche man auf die Garben Getreide wirft. Man nehme noch hinzu, daß diese jungen Redner Muth, Ergebenheit für ihre Sache und innige Ueberzeugung besitzen; und wenn in Frankreich irgend Jemand bereit ist, für seine Sache zu sterben und für die Vertheidigung der Wahrheit, die er lehrt, Alles zu erdulden, wenn es einen gibt, der bereit ist, das Märtyrerthum zu erringen, so ist es der unansehnliche, so hagere, von der Arbeit ermüdete, gute, schüchterne, natürliche und sanfte Abbé.

Ich darf übrigens einen Mann von vielen Geist und Gefühl nicht übergehen, der sehr gut über Plato und über Jagdhunde sprach, ein Spötter, und doch ein guter Mensch, dessen Namen und Stand schwer anzugeben gewesen wären, da er tausend entgegengesetzte Dinge verstand. Es ist der geliebte Zög-

ling des Herrn Laromiguière, Herr Valette, Professor der Philosophie an der Sorbonne, dessen Namen ich erst später erfuhr.

Den Tag vor meiner Abreise endlich bemerkte ich am Ufer einen Menschen, der, vor Kälte zitternd, das Meer betrachtete. Er trug das Gepräge des unglücklichsten Menschen von der Welt, und man konnte nur mit Schmerz in sein Gesicht blicken. Er schien, indem er das Meer überschaute, sich selbst zu sagen: So muß ich mich also in diese kalte Tiefe stürzen! Dieser unglückliche, bedauernswerthe Mensch war der Schöpfer von Robert der Teufel; es war Meyerbeer selbst, der den Händen Véron's und Duponchel's entronnen war, um einige Seebäder zu nehmen, eine sonderbare Linderung für die ernstlichste und traurigste aller Krankheiten, für die, an welcher man nicht leidet.

Sie sehen, mein Freund, daß Dieppe trotz allen seinen Engländern edle Bewohner hatte, mehrere geistreiche und gefühlvolle Frauen nicht gerechnet, die wir stillschweigend als die Mäcenaten der neueren Literatur betrachten; denn man muß zugestehen, daß, wenn unsere literarische Welt noch lebt, sie nur durch die Frauen lebt. Sie sind glücklicher Weise so sorgfältig erzogen, daß sie jetzt in allen Zweigen der Literatur sehr competente Richter sind. Jetzt, wo jeder Mann eine politische Bedeutsamkeit erlangen will, beschäftigen sich die Frauen an ihrer Stelle mit den Wissenschaften und schönen Künsten. Die Frauen lesen und beurtheilen die Bücher, die Frauen geben und nehmen Berühmtheit, die Frauen vertheidigen die Wissenschaften gegen die Angriffe der Männer. Der König der jetzigen literarischen Welt ist eine Frau. Wenn Sie Friedrich Soulié eher sehen, als ich, so sagen Sie ihm, daß ich an dem Ufer von Dieppe in einer prächtigen Sänfte aus der Zeit Ludwig's XIV. eine große Dame, welche einen schönen historischen Namen aus jener Zeit trägt, weinend das neueste Werk des Verfassers des Vicomte von Beziers, — den „Staatsrath" habe lesen gesehen. Ich versichere Sie, daß, als die schöne Dame diese rührende Geschichte voll Leidenschaft, Interesse und anziehender Details las, Thränen in ihren Augen glänzten; und in der That ist es ruhmvoll, ihr Thränen zu entlocken; denn sie ist sehr leidend und traurig und an alle schmerzlichen Regungen gewöhnt. Aber haben Sie selbst den Staatsrath gelesen?

Das sind die Personen, die sich im Seebade befinden. Man muß noch den Doctor Gaudet hinzufügen, von dem ich schon gesprochen habe, und welcher wohl der Beste von den jungen Aerzten ist, so wie mehrere junge Leute, welche die Phantasie, diese Königin der Großen und der Künstler hergeführt hatte: den vortrefflichen Landschaftsmaler Flers; den jungen, ausdauernden und großen Coloristen Cabat, der bald seines Gleichen nicht haben wird, und den norwegischen Musiker, den Sie in der Oper gehört haben, Ole. B. Bull. Dies ist ein merkwürdiger Künstler. Nach so vielen großen Meistern hat er noch ein neue Art, die Violine zu spielen, erfunden; seine Violine singt, weint, schwärmt, ist lustig bis zur Tollheit, und betrübt bis zum Tode. Wir hörten diesen Norweger, der mit fünf und zwanzig Jahren ein Concert gab, in welches kein Engländer kam, und aufrichtiger, wohlverdienter Beifall tröstete ihn über den Nichtbesuch der Badegäste und über die mehr als barbarische Begleitung der philharmonischen Gesellschaft des Ortes.

Was soll ich von den Umgebungen der Stadt sagen, das Sie nicht besser wüßten, als ich? Welche schönen Landschaften! Welche tiefen Thäler! Welch' ein blauer und heiterer Himmel! Ich ging nach Varengeville, und bewunderte die kleinen herrlichen, so schmalen und schattigen normannischen Pfade. Wir suchten die Wohnung Ango's, und kamen plötzlich an ein Häuschen von Werkstücken, welches augenscheinlich ein neugebautes Haus war. Es ist unmöglich, sich die Ruhe und den Frieden dieses Platzes vorzustellen. Das Haus liegt anmuthig mitten in einem Kranze großer Bäume; das Gärtchen, welches dasselbe umgab, war voll aufblühender und abfallender Blumen, denn die, welche sie gepflanzt, hatte vergessen, sie zu pflücken. Das ganze Haus trug das Gepräge der Einfachheit und Eleganz, das man nur mit Vergnügen sah, und Jeder der Neuangekommenen war entzückt, vor dem Hause Ango's. Sie können sich denken, wie die Einen und die Andern sich darüber aussprachen. An jedem der kleinen Fenster glaubte man Franz I. erscheinen zu sehen. Die, welche sie kannten, wie die, welche sie nicht kannten, erzählten um die Wette die Geschichte des Kaufmanns, der im 16ten Jahrhunderte beinahe die politische Rolle Lafitte's spielte, und der, nachdem er, wie dieser, Macht besessen hatte, gleich ihm sein Haus und seine Möbeln versteigerte. Diese Abhandlungen hätten vielleicht noch lange gewährt, allein unglücklicher Weise kam aus dem Hause eine alte Magd, der ein ebenfalls alter Hund folgte. Beide waren erstaunt darüber, uns so aufmerksam das Haus betrachten zu sehen, in welchem sie Beide geboren waren. Doch bellte der Hund nicht, und die gute Alte machte uns bemerklich, daß dies nicht das Haus Ango's, sondern das einer armen Wittwe sey, welcher der Tod ihre einzige siebzehnjährige Tochter vor kaum einem Jahre entrissen habe; daß das Haus nichts Merkwürdiges enthalte, denn eine Mutter, welche ihr Kind beweine, sey doch etwas ganz Gewöhnliches; „das Haus Ango's," fügte sie hinzu, „befindet sich dort unten, hinter diesen großen Bäumen, wenn Sie den Fußsteig verfolgen, meine Herren, den Sie vor sich sehen."

Sie erinnern sich wohl, daß unser Freund Roger von Beauvoir, welcher zeichnet, wie er schreibt, immer lachend, mit dem Lachen ohne Bosheit und Neid, das ihm so gut steht, mir von der Wohnungs Ango's eine sehr flammichte Zeichnung mitbrachte, in welcher er aus jenem Hause die prächtigste und ganz gut erhaltene Ruine machte. Nichts fehlte, weder Fruchtgehänge, noch Ringe, noch Wappenschildchen auf dem Steine; trauen Sie also immerhin den Zeichnungen Ihrer Freunde. Von diesem in Trümmer liegenden Schlosse sind nur noch sechs Fenster übrig, von denen man glauben sollte, sie wären in Stein gehauen, und welche anderswo eine ziemlich starke Wirkung hervorbringen würden. Könnte man die Wendeltreppe nach Paris schaffen, so würde sie die prächtigste heimliche Treppe bilden. Der große Saal, welcher wahrscheinlich zum Festsaal diente, war mit herrlichem Korn und Hafer angefüllt. Ich weiß nicht, ob zu Ihrer Zeit die beiden Kamine des Saales zertrümmert waren, wie sie es jetzt sind, jetzt ist es unmöglich, etwas davon zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 211. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 2. September. 1836.

Revue der österreichischen Zeitschriften.

(Von Seidlitz.)

(Fortsetzung.)

Oesterreichischer Zuschauer, für Kunst, Wissenschaft und geistiges Leben.

Ebersberg ist der Gründer und Redacteur dieses Blattes. Beide waren immerwährenden Abänderungen und Wechseln unterworfen. Man erzählt, daß Ebersberg seinen frühern Vornamen Napoleon habe umändern müssen. Er schrieb Anfangs Romane und Theaterstücke, allein Alles mißfiel und der schöngeistige wurde, nicht ohne Geschick, ein Jugend-Schriftsteller. Als solcher gab er unter dem Titel: Feierstunden für die Jugend, eine Sammlung von Erzählungen ꝛc., in monatlichen Heften heraus. Die Bändchen fanden beim Wiener Publicum Absatz, und Ebersberg bemühte sich die Bewilligung zur blattweisen wöchentlichen Herausgabe zu erhalten. Er änderte hierauf den Titel: Feierstunden für die reifere Jugend und jeden Gebildeten. Daraus bildete sich nun mit Beginn dieses Jahres das obengenannte Journal, welches Ebersberg in eigenem Verlage herausgibt, nachdem es vor zehn Jahren bei Grund's Witwe, später bei Sollinger erschienen war. Als Jugendzeitschrift leistete dieses Blatt wahrhaft Gutes, erwarb sich auch einen ausgebreiteten Kreis von Lesern und Mitarbeitern, und verdiente besonderes Lob. Nicht so auf dem jetzt erwählten Felde, wo es weder den Geschmack des gewöhnlichen Zeitungslesers, noch die Forderungen des Gebildeten befriedigt. Es liefert Aufsätze, die nicht für das Alter und nicht für die Jugend passen; weder Kunst, noch Wissenschaft und geistiges Leben finden eine angemessene Besprechung, es plätschert entweder im Schlamme der Gewöhnlichkeit, oder flattert mit ermatteten Flügeln über den erstickenden Dunst der Alltäglichkeit, und Ebersberg hat sehr zu fürchten, daß die frühere so warme Theilnahme des Publicums schnell erkalte. Indessen ist zu bedenken, daß sein Journal erst die Kinderschuhe ausgezogen, und deßhalb noch schwankend und unsicher einhergehe. Ebersberg hat den besten Willen, er wird noch sein Blatt verändern, seine Tendenz, obwohl achtungswerth und gediegen, nach Möglichkeit erweitern, und ihm dann die passendste Gestalt geben.

In dem verflossenen halben Jahrgange ist nicht ein größerer Beitrag, der hier einer besondern Erwähnung verdiente; hingegen findet sich in der Rubrik: Notizenblatt manches Werthvolle von Riedel, Tauer, Tiedemann ꝛc. Ein A. W. S. servirt dem Publicum auf modernen Schüsseln alte Anekdoten, Curiosa und dergl., die er aus verschollenen Büchern und Blättern wörtlich auszieht. Die Miscellen bringen Gesammeltes aus andern Journalen. Die Kritiken österreichischer Schriften, größtentheils vom Redacteur selbst geschrieben, erheben sich nicht über das Mittelmäßige, sind jedoch biederb, so recht, was das veraltete Wort biederb ausdrückt, anspruchslos, gerade, trocken. Unter den Aufschriften: „Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart," und „Rückblicke in die Vergangenheit" wird in der gedrängtesten Kürze ein historischer Tagkalender geliefert, interessant für den gewöhnlichen Leser, aber ebenfalls schmucklos und dürr, so wie in der ganzen Zeitschrift Alles offen, wahr und freimüthig ist, jedoch höchst prosaisch, am meisten die manchmal gedruckten Gedichte. Nur die kurzen originellen Aufsätze mit dem Titel: „Natur und Leben in unsrem Himmelsstriche" machen eine schöne Ausnahme und sind gemüthlich und innig gedacht und geschrieben. — Eine Zugabe dieses Journals bilden die wöchentlich in einem Viertelbogen beigelieferten „Blätter für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien," unter welchem pomphaften Titel: „Probleme zur Lösung" d. h. Räthsel, Charaden u. dgl. gefunden werden. Braun von Braunthal erregte einige Ansichten, ob mehre oder mehrere richtiger. Das Interessanteste und Pikanteste am Blatte ist, seitdem die Preise für die Räthsellöser abkamen, „der Telegraph," der eigentliche Briefkasten der Redacteurs. Ebersberg rühmt sich einer großen Anzahl von Mitarbeitern; welche Journalisten jedoch ihm nachlaufen und sich seinem Blatte aufdringen, gibt der abfertigende und schulmeisternde Ton in diesen Repliken hinlänglich kund, und zugleich der brutalen Menge zu

beißenden Bemerkungen über das ganze scribelnde Volk reichen Stoff. Ebersberg geht geradezu, mit festem Schritte, seines guten Willens und seiner Rechtlichkeit, so wie des vorgesteckten Zieles bewußt, allein das darf man nie zur Schau tragen. Kinder, die sich unartig benehmen, straft man nicht auf der Straße, sondern zu Hause, am allerwenigsten darf man das Educationszimmer auf dem Markte aufschlagen. Wie gesagt, Ebersberg und sein Blatt müssen sich wieder ändern. — —

Oesterreichisches Morgenblatt, Zeitschrift für Vaterland, Natur und Leben.

Seit dem 1sten April besteht diese Zeitung, welche ein Particulier, Nicolaus Oesterlein, auf eigene Unkosten herausgibt. Oesterlein hat sich früher, meines Wissens, durch kleine Aufsätze kaum bemerkbar gemacht, und die, so zu sagen wirthschaftliche, Ankündigung seines Unternehmens, und die devote Einladung an die Literaten, lassen mich, nicht mit Unrecht, ein mißgünstiges Prognostikon stellen. Ich habe das eben beendete Quartal durchgesehen, und mit Vergnügen gestehe ich, daß dieses Blatt nicht nur gut und gediegen, sondern sogar in Deutschland kaum seines Gleichen hat. Der Titel ist etwas ungeschickt gewählt, da er unwillkürlich zu einem Vergleiche mit dem Stuttgarter Morgenblatte gleichsam auffordert, das Journal gleicht jedoch mehr dem rühmlichst bekannten Auslande. Was dieses von entfernten Ländern und Völkern, ihren Sitten und Gebräuchen ꝛc. berichtet, bringt Oesterlein aus seinem Vaterlande, dem so oft verkannten und mißhandelten Oesterreich, in gefälliger ansprechender Form. Es ist an der Zeit, das vielfach Schöne, Große und Gute aus der vergangenen Geschichte, der überreichen Natur und dem immerfrischen Leben des mächtigen Kaiserstaates prunklos, aber anmuthig und deßhalb erregender dem großen Leserkreise vorzuführen. Nicht die Backen blähen und Wind machen, Fremden und Einheimischen den Patriotismus so in's Gesicht blasen, daß sie Ohrensausen bekommen, und dem Prahlhans selbst der Athem stockt, sondern einfach und wahr. Mittelmäßiges und Schlechtes bedarf der Trompeten und Posaunen, Flitterzeug braucht blendendes Lampenlicht, das Aechte glänzt im wahren Schimmer, und wird nur vom Blinden nicht erkannt. Wer das ewige Anreimen und Beliedeln, welches so ekelhaft in Oesterreich herrscht, wer den dampfgetriebenen und dickqualmenden Lobsalm von Allem und Jedem liest, wer auch den künstlichen Springbrunnen kennt, der diese Wasserstrahlen so hoch aufsteigen macht, den wird eine ruhige, mäßige Besprechung um so mehr erfreuen. — Ich komme nach diesem kurzen Abschweifen — keine so unwichtige Episode, wie vielleicht mancher wähnt — zu Oesterlein zurück, welcher sein Blatt, splendid ausgestattet, mit körnigem Originale versieht. Es ist in Oesterreich schon ein Verdienst, wenn ein Journal seine Spalten nicht mit Nachdruck füllt, und das Morgenblatt bringt nicht einmal Uebersetzungen. Die Mitarbeiter haben zwar keine bekannten Namen, wie Faukal, Furlani von Felsenburg, Oscar, Kealis, Hirsch, Reis, Puff, Karl, Kumy, Sorger, Roberto, Rudolph u. A., aber sie leisten Erkennens- und Lobenswerthes. Die Wappenbilder- und Schild-Sagen, die österreichische See- und Bergwelt, der Antiquar, das Album für deutsche Frauen, werden Jeden interessiren, vergnügen und zugleich belehren. Auch bekannten Schriftstellern begegnet man, so liefert Enk Paragraphe aus meinen Reisetagebüchern; die Schneealpen von Weidmann sind eben so anziehende Beiträge, wie die Bilder aus dem Oriente. Auch Gedichte werden geliefert, jedoch mit der größten Oekonomie gedruckt, nicht breit gesponnene Erzählungen, und allerhand unter der Aufschrift Bazar.

Ich habe nun das Lobenswürdige an Oesterlein's Unternehmen hervorgehoben, bin aber nicht gewohnt, den Tadel zurückzubehalten. Und der Tadel, den ich auszusprechen genöthigt bin, ist von der Art, daß er alles Lob verschlingt, und zugleich das Vermuthen rechtfertigt, dieses so gut besorgte Journal werde beim Publicum kein Unterstützen, oder eigentlich kein Publicum erlangen. Oesterlein's Morgenblatt nämlich ist keine — — Zeitschrift. Nicht die Ausgabe in Blättern, nicht die Bruchweise gelieferten Aufsätze, nicht das Mixtum auf einem halben Bogen, machen eine Zeitschrift. Aus dem Tage für den Tag ist die Haupt-Ordens-Regel für jedes Tageblatt, und so sammelt es für die zukünftigen Tage geistige Kunde von den gegenwärtigen. Das Morgenblatt hat ganz treffliche Aufsätze, aber jeder paßt auch für ein eigenes Buch, welches ich, ohne an Interesse zu verlieren, morgen, übermorgen, ja nach Jahren erst zu lesen brauche, es hat nicht das Bedürfniß, es lockt und reizt nicht, heute gelesen zu werden.

Dieser Tadel ist ein bequemer Uebergang zu einer Zeitschrift, auf welche er am wenigsten anwendbar.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherrn Gaudy. 3 Theile. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung 1836.

Es ist in der That eine schwierige Sache für den Recensenten, Bücher unter das kritische Scheermesser zu nehmen, welche Gegenden und Sitten schildern, die ihm ganz fremd sind. Er kann dem Schriftsteller auf seinen Gängen nicht folgen, und weiß nicht, ob es sich der Verfasser bequem machte und über die schönsten Puncte flüchtig hinwegeilte, oder ob er mit gründlicher Genauigkeit jeden Stein und jeden Baum so recht methodice beschrieben hat. Aber selbst wenn dem Recensenten die Gegenden und Städte alle gar wohl bekannt sind, so ist doch die Subjectivität bei der Naturanschauung das überwiegende Element. Und so mag es denn oft vorkommen, daß die schönste Landschaft für den Einen spurlos vorüberging, während ein Anderer sich durch den Anblick einer unförmigen Steinmasse in das höchste Entzücken versetzt. — Ref. ist, leider! nicht in dem Lande: „wo die Citronen blüh'n" gewesen, und muß sich daher an das Gegebene, an das Buch selbst, halten.

Mein Römerzug! Drei zierliche Bändchen, in welchen Lieder und lose Tagebuchsblätter heiter abwechseln, führen den Leser gleich in mediam rem, das heißt zu den Ufern des Lago maggiore, von wo aus der Verf. uns einige Bilder

aus den Tagen seiner Reise bis dorthin vor die Augen führt. Das zarteste und wehmüthigste von diesen Bildern, ist der blasse Andrée, bei Josty in Berlin, der auch dem Ref. gar wohl bekannt war. — Gaudy hat den bleichen Romanen ein hübsches Denkmal gesetzt. „Die Sehnsucht nach der Heimath," nach Zillis, preßte dem armen Burschen Thränen aus den Augen, als er hörte, daß der Verf. dorthin reisen würde, und mir fiel beim Lesen jener Stelle das Volkslied ein:

„Das Alphorn hört' ich wohl d'rüben anstimmen,"

denn als Gaudy nach Berlin zurückkehrte, fand er den Burschen nicht mehr, dessen Heimath G. als einen unheimlichen, düstern Ort beschreibt.

Es war von Gaudy's durch und durch poetischem Gemüthe zu erwarten, daß er, wie ein ächt deutsches Blut, in die Welt wandern, rasten, wo es ihm gefiele, und die schönsten Blumen sich zum Kranze suchen würde. Daher darf Niemand in dem Römerzuge eine vollständige Reisebeschreibung erwarten, oder ein Compendium voll Städte- und Dörfernamen. Mir kommt das Werk vor, wie eine blendende Zauberlaterne, in welche der neugierige Leser schaut; der Verfasser schiebt immer neue Bilder vor, — wenn das Auge sich recht umzuschauen vermeint, so verschwindet das alte Bild, und ein neues, bald heiter, bald traurig, fesselt von Neuem. So tanzt denn bald ein lächelnder Mädchenchor mit den Gluthaugen des Südens vor uns, bald geht in stiller Nacht ein Leichenzug, begleitet von der Gesellschaft der „barmherzigen Brüder" über den herzoglichen Platz, — bald keucht ein dicker Abbate mit seinen Zöglingen unter Ruinen einher, bald streckt ein unheimlicher Zöllner die Hand aus nach dem Passe, — und so schwelgt das trunkene Auge durch alle Freuden und Leiden des italienischen Himmels fort, ohne Rast und Ziel.

Es ist unmöglich, jedes Bild — es sind deren neun und siebenzig — hier näher zu besprechen, und müssen wir uns daher begnügen, auf einzelne besonders aufmerksam zu machen. Zuvor aber noch eine Bemerkung. Es ist in den letzten Jahren unendlich viel über Italien geschrieben worden, allein die Schriftsteller gingen gar parteiisch zu Werke. Der Eine lobte Italien zur Ungebühr, der Andere riß es herunter (sit venia verbo) auf Kosten der märkischen Fluren! Von dieser Parteilichkeit ist Gaudy frei; er schilt, wo zu schelten ist, und lobt nach Herzenslust, wenn es ihm wohlging. Dieser Fingerzeig schien mir nothwendig, denn da Gaudy sich in Berlin aufhält, so könnte man irrig meinen, auch ihm seyen die Sandwüsten poetischer, als die St. Peterskuppel erschienen.

Gaudy's Schilderungstalent ist durch seinen Roman: „Desengano" rühmlich bekannt, und ist er auch in diesem Werke von seinem alten Wege nicht abgegangen. Wohl aber hat seine Lyrik mache Aenderung erfahren; ec ist mehr objectiv geworden, und das Versmaß ist jetzt glatt und zierlich, während in seinen älteren Liedern das Metrum oft recht liederlich einhertanzte. —

Unter den eingestreuten Gedichten erwähnen wir ganz besonders: „Der Schweizer-Soldat in Bologna," I. S. 58; „Narni," S. 160; „die Bettlerin," S. 289; „Tiroleser Ständchen," II. S. 8; „Nachtklänge," S. 229; „das Kugelspiel," III. S. 143; „auf Murano," S. 259; und führen als eins der zartesten Lieder das folgende ganz hier auf.

Allein. B. II. S. 172.

Flock'ge Wolken-Flöre spinnen
Still sich um den Abendstern,
Und nach weichem Kuß zerrinnen
Die vom Wind gewiegten fern.

Der Orangen Blüthendüfte
Schweben gaukelnd um den Baum,
Schwingen jäh sich in die Lüfte,
Und verflattern gleich dem Traum.

Aus der Urne strömt die Quelle,
Stürzt und schäumt von Stein zu Stein,
Bis im Becken sich die Welle,
Zitternd lullt in Schlummer ein.

Leises Flüstern, holdes Tosen,
Glüh'nde Bitte, mattes Nein,
Lispeln seufzend aus den Rosen —
Nur der Fremdling steht allein.

Ringsum Rausch, nur er ist nüchtern,
Ringsum Gluth, nur er von Eis, —
Und da flüchtet er sich schüchtern
Aus unheimlich frohem Kreis.

Pinienwälder, Springquells Rauschen,
Sternenblüh'nde Myrtenwand, —
Alles möcht' er gern vertauschen,
Gegen blöden Druck der Hand.

Ueber öde Flugsandhügel,
Wo der Wind die Wolfsmilch weht
Und der Mühle träger Flügel
Sich im Schwunge klappernd dreht,

Wo die Kiefernadeln fallen,
In den weichen knarr'nden Sand,
Möchte gern der Aermste wallen —
Ach! dort schlich er Hand in Hand!

Von den einzelnen Aufsätzen Einzelnes hervorzuheben würde, zu schwierig seyn, theils weil Ref. keinen dem Anderen nach- oder vorsetzen möchte, und weil andern Theils diese Aufsätze sich auf Sachen beziehen, über die man nur aus eigener Anschauung mitsprechen kann. Dem Ref. sind sie sämmtlich ohne Ausnahme, höchst interessant erschienen.

Somit sey denn dies Werk, dessen äußere Ausstattung sehr sauber ist, allen unseren Lesern bestens empfohlen.

Encyclopädisch-Literatur.

Deutsches Universal-Conversationslexicon oder vollständiges Wörterbuch der für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe, Umgang und Lectüre aus allen fremden, lebenden und todten Sprachen entlehnten und gebräuchlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten. Für alle Stände des deutschen Volkes als Supplement zu allen vorhandenen Ausgaben von Encyklopädieen und Con-

versationslexicis. Zweites Heft: Al — An. Leipzig, 1836. Verlag der Belgischen Buchhandlung. S. 61 bis 160.

Als das erste Heft des genannten Werkes erschien, versäumten wir nicht, ihm die gebührende Anerkennung angedeihen zu lassen, sicher, daß wir nicht die Einzigen bleiben würden, welche es sich zur Pflicht machen, dem Publicum wahrhaft Gediegenes anzuempfehlen. Den besten Beweis liefert dafür eine ebenso ruhige und im Tone der auf dem Wege ernstester Prüfung gewonnenen Ueberzeugung gehaltene Recension des Berliner Unterhaltungsblattes: „Der Freimüthige" Nr. 149 vom 26. Juli h. a., S. 595. Der uns unbekannte Recensent G. erspart uns zugleich die Mühe, beim zweiten Hefte zu wiederholen, was wir bei dem ersten bereits gesagt haben, indem wir uns die Freiheit nehmen, seinen Worten hier einen Platz einzuräumen.

„So brauchbar die Conversationslexika und wissenschaftlichen Encyklopädieen ihrerseits sind, so haben sie doch ihre bedeutenden Mängel. Von ihrer wissenschaftlichen Einseitigkeit und dem schwer zu entfernenden Vorwurfe abgesehen, daß sie die Oberflächlichkeit und Vielwisserei befördern und nur einer Zeit fühlbares Bedürfniß seyn können, welche nicht Geduld hat, das Ganze auszugraben, und nur von Allem gern etwas haben möchte, so veralten diese Werke zu schnell und können also das Versprechen der Wohlfeilheit nicht erfüllen, wie die Abnehmer es wünschen. Die Wissenschaften und Künste schreiten in unsern Tagen, wo die Elemente einer neuen Culturepoche in und durch einander gähren, zu schnell vorwärts, um sich einer stereotypen Seichtigkeit zu bequemen, und nach einem Raume von fünf Jahren kann das nicht mehr gelten, was vorher als Resultat hingestellt worden war. Auch ist bei einem Conversationslexikon schwer die rechte Grenze zu ziehen; die Bedürfnisse der in Bildung sonst auf gleicher Höhe stehenden Menschen sind so unendlich mannichfach, daß eben so unendlich viel Mal umsonst nachgeschlagen und das Verlangte nicht gefunden wird. Wo aber diese Lexika oft am wenigsten genügen, das ist die Terminologie und der Sprachschatz, den sich die Künste und Wissenschaften zeither zugelegt haben; entweder es mangelt die Vollständigkeit, oder die speciell sprachliche Rücksicht — welche z. B. die Aussprache und viele (wie in der Medicin) falsch gebildete Kunstwörter zu markiren hat — oder die Ueberschaulichkeit. Ich betrachte daher vorliegendes Conversationslexikon als das Werk, welches unter all' den Büchern, die unter gleichem Namen und mit gleichem Zweck erschienen sind, den Preis verdient. Ein solches Wörterbuch genügt einer weit längeren Periode, als ein Conversationslexikon, und unterliegt sonst keinem der an jenen gerügten Mängel. Es ist für jeden Gebildeten, wie für den Gelehrten gleich brauchbar, und läßt andere specielle Sammlungen, z. B. über die medicinischen Ausdrücke von Krause, nicht vermissen, da es nach dem ersten Heft Alles enthalten wird, was man in solchen Büchern nur immer suchen mag. Die Fassung der Artikel hat eine preiswerthe Kürze bei aller sprachlichen und historischen Genauigkeit; die Erklärungen stellen vollkommen zufrieden. Außerdem, daß dieß Werk das bequemste Nachschlagebuch seyn und alle Fremdwörterbücher, wie alle terminologische Sammlungen unnöthig machen wird, hat es auch eine sprachlich-lexikologische Bedeutung, die man nicht zu gering abschätzen darf. Es hat seinen großen selbstständigen Werth, und mag es allerdings als Supplement zu Conversationslexicis dienen, so würde ich doch keinen Augenblick Anstand nehmen, dem, der noch keines von jenen besitzt, zum Ankaufe dieses Lexikons dringend zu rathen. So gediegen das Innere erscheint, die Ausstattung geht damit gleichen Schritt; der Druck ist bei aller sorgfältigen Benutzung des Raumes scharf und deutlich und bewährt eine ziemliche Genauigkeit, welche man der Correctur des Satzes schenkt."

Schließlich bemerken wir nur noch, daß alle Indicien vorhanden sind, daß dies Werk einen raschen Fortgang haben, und auch in dieser Hinsicht etwas allen ähnlichen Unternehmungen weit Vorangehendes erhalten wird.

Literarischer Beobachter.

[Gutzkow über Laube.] In den Beiträgen zur neuesten Literatur 1r Theil urtheilt Gutzkow über Laube's Novelle „die Schauspielerin," es ist blos ein Exercitium im Goethe'schen Style. Gutzkow hat in Vielem gar nicht unrecht. —

Brieftasche.

H—z in P—g. Die fehlenden Nummern 38 — 69 sind gesandt. Brief durch die Post beantwortet. Von Milan empfangen. Ersuchen um Mehreres und sehen der versprochenen Erzählungen nächstens entgegen. Sch—r in Breslau, warum nicht Wort gehalten? Hr. Th. Flindt; nichts erhalten. Hr. H—m in Frankfurt, bekamen Sie unser Schreiben? Hr. W—r in Lemberg. Warum so spärlich? Hr. Nr. 13 auf dem Berliner Molkenmarkt. Warum noch keinen Bericht, da Exemplare und Brief längst angekommen seyn müssen. Warum von zwei Werken nur eine Recension. Hr. L. in B—g. Warum nicht öftere Einkehr. Hr. G. in Hamburg. Warum erhalten wir nichts, da die Bedingungen eingegangen. Der Völkerfrühling gab einst die besten Verbindungs-Hoffnungen, doch wurden sie nicht ohne unsere Schuld zerstört. Ließe sich nicht Abgebrochenes wieder vereinen? In jedem Falle erwarten wir Entscheidung. Hrn. G. S. in Stuttgart. Ihre Berichte werden zu pikant; wir haben die letzten nur ungern aufgenommen. Halten Sie Recht und Wahrheit in ruhigerem Tone. Wer wird das Publicum so hinter die literarischen Coulissen schauen lassen? Damit wird nichts gebessert, Vieles verbösert. Für fleißige Berichte aus Mainz herzlichen Dank. Hrn. — — in Berlin. Die Aenderung in den Berichten ist gern getroffen worden, denn so wahr das an Pseudo-Salinger geknüpfte Raisonnement ist, so heißt es doch auch hier: veritas odium etc. Des Hrn. v. K. in Berlin halb wahnsinnige Invectiv-Epistel wird nach Verdienst beantwortet werden. Undank ist der Welt Lohn. Aus dem Irrgarten der Philosophie geschah ein Sprung in die Kloake der Polemik. Abi in malam rem!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 212. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 3. September. 1836.

Polemik.

Antihephata oder Apologie der hohen königlichen Kunst der Freimaurer von Dr. Wendt. Leipzig, 1836.

Die Freimaurerei war von einem Ungenannten in einer unter dem Titel: Hephata, erschienenen Schrift so hart mitgenommen worden, daß sie wohl eines gediegenen Vertheidigers bedurfte. Als solcher ist Hr. Dr. Wendt aufgetreten. Aber wahrlich nicht mit guter Absicht für den Orden, dem er allerdings angehört, wie man aus seinen maurerischen Kenntnissen entnehmen kann. Dagegen hat er es mit sich selbst am besten gemeint, denn er hat sich als einen ausgezeichneten Satyriker bewährt. Ein Freimaurer sagt darüber: „Eine unangenehme Seite haben dergleichen Bücher, nämlich die, daß sich die Besseren leicht von einer öffentlich und ohne Vertheidigung gebrandmarkten Sache zurückziehen, unterdeß sie auf die Anderen gar keinen Eindruck macht, und so tragen sie dazu bei, daß des Guten immer weniger wird, was noch etwa der Bund leistet.

Ich denke immer, daß das Geld, was man in den □ Kasten wirft, sich recht reichlich verzinsen kann, wenn man nicht zu niedrig anschlägt, was sich an Menschenkenntniß profitiren läßt; freilich ist es nur selten süße Waare, die man einhandelt, doch Präservativmittel schmecken niemals sonderlich."

Wir meinen — als Laie — oder Profaner — daß der Schade wohl so groß nicht wäre, wenn auch das große Nichts, wie Friedrich II. die Maurerei nannte, ganz zu Grabe getragen würde.

Die vorliegende Satyre ist ganz dazu geeignet, diesem ernsthaften Kinderspiel einen Todes-Streich zu versetzen.

Abgesehen aber von dem Orden, so ist diese Schrift eine merkwürdige Erscheinung in der Literatur Deutschlands. Dieß ist einmal eine wahre Satyre, woran wir so arm sind. Seit Rabener hat keiner mehr die Narrheiten der Zeitgenossen so gegeißelt. Denn Falk war blos den damaligen Gelehrten feindlich gegenübergetreten, und seine Satyren hatten nicht allgemeinen Anklang gefunden. Friedrich zog in seinen satyrischen Feldzügen sehr gesucht gegen ein Paar Juden los, aber sie sind längst vergessen. Der beste Satyriker der neuesten Zeit ist der ungenannte Verfasser der Briefe unberühmter Personen an ihre Freunde in der Residenz, Dortmund 1817. (der verstorbene Oberlandes-Gerichts-Rath v. Puttlitz.) Nach der in vorliegender Satyre gegebenen Probe dürfte Hr. Dr. Wendt ein deutscher Petronius Arbiter werden.

G..... H.....r.

Zeitschriften-Musterung.

Die Originalien

liefern seit einiger Zeit Anekdoten, mit der Ueberschrift: Anekdoten-Gallerie. Man kann von ihnen sagen, was Lessing einst von einem wissenschaftlichen Werke gesagt hat: das Gute ist nicht neu, und das Neue nicht gut.

Man lies't unter andern:

„Als der geistreiche, der wirklichen und der Bühnenwelt viel zu früh entrissene, Hoftheater-Secretair S.... in W. an der Cholera erkrankte und auf dem Todtbette lag, drängte sich eine große Anzahl seiner Bekannten zu ihm in's Krankenzimmer. „Wozu" sprach der Sterbende, zu seinem vertrautesten Freunde, dem Dichter G., welcher mit ganzer Seele an ihm hing, trostlos an seinem Lager stand und seine kalte Hand gefaßt hielt, „wozu der vielen Menschen in meinem Zimmer? Du allein solltest hier seyn, denn meine Krankheit ist ansteckend."

Wenn dieser geistreiche, der wirklichen und der Bühnenwelt viel zu früh entrissene, Hoftheater-Secretair, dies nicht schon im Delirio des Todeskampfes gesprochen hat, so verräth es den schnödesten Egoismus gegen seinen vertrautesten Freund, der mit ganzer Seele an ihm gehangen haben soll, und sie muß bei Jedem, der sie lies't, einen widrigen Eindruck machen. Das ist aber ganz den Forderungen entgegen, die man an einer Anekdote zu machen berechtigt ist. Sie soll entweder durch eine witzige, satyrische oder sarkastische Bemerkung oder eine Naivetät erheitern, durch eine Mystification oder Fopperei, die aber nicht das Werk hämischer Bosheit ist, zum Lachen

reizen, durch einen edlen Zug das Herz erheben und erfreuen, oder doch einen berühmten Mann oder eine Frau in ihrer Eigenthümlichkeit charakterisiren. Von dem Allen dürfte man hier nichts finden.

Morgenblatt.

Ein Correspondenznachricht aus Frankfurt a. M. im Morgenblatte, fängt also an:

„Dieser Monat ist ein Kuß," singt der schwülstige Logau, diesmal gemüthlich und phantasiereich, „den der Himmel gibt der Erde, daß sie jetzo seine Braut und dereinstens Mutter werde!"

Was soll man nun zu dem Beiwort schwülstig sagen? Wer Logau's Gedichte kennt, wird ihm diesen Vorwurf gewiß nicht machen. Er ist bekanntlich ein witziger und geistreicher Epigrammendichter des siebzehnten Jahrhunderts, nirgend aber Schwulst — der überhaupt etwas Widriges hat — übler angebracht, als bei Epigrammen. Zur Ehre des Correspondenten aus Frankfurt a. M. muß man annehmen, daß er ihn nur vom Hörensagen kennt*), damit er nicht in den Verdacht kommt, die ausgezeichneten Männer, welche die Bahn in der deutschen Literatur gebrochen, herabzuwürdigen, und den unwissenden Zeitgenossen vorzuspiegeln, daß neuere Schriftsteller nur Ansprüche auf Bewunderung und den Lorbeer des Pindus haben. Für diese schonende Ansicht spricht es, daß dies Distichon Logau's unrichtig angeführt worden und dadurch eine widerliche Kakophonie entstanden ist. Es heißt eigentlich:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie itzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

*) Oder ihn mit Hoffmanns-Waldau verwechselte?
Der Setzer.

La balance.

M. E. Buret hat in der zweiten Lieferung der Zeitschrift: „La balance" über Jean Paul (Friedrich Richter) als Menschen und Schriftsteller ein scharfsinniges und gediegenes Urtheil gefällt, das sich daher von den oberflächlichen Urtheilen seiner Landsleute in solchen Fällen sehr zu seinem Vortheil unterscheidet. Wenn er aber bei dieser Gelegenheit sagt: „Deutschlands literarische Welt ist ein Freistaat, wo es keinen Despoten gibt. Im Reiche des Denkens herrscht dort eine absolute Demokratie. In diesem Volksstaate gibt es große Männer, aber keine Erbfürsten. Der Ruhm, so strahlend er sey, begründet nie eine Usurpation. Hat ein Dichter etwas gut gemacht, so bewundert man ihn, aber man verurtheilt seine Nachfolger nicht, durch die nämlichen Mittel zu schaffen und auf dem nämlichen Wege zum Siege zu gehen;" so ist er in einem großen Irrthume. Schon in früheren Zeiten wollte man nichts von einer absoluten Demokratie wissen. Es entstanden Spaltungen zwischen den Schweizern und Norddeutschen. Jede Partei wählte sich ein Oberhaupt, die Ersteren Bodmer, die Letzteren Gottsched. In der Philosophie hat es nicht an Despoten gefehlt, von Wolf an bis auf Hegel, und um den Herrscherstab hat es immer Türkenkämpfe gegeben. Zum Beweise, daß man von einer Demokratie nichts wissen will, hat man Goethe zum Dichterfürsten proclamirt und damit ja nicht der Gedanke an eine Republik erwache, sinnt man jetzt darauf, wen man die erledigte Würde eines Dichterfürsten ertheilen soll. Die Stimmen sind getheilt, je nachdem man durch des Einen oder Andern Protection hofft, eine Hofcharge zu erhalten.

Theater.

Theaterberichte.

Aus Prag, den 20. August 1836.

Madame Schröder-Devrient als Romeo.

Die Schröder-Devrient wirft unbewußt eine Brandfackel in das alte ehrwürdige Gebäude der Aesthetik — durch ihre Genialität. Flackernd wirbelt die Flamme empor durch das morsche Labyrinth zum freien dunkeln Sternenhimmel, und süßes Staunen bannt Jeden, der rettend herbeigeeilt. Ich frage die Kritik Deutschlands: Kann ein Romeo, von einem Weibe dargestellt, kunstgerecht befriedigen? — Tausend Gründe stürmen hervor, und rufen: Nein! und seht, alle diese tausend Gründe werden aufgewogen durch — zwei Stunden Genuß. —

Und ich wundere mich nicht, denn was sind unsere bisherigen ästhetischen Satzungen Anderes, als Reliquien einer Zeitperiode, wo unser Planet noch fest wurzelte in dünkelhafter Ruhe, bedient von dem strahlenden valet de chambre, der Sonne, — — wo der Mensch sich selbst mit so viel Zuversicht in Geist und Körper zerspaltete, daß er den künftigen Aufenthalt seiner erstern Hälfte fast geographisch bezeichnete. — —

Die Zeiten verrauschten, die Erde bewegt sich und mit ihr Alles, was sie belastet. Fortgerissen zum Neuen, Höhern durch den unerschütterlichen Willen der Natur, und nur die Kunstlehre sollte nicht wanken? — — Sie, die sich größtentheils auf den noch schwankendern Grund der Psychologie gestützt? — Warum entrann sie in unnatürlicher Liebe einer zärtlichern Mutter? — warum trägt nur sie noch die Schnürbrust, die die Kamönen schon längst abgelegt? — —

Mad. Schröder-Devrient gab am 20sten August bei überfülltem Hause als erste Gastdarstellung den Romeo in Bellini's „Montechi," und wiederholte diese Partie bereits am 22. Sie war Shakespeare's Romeo mit all' seiner südlichen Liebesgluth, mit seiner Heldenmüthigkeit, mit seinem jugendlichen, zu Wort und That gleich schnell entschlossenem Geiste. Und daß ein Weib diesen glühenden Jünglingscharakter so erfassen und darstellen konnte, wie wir es selbst dem größten männlichen Künstler kaum zumuthen dürfen, ist nur dadurch erklärlich, daß das menschliche Gemüth, im Widerstreite der Phantasie mit der Wirklichkeit, die höchste Blüthe erzeugt. Wer fühlt sich nicht an einem stürmischen December-Abend in seiner Stube, beim knisternden Kaminfeuer, von tausend süßen, südlich glühenden Bildern durchzogen? wer träumt sich nicht in Sommerschwüle an den traulichen Heerd, umgaukelt und gewiegt von den Mährchen seiner Kindheit? — Es ist auch dieses der ewige

Gegensatz der Natur wie im Pflanzenkeime, im Wurme, im unendlichen Weltraume, im Menschengemüthe.

Die Vollkommenheit der Leistung in irgend einem Zweige der Kunst muß nach der größern oder geringern Harmonie der sie bildenden Theile beurtheilt werden, und ich werde ein Gemälde Raphael's nicht einem andern von Ruben's deßhalb nachsetzen, weil das letztere, zum Beispiel, ein ausgezeichneteres Colorit besitzt, sondern mich zum erstern wenden, weil in ihm Colorit, Zeichnung, Licht und Schatten und insbesondere Erfindung zu einem schönen und ungestörten Totaleffect zusammenwirken. So müssen wir nun die Kunstleistungen unserer Schröder beurtheilen. Sie steht hoch über allen übrigen derselben Art, ist, ich möchte sagen, organisch vollendet, wenn auch dieser oder jener Fremdling im Reiche der Kunst und des Geschmacks durch ängstliches Vergleichen mit anderen Künstlerinnen und kaufmännisches Abwägen eines Tones gegen den andern, gar selbstgefällig entdecken will, einzelne Gesangstellen hätte er hier oder dort besser gehört. Ihre Vollendung besteht in der Einheit ihres Tones, ihrer Bewegung und Gesangsprache, kurz, sie ist weder Sängerin noch Schauspielerin, noch was man mancher Orten hören muß, schöne Figur, sie ist, wie sie ein geistreicher Schriftsteller schon nannte, Shakespeare's Tochter, Shakespeare's Romeo. Und Deutschland mag ihr huldigen, und Ihr, deutsche Frauen, windet ihr Kränze, denn steht auch ein liebender Jüngling höher, als ein liebend Weib, so erhebt sie Euch über die Männer, indem nur ein Weib diesen Jüngling so erfassen und darstellen konnte. — —

Dieser Bericht ist blos ein Vorläufer von jenen, die ich über jede einzelne Partie der Madame Schröder-Devrient einzuliefern gedenke *), und welche zugleich die hier aphoristisch gegebenen Bemerkungen zusammenketten sollen. Ueber die Aufnahme der schon in früheren Jahren gefeierten Künstlerin nur so viel, daß sie mit dem stürmischesten Applause nach jeder einzelnen Nummer, und mehrmal hervorgerufen wurde. Ich erwähne dessen durchaus nicht als ein Lob; denn seitdem das Klatschen und Bravorufen so in die Mode gekommen, daß man eine eigene Lust am Schreien und Händebewegen findet, muß jeder Künstler solche übersprudelnden Beifallsbezeugungen auf die leichte Achsel nehmen, besonders vom Prager Publicum. Nichts leichter, als dieses in seinen Händekritiken zu leiten, es braucht blos einige Tonangeber, und Alles stimmt mit ein. Madame Schröder-Devrient hat einen andern Standpunct. Die Prager, durch so lange Jahre an die miserabelsten Sänger, als Schauspieler, und durchaus nicht an ausgezeichnete Schauspieler als Mimen gewöhnt, werden durch diese reiche Action, und diese lebendige Mimik gleichsam verblüfft. Ihr Ausdruck, ihr Geberdenspiel, ihre Bewegungen mögen noch so sehr dem Momente angepaßt, der Natur mit den kleinsten Nebenäußerungen abgelauscht, durch das tiefste Studium erhoben, durch das sorgsamste Berechnen vergeistigt und endlich durch die trefflichsten Mittel vergegenwärtigt seyn, — — es gibt hier augenblickliche Besserwacher, die sich nicht scheuen, keckdreiste Bemerkungen voll Unsinn den Nebenstehenden laut aufzudringen, und den Genuß nicht blos zu stören, sondern durch den Aerger über dergleichen After-Kritelei, auch zu verkümmern. Und gerade sind diese die Parterrebesucher, die mitleidig zur Gallerie hinaufblicken, wo Leute mit leeren Taschen, jedoch unverdorbenem und deßhalb leicht ergriffenem Sinne für die Kunst, obwohl in rohen und maßlosen Ausbrüchen, ihren Beifall zollen. — — Doch ich schließe, um bald wieder zu beginnen, denn morgen tritt Madame Schröder-Devrient bereits als Norma auf.

P. Milan.

*) Sehen mit Vergnügen entgegen. D. Red.

Wien, im Juni 1836.

— — Um zu dem beliebten Thema des Theaters zu gelangen, werde gleich primo loco gemeldet, das man im Burgtheater am 10. Schiller's „Tell" für Schiller's Denkmal gab, worin die Schröder eine untergeordnete Partie (die Armgard) spielte. Der Beifall war außerordentlich. Die Einnahme bei 10,000 Fl. Conv. Diese Theilnahme der Oesterreicher macht ihrem Charakter wohl noch größere Ehre, als andern Deutschen. Schiller hat Oesterreich nicht zum Besten behandelt, namentlich mit seinem: „Land der Fajaken" und im „Wallenstein." Und nun gar der „Tell!" Abgesehen von Schiller's Dichterruhm wird man uns Versöhnlichkeit nicht absprechen, und Mancher, der am giftigsten auf dieses Land schmähte, wandelt darin frei und unangefochten, ohne Furcht vor Banden in einem Rhein-Oesterreich. —

Aus dem Französischen gab man von Castelli: „Der Mann der Witwe" und „Der quälende Zweifel." Beides sprach nicht sehr an. Hr. Hausmann, der seine berliner-komischen Rollen in der Leopoldstadt mit Beifall gab, gibt sie nun auch mit Auszeichnung im Hoftheater. In den „Schleichhändlern" und vielen andern Piecen erntete er reichlichen Lohn. — Im Theater an der Wien war zum Vortheile des Buffo Scholz: „Braut und Wolf," und gefiel; ein miraculum bei den Benefizen dieses so beliebten Schauspielers! — Noch war neu ein altes Ritterstück mit ein Paar Titeln, die nichts zur Sache thun und thaten. Von Nestroy wird auch noch eine alte Neuigkeit erscheinen. — Die Leopoldstadt gab den „Zauberstern," Pantomime von Fenzl, welche sehr gut aufgenommen wurde. Schadetzky als Pirot, wie immer, ausgezeichnet. — In der Josephstadt sang Hr. Denner als Gast unter Anderem im „Fra Diavolo" und machte Glück. Mellinger's Stimme gewinnt bedeutend an Frische und Rundung. Pöck, der Liebling der Damen, macht wieder enormes Furore im „Nachtlager," „Schwur" ꝛc.

Der 16. Juni war für die Freunde der italienischen Oper ein Tag — der Erwartung. Es stand auf dem Theaterzettel: „Belisario, Opera Seria," von Donizetti, in drei Acten, deren jeder (auf Victor Hugo'sch) einen besonderen Titel hat. — Der „Belisario," der in Venedig so sehr gefallen hatte, feierte hier wohl einen Triumph zwischen den Coulissen qua persona, aber keineswegs qua opera Seria von Donizetti. Vorzüg.. nachte die Ursache in der Kürze der Zeit liegen, während we er das Tonwerk einstudirt — hätte werden sollen, und vorzuglich war es der gefeierte Marini, der diesmal seiner Partie nicht Meister werden konnte. Uebrigens fand man die Musik selbst nicht besonders neu und

ansprechend. Auch hatte sie bei den ferneren Vorstellungen keinen günstigeren Erfolg.

Ein neues Ballet: „Die Waise aus Genf" (!) von Galzerani di mezzo carattere (d. h. das Ballet), hat nicht gefallen. Dafür fand die von Coppola eigends für hier componirte Oper: „Enrichetta Baienfeld," eine gute Aufnahme. Das Libretto dazu ist miserabel, obschon sich der transalpinische Dichter herabgelassen, ein deutsches (?) Sujet zu behandeln. Die Erfindung des Namens „Baienfeld" zeugt schon von der Gewandtheit des gentilen Ausländerpoeten. — Mit diesem Monate endet das bisherige Abbonnement der welschen Oper, und nach abgereisten Matadoren werden die Preise herabgesetzt; dann geht es noch bis zum 20. Juli italienisch fort, mit cantanti Sotto cartello, wo dann wieder die deutschen Genüsse beginnen. Wir wollen sehen, ob sich unsere Landsleute einer größeren „Diaphanität des Gesanges" befleißigen werden, als die Italiener. — Nächstens ein Mehreres. Ihr Ergebenster.

Madame Malibran in Deutschland.

Mad. Malibran, welche, wie mehrere Zeitschriften neck kürzlich erwähnten, bisher noch nicht bewogen werden konnte, in Deutschland zu singen, hat dies von ihr verschmähte Land dennoch besucht. Einem Privatdirector ist es gelungen, ihr solche Anerbietungen zu machen, daß sie es nicht unter ihrer Würde fand, uns Deutsche mit ihrer Gegenwart zu beglücken.

Hr. Mühling, Director des Theaters in Aachen und Cöln, hat Mad. Malibran, deren Gemahl, Hrn. de Bériot, und deren Schwester, Mademoiselle Pauline Garcia, durch Absendung eines eigenen Bevollmächtigten an sie nach Lüttich, bewogen, in Aachen zwei Concerte zu geben, welche am 18. und 19. August statt fanden, und Hr. Mühling zahlte dafür an Mad. Malibran die für einen Privatdirector gewiß ungeheure Summe von 7000 Francs, welche der Bevollmächtigte, mit der Einladung zugleich, bei dem Handlungshause Charles Dubois in Lüttich deponirte; außer dieser Summe trug Hr. Mühling noch alle Kosten, für Wohnung in dem ersten Hotel ꝛc., während des Aufenthaltes der Sängerin in Aachen.

Dieser Fall verdient wohl deßwegen als merkwürdig bemerkt zu werden, da es bisher selbst den Intendanzen mehrerer Hoftheater nicht gelang, Madame Malibran dazu zu bewegen, ihr Talent auch in Deutschland geltend zu machen.

Theater-Gucker.

Berlin. Im königlichen Schauspielhause wurde am 17. August das zweiactige Lustspiel: „Ewig" zum ersten Male aufgeführt. Es mußte dieses wunderbare Erscheinen, da erstens das Original „Toujours" sehr häufig von der französischen Schauspielergesellschaft gegeben worden und zweitens eine Uebersetzung von Kurländer auf der Königstädtschen Bühne eines frühzeitigen Todes gestorben war, auffallen. Indessen wurde der Beweis geliefert, daß eine gute Besetzung der Rollen und ein rasches, lebenvolles, innig in einander eingreifendes Spiel wohl im Stande sey, etwas wenig Erhebliches zu heben. So geschah es denn, daß man mit Jubel die Leistungen der Spielenden anerkannte und sie am Schlusse alle hervorrief. Die Bearbeitung des Stückes soll von Madame Crelinger herrühren. Neben diesem Lustspiele erschien ebenfalls im königlichen Schauspielhause „Rothkäppchen," Feenoper in drei Acten, Musik von Boieldieu, neu einstudirt, und fand eine sehr günstige Aufnahme wegen ihrer reizenden, graciösen und geistreichen Musik, deren unvergängliche Schönheit noch aus einer anti-Rossini-diluvianischen Tonsündfluth sich herschreibt.

Bereits hat Berlin einen Theateralmanach für 1837 angekündigt, herausgegeben von Alex. Cosmar, verlegt von Th. Bade. Es soll derselbe enthalten: 1) Enzian, parodirende Posse mit Gesang in zwei Acten uud einem Vorspiele von Albini; 2) der Wundertrank, dramatische Aufgabe in einem Act von A. Cosmar; 3) der Advokat und sein Sohn, Lustspiel in einem Act von Fr. Genée; 4) die Hochzeit des Weiberfeindes, Lustspiel von Freimund Ohnesorgen; 5) die Herausforderung, Lustspiel in einem Act von H. Smidt; 6) der dreißigste Geburtstag, Lustspiel in einem Act, von C. Stawinsky; 7) Vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, Lustspiel in einem Act, von A. Cosmar.

Leipzig. Eine sehr unangenehme Nachricht war die, daß der bereits mit Verlangen erwartete Hr. Lukas mit seiner Gemahlin wieder mit dem k. k. Hofburgtheater in Wien contrahirt hat und dem zufolge nicht nach Leipzig kommt. Eine andere Ursache, als wäre Hr. L. durch eine gewisse Ankündigung veranlaßt und abgehalten worden, zu uns zu kommen und uns in seiner Person einen jungen Helden und ersten Liebhaber, wie wir ihn seit Hrn. Boltzmann's und Dessoir's Abgang benöthigt sind und in der seiner Gattin eine Anstandsdame, die uns ebenfalls seit Langem fehlt, zu stellen, möchte wohl nicht auf Wahrheit beruhen. In Folge der durch ihn getäuschten Hoffnung bleibt Hr. Düringer, aber unter einigen Modificationen, in seiner bisherigen Wirksamkeit. Die Direction wird ferner dafür Sorge tragen, ein „obstupui" des Publicums darüber zum Schweigen zu bringen. Für die Oper halten die neuen Acquisitionen an Hrn. Pfeifer und Anschütz und Dlle. — — ein gewisses juste-milieu in Gefallen und Nichtgefallen. Dlle. Ringelhardt wirkt von Neuem als Sängerin mit einem Glück, das keine besondere Beeinträchtigung erfährt und erfahren kann. Unter den neuen Opern befindet sich die komische Oper: „der Blitz." Man hat die Neuigkeit Halévy's mit ziemlichem Beifall aufgenommen, doch nicht mit so entscheidendem wie in Berlin, wie uns die, auch in diesen Blättern gegebenen, Berichte von dort belehren. Vielleicht liegt etwas Schuld davon an der Aufführung, unzweifelhaft mehr aber an dem Geschmacke des Publicums, der noch immer beim „Fest der Handwerker" und Hähnchen-Lortzing's nicht eben originellen Späßen die Lachmuskeln in bewundernswerthe Thätigkeit setzt und jedem ernsteren Stücke dagegen immer abholder sich zeigt. — Eine besondere Freude empfand das Theater-liebende Publicum durch den Besuch des durch seine frühere Bühnendirection immer noch allbeliebten Hofraths Küstner. Die früher schon bekannte Freundschaft zwischen ihm und Hrn. Ringelhardt hat sich dabei so offenbar gezeigt, daß an ein feindliches Entgegenstellen des Ersteren gegen den Letzteren, in Bezug auf die Pacht-Concurrenz unseres Theaters, nicht mehr zu denken ist. Das wird freilich so Manchem nicht recht seyn. Wer hieß ihn aber auch die Rechnung ohne den Wirth machen?

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 213. (VII. Jahrgang.) Montag, den 5. September. 1836.

Zahme Spaziergänge eines Wiener Poeten.

I.

Die Stadt der Musik.

Nichts ist über Wien erhaben,
Wenn die Rede von Musik;
Hunderttausend Lieder schallen,
Myriaden Töne wallen
Hier in einem Augenblick.

In der Faust des kleinsten Jungen
Schnarrt die Mund-Harmonika,
Und die großen Jungen blöcken,
Sanft begleitend mit den Stöcken,
Einen Marsch der „Opera."

In dem öffentlichen Garten,
Im Salon der Vorstadt drauß,
Flattern Tonkunst, deine Banner,
In dem einen geigt der Lanner,
In dem andern spielt der Strauß. —

Einer, dem ich just begegne,
Bietet mir die Dose an:
„Eine Prise," — „„Dank der Ehre.""
Und vom Grund der Tabatiere
Tönt ein Lied der Malibran!

Durch die Straßen, durch die Gassen
Wandl' ich ohrbetäubt dahin;
Eingelernte Vögel pfeifen,
Arge Leierkasten schleifen
Einem blöd' den armen Sinn!

In den Sälen, in den Zimmern,
Rauscht und klingt und schallt es laut,
Die Concerte, das Theater,
Und der Circus in dem Prater,
Wo man hin nur geht und schaut.

Wo nicht die lebend'ge Musik,
Wenigstens die Stumme steht;
Tausend Noten vor Boutiken,
Und die singt, — es kann mir glücken,
Mancher, der vorübergeht.

Endlich flücht' ich vor die Linie,
Schwindelnd zur Natur zurück,
Wo die Vögel selbst in Schlummer,
Ach! da klappt zu meinem Kummer,
Noch die Holz- und Strohmusik!

N. Vogl.

Tibull.

(Fortsetzung.)

Und die Gäste bewunderten die Schnelligkeit, mit welcher das Echo die Worte des griechischen Mädchens wiederholte. Einige behaupteten sogar, das Echo im Saale von Chrysis Worten gehört zu haben. Aber Tibull grüßte Tarentilla mit der Hand und sagte:

»Ist es Dir gefällig, meine Süße, etwas von Dir in der Erzählung eines Deiner Abenteuer mitzutheilen?«

»Ich gehorche. Wie Ihr mich seht, meine Freunde, bin ich nach allen nur möglichen Vermuthungen die Enkelin der Königin Kleopatra und Marc Anton's, ihres rechtmäßigen Gatten. Wenn wir daher in Alexandria einen Proconsul im Namen Cäsar's über Aegypten herrschen lassen, so kommt es daher, weil es uns an Soldaten und an Schiffen fehlt. Es wäre unnütz, Beweise für meine Behauptung zu verlangen; ich würde sie wahrscheinlich verweigern. Doch wie dem auch sey, Tarentilla ist mit ihrem Loose zufrieden. Unter den Gunstbezeigungen, die ich von den, wie man sagt, mir gnädigen Göttern erhielt, befindet sich ein Ring von gemeiseltem Golde, auf welchem Ihr das Bild der Isis sehen

könnt; es ist ein wegen seiner Kraft unschätzbarer Ring. Ich trage ihn Tag und Nacht an dem Ringfinger meiner linken Hand. Sagen, worin seine Kraft besteht, hieße die Geheimnisse der Götter verrathen. Ich kann Euch nur eine wahre Geschichte erzählen. Ich reiste auf einer Galeere, welche vom thrakischen Bosphorus zurückkehrte; Neptun und die Winde warfen uns an die Felsen einer der cykladischen Inseln. Das Fahrzeug und die Mannschaft gingen in den Fluthen unter, ausgenommen einen reichen phönikischen Arzt, einen parthischen Prinzen, Gesandten seines Volks bei Cäsar, einen alten Dichter, welcher Troas besucht hatte, einen jungen Matrosen und mich, die ich, Dank sey es dem Himmel, zu Euch spreche und Euch sehe. Die Insel war öde. Wir fanden nur Honigscheiben, einige mit Früchten beladene Dattelbäume und einige wilde Feigenbäume. Vergebens erwarteten wir jeden Augenblick, daß ein Fahrzeug vorbeisegeln und unsere Zeichen bemerken würde. Gegen Ende des vierten Tages kam der Gesandte der Parther zu mir, nahm mich bei Seite und sagte:

»Wir können, glaube ich, lange Zeit auf dieser Insel verbannt bleiben; vielleicht die ganze Zeit unseres noch übrigen Lebens. Ich kann dir meine Liebe nicht verhehlen, Tarentilla; willst du mein seyn, so mache ich mich verbindlich, unsere Unglücksgefährten zu tödten, welche sich früher oder später durch deine Liebe werden trösten wollen. Ich habe meinen Bogen und meine vergifteten Pfeile aus dem Schiffbruche gerettet.«

Da sagte ich bei mir selbst:

»Der barbarische Gesandte ist ein eifersüchtiger, grausamer, selbstsüchtiger und wilder Mensch. Es ist ein Parthe!«

Ohne zu antworten, kehrte ich ihm den Rücken zu, und ging nach einer Quelle, an welcher ich gern saß. Hier ward ich von dem reichen phönikischen Arzte verfolgt, welcher zu mir sprach:

»Tarentilla, ich bin dein treuester Freund. Auf dieser öden Insel sind wir von den Göttern verlassen, aber ich bin bei dir. Ich liebe dich und will dich von den verhaßten Menschen befreien, welche es endlich wagen werden, nach deiner Liebe zu streben. Ich habe einige Giftpflanzen entdeckt. — Ich will für deine Verfolger einen Trank bereiten.«

Da sagte ich wieder bei mir selbst:

»Das ist ein sehr schlechter Mensch für einen Gelehrten und Arzt.«

Und ohne ihm zu antworten, entfernte ich mich von ihm. Ihr müßt nun wissen, daß, während der Gesandte der Parther mit mir sprach, meine Augen sich zufällig auf meinen ägyptischen Ring richteten, und da sah ich, daß das Gold roth ward, wie Blut. Als ich den phönikischen Arzt verließ, betrachtete ich den Ring; diesmal war er bleifarben und grünlich, wie die Haut einer Schlange. Sonderbar überrascht, dachte ich auf einem nahen Vorgebirge über dieses Wunder nach, als ich den alten Dichter auf mich zukommen sah. Seine weißen Haare waren mit einem jungen Lorbeer geschmückt, den er selbst auf der Insel gebrochen, und von welchem er sich einen olympischen Kranz geflochten hatte. Sein Gesicht war ernst; er ging langsam, erhob die Augen und die Hände zum Himmel, und recitirte Verse mit prophetischem Tone. Sein ehrwürdiges Aeußere beruhigte mich. Ich ging ihm einige Schritte entgegen, indem ich bei mir sagte:

»Die Dichter sind die Günstlinge der Götter, und ihre Kunst ist eine Art Priesterthum. Dieser gleicht dem göttlichen Homer, und die Muse, welche er anruft, wird mich beschützen.«

Als der Greis bei mir war, ergriff er mit väterlicher Sanftmuth meine Hand und sagte:

»Meine Tochter, ich rufe den delphischen Apoll und seinen unsterblichem Lorbeer zum Zeugen an, nie zeigte sich eine reinere Jungfrau meinen Blicken.«

»Mein Vater,« erwiederte ich, »ich fürchte, die poetische Begeisterung leitet dich bei deinem Urtheil irre —«

»Nein, nein,« erwiederte er, »ich täusche mich nicht; der König Priamos, dessen Vaterland ich so eben besuchte, hatte unter seinen Töchtern keine erhabenere und zartere Jungfrau, als du bist. Du gleichst einer prächtigen Lilie und einer sanften Taube —«

»O Dichter!« erwiederte ich zum zweiten Male; »doch die Truggebilde der Dichter sind stets heilig.«

»Tochter der Götter,« fuhr er fort, »welches ist dein Vaterland? Bist du in dem herrlichen Delos geboren, oder im Occident, an den blumigen Ufern der arethusischen Quelle?«

»Ach nein, mein Vater,« erwiederte ich, »sicher bin ich nicht so glücklich. Man hat mir stets den Ort meiner Geburt geheim gehalten, doch glaube ich, daß meine Mutter mich in Alexandrien gebar; das aber weiß ich gewiß, daß ich von meiner Kindheit an in Rom wohne, und dort im Viertel des Palatinus ein Haus besitze und viele Freunde habe.«

»Süße Jungfrau,« entgegnete der beharrliche Greis, »es wäre besser für dich, wenn deine Tage in einem frischen Thale Arkadiens oder im Schatten des Tempels des Apollo friedlich dahin fließen könnten. Dein Rom ist mit Verschwendern, liederlichen Frauenzimmern und schlechten Dichtern angefüllt. Minerva aber hat ohne Zweifel Mitleid mit dir gehabt, da sie dich auf diese wüste Insel geführt hat, wo du einen Günstling der unsterblichen Musen triffst, welcher sich für deinen Beschützer erklärt. Deine schüchterne und noch unerfahrene Seele beruhige sich daher, meine Vielgeliebte. Ich werde dich von den Verfolgungen der rohen Menschen befreien, welche mit uns an diese Küste geworfen wurden. Ja, der pythische Apollo wird mir seine göttliche Kraft leihen; ich werde den Augenblick benutzen, wo diese ehrlosen Menschen sich Einer nach dem Andern mit mir am Ufer des Meeres unterhalten werden, und sie in die bittere Fluth hinabstürzen, denn, meine Göttin, sie möchten gern deine Schönheit entweihen und den Schleier deiner Unschuld beflecken.

Ach, so viel Schamhaftigkeit, so viel keusche Anmuth ist nicht für die Gottlosen da; die Götter wollten, daß die Rose sich mit dem Lorbeer vereinige. Komm, o komm. Ein Hymen verkette auf immer die Schönheit und das Genie!« —

»Das ist ein abscheulicher Säugling der keuschen Musen!« rief ich, indem ich mich den unceinen Umarmungen des Satyrs entwand, und eilte, so schnell ich nur laufen konnte, nach dem Ufer des Meeres, auf seinen Felsen den alten Lobeerbekränzten lassend, welcher die Arme heftig bewegte und ohnmächtige Verwünschungen gegen mich schleuderte. Als ich bei den Wogen war, fühlte ich mich ruhiger, indem ich das tiefe Wasser als ein unverletzliches Asyl gegen diese abscheulichen Verfolger betrachtete. Da richtete sich mein Blick auf meinen goldnen Ring; an die Stelle der grünlichen Farbe war eine Farbe getreten, welche schwärzer war, als die Nacht. Man hätte glauben können, dieser Ring sey durch das Feuer gegangen. Von Traurigkeit und Ermattung niedergedrückt, ging ich langsamen Schrittes dem Ufer entlang, und wußte nicht, welche Gottheit des Meeres oder des Landes ich anrufen sollte, als ich unter wilden Olivenbäumen den jungen Matrosen, dessen ich schon erwähnt habe, erblickte, wie er einige Stücken Holz zusammenfügte. Ich näherte mich ihm und fragte ihn, wozu er dies thue. Er antwortete, ohne seine Arbeit zu unterbrechen:

»Um mit Gefahr meines Lebens eine Nymphe zu retten, die schönste, welche ich auf allen Meeren gefunden.«

In diesem Augenblicke erhielt mein Ring seinen ersten Glanz, seine goldne Farbe wieder, wie Ihr ihn hier sehet.

»Wer ist denn diese Nymphe?« fragte ich.

»Ach,« erwiederte er, »ich bin nur ein armer Seemann von Kolonos, und hatte nie die Kühnheit, der anbetungswürdigen Jungfrau zu nahen und sie nach ihrem Namen zu fragen; aber ich rufe die Götter, die großen Götter zum Zeugen an, daß mein Leben ihr gehört, wenn sie darüber verfügen will.«

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Aus Prag.

Das Volksfest,

bei der böhmischen Krönung der k. k. Majestät

Ferdinand I.

Geschäftsleitung.

1) Se. Durchlaucht Herr Graf Carl Anselm Fürst von Thurn u. Taxis, hat die Leitung alles desjenigen zu besorgen, was bei der Ankunft, Anwesenheit und Abfahrt Ihrer k. k. Majestäten für allerhöchstdieselben geschehen muß, er kann sich aus dem Mittel der böhm. Herren Stände die weitern erforderlichen Herren Commissairs wählen. Namhaft jedoch, wurden bereits gemacht: Herr Briand Fürst Windischgrätz, Herr Christian Graf Waldstein, Herr Erwin Graf Nostiz, Franz Graf Thurn, Sohn, Freiherr von Hildebrand, zum Vorreiten bei der k. k. Majestät.

2) Herr Joseph Matthias Graf Thurn u. Taxis; a) für die Eintheilung des Platzes bei dem Invalidenhause für die verschiedenen Hauptpuncte des Volksfestes; b) für die Besorgung aller erforderlichen Baugegenstände; c) für das Feuerwerk und allgemeine Beleuchtung bei der Rückfahrt der allerhöchsten Herrschaften und am Schlusse des Volksfestes.

3) Herr Christian Freih. v. Kotz, gemeinschaftlich mit Hrn. Grafen Albert Nostitz; a) für die Abhandlung mit jenen Wirthen und Restaurateurs, welche Eßwaaren und Getränke gegen Bezahlung auszugeben haben; b) für die Regulirung solcher Personen, welche durch gymnastische und mechanische Künste das Volk zu unterhalten haben; c) für die Arrangirung verschiedener Volksspiele.

4) Herr Gubernial-Vice-Präsident Ritter v. Prochaska, a) für die Leitung verschiedener Aufzüge aus den Kreisen; b) für die öffentliche allgemeine Ordnung und Aufsicht auf den Verein des Volksfestes.

5) Herr Leopold Freih. v. Sternegk, für die Besorgung der Ausstattungsbeträge an die Brautleute, der Medaillen, an die Richter, und sonstige Preise.

6) Herr Ritter v. Bohusch, für die unentgeldliche Bewirthung des Volkes auf den zu errichtenden achtzehn Tanzplätzen.

1. Einleitung zum Volksfeste. Conclusa über die einzelnen Abtheilungen.

A. Errichtung von Buden für den Ausschank verschiedener Getränke, Eßwaaren und dergleichen gegen Bezahlung. Die Kosten der Herstellung haben die böhmischen Herren Stände selbst zu bestreiten.

B. Vorrichtung verschiedener Spielplätze und Regulirung einzelner gymnastischer und mechanischer Künstler.

Statt zu finden hätten.

C. a) Ein Musikorchester, am Besten das Labitzkische aus Carlsbad; b) Schaukeln und Carousels; c) englische Reiter und Seiltänzer; d) eine Kegelbahn; e) ein oder zwei Luftballons, während dem Hauptmomente des Volksfestes, um die Aufmerksamkeit und das Gedränge der Volksmasse zu theilen.

D. Errichtung der sechzehn Tanzplätze für das Landvolk und zwei für die Städter — angenommen werden 30,000 Menschen zur unentgeldlichen Verpflegung, daher erforderlich ist, auf jedem Tanzplatz eine Bude: 18, dann extra 2, zusammen 20.

Von der Aufstellung der Maibäume hat es aber abzukommen.

E. Errichtung eines Scheibenschießens für die Scharf-

schützen; in dieser Beziehung wurde beschlossen, das Scheibenschießen auf der Schützinsel eintreten zu lassen, und hierzu auf Kosten der Herren Stände mehrere Preise zu bestimmen, die am Tage des Volksfestes vertheilt werden.

F. Aufstellung einer Tribune für Ihre Majestäten und allerhöchsten Herrschaften.

G. Aufstellung einer Ehrenpforte bei der Einfahrt zum Volksfeste.

H. Bestimmung der Aufsicht, Aufstellung der uniformirten Bürger als Wachtehrenposten. Der Platz des Volksfestes, wäre mit Barrieren zu versehen, und die nöthigen Zu- und Ausgänge zu belassen. Uebrigens hätten die Aufsichtspersonen, an den Eingängen, jeden wohlanständig gekleideten Städter und Landbewohner einzulassen, und nur jene zurückzuweisen, welche unanständig erscheinen.

2. Beginn des Volksfestes.

Da das Beschließen bei dem Invalidenhause entfällt, so wäre nur ein Tag für das Volksfest zu bestimmen — Tag und Stunde wären sodann öffentlich bekannt zu geben.

3. Bei der allerhöchsten Ankunft Ihro k. k. Majestäten.

A. Die Ankunft wäre mit Signalschüssen auf dem Czischkaberge, voraus anzudeuten, und für die nöthigen telegraphischen Zeichen vom Thore aus zu sorgen.

B. Aus dem Mittel der böhmischen Herren Stände, hätten einige Cavaliere Se. k. k. Majestät beim Thore zu erwarten, dann bis zur Tribune vorzureiten.

C. An der Ehrenpforte selbst hätten die bürgerlichen Grenadiere mit Musik zu paradiren, und zwei Ehrenposten aufzustellen. Bei den Tribüne selbst hätten Se. Excellenz der Herr Oberstburggraf, die Herren Landesofficiere, dann die Excellenz Frau Oberstburggräfin, sämmtliche Damen und Cavaliere, die allerhöchsten Herrschaften zu erwarten.

D. Die Ausmittlung eines Platzes für die Hofwägen.

4. Hauptmomente.

A. Aufzüge der sechzehn Kreise, wenigstens zwanzig Mädchen bei Jedem.

B. Da die Kreiszüge als projectirte Schnitter und Ernte-, Wein-, Obst- und Hopfenfeste, dann die Aufzüge von Fischern und Schiffern mit enthalten sollen, so wäre nur für die Arrangirung eines Zuges von Bergknappen zu sorgen, 400 Bergleute, auf die betreffenden Dominien und Städte vertheilt.

C. Zu einer Abtheilung der Scharfschützen und die Preise des Beschießens zu empfangen.

D. Vertheilung der Ausstattungsbeträge an die Brautleute, vierzig Beutel zweinetzig mit ledernem Boden, jeden mit 50 neugeprägten Thalern gefüllt. 15,000 Pfund Fleisch, und zwar: 6000 Pfd. Kalb, 6000 Pfd. Schöpsen und 3000 Pfd. Schinken. 60,000 Stück Semmel à 1 Kr., 300 Faß Bier à 10 Fl. 40 Kr., 5000 irdene Trinkgeschirre, alle der Wohlfeilheit wegen, außerhalb der Stadt Prag anzuschaffen.

Feuerwerk, Beleuchtung der Straßen mit Leuchtfackeln, Beleuchtung des Volksfestes mit bengalischem Feuer.

Man spricht von Nichts, als von der Krönung; wo man die Schritte hinwendet, gewahrt man Vorbereitungen zu diesem feierlichen Acte. Man erwartet Fremde in Massen, und für ihr Unterkommen trägt die Behörde vorzügliche Sorge. Die eigends bestellte Krönungs-Commission hat vollauf zu thun, trotz dem, daß Alles wie möglich abgekürzt und zusammengedrängt werden soll. Viele alte Geschichten werden neu aufgetischt, man forscht u. s. w., und so wurde dieser Tage ein glücklicher Fund gemacht. Die Fürstinnen Aebtissinnen des böhmischen Urklosters von St. Georg hatten, außer andern Functionen, das Recht, die Königin mitzukrönen. Sie waren dabei mit einer Krone geziert, welche 1553 angefertigt wurde, und mit einem Krummstab aus Silber, welchen Wenzel II. 1303 seiner Schwester Kunigunde gegeben. Diese Kleinodien fehlten seit der Aufhebung dieses Klosters 1782, ohne daß man eine Spur davon erhalten konnte, und jetzt kamen sie plötzlich an's Tageslicht, ohne daß man das Wie? und Wodurch? genau weiß. Man munkelt nur Manches. Sie sollen restaurirt werden. — — Die Buchhändler benutzen die Krönung mannichfach. Bereits sind mehrere Schriften angekündigt, und manche sind im Werden. Auch Dr. Legis wird eine ausführliche Beschreibung ediren. Ferner heißt es, daß der Kaiser den Wunsch geäußert habe, es möge ihn auf der ganzen Reise ein Historiograph begleiten, und Alles ausführlich und getreu niederzeichnen. Es wäre wünschenswerth; — nur möge die Wahl auf keinen Unwürdigen fallen. — —

Notiz.

Der Desperations- und Schnaps-Walzer.

Daß man sich aus Verzweiflung das Leben nehmen kann, weiß Jeder, der Zeitungen und Romane gelesen hat. Daß man aber aus Verzweiflung einen Walzer tanzt, kann man nur in Berlin erfahren, wo man in dieser Hinsicht sogar den weltberühmten Wiener Walzerschöpfer Strauß noch überflügelt hat. Denn einer der ersten dortigen Lieblingswalzer heißt der „Dischpretions"- oder „sanfte Heinrichswalzer." Wer ein so tüchtiger Sprachkenner ist, daß er zugleich Deutsch und Berlinisch versteht, der wird sich sogleich das Wort Dischpretionswalzer, vollkommen richtig in Desperations-Walzer übersetzen. Aber um zu wissen, daß unter dem „sanften Heinrich" ein in Berlin allgemein bekannter Schnaps zu verstehen ist, muß man selbst in Berlin gewesen seyn. Welcher tiefe Sinn liegt auch hier im kindischen Spiel! Schnapstrinken und Walzertanzen; wie oft sind sie nicht allerdings die Ausbrüche der Verzweiflung!

„Was der Verstand der Verständ'gen nicht sieht,
Faßt oft in Einfalt ein kindlich Gemüth!"

Philosophie.

Frau Suse predigt ihre Weisheit laut,
— Wenn sie nach andern Männern schaut:
Da in der heil'gen Schrift die Lehre spricht,
Deines Nächsten Weib begehre nicht,
Indeß man nirgend finden kann:
— Begehr' nicht deiner Nächstin Mann! —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 214. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 6. September. 1836.

Tibull.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten stieß der junge Mann sein Floß in das Meer, und erwartete, auf dem zerbrechlichen Fahrzeuge stehend, nahe am Ufer die Befehle der Nymphe. Sie zögerte nicht, leichten Schrittes vom Ufer auf die zusammengefügten Bretter zu springen, und der junge Matrose fing sie in seinen Armen auf, und setzte sie auf Moos, womit er sein Boot angelegt hatte. Und sich den Wellen und dem Glücke anvertrauend, streckte er dann seine Rechte gegen die hohe See aus und rief Neptun folgendermaßen an:

»Mächtiger Gott des Dreizacks, der du Freude daran findest, deine Rosse mitten unter die Stürme zu werfen, oder auf dem Wasser zu leiten, dessen klare Oberfläche sie kaum berühren; König der Meere, der du mich in diesem Augenblicke hörst, in deinem diamantenen Palaste in den Abgründen thronend, und umgeben von deinen Nereiden mit grünem, leichtem Haar; Neptun, ich beschwöre dich jetzt bei Allem, was mir das Heiligste ist. Wenn du gestattest, daß dieses schwache Floß, auf welchem die Wonne der Welt ruht, in einen sichern Hafen kommt, oder daß ihm eine lateinische Galeere begegnet, wenn du mir diese ausgezeichnete Gunst gewährst, so schwöre ich, deinen Tempel auf dem Peleponnes zu besuchen, und dir dort den schwärzesten und stärksten Widder zu opfern, welcher je auf dem Berge Ida zu finden war.«

Er sprach's, und ein Ostwind erhob sich und führte uns auf die Fluthen, wie ein Rosenblatt, das sich im Raume verliert. Da dankte die Nymphe dem jungen Matrosen mit so zärtlichen Worten, daß der schöne Jüngling gewünscht hätte, Neptun hätte seine Bitte nicht so schnell erfüllt. Aber eine lateinische Galeere fuhr vorüber, nahm uns unter ihre Passagiere auf, und wenige Tage darauf kamen wir an die Küste von Messina. Ihr könnt Euch wohl denken, meine Freunde, daß ich nicht duldete, daß der junge Seefahrer fernerhin den Gefahren des furchtbaren Elementes sich aussetzte. Er folgte mir nach Rom. Was meinen Ring betrifft, so hat er oft seit jener Reise die Farbe verändert; aber heute bei unserm Tibull ist er glänzend geblieben. Jedermann hat hier mit aufrichtiger Seele zu mir gesprochen, Dank sey dafür Bacchus gesagt! Nicht mehr auf dem Grunde eines Brunnens wollen wir künftig die Wahrheit suchen, wir werden sie sicherer auf dem Grunde einer Amphora finden. Sclave, schenk' uns ganz Kyrenaika ein!«

»Ja, schenk' ganz Kyrenaika ein, Sclave,« riefen die Gäste einstimmig; »die ganze Insel Kreta, den ganzen Falerner Hügel, ganz Spanien, — schenk' ein, und die Schaalen mögen überströmen, wie unsere Liebe und unsere Leidenschaft für Tarentilla. Wir trinken auf ihr Glück!«

Chrysis erhob zuerst ihren goldnen Kelch, und in diesem Augenblicke hielt man sie für die blonde Hebe zu den Füßen Jupiter's. Sie lächelte und sprach also:

»Unserer theuren Schwester und ihrem wunderbaren Ringe! O, glücklich das Weib, das dich besitzt, heiliger Ring, dessen Metall der Prüfstein der Worte und der Herzen ist. Mit dir, Kleinod unserer Tarentilla, kann man weite Reisen unternehmen, und die Völker und die Höfe der Könige besuchen, ohne daß man fürchten darf, man werde sich je über die Natur der Seelen täuschen, wer dich hat, was kümmert den der Heuchler, der Verräther, der Jähzornige, der Arglistige, der Habgierige, der Ehrgeizige, der Grausame, und alle verstellte und und unverstellte Laster und Lasterhafte? Denn der Hauch ihrer Rede verwandelt deinen göttlichen Stoff, und du bist das Zeichen der Unruhe und das Unterpfand des Heiles! O, glücklich ist das Weib, das dich besitzt! Sie wird stets festen und eiligen Schrittes mitten unter den menschlichen Leidenschaften wandeln, welche gegen sie streiten! Wir armen Geschöpfe! Durch welches Ver-

hängniß ward nicht uns Allen der Ring Tarentilla's zur Mitgift?«

»Meine Schwester,« entgegnete die schöne Nymphe mit dem schwarzen Haar, »am Himmel theilen zwei Brüder die Herrschaft ihres Sternbildes; und auf der Erde sind zwei Freundinnen, denen dieser Ring gemeinschaftlich angehören wird. Wäre es Dir gefällig, Chrysis, ihn anzunehmen? Du gibst mir ihn morgen nach Sonnenuntergang zurück, und so folgen einander alle Tage des Jahres.«

Leicht wie eine Hündin der Diana stand Chrysis auf und warf sich in die Arme ihrer Gefährtin. So umschlingt in einem Garten Campaniens ein schöner blüthenbedeckter Jasmin einen wohlduftenden Citronenbaum mit seinen Liebesbanden.

»Aber, meine Schwester,« sprach, zu ihrem Purpurlager zurückgekehrt, das blonde Mädchen, »sag' uns, was aus dem Kinde Deines Herzens, dem Schiffer von Kolonos, geworden ist.«

»Ach, ach,« erwiederte Tarentilla, »er endete an den letzten Kalenden bei mir in meinen Armen; — ich habe ihm ein Mausoleum erbauen lassen.«

»Ach,« rief Chrysis, »ich erkenne wohl das grausame Geschick; die Guten, die Besten sterben immer zuerst. — Sclave, gib mir mit vollen Händen Blumen, damit ich sie den Manen des jungen Mannes von Kolonos streue! — Fülle meine Schale, Sclave, und ich, die ich nie von dem treulosen Safte trinke, werde diesmal meine Lippen an den Rand des Kelches führen, und dann reichliche Libationen bringen; — und Ihr, meine Freunde, folget mir, und ehret das Andenken an eine glühende, verschwiegene und treue Seele, und auch Du, Sybarit Hortensius, und Du, Sylanus, ehret, ehret den, den Ihr nicht begreift.«

Und alle Gäste streuten Blumen und gossen kretischen Wein auf den Boden. Sylanus erwachte in diesem Augenblicke, und groß war sein Staunen, als man ihm verkündete, man ehre das Andenken eines Todten. In seinem Schrecken fragte er, ob es nicht etwa sein eignes Andenken sey, und er berührte seinen Kopf und seine Arme, um sich zu überzeugen. Hortensius aber sprach zu ihm:

»Wenn Du wegen Deines Lebens zweifelst, mein Kind, warum schlägst Du nicht auf den zierlichen Bauch, mit welchem die Götter Dich versehen haben! Er gehört noch dieser Welt an, mein Heißgeliebter.«

»Beim Herkules!« rief der Senator, »es gibt, ich schwöre es Dir, auf der Erde etwas Wirklicheres, nämlich ein dummes Gesicht, mit spritzchem Roth bemalt und wie ein Vogel frisirt.«

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Beaumarchais.

Peter Augustin Caron von Beaumarchais wurde am 24. Januar 1732 zu Paris geboren. Er war der Sohn eines Uhrmachers, der ihn zu seiner Profession bestimmte, und seine ersten Studien verschafften ihm überhaupt in der Mechanik ziemlich ausgebreitete Kenntnisse. Allein die Natur berief ihn, sich einem geistigern Kreise zu weihen und mit diesem den Geschäftsgeist zu verbinden. Anfänglich trieb er die Musik leidenschaftlich, und dieser Geschmack, der, blos als solcher, sonst fast immer zu nichts führt, half ihm, den Grund zu einem festen Glücke legen. Er wurde bei den Prinzessinnen Königs Ludwig XV. eingeführt, um ihnen auf der Harfe und Guitarre Unterricht zu geben. Er wurde zu ihren Privatconcerten und bald auch zu ihren Gesellschaften zugelassen, und benutzte diese mächtige Bekanntschaft, um sich mit den berühmten Finanzier Paris Duverney zu verbinden. Diese Verbindungen hatten seinen Credit befestigt, seine Unternehmungen brachten ihn schon in seiner Jugend zu einem unverhofften Reichthum; und von jetzt an bestrebte er sich, seine etwas zweideutige Existenz durch literarischen Ruhm zu heben. Sein erstes Schauspiel »Eugénie« erschien im Jahr 1767, sein zweites »les deux Amis« 1770. Das erste dieser beiden Dramen verdient unter den zahlreichen Productionen der damals herrschenden Gattung, welche so mächtig beitrug, die französische Bühne herunterzusetzen und den Geschmack zu verderben, ausgezeichnet zu werden. Denn es springt in die Augen, daß die Schauspiele die Melodramen erzeugten, und daß, nachdem man die Mittelmäßigkeit, welche die Sitten- und Charakterschilderung, die Beredtsamkeit der Leidenschaften, die Feinheit und Reinheit des Styls, durch die Macht einer mehr oder weniger rührenden Situation ersetzte, beklatscht hatte, sich hätte auf den Sieg der Menschheit gefaßt machen sollen, wenn sie sich einfallen ließe, durch eine Masse romanhafter Begebenheiten und durch wunderliche Zufälle eine dramatische Situation ersetzen zu wollen. Auch geschieht es nur äußerst selten und fast immer nur bei leeren Häusern, daß Dramen auf der Bühne erscheinen, wo sie Anfangs mit einem oft so wenig überlegten Beifall aufgenommen worden waren, während daß die Melodramen ohne Streit auf den Theatern herrschen, wo sich eine Menge nach außerordentlichen Bewegungen und Begebenheiten begieriger Menschen versammelt. Eugenie erhält sich noch immer durch eine Art von Interesse, wozu Diderot in seinem père de Famille ein Beispiel gegeben hätte; les deux Amis aber, die nie solchen Beifall fanden, sind schon seit langer Zeit von der französischen Bühne verschwunden. Bei der ersten Vorstellung dieses Stückes, daß blos auf die Verlegenheit eines Kaufmanns, der eben seine Zahlungen einstellen soll, gegründet ist, schrie ein Spaßvogel im Parterre: »hier ist ein Banquerett im Werden, ich bin auch mit 20 Sous darin!« Man bemerkt leicht, daß Beaumarchais bis dahin noch nicht sein eigentliches Talent gefunden hatte. Er erkannte es nun aber bald, und ließ es in den Mémoires seines Processes gegen de la Blache und den Rath Goëzmann mit großem Aufwand glänzen. Die Händel des Ministeriums und der Gerichtshöfe theilten

noch das Intesse und die Ansichten, oder besser, es vereinigte sich Alles gegen dieses thörichte und knechtische Collegium, welches man **Maupeou's Parlament** nannte. Goëzmann war Mitglied davon. Beaumarchais bemächtigte sich mit einem Blicke aller Vortheile dieser Lage. Er verlangte von den Erben des Paris Duverney die Bezahlung eines unbedeutenden Rechnungsrestes. Wenn er die Sache mit der gehörigen Klarheit auseinandergesetzt und sie mit der eindringenden Dialektik, die ihn charakterisirt, verflochten hätte, so würde er auch die Richter überzeugt und seinen Proceß ohne Aufsehen gewonnen haben, da er sich aber an die Leidenschaften mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth wendete, so verlor er zwar seine Sache, gewann aber die Stimme des Publicums von ganz Frankreich. Das erste Mal vielleicht fand man hier in einer juristischen Streitsache Lustspielscenen, Romane, Anekdoten, alle Schärfe der bittersten Satyre, alle Gewalt der gedrängtesten Logik vereinigt. Diese **Mémoires** sind auch bis jetzt noch der schönste literarische Ruhm ihres Verfassers; sie umgaben ihn mit einem Strahlenglanze, der selbst Voltaire, der auf jede Art von Ruhm neidisch war, gegen ihn aufbrachte, und ihm eine gewisse öffentliche Gunst verschafften, die ihm mehr Gewalt als Achtung gewährte, aber doch dessenungeachtet den Beifall aller seiner Werke wohl bereiteten. Der Barbier von Sevilla, welcher kurz auf das erste **Mémoire** folgte (1775), ist eine sehr unterhaltende Intrigue, wo der Verfasser auf eine originelle Weise die ältesten Theaterpersonen, schelmische Bedienten und betrogene Vormünder zusammenstellt. Es gibt Scenen darin, die mehr als gewöhnlich komisch und von ansteckendem Muthwillen sind. Die Hochzeit des Figaro ist ein noch außerordentlicheres Stück. Mat hat gesagt, es gehöre weniger Geist dazu, daß Stück zu machen, als es auf die Bühne zu bringen; allein es gehört wahrlich viel zu Beidem. Die Zeit hat die Kritik der Vernunft über die Unwahrscheinlichkeiten des fünften Actes, über das Unschickliche mehrerer Situationen, und über den cynischen Styl, der überall von satyrischen Einfällen und zweideutigen Wortspielen strotzt, befestigt; die Zeit befestigt aber auch den Beifall des zweiten Actes, der voll von Zusammenstellungen oder dramatischen Bewegungen ist; und ob es gleich das Interesse des Widersprechenden und der Neuheit verloren hat, das die ersten Vorstellungen so einnehmend machte, so hat es doch nie aufgehört, den großen Haufen anzuziehen.

Nun aber hört auch aller Beifall Beaumarchais auf. Kurz vor Anfang der Revolution wurde er in einen Proceß mit dem Banquier Kornmann verwickelt, und fand in M. Bergasse einen Gegner, dessen männliche, ernste Beredtsamkeit weit über sein halb ernstes, halb possenhaftes Talent, das Goezmann, Marin, d'Arnaud ꝛc. zu Schanden gemacht hatte, erhaben war. Anstatt des kühnen Verstandes und jener unerschöpflichen Lustigkeit, die an den ersten **Mémoires** gefallen hatten, verschwendete Beaumarchais in diesen nur reizlose Späße und geistlose Beleidigungen. M. Bergasse im Gegentheil zeigte sich in der Sache eines einfachen Privatmannes als Rächer der öffentlichen Moral. Es ist nicht zu leugnen, er überschritt die Grenzen einer gesetzlichen Vertheidigung, das berüchtigte Bild: »**du malheureux, qui sue le crime**« zeugt weder von ganz reinem Geschmack, noch von einem ganz gerechten Anwalt. Die Gerichtspersonen, den alten Formen treu, glaubten ihm eine Geldstrafe auflegen zu müssen; allein allgemeines Beifallklatschen war der Lohn seiner Aufopferung und seines Muthes; er wurde wie Horaz, von den Decemvirn verurtheilt, und von dem Volke **im Triumph** begleitet. Beaumarchais aber verlor bei dieser Gelegenheit einen Theil seiner Rechte auf das öffentliche Wohlwollen, und seine Oper **Tarare** (1787) verschaffte es ihm nicht zurück. Nie wohl hatte eine so monströs-philosophische Production dies Theater in Erstaunen gesetzt, wo man sich zuverlässig weder um Philosophie noch um Regelmäßigkeit bekümmert. Der Styl ist des ganzen Gedankens würdig. Neben der Natur und einem Feuergeiste, der die gemeinsten Gedanken in dem prächtigsten Gallimathias ausspricht, hörte man Schäfer und Ackerleute ihre unschuldigen Vergnügungen in einer nicht weniger seltsamen, obgleich weit niedrigern Sprache absingen:

Nos tendres soins
Sont pour nos foins,
Et notre amour pour la pâture

Diese kleinen Verschen söhnen ihn mit Chapalain aus: sie beweisen, wie weit ein Mann von Geist sinken kann, wenn er sein Talent verkennt. Beaumarchais hat jedoch mehrere sehr sinnreiche satyrische Gedichte gemacht.

(Schluß folgt.)

Am Judenkirchhof.

Ein grauer Wald von alten Grabessteinen,
Beschattet von dem frühlingsgrünen Flieder, —
Wie schmerzlich senkt der Gipfel sich hernieder,
Als wollt' er Blüthen auf die Gräber weinen.

Im Schooß der Erde, unter Todtenbeinen,
Singt tausendjähr'ge Schmach die Klage-Lieder
Vom Untergang des Volkes, das nie wieder
Als Volk auf Erden lebend soll erscheinen.

Die heil'gen Lettern auf dem Marmor mahnen
Wie alte morsch zerfetzte Siegesfahnen,
Aus jener Zeit der ruhmgekrönten Ahnen.

Des Domes Glocken tönen! — ach, ich höre
Durch sie des Weltgerichtes Spruch: es wäre
Mituntergangen auch — der Christen Ehre! —

Seidlitz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, den 19. Juli 1836.

So viel im Planeten von dem hiesigen Theater erwähnt wird, so wenig erfährt man in der Ferne von unsern musikalischen Leistungen. Unsere Instrumental-Musik ist ausgezeichnet, und unsere Orchesterbegleitung von fremden Künstlern stets lobend anerkannt worden. Aber auch für den Gesang hat unser allgemein beliebter Musikdirector, Hr. Mosevius sehr viel gethan. Er ist Schöpfer der hiesigen Singakademie, welche bereits Bedeutendes geleistet hat. Er ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann, daher aus seiner Schule Vorzügliches hervorgeht, und besonders wird für die Musik, als Vehikel der Geselligkeit, durch ihn wohl mehr geleistet, als andere sonst noch so berühmte Sänger und Sängerinnen und Gesanglehrer leisten können. Zum Beweise, in welcher Art er die Musik behandelt, theilen wir aus dem Programm, worin er die diesjährige Aufführung der Singakademie einleitete, das im Auszuge mit, was er über die Cantate: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" von J. Seb. Bach äußert: Ein einfaches Adagio, in welchem zuerst die Gamben, sodann die Flöten die Melodie führen, leitet zu dem ersten Chore ein, dem ein Tenor-Solo mit Begleitung derselben Instrumente folgt. Beide Stücke sprechen sich durch die Textes-Worte deutlich aus und erfordern nicht mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit. Sämmtliche Sing-Bässe ergreifen hierauf unisono in prägnanten Rhythmen den Satz: „bestelle dein Haus, denn du mußt sterben" welchen die Fundamentalbässe theils blos unterstützen, theis nachahmen; die Gamben schweigen; nur die Flöten umflattern in beweglicher Lebendigkeit den ernsten gemessenen Schritt der Singstimmen und geben sie nur dann für kurze Zeit und nur für so lange auf, als diese die Darstellung des wogenden Lebens selbst übernehmen. Noch einmal ertönt der ernste Ruf: „Bestelle dein Haus" und von Neuem beginnen sie ihr lebendiges Spiel, welches nach einem in gleicher Lebendigkeit eintretenden Drängen des Fundamentalbasses zur Tiefe hinab zu stocken beginnt und nach kurzem Versuch zu neuem Aufschwunge mit dem Anklange verschiedener Wehmuth leise verhallt. Der Fundamentalbaß bewegt sich von nun ab in ruhigem und gemessenem Schritte ganz allein gleichförmig fort, indeß die übrige Begleitung verstummt; über ihn führen die drei tieferen Singstimmen in ihren tiefsten Stimmlagen über den Text: „es ist der alte Bund, Mensch du mußt sterben," einander imitirend, ein Thema: das Unvermeidliche, das Gesetz darstellend aus; nach der ersten Durchführung tritt der Sopran allein mit den Worten: „Ja, komm', Herr Jesu, komm," ein, die freudige Ergebung des Gläubigen in Gottes Rath ausdrückend. Da ertönt ganz unerwartet, von den bis dahin stummen Gamben und Flöten die Choral-Melodie: „Warum betrübst du dich mein Herz?" und verbindet sich mit dem Gesange. — Ruhige und sanfte Klänge der sämmtlichen Instrumente leiten nun zur letzten Strophe des mit kurzen Zwischenspielen ausgestatteten Chorals: „In dich hab' ich gehoffet, Herr," die mit der Doxologie beginnt, ein; eine kurze Fuge über die Worte: „durch Jesum Christum, Amen!" führt in ruhiger Haltung des Hauptthemas (der letzten Choralzeile) von freudig bewegten Rhythmen des Nebenthemas getragen, zum Schlusse, der in ein einfaches Amen leise verhallt. —

Preßburg, den 18. Juli 1836.

Während der Sommerzeit ist unser Stadt-Theater meist geschlossen und die Arena geöffnet. Da es Schauspieler von höherem Range gewöhnlich unter ihrer Würde halten (warum?) in einem Tagstheater aufzutreten, so bekommen wir in den Sommermonaten auch selten einen Gast von Erheblichkeit. Olle. Mathilde Wildauer vom k. k. Burgtheater, welche sich seit einiger Zeit hier befindet, gehört demnach zu den Seltenheiten. Die Vorstellungen, aber in denen sie mitwirkt, werden im Stadttheater gegeben. Bisher sahen wir sie in den Stücken: „Die Indianer in England," „das Schloß Lemberg," „die Hagestolzen," „Hauptmann Rolland," die Schule der Frauen," „die Quälgeister" und „der Bräutigam in Mexico." Ueberall schuf sie ein fröhliches Publicum und erhielt wohlverdienten Beifall. Ich möchte sagen: „Sie ließ uns nichts zu wünschen übrig," das ist aber nicht wahr; denn erstens wünschen wir, sie möchte noch länger hier verweilen; zweitens wünschen wir, sie möchte uns in der Folge recht oft besuchen; drittens wünschen wir, die übrigen Mitwirkenden . . . . doch nein! man muß nicht seine Wünsche übertreiben, und außerdem möchte ich nicht gern mißverstanden seyn. Wir haben einige recht brave Mitglieder, welche mit Fleiß und Verstand jeden willkommenen Gast unterstützen, unter denen nenne ich vorzüglich Madame Melchior, Mad. Matte, Hrn. Röder und Hrn. Buel; und sind auch Einige, die eigentlich nicht wirken, sondern vielmehr die Wörter nur würgen, so ist man es doch auf Provinzialbühnen gewohnt, sich nur an die Hauptpersonen zu halten. — „Die beiden Nachtwandler," von Nestroy, machen in unserem Tagstheater Glück; die Herren Zöllner und Feichtinger sind auch wahrhaft komisch. — Die Cholera hat seit einiger Zeit ziemlich heftig hier gefichelt, sie ist aber, Gott sey Dank! stark im Abnehmen: es finden schon weniger Erkrankungen und bei Weitem weniger Sterbefälle statt. Wir haben aber auch einen fast unglaublichen Temperatur-Wechsel erlebt. In Zwischenräumen von einer oder zwei Stunden hat man an dem Thermometer oft einen Unterschied von zwölf und mehreren Graden auf- und abwärts bemerkt. Dennoch wird von glaubwürdigen Aerzten behauptet, daß in allen Fällen Diätfehler allein das erste Signal gaben zum Hervorbrechen der Krankheit.

L. H.

Die Erfahrung einer Frau.

Beständigkeit ist nur den Männern eigen,
Mein lieber Mann kann dies am besten zeigen,
Da er schon zwanzig Jahr' beständig spricht:
„Ach, gutes Weib! gefällst mir wahrlich nicht!" —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 215. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 7. September. 1836.

Zahme Spaziergänge eines Wiener Poeten.

II.

Das Wasserglacis.

Vor dem Carolinenthore, wo man Wasser trinkt am Morgen,
Wo mit mineralschen Kräften Aeskulap uns will versorgen;

Vor dem Carolinenthore, wo die Schusterjungen singen,
Abends dann der welschen Oper nie versiegte Wasser springen;

Vor dem Carolinenthore, draußen im Kastanienschatten,
Wo die Blumen unbefangen vor den Leuten sich begatten,

Wandeln Mädchen, unbefangen, an dem Arm der Ehrenhüter,
Vor Verführungskunst geborgen durch die Tanten und die Mütter;

Und sie scheinen dort den Blumen das Geheimniß abzulauschen,
Sich um ihre Mädchenreize einen Gatten einzutauschen. —

III.

Gute Auskunft.

Dort, zu Wien, im engen Gäßchen,
War zu schau'n ein Essigfäßchen,
Holz vom harten und vom weichen,
Käse, Butter und dergleichen.
Dicht daneben war ein and'rer
Laden, d'rinnen lag der „Wand'rer"
Manch' ein Buch, ergraut in Ehren,
Und der „Sammler" und die „Bären" —
Vor dem Laden aber stand
Hanns und Michel, Hand in Hand;
Und der Hannsel fragt den Michel:
„Du, zu was sind denn die Büchel?"
„„Nun, ich glaub' sie druckens eben,
Um den Käs' hineinzugeben.""

N. Vogl.

Tibull.

(Fortsetzung.)

Es war vom Schicksal beschlossen, daß an diesem Abende bei dem Mahle Tibull's Heiterkeit und Ernst abwechseln sollten; auch konnten die Gäste (und Chrysis selbst) sich nicht enthalten, in lautes Gelächter über des Hortensius Wuth auszubrechen, welchem der römische Senator das Hochroth seiner Gesichtsfarbe streitig machte. Tibull aber vernahm ironische Worte, welche hinter dem Vorhange des anstoßenden Saales ausgesprochen wurden, und machte nach diesem Vorhange ein Zeichen, man möchte seine Gäste schonen. Chrysis bemerkte die Befangenheit ihres Geliebten, und fragte ihn nach der Ursache, indem sie auf Tarentilla's Ring blickte, welchen sie am Finger trug; Tibull antwortete daher bedächtig:

»Meine Chrysis, dieser Vorhang, den Du so verschlossen siehst, und der mich zu beschäftigen scheint, verbirgt ein Geheimniß, welches ich Dir enthüllen würde, wenn Du mich genug liebtest, um es von mir zu verlangen. Geh', betrachte den Ring unserer Tarentilla, so viel Du willst, ich bin überzeugt, daß die Reinheit seines Goldes durch meine Antwort nicht getrübt wird.«

»Das ist wahr!« erwiederte Chrysis, lächelnd und wollüstig, wie Venus auf den Meeresfluthen.

»O,« sprach Tibull,« da mein theures Leben diesen Abend so sanft und billig ist, werde ich ihm eine korinthische Vase geben, Tarentilla aber ein numidisches Roß, denn sie liebt den Renner und gleicht einer schönen Amazone; endlich werde ich alle meine hier anwesenden Freunde bitten, ein Pfand der Liebe und langer Erinnerung anzunehmen —«

»Wie,« riefen die Gäste, »Tibull will fort? — Nach welcher fernen Provinz? — Warum diese plötzliche Reise? — Er hat Geheimnisse vor uns? — Dann, ach! wird er bald andere Freunde bekommen.«

»Andere Freunde!« sprach Tibull. »Nein, — aber

vielleicht einige neue Freunde, aber diese verdrängen nicht die alten aus meinem Herzen. Das ist die letzte Liebe, welche ihren Vorgänger tödtet; die Freundschaft aber ist eine zärtliche Tochter, sie ehrt ihre Vorgängerinnen. Doch glaube ich, meine Freunde, Ihr werdet nicht Ursache haben, Euch über die zu große Menge der Freunde zu beklagen; es wird Euch immer leicht seyn, zu mir zu gelangen. Cäsar und der Senat haben mir nicht die Verwaltung einer Provinz anvertraut; ich werde in der Gallerie meines Palastes weder Adler noch Fasces haben. Ihr kennt meinen großen Widerwillen gegen Alles, was sich auf öffentliche Aemter bezieht. Also ich, ein freier Mann, Liebhaber all' der Frauen, welche mich lieben wollen, und vielleicht auch Dichter, ich will ein Landhaus, fern von Rom, bewohnen, dem Dienste der Ceres mich weihen, und einige Felder mit Olivenbäumen bepflanzen. — Ich sehe Euch lächeln, Hortensius und Sylanus, und Du, Tarentilla, heftest Deine großen Augen auf das Gewölbe des Saales, wie um dort das Geheimniß zu lesen, welches mein Geschick ändert; Du, Chrysis, verbirgst Dein blondes Haupt in Deinen Händen, und Ihr Alle, Apollonius, Metellus, Nicanor, Ihr erhebt den Finger als Zeichen des Unglaubens. — Recht gut, meine Freunde, doch nicht minder wahr ist es, daß wir diese Nacht zum letzen Male mit einander speisen. Eine gebieterische Königin klopfte vor einigen Tagen an die Thür; sie hielt ein eisernes Scepter in der Hand; ihr Blick war kalt, traurig, unbeweglich; ihr Mund war von Marmor, und es entschlüpften ihr einige kurze Worte; sie sprach zu mir: »Ich befehle dir, die Stadt zu verlassen; ich verurtheile dich zur Feldarbeit und zur Ernte; ich bin die Nothwendigkeit.« — Meine Freunde, nennt mir einen reichen Dichter, der sich nicht zu Grunde gerichtet hat.«

»Zu Grunde gerichtet!« riefen die Gäste. »Du bist zu Grunde gerichtet, Tibull!«

»Wie der König Pyrrhus nach dem Triumphe des Paulus Aemilius.«

»Ganz zu Grunde gerichtet!« wiederholten der Speculant Tarentius und der Sybarit Hortensius (der Wucher und die Verschwendung).

»So sehr, Tarentius,« erwiederte der Dichter, »daß Du es künftig nicht mehr wagen wirst, mir die Talente Gold zu leihen, welche ich Dir wiedergegeben habe; so sehr, Hortensius, daß Du Dich künftig scheuen wirst, Dich auf meine groben Kissen zu setzen.«

»Wahrhaftig, das thut mir leid,« sagte der Sybarit.

»Götter meines Glücks,« murmelte der Speculant zwischen den Zähnen, »und ich war im Begriff, ihm zweimal hundert tausend Sestertien auf den Ertrag seiner Güter anzubieten! Retter Merkur, ich gelobe Dir eine kleine silberne Statue.«

»Wenn Tibull zu Grunde gerichtet ist,« sprach Sylanus, »warum bin ich es nicht, der ich alle Tage mit Cäsar, Mäcenas und dem jungen Tiberius mit Würfeln spiele?«

»Wahrscheinlich,« erwiederte Tibull, »weil Du, wenn Du auf dem Palatinus verlierst, im Senate gewinnst.«

»Und dann,« fügte Tarentilla hinzu, »trägt nichts zur Erhaltung eines Vermögens mehr bei, als eine rechtschaffene Frau; es sollte mich nicht wundern, wenn unser Sylanus oft im Spiel den Wurf der Venus thäte*).«

»Fast immer,« entgegnete der glücklichste Gatte des Reiches.

»Auf, auf!« rief Tibull, »die, welche mich noch lieben, mögen ihre Schale leeren. Aurora verbreitet noch nicht den schwächsten Schimmer im Osten; sie schläft in den Armen eines jungen Gottes des Meeres; und Kephalus sucht sie jammernd am Himmel. Laßt uns auf Aurorens Wohl trinken, wenn sie sich so vergißt, und laßt uns eine mohnbekränzte Schale dem Kephalus senden; gegen den Kummer der Liebe und den Kummer des Glücks gibt es zwei vortreffliche Mittel: die Trunkenheit und den Schlaf. Es gibt schwache Menschen, welche aus Verzweiflung Schierlingssaft trinken. — Syrer, meine muntern Sclaven, heute und morgen meine traurigen Freigelassenen, Syrer, schenkt uns den ganzen Wein Kyrenaikas ein —«

»Ich werde ihn ganz trinken,« rief der Senator, »denn ich liebe den zu Grunde gerichteten Tibull —«

Und er richtete sich auf seinem Lager auf, wie ein junger Elephant, der zur Schlacht bereit ist. Einer so feurigen Herausforderung war das Echo treu, und alle Gäste, selbst die, welche der Ruin Tibull's nüchtern gemacht hatte, antworteten durch Beifallsruf! In diesem Augenblicke bachantischer Wuth hörte man heftiges Pochen an der Thür des Hauses. Die erstaunten Gäste blieben alle regungslos, die Schalen emporgehoben, die Arme ausgestreckt, die Lippen stumm. Tibull sprach:

»Es ist der Donner —« (denn es war ein heftiges Gewitter aufgestiegen).

Aber der Janitor trat in den Festsaal, wendete sich an den Herrn und sprach:

»Es ist der Prätor.«

Bei diesem Namen erbleichte Jeder, und nahm eine ernste Haltung an. Tarentilla warf flammende Blicke nach der Thür, durch welche die römische Magistratsperson kommen sollte. Tibull stand auf, und ging ihm entgegen. Der Prätor erschien wirklich auf der Schwelle der Thür; ihm folgten Lictoren; in der einen Hand hielt er seinen Stab, in der andern eine Schreibtafel. Er sprach zu Tibull:

»Ich grüße Dich. Cäsar sendet mich zu Dir.«

»Prätor,« erwiederte Tibull, »thue nach Deinem Auftrage.«

»Du hast einem gegen Cäsar Schuldigen Zuflucht gewährt.«

---

*) Der glücklichste Wurf. Es mußten dazu die Würfel, wenn sie fielen, eine verschiedene Oberfläche haben. Der Wurf der Venus machte Pasch. (Sueton, Lucian, Martial)

»Dies sind meine theuersten Freunde,« entgegnete der Dichter; »es sind die besten Bürger des Reiches.«

Der Prätor trat ein, und ließ seine Blicke über alle Gäste gleiten. Tarentilla machte durch die Majestät ihrer Stirn, daß er die Augen niederschlug; Chrysis schenkte ihm ein verächtliches Lächeln; Hortensius leerte ruhig seine Schaale; allein Sylanus, der Senator, verhüllte, da er sich nicht ganz verbergen konnte, zum wenigsten sein Gesicht mit den Händen; Scipio, dessen Zorn blitzte, ballte die Faust und murrte. Was die übrigen Gäste betrifft, so nahmen sie eine den Umständen angemessene Miene und Haltung an. Der Prätor aber sprach zum Herrn:

»Und doch ist in Deinem Hause ein junger Mann, welcher zwei verschleierte Frauen begleitet. Wenn ich sie nicht unter Deinen Gästen erblicke, so will ich Dein Haus durchsuchen.«

»Dazu wäre eine Befehl des Senats nöthig,« sagte Scipio.

»Ich habe einen von Cäsar,« erwiederte der Prätor.

»Das ist dasselbe,« entgegnete Sylanus.

»Das ist dasselbe,« wiederholten der Speculant Tarentius, Metellus, Nicanor, Pomponius Atticus, die Zitterer.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Spiel.

Das Spielen — ich meine Karten-, Würfel- und ähnliche Spiele — ist ein rein menschliche Beschäftigung, denn nur die Menschen spielen; und dennoch verdienen diejenigen am wenigsten den Namen »Menschen,« welche am meisten spielen. Das menschliche Leben und das menschliche Spielen haben so viel Aehnlichkeit, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn man sieht, daß so viele Menschen ihr Leben dem Spiele opfern. Mancher Mensch lebt nur für das Spiel; und Mancher spielt nur für sein Leben. Karten und Menschen werden vom Zufall oft sonderbar gemischt; und wo die Geburt allein den Menschen hochstellt, da hat der Zufall Trumpf gemacht, da sticht der Siebner bisweilen das Aß. Im Spiel und im Leben ist die Dame in der Regel ihrem Gemahl untergeordnet, und doch sieht man häufig ihn in der einen, sie in einer andern Hand. Die Buben thun allenthalben nur groß vor leeren Blättern, unter den Figuren aber sind sie die unbedeutendsten. Im Leben und im Spiele haben die Menschen verschiedene Ansichten; und selten leben oder spielen zwei Menschen zusammen, ohne daß sie sich bisweilen zanken. Man findet zwar unter hundert Menschen gewiß neunzig Spieler, unter hundert Spielern aber kaum einen Menschen; dafür findet man wieder unter hundert Menschen und unter hundert Spielern kaum einen guten Menschen und einen guten Spieler, so, daß die meisten Menschen ihr Leben und ihr Spiel nicht zu benutzen verstehen. Durch hohes Spiel und großes Leben hat schon Mancher sein Leben auf's Spiel gesetzt. Im Leben und im Spiel haben die Menschen Grande Patience nur mit sich selbst; und in Beiden setzt der Eine häufig seine Hoffnung nur auf quitt, wenn der Andere auf double hofft. In einem schlechten Spiel und einem schlechten Leben hoffen wir auf ein besseres Spiel und ein besseres Leben; und in dem Uebermuthe eines glücklichen Spieles und eines glücklichen Lebens, vergessen wir zu bedenken, was das nächste Spiel und das nächste Leben uns bringen kann. Die Frauen wissen gewöhnlich besser zu leben, die Männer hingegen besser zu spielen; dennoch spielen die Frauen oft mit dem Leben der Männer, und die Männer leben oft nur in den Spielen der Frauen. Die Sucht zu leben hat Manchen ein kühnes Spiel treiben lassen; die Sucht zu spielen wieder ein kühnes Leben. Das Leben des Menschen ist nur ein Traum. Der Kluge verlebt den Traum; der Thor verträumt das Leben; und wer das Leben verspielt, der hat schlecht gelebt, schlecht geträumt, also ein schlechtes Gut verlebt, verträumt und verspielt.

Das Leben des Menschen ist kurz, und das Spiel macht auch oft einen kurzen Proceß; wenn ich also das Leben und das Spiel vergleiche, so verlieren die Herrn Advocaten nichts dabei. Und je mehr meine Vergleichungen hinken, desto leichter wird sie die Gerechtigkeit ereilen, und auf diese Weise wird meinen Vergleichungen doch gewiß Gerechtigkeit wiederfahren.

L. Horowitz.

Anekdoten-Kranz.

In einer Gesellschaft von Damen waren die verschiedenen moralischen Gebrechen der Männer sowohl als der Frauen ein Gegenstand des Gespräches, und am Ende wurde die Behauptung aufgestellt, daß in allen Fällen die Frauenzimmer den bei Weitem größten Theil der Schuld zu tragen haben, wenn sie von Männern verführt würden. »O, glauben Sie das ja nicht!« begann eine Dame aus der Gesellschaft, »ich selbst habe einst ein Mädchen gekannt, das so unschuldig und züchtig war, als nur irgend ein Mädchen seyn kann. Nun kam eines Abends ein schöner junger Mann aus ihrer Bekanntschaft durch das Fenster in ihr Zimmer, und wendete so viele Bitten, ja am Ende so furchtbare Drohungen an, daß er die Aermste mit Gewalt um ihre Unschuld betrog.« »Und war denn Niemand in der Nähe, den sie zu Hilfe rufen konnte?« fragte man einstimmig. »Freilich wohl,« erwiederte die Erzählerin, »waren die Eltern in der Nähe, allein der junge Mensch hatte mir ja den Mund zugehalten!«

Ein Dichter zankte einst mit seiner Haushälterin darüber, daß sie nach seiner Meinung zu viel ausgebe, und daß sie überhaupt beim Ausgeben nicht klug genug zu Werke gehe. »Schweigen Sie doch,« erwiederte die Gezankte, »ich habe über Ihre letzte Ausgabe auch ziemlich schimpfen gehört.«

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im Juni 1836.

Das Interessanteste in diesem Monate war hier unstreitig die Anwesenheit der Prinzen Orleans, bedeutungsvoll in socialer, wie in politischer Hinsicht. Als der leere Reisewagen mit dem drapeau tricolore — und wer hätte das vor einem Jahre noch geahnt? — von Neugierigen umzingelt stand, war es nicht unkomisch, zu bemerken, wie da eine Menge Wiener, besonders vom beau Sex — französisch sprachen: „Ah! Charmant! — Voyer cette excellente voiture! — Oui, je la vois aussi," und was dergleichen hübsche Sächelchen mehr waren. Die Gescheidteren sahen die gallisirenden Damen mit deutschen Blicken an, und dachten sich auf deutsch: Pourquoi? — Verzeihlicher war es wohl, wenn an jedem Orte, wo sich die beiden Königssöhne zeigten, sich Alles um sie herdrängte, und an ihren jugendlichen Zügen, ihrer anmuthigen Haltung, den goldenen Epauletts und purpurnen Ehrenlegionordensbändern nicht satt sehen konnte. — Ueberhaupt wurde das unschuldige Vergnügen Niemandem erschwert, und als der gesammte kaiserliche Hof mit seinen hohen Gästen im Schönbrunnergarten eine Lustfahrt auf die Höhen des Glorietthügels unternahm, waren alle Rasenplätze, hoch und niedrig, so dicht mit Menschen besetzt, daß man beinahe auf jeden Grashalm ein Individuum rechnen konnte. Aus der Ferne gesehen, machte dieß eine eigene Wirkung. — Da ich voraussetzen muß, daß die Leser dieser Blätter auch andere Zeitungen und Journale zur Hand bekommen, so will ich diese nicht abschreiben, und von den vielen Hof- und andern Festen, am allerwenigsten aber von den „Geschenken" sprechen, welche die Prinzen vertheilten, wie der Correspondent der Allgemeinen that, was mir, gelindest gesprochen, unzart vorkommt. Am 11. verließen uns Ihre königl. Hoheiten die Herzoge von Orleans und von Nemours, wie sie sämmtliche hiesige Blätter in jedem Berichte zehnmal auf einer Seite betitelten, und dürften, ohne uns zu schmeicheln, manche angenehme Erinnerung an die Liebenswürdigkeit der kaiserlichen Familie, und die lebensfrohe, ruhige Kaiserstadt mitgenommen haben. Möge sie ihr Genius nie verlassen, ihre Reisevergnügen keine trübe Nachricht stören! — Das besonders lebhafte Treiben bei ihrer Anwesenheit ließ nun fast eine Leere zurück, die sich durch den Besuch des Königs beider Sicilien am hiesigen Hofe wieder ausgleichen dürfte. Auch sollen Hellas Herrscher und sogar der Papst in diesem Jahre noch hierher kommen.

Die Baulust nimmt hier außerordentlich zu, und wer nicht Mittel genug hat, ein neues Haus aufzurichten, übertüncht wenigstens sein altes mit heller Farbe. Die Menge von Privatgebäuden, welche neu erbaut werden, gibt so zu sagen zur Erweiterung unserer etwas engen inneren Stadt Anlaß, indem jene Häuser, die sich allzu keck aus der Straßenflanke hervordrängten, in der neuen Auflage bescheiden um einige Schuhe zurückweichen müssen. Der grandiöse Pallast der neuen Münze am Canal, das ungeheuer lange Criminalgebäude am Alserglacis werden nächstens vollendet dastehen, so wie auch das polytechnische Institut in Kurzem ausgebaut werden soll. Von den Stadtthoren erfreut sich das Stubenthor einer Metamorphose. — Die projectirte Eisenbahn nach Bochnia findet nun allerlei Hindernisse; — indessen will man wissen, daß sie wenigstens bis Brünn oder Prag geführt werden dürfte. (??) Die Verschönerung unserer Boutiken geht wirklich etwas in's Uebertriebene; sie vertheuert die Artikel und richtet gar Manchem zu Grunde; — hingegen muß dem Magistrate (mit seinem würdigen Vorstande dem Bürgermeister v. Leeb) in Betreff der neuen Straßenpflasterung das gebührende Lob gespendet werden. Es steht zu hoffen, daß diesem längst gefühlten Bedürfnisse bald vollständig entsprochen seyn wird. In der Mitte dieses Monats begann der fatale asiatische Gast wieder mit Heftigkeit gegen uns zu verfahren; es starben 20 bis 40 jeden Tag, und auch Schreiber dieses (wie man denn überhaupt Alles, worüber man berichten will, selber mitgemacht haben muß) hatte die unschätzbare Ehre, obbesagten Gast eine Weile zu beherbergen. Wir und ganz Europa haben uns bereits an das Uebel gewöhnt, und während sie rechts begraben, wird links getanzt. —

Von den neuen Erscheinungen in der Literatur verdienen rühmlicher Erwähnung: die „Duftkörner aus persischen Dichtern gesammelt" von Hammer, so wie dessen: „Geschichte der Osmanischen Dichtkunst." — Ferner J. G. Seidl's: „Bifolien," lyrische-epische Gedichte in einer herrlichen Auflage, welche beweist, daß man auch hier typographische Pracht entfalten könne, wenn man nur bezahlt wird. — —

Ein Herr Hirsch, der auf dem hiesigen Journal-Trödelmarkte eine bedeutende Rolle spielt, hat in Güns eine „Gallerie lebender Tonkünstler" herausgegeben, bei deren Lesung man nicht weiß, wen man mehr, die Künstler oder den Autor, den Verleger oder sich selbst — bedauern soll?! — Sapphir's Zeitschrift wird nicht „die Eisenbahn," sondern: „der Humorist" (nun das versteht sich) par excellence heißen. Es scheint, daß alles Eisenbahnige hier rückwärts gehen wolle. —

Grabschrift.

Was von Emancipation
Der Lieb', ein hoffnungsvoller Sohn
Des jungen Deutschlands jüngst geschrieben,
Las *** begierig nicht allein,
Er wollt' auch selbst es praktisch üben,
Des Lehrers ächter Jünger seyn.
Er hat, noch in den besten Jahren,
Den Ruhm des Märt'rerthums erfahren;
In's Hospital geschleppt er ward.
Kein Arzt konnt' ihn vom Tode retten,
Sein Auge brach. — Ach! es ist hart!
Hier unter käuflichen Grisetten
Liegt er, emancipirt, verscharrt.

Jokosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 216. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 8. September. 1836.

Tibull.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte der Prätor sich dem Vorhange genähert, welcher den Eingang in den angrenzenden Saal verhüllte. Tibull hielt ihn am Schoße seines Rockes zurück, und sagte:

»Die Gastfreundschaft hat heiligere Rechte, als die des Amtes sind; — ehe Du diesen Vorhang aufhebst, sollst Du mich mit Deinem Schwerte durchbohren.«

Bei diesen Worten ertönte ein Schrei, und der Vorhang öffnete sich von selbst. Zuerst erschien ein Weib mit einem Schleier über dem Haupte; sie war groß und schlank, ihre Hände waren weiß und ohne Ringe. Dann zeigte sich einer junger Mann, welcher eine andere Frau stützte, die nicht so groß, aber zarter, als die erste war, so viel man unter den Falten ihres weißen Gewandes und ihres Palliums vermuthen konnte. Ihr Schleier war so dicht, daß man die Farbe ihrer Haare nicht einmal vermuthen konnte. Der Prätor grüßte Tibull und sprach:

»Das ist der, den ich suchte.«

Da ging der junge Mann auf ihn zu und sagte:

»Ich werde Dir folgen, Prätor, aber allein. Diese beiden Frauen sind unter dem Schutze der Laren dieses Hauses.« Der Prätor erwiederte:

»Ich habe Befehl, nur Ovid zu verhaften.«

Es war wirklich der Sänger der Metamorphosen. Die Gäste umringten ihn, und er drückte ihnen die Hände, Scipio besonders gab ihm Beweise seiner glühenden Freundschaft. Auch Tarentilla und Chryssis näherten sich dem Dichter der Daphne, und er dankte ihnen für ihre süßen Worte mit dem Lächeln, in welches sich die ihm gewöhnliche Traurigkeit mischte. Und zu dem Prätor sich umwendend, fragte er:

»Wird es mir wenigstens erlaubt seyn, in mein Haus zurückzukehren.«

»Ja,« antwortete der Prätor.

»Und wohin wirst Du mich dann führen?«

»Vor Sonnenuntergang mußt Du außer den Mauern Roms seyn. Du bist verbannt.«

»In welche Provinz, Prätor?«

»Zu den Skythen.«

»O, in das eisige, wilde Skythien! — Du wirst Cäsar danken, Prätor.«

Dieser verneigte sich. Auf allen Gesichtern sprach sich Bestürzung aus. Tibull nahm von einer großen Lyra einen Lorbeerkranz, stürzte sich in die Arme Ovid's, setzte sie ihm auf und rief:

»Geh', Dichter! Geh' bekränzt nach Skythien, und die von ihren Felsen und ewigen Eisfeldern herbeieilenden Barbaren mögen Deinen Lorbeer anbeten. Geh', Sohn des Orpheus; locke die wilden Stämme und die wilden Thiere Deinen Tönen nach. Dieser Triumph wird wohl so viel werth seyn, wie der Beifall des Palatinus.«

Die beiden großen Freunde umarmten einander, und Thränen glänzten in ihren Augen. Ovid näherte sich hierauf einer der beiden verschleierten Frauen, der minder großen, und küßte ihr die Hand. Dann wendete er sich zu Tibull und sprach:

»Ich vertraue sie Dir an.«

Er grüßte die Andere, grüßte Chryssis, Tarentilla, Scipio und alle Gäste, und folgte dem Prätor.

»Evoe! Muth, Dichter!« rief Tibull ihm zu.

»Geh'!« versetzte lauter der schäumende Scipio, »wir haben einen Tempel, den Agrippa dem rächenden Jupiter erbaute.«

Einige Augenblicke darauf hörte man nur noch die Schritte der Lictoren, deren Schall sich bald in den Straßen Roms verlor. Schweigend erwarteten alle Gäste eine Entscheidung der verschleierten Frauen. Die Eine derselben, die größere, hörte von einem jungen Manne, es war Hortensius, ihren Namen nennen; nun zögerte sie nicht länger, ihren Schleier zu lüften, und man erblickte das schöne Gesicht der Flavia Cornelia. Die Gäste

brachen in ein einstimmiges Geschrei des Staunens und des Schreckens aus; Tibull streckte die Hand über Flavia's Haupt aus, und erklärte sie als unter seinem Schutze stehend, denn Jeder, der Sylanus betrachtete, glaubte, der erzürnte Gatte werde sie erdolchen. Der Senator stand wirklich auf und ging auf sie zu; dann blieb er stehen, und die Arme über einander gekreuzt, und die Augen auf den Boden geheftet, ging er ohne Zweifel mit einem furchtbaren Gedanken um, als Flavia, mit der Majestät einer Göttin sich emporrichtend, folgende Worte sprach:

»Wahrhaftig, wenn jetzt die Patricierinnen ihre Männer bei den Orgien suchen müssen, so wird es sich gewiß bald ziemen, daß sie an deren Stelle im Senat die curulischen Stühle einnehmen.«

»Flavia Cornelia,« rief Sylanus, »Du bist schön und großmüthig, und wirst mir Gnade angedeihen lassen; man hat mich hierhergezogen —«

Und der glücklichste Gatte des Reiches fiel der Lucretia zu Füßen, welche ihm die Hand reichte. Zwei Ligurier halfen ihm wieder aufstehen. Als dieses Gewitter sich verzogen hatte, gab die andere verschleierte Frau Tibull zu verstehen, daß sie sich entfernen wollte. Dieser ergriff selbst eine Fackel, und begleitete sie, seinen Sclaven vorausgehend, bis zu einer verschlossenen Sänfte, welche ihrer auf dem Flur des Hauses wartete. Noch immer verschleiert und schweigend schritt sie mit dem Stolze einer Königin durch den Festsaal, und dankte, als sie sich in ihre Sänfte gesetzt hatte, Tibull, indem sie die Hand auf ihr Herz legte. Die Sänfte verschwand, und Niemand erfuhr, welchen Weg sie nahm.

Zu den Seinigen zurückgekehrt, sagte Tibull zu Flavia Cornelia: »Sie ist in Sicherheit.«

Diese Worte gaben Sylanus den Athem wieder, der ihm zu schwindeln anfing, denn er sollte den nächsten Tag zu Cäsar Augustus zum Würfelspiel kommen, und er allein hatte das Weib erkannt, dem der verbannte Ovid ein so zärtliches Lebewohl sagte. Flavia bat man, mit ihrem Manne bei Tibull den ersten Schimmer der Morgenröthe zu erwarten, und sie willigte ein, indem sie dem Dichter einen der zärtlichen Blicke zuwarf, auf welche Hortensius mit so viel Wohlgefallen zählte. Doch sah der Syharit, wie der schöne Strahl dieses Blickes an ihm vorüber auf die Stirn Tibull's fiel. Er zweifelte, ob er wache, und verdoppelte seine Aufmerksamkeit, während er zugleich seiner Tunica neue anmuthige Falten gab. Tarentilla und Chrysis hatten sich aus Stolz Flavia gegenüber gesetzt, weil die beiden Königinnen der Feste keine feindliche Nachbarschaft wollten. So betrachtete Kleopatra bei Acium, auf der dreiruderigen Galeere mit Purpursegeln liegend, von fern die Schiffe des Octavius.

(Schluß folgt.)

Erinnerung an Beaumarchais.

(Schluß.)

Im Jahr 1797 brachte er auf das Theater du Marais ein Schauspiel **la mère coupable**, welches hernach auch auf das théâtre Français überging. Unter allen seinen Stücken, selbst **Tarare** nicht ausgenommen, ist dies das schlechteste, ja es ist schlechter noch, denn es ist eine moralisch schlechte Handlung. Er hatte ganz offenbar die Absicht, den furchtbaren Gegner, den er in dem Processe mit Kornmann gefunden hatte, unter dem Namen Begears dem öffentlichen Hasse Preis zu geben. Er hatte ohne Zweifel das Recht, sich über ihn zu beklagen; allein eine Rache, die durch die gräßlichsten Verleumdungen geübt wird, würde auch die Gerechtigkeit einem verleiden können. Hier aber wurde doch wenigstens der Haß durch seine eigene Wuth verblendet. Vergebens gab Beaumarchais seinem Ungeheuer den umgedrehten Namen seines Feindes; das Publicum ahnete nicht einmal, daß man es gewagt hätte, die Ehre und die Tugend unter den schändlichsten Zügen der Heuchelei abzumalen; und der würdige Beleidigte gab sich gar nicht die Mühe, diesen schändlichen Plan zu bemerken. Uebrigens ist auch die Handlung **de la mère coupable** eine Zusammenstellung ohne Kunst und ohne Geschmack, die blos beweist, wie sehr man Ursache hatte, der Hochzeit des Figaro Unsittlichkeit der Charaktere und Situationen vorzuwerfen. Dort diente wenigstens die Lustigkeit als Schleier und Entschuldigung; hier aber weiß sich der Ekel auch nicht einmal vor der Langeweile zu retten. Die schreckliche Scene des vierten Actes, die auf Kosten aller dramatischen Wahrscheinlichkeit herbeigezogen wird, ermüdet, ohne zu rühren, und das Mitleiden, welches die unglückliche Gräfin, als sie unter der Rache ihres ungereimten Gemahls zuckt, einflößt, gleicht dem Gefühle, das man bei einem Kranken hat, der in Verzuckungen liegt.

Beaumarchais fand seit der Hochzeit des Figaro sein eigentliches Talent nur ein einziges Mal wieder, und zwar in der Schrift: **mes six epoques**, die er an Lecointre zu Versailles richtete. Er erzählt hier mit eben so viel Anmuth als Kraft die Gefahren, die er ausgestanden und habe sollen ausstehen, während der Revolution, wo Ruhm, Talente, Reichthum, Gründe zur Verdammung waren. Bis dahin behielt er, ob er gleich über 60 Jahr alt war, die ganze Kraft seiner Jugend, und nur der Muthwille hatte sich verloren. Die Zeitumstände waren sehr verschieden. Der Krieg, um die Unabhängigkeit Nordamerikas zu behaupten, hatten sein Vermögen emporgebracht, und er machte stets einen edlen und großmüthigen Gebrauch davon. Aber der Krieg für die vorgebliche französische Freiheit, der in Folge der Revolution Frankreichs 1792 begann, stürzte dieses Gebäude seines Fleißes und seiner Talente. Er hatte schon beinahe eine Million bei seiner berühmten Ausgabe der Voltaire'schen Werke, einem Unternehmen, dessen höchst

unvollkommene Ausführung keineswegs den ungeheuern Kosten entspricht, verloren. Er vollendete seinen Untergang dadurch, daß er nach Frankreich 60,000 Flinten, deren die Armeen benöthigt waren, einführte (1792). »Er meinte, erzählt de la Harpe, dieß Unternehmen solle ihn retten und ehren zugleich. Dieser sonderbare Mißgriff eines Mannes, der mit so viel Geist, doch eine Zeit, wo man nur für Verbrechen belohnt werden konnte, und wo es ein Wunder war, etwas Gutes ungestraft zu thun, so falsch beurtheilte, erklärt auch, wie eben dieser Irrthum lange Zeit hindurch auch der so vieler aufgeklärten Leute seyn konnte, und warum damals die einfältigsten Leute oft weit heller sahen, als die unterrichtetsten. Diese urtheilten immer nach dem, was seyn konnte und seyn sollte, jene aber sahen nur das, was wirklich war, ohne zu vernünfteln. Diese beriefen sich, da sie die Vergangenheit kannten, immer auf das Mögliche und das Wahrscheinliche; jene schlossen, ohne irgend etwas gelesen zu haben, auf das, was man thun konnte, von dem, was man that; so daß die Ersteren nie aus dem Erstaunen und der Hoffnung, diese aus dem Schrecken und der Furcht vor der Gegenwart und der Zukunft nicht herauskamen.« —

Beaumarchais überlebte jedoch diese unglückliche Periode. Als er wieder in sein Haus und Hof zurückgekehrt war, sah er zwar feigere, aber darum nicht weniger grausame Wüthriche auf die folgen, die ihn vertrieben hatten. Ueberdrüssig der Gegenwart ohne Hoffnung für die Zukunft, müde, der Revolution und seinen Gläubigern die Trümmern seines Vermögens abzustreiten, starb er in einem Alter von 69 Jahren und 3 Monaten plötzlich und ohne Krankheit, so wie er auch in seinem Leben nie kränklich gewesen war, den 19. Mai 1799.

Ein Mann von vielem Geiste, dessen Charakter auch von dem Gedanken einer Lüge entfernt ist, hat mir erzählt, er sey am Tage vor seinem Tode über eine Stunde lang bei ihm gewesen. Beaumarchais sprach lange mit ihm über die Mittel, ohne Gewalt und Schmerz die Welt zu verlassen, und endigte mit den merkwürdigen Worten: »Ich könnte mich wohl noch einige Zeit quälen lassen, allein ich bin nicht mehr neu.« Diese wenig bekannte Anekdote vollendet die Charakterschilderung dieses sonderbaren Mannes. In der kurzen Nachricht von seinen Werken habe ich nicht von seiner **Reponse au Comte Mirabeau**, über die Unternehmung einer Wasserleitung für Paris, gesprochen. Beaumarchais, der zu dieser nützlichen Einrichtung, so wie zu der Auswechselungscasse und der Dampfmaschine mit beigetragen hatte, vertheidigte die Speculation, bei der er interessirt war; allein mit Klugheit und Mäßigung, als wenn er fürchtete, sich mit einem Gegner, der Lärm und Gefahr suchte, einzulassen. Es glückte Mirabeau auch nicht, ihn in den geräuschvollen Kampf, den er 20 Jahre früher vielleicht gesucht haben würde, zu verwickeln. Dieser Streit eignete sich damals zu sehr für Mirabeau's stürmische Lage, als daß es sich noch für Beaumarchais geschickt hätte; nur bis zur Zeit der Revolution hatte B. immer in einem höheren Grade den Geist seiner Zeit und seiner Stellung inne. Hierin besteht das Geheimniß seines Glückes. Wir sehen, daß er die Wissenschaften eben so trieb, als die Geschäfte, und daß er auf diesen so ganz verschiedenen Laufbahnen fast immer durch ganz ähnliche Mittel glücklich war. Auch seine Bestimmung in der Welt war fast dieselbe, wie auf dem Theater; er hatte Glanz ohne Achtung, und seine Stücke sind öfter aufgeführt als gelesen worden. Im Jahre 1802 erschien **Vie de Beaumarchais** in 12. und im Jahre 1809 eine Ausgabe seiner Werke, 7 Bde. in 8. Der Herausgeber derselben, Mr. Gudin, hat einige eigene Abhandlungen mit eingeschoben. Mr. Marsollier des Vivetières hat aus den obbenannten **Mémoires de Beaumarchais** den Stoff zu einem Drama in drei Acten genommen: **Norac et Javolci** (Anagrammen von Caron und Clavijo) betitelt (Lyon 1785 in 8.), wie bekanntlich auch unser **Goethe** den Stoff zu seinem Schauspiel **Clavigo** aus diesen Memoiren entlehnte. Schütz.

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Das Klagelied, welches Sie auf die früheren Eigenthümer dieses Schlosses gemacht und mit Bleistift an die Wand geschrieben hatten, fand ich durch die gemeine Kohle irgend eines kleinen Abkömmlings Ango's, welcher die Kühe hütet, völlig verwischt. Ein Meisterwerk, wie dieser Gesang, kaum auf die Mauern eingeschrieben, und schon verwischt! O wie nichtig sind doch die Meisterwerke der Menschen! Was Sie, theuerster Dichter, einigermaßen trösten muß, ist der Anblick dieses Schlosses selbst, welches den glänzendsten König Europa's aufnahm, und in welchem nicht der geringste Gensd'arm schlafen möchte. Ihr Lied ist zwar vernichtet, aber auch Ango's Wohnung liegt in Trümmern; mögen diese beiden großen Ueberreste sich mit einander trösten, um so mehr, da, wenn von dem alten Hause noch sechs Fenster übrig sind, auch noch drei Verse Ihres Gesanges in den Mauern stehen.

Da wir von Ruinen, welche nicht einmal mehr Ruinen sind, und von dem Hause sprechen, welches jetzt ein wohlhabendes Pachtgut in der Normandie ist, wäre es nicht Zeit, ein für allemal zu erklären, was man unter dem so häufig gebrauchten Worte Ruinen versteht? Kann ein der Zerstörung entgangenes Steinstück, ein Fenster in den Bogengräten, ein Giebel der guten alten Zeit das ausmachen, was man eine Ruine nennt? Wäre dies der Fall, welchen Namen sollte man dann dem größten Theile der Kathedralen und alten Schlösser

Frankreichs geen? Wie soll man dann das Schloß Ménières nennen, dessen alte Steinplatten noch den Abdruck des eisernen Fußes Heinrich's IV. und des kleinen Fußes Gabrielen's bewahren? Es ist, da die Ruinen in Mode gekommen sind, endlich Zeit, zu erklären, was eine Ruine ist. Dieser Gedanke kam mir bei, als ich auf dem verschmitzten Gesichte eines normännischen Bauern ein Lächeln bemerkte, welches für uns ziemlich demüthigend war. — Sehen Sie, sagte dieser Mensch zu uns, das Merkwürdigste an diesem Orte. — Hierauf zeigte er uns eine Dreschmaschine, welche die Stelle von zwanzig Menschen vertritt, und die Körner von dem Strohe trennt, ohne dieses zu zerbrechen. Der Bauer hatte Recht; die Dreschmaschine ist das Merkwürdigste in dem Hause Ango's, weil dieses ein Pachtgut, und nicht mehr das Haus Ango's ist.

Nennen Sie das Schloß von Arques auch eine Ruine? Kann man diesen Namen einem Haufen formloser Steine geben, von denen man glauben sollte, ein Sturmwind habe sie hier aufgeschichtet? Gewiß kann man dies nicht Ruinen nennen; ein Haufen Steine ist eben so wenig eine Ruine, als ein von den Würmern zerfressener Körper ein Leichnam. Aber das Thal von Arques ist herrlich! Welches Glück, auf dem kleinen Strome zu schiffen, der von dem das Segel schwellenden Winde sanft bewegt wird. Wie sich der Horizont allmählig vor den Blicken erweitert, und endlich, wenn sich keine Ruinen mehr in den Ebenen zeigen, etwas vorhanden ist, was mehr Werth hat, als Ruinen, und nicht unter dem Hauche der Zeit fällt: Erinnerungen; noch hat man die Erinnerungen an Heinrich IV., seinen weißen Helmbusch, welcher noch über den zu Trümmern zerfallenen Mauern weht; sein Brief in Crillon, welcher überall an diesen Orten geschrieben steht, dauernder, als der schönste Gesang von der Welt an den Mauern der Wohnungen. Das Thal von Arques ist einer der schönsten Oerter der Welt; das Schloß, oder vielmehr das, was das Schloß war, beherrscht das ganze Thal, und man hat von hier aus eine wahrhaft wundervolle Aussicht. Dieses schöne Schauspiel wird jedoch durch den unhöflichen Hüter der Ruinen gestört. Kaum ist man eingetreten, so verschließt derselbe die Thüre mit einem dreifachen Riegel. Man ist sein Gefangener, bis man den Eintrittspreis bezahlt hat: einen Frank für die Person, wie im Diorama. Aber das Thal von Arques ist ein Diorama, welches Jedermann gehört, und der Herr, welcher diesen Steinhaufen gekauft hat, und Larchevêque heißt, sollte an die Thüre seines Schauspiels einen Anschlag heften, welcher den Eintrittspreis angibt. Man würde nicht hineingehen, und das Thal von Arques eben so gut sehen.

Wer hätte Heinrich IV. sagen sollen, daß dasselbe Schloß von Arques, dessen Einnahme ihn so stolz und glücklich machte, und in welchem er am Tage nach seinem Siege schlief, umgeben von der kleinen Armee treuer Gefährten, welche sich am Tage der Schlacht um ihn drängte —; wer hätte ihm sagen sollen, daß einst das Schloß von Arques für hundert Thaler an Larchevêque verkauft werden, und daß dieser es den Fremden für Geld zeigen würde!

Warum nicht? Wurde doch vor drei Jahren Quinengregne, die Wiege des Hauses Bourbon, für sechs hundert Livres feilgeboten!

Ganz im Gegensatze zu dieser unförmlichen Citadelle ist die Kirche von Arques, ein wohl erhaltenes Denkmal. Diese Steine sind geachtet und gegen die Unbill der Zeit und der Umwälzungen geschützt worden. Man sieht, daß es eine Kirche ist, in welcher man noch betet. Das Gebet ist das Leben der Kirche. Auf einem der alten ausgeschnitzten Bänke auf dem Chore fand ich ein großes Gebetbuch, und wissen Sie, was darin enthalten war? Mehrere Seiten aus Virgil's Aeneide! Eine unschuldige und poetische Zerstreuung eines ehrbaren Römischkatholischen, welcher so ein Mittel fand, sich die Stunden der Andacht zu verkürzen. Ein sonderbarer Gewissensvertrag eines guten Alten, der in der Kirche beten will, doch unter der Bedingung, daß er selbst in der Kirche seine poetischen Zerstreuungen haben kann. Vielleicht werden einige strenge Menschen sagen, das vierte Buch der Aeneide passe nicht recht zwischen das Dies irae und das Stabat mater; doch gestehen Sie immer zu, daß man einen Menschen, der in einem entlegenen Thale der Normandie so das Gebet mit der profanen Poesie, den Virgil mit dem Könige David zu verbinden, und den Rhythmus des Alexandriners selbst unter festlichen Kirchengesängen wieder zu finden weiß, wohl zum Freunde und Nachbar haben möchte. Sollten Sie es glauben? Diese zufällig in einer Dorfkirche gefundenen Verse des Virgil erhöhen noch das Interesse dieser Kirche.

(Schluß folgt.)

Notiz.

[Triumph der Homöopathie.] Dr. Hirsch in Prag hat die Tänzerin Podhorski, welche an einem von allöopathischen Aerzten unheilbar erklärten Organfehler litt, binnen wenigen Tagen auf dem Wege der Homöopathie vollkommen geheilt. In Leipzig dagegen steht die Homöopathie auf sehr schwachen Füßen. Der Director der homöopathischen Heilanstalt, ein Dr. Fickel, soll ein verkappter Allöopath seyn *), und eine gegen ihn gerichtete medicinische Olla potrida, die eben erschienen, macht einiges Aufsehen. Man hofft und fürchtet von ihr, daß sie die Homöopathie wissenschaftlich zu Staub gerieben und vernichtigt hat (?). Auch ist ein Schwiegersohn des Dr. Hahnemann, ausgerüstet mit allen Materialien, um das Leben des Stifters der Homöopathie von moralischer, bürgerlicher und medicinischer Seite in's rechte Licht zu stellen, mit der Abfassung einer Hahnemann'schen Lebensbeschreibung beschäftigt und ein speculativer Buchhändler hat dem Verfasser bereits 500 Thaler für das äußerst interessante, allen Memoiren die Spitze bietende Werk, geboten. Noch steht die Concurrenz offen.

---

*) Sollte sich dies bestätigen, so wird sich Hr. Dr. Fickel, der nicht allein als praktischer Arzt, sondern auch als Schriftsteller rühmlich bekannt ist, gewiß zu entschuldigen wissen.

D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 217. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 9. September. 1836.

Revue der österreichischen Zeitschriften.

(Von Seidlitz.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Telegraph, österreichisches Conversationsblatt für Kunst, Literatur, geselliges Leben, Theater, Tagsbegebenheiten, Industrie und Fabrikwesen

erscheint seit dem Monate Februar in Tendler's Verlage unter Wenzel Lembert's Redaction. Man erschrecke nur nicht über den langen Titel, es ist nicht so arg. Niemand wird sich, gleich bei dem ersten Hineinblicken, getäuschter finden, als wer dieses Blatt für eine schwerfällig-gepanzerte und verschanzte Soldateska im Heere der Journalistik hält. Es ist, was der Titel zuerst sagt, ein Conversationsblatt, und gehört zu der leichtesten, nicht aber seichtesten Truppengattung. Es läuft keck, zischend, wirbelnd einher, kriecht auf dem Bauche, klettert auf die Bäume, nähert sich langsam, pufft und huscht schnell wieder hinter das Gesträuch. Es neckt und schreckt, springt und klingt, pickt und packt, wie der Tiralleur mit seinen flinken Waffen und Beinen. So ein Manöver ist für den bloßen Zuschauer ergötzlich und anziehend.

Der Telegraph entwickelte in diesen fünf Monaten viel Leben und hat Anlage, das beliebteste Blatt in Oesterreich zu werden. Seine Leistungen aus dem Tage für den Tag, überflügeln an Leichtigkeit, Würze und glücklicher Wahl alle andern Wiener Journale. Die Erzählungen sind kurz, launig, lockend. „Ebener Erde und fünf Stockwerke" von Langer und „der Strickstrumpf" von Benkert sind recht flott und heiter. Kleinigkeiten vom alten Kuffner, der sich noch rüstig auf dem Felde der Journalistik herumtummelt, von Enk, Löwe u. A. sind schmackhafte und leicht verdauliche Leckereien. Kleinere Skizzen, Lückenbüßer werden geschickt aus dem Französischen geliefert. Unter Andern findet man: „fünf Tage auf dem Lande," ein Lebensbild von Castelli mit der Note: Ich habe diese Idee zu diesem Lebensbilde von einem französischen Schriftsteller entlehnt, und sie unsern Sitten angepaßt. Auch „die Schauspielerin eines einzigen Abends von Castelli" hat eine dergleichen Anmerkung. Es scheint daß dem, früher als Prototyp sämmtlicher österreichischen Dichter geltenden Castelli der deutsche Witz ausgegangen sey und er versetzt nun seinen beliebten Namen im Leihhause Paris für einige Ideen. Aus den Gedichten ist besonders ein Sonett von Friedrich Halm (Freiherr von Münch) betitelt: „Kunz von der Rosen" zu loben. Ein Heinrich Börnstein veröffentlicht Lieder. In Einem: „die frühere Geliebte" überschrieben, finden sich folgende Zeilen:

„Da zog sich ein Zug düst'rer Schwermuth
Verdüsternd darüber hin."

Die pikanteste Rubrik ist die Journal-Controlle. Da werden die aus und über Wien und Oesterreich überhaupt in ausländischen Blättern (der Oesterreicher nennt nämlich alles Nicht-Oesterreichische, ausländisch) erscheinenden Nachrichten und Berichte berichtet und gerichtet. Etwas aus einem Urtheile über den Referenten des Planeten aus Prag, J. Myself, möge hier, besonderer Ursachen halber, Platz haben. Es heißt dort: „J. Myself hat eine reiche, lebhaft reproducirende Phantasie, seine Sprache ist glänzend und von jugendlichem Feuer beseelt, die Bilder seiner Darstellung sind frisch im Colorit und drollig durch den affectirten Spott, er faßt manche Erscheinungen in der Literatur und auf der Bühne richtig und geistreich auf, und schildert — — mit lebhaften Farben und in ergötzlichen Skizzen die Erscheinungen des modernen Jammers, und so wie seine Arbeiten vorliegen, hätte man berechtigt seyn können, von seinen literarischen Bestrebungen ein erfreuliches Resultat im Fache des Humors und des empfindsamen Spottes zu erwarten. Aber auf dem Standpuncte, den er sich genommen, — — — — muß und wird sein schönes Talent zu Grunde gehn." *) Unser

*) Statt eines Briefes an Herrn Lembert. — Sie beleuchten falsche und lügenhafte Berichte, züchtigen Correspondenzler und klatschsüchtige Scribler, ꝛc.. — — Dafür

Unser Planet scheint einer besondern Aufmerksamkeit des Telegraphen zu genießen, und sein Berichterstatter aus Wien, Prag u. a. O. sind der schärfsten Controlle unterworfen. Möge sie nicht ihren Zweck verfehlen, denn es ist ein löbliches Beginnen, und man kann selbst nicht tadeln, daß dabei nicht die Wahrheit, sondern der eigends und absichtlich aufgepflanzte Patriotismus als Maßstab gebraucht wird. —

Die wenigen Producte der österreichischen Literatur finden eine anzeigende Besprechung, so wie die Wiener Theater, über welche Friedrich Wähner schnell referirt. Die Rubriken: „Aus Zeit- und andern Schriften mit und ohne Glossen," und „Conversationsstoff" enthalten Gesammeltes, Aufgelesenes. Die Berichte aus Pesth, Prag ꝛc. sind nichts als lesbar. Der ausgesetzte Preis für eine Erzählung ist eine alte, aber auch immer einfangende Leimruthe für flatternde Eintagsliteraten; jedoch auch ohnedem würde der Telegraph, der eine bedeutende Lücke in der österreichischen Tagsliteratur ausfüllt, bald reussiren und mit Freuden prophezeihe ich diesem Unternehmen des thätigen Lembert, ein günstigeres Resultat, als seinen Taschenbüchern.

Das sind die neuen literarischen Tageserscheinungen in Oesterreich, deren Ankündigung eine außergewöhnliche Sensation unter den Schriftstellern und Allen Jenen erregte, die mit den Verhältnissen des Kaiserstaates, in Bezug der Zeitschriften, vertraut sind. Man hält es, mit allem Rechte, für ein besonderes, beachtenswerthes Merkmal. In einem Lande, wo sich die Behörde gegen jedes dergleichen Unternehmen systematisch erklärt, — wo alle Gesuche um Concession zur Stiftung, selbst der patriotischesten Zeitblätter und mit den bewährtesten Garantieen abgeschlagen werden, oder noch unbeantwortet liegen, — wo sogar die wenigen bestehenden Institute beengt und gepreßt werden, da plötzlich zwei neue, der Anlage nach für's größere Publicum berechnete Tagblätter errichten, und noch eine dritte, Saphir's „Humoristen," bewilligt zu sehen, muß Jeden äußerst befremden, und aufmerksam machen. Auch in französischer Sprache soll ehestens ein Blatt erscheinen, ein lang und dringend gefühltes Bedürfniß befriedigend, denn nicht blos, daß im Lande selbst kein Futter bereitet werden darf, welches den weiten Magen des Zeitungslesers stopft, den Hunger der Neuigkeitskrämer, und den Durst der Wißbegierigen stillt, ist auch die Einfuhr aus fremden Landen, vorzüglich aus Frankreich und England strenge verpönt. Das Verbot gegen deutsche Zeitschriften wurde vor nicht langer Zeit etwas gemildert. Unser Planet z. B., der sonst fast nicht genannt werden durfte, wird jetzt oft citirt. Ueberhaupt wird das österreichische Publicum, wie ein Kind geleitet. Man läßt es allerhand ergötzliche Sachen ohne irgend eine Beschränkung lernen, man läßt es herumspringen, jubiliren, nach der Trommel marschiren, Ballen werfen, Stecken reiten, Drachen aufsteigen u. s. f. Die Amme aber macht ihm mit Mährchen und Hexengeschichten eine ziemliche Furcht vor Spuk und Gespenstern. Ist das Kind unartig oder trotzig oder unfolgsam, so droht man, der bewußte Rauchfangkehrer werde es mitnehmen, oder der Jud' mit dem spitzen Barte werde es in den Sack stecken, oder Knecht Ruprecht mit dem knotigen Stocke komme u. dgl. Das Kind fürchtet also schon die falschen Geister, um wie viel mehr die wahren?! — Es kommt mir nicht in den Sinn, hier ein Raisonnement, am allerwenigsten ein politisches, anzustimmen. Diese Blätter vermeiden so weit möglich, alles Politische; besonders bin ich ein Feind der gewöhnlichen, von Unwissenheit geblähten, protzigen Kannegießerei; aber hier secire ich blos Zeitschriften, wie der Mediciner Leichen, um Anatomie zu studiren, ich zeichne die Knochen, Muskeln, Venen ꝛc. wie sie sind, ich berichte nur Facta, was und wie es besteht. Und so muß ich auch der Censur erwähnen, welcher die Journale besonders unterworfen. Die hiesige ist ein wohlthätig-kühlender Zephyr gegen jenen Samum, der Alles vergiftet und tödtet, außer man wirft sich zu Boden und vergräbt das Gesicht in die Erde. Herkules hat wohl ein tüchtiges Stück Arbeit gehabt, als er des Augias Stall reinigte und doch ist es ein winziges Kunststückchen gegen die Arbeit eines Redacteurs in Oesterreich, für seine Manuscripte das Imprimatur zu erlangen, obwohl sie selbst früher Alles sorgsam durchsehen, ausscheiden und wegmerzen, was nur irgend Anstoß finden könnte. Sisyphus wälzt den Stein bergauf, aber er wird nimmer die Spitze erreichen. —

Schlimmer noch (man bedenke, noch schlimmer!) sind die Verhältnisse in den Provinzen, es kann also nicht einmal von einem Beurtheilen dieser Blätter gesprochen werden. Man darf sie nur vom Gesichtspuncte des Erwerbes betrachten, und einiger Vollständigkeit halber will ich einige kurz berühren. Sie sind als Beilagen zu den politischen Zeitungen geduldet, und bringen, theils nothgedrungen, Nachgedrucktes und Locales.

„Der Bote von Tyrol," so wie der „Aufmerksame," ein vaterländisches Volksblatt, in Gräz unter Ignaz Kollman's Redaction, sind zu unbedeutende Blätter, und außer ihren Provinzen gar nicht gekannt.

Franz Wiesen ist der Herausgeber und Verleger des Spiegels in Pesth, dessen Hauptblatt wieder nichts als Nachdruck bringt. Die Berichte aus Pesth, Wien, Prag sind leichtfertig, jedoch aufstachelnd und pikant. Der Charakter dieser Referate ist schon aus Chiffern, Bader Schelle, Hoheploß ꝛc. mit denen sie unterzeichnet, zu erkennen. Schade, daß die etwas günstigere ungarische Censur zu solchen Flachheiten vergeudet wird.

In Lemberg erscheint: Mnemosyne, galicisches Abendblatt für gebildete Leser. Seit diesem Jahre bringt sie mehren-

---

werden alle redlichen Redacteure Dank wissen, besonders aber wir. Nichts ist uns unleidlicher, als der literarische Pöbel, der sich besonders in Referaten breit macht; allein in einer Entfernung von 30 oder 60 Meilen ist ein Vogel schwer zu erkennen, besonders wenn ein österreichisches Mauthamt dazwischen liegt. Was J. Myself betrifft, der trotz mehrfacher und hiermit wiederholter, Aufforderung seit drei viertel Jahren nichts in unser Blatt lieferte, so wünschen wir, daß jeder Berichterstatter, nicht so gut und treffend, sondern blos so wahr schriebe. Den Abdruck einer Entgegnung von zweiter Hand auf Ihren Artikel haben wir unterdrückt. — — Der Ton, in welchem Ihre Controlle geführt wird, ist — gering gesagt — unwürdig. Sie werden jedoch künftig noch mehr Gelegenheit erhalten, über Unsern Planeten zu sprechen, und so wollen wir, da der Telegraph noch nicht hinlänglich verbreitet, hier in Deutschland aber gar nicht gekannt ist, alle Berichtigungen ebenfalls abdrucken, unter der Bedingung, erklärende Notizen hinzufügen zu dürfen.

Die Red.

theils Original-Aufsätze, worunter jene von Vitali die bessern; ausgezeichnet ist jedoch dieses Blatt durch die enorme Anzahl von Druckfehlern. Weder Setzer, noch Corrector müssen Deutsch kennen. Redacteur ist Zawadzki.

Die Bohemia wird in Prag ausgegeben. Die ersten drei Seiten liefern größtentheils nachgedruckte Erzählungen, auf der vierten haben die Berichte über die Prager Bühnen ihren Platz, die der dortige Professor der Aesthetik, A. Müller, schreibt. Es ist schon die höchste Zeit, und es wäre seinem Stande angemessener, statt sich zu katzbalgen, ein Ganzes zu schaffen, um doch endlich zu zeigen, daß er etwas Besseres als eine einseitige Theaterkritik und ein Gebetbuch zu leisten vermag. Das Beste in diesem Unterhaltungsblatte ist, was man nicht darin findet, nämlich: es wird selten ein Gedicht abgedruckt, außer ex officio. Zuletzt steht: Redaction und Verlag von Gottlieb Haase Söhne, und ich bin zweifelhaft, ob sie mehr als Verleger oder als Redacteure die kritische Ruthe verdienen. Haase, mit den geeignetsten materiellen Mitteln versehen, und Böhmen mit seinen herrlichen geistigen Kräften könnten Anderes leisten. Jedoch das oben Berührte gilt auch hier als Excüse.

Medau, Besitzer einer der wohleingerichtetsten Buch- und Stein-Druckereien in der Kreisstadt Leitmeritz, edirt dort die Erinnerungen. Rainold, der Gründer dieser in monatlichen Heften mit Kupfern und Musikbeilagen erscheinenden Zeitschrift, welche nun in mehr als 5000 Exemplaren ausgegeben wird, starb im vorigen Jahre, und seitdem soll der bekannte Legis die Redaction besorgen. Gleich beim ersten Ansehen gewahrt man, daß dieses Journal jetzt einer väterlichen Sorgfalt theilhaftig. Man findet Interessantes aus der böhmischen Geschichte, populäre Erzählungen ꝛc.

Die Theologie und die Revolution. Oder: die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. Von Dr. Carl Gottlieb Bretschneider. Leipzig, Vogel. 1835.

Wie sehr es auch vielleicht scheinen könnte, daß diese Schrift mehr, oder gar ausschließlich dem theologischen Gebiete angehöre, so wenig ist dies doch der Fall; und im Gegentheile hat sie es in einem solchen Grade mit dem allgemeinen Zustande der Sittlichkeit, Religion und Kirche, und namentlich mit dem sittlichen, religiösen und kirchlichen Zustande unserer Zeit selbst zu thun, daß sie allen denen, die wahrhaft in ihrer Zeit leben, die sich aber auch zugleich als Mitbürger kommender Geschlechter betrachten, zur Erkenntniß und möglichstthätigen Befriedigung der Bedürfnisse der Zeiten und Völker nicht genug empfohlen werden kann. Der Gegenstand der vorliegenden Schrift ist dann so wichtig im Allgemeinen, als er in besonderer Beziehung ein wahrhaft zeitgemäßer ist; und was dessen Behandlung betrifft, so genügt wohl schon der Name des Verf., um — besonders wenn man sich der beiden „Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: ob evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben?" (1830) aus der nämlichen Feder erinnert — eine des Gegenstandes würdige, tief eingehende und klare Ausführung desselben erwarten zu können. Und in dem nämlichen Grade, in welchem wir diese Erwartung durchgängig bestätigt gefunden haben, müssen wir nun auch auf diese Schrift aufmerksam machen; denn sie kann nur dazu beitragen, nach der Einen Seite hin über den Zustand der Gegenwart aufzuklären und die geeigneten Mittel zu dessen Besserung nachzuweisen. „Werden wir besser, bald wird Alles besser seyn!" — ist auch hier der Wahlspruch; nur indem wir bemüht sind, die wirklichen Bedürfnisse der Gegenwart nach der Einen Richtung hin mit Ernst und auf naturgemäße Weise zu befriedigen, bedingen wir, nach derselben Richtung und nach der damit zusammenhängenden hin, auch eine bessere Zukunft.

Die Hauptaufgabe des Verfassers war, zu zeigen, daß die, mit dem Namen des Supernaturalismus bezeichnete altkirchliche Theologie, im Gegensatze zur neuwissenschaftlichen (Rationalismus), nicht im Stande sey, die politischen, kirchlichen und sittlichen Gebrechen der Zeit zu heilen, wiewohl man von der Einen Seite her diese Heilung von dem Zurückgehen zur altkirchlichen Theologie eben so erwarte, als man von derselben Seite die neuwissenschaftliche Theologie beschuldige, nicht nur den Indifferentismus in Sachen der Religion und die Unkirchlichkeit des Zeitalters herbeigeführt zu haben und noch fortwährend zu verbreiten, sondern auch an den großen politischen Bewegungen der Zeit, an der Unruhigkeit der Völker, an den demokratischen Bestrebungen der Zeitgenossen die größte Schuld zu tragen. Indem nun der Verf. jene Erwartungen eben so, wie diese Beschuldigungen zurückweiset, sucht er zugleich mit dem heiligen Ernste der Wahrheit das Verhältniß der Theologie, sowohl der protestantischen, als der katholischen, zu den kirchlichen und sittlichen Gebrechen der Zeit zu bestimmen, und zwar, subjectiv genommen, mit um so größerer Sicherheit, und in objectiver Beziehung mit um so gegründeteren Rechte, je mehr sich der Verf. eben so fern von der starren Reaction der altkirchlichen, als von der Alles verflachenden und vernichtenden Einseitigkeit neukirchlicher Revolutionsmänner hält, und nur streng in der Mitte zwischen beiden Extremen behauptet, übrigens aber dem Grundsatze der neuwissenschaftlichen Theologie selbst huldiget. Die ganze Untersuchung zerfällt in zwölf Abtheilungen. Nachdem zuvörderst der Stand der Sache auseinandergesetzt worden, beweis't der Verf. S. 8 ff. den Ungrund der Behauptung, daß unter den Völkern eine wesentliche Veränderung zum Schlechteren vorgegangen, und das namentlich das jetzige Zeitalter unsittlicher sey, als die früheren Zeiten; und er weiset vielmehr (S. 23 ff.) auf zahlreiche Thatsachen hin, welche für eine höhere Sittlichkeit unserer Zeit sprechen. (Wir verweisen hier, für weitere Belehrnngen über diese Wahrheit, auf das bekannte Buch des verstorbenen dänischen Staatsmannes, Schmidt-Phiseldeck: „Das Menschengeschlecht auf seinem gegenwärtigen Standpuncte." 1827.) Sodann erklärt er sich (S. 25 ff.) gegen jede Möglichkeit und gegen die Wirksamkeit und Nützlichkeit irgend einer Wiederherstellung des Alten und Vergangenen *), indem er dies sowohl aus der politischen

*) Zu S. 26 und 27 bringt sich, als ein Beispiel gegen diese Behauptung, die Wiedererstehung Griechenlands auf.

Geschichte der Vergangenheit, als aus der Geschichte der philosophischen und theologischen Systeme nachweiset und auf die katholische und evangelische Kirche anwendet, weil einzig und allein der, durch den allgemeinen Zustand der Wissenschaften bedingte Kulturstand auch ein jedes kirchlich-theologisches System bedingen müsse, dieser Kulturstand aber nicht willkürlich retrodatirt oder auch nur ignorirt werden dürfe und könne. Er beweist sodann (S. 50 ff.), sowohl aus der Geschichte, als aus der Vernunft, den Ungrund der Meinung, daß der Thron auf dem Altare ruhe, oder daß das katholische Kirchenthum die sicherste Stütze des monarchischen Princips und der Legitimität sey, indem überhaupt der Thron auf keinem Dogma, sondern nur auf unveränderlichen Bedürfnissen der Gesellschaft ruhe; und er wendet das nun auch (S. 57 ff.) auf die protestantische Kirche an, da es eben so ungegründet sey, daß nur die altkirchliche protestantische Dogmatik den Thron erhalten und den Gehorsam gegen die Obrigkeiten sichern könne. Nicht minder falsch sey sodann die Anklage (S. 73 ff.), daß die theologische Aufklärung (der Rationalismus) die Völker zu Neuerungen und Empörungen reize und der Demokratie Vorschub thue, weil eben so wenig ein historischer (S. 74), als ein innerer Zusammenhang (S. 78) zwischen den politischen Bestrebungen und der theologischen Aufklärung vorhanden sey, und weil (S. 85 ff.) der Grund der politischen Bewegungen unserer Zeit nur in dem, an und für sich naturgemäßen Verlangen des dritten Standes nach einer gesetzlichen Theilnahme am Staatswesen liege, also gar nicht kirchlicher Natur sey, und demnach auch nur dadurch beseitigt werden könne, daß man gerechte Forderungen und Bedürfnisse vernünftig und gesetzlich befriedige (S. 98). Im Uebrigen sey auf dem Gebiete der christlichen Theologie das Bedürfniß unseres Zeitalters nicht Unterdrückung des Wissens durch den Glauben, sondern vielmehr eine Vereinigung zwischen Glauben und Wissen, weil — besonders nach dem Beispiele Frankreichs — das einseitige Festhalten am blinden Glauben, an der kirchlichen Orthodoxie, nur zum religiösen Unglauben führe (S. 101 ff.). Von vorzüglicher Wichtigkeit ist nun hier dasjenige, was der Verf. S. 130 ff. für jene Vereinigung zwischen dem christlich-religiösen Glauben und den Wissenschaften vorschlägt, indem er namentlich darauf dringt (S. 143), daß man „die für alle Zeiten gültigen christlich-religiösen Ideen immer mehr in ihrer Klarheit und Gewißheit herausstelle, sie von den Hüllen und Formen unserer Bekenntnißschriften löse, das Irrige und Falsche davon stillschweigend beseitige, sie selbst aber zum Hauptgegenstande des Unterrichts mache und im Cultus nach den Bedürfnissen der Zeit und des Volkslebens für die Gemeinde darstelle und ausspreche." Dazu müsse nun auch, zu um so höherer Erhebung der Völker zur Sittlichkeit (die sich nicht durch Wiedererweckung von einflußlosen Dogmen bewirken lasse), der Staat besonders darauf bedacht seyn (S. 145 ff.), daß die Sittlichkeit und die Beobachtung der Gesetze öffentliche Sitte, und zwar in allen Ständen, werde, und daß namentlich alles das, was jetzt noch in dem öffentlichen Leben dem Fortschritte im Sittlichen auf geradem Wege entgegenwirke, durch die Regierungen selbst entfernt werde. Nachdem hierauf der Verf. S. 163 ff. nochmals einen Rückblick auf das Ganze geworfen und das, was im Staate, in der Kirche und in den Sitten nöthig sey, um die Krisen der Zeit friedlich zu lösen, zusammengestellt hat, setzt er noch S. 167 ff. die Unfähigkeit der Hegel'schen Philosophie zur Heilung des Zeitalters auseinander. Wir haben in dem Gesagten nur den Gang der Betrachtung des Verf. angeben können, um wenigstens dadurch auch von unserer Seite die Aufmerksamkeit Aller, die hier durch Rath und That mitwirken können, damit es nach den Rathschlägen des Verf. besser in dem Leben der Völker werde, auf die vorliegende Schrift zu lenken.

Literarischer Beobachter.

[Aus Oesterreich.] Lenau (Nimbsch von Strehlenau) ist nahe daran, seine Trilogie: „Huß, Levana Kola und Hutten" zu beenden.

Anastasius Grün (Anton Alexander Graf von Auersperg) beschäftigt sich mit dem Sammeln krainerischer Volkslieder.

Dr. L. A. Frankl, sammelt, wie man hört, Bausteine zu einer Geschichte der Phantasie, arbeitet zugleich ein episches Gedicht, „Don Juan in Oesterreich" und ein medicinisches Werkchen.

[Gescheidter Unsinn.] Wie man mit manchem Wissen und gesundem Urtheile den gröbsten Unsinn verbinden kann, beweist Marbach im 2ten Hefte seiner Literatur. Fast jede Seite wimmelt von verkrüppelten Ideen, in denen er sich, wie in einem Labyrinthe, verirrt, ohne Ariadne's Faden zu finden. Aber Marbach gefallen die dunkelschattigen Partieen, die Lauben und Windungen des Gartens, er will gar nicht heraus. Sein Buch ist ein wohlgeformtes Gesicht, zerrissen von Pockennarben. —

[Die sechs Restaurationen.] Unter dem Titel: „Souvenirs historiques. Histoire des six restaurations françaises" hat Frederic Dollé ein beachtenswerthes Werk herausgegeben. Die sechs Restaurationen sind die unter dem heil. Ludwig, Johann dem Guten, Carl VII., Heinrich IV., Ludwig XIV., und Ludwig XVIII.

[Polemisches.] In Nr. 61 der Mitternachtzeitung für gebildete Stände, Literaturblatt steht in dem Aufsatz: Tragöden u. s. w.

„Verse wie Ramler, machen jetzt die Gymnasiasten, hundert Lyriker besingen eine durchreisende Gräfin und die Nachtigallen so gut wie Hölty."

Der Verfasser dieses Aufsatzes sagt weiterhin:

„Es klingt plump, aber es ist eine Wahrheit."

Das Erstere wird man ihm nicht bestreiten, und wenn, wer es ist, eine Wahrheit auf solches bezieht, so wird man ihm gern Recht geben. Eine andere Frage ist es: ob man sich, wenn man zu gebildeten Ständen spricht, sich plump ausdrücken darf?

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 218. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 10. September. 1836.

Ueber protestantische Kirchenmusik.

Die Orgel. Missa von Weber. Miß Spence. Schöpfung. Haydn's Sturm. Mozart. Singvereine. Häser. Protestantismus. Der römische Hirt und Frau von Stael.

Auf einer Wanderung nach Thüringens güldener Aue führte mich mein Weg in die sachsen-weimarische Grenzstadt Rastenberg, am Fuße des Finngebirges und der alten Räuberburg Graf Heinrichs des Raspen. Ueberraschend war mir es, dort ein Orgelconcert zu hören, über dessen Hergang ich den Lesern „unseres Planeten" um so eher einige Worte mittheilen zu dürfen glaube, als seit längerer Zeit über diesen Gegenstand geschwiegen wurde.

Der Verfasser des Ardinghello nennt die Orgel den Tyrann der Musik, oder die Allbeherrschende. Soll dieser Ausdruck vielleicht einen warnenden Wink geben, zur Verhütung des Mißbrauchs, um keinen störenden Unfug damit anzurichten? — Die neue Orgel in der wirklich schönen, ganz neuen architektonisch und akustisch erbauten Kirche, konnte leicht alle andere Instrumente, sowohl die streichenden als blasenden übertönen, so daß auch kein Sänger vor lauter Uebertönen weder zum deutlichen Wort kommen, noch verstanden wurde; ja daß, wenn alle Register gezogen sind, die Wirkung entsetzlich wird, wie denn wirklich eine Frau, die unter ihr saß, während des Cultus, und andächtig mitsang, als sie vollstimmig ertönte, ohnmächtig wurde, und bei dem Concert zwei Damen von Range, aber nichts weniger als schwachnervig, in der einen Phantasie und Fuge, die Kirche blos darum verließen, weil sie den gräulichen Unfug, den die starken Register machten, nicht ertragen mochten oder konnten. Nicht einmal, was Schiller in seiner Johanna d'Arc von ihr sagt, „wie Donner schallen mir der Orgel Töne," konnte von jener Orgel gesagt werden. Eben so wenig galt von ihr:

„Horch'! wie majestätisch die Orgel schon
In Andachtstönen auf und nieder wogt" ꝛc.

Um so schwieriger war die Lösung der Aufgabe, durch Wohlklang angenehme, wohlthuende Eindrücke mit sanfter unwiderstehlicher Gewalt bei den Zuhörern hervorzubringen. Dieß gelang jedoch nur in einigen Variationen mit wenigen Registern. Was man großartig nennt, kann durch Lärmen und Geschrei nicht hervorgebracht werden. Was aber Jedem, war er auch nur Dilettant in der Musik, bemerklich wurde, war die ungemeine Kunstfertigkeit und die höchste Reinlichkeit im Abspielen der Noten. Aber der höhere und höchste Zweck aller kirchlichen Musik, Erhebung des Geistes und Herzens zum Ueberirdischen und Himmlischen, ging, nicht durch den braven Organisten, sondern durch die gar zu laut tönenden, gellenden Register verloren.

Ermüdung, Betäubung und Abspannung würde bei solch' einer Orgel und ihrem Gebrauch bei den Zuhörern gar bald entstanden seyn, so angenehm auch der Aufenthalt in der schönen, so geistvoll auf ein höheres Leben und Seyn hinweisenden, vom Herrn Oberbaudirector Coudray zu Weimar aufgeführten, für etwas mehr als tausend Seelen berechneten Kirche, wirklich ist, wäre nicht von Seiten der Musikdirection für Abwechselung gesorgt gewesen. Denn

Leben athme die bildende Kunst; Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Aus dem Vereine dreier Lehrer mit ihren Zöglingen, die nicht blos durch das Ehrgefühl bestimmt wurden, Mitarbeiter zu seyn, sondern die sich überhaupt durch Gesittung auszeichneten, ging auch bei jenem Orgelconcert zur Vermeidung des ermüdenden Einerlei, die Abwechselung hervor, um die Musik als tönende Kunst möglichst schön hervorzuheben. Denn diese Kunst ist es, die in ihren höchsten Bestrebungen und Leistungen Unaussprechliches darstellen, und in das Land unnennbarer paradiesischer Gefühle und süßer Träume (Elysium) einführen will. Es ist wohl keine Gegend und kein Land, wohin unsere Neugier einen kühnern Flug wagt, als in das Land jenseits. Kein Laut, keine Stimme kommt von daher zu uns. Da tritt die Musik als Vermittlerin zwischen beiden Welten ein. Man vergleiche hiermit das von Herder nach Pope gefertigte und von Dalberg musikalisch begleitete Gedicht: „Der Geist an

seine Seele," besonders die einfachen Accorde zu den Worten: „Schwester Seele, komm' zur Ruh'" — es ist, als ob man die Musik des Himmels hörte! —

Sehr glücklich hatte die Direction die Compositionen großer Meister als Intermezzo gewählt, wohl wissend, daß die angestrengteste Thätigkeit ihres Geistes und vornehmlich ein von der Sehnsucht nach dem Ewigen ergriffenes Gemüth in ihnen vorausgesetzt werden konnte, und daß nur dadurch die Composition eine Frucht ihres wahrhaft religiösen Charakters seyn, und ihre Phantasie beflügeln konnte. Der Geist der Frömmigkeit hatte sie geleitet und emporgehoben. So Haydn, so Mozart. Ihre Frömmigkeit und ihre Religiosität begeisterte sie, um sich schaffend in die höchsten Regionen des Idealen aufzuschwingen. Wer weiß es nicht, was Haydn antwortete, als ihm in seinen alten Tagen viel Schönes über die Schöpfung gesagt wurde, die von den ausgezeichnetsten Musikern in Wien ihn zu ehren, in seiner persönlichen Gegenwart aufgeführt wurde, und ihm bei den Worten „und es ward Licht" die Thränen in den Augen standen; da antwortete der eben so bescheidene als fromme Mann: „Dieß Alles ist nicht von mir, sondern von oben." Wer weiß es nicht, daß Mozart den Boten, der unter dem Mantel der Anonymität, ohne auch nur den Ort seiner Absendung zu verrathen, um ihm die Ausarbeitung seines unsterblichen Requiems, das ist der Missa pro defunctis anzutragen, für einen wahren Himmelsboten hielt, und von dieser unvergleichlichen Arbeit selbst sagte, sie werde sein Schwanengesang für sein eignes Begräbniß. —

Solcher Meister Arbeiten wählte die Musikdirection, und Alles wurde, ohne irgend eine fremde Beihilfe Nichteinheimischer, wirklich lobenswerth executirt.

Eine Missa von Weber machte den feierlichen Anfang und imponirte gewaltig; und schon hier bemerkte man wohlgefällig das glückliche Ebenmaß und das richtige Verhältniß zwischen Mittelstimmen und der Ober- und Baßstimme. Kein Ueberschreien wurde hörbar. Was Miß Spence in ihren Briefen über Schottland von einer Kirche in Glasgow erzählt, die gedrückt voll Zuhörer war, galt auch bei hiesigem Orgelconcert. Sie erzählt: „Im Gesang herrschte Andacht und Empfindung. Da hörte man kein disharmonisches Geschrei eines Vorsängers, kein Jagen der Mitsänger, kein stümperhaftes Orgelspiel, das melodieenlos sich in charybdische Zwischenspiele verliert (um wie ein Schauspieler Furore zu machen, als ob die Kirche ein Theater wäre). Alle blieben bis nach dem Segen in der Kirche."

Auf diese herrliche Missa, in welcher Vocalisten und Instrumentalisten stete Rücksicht auf einander nahmen, folgte als zweites Intermezzo ein Recitativ und Arie aus der Schöpfung. Das Recitativ wurde der Sicherheit halber blos von der Orgel accompagnirt, aber sehr gut, und die Arie, mit obligater Clarinette und voller Begleitung des ganzen Orchesters, äußerst schön und zart und kunstgerecht gesungen. Sängen doch alle Bassisten so! aber nicht alle haben so ein schönes Baßorgan. Die Declamation war musterhaft.

Die letzte Solo-Partie wurde von einer angehenden Sängerin in lieblicher Gestalt vorgetragen. So muthig, fest und unerschrocken sie in den Chören und Fugen die Oberstimme mit den Stimmknaben vortrug, so war doch im Gesang der Arie einige Unsicherheit und Schwanken bemerklich, wobei jedoch nicht zu verkennen war, daß jungfräuliche Bescheidenheit und Schüchternheit die Ursache ihrer zu großen Aengstlichkeit und Furcht bildete. Dreistigkeit war ihr fremd.

Den Beschluß machte Haydn's Sturm. Welch' ein schrecklich, furchtbar schönes Tongemälde; schön durch den erquickenden, so wohlthuenden Wechsel der moll- und dur-Tonart! Schreiber dieses hatte des unsterblichen Mannes Erdbeben-Darstellung als Finale seiner musikalischen Bearbeitung der sieben Worte des Erlösers für die Domherren in Cadix gehört; hatte in Mozart's Missa pro defunctis die centnerschwere Nummer: dies irae und folglich auch die Musik zu den Worten: quantus tremor est futurus, quando judex est venturus, vernommen, deßgleichen, wie im Don Juan Alles aufgeboten und erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe nur ahnen und empfinden kann, aus welcher uns der ewige Geist der Welt mit seinem Hauche von Glaube, Liebe und Hoffnung, wie in der wunderlieblichen Dur-Stelle des Sturms, anweht. Und so wird dies Werk in seiner sittlichen Tendenz zum jüngsten Gericht für alle Verruchtheit, zu deren Gewissen die Posaune (die tuba, mirum spargens sonum) in schrecklichen, Alles zermalmenden Tönen redet. Aehnliche Wirkung brachte jener Sturm hervor.

Daß übrigens das Orgelconcert mit Vocal- und Instrumentalmusik in Verbindung gesetzt wurde, war eine Folge des seit länger als einem Jahre entstandenen Singvereins. Mehrere junge Bürger und Jünglinge von besserer Erziehung übten sich von selbst und freiwillig im Singen, sahen aber bald, daß ihre Singübungen ohne theoretische und praktische Leitung wenig frommen würde. Sie erbaten sie also von geübten Lehrern den nöthigen Unterricht und Leitung. Was jene aus Hrn. Chordirectors Häser in Weimar Schule von theoretischer Musik mitgebracht hatten, theilten sie den jungen Leuten in den Abendstunden mit. Diese sich auch im Thüringer Lande immer mehr ausbreitenden Singvereins-Uebungen tragen das Ihrige redlich wohlthuend zur allmähligen Volksveredlung bei. Man sieht ja, wie groß trotz aller Sittengesetze, Policeiverordnungen und Sonntagsmandate, das Sittenverderbniß unserer Zeit ist. Der Gesang in solchen Vereinen läutert durch die Macht der Töne die Gefühle des Herzens, und begeistert mit Beihilfe der Dichtkunst für Gott, Vaterland und Tugend. Rohe, wilde Ausgelassenheit und Nachtschwärmerei oder geisttödtendes Faullenzen, wie es an kleineren Orten der Provinz so häufig ist, werden dadurch verhindert; die unsittlichen wüsten Volkslieder werden dadurch verdrängt; die müßigen Stunden der erwachsenen Jugend werden mit harmlosen Freuden ausgefüllt, und die Jugend selbst von Saufgelagen, Spieltischen und Raufereien in den Wirthshäusern und Branntweinschenken abgelenkt und zu anständigerer Unterhaltung gebracht. Was Hausirer mit Zotenbüchern und Zotenliedern oder abergläubischen Tractätlein Böses stiften, wird ebenmäßig dadurch verhindert.

Was schon längst als Folge der Singvereins-Bildung bemerkt worden ist, nämlich Verbesserung des Kirchengesanges und Beförderung einer würdigeren Sonntagsfeier, wird auch hier bemerklich. Eine Menge harmonisch singender Gemeindeglieder gewährt eine unaussprechliche Majestät und imponirt ge-

waltig. Und ist ihr Gesang zum Theil nur monotonisch, so verbreitet er doch einen wunderbaren Zauber und zieht die Gemüther zu Gott hin.

„So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt.“

Endlich wird dadurch auch der, unserem protestantischen Cultus so oft gemachte Vorwurf, er sey zu kalt, beseitigt, wie denn große Dichter und kleine Philosophen dies laut erklärt und sich zum Katholicismus hingeneigt, und ihn laut und öffentlich gepriesen haben, daß er dem Gefühle weit mehr zusage, als der protestantische, und weit mehr als jede andere Glaubensform Befriedigung gewähre. Was jedoch die rein christlichen Gefühle hervorrufen und nähren kann, die Demuth, welche schuldbewußt vor Gott sich neigt und die Kniee beugt, wie dieß Haydn's Sturm auch ausdrückt: die Ehrfurcht vor dem heiligen Gott als Regierer der Welt; die kindlich freudige Zuversicht zu ihm als Vater und die Sehnsucht nach dem, was droben ist, hat die protestantische Kirche eben so wie die katholische, und was jene entbehrt, z. B. den außerordentlichen Glanz bei der Beleuchtung des Vaticans mit 4000 Lampen und 2000 Feuerschalen, ist darum kein Verlust, denn durch alles dieses Entbehrte wird die Seele weder gehoben noch gestärkt; wie denn ein Hirt, der während dieser prachtvollen blendenden Beleuchtung außen vor Rom das Vieh hütete, laut sagte: des lieben Gottes Beleuchtung beim Untergange der Sonne sey doch noch schöner. —

Quis mihi det, antequam moriar, videre
ecclesiam Dei, sicut in diebus antiquis?
St. Bernard, Abt von Clairvaux.

Was die Baronesse von Stael-Hollstein in ihrem Buch de l'Allemagne zu Gunsten der reformirten Kirche, hinsichtlich des Gesanges, so wie Hr. v. Stourdza hinsichtlich des Gesanges zu Gunsten der griechischen Kirche den Katholiken gegenüber sagt, mag nicht hierher gehören. Nur das verdient noch bemerkt zu werden, daß die Katholiken die schönste Wirkung ihrer allerhöchsten Musik und ihres Gesanges, nämlich das weltberühmte Miserere in der Charwoche zu Rom, selbst vernichten, durch das alberne Getrappel der hochwürdigen Eminenzen der Cardinäle, so wie das successive Auslöschen der Lichter. Das sollten symbolische Andeutungen seyn!

Theater.

Theaterbericht.

Aus Prag, den 24. Aug. 1836.

Mad. Schröder-Devrient als Norma.

Es gibt gewisse Charaktere, die vom Dichter so gezeichnet sind, daß der Darsteller selbst bei mittelmäßigen Talenten seiner Aufgabe genügen muß, und im Gegentheil selbst der Meister der Kunst in den vom Dichter eng gezogenen Gränzen nichts Außerordentliches und Geniales leisten kann. Solch' ein Charakter ist nun meiner Ueberzeugung nach der der Seherin Norma, und der Compositeur hat die Darstellerin mit einem Aufwande von schwierigen Gesangstellen und einem Tonreichthum bedacht, daß man von jeher gewohnt war, diese Partie als Probirstein der höchsten Gesangskunst, verbunden mit ungewöhnlicher physischer Kraft, zu betrachten.

Ich habe in meinem früheren Berichte gezeigt, daß sich der Genius unserer Schröder hoch über Theater- und Geschmacksmode erhebe, daß sie den Ton und die Melodie nicht als Mittel erfasse, um den verwöhnten Ohren des Publicums minutenlange Rouladen wie glänzende Raketen in die Höhe steigen zu lassen, daß sie nicht gewohnt sey, ein und dieselbe Weise in hundert Modulationen durchzuführen, wie etwa ein kunstgerechter Koch dem geschmacksstumpfen Gaumen seines lebensmüden Gönners ein und dasselbe Gericht durch würzige Beisätze eingänglich macht; sie betrachtet den Gesang als den sichern Führer in's Menschengemüth, der dem Gefühle auch dann noch Zutritt verschafft, wenn Dichter und Declamator wie abgewiesene Supplicanten vor der Schwelle stehen müssen, — sie unterbricht mit Alles beherrschendem Willen Rhythmus und Gesang, um hier die Stimme von Thränen, dort von übermächtigem Zorne zu ersticken, sie ist so wenig Concertsängerin, als die Nachtigall, wenn sie liebeathmend der Nacht ihre Klage vertraut, oder der Gewittersturm, der zürnend über Wald und Feld hinbraust und Vernichtung verkündet. —

Daß auf diese Art die Darstellungsweise unserer Schröder-Devrient bedeutende Gegner unter den Zuhörern finden muß, ist nun sehr leicht erklärt; denn mit dem Begriff einer großen Sängerin verbinden jene in der Regel die Erwartung von Trillern, die den Trommelwirbel beschämen, musikalische, in einem Athem abgemachte Spaziergänge durch drei Octaven, nebst nicht zu übergehender Zugabe von Coloraturen, Bravouren — und Torturen. Leider scheint unser Gast die alterthümliche Ansicht zu haben: der Dichter stehe über den Compositeur, und deßhalb die jedesmal darzustellende Gemüthsstimmung, nicht aber die Paradeausstellung der Kehlengewandtheit als Hauptzweck anzusehen.

Doch gibt es Augenblicke, in denen die Kunst selbst die vielgliederige, buntfarbige Masse des Pöbels den gesammten rohen Grund, auf dem hier und da einzelne Blüthen der Menschheit emporsprossen, mit Allmacht ergreift und begeistert, wie die Flamme in ihrer höchsten Wuth endlich auch den starren Granit durchglüht. So war es in der Darstellung vom 24. als Norma mit Entsetzen gewahrt, Sever sey Adalgisens Geliebter, als sie vernimmt, seine Liebe sey erloschen, er wolle treulos mit der jüngern Priesterin fliehen und die Verlassene in Galliens düstern Hainen der Verzweiflung Preis geben. Blick, Geberde, Haltung und Stimme gehörten der erzürnten Seherin, die, gewöhnt an ihr heilig Wort, den Willen eines kräftig freien Volkes zu bannen, nur mit Widerstreben Fesseln der Liebe trägt, die ihr der Feind ihrer Landes, ein übermüthiger Römer schmiedete, von dem sie sich nun zur Verbrecherin gemacht, betrogen und verhöhnt sieht. Das war nicht Bellini's Melodie, es war die furchtbare Stimme der Rache, der gekränkten Liebe, die den Schuldigen niederdonnert, mit

einem Hauche zu vergiften, mit einem Worte zu durchbohren droht. — Ueberhaupt hat uns Mad. Schröder-Devrient erst gelehrt, wie man der Anforderung der Plastik in der Darstellung genügen muß. Selten entspricht bei heutigen Künstlern die Hand dem Auge, die Stellung dem Worte, das Costume dem Charakter, und insbesondere wäre den Mitgliedern unserer Bühne ein Studium der Statuen und Gemälde des Alterthums dringen zu empfehlen, um endlich die unschönen, Aug' und Herz beleidigenden Formen zu verbannen. So muß eine Seherin erscheinen, den Blick in bewußtloser Verzuckung zum Himmel gewandt, den Arm vorgestreckt, als wollte sie einer Schaar, nur ihr sichtbaren, Geister gebieten. Die Haare lang und fließend um Hals und Schulter, die Stimme ernst und feierlich, jede Bewegung majestätisch, erhaben. In den Momenten, wo die Leidenschaft sie übermannt, sieht man nicht das Weib, sie ist eine zürnende Göttin, vor deren Grimme des Sterblichen Kraft und Muth zusammenstürzen. Einmal nur greift die Macht der Natur siegend in ihr, dem gewöhnlichen Treiben der Erde entfremdetes, Herz ein, ihre Kinder kann sie nicht opfern, der Dolch entsinkt ihrer Hand, sie steht erstarrt, beschämt, und ihr Schweigen ist das schönste Triumphlied der allmächtigen Natur. Während den herzergreifenden Schlußscenen herrschte eine Todtenstille im Hause, wodurch das Publicum die Künstlerin, und noch mehr, möchte ich sagen, sich selbst achtete. Morgen tritt Mad. Schröder-Devrient als Fidelio auf.

F. Milau.

Theater-Rucker.

Paris. Im Ambigu-Comique hat ein Spectakel-Melodrama in fünf Aufzügen mit Prolog „Peter der Große" viel Sensation und Glück gemacht, so daß es mit dem beliebten Amazampo auf eine Stufe gestellt ist. Die Gaité hat mit dem kleinen Stücke: „Une soirée de veuve," von Meré und Folard einen trefflichen Fang gemacht. Nach der Rückkunft der Dlle. Mars wird im Théâtre français eine Novität zum Vorschein kommen, unter dem Titel: „Marie oder drei Epochen." Die „Hugenotten" tragen fortwährend bei jeder Vorstellung 9 bis 10,000 Francs ein, und man zweifelt nicht mehr, daß dieselben in ihrem Cassenerfolge den „Robert der Teufel" bei Weitem noch übertreffen werden. Hugo Victor's Oper: „Notre Dame de Paris" hat den Titel „Esmeralda" erhalten, und wird mit Nächstem über die Bretter schreiten. Das Vaudeville hat an „Casanova," von Arago, Desvergers und Varin viel, ja furoremäßiges Glück erlebt. Allein man nennt das Stück auch höchst gelungen, geistreich, voll von interessanten Charakteren. Die Gaité brachte zuletzt die Neuigkeit: „Das Gespenst und die Waise," ein Melodrama von Anicet, Bourgois und Francois. Es enthält diese Piece viele ergreifende Momente und entbehrt nicht derjenigen dramatischen Wärme, ohne die nichts für das Theater geschrieben werden sollte. Bei der Aufführung entschieden die glückliche Aufnahme der Pomp der äußeren Ausstattung, vielfach wiederkehrende Erscheinungen von Gespenstern und Teufeln u. drgl. Für die beurlaubten Dlles. Elsler, die bei ihrem letzten Erscheinen im hinkenden Teufel mit Beifall überschüttet wurden, trat Dlle. Taglioni ein, und der Ersatz ist hinreichend, denn wenn Fanny Elsler die lieblichste Tänzerin, so ist Dlle. Taglioni der personificirte Tanz selbst.

Italien. Am Canobbiana-Theater zu Mailand haben „Le avventure di Scaramucoca" festen Fuß gefaßt. Im Theater Crattenia zu Vincenza brachte die Stagione Donizetti's Oper „Lucia von Lammermor" als Neuigkeit, ohne dabei dem Publicum ein Zeichen des Beifalls abringen zu können. Fast allenthalben hat aber die genannte Oper bis jetzt nur Mißfallen erregt. Dagegen befriedigte in hohem Grade das Ballet: die Engländer in Hindostan.

Wien. Am Josephstädter Theater kam Spohr's „Jessenda" zur Aufführung. Hr. Dams, ehemaliger kurfürstlich-hessischer Hofsänger, sang die Partie des Nadori und wurde recht brav erkannt und anerkannt. Seine vorhergehende Gastrolle: „Fra Diavolo" hatte ihm ebenfalls Lob gebracht*). Friedrich Halms (des Barons von Münch) neues Trauerspiel: „Der Adept" wird bald am k. k. Hofburgtheater zur Aufführung kommen. Am Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore wurde ein neues Ballet „die Charlatane" gegeben, ein elendes Mach- und Flickwerk! Das Theater an der Josephstadt hat noch immer keinen eigentlichen Director; es ist indessen dem Hauseigenthümer von Seiten der Obrigkeit aufgegeben worden, binnen Kurzem ein verantwortliches Subject der Art zu stellen, oder — Im Leopoldstädter Theater fiel die Neuigkeit „Camilla d'argenti oder der Vetter von Ungefähr," ein historisch-moralisches Schauspiel aus den Zeiten der Ghibellinen von Scheikh, gänzlich durch. Es ist darin von Eisenbahnen und Sterz, einer steierischen Mehlspeise, die Rede! Nestroy, dem es gänzlich an Rivalen für seine Schreibseligkeit mangelt, hat sich verpflichtet, jährlich vier Stücke für das Theater an der Wien zu schreiben. Sein neuestes Stück: „Der Affe und der Bräutigam," ist geschrieben, damit der Affenspieler Klischnigg, der sich als „ersten Mimen von Paris" annonciren läßt, Gastrollen geben kann. Die Gelegenheitsposse hat einige drollige Momente, dafür aber auch eine Menge Plumpheiten, welche nicht selten an's Obscöne grenzen.

Leipziger Stadtpost.

Zwei anonyme Briefe benachrichtigen uns, daß ein Hr. B., am Leipziger Theater fungirend, es sich mit seinem Freunde D. zur Aufgabe mache, aus zwei Briefen, welche die Redaction d. Bl. an Hrn. Director Ringelhardt zu schreiben genöthigt war, falsche Nachrichten unter dem Theaterpersonale zu verbreiten, und besonders mit einem Manne, wie mit einem Balle zu spielen. Um dieses Benehmen rügen zu können, bitten wir den Briefschreiber, sich zu nennen.

Gar nichts aber geht es uns an, daß und wie D. seine Existenz hier fortsetzt, daß er Hrn. Ringelhardt's Feinden „die Schwellen abtritt" und sie mit anti-Ringelhardt'schen Anekdötchen bereichert. Wir bitten, uns mit dergleichen Fadaisen zu verschonen.

Die Red. d. Bl.

---

*) Schade, daß er es vor einem Jahre in Leipzig mit einem Interims-Capellmeister, mit dem Chordirector Baldenecker, zu thun hatte, mit welchem es Carlsruhe von Michaeli an als Musikdirector versuchen will!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 219. (VII. Jahrgang.) Montag, den 12. September. 1836.

Zahme Spaziergänge eines Wiener Poeten.

IV.

Ein Wiener Gedicht à la Heine.

Es stand im Wiener Walde
Ein dürrer, grauer Pflock,
Von einem alten Eichbaum,
Und d'runter stand ein Bock.

Die Böckin saß daneben
Auf einem Stein und sang
Ihr Abendlied, das reizend
Durch alle Zweige drang.

Der Bock hat lang gemeckert,
Bis daß ihn die Böckin erhört;
Da kommt ein rohes Milchweib
Das ihren Bund zerstört!

Das Milchweib treibt die Böckin
Hinein, gar weit in die Stadt,
Ihre Milch dort zu verkaufen,
Der Bock steht verlassen und matt.

Er steht so matt und verlassen
Am dürren, grauen Pflock,
Und ob er gleich selber ein Bock ist,
Stößt doch ihn vor Weinen der Bock.

Ihm fließen geböckelte Zähren
Vom Auge vor grimmem Schmerz;
Er stirbt. — Ach, es bleibet das Schönste
Halt doch ein zerrissenes Herz!

N. Vogl.

Tibull.

(Schluß.)

Doch da standen zwei Gäste auf und wollten vor allen Uebrigen das Mahl verlassen. Man erklärte sich laut dagegen, doch sie blieben bei ihrem Vorsatze. Da sprach Tibull zu ihnen:

»Es ist das Abschiedsmahl. Der zu Grunde gerichtete Tibull ladet Euch ein, bis zur Morgenröthe zu bleiben, denn er selbst wird jetzt Rom und seine Freunde verlassen.«

Sie antworteten:

»Wir wünschen Tibull alle Güter, welche er verloren hat; doch wenn wir aufrichtig sprechen sollen, glauben wir, daß gute Bürger nach dem, was so eben vorgefallen, nicht einen Augenblick länger bei ihm bleiben können. Tibull befindet sich im Zustande der Feindseligkeit gegen Cäsar —«

»Memmen!« rief Scipio.

»Meine Freunde,« entgegnete Tibull, »wenn Ihr wegen Eurer Sicherheit besorgt seyd, so steht meine Thür offen. Aber wir leben nicht mehr in der Zeit der Proscriptionen des Octavius; der Kaiser Augustus wird nicht die Freunde von dem Freunde Ovid's verfolgen.«

»Wer weiß es?« murmelte Scipio.

Als die beiden Gäste, erschreckt über ihre zweideutige Stellung, sahen, daß von dem reichen Patricier Tibull nur noch der Dichter übrig war, riefen sie noch gebieterischer nach ihren Sclaven, und standen zum zweiten Male auf, aufzubrechen.

»So geht denn, Metellus und Tarentius,« sprach der Freund, den sie verließen, »geht, würdige Gefährten. — Ihr habt Recht; Orestes und Pylades waren Narren, daß sie einander bis zum Tode liebten; der Altar der Freundschaft ist zerbrechlich; man muß ihn zerstören, wenn die Zeit gekommen ist, anderswo zu opfern. So geh', Metellus, geh' zu Cäsar, morgen, um ihn zu versichern, daß Du nie den Weg zu meinem Hause kanntest, und Du, Tarentius, eile in Deine Schreibstube, um Deine Schreibtafel sorgfältig zu untersuchen, damit das Glück es Dir nicht zum Vorwurf mache, bei einem Menschen gegessen zu haben, den es verließ. Geht, —

und könnten mit Euch für immer die Heuchelei, der schmutzige Eigennutz, die Furcht und die Bastardschwester der Freundschaft mich verlassen, welche ihr Gesicht hat und ihren Namen annimmt, deren Herz aber ein von Wind angeschwellter Schlauch ist. Geht, Tarentius und Metellus, der dumme Ehrgeiz und die Habgier sind Eure Frauen, und eine Frau gilt wohl so viel, wie ein zu Grunde gerichteter Freund.«

Sie entfernten sich unter dem Gewichte der allgemeinen Verachtung. Ihre Schande hätte gewiß andere unentschlossene Herzen zurückgehalten, wenn es noch deren bei Tibull gegeben hätte. Sylanus verließ Flavia nicht.

Doch bald lächelte Aurora im Osten; die Enden der silbernen Schärpe der Horen wehten am Horizont, und schon durchdrang weißer Schimmer die bläulichen Schleier der Nacht. Die Rosse des Himmelswagens waren noch sehr weit jenseit des Oceans, doch man ahnte ihr göttliches Schnauben, und zuweilen störte langes Wiehern das schweigende All. Die Fluthen des Tiber wälzten sich unruhig und kalt bei dem Morgenwinde fort, und man sah, wie hier und da zwischen den großen Gebäuden der ewigen Stadt die Wipfel der Pappeln und grünen Feigenbäume hin und her wogten.

Tibull sah zuerst die Sterne erbleichen, verlangte die letzten Schaalen, hob die Hände zum Himmel auf, und flehte alle ihm befreundeten Götter für seine sterblichen Freunde an.

»Seyd ihnen günstig,« sprach er, »all' ihr Sternbilder des Zodiacus; besonders die Zeichen der Zwillinge, unter welchem ich geboren bin, und euch, große Götter, die ihr in dem uferlosen Olymp sitzet, und du, mächtiger Adler, der du den Blitzstrahl hälst, und du, glänzende Iris, die du deinen siebenfarbigen Gürtel als Landeszeichen wehen lässest; und du, Merkur, der du, des Schicksals Bote, von einem Ende der Welt zum andern gehst. Seht, befreundete Gottheiten, hier sind meine Treuen; mit ihnen habe ich lange Tage und lange Nächte zugebracht; vereint haben wir euch geehrt; vereint euch für das Vaterland angefleht; vereint haben wir geliebt, gesungen, gehofft; ich habe, so oft sie meine Laren besuchten, ihnen das Leben leicht zu machen mich bestrebt, und sie sind stets mit Worten des Friedens, mit Händen voll Blumen und aufrichtigen Herzen in dieses Haus gekommen. In dem Augenblicke nun, wo ich diese Vertrauten meiner schönen Jahre verlasse, stelle ich sie wie einen Schatz unter eure Obhut.«

Einer der Gäste antwortete im Namen aller Uebrigen, deren Augen von Thränen feucht waren:

»Unsterbliche Götter, schützet Tibull, unsern Freund, denn sein Geist ist glänzend, wie die Flamme eines Gestirns, und sein Herz rein, wie eine goldene Vase, welche Reinigungswasser enthält; er nimmt unser aufrichtiges Bedauern mit sich, und nie werden wir vor diesem Hause vorübergehen, ohne dessen heilige Schwelle zu grüßen.«

»Auf, meine Freunde,« sprach der Dichter, »es ist der Augenblick der Laren.«

Sclaven brachten auf prächtigen goldgestickten Kissen die kleinen Statuen der Hausgötter Tibull's, man trug sie rings um die Lager herum, und Jeder grüßte sie ehrfurchtsvoll.

Der glänzende Osten strahlte von hellem Feuer wieder, und die Vögel Italiens sangen ihre melodischen Hymnen, Tibull umarmte seine Freunde, und Alle boten ihm ein Asyl in ihrem Hause an.

»Ich,« sprach die schöne Tarentilla, indem sie mit Hast seine beiden Hände ergriff, »ich biete Dir die Hälfte meines Vermögens an; komm' in das Viertel des Palatinus. Du weißt, wie reich ich noch bin —«

»Ich,« sprach die bleiche Chrysis, indem sie sich ihm an die Brust warf, »ich habe weder Paläste noch Landgüter, allein ich werde Dir folgen, Tibull —«

Und indem sie also sprach, netzte sie des Dichters Tunika mit ihren Thränen. Nie war Chrysis so schön gewesen. Apollonius und seine Freunde seufzten tief. Flavia Cornelia näherte sich auch dem Dichter; sie war bleicher als eine Marmorgöttin, ihre Lippen bebten und ihr Auge fand keine Thränen; sie ergriff Tibull's Hand, drückte sie verstohlen und sagte mit leiser Stimme:

»Minder glücklich, als diese, kann ich weder mein Vermögen anbieten, noch Dir folgen.«

Tibull fürchtete, man möchte ihre Worte gehört haben, allein sie wurden nur von Hortensius aufgefangen, und der eitle Sybarit ward bei dieser Gelegenheit ein verschwiegener Vertrauter. Flavia Cornelia folgte ihrem Gatten, indem sie lange mit feuchten Augen rückwärts blickte. Alle Gäste legten ihren Blumenkranz ab, und man sah sie mit langsamen Schritten das Haus ihres Freundes verlassen; die Einen hielten einander bei der Hand und schritten schweigend vorwärts, die Andern gingen allein die öden Straßen der Stadt entlang, welche nun von ihrem Schlafe erwachte.

Kaum hatte die Sonne mit ihrem ersten Strahle die Friese des Tempels des capitolinischen Jupiters vergoldet, als ein Wagen auf der flaminischen Straße dahin rollte. Tibull reiste nach dem cisalpinischen Gallien.

Der gute Mensch.

Wie viel auch bekanntlich mit Titeln in der Welt herumgeworfen wird, daß man sie leider nur allzu oft eben so unwürdig wie unschicklich und lächerlich verschleudert, so geschieht dies doch gewiß mit keinem Titel mehr, als mit dem eines sogenannten »guten Menschen.« Denn es gibt unzählige Menschen, die eher auf jeden andern Titel, als gerade diesen, Anspruch machen könnten, und dennoch ihn erhalten, ja, obschon sie selbst am besten wissen, wie wenig sie ihn verdienen, sich doch gerade mit ihm am meisten brüsten. Dahin gehören alle Scheinheilige, Heuchler, Jesuiten, Pfaffen, Frömmler und Ob-

scuranten aller Art, und doch sagte Christus selbst, als Einer zu ihm trat und ihn »guter Meister« nannte: »Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott!« (Matth. 19, 17.)

Ueber diese leidige Erscheinung darf man sich aber nur so lange wundern, als man sich noch nicht darüber belehrt hat, was man in der Welt eigentlich unter einen guten Menschen versteht. Gut seyn, singt Asmus, »ist vielgethan!« Aber: Gut heißen ist spottwenig!

Wer sich durch gar nichts von Andern auszeichnet; weder durch Verstand, den die Dummheit scheut, noch durch Talent, das der Stümper beneidet, noch durch Witz, den die Geistlosigkeit fürchtet, wer ferner recht fromm und liebreich thut, Jedem zu Maule redet, gegen Jedermann schmunzelnd höflich und freundlich, vor Allem aber recht gastfrei ist und viel tractirt (wenn er auch seine eignen Kinder dadurch um all' ihr Erbe bringt), der kann sicher Rechnung darauf machen, das Prädicat guter Mensch zu erhalten. Wer den Lückenbüßer in allen Gesellschaften macht, und ein Bewunderer aller Eigenschaften Anderer ist, beifällig über jede Narrheit und Albernheit lächelt, die Hunde, Katzen und Kanarienvögel, wie die schmutzigen Kindlein im Hause, welche ihn in die Waden kneipen und mit ihren Butterbemmen auf den Schooß klettern, hätschelt und ganz allerliebst findet; eines stupiden oder gleichfalls heuchlerischen Pastors langweilige Salbaderei mit vollen Backen lobt und versichert, höchst erbaut worden zu seyn; eines Prahlers Aufschneidereien mit aufmerksamen Ohre stundenlang zuhört, Niemandem widerspricht, zu Allem Ja sagt, Jedem Recht gibt, beim Willkommen und Abschied recht warm die Hand drückt, und dreimal (rechts, links und wieder rechts) auf den Mund schmatzt, selbst die Intervention des sich dazwischen legenden Schnupftabakssaftes der Nase herzhaft überwindend, mit einem Worte ein Allerweltsfreund ist, und selber immer recht viel von Güte, Liebe, Humanität und Christenpflicht schwatzt, der heißt unfehlbar ein guter Mensch. »Ein guter Mensch!« sagt die Frau vom Hause von dem Hausfreunde, der sich vor dem Eintreten in's Zimmer eine halbe Stunde lang die Füße abkratzt, und beim Garnwickeln die Haspel, wie beim Haubeaufstecken den Stock macht. »Ein guter Mensch!« sagt die Tochter, weil er ihr Geklimper auf dem Fortepiano, ihren Singsang, ihre Unterhaltung und vor Allem sie selbst überaus schön findet. »Ein guter Mensch!« sagt der Vater, wenn er sich von ihm eine Stunde lang seine Gelehrsamkeit, oder Geschäftskenntnisse, seine mercantilischen, politischen, philosophischen, religiösen, moralischen oder ästhetischen Grundsätze mit wahrer Eselsgeduld hat aufpacken lassen, und sich dann endlich voller Bewunderung gegen den großen Mann, mit hundert Bücklingen ganz gehorsamst empfohlen hat. Da kannst du gern eine noch so große Portion recht gediegener Laster haben; man fragt nicht darnach; du bist ja ein guter Mensch, und kommt man auch dahinter, so spricht man verlegen seiner eignen sich bewußt: »diese kleinen Schwachheiten lassen sich freilich nicht ableugnen, aber er ist und bleibt doch ein guter Mensch!« Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Je weniger sie sich einander kennen, desto mehr lieben sie sich.

(Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, den 12. Aug. 1836.

Unsere Singakademie fährt fort, Bedeutendes zu leisten. Sie hat vor einiger Zeit die Mozart'sche Cantate, il Davide penitente, mit vieler Vollkommenheit aufgeführt. Zu verwundern ist, das gerade dieses Werk des großen Meisters gewählt worden.

So groß und herrlich, so überaus trefflich und musterhaft auch das Einzelne dieser Cantate ist, kann sie im Ganzen doch auf die Benennung eines classischen Kunstwerkes keinen Anspruch machen, da ihr das erste Element der Classicität, die Einheit, mangelt, und sie nur eine Zusammenstellung trefflicher Einzelheiten, keineswegs aber ein in sich abgeschlossnes Ganzes bildet. — Ueber das Werk, wie es uns hier vorliegt, fehlt alle genauere Kunde, die einzige Nachricht, die wir hierüber zu geben vermögen, enthält das Mozart'sche Tagebuch, worin sich die Tenor-Arie Nr. 6 und die Sopran-Arie Nr. 8 als im März 1785 componirt, verzeichnet finden. Der Chor Nr. 1 wie die Arie Nr. 3 gehören unstreitig einer frühern Zeit an, eben so das Duett Nr. 5. Die Chöre Nr. 4 und 7 bewegen sich in den Singstimmen in der Weise älterer italienischer Kirchenmusik, die Begleitung ist im Händel'schen Style geschrieben. Aehnliche Formen finden sich häufig in Händel's Werken. Der Chor Nr. 2 und der Schlußchor sind unverkennbar in Mozart's späterer Weise concipirt, eben so das unübertreffliche Terzett im strengen Style Nr. 9. Die Stücke stehen unverbunden neben einander, und sind wahrscheinlich nach Mozart's Tode aus den noch vorgefundenen einzelnen Arbeiten des Meisters zusammengestellt worden. — Die Arien stehen zwischen den Chören mehr der Abwechselung, als der innern Nothwendigkeit wegen; der Text ist aus Paraphrasen bekannter Sprüche des alten Testaments in italienischer Sprache zusammengesetzt, zum Theil aus den Psalmen (daher wohl auch der Titel), ohne daß es uns möglich wäre, dieselben nachweisen zu können. — Die deutsche Parodie, im zweiten Theile von Hiller, im ersten Theile von einem Unbekannten, ist ohne Geschmack und in einzelnen Stellen den Ausdruck so durchaus störend, selbst vernichtend, daß es vorgezogen worden, das Werk in italienischer Sprache darzustellen. — Zum Verständniß des Inhalts ist für der fremden Sprache Unkundige dem Grundtexte eine wenigstens sinngemäße deutsche Uebersetzung beigefügt.

Von dem Gewerbe-Verein können wir eben so viel erfreuliches sagen, indem der General v. Lebauld de Noar (?) sich demselben ganz gewidmet hat und ein wahrer Vater der Ge-

werbetreibenden geworden ist. Sehr viel hat dieser Verein schon geleistet.

Weniger leistet die vaterländische Gesellschaft für Landes-Cultur, die ihre großen Fonds nicht einmal zu einer Zeitschrift verwendet. Sehr viel leistet dagegen das hiesige Schullehrer-Seminar, dessen Director, Herr Schärf, sich durch treue Pflicht-Erfüllung sehr vortheilhaft auszeichnet, da es noch an tüchtigen Lehrern in Schlesien fehlt.

Schmerzlich, ja mit Unwillen (und ein solcher Unwille ist zu ehren) wird der Mangel an Subjecten zu Besetzung vacanter Schullehrer- und Adjuvanten-Stellen gefühlt. Das Seminar entläßt bei der dießmaligen Abgangs-Prüfung allerdings 42 Zöglinge. Allein das Bedürfniß der Provinz in den beiden Regierungs-Bezirken, für welche das Breslauer Seminar Elementarlehrer heranzubilden hat, wird damit nicht befriedigt seyn. Gleichwohl macht die Anstalt, um den gerechten Wünschen des Publicums so viel als möglich zu entsprechen, Anstrengungen über ihre Kräfte. In den beiden Abtheilungen, welche nach Abgang der Seminaristen des dritten Cursus zurückbleiben werden, behält das Seminar immer noch 92 Zöglinge. Durch die Präparanten-Prüfung, zu welcher sich 96 Aspiranten gemeldet hatten, und von denen sich 95 einfanden und geprüft worden, sind 50 Individuen aufgenommen. Mithin beläuft sich von Ostern ab die Gesammtzahl der Seminaristen auf 142. Im Locale des Seminars können, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, etwa 90 Zöglinge Unterkommen finden. Daher mußten die Neuaufgenommenen sämmtlich angewiesen werden, sich für das erste Jahr in der Nähe des Seminars eine Wohnung zu miethen — ein Uebelstand, der die Lehrer der Anstalt, welchen an Ordnung und Pünctlichkeit von Seiten der Zöglinge Alles gelegen seyn muß, nicht minder unangenehm berührt, als die Zöglinge selbst, denen ihre erste Einrichtung bedeutend erschwert wird, und welche, falls sie die Freiheit des ersten Jahres mißbrauchen, im zweiten Jahre den unvermeidlichen, aber wohlthätigen Zwang, in welchen sie sich sollen fügen lernen, nicht sobald richtig zu würdigen wissen.

Das Lehrerpersonal des Seminars betreffend, so wurde vom hohen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten der vormalige Predigtamts-Candidat, Herr Thilo, der, ohne bestimmte Aussicht auf Remuneration, mit hoher Genehmigung des königlichen Provincial-Schul-Collegiums eine Zeit lang in unserer Anstalt mitgearbeitet, und mehrere Lehrfächer, namentlich den Religions-Unterricht, in Abwesenheit des Directors (1833 den September hindurch) als Vertreter übernommen, dann später in Berlin unter der Leitung des Herrn Seminar-Director Dr. Diesterweg als Hilfslehrer an dem dortigen Stadt-Schullehrer-Seminar in einigen Lehrfächern mitgearbeitet hatte, unserm Seminar, vor Anfang des Lehrcursus 1835, als Oberlehrer zugesendet. Er hat bisher Bibelkunde, Kirchengeschichte, Geographie und Naturlehre vorgetragen, und die Styl-Uebungen der Seminaristen geleitet. Ein Ruf mit Gehaltsverbesserung, welchen er an das Seminar zu Potsdam erhalten, führt ihn aus unserer Mitte. Unser Seminar bedarf daher eines neuen Lehrers, um so mehr, da Herr Prediger Cretius, der vor der Ankunft des Herrn O. L. Thilo durch Uebernahme der Bibelkunde und Anthropologie, und, nach der Anstellung desselben, durch Beibehaltung der anthropologischen Stunden bis zu Ende dieses Cursus, ohne Ansprüche auf Remuneration, der Anstalt wesentliche Dienste geleistet, durch persönliche Verhältnisse dazu veranlaßt, von dem Seminar ausscheidet. Wie uns dieser doppelte Verlust ersetzt werden wird, stellt das Seminar der Fürsorge seiner hohen Vorgesetzten vertrauenvoll anheim.

Der Unterricht in der Instrumental- und Vocal-Musik, welchen Herr S. L. Richter mit unverkennbarer Liebe zur Sache ertheilt (über den Erfolg zu urtheilen, steht mir nicht zu) findet bei der hohen Behörde viel Aufmunterung und Unterstützung, und wird von mehreren Seiten her gefördert. Die schöne Gelegenheit, welche den Seminaristen in dem Institut für Kirchenmusik bei den Musikdirectoren H. H. Mosewius und Wolf zur Bildung des Geschmacks und zu theoretischer und practischer Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Meisterwerken älterer und neuerer Zeit dargeboten wird, ist überaus dankenswerth. Vom Herrn Cantor Kahl habe ich öffentlich und dankbar zu rühmen, daß derselbe einzelnen dazu qualificirten Seminaristen uneigennützig und ächt wohlwollend, aus Freundschaft für Hrn. S. L. Richter, bisher Anleitung zu einer kunstmäßigen Behandlung des Violoncello gegeben, wovon sich namentlich in den während des Winters im Seminar üblichen musikalischen Abend-Unterhaltungen ein recht erfreulicher Erfolg hervorgethan. — Einen Hilfslehrer hat das Seminar an dem in der Anstalt gebildeten vormaligen Schulamts-Candidaten Hrn. Sander erhalten. Unter speciellen Leitung des Hrn. O. L. Scholz, so wie der Herren Seminarlehrer Richter und Scholz jun., in deren Lehrfächern er mitarbeitet, hat derselbe zur Erleichterung des Lehrer-Collegiums, wie auch der Direction in Betreff der Beaufsichtigung, bisher Dienste geleistet, bei welchen die Nothwendigkeit einer solchen Hilfslehrerstelle immer klarer hervortritt.

Notiz.

[Harmonika in Prag.] In der neuesten Zeit, wo so viele Instrumente vervollkommnet, ja oft mehrere, ohne lohnenden Dank, erfunden wurden, um dem Ohre eine Ueberraschung zu bieten, ist es auffallend, eines der herrlichsten in Construction und Spiel so ganz vernachlässigt zu sehen, die Franklin'sche Harmonika. Böhmens musikalische Hauptstadt birgt auch hierin einen wackern Künstler, Hrn. A. J. Mertlik, der sein von ihm selbst verfertigtes, vielleicht in ganz Deutschland hinsichtlich seiner Vollendung einziges Instrument mit einer Begeisterung und Kunstgewandtheit behandelt, die auch den strengsten Kenner befriedigt. Seine Bescheidenheit und seine freundliche Bereitwilligkeit macht es jedem Fremden möglich, so vielen Kunstgenüssen der gastfreien Stadt, auch diesen, gewiß nicht geringen, anzureihen. M.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 220. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 13. September. 1836.

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung aus dem 30jährigen Kriege v. Hugo Hagendorff.)

1.

In der linken Zechstube des Rathskellers zu Zeitz*) saß im Frühling des Jahres 1644 ein Trupp Bürger, der bei einem Kruge Bier über die Drangsale des harten Krieges sprach. Der Kampf um die lutherische Glaubensfreiheit hatte seine Fackel über ganz Deutschland geschleudert, und Deutsche kämpften gegen Deutsche, von fanatischen Mönchen zur höchsten Wuth gereizt. Sie glaubten Alle an Einen Gott, — nur um die äußere Form, um das Ansehen des römischen Stühles handelte es sich, und so war, nachdem der Graf Mansfeld im Jahre 1618 die kaiserlichen Räthe Martinez und Slawoda auf dem Prager Rathhause zum Fenster hinausgeworfen hatte, ein Krieg entstanden, der nun schon 26 Jahre lang das deutsche Reich verheerte.

Obschon, aufgemuntert durch die edle Toleranz des Bischofs Julius Pflugk, Luther's Zeitgenossen, die Mehrzahl der Bewohner von Zeitz der protestantischen Lehre anhing, so mußte die alte Bischofsstadt dennoch, da sie keine freie Reichsstadt war, dem katholischen Kurhause gehorsamen, und weil der Kurfürst Georg I. mit dem Kaiser Frieden geschlossen, so mußten die Bürger gegen die Schweden, ihre Glaubensgenossen, die Waffen führen im kaiserlichen Feldlager.

Der Unmuth und die Trauer hatte die Bürger in dem Rathskeller zusammen geführt.

— Wenn das noch lange so fortgeht, rief ein Mann von kräftigem Körperbau aus, — so kommt am Ende, wenn uns der Schwede verschont, der kaiserliche Stab in unsere Stadt, und legt uns Brandschatzungen auf, die schlimmer sind, als wenn der Schwede uns heimsucht.

— Ihr seyd wieder gut im Zuge, Meister König, entgegnete ihm ein hageres Männchen, dessen schwarze Kleidung und goldene Kette einen Beamten des Rathes kund that, — und Ihr werdet noch so lange schwatzen, bis man Euch, als einen Unruhstifter und Aufwiegler, in's Thürmlein wirft. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und kümmert Euch nicht um die Politica, die nur für uns studirte Leute geschaffen! —

— Ihr werdet mir doch meine fünf Sinne nicht nehmen wollen, Herr Syndicus? fiel ihm Meister König in's Wort. — Verstehe freilich nichts von Eurem gelehrten Zeuge, aber das Herz hab' ich auf dem rechten Flecke, und wessen das Herz voll ist, strömt der Mund über. Soll mich denn mein liebes, gutes Sachsenland nicht jammern, das nicht mehr weiß, zu wem es gehört? Da sitzen die Herren in Dresden zu Rathe, und sprechen viel gelehrte Worte, wie das Unglück könne abgewendet werden, aber unterdessen kommt kaiserlich Kriegsvolk in's Land und spricht, es wolle uns schützen vor dem Schweden, saugt uns das Mark aus den Knochen und füllt des Kaisers Truhen. Der Geier hole solche Politik! Warum haben sie erst Händel angerührt? Thue Recht und scheue Niemanden, — das ist mein Spruch, und das sag' ich Euch, Herr Syndicus, laßt Eure groben Reden seyn. Wie's in den Wald schallt, schallt's auch wieder heraus!

— Ihr seyd ein braver, guter Bürger, — sprach ein junger Mann mit schwarzen Locken und feurigen Augen, — und Ihr habt wahrlich Recht. Hielt nur das ganze Reich so treu zusammenen, wie wir, es sollte wohl anders werden. Drum solltet Ihr aber keinen Streit anfangen, Meister König, und Ihr, Herr Syndicus, hübsch nachgeben. Freilich schmückt Euren Hals eine kaiserliche Gnadenkette, aber Ihr seyd ja doch jetzt ein Bürger dieser Stadt. Versöhnt Euch!

*) Zeitz heißt eigentlich Czechitz, d. h. die Zechenstadt, — durch Elidirung des ch wurde daraus Czeitz, wie die Stadt in alten Chroniken heißt, und hieraus entstand der heutige Name. A. d. B.

— Ich bin gar nicht böse, Meister Gäbelein, rief König, aber mir blutet das Herz im Leibe, und drum haltet mir's zu Gute, Herr Syndicus, wenn ich Euch beleidigt habe.

Er reichte dem Syndicus die Hand über den Tisch; schweigend schlug dieser ein und wandte sich stolz abseits. Während ihm aber der arglose Bürger zur Versöhnung herzlich die Hand drückte, wandten sich die übrigen Gäste neugierig nach der Thüre, denn draußen auf dem steinernen Flure tönte Sporenklang und herein trat ein Jüngling mit schwarzem Baret und gleichfarbigem Koller. Ein weißer Spitzenkragen schloß eng am Halse zusammen, und ein stattlicher Knebelbart fiel kräuselnd über ihn herab. An die weiten modischen Pluderhosen schlug ein gewaltiges Schwert, und große Sporen klirrten an den Reiterstiefeln.

Der Jüngling schaute flüchtig im Kreise umher, bis er Meister Gäbelein herausgefunden, dann ging er näher und fiel diesem lachend um den Hals.

— Dacht' ich's doch, Georg, daß ich Dich nicht in der Werkstatt suchen dürfe, sondern beim edlen Gerstensafte. — Gott grüß' Dich und Euch Alle, Ihr lieben Leute!

— Aber, Herr Studiosus, was führt Euch denn so plötzlich in die Heimath? — fragte Meister König.

— Und in solchem Aufzuge? — Siehst ja eher aus wie ein Komödienspieler, als wie ein ehrsamer Studiosus der Rechte! fügte Gäbelein hinzu, und schaute den Jugendgespielen wohlgefällig an.

— Das sollt Ihr Alles wissen, — entgegnete der Studiosus, — sofern Ihr noch treue Sachsen seyd, und man Euch trauen kann!

— Hier seyd Ihr unter Freunden, Junker Holberg! rief zutraulich der Syndicus, setzte dem Studenten einen Stuhl an den Tisch und bot ihm seinen Bierkrug.

— Pfui! wie kann man solch' Zeug trinken, — meinte der Junker, — wenn's Bier seyn soll, müßt Ihr mir einen Wittenberger Kuckuck vorsetzen, — aber den habt Ihr nicht. Herr Wirth, einen Humpen Naumburger!

Als der Wein erschienen war, that der Studiosus einen gewaltigen Zug, strich sich den üppigen Schnurbart und sprach: Wie's im deutschen Reiche aussieht, wißt Ihr Alle, und eben so, wie's die Kaiserlichen treiben. Wir Wittenberger Studenten hatten lange in Ruhe zugeschaut, und während ich an den Pandekten saß, vergossen meine Landsleute ihr Blut im traurigen Bürgerkriege, wie einst in Roma zu Sylla's Zeiten. In der letzten Vacanz kam kaiserlich Kriegsvolk zu uns und sagte, es wolle uns schützen vor den Schweden, ließ sich's aber wohl seyn beim Wittenberger Kuckuck und trieb allerlei Ungebühr. Da traf es sich, daß ich vor acht Tagen in der Traube am Markte mit einigen lustigen Brüdern zechte, und schön Aennchen, des Schänken Tochter, trug Bier zu, und freute sich, daß wir so fröhlich waren. Wir hatten wenig Acht auf sie, und bemerkten nicht, daß sie hinausgegangen war, bis plötzlich die Thüre aufgerissen wurde, und Aennchen wie ein schüchtern Reh hereinflog. Hinter ihr kam ein kaiserlicher Hauptmann und zwei Arkebusiere, und der Hauptmann lief ihr nach, und wollte sie küssen. Da gab sie ihm aber einen Stoß, daß er gegen den Schänktisch prallte. Nun ward er wüthend, und rief seinen Arkebusieren, sie sollten das Mägdlein fahen und in seine Wohnung bringen. Die Kriegsknechte wollten auch zugreifen, aber ich stand auf und gab dem Ersten eine solche Ohrfeige, daß ihm das Blut aus der Nase floß. Sogleich stürzte der Hauptmann mit blanken Degen auf mich zu; da aber rasselten auch unsre Schläger aus den Scheiden, und wir wehrten ihn ab. Anna floh zur Thür hinaus, und während wir so dem Hauptmanne zu Leibe gingen, nahm der andere Arkebusier sein Faustrohr, und schoß meinen liebsten Cumpan, den Studiosus v. Mandelsloh, zu Boden. Da war ich meiner Sinne nicht mehr mächtig!

— Nun, und? — fragte hastig der Syndikus, während der Junker seinen Humpen leerte.

— Nun, — entgegnete dieser unwirsch, — mein Freund lag todt neben mir und meine Faust hielt den Hieber. Was weiter also? — ich schlug den kaiserlichen Hauptmann nieder.

— Jesus Maria! — schrie der katholische Wirth, und schweigend saßen die Uebrigen.

— In Wittenberg durft' ich nicht mehr bleiben, denn die Sache war ruchtbar worden, fügte der Junker hinzu, — ich entfloh, und hoffe mich nun bei Euch, in meiner Vaterstadt, einige Tage verbergen zu können.

Der Syndicus schüttelte bedenklich das Haupt, und die Bürger sprachen leise zusammen. Endlich sagte Gäbelein: »Komm' für's Erste mit zu mir, Albrecht, bis Dein Vater auf dieß Unglück vorbereitet ist.«

Die Bürger brachen auf, und der Studiosus ging mit dem Seilermeister Gäbelein nach dem Brühle zu. Die Vesperstunde schlug eben, und der Thürmer blies den Choral vom Michaelisthurme herab. Der Syndicus aber eilte hastig über den alten Markt nach der Wendischen Gasse zu und schien voller Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Der gute Mensch.

(Schluß.)

»Das Verdienst,« sagt der britische eben so treffliche Menschenkenner als Dichter Pope: »erzeugt den Neid, wie das Licht den Schatten.« Der Neid aber ist gegen jedes Verdienst aufgebracht und erbittert. Die meisten Menschen dulden schon ungern einen Andern neben sich; wie viel weniger denn über sich. Um recht beliebt zu seyn, muß man keine Hochachtung verdienen; durchaus sich durch nichts geltend machen, in keiner Hinsicht über Andere erheben, sondern schlechthin nur mittelmäßig, und am Allerbesten ganz und gar untergeordnet seyn. Nur dann lebt man, aber dann auch gewiß im völligsten

Frieden mit der ganzen Welt! — Bist du also nicht so glücklich, ganz talentlos, geistlos und witzlos zu seyn; hat dich die Mutter Natur, die so Vielen nur eine Stiefmutter ist, mit dem Geschenk der Vernunft, des Verstandes und ausgezeichneter Fähigkeiten begabt, und du hängst nicht einen siebenfachen Mantel darüber, oder stellst dein Licht nicht unter einen tüchtigen Scheffel; stehst du dabei auch gar noch auf einem Platze, zumal als Schriftsteller, wo die Welt deine Verdienste gewahr wird, und sie der Neid wider Willen in's Geheim selbst eingestehen muß, willst du dich dann in die Kleinlich-, Erbärmlich- und Nichtigkeiten der Menschen nicht finden; trittst du dann wohl gar Laster und Bosheit, Ungerechtigkeit und Thorheit, Dummheit und Dummmacherei aller Art aufdeckend, als ein Held des Guten, Wahren, Rechten und Vernünftigen gegen sie zum Kampfe auf; dann bringst du dich auf ewig hienieden um die Ehre: ein guter Mensch zu heißen. Aber damit ist es noch nicht einmal genug. Der Neid und Aerger der Verdienstlosen über deine Verdienste wird sich hierbei nicht begnügen. Er wird mit verrätherischen Fingern an allen deinen dir wohlerworbenen Kränzen zupfen, er wird nichts verabsäumen, alle die Vorzüge, die dich über das Gemeine, Alltägliche erheben, herabzusetzen, dich zu verunglimpfen und schwarz zu machen. Bist du gastfrei, so nennen dich deine eigenen Gäste zum Dank für deine Bewirthung einen Schwelger und Verschwender; ziehst du dich zurück und lebst nur für deine Familie, nennt man dich einen Geizhals oder Philister, Theekessel, Menschenfeind u. s. w., mit dem nichts anzufangen ist. Spielst du Karten, so bist du ein Spieler; sieht man dich einmals froh bei einem Glase Wein, so bist du ein Säufer; zeigst du dich artig gegen Damen, so bist du ein Wollüstling; gehst du nicht alle Sonntage in die Kirche, heißt man dich einen Freigeist und Atheisten; widersprichst du der Lüge und äußerst Muth, nennt man dich einen Zänker, Händelsucher und Raufbold; sagst du ein freimüthiges Wort über irgend einen Gegenstand der Politik, so verdächtigt man dich als einen Demagogen, kurz, es wird dir ergehen wie jenem Bauer, der auf seinem Esel reitend und seinen Sohn nebenher gehen lassend, zur Stadt kam. »Der schlechte Vater,« sagten die Leute, »sitzt da bequem auf seinen Esel und läßt den armen Jungen zu Fuße laufen.« Der Bauer stieg ab und setzte seinen Sohn auf den Esel. »Der alte Narr,« sagten nun die Leute wieder, »läßt den rüstigen Burschen reiten und er hinkt beiher.« Der Bauer setzte sich nun mit seinem Sohne zusammen auf den Esel. »Welche Grausamkeit!« hieß es nun wieder, »zwei Kerls reiten auf dem einen armen Esel!« Jetzt blieb dem Bauer nichts weiter übrig, als daß er mit seinem Sohne wieder abstieg, und beide nun den Esel gemeinschaftlich vollends in die Stadt trugen. So geht es Jedem, der sich an das kehren will, was die Leute von ihm sagen. Diejenigen Schwarmmacher, Klätscher und Verleumder, die selbst den schlechtesten Ruf verdienen, bringen oft die Besten um ihren guten Ruf. Der Jurist, der Arzt, der Schulpedant sprechen mit Achselzucken von ihrem Wissen und ihrer Sittlichkeit; der Pastor spricht ihnen die Seligkeit, der Moralist die Tugend und ein gutes Herz ab. Das ist das liebe Publicum, von dem Schiller sagt:

„Es liebt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn!"

Warum lies't dieses Publicum so gern Schandschriften und Pasquille, wie erst neuerlichst wieder die nichtswürdigen Libelle von einem nur durch diesen literarischen Schmutz bekannten Loebell und Beurmann über Berlin und die Hansestädte, in denen verdienstvolle und achtungswerthe Männer mit Koth beworfen werden. Weil es solchen Lesern wohlthut, in ihrer eignen Mittelmäßigkeit oder gar Schlechtigkeit, entschiedene Vorzüge beschmutzt, und kleine Schwachheiten großer Männer ihnen zu Verbrechen gemacht zu sehen. »Wenn die Athenienser,« sagt Plutarch, »den jungen Cimon so früh zu den ersten Aemtern beförderten, so thaten sie das des Themistokles wegen. Sie waren es müde, Einen und denselben Mann so lange hochzuschätzen.« Warum lobt man das Mittelmäßige oft so übermäßig. Meist nur, um allgemein anerkannte große Talente zu verkleinern und zu verdunkeln. Dringt man tief in das menschliche Herz, lernt man die wahren Motive kennen, die es bewegen, so sieht man bald ein, daß oft von der Freundschaft, die Einer dem Andern erzeigt, nicht die Freundschaft, sondern nur der Wunsch, einen Dritten zu demüthigen, die Ursache ist. Die Dummheit haßt überall das Emporschwingen des Verstandes, und »mit der Dummheit,« sagt Schiller, »kämpfen Götter selbst vergebens!«

Schütz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Dresden, im August 1836.

Endlich wurden die schmachtenden Pflanzen, welche dem Sterben nahe waren, durch einen sanften Regen erfrischt, welcher einem Südwinde folgte, der die frische Landschaft in Staub gehüllt hatte, und in den Dank der Garten- und Feldbebauer mischt sich die Bitte um längeren Regen. Unser Dresden ist jetzt von unzähligen Fremden besucht, jeder Tag führt neue Gäste in die blumenumkränzte Stadt, und Gallerieen und Cabinette sind sehr besucht.

Das Vogelschießen ist beendet, die Kunstausstellung hat begonnen, des Mittelmäßigen viel, des Guten wenig, des Ausgezeichneten weniger und des Originellen am Wenigsten gebracht. Außerordentlich sind Dahl's Landschaften, sprechend getroffen Tieck in Lebensgröße von Vogel v. Vogelstein und Prinz Ernst und Prinzessin Elise von demselben Künstler.

Die jungen Maler haben meist, mehr oder minder gelungene Copieen gebracht, neue Erfindungen sind: „die vier Stufen des

Menschenalters," von Rolle, eine genial gedacht und gut ausgeführte Arabeske; das „Innere einer Dorfschule," von dem Genre-Maler Hantzsch; „der König von Thule," von Peschel; „der Heirathsantrag" und „der kleine Schornsteinfeger" von Georgi, u. A. m. Professor Friedrich hat ebenfalls schöne Landschaften gegeben, doch da nachträglich neue Gemälde ausgestellt werden, so verspare ich eine ausführliche Schilderung dieser Schöpfungen.

Zwei Gäste, Herr Löwe aus Wien und Mad. Pohl-Beisteiner haben uns verlassen. Herr Löwe trat als Garrick, Fürst Wlodimir, Perin, Mortimer und Correggio auf und fand, wenn auch nicht durchgängig, doch meistens vielen, ja als Correggio stürmischen Beifall.

Mad. Pohl-Beisteiner ist eine angenehme Erscheinung auf der Bühne und eine gewandte Sängerin, besonders für Compositionen im italienischen Styl, ihr Vortrag sicher, graciös und lieblich, und das Publicum nahm sie freundlich auf. Ein Engagement hat sie hier nicht gefunden, was zu erwarten stand, da wir ja schon der Sängerinnen viele haben: die Damen Schröder-Devrient, Veltheim, Wüst, Schneider, Botgorscheck, Wächter und Mad. Doris Devrient, welche Letztere immer in den Singspielen den Dank des Publicums verdient; doch wird sie für Bühnen, welche eine Bravour-Sängerin suchen, eine gute Acquisition seyn. Fräul. von Faßmann trat als Agathe im Freischütz auf und fand nur mäßigen Beifall.

Allerliebst war Dlle. Schneider als Pauline in „die Versuche" von Both. Sie spielte sehr natürlich und gewandt und entfaltete als „Wunderkind" eine so liebenswürdige Laune, sah so allerliebst aus, daß sie einstimmig gerufen wurde.

Unsere Künstlerinnen Mad. Schröder-Devrient und Dlle. Bauer so wie Herr Devrient werden zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Prag gehen, wenn die Cholera nicht dort herrschend wird.

Von neuen Taschenbüchern sah ich noch nichts, auch kenne ich von den neuen Erzeugnissen unserer Dichter nur Gehe's Boris, Gudonov und Demetrius. Was Tieck uns dies Jahr bieten wird, ist mir noch unbekannt.

Berlin, den 7. August 1836.

Schon in den letzten Tagen des Monats Juli, aber mehr noch vom 1. d. M. hörte man von Personen, denen man ruhige Ueberlegung hätte zutrauen sollen, Besorgniß, daß sich am 3., am Geburtstage des Königs, die Scenen des vorigen Jahres an diesen und den folgenden Tagen erneuern würden. Einige äußerten dieß im Tone der Ungewißheit, durch die Frage: „Glauben Sie, daß es ruhig ablaufen wird?" um damit verblümt anzudeuten, daß sie des Glaubens nicht wären; Andere hingegen sprachen im Tone der Zuversicht: „Geben Sie Acht, es gibt wieder Scandal!" — Solche und ähnliche Reden hörte man auf den Straßen, in Läden, Conditoreien, Weinstuben, Restaurationen und an andern öffentlichen Orten, und sie schienen wohl größtentheils als Unverstand, mitunter auch wohl böswillig die rohe Masse zu provociren, auf's Neue ähnliche Excesse zu versuchen.

Da aber bei den Ereignissen des dritten Augusts im vorigen Jahre kein planmäßiges Verfahren statt gefunden, und bei der rohen Volksmasse die fixe Idee obgewaltet, daß sie in einer seit Jahren nachgesehenen, die allgemeine Sicherheit gefährdenden, Belustigung, ohne Zustimmung des Regenten, von den Behörden willkürlich gehindert werden sollten, die Veranlassung zu den Excessen gegeben, die durch das unvorbereitete Einschreiten der Policei und des Militärs eine so ernste Wendung nahm, und sie jetzt darüber eine richtigere Ansicht hatte, auch diejenigen, welche sich dabei grober Excesse zu Schulden kommen ließen, nach den Ausspruch des Criminalgerichts, dafür hart haben büßen müssen; so wurden diese Unglückspropheten, durch das Benehmen des Volks, an diesem Festtage, Lügen gestraft.

Man hatte es erkannt, daß es ein Mißgriff gewesen, an diesem Tage die früher gestatteten Feuerwerke an öffentlichen Orten abbrennen zu lassen, wodurch das Volk, das sich sonst neugierig und schaulustig in sehr von einander entfernten Gegenden zerstreute, damals wider die Absicht derjenigen, die einen Zusammenfluß von vielen Tausenden dadurch nur verhindern wollten, auf einen Punct concentrirt wurde.

Jetzt schlug man einen andern Weg ein. Die Abbrennung solcher Feuerwerke wurde nicht nur gestattet, sondern der Magistrat bewilligte auch dazu eine bedeutende Summe, damit an einige Orte, z. B. Tempelhoff, und im Gesundbrunnen, der Zutritt dazu unentgeltlich war. Es fanden dabei sogar Stangenklettern, Sacklaufen u. a. ähnliche Volksbelustigungen statt, wo der Sieger die Aussicht hatte, einen Preis zu gewinnen, werthvoller, wie diejenigen, welche früher solchen in Tivoli zu Theil werden sollten oder zu Theil wurden. Ueberall waren Musikchöre, um theils den Geist des Frohsinns rege zu erhalten, theils, wenn es möglich, den Mythos vom Orpheus zu erneuern. Nur in den Etablissements im Thiergarten wurden keine Feuerwerke abgebrannt, dagegen waren sie alle mehr oder minder erleuchtet und auch dort fehlte es nicht an Musik.

So endete denn dieser Festtag, vom schönsten Wetter begünstigt, obgleich der Morgen dies nicht hoffen ließ, ohne alle Störung, in der fröhlichsten Stimmung unter allen Classen der Einwohner Berlins von der höchsten bis zur niedrigsten. Ueberall, wo Feuerwerke abgebrannt wurden, wo die Illuminationen die Menge herbeilockte, ertönte unaufgefordert dem Könige ein lautes Lebehoch und wenn die Musikchöre ein bekanntes Volkslied ertönen ließen, stimmten es viele tausend Kehlen recht mit Herzenslust an.

(Schluß folgt.)

Der Lustspieldichter.

Weil ihn die Sorge schrecklich plagt,
Weil ihm der Schmerz den Kopf verdreht,
Weil er am Hungertuche nagt
Und er vor Thränen fast vergeht,
— Lacht und scherzt und neckt er viel,
Und schreibet gar — ein Lustspiel!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 221. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 14. September. 1836.

Zahme Spaziergänge eines Wiener Poeten.

V.

Wer kauft?

Vor des Juweliers Boutike
Steht der goldbetresste, dicke
Rath von manchem großen Herrn, —
Und er sieht sich an die Sterne:
„Einen Orden möcht' ich gerne? —
Ei, Ducaten sind nicht ferne!
Unsereins braucht nicht zu laufen
Langen, dornenvollen Lauf;
Kann man solch' ein Ding nur kaufen,
Das Verdienst bekommt man auf!"

VI.

Der Naive.

„Mit sechs Zollen langen Lettern
Spricht uns an hier ein Papier;
Und: „„Einladung"" ist zu lesen,
Eingeladen werden wir."

„Doch zu Wem? zum Schaf, zum Ochsen,
Zu den Tauben und zum Bock,
Elster, Hahn und andern Viehes
Seh'n wir noch ein halbes Schock."

„Ist dies Haus die Arche Noä?
Wessen ist das Wappen hier?
Und warum geht vor dem Thore
Auf und ab ein Grenadier?" —

N. Vogl.

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Fortsetzung.)

2.

In seinem Lehnstuhle saß der alte Bürgermeister Holberg und blickte schweigend auf den Estrich des Zimmers. Er wollte zürnen und konnte es nicht. Behutsam hatte ihm Meister Gäbelein des Sohnes Mißgeschick erzählt, und der Sohn war nun wieder im Vaterhause, und hatte, Vergebung flehend, des Vaters Rechte gefaßt. Der Seiler stand ehrerbietig im Hintergrunde, um den schmerzlichen Willkommen nicht zu stören. Neben dem Sorgenstuhle aber lehnte über den Hals des Bürgermeisters gebogen, ein schönes Mädchen, und flüsterte Bitten der Vergebung. Der Alte schwieg lange; Vaterliebe und Richterstrenge kämpften in seinem Innern. Endlich wurde sein Auge freundlicher; eine Thräne drängte sich langsam über die gefurchten Wangen in den Silberbart.

— Sey mir willkommen, Albrecht! sprach er sanft.

— Vater! rief Albrecht und umschlang ihn. Meister Gäbelein trat näher und schlug herzlich in die Hand des Freundes. Noch ein Mal mußte dieser erzählen, was ihn von Wittenberg getrieben, und als er geendet, sprach der Bürgermeister:

— Das ist ein böser Handel, mein Sohn, und hier im Orte bleiben darfst Du nicht länger; es gibt hier so Manche, denen kaiserliche Gnadenketten und Versprechungen den Kopf dergestalt verwirrt haben, daß sie um Gold den eignen Vater verrathen und an die Kaiserlichen ausliefern würden.

— Solche Rede hab' ich wahrlich nicht geglaubt im Vaterhause hören zu müssen, entgegnete Albrecht mit wehmüthiger Stimme. Ich glaubte, hier sey Alles noch Ein Herz, wie sonst.

— Ja, sonst war es freilich anders, fiel ihm Meister Gäbelein in's Wort, aber seitdem die Herren in Dresden uns kaiserliche Diener hierhergeschickt, die es so

schlau anzudrehen wußten, daß sie in den Rath kamen, seitdem . . .

— Schweigt, Meister Seiler, — gebot der Bürgermeister. Sie waren Bürger der Stadt geworden, hatten den Bürgerbrief gelöst, und durften also auch in den Rath gewählt werden; freilich der Syndicus . . .

— Der ist's ja eben, den ich meine, fuhr der Seiler hastig fort. Warum hatte man ihn gewählt, da es doch noch genug studirte Leute in der Stadt gibt? Da ist der von Hopfgarten, Schild, Holzäpfel und noch viele Andere! Aber das macht, weil er einen kaiserlichen Gnadenbrief hat, und da meinten die Bürger, sie könnten sich dadurch einen Stein in's Bret setzen beim Kaiser, und wählten ihn. Nun, ich bin nicht Schuld d'ran. Ich habe ihm meine Stimme nicht gegeben, dem Fremden. Wären die Bürger einig, so käme nie ein Fremder in den Rath, denn was hat der Heimathlose für Interesse an unsrer Stadt? Wer nicht in der Stadt geboren, wem nicht jeder Grashalm auf den Mauern, jede Wetterfahne auf den Thürmen ein liebes, heiliges Gut ist, für das er gern sein Alles hingeben möchte, den kümmert auch nicht das Wohl der Bürger. Er denkt an sich, füllt seine Truhen und streut den Samen der Zwietracht aus unter den Uebrigen. Es ging 'mal ein schönes Sprüchlein im Reiche umher, das hieß: »Sachsentreu' ist ewig neu,« aber der das gemacht hat, muß sich im Grabe umdrehen, wenn er jetzt die Zucht im Lande schaute.

Der Bürgermeister erhob sich schweigend von seinem Lehnstuhl, maß mit hastigen Schritten das Gemach, und ging, wie es schien, sehr betrübt hinaus.

— Du bist ein braver Junge, — sagte Albrecht, als die drei allein waren, und ich freue mich von Herzen, daß Du mein Schwäher wirst. Denn das alte Sprüchlein trifft jetzt, leider! zu oft ein:

„Als die Treue ward gebor'n,
Flog sie in ein Jägerhorn.
Der Jäger bließ sie in den Wind,
Darumb man selten Treue find't*)."

— Das ist ein schlechter Spruch, Albrecht, rief das Mädchen, — da klang Georg's Sprüchlein besser. Sachsentreu' ist ewig neu, das laß ich gelten. Nicht wahr, Georg?

Sie legte sich mit dem dunklen Lockenhaupte an Meister Gäbelein's Schulter, und schaute ihn innig mit den frommen blauen Augen an. Der Bräutigam schlang den Arm um sie: »Ja, wahrlich, Gretchen! Sachsentreu' ist ewig neu, und wer sollte sein Vaterland nicht lieben über Alles, der ein Mädchen, wie Dich, gefunden hat?« — Er küßte sie auf die Stirne, und Albrecht sprach wehmüthig:

— Wenn ich Euch so Beide sehe, und das stille, häusliche Glück um Euch — wahrhaftig, da wird mir fröhlichem Menschen ganz weh' zu Muthe, daß ich nun von Euch hinaus soll in die fremde Welt und der Heimath Valet sagen, wie ein Geächteter. Gen Wittenberg darf ich nicht, da haben sie längst meinen Namen gestrichen aus der Reihe der Studiosen, und selbst die Heimathstadt kann dem Mörder keine Ruhestätte geben.

Er zerdrückte eine Thräne im Auge. Schweigend standen die Liebenden neben ihm.

Sing' mir ein Lied, Gretchen! bat endlich der Studiosus, — vielleicht, daß mir besser wird, wenn ich Deine liebe Stimme höre, die mich so sehr an die verstorbene Mutter mahnt.

Georg holte einen Sessel. Margarethe nahm die Harfe und griff mit kunstgewohnten Fingern über die Saiten. Es war eine trübe, düstre Melodie, und Albrecht stützte traurig den Lockenkopf in die Hand. Margarethe sang:

„Da draußen auf der Halden,
Da wogt die wilde Schlacht,
Und Kummer nur und Leiden,
Hat uns der Krieg gebracht.

Von allen seinen Lieben,
Reißt sich der Jüngling los — —"

— Beim Himmel, Gretchen, das Lied hat Dir ein Gott eingegeben! — schrie Albrecht mit lauter Stimme, so daß die Jungfrau die Harfe erschrocken fallen ließ, und ein schrillender Ton durch das Gemach zog.

— Um Gott, was ist Dir? fragte die Schwester.

— Nichts, gar nichts! — entgegnete Albrecht freundlich, und hob die Harfe vom Boden, — mir ist unendlich wohl geworden bei Deinem Liede, weiß ich doch nun, was mit mir werden soll.

— Und was? fragte Georg.

— Soldat! entgegnete Albrecht, und ging lustig im Zimmer auf und nieder. — Was bleibt mir auch weiter übrig? Du, Gretchen, bist versorgt, die Mutter ruht im Grabe, der Vater wird und muß sich drein schicken, na! und was Liebes hab' ich ja nicht. Darf ich in der Heimath nicht bleiben, so mag ich auch sonst nirgend die Hände müßig in den Schoß legen, und dabei bleibt's!

(Fortsetzung folgt.)

*) Altes Volkslied. A. d. V.

Noch ein Beitrag zu dem Arnold'schen Proceß unter der Regierung Friedrich's des Großen.

Als einen Beweis, wie der Kastengeist Friedrich's Verfahren in dem Arnold'schen Processe beurtheilte, verdient eine Stelle aus einem Briefe Maupertuis' an den König (Paris, den 27. Dec. 1779) angeführt zu werden.

Es heißt darin: »Durch die gerechten Gesinnungen, welche Sie durch die schönen Verordnungen, die Sie kürzlich in Rücksicht der Verwaltung der Justiz erlassen haben, bethätigten, hat das Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht für Sie neue Nahrung erhalten. Was würden Sie mit so vielen französischen Richtern anfangen, Sire, die nicht allein völlig überwiesen wären, so wie die Richter in Cüstrin, einen unglücklichen Bauer gedrückt, sondern sogar Unschuldige unter Martern umgebracht zu

haben. Auch höre ich, daß einige unserer Parlamentscannibalen die Strafe sehr strenge finden (denn sich eines andern Worts zu bedienen, wagen sie nicht), die Euer Majestät ungerechten obrigkeitlichen Personen zuerkannt haben. Ihr Tadel ist ein wahres Lob für Euer Majestät.«

Diese letzten Worte Maupertuis' kann man mit vollem Recht auch auf alle diejenigen anwenden, die zwar nicht französische Parlamentscannibalen sind, aber doch ihre Wahlverwandtschaft mit ihnen durch ihr Urtheil über das Verfahren des Königs in diesem Rechtsstreit, zu seiner Zeit und nach seinem Tode, selbst bis auf die jetzige Zeit, unbestreitbar an den Tag gelegt haben.

Ein Landvoigt in Carloy in der Niederbretagne, mit Namen Georgelin, erkannte mehr die Verdienste Friedrich's in dieser Hinsicht. Er machte darüber folgende Verse:

Friedrich verdient in jeder Art
Den Ruhm, der ihm gezollet ward;
Der Herrscher Muster, strahlet er im ungetrübten Lichte.
Wie er im Schlachtgewühl im blut'gen Krieg
Zu fesseln weiß glorreichen Sieg,
So er des Friedens schönste Früchte
Mit väterlicher Hand verstreut.
Denn unter seinem Scepter üben die Gerichte
Parteilos die Gerechtigkeit.

Entdeckungen im Monde.

Man hat in neuester Zeit merkwürdige und wichtige Entdeckungen im Monde gemacht, und seitdem ein rastloser Forscher uns sogar über das »gekrauste Haar« der im Monde lebenden Wesen Auskunft gegeben hat, ist es nicht zu verwundern, wenn wir nun Alles auf ein Haar wissen. Ein Verliebter hatte wochenlang starr nach dem Monde gesehen und mir nachher seine wunderbaren Entdeckungen mitgetheilt. Man soll zwar einem Verliebten nichts glauben; allein ich kann mich für meinen Referenten verbürgen, denn er ist jetzt schon verheirathet, und er sieht so klar, daß ihm sogar die Hörner nicht entgangen sind. Er sah einen Einnehmer, der alle Menschen ohne Unterschied für sich einzunehmen weiß, was um so merkwürdiger ist, wenn man bedenkt, daß derselbe — wie mein Berichterstatter versichert — ein Literat ist. Ferner sah er einen Steuermann, der jedem Unwesen zu steuern versteht; einen Moralisten, der alles das selbst ausübt, was er Andern so warm anempfiehlt; einen Jäger, der in seinem ganzen Leben noch keinen Bock geschossen hat — hier ist abermals zu bemerken, daß der Jäger ein Diplomatiker war —; einen Chemiker, der stets Wahrheit von Trug zu scheiden weiß; einen Rechenmeister, der alle Wirthe auf dem ganzen Mondenrunde ehrlich rechnen lehrte, und einen Gärtner, der alles Unkraut auszurotten vermag. Unter den Gegenständen, welche besonders seine Aufmerksamkeit fesselten, nannte er mir folgende Stücke: Ein Futteral, worin man sein Gewissen rein und unbefleckt erhalten kann; einen Besen, der stets nur vor der eigenen Thüre fegt; einen Schlüssel, der die verstocktesten Herzen öffnet; einen Dörrofen, worin man die Thränen aller unverdient Leidenden trocknen kann, und einen Vogelschreck, der alle Vorurtheile verscheucht.

Man soll dort mit dem Plane umgehen, unter dem Monde einen großen Magneten anzubringen, der unsere Eisenbahnen anziehen soll, um auf diese Weise die Verbindung des Mondes mit der Erde herzustellen. Wenn wir uns nur einmal im Monde befinden, was für herrliche Entdeckungen werden wir dann nicht auf unserer Erde machen!!!

L. Horowitz.

Reise-Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Schluß.)

Hat man nun in Dieppe Alles gesehen, was zu sehen ist, die See, die Kirchen, die Thäler, die herrlichen kleinen Fußpfade, welche durch die Pächtereien führen, den Leuchtthurm zu Warengeville, das Haus Ango's und die alte Eroberung Heinrichs des Großen, jetzt das Eigenthum des Herrn Larchevêque; hat man genug Seebäder genommen, um sich recht krank zu machen, so geht man fort, ohne viel Bedauern zu fühlen. Man schlägt nun ganz natürlich den Weg nach dem Schlosse Eu ein, welcher durch herrliche Gefilde führt. Wenn man so einige Stunden gegangen ist, kommt man in die fast lehnbare Stadt, so sehr gehört sie mit Leib und Seele den Besitzern des Schlosses Eu. Was soll ich ihnen von dem Schlosse sagen? Neun Jahrhunderte werden innerhalb und außerhalb dieser Mauern und in diesem großen Parke, dessen dunkle Alleen zu einer der schönsten Aussichten führen, in's Gedächtniß gerufen. Man geht lange in einem Walde riesenhafter Bäume, welche des Waldes von Fontainbleau würdig sind. Man betritt einen Rasen, der so weich ist, wie Moos. Plötzlich erblickt man das Meer, das sich mit den durchsichtigen Dünsten des Himmels vermischt. Links erheben sich hohe Berge, an deren Fuße eine Stadt liegt; bei der Stadt befindet sich ein Hafen. Ueberall bricht das Licht herein, und erfüllt die ganze Landschaft mit seinem plötzlichen Glanze; geht man dann links hinab, so gelangt man in einen englischen Garten. Jetzt tritt an die Stelle des Brausens des Meeres der Schatten der Gesträuche und das Murmeln frischer Bäche. Soll ich das aus Backsteinen aufgeführte Gebäude beschreiben? Das hieße von dem Museum des Louvre eine Beschreibung geben. Von oben bis unten, an jeder Thüre, an jeder Mauer, auf den Treppen, an den Decken, zu Kopf und zu Füßen erblickt man historische Figuren und Personen. Jede Zeit und jedes Alter, jede Art des Unglücks und des Ruhmes ist in und an diesen Mauern dargestellt. Erinnern

Sie sich, daß das Schloß Eu zu Anfang des eilften Jahrhunderts gegründet worden ist, daß es seitdem von Hand zu Hand, auf stolze Barone, glückliche Krieger, erlauchte Prinzessinnen übergegangen ist, und daß Alle, welche der Tod hinwegraffte: Barone, Krieger, Prinzessinnen, Könige und Königinnen, ihr Bild zur Erinnerung an ihre Pilgerschaft auf Erden und an ihre verschwundene Größe hier zurückgelassen haben. Nie hat man, so viel ich weiß, die Achtung vor verschwundenen Geschlechtern so weit getrieben. Vergebens erlitt dieses geräumige Schloß die Verheerungen von 1793; vergebens ist es verwüstet, geplündert, zerstört worden, eine allgewaltige Hand baute das Zusammengestürzte wieder auf, stellte das Zerstörte wieder her, fand das Geraubte wieder auf. Es war ein gewaltiger und fester Wille dazu nöthig, so zum zweiten Male die alten Grafen von Eu, die seit so langer Zeit todt und so oft aus ihren marmornen Grüften und goldenen Rahmen gerissen worden waren, aus dem Nichts hervorzuziehen.

Doch ich würde einen ganzen Band füllen, wollte ich Alles beschreiben, und ich habe nicht vergessen, daß dies keine Reisebeschreibung ist, sondern nur die Unterhaltung eines Menschen, der nichts gesehen, und das erzählt, was er gesehen und wie er es gesehen hat.

Nach dem Schlosse muß man die Kirche sehen; sie enthält eine Menge Grabmäler, welche die Zeit und die Revolutionen seit Jahrhunderten, und namentlich seit dreißig Jahren, verfallen ließ. Außerdem muß man auch die von den Jesuiten erbaute Capelle des Collegiums sehen. In dieser Capelle begrüßt man die beiden Grabmäler des Herzogs von Guise mit der Narbe und seiner Gemahlin. In den Grüften von St. Denis gibt es mehrere Marmorstatueen, welche dieser in ihrer Rüstung aufgestellten Statue des Herzogs von Guise an ernster Einfachheit nicht gleichkommen. Nicht minder schön ist die Statue der Herzogin.

Aus der Grafschaft Eu kommt man in die schöne Grafschaft Ponthieu, deren Hauptstadt Abbeville ist. Die Geschichte der Grafschaft Ponthieu hat mit vielem Geschmack und großer Klarheit ein sehr verdienstvoller und anspruchsloser Mann, Louande, geschrieben. Man findet in Abbeville noch schöne Ueberreste seiner frühern Wichtigkeit. Die 1665 unter dem Schutze Ludwig's XIV. von John Van Robais angelegte Manufactur feiner Tuche befindet sich jetzt in einem sehr guten Zustande, und eben so auch die Tapetenfabrik, deren Gründung fast in dieselbe Zeit fällt. Aber welcher Unterschied ist zwischen den beiden Fabriken! Bei der einen wirkt der Dampf, diese verständige Seele der materiellen Welt, bei der andern wirken Menschenhände.

In Abbeville sah ich alte Gebäude und Häuser von einer herrlichen Bauart, eine große und schöne Kirche, welche nie vollendet wurde und in Trümmer zerfällt. In Abbeville sammelte ich viele der alten Ueberreste des Mittelalters, die man so schwer auffindet; es ist eine gute Stadt für die Alterthumsforscher. In Abbeville sah ich den schrecklichen Platz, wo der Ritter von Labarre hingerichtet wurde. Armer junger Mann! Welche Martern! Was mußte er fühlen, als er das Mädchen, welches er liebte, an einem Fenster erblickte, eine gegen diese blutige Wuth unempfindliche Zuschauerin? Doch hat Abbeville durch seine Artigkeit, seine Duldsamkeit und seine gefälligen Eigenschaften diese blutigen Erinnerungen längst vertilgt.

Als ich Alles gesehen hatte, die Bibliothek, welche verbrannt, zerstört und geplündert worden ist, aber doch noch sehr schöne Sachen enthält, das Museum, welches kaum erst entstanden ist, das alte sächsische Fahrzeug, welches man in der Somme wiedergefunden hat, welche Alterthümer mit sich führt, wie andere Flüsse Sand; als ich den Schädel des Galliers, den man, wie ein Scl ve noch an sein Halseisen gefesselt, ausgegraben, in den Händen gehabt hatte, nahm ich Abschied von meinem vortrefflichen Freunde, dem Dichter, Geschichtschreiber und Alterthumsforscher Boucher von Perthes, und kehrte eiligst zurück, ohne weiter etwas zu sehen, und dennoch werden Sie finden, daß ich zu viel gesehen habe.

Sagen Sie mir doch, wie die geschaffen sind, welche die Reisen um der Reisen willen lieben, und wie das Herz des Alphons Royer gebildet ist, der einst nach Constantinopel reiste, von wo er das Fieber zurückbrachte; sagen Sie mir doch, was Herrn von Lamartine, meinen König und meinen Gott, bewog, sein schönes Haus und seine alten Bäume zu verlassen, um sich in den Sandsteppen des Orients zu verirren? Es lebe die alltägliche Ruhe! Es lebe der Schatten des Sommers! Seyd gegrüßt, ihr Geräthschaften, die ihr mich kennt, und ihr, meine Bücher, und meine Hunde, die ihr mich begrüßt, du, mein Lehnstuhl, der du für mich gemacht bist, und ihr, sichtbaren und unsichtbaren Freunde meines Herzens! Seyd auch ihr gegrüßt, die ihr mich jeden Morgen und jeden Abend verleumdet; gegrüßt, gegrüßt, all' ihr Güter des Lebens, bei denen man bleiben muß, da man sie nicht mit sich nehmen kann!

Notiz.

Das königl. Kammergericht wird in Folge einer, unterm 19. Juni d. J. erlassenen allerhöchsten Cabinetsordre angewiesen, sich in allen vorkommenden Verhandlungen und amtlichen Schriften der Bezeichnung der Bekenner der jüdischen Religion als „mosaische oder alt-testamentarische Glaubensgenossen" zu enthalten, und sich statt dessen, wo es auf die Glaubensverhältnisse ankommt, der Ausdrücke: „Juden, oder jüdischer Religion, jüdischer Glaube u. s. w. zu bedienen. Durch den vorgedachten allerhöchsten Befehl ist zugleich die Cabinetsordre vom 30. November 1828 eingeschärft worden, worin angeordnet ist, daß die Juden keine christliche Vornamen führen, und die Polizeibehörden streng darauf halten sollen, daß diese Unordnung ferner nicht stattfinde. Das Collegium hat diese Allerhöchste Bestimmungen sich zur Nachachtung dienen zu lassen, und Behufs deren weiteren Bekanntmachung an die Untergerichte seines Departements das Erforderliche zu verfügen.

Berlin, den 10. August 1836.

Der Justizminister.

Der Bescheidene.

Gelehrsamkeit macht stolz, spricht Bav, und Stolz er scheut;
Er lernte darum nichts, blos aus Bescheidenheit.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 222. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 15. September. 1836.

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Fortsetzung.)

Margarethe weinte; da sprach ihr Bräutigam nach einer Pause: Wenn ich es so recht bedenke, weiß ich auch keinen Ausweg weiter, und d'rum lobe ich Deinen Vorsatz, Albrecht. Aber wird man Dich nicht leicht bei den Kaiserlichen als den Mörder des Hauptmanns erkennen?

— Was geht mich der Kaiser an? — entgegnete der Junker. Sein Glaube ist nicht der meinige, und da es doch ein Kampf ist um Luther's Lehre, so will ich auch für sie streiten. Ich geh' zu den Schweden!

— Zu den Feinden Deines Landes willst Du geh'n? — fragte der Bürgermeister, der unbemerkt in's Zimmer getreten war, — und willst der Henker werden an Deiner Heimath?

— Nein, Vater, — entgegnete Albrecht, — aber was soll ich bei den Kaiserlichen? Und sieh', bei den Schweden ist es ja ganz anders. Da geht kein Pfaff' mit dem Rosenkranz herum und ertheilt Ablaß von der Sündenlast für wenig Pfennige, — aber wann der Morgen graut, da ruft die Trommel das schwedische Lager zusammen, und dann halten sie Gottesdienst nach lutherischem Brauche auf freiem Felde, und dann kommt die Sonne leuchtend hinter den Bergen herauf und segnet das Tagewerk der Krieger. Das hat mir ein alter schwedischer Constabler erzählt auf der Reise, und darum will ich zu den Schweden, und kämpfen für meinen Glauben.

Der Vater wollte ihm antworten, aber ein heller Fackelschein auf der Straße lockte ihn an's Fenster. Gewappnete Bürger standen vor der Thüre, und unter diesen trug Einer die kaiserliche Fahne mit den Farben schwarz, roth und gold. Erschrocken machte der Bürgermeister das Fenster auf und rief hinunter:

— Was soll das seyn, Ihr Bürger, vor meiner Thür', und warum tragt Ihr nicht die Farben der Stadt? — Ich frage Euch, Ihr Bürger, wer hieß Euch hierher kommen, und wer wagt, des Kaisers Banner in unserer Stadt wehen zu lassen, so lange ich Bürgermeister bin?

— Ich! entgegnete grinsend der Syndicus, der leise in's Zimmer geschlichen war, — kraft dieses kaiserlichen Haftbefehles, sintemalen Junker Albrecht Holberg ein Mörder und mein Gefangener ist.

Sprachlos stand der Bürgermeister vor dem kaiserlichen Insiegel, und Meister Gäbelein und seine Braut schauten düster zur Erde, aber Albrecht stieß seinen Hieber auf die getäfelten Dielen, daß der Syndicus erschrocken zusammenfuhr, doch sprach er gelassen:

— Steht Ihr hier als kaiserlicher Rath, Herr Syndicus, so sollt Ihr wenigstens erfahren, daß ein Sachse auch des Kaisers Gebot respectirt.

Er wollte sich den Hieber abnesteln, nach welchem der Syndicus höhnisch die Hand ausstreckte, aber da entstand gewaltiger Lärmen auf der Straße. Besorglich schaute der Syndicus durch's Fenster. Unten stand Meister König, der Fleischhauer, umgeben von den rüstigen Gesellen seines Gewerks, und die Aexte und Beile schimmerten lustig im hellen Fackelschein. Meister König hob sein Beil und der Schaft der kaiserlichen Fahne brach in Splitter, daß die Farben von Habsburg zu Boden fielen. Laut jauchzten seine Gesellen.

— Heraus mit dem Welschen, — schrie der Fleischhauer — der dem Vater sein Kind stehlen will aus dem eigenen Hause. Heraus mit dem Fremden.

— Nieder mit ihm! schrieen die Gesellen, und des Syndicus Begleiter flohen. Er selbst aber stand leichenblaß am Fenster und sah die Flucht seiner Getreuen. Der Bürgermeister trat näher und rief mit lauter Stimme zur Ordnung:

— Ich selbst will Gericht halten über den Sohn, sprach er zu dem Syndicus, und ich gebe Euch mein Wort, daß ich ihn nicht fliehen lasse.

— Ich traue Eurem Worte! rief kleinmüthig der Syndicus. Unten erhob sich ein Freudengeschrei, und als der Bürgermeister sich umwandte nach dem Sohne, da war der Junker verschwunden, und Margarethe lang ohnmächtig in ihres Bräutigams Armen.

3.

Auf dem untern Johannisgottesacker kniete vor einem prunkenden Leichensteine eine Jungfrau, und ließ die Kugeln des Rosenkranzes langsam durch die kleinen Finger gleiten. In der Nische des Monumentes stand das Bildniß der Mutter Gottes mit dem Erlöser auf dem Arme, und schaute herab auf die Knieende, deren Gesicht nur blaß vom Monde beschienen wurde. An einem nahestehenden Grabmale lehnte ein Mädchen in Zofentracht und schaute gleichgiltig über die Wohnungen der Todten hinweg, während die Herrin leise betete. Da schwang sich plötzlich über die Mauer des Friedhofs eine männliche Gestalt, und sein Schwert stieß klirrend an die Quadersteine der Monumente, so daß die Betende mit einem Schrei des Schreckens sich erhob. Betroffen blieb der Jüngling stehen.

— Verzeiht, Dame, — sprach er endlich, — der Zweck meines Herkommens mag den hastigen Eingang entschuldigen, und hätte ich ahnen können, daß ich Euch hier stören würde, bei meinem Eid! ich wäre auf einer andern Seite hereingekommen.

Er schwieg, als erwarte er ihre Antwort; aber das Mädchen warf den schwarzen Schleier über das Gesicht und winkte der Zofe zum Gehen.

— Ihr zürnt, Dame, — fuhr der Jüngling fort und näherte sich der Jungfrau, — laßt uns nicht so scheiden. Bleibt hier, — ich werde mich entfernen und wiederkommen, später, heute noch, vielleicht auch nie. Ich wollte ja nur Abschied nehmen vom Grabe der Mutter!

— So seyd Ihr aus dieser Stadt? fragte die Jungfrau und blieb stehen. Aber ich hab' Euch doch nie gesehen bei den Banketten des Rathes, seit den zwei Jahren, daß ich dem Vater hierher nachgefolgt bin.

— Wohl bin ich ein hiesig Blut, entgegnete er, aber ich kenn' Euch auch nicht, schöne Dame! Freilich, ich war lange abwesend und hab' Euch daher nicht sehen können. Aber was treibt Ihr hier zu dieser Stunde?

— Ich hab' am Grabe der Mutter gebetet, wie ich es allabendlich thue, und nur Euer hastiger Eintritt hat mich heut' gestört!

— Da hat uns gleicher Zweck hierhergebracht, fuhr der Jüngling hastig fort, doch erlaubt mir nur noch eine Frage: Wie heißt die Dame, die, so kurze Zeit erst bei uns heimisch, schon einen Todten beweint? — Ihr schweigt? — Wohl, so will ich mit dem Vertrauen beginnen. Ich heiße Albrecht Holberg!

— Der Studiosus aus Wittenberg? — Jesus Maria, so flieht, flieht!

— Ihr kennt mich, Dame? fragte Albrecht, und ergriff ihre Hand.

— Wohl hab' ich Euren Namen gestern nennen hören; ich bin Johanna, die Tochter des Syndicus.

Der Junker fuhr betroffen zurück; fieberhaft pulsirte ihre Hand in der Seinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Glückwunsches beim Niesen.

Der Gebrauch des Glückwunsches beim Niesen wird fast bei allen Völkern gefunden, und ist, wie allgemein üblich, auch uralt. Es ist daher eine entschiedene Unwissenheit, wenn die Entstehung dieser Sitte von einigen neuern Schriftstellern in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt verlegt wird. Schon mehrere Autoren des Alterthums haben derselben erwähnt, ja sogar sich bereits mit ihrer Untersuchung und Erklärung befaßt. Schon beim Homer findet sich eine Stelle, aus welcher klar hervorgeht, daß man dem Niesen schon damals Aufmerksamkeit geschenkt und eine Bedeutung darin gefunden habe; nämlich in der Odyssee, Ges. XVII., V. 241 ꝛc., wo es, nach Voßens Uebersetzung, von der Penelope heißt:

„Als sie es sprach, da nieſ'te Telemach laut, daß die Wohnung
Ringsum scholl vom Getöse; da lächelte Penelopeia;
Schnell zu Eumäos darauf die geflügelten Worte begann sie:
Geh' doch, rufe mir gleich hierher vor das Antlitz den Fremdling;
Siehst du nicht, wie der Sohn die Worte mir alle benieſ't hat?"

Der uns bekannte älteste Schriftsteller, der von der Sitte, Niesenden Glück zu wünschen, spricht, und auch den Grund derselben zu erforschen sich bemüht hat, ist Aristoteles in seinen Problemen. Der Glückwünschungsruf der alten Griechen beim Niesen hieß Ζεῦ σῶσον! Zeus (Jupiter) helfe dir! oder ζῆθι! Auch bei den Römern herrschte dieselbe Sitte. Plinius in seiner historia natur., lib. 28. cap. 5. erzählt, daß der Kaiser Tiberius sogar, wenn er im Wagen sitzend nieſ'te, ausdrücklich von allen Vorübergehenden den Glückwunsch verlangte. In den Metamorphosen des Apulejus steht Folgendes: »Die Frau eines Kleiderwalkers hatte ihren Liebhaber bei sich, und versteckte ihn bei der unvermutheten Rückkehr ihres Mannes unter einem großen Korbe, der zum Schwefeln der Wäsche benutzt wurde, worauf sie sich neben demselben mit ihrem Eheherrn an einen Tisch setzte. Der Schwefelgeruch aber erregte dem Liebhaber Niesen, und der gute Gemahl, in der Meinung, daß seine Frau genieſ't habe, stattete dieser zärtlichst den herkömmlichen Glückwunsch ab.« Bei den Römern war es auch gebräuchlich, dabei den Namen des Niesenden auszusprechen.

Aber nicht blos Griechen und Römer huldigten diesem Gebrauch, sondern man findet ihn auch bei noch andern alten Völkern. Die ältesten Rabbiner z. B. sprechen wie von einer bekannten Sache, daß dem Nie-

senden ein »Asuthá« (Heil) oder »Rephuáh« (Hilfe) zugerufen werde, was mit dem Zusatz »Jehova!« noch jetzt unter den Juden allgemein gebräuchlich ist. Bei den Aethiopiern wurde dieses Glückwünschen sogar sehr in das Große getrieben. — Wenn der König von Monomotapa nies't, werfen alle Gegenwärtigen vor ihm sich nieder und gratuliren Sr. Majestät mit so lauter Stimme, daß es alle in der Nähe des Hofes sich Befindende hören können; diese thun dann ein Gleiches, und so pflanzt sich das unterthänigste Glückwünschen zum Niesen der königlichen Nase wie ein Lauffeuer fort, bis die ganze Stadt, von diesem großen Ereignisse in Kenntniß gesetzt, ihren Glückwunsch dargebracht hat. Noch auffallender aber, als das Vorkommen dieses Gebrauchs bei Völkern, wo ein Uebergang der Sitten von einem zum andern statt fand, ist dasselbe bei solchen, welche mit den hier genannten in gar keiner Berührung stehen. Als die Spanier zuerst in Florida eindrangen, sahen sie mit Erstaunen, daß, so oft der Cazike von Guachoia nies'te, alle Indianer seiner Begleitung sich vor ihm beugten, die Arme ausbreiteten und zur Sonne flehten, ihn zu schützen, zu erleuchten und mit ihm zu seyn. — Alles dieses ist mehr als hinreichend, den Irrthum derjenigen Schriftsteller darzuthun, welche die Sitte des Glückwünschens beim Niesen, von der unter der Regierung des Papstes Gregor I. im sechsten Jahrhundert in Italien herrschenden Bubonen-Pest ableiteten — eine Meinung, welche sogar von einem Matth. Sprengel und Friedrich Schnurer in neuerer Zeit wiederholt worden ist. Bei jener Pest sollen nämlich Viele, indem sie nies'ten oder gähnten, gestorben und es daher damals üblich geworden seyn, dem Niesenden »Gesundheit« zu wünschen. Allein dann würde man diese Sitte doch wohl auch auf das Gähnen angewendet haben, und eben so gut hätte man sie dann auch schon von der berühmten Pest im alten Athen herleiten können, da in des Thukydides meisterhafter Beschreibung derselben, das Niesen ebenfalls als ein gefährliches Symptom jener Seuche angeführt wird. Die Alten scheinen eine religiöse Idee mit diesem Glückwunsch verbunden zu haben, der sich später, wie dies so oft geschieht, mit dem Aberglauben vereinigte. Als Xenophon seine Soldaten fragte, ob sie sich lieber dem Feinde feig ergeben, oder die erlittene Schmach muthig rächen wollten, nies'te zufällig einer derselben. Augenblicklich beugten sich alle vor dem, wie sie glaubten, sich dadurch kundgebenden Gotte. Selbst Sokrates aber hielt viel auf das Niesen, und achtete es als ein sinnlich erkennbares Zeichen seines Genius. Als ein wirkliches Augurium und Symbolum der alten Griechen und Römer wird das Niesen in den Vögeln des Aristophanes, V. 723 und in Cicero's Lib. de divinatione II. c. 40, wie in mehrern andern Stellen alter Schriftsteller erwähnt. Aber auch die medicinische Bedeutsamkeit des Niesens ist schon von den Alten aufgefaßt worden. Aristoteles stellt in seinem siebenten und neunten Problem sogar folgende förmliche Untersuchung darüber an. »Warum,« sagt er, »hält man das gesunde, natürliche Niesen für etwas Göttliches, und doch nicht auch den Husten oder das durch Schnupfen erzeugte, also krankhafte Niesen? Etwa, weil es von dem herrlichsten, göttlichsten Theile des Körpers, dem Kopfe, als dem Sitze unserer Denkkraft, ausgeht? Oder blos, weil das gesunde Niesen keine Krankheitserscheinung ist?« — Und im neunten Problem sagt er: »Warum hält man das Ausströmen aus andern Theilen des menschlichen Körpers, als alle Blähungen nach unten wie oben, nicht für ehrwürdig, wohl aber das der Nase, das Niesen? Etwa weil von den drei Höhlen des Körpers, dem Bauch, der Brust und dem Kopfe, an dem Letzteren vorzüglich das Göttliche sich offenbare? denn die Winde sind das Ausströmen der Luft aus dem Unterleibe, die Ructus das aus dem Oberleibe, und nur das Niesen das aus dem Kopfe. Da nun der Kopf der ehrwürdigste Theil des menschlichen Körpers ist, so hat man vielleicht deßhalb auch das Ausströmen der Luft aus ihm verehrt. Oder ist dies blos deßwegen geschehen, weil man nach dem Niesen ein Gefühl des bessern Befindens verspürt? denn das Niesen bewirkt für den Kopf, daß er gesund bleibt und seinen Functionen genügen kann. Wenn nämlich mehr Trockenheit als Feuchtigkeit im Kopfe ist, erregt die Luft das Niesen. Deßhalb erschüttern wir auch die Sterbenden noch durch Niesmittel. Denn wirken diese nicht mehr, so sind sie rettungslos. Daher ehren wir nun das Niesen als das Zeichen der Gesundheit des edelsten und ehrwürdigsten Theiles unsers Körpers, und nehmen es für eine gute Vorbedeutung.« — Aus dieser Stelle des Aristoteles erhellt, daß zu seiner Zeit noch das Niesen verehrt, und, abgesehen vom krankhaften Niesen, als ein Zeichen der Gesundheit betrachtet wurde. Merkwürdig ist auch noch eine Erzählung der Rabbinen. Nach derselben soll nämlich im Anfang der Welt eine Krankheit geherrscht haben, welche sie im Hebräischen Askerá nennen, die zuerst nur Kinder ergriff, später aber auch Erwachsene, und bei welcher alle Patienten unter heftigem Niesen starben. Deßwegen habe man nun diesen Kranken, und seitdem überhaupt allen Niesenden, Rephua Jehova (Rettung, Johova!) zugerufen. An jener Krankheit soll auch Ahitophel, der Rath Absalon's, sich zu Tode genies't haben (2. B. Samuel. 17, 23.). Nur die Quäker haben das Glückwünschen beim Niesen unter sich abgeschafft. Merkwürdig genug aber besteht die uralte Sitte jetzt unter allen cultivirten, und selbst mehrern rohen Völkern noch immer fort. (Vgl. die interessante Abhandlung darüber von Dr. J. Rosenbaum in Hecker's Annalen der Heilkunde, Juni 1833).

Schütz *).

*) Lächle dem lehrenden Wort, o Leser, und schenke mir Beifall,
Dann, so oft Du auch nies't, ruf' ich „Ζεῦ σῶσον“ Dir zu.
Der Eins.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 7. August 1836.

(Schluß.)

Die herkömmliche Feier der wissenschaftlichen Institutionen, der Gymnasien, Schulen, Waisenhäuser, Armenanstalten, der Speisung des Militärs in den Casernen und der Freimaurerloge, so wie anderer geschlossenen gesellschaftlichen Vereine übergehe ich mit Stillschweigen, denn ich müßte doch mit dem Kalbe der Redactoren der hiesigen Zeitungen und Zeitschriften pflügen. In der neuen Commandantenstraße, auf dem Döhnhofschen Platze, der neuen Querstraße, der alten Jacob- Cürassier- und Oranienstraße hatten sich eine große Menge Menschen, hauptsächlich aber eine Unzahl von Kindern versammelt, welche von Zeit zu Zeit ein lautes Jubelgeschrei erhoben. Aller Augen waren nach dem Himmel gerichtet, und viele Kinder schrieen: „Ein Drache! ein Drache!" — Es waren Luftballons, welche die Privattheatergesellschaft Urania aus dem Garten ihres Locals emporsteigen ließ. Ich werde mich aber wohl hüten, zu erwähnen, daß Einer oder der Andere, kaum emporgestiegen, wieder sich zur Erde senkte, damit es mir nicht so ergeht, wie einem andern Correspondenten des Planeten über dasjenige, was er von dem verstorbenen Schauspieler, Komddienschreiber und Inhaber eines Gasthofes, L. Angely, geäußert hat, welches der Comité gar wunderlich zu desavouiren, sich veranlaßt gesehen hat.

Als einen augenfälligen Beweis, wie sehr sich die Feier des 3. Augusts in diesem Jahre gegen die im verflossenen zu ihrem Vortheil unterschieden hat, bemerke ich, daß im vorigen Jahre am 3. August 82 Personen verhaftet wurden, und daß sich solche nach den Verhaftungen der darauf folgenden Tage noch um das alterum tantum vermehrten. Dahingegen sind jetzt am 3. d. M. nur 15 Personen verhaftet worden. Darunter waren nur einige Ruhestörer, die der Rausch zu Unziemlichkeiten verleitete, die übrigen aber solche, welche durch die Behendigkeit ihrer Finger im Trüben fischen wollten. Den Tag darauf war an keine Verhaftung wegen eines verübten Excesses zu denken.

Von den Nachtheilen einer zu ausgedehnten Gewerbefreiheit scheint man sich, durch die Erfahrung, überzeugt zu haben, man wird daher auch wohl durch policeiliche Maßregeln darauf Bedacht nehmen, sie wenigstens so zu beschränken, daß die Producenten mit denen, welche das Producirende bedürfen, im gehörigen Verhältnisse stehen; denn warum soll eine Einschränkung, die z. B. bei Apothekern feststeht, nicht auch auf andere Gewerbetreibende angewendet werden?

Schon vor langer Zeit wurde in den öffentlichen Blättern ein großes Familienfest im Elysium angekündiget, wozu man Einlaßkarten sich bei einigen namhaft gemachten Einwohnern lösen konnte. Der Ueberschuß der Einnahme, nach Abzug der Kosten, solle zu einem wohlthätigen Zweck verwendet werden. Die Preise der Einlaßkarte für eine Familie und für eine Person waren so hoch gestellt, daß sich fast Niemand dazu meldete. Nun setzte man solche herab; dennoch wurde der anberaumte Tag zu diesem Familienfeste immer wieder hinausgeschoben, bis endlich das Unternehmen zu Stande kam. Große Anschlagezettel machten es bekannt und enthielten ein Programm, was man Alles bei diesem Feste zu erwarten habe, und es hieß jetzt auf diesen Zetteln, daß der Ueberschuß für einen plötzlich erblindeten armen Familienvater bestimmt sey; übrigens konnte Jeder noch, wer Lust hatte, sich am Eingang zu dem abgeschlossenen Theile des Etablissements im Thiergarten, wo das Fest eigentlich stattfinden sollte, noch Einlaßkarten kaufen. In der Benennung Familienfest lag daher etwas mit dem Unternehmen ganz im Widerspruch Stehendes, denn darnach ist jede Sehenswürdigkeit, jedes Schauspiel, Concert, Taschenspielerdarstellung, Kunstreiterei, u. dgl. ein Familienfest. Unter einem Familienfest versteht man aber einen Verein von befreundeten Familien, hier aber trat das Gegentheil ein. Viele kannten sich gar nicht, Viele nur dem Ansehen nach, und da diejenigen, welche einen richtigen Begriff von einem Familienfeste hatten, deßhalb Bedenken getragen, daran Theil zu nehmen, so bestand die Gesellschaft nur aus solchen, welche es in der Wahl ihrer Vergnügungen nicht sehr genau nehmen, und in dieser Hinsicht war sie wohl gemischt zu nennen. Was auf dem Anschlagezettel versprochen worden, wurde indeß nicht ganz erfüllt. Es hieß darin unter Anderm: daß jede Dame einen Luftballon erhalten solle, um ihn an einem Faden emporschweben zu lassen. Davon war nichts zu sehen, nur ein Paar kleinere Luftballons von Papier dienten einigen Kindern zum Spielwerk. Es wurde im Freien getanzt und man hatte es „Bal champêtre" genannt. Einer der Unternehmer ist ein Haarkünstler, ein College des bekannten Herrn Lohse, der sich ami de la tête nennt, der aber bescheidener, sich nur den Namen coiffeur des Dames und parfumeur beigelegt hat. Es soll nun nächstens ein zweites ähnliches Pseudo-Familienfest in dem nämlichen Locale und für die nämlichen Preise begangen werden; es wird daher die Lücke ausfüllen, welche während der Sommerzeit durch die Schließung des Colosseums, entsteht, aber immer nur ein Zufluchtsort für diejenigen bleiben, denen es an Gelegenheit fehlt, sich in Familienkreisen zu erholen und zu erheitern.

Kurze Inschrift auf eine Todtenurne.

Neran, der stolze, hat ein Monument
Von seinen Erben, wenn er todt, begehret,
Durch diese Urne sey sein Wunsch gewähret,
Und strenge so erfüllt sein Testament,
Weil man bei Lebzeit nichts von ihm gehöret.
Sie deßhalb seinen Namen auch nur nennt.

Grabschrift auf einen Adepten.

Den Stein der Weisen wollt' er finden,
Er fand dafür, verarmt, dies Grab,
Dir mag es, Wanderer, verkünden:
Goldmachen führt zum Bettelstab.

J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 223. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 16. September. 1836.

Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis 31. Juli 1834, von Georg Ludw. v. Maurer, Staatsrath u. s. w. 3 Bde. Heidelberg, Mohr, 1836.

Wie wichtig das vorliegende Werk für die Geschichte des neuen Griechenlands sey, und namentlich für die Kenntniß der Bestrebungen der einzelnen Regierungen seit 1822, eine feste Ordnung in das griechische Staats- und Volksleben zu bringen und beides nach den einzelnen Richtungen hin zu entwickeln, braucht wohl für den, der die Verhältnisse des Verfassers, als Mitgliedes der Regentschaft für Griechenland von 1832 bis zum 31. Juli 1834, kennt und hierbei berücksichtigt, nicht erst besonders bemerkt zu werden. Hatte nun aber der Verf. einen doppelten Zweck bei Herausgabe desselben, so muß auch dessen Wichtigkeit von einer doppelten Seite betrachtet werden. Denn zunächst war es ihm, wie dies schon der Titel des Buches zur Genüge lehrt, hauptsächlich nur darum zu thun, das griechische Volk, in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung, seit der Einnahme Constantinopels durch die Osmanen im Jahre 1453, besonders aber seit dem Jahre 1821 bis zum 31. Juli 1834 (als an welchem Tage v. Maurer, nach dem Willen des Königs von Baiern, aus der Regentschaft trat), in's Auge zu fassen und darzustellen, um dadurch nicht nur für die Gegenwart eine bessere Kenntniß der Zustände des griechischen Volks in den genannten Beziehungen und während der erwähnten Epochen zu vermitteln, sondern auch zugleich neue Quellen zu einer künftigen Geschichte des griechischen Volks und Staats seit dem Eintritte Beider in das europäische Staatensystem bis zum 31. Juli 1834 zu eröffnen, wozu ihn sein Standpunct in Griechenland selbst offenbar befähigte und berechtigte (Vorrede S. XV. f.). In dieser letztern Hinsicht kann daher auch der künftige Geschichtsschreiber Griechenlands die ihm hier dargebotenen Quellen durchaus nicht unbenutzt lassen; aber auch in Ansehung der beabsichtigten bessern Kenntniß des griechischen Volkes, nach den angegebenen Seiten hin, ist dem Werke eine allgemeine Anerkennung um so nachdrücklicher zu wünschen, je weniger allgemein die wahren Zustände des griechischen Volks gekannt sind, je mehr sie im Gegentheile nicht selten offen und absichtlich verkannt werden. Und diesem Einen Zwecke vermag das vorliegende Werk unläugbar auch mit besonderem Erfolge zu dienen, wenn gleich es dem Verf., nach S. XV. der Vorrede, hierin weniger um Vollständigkeit, als vielmehr um Wahrheit zu thun gewesen ist; weßhalb er auch nichts angeführt habe, von dessen Zuverlässigkeit er sich nicht selbst im Lande überzeugt gehabt, so weit dies überhaupt in einem Lande, wie Griechenland, möglich gewesen sey; und obschon seiner Darstellung hin und wieder der Vorwurf der Ungenauigkeit und Fehlerhaftigkeit gemacht werden dürfte. Dies ist z. B. sogleich in Betreff der Einleitung (I. S. 1—41) der Fall, worin sich der Verf. über die nicht zu verkennenden Ueberbleibsel des griechischen Alterthums in dem Leben des neugriechischen Volkes, über die Ursachen seiner, schon vor 1821 begonnenen moralischen und politischen Wiedergeburt, über die verschiedenen Parteien in Griechenland seit 1821, und über die Politik Europas in Bezug auf Griechenland verbreitet. Was er da über die Armatolen und Klephten, über die Phanarioten, die Hetairie und die genannten Parteien sagt, ist zum Theil falsch und oberflächlich, zum Theil ungenügend (namentlich über die politische Hetairie war das, 1834 in Nauplia erschienene „*Δοκίμιον περὶ τῆς φιλικῆς ἑταιρίας*," zu benutzen); und auch später stößt der Leser auf manche Parteien (z. B. über neugriechische Literatur, I. S. 423 f., über das Geschichtliche des Kampfes seit 1821, I. S. 441 f.), denen eine genauere und schärfere Darstellung zur Kenntniß des griechischen Volkes vor und seit 1821 zu wünschen gewesen wäre. Was dagegen den anderen, an und für sich reinpersönlichen Zweck des Verf. bei Herausgabe seines Werkes anlangt, so hat er dadurch zugleich die gegen ihn und ein anderes Regentschaftsmitglied (v. Abel) genommene Maßregel der Abberufung aus der Regentschaft in das rechte Licht setzen und die, durch jene Abberufung verletzte Majorät derselben gegen deren Präsidenten und die Maßregel

selbst rechtfertigen wollen. Zu diesem Zwecke theilt er das Nöthige mit, um darnach beurtheilen zu können, was die frühere Regentschaft, nämlich die äußerlich ungetheilte vor dem 31. Juli 1834, oder vielmehr nur die Majorität derselben, für Griechenland im Allgemeinen und Einzelnen gewollt und gethan habe. Ist es nun zwar kaum möglich, zumal aus der Ferne über das Wahre oder Unwahre dieser Apologie und über die ziemlich heftigen Angriffe auf den genannten Präsidenten ein Urtheil zu fällen, so kann doch in Ansehung des hier (z. B. II. S. 45 f. 72 f.) im allgemeinen bezeichneten Systems der Regentschaft und einzelner Maßregeln nicht verkannt werden, daß der Wille der Majorität für die wahre, nur im griechischen Sinne zu bewirkende Wiedergeburt Griechenlands der beste und redlichste war, und daß ihre Maßregeln, den Bedürfnissen des Volkes und Landes angepaßt, jenem Zwecke entsprachen, — was jedoch im Gegentheile von dem Systeme des Präsidenten selbst und von einzelnen seiner Maßregeln nicht durchgängig gelten zu können scheint. Indeß trägt diese Seite der gesammten Darstellung v. M's. an und für sich zu sehr das Gepräge einer Parteischrift, als daß nicht abgewartet werden müßte, ob und wie der Graf Armannsperg hierauf antworten werde. — So viel hielten wir für nöthig, im Allgemeinen über den Zweck und den Gehalt des vorliegenden Werkes vorauszuschicken, um dadurch zugleich die verschiedenartige Wichtigkeit desselben zur Kenntniß der Vergangenheit (seit 1453) und der Gegenwart des griechischen Volkes, so wie für die Geschichtschreibung des griechischen Staates seit 1821 anzudeuten, in welcher letzteren Hinsicht es sich in gewisser Beziehung an das Werk von Friedr. Thiersch: „De l'état actuel de la Grèce," genau anschließt. Was nun aber im Einzelnen den Inhalt des Werkes anlangt, so zerfällt die gesammte Darstellung in drei Theile, die sich aus dem bereits Gesagten von selbst ergeben. Der erste Theil (I. S. 42—440) beschäftigt sich mit dem Zustande der Griechen in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung während der Zeit von 1453 bis 1821; von den fünf Titeln, in welche er wieder zerfällt, sind der zweite und dritte, welche eine Darstellung des Verwaltungs- und Gerichtswesens, so wie der Rechtsquellen enthalten, von um so größerem Interesse, je mehr sie, nach eigenthümlichen Forschungen und besonderen, mehr oder weniger officiellen Mittheilungen, in das Einzelne des Gegenstandes eingehen. Der zweite Theil (II. S. 441 bis 596) betrifft die Schilderung des Zustandes des griechischen Volkes, in den obgedachten Beziehungen, von 1821 an bis zur Ankunft des Königs Otto und der Regentschaft, im Febr. 1833; und der Dritte, welcher den ganzen zweiten Band umfaßt, führt diese Schilderung bis zu 31. Juli 1834 fort, wobei namentlich in dem letzten Titel (S. 493 bis zu Ende) die eigentlichen Gründe der erwähnten Abberufung näher auseinander gesetzt und geprüft werden. In dieser letzteren Beziehung werde hier nur gelegentlich, zur Bestätigung dessen, was das Werk von den mancherlei Intriguen des Regentschaftspräsidenten wider seine Collegen, und von dessen ganz ungriechischen, ungeeigneten und unklugen Regierungsmaßregeln sagt, der Beiträge gedacht, welche dazu die „Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland, von Tietz (1836)," im zweiten Bande enthalten; so wie wir denn auch die Bemerkung nicht unterdrücken wollen, daß, nach dem, was das Werk v. M's. dießfalls an die Hand gibt, in Verbindung mit Thatsachen und Mittheilungen von anderer Seite her, der Kampf im Schooße der griechischen Regentschaft wider deren Präsidenten nur als ein Kampf des ächt griechischen Princips und der Politik im Sinne dieses Princips auf der einen Seite, wider das antinationale Princip in allen seinen Schattirungen nach Innen und nach Außen, und wider eine demgemäße Politik auf der andern, ziemlich deutlich und ausschließlich sich darzustellen und auch nur in diesem Sinne aufgefaßt werden zu müssen scheint. Die Zukunft wird, zum Besten der Geschichte dieser Regentschafts-Epoche und zum eigenen Wohle Griechenlands für die Zukunft selbst, in sofern nämlich nur eine wahrhaft griechische Politik Griechenland frommen kann, hoffentlich auch hierüber weiteres Licht verbreiten! — Der dritte Band enthält, als ein für sich bestehender Anhang, „Interessante neugriechische Urkunden, Gesetze und Verordnungen der früheren und späteren Zeit," nämlich, außer einem neugriechischen Gedichte über Maina aus dem achtzehnten Jahrhundert, theils aus der Zeit von 1821 bis Januar 1833, theils von der Constituirung des Königreichs bis zum 31. Juli 1834, und zwar größtentheils Gesetze und Verordnungen, nach officiellen Quellen, und entweder in deutscher oder in französischer Uebersetzung. Ueber die Wichtigkeit dieser Urkundensammlung ist es, vorzüglich bei der nicht geringen Schwierigkeit, die einzelnen Actenstücke außer Griechenland vollständig zu erlangen, nicht nöthig, Etwas hinzuzufügen, denn es ist nicht zu verkennen, daß sie den Werth des ganzen Werks nur noch besonders zu erhöhen vermag.

Historischer und geographischer Atlas von Europa. Herausgegeben von W. Fischer und Dr. F. W. Streit, königl. preuß. Major a. D., Mitgliede ꝛc. ꝛc. Zweite Auflage. Berlin 1836, bei W. Natorff u. Comp.

Von dem vorliegenden Werke sind bereits zwei Bände erschienen, und die Beendigung des dritten und letzten Bandes steht demnächst zu erwarten. Die ersten Bände enthalten die Geschichte und Geographie von Portugal, Spanien, Frankreich, der Schweiz und sämmtlichen deutschen Bundesstaaten mit Einschluß von Oesterreich und dessen östlichen Nebenländern. Dem Plane des Werkes zufolge sollten nur historische und geographische Abrisse gegeben, dieselben aber so dargestellt werden, daß durch sie dem Leser ein treues Bild von jedem bedeutenden Staate, seiner inneren Entwickelung und politischen Stellung nach, geboten würde. Die Herausgeber haben diesem Zwecke vollkommen entsprochen, und sowohl in geographischer, wie in historischer Hinsicht dem Publicum einen Leitfaden gegeben, der auch dem Gebildeteren von wesentlichem Nutzen seyn kann und wird. Der geschichtliche Theil ist zweckmäßig geordnet, in einer leichten und edlen Sprache dargestellt und durch Angabe der Quellen so wie auch durch chronologische Tabellen ganz besonders geeignet dem Lehrenden und Lernenden eine klare Uebersicht zu verschaffen. Die Geographie ist ganz in demselben Sinne behandelt und durch geschmackvolle Karten, deren Zahl sich bei Beendigung des ganzen Werkes auf einige siebenzig be-

laufen wird, noch zugänglicher und praktischer gemacht. — Es kann nicht bezweifelt werden, daß ein so nützliches und dabei so billiges Buch (jedes 4 Bogen starke Heft mit 3 Karten kostet nur 7½ Sgr.) eine große Theilnahme finden muß, was sich auch durch die zweite Auflage bereits gezeigt hat. Die Ausstattung ist trotz der Billigkeit zu loben.

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Von Carl Gutzkow. 2 Bände. Stuttgart, 1836. P. Balz'sche Buchhandlung.

Man kennt den unseligen Streit, in dem das junge Deutschland mit Herrn Menzel liegt. Ob es so bald zu einem Frieden zwischen beiden Parteien kommen dürfte, ist eine Frage, die man nur mit Achselzucken beantworten kann. Menzel hat einen zu festen, energischen Charakter, einen zu sicheren Stützpunct in der Meinung der literarischen Welt, als daß er von seinen Grundsätzen abweichen sollte, und das junge Deutschland hat eine so jugendliche Leidenschaft gegen ihn erfaßt, daß es in einem fort wüthet, und den ganzen Köcher seines Zornes gegen den alten Kritikus entladet. Fast will es mir manchmal bedünken, als sähe ich den feurigen Achill mit dem bejahrten Agamemnon zanken; doch die Zukunft kann erst darthun, ob dieses Gleichniß Stich hält. Wenn Gutzkow über neuere Literatur schreibt, so kann man sich wohl denken, daß er Herrn Menzel nicht vergessen wird. Er widmet ihm nicht nur achtzig Seiten römischer Ziffern, sondern stellt ihn auch an die Spitze des Buches. Das macht keinen guten Eindruck. Wir sind weit entfernt, Gutzkow's Verdienste verkennen zu wollen, wir können ihn unbedingt als eine der interessantesten Erscheinungen der neueren Literatur betrachten, müssen aber in jeder Hinsicht die übermüthige, fast beleidigende Sprache rügen, mit der er Lob und Tadel ausstreut, und ihn auf die von ihm selbst an Menzel gerügte kritische Apodiktik aufmerksam machen. Gutzkow ist sich seiner geistigen Kräfte bewußt, aber jugendlicher Uebermuth reißt ihn zu mancher Leidenschaftlichkeit hin, von der diese an sich ausgezeichneten Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur nicht ganz frei sind. Wir brauchen nur dahin zu verweisen, wo er von Tieck spricht.

Der zweite Band hat uns weniger befriedigt, als der erste. Der Stoff ist mühsam zusammengetragen. Der Verfasser hat viel nachgedacht, und mit Geist, er hat aufgenommen und verarbeitet, aber man sieht dennoch, daß er sich nicht in seiner Sphäre befindet.

Die äußere Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig.

Portfolio von Erich Gothenburg. Hamburg, Joh. Philipp Erie. 1836.

Man muß sich wundern, wenn in einem jener zahllosen Bücher, denen Italien ihr Daseyn gibt, und von denen wir täglich überschwemmt werden, noch etwas Neues zu finden ist. Verfasser obigen Buches hat dieses recht gut gefühlt, und demselben durch einige Nebenumstände, und ein frappantes Colorit des Styles einiges Interesse zu geben gesucht, was ihm nur zum Theil gelungen ist. Im Ganzen sagt er nicht viel Neues. S. 245—309 umfaßt eine gedrängte Geschichte von Florenz, die uns etwas überflüssig erscheint, man müßte denn die Geschichte der Bianca Capello ausnehmen, die der Verfasser aus dem Lalande übertragen hat. Wie der Schluß des Buches mit dem Vorhergehenden zusammenhängt, das zu beurtheilen bleibt jedem denkenden Leser selbst überlassen. —

Literarischer Beobachter.

[Halm, kein Strohhalm.] Der Dichter von „Griseldis," Halm (eigentlich Freiherr von Münch-Bellinghausen) hat ein neues Stück fertig; „die Adepten" soll es betitelt, und eigens für Löwe geschrieben seyn. Halm hat durch sein erstes Product gerechter Maßen alle Augen auf sich gelenkt, und seine eigene Bahn sich brechend, keiner andern folgend, kann er bald als ein leuchtender Stern am dramatischen Himmel erscheinen. Oesterreichs Theaterdichter, oder eigentlich Bühnendichter, überflügeln alle Andern Deutschlands, — Halm scheint die Oesterreichischen hinter sich zu lassen. Glück auf!

[Gelöstes Problem.] Das gelehrte Paris ist jetzt erfüllt von den fünf Memoiren, die es Hrn. Bournoeuf über die persopolitanischen Inschriften in Keilschrift hat lesen hören. Die Entzifferung und Erklärung aller in der einfachsten der drei verschiedenen Keilschriften vorhandenen Inschriften ist vollständig gegeben, und somit ein Problem gelöst. Der Druck der Memoiren wird bald näher darüber urtheilen und sprechen lassen.

[Cooper.] Das neueste Werk dieses fruchtbaren transatlantischen Schriftstellers ist in Briefen abgefaßt und heißt: „Excursions in Schwitzerland" (London, 1836). Man findet darin des Verf. Reise von Paris nach der Schweiz und von da nach Oberitalien. Naturschilderungen, hier und da von kurzen Reflexionen unterbrochen und mit Anekdoten verziert, bilden den größten und unstreitig auch den besten Theil des Buches. Die kosmopolitische Gesinnung, welche hier und da durchschimmert, hat Mehreres von der Einseitigkeit der Vorliebe für Sitte und Verfassung Amerikas verloren.

[Italienische Zeitschriften.] „L'Italiano" heißt eine eben begonnene in italienischer Sprache verfaßte literarische Zeitschrift von Paris. Die berühmtesten italienischen Schriftsteller unterstützen das Unternehmen mit ihren Beiträgen, so, daß von dem ersten (Monats-) Hefte gerühmt wird, es enthalte geistvolle und schön stylisirte Aufsätze. In Marseille erscheint: „Il veloce," ein zweimal in der Woche erscheinendes Blatt, das sich mit Gegenständen des Handels und Gewerbfleißes beschäftigt.

[Napoléon en 1812.] Dieses interessante Werk des polnischen Grafen Soltyk ist neu erschienen und liefert eine sorgfältige und treue Schilderung der Begebenheiten des merkwürdi-

gen Feldzuges von dem Uebergange über den Niemen bis zu der Abreise Napoleon's nach Paris. Manche Thatsache erscheint hier in ganz anderem Lichte, als sie von deutschen Professoren der Geschichte (z. B. in Leipzig) dargestellt wird. Dabei kommen eine Menge Anekdoten und merkwürdige Züge von Napoleon zum Vorschein, die nicht wenig zur Ergänzung der einzelnen Ereignisse dienen.

[Neuigkeiten aus Wien.] Von Braun von Braunthal sind „Phantasie und Thierstücke" erschienen. Von dem Werke des Fürsten Lichnowsky: „die Geschichte des Hauses Habsburg" ist der erste Band ausgegeben und findet viele Annahme. Ein Magistratsbeamter Schlazer, hat „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter" an's Tageslicht gestellt, worin Vieles sehr guten Quellen entschöpft und darum vieles Zuverlässige über Sitten, Gebräuche, inneren Staatshalt Wiens in frühern Zeiten zu finden ist. Durch diese Skizzen wird unter Anderem aus Baurechnungen dargethan, daß die allbekannte und vielbesprochene und bemuthmaßte Denksäule am Wienerberge, „die Spinnerin am Kreuz," 1452 und 1453 unter Meister Buchsbaum's — ebendesselben, welcher in der Baugeschichte des Stephansdomes eine so große Rolle spielt, und dem, wie Tsischka dargethan hat, die Ehre des Ausbaues des großen Thurmes angehört — Leitung von der Stadt Wien errichtet wurde. Die wunderliche Benennung ist späteren Ursprungs und die im Volk bekannten Sagen darüber sind durchaus apokryphisch und vielleicht erst 60—70 Jahre alt.

[Ernst Münch.] Münch's „allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" (bis zum Jahre 1833) wird zu gleicher Zeit in's Englische, Französische und Holländische übersetzt. Auch seine Geschichte des Hauses Nassau-Oranien wird in Leyden französirt. Das Taschenbuch der neuesten Geschichte, von Dr. E. Münch und Dr. Gustav Bacherer, dessen erster Theil das Jahr 1834 behandelt, soll ebenfalls in's Holländische übersetzt werden.

[Neue Zeitung.] „Eine allgemeine Zeitung," nach einem großartigen Plane redigirt und von den ausgezeichnetsten Männern aus allen Fächern der Wissenschaft unterstützt, ist eben bei Kammüller in Carlsruhe erschienen.

[Englischer Dünkel.] Die vom Grafen Stanhope — einem höchst zweideutigen Charakter, auf welchem der Verdacht einer tief begründeten Intrigue liegt — zum Theil selbst herausgebenen, theils veranlaßten Actenstücke in Bezug auf die noch immer unenthüllte Geschichte Caspar Hauser's sind jetzt auch in einer englischen Ausgabe mit einer neuen Einleitung des Grafen erschienen. „Die Deutschen," bemerkt die Literary-Gazette in Bezug auf diese Schrift, „haben eine starke Vorliebe für Alles, was die Einbildungskraft in Thätigkeit setzt; wir jedoch mit unserer englischen Gewohnheit, den Thatbestand zu ergründen, wir haben die Sache gleich bei ihrem ersten Bekanntwerden für einen Schelmenstreich erklärt." — Warum wich denn der englische Hr. Graf so lange von dieser Gewohnheit ab, und warum hat das Wiederaufnehmen derselben so viel Auffallendes?

[Neue Bannflüche.] In Baiern, dem Lande, in welchem sich das Mittelalter in seiner kirchlichen und politischen Bedeutung erneut, wurde verboten das Flugblatt: „Abschiedslied bei der Auswanderung nach Amerika, mit dem Motto: Und der Christ führt sie in ein neu' Land." Allerdings werden darin manche interessante politische Anzüglichkeiten stehen. Das gleiche Unglück erlitt: „Der neue Gnadenpfennig zu Einsiedeln in der Schweiz verlegt." Warum dieß? Krause's „Rathgeber vor, bei und nach (cetera quis nescit?), Leipzig, 1836" wurde wahrscheinlich als etwas Ueberflüssiges erkannt und zurückgewiesen. Weiß': „Die Theilung Polens," ein Drama (Kaiserslautern, 1831), konnte so lange unverboten bestehen? Sand's „Lelia," nach dem Französischen von A. Braun, (Leipzig, 1834) hat diesen Unfall sicherlich nicht vorausgesehn.

[Heine's Salon.] Der dritte Band des genannten renommirten Werkes soll jetzt zu Gießen mit großherzoglich-hessischer Censur gedruckt werden. Viel Consequenz in der deutschen Preßgeschichte!

[Journalistik.] Die Sandwich-Inseln erhielten zwei Zeitungen in der Landessprache, auf Owaihi zu Honolulu das Blatt: „ke kuhn Hawaii" (der Hawaiische Lehrer) und auf der Insel Nari die Zeitschrift: „Lama" (Aufklärer). Die Redactoren gehören dem Stande der Missionarien an.

[Orient und Occident.] Unter dieser Aufschrift liest man im „Phönix:" Früher ging der Strom der geistigen Bildung von Osten nach Westen: jetzt fängt er an sich zurückzuwenden auf seinen Ursprung. Früher zogen wilde Eroberer und barbarische Völker von Asien herüber nach Europa; jetzt sendet Europa seine militärischen Lehrer nach Stambul und Aegypten, nach Teheran und Lahore. Als solche Zeichen — nicht blos der Zeit — sondern eines neuen Weltalters — sehen wir untern Andern auch an, daß nun Orientalen ihre eigenen Schriften vom gebildeten Europa herbeziehen. So läßt Tauchnitz in Leipzig jetzt einen arabischen Koran für die Muhamedaner drucken; eine Breslauer Buchhandlung veranstaltet eine arabische Ausgabe der 1001 Nacht, die im türkischen Moniteur angekündigt wird, und in Paris besorgt man brittische Ausgaben morgenländischer Dichter, die im Orient nachgedruckt werden. So wird z. B. die arabische Uebersetzung der Fabeln des Pidwaï, die Sylvestre de Sacy vor mehreren Jahren in Paris herausgegeben, jetzt in der Druckerei des Pascha von Aegypten nachgedruckt.

[Preisvertheilung.] Die Académie française vertheilte die von ihr selbst und der Stiftung Monthyon ausgesetzten Preise. Fugère wurde gekrönt für sein Gedicht über den courage civil. Alexander de Tocqueville erhielt eine Medaille von 8000 Frcs. für seine Schrift: sur la democratie d'Amérique; Preise von 2000 Frcs. wurden dem Herrn Marquet Vasselot für sein „examen historique et critique des diverses théories penitentiaires" und Hrn. Gustav de Beaumont für „Marie, ou l'esclavage aux etats-unis," Preise von 1500 Hrn. Ponjoulat für den Roman „la Bedouine;" Hrn. Monfalcon für seinen „code moral des ouvriers" und Hrn. Emil Bères für ein Werk ähnlicher Art zuerkannt.

[Guter Fund.] Roger Baco's „opus tertium," ein bisher noch unbekanntes Werk ist von Hrn. Cousin aufgefunden worden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 224. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 17. September. **1836.**

Logau II.

Außer dem bekannten Epigrammendichter Friedrich von Logau, dessen Andenken Ramler und Lessing erneuert haben*), gibt es noch einen Dichter gleiches Namens, über dessen Lebensumstände, und wie nahe er mit dem Ersten verwandt gewesen, ich, ungeachtet aller Nachforschungen, nur wenig habe ermitteln können**). Er steht zwar allerdings dem Ersten sehr nach, indeß scheint er es doch zu verdienen, daß man ihn der Vergessenheit entreiße, und vielleicht gibt diese Erinnerung an ihn Gelegenheit, daß ein Anderer, hauptsächlich in seiner Heimath Schlesien, sich mit glücklicherem Erfolg, wie ich, bemüht, Nachforschungen über ihn anzustellen, und sie dem Publicum mitzutheilen.

Ich besitze von ihm eine Sammlung Gedichte, die, dem damaligen Geschmack huldigend, den Titel haben:

H. W. v. L.
Poetischer Zeitvertreib,
bestehend
aus
I.
Andacht im Herzen,
II.
Schriften voller Schmerzen,
III.
Reine Liebes-Flammen,
IV.
Scherz und Ernst beisammen.

Breßlau und Liegnitz, bei Michael Rohrlach's Wittib und Erben. MDCCXXV*).

Er hat es zweien Damen, einer Frau von der Heyde und einer Frau von Tschirschky, die Beide geborne von Logau, gewidmet, und die er in dieser Zueignung seine gnädige Vetterinnen nennt, zum Beweise, daß man damals, noch gut deutsch, nichts von Cousins und Cousinen wußte, und er unterschreibt sich Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf. Jede der Abtheilungen hat einen besondern Titel, und auf dessen Rückseite steht ein Vers von ihm, als Motto, der wie eine kurze Vorrede, die Tendenz dieser Abtheilung andeutet.

Als Probe hier einige seiner Gedichte, jedoch mit diplomatischer Treue, denn die sogenannten Verbesserungen, oft nur Aenderungen, haben den Nachtheil, daß man kein ganz richtiges Urtheil über den Verfasser fällen kann.

Aus der ersten Abtheilung.

Der Schluß eines Gedichts mit der Ueberschrift:

Nil certius morte etc.

Wer Sorge trägt vor sein Gewissen,
Erwegt nichts anders, wenn er stirbt,
Als was er vor ein Glück erwirbt,
Worauf er billig warten müssen.
Man mahl' ihm gleich den blassen Tod
Erschrecklich, häßlich, voller Noth;
Es wird sein Auge nicht erschrecken;
Desselben unumwölktes Licht
Kann ihm die Freiheit dort entdecken,
Wenn hier der Tod die Fesseln bricht.

*) Friedrich von Logau's Sinngedichte. Herausgegeben von Ramler und Lessing. 1759. — Friedrich von Logau's Sinngedichte, neu bearbeitet in drei Büchern von Ramler. 1765.

**) Daß er 1693 geboren worden, geht aus einem Gedichte über seinen Geburtstag hervor, es hat die Ueberschrift 1712 und beginnt mit der Zeile:
„Neunzehn Jahr von meinem Leben hab' ich endlich hingelegt" ꝛc.

*) Er hat auch drucken lassen:
H. W. v. Logau's poetisches Vergnügen nebst einem theatralischen Anhange, genannt Hildegardis. Breslau, bei Seidel, 1759. 8.
davon habe ich jedoch kein Exemplar auch nur zur Ansicht erhalten können.

Aus der zweiten Abtheilung*).

Ohne Ueberschrift.

Süße Kost betrübter Sinnen,
Die man sonsten Hoffnung nennt!
Wie kann sich mein Glück entspinnen,
Wenn es Armuth von mir trennt?

Soll denn Kummer, Noth und Pein
Meines Glückes Anfang seyn?
Oder ist des Himmels Schluß,
Daß es also gehen muß.

Rosen bricht man von den Dornen,
Freude folgt auf Traurigkeit;
Armuth will zur Tugend spornen;
Tugend bringt Zufriedenheit.

Wer nur karg sich selbst vergnügt,
Hat das Glücke schon besiegt,
Und empfindet mit der Zeit
Vor dem Kummer Fröhligkeit.

Kann die Zeit den Kummer stillen,
Kommt mein Glücke mit der Zeit,
Ey so weichet hin ihr Grillen
Ich verlache alles Leid.

Wer es nur erwarten kann,
Trifft noch sein Vergnügen an.
Glück und Zeit hilft Jedermann,
Wer es nur erwarten kann.

Es ist rührend, wenn man in einigen Versen, die er überschrieben: „Im dreitägigen Fieber," den Schluß lies't:

Getreue Poesie! mir fließt aus deinem Munde
Ein ächter Stärkungs-Quell und wahrer Wunder Kraft.
Du weisest mich im Geist in angenehme Oerter;
Du stellst mir alles dieß, was mich vergnüget, für;
Mein Glücke sagt durch Dich mir hoffnungsvolle Wörter.
Mein Leben, Poesie! lebt wiederum in Dir.

Diese Verse tragen freilich das Gepräge seiner Zeit, aber zugleich sieht man daraus, wie ein innerer Drang ihn zum Dichter gemacht, und wie er, wenn er sich ihm überlassen, aus der Quelle der Hippokrene wie aus der Lethe, Vergessenheit aller Sorgen und Unhille des Lebens getrunken. Er hat in der Dichtkunst die liebevolle Trösterin in den Wirren des Lebens gefunden; er, der, wie so viele seiner Verse bezeugen, mit Widerwärtigkeiten und Trübsalen fast beständig einen schweren Kampf hat bestehen müssen.

*) Aus dieser scheint hervorzugehen, daß er mit Sorgen und Mangel hat kämpfen müssen, denn es heißt darin:

Mich hat von Jugend auf der Kummer Stein gedrücket;
Doch hebt des Himmels Gunst mich allemal empor.
Wenn Gott den Meinigen manch' Creutze zugeschicket,
So stieß mir unverhofft auch manch' Gelücke vor.
War meiner Aeltern Hand erwünschter Hilfe leer,
So floß aus fremder Hand ein Strom der Wohlthat her.

In der zweiten Abtheilung befinden sich zwei Gedichte, das eine über den Tod einer geliebten Schwester, das andere über den des siebenten Bruders, woraus hervorgeht, daß seine Eltern eine sehr zahlreiche Familie gehabt, und deren standesmäßige Erziehung ihre Kräfte haben übersteigen müssen. Daher hat er denn auch sein Vaterland, um sein Loos zu verbessern, verlassen, denn eines dieser Gedichte hat die Ueberschrift: „Im Erilio," und eines: „Ueber den schweren Marsch nach Schottland." Hiernach ist er wahrscheinlich in englische Kriegsdienste getreten.

Aus der dritten Abtheilung.

Das Meer ist reich an Ungewittern,
Noch mehr die Lieb' in den Gemüthern;
Allein sie liefert was vergnügt.
Wenn ein Verliebter an dem Strande
Durch Sehnsucht angetrieben liegt,
Führt ihn die Noth, so er besiegt,
Mit Freuden zum gelobten Lande.

Sobald ich Dich geseh'n, lernt' ich Dein Wesen kennen,
Und muß den Augenblick der Freiheit Abschied nennen.

Aus der vierten Abtheilung.

Als zwei Verlobte am Fenster standen.

Holde Gedanken,
So lasset Euch aus!
Meidet das Haus,
Fliehet die Schranken
Verschwiegener Gunst,
Aus eitelem Dunst!

Spielet als Mücken
Aus Freuden, und scherzt;
Stellt Euch beherzt;
Sucht zu entzücken,
Verwundet das Herz
Durch ernstlichen Scherz!

Fenster! ich schwöre,
Wofern Du nicht schweigst,
Verliebte betreugst,
Daß ich begehre:
Es müsse der Ste'n
Dein Untergang seyn.

An einen Freund richtete er folgende launige Verse bei dessen Vermählung:

Höchst-vergnügter guter Freund,
Du verliebte Seele!
Daß ich Dir nicht, wie es scheint,
Meine Lust verhehle,
Die mein Herz im Geiste schaut
Ueber Deinem Feste:
Ei, so küß mir Deine Braut,
Grüße Deine Gäste!
Deine Braut hab' ich geliebt,
Eh' Du sie gesehen;
Doch weil sie sich Dir ergibt,
Laß ich es geschehen.
Unterdessen bleibt ein Ring
Meines Anspruchs Zeichen,
Mit der Zeit muß doch das Ding
Noch sein End' erreichen.
Küß indeß die Braut herum
Bis zum hellen Morgen;
Um das Consistorium
Laß sie selber sorgen;
Nichts verdreußt mich bei der Lust,
Als der viele Regen;
Sonst hätt' ich mich schon gewußt
Auch mit Euch zu pflegen.

Kann ich nun nicht bei Euch seyn,
Und bei Euren Gästen,
Ei so trinkt ein Gläschen Wein;
Denket mein am besten!
Haus und Hof vermehre sich
Unter Dir in Segen;
Und der Himmel stärke Dich,
Deiner Liebsten wegen!
Ich verspare meinen Spaß,
Bis ich meine Grillen
Durch ein Pfeifchen und ein Glas
Bei Dir werde stillen,
Sey mir nur indeß nicht gram,
Daß ich scherz' und schreibe:
Denn Du weißt, Herr Bräutigam!
Wer ich bin und bleibe.

In dieser Abtheilung befinden sich auch kurze Sprüche, unter der Ueberschrift: „Allerhand Einfälle." Diese sind oft sinnreich und lakonisch. Z. B.

1) Vertrau' dem Munde nicht,
Was in der Brust geschicht.

2) Die schönsten Augen sind
Im Lieben öfters blind.

3) Das beste Loos im Lieben,
Ist oft mit nichts beschrieben.

4) Bei Verliebten und bei Kranken,
Herrschen vielerlei Gedanken.

5) Sprich nicht von andern Leuten,
Du irrest auch zu Zeiten!

6) Wer schlecht von Andern spricht,
Der kennt sich selber nicht.

7) Willst Du hoch, so steige,
Liebest Du, so schweige.

8) Liebe, was Dir zugehört,
Fremde Lust laß ungestört.

9) Eifersucht,
Ist des Teufels liebste Frucht.

10) Was die Liebe thut,
Scheint immer gut.

11) Bist Du veränderlich
Mein Freund! so ändere Dich.

12) Bist Du nicht allzutreu,
So scherz' auch nicht zu frei.

13) Lieben und Spielen,
Wirkt Kummer bei Vielen.

14) In der Liebes-Lotterie,
Zieht man wenig ohne Müh'.

15) Was angenehm und schön,
Pflegt immer abzugeh'n.

16) Liebe ist ein Capital;
Dieses zinst bisweilen — Qual.

17) Die Liebe muß wie Wein,
Unangeschmieret seyn.

18) Wer liebt, und liebt nicht recht,
Versteht die Kunst gar schlecht.

19) Was folgt auf manchen Kuß?
Fast täglicher Verdruß.

20) Ist Lieben Kinderspiel,
So gibt's der Kinder viel.

21) Oefters was Neues,
Selten was Treues.

22) Wer einen Anfang macht,
Sey auf den Schluß bedacht.

In der Vorrede erwähnt er, daß bei der Herausgabe dieser Sammlung seiner Gedichte: „weder eitler Ruhm noch unnöthige Schande" zum Grunde liegen, sondern sein Vorhaben dabei sey: „denen Ehren-vollen Fußtapfen Herrn Salomon von Golau*), als einen berühmten Vorgänger in der deutschen Poesie aus meiner Familie, dessen Lobens-werthe Ansehn alleine fähig ist, meiner Arbeit ein Ansehn zu machen," zu folgen, und äußert darin von sich:

„Die wenigen Rosen meines Lebens sind bereits hier und da mit schmerzhaften Dornen vermischt gewesen. Und ich kann mit Grund der Wahrheit sagen, daß mir die beliebtesten Gesellschaften vernünftiger Leute, und die allerbesten Lustbarkeiten, wovon ich niemals ein Feind gewesen, zu meiner Gemüthsberuhigung selten so viel beigetragen haben, als die geringschätzige Unterhaltung meiner unbelobten Poesie. Mit wenigem:

Man suche, was man will, vor Lust, vor Geist und Leib,
Mir ist die Poesie mein liebster Zeitvertreib."

Sollte darin nicht eine Bestätigung meines Urtheils über ihn liegen? Uebrigens führt er auch an, daß er deßhalb diese Sammlung veranstaltet: „weil — wie er sich ausdrückt — unter fremden Abschriften bereits die verunglückten Creaturen meiner Feder, entstellt in Umlauf gekommen sind. C. Müchler.

*) Versetzung der Buchstaben in den Namen Logau.

Theater.

Theaterbericht.

Wien, im August 1836.

In unseren Musentempeln — denn bald wird man die Theater, diese wichtigen Interessen der Menschheit, nur so benennen dürfen — sind von unsern Halbgöttern (vulgo Schauspielern) folgende Hochgenüsse geboten worden, und zwar: Im Burgtheater nichts, denn es sind Vacanzen. Im Kärnthnerthor-Theater, zum Schlusse des sogenannten italienischen Abonnements, ein neues Ballet von Galzerani: „Die Charlatane." Gut erfunden, ächt komische Charaktere und Situationen. Ziemlich viel Beifall. — Auch der junge Pariser Violinist Ghys ließ hier seine hohe Virtuosität vernehmen. Im August wird diese Bühne zum Theil geschlossen bleiben; mit September beginnt die deutsche Oper, mit Breiting, Wild und Schober (eigentlich Schoberlechner). Letzterer, ein hiesiger Bürgerssohn und seit lange geachteter Baßsänger, ist nach langem Aufenthalte im Citronenenlande mit vieler Kunstfertigkeit und vielem Schnurbarte in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und soll besonders in Buffo-Rollen excelliren. — Von

den Damen werden einstweilen Dlle. Löwe, Henkel und Schebest genannt. — In der Leopoldstadt: „Camilla d'Argenti," von Schickh, erhielt wenig Beifall. Die Josephstadt gab Spohr's „Jessonda," welche nur theilweise gefiel, woran wohl die Mittel dieser Bühne Schuld seyn mochten, Pöck feierte darin wieder einen Sieg. — Der Musen-(?)Tempel an der Wien brachte eine Neuigkeit von Nestroy! „Der Affe und die Braut," welche sehr ansprach; nämlich die Neuigkeit. Noch neuer und noch ansprechender war der gymnastische Künstler Klischnigg „aus Paris und London," der den Affen mit erstaunlicher Natürlichkeit darstellte. Der früher bewunderte Carelle ist nur ein Affe dieses Erzaffen eines wirklichen Affen, und wenn diese Gliederausrenkungskunst so fortpropagirt, so werden wir noch erleben, daß irgend ein Künstler verschiedene seiner Gliedmassen an verschiedenen Orten zugleich produciren wird!!

Ende August begibt sich der Hof nach Prag zur Krönung, und da wird es in der Kaiserstadt wohl ein wenig stiller werden, dessenungeachtet aber nicht zu berichten unterlassen Ihr planetarisch verpflichteter Satellit.

Theater-Gucker.

Cassel. (Erwiderung auf Nr. 104 des Planeten.) Geehrter Herr! In der eben angezogenen Nummer steht ein aus Cassel datirter Correspondenzartikel: Auszug aus dem Briefe eines Reisenden, welcher eine Invective gegen mich enthält, auf die ich Ihnen erst jetzt eine Erwiderung ertheilen kann. Es liefert nämlich dieser Bericht abermals einen traurigen Beweis, wie leicht Redactionen, auch bei der größten Vorsicht, hintergangen und mystificirt werden können. Zu meiner öffentlichen Rechtfertigung schlage ich den kürzern Weg der Replik ein, sonst hätte es Ihr Ehrenamt als Redacteur erheischt, mir den Namen jenes zweifelhaften Reisenden zu nennen, damit die hiesige öffentliche Stimme über mich und die Gerichte ihn eines Bessern hätten überführen können. Doch auch so ist der Vogel an seiner Feder trefflich zu erkennen, die nicht aus reiner Liebe zur Sache der Kunst, sondern für ein armes, trauriges, chimärisches Kunst-Ritterthum in Thätigkeit gesetzt wurde. Die Correspondenzen im Frankf. C.-B. hat, nach meinem Dafürhalten, Ihr Reisender gar nicht gelesen, weil Hr. Boltzmann, auf den er es dabei vorzugsweise abgesehen, die größte Ursache hat, damit zufrieden zu seyn, nicht nur des ihm im vollem Maße gespendeten Weihrauchs halber, sondern auch wegen der humanen Nachsicht, die seinen schwächern Leistungen, wie z. E. den eines Hamlet u. A. zu Theil wurde. Wir vergaßen oder wollten es doch wenigstens vergessen, daß er, wenn auch nicht gerade der unmittelbare, doch aber überhaupt der Nachfolger Löwe's, Rettich's, Weymar's war; wir beurtheilten seine Darstellungen mit gleichem Maßstabe, und bereiteten ihn dadurch eine höchst günstige Aufnahme und Anerkennung, wovon Sie sich mit einem Blicke in jenes Blatt überzeugen können. Wenn nun aber in meinen spätern Berichten bisweilen, nach reiferer Ueberlegung, hie und da an den Darstellungen des Hrn. Boltzmann etwas ausgestellt oder getadelt wurde, so geschah dieses, immer mit Rücksicht auf seine bessern, auf eine so humane Weise, daß es wahrhaft befremdet, wie man gerade darin Gelegenheit findet, den Frankfurter Correspondenten auf unwürdige Art zu besudeln, was von seinem Wissen, Gewissen und seiner Urtheilsbefähigung nicht die befriedigendsten Begriffe gibt. Wenn der Reisende es wirklich mit Hrn. Boltzmann aufrichtig gemeint hätte, so mußte er nicht allein uns mit Gründen widerlegen, sondern auch seine Ritterschaft gegen den Leipziger Correspondenten in der Mitternachtszeitung furchtlos daran setzen, der unsern guten Boltzmann einen der „arrogantesten" nennt, „um dessen Verlust die Leipziger Bühne keinen Trauerflor umhänge *)." Solche Phrasen verletzen den Charakter und die Kunst dieses höchst bescheidenen Acteurs. Da wäre eine Abfütterung mit treffenden Gründen gegen diese bösartige Feder am Platze gewesen. In Cassel ist keine Feder feil für ein Glas Wein, eine Mahlzeit oder sonstige Remuneration, sonst würden die Recensenten bei ihrer höchsten Unparteilichkeit nicht so viel Widerspruch (freilich nur von Unberufenen und hinter der Coulisse hervor) finden. Läse Ihr Reiseberichterstatter die hiesigen Localblätter, und was man darin an Hrn. Boltzmann's Darstellungen mit eben so viel Gründlichkeit als Wahrheit und Unparteilichkeit lobt und tadelt, und was neulich noch die Wiener Theaterzeitung bei Gelegenheit seiner Gastspiele am Burgtheater gelobt und gar wahr und treffend ausgestellt hat, so würde er Achtung vor der großen Bescheidenheit, dem ächten Prüfstein wahrer Künstlerschaft, dieses Schauspielers haben, der es so freundlich hinnimmt und wahrlich weiß, was er noch zu thun und zu lassen hat, um als ein geweihter Jünger die Schwellen von Thaliens Tempel betreten zu dürfen. Sie sehen, daß ich unter so bewandten Umständen auf die Achtung, wie Hrn. Boltzmann's Pylades meint, leicht Verzicht leisten, und seine Verachtung für mich in den Augen der Welt ein wünschenswerther Gewinn seyn kann. So viel einstweilen für den schmähsüchtigen und wahrscheinlich unberufenen Sachwalter des Hrn. Boltzmann, der ihm wahrlich auch keinen Dank wissen wird. Schließlich bitte ich, bei Reiseberichten, die meine Person mit angehen, den Verfasser zu nennen, um jeder Mystification ähnlicher Art möglichst vorzubeugen.

Dr. Lobe, Lyceallehrer.

*) Eine Arroganz, die auf wirklichen Vorzügen beruht und wirklich Vorzügliches leistet, ist bei Weitem besser, als eine Submission, die nur bis an die Mittelmäßigkeit anreicht. Das Leipziger Theater hat diese Erfahrung an dem Nachfolger Hrn. Boltzmann's, einem Hrn. Düringer, zur Genüge gemacht, und trägt, in dieser Beziehung, allerdings noch Trauerflöre. D. Red.

Leipzig. Nach längerer Zeit hat unser Theater wieder einmal eine etwas bedeutsamere Neuigkeit auf das Schauspiel-Repertoir gebracht, die Arbeit eines jungen hier lebenden und wirkenden Gelehrten und Dichters, des Hrn. Dr. Marbach, unter dem Titel: „Manfred der Hohenstaufe," Trauerspiel in fünf Acten. Es ist eine Erstlings-Arbeit, noch mit mancher Spur zu weniger Bühnenkenntniß behaftet und darum am durchdringenderen Beifall behindert, noch manche innere Unebenheit, Unbequemlichkeit, Abgerissenheit, Einreihung ohne nothwendigen Grund und nöthige Bedingniß zeigend. Nichts desto weniger aber bezeugt manche schöne Scene, manche tief durchdachte und wahrheitsvolle Situation ächten Dichterberuf, und manche Stelle gibt einen Redekünstler kund, der sich selbst vor Raupach nicht zu verstecken braucht. Weil wir aber einmal den letzten Namen genannt haben, so sey auch die Bemerkung nicht unterdrückt, daß Hr. G. O. Marbach bei einer Parallele mit Raupach noch nicht auf gleiche Stufe der dramatischen Würde gestellt werden kann. Die Achtung und die ehrenvollen Verbindungen, in welchen Hr. Marbach in Leipzig, in Verbindung mit den wirklichen Vorzügen der Tragödie so wie mit einer lobenswerthen, von dem Dichter selbst geleiteten Aufführung, bewirkten, daß der Verfasser am Schlusse der Darstellung einstimmig gerufen wurde, und mehrfache Aufforderungen seitdem an die Direction ergingen, das Stück zu wiederholen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 225. (VII. Jahrgang.) Montag, den 19. September. 1836.

Der Freimann in Frankfurt.

Ein Freimann, jung und wohlbekannt,
Vor Zeiten in Frankfurt wohnte,
Der schwang sein Schwert so sicher flink.
Wie's sonst kein And'rer konnte. —

Den rief einmal der Bürgerrath
Nach Bibrich gar, am Rheine:
Zu richten einen Räuber dort,
Das Schrecken der Gemeine. —

Der Freimann kommt, der Räuber auch,
Das Schwert will seine Beute;
Sie steh'n am Block, und rings umher
Viel hundert gaffende Leute.

Wohl ist der Räuber alt und grau,
Doch birgt er sich den Blicken;
Sein Haupt ein schwarzes Tuch umhüllt,
Dem Henker kehrt er den Rücken.

Der legt ihm bald den Nacken blos,
Holt aus zum Todesstreiche,
Die Trommel wirbelt, — der Freimann doch
Wird blaß wie eine Leiche.

Und lebender, als Trommelschlag
In seiner Brust sich's reget
Und selbst der Blitz des Himmels hätt'
Ihm nicht den Arm beweget!

Die Menge stutzt, Gemurmel braus't,
Und wird zu wildem Schreien:
„Ist das der kecke Freimann, das?
Er will ihm wohl verzeihen!"

Der Freimann ruft: „Ihr Leute hört:
Mein Vater ist's, den ich tödte,
Wollt nicht, daß ich mit seinem Blut
Allhier den Boden röthe!"

Doch Volksgebrüll und Trommelschrei
Gewältigt seine Stimme:
„Auf mit dem Schwert!" ruft's hundertfach,
Und tobt mit lautem Grimme.

„Hau' zu, mein Sohn!" der Räuber ruft,
„Von mir bleibt Dir's vergeben,
Auf! übe Deine schwerste Pflicht:
Der Himmel, der will mein Leben!"

Noch ruht das Schwert in Sohnes Hand,
Er hebt's, — läßt's wieder sinken; —
Da blitzt sein Aug' und blitzt sein Schwert,
Thät hoch in Lüften blinken.

„Hei!" schallt's umher, ein Grausenton,
„Gleich wird der Schädel liegen!"
Die Menge sieht mit Jubelruf
Das Eisen herniederfliegen.

Doch, nicht dem Vater galt's: — dem Sohn!
Der hieb sich ab die Rechte,
Daß nimmermehr in Ewigkeit
Sie Tod dem Vater brächte!

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Fortsetzung.)

— Geht Junker! — bat das Mädchen, — um Gott, wenn Euch der Vater fände!

— Ihr habt Mitleiden mit mir, Dame?

— Flieht, flieht! war ihre Antwort.

— Und werdet Ihr dem Vater nicht verrathen, daß Ihr mich gesprochen, und daß ich seit gestern mich hier verborgen gehalten?

Sie schwieg.

— Johanna, fuhr er fort, — wollt Ihr mich verrathen?

— Nein, aber flieht! — bat sie mit zitternder Stimme.

— So will ich gehen, Dame, weil Ihr es befehlt. Doch zuvor laßt mich noch einmal beten am Grabe der Mutter. Ist es doch vielleicht zum letzten Male, daß ich den heiligen Boden betrete, und wer weiß, ob ich je zurückkehre zn den stillen Moosblumen des Kirchhofs.

Er küßte ihre Hand, und wollte sich entfernen. Doch er besann sich und sprach:

— Dame, laßt mich noch einmal Euer Gesicht sehen, daß sein Bild mich geleite als ein freundlicher Stern durch die Nacht meines Geschickes. Schlagt mir diese Bitte nicht ab! Denkt, es sey ein Sterbender, der Euch um diese letzte Gunst bittet, und den Ihr nimmer wieder schauen werdet.

Schweigend stand Johanna, langsam hob sie den Schleier, und über die blühende Wange rann eine Thräne.

— Gott und seine Heiligen mögen Euch geleiten, Junker!

Sie reichte ihm die Hand und wandte sich zur Seite. Er aber zog sie an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und nahm eine Rose von ihrer klopfenden Brust.

— Die soll mich mahnen an die süßeste und schmerzlichste Stunde meines Lebens. Gott sey mit Euch, Johanna!

Stillweinend ging sie mit der Zofe nach der Pforte zu, während der Junker noch lange an dem Platze stand, als Johanna schon längst wieder in der Stadt war. — Die Rose in der Hand schritt er endlich über die Gräber hinweg bis zu einem einfachen Steine. Dort kniete er weinend lange Zeit. Dann barg er die Rose in seinem Collet, schaute noch ein Mal nach der Stadt zurück und war mit einem kräftigen Schwunge wieder über der Mauer.

In dem Schutze der dunklen Nacht zog der Flüchtling von der Heimath fort.

4.

In der Nähe von Chemnitz, hart an einer Waldecke lagerte das schwedische Heer, und in der Mitte der Zelte, neben der blau und gelben Fahne, stand ein köstliches Zelt von Purpursammet, in welches silberne mit goldenen Stielen verzierte Sicheln gestickt waren. Ein Hellebardist stand kerzengrade davor, und während sonst überall im Lager ein lustiges Leben herrschte, weilte hier tiefe Stille, denn darin saß der Feldherr, Leonhard Torstenson, und schaute nachdenkend auf eine große Landcharte. Ein junger Mann, in der Tracht der Dalekarlischen Reiter, mit der schwedischen Feldbinde geziert, fuhr belehrend mit der Hand über die Charte, und des Feldherrn Blicke folgten ruhig seinem Finger. Endlich stand Torstenson auf, und sogleich trat der Reitersmann ehrerbietig zurück.

— Du glaubst also nicht, daß die Stadt es mit dem Kaiser hält? fragte der Feldherr, und richtete sein großen blauen Augen auf den Jüngling.

— Nein, bei Luther's reiner Lehre! Sie hassen den Kaiser und hängen treu am Kurhause, und wenn es der Kurfürst mit dem Kaiser hält, so muß die Stadt gehorsamen. Darum laßt es die arme Stadt nicht entgelten, bat der Reiter.

Der Feldherr trat hart an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und blickte ihm fest in's Auge.

— Und wer bürgt mir für Dein Wort? Glaubst Du, ich könne um das Wort eines Einzelnen das Wohl von Tausenden auf's Spiel setzen? — Alle Berichte meiner Zugführer, die zwischen Altenburg und Zeitz umherstreifen, können nicht genug die Bosheit schildern, mit welcher Deine »arme gute Stadt« meinem Heere allen nur erdenklichen Schaden zugefügt. Sieh' hier! — da schreibt der Graf Trautmannsdorf, wie die Bürger von Zeitz einen Streifzug gemacht und Eilf der Unsern getödtet; hier schreibt der Freiherr von Zerkinden, daß sie die Bauern aufwiegeln, damit wir keine Zufuhr erhalten, und doch bezahlen wir in guten Groschen, während der Kaiser sie mit Kipper- und Wippergeld belehnt. — Wie soll ich Dir also glauben? — Bei Gustav's Asche, ich weiß es nicht.

— So haltet Ihr mich also für einen Lügner, Feldherr? — sprach der Jüngling und Purpur überzog sein Gesicht.

— Ich möchte gern das Gegentheil glauben! — entgegnete Torstenson, und wandte sich wieder zur Landcharte. Da riß der Jüngling das schwedische Zeichen ab, warf es mit dem Schwerte auf den Tisch und sprach:

— Gebt mir frei Geleit in meine Heimath, Feldherr! lieber will ich betteln gehn, als länger Euer Schildknappe seyn.

Torstenson sah ihn verächtlich an.

— So geh' nach Hause, thörichter Bursche! — laß Dich greifen von den Kaiserlichen und Dich hängen nach Kriegsrecht!

— Bin ich Eures Dienstes entlassen? fragte der Reiter, und als Torstenson bejahend mit dem Haupte nickte, da fiel ein Handschuh vor ihm nieder, und der Jüngling sprach:

— So steh' ich wieder als freier Sachse vor Euch, und verlange Rechenschaft, nach welchem Fug und Recht Ihr mich einen Lügner gescholten?

Trotzig stand er da und erwartete die Antwort, aber Torstenson rief lachend:

— Ihr Sachsen seyd doch ein wunderliches Volk, bald sanft und gut, wie das heimische Nordlicht, bald wild und zürnend, wie die Quellen des Geyser. Jetzt gefällst Du mir, Junker Holberg. Mach' der Sach' ein Ende, heb' den Handschuh auf und reich' mir lieber die Hand. Hörst Du?

Der Jüngling zögerte.

— Ihr werdet doch keinen Lügner zum Schildträger haben wollen?

— Es war so böse nicht gemeint, — entgegnete Torstenson und strich sich den blonden Knebelbart, — und, bei Gott! ich glaube, Du bist unschuldig.

— Das bin ich, Feldherr! entgegnete der Junker und schlug herzlich in die dargebotene Hand. Dann nahm er Schwert und Feldzeichen zurück, und stellte sich wieder in der alten militärischen Haltung vor die Thüre. Nach einer Pause sagte Torstenson:

— Du bist der zweite Sachse, der so ungeberdig gegen mich ist, und um des Ersten willen sey Dir Alles verziehen. Der war ein närrischer Kauz! hatte in Leipzig die Gottesgelahrtheit studirt, und ward auf einer Reise von meinen Leuten ergriffen und unter die Dragoner gesteckt. Aber in Schlesien, als die Mannszucht bei uns nicht recht gedeihen wollte, da stellte sich der Dragoner Lobeck auf eine Tonne und hielt den Soldaten eine Strafpredigt, so daß sie weinten und Besserung gelobten. So machte der Bibeldragoner mit einem Paar Worten mehr, als wenn ich je den zehnten Mann hätte arkebusiren lassen. Aber unsrem gnädigen König (Gott hab' ihn selig und verdamme den Lauenburger) gefiel der Bursche, und bei Militsch in Schlesien ließ er ihn den rothen Rock ausziehen und machte ihn zum Feldprediger*). Dann hat er den Burschen noch oft das Gewissen gerührt, aber als die Schlacht bei Lützen geschlagen war, verlor ich ihn aus dem Gesichte. Ich war ihm herzlich gut geworden, aber wo er jetzt ist, das mag — —

Der Feldherr wurde durch den Eintritt eines Hauptmanns unterbrochen.

— Was bringt Ihr, Hauptmann de Hjerta? fragte er.

— Eine Depesche des Grafen Trautmannsdorf! entgegnete dieser und zog aus dem Koller ein Schreiben. Torstenson durchlas es flüchtig und sprach dann zu dem Junker:

— Da siehst Du, Holberg, wie gut es Deine Mitbürger mit mir meinen. Das Dorf Fockendorf*) unter Kloster Bosau**), wo Hauptmann Zerkinden gelagert hatte, haben sie in Brand gesteckt, und nun sagen sie, die schwedischen Mordbrenner hätten es gethan und verschreien uns, damit uns alle Zufuhr abgeschnitten wird. Was meinst Du dazu?

Der Junker antwortete erst nach einigem Besinnen: — Das kömmt von keinem Sachsenblute, solche Schandthat, aber daran sind die Welschen schuld, die im Rathe sitzen und das Volk aufwiegeln.

Torstenson sprach einige Worte auf schwedisch zu de Hjerta und sagte dann:

— Albrecht, Du kannst jetzt ein gutes Werk thun, und Deine Landsleute von allem Verdachte reinigen. Willst Du?

— Von Herzen gern! — rief freudig der Jüngling.

— Nun, so entlasse ich Dich Deines jetzigen Dienstes. Du bist schwedischer Hauptmann; ich werde Dir eine Rotte geben, und damit ziehst Du gen Zeitz und belagerst die Stadt, bis sie die Empörer in Berlin ausliefert.

Albrecht wollte antworten.

— Gehorcht, Herr Hauptmann, und Gott sey mit Euch! fiel ihm Torstenson in's Wort und ging schnell mit de Hjerta zum Zelte hinaus. Der neue Hauptmann sank weinend in den Feldsessel; plötzlich sprang er auf, als wär' er aus schwerem Traume erwacht, und ging still die Gassen des Lagers entlang.

(Fortsetzung folgt.)

*) Geschichtlich. A. d. V.

*) Unter Kloster Posa bei Zeitz, dicht an der Chaussee nach Altenburg, heißt noch heute eine Schlucht: „Der Fockendorfer Grund," und dort stand früher ein Dorf, welches im 30jährigen Kriege abbrannte. A. d. V.

**) Das Kloster Bosau hat seinen Namen von einem Bischof Boso, welcher es dotirte; gegenwärtig ist es eine Domaine und heißt in der Volkssprache: „Posa." A. d. V.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im Juli 1836.

Mit Sr. Majestät dem Könige beider Sicilien schien auch die dort übliche Hitze zu uns gekommen zu seyn, und es ward Sommer. — Empfang, Aufenthalt und Abreise konnten natürlich nicht so glänzend seyn, als dies bei den französischen Gästen der Fall war, da sich derselbe wegen der Trauer über die kürzlich ihm entrissene Gemahlin, alle Hoffeste verbeten hatte, die übrigens auch schon in Rücksicht der Trauer unseres Hofes über das Ableben des nahe verwandten sächsischen Souverains, nicht stattfinden konnten. So war es denn meist nur das Militär, welches durch die häufigen Manövers dem Publicum die Anwesenheit des fremden Fürsten bemerkbar machte. König Ferdinand beobachtete das strengste Incognito, welches ihm gestattete, zu gehen, zu fahren, zu speisen und zu bezahlen wie ein anderes Menschenkind. — Nächst mehreren Ausflügen in die reizenden Umgebungen (unter anderen in Begleitung des Erzherzogs Carl nach dem Schlachtfelde von Aspern,) und sogar nach Grätz, können wir von einem Feuerwerke berichten, welches dem hohen Gaste zu Ehren, der freilich in seinen Staaten das schönste Feuerwerk besitzt, abgebrannt wurde. Dasselbe erfreute sich nicht nur des pompösen Titels: „Der Wiener Prater im Feierkleide," sondern war auch in der That prachtvoll zu nennen. Uebrigens zeigte diese Gelegenheit, daß man auch aus einem Feuerwerkszettel etwas Neues lernen könne; die fünfte Fronte hieß nämlich: „Siciliens schönste Vegetation," und dabei war nichts Anderes gemeint, als der Name Sr. Majestät, der sich, von den Attributen der Verehrung umgeben, aus Siciliens Gewächsen erhob." Wer hätte nun früher geglaubt, daß ein Name eine Vegetation seyn könne? Der Improvisator Bindocci und der gefeierte Pianist Thalberg producirten sich vor den allerhöchsten Herrschaften zu Schönbrunn. — Am 27.

d. M. verließ der König unsere Stadt. — Im Volksleben war diesen Monat ein hervorragender Punct das Brigittenau-Kirchweihfest, obgleich es eben nichts Neues bot, als siebenzehn Individuen, die man von diesen Feldern der Freude, als Opfer der Epidemie, todt nach der Stadt gebracht haben soll. Das fehlte noch, um diese Fluren elysischer zu machen. Hatten die Armen in diesem Haine, der freilich nicht „von der Götter Frieden," sondern von Wein, Bier u. s. w. träuft, wohl zu viel aus der analogen Lethe geschlürft, und so am Ende gar zu leben vergessen? Indessen dürften das Wahre an der Sache höchstens einige Erkrankungsfälle seyn. — Lanner, der Walzergewandte, gab im Augarten eine Sommer-Assemblee mit Ball unter dem Titel: „Das Fest in den Zaubergärten der Armida." (!) Werden die Manen Ariost's nicht rufen: Lanner, warum hast du mir das gethan? — qu' importe! Das Fest in den Zaubergärten ward „auf Verlangen" wiederholt. — Auch das Musikchor des Regiments Hoch- und Deutschmeister, welches sich in Italien recht con amore auf seine Kunst verlegt hatte, spielt häufig bei großem Zulaufe in den Belustigungsorten. — Die Straßen Wiens bieten des Abends eine förmliche Festillumination, so zahlreiche Transparente farbiger Gardinen leuchten von den Etagen der Kaffee*)- und Speisehäuser, ja sogar vieler Privatwohnungen. Diese wunderschönen Rideaus aus dem industriösen Etablissement von Spöhrlin und Rahn mit hellfarbigen Schildereien auf weißem Grunde, welche das grelle Licht der in den Gemächer lodernden Gasflammen sanft durchschimmern lassen, zeigen uns Amoretten, Affen, Vögel, Insecten und andere Animalia, existirende und ideale Pflanzen, gothische und orientalische Zeichnungen, frisirende Genien, invitirende Bacchus-Urnen ꝛc. und zu diesen Glanzpuncten höherer Regionen gesellen sich noch die, an den Straßenecken angebrachten Affichen von öffentlichen Belustigungen, Illuminations-Bureaus und gebratenen Kastanien, Maskenbuden und Marionettentheatern; kurz bei dieser freiwilligen Prachterleuchtung wäre blos nöthig, im Falle einer nöthigen unfreiwilligen, höchstens noch ein „Vivat!" oder so etwas auf die schon vorhandenen Fensterschaustücke zu setzen. — Von erschienenen Kunstgegenständen zeichnet sich außer den trefflichen Portraits der kaiserl. Familie, von Kriehuber's Meisterhand, ein lithographirtes Bildniß des geistreichen Schriftstellers Braunthal aus. Der Künstler heißt Staub. Es ist unmöglich, die Züge, ja den Charakter eines Menschen getreuer wiederzugeben! Rühmlich ist es übrigens für einen Dargestellten, die Veröffentlichung seines Bildes nicht früher zu gestatten, als bis jeder Gebildete sein Verdienst kennen, oder davon gehört haben muß. Jene Portraits mit obligaten Facsimiles, welche sich nach dem ersten Verschen, Nötchen oder Bildchen das ihre Originale mit Schmerzen zur Welt brachten, in die Kunstladen drängen, können allenfalls diese nicht originellen Originale und ihre guten Freunde, aber sonst ja keine Menschenseele interessiren! — —

Bei Tendler ist ein Büchlein mit Gedichten: „Klänge aus der Teufe" von Stegmayer erschienen, welche von Talent zeugen, und von Saphir (obschon mit Unrecht) des „deutschen Eu-Lautes" wegen ein wenig mitgenommen worden sind.

Vogl's „lyrische Blätter" sind nunmehr bei Rohrmann herausgekommen, und haben gerechte Anerkennung gefunden. Die Ausstattung ist nett und geschmackvoll.

Die „Träume aus Wien" von Glasbrenner werden hier, wo sie geträumt wurden, mit Interesse gelesen, und man muß bekennen, daß der Verfasser, wenn er gleich nicht mit den höheren Classen der Gesellschaft und mit den hiesigen Gelehrten, Literaten und Künstlern ersten Ranges in Berührung gekommen zu seyn scheint, und ungeachtet mancher absoluten Unwahrheit, Einseitigkeit und schmutziger Phantasie, doch eine Auffassungsgabe beurkundet, die wenigstens bei weitem mehr Geist verräth, als gewisse Redactionen und ihre Mitschuldigen den Leuten glauben machen wollen. — Doch man weiß, unde illae lacrymae! — —

*) Ad vocem Kaffeehäuser ist wirklich zu bedauern, daß hier außer den vielen Moccatrank-Anstalten auch noch dergleichen für Gerstenkaffee bestehen. Wäre es nicht besser, statt des Magen verderbenden Gesudels der unbemittelten Classe, von frühem Morgen an, kräftige Fleischbrühe zu schaffen, wie es neuerlich in Paris zu Stande kam?

Notiz.

[Berliner Witz.] Eine Correspondenz aus Berlin in der Allgemeinen Zeitung beklagte vor Kurzem, daß dort auch die Frömmigkeit in ihren einfachsten Aeußerungen jetzt bespöttelt werde.

Dieß beruht auf folgendem Vorgang: Ein Prediger an der Georgenkirche zu Berlin hatte den Tod eines seiner Kinder in einer Zeitung so angekündigt: „Heute früh 2½ Uhr hat Gott unsern lieben Johannes heimgerufen. Er starb an der Brechruhr, 6 Monate 16 Tage alt. Wir verehren in Demuth den unerforschlichen Rathschluß des Herrn, und beten, durch unsern Glauben bestärkt, also:

O wohl auch diesem Kinde!
Es stirbt nicht zu geschwinde.
Zeuch hin, du liebes Kind,
Du gehest ja nur schlafen,
Und bleibest bei den Schafen,
Die ewig unsers Jesu sind."

Darauf erschien ebenfalls in einer Berliner Zeitschrift folgende Beantwortung:

„Es ist nun dein Johann,
Wie du uns zeigest an,
Im Himmel äußerst froh,
Als jüngstes Merino.

Er wird nun mit den Schafen,
Die jüngst dem Herrn entschlafen,
Als gläub'ges Schaf geschoren
Deßhalb war er geboren.

Arbeite ferner fleißig
Im Jahre sechs und dreißig,
Und unter der Rubrik:
„Für Gottes Tuchfabrik."

Nota. Zur Erläuterung der letzten Strophe dient zu wissen, daß dieser Geistliche vierzehn Töchter und einen Knaben gezeugt hat, welcher Letztere eben gestorben war.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 226. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 20. September. **1836.**

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Fortsetzung.)

5.

Vor dem wendischen Thore in Zeitz war ein wüstes Treiben; schwedische Reiter streiften trotzig umher, und Arkebusiere schichteten Reißbündel um die Mauern. Pechkränze lagen in Bereitschaft, und nur eines Winkes hätte es bedurft, um die Stadt mit einem Feuerkranze zu schmücken. Der Anführer jedoch ließ Alles ruhig geschehen; in zwei Tagen erst sollte der Sturm beginnen. In der Stadt selbst hatten sich die Bürger versammelt; sie hofften auf kaiserliche Hilfe, aber die Kaiserlichen trieben sich in der güldenen Aue herum, zechten den Naumburger Wein, und kümmerten sich nicht um die geängstigte Stadt.

Vor dem Steinthore stand eine schwedische Wacht. Ein Horn'scher Jäger befehligte sie, und während seine Genossen auf einer Trommel Landsknecht spielten, ging er ruhig auf und nieder. Da tönte den Steinsgraben herunter ein trotziges Soldatenlied.

Muß ich 'mal fallen,
Wann die Fauströhr' knallen,
Fragt Niemand nach.
Ueber mich weiter,
Setzen die Reiter,
Werd' nimmer wach.

Um meine Leiche,
Blutig und bleiche,
Kein Dirnlein weint.
Doch die Cam'raden
Wiederum laden,
Schießen den Feind.

Die Spieler horchten, fielen dann in die Melodie ein, und sprangen auf, während die Ablösung den steilen Berg herabzog.

— Aber sagt mir doch, — begann ein Krieger der Ablösung, — ob Euch hier nichts Unheimliches aufgestoßen ist? Es soll hier nicht richtig seyn bei der Mauer.

— Narrenspossen! entgegnete der Jäger. Ich hab' mich hier zwei Stunden gelangweilt und hätte gern ein Abenteuer erlebt, aber das alte Thor blieb fest verriegelt, und ich habe weiter nichts gehört, als höchstens die Hunde bellen.

— Habt also den Mönch mit dem Todtenkopfe nicht gesehen, der täglich hier auf der Mauer erscheint, und vor dem jeder gute Christ sich kreuzet und segnet?

— Nein, hier ist Alles ruhig gewesen, — sagte der Jäger, — und ich bin des Einerlei's herzlich müde. Uebermorgen, Gott sey Dank! beginnt der Sturm. Na, die spröde Stadt soll einen hübschen Brautkranz von Schwefel und Pech erhalten. Doch nun Gott befohlen!

Die Trommel wirbelte, und die abgelöste Wacht zog langsam den Steinsgraben hinauf nach dem wendischen Thore zu. Die Ablösung ließ sich ruhig auf den Erdboden nieder, und bald klapperten die Würfel lustig auf der Trommel, deren Rufe sie schon zu manchem harten Strauße gefolgt waren. Der Abend war still und es begann schon allmählig zu dunkeln; die Sonne ging hinter den Bergen zur Ruhe, und die Sterne flimmten matt. In der Stadt herrschte Grabesstille; kein Laut ließ sich hören, und nur der eintönige Fall der Würfel auf dem alten Trommelfelle unterbrach die Stille, denn von den Lippen der Krieger erscholl kein Wort. Das Spiel hatte sie mit Leib und Seele erfaßt.

Auf einmal sprang der Eine bebend auf. Unwillkürlich hatte er nach der Mauer geblickt, und dort erhob sich eine Gestalt. Schrecken lähmte seine Zunge, und zitternd zeigte seine Hand nach dem Schreckensorte.

— Alle guten Geister! schrie der Jäger, der schon vorher nach dem Geiste gefragt hatte, — da steht der Mönch.

Die Soldaten spangen auf, und die Beherztesten griffen nach dem Faustrohr.

— Schießt nicht! bat der Jäger, oder der Böse faßt uns Alle bei lebendigem Leibe!

— Wer da? rief ein Anderer, — steh' Rede, oder ich feure! und ergriff die Lunte. Da erhob die Gestalt ihre Hände, und als der Jäger die Lunte auf sein Faustrohr legte, war sie verschwunden, und der Schuß flog über die Mauern in die Stadt.

Kaum war aber der Schuß gefallen, so ward es in der Stadt lebendig. Die Bürger eilten zusammen und rotteten sich im Brühl. Mitten unter ihnen stand Meister König, der Fleischhauer, mit der gewaltigen Axt.

— Sie fangen den Sturm an; jetzt schnell an die Posten! Bringt siedendes Oel auf die Thürme, und wenn sie Feuer anlegen, schafft Wasser zum Löschen. — Und nun an's Werk, ihr Gesellen!

So sprach Meister König, und eilte mit einer kleinen Schaar die Zscherengasse hinauf. Da trat ihnen eine männliche, in eine Mönchskutte verhüllte Gestalt in den Weg.

— Halt! schrie der Mönch, — geht ruhig heim und stärkt Euch durch langen Schlaf, denn heut' stürmt der Schwede nicht!

— So? rief Meister König, — die Hände sollen wir in den Schoß legen, während sich draußen Hunderte zu unserm Verderben rüsten? Schafft den Pfaffen auf die Seite.

Mehrere Bürger drangen mit vorgehaltenen Hellebarden auf den Mönch ein, der plötzlich mit ganz andrer Stimme sprach:

— Meister König, laßt mich ein Wörtlein Euch in's Ohr raunen.

— Beim Himmel! brummte der Fleischhauer, die Stimme kommt mir gar wohl bekannt vor. Gebt Raum, ihr Bürger, das ich mit dem Pfaffen rede!

Er trat dem Mönche näher; kaum aber hatte dieser seine Lippen an des Fleischhauers Ohr gebracht, als dieser freudig rief:

— Geht nur auf den Roßmarkt, lieben Mitbürger, ich komme bald nach! — Er reichte dem Mönche den Arm, und Beide gingen nach dem Brühle zurück.

Betroffen blieben die Bürger stehen und schauten ihnen nach, und als nun Beide um die Ecke verschwunden waren, gingen sie kopfschüttelnd und in Vermuthungen sich erschöpfend die bergige Straße hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Riesen und der Stephansthurm als Zahnstocher.

Personen von ungewöhnlicher Größe werden Riesen genannt. So die Giganten der Alten; so der Riese Goliath; so die Riesen in Patagonien; so die Riesen der Sagen.

Die Giganten der Alten waren Söhne der Erde und ungeheuere Riesen mit hundert Armen und Drachenfüßen. Sie wollten die Titanen (Kinder der Uranus und der Gäa) rächen, welche Jupiter in den Tartarus geschleudert hatte. Sie thürmten ungeheure Berge auf einander und schleuderten Felsenstücke unter die Götter. Sie achteten selbst Jupiter's Blitze nicht, weil sie unverwundbar waren. Nur ein Sterblicher war im Stande, sie zu besiegen: Herkules half den Göttern und überwand die Giganten, welche selbst den Olymp zittern gemacht haben.

Den Riesen Goliath hat uns der berühmte Dichter Claudius, welcher den Wandsbecker-Boten schrieb, und den Asmus, der alles Liebliche des Sängers in einem Sacke mit sich trug, auf folgende originelle Art geschildert:

War einst ein Riese Goliath,
Gar ein gefährlich Mann.
Er hatte Tressen auf dem Hut,
Mit einem Klunker d'ran,
Und einen Rock mit Gold gestickt,
Und Alles, was dazu sich schickt.

Auf seinen Schnurbart sah man nur
Mit Schrecken und mit Graus;
Der Mann sah wirklich von Natur
Pur wie der Teufel aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen, wie ein Gaul
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab jedem einen Rippenstoß,
Und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her,
Und sprach Israel Hohn.
Wer ist der Mann? wer wagt's mit mir?
Sey's Vater oder Sohn,
Er komme her, der Lumpenhund!
Ich bar' ihn nieder auf den Grund.

Da kam in seinem Schäferrock,
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts, als seinen Stock,
Als Schleuder und den Stein,
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her."

Und damit schleudert' er auf ihn,
Und traf die Stirne gar:
Da fiel der große Esel hin,
So lang und dick er war.
Und David haut' in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau' nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker d'ran!
Ein großes Maul es auch nicht thut:
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem Kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll.

In neueren Zeiten wollte man auch Riesen in Patagonien entdeckt haben; sie näherten sich aber bei genauerer Untersuchung der gewöhnlichen Menschenlänge gar sehr.

Die Riesen der Sagen schritten Abends düster und furchtbar aus ihren Berghöhlen hervor, und lehnten sich der ungemessenen Länge nach über die Häuser. Ein kalter Schauer ergriff diejenigen, welche in denselben wohnten. Sie lehnten sich auch über Stundenlange Thäler, oder an die hohen Kirchthürme der einsam stehenden Pfarrdörfer hin, sprachen Verschiedenes mit den Leuten, die sich ihnen angstvoll näherten, und begaben sich bei dem ersten Krähen des Hahnes wieder in ihre geheimnißvollen Wohnstätten zurück.

Sie hatten einen mächtigen Baumstrunk zum Spazierstocke, und die Erdscholle, welche ihr Fuß berührte, erbebte unter ihren Tritten, ja, einer von ihnen, der Riese Imago, gebrauchte den Traunstein blos zu einem Flintensteine.

Mit ihren ungeheuern Füßen schritten sie von einem Ende des Meeres zum andern. Sie hoben massive Humpen von purem Golde und Silber mit perlendem Weine hoch in die Luft, und drückten die Becher mit ihren gewaltigen Fingern zusammen, daß der Nektar an die Decken der getäfelten Säle hinaufspritzte. Pflugscharen über mehrere breite Thäler zu werfen, war ihn ein leichtes Spiel. Massive silberne Platten rollten sie wie leichtes Papier zusammen, oder erwürgten mit nerviger Faust den brüllenden Löwen, rissen ihn in Stücke, und warfen dessen undurchdringliche Haut um ihre Schultern so, daß, wer sie von weitem sah, sich vor Schrecken und Angst verkroch. Pfeilschnelle Rosse fingen sie im ungebändigten Laufe, hoben sie in die Höhe und drückten ihnen die Rippen ein, daß das Gedärme herausrann.

Große Mühlräder, ja auch Stadtthore trugen sie wie ein leichtes Bündel Holz auf hohe Berge hinan. In ihrem Grimme ergriffen sie die Säulen großer Gebäude, und erschütterten sie so heftig, daß das ganze Gebäude zusammenfiel, und sie sammt allen Bewohnern unter Schutt und Trümmern begrub, wie es bei Simson der Fall war. Vielköpfige Schlangen, Seeungeheuer, gefräßige Hunde und Kentauren erlegten sie mit ihren mächtigen Keulen oder Schwertern, oder mit vergifteten Pfeilen, welche sie in einem Köcher stets mit sich trugen. Sie kämpften auch mit Ebern und Geiern, und erlegten oder verjagten dieselben. Ihnen an Stärke nicht gleichkommende Gefährten erdrückten sie wie einen Federball in der Luft schwebend; andere erschlugen sie mit Eisenpfählen, oder warfen sie mit großen Steinen todt zur Erde. Sogar unter die Achse des Himmels stemmten sie sich, und hielten die azurblaue, mächtige Kugel mit ihren breiten Schultern in die Höhe. Man sieht deßhalb ein schönes, metallenes Kunststück im Hofraume des Schlosses St. Martin im Innkreise. Nichts konnte sie bezähmen, als die allgewaltige Liebe, und der Befehl einer Schönen war hinreichend, daß sie sich sogar zu weiblichen Diensten verstanden, wie Herkules that.

Das Bild der Riesen gab im Jahre 1832 zu der launigen Berechnung Veranlassung, wie groß der Mann seyn müsse, der sich des Wiener Stephans-Thurmes als Zahnstocher bedienen könnte, und das Resultat fiel also aus: Angenommen, daß ein Mann von mittlerer Größe sich eines Zahnstochers von zwei Zoll bedient, so müßte derjenige, der sich des Stephans-Thurmes zu gleichem Zwecke bedienen wollte, im Verhältnisse eine Höhe von 14.256 Schuh, d. i. 2376 Wiener Klaftern haben. Er würde ein mittlereres Alter von 129,600 jetzigen Jahren erreichen. Zu seiner Kleidung bedürfte er und zwar: zu einem Frack 6480, zu einem Beinkleide 3888, und zu einem Mantel 15,552 Wiener Ellen Tuch, daran würden 300 Schneider vier Wochen arbeiten. Zu einem Hute benöthigte er 7776 Hasenbälge, und zu einem Hemde 348 Stück Leinwand. Seine Stiefeln wären 864 Wiener Klaftern hoch und 216 Klaftern weit, und mit einer Sohle derselben würde er einen Raum von 898 □ Klaftern bedecken. Würde er zum Frühstück Kaffee trinken, so brauchte er 16 Centner. Als mittelmäßiger Esser würde er Mittags verzehren: 18 Eimer Suppe, 55 Centner Rindfleisch nebst verhältnißmäßiger Portion Sauce oder Gemüse, 12,000 Paar Hühner oder 3000 Paar Gänse. Sein gewöhnliches Trinkglas würde 160 Eimer fassen. Sein Wohnzimmer wäre $56\frac{1}{4}$ Meilen groß. Eine Reise nach Paris würde er zu Fuß in fünf Minuten zurücklegen. Es wäre ihm ein Leichtes, nach eingenommenem Frühstück in Deutschland, eine kleine Lustpartie nach Teheran und Pecking zu machen, und nachdem er den Schach von Persien und dem Kaiser von China seinen Morgenbesuch abgestattet, nach einer kleinen Wasserpartie durch den stillen Ocean über die Sandwichs-Inseln nach Amerika zu gelangen, um nach eingenommenem Mittagsmahle in den Freistaaten einen Abstecher nach Brasilien entweder über Marokko und Italien, nachdem er vorher noch die Raubnester Algier, Tunis und Tripolis mit einem Fußtritte vernichtet, oder über Guinea, Aegypten und die Türkei nach Europa zurückzukehren. Den so lange geführten Streit zwischen den Polisten und Antipolisten würde er schnell beendigen; denn er könnte eben so leicht über die so lange vergeblich gesuchte Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean in das stille Meer mit freiem Auge entscheiden, als er überhaupt über die Beschaffenheit des Nordpols Bericht erstatten könnte.

Anekdote.

Ein Bühnendirector ließ einst den Souffleur vor sich kommen und redete ihn also an: »Mein Freund! die Schauspieler beschweren sich darüber, daß Sie nicht deutlich genug reden, wodurch sie bisweilen in Verlegenheit gebracht werden.« »Ich versichere Sie, mein Herr Director,« entgegnete der Beschuldigte, »ich rede deutlich genug, es sind nur schlechte Nachreden von den Herren Schauspielern.« Bl.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, im August 1836.

Zu Anfang dieses Monats feierte die rheinische naturforschende Gesellschaft ihr zweites jährliches Stiftungsfest. In der dabei stattgehabten General-Versammlung war eine sehr bedeutende Mitgliederzahl anwesend, und sie hatten Gelegenheit, sich an vier ganz vortrefflichen Reden zu erbauen. Die erste wurde vom Präsidenten des Vereins, Hrn. Dr. Gröser, gehalten; sie verbreitete sich in der Einleitung über die äußern und innern Verhältnisse des Instituts, über sein sichtliches Gedeihen und Wachsthum, und ging dann auf die hohe Bedeutung des Naturstudiums, besonders auch für den Laien, aber die zweite Rede hielt Geheimerath Nau; er sprach mit außerordentlicher Klarheit über Neumann's Theorie der Luft- und Wärme-Entwickelung in der Natur. Den dritten Vortrag hielt Medicinalrath Dr. Wettmen; seine Winke über die stationären und endemischen Verhältnisse der Provinz Rheinhessen und der Stadt Mainz waren höchst beachtenswerth; sie zeugten von einer durch viele Jahre gereiften ärztlichen Erfahrung. Endlich sprach noch Hr. Professor Baur über die Fortschritte im Gebiete der Astronomie innerhalb der beiden letzten Jahre; namentlich aber erhielten wir von dem tüchtigen Astronomen scharfsinnige Nachweisungen über Herschel's, des Sohnes, derzeitigen Forschungen und Entdeckungen. — Nachdem dieser wissenschaftliche Theil des Festes beendet war, begab sich die Versammlung zu einem freundlichen Festmahle, woselbst eine ungewöhnliche Heiterkeit herrschte, wie sie nur das Gesammtinteresse der Wissenschaft und die aufrichtige Liebe für das neue Institut, die jedes einzelne Mitglied beseelt, erzeugen kann. Es wurden bei diesem Festmahle einige recht geistreiche Toaste ausgebracht; die ersten galten dem geliebten Landesvater, als dem Protector des Instituts; die folgenden den städtischen Behörden, denen das Wohl des Instituts so sehr am Herzen liegt, ferner erhielten die auswärtigen Mitglieder, die das Institut so warm unterstützen, und der Vorstand, der dasselbe mit Einsicht und Kraft leitet, herzliche Toaste. Das Fest dauerte bis tief in die Nacht, der Rheinwein sprudelte mächtig, und die lebendigsten Wünsche für das Institut wurden rege. —

Ein anderes Fest (ein Militärfest) fand am 3. August bei Gelegenheit des Geburtstages Sr. Majestät des Königs von Preußen statt. Da zufällig in diesem Jahre unser Gouverneur, Prinz Wilhelm von Preußen, anwesend war, da ferner auch andere fürstliche Personen, unter andern der Erbprinz von Nassau, der Prinz Carl von Hessen-Darmstadt hier waren, wurde das Fest um Vieles glänzender, und lockte eine ungeheure Menschenmenge herbei, die, sonderbar genug, solche Feste immer gern sieht, obgleich man glauben sollte, die Gewohnheit hätte die Neigung dazu geschwächt, denn derartige Militärfeste kommen hier im Jahre wenigstens drei vor. Am Vorabende des Festes war eine prächtige Feldmusik veranstaltet, und ein brillantes Feuerwerk wurde abgebrannt. Das Geburtsfest wurde mit Kanonensalven eingeleitet, und nach beendigtem kirchlichen Gottesdienste hielten der Gouverneur, die Prinzen und die gesammte Generalität Heerschau über sämmtliche, hier garnisonirenden preußischen Regimenter, worauf diese in majestätischer Haltung vor dem Prinzen Wilhelm und der Generalität defilirten. An Diners und sonstigen Festivitäten fehlte es an jenem Tage durchaus nicht; sehr glänzend aber soll das große Diner bei Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Wilhelm gewesen seyn, woselbst die begeistertsten Toaste für des Königs Wohl gebracht wurden. Die Armen zu bedenken vergißt Prinz Wilhelm an einem solchen Tage nie, und seine dießmalige Spende zeugte von der Großherzigkeit dieses Mannes. Das nenne ich ein königliches Fest, wo die Armen königlich beschenkt, und dadurch veranlaßt werden, für des Monarchen Wohl zum Himmel zu flehen! Auch das Militär wurde an diesem Tage festlich bewirthet. —

Sehr günstig war das am 9. August stattgehabte Concert zum Besten des in Bonn für Ludwig v. Beethoven zu errichtende Monument ausgefallen. Bekanntlich wurde dieses Concert von dem Musik- und Sängerchor des 40sten preußischen Infanterie-Regiments veranstaltet (das Concert der Liedertafel zu gleichem Zwecke ist erst am 25sten August) und dazu das Plateau der neuen Anlage gewählt, einen der herrlichsten Orte, den man sich denken kann, von einer reizenden Umgebung eingeschlossen, zum Concertsaale von der Natur geschaffen. An diesem Orte versammelten sich an dem bezeichneten Tage die Kunstfreunde von Mainz und der Umgegend; auch Wießbaden und andere Nachbarstädte sandten Freunde der Beethoven'schen Musik, und bald war der weite Raum des Plateaus angefüllt; denn das Entrée ward (klug genug) ziemlich niedrig angesetzt. Jetzt ertönte die herrliche D-dur Symphonie Beethoven's, dann folgte die Festouverture und der Triumphmarsch von Ferdinand Ries, dann Beethoven's Ouverturen zu Egmont und Coriolan, endlich Variationen über Beethoven's Sehnsuchtswalzer von Neumann, und das Musikchor sang Mozart's Priesterchor („O Isis und Osiris") und das von Weber componirte, dem Prinzen Wilhelm von Preußen dedicirte, rheinpreußische Kriegerlied. Das war ungefähr der Inhalt des Programms. Ich kann von diesem virtuosen Musikchore versichern, daß es sich durch eine ausgezeichnete Ausführung der neuesten dieser großartigen Musikstücke die Anerkennung aller Anwesenden und den Dank der Kunstfreunde für den seltenen Kunstgenuß erworben hat. Vieles trug freilich der Ort dazu bei, daß das Concert sich eines so ungetheilten Beifalls zu erfreuen hatte.

(Schluß folgt.)

Auf einen Vielgereisten.

Morill hat viel Reisen unternommen,
Nur eine Gegend hat er nicht berührt;
Dies' leider! man gar oft verspürt:
Nach Anticyra ist er nicht gekommen. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 227. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 21. September. 1836.

Der Revenant.

Ein abgeschied'ner Geist verließ
Den Himmel, um auf Erden
Der Heißgeliebten, der das Herz
Um ihn befangen wilder Schmerz,
Auf's Neue froh zu werden.

Ein schön'rer Leib, mit welchem ihn
Das Paradies umgeben,
Ward nun sein Theil, indeß das Grab
Mit Nacht den ird'schen Leib umgab, —
Er dringt in's Erdenleben!

Mit süßen Schauern tritt er schon
Den wohlbekannten Boden,
Da scheint aus Winters Nebelweh'n
Ein Wunderfrühling aufzugeh'n,
Vor seines Mundes Odem.

Mit Staunen sieht ihn Fluth und Land
Und Luft herübergleiten;
So licht und herrlich sieht wohl kaum
Ein sterbend Kind im letzten Traum
Die jungen Engel schreiten. —

Und zu dem Mädchen eilt er hin,
Die er als Braut verlassen,
Als seine Braut, ach! wieder fand!
Hell schimmernd von dem ew'gen Land,
Sein Arm sie will umfassen.

Er spricht: „Vom Ort', aus dem ich kam,
Noch Keiner wollte scheiden;
Der Erste, der da kam, war ich!
Der Sel'gen Wonne ließ ich um Dich,
Um Deiner Liebe Freuden!" —

„Dein Hadmar bin ich, kennst Du mich?" —
„„Du willst mich wohl bethören?"" —
„Sagt Dir Dein Herz nicht, daß ich's bin?" —
„„Mein Liebster starb, — die Lieb' ist hin,
Ich will, ich will nichts hören!"" —

„Wie, kennst Du meine Stimme nicht,
Die stets Dir süß geklungen?
Und ist es nicht derselbe Gruß,
Und ist es nicht derselbe Kuß,
Der Dich mit Lust durchdrungen?"

Doch Irma schaut mit ernstem Blick'
Des Jünglings hehre Züge:
„„Nein, Hadmar, nein, das bist Du nicht! —
Das ist der Mund, das Auge nicht —
Dein Wort ist eitle Lüge!"" —

In heißen Thränen sinkt sie hin
Auf's jammervolle Bette,
Gesenkt das Haupt, das Auge stier;
„„Flieh', Trugbild,"" — ruft sie, — „„flieh' von mir
Daß ich sein Bild mir rette!"" —

Da läßt er sie, da fleucht er hin,
Sich selber zu verdammen; —
Schon ist vollbracht der rasche Lauf,
Der Hölle Rachen nimmt ihn auf
In seinen ew'gen Flammen.

F.

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Fortsetzung.)

6.

Der Schuß, welcher die ganze Stadt so in Schrecken versetzte, hatte die Rathsherren unwillkürlich im Hause

des Bürgermeisters in der Domherrengasse vereinigt. Selbst der Syndicus fand sich ein, aber die mannichfachen Rathschläge führten zu keinem Resultate. Der Syndicus, der an allen Greueln, welche den schwedischen Wachtposten zugefügt waren, allein die Schuld trug, war jetzt wieder der Aengstlichste von Allen. Er rieth, man solle die Stadt ohne Weiteres auf Gnade oder Ungnade den Schweden übergeben; aber dagegen sprach der Bürgermeister mit Nachdruck, und die Mehrzahl der Rathsmänner stimmte dafür, lieber das Aeußerste zu wagen, und sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben, als einen schimpflichen Frieden zu schließen. Während sie noch so im heftigen Wortwechsel begriffen waren, öffnete sich hastig die Thüre, und Meister König, der Fleischhauer, trat mit dem Mönche herein. Neugierig schauten ihn die Rathsherren an.

— Ihr Herren, ich hab' Euch Sachen von Wichtigkeit zu melden! — sagte Meister König, und sofern Ihr diesem Mönche frei Geleit versprechet, sollt Ihr Wunderdinge hören.

Der Bürgermeister sah die Rathsmänner fragend an. Einstimmig gelobten sie frei Geleit, wenn Meister König für ihn bürgen wolle.

— Dann tretet näher! — rief der Fleischhauer dem Mönche zu, der hastig in den Vordergrund trat. Die Mönchskutte fiel von seinen Schultern, und ein Kriegsmann in den schwedischen Farben, stand vor den Erstaunten, die ihn betroffen ansahen.

— Ihr kennt mich nicht mehr, lieben Mitbürger? fragte der Schwede mit sanfter Stimme, und: »Junker Holberg!« riefen Alle. Der Bürgermeister umarmte seinen Sohn.

— Gott und Torstenson sey gelobt! — rief Albrecht, als er sich der väterlichen Umarmung entzogen, — daß er mich zum Befehlshaber der Rotte machte, die meine Vaterstadt belagert.

— Wie? — fragte der Syndicus, — so seyd Ihr es, der die Reisbündel und das Stroh um die Mauern schichten ließ?

— Wohl bin ich es, — entgegnete Albrecht, — jedoch noch ist nichts verloren. Ich spiele freilich ein gewagtes Spiel, aber es gilt ja meiner Vaterstadt. Mir kam das alte Mährchen wieder in den Sinn, wie ich es oft gehört, daß bei dem Kloster St. Peter und Paul ein Mönch sich des Abends sehen läßt auf der Mauer, der keine Ruhe im Grabe hat. Es ward mir leicht, die Sage unter meinen Leuten zu verbreiten, und so Dank ich es dem gespenstigen Mönche, daß ich Euch wiedersehen und ungehindert in die Stadt kommen konnte. Der Schuß, der Euch Alle so erschreckt hat, wie mir Meister König erzählte, galt mir. Als ich in der Mönchskutte über die Mauer stieg, feuerte einer meiner Leute nach mir. Gott Lob! die Kugel ging fehl.

Meister König brachte dem Junker einen Sessel, und als sich Alle gesetzt, erklärte der Hauptmann, daß er noch zwei Tage mit dem Sturme warten dürfe. Es wäre also keine Zeit zu verlieren. Sein Rath sey, man solle einen Eilboten an Torstenson schicken und sich zu einer Contribution entschließen. Dadurch allein könne vielleicht die Stadt gerettet werden. — Es ist doch besser, schloß er seine Rede, Ihr schmelzt Euer Gold und Silber, und gebt es dem Feinde, als daß sie Euch den rothen Hahn auf's Dach setzen und die Stadt in Asche legen. Denkt an Weib und Kind!

Sein Vorschlag fand aber wenig Beifall, und als der Syndicus das Schwanken seiner Collegen sah, rief er grinsend:

— Den besten Rath weiß ich, ihr Herren. Wir behalten den Hauptmann in strenger Haft. Er soll als Geißel dienen.

— Pfui! rief Meister König, — haltet Ihr so Euer frei Geleit?

Albrecht aber sprach ruhig: Denkt Ihr denn, daß um meinetwillen die Belagerung aufgehoben wird? Dadurch reizet Ihr Torstenson nur noch mehr, und Euer Untergang ist gewiß. Die Kaiserlichen sind zu entfernt, und ehe Ihr einen Boten hinsendet, um Entsatz für die Stadt zu holen, ist sie längst eingeäschert. Doch glaubet nicht, daß ich um meinetwillen so spreche; mein Leben gilt mir nichts, und ich geb' Euch Euer gegebenes Wort zurück, behaltet mich hier in Haft, oder — hängt mich lieber, als Abtrünnigen.

Er trat unmuthig zurück. Die Rathsmänner beriethen sich heimlich, während die helle Flamme des Zorns auf Meister König's Gesicht aufstieg.

— Und wenn Ihr Alle gegen ihn seyd, — rief er zornig und stieß mit dem Stiele seines funkelnden Beiles auf den Estrich, so will ich doch mein Wort halten, und kein Haar soll ihm gekrümmt werden, so lange ich noch den Arm rühren kann.

Ehe ihm aber Antwort zu Theil wurde, änderte sich die Scene. Der Prediger Lobeck zu St. Stephan trat in das Zimmer, und als er gehört, daß es sich um ein gegebenes Wort handle, verwies er den Rathsmännern ihren Kleinmuth, lobte den Junker, der Leben und Ehre zum Wohle der Vaterstadt auf's Spiel setze, und tröstete mit biblischen Worten die aufgeregten Gemüther. Gut Wort findet guten Eingang. Die Bürger beruhigten sich und der Bürgermeister sprach:

— Albrecht, jetzt geh', wohin Dich Deine Pflicht ruft, — wir aber wollen thun, was uns Gott rathen wird. Gehab' Dich wohl!

Er reichte dem Sohne die Hand. Meister König warf ihm die Kutte wieder um und eilte mit ihm die Treppe hinab.

— Gott verdamme den Welschen! brummte er vor sich hin. Schweigend ging Albrecht neben ihm. Aber in der Rothegasse warf er die Kutte von sich, umarmte den Fleischhauer und klimmte über die Mauer zur Stadt hinaus. Als schwedischer Hauptmann kam er zur Wacht am Steinsthore, welche ihm die Schreckniße und den erlebten Spuk mit dem Mönche erzählte. Er ließ

sich nieder an das Feuer und überdachte wehmüthig sein Geschick. Schweigend standen die Krieger um ihn. Endlich rief ein Jäger:

— Bald hätt' ich was vergessen, Hauptmann: Wir haben einen schmucken Fang von zwei Dirnen gethan, und die werden Euch nicht übel munden.

Albrecht schaute ihn gleichgiltig an.

— Ja, ja! fuhr der Jäger fort, zwei schmucke Dirnen haben wir ergriffen, die den Todten einen Besuch machen wollten. Solch' schöne Dirnen gehören aber den Lebendigen an, und deßhalb hab' ich sie ergriffen, als ich umherstreifte und sie bei dem Kirchhofe traf.

— Wo? fragte Albrecht und sprang auf.

— Na, da unten nach dem andern Thore zu, wo der Gottesacker ist, — sagte ruhig der Jäger. Wartet, ich will sie holen.

Jetzt erst bemerkte Albrecht, daß im Hintergrunde, nahe bei dem Mühlbache, ein Soldat zwei Frauen bewachte. Er trat hinzu.

— Wer seyd Ihr?

Keine Antwort erfolgte; der Jäger ergriff einen Brand von dem Feuer und näherte sich. Die eine Jungfrau fuhr erschrocken zurück, und Albrecht erkannte Johanna, seines Todfeindes Tochter.

— Geht zurück und laßt mich mit den Frauen sprechen! gebot er seinen Leuten, und als die Krieger sich entfernt, ergriff er Johanna's Hand, die krampfhaft in der Seinigen zitterte.

— Kennt Ihr mich noch, Johanna?

Ein kaum vernehmbares Ja bebte von ihren Lippen.

— Und wißt Ihr auch, Dame, daß Ihr jetzt meine Beute seyd nach Kriegsrecht, und daß ich Euch mit mir führen werde in's schwedische Lager?

— Das werdet Ihr nicht, Junker Holberg! entgegnete sie zuversichtlich.

— Aber wenn ich's thäte? — Ihr wißt nicht, Dame, was Euer Vater mir angethan hat. Heut' wollte er mich zum zweiten Male schmachten lassen im Thurme; wie kann ich also eine bessere Geißel für seinen Haß haben, als wenn ich Euch in Haft halte?

Johanna schwieg. Heiße Thränen rollten über ihre Wangen. Albrecht sah sie lange wehmüthig an, dann sprach er:

— Als ich Euch das erste Mal sah, Johanna, da waren meine Stunden gezählt, und als heimathloser Jüngling sagt' ich Euch Ade. Damals habt Ihr geschwiegen, Johanna. Ein Wort von Euch, und die Helfershelfer Eures Vaters hätten mich auf der Flucht ergriffen, und mein Haupt läg' jetzt unter dem Rabensteine. Ihr habt geschwiegen, Johanna; — jetzt seh' ich Euch zum zweiten Male wieder; umgeben von einer tapfern Schaar steh' ich vor Euch; die Stadt, die mich verstieß, in der größten Noth, die zittert jetzt vor mir, und meines Feindes Tochter ist in meiner Gewalt. Nun erwägt selbst, was Ihr zu erwarten habt!

(Fortsetzung folgt.)

Altgebackenes, frisch aufgetischt.

Der galante Sänger.

In einer Operette lautet eine Arie:

Es lebe der König, mein Mädchen und ich,
Der König für Alle, mein Mädchen für mich.

Es war die regierende Fürstin bei einer Vorstellung und der galante Sänger änderte den Text um:

Es lebe die Fürstin, mein Mädchen und ich,
Die Fürstin für Alle, mein Mädchen für mich.

Censur.

Der königliche Censor, Dr. Claude Morel, bewilligte den Druck einer Uebersetzung des Korans mit den Worten: »er habe in diesem Werke nichts gegen den christkatholischen Glauben und die guten Sitten Anstößiges gefunden.«

Durch Galanterie ein Herzog.

Als die Königin Anna Englands Thron bestieg, verbreitete die Masse der Gratulanten eine solche Hitze, daß die Neugekrönte sich mit dem Fächer kühlend, sagte: »es ist sehr warm.« »Es kann gar nicht anders seyn,« versetzte schnell der Marquis von Strohmandy, »denn in England hat die Sonne noch nie so geschienen, wie jetzt.« Dieser Galanterie verdankte er die Ernennung zum Herzog von Buckingham.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, im August 1836.

(Schluß.)

Man denke sich in freier Natur an einen der reizendsten und malerischsten Puncte des Rheins, umgeben von einer ausgesuchten Gesellschaft... Und nun diese himmlischen Töne, diese Herz und Geist in Anspruch nehmenden Ideen Beethoven's, wahrlich, wer hier nicht bis zu einem gewissen Grade von Enthusiasmus aufgeregt wird, muß keinen Sinn haben für das Schöne, was uns so mannichfach in Natur und Kunst umgibt! Ueber die einzelnen Tonstücke erwähne ich kein Wort; Beethoven, Mozart und Ferdinand Ries, wo diese in ihrer Glorie erscheinen, kann die Kritik ruhige Zuschauerin seyn; Neumann's Phantasie über Beethoven's Sehnsuchtswalzer war auch von der Art, daß der Kenner von dem Werke befriedigt werden mußte (bis auf eine etwas gesuchte Variation für die Es-Clarinette, die den einfachen Gesang des übrigen Theils störte, war das Tonstück vortrefflich). Weber's Kriegerlied endlich athmet in Musik und Dichtung nur Vaterlandsliebe und Begeisterung für den geliebten König, und somit war auch die Wahl des Programms eine glückliche.

Ueber das Resultat des zweiten Concerts für Beethoven's Denkmal, das unsere Liedertafel am Namenstage unseres Großherzogs veranstaltet, behalte ich mir das Referat vor.

Dieser Tage ist hier endlich Hand an das Werk gelegt worden, um eine Dampfmühle zu gründen. Der Unternehmer ist Herr Haak in Frankfurt, ein reicher Capitalist, der wohl ein schönes Werk zu Stande bringen wird. Es hat dem Manne Mühe genug gekostet, bis er alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hatte, die ihm bei seinem Unternehmen entgegenstanden, und zwar nicht sowohl von Seiten der Behörde, als vielmehr von Seiten derjenigen, die die Concurrenz dieser Dampfmühle zu fürchten haben. Es ist bekannt, daß es oft wochenlang, besonders zur Winterszeit, in unserer Gegend an dem nöthigen Wasser fehlt, um mahlen zu können. In solchen Epochen droht, bei allem Ueberflusse an Getreide, das Material der täglichen Nahrung theuer zu werden. Diesem Uebelstande wird die Dampfmühle abhelfen. Hr. Haak hat zu diesem Werke eine Besitzung bei Weißnau (einem Schönberg'schen Gut), nahe am Rheine liegend, angekauft, um den Preis von 30,000 Fl., und wir hoffen, daß binnen Monatsfrist das Werk vollendet seyn wird. — Eine andere wohlthätige Einrichtung, die aber bereits schon in Blüthe ist, ist die Anstalt für russische Dampfbäder, die Herr Rittersheim dahier gegründet hat, und die bereits so stark besucht wird, daß der Unternehmer für sein angelegtes, großes Capital die schönsten Zinsen erwarten darf. Sehr viele Leidende sind, namentlich in diesem Sommer, schon durch diese so äußerst intensivwirkenden Bäder geheilt worden, besonders Leute, die an chronischen Rheumatismen und Hautausschlägen litten. Nun hat der Unternehmer auch warme Rheinbäder mit dieser Anstalt verbunden, und gerade diese Bäder haben eine Anzahl fremder Badegäste herbeigezogen, da hier Schönheit, Bequemlichkeit und Nützlichkeit mit einander verbunden sind. Daß die hiesigen Aerzte sich bemühen, die schöne Anstalt in Aufnahme zu bringen, versteht sich; hat ja der Unternehmer auch einem tiefgefühlten Bedürfnisse abgeholfen, indem er uns Dampfbäder herstellte, die bereits in keiner Nachbarstadt, überhaupt in keiner Stadt von Bedeutung, mehr fehlen. —

Die Herabsetzung unserer Garnison auf den Friedensfuß, die bereits begonnen hat und bald vollendet seyn dürfte, führt für unsere Stadt namhafte Nachtheile mit sich. Unsere Garnison belief sich nämlich seit dem Jahre 1831 fast auf 14,000 Mann, welche Truppenzahl eine ungewöhnliche Lebendigkeit nach Mainz brachte, und die Circulation großer Geldsummen verursachte, wovon besonders die mittlern Stände bedeutenden Nutzen zogen, und wodurch sich der Wohlstand hob. Namentlich war es für viele Bewohner vom größten Nutzen, daß gegen Entschädigung ein Theil dieser Truppen in die Wohnungen der Privaten untergebracht wurde; dadurch erwarben sich Leute ein gewisses Vermögen, indem sie eine Anzahl Soldaten aufnahmen. Ich kenne sogar Leute, die blos davon lebten. Dabei stieg der Miethwerth und der Preis der Häuser, mithin auch der Werth der Capitalien, was natürlich die Miether unangenehm berührte, die Häuserbesitzer aber wohlthuend empfanden. Wird aber die Truppenzahl auf die Hälfte reducirt, wie man sagt, so hört dieses Verhältniß auf, und der Nachtheil ist einleuchtend. Von preußischer Seite gehen schon nächster Tage die überzähligen Truppen von hier ab; von österreichischer Seite erwartet man ebenfalls nächstens die Nachricht des Abmarsches; wodurch es allerdings in unserer Stadt um manches stiller werden dürfte. Uebrigens ist diese Reduction der Festungsbesatzungen, besonders die Herabsetzung der Garnison in der so wichtigen Festung Mainz, allerdings ein Zeichen dauernden Friedenszustandes, wodurch man endlich aus dem unleidlichen Zwischen-Ding von Krieg und Frieden herauskommt. —

Nachdem lange debattirt worden ist, ob das neu zu gründende Kreisgericht für die Provinz Rheinhessen nach Worms oder nach Alzey zu verlegen sey (die beiden Hauptorte der Provinz nach der Hauptstadt Mainz), ist endlich die Stadt Alzey zum Sitze dieses neuen Gerichtshofs gewählt worden. Worms hätte mehr Vortheile in Bezug auf Gebäulichkeiten und Localitäten geboten, Alzey bietet mehr Vortheile in Bezug auf seine geographische Lage, da diese Stadt gerade im Mittelpuncte der Provinz liegt; und da es der Staats-Regierung bei dem Etablissement dieses zweiten Kreisgerichts besonders darum zu thun war, den Bewohnern die Justiz-Pflege auf eine erleichternde Weise als bisher angedeihen zu lassen, so war allerdings die günstigere geographische Lage der Stadt Alzey zu beachten, zumal da Worms ohnehin reichere Erwerbsquellen hat, Alzey aber sich durch diesen, in seine Mitte verlegten Gerichtshof allerdings emporschwingen kann. Gut ist es, daß durch dieses neugegründete Kreisgericht einige Advocaten als Richter avanciren, und dadurch einigen jungen Juristen, die so gerne sich in die Zahl der Advocaten (die hier fixirt ist) aufgenommen sehen, Plätze eröffnet werden. So kommen diese guten Leute doch auch endlich zum Ziele. Auch diese neue Einrichtung bringt für unsere Stadt einen kleinen Nachtheil, wenn auch nicht von Belang, denn bisher war das ganze Kreisgericht (jetzt ist es zwischen Mainz und Alzey getheilt) in hiesiger Stadt, und manche Familien werden uns durch die Trennung dieses Kreisgerichts entzogen werden. —

An Solidius.

Es ist der Mensch zwar Fleisch und Bein,
Doch um nicht blos ein Thier zu seyn,
Ward ihm ein fühlend Herz gegeben,
Auch ohne das schein'st Du zu leben,
Dein Ahnherr war gewiß ein Stein,
Geschleudert hinter seinen Rücken
Einst von Deukalion, Solid!
Man kann — wenn man Dich hört und sieht —
Gleich Deinen Ursprung auch erblicken. J. F.

Auflösung

des Anagramms in Nr. 209:

Emma — Amme.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 228. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 22. September. 1836.

Die Schweden vor Zeitz.
(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Fortsetzung.)

Bebend stützte sich Johanna auf ihre Zofe; ihre Lippen wollten sprechen, doch kein Wort entfloh ihrem Munde. Da nahm Albrecht den Hut vom Haupte, und deutete mit der Hand auf die Agraffe, welche einen wallenden Reiherbusch hielt. Johanna's Augen schweiften flüchtig nach dem Schmucke. Unter der Agraffe ruhte eine verblühte Rose.

— Kennt Ihr diese Blume noch, Johanna? — fragte Albrecht mit weicher Stimme, und preßte ihre kalte Hand an seine glühenden Lippen. — Kennt Ihr sie noch? — Als ich diese Rose Euch raubte, da schwur ich, Euer Bild im Herzen zu tragen auf ewig, und beim allmächtigen Gott! ich will meinen Eid halten bis zum Tode. Ihr seyd frei, Johanna! gehet mit Eurer Zofe ruhig in das stille Kloset zurück, und wenn Ihr Euer Abendgebet sprecht, dann schließt mich mit ein, Johanna. Wollt Ihr das?

— Albrecht! rief sie, und legte das Lockenhaupt auf seine Schulter.

— Meine Johanna!

Sie hielten sich innig umschlungen.

— Doch nun geht, Johanna! der Abend ist kühl, daß Ihr nicht erkranket, und wenn Ihr heim kommt, so grüßt meine Schwester, und sagt Eurem Vater, daß ich ihn nicht hasse! Lebt wohl!

Johanna wand sich weinend aus seinen Armen; da preßte er sie noch ein Mal an sein klopfendes Herz.

— Ob wir uns wiedersehen, Johanna, — das glaub' ich nicht. Wer weiß, welche Partisane für mich geschliffen ist, denn des Soldaten Leben währet nur kurze Zeit; aber wenn Du nichts mehr von mir hören wirst, Johanna, wenn ich gefallen bin im blutigen Strauße, und kein Auge um den Todten eine Thräne weint, willst Du dann noch freundlich meiner gedenken? Versprich mir das!

Sie schaute ihn mit innigen Blicken an und hauchte die Antwort mit einem Kusse auf seine Lippen. Dann rief er einem Soldaten zu:

— Du geleitest die Frauen bis zum St. Stephansthore zurück, und bürgst mir mit Deinem Kopfe, daß sie ungefährdet dorthin gelangen. Auf der Dame Geheiß wird sich das Thor öffnen. Ich erwarte Dich in meinem Zelte.

Der Jäger ergriff sein Faustrohr; die Zofe warf Johanna den Schleier um, und schweigend gingen die Drei um die Stadt herum nach dem St. Stephansthore zu, während Albrecht eilig auf der entgegengesetzten Seite den Steinsgraben heraufging.

— Du, — meinte der eine Jäger von der Wacht, — ich hätte die Dirnen lieber mit in's Lager genommen!

— Freilich, ich auch, — entgegnete der Angeredete, ich möcht' aber doch nicht wagen, sie wieder zu holen, denn mir juckt mein Hals immer noch, seit gestern der alte Sedan an demselben Baume hängen mußte, wo er dem Bauer, gegen des Hauptmanns Befehl, die Schweine gestohlen hatte.

— Ja, ja! Mannszucht ist ein übel Ding! sprach der Andere, und ergriff die Würfel. Laß uns lieber um den Sold spielen.

7.

Im Lager bei Chemnitz war Alles ruhig und still. Die Soldaten langweilten sich in ihren Zelten, und wären lieber, nach Art der fahrenden Ritter, auf den Steggreif gezogen, aber Torstenson hielt strenge Zucht; Niemand durfte ohne seinen ausdrücklichen Befehl das Lager verlassen. Dadurch erwarben sich die Schweden damals einen eben so guten Namen im Sachsenlande, wie später im siebenjährigen Kriege die Preußen unter Prinz Heinrich, der auch davon den Beinamen des »sächsischen Herrgotts« erhielt. Am Besten hatten es die Bauern, denn wenn auch die reichen Städte vor den feindlichen

Contributionen zitterten, so bekam doch der Bauer für Alles, was er lieferte, klingende Münze, während die Kaiserlichen entweder auf bessere Zeiten vertrösteten, oder mit dem Sprüchlein: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist,« den Bauern das letzte Stück Vieh aus dem Stalle zogen.

Torstenson selbst war des stillen Lebens überdrüssig; sein thatenschwangerer Geist sehnte sich nach Beschäftigung, aber Oxenstierna und Bernhard von Weimar standen seinen Plänen im Wege. Der Streifzug gegen die alte Bischofsstadt Zeitz beschäftigte ihn jetzt allein, und er hoffte viel davon. Entweder befreundete sich die Stadt mit ihm, oder sie mußte sich seinem Willen beugen; in beiden Fällen aber hatte er dann festen Fuß gefaßt, um gegen die Kaiserlichen, die im Thüringischen gelagert waren, zu operiren, und durch die Einnahme von Zeitz war ihm der Weg zum Osterlande wie zu Thüringen geöffnet. — Vier Tage schon war der Hauptmann Holberg mit seiner Schaar aus dem Lager gezogen, allein noch immer keine Nachricht langte von ihm zurück. Mißmuthig durchstreifte Torstenson am fünften Tage die Gassen des Lagers, als er auf einmal lautes Lachen und Geschrei bei den entferntesten Posten hörte. Er trat hastig näher. — Ein bunte Gruppe von Soldaten zog lachend einher, und mitten unter ihnen saß ein Mann in Priestertracht hoch zu Rosse, welches die Krieger am Zaume geleiteten. Als er des Feldherrn ansichtig ward, zog er das Sammetbarett grüßend vom Haupte, und freudig trat der Feldherr an den Zug.

— Gott grüß' Dich wieder im Lager, Du alter Dragoner! — Gelt, es gefällt Dir nicht in der Stille, und Du sehnst Dich zurück zu dem Donner der Karthaunen und zum lustigen Schwerterklange, und bist nun gekommen, um Dich wieder anzuschließen der lieben Dalekarlischen Dragonerschaar?

— Das sollt Ihr Alles hören, Feldherr, — entgegnete der Priester und stieg vom Rosse, — aber erst gebt mir einen Imbiß, daß ich mich stärke nach den Trübsalen der Reise, denn des Reitens bin ich nicht mehr gewohnt seit Jahren, und bedarf der Ruhe.

Er warf den Zügel seines Pferdes einem Dragoner zu, der es nach dem Lager führte, während Torstenson den Priester in sein Zelt geleitete. Bald perlte der Wein in den gewaltigen Humpen vor ihnen.

— Nun sprich aber endlich auch, Lobeck*), — sagte Torstenson, als der Gast den Imbiß verzehrt und einen Zug aus dem Humpen gethan hatte. Jetzt sprich, was Du getrieben hast, seit der Schlacht bei Lützen, wo ich Dich aus dem Auge verloren, und warum Du jetzt Dich wieder sehen lässest bei Deinem Freunde? Geht es Dir übel, nun bei meinem Eid! Dir soll geholfen werden. Sprich, was verlangst Du? — Ich freu' mich wahrlich zu sehr, daß ich Dich, den Todtgeglaubten, wiedersehe in meinem Zelte, wo Du mir oft genützt als Lehrer und Secretarius, als daß ich nicht jeden Deiner Wünsche erfüllen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist geschichtlich, daß Torstenson durch die Fürbitte des Predigers Lobeck zu St. Stephan die Belagerung aufhob. Man sehe: „Philipp's Geschichte des Stiftes Naumburg-Zeitz." A. d. V.

Zur Geschichte eines englischen Sonderlings.

Der Verfasser der Geschichte Sandford und Marton, Day, war sehr excentrisch. Er hatte von einem jungen Mädchen, das für das Muster ihres Geschlechts galt, einen Korb erhalten. Aufgebracht darüber, erklärte er: eine Gattin, wie er sich wünsche, würde er nie finden. Sie müsse nicht den mindesten Anstrich von Wissenschaftlichkeit und Literatur, keine Ahnung von den Genüssen der Welt, das Gift der menschlichen Gesellschaft, haben; sie müsse in ihrer Lebensweise, ihren Neigungen und Sitten ein unverdorbenes Kind der Natur bleiben, und so furchtlos und keck seyn, wie eine Spartanerin.

Er überzeugte sich, daß er ein solches Wesen umsonst suchen würde, und ihm daher nichts übrig bliebe, als es sich von der Wiege an zu erziehen.

Er wandte sich daher an Sir Bicknell, einen Vorsteher des Findlingshauses zu Schrewsbury, und erbat sich von ihm zwei weibliche Findlinge. Sein Gesuch wurde ihm gewährt. In Begleitung von Bicknell besuchte er das Findelhaus, und wählte von den Kindern dort zwei Mädchen, jede in einem Alter von 12 Jahren; Beide hübsch. Die Eine hatte blondes Haar und sanfte blaue Augen; er nannte sie Lucretia. Die Andere, eine Brünette mit feurigen Augen, nannte er Sabine. Day erhielt beide Kinder, nachdem er einen schriftlichen Contract, abgeschlossen mit dem Findelhause, unterschrieben, und sich gegen Bicknell noch schriftlich verbürgt hatte, dafür zu haften: daß die in diesem Contracte festgesetzten Bedingungen genau erfüllt werden sollten. Diese Bedingungen waren folgende: Day sollte, nach Verlauf eines Jahres, von dem Tage an, wo ihm diese Findlinge übergeben worden, sie unter die Aufsicht einer achtbaren Frau stellen, hundert Pfund für Jede zu deren Erziehung zahlen, ihnen, wenn sie sich gut betrügen, seinen Schutz nicht entziehen, bis sie sich verehelichten oder im Stande wären, selbst für ihre Subsistenz zu sorgen. Außerdem verpflichtete er sich noch zur Zahlung von 400 Pfund, gelobte, sie erziehen zu lassen, in der Absicht, Eine davon, welche seinen Erwartungen am meisten entspräche, zu heirathen; ihre Unschuld auch nicht auf die entfernteste Weise zu gefährden, und sollte er seinen Plan, Eine von ihnen zu seiner Gattin zu machen, aufgeben, so müsse er sie bei irgend einer achtbaren Familie unterbringen, und Jeder, falls sie sich verheiratheten, hundert Pfund zur Aussteuer geben.

Sobald Day die beiden Mädchen überliefert erhalten, reisete er mit ihnen unverzüglich nach Frankreich, ohne

einen englischen Dienstboten mitzunehmen, damit sie keine andern Begriffe von irgend einer Sache erhielten, als solche, welche er ihnen beibringen wollte. Seine Zöglinge setzten ihn in große Verlegenheit, und quälten ihn nicht wenig durch ihre Aengstlichkeit, ihr Krankwerden bei der Ueberfahrt nach dem Festlande, auf der Reise in dem engen Postwagen, selbst wenn er sich zur Ruhe begeben wollte, hinderten sie ihn daran. Sie beschwerten sich darüber, daß sie sich Keinem verständlich machen könnten, da Keiner englisch spräche. Er mußte daher manche Nacht wach bleiben, und sich für sie der eifrigsten Arbeit unterziehen. Nach Verlauf von acht Monaten wurde Sabine Day's Favoritin. Er brachte Lucretien bei einer Mode- und Putzwaarenhändlerin unter, und sie ist in der Folge die Ehefrau eines Leinwandhändlers zu London geworden. Mit Sabina verfolgte Day seinen excentrischen Plan noch mehrere Jahre, doch ohne den gewünschten Erfolg. Sie konnte die Angst nicht verhehlen, die sie bei einer drohenden Gefahr überfiel, und es gehörte, nach Day's Begriffen von einem vollkommenen Frauenzimmer, zu einer unerläßlichen Bedingung, ein unerschütterlicher Muth in allen Verhältnissen des Lebens. Wenn er ihr brennendes Siegellack auf den Arm träufelte, so konnte sie den Schmerz nicht unterdrücken; wenn er ein scharfgeladenes Pistol dicht vor ihrem Ohr abfeuerte, zitterte sie an allen Gliedern und schrie laut auf, dennoch beharrte er bei seinen thörichten Experimenten, in der Nachbarschaft von Lichfield, obgleich sie fortdauernd seine Bemühungen vereitelte. Diese immer steigende Abneigung gegen Day's Maßregeln brachte sie endlich dahin, Selbstständigkeit zu zeigen und muthig gegen ihn aufzutreten. Er hatte sich sorgfältig gehütet, sie mit den Bedürfnissen des Luxus bekannt zu machen, vor aller Ehrsucht und Eitelkeit. Sie kannte weder den Werth des Geldes, noch der körperlichen Schönheit und des Putzes. Es erwachte dennoch der Trieb in ihr, sich auch mit dem einen oder dem andern Zierrath zu schmücken, den sie zufällig bei andern Frauenzimmern gesehen hatte. Darüber entspannen sich viele Zwistigkeiten zwischen Day und ihr, sie zeigte sich darin zwar, nach seinem Wunsch, wie eine tapfere Spartanerin, aber auf Kosten jener Anspruchlosigkeit, die er verlangte. Er überzeugte sich, daß Sabina nicht das Mädchen sey, die seinen Erwartungen als Gattin entsprechen würde, wenn er sie ehelichte. Er brachte sie daher zu Sutton Coldfield in Warwickshire bei einer alten verständigen und liebenswürdigen Frau unter, deren ganze Liebe und Zuneigung sie sich im Laufe von drei Jahren erwarb. Hier bildete sie sich, zwar etwas spät, sehr zu ihrem Vortheil aus; sie benahm sich sittsam und bescheiden; in jeder Gesellschaft, zu welcher sie Zutritt hatte, war sie willkommen.

Nach diesem mißlungenen Versuche bewarb sich Day um die Hand von zwei Schwestern; jede gab ihm einen Korb. Er ließ sich indeß dadurch nicht abschrecken; nach mehreren Versuchen, die eben so unglücklich abliefen, gab ihm endlich Miß Milnes zu Yorkshire, nach einer excentrischen Liebeserklärung, ihr Jawort. Er wurde mit ihr 1778 getraut. Sie beging die Thorheit, daß sie ihrem Gatten die freie Disposition über ihr Vermögen, das größer, als das seine war, förmlich einräumte. Day spukten seine fixen Ideen von dem Ideal eines Weibes noch immer im Kopfe, und Miß Milnes bewies sich nachgibiger, als Sabina. Gleich nach der Hochzeit zog sich das Paar nach Sapleford Abbots in Essex und später nach Amingsley in der Nähe von Chertley in Surray zurück. Mistreß Day hatte fast nichts zu ihrer Bequemlichkeit um sich, noch eine weibliche Bedienung. Musik, in der sie sich auszeichnete, wurde für trivial erklärt. Sie schaffte ihre Harfe und ihre Musikalien bei Seite. Er erneuerte bei ihr alle Versuche, die er mit Sabinen angestellt hatte, und sie brachte ihm, mit einer bewundernswerthen Selbstverleugnung, die größten Opfer, die nur ein Weib einem solchen wahnwitzigen Tyrannen bringen kann, denn sie hielt es für unwürdig, auf die Lösung solcher schmählichen Fesseln anzutragen, wodurch sie vor den Gerichten ein Selbstgeständniß ihres Leichtsinns und ihrer Thorheit hätte machen müssen. Sie, die ein sehr heiteres, unabhängiges Leben hätte führen können, starb zwei Jahre vor ihm an gebrochenem Herzen.

C. Müchler.

Meine Muse.

Manche Lieb' hat mich bestürmet
Und errungen ganz mein Herz,
Hat mir berghoch aufgethürmet
Trübes Leid und trüben Schmerz.

Manche Lieb' hab' ich gesungen,
Und gehaucht in Sang voll Schmerz,
Trüb' hat wohl mein Lied geklungen,
Doch erleichtert ward mein Herz.

Und so sind auch düstre Weisen
Mir gewesen voller Lust,
Senkten Trost mit lindem, leisen
Flügelschlag in meine Brust.

Keine Muf' herbeibeschworen
Hab' ich je als mürrisch Weib,
Freudig hat mir stets geboren
Ihr gebenedeiter Leib.

Keine je soll mir erscheinen
Wider Wunsch, aus Pflicht und Zwang,
Soll sich freudig nur vereinen,
Mir aus vollstem Herzensdrang,

Daß das Kind von ihr empfangen
Und gepflegt zu frohem Tag
Mit der Siegslust Sturmverlangen
Ihn auch froh begrüßen mag.

Fr. Niemann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 29. August 1836.

Es gibt eine nicht unbedeutende Zahl — hauptsächlich Schriftsteller — welche sich über die Strenge der hiesigen Censur beschweren, und auch wohl Manchen darunter, der sie als Vorwand benutzt, wenn er ein literarisches Unternehmen, wegen Mangels an Unterstützung von Seiten des Publicums, aufgeben muß. Zur Beschämung dieser Malcontenten mag hier stehen, was in den hiesigen Intelligenzblättern und Zeitungen zu lesen ist.

500 Thaler Belohnung

demjenigen, welcher einem Familien-Vater eine sichere Brotstelle, wo möglich bei einer Behörde, hier oder auswärts, mit einem jährlichen Einkommen von circa 600 Thlr. festen Gehaltes verschafft. Derselbe schreibt eine schöne Hand, ist in der deutschen, englischen, französischen und dänischen Sprache bewandert, kann die besten Zeugnisse über seinen bisherigen Lebenswandel beibringen und auf Verlangen Bürgschaft leisten. Adressen mit R. 8. beliebe man im Intelligenz-Comptoir abzugeben.

Dadurch erklärt der Censor, daß die Käuflichkeit einer Stelle bei einer Behörde, dergleichen gibt es nur Staats- oder königliche und städtische, etwas Erlaubtes ist und sanctionirt diese Käuflichkeit mittelbar, welche bisher für ganz unzulässig galt, und im Jure canonico, bei geistlichen Aemtern, unter dem Namen Simonie streng verpönt war. Es gibt hier sogar Schwachköpfe, die zu diesem Liberalismus die Köpfe gewaltig geschüttelt haben; Andere, offenbar verständiger, wundern sich lediglich über ein solches Kopfschütteln, im unerschütterlichen Glauben an das Sprichwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Diese Wahrheit ist auch nicht zu bestreiten, wenn Gott das Amt ertheilt; dies ist indeß doch wohl nicht der Fall, wenn man es durch Jemanden erhält, der sich dafür 500 Thlr. zahlen läßt. An Commissions-Comptoiren für Ehelustige, wo ihnen resp. Männer und Frauen, gegen eine Remuneration, verschafft werden, fehlt es nicht. Vielleicht bringt dieses Versprechen einer Belohnung von 500 Thaler für eine Anstellung, wo möglich bei einer Behörde — einen oder einige speculative Köpfe auf die Idee, ein Comptoir für Aemtersuchende zu etabliren.

Am 17. d. M. waren gerade funfzig Jahre verflossen, wo Friedrich der Große seine irdische glorreiche Laufbahn geschlossen hat. Die jetzigen Inhaber des englischen Hauses wurden durch ein anonymes Schreiben aufgefordert, in ihrem Locale ein Festmahl zum Andenken der funfzigjährigen Erneuerung dieses Sterbetages für diejenigen zu veranstalten, welche ihm noch den Diensteid im Militär- oder Civildienst geleistet hatten. Durch eine öffentliche Bekanntmachung forderten sie alle diejenigen, welche, nach dieser Bestimmung dazu berechtigt waren, auf, Theil an diesem Festmahle zu nehmen. Es meldeten sich auch bald Einige, und machten die Unternehmer mit den Namen derjenigen bekannt, welche dazu mittelst Circulaires einzuladen seyn dürften.

So fand denn auch dieses Erinnerungsfest am 17. dieses statt. Es hatten sich dazu sechzig unterzeichnet. Indeß stellten sich davon sieben nicht ein, wahrscheinlich entweder durch unaufschiebbare Amtsverrichtungen, oder, bei den vorgerückten Jahren, durch Kränklichkeit daran verhindert. Das Fest zeichnete sich durch eine der Veranlassung angemessene Würde und Ernst aus; es herrschte darin keine so laute und stürmische Fröhlichkeit, wie sie dergleichen großen festlichen Vereinen nicht fremd ist, aber desto inniger und herzlicher sprach die Verehrung für den großen König sich aus. Ein würdiger Veteran, der General-Lieutenant v. Lossau, sprach zuerst einige Worte, die aus dem Herzen kamen, und daher auch zum Herzen gingen, über den verklärten Regenten, Helden, Gesetzgeber und Gründer der jetzigen Größe des preußischen Staates; dann nahmen Mehrere nach einigen Intervallen das Wort, theils in Prosa, theils in Versen. Von den Letzteren mögen hier nachstehende Strophen stehen:

Begrüßt voll Ernst heut' die Gedächtnißfeier,
Die jedes Preußen Herz so mächtig hebt,
Des Todten, über dessen Grab den Schleier
Umsonst Vergessenheit geschäftig webt;
Denn ob, wie funfzig, tausend Jahr' entschweben,
Es werden Friedrich's Geist und Thaten leben!

Ihm weihten wir der Jugend erste Schwingen,
Uns führt sein Geist die lange Bahn der Pflicht.
Er führt' sein Volk — wir sahn's zum Ziele dringen,
Sah'n, wie's erdrückt fast, neue Kränze flicht,
Und Friedrich Wilhelm ist's, der treu vollendet,
Des Ahnherrn Bau, uns seine Früchte spendet.

D'rum, sind auch unsre Jahre bald verflossen
Wir haben nicht umsonst sie dargebracht;
Wir rufen's zu den schlummernden Genossen,
Daß Friedrich Wilhelm — Friedrich's Werk vollbracht,
Und daß, wo Geist und Recht und Sitte walten,
Die Zukunft stets noch Größ'res wird entfalten.

Ja, Heil dem König, unter dessen Schilde
Der Friede uns zum Lebensabend führt;
Heil ihm, dem Theuern, der mit Vatermilde,
Mit Weisheit, Liebe und gerecht regiert.
Wir wollen froh das graue Haupt erheben
Und rufen: Lang' mög' Friedrich Wilhelm leben!

(Fortsetzung folgt.)

An L. Storch.

Daß Du der Romantik beilegtest das Wort: Frei,
Das lobte man, weil es die Mode so sey;
Doch, als man daran dacht', ob's auch sey recht:
So fand sich's leider! daß dies Wort erhielt ein Knecht!

An einen Trunkenbold.

Ein volles Glas machst, Bibar, schnell Du leer,
Dann wird der Kopf Dir wüst, die Zunge schwer;
Trink' weniger, so trinkst Du desto mehr. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 229. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 23. September. **1836.**

Ansichten und Aussichten in Bezug auf deutsche Literatur.

Motto. Halten zu Gnaden: das ist so meine Meinung.

Unsere Zeit, die an so manchem Throne rüttelte, hat auch den heiligen Stuhl der Kritik umgestürzt und den Glauben an ihre Unfehlbarkeie vernichtet. Es hilft alles Vornehmthun dagegen nichts, die einmal verlorene Autorität läßt sich nicht wieder gewinnen.

Es war freilich eine ganz hübsche geruhsame Zeit, als die Kritik, nach unantastbaren Regeln und Grundsätzen, den Binde- und Löse-Schlüssel in der Hand, verdammte und seligsprach; da gab es einen heiligen Kanon der Aesthetik, man wußte ganz genau zu sagen, was gut und was schlecht sey, und wenn der Kunstrichter mit ehernem Herzen, das nie ein Zweifel beschlich, entschieden hatte, so fand für den Schriftsteller keine Instanz weiter statt; eine provocatio ad populum war nicht zulässig. Das war die classische Periode, das heroische Zeitalter unserer Literatur, und es hielt gleichen Schritt mit dem Absolutismus in der Politik.

Da kam die französische Revolution. Die Franzosen verurtheilten einen König und decretirten einen Gott. Roturiers erkämpften sich, wie die Helden des Mittelalters, mit dem Schwerte schimmernde Kronen und Fürstentöchter und machten Brüderschaft mit den Herrschern von Gottes Gnaden.

Es entstand ein romantisches Durcheinander, in dem die classische Geschiedenheit der socialen Zustände, die klare Ueberschaulichkeit der Formen, die saubern, faßlichen Absonderungs-Systeme verschwanden. Diese Verwirrnisse sind jetzt so wenig ausgeglichen, daß sie vielmehr nur um so bedenklicher und bedrohlicher fortwähren, als sie sich auf die innern Theile des politischen Organismus gelegt haben.

Es ist diese unsere Zeit natürlich nur eine Uebergangsperiode, ein Entwickelungs-Moment der Weltgeschichte; aber eben darum sind alle Lebensmanifestationen heftiger, gewaltsamer; die Kräfte reiben sich feindseliger an einander, die Einseitigkeit ist an der Tagesordnung und Absichtlichkeit an die Stelle ruhiger Objectivität getreten.

Von den dringenden Interessen des Augenblicks, wenn noch um die Bedingungen des Lebens und der Existenz gekämpft wird, verschwinden alle andern Bestrebungen, welche nur für schon entschiedene Zustände passen. In solchen Zeiten muß Alles Partei nehmen, und wer über dem Leben stehen will, der steht nur außer ihm. Dies zeigt sich nun natürlich auch in der Kunst.

Zuvörderst bemerken wir in ihr die Ungebundenheit, das Lossagen von althergebrachten Formen, das Verwerfen aller Autorität, dabei aber auch den Verlust ihrer Selbstständigkeit.

Die Kunst müßte vergessen, allein sich selbst Zweck zu seyn, sie müßte die Dienerin der Zeit werden, wenn sie nicht alle Beachtung verlieren wollte; es steht aber auch nur bei ihr durch diese Dienstbarkeit die Herrschaft über die Zeit zu gewinnen.

Diejenigen Künste daher, die ihrer Natur nach den Kampf nicht mitkämpfen können, wie Malerei und Bildhauerei, leben nur noch ein Schattenleben, ohne Bedeutung; eine andere wie die Musik, mußte ein fremdartiges Element in sich aufnehmen, sie mußte dramatisch werden, um sich die Freundschaft der Masse zu bewahren.

Dagegen ist die schöne Literatur recht eigentlich das Organ geworden, in dem sich die Zeitinteressen aussprechen, und namentlich ist die Novelle, als diejenige Kunstform, welche der freiesten Behandlung fähig, und fast jedem Stoffe zugänglich ist, von größter Wichtigkeit und Bedeutsamkeit.

Aus dieser Stellung der Literatur lassen sich alle Erscheinungen in ihr, die auf dem ersten Blick befremdlich genug dünken, leicht erklären.

Einerseits hat die gröbliche Vernachlässigung aller Form, die Monstruosität vieler Productionen hierin ihren Grund. Die Schriftsteller, nur begierig, neue Ideen unter die Leute zu bringen, erwarten den Verdauungs-Proceß ihrer Ideen nicht ab, sondern bringen nur frisch den rohen Stoff zu Markte und überlassen es dem Publicum, wie es die gebrachten Speisen sich

mundrecht mache, um sich den Magen nicht zu verderben. Andererseits erklärt sich auch die innigere Theilnahme des Publicums an den literarischen Erscheinungen hieraus. Jedes Buch wird eine That; und selbst die Regierungen haben diesen Gesichtspunct angenommen. Man trennt nicht mehr den Schriftsteller vom Menschen, und was dieser verwirkt, muß jener büßen. Und unsere Schriftsteller wissen das, und reden daher nicht mit leeren Worten, sondern mit blutendem Herzen; sie sind aus dem Parterre heraufgesprungen auf die Bühne des Lebens, und sie sind Vorkämpfer geworden in dem verwickelten Drama der Zeit.

Daher verfolgt sie auch der grimmigste Haß von der einen Seite, während sie auf der andern die leidenschaftlichste Liebe finden.

Und es ist nicht das Talent allein, welches dem Schriftsteller die Neigung des Publicums sichert, im Gegentheil sehen wir, wie hochbegabte Geister, z. B. Platen, Immermann, die kein Herz haben für die Wunden ihres Volkes, unbeachtet bleiben, wenn man sie nicht gar noch zu kränken sucht. So mußte Goethe, dessen Geist, weil er nur die wenigen Formen der Welt und des Lebens in sich aufnahm und für alle Zeiten wiedergab, natürlich das flüchtige Augenzucken des Tages übersah, Haß und Zorn der Mitwelt ertragen.

Aber jene Günstlinge des Publicums, auch sie genießen zu oft nur ein flüchtiges Glück; sie können von dem Capitol aus, auf dem sie als Sieger gekrönt worden, den tarpejischen Felsen erblicken, von dem ihnen der Herabsturz leichtlich droht.

Auf Dankbarkeit und Pietät darf man hier nicht rechnen. Wie hoch stand Heine einst in der Gunst des Publicums — jetzt betrachtet man ihn nur noch mit scheelem mißtrauischen Auge. Man glaubt herausgefühlt zu haben, daß er es nicht ehrlich meine. Und doch wie ungerecht! Heine hat sich nicht geändert, aber wohl die Ansichten des Publicums. Die poetischen ungewissen Sympathieen haben sich zu klaren bestimmten Forderungen entwickelt; jene fanden wir in Heine wieder — vor diesen schrickt er zurück. Was kann er gegen seine Natur? Aber die Masse urtheilt nach seinen Sympathieen und Antipathieen — und wie soll sie anders?

Natürlich ist bei der veränderten Stellung der Literatur auch die der Kritik eine andere geworden. Die gelehrten Perrüquen sind verschwunden, die gleich Prokrustes den armen Schriftsteller in das trockne Bett ihrer Schemata brachten, und an ihm modelten, oder an ihm herumschnitten, bis er regelrecht wurde.

Was sollten sie auch in einer Zeit, wo jeder Schriftsteller seine eigene Form sich erfindet, wo diese nur wie ein loses Gewand um ihn flattert, das er abenfalls jeden Augenblick abstreifen kann.

Da reicht alle Gelehrsamkeit und erlernte Wissenschaft nicht aus.

Der Kritiker wie der Dichter muß jetzt geboren werden, und es darf nicht befremden, ja es muß so seyn, daß so viel Naturalisten den kritischen Scepter führen. Mancher sprang hinterm Ladentisch hervor, der dort mit der Elle Schnittwaaren gemessen, und mißt nun die Dimensionen fremden Geistes! Recht so, wenn er nur selbst Geist hat! Der Kritiker, wenn er nicht verlacht werden will, hat nichts zu thun, als das Schlachtfeld zu schildern, die Kämpfer auf ihm zu beleuchten, sie in ihrer Persönlichkeit und in ihren Beziehungen zu erfassen und darzustellen, kurz: zu orientiren.

Dazu gehört nur Geist — aber es gehört auch Geist dazu.

Und wir haben Kritiken, die selbstständige Kunstwerke sind.

So erscheinen mir die Zustände unserer Literatur, die ich nur in einzelnen Hinblicken schildern wollte. Man hat Zeter über sie geschrieen und gejammert, daß unter diesen Verhältnissen alle Kunst und aller Geschmack zu Grunde gehe.

Das Ziel jeder Kunst ist das Schöne. Das Schöne besteht nur in der Form. Unsere Zeit, unsere Bestrebungen, sollten sie der Kunst keinen Stoff geben?

Sie widerstreben nicht der Form, sie wollen nur nicht Formen ohne Gehalt.

Daß einzelne Künstler mit Vernachlässigung des Schönen, ihren Zweck zu erreichen suchten, und Beifall fanden, ist wahr! Daraus folgt aber nicht, daß das Publicum den Sinn für das Schöne verloren habe. Erfindet nur neue Formen für die neuen Ideen — und ihr werdet wirksamer seyn, als jene, weil ihr die lebendige Anschauung gewährt, die den Productionen jener in ihrer zu absichtlichen Aufdringlichkeit fehlt. Ueberhaupt wird der ächte Schriftsteller und Künstler mit der Idee die geeignete Form mitgebären.

Die Gegenwart hat Recht, und noch mehr die Masse dem Einzelnen gegenüber.

Ist es nicht eigentlich Verrath, den Mitlebenden sich zu entziehen, dem lebendigen, gegenwärtigen Leben, um in einem erträumten sich zu ergehen?

Ist es nicht ungerecht, wenn man selbst kein Mitgefühl hat, doch die Zuneigung des Andern in Anspruch zu nehmen, und wenn er uns sagt: ich kenne dich nicht — uns über Undankbarkeit zu beklagen?

Und sind Jene, welche nichts seyn wollen, als Künstler, dem Publicum gegenüber, nicht in diesem Falle? Objectivität! als ob wir die Gegenstände an sich erkennten, und nicht das Bild von ihnen, wie es sich auf der Netzhaut bildet. Die Welt kann Keiner schildern wie sie ist, sondern nur — wie sie ihm erscheint.

Robert Bürkner.

Politische Satyren des Winzers Paul Louis Courier. Aus dem Französischen von Johann Sporschil. Erster Theil. Braunschweig, bei G. C. E. Meyer sen. 1835. Zweiter Theil von Dr. Ed. Brinkmeyer. Braunschw., bei G. C. E. Meyer. 1836.

Vorliegende Uebersetzung der Satyren des Courier, eines der geistreichsten Schriftsteller, die Frankreich geboren hat, ist in jeder Hinsicht ein verdienstvolles Werk. Wir können nicht umhin, Einiges daraus mitzutheilen, zumal da vielleicht noch Wenige mit dessen Leben und Schriften bekannt seyn dürften.

Courier wurde 1773 zu Paris geboren, und erhielt unter Leitung seines Vaters eine gelehrte Bildung. Die Revolution

rief ihn unter die Waffen. Er machte die Feldzüge in Italien und Deutschland mit, und avancirte bis zum Escadronschef. Aber das Kriegsleben behagte ihm nicht. Nach der Schlacht von Wagram forderte er seinen Abschied, und erhielt ihn. Sogleich eilte er nach Florenz zurück, wo er schon früher in einer Bibliothek ein vollständiges Manuscript der Pastoralen des Longus entdeckt hatte. Da wollte sein Mißgeschick, daß er das Tintenfaß darüber goß. Der Bibliothekar Furia, dessen Eigenliebe durch Courier's Entdeckung gekränkt war, benutzte die Gelegenheit, ihn anzuklagen, er habe das Manuscript vorsätzlich und in der Absicht vernichtet, die neue Ausgabe sich und seinem Verleger, Renouard, allein zuzueignen. Da die Sache ernstlich wurde, schrieb er, sich zu vertheidigen, das „Sendschreiben an den Buchhändler Herrn Renouard über den Dintenfleck auf dem griechischen Manuscripte," ein Meisterstück des Witzes und gesunden Menschenverstandes. Auf die Restauration von 1814 folgte die royalistische Reaction von 1815. Nirgend war die letztere gewaltthätiger als in dem Departement der Indre und Loire, worin Courier's Besitzungen lagen. Der Präfect von Tours, Bacot, ließ binnen einem Monate mehr als fünfhundert Personen verhaften, von denen Viele im Kerker starben. Darüber entrüstet, wandte sich Courier im Namen der Einwohner von Luynes, einem kleinen Dorfe an den Ufern der Loire, mit einer Petition, in der er den Zustand von ganz Frankreich während der Reactionsperiode schildert, an die Deputirtenkammer. Wir heben aus dieser ausgezeichneten Schrift eine Stelle heraus, wo er Touraine, das man gerade damals so hart bedrängte, als die friedlichste aller Provinzen schildert.

„Wir haben durch Hörensagen die Metzeleien zu Lyon, die Greuel in der Vendée erfahren, wissen auch dadurch nur von den Menschenhekatomben des Hohenpriesters der Vernunft, der den Krieg und die geheime Policei im Großen erfahren: nur der Ruf von so vielen Uebeln ist uns zu Ohren gekommen, und in Mitte dieser Orcane blieben wir in Ruhe, wie jene Oasen, die von dem beweglichen Sande der Wüste umgeben sind. Ja, geht man in ältere Zeiten zurück, so wird man finden, daß, während nach den Niederlagen von Poitiers und Azincourt, das ganze Königreich eine Beute der feindlichen Heere wurde, nur die Touraine ihre jungfräuliche Unbeflecktheit bewahrte, und die Zufluchtsstätte unserer Könige war. Jene Unruhen, die sich während der Gefangenschaft des Königs Johann, wie eine Feuersbrunst nach allen Seiten hin ausdehnten, und das Reich mit Ruinen bedeckten, erreichten die Gefilde nicht, welche die Loire und der Cher durchströmen. Denn unsere Lage ist so, daß wir gleichweit von der Hauptstadt und den Grenzen entfernt, die Wirkungen der Volksaufstände und Kriege am letzten fühlen. Nie haben die Frauen von Tours den Rauch eines feindlichen Lagers gesehen." —

Wie einfach, wie poetisch im höchsten Grade ist diese Schilderung! — Eben so ausgezeichnet, als obige Petition, ist das „Sendschreiben an die Herren von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften," die schönste Satyre auf Akademieen, Akademiker und Candidaten. In seinen Briefen „an den Redacteur des Censeur" ahmte Courier mit großem Glück die Schreibart Amyot's, Rabelais und Montaigne's nach. Aus dem zweiten seiner „Briefe an Privatpersonen" fügen wir eine Stelle bei.

„Meiner Treu, es war höchst seltsam anzuschauen. Denken sie sich auf einer Estrade einen ganz mit Sternen und Ordensbändern bedeckten Mann, und vor ihm einen Tisch und auf dem Tische eine Urne. Wenn sie mich fragen, was das für eine Urne war, muß ich ihnen sagen, daß sie mir vorkam, wie eine Büchse von Tannenholz. Der Mann hinter ihr, war der Präsident, Graf Villemanzy, ein edler Pair, dessen Vater weder Pair, noch adelig, sondern Fiscalprocurator, oder etwas Aehnliches war. Ich bemerke das blos Ihretwegen, weil ich weiß, daß Sie den neuen Adel lieben. Der Meinung war auch einst Larochefoucault, er wollte den Adel ganz neu haben; der neue verkaufte sich damals, war also mehr werth. Der alte konnte nicht verkauft werden. Mir ist es einerlei, alt oder neu, la Tremouille oder Gobin, Rohan oder Rovigo, ich gebe keine Stecknadel für die Wahl. Er (ich meine den Präsidenten) zog einen langen Wisch aus der Tasche, und las: der König kann ganz allein Gesetze geben; er hat das Recht und die Vollgewalt dazu. Aber er gibt ein seltenes Beispiel väterlicher Güte, und will geruhen, uns dabei zu Rathe zu ziehen. Das Uebrige hörte ich nicht; man schrie: es lebe der König, die Prinzen, die Prinzessinnen, der Herzog von Bordeaux. Hierauf erhob sich der Präsident. Wir unten waren ungefähr zwei hundert und funfzig, gewählt von dem Präfecten, um Andere zu wählen, die ihn zur Rechenschaft ziehen sollten. Der Präsident gab uns stehend Billete, worauf Jeder von uns zwei Namen schreiben sollte. Zuerst mußten wir schwören, wir schwuren Alle. Wir erhoben die Hände mit dem besten Anstand, und als geübte Leute. Nachdem wir unsere Billete beschrieben hatten, nahm sie der Präsident mit dem Zeigefinger und Daumen, die Handkrausen zurückgeschlagen, wieder, und legte sie in die Büchse, woraus dann ein Ultraroyalist und ein Ministerieller hervorging," u. s. w.

Im Jahre 1821 ward er wegen einer Flugschrift, betitelt: „Einfache Rede an den Gemeinderath von Veretz, gehalten bei Gelegenheit der von Sr. Excellenz dem Minister des Innern vorgeschlagenen Subscription zum Ankauf der Domäne Chambord für den Herzog von Bordeaux" zu Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt. Nichts desto weniger schrieb er, sobald man ihn wieder in Freiheit gesetzt hatte, eine „Petition an beide Kammern zu Gunsten der Dorfbewohner, denen man das Tanzen verbietet." Er wurde abermals vor Gericht gestellt, entkam aber mit einem leichten Verweise. Er nahm nun zu einer heimlichen Druckerei seine Zuflucht. In seiner Sammlung von Briefen und Aufsätzen ist folgender bemerkenswerth:

„Constitutionel. — 18. October 1823. Wir ersuchen unsere Abonnenten in Tours, zu veranstalten, daß Madame Courier, die Gemahlin des Winzers Paul Louis, folgenden Artikel lese. — Schicke mir, meine Theure, sechs Hemden und sechs Paar Strümpfe. Thue aber keinen Brief in das Paquet, damit ich es erhalte. Ich weiß, daß Du meine Briefe nicht erhältst und deßhalb besorgt bist; aber sey ruhig, es gibt in dieser Welt mehr Gerechtigkeit, als Du glaubst. Ich bin weder todt, noch krank, auch für den Augenblick nicht im Gefängniß. Dein Gatte."

Wir können nicht umhin, noch eine Stelle aus seiner „Antwort auf die anonymen Briefe" hierher zu setzen:

„Was mich betrifft, so ist es nicht der Geist, was mich in's Gefängniß bringt, sondern die Dummheit. Ich habe gutmüthig an die Charte geglaubt, ich gestehe es zu meiner Schande, und doch sind noch weit gescheidtere Leute als ich dadurch gefangen worden. So wahr ich lebe, ohne die Charte wäre es mir nie eingefallen, mit dem Publicum von Sachen zu reden, die es interessiren. Robespierre, Barras und der große Napoleon hatten mich seit länger als zwanzig Jahren Schweigen gelehrt, besonders Bonaparte; dieser Held betrog nie. Nie sprach er uns von Freiheit der Presse, oder einer andern Freiheit etwas vor. Eine Art Türk in seinem Benehmen, verbarg er uns nie seine Absicht, welche stets dahin zielte, nur unsere Leiber und Güter zu eigen zu haben. Aus den Seelen machte er sich wenig. Erst seit ihm hat man angefangen, die Seelen zu zählen. Da er ganz allein reden wollte, so legte er zuerst uns, dann dem ganzen Europa Stillschweigen auf, und es schwieg die Welt. Niemand muckste, Keiner klagte, weil man doch wenigstens wußte, woran man war. Nun kam die Charte. Man sagte mir: Rede, du bist frei, schreibe, drucke; die Freiheit der Presse und alle anderen Freiheiten sind dir garantirt. Was fürchtest du? Fühlt die oberste Gewalt sich verletzt, so hast du die Jury und die Oeffentlichkeit, das Petitionsrecht und eigene, vom Volke erwählte Deputirte. Sie werden nicht leiden, daß man dir Unrecht thue. Mache daher einmal den Versuch, sage uns etwas. Ich denke in meiner Einfalt, dem sey so, öffne den Mund und sage: Ich möchte, mit ihrer Erlaubniß, daß Chambord nicht gekauft würde. Kaum aber habe ich das Wort gesagt, so hat man mich beim Kragen, und wirft mich in's Gefängniß. Nachdem man mich wieder freigelassen hatte, war ich der festen Meinung, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse. Etwas gesunde Vernunft (wie selten ist dieselbe), würde mir den Irrthum benommen haben; aber voll von meiner Charte und meinen Garantieen, und überzeugt, daß man mich ohne üble Laune anhören würde, wagte ich nun eine andere Bitte. Wäre es, sagte ich, den Hut in beiden Händen, wäre es Ihnen genehm, daß wir des Sonntags vor unserm Hause tanzten .... Gensd'armes, in's Gefängniß mit ihm. Maximum der Strafe, Geldbuße u. s. w."

Bemerkenswerth sind außerdem das „Tagebuch Paul Louis" und die „Dorfzeitung." Seine übrige Zeit widmete er der Uebersetzung des Herodot. Die Vorrede ist ein Meisterstück dieser Art, von allen Kennern bewundert. Im Jahre 1824 erschien sein berühmtes „Pamphlet der Pamphlete." Es war das letzte, was er schrieb. Als er im Beginn des Jahres 1825 eine Reise antrat, ward er einige Schritte vor seinem Hause getödtet. Wer der Thäter war, liegt noch im Schoße der Verborgenheit begraben. Für Frankreich ist dieser Verlust unersetzlich; denn seine Flugschriften waren es, die den Sturz der Priester- und Bourbonenherrschaft, der 1830 erfolgte, beschleunigten.

Literarischer Beobachter.

[Ueber und gegen Goethe.] Bei einer Soirée, die aus ästhetischen Damen und Herren bestand, in welcher sich aber auch noch einige alte Männer befanden, die man mit ihren sogenannten philistermäßigen Ansichten mitleidig über die Achsel ansah, kam, wie natürlich, auch das Gespräch auf den hochseligen Dichterfürsten Goethe, wozu die Gespräche mit Goethe, in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832 von Eckermann die Veranlassung gaben. Man überbot sich in Aeußerungen der Bewunderung über ihn, und Einer hob es besonders heraus, daß er, bei seiner Anwesenheit in Berlin, in seinen jüngern Jahren, im Gefühl seines hohen Werths, es unter seiner Würde gehalten, die Bekanntschaft der damals in ehrenvollem Ruf gestandenen Männer, Gedicke, Engel, Nicolai, Ramler, Zöllner u. s. w. zu machen.

„Was seinen Aufenthalt in Berlin betrifft," nahm einer jener Aelteren das Wort: „so hat er, was man schwerlich vermuthen wird, doch eine Aehnlichkeit mit dem Taubennesterflechter und Naturdichter Hiller, nur fragt es sich, ob der Letztere nicht den Vorzug verdient? — Goethe besuchte, statt diese Gelehrten, aus freier Wahl ein berüchtigtes Freudenhaus in der großen Friedrichsstraße; auch Hiller kam in solches, aber nicht freiwillig, sondern durch eine Mystification von Andern, die, der Frivolität ergeben, sich auf Kosten seiner Unerfahrenheit, einen Scherz machen wollten. Sie führten ihn in den Tempel der Venus vulgivaga ein, und stellten ihm deren Priesterinnen als vornehme Damen vor. — Was mich betrifft, so gestehe ich's, daß ich philistermäßig genug denke, um wenn ich die Wahl hätte, lieber in die Stelle des Taubennesterflechters, als Sr. Excellenz gewesen seyn möchte. Dies ist aber Geschmackssache, und darüber ist, wie schon das Sprichwort lehrt, nicht zu disputiren, und ich zweifle, daß ich hier nur ein Paar finden werde, die meiner Meinung beipflichten werden."

C. J.

[Erneuter Almanach.] Der seit 1808 mit einer Unterbrechung von zwei Jahren jährlich bis zum Jahr 1834 erschienene „Anekdoten-Almanach" von Karl Müchler, wird wieder mit dem künftigen Jahre in einem andern Verlag herauskommen und zwar, ohne daß sich der Herausgeber an die beengende Fessel, für jeden Tag im Jahre eine Anekdote zu liefern, bindet. Dadurch wurde ihm der Zwang aufgelegt, sich nur auf kleine Anekdoten zu beschränken, um nicht, statt einen Almanach, ein durch Bogenzahl unförmliches Buch zu liefern, und interessante, charakteristische Anekdoten, gleichsam kleine Episoden aus dem Leben berühmter Männer und Frauen fehlen zu lassen, wie man sie in den früheren Jahrgängen findet. Er hat das Verdienst, daß er fast zuerst die Bahn zu richtigen Darstellungen von Anekdoten gebrochen hat. Früher waren sie fast immer in einem breiten, langweiligen Styl geschrieben, durch eine Menge unbedeutender Nebenumstände verwässert; die von ihm erzählten Anekdoten deuten nur kurz an, was zu ihrer Verständigung nöthig ist, sind oft dramatisch behandelt, oder gleichen prosaischen Epigrammen; daher sind seine Anekdoten-Almanache auch oft von Andern benutzt worden, und haben mancher Zeitschrift Stoff geliefert, ohne die Quelle anzuführen. Die Erneuung dieses Almanachs wird daher Jedem, dem die früheren eine angenehme und erheiternde Lectüre gewährt haben, eine willkommene Erscheinung seyn.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 230. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 24. September. **1836.**

Rübezahl-Neckerei oder Bruchstück*) aus einer Revue der Brockhaus'schen Blätter für literarische Unterhaltung.

Der bekannte Spukgeist des Riesengebirges, der bekanntlich mit sich keinen Scherz treiben läßt, hat neuerdings der Redaction eines berühmten literarischen Blattes einen schlimmen Streich gespielt. Bereits vor einer Reihe von Jahren hatte nämlich einer unserer geistvollsten deutschen Schriftsteller die geologische Gestaltung des Riesengebirges und die damit zusammenhängende Sagenwelt des Gebirgszuges auf eine eben so geistreiche als anmuthige Weise skizzirt, ohne daß diese Darstellung damals die Aufmerksamkeit unserer kritischen Stimmführer und Tonangeber auf sich zu ziehen oder zu erregen vermocht hätte. Neuerdings endlich hat es der Londoner Literary Gazette gefallen, unter dem Titel: Popular traditions of the Riesengebirge, diese Stelle aus der Schrift unsers berühmten deutschen Autors auszuschreiben und als einen englischen Original-Artikel zum Besten zu geben, obwohl nicht ohne einige arge Mißverständnisse und Uebersetzerfehler. Daß deutsche Leser durch diese literarische Freibeuterei getäuscht werden könnten, war kaum vorauszusehen. Gleichwohl verblendete der neckende Berggeist die sonst so vielbelesene und umsichtige Redaction der im Brockhaus'schen Verlage erscheinenden Blätter für literarische Unterhaltung auf eine so seltsame und unbegreifliche Weise, daß sie im Aprilheft (Nr. 98) alles Ernstes den eben erwähnten Artikel als ein englisches Original ihren Lesern noch einmal mit vielen Lobpreisungen, in's Deutsche zurückübersetzt, vorführte, und es zweifelhaft blieb, ob Rübezahl sie zum April geschickt, oder ob sie selbst dem Publicum diesen Aprilscherz habe spielen wollen. Den in Rede stehenden deutschen Autor und seine Schrift zu nennen, hieße der literarischen Belesenheit unseres deutschen Publicums unglaublich wenig zutrauen, zumal da vorauszusehen ist, daß jetzt binnen Kurzem die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung die Ehre und das Recht unsres Landmanns gegen den ausländischen Compilator zu vertreten nicht unterlassen werde. — Um indeß die Leser vorläufig in den Stand zu setzen, über den Stand der fraglichen Sache aus eigener Ansicht zu urtheilen, so geben wir hier die deutsche Originalstelle und daneben den verstümmelten englischen Auszug von den Blättern f. liter. Unterh. in's Deutsche zurück übersetzt.

K.

Die deutsche Originalstelle.

Rübezahl gehört freilich zu der ganzen Reihe neckender Dämonen, die in Wäldern und einsamen Gegenden hausen; aber dennoch hat er etwas durchaus Eigenthümlich-Wunderbares, was ihn von allen den übrigen auf eine merkwürdige Weise unterscheidet. Denn jene, die in der Shakespeare'schen Waldeinsamkeit, in der dämmernden Traumwelt, wie in dem „Sommernachtstraum" und in „Wie es euch gefällt" ihr Wesen treiben, sind klein, täppisch, treten in Menge aus den dicken Wäldern hervor, treiben allerlei kleine Possen, während Rübezahl der

Die in's Deutsche zurückübersetzte englische Uebersetzung.

Obgleich Rübezahl im Allgemeinen zu der Classe jener vermittelnden (?) Dämonen gehört, die in Wäldern und Einöden ihren Aufenthalt haben, so ist doch etwas in seinem wunderbaren und wunderlichen Wesen, was ihn von andern derartigen Genien unterscheidet. Die Kobolde, welche uns Shakespeare in seinen von wundervoller Poesie überschwellenden Phantasieen geschildert hat, sind klein, wild, plump und wieder beweglich, sie spielen lauter lose Streiche, und treiben sich, recht con amore selbst genießend in dem Mondscheindickicht (?) der Wäl-

*) Das Bruchstück soll Bruchstück bleiben, wie sehr das Ganze auch zum Gegentheile mahnt. Die Red.

Herr des Gebirges, sich in riesenhafter Gestalt zeigt, alleiniger Herrscher einer großen, wilden, mächtigen Gebirgsgegend ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch, daß alle Mährchen des Riesengebirges ihren einzigen Mittelpunct in dieser räthselhaften, launigen Gestalt fanden, jene tiefen, das Gemüth ergreifenden Sagen anderer Gebirgsgegenden aus den schlesischen verdrängt sind, daß sie jene tragische Naturtiefe der Harzmährchen nicht zeigen; aber dennoch haben sie etwas höchst Merkwürdiges, was auch hier, wie bei allen Mährchen, auf die Natur und Bildung der Gegend deutet, ja die eigentliche geheimnißreiche Tiefe derselben aufschließt. In den meisten mächtigen Gebirgen zeigt sich der höchste Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felsen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verschlossene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere, von den mildern Gegenden, die von Menschen beherrscht werden. Nur Wenige, Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeistern vertraut, jene verschlossenen Gegenden zu besuchen, diese erhalten, wie das Gebirge selbst, ein geheimnißvolles Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthselhaft, wild und drohend in die entfernten, bewohnten Flächen hinein. Das Riesengebirge hat in dieser Rücksicht eine sehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläuftige Ebene drängt sich bis unmittelbar an den Fuß des höchsten Gebirges hinan, die Schneekoppe entbehrt jener vornehmen, mystischen Umgebung, und die düstersten Gebirgsseen, die schroffsten Felsen, die wildesten Wasserstürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche selbst in eine größere, vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen als furchtbare, zerstörende, finstere Gewalt, in das gewohnte Daseyn mit vernichtender Kraft, tief, tragisch hineingreift, das erscheint hier als ein leichter Traum; die Drohungen der gewaltigen Geister lösen sich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauder tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht.

Das Riesengebirge zeigt sich auch in anderer Hinsicht sehr verschieden von den meisten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hängen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehrern Richtungen zusammen. So hängt der Harz mit der gebirgigen Flözgegend in Westphalen gegen Westen, mit den hessischen Gebirgen und Thüringen gegen Süden und Südost zusammen, so Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmischen Mittelgebirg. Gegen Tyrol zu und in der Schweiz ist jene Verbreitung in mehrern Richtungen noch auffallender. Mir ist kein Gebirge in Europa bekannt, welches so mächtig und hoch wie das Riesengebirge, so schnell gegen Norden wie gegen Süden begrenzt wird, die Verbindung mit andern Gebirgen findet nur gegen Westen mit den Lausitzer, gegen Südost mit den Glatzergebirgen statt, nach Norden und Süden verliert es sich äußerst schmal gegen seine Länge, hier in die schlesischen dort in die böhmischen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchst bedeutende Wetterscheide. Zwei stark entgegengesetzte, klimatisch höchst verschiedene Gegenden finden an diesem mächtigen Gebirge ihre gemeinschaftliche Grenze. Das Wetter bricht sich an diesen ungeheuren Massen, die den Unterschied begründen, begrenzen, und zugleich unterhalten. Kälte und Wärme, von Süden diese, jene von Norden, treten ohne Abstufungen sich ganz nahe und zerstören das Gleichgewicht der Luft. Plötzlich ziehen Wolken zu-

der herum. Rübezahl dagegen, der Herr des Gebirgs, zeigt sich nur in riesenhafter Bildung. Es ist unleugbar, daß die Sagen des Risengebirges, weil sie sich an eine angemessene, gigantische Persönlichkeit knüpfen, nicht ohne das tiefere, oft rührende Interesse der andern Gebirgssagen sind; allein dennoch sind sie bei weitem nicht so ernst und tragisch, wie die meisten der Sagen vom Harz. Sie haben ein Verdienst, daß ihnen eigenthümlich ist, und das, wie dies überhaupt in diesem Gebiet der Fall ist, von der Localität und besondern Eigenthümlichkeit der Gegend unzertrennlich ist. Die Mehrzahl der Hochgebirge ist nämlich so beschaffen, daß die höchsten Puncte und Gipfel, die über die andern hervorragen, insgemein von unersteiglichen Felsen nmgeben sind. Tiefe Thäler, wilde Schluchten, von wilden Thieren bewohnt (?), isoliren diese Hauptgipfel auf gewisse Weise von dem Ganzen, und trennen sie ab von dem niedern Theile des Gebirges, welchen der Fuß des Menschen betritt und wo noch seine Wohnungen stehen. Nur einzelnen kühnen Individuen ist es gegeben (welche mit den Geistern und dem Geiste der wilden Einöden vertraut sind), diese heimlichsten und schauerlichsten Plätze zu betreten, welche dann das Geheimniß und schauerliche Wunder, was diesen inwohnt, ebenfalls theilen. In Rücksicht hierauf ist die Geologie des Riesengebirges ganz verschieden. Eine weite, lustige, reichbewohnte Ebene beginnt unmittelbar an dem Fuße seiner höchsten Gipfel. Reinliche nette Dörfer sind überall zerstreut, von ihnen aus kann man die zackigen Felsenspitzen, die steilen Abhänge, die düstern Seen des Gebirgs als etwas Nahes erblicken. Hier kommt also das Wunderbare in unmittelbare Beziehung zu dem Menschen und das, was sich sonst als schreckliche, zerstörende und stets räthselhaft-unterirdische Macht erweist, erscheint nur noch als ein leichter Traum. Die Drohungen der fürchterlichen Geister verwandeln sich in lustige und unerschöpfliche Streiche und Scherze; und anstatt des finstern Eindrucks, der in dem Gemüthe gleichsam traurig nachklingt, tritt in und an dem Wunderbaren hier das Behagliche selbst hervor. Noch durch einen andern Zug ist das Riesengebirge von andern Gebirgen unterschieden. Fast alle deutsche Bergketten stehen in mehrem oder minderem Zusammenhange. Der Harz schließt sich an die westphälischen Gebirge und an den Thüringer-Wald, und diese wieder stehen mit den fränkischen Ketten in Verbindung. Das Erzgebirge reiht sich an die böhmischen Berge. Aber das Riesengebirge bricht im Norden wie im Süden steil ab; es bildet also ein einfaches Reichcentrum, auf welchem Stürme wüthen. Da zwei verschiedene Klimate, ein nördliches und ein südliches auf demselben zusammentreffen, so ist in meteorologischer Beziehung kein deutsches Gebirge so merkwürdig, als das Riesengebirge. Südliche und nördliche Witterung, hier eben so schnell ab-

sammen und vertheilen sich wieder, einen leichten, bald zerrissenen, bald zusammenhängenden Schleier um das Riesenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entstehen im hohen Gebirge Windstöße von Norden nach Süden, und umgekehrt, unerwartet ergießen sich die heftigsten Regengüsse, und in schnellem Wechsel erheitert und trübt sich das Wetter, erheben sich Stürme und beruhigen sich wieder. Diese Launen der Gegend sind Aeußerungen des geistigen Herrschers, der indessen, durch das freundliche Hirschberger Thal, nach Norden gezogen, mit den Schlesiern genauer, als mit den durch wildere Gegenden von der Riesenkuppe getrennten Einwohnern Böhmens vertraut ist. Obgleich fast alle Mährchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes als tragisches Gepräge haben, fehlt dennoch das letzte nicht ganz. — brechend, stören das Gleichgewicht der Luft. Immer sammeln sich Wolken über und um die Häupter der Berge, und hüllen sie in eine dicke Nebelkappe. Heftige Winde sausen auf den Gipfeln, welche nach Nord und Süd hinblasen, und von beiden Enden wieder hier zusammentreffen. Sturm und Regenschauer überraschen Einen hier, wenn man sich's am wenigsten versieht; schnell wechseln Trübe und Sonnenschein, ruhige Luft und Unwetter. Diese Erscheinungen gelten nun in der Umgegend für Capricen und Neckereien des Geistes, der die Berge beherrscht, und auf diese Weise erhalten die Traditionen, welche sich darauf beziehen, zugleich einen mehr phantastischen als tragischen Charakter, obgleich ihnen keineswegs aller Ernst abzusprechen ist.

Theater.

Theaterbericht.

Aus Pesth.

Theurer Herr Planet! — Soviel hatt' ich in zwei Tagen zusammengebracht, als ich mir vorgenommen hatte, an Sie zu schreiben, da kam ein Freund zu mir (auch einer von unsere Leut. — Ich bin, mit Respect zu melden, ein Schnürmacher-Meister in Pesth) und meinte, obiger Titel passe nicht recht, denn — denken Sie sich die sublimen Gedanken eines Schnürenmachermeisters — meinte er, man könne wohl geschätzter Herr Planet schreiben, aber nicht theurer, der Planet kostet ja nicht so viel, als andere Blätter, z. B. die Wiener allgemeine Theaterzeitung, und das Originalblatt, in welchem der größte jetzt lebende Schriftsteller, Herr Saphir, mit arbeitet. Da könnte man allenfalls obigen Titel gebrauchen, und sagen: meine theure Theaterzeitung. — Ich war ganz erstaunt über die Teufe und Eindringlichkeit meines Collegen, und bat ihn, diesen Brief, den ich so schön angefangen hatte, zu vollenden. — Der Holde lächelte, sein Auge strahlte, will ich sagen: triefte, seine Nase wurde noch einmal so roth, als sie war, um seinen dicken Scheitel ringelten sich die Haare in Locken, so daß ich zu glauben versucht war, er habe sich in ein Schaf umgewandelt, ergriff die Feder und schrieb. — Wehe dem, der die Cholera noch nicht gehabt hat, und diese Zeilen lies't.

Es spukt.

Lustspiel in zwei Acten, von Johanna Frau von Weißenthurn. — Nachdem er zwei Stunden über dieses geistreiche Exordium tiefgesinnt hatte, legte er die Feder weg, und ging — in's Bierhaus zum König von Ungarn, um sich — — zu begeistern. — Das Erste, was ihn in die Augen fiel, war — Weil. — Kennen Sie nicht Weil? — Schade, es ist ein exotisches böhmisches Gewächs; und wird hier in den meisten Bierhäusern umgedruckt. — Ha! Weil her, rief er, und ergriff die nächste beste Zeitung.

Ich hatte schon halb ausgeschlafen, als es an meinen Laden (Schnürmacher haben alle Laden in Pesth) klopfte, ich mache auf, mein College schrie wie ein Wahnsinniger: wo ist der Brief? — Ich überreiche ihn erstaunt den angefangenen Brief, jetzt war er wirklich begeistert, zündet sich eine Unschlittkerze an, steckt sie in Ermangelung eines Leuchters in meine Wasserflasche und schreibt. — Ich aber schlafe.

Es spukt. — Richtig, ein Jagd — will ich sagen Tagwächter Klaus spukt, und zwar nicht nur als Recensent, sondern auch als Sprachmeister. — Es wird doch nicht Herr Scholz, der beliebte Wiener Komiker seyn, dachte ich, als ich die Unterschrift Klaus las. — So ordinär ist Scholz nicht, sollte er aus Rache, daß die schwarze Frau mit den Klapperl in der Plunderhose nicht gefiel, und das zweite Mal ein leeres Haus machte, an dem Lieblinge der Pesther Rache nehmen wollen? Nein, das kann nicht seyn. Hr. Scholz spricht zwar ein schönes Deutsch, aber bei Weitem nicht so schön, wie der Präceptor Klaus, der in Nr. 175 der beliebten Wiener Theaterzeitung als Sprachverbesserer auftritt. —

Zum Gegenstande seines Unterrichts nimmt er die ausgezeichnete, als Künstlerin hier hochverehrte Mad. Kalis Padjera, und meint, sie solle das K mit G nicht verwechseln, und darüber schreibt der sonst so zahme Instructor eine ganze Abhandlung??? Nun frage ich als Schnürmacher, wie kann ein Mensch, will ich sagen ein Recensent, Jemandem, und noch gar einer Kalis Padjera die richtige Aussprache lehren, wenn er selbst z. B. spricht: was haben sie gethün? — Mei Leben. — U. s. w. — Uebrigens hat Klaus recht, um Aufsehen zu machen, muß man sich nur an das Ausgezeichnetste wagen. — Mad. Kalis Padjera ist, seit in Pesth Theater gespielt wird, die einzige Schauspielerin, die so entschieden gefällt. Nun hat aber Klaus, als Instructor, bei den anderen Nachtlöhnern immer einen kleinen Verdienst, zum Beispiel lehrt er Mad. Quandt, geborne Peroni, französisch, und da er dafür honett bezahlt wird, glaubt er öffentlich dadurch seinen Dank bezeugen zu müssen, daß er sagt, Hr. Quandt und seine Gattin seyen Lieblinge des Pesther Publicums, und die göttliche Kalis Padjera verwechsele das K mit G. — Schade, daß, wenn Hr. Quandt und Peroni spielen, die Leute sich nicht einmal in die Nähe des Theaters wagen. — — Hier weckte mich mein College, und bat mich, den Brief abzusenden. Hier haben Sie ihn, das nächste Mal schreibe ich selbst.

Isidor Pufka, Schnürmachermeister.

Theater-Gucker.

Paris. Mistriß Siddons oder eine Schauspielerin in England, Vaudeville-Lustspiel in zwei Acten von Leuven und Cherie hat im Gymnase Beifall gefunden. Den Inhalt nennt man etwas thränenselig, doch sind sehr dramatische Momente vorhanden, welche bei gutem Spiel eine gute Wirkung nicht verfehlen können. Lustig, aber etwas nüchtern ist das einactige Stückchen: „Der junge Vater," von Georges und Darteis. Man lachte und klatschte bei der Aufführung, während die Kritik ihr Gesicht in Falten legte nnd über den Mangel des wahren Geistes eines Lustspiels nicht mit Unrecht klagte. In der komischen Oper war neu: „Der Ritter von Canolle," in drei Acten, Musik von Hrn. Fontmichel. Ein gutes Lustspiel ist hier zu einem schlechten Operntext geworden, und die Musik, nicht ohne Talent, zeugt von einer sclavischen Nachahmung Rossini's. Die Aufnahme war demnach lau*). Das Theater des Palais royal brachte zwei Novitäten: „Georgine," Vaudeville in einem Act von Desferges und Roche, und „Adieu auf immer," Lustspiel in einem Acte von Gabriel und Villeneuve. Das erstere gefiel als ein lustiger Wirrwarr; bei dem zweiten suchten sich Klatschen und Zischen gegenseitig den Rang abzugewinnen. Das Théâtre français hat ein Drama in Versen von Adolph Dumas angenommen, der bereits eine Sammlung von Gedichten, nicht ohne Lob, hat erscheinen lassen, und das neue Stück soll für ein bedeutendes Talent Gewähr leisten. Die Neuigkeiten des Monats Juli beliefen sich nicht über 17; darunter 3 Dramen und 14 Vaudevilles. Im Juni war die Zahl der Neuigkeiten gerade doppelt so groß gewesen. Das Vaudeville-Theater will sich, trotz seiner von Tage zu Tage sichtbarer werdenden Baufälligkeit nicht schließen, und dieß erst dann thun, wenn ein neues Locale hergestellt seyn wird. Das Wiederauftreten der Dlle. Taglioni in der königl. Akademie der Musik ist mit einer Salve von Blumen gefeiert worden. „Der Blinde oder Schönheit und Güte" hat im Pantheon allgemeinen Beifall davon getragen. Das Stück ist rührend, und Hr. Nisas, der Verfasser, hat manchen edlen Geist und manches edle Gemüth zu inniger Freundschaft und Verehrung gewonnen. Es soll nun ganz bestimmt zur Errichtung eines neuen Schauspielhauses in der Vorstadt St. Marceau kommen.

Italien. Die Herbstsaison des Theaters alla Scala in Mailand begann mit der Donizetti'schen Oper „Belisario." Der Erfolg ist kein günstiger. Man erkannte das Libretto als absurd und insipid, und die Musik, mit Ausnahme einiger wenigen Nummern, mittelmäßig. Das Publicum zeigte sich gegen die Composition sehr kalt, obgleich nicht ungerecht gegen die in der Oper beschäftigten Sänger und Sängerinnen. Das Ballet: „Missolunghi's letzter Tag," von Galzerani, fand sehr vielen Beifall, und man bedauerte nur, daß zu wenig Tanzstücke vorkommen, und eine Episode die Handlung etwas aufhält. Mercadante's Oper: „Die Normannen in Paris," sind zu Udine mit großem Beifall aufgenommen worden. Im Amphitheater der Giardini publici zu Mailand producirte sich der Kunstreiter Ernest von der Franconi'schen Gesellschaft des Cirque olympique in Paris. Seine Leistungen werden der allgemeinsten Anerkennung werth gefunden und vorzüglich machen seine akademischen Stellungen in der Scene: Puomo statua erstaunliches Aufsehen.

Berlin. „Die beiden Nachtwandler oder das Nothwendige und das Ueberflüssige," Posse mit Gesang in zwei Aufzügen, von J. Nestroy, Musik von A. Müller, wurde am 27. August zum ersten Male auf dem Königstädtischen Theater gegeben, fand einen ziemlichen Beifall und würde einen noch größeren gefunden haben, wenn man nicht zu große Erwartungen von der neuesten Arbeit des Wiener Volkspossendichters gehegt und nicht manche Länge sich hindernd eingemischt hätte.

Leipzig. Die Stimmen, welche im hiesigen Tageblatte die Wiederholung des Marbach'schen Trauerspiels: „Manfred der Hohenstaufe," von der Theaterdirection verlangt, hatten eine starke Opposition hervorgerufen. Als nämlich das Trauerspiel wirklich wiederholt wurde, theilte sich das Parterre in zwei feindliche Parteien. Während die rechte Seite bei allen mittelmäßigen Stellen, bei offenbaren Reminiscenzen und bei dem Spiele des Hrn. Düringer, der mit der Hauptrolle hatte betheiligt werden müssen, unmäßig pochte, klatschte die linke Seite zuerst nur bei solchen Stellen, wo der Dichter den Applaus verdiente, steigerte aber bald seine Anstrengungen auch da, wo sie glaubte, daß die rechte Seite eine zu strenge Justiz übe. Keine wollte nachgeben, eine exaltirte sich durch die andere, und endlich ging das Scandalon so weit, daß die linke Seite die Policei zu Hilfe rief und drei der enthusiasmirtesten Pocher, Klopfer und Pfeifer unter Begleitung von allerlei Ehrentiteln hinausführen ließ. Es möchte, nach solcher Erscheinung, nicht rathsam seyn, die Duplik der Aufführung außer der (tolerantern) Meßzeit zu einer Triplik zu machen. Selbst die Freunde des Dichters werden solches nicht wünschen.

In der innern Oekonomie unseres Theaters herrscht eine lebendige Directorial-Fürsorge, und wenn dieselbe nicht immer die glücklichsten Erfolge hat, um Jeden wenigstens einigermaßen zu befriedigen, so ist dieses nur ein bedauerliches Schicksal, dem keine Theaterdirection, auch die tadelloseste und hochgestellteste, nicht entgeht. Neue Acquisitionen sind gemacht und von Aenderungen ist nur die endlich doch noch erfolgende Entfernung des Hrn. Baumeister zu erwähnen. Es will uns bedünken, als würden wir diesen talentvollen jungen Mann bald wieder bei uns einkehren sehen. Auch im Aeußeren genießt unser Theater und dessen Direction mehr Ruhe. Die Stürme der Kritik schweigen, oder ziehen gemäßigt an Thaliens Tempel vorüber, die Eris, wegen der diese Blätter in Streit mit der allgemeinen Theaterchronik kamen, hat ihren Lauf vollendet, und Bellona, deren Kriegserklärung wir vorschnell ankündigten, hat ihre Waffen der Censuranstalt zur Verwahrung anvertraut. Eine Petition mehrerer Notablen Leipzigs, der Magistrat der Stadt möge Hrn. Hofrath Küstner, der Zeit Intendant des Hoftheaters zu München, zur Uebernahme des Leipziger Stadttheaters vermögen, wird, ja kann von keinem Erfolge seyn; es müßte denn ein moralischer Einfluß aus dieser Diversion sich deduciren, was Hrn. Ringelhardt allerdings nicht gleichgiltig seyn könnte. Zu solcher Deduction fehlt es aber an Neigung und an Consequenz. Kommt die Berathung über die Verlängernng des Theaterpachts, wie man behaupten möchte, nicht vor die Stadtverordneten, so gehen den Feinden unserer jetzigen Theaterverwaltung und den Freunden öffentlicher Streitigkeiten sehr interessante Debatten verloren.

---

*) Man erzählt, daß Jemand am Schlusse der Oper gesagt habe: „Diese Musik wird bald auf allen Leierkasten zu hören seyn." „Mit nichten," entgegnete ihm ein Freund, „denn sie ist ja von diesen genommen."

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 231. (VII. Jahrgang.) Montag, den 26. September. **1836.**

Die Wahrheit im Weine.

(Nach dem Französischen.)

Die Wahrheit ward vor alter Zeit
Im hohen Kreis der Götter,
Als Gottheit respectirt, und hieß
Kronion ihren Vetter.

Doch ward sie bald von Jupiter,
Weil sie zu frei gesprochen,
Auf unsern Erdball exilirt,
Obschon sie nichts verbrochen. —

Wo soll die Aermste aus, wo an?
Verachtet allerwegen?
In jedem Land, wohin sie flieht,
Steht ihr ein Feind entgegen.

Soll sie nach Paphos Rosenhain,
Wo Cypria sich brüstet,
Der Sittsamkeit den Krieg erklärt,
So oft sie's nur gelüstet?

Soll sie vielleicht auf den Parnaß?
Dort ging's ihr wenig besser,
Da sitzt der blasse Neid zu Thron,
Genialer Eisenfresser. —

So schweifend hat sie sich im Haus
Des Königs eingefunden,
Die Schwester doch: Natur, ist fort,
War längst daraus verschwunden!

Nun zeiget sich das Tempelthor
Der Themis ihren Blicken,
Die Wahrheit tritt hinein und will
Den Dienst daselbst beschicken;

Allein! das tragikom'sche Thun
Der hundertarm'gen Priester,
Verlöscht des Tempels magisch Licht,
Da fleucht sie schnell und düster.

So irrt sie hin von Land zu Land,
Von Malta bis nach Rügen,
Und findet Alles wohlbebaut,
Mit Falschheit und mit Lügen.

Und endlich gar nach Griechenland
Den müden Fuß sie wendet,
Da hält Herr Bacchus g'rad Siest,
Der Lust und Freude spendet.

Mit off'nem Arm empfängt er sie,
Sie scheint ihn gleich zu lieben.
Gott Hymen hatte bald darauf
Das Pärchen eingeschrieben.

Und noch seit jener alten Zeit
Sind Beide im Vereine,
Die Wahrheit ist nicht undankbar,
Und kommt nur mit dem Weine. F.

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Fortsetzung.)

Er reichte freundlich dem Gaste die Hand; herzlich schlug dieser ein und sprach:

— Nun, Feldherr, ich hab' Euer Wort, und mehr verlang' ich nicht. Iht wollt wissen, wo mich das Schicksal hinwarf, als Gustav Adolph durch des Lauenburgers Kugel heimtückisch von Hinten getroffen wurde? — Ich war während der Schlacht in dem Dorfe Caja, und als das Feuer so mörderisch anhub, und flüchtige Bauern die

Nachricht von des guten Königs Tode zu uns brachten, da macht' ich mich auf, um den Körper meines Herrn zu suchen; noch einmal wollt' ich ihn sehen, dann wär' ich gern gestorben.

Der Prediger wischte sich eine Thräne aus dem Auge, und Torstenson's schöne Stirn legte sich in trübe Falten. Die blutige Leiche des Königs, von Rosseshufen entfleischt, kam ihm wieder vor den Sinn, und schweigend saßen Beide eine Zeit lang.

— Weiter! sprach Torstenson endlich und griff zum Humpen.

— Ich habe meinen Herrn und König nicht wieder gesehen — fuhr Lobeck fort. — Als ich auf dem Wahlplatze unter den Todten herumging, da sah ich Manchen vor mir liegen, bleich und entstellt, der noch vor wenig Tagen andächtig mir zugehört hatte, wenn ich ihm die reine Lehre Gottes verkündete, und Manchen, der noch im letzten Kampfe lag, hab' ich getröstet bei seinem Scheiden und ihm die Augen zugedrückt. Ach, Feldherr, es war eine traurige Zeit! — Ich fand meinen König nicht wieder! Als ich von dem Schlachtfelde ging, da ward es mir weh' zu Muthe, und ich, der ich ein Kündiger bin des heiligen Evangelii, ich wurde wankelmüthig und entfloh. Nach kurzem Umherirren nahm mich eine benachbarte Stadt gastlich auf, und als dort der eine Prediger starb, setzte mich die Bürgerschaft an seine Stelle. und dort lehr' ich noch heute, und bin geehrt und beliebt bei Alt und Jung.

— Und wenn es Dir so wohl geh', Lobeck, in Deinem stillen Berufe, — fragte Torstenson, — weßhalb denn suchst Du Hilfe und Trost im rauhen Feldlager?

— Thut wohl denen, die Euch fluchen, spricht unser Herr! entgegnete der Priester Des Menschen Haare sind gezählt und sein Leben währet nur kurze Zeit, und darum sollst Du nicht müde werden im Gutesthun!

Er stand auf und ergriff des Feldherrn Hand. Forschend sah ihn Torstenson an.

— Gnade, Gnade fleh' ich, Leonhard, von Dir, und Du wirst sie üben nach Christenpflicht.

— Und für wen bittest Du! — fragte Torstenson mit sanfter Stimme.

— Nicht für mich, Feldherr, fuhr Lobeck fort, und höheres Feuer sprühte aus seinen Augen, — aber für die Unschuldigen und Kranken, für die Säuglinge und die Mütter, auf denen Dein Zorn lastet. Rettung und Gnade für die Stadt Zeitz!

Erschöpft sank er in den Feldsessel. Torstenson stand schweigend lange vor ihm, dann ging er mit gekreuzten Armen, wie nachdenkend, im Zelte auf und nieder, endlich sprach er:

— Lobeck, ich sollte Dir zürnen, daß Du mein gegebenes Wort so zu deuten wußtest, aber ich gab mein Wort; drum geh' heim, Lobeck, in Deine geängstete Stadt; ich vergebe Dir und Deinen Mitbürgern.

— Wahrlich, wahrlich, Leonhard, rief der Prediger, heut' bist Du größer in Deinem Werke, als in der siegreichsten Schlacht, und der Herr wird Dich segnen und es Dir wohl gehen lassen ewiglich!

Torstenson schien des Predigers Worte zu überhören; er stellte sich hart vor ihn hin.

— Lobeck, ich glaube, mein Tagewerk wird bald zu Ende seyn. Der Oxenstierna leidet keinen Zweiten neben sich, und mein letztes Stündlein wird bald schlagen. Nun, wie Gott will!

— Gebt solch' trüben Gedanken heute nicht Raum, Feldherr, — sprach der Prediger. Weidet Euch lieber mit mir an der Freude von Tausenden, die Segen und Heil auf Euch herabflehen. Geleitet mich in meine Stadt. Gastlich werden sich die Thore Dir öffnen, und Du wirst einziehen, wie der König der Ehren. Begleite mich, Leonhard.

— Bei Gott, Lobeck, Du übst große Gewalt über mich! — entgegnete Torstenson. — Ich folge Dir!

Freudig sprang Lobeck auf, und Torstenson öffnete den Feldflügel. Der Abend war langsam herabgekommen, und die Sterne flimmten freundlich nieder auf die Gassen des friedlichen Lagers. Da wirbelten die Trommeln auf des Feldherrn Geheiß plötzlich, und die Krieger versammelten sich schweigend auf dem geräumigen Platze vor seinem Zelte. An des Feldherrn Hand schritt Lobeck in den Kreis; die benarbten Züge der erprobten alten Waffengefährten grüßten freundlich den wohlbekannten Prediger, und als es still geworden im Kreise, hielt Lobeck zum letzten Male Gottesdienst unter ihnen, wie früher oft nach mancher blutigen Schlacht, und als er geendet, tönte kräftig das Lied: »Eine feste Burg ist unser Gott!«

(Schluß folgt.)

Der Polterabend.

Leicht ist der Hochzeitkranz zu winden,
Und bald besorgt ein Brautgewand;
Nur soll Gott Hymen nie verbinden,
Was nicht Gott Amor schon verband.
Das Rechnungsbuch nie in den Händen
Sieht Amor auf den Brautschatz nicht,
Und läßt's bei Bett und Tisch bewenden.

S.

»Na, Christian,« redete Zange, der Schmied, seinen Sohn an, »Du weißt, morgen ist Polterabend, und es liegt Dir demnach ob, die Gäste zu laden. Zuerst gehst Du zum Obermeister unserer Innung und bringst bei ihm Deine Worte an; dann mußt Du die Verwandten bitten und Deine Freunde dazu; 's werden freilich ein wenig viel seyn, doch das thut nichts. Soll einmal der Polterabend gefeiert werden, dann muß es ordentlich geschehen. Je mehr Gäste versammelt sind, desto lustiger wird's. Wir sind so hübsch unter uns, die jungen Leute können sich recht austollen und wie Alten ebenfalls der Freude genießen. Lustig muß es hergeh'n, sonst sieht mich Keiner bei der Hochzeit fröhlich. Von mir an bis zum Gänse-

jungen, Alles muß jauchzen und springen. — Na, ziehe Dein Feierkleid an und halte Dich dazu.«

Während der Sohn sich ankleidete, ging der alte Papa in der Stube auf und ab, einmal nach dem andern die Hände sich reibend. Sein Gesicht glänzte vor Freude, und diese mußte ihn stark ergriffen haben, wenn sie durch die schwarze Farbe desselben hindurchdringen wollte. Zange war ein kleines, dickes Männchen, daß leicht mit einem Neger verwechselt werden konnte, wenn es in der rußigen Schmiede den Hammer schwang. Dieses schwarzgefärbte Männlein kannte keinen andern Lebenszweck, als in der sinnlichen, äußerlichen Freude, weßhalb er zu derjenigen Menschenclasse gerechnet wurde, welche »Lebemänner« genannt werden. Allein das lebhafte Naturell, welches die gütige Mutter Natur diesem Lebemanne verliehen hatte, verleitete ihn oft dazu, größern Aufwand zu machen, als seine Vermögensumstände erlaubten, so daß es nicht selten Hader gab, indem es sein Ehegespons nie billigte, außerhalb der Grenzen des Standes und Vermögens zu schreiten, wogegen Zange sich dadurch vertheidigte, daß er der besorgten Gattin einen Pantoffel zeigte. So eben war sie ämsig beschäftigt, Vorbereitungen zum kommenden vorfestlichen Tage zu treffen, die am Morgen im großen Himmelbette in einem hitzigen Gespräche bereits verhandelt worden waren. Als sie in das Zimmer trat, frug sie ihr Gemahl mit freundlichem Gesicht:

»Wie steht's, Marie? hast Du schon das Mehl zu den Kuchen eingemengt? Hast Du den Kalbsbraten holen lassen? Wenn Du Geld brauchst, sag's!«

»Das versteht sich von selbst,« erwiederte die Gefragte mit lakonischer Kürze und verließ das Zimmer.

»O Ehestand! o Weibervolk!« rief ihr der erzürnte Ehegemahl nach, griff nach Hut und Rock, legte den Schlüssel zum Geldschranke auf den Tisch und eilte nach dem Rathskeller, wo ihn alte Bekannte, die in gleichen ehelichen Verhältnissen lebten, schon längst erwartet hatten.

Der ehrsame Bäckermeister Semmel las eben die Zeitungen, als sein Nachbar, der Schmiedemeister Hammer, zur Thüre hereintrat.

»Guten Abend, Gevatter! Wie geht's, wie steht's? Was lies't'r?« Mit diesen Worten redete er den Bäckermeister an.

»Lauter Unglück! Kein Mensch gehorcht mehr;« antwortete seinem Gaste der Gefragte.

»Leider! 's ist 'ne schreckliche Zeit! Mir steh'n manchmal die Haare zu Berge, wenn ich die Hiobsposten höre.«

Nach diesen Worten saßen sich Beide eine Zeit lang still gegenüber. Plötzlich frug Hammer: »Wißt Ihr's schon?«

»Was denn?« entgegnete Semmel heftig, wahrscheinlich eine neue Zeitungsnachricht erwartend.

»Zange'n sein Sohn heirathet!«

»So schnell?«

»Ich wundere mich selber. Morgen ist schon Polterabend.«

»Das geht ja mit Extrapost!«

»Wie Vieles in der Welt. Heute werden die Lehrjungen Gesellen, übermorgen lassen sie sich schon Meister tituliren. Gestern herrschte noch ein König, heute muß er aus dem Lande flieh'n. Das Dich der —! 's hat nichts mehr Grund und Boden. Alles wird kurz abgemacht. Werden sehen, wo das Ding 'naus will.« — Nachdem er sich von diesen schnell ausgesprochnen Stoßseufzern erholt hatte, fügte er mit donnernder Stimme hinzu: »Wenn nur die Menschen das Großthun ließen!«

»Wie meint Ihr das, lieber Gevatter?« frug von Neugierde getrieben der Bäckermeister.

»Mein bischen Meinung,« entgegnete der Schwarze, »besteht darin: wer kurze Füße hat, der unterlasse es, große Sprünge zu machen. — Versteht'r mich?«

»Ganz recht. Ein Jeder strecke sich nach der Decke! Wie kommt Ihr denn aber auf dieses Thema?«

»Eben durch die Heirath. Ihr wißt, daß Zangen das Geld nicht aus den Aermeln fällt, daß er viele Kinder hat, die manchen Thaler kosten, daß unser Handwerk kaum das Nothdürftigste abwirft. Da läßt er nun auf den morgenden Abend das ganze Handwerk zu Gaste bitten. Ich ließe mir das noch gefallen; denn wir können uns nicht immer unter einander eine fröhliche Stunde machen, Tag und Nacht stehen wir vor'm Ambos, daß der Arm oft abspringen möchte; aber Gevatter, stellt Euch vor, dabei hat's Zange nicht bewenden lassen. Er hat auch noch ein halb Schock von denen eingeladen, welche nicht zur Innung gehören. Heirathen kommt nicht oft, das ist wahr; aber das Geld lies't man auch nicht auf der Straße auf.

Hab' ich keine Mittel,
Trag' ich einen Kittel.

Den ganzen Nachmittag sind nun schon, wie mir meine Frau erzählt, seine Mädchen herumgelaufen und borgen Teller, Tassen und dergleichen mehr zusammen. Gäb' lieber der alte Zange seinen Jungen das Geld, das ihm der Polterabend kostet, mit in die Profession, das wäre klüger. Aber der ist auch so ein Lebemann, der das theure Geld gering achtet. Nun, durch Schaden ist schon Mancher klug geworden, vielleicht geht's ihm auch so.«

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Vater sprach einst zu seinem Sohne, einem Schulknaben: »Du bist sehr liederlich und verlierst alle Augenblicke etwas von Deinen Schulsachen. Habe doch in Zukunft mehr Aufmerksamkeit darauf! Hier hast Du ein neues Lesebuch, ich habe den heutigen Datum darauf geschrieben, damit ich sehe, wie lange Du es gehabt hast, wenn Du es einst verlierst.« L. Horowitz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 29. August 1836.

(Fortsetzung.)

Wie überall, bei solchen Gelegenheiten, hatten sich auch Einige eingefunden, die der Bestimmung gemäß dazu nicht berechtigt waren, denn daß man noch unter Friedrich dem Großen das Licht der Welt erblickt, gab noch keinen Anspruch zur Theilnahme an einem Feste, welches diejenigen zu feiern beschlossen hatten, die unter ihm schon den Diensteid geleistet. Einer darunter war, mehr als es sich ziemte, vorlaut; erweckte dies nun auch ein ähnliches widriges Gefühl, wie eine Dissonanz für ein musikalisches Ohr, so unterdrückte man den Verdruß, weil alle Anwesende, durch Jahre und Erfahrungen geprüft, sich selbst zu beherrschen gelernt hatten. Bei der Tafel wurde als ein Curiosum das bekannte Volkslied, das auf dem baierischen Erbfolgekrieg Bezug hat, und damals hauptsächlich von den Soldaten gesungen wurde, herausgegeben.

Kriegslied,

gesungen von der preußischen Armee unter dem großen Könige

Friedrich II. von Preußen

im Feldzuge 1778.

Kaiser Joseph willst du noch
Eines mit mir wagen?
Ich und mein Prinz Wilhelm wird
Vor dir nicht verzagen.
Kennst du nicht den alten Greis,
Friederich den Großen?
Der wird deine ganze Macht
Als ein Held umstoßen.

Was hat dich dazu bewegt
Krieg mit mir zu führen?
Du wirst aber auch, wie ich,
Nicht gern was verlieren;
Oder glaubst du, daß ich alt
Nicht mehr möchte kommen?
Dazu hab' ich meinen Prinz
Wilhelm mitgenommen.

Ob du gleich verschanzest dich
Und willst mich bekriegen:
So glaub' dennoch ganz gewiß,
Daß du nicht wirst siegen.
Denn ich bin dazu zu alt,
Daß ich dir nachgebe;
Also will ich's machen aus,
Weil ich annoch lebe.

Wenn es Gottes Wille ist
Und mein Prinz bleibt leben,
Fürcht' er sich vor dir doch nicht
Und wird nicht nachgeben;
Denn er hat so viel gelernt,
Daß er kann bestehen,
Daß ich hätte nicht gebraucht
Mit in's Feld zu gehen.

Aber weil ich noch gesund
Und der Welt will zeigen,
Daß ein junger Held wie du
Schon vor mir soll schweigen:
D'rum werd' ich im Alter nun
Keinen mehr verschonen,
Ich hab' Geld und Leut' genug,
Dazu auch Kanonen.

Sterb' ich denn, so ist mein Prinz
Wilhelm an der Stelle,
Wird sich so gerecht wie ich
Schicken in die Fälle!
Er wird dennoch ganz gewiß
Seine Sach' ausführen
Und in seinem ganzen Land,
All'zeit so regieren.

Am 23. d. M., als am Jahrestag der Schlacht bei Großbeeren, strömten sehr viele Einwohner Berlins dorthin, um sich dort, unter Erinnerung dieses entscheidenden Sieges, zu erfreuen; wenn schon, da dies Fest, da es nur ernst und religiös begangen werden soll, immer auf den nächsten Sonntag, folglich auf den 23. d. M. vertagt worden war. Dadurch, daß man an dem eigentlichen Schlachttage nach dem Orte pilgert, wo 1813 sich der Feind mit großem Verlust zurückziehen mußte, um sich zu belustigen, wo es so fröhlich hergeht, wie bei einer Kirchmesse, wird es in der Folge vielleicht zu einem Volksfeste werden, wie der den Tag darauf folgende Stralauer Fischzug. So wenig es auch am Morgen den Anschein hatte, daß es von einem freundlichen Wetter begünstigt werden dürfte, so gingen doch die diesfälligen Besorgnisse nicht in Erfüllung; je später es wurde, um desto schöner wurde das Wetter für die vorgerückte Jahreszeit, wo schon die Stoppelfelder an den Herbst erinnern. Da ich keine Verpflichtung habe, davon eine ausführliche Beschreibung zu machen, und das hundertmal Gesagte, zu wiederholen und es oft mit bei den Haaren herbeigezogenen, Witzeleien pikant zu machen, so beschränke ich mich darauf, zu bemerken, daß viele tausend Menschen, von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, Alt und Jung, theils nach Stralau selbst, theils nach dem ihm gegenüberliegenden durch die Spree geschiedenen Treptow gefahren, geritten und zu Fuße gewandert waren, und da man die Ueberzeugung gewonnen, daß man dem Volke bei solchen Gelegenheiten freien Spielraum einräumen müsse, so lange nicht die allgemeine Sicherheit gefährdet ist, und sich hiernach die ex officio dort befindlichen Policeibeamten und Gensd'armen benehmen, so sind noch keine ruhestörende Excesse vorgefallen, desto lauter sprach sich aber der Frohsinn bei der untern Volksclasse aus. Singend und jauchzend kehrte er heim, und wenn der Eine oder der Andere zu tief in die Schnapsflasche gesehen, so hinderten ihn seine Cameraden, nüchterner, trunkenen Muths, Unfug zu üben. Die Policeibehörde hatte den Spruch beherzigt:

Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra etc.

Dieser Spruch ist allen Policeibehörden recht sehr zu empfehlen, die oft aus Mücken Elephanten, und dadurch einen Funken zu einer Feuersbrunst machen.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 232. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 27. September. 1836.

Die Schweden vor Zeitz.

(Erzählung von Hugo Hagendorff.)

(Schluß.)

8.

Auf dem alten Markte in Zeitz wogte eine freudige Menschenmasse. Schöne Mädchenaugen weilten neugierig auf den kräftigen Gestalten der schwedischen Soldateska, deren Panzer und Waffen goldig erglänzten im Strahle der Morgensonne. Der Magistrat, den Bürgermeister an der Spitze, in den schwarzen Feierkleidern, harrte des nun befreundeten schwedischen Feldherrn. Die feindlichen Belagerungen waren von den Mauern hinweggenommen, und keine Wacht hütete mehr die Thore. Wo vor wenig Tagen noch feindliche Waffen gedroht hatten, da hingen jetzt Kränze und Alles war Freude.

An der Spitze seiner Hauptleute, zu seiner Rechten den Prediger Lobeck, zu seiner Linken den Junker Blumenau, in der schönen blauen, mit Gold gestickten Hauptmannstracht, hielt Torstenson seinen Einzug, und als ihn der Magistrat begrüßt hatte, und ihm die Mädchen Blumenkränze überreichten, fragte er den Junker, indem sein Auge freundlich auf einer Jungfrau weilte:

— Wer ist die Dirne, Albrecht, und der junge Mann, der so sorgsam neben ihr steht?

— Das ist meine Schwester, Margarethe, entgegnete Albrecht freudig, und der junge Mann ihr Gespons, der Seilermeister Gäbelein, der in diesen Tagen mein Schwäher seyn wird.

— Nun, bei Gott! rief Torstenson lächelnd, und beugte sich zu dem erröthenden Mädchen, — da wär' ich ja bald der Störenfried Eurer Hochzeit geworden, — darum erlaubt denn, schönes Kind, daß ich den Fehler wieder gut machen und Euer Brautführer seyn darf bei dem heiligen Werke!

— Ich halte Euch beim Wort, gnädiger Herr! — rief der Seiler, und Meister Roland rieb sich schmunzelnd die Hände.

Die Stadt empfing ihren Retter mit allen nur erdenklichen Freudenbezeigungen, und um jede Schuld von sich abzuwerfen, zahlte die Bürgerschaft dem schwedischen Feldherrn zehntausend Groschen, welche dieser unter seine jubelnde Schaar vertheilen ließ. Er selbst aber, und mehrere seiner Hauptleute, die von Alters her mit Lobeck befreundet waren, verehrten der Kirche zu St. Stephan kostbare Gefäße*), die zum Theil noch heute in dem Aerario der Kirche aufbewahrt werden.

So war denn Freude auf allen Wegen, und dem fröhlichen Tage folgte ein Bankett auf dem Saale des Rathhauses.

Als Albrecht mit Torstenson eingezogen war, hatte er vergebens an der Ecke der Wendischen Gasse und des Roßmarktes nach einem großen Hause geblickt, und vergebens schweiften seine Blicke beim Bankett unter seinen blühenden Mitbürgerinnen umher, aber die er suchte, fand er nicht. Es hieß, der Syndicus sey von schwerer Krankheit befallen, und deßhalb müsse die Tochter seiner pflegen und warten, und dürfe nicht erscheinen bei dem Feste. Dem war aber nicht so; in ihrem Klosett trocknete sich Johanna manche Thräne von der Wange, wenn sie an Albrecht und den Reigen gedachte, aber der Vater hatte geboten, sie solle daheim bleiben, und ihren Schmuck und Geschmeide einpacken, denn er wollte heimlich und unbemerkt fortziehen aus der Stadt zu den Kaiserlichen, und

*) Durch gütige Mittheilung des Hrn. Pastor Kriebitsch, eines Nachfolgers Lobeck's im Amte, erfuhr ich, daß im Aerario der St. Stephanskirche, neben mehreren alterthümlichen Kostbarkeiten an silbernen und goldenen Gefäßen, sich auch drei silberne Kelche, auf deren einem ein T. in getriebener Arbeit (Torstenson), auf den beiden andern die Wappen des Grafen Trautmannsdorf und Freiherr v. Zerkinden sich vorfinden. A. d. V.

die Bürger anzeigen, daß sie es mit den Schweden hielten.

Vom Kaufhause tönte die lustige Melodie des Reigens, als Albrecht traurig durch die Straßen ging; die Freude über die gerettete Vaterstadt konnte die Sehnsucht nach der Geliebten doch nicht ganz besiegen. Er war dem Geräusche des Festes entflohen, und irrte nun ohne Ziel und Zweck in den Straßen herum, so daß mancher schwedische Krieger, der vergnügt aus den Zechstuben kam, verwundert seinem Hauptmanne nachschaute und nachdenklich über den Nachtwandler den Kopf schüttelte, welcher zuletzt, ohne es selbst zu wissen, zum Badstubenthore hinausging. Hier erst, als er in die große Pappelallee kam, welche damals sich nach der Wasservorstadt hinzog, wurde ihm freier um's Herz. Jeder Baum, jedes Feld, jeder Garten winkte ihm mit tausend süßen Erinnerungen zu. Wie oft hatte er als Knabe hier mit seinen Altersgenossen gespielt, und die Schmetterlinge verfolgt über Hecken und Gräben, oder im Frühling die gelben Schlüsselblumen und die stillen Veilchen gepflückt, welche die Wiese mit einem bunten Teppiche bekleideten. Wie damals tönte von den Fluren jenseit der Elster das Bellen der Hunde, die Schalmeien der Hirten und das Glöckchen einer verlaufenen Kuh.

Albrecht lehnte sich ermattet an einen Baum und ließ alle die alten lieben Bilder noch einmal vor seinem inneren Auge vorbeigleiten. Da tönte plötzlich helles Angstgeschrei von der Aubrücke her. Er fuhr aus seinen Träumen auf; rasch durchschritt er die Vorstadt und eilte zu der Brücke. Mitten auf derselben, wo das steinerne Crucifix steht, war ein Haufen Menschen versammelt, und als er näher kam, erblickte er den Syndicus, der im Todesröcheln am Boden lag. Blut bedeckte sein Gewand und bleich ruhte Johanna neben ihm, mit dem Kopfe an eine eiserne Truhe gelehnt. Ein schwerbepacktes Roß stand daneben.

Der Syndicus hatte den Lohn seiner Thaten gefunden. Als er mit Johanna unbemerkt bis auf die Aubrücke gekommen war, scheute sich sein Roß vor dem steinernen Christusbilde, dessen Schatten der Mond riesengroß über die Brücke warf. Er verlor den Zügel, das Roß bäumte sich und schleuderte ihn herab. Die schwere eiserne Truhe, in welche er die Kämmereicasse der Stadt gepackt hatte, um sie zu rauben, fiel auf ihn. Johanna hörte den Fall ihres Vaters; Hilfe schreiend wollte sie von ihrem Pferde herabspringen, aber auch sie stürzte nieder, und ihr Lockenhaupt zerschellte an den harten Ecken der eisernen Truhe, während ihr Roß mit schnellem Hufschlag über die Felder entfloh.

Albrecht stürzte auf Johanna zu. Da hob sie zum letzten Male ihr todmüdes Augenlid, und als sie Albrecht erkannte, zog sich ein heiteres Lächeln über das bleiche Gesicht. Dann zuckte sie krampfhaft zusammen und rief seinen Namen. Es war ihr letztes Wort. Albrecht hielt eine Todte im Arme.

9.

In der kleinen St. Stephanskirche stand nach wenig Tagen ein glückliches Paar vor dem Altare. Torstenson hatte sein Wort gelöst und war Margarethens Brautführer geworden, die jetzt mit Meister Gäbelein für immer verbunden wurde. In seinem Feierkleide saß der Bürgermeister in der Rathscapelle und schaute freudig auf die Tochter und den bleichen Sohn, der an einer Säule des Altars lehnte und mit wehmüthiger Freude auf die Schwester hinblickte. Aber als der Prediger Lobeck die Worte des Segens sprach und das Brautpaar die Ringe wechselte, da zog Albrecht eine alte verblühte Rose an seine Lippen und ging zur Kirche hinaus.

An demselben Tage noch eilte er mit Torstenson dem schwedischen Lager zu. Die ihm von dem Feldherrn angebotene Entlassung aus dem Kriegsdienst hatte er ausgeschlagen, und vergebens beschworen ihn die Seinigen, in der Heimath zu bleiben, und dort zu sterben, wo er geboren war.

Er hatte in der Heimath das Liebste auf der Welt verloren, und nahm daher Abschied von ihr auf ewig. Torstenson wurde bald darauf von der Königin Christine nach Schweden zurückberufen und in den Grafenstand erhoben. Aber Albrecht erlebte diese Auszeichnung seines Gönners nicht mehr; in einem Reiterscharmützel mit den Kaiserlichen hatte ihn nach wenig Monden die ersehnte Kugel getroffen.

Der Polterabend.

(Fortsetzung.)

Während dieser glorreichen Strafpredigt, der leider die rechten Zuhörer fehlten, hatte sich Hammer seine Pfeife gestopft. Nachdem er geendigt, begann er ein anderes Gespräch, das die politischen Ereignisse zum Gegenstande hatte. In diesem legte er die heftigste Erbitterung gegen die Franzosen an den Tag.

»Sie sind mit nichts zufrieden,« sagte er unter Anderm; »immer wollen sie etwas Neues haben und, wenn sie's erlangt, wird es wieder verwünscht. Das ist so der Welt Lauf! Früher hieß es:

Wie die Alten sungen,
So pfeifen auch die Jungen;

jetzt dreht man das Ding um und meint:

Was die Jungen meinen,
Muß den Alten scheinen.

Hammer würde noch längere Zeit fortgesprochen haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß sein Gevatter Augen und Ohren geschlossen habe.

»Tauben Ohren ist schlecht predigen,« murmelte er für sich und schlich sich, im Herzen seinem Freunde gute Nacht wünschend, zur Thüre hinaus.

Christian Zange, der Erstgeborne unter neun Geschwistern, hatte eine zweideutige Erziehung erhalten. Auf

die geistige Entwickelung der Kinder haben die Familienverhältnisse großen Einfluß. Herrscht im Hause der holde Friede, tritt nicht gegenseitiger Hader und Streit störend in das Familienleben ein, wird die Ehe, der Bund der segnenden Eintracht, durch willkürliche, ungeregelte Neigungen und Grundsätze nicht zerrissen und in Zwietracht aufgelöst, dann wird auch heiligend und beglückend dieser Engel des Friedens über den Sprößlingen schweben, und zur schönsten Blüthe die grünende Saat sich entfalten. Selten findet in dieser Beziehung eine Ausnahme statt. Zerstörend wirkt dagegen eine Ehe, die in wechselseitige Abneigung gefallen ist. Das Kind wird irre in seinem vertraulichen Anschließen an die Eltern, es geräth in Zweifel, welchen Weg es in seinem Betragen einschlagen soll, wählt jedoch gewöhnlich, da es ihm noch an heilbringender Erfahrung gebricht, den Pfad des Unglücks. Auch Christian hatte sich gänzlich der Leitung des Vaters hingegeben, der seine wirthschaftlich gesinnte, treue Ehegenossin mit abstoßender Kälte behandelte. Ihm hatte er bald die ihm eigene leichtsinnige Betrachtungsweise des Lebens abgelernt, und schon frühzeitig erfüllte ihn einzig der Wunsch, die sinnlichen Begierden so viel als möglich zu befriedigen. Die Gelegenheit, des Menschen Freund sowohl als Feind, enthüllte ihm denn auch bereits im funfzehnten Jahre die Geheimnisse des ehelichen Lebens, und entzückt von ihren Reizen entfernte er sich von jetzt an immer weiter von der Bahn der Tugend. Lange Zeit hindurch war er durch keine auffallend nachtheiligen Folgen aus seinem Wollusttaumel aufgeschreckt worden, da ließ sich plötzlich der Rächer des Bösen mit furchtbarer Stimme vernehmen. Seit einem halben Jahre hatte Christian eine zärtliche Bekanntschaft mit einer Nähmamsell gemacht. Julie Schöne, so hieß diese, war die Tochter eines Schneiders, allein seit mehreren Jahren ihrer Eltern beraubt. Moralisch vernachlässigt suchte sie sich durch weibliche Arbeiten zu ernähren, indem sie zugleich unerfahrne Jünglinge an sich zu locken bemüht war. Unter diesen ergab sich ihr Christian mit der heftigsten Leidenschaft. Einige Monate waren schon im Sinnenrausche unbemerkt dahingeflogen, da erklärte Julie ihrem Geliebten eines Abends, daß sie sich Mutter fühle. Gleich einem Blitzstrahl, welcher die unermeßlichen Räume des klaren, heitern Himmels durchschlängelt, so unerwartet kam Christian diese Nachricht. Er entwandte sich schnell den Armen Juliens und verließ in tobender Verzweiflung ihr Zimmer. In stürmender Eile durchflog er die finstern Straßen und suchte Ruhe im einsamen Schlafzimmer, allein er fand sie nicht, denn der Gedanke, daß ihn bei Bekanntwerdung seiner That öffentliche Verachtung treffen möchte, bereitete ihm schreckliche Pein. Die Strafpredigten seiner Mutter, die tiefe Betrübniß, welche für sie hieraus entstehen würde, betrachtete er ganz und gar nicht, da diese in der Familie fast einer Dienstmagd gleichgestellt wurde. Dagegen folterte ihn die Marter der Ungewißheit, wie sein Vater die Nachricht aufnehmen möchte. Endlich stillte der feste Entschluß, Julien zu heirathen, den Sturm, welcher in seinem Herzen tobte. Sein Vater gab ihm bald seine Einwilligung; seine Mutter verweigerte sie einige Zeit hindurch heftig, mußte jedoch endlich, wenn sie den Hausfrieden durch diese Hartnäckigkeiten nicht vollends vernichten wollte, nachgeben.

»Höre, Mutter, Du kannst uns heute Abend einen derben Kaffee kochen,« sagte Schieb zu seiner Frau. »Vorgestern bin ich eingeschlafen, als Gevatter Hammer da war, und heute könnte mir's leicht eben so gehen. Ich denke, er wird bald kommen. Das Sprichwort sagt: Wenn man vom Wolfe spricht, so ist er da.« Dies traf jetzt ein. Kaum hatte der weißgepuderte Bäckermeister seinen Wunsch ausgesprochen, als Hammer an die Thür klopfte. »Herein!« rief Schieb, und mit finsterer Miene grüßte Hammer das Ehepaar. Die sorgende Hausmutter entfernte sich und bald schnarrte die Kaffeemühle. Die beiden Gevattern aber wirbelten eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen, den Tabaksrauch in die Luft.

»Nun, Gevatter!« unterbrach endlich Schieb mit neugieriger Spannung das Stillschweigen; »Ihr seyd ja ganz stumm! Habt Ihr Euch vielleicht auf dem Polterabend mit den Speisen Magen und Zunge verdorben?

Hochzeitsfeier, Kindtaufsfreude
Macht ja immer fröhliche Leute!"

»Alles zu seiner Zeit und auf die rechte Weise;« erwiederte der Gefragte.

„Tanzen und Springen,
Lärmen und Singen

taugt nichts.

Ordnung regiert die Welt,
Durch Unordnung sie zusammen fällt."

Schieb. »Das ist nur zu wahr.«

Hammer. »Wie ehrbar und sittsam ging's sonst auf Hochzeiten zu! Jetzt geschieht gerade das Gegentheil. Wir beide, Gevatter, haben unsere Hochzeit auch gefeiert, und fröhlich; aber die damalige Fröhlichkeit und die gestrige, die verhalten sich zu einander, wie glühendes Eisen, mit dem ich in's Wasser fahre.«

(Schluß folgt.)

Der Fremdling.

Fernher über die Wogen,
Ueber Berg und Thal.
Bin ich fortgezogen,
In der Brust die Qual.

Jahre sind entschwunden
Mir in Einsamkeit,
Und ich hab' nicht funden,
Was das Herz erfreut!

Hätt' mich gern alleinen
Einmal satt geweint;
Ach, ich kann nicht weinen,
Hab' so viel geweint.

Neeutses Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 29. August 1836.

(Schluß.)

Nicht blos Berlin, sondern die ganze Welt, vorzüglich diejenigen darin, welche sich der Heilkunde widmen, hat ein großer Verlust durch den Tod des Staatsrath und Leibmedicus des Königs, Dr. Christoph Wilhelm Hufeland, erlitten, der am 25. d. M. in einem Alter von 74 Jahren gestorben ist. In der Voß'schen Zeitung befindet sich ein kurzer Nekrolog von ihm, worin — auffallend — besonders gerühmt wird, daß er, ein Antipode des verstorbenen Geheimen-Raths, Dr. Stein, doch nie feindselig gegen ihn aufgetreten sey. Was würde ihm das Gegentheil gegen einen so gutmüthigen, so allgemein verehrten Mann, wie Stein, geholfen haben? Nur medicinische Charlatans traten gegen andere Charlatans als Antagonisten auf, und einem Manne von so gründlicher Kenntniß, wie Hufeland, konnte es daher nie einfallen, gegen einen Arzt, wie Stein, feindlich in die Schranken zu treten. Wenn er noch lebte, würde ihm, bei seiner Denkungsart, ein so zweideutiges Lob gewiß nicht geschmeichelt, wohl aber verletzt haben. Weit auffallender war es aber noch, daß am 29. d. M., am feierlichen Begräbnißtage Hufeland's in der nämlichen Zeitung ein Nekrolog von einem Juden, Julius (?) Mendheim stand, dem im Gegensatz von Hufeland, ein großes Lob gespendet wird, weil er ein großer — Schachspieler gewesen ist. Man könnte diesen Panegyrikus leicht für eine Persiflage halten, wenn nicht das Ganze das Gepräge des Ernstes trüge.

Der König soll, einer Sage nach, in Unterhandlung mit einer auswärtigen Macht, wegen Abtretung einer Insel, zur Deportation von Verbrechern, stehen. Käme dies zu Stande, so wäre es allerdings eine wahre Wohlthat, die um so nöthiger wird, da die Criminaljustiz sehr große und mildernde Modificationen erlitten hat, und sich die Zahl der Verbrecher von Jahr zu Jahr auffallend vermehrt. Da sich die Juden unbefugt angemaßt, sich christliche Vornamen zu geben, wodurch eine oft nachtheilige Täuschung über ihre bürgerlichen Verhältnisse entstanden ist, so sollen sie künftig sich nur der Vornamen bedienen können, welche ihnen nach ihrer Geburt, ihrer Religion gemäß, ertheilt worden sind. Wer sich unbefugt des Adels anmaßt, oder einen Titel führt, zu den er nicht berechtigt ist, wird dafür, nach den bestehenden Gesetzen bestraft, warum soll es denn erlaubt seyn, sich willkürlich Vornamen geben zu dürfen, zu welchen man nicht befugt ist? — Wenn diese Anordnung allgemein würde, so dürfte sie, selbst für die Literargeschichte Vortheil bringen, man würde bei Schriftstellern und Schriftstellerinnen dadurch wissen, ob sie zu den gelehrten Christen oder zu dem gelehrten Israel gehörten; ob sie sich haben taufen lassen, oder nach den Glauben ihrer Väter bekennen. Dann würde man unter den Versen von einer Henriette Ottenheimer oder Elwine Alifeld, die Namen Judith, Rahel, Blümchen ꝛc. lesen, und alle Zweifel wären dadurch gehoben. Wer von der Wahrheit seines religiösen Glaubens lebendig überzeugt ist, wird sich dessen nicht schämen und sich Vorspiegelungen erlauben, um Andere darüber in Ungewißheit zu lassen und zu täuschen; wer sich dies erlaubt, hat immer dabei lichtscheue Nebenabsichten, wie die verkappten Jesuiten in einer frühern Zeit, gegen die ein Biester und Nicolai damals so muthig zu Felde zogen. Man hat zwar behauptet, daß sie Gespenster sähen, ja sie lächerlich zu machen gesucht und fährt damit auch jetzt noch fort. Da aber die Jesuiten jetzt, nur unter verändertem Namen, wieder hervortreten, so werden sie dadurch thatsächlich gerechtfertigt werden, wenn man auch, der Menschheit wegen, wünschen muß, daß sie sich geirrt haben möchten.

Grabschriften.

Auf einen schlechten Dichter.

Hier liegt sein Körper; sein Geist — könnte nicht sterben.

Auf einen Censor.

Nun ist er selbst von der Liste der Lebenden gestrichen.

Auf eine Witwe.

O seltne Frau, die ihrem Mann folgte!

Auf einen feigen Soldaten.

Er hat muthig gekämpft gegen den Tod; allein hier, wie überall, wurde er besiegt.

Auf einen armen Baßgeiger.

Er starb so schwer, denn er sah den Himmel voll Baßgeigen.

L. Horowitz.

Logogryph.

Es will nicht Einer mich entbehren,
Selbst der Geringste nicht; doch nur
Bin ich die Gabe der Natur;
Allein man will von mir nichts hören,
Wenn Kochkunst sich dabei nicht übt; [1])
Denn wenn man sonst mich dreht und gibt,
Fühlt man verlegen sich gekränket,
Schamröthe färbet das Gesicht,
Man zeigt sich als armsel'ger Wicht,
Den man am Narrenseile lenket. [2])
Beraubet man das Ende mir
Und setzet noch ein s dafür,
Dann niemals man an Trocknes denket; [3])
Wenn man nun auch den Anfang streicht,
Macht man Gewinn durch seine Ohren,
Sobald Fortuna hold sich zeigt,
Doch, wenn sie flatterhaft entweicht,
Geht der Gewinn und mehr verloren. [4])
Nur wer bedachtsam als Gewicht
Es nutzet der verlieret nicht. [5])

Karl Müchler.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 233. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 28. September. 1836.

Der Todte von St. Helena.

Auf öden Fels gekettet,
An wüstem Inselstrand,
Liegt hart ein Held gebettet,
Fern seinem Heimathland.

Zwei Trauerweiden schatten
Nur um sein einsam Grab,
Und wehmuthsvoll rinnt klagend
Zu ihm ein Bach hinab.

Und keinen Namen nennet
Der schlichte, stille Stein,
Doch die Geschicht' ihn kennet,
Doch die Geschicht' ist sein.

Und gleich, als müßte fliehen.
Als schied ihr letzter Held,
Das letzte Licht der Erden,
Von dieser öden Welt;

Umwölkte sich der Himmel,
Der Sonne Licht entschwand,
Als sich dem Weltgetümmel
Sanft seine Seel' entwand;

Und wilde Stürme raf'ten,
Und brachen Strauch und Stamm,
Und jagten weit die Wellen
Hin über ihren Damm.

In Wundern einst geboren *),
In Wundern einst gelebt
Ist [illegible]

Mögt ihr noch Kaiser nennen,
Die sitzen auf den Thron,
Nachdem ihr so nur nanntet,
Einst auch Napoleon?

Mögt ihr noch König heißen,
Die Völkerherrscher sind,
Da ihr so hieß't des Kaisers
Früh hingesunk'nes Kind?

Es gibt nur einen Kaiser,
Das ist Napoleon,
Es gibt nur einen König,
Das ist sein todter Sohn.

Fr. Niemann.

Der Schwur.

(Novelle von Franz Fitzinger.)

Es war um die Zeit des dreißigjährigen Krieges, als in einem der schönen, waldigen Thäler Kärnthens, welches von den ganz Deutschland umfassenden Drangsalen unberührt geblieben war, ein Müller, Namens Wellreich lebte. Des bejahrten Mannes höchste Freude war sein Töchterlein Dorothea, und außer dem Wunsche, dieß einzige Kind mit seinem reichen Mündel Theobald, dem rückgelassenen Sohne eines Forstmeisters, verbunden zu sehen, hegte er kaum einen andern von Belang.

Dieser Absicht stellte sich aber ein Hinderniß entgegen, das ihn nicht wenig quälte; und dieß war die Neigung Theobald's zu dem hübschen Röschen, einer jungen Waise, welche im Hause ihrer alten Muhme, das unge[illegible]hr eine Stunde Weges von der Mühle gelegen war, [illegible] Hände Arbeit sich und das Mütterchen ernährte.

[illegible] Alte dieser Neigung eben nicht ganz gewiß; [illegible]scheinlichkeit derselben, so wie die Ge[illegible]n Röschens beunruhigte

ihn dergestalt, daß er Tag und Nacht auf Mittel sann, dem Entstehen eines wirklichen Verständnisses zuvorzukommen. — »Meinem Mündel es geradezu verbieten, hieße ihn nur um so gewisser in Feuer setzen,« sagte er zu sich selbst, und so beschloß er denn nach langem Hin- und Hersinnen einen anderen Ausweg zu versuchen. —

Das Spätjahr hatte bereits seine Rechte geltend gemacht. Nebel und leichte Flocken verkündigten im Thale den nicht mehr fernen Winter, und nur die Wasser des Mühlbachs zeugten noch von Leben in der hinsterbenden Natur, und packten mit wildem Geräusche die Schaufeln der Räder. Gegen den Kirchhof hin aber zitterte eine zahllose Menge von Flämmchen durch die feuchte Herbstluft, denn es war Allerseelentag, und die Frommen aus der Gemeinde zogen mit brennenden Lichtern hinaus nach dem Orte der Ruhe, ihre Abgeschiedenen zu besuchen. — Röschen war auch unter ihnen. — Wellreich, der eben quer über die Straße gehen wollte, bemerkte den lieblichen Gegenstand seines beständigen Kummers; er schlug sogleich denselben Weg ein, und folgte den Wandelnden nach dem Kirchhofe.

Schweigend, die Arme verschränkt, stand er in einer Ecke, an einen Grabstein gelehnt, um zu erwarten, wo sie sich hinbegeben werde, und als sie die Stelle gefunden, ihr Licht hingestellt hatte und niedergekniet war, näherte er sich ihr mit leisen Schritten. Eine kleine Weile unterließ er es, sie anzusprechen, und ihre Andacht zu unterbrechen, die sie auf dem Grabe ihrer Eltern hielt; als sie ihm aber mit dem brünstigen Gebete geendet zu haben schien, trat er ihr zur Seite hin, und begann ein Anfangs ziemlich gleichgiltiges Gespräch.

Indessen hatten sich die andern Leute größtentheils verloren, denn es fing stark an zu dunkeln, und nur noch Einzelne standen an dem einsamen Hügel eines theuern Todten. Da sagte der Müller:

»Röschen, gestehe mir aufrichtig: Liebtest Du Deine Eltern?«

Das Mädchen wußte nicht recht, was sie darauf antworten sollte, dann erwiederte sie mit innigem Tone: »Weiß es Gott! mehr als mich selbst, Herr!« —

Und würdest Du auf ihrem Grabe einen Eid schwören, wenn Jemandem dadurch geholfen werden könnte?«

»Ei, lieber Herr Wellreich, ich verstehe Euch nicht.« —

»Nun, so höre, Kind: Sey's nun eine Schwachheit von mir, sey's — was es wolle, Röschen, sprich: wolltest Du mir bei den Gebeinen Deiner Eltern, die hier ruhen, schwören, daß Du meinen Mündel Theobald niemals lieben wirst?«

»Ich Euren Mündel?« sagte Röschen mit großen Augen.

»Das heißt so lieben, wie man Einen liebt, dem man Herz und Hand zu geben bereit ist,« setzte er hinzu.

»Lieber Herr Wellreich,« [illegible] nach einer kleinen Pau[illegible]

staunens, — »ich kann mir wahrhaftig nicht einbilden, wie Ihr auf den sonderbaren Einfall kommt. Seht, ich gestehe Euch aufrichtig, daß ich Euch immer für einen gescheidten, braven Mann gehalten habe, — aber — verzeiht mir — es will mich bedünken — und Scherz hier treiben werdet Ihr doch gewiß auch nicht.« —

»Nein, Liebe,« — belehrte sie der Müller, »es ist mir vollkommen Ernst mit der Sache, und ich bitte Dich nochmals, so sehr ich bitten kann, schwöre mir, daß Du Dich in Theobald nie verlieben willst!« —

»In der That,« sagte Röschen wieder, »Ihr kommt mir so grauenhaft vor, — im Uebrigen kenne ich Euren Theobald ja kaum, habe noch zu keinem Manne Herzensneigung empfunden, und kann Euch mit gutem Gewissen wohl den Gefallen thun, wenn, wie Ihr sagt, eines Menschen Glück davon abhängt, obschon ich das nicht begreifen kann, und weil Ihr gar zu sehr darauf besteht. Begehe ich etwas Unkluges, so mögt Ihr's auf Euch nehmen!« —

»Mein Ehrenwort darauf! — Röschen, Du beschwörst also?« rief der Alte freudig, und wiederholte die Formel zum zweiten Male, ihre Rechte zum Schwur emporhaltend.

»Nun gut,« sagte das unbefangene Mädchen, streckte die beiden Finger aus, und rief eben so arglos:

»Ich schwöre es Euch bei den Gebeinen meiner Eltern auf ihrem Grabe!«

Vor dem Häuschen der alten Muhme draußen pfiff und heulte der Wintersturm, und trieb den wirbelnden Schnee in dichten Massen vor sich her, und legte ihn fußhoch auf Weg und Hügel. In das Dröhnen der Dielen und Sparren knisterten die beeiseten Zweige der nahen Tannen, und zuweilen warf der Wind von ihnen herab einen Ball von Schnee an die kleinen, gefrornen Scheiben des Stubenfensters, während der schwarze Rauch der wohlunterhaltenen Kaminflamme bis auf den beschneiten Boden niederschlug. Frau Brigitta, die Muhme, saß in des Feuers Nähe, und hielt dem an ihrer Seite mit Spinnen beschäftigten Röschen eine Vorlesung aus der Bibel, welche den geistlichen Reden ein recht aufmerksames Ohr schenkte. Je zuweilen unterbrach, wie ein leichter Blitz, die Erinnerung an des Müllers Worte ihre Aufmerksamkeit, welche sich aber nach und nach völlig verlor. Sie konnte nicht umhin, die Muhme zu bitten, daß sie die Lesung für diesmal einstellen möchte, da sie ihr gern etwas ganz Besonderes und Seltsames zu erzählen hätte. — Mit großer Neugierde horchte Frau Brigitta nun demjenigen zu, was ihr Röschen von ihrer Unterredung mit Wellreich auf dem Friedhofe erzählte. — Als das [illegible] geendet hatte, schüttelte die Alte be[illegible] schwere Bibel weg, und

Gott für Empfindungen in Dein Herz gelegt hat? und weißt Du nicht, daß der Teufel die Seelen gerade an dem Zipfel packt, wo sie am festesten zu seyn glauben und am schwächsten sind? Und, abgesehen von dem Allen, mein Kind, ist das ein vermessener, gotteslästerlicher Schwur, ein Eid gegen die Natur; denn hängt es wohl von Dir ab, ob Du lieben willst oder nicht, und wen? Würdest Du Dich zu schwören getrauen: Ich will niemals krank werden?«

Diese und ähnliche Aeußerungen der Muhme umstrickten das Herz ihren jungen Verwandtin wie mit einem Netze von bangen Gefühlen.

»Warte,« — rief die Alte, und fing an, ihre Kartenblätter zu ordnen, — »ich will doch sehen, was das Schicksal —«

»Nein, um's Himmelswillen, nein!« unterbrach sie Röschen, — »ich will nichts wissen, Muhme! Laßt mich mit Euerem Schicksal und Eueren Karten; es gibt kein Schicksal, es gibt nur einen Gott, und auf den baue und vertraue ich in Allem und Jedem. Er wird es zum Besten lenken, wenn ich auch einen Frevel begangen haben sollte, denn ich wollte ja keinen Begehen, und verspreche ihm und Euch, daß ich in meinem Leben nicht wieder so unbesonnen handeln will.« —

(Fortsetzung folgt.)

Altgebacknes.

Kaiser Joseph II. fand Wohlgefallen an der schönen Prinzessin Santa Croce in Rom. Er kam auch bald wieder dahin, und zwar in der Charwoche, wo Alles das heilige Kreuz in großer Ceremonie küßt. Die Römer antworteten auf die Frage, warum der Kaiser schon wieder da sey? **E venuto per baciar santa croce.**

Sultan Saladin, eigentlich Sala-Heddin, der Wiedereroberer Jerusalems, selbst von den Christen der Tapfere und Weise genannt, ließ während seiner Sterbestunde einen Mann vor den Pforten seines Palastes mit einem weißen Leichentuche treten und ausrufen: »Seht her! von allen Eroberungen nimmt der Ueberwinder des Orients, Sultan Saladin, nur dieses mit.«

Sprechen und Schreiben.

Ein Wortspiel und Wortstreit.

Sprechen.

Mein Nam' ist Sprechen; ein gewaltig Wort,
Eint sich's zumal mit einer guten Lunge.
Des Hasses ist es, wie der Liebe Hort,
Das mächtigste der Glieder ist die Zunge!
Was Liebe sprach, wie ist's mir treu geblieben!
Ein dürftig Surrogat: was sie geschrieben.

Schreiben.

Ich heiße Schreiben, und bekanntlich ist
Das Sprechen leicht von Ammen zu erlernen.
Doch höher stell' ich Schrift zu jeder Frist;
Gott selber schreibt am Himmel ja mit Sternen;
Und Mancher würde arm Zeitlebens bleiben,
Vermöcht' er nicht Ducaten zu erschreiben.

Sprechen.

Den Teufel zu beschreiben, Kinderspiel!
Doch traun kein Spaß, wie Faust, ihn zu besprechen.
Anschreiben ist gefährlich, wird's zu viel,
Weit besser kommt man durch mit dem Ansprechen.
Vorschreiben, trotzig Wort! Hübsch vorgesprochen,
Hast du die Mittel nicht, auf was zu pochen.

Schreiben.

Versprechen? Ei, wer gibt etwas darauf?
Verschreiben, ja, daß lass' ich mir gefallen.
Mitsprechen hört man überall vollauf,
Mitschreiben aber läßt sich nicht bei Allen.
Einsprechen kann man wohl, doch schlimm berathen
Ist, wer da eingeschrieben zum — Soldaten.

Sprechen.

Nachschreiben, dabei kommt's auf Kopf nicht an;
Wohl aber beim Nachsprechen kluger Worte;
Absprechen ist's, was nur der Meister kann,
Abschreiben, das kann Jeder hier am Orte.
Drauf los geschrieben wird von Vielen früher,
Eh' sie noch losgesprochen vom Erzieher.

Schreiben.

Zuschreiben muß man oft sich selbst ein Leid,
Trost zuzusprechen will nur selten frommen.
Zu Ruhm und Geld kann man in unsrer Zeit
Durch Schreiben schneller als durch Sprechen kommen.
Leicht ist der Mund durch Sprechen zu verbrennen;
Doch Schreiben lehrt uns Ueberlegung kennen.

Sprechen.

Erbärmlich' Ding, die Feder in der Hand!
Der Schreiber nicht, der Sprecher ist geehrter.
Die Sprache war, eh' man die Schrift erfand,
Die je gelehrter, oft nur ist verkehrter.
Wer etwas will, er mag es mündlich sagen;
Ein freundlich Wort hilft immer zum Vertragen.

Schreiben.

Das unterschreib' ich; doch: was Sprechen nicht,
Was Schreiben nur vermag, das läßt man drucken;
So hört die Welt davon; es kommt an's Licht,
Und Jeder Leser kann es sich begucken.
Aussprechen kann man sich, doch aus dich schreiben,
Das möge fern von dir, Unser'm Planeten, bleiben!

Schütz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Aus Prag, Mitte September 1836.

Vivat! Vivat! Vivat! Wir haben einen König, wir haben eine Königin. Jener heißt Ferdinand und ist Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn ꝛc. ꝛc. und diese heißt Maria Anna und ist Kaiserin von Oesterreich, Königin von Ungarn ꝛc. ꝛc. Jener wurde in der Metropolitankirche zu St. Veit am 7ten, diese ebendaselbst am 13ten September d. J. gekrönt. —

Hiermit könnte ich meinen Bericht schließen, ohne daß mir Jemand den gegründeten Vorwurf machen könnte, ich hätte nicht alle wichtigen Neuigkeiten während des Zeitraums erschöpft. Wahrhaftig, die Fremden, die in Massen trotz der herrschenden Seuche herbeiströmten, werden sich nicht weniger getäuscht gefunden haben. Man machte sich die größten Vorstellungen von den Festivitäten und Herrlichkeiten, die da zu schauen seyn würden, und hatte auch nach den ungeheueren Vorbereitungen ein Recht dazu. Schon mehrere Wochen vor Ankunft der Majestäten wurde aller Orten gehämmert und gezimmert, gebaut und übertüncht, gerieben und gewaschen, Gerüste und Ehrenpforten aufgestellt, kurz allerhand Vorbereitungen getroffen. Es war kein Arbeiter, kein Tagelöhner mehr aufzutreiben. Täglich kamen Fremde schaarenweise herein, die Straßen wurden voller, die Stadt belebter; man drängte und stieß sich auf allen Plätzen, kurz man fürchtete eine Ueberfüllung, Mangel an Quartieren und Lebensmitteln. Allein „laßt nur den lieben Herr Gott walten" — die Cholera nahm zu; obwohl eine policeiliche Instruction den Aerzten gebot, die Krankheit nicht bei den wahren Namen zu nennen, wurde die umgreifende Krankheit bald bekannt, bereits gemiethete Wohnungen wurden mit Verlust der Drangabe abbestellt, bereis Anwesende tummelten sich fort, ja es verbreitete sich sogar schon das Gerücht, die Krönung würde aufgeschoben. Allein die triftigste Widerlegung dieser Sage war der Einzug am 1sten. Alle Fenster in den Straßen, wodurch der Zug gehen sollte, waren mit Köpfen besäet, auf den Gassen wimmelte es durch einander, die Tribunen, von einigen Zimmermeistern aus Speculation errichtet, um Plätze zu vermiethen, waren (es kostete Geld) spärlich besetzt, von allen Giebeln und Dachlucken flatterten Fähnleins, die Häuser waren decorirt, die Schuljugend, die Zünfte, die Beamten machten Spaliere und hindurch fuhr bei dem Geläute der Glocken der, nichts weniger als prachtvolle Zug. Als er vorbei war, gaffte Einer den Andern fragend an. Einige Cürassiere und ein Paar Sechsspänner, und etwelche Gardisten, das war die ganze Herrlichkeit. Man spottete jener, die Plätze oder Fenster gemiethet hatten, denn man gab für eines auch 10 Fl. CMze. — —

Glänzender war Tags darauf das théâtre paré. Billets dazu, so wie zu allen Feierlichkeiten, wurden auf Ansuchen von der Landesstelle ertheilt. Die Oper, Meyerbeer's „Kreuzritter," wurde mit glänzender Ausstattung gegeben. Man lasse sich aber nicht von 40- oder 30-tausenden vorschwatzen. Die Decorationen, bis auf die, die Kleinseite Prags vorstellende Cortine, sind höchst einfach, und ebenso der eingelegte Tanz, hingegen das Costume, reich und vollkommen, bietet eine schöne Augenweide. Die Darstellung selbst genügte nicht. — Samstag fand die Huldigung statt, wobei die Equipagen angestaunt wurden. Glänzend geschmückte Pferde, Wagen und Bediente, über und über strotzend von Gold- und Silber-Tressen. Nachmittag waren die Herrschaften im Bubentscher Parke. — Während der Kaiser einem böhmischen Stücke, einer Uebersetzung vom „Diener zweier Herren" beiwohnte, starb der Erzbischof von Ollmütz, Bruder des hiesigen Oberstburggrafen, Grafen Chotek, an der Cholera. Ungeachtet dieser betrübenden Störung ging die Krömung vor sich. Beschreibung Seiner Majestät des Krönung König Ferdinand Deutsch und Böhmisch riefen die Burschen und boten Büchelchen feil, welche die Ceromonieen ausführlich enthielten. Wer sie wissen will, mag sich diese Beschreibung verschaffen, ich habe keine Lust, sie abzuschreiben und hier wieder aufzutischen. Erwähnen aber muß ich des vorgefallenen Kampfes. Während der feierliche Zug von der Burg in die Domkirche ging, wurde das Schloßthor gesperrt und Niemand eingelassen. Da kamen die Zünfte in Parade mit Fahnen und Musik herbei, und forderten Einlaß, in der verzeihlichen Meinung, man brauche sie bei der Krönung. Sie wurden aber durch einsprengende Uhlanen eines Bessern belehrt, und mit Kolben- und Lanzenstößen auseinandergejagt. Verletzungen fielen mehrere dabei vor, Einem wurde das Auge ausgestoßen, einem Zweiten der Fuß gebrochen und so wird Mehreres erzählt. — Dieser unglückliche Vorfall ist gewiß nicht die Schuld der beaufsichtigenden Behörde. Im Gegentheile es waren während der ganzen Zeit so musterhafte Anordnungen getroffen, daß sie Jeder dankend anerkennt. Allein es gab Menschen, die durch eine Kokarde auf dem Hute, oder einem Bande am Arme sich berechtigt glaubten, das be- und neugierige Publicum zu maltraitiren, statt es mit freundlichen Worten zurechtzuweisen, oder gar Practikanten in Uniform, welche in der arrogantesten-barschen und jeden Gebildeten wahrhaft empörenden Art die Leute behandelten. Keine Volksmasse, ja kein Plebs ist leichter zur Ruhe und Ordnung zu bringen, als die Prager; ein höflicher Bescheid, und die Menge geht friedlich ihren Weg; allein nirgend zugelassen, und noch dazu gezerrt und gestoßen, äußern sie ihren Unwillen auf die brutalste Art. Doch genug, es fiel weiter keine blutige Unordnung vor. Das Banket wurde gehalten, allein die Illumination durch Regen gestört; es wurde daher erst nach der Krönung der Königin beleuchtet.

(Schluß folgt.)

Merkur.

Es ist Zeus und der Maja Sohn,
Merkur, der Diebe Schutzpatron,
Auch bringt der Wahlverwandtschaft wegen
Dem Handelstand er Glück und Segen,
Denn dieser hat in einer frühern Zeit,
Als seinem Gott, Altäre ihm geweiht. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 234. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 29. September. 1836.

Der Schwur.

(Novelle von Franz Fitzinger.)

(Fortsetzung.)

An der Thüre pochte es mit einigem Ungestüm. Sie ward geöffnet, und herein trat der Jäger Theobald. Sein Hut, seine Schultern waren dicht mit Schnee belegt, und die rechte Hand umwand ein Sacktuch, aus welchem Blut herabtroff. — Freundlich begrüßte er die Anwesenden, warf das geborstene Rohr bei Seite, und bat um Wasser und Salz für seine Wunde.

»Die verdammte Flinte mußte mir eben springen, als ich den schönsten Fuchs unterm Schusse hatte, der mir je in unsern Forsten vorgekommen ist!« sagte er mit etwas vom Schmerze gezogenen Munde. —

Die Alte brachte schnell und bereitwillig das Nöthige herbei, indem sie mit Theilnahme fragte, ob er großen Schaden genommen habe?

»Nicht doch,« erwiederte Theobald, »es hat nicht gar viel zu bedeuten; auf der andern Seite ist ein kleiner Fleck, der mich weit mehr schmerzt, ohne daß ihn die Flinte verletzt hätte.« Er deutete dabei auf seine Brust, und blickte mit sprechenden Blicken auf Röschen, die fast unbeweglich auf ihrem Schemmel dasaß und kaum emporzusehen wagte.

»Dank, tausend Dank!« sagte Theobald, als Brigitta mit ihrem Verbande fertig war, und ihn zu sitzen und ein wenig Suppe zu nehmen bat, — »aber, bei meiner Jägerehre, fuhr er scherzend fort, so geschickt Ihr mich zu pflegen versteht, Frau Brigitta, so würden gewisse Hände meine Wunde doch noch weit sicherer und geschwinder heilen, und wenn sie auch hundert Mal weniger geschickt wären, als die Eurigen.«

Röschen hörte und verstand die Bemerkungen recht wohl, aber es schien keinen Eindruck auf sie zu machen; denn sie erwiederte nichts darauf. — Theobald verdroß das ein Bischen. »Ei, Jüngferchen,« sagte er etwas beleidigt, »einer Antwort, eines Blickes zum wenigsten wär' ich doch würdig, da ich, bei meinem Blute! doch nichts verbrochen habe, als daß ich Euch gut bin!«

Röschen erröthete, und erwiederte dann gleichgiltig: »Verzeihung, wenn ich Euch unhöflich begegnet bin, ich dachte aber gerade an etwas Anderes.«

»Höflichkeiten? O, schönes Röschen, spart diese für die gestrengen Amtleute und dem Herrn Pfarrer auf, aber Euer Mund muß recht liebe freundliche Worte sagen können, und ein einziges davon gälte mir mehr, als alle Höflichkeiten der Welt.«

»Schönen Dank,« versetzte sie mit anscheinender Schalkhaftigkeit, — »man muß gestehen, Ihr habt die zierlichen Redensarten recht aus dem Grunde studirt.« — Aber in der That war es ihr nicht so heiter um's Herz, denn die Worte der Muhme raunten ihr beständig in den Ohren, wie das Flüstern eines Gespenstes.

»Scheltet mir nicht Redensarten, was ich Euch sage, Röschen,« antwortete Theobald, — »aus dem Grunde hab' ich es freilich studirt, aber aus dem Grunde meines Herzens, und der ist tief!«

Röschen stand auf. »Ich muß fort,« sagte sie, »hinaus an's Ende des Dorfes, eine Kranke zu besuchen.«

»In diesem Unwetter?« fragte Theobald besorgt, »wenn es denn seyn muß, so gestattet wenigstens, daß ich Euch führe; der Sturm, das Gestöber —« Er faßte sie sanft und zutraulich um die Mitte.

»Gestattet mir wenigstens, Herr Theobald, daß ich mir das verbitte,« erwiederte Röschen, sich losmachend, mit niedergeschlagenen Augen. — Bei einer Wendung traf sein Blick den ihrigen. Sie erschrak heftig darüber; wenn nicht aus Liebe, doch aus Furcht vor derselben, und es war ihr stets, als rief ihr Jemand zu: Hüte Dich vor diesem! —

»Verbieten? Immerhin!« sagte Theobald mit dem Gefühle gekränkter Zärtlichkeit; — »aber daß ich den-

selben Weg für mich allein wandle, werdet Ihr mir doch nicht verbieten wollen?« setzte er dann weicher hinzu.

»Immerhin!« entgegnete Röschen, seinen Ton nachahmend; holte ihr Ueberkleid und eilte zur Thüre hinaus. Theobald säumte nicht, ihr zu folgen, doch ließ er sie auf der einen Seite der Straße gehen, während er selbst auf der andern hinschritt, ohne ein Auge von ihr abzuwenden.

Die Bahn war spiegelglatt, und jeder Schritt ein Wagestück. Gar wohl bemerkte er, wie sie ihre liebe Noth hatte mit dem Weiterkommen, und versuchte es öfters, ihr seinen Beistand anzubieten. Der ward aber immer mit kurzen Worten abgelehnt.

Da begann der Weg, bestrichen von dem schneidenden Nord, plötzlich so schlüpfrig zu werden, daß es Röschen durchaus unmöglich ward, ohne Hilfe weiter zu gehen. Vergebens wendet sie sich bald rechts, bald links; will zurückkehren und bleibt doch stehen; Theobald sieht ihren Jammer, und schreitet, ohne zu fragen, hinüber, und bietet ihr seinen Arm an. Unwillkürlich stützt sie sich in denselben, und eine Strecke wandern Beide glücklich weiter. Auf einmal aber gleitet Röschen aus, und fällt mit einem lauten Schrei in die Arme des sie haltenden Theobald. Vor Schreck und Angst pocht heftig ihr Herz an jenem andern, das ihm entgegenpocht. — Er preßt sie feurig an seine Brust, und drückt einen heißen Kuß auf ihre starren Lippen. — »Röschen,« ruft er siegestrunken, »bei Gott dem Allmächtigen, ich liebe Dich mehr als mein Leben!«

»Laßt mich!« — rief Jene in völliger Verwirrung, »Ihr habt mich hintergangen. Abscheulich! Ich hätte mehr Achtung verdient!« — Warme Thränen schmelzten den Schnee zu ihren Füßen.

»Ich will nach Hause zurückkehren,« sagte sie nach einiger Ueberlegung, — »Ihr mögt mich dahin führen, aber unter einer Bedingung, die Ihr erfüllen müsset, wenn Ihr mich nicht hasset.«

»Seele meiner Seele! Ich Dich hassen?« rief Theobald, »ich schwöre es bei —«

»Keinen Schwur, um's Himmelswillen keinen,« fiel das Mädchen, welche das Wort tief erschüttert hatte, schnell, — »aber die Bedingung muß erfüllt werden!«

»Befiehl, herzliebstes Röschen, und wär' es das Schwerste!« —

»Bei meiner Wohnung angelangt werd' ich es Euch nennen.« —

Schweigend gingen sie den Pfad hin, und der Wind beflügelte ihre Schritte. — Nun standen sie am Hause.

»Wir sind am Ziele,« sagte Theobald, da zog Röschen ihren Arm aus dem seinigen, und sagte mit Ueberwindung: »Die Bedingung ist: Mich nie wieder zu sehen! Lebt wohl!« und mit diesen Worten schlüpfte sie eilig in's Haus hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Polterabend.

(Schluß.)

Er schwieg hierauf und blickte düster vor sich hin. Doch Schieb behagte dieses Intermezzo nicht. Er forderte ihn auf, von dem gestrigen Polterabende etwas zu erzählen.

Hammer. »Im Voraus: ärgert Euch nicht! Mir ist es heute den ganzen Tag im Kopfe herumgegangen. Könnt' ich die Gesellschaft ein Mal in meine Schmiede kriegen, ich wollte sie zurecht schlagen, wie mein Eisen. —

Als ich in den Hausflur trat, war dieser mit zertrümmerten Töpfen, Flaschen und Scherben aller Art angefüllt. Läßt sich nicht anders erwarten, dacht' ich, und ging in die Stube zu den Gästen. Da sah ich bekannte und unbekannte Gesichter, junge und alte, männliche und weibliche; die löbliche Innung mit Frau und Kind, den Förster, der sein Pferd bei Zange beschlagen läßt, den durchtriebenen lustigen Chirurgus, und junge Laffen, die herumschwänzelten und liebäugelten. Wohlweislich hatten die alten Matronen ihre leeren Handkörbe nicht vergessen. Das Gedränge in der kleinen niedrigen Stube war so groß, daß mir die Herren Gäste die Füße würden zertreten haben, hätte ich mir nicht Platz gemacht. Plötzlich ergriff mich Jemand beim Arme, und als ich mich umsah, war es der bekannte Windbeutel, dem's mit dem Studiren nicht hat gehen wollen, und der sich nun da einzuschwärzen sucht, wo sein leerer Magen für einige Tage Nahrung zu erhalten hofft.

»Hier, lieber Hammer!« schmeichelte er, »hier haben Sie zwei Hochzeitsgedichte, von denen Sie das eine dem Brautpaare geben, das andere aber für sich zum Andenken an diesen festlichen Tag behalten können. Sie kosten mir wenig.« Aha, dacht' ich, der sucht sich auf diese Weise ein Paar Groschen zu machen, griff in die Tasche und gab ihm ein Douceur.

Mit einem tiefen Bücklinge zog er sich zurück. — Hier ist das andere Hochzeits-Carmen; wenn Ihr's vielleicht lesen wollt, Gevatter. 's ist ein Bischen hoch gegeben.«

Schieb. »Les't Ihr mir's vor; ich habe meine Brille verlegt.«

Hammer.

Brüder, auf zum Fackeltanz!
Seht Ihr Hymen winken,
Glänzen dort der Mädchenkranz,
Hier die Gläser blinken?
Leert erst die Pokale,
Und dann auf vom Mahle
Hin zum Freudensaale!
Dort in frohen bunten Reih'n
Hymen dieses Paar zu weih'n.
Wie das Bräutchen schüchtern blickt,
Ob beim Saft der Trauben,
Nicht ein Schalk ihr näher rückt,
Ihr den Kranz zu rauben!
Wie mit Wohlbehagen
Uns die Mädchen fragen:
Habt Ihr Muth zu wagen?
Schützen soll sie unf're Hand;
Fehde, der den Kranz entwandt!

Das eine der Gedichte gab ich dem Brautpaare, und, da ich dies für das Beste hielt, wünschte ich ihm den Segen unsers Herrgottes. Aber daran schien den Leutchen nichts gelegen zu seyn. Der Bräutigam sah gleichgiltig darein, die Braut machte ein saures Gesicht.

Nachdem wir nun eine Zeit lang in der Stube herumgestanden hatten, — setzen konnten wir uns nicht, weil keine Stühle vorhanden waren, — ging's in's Speisezimmer. Ihr kennt doch die Stube, die nach dem Hofe zu liegt? — Hier wurde nämlich das Gastmahl gegeben. Aber, aber! mit dem Essen und Trinken sah's schlecht aus. Der Chirurgus, der Förster und der Windbeutel machten saure Gesichter; ich dachte in meinem Herzen: wer hoch steigt, fällt tief. Die Gäste waren verstimmt. Nach dem Mahle rief mich der alte Zange bei Seite. »Hört Hammer,« bat er; »wollt Ihr mir nicht zehn Thaler borgen? Das Geld ist alle und ich möchte doch gern meinen Gästen einen Punsch geben, um sie aufzuheitern. 's geht freilich nicht so, wie ich's gewünscht hätte.« Was sollt' ich machen? Ich gab ihm das Geld, das bald in Punsch verwandelt wurde. Kaum hatten die Leutchen einige Gläser hinuntergeschlürft, als das Lärmen und Toben seinen Anfang nahm. Kein vernünftiges Wort wurde gesprochen. Der Windbeutel erzählte seine Streiche, die er auf der Universität begangen, wie er die Philister — so nannte der Esel die ehrsamen Bürger — betrogen, oder, wie er sich ausdrückte, geprellt habe, wie er Schulden halber im Gefängniß gesessen, die Menschen grob behandelt u. dergl. Alle lachten und jubelten dem Bruder Liederlich Beifall zu. Plötzlich entfernte er sich, kehrte aber bald mit einem saubern Pärchen zurück. Dies bestand nämlich aus dem alten Fiedelhans und seiner Schwester, welche die Flöte bläst. Bald flogen Tische und Stühle zur Thüre hinaus und das Springen begann. Ich zog mich mit dem Chirurgus und dem Förster in die vorige Stube zurück, wo wir uns über allerhand Gegenstände unterhielten. Der Förster erzählte eben was aus seinem Leben, als wir plötzlich einen lauten Schrei hörten. Wir stürzten sogleich zur Thür hinaus, indem wir glaubten, daß ein Unglück geschehen sey. Doch dies war noch nicht geschehen, hätte aber leicht dahin kommen können. Der Windbeutel war nämlich eben im Begriff, Hulpen's sonst leichtfertige Tochter zu attakiren. Nun, er wird an mich denken! Ich habe ihm ein Paar Ohrfeigen gegeben, daß er zu Boden stürzte. Die andern Gäste kamen nun auch herzugestürzt, erfuhren, was geschehen war, und — das Fest hatte ein Ende. Die Matronen gingen mit leeren Körben nach Hause, Alle waren ziemlich kleinlaut.«

Drei Monate nach der Hochzeit wurde Zangen's Frau von einem Mädchen glücklich entbunden. Anfangs machte dies zweideutige Ereigniß in der Stadt Aufsehen, wurde jedoch, da schon mehrere Fälle dieser Art vorgekommen waren, bald wieder vergessen.

Der Windbeutel hat sich, ohne Abschied zu nehmen, aus der Stadt entfernt. Man meint allgemein, daß ihn die Ohrfeigen des Schmieds so schnellfüßig gemacht haben.

Klagelied eines neuen Lyrikers.

Wie herrlich blüh'n die Rosen,
Wie üppig und wie schön, —
Ich habe keine Hosen,
D'rum kann ich sie nicht seh'n.

Wie geht ihr Flor vorüber,
Mein Schneider ist ein Bär!
Er sprach zu mir: „Mein Lieber,
Bezahl'n Sie mich vorher!"

Nun sitz' ich hier und dichte,
Und klag', daß Gott erbarm,
Fatal ist die Geschichte,
Dem Sänger liebeswarm.

O Freiheit! in dir kosen
Die andern Menschen sich, —
Hätt' ich ein neu Paar Hosen,
Auch ich genösse dich.

Champagner her! — Ich schenke
Den Brunnen frisch in's Glas,
Und wenn ich mir es denke,
Schmeckt er wie Reben-Naß.

Zu euch flücht' ich, ihr Musen,
In meinem bittern Schmerz,
Ihr tragt ein Herz im Busen
Für Jammer und für Scherz.

Gott Amor selbst, der lose,
Er winkt vergeblich mir,
Mir fehlet meine Hose,
Und standhaft bleib' ich hier!

Mein Liebchen wird sich sehnen
Nach mir gar inniglich,
Und hätt' ich Zeit zu gähnen,
So gähnt' ich sicherlich!

Komm', Muse, Du und trage
Mit mir der Schmerzen Schaar,
Wie bitter ich auch klage,
Schlecht bleibt das Honorar!

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Aus Prag, Mitte September 1836.

(Schluß.)

Außer den öffentlichen Gebäuden und Palästen zeichnete sich nicht ein einziges Haus aus. Von sinnreichen Inschriften, Gemälden ꝛc. war gar keine Spur, nichts als Lampen und wieder Lampen, bald mit Oel, bald mit Talg gefüllt. Der Kaiser holte sich von dem nächtlichen Umzuge einen Husten, und konnte auch deßhalb nicht, wie früher bestimmt, am 16ten abreisen. Auch auf dem Hofballe erschien er nicht, bei welchem sich an 4000 Menschen versammelten. Strauß, der, durch das ungünstige Wetter verhindert, seine bereits angekündigte Gartenunterhaltung nicht geben konnte, spielte mit seinem Orchester, man tanzte und ließ sich die Confituren und das Eis wohl schmecken. Früher war die liebenswürdige Princessin Therese, Tochter des Erzherzogs Carl, als Aebtissin des adeligen Damenstifts installirt worden, obgleich die früher creirte Aebtissin, Schwester des regierenden Kaisers, noch am Leben.

In der Zwischenzeit besuchten die hohen Herrschaften abwechselnd die hiesigen Kunst- und Industrie-Institute, besonders erregte die veranstaltete Gewerbeausstellung lebhaften Antheil, und es wurde Vieles davon verkauft. —

Bis hierher wird man mir wohl beistimmen, daß nichts Außerordentliches anzustaunen gewesen. Der Schmuck der Hofdamen, die Brillanten und Demanten und Perlen, die Schleppkleider ꝛc. so wie der Anzug der ungarischen Leibgarde und dergleichen haben nicht jene Erwartungen befriedigt, die man, vermöge der Nachrichten, von weiland Leopold II. Krönung, oder während des Aufenthaltes der ehemaligen Kaiserin Maria Luise, so vorschnell aufstellte. Einen kleinen Ersatz hatten jedoch die Ausharrenden durch das am 14ten abgehaltene Volksfest.

Ich liefere jedoch auch davon keine detaillirte Beschreibung, da sie in jedem politischen Blatt zu finden seyn wird. Es war eine fröhliche Volksmasse beisammen. Der Zug der sechszehn Kreise Böhmens, aus jedem ein Brautpaar, welches 200 Fl. Münze zur Aussteuer erhielt und von wenigstens dreißig im Nationalcostüm gekleideten Begleitern umringt, mit den vorzüglichsten Producten ihres Bezirkes, erfreute Jeden. Es war herrlich anzusehen. Gleich aber nach dem Vorbeifahren reisten die Bauersleute wieder ab, denn sie waren zum Theil nur mit Gewalt hereinzubringen, indem sie fürchteten die Cholera mit heim zu schleppen. Einige aber traten zu ihren Buden, aßen, tranken und tanzten auf dem vorgerichteten Platze. Während dem schwenkten sich Seiltänzer in der Luft, Puppen producirten sich im Pimperltheater u. dgl. m. Alles ging friedlich, bis in die Nacht, wo die Berauschten ein wenig Lärm machten, und die Dauben einiger Bierfässer einschlugen, die ein Wirth listig zurückhalten wollte. Das Tags darauf angekündigte Feuerwerk von Stuwer mußte ungünstiger Witterung halber aufgeschoben werden.

Bei Uebersehen dieses flüchtigen Berichtes finde ich keine Erwähnung des Freitheaters, und trage sie nach. Ich war darin, ehe ich in den Hofball fuhr, denn beides fiel an einem Abende. Es war spaßhaft, diese forschenden Mienen der schlichten Landleute, die im Parterre, in den Logen und Sperrsitzen sich befanden, die aufgespreizten Augen, den offenen Mund u. s. w. anzusehen. Es war aber im gedrängt vollen Hause so ruhig und so still, als befände man sich in der Kirche, und der Darstellung ward bis in die kleinste Nüance aufmerksam gefolgt. Es wurde gegeben die „Entführung" von Jünger und „der Kammerdiener nach Scribe, und Emil Devrient nebst Mlle. Bauer gastirten darin. Sie beide nebst der Schröder-Devrient haben uns schon verlassen. Gestern und heute fuhren auch viele Herrschaften ab, bereits kommen wir in's alte Geleise und wenn, wie bestimmt, J. J. M. M. am 19ten abreisen, ist Alles in der vorigen Ordnung. Dann Ausführlicheres von ꝛc. ꝛc.

M.

Epigramme.

An eine Kokette.

Du wechselst stets, das Auge zu erfreu'n,
Mit Hüten, Hauben, Spitzen, Bändern,
Doch wird es Dir von wen'gem Nutzen seyn,
Kannst Du Dein Inneres nicht ändern.

Auf einen Schlemmer.

Ob's einen leeren Raum gibt, oder keinen,
Darüber konnten sich Sophisten nicht vereinen,
„Kein graues Haar mir deßhalb wachsen soll,"
Spricht Jobst: „sind Schüsseln nur und Flaschen voll."

Auf einen Vielfraß.

Man mag auch noch so gastfrei seyn,
Dich ladet man zu Tisch nie ein,
Für jeden Wirth ist's eine Last;
Sieht einen Geryon er als Gast.

An Zoilus.

Du tadelst Alles, findest Alles schlecht,
Es kann Dein Lob nichts in der Welt verdienen,
Die auf Dich Zürnenden kannst Du versühnen,
Sprich so von Dir, und sey einmal gerecht.

Auf einen zänkischen Tagedieb.

Du schwärmst bei Tag und Nacht in Schänken,
Ein Störenfried Du dort Dich weist,
Wird man Dich in die Grube senken,
Spuk'st dort Du noch als böser Geist.

Rara avis.

Die da glauben und nicht seh'n, sind die selig nur zu nennen,
Wird man einen so Beglückten, itzo kaum noch finden können?

J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 235. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 30. September. 1836.

Der kritische Genius der Abendzeitung,

manifestirt in Nr. 75 der Blätter für Literatur und bildende Kunst (17. Sept. 1836.)

Der Genius der Abendzeitung gehört weder in seiner ästhetisch-literarischen Beschaffenheit, noch in seiner kritischen Bedeutung zu denjenigen geistigen Wesen, über deren Ursprung, Wesen und Zweck irgend ein Zweifel übrig wäre. Er gehört zu jenen Gnomen, denen es, wegen ihres untergeordneten Ranges freilich nicht ohne Mühe, gelingt, ihre Höckerhaftigkeit, Gesichtsverunstaltung und übrige Vogelscheuchen-Natur zu verstecken, sich in die menschliche Gesellschaft einzuschleichen, ja in derselben unter der Maske eines gutmüthigen Philisters und Allerweltsfreundes eine Rolle zu spielen. Wie denn aber Niemand gründlich über seine Natur zu siegen vermag und auch der gröbteste Mime sich zuweilen wider Willen ohne Maske zeigt, so geschieht es auch oft, daß der Genius der Abendzeitung sich vergißt und in die Eigenthümlichkeit des zweideutigen Gnomenwesens verfällt.

Wer seinen krummen Rücken kraut, die Wahrheit der äußeren Umhüllungen unter Höflichkeitserweisungen und Schmeicheleien anerkennt oder sich den Schein des Anerkennens schlau zu geben weiß, der wird mit dem Namen Freund auf das reichhaltigste beehrt und als solcher der Welt vorgeführt. Seine Gedichte, und wären sie unter dem Hellerwerth, werden erhoben, seine Novellen oder Romane in Journal oder Taschenbuch aufgenommen und zu noch weiterer Verbreitung befreundeten Buchhändlern empfohlen, kurz in Allem die Rolle des Mäcenas gespielt. Wie tief sonst auch der Genius der Abendzeitung noch in der Perrücke der vergangenen Zeit steckt und wie er auch unter dem Rufe: „für Sittlichkeit und Ordnung!" die Fahne des Aristokratismus dem Zeitgeist in's Gesicht schlägt, so herrscht doch in seinem Begünstigungssysteme ein vollkommener Republicanismus. Allerlei Volk, das vor dem Gnomenbilde sich neigt, ist angenehm. Und so geschieht es denn oft, daß Leute, die dem Setzerkasten entlaufen, und von dem Correcturtische wegen wissenschaftlichen Unvermögens verjagt worden sind, in der Abendzeitung als Dichter, Novellenschreiber, Correspondenten zu aller Welt Verwunderung wiedergefunden werden; so geschieht es, daß Männer ihr Oel in die Abendzeitungslampe träufeln, die im Gegensatz zu dem sittlichen Gange der genannten Zeitschrift, um mich des Ausdrucks eines berühmten Schulrectors zu bedienen, Krebse sind; so geschieht es, daß selbst die beleidigte Eitelkeit, wenn sie nur eine zarte Bittschrift einreicht, zu vollen Gnaden angenommen und je mehr sie zuvor wegen ihrer Drohungen mit allerlei handgreiflichen und unhandgreiflichen Strafen der Rache gefürchtet wurde, um so mehr mit Bevorzugungen überhäuft wird; so geschieht es endlich, daß allen Werken, enthielten sie auch das Jämmerlichste und Erbärmlichste — wir erinnern hier nur an eine mystisch-pietistische Scharteke, welche, als von einer Dresdenerin herrührend, von dem im Irrgarten der Poesie und Kritik umhertaumelnden Trautschold gelobt wurde, obgleich einer der gelehrtesten Theologen Dresdens das Anathema darüber sprach, — wenn sie nur am Fuße des Abendzeitungsthrones unter Beobachtung der hergebrachten Ceremonieen niedergelegt werden, der freundlichste Blick zugewendet wird, und sie entweder von dem Inhaber des besagten Thrones selbst näher beäugelt oder den zahmsten Satelliten zur zahmsten Beschreibung oder Besprechung zugereicht werden.

Wer dagegen das Unglück gehabt hat, dem Genius der Abendzeitung persönlich zu mißfallen oder in Feindschaft mit dem Einem oder dem Anderen von dessen Freunden zu gerathen, über den wird der Stab gebrochen und das „Zeter! Zeter! Zeter!" über ihn und sein Wirken wird hier laut, dort leise in allen Tonarten von Ort zu Ort verbreitet. Laut wird geschrieen, wo man kein Echo vermuthet oder wenigstens dasselbe nicht fürchten zu müssen glaubt, leise ruft man sich von Briefe zu Briefe zu, wo man Anklang und Ahndung erwartet; ja man empfiehlt wohl auch unter der farcenhaften Vorspiegelung: man könne und dürfe sich auf dem eingenommenen literarisch-aristokratischen Standpuncte nicht gemein machen, vollkommenes „verachtendes" Stillschweigen und nur gelegentliche Hin-

deutungen geeigneter Art. So blieb Laube ungestraft, als er mit kecker Feder sein: „Sprecht mir von allen Schrecken der Natur, nur nicht von Hell und seinen Freunden" in der Zeitung für d. eleg. Welt niedergelegt und damit tausendfachen freudigen Anklang gefunden hatte. Warum? — So hat die Abendzeitung noch nie gewagt, mit offen eingelegter Lanze gegen die ihr nach den Grundprincipien nicht nur, sondern auch in ihrer genialen Manifestationsweise verhaßte „junge Literatur" loszugehen. Warum? — Versuche, höchst verunglückte Versuche wie gegen Menzel und Börne u. A. möchten kaum den Titel der Ausnahmen verdienen. Daß aber im Geheimen unter den Pfaden der Genannten und ihrer Freunde minirt wird, daß hier und da ein Steinchen aus einem Schlupfwinkel auf sie fliegt, soll nicht erörtert werden. Eben so wollen wir von denen, welchen der Genius der Abendzeitung offen Zähne und Hörner zeigt, nur ein Beispiel beibringen.

Unter die Buchhändler, welche es, vielleicht aus Unachtsamkeit und Vergessenheit, vielleicht weil sie glaubten, sie hätten dergleichen nicht nöthig, von Zeit zu Zeit oder für immer unterlassen hatten, dem Genius, will hier sagen: der Redaction der Abendzeitung, unter devoten Huldigungs- und Bittbriefen ihre Verlagswerke mit der Devise: „zu günstiger Besprechung" als Opfer darzubringen oder als Gratis-Artikel einzusenden — unter die Buchhändler ferner, welche das Unglück haben, der Abendzeitung durch ein journalistisches Unternehmen oder auf andere Art unbequem geworden zu seyn, unter diese Bedauernswerthen gehört auch der Verleger d. Bl.

Es bleibe, als eine dem größten Theil des Publicums indifferente Sache, ununtersucht, welches der nächste Beweggrund zu der Böswilligkeit des Vespertina-Gnomen gegen Hrn. Hartmann und dessen Verlag sey; es sey aber, bevor wir auf eine einzelne bösartige Erscheinung übergehen, erlaubt, zur Ergötzung derer, welche einen Blick hinter die Coulissen lieben und gern in das Innere des literarischen Bühnentreibens schauen, im Kurzen zu erwähnen, welche Stellung der Planet, eine in C. H. F. Hartmann's Verlage erscheinende Zeitschrift, und die Abendzeitung gegen einander in neuester Zeit einnahmen.

Die Abendzeitung lieferte vom Januar dieses Jahres an, in welchem sie in neuem Kleide auf Wiedereroberung alter Verehrer und einträglicher Liebhaber ausging, eine Art kritischer Controle über alle ästhetische Zeitschriften, unter dem Titel: „Journalschau." Die Zeitschrift: „Unser Planet," wurde darin mit Stillschweigen übergangen, nicht etwa — was sich aus Briefen des Hrn. Hofraths Winkler und aus mündlichen Aeußerungen desselben gegen competente Personen, die ihm ihre Aufwartung machten, beweisen läßt —, weil er der Erwähnung unwürdig befunden worden wäre, sondern weil man so unvorsichtig gewesen war, kein Exemplar des Planeten in dem kritischen Abendzeitungs-Areopag gratis niederzulegen. Der Fehler wurde jedoch vom Verleger bald erkannt und verbessert, und der Planet wurde augenblicklich in die Tafeln der Sterne eingetragen, deren Bewegung und Lauf mit dem Lichte der Abendzeitungs-Oellampe verfolgt werden sollte. So war Alles in dem friedlichsten Gleise. Da fällt es aber plötzlich einigen jungen Literaten ein, ebenfalls eine Journalschau für den „Planeten" zu schreiben und in ihr die Abendzeitungs-Journalschau, deren Oberflächlichkeit und geistloses Waschweiber-Geschwätz bald eklig und verhaßt und deßhalb auch verschiedentlich — wie z. B. in der Zeitung f. d. eleg. Welt wegen eines lächerlichen Angriffs auf Rückert als Dichter und Sprachkenner — gezüchtigt worden war, einer Beschauung zu unterwerfen. Kaum ist der Wille, nicht ohne daß vorher die Hand der Redaction in das Urtheil über das Treiben der Abendzeitung mildernd eingegriffen hat, in's Werk gesetzt, so schreit auch schon die Abendzeitung über Nachahmung, ändert ihre Sprache gegen den Planeten, sucht demselben auf allen Seiten einen Punct oder ein Pünctlein zum feindlichen Eindringen abzugewinnen und scheut sich selbst nicht, dieses mit Aufopferung ihrer Ansprüche auf ein einigermaßen gebildetes Urtheilsvermögen zu thun. Als sie dieses in blinder Berserkerwuth bei den Gedichten von Glasbrenner und Niemann gegen ekelhafte Goetho-Korarerei bewies, wurde ihr das entwürdigende Beginnen in einer Miscelle des Planeten kurz und bündig nachgewiesen; die Folge davon aber war, daß der Planet kurz nachher im kritischen Abendzeitungs-Almageste gestrichen wurde. In der That, ein unübersehbares Unglück!

Die oben von uns erwähnte bösartige — um nicht zu sagen boshafte Erscheinung gegen Herrn Hartmann und dessen buchhändlerische Unternehmungen gibt sich am auffallendsten in Nr. 75 der der Abendzeitung beiliegenden „Blätter für Literatur ꝛc." kund. Hier nämlich werden drei Verlagswerke C. H. F. Hartmann's, der Sitte der Abendzeitung zuwider, bei Weitem die meisten gratis eingesendeten Bücher mit süßduftendem Weihrauch anzuräuchern, auf einmal nicht gelobt, gepriesen, gerühmt, sondern getadelt, heruntergerissen, in die Pfanne gehauen. Derjenige, welcher diesem Nachrichterwerke seinen Namen hat leihen müssen, ist angeblich ein Goldschmied. Es wäre ihm aber besser, wenn sein Vater ein Schwertfeger gewesen wäre und gute Klingen gegen nichtswürdige Verleumder gefertigt hätte.

Warum aber die Goldschmied-Hell'sche dreifache Verdammung nur als Ausfluß bösartigen Geblütes und Eiters, nicht eine verwerfende Recension genannt werden kann, das bezeuge der folgende Satz, der darauf ausgeht, Hrn. Hartmann's Wirken als Buchhändler zu verdächtigen, und der mit ächt jesuitischer Insinuationsfrechheit, dem Genannten die Absicht zuschreibt, durch seine Unternehmungen das Verderben der deutschen Literatur zu befördern und nichts als Schacher und Wucher zu treiben. Es heißt dieser Satz wörtlich:

„Unter vorliegenden Büchern *) ist (,) leider (!) kein einziges, welches dem Referenten gut genug wäre, um eine belobende Kritik darüber zu schreiben, oder so schlecht, um den Stab darüber zu brechen. Diese H — 'schen Verlagsartikel dürfen ge-

*) Sie heißen: „Harold der Verwiesene." Aus dem Englischen des Lord Byron, übersetzt von C. Baldamus, 3 Thle. „Johanna I., Königin von Neapel," Erzählung von J. Satori, 2 Thle. „Maria von Brabant," historisch-romantische Erzählung ꝛc., von Emma v. Nindorf, zufällig von einem Schriftsteller und zwei Schriftstellerinnen, die schon mehrere, ja viele Werke der Unterhaltungsliteratur haben drucken lassen, und also dem Lesepublicum wohl nicht von einer unrühmlichen Seite bekannt seyn werden.

trost mit allen Basse'schen Brüderschaft machen *). Es thut mir leid, das hier aussprechen zu müssen. Weil aber kritische Anzeigen **) eben so wohl Denkzettel ***) für Schriftsteller, als für Verleger seyn sollen, so muß ich hiermit erklären [1]: daß Machwerke, wie die obigen durch ihre nichtssagende Mittelmäßigkeit, Lau- und Plattheit [2]) dem besseren Zwecke unserer schönen Literatur und dem höheren Interesse und der größern Bedeutung des deutschen Buchhandels nicht nur nicht frommen, sondern sogar in eine tiefe literarische und bibliopolische Erniedrigung und Alltäglichkeit (wie sie z. B. in Frankreich eingetreten [3]) hinabzureißen vermögen. Möchten doch alle Verleger daran denken, daß das Bücherwesen nicht blos mercantilischen Werth hat, am allerwenigsten ein Jahrmarkt der Mode und eine bunte Tücher- statt Büchermesse sey; (,) sondern daß die wichtigsten Interessen und Schätze des Volkes, die geistigen, größtentheils [4]) ihrer Pflege überantwortet sind, nicht um Schacher und Wucher zu treiben und die Mittelmäßigkeit und Schwachheit ihrer Zeit zu ver(?)pflegen, sondern die wenigen edleren und größeren Geister — wer und wo sie auch seyn mögen — unter ihre Flügel (?) zu nehmen, damit sie (die Verleger) von der Nachwelt als uneigennützige, wahre und verständige Nährer der Wissenschaft und der Kunst genannt werden mögen [5])."

Jedermann ersieht, daß diese fünf Achtel eines Tripelreferats mehr einer Schmähung als einem Urtheile gleichkommen [6]) und nicht beachtet, sondern verachtet zu werden verdienen. Nur noch ein Paar Worte über die übrigen drei Achtel der kritischen Anzeige oder anzeigenden Kritik!

Das Raisonnement über „Harold den Verwiesenen," in Bezug auf Aechtheit der Abfassung und literarischen Werth, ist so vag, so nichtssagend und in sich selbst sich auflösend, daß man sich wundern muß, wie überhaupt Jemand, der sich herausnimmt ein öffentliches Urtheil zu fällen, so schreiben kann.

*) Wie vag! Als ob Basse nicht genug Werke verlegt hätte, die für die deutsche Literatur von sehr hoher Wichtigkeit sind, und welch' eine — dumme Nachäfferei, Anderer abgedroschene Redensarten nachzubeten, um ein beabsichtigtes Gift desto stärker zu machen!

**) Welch' eine nichtssagende fade Wortverbindung, und wie unpassend zu der ganzen Eigenthümlichkeit der Rede und der in ihr affectirten Kraft!

***) Hr. Fr. Goldschmied sucht immer das passendste Wort, und findet das gemeine.

1) Wer sind Sie denn, Hr. Fr. Goldschmied? 2) Sehr schön verkürzt! 3) Welcher Dummkopf brächte einen größeren Unsinn zu Tage, als diesen? 4) Hrn. Fr. Goldschmied scheinen Erziehung, Schule, Universitäten, Kirche unbekannte Dörfer. 5) Wie kann man gebildeten Geschäftsmännern, wie die meisten deutschen Buchhändler sind, und wie es auch der Angegriffene unbezweifelt ist, der seit 1818 der Welt nahe an 1000 neue Druckwerke aus allen Fächern der Wissenschaften geliefert hat, solche nach mißlungener Schulrhetorik riechenden trivialen Vorschriften vorrücken, und wie tief muß man selbst in allgemeiner Geschmacksbildung stehen, um so abgeschmackte Worte zu noch abgeschmackteren Sätzen zusammenweben zu können, und sich nicht zu schämen, eine Zeitschrift mit denselben zu belästigen?! 6) Mit Recht hat darum der Geschmähte Veranstaltung getroffen, Hrn Fr. Goldschmied wegen Abfassung und Hrn. Th. Hell als Verbreiter injuriöser Auslassungen vor Gericht zu belangen und bestrafen zu lassen.

Am besten charakterisirt sich das Geschreibsel durch die Worte, in welche sich das ganze Räsonnement concentrirt:

„Das besagte Ding (?) ist vielleicht ein auf Lord Byron getauftes Findelkind und könnte im glücklichsten Falle nur ein verschriebenes (??) Stück aus seiner Feder oder Dictat seyn."

Das zweite und dritte der oben genannten Werke hat der weise Ref. wahrscheinlich gar nicht gelesen, denn mit den Worten, deren er sich bedient, kann man sich jeden Roman zur Seite schieben, an dessen Stirne nicht der Name eines bereits als vortrefflich anerkannten Schriftstellers prangt. In Leihbibliotheken und auf deren Urtheil verweisen, heißt das recensiren, oder verdienen jämmerliche Stichcleien auf die Geschwätzigkeit des weiblichen Geschlechts den Namen von Kritiken? Aus der achtzeiligen Recension über die zwei letzten Romane mögen hier die vier Zeilen mit einem forcirten Witze einen Platz finden:

„— Damen thuen allerdings besser, ihre alten Geschichten gedruckt mitzutheilen — damit sie Keiner zu lesen braucht, als mündlich zu geben — wo Einer sie hören muß."

(Man beachte hierbei, wie der Witzbold seine Zuflucht zu den durchschossenen Lettern nimmt!)

„Johanna I." ist uns unbekannt, aber „Maria von Brabant" hat sich uns als ein recht artiger Roman befreundet, und wir bedauern die Frau von Nindorf von ganzem Herzen, daß ihr Talent von solcher Kritik besudelt worden ist; indessen liegt auch darin ein Trost für sie, daß sie nur von solcher Kritik eine Beleidigung stallknechtsgrober Natur erfahren konnte.

Um noch an einem andern Werke zu zeigen, wessen kritischen Geistes Hr. Fr. Goldschmied ist, sey hier noch erwähnt, daß er in einer dem eben besprochenen Aufsatze vorhergehenden s. g. Recension sich über Ortlepp in's Breite und Weite ergeht. Er nennt darin nach allerlei rührenden Redensarten über Rosen und Dornen der Zeit, über die Harfe der Zeit, über zeitgenössische Charaktere ꝛc. ꝛc., „Ortlepp's Siebengestirn" ohne Weiteres ein Meisterwerk, vergleicht Ortlepp, wie Menzel mit Schiller that, mit einem starken feurigen Weine, schreibt ihm immensen Schwung zu, läßt auch in den unbedeutenderen Poesieen desselben „eine südlich-glänzende Bildersonne, wie sie uns im bekannten Drama des großen Britten entzückt, erfreuen und erwärmen," und schließt mit den begeisterungsvollen Worten:

„Ortlepp's gesunde, naturfrische Genialität ist eine nach allen Seiten ausstrahlende Sonne, die mit gewaltigen Strahlen winzige Flecken bedeckt."

Vorher geht in Zusammenhang mit diesen Flecken, die ekelhafte Tirade und Invective gegen die Philologie, eine Disciplin, von deren Wesen Fr. Goldschmied wahrscheinlich nur lallen und faseln kann:

„Indeß keine Sonne ohne Flecken! Man gewahrt noch, wenn auch in wenigen Stellen, daß Ortlepp sich nicht ganz von stereotypen Ideen antiker Poesie lossagen kann. Das sind die Nachwehen aus der Schule der leidigen Philologen! Die durch Schiler (sic!) — den man als den deutschesten Dichter Monumente errichtet, die wenigstens (?) länger dauern werden als manche lyrische Poesieen (wessen?) — und durch andere Musen(?)poeten leider bestärkten Stockphilologen stehen noch heutigen Tages im süßen Wahne, als ob ein gutes Gedicht nicht ohne Musen, Venusinnen (?) und solcher Wachs-

figuren (?) mehr, NB. auch nicht ohne Gradus ad Parnassum, existiren könne. Ich wollte daß die Philologie Hals und Beine bräche!" (Wie ekelhaft-lächerlich!)

Wer denkt hier nicht an die Goethe-Faust'schen hunderttausend Narren, die im Chore den größten Unsinn vortragen?

Und einen solchen Geist hat der Genius der Abendzeitung in seinem Dienste, einem solchen Geiste überläßt er das kritische Richtschwert, einem solchen Geiste vertraut er seine geheimsten Wünsche und adoptirt deren Erfüllung, wie sehr sie auch des eingenommenen literarisch-aristokratischen Standpuncts der Abendzeitung unwürdig ist, wie sehr sie auch den Ruf zur Ordnung, Ruhe und sittlichen Mäßigung laut und schreiend widerspricht, wie sehr sie auch wider alle gelehrte Bildung, alle Logik und Aesthetik verstößt, und ein Werk der ausgesuchtesten Dummheit ist, verschwistert mit dem Willen, zu schaden nnd zu verdächtigen.

Genius der Abendzeitung! An deinen Werken wirst du erkannt, und zur Erkenntniß deiner Werke, insbesondere aber deines Angriffs gegen einen einzelnen Buchhändler, sowie deines Stimmwerthes im kritischen Areopag überhaupt, haben wir dir vorstehenden Aufsatz in bestem Willen und Zwecke gewidmet.

L. Seidlitz.

Nachbemerkung der Redaction. Wir standen ein Weilchen an, dem S—schen Aufsatz Aufnahme zu gewähren, da öffentlicher Streit immer zum Skandal wird, dessen sich die Gassenbuben freuen. Allein als wir uns näher die in Rede stehende Angelegenheit überlegt hatten, dachten wir: Fiat justitia, pereat mundus!

Literarischer Beobachter.

[Wichtiges Archiv für Staatswissenschaft.] Als ein solches Archiv ist zu betrachten und zugleich als ein Beweis der preußischen Vaterlands- und Fürstenliebe zu erkennen „Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große Könige von Preußen, oder Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen dieser großen Regenten, in jeder Beziehung, besonders ihrer Civilverwaltung, nebst einem Anhang, enthaltend ein Tagebuch aus Friedrich's des Großen Regentenleben von 1740—1786, mit vielen historischen, charakteristischen ꝛc. Notizen, Berichtigungen ꝛc. In zwei bis drei Bänden herausgegeben von Carl Heinr. Siegfr. Rödenbeck, des Thüring-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums, und der Oberlausitzischen Gesellschaft für Wissenschaften correspondirendem Mitgliede," mit dem Motto: „Il est juste que les peuples se contentent des efforts que font les Souverains pour parvenir à la perfection. Il est juste que l'on supporte leurs défauts lorsqu'ils sont contre-balancés par des qualités de coeur et par de bonnes intentions; il faut nous souvenir sans cesse qu'il n'y a rien de parfait dans le monde, et que l'erreur et la faiblesse sont le partage de tous les hommes. Le pays le plus heureux est celui ou une indulgence mutuelle du Souverain et des sujets, répand sur la société celle douceur, sans laquelle la vie est un poids qui devient à charge, et le monde une vallée d'amertumes au lieu d'un théâtre de plaisirs. (Frédéric.) Antimachiavel. chapitre 25." Gleich nach Friedrich's des Großen Tode ward der Wunsch öffentlich ausgesprochen: „daß doch ein Archiv errichtet werden möchte, worin authentische Nachrichten über den großen König niedergelegt werden könnten." Trotz trefflicher Leistung des Dr. Preuß fehlt es noch immer an einer eigentlichen Regierungsgeschichte Friedrich's des Großen, hinsichtlich dessen die Preußische Staatszeitung vor einiger Zeit sagte: „Es wäre sehr zu wünschen, daß die Materialien zu einem vollständigen und treuen Gemälde der Regierung Friedrich's des Großen gesammelt würden. Eine gründliche Geschichte seiner Civilverwaltung würde so willkommen seyn, als sie praktisch lehrreich, die Vorzüge wie Mängel seines Systems entwickeln, die wohlthätigen wie die nachtheiligen Wirkungen vor die Augen führen, und was zu vermeiden, was nachzuahmen, was heilsam abzuändern, was vorsichtig wiederherzustellen, uns anschaulich machen würde. Wenn sich unter uns ereignet hat, und noch heut ereignet, daß Theorie und Praxis beide gleich übermüthig, beide gleich feindselig gegen einander auftreten, so ist es immer nur die Beschränkung, die sich in ihnen offenbart, eine falsche in ihren Urtheilen befangene Theorie, eine dürftige in ihrem Walten, eine unverständige Praxis. Aber in der Verwaltung können sie Unheil stiften, wenn die Ansichten der Staatsmänner von Ansehn und Einfluß nicht durch ein ernstes Studium der Wissenschaft in der Schule der Erfahrung aller Völker und Zeiten gereinigt werden ꝛc. — Wie sehr würde diese Wissenschaft durch die Verwaltungsgeschichte Friedrich's des Großen sich bereichern, wäre sie das Werk der geübten Hand eines Meisters, begleitet von dem Discurse eines Machiavell!" und an einem andern Orte heißt es: „Vieles geht verloren, weil nicht für jeden kleinen Aufsatz, für einzelne Nachrichten, Entdeckungen, Berichtigungen ꝛc. ein Repertorium zum Sammeln vorhanden ist." In dieser Beziehung kann es kein überflüssiges Unternehmen genannt werden, jetzt noch ein solches Repertorium zu stiften, um darin Alles, was zur Bereicherung, Erläuterung oder Berichtigung der Lebens- und Regierungsgeschichte dieser beiden großen Regenten dienen kann, zu sammeln und zur fernern Benutzung für „die Hand eines Meisters" aufzubewahren. Dies ist nun der Zweck der obengenannten Schrift.

Sie wird enthalten 1) Beiträge zur Geschichte des Privatlebens beider Regenten; 2) zur Geschichte ihrer Civilverwaltung; 3) zur Kriegsgeschichte und Militärverfassung; 4) Sammlung theils ungedruckter, theils gedruckter aber einzeln zerstreuter und wenig bekannt gewordener Briefe, Cabinetsordres, Marginalien und kleiner Aufsätze ꝛc. Von Cabinetsordres werden jedoch nur solche aufgenommen werden, welche charakteristisch merkwürdig, oder hinsichtlich der den beiden Königen eigenen Regierungsmaximen wichtig und bezeichnend sind. 5) Anekdoten; 6) Allerlei, — Gedichte, Volkslieder jener Zeit, kleine Notizen, Berichtigungen, Anfragen ꝛc. Jeder Band wird in einzelnen Heften von 8 Bogen zu dem billigen Subscriptionspreise von 15 Sgr. ausgegeben.

[Schade! Schade!] Hr. Kn. hat seine Polemik gegen den Aufsatz über Preß- und Censurwesen im „Kometen" fortgesetzt. Wir erkennen dieses aus dem Schlusse des polemischen Aufsatzes, der eine Gegenrüge auf die Rüge eines literarischen Diebstahls beantwortet. Obgleich in der uns zu Augen gekommenen „Kometen"-Nummer, nur Actenstücke enthalten sind, so zweifeln wir doch gar nicht daran, daß Hr. Kn. etwas wahrhaft Ueberschwengliches in Polemik geleistet, seine Behauptung auf die allergeistreichste, nnd witzigste Weise durchgeführt und bewiesen hat. Es gebührt ihm der Lorbeer, dem mittel- oder unmittelbaren Dieb an dem Geisteseigenthume des Hrn. Domherrn Dr. Günther die Dornenkrone, und wir selbst wollen diese wie jene hiermit ertheilt haben.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 236. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 1. October. 1836.

Das Hoftheater zu Cassel.

Eine Correspondenz aus Carlsruhe klagte neulich darüber, daß am dortigen Theater der Stuhl eines Recensenten noch unbesetzt sey und keine Bühnen-Kritik so recht gedeihen wolle. „Guter Gott!" dachte ich in meinem Sinn, als ich das gelesen — „du vertheilst deine Gaben wunderbar; in Carlsruhe kommt auf eine Bevölkerung von 19,000 Seelen keine kritische, und in Cassel ist jedes Mal unter zehn Zuschauern ein Recensent." Hin- und herreden, da und dort etwas drucken lassen, der schmeicheln und dem en passant auf den Fuß treten — so treiben's unsere hiesigen Belletristen, und bei der Hexenküche weiß am Ende Niemand, wer Koch und wer Kellner ist. Daher rühren die ergötzlichen Thiergefechte in der Theater-Chronik, die geistreichen Referate in der Didaskalia, die Gummi-Elasticum-Aufsätze im Frankfurter Conversationsblatt, die im Geiste der policeilichen Wochenzeitung geschriebenen Artikel in der Mitternachtszeitung, die vielen Aphorismen und Duodez-Berichtchen in Zeitschriften nah und ferne, — und das wüste Durcheinandertreiben einer im hohen Grade unclassischen Walpurgis-Nacht. Daß diese Ritter alle verkappt und anonym, höchstens mit einer verhängnißvollen Chiffre auf dem Schilde auftreten, versteht sich von selbst. — Ein solides Blatt sollte in dermaligen Zeiten keinen Artikel aus Cassel ohne Namen aufnehmen!

Nicht Einheimische, sondern Auswärtige, die sich aus all' dem Schreiben und Schreien nicht zurecht finden können, sollen die folgenden Zeilen einigermaßen über unsere heutigen Bühnen-Zustände orientiren. Man vernimmt ja so von unserem Theater, das früher die welthistorischen Journal-Namen: Seydelmann, Löwe, Heinefetter, Wild, Schweizer u. A. an der Stirne trug, da draußen nichts mehr; jene Fistel-Stimmchen verdrängen sich einander und verhallen am Ende. Die hiesigen Recensenten liefern in der Regel nur Coulissenblitze, die nicht erhellen, sondern verwirren.

A love principium — d. h. von der Leitung und dem Vorstande hiesigen Hoftheaters. Dieselbe beschränkt sich von oben herab, leider! nur auf eine Sorge für das Aeußere, Sinnliche — für den Körper der Kunst. Wie ein Stück in Scene gehen muß, was es machen wird, neue Decorationen und Costüme, — das sind die Fragen, welche die Direction zunächst beschäftigen; was drüber ist, das bischen Poesie, ist ihr vom Uebel. Kunst — was brauchen wir Kunst? Eine Oper, ein Lustspiel, hin und wieder einmal ein Trauerspiel; Alles hübsch con amore auf die Breter gebracht, professionsmäßig abgespielt und einem verehrlichen Publicum gleichgiltig hingeschoben — car tel est notre plaisir. Den Künstler heranbilden, ihn würdig beschäftigen, das Fähige vom Untauglichen scheiden, die Anstalt innen festsetzen und nach außen mit Würde herausstellen, sind Aufgaben einer Direction, wie sie seyn soll, oder wie sie bei uns nicht ist, vielleicht nirgend im deutschen Vaterlande — wenn man den Elegieen moderner Dramaturgen glaubt. Daher kommt es denn, daß wir durch die Kunst unserer Decorations-Maler vortrefflich in Scenerie ausgestattet sind und daß unsere Theater-Beleuchtung besser von statten geht, als manche andere im Lande — daß aber von eigentlicher Regsamkeit, von künstlerischem Treiben und Schaffen unter unserem Personale nicht die Rede ist, daß wir vielmehr eine Menge Mitglieder besitzen, die unter dem Mittelmäßigen stehen und jede Vorstellung, in die sie die liebe Noth auf die Breter reißt, verderben, daß sich bessere und bedeutende Künstler bei uns nicht gefallen und die Häupter der unsrigen sich matt und theilnahmlos, ohne Förderung und Anerkennung, herniedersenken.

Mit der Oper scheint es sich namentlich trübselig zu gestalten. In der Kürze verläßt uns Madame Matys, die in Gemeinschaft mit Dlle. Pistor im Besitze der ersten Sopran-Partieen war, aber auch als Fidelio, Romeo ꝛc. gefiel. Sie war nur kurze Zeit an hiesiger Bühne, nicht viel über ein Jahr, schritt in demselben sichtlich und bedeutend in ihrer Kunst weiter, ward geliebt vom Publicum und nichts desto weniger läßt man sie von dannen ziehen, ohne einen Ersatz für sie an der Hand zu haben. Die Schebest, Löw, Stetter sollten hier dem Vernehmen nach gastiren — sind aber bis dato noch ausgeblieben. Als enfant chéri oft gäté des hohen Publicums

bleibt uns freilich unsere Pistor noch. Sie hat eine bewundernswerthe Gewandtheit und Leichtigkeit im Gesange; wie Perlen, rein und bestimmt ausgeprägt, fließen ihr die Laute von den Lippen, allein sie reihen sich nicht harmonisch und beseelt an einander an, sie dringen nicht aus tiefster Quelle, nicht aus der Brust hervor, sondern werden nur, freilich krystallklar, in der Kehle geschöpft. Ihrem Gesang, wie ihrem Spiel fehlt der innere Geist, die Gluth, das alldurchhauchende Leben, sie scheidet die Sängerin noch zu sehr von der dramatischen Künstlerin. Dessenungeachtet hat sie Partieen, wie die der Zerline im Diavolo, der Rosine im Barbier, in denen sie unübertrefflich ist. Ueberall, wo nicht declamatorischer, tragischer Gesang und höheres Spiel erfordert wird, in den meisten s. g. italienischen Opern ist sie nicht zu ersetzen. Sie war es, welche das Unglück hatte, den Zorn des hiesigen Jupiter-Lobe auf sich zu laden, auf die er ohne Unterlaß seine persönlichen Donnerkeile schleudert, die ihm ein Dorn im Auge ist, weil er ihretwegen allerlei Verdrießlichkeiten gehabt; aber ungeachtet seiner herben und einseitigen Ausfälle bleibt sie, an richtiger Stelle wirkend, stets ein Schmuck unserer Oper. Was sonst von dem weiblichen Personale der Oper übrig ist, gehört eigentlich zur Spreu, ist auch, wie diese, in alle Lüfte zum Theile zerstreut worden. Mad. Christiany verschwand urplötzlich und Dlle. Mons, eine recht liebliche Erscheinung mit jungen, versprechenden Mitteln verläßt die Bretter. Als ersten Tenor besitzen wir seit Kurzem Hrn. Derska, über welchen die Gelehrten hier zu Lande nicht einig werden können. Jene schreien: „Hosianna" und diese pfeifen „Kreuziget." Wahr bleibt's, daß seine Stimme stets verschleiert, bedeckt, mehr oder weniger stumpf erscheint und dieses seine Leistungen oft sehr beeinträchtigt, allein viel musikalische Ausbildung, viel Kunst im Vortrag und namentlich ein ausgezeichnet malerisches Spiel, das in immer neuen, schönen Stellungen und Bewegungen sich offenbart, charakterisiren den Mann auf das Vortheilhafteste und machen ihn — dem früheren Hrn. Heine gegenüber — noch immer zur glänzenden Acquisition. Der letzte Rest von der alten Garde, die in dem ehemaligen, goldenen Zeitalter an hiesiger Bühne gewirkt, ist uns Hr. Föppel, Bariton, geblieben, — ein Sänger von so ausgezeichneten Mitteln, einer so runden, metallreichen Stimme, daß neben ihm jede andere auffallend zusammenschrumpft. Sein Spiel hat den stereotypen Charakter des Behaglichen, wenn es nicht in der Musik zu bestimmt anders gegeben ist; Föppel erscheint überall gemüthlich, auch wenn er zürnen soll, seine Bewegungen haben stets den Anstrich ruhigen, selbstvergnügten Humors, sein ganzes Wesen ist ein rundes, zufriedenes, wohl genährtes. Das Einzige ist fatal, daß er nämlich Liebling des Publicums und der Direction, Niemanden neben sich aufkommen läßt und auch erste Baßpartieen, falls dieselben dankbar sind, zu seinem Monopole macht. Deßhalb haben wir für die letzteren seit Dettmer's Abgange noch keinen Ersatz wieder. Nächst jenem ist Hr. H. Schmidt, als zweiter Tenor, ebenfalls durch seinen unsterblichen Zwiespalt mit dem Dr. Lobe bekannt geworden, und Hr. Birnbaum, als Regisseur und in Buffo-Rollen, bei der Oper thätig. Die Chöre sind bei ihrer geringen Besetzung leidlich; das Orchester unter Spohr so gut, als es sich bei seiner zum Theil nicht sehr günstigen und unpassenden Zusammenstellung erwarten läßt, in den Saiteninstrumenten sogar ungewöhnlich gut. Als einzige Novitat in der Oper nenne ich die „Puritaner;" gastirend traten neuerdings auf: Hr. Meyer von Mainz, Bassist — Hr. Krug (Rocco im Fidelio, Figaro im Barbier), der ohne seine Schuld in der Theaterchronik viel Lob gefunden, — Hr. Fackler (Hiero in der Belagerung von Korinth) der nicht lange gefackelt hat.

Erfreulicher als in der Oper, dürften die Resultate meiner Revue des Schauspiels ausfallen. Darin haben wir, wenn nicht berühmte Namen, doch recht gediegene, genügende Leistungen aufzuweisen. Zu den Notabilitäten rechne ich namentlich die Herren Quanter, Rottmayer, Boltzmann nnd die Damen Ahrens, Beurmann, Birnbaum; ihnen könnte man Hrn. Birnbaum, wenn auch minder bedeutend, hinzufügen und daraus das dramatische Siebengestirn unserer Bühne construiren. Hr. Quanter, der als ein Nachfolger Seydelmann's sicher keinen leichten Stand bei hiesigem Publicum hatte, befestigt sich täglich in dessen Gunst und, was wahr ist, er dringt täglich tiefer in das Wesen seiner Kunst ein. Sein Mephisto zeugt von Talent, sein Franz Moor von Verstand, sein Ludwig XI. von Geist; er würde mit der Zeit unter den ersten Künstlern Deutschlands in diesem Fache einen ehrenvollen Platz behaupten, wenn er nicht mit der Zeit in C. — verschimmelt. Er muß hie und da mehr Blut und Fleisch in seine Schöpfungen bringen, welche theilweise an einer gewissen Trockenheit laboriren, wie sie dem Intriguanten leicht eigen wird. Dann wird es ihm gut seyn, wenn er in einzelnen Rollen seine Persönlichkeit weniger stark durchschlagen ließe. Jedenfalls bleibt er unter den Schauspielern der künstlich Gebildetste, wenn auch die Mehrzahl diese Palme dem Hr. Rottmayer zuspricht. Dieser Mann, der neben seiner Regie des Schauspiels bald Helden, bald feinkomische Rollen, bald halbe Intriguants bunt durcheinander spielt, besitzt einen bedeutenden Fond dramatischer Kenntnisse und Erfahrungen, er denkt sich in seine Rollen tief und fest hinein, er wühlt darinnen, wie der Maulwurf, ämsig und unaufhaltsam umher, er saugt sie aus und stellt alles Einzelne, jede möglicher Weise abzugewinnende Seite mit directem Eindringen auf das Publicum heraus. Dadurch hat er sich einen beträchtlichen Anhang unter den soi-disant Gebildeten gemacht, denen sein Spiel fein genug ist, um es fein nennen zu können, und die hinwiederum nicht fein genug sind, in jedem Zug, jedem Worte den Schauspieler, den Hr. R. wieder zu erkennen, wie er sich zu Hause auf das Alles vorbereitet hat. Sein Verdienst will ich ihm bei Leibe nicht schmälern, er ist ein sehr denkender, sogar ein grübelnder Künstler, allein nicht ganz frei zu sprechen von einem häufigen Haschen nach Bedeutung und Effect und, für mich wenigstens, unvermögend, nur eine Minute lang eine leichte Illusion herbeizuführen. Hr. Boltzmann spielt erste Helden und Liebhaber, jene mit verschiedenem Glücke, diese gut, sobald sie sentimental sind oder bürgerlich. Wenn man keinen bedeutenden Flug des Genies, kein markvolles Erfassen der Rolle in ihren tiefsten, geheimsten Fibern verlangt, wird Hr. B. immer eine sehr ansprechende Erscheinung bleiben; er trägt mit Gefühl vor und nicht unmäßig laut, sein Aeußeres ist empfehlend und nur sein Gang, seine Bewe-

gungen sind zuweilen etwas hart. Boltzmann ist nicht bühnengewandt und möchte es scheinen, Quanter ist bühnensicher und möchte es nicht scheinen, Rottmayer ist bühnenkundig und möchte es scheinen. Boltzmann fühlt seine Rollen, Rottmayer denkt sie, Quanter bildet sie. — Boltzmann malt in Miniatur kleine, der Natur möglichst nachgeschaffene Züge, Rottmayer malt in Oel, daß man die Grundfarben noch immer durchschimmern sieht, Strich für Strich, Punct an Punct, Quanter skizzirt in einigen scharfen, schroffen Umrissen, zuweilen ein bischen verzeichnet, aber immer gedacht und zusammengehörig. Unserem Komiker, Hrn. Meaubert, der uns in der Kürze verläßt, ein herzliches Lebewohl und einen freundlichen Wunsch auf seinen Weg! Das Publicum sah ihn und mit Recht, sehr gern; als er, nach längerer Unterbrechung, im Schatzgräber und im Mengler wieder auftrat, wurde er mit rauschendem Beifall empfangen und begleitet. Sein Spiel ist ächt komisch, voll Humor, wenn derselbe auch nicht immer spricht und sprudelt, die Auffassung der Rolle ist stets charakteristisch und scharf durchgeführt und die Wirkung augenblicklich, schlagend — Vorzüge, welche den Komiker vor Allem empfehlen. Er konnte, wie es auch der Wunsch des großen Publicums war, nicht der Unsrige bleiben; das Gestirn des Hoftheaters übte vom hohen Himmel aus seinen vernichtenden Einfluß über ihn.

Uebrig sind von den Herren: Birnbaum, für komische Rollen gröberer Complexion recht ergötzlich, zuweilen etwas laut und etwas stark und im Ganzen immer derselbe, ein Gesicht, ein Ton, ein Spiel. — Franke, der jüngst die Fahne der Liebhaber verlassen und sich zu Vätern und Anstandsrollen gewandt hat, die er auf hiesigem Theater mit mehr oder weniger Erfolg einstudirt. — Mons und Danielson sind ein jugendliches Liebhaber-Paar — und für Alles, was nicht unter einen Hut zu bringen ist, im Schauspiel, wie in der Oper, für Gastwirthe, Banditen, Notäre, Volksrepräsentanten, Bediente, bürgerliche Bösewichter, ordinäre Kerls: Hr. Häser. Die Uebrigen mögen in Frieden ziehen; ich zeichne nur ein Höhen-Profil des hiesigen Theaters, Was darunter liegt, fällt nicht in unseren Horizont.

Die erste Liebhaberin, Mad. Ahrens, hat ihre Force im Sentimentalen, namentlich wenn dieses nicht naiv-sentimental ist, nicht sinnig, sondern sentimentale Reflexion. Mad. A. ist eine sehr tüchtige Darstellerin, die mit viel Gluth und eigenthümlicher Phantasie ihre Rollen auffaßt; etwas weniger überschwenglich, im Pathos stiller, in der Ruhe tiefer, in einzelnen Bewegungen minder eckig, im Ton der Stimme nicht so oft zum Weinen oder Singen neigend würde, sie im Ganzen noch mehr ansprechen. Ihr Gretchen ihre Angioletta (in Zedlitz Torquato Tasso) ihr Conradin ꝛc. ꝛc. stellen sie für die hiesige Bühne sehr hoch. Mad. Beurmann, die Gattin des bekannten Belletristen, ist hier für naive Rollen engagirt, wird aber einerseits unverzeihlich schlecht beschäftigt und von Seiten des Publicums mit einer auffallenden, im höchsten Grade ungerechten Gleichgiltigkeit übersehen. Sie hat in ihrem nicht sehr glücklichen Organ ein natürliches Hinderniß zu überwinden und macht durch ihre äußere Erscheinung, wie durch Vortrag und Spiel gerade keinen hinreichenden Effect, allein sie übersieht ihre Rolle immer allseitig und stellt sie, wenn auch ohne besondere Lichtpuncte und Glanzstellen, in einer einfachen Wiedergabe heraus. Sie ist in dieser liebenswürdigen, anspruchlosen, stillen Beschränktheit für mich immer eine sehr angenehme Erscheinung, und ich bin überzeugt, daß bei einer zureichenden Anerkennung und angemessenen Beschäftigung diese Leistungen noch gesteigert und innerlich gehoben werden könnten. Mad. Birnbaum, welche ebenfalls Liebhaberinnen, auch Heldinnen und nach befinden Anstandsrollen spielt, würde mehr ansprechen, wenn ihr Spiel weniger Ansprüche machte. Die Frau ist reich begabt und ihr Talent unverkennbar, allein sie hat im Vortrag wie in der Action noch viel Manier, viel Preciöses. Ausgezeichnet ist sie im Costüme und nicht selten auch im Anstand, mit dem sie sich bewegt.

An diese drei Koryphäen schließt sich Dlle. Schmidt, ebenfalls zu wenig beachtet, welche in einzelnen Soubrettenpartieen ein außerordentlich munteres, fein nüancirtes, lebendiges Spiel entwickelte, ein wahres Zeugniß ihres innern Berufes, besonders für solche Rollen, und nächstdem vielleicht Dlle. Schmale, eine strebende Priesterin der Kunst, nicht ohne Anlage und mit vielen Mitteln, allein noch durchaus ungebildet. Mütterliche Rollen spielt Mad. Henne, und komische Alte, zuweilen auf recht tragische Art, Mad. Häser.

Damit hätte ich auch das Schauspiel-Personal in seinen bedeutenderen Erscheinungen nach bestem Wissen gewürdigt. Als Gast wäre namentlich Hr. Raeder, von Hamburg, der den Köck, Staberl und Schelle hier gab, anzuführen. Er hat sich mit dieser komischen Trias ein gutes Andenken gegründet. Hr. Rösike, von Oldenburg, fand nicht so ungetheilten Beifall als jener; seine Komik hatte etwas Verwischtes, Unsicheres. Dessenungeachtet verdient auch er eine rühmliche Erwähnung.

Novitäten im Schauspiel: Nestroy's horizontale Posse, besonders durch die Herren Birnbaum und Quanter, die Damen Pister und H. Schmidt gehalten. — Schule des Lebens von Raupach, worin Mad. Ahrens und Hr. Boltzmann sehr gefielen. — Demnächst: Griseldis und der Oheim.

Ich schließe diesen Bericht über unser Theater, dem ich zu gewisser Zeit eine Ergänzung und Fortsetzung nachsenden werde, mit den herzlichsten Wünschen für das Gedeihen der Kunst auf kurhessischem Grund und Boden. Was an mir liegt, ist gethan und wird fortwährend geschehen, um die zarte Pflanze sorgsam zu pflegen, — nur erwarte man nicht ein immerwährendes Begießen mit berauschendem Lobe, eben so wenig wie ein stetes, dürres Beleuchten mit kritischem Lichte. Die Kunst muß sich hier zu Lande losmachen von all' den vielen Bedenklichkeiten, Persönlichkeiten, in die sie sich verstrickt und versteckt, sie muß vom Individuum emancipirt, muß objectivirt werden, so im darstellenden Personal, wie im richtenden. Für das letztere liegen hier die ersten Versuche vor. *)

Franz Dingelstedt.

*) Wir erwarten eine recht baldige Fortsetzung und weitere Ausführung des vorliegenden Berichts mit Sehnsucht.
Die Red.

Theater-Gucker.

Paris. Madame Peterhof, im Vaudeville von Antonin und Roche, hat in den Variétés ein sehr verdientes Glück erfahren. Das Stück enthält die bekannteste Geschichte der Prinzessin von Wolfenbüttel, welche sehr geistreich und lebensvoll ausgeführt erscheint. Im Palais royal hat die Posse „der Disciplinarrath," von Cogniard und Lupize, schallendes Gelächter erregt. Der Dienst der Nationalgarde, die damit verbundenen Uebelstände und Schwierigkeiten sind darin lebensvoll, frisch, aber etwas grotesk skizzirt, hier und da Wahrheiten eingestreut, die unglaublich wirksam hervortreten und eines eigentlichen Lustspiels würdig wären. Ein betäubender Applaus ward der Novität zu Theil. „Trois Jeannettes" und „les tribulations du Barbier" heißen zwei Neuigkeiten des Theaters Gaité, welche Beifall fanden. Das letztere Stück ist eine Art Pantomime von lichter Fröhlichkeit. „Lestocq oder die Rückkehr aus Sibirien," von Laurencin, und „Miß Annette," von Sauvage, fanden im Theater an der Porte St. Martin bedeutenden Beifall. Das Drama: „die Herzogin von Lavaubaliére" findet eben daselbst den erwünschtesten Anklang, so daß alle Neuigkeiten der neusten Zeit an den Pariser Theater den schönsten Erfolg gehabt haben. Den Schwestern Elsler ist zu Trianon derselbe brillante Empfang zu Theil geworden, wie in Paris; besonders hat ein Pas aus dem hinkenden Teufel und Dlle. Fanny's Caschcucha (?) eine unglaublichste Sensation gemacht. Da am Hofe das Klatschen verboten ist, so mußten sich die Bewunderer auf ein bloses Murmeln beschränken. Bei einer Vorstellung der Sylphide in der großen Oper war ein Herr von Dlle. Taglioni so sehr entzückt oder von Entzücken ergriffen, daß er in seinem Paroxismus einer neben ihm befindlichen Dame die Blumen vom Hute und das Bouquet aus der Hand riß, um beides der gefeierten Tänzerin zuzuwerfen. Auf dem Ambigütheater treibt „Nobuchedonosar" als Neuigkeit unter einem großen Decorationen- und Costüme-Prunk sein Wesen. Das Vaudeville-Theater reussirte mit einem artigen zweiactigen Stücke: „d'Aubigné," von Ancelot und Duport, worin die Verbindung Ludwig's XIV. mit Madame de Maintenon, als Sujet benutzt ist. „Le colleur," im Theater des Palais royal ist eine kalte uninteressante Komödie, welche im Publicum nur Mißvergnügen erregte. „Alles oder nichts," Drama von Paul de Kock, und „Vaugelas," ein Vaudeville, brachten beide dem Ambigü-Theater Glück in die Casse, und der Doppeltreffer fiel in den Raum einer einzigen Woche.

Ein Unglück geschah neulich in der großen bei Aufführung der Oper: „Robert der Teufel." Im fünften Acte nämlich fiel aus Unvorsichtigkeit des Maschinisten der Vorhang herab und traf die vordere Reihe der Choristen, deren Gesang sich alsbald in Schmerzensgeschrei verwandelte, da sie theils auf den Kopf, theils auf die Schultern getroffen wurden. Als der Vorhang wieder aufging, war die Zahl der Choristen um ein Viertheil vermindert. Das Publicum, zu welchem an diesem Tage der König von Neapel gehörte, wurde in großes Schrecken gesetzt.

München. „Unsere Bühne," schreibt man aus München, „bewegt sich mit Besonnenheit zwischen Lessing und Bauernfeld im Gebiete der Dramas überhaupt, und zwischen Mozart und Bellini, wo es die Oper gilt. „Die Bekenntnisse" und „Bürgerlich und Romantisch" sprechen immer mehr an, obgleich in dem letzteren Lustspiele die Grenzen nicht scharf genug gezogen sind, denn in den aristokratischen Individualitäten regt sich das romantisch-bürgerliche Element eben so wie es in den bürgerlichen aristokratisch anklingt. Ein neues Lustspiel „die Bastille," von Berger, ein geistreiches Charaktergemälde aus der Zeit Louis XIV. erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, nicht nur durch die treffliche Charakterzeichnung, sondern auch durch die vom Dichter geführte Intrigue. Berger wird ein Nebenbuhler Bauernfeld's. Nach verlässigen Nachrichten erscheint von einem hier seit Kurzem lebenden Schriftsteller, der seit einigen Jahren Baiern angehört, eine Dichtung, die sich Napoleon zum Gegenstande wählt. Müllner sagt in seiner Vorrede zum Yngurd: „Die Gegenwart taugt selten zum Gedichte." Das ist ein hingeworfener Satz, der für die Poesie keine Consequenz haben kann. Der Verfasser läßt, wie wir vernehmen den Kaiser als Geist, seine große Laufbahn überschauend, über seine Vergangenheit reflectiren. Der Dichter allein ist in seinem Gefolge, und dieser macht mit ihm die Wolkenfahrt." —

Wien. Am Josephstädter Theater gastirte Mad. Janig als „Romeo" in Bellini's Capulets und Montagues mit glücklichem Erfolge. Die Debütantin ist von der ungarischen Oper in Ofen gekommen und wirkte hier zum ersten Male in einer deutschen Oper. Ihre Stimme ist Mezzosopran mit vorzüglicher Tiefe; sie zeigt eine gute Schule und ihre Triller und Läufer sind durchaus correct. Der bekannte Hr. Kunst soll wieder nach Wien zurückkehren.

Berlin. Der Capellmeister Gläser, am Königstädtischen Theater, wird nächstens seine neuesten Compositionen zu einem Opernbuche, das ihm einer der talentvollsten Dichter Berlins angefertigt haben soll, zur Aufführung bringen.

Lemberg. Auch hier hat Nestroy's Posse: „die beiden Nachtwandler" nur einen mäßigen Beifall erlebt und erfahren, und in der That, versichert die Kritik, gehört diese Posse zu den schwächeren Arbeiten dieses Dichters, dem die localkomische Bühne so viele gelungene Stücke zu danken hat.

Leipzig. Unter dieser und jener Neuigkeit, welche unsere Bühne gebracht hat, verdient besonders die Bearbeitung des „Gamin de Paris" von Dr. Töpfer unter dem Titel: „der Pariser Taugenichts" Erwähnung. Wie dieser Titel nicht ohne Tadel von dem Sprachkenner hingenommen werden kann, so ist auch die Bearbeitung im Ganzen nicht ohne Flecken und Tadel. Indessen was lohnt es der Mühe, dieselben aufzusuchen und herzuzählen, da das Stück seinen Zweck hier vollkommen erreicht, d. h. mehrmals ein volles Haus gemacht und zweien Mitwirkenden, Hrn. Ringelhardt und Dlle. Günther, Applaus und Hervorruf eingebracht hat? Die letzterwähnte Dame scheint einen kleinen Rückschritt in der Gunst des Publicums gethan zu haben, doch wird sie bald wieder auf dem vorigen Puncte stehen, wenn sie sich diese und jene Rolle mehr angelegen seyn läßt und sich nicht blindlings den Eingebungen des Augenblicks oder — ihrer Genialität überlassen will. Neben ihr, so wie neben der hoffnungsreichen Schauspielerin Dlle. Anschütz steht jetzt eine früher bereits sehr beliebte junge Dame Dlle. Wolf. Es vereinigen sich in ihr eine schöne, schlanke Figur, ein höchst interessantes, jedes Ausdrucks des Gefühls fähiges Gesicht, lebens- und geistvolle Augen, volles und liebliches Organ, eine schöne Haltung und ein Spiel, das eben so die richtigste und geschmackvollste Auffassung als äußere Gewandtheit und Routine beweist. Es leidet keinen Zweifel, daß sie eine der ersten weiblichen Zierden unseres Theaters seyn und ihre Acquisition demnach eine sehr glückliche genannt werden wird.

Von den älteren Opern sahen wir in diesen Tagen Marschner's „Hans Heiling," und Dlle. Ringelhardt erntete darin vollen Beifall.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 237. (VII. Jahrgang.) Montag, den 3. October. 1836.

Der Bergsturz.

„Lieb' Mädchen sprich,
Was drängst Du Dich
So bang' an meine Brust?
Laß mich zur Heimath zieh'n,
So lang' die Gletscher glüh'n;
Der Morgen bringt uns neue Lust."

„„Der Gletscher Licht
Verglimmt noch lange nicht;
Vergiß, Geliebter, doch die Zeit,
Der Abschied wird mir heut' so schwer,
Als käm'st Du nimmer mehr,
Als wär' es für die Ewigkeit.""

„Verzage nicht, mein süßes Leben,
Nimm diesen Kuß für Deinen Schmerz;
Mag auch die Zeit vorüberschweben,
Dir bleibt ein ewig treues Herz."

Die Lippen so kalt — die Wangen so weiß,
Er küßt sie glühend roth und heiß,
Dann zieht er in's Thal, wo der Gießbach stürmt,
Und schwärzliche Tannen rauschen,
Wo Felsen auf Felsen, zum Himmel gethürmt,
Die Wolken im Fluge belauschen.
Und vom Gebirge schreitet Mitternacht,
Und schwerer träumt das schlummernde Land,
Des Mondes Schimmer, der Sterne Pracht,
Verhüllt ihr schwarzes Trauergewand.
Da rollt es von Fels zu Fels, von Wald zu Wald,
Wie Donner, der im Sturm verhallt.
Der Gletscher regt die starren Glieder,
Der Bergsand rasselt in die Tiefe nieder,
Lawinen stürzen in des Waldstroms Wellen,
Daß seine Ufer stürzen und zerschellen,
Und die empörten Wogen
In schäumenden Bogen
Mit Wald und Wild, und Busch und Stein
Wie Blitzesschnelle in's Thal hinein,
Und jetzt mit fürchterlichem Krachen,
Die Bergwand versunken in gähnender Kluft,
Und d'rüber schwebt mit höhnischem Lachen
Der Berggeist in röthlichem Nebelduft.

Der Morgen graut. —
Kein froher Laut,
Kein Hirtenlied, kein Vogelsang
Wie sonst zum freundlichen Empfang. —
Alles still —
Todtenstill! —
Von der buntgeschmückten Flur
Keine Spur.
Doch wo aus wüsten Felsentrümmern
Bethränt-geknickte Blüthen schimmern
Da liegt ein Jüngling hingestreckt.
Wohl hat er Liebchens Grab entdeckt,
Und seine Augen glühen im Fieberwahn,
Seine Adern schwellt der Schmerz,
Und den giftgespitzten Zahn,
Senkt Verzweiflung ihm in's Herz. —
Eh' der Abend neu erglüht,
Krächzen Raben ihm ihr Lied. —

Milan.

Der Schwur.

(Novelle von Franz Fitzinger.)

(Fortsetzung.)

Betroffen sah Frau Brigitta der Ankommenden in's Gesicht, als diese ihr um den Hals fiel und ausrief: »Mutter, ich bin geborgen, ich sehe ihn niemals wieder!« —

Mit bedenklichem Kopfschütteln begleitete die alte Muhme Röchens Geständnisse, welche sie ihr mit dem

Tone lebhafter Freude und einer leidenschaftslosen Brust vortrug.

»Nun befragt Euer Schicksal und Eure Karten, Muhme,« sagte Röschen fast muthwillig, »denn ich fürchte sie nicht mehr. Gott hat mir das Mittel gezeigt, das mich schützen kann gegen alle Anfechtungen des Beelzebubs, und mein ruhiges Gemüth überzeugt mich, daß ich's gut verwendet habe.«

»Nun, nun,« lispelte die Alte halblaut, »soll mich freuen, wenn's Dir wohlergeht.«

Röschen rückte an den wärmenden Kamin, und nahm guten Muthes ihr Spinnzeug vor, indeß Frau Brigitta wirklich wieder die Karten zur Hand nahm und ihre Künste damit anfing. — Sie hatte aber nicht sobald begonnen, als Röschen beim Anbruche der Dämmerung, etwas ermüdet von dem Gange, eingelullt vom eintönigen Schnurren des Rades und dem Picken der Wanduhr, eingeschlafen war. Frau Brigitta handhabte die Sache nun auf ihre eigene Faust, und blickte eben mit Verwunderung auf eines der Blätter, als Röschen, wie schwer träumend, zu stöhnen begann. Einige Zeit darauf schien sie ganz ruhig zu schlummern; doch plötzlich seufzte sie wieder aus tiefster Brust, und ergriff, aus dem Schlafe auffahrend, hastig die Hand der Muhme, die sich ihr genähert hatte, um sie genauer zu beobachten.

»Was ist Dir, Kind?« fragte die Alte, indem sie Röschen zu ermuntern bemüht war.

Diese ließ ihre Hand fahren, senkte die Arme schlaff auf den Schoß nieder, und sagte gleichgiltig: »Nichts, gar nichts.« —

»Du bist schläfrig,« erwiederte Brigitta, »und wenn's auch noch zeitig ist, so wirst Du doch besser thun, zu Bette zu gehen. Komm', ich will Dir helfen, denn Du bist ganz trunken vor Müdigkeit.« —

Röschen folgte ihr wissenlos, und nahm ihr Lager ein, auf dem sie bald wieder der Schlummer umfing. — —

Nach wenigen Stunden der ersten Ruhe war sie wieder aufgewacht. Sie meinte, es wäre nahe am Morgen, doch täuschte sie der helle Schimmer draußen, der vom Monde kam. Die Uhr hing aus, — gespannt horchte sie auf die Schläge, — es war erst zwei Uhr! — Sie vermochte nicht mehr zu schlafen. Tausend Gedanken durchkreuzten ihren Kopf, und sie wälzte sich auf den Polstern umher, wie auf heißem Sande. — »Mein Himmel, was ist mir denn?« fragte sie sich selbst; »thörichtes Mädchen, Du wirst doch nicht das Bild fürchten, das Dir im Traume vor Augen schwebte —? Fort mit dem Bilde! Ich will's nicht sehen, ich will nicht daran denken. Ich werde doch sehen, ob ich nicht denken kann, was ich will.« —

Vergebens! Sie vermochte nicht mehr einzuschlafen, und wenn sie ja auf Minuten eine Art von Halbschlummer erzwang, so stand jenes Bild unaufhörlich an ihrer Seite. — Sie wünschte die Sonne herauf, und verwünschte sie wieder. Sie sprang aus dem Bette, wollte sich ankleiden, und unterließ es plötzlich wieder, sich neuerdings hinwerfend auf die unerträgliche, verhaßte Stätte. —

Endlich graute der späte Wintermorgen. Endlich war es Zeit zum Morgenimbiß. Die Alte kam damit; aber Röschen hatte nicht die geringste Lust dazu. Mit Mühe würgte sie etwas Weniges davon hinunter, denn es lag ihr wie ein Felsstück auf dem Herzen.

Unter einem Vorwande ging sie bald darauf, weit früher als gewöhnlich, vom Hause. Bei der Stelle angelangt, wo man Wellreich's Mühle in der Ferne aus den Tannen hervorschauen sah, stand sie still, obschon dieser Ort nicht ihr Ziel war, denn sie hatte keines. — »Welche unbekannte Macht« — rief sie wieder — »zwingt mich, dahin zu gehen, wo ich nichts zu schaffen habe, und dorthin zu blicken, wo mich nichts angeht? Entweder hat mir's eine Hexe angethan, oder — Nein,« rief sie mit einer Thräne, die ihre Worte Lügen strafte, »ich will nie wieder da herausgehen!« und so schlug sie wirklich den Rückweg nach Hause ein. Aber das Auge vermochte sie von der Mühle nicht abzuwenden. Schon war sie an dem Puncte, wo diese ihr aus dem Gesicht verschwinden mußte; da bemerkte sie, daß Jemand von dort herkomme, und in die Füße sank es ihr wie Blei, sie konnte nicht von der Stelle.

Wie von Ungefähr wandelte sie hierauf mit gesenktem Haupte denselben Pfad, welchen des Müllers Mündel herschritt, denn dieser war es, den sie erblickt hatte, ohne ihn zu erkennen. Schon kamen sich Beide ziemlich nahe; aber noch immer überredete sich Röschen, ihn nicht zu kennen. Als sie sich endlich gegenüber standen, schien sie heftig zu erschrecken.

»Röschen,« — rief Theobald freudig überrascht, und wollte ihr die Hand reichen.

»O, redet mich nicht an,« erwiederte diese, ohne aufzublicken.

»Du wirst mir's doch verzeihen, — daß ich Dir begegnet bin?«

»Ei, dafür kann Niemand!«

Theobald wollte sich umwenden, um ihr das Geleite zu geben, doch sie verlangte dringend, sie ihren Weg allein fortsetzen zu lassen.

»Wenn Du mir böse bist, Röschen,« sagte Theobald, »so magst Du immerhin ohne mich fortgehen.«

Höchst verlegen that sie einige Schritte weiter; Theobald bemerkte, wie schwer es ihr ankomme, und holte sie wieder ein.

»Mädchen,« sagte er feierlich, »Du weißt, daß ich Dich liebe, daß ich nicht leben will und kann ohne Dich; höre, wenn Du meine warme, ehrliche Neigung nicht erwiedern kannst, so gehe ich in den Krieg. — 'S ist eben gute Gelegenheit; des Tilly Waffenleute werben auch hier in Kärnthen, sie brauchen Soldaten, ich eine Schlacht und eine Todeswunde, weiter nichts, dann wirst Du, Röschen, Deine Wege ungestört allein wandeln können.«

Röschen verhüllte sich das Gesicht mit beiden

Händen und brach in heftiges Weinen aus. Er faßte sie liebevoll und rief mit dem sanftesten Tone: »O, wenn Du mir gut bist, — und 's ist so gewiß, als diese Sonne leuchtet, — warum dann, ach! warum diese Qual?«

»Nein, nein! Um's Himmelswillen, nein!« entgegnete Röschen schnell, »es ist nicht, wie Ihr meint, es kann — es darf nicht seyn. Sucht was Ihr wollt, nur mich nicht, nicht mich, hört Ihr? bei dem Heile Eurer Seele!«

Theobald ließ ihre Hand, die er zärtlich in der seinigen gehalten hatte, und eilte rasch davon.

Als er ihr aus dem Gesichte war, war es ihr, als ob man ihr das Herz aus dem Leibe gerissen hätte. Laut schluchzend rang sie die Hände, und warf sich, mitten im Schnee, auf ihre Kniee, und legte Haupt und Busen daran, als könnte er ihr Kühlung für das glühende Innere gewähren.

(Schluß folgt.)

Sage von einem Kloster und Schlosse im Innern des Untersberges.

Wie die alten redseligen Chronisten von dem fabelhaften Untersberge berichten, war es, nach dem Einen, im Jahre 1523 der fromme Bauersmann Lazarus Gitschner aus dem Dorfe Bergheim, unter dem wunderlieblichen Wallfahrtsorte Maria Plain bei Salzburg; nach dem Andern aber, im Jahre 1529 Lazarus Aigner, ein treuer, aber neugieriger Diener des Stadtschreibers von Reichenhall an der Saale, drei Stunden von Salzburg, welchen Beiden es zuerst gegönnt war, die Wunder des Untersberges in seinem Innern zu schauen, namentlich aber ein Klostergebäude im magischen Zauber, ein Schloß und andere Nebenscenen.

Eine symbolische Inschrift mit silbernen Buchstaben hatte den Einen, wie den Andern dieser Bergwanderer an der Klamm oder am hohen Throne lange aufgehalten, und so überraschte diesen, wie jenen, die tiefe Nacht. Das war an einer Mittwoche. Als unser Lazarus am Donnerstage in der Frühe erwachte, und von seinem Schlaforte ein wenig vorwärts ging, die rings um ihn ausgebreitete lachende Gegend zu betrachten, gewahrte er einen barfüßigen Mönch vor sich, welcher in einem Buche las und ein Bündel Schlüssel an dem Gürtel trug. Dieser redete unseren Lazarus mit freundlichen Worten also an: »Wo kommst du des Weges her, mein lieber Wandersmann? Wo willst du hin? Bist du etwa müde, hungrig und durstig? Dann würde ich dir ein Plätzchen zum Ausruhen anweisen, und dir auch sattsam zu essen und zu trinken geben. Nun, folge mir!«

Und sie verließen den Ort ihres Zusammentreffens, und kehrten wieder zum hohen Throne zurück. Da kamen sie zu einer eisernen Thüre, welche der Mönch aufschloß. Nun im Halbdunkel führte er den Lazarus durch ein großes Thor, vor welchem eine steinerne Bank stand. Hierher, sagte der Mönch, lege deinen Hut, mein lieber Lazarus; denn an dem Platze wirst du wieder in's Freie kommen; aber so lange du dich innerhalb dieser Wände befindest, darfst du zu Niemandem ein Wort sprechen, man mag dich fragen, um was man will; mit mir allein indeß magst du da reden, was dir einfällt. Jetzt merke, was du sehen und hören wirst!

Mit diesen Worten traten sie durch das Thor hinein. Alsbald sah Lazarus einen großen Thurm mit einer Uhr, welche mit purem Golde verziert war. Der Mönch sagte zu ihm: »Blicke den Stundenzeiger an, auf daß du weißt, um welche Stunde es sey!« Es war sieben Uhr.

Als Lazarus etwas mehr vorwärts kam, sah er ein schönes und herrliches Gebäude mit zwei Glockenthürmen, einem Kloster ähnlich. Dieses stand auf einer reizenden Wiese mit schattigen Waldbäumen, aber auch mit Obstbäumen voll den herrlichsten Früchten geschmückt. Durch den Wiesenplan flossen die reinsten Brunnenquellen. Von denselben war eine mit messingenen Röhren zu diesem Gebäude geleitet, und ergoß sich mit kühlender Labung in einen großen Granter von Marmor, der roth und weiß, und blau und schwarz und grün geadert am Untersberge gebrochen wird, aber nur jene unbekannten Schalthiere des Meeres nicht eingeprägt hat, wie der Marmor zu Adnet, von dem man, außer mehreren andern Orten, in der Karmeliten-, Minoriten-, Dom- und Stadtpfarrkirche zu Linz die schönen, bisher wenig beachteten Speisegitter trifft.

In diesem Gebäude führte der Mönch den Lazarus in einen prachtvollen Tempel von ungeheuerer Größe, so, daß unser Wandersmann hinten am Eingange kaum den Hochaltar gewahrte, wie etwa zu St. Stephan in Wien oder im majestätischen Dom zu Mailand. Da knieete der Mönch nieder, und betete in größter Andacht. Alsdann führte er den Lazarus in einen Stuhl, hieß ihn in demselben bleiben, bis er wieder komme, und sagte ihm beinebens, daß diese Kirche mehr als zweihundert Altäre habe, und mehr als dreißig Orgeln mit allerlei ersinnlichen rauschenden Instrumenten.

Der Stuhl, in welchem Lazarus Platz nahm, stand nahe bei einer Stiege, auf welcher die Mönche auf- und abgehen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Altgebacknes.

Carl V. berieth mit seinem vertrautesten Diener die Angelegenheiten Italiens. Diese Menge Fürsten chicaniren mich. Was ist zu thun?

Was zu thun? sagte Anton de Leve, lassen wir sie sammt und sonders ganz sachte hinwegräumen.

Wie? und was soll aus meiner Seele werden? erwiederte Carl mit einem Schauer.

Ew. Majestät hat eine Seele? entgegnete giftig de Leve, dann geben Sie das Regieren auf.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 16. September 1836.

Mit jedem Jahre verschönert sich Berlin und gewinnt am Umfange. Der Einheimische bemerkt dies weniger, als derjenige, der vor einigen Jahren hier sich als Besucher aufgehalten, und jetzt einmal wieder sich hier einfindet. Da die Neubauten und sonstigen Verschönerungen für den Ersten nach und nach unter seinen Augen entstehen, so achtet er weniger darauf; indeß tritt auch oft bei diesem eine freudige Ueberraschung ein, wenn er, auf das Revier beschränkt, in welchem er wohnhaft ist, nach einem ganz entlegenen einmal sich verirren muß. Hauptsächlich ist dies der Fall mit der neuen Luisenstadt. Sie besteht aus mehreren Straßen, die aus neuen hohen und in einem edlen Styl erbauten Häusern bestehen; sie hat sich über die frühern Ringmauern der Stadt ausgedehnt, ein neues geschmackvoll erbautes Thor, das Louisenthor, erhalten; außer der alten Charitégebäude befindet sich darin das neue nur noch schöner gebaute und eine Caserne, nicht weit von dem schon früher erbauten Exercierhause, die einem Palast ähnlich sieht. Vor dem Luisenthor ist bereits eine neue Vorstadt entstanden, und die sonst weit von der Stadt entlegene königliche Eisengießerei, ist jetzt nur eben hundert Schritte von dem Louisenthore entfernt. Eben so sind vor dem Potsdamer Thore auf der Chaussee nach Schöneberg eine Menge neuer schöner Häuser, und unter andern das Schneider'sche — das ein Palais genannt zu werden verdient — erbaut worden und viele, deren Bau bereits begonnen, werden die dazwischen vorhandene Lücke füllen; es ist höchst wahrscheinlich, daß sich diese Neubauten bis zu dem botanischen Garten, dicht vor dem Dorfe, Neu-Schöneberg, ausdehnen und endlich wohl gar ein integrirender Theil Berlins werden dürften. Nicht nur in Berlin selbst wird viel gebaut, sondern auch in den Vorstädten entstehen sehr viele Gebäude, selbst vor dem wenig besuchten schlesischen Thore und was diese Neubauten betrifft, so zeichnen sie sich gegen die früheren, selbst unter Friedrich dem Großen, mit Ausnahme weniger, durch einen edlen einfachen Styl zu ihrem Vortheil aus. In wie fern sie in Hinsicht der Solidität und der Dauer sich mit solchen messen können, muß erst die Zeit lehren. Indeß dürfte man wohl Bedenken tragen, dies apodiktisch zu behaupten, da man jetzt, gegen sonst, sehr rasch baut, und — eilen thut nicht gut. Berlin fehlt es übrigens für eine so große und schöne Stadt an Thürmen, die durch ihren künstlichen Bau und ihre Höhe imponiren. Nur zwei Thürme sind noch aus früherer Zeit, welche in etwas dieser Forderung entsprechen, die Thürme der St. Marien- und St. Nicolaikirche; der Erstere war indeß schon ein Raub der nichts schonenden Zeit, dem Einsturz nahe, da hat ihn König Friedrich Wilhelm II. restauriren lassen. Der Thurm bei dem großen Waisenhause ist schon längst eingefallen und ebenso der an der Jerusalemer-Kirche. An ihre Wiedererbauung wird nicht gedacht. Der letztere wird zwar jetzt reparirt, aber ihn mit einer schönen Spitze zu versehen, unterbleibt. Beide Thürme sehen wie große Treibhäuser aus, und eben so ist der Thurm am Rathhause in der Königsstraße längst nicht mehr vorhanden, und man sieht davon nur die untere Halbschied, die so weit in der sehr schmalen Königsstraße hervortritt, daß sie die Passage für Fußgänger fast lebensgefährlich beengt. Dieser Uebelstand sollte doch einmal beseitigt werden und man den Stadtverordneten zurufen: **Hic Rhodus, hic salta!**

Eine nützliche Anordnung, hauptsächlich für nicht Einheimische ist in's Leben getreten; wie an den Straßenecken auf Kornblumentafeln mit weißen Buchstaben die Namen der Straßen zu lesen sind, sind jetzt auch ähnliche Tafeln an den Brücken befindlich, worauf deren Benennung steht. Es ist im Werke, daß von dem Louisenthore eine Chaussée bis nach Charlottenburg angelegt werden und alle Frachtwagen, welche sonst die Chaussée von Charlottenburg durch den Thiergarten entlang in das Brandenburger-Thor nach Berlin kamen, nun auf dieser neuen Chaussée ihren Weg von dort nach Berlin nehmen und durch dies neue Thor einpassiren sollen. Dadurch wird nun der Thiergarten nicht mehr von dem plumpen Frachtwagen durchkreuzt werden.

Wir haben hier manche Besuche von fürstlichen Personen gehabt, unter andern den kais. öster. General Prinzen v. Wasa und den König Otto von Griechenland; aber sie nahmen die Aufmerksamkeit des Publicums keineswegs so in Anspruch, wie der Besuch der französischen Prinzen. Der Grund davon lag auch wohl mit darin, daß alle andern Besuche erschienen, ohne daß man zuvor davon so viel gesprochen, selbst drucken lassen und so viele Vorkehrungen getroffen hatte. Andere Monarchen und fürstliche Personen hier zu sehen, gehört nicht zu den ungewöhnlichen Erscheinungen; der Besuch von den Söhnen des Königs der Franzosen hingegen war etwas so Unerwartetes und Ueberraschendes, man sah darin eine Bürgschaft des Friedens, und empfing sie daher, als dessen Herolde mit ungeheuchelter Freude. Der König Otto, der sich nur einige Tage in Potsdam und hier nur gleichsam im Fluge aufgehalten, hatte eine nicht günstige Zeit zu seinem Besuche gewählt, denn die Prinzen des königlichen Hauses sind nach den Rheinprovinzen abgegangen, um dort den Waffenübungen des zu diesem Zweck vereinten Militärs beizuwohnen. Der König Otto hat daher hier nur seinen Großoheim, den König, und seine Tante, die Kronprinzessin, gefunden. Nur Wenige haben diesen jungen König durch einen glücklichen Zufall gesehen, aber einstimmig hat sein Aeußeres, seine edle Haltung und sein offenes Wesen einen erfreulichen Eindruck gemacht. Das Schicksal hat ihn zu einem sehr wichtigen aber auch sehr schwierigen Beruf bestimmt; die Regeneration eines welthistorischen einst so hoch cultivirten Volkes, das unter dem Joch der Barbarei und des Despotismus so tief erniedrigt und entsittet worden, zu bewirken, oder doch dazu den ersten Grund zu legen. Möge es ihm dazu nicht an Geist und guten Willen, nicht an Energie und an weisen, von allen egoistischen Nebenabsichten freien Rathgebern fehlen, damit er immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volkes gewinne, dessen Herrscher er zu seyn bestimmt ist. Nur dies sind die Grundpfeiler, auf welchen ein Reich, selbst unter der gewaltsamsten Erschütterung, sicher und fest steht. (Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 238. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 4. October. 1836.

Der Schwur.

(Novelle von Franz Fitzinger.)

(Schluß.)

Es war hoch am Mittag. Frau Brigitta war mit Bereitung des Mahles fertig geworden, und benutzte die freie Stunde, ihre Karten zu befragen, denn Röschens Gemüthsunruhe war ihr nicht unbemerkt geblieben, und da ihr dies recht sehr zu Herzen ging, so wünschte sie sich einigen Aufschluß über des Mädchens Gegenwart und Zukunft zu verschaffen, was Beides, wie sie fest dafürhielt, ganz unfehlbar aus den geheimnißvollen bunten Blättern deutlich werden müßte. —

Bei dieser Beschäftigung traf sie Röschen selbst, die ihre Kräfte gesammelt und sich nach Hause begeben hatte. Aber ihr Busen hob sich noch stark, ihre Augen umzog noch eine bedeutende Röthe vom Weinen, und ihre Stimme klang leise und unsicher.

»Du bliebst lange,« sagte die Muhme zu dem Mädchen, ohne von ihren Grübeleien aufzublicken. Röschen bejahte es mit gleichgiltigen Worten, und starrte, fremd für alles sie Umgebende, nachlässig an einen Stuhl gelehnt, auf den alten buchenen Tisch, auf welchem die Karten ausgebreitet lagen. — Die Alte reihte mit Mienen und Geberden voll Wichtigkeit langsam Blatt an Blatt, und sprach von Zeit zu Zeit ihre Bemerkungen darüber aus. »Eichelsieben,« — sagte sie unter Anderem, — »ist ein böses Zeichen! — Eichelaß, das ist ein Kreuz, das bedeutet den Tod. — Sieh' da! Schellaß: eine Mühle.«

Röschen ward aufmerksam.

»Schellaß und Eichelaß,« — scherzte Jene. »Entweder wird ein Müller todt, oder der Tod wird ein Müller.«

»Theobald!« rief Röschen, wie von Ahnungen erschreckt. — Brigitta sah ihr in's Auge.

»Ja, ja,« — sagte sie, »Du liebst ihn, den Theobald, und das recht sehr.«

»Was Ihr da faselt!«

»Ich fas'le nicht. Weiß ich doch auch, daß Ihr eine recht betrübte Liebesunterredung mit einander hattet.«

»Wie könnt Ihr wissen —?«

»Hätten mir's die Karten nicht gesagt, so müßt' ich's Dir ja selber anmerken,« — antwortete die Muhme. »Ja, ja, es ist gerade so gekommen, wie ich gesagt habe.«

»Mutter, rathet, helft mir! sagt, was ich thun soll?« seufzte Röschen.

»Je nun,« entgegnete Frau Brigitta, »ich sehe da nicht so großes Unglück, als Du. Er liebt Dich, Du ihn, was braucht es da für Rath und Hilfe? Ich denke, Ihr helft Euch wohl am Besten selbst.«

»Habt Ihr vergessen, Muhme? — Mein Schwur!«

»Du hast keinen geschworen, denn Du wußtest nicht, was Du thatest, und konntest also auch nicht sündigen.«

»Nein, nein! das überredet Ihr mich nicht,« klagte die Arme wieder, »ich habe geschworen, und — weh'! — meinen Schwur gebrochen!«

»Wellreich hat Deine natürliche Herzensgüte gemißbraucht, den unsinnigen Eid Dir gleichsam abgenöthigt. — O, ich weiß, warum er's that. Du stehst seiner Tochter im Wege.«

»Gott vergeb' es ihm,« schluchzte Röschen, — »aber mir kann Gott es nicht vergeben! Bei den Gebeinen meiner Eltern habe ich geschworen, und — Herr des Himmels! — meine armen Eltern werden keine Ruhe mehr im Grabe haben, sie werden zornig mir in meinen Träumen erscheinen, und mir drohen, und mir vorwerfen, daß ich leichtsinnig —«

»Röschen, Du quälst Dich ohne Grund,« tröstete sie Brigitta, »nimm Arbeit zur Hand, zerstreue

Dich, und vor Allem vertraue auf Gott und auf meine Worte.« — —

Röschen brachte die Nacht auf eben die Weise hin, wie die frühere. Keine Nacht, kein Morgen vermochten ihr Linderung des peinigenden Seelenzustandes zu bringen. Es trieb sie vom Hause in's Freie, von da wieder in die Stube. Vergebens genoß sie die kühlenden Tränke, welche ihr Brigitta bereitete, und vergebens lag sie Stunden lang auf ihren Knieen im Gebete. — So schwand eine lange, schreckliche Woche hin, ohne daß sie Theobald gesehen, oder von ihm etwas erfahren hätte. —

Da ertrug sie es nicht länger. Mit großer Anstrengung gelang es ihr, sich so beruhigt zu stellen, als es nach solchem Sturm im Innern nur immer möglich scheinen mochte, um die Muhme über ihren wahren Zustand zu täuschen.

Sie verließ dieselbe und eilte nach dem einsamen, verschneiten Friedhofe. — Es war ihr, als breite sich ein grauer Todtenschleier über die ganze Natur, wie über ihre letzten Hoffnungen; als trieben die kalten Lüfte, welche den warmen Hauch ihres liebenden Busens in eisigen Thau verwandelten, mit höhnischem Kichern ihr Spiel um sie.

Sie hatte das Grab ihrer Eltern erreicht. In Thränen warf sie vor dem Doppelkreuze sich auf ihre Kniee.

»O, meine Eltern! die Ihr in einer bessern Welt wandelt, wo die Liebe nicht mehr quält, o, erbarmt Euch eures unglücklichen Kindes; nehmt ihn zurück den furchtbaren Schwur, der mich erdrückt, oder verbannt aus meiner Brust diese martervolle Liebe! — Weh'! wer sagt mir, ob Ihr mich hört? Wer, ob ihr mir verzeiht, mich loskettet von den Banden meines Eides?!« —

Eine ferne Glocke ertönte mit gemessenen, dumpfen Schlägen. — Röschen hielt inne, mit gespannten Sinnen nach jener Gegend hinhorchend, von wo das Geläute herkam, in welches sich nun auch gedämpfte Laute von Instrumenten mischten. — Sie horchte und horchte mit steigender Bangigkeit. Es kam näher, immer näher, endlich ganz nahe, und zur Pforte herein bewegte sich ein Zug schwarzgekleideter Menschen. An ihrer Spitze hatte Röschen augenblicks den Müller bemerkt. — Bald darauf schwankte ein Sarg herein, von vier Jünglingen getragen, ihr Blick fiel auf den bunten Blumenkranz darauf. Sie wollte dem Müller entgegen, aber vermochte es nicht mehr, und mit dem durchdringenden Ausrufe: »Theobald! — Ha, Muhme, eure Karten!« sank sie ohne Bewußtseyn auf den Hügel ihrer Eltern hin. —

Als sie wieder zu sich kam, war Niemand mehr zugegen, als Wellreich, der sie theilnehmend umfaßt hielt, und einige Weiber, welche ihr beigestanden hatten.

Mit einem Blicke, der keine Thräne aufzubringen vermochte, sah sie dem Alten in's Auge, noch der Sprache nicht mächtig, obgleich ihre Lippen fieberisch zuckten.

»Weinet nicht,« — sagte der Müller, — »denn ich bin elend, nicht Ihr. Ich büße schwer für den Frevel, daß ich, um Theobald zu meinem Eidam zu haben, Euch den unnatürlichen Schwur abdrang. Gott bestrafte mich, der den Bund Eurer Herzen beschlossen hatte, vor dessen Augen ein solcher Eid nicht gelten konnte. Weinet nicht, Euer Schwur ist gelöst; in des Höchsten Namen entbinde ich Euch davon, an diesem Orte, wo Ihr ihn geschworen; denn wisset: die Leiche, die ich eben hier mit Jammer der Erde gab, ist Dorothea, mein Töchterlein!« —

Röschen stürzte, durchschüttert von dem schnellen Uebergange vom tiefsten Leide zu höchster Lust, dem Müller in die Arme.

Wer aber beschreibt die Wonne der folgenden Momente? Als Röschen sich vom Müller wandte, stand Theobald in liebend flehender Stellung vor ihr. — »Röschen!« rief er mit dem Ausdrucke unnennbaren Entzückens. Stumm, mit ausgebreiteten Armen eilte sie ihm entgegen, und die Thränen des Schmerzes wandelten sich in Thränen der Freude, als beide Liebende sich am Herzen lagen. Tiefbewegt sprach Wellreich seinen Segen über sie, und rief: »Habt Euch, und seyd glücklicher als ich!«

Sage von einem Kloster und Schlosse im Innern des Untersberges.

(Fortsetzung.)

Es währte nicht lange, so kamen auch wirklich bei 300 Paare alte und junge Mönche, alle mit Sandalen von Holz angethan, wie man sie in wärmeren Ländern gewöhnlich trägt. Als sie den Lazarus sahen, blickten sie ihn im Vorübergehen bedeutungsvoll an, und begaben sich in's Presbyterium vor dem Hochaltar, wo sie den Chor mit größtem Eifer hielten. Hierauf ward mit allen Glocken zum Gottesdienste geläutet. Diese Glocken hatten einen so harmonischen, schönen und lieblichen Ton, daß man denselben mit aller Lust anhören, und ihm unwillkürlich nähergehen mochte. Es kamen auch wirklich große Schaaren Volkes in langen Zügen herbei, festlich, aber nicht übermäßig schön gekleidet. In ihrer Anwesenheit fingen die Mönche an, auf allen Altären Messe zu lesen, und am Hauptaltare das Hochamt zu halten. Alle Orgeln spielten, alle Instrumente erklangen; der laute und prächtige Hall der vollen Accorde entzückte die Ohren des Hörers. Nachdem der Gottesdienst vollendet war, entfernte sich das herbeigeströmte Volk wieder aus der Kirche, und die Mönche kehrten schweigend über die Stiege zurück, woher sie gekommen.

Bald hierauf erschien der Führer des Lazarus, deutete ihm an, daß es Essenszeit wäre, und daß er ihn um 12 Uhr abholen werde.

Kaum war die Stunde gekommen, als auch Lazarus von dem Mönche über die bezeichnete Stiege leisen Trittes hinaufgeführt wurde. Sie war 30 Stufen hoch, schön von Marmor geglättet, und führte in ein großes Vorhaus, zu beiden Seiten voll von hohen Fenstern, und jedes von einer andern Gestalt im gothischen Geschmacke

mit allerlei Glasmalereien. Durch diese sah er auf die schönen Matten, worauf das ganze Gebäude stand. Mitten durch das Vorhaus führte ihn der Mönch in das Refectorium, oben gewölbt, mit Fenstergittern wohl verwahrt, der Länge nach prächtige, marmorne Tafeln hinablaufend. An eine derselben setzte der Mönch seinen Gast und sagte: »Hier bleibe, indem ich nun um Speise und Trank fortgehe.« Während der Mönch um das Essen ging, guckte Lazarus durch die Fenster hinab, und sah ganze Schaaren Volkes über die große und weite Wiese von einem buschigen Walde zum andern hin- und hergehen. Indeß kam der Mönch mit schmackhafter Kost herbei, und setzte vor Lazarus Fleisch, Kopfkohl, Rollgerste und ein Laibl Brot sammt einem guten Becher Wein hin, wie man weiland die Pilger in den alten Klöstern oder Hospitälern tractirte, so zum Beispiel im St. Johannesspitale zu Salzburg, dessen Stifter, der dortige fromme Erzbischof Ernest Graf von Thun, dem ersten Pilger sogar die Füße wusch und ihn mit einem Thaler beschenkte.

Die Speise- und Trinkgeschirre waren vom feinsten Silber, nett und reinlich geputzt. Nach dem Essen befahl der Mönch, daß Lazarus Gott dafür danke, und dann führte er ihn wieder in die Kirche. Sie war abermals voll mit Menschen gefüllt. Des andern Tages in der Frühe mußte sich Lazarus wieder in das Refectorium begeben, und kam gleichfalls durch das vorige Vorhaus in dasselbe. Vom Refectorium schauten Beide über die Fenster hinab, und es gingen zum zweiten Male die Leute auf der schönen Wiese freundlich und gemeinschaftlich hin und her. Da fragte Lazarus den Mönch, wer doch diese Menschen wären? und erhielt zur Antwort: Sie waren einst Kaiser, Könige und Fürsten, Bischöfe, Prälaten, Ritter, adelige und unadelige Herren und Frauen, Klosterleute, Knechte und Mägde, Reiche und Arme, welche Vieles für die Ehre Gottes gewirkt haben. Unter den Vorüberwandelnden waren aber Manche, welche Lazarus einst gut gekannt hatte: Leonhard von Keutschach, welcher als Erzbischof von Salzburg 1495—1519 für das Münz- und Bergwesen so Vieles gethan; Herzog Albrecht IV. von München, der das Recht der Erstgeburt in die Erbfolge eingeführt haben wollte, mit seiner stattlichen Hausfrau; der Prälat von St. Peter in Salzburg, welcher den heil. Petrus sammt dessen Himmelsschlüsseln im Wappen führte; der Propst von St. Zeno bei Reichenhall und viele andere Reiche und Arme.

Unter Anderem fragte Lazarus, wer denn derjenige sey, der mit der goldenen Krone auf dem Haupte, mit dem Scepter in der Hand und mit dem goldgestickten Mantel um die Schultern im prächtigen Armsessel an einem runden steinernen Tische da sitze? Und der Mönch antwortete alsdann: Dieser ist Carl der Große, einst König der Franken und erster deutscher Kaiser, geboren 747, gestorben als 72jähriger Mann im Jahre 814. Dieser große Fürst war ein Sohn Pipin's, des Kurzen, hatte in seiner Jugend die berühmtesten Männer der damaligen Zeit zu Lehrern, und als sein Vater 768 starb, regierte er drei Jahre lang gemeinschaftlich mit seinem jüngern Bruder, Carlmann, das große Reich der Franken. Da dieser 771 unvermuthet starb, wurde Carl von den Großen des Reiches als einziger König erkannt. Carl herrschte mit Ruhm und Glück; seine Eroberungen, so wie seine von Geisteskraft zeigenden Anstalten haben ihm wohl mit Recht den Namen des Großen erworben. Er ist jetzt in dieser unterirdischen Bergkluft unser umsichtiger Regent; er hat alle hier versammelten Kaiser und Könige nebst den Rittern und ihren Knappen zu seinem Dienste, und ist durch ein Wunder, welches etwas Ungewöhnliches, Uebernatürliches und Außerordentliches bedeutet, hierher versetzt worden, und zwar in jener majestätischen Gestalt, die er im Leben gehabt. An diesem Kaiser sah Lazarus einen langen, grauen Bart, welcher ihm das goldene Bruststück über seinem Kleide vollends bedeckte. Dieser Bart ward an seinen Fest- und Ehrentagen in zwei Theile getheilt, wovon sich der eine auf die linke, der andere auf die rechte Seite zog, und dann mit einem von kostbaren Perlen gestickten Bande eingewickelt, wie es weiland auch der vielbesprochene Bürgermeister Hanns Steininger in Braunau mit seinem übermäßig langen Barte gethan, das Einwickeln desselben aber einmal vergaß, auf den Bart trat, und sich über eine Stiege herab todt fiel.

So einen Mann wollte nun Lazarus etwas länger und bedächtiger besehen; er that es auch, und merkte sich Folgendes an: Tiefsinniger, ernster Miene war der Kaiser mit Jedem seiner Untergebenen, hohen und niedern Standes, äußerst freundlich und herablassend; er pflegte auch Alles huldvoll und gnädig anzuordnen. Sein zahlreiches Militär konnte Lazarus trotz alles Aufmerkens und Schauens nicht überzählen; indem es bei jedem Aufmarsche seine Montur wechselte, und sich täglich mit abwechselnd-klingendem Spiele hören ließ, das Herz zum rascheren Schlage dahinreißend. Manche wollten mehrere dieser Soldaten sogar auch außer den Höhlen des Berges in ihrer Phantasie beim Exerciren gesehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Immer Frühling.

Soll ich auch den Frühling schelten,
Der mir nicht ein Lied gebracht,
Da doch rings im Reich der Welten
Alles blüht und blau't und lacht?

Jeder Vogel hat gesungen,
Und gemai't hat jede Brust,
Und die Welt hat wiederklungen
Von Gesang und Liebeslust. —

Still! auch du hast, Herz, gesungen,
Kennt auch kein Papier dein Lied:
Tief im Busen hingedrungen
Klingt dein Lenzlied noch und blüht.

Fr. Niemann.

Reise-Zeitung.

Ein Ausflug von Venedig nach Verona.

Auf den, von Wasserpflanzen, Schlamm und andern Unsauberkeiten bedeckten Lagunen schwammen wir mit der vollgepfropften Barke glücklich nach Fusina hinüber, wo schon der Velocifero mit seinen gelbmontirten Postillions für Padua, bei dem Albergo di Nettuno bereit stand. — Schon wieder eine, nach dem Meergotte benamsete Anstalt, die solcher Ehre noch weit weniger würdig ist, als der „Soglio di Nettuno" (ein Bade-Etablissement) zu Triest. Auch würde die Baracke kein Mensch für einen Gasthof ansehen, wenn es nicht in vier Sprachen darauf geschrieben stände, und die Camerieri, Stallieri und andere Eri nicht unverzüglich herbeiliefen, und — die Hände aufhielten.

Dem Strande gegenüber stand endlich wieder die erste Baumgruppe, mit üppigen Wein-Guirlanden übersponnen; ein Ding, welches in dem prächtigen Steinhaufen Venedig unter die Casus reservatos gehört. Ich war bisher in Italien, ohne Italien gesehen zu haben, denn Venedig ist eine Stadt, die eigentlich zu gar keinem Lande gehört, weil sie keines unter sich hat, und erst auf der Terra ferma konnte ich mich überzeugen, daß ich wirklich in dem gelobten Lande sey. — Die Straße nach der „gelehrten Padua" ist eine der schönsten und angenehmsten im Königreiche, und nirgend trifft man wieder eine so reiche Umgebung von Villen und Gärten, wie sie dort die lachenden Ufer der Brenta schmücken.

Bald flog der letzte scheidende Blick auf das erhabene Schauspiel des Meeres, und war verschwunden, verschwunden für mich, vielleicht auf ewig! Lebe wohl, rief ich fast wehmüthig, lebe wohl, blaue, lustumgürtete Adria!! — und das Auge wurde mir feucht.

Schnell, und niemals gestört von den bedauerlichen Hindernissen anderer Straßen, flog unser Wagen bequem, wie ein Schlitten, dieser Atalanta unter den Fahrzeugen, auf diesen musterhaften Chausseen hin; und so flog er bald nach Sonnenuntergang mit uns auch in die Post von Padua. Der Postillon aber bewachte nun mit Falkenblicken jeden herabsteigenden Passagier, und heischte seine Opfer mit unerbittlicher Beharrlichkeit auch von denjenigen, die, weiß der Himmel! aus was für Ursachen, sich unter der herbeigekommenen, neugierigen Menge zu verlieren gesucht hatten. Mag seyn, daß der Mensch die Unverschämtheit hatte, weil er statt des schamhaften rothen Rockes, einen indifferenten gelben trug, über welche Licenz wohl so manche rothe Jacke der andern Provinzen vor Neid gelb werden mag.

Nachdem wir endlich dem Velocifero und seinen Nachwehen wieder entgangen waren, überraschte uns das in der That prachtvolle Café Pedrocchi mit seinen marmorgetäfelten Sälen und Colonnaden, Basreliefs und Drappericen, in glänzender Erleuchtung. Das wäre allenfalls ein Soglio für irgend eine fabelhafte Gottheit; und wenn die alten schon den Kaffee gekannt, und so wie die Neueren geliebt, und dann, wie wohl natürlich, einen olympischen Protector für das edle Getränke ernannt hätten, so konnten sie ihm kaum einem würdigeren Tempel errichten, als dieser Soglio di Café ist, wie wir ihn nun aus eigener Machtvollkommenheit benennen wollen. Die gelehrten Paduaner sollten freilich lieber das Kaffeehaus bei dem Grabmale des Antenor (?), des Gründers (?) ihrer Stadt, besuchen; wenn aber Antenor noch lebte, so würde er wohl selbst das Café Pedrocchi dem Café all' Antenore vorziehen, und seinen Verehrern die allzustrenge Beobachtung der Etikette gern erlassen. —

Das Erste, was man dem Fremden in dieser uralten Stadt zu besichtigen empfiehlt, ist die Kirche „del Santo," nämlich des h. Antonius, welche auch wirklich einen Reichthum von Kunstschätzen enthält, wie vielleicht wenige Tempel des gesammten Italiens. Schade, daß jene herrlichen plastischen Schöpfungen Sansovino's und Canova's durch die unzähligen, freilich wohlgemeinten Ex voto's in Bildern und Figuren und Medaillen verunstaltet werden, welche die Pietät der Bedrängten und Beglückten an dem Grabe des Heiligen aufhängt, und wodurch die ehrwürdige Capelle das Ansehen einer Trödelbude bekommt. —

Der beklagenswerthe Zustand der Zerstörung in welchem ich Padua traf, und welcher durch ein, wenige Tage vor meiner Ankunkt stattgehabtes, außerordentliches Schloßenwetter, das alle Dächer der Stadt einschlug und herabwarf, veranlaßt worden war, bewog mich, diesen traurigen Anblick, den die Menschenleere auch eben nicht anziehender machte, zu fliehen, und ohne vieles Ueberlegen den Antrag des ersten besten Sensals eines Vetturino zu ergreifen, um schleunigst nach Verona zu gelangen. In der That waren diese frischen Spuren einer verheerenden Naturerscheinung, ein höchst ergreifendes Schauspiel. Der Prato della Valle mit seinen alten, hohen Platanen stand verödet, und schilderte mit den völlig entlaubten Aesten seiner Bäume in greller Ironie — einen italischen Sommertag. Die Millionen Hohlziegel (dort Coppe genannt,) die vor einer Woche noch sich über den Häuptern der Bewohner Paduas, in sanft geneigtem Winkel, schützend wölbten, lagen nun, hochaufgethürmt, unter ihren Füßen, und selbst in die inneren Räume hatten sich die furchtbaren, den Wolken entstürzten Eismassen den Weg gebahnt, und kaltherzig Spuren der Verwüstung hingezeichnet! — —

(Fortsetzung folgt.)

Auf einen Gehenkten.

Lips, der vom Raube nur gelebt,
Damit durch ihn auch nicht die Erde
Nach seinem Tod entweihet werde,
Hier in den Lüften schwebt. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 239. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 5. October. 1836.

Der Tambour.

Auf Borodinos Feldern,
Da steht der greise Tambour,
Sein Auge schweift so düstern
Hin über die eisige Flur.

Es blitzt ein Gottgedanken
Durch seine Todesnacht,
Und er trommelt die alten Schlachten,
Und die Marengoschlacht.

„Du riefest so Manchen zum freudigen Tod,
So rufe auch mich denn heute
Hinüber zum ewigen Morgenroth,
Du Tambours letzte Freude!"

Und er rührte die Trommel so schlachtenfroh
Mit der erstarrten Hand,
Wie einst am Fuß der Pyramiden,
Umstäubt vom arabischen Sand.

Hinsank er unter die todten
Cameraden sonder Zahl:
Der Tambour hat getrommelt,
Es war das letzte Mal.

Die Grisette.

Aus dem Tagebuche eines Freundes,

erzählt von Herrmann Goedsche (Armin).

Der älteste Sohn meines Onkels stand in einem Alter mit mir. Er hieß Victor, und muß wirklich ein Sieger über die Frauen gewesen seyn, wenigstens damals, als er sich noch um ihre Gunst bewarb. Das war zur Zeit, als noch Rosen auf seinen männlich braunen Wangen blühten. Das Goldhaar hatte er von der Mutter, die flammenden, dunklen Augen waren die des Vaters. Ich fühlte mich innig zu ihm hingezogen; denn es haben mich von jeher diejenigen mit Antheil erfüllt, die schwermüthig waren und Trübsinn im Blick hatten, und besonders, wenn sie, wie Victor, noch in der Blüthe ihrer Kraft standen. Auch ich bin düster, wenn auch zuweilen die Leidenschaftlichkeit mich herausreißt. Ansicht und Leben haben mich dazu gemacht! — Ein ernster Mensch ist mir immer lieber als Einer, der bei jedem Wort, das er oder ein Anderer spricht, die Zähne fletscht. Es zeigt Dummheit, Gefühls-, Gedanken-Armuth.

Ich frug die Tante nach dem Grunde von Victor's Zurückgezogenheit. Er ging mit wenig Menschen um. Die einsame Lage des Schlosses unweit Mugret begünstigte seine Abgeschiedenheit. Besuch von den Nachbarn bekam der Geneal ohnehin selten. — Die Tante weinte. Victor war das Kind ihres Herzens, weil er ihr Erstgeborner war. Sie erzählte mir, daß er froh und heiter, lebenslustig, in allen Gesellschaftskreisen gern gesehen gewesen, bis zu seinem letzten Aufenthalt in Paris. Als er zurückgekehrt, habe man diese auffallende Verwandlung an ihm bemerkt. Kein Flehen der Mutter, kein Zürnen des Vaters habe ihm den Grund seines Trübsinns zu entreißen vermocht. Oft stieß er selbst in plötzlicher Aufwallung die Liebkosung seiner Lieblingsschwester Alice von sich, und schloß sich in sein Zimmer ein. —

Victor hatte seine Studien in Paris vollendet! Dann war er längere Zeit in Grenoble gewesen, wo er als Souslieutenant gedient. Er ging nach Paris, um eine Anstellung zu suchen, und kam ohne dieselbe wieder, düster, verstört. Seitdem hielt er sich auf dem Schlosse seines Vaters auf, und hatte den Enschluß geäußert, nach Algier zu gehen. Kein Beweggrund, kein Zureden der Eltern vermochte ihn davon abzubringen.

Seine Mutter war untröstlich. Sie hatte den Plan gehabt, ihn mit der Tochter einer Freundin, die ein Gut in der Nachbarschaft bewohnte, zu verbinden. Das Mäd-

chen war schön, reich, vom besten Adel der Provinz, — aber Victor hatte seiner Mutter fest erklärt, ihr Drängen beschleunige nur seine Abreise. Meine Ankunft hielt diese um einige Wochen auf. Der General hatte, als er gesehen, daß mit dem Kopfhänger nichts anzufangen, seine Einwilligung längst dazu gegeben. Mit Wonne dachte und erzählte er noch von der Expedition nach Aegypten, der er unter seinem großen Kaiser beigewohnt.

Selbst bei meiner herzlichen Annäherung hatte Victor's Innere sich nicht näher erschlossen. Die Mutter hatte mich gebeten, noch einmal wegen der projectirten Heirath in ihn zu dringen; ich that es vergeblich. Er schien eine Antipathie gegen alle weibliche Wesen, auch die liebenswürdigsten zu haben, und ging ihnen weit aus dem Wege.

Meine Abreise nach Paris kam heran. Am Abend vorher kam Victor auf mein Zimmer. Er war bleicher, als gewöhnlich, und sein Blick glänzte in Thränen; er hatte so eben seinen Geschwistern gute Nacht gesagt. Ich hatte mich gewundert, wie gerührt er diesmal that, mit welcher Ehrfurcht er Vater und Mutter die Hand küßte, wie oft er die zwölfjährige Alice zu sich emporhob. Ich war schon halb entkleidet, als Victor eintrat. Er schritt einige Mal stumm in meinem Zimmer auf und nieder. Dann trat er zum Fenster. Er öffnete es, und lehnte sich hinaus in die stille freundliche Mondscheinnacht. Das Fenster ging nach den Ufern des Flusses, in weiter Ferne hoben sich die Bergwände der Pyrenäen. Die Landschaft war schön, ich habe in meinem Leben keine schönere im Mondscheine gesehen. Sein bleiches Licht brach sich in tausend Flimmern auf den Wellen der Garonne, die mit ihm schäkerten und spielten. Aus dem andern Flügel des Gebäudes tönten die silberreinen Stimmen der Mädchen, die vor dem Schlafengehen noch die alte französische Arie trällerten:

„Nancy, Nancy, ne veus-tu pas me suivre“ etc.

Ich trat zu Victor, ich legte die Hand auf seine Schulter, er drückte die meine.

»Wie sie Alle so gut sind!« sagte er, »wie sie mich Alle so lieb haben! Ich werde sie wohl nicht wiedersehen, Cousin!«

»Wen meinen Sie, mich?«

»Nein, meine Mutter, meinen Vater, meine Geschwister! — Cousin, ich reise morgen mit Ihnen.«

»Nun ja,« erwiederte ich, »das war ja längst abgemacht. Sie werden mich morgen bis Mugret begleiten.«

Er schüttelte den Kopf! »Ich werde nicht zurückkehren. Ich begleite Sie, aber wenn wir uns trennen, führt mein Weg nicht nach dem Schlosse Rochetaille zurück, ich gehe nach Marseille, um mich einzuschiffen. Die Bajadere liegt bereit zur Abfahrt. — Ich habe gerade dies Schiff gewählt, — des Namens wegen!«

»Wie,« rief ich, »und Sie wollten die Ihrigen ohne Abschied verlassen, so ganz, so plötzlich? Sie wissen nicht, was in dem fernen Welttheile Ihnen zustoßen kann. Thun Sie es nicht! Die Liebe der Ihren hat das nicht um Sie verdient.«

»Ich muß!« sagte er. »Eben diese Liebe würde mich an dem einmal gefaßten, unabänderlichen Entschlusse hindern. Ich muß fort, fort in ein anderes, weit, weit entlegenes Land, so weit mich die Wellen und die Füße tragen wollen. Ich kann die Luft auf Frankreichs Boden nicht länger athmen, ich muß dieses Land fliehen! Ach — Cousin — ich bin sehr unglücklich!«

Er lehnte sein Haupt auf meine Schulter. Ich versuchte ihn zu trösten.

(Fortsetzung folgt.)

Sage von einem Kloster und Schlosse im Innern des Untersberges.

(Fortsetzung.)

So kam wieder die Zeit des Chores herbei, und die Mönche erschienen neuerdings in schönster Ordnung, indem ein Laienbruder mit einem hölzernen Hammer auf ein dünnes, steinernes, länglichtes Viereck schlug, welches beinahe dem Glockenschlage glich. Die Bücher, aus denen sie Gebete sprachen und Psalmen sangen, waren in Baumrinden gebunden, und an den vier Ecken mit steinernen Platten versehen. War der Chor zu Ende, so verweilten die Mönche noch längere Zeit, und überließen sich beschaulichen Betrachtungen. Als sie fort waren, fing auch Lazarus in ihren Büchern zu lesen an, und las Einiges theils aus der Offenbarung des heiligen Johannes, theils aus dem Evangelisten Matthäus. So las er vom Throne Gottes wie folgt: »Im Himmel stand ein Thron, und auf dem Throne saß Einer, wie Jaspis und Sarder, war er anzusehen, und seinen Thron umschloß ein Regenbogen gleich dem Smaragde. Um diesen Thron standen im Kreise vier und zwanzig Throne; auf ihnen saßen vier und zwanzig Aelteste in weißen Kleidern und mit goldenen Kronen auf ihren Häuptern. Von dem Throne fuhren Blitze aus, Donnerstimmen erschollen. Vor dem Throne brannten sieben Lampen, welche die Geister Gottes sind, und wie ein gläsernes, krystallähnliches Meer war vor dem Throne; in einem Kreise um den Thron her standen vier lebende Gestalten vor- und rückwärts voller Augen. Die erste dieser lebenden Gestalten glich einem Löwen, die zweite einem Stier, die dritte hatte ein menschenähnliches Gesicht, die vierte glich einem Adler im Fluge.«

Wieder las er vom versiegelten Buche: »Und zur Rechten dessen, der auf dem Throne saß, sah ich ein Buch, in- und auswendig beschrieben, siebenfach besiegelt. Da sah ich einen starken Engel, der mit lauter Stimme rief: Wer ist würdig, das Buch aufzuthun und seine Siegel zu brechen? Und Niemand, weder im Himmel noch auf Erden, noch unter der Erde konnte das Buch aufthun und hineinsehen. Da weinte ich sehr, daß Niemand würdig gefunden wurde, das Buch aufzuthun und

hinein zu sehen. Und einer von den Aeltesten sprach zu mir: Weine nicht! Siehe! der Löwe vom Stamme Juda, die Sprosse David's, trägt es als Sieg davon, zu öffnen das Buch, zu brechen die sieben Siegel.«

Hierauf las er von Michaels Streit mit dem Drachen: »Es war im Himmel ein Streit entstanden; Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache und seine Engel stritten. Doch siegte er nicht; auch keine Stätte behielten sie mehr im Himmel. Hinausgeworfen ward er, der große Drache, die alte Schlange, sonst Teufel und Satan genannt, der alle Welt verführt. Geworfen ward er auf die Erde, geworfen mit ihm auch seine Engel. Und ich hörte im Himmel eine starke Stimme rufen: Nun ist das Heil, die Kraft und das Reich unserm Gott, und die Gewalt seinem Gesalbten geworden! Hinabgeworfen ist der Widersacher unserer Brüder, der Tag und Nacht vor Gott sie verklagte. Sie haben ihn besiegt durch des Lammes Blut, und durch die Lehre, die sie bekannten, und für die sie willig selbst ihr Leben opferten. Darum freuet euch, ihr Himmel und seine Bewohner! Wehe der Erde! Wehe dem Meere!«

Abermals las er von der bösartigen Welt: »Und es wird die Zeit kommen, da wird der Bruder den Bruder, der Vater sein Kind dem Tode überliefern; und die Söhne werden gegen ihre Eltern aufstehen und sie um's Leben bringen. Seine eigenen Hausgenossen werden eines Jeden Feinde seyn.«

Wieder las er von den Zeichen des jüngsten Gerichts. »Da wird die Sonne verdunkelt werden; der Mond seinen Schein nicht geben; die Gestirne werden vom Himmel fallen, und der ganze Sternenhimmel wird erschüttert werden. Dann wird ein Zeichen des Menschensohnes im Himmel sich zeigen, und alle Stämme des Landes werden dann wehklagen; denn sie werden den Sohn des Menschen mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels kommen sehen. Er wird seine Engel mit lautem Posaunenschall aussenden; diese werden seine Auserwählten aus allen vier Weltgegenden von einem Ende des Himmels bis zum andern versammeln.«

Noch las er vom Weltgericht: »Wenn aber der Sohn des Menschen in seiner Herrlichkeit in Begleitung aller heiligen Engel kommen wird, dann wird er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzen; vor ihm werden sich alle Völker versammeln, er wird sie von einander absondern, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken absondert. Und zwar wird er die Schafe zu seiner Rechten, die Böcke aber zu seiner Linken stellen. Dann wird der König zu denen zu seiner Rechten sagen: Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters! Nehmet das Reich in Besitz, welches euch vom Anbeginne der Welt bereitet ist. Denn mich hungerte, und ihr gabt mir zu essen; mich dürstete, und ihr gabt mir zu trinken; ich war Fremdling, und ihr nahmet mich auf; ich war nackt, und ihr kleidetet mich; ich war krank, ihr besuchtet mich; ich war im Gefängnisse, ihr kamet zu mir. Dann werden ihm die Frommen antworten: Herr! Wann sahen wir dich hungrig und speiseten dich, oder durstig und tränkten dich? Wann sahen wir dich als Fremdling und nahmen dich auf, oder nackt, und kleideten dich? Wann sahen wir dich krank oder im Gefängnisse, und kamen zu dir? Darauf wird der König antworten: Wahrlich, ich sage euch: was ihr Einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan. Alsdann wird er auch denen zur Linken sagen: Weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist. Denn mich hungerte, und ihr gabt mir nicht zu essen; mich dürstete, und ihr gabt mir keinen Trunk; ich war ein Fremdling, und ihr nahmet mich nicht auf; ich war nackt, und ihr kleidetet mich nicht; ich war krank und im Gefängnisse, und ihr besuchtet mich nicht. Dann werden auch sie ihm antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig, oder als Fremdling, oder nackt, oder krank, oder im Gefängnisse gesehen, und haben dir nicht gedient? Alsdann wird er ihnen antworten: Wahrlich, ich sage euch: was ihr Einem dieser Geringsten nicht gethan habt, das habt ihr mir nicht gethan. Und so werden diese zur ewigen Strafe, die Frommen aber in das ewige Leben gehen.«

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 16. September 1836.

(Schluß.)

Man hat, und ich denke sehr mit Recht, Bedenken getragen, denjenigen, welche sich zu einer religiösen Secte gebildet, deren ich bereits erwähnt, eine Absonderung zu gestatten, und die Auswanderung nach Amerika ihnen verweigert. Einigen, welche ganz arm sind, hat man zwar keine Hindernisse in den Weg gelegt, jedoch denen die Emigration verweigert, welche Vermögen und liegende Gründe besitzen, wodurch denn auch diese Aermern ihr Vorhaben haben aufgeben müssen, da deren Uebersiedelung nur durch der Wohlhabenden Unterstützung bewirkt werden konnte. Man hat, nicht ohne Grund, angenommen, daß die Auswanderer sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, über kurz oder lang heimkehren und dann die Zahl der Armen und Hungerleider vermehren oder sich zu denjenigen gesellen, welche die Noth auf Abwege führt und zu Verbrechen verleitet. Wenn man den Staat gleichsam als den Vormund aller in ihm einbegriffenen Individuen ansieht, der mehr oder minder für seine Pflegebefohlenen, nach ihren besondern Verhältnissen, für ihr Bestes sorgen soll, so kann man eine solche Verweigerung nicht mißbilligen. Die Verzichtleistung auf eine solche Obervormundschaft in manchen Fällen, gegen frühere Zeiten, hat jetzt durch manche Erfahrungen gelehrt, wie nachtheilig sie auf das Wohl des Ganzen gewirkt hat. Solche Secten entstehen durch die Conventikel, welche man, ob sie gleich längst verboten, doch viel zu nachsichtig connivirt hat, und

deßhalb ist auch dieses Verbot wiederum erneuert worden. Ob solches den gewiß von Jedem, der weder durch Heuchelei sich einschmeicheln will, noch so beschränkten Geistes ist, daß er sich durch mystisches Wesen bethören läßt, gewünschten Zweck erreichen wird, ist eine Frage, die mit Ja zu beantworten, zu gewagt wäre, weil dieser Hang zu religiösen Absonderungen schon zu weit um sich gegriffen und zu vielen einflußreichen Schutz gefunden hat. Der preiswürdigste Wille hilft in solchen Fällen nichts, wenn er nicht mit Kraft in Ausführung gebracht und zur That wird.

Ich habe der Entfernung der Fischmärkte und deren Translocation nach der Fischerbrücke, auf einen geräumigen Platz bei dem Inselgebäude, erwähnt, in der Ueberzeugung, da zu dieser Maßregel bereits manche kostspieligen Einrichtungen getroffen waren. Jetzt muß ich das Alles, was ich darüber erwähnt, als ein leeres Project zurücknehmen. Die Innung der Fischer hat dagegen protestirt und ihre vor uralten Zeiten eingeräumten Gerechtsame geltend gemacht, und man hat solche — berücksichtigt. Bei einer vor vielen Jahren stattgefundenen Aufhebung eines Fischmarktes in der Charlottenstraße, vor dem Akademiegebäude, müssen entweder die dabei Betheiligten nicht dawider protestirt haben, oder ihre Vorstellungen, weil sie solche alte Gerechtsame nicht für sich anzuführen gewußt, damit ab- und zur Ruhe verwiesen worden seyn, denn dieser Fischmarkt ist verschwunden, und den Bewohnern in der Nachbarschaft und Umgegend ist dadurch kein Nachtheil, wohl aber der Vortheil erwachsen, daß die Straße dadurch erweitert worden und die mephitischen Ausdünstungen aus den Wasserbehältern für die Fische, aufgehört haben. Wenn man auf alle solche alte Vorrechte, die oft für das allgemeine Beste sehr nachtheilig sind, hätte Rücksicht nehmen wollen, so würden wir noch auf dem nämlichen Fleck stehen, wie vor vielen Jahrhunderten. Den gerechten Forderungen der Zeit Gehör zu geben, hat man auch unbedenklich gethan und es ist dies auch, außer von denen, welchen man dadurch ein auf Kosten des Ganzen besessenen Nutzen entzogen hat, dankbar anerkannt worden. So hat man die bäuerlichen Verhältnisse regulirt, den Mühlenzwang aufgehoben, die Barbiergerechtigkeiten aufgehoben und dergl. mehr; und, um den Vorwurf einer Härte zu vermeiden, die dabei Betheiligten verhältnißmäßig zu entschädigen gesucht. Warum möchte man fragen: hat man bei der beabsichtigten Entfernung der Fischmärkte, die in mehr als einer Hinsicht wünschenswerth ist, nicht auch diesen Weg eingeschlagen? — In jedem gesellschaftlichen Verein muß das Individuum, um gewisser Vortheile theilhaftig zu werden, einige Opfer bringen.

Herr A. Rebenstein (auch Bernstein) ist mit Herrn Hermann Marggraff über Tieck in einen heftigen Federkrieg gerathen. Die Schlachtfelder sind das Berliner Conversationsblatt und der Gesellschafter. Bei einem feinen Conversationston soll man sich aber nicht zanken und in guter Gesellschaft findet solches ebenfalls nicht statt. Dieser Zwiespalt fällt hier aber um so mehr auf, da Beide zu dem jungen Poetenverein gehören, und in dem Frühlingsalmanach, der mit dem von Lenau herausgegebenen nicht zu verwechseln ist, um die Wette gesungen haben.

In solchen Streitigkeiten spricht sich indeß doch nur gekränkte Eitelkeit und Rechthaberei, zuweilen selbst ein achtungswürdiger Eifer für das, was man für wahr hält, oder die Achtung für einem Verkannten oder Verunglimpften aus; aber diejenigen, welche in den hiesigen politischen Zeitungen vielfältig geführt werden, z. B. über den Preis von Wagentheer, über Rapsbau u. dgl. sollten, um den Lesern gleich den rechten Gesichtspunct zu bezeichnen, wie andere darin enthaltenen Bekanntmachungen, als: Vermiethungen, Verpachtungen, Verkauf von beweglichen Sachen, Auctionen und dergl. mit der Ueberschrift bezeichnet werden: Brotneid. Dann würde wohl auch mit andern Ueberschriften in den Intelligenzblättern und Zeitungen eine Abänderung stattfinden müssen, denn was dem Einen recht, ist dem Andern billig, und bei Feilbietung von einer Menge Sachen würde die Ueberschrift lauten müssen: Aufschneiderei; auch mit Anerbietungen von Diensten ist dieß der nämliche Fall, wegen Aufgebung des Geschäfts werden fortdauernd Waaren für und unter dem Kaufspreis angeboten; dies lockt Käufer, sie sehen sich aber getäuscht. Es ist schon vorgekommen, daß man für den Gegenstand, den man erstehen wollen, mehr hat zahlen sollen, als der gewöhnliche Preis bei jedem Andern ist, der damit handelte.

Auswärtige Zeitungen haben berichtet, wie von Seiten des preußischen Staats Unterhandlungen wegen Abtretung einer Insel, Behufs der Deportation von Verbrechern, mit einer fremden Macht angeknüpft wären. Das wird höchst wahrscheinlich nur darauf beruhen, daß der preußische Consul Stichling zu Livorno schon am 13. Febr. v. J. mit der toscanischen Regierung einen förmlichen Contract abgeschlossen hat, nach welchem solchen und seinen Nachkommen und Erben die Insel Planosa in Erbpacht übergeben worden ist. Der jährlich zu entrichtende Zins beträgt 1500 toskanische Lire (337 Thlr.) mit Befreiung von allen Abgaben auf zehn Jahre und der Erbpächter muß wenigstens zwanzig Familien von Landleuten dort ansiedeln und so viele Pachthöfe einrichten.

Auf einen Wucherer.

Du hast nur kurze Zeit gehandelt,
Doch bist Du schon wie Krösos reich;
Du bist dem König Midas gleich,
Was der berührt, in Gold sich wandelt.

Berichtigung.

Unter den Gedichten: „Zahme Spaziergänge eines Wiener Poeten ist der Name J. N. Vogl gedruckt. Es ist dieses Irrthum und Verwechselung, und wir erklären hiermit, daß die obgenannten Gedichte nicht Herrn J. N. Vogl zum Verfasser haben, sondern ganz anderen Ursprungs und Herkommens sind.

Die Red. des Planeten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 240. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 6. October. **1836.**

Die Grisette.

Von Herrmann Goedsche (Armin.)

(Fortsetzung.)

Er erhob sich. »Ich danke Ihnen!« sagte er, »aber es muß bei meinem Entschlusse bleiben. Ich nehme Ihr Ehrenwort, daß Sie morgen beim Abschied meinen Eltern nichts davon verrathen. Es könnte nur zu einem Auftritt führen! Einmal mußte es doch kommen, und ich erspare ihnen so nur den Schmerz des Abschieds. Meine Sachen hab' ich geordnet, mein Reitknecht begleitet uns bis Toulouse, und nimmt dann einen Brief an meinen Vater zurück, worin ich ihm meinen Entschluß anzeige, und ihn mit dem Wunsche entschuldige, uns Allen den Schmerz der Trennung zu ersparen. Er ist ein Mann, und ein Soldat von der alten Kaisergarde, er wird die Mutter trösten.«

»Cousin,« sagte ich zu ihm, »haben Sie Vertrauen zu mir. Schütten Sie das Alles, was schwer auf Ihnen zu lasten scheint, in meine Seele. Glauben Sie mir, es erleichtert die Ihre. Ich bin Ihr Freund!«

»Ich weiß es, Herrmann,« erwiederte er, und drückte mich an sich. Er trat zum Fenster und schaute lange hinaus in die kühle Nachtluft. Dann wandte er sich um und reichte mir die Hand.

»Sie gehen nach Paris,« sagte er mit dem trüben Ausdruck, der ihm eigen war, — hüten Sie Sich vor Paris! Paris ist das Grab meines Friedens; es hat schon viele Herzen begraben. Täglich fordert es neue Opfer. — Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Cousin?«

»Wie gern!«

»Es ist eine sonderbare Bitte! — Für mich hat ihre Erfüllung unendlichen Werth! Sie ist meine letzte Pflicht, ehe ich das Vaterland verlasse. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf!«

»Wenn ich sie erfüllen kann — hier haben Sie es!«

»Nun wohl, und Sie kennen den Kirchhof zum Pater la Chaise zu Paris, jenes uralte, ewig offene Grab, das schon die Geschlechter von Jahrhunderten verschlungen hat. Sie werden ihn besuchen als eine Merkwürdigkeit von Paris, eben so gut als die Katakomben oder die Notre Dame! — Thun Sie es mir zu Gefallen, gehen Sie am Abend des 18. Juli hin, wenn sich die Masse der müßigen Zuschauer und der geschäftigen Leichenträger verloren hat. Bleiben Sie an der Pforte stehen und flüstern sie hinein: »Victor sendet Dir seinen Abschiedsgruß!« Die Todten verstehen auch die leiseste Sprache! — Denken Sie dabei recht lebhaft an mich, und mein Geist wird gewiß in dem Augenblicke bei Ihnen seyn, ob mich auch dann vielleicht schon die Sandwüsten Afrikas umfangen. — Jetzt wissen Sie es! Wollen Sie Ihr Wort halten, Cousin!«

»Ihr Verlangen ist zwar sonderbar, — doch kann es zu Ihrer Beruhigung dienen, so werde ich es erfüllen. Sie haben mein Wort. Und darf ich nicht den Zusammenhang dieses Grußes an die Todten erfahren?«

»Sie sollen es, Herrmann, ich verspreche es Ihnen! Nur jetzt nicht, jetzt nicht! — Jetzt erlassen Sie mir es!« Er umarmte mich, ich fühlte seine Stirn, seinen Kopf glühen. Dann verließ er mich, um die Nacht mit dem Ordnen seiner Sachen zuzubringen.

Am nächsten Morgen nahmen wir Abschied! — Beide auf immer! — Mit Gewalt preßte Victor seine Bewegung zurück, um sich nicht zu verrathen. Der General drückte mir die Hand, die Mutter empfahl ihrem Sohne, noch einige Bestellungen in Toulouse auszurichten, und ja vor Nacht noch nach Hause zu kehren, und dahin flogen wir — Beide stumm, Beide mit unsern Gedanken beschäftigt.

Ich übergehe unsere Trennung in der Stadt, bis zu welcher Victor mich begleiten sollte. Er gab dem Reitknecht einen Brief an seinen Vater, und sagte ihm, daß er beschlossen, einige Tage im Orte zu bleiben, und schickte ihn so zurück! — Als er mich zur Diligence begleitete,

mit der ich noch denselben Abend meine Reise nach Paris fortsetzte, umarmte er mich innig. »Leben Sie wohl, Cousin, — mögen Sie die Ruhe finden, die ich auf immer verloren. Sie sind das erste verwandte Herz, das ich seit jener Zeit gefunden, das erste, dem ich mich hingegeben, dem ich vertraut. Auch Sie haben den Schmerz kennen lernen. Leben Sie wohl, Hermann, von Algier aus sollen Sie mehr von mir hören!« Wir sahen einander an, wie Männer, fest, Aug' in Auge, lang und innig; denn wir Beide wußten, es war auf Nimmerwiedersehen! Dann wandte er sich um — ich werde dies Lebewohl nie vergessen.

Es war am 18. Juli — am Abend, den mir Victor bestimmt hatte! — Ich suchte meine Wohnung und warf mich auf's Lager, aufgeregt, erschüttert. Ich hatte mein Wort gelöst, und war auf dem Kirchhofe des Pater la Chaise gewesen, als es Nacht geworden, als sich die Menge, die dort des Tages über aus- und einwogt, verlaufen hatte. — Dieser Platz ist das erschütterndste memento mori für die Pariser, und doch hat auch seinem Ernst der französische Sinn einen leichtfertigen Anstrich zu geben versucht. — Es ist ein Wald von Denkmälern und Grabsteinen, man brauchte Tage lang, sie zu zählen, und dennoch schlummern noch Millionen mehr hier, ohne Grabstein und ohne Inschrift. Alltäglich eröffnet sich am Morgen ein weites Grab, in welches die Leichen der armen Menschen, die Astaroth vom irdischen Elend erlöste, geworfen werden — das Herbeitragen dieser Leichen dauert bis spät in die Nacht! — Es ist ein schrecklicher Anblick, da hinein zu sehen!

Ich war an den Eingang des Kirchhofs getreten, ich schauderte, ich hüllte mich tiefer in den Mantel. Zwei Männer trugen eine Leiche daher, ein kleiner Knabe lief daneben mit einer Laterne und leuchtete, und weinte bitterlich! — Sie verschwanden im Dunkel, nur den Schein ihrer Laterne sah ich noch blinken, aber ich hatte die Leichenzüge des Mädchens erblickt, welche die armselig übergebreiteten Latten enthüllt hatten. — Ich dachte an Victor, — dem ja auch ein liebes Wesen unter diesen Vielen hier zu schlummern schien! — Ich dachte an meine Todten, an meine Lieben, die auch schlummerten, weit, weit von hier, im fernen Lande, unter der Eisdecke des Nordens! — Als die Träger zurückkamen und wieder an mir vorübergingen, während der Eine den Knaben schalt, ob seiner Thränen, — da wandte ich mich rasch nach den Gräbern und trat einen Schritt vor unter diese. »Victor grüßt Dich, — er grüßt Dich heute aus der Ferne zum Abschied!« rief ich mit gepreßter Stimme in die Stille der Gräber hinein, und meine Phantasie malte mir den Gegenruf der Todten. — Ob der selige Geist, dem der Gruß galt, ihn wohl vernommen hatte? — Gewiß! — unsere Lieben nehmen gewiß auch dort noch Theil an uns! Wenn wir an sie denken, bannen wir ihre Geister in unsre Nähe. — Ich verließ eilig die Stätte.

(Fortsetzung folgt.)

Sage von einem Kloster und Schlosse im Innern des Untersberges.

(Fortsetzung.)

Ob dieser seltenen, geheimnißvollen und schauerlichen Lesung zitterte Lazarus, und sah an den schönen Thurm hinauf, durch welchen er in diesen Wunderberg eingegangen, in welchen sich nun die Mönche nach dem Completorium begeben hatten, und dessen Uhr eben wieder die siebente Stunde zeigte. Es befanden sich aber zu beiden Seiten des Thurmes zwölf verschlossene Thüren, fest mit Eisen beschlagen und in gewaltigen Angeln. Dort sprach der Geleitsmann unsers Lazarus: Durch diese Thüre gelangt man nach St. Bartholomä in Berchtesgaden, wo man aus Holz und Bein allerlei Kunstsachen schneidet und drechselt; durch die zweite in die herrliche Domkirche zu Salzburg, welche nach dem schönen Vatican in Rom gebaut ist; durch die dritte nach Kirchenthal bei Lofer, wo der fromme salzburgische Erzbischof, Ernest Thun, im siebzehnten Jahrhunderte für andächtige Wallfahrer eine schöne Kirche zu Ehren der Gottes-Mutter Maria errichtete; durch die vierte nach Feldkirchen, wo sich Römermale finden; durch die fünfte nach Gmain an der salzfaßähnlichen Ritterburg der uralten Plainer, deren Stamm schon 1062 erlosch; durch die sechste nach Seekirchen am Wallersee, wo der heilige Rupert seinen ersten Wohnsitz aufschlug und das erste Ehepaar priesterlich einsegnete; durch die siebente nach Marglan bei Salzburg, wo viele Familien der nahen Stadt Meierhöfe und Landsitze haben; durch die achte nach St. Michael im alpigen Lungau, wo noch Bären hausen; durch die neunte nach St. Gilgen am schönen Abersee, wo man, wie auf dem Gmundner-, Atter- und St. Wolfganger-See mit Segeln fährt; durch die zehnte nach St. Zeno bei Reichenhall; durch die eilfte nach Maria-Eck in Baiern; durch die zwölfte nach St. Peter und Paul, wovon Petrus der Apostelfürst, Paulus aber der Weltapostel genannt wird, Beide kräftige Apostelfürsten in Wort und That, jener für Jesus gekreuzigt, dieser für dessen Lehre enthauptet.

Durch eine dieser Thüren machte Lazarus mit dem Mönche selbst einmal eine Wanderung, lange in der Oberwelt, kurz dauernd in der unterirdischen. Er, seinem Führer zur Seite, stiegen sie insgesammt über eine mächtige Treppe immer mehr in die Tiefe, wo ihnen bald aufwärts, bald abwärts die Felsenmassen wichen. Also eine Weile gezogen, sprach der Mönch zu Lazarus: »Wir gehen jetzt tief unter einem See, und werden bald in eine Kirche kommen.« Da schloß sich ein gewaltiges Felsenstück auseinander, und sie traten in die Kirche zu St. Gilgen ein. Hier hielten die Mönche zur Nachtszeit den Gottesdienst mit größter Andacht, gingen von da wieder in den Wundersberg zurück, und wallten Nachts wechselweise durch die zwölf bezeichneten eisernen Thüren immer wieder in eine andere Kirche; daher man in der Oberwelt von ihrem Erscheinen bald in dieser, bald in jener Gegend erzählt. Welches Licht ihnen leuchtete, konnte

Lazarus nicht enträthseln, da er weder Sonne, noch Mond, noch Sterne, noch Fackeln, noch Grubenlichter bemerkte, und doch sah er immer den unheimlichen Schatten. Aber daß er vom Untersberge weg mit den Mönchen in der Kirche zu St. Gilgen gewesen, daß überzeugte er sich später bei einer Wallfahrt dahin nach seiner Rückkehr aus dem Berge durch die dort abgemalten Wunder und Thaten des heiligen Aegidius, der da mit vielem Wissen bereichert das stolze Athen verläßt, und all' sein väterliches Habe unter die Armen und Dürftigen vertheilte, auf den Herrn oben vertrauend, welcher die Blumen des Feldes so schön kleidet, daß sie selbst Salomo in seiner Pracht nicht übertraf, und den Vogel in der Luft hält; der die geräuschvolle Welt flieht sammt ihren trügerischen Freuden, und dafür in Frankreich bei Nismes die stille Einsamkeit in einem blätterreichen Walde aufsucht, um desto ungestörter dem Himmel zu leben; der dort einem Kranken sein Oberkleid anzieht, und ihn dadurch heilet; der durch Gottes unergründliche Barmherzigkeit in seiner Abgeschiedenheit von einer Hirschkuh genährt wird, wie einst die unverschuldet verstoßene Edelfrau Genovefa (deren Geschichte Christoph Schmid, Kanoniker in Augsburg, so lehrreich und lieblich wiederzugeben verstand); der es erst auf vieles Zureden des Königs von Frankreich gestattete, daß sich Klosterbrüder nach der Regel des heiligen Benedict um ihn ansiedelten, damit er betende und psalmirende Söhne zur Tag- und Nachtzeit für das Heil ihrer Seelen, anderer Gläubigen und auch der Abgestorbenen unter seiner Leitung wisse; der endlich, das Kreuz des Erlösers an die Brust gedrückt, ruhig lächelnd mit demselben vor dem ewigen Hausvater erscheint, um ihm über die geschenkten Güter des Herzens und des Verstandes treue Rechenschaft abzulegen.

Am meisten wunderte sich Lazarus, die Mönche immer wachend, immer munter, immer in der schönsten Tagesordnung zu sehen, und niemals im Schlafe, niemals im Gespräche begriffen; auch hatte er an Essen und Trinken nie einen Mangel; sie aber aßen äußerst wenig und selten.

(Schluß folgt.)

Die Kartenschlägerin.

Leisen Schritts eilt aus dem Hause
Hannchen mit gesenktem Blick',
In der Kartenschläg'rin Klause
Will erfahr'n sie ihr Glück.
Ob der Rechte bald wird kommen?
Ob sie noch in diesem Jahr
Mit dem Bräut'gam, frohbeklommen,
Treten wird vor den Altar. —
Dann muß sie, um nicht zu fehlen,
Wissen, welche Farb' sein Haar?
Und ob der, der sie wird wählen,
Dreißig oder zwanzig Jahr?

Eingewickelt in den Händen
Trägt sie ein Viergroschenstück,
Das sie der als Lohn will spenden,
Die ihr deutet das Geschick.
Nun, da steht sie vor der Thüre,
Aengstlich pocht das Herz und laut,
Ob ihr Niemand wohl nachspüre,
Wird noch einmal umgeschaut.
Jetzt steht Hannchen vor der Alten,
Deren Blick sie musternd fragt,
Und der sie, die Hand gefalten*),
Stotternd ihr Begehren sagt.
Freundlich streichelt ihr die Wange
Truden's dürre gelbe Hand,
Spricht sodann: Kind geh' und lange
Dort die Karten von der Wand! —
D'rauf nimmt Trude sacht die Brille,
Putzt das trübe, blinde Glas;
Hannchen horcht in Todtenstille,
Wird bald roth, bald wieder blaß.
Wohlgemischt sind bald die Karten,
Trude präsentirt sie ihr,
Sagt: Kind, kannst es kaum erwarten,
Nun zieh' schnell drei Blätter Dir.
Nummer 1 — Sieh' her, mein Schätzchen
Das ist ja die Caro Neun,
Vieles Geld, mein kleines Kätzchen —
Wird recht bald Dein eigen seyn.
Nummer 2 — O Glück, Du kleine,
Blond ist Dein zukünft'ger Mann,
Und daß er es redlich meine
Zeigt die Herzen Zehne an.
Nahe liegt er Dir zur Seite,
König, — Bub' in Herz Couleur,
O Du glücklichste der Bräute,
Nichts trennt Euch im Leben mehr.
Stund' um Stund' liegt nichts als Segen,
Caro As und Treffle Neun,
Und ein Pique, auf Abendwegen
Trifft der Freier bei Dir ein.
Schnell schau' her, mein süßes Mäuschen,
Das ist ja die Herzen Neun,
Prophezeit ein eig'nes Häuschen,
Und viel Hausrath, blank und fein.
— Hannchen horcht, in Lust versunken,
Dem ihr prophezeiten Glück',
Schenkt dann scheidend, wonnetrunken,
Truden — das Viergroschenstück.

Theod. Flindt.

---

*) .... Anmerk. d. Red.

Reise-Zeitung.

Ein Auszug von Venedig nach Verona.

(Von Fitzinger.)

(Fortsetzung.)

Bald begrüßten uns Vicenzas Kuppeln, mit dem sie alle hochüberragenden Thurme an der Piazza dell' Erbe. — Das Treiben auf diesem Platze, wo sich der majestätische Palazzo della Ragione von Palladio erhebt, wird Manchem wie Parodie auf diese grandiosen Umgebungen vorkommen. Indessen liegt in den schwarzen Trauben, die man da verkauft, und in den schwarzen Augen der sie feilbietenden Töchter Vicenzas, weit mehr Vernunft als in dem — leer stehenden Palazzo (in dessen verödeten Hallen wir wohl den Geist seines genialen Urhebers, sonst aber auch nichts antreffen) denn die Beeren sind süß und würzig, die Augen zünden und erquicken, und beides ist vernünftig.

Für eine halbe Lira erschloß sich mir das herrliche Teatro olympico, nach Palladio's Entwurfe im verjüngten Maßstabe ausgeführt, und dieß wäre vielleicht das bewundertste Theater der Erde, wenn es in den großartigen Maßen des ursprünglichen Planes errichtet worden wäre. — Von außen sollte man nicht vermuthen, daß dieses Gebäude, das eher einem Pferdestalle gleicht, ein solches Kunstwerk berge. Doch besser so, als anders, wie bei manchem deutschen Musentempel, der von außen olympisch aussieht, während man im Innern, anstatt der Götter — Pferde trifft. —

Als eine der merkwürdigsten Merkwürdigkeiten in Vicenza zeigt man das Haus, welches Palladio — bewohnte. Ich meines Theils kann mich in das Anstaunen solcher Memorabilien nicht recht finden. Das Haus des Künstlers, der Wohnort des Unsterblichen in seinem Wirken ist die Welt; in ihr hat er die Fülle seines Geistes ausgegossen, und wir vermögen diese nur zu fassen, wenn wir sein Werk vor Augen haben. So bewundere ich in Vicenza jenen Palast, jene classische Rotunde, in Venedig die Madonna della Salute, S. Giorgio maggiore u. s. w., aber das profane Gemäuer, welches seine Wohnstube enthält, die vier Wände innerhalb, in deren beschränktem Raume er aß, trank und schlief, und wie ein anderer Mensch in Schlafrock und Pantoffeln auf und niederging, können meine Theilnahme nicht erregen, mein Interesse nicht fesseln.

Vor der Gaststube einer Osteria saß ein junger Soldat; seine Kleidung ließ ihn wenigstens für einen solchen halten. Sein Angesicht war todtenbleich, sein Körper abgemagert, und ein heimtückischer Husten schallte in kurzen Pausen metallisch aus seiner schwer athmenden Brust hervor. Ich betrachtete den kranken Jüngling mit schweigendem Bedauern, wie er so dasaß, selbst schweigend, die erloschenen Augen auf den Boden heftend. Da kam ein rüstiger alter Mann herbeigeeilt; es war der Vater des Jünglings, der, von dessen Erkrankung benachrichtigt, gekommen war, den Verabschiedeten nach seiner Heimath zurückzubringen. Vater und Sohn umarmten sich nach dreijähriger Trennung wieder, aber ich bemerkte deutlich, wie der Alte bei dem Anblicke des dahin welkenden Sohnes erschrack, und wohl nur allzu gut erkannte, wie es mit ihm stehe, noch ehe er ein Wort aus seinem leise zuckenden Munde vernommen hatte. „Die reine Luft von Bergamo, seinem Geburtsorte, wird ihn bald wieder gesund machen," sagte er mit festem Vertrauen auf diese reine Luft; ich aber dachte: Armer Vater! Du führst ihn nur nach seinem Grabe. Es war ein eigener, betrübender Anblick, den jungen Zweig so welk und dürr, den Wurm des Verderbens im Marke, von jedem Lüftchen erschüttert, neben dem gesunden, kräftigen Stamme wanken zu sehen, und ich war froh, als der Junge endlich in einen Wagen kroch, um nach seiner — ewigen Heimath zu reisen, während der Alte neben der Arche Noä des Vetturins zu Fuße ging, was zu bewerkstelligen freilich kein Wunderwerk ist, und einer nur irgend entschlossenen Schnecke gleichfalls zugemuthet werden könnte.

Die Beiden waren mir kaum aus dem Gesichte, als ich Zeuge einer zweiten Scene des Wiedererkennens wurde. „Ach, Signor! zwei volle Jahre haben wir uns nicht gesehen," schrie ein hereinstürzender Signore einem anderen Signore zu, der gemüthlich seinem Gotto süßen Conegliano die Cour machte. „Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß ich unendlich erfreut bin;" fuhr er fort; „übrigens haben Sie sehr viel verloren, wenn Sie das nicht gehört haben, ja, das müssen Sie wissen!" — Bei diesen Worten nahm er Platz an des Wiedergefundenen Seite, und erzählte ihm — eine Anekdote. — —

Post nubila Phoebus! Wenn uns die Natur in Padua ihre Schrecken, oder wenigstens deren betrübte Spuren wies, so entschädigte sie uns wieder auf dem Wege nach Verona durch den farbenprächtigen Anblick ihrer höchsten Reize. Hier schien sie uns, wie auf ihrem Triumphzuge unwiderstehlich mit sich fortzureisen, und mit den von der Götterhand Herbstes, von Baum zu Baum geschlungenen Weinfestonen lieblich zu umgarnen. Hier war es, wo mir zuerst die ganze Eigenthümlichkeit des italischen Himmels auffiel, dessen zarte, reine Bläue von dem frischen Safranviolet der fernen Gebirge so reizend absticht. Wie hingehaucht vom Zauber der Morgana, schimmerten uns zur Rechten Soaves grüngoldene Hügel mit ihren Vino Santo und den malerischen Schlössern und Villen und Baumgängen, in den Farben des Regenbogens, und es schien, als habe der Aether sich auf sie herabgesenkt, und sie liebend umfangen mit seinen Wunderarmen. Ein fremdartiges Ansehen gewähren dieser Gegend die schmalen, hohen Cypressen mit ihrem zahnstocherartigem Wuchse, die Lieblingsbäume der Veroneser, welche überall aus den Gärten hervorragen. Die Cypresse ist der Baum der Trauer, der Fingerzeig nach dem besseren Jenseits; aber ungeachtet dieser poetischen Vorzüge erinnert er mitten in jener classischen Natur, an die altfränkische Haarbeutel-Gartenästhetik, die sich nur noch in wenigen Allerhöchsten Gärten breit macht. (Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 241. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 7. October. 1836.

Almanach-Revue für 1837.

(Von J. Seidlitz.)

Linde Lüfte wehen, der Schnee thauet von den Dächern, das Eis auf dem Flusse schmilzt zusammen, einzelne Grashalmen gucken verschämt aus der dunkeln Wiese hervor, Vöglein zwitschern Mittags im Sonnenschein, die Bäume schütteln die warme weiße Decke von den knospenden Zweigen, — kurz es wird Frühling, wie ihn tausend Sänger und tausend Dichter und zehntausend Versemacher beschrieben haben, und die Menschen werfen die Mäntel und Pelzmützen ab, und stürmen trotz manches Schauerregens in's Freie, und baden sich in der würzigen Luft. Allein ich meine jenen Lenz, der zwar auch tausendfarbige Tulpen und wohlriechende Veilchen und blauäugige Vergißmeinnichts hat, wo die Maikäfer an einem Bindfaden summend herumschwirren, der aber gerade dann beginnt, wenn wir unsere dicktuchenen und wattirten Röcke hervorsuchen, um uns gegen nahenden Frost zu wahren; jenen Lenz, wo man statt bei Tage, des Nachts die Blumen zu einem sinnreichen Kranze reihet, wo man statt der gefiederten Sänger in der blauen Luft jene zweibeinigten unbefiederten Thiere auf milchweißem Papiere hört, und was die plätschernden Bächlein, und die zischelnden Blätter, und die säuselnden Winde dort vorschwatzen, erzählt hier der große Wald von enggepreßten Buchstaben. Ja, die Lesewelt hat auch ihren Frühling, und die Taschenbücher sind seine Erstlinge. Kaum werden die Nächte länger und finsterer, da nahen die feingebundenen, goldgerahmten kleinen Büchelchen mit den lockenden Kupfern, um sie kürzer und fründlicher zu machen, und eben jetzt ist diese Zeit, wo man früher die Kerzen anbrennt, und das Tischchen nahe an den erwärmten Kamin rückt, und traulich und heimlich allerhand Blümleins aus den zierlichen Almanachen pflückt. Und man vergißt über die wunderhübschen Geschichten, daß das Licht bereits bis auf den Stumpf herabgebrannt, daß das Feuer im Ofen erloschen ist, wir fühlen nicht Kälte und nicht Schlaf, denn aus den Büchlein scheint eine Sonne, die die Augen wach hält und unser Herz beleuchtet und erwärmt. Zu der Zeit aber, in welcher wir solcher Dinge uns aus voller Seele erfreuen, sind wir freilich gar nichts als — Herzen. Wir trauern mit dem Ritter, der von seinem Liebchen weg in's Feld zieht, — wir weinen mit dem Mädchen über den Treulosen, — wir erschrecken, wenn der T— beschworen wird, — wir lachen über den geprellten Alten, — kurz, wir vergessen durch diese Phantasiegestalten unsere wirklichen und alles Essen und Schlafen. Und das nehmen die Alten, die nicht mehr bloße Herzen sind, arg auf. Es sind noch nicht viele Jahre vorbei, da kam nach Mitternacht die Mutter zu mir auf's Zimmer, und zankte mich aus, daß ich noch auf war und las, und sie erzählte und klagte es mehrere Tage hindurch, und konnte gar nicht begreifen, wie man sich durch solche Geschichten vom Schlafe stören und die Augen wund lesen möge. Es geht wohl Vielen so, und sie können noch jetzt nichts erwidern, wie ich damals auf die gerechten Vorwürfe, da ich mich wirklich kurzsichtig gelesen hatte; aber heute weiß ich es schon besser. Rennt nicht Jeder hinaus, um die liebliche Lerche aufsteigen zu sehen? Erklimmt man nicht die Berge, um das erwachende Leben der Natur weithin zu überblicken? läuft man nicht in den Wald, wo noch der Schnee liegt und darunter murmelnd die Bächlein hervorrinnen? geht man nicht auf die Wiese, wo thauglänzende, buntblühende Blumen emporsprießen? — — und dieß Alles wird ja nur im Frühlinge, und wer nicht krank ist und alt und abgestorben, der scheut, ja kennt gar nicht die feuchten Nebel und das unbeständige Wetter, und denkt nicht an Erkälten u. dgl. m. —

Eben so ist es mit dem Frühlinge der Lesewelt. Man hascht gierig nach den Almanachen, und hört nicht auf die Ermahnungen der Grämlichen, und genießt den Lenz in vollen Zügen. Man geräth ohnehin von selbst und nur zu bald in eine andere Jahreszeit, obwohl in umgekehrter Ordnung zu der wirklichen. Nach dem Lenze mit den Taschenbüchern und Novellen und Romanen kommt bei den Lesern der strenge Winter, da muß das geistige Feld geackert, gepflügt und besäet werden, man forscht und gräbt in Folianten und Quartanten, die Novellen verwandeln sich in Antiquitäten, statt der Romane kommt die

Geschichte, der vom Herr Gott geschriebene, so hübsche Roman. — Darauf folgt der Herbst, die Studien werden gekeltert, der Most bereitet, der junge Wein in Fässer gebracht, er geräth in Gährung und seine rohe Kraft droht die eisernen Reifen aus einander zu sprengen, und er bedarf sorgfältiger Wartung. Nun aber fallen die Sonnenstrahlen senkrecht auf unsere Scheitel, Alles reift, die Früchte werden von den Bäumen genommen und die Ernte aufgespeichert, und man flüchtet von der schöneren Arbeit in der drückenden Hitze zuweilen unter schattendes Laubwerk, in kühle Grotten, in's erfrischende Wasser, und trieft der Schweiß von der Stirne, so dehnt sich die Brust wieder in Sehnsucht nach den schönen, reizenden, jungen Frühling mit seinen Keimen und Knospen und Blüthen. —

Mit diesen Worten leite ich eine Revue der Taschenbücher für 1837 ein, und der freundliche Leser wird wohl merken, daß ich keine strengen Urtheile beabsichtige. Wie jeder Andere ergehe auch ich mich, Vergnügen suchend, in diesen wohlduftenden Ziergärten, und werde blos jede gefundene Blume mit ihrem wahren Namen belegen, ob sie ein gemeiner Hahnekamm, (Celosia cristata,) oder eine Papageifeder (Amaranthus tricolor), eine Sonnenblume (Helianthus annuus), oder Eiskraut (Mesembrianthemum crystallinum), ein besenartiger Gänsefuß (Chenopodium scoparia), oder eine Dichter-Narcisse (Narcissus poëticus), und ob ich an dem Gefieder und dem Gesange der Vögel einen Rohrsperling oder eine Wachtel, einem Dompfaffen oder einen Stieglitz erkenne.

Den Reigen eröffnet dießmal

I. Penelope auf 1837, von Theodor Hell.

Eine Erzählung von L. v. Wachsmann, „Seine und Kaukasus" bringt uns zuerst in eine glänzende Soirée zu Paris und in ein dortiges Spielhaus, später in ein Wachthaus russischer Militärs im Kaukasus, und in die Wohnung eines kaukasischen Häuptlings. So anziehend die Schilderung der schroff entgegenstehenden Localitäten, so interessant sind die vorgeführten Figuren und Verhältnisse. — W. v. Lüdemann führt uns in der Erzählung „Sultan Gherry" nach Edinburgh, wo dieser türkische Prinz seinen Studien oblag, ein eifriger Vertheidiger des angenommenen Christenthums wurde, und nach langem Suchen seine Geliebte findet, und die reizende Schottländerin als Gattin mit sich fortführt. Auch Walter Scott figurirt darin. — „Die Löwenbraut," Novelle von Isidor, behandelt ein längst abgenutztes Sujet. Eine Fürstin begeht einen Fehltritt, das verstoßene Kind nimmt ein Menageriebesitzer auf. In die tugendhafte Löwenbezähmerin verliebt sich der erwählte Schwiegersohn des Ministers und dieser läßt das Mädchen ermorden. Er ist der Vater. — Die Sprache ist fließend, die Darstellung fesselnd. — W. Alexis bringt ein Capitel aus seinem Leben „das Nonnenkloster zur heil. Katharina in Breslau, während der Belagerung 1808." Da ist Auffassung und Wiedergeben mit Kraft und Wärme. Es ist ordentlich wohlthuend unter blassen und schwächlichen Gestalten einen kerngesunden Menschen zu finden. — Die prosaischen Aufsätze beschließt der von Lindner über Henriette Katharine Fürstin von Anhalt. Poetische steuerten bei Friederike Beckert, Ferrand, Frankl, Hell, Matthäy, Mosen, Neumann, Kilzer, Sprengel, Vogl und Würkert, wovon die Edelsteine wohl das Beste, so wie unter den Kupfern, eine dritte Aufstellung von Volksscenen, die Pifferari in Rom das Gelungendste. Ausstattung schön und passend. —

II. Gedenke mein! Taschenbuch für 1837 mit 8 Kupfern und Stahlstichen. Wien und Leipzig, Verlag von Pfautsch.

„Der fünfte Act," ist der erste Beitrag betitelt. Eine Novelle von Tschabuschnigg, oder eigentlich eine Doppel-Novelle, einfach erzählt zur Warnung für Damen, sich nicht dem Einen zu verloben und dann in den Andern sich zu verlieben.

„Doch wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Auch Engelbertchen brach das Herz entzwei. — „Das Eisengitter," Erzählung von Caroline Leonhardt! — — „Das zerstörte Lebensglück," Erzählung aus dem Tagebuche eines Reisenden. Der Mann hört in Italien, seine Frau in England hätte ihm die Treue gebrochen, reis't nach Hause, wirft ihr's vor, wird vom Gegentheile überzeugt, bereut seine Uebereilung am Sarge seines tugendhaften Weibes, und geht nach Messina zurück in ein Kloster. — „Die Reise," Erzählung von Regina Frohberg. Ein wahrhaft weibliches Gefühl macht sich in vielen weiblichen Worten Luft. — Endlich die letzte Erzählung, und zwar eine historische „der Glockenguß zu Iglau" von Friedr. Theodor Ehrlich. Ich muß den Namen des Verfassers, dem ich zum ersten Male begegne, ganz aufzeichnen, denn seine Leistung ist anerkennenswerth, und weil er mich für die an dieses Taschenbuch vergeudeten Stunden entschädigte. Der Anfang: „Im Jahre des Heils fünfzehnhundert und drei und sechzig feierte der königlichen Stadt Iglau ehrbarer Bürgermeister, Anselm Friedemann am Maria Lichtmeßtage sein sechzigstes Geburtsfest" — erinnerte mich an viel dergleichen Gutes und Schlechtes, so wie der Titel an Storch's trefflichen Glockengießer. Allein ich fand hier Eigenes, und besonders in der ersten Hälfte der Historie Ausgeführtes.

Poetische Beiträge sind von Bechstein, Braunthal, Carlopago, Enk, Kind, Körber, Kuffner, Leonhardt, Lyser, Manfred, Roswitha, Schumacher, Seidel, Silesius, Vogl, unter allen aber däucht mir das sinnige Gedicht „Stern und Lampe" von Halm, den Preis zu verdienen.

Von den Kupfern ist eines, Cupido von Sirkant, besonders zu erwähnen. Auch Byron's Portrait ist gut ausgeführt. Die Ausstattung ist nur zu loben. —

III. Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, für 1837. Herausgegeben von Stephan Schütze. Frkft. Wilmanns.

Nach vier netten Bildern, die Freude des Wiedersehens in verschiedenen Verhältnissen darstellend, beginnt C. v. Wachsmann wieder die Reihe mit einer Erzählung „die geheime Sendung," worin wir mit einem jungen Schweizerritter an den Hof Heinrich's III. in Blois geführt werden. Ist er ganz verblüfft über das, was er sieht, so erstaunen wir darob, wir

begleiten ihn neugierig auf seiner geheimen Sendung, und als er endlich mit seiner Geliebten in die Heimath zurückkehrt, sind auch wir froh, dem verderbten Kreise zu entweichen. Es ist eine der gelungensten Erzählungen voll interessanter Momente. — Blumenhagen hat den beiden Hauptworten auf dem Titel des Taschenbuches zwei Beiworte hinzugefügt, und es entstand die Novelle: „blöde Liebe und kecke Freundschaft." Da heißt es denn in der That, wenn der Lahme den Blinden trägt, kommen Beide fort. Ein kecker Freund verschafft dem blöden Liebhaber sein Mädchen wieder, und diese einfache Begebenheit wußte B. anziehend darzustellen. — Storch zeigt den gewandten Erzähler und Erfinder in der in Irland handelnden, Novelle: „die Feenlinde." Storch weiß mit wenigen Strichen die Aufmerksamkeit des Lesers anzuschmieden, und befreit sie erst mit dem letzten Worte; ferner führt er selbst die unbedeutende Nebenfigur mit auszeichnendem und belebendem Ausdruck vor. So auch hier. In dieser kleinen Erzählung ist Graf Oliver und seine junge Gattin, Brine Daly und sein Sohn mit der Frau eben so wahr und gestaltvoll vor unseren Augen, wie die wichtigern Personen, der Fremde, und Nora mit ihrem treuen Gefährten, der Dogge Dart. —

Die Gedichte sind wieder schwächern Gehaltes, obwohl Rückert Bruchstücke aus einem Lehrgedichte, Bechstein und der Herausgeber Einiges beilieferten. Druck und Papier sind gut, allein das Aeußere, der Einband des Taschenbuches, ganz schmucklos.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Charaktere. Eine Geschichte der neuesten Ereignisse in Spanien. Von Eduard Große. Leipzig, 1836.

Wer mit seiner Zeit so haushälterisch umgehen muß, wie ich, verschwendet sie nur gezwungen an ein schlechtes Buch. Kommt mir ein neues Werk in die Hand, so biete ich alle Sinne auf, um zu enträthseln, ob ich es nicht ganz nutzlos durchlesen werde. Ich besah diese Charaktere genau von allen Seiten, der Inhalt nennt: Ferdinand VII., — Zea Bermudez — Llander — Martinez de la Rosa — Toreno — Mendizabal — Mina — Isturiz — Cordova — Zumalacarreguy — Don Carlos und die Basken. Das klingt nicht übel. Ich las die ersten Sätze der Einleitung: „Wir stehen vor einem Zaubergarten, vor dem durch und durch romantischen Spanien. Dieses mährchenhafte Land liegt unter den 36—43 Graden der Breite und 8—21 der Länge" — ich las nicht weiter, sondern schlug die Mitte auf: „Isturiz ist aus Cadix gebürtig, wo sein Vater durch den Handel mit Südamerika sich sein Vermögen erwarb. Er begeisterte sich" — — ich schlug um, aber wo ich auch blätterte, ich fand nichts, was mich den Entchluß fassen ließ, das Buch zu lesen. Es drängte sich mir der Gedanke auf, daß es eine Speculation bei dem jetzigen Tagesinteresse an Spanien, und daß es ein zusammengestoppeltes Machwerk. Wirklich sind auch darin Zeitungsberichte, Auszüge aus Decreten, unter einem ziehenden Titel compilirt. Charaktere, — spanische Charaktere — und gar Geschichte ist nur auf dem Titel. — J. S.

Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publicum. Von Carl Friedrich Burdach. Erste Abtheilung. Das leibliche Leben. Stuttgart, 1839. Balz'sche Buchhandlung.

Wir machen, indem wir der vor uns liegenden ersten Abtheilung einer populären Anthropologie von Burdach gedenken, auf dieses in jeder Hinsicht interessante Unternehmen im Voraus aufmerksam. Schon der Name des Verfassers, eines der der ausgezeichnetsten Physiologen Deutschlands, wenn nicht geradezu des ersten, bürgt für die Gediegenheit des beabsichtigten Werkes, indem sich, bei der Tiefe der Anschauung der betreffenden Gegenstände, die dem Verfasser eigen ist, auch wohl mit allem Rechte annehmen läßt, daß er mittelst einer faßlichen Darstellung die Wissenschaft der Anthropologie eben so genießbar und eindringend in Fleisch und Blut des Mittel- und gebildeten Standes machen werde, als es Oken mit der Natur-, und Rotteck mit der Weltgeschichte thaten. Wir kennen Urtheile von Kennern über diese erste Abtheilung, die sich an der darin herrschenden Sprache der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung, so wie an dem darin sich kundgebenden, ernst nach Wahrheit forschenden Gemüthe wahrhaft ergötzt haben, und eben so die Wahl des Gegenstandes, wie die bisherige Ausführung in dessen Behandlung als eine höchst glückliche bezeichnen.

Literarischer Beobachter.

[Oesterreichisches Lloyd.] Nach Art des Londoner soll ein Triester Lloyd für die österreichischen mercantilisch-politischen Interessen in Schwung kommen. Die höchste Person in den österreichischen Staaten nächst dem Kaiser steht an der Spitze des neuen oder erneuten Unternehmens, und will es auf alle Art heben. Ein Journal soll gewissermaßen alle Tendenzen und Bestrebungen in sich vereinigen, soll Handelsangelegenheiten zugleich mit staatsökonomischen, statistischen und politischen Erscheinungen oder Beabsichtigungen aus allen Theilen Europas nicht allein, sondern auch den übrigen Continenten und Inseln zur Sprache bringen, Alles auf einen österreichischen Zweck- und Gesichtspunct reduciren, und sonach ein mercantilisch-politisches Universalblatt für Oesterreich in österreichischem Sinne und in österreichischer Farbe seyn. Keine kleine Aufgabe für einen Redacteur! Ein gelehrter und sprachgewandter, vielleicht nur etwas zu freisinniger Publicist Dr. Frisch, der einige Zeit in Leipzig lebte und wirkte und von Baiern zu uns herübergekommen war, hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, und ist dieser Tage bereits als Redacteur des österreichischen Lloyds unter ihm Glück verkündenden Auspicien nach seinem Bestimmungsort, Triest, von Leipzig abgereis't.

[Policeiliche Vorsicht.] Die Frankfurter Zeitung enthält einen naiven Artikel aus Leipzig, in welchem es u. A. heißt: „Die fremden jungen Gelehrten, die sich nicht ausweisen können, womit sie ihr Brot verdienen, werden von hier in ihre Heimath policeilich verwiesen. Diese jungen Herren haben

hier viele Schulden gemacht, und man will die Bürger vor solchen Zehrwürmern bewahren.“ Wenn man daneben die Aeußerung lies't: „Hier wachsen die Buchhändler wie Pilze aus der Erde, man zählt schon 117 Buchhandlungen. Natürlich sind kleine Lichter dabei, die bald verlöschen,“ so muß man wenigstens bekennen, daß der Herr Correspondent eine sehr vorlaute Sprache führt.

[Der Herderolith.] Jedermann erräth wohl auf den ersten Blick, daß hier ein scherzhafter Ernst oder ein ernsthafter Scherz obwaltet. In der That ist es so, denn die obige Ueberschrift führt eine Mittheilung im Scherz und Ernst für Natur- und Gewerbsfreunde und Solche, die es nicht sind, von Carl Preusker, vorgetragen in der Versammlung des Annaberger Gewerbvereins zur siebenten Jahresfeier seiner Stiftung, am 14. August 1836.“ Mehr brauchen wir nicht hinzuzufügen, da es auch außerhalb der Grenzen Sachsens bekannt ist, mit welchem rühmlichen Eifer der genannte hochverehrte und selbst von seinen Landesfürsten mehrfach ausgezeichnete Mann für alles Gemeinnützige, das Volkswohl nach allen Seiten hin Fördernde redet, schreibt und wirkt, und da die erwähnte Gelegenheit zu dem bezeichneten Schriftchen darauf hindeutet, welches Inhalts wohl die in Großenhain erschienene Broschüre sey. Nur wollen wir noch zum Ueberfluß bemerken, daß der Herderolith am Ende der Rede identificirt ist mit dem Steine der Weisen: die Humanität. Der ist allerdings in unseren in einem unendlichen Egoismus versinkenden, ja sich versumpfenden Zeiten der Kenntnißnahme ganz besonders werth. Möge dem ehrwürdigen Verfasser, bei dem der Spruch: „pectus facit disertum“ auf das Schönste sich rechtfertigt, die Ueberzeugung werden: nicht umsonst zum Suchen dieses Steines der Weisen erregt zu haben.

Zugleich sey hiermit veröffentlicht, daß von demselben Verfasser, als Fortsetzung seiner in zwei Auflagen bei C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienenen Schrift:

„Bausteine, Andeutungen über Sonntags-, Real- und Gewerbsschulen, Gewerbvereine, Gewerbsbildung ꝛc.“

erschienen ist (im Verlage von Otto Wigand in Leipzig):

„Preusker's (Rentamtmannes zu Großenhayn, Civilverdienst-Ordensritter ꝛc.) Förderungsmittel der Volkswohlfahrt, in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Leben; Haus- und Handbuch für Jeden, welcher für sein und Anderer Wohl zu wirken wünscht.“

[Französische Neuigkeiten.] „Le Kosak“ heißt ein von dem Polen Czynsky, der sich durch einen Roman über den Großfürsten Constantin bekannt gemacht hat, verfaßter neuer Roman in zwei Bänden. Der Held desselben ist der berühmte Bogdan, und die Handlung fällt mit dem Abfalle der Kosaken von Polen zusammen. Der durch seine moralische Tendenz geachtete Michael Masson hat einen neuen Roman erscheinen lassen, unter dem Titel: „Eine Dornenkrone.“ Man findet an ihm neben andern köstlichen Eigenheiten eine meisterhafte Darstellung. Auch in Frankreich werden die schriftstellernden Damen zuweilen von der Kritik gemißhandelt, obgleich nicht so, wie es sich ein Fr. Goldschmied in Nr. 75 der Blätter für Literatur ꝛc. in der Abendzeitung bei einem Romane der Emma von Nindorf sich unterstand,*), mit gewissen Kinnbacken geschlagen, „Die Veilchen“ nämlich, ein Band Erzählungen von Isaura Bablé haben ein Verdammungsurtheil erhalten, weil es nicht rathsam sey, die Mittelmäßigkeit durch Lob zum Ausharren auf der literarischen Dornenbahn zu veranlassen. Gustave Planche's, einer der bekanntesten Kritiker der neuesten französischen Schule und Mitarbeiter an der „revue des deux mondes“ hat eben seine „portraits littéraires,“ in zwei Bänden, herausgegeben. „Tableaux de Paris et de ses environs,“ sind Versuche von Volny l'Hotelier, Paris und seine Umgebungen in Gedichten zu schildern. Eine neue Uebersetzung des Don Quixote von dem durch mehrere Werke über die spanische Literatur und Geschichte bekannten Louis Viardot ist eben unter der Presse.

*) Der Simson Fr. Goldschmied mit seiner therfitischen Delicatesse und böotischen Kritikenpärse hat bereits in dem Aufsatze: „der Genius der Abendzeitung“ die gehörige Abfertigung gefunden.

[Nekrolog.] Ein früherer geschätzter Mitarbeiter dieser Blätter, Carl Friedrich Ebers, hat den Disharmonieen dieser Welt am 9. Sept. d. J. im 65sten Lebensjahre Valet gesagt. Er lebte zuletzt in Berlin als Literat und Musiklehrer, nachdem er früher als Musikdirector in mehreren bedeutenderen Städten Deutschlands (auch in Leipzig) angestellt gewesen war. Er war der Sohn eines angesehenen Staatsbeamten in Berlin, empfing eine sehr sorgfältige Erziehung und Bildung, neigte aber entschieden zur Musik und stürzte sich deshalb in ein höchst unstätes Leben. Nachdem er einige Jahre in Leipzig privatisirt hatte, kam er 1825 nach Berlin zurück, um sich kümmerlich von Correcturen und Arrangements neuer Opern zu nähren. Sein Lebensabend war so traurig, daß die Worte des von ihm componirten (früher sehr beliebten) Volksliedes: „Willkommen, o seliger Abend!“ in seinem Munde zur bittersten Ironie wurden. Sit ei terra levis!

Der durch sein eminentes, aber durch Barockheit entstelltes dramatisches Dichtertalent bekannte Grabbe ist am 12. Sept. des l. J. in Detmold verstorben. Seine Werke, obgleich ungenießbar für den größeren Theil des Publicums, müssen seinen Namen in der Geschichte der dramatischen Literatur aufbewahren helfen.

Noch vor Kurzem hatte Grabbe, bereits körperlich so geistig zerrüttet, einem seiner Freunde, Norbert Burgmüller, der seine Einsamkeit und Zerrissenheit so lange getheilt, da derselbe auf einige Wochen verreis't, am 7. Mai d. J. aber unerwartet im Bade zu Aachen gestorben war, folgenden wahrhaft rührenden Lebensabschied gewidmet:

„Norbert! Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als Du wolltest! Norbert kommst Du nie wieder?“

Nun ist er selbst heimgegangen und mit seinem Freunde und allen ihn vorangegangenen Geistern vereinigt.

[Denkmal für Peter Schöffer in Gernsheim.] Peter Schöffer's Verdienste um Vervollkommnung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst sind von dessen Geburtsstadt Gernsheim, gebührend in einem Monumente anerkannt worden, das ganz aus den eigenen Mitteln der kleinen Rheinstadt errichtet und darum als ein zweifaches Denkmal dasteht. Peter Schöffer tritt uns als Statue im kräftigen Mannesalter entgegen, in dem langen mit Pelz verbrämten Ueberwurf, sinnend mit Zügen, aus denen deutsche Biederkeit, Kraft, und Geist spricht, ein Meisterstück Scholl's, der dieses Standbild aus einem Heilbronner Steinblock gemeißelt hat. Nebst dem Piedestal hat das Monument eine Höhe von 24 Fuß. Peter Schöffer hält eine Tafel mit Matrizen in der linken Hand, mit der rechten bedeutungsvoll darauf hinweisend. Die Schriftcharaktere bilden das Wort „Matrizen und Patrizen“, und die Jahreszahl 1450, das Piedestal ist durch mehrere sinnreiche Embleme und Inschriften in gothischen Charakteren geziert.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 242. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 8. October. **1836.**

Ein Sonntag in den Pariser Volks-Theatern*).

Für sehr viele Leute ist der Sonntag ein herrlicher Tag; es gibt Mehrere, die nur an diesem Tage wahrhaft leben. Die ganze Woche hindurch arbeiten sie ohne Unterlaß; der Maschine gleich, verrichten sie stets dieselbe Arbeit und entziehen ihr nur die wenigen Minuten für ihre kargen Mahlzeiten. Sie haben nicht einmal den Trost, mit ihren Arbeiten zu wechseln. Da wird ohne Unterbrechung gewebt, gewalkt, gepreßt, gedruckt, geglättet, und so ist das alltägliche Leben einer großen Anzahl von Individuen beschaffen. Aber auch für die Handwerker, Krämer nnd Handlungsdiener ist es der große, der schöne Tag! Albo dies notanda lapillo! —

An diesem Tage hört man auf, sich wie ein Automat zu bewegen; man hat seinen freien Willen. Man gibt seinen Neigungen Gehör, man sucht sich Vergnügungen zu verschaffen, um sich für die Langeweile einer ganzen Woche zu entschädigen.

Da nun das Theater für viele Menschen eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens ist, so sieht man an den Sonntagen in großer Menge alle diejenigen nach den Theatern strömen, die im Laufe der Woche keine Zeit dazu finden.

Die arbeitende Classe, welche für ihre Zerstreuungen die wenigste Zeit opfern kann, will sich dafür am Sonntag am meisten unterhalten. Sie ist nicht allzu sorgsam in der Wahl ihrer Stücke, nur müssen sie nicht zu bald zu Ende gehen. Ihr gilt die Quantität für die Qualität. Darum stellen auch die kleinen Theater am Sonntage ein so verschiedenartiges Repertoir zusammen, das der heterogenste Geschmack volle Befriedigung findet.

Aber auch für die kleinen Bühnen selbst ist der Sonntag ein willkommener Tag; es ist ein Tag glänzender Einnahme. An diesem Tage gewähren die Boulevards-Theater einen komischen Anblick; man sieht in dem Innern derselben die grotesketen Gestalten, die bizarrsten Physiognomieen, ein Kopf ragt hinter dem andern hervor; es ist so voll, als würde eine Frei-Komödie gegeben.

Wenn Ihr nicht fürchtet, einer Hitze von dreißig Graden zu unterliegen, wenn Ihr den Ellenbogenstößen, den Nußschalen und ähnlichen Zugaben mannhaft widerstehen könnt, so treter mit mir in einen jener Säle.

Es ist sechs Uhr. Muthmaßlich hat man schon ein Paar Acte heruntergespielt; denn obgleich das Ende selten vor Mitternacht zu erwarten steht, fängt man doch gegen fünf Uhr an. Aber Ihr sollt nicht in einem Augenblicke, wo es sich um lustige Abenteuer handelt, alle Leiden mit durchmachen, welche dieselben begleiten. Hier ist der Ehemann von seiner theuern Hälfte getrennt, Letztere wird von einem Haufen Liebhaber umschwärmt, die, je nach Umständen, Höflichkeitsformeln oder Schimpfreden mit einander wechseln; hier läuft ein Kind herum, das seine Mutter verloren hat und aus vollem Halse schreit: „Ich will meine Mutter wieder haben!“ Dort jenes junge Mädchen ist untröstlich, es hat seinen kleinen seidenen Shawl verloren. Dort jene ziemlich hager gebaute Dame hält ihr zerrissenes Kleid hoch empor; sie fährt dem wachthabenden Municipal-Gardisten damit unter die Nase und schreit: „Wenn sie ihre Dienste besser versehen hätten, wäre mein schönes Merinokleid nicht zerrissen.“ Hier sieht man eine übermäßig dicke Frau, die sich mit zornfunkelnden Augen an einige hinter ihr stehende Herren wendet: „Sie mögen mich immer mit Ihren Ellenbogen stoßen und mir auf die Ferse treten. Sie werden sich doch nicht bei mir vorbeidrängen. Uf! Man muß gestehen, daß unsere heutigen Herren keine Idee von Galanterie haben.“

Endlich ist Jedermann, Alles bunt durch einander, an seinen Platz gelangt; man hat geweint, geflucht, geschimpft, aber alle Leiden, welche man vor der Thür und an der Casse auszustehen hatte, sind vergessen, wenn man sich in dem Saale niedergelassen hat.

Auf den Corridors ist ein furchtbarer Lärm, er wird von den Schließern verursacht, die von Loge zu Loge rennen; die ganze Masse des Publicums schwebt mit Grazie die Treppen hinan. Einer der Logenschließer führt eine ganze Familie, den

*) Aus dem Französischen des Paul de Kock.

Herrn, drei Damen und zwei Kinder herein, und der Herr schreit überlaut: „Wir wollen an einen Platz gebracht seyn, wo man etwas sehen kann . . . Was Teufel ist das? . . . Hier ist nicht hinlänglich Raum! . . . Gebt uns unser Geld wieder.“

Aber die Theater-Verwaltungen lieben das Geldzurückgeben nicht besonders. Was sie einmal haben, das halten sie fest. Man findet noch immer einige Winkel aus, wohinein man die unglücklichen Spätlinge pfropft. Sie sehen nichts, sie hören nichts, aber sie haben Platz gefunden, und dürfen derhalb ihr Geld nicht wiederfordern.

In den kleineren Theatern gehen die Frauen in's Parterre. Das ist ein großer Vortheil für die Casse; es ist aber auch, nach meiner Ansicht, ein großer Vortheil für die Schriftsteller, denn die Weiber applaudiren zwar nicht, aber, was mehr sagen will, sie zischen auch nicht; dagegen lachen und weinen sie sehr leicht. Alles dieß wohl erwogen, ist für die crassen Melodramendichter, so wie für die Possenschreiber ein weibliches Parterre von weit größerem Vortheil, als eine männliches.

Am Sonntage sieht man hier, zum Leidwesen der Damen, viele zerdrückte Mützen und zerstörte Frisuren, denn die Armen haben sich durchschlagen müssen, um nur einen Platz zu erhalten. Nicht alle Frauen haben Ursache, so lustig zu seyn, als jene Gewürzkrämerin, die sich dort so breit niedergelassen hat; sie nahm ihren Mann unter den Arm, sprang mit ihm über die Bänke, und bediente sich seiner als eines Stocks, um diejenigen auseinander zu treiben, die ihr den Weg versperren wollten.

Das Parterre ist überfüllt, in der Nähe der Thüren ist man auf eine fast wunderbare Weise eingekeilt. Bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr Euch Eures Schnupftuchs oder einer Tabacksdose bedienen könnt. Der freie Gebrauch Eurer Hände ist Euch genommen. Wenn Jemand, der etwa im Zwischenacte hinausging, wieder hineinzukommen glaubt, sobald der Vorhang wieder aufgezogen ist, so irrt er sich. Man läßt ihn nicht wieder durch, man ist taub gegen seine Bitten, und wie soll er diese Menschenmauer, diese feste Masse durchbrechen, die unablässig brummt: „Sie kommen nicht durch! Sie kommen nicht durch!“ Mancher Wagehals versucht es dennoch, aber in diesem Falle gibt es nur ein Mittel, nämlich, sich rücklings oder von vorn oben auf die Masse zu werfen, über all' die Köpfe hinwegzukriechen, hier ein Ohr zu zwicken, dort eine Nase, ganz wie der Zufall es will; dann wird man ruhig fortgetragen, man darf voraussetzen, an's Ziel zu gelangen, wenn man während der gefahrvollen Reise nicht etwa unter die Bänke kollert.

Im Parterre befinden sich die Handwerker und Arbeiter in großer Anzahl: Friseure, Obsthändler, Schornsteinfeger, Bäckerburschen und Lehrlinge aller Gewerke. Hier darf man während einer Scene nicht mit einander zischeln oder sich irgend eine Bemerkung erlauben. Thut Ihr es, so wenden sich zwanzig drohende Gesichter gegen Euch, und in demselben Augenblicke dringt der Ruf: „Hinaus! hinaus!“ an Euer Ohr, und wenn Ihr nicht augenblicklich verstummt, werdet Ihr schon nach wenigen Secunden ergriffen, emporgehoben, dem Ausgange zugeschleudert und von der Wache auf den Boulevard hinausgebracht; die Rückkehr in den Saal ist unmöglich.

Vielleicht wollten Sie Platz in einer Loge nehmen? Aber werfen Sie gefälligst einen Blick in jenen Winkel; dort ist eine Loge für sechs Personen eingerichtet, aber man hat Gelegenheit gefunden, neun Personen in derselben unterzubringen; und so geht es der Reihe nach fort, von der ersten bis zur letzten. Der erste Rang ist besetzt, der zweite überfüllt, im dritten ragt Kopf an Kopf, Einer klettert auf die Schultern des Andern, um nur etwas zu sehen. Aber bildet Euch nur nicht ein, daß jene Leute deßhalb genirt sind; sie sind daran gewöhnt, nur Sonntags in's Theater zu gehen; dies Gedränge, diese Hitze, diese Rippenstöße sind für sie zur Sache gehörige Annehmlichkeiten; sie würden sich bei Weitem weniger amüsiren, wenn die Zuschauerzahl geringer wäre.

In den Logen ist die Toilette der Damen schon gewählter, als im Parterre, die Hüte herrschen vor. Ich kann zwar keinen Eid darauf ablegen, daß sie im besten Geschmack und nach der neuesten Mode angefertigt sind, aber ich kann dagegen versichern, daß man dort sehr viele Edelsteine, goldene Ketten und Ohrgehänge trägt, die man, um ihrer Größe willen, schon von weitem schimmern sieht.

Hier ist der Platz der Kaufleute; Ihr findet hier eine ungemein große Menge jener Gesichter wieder, die Ihr im Laufe der Woche in den Krambuden gesehen habt; ganze Haushaltungen, ganze Familien, ja ganze Zünfte sitzen hier bei einander. Indessen verirren sich auch einige Liebespaare in die Logen. Man sieht das an den zärtlichen Blicken, die sie bei sentimentalen Scenen mit einander wechseln, und erräth es an den Aeußerungen des Herrn, wenn er seiner Dame eine Apfelsine bietet.

Im Orchester, auf den Galleriecn, in den Logen, überall dasselbe Gedränge, aber auch überall dieselbe Aufmerksamkeit, dieselbe Theilnahme für das, was auf der Scene vorgeht. Das Sonntags-Publicum unterhält sich im Theater weit besser, als das Publicum der Wochentage.

Aber wenn Ihr nach der dritten Gallerie hinaufblickt, nach den letzten Reihen, die man gemeinhin „le poulailler“*) zu nennen pflegt, werdet Ihr über die halsbrechenden Stellungen jener Menschen erschrecken, die, um besser sehen zu können, mit dem Oberleibe über die Brustungen hinaushängen. In diesen Räumen herrschen sehr zwangiose Sitten und Gebräuche; Mehrere, denen es zu heiß geworden ist, haben ein Stück ihrer Garderobe nach der anderen abgelegt und nur die unentbehrlichsten Theile derselben anbehalten. Mitten unter diesen Blousen, diesen Jacken, diesen Mützen von allen Farben seht Ihr einen stämmigen Burschen in Hemdärmeln, die bis an den Ellbogen aufgekrämpt sind, er zeigt seinen Nachbarn ein Paar muskulöse Arme, und ihr Eigenthümer scheint zu sagen, daß er nicht ungern in einem Faustkampfe von ihnen Gebrauch mache. Auf dem poulailler genirt man sich nicht im geringsten, die Bequemlichkeit geht den Besuchern über Alles, man zieht die Jacke aus und die Weste obenein; das Halstuch ist ein hier nie gekannter Luxus.

Von diesem Platze flattern auch in den Zwischenacten kleingerissene Stücke Papier in die Logen und das Parterre hinab.

*) Eine für den Ausdruck Paradies eingeführte Bezeichnung. Paradies war ein unpassender Name für einen Ort, dessen Sitten und Gebräuche nichts weniger als engelrein sind.

Auf solche Weise den Schneefall nachzuahmen, hat für diese Sorte Publicum einen außerordentlichen Reiz, und die Zuschauer der übrigen Plätze empfangen die Gaben von oben mit einer rührenden Dankseligkeit, mehr als zufrieden, wenn die guten Leute dort oben sich darauf beschränken, nur Papierschnitzel hinabzuwerfen, und nicht mit Nußschalen und Pflaumsteinen werfen, wie dies eben die Jahreszeit mit sich bringt.

Wir wissen es schon, daß die Sitten und Gebräuche der Besucher des poulailler nicht die zartesten und reinsten sind; diese Herren von der Blouse, diese Ritter in Hemdsärmeln sehen mit einem gewissen Neid auf diejenigen Personen, die etwas sorgfältigere Toilette gemacht haben, um in's Theater gehen zu können. Sobald sie eine Dame sehen, deren Hut sich durch einige Eleganz auszeichnet, oder einen jungen Mann, dessen Anzug gewählt ist, — verhüte Gott, daß er gar hellfarbige Handschuhe trüge! — werden sie auch diese Leute zum Ziel ihrer Angriffe wählen, überglücklich, wenn sie dem neuen Kleide oder dem modischen Hut einige Flecken beibringen können. — Ich habe selbst einen jungen Mann in der Nähe des Orchesters stehen sehen, dem man einen Apfel an den Kopf warf; die Frucht ward mit solcher Vehemenz herabgeschleudert, daß er eine Beule davontrug. Und was hatte dieser junge Mann verbrochen? Er hatte nach der Meinung jener H o c h gebietenden ein stutzermäßiges Ansehen. Ach, meine Herren, Sie werden bei der Ausübung Ihrer Vergnügungen sehr ungerecht! Merken Sie auf! In fast allen Dramen, die hier gegeben werden, rühmt man Ihre Tugend, Ihre guten Eigenschaften, Ihre Gerechtigkeitsliebe, Ihr gefühlvolles Herz . . . und doch können Sie sich darin gefallen, während der Zwischenacte solche Bombardements anzustellen? Man kann mir vielleicht einwerfen, daß Aufseher angestellt sind, die dergleichen Excesse verhüten sollen, aber in diesem Falle versehen jene Herren ihr Amt sehr schlecht.

Eines der größten Vergnügungen dieses Sonntags-Publicums ist, wenn zufällig aus einer der oberen Gallerieen eine Mütze in das Parterre hinabfällt. Man wirft sie sich zu, und sämmtliche Zuschauer nehmen Theil am allgemeinen Spiel. Sie fliegt, einem Federball gleich, von einer Hand in die andere, von einem Winkel in den andern, und wenn sie glücklich wieder an den Ort gelangt, von dem sie herabgekommen ist, erhebt sich ein wieherndes Gelächter, daß die Wände des Saales erbeben. Der eigentliche Besitzer dieses Kopfschmucks kann sich versichert halten, daß er sein Eigenthum erst in dem Augenblicke, wo der Vorhang sich hebt, wieder empfängt.

Sehr spaßhaft sind die Bemerkungen, die über das Stück gemacht werden, namentlich aber über die Schauspieler, die von der Handwerker-Classe vorzugsweise geliebt, ja verehrt werden. Schleicht Euch hinter jenen Herrn, der mit aufgesperrtem Munde, stieren Augen und auf den Arm gestützt nach der Bühne sieht; er sitzt nahe bei einer Dame von ungefähr funfzig Jahren, die reich, aber ohne Geschmack gekleidet ist. Beide haben dem Stücke die ungetheilteste Aufmerksamkeit zugewendet.

Sieh' einmal, was jener Spitzbube für ein schönes Costüme anhat! . . . . Es ist durchweg historisch gestickt, mein Kind! . . . . Ach! ich mag jenen Bösewicht, der die Frau des guten Herrn Glenarvon verführen will, nicht mehr ansehen, er setzt ihr gräßlich zu. . . . . Nichtsdestoweniger bleibt es ein hübsches Costüm. . . . . Armer Puritaner! Nicht wahr, mein Schatz, es sind doch Puritaner? . . . . Ja, unbezweifelt; Du kannst es ja auch am Costüme sehen, Alles historisch. . . . . Armer Puritaner! Sage mir doch, mein Schatz, was sind denn das für Menschen, Puritaner? . . . . Wie? Was? Ei, zum Teufel! Du hast nicht auf das Stück Acht gegeben, wenn Du das nicht weißt; diese Puritaner sind Leute, historische, heißt das; es ist Alles historisch hier, denn Puritanien liegt in England. Sieh' nur die kurz abgeschnittenen Haare, so trug sich die Nationalgarde zu jener Zeit. Alles historisch. Herrlich! . . . . Ach, mein Schatz, Du weißt nicht, jener Herr, der den Vater spielt, ist neulich in meine Bude gekommen und hat eine Blendlaterne gekauft. . . . . Da hättest Du mich doch rufen sollen. . . . . Du warst ausgegangen. . . . . Und Du hast mir nicht einmal etwas davon gesagt? . . . . Laß doch nur, ich bin außer mir, daß ich einem Puritaner eine Blendlaterne verkauft habe. . . . . Du hast ihm doch wohl die beste gegeben, die wir hatten? . . . . Ganz gewiß. . . . . Hast Du ihm gesagt, daß Du ihn wiederkanntest? . . . . Nein, aber ich lächelte, als ich mit ihm sprach. . . . . Ach, wie thut es mir leid, daß ich nicht zu Hause war. Wie ging er gekleidet? . . . . Er hatte einen nußbraunen Ueberrock an, fast so wie der Deinige. . . . . Was Du sagst! Sehe ich ihm ähnlich, wenn ich meinen braunen Ueberrock trage? . . . . O ja, wenn Du nicht so dick wärest. . . . . Ja, Du hast Recht, ich bin etwas dick. Aber sey still! Sie fangen wieder an; horch! Das ist wieder ganz historisch.

Etwas weiter hin flüstern zwei Grisetten mit einander: Der, welcher den König spielt, ist mir diesen Morgen begegnet. . . . . Warum nicht gar! . . . . Ich habe ihn recht gut wieder erkannt. . . . . Wie sieht er außer dem Theater aus? . . . . Recht hübsch. Er hat mich im Vorbeigehen angesehen. . . . . Ich für meinen Theil werde theuer Tage auf einen Ball gehen, wo sehr viele Schauspieler hinkommen. . . . . Ach, wie vergnügt wirst Du seyn! Kannst Du mich nicht mitnehmen?

Im zweiten Range sind es vornehmlich zwei alte Weiber, mit großen Mützen auf dem Kopfe, die sich ihre Bemerkungen ziemlich laut und ungezwungen mittheilen. Es ist ein einziges Stück, eine höchst vortreffliche Arbeit! — Ach, mein Gott, der zweite Act hat mir das Herz in der Brust zusammengeschnürt. — Stoßen Sie mich nicht so sehr, Mamsell! . . . . Ich stoße Niemanden, vielmehr werde ich tüchtig geknufft. . . . Bleiben Sie gefälligst auf ihrem Platze, und weinen Sie mich nicht so naß. Wenn man sentimentale Stücke sehen will, muß man sich ein Schnupftuch mitbringen. . . . . Ich brauche niemals ein Schnupftuch. . . . . Meinen Sie nicht auch, daß der junge Prinz über die boshaften Streiche jenes Bösewichts, der ihn noch obenein anzuklagen wagt, triumphiren wird? . . . . Man muß es abwarten; mir ist es einerlei. Alle diese Stücke machen keinen solchen Eindruck auf mich, als das Melodrama „Coelina", das ich im ancien Ambigu gesehen habe. Ach, meine Liebe, wie interessant war das. Ein Stummer, bei dessen Anblick man Gänsehaut bekam, und ein Bösewicht, schrecklicher und entsetzlicher, als alle die Bösewichter, die da vor uns auf den Bretern umherlaufen, zusammengenommen. Truculin hieß das Ungeheuer, wie habe ich vor ihm gezittert! Seit der Zeit nenne ich alle Leute, die ich nicht ausstehen kann, Truculin. Wie viele Acte sind denn noch? Wissen Sie es? . . . . Noch drei Acte. . . . . Das wird

wieder bis Mitternacht spielen..... Haben Sie denn schon einmal den Herrn Tautin spielen sehen?.... Ganz gewiß..... Das ist ein schöner Mann! Wissen Sie noch, was es für einen Effect macht, wenn er als Tikily seinen Soldaten zuruft? „Kinder," ruft er, „seht ihr diesen Helmbusch? Nun denn! Er wird euch zum Führer auf der Bahn des Ruhmes dienen." So etwas dergleichen sagte er, und alle Damen erhoben sich, um ihm zu applaudiren..... Aber, Mamsell, ich sage Ihnen nochmals, bleiben Sie ruhig auf Ihrem Platze, oder ich rufe nach einem Municipal-Gardisten.

Ich habe Euch das Sonntags-Publicum gezeigt, wie es ist, mit seinem Lärm, seinen Zänkereien, seinen Aepfel- und Nußschalen und seinen übrigen unangenehmen Eigenschaften; nun muß ich aber, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auch sagen, daß dies Publicum sowohl seine Schauspieler, als die Stücke, die diese ihm bieten, wohl zu beurtheilen versteht. Dieser Masse des Volkes, die aufmerksam zuhört, ohne ein Wort zu verlieren, die sich ganz mit dem identificirt, was auf der Bühne vorgeht ist jede Koketterie fremd; sie gibt sich ganz dem Eindruck des Augenblicks hin, und läßt dem Guten, was ihr geboten wird, die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Versteht dieser bunte Hause auch nicht alle Einzelheiten und Feinheiten eines Stückes, so geräth er bei allen Momenten, die sein Herz ergreifen, vor Jubel außer sich; wenn ihm dagen eine langweilige Intrigue, ein fader Dialog und verschrobene Charaktere geboten werden, erkaltet er sichtlich. Auch treten die Schauspieler ungern an einem Sonntag in einer neuen Rolle auf, denn um zu gefallen, muß ihre Partie selbst das lebhafteste Interesse einflößen, oder sie muß von Laune übersprudeln.

Das Sonntags-Publicum ist nach dem Allen ein ganz eigener Schlag; das sind nicht dieselben Gestalten, nicht dieselben Manieren, wie in der Woche; aber es wird von den Directoren allen anderen vorgezogen, denn es ist ein bereitwillig zahlendes Publicum.

Theater-Rucker.

Hamburg. „Endlich," rufen unsere Originalien, ist die große, nicht belgische, nicht orientalische, sondern Theater-Frage: „Wer wird Mitdirector des Hamburger Stadttheaters werden?" zu Gunsten des Herrn Mühling, bisherigen Directors der Bühne in Aachen, entschieden, und wir wollen hoffen, daß die Kunstfreunde sich dieser Wahl zu freuen haben werden."

Theater an der Wien. Dieses Theater bezeugte durch die Aufführung der localen Zauberposse mit Gesang in zwei Acten: „Reiseabenteuer zweier Handwerksburschen oder Armband und Fingerring," daß das Reich der Abgeschmaktheit, trotz der Menge der Schöpfenden unerschöpflich bleibt. Ein Paar Mädchen, denen keine andere Schuld innewohnt, als der Wunsch ewiger Jugend, welchen sie durch einen Trunk aus einem Zauberfläschchen zu realisiren meinen, in Armbänder zu verwandeln, und sich durch die Vereinigung mit den Ringen, für welche sie eingetauscht worden, wieder zu erlösen, ist wahrhaft ein Sujet, dessen Abgeschmacktheit nicht leicht überboten werden möchte, ein Klotz, aus dem selbst ein Talent von Bedeutung schwerlich eine des Anschauens werthe Figur geschnitzt hätte. — Das Stück fiel förmlich durch.

Leipzig. Während einige in- und ausländische Blätter sich in Hyperbeln über die Güte des Leipziger Theaters überbieten, erschallen in anderen Blättern, die Achtung verdienen, sehr nachtheilige Stimmen. Unter andern enthielt neulich der „Phönix" folgenden Artikel: „Leipzig. — Den glänzendsten Beweis der Zufriedenheit über seine Leitung, der je einem Theaterdirector zu Theil geworden, hat so eben Hr. Ringelhardt empfangen, indem die angesehensten Männer der Stadt an den Rath ein Bittschreiben richteten, — ihm die Direction nicht länger zu lassen, sondern dieselbe in andere Hände zu legen." Wie es mit diesen Bittschreiben sich verhält, ist bereits in einer neulichen Nummer dieser Blätter berichtet. Mit recht zürnet das Publicum mit der Kritik, weil es in kritischer Zeit sich von derselben parteiisch, leidenschaftlich berathen, verrathen oder verlassen sieht. Dazu kommt noch ein ewiger Zwiespalt zwischen der linken und rechten Seite des Parterres, welchem man keinen guten Ursprung zutraut. Das ganze hiesige Theaterwesen hat sonach einen ziemlich unheimlichen Charakter angenommen. Unheimlichkeit aber weckt Widerwillen, und an diesem Widerwillen muß das Directionsschiff, trotz seiner riesenfesten Bauart, doch am Ende noch scheitern.

Die Gründe, welche die Kritik zum parteiischen und leidenschaftlichen, also üblen Berathen, oder zum gänzlichen Schweigen bewegen, sind theils in dem Benehmen der Direction, theils in der Persönlichkeit der Kritiker zu finden, und man würde bei deren Erörterung auf manche Menschlichkeiten stoßen. Die unbedingten Lobspender machen sich lächerlich, weil jeder Gesundsinnige die Mängel erkennen muß, an denen Leipzigs Theater leidet, die absoluten Tadler aber machen sich verdächtig, weil sie Manches verschweigen, was gerechte Anerkennung verdient. Die Mitte zwischen unbedingtem Lob und unbedingtem Tadel, in welcher man Hrn. Ringelhardt als Theaterdirector in gleicher Linie mit dem klugen Handelsmanne stehen sieht, der Waaren auslegt, die er als beliebt erkennt, die er zugleich ohne Mühe und Aufopferung beziehen oder erzeugen lassen kann, der bei der Wahl, Anstellung, Beschäftigung, Beibehaltung und Entlassung seiner Gehilfen zumeist seinen Geschmack und Vortheil berücksichtigt, der jedoch bei dem Allen mit viel Besonnenheit, Anstand und Würde zu Werke geht, — diese Mitte, in welcher man zugleich manchen andern Scrupel würde zerfallen sehen, ist eine terra incognita oder ein Eiland, auf dem zu orientiren, man sich die Mühe noch nicht genommen hat. Auch wir wollten keineswegs einen Columbus spielen, sondern nur oberflächlich eine Berichtigung versuchen.

Die Messe bringt ein buntes Theater-Allerlei, das von den Einheimischen nur obenhin beachtet wird; höchstens bekümmert man sich um Fülle oder Leere des Hauses. Die erstere tritt alle Tage oder Abende ein, und die Geschäfte der Direction blühen.

L. Seidlitz.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 243. (VII. Jahrgang.) Montag, den 10. October. 1836.

Erste Liebe.

Aus einem Borne strömte
In unsre Brust das Leid,
Aus einer Quelle tranken
Wir Lust und Seligkeit.

Die Lebenswogen stiegen,
Und höher schwoll die Fluth,
Und riß das Herz vom Herzen,
An dem es froh geruht.

Und viele Jahre schwanden
Vorüber mir im Flug,
Bevor zum Vaterlande
Mein Schiff zurück mich trug.

Vor meinen Blicken breitet
Sich mir, vom letzten Strahl
Des Abendroths umzittert,
Mein stilles Heimathsthal.

Erinnerungen wehen
Mit ihrem Hauch mich an,
Und wecken mancher Hoffnung
Und mancher Wünsche Wahn. —

Hoch von des Berges Gipfel
Stieg ich hinab in's Thal,
Das Herz fühl' ich beklemmen
Von Seligkeit und Qual.

Und als sich ihrer Hütte
Mein Wanderstab genaht,
Und zögernd ich und eilend
Den theuern Raum betrat,

Sah ich sie vor mir stehen;
Den Knaben an der Brust,
Verklärt ihr holdes Antlitz,
Von Mutterliebeslust.

Und als ich sie begrüßte,
Hat sie mich nicht erkannt;
Denn bleich war meine Wange,
Veraltet mein Gewand.

Und als ich ihr mich nannte,
Erglüht' sie purpurroth.
Und flüstert: „in der Fremde
„Glaubt' ich Dich lange todt.

Und hab' an manchem Tage
Stillsegnend Dein gedacht,
Und manche Thräne heimlich
Geweint in stiller Nacht!"

Wir schauten uns in's Auge;
Und drückten uns die Hand,
Und wieder mußt' ich wandern
Weit über Meer und Land! —

Carl Baron v. Schweizer.

Die Grisette.

Von Herrmann Goedsche (Armin.)

(Fortsetzung.)

Wochen waren vergangen seit jenem Tage. — Ich ordnete meine Sachen, um am nächsten Morgen Paris zu verlassen, als ich zwei Briefe erhielt. — Der eine war aus Algier, und führte das Postzeichen Toulon, — an der Adresse des andern erkannte ich die Hand meines Onkels! — Ich riß den erstern auf, ich wußte, von wem er kam, meine Augen überflogen die Blätter. Er war von Victor, aus Algier datirt. Er schrieb Folgendes:

»Ich bin in einem andern Welttheile angekommen. Ich athme eine andere Luft, nichts umher erinnert mich mehr an Frankreich, wenigstens nicht die Natur mehr, wenn auch die Menschen es thun.

Meine erste Pflicht, die ich habe und hiermit erfülle, ist, an Sie, Cousin, und an meine Eltern zu schreiben. Ich eile damit; denn ich weiß nicht, es kommen mir jetzt immer sonderbar schwermüthige Ahnungen, auch fühle ich mich nicht ganz wohl, seit ich hier bin. Ist es die große Hitze, das ungesunde Klima, oder meine innere Erregtheit, ich weiß es nicht! — Aber das weiß ich, Cousin, daß ich mich sehr ungern von Ihnen getrennt, und daß ich Sie sehr liebgewonnen habe.

Indem ich diesen Brief schreibe — heute den 18. Juli — erfüllen Sie vielleicht gerade meine Bitte. Gewiß, Sie thun es, Cousin! Mein Geist soll sich über die weite Ferne schwingen und bei Ihnen seyn.

Heute, an diesem Tage, will ich Ihnen sagen, warum ich diese Bitte an sie gethan, was der Gruß an die Todten zu bedeuten hat! —

Cousin, — erbeben Sie, — ich bin ein — — Mörder!

Wenden Sie sich nicht ab von mir, hören Sie und dann richten sie mich! Sie sind ja der Einzige, zu dem ich Vertrauen gehabt, an den ich mich seit jenem Abend mit Liebe gehangen, — wenden Sie Sich nicht ab von mir! Hören Sie mich!

Ich war unter den Kämpfern der Julitage! Sie kennen meine Ansichten von Freiheit, und ich brauche Ihnen daher wohl nicht erst zu sagen, daß ich auf der Seite ihrer Verfechter stand! Durch einen Säbelhieb über die Stirn — Sie haben die Narbe so oft gesehen — wurde ich bewußtlos unter die Verwundeten geworfen. In dem Stübchen eines Portiers fand ich mich wieder, unter den sorgenden Händen eines jungen Mädchens, das mit Aufmerksamkeit meinen Lebenszeichen lauschte. Ihre großen schwarzen Augen waren mit Thränen gefüllt, über das viele Blut, was aus meiner Wunde strömte. Mit allem Feuer meiner Landsmänninnen drückte sie ihre leidenschaftliche Freude über mein Erwachen aus.

Amy war die Tochter des Portiers, in dessen Stübchen mich meine Kampfgenossen getragen. Das Mädchen war voll von Enthusiasmus für die Sache der Freiheit, und hatte, trotz des heftigen Feuerns während des ganzen Gefechts, den Kämpfenden zum offenen Fenster heraus zugerufen. Ich selbst, glaub' ich, hatte sie während des Kampfes ein Paar Mal erblickt. Als man mich verwundet nach ihrem Hause, als dem nächsten, getragen, war sie, außer sich, meinen Gefährten schon an der Thüre entgegengeeilt. Ihr Vater nahm selbst Antheil am Gefecht, und sie mußte mir daher allein alle Hilfe leisten. Sie sog das Blut, das für die Freiheit vergossen, mit ihren Lippen von meiner Stirn, und ihre Ausrufungen wechselten zwischen Schmähungen gegen die Tyrannenknechte, welche mich verwundet, und zwischen Freudenbezeigungen, mich wieder am Leben zu sehen. Drei Tage blieb ich in Amy's Wohnung, ehe ich mich wieder in mein Quartier bringen lassen konnte. Den größten Theil dieser Zeit lag ich im heftigen Wundfieber, und meiner Freundin Sorgfalt um mich war wirklich rührend, um so mehr, als sie in steter Besorgniß um ihren Vater schwebte, welcher noch immer nicht zurückgekehrt war. — Sie verließ mein Lager nur selten auf einen Augenblick, und hielt meine Hand immerwährend zwischen den ihren.

Nichts knüpft die Herzen fester und leichter, als treue Pflege und Sorgfalt von der einen, Dankbarkeit dafür von der andern Seite während einer Krankheit. Vierzehn Tage nachher war meine Wunde geheilt. Sie werden denken, daß mein erster Gang zu Amy war. Ich fand sie in tiefer Trauer um den Tod ihres Vater, der unter der Zahl der Gefallenen gewesen. Mein Wiedersehen war die erste Freude, die sie seitdem hatte; um so lauter war daher bei ihrem leidenschaftlichen Wesen deren Ausbruch. Sie hing wie verzückt mit ihren Augen an den meinen, und konnte nicht müde werden, meine Hand zu drücken. Ich war gleichsam das Geschöpf Amy's, denn durch ihre Sorgfalt war ich dem Leben wiedergegeben und erhalten worden, und sie freute sich meiner mit wahrem Mutter-Entzücken. —

Amy war arm. Sein weniges Einkommen hatte der Vater darauf verwandt, seinen Liebling in eine Pension für höhere Bürgerstöchter zu geben. Alle seine Hoffnung, all' sein Glück hatte er auf sie gebaut. So kam es denn, daß ihr jetzt fast nichts übrig blieb und sie sich in der größten Verlegenheit befand.

An mir war es, meiner liebenswürdigen Pflegerin zu helfen. Meine Eltern versahen mich, als den ältesten Sohn der Familie, reichlich mit Geld, und ich hatte mir eine nicht unbedeutende Summe gespart, da ich ohnehin wenig den rauschenden und kostspieligen Vergnügungen huldigte. Ich miethete für Amy eine bequeme kleine Wohnung in einer der Vorstädte, und richtete sie ein. Amy bezog sie, und ich zwang sie, von mir die Unterstützung anzunehmen, die sie zu ihrem Lebensunterhalt bedurfte. Amy war schön, Cousin! sehr schön! Sie schien gemacht, auch den Stoiker zu üppigen Gedanken hinreißen zu können. Sie war leidenschaftlich und glühend in all' ihrem Thun und Denken, wie es nur immer eine Französin seyn kann. Was Wunder also, daß ich bald in ihrer Nähe mein einziges Glück suchte und fand! Was die Dankbarkeit begonnen, knüpfte die Liebe unauflösbar. Bei mir mochte eben aus der ersten Ursache diese Neigung von festerem Bestand seyn, bei Amy vielleicht mehr Sinnenrausch der ersten Liebe, aber sie hing mit einer Zärtlichkeit, mit einer Ergebenheit an mir, die mir noch jetzt Thränen erpreßt. Ich verlebte beinahe ein Jahr im Genuß des reinsten Glücks, der ungetrübtesten Seligkeit. Wenn diese ja etwas störte, so war es der Gedanke an meine Eltern, und wie schwer es mir werden möchte, deren Zustimmung zu einer Verbindung mit meiner Geliebten zu erhalten, trotz dem, daß sie ihnen ihr Kind gerettet. Ich war der älteste Sohn der Familie, — — Sie kennen dergleichen Verhältnisse in Frankreich, und die Glieder meiner Familie.

Dennoch hatte ich Hoffnung dazu. Ich wollte jedoch erst meine Volljährigkeit abwarten, zu der ich etwa noch ein Jahr hin hatte, um, wenn meine Eltern mir ihre

Erlaubniß mit Strenge verweigern und mich zwingen sollten, selbständig auftreten zu können.

Zu dieser Zeit hatte ich meine Studien in Paris geendet. Nach dem Willen meines Vaters sollte ich nun ein oder zwei Jahre Dienste nehmen, und dann zu meiner Familie zurückkehren, um mit ihm gemeinschaftlich die Leitung des Vermögens zn übernehmen. Ich war hiermit ganz einverstanden, und nachdem ich von der Nothwendigkeit dieser Trennung Amy überzeugt hatte, schied ich von ihr, um in einer Garnison meiner Heimath einzutreten. Ich hinterließ ihr eine Summe Geldes, genug, um davon während eines ganzen Jahres ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Nach Verlauf dieser Zeit wollte ich zurück zu ihr nach Paris fliegen, und von dort aus meinen Eltern schriftlich die Wünsche meines Herzens eröffnen. Bis dahin sollte sie still und eingezogen leben. — Ich weiß nicht, woher es kam, daß ich mir sogar während dieser Zeit die Prüfung auflegte, selbst nicht einmal schriftlich mit dem Gegenstande meiner immerwährenden Gedanken mich zu unterhalten. Ich bin immer seltsam in meinem Willen gewesen, und die Entsagung sollte mir gleichsam als eine Prüfung meiner und ihrer ächten Liebe dienen. Daß sich Amy auch ohnedies unaufhörlich mit mir beschäftigen würde, war ich ja auf's Innigste überzeugt.

(Schluß folgt.)

Das Wirthshaus zum Stiefel in Bern.

Begibt man sich von der Promenade der Stadt Bern, der sogenannten Terrasse, wo man eine der schönsten Aussichten auf der Welt genießt, herab nach dem untern Thor über den mit Reben bepflanzten Altenberg, so wird Einem unterwegs ein kleines, gothisches Wirthshaus gezeigt, an dem als Schild ein Stiefel hängt. Dieses Schild, das Jedem sonderbar vorkommen muß an einem Hause, dessen Besitzer ein Weinschänke ist, verdankt seine Entstehung folgender Erzählung.

Heinrich IV. schickte 1602 Bassompierre als Gesandten an die dreizehn Schweizercantone nach Bern, um die, schon 1682 zwischen Heinrich III. und der Eidgenossenschaft beschworene Allianz zu erneuern. Bassompierre räumte durch seine Freimüthigkeit und die Redlichkeit, die er dabei bewies, alle obwaltenden Schwierigkeiten aus dem Wege, und machte die Schweizer zu Frankreichs treuen Verbündeten und Freunden. Als er abreisen wollte und schon vor der Thüre des Gasthofes auf's Pferd gestiegen war, sah er die Deputirten der dreizehn Cantone sich ihm nahen, Jeder einen ungeheuren Wiederkomm in der Hand, und ihm den Abschiedstrunk bietend. Sie stellten sich um ihn herum, hoben Alle zugleich ihre Humpen, deren jegliger eine Flasche Wein faßte, und indem sie einen Toast auf das Wohl Frankreichs ausbrachten, leerten sie dieselben auf einen Zug. Bassompierre, überrascht durch die Höflichkeit, sah nur ein Mittel vor sich, diese zu erwiedern; er rief seinen Diener, ließ ihn absteigen und seinen Stiefel ausziehen, faßte diesen bei dem Sporn und ließ dreizehn Flaschen in diesen weitbäuchigen Humpen hineinschütten; dann hob er ihn auf um ihren Toast zu erwiedern: »Auf das Wohl der dreizehn Cantone!« sprach er, und trank die dreizehn Flaschen aus.

Die Schweizer fanden nun, daß Frankreich einen würdigen Repräsentanten habe.

Neuetses Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Das Prager Volksfest.

Das oft und viel besprochene böhmische Volksfest, an dessen Gelingen, ja sogar, daß es begangen werde, man so vielfach gezweifelt hatte, fand — wie es voraus bestimmt war — dennoch statt, und übertraf in mancher Hinsicht auch die kühnsten Hoffnungen; leider aber trafen auch einige Befürchtungen ein. Schon am frühen Morgen bewegte sich eine lange Wagenreihe zum Neuthore hinaus, und auf drei verschiedenen Wegen zogen die Fußgänger in Processionen auf die Ebene hinter dem Invalidenhause. Schon diesseits desselben hatten sich Restaurateurs angesiedelt, und Hunde- und Affenkomödien, Carroussels und Schaukeln ausgebreitet, gleichsam als Menschenableiter, damit auf dem eigentlichen Schauplatz das Gedränge nicht zu sehr überhand nehme. Auch zeigte sich dieser Raum gegen alle Erwartung hinreichend, und wie sich die zahllosen Beschauer auf den einzelnen Puncten zerstreut hatten, glaubte man es sey durchaus gar kein Gedränge zu besorgen. Während die Hochzeitszüge aus den einzelnen Kreisen sich längs der Königgrätzer Straße aufgestellt hatten, belustigten sich die Prager damit, die Tanzplätze abzuwandeln, nächst denen, für jeden Kreis abgesondert, sich die Boutiquen erhoben, aus denen die Lebensmittel vertheilt werden sollten. Dazwischen waren Schaukeln, Ringelspiele und Spielplätze von Seiltänzern, Marionetten und Policinellen verstreut, und eine Tribune für das Publicum, auf welcher sich der Eigenthümer 1 Fl. 40 Kr. Conventionsmünze von jeder Person entrichten ließ, war am Fuße des Zizkaberges an einer Stelle errichtet, wo von der eigentlichen Feierlichkeit des Volkszuges nichts zu sehen war, weßhalb auch die Inhaber der theuern Billets sich gern unter die übrige Volksmenge mischten. Bis gegen die zwölfte Stunde nahm die Menge der Zuschauer zu; der Adel und das Militär hatten sich auf der Tribune nächst dem geschmackvoll erbauten und decorirten kaiserlichen Pavillon versammelt, als eine allgemeine Bewegung die Ankunft des Hofes verkündigte. Der Oberstburggraf trat der Kaiserin voran — der Kaiser war noch immer unwohl, und konnte dieser Feier abermals nicht beiwohnen — gleichsam ihre Erscheinung anzuzeigen, und ein Vivatruf der nächsten Umgebung empfing die Monarchin, welche das Volk begrüßte, und Platz nahm, nach ihr die Erzherzoge und Erzherzoginnen. Auf ein Zeichen begann der Zug, so schnell, als es ihm das sich nun von allen Seiten herzuströmende Volk möglich machte.

Wenn zuweilen die Liniencavallerie, wo sie bestimmt ist, Ordnung zu halten, durch allzugroße Strenge und Diensteifer oft auch größere Unordnungen macht, so war hier die ganze Aufsicht über bedeutend lange Strecken zwei — sage zwei — Bürgercavalleristen übertragen, die sich gegen das Volk so sanft und mild bewiesen, daß die Doppelreihe höchstens bei ihrem Anreiten sich etwas zurückzog, wie sie vorüber waren, sich aber wieder beinahe schloß. Als nun überdies der eine dieser modernen Danaiden, der fruchtlosen Arbeit müde, von dannen eilte, und seinen Cameraden — den sanfteren von Beiden — allein ließ, ging es noch schlimmer, und ein Paar von den Cavalieren, denen die Anordnung des Festes übertragen war, konnten durch Reiten und Bitten auch nur eine momentane Erleichterung bewirken. Der Zug der Brautpaare begann, und jedes derselben hielt an der Tribune, und empfing im Angesichte der Monarchin die bestimmte Aussteuer von 200 Fl. Conventionsmünze, so wie an derselben Stelle den Ortsrichtern, welche die Brautzüge begleiteten, goldene Denkmünzen überreicht wurden. Die vier Prager Brautpaare, von den Zünften mit flatternden Fahnen begleitet, eröffneten den Zug, worauf sich an dieselben der Vorreiter des Berauner Kreises, ein junger Bauer auf einem ländlich geschirrten Schimmel, anschloß, an einem rothen Bandelier die Kreisfahne tragend; ihm folgten zu Pferde zwanzig Bauerburschen mit Fähnchen in den Landesfarben und vier Richter mit den geschmückten Abzeichen ihres Amtes in der Rechten. Vier vierspännige Wagen enthielten die Hochzeit. In dem ersten, mit dem fürstlich Lobkowitz'schen, dem Landeswappen und auf zwei Fahnen die Namenszüge J. J. M. M., sechszehn Musikanten. Auf dem zweiten Wagen befand sich das Brautpaar, von Kranzjungfern umgeben; auf dem dritten die Ausstattung, die Mütter der Braut und des Bräutigams, der Redner und Spaßmacher, Brautführer und die Kranzjungfern; auf dem vierten die Hochzeitgäste. Auf einem fünften Wagen versinnlichte eine Gruppe von Schäferinnen, mit der Schur von Lämmern beschäftigt, die in diesem Kreise blühende Schafzucht, während ein mit Körbchen aller Art ausgezierter Wagen von der Herrschaft Königsaal acht Mädchen enthielt, welche Körbe flochten, und der letzte von Hurzowitz eine vollständige Nagelschmiede mit Camin, Feuerherd und Blasbalg zeigte. Vorwärts stand der Meister, und die Gesellen schmiedeten während der Fahrt Nägel mit dem Buchstaben F, die sie an die Umstehenden austheilten. An den Hochzeitszug des Bidschower Kreises schlossen sich mit Netzen und Fischergeräthen die Fischer von Kopidlno an, den berühmten Hauptkarpfen der dortigen Teiche zur Schau tragend. Auch bei dem Budweiser Hochzeitszug erschien ein Fischerzug von der Herrschaft Wittingau, den Reichthum der Teiche jener Gegenden zu bezeichnen. Der jüngste Fischerknecht trug die weiß und blaue Fahne mit dem Schwarzenberg'schen Wappen, und ihm folgte nebst zwei Musikanten der Fischmeister und der Garnstricker, sodann zwei Fischerknechte mit kleinem Fischergeräthe, welchen die übrigen das 78 Klafter lange große Netz mit dem fünf Centner schweren Zugseile nachtrugen. Den Zug des Bunzlauer Kreises eröffnete ein alterthümlich in die Landesfarben gekleideter Herold mit der Kreisfahne, dem ein allegorischer Festwagen folgte, von vier Schimmeln gezogen, welche vier Männer in weiß und rother altböhmischer Tracht führten. Auf drei mit grünem Tuche bezogenen Stufen erhob sich eine Säule mit dem böhmischen Löwen. Eine mit Lorbeerzweigen umschlungene Tafel zeigte die Worte: „Heil F und M," und ein wunderschöner Genius hielt darüber einen Palmenzweig, während ein anderer mit Wage und Schwert ruhte, der dritte sich an einen Stein mit der Inschrift: „des treuen Volkes treue Liebe!" lehnte, und ein vierter den Griffel an dem so eben vollendeten letzten Buchstaben des kaiserlichen Wahlspruches: „Recta tueri" hielt. Dieser allegorische Wagen war pittoresk und sinnig erfunden: doch ist nicht zu leugnen, daß er ein etwas theatralisches Ansehen hatte, und besser zum Prologus des Ganzen, als zum Vorläufer eines einzelnen Kreises gepaßt haben würde. Die wichtigsten Artikel der Industrie dieses Kreises wurden durch den Wagen der Stadt Reichenberg, die Gradation von der rohen Schafwolle bis zu den feinsten Wollenzeugen an einer Pyramide dargestellt, den Leitenberger'schen Wagen, von acht Arbeitern begleitet, der eine in Bewegung gesetzte Maschine mit allen Abstufungen der Baumwollenfabrikation darstellte, dann durch einen von sechs Arbeitern getragenen, aus den Glaserzeugnissen des Kreises zusammengesetzten Tempel repräsentirt. Ein und zwanzig Richter von eben so vielen Herrschaften, jeder von zwei Insassen seiner Gemeinde begleitet, alle zu Pferde, waren dem Zuge einverleibt, und jeder derselben trug auf einer zweifarbigen Fahne den Namen seiner Herrschaft oder Gemeinde. Der Chrudimer Kreis ist bekanntlich der Hauptsitz der böhmischen Pferdezucht, weßhalb die männlichen Begleiter des Brautzuges in ihrem vaterländischen Costum auf stattlichen Rossen mit reichem Riemenzeug und Pistolenhalftern einherzogen. Ihnen folgte der Bräutigam mit bebänderten Rosmarinzweigen und einer weißen Schärpe geschmückt, der Hochzeitredner ihm zur Linken. Vier Wagen mit Hochzeitsgästen folgten, und erst im fünften saß die Braut in einem weißen gestickten Mantel, das Haar rückwärts in ein mit Flittern verziertes netzartiges Geflecht gewunden. Hinter dem Wagen ritt der Hochzeitsnarr in rother Jacke und einem mit Bändern verziertem Spitzhute. Den Zug des Czaslauer Kreises eröffnete ein Richter zu Pferde mit der ausgezeichnet schönen Kreisstandarte in der Hand, welchem acht Amtsvorsteher in vierspännigen Wagen und sodann der Steckner Hochzeitszug (mit ganz eigenen Gebräuchen) folgten. An seiner Spitze erschienen sechs Musikanten mit einer Baßgeige und fünf Holzfiedeln (eine Art kleiner Geigen mit zwei oder drei Saiten). Die wichtigste Auszeichnung des Bräutigams war ein rothes Halstuch, welches ihm die Braut, wenn sie zur gemeinsamen Beichte abgeholt werden, schenken muß, wogegen er ihr ein Paar rothbaumwollene Strümpfe und Steckelschuhe mit Schnallen verehrt. Der Kranz, welcher die Braut ziert, ist ein mit Blumen geschmücktes kronenartiges Geflecht aus Silberdrath, unter welchem die mit einer Spindel durchstochenen Zöpfe der Braut sich durchziehen. Die Braut trägt einen Radmantel, den sie nachher nur als Pathin oder bei dem ersten Kirchgange wieder anziehen darf.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 244. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 11. October. 1836.

Die Grisette.

Von Herrmann Goedsche (Armin.)

(Schluß.)

Fast leblos hing das Mädchen an meinem Halse, als ich nun wirklich von ihr schied! Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um mich von ihr losreißen und meinen eignen Schmerz unterdrücken zu können. Ich verließ Paris — aber meine Seele blieb dort!

Welch' eine unermeßlich lange durchlebte Ewigkeit dünkte mir dies Jahr, als es nun endlich vergangen. Ohne erst vorher zu meinen Eltern zurückzukehren, flog ich nach Paris. Ich kam des Abends spät mit der Diligence dort an, und eilte nach der Straße, wo Amy wohnte. Ich fand das Haus, ich pochte — ich klopfte, kaum lauter, als das Herz mir es that — man öffnete — aber Amy war es nicht, sie wohnte nicht mehr hier. Ich mußte mich an dem Pfeiler der Thür halten, um nicht umzusinken. Amy war ausgezogen — längst, längst, kein Mensch wußte mir Auskunft zu geben, wohin, sie hatte keine Nachricht für mich hinterlassen, und die Leute zuckten auf zweideutige Weise die Achseln, und schlossen endlich die Thür vor mir zu, als ich nicht aufhörte mit fragen. —

Vor dem Palais Royal fand ich mich wieder; wie ich dahin gekommen bin in dieser Zerstörung meiner Sinne, — ich weiß es nicht. Ich erwachte erst aus dem Taumel, als eine fremde Hand sich auf meine Schulter legte und mich Freundesworte begrüßten. Es war einer meiner alten Bekannten, welcher mich im Schein der Lampen erkannt hatte und nun meinen Arm ergriff, um mich mit sich fortzuziehen. Er erzählte mir lachend, daß eine Menge unserer ehemaligen Gefährten in den bekannten Sälen des Palais Royal eine ihrer Orgien feierten, und zog mich mit sich fort. Was er sprach, mich zu überreden, wie es kam, daß ich mit ihm nach diesen Gemächern ging, die vorher mein Fuß nie betreten hatte, ich weiß es gleichfalls nicht! Willenlos, fast ohne Bewußtseyn folgte ich ihm. Denken Sie deßhalb nicht schlechter von mir; jene Orte der geheimen Freuden sind bei uns nicht so verpönt und verrufen, als dies in Ihrer Heimath der Fall ist; man geht oft dahin, wie man in eines der Cafés bei Ihnen gehen würde!

Erst, als ich in der Mitte der Schwelgenden war, wurde ich mir des Ortes wieder recht bewußt. Ich wollte mich entfernen, allein die Halbtrunkenen vertraten mir den Weg; ich flüchtete mich in eine der Fensterischen, weil mich der Auftritt anekelte, und wandte ihm den Rücken zu. Zwischen den Jubelnden saßen einzelne Mädchen, und wehrten den Trunkenen, welche ihren Putz oft zerrissen. Ich starrte hinaus in die Nacht, gedankenlos und doch wieder voll verzweifelnder Gedanken im Herzen. Da legte sich eine weiche Mädchenhand in die meine, die ich auf dem Rücken hielt, und ein Paar Arme umschlangen mich, und ein Mund flüsterte mir die frivolen Lockungen der Grisetten in's Ohr. Ich schauderte — diese Stimme — ich wandte mich um, ich warf den Mantel zurück — »Amy — Amy!« — und ich schaute in ihr Antlitz, auf dem die Schminke die Spuren ihrer Lebensart übertünchen sollten! — Ich starrte sie an, sprachlos, ohne Bewegung, der Schlag war zu ungeheuer — — unter der Farbe wich aus ihren Wangen das Blut, sie stürzte nieder, sie umklammerte meine Füße, sie nannte meinen Namen —! Ich kannte mich nicht mehr, ich raffte mich auf, ich stieß sie mit dem Fuße mit aller Kraft vor die Brust, daß sie zurückschlug und mit dem Kopfe an die Spitze Kante eines Steintisches! — Im nächsten Augenblicke übergoß ein Strom von Blut den Boden und ihre leichte Bekleidung. Voll Entsetzen sprangen Alle hinzu, der Rausch hatte selbst die Taumelndsten verlassen bei diesem Anblick, und das Geschrei der Mädchen erfüllte die Säle! — Ich klammerte mich an das Fensterbret, um nicht umzusinken. Ich erinnere mich nur noch dunkel dieser furchtbaren Scene; erst der alle meine Nerven

durchdringende Ausruf: »Elle est mort! Elle est mort! zuckte mir durch das Gehirn, — ich fühlte meinen Arm von meinem Freunde ergriffen, ich sah Degen blitzen und die Lichter umwerfen, und fühlte mich mit Gewalt fortgerissen! Im nächsten Augenblicke waren wir auf der Straße, und er rannte mit mir davon durch die finstersten Gassen, mich hinter sich drein schleppend!

Er führte mich in seine Wohnung, ich sank bewußtlos auf's Bett, ein heftiges Fieber ergriff mich, ich wüthete, ich raste. — Wäre ich doch nie wieder zu Sinnen erwacht! — Ich bin es dennoch, ich erwachte zum schrecklichen Bewußtseyn. Amy, die erste, die einzige Liebe meines Herzens zum Freudenmädchen herabgesunken, und ich, — ihr Mörder! — Cousin, es war schrecklich, entsetzlich!

Amy war nach kurzem Kampfe verschieden. Der heftige Sturz auf die spitze Steinecke hatte ihr den Hinterkopf zerschmettert. Mein Freund hatte es von einem Zugegengewesenen am andern Morgen erfahren. Denen, die mich gekannt, theilte er, als ich ihm das Vorhergegangene erzählt, mit, was sie wissen mußten, um zu schweigen. Amy's Leichnam hatte man noch in derselben Nacht weggeschafft, und nach unsrer Flucht die Thüre des Saales geschlossen, um die Dazwischenkunft der Policei zu verhindern, und die öffentliche Aufmerksamkeit nicht zu erregen. Man war zu sehr an dergleichen Auftritte gewöhnt, und der Leichtsinn der Bewohner dieser Gemächer zu groß, als daß man nach dem ersten Entsetzen etwas daraus hätte machen sollen. Noch in derselben Nacht war die Ermordete nach dem Kirchhof zum Pater la Chaise geschafft worden, wo sie am Morgen das allgemeine Grab aufnahm, das sich für die Opfer der Sünde oder der Dürftigkeit alltäglich dort öffnet. —

Sobald als es meine Kräfte erlaubten, eilte ich, Paris zu verlassen, um es nie wieder zu betreten. Amy's Bild verfolgte mich rastlos und ließ mir keine Ruhe finden. Der Friede und das Glück meines Lebens war dahin! In meinen Ohren tönte es ewig wieder: Du bist ihr Mörder! — Ich konnte nicht so leichtsinnig seyn, als mein Freund, welcher mir zum Trost sagte: »Es war ja nur eine Grisette!« — Amy eine Grisette! ich ihr Mörder! — es ist ein schreckliches Leben, das ich seitdem geführt habe.

Ich habe die Nähe meiner Familie geflohen, weil ich nicht will, daß sie länger an einem Verbrecher ihre Liebe verschwenden soll, — weil ich ein Band verabscheue, das zu knüpfen sie täglich in mich drangen! Ich athme hier freier, wohler! Amy's Bild ist nicht mehr der drohende Schatten, sie ist wieder der Engel, wie sonst, die mir dankt, daß ich sie dem Verderben entrissen auf Kosten ihres Lebens. — Was sie zu diesem Schritt gebracht hat — Verführung, Noth, ihre Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit? — ich weiß es nicht, — ich werde es dort oben erst erfahren, wohin ich bald zu gehen hoffe. — Aber ich bin jetzt beruhigter über meine That, denn ich fühle, daß ich jetzt noch mit kaltem Blute sie dem Tode weihen müßte, fände ich sie so wieder! — Amy, das Bild meines Herzens, der einzige Gedanke meiner Seele eine Grisette! — Jedem feil! — Der Gedanke ist zu entsetzlich! Gott bewahre Sie davor, Cousin!«

Victor's Brief war zu Ende, — ich las ihn noch einmal — ich schauderte. Erst nach einer langen Weile öffnete ich den des Onkels. Er war um einen Monat ungefähr später datirt, als der seines Sohnes. Der Anfang lautete:

»Sie nehmen gewiß Theil an dem Unglück, das unsere Familie betroffen, lieber Neveu! Mein ältester Sohn, Victor, ist ein Opfer des hitzigen Fiebers geworden, das unter dem Militär in Algier so schrecklich grassirt. Vorgestern empfing ich die Nachricht durch einen alten Kriegscameraden, den Major C—. Meine Frau ist untröstlich und heftig aus Schreck erkrankt! Auch ich möchte weinen, — aber ich bin ein Soldat der alten Garde, und habe es nur ein einziges Mal gethan, — damals, als der große Kaiser von uns Abschied nahm! — Da durften wir Männer Thränen vergießen, — jetzt — will ich meinen Schmerz verbeißen! — Ich habe der Söhne mehr, aber es gab nur einen Napoleon auf der Welt!«

Sage von einem Kloster und Schlosse im Innern des Untersberges.

(Schluß.)

So hatte der Aufenthalt unsers Wandersmannes sechs Tage gedauert, als ihm der Mönch wieder bei jenem Thore hinausführte, wo er seinen Hut niedergelegt, nachdem er ihm noch zwei runde Klosterbrode mit auf den Weg gegeben, und von der blutigen Schlacht vorausgesagt hatte, welche einst durch die im Berge gesehenen Krieger unter Anführung Carl's des Großen, auf den Walserfeldern werde geliefert werden, wann dem Kaiser der Bart dreimal um seinen steinernen Tisch herumgewachsen seyn wird.

Auch einem Tyroler Fuhrmanne gelang es, der Sage nach 1694 (also zur Zeit, wo König Ludwig XIV. von Frankreich seine Eroberungskriege führte), die Wunder des fabelhaften Untersberges zu schauen. Er fuhr mit süßen Weinen seines Berglandes des Handels wegen von Salzburg am linken Ufer der Salzach sorglos aufwärts gegen Hallein, als ein winziges Bergmännlein bei der Alpenbrücke aus dem Untersberge auf ihn zuging und ihn fragte: woher er komme, und was er da führe? Kaum wußte das Männchen von dem beseligenden Inhalte der Fässer, als es zum Fuhrmanne sprach: »Fahre mit mir, ich will dir gute Münze dafür geben, und viel mehr bezahlen, als du anderswo für deine Waare bekommen sollst.« Der Fuhrmann war betroffen, und wußte nicht; was er thun sollte. Nach einigem Hin- und Hersinnen beschloß er jedoch, mit dem seltsamen Wesen zu fahren, und das Männchen führte die Pferde an der

Mähne längs eines Zaunes allmählich dem Untersberge zu. Demselben immer näher gekommen, schien es dem Fuhrmanne, als fahre er auf einer ganz neuen, in sonderbarer Art angelegten Straße. So fuhr er ermüdet und halbwachend, halbträumend dem Untersberge zu, und sah sich jählings vor einem wohlgebauten Schlosse. Es erhob sich auf einem mauerglatten Felsen in einer bedeutenden Höhe von rothem und weißem Marmor. In der Mitte desselben stand ein mit Kupfer gedeckter Thurm, die Fenster waren von purem Krystall. Um das Schloß herum lief eine 30 Klaftern hohe und 10 Klaftern dicke Mauer; der äußere Graben war einige 20 Klaftern tief. Sieben Aufzugbrücken, mehrere Thore und Schießscharten mußten passirt werden, ehe man in das Innere dieses Schlosses kam. Es war durchaus von Bergmännchen bewohnt. Sobald der Wachtposten am Söller den Fuhrmann gewahrte, hinterbrachte er seinen Cameraden eilig die wichtige Kunde. Diese liefen pfeilschnell theils nackt, theils bekleidet zu den Fenstern, und bald auch aus dem Schlosse heraus, unter ihnen der Kellermeister, ein stärkeres Männchen, mit vielen Taschen und Schüsseln versehen, Haupthaar und Bart nachlässig über die Mitte des Leibes hinabhängend.

Er war auch der Wortführer und sprach zum Fuhrmanne: »Willkommen, mein Lieber! Sey guter Dinge unter uns! Du wirst allerlei sehen, was dir sonst im Traume nicht einfiel. Du wirst satt zu essen und zu trinken bekommen, und eine Bezahlung am Ende, um die dich viele Tausende beneiden und fragen werden, wie auch sie zu solchem Glücke kommen mögen.«

Ob solcher Worte wurde der Fuhrmann heiteren Sinnes, und er fand es sehr behaglich, als einige der kleinen Männchen geschäftig genug waren, statt seiner die stutzenden Pferde auszuspannen, um sie in den Stall zum Futter zu führen. Wieder andere drängten sich um den Fuhrmann selbst; sie begleiteten ihn hurtigen Schrittes im untern Theile des Schlosses in ein helles Gemach, und setzten ihm in feinen, wohlgeputzten zinnernen Geschirren, worauf in alter Zeit die biederen Hausfrauen so Vieles hielten, zu essen und zu trinken vor, so viel er nur wollte. Als der Schmaus zu Ende war, hießen sie ihn mit sich gehen, um ihm alle Orte und Ende ihres Schlosses zu zeigen. Ueber eine Stiege von 35 messingenen Stufen hinaufgeschritten, kamen sie in einen prachtvollen Saal, dessen Wände mit sehr schönen Tapeten geschmückt waren. Indeß hatten die Fenster, 20 Schuh hoch, 7 breit, keine Gläser. Von diesem Saale führten sie den Fuhrmann in einen andern Saal, noch viel herrlicher und schöner als der erste: mit kostbarem Marmor gepflastert, die Seitenwände statt der Tapeten mit blinkendem Golde bedeckt, die Fenster von Krystall, die steinerne schneeweiße Tafel mit Goldadern durchschnitten, in der Mitte des Saales vier von edlem Metall gegossene Riesen in meisterhafter Arbeit und 18 Schuh hoch. Sie hatten goldene Ketten an ihren Armen und stellten Gefangene oder Sclaven vor. In der Mitte der Tafelrunde saß ein Bergmännchen als Gebieter der Riesen. So gefällt sich auch in der Unterwelt der Kleine über den ihm unterthänigen Großen! ferner hingen in diesem Saale spiegelblanke Küraſſe, Harnische, Pickelhauben, Schwerter und unbekannte Geschosse herum, und nirgend war die reiche Goldverzierung gespart.

Auch die herumstehenden kleineren Tische oder Credenzen waren allenthalben mit Gold und Edelsteinen geschmückt.

Aus diesem Saale kamen sie in einen dritten, worin überaus schöne Betten aufgerichtet waren: von Damast und Seide, mit Goldquasten; an allen vier Ecken mit Knöpfen von Elfenbein, oben und unten mit goldenen Einfassungen.

Von diesem Saale stiegen sie in ein tiefes, düsteres, aber äußerst reinliches Gewölbe. Da hoben sie einen verborgenen Deckel in die Höhe, worauf der Fuhrmann funfzig Mädchen entdeckte, kleine Engelein auf blumigten Matten, im rosigen Lichte des Tages des schönen Lebens sich freuend; aber nicht lange, und die eifersüchtigen Männchen entzogen dem gierigen Blicke diese neue Welt.

Nun ging es in den Keller hinab, voll mit Fässern gefüllt, diese sich blähend mit den köstlichen Weinen. Hier um eine runde steinerne Tafel sich drängend, sprang ein Bergmännchen auf dieselbe, zog einen großen Beutel voll Gold aus einer seiner vielen Taschen, und zählte dem staunenden Fuhrmanne 180 Dutzend gewichtige Ducaten vor. Als der Mann diese voll des Dankes genommen hatte, sprach der Kellermeister zu ihm: »Nun kaufe dir für dein hergebrachtes Gut einen andern Wein; sey sparsam mit dem Gelde; thue Gutes damit, und du wirst sammt den Deinigen glücklich seyn.«

Hierauf begaben sich die Männchen zurück, und es kamen drei andere zum Vorschein, schwarz gekleidet, grünsammtene Casquets auf dem Kopfe, und rothe Federbüsche darauf. Diese brachten dem Fuhrmanne seine Pferde, wovon sie das Blinde während seines Aufenthaltes in ihrem wunderbaren Wohnsitz mit einem blauen Steine geheilt hatten; sie begleiteten ihn hierauf eine ziemliche Strecke Weges, und nachdem sie ihm noch recht viel Glück und Segen gewünscht hatten, sah er sie auf einmal nicht mehr.

»Und wären unser Lazarus und dieser Fuhrmann nicht gewesen; so würde man auch von den Wundern im Innern des Untersberges nichts lesen;«

„Nachdem aber diese das Geheimniß erfohren:
So lies't man davon noch in hundert Jahren."

Altgebacknes.

Als Marschall von Frankreich starb 1650 Joseph Graf von Ranzow, der früher in Holland und unter Gustav Adolf gedient. Er verlor in den verschiedenen Schlachten ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Das Prager Volksfest.

(Schluß.)

Unter dem Vortritte der Spielleute (ein Dudelsackpfeifer, zwei Geiger, ein Trompeter und ein Clarinettist) begann eine Egersche Bauernhochzeit den Reigen des Elbogner Kreises, nach der Sitte des Landes ernst und feierlich einherschreitend; der Bräutigam mit dem männlichen Personale in dunkeln Gewändern mit weiten Pumphosen, dann nach einem kurzen Intervallum die Braut, auf dem Haupte eine Krone aus Golddrath mit glänzenden Steinen besetzt, mit ihren Kranzjungfern und den weiblichen Hochzeitgästen, alle gleichfalls in schwarzen Gewändern, auf dem Kopfe goldene Stirnbinden mit goldenen Tropfen und Gehängen, die ihnen beinahe die Augen zudecken. Der Procurator oder Hochzeitredner ging in der Mitte des Zuges, welchem der sogenannte Plunderwagen mit der Ausstattung der Braut folgte; auf diesem saßen vorn und rückwärts zwei schwarz gekleidete Frauen, gleichsam die Geräthschaften der Braut bewachend. An den Brautzug schlossen sich acht Paar Hopfenleser von der Herrschaft Falkenau, lauter hübsche junge Leute, die Bursche in kurzen Jacken, rothen Hosenträgern und Handschuhen mit spitzen grauen Filzhüten, die Mädchen in netten Corsetten und flachen Goldhauben auf dem Kopfe. Die vier Hochzeitswagen des Kaurzimer Kreises begleiteten drei andere, jeder ein Tableau des Feld- und Gartenbaues, der Obst- und Weinzucht darstellend; einer derselben enthielt eine complete Bauernwirthschaft, und auf dem letzten ruhte eine Schnittergesellschaft im Schatten eines colossalen Strohhutes. Der Hochzeitszug des Klattauer Kreises, von Geigern und Pfeifern begleitet, zog theils zu Fuße, theils zu Wagen daher, und stellte uns das Costum des Böhmerwaldes dar, während der Königgrätzer Hochzeitszug, aus der Gegend von Braunau gewählt war, die ebenfalls eine ganz eigenthümliche Tracht hat; hier trat noch der seltene Fall ein, daß sich dem jungen Brautpaare auch ein hochbetagtes Ehepaar zur Feier der goldenen Hochzeit anreihte. Unter den Richtern, welche die Leitmeritzer Hochzeit begleiteten, war der erste aus Stadtz, dem Geburtsort Herzog Przemisl's erwählt. Ein Winzerzug mit Harmoniemusik trug Attribute seines Gewerbes, und ihm wurde die Ehre zu Theil, daß die Kaiserin ein ihr dargereichtes Glas Wein annahm, und daraus unter Vivatruf die Gesundheit des böhmischen Volkes trank. Den Schluß des Zuges bildete ein Winzerwagen von vier Pferden gezogen. Der Prachiner Kreis brachte einen localen Hochzeits- und Erntezug, und reich ausgestattet war jener des Pilsener Kreises, so wie auch der Rakonitzer sich durch originelle Trachten auszeichnete, ganz verschieden jene in der Nachbarschaft Prags von den entfernteren Gegenden. Die beiden letzten Kreise, der Saatzer und Taborer, waren von den vorigen wenig verschieden. Der ganze Zug nicht minder interessant durch ländlichen Prunk als charakteristische Nationalität, ein Bild der Sitten und Hochzeitsgebräuche der einzelnen Gegenden Böhmens darbietend, war in der That großartig. Allgemein sah man mehr schöne junge Männer als Mädchen, von den letzteren gehörten die hübschesten dem Prachiner Kreis und den obristburggräflichen Gütern an, und die reizendste aller zwanzig Bräute war Theresia Altmutter aus Pfaffendorf, im Czaslauer Kreise. Den Schluß des Zuges machten 450 Bergleute, als Repräsentanten des Gold-, Silber-, Zinn- und Eisenbergbaues, wie der Kobalt- und Schmaltebereitung, nebst einer Abtheilung des Prager Schützencorps mit jenen Schützen, welche auf dem von den Ständen veranstalteten Krönungsschießen die Preise errungen hatten, die ihnen gleichfalls vor den Augen der Kaiserin gereicht wurden. Wie die Hochzeitszüge die Hoftribune passirt hatten, begab sich jeder Kreis zu dem für ihm bestimmten Tanzplatze, die Kaiserin umfuhr, bevor sie in die Hofburg zurückkehrte, den ganzen Raum des Festes. Bis jetzt war das Fest nur anständig und lobenswerth zu nennen; doch jetzt begann die Partie honteuse mit der Vertheilung der Speisen, die aus gebratenen Schöpsen und Gänsen, Schinken, Brot und Bier bestanden, welches letztere trotz des Pachtpreises von 3 Kr. C. M. per Maß, doch recht gut und wohlschmeckend war. Die mit der Bewirthung der ländlichen und Stadtgäste Beauftragten machten sich ihr Geschäft nämlich dermaßen leicht, daß sie Brot und Bratenstücke in Bogenschüssen aus den Boutiquen herausschleuderten, so daß es galt, etwas im Fluge zu erhaschen. Die Bauern, meist wohlhabende Leute, die daheim ohne Fest besser essen und trinken, blieben ruhig auf ihren Tanzplätzen; manche Züge begaben sich auch in benachbarte Wirthshäuser, um sich mit Speise und Trank zu laben, und die vorhandenen Braten, Brote und Bier wurden ein Raub des niedrigsten Pöbels der Hauptstadt, der sich um ein Stück Gans raufte, im Bier übernahm, so daß gegen Abend Prügeleien keine Seltenheit waren, und ein Trunkenbold ein geleertes irdenes Trinkgefäß jubelnd in die Luft warf, welches im Herunterfallen eine Frau aus den Zuschauern gefährlich an der Nase verwundete. Wie die Lebensmittel zu Ende gingen, wurde eine Bude gestürmt, und der Spund aus einem noch übrigen vollen Bierfasse gezogen, so daß alle Anwesenden mit den Füßen im Biere standen. Auf diese Weise endete ein Fest, welches so schön und vielversprechend begonnen, auf eine ziemlich prosaische Weise. Indessen darf man solche Scenen, wo die wilde Lust des Pöbels sich bis zur Bestialität ausspricht, nicht zu vornehm und sentimental beurtheilen. Es ist einmal dem Nordländer eigen, bei solchen Gelegenheiten die Grenzen zu überschreiten, und ein englisches Volksfest würde noch tollere Auftritte herbeigeführt haben, als dieses im fröhlichen, sanglustigen Böhmen begangene. Bei einem französischen Volksfeste kommen solche Dinge nicht vor; der Franzose betrinkt sich fast nie, und doch sind die Franzosen so häufig berauscht.

An eine Buhlerin.

Vergraben muß man nicht sein Pfund, Luckinde denkt;
Sie ihre Gunst deßhalb nicht Einen — Vielen schenkt.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 245. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 12. October. 1836.

Das Fest der Thora.

Bunte Mädchenschaaren ziehen
Aus der Stadt vor's Thor dahin,
Grüne Zweig' in Händen Alle,
Und Erwartung All' im Sinn;

Denn geweiht der hohen Thora
Liegt am Thor ein alter Teich,
Der am Tage Sanct Johannis
Spricht den Jungfrau'n deutungsreich:

Denen kommt im Jahr kein Freier,
Deren Zweig die Fluth verschlingt,
Aber die wird Braut noch heuer,
Deren Zweig nicht untersinkt.

Einen Zweig wirft Jed' hinunter
In die zukunftoffne Fluth,
Selig, wann er oben schwimmet,
Wann er sinkt, zum Schein gemuth.

Eine Jungfrau nur steht ferne,
Schaut dem Spiele düster zu,
Blickt entsagend in die Sterne,
Auf dem Antlitz Grabesruh':

„Spielt nur, spielt nur, munt're Mädchen,
Werft die Zweig' nur in die Fluth,
Aber mir kommt nie mein Freier,
Mir thut nie mein Freier gut!"

„Wann die Fluth den Zweig getrunken,
Kommt kein Freier euch im Jahr,
Ach! mein Liebster ist versunken,
Und kehrt nie und nimmerdar!"

Fr. Niemann.

Die Geheimnißvollen.

In der Mitte des düstern Waldes, welcher die Provinz S. durchschneidet, befindet sich eine finstere Höhle, welche der Sitz wilder Thiere zu seyn scheint. Ihr Eingang ist durch das dicht verwachsene Gesträuch verschlossen, nur an der einen Seite findet sich eine schmale, durch Menschenhände gebahnte Oeffnung.

Mit verzerrten Gesichtszügen, wild um sich her blikkend, saßen hier am Ende des verflossenen Jahrhunderts vier Männer. Sie betrachteten sich gegenseitig, ohne ein Wort zu reden. Da blickte plötzlich ein Unbekannter in die Höhle, verschwand jedoch mit der größten Schnelligkeit. Die Bewohner der Höhle, — dieß waren sie nach den Einrichtungen, welche in derselben getroffen waren — sahen sich gegenseitig verwundert an, stürzten dann mit Blitzesschnelle hinaus, durchsuchten den Wald, aber vergebens. Die Nacht brach herein und nöthigte sie, zurückzukehren.

Der Unbekannte, welcher entflohen war, gehörte zu dem Geschlechte der Wildschützen, das zwar zum grimmigsten Zorne entflammt wird, wenn es seine eigenen wirklichen Rechte beeinträchtigt glaubt, aber, sey es Unverstand oder boshafter Wille, die fremde Jagdgerechtigkeit unberücksichtigt läßt, dieselbe als ein Werk der gesetzlichen Willkür und Tyrannei betrachtend. Seit vielen Jahren schoß dieser Unbekannte, einzeln oder in Gesellschaft, manches Wild, das seine uralte Flinte erreichen konnte. Die Höhle, an welcher er sich so eben zeigte, diente ihm als Schlupfwinkel gegen Ueberfälle oder als Ort der Ruhe, wenn er den Wald durchstreift hatte und ermüdet, mit Beute beladen, nach seiner Wohnung im ferngelegenen Dorfe zurückkehrte.

Der Wildschütz hatte seinen Ruhesitz für unerforschlich gehalten; wie mußte er daher erstaunen, als er sah, daß fremde Besitzer denselben schon eingenommen und ihn, ohne vorher Unterhandlungen angeknüpft und Verträge ge-

schlossen zu haben, aus demselben verdrängt hatten! Die leicht entzündbare Flamme der Rache in rohen Gemüthern loderte auch in ihm auf. Gewehr und Beute verbergend, eilte er zum Schulzen seines Wohnorts und erzählte diesem, daß er Räuber in einer Höhle des Waldes aufgefunden habe. Hocherfreut hörte dieser dem Berichte zu, schon im Voraus sah er das Geld seinen Augen entgegenstrahlen, das demjenigen als Belohnung zugesichert war, welcher das Raubnest entdecken würde, aus welchem seit einiger Zeit Räuber stiegen, die in der Umgegend manches Verbrechen sich zu Schulden kommen ließen.

In tiefem Schlafe lag das Doppel-Paar, als ein starkes Geräusch sie aufschreckte. Vor ihnen standen bewaffnete Männer, welche sie aufforderten, sich zu ergeben, indem widrigenfalls Gewalt angewendet werden würde. Die Unbewehrten, Ueberfallnen, erwiederten kein Wort. Mit kreischender Stimme ermahnte nun der Schulze seine Schaar, die Räuber zu fesseln. Es geschah; kein Widerstand erfolgte. Triumphirend zogen die Bauern im Dorfe ein, an ihrer Spitze der Schulze. Kaum graute der Morgen am Himmel, als dieser, die Unglücklichen gleich Häringen auf den engen Wagen geschichtet, sich auf der Straße nach B. befand. Der Wildschütz begleitete ihn.

In B. wurden sie dem Criminalgerichte übergeben und sogleich einzeln verhört. Auf keine Frage erhielt der Richter eine Antwort, nur ein grinzendes Lächeln überzog ihr Gesicht und empörte Jenen so sehr, daß er die Räuber, wofür er die Unglücklichen nach den Aussagen des Schulzen und des Wildschützen halten mußte, stark züchtigen ließ. Schon manchen heimtückischen Verbrecher hatte er verhört, aber unter diesen hatte es Keiner im innerlichen Trotze und der Verstellung so weit gebracht, als diese vier Räuber. Nachdem dieser Act beendet war, wurden die beiden Ueberbringer nach einander vorgenommen. Das Verhör des Schulzen währte kurze Zeit, da sich dieser auf seine Quelle, den Wildschützen, berief. Diesem wurde ganz gegen seine Erwartung die Freude in Leid verkehrt. Auf die Frage nämlich, wie er die Räuberhöhle entdeckt habe, konnte er anfangs keine Antwort geben. Aufmerksam gemacht, forschte der Richter weiter nach und erfuhr endlich, daß der Zeuge ein Wilddieb sey. Statt des gehofften Lohnes erhielt dieser nun die verdiente Strafe. Der Schulze erwartete täglich die Belohnung, welche er sich jetzt ganz aneignen konnte, da der Wilddieb sein Recht an dieselbe verloren hatte, allein vergebens; die Verbrecher legten kein Bekenntniß ab, standen demnach dem Geldgierigen als feindliche Geister gegenüber, gleich den Mächten der Finsterniß, welche die Schatzgräber oft an der Hebung des Schatzes hindern sollen.

Mehrere Wochen waren bereits verflossen, als den Richter eines Tages ein alter Freund unerwartet besuchte. Er war als Arzt an einem Irrenhause in einer entfernten Provinz angestellt. Nachdem die gewöhnlichen Fragen beantwortet, Mancherlei erzählt worden war, lenkte sich das lebhafte Gespräch auf die verschiedenen Arten der Verbrecher.

»Allein,« fuhr der Richter in seiner Rede fort, »noch nie sind mir in praxi Verbrecher vorgekommen, welche es in der Verstocktheit, in der an Wahnsinn grenzenden Verstellung, so weit gebracht hatten, als vier Männer, welche in einem nahen Walde aufgefunden und dem Gericht überliefert worden sind. Ein Vierteljahr ist beendet, aber auch nicht ein einziges Wort habe ich aus ihrem Munde vernommen oder herauslocken können. Jeder Versuch in dieser Beziehung ist mir zu meinem großen Verdruß gänzlich fehlgeschlagen. Stumm sind sie nicht, dieß zeigt die Beschaffenheit ihrer Zunge.«

Der Arzt war während dieser Rede in Nachdenken versunken.

»Ist Dir das Ding auch zu Kopfe gestiegen, wie ich es bis jetzt aus demselben nicht habe vertreiben können?« frug der Richter seinen Freund.

»Vor nicht gar langer Zeit sind von unserem Irrenhause vier Wahnsinnige entsprungen, welche noch nicht wieder eingebracht sind. Wir haben geglaubt, sie haben sich in den Fluß gestürzt, welcher sich in der Nähe in das Meer ergießt, und daher die Nachforschungen eingestellt. Vielleicht sind dieß die Unglücklichen, welche hier als Räuber verhaftet worden sind.«

Er begab sich mit dem Richter in die Gefängnisse und seine Vermuthung bestätigte sich. Verwundert über diese Art Wahnsinnes, forderte dieser den Arzt zu einer kleinen Erzählung, der dieser gern willfahrte.

(Schluß folgt.)

Das Grabmal der Habsburger in der Klosterkirche zu Königsfelden.

Was sterblich ist, das muß hinab, hinab;
Doch zwischen Bürgergruft und Bettlergrab
Tritt unterscheidend Menschengeist und Zeit:
Vor jener sitzt erhaben die Geschichte
Und um sie her die Nachwelt zu Gerichte;
Auf diesem thronet — die Vergessenheit.
Reithard.

Die Klosterkirche zu Königsfelden, in gothischem Geschmacke gebaut, ist trotz dem Nagen der Zeit und der Unbill der Menschen, die sie, mit Ausnahme des prächtigen Chors, ihrer frühern heiligen Bestimmung entfremdeten, noch ziemlich wohlerhalten. Das Schiff derselben wird nun theils als Fruchtmagazin gebraucht, theils ist es zu einem Wagenschuppen und Holzbehältnisse herabgesunken. Mitten darin befindet sich ein Gewölbe und über demselben ein geviertes Monument oder Grabmal, dessen Gesims und Gestelle aus weißem, das Gefülle aber aus schwarzem Marmor besteht. Es hat 9 Fuß Länge, 5½ Fuß Breite und, mit Ausnahme des Capitals und Postaments, 4 Fuß Höhe.

Der Eingang zu dieser Fürstengruft ist gegen Abend gerichtet und man steigt auf 8 Stufen hinunter. Die Oeffnung, durch einen breiten, über ihn eingelegten Sandstein geschmälert, ist sehr eng; das Gewölbe mißt von

Morgen gegen Abend 9½ Fuß 1½ Zoll, von Mittag gegen Norden 7 Fuß 9 Zoll; die Höhe beträgt in der Mitte 6 Fuß 10 Zoll; es ist von Norden nach Süden gewölbt. Der Baustoff ist durchgehend Tuffstein. Der Boden ist mit Kalk überzogen.

Als diese Gruft nach der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts geöffnet wurde und die Neugierde den Frieden der hier seit Jahrhunderten beisammen modernden Gebeine zum ersten Male störte, lagen darin neun ganze Gerippe in eben so vielen Särgen, ein kleiner Verschlag und vier Sargbreter. Die Särge waren von Tannenholz und kunstlos gearbeitet; die Deckel mehrentheils mit braunrothem Kalbsfell überzogen. Drei Särge hatten vorn und hinten eiserne Handringe; die Fugen waren mit Eisenblech überkleidet. Die Leichen lagen alle mit den Häuptern gegen Abend. Nur die drei untersten Särge waren noch ganz; bei den andern waren Deckel und Seitenbreter der Zeit gewichen. An den Körpern bemerkte man außer dem Knochengebäude nur noch einen Ueberrest der Grabestücher, in welche sie eingehüllt gewesen. An einigen sah man noch die Haare, welche meistens röthlich schienen. Sie lagen in folgender Ordnung:

Der unterste Sarg war ganz; auf dem Deckel fand sich ein bleiernes Täfelchen mit der Aufschrift:

LEOPOLDVS. DUX. AUSTRIAE.

Der Körper war noch vollständig; er lag auf Stroh gebettet und hatte rothes Haupthaar von ungefähr einem halben Fuß Länge. Der Sarg hatte 6 Fuß 10½ Zoll Länge. Das war der hochstrebende Leopold, der (1386) nach Sempach gekommen war, um die kühnen Hirten zu züchtigen und die vertriebenen Landvögte wieder einzusetzen.

Neben ihm lag ein zweites Skelett ohne Sarg auf Riedheu gebettet. Es maß 6 Fuß 11½ Zoll.

Von einem dritten Gerippe waren des Sarges vier Wände weggefallen. Es lag ebenfalls auf Riedheu und hatte ein schönes, starkes, blondes Haupthaar. Neben ihm fand man die Aufschrift in Blei gegossen:

GVOTTA. COMITISSA. DE. OETTINGEN. SOROR. DVCVM. ISTRORVM.

Die Länge des Sarges war 5 Fuß 11½ Zoll.

Der vierte Sarg lag zu oberst, hatte keine Seitenbreter mehr, war in grobe Leinwand eingehüllt und mit Kalk überschüttet gewesen. Mehrere zerstreute Bruchstücke einer Bleitafel enthielten nach ihrer Zusammensetzung folgende Inschrift:

CATHARINA. RELICTA. QVONDAM. DNI. LUPOLDI. DVCIS. AVSTRIAE.

Die Länge maß 5 Schuh 8½ Zoll.

Der unterste Sarg war ganz mit Leder überzogen. Bei seiner Eröffnung war der Körper noch vollständig angekleidet und mit Kalk überschüttet. Auf dem Sarge las man:

HENRICVS DVX AVSTRIAE.

Der Sarg maß in der Länge 6 Fuß 3½ Zoll.

Das sechste Gerippe lag ebenfalls auf Heu. An dem Sarge befanden sich keine Seitenwände mehr. Auf dem Deckel war ein langes schwarzes Kreuz gemalt, und bei den Füßen lag ein Schildchen, worauf ein gleiches Kreuz sichtbar war. Unter dem Schädel ward eine halbe leinene Weiberhaube hervorgezogen. Die Länge des Sarges, der keine nähere Bezeichnung hatte, betrug 6 Fuß 3 Zoll.

Ein siebenter großer, mit Sand angefüllter Sarg war mit Eisenblech beschlagen, hatte vorn und hinten eiserne Tragringe. In diesem lag, ohne nähere Bezeichnung, ein ganzes Gerippe. Der Sarg maß in die Länge 6 Fuß 6¾ Zoll.

Von dem achten Sarge waren die Nebenbreter weggefallen; daß Gerippe hingegen war sehr wohl erhalten und mit einem seidenen Kleide in der weiblichen Tracht des Mittelalters bekleidet. Die Farbe des Stoffs war gelb mit blauen Blumen durchwirkt. Der Sarg hat folgende in Blei gegossene Aufschrift:

ANNO. DMI. DCCCXLIII. OBIIT. DNA. ELISABETHA. RELICTA. QVONDAM. DMI. HENRICI. DVCIS. AVSTRIAE. ET. STIRIAE.

Des Sarges Länge betrug 7 Fuß.

Der Körper des neunten Sarges lag in Kalbshaar. Die Inschrift des darauf liegenden Bleitäfelchens lautete:

FRIDERICVS. FILIVS. FRIDERICI. REGIS. ROMANORVM.

Dieser Sarg ist ganz in Blei gegossen; die Länge hält 6 Fuß 3½ Zoll. — Auf demselben stand ein Kästchen oder Verschlag von Bretern; es hatte keinen Deckel mehr. Darin lagen die Gebeine eines ganzen weiblichen Körpers ohne Ordnung durch einander. Die Länge des Verschlags hatte 2 Fuß 3 Zoll, die Breite 1 Fuß 4¼ Zoll. Ueberdieß fand man noch 4 Breter eines Sarges, und von modernden Gebeinen wurden hier und da auf dem Boden Spuren entdeckt. Hiezu gehörten zwei Bleitafeln. Die eine des Inhalts:

ELISABETHA. REGINA. ROMANORVM.

Die andere:

M--- C--- ELISABETHA. DVC--- POT--- VNGARIAE. ET. STYRIAE ET. MISS---

(Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Halle, den 19. Sept. 1836.

Unser, um die musikalische Kunst und Bildung hiesigen Ortes, wie ich erst in meinem letzten Bericht über unser Saal- und (jedoch nicht attisches) Salz-Athen wieder erwähnt hatte, so hochverdienter akademischer Musikdirector Herr Dr. Naue, hat sich gestern ein neues Verdienst um alle hiesigen Priester und Laien derselben erworben, das ihnen unvergeßlich bleiben wird. Ihm allein haben wir es nämlich zu verdanken, daß auch uns endlich, am gestrigen Abend, der unvergleichliche Kunstgenuß zu Theil wurde, einmal ein Concert von dem allberühmten Wiener Walzer-Componisten Strauß und seinem, in dieser Art wahrhaft einzigen, dreißig Mitglieder starken Orchester-Personale, zu hören. Obwohl er wie ein Strauß, auf seiner dermaligen Kunstreise von Wien über Prag (zur Krönungsfeier Kaiser Ferdinand's I.) Dresden und Leipzig nach Hamburg, hier nur durchfliegen wollte; so vermochte ihn Hr. Dr. Naue, durch seine ihm nach Leipzig gesendete Einladung, doch, uns am Abend des Tages seiner Ankunft hieselbst, noch mit diesem Concert zu erfreuen, das er im Saale des Gasthofes zum Kronprinzen, wo er mit seiner ganzen zahlreichen Gesellschaft logirte, vor einem gedrängt vollen Auditorium (obschon Hr. Dr. Naue es erst Tags zuvor hatte bekannt machen können) und mit dem ausgezeichnetsten Beifalle gab. Schon die Ouvertüre aus Auber's Falschmünzern, in der sich gleich die seltene Virtuosität seiner selbst als Dirigent und erster Violinspieler, wie seines so überaus trefflich eingespielten Orchesters alle Zuhörer begeisternd manifestirte, mußte denselben erregen; der aber sodann bei seinem herrlichen Nachtwandler- und Huldigungs-Walzer, wie den beiden großen Potpourris, ein „Strauß von Strauß" und „der musikalische Wortwechsel" (worin wir auch ein Solo auf dem Gusikow'schen Holz- und Stroh-Instrument, ein Glockenspiel, ein Schlitten-, Schellen- und ungemein schönes Glocken-Geläute ꝛc. auf die originellste Art mit dem überreichen weltlich und geistlich musikalischen Ganzen von Märschen, Tänzen, Chorälen u. s. w. verbunden, zu hören bekamen) und der zum Schluß folgenden, ebenfalls von ihm selbst componirten, köstlichen Walzerguirlande, bis zur allgemeinen Aeußerung des höchsten Enthusiasmus stieg. Ueberdem excellirten zugleich in diesem, mit gar keinem andern zu vergleichenden Concert, zwei mit den seltsamsten Stimmen begabte Gesangskünstler, die gleichfalls zu diesen reisenden Virtuosenverein, wie gewiß noch keiner jemals zuvor existirt hat, gehören. Ein Herr Stratki, mit stattlichem Schnurr- und Backenbart, trug nämlich im reinsten Sopran die Cavatine der Isabelle aus Robert, und das Duett des Don Juan und der Zerline im Bariton und Discant zugleich; eine Fräulein Zöhrer aber die Arie des George aus der weißen Dame: „Ha! welches Glück Soldat zu seyn" im sonorsten Baß vor, was natürlich gleich viel Erstaunen und Lachen mit einander verbunden erregte. Ueberhaupt war dieses Concert, wie es auch Herr Capellmeister Strauß also angekündigt hatte, ein wahrhaft humoristisches, das wie noch kein anderes hier gehörtes, das ganze Publicum fortwährend in die begeistertste und vergnügteste Stimmung zugleich versetzte; und worin wir Hrn. Strauß auch als Componisten in einer Eigenthümlichkeit, die man wohl nicht besser, als mit dem Ausdruck eines Jean-Paulisch-musikalischen Humors, bezeichnen kann, kennen lernten. Von der Trefflichkeit der Ausführung darf ich nichts sagen, da diese bereits anderwärts allgemein bekannt und bewundert worden ist. Jedes Mitglied seines Orchesters ist Meister seines Instruments, vor Allen freilich er selbst als einer der ersten Virtuosen unter allen jetzt lebenden Violinspielern, und das Ensemble daher von einer in der That ganz unübertrefflichen Präcision. Auch die Anspruchslosigkeit des großen Künstlers und Künstlerpersonales haben wir dankbar zu rühmen gehabt, da Hr. Strauß mit freundlicher Rücksicht auf den, durch den Verfall unserer Universität und Fabrik- wie Handelserwerbes, jetzt so sehr gesunkenen Wohlstand unserer Stadt, nur das, für die enormen Kosten welche so weite Kunstreisen einer so zahlreichen Gesellschaft erfordern, gewiß äußerst billige Eintrittsgeld von nicht mehr als einem halben Thaler für die Person nahm. Aber alle Qualen des Tantalus ließ er leider unsre ganze tanzlustige Welt dadurch empfinden, daß er den einstimmigen und sehnsüchtigsten Wünschen derselben, wie der ihm deßhalb von Hrn. Dr. Naue gemachten sehr ansehnlichen Honorar-Offerte, um uns auch einen Ball zu geben, aus Mangel an Zeit nicht entsprechen konnte. Gewiß hätten wir da ein Schauspiel, wie von Hüon's Zauberhorn im Oberon hervorgebracht, zu sehen bekommen!

Liebesklage.

Seit Dich mein Aug' gesehen,
O Herzens Königin,
Ist mir der süße Frieden
Aus meiner Brust dahin.

Mit sehnendem Verlangen
Faß ich dein Schattenbild;
Doch ach, das Herz, das arme,
Das bleibet ungestillt.

Dir in das blaue Auge
Wag' ich mich nie zu seh'n,
Und bin ich von dir ferne,
Möcht' ich vor Schmerz vergeh'n.

Fahr' wohl, und wär's für immer,
Du schöner Abendstern!
Wag' nicht hinauf zu blicken,
Bist mir ja doch so fern.

Auflösung
des Logogryphs in Nr. 232:

Nase. — 1) Krebsnase. 2) Sinnbildlich, wenn man Jemanden einen Verweis gibt, oder foppt. 3) Naß. 4) Das As im Kartenspiel. 5) Das As als Goldgewicht.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 246. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 13. October. 1836.

Die Geheimnißvollen.

(Schluß.)

Der Arzt begann:

»Vielfach und vielgestaltig sind die Erscheinungen des Lebens; wunderlicher aber und in großes Dunkel gehüllt die krankhaften Ausbrüche desselben. Ist das Leben ein sinnliches und ein geistiges, so sind auch die Krankheiten doppelter Art. Ueber die Schattenseiten des geistigen Lebens, über die vielfachen Arten der Zerrüttung der Seele jetzt ein Paar Worte. Stammt der Geist aus Gott, ist er ein Geschenk des himmlischen Vaters, wie dieß die allgemeine Annahme ist, so entsteht alsbald die richtige, seit uralter Zeit untersuchte Frage: wie kann das Göttliche zerrüttet, wie das Gute, das nur in Gott seinen Grund hat, in das Böse verwandelt werden; denn jenes Zerrbild des Geistes, welches uns die Wahnsinnigen vor Augen stellen, kann man unmöglich vernünftigerweise vertheidigen, ja wollte man dieß, so würde man sich mit jenen Unmenschen — aus der menschlichen Gesellschaft haben sie sich durch ihre Entmenschlichung geschieden — in eine Classe stellen und den besten Beweis für die oft aufgestellte Behauptung liefern: daß noch der doppelte Theil Narren ohne Irrenhäuser umherirre. Jenes Räthsel über den Ursprung des Bösen ist bis jetzt noch nicht genügend gelöst, der Schleier, in welchen dieser wichtige Gegenstand gehüllt ist, nur wenig gelüftet. Je nachdem man aber das Böse ableitet, ebenso gestaltet sich auch die Ansicht über den Wahnsinn. Einige Aerzte suchen den Ursprung desselben in einer Einwirkung böser Geister, in einem Eingreifen der höllischen Mächte in das geistige Leben des Menschen; andere geben als Grund dieser schauderhaften Erscheinung äußere Eindrücke, überwältigende Ereignisse in dem Natur- und Menschenleben an, welche das Gehirn zerstören und so den Menschen der dumpfen Verschlossenheit, der finstern Schwermuth, innerlicher Zerrissenheit, Ausbrüchen der höchsten Geistesabwesenheit, Preis geben. Die Meinungen sind gespalten und erst in unserer Zeit hat man angefangen, diesen zerrütteten Zustand des Seelenlebens einer genauern Untersuchung zu würdigen, und ihm eine vernünftige Behandlung angedeihen lassen. Es ist dieß eine Nachwirkung jener übertriebenen Aufklärungssucht, die die Mutter größerer religiöser und politischer Freiheit, gegenseitiger Duldung und Verträglichkeit ist. Die jetzige Epoche in der Geschichte der Menschheit trägt Keime in sich, welche zur rechten Zeit sprossen, blühen und Früchte tragen werden, obwohl manches Unkraut neben dem Weizen zugleich wachsen wird! — Aber es ist Zeit, daß ich wieder einlenke von dem Abwege, auf welchem ich mich verirrt habe. Die vier Unglücklichen, welche du so wunderbarer Weise in Verwahrung hast, liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte menschlicher Verirrungen und enthalten manchen pädagogischen Fingerzeig.«

»Der Erste, August nach seinem Vornamen genannt, ist der Sohn armer Eltern, die ihn sehr streng erzogen. Eine Folge hiervon war, daß man an ihm einen düstern Unmuth bemerkte, dem alle Freuden des Lebens widerlich sind. Den Geist in sich gekehrt, verlebte er die erste Hälfte des Frühlings seines Lebens in geheimem Groll und Bitterkeit. Nach vollendeter Schulzeit, deren harter Zwang sein Leben noch mehr vergällte, kam er als Knecht auf ein Rittergut. Die Neckereien, welche sich hier seine Cameraden gegen ihn erlaubten, der Spott und Hohn, mit dem man ihn geißelte, erfüllte sein Gemüth mit der größten Schwermuth. Träumend ging er hinter dem Pfluge einher, der oft das rechte Gleis verfehlte, weil den Pferden der wachsame Aufseher fehlte. Vor drei Jahren fiel er beim Abladen der Garben von der Tenne, zerbrach den linken Arm und verletzte die Stirn. Der Fall war sehr gefährlich, konnte aber durch die Hilfe eines geschickten Arztes geheilt werden. Allein ein Stümper, ein verkehrter, roher Chirurgus sollte die Wunden heilen. Der Arm wurde ziemlich wieder herge-

stellt, nicht so die Stirn. Durch den Fall waren dem Unglücklichen die Sinne noch mehr verwirrt worden, die fehlgeschlagene Cur vergrößerte das Uebel bedeutend. Kein Wort floß über die bleichen Lippen, nur innerlich wüthete der verwirrte Sinn. In diesem Zustande wurde er in unsere Irrenanstalt gebracht, allein alle meine vielfachen Bemühungen hat kein glücklicher Erfolg gekrönt.« —

»Jetzt laß uns wenigstens eine Stunde lang die Freuden genießen, welche eine liebevolle Betrachtung der Natur einem empfänglichen Gemüth gewährt, da die Erzählungen aus dem Leben der Wahnsinnigen große Ermattung des Geistes zur Folge haben.« — So unterbrach den Erzähler der Richter.

Sie verließen das beengende Zimmer, und die romantischen Umgebungen der Stadt stimmten den ernst gewordenen Sinn in heilsame Heiterkeit um.

Der Spaziergang war beendet. Ein neues frisches Leben strömte durch die Adern der beiden Freunde, welchen das Wiedersehen nach vielen Jahren sehr erquicklich war. Der Arzt war in einer der größten Städte am Strande der Ostsee angestellt, der Criminalrichter war in seiner Stadt von Gebirgen nach allen Himmelsgegenden hin umschlossen. — Der Arzt fuhr nun in seiner Erzählung fort:

»Der Zweite, Philipp, ist ebenfalls auf dem Lande geboren, wo er Ackerbau trieb Den Schulunterricht hatte er schlecht benutzt, nur die frommen Eindrücke seiner Mutter waren seinem Herzen unvergeßlich geblieben; aber der Same des göttlichen Wortes hatte nicht tiefe Wurzel geschlagen. Großes Elend brach über die zahlreiche Familie ein, der Mann wurde melancholisch, irrte auf dem Felde umher, während die Frau im zerfallenen Hause darbte. Diese versuchte zwar jedes Mittel, ihren unglücklichen Ehegatten zu trösten, aber vergebens. Eines Tages trat er plötzlich mit freudigem Gesicht in das Zimmer und erzählte seiner Frau im Geheimen, daß ihm ein vornehmer Herr eine Summe Geldes geschenkt habe. Diese erstaunte, gab aber kein Zeichen der Freude. Durch nähere Nachfragen und dringende Bitten bewogen, gestand endlich dieser, daß er einen fremden Herrn, welcher zu Fuß gereist und des Weges unkundig, ihn als Wegweiser gedungen, im nahen Walde ermordet habe. Das Unglück, welches bisher unter dem Strohdache sich eingenistet hatte, erhielt jetzt eine ganz andere Gestalt. Mit scheuen Blicken verfolgte das erschreckte Weib die blutigen Schritte ihres Ehemannes. Die Qualen des Gewissens peinigten den unglücklichen Mörder so lange, daß er endlich glaubte, ein Kind der Hölle zu seyn. Kein Trostgrund des Predigers konnte ihn von diesem Wahne heilen. Mit kreischender Stimme lief er im Dorfe umher, beständig rufend: ich bin ein Kind des Teufels! Als er in die Irrenanstalt gebracht worden war, änderte sich sein Wahnsinn äußerlich, obwohl er innerlich sein Wesen behielt. Anstatt des Zetergeschreies nämlich vernimmt man jetzt keinen Laut.« —

»Der Dritte, Christoph, wanderte in unserer Stadt als Geselle ein. Er stammt aus dem Würtembergischen. Dieß Land hat sich von jeher als der Sitz hoher Religiosität ausgezeichnet. Auch der neuangekommene Geselle gab bald Beweise seiner Frömmigkeit. Allein die Mehrzahl der Bekannten verspottete ihn. Nur Einer schloß sich an ihn näher an, vertheidigte ihn gegen die frechen Angriffe seiner Handwerksgenossen, wurde aber ebenfalls verlacht. Er war ein Oesterreicher und bekannte sich zum Katholicismus. Der Antheil, welchen er an dem Würtemberger nahm, flößte diesem eine große Liebe zu ihm ein. Mit vieler Beredtsamkeit schilderte er nun den Glanz des Katholicismus, malte den Protestantismus mit den grellsten Farben aus, und brachte hiedurch ein unsicheres Schwanken in der Seele seines verspotteten Freundes hervor. Er war ein Schüler der Jesuiten. Das Resultat der gegenseitigen Gespräche war, daß der Würtemberger öffentlich in der in unserer Stadt befindlichen Kirche das katholische Glaubens-Bekenntniß ablegte. Der Schritt war geschehen und von dem Convertiten seinen Eltern gemeldet worden. Bald jedoch äußerte sich in ihm ein unruhiges, scheues Benehmen, welches die Spöttereien der Uebrigen noch mehr vergrößerten. Der Proselytenmacher war entflohen. Christoph vermied jede Berührung mit den Menschen. Da erhielt er von seinem Vater einen Brief, in welchem dieser einen dreimaligen Fluch über den teuflischen Uebertritt, wie er den Gegenstand nannte, aussprach. Zitternd ergriff der unglückliche Sohn die Feder, wollte um Verzeihung bitten und sich rechtfertigen, aber ein heftiger Schwindel ergriff ihn, der Geist wich, und rasender Wahnsinn trieb ihn anfangs im Freien umher, er wähnte sich von dem Fluche des Vaters verfolgt. Allmählig wurde es stiller in seiner Seele, allein die Krankheit war nicht gehoben, sondern nur die grausenden Fieberphantasieen peitschten ihn nicht mehr. Einen abermaligen Ausbruch der Raserei befürchtend, übergab man den Sinnlosen unserer Irrenanstalt zur Heilung, wo er dumpf die Wände anstarrte, den Mund krampfhaft zusammendrückte.«

Der Vierte, Eduard, ist der Sohn reicher Eltern. Wegen seiner Heiterkeit im Orte allgemein beliebt; wegen seiner Bescheidenheit von Jedermann geachtet, wurde er für den Glücklichsten unter der Sonne gehalten. Und er war es. Doch bald sollte sich über seinem Haupte ein Gewitter sammeln, das ihm Vernichtung drohte. Eduard liebte im Stillen die reizende Tochter eines armen Schuhmachers. Oft von diesem gewarnt, den Stolz seiner Eltern, welche eine solche Liebe nicht dulden würden, zu bedenken, wurde seine Liebesgluth dadurch nur heftiger angefacht; denn des Menschen Gemüth ist zum Widerstande gar gern bereit. Des guten Meisters Warnung ging in Erfüllung. Von seinen Eltern verstoßen, verschwand er, wurde aber bald als Geisteskranker zurückgebracht. Vielleicht wird er genesen; denn es ist Hoffnung vorhanden, daß die Eltern, erweicht durch das Elend ihres einzigen Erben, endlich noch die Verheirathung

deſſelben mit der armen Schuhmacherstochter bewilligen werden.« Hier endete der Arzt.

Nach einigen Tagen ſchied der Schüler Aesculaps von ſeinem Freunde, begleitet von ſeinen vier Geiſtes-Invaliden.

Das Grabmal der Habsburger in der Kloſterkirche zu Königsfelden.

(Schluß.)

Außer einer alten Schwertſcheide war nichts weiter aufzufinden, als nachſtehende Aufſchrift in der Mauer der Gruft. Sie überliefert der Nachwelt das Andenken der fürſtlichen Stifter des Königsfelder Kloſters, ſo wie die Namen der Leichname, die hier bis zum Jahr 1770 geruht haben. Sie lautet:

Anno Domini MCCCVIII in die Beatorum Apostolorum Philippi et Jacobi, occissus est Dominus Albertus Romanorum Rex, filius Domini Rudolphi, Regis Romanorum, a filio fratris sui Johanne, loco ubi positum est majus Altare *). Qui vocatus Dominus Albertus in ipso die occisionis reliquit decem liberos superstites; nempe Fridericum, Romanorum Regem, et illustres Dominos: Leopoldum, Albertum, Henricum et Ottonem, duces Austriae; nec non per illustres Dominas, Dominas Agnetem Reginam Hungariae; Elisabetham Ducissam Lotharingae; Annam, Ducissam Presloviae; Guttam Comitissam de Oetingen, et Catharinam, Ducissam Calabriae. Procujus animae remedio inclyta Domina Elisabeth, filia Domini Mainhardi, Ducis Carinthiae, relicta praefati Domini Alberti Regis Vidua, et mater liberorum omnium ducum, de voluntate et adjutorio eorundem fundavit, construxit et dotavit haec duo monasteria *Fratrum minorum* et *Sororum S. Clarae*, cum Choro et Ecclesiae et aliis Aedificiis universis. -- Post Tabulam continentem defunctos in Domino tam Viros, quam Mulieres, qui sunt hic sepulti, ubi inprimis locum habet, serenissima **) Domina *Elisabeth*, relicta Divae memoriae Domini Alberti, Romanorum Regis, cum subsequentibus in dicta tabula. Tunc sequitur haec Tabula, quae continet defunctos in Domino post ea hic sepultos, cum annis et diebus, quibus ex hoc seculo migraverunt ad Dominum: Domina Catharina, Conthoralis Domini de Cussino, filia Domini Leopoldi, Ducis Austriae, Anno Domini MCCCXLIX in Vigilia Sti. Michaelis: Domina Elisabetha, quondam Ducissa Lotharingiae, filia praedicti principis, Anno Domini MCCCLII in die Potentiae Virginis; Item serenissimus Dominus Leopoldus, Filius Domini Alberti, Ducis Austriae, qui prope Sembach in conflictu interiit, Anno Domini MCCCLXXXVI die IX. Juli hic sepulti.

Den 14. Wintermond 1770 wurden, auf Veranlaſſung des Fürſtabts von St. Blaſien, welcher in ſeiner neuen Kloſterkirche eine dem öſterreichiſchen Fürſtenhauſe würdige Gruft zu bauen wünſchte, die Gebeine aus der entweihten Königsfelder Kirche enthoben, in möglichſter Stille über den Rhein nach Waldshut gebracht und daſelbſt von Bernerſchen und Baſelſchen Regierungsabgeordneten, zwei kaiſerlichen Commiſſarien: dem k. k. Geſandten v. Nagel und dem k. k. Kammerherrn v. Wytenbach, übergeben. Von Waldshut wurden die fürſtlichen Ueberreſte ſodann im feierlichſten Leichengepränge nach St. Blaſien abgeführt, und in der neuen Abteikirche, welche ſich durch einen einfachen, aber edeln und großartigen Styl auszeichnet, unter angemeſſenen Feierlichkeiten in der Gruft beigeſetzt. Sonach empfing St. Blaſien aus Königsfelden:

1) Die Kaiſerin Eliſabetha, des Ermordeten Albrecht's Gemahlin. 2) Leopold, Herzog von Oeſterreich mit dem Zunamen Gloriosus oder Illustris. 3) Heinrich Placidus, Herzog von Oeſterreich. 4) Gutta, Schweſter dieſer beiden Herzoge und Gemahlin Graf Ludwig's von Oettingen. 5) Katharina, Tochter des Grafen Amadeus des Fünften von Savoyen, und Gemahlin Herzogs Leopoldi gloriosi. 6) Eliſabetha von Virnenburg, Gemahlin Herzogs Henrici Placidi. 7) Iſabella, Tochter des ermordeten Kaiſers Albrecht und Gattin Herzog Friedrich's des Vierten von Lothringen. 8) Agnes, Tochter Albrecht's des Kaiſers, und Königin von Ungarn. 9) Leopoldus, genannt Probus, Herzog von Oeſterreich. 10) Friedrich, des römiſchen Kaiſers jüngſter Sohn.

Aus der Münſterkirche zu Baſel kamen noch dazu: 11) Die Kaiſerin Anna, Rudolph's des Erſten Gemahlin, mit ihren beiden Söhnen Hartmann und Carl.

*) Die Stelle, wo der Altar ſtand, von dem hier die Rede iſt, bezeichnet nun eine viereckige Vertiefung im Chor.
Anm. d. Red.

**) Serenissima — und ihre Gebeine ruhten in einem elenden hölzernen Verſchlag von zwei Schuh Länge. O menſchliche Herrlichkeit.

Altgebacknes.

In einem deutſchen Fürſtenthume wurden Truppen für Amerika recrutirt. Auch der einzige Sohn einer Schuſterswitwe wurde genommen. Sie lief auf's Schloß und machte dem Fürſten allerlei Vorſtellungen, er aber ſagte: Ich kann Euch nicht helfen, meine Prinzen müſſen auch dienen. »Das iſt auch recht,« verſetzte die bedrängte Frau, »Ew. Durchlaucht Kinder haben nichts gelernt, aber mein Sohn kann ſein Handwerk und muß ſeine Mutter ernähren.« — Der Fürſt lachte und ließ den Sohn freiſtellen.

Reise-Zeitung.

Ein Auszug von Venedig nach Verona.

(Von Fitzinger.)

(Fortsetzung.)

Jetzt verhieß uns ein dichtbebüschter Silberstreifen der Alpentochter Adige, welcher, von Verona kommend, sich in sanfter Krümme nach dem Süden hinzog, den baldigen Anblick dieser Jahrtausend beladenen Stadt. Schon bereitete die prachtvoll niedergehende Sonne eine Glorie von Gold und Purpur um die ragenden Thürme und um das hohe Castell, doch war, als wir zum Thore hineinfuhren, auch schon die Dämmerung angebrochen. — Wieder eine bedeutende Stadt auf dem kurzen Wege von Venedig bis hierher! während man bei uns im Oesterreichischen auf einer ähnlichen Strecke kaum so viele Flecken von Bedeutung antrifft. Mit unheimlichem Brausen donnerte die gewaltige Etsch um die Steinpfeiler des Ponte nuovo, den wir passirten, und die Lichter der, von den Wellen benetzten Gebäude zitterten fabelhaft in den wildbewegten, Mühlentreibenden Fluthen. — Es ist ein eigenes Gefühl, zur Nachtzeit sich allein in einer völlig fremden Stadt zu finden, die man so eben betreten, und dieß erprobte ich besonders nach dem Abendessen, wo ich, meine schläfrigen Gefährten verlassend, eine kleine Reise durch die dunkeln, mir unbekannten Straßen unternahm. Denn ungeachtet der möglichsten Aufmerksamkeit und Sorge, die vielfältigen Situationen wieder zu erkennen, stand ich auf einmal mitten in der weitläuftigen Stadt verirrt. Unglücklicher Weise hatte ich den Namen der Gasse unserer Locanda, so wie dessen Insegna rein vergessen, und mithin war es auch mit Erkundigungen nichts. Versunken in Speculation, wie dem Uebelstande, ein anderes Nachtquartier suchen zu müssen, wohl abzuhelfen wäre, und schon halb entschlossen in den sauern Apfel zu beißen, ward ich von einem der Vorübergehenden angesprochen, der mir's angesehen haben mochte, daß ich eine triste Rolle spielte, und mit meinen Schritten nicht recht auswisse. — „Sie sind gewiß hier fremd, Signor?" fragte er sehr artig. Ich bejahte es, und machte ihn mit der Ursache meiner Verlegenheit bekannt. „Signor wissen also eigentlich nicht — wo Sie wohnen?" fuhr er mit sarkastisch-bedauerndem Tone fort. „Ei, da kann ich Ihnen vielleicht Rath schaffen. Wollen Sie mir gefälligst sagen, was Sie in Ihrem Gasthofe gespeis't haben?" — Ich glaubte, der Mensch wolle mich zum Besten haben, beantwortete aber dennoch die seltsame Frage. „Und haben dafür bezahlt?" fragte er weiter. „„Drei Lire."" — „Und was bezahlen Sie für das Zimmer?" — „„Eben so viel."" — Ein Cameriere mit einer Papageiennase, und eine Wirthstochter mit einem Grübchen — nicht wahr?" — Ich bejahete es. — „Bravo! das ist alla Fenice," rief er mit selbstgefälligem Lächeln, und bot sich unter ausnehmend höflichen Worten an, mich dahin zu begleiten. Als wir am Thore des phönicischen Gasthofes angelangt waren, wollte ich mit vielem Danke mich empfehlen, da erfuhr ich aber, daß der sehr Gefällige zum Genuß der Handhinhaltenden gehöre, und vermochte also erst nach dargebrachtem Opfer in meine Stube hinaufzugehen.

Verona ist in dem düsteren Spitzbogenstyle sämmtlicher venetianischen Städte und Städtleins gebaut, und viele Gebäude zeichnen sich vorzüglich durch die byzantinisch-gothische Bauart aus. Wenn man so diese ernsthaften Straßen, Gassen und Gäßchen hinwandelt, wird einem in der That ganz mittelalterlich zu Muthe, und man meint, jeden Augenblick dem berühmten Liebespaare zu begegnen, dessen tragische Geschichte, gebührendermaßen, bereits vollständig zermusicirt, zerrecitirt, zermalt und zertanzt ist. — Die ganze ältere Geschichte Verona's zog wie Guckkastenbilder an meinem Seelenauge vorüber, und eben erblickte ich die blutbefleckten Rotten der Montecchi, welche mit all' dem lärmenden Gepränge der Parteiwuth, ihre Todfeinde, die Capulett's zum Kampfe um die Herrschaft herausforderten, als der plötzliche Anblick der weltberühmten Arena meinen Ideen einen Stoß gab, und sie mittelst der Eisenbahn der Phantasie schnell nach der alten Roma versetzte. Ich sah die altergrauen, gigantischen Mauern mit ihren, den Jahrtausenden trotzenden Quadern, und meine Gedanken wirbelten kühn hinauf zu den Bogen des fernen Coliseums, ich sah die Massen des, der Schauspiele ungeduldig harrenden Volkes, sah die erzbehelmten Krieger, welche die Andringenden in Ordnung zu halten suchten, — aber unerwartet stieß ich meine Seelennase an einen riesenhaften Comödiencentzettel mit buntgepinselten welschen Hanswürsten, und ich war wieder in Verona.

(Schluß folgt.)

Prädestination.

Entgehn' kann Keiner seinem Loos,
Wie's in des Schicksals Buch geschrieben;
Ein Edler ist oft klein geblieben,
Ein Taugenichts wird dafür groß.
Bibar war in den Krieg gezogen,
Es ist aus feindlichem Geschoß
Um ihn der Kugeln Saat geflogen,
Von keiner ward er je verletzt;
Als er sich in ein Schiff gesetzt,
Ward es im Sturm von wilden Wogen
Zerschellt, es in den Abgrund sank,
Nur er, von Allen, nicht ertrank,
An's Land ihn eine Woge spülte,
Bewußtlos er am Ufer lag,
Doch zu sich kam er nach und nach,
Und als er sich gerettet fühlte,
Sucht' er ein gastfreundliches Dach.
Das fand er aber nicht, verschlagen
Sah er sich in die Barbarei,
Er mußte Sclavenfesseln tragen,
Ein Consul macht' ihn endlich frei,
Die liebe Heimath sah er wieder;
Er, der im wilden Ocean
Mit dem zerschellten Schiff gesunken,
Dem Untergang glücklich entrann,
Hat d'rauf zu Tode sich getrunken.

Jocosus Fatalis.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 247. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 14. October. **1836.**

Schloß Hainfeld, vom Capitain Basil Hall.

Von diesem trefflichen Buche sahen und lasen wir bereits eine sehr gute Uebersetzung (von Minna Herthum, Berlin 1836, Eichler, 1 Rthlr. 12 Gr.) Es dürfte dasselbe um so mehr geeignet seyn, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, als die einzelnen Partieen desselben ganz aus der Wirklichkeit, aus dem Leben entnommen sind. Capitain Hall erhält auf seiner Reise durch Italien zufällig ein Einladungs-Schreiben von einer alten schottischen Dame, die mit dem Grafen Purgstall, einem österreichischen Gutsbesitzer in Steiermark, vermählt war.

„Mein Herr, ich habe so eben Ihren Brief vom 21. April aus Albano empfangen. Ich bin so ganz aus der Gewohnheit gekommen, einem fröhlichen Gedanken Raum zu geben, daß ich fast erzittere, während ich Ihnen hiermit anzeige, daß ich mich außerordentlich freuen würde, wenn Sie mich mit Ihrer werthen Familie auf meinem Schlosse in Nieder-Steiermark besuchen wollten. Ihre lieben Kleinen bedürfen gewiß der Ruhe. Lassen Sie sie daher einige Wochen in Hainfeld zubringen. Das Schloß ist groß genug; es enthält neun und dreißig Zimmer, die alle vollkommen, obgleich noch im Style des vorigen Jahrhunderts, meublirt sind; die Luft und das Wasser hier sind gut; das Land ist reich, vortrefflich angebaut und bietet durch seine Mannichfaltigkeit reizende Aussichten dar. Ich kann Ihnen zwar nicht viel Vergnügungen versprechen, denn ich bin eine Witwe, die den Genüssen des Lebens ziemlich entfremdet ist; aber wenn eine herzliche Aufnahme selbst die Einöde angenehm zu machen vermag, so bin ich sicher, Sie werden es hier ziemlich erträglich finden. Ungarn, ein noch zu wenig bekanntes Land, liegt nur drei Meilen von hier entfernt. Sie werden von meinen Grenznachbarn gewiß recht gut aufgenommen werden und in dem Volke einen Schlag von Menschen kennen lernen, der von den übrigen in Europa gänzlich abweicht. Was den Weg hierher betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß er vortrefflich und in jeder Hinsicht dem durch Tyrol vorzuziehen ist. Es war der Zufall, der die ersten englischen Reisenden durch Tyrol führte; seit der Zeit ziehen sie alle wie ein Vogelschwarm immer durch dasselbe Land. Aber die Alpen und die Seen in Steiermark sind nicht weniger interessant als die in Tyrol, und Grätz ist in keinem Betrachte Inspruck nachzusetzen. Ein anderer Vortheil, den Ihnen die Reise hierher gewährt und den sie ohne Zweifel zu schätzen wissen werden, ist, daß er Ihnen die Gelegenheit darbietet, die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann zu machen, der ganz einfach und ruhig auf seinen Eisenwerken lebt und Sie gewiß mit vielem Vergnügen aufnehmen wird. Er ist ein ausgezeichnet gebildeter Mann, besitzt eine Masse praktischer Kenntnisse, und seine Manieren sind wahrhaft einnehmend. Als Mensch hat er Wenige seines Gleichen — als Fürst ist er jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung. . . . . Ich wage es nicht, von der Heimath meiner Jugend zu sprechen. Die fünf und dreißig Jahre meiner Abwesenheit haben mich aus dem Andenken derer, die mir am theuersten waren, verwischt; wenn Sie mir aber die besondere Gunst erzeugen wollen und mich besuchen, so werden Sie den Vorhang wieder etwas lüften und mich einen Blick in die Dinge thun lassen, die mir wahrlich noch zu theuer sind! Es wird mir außerordentliches Vergnügen machen, wenn Sie mir so bald als möglich anzeigen, daß Sie mir einen Besuch abstatten wollen. Der Gouverneur von Mailand, Graf Hardegg, wird sich Ihres Beifalls gewiß erfreuen, nicht weniger als unser Landsmann, der General Graf Nugent zu Triest. Doch die Post geht ab; ich muß die in Eile hingeworfenen Zeilen schließen und verharre mit aller Hochachtung und Liebe, Ihre ergebenste Freundin Gräfin Purgstall *)."

Die Ankunft des Capitains Hall auf dem Schlosse Hainfeld wird uns in folgender Weise geschildert:

„Wir fanden unsere alte Freundin, wie man uns bereits vorher angezeigt, auf einem großen altmodischen, mit geblümten Gardinen versehenen Bette ruhend, in einem schwach er-

*) Diesen Namen hat der Kaiser von Oesterreich, seitdem die Familie, die ihn geführt, ausgestorben, mit dem Freiherrn-Titel an den berühmten Orientalisten, Joseph v. Hammer verliehen.

leuchteten Zimmer, das noch in dem Styl des vorigen Jahrhunderts ausgeschmückt war. Ein halbes Dutzend Kissen von verschiedener Gestalt und Form diente dazu, ihre abgezehrte Figur etwas emporzuheben, während Alles an ihr die Symptome des Verfalls und des Siechthums an sich trug. Ich sage Alles, mit Ausnahme ihrer Stimme und ihrer Geberden, in denen eine gewisse Lebhaftigkeit und Frische sich deutlich kund gaben. Nichts konnte herzlicher oder lebendiger seyn, als der Ton, mit dem sie uns willkommen hieß. Sie schüttelte einem Jeden besonders die Hand, gleich als hätte sie uns von jeher gekannt, und konnte uns nicht genug ihre Freude darüber bezeugen, daß sie das Glück habe, uns bei sich zu sehen. „Aber Sie werden gewiß sehr müde seyn," sagte sie zu uns, „und Ihre Kinder müssen sich nach Ruhe sehnen, so bitte ich denn, beweisen Sie mir, daß Sie sich hier heimathlich fühlen, und wählen Sie sich selbst die Zimmer aus, die Ihnen am Besten anstehen. Wir haben deren genug, wie ich glaube; auch soll Ihnen sogleich die Mahlzeit servirt werden, die bereits eine oder zwei Stunden auf Sie wartet."

Wir entfernten uns unter Begleitung des Hausverwalters Joseph, der auf Befehl seiner gastfreundlichen Gebieterin die Oefen in drei Mal so viel Zimmern heizen ließ, als wir möglicher Weise einnehmen konnten, damit wir, wie er sagte, eine vollkommen freie Auswahl hätten. In den meisten alten Schlössern, die ich bisher gesehen, waren die Zimmer klein und eng, aber zu Hainfeld fand ich sie groß und bequem; und wenn auch die Meubles hier nicht in einem solchen Ueberflusse zu sehen waren, wie wir es in unseren modernen Palästen gewohnt sind, so waren sie doch alle in einem guten Zustande und selbst elegant zu nennen, wenn man sie in ihrer eigenthümlichen, aber freilich schon veralteten Weise auffaßte. In dem Hauptzimmer, das für uns zurecht gemacht worden und das schönste in dem ganzen Schlosse war, stand ein herrliches Bett, das zum wenigsten acht Fuß breit, mit carmoisinrothen seidenen Gardinen versehen und mit zwei oder drei Zoll breiten Borten besetzt war, über welchen eine silberdurchwirkte Kranzleiste saß, in demselben Geschmacke, wie die reiche, aber schwerfällige Stickerei, die auf der Bettdecke angebracht war. In gleicher Weise waren die Wände mit carmoisinrothem Atlas ausgeschlagen, und rund um das Zimmer herum standen altmodische Sophas, die mit gewundenen Rückenlehnen und Delphinsarmen versehen, mit erhabener Arbeit in Gold geschmückt und alle mit elastischen blumendurchwirkten Kissen ausgepolstert waren. Hier und dort standen phantastisch geschnitzte Schreibtische, die von nicht weniger phantastisch gestalteten Füßen getragen wurden, welche auf kleinen Ständerchen ruhten. Das übrige Meublement bestand aus Büreaus, Commoden und possirlichen Toiletten, die mit ungeheuren starken Spiegeln belastet waren. Nächstdem sah man hier eine Menge von Stühlen mit hohen aufgeschwellten Sesseln, Rohrlehnen und kreiselförmigen Armen, auf denen es sich allerdings bequem genug sitzen ließ, die aber nicht so leicht von einer Stelle zur andern fortgerückt werden konnten. Die meisten Zimmer waren an den Decken mit grotesken reliefartigen Gypsfiguren ausgeschmückt, und die Wände, die nicht mit gräßlich stierenden uralten Familienbildern bedeckt waren, waren in Fresko ausgemalt und mit Schlachtstücken, Jagdscenen und anderen Kunstwerken in demselben großartigen, aber veralteten Style verziert. Endlich sah man noch in jedem Zimmer des Schlosses einen auffallend großen porzellanenen Ofen, der, weiß glasirt, in mehreren Stockwerken bis zur Decke sich erhebend, den chinesischen Pagoden nicht unähnlich war, wie man sie noch in manchen Gegenden häufig zu sehen bekommt."

Die Reisenden machen einen Ausflug nach dem alten Familiensitze der Gräfin.

„Als wir unterhalb Riegersburg vorbeizogen, wo ein kleines malerisches Dorf unter dem Schutze des Forts angelegt ist, machten wir auf den Wunsch der Gräfin einen Abstecher nach der katholischen Kirche, innerhalb welcher sie, wie sie uns erzählte, eine Capelle hatte aufführen lassen. Da die Gräfin der evangelischen Lehre, in der sie zu Edinburg erzogen worden, stets treu geblieben war, so konnte uns dieser Umstand nicht anders als höchst auffallend erscheinen. Wir untersuchten indeß das Innere der Capelle, die ganz den einfachen Geschmack bekundete, welcher Alles charakterisirte, was die Gräfin zur Ausführung bringen ließ. In der Mitte stand ein zierlicher, herrlicher Altar, und an dessen Seite ein schönes Monument aus Granit, das sie ihrem Gatten und Sohn hatte errichten lassen. Aber Alles überstrahlte die Statue St. Wenzel's, des Schutzheiligen der Purgstall'schen Familie. Das, was uns bei dieser Gelegenheit so seltsam erschien, wurde uns bei unserer Rückkehr nach Hainfeld von der Gräfin selbst erklärt. Sie fragte uns wenig nach dem verfallenen Zustand ihres alten in ihren glücklichen Tagen einst so blühenden Familiensitzes, der nun in fremde Hände übergegangen und seitdem vernachlässigt worden war. Aber sie sprach gar viel über das, was die Capelle anlangte, auf welche in der That alle ihre Interessen hienieden sich concentrirten, da sie ihren Gatten sowohl als ihren Sohn hier begraben hatte; wir erfuhren bald, daß ihr einziger Wunsch auf Erden nur der war, dereinst neben ihren Lieblingen beigesetzt zu werden. Um aber diesen hohen Zweck zu erreichen, mußte sie den Schwierigkeiten, die sich ihr, erstens weil sie eine Protestantin und zweitens weil das Gut nicht mehr im Besitz ihrer Familie war, entgegenstellten, vorzubeugen und allerlei Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen suchen. Demnächst söhnte sie vor Allem die Priester dadurch mit sich aus, daß sie das Kirchengebäude auf ihre Kosten verschönerte; sodann aber ließ sie ein prächtiges Gemälde zu Wien anfertigen, daß sie der Gemeinde verehrte, wodurch sie die letztere in einem hohen Grade sich verbindlich machte. Hierzu kam das allgemein verbreitete Gericht, daß die Gräfin in ihrem letzten Willen gewisse Summen ausgesetzt, die gleich nach ihrer Beisetzung in der Familiengruft der Purgstall's unter die Armen vertheilt werden sollten; auch war die Geistlichkeit des Orts davon überzeugt, daß ihre Armen ebenfalls im Testamente der Gräfin nicht unbedacht bleiben würden. Alle diese Dinge erzählte sie uns nicht nur mit der höchsten Gleichgiltigkeit in Bezug auf ihren Tod, sondern selbst mit jener Art von lebhaftem Interesse, mit dem Jemand von einem angenehmen Besuche spricht, den er im nächsten Frühling einem seiner Freunde abzustatten gedenkt. Ich war anfangs verlegen, wie ich mich hierbei benehmen sollte — ob ernst oder heiter — da es doch eben nicht artig schien, mich über die Details des Leichenbegängnisses mei-

ner Wirthin in einem scherzhaften Tone zu unterhalten. Endlich aber fragte ich sie, ob sie nicht hier zu Lande, eben so wie in England, deßhalb Schwierigkeiten finden dürfte, in einer Gruft innerhalb der Kirche beigesetzt zu werden, wenn es nicht in einem bleiernen Sarg geschähe? Ich machte sie darauf aufmerksam, daß es besonders, da in Oesterreich die Beerdigung unmittelbar nach dem erfolgten Tode stattzuhaben pflegt, zumal in einer Provinzialstadt, nicht leicht seyn dürfte, die nöthigen Vorkehrungen so schnell zu treffen. „Und denken Sie wohl," erwiederte hierauf die Alte lächelnd, „denken Sie, daß ich Gefahr laufen würde, die Erfüllung des höchsten und letzten meiner Wünsche von einer solchen reinen Zufälligkeit abhängen zu lassen? Nein! Nein! Sie sollen sich selbst davon überzeugen!" Hierbei zog sie die Glocke und ließ ihren treuen Joseph herbei kommen. „Nimm die Schlüssel," sagte sie zu ihm, „und zeige Capitain Hall meinen Sarg." Hierauf wendete sie sich zu uns und fügte hinzu: „Wenn Sie das Ding sehen werden, so glaube ich, werden Sie mir einräumen, daß man dasselbe wohl nicht deßhalb aus der Kirche verweisen dürfte, weil es etwa nicht fest oder nicht schön genug sey." Ich gestehe, daß ich nicht wenig neugierig war, zu sehen, was für eine Schönheit an dem bleiernen Sarge seyn könnte; ich fand indeß bald, daß er nicht aus Blei, sondern aus Eisen, und zwar so geschmackvoll gearbeitet war, daß er mehr einem jener Prachtwerke der Sculptur, die über einigen alten Monumenten in der Westminster-Abtei in London hervorragen, als einem zum Gebrauche für eine wirkliche Leiche bestimmten Sarge ähnlich war. Nachdem wir drei große phantastisch gestaltete Schlösser abgenommen und den Deckel zurückgelegt, bemerkte ich zu meinem Erstaunen zwei Bündel in dem Sarge, die, in weiße Leinwand niedlich zusammengenäht, jedes in einem besonderen Winkel lagen. Ich bückte mich nieder und entdeckte, daß es Papiere waren, auf denen die Handschrift der Gräfin zu erkennen und die Worte zu lesen waren: „Unsere Briefe — J. A. Purgstall."

Hier noch die letzte rührendste Scene:

„Ich war nicht wenig darüber erstaunt, von meiner Wirthin den Wunsch äußern zu hören, daß wir so lange bei ihr verweilen möchten, bis sie ihren Geist aufgäbe. Da die Gräfin dies in einem heiteren und fast scherzhaften Tone aussprach, so versuchte ich, ihr in demselben Tone zu antworten: „Bitte, Madame," sagte ich, „wann glauben Sie denn eigentlich zu sterben, — denn darauf möchte es denn doch wohl noch vor Allem ankommen?" Die Alte lächelte, als sie sah, daß ich den Gegenstand auf diese Weise aufnahm und rief aus: „Sie haben sehr recht; man kann nicht von Ihnen verlangen, daß Sie auf eine unbestimmte Zeit hier bleiben, und es wäre von Ihnen eben so unvernünftig, ein solches Versprechen einzugehen, als von mir es zu fordern. Aber," fügte sie nach einer Pause von zwei oder drei Minuten in einem ernsteren Tone hinzu, „ich werde Sie nicht lange mehr aufhalten. Sie wissen wohl, wie verhängnißvoll der gegenwärtige Zeitpunct schon seit mehreren Jahren sich mir bewährt. Der 22ste März ist der unglücklichste Tag meines Lebens. Vor vier und zwanzig Jahren verschied mein Gatte an diesem Tage, und wie ich Ihnen versichern zu dürfen glaube, werde ich auch gewiß an demselben Tage sterben!" Ehe ich noch zu Worte kommen konnte, um ihr meine Verwunderung über ihre Reden auszudrücken, fing sie schon wiederum an; „Sie mögen wohl über eine solche Erklärung erstaunen, aber Sie werden sehen, daß das, was ich sage, sich nicht als unwahr erweisen wird. Meine anscheinende Genesung bestand fast lediglich in einer äußeren Täuschung — im Innern ist das Lebensprincip bei mir im Schwinden. Ich bin mit meiner Krankheit zu sehr vertraut, um mich nicht auf deren Entwickelungen zu verstehen. Die Hand des Todes ruht bereits auf mir, und ich freue mich auch, es selbst zu bemerken. Ich kann für das schmerzvolle Ereigniß nicht besser vorbereitet seyn, als ich es bin, und es ist mir gerade so, als wenn die Vorsehung Sie in dieser rauhen Jahreszeit deßhalb hierher gesandt, um mir in den letzten Augenblicken beizustehen. Ich werde glücklich sterben, ganz glücklich, wenn Sie mir zur Seite sind, um mir die Augen zu schließen — und wenn Ihre kleinen Kinder mich anlächeln werden, indem ich aus der Welt scheide. Es wird dieß ein höchst angenehmes Gefühl für mich seyn, mich nicht verlassen, sondern von Freunden umgeben zu sehen. Seit mehreren Jahren ist es mein einziger Wunsch auf Erden gewesen, wenn ich auch nur wenig Hoffnung für die Erfüllung desselben nähren durfte. Wie hätte ich auch wohl erwarten sollen," fuhr sie lächelnd fort, „daß eine Familie aus meinem Vaterlande Lust oder Muße dazu haben werde, einer so abgezehrten und verfallenen Menschengestalt, wie die meinige, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden?" Ich versicherte ihr, daß ich und meine ganze Familie bereit wären, ihre Wünsche zu erfüllen, und daß wir unseren Verbindlichkeiten gegen sie gewiß nachkommen würden. „Wohlan denn," rief sie aus, „so erzeugen Sie mir die Gewogenheit, über die Acquinoctien auf meinem Schlosse zu verweilen. Dieselben werden in einigen Tagen eintreten. Wollen Sie mir diesen Wunsch gewähren?" — „Von Herzen gern," erwiederte ich; „wir werden uns sehr glücklich schätzen, dieses zu erfüllen. Wir hatten zwar die Absicht," fügte ich hinzu, „gegen den 20sten nach Wien abzugehen; aber wir wollen von nun an vor dem 30sten nicht mehr an's Abreisen denken, und mögen Sie sich auch während der Zeit noch so wohl und munter befinden." — „O!" erwiederte sie hierauf mit einem Seufzer, „das wird schon lange genug seyn. Ich bin versichert, daß Sie mich mehrere Tage, bevor diese Zeit herankommt, zu Grabe geführt haben, und ich werde bereits zu denen eingethan seyn, mit denen allein ich zusammen zu leben gewünscht, und um derenwillen ich auch gern sterbe."

Seitdem berührte sie den Gegenstand nicht wieder. Allem Anscheine nach besserte sich auch ihr Gesundheitszustand immer mehr, oder wenigstens nahm die Krankheit nicht mehr zu. Nur erschien es auffallend, daß sie nicht mehr im Stande war ihre Briefe zu lesen; sie ließ sich dieselben von uns täglich vorlesen und gab dabei ein ungemeines Interesse zu erkennen. Sie unterhielt sich mit uns mit der gewohnten Lebhaftigkeit und fuhr fort, uns durch allerlei Anekdoten zu erheitern. Die Genesung erschien in der That so vollkommen, daß ich am 20. März schon bereit war, ihren Freunden zu melden, daß alle unmittelbare Gefahr vorüber sey. Kaum aber hatte ich den Brief geschlossen, als ich zur Gräfin in's Zimmer gerufen wurde, wo ich sie in einem heftigen Fieber antraf. Ich schickte augenblick-

lich einen Eilboten nach dem Arzte ab. Bevor aber dieser angekommen war, hatte sich die alte Frau bereits wieder erholt, und nachdem sie mehrere Stunden weit sanfter geschlafen, als sie es seit Jahren gewohnt war, erwachte sie endlich viel kräftiger und munterer, als sie seit längerer Zeit gewesen, so daß alle Welt behauptete, die Krisis ihrer Krankheit sey nunmehr vorüber, und so werde denn auch Alles gewiß auf's Beste gehen. Die Gräfin fühlte sich ganz frei von allen Schmerzen, ein Zustand, der ihr so außerordentlich erschien, daß sie, wie sie selbst sagte, gar nicht wußte, wie sie denselben noch so recht in aller Vollkommenheit genießen sollte. Indessen war dieses Alles doch nur mit dem plötzlichen Aufflackern einer Lampe zu vergleichen, die eben im Begriff ist, im nächsten Augenblicke zu verlöschen. Am 23sten, kaum vier und zwanzig Stunden nach der Zeit, die sie selbst als die gefahrvolle bezeichnet, hatte ihre Todesstunde geschlagen, und unsere arme Freundin war in ein besseres Leben hinübergegangen!"

Man wähne nicht, daß wir dem Buche alles Rührende, Interessante und Amüsante entzogen hätten, im Gegentheile: wir haben Mehreres von eben der Art übergehen müssen, um in den vorgeschriebenen Grenzen zu bleiben. Der Verfasser zeichnet sich, wie an den angezogenen Stellen, so überall durch Reichthum an Geist und Gemüth und Phantasie aus und verdient in jeder Beziehung den Ehrenplatz, welchen er einnimmt.

Literarischer Beobachter.

[Abfertigung.] Im Luftballon (zum Kometen gehörend) Nr. 36 heißt es:

„Das königl. Kammergericht in Berlin ist durch allerhöchste Cabinetsordre angewiesen worden, wo es auf Glaubensverhältnisse ankommt, die Ausdrücke „mosaische" oder „alttestamentarische Glaubensgenossen" ferner nicht anzuwenden, sondern „Juden, jüdische Religion zu sagen."

Das ist eine von jenen aus Unkenntniß entstellten Nachrichten. Die Cabinetsordre ist keineswegs an das Kammergericht erlassen, sondern eine allgemeine Bestimmung, nach welcher sich jede Behörde zu achten hat, und nur in Gemäßheit derselben, hat sie der Justizminister dem ihm untergeordneten Kammergericht zur Nachachtung und weiteren Bekanntmachung an die ihm untergeordneten Gerichte bekannt gemacht. Es wäre eine sonderbare Inconsequenz, wenn nur einzig und allein das Kammergericht angewiesen worden, sich nicht mehr der Benennung „mosaischen oder alttestamentarischen Glaubens" zu bedienen.

Die rechtgläubigen Juden sind auch damit sehr zufrieden, denn, treue Anhänger des Glaubens ihrer Väter, finden sie darin keine Herabwürdigung, so wenig wie der Christ oder der Muhamedaner, wenn man ihn nach seinem religiösen Bekenntnisse nennt, und nur diejenigen, welche sich ihres Glaubens schämen, wollen nicht Juden genannt seyn, und was man von dem zu halten hat, der sich seiner Religion schämt, und solche gern verleugnen möchte, darüber wird wohl nur eine Stimme seyn. Die widerrechtliche Annahme christlicher Vornamen hat den nämlichen Grund gehabt, und die bisherige Connivirung dieser Anmaßung würde noch bestehen, wenn sie nicht unmittelbar inhibirt worden wäre. Nach dem im Allgemeinen richtigen Grundsatz, daß ein Gesetz nicht rückwirken kann, werden nun wohl, wie es scheint, diejenigen, welche sich christliche Vornamen, ohne Autorisation der Rabbiner, gegeben, solche fernerhin führen dürfen, obschon dieser Grundsatz wohl hier nicht Anwendung finden kann, denn das, was man erweislich widerrechtlich besitzt, kann dessen Besitzer wieder entzogen werden, und auch selbst die in solchen Fällen angenommene Verjährung, tritt hier nicht ein.

Bei diesem Verbote, daß sich Juden keinen christlichen Vornamen ferner geben sollen, hat man den Einwand gemacht, wie es nicht genau zu bestimmen sey, welche Vornamen christlichen, welche jüdischen Ursprungs sind, und daß sehr viele Christen auf Vornamen des alten Testaments getauft worden, z. B. Abraham, David, Daniel, Joseph ꝛc. Da bereits die Verordnung besteht: daß die Prediger kein Kind auf Namen, welche nicht im Kalender stehen, taufen sollen, so könnte man, um folgerecht zu seyn, diese Verordnung auch darauf ausdehnen, daß ihnen auch keine jüdischen Vornamen künftig zu ertheilen wären. So würde allen Mißverständnissen begegnet und die Ausstellung einer Inconsequenz beseitigt seyn. Auffallend ist es übrigens, daß nur christliche Knaben bei der Taufe Vornamen aus dem alten Testamente erhalten haben, wie die oben angeführten, dahingegen Mädchen nie (?*) auf solche getauft worden sind. Eine christliche Esther, Judith, Rahel, wird man nicht finden. Da bei der Wahl der Taufnamen der Mädchen die Mütter mehr als die Väter eine entscheidende Stimme zu haben pflegen, so scheint es, als wenn sie ihr Gefühl davon abgehalten hat, solche Taufnamen zu wählen.

[Auszeichnung durch und aus Oesterreich.] Der durch seine historisch-kritisch-exegetische Bearbeitung des altdeutschen kaiserlich-Maximilian'schen Dichterwerkes: „Theuerdank" bereits rühmlich bekannte Dr. Carl Haltaus, außerordentlicher Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig, hatte die Erlaubniß erhalten, sein Werk Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich zu überreichen. Dieser selten ertheilten Auszeichnung ist nun eine zweite, einflußreichere erfolgt. Am 6. October d. J. wurde ihm von dem k. k. Generalconsul, Hrn. v. Berks, nebst einem Schreiben eine goldene Geschenk-Münze zugesendet. Sie ist äußerst schön geprägt, gibt auf der einen Seite das Portrait des Kaisers mit der Umschrift: „Ferdinandus I. D. G. Imperator Austriae," auf der anderen Seite ist ein voller Lorbeerkranz mit der Devise ringsum: „Artibus et Literis," und in der Mitte desselben gravirt: Carl Haltaus. Sie hat vier und zwanzig Ducaten an Werth, und der Empfänger wird die Erlaubniß erhalten, als ein Abzeichen dieser Auszeichnung, der ersten unter dem neuen Kaiser, ein Band zu tragen.

[Parodoromanie.] Es ist merkwürdig, wie weit die Sucht, etwas Paradores zu sagen, getrieben werden kann. Im Berliner Conversationsblatt, Nr. 75, wird aus einer Stelle eines Briefes, den Wilhelm v. Humboldt 1796 an Schiller geschrieben hat, deducirt: daß er der Vorgänger der St. Simonisten gewesen seyn soll.

[Brot und Sand.] Alphonse Brot, bereits bekannt durch seine „Jane Grey" hat einen zweibändigen Roman erscheinen lessen, dessen Held und Titel heißt: „Carl Sand."

---

*) Nie? Wie viele schöne christliche Rebeck'chen gibt es nicht!
Der Setzer.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 248. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 15. October. **1836.**

Ein englischer Theater-Pächter*).

Der Theater-Pächter ist gewöhnlich ein Mann von praktischer Logik. Durchaus nicht im Zusammenhange mit dem, was man Geld nennt, geht er doch Verträge ein, durch die er sich zu Zahlungen von 50,000 Pfund jährlich verbindlich macht; eben so mit moralischen Vorzügen versehen, wie er es mit denen von edlem Metalle ist, entschließt er sich doch herzhaft, einem kunstsinnigen Publicum mit mannichfaltigen sittlich-geistigen Unterhaltungen behilflich zu seyn; ihm ist endlich jeder richtige Begriff von den Gegenständen und Erfordernissen der Bühne etwas Wildfremdes, und dennoch fühlt er sich dazu berufen, das Drama unter seinen besonderen Schutz zu nehmen. Kurz, er ist ein Mann, der nichts zu verlieren hat; darum setzt er auch gern sein ganzes Vermögen an seine Grundsätze, und weiht dem Ruhme, das Publicum mit dem reinsten Vergnügen versehen zu haben, Börse, Geist und Herz. Er verkündet seine Bekanntschaft mit den Zwecken und Grundsätzen der dramatischen Kunst durch den Wahlspruch: „Wir brauchen keine Literatur, wir brauchen Stücke." Shakespeare, als ein mittelmäßiger Schauspieler, hat zwar Ansprüche auf seine Theilnahme; von dem Dichter Shakespeare aber meint er, daß er durch die Aufstellung seiner Statue vor dem Theater wohl Ehre genug habe. Er versichert zugleich, daß, wenn man ihm jetzt den Hamlet als ein neues Stück anböte, er ihn zurückweisen würde, wenn nicht etwa der Verfasser selbst als Geist darin auftreten wollte.

Seine hauptsächlichen Einwendungen gegen die meisten Stücke sind: es wären zu viele Worte darin; sie strebten nur dahin, den theuren Schauspieler in seinen Anforderungen zu ermuthigen. Künstler vom ersten Range betrachtet er als nothwendige Uebel, die er dann uud wann auf kurze Zeit engagirt. Dagegen sind Schauspieler von dritten Range seine ganz besonderen Lieblinge, weil sie durch ihr Spiel zeigen, wie der ungeschickte Shakespeare keine Cassenstücke zu schreiben wußte. Unter diesen Lieblingen sind natürlich diejenigen seine bevorzugten Freunde, welche einen bedeutenden Flächenraum aufweisen können, um etwa „Wand" in Poramus und Thisbe (im Sommernachtstraum) vortrefflich darstellen zu können. Hat ein solcher noch dazu ein derbes Sprachwerkzeug, wodurch seine geübte Coulissenreißerei noch kräftig unterstützt wird; hat er noch außerdem Geld mitgebracht, um hungrige Recensenten zu speisen, bis sie dankbar ausrufen: „Du bist der große Lekain-Garrik und Talma-Kean unserer Zeit!" dann ist er gewiß das Alter ego unseres Theater-Pächters, und stirbt dieser, so vermacht er, wie die großen des Alterthums, seinem Freunde testamentarisch — — die Pflicht, seine hinterlassenen Schulden zu berichtigen.

Es ist ferner eine hervorstechende Bemühung dieses Directors, der Meinung Aufnahme zu verschaffen, daß das Publicum gleichgiltig gegen alles Feine und Vornehme sey; auf diese Voraussetzung gestützt, wird er sogar einem seiner Schauspieler verzeihen, ein Genie zu seyn, wenn er nur nicht den abenteuerlichen Einfall hat, sich wie ein Gentleman betragen zu wollen; der Schauspieler, welcher durch sein Beispiel feines Benehmen auf der Bühne einzuführen denkt, beabsichtigt hierdurch zugleich, seinem Director eine persönliche Beleidigung zuzufügen.

Auf gleiche Weise läßt er seinem Zorne freien Lauf gegen das impertinente Verdienst der wenigen Damen seiner Gesellschaft, die es wagen, sich hartnäckig die Seltsamkeit einer unbefleckten Tugend bewahren zu wollen. Reinheit des Charakters betrachtet er als einen strafbaren Eingriff in die Rechte seines Unternehmens; man hört ihn denken, oft auch wohl sagen: „Ich will lieber mein Theater verschließen, als daß ich zugebe, daß die Trockenheit finsterer Decenz darin vorherrsche und mir die schönsten Früchte meiner Bestrebungen verderbe." Die Bedingungen, welche er dem männlichen Theil seiner Truppe macht, mögen einen Maßstab geben für die, welche er den Schauspielerinnen stellt. Geist, lebhafte Empfänglichkeit der Seele für alles Erhabene und Schöne fordern zwar einige Kunstpedanten und Geschmacksnarren von der mimischen Künstlerin; aber wer fragt nach dem Urtheile solcher tristen Finsterlinge? Am wenigsten kümmert sich unser moderner Thespis darum; er weiß ganz andere Eigenschaften an seinen Priesterinnen zu schätzen. Jung,

*) Entnommen dem Magazin für die Literatur des Auslandes.

blühend, schön, üppige Formen, schmachtendes Spiel, anmuthige Bewegungen und eine Fülle anderweitiger Reize sieht er vor Allem gern bei den Grazien seiner Bühne. Zwar sind diese Talente einzeln sehr vielen und zusammen auch gar manchen weiblichen Naturen verliehen; für ihn aber sind sie blos unfruchtbare Güter, wenn das Haupttalent fehlt, welches den vorhergenannten erst die wahre Stelle ihrer Bedeutsamkeit anweist und sie für's praktische Leben gewinnt; es ist die Krone aller Talente, das Talent nämlich — — die Sammlung von Talenten mit liebenswürdiger Gefälligkeit zugänglich zu machen. Ein solches bereitwilliges schönes Kind findet sich um so eher, als ihr Vortheil mit dem ihres Vorgesetzten einen und denselben Weg geht. Nachdem sie es strengen Frauen und finsteren Sittenrichtern überlassen hat, weniger liberal über die Begriffe von jungfräulicher Ehre und weiblicher Würde zu denken, gibt sie ihrer Kunstleistung eine diesem Zwecke angemessene Richtung. Sie verläßt gewöhnlich die Darstellung hochtragischer Charaktere, weil hier Seele, Gefühl und geistiger Ernst der Theilnahme an dem Schicksale, der Thaten und Leiden der darzustellenden Person vor Zuschauern entwickelt werden müssen, welche mehr der Kunst als der Künstlerin wegen gekommen sind. Anders ist es bei lustigen Spectakeln, die auf der Oberfläche der modernen Conversation geerntet sind. Hier kann ein Mädchen für Alles beim ausgelassenen Momus Wunder thun, zum Heil der Theatercasse und der eigenen. Lüderliche Söhne edler Lords, Wüstlinge aus dem Schoße des Bürgerstandes, Landjunker, Candidaten der sämmtlichen Facultäten, junge Narren aus allen Classen und alte Gecken aus allen Winkeln der Stadt kommen, sehen und — — — werden besiegt. Daß es unter solchen Umständen nicht an Beifall von Mund, Hand und Feder fehlt, mag das Spiel auch von allem Verdienst entblößt seyn, weiß Jeder, der die Geduld hatte, solche Scenen zu beobachten. Die liebäugelnde Lustspielerin heißt jetzt nicht mehr Clairon oder Frétillon*), sondern „geweihte Priesterin der Muse," „Sonne des Abends," „Mimenkönigin," „Elisabeth der Bretterwelt" u. dgl. Aus den Legionen ihrer Anbeter, die ihr mit Sonetten, Hexametern und Stanzen beikommen wollen, wählt sie diejenigen zu Gegenständen ihrer süßen Gunst, die redliche Absichten haben, das heißt in ihrem Wörterbuche: Leute, die dafür gesorgt haben, sich nicht in den Schoß des dummen Sprichwortes: „Armuth ist keine Schande," zurückzuziehen.

Während dieses Alles vorgeht, befindet sich unser Herr Theater-Pächter, den wir einige Augenblicke verlassen haben, im Rosengarten des seligen Lebens. Die „geweihte Priesterin der Muse" hat die Verhältnisse seiner Casse auf den Standpunct erhoben, von welchem herab er die Uebelgesinnten mitleidig belächeln kann, die von Verfall der Kunst, moralischer Verderbniß, Rückschritten und anderen solchen Lächerlichkeiten murmeln.

*) Clairon ist der Name der berühmten Schauspielerin zu Paris, deren sittlicher Ruf so berüchtigt war, daß ihr der Beamte, der sie wegen empörenden Benehmens verhaftete, auf ihre Bemerkung, der König könne ihr hierdurch ihre Ehre nicht nehmen, geantwortet: „Sie haben Recht, wo nichts ist, haben Kaiser und König ihr Recht verloren." Frétillon hieß sie, seitdem der Graf Caylus eine Schmähschrift unter dem Namen **Histoire de Frétillon** gegen sie geschrieben hatte.

Unter so erfreulichen Umständen, wie diese, lernen wir noch ganz neue Züge im Charakter des ehrenwerthen Theater-Pächters kennen. Er wird sich nicht scheuen, es dahin zu bringen, daß er vermöge einer frühern Parlaments-Acte für einen ehrlosen Vagabonden gerichtlich erklärt wird, weil er durch Aufführung verbotener Stücke das Gesetz verletzt hat, und wird hierdurch beweisen, daß der Mann, welcher ihm das Geld vorgeschossen hat, seinem Antheil an dem auf ungesetzlichem Wege gewonnenen Ueberschuß entsagen müsse. Er wird zu seinem Nutzen das Haus schließen und ein Drittel des Gehaltes seiner Gesellschaft zurückhalten. Wenn der Vorwurf jetzt gegen ihn allgemein wird, so sagt er mit der ihm und seines Gleichen eigenthümlichen Dreistigkeit, daß er Jeden bezahlen wolle, der es fordert; ist aber Einer so frei, zu fordern, so wird er finden, daß der Director noch mehr als sein Wort hält, indem er nicht blos sich der Forderungen, sondern des Fordernden selbst entledigt. Er hat immer zwei Lieblings-Gewohnheiten — die erste ist, den Gehalt der Mitglieder zu vermindern, sobald die Geschäfte weniger gut gehen — die zweite, zu vergessen, die Gehalte wieder auf den vorigen Fuß zurückzuführen, wenn das Geschäft wieder im Flor ist. Seine Ansichten von der Anziehungskraft sind den Gesetzen der Physik schnurstracks entgegen; denn ist sein Auditorium gelichtet, und wird das Publicum vom gegenwärtigen Personal nicht angezogen, so hält er es für nothwendig, dieses Personal auf eine geringe Zahl zu reduciren, und sagt, wenn eine Kraft von 40 Pferden nicht zieht, so muß man es mit einer Kraft von 30 versuchen. Kurz, alle Bestrebungen des Theater-Pächters laufen auf folgendes Ziel hinaus: den Geschmack des Publicums zu verunreinigen, die Moral desselben zu beflecken und die öffentlichen Kunstgenüsse gegen sinnliche Schaulust zu vertauschen; die Bühne in üblen Ruf zu bringen, den Schauspieler herabzuwürdigen, das Drama zu entehren; zu machen, daß die gegenwärtige Generation verspottet, was ihre Vorfahren bewundert und verehrt haben, und eine edle, den Menschen erhebende Kunst zum bloßen Spiel unwissender Begehrlichkeit, frivoler Intrigue und schmutziger Gewinnsucht zu erniedrigen.

Le Gamin de Paris.

Eines der beliebtesten und erfolgreichsten Lustspiele, die im Laufe dieses Jahres auf den Pariser Bühnen geschaffen wurden, ist der Pariser Gamin (le Gamin de Paris), Comödie-Vaudeville in zwei Acten von Bayard und Vanderburch. Obgleich man es dieser Tage bereits zum einhundertvierzigsten Male gegeben hat, so erfreut sich die Theater-Direction noch immer eines vollen Hauses. Die Handlungen sind ganz aus dem Pariser Leben gegriffen und im höchsten Grade unterhaltend. Ernst und Scherz folgen treffend auf einander. Ein Pariser Gamin zeigt sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Das Wort „Gamin" läßt sich in unserer Sprache nicht wieder geben; einige haben es mit Straßenjunge, andere mit Taugenichts übersetzt. Beides ist falsch und nur geeignet, den Sinn und die Bedeutung eines Pariser Gamins zu entstellen. Gamin ist eher ein Pariser als französisches Wort, nur zu Paris findet man Gamins. In dieser großen Stadt, wo der schnelle Wechsel des

Schicksals mächtiger eingreift in die Verhältnisse der Menschen, als irgend anderswo; in diesem allgemeinen Rendezvous aller Unglücklichen, da ereignet es sich wohl öfter, daß ein rechtschaffener Mann, arm und im größten Elende; ein alter Soldat oder ein armer Künstler ein Kind seines Namens zurückläßt, ein armes Geschöpf, das selbst im Elende sich eines besseren Ursprungs bewußt ist. Ohne Vater, als Pariser geboren, Sohn des Volkes, ein Kind der Hauptstadt, aufgewachsen zwischen hoher Civilisation und tiefem Elend, ist er ein Pariser Gamin, in der Erwartung, daß er einst ein Mann werde. Der Pariser Gamin, so lange er noch keinem Stande angehört, ist fähig, je nach dem Zufall, Alles zu unternehmen; er ist für Alles geeigenschaftet, er weiß Alles, er ist Alles in Allem. — Aber in seiner kühnsten Wagniß, in seinem freisten Muthwillen bleibt der Pariser Gamin, ohne es zu wollen, vielleicht ohne es zu wissen, ein ehrlicher, guter Junge. Er ist Gamin in seinem achten bis fünfzehnten Jahre, manchmal bis zum sechszehnten, niemals später. Der achtzehnjährige Gamin ist kein Gamin mehr, er ist ein Tagdieb, ein Faullenzer, ein bösartiger Mensch, der ein böses Ende nimmt, und der auf der Sündenbank der correctionellen Policei, oder wohl später vor den Assisien einen Platz einnimmt. Wehe diesem, denn er hat die gute, muntere und aufrichtige Natur des wahren Gamins nicht mehr!

Der Pariser Gamin besitzt etwas Heldenmäßiges; er ist immer zur Aufregung und zum Tumult geneigt, er schlägt sich einstweilen mit dem Prügel und hofft einst mit dem Säbel und mit Kanonen fechten zu können; er ist unter seinen Cameraden der beste Spieler, der stärkste und muthwilligste, der beliebteste aber der gefürchtetste; er ist die Plage seiner Nachbarn, aber auch die Freude des ganzen Quartiers; jähhitzig, neugierig, eitel, leichtsinnig, aber ein guter Sohn; er hat vor nichts Furcht, weiß nicht, was Angst heißt, aber zittert, wenn seine Großmutter schmählt; er wagt Alles, nur nicht seinen Kittel zu zerreißen oder seine Mütze zu verlieren. Er schleicht, springt, klettert; bald ist er Aal, bald Eichhörnchen; ist überall und Freund von Allem, was leidet. Mit einem offenen Blick, verworrenen Haaren, einem spöttischen Lächeln, das Gesicht auf der einen Seite gewaschen und frischfarbig, auf der andern ganz schwarz; stolz und empfindlich wie ein Spanier, von Herzen ein Franzose, trägt er eine prächtige Kappe auf dem Ohr und singt mit lauter Stimme Volkslieder von Beranger.

Dies ist das Bild des Pariser Gamins, er ist, wie die Grisette, ein Product der Hauptstadt; man findet ihn anderwärts nicht.

In den Provinzstädten Frankreichs gibt es höchstens gehässige und platte Nachbildungen unserer Gamins. Der Pariser Gamin, vermöge seines Geistes, seines Benehmens, seines Muthes, seiner Einfälle, seiner Lebensweise und seiner Gleichgiltigkeit um seine Zukunft, ist mehr als ein Kind und weniger als ein Mann, er ist auch nicht, was wir im Deutschen Jüngling nennen, er ist ein Mittelding, das seines Gleichen nicht hat, kurz er ist, wir wissen ihn nicht besser zu definiren, ein Pariser Gamin. Er versorgt weit eher eine Mutter, als einen Vater, er ist ihre Stütze, der Vertheidiger der Familie; immer ohne ordentliche Kleidung, oft ohne Brot — niemals ohne Freude. Sein größtes Vergnügen ist das Melodrama und der Pulvergeruch; er liebt die Soldaten und läuft ihnen nach in gleichem Schritt, die Militärmusik ist sein Leben; er selbst schlägt trefflich die Trommel und bläs't die Trompete, auch reiten kann er. Er ist weder dem Lebkuchen, noch dem Zuckerwerk, noch einem Glase Bier abgeneigt; seit Kurzem hat er sich eine Pfeife gekauft und raucht wie ein Alter.

Hat der Pariser Gamin seinen Eulenspiegel durchgearbeitet, dann wählt er ein Geschäft und eine Frau; er verdient seinen Lebensunterhalt, wird Nationalgardist, erfüllt die Pflichten eines guten Bürgers und macht sich dann und wann ein Vergnügen daraus, einen jungen Gamin in die Welt zu setzen.

In obigem Lustspiel hat ein solcher Gamin die Hauptrolle, daher es auch seinen Namen führt. Auf allen Theatern Frankreichs hat der Gamin sich einer gleich guten Aufnahme zu erfreuen gehabt; er wird fast jedes Mal gerufen. An folgende Stelle reihet sich ein unglückliches Ereigniß in einer Stadt des südlichen Frankreichs. Der Sohn eines Pairs von Frankreich war in die Schwester eines Gamins verliebt, hatte die Liebe derselben zu gewinnen gewußt, indem er sich für einen armen Künstler ausgab, und sie später im Unglücke sitzen lassen. Joseph, ihr Bruder, der Gamin, hatte die Familie des jungen Herrn ausfindig gemacht, ist eben im Hause seines Vaters und seiner Tante, einer Baronesse, führt Klage und sagt unter Anderem: „Nicht wahr, liebste Frau Baronesse, ein junger Mensch von guter Familie vergnügte sich, das gehört zu seinem Stand, er hat weiter nichts zu thun. Die Ehre einer honetten Familie ist der Spielball seiner Wünsche, ei, das ist ganz klar, das nennt man guten Ton. Ja, so ist's leider, denn es gibt kein Gesetz für den, der uns die Ruhe eines stillen Lebens raubt, der eine arme, alte Mutter zu Tode grämt, eine ganze Familie ruinirt, weil er ein Glied desselben in's Verderben brachte. Man lacht darüber, er hat recht, heißt es, der junge Mann genießt das Leben; und statt ihn zu bestrafen, verschafft man ihm noch gute Stellen, hohe Ehren. . . O! lachen Sie doch, gnädige Frau, lachen Sie doch! . . ." — Diese Stelle wurde in jener Stadt sehr applaudirt, was mehrere Logeninhaber zum Zischen und Pfeifen veranlaßte. Man schimpfte sich, Handschuhe wurden von den Logen in das Parterre geworfen und hier aufgenommen, im Foyer wurden mehrere Duelle contrahirt, wovon eines nach beendigtem Stück vor sich ging. Der Sohn eines Notars, ein allgemein beliebter junger Mann von drei und zwanzig Jahren, zur Parterre-Partie gehörig, blieb auf dem Platze *).

Wir schließen diesen Artikel mit der Anzeige, daß bereits eine Uebersetzung der Pariser Gamins herausgekommen und uns bekannt geworden ist, daß bestimmt noch zehn und mehr Uebersetzungen nachfolgen werden und daß daher den Deutschen das Vergnügen, auch auf ihrer Bühne den Pariser Gamin in vielerlei Gestalt und Dialekt erscheinen zu sehen, in reichem Maße zu Theil werden wird.

*) Bis zu solchen Extremen läßt es in Leipzig, wo der Gamin, durch Töpfer's Verdollmetschung vielen Beifall erhält, die linke Seite nicht kommen. Sie ruft die Policei, und diese macht dem Streite bald ein Ende.

Theater-Gucker.

Paris. „Eine Engländerin," Vaudeville in einem Act von Benjamin und Jaime, wurde am Theater Variétés beifällig aufgenommen. Verwickelung und Dialog sind, einige Längen abgerechnet, ergötzlich und untadelhaft. „Kean" oder „Unordnung und Genie," fünfactiges Stück von Alexander Dumas, hat in eben dem Theater einen sehr glänzenden Erfolg gehabt. Man findet jedoch die Tendenz tadelnswerth und beklagt sich über die schwülstigen, der Philosophie gewidmeten Declamationen. Vorzüge unverkennbarer Art sollen dafür entschädigen und die stürmischen Beifallsäußerungen rechtfertigen, welche zum Theil auch Decorationen, Costümes und Darstellung dem Publicum entlockte. Das Palais royal hat eine unbedeutende Neuigkeit gebracht, die wir bereits in einer vorigen Nr. d. Bl. genannt haben, nämlich: „Le colleur." Die Pariser Blätter waren so ungünstig gestimmt, daß sie sogar der Direction den wunderlichen Vorwurf machten, sie habe ihr beliebtestes Individuum zu einer ganz nichtigen Piece abgenutzt. Das dreiactige Melodrama „Christiern von Dänemark oder die schwarze Maske" wird dem Theater der Gaité noch auf lange Zeit hinaus eine gute Einnahme sichern. Es ist sehr effectvoll und dramatisch gehalten, mit Geist dialogisirt und schön in die Scene gesetzt. Die Verfasser: Paul Fouché und Alboise haben einen guten Griff in die Chroniken des Nordens gethan, und ihr Talent dabei auf eine ihnen ehrenhafte Weise bewährt. Im Monat August waren eine Oper, ein Ballet, zwei Dramen, neunzehn Vaudevills die Ernte aller Theater. Sieben und dreißig Verfasser waren die Säeleute gewesen. Außerdem zählte man 6 außerordentliche Vorstellungen, 8 Debüts und 3 Wiederauftritte. „Donna Sylvia" und „Ines" sind die Neuigkeiten des Theaters Ambigu-comique, die sich eines bedeutenden Zulaufs erfreuen. Im ersteren vereinigen sich die widersprechendsten Elemente zu einem ansprechenden Ganzen. „Ines" ist niedlich, aber ein wenig unklar. Die große Oper hat einen jungen Tänzer, Hrn. Couston, engagirt, der ein zweiter Vestris zu werden verspricht, und auch wirklich ein Schüler dieses Tanzkünstlers ist.

Berlin. „Ein Stündlein im Bade," komische Operette in 1 Act von Becker, Musik von H. Schmidt, wurde am 16. Sept. im Opernhause zum ersten Male gegeben. Das Buch scheint ganz dazu gemacht, um zu beweisen, daß der Deutsche nicht befähigt ist, einen guten Operntext zu liefern, wie viele treffliche Muster ihm auch von den Franzosen vorliegen. Selbst die beste Musik vermöchte es nicht, einem Texte, wie dem genannten, aufzuhelfen; es ist daher Hrn. Schmidt's Musik wahrhaft zu bedauern. Sie ist lebendig und fließend, bewegt sich aber zu sehr in den herkömmlichen Formen. Die Instrumentirung ist vortrefflich, die Singstimmen sind aber mit zu vieler Aengstlichkeit behandelt, sind zu einfach und eintönig. Das Schicksal der Operette ist leicht vorauszusehen. Der Nestor des königlichen Theaters, Hr. Beschort, wird im Monat October den Jahrestag feiern, an welchem er vor 50 Jahren zum ersten Male die Bühne betreten hat. Am 8. April 1796 trat er zum ersten Mal in Berlin auf, nachdem er schon 10 Jahr vorher in diesem und jenem Musentempel Priesterdienste verrichtet hatte. Mad. Schröckh, welche seit 1792 bei der hiesigen Bühne engagirt ist, geht ebenfalls einem solchen Ehrentage entgegen und hat noch den Vorzug, an einem Theater ein volles Säculum gewirkt zu haben. Mad. Krickeberg nennt Berlin seit 1787, in welchem Jahre sie am 16. Februar zuerst als Olle. Koch auftrat, also seit 49 Jahren die Seinige. Hr. Beschort kann also zu seinem Festtage, bei welchem sich das Theater nicht unthätig bezeigen wird, nicht rufen: Ultimus meorum vivo! Er bildet mit den beiden genannten Damen ein Dreiblatt, zu welchem die Gegenwart der Zukunft keine Hoffnung mehr machen zu wollen scheint.

Robert der Teufel. Dieses complicirteste Meisterstück der theatralischen Tonkunst ist auf die größte Einfachheit reducirt worden. Zu Gruissan, einem kleinen Seehafen in der Gegend von Narbonne wurde nämlich die genannte Oper von schauspielernden Nomaden auf einer Barke zur Aufführung gebracht; das Orchester bestand aus einer Trommel und einem Flageolett; die Zuschauer standen und schauten am Ufer. Zu Carcassane war es noch schlimmer, oder noch einfacher: das ganze Orchester dieser Oper war nur durch eine Violine gebildet.

Neue Oper. „Lidwinna," Text von Ebert, Musik von Dessauer, wurde in Prag, vom Compositeur selbst einstudirt, bereits zweimal gegeben. Der Text wird getadelt, die Musik gelobt.

---

† Elle est mort! So ruft man sich staunend und trauernd zu, sie, welche die erste Sängerin und die Sonne der Oper von ganz Europa war, sie, die große Malibran. Sie starb zu Manchester im 28. Lebensjahre, kurz nachdem Hr. Caldwell in New-Orleans seinen Agenten ermächtigt hatte, ihr für ein einjähriges Engagement bei der italienischen und englischen Oper in den vereinigten Staaten die Summe von 16,000 Pfund St. zu bieten.

Leipzig. Allen Verehrern und Nichtverehrern des Leipziger Stadttheater-Directors die Nachricht, daß die große Frage: Seyn oder Nichtseyn, d. h. Pachtverlängerung erhalten oder nicht erhalten, allgemein als eine gelöste, zu Gunsten der bisherigen Direction vom Stadtmagistrat entschieden betrachtet wird.

Unzufriedenheit, wo ist dein Stachel? Kritik, wo ist dein Sieg? —

Ein Beweis übrigens, wie man in höheren und höchsten Regionen gesinnt ist, liefert die Erfahrung, daß hiesigen Blättern, die nicht die Tendenz haben, Hrn. Ringelhardt's Direction herabzusetzen, neulich von einem sehr angesehenen und einflußreichen Manne in Leipzig der Vorwurf gemacht wurde, sie stünden in Hrn. R's. Solde.

In der Zauberflöte ist ein neuer Sarastro aufgetreten, d. h. es hat ein Hr. Scheibler in dieser Rolle debütirt. Meß- und Debützeit passen nicht zusammen, und das Publicum Leipzigs hätte Ursache, über die ihr nachtheilige Logik oder Grammatik der Direction Klage zu führen.

Ankündigung. Zum 16. October gibt die rühmlichst bekannte Sängerin Fräul. Carl im Leipziger Gewandhause ein Concert, und es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß es demselben nicht an Zuhörern fehlen wird, die über die Bravour und Vorzüglichkeit der Sängerin, sowie über ihren ausgezeichneten Geschmack, eine Musikdarstellung anzuordnen, ihren höchsten Beifall bezeigen werden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 249. (VII. Jahrgang.) Montag, den 17. October. 1836.

Isabelle von Arragonien.

Auf Friedrich's hoher Veste, der Burg zu Gutenstein,
Da sitzt die blasse Witwe, verlassen und allein;
Und sitzt in tiefer Trauer, und aus der alten Zeit,
Aus früher Jugend Tagen, sich Bild um Bild erneut.
Und ob um den Verlornen ein Salzquell niederthaut,
Die Thränen sind der Spiegel, durch den sie rückwärts schaut. —
Da tritt aus wirrem Dämmer Hispaniens Gartenland,
Die Königin glaubt zu weilen an Ebros goldnem Strand;
Und sieht die Fürsten neigen vor ihrer Schöne sich,
Wie Blumen, wenn das Dunkel dem jungen Morgen wich;
Und steht am Hochaltare, mit ihres Lebens Glück,
Und schaut den edlen Gatten, mit hold verschämtem Blick;
Sieht ihn zum Streit gerüstet, und tief in seiner Brust,
Ist sie gleich Stahlbedecket, ihr Bildniß doch mit Lust!
Da blickt der Mond durch's Fenster, die Dämm'rung fliehet hin,
Und wie's auch strahlt und leuchtet, es trübet ihr den Sinn;
Fort sind die Wunderträume, die süß ihr Herz bewegt,
Sie tritt an's Bogenfenster, um das der Schnee sich legt.
Und schaut den Berg hinunter, das Leben abgestreift,
Und statt der lauen Lüfte, der kalte Nordwind pfeift.
„Wohin, wohin so schnelle, mein heimathliches Haus?
Ach, dieser Mond erhellet mir Nebel nur und Graus!"
Und statt der Blüthenlauben, an Duft und Farben reich,
Umringen mich schwarze Fichten mit traurigem Gezweig!
Das sind nicht Ebro's Wellen mit ihrem Blumenrand,
Das ist der wilden Piesting umbrüllter Felsenstrand!
Und Er, der selbst die Wildniß mir schuf zum Paradies,
Der ist mir längst versunken, in's dunkle Grabverließ.
Und neue Ströme fließen aus ihrer Augen Quell,
Da wird so seltsam trübe die Gegend, erst so hell;
Noch schimmern Mond und Sterne, doch kann sie's nimmer seh'n,
Sie fühlt die Kraft der Augen und alles Licht vergeh'n;
Und trägt sie fest verschlossen, wohl bis das Herz ihr bricht,
Um schöner sie zu öffnen dem ew'gen Gotteslicht.

Verhängniß
oder die
Disciplin unter Friedrich dem Großen*).

»Ihr habt gut reden,« erwiederte der König, »man muß Troppau zu Hilfe eilen; der Gouverneur rechnet auf Entsatz und seine Truppen verlieren den Muth; er kann sich nicht länger halten, wenn wir ihm nicht eiligst Verstärkung zukommen lassen; sey es auch ohne Erfolg, so werden wir ihm doch immer unsern guten Willen beweisen.«

»Erlauben Ew. Majestät den Einwand, die Sache wird sich schwerlich durchsetzen lassen. Troppau ist ringsum eingeschlossen und man müßte mitten durch's österreichische Lager; ich glaube, daß die Abtheilung, die wir hinsenden könnten, für's Erste bedeutend seyn müßte, und dann, daß sie nur in schwachen Ueberresten in die Stadt gelangen würde, wegen des blutigen Weges, den sie sich zu bahnen gezwungen wäre.«

Indessen kann ich meine Armee, die ohnehin nicht sehr zahlreich ist, nicht entblößen. Ich gebe zu, daß die Leute, die ich hinsenden werde, fast gänzlich, jedoch nicht ohne Nutzen den Tod finden werden. Der Gouverneur, ermuthigt durch die treue Erfüllung meines gegebenen Versprechens, wird sich noch einige Tage halten; und ich brauche nur Zeit zur Lieferung einer Schlacht unter günstigen Verhältnissen, um ihn selbst zu befreien.«

»Aber wer wird die Truppenabtheilung befehligen?«

»Nur ein Tapferer wird den gefährlichen Auftrag annehmen und ich wünschte gern nur einen solchen der Gefahr aussetzen zu können, an dessen Erhaltung wenig

*) Entnommen der von Dr. Frick, Rehner und Schumacher in Mainz herausgegebenen Zeitschrift „Ahasver," welche Neues mit Altem, Großes mit Kleinem, Wichtiges mit Interessantem in so reichem Maße und so guter Beschaffenheit liefert, daß sie eine außerordentliche Auswahl für den Unterhaltung Suchenden darbietet.

gelegen ist. Ja, es muß einer unter Euch, meine Herrn, viel Muth besitzen, um den Befehl bei dieser Expedition anzunehmen, wenn man die wenig günstige Aussicht auf ein glückliches Gelingen betrachtet.«

In diesem Augenblicke schritt ein Adjutant des Generals Anhalt, der sich unter der Zahl derer befand, mit welchen Friedrich sprach, aus dem Hintergrunde des Zeltes auf den König zu.

»Wenn es nicht zu viel Ehrgeiz für einen einfachen Hauptmann bewiese,« sagte er, »da sich tödten zu lassen, wo dieses Vorrecht nur einem der höhern Officiere zukommt, dann würde ich mich Ew. Majestät anbieten; aber ein solcher Tod verträgt sich nicht mit meinem Grade.«

»Der Ehrgeiz, einer großen Gefahr entgegen zu treten,« antwortete Friedrich, »ist niemals am unrechten Orte; ich achte Euren Muth und Euer Aeußeres ist mir nicht unbekannt. Wie ist Euer Name?«

»Carl von Albergheim.«

»Euer Name gelangte zu meinen Ohren als der eines Officiers, den mehr als ein Verdienst auszeichnet. Voltaire sprach mir bisweilen von Euch. Ihr pflegt die Musen, hab' ich mir sagen lassen; ich selbst bin ein wenig ihr Zögling und es thut mir leid, ich gesteh' es, Euch fast ohne alle Hoffnung zum Tode zu verdammen. Ich gebe Euch Euer Anerbieten, das ich zu schätzen weiß, zurück.«

»Sire, bei jedem Andern wäre es Muth; bei mir ist es vielleicht wohlüberlegter Entschluß,« erwiederte Carl trübsinnig.

»Ah! ich verstehe; Ihr hofft auf rasche Beförderung; das ist recht. Nun! wenn Ihr entschlossen seyd zu sterben, so werden die Russen nur einen Hauptmann tödten; aber wenn sie Euch entwischen lassen, so werden wir in der Armee einen tapferen Obristen gesund und wohlbehalten mehr besitzen.«

»Ich danke Ew. Majestät für diese Gnade; ich nehme sie zum Zeugen, daß mich zu diesem Unternehmen keine andere Aussicht trieb, als die den Tod zu finden?«

»Pah!.... Ich habe hundertmal die Erfahrung gemacht, daß die Kugeln vor tapfern Männern zurückschrekken. Seyd Ihr's zufrieden, General, daß Euer Adjutant mir diesen Dienst erweiset?«

»Sire, ich würde ihn ermuthigen, wenn es nothwendig wäre.«

»Ich erinnere mich jetzt vollkommen,« versetzte Friedrich sich zu Carl wendend, »was man mir von Euch gesagt hat; Euer Vater war einer meiner tapfersten Officiere. Ihr habt keine Geschwister, wohl aber noch eine Mutter. Alle diese Gründe machen mich unschlüssig, Euch die gefahrvolle Gunst, um die Ihr bittet, zuzugestehen. Wenn Ihr übrigens in Eurem Vorhaben beharret, darf ich einem tapfern Officiere den Weg zu schnellem Avancement nicht verschließen. Es ist nöthig, daß heute um ein Uhr meine Wahl bekannt sey. Die Truppenabtheilung wird morgen Abend abmarschiren. Gehet und überlegt, fürchtet nicht, daß ich, wenn Ihr Euern Entschluß ändern solltet, an Euerm Muthe zweifeln werde. Aber wenn ich Euch um ein Uhr nicht wieder gesehen habe, so lasse ich Euch als Chef der Expedition bekannt machen, und wenn die Wahl einmal bekannt ist, so findet kein Widerruf statt, denn ich halte es nicht für gut, daß man glauben könnte, einer meiner Officiere bebe vor der Gefahr zurück.«

»Ew. Majestät können nicht unwandelbarer seyn als ich.«

»Es ist jetzt elf Uhr,« sagte Friedrich, »Ihr habt noch zwei Stunden; um ein Uhr werdet Ihr auf dem Waffenplatze erscheinen.«

Carl entfernte sich.

Die Unmöglichkeit, wegen seiner geringen Vermögensverhältnisse in der Welt einen seinem Namen und seiner Familie entsprechenden Rang zu behaupten, so wie eine durch gewisse Umstände bedingte Erziehung hatten ihn gezwungen, sich gegen seine Neigung der kriegerischen Laufbahn zu widmen.

Seiner Mutter, das wenige von ihrem Manne herrührende Vermögen überlassend, hatte er militärische Kleidung gewählt, um nicht das Kleid der Dürftigkeit tragen zu müssen; aber er fühlte mit jedem Tage mehr, daß er da, wo er war, sich am unrechten Orte befand. Jener willenlose und gleichsam mechanische Gehorsam, der als Richtmaß in Friedrich's Armee diente, machte ihm seine Stellung höchst peinlich. Ebenso wenig geeignet, mit Brutalität zu befehlen als sclavisch zu gehorchen, war er nur da ein guter Officier, wo die Officiere Soldaten sind, nämlich auf dem Schlachtfelde. Eine Hoffnung auf einstiges Glück blieb ihm noch. Er glaubte noch an Liebe, an ihre Macht, ihre Täuschungen, ihre Träumereien, an ihre Treue.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei deutsche Mädchen in Paris.

(Aus Bornstedt's Pariser Silhouetten.)

Wer nach der Juli-Revolution Abends über den Börsenplatz in Paris gegangen ist, der wird zwei junge Mädchen bemerkt haben, um die sich stets ein dichter Kreis von Zuhörern versammelte. Es waren zwei deutsche Sängerinnen; in der Heimath nennt man dies Bänkelsängerinnen, in Paris chanteuses; man ist sehr höflich in Paris! Die beiden Kinder hatten daheim vernommen, es sey in der großen Frankenstadt leicht ein Glücksloos zu ziehen, und so waren sie denn ausgezogen aus der Vaterstadt, sie, die nicht weiter, als bis auf die naheliegenden Märkte gekommen waren. Seit drei Wochen waren die deutschen Kinder in Paris angekommen, allein, ohne Führer, reich an Hoffnungen, arm an Sorgen. Die Eine war braun und schön, die Andere war blond und hübsch, die Braune war üppig und stark, die Blonde zart und lieblich. Die Braune reizte, die Blonde gefiel; die Braune spielte die Harfe, die Blonde sang. Und wenn

sie ausgesungen hatte, so ging sie im Kreise umher, die Gaben zu sammeln, während die blitzenden Augen der Braunen den Zuschauern das Geld aus der Tasche lockten; die Mädchen trugen auch jeden Abend einen vollen Beutel daheim.

Es war in den ersten Tagen des Augusts, als eines Abends nach dem beendigten Gesange zum ersten Male ein junger, blasser Bursche die Schwestern zu Hause geleitete. Seitdem erblickte man alle Abende seine leuchtenden Augen dicht neben der blonden Sängerin, und ein finsteres Grollen in seinen Zügen, wenn irgend ein Zuschauer einige Galanterie mit Worten und Geberden bezeigen wollte. Die Blonde hatte einen Geliebten, die Braune einen Bruder gefunden, obgleich sie oft die Nase rümpfte, weil der junge Mechanicus eben nicht sehr wohlhabend zu seyn schien; Minna aber liebte den Franzosen, Bertha wollte ihr Glück machen, — die Eine verlangte Liebe, die Andere Sättigung für ihre Eitelkeit! —

Einige Zeit nachher verbot die Policei die Gruppen auf dem Börsenplatze, weil die Gauner, hieß es, diese Gelegenheit benutzten, um in diesem Viertel ihren Sitz aufzuschlagen; ich spreche hier von den armen Gaunern, die Abends ihr Handwerk treiben, und nicht von den reichen Gaunern, die in der Börsenhalle ihre unangefochtenen Spitzbübereien zur Schau tragen.

Dieses Verbot traf unsere beiden Schwestern am härtesten, sie versuchten in den Cafés zu singen, aber ihre Stimmen paßten mehr unter freien Himmel, wie ja auch die Lerche im Felde anmuthiger als im Käfige trillert! Sie sangen überall umher, auf vielen Straßen und Plätzen, aber sie fanden keine Zuhörer, wie vor der Börse, wo vorzüglich die Fremdenwelt Abends müßig umherzustreichen pflegt. Die Mädchen verzehrten ihr letztes Geld, versetzten ihren letzten Ring, verkauften sodann den Pfandzettel, tauschten ihre guten Kleider und ihre goldenen Ketten gegen leichte Waare um und begannen Mangel zu leiden. Der junge Mechanicus arbeitete indeß mehr wie je, und wenn er blaß und angegriffen Abends zu den Schwestern kam, so brachte er immer außer seiner Liebe Geld und Trost, Leidenschaft und glühende Begeisterung, Eifersucht und Besorgniß —

Minna gab ihm, was sie hatte, ihre Dankbarkeit, ihre Seele, ihren Leib; unglücklich waren sie glücklich, aber die Feenschlösser waren zerstört, Minna fühlte ihr Elend weniger, Bertha aber peinigte Stolz, Täuschung und Entmuthigung. In dieser Stimmung traf sie eines Morgens ein zierliches Briefchen, es waren anmuthige Anerbietungen darin!

Nach dem Anerbieten erschien der Schreiber, es war ein junger Wüstling, aber er war schön, reich und beredt. Bertha gab sich ihm und er gab Bertha Geld, Perlen, seidene Kleider und ein reizendes Gemach. Das Alles kam weniger rasch, als ich es hier erzähle, ich skizzire nur. Die Schwestern hatten sich schon längst getrennt. Minna mißbilligte, was Bertha vertheidigte, Bertha tadelte, was Minna auserwählt. Die armen Kinder, Minna glaubte den jungen, armen Liebhaber getreu, und Bertha glaubte den jungen, reichen Liebhaber gefesselt. Der Erstere sprach von Heirath und Einrichtung, der Zweite von Badereisen und Landhäusern, der Erstere vergaß das Heirathswort nach drei Monaten, der Zweite seine Versprechungen nach zweien. Der Erstere stellte seine Besuche bald ganz ein, der Andere erschien auch nur selten, schickte aber dann und wann noch einen Wechsel. Minna vermiethete sich als Gesellschafterin in einem kleinen Bürgerhause, Bertha hatte einige Freunde ihres Geliebten nach und nach kennen gelernt. Minna ward durch die Untreue des jungen Menschen melancholisch, Bertha durch den Leichtsinn ihres Liebhabers aufgebracht; Minna ward ein Muster der Ergebenheit und Demuth, Bertha eine raffinirte Pariserin. Die Eine weinte, die Andere genoß, die Eine verwelkte, die Andere blühte in voller Schöne. —

Vor Ende des Jahres verheirathete sich der junge Mechanicus nach dem Wunsche seiner Eltern, schon früher hatte Bertha ihren Geliebten nebst seiner neuen Schönen zu einer bacchantischen Soiree eingeladen.

Einige Tage nach Eduard's Hochzeit las man eines Morgens in mehreren Zeitungen: »Eine junge Deutsche, Namens Minna S., ist gestern Morgen in ihrem Zimmer vom Kohlendampfe erstickt gefunden worden.«

Auf dem Tische lag ein Brief für Herrn Eduard B. bestimmt und folgendermaßen lautend:

»Ich kann nicht ohne Dich leben, ich kann nicht mit Dir leben, eine Andere besitzt Dich, der Tod allein befreit mich von meiner Qual und Dich von meiner Gegenwart. Ich verzeihe Dir und liebe Dich noch im Tode.« Deine Wilhelmine S.

Zwei Monate nachher wendete ich beim Boulevard in der Rue Montmartre ein, um in das Bureau des Constitutionel zu gehen. Eine Dienerin der Venus, sehr elegant in Seide und Blondenschleier gehüllt, folgte mir mit ungewöhnlicher Zudringlichkeit. Ich bemerkte zwei schöne Augen, sie faßte mich liebkosend bei der Hand, warf ihren Schleier zurück — es war Bertha! Ach, rief sie anfangs betroffen, aber bald laut auflachend, Sie finden mich sonderbar verändert; der abscheuliche, kleine Emmanuel hat mich zur Bettlerin gemacht; ich hätte nie geglaubt, daß mich auch die Leidenschaft so blind machen könne, aber was ich ihm nie verzeihen werde, ist, daß — Minna ist todt, ich habe sie begraben lassen, das hat mir mein letztes Geld gekostet; wissen Sie keine gute Partie für mich? Mein lieber Junge, borge mir, ich bitte, zwei Louisd'or, in vierzehn Tagen gebe ich sie Dir wieder! setzte sie mit heimathlicher Güte hinzu. Schon am zehnten Tage hielt ein elegantes Cabriolet mit einem Jokey vor meiner Thür, es war Bertha, sie brachte mir ihre Schuld. — Ich bin sehr liirt mit dem General P...., wenn ich Dir nützlich seyn kann, Lieber!

Diesen letzten Winter hat Frau von B..., Gemahlin eines alten Agent de Change einen der elegantesten Maskenbälle gegeben! —

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Paris im September 1836.

Seit dem großen Geschrei eines Höllencomplotts, welches die Revue der Nationalgarde am 28. Juli d. J., dem Gedächtnißtage der Revolution von 1830, unterdrückte, lebte ganz Frankreich in der gerechten Erwartung, daß eines Tages das Ergebniß der deßfallsigen Untersuchungen bekannt werden, und die Policeibehörde veröffentlichen würde, was denn eigentlich dem Gerüchte von den großen Gefahren so langen Bestand verliehen habe, deren glücklicher Abwendung man die Rettung des Königs, des Vaterlandes, ja ganz Europas zu danken habe. Indeß es will uns scheinen, daß wir über diese vermeintliche Conspiration, über die für besagte Revue gemachten Einladungen, über das Erscheinen der alten kaiserlichen Uniformen, kurz über alle diese, den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung bedrohenden Machinationen, nichts Officielles erfahren werden. Denn wie könnte man auch gestehen, daß man zum Besten gehalten worden ist! Die Sache verhält sich folgendermaßen: Die müßigen Herren des Rechnungshofes fanden eines Tages bei Durchblätterung der Rechnungsbände vom Jahre 1806 die damals ergangenen Einladungen zur Grundsteinsetzung des neuen Triumpfbogens. (Bekanntlich wurde der kürzlich vollendete, am Ende der elysäischen Felder errichtete, prachtvolle Triumphbogen im Jahre 1806 begonnen, und Napoleon, in dessen Kopf die Idee dieses Meisterwerks entsprang, legte an seinem Geburtstage, am 15. August, den Grundstein). Diese Entdeckung gab ihnen einen Scherz ein, der weiter nichts zum Gegenstande haben sollte, als sich über die etwas eitle Anmaßlichkeit eines ihrer Cameraden, eines alten Militärs und Officiers der Nationalgarde, lustig zu machen. Zu dem Ende verabredete man, eine Einladungskarte zu der Einweihung des fraglichen Triumphbogens zierlich anfertigen und unter seiner Adresse abzuschicken; ein im Kriegswesen angestellter höherer Beamte hatte die Gefälligkeit, das ministerielle Siegel zu verschaffen, welches zur vollständigen Glaubwürdigkeit jener Karte aufgedrückt wurde. Das Plänchen wurde sehr gut ausgeführt, und jener alte Officier, nicht den entferntesten Argwohn ahnend, brüstete sich im Gegentheile bei jeder Gelegenheit mit der Ehre, die ihm zu Theil geworden war. — So hatte ein bloßes Possenspiel mehrerer müßigen Köpfe das ganze Heer der Policeidiener in Bewegung, den König und die Minister in Angst, die Hauptstadt und ganz Frankreich in Allarm gesetzt, wie denn auch die Leichtgläubigkeit und Hitze der die Verschwörung und Attentate ausposaunenden Blätter verhinderten, etwas wahrzunehmen, was jedem unbefangenen Auge offen lag und höchst einfach scheinen mußte. Wenn gleich die Erklärungen, die bemeldeter im Kriegswesen angestellter Beamte inmittelst gegeben, auch jeden leisesten Glauben an die Existenz der vermeintlichen Verschwörung entfernt haben, so ist aber andererseits ein großer Mißbrauch des Amtsvertrauens nachgewiesen, der nicht ungeahndet bleiben wird. Der Rechnungshof beharrt in seiner Absicht, die Namen derjenigen seiner Glieder zu verschweigen, die jenes Streichs der Einladung zu einer öffentlichen Feierlichkeit verdächtigt werden könnten, und man versichert, daß eine von dem Rath der betreffenden Legion erhobene Beschwerde die Auflösung des ganzen Rechnungshofes zur Folge haben würde.

Pleß in Ober-Schlesien, im September 1836.

Wir lesen hier Ihren Planeten sehr gern, aber wir wundern uns, daß es scheint, als wenn unsere freundliche Residenz gar nicht auf dem Planeten läge, für den Sie sorgen. Wir müssen Sie daher auch an uns erinnern.

So hören Sie denn. Unsere geographische Lage ist sehr freundlich, unsere zwar kleine aber gut gebaute und ziemlich wohlhabend aussehende Stadt, liegt im Weichsel-Thale unter den Karpathen, von denen wir hier die **Aubia Gura** und die Schartorie ihr stolzes Haupt erheben sahen. Hier residirt der Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß, der eine sehr schöne Park-Anlage unterhält, und der die Seele der ganzen Umgegend ist.

Wären alle Vornehmen so wie dieser allgemein geliebte Fürst, wahrlich es würde anders um die öffentliche Stimmung stehen.

Abgerechnet, daß er öfter der gebildeten Classen der Gesellschaft Ball-Feste gibt, und jeden Fremden freundlich bei sich aufnimmt, so gibt er auch ein schönes Local zu den Tanz-Lustbarkeiten der Bürger der Stadt her, und orgt für ihre Musik. Doch das ist nicht genug, dadurch blos für ihr Vergnügen gesorgt zu haben, der Fürst sucht persönlich auf ihre Gesittigung einzuwirken. Er ist nämlich jeden Sonntag, wenn von den Bürgern getanzt wird, selbst anwesend, mischt sich mitunter unter die Tanzenden, und, weit entfernt, dadurch in ihren Vergnügen gestört zu werden, sind sie stolz darauf, ihn unter sich zu sehen; hat der Fürst Gäste, so nehmen auch diese mit Theil.

Die Folge dieses humanen Wesens ist, daß sich unter den hiesigen Handwerkern ein Geist des Anstandes, eingefunden hat, der anderweit seines Gleichen sucht. Man irrt, wenn man glauben sollte, daß durch diese Herablassung der fürstliche Nimbus verlieren sollte, im Gegentheil, man sieht und hört hier bei jeder Gelegenheit, daß wahre Hochachtung für ihren Fürsten Alle belebt, weil sie mit einer Zuneigung verbunden ist, die sich nur durch wiederholtes Sehen und Wiedersehen erwerben läßt.

Man kann sich hier recht wohl erklären, warum der Pöbel in Berlin ganz Pöbel ist, gegen den Wiener, der viel manierlicher ist. In Wien mengt sich der Vornehme unter den Bürger, in Berlin ist der Hof-Adel zu stolz, um sich mit mehr als ausgezeichneten Adeligen einzulassen. Die Linden werden von jedem anständig Gekleideten vermieden, um nicht mit einem Geringeren denselben Boden zu berühren. Daher bleibt in Berlin der Pöbel ganz Pöbel.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 250. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 18. October. 1836.

Verhängniß
oder die
Disciplin unter Friedrich dem Großen.

(Fortsetzung.)

Diese unbestimmte Hoffnung hatte endlich eine bestimmte Gestalt angenommen. Eine junge Frau, welche ein innerhalb des Lagers, in welchem Friedrich seit zwei Monaten sein Heer verschanzt hatte, gelegenes Haus bewohnte, hatte in Carl eine so heftige Liebe angefacht, als man im fünfundzwanzigsten Lebensjahre — wo das Herz noch feurig schlägt wie in der ersten Jugend, und bereits treu an den auf dasselbe gemachten Eindrücken festhält wie im reifern Alter — nur immer empfinden kann. Der Gemahl der jugendlichen Frau, der eine Hauptmannsstelle in der Armee bekleidete und in militärischen Geschäften abwesend war, sollte sie abholen, um sie in eine Stadt zu geleiten.

Carl'n war sein ganzes Geheimniß entwischt, das Geständniß seiner Liebe jedoch ohne günstige Aufnahme geblieben. An demselben Morgen hatte Margaretha, ruhig und unerbittlich, ihm nichts als die Hoffnung auf ihre Freundschaft gelassen. Carl wünschte nur den Tod und eine Stunde später war ihm durch Friedrich Gelegenheit dazu gegeben worden.

Carl war jetzt ruhiger. Er sah wenigstens in der Zukunft eine bestimmte Richtung seines Schicksals; es war ein ehrenvolles Ende und zugleich hegte er einen Schimmer von Hoffnung, den er umsonst hinwegzuleugnen sich bemühte und der ihm zuflüsterte, daß sein Tod vielleicht noch von einem andern Weibe als seiner Mutter beweint werden möchte. Länger als eine Stunde brütete er in dumpfem Hinstarren, aus welchem er plötzlich durch den Anblick von Margarethens Haus, in dessen Nähe ihn seine Schritte unwillkürlich geführt hatten, herausgerissen wurde.

Sollte er noch einmal eintreten? Lange zögerte er; endlich aber dachte er: du hast das Recht ihr Lebewohl sagen zu dürfen, theuer erkauft, und klopfte an die Thüre. In seiner Nähe hätte man den Schlag seines Herzens hören können.

Margaretha selbst öffnete die Thüre; sie fuhr beim Anblicke Carl's zusammen und Carl war betroffen über die Veränderung in ihrem Gesichte, das Morgens keine Spur von Leiden gezeigt hatte. Ihre gerötheten Augen, ihr blasses und von nur halb getrockneten Thränen feuchtes Gesicht zeugten von einem inneren Kampfe, der ihre Kräfte erschöpft hatte.

»Was ist die Ursache dieses Schmerzes, Madame?« rief Carl.

»Stille,« sagte Margaretha, »ich bin nicht allein.«

Sie ging dem jungen Officiere voran und trat in einen nahen Saal, in welchem in der That ein Mann von ernstem Aussehen saß. Es war ein Freund des Hauptmannes Ostermann, an den Margaretha verheirathet war. Er hatte ihr eben dessen Rückkehr auf denselben Tag angekündigt. Bei dieser Nachricht dachte Carl mit Freude an seinen nahen Tod.

»Haben Sie, Madame,« sagte der Fremde im Laufe der Unterhaltung, »von dem Projecte Friedrich's gehört, eine Truppenabtheilung abzusenden, mit der Bestimmung, sich mitten durch's österreichische Lager in die Feste Troppau zu werfen? Es wäre menschlicher, sie abzusenden, um sich in die Oder zu stürzen, denn in den Wellen ist nur eine Todesart möglich und zugleich läuft man in ihnen keine Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen.«

»Ich halte es für ein falsches Gerücht,« sprach Margaretha bewegt und zerstreut, und ohne zu wissen, wie nahe sie dieser Gegenstand anging.

»Nein, es ist bestimmt,« sagte der Fremde; »die Soldaten sind bezeichnet. So mächtig ist die Gewalt der Kriegsdisciplin unter unserm feinen Souverain, daß Niemand es wagt, auch nur ein Murmeln oder ein Wort

fallen zu lassen; nur die, welche Verwandte haben, dürfen an sie schreiben. Man weiß nur Eines nicht, den Namen des Officiers, der sich aufopfert, um die Abtheilung zu befehligen.«

»Ich kann ihn Euch nennen,« sagte Carl, der bis dahin den Mund nicht geöffnet hatte. »Ich bin es.«

Margaretha erhob sich und fiel auf ihren Stuhl zurück, blässer als eine Leiche.

»Man hat Sie ohne Zweifel dazu bestimmt?« fragte der Zwischensprecher, der ebenfalls Officier war.

»Ich selbst habe es verlangt.«

»Ich bitte Sie, nehmen Sie Ihre Verpflichtung zurück, wenn es noch Zeit ist.«

»Es ist noch Zeit, aber ich werde sie nicht zurücknehmen.«

Carl wendete in diesem Momente mit aller Bitterkeit der Rache seine Blicke nach Margarethens Augen, deren Verhalten und Ausdruck innere Zuckungen verriethen.

Nun begann der alte Officier ein langes Raisonnement, um Carl'n die ganze Verwegenheit seines Entschlusses zu beweisen. Seine kalt vorgebrachten unumstößlichen Gründe machten das Blut in Margarethens Adern sieden; sie erhob sich und setzte sich wieder, sie wollte sprechen und fürchtete zu viel zu sagen, sie wollte schweigen und zitterte über die Gefahr, welche Carl'n drohte. Endlich erlangten ihre Qualen ein Ziel. Der Officier empfahl sich; Carl, obwohl von dem heißen Wunsche einer letzten Erklärung heftig durchdrungen, that einige Schritte um ihm zu folgen; da ergriff Margaretha lebhaft seine Hand und sagte ihm ganz leise: »ich muß mit Ihnen sprechen.«

»Ist es wahr,« sagte sie zu Carl, mit erstickter Stimme, sobald sie mit ihm allein war, »daß Sie sich einem sichern Tode geweiht haben?«

»Sie sind das einzige Wesen, das nicht mehr daran zweifeln sollte,« entgegnete Carl.

»Sie lieben mich also nicht, da Sie sterben wollen?« Ihre Thränen erstickten ihre Stimme; unter Schluchzen fiel sie auf ihren Sessel zurück.

»Und Sie haben meiner nicht gedacht!.... Sie sind sehr undankbar!«

Ihre Thränen verdoppelten sich, es war zu viel. Carl, der bisher nur eine scheinbare Gemüthsruhe beobachtet hatte, weil er immer noch nicht an die Erfüllung seiner heißesten Wünsche zu glauben wagte, stürzte zu ihren Füßen.

»Wenn Sie wünschen, daß ich an Ihre Neigung glauben soll, so bleiben Sie hier, so gehen Sie nicht von dannen, um vor Troppau erwürgt zu werden.«

»Wär's möglich, daß Sie mich liebten?« rief Carl aus.

»Ist es Ihnen unbekannt, daß ich Sie liebe!? Sie werden nicht sterben, ich will es!.... es muß geschehen!«

Carl öffnete den Mund, um es zu versprechen, als es Eins auf der Zimmeruhr schlug.

»Wie viel Uhr ist's?« sagte er erbleichend.

»Ein Uhr.«

»Es ist zu spät, ich kann mein Wort nicht mehr zurücknehmen.«

»Zu spät!« wiederholte Margaretha athemlos; »so müssen Sie also sterben?«

Vielleicht. Der Himmel wird mich für Sie erhalten!.... ich hoffe es!«

Der Unglückliche drückte lebhaft Margarethens Hand an seine Lippen und eilte hinaus. Er wurde den ganzen Tag über im Lager zurückgehalten, zerstreut und in Gedanken versunken. Bald wünschte er das Leben, das er aufgeben mußte, mit Wuth zurück, ein Gedanke jedoch beschäftigte allein seine Seele: »wird Margaretha mir die Gunst erweisen, sie noch einmal und zum letzten Male zu sehen? Ja, ohne Zweifel; — aber liegt es in ihrer Gewalt? Von innerm Kampfe verzehrt, war es zu verwundern, daß er auf die Gerüchte achtete, welche im Lager umliefen und die Annäherung des Feindes verkündeten. Man behauptete, daß ein Theil der österreichischen Armee in der Nacht einen Ueberfall auf das Lager versuchen würde. Kaum horchte er auf den unter Trommelschlag bekannt gemachten Tagsbefehl, der die Verhinderung jedes nächtlichen Lärmens und das Verbot zum Zwecke hatte, daß Niemand sich unterstehen solle, ein einzelnes Feuer oder ein Licht in irgend einer Gegend des Lagers anzuzünden: wer dagegen handelte, war unwiderruflich zum Tode verdammt.

(Fortsezung folgt.)

Der Schulpräceptor.

Ein im Jahre 1820 im Würtembergischen verstorbener Schullehrer, Namens Johann Jacob Häberlin hatte, wie der bekannte baiersche Schulrath Stephani in einer seiner Schriften aus glaubwürdiger Quelle mittheilt, in seiner 51jährigen und 7monatlichen Amtsführung nach einer mäßigen Berechnung an die ihm während dieser Zeit anvertraute Schuljugend ausgetheilt:

911,517	Stockschläge,
24,010	Ruthenhiebe,
20,989	Pfötchen und Klapse mit dem Lineal,
136,715	Handschmisse,
10,235	Maulschellen,
7,605	Ohrfeigen,
1,115,800	Kopfnüsse,
12,763	Notabene's mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch, Grammatik — alle 2 Jahr verbrauchte er eine Bibel, die er zur Handhabung der Ordnung in der Hand trug. —
777	Mal Knieen auf Erbsen,
613	Mal Knieen auf dreikantigem Holz,
5,001	Schüler hatten den Esel getragen,
1,707	Schüler hatten die Ruthe hochgehalten.

Unter den Stockschlägen waren 800,000 für nicht erlernte lateinische Vocabeln und unter den Ruthenhieben

36,000 für nicht erlernte Liederverse. Unter seinen 3000 Schimpfwörtern war ein Drittel eigene Erfindung, — der sogleich aus dem Stegreife verfügten Strafen nicht zu gedenken.

So gut eingeschlagen müssen die dem Zuchtmeister Häberlin anvertrauten jungen Schwaben wohl vor dem Schwabenalter klug geworden seyn.

Dornenkronen.

Gottsched.

Du, der Wasserdichter Eckstein
Und Vater vieler Kleinen:
So stehe hier als Heckstein
Der neuesten der Deinen!

Julius Mosen.

1.

Aus Moses ward ein Mosen —
Die Pathe hat's geseh'n —
Daß man da reime: Rosen,
Wo keine Rosen stehn!

2.

Wähnst du in deinem Ritterwahn
Ital'sches nur zu tischen?
Sah'st nicht den letzten Minstrel an,
Aus Walter Scott zu fischen?

3.

Goethe's Götz will keinen Finkler,
Der nur lebt von milden Gaben,
Denn die Schiller, Shakespear' haben
Dich gemacht zu einem Hinkler.

E. Ferrand.

Beim Wassermüller von Berlin
Thät Heine Korn versetzen;
Drum thät der wilde Freund Merlin
Vom Heine manchmal metzen!

Hoffmann von Fallersleben.

Jeder, der sich selbst geadelt,
Kann ein Liedel pfeifen
Und, je mehr man ihn getadelt,
Desto wen'ger keifen!

Der Zweifler.

Der ist besorgt und aufgehoben!
Der Schiller wird den Menzel loben!

Herr Laube.

1.

Ein dürres Laub auf dürrem Baum,
Ein Ohnekopf und Modetraum,
Ein span'sches Rohr, ein Judensaum,
Ein toller Bursch' mit Geiferschaum:
Das bist du, lieber Laube? — kaum!

2.

Im deutschen Dichterwalde,
Wollt' Einer sich hängen balde,
Wohl dacht' ich an den Laube;
Doch der ist's nicht... Ich glaube!

Der kritische Poet.

Die Muse dein, so weiß wie Schnee,
Hat aber schwarze Beine!
D'rum wäschest du tief in der Spree
Den Hegel und den Heine.

Poetenplebs.

Freilich kann ich andern Rath
Euch wohl nimmer geben,
Als daß fürder früh und spat
Mögt im Sande leben!

O. L. B. Wolff.

Heine schenkte jüngst dem Armen
Viel Pariser Tulpenzwiebeln;
Doch der Arme trat sie (tragisch!)
Todt mit seinen Stulpenstiefeln.

Jeune Allemagne.

Junges Deutschland, wo liegt's? — Gen Stuttgart starret der Gutzkow;
Wienbarg's Krähengerippt hält an dem Sarge Revue!

Laube und Schlesier, die Notabilitäten.

(Buchhändlerfrage.)

Was sind wohl diese Herren werth?
Sind's Dichterungeheuer?

(Antwort.)

Der Eine ist drei Pfenn'ge werth,
Der And're einen Dreier!

Braunthal's Gedichte.

Draußen, draußen ist es kalt!
Frieren muß ich nun — doch halt —
Steck' in den Feuerbehälter
Graunthals lyrische Wälder!
Doch ach — sie geben nicht Flammen
Und lassen uns kalt allzusammen!

Friedrich Goldschmied *).

---

*) Wem die Producte dieser Goldschmiede nicht recht sind, bedenke, daß weder Metall noch Form von uns bestellt, geliefert und gearbeitet ward, und daß es diese Blätter zuweilen nicht ungern sehen, auch Jemanden in seiner Blöße zu zeigen.
Die Red.

Neuetses Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im August 1836.

In diesem heißen Monate ging es hier ziemlich heiß her, d. h. es fanden so manche bedauerliche Vorfälle statt, die wir auch, gleich einer rechtschaffenen Theaterdirection, welche das Lustspiel immer nach dem Drama gibt, gleich im Eingange unserer Berichterstattung darstellen wollen. Nicht zu erwähnen der großen Sterblichkeit (im Juli starben 1900 Personen, darunter über 1000 an der Cholera), raubte ein unglücklicher Zufall der deutschen Volksbühne ihren genialsten Dichter und Darsteller, der Gesellschaft einen der edelsten Menschen in Ferdinand Raimund, den wohl ganz Deutschland kannte und schätzte, dessen Geistesproducte sogar an der Themse ihre Bewunderer fanden. Er ward vor Kurzem zu Pottenstein (vier Stunden von Wien) auf seiner kleinen Besitzung von seinem eigenen Hunde gebissen; nachdem dieser erschlagen worden, hieß es, das Thier sey wüthig gewesen. Raimund von jeher in überreizter Nervenspannung, und stets voll Ahnungen trüber Zukunft, faßte den Entschluß, dem qualvollen Tode der Wasserscheu durch den minderschrecklichen mittelst eines Pistolenschusses zuvorzukommen. Er schoß, und — traf nicht. Die Kugel des kleinen Terzerols blieb im Nasenknochen haften, und er gab erst nach vielen martervollen Tagen seinen Geist auf, dessen Schöpfungen seit lange so viele Tausende erfreut hatten! Raimund wurde mit feierlichem Gepränge beerdigt. Der Hofschauspieler Löwe sprach an seinem Gabe, auf das er einen Lorbeer warf, die einfachen Worte: „Ferdinand Raimund, werth solcher Freunde und dieses Kranzes!" — Der bekannte Lustspiel-Uebertrager v. Kurländer ist gleichfalls gestorben, und hinterließ — eine gewaltige Ausnahme bei einem Literaten! — ein sehr bedeutendes Vermögen.

Das in unserer Hauptstadt, bei einer Bevölkerung von 370,000 Seelen, Dank sey es dem Himmel, so seltene Verbrechen des Mordes, machte sich in den ersten Tagen dieses Monats auf gräßliche Weise bemerkbar. Baronin J**, die Witwe eines Hauptmannes, saß arglos beim Abendessen, als ein, ihr freilich nicht unbekannter Mensch, ein Schlossergeselle, eintrat, und auf ihre Frage, was er wolle? mit den Worten: „Rechnung halten!" und mit einem Schnitte in ihre Gurgel antwortete. Die Frau hatte dennoch so viel Kraft, mit dem Mörder bis an die Treppe hinaus zu ringen, wo sie dann unter dem schwachen Ausrufe: „Feuer!" erschöpft zu Boden sank. Ganz gemächlich ging nun Jener hinab, um in der Nähe zu sehen, was da vorgehen werde. Bald ward es laut, und viele Leute drängten sich zu dem Orte des Verbrechens. Noch wagte er es zu fragen, was denn geschehen sey? fand es aber doch bald gerathener, sich zu entfernen. Als man die Witwe in jenem Zustande gefunden, vermochte sie auf die ihr gestellten Fragen nur noch die kurze Antwort: „Ein Geselle," zu geben, und verschied. Indessen hatte dieser sich in eine fremde Schlosserwerkstätte begeben, wusch sich dort, ohne Argwohn von Seite der Anwesenden, Rock und Hemde, ohne auf ersterem die Blutspuren ganz getilgt zu haben, und ging nach Hause zu seinem Meister. — Einen Tag darauf nahm man ihn fest, wobei er, von den Seinigen Abschied nehmend, ohne den geringsten Widerstand sich überlieferte.

Die Nemesis zeigte sich hier in der Gestalt der eigenen Schwester des Mörders, welche früher bei der Witwe im Dienste gestanden, und von ihr sehr hart behandelt worden war. Der Bruder wollte, nach seiner Aussage, deßhalb längst schon Rache an jener Frau nehmen, was er ihr auch schon mehrmals angedroht hatte, und durch die Verkettung der Umstände war es seine Schwester selbst, welche, von dem Morde nichts ahnend, ihren Bruder verrieth. Ein junger untergeordneter Policei-Beamter hatte durch seine Umsicht und seinen Eifer die schnelle Entdeckung des Mörders bewirkt, der schon bei dem ersten Verhöre gestand. —

(Schluß folgt.)

Jägerlied.

Hinauf, hinab den grünen Wald
Durch Höhen und durch Schluchten bald,
Schweift Jägers Fuß so gern!
Der Wald mit seinen Laubgefild,
Er ist der goldnen Freiheit Bild,
Und ist des Lebens Kern!

In Nebel — und im Sonnenschein
Muß drin der brave Jäger seyn,
Am Tag und auch bei Nacht;
Dann wird er erst der Büchse werth,
Und trägt mit Recht sein Jägerschwert,
Das ihn zum König macht.

Ja, König ist der Jägersmann!
Der Edelhirsch sein Unterthan,
Die Flinte sein Geschütz;
Die weite Waldung ist sein Reich,
Und seine Kron' der Eichenzweig,
Der Baum sein Herrschersitz!

Und hat er sich erst müd' gehetzt,
Dann eilt er heim, und Liebchen setzt
Ihm vor ein würzig Mahl;
Ihr weißes Händchen schenkt ihm ein
Des Vaterlandes besten Wein,
Und Freuden ohne Zahl. —

Hinauf, hinab, und Piff und Paff!
Schau hin, wie gut die Büchse traf!
Ihr Bursche, ladet auf!
Und stoßt in's Horn! Holla, hallo!
Nur ächten Jägern schallt es so
Zum luft'gen Lebenslauf!

An einen Schwätzer.

Das Thier des Bileam nur einmal sprach,
Folg' meinen Rath, ahm', Garrulus, ihm nach!

J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 251. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 19. October. 1836.

Das Brautpaar.

Adalbert und Athelinden
Blühte kaum der Liebe Glück,
Als der Väter strenger Wille
Stürmend in der Herzen stille
Seelenwonne riß die Wunden,
Ihren Blick von seinem Blick.

Aber Treue, hochgeschworen
Hatte sich das junge Paar;
Liebe gibt sich nicht zum Raube,
Minder als der Aar der Taube,
Die er sich zur Lust erkoren,
Achtet Liebe der Gefahr!

Und der Ort, wo Menschenleiber
In des Todes Eisennacht
Ruhen aus von Lust und Leiden,
War der Schauplatz ihrer Freuden,
Bei der Sterne blassem Scheine
In verschwieg'ner Mitternacht. —

Wenn sie dort umschlungen saßen,
Ohne Zittern, ohne Scheu,
Ob die Grabeslüfte rauschten,
Küsse nur um Küsse tauschten,
Schwur um Schwur, sich nie zu lassen,
Da begann's wie Zauberei!

Denn ein Seufzen schien, ein Stöhnen
Von den Gräbern auszugeh'n,
Grad' als ob die morschen Herzen
Fühlten noch der Liebe Schmerzen,
Und der Tod in Schauertönen
Aus den Särgen wollt' ersteh'n. —

Monde kamen, Monde gingen,
Und die Väter schieden hin;
Und der Jüngling schmückt sein Leben,
Athelinden, treu ergeben,
Nach vergeblich langem Ringen,
Endlich mit der Myrte Grün. —

Von der Kirche, vom Altare
Kehrt zurück der frohe Zug;
Ueber 'n Kirchhof geht die Straße,
Sieh'! da drängen aus der Masse
Männer sich mit einer Bahre,
Ohne Schloß und ohne Fug.

Ueber einem offnen Grabe
Halten schwebend sie den Sarg,
Adalbert begehrt zu wissen
Wen die Truhe soll umschließen? —
Doch, wer wankt an diesem Stabe? —
„Einer den die Gruft schon barg!"

„Eure Liebe sah ich blühen,
Habe treulich sie gepflegt,
Darum will ich hin euch legen
Wo euch Ruhe winkt entgegen,
Keine Leidenschaften glühen,
Wo ich diese hingelegt."

Nieder auf die Todtentruhe
Sinken Bräutigam und Braut,
Und der Tod, auf den sie bauten,
Hatte für die beiden Trauten
Unterm Baldachin der Ruhe
Still das Ehebett erbaut.

Fitzinger.

Verhängniß
oder die
Disciplin unter Friedrich dem Großen.

(Fortsetzung.)

Erst der Anbruch der Nacht verbreitete allmälig Stille im Lager. Carl, der endlich für einige Stunden sich selbst wiedergefunden hatte, war aus seinem Zelte herausgetreten um über die Mittel nachzusinnen, wie er von Margaretha eine Antwort, welcher Art sie auch immer wäre, erhalten könnte, als in der Dunkelheit eine weibliche Gestalt sich ihm näherte.

»Hier ist ein Billet von meiner Herrin,« sagte dieselbe, »leset!«

Sie verschwand gleich einem Schatten, nachdem sie ihm das Schreiben in die Hand gegeben hatte.

»Leset!« hatte sie gesagt; er dachte nicht mehr an den königlichen Tagsbefehl, der ein Licht anzuzünden verbot; und der Abend, anfangs hell durch den vollsten Glanz des Mondlichtes, war plötzlich ganz dunkel geworden.

Nichts vermag den Zustand Carl's zu schildern, als er sich des königlichen Verbotes erinnerte: Er schritt aus seinem Zelte, in der Hoffnung, noch so viel Licht am Himmel zu finden, um den so theuern Brief lesen zu können; aber ringsum herrschte Schweigen und Finsterniß. Kaum vernahm er fern und ferner das Wiehern eines Pferdes oder unterschied eine unbewegliche, wie vom Zauber gebannte Schildwache. In diesem Augenblicke auf der Lesung des Briefes zu beharren, hieß mehr als sterben, es hieß dem Könige ungehorsam seyn. Er wollte sich überreden, daß die Zusammenkunft mit Margaretha erst auf den nächsten Morgen bestimmt wäre, daß es immer noch Zeit sey, das Billet beim Sonnenaufgange zu lesen; ja vielleicht enthielt der Brief eine abschlägliche Antwort und die erfuhr er immer noch zu frühe. Er wollte sich auf sein Feldbett niederlegen um den Schlaf zu suchen, doch umsonst!

Carl konnte nicht widerstehen. . . . . Der Himmel blieb immer dunkel; ein Schein leuchtete alsbald in seinem Zelte, und er las bei dessen schwachem Schimmer mit heiliger Erschütterung diesen ersten Brief des Weibes, das er liebte. Das Billet enthielt Folgendes:

»Mein Gatte ist kurz nach Ihrem Weggehen angekommen und hat mich erst seit einer Stunde verlassen; die ganze Nacht ist er vom Dienste um die Person des Königs in Anspruch genommen und er wird erst morgen früh um zehn Uhr zurückkehren; begeben Sie sich, wenn es Ihnen möglich, um acht Uhr an den Eingang in's Wäldchen von St. Heinrich. Geben Sie mir schriftlich Antwort und legen Sie dieselbe heute Nacht unter die Thüre meiner Wohnung. Margaretha.«

St. Heinrich war eine Gegend in einiger Entfernung vom Lager; ihre einsame Lage hatte den König bestimmt, sie als den Platz für militärische Executionen auszuwählen.«

Carl küßte hundertmal den eben mitgetheilten Brief; er vergaß des Königes und seines Verbotes!.... es schwebte nur ein Gedanke vor seiner Seele: sie noch einmal zu sehen; einige Augenblicke dachte er nicht einmal daran, das gefährliche Licht auszulöschen.

Er mußte ihr antworten, setzte sich und schrieb eilig einige Worte; aber im Augenblicke, wo er den Brief siegelte, legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme, die er kurz vorher vernommen, sprach ernst hinter ihm die Worte:

»An wen schreibt Ihr?«

Der Gefragte drehte sich um und erblickte in der Dunkelheit den weißen Schimmer des Plakates, welches den königlichen Befehl enthielt und darüber den funkelnden Strahl eines Adlerauges, jenes blauen Auges, das bei Friedrich seine Farbe und Macht bis zu den letzten Jahren seines Lebens bewahrte. Es war der König.

»Ihr seyd es,« sagte der Monarch, »es thut mir leid; an wen schreibt Ihr?«

»Sire, an meine Mutter.«

»Macht den Brief wieder auf und sagt ihr, daß sie morgen um acht Uhr keinen Sohn mehr besitzt. Hauptmann,« fügte Friedrich zu einem hinter ihm stehenden Officier sich wendend, hinzu, »ich befehle Euch mit Euern Leuten diese Nacht Herrn von Albergheim in seinem Zelte zu bewachen und morgen um acht Uhr laßt Ihr ihn bei St. Heinrich erschießen, wenn das Lager nicht beunruhigt ist.«

»Da oben stand es geschrieben,« dachte Carl in bitterm Kummer, daß ich zu bestimmter Stunde mich bei der verabredeten Zusammenkunft einfinden sollte.«

»Hauptmann,« sagte Friedrich weiter, »ich verpflichte Euch, die Briefe des Herrn von Albergheim an ihre Adressen gelangen zu lassen und besorgt zu seyn, daß seine letzten Wünsche erfüllt werden.«

»Herr von Albergheim,« sprach er auf's Neue, sich zu Carl wendend, »habt Ihr noch etwas zu schreiben? ich warte.«

Er ergriff das Licht.

Carl schrieb einige Zeilen an seine arme Mutter, die er vergessen hatte.

»Ich bin fertig,« sprach er zum Könige. Der König näherte das Licht seinem Munde und blies es aus; dann schritt er hinaus. Die Wachen stellten sich vor dem Zelte auf. Einige Augenblicke später trat der Mond strahlend und heiter aus den Wolken hervor und übergoß das ganze Lager mit einem ungewöhnlichen Lichtglanze. Eine Viertelstunde früher, und er hätte vielleicht Carl gerettet; jetzt erschien er wie die Begnadigung eines Hauptes, das bereits vom Beile getroffen am Boden liegt.

Ein Officier mit stark geröthetem Gesichte, breiten Schultern, dichtem Schnurrbarte stand aufrecht an der Schwelle des Zeltes.

»Seyd ungenirt, Freund,« sprach er zu Carl, »thut, als wenn ich nicht hier wäre. Mich hat der König beauftragt über Euch zu wachen; ich muß gehorchen, obwohl

ich fühle, daß ich eher geboren bin, Gefangene zu machen, als sie zu bewachen; aber wenn Ihr mir nur nicht durchgehet, im Uebrigen möcht' Ihr thun, was Euch beliebt.«

Carl antwortete nicht. Ein einziges, von einem Menschen gesprochenes Wort hatte also das Problem gelöst und die Frage über sein Leben entschieden. Sein Tod, obgleich nur einige Tage früher eintretend, entriß ihm nun Margarethens Anblick!

In dem Chaos von Ideen, die in seinem halbwahnsinnigen Gehirne wütheten, folterte ihn am meisten die Furcht, daß Margaretha zur bestimmten Stunde an dem Orte der von ihr vorgeschlagenen Zusammenkunft eintreffen möchte. Um jeden Preis mußte er sie von seinem ihm bevorstehenden Schicksale benachrichtigen, um ihr den schrecklichen Anblick seines Todes zu ersparen; aber wie war dieß möglich?

Carl hatte weder einen Diener noch einen Freund im Lager. Da er unter den Officieren, die er näher kannte, keinen wahrnahm, der mit ihm gleiche Gefühle theilte, so hatte er es vorgezogen, mehr einsam und still, als in Gesellschaft zu leben; überdieß konnte er im gegenwärtigen Augenblicke nur mit dem verkehren, den man ihm als Gefängnißwächter beigegeben hatte; und der Auftrag, den er zu bestellen hatte, war zu zart, als daß er sich hätte entschließen können, denselben einem ihm Unbekannten anzuvertrauen.

Indessen zeigte sich in dem äußern Wesen des Officiers ein gewisser Anstrich von Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, und Carl überlegte bei immer dringenderer Nothwendigkeit, Margarethen Nachricht zu geben, daß dieser Mann Soldat und dieß genug wäre, daß er an ihm nicht zum Verräther würde. Er schrieb daher im Mondscheine einige Worte an Margaretha und näherte sich, diesen Brief und den an seine Mutter in der Hand haltend, dem neuen Vertrauten, zu dessen Wahl ihn das Schicksal nöthigte. — Im Augenblicke, wo er den Mund öffnete, trat ein Sergeant vor den Officier.

»Hauptmann Ostermann,« sagte er, »soll die Wache abgelöst werden?«

Ostermann!.... das war der Name von Margarethens Gemahl. Carl fühlte kalten Schweiß über seine Stirne rinnen und zerriß einen der Briefe.

»Das ist ihr Gemahl,« sprach er zu sich selbst; »er also wird meine Hinrichtung vollziehen lassen!«

Als Ostermann seine Befehle ertheilt hatte, kehrte er zu Carl zurück.

»Was wünscht Ihr von mir, mein Freund?« sagte er.

»Wollt Ihr diesen Brief an meine Mutter besorgen lassen? das ist Alles,« antwortete Carl.

»Es ist so gut, als wenn er bereits an den Ort seiner Bestimmung gelangt wäre,« versetzte der Hauptmann, den Brief in Empfang nehmend. Aber Eure Lage ist noch nicht verzweifelt, mein Freund; Friedrich hat oft schon Gnade gegeben, und das immer im letzten Augenblicke. Sehr oft schon hatte der Verurtheilte bereits die Augen verbunden, als die Begnadigung anlangte. Wahrscheinlich wird er Euch das Leben schenken, weil er Euern Muth erkannt und als erprobt befunden hat. Wahrlich! Wenn ich für nichts und wieder nichts heute Nacht die Wache bei Euch hätte halten müssen, so könnte ich wohl nicht umhin, Euch etwas zu grollen. Denn wisset, daß, wenn Euer Abenteuer meine Gegenwart nicht nöthig machte, der König mich für diese Nacht von dem Dienste gnädig entbunden haben würde. Ich wäre dann frei gewesen und hätte mein Bett und meine Frau gefunden, und das eine junge, schöne Frau, die ich seit zwei Monaten nicht gesehen habe, und die mich sicherlich so ungeduldig erwartet, als ich es wünsche.« — Ein selbstgefälliges Lächeln begleitete seine Worte.

(Schluß folgt.)

Altgebacknes.

Im Jahre 1357 tödtete in Lissabon ein adeliger Domherr seinen Schuhmacher im Zorne, und wurde vom hohen Tribunale zur Strafe — — auf ein Jahr vom Chore ausgeschlossen. Der Sohn des unglücklichen Handwerkers rächte dessen Tod aber durch Ermordung des Domherrn und wurde vom Könige als Strafe mit dem Verbote belegt — — ein Jahr lang keine Schuhe verfertigen zu dürfen. Don Pedro, der stets ohne Berücksichtigung mit aller Strenge Gerechtigkeit übte, wurde von einer gewissen Partei mit dem Beinamen des Grausamen beehrt.

Cardinal Bembo († 1547) war ein wüthender Ciceronianer. Er hieß Jesus einen heros, Maria dea lauretana, den katholischen Glauben persuasio. Er hatte die Wahl des neuen Papstes bekannt zu machen, und die ersten Worte lauteten: Wir haben durch die Beschlüsse der unsterblichen Götter zum Pontifex ernannt ꝛc.

Im Jahre 1683 kamen die Kurfürsten in Frankfurt auf dem Römer zusammen. Maximilian von Cöln wollte nicht eher einziehen, bis alle nackten Statuen bedeckt wären, die seinen Augen ein besonderes Aergerniß gaben, es geschah; jedoch kaum war er in der Stadt, ließ Johann Georg III. von Sachsen die Verhüllungen mit den Worten abnehmen: dem Reinen ist Alles rein.

So viel Blüthen in dem Mai,
So viel Schmerz bei Lieb' und Treu.

Wer da liebet seinen Schatten,
Muß sich mit dem Tode gatten.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, im August 1836.

(Schluß.)

Die belletristische Presse förderte an's Tageslicht: „Zerstreute Blätter" von Caroline Pichler geb. v. Greiner, die aber jetzt nicht mehr zerstreut sind. Ferner Braunthals: „Stehende Masken," in dem eigenthümlichen Humor dieses Dichters geschrieben, geben zu hoffen, daß man sie nicht stehen lassen wird. Weiters: Ein „Neuestes Gemälde von Wien" von Schimmer, mit guten Bilderbeigaben, und möglichst elegantem Congrevedruckumschlage, nicht ohne Verdienst. Endlich: „Romantisch-historische Skizzen aus Oesterreichs Vorwelt" von Emil **; gut gemeint, aber viel zu trocken, und dem Style nach der Haarbeutel-Epoche unserer Literatur angehörig. — Habeant sibi! — Die scientifische Presse hat ein recht achtbares Heft von den Annalen des hiesigen naturhistorischen Museums herausgepreßt. Von einigen Preßvergehen, d. i. Vergehen, welche einige Schriftsteller an der Presse begingen, wollen wir lieber schweigen, um ihnen zu zeigen, wie man Philoseph bleiben kann. — O, schreibt doch nicht für's Theater! lieber vom Theater, das ist leichter, und groß! — Ach, Theater! das Wort versetzt einem in den siebenten Himmel! — Am Burgtheaterhimmel ging: „Die Gunst des Augenblicks" wie eine Sternschnuppe spurlos vorüber. E. Devrient war es, der sie fallen ließ. — „Der Oheim," wie es heißt von einem weiblichen Sterne erster Größe, vermochte die Sternschaft seiner Urheberin nicht ganz zu erreichen; indessen ward nicht verkannt, daß das Lustspiel (?) mit Geist geschrieben, eine Rolle darin sogar meisterhaft sey. — Am Harmonikaglockenfirmamente der Opernbühne strahlte und schallte wieder der Sphärengesang „Norma" in deutschem Idiom mit ächt normaler Weihe. Die Goldberg (Adalgisa), Löwe (Norma), und Staudigl (Oberpriester), errangen sich den Lorbeer, Weihrauch, und weiß der Himmel was noch für Aromatica; alle Drei aber wurden mit Beifall überschüttet, und mit Recht, denn sie sangen in der That ihre hesperischen Vorgänger, so zu sagen, hinunter. In der bekannten „Unbekannten" waren Madame de Meric und Monsieur Schober interessante „Singraketen," vulgo Lerchen. — Wer zählt, wie oft der alternde, ewig stimmjunge Wild gerufen wurde? — Der Improvisator Bindocci gab in diesem Theater eine Akademie.

An den Vorstadthimmel glänzen noch immer der Affe Klischnig-Mamot, die thierische Muse selbst, die gewiß einmal aus dem wirklichen Thierkreise herabgestiegen ist, um dem Herrn Carl Carl an der Wien wieder ein Capitälchen zu einem Häuschen aufzutreiben. Wahrlich in diesem An der Wien-Himmel wird bald der ganze Zodiacus — die Jungfrau etwa ausgenommen — beisammen seyn. — Den Leopoldstädter Nachthimmel durchwandelte auch ein Komet mit langem Schweife, ohne Kern (und das ist immer bei „Kometen" der Fall — —) unter dem Namen: „Der Uebermüthige," allegorisch-(!)komisches Zauberspiel sammt Vorspiel, „Das lebende Kunstcabinet" betitelt, von Böhm. Da gab es wieder Charaktere wie: „Der Neid, die Dummheit, der Betrug, die Genügsamkeit" ꝛc. so wie auch, ganz consequent, der Neid wieder neidisch, die Dummheit dumm u. s. f. waren. — Abstrahirt doch einmal, ihr allegorisch-komischen Zauber- und Vorspieldichter von solchen abstracten Begriffen! Das Sinnigste an dem ganzen Unsinne war übrigens eine Wahnsinns-Scene. —

In der musikalischen Welt erschienen und erscheinen noch häufig Phantasieen von dem berühmten Thalberg über Operntheme, Potpourris, Variationen; Repertoirs von C. Czerny über Operntheme (wobei zwei von den nöthigen vier Händen immer fleißig da spielen müssen, wo ihre Besitzer nicht sitzen) endlich Lieder von A. Hackel, welche von Talent zeigen, leider aber jene Originalität vermissen lassen, welche der Stempel der Genies ist. —

Strauß, der noch immer auf unserm Planeten in Fülle der Gesundheit, Allen zum Ergötzen, lebt, obschon er in „unserm Planeten" an der Cholera Todes verstorben war, gab bei der „Birn" auf der Landstraße ein ungeheuer pompöses Fest: „Wien oder humoristisches Lebensbild." Ein Regenbogen, aus farbigen Lampen gebildet, versinnlichte das lebhafte Colorit seines Geigenbogens, und das Sonnenlicht seines Humors, dem wahren Repräsentanten der Wiener-Volksfröhlichkeit. Unbezweifelt liegt auch in einer einzigen Note von Strauß mehr Charakteristik, als in einem ganzen aphoristisch-humoristischen Bande von Diesem und Jenem, sie mögen es nun Gedankenspäne, Funken, Bienen, Pfähle oder (wie Börne) Nudeln nennen. — Daß übrigens Straußens Kunst eine preiswürdige sey, beweis't ein Aufruf der Gebrüder Scherzer vom „Sperl," welcher dem besten Walzer eines derlei Componisten zehn wohlgeränderte Goldducaten verheißt, wenn er ein solches Product seiner „Weihestunde" den Gebrüdern Scherzer im Ernste unter gewissen Bedingungen überläßt. Die Preisrichter sind die drei ersten hiesigen Capellmeister und — das Publicum. O ihr Glücklichen! Lanner, der Zweite von den Walzer-Dioskuren (Heroen ist schon zu gemein,) wird nicht concurriren, dafür aber den Preiswalzer im Sperlsaale ausführen. — Hochachtungsvoll der Ihrige.

Gerechter Vorwurf.

„Gib mir doch einen klugen Rath,"
Sprachst Du zu Star. Welch' Unternehmen!
Du solltest Dich der Thorheit schämen,
Es gibt ein Schelm mehr, als er hat.

Es werde Licht.

Es sprach Gott bei der Schöpfung dieser Erde:
„Es werde Licht!" Die Finsterniß verschwand.
O daß doch in dem menschlichen Verstand
Und Herzen überall so Licht auch werde. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 252. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 20. October. **1836.**

Verhängniß
oder die
Disciplin unter Friedrich dem Großen.

(Schluß.)

»Uebrigens,« fuhr Ostermann, dem der Wein, den er in ziemlicher Masse getrunken, den Kopf erhitzt hatte, »habe ich sie heute ganz in Trauer gefunden, und es bleibt mir darüber nur der Gedanke als Erklärungsgrund, daß meine Abwesenheit ihr solchen Kummer verursachte und daß selbst meine Wiederankunft sie nur halb zu trösten im Stande war. Aber ich muß Euch die Geschichte unserer Heirath erzählen,« fuhr er fort, »denn sie ist ganz eigner Art und wird Euch zerstreuen. Es war in der Ecke einer Straße, in welcher Stadt, weiß ich selbst nicht recht, ich glaube in Schweidnitz.... doch ich kann dafür nicht stehen. Die Soldaten hatten sich in derselben zerstreut, um zu plündern und Feuer anzulegen. Plötzlich erblicke ich mehrere von ihnen, welche ein junges Mädchen mit zerstreuten Haaren, die Kleidung in Unordnung, aus einem Hause herausschleiften; sie stieß ein entsetzliches Geschrei aus; ihr Vater rang umsonst, sie zu vertheidigen. Diese Scene rührte mich einen Augenblick; ich stand im Begriffe, dem Greise beizuspringen, aber ich dachte bei mir: Das Kriegshandwerk ist hart und verlangt seine Entschädigung. Da warf sich der Greis zu meinen Füßen und flehte: »Herr, Sie sind Officier, retten Sie meine Tochter, ich gebe ihr hunderttausend Gulden Mitgift!« Hunderttausend Gulden und eine hübsche Frau! das führte mich in Versuchung; trotz des Cölibates, zu dessen Fahne ich freiwillig geschworen hatte, machte ich den Handel richtig; ich zwang vermöge der, dem militärischen Ansehen inwohnenden Macht die Soldaten, mir ihre Beute zu überlassen, und so wurde Margaretha meine Frau. Das ist auch der Grund, daß ich mich bei der königlichen Garde zu Fuß, die mehr an einem Orte bleibt, befinde; denn wenn ich nicht verheirathet wäre, würde ich unter den Husaren dienen.«

Gleiches Verhängniß in unserm beiderseitigen Schicksale, dachte Carl.

»Anfangs sagte ich zu mir: was soll ich mit den hunderttausend Gulden anfangen? an Frauen werde ich sie nicht verschenken, weil ich eine besitze; niemals werde ich genug fehlerhafte Neigungen hegen, um das viele Geld all' durchbringen zu können; da warf ich mich plötzlich auf's Spiel und in weniger als einem Jahre hatte ich Alles verloren. Ihre Schuld war es nicht! Die arme Kleine!....«

Carl konnte nicht weiter zuhören, er erhob sich und warf sich auf sein Lager.

»Diesem Menschen also,« sagte er, »wurde Margaretha preisgegeben; diesem Menschen, der das heiligste der Rechte sich anmaßen durfte, die meine Liebe gern mit dem Leben erkauft hätte. Ja, und ich wäre gezwungen, wenn ich noch länger leben könnte, sie ihm zu überlassen oder sie mit ihm zu theilen. Besser zehn Kugeln in meine Brust!« —

»Ihr wollt schlafen?« versetzte Ostermann, eine massive Uhr hervorziehend, »Ihr habt noch fünf Stunden, es ist drei Uhr; wenn Gnade anlangt, könnt Ihr Euern Schlaf verlängern.«

»O, daß er ewig dauerte, wenn sie anlangt,« murmelte Carl.

Er versuchte zu schlafen; das Uebermaß seiner Leiden machte, daß er in eine Art von schmerzlicher Bewußtlosigkeit, die von schrecklichen Träumen und krampfhaften Zuckungen unterbrochen wurde, versank. Bald sah er Margarethens Haupt sich auf das seinige neigen; er fühlte, wie ihre Haare seine Wangen streiften und ihre Lippen seinen Mund berührten; aber ihre Lippen brannten wie Feuer; ihr anmuthsvolles Haupt vergrößerte sich, ihr Mund öffnete sich grauenhaft und das Traumgebilde verschwand unter schrecklichem, lautaufschreiendem Gelächter.

Bald sah er zwanzig Gewehre gegen sich gerichtet; er erhielt zwanzig Wunden, doch keine war tödtlich!....

Endlich traf ein Lichtschimmer seine Augen; es war der anbrechende Tag; er erhob sich und hatte einige Mühe, seine Ideen zu sammeln, von denen eine einzige, die an seinen nahen Tod, ihm unsicher vorschwebte. Es fror ihn und er bemerkte, daß Ostermann auf einem Stuhle saß und im Schlafe seinen Kopf auf den Tisch gelegt hatte, auf welchem die Uhr, die den Augenblick des Aufbruches zum Richtplatze bezeichnen sollte, sich vorfand; die Wachen standen vor der Thüre des Zeltes.

»Aber Margarethe! Margarethe!« durfte er es zugeben, daß sie seiner Hinrichtung beiwohnte?! Dieses verhängnißvolle Zusammentreffen der Stunde raubte ihm alle Hoffnung. Indessen war die Uhr in Carl's Gewalt; da kam ihm plötzlich ein Gedanke: Ostermann war eingeschlafen, die Wachen hatten kein Augenmerk; er öffnete die Uhr und rückte den Zeiger von halb sieben auf halb acht. Die Bewegung, die er mit so wenig als möglich Geräusch machte, erweckte Ostermann, aber doch nicht schnell genug, als daß er hätte bemerken können, was Carl ausgeführt hatte; gähnend richtete er sich auf.

Sein erster Gedanke war, daß er Durst hatte, sein zweiter, nach der Uhr zu sehen.

»Halb acht,« rief er aus, »das hätte ich nicht gemeint!.... ich habe länger geschlafen als ich glaubte. Ist kein Befehl für mich angekommen?« sagte er zu seinem Sergeanten.

»Keiner,« erwiederte dieser. — Die halbe Stunde ging herum.

»Es ist mir leid,« sprach Ostermann zu Carl, »Ihr müßt mir folgen; das ist wundersam, ich hätte geglaubt, Ihr würdet Gnade erhalten.«

»Der König konnte mir das Leben schenken,« murmelte Carl, »aber mein Schicksal zu ändern, stand nicht in seiner Macht.«

Sie brachen auf.

Indessen hatte Margarethe unruhig und voller Besorgnisse die ganze Nacht nicht schlafen können. Als der Tag anbrach und sie noch keine Antwort anlangen sah, war sie unschlüssig, ob sie sich nach St. Heinrich begeben sollte. Aber die Hoffnung, Carl wiederzusehen, siegte, und sie kleidete sich in aller Eile an. In dieser sie ganz in Anspruch nehmenden Lage hörte sie das Geräusch einer Explosion nicht. Im Augenblicke, wo sie ausgehen wollte, trat Ostermann ein.

»Ihr seyd's!« sagte sie erbleichend.

»Ich selbst; ich komme früher, als ich dachte. Es geschieht, um dich mit einer merkwürdigen Sache bekannt zu machen; siehst du dieses Stück Papier? sollte man nicht glauben, es sey deine Schrift?«

Mit diesen Worten zeigte er Margarethen einen blutbefleckten Brief, in dessen Mitte sich eine Oeffnung von kleinem Umfange befand.

Margaretha nahm ihn zitternd.

»Was ist das für ein Papier,« sagte sie, »was bedeutet dieser Riß? und woher dieses Blut?«

»Höre!« sagte Ostermann. »Diese Nacht machte der König, von mir begleitet, die Runde. Der Tagesbefehl verbot unter Todesstrafe, im Lager ein Feuer oder ein Licht anzuzünden. Wir bemerkten ein erleuchtetes Zelt, traten ein und fanden einen Officier mit Schreiben beschäftigt; er wurde heute Morgen erschossen. Nach der ersten Ladung sagten mir die Soldaten, er bewege sich noch, ich lege meine Hand an sein Herz, um, wenn er noch lebte, das Werk zu vollenden; da gewahre ich an seiner Brust ein Stück Papier, dessen Schrift mich überraschte, aber die Kugel, die ihm das Herz durchbohrte, hatte die Unterschrift mit fortgenommen: sollte man nicht sagen, daß dieß von Dir sey?«

»Wie hieß der Officier?.... entgegnete Margaretha mit der Stimme des Verwundeten, der uns ansteht, zu vollenden.

»Carl von Alberg.... von Elberg.... von Albergheim.« — Die Natur verleiht oft den schwächsten Wesen unbegreifliche Kraft. Margaretha starb nicht augenblicklich, sie wankte nur und stützte sich an den Tisch, um nicht niederzusinken. — »Die Nachricht scheint Dich sehr anzugreifen.«

Die Unterredung ward durch die Ankunft eines von mehreren Soldaten begleiteten Officiers unterbrochen.

»Hauptmann Ostermann,« sprach der Angekommene, im Namen des Königs gebt mir Euern Degen.«

»Meinen Degen?.... Warum?....«

»Weil Ihr es wagtet, ohne Befehl die Hinrichtung eines Officiers, des Herrn von Albergheim, früher vollziehen zu lassen, als Euch aufgetragen war. Es ist erst dreiviertel auf acht, er ist seit mehr als einer Viertelstunde erschossen und die Hinrichtung sollte erst um acht Uhr vor sich gehen. Der König hatte mir befohlen, ihm Gnade zu bringen und ich fand nur seinen Leichnam.«

»Ihr habt ihn also ermordet!« schrie Margaretha zu ihm gewendet, bleich und zitternd. Ihr fragt, ob ich jenen Brief geschrieben? Ja, ich habe es gethan, ich liebte ihn, ich gestehe es, ich spreche es laut aus! Euer Verbrechen sühnet das meinige; ich bin keine Gattin, welche die Treue verletzt hat, ich bin ein Weib, das liebt; die Kugel, die ihr Carl'n zugesendet, hat meinen Namen im Briefe weggerissen.«

Ostermann war erstaunt; umsonst berief er sich auf das Zeugniß seiner untreuen Uhr, er mußte dem Officiere folgen.

Zum Glück hatte die Sache keine üblen Folgen für ihn. Carl hatte vor seinem Tode dem Sergeanten ein Wort zugeflüstert, wodurch es klar wurde, daß er selbst die Uhr vorgerückt hatte.

Kurze Zeit nach seinem Hinscheiden hinderte Ostermann nichts mehr, unter die Husaren zu treten. Die Kugel, welche Carl's Herz durchbohrt, traf schmerzlicher, als er geglaubt.....

Fragmente
aus meinen
Reisen durch den Westen Europas.

1. Einiges über den thierischen Magnetismus.

Als ich vor vier Monaten die westlichen Küsten Frankreichs durchreiste, zog Rouens zauberische Umgebung mich so an, daß ich in dieser alten Hauptstadt der Normandie einige Wochen weilte. Der Magnetisirer Alkan, ein Schüler des Professor Dupotes zu Paris, gab damals gerade dort einen Cursus über den thierischen Magnetismus, und seine Ankündigung einer öffentlichen Sitzung über das ärztliche Hellsehen (la lucidité médicale) lockte mich an einem Sonntage in den Saal Valery, den gewöhnlichen Schauplatz seiner Versuche. Der Adept, ein junger Mann von zwanzig Jahren, hatte, um mehr Eindruck bei den Zuschauern zu erzeugen, sich die hohe Stirne eines Platon schaffen wollen, und daher fast sein ganzes Vorderhaupt kahl geschoren, allein da die störrischen Haare dem mörderischen Stahl Widerstand leisteten und auf den verlornen Kopfstrecken beständig wieder Fuß faßten, so erschien er vor uns mit einem auf der obern Hälfte durch einen schwarzen steifen Barte bedeckten, künstlich verlängerten Gesichte. Daß sein langes Haar bis tief auf den Rücken hinunterwallte, versteht sich von selbst. Er begann mit einer, die Schlaf gebende Kraft ihres Verfassers reichlich theilenden Rede, und ging dann zu den Versuchen selbst über. Er magnetisirte seine Somnambule, eine Frau des niedern Volks von ungefähr neunzehn Jahren, welche er nach seiner Behauptung, durch die von ihr selbst im magnetischen Schlafe angegebenen Mittel, von einer schweren Hysterie geheilt hatte. Bald — wenigstens dem Anscheine nach — in tiefen Schlaf versunken, erklärte sie auf Alkan's Frage, bereits zum Grade des ärztlichen Hellsehens gekommen zu seyn. Man setzte mehrere kranke Leute in Verbindung mit ihr, und bat sie um Angabe der zur Herstellung von deren Gesundheit nöthigen Mittel. Sie antwortete, gab den Fragenden eine, wie diese vorgaben, äußerst genaue und wahre Beschreibung des Krankheitszustandes und schrieb ihnen ein Heilverfahren vor, das der Magnetisirer mit größter Sorgfalt in seine Schreibtafel eintrug, um es später den betreffenden Personen mitzutheilen. Wir, die Zuschauer, hatten nicht die Ueberzeugung, daß die vorgestellten Kranken nicht bereits vor der Sitzung bei Hrn. Alkan gewesen waren, und die Sitzung gab uns daher keine Ueberzeugung von dem Daseyn des ärztlichen Hellsehens, das ich in jedem Falle auf die bloße Anschauung (intuitio) der Krankheit, mit Ableugnung der Möglichkeit, daß die Somnambule medicinische Verordnungen ertheilen könne, beschränken zu müssen geglaubt hätte. Ueberzeugt, daß diese Art, den Magnetismus anzuwenden, diese Art, der Magnetisirten die Rolle des Arztes anzuvertrauen, ein grober Mißbrauch ist, dessen strenge Ahndung die Gerichte nicht vergessen dürften, bestritt ich sie in der Sitzung selbst, zur großen Freude einiger anwesenden Blutigelsetzer und Purgirmittelverordner, deren zornglühende Gesichter Galle spieen, weil ein Anderer auf das von uns, vor dem Abmarsch in das Jenseits, ihnen zu zahlende Stapelgefälle einen Eingriff that. Räumen wir einen Augenblick, sagte ich, den bei weitem nicht bewiesenen Satz ein, daß der Zustand des magnetischen Schlafs alle geistigen Kräfte erhöhe, daß er einer jeden den höchsten Grad der Vollkommenheit verleihe, und sehen, ob unter dieser Voraussetzung, der umfangreichsten, die man aufstellen kann, ein ärztliches Hellsehen möglich erscheint. Man begreift in dieser Hypothese, daß der geistige Blick des Magnetisirten weder an die Gesetze des Raumes gebunden noch durch körperliche (materielle) Hindernisse gehemmt werde; die Somnambule könnte demzufolge durch ihre geschlossenen Augenlider, durch alle andern dunklen Körper sehen, und täuschte sich in dem Wesen der von ihr beschauten Dinge nicht, weil sie in deren Inneres dränge, weil sie deren geheimste Elemente durchforschte und auflöste. Hierdurch ließe sich vollkommen erklären, daß sie auf einer gewissen Höhe des Hellsehens besser, als der Arzt das Wesen und alle Modificationen einer Krankheit erkennen möge. Man erfaßt leicht, daß aus der Mittheilung dessen, was die Somnambule Krankhaftes (morbifique) in dem Organismus des Gegenstandes ihrer Forschung entdeckt, die Heilkunst unendlichen Vortheil ziehen könnte, wenn es dargethan wäre, daß der Magnetisirte wahrhaft sieht, nicht das Spielzeug seiner entfesselten Einbildungskraft ist, und hinreichende anatomisch-physiologische Kenntnisse besitzt, um einen genauen und verständlichen Bericht über seine Investigationen abzustatten. Hierauf beschränken sich aber auch in jedem Falle die Dienste des Magnetismus.

(Fortsetzung folgt.)

Am Wasserfalle.

Unter dichtbelaubten Bäumen
Wandle ich am Wasserfalle,
Seh' des Baches Wellen schäumen
Vom gethürmten Felsenwalle.

Daß die and're sich gestalte,
Hat die eine sich verloren,
Durch das aufgelöste Alte,
Wird das Neue nur geboren.

Doch wie sich im Allgemeinen
Einzelnes zum Ganzen findet,
Also ist im kleinsten Kleinen
Allgemeines schon begründet.

Carl Baron v. Schweizer.

Reise-Zeitung.

Ein Auszug von Venedig nach Verona.

(Von Fitzinger.)

(Schluß.)

Unbegreiflich ist der Eindruck, welchen das Römerwerk auf mich machte, als ich es, wie einen majestätischen Leu unter den Häuser-Häschen der neueren und neuesten Zeit erschaute, die sich vor dem Grämlich-Ernsten furchtsam zu ducken, und in ihre Straßen hinzuschmiegen schienen. Wer aber nennt meine Bewunderung, als ich glücklich mit meinen Gedanken weggesegelt über die Klippen des Teatro Diurno, das inmitten der herrlichen Arena seine Breterbude aufgeschlagen hatte, nun auf der letzten Stufe der „in immer weit geschweifter'm Bogen" emporstrebenden Sitzreihen stand, und die ganze merkwürdige Stadt, den lebendigen Strom und die nahen Alpengipfel, wie mit einem Blicke überschaute! — Ich stieg hinab und dachte mir die Gefühle eines Römers der Vorzeit, gewohnt an die großartigen Maße seines Jahrhunderts, der auf diesem Puncte steht, und das Castellchen Vecchio, die Palästchen und Kirchleins von Verona überblickt; kehrte dann die Sache um, und siehe da! ich hatte zum Resultate dieser einfachen Procedur meine eigene Empfindung! — Ja, großartige Arena, du allein magst es genau wissen, wie viele Veronas sich seit deiner Gründung um dich her erbaut haben; du allein wirst es erfahren, wie viele sich noch erbauen werden, und dein letzter Stein zerfällt vielleicht erst in Staub mit dem stolzen Erdballe selbst!

Es war ein seltsames Zusammentreffen, daß ich gerade in Verona die melographirte Geschichte Romeo's und Giulietten's zu hören bekam. Vor dem Anfange der Oper gab ich wieder meinen Gedanken Audienz, und sie stellten mir vor die sämmtlichen Romeo's und Juliens von Bandello und Shakespeare bis auf den neuesten welschen Operndichter; von Zingarelli bis auf den neuesten Mailänder-Amphion. Da gab die lärmende Intrada der Ouverture meinen Ideen plötzlich eine andere Richtung, und führte mich, — in medias res? — ja, aber in welche res! Wenn die Ouvertüre den Rahmen der Oper bildet, wie es die Regel vorschreibt, so gelang es mir in diesem Rahmen keineswegs den rührenden Stoff herauszufinden, und ich konnte höchstens das Trompeten — und Trommelgewirre der umherziehenden Parteien darin erkennen. Mit dem ersten Acte ging es mir nicht viel besser; doch söhnte mich der zweite, ungeachtet seiner gar zu weichen und süßlichen Schmerzensmelodieen zum Theile wieder mit dem Uebrigen aus, was vielleicht nur der ergreifenden Situation selbst zuzuschreiben war.

„Io manco! . . . addio!" rief ein neben mir stehender Enthusiast, die letzten Worte des sterbenden, Romeo, wo möglich noch rührender wiederholend. — „Nicht wahr, das ist divin?" sagte er beim Hinausgehen zu mir; „Ja, der Bellini!" und so folgte noch ein Dutzend enthusiastischer Exclamationen. Da mußte mich der böse Geist des Krittelns in den Nacken schlagen, daß ich meine unbefangenen Bemerkungen über Buch und Musik herausließ, die eben nicht nach Weihrauch rochen. Mit größerem Phlegma, als ich es einem Italiener, noch dazu Veroneser, und also in noch engerer Beziehung zu den Helden der Oper und ihrem Verklärer, zutrauen durfte, hatte er meine Recension angehört. Als ich aber geendet, brach sein eifernder Unwille desto gewaltiger los, und ich hielt für gut, dem Niagara-Katarrhakte seiner Worte nur den probaten Felsen christlicher Geduld entgegenzusetzen.

Kaum in's Freie gelangt, und noch den Kopf voll von dem „Suoni la tromba!" strömten mir neuerdings Posaunentöne entgegen. Was in aller Welt, dacht' ich, fangen diese Enthusiasten an? Sie werden doch nicht die Begräbniß-Scene auf offener Straße wiederholen? Indessen that ich ihnen dießmal Unrecht. Es war ein Enthusiasmus anderer Art. Als wir uns der Kirche Sant Anastasia näherten, trat uns ein Leichenzug mit Hunderten brennender Fackeln und Lichter entgegen. In der Truhe aber, die ein schwarzsammtnes Baartuch mit goldenen Franzen und einem Kranze weißer Rosen bedeckte, lag der Leichnam eines Mädchens der dienenden Classe, welche, obschon nicht mehr allzujugendlich, enthusiastisch die wahre Liebe liebte. Sie ward von ihrem Freunde um einer Hetäre willen verlassen, und beschloß nach langem, vergeblichem Bestreben, den Treulosen ihrem Herzen wieder zu gewinnen, die schöne Erbschaft, den goldenen Lohn jahrelanger Sparsamkeit, welchen sie früher dem Geliebten zugedacht hatte, nunmehr — auf ihre Leichenbestattung zu wenden. Aber, beim Himmel! das war nicht Eigennutz, nicht Eitelkeit: Es war das letzte, große Opfer, das sie ihrer reinen, unendlichen Liebe brachte, die ihr doch das Herz gebrochen! — So große Liebe müsse auf großartige Weise zu Grabe getragen werden, sagte sie kurz vor ihrem Tode, welchen der Gram nur allzuschnell herbeigeführt hatte. Und so geschah es auch, und so vermachte sie das gesammelte Gold ihrem gestorbenen Liebesglücke. Es war ein Leichenzug, wie ihn selbst in Italien nur Wenige erhalten. Alles staunte als die Masse sich langsam und feierlich den langen Corso herabbewegte; Alle weinten, und selbst jener Undankbare ward durch die tragische Geschichte zu Thränen gerührt, und ging hinter den letzten Personen des Zuges, und weinte bitterlich um so vieles Geld.

Praktischer Beweis.

Ein Fremder nach dem Herrn des Hauses fragte,
Der Diener zu der Frau ihn bringt,
Ein Mißverständniß dem es dünkt;
„Das ist es nicht," der Diener sagte:
„Madam ist Herr im Hause nur."
Ein lauter Fluch der Frau entfuhr,
Sie zornig fort den Diener jagte,
Der Fremde glaubt' ihm ohne Schwur. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 253. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 21. October. 1836.

Paul de Kock.

Paul de Kock ist in Deutschland erst seit kurzer Zeit allgemein bekannt geworden. Meistentheils aber kennt man nur seine „getäuschte Liebe," seinen „Bruder Jacob," seinen „Johann" und seinen „Literaten," die ersteren drei Werke nach einer von Rellstab introducirten, das letztere Werk nach einer von Dr. Ed. Brinkmeier gefertigten Uebersetzung. Diese Bekanntschaft, weit entfernt, eine den Wünschen der Literaturfreunde entsprechende zu seyn, ist dennoch hinreichend, um zu einem festen Urtheil über Paul de Kock's schriftstellerischen Charakter zu gelangen. Er ist unstreitig einer von den Atlanten des neueren literarischen Franzosenthums, aber eigenthümlich in seinem Aeußeren, in Farbe und Colorit, eigenthümlich in Manifestation seines Innern durch Wahl des Stoffes und Betheiligung des allgemeinen Interesses. Nur zu viele Säulenmänner, auf deren Schultern der ästhetisch-literarische Ruhm Frankreichs ruht, lieben es, bald mit dem grell in die Augen stechenden Blutigroth sich zu umgeben und bald Moder- und Grabesdüfte um ihre Schöpfungen zu verbreiten, ihre Gebilde hier zu teuflischen Frazzen zu machen, und dort bestialische Nuditäten mit denselben zu verweben, welche den rein menschlichen Sinn anwidern und nur für den grobsinnlichsten Pöbel oder eine sittlich entwürdigte Nation berechnet zu seyn scheinen. Andere französische Schriftsteller von Ruf kleiden sich dagegen mit allem Fleiß in die Farbe der Unschuld, nennen Sünde und Laster, Teufel und Hölle nur, wenn sie vorher sich dreimal bekreuzigt haben und predigen Tugend und Frömmigkeit nur nach den einstmaligen Statuten Caroli Magni oder Ludovici Sancti. Paul de Kock dagegen mag weder von dem Blutigroth oder Grabesschwarz der Ersteren, noch von dem Lammweiß der Letzteren wissen. Er steht der Affectation Beider fern und kleidet sich in die indifferente Farbe des Grau. Seinen Kopf bedeckt weder die gehörnte Bischofsmütze, noch die beschwerliche Krone, sondern der kleine bequeme Hut, der in Keilform der Welt sich entgegentragen läßt; seine Hände sind weder zum Fluchen noch Haranguiren in die Lüfte gestreckt, noch zum Segnen oder Predigen erhoben, sondern liegen ruhig verschlungen auf dem Rücken; das Auge starrt weder gedankenlos noch phantastisch in's Blaue hinein, noch ist es heuchlerisch-fromm zum Himmel gedreht oder schweift mit stechendem Strahl auf die Umgebungen hin, sondern überschaut mit Ruhe, doch scharf das sich ausbreitende Panorama; sein Mund ist zum Sprechen geöffnet, aber keine Leidenschaft, nur eine leise Ironie umspielt ihn. So ist das Bild Paul de Kock's, wie es sich aus seinen Schriften wiederspiegelt, und es ist wahrlich weder unsere Schuld, noch unser Verdienst, wenn es sich mit einem anderen verähnlichte, das unter tausend und abertausend Wirrnissen der Leidenschaft, des Vorurtheils und der Verblendung von göttergleicher Ruhe und Glanzkraft sich bewährt hat. —

In Gesinnung und Willen, in Zweck und Streben schließt Paul de Kock sich brüderlich den meisten von Frankreichs literarischen Notabilitäten an. Auch er will eine Regeneration der gesellschaftlichen Verhältnisse, eine Umbildung des Bestehenden und den Umsturz des Verderblichen, an wie hoher Stelle und wie tief in der Vergangenheit es auch gefunden werden möge, auch er will die Fesseln brechen, welche im bürgerlichen Leben den freien Aufschwung des Geistes behindern, und die sittliche Kraft von lähmenden Dogmen erlösen. Aber wie sehr er eins ist mit seinen Berufsgenossen im Zweck, so verschieden ist er doch von ihnen in der Art, den Zweck zu erreichen. Bei weitem die Mehrzahl derselben häufen mit tiranenhafter Geschäftigkeit Fiction auf Fiction, entfernen sich immer weiter von Erde und Welt, und versetzen die Leser auf eine Höhe der Romantik, wo Schwindel und Grauen hauf't oder drohen Erde und Erdverhältnisse in ein Chaos voll Abscheu und Schauder zu versenken. Ihre Phantasie kennt keine Zügel und schweift über alle Grenzen hinaus, wohl Bewunderung, aber keine Theilnahme sich erweckend, also den Zweck nicht fördernd, für welchen sie den Flug begann. Glücklich, wenn kein Jupiter, den allgemeinen Weltbrand und die Erfüllung des Fatums fürchtend, den Phaëton blitzerschmettert zur Erde schleudert! Das Suchen nach dem Ungewöhnlichen und Außerordentlichen führt zum Phantastischen, das Phantastische kann aber wohl noch anzie-

hen aber nicht fesseln, wohl noch gefallen, aber nicht nützen. Die Welt bedarf, um in ihren physischen, politischen und geistigen Interessen gefördert zu werden nicht der Romane und Novellen, die von Blitzstrahl und Donnergetön aller Art überfüllt sind, worin schlangenartig der Nordschein bald zur Rechten, bald zur Linken hin zuckt, und weder Tag noch Nacht zu unterscheiden ist, worin im geisterbleichen Mondlicht die Uebertreibung um die Greuel alter oder neuer Fürstengrüfte schleicht und Stürme brausen und Vulcane dröhnen, die ein Asmodi sich zur Lust erschaffen zu haben scheint. Ueber die Unterhaltung durch solche Schöpfungen des Geistes mag man noch nicht allgemein hinaus seyn, über die Tendenz derselben, wie sehr man ihr auch sonst zugethan ist, lächelt man, denn man erkennt sie in den Massen, die sie tragen und heben sollen, paralysirt und untergegangen. Nicht Fiction im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nicht phantastische Aufhäufung, sey es des Guten, sey es des Bösen, um hier Abscheu, dort Liebe zu erwecken, nicht heraustreten aus dem ruhigen Gleise der Natur, der Wirklichkeit und des Lebens zur größern Veranschaulichung irgend einer Idee, kann unserer nüchternen Zeit gefallen und frommen. Nur die reine Wahrheit, nur die Wirklichkeit, wie sie in Fleisch und Bein vor uns steht, nur das Bild des Menschen, der eben vor uns vorüberging, dessen Gestalt und Gesichtszüge noch in unseren Augen stehen, dessen Worte noch unsere Ohren erfüllen, nur die Erscheinung, die unsere Sinne unmittelbar berührt und uns in ihrer Gewöhnlichkeit nur wegen besonderen Zusammentreffens von Umständen anzieht, kann hinfort von dem Dichter, der zu dem Dichten, nach einer heiligen Bestimmung, das Wirken fügen will, benutzt werden. Wie Wenige aber verstehen es, die Natur in ihrem ruhigen Fest- und Alltagskleide, die See in ihrem regelmäßigen Ebben und Fluthen, die Wirklichkeit ohne die Randfarben der Augengläser darzustellen und den Menschen nach dem Menschen wiederzugeben! Wie Wenige können sich der Kunst rühmen, das Gesicht der Zeit und ihre ganze Gestalt so aufzufassen, und nachzubilden, daß ihre Mienen und Bewegungen, treu und wahr, alle Schöpfungen der Phantasie beleben und diese dem Herzen des Hörers oder Lesers nahe bringen! Wie sind insbesondere die Franzosen, die wohl zu beginnen wissen, aber nur schwankend fortschreiten und das rechte Ende insgemein nie finden können, so wenig dazu geeignet, den Flug des Pegasus nach der Höhe und Tiefe und Seite zu hemmen und zum klugen Schritt über die reichen Felder ihres Volkslebens, in welchem sich gleichsam die Strahlen des geistigen Lebens aller Völker der Erde sammeln, zu regeln! Wie ist der deutsche Schriftsteller, eingeengt und beängstet durch seine bürgerliche Stellung, eingeschüchtert durch die äußere Gewalt, angeekelt von der im flachen Philisterthum und kleinlichem Egoismus untergesunkenen Wirklichkeit, so wenig dazu aufgelegt, nach der Natur zu schildern und in angenehmem Gedicht oder Werk an dem, was wirklich ist, zu zeigen, was wirklich werden sollte! Sein Volk liefert dem Dichter keine Wesenheiten, keine Originale, mit denen er vertraut werden, in deren Gesellschaft er zu lebenerfassendem und das Leben wirksam durchgreifendem Werke geschickt werden könnte. Mit der nackten von ihm erfaßten messianischen Idee weiß er nicht fertig zu werden, sie nicht als Person bei Verwandten oder Fremden aufzuführen, und, versucht er es dennoch, mit Prometheischem Drange ihr Gestalt zu geben, so geräth Alles nach ihm, der mehr zu reden, und zu raisonniren, als durch lebenvolles Zusammenstellen lebender wirklicher Bilder klug und gut zu lehren versteht, und je größer sein Eifer war, um so weiter wird er durch äußeren Wellenschlag sammt seinem Fahrzeuge verschlagen. Wer läse hieraus nicht die Leidensgeschichte des jungen Deutschlands?

Paul de Kock nun ist es, vor allen Schriftstellern Frankreichs, welcher sich losgesagt hat von einer Dichtart, welche ihre Zeit längst erfüllt hat, welcher sich schroff entgegenstellt der Uebersparntheit und Phantastik, die sittliche Ungeheuer und Mißgeburten statt großer und erhabener Charaktere aufstellt, die nicht durch mannichfaltige Verknüpfung und Entwickelung Theilnahme erregen will, sondern das Gefühl durch Abscheulichkeiten und Ruchlosigkeiten abquält, die nicht überrascht, sondern erschreckt, nicht erschüttert, sondern Widerwillen und Ekel erregt. Er ist es, welcher die Bedürfnisse der Zeit und die Pflicht des heutigen Dichters klar erkannt hat, und mit Allem, was die Natur von Genie ihm verliehen hat, sie zu erfüllen strebt; er ist es, der alle Maschinericen seiner Schriftstellerbrüder hinter sich läßt, und dennoch vor ihnen zum Ziele gelangt; er ist es, der als Wettkämpfer den ersten Preis: den allgemeinen Beifall des Publicums, erringt, denn er ist es, der sich auf das Gebiet der Wahrheit beschränkt, das wirkliche Leben in allen seinen Beziehungen mit Geist und Humor auffaßt und auf das Treueste wiederspiegelt.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Literatur und Kunst werden mit Recht immer mehr und allgemeiner als zwei Schwestern betrachtet, in deren steter und inniger Vereinbarung erst ein rechtes und vollständiges Heil zu erblühen vermag. Zeugniß für eine höchst erfreuliche Vereinigung des göttlichen Geschwisterpaares gibt das in Georg Wigand's Verlag in Leipzig erscheinende Werk:

„Das malerische und romantische Deutschland in zehn Sectionen mit 260 Stahlstichen. Erste Section: die sächsische Schweiz von A. Tromlitz mit 30 Stahlstichen. Zweite Section: Schwaben von Gustav Schwab mit 30 Stahlstichen. Dritte Section: Franken von G. v. Heeringen mit 24 Stahlstichen. Vierte Section: Thüringen von Ludwig Bechstein mit 24 Stahlstichen. Fünfte Section: der Harz von W. Blumenhagen mit 24 Stahlstichen. Sechste Section: das Riesengebirge von Ernst Raupach mit 20 Stahlstichen. Siebente Section: Steyermark und Tyrol von Carl Herloßsohn mit 30 Stahlstichen. Achte Section: die Donau von Eduard Duller mit 30 Stahlstichen. Neunte Section: der Rhein von Carl Simrock mit 30 Stahlstichen. Zehnte Section: die Ost- und Nordsee von Mohnike und Starkloff mit 18 Stahlstichen."

Schon der Titel dieses Werkes, von welchem die erste Lieferung mit 3 Stahlstichen: „Die katholische Kirche in Dres-

den. Dresden. Lohmen, 24 Seiten Text und mit dem Motto aus Goethe auf dem Titel:

„Willst du immer weiter schreiten?
Sieh', das Schöne liegt so nah."

vor uns liegt, nimmt so sehr für dessen Werth ein, daß es kaum noch der Versicherung bedarf, daß in dem Werke selbst Alles geleistet werde, was eine gewissenhafte Kritik zu fordern berechtigt ist. Die Ansichten aus der sächsischen Schweiz sind, wie uns die Unternehmer des Werkes berichten, zum Theil vom Hrn. Prof. L. Richter und Hrn. Otto Wagner, nach der Natur eigends aufgenommen, zum Theil aber nach den von Hrn. Prof. L. Richter bereits früher herausgegebenen Skizzen, nachdem sie von diesem selbst oder von englischen Künstlern umgezeichnet worden waren, in Stahl gestochen. Ueber ihre Vortrefflichkeit wäre jedes Lob ein überflüssiges. A. Tromlitz ist einer unserer beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller, und er hat durch das lebhafte Colorit, welches er seiner romantischen Wanderung durch die sächsische Schweiz zu geben angefangen hat, von Neuem bewährt, welch' ein wohl begründetes Recht er auf ein solches Ansehen hat.

Von ganzem Herzen stimmen wir den Unternehmern bei, wenn sie in ihrem Programme sagen:

„Welches Land der Erde ist so reich an Naturschönheiten, als unser geliebtes Deutschland, welches Land so reich an Stellen, bei deren Anblick große Erinnerungen in unserer Seele auftauchen! Durchwandern wir das schöne, gesegnete Schwabenland, auf dessen Bergen die Trümmer stolzer Ritterburgen Kunde geben von einer dahingeschwundenen kräftigen Zeit, fahren wir hinab auf den grünen Wellen des Rheins, dessen Ufer die goldene Rebe schmückt, besteigen wir den Brocken und das Riesengebirge, die Schauplätze einer verklungenen Mährchenzeit, erinnern wir uns in den Bergen Thürings an das einstmalige Heranbrechen einer neuen Morgenröthe, lauschen wir an den Gestaden der Ost- und Nordsee dem Brausen des Meeres, betrachten wir sinnend zwischen den himmelanstrebenden Felsen der sächsischen Schweiz die Zeugen jener Vorzeit, in der im wilden Sturme der Elemente die alte Welt zerriß und die neue sich gestaltete; schiffen wir hinab auf der Donau, die ruhig dahinfluthet zwischen reichen, fruchtbeladenen Feldern und stillen Klostermauern, erklimmen wir die Alpen, durchwallen wir die anmuthigen Thäler Tyrols und Steyermarks — überall werden sich in unserm Auge große Bilder wiederspiegeln, überall werden wir in hoher Freude ausrufen: das ist unser Vaterland! —

Doch nur Wenigen ist es vergönnt, alle diese Bilder in der Wirklichkeit zu schauen. Wem sollte es daher nicht willkommen seyn, ein Werk erscheinen zu sehen, welches alles Erhabene und Schöne, womit die Natur unser Vaterland schmückte — ihm vor die Seele führt?

Das deutsche Volk hat in der neuesten Zeit Bilderwerken seinen Beifall geschenkt, die uns das Ausland zugeführt, und die, wenn sie auch, was artistische Ausstattung betrifft, des Lobes verdienten, immer doch nur fremde, uns fern liegende Gegenden darstellten. Mit um so größerem Vertrauen dürfte man daher auf eine allgemeine Theilnahme rechnen bei einem Werke, welches geist- und gemüthvolle Schilderungen des deutschen Volkes aus dem Munde seiner gefeierten Dichter und Schriftsteller, vereint mit gelungenen und kunstvollen Darstellungen seiner schönsten Gegenden, darbieten soll."

Mit Freuden setzen wir hinzu, daß die gehegte Erwartung durch zahlreich eingegangene Bestellungen erfüllt worden und der Erfolg des Unternehmens bereits gesichert, ja die Möglichkeit eingetreten ist, eine Steigerung in Hinsicht der artistischen Leistungen bei den folgenden Sectionen zu versprechen.

Auch in der äußeren Eleganz des Werkes ist das dem Werke Würdige von der Verlagsbuchhandlung geleistet.

Bilder für Geist und Herz aus der biblischen Geschichte. Zeichnung und Text von G. Opitz. Lithographieen und Verlag von C. D. Löscher. Leipzig, 1836, in Commission bei Robert August Friese.

Wir haben es hier mit nichts so Großartigem, wie es das malerische und romantische Deutschland ist, zu thun, sondern mit etwas Einfacherem und Anspruchsloserem, mit einer Gabe, nicht für die große gebildete, sondern für die kleine, nach Bildung des Geistes und Herzens und Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne strebende Welt. Diesem Streben einen Anhaltepunct zu geben, dazu können wir allerdings nichts vortheilhafter erachten, als das Hinweisen auf die heilige Geschichte, die in tausend, dem Kindesalter wohlfaßlichen Begebenheiten Gelegenheit bietet, das sittliche und religiöse Gefühl zu wecken, zu nähren und zu stärken, und damit den Grund zum Ernst und zur Weihe des spätern Alters zu legen. So wäre denn das Erscheinen biblischer Bilder an und für sich keiner weiteren Rechtfertigung bedürftig. Was insonderheit den artistischen Werth der im II. und IV. Hefte uns vorliegenden Bilder aus der biblischen Geschichte betrifft, so können wir versichern, daß derselbe sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, und in dem beigegebenen Texte im Allgemeinen der richtige Erzählungston von dem Verfasser getroffen worden ist. Das ganze Werk soll in 13 Lieferungen oder Heften erscheinen, jedes (nicht jeder) Heft aber vier Bilder und einen Bogen Text enthalten und 8 Groschen, also das gesammte Bilderwerk 4 Thlr. 8 Gr., kosten. Im zweiten befindet sich: „die Versöhnung Jacob's mit Esau;" „Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen;" „die Auffindung Moses" (vielleicht am schönsten); „der Israeliten Noth in der Wüste." Im vierten Hefte: „die Juden begehren einen König;" „Heldenthat Jonathan's;" „David's Salbung zum Könige;" „Freundschaft Jonathan's und David's." Bei dem letzteren Bilde können wir jedoch nicht umhin auf den unklaren und unangemessenen Anfang der Erklärung aufmerksam zu machen. Er heißt:

„Die Natur hat die zartesten und schönsten Bande der elterlichen, kindlichen und Geschwisterliebe ver(?)flochten, doch die der ächten Freundschaft flicht blos die wechselseitige Erkenntniß des innern Werths des andern und die Achtung, welche uns dieser abgewinnt. Ohne wechselseitige Achtung ist keine

Freundschaft, und diese Achtung gründet sich auf Uebereinstimmung, welche bald das feste Band unter guten Menschen unauflöslich für das Leben zu verschlingen fähig sind. Ohne Achtung verdient jede solche Verbindung ganz andere Namen, wie sie zum Theil im gemeinen Leben ausgesprochen werden, und welche Verbindung zwar eben so gut unter harmlosen einfachen Menschen, doch aber auch unter Bösen und Verbrechern bestehen kann."

Um eine unbedingte Empfehlung dem Unternehmen geben zu können, wünschten wir allerdings solche Sätze entfernt.

Die äußere Ausstattung verräth Geschmack und läßt keine tadelnde Ausstellung zu.

Literarischer Beobachter.

[Vertheidigung der Polygamie von einem Polygamisten.] Ein Einwohner von Kalkutta hat sich veranlaßt gefunden, den orientalischen Gebrauch der Polygamie mit folgenden Gründen in Schutz zu nehmen: „Ihr, englische Gentlemen, skandalisirt so gern darüber, daß meine Landsleute viele Weiber nehmen. Wenn Eure Religion und die Sitten Eures Landes Euch nicht erlauben, mehr als eine Frau zu heirathen, warum sollten wir diesem Beispiele folgen, da wir doch von anderem Stamme und anderem Glauben sind? Jedermann, der Asien genauer kennt, muß auch wissen, daß es bei uns mehr Frauen als Männer gibt, sey es nun, weil mehr Mädchen als Knaben geboren werden oder weil Ihr, Engländer, die Männer in Schlachten tödtet. Das Wahre von der Sache kann nur ein Zauberer wissen. Wollt Ihr nun jedem Manne nur eine Frau verstatten, was soll denn aus den vielen übrigen Frauen werden? Sie müssen doch Jemanden haben, der ihnen gut ist und sie versorgt? Gewiß hat uns schon die Natur dazu bestimmt, daß wir viele Frauen und vieles Glück haben sollen — es gehört dieß zu unserer Wohlfahrt und ist von Anbeginn so gewesen. Ich bitte Euch also, in die Verordnungen der Vorsehung nicht einzugreifen."

[Der Weltumsegler.] So wird ein neuer größerer Roman von Capitän Marryat, dem Verfasser mehrerer allbeliebten See- und anderer Geschichten, heißen, und um desto anziehender seyn, je mehr er auf Data aus einer wirklichen Reise um die Welt basirt und voll der ergreifendsten Schilderungen seyn wird.

[Oesterreischer Fleiß.] Dieser zeigt sich von Neuem in der „Giftmischerin," einer Criminalgeschichte in einem Bande, welche der Wiener Schriftsteller Dr. Rittler zu Tage fördern wird. Wenn es nur eine Giftmischerin von anmuthigem Gesicht und anziehenden Manieren ist.

[Uhland italienisch.] Der Abbate Nicolaus Negrelli, Prof. der italienischen Sprache und Literatur an der k. k. orientalischen Akademie, hat einige Gedichte von Uhland ausgewählt und sie in's Italienische übertragen. In Mailand wird der italienisirte Uhland en miniature an's Licht treten und unstreitig nicht uneben von dem Lichte der italienischen Kritik beleuchtet werden.

[Naturdichter.] Auch in Rußland gibt es solche Leute. Drei Bauern nämlich, Namens Slepuschkin, Alipanoff und Suchanoff sind aufgetreten und haben sich durch die Literaten P. Swinin, und B. M. Fedoroff in's Publicum einführen lassen. Die oberste Spitze der Trias bildet Slepuschkin. Die von Alex. Dumas eingeleiteten Poésies Jean Reboul's, eines Bäckers zu Nimes, erfreuen sich der Anerkennung französischer Kritiker und werden zum Theil den Leistungen des Schuhmachers Degoteux im Pas-de-Calais und des Tischlermeisters Adam zu Nevers, zweier bekannten Handwerkergenies, noch vorgezogen.

[Etwas Altes.] Im Jahre 1787 wurde zuerst herausgegeben und dem Herzog von Chartres, jetzigem Könige der Franzosen, Louis Philipp, gewidmet: „Die Religion, als einzige Grundfeste der Glückseligkeit und der wahren Philosophie betrachtet." Jetzt erscheint dieses fromme Werk, welches Frau von Genlis zur Verfasserin hat, von Neuem in Verona, übertragen in's Italienische.

[Hr. v. Raumer in Gunst bei den Amerikanern.] Ein nordamerikanisches Blatt gibt freudig kund, daß Hr. v. Raumer das Werk: „Leben und Schriften Washington's" von Jared Spark in's Deutsche übersetzt und Noten und Erklärungen hinzufügt; auch soll der nordamerikanische Minister am Berliner Hofe, Hr. Wheaton, Hrn. v. R. ganz besonders wegen der gedachten Uebersetzung angegangen haben.

[Das schriftstellernde Berlin.] Eine junge Leipziger Buchhandlung läßt unter diesem Titel eben eine Humoreske drucken. Beiträge dazu sind, daß E. M. Oettinger bei Hoffmann und Campe in Hamburg einen dreibändigen Roman: „Der Ring des Nostradamus" erscheinen und davon gleichzeitig eine französische Uebersetzung hervortreten läßt. Dr. Büchner gibt bei Dunker und Humblot in Berlin ein Berliner Taschenbuch für 1837 heraus, zu welchem die ersten Dichter Berlins, so wie dessen vornehmste Schriftsteller Beiträge liefern werden. Besonders viel verspricht man sich von einer Biographie des Fürsten Pückler, des lebenden Weltgängers, aus der Feder des beliebten Schriftstellers Th. Mundt. Es wird sich zeigen, ob eine ziemlich vollständige Verschiedenheit zwischen Schreiben und zu Beschreibenden keinen Eintrag thun und Nachtheil wirken wird. Von A. Glasbrenner, dessen Bilder aus Wien einen Beifall gefunden haben, der sogar gefährlich geworden ist, sagt man, er arbeite an einem Faust. In der That, es scheint doch einmal Zeit zu werden, einen anderen Universalstoff in die Mode zu bringen.

Grabschrift auf Grabbe.

Grabbe ist todt; auch er erfuhr
Der Menschheit Loos, er mußt' erblassen —
Nach — — stein *) die kräftige Natur,
Die schleudernd mit großart'gen Massen,
Wie ein Titan voll Jugendmuth. —
Gefährlich ist's, den Himmel stürmen,
Sein Lober hat's dagegen gut,
Vor gleichem Tod wird ihn sein Blut,
Von Hegel inficirt, beschirmen. ***.

*) S. d. Gesellschafter 117. Blatt d. J.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 254. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 22. October. **1836.**

Dramaturgie der Indier und Recept zu einer Theaterprinzessin.

Was mich betrifft, schreibt „Semilasso in Afrika," so muß ich, jemehr ich von der indischen Literatur erfahre, immer mehr über das dichterische und metaphysische Genie dieser Nation erstaunen, die auch im Drama schon vor Jahrtausenden eine Höhe erreicht hatte, der seitdem nur Shakespeare und Calderon gleich gekommen sind. Und noch merkwürdiger ist es, daß Jene längst in festen Regeln aufgestellt, was diese beiden Dichter, als sie die enggezogenen Grenzen des griechischen Dramas verließen, nur durch Inspiration errathen zu haben scheinen. Dahin gehören auch die verschiedenen Gradationen der höhern und niedern Sprachweise, die sie ihren Personen, nach Maßgabe ihrer Stellung, in den Mund legen; was bei den Indiern noch viel weiter getrieben wurde, als es Shakespeare z. B. sich zu erlauben getraute, denn ihre Helden sprechen sogar Sanskrit, was zwei Drittheile des Auditoriums gar nicht verstanden, und so herab bis zu dem Patois der gemeinsten Classe.

Was ich aber eigentlich mittheilen wollte, ist das Recept zu einer Theater- oder vielmehr dramatischen Heldin, von der folgende zwanzig Eigenschaften, nicht mehr und nicht weniger, verlangt werden. 1) Schönheit; 2) Jugend; 3) das Auffallende; 4) Sanftmuth; 5) Treue; 6) muß sie die Bewegung einer Seele zeigen, die erwacht, und sich selbst noch unbewußt, die Liebe sucht; 7) das Wachsen der Emotionen, den süßen Schauer, das plötzliche Erröthen und Erblassen; 8) das Auflodern eines Herzens, das sich seinem Herrn unterwerfen will; 9) die halbspottende Lustigkeit, welche das ganze Benehmen eines Liebhabers, seine Bemühungen und Betheuerungen parodirt; 10) der Ausdruck des Begehrens, der sich im Blick, im Zittern der Stimme, in der Bewegung des ganzen Wesens kund gibt; 11) das Vergessen der ganzen Welt umher, die unwillkürliche Zerstreuung, die träumende Abwesenheit, welche die eingetretene Leidenschaft charakterisirt; 12) der noch höhere Grad, die Nichtbeachtung seiner selbst, das Unzusammenhängende der Handlungen, die Vernachlässigung aller Dinge, ja selbst des Putzes! 13) die jetzt folgende Ungewißheit und Unruhe; 14) das letzte Auflodern des jungfräulichen Stolzes; 15) die Abwechselung von Zorn und Zärtlichkeit, Bitterkeit und Freude; 16) der stillschweigende Ausdruck erhörter Liebe; 17) ein Rückfall und die Affectation, die Liebkosungen dessen zurückzustoßen, den man innerlich anbetet; 18) die Schamhaftigkeit, welche noch zu täuschen, und die im Grunde die in der Seele arbeitenden heftigsten Begierden zu verbergen sucht; 19) der Triumph — die Eröffnung, das Aufblühen der Seele und aller Sinne; 20) die glückliche Zeit, wo man die Seligkeit, die man gibt und empfängt, nicht verbirgt, sondern kühn zur Schau trägt; wo man sich schmückt, um noch mehr geliebt zu werden, um noch besser zu gefallen, um den Rausch noch zu vermehren und fortdauern zu lassen, dem man sich selbst mit vollem Entzücken überläßt.

Ich frage nun, ob nicht Shakespeare, ohne von dieser genauen und bewunderungswürdigen, indischen Analyse ein Wort zu wissen, nur von seinem schöpferischen Genius geleitet, in seiner Julia fast genau derselben Vorschrift gefolgt ist? Der Mensch bleibt immer der nämliche, so viele Jahrtausende über ihn hinrollen, und wie es Goethe sagt:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
und wo ihr's packt, da ist es interessant."

Auch zu den komischen Charakteren finden sich herrliche Vorschriften, nur die drastischen Horreurs unserer Bühne, die namentlich jetzt nicht gräßlich genug mehr erfunden werden können, waren diesem sanften Volke fremd. Nichts dem Aehnliches wollten sie dulden; Marter, Tod, Mord und Blut, durften nie die ihnen vorgeführten Bilder verunreinigen, nur die Schmerzen und Freuden der Seele durften dem Publicum vorgeführt werden.

Es kam mir fast wie eine Satyre vor, gleich darauf eine Abhandlung über den Dampf zu lesen. Ein Gasthof in den vereinigten Staaten wird in dieser Notiz angeführt, wo, bis auf den Wirth, Alles durch diesen neuen nervus rerum bewerkstelligt wird. Dampf trägt die Effecten der Fremden auf ihre Zimmer, putzt ihre Röcke und Stiefeln, wie Messer und

Tischgeschirr; kehrt die Stuben aus, bedient bei Tisch, versieht das Kochgeschäft, feuert, klingelt zum Essen, macht Holz klein u. s. w., und führt die Gäste noch spazieren.

Französische Schauspieler in den Colonieen*).

Ehemals wußten Frankreichs Schauspieler noch nichts von überseeischen Reisen. Bei der geringen Verbindung zwischen den Colonieen und den europäischen Mutterlanden, und bei der niedrigen Stufe geistiger Cultur, die jenseit des Oceans anzutreffen war, fanden unsere Bühnenhelden keine Gelegenheit, in einer Entfernung von dreitausend Seemeilen die Tiraden zu wiederholen, mit denen sie in Europa Furore machten. Bogota hatte noch keine komische Oper aufzuweisen, und eine Madame Pasta wäre damals um keinen Preis nach Mexiko gegangen, um die Nachkömmlinge der Yncas bei der Musik von Rossini mit ihren Darstellungen zu ergötzen. Die gesammte Coulissen-Geographie beschränkte sich überhaupt noch auf die Kenntniß der Meere aus Baumwolle, der Inseln aus Leinwand und der Stürme von Kolophonium. Wir wissen nicht, wie jener abenteuerliche Schauspieler geheißen, der, aus Paris wie aus der Provinz verwiesen, von den zweihundert Theater-Directoren Frankreichs vertrieben, ohne Gehalt, mit einem Herzen voll Erbitterung und Haß, ausgestattet mit Prosa und Versen, mit Liedern und Tiraden, plötzlich ein Fahrzeug bestieg, sich nach den Colonieen einschiffte, und die ersten Coulissen auf den jungfräulichen Boden der neuen Welt verpflanzte. Das war ein nicht gewöhnlicher Held.

In einer ursprünglichen französischen, aber später englisch gewordenen Colonie, die, wie viele andere, trotz des Wechsels ihrer Herrschaft die Sprache und die Sitten der Franzosen beibehalten, kam im Jahre 1818, gleichzeitig mit den Weinpipen von Bordeaux und den Collis mit kurzen Waaren, eine Truppe von französischen Schauspielern an, an deren Spitze eine Madame Ste. Anguille sich befand, die sich Ex-Pensionairin des Théâtre-Français nannte. Diese Truppe war ganz complett, wenn auch freilich nur in der Weise complett, wie das Orchester jener Straßen-Musicanten, die alle Instrumente auf einmal, Cymbeln mit den Knieen, die große Trommel mit den Ellenbogen, das Triangel mit den Füßen, die chinesische Trommel mit dem Kopfe, die Querpfeife mit dem Munde und das Clarinett mit der Nase spielen. In gleicher Weise waren die Schauspieler der Madame Ste. Anguille darauf gerüstet, an einem und demselben Abend im Lustspiel, im Trauerspiel und im Vaudeville aufzutreten. Jeder derselben hatte das Recht, oder vielmehr war dazu verpflichtet, in den drei Genres zu debütiren, und Einige unter ihnen waren zu gleicher Zeit auch noch für das Ballet engagirt.

Die Bewohner der Colonieen geriethen in Entzücken; sie hätten sich in keinem höheren Grade freuen können, wenn sie etwa in Erfahrung gebracht, daß das Mutterland kraft irgend eines humanen Beschlusses alle Beschränkungen und Verbote des Sclavenhandels aufgehoben habe. Wir brauchen nach unserer eben aufgestellten Vergleichung wohl kaum noch hinzuzufügen, daß die Colonisten zum Theil vom Sclavenhandel lebten; übrigens waren es Leute von dem besten Tone, gastfreundschaftlich, artig, und von einer einnehmenderen und ungezwungeneren Höflichkeit, als die Europäer. Wir erinnern uns gern ihrer patriarchalischen Sitten, ihrer Morgenunterhaltungen unter den Linden, wo französisch gesprochen wird, eine Sprache, die man hier am meisten liebt, und deren man sich in der Anrede an Damen fast stets bedient; dagegen wird in den lauteren Abendgesellschaften bei der Theekanne über Politik, gleichsam aus Politesse gegen die Regierung in englischer Sprache, conversirt. Man hatte schnell ein Theater für unsere Schauspieler aufgebaut; jeder Einwohner brachte ein Bret herbei; die Douane lieferte die Balken; die englische Marine schickte Segel-Leinwand und vom Stapelplatze holte man Nägel und Zeichnungen dazu. Alsbald kamen die Zimmerleute, die Kalfaterer und die Arbeiter aus dem Hafen herbei. Man hätte glauben mögen, daß hier ein Kauffahrteischiff ausgerüstet werden sollte, und als das Theater endlich fertig war, schien man ganz die Wahl zu haben, dasselbe entweder für das Publicum zu öffnen, oder es als Fahrzeug in See auslaufen zu lassen.

Auf dem Thürpfosten zwischen zwei Schiffsankern und unter der Wölbung zweier stolz gemalter Palmbäume waren folgende Worte zu lesen: „Königliches Colonial-Theater unter dem Schutze des Gouverneurs und der Direction der Madame Sainte Anguille."

Auf den beiden Seiten der Thür waren noch die verschiedenen Genres, die die königliche Schauspielertruppe unter der Direction der Madame St. Anguille ausführen sollte, so wie die Namen und die Rollen der einzelnen Schauspieler zu lesen.

Man wollte hier alle Genres auf einmal zur Aufführung bringen. Und doch wurden die Verhältnisse, unter welchen die drei Genres ausgeführt werden sollten, von Tag zu Tag immer verwickelter und schwieriger; denn ein Schauspieler, der vielleicht in Merope, im Tartuffe, in dem Hund von Montargis, in dem Sollicitanten von Scribe und in den Liebeshändeln der Venus, einem Ballette von Gardel, aufzutreten gerüstet war, hatte sich doch keineswegs darauf vorbereitet, einmal an der rothen Ruhr zu sterben. An dies Genre hatte Niemand gedacht. Aber gerade das war es, was das Personal unserer Truppe gewaltig decimirte, bis man sich endlich genöthigt sah, auf Mittel zu denken, um einen und denselben Schauspieler zwei- oder dreimal unter verschiedenem Costüm in demselben Stücke erscheinen zu lassen.

Die Aufführungen des ersten Theater-Abends waren festgesetzt: Alcire oder die Amerikaner; hierauf Zeloe oder der mexicanische Sclave, ein Ballet.

Diese beiden Stücke, in denen der Haß der Sclaverei so wie das Glück der Freiheit und die heilige Pflicht der Gleichheit aller Menschen besprochen werden, waren auf den ausdrücklichen Wunsch der Einwohner zur Aufführung gewählt worden. Die Colonisten waren bereits alle voll Entzücken. Man hatte es den Negern und überhaupt allen Farbigen streng untersagt, auch nur den Fuß in das Schauspielhaus zu setzen, indem man ihnen damit drohte, daß sie hinausgepeitscht und auf der Stelle niedergehauen werden würden.

So weit lief denn Alles auf's Beste ab: das Costüm war angeordnet, der Saal roch nur noch ein wenig nach Terpentin;

*) Aus dem Französischen.

die Rollen waren einstudirt; Madame Ste. Anguille war ganz von der Krankheit hergestellt, die ihr das ungewohnte Klima zugezogen und die sie fast wie eine Quitte gelb gefärbt hatte. Da einige Schauspielerinnen bereits vom Tode weggerafft waren, so erboten sich englische Officiere von der Garnison, sie zu ersetzen; und so ging denn Alles ganz nach Wunsch, bis man endlich ein bedeutenderes Hinderniß eintreten sah.

Der Colonie mangelte es an Geld, und die Colonisten der kleinen Stadt, in der unsere Künstler sich niedergelassen hatten, waren, trotz ihrer großen Vorliebe für das Schauspiel, doch außer Stande, ihre Plätze zu bezahlen und sich Einlaß-Billets für Geld zu verschaffen.

Ein solcher Zufall ist in den kleinen Colonial-Orten nicht gerade etwas Seltenes. Das baare Geld fehlt daselbst oft, und es ist dies keineswegs ein Beweis von einer öffentlichen Calamität; im Gegentheil pflegt dieser Zustand nur darauf hinzudeuten, daß die Kaffee- oder Zucker- oder die Gummi- und die Elfenbein-Ernte reichlich ausgefallen, und daß das vorräthig gewesene Geld durch die großen Einkäufe absorbirt worden; die Colonieen strotzen von Waaren, und das baare Geld ist einstweilen dem Auslande zugeflossen. Man muß dann abwarten, bis die europäischen Schiffe wiederkommen und im Austausche für die Producte der Colonie ihr Geld zurücklassen.

Um es kurz heraus zu sagen, es war in der ganzen Colonie, in der unsere Schauspieler sich so viele Mühe gegeben hatten, ihr Glück zu machen, zur Zeit kein Geld aufzutreiben. Zu London oder zu Paris wäre ein solches Uebel schrecklich gewesen; die Direction hätte sogleich Bankerott gemacht, die Schauspieler wären alle davon gelaufen, und zum Schlusse hätte man noch das Theater selbst demolirt.

Aber die Bewohner unserer Colonie wandten sich als gewerbsame und betriebsame Leute an Madame Ste. Anguille mit folgendem Vorschlage: Wir haben, sagten sie, kein Geld, das wir Ihnen geben könnten, das ist wahr; aber bemerken Sie wohl, Madame, daß, wenn hier Niemand Geld hat, auch Niemand welches braucht. Das, was wir einkaufen und verkaufen, vermittelt sich von selbst ohne irgend eine Art von Geld. Bedürfen wir eines Ochsen, so geben wir dafür zehn Hammel hin, und wollen wir Wein oder Liqueur trinken, so bezahlen wir den Wein oder den Liqueur mit Zucker und Kaffee; wer von uns Pfeffer kaufen will, gibt uns dafür Salz als Kaufpreis an. Auf diese Weise leben, essen und trinken wir, und machen mit einander Geschäfte ohne Geld, bis endlich die Zeit heranrückt, wo die Colonie wieder zu baarem Gelde kommt; alsdann werden die bisher in Umlauf gewesenen Naturalien sämmtlich in klingende Münze umgesetzt.

Das ist gewiß sehr schön, erwiederte Madame Ste. Anguille, diese Weise des Austausches ist ohne Zweifel die Grundlage alles Handels und der Ursprung aller höheren staatswirthschaftlichen Theorieen gewesen; allein um meine Truppe hier zu ernähren, habe ich keine Hammel, für die ich Ochsen eintauschen, noch Pfeffer, den ich als Kaufpreis für Zucker angeben sollte. Da ich nun weder das Eine noch das Andere besitze, auf welche Weise denken Sie denn, daß ich meine Leute hier vor dem Hunger retten sollte.

O, Madame Ste. Anguille! erinnern Sie sich nur, daß das Talent selber Ochsen, Rinder, Hammel und Pfeffer, daß das Talent Alles hat. Lassen Sie nur Ihre Schauspieler spielen, und statt mit Geld, werden wir Ihnen die Einlaßbillets mit Naturalien bezahlen. So bestimmen Sie denn nach Ihrem Gutdünken die Preise der einzelnen Plätze, und Jedermann wird Ihnen von dem, was er in natura besitzt, das Nöthige zuführen und in Rechnung bringen.

Sie helfen mir da wahrlich aus einer Verlegenheit, rief Madame Ste. Anguille; morgen soll Ihre Idee durch den Anschlagszettel veröffentlicht und zur Ausführung gebracht werden.

Rechnen Sie auf den Erfolg, Madame, Ihre Schauspieler werden schon zufrieden seyn: das Rindvieh und das Geflügel ist bei uns billig.

Den folgenden Tag sah man die ganze Colonie um fünf Uhr des Abends gruppenweise in Familienreihen nach dem königlichen Theater zuströmen, welches mit gefärbten Gläsern hell illuminirt und durch die über dem Thorflügel ausgebreitete englische Flagge geschützt war.

Die Menge brachte ihre Aequivalente für die Einlaßpreise des königlichen Theaters in den Händen, unter den Armen und auf dem Rücken herbei. Es waren große starke Rinder, Hammel mit und ohne Hörner, gesalzene und ungesalzene Fische, ganze Töpfe mit Confecten, Büchsen mit Cigarren, geräucherte Zungen, Spanferkel, Perlhühner, Fässer mit Zucker, Säcke mit Kaffee, Säcke mit Pfeffer, gegerbte Felle, Schläuche von Gummi, Sclaven, Schwalbennester, Ebenholz, Papageien, Affen, Colibris in den Käfigen, Böcke, Gazellen, Reiherfedern und endlich eine unzählige Menge anderer Gegenstände, die sich kaum alle anführen lassen, die man sich aber leicht selbst hinzudenken kann.

Unsere Leser wissen bereits, daß man „Alzire oder die Amerikaner" und das Ballett „Zeloe oder der mexicanische Sclave" aufführen wollte.

Bis zur Casse, wo die Billets ausgegeben wurden, war Alles recht gut gegangen; aber hier traten einige Schwierigkeiten ein, an die man gar nicht gedacht hatte. Derjenige nämlich, welcher zwei Rinder herbeigebracht, um eine eigene Loge für seine Familie zu erhalten, verlangte, daß man ihm zum wenigsten noch einen fetten Hammel oder einen Papagei retour gebe. Dazu bedurfte es besonderer sachverständiger Leute. Der Vorhof verwandelte sich alsbald in einen Rinder- und Federvieh-Markt. Hierauf kam Einer und gab für drei Plätze zur ersten Gallerie einen Mulatten hin, auf den er aber nach seiner Berechnung einen kleinen Neger zurückerhalten mußte. Aber die Madame Ste. Anguille hatte keine kleine Neger, und man mußte dann überall hinschicken, um diese Münze herbeizuschaffen. Es hätte Noth gethan, daß man beständig kleines Geld in verschiedenartigen Töpfen mit Confecten und in Affen bestehend, vorräthig gehalten, wobei es jedoch gewiß nicht wenig gefährlich gewesen wäre, die Letzteren etwa in die Tasche stecken zu wollen. Unsere Colonisten hatten indeß auf eine ziemlich anständige Weise Platz genommen. Man verschloß die Theatereinnahme in ein mit Barrièren umgebenes Gehege und ließ dasselbe durch Eingeborene bewachen.

Der Vorhang ward aufgezogen.

Während des ersten Actes fiel keine besondere Störung vor.

Hier und da hörte man nur verschiedene Reden folgender Art: „Mein Herr! Ich behaupte, hier eben so viel sehen zu dürfen, als Sie.“ — „Mein Ochse ist nicht weniger werth, als Ihr Hammel.“ — „Ich habe nicht etwa deßhalb einen Sack voll Kaffee hingegeben, um Ihren Rücken hier zu bewundern.“ — „Mein Affe gibt mir das vollste Recht auf alle Plätze: lassen Sie mich doch auch etwas sehen.“ — Bis auf diese zerstreuten Aeußerungen jedoch war Alles zur allgemeinen Zufriedenheit abgelaufen.

Aber am Ende des dritten Actes, in dem Augenblicke, wo Alzire die Kniee des Alvarez umfaßt, indem sie zu ihm sagt: Mein gnädiger Herr u. s. w. . . . in dem Augenblicke, wo alle Sclavenhändler in heiße Thränen zerflossen: da steckt plötzlich ein Mann seinen Kopf durch das Bogengitter durch und ruft laut: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß die eine Hälfte der Theatereinnahme von der anderen Hälfte aufgefressen worden, und daß der Rest, der an dem Schmause keinen Antheil nahm, während dieser Zeit davongelaufen ist.“

„Was geht das uns an?“ murrten die Zuschauer; „fahren Sie nur fort.“

„Wie, was das Sie anginge?“ rief Madame Ste. Anguille, indem sie auf die Bühne hervorstürzte. „Sie haben hier sämmtlich für unsere Einnahme zu stehen! Man zeigt Ihnen nun an, daß dieselbe aufgezehrt worden, und Sie, Sie glauben, dabei gar nicht interessirt zu seyn?“

„Je nun, beste Madame, das mag wohl ein Scherz gewesen seyn. Alvarez, fahren Sie fort.“

Aber derselbe Mann am Bogengitter antwortete hierauf: „Wir haben es hier nicht im Geringsten mit einem Scherze zu thun. Unsere Einnahme hat eine wahre Revolution gemacht: die Neger von der ersten Gallerie haben die Flucht ergriffen; hierauf verschlangen die Spanferkel des Amphitheaters die Perlhühner des Paradieses; endlich würgten die Affen vom Parterre die Papageien vom Parquet, die Gazellen suchten das Freie, und die Colibris sind davongeflogen. Dies ist das Schicksal unserer Theatereinnahme.“

Madame Ste. Anguille fiel in Ohnmacht. Das Stück ward nicht zu Ende gebracht. Vergeblich verlangte das Publicum das versprochene Ballet. Das Colonial-Schauspiel war im vierten Acte der Alzire stecken geblieben. Wer hätte sich auch über ein solches Unglück erst beklagen wollen, wofern man nicht ein Colonist gewesen wäre?

Als Madame Ste. Anguille wieder zu sich kam, machte sie den Einwohnern einen förmlichen Proceß, indem sie behauptete, daß man ihr die Vorstellung noch ein Mal in natura bezahlen müsse. Allein das englische Colonialgericht erklärte, daß noch in keinem Gesetze einer aufgefressenen Theatereinnahme Erwähnung geschehen sey, und daß nach dem einfachen natürlichen Rechte kein Zuschauer für die von ihm einmal geleistete Zahlung stehen dürfe, zumal ihm der Zutritt schon gestattet worden. Madame Ste. Anguille ward somit abgewiesen.

Indessen hatte man eine Subscription eröffnet, um den unglücklichen Schauspielern zu ihrer Rückreise nach Europa behilflich zu seyn. Diese Subscription fiel sehr bedeutend aus. Sie bestand in gleicher Weise, wie die Theatereinnahme, in lauter Naturalien.

Wie wir später erfuhren, hat unsere Schauspieler-Truppe ihren sämmtlichen Vorrath von Kaffee und Zucker in Bordeaux zu einem sehr hohen Preise verkauft.

Theater-Gucker.

Berlin. Das Königstädtische Theater sammelte eben keine Lorbeeren mit der Neuigkeit: „Die Gesandtschaftsreise nach China,“ Charakter-Lustspiel in 4 Acten, nach van der Velde's Erzählung, von Dr. Franck. Es ist dieses Stück ein sehr schwaches Product eines Dichters, der weder etwas Neues schaffen oder hinzufügen, noch das Fremde mit Erfolg benutzen kann. Die Erzählung van der Velde's ist durch diese Bearbeitung wahrhaft entstellt und verkrüppelt worden. Vom Dramatisiren kann keine Rede seyn, so lange man darunter etwas mehr als Dialogisiren versteht. Die Benennung Charakter-Lustspiel hätte füglich mit der: chinesisches Lustspiel, vertauscht werden können, weil man oft unter Chinesischem etwas wider den guten Geschmack Laufendes und Abgeschmacktes und Dummes versteht. Das Publicum beachtete auch mehr die Spielenden, als das, was gespielt wurde, und besonders war es Hr. Plock, der schon durch seine äußere pittoreske Erscheinung imponirte, und mit Recht am Schlusse des Stückes hervorgerufen wurde. „Die Liebe im Eckhause,“ Lustspiel in zwei Acten, nach einer Idee des Calderon aus dem Französischen bearbeitet, wurde am 25. September zum ersten Male auf dem königl. Schloßtheater zu Charlottenburg gegeben. Die Intrigue des Stücks ist complicirt, aber doch glücklich und geistreich erfunden. Die während ihrer Abspinnung entstehenden Verwechselungen, Mißverständnisse und Mystificationen sind von der drolligsten Art. Unnütze Verlängerungen, müßige Hindernisse sind keineswegs vorhanden, vielmehr möchte man behaupten, daß sich Manches zu rasch entwickelt, zu unerwartet hereinbricht. Schlag auf Schlag folgen sich die komischen Situationen, und auch der Erfahrenste wird ihnen Originalität, so wie der Griesgrämigste Unterhaltungsfähigkeit nicht absprechen können. Es möchte schwer werden, das französische Lustspiel oder Vaudeville zu nennen, daß mit dieser Liebe im Eckhause concurriren und in der Concurrenz bestehen könnte. Die Charaktere haben durch die Präponderanz der Situationen allerdings nichts gewonnen, allein auch nicht über die Gebühr viel verloren. Bei der ein gutes Ensemble und Fleiß der Spielenden zeigenden Aufführung zeichnete sich besonders Bertha Stich aus, und bewährte von Neuem ihren natürlichen Beruf für das Lustspiel auf das Evidenteste. Sie und alle Mitwirkenden wurden am Schlusse gerufen. — Das französische Original des Stückes heißt: „Renaudin de Caën“ und das Calderon'sche Lustspiel von 4 Acten, nach welchem es bearbeitet ist, „das Haus mit zwei Thüren.“ Wegen der Abreise des Fräul. v. Hagn wurde die Aufführung des neuesten Albini'schen Lustspiels: „Die gefährliche Tante,“ verspätigt, bis zur Rückkehr der Genannten. Unterdessen ist das Stück in Hamburg und in Breslau über die Bretter gegangen, und hat sich bei diesem Gange außerordentlichen Beifalls zu erfreuen gehabt. — Im Circus werden nach Kurzem mehrere Gäste vierfüßiger Art eintreffen. Zwei Journalisten führen in ihren Blättern eine Posse auf: „Die feindlichen Brüder,“ und geben dem lesenden Publicum nicht wenig Stoff wie zum Lachen, so zum Bemitleiden. Die Intriguantenrolle spielt ein Hydro-Orygen-Gas-Mikroskop, unter welchem der Eine den Anderen betrachtet und betrachten läßt. Das nur das Ding nicht langweilig wird! —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 255. (VII. Jahrgang.) Montag, den 24. October. 1836.

Todtes Glück.

Hier im Wald hab' ich vor Zeiten
Manches frohe Lied gesungen,
Und den Bäumen und dem Echo
Ist es lind an's Herz gedrungen:

Von der Liebe meines Liebchens,
Die ich liebt' in süßem Zagen,
Von der Zukunft reichen Rosen,
Und vom Ruhm in künft'gen Tagen.

Auch ein Lied, einst sturmeskräftig,
Hab' ich sangeskühn gerauschet,
Und der Freiheit Lied hat Alles
Rings noch ein's so still getauschet.

Nun, wie vormals, heute wieder
Wandl' ich träumerisch versunken,
Wohl im Wald der alten Lieder,
Doch mein Herz ist kummertrunken.

Lang' im kühlen Grabe schlummert,
Die ich liebt' und ewig liebe,
Hingewelkt, der Zukunft Rosen,
Und des Ruhms verblühte Triebe.

Und die Freiheit meiner Brüder? —
Ach! warum mich ihrer mahnen? —
Eitler Traum — noch nirgend Freiheit,
Und kaum wo ein Freiheitsahnen!

Hegst du wohl, o Wald, noch immer
Ein's der frühern frohen Lieder?
Daß ihm eine Freude werde
Gib's dem Trüben heute wieder! —

Ach! umsonst, ringsum Verstummen:
Innen tönen uns're Saiten;
Und ich suche dicht're Pfade,
Und die Thränen still entgleiten. Fr. Riemann.

Mein Uebertritt zur katholischen und mein Rücktritt zur lutherischen Kirche.

(Autobiographische Skizze von Wilhelmine Schlotter *).

Im Jahre 1819 lebte ich mit meinen Eltern in P....., einem kön. sächsischen Lustschlosse bei D....., wo mein Vater kön. Oberbereiter war und stand als ein unschuldiges Mädchen in dem Alter, in welchem, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte, die Phantasie den Unerfahrnen und nicht gehörig über sich Wachenden zu verleiten beginnt. Auf den einsamen Spaziergängen, welche meine Mutter und ich oft in den reizenden Umgebungen unternahmen, lernten wir einen alten würdigen katholischen Geistlichen Pater J. P. kennen, welcher Beichtvater der Königin war. Unsere Unterhaltungen bezogen sich meist auf religiöse Gegenstände, und der ehrwürdige Greis wurde mir durch belehrende religiöse Bücher, die er mir zuweilen lieh, immer achtbarer, die katholische Religion aber nach und nach weit theurer, wie meine eigene — die lutherische. Ich besuchte fleißig den katholischen Gottesdienst, betete dabei mit voller, durch die äußern sinnlichen Ceremonieen immer mehr erhöheten Andacht, und legte, ohne mich darüber meinen Eltern zu entdecken, zuletzt an einem festlichen Tage, in der königl. Capelle in P....., mir selbst im Stillen das feierliche Gelübde ab, der katholischen Kirche hinfort ganz anzugehören. Zwei Tage darauf ging ich, unter dem Vorwande, eine Freundin zu besuchen, zu meinem alten würdigen Freunde, dem Pater P..... und gestand ihm mein Gelübde mit der Bemerkung, daß mich nichts mehr von der katholischen Kirche trennen würde. Er bezeugte unverhohlen eine große Freude darüber, und gab mir ein Gebetbuch von dem würdigen Pater S..... Ich verließ ihn mit dem herzlichsten Danke, und fühlte damals nicht, wie unrecht ich handelte, diesen

*) Des allgemeinen Interesses wegen ist der folgende biographische Abriß der Röhr'schen Prediger-Bibliothek entnommen.

wichtigen Schritt ohne Vorwissen meiner Eltern zu thun und der evangelischen Kirche untreu werden zu wollen. Indessen verzögerte sich der wirkliche Uebertritt, Umstände halber, noch mehrere Jahre. —

Im Jahre 1820 besuchte ich in Begleitung meiner Mutter die Stadt T..... in B....., wo wir eine geachtete Familie aus P... kennen lernten, nämlich den Herrn von N..... nebst Gemahlin, welche eine Schwester des verstorbenen Superior Sch..... in D..... war. Sie kamen von D..... zurück, wo sie ihren Bruder besucht hatten, und waren auf der Rückreise nach P... begriffen. P... war größten Theils der Gegenstand unserer Unterhaltung, und bald waren wir mit Herrn und Frau von N.... so bekannt, daß sie ein Mal äußerten, sie würden sich sehr freuen, wenn, sofern wir P... zu sehen wünschten, wir sie dorthin begleiten wollten. Wir nahmen diesen freundlichen Vorschlag um so lieber an, da sie mit ihrem eigenen Wagen fuhren. Heiter und vergnügt kamen wir nach P..., wo es mir ungemein wohlgefiel, zumal da ich durch die Familie von N...., in kurzer Zeit mehrere achtbare Familien dort kennen lernte. Die Tochter der Frau v. N....., welche damals eine Mädchenanstalt in P... hatte, gewann mich lieb, und durch vieles Bitten ließ sich meine Mutter bewegen, mich drei Vierteljahre in diesem Institute zu lassen. Bald fühlte ich mich ganz heimisch in P ..., und mein einziger Wunsch war, diese Stadt nicht wieder verlassen zu dürfen. Indessen konnte ich den schon gefaßten Entschluß meines Uebertrittes zur katholischen Religion, der mein ganzes Glück ausmachte und worin ich durch meinen längern Aufenthalt in P..... nur noch mehr befestigt worden war, nicht eher ausführen, als nach dem Tode meines Vaters. Zwar wurde ich öfter von einem Priester zum Uebertritte aufgefordert, weil mir die katholische Religion so theuer sey und weil das Gebot des Christenthums vorliege, um der Religion willen Vater und Mutter zu verlassen. Allein die Ruhe meines Vaters war mir viel zu heilig, als daß ich diesen Vorstellungen hätte Gehör geben sollen. Meiner Mutter waren meine Gesinnungen bekannt, und aus Liebe für mich war sie bereit, mir jedes Opfer zu bringen, ja, sogar selbst mit mir zur katholischen Religion überzutreten, weil auch sie dieselbe hochachtete.

Jetzt schlug die entscheidende Stunde. Im Jahre 1832 starb mein guter Vater, und so stand unserem Vorsatze von dieser Seite nun nichts mehr hindernd im Wege. Allein da wir erfahren hatten, daß nach einem in unserem Vaterlande seit 1827 geltenden Gesetze Jeder von einer Confession zur andern Uebertretende sich zuvor bei dem Pfarrer der seinigen zu melden und von diesem einen vierwöchentlichen Unterricht zu genießen habe, bevor ihm der Entlaßschein gegeben werden und die gegenseitige Kirche ihn aufnehmen könne: so wünschten wir dieser Förmlichkeit auf irgend eine Weise überhoben zu seyn. Durch eine Freundin wurden wir bei dem katholischen Hofprediger D..... in D..... eingeführt, welcher schon von unserem Besuche unterrichtet war und uns liebevoll entgegenkam. Dieser wußte bald Rath zu schaffen, denn er fand für gut, uns so schnell als möglich und zwar heimlich mit einem Empfehlungsschreiben nach M..... bei T..... in B..... zu schicken und auf diese Weise das bestehende Gesetz zu umgehen*). — Wir verließen D....., gingen nach M..... und erhielten dort von dem Pater M....., nachdem wir ihm einen Brief von dem katholischen Hofprediger D..... übergeben hatten, einen sechswöchentlichen Religionsunterricht. Nach Beendigung desselben legten wir den 19. Juli 1832 nach der Frühmesse im Stillen bei dem Herrn Propst R.... im Beiseyn zweier Zeugen unser katholisches Glaubensbekenntniß ab. Hierauf mußten wir uns Beide in das dortige Kirchenbuch einschreiben. Dem Herrn Propst sowohl, als dem Herrn Pater M.... gaben wir für ihre Mühverwaltung einige unserem Stande und unseren Verhältnissen angemessene Geschenke, was ich hier absichtlich erwähne, um dem Verdachte zu entgehen, als seyen wir aus irdischen Rücksichten übergetreten, z. B. in der Hoffnung, von katholischer Seite Unterstützung zu erhalten, deren wir nicht bedurften. Nachdem wir den Uebertritt vollzogen hatten, kehrten wir auf einige Wochen nach D..... zurück und übersiedelten uns nach M.....

Die Einsamkeit, nach welcher sich unser Gemüth sehnte, machte uns glücklich. Aber ach! wie bald wurden wir durch die traurigen Erfahrungen, die wir in M..... machten, gestört, da wir die Priester von einer Seite kennen lernten, welche wir nicht erwartet hatten. Ich will dieß hier gleich durch ein Beispiel beweisen. Zur Zeit der Cholera im Jahre 1832 erkrankte ein Bauer in K.... bei T..... Der Geistliche des Orts ward geholt, um ihm das heil. Abendmahl und die letzte Oelung zu geben. Wie erstaunten aber die Anwesenden, als er dem Bauer statt einer, drei Oblaten reichte. Man fing an, ihn zu schimpfen: er flüchtete so schnell als möglich; man verfolgte ihn und würde ihn getödtet haben, wenn er sich nicht in einem Keller verborgen hätte. Es ging nämlich damals das Gerücht von Vergiftung durch die Communion. Dieß erzählte kurz darauf meine Mutter dem Dechant zu T....., welcher meinte, die Sache mit den drei Oblaten wäre wahr, aber die Vergiftung erlogen; der Geistliche habe die Oblaten gegeben, weil er keine wieder hätte wollen mit nach Hause nehmen. — Auch unser Beichtvater, der Pater M....., gehörte mit zu den Menschen, welche eben so gefährlich, als verachtungswürdig sind. Da es uns nicht mehr in M..... gefiel, so zogen wir nach drei Vierteljahren nach T..... Die dortigen Geistlichen, der Herr Dechant und seine zwei Caplane machten uns kurz nach unserer Ankunft ihren Besuch. Der jüngste Caplan wiederholte seinen Besuch öfter, welches uns oft sehr unangenehm war. Denn seine Zudringlichkeit und seine Aeußerungen verriethen uns bald seine innern Gesinnungen. Eines Tages brachte er mir ein

*) Was helfen demnach die besten constitutionellen Gesetze? Die Katholiken wissen überall Rath.

Buch mit dem Titel: »Glaubenskraft und Liebesgluth,« dessen Inhalt die Liebesgeschichte eines Priesters war. Der Kaplan wollte bei der Zurückgabe dieses Buches mein Urtheil über dasselbe hören und ich sagte ihm: »ich betrachte es als einen Roman und mithin kann ich Ew. Hochwürden versichern, daß ich mir das Gute zur Nachahmung und das Böse zur Warnung nehme.« »Gut gesagt,« war seine Antwort. Er schrieb auch verschiedene Briefe, deren Inhalt uns sehr mißfiel, und auffallend war sein Erstaunen, als wir ihm einst eröffneten, T..... mit P..... zu vertauschen. Wir führten unsern Entschluß aus und gelangten glücklich in P..... an.

(Fortsetzung folgt.)

Sonst und jetzt.

Der Professor Christoph Heinrich Müller (auch Myller, ein Schweizer von Geburt, gest. den 22. Februar 1807) gab in Berlin 1786 eine Schrift heraus, betitelt: die Dorfschule.

In dieser liest man S. 3. u. f. Nachstehendes:

»Es erscheinen Gebetbücher, die voll Unsinn, Abgeschmacktheit, Unmoralitäten und zuweilen wohl gar Lästerungen sind: Predigten, die an diesen Eigenschaften die Gebetbücher noch übertreffen: andere Erbauungsbücher von gleichem Schlage: die Bibel selbst ist solchen simpeln und ungelehrten Menschen mehr zum Schaden, als zum Nutzen. Für einen Punct, den sie recht verstehen, sind hundert, die sie mißverstehen.«

»Wie konnte man doch ein Buch zum allgemeinen Gesetzbuch machen, in welchem jedes Wort eine scharfe kritische Prüfung, diese eine geläuterte Philosophie, und Beides die ausgebreitetste Gelehrsamkeit erfordert, die wieder der schärfsten Kritik bedarf! Wenn ich dieses auseinander setze, so thürmt sich die Unvernunft einer solchen Einrichtung zu einem Alpengebirge auf, alle meine Sinne stehen stille.«

»Es ist vielleicht kein Buch, das den gemeinen Mann schädlicher wäre: denn es schadet nur dem Verständigen, dem Redlichen. Der Schlimme liest es nicht: der Verständige, der Gewissenhafte allein studirt es, verwirrrt sich und wird ein Opfer seiner Gewissenhaftigkeit. Mir blutet die Seele, wenn ich an die vielen redlichen Menschen aus meiner Bekanntschaft denke, die durch ihre eigene Frömmigkeit bei Lesung der Bibel unglücklich geworden sind. Einer hängte sich, zwei stürzten sich in's Wasser, mehrere verloren den Gebrauch ihres Verstandes, eine noch weit größere Anzahl wurde von ihren Zweifeln herumgetrieben, Tag und Nacht gemartert, für ihr Hauswesen unbrauchbar und den Ihrigen zur Last. Sprecht redliche Pfarrer in Ländern, wo dem Landmanne Muße gelassen ist, zu denken, wie oft Ihr mit diesem Bibellesen zu kämpfen habt! Welch' unsinniges Zeug sich aus diesem Lesen in den Köpfen solcher Leute erzeugt! Welcher Aberglaube ist möglich, den sie nicht in diesem Buche bestätigt glauben. Geisterbeschwörung, Schatzgräberei, Teufelsbannerei, Hexen, Gespenster, Goldmacherei, Jaunerei: alle diese Undinge finden sie in Glaubensartikel verwandelt, und manche wohl gar, wie sie meinen, als erlaubt, gerechtfertigt. Schwärmereien aller Art nehmen Stoff aus diesem Buche, und Betrüger, Sectenstifter, falsche Messias, falsche Propheten, falsche Apostel, gewinnen die Einfältigen durch dieses Buch. Allein, sagt man: gute Erklärungen können diesem Allen vorbeugen. Diese Sage ist wahrer Unsinn! Hört aber mehr! Es ist ein Widerspruch, ein Buch von dieser Art à la portée de tout le monde einzurichten.«

Jetzt ist in Berlin die Direction nicht nur der Bibelgesellschaften für den preußischen Staat, sondern es werden auch hier eine Menge Tractätlein unentgeltlich vertheilt, welche — nach dem Urtheil frommer gelehrter Theologen — dazu geeignet sind, wohlthätig auf das Gemüth und den Verstand zu wirken. Philochrestos.

Apophthegma.

Frömmelei und Pfaffen führen alle diejenigen, die sich von ihnen beherrschen lassen, unvermeidlich in's Elend.

Christine von Schweden.

Das Honorar.

Gar drollig geht es um uns her,
Man möchte oft verzagen;
Der Eine spickt den Beutel sehr,
Den Andern hört man klagen,
Und Alles rufet immerdar:
„Ja, ja! das liebe Honorar!“ —

Der Redacteur stets heftig grollt,
Der Mitarbeiter lächelt,
Und wenn der Erstere gar schmollt,
Wird er noch durchgehechelt;
Und oft entsteht ein Zank fürwahr —
Nur um das liebe Honorar.

Der Buchhändler sehr freundlich spricht
Zu seinen Herrn Autoren:
„Nein, nein, ich schmeichle sicher nicht,
Nur Sie sind auserkoren —
Doch unter Andern spricht er zwar:
„Ich gebe niemals Honorar!“ —

Man sagt von Recensenten gern:
Sie ließen sich bestechen,
Und jeden Lapps wird bald — ein Stern,
Kann er nur tüchtig blechen.
Nun Recensenten ist dies wahr?
Macht ihr es so für Honorar? — Carlo.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 27. September 1836.

Berlin hat zwei Künstler durch den Tod verloren, welche aber, so wie in ihren Leistungen, so auch in ihren bürgerlichen Verhältnissen sehr von einander abwichen.

Am 10. d. M. starb hier der Kupferstecher Johann Friedrich Bolt, geboren hierselbst am 22. März 1796. Sein Vater, ein Tischlermeister, bestimmte seinen einzigen Sohn zu dem nämlichen Gewerbe, da er dadurch wohlhabend geworden war; der Sohn zeigte aber wenig Neigung zu diesem Handwerk, desto größere aber zum Zeichnen. Er benutzte jeden müßigen, jeden unbewachten Augenblick, um, ohne Anleitung, seinen Lieblingshang zu befriedigen. Endlich glaubte der Vater, darin einen Wink der Vorsehung zu sehen, daß er seinem Plane, aus ihm einen Tischler zu bilden, entsagen und ihm gestatten müsse, sich der Malerei und Kupferstecherkunst zu widmen. Bolt entschied sich für die letztere, und als er das funfzehnte Jahr erreicht hatte, gab er ihn in die Lehre bei dem damals rühmlichst bekannten Kupferstecher Daniel Berger, der später Rector bei der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften hierselbst geworden ist.

Hier widmete er sich nicht nur mit Eifer und unermüdetem Fleiß der Kupferstecherkunst, sondern auch dem Zeichnen und der Malerei, damit er nicht blos ein mechanischer Kupferstecher werden, sondern auch nach den Zeichnungen und Gemälden, welche er durch den Grabstichel vervielfältigen sollte, etwanige Unrichtigkeiten, Mängel u. dgl. verbessern könnte.

Nach beendigten Lehrjahren begann er die Kupferstecherkunst selbstständig für sich zu üben, und nach seinen ersten Leistungen, da sie sich vor vielen Anderen vortheilhaft auszeichneten, fehlte es ihm nie an Aufträgen, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Hauptsächlich wurde er mit Arbeiten von Kupferstichen und Vignetten zu Schriften und Broschüren überhäuft; das Verzeichniß davon würde den Raum von mehreren gedruckten Bogen füllen.

Aber neben diesen kleinen Blättern hat er auch größere, die immer einen Werth behalten werden, angefertigt. Zu den vorzüglichsten in punctirter Manier — worin er sich als Meister bewährt — gehören: der Tonkünstler Naumann; die wegen ihrer Schönheit und ihres Bühnenspiels berühmte, jetzt noch hier lebende Schauspielerin Henriette Racanius, jetzige verwitwete geheime Kämmerin Ritz; der Graf v. Lynar; der Schauspieldirector Iffland. Les enfans aux bois, den Amor nach Mengs, die Schlacht bei Roßbach. Die Kupfer zu Goethe's Herrmann und Dorothea, und zwei Scenen zu dessen „Wilhelm Meisters Lehrjahren."

Noch größere Platten von ihm sind:

Die Zusammenkunft des Kaisers Alexander's I. mit dem König Friedrich Wilhelm III. in Memel, nach Dähling.

Der Abschied Alexander's I. von dem König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise am Sarge Friedrich's des Großen in Potsdam.

Die tugendhafte Nonne, nach Bacdou.

Der Abschied der Königin von Frankreich, Maria Antoinette von ihrer Familie im Tempel, nach Ramberg.

So unermüdet er sich auch mit der Kupferstecherkunst beschäftigte, so vernachlässigte er doch nicht dabei das Zeichnen und Malen; doch das letztere übte er nur zu seiner Erholung und für seine Freunde, ohne davon pecuniären Gewinn zu ziehen. In der jetzt so beliebten Guachemanier hat er mehrere Stücke angefertigt, auch viele Pastellgemälde. Er versuchte sogar in Oel zu malen, doch ließ er es bei den ersten Versuchen. Dabei fühlte er das Bedürfniß, sich nicht nur über die Kunst, der er sich aus unwiderstehlichem Hange gewidmet hatte, sondern auch über andere, hauptsächlich wissenschaftliche Gegenstände zu belehren, und sein Geist war durch die Lectüre von den vorzüglichsten Werken der Geschichtsschreiber, Philosophen, der schönen Literatur vielseitig gebildet, und diese Liebe, sich zu belehren, verließ ihn nicht bis zu dem letzten Tage seines irdischen Daseyns. Alle diese Eigenschaften erhielten noch einen höhern Werth durch sein Herz; er war ein Biedermann im wahren Wortverstande, ein Freund seiner Freunde, und, zwar seinen Werth als Künstler erkennend, doch anspruchslos; gern ließ er jedem fremden Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, und hielt es unter seiner Würde, es aus kleinlichem Neide herabzuwürdigen.

Sein Künstlerstolz war weit entfernt von der Künstlereitelkeit, die auf Nebendinge hohen Werth legt. Er hätte es unstreitig vor vielen Andern verdient, ein Mitglied der Akademie der Künste zu werden, aber er verschmähte die Nebenwege, um dazu ernannt zu werden. Deßhalb ist er auch in aller Stille beerdigt worden; die Ostentation fand keinen Antrieb, sich dabei zu brüsten, aber desto tiefer fühlten diejenigen, welche seine Leiche zu ihrer Ruhestätte begleiteten, den Verlust. Er liefert einen neuen Beweis, daß der Prophet in seinem Vaterlande nicht gilt. Selbst die Zeitungen, die sonst begierig nach jedem Ereignisse haschen, um einen Artikel zu liefern, haben über ihn ein Schweigen beobachtet, sie, die oft Erzeugnisse aus dem Gebiete der Kunst, in welchem Bolt so Ausgezeichnetes geleistet hat, mit einem Schwall hochtönender Worte lobpreisen, um den Verlegern Käufer zu verschaffen. Sein Lehrer war der berühmte Kupferstecher Schmidt hierselbst. Sein Schüler, Daniel Berger, ist weit hinter ihm zurückgeblieben; dahingegen hat dessen Schüler, Bolt, seinen Lehrer überflügelt, und eine vollständige Sammlung seiner Kupferstiche wird um so schwieriger seyn, da er noch vor seinem Tode, nach seiner Versicherung, die in mehreren Exemplaren vorhandenen Abdrücke davon, welche er zeither für den Einen oder den Andern, welcher davon ein Exemplar zu besitzen wünschte, aufbewahrte, den Flammen übergeben hat, damit sie nicht, wie nach dem Tode des Kupferstechers Jury, für einen Spottpreis verschleudert würden.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 256. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 25. October. **1836.**

Mein Uebertritt zur katholischen und mein Rücktritt zur lutherischen Kirche.

(Autobiographische Skizze von Wilhelmine Schlotter.)

(Fortsetzung.)

Hier erhielten wir bald einen Brief von lieben Verwandten aus der Ferne, welche den Wunsch aussprachen, meine Mutter oder mich einmal zu sehen. Diesen Wunsch zu erfüllen, war ich sehr gern bereit, da auch ich mich nach meinen Verwandten sehnte und zugleich hoffte, meiner Mutter, die eine kleine Pension bezog, welche sie im Auslande verzehren durfte, dadurch eine Erleichterung zu verschaffen, daß ich vielleicht bei meinen Verwandten den Plan zu meiner künftigen Lebensexistenz bilden und ausführen könnte. Vor meiner Abreise wünschte ich noch ein Mal die heilige Communion zu empfangen. Wir, meine Mutter und ich, meldeten uns daher bei einem Priester in der Garnisonkirche zur Beichte und wurden auch vor der heiligen Messe dazu gerufen. Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir keinen Beichtstuhl sahen, sondern blos einen in der Sacristei — auf einen Stuhl ganz nachlässig hingeworfenen Priester mit einem weißen Taschentuche in der Hand, welcher mir, da ich allein beichtete, durch eine Bewegung des Kopfs zu erkennen gab, daß ich dicht an seiner rechten Seite knieen sollte. Nach vollendeter Beichte sagte er ganz gelassen zu mir: »mein gutes Kind, wenn Sie mir weiter nichts zu sagen wissen, brauchen Sie nicht wieder zu kommen.« Dasselbe sagte er auch zu meiner Mutter. Solche Erfahrungen waren nicht geeignet, unsere Anhänglichkeit an die katholische Kirche zu befestigen. —

Ich reiste nun mit der Eilpost nach M..... und in L....., wo die Pferde gewechselt wurden, ward ein katholischer Priester, Pater B..... aus L..... mein Reisegefährte. Ich hätte damals nicht geahnet, daß die Bekanntschaft mit diesem Manne die Hauptveranlassung werden sollte, daß mir später die Augen aufgingen und daß der Vorsatz in mir reifte, wieder in den Schooß der verlassenen evangelischen Kirche zurückzukehren!

Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Um mir auf der Reise die Zeit zu vertreiben, und jedem Gespräche auszuweichen, las ich in einem Buche. Nach kurzer Zeit aber redete mich der Pater B..... mit folgenden Worten an: »Mein Fräulein, Sie werden sich die Augen verderben,« und da ich in einem Gebetbuche las, so fragte er mich: »was lesen Sie denn?« worauf ich erwiederte: »In Eckhartshausen's Gebetbuche.« Darüber freute er sich und ließ sich mit mir in ein religiöses Gespräch ein. Wir kamen auf zwei merkwürdige Geschichten zu sprechen, welche er für Visionen erklärte. Im Verfolge des Gesprächs machte er mir zur dringenden Pflicht, mich in M..... firmeln zu lassen, indem er die Bemerkung hinzufügte, daß in meiner Bestimmung das Klosterleben liege und er gern erbötig sey, mir in dem Kloster, in welchem er früher Beichtvater gewesen sey, eine Stelle unentgeldlich zu verschaffen, welches Anerbieten ich durch die Aeußerung zurückwies, daß ich noch eine Mutter habe. Ehe wir in M..... anlangten, gab mir der Pater B..... noch einige Adressen mit, unter welchen für mich die wichtigste die an den Herrn Domdechanten Dr. H..... war, mit welchem der Pater B..... nähere Bekanntschaft hatte und der zugleich der Freund des Herrn Erzbischofs war. Zugleich versprach mir Pater B....., meinethalben mit dem Herrn Dr. H..... selbst zu sprechen, welches Versprechen er auch wirklich erfüllte.

Einige Tage nach meiner Ankunft in M..... ging ich zu dem Dr. H....., welcher mich auf die Empfehlung seines Freundes, des Pater B..... aus L..... sehr freundlich empfing und mir sagte, er wolle mit seinem Freunde, dem Herrn Erzbischofe sprechen; meiner Firmelung in M..... würden keine Schwierigkeiten im Wege stehen, er würde mich selbst besuchen und unterrichten. Da trat plötzlich und ganz unerwartet einer meiner Ver-

wandten aus A.... in mein Zimmer, und machte mir die bittersten Vorwürfe, indem er sagte: »Mein Gott! warum haben Sie doch von dem Herrn Dr. H..... Geld geborgt, da Sie doch, wenn Sie der Unterstützung bedurft hätten, sich an uns wenden und Sie wohl überzeugt seyn konnten, daß wir Ihnen gern gedient haben würden.« Ich war vor Erstaunen außer mir, äußerte unverhohlen meinen Unwillen und zeigte ihm meine Casse, um ihm zu beweisen, daß ich ein ganzes Jahr, wo nicht noch länger, anständig in M..... leben könnte. Als ich hierauf in ihn drang, mir seine räthselhafte Sprache zu erklären, so erfuhr ich von ihm Folgendes: Der Obercommissär der Policei war ein Freund meines Verwandten und hatte zu ihm gesagt: »Ich muß Ihrer Fräulein Cousine den Paß zur Rückreise nach B..... unverzüglich überschicken.« Mein Verwandter fühlte sich darüber beleidigt und fragte nach Veranlassung und Grunde dazu, worauf ihm der Obercommissär antwortete: »Ihre Cousine lebt mit ihrer Mutter von geistlicher Unterstützung, der Herr Dr. H.... ist selbst persönlich bei mir gewesen und hat mich darum ersucht, den Rückpaß für Fräulein W... Sch..... so schleunig als möglich zu besorgen.« Mein Verwandter, welcher wünschte, daß ich M..... nicht verlassen möchte, stellte Caution für mich. Da aber mein besseres Gefühl mir nicht erlaubte, unter solchen Verhältnissen daselbst zu bleiben, so reiste ich so schnell als möglich mit der Eilpost zu meiner Mutter zurück. Mein Verwandter, dem meine Ehre so theuer war, wie die seinige, äußerte noch gegen mich: Bieten Sie, liebe Cousine, Alles zu Ihrer Ehrenrettung auf; auch ich werde die Sache nicht leugnen; da ich um ihretwillen den Freund verrathen mußte, so werde ich zur Rettung Ihrer Ehre auch dann als Mann zu handeln wissen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte. Auf diese Weise war mein Wunsch, einige Zeit in M..... zu verweilen und auch die Gräber theurer Menschen, das meiner Tante, des Prälaten R..... und meines Onkels, des Superintendenten R. B..... zu besuchen, durch niedrige Verleumdungen und schändliche Intriguen vereitelt.

Unter diesen Umständen stiegen mannichfache Zweifel in mir auf und beunruhigten mein Inneres, jedoch blieb jetzt der Gedanke vorherrschend, alles Mögliche zu thun, um das Gewebe jener Intriguen zu entdecken. Ich eilte in die Arme meiner Mutter, und bald ward es mir klar, daß ich durch zu große Aufrichtigkeit gegen dieselbe mir geschadet hatte. Ihr hatte ich nämlich Alles genau geschrieben, sie hatte es den Geistlichen in T..... erzählt, und es war ihr nicht unbemerkt geblieben, daß der jüngere Caplan sehr aufmerksam zugehört und noch Manches durch Fragen zu erforschen gesucht hatte. Dieß Alles führte uns zu der Vermuthung, daß er der Verleumder sey und im Namen des Dechanten nach M..... geschrieben habe, um mich dadurch zu zwingen, wieder zurückzukehren. In dieser Vermuthung wurde ich durch die Aeußerung des Dechanten bestärkt, es sey um der Religion willen für mich besser, in B..... als in M..... zu seyn, weil hier französische Grundsätze herrschend wären. Um mich in meiner Ueberzeugung noch mehr zu befestigen, überschickte ich ihm eines Tages seine Briefe mit der Bemerkung, ich wisse wohl, daß er die Ursache meiner schnellen Rückkehr sey, ich wolle jedoch nicht so unedel seyn, wie er, ich verzeihe ihm Alles, und gäbe ihm zum Beweise davon alle seine Briefe zurück, obwohl ich durch sie große Vortheile hätte erlangen können, da sie alle mit seiner Namens-Unterschrift versehen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente
aus meinen
Reisen durch den Westen Europas.

(Fortsetzung und Schluß.)

Woraus soll die Somnambule die Kenntniß des den Organismus zur Gesundheit zurückführenden Heilmittels schöpfen, wenn sie nicht in die Mysterien der Arzneistofflehre (materia medica) eingeweiht ist? Wenn in ihr alle menschlichen Fähigkeiten erhöht sind, ist ihr Gedächtniß es ohne Zweifel auch, allein dieß letztere kann Dinge, welche es nie in sich schloß, ihr nicht wieder vorführen, ihr nicht zurückrufen; ihre Einsicht, ihr Verstand ist es sicher auch, allein nicht a priori erkennt man die arzneiliche Kraft der Substanzen. Um ärztliche Verordnungen geben zu können, müßte die Somnambule ihren geistigen Blick bis zu irgend einem über die Wirksamkeit eines betreffenden Arzneimittels gemachten Versuche zurückwerfen und des Letztern Resultat erschauen können, — ist das aber möglich? Der Versuch (das Experiment), eine vorübergehende Handlung, ist, einmal vollendet, nicht mehr im Daseyn, und die Somnambule könnte ihn nicht sehen, weil man nur sieht, was existirt, es sey körperlich oder nicht. Es ist nur das Wissen, dem die Kenntniß des Resultats, der Experimente angehört, und dieß Wissen, das entweder durch Schlüsse, durch logisches Denken sich in uns selbst erzeugt, oder aber durch mündliche Lehre, durch Lesen u. s. w. uns von außen kommt, findet in der Somnambule sich nicht. Es scheint mir daher unzweifelhaft, daß der Magnetisirte, der nicht zugleich Arzt ist, auf welchen vollkommenen Grad des Hellsehens er auch gekommen sey, nie anders als auf's Gerathewohl und wie der erste beste Charlatan ärztliche Vorschriften zu ertheilen vermöge. Ich leugne hierdurch keineswegs die mancherlei wunderbaren Wirkungen des Magnetismus; ich bestreite nur die, nach meiner Meinung, unvernünftige und unerlaubte Ausdehnung, die man weniger vielleicht aus irriger Ueberzeugung als um zu täuschen (pour faire des dupes) seiner Anwendung gibt *).« —

---

*) Wegen Mißbrauchs kann man eben so wenig den Magnetismus als die Medicin verdammen. Sollte man den Stand

Herr Alkan setzte mir den, übrigens schon oft vorgebrachten, Einwurf entgegen, daß die geheimen Beziehungen, welche der Magnetisirer durch die Magnetisation zwischen sich und der Somnambule erschaffe, diese über Alles, was das Gedächtniß Jenes in sich fasse, verfügen und es benutzen könne; daß sie auf diese Weise nie erlernte Sprachen verstehe, wenn nur ihr Magnetisirer derselben mächtig sey; daß sie so auch von den medicinischen Kenntnissen ihres Magnetisirers Gebrauch zu machen im Stande sey; kurz, daß sie »im Gehirn dieses Letztere schöpfe.« »Ich halte es keineswegs für schwer,« entgegnete ich, »diese unbegründeten Behauptungen zu widerlegen. Um in uns Ideen zu erwecken, um uns etwas in's Gedächtniß zurückzurufen, bedürfen wir entweder eines Willensactes, oder in einer in oder außer uns vorfindlichen mit uns in irgend einer Verbindung stehenden Gelegenheit, einer Occurrenz, eines Anstoßes, kurz eines Mediums zwischen dem, was in uns vorgeht und der Idee, die geweckt werden soll; damit die Somnambule aus dem Wissensvorrathe ihres Magnetisirers die für den augenblicklich vorkommenden Fall nöthige Kenntniß hole, müßte ihr also die Macht inwohnen, auf den Willen ihres Magnetisirers einzuwirken oder das zur Reproduction der erforderten Idee nöthige Medium zu erzeugen. Dürfen wir diese Gewalt ihr beilegen? Alle Magnetisirer leugnen sie durch die That, ohne daran zu denken. Sie lassen von dem Magnetisirten Antworten geben. Hätten sie solche nöthig, wenn derselbe nach Willkür Ideen und Willensacte in ihnen zu reproduciren und zu schaffen fähig wäre!« Einige Versuche, die Hr. Alkan mir erlaubte, mit seiner Somnambule zu machen, hatten nur meiner Meinung gemäße Erfolge: sie erfaßte den von mir vorher ihrem Magnetisirer erklärten Sinn eines deutschen Satzes nicht, und täuschte sich auf das Befremdendste in Allem, was ich sie fragte. Man warf mir ein, daß sie speciell zur Ausübung der Medicin herangebildet sey; allein ist das ärztliche Hellsehen nicht ein höherer Grad als die für die gewöhnlichen Dinge des Lebens nöthige Erleuchtung? — —

Den nämlichen Abend in einem Familienkreise zubringend, erhielt ich meinen Platz neben einem sanften, leicht für Eindrücke empfänglichen und träumerischen Mädchen von zartem Körperbau. Sie schien mir zum Somnambulismus geeignet, und von demselben höchstens den Namen kennend, nahm sie, um die allgemeine und die eigne Neugier zu befriedigen, gern meinen Vorschlag an, mit ihr einen magnetischen Versuch anzustellen. Ich ließ sie auf einen Sessel sich setzen, stellte mich ihr gegenüber und begann mit beiden Händen die magnetischen Striche, (ohne alle Berührung des Körpers). Eine Viertelstunde reichte zu ihrer völligen Einschläferung hin. Auf die an sie gerichtete Frage, ob sie hell sehe, erklärte sie ihre Bereitwilligkeit zu antworten. Ein Fremder, den sie nie vorher gesehen hatte, erbat sich von ihr durch meine Vermittelung Aufklärungen über den künftigen Ausgang seiner Liebesverhältnisse, und die Somnambule, sich so aussprechend, als sähe sie die von ihr mitgetheilten Dinge wie Erscheinungen an sich vorüberziehen, gab ihm mehr als zwanzig sehr lange und sehr umständliche Antworten. Nachdem ich dieselben alle genau aufgezeichnet hatte, ließ ich das Mädchen während mehr als einer halben Stunde durch andere Anwesende kreuz und quer schnell hinter einander befragen, und stellte ihr dann wiederholt die dem Fremden bereits beantworteten Fragen. Zu unser Aller großem Erstaunen, wich sie in keinem Puncte — weder dem Sinne noch dem Ausdrucke nach — von ihrer früheren Aussage ab, und dieß Phänomen trat bei den andern Fragen gleichfalls ein. An dem folgenden Abende magnetisirte ich sie in der nämlichen Gesellschaft wieder; man legte ihr die Fragen des vorhergehenden Tags vor, und ihre Antworten waren, mit Ausnahme einiger Varianten, wiederum die nämlichen. Das Alles, ich gestehe es, trägt das Gepräge des im höchsten Grade Wunderbaren, aber ist das Wunderbare der Probirstein der Wahrheit?

Paris. K. Rittinghausen d. J.

des Arztes unterdrücken, weil ein bekannter Doctor hiesiger Lande aus Systemsucht behauptet, daß der Aderlaß nie und nimmer schade, und daher seine Kranken erst untersucht, wenn ein ad hoc gemietheter Chirurg sie im Vorzimmer gehörig geschröpft und ihnen das Blut abgezapft hat? —

Süßer Schlaf.

Da sitz' ich wieder einmal
Im Philologenstall;
Hermann docirt gerade
Von Trojas Sündenfall.

Rings kauern Philologen,
Und sehen stier darein,
„Der Herrmann spricht wahrhaftig
Ein göttliches Latein."

Ich aber lieg' und gähne
In sterbefauler Ruh';
Die Augenlider fallen
Mir immer tiefer zu.

Mein Liebchen kommt gegangen,
Im süßen Dämmerlicht,
Und lehnt an meine Wangen
Ihr himmlisches Gesicht.

Mit ihren Sternenaugen
Blickt sie zu mir empor,
Und flüstert Harfentöne
In mein entzücktes Ohr.

Da wach' ich froh und selig
Aus meinen Träumerein,
Und hör' zu meinem Schrecken
Das göttliche Latein.

Nordsohn.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 27. September 1836.

(Fortsetzung.)

Bolt ist nie verheirathet gewesen; er war der Meinung, daß die häuslichen Verhältnisse in einem Ehestande unvermeidliche Hindernisse herbeiführen müßten, die einem Künstler hinderten, seiner Kunst zu leben. Er scheint darin die Ansichten von Gleim und Ramler getheilt zu haben, die auch — wenn auch nicht Mysogynen — doch bis zu ihrem Tode unverehelicht waren. Etwas Wahres scheint wohl bei dieser Ansicht zum Grunde zu liegen, und ein Nachtheil für die Bevölkerung — zumal bei der allgemeinen Klage der Uebervölkerung — ist nicht zu befürchten, da die Zahl derjenigen, welche sich in einer Kunst oder Wissenschaft auszeichnen, nie so groß werden dürfte, daß es einen schädlichen Einfluß auf das Ganze haben kann.

Als Bolt fühlte, daß er, wegen Augenschwäche und wegen Festigkeit der Hand, nicht mehr als Kupferstecher das leisten könnte, was man von einem Kunstwerk zu fordern berechtigt ist, lehnte er alle diesfällige Anträge und Aufforderungen ab, und seinem Vorsatze treu, bewies er darin eine Standhaftigkeit, die seiner Selbstkenntniß zur größten Ehre gereicht. Seine letzte Arbeit war die Zeichnung des lithographischen Bildnisses von dem Herausgeber des Anekdotenalmanachs, von dem letzten Jahrgang desselben 1834, welcher im Verlag von Dunker und Humblot erschienen ist; er that dies lediglich aus Freundschaft für den Herausgeber und dessen verstorbenen Vater, da er Beiden seine ganze Zuneigung gewidmet hatte.

Eine unziemliche Anmaßung erlaubte sich der Verleger seines Kupferstichs: die tugendhafte Nonne; er ließ darin ganz unbefugt noch etwas von einem andern Kupferstecher nacharbeiten. Kaum erfuhr dies Bolt, so äußerte er darüber seinen gerechten Unwillen, und trotz aller Weigerung bestand er darauf, daß nun in der Platte sein darunter eingestochener Name vertilgt werden mußte. Daher gehören die Abdrücke dieses Kupferstiches mit seinen Namen zu den Seltenheiten. Er begnügte sich nur mit dieser Vertilgung seines Namens; mancher Andere würde diese Gelegenheit benutzt haben, durch eine öffentliche Protestation gegen eine solche Anmaßung von sich selbst recht viel zu verkündigen und die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen. Dergleichen Spiegelfechtereien konnten ihm bei seiner Denkungsweise nie einfallen.

Der zweite Künstler war der Musikdirector Carl Friedrich Ebers. Er starb am 9. d. M. und ward am 25. März 1770 zu Cassel geboren, woselbst sein Vater Inspector der Salpetersiederei und Lehrer der englischen Sprache war. Dieser sah sich veranlaßt, von Cassel fortzuziehen und Berlin zu seinem Aufenthalt zu wählen. So kam Ebers noch im Knabenalter nach dieser Stadt. Dies war und ist noch kein Ort, wo die nur für äußere Eindrücke zu empfängliche Jugend vor bösen Beispielen und Verführungen gesichert ist, und auch Ebers, feurig und leichtsinnig, ließ sich in den Strudel mancher Zerstreuungen hinreißen, die vor dem Richterstuhl eines strengen Moralisten keine Nachsicht gefunden haben würden. Eine strenge Disciplin konnte ihn nur zügeln, meinte der Vater, und er bewirkte dessen Anstellung bei der Artillerie in Berlin*). Sein Vater wurde dann Lector der englischen Sprache auf der Universität Halle, er selbst aber wieder vom Kriegsdienste entlassen.

Er hatte von seiner Kindheit an eine große Neigung zur Musik gehabt, solche zu cultiviren gesucht, war ein fertiger Klavierspieler geworden, und hatte es auch versucht, selbst zu componiren. Jetzt benutzte er seine Kenntnisse in der Musik als ein Mittel zu seiner Subsistenz, er gab Unterricht in der Musik und einige seiner Compositionen heraus, wodurch er immer mehr bekannt und im Jahr 1799 von dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin zum Kammer-Compositeur und Vice-Capellmeister ernannt wurde. Er befand sich dadurch in einer glücklichen Lage, und in der Voraussetzung, daß solche unwandelbar seyn müsse, verheirathete er sich. Diese Heirath war keineswegs glücklich; der Zwiespalt, wohl von beiden Theilen verschuldet, stieg so hoch, daß er eine Scheidung aber auch das Unangenehme zur Folge hatte, daß er sein Engagement am herzoglichen Hofe aufgeben mußte. Die Mutter behielt die Kinder unter ihrer Obhut und Erziehung, er mußte sich aber verpflichten, für sie und diese jährlich eine bestimmte Summe zu zahlen. Eine Verbindlichkeit, die um so drückender für ihn war, da er kein bestimmtes Einkommen hatte und blos von dem Erwerb seines Unterrichts in der Musik und dem Honorar für seine Compositionen lebte. Von dieser Zeit an hat er fast immer mehr oder minder mit Nahrungssorgen kämpfen müssen, und Schulden wurden die Plagegeister, die sein Talent lähmten und seinem jovialen Charakter einen Anstrich von Bitterkeit gaben.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Einst stand er dort vor der Artilleriewache, welche sich damals auf dem Platze befand, wo jetzt die Königswache erbaut ist, auf Posten. Damals war es noch nicht so streng untersagt, sich mit einem Wache stehenden Soldaten zu unterhalten, und es hatten sich um ihn viele Bekannte versammelt. Da sang er, froh gelaunt, die Verse aus der Operette: der Deserteur:

„Nein! nein! ich laufe nicht davon,
Bis jener — Bach mir winket,
Der Bach, nicht weit vom Acheron,
Wo man Gesundheit trinket."

Als er später bei der Carl Döbbelin'schen Theatergesellschaft engagirt war, befand er sich eines Tages in Charlottenburg im Kreise von Schauspielern und Schauspielerinnen und mehrern Berlinern. Es wurde gescherzt, gelacht und getrunken. Einer der Letzteren erinnerte sich seines Schildwachstehens und erinnerte ihn daran, wie er damals die angeführten Verse gesungen habe.

„Jetzt sing' ich sie nicht mehr!" versetzte er, und ein mit Wein gefülltes Glas ergreifend, rief er aus: „Jetzt sing' ich: Der Wein erfreut des Menschen Herz, drum gab' uns Gott den Wein!"

Es war dies ein glücklicher leichter Sinn, aber zu seinem Unglück artete er oft in Leichtsinn aus.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 257. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 26. October. 1836.

Apologie des Wassers.

(Von Franz Fitzinger.)

O Wasser, du, verkanntes, theures Wasser,
O Wasser, hocherhab'nes Element!
Dich schmäh'n des Weinliederschwalls Verfasser.
Am meisten schimpft, wer dich allein nur kennt.

Und weil den Wein nur Jeder führt im Munde,
Mit seinem Lobe nie sich satt posaunt,
Sing' ich in dieser wässerigen Stunde
Des Wassers Lob, — ihr Bacchuspriester staunt!

Wem dankt's der Mensch, als Wasser, deinen Wogen,
Daß er den Brand, den schrecklichen besiegt,
Wenn hoch empor du schleuderst deinen Bogen,
Dem selbst die Macht des Feuers unterliegt.

Der Wein wächst nicht einmal in jedem Lande,
Indessen du die ganze Welt umfängst,
Und keine Fessel gibt es, keine Bande
Von Menschenhänden, die du nicht zersprengst.

'S ist nichts so weit, daß du dahin nicht reichest,
Du findest deinen Weg sogar zum Wein;
Ja selber in die Geisteswerke schleichest
Du dich gar oft berühmter Dichter ein. —

Der Wein ist eingekerkert in der Tonne,
Du sprudelst frei, wie frei der Adler wohnt,
Und gleichet er dem goldnen Licht der Sonne,
So gleichest du dem labend milden Mond.

Weit stolzer kannst du seyn auf jene Gluthen,
In welche frisch der Dörf'rin Wange blüht,
Als jener, wenn durch seine Feuerfluthen
So manche Nas' im Kupferglanze glüht.

Könnt' ohne deinen segensreichen Regen
Der edle Weinstock irgendwo gedeihn?
Darum erkennt auch deinen nassen Segen
Der Wirth, und mischt dich dankbar unter'm Wein.

Du bau'st uns ferner unentgeltlich Brücken,
Und führ'st uns treu des Winters unsern Weg,
Der Wein hingegen, kann uns nur berücken,
Und führt uns immer irre nur und schräg. —

Nun wird man fragen, ob ich Wasser trinke,
Ich schwör's beim Meer und allen Flüssen — Nein:
Es will das Wasser, daß sein Gegner sinke,
Und blos den Wein zu morden trink' ich Wein.

Mein Uebertritt zur katholischen und mein Rücktritt zur lutherischen Kirche.

(Autobiographische Skizze von Wilhelmine Schlotter.)

(Fortsetzung.)

Ich schrieb hierauf an den würdigen Pater B..... und klagte ihm mein Unglück. Vorzüglich bemerkte ich, daß ich den Herrn Dr. H..... um weiter nichts gebeten hätte, als um das heilige Sacrament der Firmung und um Vorbereitung auf dasselbe; daß ich nicht geahnet hätte, daß der hochgestellte Priester zu Lügen und Verleumdungen seine Zuflucht nehmen und anstatt mit dem Erzbischofe zu sprechen, auf die Policei gehen würde, um mich dort verdächtig zu machen. Herr Pater B..... antwortete mir, er hätte mit seinem Freunde, dem Dr. H..... gesprochen, es hätten fremde Einflüsterungen statt gefunden, und ich möchte diese menschliche Bosheit und Intriguen mit dem Schleier der christlichen Liebe bedecken; auch er hätte um seinen Herrn und Meister un-

beschreiblich Viel gelitten. Auch dieser Brief befindet sich in meinen Händen, nachdem ich ihn nach vieler Mühe wieder von dem Hofprediger D..... in D....., welchem ich denselben zur Durchsicht überschickt hatte, zurückerhalten habe.

Ehe ich in der Erzählung meiner Lebensschicksale fortfahre, will ich hier zum Beweise, daß es eine geheime geistliche Policei in der katholischen Kirche gibt, einige Thatsachen anführen. Einst klagte meine Mutter dem ersten Caplan in T....., wo wir uns aufhielten, unsere Leiden hinsichtlich meiner und äußerte, daß der Herr Dr. H..... ihrer Tochter Geld und Ehre, die Achtung der Verwandten und den Seelenfrieden geraubt habe. Hierauf erwiederte der Herr Caplan: »Sie hat vielleicht von Politik gesprochen.« »Das ist durchaus nicht der Fall,« entgegnete meine Mutter, »meine Tochter bekümmert sich um nichts weniger, als um Politik; sie hat nach des Herrn Pater B..... geistlichem Rathe wegen Vorbereitung zu dem heiligen Sacramente der Firmung täglich in der Allerheiligen Kirche drei heilige Messen gehört und gebetet.« Hierauf antwortete der Caplan: »Wenn der Herr Dr. H..... ein freisinniger Mann ist, so hat ihm das Beten verdrossen.« — »Aber, mein Gott! — was hat er mit der Policei zu thun?« — »Das wissen Sie freilich nicht, daß der Dr. H..... bei der geheimen kirchlichen Policei angestellt ist.« — »Das ist sehr traurig! gibt es denn auch geistliche Policei?« entgegnete meine Mutter. — »Ja! ja!« — war seine Antwort. — Eines Tages gingen wir in P... zu St. Joseph in's Kloster zu dem Superior, Pater A....., bei dem wir neun Species als eine Schuldforderung an Madame W. für das Kloster abtraten und der Kirche schenkten. Als wir in sein Zimmer traten, unterrichtete er eine junge Preußin, welche sich aber entfernte, da die Stunde beendigt war. Meine Mutter fragte den Pater: »Es treten wohl Viele zur katholischen Kirche über?« »Ja,« meinte er, »es würden noch Mehrere übertreten, wenn die Priester nicht so schlecht wären! Kurz darauf kam sein Vetter, ein Oberforstmeister, um ihn zu besuchen. Unsere Unterhaltung lenkte sich bald auf einen damals vielbesprochenen Schriftsteller. Da trat plötzlich eine lange Gestalt mit auffallender Physiognomie in's Zimmer, machte sich kleine Beschäftigungen daselbst und schien uns immer mit forschenden Blicken zu beobachten. Wir ahneten nichts und setzten unser Gespräch fort. Allein der Oberforstmeister schwieg und nachdem sich der Mann entfernt hatte, lispelte er uns zu: »Um Gotteswillen sprechen Sie nicht, wenn jener Mann da ist, er ist ein Glied der geheimen geistlichen Policei, ich kenne ihn.« Der Superior erröthete und schwieg, wir aber empfahlen uns. — In späterer Zeit wollten wir in P... einmal zur Communion gehen und hatten dieß einem hochgestellten Priester eröffnet, welcher uns den wohlgemeinten Rath gab: »Gehen Sie ja nur dahin, wo man Sie nicht kennt, unser schwarzes Regiment ist groß und gefährlich, Sie könnten sonst leicht eine Beute der Bosheit werden.« —

Die bittern Erfahrungen, welche wir in B..... machten, hatten uns in eine so traurige Gemüthsstimmung versetzt, daß wir den Entschluß faßten, in unser Vaterland zurückzukehren. Diesen Entschluß konnten wir jedoch nicht sogleich ausführen, da meine Mutter auf einem Hause in M..... Geld stehen hatte, welches erst aufgekündigt werden mußte. Sobald wir dasselbe nach vieler Mühe und vielem Verdrusse erhalten hatten, säumten wir nicht, so schnell als möglich, B..... zu verlassen. Wir betraten den Boden unseres theuren Vaterlandes mit dem festen Vorsatze, wieder in den Schooß der verlassenen evangelischen Kirche zurückzukehren, in welchem Vorsatze uns das Anerbieten des Herrn Propst zu M...., es solle mir durch seinen Freund, den Bischof M..... eine Pension werden, nicht wankend machen konnte. Wir meldeten uns daher einige Zeit nach unserer Ankunft in D..... bei der dasigen evangelisch-protestantischen Kirchenbehörde zum Rücktritte. Da man uns aber darauf aufmerksam machte, daß wir nach dem bestehenden Gesetze einen Entlassungsschein aus der katholischen Kirche beibringen müßten, so entschloß ich mich, so unangenehm es mir auch war, dem Herrn Superior F..... einen Besuch zu machen. Derselbe kam mir sehr artig entgegen, und auf seine Frage, was ich wünschte, entgegnete ich ihm ganz bescheiden: »Ich bitte Ew. Hochwürden um unsern Entlassungsschein aus der katholischen Kirche.« Hierauf erwiederte der Herr Superior: »Was hat Ihnen denn die Religion gethan?« »Mit nichts, erwiederte ich, »hat die Religion mich beleidigt, aber die mir von Priestern bereiteten Prüfungen waren von der Art, daß sie kein Mensch aushalten kann.« Nun wollte mich der Herr Superior zu einem vierwöchentlichen Religionsunterrichte überreden. Allein ich entgegnete ihm: »daß ich des Religionsunterrichts nicht bedürfe; nur die Priester hätten mir zum katholischen Bekenntnisse alles Vertrauen geraubt; die ich kennen gelernt, verachte ich aus der tiefsten Tiefe meines Herzens, die ich aber nicht kenne, wünsche ich auch nicht kennen zu lernen, indem ich Bosheit des Herzens und Intrigue an jedem Menschen verabscheue; da ich überdieß im Stillen und ohne Unterricht eines lutherischen Geistlichen aus meinem Taufbunde getreten sey, so wünsche ich auf gleiche Weise wieder in die lutherische Kirche einzutreten. Hierauf versprach mir der Herr Superior F....., uns in vier Wochen unsern Schein, da auch meine Mutter wieder zurücktreten wollte, zu überschicken. Dieses Versprechen erfüllte er nun zwar, aber in dem Scheine selbst, sowohl in dem meinigen als auch in dem meiner Mutter, hatte er bemerkt: N. N. ꝛc. »welche in B..... katholisch geworden seyn soll,« obgleich er sehr wohl wußte, daß der Uebertritt wirklich in B..... geschehen war.

(Schluß folgt.)

Fragmente
aus meinen
Reisen durch den Westen Europas.

II.

Ein hiesiger Leser des Planeten, Herr Advocat Vervoort von Antwerpen, welcher seinen Namen mitzutheilen mir erlaubt hat, findet meine im Planeten aufgenommene Beurtheilung der »Briefe eines Lebenden, von Dr. L. Bornitz« ungerecht, und des Letztern, in seinem von mir theilweise hart getadelten Werke, bewiesenes schriftstellerisches Talent verpflichtet mich, die zu seiner Rechtfertigung anführbaren Gründe eben so offen kund werden zu lassen, als ich unbedenklich nach meiner Ueberzeugung die ernste Rüge aussprach. »Les lettres d'un amant,« schreibt mir der belgische Rechtsgelehrte, »ont été écrites sous l'influence d'une pensée, abstraite il est vraie, mais qui n'a pas été abandonnée. — Cést une ame désillusionnée qui réflechit sur elle-même. Elle pénètre dans les vanités du monde et saffligе en voyant le mouvemont de leurs ressorts. Impuissante de rien changer, elle blame, gémit et se soumet. — Ces sentimens d'un amour qui s'étend à l'humanité et à toutes choses, sont sortis d'une ame, tantôt triste et calme, tantôt forte et sévère, semblable à une harpe touchée par un chantre rêveur, qui varie ses accords selon la langeur ou la gravité des sujets qu'il accompagne. Dans les lettres de Bornitz* tout est amour, et la réflexion qui suit les sentinens, qu'entraînent sans règle mille objets qui se succèdent dans l'imagination, ne peut pas se livrer à une marche fixe; elle retourne souvent sur la route qu'elle a dejá parcourue. Il ne faut pas chercher, dans les lettres d'un amant, un développement philosophique d'idées logiquement coordonnées; ce sont les joies et les gémissemens d'une ame qui veut réveiller son moi dans un autre être. — Les trois premierès lettres retracent la vie passée de l'amant. Puis viennent des réflexions sur la vie retirée et solitaire, mais entourée du ridicule qui se manifeste dans les sciences, les arts, les moeurs, les cultes. Tout est critiqué au hazard, à mésure que l'imagination présente les objets. Enfin, il se résigne, et sa pensée se livre sans mélange au charme de l'amour divin. — En dernière analyse, l'amour est un sentiment qu'on ne peut analyser; ses mouvemens ne connaissent pas le rigorisme de la logique, et il faut avoir l'ame montée à son diapazon pour l'apprécier avec justice.« Wenn eine vollendete Darstellung, sage ich hier noch einmal, eine Herrschaft über die Sprache, die nicht blos in grammatikalischer Regelrichtigkeit, in Wahl des treffenden Ausdrucks — in Angelerntem — sich zeigt, die nicht blos in kurzem Satze — oft dem Werke des Verstandes und mühsamen Denkens — eine große Fülle des Gedankens zusammendrängt, sondern auch mit der Sicherheit des eingeborenen Genius in die innersten Saiten des Gefühls harmonisch greifend, bald mit den vollen kräftigen Accorden stürmischer Begeisterung den Leser fortreißt, bald mit sanft lispelndem Zaubertone alle sanfteren Empfindungen anregt, bald in die grellen und doch nicht unmelodischen Laute menschenfeindlicher Bitterkeit ausbrechend, das von Liebe und Wehmuth überströmende Herz mit Galle füllt, — wenn solche Vorzüge, die freilich zu den sehr seltnen gehören, allein einem Buche auf den Titel eines vortrefflichen Rechte erwerben, so erkennen wir unbedingt dem Verf. einen erhabenen Platz in der deutschen Schriftstellerwelt zu. Gehört es aber zum Wesen eines Werkes, einen Zweck erkennbar zu verfolgen, scheint die Darstellung nur das Mittel zur Erreichung des vorgesetzten Zieles, diesem also untergeordnet, so sehen wir, anders zu urtheilen, uns genöthigt. Eine Absicht, die durch das ganze Buch als ein dessen Theilen gemeinsame Richtung gebenden Faden hindurchläuft, spricht nirgend sich aus, — eine Verbindung vermögen wir in den 19 Briefen nicht zu entdecken, — von einem Plane keine Spur! Tadel begründet hierin sich aber noch nicht. Kann nicht jeder einzelne Brief ein Ganzes für sich ausmachen? Wir forschten, aber leider, wieder erfolglos! Die nämliche Zusammenhangs- und Zwecklosigkeit überall! Die Ideen des Hrn. Bornitz, sämmtlich eine schöne und wahre Seite tragend, erfassen uns gerade mit dieser, vermögen aber, rund um diesen ansprechenden Punct in uferlose, mit den mißgestaltetsten tausendfarbigen Gewölke verdunkelte Weite verschwimmend, nicht, uns zu fesseln, und ermüden durch die ewige Erregung nie befriedigter Erwartungen. Auf ein schönes Gemüth schließen wir übrigens allenthalben; wir gewinnen den Verf. wegen der reinen Kindlichkeit, die er oft an Tag legt, lieb, und hören ihm gerne zu, wenn er mit der Lebendigkeit seines Genius von alten Erinnerungen, an die seine Gedanken ganz leise zufällig anschlagen, sich entführen läßt, und sich selbst und den Ort, wo er spricht, vergessend, Gemälde seliger Vergangenheit entwirft. Uebrigens tritt die Liebe, selbst die uranische oder romantisch-sentimentale nicht einmal, fast gar nicht in's Gebiet seines Werks. — Wollte der Hr. Verf. seine Phantasie, sein Gefühl durch den Verstand zügelnd, eines festen Zweckes und Planes sich bewußt, auf der beschrittenen Schriftstellerbahn seinen Weg verfolgen, wir glauben ihm hohen Erfolg, dem Himmel der vaterländischen schönen Literatur ein Gestirn erster Größe verheißen zu dürfen! Eben diese wird die Weitläuftigkeit, mit der wir ein so kleines Werk wiederholt besprechen, hinreichend entschuldigen.

K. Rittinghausen, d. J.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 27. September 1836.

(Fortsetzung.)

Er begab sich jetzt auf Reisen, um wieder ein Engagement zu suchen; er ging nach Leipzig, Lübeck, Hamburg, Altona, Bremen, gab Concerte, fand auch hier und dort einen Verleger zu seinen Compositionen, doch keine feste Anstellung. Endlich wandte er sich nach Wien, und wenn es ihm auch hier nicht glückte, seinen Zweck zu erreichen, so bekam er doch dadurch eine Anstellung als Capellmeister in Pesth und Ofen, bei der Theatergesellschaft, die abwechselnd in diesen beiden Städten spielte. Er gerieth nach einiger Zeit mit der Direction in Zwistigkeit, hierzu kamen noch andere ihn drückend Verhältnisse; er gab diese Stelle auf, und suchte anderweitig eine ähnliche. Joseph Seconda engagirte ihn als Musikdirector, und im Jahr 1814 kam er mit dessen Gesellschaft wieder nach Leipzig; er bekleidete diesen Posten bis zur Auflösung dieser Bühne im folgenden Jahre. Ohne Anstellung privatisirte er wieder bis zum Jahre 1817, wo er Musikdirector bei der Fabricius'schen Theatergesellschaft in Magdeburg wurde; deren Auflösung machte ihn wieder brotlos. Magdeburg war nicht der Ort, wo er sich eine erträgliche Subsistenz zu verschaffen hoffte, er begab sich daher nach Leipzig; hier privatisirte er bis zum Jahre 1822, wählte dann Berlin zu seinem Wohnsitz, wo er, stets mit Sorgen und Mangel kämpfend, sein Leben endete. Auf ihn kann man die Worte Klamer-Schmidt's mit vollem Rechte anwenden:

„Viele kleine Freuden gibt das Leben,
Viele große Sorgen nimmt der Tod."

Seine Compositionen wurden früher beifällig aufgenommen, hauptsächlich war dies der Fall bei den Liedern damals beliebter lyrischer Dichter. Da der Geschmack sowohl in der Ton- als Dichtkunst ein andere Richtung nahm — ob eine bessere, mag unentschieden bleiben — wurde er vergessen, und seine drückenden Verhältnisse mußten auch nachtheilig auf seine Compositionen einwirken. Wenn der Mangel in das Zimmer von Liebenden tritt, heißt es, fliegt Amor zum Fenster hinaus, der nämliche Fall tritt ein, öffnet er die Thüre eines Künstlers, die Begeisterung flüchtet sich auch aus dem Fenster. Ebers hat sich auch mit Schriftstellerei über Gegenstände, welche zu dem Gebiete der Tonkunst gehörten, beschäftigt, und war vertrauter Mitarbeiter bei einigen Zeitschriften; seine diesfälligen Correspondenznachrichten trugen aber vielfältig das Gepräge der Verstimmung. Er war zum zweiten Male verheirathet, das Sprichwort verachtend: ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer, und er hat nicht Ursache gehabt, diese Verbindung zu bereuen. Er hatte in seiner zweiten Gattin eine treue Lebensgefährtin gefunden, die ihm in allen Widerwärtigkeiten tröstend zur Seite stand, bis er seine Augen zu dem langen Todesschlummer schloß. Glücklicher Weise war diese zweite Ehe kinderlos.

Er war Freimaurer, und zum Ruhme der Freimaurer muß man es erwähnen, daß sie ihn nach Kräften unterstützt, und, bei der Dürftigkeit, in der er gestorben, die Witwe in den Stand gesetzt haben, ihn, wenn zwar prunklos, doch anständig beerdigen zu lassen. Kein einfaches Kreuz wird den Besuchern des Kirchhofes, wo seine irdische Hülle ruht, den Platz melden, während auf solchen sehr viele prunkvolle Denkmäler von Verstorbenen stehen, die bei Lebzeiten höchstens nur ihren Angehörigen bekannt gewesen sind, und von denen man weiter nichts sagen kann, als daß sie geboren wurden, vegetirt haben und gestorben sind. Wohl dem, von den man sagen kann:

„O selig, die da leben, nicht nur sind!"

Die wegen ihren verschmitzten Schwindeleien vielbesprochene und seit einiger Zeit ganz vergessene Wilken hat jetzt wieder vorübergehend die Aufmerksamkeit eines Theils des Publicums auf sich gezogen. Es wurde nämlich in den öffentlichen Blättern angekündigt, daß ihre Meublen und Effecten, als Creditmasse, gerichtlich versteigert werden sollten. Neugier und der charakteristische Wunsch, etwas von dieser Betrügerin zu erstehen, lockte eine so große Menge von Käufern oder auch nur Gaffern nach der Wohnung des Auctions-Commissars in der neuen Grünstraße, daß sie in dem Zimmer keinen Platz finden konnten, und da er zu ebener Erde wohnte, so hatten sich sogar Einige von außen auf die Vertiefungen der Fenster emporgeschwungen, um dort in das Zimmer sehen und durch die Fenster ein Gebot thun zu könnnen.

Bei dieser Gelegenheit entspann sich ein Gespräch zwischen einer Dame, die einer Freundin zu Gefallen mit ihr dorthin gegangen war, welche einige Meublen zu kaufen wünschte, und einem ihr unbekannten fashionablen jungen Manne.

Da man sich bei jeder vorkommende Sache überbot, so äußerte sie zu ihrer Freundin:

„Ich dächte, wir gingen wieder. Was Sie zu erhalten wünschen, werden Sie theurer bezahlen müssen, als wenn Sie es sich neu anschaffen. Mir ist es unbegreiflich, wie man so begierig seyn kann, etwas von einer solchen Betrügerin an sich zu bringen."

Da nahm der Fashionable gleich das Wort und sprach:

Es ist doch aber eine sehr interessante Person, und wohl der Mühe werth, etwas zn ihrem Andenken zu erstehen.

„Ich bekenne, ein solche Betrügerin hat für mich kein solches Interesse, daß ich etwas von ihr besitzen möchte, am wenigsten ab.r es mit Geid aufwiegen mag."

Sie ist aber doch sehr klug gewesen, daß sie so lange ihre Rolle hat unangefochten fortspielen können.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In der Correspondenznachricht, Planet Nr. 232 ist ein Druckfehler. Es steht immer der Name Stein für

Heim.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 258. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 27. October. 1836.

Mein Uebertritt zur katholischen und mein Rücktritt zur lutherischen Kirche.

(Autobiographische Skizze von Wilhelmine Schlotter.)

(Schluß.)

Den Tag darauf, nachdem ich mich zum Rücktritt in die lutherische Kirche gemeldet hatte, mußte ich von dem Pater M..... eine große Kränkung erfahren. Als ich auch ihm meldete, daß ich wieder in die lutherische Kirche übertreten würde, that er folgende Aeußerung: »Ach mein Gott, was denken Sie denn? So lassen Sie sich doch von dem schauderhaften Abgrunde zurückhalten und sehen mich als Ihren rettenden Engel an, welcher Ihnen zuruft: Wollen Sie auch für die Ewigkeit verloren seyn, und auch das Loos haben, was alle verdammte Lutheraner Jenseits haben, nämlich das Angesicht Gottes nie schauen zu dürfen!« Diese Aeußerung empörte mich tief, und als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, schrieb ich sogleich ein Billet an den Herrn Superior F..... des Inhalts: Was ich so eben von einem katholischen Priester vernommen, müsse jedem besseren Menschen im Innersten wehe thun; ich wisse wohl, daß keine Religion ohne Diener derselben bestehen könne, die katholischen Priester hätten mir aber Glauben und Vertrauen geraubt, vorzüglich auch deßwegen, weil die hochgestellte Geistlichkeit im geheimen Dienste der Policei stehe, was ich früher nicht gewußt, und darum könne ich den Augenblick nicht erwarten, wo ich der katholischen Kirche nicht mehr angehörte. Der Herr Superior F..... ließ begreiflich mein Schreiben unbeantwortet. — Eines Tages erzählte ich dem Pater M..... Einiges von dem, was mir widerfahren war. Darauf gab er mir die Antwort: »Das ist noch nichts gegen das, was die heiligen Märtyrer um der Religion willen gelitten, bis zum Gassenk..... muß der Mensch herabgewürdigt werden; nur dann ist er Gott wohlgefällig, an solchen Menschen hat Gott den größten Wohlgefallen!« »Ich danke Ew. Hochwürden,« gab ich zur Antwort; »wenn ich mich Gott auf keine andere Art wohlgefällig zu machen weiß, dann ist es sehr traurig und weit gekommen.«

Da der Herr Dr. H..... in M..... mit die Hauptveranlassung meiner Sinnesänderung wurde, so möge der Brief wörtlich folgen, welchen ich ihm unter dem 14. October 1835 von L..... aus recommandirt übersendete. »Es wird Ew. Hochwürden überraschend seyn, nach so langer Zeit ein Schreiben von mir zu erhalten. Da es früher nicht in unsern Verhältnissen lag, B..... verlassen zu können, wir uns jedoch jetzt wieder so glücklich fühlen, uns in D..... zu befinden, so säume ich nicht, Ew. Hochwürden zu fragen, was Sie bestimmen konnte, gegen mich so zu verfahren, wie Sie gethan, als ich wünschte, das heilige Sacrament der Firmung zu empfangen. Ew. Hochwürden versprachen mir, mit Ihrem Freunde, dem Herrn Erzbischofe, zu sprechen, allein statt dessen waren Sie auf die Policei gegangen und hatten Lügen und Verleumdungen angewendet, um mich verdächtig zu machen und mir den Retourpaß nach B..... ausfertigen zu lassen. Ich erkläre Ew. Hochwürden von der B..... Geistlichkeit auf folgende Art getröstet worden zu seyn, daß ich Gott danken solle, M..... verlassen zu haben, weil dort französische Grundsätze herrschten, die mich für die Folge sehr unglücklich gemacht haben würden; überdieß müsse der Herr Dr. H..... ein sehr freisinniger Mann seyn, weil ihn das Beten verdrossen habe, und daß er auf die Policei gegangen sey, wäre eine sehr natürliche Folge, da er ein geheimes Glied der geistlichen Policei sey. Ich würde Ew. Hochwürden schon früher von alle Dem benachrichtigt haben, wenn ich von der Bosheit der B..... Geistlichkeit, welche Ew. Hochwürden hintergangen und getäuscht hat, und welcher Ew. Hochwürden unbedingt geglaubt haben, nicht neue Intriguen gefürchtet hätte.« Auch auf diesen Brief erhielt ich keine Antwort.

Damit man uns, meine Mutter und mich, endlich nicht beschuldigen möge, als habe die Aussicht auf irdischen Vortheil uns sowohl zum Uebertritte zur katholischen, als zum Rücktritte in die evangelische Kirche bewogen, so führe ich noch Folgendes an: Von geistlicher Unterstützung in B..... haben wir nicht gelebt. Oefter hat uns der Herr Propst in M..... gesagt: Wenn ich durch Empfehlung oder irgend etwas dienen kann, so wenden Sie sich an mich.« Der Herr Pater F..... in T..... sagte zu mir: »Auch ich habe einen Wirkungskreis, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen, so werde ich mich freuen, Ihnen dienen zu können.« Der Herr Superior Pater A..... in P..... sagte mir eines Tages: »Ich mache mir's zum Vergnügen, Sie in dem fürstlich L..... Hause, Ihrem Stande angemessen, zu placiren. Von allen diesen Anerbietungen habe ich keinen Gebrauch gemacht, zum Beweise, daß nicht Interessen meine Handlungen geleitet haben. Im Gegentheile sehe ich mich genöthigt, hierdurch zu erklären, daß jene geistlichen Herren sehr ansehnliche Geschenke von uns erhalten haben, welche ich von M..... mitbrachte, weil ich früher nicht ahnete, daß die B..... Geistlichen die Ursache der mannichfachen Kränkungen waren, welche ich erdulden mußte. Ihr jesuitisches Benehmen war der Dank für unsere Aufopferungen. Die Anerbietungen derselben, welche ich zurückwies, damit sie nie sagen durften, ich habe um Etwas gebeten, wurden mir wahrscheinlich als Ersatz dafür geboten. Aber diese Anerbietungen konnten mir für das entschwundene Erdenglück, und für den Verlust, mit meinen theuern Verwandten in engern Banden vereint zu seyn, keinen Ersatz gewähren. Mein Verwandter, der Buchhändler N. N. in A.... bot mir seine Hand an; ich wies auch dieses Anerbieten zurück, da schon der Vorsatz in mir gereift war, in die evangelische Kirche zurückzutreten.

Wirft nun der Leser auf diese der strengsten Wahrheit gemäße Darstellung meiner Schicksale einen unparteiischen und unbefangenen Blick, so wird er es uns, meiner Mutter und mir, nicht verdenken, daß wir uns innig freuen, wieder in unserem theuern Vaterlande zu seyn, in welchem das Licht des reinen Evangeliums leuchtet; daß wir der Vorsehung aufrichtig danken, die uns wieder auf den rechten Weg geführt hat; daß wir die Stunde nicht erwarten können, die uns wieder in den Schooß der evangelischen Kirche aufnimmt, und daß wir mit heißer Sehnsucht dem Augenblicke entgegensehen, in welchem wir das heilige Abendmahl nach der Einsetzung unseres Herrn und Erlösers selbst feiern können. Möge unser Beispiel die mit einer zu lebhaften Phantasie Begabten und zur Schwärmerei Geneigten ermuntern, stets über sich zu wachen, die Wankenden aber befestigen, daß sie dem Bekenntnisse derjenigen Kirche treu bleiben, welche ihren Bekennern kein eisernes Joch geistiger Sclaverei auflegt, durch ihre Lehren und Gebräuche, durch ihren einfachen, aber erhebenden Gottesdienst gleich wohlthätig auf Verstand und Herz zu wirken sucht, von aller Proselytenmacherei weit entfernt ist, und deren Diener nicht verlangen: »das müsset ihr glauben,« sondern vielmehr Allen zurufen: »Prüfet Alles und das Beste behaltet.« — (Geschrieben im December 1835.)

Nachschrift.

Am 19. Februar 1836, Morgens 9 Uhr empfingen wir in der Sacristei der Kreuzkirche zu D..... das heilige Abendmahl nach lutherischer Weise zum ersten Male wieder. Der würdige Herr Diakonus M. Z.... wußte dabei durch eine kräftige und gehaltreiche Anrede unser frommes Gefühl für die reine Lehre der evangelischen Religion auf's Kräftigste zu entflammen. Ich empfing jenes heil. Mahl auch auf die Ueberzeugung, daß Alles, was ich im Vorstehenden niedergeschrieben, die reinste Wahrheit sey.

Passagiere zur See.

Der Seefahrer ist ein Mann, der sich entweder freiwillig oder aus Grille und Nothwendigkeit allen Entbehrungen unterwirft. Wenn er mit seinem Schiffe absegelt, weiß er im Voraus, was ihn erwartet, und sein nach Abenteuern begieriger Sinn gefällt sich bereits in den Stürmen, der langwierigen Reise und den Mühseligkeiten aller Art, die ihm bevorstehen. Von seiner Kindheit an sieht er allen Gefahren und Eigenthümlichkeiten der Laufbahn, welcher er sich einst widmen wird, in's Auge; seine Arbeiten, seine Vergnügungen tragen einen seemännischen Charakter, und wenn er endlich seinen Beruf auszuüben beginnt, findet er sich sogleich heimisch darin; er ist in seinem Elemente; ein Tau unterhält, ein Segel beschäftigt ihn, die geringsten Ereignisse bieten ihm Zerstreuungen dar, die für uns Bewohner des Festlandes keine sind. Ich überlasse einem Anderen das Geschäft, die Vergnügungen des Seemanns, die Wechselfälle seines Lebens zu beschreiben; ich will mich heute nur mit solchen Leuten beschäftigen, die Seeleute durch Zufall sind, nämlich mit den Passagieren der sogenannten langen Reise.

Begebt Euch nach Havre in eines der zahlreichen Wirthshäuser, welche den Hafen und die Quais begrenzen, und Ihr werdet von nichts Anderem sprechen hören, als vom Winde, ankommenden Schiffen, oder von solchen, die nicht unter Segel gehen können. Einer ist nach St. Domingo bestimmt, ein Anderer nach der Havana, ein Dritter nach den Vereinigten Staaten, ein Vierter nach Brasilien. Bald setzen sich diejenigen, welche eine und dieselbe Bestimmung haben, mit einander in Verbindung, und die öffentliche Wirthstafel gewährt ihnen zwei- bis dreimal des Tages ein Stelldichein. Die jungen Leute nehmen einen hohen Ton an, der sich zu der kühnen Unternehmung, die sie auszuführen gedenken, zu passen scheint; die Greise haben jene zuversichtliche Miene, die dem grauen Haare und der Erfahrung so gut läßt. Man überbietet sich in Rathschlägen: »Tragen Sie solche Mützen! — Schaffen Sie sich einen solchen Anzug an! — Dergleichen Schuhe taugen nicht dazu, auf das

Verdeck damit zu gehen! — Versehen Sie sich ja mit allerhand feinerem Mundvorrath, denn die Capitaine sind ein Muster von Geiz! — Und dazu erzählt man tausend Anekdoten, die zu den obigen guten Rathschlägen einen Beleg geben sollen. Oft wird man von dem Rufe: »Es ist guter Wind geworden!« aufgeschreckt, aber es fehlt noch ein Viertel- oder ein Drittel-Compasstrich, und man kann nur die Zaghaftigkeit des Capitains oder des Lootsen belächeln. Man bedauert die verlorene Zeit, die man in Paris so angenehm hätte zubringen können; hätte man es vorher gewußt, würde man acht Tage später abgereist seyn oder hätte seine Package mit einem anderen Schiffe verdungen. Man wird zornig, die Köpfe erhitzen sich; in dem Augenblick, da man sein Geld und seine Koffer zurückfordern will, läuft der Wind um, er weht günstig, und das Signal zur Abfahrt wird gegeben. Man setzt die Mütze von Fischotter auf und vertauscht den Frack mit der Seemanns-Jacke; nur einige Elegants verschieben die Veränderung ihrer Toilette bis zum folgenden Tage und man schifft sich ein, Einige fröhlich, Andere mißvergnügt.

Welch' ein Getöse erhebt sich von allen Seiten, wenn man an Bord kommt! Das Commandowort mischt sich mit den Fragen und Ausrufungen der neuen Passagiere; die Matrosen würden ihnen alle Teufel auf den Hals wünschen, wenn sie nicht bedächten, daß sie mehrere Monate zwischen denselben Planken mit ihnen hinbringen müßten. Jeder sucht sich auf's beste einzurichten. Die Cajüte, welche anfangs eine außerordentliche Ausdehnung zu haben schien, ist jetzt von den Felleisen und den Koffern der Reisenden so eingeengt, daß man nicht weiß, wo man die Füße lassen soll, wenn man aufrecht stehen, oder wohin man den Kopf legen soll, wenn man schlafen will; an einen bequemen Sitz darf man gar nicht denken. Der Anker wird gelichtet und das Schiff geht ab; die Wellen beginnen es zu schaukeln. Niemand sagt ein Wort; man sieht stumm auf die vielen und großen Vorbereitungen, welche auf dem Verdeck getroffen werden; dort werden die Hühnerhecke und die Wasserfässer festgesurrt, die frischen Gemüse und das frische Fleisch werden vom Koch an der Gallerie und in der Heckjolle befestigt, das Langboot findet seinen Platz zwischen dem großen und dem Fockmast, und das Gig wird am Steuerbord aufgehißt. Diejenigen, welche sich den seemännischen Schritt noch nicht zu eigen gemacht haben, sind unterdessen, von den Anderen verlacht und bespöttelt, drei bis vier Mal auf das Verdeck hingestürzt. —

Die Scene wechselt; die Gesichter vergelben, die frühere Fröhlichkeit schwindet, die Augen irren umher, und man sucht einen Winkel, um das Pochen des Herzens zu belauschen. Der Lärm steigt; die Seekrankheit bemächtigt sich jedes Magens und jedes Kopfes. Man fängt mit einem Lächeln an und endet mit herzzerschneidenden Seufzern; die Reihe kommt an Jeden; die Krankheit erfaßt Alle, den Einen mehr, den Andern minder. Diejenigen Passagiere, welche die größte Unerschrockenheit gezeigt haben, sehen ihren Muth immer mehr schwinden; sie verlangen eine Citrone oder eine Apfelsine, deren erfrischender Geruch, deren erquickender Saft sie für einige Augenblicke stärkt; aber bald darauf fordern sie das Spucknäpfchen, und das ganze Verdeck, die Cajüten sind mit Kranken bedeckt, die man nicht anrühren darf, wenn man nicht mit Verwünschungen überschüttet seyn will. Das Mittagsessen wird angekündigt. Unnöthig! Jedermann trinkt Thee und empfiehlt dem Steward, so wenig Zucker als möglich in die Tasse zu werfen. Aber während des Essens mischt sich der Geruch der Speisen mit dem des Thees, dieser belästigende Dunst, welcher sich vorzugsweise entwickelt, wenn das Wasser, das sich im untersten Raume gesammelt hat, durch das Schlingern und Stampfen des Schiffes hin- und herrollt. Alles dieß steigert die Krankheit, und man überschüttet die Esser, Trinker und Lacher mit Verwünschungen, vorzüglich aber diejenigen, welche dem Meere schon ihren Tribut bezahlt haben, der Gefahr muthig entgegengehen und sie ohne Schwierigkeit überwinden. Welcher Jammer rings umher! Die eine Familie fängt an, das unglückliche Schicksal der anderen zu bemitleiden; Einer erbietet sich zum Krankenwärter des Andern, und der Hochmuth, der uns antreibt, zu sagen, daß wir mit den Tücken des Meeres vertraut sind, läßt uns alle jene kleinen Geschäfte ohne Ueberdruß verrichten.

Am andern Morgen werden mehrere gelbe und bleiche Gesichter aus den Kojen gestreckt; von Stunde zu Stunde sieht man Genesende, die zwar noch Gesichter ziehen, aber doch schon ohne bedeutende innere Erschütterung den Stockfisch und den Schinken auf dem Frühstückstisch sehen; man gewinnt wieder Haltung, das Gleichgewicht stellt sich her, der Tisch ist besetzter. Am dritten Tage werden die am meisten Mitgenommenen sichtbar; sie erscheinen mit einem langen Barte, die Citrone unter der Nase; schmutzige Gesellen, jeden Augenblick bereit, die unschuldigste Bemerkung übel zu nehmen, um so mehr, als sie bei ihrem Anbordkommen die Renommisten spielten.

Am vierten und fünften Tage werden auch die Frauen sichtbar. Geduldiger als die Männer und gewohnt, mehr als diese zu leiden, haben sie die Zeit der Prüfung fern von allem Tumulte hingebracht, und kein zudringlicher Blick hat ihre niedergeschlagenen Augen und ihre bleichen Wangen entdecken können; sie haben ihre unschuldige Koketterie auch im Schmerze nicht verleugnet, und ihr kleiner Spiegel hat sie belehrt, wann sie sich wieder dem Anblick der Menge preisgeben durften. Alle Arme sind bereit, sie zu unterstützen, damit sie auf der Treppe nicht ausgleiten, die auf das Verdeck führt. Sie treten in ihre Welt ein, und alle Männer lassen es sich angelegen seyn, so viel Aufmerksamkeit als möglich zu erregen, denn Jeder verlangt für sein Geschwätz das Ohr einer Frau und bedarf des Wohllauts ihrer Stimme, um die Einförmigkeit seiner Umgebung zu vergessen, die keine Abwechselung hat, als den heranrauschenden Sturm und den klatschenden Regen, einen vorüberfliegenden Segler oder einen geangelten Fisch. (Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 27. September 1836.

(Schluß.)

„Ich bin der Meinung, daß die Einfalt derjenigen, welche sie hinter das Licht geführt, ihr mehr zu statten gekommen, als ihre Klugheit. Ihren Betrügereien wird wohl kein moralisch Gesinnter das Wort reden, aber sie hat sich auch sehr unklug benommen, daß sie, da sie sich einmal schuldig gemacht, nicht darauf Bedacht genommen, sich mit den erschwindelten, beträchtlichen Summen aus dem Staube zu machen und in Sicherheit zu setzen, denn dazu gehört wohl wenig Verstand, um einzusehen, daß solche grobe Betrügereien nicht an den Tag kommen sollten."

Sie hat aber doch viel Gutes gethan und manchen Armen reichlich beschenkt. Es gibt hier so viele steinreiche Leute, die sich lange besinnen, um ein Paar lumpige Groschen an einen Hilfsbedürftigen zu spenden.

„Mit gestohlnem Gelde die Mildthätige zu spielen ist doch wohl kein Verdienst und keine Tugend? Sie hat ein bejahrtes, verstandesschwaches Frauenzimmer, das sie mit Wohlwollen und Freundschaft aufgenommen, auf das schändlichste an den Bettelstab gebracht; eine Menge Personen, von denen sie geborgt um das sauerverdiente Ihrige gebracht, da sie aus der Creditmasse nicht zur Hälfte werden befriedigt werden. Wird dies durch die Almosenspenden ausgeglichen und gut gemacht?"

Aber —

Die Dame ließ ihn nicht ausreden, sondern stand von ihrem Sitze auf und sprach zu ihrer Freundin:

„Was wollen wir hier noch länger in der drückenden Hitze und in der stinkenden Luft bleiben, wo es mir so unheimlich zu Muthe wird. Ihren Zweck erreichen Sie doch nicht, davon werden Sie sich schon überzeugt haben."

Beide entfernten sich.

Man sieht aber daraus, welche Ansichten von Manchem gehegt werden, denn dieser Fashionable war nur der Repräsentant von sehr Vielen, deren Begriffe von Sittlichkeit und Recht eben so verworren, und da sie auch vielfältig praktisch geübt werden, auch schädlich sind.

Uebrigens bemerke ich noch, daß bei dieser Versteigerung der Wilke'schen Meublen und Effecten sehr viele ihr nicht zugehörige zum Ausgebot und Verkauf gekommen sind. Es war keine falsche Speculation, dergleichen, was man veräußern wollte, theuer an den Mann zu bringen, denn man setzte voraus, daß man nach einer Acquisition von dem, was dieser Betrügerin gehört hatte, begierig, die Preise dafür sehr hoch treiben würde. Diese Erwartung wurde auch nicht getäuscht.

Es galt hier lange als eine ausgemachte Sache die verbreitete Nachricht, daß die Postbehörde nach Ablauf des Contracts der Entrepreneurs des Droschkenwesens, dasselbe übernehmen würde, und Viele versprachen sich davon Vortheile; indeß hat es sich jetzt erwiesen, daß diese — wie so vieles Andere hier — nur ein leeres Gerücht gewesen ist, denn es ist mit den jetzigen Unternehmern erwähnten Fuhrwesens ein neuer Contract geschlossen worden. Hätten die hiesigen Fuhrleute sich dazu verstanden, nach Ablauf des ersten Contracts, in solchen zu treten, wozu ihnen die Anerbietungen gemacht worden, so würde der jetzige Entrepreneur schon längst nicht mehr im Besitz eines ausschließenden Rechts zu diesem Fuhrwerke seyn. Ob aber das Publicum dabei gewonnen hätte, bleibt eine Frage. Die Verwaltung würde sich dann unter Viele zersplittert haben, es hätte dann, bei der Differenz der Ansichten, Zerwürfnisse gegeben, und die Verwaltungskosten würden vermehrt worden seyn. Einen Beweis davon hat der Verein zu einer Bierbrauerei geliefert, wozu Actionairs aufgefordert wurden. Die Verwaltung war so kostspielig, daß dieser Verein Bankerott machte, und die Actionaire auf eine nichts weniger als lobenswerthe Art um ihr Geld gekommen sind. Wenn übrigens ein Correspondent aus Berlin im Eremiten eine so abschreckende Schilderung von dem Droschkenfuhrwesen macht, so liegt der Grund wohl nur darin, weil man sich gern pikant zeigen möchte. Im Anfange waren allerdings die Droschken nicht am besten gebaut, auch die Pferde nicht die stärksten und raschesten, aber die neuen Droschken haben an äußerer Form und Bequemlichkeit gewonnen, die Pferde sind besser, und den Droschkenfuhrleuten muß man das Lob geben, daß sie gegen diejenigen, welche sich ihres Fuhrwerks bedienen wollen, zuvorkommend und bescheiden sind. Von einer Herabsetzung des Preises, wie der erwähnte Correspondent versichert, ist nicht die Rede; es hat damit vielleicht die nämliche Bewandtniß, wie mit der allgemein verbreiteten Nachricht von der Uebernahme des Droschkenfuhrwesens von Seiten der Postbehörde.

Eben so grundlos ist die Nachricht, daß die Hundesteuer aufhören solle, wahrscheinlich eine Barbiernachricht. Diese Steuer gehört zu denen, welche — mit Ausnahme einiger, die ihre Hundeliebe übertreiben — von dem Publicum getadelt worden, da man bekanntlich gegen jede Steuer Einwendungen hat, und sie sich gar zu gern abwälzen möchte. Sie hat die Unzahl von Hunden, welche sich auf der Straße herumtrieben, weil sie von Leuten gehalten wurden, die sich kaum selbst ernähren konnten, und sogar zur Kategorie der Almosenempfänger gehörten, verringert, und es verhütet, daß Berlin nicht in dieser Hinsicht Lissabon ähnlich geworden ist. Daß einige Hunde toll geworden, hat auch einen ganz andern Grund, als der in dieser Correspondenz angeführte; es ist eine Erscheinung, die, wo sich eine große Zahl von Hunden befindet, eben so sich zeigt, wie unter einer großen Zahl von Menschen immer einige wahnsinnig werden, ohne daß darauf das Verhältniß der Geschlechter einen Einfluß hat.

Mit Befremden hat man hier die lobpreisende Recension Saphir's in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung von Elwine Alifeld's Gedichten (?) gelesen. Was ein anderer Correspondent im Planeten über die Wahlverwandtschaft geäußert hat, scheint darin seine Bestätigung zu finden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 259. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 28. October. **1836.**

Paul de Kock.

(Schluß.)

Wir hätten hier die schönste Gelegenheit, uns analytisch über die schriftstellerischen Fähigkeiten Paul de Kock's und seine Antipoden zu verbreiten und dann mit weiland-päpstlicher Machtvollkommenheit eine Linie zwischen den ihnen eingeräumten Gebieten zu ziehen. Da uns jedoch dieses Geschäft einige Zeit rauben und dennoch unseren Lesern langweilig erscheinen möchte, so wollen wir uns demselben lieber entziehen und nur ganz kurz unsere Meinung andeuten. Es bedünkt uns nämlich, daß die Befähigung, mit Virtuosität und Ruhmwürdigkeit im Reiche der Ideen und Phantasieen zu walten und in ihm sich eine Welt voll Leben und Regsamkeit, voll innerer Wahrheit und poetischer Genüge zu schaffen, an und für sich noch höher zu stellen ist, als die Befähigung, Wirklichkeit und Gegenwart, Welt und Menschen, wie sie gerade sind und sich geberden, in sich aufzunehmen und in poetisch compacter gefällig und bezeichnend physiognomisirter Gestalt wieder zu gebären. Die letztere Befähigung gewinnt im gegenwärtigen Augenblicke nur dadurch ein Uebergewicht, daß die erstere in etwas degenerirt ist, und den Anforderungen der Zeit, den eben vorliegenden Bedürfnissen und der von denselben theilweise geleiteten Geistesrichtung nicht sattsam entspricht. Wir stellen daher Paul de Kock keineswegs über alle literarische Renommeen Frankreichs, nein, wir ordnen ihm mehrere derselben bei, und behaupten sogar, daß er auf einem anderen Wege der schriftstellerischen Beschäftigung einen nur gewöhnlichen Ruf und Ruhm davon getragen haben würde, und Manchem, neben welchem jetzt sein Name prangt untergeordnet werde müßte. Darum wird er auch seine Lorbeern immer mehr und mehr mit denen theilen müssen, die mit ihm oder durch ihn auf denselben Weg gelangten, und vielleicht bleibt ihm nach Kurzem nur das Verdienst, der Erste in der neuesten Zeit gewesen zu seyn, dessen der Wirklichkeit und dem Leben der Gegenwart entnommene Schilderungen als treffend und trefflich anerkannt wurden und einem Leser-, Nachahmer- und sonach Wirkungskreis erhielten. Vielleicht daß jetzt schon manches Blatt seines Kranzes den Weg zu George Sand, diesem merkwürdigen Hermaphroditen, den Weg gefunden hat.

Paul de Kock ist eine Wiederverkörperung des englischen Malers Liofard. Wie dieser nur darstellen konnte, was er in natura vor sich hatte, so stellt jener nur dar, was er gesehen und gehört und erfahren. Außer in einer ausgezeichneten Fähigkeit und Geschicklichkeit, die Farben zu mischen und aufzutragen, alle Gegenstände aus Natur- und Menschenwelt scharf und treu zu portraitiren und zu einem schönen Ganzen, zu einem eindrucksvollen Gemälde zusammenzustellen, besteht das Geheimniß seiner schriftstellerischen Künstlerschaft in nichts, als in der Kunst, sich zu erinnern. Er selbst ist so sehr von der Nothwendigkeit einer solchen Kunst für den Romanschreiber überzeugt, daß er sich auf sie nicht wenig zu Gute thut und sie bei weitem der Kunst zu erfinden vorzieht, ja die erstere ganz an die Stelle der letzteren gestellt wissen möchte. Er ist ein guter Spiegelfabrikant, denn seine Spiegel geben uns nicht nur das eigene Bild mit allen Licht- und Schattenseiten treu zurück, sondern sie zeigen uns sogleich, vermöge einer eigenen Vorrichtung, alle unsere näheren und ferneren Umgebungen in den lebhaftesten und charakteristischesten Attitüden, ja sie haben sogar etwas von der Eigenschaft jener Brennspiegel, mit denen Archimedes die römische Flotte vor Syrakus angezündet haben soll. Ich weiß nicht, was mich auf dieses politisch-geschichtliche Beispiel geleitet, aber ich erkenne, daß mich Paul de Kock's Romane wie politisch-sociale Romane angesprochen und auch zur Beantwortung mancher Frage über den gesellschaftlichen Zustand der Gegenwart mehr angereizt haben mit ihren scheinbar ganz unbefangenen Erinnerungsbildern, als andere, z. B. deutsche Romane, denen die Tendenz einer socialen Reformation mit großen gothischen Buchstaben an der Stirn geschrieben stand und deren Helden in wohlgemeinter, aber barocker Rolandskraft gegen alte Grenz- und Marksteine der gegenwärtigen socialen Zustände anstürmten. Wie sehr wünschte ich, daß die Verfasser der letzteren auch in Deutschland zu ihrem eigenen und Anderer politischen Heile ihre

bisherige Bahn verließen, und statt sich überschlagenden mephistopheliſch-bizarren Heldenthums, statt Rodomontaden auf Rodomontaden, uns wirkliche, verwandter uns ansprechende Wesenheiten, Bild auf Bild und Wort auf Wort gäben, wie es im Stillleben des Hauses und auf dem Markte der Oeffentlichkeit wirklich zu Augen und Ohren gelangt. Oder wäre vielleicht nur Frankreich und Paris befähigt, Romanschreiber, wie Paul de Kock und George Sand, zu zeugen.

Nun noch einige Worte über den Charakter der im Eingange genannten Schriften Paul de Kock's. Seine „getäuſchte Liebe" bewegt sich in den höhern Ständen der Gesellschaft und gibt uns das Bild einer Ehe. Diese Ehe ist begründet auf eine glühende zärtliche Liebe, bewegt sich auch eine Zeit lang in diesem wohligen und wonnigen Elemente, sinkt aber durch allerlei in Erziehung- und Standesangewohnheiten und Vorurtheilen begründete Mißverhältnisse und durch Verdacht, Eifersüchtelei und durch wirklich zweideutiges Benehmen veranlaßte Mißverständnisse zu einem Qual- und Wehestande herab, ja endet mit vollbrachtem Betrug und dem unheilvollsten Zerwürfniß. Gegenüber diesem Bilde, das bis auf den Haarstrich frisch dem Leben entnommen ist, erblickt man das Liebesbündniß eines Vaudevillendichters und einer Nätherin, das, obgleich ohne solennen Consens der Kirche und des Rathhauses und äußerlich oft hart bedrängt, gerade wegen seines oft nur inneren Zusammenhalts einem wahren Füllhorn erotischer Lebensglückseligkeit gleicht. Die Faden herüber und hinüber verknüpfen sich leicht und wie in unbemerkbarem Selbstverwebungstrieb. Mit der Geschicklichkeit eines Escamoteurs vertauscht endlich der Verfasser die Rollen seiner Helden, des unglücklich verheiratheten Particuliers und des liebebeglückten Vaudevillendichters, dadurch, daß er diesen endlich in den Hafen der legitimen Ehe einlaufen läßt, jenen aber nach manchem anziehenden Reiseabenteuer und nicht ohne daß zuvor Gericht über die untreue und von ihren Irrthümern geheilte Gattin gehalten worden ist, eine Jungfrau finden läßt, die ihn im Schwunge ihres frei ausschauenderen Geistes den Schranken der Ehe und allen ihren Befürchtungen enthebt. So steuert dieser nun wirklich nach den Inseln der Glückseligkeit, während der Vaudevillendichter sich vermittelst der äußeren ihm nun aufliegenden Zwangskraft zur Entfernung von ihnen anschickt. Wer sähe nicht durch dieses Alles die Ironie hindurchschimmern, die Ironie, die zur rechten Ansicht führt, und auf eine Weise führt, an die die Zwingherrschaft des alten Dogmatismus keine Verketzerungskette zu legen vermag?

Einfacher, wir möchten zugleich sagen: unbefangenerer Natur ist unseres Schriftstellers „Johann." Es ist dieser eine Gestalt, herausgegriffen aus dem Nähr- und Gewerbsstande, gezeichnet mit lichtem, lebendigem und humoristischen Colorit, ohne Uebertreibung, obgleich dicht und keck an sie anstreifend, als Bild einer zu höheren Aufschwung befähigten Geistes- und Herzensbeschaffenheit, aufgestellt. Noch nie ist uns das Gleichniß von einer rohen, aber bis zu einem Apollo oder Antineus ausgebildeten Marmormasse anschaulicher geworden, als in diesem Roman. Es herrscht in ihm ein Leben, das den Leser von Anfang bis zu Ende nicht zur Ruhe kommen läßt, ihn in immerwährendem Schwanken zwischen Scherz und Ernst hält und eine Theilnahme einflößt, die aus freudiger voller Seele kommt. Man sieht den Helden unter den spießbürgerlichsten Verhältnissen und Umgebungen, zwischen den burleskesten männlichen und weiblichen Charakteren, die oft zu Zwerchfell erschütterndem Lachen reizen, geboren werden; man sieht, wie er von Mutterliebe verzogen wird und zum completesten gamin oder Flegel heranwächst; man beobachtet ihn bei manchem lustigen Streich, der dicht an der Bahn des Verbrechers vorbeiläuft, aber die Ergötzlichkeit daran läßt ohne bitteren Beigeschmack, und glaubt ihn endlich in einem ächt philisterhaft ihm gestalteten Liebes- und in spe Eheverhältniß zu prosaischer Ruhe eingehen zu sehen. Da tritt ihn plötzlich die Liebe in Gestalt eines gebildeten und bürgerlich hochgestellten Weibes an und übt über ihn eine gänzlich metamorphosirende und innerlich wie äußerlich adonisirende Gewalt. Er erkennt plötzlich die Jämmerlichkeit seines physischen und intellectuellen Seyns, sucht sich mit aller Kraft ihr und seinen Umgebungen zu entziehen und gelangt so, obgleich nicht ohne Mühe und nicht ohne manches tragikomische Intermezzo, zu der Höhe, die ihm, dem neuen Sargines an der Hand der angebeteten Sophia, durch erreichtes Liebesglück zum Himmel auf Erden wird. Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß Johann mit allen ihn umgebenden Gestalten nicht nur zu einem lieben Eigenthum, sondern auch zu einem unveräußerlichen Schatze unseres Gedächtnisses werden.

Wie im „Johann" aus dem Leben eine Gestalt genommen und nach natur- und verhältnißgemäßer Entwickelung von der Wiege bis zum Ehebett vor das Auge des Beschauers gestellt ist, so hebt der „Bruder Jakob" aus allen in der Menschenwelt sich kündenden Leidenschaften eine einzige hervor, aber die verderblichste, schauder- und graufenhafteste, die des Spieles. Es ist bekannt, daß diese Leidenschaft schon oft den befähigsten Schriftstellern zum Vorwurf gedient hat und auf eine Weise behandelt worden ist, die der Anerkennung sowohl als des Dankes werth ist. Allein lebendiger, naturgetreuer und practisch richtiger, zugleich aber auch anziehender, ergreifender und erschütternder die Spielwuth zu schildern, als hier von Paul de Kock geschieht, ist es noch Keinem gelungen. Wir sehen nicht das Laster vereinzelt dastehen, wir sehen es vielmehr in guter und böser Umgebung, so wie in seiner Verschwisterung mit allen fluchwürdigen Trieben und Lüsten der Menschen, wir sehen es nicht fertig vor uns hingestellt, sondern sind noch bei seinem Entstehen, Wachsen, Gedeihen gegenwärtig, sehen es dann in fürchterlicher Jugendkraft von Stufe zu Stufe bis zur tiefsten Verworfenheit emporklimmen, wir sehen es Ehre und guten Namen, Ansehen und Vermögen, Liebe zu Weib und Kind mit Füßen treten, an die Kette geschmiedet werden, von der Galeere entspringen, Raub und Mord verüben und sich endlich in der gräßlichsten Verzweiflung selbst vernichten. Repräsentant des Lasters ist ein Mann von gutem Herkommen, von Vermögen und Ansehen, Einer von denen, auf welche die Redensart paßt: eine Rolle in der Welt spielen. Um so erschütternder aber ist die Katastrophe. Alles Melodramatische, was man vielleicht finden zu können meinte, verwischt die trefflich motivirende aller phantastischen Verrenkungsmanier feindliche Behandlungsart, durch die ausgezeichnete psychologische Behandlung jedes Charakters und durch die herrlichen Gegen-

sätze, welche das Laster oder dessen Repräsentant Eduard in seiner Gemahlin und seinem Bruder Jakob findet. Diese beiden Letzteren sind die Liebenswürdigkeit selbst, von einer Meisterhand dargestellt, und Jakob noch insbesondere die versinnlichte Lehre, daß die Anlage zum Guten auch unter den ungünstigsten und unglücklichsten Verhältnissen sich zu Glanz und Ansehen und anerkennender Ehrerbietung emporzuarbeiten vermag, während das Princip des Bösen oft gerade durch die zärtlichste Erziehung und durch die glücklichsten Verhältnisse des Lebens sich am meisten geltend macht. Leset, Lehrer und Erzieher, Väter und Mütter, und besonders ihr Letztern, damit ihr nicht etwa aus Thorheit, wie die Mutter Eduard's und Jakob's, dem einen eurer Kinder die Liebe entzieht, um einem andern sie doppelt angedeihen zu lassen — zur Schande eurer Gräber. Halten wir das bis jetzt Gesagte fest und verbinden wir damit den ungeheuren Reichthum an unterhaltenden Situationen und Verwicklungen, an trefflichen Episoden und zweckgemäßen Schilderungen von Seelenzuständen, so wissen wir eigentlich nicht was uns abhält, dem Bruder Jakob zu dem ersten der vier genannten Werke zu machen.

Wir schließen mit dem „Literaten." — Der Literat ist eine persona publica (in schärferm Sinne dieses Wortes als je zuvor) geworden, die ihr Ansehen nur sich selbst verdankt und durch keine äußere Potenz, wenn man nicht etwa die günstige Aufnahme, welche diese oder jene Schrift erhält, so bezeichnen will, gehoben wird. Ihn dem Publicum gewissermaßen in seinem häuslichen Verhältnissen näher zu rücken, war keine üble Speculation. Nur vermochten wir nicht herauszubringen, welche Absicht P. d. K. mit seinem Literaten verband, und überzeugten uns endlich, daß es ihm sicher nur darauf angekommen ist, eine Weile angenehm zu unterhalten und deßhalb das Leben eines Schriftstellers von seiner luftig-lustigen Seite zur Betrachtung auszustellen. Der Roman ist nicht rein von Trivialitäten und frivolen Situationen, so wie verdächtig durch ziemlich leichtfertige Ansichten des Lebens; die Charaktere sind weder originell, noch tief und großartig, aber natürlich und wahr, und im Allgemeinen kann man mit dem Uebersetzer übereinstimmen, welcher sagt: „der funkensprühende, immer die Schranken zu überspringen drohende, stets dicht an ihnen hinstreifende Geist, das Interessante des Inhalts, die trotz der anscheinenden Nachlässigkeit so kunstreiche Form, das Ungezwungene des Dialogs und der Diction überhaupt werden auch diesem Romane Paul de Kock's eine gute Aufnahme sichern, die seine übrigen Werke bereits fanden." Der Originaltitel des Romans lautete, unübersetzbar dem Deutschen: „Ni jamais, ni toujours." Sowohl die durch Hrn. L. Rellstab eingeleiteten Uebersetzungen, als die von Hrn. Ed. Brinkmeier veröffentlichte verdienen Auszeichnung, um so mehr, da die äußere Form hier mehr als bei vielen andern Schriftstellern Schwierigkeiten darbietet, die überwunden werden mußten, wenn nicht jedem einzelnen Werke ein bedeutender Eintrag nach Innen geschehen sollte.

Auch die äußere Ausstattung ließ bei keiner der genannten Uebersetzungen einen Tadel zu. L. S.

Literarischer Beobachter.

[Statistik der Pariser Journale.] Die französischen, periodischen Blätter zerfallen in mehrere Kategorieen: große Zeitungen, die alle Tage entweder des Morgens oder des Abends erscheinen, kleine Tagesblätter, Sonntagszeitungen, politische, nichtpolitische und gemischte Wochenhefte, Monatshefte, Flugblätter, Revüen, Sammlungen, heftweise Lieferungen u. s. w. Große politische Zeitungen sind:

1) **Le Moniteur**, seit 1789, das officielle Regierungsblatt mit 2000 Abonnenten.
2) **Le journal des Débats**, unter dem Directorium gegründet, das Organ der gestürzten Doctrinäre; mit 10,300 Abonnenten. —
3) **Journal de Paris**, ein rein ministerielles Abendblatt, mit 1,500 bis 1,600 Abonnenten.
4) **Le Moniteur du Commerce**, ein beinahe ministerielles Blatt, 700 Abonnenten.
5) **L'Impartial**, eine Morgenzeitung des tiers partie, 628 Abonnenten.
6) **Le Constitutionel**, das Hauptblatt des tiers partie, 11,500 Abonnenten.
7) **Le Temps**, ohne bestimmte Farbe, aber höchst geistreich geschrieben mit 5,000 Abonnenten.
8) **Le Courier français**; dem Republicanismus sich zuneigend, 9,200 Abonnenten.
9) **Le Journal du Commerce**, ein Morgenblatt; und
10) **Le Messager**, ein Abendblatt der constitutionellen Opposition, beide mit 2000 Abonnenten.
11) **Le bon Sens**, gemäßigt republicanisch, mit 758 Abonnenten.
12) **Le National**, die rationelle Republik darstellend, mit 4,700 Abonnenten.
13) **Le Reformateur**, der radicalen Republik zuneigend, mit 700 Abonnenten.
14) **Le Populaire**, ein Sonntagsblatt der radicalen Partei, mit 500 Abonnenten.
15) **La Gazette de France**, das Hauptorgan der Legitimisten. Zählte 1834 15,000 Abonnenten; ist aber seitdem etwas gefallen.
16) **Die Quotidienne**, trägt dieselbe Farbe, wie die Vorige und hat 8,000 Abonnenten.
17) **Le Renovateur**, das Königthum überhaupt vertheidigend, mit 3,500 Abonnenten.
18) **La France**, streng legitimistisch, 650 Abonnenten.
19) **Gazette des Tribunaux.**
20) **Die Estafette** mit 1,000 Abonnenten und
21) **Das Echo français** mit 1,500 Abonnenten liefern Auszüge aus den übrigen Zeitungen.
22) **Gaglianis Messenger**, eine englische Zeitung ohne bestimmte Farbe.

Außer diesen großen Blättern erscheinen noch an 150 kleinere des verschiedenartigsten Inhalts über alle Fächer menschlichen Wissens und der Kunst.

[Revolutionärer Kalender vor der Revolution.] Unter diesem Titel theilt der „Phönix" die interessante Miscelle mit: „Hr. Genie zu Nancy hat eine neue Auflage (aber nur in 150 Abzügen) des Kalenders von Pierre-Sylvain Maréchal, betitelt: „Almanach des honnetes gens, pour l'an I. de la raison" — veranstaltet. Dieser Almanach wurde im Jahre 1788 zu Paris herausgegeben, aber sofort auf Anspruch des Parlaments verbrannt. Die Monate waren in

Dekaden eingetheilt, die überschüssigen Tage als „jours complémentaires“ bezeichnet. Statt der Heiligen fanden sich die Namen berühmter Männer. Das Parlament nahm aber besonders daran Anstoß und Aergerniß, daß die Namen von Hobbes, Spinoza, Voltaire, Fréret sich neben denen von Bossuet, Pascal, Fénélon und Bourdaloue fanden, Julian neben Trajan, Soliman neben Ludwig IX. und die Kaiserin Eudoxia neben Ninon de Lenclos.“

[Dr. K. G. Haupt.] An großartigen Bühnenwerken, wie sie uns aus dem classischen Alterthume herüberleuchten, scheint es mehr und mehr fehlen zu wollen. Es wäre gewagt, dem menschlichen Geiste die Fähigkeit, heute noch so Großartiges leisten zu können, abzusprechen, weniger gewagt zu behaupten, es fehle an der Empfänglichkeit für das Großartige, obgleich auch dagegen Erinnerungen gemacht werden können. Als einen Versuch, etwas Großartiges in eine zuweilen in Kleinlichkeiten sich verlierende Welt einzuführen betrachten wir Hrn. Dr. K. G. Haupt's, Oberlehrers am Gymnasium zu Königsberg in der Neumark: „Luther. Eine dramatische Tetralogie. Freie Wahl. Erstes Trauerspiel, Schlußstück: die Entsagung, Lustspiel in einem Aufzuge.“ Vor Allem möchte man jedoch den Verfasser um Theatergemäßheit bitten.

[Statüen.] Montaigne und Montesquieu sollen zu Bordeaux als Bildsäulen erhoben werden. Der dortige Municipalrath hat 15,000 Frcs. dazu gezeichnet, und durch anderweitige Subscriptionen sollen die noch fehlenden 150,000 Frcs. noch herbeigeschafft werden.

[Einer über dem Andern.] Hr. Nathan von Rothschild hat auf Geheiß des Todes sein Speculationsgeschäft niedergelegt und gleich benutzt dieses Niederlegen ein anderer, ein Buchhändler-Speculant, mit dem philologisch- und kritisch berühmten Namen Bentley. Dieser läßt nämlich in London Memoiren des verstorbenen Hrn. Nathan v. Rothschild, ausgestattet mit dessen Portrait, Fac-Simile u. s. w. erscheinen.

[Goldschmied.] In Nr. 122 d. J. der „Allgemeinen Theaterzeitung,“ welche in Wien erscheint, liefert Hr. Goldschmied: „Epigrammatische Kleinigkeiten.“ Darunter befindet sich:

„Aehnlichkeit.

Dem Vater gleicht das Kind
An Geist, wie im Gesicht;
Es ist ein schönes Kind,
Ein Kind das — viel verspricht.“

Der berühmte Epigrammatist, Abrah. Gotthelf Kästner (geb. d. 25. Sept. 1749 zu Leipzig, gest. d. 20. Juni 1800 zu Göttingen) machte auf den neugebornen Sohn eines seiner Collegen in Göttingen, eines Professors, der das Sprichwort praktisch übte: „Versprechen und Halten ist zweierlei,“ ein kleines Epigramm, das also lautete:

„Gleicht er dem Vater so an Geist, wie an Gesicht,
So wird's gewiß ein Kind das — viel verspricht.“

Hr. Goldschmied liefert hier eine Bestätigung des Schiller'schen Ausspruchs:

„Alles wiederholt sich nur im Leben.“

Horaz hat schon den Imitatoren kein rühmliches Beiwort gegeben, was würde er von den Plagiatoren gesagt haben, wo die Nachahmung ein Eingriff in fremdes geistiges Eigenthum ist?

Es ist höchst fatal, daß es noch Personen gibt, die schon in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ein so gutes Gedächtniß haben, daß sie sich an Dinge erinnern, welche die jetzige Generation nicht zu vergessen braucht, da sie nichts davon weiß. Es dürfte also jetzt noch zu früh seyn, mit fremden Kälbern zu pflügen; doch bald werden auch die Wenigen, welche dies bemerken und darauf Andere aufmerksam machen können, auf immer verstummt seyn. Also nur noch einige Lüstren Geduld, so wird sich die künftige Generation, die der Kitzel sticht, ohne innern Beruf und Talent in der literarischen Welt aufzutreten, sich ungerügt mit fremden Federn schmücken können.

[Publicitat des Pöbels.] Der Magister Laukhard bemerkt in seiner breit ausgesponnenen und daher höchst langweiligen Lebensbeschreibung von Basedow: „er steht bei den Dessauer Bürgern in geringen Credit. Seine Händel mit Reiche werden noch auf Befragen in den Schänken weitläuftig erzählt. Wie nöthig ist es doch, sich vor Publicität des Pöbels zu hüten!“ —

Eine Wahrheit, die jetzt um so mehr in Erinnerung gebracht und zur Beherzigung empfohlen zu werden verdient, da es jetzt zum Ton zu gehören scheint, alle Differenzen, die ganz außer dem Bereiche des großen Haufen liegen, vor dessen Forum zu stellen, und so sich und seine Gegner zu der Publicität zu bringen, die der Magister Laukhard schon vor einem halben Jahrhundert so richtig charakterisirt hat.

[Anfrage.] Hr. Dr. Friedrich Cramer zu Halberstadt hat herausgegeben: „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora v. Königsmark und der Königsmark'schen Familie.“ Nach bisher unbekannten Quellen ꝛc. Leipzig, Brockhaus, 1836.

In diesem Buche verspricht er, daß die seit länger als dreißig Jahren mühsam gesammelten handschriftlichen Quellen, geordnet in einer Folgenreihe von Bänden in einem Archive oder in einer öffentlichen Bibliothek niedergelegt werden sollen.

Der Dr. Cramer ist jetzt verstorben; es fragt sich nun, was aus diesen Documenten geworden ist, und wohin sie, nach seiner lobenswerthen Absicht, gekommen sind?

*** Die Epigramme des Hrn. Faber, vulgo „Goldschmied,“ welche neulich in den Unterhaltungsblättern dieser Zeitschrift mitgetheilt waren, wurden der Redaction zu einer Zeit übergeben, wo es dem Genannten noch nicht gefallen hatte, gegen die Verlagshandlung dieser Bl. in der Abendzeitung seine Blitze zu schleudern; auch wurden sie nicht wegen ihres (vielfach zu mißbilligenden) Inhalts, sondern lediglich der Curiosität halber in die Druckerei zum Abdruck gesendet, und können nun, nach ihrer verspäteten Erscheinung, keineswegs als Argument einer Inconsequenz, nach welcher eine und dieselbe Person als Literat und Recensent heftig getadelt und tief herabgesetzt und doch als Mitarbeiter behandelt wird, geltend gemacht werden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unſer Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunſt und Theater.

Theaterblatt.

№ 260. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 29. October. **1836.**

Zwei Abende im Theater zu Mailand.

(Aus dem Tagebuche eines Preußen.)

Das Erſte, was der aus Deutſchland in Mailand ankommende Reiſende zu ſeiner Unterhaltung für den Abend wählt, iſt ganz natürlich der Beſuch des Theaters. — Obgleich der Abend des 3. Octobers ſehr ſchön war, ſo beſchloß daher auch ich, denſelben im Theater zuzubringen.

Das kleine Theater Re war für den ganzen Sommer, das Theater La Cannobbiana für dieſe Woche geſchloſſen, es blieb daher nur das Theater Carcano übrig, wo dieſen Abend Fioravanti's heiteres Singſpiel: le Cantatrice villane (die auch bei uns ſo beliebten Dorfſängerinnen) gegeben wurde. Die Theater in Italien werden erſt ſpät am Abend gegen 8 Uhr geöffnet, und ſelten beginnt das Spiel vor 9 Uhr. Nach einem guten Diner bei dem allen Deutſchen, die Mailand beſuchen, rühmlichſt bekannten Landsmann, Herrn Reichmann, fand ich daher noch Zeit, einen Gang durch die Stadt zu machen, um die Phyſiognomie derſelben kennen zu lernen, und fand mich zur rechten Zeit am Theater Carcano ein.

Das Theater ſpielt in Italien und in dem Leben des Italieners eine große Rolle, indem es nicht nur das nationale Hauptvergnügen, ſondern auch den Vornehmen ein Vehikel zur Exiſtenz iſt. Der Italiener, ſelbſt der Vornehme, lebt im Allgemeinen ſehr mäßig, iſt im Ganzen wenig geſellig, beſucht und gibt höchſt ſelten Geſellſchaften, dagegen bringt er ſeine Abende faſt täglich im Theater zu. Es gehört daher in den Städten Italiens zu den erſten Bedingungen einer faſhionablen Exiſtenz jeder nur irgend bemittelten Familie, die auf Anſtand hält, in einem Theater das ganze Jahr hindurch eine Loge zu haben, was ſie auch um ſo mehr durchſetzen kann, als dies faſt die einzige Luxusausgabe iſt, welche ſie ſich zu Schulden kommen läßt. Der Preis einer Loge iſt jedoch nicht ſo unbedeutend und ſteigert ſich, da der Vermiethungstermin kurz vor dem Beginn des Carnevals, der eigentlichen Lebensſaiſon des Italieners, ſtattfindet, oft bedeutend, je nachdem die Theaterdirection mehr oder weniger berühmte Talente für die Saiſon zu höheren oder geringeren Preiſen engagirt hat. Nicht ſelten verleitet daher die Mode manchen weniger bemittelten Familienvater auf Befehl der Signora, ſeinen Etat zu überſchreiten, um nur Ruhe im Hauſe zu haben, denn der Frieden der Ehe dürfte nicht ſelten einen großen Echec erleiden, wenn Signora das Carneval erleben müßte, ohne im Theater einen eigenen Palco zu beſitzen, in welchem ſie jedem Abend dem Publicum ihre Reize und ihren Putz präſentiren und doch von demſelben unbemerkt die Privathuldigungen der Verehrer empfangen könnte.

Das Theaterleben iſt eine ſo eigenthümliche Seite der italieniſchen Lebensweiſe, daß es dem Deutſchen, der es nicht kennt, faſt unbegreiflich erſcheint, jedenfalls aber ſehr auffällt, wie man ſo conſequent alle ſeine Abende im Theater verleben könne. In der Loge nämlich bringt die italieniſche Familie gewöhnlich ihre Abende zu und ſieht dort ihre Bekannten, welche ihre Wohnung ſeltener betreten. Jedes Theater, ſelbſt das unbedeutendſte, hat daher mehrere Reihen von Logen (file di palchi) über einander, deren Einrichtung ſich von denen unſerer deutſchen Theater bedeutend unterſcheidet, und welche faſt ſämmtlich — zur Carnevalszeit wenigſtens — vermiethet ſind.

Die verſchiedenen Reihen Logen, oft 5—6—7, liegen nämlich, ohne eine vor der anderen etwa hervorzutreten, in einer ſenkrechten Linie über einander. Jede Loge iſt ſchräg gegen die Bühne gerichtet, von den Nachbarlogen aber durch neidiſche Bretterwände geſchieden, ſo daß das Innere derſelben, zimmerartig abgeſchloſſen, den neugierigen Blicken des Publicums entzogen iſt, und dem Treiben der Inhaber freies Spiel geſtattet. Das Innere der Logen iſt größtentheils — in den beſſeren Theatern ſtets — mit Luxus und Eleganz ausgeſtattet, die Wände ſind mit Tapeten — in den erſten Reihen gewöhnlich von Seide — und mit mehreren Spiegeln decorirt, die Sitze mit ſeidenen Polſtern belegt, und nur der gebrochene Schein des großen Kronleuchters über den Köpfen des Parterres erhellt das Innere der Loge zu einem ſo angenehmen Clair-obscur.

Die Sitze in den Logen ſind nicht, wie in unſeren deutſchen Theatern, zum Nachtheil der Kniee und Gigot-Aermel der Damen, korbwagenähnlich in dichten Reihen hinter einander, ſpar-

sam aufsteigend angebracht, sondern an jeder Wand läuft eine gepolsterte Bank, auf welcher die Zuschauer einander vis à vis sitzen. Diese Bänke gestatten daher nicht nur den Füßen freies Spiel, sondern gewähren auch noch den Vortheil, daß man sich gegenseitig in das Auge sehen und so die beredte wie die stumme Conversation, welche nicht immer ohne Einfluß auf die Reunion im Theater ist, desto freier und ungestörter führen kann.

Die eine Hälfte der Zuschauer kehrt dabei freilich, auf diese Weise placirt, der Bühne den Rücken, doch ist dies auch von keiner Bedeutung, da das Schauspiel selbst weniger Gegenstand und Zweck, als Mittel des Vergnügens ist. Da die Logen überdies noch sehr schmal (oft kaum 5 Fuß breit) sind, so können gewöhnlich nur die beiden zunächst an der Brüstung sitzenden Personen die Bühne und das Publicum sehen und von diesem gesehen werden. Mehr soll aber auch nicht zu sehen seyn, indem diese beiden Plätze von den beiden Hauptfiguren in der Loge eingenommen werden: denn in der Loge findet so gut ein Schauspiel statt, als auf der Bühne, und nicht selten beschäftigt ersteres die Zuschauer im Parterre und in den Logen mehr, als das letztere. Die Aufmerksamkeit aller Zuschauer ist wenigstens stets zwischen Beiden getheilt und wird abwechselnd von denselben angezogen. Auf den beiden vorderen Plätzen der Loge sitzen nämlich: auf dem Sitze gegen die Bühne zu, die Padrona der Loge, im neuesten, modernsten, mehr oder minder geschmackvollen Costüm, mit Etalirung ihrer besten Schmuckes und Putzes, und zeigt sich dem Publicum. Hier empfängt sie die Visiten ihrer Freunde, Bekannten und Verehrer, welche den ganzen Abend hindurch einer den andern verdrängen. Der Besuchende nimmt den Sitz vis à vis der Padrona — also mit dem Rücken nach der Bühne — ein, und ist auf diese Weise den Gefahren der Zerstreuung durch das Schauspiel wenig oder gar nicht ausgesetzt, wohl aber genöthigt, vor den Augen des Publicums seine ganze Aufmerksamkeit der Padrona zu widmen. Je mehr Besuche und Huldigungen die Dame hier erhält, desto höher steigt ihr Ansehen, und es gehört sonach zum bon ton, möglichst viel Besuche zu empfangen. Während man in Deutschland gegen die gute Sitte verstoßen würde, wenn man eine Dame während der Aufführung einer vortrefflichen Oper mit läppischer Conversation über Tagesgeschichten und Wetter ꝛc. unterhalten wollte, erwirbt man sich in Italien durch dergleichen Störungen einen Stein im Brete, ja man würde sich die Ungnade der Damen zuziehen, wenn man sie — ihnen einmal vorgestellt — in der Loge zu besuchen unterließe; eine Sünde, die sogar Haß und Feindschaft nach sich ziehen kann, wenn man seinen Besuch gar nur einzelnen Damen seiner Bekanntschaft widmete.

In den Logen wird man den Leuten vorgestellt, in den Logen wird man zu ihnen eingeladen, in den Logen macht man seine Besuche, und wenn dies auch allerdings auf der einen Seite seine Bequemlichkeiten hat, so hat es doch auf der anderen auch seine Unbequemlichkeiten und Gefahren, indem man gewissenhaft jeden Abend, wo man im Theater ist, entweder gar keine Loge besuchen oder die Tournée in sämmtlichen Logen aller Bekannten machen muß, wenn man nicht riskiren will, später von der einen oder der andern Dame für Unterlassungssünden mit Kälte behandelt zu werden.

Nachdem man bei einem solchen Besuche der Padrona einige Zeit gewidmet hat, überläßt man bescheiden seinen Platz dem Neuangekommenen, und verweilt dann, ehe man die Loge verläßt, noch einige Zeit bei der übrigen Gesellschaft. Diese besteht in der Regel aus dem Gemahle der Padrona, dem Freunde desselben, welcher als Cavaliere servente der Gemahlin beigegeben ist, aus einigen Freunden und Besuchenden, und dem Cicisbeo der Signora, welchen der italienische Witz, zum Unterschiede von dem als Tugend- und Ehrenwächter der Gemahlin eingesetzten Freunde des Gatten, Cavaliere serpente oder kurzweg Serpente nennt. —

Die Conversation in den Logen wird durch das Stück selten gestört. Jedem Stücke wird in der Regel nur bei der ersten und zweiten Aufführung einige Aufmerksamkeit geschenkt; später bleibt es fast unbeachtet, und nur einzelne schöne Musikstücke, von Favoritsängern oder Sängerinnen vorgetragen, veranlassen den Zuschauer in den Logen, einige Lebenszeichen von sich zu geben. Dieser Mangel an Interesse für das Stück selbst ist übrigens ganz natürlich, sobald man weiß, daß eine und dieselbe Oper oft 30 bis 40 Abende hinter einander gegeben wird, so daß der Zuschauer, der sie jeden Abend hören muß, nach einiger Zeit mit der Darstellung so bekannt wird, daß er sie fast auswendig kennt, und unbegreiflich würde die Langmuth desselben seyn, wenn man nicht bedächte, daß das Schauspielhaus nicht blos Vergnügungsort für den Italiener ist, sondern zugleich seinen Geschäfts- und Reunionssaal abgibt.

Obgleich das heutige Stück sehr amüsant, das Orchester gut besetzt, die Aufführung nicht übel war, blieb doch Alles weit hinter der Erwartung zurück, welche ich mir von einer Oper in einer Hauptstadt Italiens, des Vaterlandes der Musik, gemacht hatte. Die Italiener aber tadelten Alles, und bedauerten, daß ich nicht zum Carneval nach Mailand gekommen sey, indem man in jetziger Jahreszeit nothwendiger Weise eine schlechte Idee vom italienischen Theater, besonders von der Oper, erhalten müßte, welche eigentlich nur im Carneval zu sehen, dann aber auch vortrefflich sey. — Zum Carneval nämlich sucht jeder Theaterunternehmer nicht nur die möglichst beste Truppe zusammenzubringen, sondern auch die ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen für die Saison, nicht selten zu den enormsten Preisen, zu engagiren. So erhielt z. B. die berühmte Sängerin Malibran für 50 Vorstellungen auf dem Theater St. Carlo in Neapel 100,000 Franken. — Eine Hauptbedingung für die Existenz und das Glück des Theaterunternehmers ist aber außerdem, daß er während des Carnevals drei, wenigstens zwei neue Opern und Ballets mit völlig neuen Decorationen und Costümen aufführen läßt, was sein Glück machen kann, freilich aber auch zuweilen seinen Ruin beschleunigen hilft. Durch die so häufige Wiederholung der neuen Stücke bei stets gefülltem Hause und vorher gesichertem Abonnement kommen die meisten Entrepreneurs jedoch wohl größtentheils bald zu ihren Kosten, besonders wenn es ihnen gelungen ist, beliebte Talente für die Saison zu engagiren. In dieser Zeit kann demnach auch das Theater, wenn gleich es immer nur wenig Abwechselung bietet, doch gut seyn; ich konnte daher nur bedauern, es in seiner Blüthenzeit nicht kennen zu lernen, und mußte mich mit den beaux restes begnügen. Doch auch unter diesen waren noch

einige nicht unbedeutende Talente, welche auf manchem deutschen Theater vielleicht furore gemacht haben würden. So war z. B. die Sängerin Fanny Tacchinardi ganz vortrefflich als Rosa, sowohl in Hinsicht ihrer Stimme und ihres Gesanges, als auch durch ihr Spiel. Höchst originell und ausgezeichnet aber war der Buffo, Singnor Giuseppe Scheggi (als Capellmeister Bucefalo), der neben vieler Komik eine besondere Fertigkeit in dem nur den italienischen Theatern eigenen melodiösen Parlando besaß. Alles, was nämlich in unseren Singspielen gesprochen wird, wird hier in einem singenden melodiösen Parlando vorgetragen. Dies findet jedoch nur in dem Dramma giocoso in musica statt, niemals in der Opera seria, hier wird bekanntermaßen nur gesungen. In jenem Parlando haben die Italiener eine unglaubliche Fertigkeit, und wissen sie das Komische desselben noch besonders durch einen höchst lebhaften, von kräftiger ausdrucksvoller Pantomime begleiteten Vortrag zu heben, so daß auf den Deutschen diese ungewohnte Erscheinung einen ganz eigenen, aber nicht unangenehmen Eindruck macht.

Obgleich die Italiener heute fast Alles tadelten, so empfingen sie doch ihre Lieblinge, zu denen die liebliche Tacchinardi mit vollem Recht sich zählen konnte, bei jedem Auftreten mit lautem Applaus und zollten auch den Gesangpartieen mitunter recht lebhaften Beifall. Auffallend für den Deutschen muß hierbei freilich die Art und Weise seyn, wie dieser Beifall kundgegeben wird. Man hört nur einzelnes, selten ein allgemeines Händeklatschen; aber das laute Bravo- und Brava-Geschrei, welches oft nur durch bloßes, dem Hundegekläff ähnliches va! va! va! verstärkt wurde, unterstützte jederzeit ein heftiges Aufstoßen mit den Stöcken auf den Fußboden. Es gilt hier also als Ehrenbezeugung, was in Norddeutschland als Rohheit und Ungezogenheit geahndet werden würde. Ganz possirlich aber waren die Beifallsäußerungen, welche hin und wieder ein alter Italiener vernehmen ließ, indem er, nachlässig auf seinem Sitze ausgestreckt, bei den besten Passagen des seelenvollen Gesanges der Tacchinardi sich plötzlich convulsivisch zusammenzog und mit einem ganz verschmelzenden ahi! ahi! langsam wieder ausdehnte, und dann kräftig in das allgemeine va! va! va! einstimmte *).

Am folgenden Tage war der Namenstag des Kaisers und zur Feier desselben große Erleuchtung des Theaters della Scala, was mich natürlich um so mehr zu diesem berühmten Theater hinzog.

Das Theater della Scala, von Piermarini erbaut und im Jahre 1768 eröffnet, ist nach dem Theater S. Carlo in Neapel das größte in Italien und überhaupt wohl eines der größten Schauspielhäuser in Europa. Es bietet schon von Außen durch seine geschmackvolle Bauart einen imposanten Anblick dar, der noch bedeutender seyn würde, wenn das Gebäude, anstatt in einer schmalen Straße, auf einem großen freien Platz erbaut wäre.

An der geschmackvollen Façade tritt ein auf Arkaden ruhender Porticus hervor, unter welchem die Wagen vorfahren und auf welchem eine breite Terrasse angebracht ist. Durch zwei große Pforten tritt man von diesem Porticus in das geräumige Vestibul, aus welchem drei Thüren in das Parterre und zwei große Treppen zu den Logen führen.

Ueberraschend aber ist der Eintritt in das elliptisch geformte Parterre, über welchem sich 6 Reihen Logen (zu 36 die 3 ersten, zu 39 die 3 obersten Reihen) in senkrechter Linie über einander erheben. Die Brüstungen der Logen, so wie der Plafond des Saales, sind mit reichen Verzierungen en basrelief auf Silbergrund geschmückt. — Außer den großen 5 Kronleuchtern, welche über den Köpfen des Parterre schweben, sind an jeder der 5 obersten Logenbrüstungen 200 Leuchter, stets zu 3 und 5 Armen, vereinigt, auf welchen bei besonders feierlichen Gelegenheiten 1000 Wachskerzen den Glanz des Hauses bis zur Tageshelle erheben. Diese große Erleuchtung der Scala, welche dem Hause das Ansehen eines Feenpalastes verleiht, findet jedoch nur selten, vielleicht 3 oder 4 Male im Jahre statt, so daß wir von Glück zu sagen hatten, diese seltene Feier zu erleben.

Das Haus war heute drückend voll; sogar im Parterre, welches fast nur von Männern besucht wird, sah man heute, aus Mangel an Platz in den Logen, viele geputzte Damen; die Logen aber strahlten von schönen Frauen in der elegantesten Balltoilette, wodurch der Effect des Zauberpalastes nur noch erhöht ward. Leider wurde aber die erhitzte Phantasie durch die nur mittelmäßige Oper sehr abgekühlt: denn die Truppe der Scala war, so wie auf allen italienischen Theatern in der jetzigen Jahreszeit — Monat October — nur ein schlechter Lückenbüßer und ging erst der Glanzperiode später entgegen.

Man gab heute eine Oper von Donizetti: „Il furioso in San Domingo.“ — Der Enthusiasmus und die Enthusiasten machten Lärm genug, und zeugten von dem Nahrungsstoffe, den das Kunstfeuer (ohne Rücksicht auf das dasselbe erzeugende Material) auf Italiens Boden stets noch findet. Die Oper hätte wahrscheinlich in Deutschland gar nicht gefallen, hier machte aber: il furioso wirklich furore. Der Text war ein ächt italienischer: Ein Wahnsinniger, der sich von seiner Gattin verrathen glaubt oder ist, ist, Gott weiß wie, nach St. Domingo gerathen, wo er nun in musikalischen Ergüssen singend raset und rasend singt, und so umherspukt und tobt, daß Schwarze und Weiße sich gleich sehr vor ihm entsetzen und den Plagegeist fliehen. Nur mit einer gelben Nankinghose und einem Hemde seine Blöße bedeckend, ringt, singt und springt il furioso umher, ist toll und liebenswürdig, hält einen guten Neger für seine weiße Frau, drückt ihn an die Brust, thut schön mit ihm und küßt ihn, so wie er ihn eben so von sich stößt, maltraitirt und fast erwürgt, sobald er ihn wieder für seine böse Frau hält. Plötzlich erscheint auch die wirkliche weiße Frau in St. Domingo — nach einigen Reiseabenteurern, die sie jedoch singend zum Besten gibt, nach Schiffbruch und Rettung ꝛc., in Begleitung eines Signore, der wahrscheinlich ihr Bruder ist, was man aber nicht recht erfährt. Von der Frau will Furioso nichts wissen, den Bruder aber drückt er an's Herz. Dies gibt verdammt ernste und tragische Momente, große Recitative und Duette, wobei der Wahnsinnige ganz richtig singt und einfällt. Endlich bitten ihn alle flehentlich, er solle doch seine Frau erkennen und annehmen, es hilft jedoch kein Bitten, kein

*) In Deutschland würde er für einen Betrunkenen oder Wahnsinnigen gehalten, und von der Policei eiligst entfernt worden seyn.

Flehen — er springt in das Wasser, wird aber glücklich wieder aufgefischt, kommt nun, wahrscheinlich durch das kalte Bad, plötzlich zur Vernunft und nimmt seine Frau an.

Die Musik, die dem jungen Künstler*) in Italien großen Ruhm gebracht, schien mir eben weder originell noch neu. Ein bischen Auber, ein bischen Rossini, auch von anderen größeren Meistern blickten Reminiscenzen durch, doch fand das Ganze ungemeinen Beifall, der in Fluthen dahinbrauste, wie sie nur das italienische Publicum zu schaffen versteht. Das Entzücken tobte in Einigen dermaßen, daß sie noch immer für sich aufklatschten, mit den Stöcken stießen und in langgezogenen Bravo! vo! vo! vo! ihre Gefühle lautgaben, als alle Andere schon längst wieder still geworden waren.

Das Ballet, das in Italien sehr beliebt ist, wird in allen italienischen Theatern stets zwischen den beiden ersten Acten der Oper gegeben, indem der ungeduldige übersättigte Italiener nicht immer das Ende der vielleicht schon 20 Mal gesehenen Oper abwarten, für sein Geld dagegen doch wenigstens etwas gesehen haben will. Wenn die Ballette aber hier den gehörigen Effect hervorbringen sollen, so darf es an Personal, Costumen, Decorationen und Knalleffecten nirgend fehlen, und nicht selten hat das Ballet dem Theaterdirector den Gewinn wieder abgetanzt, den die Oper ihm zugesungen hatte. Die Scala, deren Ballet berühmt und mit der kaiserliche Tanzschule verbunden ist, gönnt ihren Tänzern selten Riposo, um so mehr mußte also am heutigen Festtage das Ballet de rigueur seyn, und zwar gab man ein ganz neues Ballet: „Il masnadiere!“ Da ich noch nicht vor dem Ende des ersten Actes der Oper gekommen war, so hatte ich das Vergnügen, das Ballet in seiner ganzen Länge mit anzusehen, wurde jedoch wenig dadurch erbaut. Dasselbe war, wie größtentheils die Ballette in Italien, mehr Pantomime als Tanz. Die Handlung der Pantomime wurde, wie gewöhnlich, von allen handelnden Personen — Koryphäen sowohl als Figuranten — mit südlichem Feuer und höchst leidenschaftlichen Affecten abgespielt. Die Bewegungen der Tänzer waren mehr heftig und exaltirt, als zart und ausdrucksvoll. Die Scene war fast fortwährend mit Massen von Figuranten gefüllt, welche zwar von einer malerischen Gruppirung zur anderen übergingen, durch das Scharren und Stampfen mit den Füßen aber den Effect störten, doch blieb das Ineinandergreifen und Zusammentreffen der Scenen und Gruppen immer bewundernswürdig. Aus diesen Figuranten stürzte dann und wann eine der Hauptfiguren des Stückes, Tänzer oder Tänzerin, hervor, machte einige Kreuz- und Quersprünge, verfiel dann wieder in Schritt und spielte in diesem mit leidenschaftlicher Pantomime seine Rolle weiter, bis eine spätere Scene sie wieder zu einigen luftigeren Bewegungen veranlaßte. Die Solotänzer waren höchst unbedeutend; besser die ersten Tänzerinnen, unter denen Signora Dittmar, eine Mailänderin mit deutschem Namen, eine höchst liebliche Erscheinung war. In Hinsicht auf Solotanz durfte für heute wenigstens die berühmte Scala nicht mit dem Berliner Ballet in die Schranken treten, in Hinsicht auf die Tüchtigkeit des Corps de Ballet dagegen möchte ersterer wohl der Rang vor letzterem gebühren. Das Theater della Scala bildet nämlich durch die mit demselben verbundene vortreffliche Tanzschule fast alle Schüler Terpsichoren's für sämmtliche italienische Theater und hat also an den aufkeimenden jungen Talenten hinreichende Massen zur Verstärkung des Corps de Ballet disponibel, so das letzteres wohl leicht gut besetzt seyn kann.

Weder Oper noch Ballet hatten hier den Erwartungen entsprochen, welche ich mir von denselben auf einem der ersten Theater Italiens gemacht hatte, doch — es war nicht Carneval!! „Ja wären Sie zum Carneval gekommen, dann würden Sie das italienische Theater in seiner Glorie kennen gelernt haben!“ war die stete Antwort auf meine Klage, mit welcher ich mich wenig befriedigt nach Hause begab.

*) Donizetti ist etwa 30 Jahr alt und hat schon 30 Opern gefertigt.

Theater-Gucker.

Antilethargicum. Das Berliner Conversationsblatt meldet aus Breslau: „Es heißt hier, daß Herr v. Holtei eine kleine*) gewählte Gesellschaft zusammengebracht habe, um an ihrer Spitze Schlesien zu durchziehen. Man kann sagen, daß er den Plan Seydelmann's aufnahm, der den Mängeln einer stabilen Bühne auf eben diese Weise abzuhelfen nicht übel Lust hatte. Ein gewisser Grad von genialer Lüderlichkeit und ein wenig Vagabondennatur dürfte unserer vornehm gewordenen, in der decorativen Pracht aufgehenden und in Lethargie versinkenden Schauspielkunst leicht förderlich seyn. Man denke nur an die Zeit der Eckhoff's, der Brockmann's, der Döbbelin's u. s. w.**).

*) Klein allerdings, denn die Gesellschaft besteht nur aus Herrn v. Holtei, seiner Frau und einem Fräul. v. Felsmann.

**) Ein gleicher Gedanke eines höchst achtbaren Schauspielers, den früher das Schicksal vielfach umhergeworfen, veranlaßte uns, diese Zeilen hier mitzutheilen.

Leipzig. Der Herr Director Ringelhardt hat in einigen Blättern erklärt: Hr. v. Alvensleben habe ohne Wissen der betreffenden Behörden zur Concurrenz beim Pacht des Leipziger Theaters aufgefordert und diese Aufforderung in mehreren Zeitschriften veröffentlicht, deßhalb sey der Genannte von ihm in Anklagestand gesetzt worden, seine Geschäftsfreunde möchten diese Notiz zu günstiger Nachachtung hinnehmen und zugleich die Nachricht, daß Alles in statu quo bleibe und ihm die Direction des hiesigen Stadttheaters wirklich wieder überlassen worden sey. Man muß gestehen: Hr. Ringelhardt versteht es, etwas wirksam und nachdrücklich auseinanderzusetzen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 261. (VII. Jahrgang.) Montag, den 31. October. **1836.**

An Sie.

Du warst das Licht einst meines Lebens,
Die Sonne warst Du meines Glücks,
Das schönste Ziel all' meines Strebens,
Die Wonne jedes Augenblicks,
Der Frühling warst Du meiner Jugend,
Der heil'ge Cherub meiner Tugend,
Mein Gott und meine Seligkeit!

Du warst es einst, als noch mein Sehnen
In Deinem Herzen wiederklang,
Als unsre Freuden, uns're Thränen
Der Liebe Zauberband umschlang,
Als Du — der Traum all' meiner Träume!
Mit mir im Geist die hehren Räume
Durchwandeltest der Ewigkeit!

Doch nur vom thör'gen Wahn betrogen
Hab' ich Dich einst so hoch gestellt,
Und meinem Herzen vorgelogen:
Du sey'st die Perle dieser Welt;
Du sey'st des Himmels schönste Blüthe,
Ein Diamant, den Gottes Güte
In meine Seele eingefaßt.

Nie lebtest Du, wie Dich mein Glaube,
Wie meine Liebe Dich gedacht,
Geboren wurdest Du im Staube,
Ein Schatten dieser Erdennacht,
Am Himmel darf ich Dich nicht suchen —
Doch nie wird Dir die Lippe fluchen,
Die einstens Dich gesegnet hat.

Carl Baron v. Schweizer.

Der berühmte Jussuf,
Commandant der französischen Spahis in Bona.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

I. Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte.

»Ich ward,« sagte Jussuf, »als ein kaum vierjähriges Kind auf dem Meere gefangen, und, wie Sie wissen, im Serail des Bei erzogen. Bis zum zwölften Jahre lebte ich unter den Weibern, und schon damals verband mich mit der etwas jüngeren Tochter des Beis die zärtlichste Kinderliebe, welche von ihrer Mutter noch mehr genährt wurde, indem diese oft halb im Scherz zu uns sagte, daß Niemand als ich einst Kabbuhra *) zur Frau erhalten sollte. Nach dem zwölften Jahre werden in Tunis, wo mehr Ordnung und Bildung als an andern türkischen Hofhaltungen herrscht, die zu Mamelucken bestimmten Knaben meiner Art aus dem Harem entfernt, und sorgfältig für den Dienst des Pascha erzogen. Sie bilden die Hofleute des Gebieters, versehen die höchsten Posten im Militär und Civil, ja selbst der des Beis hat ihnen manchmal nicht zu hoch geschienen. Auch ich mußte mich, dieser Einrichtung gemäß, von meiner kleinen Geliebten unter vielen Thränen trennen, aber wir ver-

*) Wir bemerken, daß zu den mit lateinischen Lettern gedruckten arabischen Worten eine solche Orthographie angenommen worden ist, die dem Ton derselben in deutscher Aussprache entspricht, ohne im geringsten auf die arabische selbst Rücksicht zu nehmen. Denn sobald man die Worte einer fremden Sprache nicht mit ihren eigenen Lettern, sondern nur nach dem Klange für unser Ohr wiedergibt, muß natürlich jede Nation ihre eigene Orthographie wählen. So schreiben z. B. die Engländer: Hammam-leef, und wir: Hammam-lief; die Franzosen: Gjebel, wir: Dschebel, u. s. w. Das englische th, so wie das grassäjirende r, welches Beides die Araber haben, können wir aber leider im Deutschen durch nichts ausdrücken.

gaßen uns nicht, und nach einigen Jahren fanden wir Gelegenheit, uns heimlich wiederzusehen.«

»Diese seltenen Zusammenkünfte, über welche die Mutter wahrscheinlich die Augen zudrückte, hatten bei Anfang der Nacht auf der Terrasse meiner Geliebten statt, wo wir vor Ueberraschung ziemlich sicher waren, da kein männliches Auge sich, bei Strafe des Spießens oder Verbrennens, dahin verirren durfte. Auf zwei der Dienerinnen Kabbuhra's aber, die sie immer begleiteten, und sich während unseres Zusammenseyns discret zurückzogen, konnten wir wie auf uns selbst rechnen. So vergingen wieder mehrere Jahre, in denen ich immer mehr in der Gunst des Paschas stieg. Mein Liebesverhältniß mit seiner Tochter war dabei noch stets, wenigstens in der Hauptsache, unschuldig geblieben. Bald trieben wir ausgelaßene Scherze mit einander, bald weinten wir zusammen, schmollten auch zuweilen, versöhnten uns wieder, und sanken von Liebkosungen ermattet, und von der Hitze überwältigt, Eines in des Andern Armen, in wollüstigen Schlummer, bis die Dienerinnen uns weckten, und wir nach vielen zärtlichen Küssen uns bis zur nächsten Zusammenkunft trennen mußten. Oft schrieben wir uns, ich ihr nie anders als mit meinem Blute, daß ich mit Wonne für sie fließen sah, wenn ich mir zu diesem Behuf mit meinem Dolche eine Ader geöffnet. Ich könnte Ihnen wohl zehn Wunden an meinen Armen zeigen, die ich mir auf diese Weise in verliebter Thorheit beigebracht.«

»Unterdessen hatte ich einen griechischen Sclaven gekauft, einen gewandten und brauchbaren Menschen von riesiger Gestalt, an den ich mich sehr attachirte, und ihm viele Freiheit gestattete. Zuletzt war ich ihm sogar behilflich, in den Dienst des Paschas überzugehen, bei dem ich ihm die bei uns angesehene Stelle seines Pfeifenstopfers verschaffte. Er ward jedoch in dieser neuen Lage bald ziemlich übermüthig, und ließ sich in verschiedene zweideutige Intriguen ein, so daß wir auf einem weniger guten Fuß mit einander zu stehen anfingen. In dieser Zeit ging ich, stets bang für die Sicherheit meiner Geliebten, und den immer reger werdenden Neid meiner Cameraden fürchtend, nie anders als auf das sorgfältigste bewaffnet zu ihr, und äußerte oft gegen sie, daß, wer ihr je ein Haar zu krümmen wage, tausend Tode von meiner Hand sterben solle. Auch fühlte ich mich, jedesmal wenn ich zu ihr hinaufstieg, wie ein junger Löwe, von aller Furcht für mich frei und ledig, nur sie besorgt im Auge haltend; ja, ich erinnere mich, daß ich fast den Tod für sie wünschte, und mir mit einer Art Entzücken das Bild ausmalte, wenn man meine Leiche unter ihren Fenstern hinaustragen, und sie mit Wehklagen und Händeringen mir verzweiflungsvoll nachweinen würde. An einem unglücklichen Abend jedoch, wo ich mich ganz sicher glaubte, vergaß ich alle Vorsicht, und stieg wegen der drückenden Hitze in leichter Kleidung ganz unbewaffnet auf die Terrasse. Der glühende Wind der Wüste wehte, und nach kurzem süßen Gekose — denn Brust an Brust gedrückt uns innig zu umschlingen, däuchte uns damals noch immer der höchste Genuß — überraschte uns Beide der Schlaf. Plötzlich fühle ich mich von einer Riesenfaust ergriffen, und höre einen lauten Ruf. Mich mühsam aufraffend, sehe ich den colossalen Griechen über mir, der mit der einen Hand mich festhält und die andere in Kabbuhra's diamantenes breites Armband dergestalt geschlungen hat, daß er sie ebenfalls am Aufstehen hindert, wozu er fortwährend laut nach Leuten ruft, um Zeugen unseres Zusammenseyns herbeizuführen. Ich war vor Wuth und Schrecken außer mir, Kabbuhra lag in tiefer Ohnmacht. Es blieb mir nichts, als den Griechen bei Gott und dem Propheten zu beschwören, uns nicht zu verderben. Da die Pracht unserer Kleidung zu jener Zeit sehr groß war, so trug ich Diamanten von bedeutendem Werthe an mir, die ich alle nach einander losriß und dem verrätherischen Griechen aufdrang, der sich für diesen enormen Preis endlich besänftigte. Die Tochter des Beis, noch immer ohnmächtig, ward von ihren entsetzten Frauen hinweggebracht, ich aber eilte, selbst mehr Tod als lebendig, mich in meiner Wohnung zu verbergen. Vor Scham und Verzweiflung fand ich mich, nach einer schlaflosen Nacht, am andern Morgen krank; denn,« sagte Jussuf in seiner lebhaften Erzählungsart, und noch jetzt tief aufseufzend, »ein Mann wird nicht seines Aeußern, sondern nur seines Charakters und seines Muthes wegen von den Frauen geliebt. Mußte ich nicht vor Schande vergehen, ich, der ich hundert Mal gesagt, daß ich den zermalmen würde, der ihr nur einen falschen Blick zuzuwerfen wage — jetzt sie und mich von einem Christen [illegible] (wie ich damals den Griechen betrachten mußte) gemißhandelt zu sehen, und statt des verdienten Todes ihm nur gute Worte gegeben, ihn durch Bitten und Geschenke besänftigt, und uns so von ihm losgekauft zu haben!«

»Dieser peinigende Gedanke demoralisirte mich gänzlich, ich fühlte mich nicht mehr, wie ein Held, sondern wie ein Jude*), und beschloß fest, Kabbuhra nicht wieder zu sehen, ja, des Sonnenlichtes unwürdig, mein Bett nicht eher zu verlassen, bis sich mein Schicksal gänzlich gewendet habe.«

(Fortsetzung folgt.)

Passagiere zur See.

(Schluß.)

Endlich befindet man sich wohl. Die Eßstunden folgen in klösterlicher Ordnung auf einander; das Aufstehen und Niederlegen richtet sich nach dem Frühstücke und dem Abendessen. Jedermann macht seine kleinen Einrichtungen. Am Morgen, wenn das Verdeck genetzt ist, steigt man hinauf, und macht seine Toilette mit dem dazu täglich bewilligten Glase Wasser. Einige vertrauen herzhaft ihr behaartes Kinn dem Matrosen, der das Amt eines Barbiers versieht, die Mehrzahl wartet, bis die Cajüte leer

*) Man bittet zu bemerken, daß hier ein Türke spricht.

ist, um sich in Ruhe des Bartes zu entledigen. Hierauf kommen die Karten, das Damen- und Schachspiel an die Reihe. Die Figuren des Schach- und Damenbretes sind stets defect, und man ersetzt die kunstvollen Arbeiten des Schnitzers und Drechslers durch trockene farbige Bohnen oder Pfropfen. Um zwölf Uhr, wenn man die Mittagsbreite nimmt, trinken die Engländer Punsch, die Franzosen genießen Kirschliqueur oder Limonade, und nach wenigen Augenblicken machen die Officiere das Resultat ihrer Beobachtungen bekannt; sie geben den Punct an, wo man sich befindet, das zunächst liegende Land, so wie die Klippen und Sandbänke, welche man zu vermeiden hat. Diese Mittheilungen werden durch Spiele und Geschwätz unterbrochen: der Kaufmann findet, daß es sehr langsam gehe, der reisende Handlungsdiener spricht von seinen Hin- und Herzügen, die alle bei weitem angenehmer gewesen sind, als der jetzige; dann fängt man wieder an zu lesen, sich zu bürsten, zu spielen und über nichts ein neues Nichts zu schwatzen. Die lustigen Bursche machen sich über die wohlverwahrten Leckerbissen in der Kammer der Feinschmecker her, die Einzelheiten der Spiele geben den Stoff zur Conversation. So ist das Vegetiren der Schiffspassagiere beschaffen. Aber mit welcher Leichtigkeit entwickeln sich die Charaktere bis in die kleinsten Nüancen! Kaum ist das Land dem Gesichtskreise entschwunden, und kaum sind die Spuren der Seekrankheit vertilgt, als sich auch schon Cliquen bilden und Intriguen angeknüpft werden; Correspondenzen werden angezettelt, Haß und Eifersucht schleichen sich in die Colonie ein. Nicht durch Liebe allein geht Troja unter, sondern alle Leidenschaften werden auf einmal losgelassen. Der Geizige trägt alle seine Aengstlichkeiten zur Schau, der Sorglose seine Nachlässigkeit und seine Unreinlichkeit, der Faule seine ganze Indolenz und der Politiker seine Leidenschaftlichkeit. Man erräth ihn an seinen Bewegungen, an den Büchern, aus den Journalen, in welche seine Schachteln und Geleetöpfe gewickelt sind; ein Wort, das er gesagt oder nicht gesagt hat, ist von großer Bedeutung und gibt zu allerlei Vermuthungen Anlaß. Eine Frau gebehrdet sich wie ein Mann, ein Mann bessert Kleider aus und wartet Kinder; die Kinder zeigen sich mit allen ihren Begehrlichkeiten und Unarten. Der Weise flüchtet sich in den Mastkorb, um ungestört zu seyn, ein Anderer kriecht aus gleicher Absicht in die Heckjolle, die Liebhaber belauschen ihre Schönen und halten sich am liebsten zu den verheiratheten Männern. Wenn der Abend naht, geht der Melancholiker nicht vom Verdeck, er wirft schmachtende Blicke nach dem Mond und läßt sich von dem laufenden Tauwerk wiegen; ist er musikalisch, so greift er zur Guitarre und singt; eine Unterhaltung, die Jedermann bis zehn Uhr angenehm ist, später aber wird sie unerträglich. Er unterbricht sich von Zeit zu Zeit in dem Vortrag seiner Romanze, um das Kielwasser des Schiffes zu beobachten, seine Augen feuchten sich, und sein Geist weilt nicht mehr in der Zone, die sein Leib durchwandert. Er spricht, wie Maria Stuart, mit den Wolken, den »Seglern der Lüfte,« und mit den Winden, die von der Heimath zu ihm herüberwehen.

Morgen passirt man den Tropikus! — Wetten werden geschlossen. Welche glänzende Frühstücke will man geben, sobald man landet; aber der Morgen bricht an, und der Tropikus mit seinem Taufbade lassen vergeblich auf sich warten. Die Wetten werden erneuert, oft von Streit und Zank begleitet, und nicht selten legen zwei oder drei Duelle den Beweis dafür ab, daß die Menschen geboren sind, um mit einander zu leben. Glücklicherweise ist es am Bord nicht erlaubt, sich den Hals abzuschneiden, und der Sturm, böse und gute Nächte, die man zusammen überstehen muß, tragen das Ihrige zum Vergessen bei. Wie dem aber auch sey, gegen das Ende der Reise werden die Passagiere so verdrießlich, daß der Aufenthalt am Bord unerträglich wird. Der einzige Ausruf »Land!« stellt die Einigkeit wieder her; die Feinde umarmen sich, von der Stirn der Langweiligen verschwinden die Runzeln, die größten Tölpel werden liebenswürdig, und der Geizhals sucht in seinem ledernen Beutel nach kleiner Münze, um dem Steward und dem Cajütenjungen ein Douceur zu geben. Aller Augen sind nach der noch sehr entfernten Küste gerichtet. Ist es ein Lootsenboot, was dort am Horizont erscheint? — Nein, es ist nur eine Fischerbarke. — Es nähert sich, und man erkennt nach und nach seine Signalflagge. Der Lootse steigt auf das Verdeck und bemächtigt sich des Steuers, während Jeder ihn mit Fragen bestürmt und tausenderlei Neuigkeiten von ihm zu erfahren sucht, von denen selbst der Meerwolf nie eine Sylbe gehört hat. Einige halten ihre Briefe für das Postpacket in Bereitschaft, Andere verstecken ihre Contrebande, um sie den Augen der Zollbeamten zu entziehen; diese unterhandeln mit einem Boote, welches sie an's Land spediren soll, jene ziehen ihre schönsten Kleider an, um Aufsehen zu erregen, so wie sie den Fuß an's Ufer setzen. Die Frauen sind nicht minder ungeduldig, aber zu ihrem großen Mißvergnügen heißt der Anstand sie warten, bis sie den Hafen erreichen. Endlich schifft man sich aus; die verabredeten Frühstücke und die entrirten Duelle sind vergessen, und zwei Tage später liest die ganze Stadt in den Zeitungen, daß der Capitain seine Passagiere mit großer Achtung behandelt und mit Artigkeiten überhäuft habe, und daß man seiner Liebenswürdigkeit die vollkommene Einigkeit danke, welche während der zwei- oder dreimonatlichen Reise am Bord geherrscht habe.

Apophthegma.

Intrigue und Bosheit tragen fast immer das Gewand geistlicher Demuth und den Harnisch kirchlicher Gewalt. Carolus V.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Frankfurt a. M., Anfangs October 1836.

Während der Herbstmanövres unseres Linienmilitärs, welche dieser Tage stattgefunden, versahen wie gewöhnlich die Bürger den Wachdienst. Nun ereignete sich in der Nacht vom Sonntag auf den Montag, daß eine Schildwache am Römer von einem Vorübergehenden schwer insultirt wurde, nachdem dieser mehrere Male von der Wache angerufen worden war. Eine Viertelstunde nach diesem Vorfalle ward der Thäter in einem Gasthause (zur Stadt Amsterdam) arretirt, und es stellte sich nun heraus, daß der Metzgermeister Mohr (ein noch junger Mann) das Attentat verübte, der vor einigen Jahren an den Frevelthaten am Allerheiligenthore so großen Antheil hatte, daß er erst vor noch nicht langer Zeit aus dem Criminalgefängnisse entlassen wurde. Die schwersten Beschuldigungen lasten auf dem Uebelthäter, der indessen, wie man heute (6. October) wissen will, dem Arm der Gerechtigkeit entflohen seyn soll. — Unsere Herbstmesse war äußerst lebhaft, Fremde aus allen Weltgegenden waren herbeigeströmt, und die bedeutenden Gasthöfe Frankfurts hatten nicht Raum genug, Alle zu beherbergen. Der trübsinnige Anblick früherer Messen ist verschwunden, und der Anschluß unserer Stadt an den preußischen Zollverein hat doch wenigstens ein lustigeres Treiben erzeugt. Sie hätten nur einmal das Gedränge an den Lederniederlagen anschauen sollen! eine Häute-Sendung folgte der andern, man sollte kaum glauben, daß es so viele Esel, Schafe, Ochsen und sonstiges Vieh in der Welt gibt, um all' das Leder zu produciren! — Sehenswürdigkeiten waren wenige vorhanden. Das colossale Gerippe eines Wallfisches, Tourniäre's Kunstreitergesellschaft, die großen Zuspruch hatte, eine Affencomödie u. s. w. Unser Theater hat bekanntlich seine schönsten Zierden verloren: der Tenorist Schmetzer, das Sängerpaar Fischer, haben die Frankfurter Bühne mit der Braunschweiger vertauscht. Ein halbes Dutzend Tenoristen sangen dagegen als Gäste, aber weder Cramolini, noch Irmer, Köhler, Binder, Dobrowsky und wie die Leute alle heißen mögen, ließen uns Schmetzer vergessen. Eine alte Sängerin, Mad. Ernst aus Wien, ist für Mad. Fischer-Achten engagirt worden: eine welkende Tulpe für eine blühende Rose!! — Hr. Reger aus Breslau gastirte als „Franz Moor" und „Ossip" (Isidor und Olga), ein wackerer Schauspieler, dem kein Ruf vorausging, der sich aber einen erwarb. — Seit dem ersten October erscheint hier eine neue Zeitung: „Frankfurter Börsenzeitung," redigirt von Wilhelm Speyer, einem sehr gebildeten Wechselfensale, der als trefflicher Musiker bekannt ist. Diese Zeitung entsprach bisher ihrem Titel nur äußerst wenig; aber die sogenannten leitenden Artikel derselben sind mit Geist und Kenntniß geschrieben, und sollen meist aus der Feder Gutzkow's, der in unserer Mitte lebt, fließen. Die Oberpostamtszeitung findet in der letzten Zeit immer regere Theilnahme; sehr gern werden die Artikel des Hrn. Berly gelesen, der eine wahrhafte Unerschöpflichkeit entwickelt. Das zur Oberpostamtszeitung gehörende und seit dem ersten Juli 1834 von Dr. J. Schuster redigirte Frankfurter Conversationsblatt bestrebt sich fortwährend, das Interesse seiner zahlreichen Leser zu steigern. Die Mittheilungen sind in der Regel geschmackvoll, geistreich und anziehend, und die Correspondenzen aus allen Hauptstädten Europas sind in hohem Grade werthvoll. Die Localberichte des Dr. Schuster werden mit Vergnügen gelesen, und zeichnen sich auch durch Gründlichkeit, Witz und Unparteilichkeit höchst vortheilhaft aus. — Seit einiger Zeit befindet sich in Frankfurt der königl. baierische Generalpostadministrator, Herr v. Lippe, welchem zu Ehren dieser Tage ein großes Gastmahl auf der Mainlust von dem fürstl. thurn- und taxischen Vice-General-Postdirector, Baron v. Dörnberg gegeben wurde. Die Anwesenheit des Herrn v. Lippe wird wohl mehrere Arrangements zu Gunsten der correspondirenden Welt zur Folge haben. Die fürstl. Thurn- und Taxische General-Postdirection trachtet unermüdlich dahin, sich durch die herrlichsten Einrichtungen, durch unablässige Verbesserungen im Postwesen um das Publicum verdient zu machen. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Schreiben auseinander zu setzen suchen, wie äußerst ungerecht die Angriffe der Augsburger Allgemeinen Zeitung wider jene Behörde waren, die sich in der letzten Zeit so wohlgefällig und sachkenntnißlos wiederholten.

† † †

Notiz.

[Homöopathisches Wunder vom Prager Theater.] Dem Prager Theater drohte vor Kurzem ein schwerer Verlust, indem die vortreffliche Sängerin Mad. Podhorsky nach einer heftigen Erkältung, die sie sich bei einer großen Probe im karg geheizten Schauspielhause zuzog, von einer bösartigen Gesichtsrose befallen ward, die nach mehrtägiger Gefahr zwar wich, doch heftigen Ohrenschmerz zurückließ. — Die Theaterärzte gingen dem Uebel, leider aber auch der armen Leidenden, sehr energisch zu Leibe, Fontanellen, Vesicantien und sonstige Curantien wurden verschwenderisch applicirt, und die schmerzhaft afficirten Ohren der Patientin mit Harzen und Kräutern vollgepfropft. — Endlich wich der arge Schmerz, doch, ach! die Sängerin blieb taub, ganz taub, und die Taubheit ward als Folge der Zerstörung der Gehörsorgane von den Aerzten für unheilbar erklärt. — Da erbot sich ein junger, ganz kürzlich graduirter Homöopath, Herr Moses Hirsch, den Heilungsversuch dennoch zu wagen. — Die verzweifelnde Sängerin vertraute sich ihm gern an, und er begann damit, das Ohr mit der Sonde zu untersuchen, und es fand sich, daß sein Vorgänger das Ohr mit Harz und Kräutern bis in seine tiefsten Windungen gefüllt, dieses Fülsel aber nur zum Theil entfernt, das Ohr also förmlich verstöpselt gelassen hatten. — Die homöopathische Sonde entfernte diese allopathischen Stöpsel, und im Augenblicke war die Krankheit radical geheilt. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth! Mad. Podhorsky ist seitdem wieder aufgetreten und mit Enthusiasmus begrüßt worden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 262. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 1. November. 1836.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Am dritten Tage kam der Grieche wieder zu mir und redete mir gütlich zu, versprach unverbrüchliche Verschwiegenheit, wogegen er, setzte er hinzu, auf meine fernere Großmuth rechne. Ich solle mich durch das Vorgefallene nicht abhalten lassen, meine Intriguen mit des Paschas Tochter fortzusetzen, von ihm wenigstens habe ich nichts mehr zu besorgen. Aber, erwiederte ich, du hast jetzt den größten Theil meines Schmuckes, und auch das Armband Kabbuhra's (welches der Schurke ihr an jenem Abend vom Arme gerissen hatte). Das muß kurz oder lang zu einer Entdeckung führen, die dir übrigens eben so schlecht als uns bekommen kann. Taxire selbst den Werth jener Sachen, ich werde dir ihn nach und nach bezahlen, und dafür die Steine wieder einlösen. Der Grieche ging diesen Handel ein, schätzte das Ganze ungefähr 40,000 Franken und brachte mir auf die angegebene Weise meine Pretiosen allmählig wieder zurück. Meinem Vorsatz getreu hatte ich meine Geliebte, ungeachtet aller Bestürmungen ihrerseits, nicht wieder gesehen, und meine Stube eben so wenig verlassen, hinsichtlich des Griechen aber meinen Racheplan mit großer Vorsicht vorbereitet. Endlich kam der Tag, wo er mir das letzte Stück, Kabbuhra's Armband, zurückzubringen versprochen. Ich lag im Bett, mit einem breiten Kandschar unter der Decke verborgen, als er hereintrat. Der Pascha war mit seinem ganzen Gefolge ausgeritten, und da wir uns im Rhamadan befanden, wo das Gesetz vor Abend nichts zu genießen erlaubt, so durfte, nach der Etikette des Hofes, der Pfeifenträger sich den ganzen Tag über nicht vor dem Pascha sehen lassen, damit er ihn nicht unangenehm an die nothwendige Entbehrung erinnere. Wir waren daher ganz ungestört. Ich fühle mich heute recht krank, Juan, sagte ich, als der Grieche das bewußte Armband auf mein Bett legte, hier ist der Schlüssel zu meinem Schrank, mache ihn nur auf, du wirst einen offenen Sack mit Zechinen finden, nimm die Summe, die dir zukommt, selbst heraus. Der Thor eilte gierig in die Falle, nahm den Sack und kniete auf den Teppich nieder, um das Geld darauf hinzuzählen. Das Herz hämmerte mir im Busen. Ich weiß nicht, fuhr ich fort, was für eine sonderbare Krankheit das ist, aber jeden Augenblick muß ich aufstehen, um ein Bedürfniß zu befriedigen. Bei diesen Worten erhob ich mich, die Bettdecke um mich geschlagen, als wollte ich nach dem Nachttische zugehen, wandte mich aber plötzlich, und den Griechen bei seinem langen schwarzen Haarzopf fassend, und ihn wüthend auf den Boden niederreißend, schrie ich ihm in's Ohr: Hast du geglaubt, Hund, Jussuf so wohlfeilen Kaufs zu meistern? Nach diesen Worten stieß ich dem vergebens um Hilfe Rufenden den Dolch mit solcher Gewalt in's Herz, daß er noch zwei Zoll in die Fugen des Steinpflasters durch den Teppich eindrang. Noch heute, wenn ich mich dieses Augenblickes erinnere, sagte Jussuf mit glänzenden Augen, fühlte ich einen wonnevollen Schauer mir von den Fußspitzen bis an's Herz dringen. Doch hören Sie weiter. Ich hatte mir sorgsam ein Faß Weingeist, Salz und ungelöschten Kalk, nebst Allem, was nöthig war, um eine Nische verloren zuzumauern, verschafft, und dies Material an verschiedenen Orten in meinen Zimmern verborgen. Mein erstes Geschäft war nun, den Körper in kleine Stücke zu zerhacken, und in das Faß mit allen diesen verzehrenden Ingredienzen zu thun, worauf ich das Ganze in die Nische am Bett vermauerte, und die Draperie von Sammet, welche die Wände meiner Schlafstube deckte, darüber zog. Nur die rechte Hand, die Augen und die Zunge des Griechen behielt ich, und nachdem ich sie gleich dem Uebrigen präparirt hatte, that ich die erste in eine kostbare Cassette, die Augen in eine kleine, mit

Diamanten besetzte Schachtel voll Roseneſſenz, und die Zunge in eine goldene Tabatiere. In weniger als zwei Stunden war Alles vollbracht. Jetzt eilte ich in des Griechen Stube, zerbrach die dort aufgestellten Pfeifen des Paschas, öffnete die Koffer, in denen ich mein ganzes Geld noch unberührt wiederfand, und nahm zugleich sämmtliche Effecten des Giaur's mit hinweg, die ich in eine meiner Kisten versteckte, worauf ich mich, von einer Centnerlast befreit, ruhig, als sey nichts vorgefallen, wieder zu Bett legte.«

»Sie können sich,« fuhr Jussuf fort, »den Zorn des Beis denken, als er mit dem Schluß der Fastenstunde zurückkam, die Sclaven sich beeiferten, ihm Erfrischungen aller Art vorzusetzen, und nur die geliebte Pfeife ausblieb. Man stürmte nach des Saumseligen Wohnung, wo man aber nur, erstaunt, die Verheerung entdeckte, die ich daselbst angerichtet, und da man zugleich alle Koffer leer fand, zweifelte Niemand mehr an einer glücklich bewerkstelligten Flucht des Griechen. Weil nun auch später, aus guten Gründen, alle Maßregeln, seiner habhaft zu werden, fruchtlos blieben, wurde er bald gänzlich vergessen.«

»In der nächsten Nacht schon sah ich Kabbuhra, die ich durch des Paschas Arzt, Lombard, avertirt hatte, zum ersten Mal seit der von mir erlittenen Schmach auf unserer Terrasse wieder, doch dieses Mal hatte ich ein besseres Gewissen!«

»Als sie mir jetzt schluchzend in die Arme sank, bat ich sie ernsthaft, drei Geschenke von mir anzunehmen, oder mich nie wiederzusehen. Was soll ich mit diesen Dingen? rief sie verwundert, und was bedeuten deine seltsamen Worte? Oeffne, erwiederte ich, und siehe. — Hier hast du die Hand, die dich anzufassen gewagt, hier die Augen, die uns heimtückisch belauscht, und hier die Zunge, die uns schändlichen Verrath gedroht! Fast wäre Kabbuhra von Neuem in Ohnmacht gesunken, von Furcht bewegt, daß ihres Vaters Rache mich tödtlich treffen würde, doch beruhigte ich sie bald durch die genauere Erzählung des Geschehenen; und von Liebe aufgelöst, noch zitternd über meine Gefahr, war es erst in dieser Nacht, daß die Geliebte ganz mein ward, und wir, in seligem Entzücken, die übrige Welt um uns völlig vergessend, des Paradieses Wonne mit einander theilten. O!« rief Jussuf mit einem schwärmerischen Aufflug der süßesten Erinnerung, »wer kann beschreiben, welch' ein himmlisches Wesen dieses Mädchen war, welch' unergründlicher Schatz von Gefühl, Klugheit und Charakterstärke in diesem zarten Busen ruhte, und welche unwiderstehlichen Reize diese nur Liebe athmende Seele umschlossen!«

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente
aus meinen
Reisen durch den Westen Europas.

III.

Zu Lyon wohnte ich den gerade während meiner Anwesenheit gehaltenen Geschwornengerichtssitzungen sehr oft bei; ich folgte mit Aufmerksamkeit den Verhandlungen und nahm mit Vergnügen die Kraft, die Logik und die sprachliche Schönheit wahr, welche die Stegreifberedtsamkeit der Staatsanwalte, der Magistraturglieder und der Advocaten oft glänzend entwickelte. In den die Assisen beschäftigenden peinlichen Processen handelte es sich, unter andern juristisch gleichgiltigen Dingen, auch von der streitigen Auslegung mehrerer Strafgesetze, und als Rechtsgelehrten oder bescheidner gesagt, Rechtsbeflissenen, fesselte mich dieser Punct. Die vorkommenden Fragen sprachen mich an, und da dieß mich betrog, selber auch sie zu untersuchen, stellte ich mir die Aufgabe, wo möglich vorher unumstößlich festzusetzen, welche Mittel zur Auslegung der Gesetze erlaubt seyen, und welche bei dieser auszuschließen, die Vernunft uns nöthigt. Die Wichtigkeit, welche dieser, wie ich glaube, allenthalben verkannte Gegenstand mehr noch für den falscher Gesetzauslegung preisgegebenen Bürger als für den Gesetzanwender selbst hat, macht es mir zur Pflicht, meine Ueberzeugung auch in andern als dem engen Kreise der gegen das noch nicht Herkömmliche in der Regel voreingenommenen Themisdiener mitzutheilen. Man fürchte weder, daß ich mit Schiffsladungen unserer lieben vaterländischen Erudition den armen Leser erdrücken, noch daß ich ihn zwingen werde, bis zu Solon oder der lex Papyria hinauf, mit mir durch eine Reihe von Jahrhunderten alles unnütz über die Gesetzinterpretation Gesagte zu bewehklagen. Klar, kurz, ungelahrt und deutsch zu seyn, das sey mein Ziel.

Eine Gesetzesverfügung, welche nicht aus sich selbst verstanden werden kann, welche ihren wahren Sinn nicht allein in sich selber trägt, sondern ihn erst durch die Betrachtung ihres Zwecks, ihres Ursprungs, ihrer geschichtlichen Entwickelung auffinden läßt, besteht als solche, wie die Erklärung sie uns zeigt, blos mit ihren Erklärungsmitteln und durch dieselben. Die Letztere, ohne die sie nicht einmal in's Daseyn tritt, sind ihr wesentlichster Theil, bilden, eher als das an sich sinnentblößte Wort der Verfügung, das gebietende, verbietende, Rechte einräumende oder absprechende Princip; sie geben freilich nicht allein, sondern nur in Verbindung mit den erklärten Worten das Gesetz, aber ohne sie sind die Worte bedeutungslos, todt, d. h. nicht Gesetz. Damit einer Gesetzbestimmung verbindende Kraft inwohne, muß vorher ihre Verkündigung stattgefunden haben, und ist diese, bei dem nicht aus sich selbst klaren Gesetze, als geschehen anzunehmen, wenn nicht auch die Erklärungsmittel verkündet worden? Allgemein kann diese

Frage weder verneint, noch bejaht werden; wir müssen zwei Fälle unterscheiden. Die Erklärung des Gesetzes bewirken wir entweder durch Mittel, welche der Staatsbürger zu wissen verpflichtet ist, z. B. durch die Vergleichung anderer gleichzeitig geltender Gesetze oder aber durch eine Kenntniß, welche zu haben nichts uns verbindet. Im ersten Falle ist das Wissen der Erklärungsmittel eben so erheischt, als dasjenige des Buchstabens der gesetzlichen Vorschrift: das Gesetz äußert Kraft. Ist dagegen das Erklärungsmittel nicht selbst Gesetz, so ist seine Kenntniß keine erzwingbare Pflicht, so hat dasjenige, welches dem unverständlichen Texte erst den Gedanken verleiht, kein juristisches Daseyn; das, wodurch der Text nur Gesetz werden könnte, besteht nicht, — der Text bleibt wirkungslos. Es scheint also erwiesen, daß Gesetze nur durch sich selbst oder aus den neben ihnen gültigen Gesetzen (und durchaus nicht durch die z. B. von Dupin, Präsidenten der französischen Deputirtenkammer und Generalprocurator des pariser Cassationshofs als Erklärungsmittel in seinem **Manuel des jeunes avocats p. 628** [**édition Tarlier**] aufgeführten Dinge) erklärt werden dürfen. Nur der Sinn, der das Gesetz in sich selbst ausspricht, oder der es aus der gesetzlich bei uns voraussetzbaren Wissenschaft schöpft, gilt für uns als bindende Norm, d. h. mit andern Worten: weil das Gesetz ohne das Erklärungsmittel gar nicht zur Anwendung oder doch nicht so zur Anwendung kommen kann, als die Erklärung es deutet, gegen uns aber Niemandem ein Recht zusteht, das uns das Wissen des Erklärungsmittels als correspondirende Pflicht auflegt, so kann das Gesetz als solches, wie das für uns unverbindliche Erklärungsmittel es erzeugt, nicht gegen uns geltend gemacht werden. Die Absicht des Gesetzgebers z. B., als eine Sache, deren Kenntniß kein Gesetz uns vorschreibt, kann zur Gesetzerklärung nicht dienen. Nur in einem einzigen Falle scheint man diese, wie wir glauben, unwiderlegbare Ansicht ausschließen zu müssen. Es gibt nämlich Gesetze, welche die Stelle eines Vertrags zwischen contrahirenden Theilen vertreten; wenn von zwei Personen z. B. die eine der andern ein Mandat gibt, so regelt der Gesetztitel vom Mandate das zwischen ihnen obwaltende Verhältniß, — er vertritt Vertragsstelle. Findet sich nun in dem Gesetze vom Mandate eine zweifelhafte Stelle, so handelt es sich nicht so sehr um die Erklärung eines Gesetzes*), als um diejenige eines zwischen den Parteien eingegangenen Vertrages, und es kann von Verkündung der Erklärungsmittel, von einer Pflicht oder Nichtpflicht, die Erklärungsmittel zu wissen, nicht die Rede seyn; das Gesetz, hier Vortrag, drückt den Willen der Parteien aus und leidet also die nämlichen Erklärungsregeln als ein zwischen zwei Parteien eingegangener gewöhnlicher Vortrag. Die Lehre von der doctrinellen Erklärungsmethode findet also ihre Anwendung: man forscht, um die dunkle oder zweifelhafte Stelle zu verstehen, nach der wahren Absicht des Gesetzgebers, der hier an der Stelle der Contrahenten steht; wenn diese Absicht nicht auffindbar ist, neigt man sich zu derjenigen Erklärung, welche von der Natur des Geschäfts am wenigsten abweicht, entscheidet also gegen denjenigen, der ein von dieser Natur abweichendes Recht in Anspruch nimmt.

K. Rittinghausen, d. J.

*) In Bezug auf die Allheit der durch es regierten Staatsbürger ist ein solches Gesetz mehr Gesetz; in Bezug auf den Einzelfall, eine Species (espèce), wie die Franzosen sich ausdrücken, wird es Vertrag. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 30. September 1836.

Es ist merkwürdig, wie sich hier die Zahl der armseligen und unberufenen Schriftsteller vermehrt, und wie sie eine Beschäftigung, die nur von denen geübt werden sollte, welche dazu Beruf, Talent und Kenntnisse besitzen, von Menschen geübt wird, die zu Allem tauglicher sind, als zur Schriftstellerei. Sie gehen darauf hausiren und betteln und sie sind die bösen Geister, welche die Redactoren der besseren Zeitschriften mit Fäusten schlagen.

Als Beweis davon liefere ich hier ein Pröbchen, weß Geistes Kinder diese Schriftsteller sind. Das nachstehende sogenannte Gedicht wurde einem Redacteur zur Aufnahme in der von ihm redigirt werdenden Zeitschrift eingeschickt:

„Abschied an die Geliebte.

Die Stunde ruft — ich muß nun scheiden:
O mein Gott, welch' bittre Leiden,
Mich von Dir getrennt zu sehen;
Dein Engel-Antlitz nun zu missen
Dich nun nicht mehr an's Herz zu drücken —
Wer beschreibt die Höllenqual,
Mein Herz — weh' mir,
Getroffen ist's — wie vom Blitzesstrahl.

Entfernt von Dir — durch weite Ferne,
Entfernt von Deinem Angesicht;
Zurückgezogen auf mein Stübchen,
Meid' ich nun Deiner Augen Licht —
Mein Herz — weh' mir — es muß es tragen,
Das harte Schicksal mir auferlegt:
Ich darf ja doch nun nicht mehr klagen,
Was das Herz mir so bewegt.

Kommt doch die Zeit, die Heilende, (sic) zurücke,
Sie kommt ja doch allzugeschwind, (?)
Da les' ich mit liebeglühendem Blicke
In Deiner Augen glanzvolle Sonnen
Nie geahnte Zauber-Wonnen.
Auf Deine Stirn den Liebeskuß zu drücken,
Von Deiner Lipp' Vergessenheit zu trinken —
Wer beschreibt den Göttergenuß,
Berauschet bin ich von heiliger Lust! —

Erementius.

Es ist mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben worden. Gegen dieses Machwerk sind die Verse der Elwine Alifeld — Meisterstücke.

Gleich nach Einsendung dieses „Abschiedes an die Geliebte" stellte sich der Pseudo-Erementius persönlich bei dem Redacteur ein.

Da er sich unter einem andern, vielleicht auch falschen Namen melden lassen, so erhielt er Zutritt.

Mit den Mienen und dem Tone großer Süffisance trat er in's Zimmer, und ohne die conventionellen Höflichkeiten zu beobachten, war seine Anrede:

„Ich hab' Ihnen ein Gedicht: „Abschied an die Geliebte" eingesandt. Sie werden es doch aufnehmen!"

Die Antwort nicht abwartend, fuhr er fort:

„Ich lebe ganz für die Poesie, und will mich ihr widmen. Ich habe auch mehrere Novellen verfaßt, damit kann ich auch dienen? — Wie viel Honorar bekomm' ich für das Gedicht?"

Der Redacteur wollte ihn, aus unzeitiger Schonung, nicht kurz erklären, wie er von seiner literarischen Mißgeburt keinen Gebrauch machen könne; er ließ daher die Frage, wegen des Honorars, unbeantwortet, und fragte ihn dagegen: was er für ein Landsmann sey, und ob er die Absicht habe, hier seinen festen Wohnsitz zu nehmen.

Er nannte die Hauptstadt einer Provinz des preußischen Staats und erklärte, er würde in der Folge hier sich aufhalten.

„Wozu haben Sie sich denn bestimmt?"

„Ich will blos von der Poesie und literarischen Arbeiten leben. O, ich beschäftige mich auch mit größern."

„Ich will Ihnen wohlmeinend rathen, sich irgend einem soliden Geschäfte zu widmen, was Ihnen in der Folge eine sichere Subsistenz verspricht. Glauben Sie mir, die Schöngeisterei gewährt ein sehr precaires und kärgliches Brot. Nur wenige eminente Geister haben dadurch ihre Subsistenz gesichert und ihr Glück gemacht; selbst diejenigen, die einige Zeit über einiges Aufsehen erregt, in die Mode kamen und sogenannte Lieblingsschriftsteller geworden, sind über kurz oder lang aus der Mode gekommen, man hat von ihnen nichts mehr lesen wollen und wenn sich früher aus freien Stücken Verleger an sie gewandt, um etwas von ihnen zu drucken, so ist bald der Fall eingetreten, daß sie vergebens an mehrere Buchhändler Anträge zum Verlage ihrer Manuscripte gemacht und dann ablehnende Antworten erhalten haben."

„Das kann der Fall mit mir nicht seyn!" meinte der Pseudo-Erementius, sich in die Brust werfend, ganz vergessend, daß er sich gleich nach dem Honorar für seine sogenannten Verse, die aus fünf und zwanzig Zeilen bestanden, erkundigt hatte.

Wem hätte dabei nicht der Geduldsfaden reißen sollen? Der Redacteur suchte den lästigen Besuch so bald als möglich zu entfernen, brach die Unterhaltung ab, mit der Erklärung, er würde, wegen des eingesandten Beitrags, schriftlich das Nähere erfahren.

Daß er ihm mit Protest zurückgeschickt worden, darf wohl nicht erst erwähnt werden.

Früher wurden zuweilen von durch Unglücksfälle verarmten Familienvätern, welche ein bürgerliches Gewerbe trieben, ein Darlehn ohne Zinsen, in stets ziemlich weit hinausgeschobenen Terminen, oder auch eine anderweitige mildthätige Unterstützung in den öffentlichen Blättern gesucht; jetzt findet sich aber auch schon eine, von denen man bisher hier nichts gewußt hat. Sie lautet folgendermaßen:

„Sollte ein begüterter Herr oder eine bemittelte Dame gesonnen seyn, einen jungen weiter strebenden Mann, der ein einträgliches (?) literarisches Geschäft betreibt, gegen Vergütigung mit einigem Gelde zu unterstützen, so werden sie gebeten, ihre Adresse unter H. 70 im hiesigen Intelligenz-Comptoir abzugeben."

Von den Baltischen Studien, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, ist des dritten Jahrganges zweites Heft erschienen. In solchen befindet sich der siebente, achte und neunte Jahresbericht der vorgenannten Gesellschaft, und es ergibt sich daraus, wie sich ihre Sammlungen von Alterthümern u. dgl. immer vermehren, die Gesellschaft mit unermüdeten Eifer ihren Zweck verfolgt und sich fortwährend großer Theilnahme erfreut.

Vor einigen Tagen wurde man hier allgemein in eine ernste Unruhe und Besorgniß versetzt; denn die Staatsschuldscheine, welche 2 pro Ct. über dem Nominalwerth standen, fielen plötzlich bis auf 99; es war die Folge der Revolution von Spanien; man besorgte zwar von dieser nichts für die Ruhe Europas, aber, daß sich dieses Revolutionsfieber auch in den Nachbarstaaten verbreiten und dann das Signal zu einem Kriege geben würde. Diese Besorgniß ist aber nach vier und zwanzig Stunden wieder verschwunden, und die Staatsschuldscheine sind schon um 2 pro Ct. wieder gestiegen und dürften bald die frühere Höhe wieder erhalten. Bei den großen Unternehmungen, die überall auf dem Continent im Werke sind, wozu nicht blos die Regierungen, sondern noch mehr Privatpersonen die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte verwenden wollen, würde ein Krieg eine unzuberechnende Calamität herbeiführen. Quod deus avertat!

Der Maßregel in Ansehung der Vornamen der Juden, um Mißbräuche zu verhüten, ist eine andere in einem Theile des preußischen Staats gefolgt. Die Ansiedelung der Juden auf dem platten Lande und deren Verkehr mit den Bauern in den Kreisen Paderborn, Büren, Warburg und Höxter, im Regierungsbezirk Minden, hat einen so schädlichen Einfluß auf die christlichen Landbewohner in diesen einem Kreise gehabt, daß darüber ein Gesetz unter dem 20. d. M. erlassen worden ist, um den dadurch entstandenen Mißverhältnissen Einhalt zu thun.

Auf Mendax.

Von allen Thieren auf der Erden
Der Mensch nur lüget; Mendax Mund
Macht drum kein wahres Wort je kund,
Um nicht zu einem Thier zu werden. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 263. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 2. November. 1836.

Das Valet.

Ballade von Johann N. Vogl.

„Sagt, woher das Brüllen, sagt, woher das Tosen?"
So auf dem Verdecke fragen die Matrosen,
Blicken scharfen Auges in die Meeresweite,
Aber Keiner weiß es, wie er das sich deute.

Und stets laut und lauter tönt's in ihre Ohren,
Als der Herr des Schiffes ruft: „Wir sind verloren!
Denn der Maelstrom*) ist es, der dort tobt und brüllet
Und in's nasse Bahrtuch jeden Schiffer hüllet."

„Seht, schon faßt und schleudert er aus seinem Gleise
Unser Schiff mit Brausen in die Wirbelkreise;
Alles Widerstreben ist nunmehr vergebens,
Wer am Maelstrom schifft, schifft am Rand des Lebens."

Und vom Schreck erstarret steh'n die Kühnen alle,
Horch, da kommt's gezogen schon im wilden Schwalle,
Weißer Schaum umflocket rings des Schiffes Ränder
Und die Wellen schlagen hochauf um's Geländer.

Aber zu den Treuen sich der Schiffsherr wendet:
„Wie wir kühn begonnen sey's auch kühn geendet,
Laßt dem Tod nicht zagend uns entgegensehen,
Kühnen Muths und freudig laßt uns untergehen!"

„Darum, frisch ihr Jungen, schaffet Wein und Becher,
So im Kreise laßt uns steh'n als freud'ge Zecher,
Laßt nochmals dem Leben ein Valet uns bringen,
Laßt uns untergehen unter Becherklingen."

Und die Jungen taumeln nieder zur Cajüte,
Schleppen volle Krüge in der Männer Mitte,
Und die Männer heben, treue Bundsgenossen,
Noch einmal die Becher um sie anzustoßen.

Mag auch nah' und näher sie die Fluth umkreisen,
Immer wilder brüllend ihre Grabesweisen,
Horch! — Die Becher klingen noch im lauten Schalle —
Und verschwunden — spurlos — sind die Schiffer alle.

*) Der Maelstrom, ein furchtbarer Wirbel im arktischen Ocean, welcher so gewaltig ist, daß er Alles, was er erreicht, in den Abgrund hinabreißt.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

Er schwieg eine Weile, wie verzückt in der Vergangenheit verloren, und setzte dann seine, die gespannteste Aufmerksamkeit meinerseits immer mehr in Anspruch nehmende Erzählung weiter fort:

»Ehe ich zu der furchtbaren Katastrophe übergehe, die uns bevorstand, muß ich Ihnen einige Localitäten des Bardo (Residenz des Beis) beschreiben, was zum Verständniß des Folgenden nöthig ist.«

»Der Pascha hat ungefähr achtzig bis hundert Mamelucken in seinem Dienste, welche in drei verschiedene Grade abgetheilt sind, und alle unter einem Chef stehen, der damals zugleich erster Minister war. Sie sind durch ihren Einfluß bei Weitem die angesehenste Classe im Lande, und selbst die Türken zittern vor ihnen. Dabei fehlt es ihnen an nichts, was Reichthum gewähren kann. Von den Schätzen, die in Tunis aufgehäuft sind, steht ihnen ein großer Theil zu Gebot, sie haben die schönsten Pferde, eine prächtige Wohnung, Waffen, strotzend von Edelsteinen, und ein reiches Leben in jeder Hinsicht, bis auf vier schwere Entbehrungen, denen sie unterworfen sind. Sie müssen dem Umgang mit Weibern entsagen und werden erst im fünfundvierzigsten Jahre verheirathet, wo man sie als Invaliden ansieht; dürfen nie die Residenz anders als im Gefolge des Paschas oder auf seinen speciellen Befehl verlassen, und außerdem nie weder Wein trinken, noch selbst Tabak rauchen. Weil sie allein für die Sicherheit und den Dienst des Beis da sind, so hat

man diese Verbote für nöthig erachtet; daß sie dessenungeachtet alle häufig umgangen werden, ist gewiß, doch wird eine Versündigung dieser Art officiell bekannt, so entgeht sie selten ihrer Strafe.«

»Ich habe gesagt, daß es den Mamelucken nie an Geld und Kostbarkeiten fehlte, mir jedoch standen noch größere Mittel zu Gebote, da ich das Amt eines Privatschatzmeisters versah und nur wenig Rechnung im Allgemeinen davon abzulegen brauchte, ohne in dem, was ich selbst zu nehmen für gut fand, besonders beschränkt zu seyn. Dabei war mein Geschäft leicht, denn bei uns gibt es weder die Masse Beamten, noch die Masse Schreiberei, wie in der Administration der Franzosen*). So hatte ich, ohne eben gesetzwidrig zu handeln, alle Mittel der Bestechung in meiner Gewalt, durch die man zuletzt auch das Schwierigste möglich macht. Dessenungeachtet blieb jede Zusammenkunft mit meiner Geliebten ein halsbrechendes Wagstück, da ich, um den schon rege werdenden Verdacht und den immer zunehmenden Neid meiner Cameraden nicht noch mehr zu wecken, oft die seltsamsten Mittel ergreifen mußte. Zuweilen ließ ich mich in eine Waarenkiste verbergen, ein anderes Mal einen Teppich um mich wickeln, und so bei dem Pascha selbst vorbeitragen. Einst mußte ich, von ihm überrascht, zwei Stunden in dem Gehäuse einer Wanduhr versteckt bleiben, worin ich zuletzt dem Ersticken sehr nahe war. Endlich vermochte ich mit einiger Sicherheit nur noch auf folgendem Wege zur Prinzessin zu gelangen. Der Bardo, eine Art Citadelle und fast ein Viertheil so groß, wie ganz Algier, ist auf einem Labyrinth von Souterrains gebaut, die jetzt größtentheils voll Unrath und Wasser sind. In diesen unterirdischen Gängen werden seit langen Zeiten alle die, welche auf Befehl des Beis ihr Leben im Bardo verlieren, hingerichtet, und die entseelten Körper sorglos darin zurückgelassen. Die Milde des jetzigen Gebieters hatte zwar in diesen Executionen einen langen Stillstand eintreten lassen; halbverwes'te Leichname fanden sich auch daher nicht mehr vor, wie früher, aber desto mehr Gerippe und Knochenhaufen aus älteren und unruhigeren Zeiten. Durch einen Theil dieser Souterrains nahm ich von nun an, an den Abenden, wo mich Kabbahra auf ihrer Terrasse erwartete, meinen Weg, und da ich nicht wagen durfte, mich einer Blendlaterne zu bedienen, so blieb mir, um mich nothdürftig zu orientiren, nichts weiter übrig, als mir gewisse Marken für das Betasten mit der Hand zu machen, und mit meinem Dolch zuweilen aus den Quadern der Seitenmauern einen Funken zu schlagen, der auf einen Augenblick die ägyptische Finsterniß um mich her wie ein Blitz erhellte. Aus den Souterrains führte eine niedrige Thür in einen kleinen Blumengarten des Paschas, den er zu seinem Privatgebrauch hatte anlegen lassen. Auf diesen Garten gingen die Fenster seiner Wohnung, wie auf der andern Seite die der Zimmer seiner Tochter. Der Gärtner Andrea, ein Italiener, und seine Frau Maria standen zwar in meinem Solde, so lange aber noch Licht in des Pascha Zimmern sichtbar war, durfte ich mich nicht hinauswagen, und oft mußte ich so drei bis vier Stunden in den unterirdischen Gewölben verharren, auf Knochen gelagert, wo ich mir mehr als einmal die Todtenschädel gleich Kissen bald da bald dort unterlegte, um bequemer zu ruhen.«

(Fortsetzung folgt.)

*) Jussuf kennt die unsrige noch nicht.

Fragmente
aus meinen
Reisen durch den Westen Europas.

IV.

Da ich doch nun einmal von der in diesen Blättern selten besprochenen Gerechtigkeitspflege gehandelt habe (s. Nr. III.), kann ich mich nicht entbrechen, hier einen Fall mitzutheilen, der einen merkwürdigen Beleg für die unwiderlegbaren Vorzüge des öffentlichen Gerichtsverfahrens abgibt, und die Nothwendigkeit zeigt, jene Einrichtung Englands, nach der es Jedem freisteht, für einen Angeklagten vor dem Schlusse der Verhandlungen noch das Wort zu nehmen und seine Vertheidigung zu ergänzen*), auch bei uns (d. h. dort, wo französisches Recht gilt) in's Leben zu rufen. — Im vergangenen Jahre trat ich zufällig mit einem Freunde in eine Assisengerichtssitzung; in einem der den Geschwornen vorgelegten Fälle lautete die Anklage auf die Verfertigung falscher Wechselbriefe, und nach dem Schlusse der Verhandlungen und dem Resumé, stellte der Präsident dem Jury die Frage: Ist der Angeklagte schuldig, eine Fälschung an Handelspapieren begangen zu haben? Der Vertheidiger, in diesen Ausdrücken wahrscheinlich keinen Uebelstand sehend, verlangte ihre Abänderung nicht, und der Jury erhob sich schon, um in's Berathungszimmer zu gehen. In diesem Augenblicke denke ich an nichts als an das dem Angeklagten bevorstehende zu harte Loos; ich lasse dem Präsidenten sagen, daß ich etwas zur Enthüllung der Wahrheit Nöthiges mitzutheilen habe, und bitte ihn, auf den Grund seines pouvoir discretionnaire (art. 268 du C. d'inst. crim.), mir das Wort zu gestatten. Er erfüllt meinen Wunsch, und ich beginne, mich zu erklären. Die Fälschung von authentischen Urkunden und Handelseffecten oder der Gebrauch solcher verfälschten Papiere bedrohen die Art. 147 und 148 unseres Strafgesetzbuchs mit Zwangsarbeiten, wogegen die Art. 150 und 151 des nämlichen Codex die an Privatschriften bewirkte Fälschung oder den Gebrauch verfälschter Privatschriften nur mit Ein-

*) „Ist Niemand da," ruft der englische Richter vor dem Schluß der Verhandlungen, „der noch etwas zur Vertheidigung dieses unglücklichen Angeklagten vorzubringen hat?" S. Dupin, libre défense des accusés, §. VI.

sperrung bestrafen. Die Beeigenschaftung der verfälschten Urkunde bildet also den Maßstab für die Anwendung der einen oder der andern Strafart, sie hat einen wesentlichen Einfluß auf das Schicksal des der Fälschung Ueberführten, und aus diesem Grunde schon gebeut sie eine von der Fälschungsthatsache selbst abgesonderte Erwägung. Legt daher die Anklage der Entscheidung des Jury die zusammengesetzte Frage vor, ob er dem Beschuldigten die Fälschung einer authentischen Urkunde oder eines Handelspapiers beimesse, so kann der gewissenhafte Geschworne nach seiner innigen Ueberzeugung erst einen Spruch fällen, wenn er vorher sich über die Schuld des Angeklagten in Bezug auf die Thatsache des Fälschens ein Urtheil gebildet, und dann insbesondere die Beeigenschaftung des verfälschten Papiers festgestellt hat. Klar und einfach erscheint dem gesunden Menschenverstande die Nothwendigkeit solcher Auflösung der zusammengesetzten Frage in ihre einfachen Elemente, wenn er den Unterschied, welchen die Urkundenqualität in der Strafart begründet, kennt und bedenkt. Kenntnisse des Rechts besitzt aber in der Regel der Geschworne nicht, er soll sie vielleicht nicht einmal besitzen, — jener Unterschied der Strafe, jene Wichtigkeit der Beeigenschaftung des verfälschten Papiers, tritt nicht nothwendig in sein Bewußtseyn, und blos überzeugt, daß der Angeklagte eine Fälschung beging, spricht er, indem er ausdrücken will, der Beschuldigte habe das vorliegende Papier, dem der Kläger den Namen einer authentischen Urkunde oder eines Handelseffects beilegt, verfälscht, sich der vorgelegten Frage gemäß, ohne es zu ahnen und sonder Arg, über seine Ueberzeugung so aus: Ja, der Angeklagte ist schuldig, den Wechsel verfälscht zu haben. Wie viele mögen Opfer ähnlicher Sentenzen geworden, Jahre lang das erhöhte und unverdiente Leid der Zwangsarbeiten getragen haben! — Die sachgemäße Auslegung des Art. 337 unseres Code d'inst. crim. erfordert offenbar, den Geschwornen jeden Umstand, der strafändernd einwirken kann, in einzelner Frage vorzulegen; nur dann kann der Strafrichter, der Geschwornenüberzeugung in allen Puncten gewiß, auch ruhig sein Erkenntniß fällen. Dieser Meinung, die wir im weitesten Umfange verfechten, gab auch der pariser Cassationshof durch ein Urtheil vom 14. Juni 1832 (Sirey XXII. 1. 851) seinen vollen Beifall; unumwunden erkannte er, daß die Art. 147 und 148 des Strafgesetzes nur dann zur Anwendung kommen können, wenn die Geschwornen insbesondere die Frage bejahen, ob die als verfälscht angegriffenen Schriften wirklich Wechselbriefe bilden. — Alle Stimmen aber werden sich wohl mit uns vereinigen, wenn sie erwägen, wie schwer sich die Charaktere eines Wechsels manchmal erkennen lassen. Theilen sich Rechtslehrer und Gerichte nicht gegenwärtig noch über die Frage, ob der sogenannte eigne Wechsel, das domicilirte billet à ordre bei uns als wahrer Wechsel gelte? Wachsen nicht aber die Schwierigkeiten, wenn man ein angebliches billet à ordre als verfälscht unterstellt? Wie wenig Geschworne wissen, daß die Verfertigung oder der Gebrauch falscher billets à ordre nur dann als Fälschung eines Handelspapiers angesehen werden darf, wenn der für dieselben erhaltene Werth zum Wiederverkaufe bestimmt war, oder auf dieselben falsche Namen von Kaufleuten gesetzt worden, überhaupt, wenn die Verfolgung der aus diesen Billeten fließenden Rechte, nach den Art. 636 und 637 des Handelsgesetzbuchs zur Competenz der Handelsgerichte gehört und Leibeshaft nachziehen kann? Und doch sollen sie die zusammengesetzte Frage: ob der Angeklagte Billets à ordre verfälschte, ohne Weiteres entscheiden!! Und doch befragt man sie nicht einzeln über die das verfälschte Papier zum Ordrescheine stempelnden Qualitäten!!

Auf diese meine Auseinandersetzung, erklärte der Jury*) den Angeklagten der Fälschung schuldig, allein er fand in dem angeblichen Wechsel keineswegs die Charaktere eines Handelspapiers, und der Hof erkannte nur die Strafe der Einsperung.

Das von uns eben erzählte Factum beweiset nicht nur die Weisheit des Art. 268 unseres Code d'inst. crim., wenn man demselben die von uns ihm beigelegte, aber bestreitbare und gerade durch das pouvoir discrétionnaire der Willkür des Präsidenten anheim gegebene Auslegung gibt, sondern auch die Nothwendigkeit, durch ein Gesetz Jedem das Recht einzuräumen, zur Enthüllung der Wahrheit im Criminalprocesse beizutragen, dann aber die Grenzen dieses Rechts und die Art, von ihm Gebrauch zu machen, ebenfalls zu bestimmen. Ich überlasse es tiefern und geschicktern Geistern, diesem Gedanken, auf den ich hiermit die Aufmerksamkeit zu lenken bitte, die ihm mögliche Entwickelung angedeihen zu lassen.

K. Rittinghausen d. J.

Religiöses Mißtrauen.

Ein vornehmer Katholik wandte sich an den König von Dänemark, Friedrich V., und bat um eine Officierstelle bei der Marine.

»Es thut mir leid, daß ich Ihrem Verlangen nicht genügen kann,« gab ihm der König zur Antwort: »ein Protestant darf einem ächten Katholiken nie trauen. Ich bin ein Ketzer in Ihren Augen, und Sie müssen mich schon nach den Grundsätzen Ihrer Kirche hassen! Wie sollten Sie also im Stande seyn, mein Interesse gegen den allerchristlichsten oder gegen irgend einen katholischen König zu vertheidigen?« Antikatholikos.

*) Ich gebe meine Improvisation hier ganz, um dem Leser einen Begriff von unserm Gerichtsverfahren und dem Stande unserer Advocaten zu geben. K. R. d. J.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, im October 1836.

Wollmarkt. — Ernte. — Zeitungen und Journale.

Das Leben und Treiben in unserer lieben Stadt ist gegenwärtig nicht besonders interessant, obgleich der Wollmarkt viele Fremde hierher geführt, und das Geschäftsleben kein unbedeutendes war. Es wurden nämlich in Summa 17700 Centner Wolle zum Verkaufe hergebracht. Die Haupteinkäufe, namentlich an Mittelwollen, die sehr gesucht waren, wurden von den Tuchfabrikanten aus Schlesien, der Mark, und der Lausitz, gemacht. . . Wie man hört, so sollen die Verkäufer mit den Preisen vollkommen zufrieden gewesen seyn.

. . . . Der Ertrag der diesjährigen Ernte in Schlesien, war ein sehr günstiger. Nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität der eingeernteten Früchte ist ausgezeichnet gut, und übertrifft alle Erwartungen, zumal — da die größtentheils kühle Witterung, namentlich aber der viele Schnee im Monat Mai, die erfahrensten Landwirthe eine sehr ungünstige Prognose stellen ließ. In einem vortrefflichen Aufsatze in der Berliner Zeitung (Ueber die diesjährige Ernte in Schlesien) wird jedoch dargethan: daß leider das Resultat dieser gesegneten Ernte für unsere Landwirthe gerade kein erfreuliches sey, indem nun bei der großen Menge von Getreide, und bei dem Mangel an Ausfuhr nach fremden Ländern, nur fortdauernde auffallend schlechte Getreide-Preise erwartet werden müssen! —

.... In Breslau erscheinen täglich zwei politische Zeitungen: „Die schlesische Zeitung" redigirt vom Prof. Dr. Schön, und die „Breslauer Zeitung," redigirt vom Freihrn. v. Baerzt. Beide verhalten sich zur preuß. Staats-Zeitung, wie die einzelnen Organe zum Organismus: — sie schreiten in der lobenswerthesten Regsamkeit mit der Zeit fort — und liefern, keine Mühe und Kosten scheuend, nicht nur eine ausführliche Geschichte der Gegenwart im Gebiete der Politik und der allgemeinen Weltbegebenheiten, sondern sie lassen es sich auch angelegen seyn, auf das allgemeine provinzielle Interesse hinzuwirken, wozu ihnen tüchtige Mitarbeiter die Hand bieten! — Außerdem geben die Zeitungen, oft sehr gründliche und gediegene Referate über Kunst und Literatur. Wenn nun die Frage aufgestellt wird: Wie dies Alles auf einem Bogen (das Hauptblatt ist gewöhnlich ein Bogen stark, und die Beilage größtentheils nur für Inserate bestimmt) Raum findet? so läßt sich entgegnen: daß eine Zeitung überhaupt schwerlich über jedes Factum einen kritischen Ueberblick in der Art darthun kann, wie es vielleicht nur ein kleiner Theil des Publicums wünscht, nicht nur erzählen Was geschehen, — sondern in das Detail des Geschehenen eindringen, die möglichen Ursachen, Folgen u. s. w. zu realisiren; vielmehr sich begnügen muß, nur dasjenige, was uns zunächst liegt und das Gesammtinteresse in Anspruch nimmt, einer strengeren Ausführlichkeit würdig zu halten! — . . . Seit dem 1sten Januar 1836 erscheint „die Schlesische Chronik," ein Zeitblatt für Gegenstände der Wissenschaft, Kunst, Natur- und Gewerbskunde, für wichtige Ereignisse und Einrichtungen in Schlesien und andern Provinzen, und Communal-Angelegenheiten. — Die Schlesische Chronik erscheint zwar als Beiblatt zur Breslauer Zeitung (wöchentlich drei Mal einen halben Bogen stark), ist jedoch von derselben in sofern getrennt, daß ihre politische Richtung sich nur auf das Provinzielle beschränkt. Es fehlt diesem Institute nicht an tüchtigen Mitarbeitern, auch dürfte wegen der Reichhaltigkeit seiner Tendenz, wohl nicht so leicht ein Mangel an interessanten und wichtigen Materialien eintreten, und darum hat dies Unternehmen viele Theilnahme gefunden. . . .

„Das Breslauer Localblatt," redigirt von Fr. Mehwald, erscheint wöchentlich drei Mal. . . . Obgleich der Redacteur (wie allgemein bekannt) mit dem größten Fleiße sich seine Sache angelegen seyn läßt, so ist ihm dennoch der Vorwurf zu machen, daß er nicht mehr den reellern Gegenständen seine Aufmerksamkeit zollt. Die Veröffentlichung der Diebstähle, Verbrechen u. dgl. mag allerdings ihr Gutes haben, doch müssen nicht wichtigere Dinge durch sie in den Hintergrund gedrängt werden. Eine Stadt, wie Breslau, muß einem productiven Redacteur eines Localblattes, noch mehr als hinreichenden Stoff bieten auf das Zweckmäßige in allen Zweigen . . . hinzudeuten, und über das Fehlerhafte — in passender Form, und mit unumstößlichen Belegen zu sprechen! — Es wäre sehr ungerecht das Localblatt anzufeinden, da es in der That schon vielfache Beweise seiner Nützlichkeit gegeben, aber eine höhere Richtung muß es unbedingt annehmen, wenn es seiner eigentlichen Bestimmung nachkommen soll! — Uebrigens hat das Localblatt in Breslau (on dit) an 2000 bis 3000 Abonnenten. . . .

(Schluß folgt.)

Notizen.

[Fürstliche oder princeßliche Sculptur.] Die Princessin Marie von Frankreich hat eine Statue der Johanna d'Arc vollendet, über welche alle Stimmen sich vereinigen, um sie als ein Meisterwerk zu bezeichnen. Das Pferd ist ein wahres Musterbild, die Jungfrau selbst nach der Natur gemacht; die Idee des Ganzen geistreich und interessant. Johanna hat mit einem Streiche ihres gefürchteten Schwertes einem Engländer den Kopf abgeschlagen; in dem schönen friedlichen Auge zeigt sich neben dem kriegerischen Ausdrucke trefflich das Erstaunen der Hirtin über ihre Erfolge. Die Gruppe erscheint eben sowohl heroisch als einfach; das Pferd als ein von kühner Hand gebändigtes, die Jungfrau gleich Heldin als Frauenzimmer, und alle Theile der Scene sind so vorzüglich gedacht und ausgeführt, daß man durchaus die Hand eines ausgezeichneten Künstlertalentes nicht verkennen kann.

[Die Riesenkartoffel.] Kaum hat man sich von dem Erstaunen über die Riesenhaftigkeit eines Kohlkopfes erholt, so gesellt sich schon eine Riesenkartoffel dazu. Prinz Rohan nämlich, welcher sich mit der Veredlung der Kartoffeln ganz besonders beschäftigt, hat ein Exemplar nach Paris geschickt, an welchem sich zwanzig Personen satt essen können.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 264. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 3. November. 1836.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Hatte ich endlich die Lichter hinter den Fenstern verlöschen sehen, und mich auch überzeugt, daß kein Mameluck auf der Brüstung der letztern, um die Kühle zu genießen, schlafe, wie sie häufig zu thun pflegten, so kletterte ich mit Andrea's Hilfe an einer Wasserleitung hinauf, wo die arme Kabbuhra die halbe Nacht meiner harrte. Nicht eher, als bis der Muedzim vom nahen Minaret zum Morgengebet rief, verließ ich sie, und kehrte oft zehnmal zurück, um sie noch einmal an mein Herz zu drücken, bis sie mich selbst, entsetzt vor der Gefahr, die mir bevorstand, von sich drängte. Auch für mich war der Rückweg stets eine Marter, denn zu ihr ging ich mit dem Gefühl, einer Welt zu widerstehen, von ihr zaghaft und alle Kraft im Herzen zerknickt.«

»Ein halbes Jahr war auf diese Weise vergangen, als neue Sorgen mich bestürmten. Kabbuhra fühlte sich schwanger, und zu gleicher Zeit quälte mich eine thörichte Eifersucht.«

»Einer meiner Cameraden, ein eben so schöner als kühner und unternehmender junger Mann, der überdies in hohem Grade das Talent des Gesanges besaß, hatte mich so weit belauscht, daß er, wenn auch nicht von der positiven Gewißheit, doch von der Wahrscheinlichkeit unseres Verhältnisses überzeugt wurde. Mich zu verrathen konnte er nicht wagen, denn ohne seine Aussage auf der Stelle beweisen zu können, wäre er das erste Opfer derselben geworden. Die gewonnene Kunde ermuthigte ihn aber, mir selbst den Preis streitig machen zu wollen, und mehrmals war ich Zeuge, daß er in dem erwähnten Garten vor dem Fenstergitter meiner Geliebten zärtliche Lieder sang. Es war hinlänglich, daß Kabbuhra aus Neugier nur einmal ihnen zugehört hatte, um mich in die wildeste Wuth zu versetzen. Am andern Tage ritten wir im Gefolge des Pascha aus, ich näherte mich Muhammed, und obgleich bei uns Duelle kaum üblich sind, und überdies auch auf's Strengste verpönt waren, so demüthigte ich ihn doch so sehr durch entehrende Worte, daß er in einem Palmenwäldchen mit mir zurückblieb, und ehe ich noch den Säbel ziehen konnte, mir mit zwei Streichen den Turban zerhieb, und zwei tiefe Wunden in den Kopf beibrachte. Das Blut strömte mir über's Gesicht, und da er mir den Rest gegeben zu haben glaubte, so wandte er sein Pferd, um dem Pascha nachzueilen. Doch Zorn und Liebe ließen mich nicht unterliegen, ich wischte mir das herabströmende Blut aus den Augen, raffte mich, schon halb vom Pferde gesunken, wieder auf, verfolgte meinen Feind, und mit einem gewaltigen Zuge hieb ich ihm den Theil des Hauptes mit einem Stück der Hirnschale ab, auf dem wir einen Haarzopf stehen lassen, um eine Locke für unsere Geliebte übrig zu behalten.« Hier warf Jussuf, der im Negligee auf einem Divan lag, seinen Turban herab, und zeigte mir mit ausdrucksvollestem Gestus den Büschel Haare, den alle Türken auf ihrem glatt geschorenen Haupte tragen. »Kaum hatte ich meinen Rival stürzen sehen,« fuhr er fort, »so begab ich mich, als habe ein plötzliches Uebelbefinden mich angewandelt, sogleich nach Hause, und ließ mich den Tag über nicht weiter sehen. Doch konnte der Vorfall nicht verschwiegen bleiben; man fand Muhammed Tschulak für todt unter den Palmen liegen, und hörte, als er wieder zu sich kam, das Geschehene, noch möglichst zu meinem Nachtheil entstellt, aus seinem Munde. Der Pascha, im größten Zorn, schwur einen schweren Eid, daß, wenn Muhammed stürbe, ich ihm augenblicklich nachfolgen solle. Kabbuhra gerieth bei dieser Nachricht in so große Verzweiflung, daß, als am zweiten Tage ein lange Ohnmacht, in die mein Gegner verfiel, die Nachricht seines Todes im Serail verbreitet hatte, das heldenmüthige Mädchen mich nicht überleben wollte, und sich in einem Moment der Raserei an ihrem eignen Bett

himmel aufhing. Wäre nicht durch einen glücklichen Zufall Lombard, der schon erwähnte Leibarzt des Beis und unser Vertrauter, hinzugekommen, als sie schon mit den letzten Krämpfen des Erstickens rang, so war ihr Tod unvermeidlich. **Muhammed** genaß nach langer Gefahr, und mußte von der Zeit an eine silberne Calotte tragen.«

»Hiermit ging der Sturm dieses Mal an uns anscheinlich vorüber. Doch desto schrecklicher drohte uns die Entdeckung des Zustandes meiner Geliebten. Ein alte Negerin unternahm es, sie davon zu befreien, und obgleich das Wagstück, durch Mittel, die nur im Orient bekannt sind, gelang, so schwebte doch **Kabbuhra** von Neuem mehrere Tage in Todesgefahr. Eine kurze Ruhe folgte diesen mannichfachen Agitationen, und wir glaubten endlich, jede Gefahr überstanden zu haben, als der unglücklichste Zufall die rettungslose Entdeckung alles Vergangenen herbeiführte.«

»Während ich auf einer Sendung des Pascha einige Tage abwesend war, bemerkte man Risse in meiner Wohnung, die sich grade über meinem Schlafzimmer befanden. Der befragte Architekt entschied, daß der alte Pfeiler abgerissen und durch einen neuen ersetzt werden müsse. Um dieß zu bewerkstelligen, ward ein Theil meiner Stube demolirt, und das Unglück wollte, daß dies gerade derjenige war, wo ich den Griechen vor einem Jahr vermauert hatte. Der zerhackte Körper desselben war zwar gänzlich durch die von mir angewandten Mittel aufgelöst worden, doch erkannte man ihn an dem ungewöhnlich langen Zopf harter schwarzer Haare, die mir so gut gedient hatten, um ihn zu Boden zu reißen, und der leider ganz unversehrt geblieben war.«

»Sie können sich meine Empfindungen denken, als ich bei meiner Rückkunft das Vorgefallene erfuhr. Doch durfte ich mir nichts merken lassen, und erschien am andern Morgen unbefangen an meinem Posten. Der Etikette gemäß stellten wir uns nämlich jeden Morgen, wenn der Pascha aus dem Harem kam, in einem großen Saale auf, in zwei Gliedern eine Gasse bildend, durch die er, uns musternd, bis zu seinem thronartigen Divan ging, auf dem er sich dann niederließ, und dort, seine Pfeife rauchend, Recht sprach. Mein Platz war an der linken Seite, wo ich ihm das goldene Becken reichte, oder sonst den im Augenblick nöthigen Dienst verrichtete. Schon lange stets besorgt, pflegte ich immer gleich beim Eintritt sein Gesicht zu studiren, welche Laune sich wohl darauf abmale, heute aber war es finster, wie ein schwarzer Gewitterhimmel. Kaum hatte er Platz genommen, als er sich mit zusammengezogenen Augenbrauen zu mir wandte und mich fragte, was der Fund in meinem Schlafzimmer bedeute, in dem man den vor einem Jahr so seltsam abhanden gekommenen Griechen erkennen wolle. Ich erwiederte mit möglichster Fassung, daß ich davon gar nichts wisse, aber wohl erfahren, wie man in Folge dieses Fundes einen höchst ungerechten Verdacht auf mich geworfen. Dessenungeachtet bäte ich seine Hoheit zu berücksichtigen, daß ich (wie ich leicht vorgeben konnte) früher in einem andern Zimmer geschlafen, und dieses erst seit des Griechen Verschwinden gewählt habe, es auch eine wahre Unmöglichkeit sey, daß, wenn die vorgefundenen Ueberreste die des Griechen wären, sie in so kurzer Zeit sich total hätten zersetzen können; daß daher ohne Zweifel hier eine Begebenheit zum Grunde liegen müsse, die sich vor dreißig Jahren, und ehe ich geboren, zugetragen habe. Daß übrigens der vorhandene Zopf lang und schwarz wäre, wie der Grieche einen gehabt, sey ein schwacher Beweis gegen mich, da es viele Leute mit langen Zöpfen und schwarzen Haaren gäbe, und von jeher gegeben habe.«

»Der Pascha wandte sich ab, ohne ein Wort zu erwiedern, und ich fühlte mich keineswegs beruhigt.«

(Fortsetzung folgt.)

Preßfreiheit oder nicht — das ist die Frage.

Sie zu beantworten, um Jedem zu genügen, gehört zu den unauflöslichen Aufgaben. Sie dürfte eben so unentschieden bleiben, als die Frage: was ist Wahrheit?

Aber es ist wohl an der Zeit, wieder in Erinnerung zu bringen, was darüber in Schweden schon in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts in einer Verordnung über Schreibe- und Druckfreiheit von Seite der Regierung ausgesprochen worden ist.

In dieser Verordnung heißt es:

»Daß eine allgemeine Aufklärung der erste und sicherste Schritt zum allgemeinen Wohl ist, und daß die Denk- und Preßfreiheit eines der theuersten Güter eines freien Volks und eine unschätzbare Gabe ist, die der Schöpfer selbst dem menschlichen Geschlechte verliehen hat, und die man, ohne dessen in der Natur gegründete Rechte zu verkennen und zu beleidigen, nicht einschränken kann, und daß diese Freiheit, weit entfernt, die Ordnung und Ehrfurcht gegen die Gesetze, worauf aller Staaten Wohl und Bestand beruhet, zu stören, vielmehr, wenn man sie recht handhabt, hauptsächlich zu deren Befestigung dadurch leitet, daß sie schädliche Vorurtheile aufdeckt, die Finsterniß der Unwissenheit zerstreuet, und statt deren im Lichte der Wahrheit die Belohnung für die Ausübung theurer Pflichten gegen Gott, den König und das Vaterland zeugt, deren eifrige und unbedingte Erfüllung, wie Wir überzeugt sind, das wahre Ziel der Ehrbegierde eines jeden redlichen Schweden ausmacht, und wodurch allein die entflohene Ruhe und Glückseligkeit der Vorfahren mit deren auf Treue und Redlichkeit gegründeten Ehre wieder zu uns geführt werden können, und daß diese Freiheit auch die würdigen und edlen Gesinnungen unterhalten, anfeuern und beloben wird, die in allen Zeiten der Nation eigen gewesen, und deren Erlöschung für Uns das größte Unglück wäre: eine Freiheit, die vom Zwange nicht leiden, noch unter der Menge mehrerer widersprechender Verordnungen, die seit längern Zeiten darüber gegeben worden, erstickt werden und schwinden mag. Es geschieht also mit wahrem Vergnügen, daß Wir jetzt eilen, solches zu ver-

bessern, da Wir auch dadurch eine gewünschte Gelegenheit gewinnen, Unsern treuen Unterthanen einen neuen Beweis Unserer zärtlichen Fürsorge für ihr Wohl, und Unsere ungezwungene Achtung für ihre und der Menschheit geheiligten Rechte zu geben, doppelt sprechend zu einer Zeit, da die meisten europäischen Regenten beschäftigt sind, neue Verschanzungen gegen das Volk um ihre Throne aufzuwerfen. Wir freuen Uns, auf diese Weise der Zukunft einen lichtvolleren Zeitpunct, der Wahrheit und Stimme des Volks einen Weg, zum Throne zu dringen; der Klage des Gedrückten und der Unschuld eine Leichtheit, an den Tag zu kommen; der Gerechtigkeit eine Stärke, der Parteilichkeit, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit neue Schranken; dem tugendhaften guten Mitbürger einen Sieg; dem Verbrecher und Lasterhaften ein Grauen; dem Armen eine Stütze; dem Leidenden einen Trost, und Uns selbst, da wir beständig blos die Befestigung des wahren Besten Unserer treuen Unterthanen suchen, die angenehmste Belohnung verschaffen zu können.«

Die in dieser Verordnung ausgesprochnen Ansichten über Denk- und Preßfreiheit tragen unbestreitbar das Gepräge der höchsten Liberalität und Humanität, aber mit der darin ausgesprochenen Voraussetzung: »wenn man sie recht handhabt.«

Wenn man unparteiisch seyn will, so wird man es nicht in Abrede stellen können, daß die oft gemißbrauchte Handhabung die Veranlassung zu der Beschränkung der Preßfreiheit gegeben und die höchst nachtheilige Wirkung gehabt hat, daß man sie oft bis in's Kleinliche und Widersinnige beschränkt hat. Ueber Leben, Ehre, Vermögen entscheiden Gerichte; sie bestehen aus mehrern gesetzkundigen, verständigen Männern, über die Erzeugnisse des Herzens und Geistes eines Schriftstellers nur die Willkür eines Censors, und statt daß dieses Amt Einem wegen seiner Kenntnisse, seines allgemein geachteten Charakters, seiner Lebenserfahrungen anvertraut wird, verwaltet es nicht selten ein ganz unbekanntes Individuum, dessen wissenschaftliche Bildung sehr problematisch ist, dem wohl gar eine levis macula anklebt, und der, kaum der hohen Schule entlassen, bei dem noch in die Schule gehen könnte, dessen Schriften und Aufsätze er zu censiren und — zu streichen kein Bedenken trägt.

Denkmal einer Schauspielerin.

Auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thore in Berlin befindet sich ein Denkmal, einer dort zu ihrer Zeit geachteten Schauspielerin.

Auf einem dreieckigen Piedestal hält ein verhüllter Genius eine mit Lorbeern und Rosen umwundene Urne, an deren Fuße ein ovaler Schild lehnt, worauf die Worte verzeichnet stehen:

„Ach! sie haben
Eine gute Frau begraben.“

An dem Piedestal befinden sich folgende Inschriften.

Die Vorderseite: zeigt die Attribute der tragischen und komischen Muse, als: Krone, Lyra, Dolch, Maske, Jocusstab, Kette ꝛc. ꝛc.

Die linke Seite:

Christiane Mariane Langerhans, geborne Bosler, Schauspielerin. Geb. zu Breslau d. 5. Dec. 1755, gest. d. 19. Jan. 1784.

Die rechte Seite:

Der Verstorbenen zur Ehre, den Lebenden zur Aufmunterung errichtet von Freunden und Beförderern der Kunst.

Ohne öffentliche Aufforderungen in den Zeitungen und Zeitschriften wurden die dazu erforderlichen Beiträge in kurzer Zeit beigesteuert. Diejenigen, welche dazu den ersten Impuls gegeben, blieben vor den hämischen Glossen des Neides und derjenigen verschont, welche in ihrem Eigendünkel, allein berechtigt zu seyn glaubten: darüber ein Urtheil zu fällen, wem nach seinem Tode ein Denkmal gebühre. Es ändern sich die Zeiten und Sitten!

Das monumentirende Deutschland.

Bei verhangnen Fenstern sitzet
Ein gelehrter, kluger Mann,
Trübem Sinnen hingegeben,
Der sich gar nicht trösten kann;

Denn so fade, denn so trostlos
Dünket ihn die Gegenwart,
Nimmer nahet die Beschwörung,
Der er bang' entgegen harrt.

Und da nimmt in ferne Zeiten
Seine Phantasie den Lauf,
Und da steh'n aus ihren Grübern
Alle lieben Todten auf.

Und er liebt sie alle wieder,
Und getröstet ist sein Herz:
Hat Gedächtnißschau gehalten
Ihrem Ruhm und seinem Schmerz. —

Ahnt ihr wohl den wohlstudirten,
Ach! den armen klugen Mann?
Fragt nur Deutschland, ob's euch nennen
Seinen eignen Namen kann!

Seinen großen Todten setzt es
Monument und Ehrenstein,
Ach! wie arm an großen Männern
Muß die Gegenwart ihm seyn!

Fr. Riemann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, im October 1836.

(Schluß.)

.... Ein für den Breslauer Kreis sehr wesentliches Blatt ist: „das Breslauer Kreisblatt," welches wöchentlich ein Mal erscheint und vom Hrn. v. Liers redigirt wird. Es enthält die für den Kreis und die für die einzelnen Dominien bestimmten Currenden aus dem königl. landräthl. Amte, so wie auch — wenn es der Raum gestattet — nützliche Bemerkungen, Belehrungen, und Unterhaltungen für den Landmann. Die Veröffentlichung der Verordnungen aus dem königl. landräthl. Amte durch dieses Blatt, befreit den Kreis von einer nicht unbedeutenden Last. Es mußten nämlich früher die schriftlichen Currenden durch Boten von einer Gemeinde zur andern geschickt werden. Nach der Reihe mußte also jeder Bauer und Freigärtner sich der ungesäumten Besorgung der Currenden unterwerfen (und in dringenden Fällen allerdings gleich viel, ob die unverschiebbaren Geschäfte auf dem Felde, dringend seine Gegenwart erheischten oder nicht —), was zuweilen mit einigen Beschwerlichkeiten verbunden war. Wenn nun das Kreisblatt die Einsassen des Breslauer Kreises von der Besorgung wichtiger Currenden auch nicht gänzlich befreit, so kommt diese doch weit seltener vor. Zudem hat es aber auch den Nutzen, daß zu einem und demselben Tage, sämmtliche Gemeinden von einer Sache unterrichtet werden, was früher oft erst nach einer Woche geschehen konnte. — Von dem Nutzen dieses Blattes überzeugt, interessirt sich auch jede Gemeinde dafür, und unterstützt es nach Möglichkeit! —

.... Das Schicksal der schönwissenschaftlichen Zeitschriften in Breslau war bisher kein günstiges! — Der Grund ist, ... das große förmlich eingeimpfte Vorurtheil .. mit dem die schlesische Literatur zu kämpfen hat, .. welches eine für Redaction und .. Zeitschrift zweckmäßige Concurrenz durchaus unmöglich macht. Man vergleiche manche der in Breslau erschienenen und leider eingegangenen .... mit vielen hochgepriesenen auswärtigen Blättern, urtheile — aber ganz vorurtheilsfrei ... und man findet sicher beide: gleich gut ... und gleich seicht! ... Außerdem haben unsere Verlagshändler eine entschiedene Abneigung gegen die Herausgabe eines guten belletristischen Journals, weil — (du lieber Gott, wo wäre es denn anders?) ein Jeder, ohne etwas zu wagen, gern recht viel gewinnen möchte. So hoffte man auch vergebens, das die literarische Section des Breslauer Künstlervereins sich zur Herausgabe eines guten Journals entschließen werde. Es fehlt Breslau wirklich nicht an recht wackern Literaten, aber wer nicht Mittel hat, der kann hier kein Unternehmen wagen, und wie schon erwähnt, auf's Gerathewohl schicken die hiesigen Verlagshändler, wenigstens in diesem Genre, nichts in die Welt! — — — Dieser üblen Umstände ungeachtet, erscheinen in Breslau sechs belletristische Blätter! ....

... Die „neuen schlesischen Blätter," ein Journal für Unterhaltung, Kunst und Literatur, Redacteur Th. Brand. Diese schlesischen Blätter, welche wöchentlich einmal erscheinen, zeichnen sich hinsichtlich ihrer äußeren prachtvollen Ausstattung von allen schlesischen Blättern rühmlichst aus. — Der frühere Redacteur, Hr. Heinrich v. Seelen, hatte keine Kosten gescheut, dieser Zeitschrift die mögliche Verbreitung zu verschaffen, und es ist allgemein bekannt, wie es ihm gelungen, 700 Abonnenten in und um Breslau zu gewinnen, ... ein sprechender Beweis für die Möglichkeit, in Breslau ein Journal zu erhalten, wenn man es nur so recht anfangen kann! Daß Hr. Heinrich v. Seelen das Publicum nicht befriedigte und nach einem Jahre über die Hälfte seiner Abonnenten verlor, — steht nun auf einem ganz andern Blatte. — Gegenwärtig liefern die „Schlesischen Blätter" ernste und humoristische vermischte Aufsätze, kleine Novellen, Gedichte, Theaterberichte, Epigramme, Räthsel, und eine sehr interessante Lügenzeitung von Julius Sincerus.

.... „Der Breslauer Bote," Zeitschrift für heitere und ernste Unterhaltung, redigirt von Moritz Bauschke, erscheint wöchentlich ein Mal, und enthält: vermischte Aufsätze im Gebiete des Humors und der Satyre, Novellen, Anekdoten u. s. w.

.... „Der Breslauer Erzähler" und „der Breslauer Bote," Blätter für Unterhaltung, redigirt von Heinrich Richter, erscheinen wöchentlich drei Mal, und enthalten: kleine humoristische Erzählungen, die zwar zuweilen das Product einer sehr flüchtigen Arbeit zu seyn scheinen, dennoch mit vielem Witz, Laune, und einer leichten angenehmen Diction ausgerüstet sind. Außerdem enthalten diese Blätter noch ein Verzeichniß von Taufen, Trauungen und Sterbefällen zu Breslau, wie mehrere andere Localnotizen.

„Die Theater-Zeitung," redigirt von Herrmann Michaelsen, hat, trotz ihrer geringen Zahl Abonnenten, dennoch sieben Jahrgänge durchgemacht, und enthält Erzählungen, Theater-Anzeigen und Theater-Nachrichten (letztere den neuesten Journalen entlehnt). Das Blatt erscheint wöchentlich zweimal.

„Der Theater-Freund," redigirt von dem Theater-Director August Haake. .... Hierüber in meinem Berichte über das Theater zu Breslau. Carlo.

Auf einen Alchymisten.

Du sparest weder Gold noch Fleiß
Seit Jahren schon, zu theilen und zu mischen,
Am Tigel lodert Kohl' und Reis,
Du hörst die hellen Flammen zischen,
Statt Gold für Deiner Mühen Preis,
Wirst Du nur Rauch und Dunst erwischen.

Medium tenuere beati.

Beglückt ist, wer die Mitte hält.
Dies glücklich' Loos ward Dir hienieden
Nur viel zu spät, Ripsraps, beschieden;
Denn zwischen Erd' und Himmelszelt
Sieht man Dich jetzt emporgeschnellt. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 265. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 4. November. **1836.**

Dramatische Poesie.

Dramatische Zeitbilder von G. F. Rank. Erster Band. Inhalt: 1) Der Emporkömmling oder Bürger und Aristokrat. Charaktergemälde in 5 Aufzügen. 2) Die Patrizier, Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1837. 276 S. gr. 8.

Das Drama von der Vergangenheit, mit der es sich meistens beschäftigt, hinweg zu berufen, so wie aus der Sphäre der reinen Dichtung herauszuführen, es für die Gegenwart zu gewinnen und mit der Wirklichkeit zu vereinen, ist eine Aufgabe, deren Lösung man allmählich sowohl für Sache der Poesie, als ein Erforderniß unserer Zeit erachtet. Nichts desto weniger darf man glauben, daß wir bald ein zeitgemäßes, d. h. ein unsere politischen, socialen und häuslichen Verhältnisse behandelndes und bald schwächer, bald stärker, bald versteckter, bald offener in sie eingreifendes Drama haben werden. Der Schwierigkeiten, die sich dagegen aufthürmen, sind zu viele oder zu mächtige. Es bedarf vor Allem eines ganz besonderen Talentes, in die Zustände und Interessen, Sinnesweisen und Charaktere der Gegenwart so einzugehen, daß es möglich wird, aus ihnen ein poetisches Gemälde von tüchtiger Haltung und innerer Würde zu gestalten und im rechten, ihm nöthigen Lichte vor die Augen der Schauenden hinzustellen. Aber setzen wir dieses Talent auch voraus — und wir dürfen dieses um so mehr, je mehr es ungerecht seyn würde, zum Trotz der bereits sehr gelungenen Versuche, ein Gelingen in diesem Kreise der Geistesthätigkeit zu bezweifeln, oder den Dichtern der neuen Zeit von vornherein die Befähigung abzusprechen, zu der Stufe aufzuklimmen, auf welcher mehrere dramatische Dichter des classischen Alterthums stehen — so sind doch sogar unsere Institutionen einem solchen Beginnen zuwider. Wir leben weder unter republicanischer, noch demokratischer Verfassung in Deutschland, es kann unseren Regierungen nicht gleichgiltig seyn, wie man sich über Dinge ausspricht, die sie näher oder ferner berühren, wie man über Standesverhältnisse, deren Aufrechthaltung im Ganzen auch ihr eigenes Bestehen begründet, zu denken und sich zu äußern wagt, wie man die Gemüther der gegenwärtigen Ordnung der Dinge entweder befreundet oder befeindet, wie man an die Stelle des Alten und Verbrauchten Neues und Brauchbares, an die Stelle des Schlechten und Schädlichen Gutes und Nützliches, an die Stelle der Unvernunft und des blinden Glaubens, Vernunft und freie Prüfung, an die Stelle der Verblendung, Aufklärung zu bringen und das Heuschreckenheer der Vorurtheile und der Täuschungen über die eigene Würde und Kraft zu verscheuchen sucht. Die Pflicht der Selbsterhaltung lehrt jeden Fürsten, daß er dem Dichter nicht hold seyn könne, der mit feindlicher Stirn dem Adel entgegentritt, so lange dieser noch als eine der vornehmsten Stützen des Thrones zu betrachten ist. Aber gesetzt auch, daß es erlaubt wird, zahmer, geziemender Maßen die Wahrheit drucken zu lassen, es würde doch sicher keine Behörde wagen, zu erlauben, daß ein Stück über die Bühne ginge, worin ein Bürgerlicher unter erschwerenden Umständen einem Adeligen, als solchem, oder wegen ächt adliger Ansichten eine Mauschelle oder ein Aequivalent derselben applicirte. Lesen ist immer noch etwas Anderes als Sehen, und Börne's Briefe würden als Drama vielleicht einen Effect gemacht haben, daß der Lärm darüber bis in des Briefstellers Closet nach Paris gedrungen wäre. Ich muß aber, wie weh' es mir auch thut, die letzte Behauptung ein wenig einschränken, denn ein wahrer Schauder packt mich an, wenn ich der Indolenz denke, worein der größere Theil des deutschen Volkes versunken ist, dadurch versunken ist, daß es seinen Egoismus durch kleine Brocken, wie man sie den verhungerten Hunden vorwirft, girren und sich zum Abirren vom Wege des Heils hat verführen lassen. Man hört eine Wahrheit, man macht eine Erfahrung, man betrübt sich wohl auch über beide, wenn sie von ausgezeichnet trauriger Art sind, aber es währt nicht lange, so ist man vollkommen zufrieden gestellt, wenn man nur selbst seinen Hunger stillen und ein Weniges darüber in Ruhe haben kann. Das deutsche Volk hat sich sehr oft als der Mann erwiesen, der sein Bild im Spiegel besieht aber kurz darauf vergißt, wie er gestaltet war. Die Bühne aber, dieses

Forum Ciceronianum für den dramatischen Dichter, was ist aus ihr geworden und wie wird sie betrachtet? Sie ist herabgesunken zu einem Schaustellungssaal, zu einer Spectakelbude, zu einer Geldwechselstube habsüchtiger, ignoranter und gemeindenkender Directoren, wo Jeder einen Theil seines zu Vergnügungen bestimmten Geldes um einen wo möglich recht blendenden Augen- und recht kitzelnden Ohrenschmaus los zu werden sucht. Die höhere Bestimmung des Theaters ist zu einer Fabel geworden, über die man nur vornehm lächelt. Welch' eine befremdende Erscheinung wäre also auf unserem moralisch impotenten Theater ein zeitgemäßes Drama? Man würde das Ding anstaunen, wie ein bekanntes Hornthier die neue Stallthüre, dann bedenklich und besorglich den Kopf schütteln, sich unbehaglich fühlen und endlich beschließen, sich nie auf gleiche Weise wieder die Laune verderben und aus der habituell gewordenen Lethargie aufschütteln zu lassen.

Wer sollte es, bei solchen Aussichten, dem Dichter verdenken, wenn er es für eine höchst undankbare, ja thörichte Mühe erachtet, Zeit und Talent einer zeitgemäßen dramatischen Dichtung zu widmen!

Nichts desto weniger bleibt es edel, sich durch keine Schwierigkeiten abhalten zu lassen, und einer bereits aufgegebenen guten Sache aufhelfen zu wollen, nichts desto weniger ist der des Dankes werth, welcher den Versuch wagte und glücklich dabei bestand. Als einen solchen edeln, des Dankes und Preises werthen und glücklichen Versuch müssen wir die vorliegenden dramatischen Zeitbilder Hrn. G. F. Rank's betrachten.

Beide obengenannte Stücke haben eine anti-aristokratische Tendenz, beide geben Bild und Gegenbild von Adel- und Bürgerthum, jenes in seiner ungemessenen, durch das Unrecht der Zeit gewissermaßen sanctionirten Ueberhebung und in seiner moralischen schlecht übertünchten Schwäche, dieses in seiner traditionellen Erniedrigung und thorenhaften Aufstrebung auf dem Wege der Anbequemung, Unterthänigkeitsbezeigung, Schmeicheley und Kriecherei, im Gegensatz zu seinem physischen, moralischen und geistigen Uebergewicht. Jedes der beiden Stücke faßt jedoch die Sache bei einem anderen Ende an. Im „Emporkömmling" sehen wir das Aristokratenthum blos seine angeerbten Vortheile, sein Dominium durch äußere Routine, wie sie derjenige Schauspieler am meisten braucht, der am wenigsten gesundes Hirn hat, seine, auch bei den edleren Adligen sich kund gebende, gleichsam natürlich gewordene Conspiration gegen das Emporkommen des Bürgerlichen und dessen Streben, die Vortheile des Adels zu erwerben und mit ihm gleichberechtigt zu werden, so wie die importance seines herzlosen und kalten société-Wesens auf die Arena bringen und einen Sieg, obgleich keinen beneidenswerthen davontragen. In den „Patriziern" tritt der mittelalterliche Absenker des Adelthums, das Patriciat, auf, und zeigt sich weniger, als es im erstgenannten Stücke der Adel thut, lächerlich, aber eben so, wenn nicht mehr, verächtlich. Beide Stücke bilden jedoch wiederum gemeinschaftlich einen politischen Katechismus, dessen Artikel des Auswendiglernens und mehr als dieses werth sind. Jede Partei hat Repräsentanten, die ihre Meinung durch Worte und Handlung an den Tag legen. Der Adel hat seine Ueberschwenglichen und seine Gemäßigten, seine Starren und seine Nachgiebigen; das Bürgerthum seinen Bedächtigen und seinen Unbesonnenen, seinen Ultra und seinen Mann der gerechten Mitte. Die Gesinnungen des Bürgerthums geben sich kund in heiligem, die Menschheit ehrenden Ernste, so wie in derjenigen Burleskheit, die nicht verächtlicht, sondern nur erheiternd wirkt, die man zugleich belacht und liebgewinnt. Der Adel legt seine sentimens in französelndem Ton, mit einer nonchalance und Superficiellität dar, an die man allerdings nicht emporkommen kann, sondern an die man schon in der Wiege gewöhnt seyn muß, um es zu wagen, mit ihr in der Welt aufzutreten und zu imponiren; er schlägt dabei allerlei Volten und zeigt sich oft mit grinsendem selbstgefälligen Gelächter in einer Attitüde, die alle Achtung des moralisch Unverwahrlos'ten niederschlägt und nur bei Gleichgesinnten fröhlich belachenden Beifall findet.

Wenn es nach diesem etwa den Schein hat, als ob der Dichter seiner antiaristokratischen Tendenz wegen dem Adel zu viel angethan, vielleicht gar Unrecht zugefügt habe, so ist dieses in der That nur die Schuld unserer Worte. Der Dichter selbst hält sich jedem fern, was Uebertreibung heißen könnte, er gibt Alles nur so, wie es wirklich ist. Er läßt die Adeligen sprechen, wie sie wirklich unter sich oder in Gesellschaft sprechen, und enthält sich jeder recensentenartigen Einmischung, die in irgend einer Scene die Illusion vernichten könnte. Wenn er den bürgerlichen Emporkömmling, trotz Geist und Wissen, ein Opfer der adeligen Arroganz und Herzlosigkeit, der bürgerlichen Gutmüthigkeit und Gefühlsoffenheit, so wie einer eitlen Verkennung seines Standes und Standpunctes werden läßt, so macht sich das ohne allen Zwang und auf das Natürlichste, wie ganz von selbst und nach einer den aufgestellten und der Wirklichkeit entnommenen Verhältnissen inwohnenden Nothwendigkeit. Die Charaktere sind nicht erkünstelt, sondern kunstvoll angelegt und durchgeführt, die Handlung ist lebendig und im höchsten Grade Aufmerksamkeit erregend und spannend bis an's Ende; der Scenenwechsel und die Mannichfaltigkeit der Situationen sind höchst unterhaltend und ergötzend; Dialog und Diction überall höchst charakteristisch, leicht, gewandt und anmuthig, voll Geist, Laune, Witz und attischem Salz; das Ganze in allen seinen Theilen vollkommen abgeschlossen und abgerundet, ja sogar höchst bühnengerecht. Das Interessante erhöht sich übrigens zufällig noch dadurch, daß der Emporkömmling Gesandschaftssecretär ist, und gleichsam eine Portfoliorolle spielt.

Es würde zu weit führen, noch weiter in's Einzelne einzugehen, besonders beim ersten Stücke, das in obiger Besprechung bereits vorzugsweise berücksichtigt worden ist. Um jedoch zu zeigen, wie der Verfasser seinem ernsten (schon durch das Motto: „Der Großen Hochmuth wird sich geben, wenn unsere Kriecherei sich göt" angedeuteten) Zweck auch durch Komik zustrebt, stehe hier ein Bauernlied, das wahrscheinlich von dem freisinnigen Laboranten Stößel gedichtet worden ist. Es heißt:

„Wer seyd Ihr, Herr? — Ein Edelmann. —
Wir brauchen keine Herren!
Wir treffen's auch, ein Jeder kann
Nichts thun und 's Maul aufsperren.

Macht fort! macht fort!
Glaubt auf mein Wort:
Wir brauchen keine Herren!

Wer seyd Ihr, Herr? — Ich bin Soldat. —
Wir brauchen nicht Soldaten!
Der Friede da, und grün das Blatt,
Gesegnet unf're Saaten.
Macht fort! macht fort!
Glaubt auf mein Wort:
Wir brauchen nicht Soldaten!

Wer seyd Ihr, Herr? — Ein Pfaff bin ich. —
Wir brauchen keine Pfaffen!
Behelfen mag der Teufel sich
Nunmehr mit andern Waffen.
Macht fort! macht fort!
Glaubt auf mein Wort:
Wir brauchen keine Pfaffen!

Wer seyd Ihr, Herr? — Ein — — —"

Das Schauspiel: „Die Patricier," würde für Viele als ein Originalstück gelten, so sehr trägt es die Spuren der Selbstständigkeit an sich, wenn der Verfasser nicht so ehrlich wäre, zu bekennen: es sey durch eine treffliche Erzählung G. Döring's veranlaßt worden. Man könnte es seinem Wesen nach ein Rührstück nennen, wenn dieser Name nicht zu sehr entwürdigt worden wäre und einem zu schlechten Beigeschmack enthielte, um noch ferner zur Bezeichnung einer dramatischen Arbeit dienen zu können, bei welcher das Herz ganz besonders angesprochen wird und eine Thräne des Mitleids im Auge auch dem stärksten Mann nicht unziemlich erscheint. Geldstolz, Geiz, Intrigue stellen sich in grellen, aber wahren Bildern vor unsere Augen und erschüttern Seele und Herz um so mehr, als ein altes erblindetes Patricierweib, als der Auszug aller tödtenden Lastergifte auftritt und wirkt, endlich aber am meisterhaft gearbeiteten und effectreichen Schluß in ihren eigenen Schlingen sich verfängt und, wie als Lohn, dem Todtengräber in die Arme sinkt, der das Opfer ihrer Bosheit nur kurz zuvor erst verscharrt und dafür seine Gebühren noch nicht bekommen hat. Es handelt sich nämlich um die Tochter eines ehemals berühmten italienischrn Sängers, der seine Geliebte einem Augsburger Patricierhause entführt und geheirathet, die Verzeihung der stolzen und hartherzigen Schwiegereltern durch keine Bitten erhalten, seine Gattin durch den Tod im Elend verloren hat, und nun erscheint, seine Tochter in die Rechte der verlorenen Mutter einsetzen zu lassen. Er stirbt im Hause der Schwiegermutter, ehe er seinen Zweck vollkommen erreicht, und Schwager und Schwiegermutter mißbrauchen die Liebe eines jungen leichtsinnigen Menschen, um das verlassene Mädchen in's Elend hinauszujagen. Da tritt als Rettungsengel der Arzt hervor, dem der Verstorbene Harfenspieler zum Schutz der verlassenen Unschuld bevollmächtigt hat, und zerreißt durch sein eben so kluges als edelmüthiges Benehmen das Gewebe der Bosheit und bringt die arme Antonie zu ihren Standesrechten, ihrem Vermögen, ja durch den ebenfalls geretteten Flötenspieler Heinrich, zu dem Glücke der Liebe. Dieser Stoff ist mit der empfehlenswerthesten Gewandtheit und auf eine Weise durchgeführt, die kaum etwas von Bedeutung zu wünschen übrig läßt. Die Charaktere sind scharf geschieden, jeder derselben hat seine streng begrenzte Eigenthümlichkeit, Alles ist fest und wohl ausgeprägt, nichts verschwimmt oder verwischt sich. Die Virtuosität, einen Stockaristokraten in seiner Fülle von Dünkel und Anmaßung zu schildern, behindert nicht, auch die ausgelaugte Sünderin am Herrentisch, den graugewordenen Bösewicht in der Bedientenstube, die halbwahnsinnige Mutter einer von Patricierwollust langsam ertödteten Tochter, als unbestechliche rächende Nemesis zu schildern, die Raffinerie der ausgesuchtesten und abgefeimtesten weiblichen Koketterie nach der Lage jedes Schminkatoms auf der Wange abzubilden — entgegen dem Bild reiner weiblicher Tugend, Unschuld und Unbefangenheit, zarter Liebe und treuer Anhänglichkeit so wie derjenigen hohen männlichen Würde und Kraft, die den Beruf fühlt, dem Laster und der Bosheit die Zähne auszubrechen. Auch in diesem Stücke herrscht am rechten Orte der französelnde Conversationston, und es ist derselbe so gut getroffen, daß man glauben möchte, Hr. F. Rank sey ein Schüler des Fürsten Pückler-Muskau oder eines ähnlichen großen Accommodations- und Nachahmungsgenies.

Wo man ohne Mühe so Vieles loben kann, da bedarf es wohl nicht erst noch des Wunsches, daß das Werk die verdiente Beachtung finden möge.

Die Ausstattung ist, wie die aller Wigand'schen Verlagswerke, sehr splendid. L. S.

Der Leipziger Michaelismeßkatalog.

Die Resultate des neuesten Meßkatalogs stellen sich folgendermaßen dar. In Deutschland erschienen der Zahl nach an Büchern 28 in der Philosophie, 282 in der Theologie, 238 Predigten u. Erbauungsschriften, 191 Geschichtswerke, 252 in der Philologie, 153 in der Jurisprudenz, 96 in Staats- und Cameralwissenschaften, 128 in der Naturwissenschaft, 249 in der Physiologie und Medicin, 134 in der Geographie, 70 in der Mathematik, 31 in der Kriegswissenschaft, 13 in der Pädagogik, 235 Unterrichtsbücher und Jugendschriften, 138 in Handlungswissenschaft und Gewerbskunde, 144 landwirthschaftliche und ähnliche, 454 in der schönen Literatur und den schönen Künsten und 199 vermischte Schriften, in Summa 3105 Bücher, von denen 1201 auf Süd- und 1904 auf Norddeutschland kommen, in der Schweiz aber und in anderen auswärtigen Staaten erschienen 362 deutsche Schriften, so daß sie zu der obigen Summe gerechnet die Totalsumme von 3467 Werken geben. Der Michaelismeßkatalog dieses Jahres umfaßt 324 Seiten, gibt 509 Buchhändler an, die außer der genannten Bücherzahl 59 Land- und Himmelskarten anzeigen und 356 Bücher für die Zukunft versprechen. Eine Comparation des gegenwärtigen Standes der Buchhändler mit dem in der Vergangenheit hat gezeigt, „daß wir im Verhältniß zu der Zahl und dem Preise der literarischen Erscheinungen, so wie zur Zahl der wahrscheinlichen Abnehmer jetzt noch nicht mehr Buchhändler haben, als z. B. vor 50 Jahren, wo, nach neuern Druckschriften, der Buchhandel geblüht haben soll. Im Jahr 1786 gab es in Deutschland etwa 300 Buchhändler, 1830 zählen wir 1100, also fast dreimal mehr; 1786 lebten in Deutschland 27 Millionen Menschen, heute 58 Millionen, also fast dreimal mehr; 1786 erschienen 2935 Bücher, 1836 aber 7408,

also ein und ein halb Mal mehr; 1786 waren die Preise der Bücher im Allgemeinen nur halb so hoch als heute und das ein und ein halb Mal mehr der neuen Bücher würde also drei Mal mehr werth seyn; 1786 war nur jedes 20ste Buch eine neue Auflage, heutiges Tages aber jedes zehnte." Eine andere interessante Vergleichung hat in Bezug auf die durch den Buchhandel soutenirte und umgekehrt diesen wieder soutenirende Wissenschaft und Gelehrsamkeit gezeigt, daß im Jahre 1589 verzeichnet wurden 562 Schriften und unter diesen allein 246 in lateinischer Sprache, also gewiß nur von Gelehrten für Gelehrte geschrieben; im Jahre 1616 erschienen 731 Schriften, und unter diesen 461 in lateinischer Sprache. „Wie ändert sich dieses im 18ten und 19ten Jahrhundert! Im Ostermeßkatalog von 1714 sind 628 Schriften angezeigt, unter diesen aber nur 209 in lateinischer Sprache. Der Ostermeßkatalog von 1780 enthält 2115 Titel fertiger Schriften, unter diesen aber nur 198 in lateinischer Sprache. — 1589 war demnach das Verhältniß wie 2 zu 1; zwei Jahrhunderte später aber wie 1 zu 10. — 1545 gab es in Leipzig 7 Buchhändler; 1778 finden wir 26 und im Jahre 1836 gar weit über 100. Daß Leipzig seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts der Hauptstapelplatz des deutschen Buchhandels geworden, hat auf diese bedeutende Vermehrung wohl Einfluß gehabt, doch sicherlich ist sie nicht allein dadurch bedingt worden. — 1659 etablirte sich in Berlin die erste Buchhandlung, 1778 gab es deren 13, jetzt können wir 70 zählen." (So C. Büchner in d. Berl. liter. Zeitg.) Wenn es wahr ist, und wer möchte daran zweifeln? daß die deutsche Wissenschaft und ihre Literatur der wahre Grundstein des deutschen Buchhandels sind, die gelehrten Forscher seine steten Autoren bilden und ihre und die öffentlichen Bibliotheken seine dauernden Absatzorte, diese Autoren und Absatzorte aber nicht mehr im Verhältniß zu der Zahl der Buchhändler stehen, so möchte sich, trotz aller inmittelst vorgenommenen Manipulationen, daraus leicht erweisen lassen, daß die Klagen der einzelnen, ihre Kräfte auf ephemeres literarisches Gut verwendenden und sich so zersplitternden Buchhändler wohl auf Wahrheit beruhen, der Buchhandel aber im Allgemeinen noch in salvo ist und wenn nicht ein besonderes Unglück herein bricht, auch bleiben wird *).

*) Trotz diesem Allen scheint es uns doch, als ob die Häufung von Antiquaren und antiquarischen Buchhandlungen, denen es durch allerlei Mittel gelingt, die Preise der Bücher herabzudrücken, die Menge der Leihbibliotheken, welche dem Abkommen der Mode, Privatbibliotheken anzulegen und eine zuweilen recht offen hervortretende Apathie des Publicums gegen literarische Erscheinungen und Anderes, wodurch ein Mißverhältniß zwischen Sonst und Jetzt hervortritt, hierbei beachtet zu werden verdiente. L. S.

Literarischer Beobachter.

[Creuzer und Lobeck.] Der Erstere will dem Letzteren seinen Mann stehen, wie sonst im Kampfe gegen Voß. Darauf wird ihm von Lobeck erklärt, seines Namens sey nie mit polemischer Absicht, sondern immer nur, wie der anderer Inhaber der angeborenen Philologie, zur Erheiterung des Vortrags gedacht. „Den Schein einer kriegerischen Stellung gegen die neueste Firma der symbolischen Zuckerbäckerei (als einer alten Kunst) muß ich auf das Bestimmteste ablehnen." Auf den Vorwurf Creuzer's, durch Lobeck's Darstellung sinke die Mythologie und Religion der Griechen zu Mährchen und Posse herab, antwortet der Angegriffene: „Gewiß, wenn diese (die Religion der Griechen) in den Mummereien der Winkelmysterien, in Phalloszügen und anderen Ausbrüchen des rohen Volksjubels, jene (die Mythologie) in den frostigen Deutungen des Allegorischen besteht, die ohne Sinn für Poesie, ohne Ahndung des Alterthums, die nackten Götterbilder der Heidenwelt — wie die päpstlichen Maler — mit den modischen Hüllen der Civilisation bekleiden."

[Gutzkow.] Wer sich von diesem Kritiker noch mehr Unterhaltung wünscht, als in der „Europa" und anderwärts ihm geboten wird, dem empfehlen wir die „Frankfurter Börsenzeitung," welche neue Werke zugleich annonciren, und (für die Kosten des Annoncirens) jedesmal zugleich eine kritische Analyse derselben hinzufügen will. Hr. Gutzkow wird, laut einer von der Redaction gegebenen Nachricht, diese Kritiken übernehmen, wo nicht etwa die Analyse zu einer Paralyse werden muß.

[„Aus meinem Merkbuche."] Dies ist die Ueberschrift eines durch den Gesellschafter fortlaufenden Artikels, der weiter nichts enthält, als Dinge, die schon längst, selbst mehrmals gedruckt sind. Den Vorwurf den Riccaut de la Marliniere in Lessing's „Minna von Barnhelm" den Deutschen macht: „O, was ist die deutsche Sprak für eine arme Sprak! für eine plumpe Sprak!" ist daher dadurch beseitigt worden, denn wie artig klingt nicht: „Aus meinem Merkbuche" statt: „Plagiat."

Um nicht den Vorwurf zu haben, als sey dies eine mit nichts bewiesene Behauptung, liefert das 91ste Blatt des Gesellschafters 1836 einen unwiderleglichen Beweis. Die Anekdote von dem Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz und einer Frau zu Weinheim ist nicht nur in einigen Anekdotensammlungen, sondern auch wieder in Nr. 54 des in Berlin 1811 herausgekommenen preußischen Vaterlandsfreundes gedruckt zu lesen.

[Verbotenes.] In Sachsen erging ein Verbot über: „Zehn Gebote der Eheherren aller Orten an ihre Frauen" (Leipzig 1836); „die sieben Bitten der Ehefrauen an ihre Männer" (Leipzig, 1836); „die zehn Wirthshausgebote" (Leipzig, 1836).

Herr Dr. Herrmann Meynert tritt an die Stelle Saphir's bei der Wiener Theaterzeitung, und ist bereits von Dresden zu seinem neuen Wirkungsorte abgegangen.

Brieftasche.

Mein Aufenthalt ist unbestimmt; es sind daher alle Briefe und Sendungen in Angelegenheiten dieser Zeitschrift für mich an den Herrn Verleger einzusenden, bis dieser eine genaue Adresse angeben kann. Seidlitz.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 266. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 5. November. 1836.

Theaterbericht.

Breslau, im October 1836.

Wir stehen jetzt am Schlusse einer glänzenden Theater-Saison, welche, in den Annalen unsers Theaters Epoche machend, wohl im raschen Ueberblicke auch für auswärtige Kunstfreunde interessant, zu nachstehendem Referate Anlaß gibt.

Indem ich nun die einer schon länger verflossenen Zeit angehörigen, und durch anderer Correspondenten Mittheilungen auch in diesen Blättern bekannt gewordenen Erscheinungen, welche sich an das Auftreten der Mad. Devrient, der Dlle. Bauer und Hrn. Breiting's knüpfen, übergehe und das Gastspiel des Hrn. Dams', als ein spurlos vorübergehendes, nur kurz erwähne, beginne ich mit einigen Bemerkungen über das zusammentreffende Gastspiel des Fräul. v. Faßmann aus München und des Hrn. Dorska aus Dresden.

Letzterer trat zuerst als Arnold in Rossini's „Tell" auf und erwarb sich den entschiedensten Beifall. Er ist ein trefflicher Tenor, dessen schöne, frische, umfangreiche Stimme, die er in kunstgebildetem Vortrage geltend machte, überall zur Bewunderung hinriß. Auch suchte ihn die Theater-Direction durch splendide Gehalts-Anerbietungen zu fesseln, die aber zu keinem Resultate führten.

Fräul. v. Faßmann trat zuerst als „Donna Anna" auf, und ihr erstes Erscheinen war ein Triumph. Eine glückliche Nachfolgerin auf der von Mad. Devrient eröffneten Bahn des dramatischen Gesanges, erfaßt sie die Seele der Musik; in den Geist ihrer Partie eindringend, singt sie nicht blos Noten; nicht für den Musiker von Fach nur, sie singt für Jeden, der Herz und Gefühl hat.

Ihre Stimme ist rein und klar und von großer Kraft, und mit dem herrlichen Gesange verbindet sie ein angemessenes Spiel, das durch ihre edle Persönlichkeit noch mehr hervorgehoben wird. Dabei ist ihr Kunstbestreben ein hohes, ja dem Höchsten huldigendes. Leider führten auch die mit ihr von Hrn. Haake gepflogenen Engagements-Unterhandlungen nicht zum Ziel.

Während diese Heroen des Gesanges sangen und siegten, ließ sich auch Hr. Gragow aus Detmold, ein dünner, heiserer Tenor, hören. Er gefiel nicht und konnte nicht gefallen, doch wurde er, weil wir an die Stelle des inzwischen abgegangenen Tenoristen Albert, durchaus einen Remplaçenten haben mußten, engagirt. Man mußte aus der Noth eine Tugend machen.

Später besuchte uns Hr. Holzmiller vom Königstädter Theater in Berlin. Von früherer Zeit her bei uns in gutem Andenken stehend, erwartete man sein Gastspiel mit Vergnügen, ohne sich später davon befriedigt zu fühlen. Hr. Holzmiller ist ein vortrefflicher Liedersänger, aber weiter nichts.

Seine Stimme, obwohl schon en retour, ist süß und ansprechend, und in seinem Vortrage ist er sanft und elegisch, weßhalb er auch nur in Partieen, wie die des Joseph in der Mehül'schen Oper „Jacob und seine Söhne," großen Beifall fand. Er singt nur, ist aber nicht mitergriffen von der Musik, er ahnt nicht das poëtische Leben, was in ihr wohnt. Dabei ist sein Spiel unter Null; er steht ewig mit eingeknickten Knieen da und langweilt durch monotone Bewegungen. Ungleich größeren Succeß hatte Mad. Schodel, k. k. Hofopernsängerin aus Wien, welche zuerst als Julia in der „Vestalin" auftrat.

Hohe künstlerische Ausbildung, eine schöne klangreiche Stimme, die sie nach Willkür gebrauchen kann, und die von einer solchen Stärke ist, daß sie in jedem Ensemble herrschend hervortritt, sind die Vorzüge dieser Sängerin.

Gesang und Spiel ist voll Gluth der Leidenschaft; letzteres oft großartig, selten schön. Manche Bewegungen, die überdies allzu oft wiederkehren, wenn sie z. B. mit zurückgebeugtem Oberkörper, indem sie beide Arme in die Luft ausstreckt, so daß ihre Figur einen stumpfen Winkel bildet, dasteht, sind geradezu unzart.

Auch diese Künstlerin wünschte der Herr Theaterdirector Haake für unsere Bühne zu gewinnen, und machte ihr zu dem Ende sehr annehmbare Propositionen. Der Ausgang der Unterhandlungen blieb lange sehr ungewiß und man war im Publicum

um so gespannter darauf. Wie in Paris bei einem Ministerwechsel, so lebhaft stritt man sich für und wider; und die öffentlichen Blätter theilten täglich Bulletins über den Stand der Dinge mit.

„Ist sie engagirt? nein, sie macht zu übertriebene Bedingungen. Noch ist Hoffnung — nein, sie wird abreisen, die Unterhandlungen sind abgebrochen —" so schwankte die Meinung herüber und hinüber, bis endlich die „Theaterzeitung," der Moniteur unserer Bühnenwelt, anzeigte, daß der theure Singvogel gefangen sey.

Sie ist für drei Viertel Jahre, vom 1. October dieses Jahres ab, mit der Kleinigkeit von 2600 Thlr. engagirt, ein Beweis, wie viel Hr. Haake es sich kosten läßt, um die Theilnahme des Publicums am Theater rege zu erhalten.

Die Anwesenheit der Mad. Schodel und Hrn. Holzmiller's führte zur Aufführung der Bellini'schen Oper, „Die Unbekannte." Es ist wohl die schwächste Arbeit des Componisten, woran auch der Text, in dem man den Menschenverstand mit Laternen suchen könnte, ohne ihn zu finden, nicht ohne Schuld seyn mag.

Den Schluß der Gastvorstellungen in der Oper, machten Mad. Walker, aus Hamburg, und der Tenorist Mantius, vom königl. Hoftheater zu Berlin.

Mad. Walker hat einen sehr wohllautenden, ansprechenden, nur etwas gedämpften Sopran und weiß ihre Stimme trefflich zu beherrschen und zu gebrauchen. Sie ist Meisterin des getragenen Gesanges. Es liegt etwas so Süßes, verrätherisch Lockendes in ihrem Gesange, daß man sich den Wellen dieser schönen Töne, die unwiderstehlich an unser Herz schlagen, mit Wollust überläßt.

Dabei ist sie von imposanter Gestalt, der Ausdruck ihres Gesichts bedeutend und ihr Spiel nicht ohne Leben. Wir konnten uns glücklich schätzen, daß wir neben einer solchen Sängerin einen Tenoristen, wie Hr. Mantius ist, zu hören bekamen, wodurch der musikalische Genuß vollkommen wurde. Dieser Sänger hat wohl in Deutschland Wenige seines Gleichen. Seine reine, schöne, obwohl nicht allzustarke Brustst imme, die er nirgend zu forciren braucht, die Zartheit und Anmuth seines Vortrags, verbunden mit einem nicht bedeutungsleeren Spiele erwarben ihm hier hohen und ungetheilten Beifall.

Die an süßen, reizenden Melodieen reiche Bellinische Oper, „die Nachtwandlerin" welche wir bei dieser Gelegenheit zu hören bekamen, wurde uns dadurch doppelt angenehm, daß wir zugleich einen Elwin, wie Hr. Mantius, und eine Amina, wie Mad. Walker, darin zu hören bekamen.

Weniger glänzende Erscheinungen bot diesen Sommer das Schauspiel dar und trat gegen die Oper, leider zu sehr, in den Hintergrund.

Außer Mad. Berger aus Braunschweig und Hrn. Pfeiffer aus Detmold, deren Gastspiele zum Engagement führten und deren Beurtheilung ich daher unten nachholen will, trat Hr. Beckmann, vom Königstädter Theater zu Berlin, der Liebling des dortigen Publicums, mit großem Beifall auf.

Hr. Beckmann ist ein mit Witz und Laune reich begabter Schauspieler, seine Mimik, sein Geberdenspiel reißen unwiderstehlich zum Lachen hin; nur läßt er sich selbst davon zu oft hinreißen — und verfällt dann in niedere Possenreisserei, wie z. B. sein weltberühmter Bettsprung in der Posse: „zu ebener Erde und im ersten Stock," der stets da capo verlangt und gegeben wurde, zur Genüge beweist.

Sein Spiel ist ein ununterbrochenes Witz-Feuerwerk, das für den Augenblick gefällig täuschend unterhält und dann zerplatzt, ohne in der Seele ein Bild zurückzulassen. Sein Wirkungskreis ist die Burleske, das Niedrigkomische, die Posse; die Poesie des feinern Lustspiels, die Ironie des Lebens ist ihm fremd. Darum kann ihm auch nur eine niedere Stufe in der Kunstwelt angewiesen werden, und es ist unbegreiflich, wenn man hört, daß Wohlbrück, der in der Posse ebenso scuril ist, als die feinsten komischen Partieen mit hoher Poesie und ächtem Humor zu beleben weiß, in Berlin neben Beckmann nicht aufkommen konnte.

Hiernächst gastirte Hr. Seidel aus Magdeburg, jedoch nur so kurze Zeit, daß ein genügendes Urtheil über ihn nicht aufkommen konnte.

Den Schluß des Gastspiels machte Fräul. von Hagn, welche in einem Cyklus von sechzehn Vorstellungen ihre Kunst zu entwickeln hinreichende Gelegenheit hatte.

Sie machte anfänglich wenig Furore, und erst allmälig ward der Beifall des Publicums entschiedener und allgemeiner. Mir ging es umgekehrt mit ihr. Nachdem ich anfänglich von dem Spiele derselben entzückt worden war, gefiel sie mir, je öfter ich sie sah, um so weniger.

Im Anfange blendete mich das Gefällige ihrer Erscheinung, die geschickte Benutzung vorzüglicher Naturgaben, ich übersah bei ihrem feinen, überaus gewandten und bis in die feinsten Nüancen wohlberechneten Spiele, daß diese Einzelheiten kein Ganzes bildeten, und erst allmählig, als ich alle diese kleinen Kunststücke des Spiels, welche auf den ersten Anblick so sehr überraschen, wiederkehren sah, als das Haschen nach Effect entschiedener hervortrat, erkannte ich, wie hinter all' diesem äußeren Prunk doch eine seelenlose Kälte sich verberge. Fräul. v. Hagn schafft nicht von Innen heraus, nicht aus begeisterter Phantasie geboren sind die Gestalten, die sie uns vorführt, sondern sie trägt die einzelnen Züge mühsam zusammen und an die Stelle der Phantasie tritt die schlaue Berechnung. Ihr Spiel gleicht einer Wollenstickerei, die aus der Ferne angesehen, mit dem glänzenden Farbenschmuck des schönsten Gemäldes täuscht, bis es dem näher Tretenden die fleißige, ausdruckslose Nätherin verräth.

Ich äußere diese Meinung im Widerspruch mit der von mir in hiesigen Blättern aufgestellten, weil ich jene, welche anfänglich, wie gesagt, meine aufrichtige war, nachdem mir von der Censur die einfache Bemerkung „Fräul. v. Hagn habe als Gurli weiße, mit Spitzen besetzte Höschen angehabt" gestrichen worden war, und ich daraus schloß, es sey von Gott und Policei wegen verboten, etwas im Geringsten die Glorie der Künstlerin Verletzendes zu äußern, aus Furcht und Ohnmacht diesem Verbote zuwider handeln zu können, nicht dort schon zu widerrufen für gut hielt.

Es war überhaupt befremdlich, welcher Auszeichnung diese Künstlerin theilhaftig wurde; namentlich gab ihr letztes Auftreten, als Lucia in „König Enzio," eine ihrer schwächsten Rol-

len, zu vielerlei Gedanken Anlaß. Das Theater war gedrückt voll, die Logen mit ihrer starken Militär-Besatzung glänzend; einer unserer höheren Beamten erschien in großem Staat, der Beifall, den man dem Spiele zollte, war übergroß, und Kränze und Gedichte regneten der am Schlusse gerufenen Künstlerin reichlich zu.

Dabei ereignete sich's, daß der große Kronleuchter, der das Theater erhellt, in Flammen, die selbst durch die darauf fallenden Gedichte nicht gelöscht werden konnten, aufging. Später wurde der Künstlerin eine Nachtmusik von dem Musikchor des hiesigen Cüraffier-Regiments gebracht, die sie am offenen Fenster mit gefalteten Händen sitzend anhörte; und in einer Stunde darauf brachte ihr das Musikchor des Schützenbataillons, bei Fackelschein, ein neues Ständchen, dem sie, das Taschentuch an die Augen haltend, zulauschte. Welche Bewegungen sie später gemacht, kann man nicht wissen.

An dieses Gastspiel-Referat schließe ich einige Bemerkungen über unsere einheimischen Künstler und unsere gewöhnlichen Bühnenzustände.

Unsere Oper verspricht für die Zukunft viel Gutes. Durch die Acquisition, welche die Direction an Mad. Schodel gemacht, haben wir eine Prima Donna gewonnen, deren wir uns wohl rühmen können, und Mad. Meyer ist eine so brave Sängerin, daß sie selbst neben der Ersteren nicht in den Hintergrund tritt.

Auch Dlle. Schechner würde gefallen, wenn sie einige Mühe auf ihr Spiel verwenden wollte, ich habe nie eine Dame gesehen, deren Erscheinen auf der Bühne so von Grazie entblößt gewesen wäre. Dlle. Quint hat keine üble Stimme, der es aber an Ausbildung fehlt. Was das Sänger-Personale betrifft, so sind nun die Befürchtungen, daß es uns an einem ersten Tenor fehlen würde, gehoben. Herr Schmidt aus Cassel ist engagirt und bringt einen bedeutenden Ruf mit, der wohl nicht täuschen wird.

Einen zweiten Tenoristen haben wir an Hrn. Gragow. Unser Bassist ist Hr. Prawitt, welcher anfänglich wenig gefiel, sich aber allmählig beliebter gemacht hat, und auch in der That viel Fleiß und Eifer zeigt.

Ebenso ist Hr. Wiedermann, einst vorzüglichster Baryton, ein noch immer höchst achtungswerthes Mitglied unserer Oper. Er ist namentlich im Vaudeville ausgezeichnet, und hat sich neuerdings selbst im Lustspiel mit Glück versucht.

Hr. Biberhofer, Bariton, ist ein Sänger von ausgezeichneten Mitteln, die ihm bei richtiger Verwendung und eifriger Ausbildung dermaleinst einen hohen Rang in der musikalischen Welt sichern. Außer ihm ist noch der Baritonist Hauser, früher in Berlin, engagirt und wird nächstens erwartet.

Zuletzt, doch nicht in Bezug auf seinen Werth, nenne ich noch Hrn. Mejo, der in der Oper sehr brauchbar, im Vaudeville und Lustspiel oft eminent, gewiß sehr vermißt werden würde, sollte er uns wirklich noch, wie es heißt, verlassen.

Die Thätigkeit unseres Opern-Personals mit Unterstützung der fremden Gäste, wurde diesen Sommer stark in Anspruch genommen, indem mehrere große Opern, wie Gluck's „Iphigenie," Spontini's „Vestalin," Mozart's „Titus" u. s. w. neu einstudirt wurden, andere, wie „die Unbekannte," „die Nachtwandlerin," zur Aufführung kamen.

Nächstens wird auch bei uns „die Jüdin" gegeben werden.

Gehen wir zum Schauspiele über, so finden wir auch dieses in nicht übler Verfassung. Wir besitzen namentlich an Mad. Dessoir eine erste Liebhaberin, die selbst neben der gefeiertsten gerühmt zu werden verdient, und die im Trauerspiel eben so groß, als sie im Lustspiel liebenswürdig ist. Als erster Liebhaber ist Hr. Dessoir engagirt, derselbe, der neulich von den Brettern herab dem Publicum Sottisen sagte.

Auch über das Engagement der Mad. Berger haben wir Ursache, zufrieden zu seyn. Sie hat nicht die siegende Gewalt des Genies, nicht die schöpferische Gluth der Phantasie, welche mit glücklichem Instinct Gestalten schafft; aber sie hilft diesem Mangel durch Studium und Ueberlegung nach. Ihre Darstellungen sind stets durchdacht und mit Sicherheit ausgeführt. Hr. Pfeiffer hat uns glücklicher Weise wieder verlassen.

Hrn. Haake's Meisterschaft in feinen komischen Partieen, im bürgerlichen Trauerspiel, so wie im Schauspiel, ist anerkannt, weniger gefällt er in der Tragödie. Die Bonvivants spielt Hr. Baron v. Perglaß mit Glück.

Ein sehr geachtetes, aber auch vielfach überschätztes Mitglied unserer Bühne, dessen Vielseitigkeit merkwürdig war, verloren wir an Hrn. Steger, dessen Abgang noch zu einem ärgerlichen Streit zwischen ihm und Hrn. Director Haake Anlaß gab. Einige Worte des Letztern auffassend, die dieser dem Publicum, welches die Beibehaltung Hrn. Steger's wünschte, sagte, versuchte er es, in einer besondern Druckschrift auseinander zu setzen, daß nur Privatzwist die Ursache seiner Entlassung sey, er aber diesen nicht veranlaßt, sondern sich stets dem Interesse der Direction, namentlich Hrn Haake's, ergeben bewiesen habe. Hr. Haake machte in einer Entgegnung die freundschaftliche Gesinnung und Ergebenheit stark verdächtig, und zeigte zur Genüge, daß er von Hrn. Steger vielfach verletzt, alle Ursache habe, eine Trennung von ihm zu wünschen.

Die Meinungen des Publicums, über diesen Streit, waren getheilt, obwohl die Sache so einfach ist, daß Hr. Haake durch Motivirung seines Entlassungsgrundes sich zwar eine ehrenhafte, aber doch unnöthige Mühe gegeben hat. Man vergesse nur nicht, daß, wie auch Hr. Haake darauf hindeutet, das Verhältniß des Schauspielers zu seinem Director kein anderes ist, als das des Untergebenen zu seinem Vorgesetzten, in dessen Dienst und Sold er steht, und daß es vom Publicum eine übermüthige Forderung war, wenn es vom Hrn. Director Haake, der doch wahrlich als Pächter des Theaters keinen Grund hat, einen andern Vortheil, als seinen eigenen, zu verfolgen, verlangte, er solle mit Verletzung seines eigenen Gefühls der Laune einer Partei schmeicheln. Wie gern übrigens derselbe bereit ist, dem Publicum Genuß zu verschaffen, und wie er bei diesem Bestreben kein Opfer scheut, davon sind die kostspieligen Engagements, die er neuerdings eingegangen, Zeuge; auch erkennt man dies im Allgemeinen an und der kleine Krieg, der in öffentlichen Blättern gegen ihn geführt wird, widerspricht dem nicht. In der Kritik herrscht der Geist, der stets verneint, und man muß sich dabei der

Stelle aus dem Faust erinnern, „des Menschen Geist kann allzu leicht erschlaffen ꝛc.“

Gegenwärtig ist Hr. Meaubert aus Cassel, den der Ruf als einen tüchtigen Komiker verkündet, engagirt, und wir erwarten mit Neugier sein erstes Auftreten.

Was übrigens die Novitäten im Schauspiel betrifft, so wurden deren uns in letzter Zeit wenige geboten; doch kamen einige gute Lustspiele zur Aufführung. Ich erwähne nur: „den Oheim,“ ein geist- und gemüthreiches Product der hohen Schriftstellerin, welcher wir schon mehrere schätzenswerthe Pieçen verdanken; ferner „die Bastille“ von Berger, dem Gemahl der bei uns engagirten Mad. Berger. Dieses treffliche in französischem Geiste gedichtete Lustspiel ist ein Epigramm gegen den Absolutismus, das seine beißende Spitze unter dem liebenswürdigsten frivolen Scherze verbirgt. Endlich kam kürzlich noch Devrient's Lustspiel: „die Gunst des Augenblicks,“ zur Aufführung, das wohl hinsichtlich des Situationen-Reichthums, nicht ungelungener Charakterzeichnung, eine willkommene Bühnenerscheinung ist.

Wir wollen erwarten, was uns der Winter Schönes und Neues bringen wird, und wir hoffen, daß sich unsere Erwartung auf befriedigende Weise erfüllt.

Robert Bürkner.

Theater-Rucker.

Paris. Das Ambigu-comique veranstaltete zum Besten des Brunnenarbeiters Dufavel, welcher 14 Tage hindurch verschüttet war, und endlich wohlbehalten an die Oberwelt gefördert wurde, eine Vorstellung eines eigenen Stückes: „Le puits de Champvert ou l'ouvrier lyonnais.“ In diesem zweiactigen Drama kommt unter Anderem auch eine Decoration vor, welche das Innere des Brunnens, in welchem Dufavel verschüttet war, darstellt. Die Neuigkeit fand vielen Zulauf. Im Gymnase hatte das neue zweiactige Stück: „Der Ketzer,“ einen sehr ungünstigen Erfolg. Es ist eine abgeschmackte Nachahmung der dramatischen Teufeleien älterer Piecen. Bengalisches Feuer, Hohngelächter und alles Andere konnte nichts gegen die Ungunst des Publicums ausrichten. „Arriver à propos“ (anlangen zur rechten Zeit), Vaudeville in einem Acte von Etienne, Arago und Lubize, ist ein niedliches Stück voll Geist und guter Einfälle, jedoch etwas kalt und eine Amplification des Sprichworts: Eile mit Weile. Nur fünf Personen spielen, und diese aus den besten Individuen des Personals gewählt, entschieden sehr zum Vortheil des Stückes. Die treffenden Gedanken liegen so garbenweise aufgeschichtet, daß sich eine Piece von fünf Acten reichlich mit Materiale daraus versehen könnte. „Le boudoir,“ Lustspiel in einem Acte von Lurien und Solar, ist in der Tendenz und Aufführung ein so jämmerliches Machwerk, daß man nicht begreifen konnte, wie ein Theater, wie das Théâtre français, sich mit demselben zu befassen im Stande war. „Diadesté oder die arabische Wette, komische Oper in zwei Acten von Leon und St. Hilaire, Musik von Julius Godefroid, reüssirte so ziemlich. Das Buch behandelt einen bereits bekannten Stoff und hält sich nur im Kreise der Mittelmäßigkeit; die Musik, obgleich von einem Anfänger herrührend, zeigt Talent und Gewandheit, besonders in der Behandlung der Instrumente, die Melodie ist nicht recht bühnengemäß, und zuweilen sogar trivial. „Piron's Bruder“ hat auf dem Vaudeville-Theater viel Glück gemacht. Die Piece ist eigentlich eine dramatische Narrheit (folie dramatique), aber voll Geist, Laune und komischer Situationen. Ein Senffabrikant, Piron's Bruder, wird für den Dichter selbst gehalten, und soll einer gelehrten Akademie einverleibt werden. Dieser Vorwurf ist, von Lockroi und Arnould, mit vielem Witz und in abwechselnder Scenerie behandelt. „Der König wider Willen,“ in zwei Acten, ist ein sehr mattherziges Werk mit Lustspieltitel und Dramacharakter, und das Palais royal wird Hrn. Ducelot dafür wenig Dank erweisen.

Prag. Auf der Prager Bühne erschien: „Lidwinna,“ romantische Oper in drei Abtheilungen nach einer böhmischen Sage von Carl Egon Ebert, Musik von Joseph Dessauer, und fand Beifall, wenn gleich hie und da über deutsche Musik und Mangel an Melodie geklagt wird. Die Oper hat drei Abtheilungen: I. die Mühle, II. der Palast und III. der Kirchhof, von welchen die I. und III. am meisten ansprach. Vorzüglich die letztere enthält einige sehr schöne Musikstücke. Hr. Dessauer beginnt übrigens seine theatralische Laufbahn, wie Mayerbeer, indem er, statt Honorar von der Direction zu nehmen, noch Ohr- und Fingerringe, goldene Uhren u. s. w. an die Sänger und Capellmeister, und Geldgeschenke an den männlichen und weiblichen Chor vertheilte. J. J.

Leipzig. Als beste Neuigkeit für die Theatercasse erweist sich immer noch der „Pariser Taugenichts.“ Alle anderen Neuigkeiten von einiger importance für Publicum und Theaterökonomie waren überhaupt meistentheils aus dem Lustspielfache, in welchem unser Theater denn am Ende noch immer mit jedem andern kühn in die Schranken treten kann, da wir Talente dafür besitzen, die als höchst beachtungswerth längst und allgemein anerkannt sind. Dahin gehören unter dem weiblichen Personale die Dlles. Wolf, Anschütz, Günther; unter dem männlichen die Herren Baudius, Lortzing, Berthold, Ballmann. Fehlte es nicht an Liebhabern, und müßte hier nicht manches Surrogat genommen werden für den eigentlich erforderten Stoff, so würde es noch besser stehen. Doch wo unter dem Theaterhimmel etwas Vollkommenes?

Uebrigens bekehrt sich Alles und neigt sich zum Frieden und zur Zufriedenheit. Mehrmals hatte die Zeitschrift: „Phönix,“ Notizen mitgetheilt, deren Tendenz über den Ursprung nicht in Zweifel ließ. Jetzt auf einmal erklärt sie und macht sie in legitimstem Tone bekannt, daß „die umsichtsvolle Behörde Leipzigs es für zweckmäßig erachtet, dem vielfach verdienten und thätigen Director Hrn. Ringelhardt die Entreprise des Stadttheaters auf eine neue Reihe von Jahren zu überlassen,“ welche Nachricht zur Berichtigung zweier früher im Phönix enthaltener, diesen Gegenstand betreffender Notizen dienen soll. Also ein pater peccavi! Merk' es, „Allgem. Theaterchronik in Leipzig!“ Mit Deinem Conner ist's aus! In gleichem friedlichen und freundlichen Sinne sind die Correspondenzen in den Didaskalien abgefaßt. Ein solcher consensus wenn auch nicht populorum, doch criticorum muß dem apathischsten Publicum den Sporn zum Beifallgeben einsetzen. Wahrscheinlich wird nun auch Niemand mehr von Soldleuten sprechen! L. S.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 267. (VII. Jahrgang.) Montag, den 7. November. **1836.**

Der Liebestrank.

„Und fragst Du, warum so mein Auge bethränt?
Nach dem blonden Ritter mein Herz sich sehnt;
Es sehnet nach ihm sich mit Liebesgewalt,
Nach der hohen, herrlichen Jünglingsgestalt; —
Bin so liebesiech!
Machst ihn glüh'n für mich,
Wird mit Gold Dir's reich bezahlt."

Drauf wispert die Alte: „„Lieb Dämchen jung,
Ich hätt' wohl des Trostes für Euch genung;
Da seht mal dies Tränkchen, so frisch und rein,
Das mischt in den Becher dem Ritter fein:
Glüh't dann, wie ihr wollt,
Glaubt gewiß: Er zollt
Eu'res Herzens Forderung!""

Die Dame that treu nach der Hexe Rath;
Bald keimt es und wuchert von üppiger Saat;
Von Rosen der Liebe sein Busen glüht,
Von Rosen der Liebe sie erblüht,
Selig dort und hie!
Selig er und sie —
Und die Alte lacht der That.

Die weiß wohl, warum sie der Armen lacht:
Ein Jahr hat geschimmert die Liebespracht;
Da knie't wohl der Ritter vor andrer Maid,
Da klagt die Verschmähte mit tiefem Leid:
„Alte, wenig Dank
Weiß ich Eurem Trank!
Währt so kurz die schnöde Macht?" —

Drob faltet die Alte den häßlichen Mund:
„„Der Trank ist nun mal, wie er ist zur Stund';
Er sollt' Euch wohl machen auf ewig geliebt?
So freundliche Gaben die Hölle nicht gibt:
Liebe war im Glas,
Doch es lag der Haß
Unten auf des Bechers Grund.""

Fitzinger.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Indessen fiel nichts weiter am Tage vor, und ich begann schon einer bessern Hoffnung wieder Raum zu geben, als es um Mitternacht an meine Thür klopfte. Ich öffnete, und Assin, unser Chef, der Basch-Mameluck, den wir sehr liebten, weil er sich immer als ein wahrer Vater für uns gezeigt, stand vor mir. Bei diesem Anblick fühlte ich es wie einen Dolchstich im Herzen, denn unsere Gebräuche zu gut kennend, sah ich, daß nun mein Loos entschieden sey. Doch da es bei uns für eine Schande gilt, vor dem Tode zu erblassen, oder sich in den letzten Augenblicken kleinmüthig zu zeigen, so gab mir Stolz und das allmächtige Gefühl der Liebe für Kabbuhra schnell eine so unerschütterliche Fassung wieder, daß von diesem Moment an mich kein Gefühl der Schwäche mehr überraschen konnte, und ich mir im Gegentheil mit wahrer Zufriedenheit dachte, dieser Verlust meines Lebens sey nur ein heiliges Opfer der Geliebten gebracht; denn die Liebe beherrschte damals meine ganze Seele fast ausschließlich. Jussuf, sagte der Basch-Mameluck, ich habe dich oft gewarnt, aber umsonst; Alles, was du gethan, ist entdeckt — du mußt dich zum Tode bereiten. Sage mir deine letzten Wünsche, und lege mir die Beichte als deinem Freund und Vater ab. — Wohlan, erwiederte ich ohne Zagen, Kismet! (das fatum) was geschehen soll, muß geschehen, ich bin bereit! Nach einer ernsten Unterredung von einer Viertelstunde, in der, als der letzten auf dieser Welt, noch Manches berührt wurde, was ich hier nicht wiederholen darf, folgte ich dem Basch-Mameluck resignirt zu meiner bevorstehenden Hinrichtung. Vor der Thür stand ein Sclave mit einer Laterne, und an die Mauer gelehnt bemerkte ich noch mehrere Andere, in der Dunkelheit verborgen, nur kenntlich an

den Blitzen ihrer gezogenen Jataghans. Wir stiegen in die Souterrains hinab und machten Halt, genau an der Stelle in dem mit Knochen angefüllten Gewölbe, wo ich so manche Nacht der Stunde geharrt, die mich in Kabbuhra's Arme führen sollte. Ich kann versichern, daß dieser Umstand mich wie mit Wonne übergoß, und ich nicht die mindeste Furcht vor dem Tode in mir fühlte.«

»Nach unsern Sitten darf kein Mann von Bedeutung hingerichtet werden, ohne ihm vorher Zeit zu lassen, sein letztes Gebet zu verrichten, dem eine Abwaschung vorhergeht. Ein Sclave hatte zu diesem Behuf mein silbernes Waschbecken mit sich genommen, und ein Anderer einen Teppich vor mir ausgebreitet, auf den er seine Laterne stellte. Ich wusch mich, kniete nieder, und verrichtete genau, was unsere Religion gebietet. Dieses letzte Gebet ist ziemlich lang und dauert fast eine Viertelstunde. Bei seiner Beendigung verlangt die Vorschrift des Gesetzes die Ecke des Teppichs, auf dem man gekniet, umzuschlagen. — Und nun bedenke man, was das Schicksal ist!« fuhr Jussuf nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort. »Indem ich mechanisch und im Begriff, dem Todesstreich mein Haupt darzureichen, die Ecke des Teppichs umschlage, werfe ich von ungefähr, und ohne alle Absicht, die Laterne mit um, deren Licht auf der Stelle verlischt!«

»Was in diesem entscheidenden Moment in mir vorging, ist schwer begreiflich zu machen. Mein ganzes Wesen verzehnfachte sich; das Leben, vor einem Augenblicke fast noch eine Bürde, schien mir das unschätzbarste der Güter, und ehe ich noch eines deutlichen Gedankens mir selbst bewußt ward, hatte ich schon dem mir zunächst stehenden Sclaven den Jataghan entrissen, und war in der Dunkelheit verschwunden, auf's Gerathewohl in den finstern Gewölben forttappend. Bald gerieth ich in tiefen Schlamm, und das Lärmen und Rufen meiner Begleiter hallte schon immer schwächer aus der Ferne. Ich fiel, ich zerschlug mir Hände und Gesicht an den Steinen, doch nichts hielt mich auf. Bald ging mir das Wasser bis über den Gürtel, und endlich bis über den Hals. Jetzt erst hielt ich an, und Grabesschweigen umfing mich, kein Laut war mehr hörbar. Tiefaufathmend genoß ich zuerst das volle Entzücken der Freiheit, des neugewonnenen Lebens, dann suchte ich den Rückweg, um eine trockene Stelle zu erreichen. Doch ohne den Faden der Ariadne war hier an kein Zurechtfinden zu denken, und Alles, was ich thun konnte, war nur, immer wieder zurückzukehren, wenn ich in einen Gang gerieth, der zu hoch mit Wasser angefüllt war, und einen seichteren aufzusuchen; glücklich, wenn ich nur zuweilen einen Stein fand, um darauf auszuruhen. Sie werden es kaum glauben können, aber die Folge hat es mir unumstößlich bewiesen (denn während der Zeit selbst konnte ich ihre Dauer nicht messen, und Tag und Nacht nicht unterscheiden), daß ich drei Tage und drei Nächte in diesen Katakomben zugebracht habe, ohne eine andere Nahrung, als das ekelhafte schlammige Wasser und eine Art Schwämme, die an den feuchten Wänden wuchsen. Am Morgen des vierten Tages trat ich, zum Tode ermattet, auf einen langen Knochen, den die Ratten hierher geschleppt haben mochten, und wie eine Inspiration ward es mir deutlich, daß in dieser Richtung das Knochengewölbe liegen müsse, das zu meinem Grabe bestimmt gewesen und mir seit so lange innig befreundet war. Schon oft hatte ich mein früheres Mittel, Feuer zu schlagen, versucht, aber die schlechte schwache Klinge entsprach nie meinen Bemühungen. Doch betrog mich, auch ohne diese Hilfe, meine Hoffnung diesmal nicht. Nach wenigen Minuten sank ich mit unbeschreiblicher Wonne auf meinem alten Ruhebette, den wohlbekannten Gerippen nieder, die ich, wie meine Erlöser, zärtlich an mich drückte. Dabei zerrissen mir aber zugleich die grausamsten Schmerzen die Eingeweide, und ein wüthender Hunger lehrte mich Mutergefühle von einer bisher ganz ungekannten Art. Kaum hatte ich noch die Kraft, mich wieder aufzurichten und dem Orte zuzutappen, wo ich die nach dem Garten führende Thür vermuthete, als ein rauhe Masse mich anstieß und ich ein dumpfes Grunzen dicht vor mir vernahm. Das Entsetzen gab mir neue Kräfte, ich stieß mit dem Dolch nach dem unbekannten Wesen, und etwas Schweres fiel auf mich mit lautem Stöhnen; zugleich fühlte ich mich mit warmem Blute stromweis übergossen. In diesem Augenblick glänzte mir ein Lichtstrahl entgegen, die Thür ging auf und Andrea trat herein, um einen am Abend vorher gekauften Esel zu holen, den er einstweilen hier die Nacht über angebunden hatte, und der sich als das eben von meiner Hand gefallene Ungethüm auswies. Andrea, rief ich, um Gotteswillen, rette mich! ich bin Jussuf! Doch dieser jählinge Anruf hätte bald mein Verderben herbeigeführt, denn Andrea, von abergläubischer Furcht durchbebt, brach in ein wahnwitziges Geschrei aus, stürzte aus der Thür, und schlug sie krachend wieder hinter sich zu. Jetzt erst verfiel ich in gänzliche Verzweiflung, mein unseliges Schicksal verwünschend; doch forderte die Natur ihr Recht, und das Blut des gefallenen Esels, daß ich gierig schlürfte, bewahrte mich vielleicht vor dem gänzlichen Schwinden meiner letzten Kräfte. Glücklicher Weise hatte Andrea seiner Frau erzählt, was ihm begegnet, und diese, gescheidter als er, kam nach einer halben Stunde mit Essenzen und Erfrischungen wieder, blieb jedoch ebenfalls lange zaghaft an der Thür stehen, ehe sie sich näher wagte und endlich mit Gewißheit sich überzeugte, daß kein Geist sie scheuche, sondern mein wahres Fleisch und Bein dringend ihre Hilfe in Anspruch nehme. Andrea und seine Frau hatten mir, was man in Europa Reichthümer nennen würde, zu danken, denn sie waren mir zu nöthig, um sie nicht mit Gold zu überschütten. Sie blieben mir auch jetzt getreu. Während der Mann mir in seiner Wohnung ein Bad bereitete und frische Kleider gab, benachrichtigte seine Frau — Kabbuhra von meinem Leben und meiner wunderbaren Rettung, so daß ich schon in der folgenden Nacht mich in ihren Armen und in ihrer eigenen Wohnung sicher aufgenommen fand.«

»Das arme Kind glich einem Schatten, und hatte

in Verzweiflung über meinen Tod alle Nahrung von sich gewiesen. Ihre Freude grenzte daher jetzt auch fast an Tollheit, doch schon nach den ersten Momenten der Ueberraschung war sie es wiederum, die für uns Alle zu denken und zu handeln verstand. Mehrere Tage blieb ich bei ihr verborgen, während denen folgender Plan durch ihre Thätigkeit und Geistesgegenwart zur Ausführung kam. Um diesen zu erklären, muß ich hier abermals einiges früher Geschehene einschalten.«

(Fortsetzung folgt.)

Der Langweilige.

Der Langweilige verläßt regelmäßig im Sommer wie im Winter des Morgens präcise halb acht Uhr sein Haus, um erst gegen Mitternacht dahin zurückzukehren. Es ist einmal hergebracht, daß die Personen seiner Bekanntschaft, ihm, gern oder ungern, seinen Tag müssen vollbringen helfen; des Nachts hat er von der Runde geträumt, die er bei seinen Freunden zu machen hat, und so ward sein Reiseplan festgestellt. Der ruhelose Wanderer begibt sich auf den Weg; um acht Uhr trifft er bei mir ein, um mein Journal zu lesen. Das möchte hingehen! Aber nun knüpft er mit mir ein Gespräch an, über die amerikanische Frage oder über das neue Vaudeville von vorgestern, schale Geschichten, die ihm im Grunde so gleichgiltig sind, wie mir. Um zehn Uhr erscheint er bei Ihnen, und Sie setzen ihm rasch ein Frühstück vor, um ihn desto eher loszuwerden; aber er läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Sie sind verbunden, ihm seinen Tag um drei Stunden verkürzen zu helfen, und er wird Ihnen auch nicht eine Minute erlassen. Um halb zwei klingelt er bei einer Dame, die zu ihrem Glück an einem bitzigen Fieber leidet und daher außer Stande ist, irgend Jemand bei sich zu sehen, sey es, wer da wolle. Unterdessen weiß er doch Mittel zu finden, um durch einen Corridor bis an die Thür ihres Zimmers zu dringen; aber ein vorgeschobener Riegel verwehrt ihm den Eingang, und er ruft nun durch die Thür: »Ich wollte Ihnen nur einen guten Tag bieten, aber es kann auch morgen geschehen.« Murrend geht er weiter, um sich zu einer Freundin jener Dame zu begeben, die nun die beiden Stunden erben soll, welche er jener Kranken zugedacht hatte, unbeschadet der beiden Stunden, die er für diese selbst bestimmt hat. Während dieser Zeit sind drei Briefe eingegangen, zwei Tanten gekommen, ein Vetter, die Modehändlerin, der Zahnarzt, und der Himmel weiß, wer sonst noch Alles, Einer hinter dem Anderen..... er hat sie Alle überwunden. »Unterbrechen Sie sich nicht,« sagt er, »schreiben Sie, plaudern Sie, probiren Sie Ihren Hut auf, ich werde mich wärmen, oder aus dem Fenster sehen.« Es ist, um ihn aus demselben hinauszuwerfen! Es schlägt fünf Uhr. Er eilt nach Hause, um einen Bissen zu Mittag zu essen, aber um halb sieben kehrt er noch einmal zu mir zurück. Er findet uns noch bei Tische, beim Dessert, er setzt sich zu einer Flasche Champagner, welch' ein Contrast! und sagt ohne die geringste Verlegenheit: »Ich habe vergessen, Ihnen heute Morgen etwas mitzutheilen.« — Es war wohl etwas sehr Schönes? meint Ihr. Ach Gott, nein! — Man steht vom Tische auf und begibt sich in's Theater. Wir haben in unserem Wagen kaum für Viere Platz, aber er drängt sich als Fünfter mit hinein und läßt sich vor einem Hause absetzen, wo er eine Soiree besuchen will. Er betritt den Salon, eine Viertelstunde bevor die Wachskerzen angezündet sind, und geht nicht wieder hinaus, bevor sie erlöschen. Und morgen, übermorgen, das ganze Jahr hindurch geht es so fort, und wenn er einst .... ziemlich spät .... stirbt, nimmt ein anderer Langweiliger, den ich kenne, seine Stelle ein. Diese Leute rufen selbst in den sanftesten Herzen die schrecklichsten Wünsche wach.

Es ist nicht durchaus nothwendig, daß ein Langweiliger auch zugleich einfältig sey; ein Unterrichteter ist oft noch viel unerträglicher, als ein Dummer. Er hat tausendmal mehr Gelegenheit, Euch zu langweilen, seine Einbildungskraft unterstützt ihn dabei auf das Glänzendste. Ich kenne drei solcher gescheidten Leute, in deren Gesellschaft ich es aufrichtig bedaure, daß ich es nicht mit drei Dummköpfen zu thun habe. Man sollte es nicht glauben!

Zu der Zeit, als man in Frankreich noch lachte, legte der Graf von L** den berühmtesten Aerzten folgende Frage zur Begutachtung vor: »Kann die Langeweile, wenn sie bis zu einem gewissen Grade gesteigert wird, den Tod herbeiführen?« Diese Frage wurde von allen jenen Aerzten entschieden mit Ja beantwortet. Mit diesem Ausspruche bewaffnet, zeigte der Graf L** den Fürsten N** dem Criminal-Gerichte der Stadt Paris an und beschuldigte ihn eines vorbedachten und überlegten Mordanschlags, den er gegen seine Frau, die Fürstin verübe; denn er, der Fürst N., der unbestritten der langweiligste Mensch von der Welt sey, verlasse diese nicht einen Augenblick. Die Sache kam zum Spruch, und ungeachtet des klar vorliegenden Thatbestandes ward der Fürst nicht zum Tode verurtheilt .... Welche Parteilichkeit! —

Es gibt auch noch.... aber wie Boileau sagt:

„Langweilig seyn, die Kunst, bestetzt im Alles Sagen.“ *)

und ich habe Furcht, schon zu viel gesagt zu haben. Wenn man gegen die Langeweile zu Felde zieht, soll man sich ja hüten, durch sein eigenes Beispiel dieselbe zu vermehren. Ich höre also auf. E. Deschamps.

Anekdote.

Dem durch treffenden Witz bekannten Dr. O** klagte einst der Titularkriegsrath De P**, daß man seine Pension um einige hundert Gulden geschmälert habe. »Da müssen Sie sich rächen,« entgegnete O**, »rathen Sie künftighin um zweihundert Gulden weniger.« —

*) Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 7. October 1836.

Als Nachtrag zu dem, was ich über die Art und Weise, wie hier die Schriftstellerei betrieben wird, erwähnt, liefere ich eine in den hiesigen Intelligenzblättern und Zeitungen abgedruckte Bekanntmachung. Sie lautet also:

„Da meine „Auswahl der beliebtesten und vorzüglichsten poetischen Erzeugnisse deutscher Dichtung älterer und neuerer Zeit," ungeachtet ich solche fast noch gar nicht veröffentlicht habe, eine sehr bedeutende Theilnahme gefunden hat, so glaube ich dem innern Vorwurfe — Du hättest durch mehrere Veröffentlichung Deiner Auswahl einen noch viel größeren Absatz derselben bewirken können — durch diese schlichte Anzeige vorzubeugen. — Diese Sammlung erscheint Heftweise, jedes Heft 3 Bogen stark (42 Zeilen auf einer Seite), und 15 Hefte machen einen Band. Das erste und zweite Heft ist erschienen und Jerusalemsstr. Nr. 60, in der Leihbibliothek, und Taubenstraße Nr. 38 für 3 Sgr. zu haben; wer sich jedoch durch Subscription zur Annahme eines ganzen Bandes verpflichtet, erhält das Heft zu 2½ Sgr. und außerdem noch beim Schlusse des Bandes einen Haupttitel und ein alphabetisches Register gratis. Alle 3—4 Wochen erscheint ein neues Heft.

Berlin, den 5. Sept. 1836. F. E. Hübner."

Wer hätte darin nicht eine neue Anthologie aus den reichen Schatz der Dichtungen älterer und neuerer deutscher Dichter erwarten sollen, zumal da auch ein alphabetisches Register dazu versprochen wird? — Aber gleich darauf nimmt er dieses Versprechen zurück, denn man lies't wörtlich folgendes:

„In meiner Anzeige, meine poetischen Erzeugnisse betreffend (im vor. Stück dieser Ztg.), sind mehrere Fehler vorgekommen, die nicht mir, sondern dem Corrector zur Last fallen. Man lese daher Zeile 5 statt Du — du; Zeile 6 st. Deiner — deiner und Zeile 9 st. Heftweise — heftweise. F. E. Hübner."

Hiernach will er keineswegs eine Auswahl der beliebtesten und vorzüglichsten poetischen Erzeugnisse deutscher Dichtung (?) älterer und neuerer Zeit, sondern — seine poetische Erzeugnisse liefern.

Was ist nun Wahrheit? — Wer dafür 3 Sgr. geben will, der kann es in der Jerusalemer Straße Nr. 60 in der Leihbibliothek oder in der Taubenstraße Nr. 38 erfahren; es mag indeß die erste oder die letzte der ersten widersprechende Bekanntmachung auf Wahrheit beruhen, so bleibt es immer bedenklich, eine Buchmacherei zu unterstützen, die von einem hier ganz Unbekannten unternommen wird, dessen Name nicht für die umsichtige Auswahl bürgt, und wenn er seine dichterischen Erzeugnisse dafür in's Publicum einschwärzen will, dafür keine anderes Zeugniß hat, als daß er solche in der ersten Anzeige für die beliebtesten und vorzüglichsten Poesieen erklärt. Bekanntlich kann aber Niemand in seiner eigenen Sache Richter seyn, auf jedem Fall ist daher das: „meine poetischen Erzeugnisse" ein größerer Druckfehler, als die von Hrn. F. E. Hübner berichtigten.

Die Sache ist freilich unbedeutend, da sie aber zu dem Thun und Treiben hieselbst gehört, so mag ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die Zeitungen schreiben von der Unsicherheit auf den Straßen in Paris; so arg ist es hier freilich nicht, indeß ereignen sich doch auch solche Angriffe. Ein Mann ist des Abends in einer entlegenen Gasse meuchelmörderisch überfallen und gemißhandelt worden; wahrscheinlich mehr aus Rache als Raubsucht. Einem Andern wollte ein auf Raub Ausgehender in den Abendstunden in der Judenstraße die Uhr gewaltsam aus der Tasche reißen; auf des Angegriffenen Hilfegeschrei kamen Mehrere herbei; der Räuber schlug aber so gewaltsam um sich, daß man seiner nicht Meister werden konnte, und er würde sich gerettet haben, wenn nicht eine herbeigeeilte Wache ihn ergriffen und seiner nach hartnäckigem Widerstand sich bemeistert und ihn zu gefänglicher Haft abgeliefert hätte.

Eine Frau, welche einen kleinen Höckerkram in dem Keller eines Hauses in der Kanonierstraße hat, welcher ihr ein hinlängliches Auskommen gewährt, hat einen Sohn, dem sie, wegen seines liederlichen Lebenswandels, den Zutritt zu verweigern sich genöthigt sah. Sie hatte ihr Dienstmädchen gewechselt, dies wußte daher nichts von den Verhältnissen zwischen Mutter und Sohn. In der Dämmerung, wo er wußte, daß die Mutter ausgegangen war, kam er daher in ihre Wohnung und verlangte von dem Mädchen, als der Sohn ihrer Brotherrschaft, Geld; diese lehnte solches ab, und er begehrte nun einige Eier gegen Bezahlung. Die Dirne nahm einen Korb mit Eiern, um ihm die verlangte Zahl daraus hervorzulangen. In dem Moment ergriff er sie hinterrücks, verstopfte ihr den Mund, warf sie auf's Bette und bedeckte sie mit dem Deckbette, nahm dann ein Beil, um das Behältniß zu öffnen, in welchem die Mutter ihr Geld verschlossen hatte. Mittlerweile, da der Bösewicht der Dirne nicht die Hände gebunden, machte sie sich frei, und wollte ihm Widerstand leisten, er gab ihr aber mit dem Beile zwei Schläge vor die Stirne, daß sie besinnungslos zu Boden stürzte. Jetzt wollte er zur Ausführung seines Raubes schreiten, da trat eine Frau aus der Nachbarschaft in den Keller, um etwas zu kaufen; sie erblickte das wie eine Leiche auf dem Boden liegende Mädchen, eilte schnell zurück und schrie um Hilfe. Es versammelten sich auch bald Mehrere; der Thäter wurde festgenommen und sitzt nun im Gefängniß, um seine Strafe für seinen Raubmord zu empfangen.

Das Mädchen ist in eine Heilanstalt gebracht worden, und es ist noch unentschieden, ob sie am Leben bleiben wird.

Leipziger Tageblatts-Poesie.

Zum heutigen Fidelzuseyn —
lad' ich hiermit die Gäste ein;
heut' schwinden Sorgen und Verdruß
in Reichels Garten. Möbius.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 268. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 8. November. **1836.**

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Ein naher Verwandter des vorletzten umgekommenen Bey's, der in der Armee diente, **Ali Ben Junnuss**, hatte schon seit geraumer Zeit die Flucht ergriffen, in Algier Unterstützung gesucht und gefunden, und war, von einem kleinen Heer Bergbewohner gefolgt, von der Seite von Constantine aus in das tunesische Gebiet eingefallen, wo er bereits zweimal die ihm entgegengeschickten Truppen mit einer Handvoll Leute geschlagen hatte, und jetzt in einer sehr vortheilhaften Position auf dem Rücken des Gebirges einem dritten Corps des Bey gegenüberstand, so daß ein abermaliger Echek sehr bedenklich für diesen werden konnte.«

»Es blieb mir nun die Wahl übrig, entweder zu dem Empörer überzugehen, oder durch eine eclatante Handlung meinen Pardon zu verdienen. Der Geliebte **Kabbuhra's** konnte nur das Letztere wählen.«

»An meinem Tode zweifelte übrigens Niemand, der Bey selbst nicht, denn bei uns ist es nie üblich, daß der, welcher mit einer solchen Hinrichtung beauftragt wird, auch ihre Vollziehung meldet. Dieses versteht sich so sehr von selbst, daß aus einer Art von Decorum der Sache nur dann wieder erwähnt wird, wenn noch andere Befehle einzuholen sind. Hier aber hatte der **Basch-Mameluck** sich um so mehr gehütet, den unerwarteten Ausgang zu erzählen, da er leicht sammt den nachlässigen Sclaven statt meiner dafür hätte büßen können, und überdies die Rettung aus den unterirdischen Gewölben so unmöglich schien, daß man nur glaubte, ich habe das Ende durch den Dolch mit dem des Hungertodes vertauscht.«

»Noch war indeß über meine Habseligkeiten nichts verfügt worden, und der Bey, wie man behauptete, unruhig und bekümmert, hatte im Gegentheil sichtlich vermieden, irgend etwas mich Betreffendes zu erwähnen. Dieser Umstand gab uns doppelt gute Hoffnung. Durch die Sorgfalt **Kabbuhra's** wurde mein treuer Diener **Rustan** von dem Geschehenen unterrichtet, und ihm anbefohlen, mit meinem Schlachtroß **Shaitan kaïla** (der heißeste Teufel, in wörtlicher Uebersetzung) und meinen besten Waffen sich zur Abendstunde mit noch zwei andern bewaffneten Dienern, die von nichts wußten, in demselben Wäldchen einzufinden, in dem **Muhammed** von meiner Hand gefallen war. Dies ward glücklich ausgeführt, ich entkam unentdeckt über die Wälle und Mauern, und mitten in der Nacht erreichte ich schon das Lager unserer Truppen. Hier campirte, etwas von dem gros des Corps abgesondert, mein treuester Freund und Waffenbruder **Roduin** mit vierhundert Suaven auserlesener Truppen. Auch hier bei der Armee war bereits mein Tod bekannt geworden, zum Schmerz meiner Freunde und zur Freude meiner Neider. Ich kann jedoch sagen, daß ich immer noch mehr der Ersteren als der Letztern zählte. Mein Charakter war von Natur wohlwollend und großmüthig, und da meine Lage mir die Mittel gab, diese Tugenden leicht zu üben, so hatte ich Vielen geholfen, und Keinem, der mich nicht angriff, zu schaden gesucht. Dazu kam, daß ich, verwegen und kühnen Wagnissen hold, bisher in allen Unternehmungen von einem außerordentlichen Glück begünstigt worden war. Dies entscheidet bei den Orientalen Alles, und da sie nicht gern einer Fahne folgen, von der mehrere Male der Sieg gewichen, die meine aber schon von meinem funfzehnten Jahre an kaum je einen Sieger gefunden, so genoß ich einer großen und nicht ganz unverdienten Popularität bei den Arabern. Viel hatte dazu noch beigetragen, daß ich ihnen nie mein Wort gebrochen. Muth und Wahrhaftigkeit sind aber die am höchsten von ihnen geschätzten Eigenschaften.«

»**Roduin's** Erstaunen war grenzenlos, als ich in sein Zelt trat und durch eine Umarmung mein Leben bekundete. Sobald ich ihn kurz von dem Vorhergehenden

unterrichtet hatte, sagte ich, seine Hand ergreifend: Jetzt, Roduin, ist der Augenblick gekommen, wo du mir alle Dienste, die ich dir oft mit Gefahr meines Lebens erwiesen, vergelten sollst. Du mußt mir den Befehl über deine Suaven abtreten; du weißt, daß ich dir im Kriege und Kampf überlegen bin, und hier gilt es jetzt für mich, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen.«

»Sie werden sich vielleicht wundern, daß Roduin diesem Gesuch ohne Weigern willfahrte, aber zuerst herrscht bei uns kaum eine Spur von der strengen Disciplin europäischer Heere; zweitens, wenn wir viel Mangelhaftes im Vergleich mit Ihnen haben, so haben wir auch Einiges voraus, und dahin gehört ein ritterlicher, romantischer Sinn, der der Liebe, der Freundschaft, ja oft einer bloßen Aufwallung der Großmuth, Alles zum Opfer zu bringen fähig ist. Kurz, Roduin gab meinem Wunsche ohne Besinnen nach, ich hielt eine kräftige Anrede an seine Suaven, und wenige Minuten nächher klommen wir schon den Berg hinan, zum Ueberfall des feindlichen Hauptcorps, von dem wir wußten, daß es nur aus Fußvolk bestand, und zugleich voraussetzten, daß diese wilden Horden, durch ihre letzten Siege wie durch die Unthätigkeit unserer Truppen sorglos gemacht, wahrscheinlich wenig auf ihrer Hut seyn würden.«

»Nur ich, Roduin und meine drei Diener waren zu Pferde, die Suaven folgten zu Fuß; doch bald bemerkte ich Nachlässigkeit und Unbestimmtheit bei den Truppen. Ich rief mehrere Male die Schausch (Art Officiere) heran*), die wohl einen Augenblick die Ordnung wieder herstellten, welche jedoch keine Dauer hatte.«

»Immer mehr Leute blieben zurück, die Dunkelheit der Nacht verhinderte, es genau zu bemerken, und als wir auf dem Rücken des Berges ankamen, fanden wir Berittene uns fast allein. Fest entschlossen, für meine Person nicht zu weichen, und durch irgend etwas Außerordentliches meine Schuld zu tilgen, hielt ich einen Augenblick an, bat Roduin, mich hier ruhig zu erwarten, sprang vom Pferde, und schlich, mit meinem gespannten Tromblon in der Hand, leise dem Lager zu.«

(Fortsetzung folgt.)

*) 20 Mann stehen gewöhnlich unter einem Schausch.

Wunderbare Rettung vom Tode.

Ludwig Orell, ein junger Schweizer, geistreich, gebildet und gefühlvoll, im Besitz eines Vermögens, wovon er gemächlich leben konnte, hatte in seiner Vaterstadt so manche bittere Erfahrung gemacht, wie sehr durch Luxus, Kastengeist und Großthuerei die Sitten verschlimmert, wie man ihn, da er darüber oft gespöttelt oder dawider im ernsten Tone gesprochen, als einen albernen Sonderling vermied und wo es sich thun ließ, chikanirte. Er faßte daher den Entschluß, sich in einem der glücklichen Thäler, welche die Alpen in Wallis bilden, anzusiedeln. Dort leben noch die Einwohner, zufrieden mit der Milch und der Wolle ihrer Schafe, in Eintracht und Frieden und kennen noch die Laster der Ueberbildung nicht. Genügsam, quält sie kein Durst nach Gold, unbekannt mit den erkünstelten Bedürfnissen des Luxus, nähren sie nur die Gefühle der Liebe, der Freundschaft, der Großmuth und der Gerechtigkeit in ihrem Herzen, leben wie eine Familie zusammen und üben die Gastfreundschaft gegen jeden Fremden, als sey es ihr Bruder.

Orell verließ daher im Jahre 1714 Bern, und in der Kleidung eines gewöhnlichen Landmanns, kam er in eins der vorerwähnten Thäler; es war ein breiter, fruchtbarer, lachender Grund, ähnlich dem nicht weit davon entlegenen Haslithale.

Durch die Einfachheit seiner Kleidung und sein Betragen fand er auch Zutrauen bei den Einwohnern dieses Thales und Gelegenheit, sie genauer kennen zu lernen. Ueberall behandelte man ihn wie einen lange abwesenden, heimgekehrten Freund, denn sie fanden in ihm Freimüthigkeit, Herzlichkeit und Anspruchslosigkeit. Man stritt sich um ihn, ihn gastlich zu bewirthen, und als man erfuhr, daß er die Absicht habe, sich auf immer in dem Thale niederzulassen, so forschte man, welcher Platz ihm für eine Wohnung am besten gefiele und überraschte ihn damit, daß man den Grund dazu legte.

Orell, erfreut über einen solchen Beweis der Zuneigung, erklärte, er würde nun seinen Vorsatz so schnell als möglich zur Ausführung bringen, deßwegen müsse er das Thal auf kurze Zeit verlassen und nach Bern zurückkehren, damit er dort seine Angelegenheiten ordne, und das, was er dort zurückgelassen und für seine Bedürfnisse nöthig habe, anher senden könne.

Orell wohnte bei einem ehrwürdigen Alten, einem Witwer, dem zwei erwachsene Töchter, Elise und Johanne die Wirthschaft führten und ihm durch kindliche Liebe und Pflege den Abend seines Lebens verschönten. Unbekannt mit ihrem Liebreiz, mit ihrer einfachen und bescheidenen Tugend, hatten sie Orell sehr lieb gewonnen.

Orell dachte zwar nicht an eine Heirath, aber er konnte es sich doch nicht verhehlen, daß er Elisen allen andern Mädchen des Thales den Preis zuerkennen müsse. Elise hegte gleiche Gefühle für Orell, sie liebte den jungen Mann, wegen seiner Gesinnungen und seiner einfachen Sitten, und es that ihr wohl, daß er ihr täglich Beweise seiner Achtung gab. Daß sie ihn liebe, ahnete sie kaum, wie konnte sie es sich gestehen?

Der Vater freute sich über dieß unschuldige Verhältniß; bei Orell's Biedersinn, bei Elisens Unschuld war er ohne Besorgnisse, und als sein Gast von ihm Abschied nahm, um nach Bern zu reisen, sprach er ganz unbesorgt:

»Ihr werdet Euch durch die Schluchten nicht allein zurecht finden, Elise kann Euch zur Führerin dienen, bis Ihr keinen Wegweiser mehr nöthig habt.«

Elise war gleich bereit, den Willen des Vaters zu erfüllen. Beide gingen aus dem Hause, und das Mäd-

chen in den engen Schluchten vor Orell; sie leitete ihn durch alle Krümmungen, und half ihm, steile und schlüpfrige Stellen zu überschreiten. Die Wanderung färbte die Wangen des Mädchens noch mit einer schönern Röthe, ihre Hand ruhte so oft in der seinen und in ihrem offnen Blick lagen so viele Besorgnisse bei einer gefährlichen Stelle, daß sie ihm wie sein Schutzgeist erschien. Nichts war wohl natürlicher, als der Wunsch, daß er sie zur Gefährtin durch sein ganzes Leben haben, daß sie seine Gattin werden möchte.

Der Himmel war wolkenlos, es stand der schönste Tag zu erwarten, die Hirten hatten ihre Heerden auf die Weide geführt, und rund herum ertönten ihre Flöten. Elise hatte ihn durch das Thal geleitet, aber ohne es selbst zu merken, begleitete sie ihn noch, und er vergaß, daß er nun keines Führers mehr bedürfe. Endlich mußte man scheiden. Elise sagte es ihm erröthend und suchte eine Thräne zu verbergen. Orell bemerkte es; ein sonderbares Gefühl ergriff ihn.

»Liebe Elise,« sprach er mit zitternder Stimme, »gib mir ein Pfand Deiner Freundschaft.«

»Ich weiß nicht, was man einem Freund geben kann,« antwortete sie treuherzig.

»Aber wenn die Rede von einem künftigen Ehemann wäre, da würdest Du es vielleicht besser wissen?«

»Nein! aber sage selbst, was Du verlangst, Dir kann ich es nicht abschlagen.«

»Eine Haarlocke und einen Kuß.«

»Recht gern, wenn Dir das Beweise der Freundschaft sind.«

Elise war eben im Begriff, sich eine Locke abzuschneiden, da ertönte plötzlich ein Geräusch, schauerlich wie der Donner des heftigsten Gewitters. Der große Berg, an dem sich das Thal hinzog, stürzte zusammen. Weit umher zitterte die Erde, Thal, Einwohner, Dörfer, Alles überschüttend.

»Mein Vater! meine Schwester!« schrie Elise voll Verzweiflung, die Hände nach der Gegend streckend, wo diese ihren Tod gefunden haben mußten und sank dann leblos zur Erde.

Orell hob die Ohmächtige empor und schloß sie in seine Arme. Den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen, war unmöglich, er mußte jetzt nur auf Elisens und seine Rettung denken. Endlich kommt Elise wieder zu sich, sie will zu ihrem Vater, zu ihrer Schwester. »Ich muß sie retten, oder mit ihnen sterben!« ruft sie. Orell hielt sie zurück, bewies ihr die Unmöglichkeit, ihren Vorsatz auszuführen, und so bringt er sie, die kaum aufrecht stehen kann, unter großen Anstrengungen und langsam in ein Dorf. Der Geistliche gewährte Beiden ein gastliches Obdach. Orell suchte die Verzweifelnde zu trösten, er schwor ihr, Vater, Schwester, Gemahl, Alles wolle er ihr seyn, und der Geistliche fügte noch seinen frommen Trost zu diesem Versprechen. Aber Elisen ergriff ein heftiges Fieber. In ihrer Phantasie glaubte sie immer, die Berge stürzten über sie zusammen, sie hörte beständig das Hilfegeschrei des Vaters, der Schwester, und es verging eine geraume Zeit, ehe diese Schreckensbilder aus ihrer Seele wichen.

Da es doch durch ein Wunder möglich war, daß Elisens Vater und Schwester noch gerettet seyn konnten, so ging Orell mit einigen Andern aus dem Dorfe, am folgenden Tage, wo man sich ohne Gefahr des eingestürzten Berges nähern konnte, dorthin. Aber es war keine Spur von Allem, was dort gelebt hatte. Das Schweigen der Zerstörung herrschte, wo sonst Heiterkeit, Genügsamkeit und Wohlstand gewaltet hatte. Orell fand nur einen Greis, auf dem Orte sitzend, wo seine Hütte, sein Feld, seine Familie in seiner Abwesenheit verschwunden waren. Er harrte, vom tödtlichen Schmerz ergriffen, seines letzten Augenblicks. Orell wollte ihn trösten, aber, die Hände zum Himmel erhoben, seufzte er: »der wird mich wenigstens nicht verlassen, und ich gehe zu ihm.« Er senkte sein Haupt und verschied.

Orell verließ diesen Schauplatz des Schreckens und kehrte mit zerrissenem Herzen zu Elisen zurück. Er bot nun alle Mittel auf, wenigstens sie, die so wunderbar vom Tode gerettet worden, am Leben zu erhalten. Ein herbeigerufener Arzt sorgte für die körperliche Genesung, der fromme Geistliche wirkte wohlthätig auf ihr Gemüth. Elise wurde Orell's Gattin, aber, damit sie nichts an ein solches Unglück und an den Verlust ihres geliebten Vaters und ihrer Schwester erinnern möchte, ließ er sich an den Ufern des Genfersees nieder. Sie wurde eine treue, zärtliche Gattin und Mutter, und er wagte es nicht, gegen die Vorsehung zu murren, die, nachdem sie einen ganzen Strich Landes verwüstete, ihn dazu ersehen zu haben schien, den köstlichsten Schatz daraus zu retten.

C. Müchler.

Die großen Gedanken.

Sie sitzt so schwermuthssinnend,
So tief gedankenvoll,
Ich schau' es, von ferne stehend,
Weiß nicht, ob ich stören soll.

Mir ist, als säh' ich die Geister
Versunkener Liebe dort
Auf sinnender Stirn ihr thronen,
Und manch' unenträthselt es Wort.

Da hat sie leise gesprochen:
„Eins, zwei, drei, vier," und gelacht: —
So oft ist ihr Herz wohl gebrochen,
Deß hat sie hohnlachend gedacht!

So denk' ich noch ganz voll Verehrung,
Da hebt sie den Strickstrumpf auf:
„Vier Maschen gefallen" — nun weiß ich
Der großen Gedanken Lauf.

Fr. Niemann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, September 1836.

Panem et Circenses! rief das Volk im alten Rom; panem et Circenses! ruft das Volk im neuen Wien. Ein Coliseum stand im alten Rom, ein „Colosseum" steht im neuen Wien, nur mit dem Unterschiede, daß dort alte Römer den Kämpfen und Wettrennen zusahen, hier aber nur die neuesten Wiener (mitten in Wien) sich am böhmischen Volksfeste zu Prag, am Octoberfeste zu München, an Rutschen, Schießen, Walzen, Essen, Trinken und Luftballons erlustigten. Doch wollte das billige Entree von einigen Conventionsgulden, wenn auch für so mannichfache Genüsse, nicht recht anlocken, und das neue Coliseum im alten Wien stand an jenem Tage der Freude fast so öde und verlassen, als das alte dort im neuen Rom steht. In der That mochte das neue Personale von vier militärischen und der Musikbande des berühmten Lanner das antheilnehmende Publicum an Zahl übertroffen haben, und das Schönste bei der ganzen Geschichte war, wie bei so manchem unserer Localstücke — der über die Maßen pomphafte Anschlagzettel.

Das Dampfschiff Nador, welches die Fahrt von hier nach Pesth schon ziemlich oft gemacht hat, zieht immer eine Menge Neugierige nach dem Lusthause, in dessen Nähe es seine Schnellbeförderungslustigen erwartet. Ein Paar gigantische Hände mit dito Fahnen am Eingange des Praters, zeigen den Wallern nach dem Strande den rechten Weg nach dem „modernen Sohn des Jahrhunderts," und also eigentlich nach Pesth, der Schnurrbartmetropole.

Außer „verwunschenen" Prinzen, haben wir nun schon fast alle Prinzen gesehen, denn die zwei persischen Hoheiten verließen die Stadt London mit vielen tausend Häusern, um sie mit unserer Stadt London von einigen Zimmern auf ein Paar Tage zu vertauschen. Das Höchste an diesen Hoheiten und ihren Begleitern waren indessen ihre Mützen, und sie selbst waren einige Male im Theater erschienen, ohne eben besonderes Aufsehen zu erregen, und reis'ten in aller Stille wieder nach ihrer Heimath.

Bei uns wird immer erstaunlich viel gedichtet; sogar die Todten langen ihre lorbeergierigen Hände noch aus dem Elysium herauf, und zupfen irgend einen guten Freund am Aermel, daß er ihre Gedichte sammle und edire. So erschienen weiland Alois Zettler's „nachgelassene Dichtungen," herausgegeben von Kuffner; Prechtler's Gedichte kamen bei Wenedickt zum Vorschein. — Daß doch gescheidte Leute so häufig glauben, sie müßten deßwegen auch Dichter seyn!

Anders verhält es sich mit den Gedichten von Ernst Freih. v. Feuchtersleben, welche von hier hinaus, von draußen hereinkamen, denn sie sind bei Cotta aufgelegt. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser (vielleicht allzusehr) Goethe in Geist und Form nachstrebt, doch ist hier des eigenen Fonds so viel, daß sich Oesterreich zu diesem Talente nur Glück wünschen kann.

Vogl bereitet eine deutsche Ausgabe slavonischer Volksmährchen vor.

Saphir hat sich bereits von der Theaterzeitung getrennt, und freiwillig dem Verstummen, bis zur Erscheinung seines Journals unterworfen. Nachdem er die Ankündigung einer Ankündigung des „Humoristen" hatte vorangehen lassen, ist nun diese selbst erschienen, und am 1. Januar 1837 wird — am selbsteften — die Zeitschrift selbst geboren werden. Diese dreimonatliche Geistesschwangerschaft läßt auf zahlreiche, gesunde und wohlgebildete Kinder schließen. Schon jetzt kann ein scharfer Beobachter bemerken, wie daß der neu aufgehende Stern manchem älteren, — wenn nicht sein Licht (?) — doch seine Abonnenten wegschnappt, und er wird vor seiner Ankunft noch, wohl hier und da, aus Freundschaft, einen kleinen Radius hinschießen lassen müssen.

Diese drei melodischen Infinitive erinnern mich gerade, daß etwas Weniges auch von der Oper zu berichten sey, und zwar von Rossini's „Semiramis" und zwar, daß die Ausführung ziemlich mittelmäßig war; die Dlle. Vial hatte besonderes Unglück. Neues kommt wohl sobald noch nicht; doch haben wir immerhin ein discretes Repertoire, und einige Glanzpuncte in dem sinnekitzelnden Ballette. Exempli gratia: „Die Spanier in Peru," von Galzerani, mit prachtvollen Costüms. Campilli's: „Die Nymphe und der Schmetterling," ein artiges Divertissement, machte uns mit dem terpsichorischen Heros, Hrn. Perrot, ersten Danseur der großen Oper zu Paris, und mit der eben so bewunderungswürdigen, grazieusen Künstlerin Dlle. Grisi bekannt. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, so etwas gesehen zu haben. Natürlich hatte der also erhöhte Genuß auch erhöhte Preise zur Folge.

(Schluß folgt.)

Notiz.

[Das Wanderbrot.] In Moskau bäckt man eine Art Brot, das weit und breit herumwandern, ja sogar nach der Hauptstadt St. Petersburg seinen Weg nehmen muß, Alles seines Ruhmes und des Verzehrtwerdens wegen. Es hat die elastische Eigenschaft, sich vollkommen wieder aufzublähen, wenn man es auch stark zusammendrückt. Um es transportiren zu können, wird es aus dem Backofen unmittelbar in die Kälte gebracht, wo es gefriert; dann wird es eingepackt und versandt. Im Laufe des dritten Tages kommt es in Petersburg an, thaut auf und wird verzehrt.

An einen Freund.

(Bei seiner Verheirathung im Januar.)

In der rauhen Winterzeit,
Wo es stürmet, hagelt, schneit,
Wo kein Bach, erstarrt von Eis,
Sich durch grüne Auen windet,
Grünet doch das Myrtenreis;
Cypria nie Frost empfindet.

J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 269. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 9. November. 1836.

Auf dem Kirchhofe.

Der Mond ist aufgegangen
In stiller Sommernacht,
Die Stern' am Himmel hangen
In zaubervoller Pracht.
Des Kirchhofs dunkle Rüstern,
Die flüstern,
Manch mährchenhaftes Lied.

Das Lied aus alten Tagen,
Von Lieb' und Liebesglück,
Von Thränen und von Klagen,
Ruft jedes Blatt zurück.
Im bleichen Mondenstrahle
Die Mahle
Und Kreuze um mich stehn.

Manch' Herz, das einst geliebet,
Wie ich, birgt jetzt das Moos,
Es ist verdorrt, zerstiebet
Im dunkeln Grabesschooß.
Aus Thränen, die hier flossen,
Da sprossen
Viel kleine Blumen auf.

Wie bald noch? — dann umschließet
Das Grab auch mein Gebein,
Und eine Blume sprießet
Auf meinem Leichenstein,
Und gold'ne, leichte Flittern
Erzittern
Im Wind auf meiner Gruft!

Ich hab' gekannt nicht Einen,
Von allen Todten hier,
Und doch so lieb erscheinen
Die längst Verstorb'nen mir,
Daß ich mit stillen Thränen
Mich lehnen
Muß an ein schwarzes Kreuz!

Hugo Hagendorff.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Alles lag **pêle-mêle** im Dunkel und im tiefsten Schlafe; nur ein einziges Zelt, was offenbar das des Anführers seyn mußte, schimmerte nicht weit von mir mit dem schwachen Scheine eines einzelnen Lichtes durch die Nacht. Ich kroch auf Händen und Füßen heran, und erblickte einen Mann darin liegen, der, in Gedanken vertieft, noch zu wachen schien; denn er wiegte sich fortwährend hin und her *). Ich umging das Zelt, hob leise eine Wand empor, drängte mich unten hindurch, und wollte eben mein Gewehr losdrücken — denn mit dem Tode des Chefs, war ich überzeugt, daß an keinen Widerstand mehr zu denken sey, und dann die nachfolgenden Suaven hinlänglich zum vollständigen Siege seyn würden — als ich an einem Knopfe meines Aermels hängen blieb. Bei der dadurch entstandenen Bewegung des Zeltes ergriff der vor mir liegende **Junnuss** seinen Säbel, und traf, erschrocken nach mir hauend, mein Gewehr in demselben Augenblick, wo ich es auf ihn abdrückte. Pulverdampf erfüllte das Zelt, und als er sich verzogen hatte, war Niemand mehr darin zu sehen. Eine desto größere Anzahl durch den Schuß Erweckte drangen dagegen von allen Seiten herzu; ich nahm mir nur so viel Zeit, den Siegelring des fremden Befehlshabers zu mir zu stecken, der auf einem kleinen Feldtisch mit seinen

*) Dies ist eine Mode der Orientalen, die mit ihrer Art zu sitzen in Verbindung steht.

Waffen neben ihm lag, und eilte, den Ort wieder zu erreichen, wo ich meine Begleiter gelassen. Kaum war ich jedoch einige Schritte gelaufen, als ich schon mein Pferd wihern hörte, das sich losgerissen hatte, als wolle es mich aufsuchen. Es auffangend befand ich mich augenblicklich im Sattel, aber schon war es zu spät! Eine solche Zahl von Menschen umringte mich im Nu, daß aller Widerstand unmöglich ward. Man entriß mir meine mit Juwelen besetzten Waffen, ergriff die Zügel meines Pferdes, und zog es fort, um mich im Triumph dem Chef zuzuführen. Doch dieser war nirgend zu finden. — Man suchte ihn von allen Seiten, mit immer steigender Besorgniß, doch jede Spur von ihm schien verschwunden. Während man mich nun so ungewiß umherführte, und übrigens, da man mich nach der Pracht meiner Kleidung und Waffen für einen Sohn des Bei von Tunis hielt, mit einer Art Ehrfurcht behandelte, fiel mir plötzlich ein, ob ich mich nicht durch ein früher schon einmal versuchtes Manöver noch retten könnte. Gedacht, gethan. Mit einem Zuge schob ich Sheitan's Zügel und Kopfgestell über seine Ohren, so daß Beides herabfiel, und die, welche mich führten, nur noch die Zügel ohne Pferd in den Händen behielten *). Die Ueberraschung lähmte sie einen Augenblick, und als verstehe mich mein edles Roß, bäumte es in demselben Moment hoch auf, schlug mit den Vorderfüßen um sich, und indem es dann mit einem ungeheuern Satze niederwarf, was sich ihm entgegen stellte, rannte es mit Blitzesschnelle waldein, sorgsam jeden Baum vermeidend, und dann instinctmäßig dem Wege wieder zueilend, den wir gekommen waren. Viele hundert Flintenschüsse wurden während dem nach mir abgefeuert, doch die Liebe beschützte mich ohne Zweifel, denn keiner davon traf sein Ziel. Wer beschreibt aber meine Freude, als ich mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne Roduin mit seinen Suaven mir entgegen kommen sahe. Jetzt wandte sich die Gestalt der Dinge, wir umzingelten sogleich den in ein défilé zusammengepreßten, ungefähr sechshundert Mann starken Feind, und ich befahl, taub für das Flehen der Besiegten, und ihr Anerbieten, sich gefangen zu geben, ein Ende mit ihnen zu machen. In einer guten halben Stunde war Keiner von ihnen mehr unter den Lebenden. Ich gestehe, daß diese Metzelei etwas grausam genannt werden mag; aber ich fühlte mich so empört über die erlittene Schmach, ich war damals so überzeugt, daß diese barbarischen Gebirgsvölker auch barbarisch behandelt werden müßten, und hielt überdies, im Behuf meines eigenen Interesses, einen blutigen Krieg für so unerläßlich, daß ich keiner weitern Ueberlegung Raum gab. Als man die Leichname plünderte, fanden sich auch meine eignen Waffen wieder, und voll der lachendsten Hoffnungen für die Zukunft, mit meinem Nachtweck wohl zufrieden, eilte ich, nachdem ich Roduin gehörig instruirt, schleunig in die Stadt Keruan zu kommen, welche als ein geheiligtes Asyl gilt, in dem kein Flüchtling beunruhigt werden darf.«

»Als Roduin im Lager ankam und meldete, daß er allein das von Ali Ben Junnuss selbst befehligte Corps aus seiner starken Position vertrieben, und ihm sechshundert Mann getödtet, wollte der durch das Schießen am Morgen allarmirte Befehlshaber kaum der Nachricht Glauben beimessen. Doch konnte er sich nicht lange der Evidenz verschließen, übernahm die Verfolgung des Ueberrestes, und sandte Roduin mit der erfreulichen Nachricht sofort nach Tunis. Nachdem dieser dort für sein eigenmächtiges Handeln nicht nur willige Verzeihung, sondern hohe Belohnung erhalten, entdeckte er, dem Bei sich zu Füßen werfend, daß dieser für die vaterländischen Waffen so glorreiche Sieg nur dem, wie durch ein Wunder auferstandenen, Jussuf zu danken sey. Der Bei, welcher längst Reue über meine im ersten Zorn von ihm anbefohlene Hinrichtung gefühlt hatte, um so mehr, da er Niemanden fand, mich ihm bei hundert Angelegenheiten, die er mir allein anzuvertrauen pflegte, zu ersetzen, zeigte eine unverholene Freude bei der unerwarteten Nachricht, und sendete mir sogleich einen Mameluken mit dem Perlenkranz nach Keruan, dessen Besitz die vollständige Verzeihung verbürgt. Ich benutzte die Gelegenheit, dem Bei einen neuen sehr bedeutenden Dienst zu leisten. Hinter Keruan lebte nämlich auf einem hohen Berge der Schech Buttura, ein Mann von großem Einfluß auf die Bergbewohner, der sich kürzlich gegen den Pascha sehr feindlich benommen, dann zwar wieder mit ihm versöhnt, aber dennoch der Einladung des Pascha nach Tunis zu kommen, nicht hatte trauen wollen. Ich wußte, wie viel wegen anderer Pläne dem Bei daran gelegen war, mit Buttura festen Frieden zu schließen. Die glückliche Conjunctur benutzend, brachte ich daher diesem den Rosenkranz von Perlen, als sey er ihm geschickt, und vermochte den Schech, mich zu begleiten.«

»Ein wahrer Triumphzug erwartete mich in Tunis, und Sie können mein doppeltes Entzücken sich vorstellen, da ich wußte, daß Kabbuhra Zeuge davon seyn und alle Damen des Harems den Sieger nach ihrer schmeichelhaften Weise begrüßen würden. Denn dies sahen wir immer als unsern schönsten Lohn an, wenn nach einer vollbrachten braven That, aus den Fenstern des Harems Blumen auf uns niedergeworfen wurden; oder, ohne daß wir wußten, von wem die Gabe käme, irgend ein Juwel am Sattel unseres im Hofe stehenden Pferdes aufgehangen, oder dieses mit der köstlichsten Roseneſſenz begossen wurde. Oft,« sagte Jussuf lachend, »duftete mein Sheitan so stark danach, daß man es kaum in seiner Nähe aushalten konnte.«

(Fortsetzung folgt.)

*) Nur mit arabischer Zäumung ist dies ausführbar.

Tourville und Andronika*).

.....Herr von Vivonne stieg, nach einigen nöthigen Vorsichtsmaßregeln, die er wohlweislich getroffen hatte, um ein Unglück zu verhüten, in seine Cajüte hinab, wo er es sich möglichst bequem machte und seine Füße auf ein Kissen ausstreckte. Die Officiere, welche sich noch am Bord der »Capitane« befanden und ihre Schaluppen zur Abfahrt erwarteten, konnten das Lachen nicht unterdrücken, als Herr von Vivonne, im Hintertheil der Cajüte nachlässig ausgestreckt liegend, seinen Steward, der an der Cajüten-Treppe stehen geblieben war, fragte: ob seine Limonade in Eis gestellt sey?

»Ja, gnädigster Herr!« entgegnete ehrfurchtsvoll der Steward und deutete auf einen Diener, der am Eingange der Cajüte aufgestellt war. Dieser trug ein weites Gefäß von Blei, bedeckt mit einem Stücke Baumwollenzeug, worin sich die Caraffe mit jenem gefrorenen Getränk befand, das der General zwischen der Mahlzeit und besonders nach dem Mittagessen zu trinken pflegte.

Herr von Vivonne bemerkte das Lächeln der Officiere und sagte mit jener spöttischen Sorglosigkeit, die ihn charakterisirte: »Meiner Treu! de Vancy, ich glaube, daß die Herrchen da über mein Daunenkissen und über mein gefrorenes Danziger Wasser sich lustig machen! Glücklicher Weise trösten mich diese Dinge über die Spöttereien, die sie hervorrufen, gerade wie ein gewisses Thier — ich weiß nicht einmal, welches — das zu dem Gifte, das ihm eigenthümlich ist, zugleich das Gegengift bei sich trägt.... Und überdies, beim Lucullus! wäre es einfältig, deßhalb, weil man ein Kriegsmann ist, sich eine Bequemlichkeit zu entziehen. Eine sonderbare Logik, meiner Treu! Wollt Ihr vielleicht darum heute darben, weil Ihr morgen doch darben müßt, oder vielleicht gestern gedarbt habt!..... Warum soll man sich auf dieser Bahn des Ruhmes so teufelmäßig durchrütteln lassen, wenn man sich dieselbe ganz angenehm in einer Sänfte entlang tragen lassen kann? Waren die Siege des Lucull über den Mithridat weniger ehrenvoll oder weniger wichtig für Rom, weil Lucull bei Lucull zu Abend speiste? Was meint Ihr, de Vancy?«

De Vancy, beschränkten Kopfes und für gewöhnlich das Stichblatt Vivonne's, gab sich das Ansehen, als ob er diese etwas gesuchte classische Phrase verstanden hätte, und antwortete: »Nein, gnädiger Herr, und es ist recht schade, daß der Ritter von Tourville nicht mehr da ist; Sie würden ihn bekehrt haben, ihn, der auf seinem Schiffe so streng ist, daß, wie man sagt, jeder Officier auf einen Bedienten beschränkt wird. Und das ist noch nicht Alles! Hat er sich nicht die holländische Grille angeeignet, und läßt das Verdeck seiner kleinen Fregatte alle Tage waschen und abreiben, nicht mehr und nicht minder, als ob es der Fußboden eines Salons wäre?«

»Man sagt übrigens, daß auf seinem Schiffe eine außerordentliche Reinlichkeit herrsche.«

Zu dem Allen, gnädigster Herr, kommt noch, daß der Ritter auf die lächerlichste Weise gekleidet ist; wie sieht er aus mit seinen Puffen von karmoisinrothem Band! Auch glaube ich steif und fest, daß er ein einfältiges Weibsbild ist!«

»Er.... ein Weibsbild!..... Er, »Andronika's, der Holden, stillschmachtender Verehrer!« Ha! beim Apollo, da habe ich einen Vers gemacht! Ja, bei Gott! Andronika's, der Holden, stillschmachtender Verehrer! Ich werde an Racine einen Brief in Versen schreiben, welcher ungefähr anfangen soll:

„Andronika's, der Holden, stillschmachtender Verehrer!"

»Aber, gnädigster Herr, was hat es mit der holden Andronika für eine Bewandtniß?«

»Ah! das ist eine ganze Geschichte, und obendrein eine sehr traurige. Aber was diesen Seladon mit den karmoisinrothen Puffen betrifft, so ist er kein Frauenzimmer, denn er schlägt um sich, wie zwanzig Teufel, und das schon seit langer Zeit. Es sind nun, meiner Treu! zehn Jahre her, seit er das mittelländische Meer befuhr; er begann als Freiwilliger am Bord einer Fregatte, die Hocquincourt zu Marseille hatte bauen lassen, um damit die Ungläubigen zu bekämpfen. Ich habe diese Nachrichten über den Ritter von Tourville von einem alten sturmfesten Seemann, den ich mit mir vor Algier hatte, wo er den Dienst als Capitain eines Branders und als Lootse versah. Er war ein wahrhafter Heide, ein Satan mit grauen Haaren, der, ungeachtet seiner zweiundsechzig Jahre, mit aller seiner Kraft trank, spielte, fluchte und niedermetzelte, so oft sich nur die Gelegenheit dazu darbot. Dieser alte Spitzbube war der gute Cruvillier.«

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem Französischen des Eug. Sue (Geschichte der französischen Marine).

Anekdote.

Ein Bischof in England saß einst neben elf andern Geistlichen an der Tafel, als man ihm einen armen Landvicar meldete. Der Bischof ließ ihn eintreten, rief ihn an seinen Stuhl, fragte ihn Verschiedenes und wollte ihn dann beurlauben, als einer der Gäste fragte, was es in seinem Dorfe Neues gebe? »Nichts, antwortete der Vicar, als daß gestern eine Sau dreizehn Junge geworfen hat.« »Das ist nicht möglich,« versetzte ein anderer; — »denn die Sau hat nur zwölf Zitzen, wie macht es denn das dreizehnte?« »Es macht es wie ich, Hochwürdiger Herr! antwortete der Gefragte; — es sieht zu, indessen die Andern fressen und saufen.« — Der Bischof fühlte den Stich und hieß den Landgeistlichen Platz an der Tafel nehmen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, September 1836.

(Schluß.)

Im Theater an der Wien folgte dem Affen allein, nun ein anderer mit Gesellschaft, nämlich: „Affe und Frosch," oder: „Hudriwudri's (o schön!) Zauberfluch," von Told. Der Verfasser hat bereits so manches Gelungene im Gebiete der Volksstücke geboten, daß man es ihm nicht übel nehmen darf, wenn er jenes ungleiche, naturhistorische Paar mit einem etwas unscheinbaren Rahmen von dramatischem Teige umgab. Der Affe Muri, der Frosch Buri, und Hr. Scholz (natürlich haben die Bestien den Vorrang) haben übrigens schon einige zwanzig Mal das Haus wieder gefüllt. Was werden wir wohl noch für Mammalien, Reptilien oder Infusorien „die Breter, welche die Welt bedeuten," betreten, bekriechen und behüpfen sehen? — Es ist ein erfreulicher Vorschritt im Reiche der Erfindungen; eine sinnreiche Manier, ohne Büffon oder Raff, Großen und Kleinen die Naturgeschichte spielend beizubringen! — Der Affe ist aller Orten in Zuckerteig und Lithographieen abgebildet zu schauen, und die enormen Stellungen Klischnigg's werden sogar Abend am Theater feil geboten. Immer noch erträglicher, so von allen Seiten geäfft zu werden, als geärgert durch hyperwitzige Episteln, die ein quadrupes an den Andern durch einen Dritten schreibt. — —

Das Jahr naht seinem Ende, und die Taschenbücher ihrem Anfange. „Immergrün" (ominöser Titel!) heißt ein neuer, bei Haas erschienener Almanach, mit erträglichem Texte und recht hübschen Kupfern. — Hoffentlich wird ein nächster Jahrgang weniger reich an Gräßlichkeiten seyn, — im entgegengesetzten Falle möchte sich für einen solchen Herbstfalter sonst eher der Titel: Der Todtenkopf oder Immerblutig eignen. Pfautsch's „Siona" — und „Iduna" enthalten gelungene Beiträge, erstere sehr schöne Kupfer- und Stahlstiche. Ebendesselben „Gedenkemein" aber ist in letzterer Hinsicht der Brillant unter des unternehmenden Herausgebers Taschenbüchern.

Zum Schlusse noch etwas über die hiesigen sogenannten „Harfenisten," welche ihre schlichte Kunst immer mehr vervollkommnen. Anfangs, — vor 6—7 Jahren noch, kannte man nur höchst ärmliche Individuen, welche mit ihren noch ärmlicheren Harfen und anderen Instrumenten in Kneipen oder Gasthausgärten Geld zu gewinnen suchten. Bald aber nahm die Sache einen andern Auffschwung. Man beschränkte sich nicht mehr auf Gassenhauer, Lieder und improvisirte Schwänke, sondern es wurden wohleingelernte Arien gesungen, ernste und scherzhafte Gedichte declamirt, ganze, meist charakteristisch geschriebene Scenen aus dem Volksleben gegeben, und endlich kam es bis zur eigentlichen dramatischen Darstellung in Costüm, nur ohne Decorationen.

Treten Sie gegen Abend in die Gaststube eines Vorstadtwirthshauses, und Sie gewahren mitten im Gewühle aufmerksam horchender Zuhörer, oder in einer Ecke des Zimmers eine Art Bühne, darauf einen kleinen Tisch mit ein Paar Lichtern, ein mit der Harfe begleitendes Masculinum oder Femininum, und nun besteigen sämmtliche Histrionen die Bühne und singen eine captatio benevolentiae. Unmittelbar darauf beginnt die eigentliche Unterhaltung, wobei gedachte Musikstücke und scenischen Schwänke bunt durcheinander wechseln. Bei dieser Gelegenheit ist der costümirte Komödiant oft genöthigt, sich mitten durch das Publicum Bahn zu brechen, um auf seine Breter zu gelangen. Daß es an vielen Orten bei solcher Sing- und Redefreiheit nicht immer mit sokratischer Decenz hergehen kann, wird man leicht begreifen. Was liegt daran? Le peuple s'amuse! — In dichten Wolken kräuselt sich der Tabaksrauch um die Häupter der freilich nicht sehr delicaten Frauen, Mädchen und Jungfrauen, während von den zierlichen Gestellen der Schenke eine Reihe gypsener Figuren, wie sie die welschen Jungen hier schockweise um ein Paar Groschen verkaufen, mit ihren unbeweglichen Augen, zwischen Kannen und Gläsern herabsehen. Da steht neben dem Herzog von Reichstadt der monströse Lablache mit seiner Guitarre; der Sultan Mahmud neben einer Madonna, und um den Contrast zu vollenden, hängt das stabile, hölzerne Kreuz mit dem Heilande! — Nach beendigtem Spectakel wandert einer der Mitspielenden, gleich in seinem jeweiligen Ritter-, Räuber-, Bauern-, Soldaten- oder Magier-Anzuge, mit entblößtem Haupte und demüthig hingehaltenem Teller, durch das populäre Auditorium, und sammelt seine Kreuzer und Groschen. — In den großen, geschmackvollen Sälen findet man solche Vorstellungen bedeutend veredelt, und ein bestimmter Eintrittspreis befreit von dem lästigen, allzuoft wiederkehrenden Einsammeln. Beim römischen Kaiser in Erdberg zum Beispiel macht ein gewisser Moser mit seiner Gesellschaft, welche auf jeder deutschen Volksbühne mit Erfolg spielen würde, wahres Furore, und Raimund selbst zollte ihnen den größten Beifall.

Wenn es Ihnen und den Lesern genehm seyn sollte, nächstens ein anderes Genrebildchen aus unserer an solchen so reichen Kaiserstadt, indessen aber wie jederzeit Ihr Ergebenster.

Akrostichon hinten und vorn.

Die Akrosticha spielen in Leipziger Blättern merkwürdige Rollen. Auf die Wahl eines Rathsmitglieds kam ein doppeltes neulich zum Vorschein.

Hand in Hand mit weisen Vätern wandelt an der Pleiße Lichtgestalt
Ein treuer Bürgerfreund, der Pflichten und des Rechtes wackrer HerolD.
Reich an Geisteskräften, rein im Herzen bist ja, Edler! Du;
Offenkundig ist Dein Schmuck. Stets leite Dich die göttliche Ästräa.
Lachesis wirke lang für Dich; und steigt Atropos endlich nieder,
Dann ergrünt Dein Angedenken als der Liebe schönster SolD.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 270. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 10. November. **1836.**

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

Wie schön, dachte ich bei diesen Worten, haben doch die Mauren und Araber, welche wir Barbaren schelten, die alten chevalereskken Sitten beibehalten, die sie einst von Spanien aus über ganz Europa verbreiteten, wo sie jetzt nur noch eine halb vergessene Tradition sind!

»Der Pascha,« erzählte Jussuf weiter, »empfing mich gnädig, aber ernst, und nicht eher fand ich mich ganz unbesorgt, als bis er mich am Abend allein zu sich in den Harem rufen ließ. Hier, von Kabbubra hinter den Gittern gesehen, warf ich mich ihm zu Füßen, und weinend seine Hände küssend, schwur ich ihm zu, immer sein treuer und dankbarer Sohn zu bleiben. Mein Betragen, o Herr! setzte ich hinzu, verbürgt es dir wohl.«

»Hier schließt der erste Act meines Dramas,« sagte Jussuf, sich mit der weißen beringten Hand seinen prächtigen braunen Bart streichend (denn Jussuf spricht jetzt wie ein gebildeter Europäer), »der zweite endete gewaltsamer, und änderte mein ganzes zukünftiges Schicksal.«

»Drei Jahre vergingen in ungestörtem Frieden. Der Pascha konnte über das fortwährende Verhältniß mit seiner Tochter nicht mehr in Zweifel stehen, es war indeß hinlänglich, daß er es zu ignoriren schien; doch mußte dabei fast immer dieselbe Vorsicht angewendet werden, um Kabbubra's Ruf zu schonen und keinen éclat herbeizuführen, der dem Pascha selbst die Hände gebunden haben würde. Eine Heirath war vermöge unserer Gesetze nicht möglich, und mein Rang ihr auch völlig unangemessen, da ich, nicht von prinzlichem Blute, wenigstens erster Minister und Chef der Mamelucken hätte seyn müssen, um auf ihre Hand hoffen zu dürfen, was meine zu große Jugend unausführbar machte.«

»Dieser fortwährende Zwang fing daher an, uns mit der Zeit ganz unerträglich zu werden, und wir beschlossen endlich, zu fliehen. Ich hatte zu der Zeit einen Sclaven, mit Namen Antonio, auf den ich mich ganz verlassen zu können glaubte, und dem ich mich daher auch rücksichtslos entdeckte. Ich gab ihm 6000 Piaster, um unter der Hand ein Schiff zu kaufen, und dies am bestimmten Tage mit einer geringen Mannschaft, die im Namen eines Kaufmannes gemiethet werden sollte, für uns bereit halten zu lassen.«

»Der Hof begab sich alle Frühjahr nach einem Lustschloß, Hammam-Lief genannt, wo sich mineralische Bäder befinden. Diese werden als eine Art Reinigungscur gebraucht, der sich Jeder, der zum Hofstaat gehört, unterziehen muß. Das Schloß liegt mitten in einer Pläne, vom Meer eine halbe Stunde entfernt, und durch eine sumpfige Gegend voll hoher Binsen von diesem getrennt. Von hier wollten wir unsere Flucht bewerkstelligen, um Malta oder Sicilien zu erreichen, und, da es uns an Schätzen nicht fehlte, in Europa ein freies und glückliches Leben zu führen. Mit den schönsten Luftschlössern bauten wir uns diese Zukunft auf, in denen wir die stillen Freuden einer ungestörten Verbindung genießen wollten, und kein Zweifel am Gelingen störte die Zuversicht unserer, leider zu vertrauensvollen Jugend.«

»Die festgesetzte Nacht erschien. Antonio, der versicherte, daß Alles bereit sey, hatte mich verlassen, um uns am Ufer zu erwarten, und ich begab mich, froh, endlich am Ziele zu seyn, zu der ängstlich meiner harrenden Geliebten, die in großer Bewegung in meine Arme sank.«

»Bald gelang es indeß meinen Liebkosungen und feurigen Worten, die ihr das Bild unseres nahen Glückes mit allen glänzenden Farben einer seit lange nur dahin gerichteten Einbildungskraft ausmalten, sie zu beruhigen. Ein entsetzliches Gewitter mit Sturm und Regen, wie es in dieser Jahreszeit eintritt, tobte vor unsern Fenstern. Nichts konnte uns günstiger seyn, denn eine doppelte

Reihe von Zelten, mit Soldaten angefüllt, umgab das Schloß. Obgleich Einige von ihnen da, wo wir durchdringen wollten, bestochen waren, so konnten leicht Andere uns entdecken. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war nicht allzuhoch vom Boden entfernt. Ich löste meine lange goldene Säbelschnur, befestigte sie am Gitter, und auf dem Balcon hinaustretend, kletterte ich zuerst an der im Winde flatternden Schnur hinab, Kabbuhra, mir unverzagt und mit der Geschicklichkeit eines Eichhörnchens nachfolgend. Als sie aber unten angekommen war, überwältigten sie von Neuem ihre Gefühle. Sie wandte sich dem Hause noch einmal zu, fiel, in ihrer Meinung den ewigen Abschied nehmend, auf ihre Kniee und schluchzte laut. Doch unsere Zeit war zu kostbar, ich zog sie mit sanfter Gewalt hinweg, und passirte unangefochten mit ihr die Zelte, in welche der fürchterliche Regen alle Krieger zusammengedrängt hatte. Unser Weg zwischen den Binsen wurde aber immer beschwerlicher, und das Herz blutet mir noch, wenn ich daran denke, mit wie viel Muth und Geduld dies zarte Wesen ihre feine Haut an den Gesträuppen blutig ritzte, in bloßen Füßen (denn ihre Pantoffeln waren nach kurzer Zeit im Sumpfe verloren gegangen) und leichter Kleidung dem entsetzlichsten Unwetter ausgesetzt blieb, und dennoch nie eine Klage über ihre Lippen kommen ließ. Ich trug sie, so oft ich konnte, aber kürzlich erst von einer bedeutenden Wunde in der Brust genesen, die ich in einem Gefecht erhalten, waren meine eignen Kräfte kaum zur Hälfte wieder zurückgekehrt, und überdies drückte mich die Last großer Summen in Gold und Juwelen, die ich niemand Anderem anzuvertrauen gewagt, fast darnieder. Endlich erreichten wir, von Mattigkeit erschöpft, das Meer; aber wer schildert unser Entsetzen! kein Schiff war weit und breit zu sehen. — Hier verließ mich einen Augenblick alle Fassung, und nur Kabbuhra zeigte eine wunderbare Standhaftigkeit. Warte meiner hier, rief ich verstört, und laß mich suchen, Antonio muß in der Nähe seyn. Ueber eine halbe Stunde irrte ich verzweiflungsvoll am Ufer umher, doch nichts als einzeln die Luft durchkreisende Seemöven zeigten sich meinen starren Blicken. Als ich zurückkam, war auch Kabbuhra verschwunden. Eine aus den Binsen hervorbrechende Schlange verscheuchte sie; tödtlich geängstigt hatte sie mich dann auf einer falschen Seite aufgesucht, und eine zweite bange halbe Stunde verstrich, ehe wir, laut unsern Namen rufend, uns wieder zusammenfanden.«

»Trostlos schlugen wir den Rückweg nach dem Schlosse ein; ich in dumpfer Verzweiflung, das entschlossene Mädchen mich mit allen Trugschlüssen, die ihr die Liebe eingab, vergebens zu trösten versuchend. O Kabbuhra! rief ich, es bleibt uns nichts Anderes mehr übrig, wir müssen zusammen sterben! Ich bin bereit, erwiederte sie, dir zu folgen, wohin du mich führst, auch in den Tod. — Im halben Wahnsinn drückte ich sie fest an meine Brust und zog meinen Dolch, doch versagte mir der Muth. Kabbuhra, begann ich zagend, um Zeit zu gewinnen, küsse mich, und richte selbst die Waffe auf dein Herz — ist dein letzter Seufzer entflohen, so zerschmettert diese Pistole mein schuldbedecktes Haupt. O, sagte sie sich schaudernd abwendend, laß uns vorher doch noch das Aeußerste abwarten. Wie schnell ist, ehe man uns ergreifen kann, ein Dolchstich geführt; vielleicht schützt uns Allah, und läßt uns durch ein Wunder das Schloß wieder erreichen. Aber sie wußte nicht, daß meine wenigen übrigen Kräfte mit jedem Momente schwanden. Meine Wunde war von Neuem aufgebrochen, ich fühlte mich mit Blut überströmt, und sank ohnmächtig in die Kniee. Als ich die Augen wieder aufschlug, fand ich das treue Geschöpf mit der größten Geistesgegenwart beschäftigt, meine Wunde zu verbinden und mir starke Essenzen vorzuhalten, die mich mühsam in's Leben zurückgebracht hatten. Wie, dachte ich über mich selbst empört, dieses zarte gebrechliche Wesen zeigt solchen Muth und Du solltest neben ihr erliegen? Eine überirdische Kraft schien bei diesem Gedanken alle meine Nerven wunderbar zu stärken; ich raffte mich gewaltsam auf, und von Kabbuhra zärtlich unterstützt, nahten wir zum zweiten Male den Zelten. Der Himmel schien mit uns im Bunde und strömte noch immer seine Fluthen wie einen Wolkenbruch herab. — Jeder Wahrscheinlichkeit zum Trotz waren in wenigen Secunden die Wachen glücklich hinter uns, doch die goldene Schnur, dachte ich mit Schaudern, wenn sie bemerkt worden und nicht mehr da wäre! Doch das Unwetter hatte uns gerettet; schimmernd flatterte sie noch im Winde, wie zuvor. Kabbuhra schwang sich zuerst mit ihrer Hilfe hinauf, und gleich darauf verrieth mir ihr dreimaliges Klopfen, daß Niemand erwacht sey, und ich ihr sicher folgen könne. Auf dem gewohnten Wege fand ich meine Wohnung wieder, und wenige Tage reichten hin, um die Folgen dieser schrecklichen Nacht, der schmerzlichsten meines Lebens, gänzlich zu verwischen.«

(Fortsetzung folgt.)

Tourville und Andronika.

(Fortsetzung.)

»Der berüchtigte Cruvillier! — Cruvillier der Korsar? — Sie haben den Korsaren Cruvillier gesehen, gnädigster Herr?« —

»Ja wohl, meiner Treu! Ihr seyd ja ganz erstaunt!.... Es war in meinem Feldzuge vor Algier. Bei diesem erhielt ich, wie ich Euch sage, die genaueren Nachrichten über die erste Seereise Tourville's. Der gute alte Cruvillier war damals Matrose bei Hocquincourt, und sie gingen in jenem Jahre den Türken zu Leibe. Es war, so viel ich mich entsinnen kann, um das Jahr 1658 oder 1659, und ich gestehe, daß nichts seltsamer war, als diesen Ritter von Tourville mit seiner zarten Figur und seinen sechzehn oder siebzehn Jahren zu sehen, wie er sich unter jene levantischen Korsaren mischte, die schwärzer als der Teufel aussahen, um Abenteuer aufzusuchen. Der

gute alte Cruvillier erzählt, daß er an dem Tage, da der Ritter sich einschiffte, gerade am Bord der Fregatte des Hocquincourt gewesen sey, der über irgend einen Theil der Takelage ein Gutachten von ihm verlangt habe. Der alte Ungläubige war, wie ich Euch schon gesagt habe, locker und unverschämt, wie ein Teufel. Kaum sah er die blauen Augen, die rothen Wangen und das weiße bartlose Kinn des jungen Ritters, als er auch schon ausruft, daß Herr von Tourville ein Mädchen ist, das Hocquincourt an Bord genommen hat. Und ohne sich weiter zu besinnen, überschüttet der alte Sünder den Ritter mit tausend garstigen Redensarten und sagt ihm, daß sie sehr unrecht thäte, sich in einen Mannsrock zu stecken. Aber Tourville trat zurück und verabreichte ihm eine so derbe Ohrfeige, daß die ziegelrothen Wangen des alten Korsaren erbleichten. Hocquincourt, der anfänglich ein lautes Gelächter aufgeschlagen hatte, trat dazwischen, aber es war zu spät. Der Ritter beeilte sich, zu erklären, daß er keine Evatochter sey, und nahm den Degen zur Hand, um es zu beweisen. Der gute alte Cruvillier war nicht minder erbost; er fluchte und schwor, Alles niederzuschmettern. Man kam überein, sich zu rappiren und sogleich an's Land zu gehen. Es geschah. Cruvillier war ein alter Ueberrest jener gefährlichen Raufer aus der venetianischen Schule; Tourville hatte auf mehr als eine Art auf der Akademie zu Renoncourt geglänzt. Die Eisen kreuzten sich, und nach einigen prachtvollen und verwegenen Gängen von beiden Seiten erhielt die venetianische Schule von der Akademie Renoncourt einen tüchtigen Degenstoß, wobei die letztere in Thränen ausbrach, als sie Blut fließen sah; es war das erste Mal, daß ihr dergleichen begegnete. Der gute alte Cruvillier grollte deßhalb nicht mit ihm; er schenkte ihm von dem Tage an sein ganzes Wohlwollen und hörte nicht auf, ihn die schöne Blondine mit dem Degen zu nennen.

Einige Zeit nach diesem Zweikampf, welcher Tourville bei der Schiffs-Equipage besonders in Gunst setzte, ging die Fregatte Hocquincourt mit der des alten Cruvillier, der vollkommen hergestellt war, unter Segel. Die schöne Blondine mit dem Degen befand sich als Volontair am Bord bei Hocquincourt und verrichtete dort, wie man mir gesagt hat, alle gewöhnliche Matrosen-Arbeiten, trotz dem geringsten Schiffsjungen, nur daß er Handschuhe trug, um die Weiße seiner Hände zu erhalten, und seinen Kopf mit einem breiten Filz bedeckte, um sich seinen Teint nicht zu verderben, abgesehen davon, daß er sich bis zur Lächerlichkeit waschen, parfümiren und schminken ließ, und das von einem Kammerdiener, den er eigends mitgebracht hatte; denn diese Tourville's stammen aus einem bedeutenden Hause in der Normandie und sind nicht ohne Vermögen. Hocquincourt und Cruvillier nahmen zuerst ihren Cours nach Malta, um zu erfahren, unter welchen Breiten sie den Ruhm für die heilige Kreuzes-Fahne aufzusuchen hätten ..... das heißt eigentlich, die Ungläubigen zu schinden und ihre Frauen und Kinder in's Elend zu stürzen. Einige mitleidige Seelen bezeichneten den beiden Korsaren das Fahrwasser von Venitica und Carrera, wo sich seit einigen Tagen türkische Kreuzer aufhielten, welche fünf reich beladenen genuesischen Schiffen auflauerten, die aus dem Meerbusen von Venedig auslaufen sollten. Unsere beiden Verfechter der Religion begaben sich auf der Stelle dahin, und nachdem sie kaum zwei Stunden in diesen Gewässern gekreuzt hatten, erblickte Cruvillier, der mit seiner Fregatte »la Sainte Ampoule« voraufsegelte, zwei Schiffe in seinem Lee, die er augenblicklich signalisirte, und dann beilegte, um Hocquincourt zu erwarten, denn dessen Fregatte »l' Etoile de Diane« segelte bei weitem nicht so gut, als »la Sainte Ampoule.« Die Türken, welche das Manoeuvre der Christen sahen, halsten alsobald, und Alle bereiteten sich zum Gefecht.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 18. October 1836.

Es hat sich hier sehr allgemein ein Gerücht verbreitet, das nicht, wie andere Klatschereien, unerwähnt bleiben darf, weil es dort, wo es nicht als ganz grundlos, verworfen worden, eine zu große Sensation gemacht und man kann wohl sagen, selbst eine fast bedenkliche Stimmung hervorgebracht hat. Man hat nämlich ausgesprengt, es solle eine Verordnung erscheinen, nach welcher alle Staatsbehörden bei ihren Verordnungen und Bescheiden an Individuen, sich nicht ferner des Prädicats Herr bedienen sollen, in fofern solche nicht vom Adel sind. Eine solche Anordnung würde offenbar den Samen zu einem Antagonismus des Bürgerstandes gegen den Adel ausstreuen, der gewiß keine segensreichen Früchte hervorbringen müßte. Wenn man auch, wie der Schreiber dieser Zeilen, nicht Alles für den Geist der Zeit erklären möchte, was von einer gewissen Partei, zur Beschönigung ihrer Ansichten, dafür ausgegeben wird, so ist er doch überzeugt, daß eine solche Maßregel mit dem Geiste der Zeit ganz unvereinbar ist, und man darf nur die Jahrbücher der Geschichte aufschlagen, um zu sehen, wie alle nicht zeitgemäße Unternehmungen gescheitert sind und eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben, als damit bezweckt werden sollte. Diese Anordnung würde überdieß mit andern in grellen Widerspruch stehen, indem man selbst bei den untern Volksclassen das Er, als herabwürdigend, in das Sie verwandelt hat, und es hieße das Princip der Ehre, eine Hauptbasis des monarchischen Staats, auf eine für Millionen tief verletzende Weise, untergraben. Glücklicher Weise ist die Zahl der Leichtgläubigen, die sich fürchten, daß dies ausgesprochene Gerücht zur Wahrheit werden möchte, nicht groß; die Mehrzahl hegt zu viel Vertrauen zu dem Oberhaupte des Staats, zu der Humanität seines Herrschers und zu der Einsicht seiner Minister, als daß sie grundlosen Aussprengungen Glauben schenken sollte. Einige, die man wohl zu den scharfsinnigsten zählen kann, sind der Meinung, daß dies Gerücht böswillig von den

Juden ausgesprengt worden, weil sie durch ihr Benehmen, die Veranlassung gegeben haben, mehrere Modificationen in Hinsicht der ihnen so human bewilligten Emancipation eintreten zu lassen. Diese Meinung ist um so wahrscheinlicher, wenn man dieses Gerücht mit einem andern widersinnigen vergleicht, daß von ihnen ausgesprengt worden, und das näher anzuführen, eine Blasphemie seyn würde.

Hauptsächlich erwähne ich deßhalb dieses Gerüchts, weil es sich leicht ereignen könnte, daß es in der einen oder andern Zeitschrift schon als eine unbestreitbare Wahrheit verkündet und auf eine unziemliche Weise commentirt werden könnte.

Doch genug, und mehr als genug von einem Gegenstand, der sich mit der Verfassung des preußischen Staats nicht verträgt und daher deßhalb schon für eine aus bösen Absichten ersonnene Unwahrheit ist.

Die Criminal-Deputation des Stadtgerichts hat die nachstehende Aufforderung erlassen:

„Ein Arrestat, der sich selbst gestellt hat, will am 1sten October d. J., Nachmittag gegen 4 oder 5 Uhr, hier unter den Linden mit einem ihm unbekannten Manne, der ungefähr 20 Jahr alt, von blondem Haar, 5 Fuß einige Zoll groß, mit braunem Tuchüberrock, schwarzen Tuchhosen und schwarzer Tuchmütze bekleidet gewesen, zusammengetroffen seyn, einige Tabagieen mit ihm besucht, ihn zwischen 8 und 9 Uhr nach seiner Wohnung, welche angeblich in der Gegend der Luisenstraße und der Charité sich befände, begleitet, am Schiffbauerdamm aber, nicht weit von der Weidendammer Brücke, in Folge eines unter ihnen entstandenen Wortwechsels, mit der Faust erschlagen und in das dortige Wasser gestoßen haben. Jeder, der über diesen Vorfall, über die Person des angeblich Erschlagenen, welcher anscheinend ein Fremder gewesen seyn soll, oder über dessen Leiche Auskunft zu ertheilen vermag, wird hiermit aufgefordert, dem unterzeichneten Gericht davon Anzeige zu machen, oder am 20sten d. M., um 10 Uhr, Molkenmarkt Nr. 3, vor dem Herrn Kammergerichts-Assessor Busse I. sich einzufinden. Berlin, den 18. October 1836."

Diese Bekanntmachung ist erst erfolgt, als man, nach der Anzeige des Arrestaten, in der Spree bei der Weidendammer Brücke, eine genaue Untersuchung nach dem angeblich da hinein geworfenen Getödteten angestellt, und diese ohne allen Erfolg geblieben ist. Es gewinnt daher das Ansehn, als wenn der sich eines Mordes selbst Angeklagte, entweder an einer fixen Idee leidet, oder wohl gar — was noch wahrscheinlicher ist — diesen Weg eingeschlagen hat, um — aller Hilfsquellen zu seiner Subsistenz beraubt — sich Dach und Fach und Lebensunterhalt zu verschaffen, denn, um die Wahrheit einer solchen sehr unwahrscheinlich klingenden Angabe zu ermitteln, gehört unstreitig eine geraume Zeit; unter den von ihm angeführten Umständen, da er keinen Raubmord begangen habe, sondern nur fast zufällig und absichtslos den Unbekannten erschlagen haben will, wird er nicht wie ein grober Criminal-Verbrecher behandelt werden, und sollte es wirklich sich endlich erweisen, wie sein Vorgeben nur eine Schwindelei gewesen, so hat er wenigstens eine lange Zeit und auch demnächst, wenn er dafür mit Gefängniß bestraft wird, seinen Zweck erreicht, seine Subsistenz gesichert zu sehen.

Mit Bezug auf dasjenige, was ich bereits wegen der Separatisten erwähnt habe, gegen deren Umtriebe alte Verordnungen erneuet worden, bemerke ich, daß solche dadurch noch keineswegs gänzlich unterdrückt sind. Im Stillen finden immer noch Conventikel statt; ein Geistlicher aus einer Provinz des preußischen Staats war hierher gekommen, er hatte gleich Unterstützung bei Gleichgesinnten gefunden, und hielt nun auf einem Hausboden Vorträge. Eine Weile trieb er sein Wesen ungehindert; endlich erhielt denn doch die Policei davon Kenntniß, seine Vorträge wurden ihm nicht nur untersagt, sondern er hat auch die Stadt räumen müssen. Unstreitig wird er sich für einen Märtyrer halten und seine Anhänger der nämlichen Meinung seyn. Was er für seine Person glaubt und für wahr hält, darüber wird man ihn hier, nach dem angenommenen Grundsatz der Toleranz, nie in Anspruch nehmen, ein Anderes ist es aber, wenn man für diese Ansichten Proselyten machen will, denn in diesem Fall würde es auch zu gestatten seyn, den Götzendienst oder den Atheismus zu predigen, und wohin würde eine so weit getriebene Toleranz führen? — Sie ist nicht schwer zu beantworten: zur gänzlichen Entsittlichung, denn die Unsittlichkeit der früher so viel besprochenen religiösen Secte hat sich so ungefällig manifestirt, daß sie selbst diejenigen, welche sie gern entschuldigen möchten, sie doch abzustreiten nicht dreist genug sind.

Notizen.

[Eine schwebende Burg in Sachsen.] Die schwebenden Gärten der Semiramis sind mir immer noch von meiner Jugend her bekannt, in welcher sie mich Meidinger französiren hieß, eine schwebende Burg in meinem Vaterlande Sachsen war mir bisher unbekannt und keine Vaterlandskunde hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Und doch gibt es in der That eine solche. In den Ringmauern der Stadt Saalfeld steht auf der südöstlichen Seite die sogenannte Sorbenburg (auch Hochschwarm genannt). Daß Bergschloß bestand ursprünglich aus vier starken gleichförmigen Thürmen, zwischen welchen ein schwebendes Haus in Ketten gehangen hat. Nur zwei dieser Thürme sind noch übrig. Von Haus und Ketten und Kettenhaus keine Spur mehr!

[Aufhellung.] Der vielfach besprochene und neulich auch durch Semilasso's Reise in Afrika noch mehr im Renommée gestiegene Juffuf-Bei ist in der That kein geborener Türke, sondern ein gutes Christenkind, und wenn er bisher etwas in dem mysteriösen Dunkel, das über seinem Herkommen schwebt, gesucht oder dasselbe zu einem Nimbus zu weben beflissen gewesen ist, so möchte dieß in Zukunft nicht weiter gelingen. Ein Postbeamter in Frankreich nämlich hat aus mehreren in den Journalen gegebenen Nachrichten über den oben genannten höchst merkwürdigen und interessanten Mann entnehmen zu dürfen geglaubt, daß derselbe ein ihm im Jahre 1817 von seiner Seite geraubter Bruder sey, welcher in die Hände barbareskischer Corsaren gerieth. Zur Verificirung dieser Vermuthung hat er nun der Behörde alle geeigneten Daten mitgetheilt und um Nachforschung gebeten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 271. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 11. November. **1836.**

Die Abendzeitung contra Unsern Planeten *).

Der Genius der Abendzeitung regt in Nr. 85 seines literarisch-kritischen Museums seine Federmausflügel gegen die in Nr. 135 d. Bl. mitgetheilte Charakteristik seines Wesens und Wirkens und schreit sie aus als hämisch, maßlos, voll Erdichtung und Verdrehung. Es geschieht dieses ὡς ἐν παρόδῳ, ja, ein Uebelwollender könnte dabei das Gleichniß von einem Gassenbuben aufstellen, welcher unter Schimpfreden die Flucht ergreift, weil er zum Kothwerfen keinen Raum und keine Gelegenheit mehr hat. Ich könnte also zu der vermeintlichen Abfertigung meiner apologetisch-polemischen Charakteristik ohne alle Gewissensunruhe schweigen, will aber doch zum Ueberfluß einige Bemerkungen beifügen. Hämisch heißt nach richtigem Sprachgebrauch versteckt; mein Angriff aber ist offen. Daß meine Beschuldigungen nicht maßlos sind, kann schon der Umstand bezeugen, daß die Redaction sie theilweise gestrichen, oder, wie ich lieber glauben möchte, in petto behalten, sie also nicht nur gemessen, sondern auch abgemessen hat. Erdichtung können meine Vorwürfe nicht seyn, da mir die Abendzeitung mehrmals alles Dichtertalent grausam abgesprochen hat, Verdrehung aber vollends gar nicht, da ich bei meinem polemischen Streben gegen die Abendzeitung in gerader Richtung mehr Material finden würde, als ich jemals zu verarbeiten im Stande wäre, und außerdem zum Drehen ohne Noth, viel zu bequem bin.

„Blauer Ritter, schenkt mir eine Lanze!"

Es folgt dann die hochmüthige Redensart: „man finde es seiner nicht würdig und angemessen, etwas zu erwiedern." Wie oft mögen sich hinter solchem Bollwerk Feigheit und Dummheit mit ihrer weitverbreiteten Sippschaft versteckt haben. Das Versteck taugt nichts für einen Mann von Ehre und Muth, erfüllt also eben so wenig seinen Zweck, als die obigen zurückgewiesenen Epitheta.

„Das Feige adelt selbst den feigsten Knecht!"

Ferner deutet der Genius der Abendzeitung sehr deutlich, ja wörtlich darauf hin, daß alles ihm Ungefällige und Widrige dem Pöbel und der Pöbelherrschaft angehöre, pöbelhaft und Pöbelurtheil, a priori schlecht, niederträchtig, schändlich, ein Miasma sey. Weit entfernt, vor diesem Pelotonfeuer der überschwenglichsten Selbstgefälligkeit niederzustürzen, schüttele ich vielmehr alle Kugeln, wie Flaumenfedern, von mir ab und schicke mich an, demjenigen nach allen Regeln hofräthlicher Etikette Glück zu wünschen, der eine so sichere Höhe der Selbstüberhebung erreicht hat.

„Bescheidenheit ist eine Tochter der Weisheit."

Daneben kommt eine Ableitung des Wortes Aristokratie zum Vorschein; aber wie sehr bedauere ich den Genius der Abendzeitung, daß er seine Zuflucht zur Philologie nahm! Die Derivation nämlich ist nicht nur grammatisch schnitzerhaft, sondern auch voll grober Ignoranz in der historischen Interpretation, denn jeder mittelmäßig gut unterrichtete zwölfjährige Knabe weiß, wie früh das Wort Aristokratie in praxi deteriorirt wurde. Eine höchst lächerliche und verächtliche Verdrehungsmühe ist es daher, durch die primitive Bedeutung des erwähnten Wortes die Behauptungen seines Gegners entkräften zu wollen. Diese neue Demüthigung des Genius der Abendzeitung entspringt aber daraus, daß Hr. Goldschmied der Philologie in der Abendzeitung „Hals und Beine" brechen wollte, zu Gunsten eines Dichters, wie Ortlepp, der keinen geringen Theil seines schriftstellerischen und dichterischen Seyns, sicher nur dem Studium der Philologie oder den alten griechischen und lateinischen Classikern verdankt, der demnach solchen Goldschmied'schen Ausfall gegen classische Bildung nur im höchsten Grade mißbilligen kann.

„Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten."

Hier könnte ich füglich aufhören, will aber, zur Wiederaufweisung des Urgrunds vom Streite und seines Erfolgs, erst noch Einiges obenhin berühren. Der Abendzeitungsgenius hört

*) Siehe Nr. 135 dies. Bl.! „Der Genius der Abendzeitung ꝛc."

nicht auf, die indiscrete Goldschmied'sche Herabsetzung des Hartmann'schen Verlags eine „Anzeige", im gewöhnlichen Sinne des Wortes, zu nennen, trotz dem, daß ihm, wie einem ABC-Schützen, vorbuchstabirt worden, daß sie eine Anzeige ist, wie sie nicht seyn soll, daß sie ein Aggregat und Conglomerat von Dummheit und Uebelwollen ist, wie es bis jetzt die Kritik kaum aufzuweisen haben möchte. Sonach fehlt es offenbarlichst an Fassungskraft und gesundem Verstande, und es bleibt mir nichts übrig, als den Zufall anzuklagen, daß er mir keinen bessern Gegner beschcert hat.

„Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!"

Schließlich nur noch einen Rath für den Mignon des Abendzeitungs-Genius, für den ehrenwerthen Mann Goldschmied. Er möge der öffentlichen und brieflichen Hetzerei Gehör geben, sich des unrechtmäßig angemaßten Goldes entkleiden, zum Schmied oder meinetwegen auch, wenn es seine Antipathie gegen die Philologie zuläßt, zum Faber werden und sein Heil mit mir in der Arena der Polemik versuchen. Es wird dieses ehrlicher seyn, als der Dresdener Entschluß: im Geheimen zu miniren und im Stillen eine eclatante Explosion für den Gegner vorzubereiten.

„Die Dummheit ist oft mit der Bosheit eng verpaart."

L. Seidlitz *).

Dramatische Literatur.

Schauspiele von Bernhard Neustädt. Erster Theil: »Der Bravo,« Schauspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel: der Kampf der Gondoliere in Venedig. »Süd und Nord,« Schauspiel in drei Aufzügen. Breslau, Verlag von F. E. C. Leuckart. 1836. 261 S. 8.

Bernh. Neustädt ist kein neuer Name in der theatralischen Welt, kein Name, der sich erst Klang verschaffen müßte, er ist bereits introducirt und accreditirt und klingt, zwar nicht wie die große Glocke zu Moskau, aber doch wie ein freundliches Spielwerk einer Thurmuhr, dem einige Augenblicke zu opfern, man für keinen Raub an der Zeit hält. Bei weitem die meisten und besten Theater Deutschlands kennen ihn wenigstens aus seiner gelungenen Dramatisirung der Spindler'schen Novelle, „der Jude," und haben ihm mehr Beifall dafür gezollt, als manchem Andern, der den Versuch der Bearbeitung für die Bühne mit weniger Geschick und Glück gemacht hat. Das ist ein Vortheil für den Kritiker, selbst wenn er im Sinne hat, Jemanden herunterzureißen, oder, wie die Modernen sagen, in die Pfanne zu hauen.

Vor solchen blutigen Gedanken bewahrt uns die mit Sorgfalt betriebene und gewissenhaft durchgeführte Lectüre des bezeichneten Neustädt'schen Werkes. Das erste Stück hat mich auf das Allerlebhafteste an die theatralischen Schöpfungen Klingemann's erinnert. Hiermit könnte ich mir eine weitere Charakteristik ersparen, denn Klingemann ist doch wohl noch in dem Andenken, daß man von ihm weiß: er war derjenige Mann, der vielleicht noch mehr als Tieck Einsicht in alles Materielle und Formelle des Theaterwesens hatte, der die Anlage, für das Theater zu dichten, mit der Geschicklichkeit verband, ein Theater zu dirigiren, der in jener, wenn nicht die Höhen der Vollkommenheit und Untadelhaftigkeit erreicht, doch eine Stufe erlangt hatte, auf welcher er des Beifalls des Publicums gewiß seyn konnte, in dieser aber, in der Geschicklichkeit zu dirigiren, noch lange als ein unübertroffenes Muster vorleuchten wird. Klingemann verstand es, mehr als die Meisten der neuern und neuesten Theaterdichter, den rechten Effect herbeizuführen, ihn am rechten Orte zu verwenden und ihn zum Sporn zu machen, der das Publicum zum Beifall und Applause stachelt. Wenn man darauf hindeuten wollte, daß Klingemann sich dieses Verständnisses zu sehr bedient habe, so erwiedere ich darauf nur, daß er eben darum ganz eigentlich ein Theaterdichter für unsere Zeit ist, welche in ihrer Indolenz nur durch tüchtigen Sporenstich aufgestachelt werden will. Ich betrachte es darum als ein ganz besonders malitiöses Fatum, daß Klingemann's Stücke von der Bühne beinahe gänzlich verschwunden sind.

Was eben von Klingemann's Stücken im Allgemeinen gesagt worden ist, kann man, in Einzelnes zerlegt, auf Bernh. Neustädt's Schauspiele übertragen. Es regt sich in denselben jenes dramatische Feuer, das unwillkürlich durch seinen bald hell erleuchtenden, bald mystisch glitzernden Schein anzieht und erfreut, bald sanft erwärmend, elektrisch durchzuckend einwirkt, und das, hat es einmal seinen Gegenstand gefaßt, ihn auch dann noch zu halten weiß, wenn es als leichte und vergängliche Spiritusflamme erkannt wird. Wie nicht Alles Gold ist, was da glänzet, und Mancher, der sich für einen Goldschmied ausgibt, nur ein schlechter, grober Schmied ist, so ist auch nicht Alles Feuer, was flackert und flammt; aber das ist auch in theatralibus für unsere Zeit nicht zu verlangen; es reicht schon hin, wenn so viel wirkliches Feuer da ist, daß man bei dem gemalten nicht friert. Das und mehr ist bei Neustädt's Arbeiten der Fall. Es herrscht in ihnen ferner jenes theatralische Leben, das Situation auf Situation stellt, Scene auf Scene baut, Handlung an Handlung knüpft, so daß der Zuschauer nirgend recht zur Ruhe kommt und sich dem Willen des Dichters überlassen muß. Welch' ein Vortheil! Sodann hat der Dichter Stoffe gewählt, die zweierlei Bedürfnisse befriedigen, ich möchte sagen: ein forensisches und ein familiäres. Wer sähe es heute, in unserer Bundestags-Acten-Enthüllungs-Periode, nicht außerordentlich gern, wenn einer mißhandelnden Behörde oder einer die Staatsgewalt mißbrauchenden Intrigue ein Opfer entrissen und ein Actus der Volksjustiz geübt wird! Wen freute es nicht, den Herren von Gottes Gnaden und ihren Dienern

*) Es wird sehr gut seyn, wenn die Abendzeitung im Ernst gesagt hat: die eben besprochenen Worte seyen ihre letzten, damit der Streit, von Seiten der Abendzeitung mit Leidenschaftlichkeit begonnen, hier nicht weiter fortgesetzt werden muß. Die Erwähnung in der Journalschau verdient wohl kaum Dank, da sie geschah, um Wahrheit zur Lüge zu machen und ihr Lob nicht aus gerechter Anerkennung geflossen ist, sondern zur Ostentation einer Großmuth dienen soll, die nur Schwachköpfe verblüffen kann.

D. Red.

gleichsam in die Karten zu schauen und ihre Machinationen in ihre oft nicht empfehlenswerthen Bestandtheile sich auflösen zu sehen? Wem machte es nicht innigen Spaß, den Triumph eines Glieds des Volks über alle Befeindungen der Großen und Herrschenden mitzufeiern? Dieses forensische Interesse befriedigt der „Bravo" (einer Cooper'schen Erzählung entnommen). Er ist reich an Personen und Charakteren; erstere werden immer gut und vortheilhaft und so gestellt, daß sie sich nicht hindernd in den Weg treten, vielmehr eine der anderen wegen da seyn zu müssen scheint, letztere entbehren zwar nicht eines leichten und leicht zerfließenden Nimbus, erfüllen aber doch in ihrer Haltung vollkommen den Zweck einer angenehmen Theaterunterhaltung. Die Sprache, der pikanten Tendenz des Ganzen angemessen, ist feurig, hinreißend, lebendig und ohne gerade hochpoetisch zu seyn, doch oft schön zu nennen; überall und immer aber regelrecht, ungezwungen, leicht und fließend; der Dialog von einer Natürlichkeit und Geläufigkeit, die in Hrn. Neustädt den gewandtesten Conversationsmann in der Welt und am Schreibpulte zeigt.

Das familiäre oder häusliche Interesse gehört dem zweiten Stück: „Süd und Nord." Wer dabei ein wenig an Müllner's Schuld denken will, dem wollen wir dieß nicht allzu sehr verdenken, doch möge er sich wohl hüten, etwas Müllnerianisch-Hochfatalistisches und Hochtragisches zu finden. Es handelt sich nämlich um weiter nichts, als um eine Doppelheirath, deren sich ein deutscher Graf, von einem abgefeimten verbrecherischen italienischen Spieler auf das Vielfachste überlistet, schuldig gemacht zu haben glaubt. Daß er dieß mit den meisten Personen des Stückes und den Zuschauern beinahe bis an's Ende glaubt, wo die vermeintlich zweite Angetraute den ganzen spitzbübischen Plan ihres Verführers enthüllt und ihre Trauung, durch einen in's Complott gezogenen vermummten Laien vollzogen erklärt, gehört zu den Eigenschaften des Stückes, die ihm Werth verleihen. Unter den Charakteren ist unstreitig der des Generals unendlich verfehlt. Er soll ein alter ehrlicher Haudegen, ein guter Vater und Großvater seyn, und ist, trotz aller Poltronerie, totus quantus nichts, als eine wächserne Nase, die jedem Drucke weicht. Der Antheil für ihn kann darum nur ein unentscheidender seyn. Für das Humeristische hat Hr. Neustädt kein Talent bewiesen, denn seine komische Figur: Martin ist ihm förmlich verunglückt. Amalie, die verrathene Gattin aus Deutschland, spielt eine viel zu excentrische Rolle und Mathilde, das Werkzeug des Betrugs, gleicht zu sehr einer mystischen Person, als daß sie auf besondere Beachtung Anspruch machen könnte. Das Mitleid mit ihrem zerrissenen Herzen und dem Schicksal, daß ihr durch ihr Geständniß bereitet wird, reicht für das dichterische Bedürfniß nicht aus. Der deutsche Graf, den man so wenig als möglich kennen lernt, ist ein Mensch, der für das Schlechte zu gut und für das Gute zu schwach ist, also ein bejammernswerthes Mittelding zwischen Himmel und Hölle. Die beiden Bösewichter Lorenzo und der s. g. Marchese sind von ganz gemeiner Spitzbubenart und erregen nur Ekel, wie sehr man sich auch bemühen mag, denselben zur Verachtung zu erheben. So wenig läßt sich ihnen eine interessante Seite abgewinnen.

Ueberblickt man das Ganze genau und streng, so ist es kein Drama, sondern eine Tragikomödie, eine tragi-komische Episode in dem Ehestandsleben eines deutschen leichtsinnigen und leichtgläubigen Grafen, deren ganzer Werth in einer sehr gewandten, theatergemäßen und effectreichen Behandlung besteht. In dieser Eigenschaft, mit welcher sich das obengenannte Interesse verbindet, wird sie wohl geeignet seyn, sich auf einige Zeit auf einem Repertoir zu erhalten. Auf Größeres darf sie keine Ansprüche machen. Möge ein zweiter Theil Gleichmäßigeres bringen, damit wir es nicht bereuen, Hrn. Neustädt's Talent mit dem eines Klingemann paralleliſirt zu haben.

Die Ausstattung des Werkes läßt keinen Tadel zu.

Demetrius, Trauerspiel. Nach dem hinterlassenen Entwurf Schiller's fortgesetzt und für die Bühne bearbeitet vom Freiherrn Franz v. Maltitz. (Manuscript.) Berlin, 1835. Bei J. G. Hasselberg. 114 S. kl. 8.

Ein neckender Zufall hat bis heute uns das vorliegende niedliche Büchlein aus den Augen gerückt und uns so verhindert, ihm pro virili bei seinem Eintritt in die Welt Bahn zu machen. Es bedarf dieses Dienstes nicht mehr, da es bereits durch die Darstellung auf der Berliner Hofbühne eine Bekanntschaft erlangt hat, wie es dieselbe nur wünschen kann. Die Stimmen der Kritik haben im Ganzen sehr vortheilhaft über die Maltitz'sche Arbeit sich ausgesprochen, und dieses mit vollem Rechte. Wie viele ähnliche Versuche auch immer gemacht worden sind, das Schiller'sche Fragment zu ergänzen, bei weitem die meisten sind, wenn nicht schmählich, doch sehr unzweifelhaft verunglückt. Keinem hat es gelingen wollen, sich in den Geist, Sinn und Willen des großen Dichters so hinein zu denken, so mit ihn selbst gleichsam zu verwachsen und eins zu werden, als es dem Freihrn. v. Maltitz sonder allen Zweifel gelungen ist. Es steht nun vollendet und in schöner Vollendung da, was lange als Anlage, als ruinenartige Anlage uns Bedauern einflößte; ein wohnlicher Palast ist erstanden, über dessen Thoren und Thüren, Zinnen und Thürmen, von Meisterhand ausgearbeitet alle Zeichen und Insignien glänzen, bei deren Anblick mehr als eine Fiber in demjenigen bebt, der nicht Fremdling ist in der Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart, und diese wie jene an und in sein Herz geschlossen hat. Daß nichts desto weniger Hr. v. Maltitz auch Tadel erfuhr — nun wir wollen es nicht als eine vollkommene Ungerechtigkeit bezeichnen, denn sicher wird er selbst nicht wagen, seine Arbeit jedes Tadels frei zu nennen, aber zugleich bemerken, daß tadeln zur Mode in der Kritik gehört, und daß, wie man ja genugsam in Erfahrung gebracht hat, selbst Schiller, wenn er wieder gekommen wäre, um sein unvollendet gelassenes Werk zu vollenden, keineswegs den heftigsten Angriffen hätte entgehen können und seinen Wiederkehrungsversuch sicher schwer bereut haben würde. Unter allen Dichtern hat der dramatische jetzt am meisten mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Einerseits ist es die in ihren Grundsätzen zerfallene, oder vielmehr auf gar keine Grundsätze mehr basirte und in's Blaue hinein rotomondirende Kritik, welche ihm Schweiß auspreßt und die Freuden der dramatischen Vaterschaft vergällt,

anderentheils ist es das Publicum, welches oft eine Apathie und Indolenz gegen das Beste und Gediegenste zeigt, die zur Verzweiflung bringen möchten. Auch Hr. v. Maltitz hat eine nicht eben erhebende Erfahrung von dieser Seite gemacht, wenn man den Theatercorrespondenten von Berlin trauen darf. Bei ihm gesellte sich noch der Umstand hinzu, daß man im Allgemeinen glaubt, über das Ergötzen an einem Schiller'schen Stück hinaus seyn, und so gleichsam einem über-Schiller'schen Geschmack haben und zeigen zu müssen. O des modischen, dummen Unsinns! Hr. v. Maltitz wird Mann und Philosoph genug seyn, sich über denselben und seine Verwandtschaft hinauszustellen und sich mit dem Beifall der Wenigen zu begnügen, denen wahres Beurtheilungsvermögen und Abstractionskraft von aller ephemeren Abirrung in hinreichendem Maße einwohnt.

Die äußere Ausstattung ist würdig und zierlich. L. S.

Literarischer Beobachter.

[Talleyrand's Memoiren.] Hat der alte Diplomat Memoiren niedergeschrieben oder nicht? Das ist seit langer Zeit die Frage. Lavocat, der bekannte Buchhändler und Verleger der berühmtesten Memoiren unserer Zeit hat vor Kurzem eine Reise nach Valençay angetreten, um darüber in's Klare zu kommen. Der Patriarch der Diplomatie empfing den Buchhändler sehr artig und sagte zu ihm: „Ich habe nur Geschichte geschrieben und die steht im Moniteur. Was meine Memoiren betrifft, warum sollte ich sie schreiben? Kein Mensch würde daran glauben." Der Buchhändler bot 500,000 Fr. und zeigte dem Prinzen das Portfeuille, das diese Summe enthielt oder doch enthalten konnte. Aber der Prinz lächelte und blieb dabei, daß er keine Memoiren geschrieben habe. „Aber man hat doch gesagt, ja selbst drucken lassen," sagte ferner der Buchhändler, „daß Sie dieselben Jemanden vermachen wollten." — „Und wem denn?" — „Herrn Thiers." Und der alte Diplomat lachte wieder. „Und warum sollte ich sie Herrn Thiers lassen, als einen Gegenstand der Speculation? das hat er nicht nöthig, sein Glück ist gemacht. Hätte ich Memoiren niedergeschrieben, wie Sie und die Zeitungsschreiber behaupten, und wollte ich Jemandem ein Geschenk damit machen, so wäre es Jacob, mein Kammerdiener, der seit dem Jahre 111. bei mir in Diensten steht."

Dies waren die letzten Worte des Prinzen, dem die Unterhaltung beschwerlich zu fallen schien. Der Buchhändler entfernte sich etwas verwirrt und die Frage über die Talleyrand'schen Memoiren bleibt mithin noch unentschieden; doch wenn etwas im Stande ist, an ihrem Vorhandenseyn nicht zweifeln zu lassen, so ist es das, daß Herr von Talleyrand gesagt hat, sie existirten nicht.

[Groß-Hoffinger.] Ueber diesen Mann mit den ungemessenen Ansprüchen, heißt es in einer Correspondenz-Nachricht aus Stuttgart (Phönix Nr. 285): „Es ist bemerkenswerth, wie Oesterreich von uns speculativen Schwaben ausgebeutet wird. Athemlos zeigt sich hierin besonders der bekannte Groß-Hoffinger, der in diesem Betreffe ein Machwerk nach dem andern erscheinen läßt. Wenn es je Beispiele gab, durch die man der Welt recht klar zeigen konnte, wie sich ein profanum vulgus auch an das Würdigste machen kann, um es in den Staub hinabzuzerren: so werden sie durch diese Fabricate Groß-Hoffinger's, in Bezug auf Oesterreich, statuirt. Kaum hat er die „Regierungsgeschichte des Kaisers Joseph II." auf eine erbärmliche Weise vollendet, und „Oesterreich im Jahre 1835" ihm nachgeschickt, als er schon wieder eine neue Schrift über Oesterreich: „Erzherzog Carl und der Weltstreit, von 1792 bis 1815" angekündigt. Zeigt schon die Construction des Titels zum Werk von einer wirklich staunenswerthen Ignoranz in den politischen Seiten der neuen Geschichte, da sich der Weltstreit doch wahrlich nie um den übrigens so wackern Erzherzog gedreht hat, sondern dieser nur einer der Hauptstreiter Oesterreichs gegen Napoleon's Zwingherrschaft war, — so muß man noch das erste Heft des Buches zur Hand nehmen, um zu finden, was man von solch' einem abgeschmackten, flachen Beginnen erwarten könne."

[Magdeburger Wagner-Richter'sche Neuigkeiten.] Die buchhändlerische Industrie residirt nicht allein in Leipzig, Stuttgart, Frankfurt, Hamburg und anderen Städten bekannter Namen, sie hat auch bei den Herren Wagner und Richter in Magdeburg Quartier gefunden. Die Genannten haben jetzt auf einmal einen dreifachen Zweck durch ihren Verlag zu erreichen gewußt. Sie haben zuerst der Jugend drei Bilderbücher geschenkt, welche heißen: a) „Blumauer's Blumenstrauß," mit 6 colorirten Kupfern; b) desselben „Legenden" mit 4 illuminirten Kupfern und einiger katholisch antiquirter Tendenz; c) „C. Glocke's Vater Anselmus," mit 3 bunten Kupfern. Alle drei können als Weihnachts- und dergleichen Geschenke an Kinder von 8—12 Jahren empfohlen werden. Wenn hier ein niederes oder leichtes Lehrsystem befolgt ist, so erheben sich darüber Takke's mit vieler Umsicht gearbeitetes und recht nützlich sich erweisendes „lateinisches Lesebuch" und „Zerrenner's Charte zur biblischen Geschichte." Einem zarten Herzensbedürfniß hilft endlich mehr, als manches ähnliche Broschürchen ab: „Scholand's Stammbuchs-Aufsätze." Wir wünschen den betriebsamen Herren Verlegern gute Geschäfte!

[Neue Zeitschrift.] In Stuttgart in der Metzler'schen Buchhandlnng erscheint zum Neujahr 1837 die Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik: „Der Spiegel." Er soll vollständig seyn, Länder- und Völkerkunde, Reisebilder, Geschichte, Biographie, Pädagogik, Technologie, Haus- und Landwirthschaft, Belletristik und Kunst, die kirchliche und politische Bewegung der Zeit umfassen. Bon!

[Semilasso in Afrika] ist zuerst erschienen im 1., 2., 3. u. 5. Bande. Der vierte Band fehlte einige Zeit — wahrscheinlich einer äußeren Ursache wegen. Der Grund, aus welchem ein Blatt die Verspätung des ersten Bandes, weil er nämlich nicht spannend genug sey und leicht seinen Nachfolgern das Wetter habe verderben können, herleitete, wollen wir nicht adoptiren. Man erhält in dem neuen Werke des Weltgängers viel, sehr viel Interessantes, aber bei weitem nicht so viel, als die Erwartung verlangt. Was kann der Autor dafür?

[Napoleon und wieder Napoleon!] Neues und Interessantes in dem viel verarbeiteten Stoffe gibt das bei Allardin in Paris erschienene Buch: „l'Empire ou dix ans sous Napoleon. Par un ancien Chambellan."

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 272. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 12. November. 1836.

Theaterbericht.

Dresden, October 1836.

Der Himmel fängt an die grau und weiße Farbe anzunehmen, und liegt jetzt einer bleiernen Decke gleich über der reizenden Gegend, weiter läßt sich aber der Vergleich nicht fortsetzen, denn wenn Dante den Teufeln in der Hölle auch eine bleierne Himmelsdecke gab — die Menschen in dem freundlichen Dresden sind gut, und wollen gar nirgend anders wohnen, als am Ufer der Elbe, wo jetzt der Winzergesang erschallt, die von Most und Wein belebt, den Himmel für hellblau und die schönen Winzerinnen für Mairosen ansehen.

In der Stadt wird es jetzt lebhafter, die Bälle und Hochzeitsfeste nehmen ihren Anfang, das Theater wird besuchter, die brillanten Winterconcerte fangen an, und nur der Leipziger Gewandhaussaal wäre uns nöthig, denn das Hotel de Pologne faßt nicht die Zahl der Gäste, die wallend strömen zu dem Ohrenfeste.

Im Theater sahen wir Cabale und Liebe wiederholt, den Reisewagen, eine Uebersetzung von Theodor Hell — doch diesmal eine gute, die allgemein ansprach —, den Unentschlossenen, von der Prinzessin Amalie, Griseldis und Bürgerlich und Romantisch. Von Opern wurden wiederholt: Fidelio, Norma, die Ballnacht.

Referent hat bis jetzt das neue Stück der Prinzessin nicht gesehen, kann also nicht darüber urtheilen, das allgemeine Urtheil war das, was den frühern Stücken geworden ist, und das wird wohl auch jedem zukünftigen, mit dem das Repertoir noch vermehrt wird, zu Theil werden. Die Prinzessin hat lange beobachtet, ist viel gereist, hat viel gesehen, und nachdem sie Jahre lang nichts veröffentlicht hat, tritt sie nun auf einmal mit einem reichen Schatze dramatischer Arbeiten hervor, die bei aller Einfachheit bühnengerecht sind, und ohne allen Schmuck der Diction — sie schreibt ihre Stücke alle in Prosa — durch guten, klaren Dialog, durch wohlbekannte und uns darum liebe Lebensverhältnisse und natürliche Charakterschilderung gefallen. Sie schafft keine Charaktere, sie idealisirt nicht, und weil sie, fern von diesen, das Leben schildert, spricht jede ihrer Schilderungen Alle an, und thut uns so wohl, als uns ein Blick in ein freundliches Familienzimmer thut.

Griseldis, von Halm, nach einem alten, sehr rührenden Volksmährchen bearbeitet, spricht wenig an, denn es ist zu viel Verletzendes darin; dem Zuschauer wird das Herz zerrissen, und doch hat das Ganze viel poetische Elemente und die schöne Sprache, so wie Einzelnes beurkunden ein reiches Dichtertalent. Viele haben dem Dichter Vorwürfe über diese Wahl gemacht, und doch spricht aus Halm's Neigung zum Mährchenhaften, zur alten Zeit, der Dichtergeist.

Percival wird fast von Allen gehaßt, und doch ist er weder ein Tyrann, noch ein unnatürlicher Charakter.

Percival ist Thätigkeit gewohnt, das Leben im Hause hat ihn, so sehr er Griseldis liebt, melancholisch machen müssen, sie hat ihm so unendlich viel Liebe gegeben, daß er, da die Liebe ja nur wachsen oder sich verringern kann, sich noch mehr Beweise von Liebe wünschen muß. Percival hat Geist, und so sehr man die Demuth, die unbedingte Ergebung des Weibes in den Willen des Mannes als Ideal der Weiblichkeit aufstellt; so muß doch ein Weib, dessen ganze Eigenthümlichkeit in dem Manne untergeht, ihm bald langweilen. Der Mann will ein zweites, wenn auch mildes, doch selbständiges Wesen im Weibe haben, das selbst denkt, und mit welcher er sich unterreden kann. Er will nicht nur Liebe um Liebe eintauschen, er will auch an ihr Eigenthümlichkeit bemerken. Ein Weib, wie Griseldis, ist ein Echo, was man ihm zuruft, spricht es nach. Es kann Percival gar nicht freuen, wenn sie seinen Willen blind befolgt, er wußte es ja schon, und auf Alles, was er ihr über seine Gefühle und Gedanken äußert, kann er von ihr nichts bekommen, als ein beifälliges Ja, darum will er wenigstens ihre volle Liebe kennen lernen. Diese bis zur Verleugnung aller Eigenthümlichkeit gehende Liebe ist gewiß zu oft der Grund einer unglücklichen Ehe, als es steter Widerspruch von Seiten des Weibes seyn kann.

Griseldis muß, wenn auch bescheiden, bitten, daß sie den Vater sehen darf, sie muß mit Percival und dem Kinde

fliehen wollen, statt den Mann noch zu achten, der sein Kind gibt; sie muß ihm sagen: Scheidung ist da, wenn die Liebe aufhört, doch nicht auf des Königs Befehl. Die letzte Probe aber ist gar keine, denn ein Weib, das Kind und Gatten verloren hat, begrüßt den Tod als einen Freund.

Der Dichter hat nun — denn sonst wäre das Stück nicht — Griseldis sich fügen lassen, warum aber ist Cedric so grausam und die Königin so sehr widrig?

Bei dem Allen aber müssen wir nochmals das Talent des Dichters anerkennen, dessen zweites Stück, der Adept, von bedeutenden Fortschritten zeigen soll.

Dlle. Bauer gab die Griseldis edel, weich und ganz im Sinne des Dichters; Hr. Pauli, als Cedric, und Dlle. Herold, als Königin, waren sehr gut. Hr. Weymar spielte den Percival, wie Löwe, wie ihn noch viele gute Schauspieler auffassen, als stolzen Egoisten, der nicht knieen will, und der bei Griseldis Opfern leidet, weil er sie liebt. Hr. Devrient, dessen Organ und Aeußeres sich noch weniger dazu eignet, hätte ihn vielleicht weniger im Geiste des Dichters, mehr im Sinne des Hans Sachs, der Percival Eifersucht zuschreibt, und im Sinne des Referenten gegeben.

Bürgerlich und Romantisch ging sehr gut besetzt über die Bühne. Ringelstern, Hr. Devrient; Catharine, Dlle. Bauer; Cäcilie, Dlle. Berg; Rath Zabern, Hr. Pauli; dessen Frau, Mad. Müller; Unruh, Hr. Heine.

Das Stück gefällt bei gutem Zusammenspiel, wenn man nichts dabei denkt. Es hat guten Dialog, Unruh ist eine komische Figur, aber es hat weder Handlung noch kann man

und thät man auch hundert Laternen anzünden,
viel Bürgerliches, noch wen'ger Romantisches finden.

Es hat ursprünglich Adel und Bürgerstand heißen sollen; doch finde ich beide Stände nur durch die Namen bezeichnet. Daß eine Dame mit dem unbescholtenen Badecommissär spazieren fährt, ist weder romantisch noch ein Grund, warum er sie heirathen sollte. Daß Baron Ringelstern sie für eine Tänzerin hält, ist sehr voreilig, und seine Anrede nicht fein. Eben so wenig ist es romantisch, sondern etwas sans façon, daß er zu Katharinen kommt, um sie als Policeibeamter auszufragen.

Die Ballnacht wird sich hoffentlich nicht lange halten, es sind weder Melodieen noch Harmonieen darin.

Mad. Schröder-Devrient entzückt, Dlle. Prokſch gefällt, Dlle. Wüst sieht man und hört man gern; was wollen wir mehr? Dlle. Schneider war in den Versuchen wieder allerliebst. In diesen Tagen tritt Dlle. Grünbaum auf.

Dlle. Henriette Carl, eine vortreffliche Concertsängerin, hat Furore gemacht. Sie gab bereits zwei Concerte, ein drittes findet in diesen Tagen statt.

Musikalische Bildung, Umfang und Wohllaut der Stimme und gute Wahl der Stücke vereinen sich, um ihr den allgemeinen Beifall zu sichern.

Auch Seiltänzer, Welttheater u. s. w. sind zu sehen, und gefallen der schaulustigen Menge. —

Professor Matthäi hat zum Besten der Witwencasse armer Maler sein für den jetzt regierenden Herzog von Braunschweig gearbeitetes Bild „Tod des Herzogs von Braunschweig-Oels" ausgestellt. Ueber die Wirkung des Bildes als Gemälde ist noch kein Urtheil zu fällen, indem die allzuhäufigen Lasuren — da der Firniß noch fehlt — den Farbeneffect fast ganz zerstören. Die Zeichnung ist in den einzelnen Theilen correct, wie sich das von Matthäi von selbst versteht — hinsichtlich der Perspective aber dürfte Manches auszusetzen seyn. Die Hauptfigur ist durchaus weder in Gestalt noch in den Zügen des Gesichts ähnlich, viel zu jung, und das Pferd, worauf sie reitet, steif und hölzern, wie denn das ganze Bild des Lebens ermangelt, welches besonders in Schlachtstücken mehr als anderswo vorherrschen muß. Hanfstengel's Copieen nach den besten Gemälden unserer Gallerie schreiten rasch vorwärts, und gewinnen mit jedem Blatte an innerem Werth; es ist unmöglich, den Geist eines Gemäldes mit mehr Innigkeit und Treue wiederzugeben, als es hier geschieht.

Spontini und L. Rellstab.

Herr Ludwig Rellstab wird es gar nicht müde, den Capellmeister und General-Musikdirector, Ritter Spontini, seit langer Zeit, wo sich nur die entfernteste Gelegenheit dazu bietet, in politischen Zeitungen und andern Zeitschriften anzugreifen, und mit Tinte aus seiner spitzen Feder zu bespritzen. Sein Gegner hat ihm nie den Gefallen gethan, etwas darauf zu erwiedern, und mit gleichen Waffen zu kämpfen. Dies ist indeß wohl nicht Edelmuth und Geringschätzung, sondern die Ueberzeugung, daß sein Talent sich nur auf musikalische Composition beschränkt, und er, der sich nie mit Schriftstellerei befaßt, gegen einen so schnellfingerigen Schriftsteller, von dem man mit Wahrheit sagen kann, nulla hora sine linea, unstreitig den Kürzern ziehen würde; denn sonst würde er nicht die ihm zu Gebote stehenden Mittel, gegen injuriöse Angriffe bei dem Gerichte klagbar zu werden, ergriffen haben, wo er denn ohne lange Re- und Dupliken über die ihm zugefügten Kränkungen den Sieg hätte davon tragen müssen.

Großmüthiger und ritterlicher wäre es allerdings von dem Ritter Spontini gewesen, wenn er seine Empfindlichkeit gänzlich besiegt und sich mit dem Bewußtseyn begnügt hätte, daß seine musikalischen Erzeugnisse länger dauern werden, als seines Antagonisten Berlin und Athen, Romane, Erzählungen, Reiseskizzen, Zeitungsartikel und Correspondenznachrichten in der Zeitung für die elegante Welt.

In dieser hat Herr Spontini's Widersacher, bei Gelegenheit, wo er des Geburtstags Sr. Majestät des Königs von Preußen erwähnt, dem Erstern den Vorwurf gemacht, daß er für eine so große jährliche Gage so wenig componire, und daß an diesem Festtage immer sein alter Volksgesang zum Vorschein komme, wogegen der Correspondent in der Zeitung für die elegante Welt, ohne eine Gage oder Pension ꝛc., seit zehn Jahren jährlich ein neues Gedicht zum Geburtstage Sr. Majestät in der Vossischen Zeitung geliefert habe.

Dieser Vorwurf trägt doch gar zu sehr das Gepräge des Neides, und die Kunst würde nichts gewonnen, vielmehr der Ritter Spontini an seinem Ruhme verloren haben, wenn er invita Minerva, zehn Jahre hinter einander ein neues Volkslied in Musik hätte setzen wollen. Uebrigens fragt es sich: ob

nicht Herr Rellstab, als contractmäßig verpflichteter Mitarbeiter an der gedachten Zeitung, wofür ihm ein stipulirtes Honorar ausgesetzt ist, nicht das jährliche in der Zeitung am 3. August abzudruckende Festgedicht zu liefern sich verbindlich gemacht hat; in diesem Falle kann er sich nicht beschweren, daß er für seine dichterischen Erzeugnisse ganz unbelohnt geblieben ist.

Schließlich beweisen diese zehn Geburtstagsgedichte nichts für den Patriotismus, denn es gibt Millionen, welche in ihrem ganzen Leben keine Leber (?) reime zu machen im Stande gewesen, denen eine so unerschütterliche Vaterlandsliebe im Herzen glüht, daß sie keines poetischen Schmucks bedarf.

Bei dieser Gelegenheit mag eine Bemerkung eines preußischen Musquetiers*) in Erinnerung gebracht werden, die also lautet:

„Ein Fürst thut sehr klug, wenn er sich nicht bedichten oder besingen läßt, und noch klüger, wenn er seine Lobhänse nicht belohnt; denn sonst stürmt das Sylbengesindel auf ihn zu, und belobt ihn dergestalt, daß er sich endlich für untadelhaft hält, und für wahres Verdienst Augen und Empfindung verliert."

C. J.

*) F. C. Laukhard's Leben, 3. Th. S. 486.

Recept für Furorstücke,

sowohl im epischen als auch im dramatischen Fache.

Zwei Unzen Syrup rother Rosen
Fünf Unzen Blut und eine Unze Stahl,
Sechs Drachmen Hanf und dreifach stärk're Dosen
Von Tollkraut und Citronenschaal';
Arsenik eine Drachme, zwei von Kerkerdunst;
Und soll sie sich bewähren deine Kunst,
Ein Pfund von Münz- und Tausendgüldenkraut
Und eine Unze gift'ger Amorpfeile,
Und vom Altar, der Vesta aufgebaut,
Zwei Unzen Trümmer, Hymenfackeltheile
In gleichem Quantum zugemischt,
Mit einem Scrupel römisch Salz gefrischt,
Von Karten, Würfeln zwanzig Gran,
Von Weingeist nach Verhältniß zugethan;
Dies Alles schütte fein zusammen
Und braue es auf Häuserflammen.
Nimm als Vehikel dann noch weißer Lilien Saft
Und Honig und vom Stein der Weisen;
Dann übt das ganze Zauberkraft,
Die Seelen hinzureißen.

Theater-Gucker.

Paris. Im Gymnase hatte das orientalische Mährchen: „Die weiße Schlange," einen so schlechten Erfolg, daß es nicht bis zu Ende gespielt werden konnte; der Vorhang mußte vor demselben fallen. Die Pièce sollte den Unsegen der Faulheit paraphrasiren, man wollte sich jedoch nicht mit Abgeschmacktheiten abspeisen lassen, und hielt darum ein so streges Gericht des Mißfallens.

Das Vaudeville-Theater hatte einen glücklichen Succeß mit: „Le cadet de Gascogne," von Arago und Buquet. Es wird in dem Stücke gezeigt, daß die Gunst der Kleinen durchaus keine verächtliche und unnütze Sache sey.

Im Theater Gaité haben „der Schneider und der Dieb" und „das verlorne Kind" Freunde und Beifall gefunden. Beide Stücke sind auf Erschütterung des Zwergfells berechnet, und man muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie diesen Zweck sehr vollständig erreichen. Bei der Neuigkeit in eben diesem Theater „La Grille du Manoir" spricht man von einem succès des larmes und einem succès d'argent.

Im Theater St. Antoine hatte: „Becri-Mustapha" und „der kleine Corporal" einen succès de fou rire. Dabei ist es merkwürdig, welche Namen die Pariser Dichter für ihre Stücke erfinden. So wird der eben genannte Becri-Mustapha von dem Autor: „Ode in einem Acte zu Ehren der Flasche" genannt (ode en un acte en l'honneur de la bouteille).

In der königl. Akademie der Musik erregte das neue Ballet: „La fille du Danube" einen wahren Fanatismus, und man behauptet, das die Künstlerin Taglioni darin alle ihre früher gezeigte Meisterschaft bei weitem übertroffen habe. Die Musik ist von Adam und verdient so viel Lob, daß man mehrere Nummern derselben in eine Oper versetzt wünschen möchte.

Im Palais royal hat das neueste Stück, eine geistreiche Kleinigkeit unter dem Titel: „Le Rapin" gefallen. Weil aber der Stoff gar zu unbedeutend ist, kann sie sich nur wegen des schönen Dialogs und durch gute Aufführung erhalten.

Die Administration der Gaité hat an: „La belle ecaillère" eine sehr gute Acquisition gemacht. Es sprudelt dies Vaudeville von Geist und Leben, endet aber — mit einem Morde. Die Idee, welche zu Grunde liegt, ist keineswegs verbraucht.

Die italienische Oper in Paris ist mit den Puritanern Bellini's unter äußerst glänzenden Auspicien eröffnet worden.

Im Théâtre français hat das Trauerspiel „Léonie," in Versen und in fünf Acten, einen sehr großen Beifall gefunden, doch auch einen neuen Zwiespalt zwischen den Romantikern und Classikern veranlaßt. Die Romantiker nämlich verwerfen das Stück als eine der Form und dem Geiste nach veraltete Arbeit; die Classiker halten es für einen würdigen Nachfolger der guten alten Zeit. Der Stoff gehört der Urgeschichte Frankreichs an. Der Verfasser Delrieu hat schon im Jahr 1808 eine sehr günstig aufgenommene Production Artaxerxes auf die Bühne gebracht, und mit Léonie, welche er schon seit längerer Zeit eingereicht hatte, und auf deren Aufführung er heftig drang, hat ihn sein Selbstvertrauen nicht getäuscht.

In der komischen Oper war neu: „Der böse Blick" (le mauvais oeil), in einem Acte von Scribe und Lemoine, Musik von Dlle. Loisa Puget. Der Text ist eben kein Meisterstück, gewährt aber gute Situationen für die Musik. Die Tonsetzerin hat sich nicht unvortheilhaft durch Composition von Romanzen bekannt gemacht und ihren Ruf in diesem Versuche einer Opernmusik begründet. Die Musik hat nicht gerade Originalität und Gediegenheit, aber sehr nette Motive, frische, lebendige Haltung. Mehrere Lieder erhielten Beifall und eine Romanze erregte sogar Enthusiasmus. Die noch jugendliche Componistin wird sich durch diesen Erfolg zu größerer Anstrengung ermuntern lassen.

Im Vaudeville ist der „verliebte Teufel," eine Kleinigkeit von Xavien und Masson, durch eine geschäftige Claque mit lärmendem Applaus überhäuft, von dem Publicum aber ausgezischt worden. Die Kritik steht auf der Seite der Zischenden.

Für das Gymnase lieferten Scribe und Bayard ein sehr geistreiches Stück halb historischen Inhalts: „Sir Hugues Guilford." Es gefiel sehr. Die Handlung bewegt sich um die Rache eines beleidigten Ehemannes, welcher die Gattin seines Nebenbuhlers

verdächtig macht, um sich diesen vom Halse zu schaffen. Sonst ist in der Komödie nichts Außerordentliches, und für einen Theil des Succesfes haben sich die Dichter bei den Darstellern zu bedanken.

Die Variétés erschienen mit einem neuen Stücke: „Jeder Sünde Erbarmen," welches aber so sehr ein non plus ultra der Abgeschmacktheit seyn soll, daß ihm ein allgemeines Verdammungsurtheil gesprochen wurde. So ist die Pieçe eine Sünde gegen den Geschmack, welcher kein Erbarmen zu Theil ward.

Ein Trauerspiel, ein Lustspiel, eine Oper, ein pantomimisches Ballet, sechs Dramen und zwölf Vaudevilles, im Ganzen also 22 Neuigkeiten, waren die sämmtliche Ausbeute der Pariser Bühnen im Monat September.

Italien. Cappola's „La festa della Rosa" hat in Genua eben so wenig angesprochen, als in Mailand, nnd wurde von der Kritik mit sehr unsanften Händen berührt. Das Ballet: „L'amore fra l'armi," von Scanavino, hat ebenfalls keine Befriedigung bei dem Genueser Publicum bewirkt. In Palermo ist die allbeliebte Oper: „Norma," zum dritten Male neu in Scene gesetzt und abermals mit enthusiastischem Beifall aufgenommen worden. Im Theater Malibran zu Venedig war als Neuigkeit die Oper „Chiaro di Rosenberg," von Ricci.

Berlin. Das Königsstädter Theater brachte zwei Neuigkeiten: „Den Brautschleier," von Fr. v. Weißenthurn, und „Charlatanismus," Lustspiel nach Scribe von Achat. Dem ersterem dramatischen Scherze erwarb das treffliche Spiel der neu und glücklich acquirirten Dlle. Kietzke Beifall. Das zweite Lustspiel theilte dieses Schicksal, hatte dasselbe jedoch mehr dem Dichter und Bearbeiter zu danken. Der ächt französischen drolligen Idee Scribe's hat Hr. Achat, der auf dem Felde der dramatischen Bearbeitungen nicht unbekannt ist, ein Interesse für die Deutschen zu geben gewußt, und dem Ganzen hier und da durch geeignete Zusätze genützt. Uebrigens ist dieser Charlatanismus nichts Neues. Er ging schon 1828 über die Königstädtische Bühne unter dem Titel: „Zeitungstrompeten," von Lebrün bearbeitet. Nach zweimonatlicher Pause wurde die Königstädtische Oper am 8. October mit einer Vorstellung der „Puritaner" wiederum eröffnet. Das schwere Unternehmen, eine Oper, bei deren Aufführung das vorhergehende Personale einen Triumph gefeiert hatte, mit vier neuen Mitgliedern zur Darstellnng zu bringen, hatte einen glänzenden Erfolg, und das Publicum zeigte für die Neugewonnenen einen wahren Enthusiasmus. Mad. Pohl-Beisteiner zeigte sich als eine Prima Donna, welche im verzierten und graziesen Gesange jeder Anforderung der Kunst entspricht. Ihre Fertigkeit ist erstaunenswerth, und der Zauber, mit dem sie die mezza voce behandelt, ist wahrhaft seelenvoll. Wie als Elvire, so wurde auch als Rosine im Barbier von Sevilla ihrer ansprechenden Erscheinung und ihrem effectreichen Gesange ungetheilter Applaus. Dlle. Limbach, eine Zöglingin des Leipziger Musikdirectors Pohlentz, machte mit ihrer jugendlich schönen Persönlichkeit, mit ihrer starken, meistens reinen und zu den schönsten Erwartungen berechtigenden Sopranstimme einen höchst günstigen Eindruck, und es wird sich derselbe um so mehr steigern, je mehr die junge Künstlerin ihrem Talente angemessen beschäftigt und dadurch noch mehr aufgebildet wird. Die Sänger Höfel und Hölzel waren für Berlin keine neuen Erscheinungen, ihre Leistungen als Bassisten waren bereits rühmlich anerkannt, und es wurden daher Beide mehrmals stürmisch applaudirt. In zwei Rollen des großen Devrient, in der Partie des Schewa und in der des Onkels Brand, erschienen neulich zwei Mitglieder des königlichen Theaters, und errangen einen würdigen Preis. Sie heißen Stawinsky (Schewa) und Franz (Onkel Brand).

*** Leipzig: Concert der Dlle. Henriette Carl, königl. spanische Hof- und Kammersängerin. Nach zweimaliger, wir wollen glauben, zufälliger und durch die Theaterökonomie unabänderlich bedingter, Behinderung von Seiten der Leipziger Bühnendirection wurde es der genannten berühmten Sängerin möglich, am 2. November ihr erstes Concert in dem Saale des Gewandhauses zu geben. Wie vorauszusehen, war der Erfolg ein äußerst glänzender; die Künstlerin erhielt von dem zahlreich versammelten und meistentheils aus der Tonkunst vertrauten Individuen bestehenden Auditorium zu oft wiederholten Malen die unzweideutigsten Zeichen des Beifalls und der Bewunderung, und es war nur eine Stimme über die unübertreffliche Gewandtheit, über Anmuth, Grazie, Seelenfülle, lenzesfrische Stärke und Herzeindringlichkeit in dem Gesange der gefeierten Concertantin. Auf Allen Mienen strahlte das reinste Entzücken, und in denen unseres Musikdirectors, des Dr. Felix Mendelssohn-Bertholdy, schien sich ganz besonders der Ruhm des Abends zu verklären, und seinen Verklärungsglanz dem hohen Gaste zuzulächeln. Die Concertgeberin glänzte in einer Arie aus Sigismondo, von Rossini, in einem Duett von Rossini, wobei Hr. Richter Antheil hatte, in einer Arie von Nicolini und in einer Arie aus Bianca e Fernando, von Bellini. Das Duett von Rossini wiederholte die Concertgeberin auf allgemeines Beifallsverlangen, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, die Herzen aller Anwesenden sich und ihrer Kunstvollendung zuzuwenden.

Außer der Concertgeberin zeichneten sich noch zwei hiesige Musiker vortheilhaft und des erlangten Beifalls würdig aus, durch ihre Leistungen auf der Violine (Hr. Uhlrich, Introduction und Variationen für die Violine von David) und auf dem Violoncello (Hr. Joh. B. Groß, in einem von ihm selbst componirten Adagio und Rondo).

Unter den vornehmeren Zuhörerinnen befand sich Frau Dr. Frege, die durch ihre Gesanges- und Schauspielkunst mit hohem Ruhm genannte sonstige Dlle. Livia Gerhard, deren Gemahl, Hr. Dr. Frege, vor Kurzem seine Laufbahn als akademischer Docent glänzend eröffnet hat. E. B.

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, inclusive des Literatur- und Kunst- und Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der Ankündigungen nimmt Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. 4. à 1 Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 273. (VII. Jahrgang.) Montag, den 14. November. 1836.

Die Dattel*).

Was hören dort am Hospital
Die Leute mit Begier
Dem alten grauen Stelzfuß zu,
Dem Greis mit Ordenszier?

„O seht!" ruft er begeistert aus,
„Seht diese Dattel hier;
Sie kauft man nicht um alles Gold
Vom alten Grenadier.

Ja! sie ist nicht für Kronen feil,
Ich schwör' es für und für;
Sie ist mein Ruhm, mein höchster Schatz!
Mein Kaiser gab sie mir.

Dort, in der Pyramiden Land,
Nach heißerrung'ner Schlacht,
Hatt' ich einst vor dem hohen Zelt
Des großen Kaisers Wacht.

Heiß war die Luft; versengend warf
Die Sonne ihren Brand;
Es rann der Schweiß zu Tropfen mir
Hernieder in den Sand.

Gequält von Hunger und von Durst
Stand ich voll Schmerz und Gram,
Als jedoch der kleine Corporal
Aus seinem Zelte kam.

Ich präsentirte das Gewehr
Als Krieger und als Mann;
Da griff er dankend an den Hut
Und trat zu mir heran.

„Wie lange dienst du, und woher?"
Sprach treulich er gesinnt.
Zehn Jahre, rief ich, General!
Bin ein Pariser Kind.

Da stand er mit verschränktem Arm
Im Sonnengluthenbrand,
Und blickte freudig auf zu mir,
Zwei Früchte in der Hand.

„Nehmt hin, ihr dürstet, Grenadier!"
Rief er mit gnäd'gem Blick,
Und reichte mir die Dattel dar
Und ging in's Zelt zurück.

Verschwunden war des Durstes Qual;
Kaum faßt' ich mich vor Lust;
Ein Meer voll Freud' und Seligkeit
Durchwogte meine Brust.

Seht hier, dies Kleinod, mit der Zeit
Allmählig nun verdorrt;
Ich trug's als heil'ges Amulet
Durch Meer und Länder fort.

Rief donnernd der Kanone Schlund
Zum Sturm den Grenadier:
Die Dattel war mein Losungswort,
Mein Schild und mein Panier.

Mit ihr drang bei Marengo kühn
Ich in der Feinde Macht;
Mit ihr kämpft' ich bei Austerlitz
In der Drei-Kaiser-Schlacht.

Sie trug ich treu vom Nil bis an
Der Beresina Strand,
Durch Sturm und Schlachten, Sieg und Tod,
Zurück in's Vaterland.

*) Zur Probe aus den bei Fischer und Fuchs in Leipzig so eben erschienenen Dichtungen von Lahode und Drobisch.

O Zeuge großer Tage;
Du Stern in dunkler Nacht!
Uns trenne nicht hienieden
Des Todes grause Macht.

Ihr, von der alten Garde!
Cameraden, Mann für Mann!
Hört, hört die letzte Bitte
Vom Waffenbruder an:

Wenn einst in nächt'ger Stunde
Der ernste Freund erscheint,
Der mit dem großen Kaiser
Mich wiederum vereint:

So heftet mir den Orden,
Den mir der Kaiser gab,
Auf's Herz, und pflanzt die Dattel,
Die Dattel auf das Grab.

* * *

So ward es ihm erfüllet,
Der Krieger ging zur Ruh';
Dort, an der Marne Strande,
Deckt ihn die Erde zu.

Die Kampfgefährden schossen
Im Dreiklang über'n Sarg,
Der mit dem Ehrenbande
Den müden Krieger barg.

Und als ein Vaterunser
Gebetet zu dem Herrn,
Pflanzt ein ergrauter Krieger
Auf's Grab den Dattelkern.

Die Winterstürme wehten
Unfreundlich drüber her,
Und Keiner dachte fürder
Des Hingegang'nen mehr.

Doch, als der Frühling wieder
Erschien im Blumenflor,
Sieh'! da keimt auf dem Hügel
Die Dattel auch empor.

Die Veteranen pflegten
Das Pflänzchen wie ein Kind,
Und schirmten es treueigen
Vor Wetter, Frost und Wind.

So sproßte es zum Baume,
Bewacht von ihrer Hand,
Den man zur Ehr' des Helden
Den Kaiserbaum genannt.

Und unter seinem Schatten
In stiller Einsamkeit,
Erzählet man die Kunde
Aus jener großen Zeit.

Th. Drobisch.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Doch nur eine Frist hatte uns das verrätherische Schicksal vergönnt! Der Grund, warum Antonio nicht erschienen, war nicht Verrath, wie ich befürchtete, sondern ein auf ihn gefallener Verdacht der Behörde, weil er seinen Auftrag mit zu wenig Vorsicht verrichtet. Man hatte sein Schiff angehalten, und da er keine Auskunft darüber geben wollte, ihm fünfhundert Stockschläge aufzählen lassen. Nun nannte er einen falschen Namen, so daß die Unwahrheit sich bald auswies. Nun ward seine Marter verdoppelt, und ohne Kraft sie länger auszuhalten, gestand er Alles. — Der Pascha, als er diesen Bericht erfuhr, übte noch einmal Langmuth, und statt mich tödten zu lassen, wie ich erwarten mußte, wies er mir einen festen Palast in Tunis zum Gewahrsam an, die Darlaola, wo von Negerinnen Alles bereitet wird, dessen die Hofhaltung bedarf. Hier ward ich übrigens anständig behandelt, zuerst der genauen Aufsicht dieser alten Weiber übergeben, einer gefährlichereren Wache als alle übrigen, außerdem aber umringten auch noch Soldaten das Haus. Und dennoch gelang es mir bald, mit Hilfe des Arztes und der nicht zu strengen Controle des Chefs der Mamelucken, ein solches Bestechungssystem zu organisiren, daß während des ganzen Jahres, wo ich hier gefangen saß, nur wenig Nächte vergingen, in denen ich nicht, wenigstens einige, selige Minuten in Kabbuhra's Armen ruhte, obgleich mein Gefängniß über eine Stunde von der Residenz entfernt war und ich hundert Schwierigkeiten aller Art zu überwinden hatte, ehe ich bis zu ihr dringen konnte. Meine damalige Ausdauer, meine unerschütterliche Zuversicht und meine gänzliche Verachtung jeder Gefahr ist mir seitdem oft selbst fast ein Räthsel geworden, und ich fühle wohl, daß ich des Gleichen jetzt nicht mehr fähig wäre.«

»Nach Verlauf dieses, trotz seiner unaufhörlichen Sorge, glücklichen Jahres trennte uns endlich das grausam mit uns spielende Schicksal für immer!« Der tiefe Kummer, der sich hier über Jussuf's Züge verbreitete, und die Heftigkeit seiner Empfindung, die ihm auf einen Augenblick fast das Athmen benahm, zeigten mir, wie schmerzlich er diesen Verlust noch jetzt empfinde. »Ich kann,« sagte er an seine Brust fassend, »diese Geschichte meines stürmischen Lebens nicht erzählen, ohne auf das heftigste davon ergriffen zu werden, und hätten Sie mir nicht ein so freundliches Interesse gezeigt und so lebhaft in mich gedrungen — ich würde mich schwer dazu entschlossen haben. Sie sind der Erste, dem ich so ausführlich mitgetheilt, was ich lange Zeit bei mir selbst zu überdenken mich scheute. Doch wir sind jetzt bald am Ende, und Ihre Geduld,« setzte er mit seinem unwiderstehlich liebenswürdigen Lächeln hinzu, »möge nicht noch früher ermüden.«

»Um die angeführte Zeit hatte ich das Unglück, daß Assin, mein Beschützer und zweiter Vater, wie überhaupt einer der ausgezeichnetsten Männer, in Ungnade fiel und mein größter Feind seine Stelle, als erster Minister und Chef der Mamelucken, einnahm. Dieser, der genau meinen Schritten gefolgt und von Allem unterrichtet war, machte dem Pascha einen so umständlichen Rapport darüber, daß der Vater mich nun endlich der Ehre seiner Tochter aufopfern zu müssen glaubte.«

»Lombard, der Leibarzt, bekam den Auftrag, mir in meinem Gefängnisse die Gifttasse zu reichen, die dem Leben der Verurtheilten ein schnelles Ende macht. Aber von Lombard hatte ich nichts zu befürchten, und es ist wohl möglich, daß der Bey selbst im Geheimen darauf rechnete. Der Grund dieser meiner Sicherheit war folgender. Als ich noch ein Knabe von funfzehn Jahren war, kam Lombard zuerst nach Tunis, wo er sich am besten zu insinuiren glaubte, wenn er dem Schutz der Consuln entsagte und sich ganz unter die Jurisdiction des Bey begäbe. Dieser Schritt führte ihn jedoch bei einem Haare seinem Untergange zu. Eine Epidemie verbreitete sich in der Hauptstadt, welche Lombard für die Pest erklärte. Da nichts dem Handel und unsern damaligen Verhältnissen nachtheiliger seyn konnte, wie eine officiell erklärte Pest, durch alle Hindernisse welche sie in den Verkehr mit Europa bringt, so gerieth der Pascha in die höchste Wuth über eine Behauptung, der alle tunesischen Aerzte widersprachen. Er befahl, den allzukühnen Lombard sogleich herbeizuführen, um ihm vor seinen Augen tausend Stockschläge zu geben, welches einem Todesurtheil äquivalent ist. Die einnehmende Gestalt und das würdige Benehmen Lombard's machte auf mich, der damals ein verzogenes Kind des Pascha war, einen solchen Eindruck, daß ich in die bittersten Thränen ausbrach, mich dem Bey zu Füßen warf, und ihn beschwor: den grausamen Befehl zurückzunehmen, um doch erst abzuwarten, ob der fremde Mann nicht die Wahrheit gesagt. Der Pascha, gerührt von meiner Angst, streichelte mir die Wangen und sagte gütig: beruhige dich nur, es soll nach Deinem Wunsch geschehen! Lombard ward abgeführt, und als kurze Zeit darauf sich vollständig bewährte, was er behauptet, machte ihm der Bey öffentlich eine Entschuldigung, beschenkte ihn reichlich, und ernannte ihn mit einem hohen Gehalte zu seinem Leibarzt.«

»Als nun derselbe Mann, der mir Leben, Ehre und Wohlstand dankte, jetzt in der Nacht mit dem Gifttrank bei mir erschien, sagte er, mich umarmend: Ich schätze mich glücklich, Jussuf, endlich vergelten zu können, was du einst an mir gethan. Alles ist zu deiner Flucht mit Lesseps (dem Sohne des französischen Consuls) abgeredet, die Fregatte Adonis*) liegt segelfertig auf der Goletta, um zur Expedition gegen Algier zu stoßen, eine Embarcation wird vom frühesten Morgen an am Ufer auf dich warten, und zwei Pferde stehen für Dich und deinen Diener am Meeresthore bereit. Es wird dir leicht werden, dich zur bestimmten Stunde dort einzufinden, und du hast noch Zeit, alle gehörigen Vorbereitungen zu treffen, denn vor Morgen wird Niemand nach dir fragen. Einmal in Sicherheit, werden wir dann sehen, ob noch etwas weiter für dich zu thun ist. Mit tiefster Rührung nahm ich von dem treuen Freunde Abschied, trug ihm tausend Liebesgrüße an meine arme Kabbuhra auf, füllte dann eine Kiste mit allen meinen Juwelen, mehr als eine Million an Werth, nähte davon für ungefähr hunderttausend Franken einzelne Diamanten in meine Weste (was später ein großes Glück für mich war), und verließ, als Beduine vermummt und ganz unkenntlich, auf die gewohnte Weise mein Gefängniß. Nachdem ich Alles gefunden, wie es mir Lombard angezeigt, und das Meerufer glücklich erreicht, tödtete ich die Pferde und warf sie mit Hilfe Rustan's in einen tiefen Brunnen, damit sie meine Flucht nicht verrathen könnten, dann näherte ich mich mit der Morgendämmerung der bezeichneten Stelle. Hier bot sich meinen Blicken ein unerwartetes Schauspiel dar. Eine Patrouille war, vorbeigehend, den Matrosen der Embarcation begegnet, die, selbst von nichts wissend, als daß sie einen Passagier aufnehmen und nach dem Schiff bringen sollten, an's Ufer gestiegen waren um zu frühstücken, an welchem Mahl nun die Soldaten der Patrouille brüderlich Theil nahmen. Während ich schnell mein Morgengebet verrichtete, drangen die Töne ihres lustigen Muthes mit Gelächter und Scherzen bis zu mir herüber. Wahrscheinlich hatte dieser Lärm eine zweite Patrouille angezogen, die ich bereits vom Gipfel des nahen Hügels herabsteigen sah. Ich gab schleunig meinem Diener die in einen weißen Shawl gewickelte Juwelenkiste, befahl ihm, mir auf dem Fuße zu folgen, und ging unbefangen auf die Gruppe zu. Hier ward ich gewahr, daß die unbesorgten Soldaten, um ihre Mahlzeit ungestört zu genießen, ihre Gewehre in dichter Reihe an eine Mauer gelehnt hatten, die an dieser Stelle das Meer einfaßt und einen Vorsprung nach dem Wasser zu bildet, auf dem die Kolben der Flinten ruhten. Mit einem Sprunge war ich am äußersten Ende der Reihe, und das erste Gewehr ergreifend, warf ich sie mit leichter Mühe alle mit einander rasselnd in's Meer. Jetzt zog ich meinen Säbel, und den Matrosen französisch zurufend, daß ich der erwartete Passagier sey, und sie, wenn sie ihr Leben schätzten, über Hals über Kopf ihr Boot besteigen sollten, chargirte ich mit meinem Diener die überraschten Soldaten, welche kaum wußten wie ihnen geschah.«

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Name des Schiffs konnte nicht passender für den ausgesucht werden, den es tragen sollte.

Anekdote.

Ein Spötter sagte von zwei armen Personen, die sich geheirathet hatten: »Der Hunger hat sich mit dem Durste vermählt.«

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Kaleidoskop aus Berlin.

Herr v. Sommerfeld und die Theaterzeitung. Fräulein Elwine Alifeld und die pommersche Dichterschule. Künstler-Rache oder die Antikritik. Herr Commissionsrath Cerf und Mr. le Cerf. Eigenthümer eines gelehrten Elephanten. Frau v. Schmidtkow und Herr Klauer; Auferstehung der weiland minniglichen Jungfrau Johanna von Montfaucon. Herr Genée und der Wagen des Emigranten. Rott. Der Telegraph von Berlin und Iduna, zwei neue Blätter.

Mit Zittern und Zagen, mein herzlieber Planet, ergreife ich dießmal die Feder, um in gewohnter Weise Dir manches Genrebild aus unserer sandseligen Wüste zu entwerfen. Denn wisse, die Leute passen mir auf die Finger und legen meinen harmlosen Aussprüchen ein malitiöses Gewand um. Herr v. Sommerfeld, der bekannte, oder der vielleicht unbekannte Redacteur der Berliner Theaterzeitung, hat sich nämlich zum Champion der sogenannten Dichterin, Elwine Alifeld, aufgeworfen, und tritt gegen mehrere Zeitschriften auf, in denen dieser Dame, wegen ihrer Verse, etwas der Text gelesen ist. Namentlich behauptet der Verfechter der Unschuld, daß die Referate aus Berlin, im Planeten, voll Dünkel und Arroganz wären. Wir wollen uns nicht weiter damit einlassen, dem Hrn. v. Sommerfeld juristisch auseinander zu setzen, was eine Injurie ist, geben ihm aber doch den freundschaftlichen Rath, seine Epitheta etwas sorgsamer zu wählen, denn sonst könnte man in Versuchung gerathen, ihn einmal recht ordentlich vor die kritische Scheere zu nehmen, um ihm zu zeigen, was ein arrogantes Referat ist! Bis auf Weiteres also Gott befohlen!

Da wir aber eben von Kritiken sprechen, so können wir nicht umhin, einer Antikritik zu erwähnen, die ein äußerst großer Mime der Königsstädt, der namenlose Hr. Boden, mit den Fäusten schrieb. Ein beliebter junger Schriftsteller, der Lesewelt durch mehrere Romane vortheilhaft bekannt, hatte Hrn. Boden's achilleischen Zorn durch einige witzige Recensionen im Figaro gereizt, und schon Schiller sagt „man soll die schlafende Löwin nicht wecken!" — Kurz, es kam zum Handgemenge und die Sache endet mit einem Trauerspiele, d. h. einem Processe. Wer den Kürzeren ziehen wird, ist noch ungewiß. Natürlich aber kam dadurch Hr. Commissionsrath Cerf mit der Redaction des Figaro in Fehde, und es ist ein hübsches Scharmützel voll Witzen im besten Gange, so daß die Berliner wieder was zu lachen haben. Größeres Aufsehen erregt Mr. le Cerf, Eigenthümer der Mlle. Baba, eines sehr graciösen Elephanten, der mit dem Rüssel schreibt, was bekanntlich eine sehr schwere Kunst ist, die mancher Mensch sein ganzes Leben lang nicht erlernt. Ein rothjäckiger Bursche ladet in der Poststraße Nr. 1 die Vorübergehenden ein, das Wunderthier zu beliebäugeln, und es sollen schon einige weißlockige Leute im Begriff stehen, bei Mlle. Baba Schreibunterricht, nach der Rüsselmethode, zu nehmen.

Ferner ereignete sich in der Königstadt, obschon der jüngste Tag noch lange nicht da ist, die Auferstehung der Todten. Kotzebue's minnigliche, tugendsame Rittersfrau, Johanna von Montfaucon, erhob sich aus der Asche der Vergangenheit, um als Phönix verjüngt in's Leben zu treten. Aber die Zeit der edlen Ritter ist vorbei! Verschmähen doch sogar die Schneidermamsells schon die Lectüre von Spieß, Kramer und Consorten, und wenden sich zu Clauren, der sich mehr an die Jetztwelt hält, um wie viel mehr muß ein gebildetes Publicum vor Lachen bersten, wenn sich die Ritter auf der Bühne mit den trivialsten Gemeinplätzen unterhalten, von Tugend und Ritterpflicht winseln und endlich die Tugend den Lohn davon trägt. — Ich habe lange in keinem Lustspiele so gelacht, wie in diesem Trauerspiele. Es war aber auch eine herrliche Vorstellung. Mlle. Herbst, als Johanna, im höchsten Grade gespreizt und geziert; Hr. Grabowsky, der Ritter v. Estavajel, Tugendspiegel erster Größe, sah nicht aus wie ein Ritter, den das Schicksal nicht beugen kann, sondern, wie ein Knäblein, das vor dem leeren Vogelbauer steht, aus welchem sein Lieblingsvogel entwischt ist. Aber nun komme ich zu den Hauptpersonen. Fr. v. Schmidtkow, vom Bremer Stadttheater, als Hildegard! — Eine Frau, die nach Saphir's Terminologie schon längst Steinwein geworden ist, trat als Champagner, nämlich als 17jähriges Mädchen auf; es war viel tausend Mal schlimmer, als wenn Mad. Crelinger als Jungfrau von Orleans auftritt. Wenn doch die Dame bedenken wollte, daß bei ihr „die schönen Tage von Aranjuez" längst vorüber, und die Jahre gekommen sind, von denen schon die Bibel sagt: „Herr, sie gefallen mir nicht!" — Den Mangel der Jugend wollte die Gastin durch eine jugendliche Sprache ersetzen, und declamirte in einem so larmoyanten, süßen Tone, daß an den rührendsten Stellen laut aufgelacht wurde. Ihr zur Seite stand der zweite Gast, Hr. Klauer, vom ständischen Theater zu Pesth, der gewiß ein recht guter Schauspieler seyn würde, wenn er weniger gut seyn wollte. Sein Philipp war gedrechselt und gespreizt, Declamation und Gesticulation zu studirt. Von den Unserigen strahlten als Glanzpuncte Hr. Röder, als Lasarra, Hr. Pohl, als Guntram und Hr. Burghardt, als Eremit. Das schöne Organ des Ersteren kam dem Bösewicht trefflich zu Statten, und überhaupt sah Hr. Röder in seinem Costüm sehr hübsch aus, wenn er nur den Bart am Kinn weggelassen hätte; der entstellte zu sehr. Hr. Pohl bewährte sich wieder als guter Intriguant, und Hrn. Burghardt habe ich nie eine solche Leistung, wie an diesem Abende, zugetraut. Trotz dem, daß diese Drei recht brav spielten, war doch das homöopathisch vertheilte Publicum sehr lau, und die tugendbelobte Johanna wird wohl nicht wieder über die Bretter gehen.

(Schluß folgt.)

Psychologische Erklärung.

Gloriolus mißfällt
Der ganzen Welt.
Warum? — Zu sehr er sich gefällt. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 274. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 15. November. 1836.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Nachdem ich zwei davon niedergehauen, ergriff mich einer beim Bund und fiel durchstochen zu meinen Füßen, einen Andern streckte meine Pistole, mit dem linken Arm abgefeuert, zu Boden. Auch mein Diener kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung, und ungeachtet der Uebermacht erreichten wir glücklich das Boot, ehe noch die im Lauf herbeieilende zweite Patrouille uns einholen konnte. Schon mit einem Fuße in dem Fahrzeug hielt mich noch ein riesiger Albanese an der Schulter fest, was ihm jedoch übel bekam, denn ein glücklicher Zug meines Damasceners trennte seine Faust so glatt vom Arme, daß sie als Trophäe mit in's Boot herabfiel. Sie war nur ein schlechter Tausch für den herben Verlust, den ich zu gleicher Zeit erlitt. In der Verwirrung des Kampfes, und um sich die Hände frei zu machen, hatte nämlich Rustan die ihm übergebene Juwelenkiste von sich geworfen, und seitdem nicht wieder daran gedacht. Während der Füsillade, die uns vom Ufer verfolgte, sah ich sie unversehrt auf dem Strande liegen. Einen Augenblick faßte ich den rasenden Entschluß, noch einmal nach ihr umzukehren, doch die Vernunft gebot mir bald ihn wieder aufzugeben. Später habe ich erfahren, daß diese Kiste dem Pascha nach meiner Flucht richtig überliefert worden ist.«

»Wie ich nun in den französischen Dienst gelangte, was ich dort auszuführen das Glück hatte, und wie ich mit einer Sendung des Gouverneurs von Algier mich noch einmal nach Tunis wagte, erzähle ich Ihnen, wenn Sie es wünschen, ein anderes Mal; für heute haben wir wohl Beide genug.«

Mit diesen Worten schloß Jussuf seinen seltsamen Bericht. Ich setze vor der Hand nur noch hinzu, daß er sich im französischen Dienst durch Gewandtheit und Unerschrockenheit auf das Glänzendste auszeichnete, durch das fast wunderbare Wagstück der Einnahme der Citadelle von Bone mit seinem Freunde d'Armandy aber die Augen der ganzen Armee auf sich zog, wovon ich später mehr zu sagen Gelegenheit finden werde.

Die neuesten Lorbeeren hat er in der Affaire gegen den Bey von Constantine gewonnen, und der Gouverneur wünscht nichts mehr, als ihn an die Stelle desselben einsetzen zu können. Ueber Tisch äußerte er dies wie halb im Scherz: „Mais mon Général," antwortete Jussuf, „donnez moi 1200 hommes, et vous n'avez qu'à me laisser partir, je m'entaillerais bien moi même. La route de Bone à Constantine est aussi facile que celle de votre hôtel à mon logement en ville."

Es schien dem jungen Türken nicht unangenehm zu seyn, als ich ihm sagte, daß ich mich um so mehr gefreut habe, ihn kennen zu lernen, da seine Reputation bereits eine europäische geworden sey, und ich in Paris aus manchem schönen Munde seinen Namen mit einem Enthusiasmus nennen gehört hätte, den sein Anblick gewiß nicht entkräften würde. In der That, Jussuf ist eine Erscheinung, die Jeden lebhaft interessiren muß, doch spricht er meine Individualität vielleicht noch mehr als irgend einen Andern an, und die Folge hat mir gezeigt, daß diese Anziehung in einigem Grade auch gegenseitig war. Wir im alternden Europa sind fast Alle mehr oder weniger Denker geworden; hier sah ich einmal unsern Gegensatz, einen Menschen, der ganz Handlung ist. Es ist ein ächter Naturheld, und schön, liebenswürdig, menschlich vornehm, wie er sich darstellt, zugleich der Romanheld, wie er seyn sollte. Wir Civilisirte sind eine ausgemergelte, zehnmal ausgepreßte, bis auf den letzten Grad geistig ausgesogene Race, die dergleichen nicht mehr liefern kann. Nur eine gigantische Verstandesmaschine, wie Napoleon, konnte als höchste Summe und Repräsentant der Zeitfähigkeit noch bei uns möglich werden — aber eine

primitive Natur, eine solche poësie en action, wie dieser Türke, wird auf unserem Boden nicht mehr wachsen. Ist der Einfluß derselben durch Stellung und Umstände hier auch nur gering und local, dem Kenner bleibt ihre Entfaltung immer höchst merkwürdig. Wer sie sich übrigens auch historisch und weltstürmend denken wollte, brauchte sie nur in seiner Phantasie auf einen Thron Asiens zu setzen. Doch wir wollen zur Gesellschaft unseres braven Gouverneurs zurückkehren.

Das Gespräch wandte sich jetzt auf andere Gegenstände, namentlich auf eine nahe bevorstehende Heirath im Hause des schon von mir erwähnten Mustapha Pascha. Jussuf beschrieb uns die bei solchen Gelegenheiten üblichen Ceremonieen und bemerkte, daß der Bräutigam, so wie die Braut entschleiert wird (bei welcher Gelegenheit er sie zum ersten Mal zu sehen bekommt), sie auf die Stirn küsse und ihr sage: Ich nehme dich zu meinem Weibe für diese und jene Welt.

»Ich denke,« fiel ich ein, »in jener Welt sind den Gläubigen noch höhere Schönheiten beschieden.«

»Allerdings,« antwortete Jussuf lachend, »erwarten uns dann die Horris (so sprach er das Wort aus), aber der Prophet gestattet uns, eine Frau, die wir besonders lieben, mit unter diese aufnehmen lassen zu dürfen.«

»Die Türken,« fuhr die Tochter des Gouverneurs fort, »müssen übrigens weit zärtlicherer Natur seyn als die europäischen Liebhaber, denn der Bräutigam versicherte mir bei unserm letzten Besuch, daß ihm die Sehnsucht nach seiner Braut Tag und Nacht keine Ruhe lasse, obgleich er sie noch nie gesehen habe.«

»Vielleicht eben deßwegen;« meinte der sarkastische Hausarzt.

Das Benehmen Jussuf's war eben so fein und höflich, als imposant in seiner einfachen Natürlichkeit, nicht ohne Stolz gegen die Männer, vertraulich und einschmeichelnd gegen die Damen. Doch war etwas Unheimliches wie im Othello dabei, an dessen Charakter er mich oft erinnerte. So sagte er einmal von einer schönen, hier sehr gefeierten Dame: „Je n'oserais pas l'aimer. Comment pourrais-je le supporter, de lui voir faire la cour par tout d'autres!“ Er hatte einen superben persischen Candschar im Gürtel, den nach Tisch die Gesellschaft neugierig betrachtete. Als die reizende Gräfin Erlon ihn in die Hand nahm, sagte er mit dem sanftesten Lächeln: „Madame, vous pouvez le toucher hardiment, avec celui là je n'ai pas encore coupé de tête.“

(Fortsetzung folgt.)

Tourville und Andronika.

(Fortsetzung.)

Hocquincourt, der den blonden Wassertrinker beobachtete, sagt, daß dieser beim Herannahen der für ihn neuen Gefahr nicht von der Stelle gewichen sey, er nahm nur eine heilige oder Liebesreliquie von seiner Brust und küßte sie mit Liebe oder mit Andacht, der Teufel und die Heiligen wissen es, denn diese Küsse gleichen einer dem anderen. Dann barg der Blonde die Reliquie wieder unter seinem Rock, schnallte die Degenkoppel fester, legte einen stählernen Harnisch an, drückte eine glänzende Pickelhaube auf den Kopf, zog seine Halbstiefeln von weißem Dammhirschleder und mit Absätzen von vergoldetem Kupfer in die Höhe und nahm, nach dem Befehl Hocquincourt's, seinen Platz auf dem Oberlof*) ein. Unterdessen waren die beiden Türken durch diese Vorbereitungen zum Kampf keineswegs eingeschüchtert, sondern sie segelten ganz zutraulich heran und feuerten auf Hocquincourt und Cruvillier die glatte Lage ab. Hierauf erwiederten die Kreuzer nichts, sie blieben stumm, aber sie legten sich mit den Türken Raaen an Raaen und beschossen sie von da ab mit Muskedonner, Granaten und anderem Geschoß. Die Türken, von dieser Hitze belästigt, waren nahe daran, in dieser Gluth der christlichen Artillerie zu ersticken; sie versuchten an den Wind zu drehen, um einigermaßen frische Luft zu schöpfen, aber umsonst. Hocquincourt und Cruvillier hielten sie von Neuem fest, belästigten sie mit Kanonenschüssen, neckten sie mit den Muskedonnern und wurden ihnen endlich so lästig, daß die Türken den Entschluß faßten, zu entern. Nun wurden die Enterhaken ausgeworfen, und Christen und Ungläubige geriethen heftig an einander; der Wüthendste unter allen diesen Raufern war: die schöne Blondine mit dem Degen; seine Schläge fielen hageldicht, wogegen er denn auch tüchtige Hiebe auf Kopf und Küraß erhielt. Den Türken, die sich auf eine so hitzige Weise empfangen sahen, wurde die Enterung leid, sie hieben die Stricke von den Enterbeilen ab und schickten sich an, die geräumige See zu suchen.«

»Alle Tausend, gnädiger Herr! Das war ein heißer Strauß, der gar nicht endete.«

»Wartet nur, de Vancy, und seyd vorsichtiger in Prophezeihungen, denn Gott ist groß und Muhamed ist sein Prophet; da habt Ihr den Beweis: In dem Augenblicke, da die Türken sich verloren gaben und zu entwischen suchten, sandte ihnen der Teufel oder ihr Prophet zwei befreundete Kreuzer, welche um das äußerste Kap von Matagan steuerten, in dessen Nähe das Gefecht statt fand; sie waren durch den Lärm herbeigelockt, wie die Krähen durch den Geruch angelockt werden, den die Gehängten nach und nach um sich verbreiten.«

---

*) Den Oberlof nennt man den Raum, der sich zwischen den Wanten des Besan- und des Fockmastes befindet. Es ist dieß der Ort, wo die Türken die christlichen Schiffe stets anzugreifen suchen †). D. Verf.

†) Diese Gewohnheit haben alle anderen Seefahrer auch, und zwar aus dem Grunde, weil es der einzige Ort ist, wo man ein Schiff vernünftiger Weise mit Erfolg angreifen kann.

»Das ist ein Ereigniß, gnädigster Herr, welches der Sache ein ganz anderes Ansehen gibt.«

»Was Ihr da sagt, klingt ungemein vernünftig, de Vancy. Der beste Beweis davon ist, daß die Türken, die ihre Sache schon verloren gaben, ein Freudengeschrei ausstießen, als sie sich auf eine so unerwartete Weise entsetzt sahen, und zu ihrer Ergötzlichkeit zwei oder drei mörderische Lagen auf Hocquincourt und Cruvillier abfeuerten. Ihr begreift, de Vancy, daß »la Sainte Ampoule« und »l'Etoile de Diane« sich nicht in der angenehmsten Lage befanden; jedes der beiden Schiffe hatte den Kampf mit zwei anderen zu bestehen, es waren in Allem vier Schiffe, von denen zwei ganz frisch und ausgeruht waren und Gelegenheit genug boten, die Güte ihres Pulvers und den sichern Blick ihrer Kanoniere anzuerkennen, so daß Hocquincourt, als der neue Kampf ungefähr eine halbe Stunde gedauert hatte und er die Hälfte seiner Mannschaft getödtet und sein Takelwerk zerrissen sah, genöthigt war, seinen Freiwilligen zuzurufen: »Meine Herren! wenn wir dieß Kegelspiel weiter fortsetzen, werden wir verlieren, denn jene haben zwei Kugeln gegen unsere eine. Versuchen wir lieber, einen dieser Renegaten zu entern, um die Partie etwas gleich zu machen, sonst werden wir in den Grund gebohrt.« — Die Mannschaft pflichtete ihm bei; Hocquincourt befahl seinem Steuermann, die Enterbeile auf denjenigen Türken zu schleudern, der nicht mehr mit gleichem Muthe focht. Man legt sich dem Türken zur Seite, die Enterhaken werden geworfen, und mein Ritter von Tourville springt leicht wie ein Hirsch an Bord, gefolgt von ungefähr funfzehn Freiwilligen, und schlägt um sich und säbelt nieder, Alles mit einem so guten Erfolge, daß die Ungläubigen sich ergeben, sich auf die Knie werfen und ihn zum mindesten für den Teufel halten. So machte sich dieser Blondin gleich bei seinem ersten Streifzuge auf dem Salzwasser zum Herrn eines türkischen Schiffes; denn nach dem Gefechte wurde es allgemein anerkannt, daß diese Prise nur durch seine Unerschrockenheit genommen war, indem er den ersten Enterhaken ausgeworfen und die Freiwilligen durch sein Beispiel angefeuert hatte.«

»Und machten die übrigen Türken diese Enterung nach, gnädigster Herr?« —

»Nein, beim Lucifer, de Vancy, dieser Anblick machte ihnen keinen Appetit, aus unserer Küche sich zu beköstigen, denn als der zweite Türke, welcher sich mit dem »Etoile de Diane« schlug, das Resultat dieser Enterung gewahrte, nahm er die Flucht . . . . und Hocquincourt verfolgte ihn nicht, er zog es vor, seine Prise zu bewachen. Während des Gefechtes hatte man sich nicht sehr um die Angelegenheiten des guten Cruvillier bekümmern können, der Pulverdampf war zu undurchdringlich, aber als die Angelegenheit beendet war, sah Hocquincourt von seinem Schiffe, ungefähr auf doppelte Kanonenschußweite, die »Sainte Ampoule,« die auf einen der beiden Feinde losarbeitete; der andere aber suchte das Weite, um seinen Gefährten zu erreichen, der bereits im vollen Rückzuge begriffen war.... Hocquincourt ging auf den Ungläubigen los, der sich mit Cruvillier schlug, und dieser, der sich von der »Sainte Ampoule« und dem »Etoile de Diane« eingeschlossen sah, fand es für gerathener, sich zu ergeben, als sein Abendbrot in den Corallen-Grotten der Amphitrite einzunehmen, welches ohne diese Uebergabe gewiß geschehen wäre. Das Feuer schwieg, Jeder untersuchte seinen Körper, und Tourville spürte bei dieser Gelegenheit, daß man ihm einen Lanzenstich beigebracht hatte, und bald darauf merkte er auch, daß sein schönes blondes Haar etwas in Unordnung gebracht war, und zwar durch einen Säbelhieb, der ihm die Hirnschale theilweise gespalten hatte.«

»Daß dich die Pest! das war zu viel für eine erste Schlacht, gnädiger Herr!«

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Lesen von Kosegarten's Gedichten *).

Rauh, wie der Nordsee wilde Wogen gleiten,
Doch ernst und bieder, wie das deutsche Herz,
Ertönten Deiner Lyra goldne Saiten,
Durchdrungen von der Liebe süßem Schmerz;
Denn was Dein liederreicher Mund gesungen,
Ist von der Liebe Hochgefühl durchdrungen.

Du lauschtest ihrem Ton im Sturm der Wetter,
Wenn Boreas durch Felsenklüfte heult,
Sie tönte Dir im mächtigen Geschmetter
Des Krieges, der auf Deutschlands Flur geweilt,
Sie hat Dich über's Meer, durch eis'ge Wogen,
Zum nachtumhüllten Inselland gezogen.

Sie lächelt' Dir aus den heil'gen Psalmen,
Wie aus der Märtyrer vergoss'nem Blut,
Sie winkte Dir aus Ceres goldnen Halmen,
Und aus des Meeres schäumend weißer Fluth,
Im Flammensturm, im Säuseln linder Lüfte
Umhauchten Dich der Liebe Blumendüfte.

Und durch des Nebels trübe Decke schreitet,
Umhüllt von grauem Flor, des Skalden **) Geist,
Die gold'ne Leier seiner Hand entgleitet,
Willkommen er Dich, deutschen Barden, heißt;
Du hast sein Lied aus grauer Vorzeit Tagen,
Begeistert stets in Deiner Brust getragen.

Und droben, wo des Nordens Götter thronen,
Reicht Odin Dir des Ruhmes Lorbeerkranz,
Er strahlet, bis in Deutschlands fernste Zonen,
Der Nachwelt noch in ungetrübtem Glanz,
Noch lange tönen Deine Bardenlieder
In gleichgestimmte Herzen mächtig wieder.

*) Zur Empfehlung der so eben erschienenen Gedichte von Carl Jacht mitgetheilt.

**) Ossian.

Reise-Zeitung.

Alexisbad und seine Umgebungen *).

Das Alexisbad.

Wenn man vom Mägdesprung, von dem wir weiter unten reden werden, die Selke thalaufwärts verfolgt, so legt man den anziehendsten Weg des ganzen Harzes zurück. „Das Thal selbst," heißt es in dem empfehlenswerthen Führer durch den Unterharz, „gewinnt in diesem Theile eine ganz andere Gestalt; es verengt sich, die Wiesen werden seltener, das Flüßchen ist nicht mehr sich selbst überlassen, sondern gehorcht der Kunst und ist die Ursache der erfreulichen Thätigkeit, welche dieses Thal belebt." Ueberall im Anhalt-Bernburgischen Lande sind die Wege so ausgezeichnet, daß man schon daran erkennt, ob man sich in Anhalt befinde; aber der Weg vom Mägdesprung zum Bade läßt auch nicht das Geringste zu wünschen übrig. Man geht, wie in einem großen Garten, zu dessen Verschönerung sich Natur und Kunst vereinigt haben, und weiß nicht, ob man sich über die schroffen Felswände, die im unterhaltenden Wechsel neben schön belaubten Thalwänden hoch emporstreben, oder über die angenehmen Windungen des Thals, oder über den muntern Bach, welcher unter schattigen Erlen freundlich dahineilt und durch sanften Thau die Mittagshitze mildert, oder über die Anlagen der Kunst am meisten freuen soll. — So gelangt man zum Alexisbade, dessen Lage reizend ist, und dessen Umgebungen in vieler Hinsicht anziehend, unterrichtend und merkwürdig sind. Die waldigen Berge umher sind mit Gängen durchschnitten und mit Ruheplätzen versehen, von welchen besonders das Birkenhäuschen, der Habichtstein, das diesem gegenüberliegende offene Häuschen, Schönsicht, so wie der Louisentempel und das eiserne Kreuz, einen Besuch verdienen. Das Entstehen dieser, zu Anhalt gehörigen Heilquelle, der einzigen im Harze von dieser Ausdehnung und diesem ausgebreiteten Rufe, verdankt man bergmännischen Arbeiten. Eine holländische Gewerkschaft hatte schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in die rechte Thalwand des Selkethals auf Bleiglanz einen Stollen getrieben; statt des Bleiglanzes erhielt man jedoch eine bedeutende Ausbeute von Schwefelkies, der, auf Schwefel und Vitriol benutzt, dem Stollen den Namen Schwefelstollen gab. Im Jahre 1698 war der Stollen schon 2696 Fuß lang. Nach vielen Beschwerden und manchem Kostenaufwande gab man endlich den Plan auf, diesen Stollen mit den Harzgeröder vereinigten Gruben in Verbindung zu setzen. Zwar wurde 1714 die Arbeit fortgesetzt, 1721 der Stollen nochmals aufgeräumt, was auch 1741 wieder geschah, aber immer gab man aus Mangel an Erfolg die Arbeit wieder auf. Nun sammelte sich in dem Stollen Wasser, floß aus seiner Oeffnung hervor, fiel in die Selke und färbte deren Grund roth. Dies erregte die Aufmerksamkeit, und der 1796 verstorbene Fürst Friedrich Albrecht zu Anhalt-Bernburg ließ im Jahre 1766 das Wasser des Stollens vom Dr. Paldamus chemisch untersuchen, und da die Analyse dasselbe als sehr heilsam darstellte, in der nahen Conradsmühle einige Stuben für Personen, welche sich des Wassers bedienen wollten, einrichten. Von dieser Zeit an beginnt der Gebrauch desselben, das theils an der Quelle selbst benutzt, theils weggeholt wurde. Ungeachtet des erfreulichen Anfangs kam doch die Anstalt bald wieder in's Stocken, denn der Tod der Gemahlin veranlaßte den Fürsten zu einer Zerstreuungsreise, wodurch seine Aufmerksamkeit vom Bade abgelockt ward, und später in den Jahren der Theurung nahm die Noth seiner Unterthanen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ob nun gleich jährlich sich einige Kranke bei der Quelle einfanden, auch viel Wasser nach mehreren Orten abgeholt wurde, so hob sich die Anstalt aus Mangel an Unterstützung doch nicht eher, als bis der Geheimerath von Gräfe, damals Leibarzt des Herzogs von Anhalt-Bernburg, die Aufmerksamkeit dieses Fürsten wieder darauf lenkte und 1809 eine neue chemische Untersuchung des Wassers vornahm. Es ergab sich die Richtigkeit der früheren Untersuchung und die große Heilkraft des Wassers. — Nun ließ man den Stollen 65 Lachter tief aufräumen, ihn dort abdämmen und das hinter dem Damme sich sammelnde Wasser durch Röhren in die Badewannen leiten, was von dem Mundloche des Stollens nicht möglich war, weil es tiefer liegt, als die Badeanstalt. — Nach den genannten Untersuchungen, und nach der des Hofrath Trommsdorf aus dem Jahre 1830, übersteigt die Quelle an Eisengehalt den größten Theil der Eisenquellen Deutschlands. Außer einigen auflösenden Salzen und Erden sind ihre vorzüglich wirksamsten Bestandtheile: salzsaures und schwefelsaures Eisen, so wie schwefelsaures Mangan, von dem ersteres der wirksamste, so wie größte Bestandtheil ist. Einen brauchbaren gelben Oker setzt die Quelle reichlich ab, welcher das Bett der Selke, in die sie sich ergießt, weithin färbt. Sie friert nie zu, bleibt sich in Hinsicht der Ergiebigkeit fast immer gleich, und schmeckt tintenartig. Selten wird sie zum Trinken verordnet, gewöhnlich nur zum Baden, und da ist sie nicht nur wegen ihres großen Eisengehalts, sondern auch vorzüglich durch die Art, wie derselbe aufgelöst ist, sehr heilsam gegen alle Krankheiten, welche auf der Erschlaffung und Schwäche des Muskelsystems, herrührend von starken Blutverlusten, Ausschweifungen, langen Krankheiten u. dergl. beruhen; demgemäß gegen atonische Gicht in allen ihren Formen, gegen Hysterie, Hypochondrie, Hämorrhoiden, Würmer, Unfruchtbarkeit, Schleimflüsse u. s. w.; auch bei Kindern mit der englischen Krankheit und Lähmungen behaftet ist sie sehr zu empfehlen. Häufig erfordert die Quelle jedoch, wie alle Eisenwässer, eine Vorbereitungscur vor ihrer Anwendung. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Mitgetheilt aus den in diesen Blättern schon empfohlenen: „Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben." Herausgegeben von F. W. Lindner.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 275. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 16. November. 1836.

Das Gelübde.

Im dunklen Föhrenwalde
Beim kalten Eisachbrunnen,
Da steht ein einsam Haus;
Da gehn die blassen Nonnen
Die Zellen ein und aus.

Und Morgens früh beim Läuten
Der Hora, steht ein Ritter
Am halbzerfall'nen Thor,
Der redet durch das Gitter
Der Pförtnerin in's Ohr.

Die Pförtnerin, die öffnet
Darauf das Gitter schnelle,
Führt Weib und Töchterlein
Des Ritters in die Zelle,
Zu Kreuz und Lampenschein.

„Wo sind die Jungfrau'n, Mutter,
Die heut' den Schleier nehmen,
Darum wir kamen her?" —
„„Du mußt Dich, Kind, bequemen
Du schmücken Dich vorher."" —

Da nehmen sie das Mägdlein,
Und schmücken es gar prächtig,
Mit Kleidern schneeigweiß,
Das Herze pocht ihr mächtig,
Es überläuft sie heiß.

„Doch, Mutter, jetzo steh' ich,
Wie eine Braut geschmücket,
Mit Rosen zart und licht;
Und immer noch erblicket
Mein Aug' die Jungfrau'n nicht?"

„„Die Jungfrau'n werden kommen,
Hier ist das Buch d'rweile,
Darin die Formel steht,
Die weih't zum ew'gen Heile, —
Willst lesen das Gebet?""

Und wie sie lies't die Formel
Da schallen rings im Kreise
Der Nonnen Stimmen klar;
Des Mägdleins Finger leise
Hebt Mutter zum Altar.

„„Mein Kind, es ist geschehen;
Du bist die Braut des Höchsten!
Und wer den Herrn nur liebt,
Der steht ihm auch am nächsten,
Nicht schön're Lieb' es gibt!"" —

Doch wie zum Tod getroffen,
Hinsinket die Betrog'ne,
Liegt regungslos und kalt;
Der Eidschwur, der gelog'ne,
Erstickte sie so bald.

Fitzinger.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

II. Kabbuhra's afrikanisches Blut. Roduin's Rettung und Tod.

»Sie haben,« sagte eines Abends Jussuf zu mir — während eine hübsche Jüdin die kleine glühende Kohle, mit silberner Zange, eben langsam auf seinen Pfeifenkopf gedrückt hatte — »Sie haben meine schöne Kabbuhra

bisher nur als girrende Taube kennen gelernt; aus dem, was ich Ihnen jetzt zu erzählen im Begriff bin, werden Sie aber bald sehen, daß auch in ihren Adern afrikanisches Blut rollte.«

»Der Pascha gab uns Mameluckken zuweilen glänzende Feste, zu denen viele hübsche Mädchen und Tänzerinnen aus der Stadt eingeladen wurden, denen wir dann auf dieselbe Art, wie Sie es hier gesehen, als Galanterie Geld auf das Gesicht hefteten, nur mit dem Unterschiede, daß es statt Franken Zechinen waren, und diese, statt wie hier ekelhaft mit Speichel, dort mit kostbarer Rosen- und Jasmineſſenz auf ihre Stirnen geheftet wurden. Auch den Damen des Harems ist es vergönnt, diesem Schauspiel, aus wohl vergitterten Logen verschleiert zuzusehen, und in der Regel ist dies ein großes Ergötzen für sie. Doch Kabbuhra, eifersüchtig auf jede Berührung einer andern Frau durch mich, ließ mir schon am Tage vorher bei ihrem höchsten Zorn verbieten, diesem Balle beizuwohnen, auch sie werde sich krank ansagen lassen, fügte sie hinzu, und da ich leicht einen ähnlichen Vorwand finden würde, mich in ihrem Gartensalon die Nacht erwarten, wo wir, während Alles auf dem Feste versammelt sey, sicher vor Ueberraschung eine geraume Zeit beisammen bleiben könnten.«

»Ich erschien zur bestimmten Stunde, und fand Kabbuhra's Lager mit glänzenden Stoffen belegt, mit Blüthen überstreut und auf den reichen Teppichen des Bodens ausgebreitet. Zu den Füßen desſelben stand eine große französische Psyche mit zwei eleganten Bronzesäulen, und andere Spiegel an Decke und Wänden wiederholten vielfach jede zärtliche Stellung, der wir uns hingaben. Alles athmete hier Liebe, nur ein rosig durchschimmerndes weiß seidenes Gewand deckte Kabbuhra's reizende Glieder, liebliche Düfte erfüllten das Zimmer; von dämmernden Lampen verschleierter Glanz stimmte die Sinne zu geheimnißvollem Genuß, jeder Augenblick schien nur neue Wonne zu gebären, und die einzige Schlange unter so vielen Blumen — war nur mein treuer Kandschar, welcher hinter den schwellenden Kopfkissen verborgen lag. Im Vorzimmer hielt eine der uns ergebenen Damen der Fürstin Wache, und in vollster Sicherheit brachten wir, beim fernen Schall der Musik und dem wirren Getöse des Festes, der Liebesgöttin ihre süßesten Opfer. Da schreckt uns plötzlich ein Geräusch an der Thüre auf. Ich habe gerade noch Zeit, mich hinter die Psyche zu verbergen, als ein schwarzer Eunuche (welche das Recht haben, überall im Harem nach Belieben umher zu gehen, und jede Thür ohne Anklopfen zu öffnen, vor der nicht die Pantoffeln des Gebieters stehen), hereintritt, um sich von Seiten des Pascha nach seiner Tochter Befinden zu erkundigen. Doch kaum hatte er seine Phrase begonnen, als er, woran ich unglücklicher Weise gar nicht gedacht, ohne Zweifel meine Füße unter der nicht ganz bis auf den Boden gehenden Psyche gewahr wird, denn, entsetzt, verstummte er mitten in seiner Rede, und ohne einen fernern Laut von sich zu geben, eilte er aus der Stube. In demſelben Augenblick sehe ich Kabbuhra halb nackt aufspringen, meinen Kandschar ergreifen und mit Blitzesschnelle ebenfalls in der Thür verschwinden. Kurz nachher höre ich einen dumpfen Schrei, und gleich darauf stürzt sich mir die Geliebte, der ich nachgeeilt war, mit Blut bedeckt, den rothgefärbten Dolch noch in der Rechten, halb bewußtlos in die Arme. Alles dies war das Werk weniger Secunden.«

»Er ist todt, sagte sie tiefaufseufzend; als er im Begriff war die Treppe hinauf zu eilen, habe ich ihm zweimal den Dolch in seinen häßlichen schwarzen Leib gestoßen! Es war unsre einzige Rettung, Juſſuf, und ich durfte mich nicht lange besinnen. Jetzt hilf uns überlegen, was zu thun ist. Sie zog mich bei diesen Worten in die Nebenstube, wo der entseelte Eunuch auf der Erde lag, jetzt von derselben Frau wirklich bewacht, die, vorher eingeschlummert, seinen Eintritt nicht bemerkt hatte. Wir schlugen eine wollene Decke um ihn, um das Blut zu stillen, und wuschen den Marmorboden rein, der ganz damit angefüllt war; dann mußten wir, denn kein anderes Mittel blieb übrig, uns anschicken, den Körper so schnell als möglich im nahen Garten zu verscharren, wozu uns der Rest eines eingestürzten alten Gewölbes sehr behilflich war. Mit Hilfe eines andern Mädchens, die noch geweckt wurde, brachten wir, nach einer in Angst durchlebten Stunde, die schwere Arbeit glücklich zu Stande.«

Hier unterbreche ich Juſſuf, um es als höchst charakteristisch hervorzuheben, daß das verliebte Paar mit größter Seelenruhe, sobald die Gefahr vorüber war, sich von Neuem in die Rosen der Liebe bettete, und erst mit der Morgendämmerung sich trennte. Papa Bernu, wie man ihn im Serail nannte, ward erst am nächsten Tage vermißt, weil der Pascha nicht weiter nach ihm gefragt; und da er eine Besitzung auf dem Lande hatte, die er oft besuchte, so glaubte man ihn auf dem Wege dahin von Räubern überfallen und ermordet, oder auf eine andere Art verunglückt. Ueberdies war er reich, der Pascha sein Erbe, Grund genug, um nicht allzu streng nachzuforschen.

Ein anderes Mal theilte mir Juſſuf die Ursach von Roduin's treuer Ergebenheit für ihn mit, von der Sie in seiner früheren Geschichte gelesen.

»Roduin hatte sich mit mehreren andern Mameluckken nicht lange vor jener Zeit, in eine thörichte Verschwörung gegen den Bey eingelaſſen, über deren eigentliche Triebfeder ich mich nicht auslaſſen darf. Nur so viel muß ich bemerken, daß mein Freund zu der geheimen Gesellschaft der Hissaviah (die, wie ich glaube, einige Aehnlichkeit mit denen haben muß, welche auch in Europa verschiedentlich existiren sollen) gehörte. Der Stifter derselben war Muhammed Ben Hissa, ein Marokkaner, ihre Zwecke aber gestalteten sich wohl sehr verschieden nach den verschiedenen Ländern, in denen sie einriß, und noch heute ist sie mächtig an verschiedenen Orten des muhamedaniſchen Reichs, besonders aber unter den Mauren. Die Anhänger der Hissaviah haben seltsame Ge-

bräuche und Ceremonieen. Sie essen das Fleisch aller verbotenen Thiere, zuweilen roh und noch lebendig, und scheuen auch den Wein nicht; man behauptet sogar, daß Christen darin mit aufgenommen werden können, ja daß das Wort Hissavy synonym mit Jesuit sey, und Sacristan Christi bedeute. — Es ging ein Gerücht, daß der Pascha selbst Hissavy sey; so viel ist gewiß, daß er im Geheimen die Mitglieder dieser Secte zu protegiren schien.

(Fortsetzung folgt.)

Tourville und Andronika.

(Fortsetzung.)

»Aber wo bleibt denn die schöne Andronika?« fragte jetzt de Vancy etwas ungeduldig.

»Ich bitte, mäßigt Euer Feuer. Ich werde schon auf das schöne Kind kommen. Aber ich hab's schon, de Vancy, ich hab's, denn die Wunden des Ritters führen uns wie von selbst zur schönen Andronika, die in der That eine furchtbare Verheerung in dem Herzen des armen Seladon anrichtete. Ihr könnt wohl denken, mein Bester, daß Schiffe und Menschen nach einem solchen Tage der Ruhe sehr bedürftig waren. Cruvillier, der den Archipel kannte, wie Despréaux die Alten, erinnerte sich der Insel Syphanto, wo sich ein tüchtiger Kalfaterer für die übel zugerichteten Schiffe und ein nicht minder vortrefflicher Chirurg für die verwundeten Matrosen befand. Dieser Kalfaterer der menschlichen Haut, der Wundarzt nämlich, Signor Jany genannt, war von Cruvillier sehr gut gekannt, er brachte also den fast sterbenden Ritter zu ihm und empfahl ihm denselben mit den größten Lobsprüchen über die Tapferkeit des jungen Mannes. Doctor Jany begann den Ritter zu verbinden, und nach Verlauf eines Monats blieb dem Ritter von seinen Wunden nur der Ruhm und die reizende Bläße, die jemals das Herz einer Frau gerührt hat. Endlich .... war es diese Bläße, war es der Ruf seiner Großthaten, seine schöne Figur, oder der Teufel, der Jany's Tochter überredete, genug, es ist wahr, daß die schöne Andronika sich so sterblich in den Ritter verliebte, daß, als Hocquincourt und Cruvillier zwei Monate nach ihrer Ankunft auf Syphanto Anstalt zur Abreise trafen, die beiden Liebenden jede mögliche Ursache hatten, sich auf das Aeußerste zu betrüben.«

»Und die schöne Andronika? War sie denn wirklich so außerordentlich reizend, gnädigster Herr?«

»Hocquincourt, der das Mädchen lange Zeit hindurch gesehen, hat mir versichert, daß es ein Ausbund von Anmuth und Schönheit gewesen sey. Eine göttliche Taille, ein griechisches Profil, das herrlichste von der Welt, blaue Augen, schwarze Haare, eine bewundernswerthe Haut, und über das Alles tausend Vorzüge des Geistes und eine allerliebste Naivetät.«

»Wie, gnädigster Herr? Und die Dankbarkeit, welche der Ritter für den Doctor hatte, hat ihn nicht gehindert, das Kind eines Mannes zu verführen, der seine Wunden gepflegt und ihn einem gewissen Tode entrissen hatte?«

»Ah, de Vancy, Euer Urtheil ist widersinnig. Konnte der Ritter — sagt Ihr — die Tochter eines Mannes verführen, der ihm das Leben gerettet hatte? Aber, bei der Venus! ich sage Euch, eben darum, weil Signor Jany ihm das Leben gerettet hatte, ward es ihm ja möglich, die Tochter desselben zu entführen. Endlich kam der Moment der Abreise heran. Ihr könnt Euch von dem Schluchzen und den Thränen der Liebenden keine Idee machen. Der Ritter leistete die feierlichsten Versprechungen und legte Gelübde über Gelübde ab, Alles in solchen Augenblicken gangbare Münze, aber die schöne Andronika schien nichts von dem Allen zu hören, sie weinte und schluchzte ohne Ende, als sie plötzlich, ihre Thränen trocknend, ausrief: »Nimm mich mit Dir! Ich folge Dir!«

»Der Teufel! Und war Ritter Tourville damit einverstanden?«

»Ihr werdet es sogleich erfahren, de Vancy. Ihr, der Ihr ein Muster der Sitte und Keuschheit seyd, begreift sehr wohl, daß ein solcher Vorschlag für einen Mann, der seine Pflichten kennt und die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft ehrt, niederschlagend seyn mußte. Der arme Ritter hatte in diesem Augenblick Gelegenheit, seine Tugend zu üben; er überlegte, was er seinem Lebensretter schulde, und hatte den Muth, ihm seine geliebte Tochter nicht zu rauben. Da habt Ihr eine der zarten Empfindungen, deren der große Haufe nicht fähig ist, die er nicht einmal versteht .... und die eben deßhalb die Quintessenz der Galanterie sind. Die Barbaren werden sagen, daß der Ritter seiner Liebe schon satt gewesen sey, und daß ihre Begleitung ihn belästigt haben würde. Gebildete Leute von edlen Gesinnungen werden sagen — ganz wie ich — daß er den Schmerz des alten Jany bedachte, wenn dieser sein Fleisch und Blut nicht wieder gefunden hätte. Da aber das Fleisch vom Fleisch des alten Jany ein kleiner Hitzkopf war, fand es der Ritter gerathen, scheinbar auf ihre Wünsche einzugehen, und er versprach ihr, sie eine Viertelstunde, bevor das Schiff unter Segel ging, abholen zu lassen. Er hütete sich aber wohl davor, sondern erbat sich's von Hocquincourt, daß er zuerst absegeln dürfe, was ihm auch zugestanden wurde. Er segelte in demselben Augenblicke ab. So war denn nun unser Tourville verschwunden, und aus einer Andronika ward eine Ariadne.«

»Arme Andronika!«

(Fortsetzung folgt.)

Auf einen bucklichen Sänger.

„Wer sagt's," — ruft Sänger Benjamin,
„Daß ich nicht ausgezeichnet bin?" —
O laßt das Wort dem eitlen Daus,
Und streicht das Wörtlein aus nur aus. J. F.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Kaleidoskop aus Berlin.

(Schluß.)

Außerdem war neu: „Der Wagen des Emigranten," nach dem Französischen von dem fleißigen Regisseur Genée, welcher die Bühne schon mit mancher hübschen Arbeit beschenkt hat. Das Stück ist reich an Theatereffecten, und schön dadurch, daß es zur Zeit der Revolution spielt und also in die Gegenwart eingreift, fesselt es die Zuschauer im höchsten Grade. Freilich wären manche Scenen noch zu verkürzen, namentlich gleich die erste, in welcher der Marquis Savigny (Genée) seiner Tochter (Mlle. Herbst) die ganze Leidens- und Revolutionsgeschichte erzählt. Genée's Leistungen, als alter Soldat, sind rühmlich bekannt, und als solcher war er namentlich im letzten Acte ausgezeichnet. Bis auf Hrn. Grabowsky, ließ Keiner etwas zu wünschen übrig. Hr. Grabowsky paßt nämlich durchaus nicht für die Rolle eines Bösewichts, wie Pascal ist; seine Sprache ist viel zu larmoyant, und Hr. Röder oder Hr. Pohl würden zehnmal mehr Effect in die Rolle gelegt haben. Hr. Beckmann hat mir als Modellsteher Belhomme zum ersten Male mißfallen. Der Modellsteher, welcher alle Redensarten der um und um mit ihm beschäftigten Künstler aufgeschnappt hat, muß ein feuriger junger Mann seyn, ein sprudelnder Champagner; Hrn. Beckmann's Belhomme war höchstens Grüneberger und eckensteherte heute zu viel. So sehr ich Beckmann's Komik liebe, eben so sehr muß ich diese Vorstellung an ihm rügen. Hr. Burghardt, der treue Diener Germain, der für seinen Herrn die Guillotine besteigt, spielte sehr gut; eben so führten Hr. Röder (Leclerc) und Hr. Schwanfelder (Luceval) ihre kleinen Partieen wacker durch. — Das Costüm war von Allen sehr schön gewählt, und die neuen Decorationen, wie immer, ausgezeichnet. Von den Frauen aber will ich schweigen! — Gegenwärtig ist Hr. Beckmann sehr krank und man fürchtet, er werde sobald nicht wieder auftreten können, was denn großes Mißbehagen im Publicum erregt.

Der Herbst wirft Blätter von den Bäumen, hat aber zwei Blätter frisch und grün an's Tageslicht befördert, nämlich den „Telegraphen," redigirt vom Baron Rädern und „Iduna," redigirt von M. Klenze. Das erste Journal, welches der Mode geweiht ist und Modenkupfer bringt, hat erst einige Nummern an's Tageslicht gebracht, über die noch wenig zu sagen ist. Eine lange Novelle: „Liebe im Süden," zieht sich wie eine Schlange hindurch, und das Uebrige ist von wenig Bedeutung. Die Iduna aber erfreut sich einer recht günstigen Aufnahme und enthält sehr pikante Aufsätze, theils Originale, theis Uebertragungen aus französischen und englischen Novitäten. Die eingestreuten Gedichte haben bis jetzt lauter, wenigstens in Berlin, bekannte Schriftsteller geliefert, und wir fanden die Namen: E. Ferrand, Hugo Hagendorff, A. Horowitz, H. Julius und L. Kosbarsky, von denen mehrere den Lesern dieser Blätter auch nicht fremd sind, und die Iduna wird gewiß unter den Tagesblättern einen der besten Plätze einnehmen. Eine Hauptveränderung ging mit dem „Figaro" vor. Oettinger, der eigentliche Redacteur, wenn gleich L. Krause als solcher genannt ist, hat Berlin verlassen und sich nach Hamburg begeben, woselbst er ein neues Journal bei Campe in's Leben rufen wird. Der Figaro verliert sehr viel an ihm, denn wenn er auch in der letzten Zeit wenig für dies Blatt that, so standen ihm doch eine Menge befreundeter Literaten zur Seite, deren Namen, seit Oettinger fort ist, wir im Figaro noch nicht gefunden haben. Den kritischen Theil über die Ritter vom Kothurn und Sokkus besorgt F. Adami, und einen ellenlangen Bericht über die Kunstausstellung schrieb Dr. Sobernheim.

Wir haben jetzt auch eine neue Oper in der Königsstadt, und verspar' ich einem ausführlichen Berichte eine Schilderung derselben vor; es sind erst zwei Opern gegeben worden, und daher kann ich noch keinen Standpunct finden, von dem aus ich die einzelnen Sänger und Sängerinnen betrachten kann, weßhalb ich also erst noch mehr sehen oder vielmehr hören will.

Von literarischen Neuigkeiten hebe ich hervor: 1) Novelletten, von Franz Freiherrn Gaudy, unter denen die erste: „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen," einen bekannten Schmähredner Italiens auf das Köstlichste persiflirt. 2) Erato, von demselben Verf. Gewiß ein gutes Zeichen, wenn in jetziger Zeit ein Band Gedichte eine neue Auflage nöthig macht. 3) Musikantenbilder, von R. Gernlein, zu denen wir in diesen Blättern noch einmal zurück kommen werden, und 4) Hertha von Stange, ein Buch, welches ich um des schönen Zweckes willen, nämlich die in's s. g. Leben tretende Jungfrau zu belehren, — hier ausdrücklich anführe.

Das ist das Neueste, was uns das Berliner Leben geboten hat, und somit bis auf Weiteres Gott befohlen!

Notizen.

[Der heilige Quell.] Wo einst Hagar in der Wüste die Quelle fand, da ist noch gegenwärtig die heilige Quelle der Muhamedaner. „Bei dieser Quelle," erzählte der bekannte Reisende Ali Bey, „ist ein Vergifter angestellt, der den Gläubigen die gefüllten Becher reicht und dem nur von der Regierung ein Wink gegeben zu werden braucht, und die gefürchtetsten Pilger enden hier ihr Leben, denn es würde die höchste Impietät seyn, wenn Einer solch' einen Becher des heiligen Wassers verschmähen wollte.

[Aschenbrödel.] Im römischen Gebiete, bei Montefiascone sind noch die Ruinen des Schlosses zu sehen, worin die kleine Aschenbrödel geboren wurde und gelebt hat, bis der gute Prinz sie aus der Sclaverei der beiden argen Schwestern erlöst'te. Das Mädchen soll Röschen geheißen haben, und ihre Geschichte ist in der Gegend in Jedermanns Munde.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 276. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 17. November. **1836.**

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

»Das Sonderbarste ihrer tumultuösen Ceremonieen, die oft in Orgien ausarteten, besteht nur darin, daß sie jeder ein besonderes Thier zu personificiren suchen, und wenn diese Art von Metempsychose statt findet, welcher wilde Tänze vorangehen, bemüht sich Jeder, seine Rolle möglichst natürlich zu spielen, wo denn, durch den Fanatismus bis zur Wuth gereizt, oft die größten Excesse statt finden sollen. Der Ochse und die Kuh sind allein von den vierfüßigen Thieren ausgeschlossen, und von den Vögeln nur der Straus gestattet. Löwen, Tiger, Schlangen und Katzen sind am beliebtesten. Auch fürchten die Hissavy's das Gift der Schlangen nicht, gegen deren Biß sie dasselbe Geheimniß, wie die bekannten Schlangenzähmer des Orients, zu besitzen vorgeben.«

»Während ihrer heiligen Tänze müssen sie die Augen schließen, denn sie supponiren, daß Ben Hissa dann sich mitten unter sie mische, den sie nicht von Angesicht zu Angesicht sehen dürfen.«

»Die Secte hat drei verschiedene Grade:

1) der Schech,
2) der Schausch,
3) das einfache Mitglied.«

»Der Groß-Schech ist unbekannt, soll aber erblich in einer gewissen Familie seyn; die übrigen Schechs werden durch Stimmenmehrheit erwählt, und gewöhnlich unter den Schausch ausgesucht.«

Des Schechs Sache ist es, die physischen Qualitäten der Mitglieder zu prüfen, und darnach ihre verschiedenen Thierrollen zu bestimmen oder zu bestätigen — denn es ist nicht Löwe, wer will, und Esel nur — wer muß.«

Bei der Aufnahme speit der Schech dem Aspiranten, der vor ihm kniet, im Namen des Stifters in den Mund, als Zeichen vollständiger Vermischung und zugleich Oberherrschaft.

»Das Erkennungszeichen der Hissaviah ist: *vv*—, d. h. zwei kurze und eine lange, welche sie sich mit dem Index und Mittelfinger in die hohle Hand durch den Druck mittheilen.«

»Roduin war Löwe in dieser Gesellschaft, und wie ich zu dieser Kenntniß gekommen, bleibe unberührt. Es mochte ihn aber diese immer wiederkehrende Rolle ambitiöse Gedanken eingeflößt haben, und ich zweifle nicht, daß er thörichten Hoffnungen Raum gab. Ehe indeß die Sache noch zu irgend einer Reife gediehen, ward sie dem Pascha verrathen, und dieser, dessen größter Liebling ich damals war, unterrichtete mich nicht nur genau von allen darüber erhaltenen Nachrichten, sondern auch von seiner Absicht, sogleich den Basch-Mameluck rufen zu lassen, um die Verschwörer, welche, wie man wußte, eben zu Vieren in dem Zimmer des Aeltesten derselben zu einer ihrer tollen Ceremonieen versammelt waren, sofort festnehmen, und nach Ueberführung ihrer Schuld unserer schnellen Justiz gemäß, auf der Stelle hinrichten zu lassen. Erschrocken über die nahe Gefahr meines Freundes, übernahm ich es selbst, den Minister zu holen, eilte aber gleich nachher — um Roduin, es koste was es wolle, zu retten, in größter Hast an den verrathenen Ort, wo ich auch die Pantoffeln der vier Unvorsichtigen schon vor der Pforte stehen sah. Ich ließ die meinigen neben ihnen, drang hinein, und den tanzenden Löwen bei der Mähne fassend, rief ich ihm zu, auf der Stelle nach seinem Zimmer zu eilen, wenn ihm sein Leben lieb sey, kein Augenblick dürfe verloren werden; für das Uebrige solle er mich sorgen lassen.«

»Kaum hatte mein Freund bestürzt diese Weisung befolgt, als ich den Zurückgebliebenen mittheilte, was geschehen sey, und ihnen Rettung versprach, wenn sie mir ihr Wort gäben, auf jeden Fall von Roduin's Gegenwart und Mitwissenschaft zu schweigen. Dies allein, sagte ich, würde mich in den Stand setzen, die Gefahr noch

von ihnen abzuwenden. Kaum hatte ich Zeit, sie zu unterrichten, welche Wendung ich der Sache zu geben gedächte, und ihnen die nöthigen Verhaltungsregeln einzuschärfen, als der **Basch-Mameluck** erschien, der, gleich mir, das Zeichen der Anwesenheit der vier Rädelsführer vor der Thür erblickend, sie sicher zu fassen glaubte, und nicht wenig erstaunt war, mich jetzt mitten unter ihnen im ruhigen Gespräch zu finden. Ich nahm ihn sogleich bei Seite, erklärte, daß ich von Allem, wie er wisse, durch den Pascha in Kenntniß gesetzt, in desselben Interesse hier sey, und mich jetzt, meiner schon früheren Vermuthung gemäß, völlig überzeugt habe, daß man hinsichtlich des Gegenstandes dieser Verschwörung gänzlich im Irrthum sey. Ich bäte ihn daher inständig, vorläufig nichts Ernstliches weiter zu unternehmen und sich mit der Arretirung der Angeschuldigten zu begnügen, bis ich den Pascha selbst gesprochen, und er hiernach neue Befehle von ihm erhalten habe.«

»Jetzt eilte ich ohne Zögern zu dem Gebieter, berichtete ihm, daß ich, voll Besorgniß für sein theures Leben, nach dem, was er mir vertraut, den Entschluß gefaßt, mich von dem Grunde der Sache persönlich zu überzeugen. Ich sey sogar so weit gegangen, mich selbst als gekränkt und unzufrieden anzustellen, um desto sicherer die Verräther in die Falle zu locken. Bald habe ich aber die feste Gewißheit gewonnnen, daß es sich keineswegs um eine Verschwörung gegen den Pascha, sondern nur um thörichte Ordensgeheimnisse, und zugleich um eine Liebschaft mit einer Dame des Serails handle (und an diesem Umstande war glücklicher Weise etwas Wahres), die Einer der Anwesenden, den ich verschweigen zu dürfen bäte, seit einiger Zeit angeknüpft habe. Ich wisse freilich, fuhr ich fort, daß auch dies schon die härteste Strafe verdiene, doch hoffte ich, daß der Pascha diesmal, um eines so weit geringeren Vergehens willen, den Schuldigen Gnade für Recht angedeihen lassen werde. Was aber **Roduin** beträfe, so müsse ohne Zweifel die Nachricht gänzlich falsch gewesen seyn, da ich diesen bei den Uebrigen gar nicht angetroffen, und auch von diesen nichts gehört, was ihn compromittiren könne.«

»Der Pascha, froh vielleicht, die ernstere Gefahr verschwinden zu sehen, und stets für die **Hissavy's** mehr als milde gestimmt, verzieh — und der Freund vergaß mir nie den mit eigener Lebensgefahr ihm geleisteten Dienst, um so mehr, da er bald darauf, nachdem ich selbst in Ungnade gefallen, an meiner Stelle auf's höchste in der Gunst des Herrn stieg, eine Gunst, die jedoch später, als ich schon im Gefängniß saß, die Ursache seines frühzeitigen Todes ward.«

»Es ist nämlich das Verhältniß des Bey zu den jungen Mamelucken ein ganz familienartiges und väterliches zu nennen, von den europäischen Sitten gänzlich verschieden, und, wenn sie in Gunst sind, gestattet ihnen der Gebrauch eine große Vertraulichkeit. Ueberhaupt dürfen sie mit Bitten und Gesuchen ihrem Beherrscher sich auf eine Art nahen, wie es in Europa nicht thunlich wäre. Wenn ein Mameluck z. B. Geld braucht, so bittet er ohne Umstände den Bey, ihm ein Krongut zu schenken, dessen Revenüen er dann bezieht so lange er lebt, oder ihm einen **Thiskera** zu geben (ein Bon auf Staatsrevenüen) was fast nie verweigert wird. Die Lieblinge quälen ihn aber fast immer, wie Kinder, um Dieses oder Jenes, um ein schönes Juwel, das er am Finger trägt, eine prächtige Kleidung oder Waffe, ein ausgezeichnetes Pferd, das er besitzt, oder Anderes dergleichen, und auch hier ist es nur selten, daß er es abschlüge. Freilich ist er immer wieder der Erbe seiner Mamelucken, und daher diese Gaben größtentheils mehr geborgt als geschenkt. Um die Zeit, als das Schicksal **Roduin** verderben wollte, hatte der Pascha von einem Schech der Wüste ein außerordentlich schönes aber zugleich fast unzähmbares Pferd als Tribut erhalten. **Roduin** verlangte es mit Ungestüm. Der Bey stellte ihm vergebens vor, es wenigstens erst bändigen zu lassen; **Roduin** ließ nicht nach und ward das Opfer seines Eigensinnes. Es überschlug sich mit ihm und stieß ihm mit dem hohen Sattelknopf die Brust ein, so daß er wenige Stunden darauf seinen Geist aufgab.«

(Fortsetzung folgt.)

Tourville und Audronika.

(Fortsetzung.)

»Ich sage mit Euch, arme Andronika, aber erwartet das Ende, de Vancy. So flog nun unser Ritter mit vollen Segeln über das mittelländische Meer hin, als der wachthabende Matrose auf einmal drei Kriegsschiffe signalisirte. Es waren tunesische Kaper. Ich habe zu bemerken vergessen, daß Tourville, wegen seiner Tapferkeit schon auf Syphanto, zum Lieutenant des Herrn von Artygny ernannt worden war, welcher Herr die türkische Prise befehligte, zu deren Eroberung der Ritter so wesentlich beigetragen hatte. Da Tourville zuerst abgesegelt war, bildete das Schiff, worauf er sich befand, die Vorhut, und der gute Cruvillier mit der »Sainte Ampoule« so wie Hocquincourt mit dem »Etoile de Diane« kamen nach ihm. Artygny eröffnete das Gefecht, aber eine unverschämte Kanonenkugel hatte die Galanterie, den Lieutenant Tourville auf der Stelle zum Capitain Tourville zu machen, indem sie den Kopf des armen Artygny glatt wegnahm. So ward denn nun unser schmachtender Seladon Capitain, der, da ihm die nöthige Erfahrung abging, die Leitung des Schiffs dem Steuermann und dem Bootsmann übertrug und sich nur damit beschäftigte, die Mannschaft anzufeuern, was ihm über die Maßen gelang. Aber der Steuermann und der Bootsmann hatten zusammen nicht so viele Erfahrung, als Artygny allein, der ein ausgezeichneter Capitain war; Tourville's Schiff erhielt mehr Kugeln, als es entsendete, es bot dem Feinde stets die Seite, anstatt des Buges, der Ritter vermochte nichts dagegen zu thun, seine Leute fielen von allen Seiten, und

sein Schiff, wie ein Sieb durchlöchert, drohte zu sinken... als plötzlich, ob durch die Ungeschicklichkeit der Tunesen, ob durch einen glücklichen Zufall geleitet, eine Kanonenkugel in die Pulverkammer des einen tunesischen Schiffes drang, diese sämmtlich in die Luft flogen und das Verdeck Tourville's mit ihren Trümmern bedeckten.«

»Welch' ein glücklicher, überraschender Zufall, gnädigster Herr!«

»Das war kein Zufall, de Vancy, Ihr müßt im Gegentheil darin ein höheres Walten der Vorsehung erkennen, die den Ritter belohnen wollte, weil er dem Vater nicht sein einziges Kind geraubt hatte.... Aber kehren wir zu den Folgen des Gefechtes zurück. Nach der Explosion der feindlichen Schiffe brach die Nacht herein, Cruvillier und Hocquincourt waren aus dem Gesichte, der Wind erhob sich, Tourville hatte viele Verwundete, der Steuermann und der Bootsmann kannten die Eigenheiten des neuen Schiffes nicht, das überdies in dem letzten Gefechte viel gelitten hatte. Man beschließt also, nach Syphanto, als dem nächsten Hafen zurückzukehren.«

»Jesus Marie! Gnädigster Herr! Das war eine erwünschte Rückkehr für die arme Verlassene.«

»Ihr sollt sogleich darüber urtheilen, de Vancy. Unser Ritter läßt sich an's Land setzen, eilt nach dem Hause des alten Jany und wird bei seinem Eintritt von einer alten Mohrin mit den Worten begrüßt: Mein Herr stirbt!«

»Der Ritter findet den Greis mitten in dem Zimmer seiner Tochter leblos ausgestreckt liegend. Der Anblick des Ritters reißt ihn aus dieser Lethargie: Meine Tochter! — schreit er mit einer wilden Bewegung, dann stürzt er wieder zusammen. Das war für den Ritter gewissermaßen Hebräisch, da er mit Sicherheit darauf rechnete, Andronika wieder zu finden. Da eröffnete ihm die Mohrin, daß, als diesen Morgen die Schiffe abgesegelt wären und Tourville nicht wiedergekehrt sey, Andronika sich nach dem Hafen begeben habe. Hier habe sie sich mit einer ihrer Frauen in ein Boot gesetzt und einen alten Seemann mit Gold bestochen, worauf dieser sie an Bord eines der absegelnden Schiffe gebracht habe. Während dieser Erklärung erhob sich der alte Jany und rief mit gebrochener Stimme: »Meine Tochter!« Aber anstatt wieder in Ohnmacht zu sinken, überschüttete er den Ritter mit den heftigsten Vorwürfen. Der zarte Seladon fühlte sich um so mehr gekränkt, als er einen so glänzenden Beweis der Beherrschung seiner Leidenschaft gegeben hatte. In einem Augenblick, wo Jany neuen Athem schöpfte, schlug der Ritter ihm vor, an Bord seines Schiffes zu kommen und überall seine Tochter zu suchen, und, wenn er sie nicht fände, sie mit ihm gemeinschaftlich aufzusuchen; zugleich schwur er bei seiner ritterlichen Ehre, daß er Andronika nicht entführt habe. Jany nimmt diesen Vorschlag an, und der gute alte Mann verläßt Syphanto, sein Haus, sein großes Vermögen, seine Freunde, um mit dem jungen Korsaren gemeinschaftlich seine Tochter aufzusuchen, sich allen Gefahren preisgebend, denen man auf dem Meere blosgestellt ist. Der Seemann, von dem ich diese Geschichte habe, versicherte mir, daß dieser Jany ein bejahrter Greis mit langem, weißen Barte gewesen sey, er war sehr hager, ging stets schwarz gekleidet und brachte die Zeit während des ganzen Kreuzzuges nur damit zu, den Kopf in die beiden Hände zu stützen, zu weinen oder nach dem Horizonte zu schauen, in der Hoffnung, ein Segel zu entdecken, an dessen Bord er seine Tochter wieder zu finden hoffen dürfte, und alles dieß mit einer solchen Leidensmiene, daß er das Mitleid der Seeleute erregte, vorzüglich wenn er mit dem Schmerze eines Vaters ausrief: »Meine Tochter, meine arme Tochter!« — Indessen will ich nicht darauf schwören, ob nicht der Ritter im Innern seines Herzens den guten alten Mann zum Teufel wünschte und es fast bereute, die Entführung unterlassen zu haben, indem er denn doch wenigstens der Gesellschaft des endlos Weinenden entheben gewesen wäre. Endlich, nach vierzehn Tagen vergeblichen Kreuzens, beschloß er, nach Zante zu gehen, wo er Hocquincourt und Cruvillier zu finden hoffte, von denen er jedenfalls Nachrichten, Andronika betreffend, erhalten mußte. Jany und der Ritter erreichten den Hafen. Aber, alle Teufel, Hocquincourt und Cruvillier waren schon vor drei Tagen wieder unter Segel gegangen, hatten aber einem der Barkenführer einen Brief für den Ritter hinterlassen, im Fall dieser nach Zante kommen sollte. Ihr könnt Euch denken, daß der Vater und der Geliebte den Brief verschlangen. Er war von Hocquincourt und enthielt im Wesentlichen Folgendes: Als die schöne Andronika die Schiffe habe absegeln sehen, habe sie sich längs dem Bord des Letzteren begeben, das sie habe erreichen können. Auf die Bemerkung Hocquincourt's, daß das Schiff des Ritters bereits unter Segel und auf der Jagd sey, habe sie gebeten, sie so lange auf seinem Schiffe zu dulden, bis sie das des Ritters erreichen würden. Hocquincourt erinnerte den Ritter noch daran, daß das Gefecht sie getrennt hätte, und schloß seinen Brief mit der Bemerkung, daß, nachdem er ihn in Zante vergebens erwartet habe, er nach Malta unter Segel gehen werde und dort mit ihm zusammenzutreffen hoffe.«

(Schluß folgt.)

Bonhomie Friedrich's I.

Kurz vor seinem Tode nahm der König von Preußen Friedrich I. von dem Grafen Dohna, auf welchen die (bei Nicolai in Berlin erschienenen) **Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I., roi de Prusse, écrits par Christophe comte de Dohna, ministre d'état et Lieutenant-Général**) von Neuem aufmerksam machen, mit den Worten Abschied:

„Adieu, Comte de Dohna, il faut nous séparer! Adieu, vous perdez un bon ami!“

Reise-Zeitung.

Alexisbad und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Nachdem Gräfe auf die Heilquelle wieder aufmerksam gemacht hatte, ließ Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg im Jahre 1810 die zu einer Badeanstalt gehörigen Gebäude einrichten, wie zum Vergnügen der Besuchenden Einrichtungen treffen. Am 12. Juni 1811 erfolgte die Einweihung der Anstalt, welche, nach ihrem Schöpfer, den Namen Alexisbad erhielt. Ein Beweis für die Wohlthätigkeit des Bades liegt unstreitig auch in der schnell wachsenden Blüthe desselben, denn im Jahre 1811 fanden sich 324 Badegäste ein, und jährlich stieg ihre Zahl, bis sie im Jahre 1817 auf 719 anwuchs. Dieser zahlreiche Besuch machte neue Bauten nothwendig; das damalige Badehaus wurde vergrößert, zum Logirhause umgewandelt, und ein neues, sehr bequemes und geräumiges Badehaus erbaut, und seitdem hat sich die Anstalt unter abwechselndem Wachsen und Abnehmen der Anzahl der Badegäste bis jetzt einer ausgezeichneten Blüthe erfreut. — Unter den zum Alexisbade gehörigen Gebäuden nennen wir nur das 149 Fuß lange Logirhaus, welches im Jahre 1814 zum Badehause erbaut, im Jahre 1817 bedeutend erweitert und zur Aufnahme der Badegäste bestimmt wurde. Dann der Salon, der Vereinigungsort zu geselligen Vergnügungen, wo man Mittags und Abends eine wohlbesetzte Tafel, sonst aber eine angenehme Unterhaltung im geselligen Kreise, am Wiener Flügel, und dem Zeitungstische findet. Sonntags, wo viele Fremde aus der Umgegend den Badeort besuchen, wird getanzt; außerdem genießt man dies Vergnügen, sobald sich eine Gesellschaft dazu findet, und jeden Dienstag ist Theetanz festgesetzt. Auch werden an den dazu bestimmten Tagen Concerte gegeben. Ferner das Badehaus mit sechzehn Badestuben, der Wohnung des Bademeisters und des Brunnenarztes. Der Bau desselben wurde im Jahre 1816 begonnen und im Jahre 1817 vollendet. Seine innere Einrichtung ist für den Nutzen und die Bequemlichkeit der Badenden so vortheilhaft, daß sie nichts zu wünschen übrig läßt. Das Mineralwasser fließt unmittelbar aus dem Innern des oben erwähnten Stollens durch Röhren in die Badewanne, und strömt also, indem es immer in verschlossenen Räumen bis zur Badewanne gelangt, dem Kranken die frische belebende Kraft, wovon es durchdrungen ist, ungeschwächt zu. Es fehlt auch nicht an einem gut eingerichteten Zimmer für Dampf-Douche-Bäder. In der Rose finden Bediente und Leute niedern Standes Bewirthung und Gelegenheit zu geselligen Volksvergnügungen. Der Pavillon des Herzogs ist der Benutzung der Badegäste nicht überlassen.

Zum Genusse der freien Natur sind Promenaden angelegt, bequeme, mit Ruhebänken versehene Wege nach den höheren Theilen der Thalwände geführt, und diejenigen Puncte der Gebirgswände geebnet, von denen man die reizendsten Ansichten des Thales, überhaupt der Umgegend genießen kann. Der ebene, durch eine Barriere geschützte freie Platz, dessen Mitte durch vier Reihen junger Linden und einen zeltartig bedeckten Gang durchschnitten wird, ladet besonders in der Kühle des Morgens oder Abends zu einem angenehmen, und für den schwachen Badegast, der auch in den wärmeren Stunden des Tages hier vor der Sonne geschützt umherwandeln kann, zu einem hinlänglich unterhaltenden und stärkenden Spaziergange ein. Wer sich größern Anstrengungen unterziehen kann, mag die oben genannten Puncte besuchen. — Ganz nahe liegt auch die Klostermühle, eine Marmormühle. Dabei lag einst das Minoritenkloster Hagenrode, wovon noch der Rest eines Thurmes steht. Im Jahre 970 stifteten die Brüder, der Erzbischof Gero von Cöln, und Diethmar I., Markgraf der Lausitz, 1½ Stunde von hier das Kloster Thankmarsfelde, verlegte es aber fünf Jahre später, wegen Rauhheit des Klimas und Unfruchtbarkeit des Bodens, nach Nienburg an der Saale. Der Abt Hagano, dem diese Veränderung mißfiel, blieb im Harzwalde, legte hier ein Kloster an, dessen Daseyn im Jahre 993 beurkundet ist, und dessen 843 Jahre altes Thurmfragment wir noch sehen. Nach dem Stifter wurde es Hagenrode genannt und für eine der Nienburger Abtei untergeordnete Probstei erklärt. Wenn es aufgehoben worden, weiß man nicht. — Nicht gar fern bei der Klostermühle abwärts im Thale liegt der Alexisbrunnen. Diese schon längst bekannte, aber nicht benutzte Eisenquelle wurde 1830 auch von Trommsdorf untersucht, und dadurch eine Trinkquelle aufgefunden, die dem Alexisbade bis dahin fehlte. Sie ist ein stärkend auflösendes Wasser, das leicht verdaut und assimilirt wird. In vielen Fällen unterstützt es innerlich die äußerliche Anwendung des kräftigen Alexisbades. Wegen dieser so nahen Beziehung zu demselben erhielt diese im Jahre 1830 gefaßte Quelle den Namen Alexisbrunnen. Weiter abwärts im Thale liegen Eisenwerke.

Aufwärts im Selkethale liegt eine Pulvermühle, dem Teufelsberge gegenüber, in welchem eine Eisensteinsgrube betrieben wird, wo ausgezeichnet schöner Eisenglimmer, ganz dem brasilianischen von villa rica ähnlich, in den Klüften von Kalkstein, welcher ein Lager von Grauwackenschiefer bildet, vorkommt. — Weiter hinauf kommt man zur Victor-Friedrichs-Silberhütte. In zwei Oefen werden hier die Erze der eine Stunde von hier entfernten Pfaffen- und Meiseberger Gruben bei Neudorf verschmolzen und das Silber abgetrieben. Außer den Hüttengebäuden und den Wohnungen der Betriebsdiener, deren einer Selenmetall aus Tilkeröder Erzen verkauft, befinden sich ein Schwefelofen und eine Vitriolsiederei hier. Alle diese Werke werden auf herrschaftliche Rechnung betrieben. Da noch ein Ackerhof und eine Schänke in der Nähe liegen, so gleicht das Ganze einem Dörfchen.

Alexisbad ist vom Mägdesprung ¾ Stunden, von Harzgerode ½ St., von Gernrode 2 St., von Ballenstedt 3 St., von Quedlinburg und Stollberg 4 St., vom Meiseberg 2½ St., vom Falkensteine 3 St., von Blankenburg und Sangerhausen 6 St., von Nordhausen und Sondershausen 8 St., von Mansfeld 5 Stunden entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 277. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 18. November. 1836.

Lyrische Poesie.

Dichtungen von Gustav Lahode und Theodor Drobisch. Leipzig, Verlag von Fischer und Fuchs. 1837. 213 S. 8.

Wir haben es mit einer dichterischen Allianz zu thun, mit einem Bruder-Freundschaftsbunde, der nichts Geringeres im Sinne hat, als den zweigipfligen Parnaß zu ersteigen und in Besitz zu nehmen. Wie sehr auch ein solch' unegoistischer, unarroganter und seltener Verein zu schätzen und zu ehren ist, so muß dennoch die Kritik eine Theilung vornehmen, wenn sie nicht ungerecht oder unverständlich werden will. Nur in Bezug auf ihre moralische und religiöse, bürgerliche und politische Gesinnung, nur in Bezug auf ihren Willen und ihr Streben und nur hinsichts ihrer äußeren Geschicklichkeit zur Poesie, lassen sich die beiden Freunde vereint beurtheilen. In allen den angegebenen Puncten nun stehen sie sich völlig gleich. Ihre Moral und ihr Religionsbekenntniß sind höchst ehrenwerth und zugleich von der Art, daß sie auch der orthodoxeste Zelot nicht zu verketzern im Stande wäre. Wenn dieses bei den jetzt gewohnten und sogar schon altherkömmlichen Extravaganzen der Dichter einerseits auffällt, ja, man möchte sagen, stutzig macht, so hat es auf der anderen Seite doch nicht nur allgemein Befreundendes, sondern auch sogar den Reiz des Ungewohnten. Auch wäre ja wohl der Schluß zu übereilt, daß Einer um so weniger Dichter ist, je mehr er sich an die allgemeinen Ansichten in Moral und Religion anschließt. Die bürgerliche und politische Gesinnung ist nicht fremd demjenigen, was mit unwiderstehlich niederdrückendem Gewicht in die Wagschaale der Zeitinteressen gefallen ist. Beide Dichter jammern um Polens Fall und glauben sicher, daß wohl außer unserer Verfassung noch eine andere und bessere bestehen könne; beide Dichter scheinen nichts von der Glückseligkeit des Befreiungskrieges zu wissen, und der Eine von ihnen hat sogar mit vielem Glücke Napoleon und dessen Schicksal, so wie die Verherrlichung der Anhänger dieses großen Mannes, zum Gegenstande mehrerer Gedichte gemacht; nichts desto weniger könnten ihre Gedichte ohne Sorge an dem Fuße jedes deutschen Thrones niedergelegt werden. Eines vor Allem ist hierbei den Dichter-Brüdern eigen: Beide verherrlichen Sachsen, und erschöpfen ihre Kräfte in dessen Lobe. Lahode singt unter Anderem:

„Freiheit singet (in Sachsen) Jubel-Psalmen (,)
Jedes Druckes unbeschwert.

Den geweihten Thron umstehen
Liebe und Gerechtigkeit;
Der gekränkten Unschuld Flehen
Ist der Hilfe Arm nicht weit."

und fügt diesen und anderen schönen Sachen den naiven Entschluß bei:

„Wahrheit hab' ich hier gefunden,
Tugend, die für Tugend glüht;
Mit dem Licht das Recht verbunden,
Das in sich sich selbst nur sieht.

Leben will ich dir und dienen;
Will ein braver Bürger seyn:
So in That, als Wort und Mienen,
Gern der strengsten Pflicht mich weihn.

Des Gesetzes Schirm und Priester,
Treulich seine Wege gehn;
Bei des Trugs, der Gunst Geflüster,
Wie ein Fels im Meere stehn."

Hr. Th. Drobisch grüßt Sachsen unter Anderem nicht ohne Tautologie, einen falschen Reim und mit einer Assonanz an das bekannte Kosciusko-Lied:

„Ich weih' sie (die Thräne) dir, o Land, wo einst vor Zeiten
Das Licht des Wissens auf zur Flamme schlug,
Und wahrhaft groß, in schwerem Kampf und Leiden
Dennoch den Sieg durch alle Stürme trug.

Dir, Sachsenland! das groß durch Volk und Fürsten
In der Geschichte ruhmverkündend steht,
Sey sie geweiht am kühlen Seegestade,
Wo noch dein Geist zu mir herüber weht."

Es ist mit solchen Verherrlichungs-Hymnen eine eigene Sache. Man kann selten dabei einer und der anderen Lächerlichkeit entgehen, die dem kalten Beobachter und Recensenten leicht in die Augen springt. Es scheint, als ob Sachsens Dichter dieses bis hierher hinlänglich gefühlt und dergleichen Loblieder nur preußischen Dichtern auf Preußen überlassen hätten. Damit sey jedoch weder Sachsens Vorzug vor manchem deutschen Lande, noch die Aufrichtigkeit der Begeisterung der beiden genannten Dichter in den geringsten Zweifel gezogen. Durch dieses Alles motivirt sich das Wollen und Streben unserer Dichter. Man könnte es mit einem Worte aus dem gewöhnlichen Leben kurz und bündig als ein solides bezeichnen. Es steht fern jeder Abnormität und Zweideutigkeit, fern jeder Frivolität und jedem sündlichen oder verbotenen Gelüste, fern jeder Neigung wider Sitte und Gesetz, Ruhe und Ordnung, Frieden und Eintracht, ja es hat sogar ein nicht zu verkennendes rein didaktisches Moment. Endlich stehen sich die Brüder-Dichter gleich in der äußeren Geschicklichkeit zu dichten. Beide Dichter sind noch nicht völlig über die Schwierigkeiten der Prosodie, des Rhythmus und des Reimes hinaus und collidiren in diesen dreien Dingen nicht selten mit Wohlklang und grammatischer wie logischer Sprachrichtigkeit. Nur ein und das andere Beispiel möge genügen. Lahode singt:

„Der tiefste Schmerz
Im wunden Herz (statt Herzen),
Er währet ewig nicht!"

Th. Drobisch scheut sich nicht zu reimen:

„Zum Herrscher von Tunis,
Zum wilden Tyrann'n
Der nur auf Rache und Bosheit sann, ꝛc."

und kann sich nicht oft genug der Reime lenzen und kränzen entledigen, obgleich sie vielleicht nur zweimal an ihrem Orte sind. Ja er wiederholt sogar diese barbarische Form in einem anderen Gedichte, und nimmt keinen Anstand „mordgewohnte Schwerte" mit Friedensherde zu reimen, und mit der eigenen Stärke „der Erde Pfostenwerke" in Einklang zu bringen. Das sind nicht nur Fehler gegen das Technische, sondern auch gegen den guten Geschmack, die man sehr ungern verzeiht.

Wo wir auf die Anlage zum Dichten, auf Geist und Gemüth und Phantasie, mit einem Worte auf das kommen, was eigentlich den Dichter macht, da müssen wir eine Trennung zwischen den beiden Alliirten vornehmen. Wie Th. Drobisch quantitativ mehr geleistet hat, so hat er es auch ohne allen Zweifel qualitativ. Lahode hat einen ziemlich engen Gedankenkreis, in welchem er sich bewegt, während Drobisch, ohne gerade ein Krösos an Ideen zu seyn, ein bei weitem größeres Feld dichtend durchschreitet. Lahode's Gemüth und Herz sind eben so weich und eindrucksfähig, als die Drobischens, aber die des Letzteren klingen gleichsam von mehreren Saiten und in eindringlicheren Tönen nach; Lahode's Phantasie ist ein Strauß, der am Boden hinflattert, während Drobisch nicht selten mit starkem Flügelschlage den Boden zurückläßt, um die Brust in höhern reineren Lüften zu baden; Lahode's Geist umschwebt meist nur das Aeußere der Gegenstände, während Drobisch auch in ihr Inneres eindringt und wie für dieses, so für jenes auch mehr sprachliche Mittel aufzubieten versteht. Am meisten Einklang herrscht auch in dieser Beziehung unter den Freunden, wo sie es mit religiösen Gegenständen zu thun haben und mit nicht ungünstigem Erfolge wirken. Auszeichnenswerth sind hier von Drobisch die Gedichte: „Morgengebet," „Anbetung ihm," „des Greises Sehnsucht nach dem Grabe," „Mein Vertrauen auf Gott," „Trost der Zukunft," „Blicke nach dem Jenseit" (falsch für Jenseits), „der Sternenhimmel" und einige ähnliche, mit denen man Lahode's Glaube und Vertrauen vergleichen könnte.

Gehen wir in's Einzelne ein, so können wir nicht umhin „Vaterunser," „Ode auf die Feier des Constitutionsfestes," „der Tod" von Lahode gänzlich verfehlt zu nennen, während eben so viele andere Gedichte die trivialsten Ideen behandeln, matt und ohne Interesse sind und nur zuweilen durch einen guten epigrammatischen oder sogenannten Klappschluß befriedigen und versöhnen. Liebe und Freundschaft treten in sehr abgetragenen Kleidern auf und das „Gelübde an Laura" läßt sogar eine arge Blöße schauen. Gedichte an das Jenseits können mit Anfängen wie: „kennst Du das Lnnd ꝛc" unmöglich ansprechen; Unsterblichkeit und ähnliche abstracta erfordern einen philosophisch dichterischeren Geist als Lahode besitzt, um Beifall zu erlangen, Gnomen müssen überraschen oder paradox seyn, wenn sie anziehen sollen, und Gelegenheitsgedichte mehr als eine Privatseite des Wohlgefallens darbieten. Damit es nicht scheint, als ob wir Hrn. Lahode wehe thun wollten, mögen hier einige Verse und ein Gedicht stehen, die des Lobes werth sind. Das Gedicht: Die Zeit schließt:

„Was der Geist in seinen Tiefen nährt,
Und die Seele mit Entzücken füllt:
Unvergänglich ist's, denn ewig währt
Was dem innern Leben rein entquillt."

Das Gedicht: „Hoffnung und Erinnerung" endet:

„Unser ganzes Erdenseyn
Ist ja Traum nur, Traum und Schatten,
Wo sich liebend zum Verein
Hoffnung und Erinn'rung gatten."

Endlich heißt das Gedicht: „der Jesuit:"

„Als die Natur schon lange Zeit
In Füll' und Kraft gewaltet,
Und auf dem Erdball weit und breit
Manch' Götterbild entfaltet:

Da schuf sie einst in düst'rer Stund'
Ein Scheusal sonder Gleichen;
Das Laster schloß mit ihm den Bund
Zu frechen Bubenstreichen.

Ein Abschaum voller Tück' und Wuth
Ist dieses graufe Wesen,
Das aus dem Schlund der Höllenbrut
Natur zum Schreck erlesen.

Der Augen Basiliskenblick
Hegt Krokodilesthränen,
Die Hand, des Teufels Meisterstück,
Dient wilder Bosheit Plänen.

Nur Gift und Galle gleich dem Molch
Durchströmt den feilen Schergen,
Der blut'gen Rache sichern Dolch
Im Schafsgewand will bergen.

Merkt wohl auf diese Creatur
Mit ihren Baales-Sitten,
Im Zorne schuf sie die Natur,
Sie schuf den Jesuiten."

Ira et indignatio faciunt versus. Dieß gilt wohl von dem ebenfalls nicht lobenswerthen Gedicht: „mein Bekenntniß." Wir werden bald Gelegenheit haben, ein Gegenstück zu diesem Jesuiten mitzutheilen *).

Drobisch trägt viele ächt lyrische Elemente in sich, nur sind sie bei weitem noch nicht genug entwickelt, er hat eine schöne Gabe zur Reflexion und es fehlt ihm nicht an philosophischer Tiefe, wie besonders auch seine Monologe: „der Mörder oder die Macht des Gewissens" und „die Kerkerstimme," seine „Frage an das Schicksal" und seine Gedichte: „Polens Empfindungen am Schlusse des Jahres 1831" und „an den Gräbern der gefallenen Polen" bezeugen, allein er ist noch nicht selbstständig genug; er glüht in hoher Begeisterung für alles Große und Erhabene und fühlt in tiefster Wehmuth den Jammer unserer kleinlichen Welt, wie seine schönen Gedichte: „St. Helena," „die beiden Inseln," „des Marschalls Tod" beweisen, aber er läßt die Gluth nicht lichterloh emporschlagen und dämpft die Saiten, wenn ihre Töne in's Herz einzuschneiden drohen. Das ist ein unzeitiges Mitleid!

Schließlich wollen wir die Freunde wieder vereinen. Beide haben nämlich wiederum den gemeinschaftlichen Fehler, daß man kaum zwei Gedichte hintereinander von Einem oder dem Anderen lesen kann, ohne sie wenigstens dreier sehr auffallender Reminiscenzen oder sichtbarlicher Nachahmungen beschuldigen zu müssen. Goethe, Schiller, Tiedge und Aehnliche nicht nur, sondern sogar Holtei und diesem Gleiche müssen ihre Scherflein beitragen. Außerdem stehen Beide alles Humors entblößt da, wenn man nicht etwa das Verslein von Drobisch:

„Ein höchst verdorbnes Meisterstück
Erschuf des Schicksals Muße:
Indem im Wagen sitzt das Glück,
Geht der Verstand zu Fuße."

für das Gegentheil zeugen lassen will, und Beide entbehren alles Erzählertalents. Die Ballade: „Der Sclav' und der Löwe" ist, wenigstens für Drobisch, davon das unverwerflichste Zeugniß. Bei der Erzählung: „Die Dattel" ließ der Stoff die Verse besser gelingen. Wir werden sie in den Unterhaltungsblättern dieser Zeitschrift mittheilen lassen.

Möge den jungen Dichtern unser wohlabgewogenes Lob und unser gewissenhafter Tadel aus reinem Wohlwollen für sie und den Beruf, dem sie sich weihten, entsprossen erscheinen!

Ed. B.

*) In der Revue der Taschenbücher.

Gedichte nebst einem Anhange von Räthseln, Charaden, Logogryphen, Homonymen, Palindromen und Anagrammen. Von Carl Jacht. Berlin, bei Th. Bade. 1836. 423 S. gr. 8.

Das diesen Gedichten gleich auf dem Titel beigegebene Motto:

„Mag die erstarrte Vernunft auch die Liebe verschmäh'n und die Muse,
Dennoch dichtet und liebt ewig das menschliche Herz."
(v. Brinkmann.)

scheint eine Entschuldigung für eine neue Sammlung von Gedichten zu enthalten, und man erkennt mit Freuden darin eine Bescheidenheit, die um so mehr Lob und Empfehlung verdient, je seltener man Gelegenheit hat, ihr auf literarischen Wegen zu begegnen. Von eben dieser Bescheidenheit zeugt des Dichters „Zueignung:"

„Nicht wie der Aar, der von dem Erdenthale
Mit kühnem Schwung zur Sonne dringt;
Nicht wie die Nachtigall, die bei des Mondes Strahle
Im Blüthenhaine singt.

Nichts Großes, nichts Erhabnes kann ich bringen,
Nur anspruchslos ertönt mein Lied,
Wie ohne Künstelei die Waldbewohner singen,
Wenn neu der Lenz erblüht.

Den neid' ich nicht, der an der Hand der Musen
Den stillen Pfad des Nachruhms geht;
Beglückt, wenn nur mein Lied, entströmt dem vollen Busen,
Ein fühlend Herz versteht."

Hr. Carl Jacht ist bereits seit längerer Zeit durch seine poetischen Beiträge für Berliner und Leipziger Zeitschriften vortheilhaft bekannt und als einer von jenen Dichtern geschätzt, die gewissermaßen mehr für den Verstand und für das Herz und deren gefällige Ansprache, als für die Phantasie mit ihren Forderungen und für die Ansprüche einer sublimeren Kunstkritik dichten. Man könnte Hrn. Jacht einen geborenen Gelegenheitsdichter nennen; so sehr vereint er alle zu einem solchen erforderlichen Anlagen in sich, während der, von welchem man im Allgemeinen behaupten kann: er sey zum Dichter geboren, oft der allerschlechteste Gelegenheitsdichter ist. Er weiß jeden Gegenstand zu erfassen und zu umfassen, zu drehen und zu wenden, zu heben und zu tragen, daß er in einem vortheilhaften Lichte erscheint und Interesse einflößt. Hr. Carl Jacht ist ferner ein geborener Räthsel-, Charaden-, Logogryphen-, Homonymen- und Anagrammenfabrikant, denn es fehlt ihm neben einem richtigen und scharfen Auffassungsvermögen nicht an dem nöthigen Fleiß, um ein Ganzes in seine Atome zu zerlegen und dann wieder zusammenzubauen. Hr. C. Jacht ist endlich da in seiner eigenthümlichen Sphäre, wo die Ideen gegeben sind und es nur darauf ankommt, sie mit einem richtigen Gefühl in die gehörige Ordnung und Verbindung unter einander zu bringen und mit Geschicklichkeit in neue Worte zu kleiden. Dahin gehören unter andern religiöse Materien. Auf dem Felde der freieren Lyrik, der unbeschränkten philosophischen Reflexion, im Bereich der poetischen Erzählung, Ballade und Romanze wird er seltener etwas leisten, was eines vollen

Lobes werth ist, und immer in Gefahr schweben, über seine Producte den Vorwurf des Trivialen, Gewöhnlichen, vielfach Gekannten und Verbrauchten, des Langweiligen und Uninteressanten zu bringen. Und wirklich ist in der vorliegenden Gedichtsammlung manches in die genannten Fächer Gehörende nur Mittelgut. Dahin rechnen wir denn, hier und da noch etwas weiter umgreifend, z. B. die Jahreszeiten (S. 5—19), „an Flora," „Richter nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet," „der preußische Invalide," „der Kirchhof zu St. Ursula" (S. 53—78), „Rosa und Alonzo," „Gedanken eines Preußen an einem Frühlingsmorgen." Dagegen loben wir „Flora," „der Morgen," „Wanderlied," „Quell und Herz," „Erinnerung," „an die Ruhe," „Wechsel des Schicksals," „Ermahnung," „Ermuthigung," „Vertrauen," „Verzage nicht," „Gottvertrauen," „Wiedersehen," „die Rettung," „Lebenshoffnung," „An des Königs Majestät" ꝛc. In den Sprüchen (S. 141—144) spricht sich ein religiöser und biederer Sinn aus, dem Erfahrung und Bekanntschaft mit Leben und Welt zur Seite stehen. Statt mehrerer zeige dieses einer, der eine beachtenswerthe Klugheitsregel gibt.

„Halte vor der Welt verborgen
Deiner Seele herben Schmerz
Denn es lindert deine Sorgen
Selten nur ein fühlend Herz.
In dem rauhen Weltgetriebe
Baut die Selbstsucht ihren Thron,
Und für eine Brust voll Liebe
Findest du nur bittern Hohn.

Die übervielen Gedichte mit „An —," sämmtlich Gelegenheitsgedichte, sprechen bald mehr, bald weniger an, je nachdem sie das Privatinteresse zu einem allgemeinen zu erheben wissen, oder nicht. Wir lassen sie unangetastet, uns auf unser Urtheil in der Einleitung berufend und glaubend, daß uns der Dichter darüber nicht zürnen wird. Eben so begnügen wir uns damit, den ziemlich starken sphingischen Theil der Gedichtsammlung eine aufrichtige Empfehlung im Allgemeinen zu geben und von ihm zu versichern, daß das hier Gebotene dazu geeignet ist, den Verstand zu üben, Scharfsinn zu zeigen und zu erzeugen, so wie auf geistreiche Weise zu ergötzen.

Auf die Form der Gedichte ist eine hinreichende Sorgfalt verwendet; nur bleibt es ein häßlicher Flecken, daß nicht selten des Reimes wegen eine verzerrende Wortstellung gewählt und besonders das Verbum seinem regelrechten Platze entnommen und meistentheils an's Ende der Verse geschoben ist. —

Die äußere Ausstattung ist splendid.

Literarischer Beobachter.

[Apologie eines Censors.] Die Becker'sche Buchhandlung zu Gotha ließ im Jahre 1819 in der Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 115 die Schrift anzeigen:

Neue Geldquelle für vernünftige Landwirthe, in Gesprächen über Futterbau und Wechselwirthschaft u. s. w., durch einen beim Pfluge grau gewordenen Landmann.

In der Anzeige stand: „Diese Schrift ist dem Kaiser von China geweiht, in dessen großem Reiche jeder Bauer auf seinem Acker säen und pflanzen darf, was er jederzeit für gut hält, ohne Furcht, daß die landesherrlichen, adeligen oder Gemeinde-Schafe seine Saat abfressen möchten."

Der Censor hatte die letzteren größer gedruckten Worte gestrichen.

Die Buchhandlung beschwerte sich darüber öffentlich in dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen. Als dies der verstorbene witzige H... las, sagte er:

„Sie hat sehr unrecht; der Censor ist ein frommer Mann, er hat nur einen Spruch der Bibel befolgt: Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes."

[Raimund's Nachlaß.] Die Buchhandlung Rohrmann und Schweigerd in Wien hat den literarischen Nachlaß F. Raimund's an sich gekauft, und derselbe wird in mehrereren Bänden, jeder zwei Stücke enthaltend, nebst Anhang lyrischer Gedichte und einer Biographie erscheinen. — Die Redaction hat Joh. N. Vogl übernommen.

[Mohnike.] Dieser um die ältere deutsch-nordische Literatur verdiente Gelehrte hat eine Fortsetzung seiner altschwedischen Volkslieder gegeben, unter dem Titel, „Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke, sammt einigen dänischen Volksliedern" (Stuttgart, bei Cotta).

[Italien vor hundert Jahren.] Während man in Berlin und Leipzig kaum aufgehört hat, sich um das gegenwärtige Italien zu streiten und wie einst Guelfen und Ghibellinen, so noch Nicolaiten und Antinicolaiten gerüstet im Lager stehen, gibt Charles de Brosses ein zweibändiges Buch: „Briefe aus Italien von 1739 und 1740" unter obigem Titel heraus.

[Auszeichnung.] An den Verfasser des romantischen Gedichts: „Christoforo Colombo," an den rühmlichst bekannten österreichischen Dichter, Hrn. Ludwig Aug. Frankl, hat die Stadt Genua unter dem 29. August d. J. ein eigends an ihn gerichtetes Dankdecret für die Verherrlichung ihres großen Sohnes ergehen lassen. Die k. k. privilegirte Wiener Zeitung hat einen Auszug dieses Decrets unter dem 29. September mitgetheilt.

[Trotz oder wegen.] Unter den Berichten über den französischen Nachdruck lies't man auch: „Tetot frères haben ebenfalls einen Nachdruck von Schiller, Goethe und Jean Paul veranstaltet, welche ersteren Beiden trotz oder vielmehr wegen der Correctur des Hrn. Spazier mit zahlreichen Druckfehlern verziert keine Abnehmer fanden, und jetzt noch die Kosten nicht eingetragen haben." Wir bedauern es sehr, daß solche Berichte von Paris nach Deutschland kommen. L. S.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 278. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 19. November. 1836.

Literarische Justiz in Preußen.

Nach einem Schreiben Sr. Excellenz des Hrn. Ober-Präsidenten sind zwar alle Druckschriften von Carl Gutzkow, Ludolph Wienbarg, Heinrich Laube und Theodor Mundt, so wie die von diesen Schriftstellern redigirten periodischen Schriften, insofern sie nicht im Inlande mit diesseitiger Censur erscheinen, für verbotene Schriften erklärt worden; die Schlußbemerkung jener Verfügung hat jedoch eine Deutung erfahren, welche der Absicht des angeordneten Verbots nicht entspricht, indem nur diejenigen literarischen Erzeugnisse der benannten Schriftsteller gemeint gewesen sind, welche außerhalb der diesseitigen Staaten erscheinen möchten und der Bestimmung zu XI. des Gesetzes v. 18. October 1819 nicht unterworfen wären.

Zur Vermeidung einer fernern Mißdeutung des erwähnten Ministerial-Circular-Erlasses vom 14. November v. J. ist eine erläuternde Verfügung um so mehr für nothwendig erachtet worden, als es ein Mißtrauen in die diesseitige Censur verrathen würde, wenn man sie nicht für hinreichend halten wollte, eine erfolgreiche Wirksamkeit auf die Richtung zu äußern, welche ein Theil der jüngern Schriftsteller in der letzten Zeit genommen hat.

Von dem königlichen Ministerio des Innern und der Policei ist daher unter dem 16. Februar d. J. die nachträgliche Aeußerung abgegeben, daß die Aeußerung desselben nicht dahin gehe, die obenbenannten Schriftsteller, so wie den H. Heine, gegen welchen nach dem Ministerial-Circular-Erlaß vom 11. December v. J. und Ober-Präsidialschreiben vom 21. Dec. v. J. die durch das Ministerial-Rescript v. 14. November v. J. und Ober-Präsidialschreiben vom 23. Nov. v. J. angeordneten Maßregeln ebenfalls eintreten sollen, von jeder schriftstellerischen Thätigkeit abzuhalten. Denselben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literarischen Producte auch ferner mit diesseitiger Censur unter ihren Namen drucken und erscheinen zu lassen.

Das Verbot der literarischen Erzeugnisse jener Schriftstelle, so wie deren Ankündigung oder sonstige Erwähnung beschränkt sich mithin auf die ohne diesseitige Censur außerhalb der preußischen Staaten schon erschienenen oder künftig noch erscheinenden Schriften jener Individuen.

Dies wird den sämmtlichen Buchhandlungen mit dem Hinzufügen bekannt gemacht, daß alle jene literarischen Erzeugnisse, welche nicht mit der diesseitigen Censur gedruckt sind, oder doch die ausdrückliche Genehmigung derselben nicht erhalten haben, sey es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, Lesecirkel oder auf sonstige Weise, bei Vermeidung der gesetzlichen Strafe, nicht verbreitet werden dürfen.

Mittelst Ministerialerlasses vom 19. Februar d. J. ist das unterm 20. Juni 1832 ergangene Verbot der Hanauer Zeitung zurückgenommen, „weil der Geist der gedachten Zeitung sich in der letzten Zeit sehr gebessert habe."

In Folge des mittelst des Ministerialerlasses vom 26. Jan. d. J. erlassenen Verbots der in Scheible's Verlag zu Leipzig und Stuttgart erscheinenden Zeitschrift: „Europa, Chronik der gebildeten Welt, von Aug. Lewald," welches vornehmlich durch die darin enthaltenen Auszüge aus „E. Beurmann's vertrauten Briefen aus Berlin" herbeigeführt worden, hat das königl. Ministerium, da diese letztgedachte Schrift in Kurzem in der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinen wird, mittelst Erlasses vom 19. Februar d. J., schon vorläufig die Verhinderung der Einführung und Verbreitung derselben angeordnet.

Fernerweit wurde der Debit folgender Werke untersagt:

Sendschreiben an Carl Gutzkow. Von einem Freunde der Wahrheit, Manheim, Hoff 1836.

Juli 13.: Memoiren einer Hebamme (Meißen, Goedsche), wegen des durchweg frivolen und besonders bei der Verbreitung durch Lesebibliotheken leicht sittenverderblichen Inhalts.

Juli 31.: Bilder und Träume aus Wien, 2 Thle (Leipzig, Volkmar), wegen des schlechten Geistes, in welchem dieselben abgefaßt sind.

Aug. 2.: Geistes-Mucken auf einer Stegreifspartie von Wandsbeck bis — ! Nebst einem politisch-, diplomatisch-, militärisch-, humoristisch-gemüthlichen coup d'oeil auf einigen nothwendigen Abstechern nach Teplitz, Praga und Fischbach ꝛc.

von Mort (Hamburg 1836), weil nicht allein die Kalischer und Teplitzer Zusammenkunft in überaus gehässiger, zum Theil höchst unehrerbietiger und sarkastischer Weise besprochen werden, sondern auch viele sehr frivole, sittenverderbliche und sonstige anstößige Erzählungen und Aeußerungen darin enthalten sind.

Aug. 2.: Der Sang des fremden Sängers. Eine Phantasie (Hamburg, Hoffmann u. Comp.). Da das Verbot vom $\frac{5}{12}$. Juni v. J. dieser Schrift in Vergessenheit gerathen zu seyn scheint, indem von einer Buchhandlung in Berlin die zweite Auflage jenes höchst aufregenden Gedichts dem königl. Ober-Censor zur Ansicht vorgelegt worden, so wird jenes Verbot auch in Bezug auf die zweite Auflage in Erinnerung gebracht.

Aug. 16.: Die neue Auflage des schon aus früherer Zeit berüchtigten Romans „Lucinde," von Fr. v. Schlegel (Stuttg. in Commission der Chr. Hausmann'schen Antiquariats-Buchh.).

Aug. 16.: Des großh. bad. Hofgerichts zu Manheim vollständig motivirtes Urtheil über die in dem Roman: Wally, angeklagten Preßvergehen ꝛc. — Actenstücke und Bemerkungen, herausgegeben von Dr. H. E. G. Paulus. — Da diese Schrift nicht allein die ausführlichsten Auszüge aus dem Roman Wally und einen theilweisen Abdruck des ebenfalls verbotenen Sendschreibens von Gutzkow, sondern auch sonst noch manche bedenklichen Stellen enthält.

Sept.: Ansichten aus der Cavalier-Perspective im Jahre 1836, aus den Papieren eines Verstorbenen (Leipzig, in Commission bei Adolph Froberger), sind nach dem Gutachten des königl. Ober-Censurcollegiums als gemeinschädlich zu betrachten, und deren Verbreitung soll innerhalb der königl. preuß. Staaten nicht gestattet werden.

Da diese Schrift den Namen einer bekannten Verlagsbuchhandlung nicht trägt, so darf sie nach der Bestimmung des Gesetzes vom 18. Oct. 1819 ad XII nicht verkauft werden, gehört vielmehr nach Vorschrift des Art. XVI zu den verbotenen Schriften.

Die Bezeichnung auf dem Titelblatte: in Comm. bei Adolph Frohberger, möchte jedoch bei der einen oder andern Buchhandlung zu einem Mißverständniß Anlaß geben können. Es ist daher von dem königl. Ministerium des Innern und der Policei mittelst Erlasses vom 29. Aug. angeordnet, daß die Buchhandlungen durch die Orts-Policeibehörden auf die Unzulässigkeit des Ausgebens oder Verkaufens der gedachten Schrift speciell aufmerksam gemacht, die vorhandenen Exemplare in Beschlag genommen und unter policeilicher Controlle an die Buchhandlung des Landes, durch welche sie in die inländischen Buchhandlungen gelangt sind, zurückgesendet werden sollen. —

Sept.: Berlin wie es ist und — trinkt, oder auch der Guckkästner von A. Brennglas, weil dieselbe in sittlicher und politischer Hinsicht gleich verwerflich und ihr Verbot um so nothwendiger ist, als ihre Schreibart und Wohlfeilheit ganz geeignet ist, dieselbe in aller Welt Hand und die darin enthaltenen gemeinen Redensarten in aller Welt Mund zu bringen.

Laut Erlaß vom 30. Sept. folgende zwei in der Expedition des Eremiten zu Altenburg erschienene Schriften: Reiseblüthen aus der Sternenwelt und dem Mond. Novelle von Eduard Boas, und Reiseblüthen aus der Unterwelt von Eduard Boas, da der Verfasser in beiden, indem er an die Darstellung des Gesehenen seine Ansichten über die Verhältnisse der deutschen Staaten knüpft, eine Vergleichnng derselben Aeußerungen und Andeutungen beifügt, welche die Begriffe zu verwirren und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zu erregen vermögen.

Europäische Geheimnisse eines mediatisirten — Metternich und Europa, welche bei ihrer Anfüllung mit Schmähungen und Verleumdungen gegen die deutschen Regierungen, ganz besonders gegen die kaiserlich österreichische und die königlich preußische Regierung und bei ihrer pöbelhaften Schreibart böswilliger und niedriger Art bezeichnet wird.

Goethe's Briefe.

Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Ein Supplementband zu des Dichters sämmtlichen Werken. Leipzig, Julius Wunder's Verlagsmagazin. 1837.

Diese epistolarische Prachtausgabe in einem Bande enthält nicht weniger als 1092 Briefe des großen Dichters. Eine höchst willkommene Erscheinung, was auch Hr. Menzel dazu sagen mag! Wenn Briefe einen tieferen Blick in das Innere des Menschen thun lassen, so ist es bei gegenwärtigen ganz besonders der Fall und ganz besonders interessant und erwünscht. Goethe nämlich steht so erhaben in den Schöpfungen seines Geistes, so hoch und übermenschlich da, daß sie uns nie so ganz zu einer sichern und klaren Anschauung seiner eigenen Persönlichkeit, seiner wahren Menschlichkeit, kommen lassen. Aber hier in der traulichen Sprache des Herzens, in dem freisinnigen Austausche der Ideen lernen wir ihn in so manchen Lagen des Lebens kennen, daß wir beinahe verwundert, ihn so menschlich zu sehen, uns innig zu ihm hingezogen fühlen, und bisweilen über den Menschen sogar den nur immer als Dichter angestaunten Mann vergessen. Da gegenwärtige Sammlung von Briefen sowohl in dieser Hinsicht, als auch über so manches seiner Werke bedeutende Winke und Aufschlüsse gibt, da sie Documente liefert, aus denen sich mancher Vorgang in ein reines Licht stellt, da sie Ansichten über Gegenstände der Poesie und Kunst eröffnet, denen eine hohe didaktische Kraft und Weihe inwohnt, Bruchstücke und Ueberbleibsel mittheilt, die von literarischer Bedeutung sind und endlich einen beobachtungswerthen Beitrag zur Goethe'schen Zeitgeschichte liefert, so können und müssen wir sie jedem Verehrer des Dichters ganz vorzüglich empfehlen, ja sogar die Beachtung derer fordern, die das Schild der Parteienwuth erheben und dem verstorbenen Dichter wegen seiner Incarnation mit dem materiellen und conventionellen Leben und wegen manches zweideutigen Nachahmers zürnen.

Das Wunder'sche Verlagsmagazin *), bereits bekannt durch die Eleganz seiner Werke, hat seinen Ruf an diesem neuen Werke wiederum auf das Glänzendste bethätigt. L. S.

*) Ueber den Kampf dieser Handlung gegen den von Duncker und Humblot, Cotta und Reichenbach erhobenen Vorwurf des mit dem genannten Werke gelieferten Nachdrucks ein anderes Mal. D. Red.

Bruchstücke
aus einer
poetisch-satyrischen Musterung der deutschen Zeitschriften.

In's Lit'raturblatt von W. Menzel,
Legt Rauchtabak man, Lausewenzel;
Denn solche krit'sche Lit'ratur
Verlacht ein Halle, Jena nur! —
Die Abendzeitung — gleich der Schlange —
Hat sich verjüngt zum Leserfange;
Obgleich ihr neuer Balg schön blinkt,
Doch man bei ihr in Schlaf bald sinkt *)!
Die Elegante mit den Greifen
Pflegt weit und breit herum zu schweifen;
Begibt sich oft in Siegfried's Haus **),
Um Poesie zu holen 'raus! —
Wer hätt' es können sich vorstellen,
Daß würde sich zu ihr gesellen
Der Elegante, als ein Mann,
Der ganz vorzüglich schneidern kann?
„Die Haushaltung ist sehr geborgen,
Wenn beide Ehegatten sorgen,
Der Mann für das, was Körper heißt,
Die Frau hingegen für den Geist!"
Der Eremit in seiner Clause
Ist männlich ohne Wortgebrause;
Und wenn ihn auf den Fuß man tritt,
Ist stoisch er, als Eremit!
Der Freimüthige muß sich schmiegen *),
Weil Freiheit liegt in letzten Zügen;
Da sie macht den Despoten Noth,
So wünschen diese ihr den Tod! —
Minerva sucht sich noch zu halten,
Doch lange wird sie nicht mehr schalten,
Weil trock'ne Weisheit man nicht liebt,
Mit Tändelei sich nur abgibt! —
Theaterzeitung liefert, ferner,
Viel Stroh und wenige Kunstkörner **);
Dafür die Leser sie abspeis't
Nur mit Novellen ohne Geist! —

*) Dieses ist nicht als Tadel, sondern als Lob zu betrachten, und zwar deßwegen, weil die Abendzeitung mehr bewirken kann, als manches ärztliche Recept! —

**) Die elegante Zeitung machte es sich, gleich nach ihrer Erscheinung zur Pflicht, das Lied der Nibelungen zu preisen, und dadurch den Grund zur neudeutschen poetischen Schule zu legen; welche Schule einen großen Gefallen an der schönen Melusine, der heiligen Genoveva, an den Herzog Ernst und den Finkenritter hatte, und die Werke des ächten Genies und Geschmacks von Lessing und Wieland verachtete! Auch empfahl diese Zeitschrift, Handwerksburschen Wanderlieder, als ächt poetische Erzeugnisse! —

*) — — — Wie kann sich ein Privatmann nur einbilden, in politischer Hinsicht freimüthig seyn zu wollen? Zu einer politischen Freimüthigkeit gehört wenigstens eine Armee von 300,000 Mann! —

**) Wie kann man hoffen, auf diesem Felde eine gute Ernte zu halten? Das jetzige Theaterwesen im Betreff des Personals und der Stücke gibt — mit dem Superintendenten Möller zu reden — keine gute Unterlage der Kunst ab, um über die Kunst gehörig urtheilen zu können! —

Theater-Gucker.

Le gamin de Paris. Das Dictionnaire de la conversation sagt in einem seiner neueren Hefte: „Gamin" ist nicht sowohl ein französisches Wort, es ist mehr als französisch: es ist ein Pariser Wort. Um richtig zu sprechen, muß man gleich immer „le gamin de Paris" sagen. In dieser großen Stadt, wo alle Gestalten des menschlichen Elends sich begegnen, trifft es sich zuweilen, daß ein ehrlicher, aber armer und ruinirter Mann, ein alter Soldat oder ein verhungerter Künstler einen Sohn hinterläßt, der seinen Namen trägt, einen armen Jungen, dem man, bei allem seinem Elend, doch seinen edleren Ursprung ansieht. Vom Kopf bis zur Zehe ein Pariser Kind, ein Abkömmling des Volkes, ein ehrlicher Sprößling dieser großen Stadt, mitten unter Geist (esprit) und Elend geboren, wartet ein gamin de Paris auf die Zeit, wo er Mann seyn wird. Der gamin de Paris, bevor er einen eigenen Stand hat, versucht es auf's Gerathewohl mit allen Ständen. Er paßt zu Allem, er weiß Alles, er ist Alles. Aber auch in seiner verwegensten Ausgelassenheit, bei seinen unglaublichsten Schelmenstreichen bleibt der gamin de Paris, ohne es zu wollen, ja vielleicht ohne es zu wissen, ein ehrlicher Kerl. Einen anderen gamin de Paris kennen wir nicht. Er ist ein gamin vom siebenten bis zum vierzehnten, zuweilen bis zum sechzehnten Jahre, aber nicht länger. Der gamin von achtzehn Jahren ist kein gamin mehr; das ist ein Müßiggänger, ein Faullenzer, ein mauvais sujet, ein Mensch, aus dem nichts Gutes wird, und der früher oder später auf den Bänken des Zuchtpolicei- gerichts und der Assisen paradirt. Der wahre gamin, mag er nun Joseph oder Napoleon heißen, fühlt sich und weiß seine Würde zu bewahren. Es ist freilich ein tolles Kerlchen, der Schrecken und die Geißel aller seiner Nachbarn, aber er bleibt bei dem Allen doch die Freude und ein Liebling des ganzen Stadtviertels. Der gamin de Paris findet sich, eben so wie die wahre grisette, nur in Paris; er ist ein Product dieser Stadt, und alle andere gamins sind schale schlechte Nachdrücke des graziösen, witzigen, muthvollen, spöttischen, genügsamen und sorglosen gamin de Paris."

Hamburg. Zu mehrern Glanzpuncten, welche einst die Leipziger Oper (unter königlicher Direction) vereinigte und die nun der speculativen Hammonia angehören, kam neuerdings auch der ruhmreich bekannte Tenorist Hr. Hammermeister, und entzückte das Publicum in mehrern seiner Bravour- und wahrhaften Force-Rollen, von denen wir nur „den Templer" nennen. Auch die Kritik zeigte sich dem vielgeliebten Gaste, dem Sänger, der zugleich das schönste Schauspielertalent verbindet, sanft und mild, und konnte seines Lobes und Preises kein Ende finden *).

*) Wie leicht hätte ihn Leipzig jetzt wieder gewinnen können, wenn die Theaterdirection dieser Stadt gewollt hätte!
D. Ref.

Cassel. Hier steht in theatralibus Alles auf kriegsgerüstetem Fuße, und es werden Schlachten geliefert, bei denen, wenn nicht viel Blut, doch sehr viel Tinte fließt, und mancher Name, der noch weiß ist, geschwärzt wird. Ganz zufällig ist ein Reisebericht im Planeten zum Zankapfel zwischen Hrn. Dr. Lobe und dem Schauspieler Hrn. Boltzmann geworden. Der Letztere hat gegen Ersteren, wie Sie wissen, einen sehr sarkastischen, hier und da auch sehr unsanft auftretenden, leider! nur etwas zu breit getretenen Aufsatz drucken lassen, und Hr. Lobe ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Die Stimmen in loco sind getheilt, doch scheint Hr. Boltzmann die Mehrzahl unter den sich durch ihren Antheil am Theater betheiligt Glaubenden für sich zu haben*).

*** Leipzig. Zweites Concert von Fräul. Henriette Carl. Wenn die Sängerin, schon in ihrem ersten Concerte den Musikkundigen und Gesangliebenden Leipzigs die freudigste Bewunderung abnöthigte, und jede Stimme verstummen machte, durch die sich sonst ein einseitiges Partei- und Schulwesen im Reiche der Tonkunst kund gibt, insonderheit aber den Antagonisten der rossinisch-italienischen Sangsweise und Sangeskunst durch ihren Vortrag eine gänzliche Niederlage bereitete, so war dies noch mehr beim zweiten Concerte am neunten November der Fall. Die Concertgeberin, mit Applaus bei jedesmaligem Auftreten begrüßt, sang zuerst „Arie mit Chor aus Semiramis" von Rossini, und zwar mit so leicht und lustig flackerndem und leuchtendem, und doch auch kräftig und mächtig nach Innen drohendem Feuer, mit so rührendem und ergreifendem Liebesmuth und Liebesweh, daß man sich auf den Schwingen solcher Töne entrückt fühlte und am Schlusse des Gesangstücks nur unwillig von der Illusion trennte. Die russischen, spanischen, ungarischen, französischen, neapolitanischen Volkslieder, die folgten, glichen in ihrem Vortrage durch Fräul. Carl einer Reihe von anmuthigen und charakteristischen Volksspielen. Die Sängerin entfaltete in ihnen ihre ganze Liebenswürdigkeit, wie als Sängerin, so als dramatisch durch Ton und Miene zeichnende ausgezeichnete Künstlerin. Wie oft wünschte ich, die Sängerin möchte die Noten aus der Hand legen und der Concertsaal sich zur Bühne umwandeln! Scene und Arie der Donna Anna aus Don Juan von Mozart bildeten hierauf ein ernstes Gegenstück, dem Alle mit innigstem Antheil lauschten. Die von Mercadante für die Concertgeberin componirten Variationen gaben die erfreuendste Gelegenheit, die außerordentliche Bravour der Sängerin in allen ihr zu Gebote stehenden Höhen und Tiefen zu bewähren, und ihr noch einmal den vollsten Beifall des Auditoriums zuzuwenden, so wie den eifrigsten Wunsch nach erneuten musikalischen Genüssen der Art zu erregen.

Neben der Concertgeberin erwähn' ich noch mit Fug und Recht ein junges Talent, welches, die schönsten Hoffnungen bereits in schwellendem Fruchtkeim entfaltend, der Aufmunterung und lobenden Anerkennung im höchsten Maße würdig ist. Ich meine Fräul. Charlotte Fink, ein kindlich-jungfräuliches Wesen, deren Erscheinung in ihrer ungemeinen Zartheit und Anspruchslosigkeit ich sylphenartig nennen möchte, und das auch in ihrer künstlerischen Leistung diesem Charakter treu bleibt. Sie trug ein Capriccio für das Pianoforte mit Begleitung des Orchesters von Mendelssohn-Bertholdy vor, und der rauschende Beifall, den sie erntete, muß um so ehrenvoller für ihre Kunstfertigkeit und um so entscheidender für ihren Ruf seyn, je mehr die ganze treffliche Composition die Aufmerksamkeit zwischen Pianoforte und Orchester theilt, und in Zweifel lassen möchte, ob man diesem oder jenem sich mehr zuwenden soll. Diese Composition ist zugleich etwas so innig Ergreifendes, daß man unwillkürlich von ihr hin- und in eine Fülle von Bildern hineingerissen wird, die sich bald zum Ganzen fügen, bald wieder zerrinnen, um sich gleich darauf wieder zu vereinigen, und so ein anmuthig neckendes Spiel mit des Hörers Geist und Phantasie bis an's Ende fortzusetzen.

Ein Divertissement für die Flöte, von Kalliwoda, vorgetragen von Hrn. Grenser, und das zweite Concertino für Violine von eben demselben, vorgetragen von Hrn. Franz Poland, ehemaligem Mitglied der königl. sächs. Hofcapelle, gaben dem Meisterwerke des Componisten und den sie Vortragenden einen enthusiasmirenden Effect. Insbesondere verdient Hr. Poland Erwähnung, dessen Alter (er ist ein noch sehr junger Mann) eben sowohl, als seine außerordentliche Violinvirtuosität mit dem Epitheton: ehemaliges Mitglied der königl. sächs. Hofcapelle in allgemein auffälligen Contrast traten.

So war denn dieses zweite Concert der Dlle. Carl in Verbindung mit einer den ersten Theil des Concertes eröffnenden Ouvertüre wiederum ein ächter Hochgenuß für alle Kenner und Freunde der Tonkunst, und ein würdiges Intermezzo in der diesmaligen und bisher allgemein mit Beifall gekrönten Concertsaison unseres Gewandhauses.

Fräul. H. Carl wird, so hört man als gewiß behaupten, auch als dramatische Künstlerin unser Theater betreten, und zwar in vier Gastdarstellungen. Die bisherigen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieses vom Publicum sehnlichst ausgesprochenen Wunsche entgegenstellten, theils von Seiten der Theaterdirection, theils von Seiten der Gesangskünstlerin, sollen von der ersteren bis auf eine Kleinigkeit gehoben seyn. Unser Theater wird sich dadurch desselben Dankes theilhaftig machen, welchen ihm früher das Auftreten der Mad. Schröder-Devrient und der Dlle. Pixis gebracht hat. E. B.

---

*) Um gerecht zu seyn und dem Verdachte, als ob Hr. Boltzmann selbst jenen Reisebericht im Planeten verfaßt, und so sich der Selbstkritik und der Beurtheilung seiner Berufsgenossen, sowie der eigenmächtigen Hilfe gegen den und jenen ihn selbst zuweilen ungünstig Beurtheilenden schuldig gemacht habe, bemerken wir hier, der Wahrheit gemäß: daß jener Reisebericht von einem jungen ehemaligen österreichischen Militär, Namens Carl Buchold, welcher eben in Straßburg seiner ferneren Bestimmung als Volontär in der franz. Fremdenlegion entgegensieht, herrührt. Es hatte sich dieser Mann vor mehrern Jahren Studirens halber in Leipzig aufgehalten, und daselbst die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der diesen Blättern nicht fern steht. Hrn. Dr. Lobe's Entgegnung wurde von uns aufgenommen, um einen Streit von vornherein beizulegen, eine Absicht, mit der es uns, leider! nicht gelungen ist. Aber auch hier können wir uns wohl trösten: Voluisse sat est. D. Red.

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, inclusive des Literatur- und Kunst- und Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der Ankündigungen nimmt Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. **4.** à **1** Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 279. (VII. Jahrgang.) Montag, den 21. November. 1836.

Erinnerung.

(Sonette.)

I.

Was wäre wohl mein freudenloses Leben,
Das mir des Grames schon so viel gebracht,
Was wär' es wohl, als eine bange Nacht,
Wo lange, düst're Träume mich umweben?

Was wäre wohl mein unbelohntes Streben,
Das meines Herzens Wünsche angefacht,
Was wäre Alles, was ich einst gedacht,
Was könnte mich vom Unglück noch erheben,

Wenn Du mir nicht die Friedenspalme reichtest,
Erinn'rung mit dem gold'nen Zauberlicht,
Das hell durch meines Lebens Wolken bricht; —

Wenn Du nicht meines Busens Qual verscheuchtest,
Was wäre meines Daseyns ew'ger Drang?
Was meiner Lieder still verweh'nder Klang?

II.

So zeig'st Du mir, nach langen, trüben Zeiten,
Der ersten Jugend lichte Huldgestalt,
Die mich erfüllt mit zaub'rischer Gewalt,
Und mir gefolgt durch unermess'ne Weiten.

Sie wird mich auch den letzten Weg geleiten,
Wenn meine Klagen und mein Lied verhallt,
Wenn meine Hülle ruhet bleich und kalt,
Im Herzen die Gefühle nicht mehr streiten.

Mein Ideal, Dich nehm' ich mit hinüber,
Wo unvergänglich alle Wonnen blüh'n,
Des Lebens Schatten meiner Seel' entflieh'n.

Nichts war auf Erden theurer mir und lieber;
Du strahltest mir durch meines Lebens Nacht,
Du folgst mir nach, wo ew'ge Sonne lacht.

L. Kosarski.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

III. Die Eroberung von Bone.

Es ist bekannt, daß, einige Zeit nach Algiers Eroberung, der General Berthezène den Commandanten Ouder und Capitain Bigot mit 150 Suaven als Garnison nach Bone geschickt hatte, welche dort fast alle in einem Aufstande umkamen, der verrätherisch durch den verjagten, und in Bone privatisirenden, ehemaligen Bey von Constantine, Ibrahim, mit demselben Gelde angestiftet wurde, das ihm der zu vertrauensvolle Ouder zu seinem Lebensunterhalt vorgeschossen hatte. Die Stadt ward jedoch bald darauf von einem Corps Constantinischer Truppen unter dem General Ben-Aïssa belagert, und Ibrahim selbst durch weit überlegne Kräfte in der Citadelle bedroht, wohin er sich mit 150 Türken zurückgezogen hatte, und bereits an Subsistenzmitteln Mangel zu leiden anfing. In dieser Noth schickte er einen Emissair nach Algier, um sich mit den Franzosen auszusöhnen, und ihre Hilfe gegen den Bey von Constantine zu erbitten. Dort war unterdeß der Herzog von Rovigo als neuer Gouverneur angekommen, und während man berathschlagte, was zu thun sey, erbot sich Jussuf, wenn man ihn mit den gehörigen Instructionen und Vollmachten versehen wolle, die Negociation mit Ibrahim allein zu Stande zu bringen, wodurch er hoffe, dem Gouvernement die Kosten einer neuen Expedition größtentheils zu ersparen und vielleicht stärkeres Blutvergießen ganz zu verhindern. Dieser kühne Vorschlag, denn Ibrahim's grausame Treulosigkeit war hinlänglich bekannt, ward bereitwillig angenommen, und Jussuf schiffte sich demnach auf der Béarnaise, commandirt von Capitain Fréard, zu seinem gewagten Unternehmen ein. Mit vielem Mißtrauen erhielt er in Bone nur die Erlaubniß, für seine Person allein zu landen und ward auch

auf der Cassba von Ibrahim mit zurückstoßendem Hochmuth und nichts weniger als freundlich empfangen. Doch wußte er sich bald durch ein festes und noch stolzeres Benehmen mehr Achtung zu verschaffen, wozu besonders der glückliche Umstand beitrug, daß er unter der Garnison einige zwanzig Türken antraf, die schon früher unter seinen Befehlen gestanden, und jetzt ihr altes Attachement für seine Person sehr nachdrücklich bei Ibrahim geltend machten. Dieses, und der immer fühlbarer werdende Mangel an Lebensmitteln, welcher schon manches Murren der Besatzung veranlaßt, nöthigten daher den Bey, gelindere Saiten aufzuziehen. Das Endresultat davon war ein schriftliches Abkommen, durch welches Ibrahim zugestand, sich fortan nur als ein von den Franzosen abhängiger Befehlshaber in Bone zu betrachten, und, im Fall es verlangt würde, auch die Cassba französischen Truppen ohne Weigern einzuräumen. Dagegen versprach Jussuf im Namen des Gouverneurs, die Citadelle mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, woran sie allein noch Mangel litt, und nach dem Wunsche der Stadt einen französischen Consul für die Handelsverbindungen in Bone installiren zu lassen.

Der Herzog von Rovigo ratificirte diesen Vertrag in allen Puncten und sandte sofort ein Schiff mit Proviant ab, escortirt von der Béarnaise, welche Jussuf, der Hauptmann Baron d'Armandy und drei Unterofficiere dem Bey zuführten, um ihn sowohl in seiner Vertheidigung zu unterstützen, als das französische Interesse währen des Kampfes der Parteien überall in Obacht zu nehmen. Es ist hier nöthig, einige Worte über Herrn d'Armandy einzuschalten, der, mit 35 Jahren, schon in mehreren Welttheilen das abenteuervolle Leben eines Ariostischen Helden geführt hatte.

Die Restauration fand d'Armandy als Hauptmann der Artillerie. Seine jugendliche Leidenschaftlichkeit und sein unbegrenzter Enthusiasmus für das Idol, dem so lange Europa mit Staunen und Furcht Weihrauch gestreut hatte, waren Ursache, daß er nicht nur seinen Abschied erhielt, sondern sogar unter die Aufsicht der hohen Policei gestellt wurde. Doch wußte er sich ihr bald zu entziehen, und eilte nach Aegypten, um dem dortigen Vicekönig seine Dienste anzubieten. Da er jedoch diese Lage nicht nach seinem Geschmack fand, begab er sich nach Suez, schiffte sich auf dem rothen Meere ein und versuchte sein Glück in Indien. Noch immer war ihm dies nicht günstig, denn kaum angekommen, ward seines neuen Herrn Macht durch Englands disciplinirte Krieger auf ewig gebrochen. Er kehrte bis nach Maskat zurück, der Hölle Asiens, wo 40 Grad im Schatten eine gewöhnliche Temperatur ist. Der Sultan gab ihm hier das Commando einer Fregatte, mit der er, nothgedrungen sich in dieses fremde Fach zu finden suchend, ein Jahr lang in dem persischen Golf mit ziemlich günstigem Erfolg kreuzte. Eine tödtliche Krankheit zwang ihn jedoch, auch dieses Verhältniß wieder zu verlassen, und als er nach langen Leiden kaum halb genesen war, setzte er seine Irrfahrt nach Persien fort. In Kermannschah fand er bei dem sich fast unabhängig gemachten Sohne des Schachs, Mehemed Ali Mirza, eine sehr zuvorkommende Aufnahme, und in dieser Epoche schien ihm das Schicksal am heitersten zu lächeln. Der Prinz behandelte ihn und einige seiner Landsleute, französische Officiere, die sich aus demselben Grunde wie d'Armandy hier eingefunden hatten, mit der größten Auszeichnung und fürstlicher Generosität. D'Armandy hatte als Oberst eines von ihm auf europäischen Fuß organisirten Regiments, außer den gelegentlichen reichen Geschenken, einen festen jährlichen Gehalt von 20,000 Franken. Er brachte zwei Jahre hier zu, während denen er mit dem großen persischen Sonnenorden, die Insignien in Diamanten, decorirt, zum Khan erhoben wurde, und immer mehr in der Gunst seines Gebieters stieg. Um diese Zeit begann der kurze Krieg Persiens gegen die Türkei; 30,000 Türken wurden in den glühenden Ebenen von Bagdad, durch Hilfe der europäisch disciplinirten Truppen, von einer halb so großen Anzahl Perser total in die Flucht geschlagen. D'Armandy rieth dem Prinzen, den ersten Schrecken des Feindes zu benutzen, um ohne Verweilen das vertheidigungslose Bagdad zu erobern. Dieser hatte jedoch, nach Art der vornehmen Perser dem Weine zu sehr ergeben, trotz der ungeheuren Hitze, die Freuden des Sieges durch eine Orgie gefeiert, an deren Folgen er den andern Morgen im Angesichte der bedrohten Stadt seinen Geist aufgab. Der ihm in der Herrschaft folgende Sohn, unkriegerisch und das Gegentheil seines Vaters in jeder Hinsicht, begann sogleich Friedensunterhandlungen, kehrte nach Kermannschah zurück, und verabschiedete bald darauf sämmtliche fremde Officiere in seinem Dienst.

So von Neuem ohne Asyl, faßt d'Armandy den Plan, sich zu Runget-Sing zu begeben, kühn sich in die Wildnisse des Orients und unter halb barbarische, uns fast unbekannte Völker wagend. Es bekam ihm übel; von den Sinds am Hindus bei Hyderabad ausgeplündert, seines Ordens in Diamanten, eines großen Theils seines Geldes und seiner Effecten beraubt, entging er mit genauer Noth dem Tode. Er rettete sich über die englischen Grenzen, und da man dort von seinen früheren Absichten nichts wußte, ward er freundlich aufgenommen und verschaffte sich die Mittel nach Europa zurückzukehren. Im Jahre 1823 erreichte er Marseille, von wo er den französischen Minister um Pässe bat, welche ihm dieser jedoch, weil er ohne Autorisation des Königs im Auslande gedient, verweigerte. Es blieb ihm daher nichts übrig, als mit seinem persischen Titel und seinen glücklicher Weise noch conservirten persischen Pässen nach Paris zu gehen, wo sein orientalisches Costüm, von einer imposanten Gestalt und schönen Gesichtszügen gehoben, damals nicht wenig Aufsehen erregte. Doch war sein Aufenthalt hier nicht von Dauer, da Herr von Chateaubriand, der ihn liebgewonnen, ihm seine Rechte als Franzose wiedergab, und ihn zugleich zum Consular-Agenten in Mokka ernannte.

(Fortsetzung folgt.)

Tres faciunt collegium.

Drei Freunde luſtwandelten eines Tages in einem, unweit einer großen Stadt befindlichen Thale, in welchem ein Echo wohnte, eben ſo klar und rein als das im Lauterthal. Einer von den Dreien übernahm es, einige Erfriſchungen in einem nahe gelegenen Gaſthauſe zu beſorgen.

Unterdeß blieben die beiden Andern im Freien. — Reinhold, ein poetiſcher Jüngling, zog gar bald die Gedichte ſeines Lieblingsdichters hervor und fing an eine Hymne an die Liebe zu recitiren. Bald kommt er an folgende Verſe.

„Die Liebe umgürtet das rieſigte (rieſige) All,
Weckt Mitleid ſelbſt für den Verbrecher,
Sie dringt in den Kerker, ein leuchtender Stral (Strahl)
Und tröſtet am Kreuze — den Schächer."

Er hält ein, von Bewunderung hingeriſſen, und horch! das Echo wiederholt klar und deutlich das Wörtlein: Schächer. — Reinhold bricht in ein lautes Gelächter aus, Willibald ebenfalls und Jeder behauptet ſcherzhaft: der Andere ſey von der Orakelſtimme damit bezeichnet. Sie ſtreiten munter fort; da kommt endlich der dritte Freund zurück; ihm wird der Gegenſtand mitgetheilt und einſtimmig (auch zweiſtimmig, wenn man will) wird er zum Schiedsrichter erwählt. — Armer Paris, wem wirſt du den Apfel darbieten? — Mit ernſter Miene, Rhadamantos gleich, beginnt er, ſich räuſpernd: Ihr Freunde, erwägend, daß man ſowohl der als die Schächer ſagt, will es mich bedünken, als habe das Echo nicht bloß Einen, ſondern wohl gar Euch Beide gemeint, ſowohl Dich, mein Oreſt, als auch Dich, mein ehrſamer Pylades, denn vernehmlich, ſo behauptet Ihr ja, ſprach es das verrufene Wörtchen: »Schächer.«

Und horch, das Echo läßt ſich abermals vernehmen und Alles lacht; doch ſogleich fährt unſer Freund in ſeiner vorhin unterbrochenen Rede alſo fort:

„O dreimal weiſe Stimm' in dieſem Thal,
Geendet wird durch dich des Streites Qual.
Bedenkt ihr Herr'n, es winken Wein und Becher,
Das kluge Echo ſprach, ich hört' es: „Zecher,"
D'rum fort von hier, es winkt des Gaſtwirths Haus."

Zu guter letzt ſpricht jetzt das Echo:

„Aus."

Hegel'ſche Selbſtvergötterung.

»Kein philoſophiſches Syſtem führt ſo zur Selbſtvergötterung als das Hegel'ſche;« iſt der Ausſpruch des Dr. Carl Theodor Bayrhoffer, und daraus erklärt ſich pſychologiſch, weßhalb es ſo viele Anhänger und Bewunderer gefunden hat. Man findet darin nicht blos eine Entſchuldigung, ſondern eine Rechtfertigung der Selbſtvergötterung und man läßt es auch an dieſer nicht fehlen.

Dieſer Selbſtvergötterei dürfte es aber wohl eben ſo ergehen, und der Fall iſt bereits ſchon mehrmals eingetreten, wie einer ehrlichen Haut, welche von dem Dämon der Eitelkeit geplagt wurde, aber doch ſo viel Selbſtkenntniß beſaß, dieſe Schwachheit zu fühlen.

Im Beichtſtuhl geſtand dieß aufgeblaſene Männchen mit zerknirſchtem Herzen ſeinem Beichtvater:

»Ehrwürd'ger Herr! Ich muß es bekennen; ich halte gar zu viel von mir.«

»Darüber beruhigen Sie ſich,« erhielt er zur Antwort: »das gleicht ſich aus. Deſto weniger halten Andere von Ihnen.«

Neueſtes Leben und Treiben auf unſerem Planeten.

Peſth, im October 1836.

Thou dos't the smiles impartially bestow,
And knows't no difference her belew,
All things appéar the sáme by thee,
Though sun distinction máks, Planet — give
equality. Yalden.

Sie haben, mein Hr. Planet, mich aufgefordert, Ihnen einige Lichtſporteln aus dem Perihelium der Literatur, Kunſt und des geſelligen Lebens unſeres ſegenreichen Horizontes zuzuſenden. Ich muß geſtehen, daß ich manchem unſerer Zeichendeuter weit zurückſtehe. Ich habe es noch nicht dahingebracht, durch — jedes Glas Fixſterne und Trabanten zu diſtinguiren, um für drei Silberlinge Aſtralfeuer zur Verbreitung literariſcher fata morgana in die Leſewelt hinauszublaſen. — Ich weiß von unſerer Sonne nichts mehr, als daß ſie nicht blos leuchte, ſondern auch wärme und erquicke; daß ihre elektriſchen Strahlen ein großes Prisma irdiſchen Glückes durchglänzen, und zwölf Millionen Menſchen Heldenruhm, Patriotismus und reichen Segen reflectiren. Ob ſie aber einem Planeten, und vollends unſerm Planeten, Lichtſtreifen abzuwerfen geeignet ſey, kann ich nicht beſtimmen. Ich werde daher vor der Hand blos als ſchlichter Geoskop Ihnen von den Ereigniſſen auf dem magyariſchen Gebiete Ihrer Schweſter Erde Kunde geben. Unter den Elementen ſpielen Waſſer und die producirten Evaporationen ſeines Antagoniſten, des Feuers, Dampf und blauer Dunſt die Hauptrollen. Dieſe Elemente theilen Pannoniens immenſer Pulsader, der Donau, neue Lebenskraft mit, welche bereits in alle Theile ihres Rieſenarms ſich heilſam verbreitet. Schon lächeln im Silberſpiegel der Donau der Orient und Occident einander Frühlings-Morgengrüße zu. Nebſt den auf dieſem ſegensvollen Strome bereits curſirenden ſieben Dampfbooten iſt am 8. d. M. der hier erbaute „Arpad" in Gegenwart des allverehrten Reichspalatin auf dem Schiffswerft bei Alt-Ofen von Stapel gegangen. Dieſes Geſellſchafts-Dampfſchiff, das, bei einer Maſchine von 80 Pferdekraft, durch eine an den Donau-Dampfſchiffen noch nicht angebrachte Conſtruction, ſelbſt bei voller Ladung, nicht über drei Fuß einſinken wird, und daher zur Befahrung der ſeichteſten Stromſtrecke zwiſchen Drenkova und Orſova beſtimmt iſt, gehört zu den eleganteſten und zweckmäßigſten Dampfſchiffbauten. Der hochgefeierte, belor-

beerte Verfasser des Hilél (Credit), der Juwel seiner Nation, Graf Stephan Szechény ist es, der Watt's und Fulton's titanischer Erfindung entgegenkommend, den ersten Impuls zur Förderung eines schnellen Weltverkehrs — mittelst Verbesserung der Donauschifffahrt — gegeben. Sein rastloses Streben: den Basalt oder das sogenannte eherne Thor Orsova wegzuschaffen, und die Passage in's schwarze Meer zu erleichtern, bildet schon jetzt einen denkwürdigen Abschnitt in den Annalen der Donauschifffahrt. Wer hätte vor fünf Jahren noch vermuthet, daß in Wien und Pesth eine Centraldirection der Donau-Dampfschifffahrt einflußreiche Administrationen auf sämmtliche Häfen des schwarzen Meeres ausüben werde, daß in der kurzen Zeitfrist von 6—7 Wochen zwischen Pesth und Trapezunt, dem Hauptstapelplatze Persiens, die vortheilhaftesten Handlungsverkehre zu Stande kommen können? Wer geahndet, daß man an einem heitern Frühlingsmorgen im Wiener Prater frühstücken, und um 6 Uhr Abends desselben Tages im Pesther Casino soupiren, auf einem Plane von Constantinopel die Sophienkirche aufsuchen, und 14 Tage darauf sie wirklich schon bewundern werde? Was Homer's Ilias und Odyssee für die griechische Literatur — Lykurg's Geist für Spartas Gesetzgebung, und — die Kreuzzüge für den Aufschwung des europäischen Bürgerstandes überhaupt waren — das ist gegenwärtig die Donau-Dampfschifffahrt für Ungarn überhaupt, und im verjüngten Maßstabe für das schnelle Emporblühen seiner Hauptstädte insbesondere. Wie mächtige und colossale Erderschütterungen den Blick des reisenden Naturforschers elektrisch berühren, von eben so wunderbarer Wirksamkeit ist der rückstrahlende Brennpunct eines cultivirten Volkslebens auf ein kraftverwandtes, für hohe Nationalbildung entglühtes und empfängliches Volk. —

Ungarn und die Sonnenscheibe seines geistigen Lebens, Pesth, haben sich aus einem Labyrinthe von Vorurtheilen muthig und kräftig — losgewunden. Ausgerüstet mit allen Bedürfnissen, blicken sie einer lachenden Zukunft entgegen. Im Bewußtseyn ihrer Thatkräftigkeit, ihres intellectuellen Strebens, das ihnen schon jetzt eine beneidenswerthe Stufe in Europas Culturgeschichte einräumt, im Bewußtseyn ihres Heldenruhmes, ihrer Tugenden und — Fertilität, blicken sie mit edlem Selbstgefühle stolz und verächtlich auf jene Zerrbilder herab, die eine vagirende Literatur von ihnen zu entwerfen sich fruchtlos bemüht. Ungarn hat die Hippokrene, woraus der nördliche und westliche Continent Europas Begeisterung geschöpft, zur Emporschwingung seiner Civilisation still und mühsam gesucht. Es hat sie gefunden, und reicher und süßer Lohn ist die Frucht dieser Mühe. Wie der Aar, die Schwungkraft seiner Brut prüfend, nach den bewölkten Höhepuncten des Aethers sie leitet, sendet der gebildete Ungar jeglichen Standes sein Kind in alle civilisirte Puncte Europas nach Erfahrungsschätzen aus, womit es den heimischen Boden befruchtet. Vergleicht man das neue Pesth mit seinem An- und Aussehen vor zwanzig, ja vor zehn Jahren, so wird man versucht zn glauben, Pannonia habe aus den Donauwellen, wie Neptun die Cyklopen und Lestrigonen aus dem Meere, mit einem Zauberschlage gigantische Prachtpaläste, ein — verjüngtes Korinth hervorgerufen. Von der k. k. Schwimmschule bis zum Lagerhospitale, eine Strecke von 2000 Klaftern, erheben sich, dem Donauufer entlang, neue Gassen mit imposanten Palais-Fronten. Die Verschönerungscommission, unter dem Protectorate Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Reichspalatin, entwickelt in allen Stadtvierteln, vorzüglich aber an den städtischen Gebäuden, Energie, Geschmack und architektonische Kunstbildung, in den verschönerten und erweiterten, so wie in den ganz neuen Straßen, prangen allenthalben Symbole raffinirtester Intelligenz. — Bald wird das großartige Pesth in productiver, industrieller und luxuriöser Beziehung den hochgepriesenen Flor unserer Residenz eingeholt haben. Daß dieser schnelle Aufschwung großstädtischer Prosperität einem spirituellen Aufschwunge gefolgt, ja daß er auch Wohlstand voraussetze, ist leicht zu ermessen. Die ungarische Akademie der Wissenschaften ermuntert durch jährliche hohe Preisvertheilungen für vaterländische Geistesproducte aufkeimende Talente in jedem Wissenszweige, und hat sich bereits durch viele ersprießliche Geistesschöpfungen den Dank der Nation erworben. Ich werde in diesen geschätzten Blättern auf diese bedeutsame Anstalt, so wie überhaupt auf alle blühende und aufkeimende Institute und Vereine zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen im Vaterlande ausführlich zurückkommen. Vor der Hand will ich nur das richtigste Thermometer populärer Volksbildung — das Theater en passant berühren. —

(Schluß folgt.)

Notizen.

[Der Märtyrer des schönen Geschlechts.] Herrmann Beck nennt in seinem „Kräuterbuche" den Flachs einen Märtyrer des weiblichen Geschlechts und beschreibt seine Schicksale also: „Dieser Kreuzträger wird erst gerupft, sodann ertränkt, hierauf gedörrt, gedroschen und erschlagen, zerbrochen, geschwungen, mit Hecheln gekratzt und verbunden; ferner gehangen und zerzauf't, geküßt, geleckt, durch die Finger gezogen und gehaspelt; dann wieder gesotten und gebrüht, aus dem heißen in das kalte Bad versetzt, gedehnt und mit Kolben geblaut, über den Stock gelegt, auf Kugeln gewunden, aufgespult und ausgestreckt, dann durch die engen Gassen des Webestuhls getrieben, zerschnitten, zerstochen, gebraucht und gemißbraucht und zuletzt dem Lumpensammler übergeben."

[Weibliche Petition gegen das Cölibat.] Dem englischen Parlament wurde eine Petition vieler unverheiratheten Frauenzimmer überreicht, die um Abstellung des Cölibats der Männer lautete. Es soll nach ihrem Willen eine Bill erwirkt werden, die über jede Mannsperson von 26 Jahren, die ihren eheloſen Zustand nicht durch giltige Gründe motivirt, eine Geldbuße verhängt und falls ein Jahr später keine Ehe abgeschlossen, der Mann des Landes verwiesen werden. Mit dem Alter von 30 Jahren, soll jeder Unverheirathete mit den Buchstaben O. B. (Old-Bachelor, d. i. alter Knabe) an der Stirne gebrandmarkt werden.

[Fixirtes Licht.] Der französische Gelehrte Rose in Paris hat bewiesen, das man das aus der Krystallisation entspringende Licht auch nach Belieben fixiren könne. Eine Menge der interessantesten Experimente sind auf diese Art mit geringer Mühe auszuführen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 280. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 22. November. **1836.**

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

Herr von Armandy reiste sogleich ab, überstieg die Alpen und heirathete unterwegs eine junge und liebenswürdige Italienerin und embarquirte sich mit ihr für seine neue Bestimmung. Nachdem er in Mokka mehrere Jahre ruhig gelebt, compromittirte ihn ein griechischer Corsar im rothen Meer mit den arabischen Autoritäten. Da man ihn offen anzugreifen fürchtete, versuchte man, ihn und seine ganze Familie nebst dem englischen Consul, der sich ihm angeschlossen hatte, zu vergiften. Durch ihre starke Constitution und schnelle Hilfe entgingen der Baron und seine Frau dem Tode, doch ihre kleine Tochter unterlag den Wirkungen des Giftes. Er flüchtete sich auf eine englische Fregatte, und man wußte von hier aus so energische Maßregeln zu ergreifen, daß ihm das französische Gouvernement dafür durch Verleihung des weit besseren Consulats zu Damiette belohnte.

Doch die Revolution von 1830 war ihm eben so nachtheilig, als die von 1814. Das Consulat von Damiette ward aufgehoben und Herr von Armandy blieb ohne Entschädigung, bis endlich der Marschall Soult sich bewegen ließ, ihn von Neuem in seinem alten Grade, als Hauptmann der Artillerie, anzustellen. So sah er sich denn, nach so viel bestandenen Gefahren und Abenteuern, im fünfunddreißigsten Jahre seines Lebens wieder auf demselben Puncte angelangt, den er im zwanzigsten, am Morgen nach der Schlacht von Montmirail, zum ersten Male eingenommen hatte.

Dies war der Mann, welcher in Verbindung mit seinem Freunde Jussuf, die als ein Herz und eine Seele handelten, durch eine der auffallendsten Thaten Bone für die Franzosen erobern sollte.

Ich kehre jetzt zu meiner Erzählung zurück. Als die beiden Freunde in Bone ankamen, erstiegen sie sogleich die Cassba und wurden diesmal von Ibrahim wie Bundesgenossen und Befreier aufgenommen. Herr von Armandy installirte sich als provisorischer Consular-Agent und französischer Bevollmächtigter in dem ansehnlichsten Hause der Stadt, welches jetzt der commandirende General bewohnt, und Jussuf setzte auf der Béarnaise seinen Weg nach Tunis fort, wohin ihm der Herzog von Rovigo, dem seine früheren Schicksale daselbst wenig bekannt waren, einen Auftrag gegeben hatte. Es war kein geringes Wagstück für ihn, der erst vor zwei Jahren, unter einem Todesurtheil schwebend, aus Tunis entflohen war, sich so bald wieder dort blicken zu lassen; doch rechnete er auf die Unverletzbarkeit eines französischen Gesandten.

Der Bey, nicht wenig erstaunt und erzürnt, verweigerte zwar, ihn zu sehen, doch respectirte er seinen Charakter. Jussuf verweilte bereits über eine Woche in Tunis, vergebens sich aller erdenklichen Gefahr aussetzend, um seine Geliebte zu sehen und war eben einem Versuch, seinem Leben ein Ende zu machen, mit genauer Noth entgangen, als die Hiobspost von Bone ankam, daß die Truppen des Bey von Constantine die Stadt erobert hätten, und sein Freund d'Armandy nur mit Mühe sich auf eine kleine französische Felukke, die allein in der Rhede zurückgeblieben war, gerettet habe. Diese Flucht hatte d'Armandy, sich mit großer Geistesgegenwart aus dem Fenster seiner Wohnung herablassend, von den Flintenschüssen der Feinde verfolgt, auf einem kleinen Kahne bewerkstelligt. Kaum war er jedoch einige Stunden auf der Felukke, so erschien ein Officier von Ben-Aissa bei ihm, der ihn dringend einlud, sich mit freiem Geleit zum General zu begeben, um Unterhandlungen mit ihm anknüpfen zu können, da dieser nichts mehr wünsche, als sich mit den Franzosen in Güte zu verständigen. Obgleich Jeder ihm abrieth, diesen Versprechungen zu trauen, hielt es d'Armandy doch für seine Pflicht, der erhaltenen Ein-

ladung zu folgen. Er ward auch in der That von Ben-Aïssa höflich empfangen, und bewog den Constantinischen Befehlshaber, alle Feindseligkeiten gegen die Citadelle so lange einzustellen, bis er fernere Verhaltungsbefehle von Algier erhalten habe. So standen die Sachen noch, als 22 Tage nach seiner Abreise Jussuf mit der Béarnaise wieder in Bone eintraf, ohne daß man jedoch bis dahin die ersehnte Antwort von Algier erhalten hatte. Denselben Morgen ließ Ben-Aïssa sagen, daß er nicht länger als 24 Stunden die eingegangenen Verbindlichkeiten respectiren könne, und daß, wenn bis dahin kein Resultat erfolgt sey, er sich der Cassba, deren Uebergabe ihm von einem großen Theil der Besatzung schon angeboten worden sey, unfehlbar in Güte oder Gewalt zu bemächtigen wissen werde.

Die beiden Freunde eilten auf diese Eröffnung sogleich zu Ibrahim, um sie ihm mitzutheilen und ihn aufzufordern, ihnen jetzt, vermöge des getroffenen Abkommens, das Commando der Citadelle zu übergeben. Der Bey empfing sie jedoch in der übelsten Laune, verweigerte bestimmt die Uebergabe der Festung, überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen, sagte, daß die Franzosen absichtlich ihn ohne Unterstützung gelassen hätten, und sie nur hergeschickt worden wären, um ihn zu betrügen. D'Armandy verlor bei diesem Benehmen alle Geduld, ja er erwiederte Ibrahim's Invectiven mit so herben Wahrheiten, daß der Bey in seiner Wuth die neben ihm liegende Pistole ergriff, und kaum durch d'Armandy's starken Arm, mit dem er ihm die Hände festhielt, abgehalten werden konnte, der Unterhaltung ein blutiges Ende zu machen. Er drohte, sie einsperren zu lassen, und da er wohl wisse, daß er auch verloren sey, sich mit ihnen und der ganzen Cassba in die Luft zu sprengen. Als sich nach diesen Worten d'Armady und Jussuf zu entfernen suchten, und bereits aus der Thüre getreten waren, stürzte er ihnen, in jeder Hand eine Pistole haltend, nach und schien gleich einem Rasenden wirklich im Begriff, sie in das ganz nahe Pulvermagazin abzufeuern. Doch die Türken fielen ihm, selbst empört, in die Arme und brachten ihn gewaltsam in sein Zimmer zurück, wo sie ihn wie ein wildes Thier einschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Tourville und Andronika.

(Schluß.)

»Alsobald setzen Jany und der Ritter wieder Segel bei und steuern nach Malta. Auf dem Wege dahin hatten sie zwei tüchtige Angriffe zu bestehen, die Tourville, ohne verwundet zu werden, überstand. Nicht so Jany. Dieser verharrte hartnäckiger Weise, mitten im mörderischen Feuer, in Erinnerung an seine Tochter völlig vertieft, und erhielt eine tüchtige Kopfwunde. Endlich, nach tausend Widerwärtigkeiten, erreichten sie Malta. Hocquincourt war nicht da, Cruvillier eben so wenig. Meiner Treu'! Vater Jany, erschöpft von seinen väterlichen Wanderungen zur See, beschloß, vor Kummer zu sterben, und starb wirklich. Der Ritter war über diesen Verlust außer sich, und um sich zu zerstreuen, trat er in die Dienste eines berühmten neapolitanischen Korsaren, Namens Carini, der ein Schiff von 54 Kanonen führte, das unter maltesischer Flagge fuhr. Um kurz zu seyn, nachdem der Ritter in Gemeinschaft mit Carini einige tüchtige Prisen genommen hatte, steuerten sie nach Venedig. Hier begegneten sie einem türkischen Schiffe; sie griffen es an, nahmen es, und wen fanden sie im untersten Raume desselben? Die schöne Andronika!«

»Die schöne Andronika! Großer Gott! das ist ein Ausgang, den die Scuderi beneiden könnte.«

»Das ist ein völliger Theatercoup, wie Ihr bemerken werdet. Und doch hing die Geschichte, wie Ihr hören sollt, ganz einfach zusammen.

Als sie von Zante abreisten, ward Hocquincourt von den Türken aufgebracht; er wanderte mit seinem Schiffe und seiner Besatzung in die Gefangenschaft, also auch natürlich die schöne Andronika. Von Hocquincourt's Schiff ward sie auf dasjenige gebracht, welches Carini so eben genommen hatte, und welches sie geradesweges dem Serail des Sultans zuführen sollte. Die Liebenden umarmten sich, die schöne Andronika beweinte den Tod ihres Vaters, Tourville brachte sie nach Venedig, wo sie in einem Kloster die Trauerzeit hinbringen sollte; denn er hatte sich fest vorgenommen, sie zu heirathen und sie zu seinem Range zu erheben, da ihr Vater ihr ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Während dieser Trauerzeit unternahm Carini einen neuen Streifzug, und in einem mörderischen Gefechte ward Tourville so schwer verwundet, daß das Gerücht seines Todes die ganze Levante durchflog, wo er, seiner Tapferkeit halber, sich bereits einen Namen erworben hatte. Endlich, nach vielen Leiden und während eines langwierigen Aufenthaltes auf Malta, genas der Ritter. Er schiffte sich ein und kehrte nach Venedig zurück. Ihr könnt denken, mit welchem Herzpochen, denn zweifelsohne hatte auch die schöne Andronika bereits das Gerücht seines Todes vernommen, und dieser letzte Stoß hätte für das Leben eines so zarten Wesens, das schon so grausam geprüft worden war, gefährlich, ja tödtlich werden können. Endlich, zitternd vor Furcht und Hoffnung, langte Ritter Tourville in Venedig an.«

»Vielleicht,« sagte de Vancy, eine Thräne trocknend, »machte er sich den Vorwurf, durch seinen Leichtsinn den Tod des Vaters und der Tochter verursacht zu haben.«

»Ich glaube, de Vancy, er machte sich noch ärgere Vorwürfe . . . Endlich kam er in dem Kloster an, das Andronika sich zum Aufenthalt erwählt hatte, und verlangte die Aebtissin zu sprechen.«

»Verzeihung, gnädigster Herr, ich schwebe in großer Angst.«

»Nun kommt es, de Vancy,« sagte langsam Vivonne, dem es Vergnügen machte, die Neugier seines

Secretairs auf die Folter zu spannen. »Tourville stellte sich der Aebtissin vor, die einen Schrei des Entsetzens ausstieß, als sie den Ritter erkannte.«

»Ich habe es errathen, gnädiger Herr; arme Andronika!«

»Ihr seyd sehr scharfsichtig, de Vancy. Aber kehren wir zur Aebtissin zurück. »Ach mein Herr!« sagte sie zum Ritter, »Andronika hat an Euren Tod geglaubt. Nun ist Alles verloren!«

»Arme Andronika!« schrie de Vancy mit kläglicher Stimme, und Vivonne fuhr fort.

»Nun ist Alles aus!« entgegnete die Aebtissin dem Ritter. »Als sie Euch verloren glaubte, als sie nicht die geringste Hoffnung hatte, Euch wiederzusehen....«

»Arme Andronika!« wiederholte de Vancy kläglich.

....»Hat sie sich vor zwei Monaten mit dem Senator dieser Stadt, Grafen Barbini, vermählt.«

»Aber gnädiger Herr! ist es denn möglich?« rief de Vancy mit einer Miene des Erstaunens und des Schmerzes.

»Sehr möglich, de Vancy, und Ihr hättet es wohl gern gesehen, wenn Ihr ihr romantisches Leben mit einem tragischen Ausgange hättet schmücken können. Aber, was wollt Ihr, de Vancy? Unter hundert Frauen, die vor Schmerz über den Tod ihres Geliebten sterben wollen, befinden sich neunundneunzig Gräfinnen Barbini.«

»Aber eine von ihnen wird doch wenigstens sterben, Ihr räumt es ein!« sprach de Vancy mit triumphirender Miene.

»Ja, aber vor Schmerz, keinen Grafen Barbini gefunden zu haben.«

Hab' Dank!

Mein Herz war wund, meine Seele krank,
Da bot'st Du mir den Labetrank,
Der Becher war Dein süßer Mund —
Und Herz und Seele ward gesund.

Doch als ich, berauscht von Liebeslust,
War eingeschlummert an Deiner Brust,
Hast Du mir die Natter gelegt an's Herz,
Und mich verhöhnt in meinem Schmerz.

Für mein Vertrauen war's der Lohn,
Doch hab' ich Dir vergeben schon,
Und sage nur: Hab' Dank, hab' Dank,
Du schönes Weib, für den Labetrank! —

Carl Baron v. Schweizer.

Reise-Zeitung.

Alexisbad und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Victors-Höhe.

In der Erhebung des Bodens, welche das Selkethal nach Norden von dem flachen Lande trennt, bildet die auf dem höchsten Puncte des Ramberges gelegene Victorshöhe den höchsten Theil des ganzen Unterharzes. Der Ramberg liegt im Bernburgischen und besteht aus Granit. Von einer zahllosen Menge von Granitblöcken ist er überfäet, welches sich vielleicht so erklären ließe: daß er, gleich dem Brocken, einst eine ungeheure Felsenpyramide war, die, von der Zeit mürbe gemacht, zusammenstürzte, wobei einzelne Felsstücke nach Maßgabe ihrer Gestalt und Größe mehr oder weniger weit an dem Berge abwärts rollten. Einige der größeren Granitblöcke bilden einen so seltsam auf einander gethürmten Klumpen, daß der Volksglaube ihn für ein Werk des Teufels hielt, ihn Teufelsmühle nannte, und folgende Sage erzählte:

„Einst stand am Abhange des Ramberges eine Windmühle, die wegen Windmangels öfters still stand und ihren Besitzer deßhalb nur sehr dürftig ernährte. Kein Wunder also, daß in diesem der Wunsch rege ward, auf dem Gipfel des Ramberges, wo niemals Windstille herrschte, eine Mühle zu besitzen. Obwohl er einsah, daß mit seinen geringen Mitteln ein solcher Bau, welcher auch in jener Höhe den Stürmen zu widerstehen vermöchte, sich durchaus nicht herstellen ließ, so erstieg er doch oft den Gipfel des Berges und verweilte daselbst, um sich durch das Spiel der Phantasie, die ihm manche schöne Windmühle zusammensetzte, zu unterhalten. An einem schwülen Sommerabende fesselten ihn seine Träume hier bis spät in die Nacht. Da nahte ihm der Böse mit einem Vorschlage, er wolle ihm hier in Einer Nacht eine Mühle mit sechs Gängen erbauen, wenn er nach dreißig Jahren sich ihm übergeben wolle. Der Müller kehrte unschlüssig nach seiner Mühle zurück, und würde den Lockungen des Bösen vielleicht kein Gehör gegeben haben, wenn nicht eine mehrtägige Windstille eingetreten wäre, welche ihm die Nachtheile seiner Lage und die Vortheile des Anerbietens zu lebhaft vergegenwärtigte, als daß er der Versuchung länger zu widerstehen vermochte. Er unterzeichnete mit seinem Blute einen Contract, worin er sich nach einer dreißigjährigen Frist dem Teufel verschrieb, dieser sich aber verpflichtete, in der nächsten Nacht vor dem Hahnenschrei die gewünschte Mühle zu erbauen. Kaum war es dunkel geworden, so begann der Teufel seinen Bau, vollendete ihn in ganz kurzer Zeit und führte den Müller in der stürmischen Gewitternacht durch den alten Buchenwald zur Besichtigung seines Werkes auf den Gipfel des Rambergs. Der bebende Müller bereute den aus Gewinnsucht gethanen Schritt, und erstaunte über den prachtvollen Riesenbau, welchem bloß noch ein Mühlstein fehlte, und dieser lag schon am Abhange bereit, so daß er jeden Augenblick eingesetzt werden konnte. Der Teufel weidete sich länger, als es der Klugheit angemessen war, an der fürchterlichen Angst des armen Müllers. Da nahete der Morgen, und der Teufel griff nach dem Mühlsteine, als der Müller, in Verzweiflung über die Unmöglichkeit zu Gott zurückzukehren, einen Versuch machen

wollte, die Vollendung des Werks zu verzögern. Er rannte gegen den Mühlstein, daß dieser schneller und schneller den hohen Berg hinabrollte, selbst dem Teufel unerreichbar. Wüthend stürzte dieser dem Steine nach, erfaßte diesen endlich im Thale, und flog mit ihm durch die Luft dem Gipfel zu; da krähete in der unten liegenden Windmühle der Hahn. Der Müller war nach seiner Windmühle zurückgeeilt und rief dem Teufel zu: Wir sind quitt. Da ergrimmte der Teufel, stürzte den Mühlstein auf die untenstehende Windmühle und zerschmetterte sie sammt ihren Bewohnern, zertrümmerte zugleich seinen eigenen Bau und warf die Felsstücke nach allen Seiten umher. Nur von der Grundmauer blieb ein kleiner Theil stehen, welcher jetzt noch auf dem Gipfel zu schauen ist und diese Geschichte vor der Vergessenheit bewahrt, denn der Felstrümmerhaufen heißt bis jetzt noch die Teufelsmühle, und von ihm ist der Namen auf den ganzen Berggipfel übertragen. Doch wie der Teufel aus Gerichtssälen und schon aus mancher Kirche durch das Licht der Vernunft und Aufklärung vertrieben ist, so wird er auch immer mehr und mehr aus den Wäldern verjagt. Schon hört man in der Umgegend den Namen Teufelsmühle nur selten noch im Volke, und der passende Namen Victorshöhe wird ihn bald ganz verdrängen. Auf dieser Höhe, in der sich schmale Quarztrümmer mit eingesprengtem Schörl befinden, stand früher ein hölzernes offenes Häuschen, von dem man einen Theil der Aussicht, welchen jetzt Victorshöhe darbietet, hatte. Es führte den Namen seiner Unterlage, Teufelsmühle, mußte jedoch nach kaum 50jährigem Bestehen, wegen seiner Baufälligkeit, 1805 abgerissen werden. Da nun die Reisenden keine Aussicht über den Wald für die Mühen des Weges mehr belohnte, so ward der Ort fast gar nicht mehr besucht, bis der verstorbene Herzog Alexius Friedrich Christian, welcher in dem zu Anhalt gehörigen Theile des Unterharzes so viele gut ausgesonnene und dem Reisenden höchst angenehme Anlagen machte, im Jahre 1829 auf dem höchsten Puncte des Rambergs einen offenen hölzernen Thurm erbauen ließ, neben dem in der Wohnung eines Forstaufsehers man Erfrischungen haben, auch Pferde unterbringen, aber nicht übernachten kann. Der Thurm erhielt den Namen Victorshöhe, und nach ihm wird jetzt der ganze Berggipfel Victorshöhe genannt. Der Thurm steht Jedem offen, 107 Stufen führen auf seine Plattform, wo man über dem Walde erhaben, durch nichts beschränkt, eine Aussicht genießt, die Jeden höchst überraschen und erfreuen wird. Von allen Seiten frei, wie ein Vogel in hoher Luft, schwebt der entzückte Beobachter über dem bewaldeten Plateau des Unterharzes, und das erstaunte Auge weidet sich zunächst an den mannichfaltigen Schattirungen des kräftigen Harzwaldes. Thäler und Berge, Wald und Wiesen, Felsen und Ruinen, Dörfer und Jagdhäuser und Burgen, von einem Ende des Harzes bis zum andern, stellen sich dem Blicke dar. Nirgend erhält man eine so vollständige Uebersicht über das ganze, von manchen muldenförmigen Thälern durchschnittene Plateau des Unterharzes, als hier, wo derselbe, wie auf einer großen und naturgemäßen Landcharte, mit einem Blicke überschaut wird. Der große Umfang der Aussicht, der sich auf mehr als 100 Quadratmeilen beläuft, ergibt sich daraus, das man gegen Süden den Thüringerwald, gegen Osten bis zum Hubertusberge zwischen Coswig und Wittenberg und gegen Norden bis in die Gegend von Wolfenbüttel sieht. Gegen Westen begrenzen den Blick die Berge bei Hohegeiß, und das Brockengebirge, das bei heller Morgen- und Abendbeleuchtung sich wunderschön darstellt. Auf dieser weiten Fläche findet man die Städte Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Dardesheim, Bernburg, Harzgerode, vielleicht hundert Dörfer, und sieht die Thürme von Aschersleben, Ballenstedt, Cöthen, Dessau, Zerbst, Merseburg und Erfurt. Die Ruinen Kyffhausen und der Sachsenburg, der Possenthurm und der Frauenberg bei Sondershausen, die Burg Falkenstein, der Meiseberg, der Petersberg bei Halle, das hochliegende Dorf Hohegeiß, und noch andere ähnliche Puncte treten gleichfalls deutlich hervor. Die ausgedehnten Waldungen auf Bergen und Thälern, die sich vom Fuße des Thurmes an ringsum verbreiten, von Ackerflächen hier und da unterbrochen, tragen nicht minder dazu bei, die Aussicht von Victorshöhe zu einer auf dem Unterharze einzigen zu erheben. Wer vom Brocken hierher kommt, dort vom Wetter vielleicht nicht begünstigt, findet hier, bis auf die Gegend nach Westen, fast volle Entschädigung. Da man tiefer steht, dem flachen Lande und dem Walde mithin näher ist, so erscheint hier Vieles klarer und landschaftlicher, als dort, was bei Vielen schon das Urtheil über diese Umsicht erzeugte: sie komme der vom Brocken fast gleich, ja sie habe noch Vorzüge vor derselben. In dem sehr zahlreichen Besuche der Victorshöhe — man konnte bisher jährlich an 3000 Personen rechnen — scheint die Bestätigung dieses Urtheils zu liegen. Jedenfalls ist Victorshöhe in dem herrlichen Kranze von sehenswerthen Gegenden des Unterharzes ein solcher Punct, den kein Reisender vorübergehen darf. Er wird dies um so weniger, da er passend mit dem Besuche des Alexisbades, des Selkethales überhaupt, so wie des Stubenberges zu verbinden ist. Von Stubenberg ist Victorshöhe 1, von Alexisbad 1½, von Ballenstedt 2½, von Friedrichsbrunnen ½ Stunde entfernt. Gute Fahrwege führen von den drei ersten Orten dahin. Von Alexisbad aus fährt man auf der Straße nach Gernrode bis zum Sternhause, einem rechts am Wege erbauten herzoglichen Jagdhause, und wendet dann links auf den Fürstenweg, welcher auf dem Plateau entlang in gerader Linie nach Westen fortläuft. Er führt in der Nähe der Victorshöhe vor einer alten Buche vorüber, in deren Rinde das Bild eines Bären eingesetzt ist, zum Andenken an die Erlegung des letzten Bären in dasiger Gegend. Nun steigt der Weg sanft empor, bis ihn der Weg von Gernrode durchschneidet, von wo aus ein kurzer, quer durch den Wald gehauener Seitenweg zur Victorshöhe führt. Ein vom verstorbenen Herzoge angeschafftes Uzschneider'sches Fernrohr liegt auf der Victorshöhe jedem anständigen Fremden zum unentgeltlichen Gebrauche bereit.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 281. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 23. November. 1836.

Sonette.

III.

Ob jedes and're Glück mich auch gemieden,
Mir sproßte einst der Liebe Göttersaat;
Um was ich sehnsuchtvoll und innig bat,
Es ward vom Schicksal gütig mir beschieden.

Wohl weilt das schöne Bild nicht mehr hienieden,
Das mir aus ew'gen Sphären einst genaht,
Zum Paradies mir schuf den Erdenpfad
Und meiner Seele brachte Himmelsfrieden;

Doch hält der Zauber ewig mich umflossen,
Der mich umwand in jener gold'nen Zeit,
Mit süßer, seliger Vergessenheit.

Und meine Lieder sind daraus entsprossen;
Die führen mich zurück in's Jugendland,
Wo ich der ersten Liebe Lust empfand.

IV.

Erhebe dich aus dunkeln Finsternissen
Und reiche mir die kalte Geisterhand,
Du Bild, das meiner Seele nie entschwand,
Das, sterbend, meinen Busen mir zerrissen.

Wie bei der Abendsonne Scheideküssen
In düst're Nacht sich hüllt das Erdenland,
Bis Morgenröthe taucht vom Meeresstrand
Und rosig glänzt in bleichen Wolkenrissen;

So hast du scheidend, mich in Nacht gehüllet
Und mich mit namenlosem Schmerz erfüllet,
Der ewig tief in meiner Seele nagt.

Doch tröst' ich mich mit jenem Morgenrothe,
Das einst mir strahlt, des Wiedersehens Bote,
Wenn ew'ge Freude, ew'ge Liebe tagt.

L. Kosarski.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.")

(Fortsetzung.)

Die Freunde benutzten den entstandenen Tumult, das Thor zu gewinnen, und sich, in steter Gefahr von Ben-Aïssa's Posten entdeckt zu werden, die ihr Leben keinen Augenblick geschont haben würden, auf ihr Schiff zurückzubegeben. Am frühen Morgen darauf kam ein Türke an dieses geschwommen, der schon von weitem bittende Zeichen machte, ihn aufzunehmen. Er brachte die Nachricht, daß die Besatzung durch Mangel und Hunger auf's Aeußerste gebracht, Ibrahim festgenommen, dieser aber in der Nacht entflohen sey; sie bäten jetzt inständig um Hilfe und Lebensmittel, bereit, sich unter d'Armandy's Befehle zu stellen. Bald kamen noch mehrere Türken auf dieselbe Weise heran, die das Nämliche aussagten, und man bemerkte viele Andere am Ufer. D'Armandy, die treulose Bande kennend, mit der er zu thun hatte, ließ sich nur nach langem Zögern bewegen, ihrem Wunsche zu willfahren. Er begann damit, den Türken als ersten Beweis, daß sie seinen Anordnungen Folge zu leisten gesonnen wären, den Befehl zu geben, sämmtlich wieder nach der Cassba zurückzukehren und dort ruhig seine Ankunft zu erwarten. Hierauf setzte er sich mit Jussuf und zwei Kanonieren in einen Kahn; Capitain Fréard bot ihm mit Eifer 30 seiner Matrosen zur Begleitung an, doch Herr von Armandy, mit jenem ruhigen Heldenmuth, der ihn charakterisirt und auf seinen edlen Zügen so deutlich ausgeprägt ist, erklärte, daß, ehe er das Leben so vieler tapfern Franzosen der Gefahr aussetze, er es für seine Pflicht halte, sich zuvörderst mit seinem Freunde allein genau von dem wahren Stande der Sachen zu überzeugen. Der Kahn stieß ab, und bald sah man das sich devouirende Freundespaar mit schnellen Schritten blos von den zwei Kanonieren gefolgt, den steilen Berg von der

Seeseite ersteigen und hierauf an herabgeworfenen Stricken die Mauern hinanklimmen. Eine kurze Inspection des Forts zeigte d'Armandy, daß es dort weder an Geschütz noch hinlänglicher Munition, sondern nur an Lebensmitteln fehle. Er bat daher Jussuf, einstweilen das Commando zu übernehmen, und kehrte zum Schiff zurück, um das noch Nöthige selbst herbeizuschaffen. Dort war noch eine hinlängliche Quantität Reis, Schiffszwieback und gesalzenes Fleisch vorhanden, welches Alles ihm der Capitain der **Béarnaise** mit Vergnügen auslieferte und ihm zugleich die schon früher angebotenen dreißig Matrosen überwies, um die Besatzung der **Cassba** zu verstärken. In zwei Parteien, von denen nur die eine durch einige Plänkler **Ben-Aïssa's** bemerkt, und ohne Erfolg angegriffen ward, erreichten diese Braven auf einer Strickleiter, die ihnen Jussuf herabwerfen ließ, mit d'Armandy an ihrer Spitze, und einem Theil der für die Garnison bestimmten Lebensmittel, die sie unter sich vertheilt, die **Cassba**, worauf sogleich die aufgezogene französische Fahne dem erstaunten General des Bey von Constantine, die, wie im Traum der Nacht bewerkstelligte, Eroberung der Citadelle anzeigte. Im heftigsten Zorn ließ er d'Armandy sagen, er habe ihn getäuscht und überlistet, aber er solle es bald bereuen; zugleich begann er mehrere Demonstrationen, die einen nahen allgemeinen Angriff voraussetzen ließen. Unter Anderem bemerkte man Truppen, die die Communication mit der See zu unterbrechen suchten, und sah auf einem Hügel drei arabische Chefs stehen, welche dort mit einer Recognition beschäftigt schienen. Der **Maréchal de logis Colon** richtete auf sie, nach d'Armandy's Befehl, einen alten Sechzehnpfünder, der sich in ziemlich schlechter Verfassung befand. Der Schuß donnert herab, und ungeachtet der weiten Entfernung ist das Glück so günstig, daß zwei der erwähnten Häuptlinge getroffen in den Staub sinken. Man weiß, wie wenig dazu gehört, den Enthusiasmus der Muselmänner zu erwecken, und auch zu verlöschen. Die eben erprobte Geschicklichkeit der französischen Kanoniere scheint ihnen ein halbes Wunder, und bald sieht man auf dieser Seite den Feind völlig verschwinden, und von noch einigen Kanonenschüssen verfolgt, in voller Verwirrung in die Stadt zurückkehren. Die Communication war wiederum frei, und unangefochten konnte man den Rest der Provisionen der nun auf mehrere Wochen gesicherten Garnison zuführen.

Jussuf hielt hierauf den Türken folgende kurze, aber ausdrucksvolle Rede: »Muselmänner,« sagte er, »in der großen Gefahr, in der ihr euch befandet, habt ihr die Franzosen zu Hilfe gerufen; sie haben euch gerettet, ihr hungertet, und sie haben euch gespeist, von nun an aber ist diese Festung französisch; und wenn Einer von Euch damit nicht zufrieden ist, so lasse ich ihm den Kopf abschlagen.«

Herr von Armandy schickte folgenden Rapport nach Algier: »General, der Hauptmann Jussuf und ich sind an der Spitze von 30 Matrosen der **Béarnaise** in die **Cassba** eingerückt; wir haben als Hilfstruppen 150 Türken, wovon eine große Zahl höchst unsicher sind, und zu Feinden 5000 Mann unter dem Befehl des Generals **Ben-Aïssa**, aber wir werden nichts desto weniger die Citadelle Frankreich erhalten, oder darin unsern Tod finden.«

Am andern Morgen gewahrte man, statt des erwarteten neuen Kampfes, eine noch traurigere Scene. **Ben-Aïssa** hatte es aufgegeben, gegen die Franzosen zu kriegen, doch, um seine Rache zu kühlen, führte er die ganze Bevölkerung von **Bone**, Greise, Weiber und Kinder, in die Sclaverei mit sich fort. Die Besatzung sah, wie sie mit Schlägen von den Arabern, gleich dem Vieh, zwischen Ochsen- und Schafheerden fortgetrieben wurden, und ihr Geschrei, ihr Wehklagen, tönte bis zur **Cassba** hinauf. »Man glaubte,« sagt der Verfasser des Buchs: **la Béarnaise**, dessen Bericht ich hier zum Theil mit benutzt habe, »man glaubte die Horden des Genserich's wieder zu erblicken, gegen die der heilige Augustin einst die Bevölkerung dieser nämlichen **Hippone** vergebens aufrief. Drei Tage lang dauerten diese Greuel, ohne daß die Franzosen sie hindern konnten. Gegen Abend erblickte man hohe Rauchwolken aus allen Ecken der Stadt emporsteigen. Viele Häuser stürzten krachend zusammen, und die Türken der Garnison allein betrachteten mit muselmännischem Gleichmuth ihr Eigenthum von den Flammen verzehren, und ihre Weiber in die Gefangenschaft treiben.

Indessen ward ihre Stimmung von diesem Augenblick an immer unzuverlässiger. So lange 5000 Feinde sie im Zaume hielten, zähmte sie die Noth, doch seit dem Abmarsch **Ben-Aïssa's** fühlten sie ihre Uebermacht gegen dreißig Franzosen, die ihnen Gesetze vorschrieben. D'Armandy und Jussuf nahmen zwar alle Maßregeln, welche ihre kritische Lage erheischte, man setzte sich selbst zu Tisch nicht anders als vom Kopf bis zum Fuße bewaffnet, der Nachtdienst wurde stets von ihnen selbst abwechselnd commandirt, und die Wachen so eingetheilt, daß kein Türke über die Wälle mit den umherschwärmenden Arabern der Umgegend sich in ein Gespräch einlassen konnte, ohne sogleich bemerkt zu werden. Dessenungeachtet erschien das Betragen der Türken täglich bedenklicher, und man durfte nicht vergessen, daß es dieselben waren, die mit dem wilden **Ibrahim** an ihrer Spitze hinterlistig Ouder und seine treue Schaar ermordet hatten.

Endlich ward am 30. März ein Türke überrascht, der mit einem Araber verkehrte; drei Zeugen bekräftigten, daß sie ihn sagen gehört hätten, die Citadelle sey durch Juden übergeben worden, es gäbe aber noch kühne Muselmänner darin, die sich zu rächen wissen würden. »Hier,« schrie Jussuf, indem er auf den Verräther zustürzte, »hier nimm etwas von den Juden in Empfang!« und mit gespaltenem Kopfe streckte er ihn todt zu seinen Füßen nieder. Zwei Andere hatten sich gleichfalls in hohem Grade als Rädelsführer verdächtig gemacht. Jussuf, wohl wissend, wie man seine Landsleute behandeln müsse, riß sie selbst aus dem Haufen der Uebrigen hervor, und befahl augenblicklich ihre Hinrichtung vor den Augen der zittern-

den Menge, die nach diesem schreckenerregenden Beispiel schnell zum Gehorsam, und später selbst zum Enthusiasmus für ihre furchtlosen jungen Anführer überging.

Während dieses in der Cassba vorging, hatte sich die ganze Plaine mit den arabischen Stämmen aus den benachbarten Bergen angefüllt, um die Ueberreste der Stadt zu plündern. D'Armandy beschloß, den günstigen Augenblick zu benutzen, diesen Horden eine nachdrückliche Lection zu geben. Die Tribu von Ben-Hadscha war eben in den Straßen Bone's zerstreut, als er 50 Türken befahl, sich des Thores von Constantine zu bemächtigen, während das der Marine durch das große Canot der Béarnaise blokirt ward. Jetzt läßt er von der Cassba einen Schauer Kartätschen auf die erschrockenen Araber niederregnen, die in wilder Flucht sich nach der Marine drängen, wo eine neue Salve sie empfängt. Eben so vergebens versuchen sie die Flucht durch das andere Thor, und fallen dort unter den Säbeln der Türken. Dieser Tag verleidete ihnen alle fernere Nachbarschaft mit den Franzosen, und sie hielten sich fortan meistens ruhig in ihren Bergen.

(Schluß folgt.)

Es geschieht nichts Neues unter der Erde.

1.

In den Wolken des Aristophanes sagt Strepsiades: »Verwünscht um mehr, als einer Ursach sey der Krieg; da jetzt man sogar die Sclaven nicht mehr prügeln darf.«

Diese Aeußerung des Strepsiades mag wohl zur Zeit des sogenannten heiligen Krieges, wo man in einem großen Districte Norddeutschlands die Stockstrafe bei dem Militär aufhob, und diese Milderung auch auf die gelehrte und ungelehrte Schuljugend ausdehnte, von so manchem militärischen und pädagogischen Unterbefehlshaber gehört und gebilligt worden seyn. Doch da sich Strepsiades an das Verbot der Sclavenprügelei nicht sehr kehrte und dasselbe übertrat, wie aus folgender Stelle der Wolken des Aristophanes erhellt, wo Strepsiades zu seinem Diener sagt: »Abscheulich! Hieß ich das Saufgeschirr dich brauchen? Komm, dir Schläge zu holen!«

So pflegen auch viele militärische, und pädagogische gelehrte und ungelehrte Unterbefehlshaber dieses für Soldaten und Schüler gegebene milde Gesetz jetzt oft zu übertreten, und ihren Untergebenen, statt der Stockschläge, russische Maulschellen zu appliciren! —

2.

Wenn der Sprecher der Rechtlichkeit, in eben den Wolken des Aristophanes, sich über die Ausartung der Musik beschwert, und einen gewissen Phrynis, als einen solchen Geschmacksverderber anführt: so ist es interessant zu hören, wie der Sprecher der Rechtlichkeit darüber sich äußert:

„Sonst lehrte der Meister den Kleinen ein Lied, das mit Anstand sitzend sie lernten,
In der kräftigen Tonart voriger Zeit, die wir einst von den Vätern empfingen.
Doch wenn einer das Ohr uns mit Schnörkeln der Kunst und schmarotzenden Weisen zerplagte,
Wie die neu'ste Manier sie nach Phrynis verlangt, halsbrechende Coloraturen,
Dem lohnte der Stock die verderbliche That, als welche die Lieder entwürdigt."

Aus dieser Aeußerung können unsere musikalischen Geschmacksverderber wahrnehmen, daß sie sich zu gratuliren haben, daß die angeführte alte Sitte, dergleichen Neuerer zu belohnen, nicht mehr Mode ist. Doch könnten sie bei dieser alten aus der Mode gekommenen Sitte immer bedenken, daß sie wieder Mode werden könnte, und daß man ihre Genialität nicht mehr, wie jetzt in Zeitschriften geschieht, mit schönen Worten preisen, sondern ihnen vielmehr dafür auf ihre Rücken den Stock zukommen lassen könnte!*)

3.

Brennus bewirkte weiland mit seinem Feldzuge gegen die alten Römer, daß deren Priester in dem Kriege wider die Gallier — und zwar nur allein wider diese — Kriegsdienste leisten mußten. Bonaparte, als ein zweiter und größerer Brennus, brachte es durch seine glücklichen Feldzüge gegen die Deutschen dahin, daß bei diesen, zwar nicht die Priester, aber die Priestergesellen — und zwar nicht allein in dem Kriege wider die Gallier, sondern auch wider alle Feinde Deutschlands — mit dem Schwerte drein schlagen sollten! —

4.

In dem Kriege, den der alte römische Kaiser Macrinus mit den Deutschen führte, warf das römische Fußvolk, wenn es sich vor der deutschen Cavallerie retiriren mußte, eine Art von eisernen Fußangeln hinter sich, wodurch die Hufe der deutschen Pferde verletzt wurden. Dieses Mittels bedienten sich auch die Franzosen 1793 unter Dumouriez, wo sie sich mit dergleichen Fußangeln, die sie Artischocken nannten, versehen hatten, und diese der sie verfolgenden deutschen Cavallerie auf ihrer Retirade vorwarfen. —

5.

Die Schilderung, welche der berühmte Dichter Zachariä zu Anfange seines Heldengedichts: der Renommist, von diesem macht, paßt ganz vortrefflich auf Napoleon, wenn es heißt:

„Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte!
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte!"

G. Bachmann.

---

*) Quod Deus avertat.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Pesth, im October 1836.

(Schluß.)

Obschon die Sorgfalt hoher Patrioten: eine ungarische Schauspielergesellschaft am Ofner Theater fortwährend zu souteniren, und die neue Eröffnung des mit aller Munifizenz ausgestatteten neuen Nationaltheaters in Pesth, welches ausschließlich der Veredlung und Erweiterung der Landessprache gewidmet ist, die Theilnahme an das große deutsche Theater früher bedrohete, so wurde dieselbe seit Ostern unter der neuen Direction des Hrn. Alexander Schmid bedeutend gesteigert. Pesths Bevölkerung zerfällt in Stockungarn, Griechen, Slaven, Türken und größtentheils Deutsche. Der Adel und der gebildetere Theil der Bürger sind nicht nur mit den Sprachen der angeführten Nationen, sondern auch meistens mit der französischen, italienischen und englischen Literatur befreundet; es ist daher leicht begreiflich, daß die deutsche Sprache als nächste, ja höchste Anverwandte benannter Bildungssprachen bei der Mehrzahl der Bevölkerung den größten Anklang findet. Da es überdieß an Herren, wie Shakespeare, Lessing, Voltaire, Herder u. s. w. der ungarischen Literatur bisher noch gänzlich fehlt, so ist an der dauernden Superiorität der deutschen Sprache vor der Hand nicht zu zweifeln. Die seit dem Bestehen des deutschen Theaters durch Gastspiele erster deutscher Bühnenkünstler jährlich wachsende Lust für dasselbe, und die wesentliche Reform, die das Theater seit Ostern erhalten, dürften die Concurrenz des zu eröffnenden Nationaltheaters mit dem deutschen äußerst erschweren. Seit Ostern begann eine neue Epoche für die hiesige deutsche Bühne, über welche ich ebenfalls in diesen Blättern detaillirte Rücksprache zu nehmen gedenke. — Leider wird das Streben unserer neuen, eminenten Künstlergesellschaft in auswärtigen Blättern auf eine, dem unbefangenen Beobachter höchst empörende Weise entstellt und herabgezogen. Man kann bei uns das „c'est par tout comme chez nous" füglich umkehren. Profane, feile Scribler, Exoteriker in dramatischer Kunst, mit jedem geistigen Processe befreundeter, als mit Dramaturgie und Aesthetik, mit jeder spirituellen Essenz vertrauter, als mit Kunstkritik, werfen sich mit beispielloser Animosität in die Brust, blasen in's kritische Horn, und allarmiren die gebildete Lesewelt, ohne daß es ihnen je gelingen wird, sich als Organ eines wahrheitliebenden biedern Publicums geltend zu machen. Denn, wer einmal mit dem Grundsatze dieser Johnsons: „quando bibo vinum, liquatur mea lingua latinum" vertraut ist, kann unmöglich von ihren Phraseologieen Notiz nehmen. Das sauberste Pröbchen solcher geistausgetrockneten, sinn- und spracharmen Inseratgebühr-Durstigen liefert ein in Nr. 141 und 143 der Leipziger Theaterzeitung d. J. abgedruckter „Generalbericht über die Pesther Bühne," welcher hier am passendsten eine ernstliche Rüge verdient. Bezeichnen schon Construction und synthetische Ideenfolge, so wie die Randglossen der Redaction der Theaterchronik in der Einleitung des „fünf und zwanzigjährigen (!!), theils theoretisch (??), theils praktisch erfahrnen General- und Central-Berichterstatters" hinlänglich das „qualis vir, talis oratio," so gibt die jeden unparteiischen Kenner unseres Kunstinstituts indignirende Personal-Classification dieses hämischen Generalnotizlers noch schlagendere Beweise von Unverschämtheit. Man kann sich der aufdringenden Frage nicht entwehren: in Leipzig, wo Leibnitz und Krug docirt, und Lessing und Schlegel recensirt, sollen heut zu Tage noch ähnliche „theoretische Erfahrungen" abgedruckt werden. Unsern ersten Liebhaber und Helden, Hrn. Carl Quandt, das vorzüglichste Mitglied unserer Bühne, als Mensch und Künstler allgemein verehrt, aus Breslau, Berlin, ja selbst aus früherem Gastspiel zu Leipzig, vorzüglich aber zu Wien seit zehn Jahren in der Theaterwelt vortheilhaft bekannt, verweist das classificirende Kraftgenie nach „Bamberg oder Linz. Dlle. Perony, eine achtbare jugendliche Künstlerin, mehrere Jahre im Fache naiver Liebhaberinnen Liebling des Wiener Publicums, ist dem großen Johnson hier in dieser Eigenschaft blos deßhalb nicht anständig, weil sie vor sechs Jahren beim Ofner Theater nur Choristin war — indeß andere mittelreiche, wohlorganisirte und stipulirte Schauspielerinnen, die vor vier Jahren nichts mehr als Choristinnen zu Frankfurt waren, von demselben Johnson der großen S. Schröder gleichgestellt werden. — Hrn. Gerstel, Neffen und Schüler des großen Ludwig Löwe, einstiges Mitglied des Burgtheaters, jetzt hier als Bonvivant engagirt und mit Recht beliebt, theilt er Diener- und Anmelderollen zu. Hr. Posinger, wie es durch die Wiener Theaterzeitung, ja selbst durch die Leipziger Theaterchronik längst bekannt, seit beinahe acht Jahren durch seine Routine und Vielseitigkeit erklärter Liebling des hiesigen Publicums, wir en general bei einer reisenden Truppe placirt — und warum? Weil er auch, wie der theoretisch erfahrne Referent meint, französisch spricht. Die französische Sprache scheint überhaupt dieses logische und parteilose, recensirende und classificirende Kraftgenie sehr zu incommodiren. Wahrscheinlich hofft es, einst seinen deutschen Styl als französischen in Flor zu bringen. — In einer Zeit, wo der charaktervolle Bühnenkünstler eine so bedeutende Stufe in der menschlichen Gesellschaft einnimmt, ist es nur human und billig, ihm einen kräftigen Arm gegen Bosheit, Arroganz und Ignoranz zu bieten. Ja, es ist Pflicht, den durstigen Notizlern, die ein wohlbegründetes Künstlerrenommée zu brandmarken sich entblöden, die Larve der Pseudonymität herabzureißen, und mit Boileau auszurufen:

„Connart, comment as-tu pu faire,
Pour acquérir tant de renom —
Toi, qui n'as, pauvre secrétaire,
Jamais imprimé que ton nom." — ei —

Musikalischer Geschmack der Elb'- und Pleiße-Bewohner.

Was die Phäaken an der Donau componiren,
Und die Gascogner an der Spree bekritisiren,
Das kann man an der Elb' und Pleiße nur goutiren! —

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 282. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 24. November. 1836.

Der berühmte Jussuf.

(Aus „Semilasso in Afrika.“)

(Schluß.)

Die erwähnte Expedition hatte den Türken so wohl gefallen, daß man seitdem etwas zuverlässiger auf ihre Treue rechnen zu dürfen glaubte, und Jussuf erbot sich, um alle fernern Angriffe der Araber auf einmal zu verhindern, mit den Türken allein die Stadt zu besetzen. Vergebens machte ihm d'Armandy freundschaftliche Vorstellungen über ein Wagstück, das sein Leben ganz in die Hände dieser noch vor wenig Tagen aufrührerischen, von so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Truppe gäbe; Jussuf erwiederte, er wisse die Türken zu behandeln, und sein Entschluß sey unveränderlich. D'Armandy bleibt also mit einigen dreißig Franzosen als ganze Besatzung in der Cassba, und Jussuf steigt zu Pferde, um mit dem Troß der Türken in die Stadt hinabzuziehen. Am Thore angekommen, läßt er Halt machen, und eröffnet seinen Soldaten, daß Jeder, der es wage, das Geringste aus einem der verlassenen Häuser zu entwenden, augenblicklich den Tod zu erwarten habe. Hierauf läßt er die dreifarbige Fahne auf die Stadtmauer pflanzen, und befiehlt eine allgemeine Salve ihr zu Ehren. Mit seinem Adlerblick bemerkt er, daß Einer der Türken sein Gewehr nicht abschießt. »Warum hast Du den Befehl nicht befolgt?« fragt Jussuf ernst. »Meine Flinte wollte nicht losgehen,« antwortete der Türke mürrisch. »In der That?« sagt Jussuf, auf ihn zugehend, »laß mich doch sehen, woran es liegt,« und kaltblütig das Gewehr dem Trotzenden auf die Brust setzend, drückt er los und jagt ihm die eigne Kugel durch's Herz. Noch einige Mal sah er sich zu ähnlichen Executionen genöthigt, denen er, seinem seltsamen Charakter nach, immer ein gewisses dramatisches Interesse beizumischen wußte. So hatte Einer ein Haus ausgeräumt, und behauptete, als man ihn auf der That ertappte, er habe nur aus der daselbst befindlichen Cisterne trinken wollen. »Wohlan,« sagte Jussuf, »so soll er trinken, bis er genug hat,« und ließ ihn hineinstürzen. Ein Dritter hatte seinen Posten verlassen. Jussuf befahl ihn zurückzuholen und ihn an derselben Stelle aufzuhängen, damit er, sagte Jussuf, den Andern künftig ein besseres Beispiel gäbe. Diese uns grausam scheinende Disciplin hatte die gewünschte Wirkung, tödtliche Furcht und blinden Gehorsam in seiner Truppe zu verbreiten, ohne die er nie ihrer Herr zu werden hoffen durfte. Und man muß übrigens gestehen, daß, wenn er auch unerbittlich streng war, er sich doch nie ungerecht zeigte, und sogar nichts von seinen Untergebenen verlangte, was er nicht selbst leistete. Denn Tag und Nacht sah man ihn auf den Wällen; er war im wahren Sinne des Worts überall und nirgends, und überließ sich selbst des Nachts nur bald da, bald dort einer kurzen, ungeregelten Ruhe. Einmal hatte ihn, neben einem Posten, vor übergroßer Mattigkeit der Schlaf überwältigt, als er, erwachend den Arm eines Menschen um sich geschlungen fühlt. Aufspringend zieht er seinen Dolch, und erblickt den Tapfersten seiner Türken, der ihm zuruft: »Verziehe einen Augenblick, ehe du deine Waffe auf mich richtest. Ich sah dich unbewacht schlafen und nahm dich in meinen Arm, denn deine Jugend hat so glorreich unserm Alter vorgeleuchtet, daß dein Leben uns kostbarer geworden ist, als jene glänzenden Sterne, die hier am Himmel über uns flimmern. Schlafe also ruhig an meiner Brust — wo Ali für dich wacht, soll kein Schatten von Gefahr sich dir nahen.« Jussuf, der vielleicht mit kaltem Blute seinen Stahl in dem Herzen eines Verräthers umgekehrt haben würde, fühlte jetzt bei den schmucklosen Worten dieses Getreuen eine tiefe Rührung, und, den Alten auf die Schulter küssend, entschlief er sorglos in seinen Armen.

Kurz darauf meldete man ihm die Gegenwart eines Spions des Bey von Constantine, der als ein befreundeter Beduine der Umgegend verkleidet, sich in die Stadt

geschlichen hatte. Jussuf fand es zu gewöhnlich und von zu wenig Wirkung, ihn todtschießen zu lassen. Den guten Zustand seiner Vertheidigungsmittel kennend, beschloß er, sich bei dieser Gelegenheit ganz anders zu benehmen. Er ließ den Pseudo-Beduinen zu sich bringen und lud ihn ein, ihm zu folgen. Jetzt führte er ihn selbst in der ganzen Stadt umher, zeigte ihm alle gemachten Vertheidigungsanstalten, die wohl versehenen Magazine und die zwar wenigen, aber auserlesenen, und ihre dreifache Zahl geltenden Truppen. »Habt ihr euch nun Alles wohl gemerkt, was ihr gesehen?« fragte er den sich schon für verloren gebenden Kundschafter. Dieser bejahte stammelnd. »Gut, so eilt was ihr könnt, und meldet Alles was ihr erfahren, dem Bey von Constantine; es soll mich freuen, wenn ihr im Stande seyd ihn zu vermögen, mir bald selbst einen Besuch zu machen.«

Kein Spion ließ sich seitdem in **Bone** wieder sehen, und wenn Jussuf hier einen alten Spartaner nachgeahmt hat, so kann man doch mit Gewißheit annehmen, daß dieser ihm nicht zum Vorbilde diente, **mais les beaux esprits se rencontrent.**

Mitte April langten endlich 100 Grenadiere von Algier in der **Cassba** an, und den nächsten Tag folgten 300 Mann der übrigen Infanterie mit einem Commandanten, dem Jussuf von nun an das Commando in der Stadt übergab. Eine Zeit lang blieb jetzt für unsern jungen Krieger wenig zu thun übrig, bis ein eigner Vorfall ihm noch eine Nachlese zu dem bisher Geschehenen verschaffte. Man hatte in der Ebene vor der Stadt, welche sich nach den Bergen zu ausbreitet, einen Viehpark zu Verproviantirung der Truppen etablirt. Eines Abends, als Herr von Armandy die **Cassba** eben verlassen, um in die Stadt hinab zu gehen, sieht seine lebhafte und resolute Frau, welche noch auf der Terrasse spazieren ging, einen Trupp Beduinen über diesen Park herfallen, und so viel Vieh, als sie erreichen können, forttreiben. Sie selbst ruft den Kanonieren zu, ihr Geschütz auf das Gesindel zu richten, doch sind sie schon zu entfernt, um ihnen einen bedeutenden Schaden zufügen zu können, und ehe die Nachricht sich in der Stadt verbreitet, verschwinden sie hinter den Bergen. Doch in derselben Nacht noch setzt ihnen Jussuf mit seinen Türken nach, durchzieht bis acht Stunden von der Stadt eine Menge friedlicher Stämme, überrascht endlich die sich schon in Sicherheit glaubenden Räuber, schlägt sie in die Flucht, nimmt ihnen die dreifache Anzahl der entwendeten Heerde ab, und folgt, während er das Vieh mit einem Detachement vorausschickt, seinen ermatteten Leuten einige Ruhe gönnend, langsam nach. Unterdessen hatten jedoch mehrere der übrigen feindlich gesinnten Stämme ihm bei einem **defilé**, das er passiren mußte, einen Hinterhalt gelegt, und überfielen ihn hier unversehens mit weit überlegenen Kräften. Man konnte von der **Cassba** einen Theil des Gefechts wahrnehmen, und d'Armandy hatte bereits, besorgt für seinen Freund, eine Compagnie Infanterie zu seiner Hilfe ausmarschiren lassen. Doch blieben diese Truppen nur entfernte Zuschauer der Tapferkeit Jussuf's, der, den Säbel im Munde und eine Pistole in jeder Hand, seinen türkischen Reitern voransprengend, Alles vor sich niederwarf, was sich ihm entgegenzustellen wagte.

Dies war der letzte Act einer Reihe ruhmwürdiger Thaten, welche das französische Gouvernement durch Verleihung des Officierkreuzes der Ehrenlegion und Avancement in ihren militairischen Graden für d'Armandy und Jussuf sich zu erkennen beeilte. Der Erste commandirt jetzt die Artillerie in **Bone**, wo einer der Stadtplätze nach ihm benannt ist, und der Zweite die dortigen Spahis, unter welchen die 150 Türken der **Cassba** mit einrangirt sind *). Beide aber genießen in der Armee ganz den hohen Ruf, der ihren seltenen Verdiensten so angemessen ist.

Saure Kirschen.

Wäre es nicht zweckmäßig, wenn die Regierungen, bevor sie ein neues Gesetz oder eine neue Einrichtung in's Leben riefen, solches oder solche erst als einen Vorschlag mit Darlegung der Gründe in ein öffentliches Blatt einrücken ließen; mit der Aufforderung an Jedermann, der für den bestimmten Fall etwas noch Dienlicheres weiß oder zu wissen glaubt, oder mit Rechts- und Vernunftsgründen zu billigen oder hintenanzusetzen sich fähig hält, in eben diesem Blatte mitzutheilen. Es gibt einsichtsvolle Doctrinaire, redliche Projectmacher, deren Theorieen oft auf den ersten Blick annehmbar scheinen und es auch sind, aber gerathener ist es auch immer, wenn die Praktiker, welche das Gesetz oder die Einrichtung betreffen soll, ihre Meinung abgeben, und zwar auch öffentlich, da die Oeffentlichkeit das beste Mittel ist, die Redlichkeit ihrer Opposition oder Berichtigung zu prüfen. Wie viele Reclamationen, welche dem Wehgefühle entspringen, würden da nicht erspart werden, und das Gesetz oder die Einrichtung, welche in das Leben tritt, wäre ein Empfängniß, das, mit dargelegten Gründen belegt, von Jedermann als nothwendig und zweckmäßig anerkannt, mit williger Folge gehandhabt würde. Ein Gesetz, das mit voller Anerkennung seines Werthes von den Betheiligten übernommen wird, ist

*) So eben erfahren wir, daß die glänzende Zukunft, welche Semilasso für den mit so viel Liebe von ihm geschilderten, mysterieusen Türken Jussuf vorhergesagt, in Erfüllung geht. Er ist unter französischer Hoheit zum souverainen Bey von Constantine ernannt, das zu erobern er an der Spitze einer kleinen Armee bereits ausgezogen ist; eine Expedition, deren Erfolg unter den obwaltenden Umständen als unzweifelhaft angesehen werden kann, und die den so wunderbar von der Natur ausgestatteten Abenteurer in den Besitz eines der schönsten und romantischesten Länder des Erdbodens setzt, dessen Umfang vier kleinen deutschen Königreichen gleichkommt. Die Reste antiker Sculptur, welche es in seinem Schooße birgt, hält man für die zahlreichsten, ausgedehntesten und am besten conservirten in Afrika (nur Aegypten ausgenommen). Doch kein Europäer hat sie noch je beschrieben, vielleicht Keiner sie je gesehen. Hier öffnet sich das reichste Feld für neuere Reisende.

stets ein gutes und heilbringendes, und, wird es auch von schlechten, eigennützigen Menschen umgangen, wie jedes andere, so bringt es doch der Mehrzahl Sicherung des allgemeinen Wohls, und deßhalb ist es ein gutes, und selbst in dem Falle, wo es eine Last auflegt, wird ihre Nothwendigkeit in ihrer rechtlichen Anerkennung eine ergebene Willigkeit finden, die der Ueberzeugung des imperativen Muß entspricht. Es kann nicht anders seyn.

* * *

Zeit und Menschheit. — Wie ein ungeheuer, verworrener, wild in einander gezerrter Knäuel, erscheint die Geschichte, ein Schwindel erregendes Gewühl von kämpfenden Menschen und schlagenden Armen, von geschwungenen Schwertern, wehenden Fahnen, wogenden Helmbüschen, geballten Fäusten und schnaubenden Pferden, und Blitze schlagen von Zeit zu Zeit durch die furchtbar aufgeregte Masse, und der Donner rollt, die Trompete schmettert, die Trommel lärmt, der Tod wühlt mit der Sense ergrimmt in dem rasenden Haufen, und Sterbende ächzen, Verwundete stöhnen, Weiber wehklagen, und dann wieder Siegesgeschrei und Jubeln und Jauchzen; aber die Leichen sind still, die blutend niederstürzen in der brausenden, gährenden Masse, und der Todtenfluß schwemmt sie weg, und wie Luftblasen entsteigen immer neue Leben dem sprudelnden Borne, und stürzen sich auch in den Kampf, und immer fort wüthet der Krieg, und immer arbeitet der Vulcan, und stößt Dampf und Qualm aus, wenn er am ruhigsten ist, und wenn er tobt, steigt die Flammensäule über die Wolken hinaus. Wie die Sonne aber, steht die Vorsehung am Himmel, und schaut hinunter in den Sturm und ihr Strahl wird die schwüle, trübe, aufgeregte Materie klären. Nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt, sich herauszureißen aus dem Toben der Elemente, und in besonnener Ruhe jene Klärung in ihrem eigenen Busen zu wirken, nur Wenige mögen freien Blickes über das Getümmel sich erheben und den Zweck der Verwirrung begreifen.

* * *

Wo das Gefühl menschlicher Rechte einmal erwacht ist und man es nicht naturgemäß sich entwickeln lassen will, sondern ihm hemmend entgegen tritt, da erzeugt diese Opposition Reibungen, nicht selten gefahrbringende Eruptionen; aber nicht das erwachte Rechtsgefühl trägt davon die Schuld, sondern die naturwidrige Opposition, welche das Unaufhaltsame aufhalten will. Nicht der Protestantismus erzeugt Revolutionen, sondern der Widerstand derer, welche die demselben zu Grunde liegenden Ideen nicht wollen in's Leben treten lassen. Hierdurch wird denen, welche, die bürgerliche Ruhe der Welt zu erhalten, berufen und verpflichtet sind, folgende Alternative gestellt: entweder sie müssen die Völker im Zustande gänzlich passiver Verdummung zu erhalten suchen (obgleich das System des Obscurantismus eben so thöricht, als fluchwürdig erscheint, weil, das Fortschreiten des Geistes zu hemmen, nicht blos unmöglich, sondern auch, es nur hemmen zu wollen, Frevel an der Menschheit ist); oder sie müssen die naturgemäße Entfaltung aller höhern menschlichen Cultur geflissentlich pflegen, nicht den gewaltsamen Ausbruch unabweisbarer Zeitforderungen abwarten, sondern ihn durch Förderung geistlicher und sittlicher Bildung, so wie zeitgemäße Reformen aller Lebensverhältnisse zuvorkommen; — und das ist das Streben aller weisen Regierungen, welche sich selbst, ihre Bestimmung und ihren Vortheil begriffen haben. Uebrigens können allerdings auch auf dem Gebiete des rechtsgiltig bestehenden Protestantismus Revolutionen erzeugt werden, wenn man ihn in seinem Besitzstande zu kränken versucht, wenn man blos die negative Seite desselben pflegt, die positive vernachlässigt und somit den Protestantismus selbst entchristlicht, oder wenn man zwar die Schule als Bildungsanstalt der Intelligenz begünstigt, aber die Kirche als Pflegeschule des Gemüthes und des Willens vernachlässigt, folglich, statt harmonischer, sich gegenseitig hebender und tragender Geistesbildung, nur einseitige Verstandesaufklärung fordert.«

Tr.

Der Pflastertreter.

Die Gasse ist mein Alles,
Nur da bin ich zu Haus,
Drum komm' ich aus den Häusern
Auch ewig nicht hinaus.

Die Leute geh'n vorüber,
Die Häuser bleiben steh'n,
Die Häuser sind schön und häßlich,
Die Leute häßlich und schön.

Es kann mich nicht bekümmern,
Ob Thür und Fenster schließt,
Die Zugluft kann mir nicht schaden,
Weil's üb'rall offen ist.

Ich spende keinen Heller
Auf Kerzen, in der That,
Mir leuchten die Stadtlaternen,
Die zahlt der Magistrat.

Ein Buch mir anzukaufen,
Bin ich fürwahr zu klug,
Lies't man sich an den Ecken
Der Straßen nicht genug?

Die holden Schönen wissen
Vor Allen mir viel Dank,
Ich trete den zarten Füßen
Die Pflastersteine blank.

Und endlich bleibt der süße,
Gewisse Trost ja mein:
Ich kann in einem Zimmer
Doch nicht begraben seyn.

Reise-Zeitung.

Alexisbad und seine Umgebungen.

(Schluß.)

Der Beringer Brunnen bei Suderode.

Eine Viertelstunde westlich von Gernrode, unmittelbar am Walde, liegt das preußische Dorf Suderode mit 750 Einwohnern und 155 Häusern, von denen 35 am südlichen Ende von Friedrich II. für Ansiedler neu erbaut wurden, und welche Colonie Friedrichsdorf heißt. Die Einwohner sind im Allgemeinen unbemittelt, aber arbeitsam, zufrieden und fröhlich und können jetzt die Hoffnung hegen, daß ihr Ort bald wohlhabend werden wird, weil sich die Zahl der Fremden, welche hier einen Theil des Sommers verleben, jährlich bedeutend vermehrt. Eine kleine Viertelstunde von Suderode, nach dem Gebirge zu, ist nämlich eine Salzquelle, welche nur muriatische, oder Chlorsalze enthält. Bis zum Jahre 1827 floß das Wasser der Quelle fast ganz unbenutzt ab. Kurze Zeit vorher fügte es der Zufall, daß einige von der Jagd Ermüdete die salzige Eigenschaft des Wassers entdeckten. Der Herzog von Bernburg kaufte sie von der preußischen Regierung. Bei der Reinigung der Quelle fand sich ein 80 Fuß tiefer, mit eichenen Bohlen ausgeschlagener Brunnen, dessen Daseyn vergessen war. Die Quelle erhielt den Namen Beringerbrunnen, und wird häufig benutzt, sowohl in Suderode, wo man im Gasthause „zum heilsamen Brunnen" und bei dem Wundarzte des Ortes logiren und baden kann, als auch in Alexisbad, wohin während der Badezeit das Wasser täglich gefahren wird.

Mägdesprung.

Mägdesprung ist ein Eisenhüttenwerk im Anhalt-Bernburgischen, das auf Rechnung des Landesherrn betrieben wird, und mit allen dazu gehörigen Werkstätten, im Selkethale, in einer Ausdehnung von einer Stunde liegt. Von ihnen bilden ein hoher Ofen mit einem Cylindergebläse, und zwei Kupolöfen, ein Fabrikgebäude, das die Schmiede, das Walzenwerk zu Blech- und Stabeisen, ein Dreh- und Bohrwerk, die Werkstatt der Modellirer und Schlosser u. s. w. enthält, das Laboratorium, das Waarenmagazin, die Kirche, die Wohnungen der Diener, der Gasthof u. m. a. Gebäude, den Hüttenort Mägdesprung. Etwas entfernt von ihm, auf- und abwärts im Thale, liegen noch mehrere Hämmer, Walzen- Schneidewerke ꝛc.

Das Eisen, welches hier gewonnen wird, ist von ganz vorzüglicher Güte, und die Einrichtung sämmtlicher Werke ist so vortheilhaft, daß dieses Hüttenwerk zu den ersten des ganzen Harzes gerechnet werden muß. Sehr unterhaltend und belehrend ist der Besuch dieser einzelnen Werke, namentlich des hohen Ofens zu der Zeit, in welcher die glühende Eisenmasse in die es aufnehmenden Formen fließt. Dies geschieht täglich des Morgens und Abends um 7 Uhr. Auch ganz feine Eisenwaaren werden hier meisterlich gegossen und zu sehr billigen Preisen verkauft. — Dieser durch die Natur so ausgezeichnete Ort hat auch ein Kunstwerk aufzuweisen, welches bis zum Jahre 1822, wo Braunschweig ein ähnliches größeres erhielt, einzig in seiner Art war, nämlich einen eisernen gegossenen Obelisk, welchen der 1812 verstorbene Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg zum dankbaren Andenken an seinen 1796 verstorbenen Vater, welcher die hiesigen Hüttenwerke anlegte, errichten ließ. Der obere Theil, die eigentliche Spitzsäule, ist vierseitig, jede Seite besteht aus einer Eisenplatte, und jede Seite mißt 40 Fuß, und der ganze Obelisk hat die Höhe von 58 Fuß 6 Zoll. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Kunstwerken seiner Art.

Die Natur hat noch mehr, als die Kunst, für diese Gegend gethan. Schon vom Thale aus erscheint der frische Wald auf dem mächtigen Bergrücken über den schwarzen Hüttendächern äußerst reizend und lebendig, und wenn am Abend Funken hoch über den drei Schornsteinen emporsteigen und wie Sternchen in dem dunkelgrünen Gebüsch zu verschwinden scheinen, wenn aus dem dunkeln Grunde plötzlich blendende Strahlen hervordringen und die halbgekleideten Männer in unablässiger Thätigkeit den Feuerpfuhl durchwühlen oder mächtige Eisenstücke in rother Gluth unter den schweren Hammer schleppen, dann knüpfen sich an den Anblick tausend Betrachtungen über Natur und Menschenleben, und der gemüthvolle Beobachter wird sich gern ein Stündchen der Ruhe und der Betrachtung, den Wünschen und Hoffnungen und angenehmen Phantasieen hingeben.

Beruhigung.

Ich schickt' ihr meine Gedichte,
Glänzend gebunden, zu,
Darin ich sie gesungen,
Ohn' einige Rast und Ruh'.

Und schickt' einen zärtlichen Brief mit,
Das hab' ich dumm gemacht,
Sie hat ihn kaum gelesen
Und Brief und Gedichte verlacht.

Sie gab die Gedichte mir wieder
Alsbald mit freundlichem Hohn:
„Sie möchte nicht zweimal lesen,
Was einmal gelangweilt schon."

O du, mein sorgsames Liebchen,
Das hast du klug gemacht,
Ich habe mich sehr gefreuet
Dir's nicht im Geringsten verdacht:

Es ist von meinen Gedichten
Das einzige Prachtexemplar,
Und eine Königin braucht wohl
Mein Herz auch künftiges Jahr!

Fr. Riemann.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 283. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 25. November. **1836.**

Dioskuren für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. 1r Bd. Berlin, Veit und Comp. 1836.

Es macht mir eine herzliche Freude, wenn ich ein neues Buch zur Hand nehme, und darauf den Namen einer jener Herren finde, die Menzel mit seinem wuthentstelltem Zickzack zu Ende des vorigen Jahres zu Grunde zu richten versuchte. Bereits wächst Gras über den ersten Angriff des Stuttgarter Franzosenfressers, und das besonnene Urtheil aller Parteien bricht über ihn herein. Er sah seine literarische Stellung beeinträchtigt und geschmälert, wie ein Krämer, neben dem ein Anderer ein Gewölbe mit gleicher Waare eröffnet, und trachtete daher, den neuen Kaufmann im Credit herabzusetzen. Seines Unrechts und seiner Unredlichkeit gut bewußt, übertönte er die ruhige Stimme des Publicums mit einem grimmigen Zetergeschrei, und verdächtigte das Streben dieser Schriftsteller nicht blos bei der Kritik, sondern auch bei der — — Policei. Gelang ihm jenes nur für den Augenblick, so gerieth dieses desto besser und wirksamer. Jeder kennt die Folgen, — darunter ist auch, daß der literarische Zodiakus, von Mundt in Leipzig edirt, aufhören mußte. Was hier geboten wird, ist dasselbe unter einem andern Titel. Und so wenig ich bis jetzt Mundt's Genius befreundet bin, freue ich mich aus oben angegebener Ursache, bei seinem Wiedererscheinen. Ohne über den Titel oder den Zusatz zu rechten, denn man muß die Grenzpfähle der Wissenschaft und Kunst hübsch weit abstecken, um Manches des Gebotenen mit hineinzuziehen, gehe ich zu den Beiträgen selbst über.

„Die Reise nach Tivoli," von Strombeck, ist ein unbedeutendes Bruchstück aus dessen Tagebuche, und noch dazu unschmackhaft durch eine Tirade gegen Nicolai.

„Convent der fünf hundert Hagestolzen," von Leopold Schefer. Ach! wie wohl thut es, unter den zahllosen bimbaumelnden, sandentspressenen, verdorrten und stachlichten Reimereien endlich ein Gedicht zu finden. Dieses ist, trotz mancher Sonderlichkeit, ein kerniges, tiefschneidendes, und es mögen ein Paar Verse daraus hier Platz finden, welche mir die markigsten dünken.

„Losbrief.

Wer sich der Weiber begeben,
Der fängt erst an zu leben;
Der wundert sich, daß die bekannte Welt
Noch etwas Andres als Weiber enthält!

Wer nicht mehr spielt mit den Puppen,
Dem fällt es von Augen wie Schuppen:
Wie viel Vollkommnes so manches Jahr
Verborgen, vergebens um ihn war!

Die Rosen, die ohne Bedenken
Er brach, sie den Mädchen zu schenken,
Die sieht er nun selber genauer an,
Und merkt was Rothes, was Duftiges d'ran!

Nun nähren ihn nicht mehr Küsse,
Nun schmeckt auch Honig ihm süße!
Nun trifft ihn der Freund, nun schmeckt ihm der Wein!
Was Alles schön ist, ist Alles sein.

Zwar frei von Liebe gegeben,
Fällt seine Gluth nun in's Leben;
Die Liebe bleibt ihm ein köstliches Mahl,
Doch bleibt ihm die Welt ein Göttersaal!

D'rum, Jüngling, liebe! doch munter!
Und ringe den Amor dir unter!
Süßschwärmend finde die männliche Spur:
Das Weib ist das Weib — die Natur die Natur!"

„Begräbniß des Mondes.

Die Sonne.

In welche Gruft begraben wir
Den lieben todten Mond?
Schön muß sie seyn, voll Pracht und Zier,
Schönheit war er gewohnt.

Die Gestirne.

So laßt ihn auf dem Strom der Zeit
Als den Ertrunknen schwimmen,
Und manchmal schmal und manchmal breit
Vom Sonnenlichte glimmen.

Der kleine Bär.

Graus schrecke Nachts sein Todtenhaupt
Euch Sterne am Firmament!
So geh' es Jedem, der da glaubt:
Regieren hat kein End'!

Die Gestirne.

Wir schau'n: Regieren hat ein End'!
Kein Ende hat Begraben!
Kein Ende hat das Firmament,
Er soll zur Gruft es haben!

Der Abendstern.

Der Himmel ist das größte Grab,
Das schönste Grab ist Er!
Da steigt es sich so süß hinab,
Da ist der Tod nicht schwer.

Der Mann im Monde.

Wer kann denn todt im Himmel seyn,
Wo goldne Bienen schwärmen!
So dämmert nur die Mutter ein,
Wenn Kinder sie umlärmen.

Leises, fernes Chor.

Eigne Melodie.

O große Noth —
Der Mann ist todt!
Die Witw' ist blaß —
Ach, laß' ich das!

Nach diesem saftigen Beitrage kommt ein trockener von König, „ein Abend bei Goethe," man sollte das Publicum schon ausruhen lassen mit dergleichen Stuben- und Visiten-Memoiren. Die Novelle von Melas, „das gebrochene Wagenrad," ist eine ganz simple Geschichte; interessant die „Briefe" von Meyern, Verfassers von Dya-Na-Sore, über dessen Leben und Streben fast noch gar nichts veröffentlicht ist.

Von dem Verleger dieses Buches, Veit, sind ebenfalls einige Gedichte gedruckt, von denen die „Künstler-Legende" rühmlich zu erwähnen. Nun kommt ein markiges Product von Herrmann Marggraff, „Fensterliebe" überschrieben. Der Verfasser hätte nicht hinzuzufügen gebraucht, daß dieser Aufsatz mehr Wahrheit als Dichtung, man darf nur eine Seite lesen, und deutlich fühlt man die Pulsschläge des warmen thätigen Lebens. Warum aber, wenn auch durch die Wirklichkeit bestätigt, die blutigen Enden. (Darf man so sagen??) „Bruchstücke aus den Dziady des Mickiewicz," von Märker. Die slavische Literatur ist eine ergiebige, noch unausgebeutete Fundgrube, wenn sich die Deutschen nur mehr darum bekümmerten. Ich habe in diesen Blättern auf die neueren Erscheinungen in böhmischer Sprache aufmerksam gemacht und mit Vergnügen vernommen, daß man ein Mehreres darüber lesen will. Hier findet man Uebertragungen aus einem polnischen Gedichte, welches, trotz manches Unverständlichen und Ueberschwänglichen, von Poesie durchweht ist. In wie weit Märker dem Originale treu geblieben, kann ich nicht beurtheilen, aber er erweckt das lebhafteste Interesse dafür.

Hierauf begegnet man wahrscheinlich wieder einem Bruchstücke, und Heinrich Stieglitz legt wohl selbst keinen hohen Werth auf diese flüchtigen und abgebrochenen Gebirgswanderungen, vermuthlich aber Carl Meyer desto mehr auf seine „Sonette aus Neapel," und doch wollte ich lieber jene Prosa als Poesie, denn diese Verse als Prosa genießen. Unsere Sprache hat nicht so viel Ueberfluß an Wohlklang aufgespeichert, daß man wegen eines zierlichen Gedankchens (venia!) sogar Rhythmus und Scansion vernachlässigen konnte. Wer wird folgende Verse entschuldigen:

Flattert die Welt — — —

oder

— — — erloschner Höllenbrande

Goldnes Citronenbett — —

oder

Winken der Grund ꝛc.

Im dritten Sonette, „Täuschung" überschrieben, steht diese Strophe:

„Die Schmetterling' in Blüthen auf und nieder,
Die nächten hier beglückt sich vollgenossen,
Strecken geknickt von Stürmen heut und Schlossen
Im Staube naß ihr sterbendes Gefieder. — "

Und dieses nennt man Sonette, jene duftenden, klingenden, weichen, hinschlürfenden Gedichte!

Der Herausgeber selbst bringt einige Collectaneen über die Sprachverwirrung des deutschen Gesellschaftslebens, wobei Schade, daß es in einem ernsten, ja wissenschaftlichem Tone gehalten. Soll Nutzen damit beweckt werden, so muß man die Lächerlichkeit unserer Conversationssprache anschaulich machen oder geißeln. Letzteres that Börne mit gepeitzter Pritsche.

Eduard Gans erzählt den Hergang der „Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik," dieses so verdienstvollen, von Allen gepriesenen, von den Wenigsten gelesenen Journales.

Zuletzt erst erwähne ich des Aufsatzes von Rosenkranz, und ziehe, statt alles Beurtheilens, lieber einen Theil der Einleitung aus:

„Es ist Mode geworden, über die Encyklopädisten, über Diderot namentlich, vornehm abzusprechen. Man hat sie als Materialisten, als Atheisten, als Ungeheuer der Immoralität, als Koryphäen der Frivolität gebrandmarkt. Gewisse Leute können nicht ohne Schauder an sie denken. Lessing und Goethe haben anders über Diderot geurtheilt, aber Lessing und Goethe waren auch unterrichtet, hatten ihren Diderot gelesen, studirt; Ersterer verdankt ihm Unzähliges in seinem Styl; Letzterer übersetzte seinen Versuch über die Malerei, übersetzte seinen Neffen Rameau's. Auch Schiller hat in der Rheinischen Thalia (1, 6.) eine Uebersetzung von einer Diderot'schen Erzählung geliefert (Weibliche Rache aus Jacques le fataliste). Die Leute aber, welche noch jetzt mit Steinen nach dem ehrlichen, gefühlvollen, phantasiereichen, gedankenstrotzenden, immer schöpferisch gelaunten, aller Formen mächtigen Diderot werfen, kennen nur seinen Namen. Was braucht's mehr? Nichts ist ausgemachter, als daß der Atlasträger der Encyklopädie, worin Gott, Freiheit und Unsterblichkeit geleugnet wurden, ein Nichtswürdiger, mindestens ein Bedauernswürdiger war. Es gereicht Herrn von Schelling zu nicht geringem Ruhm, in seiner allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche (Nürnberg 1813, Bd. 1, Hft. 2, S. 145—95) zuerst die Memoiren der Frau von

Vandeul über das Leben Diderot's, ihres Vaters, mitgetheilt zu haben (vor den nachgelassenen Werken wieder abgedruckt). Bedenken wir, daß auch Rameau's Neffe zuerst durch einen Deutschen deutsch veröffentlicht wurde, so hat selbst die Literaturgeschichte in ihren äußeren Geschicken es ausdrücken wollen, daß Diderot eine Verwandtschaft mit dem deutschen Geist und deßhalb auch eine Anwartschaft auf seine besondere Anerkennung durch die Deutschen hat. Durch jene schätzbaren Memoiren lernten wir zuerst Diderot's persönliche Liebenswürdigkeit, seine hingebende Freundlichkeit, seine menschliche Allseitigkeit kennen. Wie er dabei der herrschenden Unsitte der Zeit auch seinen Tribut gezahlt, hat die Tochter nicht verschwiegen. Aus der nun gedruckten Correspondenz Diderot's mit seiner Geliebten, dem Fräulein Voland, geht unwiderleglich hervor, was Herr Varnhagen von Ense mit großer Kenntniß der damaligen Zeit auseinandergesetzt hat, daß solche der Form nach allerdings unsittliche Verhältnisse in sich selbst oft wieder einen tiefen sittlichen Kern enthielten und entwickelten. Die Franzosen haben daher auch gegenwärtig eine viel höhere Ansicht von Diderot gewonnen, als, im Ganzen genommen, bei uns noch herrscht, wo man sich immer noch nicht von der einseitigen Auffassung des Negativen in Diderot's Wirksamkeit losmachen kann. St. Beuve, der aus der romantischen Schule hervorgegangene Kritiker, hat in seinen Portraits et critiques (édit. de Bruxelles, 1832, T. II, p. 119 – 69) eine Charakteristik Diderot's gegeben, wie sie vor dem Erscheinen des Nachlasses, der uns erst in alle Geheimnisse des wunderbaren Mannes einführte, wohl noch nicht möglich war, wie sie aber auch noch nicht übertroffen ist und die wir daher von Neuem in Erinnerung bringen möchten.

Uns schien nothwendig, daß sich ein Deutscher entschlösse, die Geschichte der französischen Philosophie von Bayle und Malebranche bis auf Condorcet gründlichst aus den Quellen zu schreiben. Von der Revolution ab haben wir Damiron's Werk. Eine solche Darstellung würde unsere Befangenheit zerstören und einer Ueberschätzung entgegentreten, welche aus der unvermeidlichen Opposition gegen unhaltbar gewordene Ansichten so leicht entspringen dürfte. Ich gestehe, daß das Gründlichste, was ich über jene merkwürdige Periode der Speculation gelesen zu haben mich erinnere, das ist, was der fleißige, aber in so manchem Betracht beschränkte Buhle in seinen beiden Geschichten der Philosophie gegeben hat und was dem gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft durchaus nicht mehr genügen kann. Anderwärts findet man nur eine Wiederholung allbekannter Gemeinplätze, ein Verstecken der historischen Unwissenheit hinter den Machtsprüchen leerer Phrasen. Man glaubt schon überflüssig viel Gelehrsamkeit zu zeigen, wenn man erzählt, daß nicht Mirabeau, sondern wahrscheinlich Holbach Verfasser des système de la nature sey, und wenn man auf dieses Werk aus Goethe's Biographie heraus verwerfende Seitenblicke fallen läßt. Ich könnte hier eine Menge Citate beibringen, welche, als corpus delicti, in Erstaunen setzen würden, bis zu welchem Grade ein halbwahres, oberflächliches Urtheil in einer Literatur stereotyp werden kann.

Ich habe im Folgenden aus dem mehrerwähnten Nachlasse das Gespräch zwischen Diderot und D'Alembert übersetzt, welches den Traum d'Alembert's einleitet, dieß Meisterstück aller neueren wissenschaftlichen Dialoge. Wir Deutsche haben uns lange genug gequält, unsere Gedanken auch zu dialogisiren, wo möglich zu platonisiren. Wir vergaßen, daß wir von Hause aus nicht zum Dialog, sondern zum Monolog geschaffen sind. Einer spricht sich aus; dann spricht sich der andere aus; dann der dritte u. s. f. Ein Zwischenfragen wäre unhöflich, ein Abspringen vom Thema unlogisch (einen größeren Schimpf kennt aber der „gebildete" Deutsche nicht, als den, nicht logisch zu denken); ein Einmischen des Zufälligen der Situation störend; auch würde es Zerstreutheit verrathen; endlich ein Nichterschöpfen wäre — nicht deutsch. Wie soll es da zum Dialog kommen? Selbst unserm Drama ist es anfühlbar, daß wir Deutsche die absolute Monarchie des Katheders und der Kanzel lieben, welche in der feierlichen Stille des — wenn auch gähnenden, doch wohlsubordinirten — aus Gefälligkeit, aus kosmopolitischem Anstand wenigstens aufhorchenden Publicums schwelgt. Zum wissenschaftlichen Dialog gehört ein geselliges Leben als Träger der unruhigen Dialektik. Die Griechen hatten eine solche Geselligkeit, bis in Alexandrien Bibliotheken angelegt wurden; da verstummte sie. Die Franzosen hatten eine solche Geselligkeit, bis die Journalistik die tieferen Elemente der Mittheilung in sich aufgezehrt und der Conversation nur die Aeußerlichkeiten des Lebens übriggelassen hat. Das Journal enthält die Reflexion, während das Gespräch ohne Untersuchung überwiegend den Charakter der Relation annimmt. Bei den Deutschen ist es nur vorübergehend in isolirten, höchst gebildeten Kreisen (Fürstin v. Gallizin, Rahel u. A.) zu solchen Explosionen des philosophischen Dialogs gekommen. Auch wollen wir nicht vergessen, daß die tiefere Ausbildung der Wissenschaft in der dialogischen Form durchaus unerreichbar ist. Sie kann nur Vorpostengefechte liefern oder in leichter, zierlicher Husarenuniform den schon fliehenden Feind verfolgen. Schlachten sind ihr nicht möglich; Plato wird bei umfassenderen Aufgaben, im Parmenides, im Timäus, in der Republik ganz dogmatisch; eben so Schelling im Bruno; Solger im Erwin. Die anfängliche Mimik, die unerwartete Kreuzigung der Fragen, die Leichtigkeit der Bewegung verschwindet und das Ja und Nein unterbricht den Vortrag nur noch der Etikette wegen.

Möchte die folgende Mittheilung Jemand erregen, den Diderot'schen Nachlaß ganz zu übersetzen. Es versteht sich, daß dieß keine Arbeit für Fabrikmenschen ist."

Es bringt dieser erste Band so manch' Gutes und Gediegenes, daß er, ungeachtet der schwerfälligen Form, wohl Anklang finden wird, und so hoffe auch ich, bald ein Zweigestirn zu erblicken, und es mögen die Dioskuren nicht blos hell, sondern auch lange am literarischen Himmel leuchten.

Seidlitz.

Literarischer Beobachter.

[Bibliopolischer und gerichtlicher Streit über Goethe's Briefe. Unter dem 4. November h. a. erließen die Herren Duncker und Humblot in Berlin, in ihrem und im Namen der Herrn Cotta und Gebr. Reichenbach fol-

gendes Schreiben: „Julius Wunder's Verlagsmagazin in Leipzig hat im vor. Monate: „Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Ein Supplementband zu des Dichters sämmtlichen Werken" versandt. Dieses Buch ist nichts Anderes als ein Nachdruck der Goethe'schen Briefe an Zelter, Schiller, Varnhagen, Bettina ꝛc., von denen die Unterzeichneten u. A. die rechtmäßigen Verleger sind. Um näher von der Verletzung, welche hierin an unserm Eigenthum begangen ist, zu sprechen, bemerken wir beispielsweise, daß von den 310 Briefen und 40 Billetten, die der „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter" von Goethe enthält, sämmtliche 310 Briefe in obige Döring'sche Sammlung aufgenommen sind. Wir haben bereits bei der königl. sächs. Bücher-Commission in Leipzig auf Confiscation des gedachten Wunder'schen Nachdrucks angetragen, halten uns aber von der rechtlichen Gesinnung unserer Herren Collegen überzeugt, daß sie auch schon auf diese Nachricht denselben ferner weder anzeigen noch debitiren werden."

Unsere Anzeige war bereits in der Druckerei, weßhalb wir die Notification nachträglich zu benutzen beschlossen. Aber noch hatten wir unsern Beschluß nicht in's Werk gesetzt, als am 12. desselben Monats uns eingehändigt ward:

„Entgegnung auf das Umlaufschreiben, durch welches die Herren Duncker und Humblot für sich und im Namen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, so wie der Herren Gebrüder Reichenbach, über die von Herrn Dr. Heinrich Döring herausgegeben und in unserm Verlage erschienenen „Briefe Goethe's in den Jahren 1768 bis 1832" unbefugtermaßen das Richteramt auszuüben suchen.

Die Herren ꝛc. glauben sich durch die von Herrn Dr. Döring herausgegebenen und von uns verlegten „Briefe Goethe's in ihrem Eigenthume gekränkt und wollen uns deßhalb bei der k. s. Bücher-Comm. in Leipzig belangen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, das ist der gesetzliche Weg. Allein die Herren ꝛc. haben sich erdreistet, obiges von uns verlegte Werk, bevor noch ein richterlicher Ausspruch erfolgt ist, öffentlich einen Nachdruck zu nennen, und uns somit des Diebshandwerkes zu beschuldigen; ja, sie gehen sogar soweit, daß sie an die rechtliche Gesinnung unserer Herren Collegen appelliren, um unser auf rechtlichem Wege erworbenes und offen debitirtes Eigenthum gewissermaßen zu vervehmen. Deßhalb werden wir benannte Herren vor Gericht ziehen lassen, denn mag der Ausspruch der competenten Behörde über obiges Werk ausfallen, wie er wolle, so durften sich diese Herren doch nicht erlauben, im vorhinein unsern guten Namen und unser Eigenthum auf eine so böswillige Weise zu gefährden. Daß übrigens obiges Werk kein Nachdruck ist, dürfte sich aus folgenden Gründen für jeden Unbefangenen klar ergeben.

Erstens stimmen sämmtliche Gesetzgebungen des In- und Auslandes darin überein, daß eine Benutzung von Theilen oder Bruchstücken verschiedener Werke in einem neuen von ganz anderer Tendenz, als jene Werke, auf keine Weise Nachdruck zu nennen sey. Es kann dieß auch nicht anders seyn, weil sonst die Freiheit der Schriftsteller und der Wissenschaft überhaupt gänzlich aufgehoben würde. Ja, wäre dieß nicht so, so dürfte sich wohl in jedem Verlage etwas finden, was in die Kategorie des Nachdrucks gehörte.

Zweitens, die Briefe oder vielmehr Brieffragmente Goethe's in dem Briefwechsel desselben mit Zelter, Schiller, Bettina ꝛc. machen gar nicht die Hauptsache aus, sondern dienen größtentheils nur, Zelter'n, Schiller'n, Bettina anzuregen, sich über verschiedene Gegenstände auszusprechen. Ja, man könnte die Goethe'schen Briefe gänzlich weglassen, und es würden diese Werke immer noch ein selbstständiges Ganzes bilden, weßhalb dieselben auch durch unsere Sammlung ganz und gar nicht gefährdet oder überflüssig gemacht werden.

Drittens, die Goethe'schen Briefbruchstücke stehen an und für sich in gar keinem Zusammenhange mit einander, sondern sie erhalten nur erst dadurch einen besondern Werth, daß sie in unserer Sammlung mit anderen, zum Theil noch ungedruckten, zu einem neuen chronologisch geordneten Ganzen verbunden worden sind, wodurch sie nun ein Bild von dem Charakter, der Denkweise und der vielseitigen Thätigkeit Goethe's gewähren, was sie vereinzelt und in ihrem frühern Zusammenhange nicht vermochten. Es sind deßhalb auch solche Briefe, die zu diesem Zwecke nicht geeignet waren, in obige Sammlung nicht mit aufgenommen worden.

Mit Berücksichtigung dieser Puncte, und da übrigens Herr Dr. Döring ꝛc. bereits Schiller's auserlesene Briefe herausgegeben hat, ohne daß unseres Wissens deßhalb Klage erhoben worden ist, konnten wir wohl mit gutem Gewissen obige Sammlung von Goethe's Briefen in Verlag nehmen.

Mit welchem Namen nun das Verfahren der Herren Duncker und Humblot, J. G. Cotta und Reichenbach gegen uns zu belegen sey, überlassen wir der Einsicht und dem Rechtlichkeitsgefühle unserer Herren Collegen.

Julius Wunder's Verlags-Magazin."

Das sind zwei merkwürdige Appellationen. Wir gestehen, unsere Meinung nicht hinreichend fixiren zu können, obgleich der von Hrn. Julius Wunder gebrauchte Dreiklang von Gründen etwas Einnehmendes für uns hat.

---

* * * [*Erklärung wegen unverschuldeter Beleidigung.*] Unseren verehrten Freunden und besonders den Mitgliedern des jüngern Dichtervereins in Berlin sind wir die *wiederholte* Erklärung schuldig, dass der *Abendzeitung-Hell'sche Goldschmied*, der in Nr. 235 des Literaturbl. zum „Planeten" nach Recht und Billigkeit abgewiesen und mit seinen literarischen Blössen enthüllt worden ist, keineswegs in seinen dem Unterhaltungsblatte des „*Planeten*" einverleibten Epigrammen eine Meinung ausgesprochen hat, die wir als die *unsrige* anerkannt wissen möchten, oder von der wir glauben könnten, dass sie nur einen *Gran* Wahrheit enthalten und vom urtheilsfähigen Publicum im *Mindesten* gebilligt werden kann. Wir verbleiben vielmehr bei dem Wortsinn unserer Anmerkung zu den s. g. Epigrammen: „Zu den in obenerwähnter Nr. 235 gegebenen Abfertigung glauben wir kein besseres Seitenstück vorlegen und Hrn. Goldschmied nicht nachdrucksvoller als Literat und Kritiker vernichtigen zu können, als wenn wir seine *absurden* Schmähungen mehrerer der geachtetsten Dichter und Schriftsteller der Leseweit mittheilen." Möge diesen Herren unsere Erklärung als *Genugthuung* erscheinen, damit ihrem — Gegner nicht die Freude zu Theil werde, uns in die Grube ihrer Missgunst gefallen zu sehen, nachdem ihm selbst das rechte Barathron bereitet worden ist.

Der *Goldschmied-Hell'schen Abendzeitung* geben wir hier zu gleicher Zeit die Versicherung, dass, so sehr uns an geistreichen Männern gelegen ist, kein Goldschmied, auch nur nach einem Jota seines Namens von uns ihr entzogen werden wird. Wir wünschen uns nichts desto weniger zu ihrer Acquisition Glück. Jedermann wird dieses um so menschlicher, ja christlicher finden, je allgemeiner bekannt ist, dass die Abendzeitung, ihre Lammsnatur verleugnend, gegen diese Blätter zur bissigen Hyäne werden und mit plumpem Rüssel sie und die Verlagsartikel ihres Verlegers in den Koth wühlen wollte. — Wer *muthwillig* eines andern Ehre mit raffinirtem Dolchstosse verletzt und ihm *in's Gesicht schlägt*, der *lös't* jedes Verhältniss, *lös't* jede Rücksicht, macht sich dem Beleidigten *vogelfrei*.

Die Red. des Planeten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 284. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 26. November. **1836.**

Nachtrag zu dem Aufsatz: Spontini und Ludwig Rellstab.

Der General-Musikdirector, Capellmeister ꝛc. Ritter Spontini ist Hrn. L. Rellstab in Hinsicht des Letztern Versicherung, daß er dem Publicum von dem zwischen ihm und dem Ritter schwebenden Proceß zu seiner Zeit Auskunft geben würde, zuvorgekommen, indem bereits in den Berliner Zeitungen zu lesen ist:

„Als Rechtsanwalt des Herrn General-Musikdirectors Spontini soll ich folgende durch zwei höhere Sentenzen rechtskräftig gewordene Entscheidung:

„„Auf die wider den Lieutenant a. D. Rellstab, vom königl. Kammergerichts-Inquisitoriat geführte fiscalische Untersuchung erkennt der Criminal-Senat des königl. Kammer-Gerichts den Acten gemäß für Recht:

daß

1) Denunciat Heinrich Friedrich Ludwig Rellstab wegen wiederholter, dem General-Musikdirector Spontini zum Theil in Beziehung auf dessen Amt durch Pasquille zugefügter Beleidigungen mit einer sechswöchentligen Gefängnißstrafe zu belegen und die Kosten der Untersuchung zu tragen schuldig.

2) Den General-Musikdirector Spontini für befugt zu erachten, die erkannte Strafe, sobald das Erkenntniß rechtskräftig seyn wird, öffentlich bekannt zu machen.

Von Rechts wegen.

So erkannt in der Sitzung vom 17ten Januar 1835.

(L. S.) v. Bülow.““

öffentlich bekannt machen.

Berlin, den 28. October 1836.

Der Kammergerichts-Justiz-Commissarius,
Justizrath Bauer,
Charlottenstraße Nr. 14.“

Edler wäre es unstreitig gewesen, wenn der Sieger sich mit der seinem Gegner zuerkannten Strafe begnügt, und nicht von dem in der Sentenz ausgesprochenen Rechte, solche öffentlich bekannt machen zu dürfen, Gebrauch gemacht hätte. Es verräth eine rachsüchtige Schadenfreude, und selbst die Weltklugheit räth, es zu vermeiden, nicht Veranlassung zu geben, daß man in diesem Lichte vor der Welt erscheine.

Vor vielen Jahren ereignete sich hier der ähnliche Fall. Ein geachteter Schriftsteller wurde von dem verstorbenen Dr. August Kuhn in dem von ihm redigirt werdenden Freimüthigen auf eine höchst injuriöse Weise angegriffen; es war nicht die Rede von seinen literarischen Arbeiten, sondern von seinen Gesinnungen und seiner Loyalität; beide wurden verdächtig gemacht. Der auf eine so hämische Weise Angegriffene ging, als er das Blatt erhielt, in welchem diese Injurie stand, sogleich zu dem damaligen längst verstorbenen Policeipräsidenten Le Cocq, und beschwerte sich darüber: daß ein solcher Aufsatz die Censur habe erhalten können, da die Censur der Zeitschriften unter Oberaufsicht des Policeipräsidiums stand.

Der Präsident erstaunte über diese Invectiven, äußerte darüber seine Mißbilligung und erklärte: er werde diese Nummer des Freimüthigen auf der Stelle confisciren lassen.

Dawider protestirte der Beschwerdeführer:

„Die auswärts zu sendenden Exemplare,“ sprach er, „sind bereits verschickt; auch hier gewiß schon viele ausgegeben, und eine Confiscation macht erst das Publicum recht aufmerksam, und Tausende, die sonst sich um den Freimüthigen nicht bekümmern, werden nur neugierig, dies Blatt zu lesen, und die Verlagshandlung wird gewiß diese günstige Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, trotz der Confiscation, unter der Hand so viele einzelne Nummern zu verkaufen, als nur möglich ist. Es mag ausgegeben und gelesen werden; wer mich kennt, wird die boshaften Angriffe zu würdigen wissen, selbst wer mich nur aus meinen Schriften kennt, kann schwerlich diesen Beschuldigungen Glauben schenken, und in Kurzem ist die ganze Sache vergessen. Ich behalte mir aber vor, meinen Receß an den Redacteur des Freimüthigen, als Verfasser, und an den Censor zu nehmen, daß er einer so augenfälligen Injurie die Erlaubniß zum Druck hat geben können.

Beide Klagen wurden auch bei dem königl. Hausvogtei-

gerichte eingereicht, gegen den Dr. Kuhn, als Verfasser dieses Pasquills, und gegen den Censor, als Promulgator desselben, da er durch seine Genehmigung zu dessen Druck, lediglich dessen Bekanntwerdung und Verbreitung veranlaßt hatte.

Das Gericht nahm beide Klagen an, theilte sie den Beklagten mit und setzte einen Termin für jeden zur weitern Instruction fest.

Dem Kläger wurde dies von dem Gerichte eröffnet.

Der Censor wandte sich aber an den auch längst verstorbenen Minister des Innern und der Policei, und bewirkte es, daß dieser von dem verstorbenen Justizminister die Verfügung contrahirte: daß wider den Censor keine Klage angenommen werden solle. Das Gericht machte dagegen — zu seiner Ehre sey es gesagt — Gegenvorstellungen, aber ohne Erfolg, und es wurde dies dem Kläger bekannt gemacht, mit dem Beisatz: daß die Klage wider den Dr. Kuhn ungehindert seinen Fortgang haben würde.

Konnte dem Censor hierbei nichts zur Last gelegt werden, denn dieser Meinung mußte doch wohl sein Chef seyn, so würde er von dem Gerichte freigesprochen und der Kläger für seine grundlose Klage durch die Bezahlung der Kosten bestraft worden seyn, so aber erschien die Inhibirung des rechtlichen Verfahrens auf die Klage gegen deren frühere Annahme als ein Wider- und Machtspruch. Der Kläger beruhigte sich jedoch dabei, um auch allen scheinbaren Vorwand, als sey er ein unruhiger Kopf, zu vermeiden. Beiläufig muß noch angeführt werden, daß der damalige Censor unter die censirten Blätter statt imprimatur — inprimatur schrieb, und täglich dem Priscian Maulschellen versetzte.

Die Klage wider den Dr. Kuhn kam, nach gehöriger Instruction und Erwägung dessen, was der Anwalt des Beklagten zu seinen Gunsten angeführt hatte, zum Spruch, und der Dr. Kuhn wurde zu sechswöchentlicher Gefängnißstrafe, zur Abbitte an den Kläger vor dem Gericht und einem Verweis von dem Letztern verurtheilt, auch dem Kläger, zu seiner Ehrenrettung, die Befugniß erhielt, diese Sentenz veröffentlichen zu dürfen.

Er leistete nicht nur auf die Abbitte Verzicht, um den Beklagten eine Demüthigung zu ersparen, er hat auch nie von der Erlaubniß zur Bekanntmachung der Sentenz Gebrauch gemacht; frei von aller Rachsucht hat er darüber ein strenges Schweigen beobachtet, ja sich sogar gefreut, daß der Dr. Kuhn auf seine Immediat-Bitte von der ihm zuerkannten Strafe begnadigt worden ist. Er hatte die Genugthuung, daß sein Gegner die Unbill, die er sich schuldig gemacht, erkannte, und dem Angegriffenen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Darauf wird unter den obwaltenden Umständen nun wohl der Ritter Spontini nicht rechnen können, da er die Regel verabsäumt: dem geschlagenen Feinde muß man goldene Brücken bauen.

Theaterberichte.

Breslau, im October 1836.

Für einen vernünftigen, ruhigen Theaterbesucher muß jetzt eine recht ärgerliche Zeit seyn, da man gegenwärtig wieder die ekligste Abgötterei mit dem Berliner Fräulein v. Hagn treibt. Die Zeitungen bringen fast täglich Gedichte und Sonette, sogar Räthsel an, auf, für und über das Fräulein. Von einem dieser Gedichte sagt der geistreiche Herr R. H. in der Korn'schen Zeitung sehr witzig: es habe nur eine einzige ergreifende Stelle, nämlich „Hätt' ich!"

Das ich nicht an die Unfehlbarkeit und Göttlichkeit der Gnädigen glaube, habe ich bereits an verschiedenen Orten ausgesprochen; ich habe Jahre lang die Naivetäts-Kunststückchen des Fräulein v. Hagn gesehen und herzlich satt bekommen; ja, ich bin so verwegen, nicht einmal an die ungeheure Schönheit des Fräuleins zu glauben, da ihr etwas abgeht, was, meiner Meinung nach, ein Haupterforderniß derselben ist, besonders für eine Theaterdame, nämlich ein großes schönes Auge, wie es z. B. unsere Mad. Dessoir hat, die von so Manchem und von mir auch, dem Fräul. v. Hagn in jeder Hinsicht vorgezogen wird. Freilich, wem allein ein verkünsteltes Wesen zusagt, der wird Fräul. v. Hagn allen Anderen vorziehen. Sie spielt viel zu sehr mit Logen und Parterre, welches allerdings sehr praktisch und einträglich ist, da es viele Geschenke verschafft, die besonders bei Charlotte von Hagn sehr anständig ausfallen müssen, wenn sie noch wirken sollen.

Ad vocem: Geschenke. Man erzählt von Fräul. v. Hagn, daß, als der Hofrath Raupach, welcher bekanntlich besondere Rollen in seinen Stücken ihr anpaßt, ihr einst beim genauen Einlernen einer solchen gesagt: „Gnädiges Fräulein, Sie müssen hierbei durchaus ihre Blicke mehr den Mitspielenden, als den Logen zuwenden," sie ganz naiv geantwortet: „Aber, liebstes Hofräthchen, woher kommen denn die Geschenke?" Auf solches argumentum ad hominem hat der Hofrath freilich nichts, gar nichts zu erwiedern gewußt. — Dergleichen könnte man vielerlei erzählen, aber....

Uebrigens bleibt das Publicum im Allgemeinen ganz vernünftig, und Fräul. v. Hagn erweckt, eine gewisse kleine Clique ausgenommen, hier durchaus keinen Enthusiasmus. Alle die Beifallszeichen, welche sie erhält, gehen nur von sehr Wenigen aus. Da war es bei der Caroline Bauer anders, da fand kein so laues, nothdürftiges Hervorrufen statt, diese gefiel allgemein. Daß Fräul. v. Hagn volle Häuser gemacht, ist wahr. Die übertriebenen Lobhudeleien machten neugierig, und der, trotz der zahlreichen Zuschauer, doch so schwache Applaus war eben ein deutlicher Beweis, daß die Mehrzahl der Breslauer nicht von einigen Kunststückchen hingerissen wird. — Hr. Bürkner, der Recensent in der hiesigen Theaterzeitung, war anfänglich, wie viele Andere, ebenfalls geblendet von manchen bestechenden Aeußerlichkeiten und Kunststücken der Hagn, doch sieht man deutlich in seinen Recensionen, wie er nach und nach ruhiger und vorurtheilsfreier geworden ist, und dann auch manche schwache Seite gefunden hat.

Bei unserer Censur, die auf merkwürdige Weise Fräul. v. Hagn protegirte, hat sie sich sehr zu bedanken und auch wieder nicht. Man wird in auswärtigen Blättern viel bitterer, als man es sonst seyn würde, wenn man am Orte auch kein Wort sagen darf, was dem zarten Fräulein unangenehm seyn könnte.

Wenn ich die ungeheueren Lobhudeleien in Zeitungen lese, so tröste ich mich immer damit, daß man ja noch nachhaltiger wirkende Journale hat, wohin man ein, wenn auch ungalantes, aber doch wahres Wort schreiben kann. Darum mögen immerhin ein paar junge verliebte Leute schreien und jauchzen, und einige alte verliebte Menschen mit zugekniffenen Aeugleins seufzen und stöhnen, und Züngelchen über die Unterlippe hängen lassen, und vergehen in Sehnsucht und Wonne, und gereimte und ungereimte Vergötterungen ausschwitzen und die Hagn als unvergleichliches, höchstes Wesen anbeten — man wird ja auch die vernehmen, welche nicht in das Hosianna einstimmen und keine Abgötterei treiben mögen.

Wenn Euch die Hagn noch einmal Jugendfeuer, Jugendkraft in die Adern spielt, nun gut, so sucht es zu etwas zu bringen, belagert ihr Haus, wagt Alles für einen freundlichen Blick, für ein süßes Wort, aber ennuyirt nicht das Publicum mit Euerem verliebten Girren. Man könnte nur in einem Falle das Veröffentlichen solcher Liebesseufzer verzeihen, wenn sie nämlich dichterischen Werth haben, aber wie selten ist das der Fall, und sonst sollte kein Redacteur dergleichen aufnehmen.

Fräul. v. Hagn ist, wenn auch in der Kunst zu gefallen die raffinirteste, doch wahrlich nicht die erste Schauspielerin, als welche sie so oft gepriesen wurde, und man kann sie eben so gut die berühmteste Mirandolina, als die — — nennen.

Moritz B.

Danzig, Anfang November 1836.

Wir sind es schon gewohnt, daß in unserer Gegend Alles von Zeit zu Zeit banquerott macht. Wie sollten unsere Schauspieldirectoren davon eine Ausnahme machen? — Ich will nur an die letzten zwanzig Jahre denken. — Der alte Hurray machte banquerott, sein Nachfolger Schröder (jetzt Schauspieler in Nürnberg) machte banquerott, dessen Nachfolger, der jüngere Hurray, machte im Jahre 1834 banquerott, und der auf ihm folgende, Döhring, im Jahre 1836. — Als der zuletzt genannte im Sommer dieses Jahres seine Truppe verließ, nahm sich der bei derselben befindliche Schauspieler, Hr. August von Ziethen, derselbe, der sich früher Liberati nannte, und zur Hofrath Küstner'schen Zeit in Leipzig engagirt war, der Sache an, erhielt die Concession und wurde Director. Er spielte zuerst in Marienwerder und Marienburg, und kam sodann hierher, um, will's Gott, den Winter hier zuzubringen. Am 16. October wurde die Bühne mit dem von Herrmann nach Dumas bearbeiteten Drama: „Katharina Howard oder der Schlaftrunk," eröffnet; am 18. gab man: 1) „Sie ist wahnsinnig" und 2) „List und Pflegma;" am 21. „die weiße Dame" und am 23. „der Schlosser und der Maurer." — Es hatte sich bereits an diesen Abenden gezeigt, daß die durch den Abgang mehrerer Mitglieder geschwächte Truppe sich noch nicht hinreichend recrutirt hatte. — Es fehlt z. B. eine erste Sängerin (denn der sonst schulgerechten Frau v. Ziethen fehlt die Höhe), eine erste Liebhaberin für Lust- und Schauspiel (die bis jetzt auftretende Dlle. Weißbach ist Anfängerin und wird solche noch lange bleiben), ein zweiter Tenorist (der erste, Hr. Köhler, ein junger Märker, der von Copenhagen kam, ist recht brav; der zweite, Hr. Spreer, hingegen kein eigentlicher Sänger), es fehlt ferner ein Komiker, es fehlen (ein wesentlicher Mangel!) junge Mädchen, so daß eine sehr bejahrte Dame einstweilen die Soubretten und die siebzehnjährigen Mädchen spielt. — Bei diesen vielen Mängeln war es ein günstiger Stern, der uns das bekannte, die letzten fünf Jahre bei dem Königsstädter Theater in Berlin engagirt gewesene Laddey'sche Ehepaar herführte. Sowohl Hr. Laddey, als seine jetzige Frau, ehemalige Dlle. Weinland, waren hier bereits in den Jahren 1820 bis 1823 engagirt, und bei dem hiesigen Publicum sehr beliebt gewesen. Sie sind es auch jetzt und bis heute hier aufgetreten: er als König Wenzel in Hinko, Baron Abendstern, in Nach Sonnenuntergang, Gutenberg, Oberst in Haß allen Frauen, Gluthen im letzten Mittel, als Archidiakonus im Glöckner von Notre Dame, als Zrinv, Benvenuto Cellini und als Maler in Houwald's Bild; sie als junge schwäbische Magd in dem Bäuerle'schen Freund in der Noth (eine sonderbare Antrittsrolle für eine Dame, die schon im Jahre 1818 in Berlin als Tänzerin engagirt war), Frau von Halden im Bräutigam ohne Braut, Bertha im Gutenberg, Baronin Waldhüll im letzten Mittel, als Gräfin in Haß allen Frauen, als Gervaise im Glöckner, als Porcia in Benvenuto Cellini und als Camilla im Bilde. — Hoffentlich werden das Laddey'sche Ehepaar, welches, wahrscheinlich ohne pressirt zu seyn, auf gut Glück nach St. Petersburg will, hier noch eine Zeit lang gastiren, denn ohne dasselbe, oder ohne den Zutritt neuer, einigermaßen bedeutender Künstler, dürfte die Gesellschaft hier nicht den ganzen Winter verbleiben können.

Theater-Gucker.

Paris. Wie der Tod dem Leben nütze, hat sich durch eine der verstorbenen Malibran zu Ehren veranstaltete Todtenfeier gezeigt. Es hatten sich zu demselben die Mitglieder der italienischen Oper, so wie die bedeutendsten Künstler der lyrischen Bühnen der Hauptstadt vereinigt, und der Ertrag der Feier ist der Unterstützung der Armen beim Eintritte des Winters bestimmt worden.

Dem Théâtre français brachte das Lustspiel: „Marie oder drei Epochen" viel Succeß. Es ist die Neuigkeit ein schön gedachtes und sinnig durchgeführtes Stück, dessen im Titel genannte Heldin als Jungfrau, Gattin und Mutter erscheint, stets entsagend, stets ihr Glück demjenigen ihrer Lieben opfernd, es ist eine Verherrlichung des weiblichen Gemüthes, die so treffend nur von einer weiblichen Feder gegeben werden konnte. Madame Ancelot, Gattin des Schriftstellers dieses Namens, und schon mehrmals unter ihres Gatten Namen rühmlich hervorgetreten, ist die Verfasserin.

In der komischen Oper erschien der „Postillon von Lonjumeau" in 3 Acten, Text von Leuven und Brunswick, Musik von Adolph Adam. Das Libretto ist munter, lebhaft — allerliebst, der Dialog vortrefflich, die Composition ist in mehreren Nummern wahrhaft originell. Der Erfolg steht dem des „Blitzes" nicht nach.

Im Palais royal flößte Interesse ein das kleine Lustspiel „Theodor," trotz dem, daß demselben einige Längen anhängen.

Das Gymnase brachte eine Novität von Adolph Jadin und Alphons: „Die Homöopathie"; nicht lange nachher brachte die Bühne St. Antoine eine gleichnamige Piece.

Der Cirque olympique hat den Concurs eröffnen lassen. Er zählt 200,000 Francs Activa und 300,000 Passiva. Decorationsmaler Philastre erscheint mit einem Guthaben von 34,000 Francs. So führen also übermäßiger Pomp und bloße Befriedigung der Schaulust des Publicums fast immer zu einem unglücklichen Ende.

Dlle. Taglioni spielte in Compiegne vor dem Hofe die Bajadere, und erntete den reichsten Beifall. Als Belohnung hat ihr der König eine prachtvolle Agraffe mit einem kostbaren, von Diamanten umgebenen Saphir zustellen lassen.

Sgra. Taccani, an der italienischen Oper engagirt, trat zuerst als Somnambula auf und befriedigte. Seit der Zeit ist ihr Beifall im immerwährenden Steigen, obgleich ihre Stimme mehr Metall als Stärke hat.

Der Constitutionel erzählt ganz unbefangen, die berühmte Sängerin der italienischen Oper, Dlle. Grisi, sey gegenwärtig in gesegneten Umständen, werde einige Zeit auf ihrem Landgute zubringen und vielleicht auch heirathen. Die Sache sey wahr oder nicht, gewiß wird Dlle. Grisi nicht so ungeschickt seyn, darüber eine Declamation anzustellen. Man denke sich aber eine solche Notiz in einem deutschen Blatte über die unbedeutendste Choristin — welch' einen heillosen Lärm würde sie machen, wie würden alle Behörden angerufen werden, wie würde ein Zetermordio durch ganz Deutschland gehen und alle Krähwinkler aus dem Philisterschlafe wecken.

Italien. Die Oper „Gli Avventurieri," welche an mehreren Bühnen bereits einen guten Erfolg erlebt hatte, kam mit gleichem Glück auch in Mailand auf die Bretter. Die Musik von Rossini wird allgemein gepriesen, und es wird vermuthet, daß diese Abenteuer baldigst die Grenzen Italiens überschreiten werden.

Im Theater von Rovigo kam die Oper „I Troiani in Laurento" zur Aufführung, Textbuch und Musik sind von Bewohnern der Stadt verfaßt, so daß das Werk sonach ein durchaus vaterstädtisches ist. Die Composition von Lorenzo Barbirelli wird sehr talentvoll genannt.

Donizetti's „Ellisir d'amore" hat im Benedetto-Theater zu Venedig, wie man erwarten durfte, Furore gemacht.

In Mailand wurde am Theater Carcano von der Gesellschaft Lipparini ein Gelegenheitsstück aufgeführt: „Madame Malibran im Tempel der Unsterblichkeit oder die Begegnung mit Bellini in den elysäischen Feldern." Die Piece ward unter heftigem Pochen zu Grabe, aber nicht zur Unsterblichkeit gefördeet.

Breslau. Fräul. v. Hagn fand hier Beifall, obgleich wir in Mad. Dessoir eine ihr gefährliche Rivalin besitzen. Es kann für Mad. Dessoir nicht kränkend seyn, sondern es ist nichts als lächerlich, wenn Jemand sagt: Sie „eiferte im Streben und Ringen" jener nach. Eine Recension lautet kurz und gut: „Bei der Vorstellung des Don Carlos am vergangenen Sonntage predigte Herr Neustädt den König; Herr Dessoir declamirte den Carlos; Herr Haake bemühte sich, den Posa zu spielen. Die Uebrigen gaben sich um ihre Rollen keine Mühe. Mad. Dessoir gefiel sehr als Königin, Fräul. v. Hagn war die Prinzessin Eboli." — Fräul. v. Hagn trat als Lucia im König Enzio zum letzten Male auf. Es wunderte mich, daß sie dazu nicht eine Mirandolina, Capricciosa, Gurli oder so etwas dergleichen gewählt, da selbst ihre eifrigsten Anhänger — zu denen ich nicht gehöre — es zugeben, daß das Lustspiel, nicht die Tragödie, ihr eigentliches Feld ist. — Uebrigens ist natürlich die scheidende Gästin gerufen, bekränzt und bedichtet worden. — Leicht hätte Unglück passiren können, indem der Schirm des Kronleuchters Feuer fing, da darauf gefallene Gedichte ihn etwas niedergedrückt und den Lampen zu nahe gebracht hatten. Es machte sich sehr komisch, die wirklich brennenden Gedichte schweben zu sehen. Es brannten Herzen und Gedichte. Nach der Bekränzung und Vorlesung ging der Tumult noch ärger los, und mit Beharrlichkeit wurde Hr. Dessoir gerufen. — Ein Ständchen vor der Wohnung fehlte nicht. Es war viel Volk versammelt. — Des Fräul. v. Hagn Gastspiele sind also beendet, und der strengsten Wahrheit gemäß kann man sagen: daß sie nichts weniger als allgemeinen Enthusiasmus, wie manche Andere, hier erweckte. Das ist factisch, und wird mir, da es nichts Ehrenrühriges oder Staatsgefährliches, nichts Unsittliches oder Religionswidriges ist, doch auch zu sagen erlaubt seyn. Fräul. v. Hagn ward selbst beim letzten Auftreten nicht empfangen; sie ward zwar gewöhnlich gerufen, doch ging's immer so lau damit, daß ich noch niemals bei einer renomirten Schauspielerin so dürftigen Applaus gehört. — Das Fräul. v. Hagn wird deßwegen den Werth, den sie hat, nicht verloren haben; man mag meinen, daß sie mehr oder weniger verdient, es handelt sich hier nicht um Meinungen, sondern um ein Factum. Ich tauche nie meine Feder in Rosenwasser, wenn es einen Angriff auf die Lächerlichkeiten bei solchen unsinnigen Vergötterungen gilt.

Leipzig. Das Leipziger Theater muß sich einen Herkules und Jolaus bestellen, damit der Erstere der Hydra seiner Feinde die Köpfe abschlägt und der Zweite sogleich die etwaige Nachkommenschaft der abgeschlagenen sogleich ausbrennt. Kaum sind hier und da einige feindliche Stimmen beschwichtigt, so werden wieder andere laut. Die Wiener Modenzeitung, eines der achtbarsten und geachtetsten Blätter in Oesterreich erhebt ein Lamento — über die Oper sogar, an der wir noch etwas Köstliches zu haben meinen.

In der neuesten Zeit wurde ein Birch-Pfeiffer'sches Lustspiel ausgepocht und in Iffland's Spieler wurde der Hauptspieler, Hr. Düringer, der Regisseur des Trauer-, Schau- und Lustspiels, wegen einiger starken faux pas nicht unvernehmlich ausgescharrt, d. h. mit den Beinen beapplaudirt. Der Glöckner von Notre-Dame und die Puritaner sind das Neueste, und der Erstere droht bessere Geschäfte zu machen, als die Letzteren. — Fräul. Henr. Carl hat ihre Gastrollen als Norma allgemeinen Enthusiasmus erregend begonnen.

Der Sängerin Henriette Carl.

(Nach ihrem zweiten Concert am 9. November in Leipzig.)

Wie ist es schwer, sich Kronen zu erringen
In frei geübter Künste freiem Reich,
Wo nicht Geburt und nichts des Zufalls Streich
Zu Thron und Thrones Stufen können dringen.
Wie ist es schön, durch strahlend Kunstgelingen
Vor dessen Gunst Palast und Hütte gleich,
Und dennoch Gold- und Demantschimmer bleich,
Sich Himmelsglorie um das Haupt zu schlingen.
Du bist mit Kraft zum Aether aufgedrungen,
Hast Dir des Ruhmes Strahlenglanz ersungen,
Und stehst als Muse' und Charis hochverehrt.
Und wie Du Kunst und Anmuth nennst Dein eigen,
Siehst Du vor Dir sich Deutschlands Gauen neigen
Und Welschland hält Dich seiner Kronen werth.

E. B.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 285. (VII. Jahrgang.) Montag, den 28. November. **1836.**

Das Mädel und die Freier.

„Ach Gott, er hat mich verlassen!“ —
Ruft's Mädel und weinet sehr; —
„Ich hätte für ihn mein Leben,
Meine Seligkeit gegeben, —
Wie ist mir um's Herz so schwer!“

Und eh' noch ein Mond vergangen,
Ein and'rer Geselle kam,
Der hatt' ihre Liebe gewonnen,
Doch eh' noch das Jahr verronnen,
Der Geselle den Abschied nahm.

Und manches and're Jahr noch
Schien neue Lieb' ihr zu nah'n;
Doch ward ihr zur Qual dies Lieben,
War Keiner ihr treu geblieben,
Es wollt' sie der Gram umfah'n.

So lag sie an einem Abend,
Auf dem heißen Pfühle dahin;
Wohl denkt sie gehoffter Wonnen,
Und starrt in die sinkende Sonnen
Mit halb zerrüttetem Sinn.

Wohl rinnt ihre letzte Thräne
Vom trockenen Augenlid,
Es dringen die letzten Worte
Der Qual aus des Herzens Pforte,
Aus der Brust von Seufzern müd.

Da schlüpft aus trübem Dämmer
Als wie aus dem dunklen Grab',
Ein Schemen, hoch und gewaltig,
Von den Schultern fließet weitfaltig
Ein grauer Mantel hinab.

Der schlingt eine kalte, dürre Hand
Der Maid um den Nacken, den warmen;
„Laß Jammer und Klage, woll'st mit mir gehn,
Ich bleibe Dir treu bis die Todten ersteh'n,“ —
Da liegen sich Beid' in den Armen.

Fitzinger.

Der Mönch von Freiburg.

Novelle von F. F.....r.

In dem Reigen des Erschaff'nen,
In des Menschen tiefstem Innern
Wohnt ein Teufel und ein Gott.
Doch des Menschen redlich Streben
Fördert stets dem guten Geiste, —
Wär's auch nach wie vielen Zeiten,
Durch Jahrtausende-Verkettung,
Nach Aeonen noch — den Sieg!

»Sprecht frei,« sagte der Guardian des Franciscanerklosters zu Freiburg, indem er durch das offene Fenster über die Giebel der Stadt nach den Bergen des schönen Breisgau hinüberblickte, zu einem der jungen Mönche, der in ehrfurchtsvoller Stellung an des Oberen Seite stand. — »Was Ihr mir immer zu sagen haben möget, mein Ohr und mein Gemüth seyen Euch geöffnet wie die Gottesnatur, welche da zu unseren Mauern hereinleuchtet.«

»Es handelt sich aber um etwas Unangenehmes, ehrwürdiger Herr,« entgegnete der Novize mit anscheinender Zurückhaltung.

»Gleichviel! macht aber der Worte nicht allzu viele, ehe Ihr zur Sache kommt, denn Ihr wisset, ich liebe das nicht.«

»Ach, es fällt Einem so schwer, wenn — wenn man einem Menschen Uebles nachsagen soll, besonders wenn es ein mit uns Verbrüderter ist.« —

»Was?« — rief betroffen der Guardian, »Ihr habt doch Keinen aus unserer Mitte anzuklagen?« —

»Der Bruder Bertold« — begann mit unsicherer Stimme Eustach der Novize.

»Bertold? und was ist mit diesem?«

»Er ist —«

»So viel ich weiß, ein guter, ein edler Mensch, und würdiger Priester; auch ein Mann, der sich mit Eifer den Wissenschaften hingibt.«

»Oder dem Satan,« stieß Jener schnell heraus.

»Novize,« warnte der Guardian ernst, »wisset Ihr auch, was Ihr da redet?«

»O glaubt, es schmerzt mich in der Seele, aber Bertold ist — ein Schwarzkünstler.« —

»Bertold? — unmöglich! Und habt Ihr Beweise?« fragte Hippolit, der Guardian, nach einer Pause des Erstaunens.

»Gewiß, nicht umsonst heißt er Schwarz mit seinem Beinamen; nicht umsonst trägt er den schworzen Fleck an der Stirne. O, der Böse zeichnet, die sich ihm ergeben. Hütet Euch vor den Gezeichneten! heißt es in der Bibel.«

»Und vor Verleumdern« — fiel der Guardian ein. »Und des Fleckens halber denke ich meines Theils: besser an der Stirne, als im Herzen.« —

»Wie aber, wenn ich in meinem Verstecke ihn stundenlang über verdächtigen Büchern sitzen sah, und seltsame Formeln herabmurmeln hörte?«

»Wir haben keine verdächtigen Bücher, und er empfängt keine als aus meiner eigenen Hand. Außerdem können das wissenschaftliche Forschungen in fremden Sprachen seyn, die Ihr nicht versteht.«

»Ja, ja, Euer gewöhnlicher Vorwurf, daß ich es bei meiner Jugend im Wissen nicht so weit gebracht habe, als der bejahrte Bertold. — Bis dahin will ich's aber auch nicht bringen, so mich Gott nicht verläßt. Doch Geduld, ehrwürdiger Vater; was würdet Ihr z. B. sagen, wenn ich Euch versichere, daß bei diesen schuldlosen, wissenschaftlichen Forschungen Dinge vorgehen, die unsereins (Ihr selbst wohl nicht) keineswegs mit dem gewöhnlichen Gange der Natur in Uebereinstimmung zu bringen vermöchte? Daß ich dabei oft einen schwefelblauen Schein über Euerem Schwarzkünstler — Scheidekünstler wollt' ich sagen — blitzen sah; daß ich es laut lachen hörte, wie das Triumphgelächter der Hölle? Und dann seine Tiegel, seine Salben, seine Geräthe, die kein Mensch kennt; Bruder Bertold mag wohl wissen, so gut wie Einer, wer in der Mainacht auf dem Brocken zu Throne sitzt!« —

»Guter Eustach, in der Chemie sucht er seines Gleichen im deutschen Reiche, vielleicht in unsrem Welttheil. Um Eurer eigenen Ruhe willen laßt Euch nicht täuschen durch natürliche Processe, die Euer Verstand nicht einsieht. — Der Bruder Bertold! Ich wiederhole es, mir deucht es unmöglich! Ein Mann wie dieser, mit dieser Sinnesart, mit diesen edlen Zügen, mit diesem uneigennützigen Streben nach Wohlthun und Gelehrsamkeit!«

»Erlaubt,« versetzte Eustach, »Ihr seht wohl dort den Münster über Freiburg emporragen?«

»Was wollt Ihr mit dem?«

Er ist eine Zierde der Stadt, ja des ganzen Reiches, der Nebenbuhler des Straßburgers, ein Meisterstück der Baukunst —«

»Und nun?« fiel der Guardian unwillig ein.

»Da meint nun Jeder, der ihn so von außen her bewundert, es gäbe da nichts als die prächtigen Statuen, und die herrlichen steinernen Blumen und Früchte und schlanken Säulchen; aber der Thürmer, der in sein Inneres blickt, bemerkt mit Abscheu die häßlichen Eulen und Raben des Schwarzwaldes, die in seinen Räumen nisten.«

»In Gleichnissen sprechet zum Volke von der Kanzel, wenn Ihr's noch einst dahin bringen solltet,« erwiederte Hippolit des Novizen Rede.

»Nun, wie Ihr befehlt,« versetzte dieser, »ich weiche in Unterwürfigkeit Euerer Ansicht und schweige.« — Er wollte sich entfernen, doch der Guardian hieß ihn bleiben.

»Eustach,« sagte er etwas vertraulicher, »könnt Ihr mir Alles, was Ihr da gesagt habt, mit gutem Gewissen beschwören?«

»Ich werde es thun, wenn Ihr es fordert, ehrwürdiger Pater, wie sehr mich auch meines Oberen Mißtrauen in meiner Rechtlichkeit kränken möge.«

»Nun wohl, ich will die Sache untersuchen,« schloß der Greis die Unterredung, dem der Novize kindlich die Hand drückte und küßte, worauf er ihn mit hoher Befriedigung verließ.

In Bertold's Laboratorio strotzte es von seltsamen Gefäßen und Werkzeugen zwischen einer Unzahl von ausgestopften und in Spiritus bewahrten Thieren, von Pflanzen, Mineralien und tausenderlei Substanzen, so daß ein Laie allerdings darüber stutzig werden mochte, wenn er den ihm fremdartigen, wunderlichen Hausrath betrachtete. Bertold saß mitten darin an einem Marmortische, Pergamente vor sich aufgerollt, die mit alten Kunden von der Verwandtschaft der Materien angefüllt waren. Er las und sann nach, und verband und schied, und es wirbelte ihm im Haupte; aber sein an's Irdische gebundener Sinn vernahm nicht das Geflüster der Elementargeister, die aus den Mischungen der Retorten und Phiolen, aus Kräutern, Holz und Eisen sprachen. — Zuweilen flammten sie, hell genug, vor seinem Auge, daß er es sehen mußte, aber er hielt das wunderbare Licht für die Wirkungen des Phosphor, oder meinte ein Heimchen zirpen zu hören, wenn ihn ungeahnte Wesen überlaut umschwirrten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Grisetten.

(Aus Bornstedt's Pariser Silhouetten.)

Sehr oft wohnen in Paris zwei Grisetten zusammen, ein Zimmer reicht hin. Sie haben immer Platz genug

für ihre Meubles, man bezahlt den Wirth immer zu zweien, das ist eine Ersparniß, und die Grisetten müssen sparsam seyn. Wenn man keine Verbindungen mit diesen Mädchen gehabt hat, so hat man auch nicht in ihre Wohnungen dringen können und doch ist das der Mühe werth. Die Stube zweier Grisetten ist ein seltsamer und für den Beobachter piquanter Aufenthalt. Die Ordnung ist im Allgemeinen nicht ihre Haupteigenschaft, und dann müssen sie so früh in ihre Läden gehen, daß man kaum Zeit findet, die Wirthschaft zu besorgen; Abends nun gar hat man an ganz etwas Anderes zu denken.

Stelle man sich eine kleine, mit Papierrollen zu dreizehn Sous geschmückte Stube vor, die Tapete ist größtentheils zerrissen oder losgegangen, keine Gardinen an den Fenstern, aber ein Seil davor hingespannt, worauf gewöhnlich ein Kleid, ein Hemde in Begleitung einiger Strümpfe trocknen.

Eine Bettstelle ohne Vorhänge, mitunter auch ein Gartengestell, ein Kopfkissen, selten ein zweites, das wäre Luxus, ein kleiner Tisch von Nußbaumholz, dessen Auszug weder zugemacht noch ganz ausgezogen werden kann, und worin ein paar Kämme, blecherne Löffel und Gabeln, Nachtlämpchen, Postpapier, Federn, Salz, Pfeffer, Stickmuster, alte Handschuhe, ein paar lose Messer, Pomade, Zahnstocher, eine Schuhbürste, Corset-Stangen, englische Wichse und Oblaten chaotisch durcheinander liegen.

Vier Stühle, wovon zwei ohne Stroh, der dritte mit einem zerbrochenen Fuß, der letzte ohne Lehne.

Zuweilen eine Commode, aber alsdann haben die Auszüge keine Schlösser mehr, es ist ein Vertrauensmöbel. Gewöhnlich sind die beiden obern kleinen Auszüge voll Lumpen und Brotkrumen, ein Kleid und zwei Tücher liegen im zweiten Auszuge, die beiden untersten sind leer.

Der Kamin ist immer der gefüllteste Ort in der Stube, in demselben steht das Küchengeräth: ein irdener Ofen, ein Wassertopf, ein Kochkessel, eine Blechcasserole, drei oder vier ausgebrochene Teller, das Alles liegt in einem Winkel neben zwei Kloben, die man mitunter anbläst, die aber nie ganz verbrannt werden.

Auf dem Kamine stehen die Zierrathen: ein kleiner Spiegel, welcher in seinem Rahmen tanzt, zwei ungleiche Tassen, ein Leuchter, ein Handleuchter, Schwefelhölzer und Feuerzeug à la fumade — endlich zwei blaue Gläser mit Blumen. Dieses letztere ist unvermeidlich, die Grisetten lieben die Blumen, sie halten eben nicht die seltensten, wenn sie nur Goldlack und Reseda haben, so sind sie zufrieden; sie pfropfen ihre Gläser voll damit, das muß die ganze Woche dauern und nothwendiger Weise gut riechen. —

Nachher finden wir zwei bis drei Bände Romane und Theaterstücke, die auf den Stühlen, auf den Betten oder auf der Commode umher liegen; ein oder zwei Paar alte Sohlen sind auch nachlässig umhergeworfen; ein alter Unterrock, eine Nachthaube und ein Brusttuch liegen auch auf den Möbeln umher. Auf dem Tische gewahrt man einen Ueberrest von Brot und Käse, Papilloten von Löschpapier liegen auf der Erde, eine Katze endlich kriecht unter allen diesen Habseligkeiten umher, wälzt sich bald in der Asche und bald auf dem Bette, spielt mit den Büchern oder dem Stückchen Käse; man sieht es, daß sie beinahe die Herrin in der Stube ist.

Glaube man nicht, daß ein so ärmlich versehenes Zimmer ein trauriger Aufenthalt sey, des Morgens wird dort gesungen, sobald die Augen aufgeschlagen sind. Die zuerst Erwachte macht der Andern einen Schabernack, damit sie nicht mehr schlafen könne, diese murmelt in den Zähnen: laß mich doch schlafen, aber die Möglichkeit! wenn eine Feder die Lippen kitzelt, wenn ein Schwefelholz die Nase sticheln. Und dann wird gesungen, gelacht, gekniffen, und die Erzählungen beginnen über die beiderseitigen Gliebten. Hernach gehen sie an ihr Geschäft.

Die Grisetten sind überaus moquant, was sie nicht verhindert, theilnehmend, großmüthig und mitleidig zu seyn, sie würden ihr ganzes Frühstück und alles Geld in der Tasche einer armen Frau geben, die ihnen sagte, sie habe kein Brot für ihre Kinder, und während einer ganzen Woche frühstücken sie dann mit einem Brötchen und einem Glas Wasser, anstatt Chocolade zu kauen; sie würden aber deßhalb nicht trauriger seyn, aber auch nicht weniger eitel. Was sie am leichtesten vergessen, ist das Gute, was sie gethan haben.

Der Sonntag ist ihr großer Tag. Im Winter müssen sie in's Theater, im Sommer tanzen gehen.

Wenn man zwei oder drei Grisetten gekannt hat, so kennt man sie alle. Die Coquetterie und die Naschhaftigkeit, das sind die beiden Angeln, worin sie sich drehen. Das beste Mittel, um sie zu gewinnen, ist, ihre Eitelkeit und ihren Appetit anzugreifen. Wer da gut angezogen ist und sie mit Kuchen vollstopft, dem werden sie selten widerstehen; sie verwerfen so leicht keinen jungen Mann, der Glace-Handschuh an den Fingern und Butterkuchen in der Tasche hat.

Im Allgemeinen folgen die Grisetten dem Impulse des Vergnügens, selten dem Interesse. Bei ihnen wird fast immer ein hübscher und armer Mensch den reichen und häßlichen ausstechen! —

Eingetroffene Prophezeihung.

Der Magister Laukhard schrieb, nachdem er die Campagne mit dem preußischen Regiment von Thadden als Mousquetier wider die Franzosen in den Jahren 1792 und 1793 mitgemacht hatte:

»Das freie Griechenland würde Persien niemals erobert haben; aber ein griechischer König konnte dieses thun und that es. Wird einst Frankreich einen Alexander haben, so ist Deutschland seine Eroberung! Dieß merke man sich in Wien und Regensburg.«

Ist dieß nicht ein argumentum ad hominem für diejenigen, welche an keine Prophezeihungen glauben?

***

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Dresden, den 14. November 1836.

Die königliche Sitzung des zweiten constitutionellen Landtags Sachsens ist gestern erfolgt, und als vorzügliche Gegenstände der Berathung sind die Entwürfe des neuen Strafgesetzbuches, eines Actiengesetzes und mehrere andere Gesetzesentwürfe nebst der Regulirung des Staatshaushaltes für die nächste Finanzperiode bezeichnet worden. Zu Präsidenten der Kammer der Abgeordneten sind aus den von der Kammer denominirten Mitgliedern der Abg. der Stadt Annaberg, der Bürgermeister Reiche-Eisenstuck, nachdem der General v. Leyser die auf ihn gefallene Denomination, da er bereits auf dem letzten Landtage das Präsidium und mit ausgezeichneter Umsicht und Energie geführt, abgelehnt hatte, und der Abg. der Stadt Leipzig, Dr. Haase, gewählt worden. Die Erwartungen in Betreff der Debatten über den neuen Strafcodex, zu dessen Begutachtung der letzte Landtag eine besondere Commission unter dem Vorsitze der Abgg. Eisenstuck (von Dresden) und v. Mayer niedergesetzt hatte, sind sehr gespannt, die Urtheile selbst, wie auch die darüber erschienenen Recensionen, als von Mittermaier, Großmann ꝛc. sehr verschieden. Die Regulirung der Verhältnisse der Actionäre bei der in Sachsen jetzt so hoch gestiegenen Actiensucht ist gewiß wünschenswerth, um so mehr, als die in gewissen Fällen von Privaten hier gegen einander ausgesprochene Präclusion immer eine sonderbare Sache bleibt. — Der Albrechtin, einer Bauersfrau aus dem nahen Dorfe Bräunsdorf, welche ihren Mann vergiftet und sodann mit Hilfe ihres Liebhabers Petrick, ihren frühern, nun lästig gewordenen Liebhaber im October vorigen Jahres erschlagen hatte, ist vor wenig Tagen das zweite Urthel, welches das Ober-Appellationsgericht (der höchste Gerichtshof Sachsens) gesprochen hatte, publicirt worden. Es bestätigt die vom Dresdner Appellationsgerichte ausgesprochene Strafe des Rades und für den Petrick die des Schwertes. Das Urthel liegt dem Könige zur Bestätigung vor. — Das Theater-Repertoir hat im Ganzen nicht viel Neues, doch entschädigten dafür die von der Henriette Carl und dem Violinisten Lipinsky in dem Saale der Harmoniegesellschaft gegebenen Concerte und mehrere sehr gelungene Bühnendarstellungen, wohin vorzüglich die vorgestern erfolgte Vorstellung des Raupach'schen „Tasso's Tod" gehört, welche den rauschendsten, ungetheilten Beifall des vollen Hauses erhielt. (Tasso — Devrient; Eleonore — Dlle. Bauer; Fürst von Este — Weymar; Antonio — Porth; der Gefängnißwärter — Pauli). — Die vor einigen Tagen eingetroffene Nachricht, daß in Oberwiesenthal (im sächs. Erzgebirge an der böhm. Grenze) die Cholera ausgebrochen sey, erregte Interesse, aber keine Furcht, und die bis jetzt eingelaufenen officiellen Berichte sind auch durchaus nicht furchterregend, und mehr Besorgniß erregt bei dem großen Wassermangel der hereinbrechende Winter. — Heute ward auch im feierlichen Pompe und unter Glockengeläute der am Sonnabend verstorbene Superintendent Dr. Seltenreich begraben; — sein Andenken wird gewiß nie verlöschen! —

Breslau, im October 1836.

In unserer Tagesliteratur ist eine wichtige Veränderung vorgegangen; die Breslauer Zeitung hat das bescheidene Quartformat, in welchem sie seit ihrem Entstehen einherging, abgelegt, und erscheint nun in Folio. Die Korn'sche Zeitung hat versprochen, ein Gleiches zu thun; hoffentlich wird dieß jedoch bis zum künftigen Jahre verschoben werden, wenn es überhaupt noch geschieht. Wer weiß, ob es nicht der Korn'schen Zeitung sehr von Nutzen wäre, wenn sie Alles beim Alten ließe; das hieße ganz im Geiste der meisten Breslauer gehandelt, und würde ihr die alten Freunde erhalten und viele neue erwerben. Die Leute sagen: wir haben uns in das alte Quartformat eingerichtet, es ist uns bequemer, als das Folioformat, und warum denn uns eine Unbequemlichkeit zumuthen, welche die Leser der „Allgemeinen Zeitung," der beiden Berliner, der Hamburger, Leipziger u. s. w. nicht haben. — An öffentlichen Orten paßt das neue Format in die Mappen und Lesehölzer nicht; wer sich die Zeitungen sammelt und einbinden läßt, dem geht sie jetzt nicht in die Fächer des Repositoriums u. s. w. u. s. w. Aber die wichtigste und allgemeinste Klage ist: daß die ohnedieß so theuern Inserate jetzt noch kostspieliger geworden sind, indem die Seite statt sonst in zwei, jetzt in drei Spalten getheilt ist, und die Zeilen also schmäler sind.

Am allerangenehmsten kann die Sache dem Red. des Localblattes seyn, dessen Inseratspalten nun gewaltig wachsen werden, denn es ist ein Inserat darin nicht allein nun viel billiger, sondern auch für Breslau wirksamer, da es sehr stark gehalten und gelesen wird, und blos allein dasteht, während wir zwei Zeitungen haben, die natürlich jede einen andern Leserkreis hat; (die grau in grau erscheinende Korn'sche freilich einen weit geringeren).

Nachschrift. Die Korn'sche Zeitung erscheint nun auch in Folio.

Die Mutter und ihr Kind.

Der Regen fällt, laut heult der Wind,
Was eilet das Mägdlein so bleich und geschwind?

Der Brust entflieht kein Schmerzenslaut,
Daß einem falschen Knecht sie getraut.

Starr steht sie an der Brücke Rand,
Im Wasser sein Grab das Kindlein fand.

Da fährt es ihr eiskalt durch Mark und Bein,
Beim Kinde die Mutter muß auch wohl seyn.

Sie stürzt sich hinab; das Morgenlicht
Dem Knechte bracht' ein Todtengericht.

H. v. Gottern.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 286. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 29. November. 1836.

Der Mönch von Freiburg.

(Novelle von F. F.....r.)

(Fortsetzung.)

Eben leuchtete es wieder, eben schwirrte es wieder so, ganz in seiner Nähe, um sein Haupt, um seine Schultern, aber er nahm weder die zahllosen kleinen Geister wahr, die ihn umwebten, noch hatte er den fernsten Gedanken an gewaltige Dämone, die mehr als je ihm jetzo nahe standen. —

»Es wird, es wird gelingen, das große Werk!« rief Ariel der gute Dämon, »diesem ist es vorbehalten.«

»Es soll ihm gelingen!« (bestätigte Abadonna der Böse, sein Widersacher) »will dafür schon sorgen.«

Da fing es an zu glitzern und zu glimmen, zu wispern und zu schwatzen aus den Phiolen und Capellen, herüber und hinüber, und in den Fächern der alten Schränke ward es laut.

»Wenn er wüßte,« sagte der Zufall, den die Dämone in Sold hatten, — »was da verborgen liegt in Stäubchen und Tropfen; wenn er wüßte, welche Wunder in diesen Elementen schlummern, und bestimmt sind, geweckt zu werden im günstigen Augenblicke von der Hand des Menschen dem Staunen künftiger Jahrhunderte vorbehalten!«

»Zu ihrem Fluche!« kreischte Abadonna.

»Zu ihrem Segen!« rief Ariel. — —

Abadonna. »Die neue Kraft gibt neue Gestalt dem Kriege. In größeren Strömen wird Menschenblut dahinfließen.«

Ariel. »Die neue Kraft gibt neue Gewalt dem Erdenbürger, zu schaffen für seiner Brüder Wohl. — Felsen seh' ich schwinden; den gefesselten Strom in sanften Krümmen hingleiten; das drohende Gewitter zerstäubt der mächtige Schall der Geschosse.«

Abadonna. »Hei! Die Geschosse, die sind's ja eben, woran ich meine Lust habe. Mit Holz und Eisen bekämpfen sie mich jetzt; — Holz und Eisen seyen es auch dann, aber mit Blitz und Donnerkeil!«

Das Holz. »Ich dien' Euch Beiden!«

Die Metalle. Wir dienen Euch, Eurem Willen sind, willenlos, wir unterworfen.«

Ariel. »Dient mir zum Guten!«

Abadonna. Nützt mir zur Rache!« —

»Ihr seyd meine Gebieter!« rief der Zufall, »aber der Mensch ist der Eure. Ihm ist es freigegeben, gut oder böse zu thun. Euch ruft er nach Belieben.«

Abadonna. »Schweig', Söldner, bis wir dich dienen heißen!«

Ariel. »Schon nähert er sich wieder dem verhängnißvollen Mörser, der kluge Mönch, hilf Himmel!«

Abadonna. Sein Haupt erfüllen die Gedanken an den Kobold. Hölle, steh' ihm bei!« —

»Hört Ihr denn nicht, ehrwürdiger Vater?« sagte das kleine achtjährige Mädchen, das mit klugen Augen dem Treiben Bertold's zusah, »nun rufen sie ihn, — aber, ach! Ihr hört und seht ja nicht!« —

Dem Mönche schien es, als knisterte es im Holze, als dröhnten die Metalle, und die Flamme des Lichtes, welches die düstere Halle erleuchtete, glaubte er von unsichtbarer Hand bewegt zu sehen. Doch schaffte er unverdrossen, was er für das Beste hielt. — »Mische sie, mische sie!« rief es dunkel in seinem Innern. Er legte das gefaßte Pergament hin und erhob sich. Die Dämonen aber winkten dem Zufall.

* * *

Es war zur Zeit der Hora. Die Töne der Orgel drangen durch alle Räume des alten Klosterbaues, abwechselnd mit dem Gesange der Mönche. Lange blickte der Guardian vergeblich umher, den Bruder Bertold unter ihnen zu entdecken. Er wußte sich dessen Abwesenheit nicht zu erklären, da er ihn stets als einen der Ersten und Andächtigsten im Chore zu sehen gewohnt war. Von

den Brüdern wußte Keiner Bescheid, und so begab er nach Beendigung des Officiums sich selbst nach Bertold's Zelle.

Er traf ihn da mit den Zeichen großer Ermattung, wie nach ausgestandenem heftigen Körperleiden, auf dem Stuhle liegen. Das kleine Mädchen, das ihm Wasser und andere Dinge ab- und zuzutragen pflegte, saß auf einem Schemel zu seinen Füßen. Verwundert sah der Guardian in das bleiche Antlitz des Bruders, dessen Züge nun sich aufzuheitern begannen.

»Was habt Ihr doch, Bruder Bertold?« fragte er theilnehmend, »und wie kommt es Euch wohl in den Sinn, zu solcher Stunde das Fenster zu öffnen und den Sturm einzulassen, der uns fast die Mauern rüttelt?«

»Dank für Eure Besorgniß, ehrwürdiger Pater,« entgegnete Bertold, mit vom Husten unterbrochener Stimme, sich langsam erhebend; »es ist vorüber. Seht, da habe ich eine Luftart entwickelt — da steht noch der Kolben — die mir völlig unbekannt war, und das fiel mir so auf die Brust, daß ich erstickt wäre, wenn das Kind hier nicht das Fenster aufgerissen und mich gerettet hätte.« —

»Wunderbar!« rief Vater Hippolit und äußerte sein Erstaunen, wie dem Mädchen selber die im Gemache verbreitete Luft keinen Schaden zugefügt hatte. —

»Darum also versäumtet Ihr die Hora?« fragte er mit leichtem Vorwurfe. »Aber hört,« fügte er nach einigem Zögern hinzu, »Ihr beginnt frühzeitig Eure Forschungen; habt wohl gar schon die halbe Nacht darüber gesessen, und gearbeitet und speculirt; wie, ist's nicht also?«

»Ich würde meinem hochverehrten Oberen eine Unwahrheit sagen, wenn ich es leugnete.«

»Ei, Bruder Bertold,« versetzte der Guardian, »das ist nicht allzulöblich. Ehre den Wissenschaften, aber zu viel sich damit beschäftigen, zieht den Sinn und das Herz von den heiligen Dingen ab, zu welchen wir Geistliche berufen sind.«

»Nicht doch, Herr Guardian,« entschuldigte sich Bertold, die Wissenschaft führt uns vielmehr näher demjenigen, den wir nur zu ahnen vermögen und im Staube anbeten.«

»Gut, aber —« wollte Jener einwenden, doch Bertold fiel ein:

»Ich weiß, der Kirchendienst, meine Pflicht, — aber Ihr werdet gütig mich auf einige Zeit dispensiren, denn ich muß Euch in Wahrheit gestehen, ich fühle mich recht angegriffen.«

»Hm!« murmelte der Guardian mit zweifelnder Miene, und trat zu dem großen steinernen Mörser, der in der Mitte des Zimmers stand und grauenhaft aus weiter Mündung gähnte.

»Was habt Ihr denn da drinnen?« fragte er den Chemiker.

»Schwefel und Salniter,« sagte Bertold.

»Und wozu soll das?«

»Versuche, Herr Pater,« antwortete Jener etwas einsylbig, dem es eben nicht darum zu thun war, einen Laien in der Sache Aufklärung über seine Speculationen zu geben.

»Versuche, so auf gut Glück in den Tag hinein?« sagte der Alte wieder mit einigem Zweifel.

»Nur durch Versuche kann man zu Ergebnissen gelangen, ehrwürdiger Domine, nur durch Ergebnisse zum Allerheiligsten der Natur,« beendigte Bertold das Examen. —

»So? nun gehabt Euch wohl indessen, und braut etwas Heilsames für Eure angegriffenen Lungen, ich will Euch den Bruder Dionys schicken, daß er Euch behilflich sey. Die Kleine aber, — wenn Ihr sie gerade nicht besonders nöthig habt, die nehme ich mit;« — und so verließ er, das Mädchen an der Hand, den verdächtigen Laboranten, mannichfache sich durchkreuzende Gedanken im Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Amtliche Bescheidenheit.

(Zur Charakteristik Friedrich's des Großen.)

Der Styl, in welchem zu Friedrich's Zeiten die Bescheide und Verfügungen der Behörden abgefaßt waren, trugen das Gepräge einer herabwürdigenden Härte, das Gefühl ihrer Wichtigkeit und die Besorgniß, durch eine humanere Sprache sich etwas von ihrer Autorität zu vergeben, hatte sie eingeflößt*). Bei unmittelbaren Beschwerden, wo die Supplicanten die Bescheide der Behörden beigelegt, waren mehrere zur Kenntniß des Königs gekommen und sie hatten sein Mißfallen erregt.

Um Industrie und Fabriken in seinem Staate zu befördern, gewährte er nicht nur Ausländern in solchem eine Freistatt, sondern auch viele Vergünstigungen und Geldunterstützungen.

---

*) Seit dieser Zeit hat sich der Styl sowohl in den Cabinetsordres und unmittelbaren Erlassen, als auch bei denen erster Staatsbehörden in ihren Bescheiden und Verfügungen wesentlich verbessert; nur bei der Justiz und Policei ist von einer solchen Aenderung im Styl wenig zu merken; hauptsächlich wird bei den Anordnungen der letzteren, deren Zweck der Nutzen oder die Bequemlichkeit des Publicums ist, gleich durch Anordnungen von Strafen der Geist der Widersetzlichkeit und die Lust, zu sündigen, bei dem großen Haufen geweckt, wohingegen eine freundliche Auseinandersetzung des Nutzens die Befolgung solcher Anordnungen, immer Eingang finden würden, nach dem bekannten Sprichworte: ein gutes Wort findet eine gute Statt. Anderer Seits hat eine mißverstandene Curtoisie in der Sprache einen nachtheiligen Einfluß gehabt. Man hat aus vermeintlicher Humanität die volksthümlichen Nüancen, die in der deutschen Sprache begründet sind, den Unterschied zwischen dem Sie, Du, Er und Ihr, und bei dem weiblichen Geschlechte das Sie im Singular abzuschaffen, sich beeifert, in dem Wahne, bei den untern und rohen Volksclassen das Ehrgefühl zu erwecken, es hat aber hier und dort den Bauernstolz, die Insolenz und den Geist der Widerspenstigkeit groß gesäugt.

Eine natürliche Folge davon war, daß viele Ausländer von solchen Vergünstigungen und Unterstützungen Vortheil ziehen wollten, ohne ihre desfälligen Ansprüche begründen zu können, oder daß sie so übertriebene Forderungen machten, die ihnen nicht bewilligt werden konnten.

Von Seiten der Behörden waren sie daher eben nicht auf die glimpflichste Weise abgewiesen worden.

Die Gebrüder Doufez zu Mastricht hatten sich im Jahr 1763 an den König gewendet und sich erbeten, den Seidenbau in seinen Staaten mehr zu cultiviren. Das Generaldirectorium erhielt den Befehl, die Vorschläge der Supplicanten näher zu untersuchen, zu prüfen und darüber gutachtlich zu berichten. Die Vorschläge der Gebrüder Doufez waren von der Art, daß sie keine Rücksicht verdienten und ihre Forderungen im hohen Grade unverschämt. Das General-Directorium setzte dieß in seinem gutachtlichen Bericht an den König ausführlich auseinander.

Da erhielt es die nachstehende Cabinetsordre:

»Da Sr. Königliche Majestät ersehen haben, was Dero General-Directorium unterm 27. vorigen Monats über das Gesuch der Brüder Doufez zu Mastricht und der Offerte zur Betreibung des Seidenbaues in den Königl. Landen gemeldet hat; so ertheilen Sie darauf zur Resolution: daß das General-Directorium obgedachte Gebrüder Doufez nun gänzlich, jedoch mit Bescheidenheit, abweisen soll.

Potsdam, den 3. August 1763.

Friedrich.«

Der König befahl ausdrücklich, die Worte: mit Bescheidenheit, in den Erlaß an das General-Directorium einzurücken, weil, wie er bemerkte, das Gegentheil Andere abschrecken könnte, Anträge und Vorschläge zu machen, die wohl berücksichtigt zu werden verdienten.

Verlust eines Fünfthalerscheins.

Ille et nefasto te posuit die,
Quicunque primum et sacrilega manu
Produxit, arbor, in nepotum
Perniciem, opprobiumque pagi.
Horatius.

Papiergeld, Geld der Lumpenzeit,
Geburt der armen Hölle!
Du Bildniß der Erbärmlichkeit,
Betrugs und Unglücks Quelle!

Du Zwerggeburt, Fünfmonatskind
Der schalen, neuern Jahre —
O man tractirt dich zu gelind,
Nennt man dich Lumpenwaare.

Gewiß — als dich die Welt gebar —
War die Vernunft auf Reisen;
Dein Pathe, o ich schwöre, war
Das plumpe, dumme Eisen.

Und dich, dich Meister Lumpenmann!
Dich möcht' ich gern noch kennen,
Der in verrücktem Hirn ersann,
Was wir Papiergeld nennen.

Verflucht.... doch still! schon läutet man
Zum hoh'n Gericht zusammen;
Schon murmelt's rings von Kirchenbann
Den Frevler zu verdammen!

Doch hört ihr Richter, hört mich an!
Wie Brei wird euer Herze,
Hört ihr, welch' Unrecht mir gethan
Dies Afterbild vom Erze.

Schon hatt' ich meinen besten Flauß
Am aufgeputzten Leibe;
Schon trieb mich's ungestüm hinaus
Zum schönen Zeitvertreibe.

Behaglich war mir's im Gefühl
Des Schatzes in dem Sacke.
Fünf Thaler! o ist's noch so kühl,
Ihr wärmt im dünnsten Fracke!

Doch allzuwarm war heut' der Tag;
Die Sonne sprühte Feuer,
Und so viel auch die Luft versprach,
Sie war doch ziemlich theuer. —

Es brannte unter mir der Sand;
Kein Wölkchen gab mir Schatten;
Da zog ich, gleichviel, wie mir's stand,
Den Rock vom Leib, dem matten. —

„O geht nur Alle stolz vorbei
An mir, den Ungenirten!
Wer weiß, ob unter hundert drei,
Die noch fünf Thaler führten!"

Doch hört das End' vom Trauerlied!
Als Pfeif' und Geigen spielten,
Als auf des Lennenbergs Gebiet
Die Müden Tränke kühlten;

Als in dem Schatten Jedermann
Sich's weidlich itzt ließ schmecken,
Da trat auch ich zur Schänk' heran,
Mein Deficit zu decken.

Schon halt' den Schatz ich in der Hand,
Den Schatz für meinen Magen;
Da miss' ich den papiernen Tand
Und hart ging mir's an Kragen.

Der Hunger wich, der Durst verging,
Ich fühlt' die Wangen bleichen
Vor Schreck und Scham. Fatales Ding!
Papiernes Unheilzeichen!

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Ein Bild oder eine Tragikomödie aus Leipzig.

[Die Communalgarde Leipzigs in ihrem Wirken.] Es gab eine Zeit, wo es türkisch-lebensgefährlich war, ein Bild von dem ehrenwerthen Institute der Leipziger Communalgarde aufzustellen. Ich könnte darüber heute, wo es wenigstens mit der Lebensgefährlichkeit der Abbildung aus ist, höchst erbauliche Sächelchen zu Papier bringen, wenn ich glauben könnte, daß die Fremde etwas von der Leipziger Communalgarde weiß und wissen will, wenn ich selbst der Heimath noch so viel Interesse für die Bürgermiliz aus dem Stegreif zutraute, daß sie mir ein willigeres Auge und Ohr leihen möchte, als die Fremde, wenn ich überhaupt Lust und Zeit hätte, mich mit solchem Thema zu beschäftigen. Es würde mir aus diesem dreifachen Grunde niemals eingefallen seyn, der Communalgarde Leipzigs wegen, die Feder einzutauchen, geschweige sie auf dem fuchsrothen Packpapier, das eben vor mir liegt und zum Zweck gut genug erscheint, stumpf zu schreiben, wenn mir nicht ein um einige Monate veraltetes politisches Blatt, das unter der höchsten in Deutschland geltenden, unter österreichischer, Protection erscheint, nämlich Nr. 289 der Augsburger Allg. Zeitung, S. 2701, glücklicher oder unglücklicher Weise in die Hände gefallen wäre. Dieser Zufall erinnert mich an eine Tragi-Komödie, deren Darstellung in der sogenannten alten Wage, in welchem unten getrunken und geschachert, oben aber zu Gericht gesessen, Lotterie gezogen, recrutirt und von dem Miniatur-Balletisten und Balletistinnnn unter dem großen Balletmeister Marquart sogar getanzt wird, mich als Menschenfreund im tiefen Innersten empört hat.

Doch ehe ich mich anschicke, die Tragikomödie und ihre Katastrophe im Kurzen zu erwähnen, möge die Stelle der allg. Zeitung, die ich bereits andeutete, hier mitgetheilt seyn. Auf Leipzigs und Sachsens politischen Charakter und politisches Streben im Vorübergehen Rücksicht nehmend, lautet sie:

„Unter den Festlichkeiten, die bei uns am letzten Constitutionsfeste am 4. Sept. angestellt wurden, und die sich im Wesentlichen auf — einige Schmauß- und Tanzvergnügungen der Communalgarde reduciren, führt Leipzigs Zeitung auch mit auf, daß im Theater das Lustspiel: „Bürgerglück" von Babo, gegeben worden, vergißt aber zu bemerken, daß es schmählich ausgepocht, und darauf: „der Sänger und der Schneider" mit vielem Beifall gespielt wurde. Daß jenes veraltete und langweilige Stück ausgepfiffen wurde, wäre weiter nicht bemerkenswerth; dies ist ohne politische Beziehung geschehen, wie hier Alles ohne politische Beziehung geschieht, selbst Landtagswahlen und Landtage. Aber wohl mag es erwähnt werden, daß manche Leute sich darüber aufhielten, wie man an einem solchen Tage ein solches Stück habe auspochen können. Daß sich doch so mancher alte Herr gar nicht an den Gedanken gewöhnen kann, wie man in unserer Zeit auch die wahre Zufriedenheit des Volkes in Undank zu verwandeln Gefahr läuft, wenn man ihm seine Freude und Dankbarkeit beständig einredet. Die Mehrzahl des Volkes ist weder zufrieden, noch glücklich, und man muß schon froh seyn, wenn sie ihre Unzufriedenheit nicht dem Staate zur Last legt. Die Menschen sind gegen ihre nächsten und großmüthigsten Wohlthäter selten dankbar, und sollten es gegen den Staat seyn, der ihnen fern steht, und den das Volk jetzt nur als ein ihm verpflichtetes Institut betrachtet? Die Zeit der Ruhe ist gottlob wieder da; die Zeit der politischen Grimassen überläßt man Andern, wenigstens thut das Volk nichts ex officio. Was es am 4. September gern gethan hätte, sich, durch Aufstellung der Communalgarde, im Glanze der Waffen zu zeigen, das ist schon seit mehreren Jahren unter dem Vorwande der Abwesenheit des Commandanten verweigert worden.

Aufsehen machte es, daß ein hiesiger Bürger, unter öffentlicher Bekanntmachung, von der Communalgarde, die sich bei solchen Gelegenheiten selbst für einen ehrenvollen Verein erklärt, ausgeschlossen, und dadurch seiner bürgerlichen Ehrenrechte verlustig erklärt wurde. Dieß Alles wegen Subordinationsfehler, die aus verletztem Ehrgefühl entsprangen. Daß solche Fehler bei einem Institute, das nun einmal einen militairischen Anstrich hat, bestraft werden müssen, ist wohl klar. Aber ob diese Strafe auch über den Kreis der Communalgarde hinaus sich erstrecken, und in's bürgerliche Leben eingreifen soll, ist eine andere Frage. Ehrenrechte sollten nur durch unehrenhafte Verbrechen verloren gehen, und ein Subordinationsfehler ist nach meinen Begriffen kein entehrendes Verbrechen. Sind doch durch eine neuerliche Verordnung die verurtheilten und bestraften Ehebrecher in ihren bürgerlichen Ehrenrechten rehabilitirt worden. Dazu wird jene Strafe durch den Ausschuß der Communalgarde, also eine keineswegs juristisch-qualificirte Behörde verfügt. Die Bürger wundern sich jetzt, wie leicht sie auf diese Weise um ihre Ehrenrechte kommen können, sobald sie sich den leidenden militairischen Gehorsam nicht aneignen können. Und wie sollen sie das, da ihr ganzes übriges Leben nicht darauf hinführt, und sie nur im Dienste ihren Vorgesetzten subordinirt sind? u. s. w."

(Schluß folgt.)

Auf einen Heuchler.

Vor Menschen nie er etwas sich erlaubet,
Das nur den Schein des Unrechts trägt,
Selbst jedes Wort er streng' erwägt,
Damit ihm nichts den Schein des Heil'gen raubet;
Doch Scheu und Vorsicht er vergißt,
Sobald er unbelauscht sich glaubet,
Der Heil'ge wird dann — Atheist. J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 287. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 30. November. 1836.

Himmelsrache.

Vor'm Kirchthor steht die Leiche,
Der Pfaffe tritt heraus,
Da ruft des Todten bleiche
Verwandte weinend aus:

„O gönnet ihm den Segen,
Doch in der Kirche d'rinn,
Gott gibt Euch ja dagegen,
Wohl himmlischen Gewinn!"

Der Pfaffe drauf: „„Es bleibt uns
Der himmlische nicht aus,
Doch ird'sche Nothdurft treibt uns
Zu weigern ihm dieß Haus.""

„O, lasset Euch bewegen!" —
„„Ei, wollt Ihr schweigen nicht?""
„Gebt drinnen ihm den Segen,
Beim ewigen Gericht!" —

„„Ihr werdet immer toller —""
„O, hört die Bitte mein!" —
„„Und schweigt Ihr nicht, so soll er
Auch nicht begraben seyn!"" —

„„Bezahlen, nur bezahlen,""
Versetzt er ärgerlich, —
Da dehnt ihr Kopf zum kahlen,
Zum rief'gen Schädel sich.

Und grinset immer näher,
Den Priester drängt's hinein,
Und näher, immer näher
Hört er die Rache schrei'n.

Er steht mit bleicher Lippe,
Mit aufgesträubtem Haar,
Da reißet das Gerippe
Die Kerzen vom Altar.

Und plötzlich hoch und helle
Wallt's auf im wilden Brand,
Bis, von dem Schiff zur Schwelle,
Gesunken jede Wand.

Nun bricht der Sturm, der rasche,
Hervor aus seiner Kluft,
Und streut des Priesters Asche
Verächtlich in die Luft. — Kr.

Der Mönch von Freiburg.

(Novelle von F. F.....r.)

(Fortsetzung.)

Im Corridor traf er auf den Novizen Eustach. »Gut, daß ich Euch treffe,« sagte er, »ich will das Mädchen da ein wenig aushören, die muß doch Verschiedenes wissen, was uns dienlich seyn kann zum Erfahren der Wahrheit.«

Bejahend nickte der junge Mönch und folgte dem Guardian nach seinem Zimmer. —

»Nun sag' mir, mein Kind, was thust du denn immer bei dem Bruder Bertold?« fragte sie Pater Hippolit mit sanfter Stimme.

»Was ich bei ihm thue? nun ich hole ihm bald dies bald das, und wenn ich nichts zu bringen oder fortzutragen habe, so sitze ich da und höre ihm zu, wie er lies't und spricht, und wie er kocht und pocht und streicht —«

»Was kocht und pocht und streicht er denn aber?«

»I du lieber Gott, das weiß ich selbst nicht. Er kocht so Vieles, so Vieles und wird doch nie etwas gahr.«

»Seht Ihr?« bemerkte der Novize.

»Ja, gar niemals ist noch ein Essen fertig worden,« wiederholte das Mädchen.

»Aus der werden wir nicht viel klüger werden,« meinte der Guardian.

»Ach, was kümmert sich die kleine Range um solche Dinge, und was versteht sie davon!« erwiederte boshaft der junge Mönch.

»Hör' einmal, lieb Mädchen,« fragte der Guardian weiter, weißt du mir denn gar nicht zu sagen, was Bruder Bertold redet und mit wem?«

»Was er redet und mit wem? ja, er redet zuweilen recht viel, aber nicht mit Jenen, die zu ihm reden, ich glaube er hört und sieht sie gar nicht.«

»Seht Ihr?« bemerkte Eustach wieder. Jener fragte weiter: »Wer sind denn diese, die zu ihm reden, oder wie sehen sie denn aus?«

»Ach, das weiß ich gar nicht zu sagen,« antwortete klein Evchen, »bald so, bald so; — da kommen sie und rufen sie aus den Gläsern und aus Winkeln, Männlein und Weiblein, grüne, gelbe, rothe, blaue, das mit einem schönen Gesicht und das mit einem garstigen, und da sprechen und deuten sie, aber Bruder Bertold gibt Niemandem Antwort als mir.«

»Habt Ihr genug?« sagte Eustach, der den Kitzel schadenfrohen Lachens kaum bezwingen konnte.

»Guter Eustach,« entgegnete der Guardian, »wer weiß in welcher Form die uns gleichgiltigsten Dinge dem Auge des Kindes erscheinen, oder wer bürgt uns dafür, daß dem schuldlosen Sinne die gährenden, gestaltenden Kräfte der Natur nicht körperlich vorschweben, während dem gereiften Menschen die Leidenschaft, die Makel, die Sünde solcher Anschauungen beraubt? — Wolltet Ihr so manche Erfindung, die schon aus der Werkstätte Bertold's hervorgegangen, als ein Product des Erbfeindes betrachten? — Wer hätte vor einem Jahrhundert noch geglaubt, daß man einst, anstatt auf Bast und Häute, auf dünne weiche Blätter schreiben würde, die aus dem Abfall von Zeuch und Linnen gewonnen werden, im kleinsten Raume einen unendlichen Schatz von Wissen enthalten können, und mittelst welcher, durch die Kunst des Griffels der Gedanke in tausendfacher Abschrift in alle Welt gesendet wird? Novize, ich will es nicht glauben von Euch, daß Eure Angaben aus unreiner Quelle fließen. — Als Bertold jüngst Euch beim Examen über Manches tadelte — Ihr wißt, was ich sagen will, prüfet Euer Herz, noch ist es Zeit der Wahrheit die Ehre zu geben.«

»Verzeihung, ehrwürdiger Herr,« wandte der Novize ein, »was das betrifft, so kann ich ohne Furcht an meine Brust schlagen; aber ich sehe, Ihr wollt den Bösen nicht erkennen, wenn er nicht mit Schweif und Hörnern leibhaftig vor Euch steht. Ich will verstummen, aber vielleicht kommt noch eine Stunde, wo Ihr es bereuen werdet, mir Euer Vertrauen entzogen zu haben.« —

Der Guardian schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit Festigkeit:

»Noch Eines will ich versuchen: Wenn ich wieder das Sacrament zu einem Kranken trage, dann führet mir ihn, wie von Ungefähr entgegen. Entweder ist Bertold rein, und beugt sein Knie vor dem Allerheiligsten, oder — Ihr versteht mich!«

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich die ersehnte Gelegenheit dargeboten hätte. Bertold war während dieser Zeit nicht aus seinen vier Pfählen gekommen, denn er litt in der That an Brustkrämpfen, die ihn oft Minuten lang des Athems beraubten. Das kleine Mädchen stand ihm dann treulich bei, und reichte ihm die Arznei, die Bruder Dionys ihm verordnet hatte. —

Der Novize war im Begriffe, ihn zu besuchen.

»Er soll fallen, der Hochmüthige,« sagte er zu sich selbst, »er, der Abgott des Guardians. Bei Sanct Franciscus! ich war nie einem Menschen so gram, wie diesem, und hätt' ich auch nicht das geringste Unrecht von ihm erfahren, ich würde ihn dennoch hassen aus dem Grunde der Seele! — Ich kann nicht leben mit diesem Bertold unter einem Dache!« —

Er trat in dessen Zelle und zeigte sich höchst besorgt und theilnehmend, und forschte und fragte ein Langes und Breites, indem er sorgfältig spähte, ob in dem Laboratorio nicht etwas Neues zu entdecken wäre, das seiner Anklage bei dem Guardian noch größeres Gewicht zu geben vermöchte.

Bertold Schwarz saß, wenn es ihm sein Zustand nur irgend erlaubte, eifrig vor seinen Büchern und Werkzeugen, und gab sich mit völliger Unbefangenheit seiner Lieblingsneigung hin. Oftmals, wenn er so zu mengen und zu trennen, und seine Gläser und Tiegel zu handhaben begann, warf die Kleine ihre Bemerkungen dazwischen hin, wie sie schon bei der Unterredung mit dem Guardian gethan hatte, und schien allerlei Wunderbares zu sehen, während der Novize sich gleichfalls abmühte, an den Geschichten Theil zu nehmen.

»Wisset Ihr, Bruder Bertold« — sagte er, nach manchem erfolglosen Versuche hierzu, ärgerlich, »daß Ihr da ein recht seltsames Geschöpf an dem Mädchen habt?«

»Ja, wenn es Wahrheit wäre, was die Kleine mir Alles zu sagen weiß, so müßte ich wirklich oft mit wunderlichen Creaturen umgeben seyn; aber ich bin ihre Selbstgespräche schon so gewohnt, daß ich oft kaum weiß, ob sie spricht oder schweigt.« —

»Nun, in solche Geheimnisse, die Euch ja doch ohne Zweifel keine seyn werden, hat sich ein Novize, ein armer Laie nicht einzudrängen; doch kann ich nicht umhin, das Mädchen anzustaunen, das solche Wunderdinge sieht,« sagte Eustach.

»Wunderdinge?« — wiederholte mit Achselzucken Jener.

»Ein Wunderding ist wohl die ganze Schöpfung, wenn Ihr wollt. Oder wer von uns hätte sich so sehr emporgearbeitet aus den Schranken und Fesseln des Diesseits, daß es ihm möglich wäre, das Wesen, den Zusammenhang aller Dinge zu erkennen und zu erklären? Einen kleinen Streifen der Erkenntniß hat der Ewige dem Menschen angewiesen, aber dieser kleine Raum ist weit genug für seinen Geist, für seine Gaben. Da wirke, strebe! rief er ihm zu, »und wehe demjenigen, der es versäumte, da er es konnte!«

»Das einzusehen, was Ihr eben gesagt, ist mein Verstand zu schwach,« versetzte der Novize hämisch.

»Scherz bei Seite,« entgegnete Bertold, dem dieß nicht entgangen war, »aber merkwürdig bleibt es jedenfalls, daß dieses Kind, welches in der Neujahrsnacht geboren, nicht älter zu werden scheint, so lange ich es auch schon kenne. Eben so wenig wüßte ich mich zu besinnen, daß es jemals krank gewesen wäre. Ja, als mir die Gas-Art neulich so grausam zusetzte, blieb sie, unbegreiflicher Weise, völlig unangefochten.«

»S' ist ein Neujahrskind,« sagte Eustach fast spöttisch.

»Wenigstens ward sie dem Guardian als ein solches vor die Thüre gestellt. Ein beschriebener Zettel besagte es.« — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden in Elsaß.

Dieses Land enthält eine israelitische Bevölkerung, deren Zahl von Tag zu Tage wächst, und ihre gewandte Industrie hat sich fast des ganzen Kleinhandels der beiden Departements des Ober- und Niederrheins bemächtigt. Der angeerbte Judenhaß, welchen der Bauer in Elsaß von jeher nährte, hat sich nicht vermindert, und doch kann er dieses Volk nicht entbehren. Er verkauft weder, noch kauft er, ohne seine Zuflucht zum Juden zu nehmen. Dieser ist sein unentbehrlicher Unterhändler, sein beständiger Mäkler, an den er sich wendet, er mag zehn Joch Felder kaufen, oder einen Sack Getreide verkaufen, oder auch nur ein Viertel-Pfund Speck kaufen. Sie haben ihr Mäklergeld, und da sie überdieß durch Geldverleihen noch mehr verdienen, so werden endlich die Gründe, welche sie zuerst als Mäkler verkauften, ihr Eigenthum. Dieß bezieht sich jedoch nur auf die große Zahl von Juden, die, auf dem Lande verstreut, der Untergang der Bauern sind. Die großen Städte enthalten achtungswerthe israelitische Familien, ausgezeichnet durch Gewerbfleiß, Bildung und Wohlthätigkeit, in welchen man ein Beispiel patriarchalischer Tugenden finden kann. Vorzüglich sind die Rabbiner tugendhafte und aufgeklärte Männer, die muthig durch ihr Beispiel gegen die schädlichen Neigungen ihrer Glaubensgenossen ankämpfen.

Allerhand.

Zu Stramford in England hat im vorigen Jahre eine merkwürdige Taufe erwachsener Personen in dem Bache statt gefunden, welcher die Mühle von Welland bewegt. Diese Feierlichkeit versammelte eine große Zahl von Zuschauern, da man seit einem Jahrhundert nichts Aehnliches in der Grafschaft gesehen hatte. Der Mayor von Stramford hatte seinen Untergebenen aufgetragen, sich dabei einzufinden, um Ordnung zu halten, und diejenigen, welche dieser heiligen Handlung beiwohnten, vor jeder Unbilde zu bewahren. Als der Priester ankam, verrichtete er sein Gebet, und richtete eine kurze Anrede an die Versammlung, dann stieg er in die Furth hinab, nahm ein junges, weißgekleidetes Mädchen bei der Hand und führte sie in die Mitte des Stromes. Nun recitirte er die Taufformel, und das junge Mädchen neigte sich dergestalt rückwärts, daß ihr Körper horizontal auf dem Wasserspiegel lag. So blieb sie einige Minuten liegen, worauf der Priester ihr half, sich wieder aufzurichten, und sie einem Assistenten übergab, der sie auf das Land zurückführte. Mit fünf Männern in weiten schwarzen Gewändern, die eigends zu dieser Feierlichkeit gemacht worden waren, wurde dieselbe Ceremonie wiederholt. Das tiefste Stillschweigen herrschte von der ersten bis zur letzten Eintauchung.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Ein Bild oder eine Tragikomödie aus Leipzig.

(Schluß.)

Aus meiner kleinen vorausgeschickten Einleitung erhellt bis zum Ueberfluß, daß ich keineswegs beabsichtige, ein leibliches Bild der Communalgarde zu geben. Wie möchte ich dieses auch wollen, da mich zwei sehr einsichtsvolle und erfahrene Freunde sehr frühzeitig von der Lust, mich leiblich dem „ehrenwerthen" Institute anzuschließen, entfernt, mich aber wohl dazu aufgeregt hatten, desto aufmerksamer dem moralischen Einflusse der Communalgarde mich zuzuwenden. Dieser Aufmerksamkeit, bei welcher meine Zeit und meine Gesundheit unstreitig die besten Erfolge verspürt haben, verdanke ich denn auch die Bekanntschaft eines Mannes, der von Seiten seiner Geistes- und Herzensbildung, so wie als Mensch und Familienvater die höchste Achtung verdient, als Geschäftsmann ein unermüdliches, kenntnißreiches Streben kund gegeben, obgleich mit dem sogenannten Glück in seinen Unternehmungen nicht die besten Erfahrungen gemacht und die Falschheit, den Neid, die Verfolgungssucht und die Schlechtigkeit der Menschen vielfach kennen gelernt hat, und endlich auch als Bürger, obgleich vielfach bis zu den höchsten Behörden hinauf verdächtigt und angeschwärzt, ohne Fehl und Makel ist. Sein reger, alles Neue mit Lebendigkeit auffassender Geist vermochte ihn, sich, gleich bei ihrer Entstehung, der Communalgarde mit Leib und Seele und Aufopferung seiner Zeit anzuschließen. Er bekleidete bald eine höhere Charge, und die Compagnie, deren einen Theil er befehligte, hing mit Liebe und Achtung an ihm, als an demjenigen, dessen lebhaftes Interesse an äußerer und innerer würdigen Haltung sich am offenbarsten zeigte. Was geschieht jedoch? Nach kurzer Zeit ereignen sich Unruhen. Der Zufall oder Anderer ängstliche Berechnung stellt ihn an einen Platz, wo er handeln muß. Er ergreift unter der größten Bedrängniß die Maßregeln, die ihm am geeignetsten erscheinen und sucht seiner Pflicht gegen Mitbürger und Obrigkeit auf das Beste zu genügen.

Später wurden dieser Absicht Zweifel entgegengesetzt; es wurde eine Untersuchung veranstaltet und während ihrer Dauer der Betheiligte incarcerirt. Nach vier Wochen aber fällte die darüber höchstens Orts gesetzte Commission folgendes Urtheil:

„Von dem Verdachte der Anstiftung oder Theilnahme am Tumulte, so wie der Anreizung zu selbigem, und dem Verdachte einer geflissentlichen Aufregung desselben ist N. N. gänzlich frei zu sprechen gewesen; dagegen kann nicht in Abrede gestellt werden, daß er in der Wahl des Mittels, womit er zur Dämpfung des entstandenen Tumults beitragen wollen, sich vergriffen und zu einem Excesse hat hinreißen lassen, welchen er aber durch die erlittene fast einmonatliche Haft vollkommen verbüßt hat."

Hiermit schien allen Vernünftigen Alles in das alte Gleis gesetzt. Weit gefehlt! Nun erhob die Communalgarde, repräsentirt durch einen Ausschuß, in welchem Bürger über Bürger zu Gericht sitzen, ihr Haupt, verurtheilte den eben von der höchsten Behörde Losgesprochenen zu einer separaten nicht unerheblichen Gefängnißstrafe auf dem Wachtlocale der Communalgarde und machte nicht nur dieses ihr Verfahren, sondern auch die Ausschließung des Betheiligten aus der Communalgarde, die höchste Strafe, welche in diesem Verein stattfinden kann, öffentlich bekannt.

Es gibt eine Art des Unglücks, deretwegen man Jemanden nicht sowohl bemitleiden, als vielmehr beneiden möchte, wenn nämlich das Unglück vor der Vernunft als eine brutale Macht sich hinstellt, gegen die nicht anzukämpfen ist. Ich hätte dem Manne, der mir noch heute fern steht, beinahe öffentlich beglückwünscht. Wahrscheinlich gab es aber mehrere mir Gleichgesinnte, die meine Beglückwünschung und meinen von der Sicherung gegen alle künftige Unannehmlichkeiten hergenommenen Trost privatim und mündlich dargebracht hatten; wenigstens schien sich der Excommunalgardist zu trösten, und da er ein Mann ist, der nur seinem Geschäft und seiner Familie lebt, sich über die auf beschriebene Art ihm genommenen Ehrenrechte hinwegzusetzen.

Nach Jahren endlich machte man ihn dringender darauf aufmerksam, daß er, um seine Rechte wieder zu erlangen, die Wiederaufnahme bei der Communalgarde nachsuchen sollte. Ein Zufall veranlaßte mich selbst, schriftlich das Meine dazu beizutragen. Eine befreundete Familie verlor durch den Tod ihr Oberhaupt, und bedurfte der gerichtlichen Vertretung. Sie wählte das Opfer meiner Tragikomödie zu ihrem Vertreter. Allein es wurden dieser Wahl Hindernisse ungeahnter Art und Verzögerungen entgegengesetzt. Als ich mich bei einem Rechtsgelehrten nach der möglichen Ursache erkundigte, fragte er mich: ob ich denn nicht wisse, daß der Vorgeschlagene öffentlich aus der Communalgarde gestoßen und somit für immer der Verwaltung jedes bürgerlichen Ehrenamtes verlustig gemacht worden sey? Ich lachte dem Manne in's Angesicht!

Solche Erfahrungen, in ihrem Entstehen, in ihrem Fortgange, wie man eben sehen konnte, mehr als einfach tragisch, veranlaßten endlich unsern Helden, an den Communalgardenausschuß Leipzigs ein geeignetes Schreiben zu erlassen, darin auf die Ursachen seiner Ausschließung und deren Unerheblichkeit aufmerksam zu machen, die Zeit seit der Ausschließung und des Beraubens aller seiner Ehrenbürgerrechte als mehrjährige urd hinreichende Buße für sein Handeln, das man nun einmal als ein Versehen betrachte, keineswegs aber für ein entehrendes Verbrechen oder eine unehrenhafte That ausgeben könne, charakterisirte und endlich die Bitte aussprach: ihn wieder in den „ehrenwerthen" Verein der Communalgarde aufzunehmen.

Man delibrirte über dieses Schreiben vom 20. September 1835 bis zum 14. Januar 1836, und der Bescheid war folgender:

„Nachdem Uns auf Unsere desfallsige berichtliche Anfrage unterm 30sten December 1835 Seiten des Hohen Generalcommando der Communalgarden die Ordre zugegangen ist, daß diejenigen, welche mit öffentlicher Bekanntmachung aus der Communalgarde ausgeschlossen worden sind, in dieselbe nicht wieder aufgenommen werden können, werden Sie in Gemäßheit dieser allgemeinen Bestimmung auf das von Ihnen am 20sten September 1835 angebrachte Gesuch um Wiederaufnahme in die Communalgarde dahin beschieden, daß demselben nicht statt gegeben werden kann.

Leipzig, den 14ten Januar 1836.

Der Communalgarden-Ausschuß daselbst.
Hermsdorf, Prot. Major von Schulz." *)

Quid censes, mi Marce? Sachsen rehabilitirt bestrafte Ehebrecher in ihre bürgerlichen Ehrenrechte und macht allerlei Anstrengungen, um entlassene Züchtlinge in die bürgerliche Gesellschaft und deren Rechte wieder einzuführen, unbescholtenen Männern aber, welche, nicht als Soldaten, sondern als Bürger im Drange der Umstände einen militärischen Subordinationsfehler begingen oder in den Augenblicken der Gefahr eine Maßregel ergriffen, die man später mit dem strengen Maße eines alten barbarischen Tumultmandats mißt und dennoch nur durch Urtel und Recht als unbedachtsam ermißt, wird jede in integrum restitutio, jedes Ehrenbürgerrecht auf Lebenszeit verweigert!!! Da Sachsens Regierung und Verfassung solche Ungerechtigkeiten nicht gut heißen können, so bedürfte es sicher nur einer Beschwerde beim Gesammt-Ministerium oder einer Eingabe bei dem Landtage, um solche Erscheinungen zuerst in ihrem Ursprunge und ihrer Veranlassung zu constatiren und sodann für immer zu vernichtigen.

Es war meine Absicht nicht, ein künstliches Bild zu liefern, sonst würde ich sorgfältiger gezeichnet und die Farben besser gemischt und aufgetragen haben; auch wollte ich nicht eine Tragikomödie schreiben oder dichten, sondern nur beschreiben. Ich bin aber der Meinung, daß man dem Schlechten in jeder Lage so wenig als möglich Zeit widmen soll, einmal um bei der Betrachtung desselben und seiner häufigen Siege nicht selbst Lust zum Schlechten zu bekommen und zweitens, um über den Schlechten nicht der Guten zu vergessen und sich das Leben unnöthiger Weise zu verbittern. *Honny soit qui mal y pense!* Welchem Schlechten es dennoch belieben sollte, mit mir Händel zu beginnen, der kann mich bei der Redaction dieser Blätter ennen lernen, und auch den Namen des also behandelten unschuldigen Leipziger Bürgers erfahren. —*—

*) Dieser Beschluß kam mir durch Zufall mit dem Betheiligten zugleich in die Hände, und ich bürge für Authentie.

D. Ref.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 288. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 1. December. 1836.

Der Mönch von Freiburg.

(Novelle von F. F.....r.)

(Fortsetzung.)

Während ähnlicher Gespräche hatte sich die Dämmerung eingefunden, und Eustach wußte wohl, daß es nun hohe Zeit wäre, sein Vorhaben auszuführen.

»Bruder Bertold,« sprach er, »ich kam besonders auch aus dem Grunde zu Euch herüber, um Euch zu melden, daß der Guardian sehr ungehalten darüber ist, daß Ihr schon längere Zeit nicht dem Gottesdienste beiwohntet.«

»Mein Himmel,« entschuldigte sich Bertold, »es ist ihm ja doch bekannt, daß ich die kalte, feuchte Luft in der Kirche bei meinen jetzigen Gesundheitsumständen nicht wohl vertragen kann, auch —«

»Ganz recht,« fiel Jener ein, »aber es will ihm bedünken, — Ihm sag' ich, versteht mich recht, daß Euch gewisse Dinge, die Ihr hier entwickelt, wohl noch mehr Nachtheil bringen dürften, als die Luft in der Kirche; und wirklich herrscht hier ein ganz eigenthümlicher, widrig-alkalischer Geruch, eine von Säuren geschwängerte Atmosphäre, die sich auf die Brust legt.«

»Ich dächte nicht —«

»Ja, Ihr seyd das schon gewohnt; im Uebrigen, was geht es mich an? Ich meldete Euch ja nur die Worte unseres Gebieters. Fiat applicatio!«

»Gut,« entgegnete Bertold, »ich will sogleich zu ihm, meine Gründe ihm darlegen, er wird, er kann mir nicht zürnen, wenn er sieht —«

»Bene,« unterbrach ihn der Novize wieder, »wir wollen zusammen hingehen; er ist zwar ebenfalls unpaß, und hält sich auf seinem Zimmer, aber Euch wird er schon Einlaß verstatten. Ich meines Theils will Euch ja nur begleiten.« —

Indessen war es völlig Nacht geworden. Die beiden Mönche schritten langsam die Gänge hinab, und gelangten in den engen, dunklen Kreuzgang. Unheimlich raschelte es hinter den alten Bildern, wo sich ein Heer von Fledermäusen eingenistet hatte; noch schauerlicher flackerte die einzige Lampe, die in der Mitte an einem Pfeiler brannte, in die dumpfe Luft, welche nur von den Tritten der Mönche wiederhallte, und warf breite Schatten von den Schnörkeln und Schnitzwerken an den hohen Spitzbogen zurück.

Todtenstille herrschte rings umher, und wie stumme Gräber standen die verschlossenen Zellen der Mönche, mit den von der Zeit geschwärzten Thüren, an einander gereiht. — Schweigend schritten die Beiden dahin, als ihnen beim Wenden um eine Ecke plötzlich ein heller Schein entgegenleuchtete. In demselben Momente erblickte Bertold die strahlende Monstranz vom Guardian getragen. Das Unerwartete dieser Begegnung machte, daß er merkbar zurückschreckte. —

Der Guardian wurde bleich, warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu und verfolgte mit schnellen Schritten seinen Weg, ohne zu sehen, wie Bertold niederkniete, und Brust und Stirne mit dem Kreuze bezeichnete.

* * *

In der Stadt waren zweideutige Gerüchte über Bertold's Schaffen und Treiben ausgestreut worden, und man sprach viel, wenn gleich nicht ohne Vorsicht, und mehr geheim als öffentlich von der Sache. Der Guardian aber hatte gleich am Morgen nach jener Begegnung mit Bertold die Brüder versammelt und Rath gehalten. Mit großer Schonung sprach er von dem Verbrechen, welches ihm zur Last gelegt wurde, in Betreff dessen, — wie er sich mildernd ausdrückte, er selbst ihn nicht für ganz unbetheiligt zu halten wage. — Die Mönche bezeigten sämmtlich großes Leidwesen über den gefallenen Bruder, und Keiner konnte sich entschließen, auf des Guardians Geheiß den Bertold in seiner vermeintlichen Zauberküche zu bewachen.

»Ich will es vorerst nicht laut werden lassen,« sagte Hippolit, »er mag in engem Gewahrsam verbleiben, aber, die Ehre unseres Klosters zu behaupten, oder vielmehr zu retten, sollen die Gerichte nicht eher eingreifen, bis jeder Zweifel, — ach! jede Hoffnung schwindet. Indeß werde ich selbst den Verdächtigen noch genauer untersuchen, und zwar mit allem Eifer, den mir die Pflicht auferlegt, und mein Gewissen.«

Von Allen ward des Oberen Ausspruch gut geheißen, zum Wächter aber hatte sich dennoch Keiner herbeigelassen.

»Befehlen will ich es Keinem,« sagte der Guardian mit einiger Verlegenheit, als ihm der Novize Eustach aus derselben half.

»Ich nehme es auf mich, ehrwürdiger Vater,« rief er mit dem Anscheine von Selbstüberwindung, »sofern Ihr es genehm haltet, wie schwer es mir auch fällt.«

»So geht denn hin,« erwiederte der Guardian, und meldet ihm in meinem Namen, daß er den Ort nicht zu verlassen wage, bis ich ihm die Erlaubniß dazu ertheile, sonst aber sagt ihm nichts; das Uebrige nehme ich auf mich.« —

Eustach säumte nicht lange, den erwünschten Auftrag in seinem Sinne zu erfüllen. —

Er traf den Bruder Bertold vor seinem großen Mörser, auf welchem eine breite, schwere Marmorplatte lag, die er zugleich als Tisch benutzte, und mit Büchern und anderen Gegenständen überdeckte.

Mit verstelltem Schmerze eröffnete ihm Eustach die Ordre des Guardians.

»Und warum gefangen?« fragte Bertold, nicht wenig erstaunt, die Arme kreuzweis auf das offene Buch hinlegend; dabei sah er dem Novizen scharf in's Auge, der den Blick nicht ertrug, und das seine zu Boden senkte.

»Seht,« antwortete dieser, »da haben gemurmelt und geschwatzt —«

»Was murmelt, was schwatzt man?« fragte Bertold, noch immer voll Erstaunen; — »so wahr Gott lebt, ich begreife nicht —«

»Nun, sie sagen, Ihr treibet — schwarze Kunst!«

»Ach, alle Kunst ist schwarz bei Denjenigen, in deren Köpfen es Nacht ist!«

»Ihr irrt, Bruder Bertold, ich scherze nicht, ich habe Euch die Wahrheit gesagt.«

Bertold ward feuerroth vor edlem Zorne.

»Laßt es gut seyn, Bruder,« beschwichtigte ihn der Novize mit dem Tone tröstenden Mitleids, »Ihr werdet hervorgehen aus den Flammen der Verleumdung, wie Eure Erfindungen aus dem Calcul.«

»Wenn der Wahrheit ihr Recht wird, ja,« erwiederte Bertold ruhig, und mit stolzem Bewußtseyn.

»Ihr seyd, wie ich weiß, ein großer Scheidekünstler, und versteht zu finden, was sonst Niemand weiß; — wolltet Ihr mir wohl die Liebe thun, und mittelst Eurer hohen Wissenschaft erkunden, wann meine letzte Stunde seyn wird?«

»Pfui doch!« rief Jener, beinahe entrüstet, »was denkt Ihr von mir? Ich bin kein Zauberer, kein Wahrsager, kein Adept; Chemie ist meine ganze Stärke, wenn ich ja ein Verdienst habe, so hab' ich es um sie; diese aber hat es nur mit irdischen Körpern zu thun, das Ueberirdische liegt außer dem Bereiche meiner Wissenschaft, und Alchymie, ihre entartete Schwester, halte ich für Frevel!«

»Nun,« sagte der Novize ärgerlich, »und da wollen sie aus dem Zeuge, der Himmel weiß, was herausdemonstriren! **Miserere mei, Domine!**« —

»Was, in aller Welt, konnte doch irgend Einen auf den Gedanken bringen,« fragte Bertold.

»Will Euch d'reinhelfen, Bruder,« entgegnete Jener mit geheimnißvoller Miene, »da hat zum Exempel die Kleine da (er zeigte auf das junge Mädchen), so grasse Seltsamkeiten zusammengeplaudert, sagte mir der Guardian, daß er ganz wirblich davon geworden.«

»Dieß Kind? unmöglich!«

»Und dennoch ist es so; ja, seht, guter Bruder; da meint Ihr sicher und geborgen zu seyn —«

»Ach, das Mädchen weiß noch gar nicht, was gut oder böse ist, wie kann sie lügen? Und wenn sie's könnte, ich versichere Euch, sie würde es nicht thun; das Kind liebt mich wie einen Vater.«

»Es ist doch ein wundervolles Geschöpf, die Kleine, wie Ihr selbst gesteht, und ihr Verstand ist vielleicht reifer, als wir Beide denken?«

»Und wäre es so,« entgegnete Bertold, »so beherrscht ihn jedenfalls der Wille einer Engelsbrust! — Sprich, Kindchen, was hast du denn für garstige Dinge von mir gesagt bei dem Pater Guardian?« —

Nun erst blickte das Mädchen, das mit den bunten Blättern des Buches gespielt hatte, auf ihn und sagte:

»Ich, Garstiges von Euch? I du lieber Gott, ich mußte doch sagen, was ich gesehen habe, und da war wohl nichts Garstiges und nichts Böses darunter, nicht wahr? — sie redete zu dem Novizen — Ihr habt ja dabei gestanden, als mich der Herr Pater Guardian so viel ausfragte, und machtet ein recht ernsthaftes Gesicht und habt dann heimlich gelacht?« —

(Schluß folgt.)

Die Wohnungsveränderung.

(Betrachtungen eines russischen Journalisten.)

Lieber sterben, als seine Wohnung verändern. Stirbt man, so wird man von Anderen getragen und gefahren; ruhig liegt der Leib im Grabe, in welches man still und vorsichtig gebracht wird. Verändert man aber die Wohnung, so muß man beim Uebertragen und Ueberfahren selbst aufpassen, wenn man nicht ohne Möbeln und Bücher, ohne Kleider und Stiefel bleiben will. Einmal gestorben, ist man sicher, nicht noch einmal zu sterben; zieht man aber um, so weiß man nicht, ob nicht schon in ei-

nem Monat dieselbe Geschichte sich wiederholt O, sterben ist viel leichter!

Zimmer zu verlassen, die schweigende Vertraute unserer geheimsten Gespräche, stumme Zeugen unserer herrlichsten Genüsse waren; Zimmer zu verlassen, in denen jeder Winkel eine eigne Geschichte für uns enthält; jeder Fleck ein kostbares Andenken ist; das Fenster zu verlassen, wo so oft die Hand eines wahren Freundes den anspruchslosen Vorhang niederließ; auf immer von der Schwelle zu scheiden, die so mancher interessante Besuch überschritt... Abschied zu nehmen von diesen Zimmern, mit ihren theuren Gegenständen, die uns so lebhaft an genossene Freuden erinnern..... O, sterben ist viel leichter!

In der neuen Wohnung ist nichts Bekanntes, nichts Interessantes; es ist ein Grab: öde, kalt und drückend! Die Wände sind rein, die Thüren nicht befleckt, das Auge findet nirgend einen Ruhepunct! Das, was ich so lange fürchtete, was ich verabscheute, ist mit mir geschehen: ich mußte umziehen.... Besser, ich wäre gar nicht geboren!

Wie ruhig lebte ich da, mit verblichenen Wänden, befleckter Diele, zerbrochenen Stühlen und durchgebranntem Tisch. Profane, die mich besuchten, wunderten sich über die Unordnung in meinen Zimmern. Sie ahneten nicht, die guten Leute, daß diese Unordnung einen Zauber der Erinnerung in sich trug. Dieser Fleck z. B. auf der Diele..... Lassen Sie ihn doch überstreichen, er sieht häßlich aus! — Häßlich ist er, aber mir sehr theuer. Wissen Sie, woher er stammt? Es ist die Spur eines Tragikers, der erst gestern bei mir war, um mir zu beweisen, daß sein Trauerspiel ganz vortrefflich sey; um mich zu belehren, wie ich es in mir aufnehmen, wie ich über dasselbe schreiben, wie ich es loben solle.... Diesen Fleck lasse ich nimmer überstreichen; bin ich verstimmt, so sehe ich den Fleck an und lache laut auf, wenn ich an den kleinen Tragiker mit der langen Nase und den langen Lobeserhebungen über sein Trauerspiel denke.....

Da ist ja der Stuck abgefallen. Profane schreien im Chorus: »Lassen Sie die Stelle doch ausbessern, sie sieht häßlich aus!« »Und der Lehnstuhl ohne Arme? — Wie ist es möglich, in seinem Cabinet ein solches Möbel zu haben?« — Hübsch ist Beides nicht, das ist wahr, aber mir sehr theuer.

Den Fleck überstreichen, den Lehnstuhl und den Stuck repariren, würde viele frohe Erinnerungen opfern heißen. Profane begreifen es nicht; selbst nehmen sie zum Andenken geschenkte Taschenbücher, Ringe, Blumen und weiß Gott, was Alles, und von mir verlangen sie, ich solle meine Wände und Dielen überstreichen lassen. Begreift denn doch nur, daß mein Fleck auf der Diele mir dasselbe ist, was Euch Eure Taschenbücher en souvenir sind, mein zerbrochener Lehnstuhl, was Eure Ringe, mein abgeschlagener Stuck, was Eure Blumen, Bänder u. s. w. Der ganze Unterschied besteht in der Form; meine Form ist mir lieber, weil sie nur Sinn für mich hat, wogegen Eure Ringe, Taschenbücher, Vergißmeinichte — ein ABC sind, das schon längst alle Menschen kennen.

Mein Herz möchte brechen, wenn ich daran denke, daß Maler und Stucaturer gleichgiltig die Wahrzeichen theurer Erinnerungen an ein sechsjähriges Leben vernichten werden. Wie beklage ich die armen Wände, die an Literatur, an Geschichte, an herzliche, freundschaftliche Gespräche gewohnt waren und niemals gewöhnliches Geschwätz über Wetter und Dienst-Angelegenheiten hörten, niemals Betrug, List und Täuschung sahen, eben so wenig als falsche Umarmungen, verrätherische Handdrücke, Judas-Küsse..... Wer wird künftig in ihrer Mitte wohnen? Was werden sie hören? Sie werden neu angemalt und keine Spur früherer Eindrücke bleibt ihnen übrig.

Wer mit peinlicher Ordnung lebt, der lebt gar nicht (nämlich in seinem Cabinet; alle übrige Zimmer sind zur Ausstellung). Wer glatte schöne Wände hat, reine Dielen und spiegelblanke Stühle und Lehnstühle, der hat nichts, was zum wahren Leben des Menschen gehört. Ein solcher Mensch lebt nicht, fühlt nicht und thut nichts; er sitzt nur im Cabinet. Nirgend findet man Spuren seines Lebens, seiner Empfindungen; einem solchen Menschen wird es leichter, seine Wohnung zu verändern, als zu sterben. Ein solcher Mensch mag ich nicht seyn!

Profane lachten mich oft aus, daß ich so wenig Möbeln hatte, ohne an das Umziehen zu denken. Je weniger Sünden, desto leichterer Tod, je weniger Möbel, desto leichteres Umziehen. Was braucht man im Cabinet? Einen Tisch zum Schreiben, einen Lehnsessel für den Besitzer, einen Stuhl für den Freund: einen Dritten braucht man nicht; er stört immer wie das fünfte Rad am Wagen. Je weniger überzutragen ist, desto weniger wird zerbrochen — augenscheinlicher Vortheil! Merken Sie sich dieß, meine Herren, die Sie oft Ihre Wohnung verändern.

Das Abfertigen der Möbeln und sonstigen Habseligkeiten ist höchst langweilig und verdrießlich. Nachdem mein Tisch und mein Lehnsessel fort war, stand ich noch allein auf dem Schlachtfelde; ich konnte mich von meinen theuren Freunden, meinen anspruchlosen Wänden nicht losreißen; ich wollte mich setzen, es war aber nichts im Zimmer, als eine Theemaschine, welche die Träger vergessen hatten. Mich endlich halbwege auf dem Fensterbret einrichtend, schrieb ich diese Zeilen, um meinen Freunden mein Umziehen und meine neue Wohnung anzuzeigen.

Wer glücklich und ohne die Schrecken des Umziehens leben will, der muß sein eigenes Haus haben. Man kann fast nicht glücklich seyn. Das abscheuliche Umziehen droht immer schon im Voraus mit Vernichtung der Spuren früherer Erinnerungen! Man muß sein eigenes Haus haben! Das ist die unerläßliche Bedingung eines stillen Lebensglückes. Ohne Haus lebt man nicht in der Welt! Um vollkommen und dauernd glücklich zu seyn, muß man durchaus ein Haus besitzen, um nicht umziehen zu dürfen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, im November 1836.

Schillerfest, am 10. Nov. — Oratorium.

Auch diesmal wurde der Geburtstag des unsterblichen großen Dichters mit einem festlichen Diner im Zwingersaale von einer zahlreichen Versammlung gefeiert. Reden, Toaste, Dichtungen und Gesänge, ernsten und heitern Inhalts, waren dem Angedenken Schiller's geweiht. Der erste Toast wurde unserm innigst geliebten Landesvater mit gehaltvollen Worten von dem geheimen Ober-Regierungsrath, Herrn Heinke, dargebracht, und begeistert stimmte Alles in das dreifache Lebehoch ein. Herr Baron v. Vaerst setzte in einer kurzen passenden Rede die Bedeutsamkeit des Festes aus einander, und endete mit einem erhebenden Toast, dem herrlichen Dichter geweiht. — Der Festlichkeit entsprechend waren die Dichtungen der Herren Grünig, Ostberg, Pulvermacher, Gabriel, Geisheim, Thilo, Baron v. Perglaß, von denen einige von Seidelmann, Schmidt, Mosevius und Richter componirt, vierstimmig von den wackern Mitgliedern unserer Oper vorgetragen wurden.

Referent kann nicht umhin, einige Verse aus Grünig's vortrefflichem „Bibamus" mitzutheilen:

Zähl' Tonnen Dir Goldes, häng' Bänder Dir an,
Erheb' Dich gleich funkelnden Sternen,
Zu schwindelnden Höhen kriech' sclavisch hinan,
Such' Weisheit durch Thorheit zu lernen.
Doch wenn Dich die goldene Saite nicht rührt,
Dein Busen nichts Höheres außer Dir spürt,
Das Leben nicht über das Leben Dich führt,
Schallt nie Dir, wie heute, bibamus.

Doch hast wie die Lerche Du einmal geschwebt
Hoch oben mit jubelndem Liede,
Nur einmal, so hast Du genug schon gelebt,
Dir ward ja der himmlische Friede,
Der Alles im Prisma der Dichtung verschönt,
Der, wie ihn der Erdwurm auch immer verhöhnt,
Dich Endlichen an das Unendlich gewöhnt,
Dir töne gern unser bibamus.

Hat aber das Dunkel chaotischer Nacht,
Das Lied Dir des Sängers gelichtet,
Hast selbst Du Dich frei für das Schöne gemacht,
Hast selbst Du Dir Himmel gedichtet,
War jemals der Wunsch so recht inniglich Dein,
Unsterblich wie Goethe und Schiller zu seyn,
Dann singen und bringen in schäumendem Wein,
Wir all' Dir ein schallend bibamus.

Den Schluß der Lieder machte das heitere von Geisheim gedichtete:

Martini.

Morgen ist Martini,
Item auch Lutheri
Tauf- und Jahresfest.
Aechte Lutherleute
Feierten sonst heute
Schon das Martinsfest.

Schiller, Martin Luther!
Ist das nicht ein guter
Bund und Geistertag?
Da ein Jeder eilig,
Dem das Heil ist heilig
Sein's bedenken mag.

Denn des Schicksals Sense
Schwingt sich über Gänse
Nunmehr schauervoll,
Daß alsdann ein Jeder
Sich mit einer Feder
Wohl versorgen soll.

Doch von Millionen
Gänsen aller Zonen,
Schnattern sie auch sehr,
Kriegen wir doch keine
Ach! wohl nimmer eine
Schillerfeder mehr.

Außerdem brachten noch Hoffmann von Fallersleben und Kahlert Toaste, die von der heitern Gesellschaft beifällig aufgenommen wurden.

Das Resultat der von Baron von Vaerst während der Tafel veranstalteten Sammlung zu Schiller's Denkmale war 44 Thlr. —

Das Fest wurde mit dem Wunsche geschlossen, daß zum nächsten Jahre die Versammelten sich wieder froh und munter einfinden mögen! —

Der Vorstand eines großen Singvereins, Hr. Cantor Siegert, gab am 13. d. M. in der Neustädter-Kirche Spohr's Oratorium: „Des Heilands letzte Stunde" (von Rochlitz gedichtet), unter Mitwirkung von circa 300 Musikern und Sängern. Die Aufführung dieses vorzüglichen Werkes, welches eine Mittelstraße zwischen dramatischer und Kirchen-Musik bildet, war ein sicheres Zeugniß eines fleißigen Einstudirens, und schien allgemeinen Beifall gefunden zu haben, zumal da sich nicht viel der Zuhörer (wie es wohl sonst — bei minder populären Oratorien, leider! zu geschehen pflegt) noch während der Aufführung entfernten! —

Carlo.

Undankbare Cur.

Es lag an Gicht Harpar darnieder,
Gelähmet waren alle Glieder;
Sein Arzt ihm Arzenei verschreibt,
Mit Müh' die Lähmung er vertreibt,
Genesen ist zwar Harpar wieder,
Die rechte Hand gelähmt nur bleibt.

Auf einen obscönen Dichter.

Keusch sind die Musen stets, es rinnet rein
Die Hippokren', o bild' es uns nicht ein:
Du hast Begeisterung aus ihr getrunken,
In eine Pfütze Schmutz bist Du gesunken,
Vom Dichtergeist ist keine Spur;
Du singest nicht, Du grunzest nur.

J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 289. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 2. December. **1836.**

Romane.

Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Thle. Breslau, im Verlage bei Joseph Max und Comp. 1836.

Nicht ohne Bewegung blickt man auf jene traurige Epoche der englischen Geschichte, als nach dem Tode der jungfräulichen Königin 1603, mit Jacob I. das Geschlecht der Stuarts den verwaisten Thron erkletterte. Jacob war nicht der Mann, die Zügel der Regierung, die Elisabeth so kräftig geführt hatte, frisch und lebensmuthig aufzunehmen. Günstlinge regierten statt seiner, und stürzten durch ihren Leichtsinn das Land in Elend und Verwirrung. Um diese Zeit spielt obige Geschichte, deren Inhalt kurz folgender ist.

Wir sehen uns in die prachtvollen Säle von Whitehall versetzt, wo die Gräfinnen von Bristol und von Buckingham, Schwestern des berüchtigen Günstlings Jacob's I., alle Herzen bezaubern. Buckingham bewirbt sich um die Gunst der Gräfin von Bristol, die man Robert, dem Grafen von Derbery, erstgebornem Sohne des Herzogs von Nottingham, zu vermählen suchte, während dieser sterblich in Maria von Buckingham verliebt ist. Prinz Carl, der einen innigen Freundschaftsbund mit Robert geschlossen hat, ist von gleicher Leidenschaft gegen die junge Marie entbrannt. Da stirbt Heinrich, Prinz von Wales. Carl, der seinen Bruder zärtlich liebt, ist dem Tode nahe; eins noch rettet ihn: Robert wirbt feierlich um die Hand der Gräfin von Bristol, und zieht sich nach Godwie-Castle zurück, das mit Uebergehung einer geraumen Zeit, während der ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren werden, der Hauptschauplatz der Geschichte wird. Der alte Herzog ist gestorben. Auf der Terrasse des Schlosses wird ein halbentseeltes Mädchen gefunden, das wieder hergestellt, durch ihre Schönheit eine wunderbare Aehnlichkeit mit der enthaupteten Königin Maria, und durch ihre Liebenswürdigkeit Aller Herzen fesselt. Die Herzogin ist auf das Heftigste bewegt beim Anblick des Mädchens, das sich Maria, Gräfin von Melville nennt, und vorgibt, nach dem Tode ihrer Eltern der Gewalt ihres jüngeren Oheims, dessen Namen und Aufenthalt sie nicht genau anzugeben weiß, entflohen zu seyn. Mit Abscheu bemerkt die Herzogin die wachsende Leidenschaft ihrer Söhne zu der schönen Fremden, die sie aus mehreren, nicht unwahrscheinlichen Gründen für eine Tochter ihres verstorbenen Gemahls und der einst so gepriesenen Schwester des Herzogs von Buckingham hält. Aber Robert, der älteste, und nunmehrige Herzog von Nottingham, zurückgeschreckt von dem zweifelhaften Dunkel ihrer Geburt und ihres Namens, den man als nicht ächt erkannt hat, vermählt sich mit Anna Dorset. Richmond, sein Bruder, ist von härterem Metall. Unterdeß hat Buckingham Nachricht von dem Aufenthalte seiner Nichte erhalten. Lord Membroden wird abgesandt, sie zu entführen. Ein nachgemachter Brief ihres älteren, ihr theuern Oheims täuscht das Mädchen, und verleitet sie zur Flucht. Mit schwerem Herzen scheidet sie von Godwie-Castle, wird unterwegs dem Lord von schlauen Pfaffen abermals entführt, und in das Schloß der verwitweten wahnsinnigen Herzogin von Sommerset gebracht, die einem dort befindlichen Ursulinerinnen-Kloster vorsteht. Dort schmachtet sie lange Zeit in einer trauervollen Lage, die sie dem Tode nahe bringt. Richmond, der ihren Aufenthalt entdeckt hat, macht Versuche, sie zu retten. Da stirbt die wahnsinnige Herzogin von Sommerset, von der die junge Gräfin, als von ihr anerkannte Nichte Buckingham's, ihres Todfeindes, viel zu leiden hatte. Pater Johannes, ein toller, ränkevoller Pfaffe, unumschränkter Gebieter des Schlosses, hält sie und sich nicht mehr für sicher. Am nahen Meeresstrande liegt ein Schiff bereit. Sie soll nach Frankreich geführt werden. Richmond, der das Schiff bemerkt und Argwohn geschöpft hat, befreit nach verzweifelter Gegenwehr die ohnmächtige Gräfin aus der Gewalt des rasenden Pfaffen. Man hält sie anfangs für todt. Allein sie erholt sich, und wird zum nicht geringen Kummer der Herzogin, die der Liebe ihres Sohnes nicht wehren kann, nach Godwie-Castle zurückgebracht. Aber ihre Abneigung gegen diese wird in eben so große Liebe verwandelt, als Maria mit heldenmüthiger Anstrengung und Gefahr ihres eigenen Lebens die Herzogin mit ihrem jüngsten Kinde, die auf

dem Puncte sind, von den scheugewordenen Pferden ihres Wagens geschleift zu werden, von einem schmählichen Tode errettet. König Jacob ist gestorben, und Carl I. hat den Thron bestiegen. Eilig und unerkannt kommt er nach Godwie-Castle. Es ergibt sich, daß Maria seine Tochter ist, die sich mit ihrem geliebten Richmond, nunmehrigem Herzog von Glanford, vermählt.

Das sind die Hauptmomente der Geschichte. Der Dialog ist bisweilen zu monoton und langweilig, gleich einer alten Postkutsche, die langsam durch eine morastige, von Nebeln eingehüllte Gegend leiert. Vielleicht kann man ihn auch mit Gummi Elasticum vergleichen. Die Charaktere sind fast durchgängig gut gehalten und verrathen eine tiefe Welt- und Menschenkenntniß.

Die Herausgabe des Werkes ist im Ganzen sehr verdienstlich und dessen Ausstattung von Seiten der Buchhandlung höchst löblich. B. S.

Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Schleusingen, Verlag von Conrad Glaser. 1837. 3 Bde. Erster Theil: Der Student, 314 S. Zweiter Theil: Der Philhellene, 365 S.

Eine gute Empfehlung steht dem Buche vornweg: der Name Ludwig Bechstein. — Bechstein schreibt viel, — das ist gut für ihn! er schreibt gut, — das ist noch besser für den Verleger und das Publicum. — Die Bechstein'sche Weise hat für uns immer, nicht gerade etwas Melancholisches, aber etwas Trübes, Ernstes gehabt; es bricht zuweilen daraus hervor, wie düstere Blicke.

Die dichterische Phantasie hat der Herr Herausgeber hier jedoch nicht gelten lassen dürfen; er hat nur das poetische Gewand des Romans und die Aegide seines Namens geliehen. Das Buch enthält die wirklich romantischen Fahrten und Schicksale eines Mannes, der noch in unserer Mitte in der Frische fröhlicher Manneskraft lebt. Ich kann ihn nennen, da er einestheils Vielen bekannt ist, andererseits ich auch nicht weiß, warum er ein Incognito wünschen sollte. — Das Buch enthält die Lebensbeschreibung des jetzt in seinem Geburtsorte Bensshausen auf dem Thüringer Waldgebirge lebenden Doctors Elster, der als Componist nicht unbekannt. Er studirte zur Zeit der burschenschaftlichen Verbindungen in Leipzig und Jena, war einer der Abgeordneten bei dem Wartburgfest, ging später nach Holland, England und Frankreich, um sich der Expedition der Freiwilligen nach Südamerika anzuschließen, trat gezwungen in französische Kriegsdienste, von denen er lange auf Corsica gefesselt wurde, und aus denen ihm erst nach vielen Leiden die Befreiungsstunde schlug. Auch nach seiner Rückkehr in das Vaterhaus duldete ihn dort ein widerwärtiges Schicksal nicht. Von Neuem gezwungen, in die Fremde zurückzukehren, schloß er sich der Expedition in Marseille nach Griechenland an, wo im Jahre 1821 Hellas' Söhne den Kampf für ihre Freiheit begannen. Er gehörte zu dem Philhellenen-Corps unter Normann, und war einer der Wenigen, die dessen gänzlicher Vernichtung bei Peta entkamen. —

So weit der erste und zweite Theil.

Das Buch dürfte mit um so größerem Interesse gelesen werden, als gewiß noch Viele sind, die persönlich unsern Helden während seiner Universitätsjahre gekannt haben, und sich in allgemeinen Zügen flüchtig darin erwähnt finden. Die Erinnerungen aus dem Studentenleben, so wie die Erörterungen und Details über die Gründung und das Bestehen der Burschenschafts-Verbindungen sind interessant. Wir fühlen mit dem Erzähler auf Corsica seine Leiden, und die oft getäuschte Hoffnung schwinden. Wir begleiten ihn mit Freude und Antheil in die Arme seiner Lieben nach der Heimath zurück. Mit lebendigen Farben, mit Kenntniß und anziehender Darstellung hat Bechstein uns dies Alles erzählt. Die malerischen Gegenden des südlichen Frankreichs, die wilden Berge Corsicas werden uns gleichsam vor Augen gerückt, die wilden, üppigen, trümmerbedeckten Fluren des alten Hellas steigen vor unsern Blicken empor, und mit Schmerz sehen wir die zerrissenen einzelnen Zustände des Landes in seinem heiligen Kampfe. — Ein in der Blüthenzeit des alten Griechenlands wissenschaftlich so bewanderter Mann, wie Herr Bechstein, gehört dazu, um diese Schilderungen uns doppelt anziehend zu machen. Als vorzüglich hebe ich die Capitel hervor: „Gemeine Soldaten, der Thurm des Seneca, Nauplia und Argos, Korinth, die Klephten, der Aspropotamo, der Marsch nach Komboti und die folgenden."

Im ersten Theile S. 116 sagt Herr Bechstein ein sehr wahres und gutes Wort; ich setze es hierher:

„Ich weiß nicht gewiß, aber ich glaube, und Viele hoffen es, daß die nächste große Gesammtinstitution, welche den Forderungen der kommenden Zeiten wird weichen, und von ihrer gebieterischen Macht sich wird umgestalten lassen müssen, die Militärgewalt, mit ihrer Abgesondertheit, ihrem harten Zwang, ihren starren Formen, ihrer kostspieligen Pracht — seyn werde." —

Mit ergreifenden Zügen, die das wirkliche Leben ja immer höher als der Roman hat, ist der Untergang der Philhellenen beschrieben. — Ehre den Todten! —

Was uns zuweilen gestört hat, und was allein wir dem Herrn Herausgeber zum Vorwurf machen dürfen, das ist die Form der Reden, wenn er uns manche der Personen, wie z. B. unseres Helden Vater, seine Geliebte und ihn selbst mit diesen sprechend vorführt. Sie sind so sonderbar poetisch gehalten, daß sie mit dem das wirkliche Leben athmenden Tone des Ganzen nicht im Einklange stehen. Warum ließ er sie nicht lieber sprechen, wie sie wohl wirklich gesprochen haben mögen?

Das Publicum wird gewiß das Buch mit Beifall und Anerkennung aufnehmen, seinen tiefern Werth fühlend, und dem Erscheinen des dritten Bandes (Ende November versprochen) entgegensehen. — Wir desgleichen.

Druck und Papier sind recht gut. H. Goedsche.

Die Brockhaus'schen Blätter für literarische Unterhaltung.

(Brockhaus und seine Nr. 45 contra Weise und Morvell und umgekehrt, s. die Recension über „Furchtlos und treu", in Nr. 264, 20. Sept. 1836, der Bl. f. liter. Unterhalt.)

*) — — — Die Tendenz des Romans wenigstens sollte dem Recensenten doch bekannt seyn; sie ist es nicht. Der Recensent sagt: „Furchtlos ist der wilde und berühmte General Holk, und treu dessen Gemahlin Mechthild, die ihn auch im Tode nicht verlassen will, furchtlos ist ein zweiter Liebender, der Schwede Soop, und treu eine zweite Liebende, Gertrud, des Rathsherrn Böttcher Töchterlein, daher der Titel: Furchtlos und treu." — Die Tendenz ist in den Worten des „unleidlichen Schwätzers," des Schwedenkönigs, am Ende des Buches enthalten. „Ihr beide habt Euern Wahlspruch bewährt: furchtlos und treu! Du handelnd als Mann, sie duldend als Weib, wie es ja der armen Weiber Loos immer ist. Du und sie, Ihr Beide tratet dem Schicksal kühn entgegen, Du hast es mit männlicher Kraft überwunden ꝛc." — O talpa caecior, 45!

Die Geschmacklosigkeit der Ausführung, das dicke Auftragen der Contraste, die witzigen Vergleiche, wie Bohnenstroh und Eiderdunen, und ähnliche Vorwürfe wollen wir unberührt lassen, weil sie mit nichts erwiesen sind. Der unleidliche Schwätzer, Gustav Adolph, schwatzt sehr wenig, und seine Worte sind fast alle historisch treu, und durch Anführung der Quellen, aus denen sie entnommen, gerechtfertigt. — „Die Bengelhaftigkeit des Ausdrucks, die in unsern schlechten Romanen stereotyp geworden, gegen welche der Conversationston in unsern Tabagieen nichts als Lumperei" sind selbst bengelhafte Worte. „Daß die Leute damals von Sir John Fallstaff reden," soll ein Anachronismus seyn; unseres Wissens hat Shakespeare siebenzig Jahre vor Gustav Adolph's Erscheinen auf deutschem Boden gelebt, warum soll ein gebildeter Major nicht dieses Dichters Werke gekannt haben? „Daß es damals Husaren gegeben," soll gleichfalls ein Anachronismus seyn. Die ganze ungarische Cavallerie besteht aus Husaren; die Husarenjacke ist der Ungarn Nationaltracht. Husz heißt ungarisch zwanzig. Nach einer ungarischen Verordnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (der dreißigjährige Krieg liegt ungefähr in der Mitte des 17., also zwei Jahrhunderte später) wurde allemal der zwanzigste Mann zum Kriegsdienste ausgehoben, und von diesen Zwanzigmännern haben die Husaren ihren Namen. Unter Tilly fochten in der Schlacht bei Leipzig fünf solche Husarenregimenter. O quantum vapulas, 45!

„Die Rathsmänner werden gewöhnlich hochbeinig genannt." Nr. 45 konnte dies nur ein Mal von dem Rathmann Henning lesen, welcher als Caricatur beschrieben, und darum auch gelegentlich ein oder ein paar Mal „der hochbeinige Rathsherr" genannt wird. — Kann Nr. 45 dem Verfasser des Romans nicht nachweisen, daß er noch einen zweiten Rathmann oder die Rathsherren überhaupt hochbeinig nennt, so bleibt auf Nr. 45 die Schmach einer böswilligen, ehrlosen Entstellung haften. —

„Auch eine lüsterne Italienerin, die, Gott weiß wie, in das Pommerland gekommen, tritt allhier auf." Hätte Nr. 45 den Roman gelesen, so würde er, ohne den lieben Herr-Gott zu incommodiren — selbst wissen, wie sie mit der brandenburgischen Prinzessin, mit welcher Gustav Adolph sich vermählte, nach Schweden sogar — nicht blos nach Pommern gekommen. — Daß solche Fictionen dem Schriftsteller erlaubt sind, bedarf nur dem Schulbuben vordemonstrirt zu werden. „Daß die italienischen Mädchen von Kindheit auf bis zur Verheirathung im Kloster erzogen werden, und daß sie sich erst als Frauen zu Schönheit und Fülle entwickeln," wird Nr. 45 nicht hinweg schwatzen. „Die gelehrten Anmerkungen, den Knix und Aehnliches betreffend," wird Nr 45 dem Verfasser gütigst verzeihen, wenn derselbe erfährt, daß ein Knix dem jetzigen südlichen Deutschland beinahe völlig unbekannt ist. Was Nr. 45 an der Stelle, in welcher der Verfasser des Romans „seine Kunstkenntniß auszubreiten Gelegenheit nimmt," schmäht und tadelt, ist gar zu absurd. Lächerlich muß es erscheinen, daß „der Name Morvell als Schreckensruf für Säuglinge, den Ammen und Müttern, gleich dem altrömischen „Hannibal ante portas!" empfohlen wird. Man sieht hier deutlich, wie den Herrn Nr. 45 sein Witz bei der als tadelnd bestellten Recension verlassen hat, und kann durchaus nicht begreifen, wie Einer, bei gesundem Verstande und Sinne, solchen Aberwitz zu schwatzen vermag. Auffallend ist, daß in der Jenaer Literaturzeitung Nr. 45 vom Jahr 1836, einem Blatte, welches mit belletristischen Werken nicht eben sehr schonend verfährt, der Roman günstig beurtheilt wurde, daß namentlich die Schreibart gelobt wird, daß die Schilderung der Mord- und Brandscenen als ein Beweis von dem guten Geschmack des Verfassers hervorgehoben ist. Der Ref. sagt, sie gehörten zur Sache, zum Zeitalter, in dem der Roman spielt, und seyen so leicht, so mit Vermeidung aller der schauderhaften Malerei, welcher sich die modernen Schriftsteller gern hingeben, geschrieben, daß man sie, ohne verletzt zu werden, lesen könne! Wie anders lautet dieses, meine gute 45, oder bist Du bereits mit so großen Ohren versehen, daß Du meinst, Du habest allein richtiges Urtheil? Abi — —, homuncio 45, una cum Dictatore et fautore Tuo macrostomo!

Stuttgart, im November 1836.

Julius Weise.

*) Auszugsweise.

Die Red.

Literarischer Beobachter.

* * * [Aus Preußen. W. Menzel's politischer (?) Einfluß.] Das Literaturblatt des Dr. Menzel hat bei uns ganz unglaublichen Einfluß, indem die oberste Censurbehörde auf dessen Aussprüche besonders zu achten scheint, und wenn er Werke für schädlich erklärt, sie in Preußen auch oft unschädlich gemacht werden *).

*) Kann, wenn solche Beachtung der Kritik in der rechten Art stattfindet, nur zum Lobe einer Staatsbehörde dienen. D. R.

Die Geschichte des jungen Deutschlands, und wie dasselbe durch Menzel und Preußen zu Tode gebracht, ist hinlänglich bekannt, aber wohl noch nicht, daß das kürzlich in Berlin über mehrere Romane des Emerentius Scävola ausgesprochene Anathema ebenfalls durch das verwerfende Urtheil Menzel's über die Learosa herbeigerufen ist. Scävola lebt nämlich nicht nur in der Mark, sondern seine ersten Werke und namentlich auch sein Roman Adolar, der Weiberverächter, sind selbst in Berlin, und zwar in der Schlesinger'schen Buchhandlung erschienen, und erst, als diese Aufsehen machten, wurden Brockhaus in Leipzig und Sauerländer in Frankfurt a. M. seine Verleger. Und nun wird nicht nur Scävola's letztes bei Brockhaus erschienenes Werk, die Learosa, welches bereits vor etwa einem Jahre erschien, erst jetzt, da Menzel es als unschicklich geschildert, verboten, sondern zugleich werden die Buchhändler und Leihbibliothekare vor dem bereits vor drei Jahren unter preußischer Censur erschienenen Adolar förmlich gewarnt, indem ein früher erlaubtes, im eigenen Lande gedrucktes Buch jetzt förmlich zu verbieten, unpassend erschienen seyn dürfte.

Der Ministerial-Erlaß vom 7. October in Betreff der Learosa und des Adolar lautet also: „Da der Gesammtinhalt von „Learosa, die Männerfeindin, Roman von Emerentius Scävola, 3 Thle, Leipzig 1835, bei F. A. Brockhaus," den Charakter der höchsten bis zur rohen Unanständigkeit gesteigerten Leichtfertigkeit in einem solchen Grade an sich trägt, daß ihre Verbreitung, besonders durch Leihbibliotheken, sittlich so verderblich wirken dürfte, wie wenig andere Erzeugnisse der neuesten Literatur, zumal der durch Schriften dieser Art noch nicht befleckte Ruf des Verlegers dem Buche in weiten Kreisen Eingang verschaffen möchte," so erfolgt das Verbot. — Zugleich werden Sie auf den schon früher von demselben pseudonymen Verfasser erschienenen Roman: „Adolar, der Weiberverächter", zu welchem die vorgedachte Schrift ein Gegenstück zu bilden scheint, besonders aufmerksam gemacht.

[Der Gottesleugner.] Unter diesem Titel erscheint in der Kürze bei Schumann in Zwickau ein Roman von Wilh. Robert Heller. Der Verfasser, den diese Blätter zuerst in einer Novelle „die Beduinen" der Lesewelt vorführten, der später durch mehrere größere und kleinere Erzählungen und Romane einen entschiedenen Schriftstellerberuf bewiesen und neuerlich durch die Novelle: „Die Zerstörung von Jerusalem" in der Dresdner Hell'schen Abendzeitung bezeugt hat, daß er Kenntnisse und Gelehrsamkeit mit Darstellungskunst und Poesie auf daß Innigste zu einigen versteht, hat die Absicht, die politisch-religiösen Verhältnisse unsers Zeitalters, die theologisch-kritischen Bestrebungen und die identitätsphilosophischen Versuche: jeden positiven Glauben zu zersetzen und zu vernichtigen, von Seiten mehrerer Tagesautoritäten in einem lebenvollen Bilde aufzuführen. Wie in der Politik, so in der Religion wird er, nach den Grundsätzen historischer Kritik, Legitimität und positiven Christusglauben gegen die Angriffe der Neologen und Strauß'scher Hegel-Philosophen in Schutz nehmen und rechtfertigen. Wir erhalten somit ein Romanwerk in dem neuesten und unverwerflichsten Geschmack, einen Roman, der in die wichtigsten Interessen der Zeit gleichsam mitten eingreift, und eine dreifache Forderung, die der Aesthetik, der Wissenschaft und der Zeitgemäßheit, befriedigt.

[Freimaurerei.] Dieses Institut, für die ältere Zeit ein wichtiges Mysterion, für die neuere bis zur Gleichtigkeit herabgesunkene Verbindung gutmüthiger, unschädlicher Menschen, für die neueste oft nichts als ein Adreßcomptoir für Speculanten und Emporstrebenslustige, darum aber Versammlungshaus vieler Ignoranten und Arroganten, Praktikanten und Intriguanten, hat einen neuen Angriff erfahren, der so eclatant ist, daß er selbst das allbekannte „Hephata" noch überkrönt, und darum allgemeinste Aufmerksamkeit verdient. Das polemische Werk heißt:

„G. U. V. Freimaurer-Logenbuch. Enthaltend das vollständige Rituale und Cermoniale aller drei Johannisgrade nach dem Systeme der großen Landes-Loge, so wie das Rituale und Ceremoniale des 3. bis 7. Grades nach dem Royal Yorker Systeme. Endlich Feßler's kritische Geschichte der Maurerei oder achter Grad für Obermeister der höhern Erkenntniß-Stufen. Ein Nachtrag zum Hephata, oder Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse eines Freimaurers. Leipzig, bei Carl Andrä. 1836."

[Das Leben Jesu.] Bei der jetzt so viel Aufsehen machenden Schrift des Dr. Strauß: das Leben Jesu, verdient es wohl in Erinnerung gebracht zu werden, was der zu seiner Zeit so verketzerte Professor in Halle, Dr. Semler (geb. zu Saalfeld den 15. Dec. 1725, gest. zu Halle d. 14. März 1791) über das Philosophiren in historischen Dingen geäußert hat. Er nannte es: aus Ideen ein Gespinnst weben, z. B. über die göttliche Offenbarung und deren Inhalt, und hernach auch dies Gespinnst in den Dingen der Welt überall finden wollen. In Factis findet sich die Sache stets anders, als im Gehirn. Die Wolfischen, Kantischen und andere theologische Philosophen und philosophischen Historiker dienen zum Beispiel. Die Herren machen es um kein Haar besser, als Duns Scotus*).

[Der alte und junge Journalist.]

Dr. S.

Was für ein Dämon — muß ich fragen, —
Pflegt, alter Herr! Dich doch zu plagen,
Auf jeder Spur mir nachzujagen
Und kleinsten Fehles anzuklagen?

Hofr. W.

Weil Du es wagst, in jungen Tagen
Mich, alten Meister, zu benagen,
Und d'rob die Nase hoch zu tragen,
Als wärst zum Ritter Du geschlagen.

Dr. S.

So kann denn nichts Dein Tadeln gelten,
Und thorenhaft ist nur Dein Schelten!
Doch könntest Du es unterlassen:
Man muß Dich, Alter! sonst noch hassen.

Hofr. W.

Mit Deinem Haß weiß ich zu ringen,
Ich leg' Dir demagog'sche Schlingen,
Und heß' auf Dich der Erde Gnaden,
Daß Sturm auf Sturm sich soll entladen**).

L—nn.

---

*) Im Verlage dieser Bl. erscheint so eben eine mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und ächt vernünftigem Christensinn schlagende Abfertigung des Dr. Strauß von einem bereits rühmlichst bekannten Schriftsteller und Theologen. D. Red.

**) So niedrige Gesinnungen sind diesen Blättern und einem ihrer Mitarbeiter von einem Herrn in Dresden neulich angedroht worden. Die aufmerksamen Leser d. Bl. werden sogleich errathen, wer diese rachsüchtige Null ist.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

№ 290. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 3. December. 1836.

Freimaurerei.

G. U. V. Freimaurerlogenbuch. Enthaltend das vollständige Rituale und Cermoniale aller drei Johannisgrade nach dem Systeme der großen Landes-Loge, so wie das Rituale und Cermoniale des dritten bis siebenten Grades nach dem Royal Yorker Systeme. Endlich Feßler's kritische Geschichte der Maurerei oder achter Grad für Ober-Meister der höhern Erkenntniß-Stufen. Ein Nachtrag zum Hephata oder Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse eines Freimaurers. Leipzig, bei Carl Andrä. 1836.

Bei Gelegenheit des „Hephata" haben wir unsere Meinung über die Anti-Maçonnerie schon deutlich genug dargelegt, und wir wollen deßhalb Gethanes nicht noch einmal thun. Es sey genug, hier zu wiederholen, daß sich die Freimaurerei an vielen Orten durch ihr Einspielen, Eindrängen, Einfließen und Einschleichen in alle bürgerlichen Verhältnisse, durch Anmaßung und Ueberhebung nicht nur lächerlich gemacht, sondern auch Verachtung und Haß gegen sich erregt hat, und darum mit Recht von Seiten der Vernunft, Offenheit und Redlichkeit auf das Heftigste angegriffen und umstürmt wird.

Statt aller weiteren Charakteristik der vorliegenden trefflichen Schrift entnehmen wir der Einleitung und der Nachschrift die folgenden Sätze, und werden sonst noch Unterhaltendes in den Unterhaltungsblättern dieses Journals mittheilen.

„Es würde sich nicht der Mühe lohnen, die Rituale der Freimaurer zu veröffentlichen, suchten nicht viele Mitglieder der Gesellschaft fortwährend Gelegenheit, Unerfahrene zu ködern und anzuwerben; indem sie ihren Orden auf alle Art herausstreichen, um die taube Nuß verkäuflich an den Mann zu bringen. Entgegnet man ihnen, daß die durch Sarsena und Andere veröffentlichte Proben maurerischen Treibens auf ein leeres veraltetes Formenspiel u. s. w. schließen lassen, so haben sie ein allerliebstes jesuitisches Seitenpförtchen zum Entschlüpfen. Sie leugnen nicht, daß Sarsena zum Verräther wurde, denn dies ist von zu vielen Maçons öffentlich ausgesprochen, allein sie behaupten: alles vom Rituale u. dergl. Profanirte, d. h. Veröffentlichte, sey aus dem Zusammenhange gerissen, entstellt u. s. w., auch mache sich so etwas in der Ausführung ganz anders, wirke erhabener u. s. w.

So unhaltbar dergleichen Ausflüchte nun auch bei dem Unterrichteten sind, kann man doch deren Schlauheit nicht in Abrede stellen; denn wenn ein Komma weggelassen, eine alberne Redensart übergangen, ein sintemal in ein da umgeändert wurde, so wird die Sache, im Sinne jener Leute genommen, anders als sie ist. Namentlich brüsten sich die Mitglieder der Logen des Royal Yorker Systems nicht wenig mit ihrem von Feßler reformirten Rituale, welches sie sehr geheim halten und wovon bis jetzt durch das Hephata Seite 223 u. ff. den Inhalt veröffentlicht ist. Die Frag- und Antwortspiele desselben aber sind noch nirgend außer den Logen gekannt. Darum wird damit auch sehr wichtig gethan und dem Zeuge hoher Werth beigelegt, obschon dasselbe eben nichts weiter als: Wortschwall, und allerhand abgeschmacktes Formenwesen enthält, in unsern Tagen höchstens noch als Spielerei für Unmündige annehmbar.

An vielen Orten Deutschlands wird man vielleicht meine Behauptungen „Donquixotischen Windmühlenkrieg" nennen, denn nicht überall macht sich die im dunkeln wandelnde Klicke der Freimaurer so breit als da, wo ich lebe; theils ist sie auf mehreren Plätzen bereits entschlummert, oder man sieht ihr zu genau auf die Finger; in andern Kreisen aber steht ihr die Fackel der Aufklärung und Beleuchtung entgegen, diese Waffe, welche sie am meisten fürchtet. Man wird es hin und wieder kaum glaublich finden, was einer meiner Freunde, der Buchhändler P—z in B. mir mittheilte: Dieser hatte vielfach den nachtheiligen Einfluß der Maurerklicke und deren hinter verschlossenen Thüren, unter dem Schutze widergesetzlich abgenommener Eide, trefflich gedeihender Intriguenschmiedereien, in eigene, bittere Erfahrung gebracht, und vielleicht hauptsächlich darum unterstützte derselbe die Verbreitung des eben erschienenen Hephata auf das Thätigste.

Gleich nachdem es bekannt wurde, daß er sich mit dem Debit jenes antimaurerischen Werkes befasse, blieben, wie mit einem Zauberschlage, viele Logenmitglieder aus, die ihn sonst häufig besuchten, und nur wenige unabhängig Dastehende, oder solche, deren Meinung mit jener des Verfassers vom Hephata übereinstimmte, fuhren fort, mit ihm zu verkehren. Man rieth ihm ab, sich mit dem Verkauf des Buches abzugeben: da dies offenbar seinen Geschäften sehr nachtheilig werden würde ꝛc., und von vielen Seiten wurde er gewarnt, seine Person zu hüten. Ein hochachtbarer, angesehener Mann, dessen Wohlwollen er genoß, sagte wörtlich: „Glauben Sie mir, ich kenne diese Gesellschaft, deren Mitglied ich nun über 20 Jahre bin, und verschmähen Sie meinen Rath nicht, des Abends nie allein auszugehen.“ Vielleicht glaubte dieser Wohlmeinende meinen Freund von einem ähnlichen Schicksale bedroht, wie dies dem spurlos auf die Seite geschafften Amerikaner Morgan betroffen, und hatte wohl kürzlich das Werk Hamilton's über Amerika gelesen, worin derselbe jenen Vorfall berührt.

Andererseits wurden meinem Freunde viele Skandalosa als Beiträge zu einer neuen Auflage des Hephata, und zwar selbst von Freimaurern der höchsten Grade, mitgetheilt. So erzählte ein Mitglied des fünften Grades: er habe dem Großmeister der Landesloge durch triftige Belege bewiesen, wie ein Meister vom Stuhl eines seiner Logenglieder verleitet hätte, ein Capital von 2000 Thlr. durch Meineid abzuschwören. Ein anderer Meister vom Stuhl sey für ein Douceur von 3 Ducaten als Denunciant zur Criminaluntersuchung gegen ein anderes unschuldiges Logenmitglied aufgetreten, und beide hochwürdigen Meister führten fortwährend den Hammer; denn man scheue alle energischen Maßregeln, und nach gewissen Principien seyen gerade dergleichen anrüchige Subjecte, nach solchen durch die Finger gesehenen Vorfällen, zu Allem zu brauchen. — Also erst demoralisirt, dem Bauche und andern Gelüsten unterthan gemacht, an Ceremonieenwesen gewöhnt, dann ist der Frömmler und Mystiker leicht fertig.

Ein sehr geschickter Rechtsanwalt klagte über den Einfluß, welchen die Freimaurerei auf die Gerechtigkeitspflege des Landes ausübte, und sagte: nur wenn man die Namenliste der Logenmitglieder besitze, könne man sich oft die vom Gesetz abweichenden Urtheile der Gerichtshöfe, zu Gunsten einzelner Personen, erklären.

Dies wäre nun freilich wohl für Manche ein Grund mehr, sich recipiren zu lassen, um bei vorkommenden Fällen gleich an der Thüre der Gerichtssäle durch das maurerische Klopfen sich als Bevorzugte zu erkennen zu geben. Doch welcher Mann von Ehre möchte einer Zeit und Geld zersplitternden Klicke beitreten, um durch allerhand krumme Wege zu einem widerrechtlichen, oder auch selbst rechtlichen Ziele zu gelangen?! Dieselbe Justizperson sagte auch, er werde oft von Parteien gefragt: ob er Maçon sey? — Im Verneinungsfalle habe er schon mehrfach hören müssen: Nun, dann kann ich Ihnen meine Sache nicht übertragen. Sollte man hiernach die Verordnung der Regierungen vieler Länder nicht für sehr weise halten, wonach, wie z. B. in Rußland, jeder Beamtete geloben muß: „nie Mitglied einer Freimaurerloge zu werden!“ —?

Daß Schwulst keine Kraft ist, wurde mir bei Herausgabe dieser Rituale recht fühlbar, denn ich konnte die Abschrift aus meinen kalligraphisch schönen Originalen nur mit Anstrengung und nur zur Hälfte zu Stande bringen. — Die Speise wurde mir zum Ekel bis zum Aeußersten! — Ich will weit lieber Bogatzky's goldnes Schatzkästlein für gläubige Seelen zehnmal copiren und nebenbei auswendig lernen, als derlei Rituale nur nochmals durchlesen. Gott sey denen gnädig, die solches Zeug zum öftern anhören und dabei sogar mitspielen müssen!“

In Bezug hierauf sagt nun der Verf. in der Nachschrift:

„Zu glauben, das außer etwaigen Logenbrüdern noch viele andere Personen dieses Ritualbuch vollständig durchlesen würden, hieße mich selbst zum Maçon qualificiren. Wer sonst setzt wohl nicht voraus: daß jeder Vernünftige den Plunder auf die Seite werfen wird, sobald ein flüchtiger Blick ihn überzeugte, wie es eben nichts als Plunder sey! — Viele werden freilich solche Dinge kaum für glaubwürdig halten; allein sie mögen bedenken, das bei weitem der kleinste Haufe Geisteskranker und Geistesschwacher als schädlich erachtet und eingesperrt wird. Wo würde auch das Heer der Thoren anders untergebracht werden können, als auf der ganzen weiten Erde? Aber eben so frei, öffentlich und allgemein zugänglich müssen auch die Schutzmittel gegen die Thorheit dargeboten werden, damit Jeder sich vor Ansteckung schützen möge, und namentlich junge unerfahrene Gemüther nicht verleitet werden, ihre Kräfte, welche sie bessern Zwecken zu widmen schuldig sind, an solchen Lappalien zu vergeuden. Die psychischen Allopathen werden zwar die eingeschlagene Curmethode mißbilligen und nicht gestatten wollen: daß man die Patienten mit Thorheit füttere, um dieselben vor dem Irrenhause zu bewahren; allein da andere Mittel bisher ohne Erfolg geblieben, sey es auf diese Art versucht. Kann ich meinen Verleger dazu bewegen, so veranstaltet derselbe von diesem G. U. V. ꝛc. (Gerechten und Vollkommenen) eine Heller-Ausgabe, und und ersucht eine Tractätchengesellschaft, einige hunderttausend Exemplare, unter die Zahl der an das Volk zu vertheilenden Schriften aufzunehmen. Ich fürchte nichts für den gesunden Verstand der Menge!

Als seltenes Beispiel einer nützlichen Anwendung gewisser Freimaurergebräuche, fällt mir bei Gelegenheit des G. U. V. folgendes spaßhafte Geschichtchen ein. — Vor Jahren lebte in einer großen Handelsstadt Sachsens ein würdiges Logenmitglied als Schnittwaarenhändler, Namens Hennig. Dieser Treffliche verstand es meisterlich, die Lehren der guten Mutterloge auf's praktische Leben anzuwenden. Er spectakelte so viel von seinen Tugenden, pries so sehr die Güte und Vorzüglichkeit seiner Waaren, wie dies nur eben von einem gewandten Logenmitgliede erwartet werden konnte, und worüber nur Sachkenner sich nicht wunderten. Aus der Loge gewöhnt, in dunklen Redensarten, halben Worten, ja sogar durch Anfangsbuchstaben mit Eingeweihten ganz triviale Dinge zu besprechen, spielten bei seinem Handlungspersonale die drei Buchstaben D. L. M. eine gar wichtige Rolle. Betrat z. B. das Verkaufslocale eine Person, welche dem stets an der Thür lauernden Handelsherrn verdächtig war oder schien, und in deren Fingerfertigkeit er großes Zutrauen setzte, so rief unser Freund sogleich einen seiner Commis, indem er sagte: „Herr N., bedienen Sie diesen Herrn, diese Dame D. L. M.! D. L. M.!“ Dies hinzugefügte D.

L. M. war nun das Handlungspersonal angewiesen, sofort zu entziffern, und es hieß nichts mehr und nichts weniger, als: „Das Luder mauf't!" — — (Man entschudige mir den Ausdruck).

Die Freimaurerei wäre ein mehr als harmloser Spaß und verdiente heute nicht die geringste Aufmerksamkeit von Seiten aller Vernünftigen, wenn sie sich lediglich auf ihre vier Pfähle beschränkte. Möchten doch die alten Kinder spielen und läppschen, so viel sie Lust hätten! — Allein diese Klicke sucht auf Unkosten des Ganzen einen Staat im Staate zu bilden, gleich den Israeliten (?), und sie benutzt alle nur erdenklichen Mittel und Wege, um ihre Interessen oben schwimmend zu machen. Unter sich in fortwährenden Anfeindungen sind sie sofort vereint, wenn es gilt, die Profanen zu bevortheilen.

Man suche sich Namenlisten der Logenmitglieder zu verschaffen und sehe diese durch, — der rothe Faden wird dann schon sichtbar werden! Es wird erklärlich: warum Dieser oder Jener bei Besetzung öffentlicher Stellen von gewissen Leuten besonders hervorgezogen, unterstützt und bevorzugt wird; weßhalb Jenem und nicht Diesem ein Orden, ein Gehalt, ein Geschenk und dergleichen ertheilt wird ꝛc. ꝛc. Wahrlich nicht umsonst strebt man in den Logen besonders Rednertalente zu erwecken und zu bilden. Man kennt zu sehr das Uebergewicht dessen, der im Stande ist, viel Worte über Weniges zu machen, schnell eine plausible Theorie zu entwerfen, oder dessen Wortgewandtheit hinreicht, der goldenen Praxis, welche selten mit Worten viel Bescheid weiß, den Mund zu stopfen.

Darum ist es an der Zeit, dem Popanz ernstlich und kräftig entgegenzuarbeiten, damit er nicht gar ein Uebergewicht erlange! — An vielen Orten scheint die liebe Brüderschaft zu schlummern oder in Ohnmacht zu liegen, und man glaubt nicht an deren fortwährendes Streben nach Einfluß; allein man vergißt die alte gute Fabel von der erstarrten Schlange! —

Die Oeffentlichkeit ist das sicherste Mittel, dem Kram ein Ende zu machen und die Leute zur Raison zu bringen. Möchten daher die Stimmführer der Nation, die öffentlichen Blätter, dieser wahrlich nicht ganz unwichtigen Angelegenheit einige Aufmerksamkeit schenken, und wenigstens dem Allgemeinen mit mir zurufen: Seyd auf Eurer Hut!"

Man kommt bei den beliebten Landtagen auf so viele Uebelstände zu reden, warum nicht auch auf die Freimaurerei?

B. S.

Bruchstücke aus einer metrischen Journalschau.

Es hat der sicher von Glück zu sagen,
Der sich will in das Blaue wagen,
Wie's oft zu thun pflegt der Komet;
Daß es nur ohne Sturz abgeht! —
Denn ein Komet erregt viel Grauen
Bei Männern, Kindern und bei Frauen,
Nicht, wenn er hoch fährt, sondern tief*),
Und wenn er in der Luft irrt schief!

— — — — — — — Ameise,
Die — ob man gleich sie hält für weise —
Doch dahin lenket ihren Schritt,
Wo Mensch und Thier sie oft zertritt!
Auch wenn sie pflegt sehr hoch zu kriechen,
Und auch zuweilen gar zu fliegen,
Dann große Regentropfen doch
Sie schnell verscheuchen in ihr Loch*)! —

Von der Posaune Frankfurts hallen
Nur Töne, die nicht weit erschallen;
Doch da sie gab ein falsch Gerücht:
Zog man den Bläser vor Gericht! —
Dies pflegte Nachts gar zu geschehen;
D'rum ist dies daraus zu ersehen:
„Wer einer Säng'rin Wahrheit sagt,
Der es mit Schaden oft beklagt!"

Dem Reichsanzeiger darf's nicht bange
Vor — Krankheit seyn, denn lange
Lebt man gesund bei Hausmannskost,
Entbehrt man auch den Wein und Most! —
Und diese Hausmannskost ist's eben,
Die ihm verschafft ein langes Leben,
Und auch den Deutschen sehr behagt:
D'rum Niemand über ihn auch klagt! —

Ich muß, als Dörfner, noch berühren
Die Dorfzeitung und admiriren,
Weil sie nicht so, wie Andere, lügt,
Mit Lichtenberg'schen Kalbe pflügt**)! —

Nachträglich muß ein Wort ich sprechen
Mit denen von euch, die Verbrechen
Begeh'n an Wissenschaft und Kunst,
Vormachen Leuten blauen Dunst. —
Und dieses thun mit dreister Miene,
Die Pfennig-Heller-Magazine,
Die für sehr guten Kupfer-Sold
Dem Käufer liefern schlechtes Gold! —
Da dieses Gold nicht hält die Probe,
So seh'n sie d'rauf, daß man sie lobe,
Beilege ihnen viel Gewicht,
Woran es ihnen sehr gebricht!

---

*) Im ersten Falle kann er weder mit unbewaffneten Auge gesehen, noch mit ungebildetem Verstande verstanden werden; im zweiten Falle aber kann er durch gräuliche Schwänze und kleinstädtische, medisante Klätschereien dem Janhagel sich doppelt furchtbar machen! —

*) Manche Leser wollten hier eine allegorische Anspielung auf den Ameisenvater wittern; aber diesen Lesern muß ich zurufen: „warum denket ihr so Arges in euren Herzen?" —

**) Unter allen Zeitschriften scheint diese Dorfzeitung den Humor Lichtenberg's allein zu besitzen, so, daß sie manche städtische Schwester übertrifft, und man deßwegen zu ihr sagen könnte: „Freundin! rücke hinauf!" —

D'rum sie — gleich Fleischern — sich bestreben,
Zulag' dem Käufer auch zu geben,
Weil man Beiwagen ihm zuführt*),
Mit Lexicis ihn honorirt!

Und dadurch können sie erlangen:
Daß sich in Sprenkeln Gimpel fangen,
Speckseiten kriegen durch die Wurst,
Und löschen auch des Geldes Durst!

*) Was durch die Hauptsache nicht bewerkstelliget werden kann, das muß durch die Nebensache geschehen; fast so: wenn Jemand durch die Vorderthüre nicht in ein Haus kommen kann, er es versuchen muß, durch die Hinterthüre hinein zu kommen!

Theater.

Theaterbericht.

Berlin, den 3. November 1836.

Mit dem Herannahen des Winters wächst das Interesse für die theatralischen Vorstellungen, und daher mögen denn auch in diesem Blatte die Novitäten, welche in dem verflossenen Monat an den hiesigen Bühnen aufgetaucht sind, kurz besprochen werden. — Bei der königl. Bühne kam Shakespeare's Richard der Zweite nach Schlegel's Uebersetzung, und für die Bühne eingerichtet von Eduard Devrient, wahrscheinlich durch die Bemühung des Letztern, zur Aufführung, welcher darin die Titelrolle spielt. Wir müssen es Herrn Devrient Dank wissen, daß er durch seine Bearbeitung diesem Stück bei der hiesigen Bühne Eingang verschafft hat, um so mehr, als die Darstellung desselben, mit wenigen Ausnahmen, sehr gelungen zu nennen war; obgleich es unter unserem Schauspielpersonal doch Einige gibt, welche Shakespeare'sche Gebilde nicht aufzufassen und wiederzugeben verstehen, was jedoch auf die Hauptdarsteller keine Anwendung findet. — Zwei neue Original-Lustspiele, „Das Fräulein vom Lande," von dem Verfasser von Lüge und Wahrheit, und „Die gefährliche Tante," von Albini, gefielen, wozu jedoch viel das ausgezeichnete Spiel der darin Mitwirkenden beigetragen hat, denn unser im Lustspiel beschäftigtes Personal ist vortrefflich zu nennen. Es dürfen hier nur die Damen Erck, Ch. v. Hagn, Bertha Stich, Clara Stich, Werner, v. Wrochem und die Herren Krüsemann, Devrient, Gern, Grua, Rüthling, Schneider, Stawinsky, Weiß namhaft gemacht werden, um zu überzeugen, daß wohl selten bei einer Bühne ein solches treffliches Ensemble zu finden ist. — Zwei kleinere Lustspiele aus dem Französischen: „Die Liebe im Eckhause" und „Hummer und Compagnie," beide von A. Cosmar übersetzt, kamen zur Aufführung, und fanden namentlich das letztere, Beifall.

Zur Feier der im Laufe des v. M. erfolgten Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Preußen mit dem Prinzen Carl von Hessen und bei Rhein, wurde ein neues Feenballet, „Undine oder die Wassernymphe," nach la Motte Fouque's Roman gleiches Namens, von dem Solotänzer Taglioni arrangirt, mit großem Pomp aufgeführt, und ist solches bereits sechs Mal bei überfülltem Hause und zu erhöhten Preisen gegeben. Die Pirouetten, Entrechats und Touren der Tänzer und Tänzerinnen liegen jedoch außer dem Beurtheilungsvermögen des Referenten, weßhalb er sich hierüber auch jedes Lobes oder Tadels enthält.

Der beinahe seit vierzig Jahren bei der hiesigen Bühne mitwirkende Schauspieler Beschort feierte am 10. October sein funfzigjähriges Jubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm die Anerkennung für seine mimischen Verdienste höchsten und höheren Ortes, so wie die Theilnahme seiner Kunstgenossen auf eine ausgezeichnete und ungeheuchelte Weise an den Tag gelegt wurde. Es war hierzu eine besondere Festlichkeit auf der Bühne des Schauspielhauses am Nachmittage des gedachten Tages veranstaltet, zu welcher sich eine große Menge Zuschauer eingefunden hatten, welche ihren lebhaften Antheil an dieser seltenen Feier des in jeder Beziehung achtungswerthen Künstlers zu erkennen gaben. Eine Benefizvorstellung, welche ihm durch die Huld des Königs bewilligt ist, wird in diesen Tagen statt finden, und der Jubilar im dritten Act von Maria Stuart den Schrewsbury, im vierten Act von Minna von Barnhelm den Riccaut de la Marlinière, im dritten Act von Hamlet den Polonius und in dem Schauspiel Quintin Messis, von J. v. Voß, die Rolle des Franz de Brind ausführen. — Rott, welcher in Carlsruhe, Frankfurt a. M. und Coblenz gastirt hat, wird in diesen Tagen von seinem achtwöchentlichen Urlaub wieder zurückkehren.

Das Königstädtische Theater hat für seine Oper bedeutende Talente in den Personen der Mad. Pohl-Beisteiner und der Herren Erl, Hölzel und Voß gewonnen. Mehrere Opern, worunter sich namentlich Fra Diavolo, Bellini's Unbekannte und Norma, das Nachtlager in Granada, Musik von Kreutzer, auszeichneten, haben das Talent der Genannten hinlänglich bekundet. — Ein historisches Drama, Amazampo oder die Entdeckung der Chinarinde, aus dem Französischen von A. Cosmar übersetzt, hat im Ganzen nicht angesprochen, obgleich es mehrere wirksame Scenen enthält. Auch Iffland's Dienstpflicht, auf dieser Bühne zum ersten Male gegeben, brachte um so weniger die gewünschte Wirkung hervor, als dergleichen Stücke auf dem königlichen Theater besser dargestellt werden. — Der Komiker Beckmann ist bedeutend krank, so daß die Aerzte an seiner Wiederherstellung zweifeln. Sein Verlust würde für die Königstädtische Bühne bedeutend seyn.

Zum Schluß mag noch eines dritten Theaters erwähnt werden, welches den Adler'schen Saal unter den Linden zu Vorstellungen benutzen wird. Es dürfte jedoch hierüber kein fernerer Bericht zu erwarten seyn, denn die bei solchen fungirenden Künstler bestehen respective aus — Ziegenböcken, Hunden und Affen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 291. (VII. Jahrgang.) Montag, den 5. December. 1836.

Das Kind.

Ich dacht' an die Tage der Kindheit,
Die lange entschwunden sind,
Da sah' ich mich selber noch spielend,
Ein himmlisch lächelndes Kind.

Da hob sich mein Busen in Wehmuth:
O sage mir, wo ich Dich find'?
Du selig spielender Knabe,
Du himmlisch lächelndes Kind.

Ich wandle auf glänzenden Fluren,
Es zittern die Blumen im Wind;
Doch Dich kann ich nimmer erschauen,
Du himmlisch lächelndes Kind.

Ich spähe in dämm'riger Stille,
Es säuseln die Lüfte so lind;
Doch Dich find' ich nimmermehr spielend,
Du himmlisch lächelndes Kind.

Es kehren die Tage nicht wieder,
Die lange entschwunden sind;
Nie find' ich den spielenden Knaben,
Das himmlisch lächelnde Kind.

L. Kosarski.

Der Mönch von Freiburg.

(Novelle von F. F.....r.)

(Schluß.)

Bertold sah den Heuchler mit einem Blicke des Vorwurfs und der Verachtung an.

Dieser verließ ihn augenblicklich, und Bertold, der boshaften Beschuldigungen kaum gedenkend, und froh, sich von dem Zudringling befreit zu sehen, gab sich ganz wieder seiner gewohnten Beschäftigung hin. — Lange hatte er gearbeitet, als es zu dunkeln anfing. Er hieß Evchen den Leuchter bringen, zündete das Licht an und setzte es vor sich hin auf die Platte. — Die angestrengte Thätigkeit hatte ihn erschöpft, und der Schlaf begann ihn zu überwältigen. Das Haupt auf den Arm gestützt, lehnte er sich hin und verschob auf diese Weise den Stein, so, daß eine weite Oeffnung in den dunkeln Schoos des mächtigen Mörsers hineinklaffte. — —

Da winkten die Dämonen dem Zufall. Der faßte einen Funken von der Leuchte, und warf ihn in die Tiefe des Mörsers. —

Weh! da flammte es wild empor, wie aus den Eingeweiden der Hölle. Ein entsetzlicher Knall begleitete das Feuer, das pfeilschnell aus dem Schlunde heraufgedrungen war, und die gewichtige Platte in tausend Trümmer zersplittert hatte. —

* * *

Schauerliches Schweigen herrschte in dem von Rauch geschwärzten Saale, und von den losgebrochenen Schrecken bebten und dröhnten die Wände und der Boden noch lange fort, und manches Stück der erschütterten Gewölbe löf'te sich ab und stürzte trümmernd nieder.

Ohne Zeichen des Lebens lag Bertold an den Boden hingestreckt von der furchtbaren Gewalt, aber vor seinem inneren Sinne hob es sich empor, wie der Vorhang auf der Grenze des Irdischen, der uns das unbekannte Jenseits verbirgt. — Der Traum umgab ihn mit lichterfülltem Gewölke, das sich zu öffnen begann und dem staunenden Blicke die Aussicht nach wundervollen Fernen darbot. Düfte des Paradieses wallten herüber, vereint mit entzückenden Klängen, welche die Räume durchwogten, gleich dem Jubelhymnus der Seligen. — Das Buch der Zukunft lag in azurnen Blättern vor ihm aufgeschlagen, und in Zeichen, die er nie gesehen, in einer Sprache, die er nie gekannt, — in der Schrift der Sterne las er

seinen Namen, an den sich Ruhm und Segen knüpften.

Er sah den glänzenden Ariel schweben, den himmlischen Knaben mit wallendem Goldhaar, an dessen rosiger Stirne der Abendstern funkelte, und vernahm, wie seine Lippe sprach:

»Mir ward der Sieg, durch Ihn! — Geendet ist mein Kampf wie der der Sterblichen. — Geendet ist der Krieg! Nicht hassen sich die Menschen mehr, nicht tödten sie sich mehr mit Keule, Schwert und Feuerrohr. — Ein Geist der Liebe herrscht durch alle Welt! Groß war das Opfer, das die Menschheit brachte, bis sie zum Tempel der Erkenntniß konnte dringen; so fielen Millionen auch der Kraft des Pulvers, bis es zur Wohlthat nur allein geworden!« — So sprach der Dämon.

Doch Abadonna der Böse, gräßlich anzuschauen wie die Larve des Lasters, wie das Bild der giftigen Seuche, gichterisch zuckend mit den schwarzen Drachenfittigen, lag hingesunken in den Staub, und knirschte das Geständniß seiner Ohnmacht, und kreischte: »Ich bin überwunden!« — Dann fuhr er auf den Flügeln des heulenden Sturmes, fruchtlose Flüche versendend, zum Sitze der ewigen Nacht. —

»Ja, das ist sie!« rief Bertold sterbend, als ihm ein süßes Kind mit weißen Schwingen aus der fernen Glorie entgegenschwebte, welches selig lächelnd die Aermchen gegen ihn ausbreitete und ihn empfangen zu wollen schien. — Da ward es plötzlich um ihn Nacht und Stille. —

Zwei Herren des Gerichtes traten herein (denn der Novize hatte Bertold heimlich angeklagt und sie herbeigeführt), welchen mit Scham und Widerwillen der Guardian folgte über die verhängnißvolle Schwelle.

Ihr Blick traf zuvörderst auf Bertold, welcher, nahe dem Mörser, am Boden lag; ihr nächster den Novizen Eustach, welcher der Erste heraufgeeilt, und im Augenblicke des fürchterlichen Ausbrechens der Mischung, zur Thüre hereingetreten war.

Nahe derselben lag er, mit geschwärztem Antlitz und eingeschlagenem Schädel an der Erde.

»Seht diesen, er ist es, den Ihr suchet, Ihr Herren,« sagte der Guardian mit noch vor Schrecken bebender Stimme, auf Bertold weisend, der mit sanft geschlossenem Auge, ohne allen Ausdruck des Schmerzes dalag, und in der Rechten eine Bleifeder hielt, als hätte er noch vor dem Scheiden der Nachwelt verkünden wollen, was in den letzten Augenblicken seines Erdenlebens sich ihm enthüllte.

»Betrachtet dieses Antlitz, und urtheilt, ob Einer so sterben kann, wenn er dem Bösen seine Seele schuldet,« fügte Hippolit schmerzlich hinzu. Schweigend betrachteten Alle die Leiche.

»Aber wo kam das Feuer her, das hier mit Donnerkrachen ausbrach?« wendete einer der Herren ein; »seht nur, mit welcher unbegreiflichen Gewalt diese schwere Steinplatte in zahllose Trümmer verwandelt wurde; in Scherben liegen alle Fensterscheiben?«

»Hier steht der Mörser noch,« entgegnete der Guardian, »die Substanzen die er enthielt, sind mir bekannt; die Kraft hat Gott hineingelegt, die uns noch unbekannt war. — Schwefel und Salniter, sagte mir Bertold selbst, und dieser Qualm, der noch immer diesen Ort erfüllt, bestätigt er nicht die Wahrheit seiner Worte? Die Materie mag sich wohl entzündet haben; Proben werden uns überzeugen. — Ich aber sage Euch, Ihr Herren, wenn ja hier Einer den Teufel beherbergte, so war es der da!« (Er deutete auf die Fratze des Novizen.)

Diesen und ähnlichen Worten des alten Klostervorstehers gelang es, die Vorstände des Gerichts zu beruhigen. Sie versprachen, von der Sache nicht weiter Gebrauch zu machen. Im ganzen Breisgau aber erzählte man sich mit großer Umständlichkeit die abenteuerlichsten Dinge von dem Teufel, der im Franciscanerkloster ausgetrieben worden. —

Noch muß erwähnt werden, daß von dem kleinen Evchen seit dem Tage, als sich dieß begeben, keine Spur mehr zu entdecken war.

Die Cholera, eine Weltkrankheit.

(Worte des Trostes für die Aengstlichen *).

Die Seefahrer, welche, nach einer langen Reise, sich den Küsten Ostindiens nähern, da, wo der Ganges in zahlreichen Armen dem Ocean zuströmt, werden durch einen greulichen Anblick erschreckt, der alle Freude über die glücklich vollendete Fahrt verstummen macht, und das Gemüth des Ankömmlings auf dem Boden der uralten Asia mit Scheu, Ekel und Grauen erfüllt. Die Wellen des Stroms, die Wogen des brandenden Seeufers spielen mit zahllosen Menschenleichen, die, entweder auf Matten und Breter gebunden, oder frei dem Elemente überlassen, in allen Graden der Fäulniß und Verwesung begriffen sind. Es sind die Leichen der Hindus, welche hier, alten Religionsgeboten gemäß, von den Verwandten und Freunden dem heiligen Strom übergeben werden, um entweder in ihm der Auflösung entgegenzugehen, oder dem Rachen der Krokodile und dem Schnabel der Aas-Geyer anheim zu fallen. Ein pestilenzialischer Geruch hängt über den niedrigen Ufern dieser Gegenden, und ist die Hauptursache der dort so häufigen, so schrecklich wüthenden Faul- und Nervenfieber, denen vor Allen die in der Nähe stationirenden Truppen so oft und so schnell unterliegen. In diese Gegend verlegen unsere Nosologen den ursprünglichen Herd der sogenannten asiatischen Brechruhr, denn von dort, oder überhaupt von indischen Gegenden aus, hat sich diese furchtbare Seuche seit einigen und zwanzig Jahren entwickelt, um, wie man von der französischen Revolution gesagt hat, ihre Reise durch die ganze Welt zu

*) Originelle Ansichten eines kosmopolitischen Theosophen, ursprünglich in der allgemeinen politischen Zeitung veröffentlicht. D. Red.

machen. Aus faulendem Menschenblut entwickelte sich, so sagen jene Aerzte, das furchtbare Gift, welches jetzt unsichtbar, in gespenstiger Schnelle bald da, bald dort erscheint, um zu vernichten.

Daß aber die faulenden Hinduleichen allein die Cholera nicht erzeugt haben, ist gewiß. Während die greuliche Sitte der Hindus schon seit Jahrtausenden die schönen Ufer des Ganges verunreinigt, hat man doch erst seit Kurzem die eigenthümliche Krankheit kennen gelernt, welche man jetzt Cholera morbus, Cholera gangetica, asiatische Brechruhr nennt, und in ihren wesentlichen Charakteren, in den Erscheinungen, deren Aneinanderreihung und Verlauf, und überhaupt in allen ihren äußeren Beziehungen eben so genau kennt, als jede andere Krankheit und als die früher so genannte Cholera. Von dieser letztern zeigte sie sich vielfach verschieden, wenn wir ihr Bild mit dem von Cholera-Epidemieen vergleichen, welche seit Sydenham von mehreren großen Aerzten scharf genug sind gezeichnet worden. Mit einem Worte, diese Cholera, welche jetzt die Welt verwüstet, ist eine neue Krankheit des Menschengeschlechts.

Keine der großen Seuchen, welche die Geschichte der Medicin uns aufweif't, kommt in allen ihren Zügen mit dieser Cholera überein, und eben so wenig als wir nachweisen können, wo und unter welchen wesentlichen Bedingungen die Pest, wo die Syphilis, die Blattern oder Masern entstanden seyen, können wir dieß von der gegenwärtigen Geißel der Menschheit sagen. Wahrscheinlich bleibt uns das genetische Verhältniß eben so verborgen, als wir niemals im Stande seyn werden, die Stöchiometrie des Pest- oder Blatterngiftes zu entwickeln.

Es ist nicht zu verkennen: in allen diesen gewaltigen Krankheiten des ganzen Geschlechts ist etwas Räthselhaftes, und, um das Wort ganz in seinem antiken Sinne zu gebrauchen, etwas Dämonisches. Der finstere, unerkannt schreitende, in grauenvollem Hohn auf das Einzelne in der Schöpfung hervorbrechende und es zerstörende Naturgeist hat sich jetzt diese Form gewählt, Menschen zu verderben. Von diesem Gedanken ausgehend, können wir einen Gesichtspunct finden, der uns die Krankheit von einer minder beunruhigenden Seite zeigt. Wenn wir nämlich annehmen, daß es eine allgemein wirkende, über die ganze Menschheit feindlich hinschreitende Naturkraft ist, welche hie und da einzelne Opfer fordert, so erblassen in dem Bilde die Schrecken des Einzelnen. Schon Cicero nannte ein gleichmäßig allgemein verbreitetes Uebel, eine communis miseria, etwas Tröstliches. Jede große Menschenseuche darf nur als ein allgemeiner Proceß der Erde gedacht werden. In unserm Bestreben nach Genuß, nach Sicherung dessen, was sich jeder Einzelne als Ziel seiner Wünsche setzt, in der Selbstsucht der Individualität vergessen wir Menschen gar zu oft, daß wir Theile eines großen Ganzen sind. Vergessen wir dieß im Staate, als Bürger, als Mitmenschen, als Familienglieder, so verfallen wir in geistige und moralische Krankheiten und Disharmonieen, die sich als Revolutionen, als Verbrechen gegen das Gesetz darstellen. Vergessen wir es als Theile der Natur, als Räder und Hebel in dem allgemeinen Erdorganismus, so verfallen wir leiblich in große, allgemeine Krankheitsprocesse. Wir treten aus dem ursprünglich vorgeschriebenen Gang unserer somatischen Entwicklungen, wir erkranken in Masse. Jedes Unrecht rächt sich, so also auch die Vernachlässigung ursprünglicher leiblicher Bedingungen. Das Unrecht an dem für Gesundheit bestimmten Leib rächt sich durch Krankheit. An dem Theile, damit du gesündigt, sollst du gestraft werden! Die Menschheit hat von jeher mit dem Bauche gesündigt, und man nannte schon lange vor Börhaave den Unterleib den fons malorum.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 25. October 1836.

Zwei wegen grober Betrügereien durch Steckbriefe verfolgte hier ansässig Gewesene, mit Namen Carl Fischer und Louis Neumann sind in Paris ergriffen und ausgeliefert worden. Eine Willfährigkeit, die, wenn schon wegen Auslieferungen von groben Verbrechern ein Uebereinkommen getroffen worden, doch nie statt gefunden, da man von Seiten Frankreichs einem solchen Verlangen zu genügen, immer zu umgehen gesucht, mithin anderer Seits, wie billig, dies Verfahren sich auch zur Richtschnur hat dienen lassen. Es müssen daher in Frankreich besondere Umstände in diesem speciellen Falle obgewaltet, oder man muß sich eines Bessern besonnen haben, überzeugt, das solche Scheinconventionen eben so wenig sich dazu eignen, Vertrauen zu erwecken, wie bei Privatpersonen leere Versprechungen, mit dem geheimen Vorsatz, sie nicht zu erfüllen.

Je weniger Verbrecher die Aussicht haben, sich der Strafe der Justiz zu entziehen, um so geringer muß die Zahl derselben werden. Abgesehen davon, welche Wohlthat daraus der bürgerlichen Gesellschaft erwachsen dürfte, ist auch in finanzieller Hinsicht ein Vortheil unverkennbar, denn mit der Abnahme der Verbrecher verringern sich auch die Kosten der Verpflegung derselben, und die Ersparnisse könnten wenigstens zur Verbesserung der Straf- und Besserungsanstalten verwendet werden, die deren gewiß mehr oder minder überall bedürfen. Bei dieser Gelegenheit will ich noch bemerken: daß eine große Umänderung des Criminalrechts uns bevorsteht, und daß die Strafen über Verbrechen sehr gemildert werden dürften, indem selbst ein Todschlag nicht mehr mit dem Tode, sondern nur mit Gefangenschaft bestraft werden soll. In der Theorie klingt dies allerdings sehr human, aber in der Praxis dürfte sich manche Schwierigkeit zeigen, die man übersehen hat. Es könnte leicht der Fall eintreten, daß die Zahl der Tödtungen sich vermehrte, denn je verdorbener und zu rohen Lastern der Mensch geneigt ist, um so mehr hängt er an diesem Leben, und die Furcht,

es einzubüßen — die ihm noch von Mord und Todschlag abhält — fällt nun fort. Ein Beweis, daß diese Besorgniß auf Erfahrung beruht, liegt in der üblichen Aeußerung roher Menschen, wenn sie sich eines Excesses oder eine strafbare Handlung erlauben wollen: „es kann doch nicht den Hals kosten.“

Die menschliche Natur sträubt sich allerdings bei dem Gedanken, einen Nebenmenschen etwas, was nicht zu ersetzen ist, das Leben zu rauben; wenn man aber als einen unbestreitbaren Grundsatz aufstellt, daß dies nicht statt finden darf, so ist es die höchste Inconsequenz, Krieg zu führen, wo man, statt einem Verbrecher den Tod zu geben, tausend Schuldlose zur Schlachtbank führt. Uebrigens sind die Todesurtheile der Gerichtshöfe — selbst wenn man annimmt, daß sich darunter auch wohl hin und wieder ein Justizmord befinden mag — im Verhältniß von den subtilen nur unbedeutend. Wie Mancher fällt dem Tode durch einen Quacksalber anheim? wie Viele finden ihren Tod durch hämische Verfolgungen, Kränkungen? wie Viele sterben nicht, dem Mangel unverschuldet Preis gegeben, wie Ugolino, vor Hunger. Doch dies ist ein so betrübender Gegenstand, daß man am besten thut, davon zu schweigen, weil alle Klagen und frommen Wünsche doch nichts zum Bessern zu ändern vermögen. Dies kann nur bewirkt werden, wenn man die menschliche Natur verwandeln könnte, und eine solche Metamorphose wäre etwas weit Wunderbareres, als alle Ovid'sche, die auch nur Erzeugnisse der Phantasie und nie in der Wirklichkeit gewesen sind.

Ein jüdischer Seidenwaarenfabrikant, Joel Wolff (Mit-Chef des Handelshauses Jakob Abraham Meyer u. Comp. hierselbst), kam darauf, in einer Bittschrift an des Königs Majestät den Wunsch zu äußern, daß der Monarch die Bestimmung, daß die Juden — wenn von ihrem Glauben die Rede ist — von den königlichen Behörden Juden genannt werden sollten, zurückzunehmen.

Die diesfällige Cabinetsresolution war hier bald abschriftlich im Umlauf. Ich war im Begriff, sie als einen sprechenden Beweis der nachsichtigen Humanität des Königs mitzutheilen, als sie in den hiesigen Zeitungen zur Kenntniß des Publicums gebracht wurde. Sie lautet also:

„Aus Ihrer Eingabe vom 22. v. M., deren Anlagen hierbei zurückgehen, habe Ich mit Befremden ersehen, daß Sie den Antrag gemacht, „„daß Ich durch ein Wort der Gnade Sie und Ihre Glaubensgenossen vor unverschuldeter Geringschätzung schützen und vor unverdienter Verachtung bewahren möge,““ und Sie haben die Veranlassung zu diesem Gesuch aus einer öffentlich bekannt gemachten Verordnung des Justizministers über die unpassenden Umschreibungen des Namens Jude, und in welcher zugleich an eine frühere und nicht gehörig beachtete Verordnung wegen jüdischer Vornamen erinnert wurde, welche Meiner Ordre vom 19. Juni zum Grunde lag, entnommen. In dieser Ordre habe Ich den Ministerien und Behörden anbefohlen, in ihren Berichten sich, wenn von Juden die Rede sey, der modernen, vielfältigen Umschreibungen dieser Bezeichnung zu enthalten, und wenn hieraus Geringschätzung und Verächtlichkeit in Hinsicht auf Juden gefolgert werden sollte, so kann dabei nur böser Wille oder Irrthum zum Grunde liegen, indem Ich nichts Anderes beabsichtigt habe, als diejenige Bezeichnung, welche in allen Gesetzen und auch in dem letzteren über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden vom 11. März 1812 aufgenommen worden ist, für die allein richtige zu halten, mithin auch für diejenige, deren sich die Ministerien und Behörden zu bedienen haben. Sie werden hieraus meine Absicht, den gesetzlich bestehenden Zustand der Juden aufrecht zu erhalten, und hieraus also auch entnehmen, daß es gar keines erneuerten Wortes der Gnade und Beruhigung bedarf. Eine vorurtheilsfrei unternommene Vergleichung der jetzigen und der frühern Zeiten in Bezug auf die Verhältnisse der Juden im preußischen Staate kann wohl nur zum Vortheil der Ersteren ausschlagen, und treue Erfüllung der Unterthanen- und Bürgerpflichten wird, zu welcher Religion sich auch die Einzelnen bekennen, von Mir nach wie vor stets anerkannt werden. Ich verstatte Ihnen, von dieser Ordre jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Berlin, den 15. October 1836.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Kaufmann und Seidenwaarenfabrikanten Joel Wolff Meyer, hier, Spandauer Straße Nr. 63.“

Wenn schon der Schluß dieses Cabinetsbescheides dem jüdischen Fabrikanten Joel Wolff gestattet: davon jeden beliebigen Gebrauch zu machen, so kann man doch wohl annehmen, daß dessen Bekanntmachung nicht von ihm veranlaßt worden. Dies ist aber auch ganz gleichgiltig, genug, sie bekundet die milden Gesinnungen des Königs Majestät und die humane Schonung, womit eine solche unziemliche Anmaßung behandelt worden, zugleich aber auch die Verhältnisse der Juden gegen die christlichen Bewohner des preußischen Staats. Friedrich der Große, der bekanntlich oft seine Bescheide mit Sprüchen aus der Bibel ertheilte, würde dem Joel Wolff vielleicht geantwortet haben:

„Siehst Du darum so scheel, weil ich so gütig bin?“

Aber die Zeiten haben sich sehr geändert, und es ist würdevoller, in einem milden doch ernsten Tone einen vorschnellen Supplicanten zu belehren und zurechtzuweisen, der sich unbefugter Weise aufgeworfen hat, den Wortführer und Fürsprecher seiner Glaubensgenossen zu machen, und ganz unüberlegt erklärt, daß sie sammt und sonders, wie er, die Bezeichnung ihres Glaubens, nach herkömmlichem Gebrauch, für eine Schmähung halten. Wenn man mit dem Worte Jude einen nicht Achtung gebietenden Nebenbegriff verbindet, so liegt die Schuld doch wohl an denen, welche durch ihre Denk- und Handelsweise ihn hervorgerufen haben. Jeder Jude, der sich durch seine Sittlichkeit, seine guten Eigenschaften des Herzens und des Verstandes auszeichnet, wird von jedem Unbefangenen, der nicht zur Kategorie der rohen Volksmasse gehört, nach Verdienst gewürdigt und geachtet werden. Dem Griechen ist es noch nicht eingefallen, gegen diese Benennung zu protestiren, obschon man unter den Namen un grec einen verschmitzten, betrügerischen Menschen und falschen Spieler verstand.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 292. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 6. December. 1836.

Cäsonia und Danae.

(Novelle aus den Zeiten des Tiberius.)

Von Julius v. St. Felix.

I.

Deine Tage, Danae, sind den Rosenblättern gleich, die der Morgenwind dem Strome der Tiber zuweht. Sie kommen, sie folgen der Strömung, diese leichten Blätter, und verlieren sich endlich im Meere. Doch der Strauch, der sie verlor, trauert nicht um sie; er ist jung und stark, und bedeckt sich wieder mit neuen Knospen. — Du, Du kümmerst Dich so wenig um Deine Stunden, als er um seine Blumen, Du kannst der Blätter noch viele in der Gegenwart und Zukunft verlieren..... Kaum hast Du eine Vergangenheit.... Wie alt bist Du Danae?....«

»Dies kann ich Dir sagen, Sabinus Vinder; ich gehöre zu denen, die jedes neue Morgenroth froh begrüßen. Heute, seit siebzehn Jahren, bin ich, wie Du bereits weißt, die Tochter des Corvinus Cimber, eines römischen Bürgers, und ach! aus der Classe der Plebejer! . . .«

»Du magst reden, was Du willst, — Danae, Du wirst mich doch nie überzeugen, daß Du undankbar gegen die unsterblichen Götter seyn möchtest. Sie gaben Dir Schönheit, wie der Sabinerin Herselia, die der göttliche Romulus entführte; sie gaben Dir den rechtschaffensten der Bürger zum Vater. Unter allen Mädchen Deines Stadtviertels bist Du am meisten geliebt; alle Mütter beneiden das Glück der Deinigen, obwohl sie todt ist, und ich kenne mehr als einen jungen Patricier, der Dir zu begegnen wünscht, wenn Du, mit der Amphora auf dem Kopfe, singend von der Tiber zurückkehrst.«

»Was von mir die Patricier denken mögen, kümmert mich nicht, aber gewiß bin ich, daß Keiner von Ihnen mir je zu nahe kam, oder nur ein Wort von Liebe mir vorgesprochen hat.« —

»Ich glaube es Dir, Danae! Da Du schön bist, bist Du auch stolz; in Blicken und Betragen bist Du zurückhaltend. Uebrigens kennst Du unsere heutigen jungen Patricier zu gut .... Seit Rom Herrscher hat, verschleierte die Bildsäule der Scham ihr Antlitz . . . und sicherlich, nie wird der alte Kaiser Tiberius die beleidigte Göttin rächen. Man sagt, er sey krank auf der Insel Caprea, der alte, ekelhafte Trunkenbold.«

»Ach! Sabinus Vinder, schon so oft bat ich Dich, das Aufbrausen Deines Zornes zu mäßigen, Dein republikanisches Blut ist unbezähmbar... Liegt Dir denn nichts an meinem Kummer, wenn man Dich dem Cäsar angäbe! . . . .«

»Deine Besorgniß, Danae, ist die Wonne meiner Seele, und in dem Bewußtseyn, daß Du, wenn auch nur ein wenig, Dich mit mir beschäftigst, würde ich gern alle Tage Gefahren aufsuchen . . . Vieles, sagt man, müsse man den Frauen nachgeben. Es gibt verderbliche Orakel; wenn der Altar nicht mit Geschenken beladen ist, bleibt das Orakel ernsthaft und stumm. Was mich betrifft, Danae, so gebe ich Jedem, der es haben will, mein Leben für ein Lächeln von Dir, für eines Deiner freundlichen Worte.«

»Sabinus, wenn ich wenig von meiner Liebe spreche... Nun? . . .«

»So ist es darum, weil meine Liebe zu Dir lebhaft in meinem Innern spricht — Doch sieh', dort kommt meine Schwester Cäsonia; sie sucht uns am Ufer des Flusses auf. Unsere abendlichen Zusammenkünfte sind ihr bekannt, und sie ist eine zärtliche und verschwiegene Vertraute. Ihre tiefe Schwermuth, die oft sich plötzlich über ihre Stirne verbreitet, betrübt mich sehr; das Lächeln in ihren Blicken und auf ihren Lippen mag noch so heiter glänzen, doch sieht man immer einen trüben Schleier darüber gebreitet.«

»Welcher Kummer quält nur Cäsonia? sprich doch mit ihr, Sabinus.«

»Deine Schwester und ich, Cäsonia, wie wir Dich

rommen sahen, meinten, da kommt die Freundin unseker Liebe.«

»Und ich, da ich auf Euch zukam, sagte mir: dies sind die zwei schönen Tauben, meine Schützlinge, die sich an den Ufern der Tiber fanden. Der Zufall ist ein mächtiger Gott! Sieht man Danae, so darf man um Alles wetten, daß Sabinus Vinder aus der Erde heraufsteigen, oder von den Wolken herabkommen werde.«

»Unsere Cäsonia ist heute Abend in ungewöhnlich guter Laune. Zu welchem Tempel trug sie heute Tauben oder junge Ziegen?«

»Ich opferte dem Kastor.«

»Das ist aber der Gott, der dem Wagenrennen vorsteht. Will vielleicht meine Schwester dem römischen Volke Spiele erbitten.«

»Kastor ist auch der Gott der brüderlichen Freundschaft, Danae.«

»O, welch' sanfte und erhabene Seele bist Du, Cäsonia!«

»Wenn Sabinus Vinder so zu mir spricht, fürchte ich immer, er spotte meiner.«

»Liebe Cäsonia, warum annehmen, daß Sabinus in Dir nur meine Schwester bewundere? .... Warum glaubst Du nicht, daß Du eben so hoch in seiner Liebe und Achtung stehst?«

»Warum, Danae? Du sagtest ja warum?....«

»Ich habe es gesagt, liebe Schwester!«

»Nun! so frage Diana, warum sie mit so vielem Vergnügen ihren Jagdhunden schmeichelt ... Die Jägerin will das Reh erreichen ....«

»In Wahrheit, Cäsonia, Deine Reden betrüben mich, und ich schwöre Dir bei den Manen meiner Mutter und bei dem Tempel Jupiters ....«

»Warum willst Du schwören, Unbesonnener! Du weißt wohl nicht, daß ein Eid eine Kette ist, eine Kette, leicht zu zerbrechen, von welcher aber immer ein lästiger Ring am Fuße haften bleibt. Doch laß sehen, was willst Du mir schwören?«

»Du hast mich erschreckt, schöne Cäsonia!«

»Da seht nur den wilden Bürger Roms; die Warnungen eines jungen Mädchens zwingen ihn, Schwert und Schild wegzuwerfen. Was wolltest Du mir schwören, Sabinus Vinder?«

»Du hast also großes Verlangen, es zu wissen .... und wenn ich nun in der Folge meine Kette sprenge, Cäsonia?«

»Wohl! der Ring wird Dir stets folgen, ein Stachel in Deinem Gewissen.«

»Dann bist Du geächt, Römerin?«

»Ohne Zweifel.«

»Und auch wohl getröstet?«

»Nun .... Was wolltest Du mir denn schwören, Sabinus?«

»Soll ich es ihr sagen, liebe Danae?«

»Meine Schwester gehört zu den Leuten, denen die Götter vergaßen, ein Königreich zu verleihen. Durch Erbrecht gebührte ihr die Krone des Tygranes; die Wünsche Cäsonia's sind Befehle; wenn sie befiehlt, widersteht Niemand. Ihre Worte und ihre schönen Blicke ergreifen das Herz. Ich rathe Dir, Sabinus, meiner Schwester zu gestehen, was Du sehr wünschest, ihr nicht zu verhehlen.«

»Ich gehorche, hier hast Du meinen Eid:

»Ich schwöre Dir, Cäsonia, daß meine Freundschaft zu Dir ganz uneigennützig, durchaus cäsonianisch ist.«

»Setze noch hinzu: und daß sie Deine Liebe zu meiner Schwester in Deinem Herzen überleben würde, wenn diese Liebe je verlöschen könnte.«

»Ich schwöre es, beim Jupiter und den Manen meiner Mutter.«

»Das ist heldenmüthig. Sabinus, Du bist ein wahrer Römer der Republik.«

»Doch schon fängt Hesperus an, sich zu neigen, und die Schatten verlängern sich.«

»Meine Lieben, das ist die Stunde, wo der Vater ermüdet aus den sabinischen Feldern zurückkehrt. Er liebt es, seine beiden Töchter dann an der Thürschwelle zu finden. Das sind seine festlichsten Augenblicke, das seine Freuden, seine Triumphalspiele. Danae, laß uns zum Hause des Vaters zurückkehren, bereiten wir ihm das Bad, die kräftenden Weine, die in der Asche gebähten Brote und das Mahl für den Abend. Wofür hält man ein junges Mädchen, das die Pflichten des häuslichen Herdes vergißt? Wofür anders, als für eine Schmarotzerpflanze im Familiengarten? Laßt uns also das Ufer der Tiber wieder hinaufsteigen, und die Sorgen des Tages in seinen Strom werfen, daß er sie mit sich in das weite Meer trage. Hört Ihr die Trompeten und Hörner? ... es sind die prätorianischen Legionen, die in ihr Lager zurückziehen .... Sie umgeben Roma während ihres Schlafes und bewachen sie mit Sorgfalt .... O! Tiberius ist ein Vater des Vaterlandes; wenn er auch nicht selbst für uns wacht, wenn er auch seine Insel bewohnt, so seyd doch versichert, er vergißt darum seine Kinder nicht; denn er spricht zu den Schwertern und Pfeilen: »Stellt Euch um sie herum und sogar gegen sie.« Tiberius Cäsar ist ein sanfter Imperator, und ich bin gewiß, Sabinus Vinder wird mich nicht Lügen strafen.«

»Wahrlich, Cäsonia, Deine Reden sind weise, wie die Harmonie des Windes in den hehren Wäldern. Du bist weise, Du bist schön, der Freundschaft bist Du ganz hingegeben, Dich möge Rom hoch verehren; ich bin der Erste, der vor Dir sich beugt.«

»Sabinus, Sabinus, sey sparsam mit Deinem Weihrauch .... es ist noch eine andere Gottheit da. Doch kehren wir nach der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera, eine Weltkrankheit.

(Fortsetzung.)

Dieß allein ist es also gewiß auch nicht, was jetzt die Cholera, so wie in früheren Jahrhunderten den schwarzen Tod und andere Seuchen herbeigeführt hat. Die Menschheit hat sich in ihrem somatischen Entwickelungsgange zu einer Seuche vorbereitet, wie sie es in ihren Oscillationen leiblicher Entwickelungen immer thun muß; aber daraus mag wohl eben so wenig, als aus dem Gifte der Hinduleichen, allein die Choleraseuche abzuleiten seyn. Ein anderes, großes, ja das größte Moment, was hier noch in Rechnung zu setzen, ist die Erde, diese große Welt selbst, auf welcher sich die Milliarden kleinerer, abhängiger Organismen bewegen. Die Erde selbst ist krank, wie sie es bei der Entstehung jeder neuen Menschenseuche, wie sie es in andern Verhältnissen bei Epizooticen, oder selbst da ist, wo der Brand im Getreide die Fluren ganzer Provinzen verwüstet. Was wissen wir über die inneren Vorgänge in unserer allgemeinen Mutter? was von den Katastrophen, wo sie sich in Vulcane, in Schlammeruptionen oder in der Entwicklung von Dünsten und Dämpfen umgestaltet? Was wissen wir von den Schwankungen der Wasserbedeckungen, von den verschiedenen Spannungen des Luftkreises und seiner zahllosen chemischen Umänderungen? Ueber die Ursachen und die innere Pragmatik dieser und vieler ähnlichen tellurischen Ereignisse und Zustände wissen wir so viel als nichts, geschweige denn von ihrem Einflusse auf den Menschen, auf das Leben des Menschengeschlechts im Großen. Es wird daher nicht gemißbilligt werden, wenn wir an solche Alterationen des Erdballs und an ihren Einfluß auf die menschliche Natur erinnern.

So wollen wir also die Cholera als das Resultat sehr mannichfaltiger tellurischer, atmosphärischer Katastrophen, im Conflicte mit gewissen somatischen Verhältnissen des Menschengeschlechtes betrachten. Der Mensch erkrankt nicht für sich, als ein von dem großen Erdkörper gesondertes Wesen. Um ihn von diesem, seinem allgemeinsten Träger, abzuscheiden, gibt es keinen physischen und keinen geistigen Isolator. Und diese Entwickelungen mußten auf Erden und am Menschengeschlecht eben so nothwendig eintreten, als irgend ein historisches Factum je nothwendig in unserer Geschichte aufgetreten ist. Der Einfluß des Makrokosmus oder der ganzen Erde, auf jeden lebendigen Bewohner der Erde oder auf jeden Mikrokosmus, waltet in jedem Verhältnisse; aber wir sind nur zu sehr gewohnt, dies zu vergessen. Jenem Einflusse entspricht auch das alte Wort: Du bist Erde und zu Erde sollst du werden. Jener große Organismus, die Erde, zieht das freie, selbstständig scheinende Einzelleben gewaltig in seine Kreise herab; er macht seine gewaltigen Kräfte über den Mikrokosmus geltend, er vererbet es gleichsam: da folgt Entmischung auf Entmischung, und endlich, wenn die todte Materie das Uebergewicht erhalten, schlägt das Zünglein der Wage um zum Tode des Einzelnen; dies nennen wir Sterben. Aber diesen, gleichartig durch die ganze Schöpfung herrschenden Proceß beherrscht eine gewaltige Rhythmik. Wäre dies nicht, wie könnten wir von den Gesetzen der Mortalität, von denen der Geburten, von der periodischen Wiederkehr gewisser Epidemieen reden? Ohne die Anerkennung der Wahrheit dieses Verhältnisses könnte es keine Lebensversicherungen geben, Anstalten, die jetzt schon in mehreren Ländern den wohlthätigsten Einfluß auf tausend bürgerliche Beziehungen äußern.

Wir sehen also eine höhere Nothwendigkeit, ein unverkennbar gesetzliches Walten geheimnißvoller Kräfte in diesem Streben, in dem bunten Wechsel von Leben und Vergehen. Und siehe, unser Auge, das früher, thränenvoll bei schmerzlichen Verlusten, nach einem Anhaltpuncte sich sehnte, blickt mit heiterer Zuversicht nach Oben, wohin wir ahnungsvoll das Maß und die Leitung aller menschlichen, aller irdischen Schicksale versetzen. Wenn wir sonst, zaghaft, nur die Grausamkeit der Natur in jeden Ereignissen anerkennen konnten, da das tragische Schicksal den Geliebten aus unsern Armen führt, so beruhigen wir uns jetzt bei dem Gedanken, daß wir, Glieder der großen Kette, einem allgemeinen Gesetze unterworfen sind. Gewiß, in dieser Ansicht von einer jeden Seuche, daß sie nämlich nach einem höheren Gesetze, nach einer harmonischen Vertheilung von Tod und Leben, unter die Sterblichen tritt, hierin liegt für Jeden, der sich solche Gedanken befreunden kann, ein hoher Trost! — Was ist der einzelne Mensch in dieser unendlichen Vielheit, in dieser Verkettung unzähliger Glieder, in dieser tausendfältigen Friction des Lebens? Er ist, um ein schwaches, aber faßliches Gleichniß zu gebrauchen, wie ein Haar auf dem Scheitel des Menschen. Warum wird dieses Haar grau, während jenes noch alle Frische der Jünglingslocke zeigt? Warum entkleidet sich jener Scheitel schnell, jener niemals seines natürlichen Schmuckes? Wer möchte behaupten, daß die Haare auf einem Haupte, das hehre Gedanken zu denken gewohnt ist, deßhalb früher oder später ergrauen, früher oder später ausfallen? Oder, mit andern Worten, was macht sie bleichen, was fallen? Sicherlich nur der ganze Lebensgang des Menschen; aber obgleich jedes Haar seinen eigenen Lebensweg geht, und gesetzmäßig geht, so wissen wir arme Menschen doch nicht einmal die Lebensgeschichte eines Haares voraus zu bestimmen! Das Schicksal der einzelnen Menschen aber, ihre Geburt und ihr Tod, es ist, im Vergleich und Zusammenhang mit der leiblichen und geistigen Lebensgeschichte der Menschheit, nicht mehr als ein Haar. So die Menschen, welche einer Weltepidemie unterliegen: ihre Zeit war gekommen, und sie fallen ab. Nicht blos in der Geburt, auch im Tode der Menschen tritt die ewige, gesetzmäßige, erhabene Schöpfungskraft unseres Planeten hervor.

(Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 25. October 1836.

(Schluß.)

Die Vermählung des Prinzen Carl von Hessen und bei Rhein mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Prinzen Wilhelm, Bruders Sr. Majestät des Königs, hat hier eine Menge Fremde hergezogen, in die für eine so große Stadt auffallende Stille ein regeres Leben gebracht, und da die der Braut ihrer hohen Geburt gemäße kostbare Ausstattung hier angefertigt worden, so hat dies eine bedeutende Summe Geldes in Circulation gebracht und einer Menge arbeitsamer und kunstfertiger Hände eine belohnende Beschäftigung verschafft.

Von der Feierlichkeit vor, bei und nach der Vermählung des jungen hohen Brautpaars will ich nichts erwähnen, da deren Beschreibung zu den officiellen Artikeln der Zeitungen gehören, und von der einen in die andern, wie ein Lauffeuer, übergehen; nur über die erwähnte Aussteuer mögen hier einige Worte stehen. Nach einem alten Herkommen ist eine solche Aussteuer einer Prinzessin einige Tage vor deren Vermählung, auch wohl, um die Neugier zu befriedigen, nach solcher zur Schau für das Publicum ausgestellt. Dies war aus diesmal der Fall, den Tag vor der Vermählung der Prinzessin und an dem Vermählungstage selbst auf eine bestimmte Zeit. Schon einen Tag früher, als man diese Aussteuer in Augenschein nehmen konnte, war eine Menge Menschen, hauptsächlich weiblichen Geschlechts, nach dem königlichen Schlosse geströmt. Nachdem sie lange vergebens gewartet, um ihre Augen an so köstlichen und geschmackvollen Gegenständen der Industrie und der Kunst zu weiden, erfuhren sie, daß ihre Schaulust nur erst am folgenden Tage befriedigt werden könne. Die Menschenmasse zerstreute sich also wieder, und Jeder, der seinen Zweck verfehlt, hatte sich dies lediglich selbst beizumessen. Am folgenden Tage war der Zudrang noch weit größer, und wenn sich auch darunter mehrere anständige Frauenzimmer aus dem höhern Bürgerstande befanden, so bestand doch die Mehrzahl aus Weibern der untern Volksclasse und aus männlichem Plebs. Alles strömte nun die hohen Schloßtreppen hinauf; und es entstand dadurch ein solches Gedränge, daß Einige aus den Fenstern der Treppe, aus Angst, erdrückt zu werden, um Hilfe schrieen. Dies hätte, wie ich glaube, leicht vermieden werden können, wenn man am Eingange eine Chaine von Militär gezogen und nur so vielen Personen durch solche den Eingang gestattet hätte, welche bequem und ohne Lebensgefahr hinaufsteigen und die Ausstattung sehen konnten; bei der Rückkehr, mit gehöriger Beschränkung des Verweilens, hätte dann wieder einer verhältnißmäßigen Anzahl Neugieriger der Eintritt erlaubt werden müssen. Es fehlte aber an allen Vorkehrungen, um dem rohen Ungestüm der Herbeigeströmten Einhalt zu thun. Dazu waren ein paar Gensd'armen und Policeisergeanten viel zu wenig. Auf das Hilfegeschrei suchten diese nun zwar einzuschreiten; aber einer der Policeisergeanten benahm sich dabei auf eine so rohe Weise, daß er sich durch die von den Treppen, um sich zu retten, herabgehende Menge drängte, und eine anständige Kaufmannsfrau am Arme ergriff, um sie herunterzureißen. Wäre ihr Gatte bei ihr gewesen, so würde dies wahrscheinlich zu einem Zwist Veranlassung gegeben und wohl gar zu einer sehr unangenehmen und störenden Scene das Signal gegeben haben.

Die so plump behandelte Kaufmannsfrau wurde gleich darauf die Frau eines Policeicommissärs gewahr, welche sie persönlich kannte, und sie konnte nicht umhin, zu fragen:

Was ist dies für ein ungezogener Policeisergeant?

„Es ist u. s. w. (?)" war die Antwort, und auf die Beschwerde der Kaufmannsfrau über eine solche Behandlung wurde ihr erwiedert:

„Das kann man ihm nicht verdenken. Es werden die Leute oft gereizt und verlieren die Geduld."

Ein offnes Geständniß der Frau Policeicommissärin über ihren Sergeanten, woraus sich erklären läßt, wie wenig Zuneigung und Vertrauen man zu dergleichen Personen hegt.

Uebrigens hatte Viele nicht die Schaulust und Neugierde herbeigelockt, sondern die Lust, in dem Gedränge durch Diebsgriffe im Trüben zu fischen, und es sind auch Mehrere deßhalb ergriffen und in gefängliche Haft abgeliefert worden. Man kann es freilich nicht in Abrede stellen, daß es große Schwierigkeiten hat, bei solchen Gelegenheiten allen Ungehörigkeiten, Unglücksfällen und Manoeuvres der Industrieritter vorzubeugen; sollte es aber nicht Maßregeln geben, sie wenigstens möglichst zu verringern? — Dies ist doch wohl eine sehr verzeihliche Frage?

Das Lied vom Schatz.

Ich hab' einmal einen Schatz gehabt,
Es war gar ein gutes Weib,
Sie liebte mich mit Leidenschaft
Zu ihrem Zeitvertreib.

Es ging Alles, wie's gewöhnlich geht,
So lang' ich bei ihr war,
Und als ich von ihr Abschied nahm,
Da weinte sie sogar.

Sie wollte treu seyn bis zum Tod,
Und hätt' den Schwur erfüllt,
Wenn sie nicht einen Mann gebraucht,
Der ihre Schmerzen stillt.

Denn es wollt' ihr gar nicht in den Sinn,
Daß ich nicht bei ihr sey,
Und weil der Eine ihr gefehlt,
So nahm sie deren Zwei. —

Carl Baron v. Schweizer.

Auf einen Trunkenbold.

„Ich bin ein großer Freund vom Wein!
Folgt meinem Beispiel, lieben Brüder,"
Versichert oft Lobin: „schenkt tapfer ein!"
Der Fall muß umgekehrt nicht seyn,
Oft wirft der Wein zur Erd' ihn nieder.

J. F.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 293. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 7. December. **1836.**

Die Braut.

Glücklich nennt man mich, beneidet
Mich um Reichthum, Hoheit, Pracht,
Fühlet nicht, wie unglückselig
Und wie arm mein Glück mich macht.

Mit dem Frieden meines Lebens
Zahl' ich diesen eitlen Glanz,
Und die Myrtenkron' im Haare
Wird für mich zum Todtenkranz.

Weil mein Blick in Thränen zittert
Tadelt strenz der Vater mich,
Und die Schwestern schmücken lächelnd
Mit den Brautgewändern sich.

Nur die Mutter drückt mich sinnend,
Tiefbetrübt an's treue Herz,
Denn sie fühlt in meinen Schmerzen
Einmal noch den eignen Schmerz. —

Carl Baron v. Schweizer.

Cäsonia und Danae.

(Von Julius v. St. Felix.)

(Fortsetzung.)

II.

Auf einem Pfade längs der Tiber nahmen sie langsamen Schrittes ihren Rückweg; die beiden jungen Mädchen stützten sich eine auf der andern Schultern, ähnlich der Gruppe von Korinth, und Vinder folgte ihnen, in seine weiße Toga gehüllt, die rechte Hand unter deren Falten verborgen. Er ging schweigend nach, jedoch den Kopf in der Höhe und das Auge wachsam. Seine versteckte Hand hielt fest an dem Griff eines breiten Schwertes, und so oft ein Schatten hinter dem hohen Gesträuche des Ufers vorbeiglitt, bewegte diese Hand sich rasch, und trieb nachher das Eisen wieder langsam zurück. Mehrmals wandte Danae sich um und lächelte ihrem Geliebten zu, und mehrmals senkte Cäsonia den Kopf und seufzte. Die Wasser der Tiber standen hoch; es war um die Regenzeit. Indessen hatte die Dunkelheit, die einen klaren Abend versprach, alles Gewölk gegen Westen getrieben, und von der Küste Ostias her schienen goldene und purpurne Berge sich zu erheben. Nicht ein schicksaldeutender Vogel zog durch die Lüfte; in der Ferne sangen Hirten, und die aufziehenden Sterne lächelten über den Grabmälern und den kleinen Tempeln in Roms Gefilden. Auf einmal zeigte sich neben ihnen, auf dem Strome, eine lateinische Barke; sie hatte nur eine Reihe Ruder und steuerte den Fluß aufwärts. Mehrmals warf Vinder unruhige Blicke auf dieselbe, sie schwamm jedoch in der Mitte des Flusses.

In der Gegend der Gärten des Julius Cäsar angelangt, sagten die jungen Mädchen zu Sabinus:

»Wir sind nun an den Thoren Roms....«

»Wolltest Du wohl jetzt Deine Schritte mäßigen Vinder! Du weißt, welch' offenes Auge beim Eintritt der Nacht die Matronen des Stadtviertels jenseit der Tiber haben! . . . Sie sind sehr hellsehende Nachtvögel!«

»Die Zunge einer Matrone,« erwiederte Vinder, »ist weniger schnell und weniger tödtlich, als die Hand eines Freigelassenen . . . Cäsar Tiberius hat viele Füchse, die für ihn in diesem Theile der Stadt herumschleichen!«

In diesem Augenblicke kam ein Centurio der Prätorianer. Indem er dem Flusse zuging, streifte der Rand seines Mantels am Arme Cäsoniens. Diese schreckte auf, lächelnd betrachtete sie der Centurio, dann warf er seinen Blick auf Danae und sagte im dorischen Dialekte: »Wer die Eine sieht, sieht auch die Andere.«

Die unterirdischen Götter wollten, daß Vinder diesen Dialekt verstand, den man in Rhodos, wo er sich geraume Zeit aufgehalten hatte, sprach. Er antwortete also dem Centurio:

»Und wer sie alle Beide sieht, sieht die Ehre Roms.«

»Junger Mann,« erwiederte der Centurio, »bist Du ein Grieche?«

»Bist Du ein Römer,« fragte Vinder, der die Prätorianer haßte.

Hierauf antwortete der Centurio lateinisch:

»Eine Frau bewachen, ist schon viel, aber ihrer zwei zu bewachen, ist eine Heldenthat!«

Sabinus erwiederte:

»Was ich beschützte, blieb stets unter meinem Schilde.«

»Bist Du vielleicht ein bissiger Hund der Molosser*)?« meinte der Prätorianer.

»Du bist wahrscheinlich ein ausgehungerter Wolf?« versetzte der junge Mann.

Wie zwei Blitze fuhren die Schwerter heraus, und schon hatte der Centurio die Spitze des Vinder gefühlt.

Die beiden Mädchen schrieen laut auf und der Widerhall eines Grabmals trug den Schall zu einigen Soldaten, die an den Ufern des Flusses zerstreut herum wandelten. Diese eilten herbei, und da sie den Centurio verwundet sahen, wurden sie wüthend. Sabinus Vinder erkannte die große Gefahr für Cäsonia und Danae: er hob sein Schwert, rief die Götter Roms zum Beistande an, deckte mit Arm und Brust die beiden Mädchen und schritt rücklings, den Prätorianern die Spitze bietend und Blitz für Blitz, Schimpf um Schimpf, Verwünschung gegen Verwünschung erwiedernd. Der Pfad indessen, der längs dem Flusse hinlief, berührte fast dessen Gewässer; für Danae und Cäsonia war es nun gefährlich, in dieser Verwirrung sich noch weiter voran zu wagen. — Sabinus schrie:

»Laßt uns hier bleiben, die Götter mögen das Uebrige schicken!«

Dieses sagend erhielt er einen Lanzenstich in den linken Arm; jetzt erhob er sein blitzendes Schwert und schwang es wie ein Rad, man konnte sagen, einen flammenden Kreis, um die jungen Mädchen, die dieses homerische Schwert beschützte. Sie waren zu des Vinder Füßen gefallen, und mit einer Hand drückte er die ihrigen, mit der andern bedeckte er seine Gegner mit Blut. Auf die Verwundungen erfolgte Schreien, und den Laut erstickte der Tod. So dauerte der Kampf fort. Sabinus fühlte die Stöße und Hiebe nicht, die er empfing; seine Seele vergaß den verwundbaren Körper, sie war ganz auf der Spitze seines Schwertes und lenkte sie zu tödtlichen Stichen. Er war der von Pfeilen starrende Löwe, der die Jäger zerfleischt. Auf einmal bemerkte er nur eine der Jungfrauen zu seinen Füßen. Ein Schrei entfuhr ihm, dem Brausen des Meeres gleich; er ergriff das junge Mädchen, das ihm geblieben, und stürzte sich mit ihr an den Fluß, um sich der Andern zu bemächtigen, die, wie er jetzt flüchtig bemerkte, die heillose, die verrätherische Barke mit sich fortführte . . . . . Allein die Kräfte verließen ihn, ohnmächtig fiel er nieder, denn sein Blut floß in Strömen.

»Er ist todt!« sagten die Prätorianer.

»Auch sie ist todt,« wiederholten sie, nachdem sie das junge Mädchen näher untersucht hatten.

Sie begaben sich in ihr Lager zurück und nahmen ihre Todten und Verwundeten mit sich fort. Nun kehrte das Stillschweigen wieder, und setzte sich an die einsamen Ufer, die eine Hand über das flache Land ausgestreckt, die andere vor den Mund haltend. Die Wellen trugen Fetzen der Tunica und ein wenig Blut hinweg; die Blumen erhoben sich wieder auf ihrem Stengel und der frische Wind der Nacht seufzte immer noch durch die Mastixbäume und die krausen Cedern. Vielleicht, daß ein irrender, dem nächsten Grabe entstiegener Schatten das Freie im hellen Lichte des Mondes besuchte; vielleicht schwebte er in bleicher, dünner Gestalt am Flusse vorbei, und weilte einen Augenblick vor den beiden hingestreckten Körpern, mit deren Haaren die Gewässer spielten; vielleicht, daß dieser Schatten seufzte, in der Erinnerung seiner ehemaligen im Leben stürmisch bewegten Liebe.

O Jugend! wie verschieden ist dein Schicksal; bald mit Myrten bekränzt, bald das Eisen in der Hand! Feurige Jugend, Flamme des Himmels, wozu nützt dir das furchtbare Aufbrausen? Du gehst immer dem Unglück entgegen, als wenn es keine Flügel hätte, zu Dir zu kommen. . . . . Ach, wie viele meiner Freunde, die mir lieb waren, vergifteten selbst den Becher ihrer Freude! — Schon hatte die Nacht den höchsten Punct ihres Laufes erreicht, und die Strahlen des Mondes stiegen in langen silbernen Fäden auf die bläuliche Erde und auf die klaren Wasser herab. An den nachbarlichen Hügeln sangen die Hirten längst nicht mehr und nicht ein Glöckchen tönte mehr in den Pferchen der eingeschlafenen Heerden. Die Tiber allein murmelte ihre ewige Klage. Nahe an ihren Wellen saß ein weibliches Wesen, an der Seite eines am Boden liegenden Körpers; starr heftete sie ihren Blick auf die geschlossenen Augen dessen, den sie bewachte. Sie hatte das blasse Haupt des jungen Mannes auf ihre Knie gelegt, und berührte oft und angelegentlich seine Stirne, Mund und Herz. Sie war von tödtlichem Schrecken ergriffen. Wer sie, so gebeugt über das Gesicht, das sie liebte, sah, hätte sie für die Hoffnung in ihrem letzten Lächeln gehalten, denn ihr Leben hing von einem Seufzer ab, auf den sie ängstlich harrte . . . .

Er kam, dieser Seufzer, dieser auf den Lippen des entfärbten jungen Mannes so heiß erspähte Hauch stellte sich endlich ein.

Da erhob sie ihre Arme gegen die Sterne des Himmels und ihr Blick war voll unaussprechlicher Trauer, gemischt mit Freude. Vorsichtig stand sie auf, und nachdem sie den Kopf des Verwundeten sanft auf den Rasen gelegt, eilte sie zur Tiber, schöpfte mit den Händen Wasser und goß es ihm über die Augen und über sein mit Blut befleckes Gesicht. Auch wusch sie die Wunden am Arme und der Brust, und verband sie mit ihrem zerrissenen

*) Ein Volk in Akarnanien, daß wegen der Zucht seiner großen Doggenart damals einen gewissen Ruf hatte.

Schleier; endlich, den schönen Kopf des jungen Römers wieder auf ihre Knie legend, rief sie ihn beim Namen. Und noch mit geschlossenen Augen antwortete er:

»Bin ich zu den bleichen Schatten hinabgestiegen? .... habe ich das Leben verlassen? ....«

Die Erinnerung an den Kampf war ihm noch nicht zurückgekehrt und so entfuhren ihm Worte ohne Sinn. Indessen sammelten sich, wie hin und her zerstreute Dünste, seine Gedanken, einer nach dem andern, und er erholte sich langsam aus einem schmerzlichen Traume. Plötzlich kam er wieder zur Erinnerung des Vergangenen, er wollte sich erheben und schrie: — Danae!

Aber Niemand beantwortete diesen Ruf; doch der Mund, der seine Stirne küßte, und die Hand, die die seinige drückte, waren der Mund und die Hand Cäsoniens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera, eine Weltkrankheit.

(Schluß.)

Wer sich mit dieser Wahrheit durchdringt, der *kann sich unmöglich vor der Cholera fürchten*. Furcht und ein klarer Begriff vertragen sich nirgend mit einander. Fürchten vor einer Seuche kann sich nur ein Charakterschwächling oder ein Unverständiger. Aber, hören wir von mancher Seite sagen, wenn ich mich mit dieser fatalistischen Ansicht auch zur Hälfte beruhigen könnte, wie verhält es sich mit der Ansteckung, mit der Prädisposition zur Krankheit, mit den Vorbauungsmitteln dagegen? — Die Cholera, eben so wenig als irgend eine andere Epidemie, ist *unbedingt* ansteckend, und dies kann im Grunde auch so ausgelegt werden: sie *ist gar nicht* ansteckend. Es wäre eine Discussion, die nicht für diese Blätter paßte, wollten wir den endlosen Streit der Contagionisten und Anticontagionisten hier erneuern. Nur zu viel hat das Publicum schon Theil und Partei genommen für Begriffe, die es im Grunde niemals richtig versteht, noch verstehen kann. Man möchte von der Cholera eben so gut sagen, sie werde durch ein Contagium, als, sie werde durch ein Miasma fortgepflanzt, und als man wiederum behaupten kann, es geschehe beides oder keines von Beiden. Dieser Satz scheint Widersprüche zu enthalten, und doch ist er wahr. Es gibt manche Dinge unterm Monde, die durch Worte nicht so dividirt werden können, daß kein Bruch zurückbleibe. In Dingen des Geheimnißvollen, des Mysteriums, und daß dazu auch die Cholera gehöre, werden alle Aerzte gern Wort haben, hat jeder Einzelne seinen Glauben und seine Meinung. Denkende, wohlwollende Aerzte vermeiden daher über solche Puncte sich auszusprechen, und die Regierungen fragen jetzt auch nicht mehr, um über diese Verhältnisse eine Entscheidung zu haben. — Eben so wenig, und viel weniger, als die Pest in jedem einzelnen Falle sich von einem Kranken auf einen scheinbar Gesunden fortpflanzt, ist dies mit der Cholera der Fall. Ohne eine gewisse Prädisposition wird Niemand befallen, und diese Prädisposition ist in den meisten Fällen bei aufmerksamer Selbstbeobachtung zu erkennen, und dann dagegen einzuschreiten. Wird sie aber nicht erkannt und tritt die Krankheit ein, so ist sicherlich *derjenige* Kranke am besten berathen, welcher in sich die Ueberzeugung lebendig macht, daß er, ein Theil des Erdganzen, gerade eben jetzt, in dieser Epidemie-Zeit, eine Krankheit zu erleiden bestimmt war, daß diese Krankheit eine in ihm vorbereitete, seinem Organismus aufgegebene Entwickelung oder ein Durchgangs-Ereigniß sey. Seine Gesundheit sollte durch diese, keineswegs zufällige, sondern nothwendige Krise zur Läuterung hindurchgehen. Betrachtet er die Sache in diesem Lichte, so wird seine Phantasie nicht durch das gespenstige Bild einer Ansteckung, und damit nicht durch die Vorstellung einer großen Gefahr beunruhigt werden; mit Fassung und Ruhe übergibt er sich den Händen des Arztes, und dieser leitet die Lebenskräfte nach bestem Wissen, um eine heilsame Entscheidung herbeizuführen. — Was der Arzt zu thun habe, wie er die Krankheit anzusehen, oder wohl gar, welche Mittel er zu verwenden habe — nur allzuviel haben Aerzte und Nichtärzte über diesen Punct nicht auf die kluge, discrete, wohlwollende und mit ihrem Hippokratischen Eide verträgliche Weise vor dem allgemeinen, vielfach zaghaften Publicum hin und hergeredet. In Zeiten der Epidemie geht der *wahre* Arzt ruhig, schweigsam, ohne Ruhmredigkeit und Charlatanerie seinen Gang. Er prüft, individualisirt und behandelt jeden Fall, als wenn keine Epidemie vorhanden wäre und erwartet nicht zeitliche Anerkennung, von Einzelnen und von Regierungen, sondern in *dieser* Zeit erinnert er sich freudig des hohen Wortes: »Gottähnlich ist der Arzt,« und findet Freude, Trost und Belohnung seines mühevollen Berufes in treuer Pflichterfüllung. So stellt sich denn das wahre Verhältniß her, zwischen einem *ruhigen*, vertrauensvollen Publicum und einem *wahren*, discreten Arzte. Freilich, die Zeit scheint uns noch ferne, wo sich allüberall ein solches Verhältniß zwischen den Aerzten und ihren Völkern ausbilden wird, aber, wenn wir mit allgemeinen Blicken diese, wie wir hoffen, zum Trost unserer Leser niedergeschriebenen Betrachtungen schließen dürfen, so wagen wir uns der Ueberzeugung zu überlassen, daß einstens, wenn schon nach späten Jahrhunderten, die Zeiten kommen werden, da der Mensch sich in seinen heiligen, hehren und ewigen Beziehungen zu seinen Mitmenschen und zu seinem Planeten erkennt; dann erst, spät in der Geschichte unserer Erde, wird endlich, um mit dem geistreichen *Kieser* zu reden: »der Erdgeist, nach durchlaufener Metempsychose durch die Gestalten der Pflanze und des Thieres, Alles in der geistigen Form des Menschen läutern und reinigen, und in der Alles aufnehmenden und Alles wiedergebenden Gestalt des Menschen die Vollendung seiner Wiedergeburt in der Selbsterkenntniß der Vernunft feiern.« — Sey es so auch ein Traum, so ist er doch schön und herrlich.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stettin.

Der achte und neunte Jahresbericht der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthümer ist wiederum erschienen, und da dieser Gesellschaft früher schon im Planeten gedacht worden, so dürfte es für diejenigen, welche sich für solche wissenschaftliche Forschungen interessiren, nicht unwillkommen seyn, etwas Näheres von dem Fortbestand und dem Gedeihen dieser Societät zu erfahren.

Die Zahl der Theilnehmer nicht blos in der Provinz Pommern und in den preußischen Staaten hat sich vermehrt, sondern auch im Auslande, namentlich in Wien, Dresden, Hamburg, München, Florenz, Basel und Copenhagen. Ein Beweis, wie sehr man ihr Verdienstliches anerkannt hat, so wenig sie auch seit ihrer Begründung darauf bedacht gewesen ist, die Aufmerksamkeit des Publicums rege zu machen, eingedenk des Sprichwortes: je mehr Geschrei, desto weniger Wolle.

Beide Ausschüsse dieser Gesellschaft zu Stettin und Greifswalde haben ihre Sammlungen von Alterthümern, Geräthen, Bildwerken, Münzen u. dgl. wieder vermehrt, und eben so ihre Bibliotheken mit Documenten und Schriften, welche dem Zweck der Gesellschaft entsprechen. Die Gesellschaft fährt fort, in ihren Baltischen Studien die Resultate ihrer Forschungen dem Publicum vorzulegen. Das zweite Heft des dritten Jahrganges ist jetzt erschienen, und es enthält unter Anderem sehr interessante Notizen über die Krönung Christian's III. von Dänemark und seine Gemahlin Dorothea, durch Johannes Bugenhagen, eine Skizze von einem schon im siebenzehnten Jahrhundert aufgeführten Schauspiel: Wallenstein, und ein Lied aus dem nämlichen Jahrhundert über die Schlacht von Fehrbellin.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch eine in Stralsund erscheinende Zeitschrift, betitelt: Sundine, Unterhaltungsblatt für Neu-Vorpommmern und Rügen, erwähnen, mit dem Wunsche, daß die Redaction sich aus Berlin einen umsichtigeren Correspondenten wählen möge. Nur zufällig habe ich hier einige Blätter davon zu sehen bekommen, und es fragt sich, ob es nach Berlin oder noch weiter zu gelangen wird. In Nr. 37 dieser Sundine las ich aber als Notiz aus Berlin Folgendes:

„Von der Literatur mag ich nichts schreiben. Die hiesigen jungen Dichter, Hagendorf, Lerrand (soll heißen Ferrand) ꝛc. geben einen Frühlingsalmanach — einen Berliner Musenalmanach heraus. Wer die Poesie dieser Herren kennt, weiß, was er zu erwarten hat. Die allbekannten Musen und Grazien der Mark haben sich freilich seit Eulogius Schmidt (Gott habe ihn selig!) sehr verändert, ob sie aber schöner geworden sind, das ist die Frage. Für diesmal genug."

Der Berliner Correspondent hätte offenbar besser gethan, wenn er seine Worte: „von der Literatur mag ich nichts schreiben," ehrlich gehalten, und nicht einen abgedroschenen schalen Witz von den Musen und Grazien in der Mark wiedergekäuet hätte, den nur die gekränkte Eitelkeit Goethe's erzeugte, weil man, bei seiner Anwesenheit in Berlin, ihm nicht genug Weihrauch gestreut hatte. Hinc ille lacrimae. Der Correspondent verräth aber eine grobe Unwissenheit, indem er den Prediger Schmidt zu Werneuchen statt seinen rechten Vornamen, den: Eulogius, gibt, und ihn mit dem berüchtigten Eulogius Schneider verwechselt, der bei der ersten Invasion der Franzosen in Deutschland zur Zeit der Revolution von Mainz nach Straßburg ging, dort unter Robespierre den öffentlichen Ankläger machte, viele Unschuldige unter das Beil der Guillotine brachte, bis er selbst wohlverdient durch sie sein mit Unthaten beflecktes Leben verbluten mußte. Eben so falsch, wie der Vorname, ist die Nachricht, daß der Prediger Schmidt schon todt seyn solle. Er lebt noch, ein heiterer und rüstiger Greis, unbekümmert um solche Papierangriffe, die nur Arroganz, Unwissenheit und mißglücktes Haschen nach vermeintlichem Witze verrathen. So schreibt man jetzt — Correspondenznachrichten! —

Logogryph *).

Das Ganze strebt das Lorbeerreis,
Wie eine Sappho zu erringen [1]),
Allein trotz allem sauern Schweiß —
Nur das Genie gewinnt den Preis —
Wird Alles doch so unerfreulich klingen,
Als wenn das Wort, das es enthält,
Ertönt, von roher Faust berühret [2]),
Und wenn das Ohr zerreißend gellt,
Ein Jeder dann das Urtheil fällt,
Daß ihm das Prädicat gebühret,
Das undeutsch zwar, und das für matt
Sehr lange schon gebraucht man hat [3]).
Auch ist darin das Wort zu finden,
Das zu dem Hochmuth man gesellt,
Sprichwörtlich Warnung zu verkünden [4]).
So klein es ist, es doch enthält
Das Universum [5]). Manche Namen,
Und einen weiblichen sogar,
Der manch' begeistert Lied gebar [6]),
Weil unter allen holden Damen
Die, die ihn führt, das Traumbild war,
Für das ein glühend Herz entbrennet,
Das deutlich auch das Ganze nennet [7]).
Auch triffst Du einen Muselmann [8])
Und aus dem Mythos einen Namen
Von einer schönen Jungfrau an,
Die Zeus, des Donn'rers, Gunst gewann,
Zu der, incognito zu bleiben,
Er sich verlarvt in einen Schwan,
Wie's Mythologen uns beschreiben [9]).
Bald blieb er wankelmüthig fort,
Nicht sagend ihr einmal das Wort,
Das man zum Liebchen sagt beim Scheiden [10]).
Du findest aber auch darin
Das, was den fleiß'gen Landmann nähret [11]).
Was manchen Handwerksmann Gewinn,
Wenn er es klug benutzt gewähret [12]).
Und so ein Paradoxon lehrt,
Daß mehr die Hälfte, wie das Ganze währt.

*) Wie es scheint, gewidmet dem Dichter-Fräulein Elwine Alifeld in Berlin.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 294. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 8. December. 1836.

Cäsonia und Danae.

(Von Julius v. St. Felix.)

(Fortsetzung.)

III.

»Rom! Du meine Mutter, meine Angebetete, Dich will ich an einem unzüchtigen Greise, an einem unbeugsamen Gebieter rächen! Rom! auf Deinem Capitol soll der Lorbeer der Freiheit wieder erblühen! Rom! den Tarquinius werde ich verjagen .... den alten Tarquin Lucretia's ...«

»Wenn doch mein Bruder,« fiel Cäsonia ein, »der Stimme der Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich ihm rathen, die stäten Anfälle des Zorns, wegen der Wuth des Fiebers, das ihn verzehrt, zu besänftigen. Schon einen ganzen Monat lang warten wir auf die Wiederkehr Deiner Gesundheit .... Viele, sehr viele Nächte brachten wir an Deinem Bette zu .... Wie manche schwarze Lämmer und Hühner aus Campanien opferten wir auf dem Altare Aesculap's; wir bereiteten eine Menge heilsamer Kräutertränke, die eine Thessalerin uns gebracht .... So viele Sorgen und Angst, so viele geheime und öffentliche Gelübde, sollten diese nichts Anderes, als das Leichenbegängniß unseres heißgeliebten Bruders zum Zwecke haben? Unbarmherzig wären dann die Götter, aber noch unbarmherziger Sabinus Binder, dessen edles Herz wir so sehr lieben. Mein Vater, guter Sabinus, von seinem heftigen Schmerze überwältigt, stieg hinab in die Gruft .... Er war alt, und der Kummer, der sich an ergraute Haare hängt, wirft einen Greis schnell nieder ..... Leider bin ich nun ganz allein und verlassen in Rom, in der Welt! .... Wenn Sabinus mich verläßt, wem sollte ich meine Seelenschmerzen am Tage, und meine Träume der Nacht erzählen? ....«

»Ach, Cäsonia! Cäsonia! deine Liebe ist eine Todten-Urne.«

»Wohlan! guter Sabinus, sollen wir Jupiter, dem Retter, unsere Weihgeschenke darbringen? ....«

»Ja, liebe Cäsonia, aber von da gehen wir in den Tempel Jupiter's, des Rächers .... Danae in Caprea! ... meine Danae .... in den Höhlen der Unzucht dieses kaiserlichen Unholds! — Man schleppte sie auf die verrufene Insel; ein Ruderer der Galeere gestand es einem Volkstribun ... sie entführten sie, diese unreinen Geier! .... und die unsterblichen Götter zerschmetterten sie nicht mit ihrem Donner! .... Aber Tochter Cimber's, sage mir doch, womit sich im Olymp die Schutzgötter Latiums beschäftigen? .... In der That, ich zweifle an den Göttern, und ich fange an, zu glauben, daß die Tugend und der Muth die zwei einzigen anbetungswürdigen Gottheiten des Menschen sind.«

»Hüte Dich, Sabinus .... wenn das Collegium der Pontifexe, die Priester der Cybele, oder gar die Auguren erführen, daß eine solche Rede Deinen Lippen entfuhr, so wäre es besser für Dich gewesen, in die Klauen der wilden Thiere im großen Circus zu gerathen. — Sind die Schmerzen Deiner Brust etwas gelinder, mein Bruder? .... Wollen wir unsere Tauben auf dem Altare der Dankbarkeit opfern?«

»Ja, liebe Cäsonia; doch wollen wir zugleich auch in dem Tempel der Scham opfern, um die von dem alten Tiberius zum Zorn gereizte Göttin zu besänftigen ... O, Schwester der Danae! Deine jungfräuliche Stimme, Dein keuscher Blick werden die Göttin an diejenige erinnern, die ihr Heiligthum besuchte und die man jetzt zu den capreischen Saturnalien geschleppt hat!«

»Sey versichert, lieber Freund, meine Seele wird der Deinigen in die Tempel, so wie zum Palaste des Cäsar's folgen, Du sollst mich stets bereit finden. Meine Hand, die Hand einer Römerin, kann eben so gut ein Schwert fassen, als sie Opfer zu weihen versteht. Doch die Zeiten sind noch nicht erfüllt, und voreilige Rache ist ein Netz, in welchem sich häufig die Verschwörer selber fan-

gen. Warte Deine Herstellung ab; Deine Freunde und ich bitten Dich darum.«

Doch wenn indessen Tiber an einer Krankheit stürbe, oder durch eine andere Hand, als die meinige, fiele....«

»Ach!« fuhr Sabinus fort, »mit vollem Rechte sind unsre Götter mir des Alten verabscheutes Haupt schuldig; selbst dem Cerberus würde ich es abstreiten, o Danae!« Und nun, eine sitzende Stellung im Bette nehmend, barg der junge Mann das Gesicht in beide Hände und vergoß heftige Thränen. Da nahte sich, schön wie Pallas und jung wie Hebe, Cäsonia, eine hetrurische Schale in der Hand, und bot sie dem Kranken mit den Worten:

»Ihr Manen der Mutter des Sabinus Vindex, Euch beschwöre ich, stellt Euch zwischen ihn und den Schmerz! Apollo, Gott der Heilpflanzen, vermöge Du ihn, diesen Trank zu nehmen! Und Du, Göttin, die Du noch in der undankbaren Welt keinen Tempel hast, Hoffnung, Gottheit der wunden Herzen, der Kranken und der Gefangenen, o, steige aus den Himmeln herab, stelle Dich an's Bett, zu den Füßen meines Freundes, und lächle seinem bleichen von Schmerz entstellten Gesichte zu! Endlich, Sabinus, wenn ich es wagen darf, nach den Göttern mich zu nennen, so beschwöre ich Dich, auch für mich zu thun, was Du den Unsterblichen nicht versagen kannst. Nimm diese Schale und mit dem Vergessen Deiner Wunden trinke diesen Trank. Es gibt noch eine andere Macht, die ich anrufen würde, wenn ich nicht fürchtete, Dein Herz zu zerreißen .... Danae wünschte Dich gewiß meinem Rathe folgsam; sie würde mit mir Dich darum bitten.«

»Gib! ach gib!« schrie der Kranke. »Wäre es eine mit Galle gefüllte Schale, ich würde sie leeren für Danae, und auch für Dich, liebe Cäsonia.«

»Für mich?« wiederholte Cäsonia mit einer abwehrenden Kopfbewegung. »Doch, Sabinus, Du hast es gesagt, und immer ehrte ich Dein Wort.«

»Ja, für Dich,« antwortete Vindex; »denn Du bist unter allen Töchtern Roms sanft und gut; Du bist schön und voll Würde, Du bist das lebendige Bild unserer Danae. — Aber sage mir, meine Schwester, siehst Du nicht von der Seite des Appischen Weges her einige junge Männer zu Pferde kommen? Unter dem Vorwande, sie zum Rennen abzurichten, wollen sie sich gegen dieses Haus, außerhalb der Stadtmauern, wenden, und nachdem sie thessalischen Sclaven ihre Thiere zum Aufbewahren gegeben, unbemerkt sich hier heraufschleichen. Wir haben ernsthafte Geschäfte mit einander zu bereden. Wir werden ernsthaft seyn, Mädchen, Du kannst dieser Berathung beiwohnen, Du hast eine in die Quellen des alten Latiums eingetauchte Seele, und Dein Geist ist durch die Weisheit Minervens aufgeklärt. — Siehst Du meine Freunde noch nicht kommen?«

»Deine Stimme hat sie ohne Zweifel herbeigezaubert,« antwortete Cäsonia, »denn so eben steigen sie in der Nähe des heiligen Hains und des nachbarlichen Tempels von ihren Pferden. Sie begrüßen die Schwelle der Pforte des Gottes und wenden sich gegen unser Haus. Mögen unsere Laren ihnen geneigt seyn!«

»Geh', meine Cäsonia! geh', führe sie ein. Das sind in Wahrheit Römer!«

(Fortsetzung folgt.)

Die Kabel des Hugenotten.

(Aus der Chronik von Languedoc.)

»See gehalten, Fahrzeug! . . . .« rief eine Schildwache von einem über dem Wasserspiegel hängenden Klippenvorsprunge herab.

»Wir führen Gefangene an Bord.«

»Dann vorwärts! der Fahrenge gefolgt und die Bänke gemieden!«

Das Schiff fuhr in den Paß, nahte mit Vorsicht einer kleinen Anlände und ankerte am Fuße des Felsens, auf welchem der Wachtposten stand. Zwölf Männer mit trauernder Miene, die Hände auf den Rücken gebunden, von einer Anzahl Scharfschützen begleitet, stiegen an's Land. Nachdem sie einige hundert hohe, holperige Stufen — in einer Schneckenlinie mitten durch den Felsen gehauen — hinangeklommen waren, gelangten sie auf die Spitze eines colossalen Mauerpfeilers, an den eine Zugbrücke sich lehnte, die, sobald sie dieselbe überschritten hatten, hinter ihnen mit furchtbarem Kettengerassel sich wieder erhob.

Unter den neuen Ankömmlingen befand sich George Verdoux, ein reicher Calvinist aus der Gegend von Montpellier. Auch er war eines der vielen Opfer geworden, welche, nach dem Widerruf des Edicts von Nantes, dem Religionshasse fielen und kam so als Gefangener nach Brescou. Mitten im Meere, nahe bei der Mündung des Herault, auf einem Basaltfelsen erbaut, dessen Umgebungen von Klippen starren, hat das Fort Brescou, welches damals zuerst zum Staatsgefängnisse bestimmt ward, während aller politischen Reactionen diese Bestimmung fortwährend behalten. In diesem Gefängnisse übrigens sind die Gefangenen, bei Tage wie bei Nacht, Herren ihrer Handlungen. Ganz nach Willkür können sie auf ihr Stroh zum Schlafe sich niederstrecken, oder auf die Lafette einer Kanone oder auf den Kies des Glacis. Die Gefangenwärter fürchten kein Entwischen: es ist zu weit vom Fort bis zum Ufer, und die Wälle sind fast hundert Fuß hoch. Auch begnügen sich die Schildwachen, jede Nachmittagsstunde die Losung zu geben und zu empfangen, und bisweilen ihr »Wer da« zu rufen, wenn eine Möve sich über die Wälle erhebt und trägen Flugs und mit scharfdurchdringendem Schrei an ihrer Seite vorüberflattert.

In einer Nacht war die Hitze erstickend. Eine glühende Atmosphäre hatte den Tag über auf den Bewohnern der Citadelle gelastet, und am Abende blieb der erfrischende Seewind aus. Verdoux hatte sich geräuschlos vom Lager erhoben, und lustwandelte einsam auf dem Glacis des Forts. Das Meer war ruhig, die

Nacht war schön, der Himmel blau; tausend Sterne blinkten am Firmament und funkelten in den Wässern des Meeres; am Ufer und weiterhin einige Feuer, von Fischern angezündet; Verdoux glaubte ihre Stimmen, ihr Lachen zu hören, ihre Freude zu sehen; er war mitten unter ihnen. — Da erinnerte ihn der Ruf der Wache und das Geräusch der Wogen, welche sich an den Wällen seines Gefängnisses brachen, daß er nicht frei sey. Er stürzte zurück in die schreckliche Tiefe seines Jammers und gedachte bebend seiner beiden Kinder, die er so innig liebte, gedachte Eugen's und Helena's, wie sie mutterlos, vielleicht bald vaterlos wären.

Bei diesem trostlosen Gedanken entstürzten seinen Augen glühende Thränen.

Gelehnt an einen zerfallenen Thurm, auf dem eine weiße Fahne wehte, stieß sein Fuß zufällig an eine Kanonenkugel. Die Kugel bewegte sich, rollte weiter, verschwand und Verdoux hörte, wie sie auf den Stufen einer Treppe forthüpfte und in ihrem Falle dumpf widerhallte. Er untersuchte und fand zu seinem Erstaunen eine offene Fallthüre, wodurch die Kugel entschwunden war. Er bog sich vorwärts, neigte das Ohr, lauschte und vernahm noch in der Ferne den dumpfen Schall der springenden Kugel, vermischt mit dem eintönigen Geräusche der Wogen, welches näher und deutlicher zu seinen Ohre drang. Ueberzeugt, daß die Fallthüre der Eingang zu einer geheimen Treppe sey, die zu einem offenen Ausweg am Fuße der Wälle und am Strande des Meeres führte, beschloß er, sich volle Gewißheit zu verschaffen.

Vorsichtig tastete er mit beiden Händen an den feuchten und rauhen Flächen der Mauer und stieg etwa hundert unebene Stufen hinab. Jetzt verengte sich die Treppe mehr und mehr und bildete gerade an der engsten Stelle, wo kaum ein einzelner Mann sich durchzwängen konnte, einen sehr spitzen Winkel. Als Verdoux um die Ecke sich wand, stieß er heftig an einen belebten Körper, dem ein Schreckensruf entfuhr.

Er erkannte die Stimme eines Menschen; unschlüssig stand er still.

»Wer da!« rief er endlich mit starker Stimme. Niemand antwortete; nur den beschleunigten Fußtritt eines Menschen, der leicht vor ihm dahinfloh, konnte er vernehmen.

Verdoux schritt weiter; — angelangt am Ende der Treppe, fand er sich plötzlich unter freiem Himmel auf zerrissenen, mit Corallenmoos und Seepflanzen bedeckten Klippen, und konnte nun mit den Augen die Höhe der Wälle seines Gefängnisses und die unermeßliche Weite des Meeres ermessen.

Verdoux war frei und außerhalb des Forts. Hohe Freude war sein erstes, innigstes Gefühl; aber sie ward bald gedämpft, denn vor ihm lag das Meer mit all' seinen Schranken der schäumenden Wogen.

»Ein Kahn und zwei Ruder!« rief er aus, und ich drückte diesen Abend meine Kinder an meine Brust!«

Als er nun einen Blick auf das Meer warf, sah er ein Weib in einem Kahne, die sich eiligst entfernte und nach dem Ufer lenkte.

Thränen trostlosen Kummers entstürzten seinen Augen.

Tausend Pläne zur Flucht drängten sich in seinem Kopfe. Er vergaß sein Begegniß auf der Treppe, jenen Schreckensschrei und jene eilige Flucht. Er dachte nur Eins: dem Gefängnisse zu entrinnen. Aber wie, wie? . . . Vergebens sann er auf Mittel.

Auf einem Felsstück, welches den Ausgang der geheimen Treppe barg, saß er brütend und sah vor sich die wilden Enten sich erheben, herüber fliegen zu den leeren Inselchen, welche Brescou umgeben, auf den Wogen sich schaukeln, und wieder nach dem Ufer zurückkehren. Er folgte ihnen mit den Augen und beneidete sie um ihre Flügel.

Lange saß er so, horchte dem einförmigen Geräusch der hohlgehenden See und sog den glühenden Wind, der vom Festlande wehte; seine Blicke verschlangen den Raum, welcher ihn davon trennte. — Da sah er plötzlich hinter einem Felsblock einen Mann auftauchen, der, in dem weißen Schaume der Wogen leicht unterscheidbar, mit jugendlicher Kraft von Fels zu Fels sich schwang und dem Orte des geheimen Ganges zu nähern schien.

Das ist der Unbekannte! sprach Verdoux und dachte des Schreis, den er auf der Treppe gehört hatte, und ein Strahl von Hoffnung glänzte in seinem Auge; er erhob sich, jenem entgegen. Bei seinem Anblicke stand der Fremde still; Unschlüssigkeit und Unruhe malte sich in seinen Zügen, als er Verdoux erkannte.

»Ha! Ihr seyd es, Verdoux! Ihr habt mir Furcht eingeflößt,« sprach er.

Verdoux erkannte nun seinerseits den jungen Rembald, den Sohn des Festungscommandanten, und indem er des fliehenden Weibes gedachte und des Schreckenrufs auf der Treppe, war es ihm klar, welcher Beweggrund den jungen Mann hierher geführt hatte.

»Rembald,« sprach er zu ihm, »Ihr jagt der Liebe nach, und in verliebter Unbedachtsamkeit habt Ihr die Fallthüre zu schließen vergessen.« —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 29. October 1836.

Als Nachtrag zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Carl von Hessen und bei Rhein mit der Prinzessin Elisabeth muß ich noch der Freiredoute erwähnen, welche am 27. d. M. in dem Opernhause statt gefunden hat. Es verstand sich von selbst, daß die allgemeinen Vorschriften bei der Redoute im Opernhause befolgt werden mußten, nämlich daß schwarzen Dominos und unschicklichen Charaktermasken der Ein-

tritt nicht gestattet werden konnte. Dahingegen konnte man kein Einlaßbillet, wie bei den frühern, sich erkaufen, sondern sie wurden nur unentgeltlich vertheilt; eben so die Erfrischungen, die diesmal, da es eine königliche Freiredoute war, unentgeltlich vertheilt wurden.

Der Zudrang, um Einlaßbillets zu dieser Freiredoute zu erhalten, war, wie Jeder leicht denken kann, ungeheuer groß, und je weniger man Ansprüche darauf zu machen hatte, um desto zudringlicher war man. Fünftausend Einlaßkarten sind ausgegeben worden. Unter diesen Umständen mußten daher Viele, welche sich aus Ehrgefühl zu einer solchen, fast an Unverschämtheit gränzenden Zudringlichkeit nicht verstehen wollten, auf die Theilnahme an einem Vergnügen Verzicht leisten, das hier, als eine nicht einheimische Pflanze, auf einem so kalten Boden und so nördlichen Himmel nur kärglich sprießen und nie recht erfreuliche Blüthen treiben wird. In welche Hände mitunter solche Einlaßbillets gerathen sind, beweiset, daß hin und wieder einige derselben von deren Besitzern zum Kauf angeboten wurden.

Um 8 Uhr am Abend war zwar das Opernhaus schon für die Masken geöffnet, indessen fanden sie sich um diese Zeit nur sparsam ein, und erst nach einer Stunde hörte man die ersten Töne der Musik zur Polonaise.

Da gewiß fast kein Einlaßbillet unbenutzt geblieben, und eine nicht unbedeutende Zahl ohne solche zum Eintritt berechtigt waren, so war das Gedränge so groß, daß man, wenn wirklich mehr zu sehen gewesen wäre, als vorhanden war, doch davon keinen Genuß gehabt haben würde. Es fehlte zwar nicht an Charaktermasken, aber man sah beinahe nur die, welche man schon früher auf den Maskeraden im Colosseum gesehen hatte, und welche man von den Maskenanzügen-Verleihern Noack und Lehmann erhalten kann. Da die nicht schwarzen Dominos, welche man geliehen erhält, alle vergriffen waren, so wußten sich Mehrere nicht anders zu helfen, als daß sie in schwarzen Anzügen erschienen, sich eine Perücke auf's Haupt stützten, eine Larve oder eine Postiche-Nase vorbanden, und so sich unter die eigentlich Verlarvten mischten. Bei dem unaufhörlichen Gedränge war wenig an das Tanzen zu denken, und nur als der Hof, welcher dem Thun und Treiben aus der königlichen Loge zusah, herabkam, um eine Polonaise durch den Saal zu tanzen, zogen sich die Masken so weit zurück, daß dazu der nöthige Raum unbeengt blieb. Wer so glücklich war, in diesem Moment zu den Vordersten zu gehören, konnte das junge neuvermählte Paar und die Prinzen und Prinzessinnen, und was zum Hofe gehörte, in Augenschein nehmen; dahingegen geriethen die hinter solchen Stehenden noch mehr in's Gedränge, und empfanden das Lästige einer erstickenden Hitze. Der Hof hatte sich frühzeitig entfernt und des Königs Majestät diese Redoute nicht mit seiner Gegenwart beehrt. Die Erfrischungen bestanden in Thee, wozu kleine Bretzeln verabreicht wurden, in Limonade und Punsch; ein hiesiger Conditor soll die Lieferung desselben für die Summe von 1000 Thlr. übernommen haben. Bei einer so großen Zahl von Masken, in einem solchem Gedränge konnte freilich die dabei zum Grunde liegende humane Absicht nicht erreicht werden. Auch hier zogen die Bescheidenen den Kürzern, und die am dreistesten sich Zudrängenden wurden befriedigt. Ein Beweis, daß die Versammlung sehr gemischt gewesen, liegt schon darin, daß sehr Viele, trotz des schlechten Wetters, den Weg in die Redoute per pedes Apostolorum gemacht haben. Bei den Redouten zur Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's II. durfte man nur in Schuhen und weißseidenen Strümpfen erscheinen; bezahlte man auch kein Entree, wie später, so hielt schon die damit verknüpfte Ausgabe, und daß man nothwendig einen Wagen bezahlen mußte, wenn man nicht eigene Equipage hatte, Viele von dem Redoutenbesuch zurück, und die Gesellschaft war daher nie so gemischt, wie seit der Zeit, wo man diese Bedingung aufhob, und dagegen ein Entree zahlen ließ. — Dies ist auch wohl der Grund, weßhalb die Redouten endlich ganz aufgehört haben und man, als Surrogat dafür, dem Inhaber des Colosseums gestattet hat, in den Wintermonaten eine bestimmte Zahl Maskenbälle geben zu dürfen.

Den Tag vor der Freiredoute las man in den hiesigen Zeitungen:

„Ein ältlicher Herr wird ersucht, eine Gesellschaft schutzloser junger Damen auf die bevorstehende Freiredoute zu begleiten. Adr. sub A. 7. nimmt das Intelligenz-Comtoir an."

Daß ein solches Gesuch nicht ohne Glossen blieb, kann man sich denken. Die Hauptsache war dabei unerwähnt: ob die schutzlosen jungen Damen schon im Besitz der Einlaßbillets für sich und auch für ihren ältlichen Beschützer wären, oder ob es ihm auch obläge, zuvor dafür zu sorgen. Es circulirte unter der Hand ein Anerbieten zu diesem Verlangen, welches unter der bezeichneten Adresse in das Intelligenzcomptoir abgegeben seyn sollte; doch ist dies wohl nur eine Fiction. Die Antwort lautete also:

„Ich steh' zu Eurem Dienst bereit,
Mit dem Beding: wollt Ihr für Morgen,
Für eine Einlaßkarte sorgen,
Mir fehlt dazu Gelegenheit.
Für Afterreden aber seyd
Dagegen ihr bei mir geborgen,
Denn Keinem kommt dies in den Sinn;
Combabus ich der Zweite bin."

Diejenigen, welche die Ausstattung der Prinzessin auf dem Schlosse gesehen haben, hauptsächlich die vom weiblichen Geschlechte, welche darin wohl die competentesten Richterinnen sind, sprechen mit Begeisterung von der Pracht, Eleganz und dem Geschmack alles dessen, was sie dort gesehen haben, der Roben, Mäntel, Hüte, Hauben, bis auf die Strümpfe und Taschentücher. Vor Allem aber von einer goldenen Toilette, in welcher auch nicht die geringste Kleinigkeit gefehlt, und dem großen Toilettenspiegel in einem Rahmen und Gestelle von Silber. Den Preis erkennen sie jedoch einem Diadem von Diamanten zu, einem Geschenk Sr. Majestät des Königs.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 295. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 9. December. 1836.

Literarische Justiz in Sachsen.

Die Herren Duncker und Humblot contra Hrn. Julius Wunder (et versa vice).

Wir haben bereits früher nicht umhin gekonnt, eines merkwürdigen literarisch-bibliopolisch-juristischen Streites zwischen den Herren Duncker und Humblot und dem Hrn. Julius Wunder in d. Bl. (im liter. Beobachter), zu erwähnen. Da die Angelegenheit immer mehr an Interesse gewinnt, so stehen wir nicht an, ihr weiteren Raum zu gönnen. Nach der ersten Hrn. Julius Wunder des Nachdrucks in Bezug auf die von Dr. Döring herausgegebenen Goethe'schen Briefe beschuldigenden Anklage, erschien vom Beklagten eine Erwiderungsschrift. Beides, Anklage- und Vertheidigungsschreiben, haben wir, so weit dieß, zur Uebersicht der ganzen Sache, nöthig erschien, in extenso mitgetheilt. Es folgt nun eine Triplik oder vielmehr, als Siegesbotschaft der Herren Duncker und Humblot, die schnell erfolgte Entscheidung der Leipziger Bücher-Commission, unter dem Titel:

Zur Kunde der literarischen Eigenthumsrechte.

Mit Bezug auf unser Circular*) vom 4. d. M., betreffend: „Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgeben von Dr. Heinrich Döring. Ein Supplementband zu des Dichters sämmtlichen Werken. Leipzig, Julius Wunder's Verlagsmagazin. 1837" bringen wir die auf Grund unserer Anträge bei der Büchercommission zu Leipzig ergangene Entscheidung dieser Behörde nachstehend zur Kenntniß.

„Bescheid: Auf die von Duncker und Humblot in Berlin, und der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig angebrachten Denunciationen, erkennet die Büchercommission für Recht:

daß die unter dem Titel: „Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832, herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Ein Supplementband zu des Dichters sämmtlichen Werken. Leipzig, Julius Wunder's Verlagsmagazin. 1837" erschienene Schrift als ein unerlaubter Nachdruck zu confisciren.

Leipzig, den 17. November 1836.

Die Büchercommission.

Pölitz. Wachsmuth. Seeburg.

Gründe: Die sächsische Gesetzgebung hat gleichmäßig und fortwährend den Grundsatz ausgesprochen und aufrecht erhalten, daß die rechtmäßigen, sowohl inländischen als ausländischen Verleger in den sächsischen Landen bei ihren von den Schriftstellern erlangten Verlagsrechten gegen den Nachdruck kräftigst zu schützen seyen, und hat, um diesen Zweck zu erreichen und die Verleger der redlicher Weise an sich gebrachten Werke vor Schaden zu behüten, und den Buchhandel selbst von den Nachtheilen des unerlaubten Nachdrucks zu befreien, die Confiscation, auf den Eingriff in das wohlerworbene Eigenthum des Verlegers, als Strafe gesetzt. Mandat vom 27. Februar 1686. Cod. Aug. T. I. S. 414. Mandat vom 18. December 1773. Cod. Aug. Cont. II. T. I. S. 40. Mandat vom 4. Juli 1798. Cod. Aug. Cont. II. T. I. S. 58. Selbst Auszüge dürfen, nach sächsischem Rechte, nur mit Einwilligung des Verlegers des früher erschienenen Hauptwerks gedruckt werden. Rescript vom 25. Mai 1781. Cod. Aug. Cont. II. T. I. S. 50.

In Betracht nun, daß die Buchhandlung Duncker und Humblot in Berlin als rechtmäßige Verleger des in 6 Bänden in den Jahren 1833 und 1834 erschienenen „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832" durch Production des betreffenden Verlagscontracts in beglaubigter Form sich gehörig ausgewiesen, wogegen die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig, außer den an Ph. E. Reich geschriebenen 5 Briefen, welche allerdings zur Handlungs-Correspondenz der Weidmann'schen Buchhandlung gerechnet werden können, an den in der Schrift: „Briefe von Goethe an Lavater. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1833," sonst abgedruckten Briefen Goethe's an Lavater, ein Eigenthum und Verlagsrecht keineswegs genügend bescheinigt hat, worauf jedoch zur Zeit etwas nicht ankommen kann; und daß in der unter dem Titel: „Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832, herausgegeben

*) Die oben erwähnte Anklage gegen Hrn. Julius Wunder.

von Dr. Heinrich Döring. u. s. w." erschienenen Schrift von jenen Briefen Goethe's an Zelter, 310 dieser Briefe, ohne Vorwissen und Genehmigung der rechtmäßigen Verlagshandlung ab- und nachgedruckt, in derselben Schrift auch 4 von jenen Briefen Goethe's an Ph. E. Reich, ebenfalls ohne Vorwissen und Genehmigung der betreffenden Verlagshandlung, ab- und nachgedruckt worden sind; so ist aus diesen Gründen wie in vorstehendem Bescheide geschehen, zu erkennen gewesen, und es mag darauf, daß in dem nachgedruckten Werke noch andere Briefe Goethe's abgedruckt worden sind, von welchen zur Zeit ein unerlaubter Nachdruck noch nicht bescheinigt worden, ein rechtliches Absehen um so weniger gerichtet werden, als das unrechtmäßige Gebahren mit fremdem Eigenthume eine Erwerbung ex jure accessionis nicht zur Folge haben kann."

Wir veröffentlichen dieses Urtheil hauptsächlich im Interesse der Literatur und des Buchhandels. Ja, wir glauben, daß es ganz am Orte seyn dürfte, wenn alle Bescheide der Bücher-Commission durch das Börsenblatt publicirt würden, um mit den Grundsätzen, nach welchen diese Behörde verfährt, vertrauter zu werden. So z. B. erkennt das sächsische Recht ein Verlagsrecht nur an, wenn ein Contract mit dem Schriftsteller abgeschlossen und in beglaubigter Form den etwanigen Anträgen beigegeben ist.

Berlin, den 21. November 1836.

Duncker und Humblot.

Sieht man sich die Gründe, welche dem Bescheide beigegeben sind, etwas genauer an, so will es Einem in aller Bescheidenheit bedünken, als ob dieselben erstens einer Gesetzgebung entnommen sind, die man, nach den rationellen Fortschritten der Legislation und Justiz, als veraltet ansehen kann, und als ob sie zweitens die Anforderungen der Billigkeit und der freieren zeitgemäßen Geschäftswahrung zu wenig berücksichtigten. Was nächst ihrem Wesen ihre Fassung betrifft, so leidet sie offenbarlichst an einer cancelliſtischen Schwulst und Undeutlichkeit, die weit von aller ästhetischen und doctrinellen Stylbildung entfernt sind und nur unangenehm auf den Betheiligten oder Antheilnehmenden wirken können, somit formell das Materielle noch auf das Härteste erhärten. Wer hat aber überhaupt in der literarischen Justiz je etwas materiell und formell Befriedigendes gelesen, seit der Rigorismus sich so auffallend eingemischt hat?

Kaum hatten wir diese Worte niedergeschrieben, als uns eingehändigt wurde:

„Antwort auf das zweite Circulair der Herren Duncker und Humblot vom 21. Nov. 1836.

Damit unsere Herren Collegen, namentlich die auswärtigen, keine unrichtigen Begriffe von den sächsischen Gesetzen bekommen, wollen wir den Paragraph des Rescriptes vom 25. Mai 1781, Cod. Aug. Cont. II. T. I. S. 50, nach welchem die Bücher-Commission zu Leipzig die in unserem Verlage erschienenen Briefe Goethe's für Nachdruck erklärt hat, wörtlich hier abdrucken lassen. Dieser Paragraph, der am Rande die Ueberschrift führt, unter welchen Bedingungen ein Auszug gestattet ist, lautet folgendermaßen:

„Hiernächst ist für das Künftige ad 3) wenn ein Auszug aus einem größeren Werke sich von diesem nur in Format, oder in einigen nicht wichtigen Noten oder Veränderungen unterscheidet, dessen Druck nicht zu erlauben, auch überhaupt ohne Vorwissen des Autors und Verlegers des größern Werks nicht zu privilegiren, noch zu protocolliren" (nämlich in's Protocoll der Bücher-Commission einzutragen).

In diesem Paragraph hat nun die Bücher-Commission den Satz heraus zu finden geglaubt, daß Auszüge, nach sächsischem Rechte, nur mit Einwilligung des Verlegers des früher erschienenen Hauptwerks gedruckt werden dürften; während doch aus demselben ganz offenbar hervorgeht, daß Auszüge allerdings erlaubt sind, und nur dann als Nachdruck angesehen werden und nicht privilegirt oder protocollirt werden sollen, wenn sie sich blos im Format oder durch unbedeutende Abänderungen von dem früher erschienenen größern Werke unterscheiden. Nirgend aber steht weder in diesem Paragraphe, noch in irgend einem andern sächsischen Gesetze, daß man, wenn man Auszüge aus einem fremden Werke Behufs irgend eines Zweckes machen will, vorher den Verleger um Erlaubniß zu bitten habe; denn dann würden die meisten wissenschaftlichen Werke, alle Zeitschriften und Anthologieen gar nicht zu Stande kommen können.

Wir haben übrigens erstens gegen die Competenz der Bücher-Commission in unserem Rechtsstreite mit den Herren Duncker und Humblot Appellation eingelegt, in Folge deren dieselbe auch für gut befunden hat, die Execution ihres Beschlusses zu suspendiren; zweitens zu gleicher Zeit gegen den Beschluß der Bücher-Commission Recurs bei der höhern Behörde ergriffen; und drittens bei dem königl. hohen Appellations-Gerichte zu Leipzig gegen die Bücher-Commission zu Leipzig Beschwerde geführt.

Aus dieser Darstellung des Standes der Dinge werden unsere Herren Collegen ersehen, daß der Vertrieb der bei uns erschienenen Briefe Goethe's keineswegs gehemmt ist, ja daß, selbst wenn die Competenz der Bücher-Commission anerkannt würde, der Beschluß derselben doch noch kein definitiver seyn kann, sondern erst noch die Entscheidung der höhern Behörde abzuwarten ist.

Bei dieser Gelegenheit verwahren wir uns feierlichst gegen die Meinung, als wollten wir dem Nachdrucke das Wort reden; wir halten ihn vielmehr für einen strafbaren Eingriff in die Rechte eines Andern. So lange jedoch die Gesetze Sammlungen und Anthologieen erlauben, wenn nur darin nicht ganze Werke mit unbedeutenden Abänderungen aufgenommen werden, so lange kann auch unsere von Herrn Dr. Heinrich Döring herausgegebene Sammlung von (1092 theils zerstreut gedruckten, theils ungedruckten) Briefen Goethe's nicht für Nachdruck erklärt werden. Selbst die achtbarsten Handlungen haben von diesem Rechte Gebrauch gemacht, und auch unsere Kläger haben es nicht verschmäht, solche Sammlungen zu verlegen; wir erinnern nur an die Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen, von Dr. O. L. B. Wolff, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830; Wackernagel, Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen,

Berlin 1832, Duncker und Humblot; Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung u. s. w., herausgegeben von Gustav Schwab. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1835; Mnemosyne, Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1835. Hoffentlich wird man uns nicht den Einwurf machen, daß es wohl erlaubt sey, Lieder zu sammeln, aber nicht Briefe.

Leipzig, den 26. November 1836.

Julius Wunder's Verlags-Magazin."

Helfe der Himmel zu einem guten Ende! Das neu erschienene Preßgesetz für Sachsen, welches zum ersten Januar in Kraft treten soll, möge dabei nicht in Betrachtung gezogen werden. Ist es doch darin, als ob eine ganze Schaar von streng verclausulirenden Verordnungen allen Geschäftsverkehr in die engsten Ringe schmieden sollte. Wahrscheinlich wird man aber noch erst Kammer- und Landtagsverordnete befragen und die Stimmen der 8 Mill. Thaler, in Leipzig allein, alljährlich in Activität setzenden Geschäftsleute nicht überhören. Bald mehr darüber — si Diis (majorum et minorum) gentium placet!

B. S.

Reiseliteratur.

Reiseſcenen aus zwei Welten; nebſt einer Behandlung der Zuſtände in den Weſt-Staaten der Union, von J. H. Rauſſe. — Güſtrow, Opitz und Frege. 1836. 222 S.

Es iſt eine ſonderbare Laune des Autors geweſen, die ſich in dieſem Buche zwei ſo ganz verſchiedene Aufgaben geſtellt! Sie entſpricht einigermaßen dem zerriſſenen Geiſt, der in der erſtern Abtheilung wohnt. — Das Buch zerfällt in zwei Hälften; der obige Titel bezeichnet ſie, und uns dünkt, als wäre jede von ihnen für ein anderes Publicum geſchrieben.

Wir gehen zunächſt an die genauere Beſprechung der erſtern Abtheilung des Buchs, der Reiſeſcenen.

Es ſteht über vielen Romanen ꝛc. unſerer Zeit: „humoriſtiſch," — das iſt ſo an der Tagesordnung; denn der Titel muß gar oft das Publicum für's ganze Buch entſchädigen. Viele der Leſer werden auch wohl das uns vorliegende ſo taufen. Wer aber ein Herz in der Bruſt trägt, das in und mit ſolchen Anklängen des Lebens erzittert, der wird den tiefen wilden Geiſt fühlen, der uns in dieſen Skizzen angeſprochen, uns mit ſich fortgeriſſen hat. Es iſt nicht der leichte, gewandte Humor, der uns in dieſem Buche anzieht, nein, es iſt eine tiefe, bittere Lebensironie, es iſt ein Geiſt, der in wilden tollen Sprüngen über die innerſten Intereſſen des Herzens raſt, wie der Bogen Paganini's über die Saiten ſeiner Geige. — Mit einem Solo dieſes Meiſters allein können wir das Vorliegende vergleichen. In leichter Melodie dahin tanzend, und dann plötzlich wieder die innerſten Saiten des Menſchenherzens erregend, mit grimmigem, höhniſchem Lachen, mit einem Lachen, aus dem der ganze Schmerz eines zerriſſenen Lebens, einer weichen Bruſt hervorklingt, preßt es uns Thränen in die Augen und Hohn auf die Lippen.

Wir haben den Namen Rauſſe noch nicht gehört, aber wir können ihm verſichern, daß dieſes erſte Werk, was uns von ihm zu Geſicht kommt, unſere Achtung, unſere Thränen um ſein Herz erzwingt, wenn dies wirklich ſo zerriſſen bei ſo vielen Reichthum in ſeiner Bruſt ſchlägt. Und ſo muß es ſeyn; nur das Leben kann ſich ſo wiederzeichnen!

Herr Rauſſe's Muſe iſt keine von denen, die ſich in poetiſchen, idealiſchen Variationen ergehen, die erröthen, wenn ſie von gefallener Tugend ſprechen, und deren Namen mit vielen Worten umhüllen, — die Zeiten ſind vorüber, — er verzerrt den Mund bei den Schwächen unſerer Zeit, und ſeine kühnen Gedanken blitzen wie Wetterleuchten durch das Buch. Sie hat viel Aehnliches mit Heine und der jungen Literatur, aber ſie iſt ſelbſt originell, ohne deren Tendenzen alle aufzufaſſen.

Mit flüchtigen, ſkizzenartigen Zügen entwirft er die Portraits der einzelnen Geſtalten. Ich würde einige dieſer Stellen hier anführen, wenn ich mich nicht ſcheute, den Eindruck des Ganzen dadurch zu ſchwächen, und wenn nicht überhaupt dergleichen Citationen, herausgeriſſen aus dieſem, ihren Zweck gänzlich verfehlten. Als beſonders ausgezeichnet erwähne ich nur die Scenen ſeiner Bekanntſchaft mit Eliſen, die Variationen des Gretchenliedes, den Gedanken aus der Stahlfeder, und die Nacht mit Nannen im Bote. Mit ſcharfen und treffenden Umriſſen ſind die Zuſtände der Schiffsreiſe und Auswanderer gezeichnet, doch iſt nicht zu leugnen, daß die Capitel nach und nach matter werden, daß ſich der Geiſt, welcher die erſten ſo anziehend macht, darin überboten zu haben, und ſich und den Leſer auf die proſaiſchen Capitel der Abhandlung, welche den zweiten Theil des Buches ausmacht, vorzubereiten ſcheint. — Bei dem eleganten und glänzenden Styl des Ganzen bemerkt der weniger tief eindringende Leſer dies jedoch auch weniger.

Dies und die ſo widerſprechende Theilung des Buches ſind die Vorwürfe, welche dem Herrn Verfaſſer gemacht werden müſſen.

Seite 129 beim Anblick der Ufer zeichnet, unſerer Meinung nach, der Verf. unwillkürlich ſeinen Seelenzuſtand ab. In den letzten Worten ſpricht ſich noch einmal der Geiſt aus, der in den erſtern Capiteln gewaltet; um ſo ſchmerzlicher ſcheidet der Leſer von ihnen zu der gleich darauf folgenden Abhandlung:

Ueber die Zuſtände in den Weſt-Staaten der Union.

Der Herr Verfaſſer ſcheint ſelbſt die Verpflichtung gefühlt zu haben, dieſen Uebergang entſchuldigen zu müſſen. Aus den erſten Worten deſſelben geht dies hervor. Wenn es wahr iſt, daß die Verlagshandlung es ſo gewünſcht, ſo hat ſie ihren Vortheil keineswegs verſtanden. Dieſe Abhandlung gehört in ein beſonderes Buch, und ſie würde dann dem Zwecke: Leute, die von der Amerika-Krankheit befallen, davon zu heilen, — beſſer entſprechen. — Einer derſelben, der Verfaſſer oder der Verleger, haben durch Umtauſchung von vier noch Platz findenden Reiſecapiteln einen Raub am Publicum begangen.

Die Abhandlung ſelbſt verdient alle Anerkenntniß. Sie iſt mit wichtigem Ueberblick und großer Kenntniß der wirklichen Verhältniſſe geſchrieben. Der Herr Verfaſſer begnügt ſich nicht damit, die vielen Uebelſtände, welche Auswanderern die Luſt

dazu verleiden sollten, aufzuzählen, sondern er geht ihnen auf den Grund, und zeigt ihre Ursachen, wie ihre Wirkungen. – Man bemerkt allerdings, daß er mit Widerwillen und gehässigen Farben das Land malt, doch dürfte er nirgend die Schranken der Wahrheit überschritten haben. Seine Ansichten und Urtheile zeigen Scharfsinn und Kenntniß, er bespricht gründlich die Zustände des Landes sowohl in seiner natürlichen Beschaffenheit als Bevölkerung. — Zuweilen, doch selten, fährt ein Gedankenblitz aus den obigen Geigenklängen dazwischen.

Dagegen entspricht der Abschied an die Leser so wenig dem Werk, als die Vorrede dazu: „Bekenntnisse an die Leser!" In letzteren ist viel Haschen und Suchen nach Witz, und das Capitel also wahrscheinlich später geschrieben. Ein seltener Fall, wenn die Vorrede nicht größere Erwartungen rege macht, als denen das Buch entspricht! — Die Sprache ist, wie gesagt, glänzend und leicht; die Ausstattung sehr elegant, nur entstellen viele Druckfehler den guten Druck. — Der Verlag von Opitz und Frege scheint nach den Ankündigungen auf dem Umschlage in belletristischer Hinsicht sich unter die bessern zu stellen. Der Preis des Buchs ist zwar hoch, doch dafür nicht zu theuer. Wir empfehlen es jeden Gebildeten und wünschen bald mehr von dem Hrn. Verfasser zu hören.

Herrmann Goedsche.

Literarischer Beobachter.

[Die dramatischen Zeitbilder von F. Rank*)] haben einen österreichischen Adeligen, einen Ritter von Frank zum Verfasser. Der österreichische Adel wird die Stunde, die es geschlagen, nicht übergehen, und dem Wecker an der Uhr für seine störende Musik ihr Memento nicht vorenthalten. Wir sind neugieriger und begieriger auf dessen Art, als ein hundertjähriger Greis auf das memento mori.

[Eine neue Encyklopädie.] Eine neue Encyklopädie, welche, ihr gegebenes Versprechen erfüllend, außerordentlich nutzenreich sich erweisen wird, erscheint in Paris unter dem Titel: **Dictionnaire général usuel et classique d'éducation, d'instruction et d'enseignement, ou l'art de s'instuire soi-même et d'enseigner les autres. Extrait, resumé et complément de tout ce qui a été dit et écrit de mieux sur les moyens et la manière d'élever et instruire les hommes, par plus de 500 auteurs célèbres français et etrangers. Par T. V. Morard**).**

[Das Epos.] Diese Dichtart macht durchaus kein Glück mehr. Es ließe sich dies in den auffallendsten Beispielen darthun. Bleiben wir bei der allerjüngsten Zeit, so treffen wir Frankl's Christoforo Colombo, über welchen die Kritik zwar ein ehrenvolles Urtheil fällt, aber doch am Ende die Achseln zuckt. Das große Lesepublicum kann den hohen Werth der epischen Darstellung nicht erkennen und fürchtet bei dem mehrgesängigen Werk in Starr- oder Schlafsucht zu verfallen, und macht nicht einmal den Versuch, sich von dem Gegentheil zu überzeugen. Neulich erschien das epische Gedicht: „Alfred der Große," von Callingwood. Es wird von den englischen Kritikern nicht besonders gelobt. Man gibt den eleganten Ausdruck und Correctheit zu, meint aber, — ziemlich schnippisch — es fehle an einem eigenthümlichen poetischen Genius.

[Leon Gozlan.] Der Genannte hat mit dem Romane **„Le notaire de Chantilly,"** in zwei Bänden, eine Reihe von Gemälden begonnen, die unter dem Haupttitel **„Influences"** die einflußreichen Gestalten der modernen Gesellschaft vorführen. Nach dem Notar soll der Arzt, nach diesem der Advocat, sodann der Journalist kommen.

[v. Platen.] Diesem in seinem tiefsten Werthe und in seiner Dichtergeltung vielfach verkannten, verdächtigten, ja theilweise gemißhandelten Dichter, der wie ein Heros der Dichtkunst, ja wie Apollo selbst, der modernen götter- und gottheitsleeren, in romantischem Sinnen- und Sündenrausch versunkenen Poesie schroff gegenüber stand, wird nach dem Tode die verdiente Anerkennung. Sein König, Ludwig von Baiern, läßt ihm durch den Dessauer, jetzt in München lebenden Künstler Waldreck ein Standbild von carrarischem Marmor errichten.

[Die Goldschmied-Hell'sche Abendzeitung.] Diese Zeitschrift mit ihrem Redacteur hat wiederum wegen ihres voreiligen Urtheils, über Erborgen, Nachahmen und Pflügen mit fremdem Pflug eine Reclamation veranlaßt, die sich in der „eleganten Welt" befindet, und gegen die Adami'schen Gewaltangriffe sehr elegant zu nennen ist. Quousque tandem, Vespertina Claro. — Fabrina etc.?

An den Dresdner Angely.

Bleib' Du, mein Freund, auf Deinem Bänkchen,
Worauf Dir manche Version gelang,
Erheb' zuweilen wohl auch Singsang
Und pack' ihn in der Verspertine Schränkchen.
Doch bleib' mit Deinen Zwerggedänkchen,
Mit Deines Urtheils fadem Pfauenklang,
An das schon oft sich schwerer Unsinn schlang;
Sonst zücht'gen Dich nicht leichte Rebenränkchen.
Hör' auf, hör' auf, mit Kothe zu besudeln,
Mit falschem Vorwurf männiglich zu hudeln
Und Judas gleich die Feinde zu bedräu'n.
Hör' auf, sonst will ich ein Gespenst Dir werden,
Daß Du mit hoch auflammernden Geberden
Mich sollst als Deines Todes Botschaft scheu'n.

L. S.

*) Erschienen in der Wigand'schen Buchhandlung in Leipzig, und in diesen Blättern bereits ausführlich besprochen.

**) Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, von Neuem auf das in der Belgischen Buchhandlung in Leipzig erscheinende Universal-Conversationslexikon aufmerksam zu machen. Es ist dieses mit bewundernswerther Genauigkeit und Sorgfalt verfaßte Werk bereits bis zum 25. Bogen (5 Hefte) gediehen. Bei weitem die meisten und unter ihnen die competentesten Zeitschriften haben sich über dasselbe lobend ausgesprochen, und wegen Tendenz, Inhalt, Fassung und Ausstattung sich nur empfehlend geäußert.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 296. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 10. December. 1836.

Theaterberichte.

Aus Cassel.

Seit meine letzten Blätter von hier aus in die Welt hinüberflogen, ist der Winter streng und schnell und überall hereingebrochen, — seine Stürme über mein schuldbeladenes Haupt, daß ich einen Augenblick aus der ewigen Meeresstille aufzutauchen wagte, und den Leuten draußen ein Wintermährchen aus Hessen-Cassel in die Ohren raunte; seine Kälte über das hiesige Publicum, sein Tod, sein grauer, farbloser, über unser Hoftheater. Ich mache darum bei Beginn meiner neuen Streifzüge in das Gebiet der Bühnenkritik ein pflichtmäßiges Leichenbitter-Angesicht, drücke das Battisttüchlein und die gelbe Citrone unter die Nase, und schluchze, hübsch systematisch, wie folgt: —

1. Chronik der Bühne.

Unter ihren Veränderungen und Schicksalen steht der Austritt des General-Major von Lepel aus der Intendanz oben an; ein Ereigniß, das bei dem Publicum einige Sensation und viel Conversation erregte, für das Institut selbst aber zunächst von keinen Folgen gewesen ist. Ueber die Wirksamkeit des ci-devant General-Intendanten jetzt, da sich dieselbe aus ihren Früchten vollständig erkennen und abschätzen ließe, ein Urtheil zu fällen, ist ein mißlich und kitzlich Ding. Man muß das Glatte, Unsichere, Gefährliche einer solchen Stellung, wie sie Lepel hatte, nie aus den Augen lassen, wenn man über seine Leistungen absprichtt; überhaupt ist bei den Hoftheater-Intendanzen, wie sie dermalen im lieben deutschen Vaterlande sich gestaltet haben, immer ein negatives Lob schon etwas Großes. Es handelt sich nicht darum, wie viel sie genützt, sondern wie wenig sie geschadet, nicht wie sehr ihre Einsicht, ihr Geschmack, ihre Bildung, sondern wie weit ihre persönliche Rechtlichkeit, ihr guter Wille auf das ihrer Leitung übergebene Institut gewirkt, nicht um das, was sie geschaffen, sondern um das, was sie erhalten haben. Die Maßstäbe der Verurtheilung liegen vor — die Resultate? — —

Ein Regierungswechsel pflegt in manchen Staaten von bedeutenden Revolutionen begleitet zu seyn. In unserer Kunst-Republik (Gott verzeih' mir die Sünde!) ging derselbe spurlos vorüber, ja! so spurlos, daß man dem Körper noch nicht einmal ein neues Haupt gegeben, und daß derselbe nichtsdestoweniger nach wie vor — krankt, schläft, nachtwandelt, irre redet, mit Händen und Füßen galvanisch gesticulirt, kurz ein Körper ist, mit allen Zuthaten einer deutschen Residenzbühne.

Aber auch Glieder hat der Körper verloren — und welche! Der Komiker Meaubert, die Sängerin Matys, der zweite Tenorist Schmidt, ein gewisser Liebhaber Danielson, eine ungewisse Soubrette Christiany, ein veralteter Alter Schmidt, Sänger, Acteure, Tänzer fielen, wie im schwarzen Tode, urplötzlich von dem Körper ab, und der Körper sah ohne Haupt und Glieder schier aus, wie ein Rumpf, bei dem das Verdauungssystem das Beste geblieben ist.

Da zog der Director Feige in Begleitung eines Mitgliedes der Capelle, Hauptmann, hinaus in alle Welt; „des Friedländers Werbefahne flatterte hoch, die Trommel ging" und — bis dato erschienen weder Missionarien noch Neophyten wieder im verödeten Kunsttempel. Ach, meine Herren! der Monat November ist keine Zeit, wo die Nachtigallen reisen, und Cassel kein Ort, wohin sie auf ein ungewisses Jahr hinaus sich vermiethen möchten!

Ernstlich: mich grauet. Unser Theater ist — aber leise geredet! — eine schöne Ruine; noch stehen einzelne Pfeiler und Schwibbogen, die an alten Glanz erinnern, aber das Ganze liegt zerbröckelt, ehedem ein stolzer Wunderbau, und durch die „öden Fensterhöhlen" pfeift die windige Kritik, und in die offenen Hallen scheint die langweilige Sonne nüchtern hinein. — Mich graut.

Schiebt mir aber die Schuld eines solchen Verfalls nicht auf die Direction allein, wie's die Casselaner gerne machen. Stellt jetzt einen Gott an die Spitze, der Dichter ist und Schauspieler und Regisseur und General obendrein — ihr werdet's nicht ändern. Es bedurfte einer längeren Zeit, einer nagenden Verwitterung, einer ganzen Kette von verschuldeten und

unverschuldeten Mißgeschicken, um uns langsam in diesen Pfuhl, auf diesen Sand zu treiben. Greift in die eigene Brust, ihr Herren und Frauen von Cassel! — Eure stumpfe Gleichgiltigkeit gegen die Kunst als solche, Eure ernsthaften Mienen, die ganze Maschine Eures geselligen (c'est-à-dire ungeselligen) Treibens trägt mit die Schuld. Denn Ihr seyd ein kühles, ein kahles, ein kaltes Publicum; bei Euch findet die Kunst kein Herz und keinen Herd, höchstens ein Abonnementsbillet!

Ich bin ein Prediger in der Wüste. Das weiß ich. Aendern und bessern kann ich's nicht, aber vertuschen und bemänteln will ich's auch nicht. Die Wahrheit dringt doch durch. Ihr erschreckt jetzt, wenn man Euch draußen laut nennt, Ihr wundert Euch, wenn der Name „Cassel" gedruckt wird, Ihr wollt, man soll in der Welt nichts von Euch reden, weder Gutes noch Böses. Aber die Wahrheit dringt doch durch.

Direction und Publicum — was übrig ist: das Künstlerpersonal und die Kritik, das sind die Quellen, aus denen jene Unglücksquellen flossen, besser gesagt: die Steppen, in welchen die reine Quelle der Kunst versandete und verschlammte. Von den letzten beiden, namentlich von den Kritikern, in dieser Beziehung kein Wort mehr! Ich stieg einmal mit der Fackel in jene lang verschlossenen, von giftigem Schwaden und feuchtem Moder durchdrungenen Untiefen — da flog mir das Ungeziefer der Nacht kreischend durch die Haare, die eklen Eulen, die zwittergestaltigen Fledermäuse — kein Wort mehr! Alle Local-Polemik für und gegen Casselsche sogenannte Belletristen habe ich abgeschworen.

Meine Worte sollen nicht leidenschaftlich oder excentrisch gescholten werden. Nur verdenkt es dem Strome nicht, wenn er, gedämmt von allen Seiten und aufgeregt in seinen Tiefen, zuweilen aufschäumt und gegen die Küste stürzt, welche ihn einengt. Ihr wißt es, wie man hier in C. lebt, wenn man leben will!

Der gegenwärtige Zustand unserer Bühne ist in obigen Zeilen, wenn's auch Bilder sind, treu bezeichnet. Wir möchten's uns gern verhehlen, aber es geht nicht. Und zunächst ist es namentlich die Oper, welche jetzt so verwaist und verlassen dasteht, daß sie höchst selten und nur nach vielen Aenderungen im Repertoir und nach bedenklichster Wahl der Stücke einmal wieder zum Vorschein kommt. Das Schauspiel muß sie fast ganz ersetzen, und wie es jener an Größen fehlt, an bedeutenden Mitwirkern, so gehen diesem wiederum die Mittleren ab, die für das Ensemble so wesentlich, für das harmonische Fortschreiten eines Stückes so unerläßlich sind. Eine Zeit lang hat man uns Gäste vorgeführt (von denen unten ein Näheres) und sie zum Theil auch für die hiesige Bühne gewonnen; allein jetzt haben die dramatischen Zugvögel sich alle ein Nest für den Winter gesucht, und wir behelfen uns nun mit dem Geworbenen, Gebliebenen, Zerstückelten. Diesem darf jedoch sein Recht und seine Anerkennung nicht verkümmert werden; weßhalb in den folgenden Skizzen einige der bedeutenderen Erscheinungen, welche in den drei letzten Monaten (Sept. bis Nov.) auf hiesiger Bühne vorübergingen, ihren Wiederschein finden sollen.

II. Repertoir.

Neues in der Oper*) habe ich — schon aus angegebenen Gründen — nicht zu berichten; Bellini's „Puritaner" war die letzte Novität, welche am 20. August zum letzten Mal erschien. Seit jener Zeit haben wir allerdings größere Opern gehabt, besonders bei Anwesenheit der Gäste (Robert, Oberon, Romeo, Schweizerfamilie, Othello, Don Juan), auch von den Einheimischen manches mehr oder minder Gelungene gesehen (Aloise, Maurer und Schlosser, ehernes Pferd), allein Bedeutendes, das neu, oder Neues, das bedeutend wäre, wüßte ich nichts aufzuführen. Dlle. Pistor erhält sich in der Gunst des Publicums und Hr. Derska fängt an, sich darin zu befestigen. Schade, daß er neuerdings durch anhaltende Heiserkeit manche Störung des Repertoirs veranlassen mußte.

Im Schauspiel waren neu: Griseldis — Oheim — Christine von Schweden — und drei Lustspiele aus dem Französischen. Griseldis, von Halm, hat entschiedenes Glück bei uns gemacht, und verdientes. Das Stück ist, gegen die geleimten, gefrorenen Theaterwerke neuester Zeit gehalten, ein wahrer Phönix, und in seinen Eigenthümlichkeiten, selbst in seinen Fehlern wunderbar schön. Wenn ich nicht in dem Grade von seiner literarischen Bedeutsamkeit überzeugt bin, wie einzelne auswärtige Kunstrichter, so liegt das nur darin, daß ich mich mit dem sentimentalen, krankhaft-heißen Charakter des Ganzen nicht habe befreunden können. Mir ging's mit dem Drama, wie mit dem großen Bilde Bendemann's, dem „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem"; ich habe vor den technischen Schönheiten beider Kunstwerke in tiefer, träumender Bewunderung still gestanden, und die einzelnen Reize, die unendliche Grazie der Ausführung, die Wärme, die blühende Fülle des Tons recht durstig in mich aufgenommen. Allein beide Stücke schienen mir zu tief in den sentimentalen Geist unserer Zeit (denn den hat sie trotz aller Zerrissenheit und alles Humors) eingetaucht und ihrer Wirkung nach auf diesen gestützt zu seyn. Ich kenne nichts Höheres, im Drama, wie in der Malerei, als ein straffes, körnig-körperliches Leben in der Historie — Stücke, die auf ihren Grund gebaut werden, stehen fester als die, welche nur in der vorüberrauschenden Stimmung einer Einzeln-Zeit, einer werdenden Epoche ihren Widerhall finden. Die Griseldis ist schön, sehr schön; die Erfindung der Heldin (denn Erfindung ist der Charakter, wenn auch eine recht glückliche, dem großen Schöpfer sehr geistreich nachgeschaffene) unendlich reich und weich, allein dieses langsame Foltern, dieses gedehnte Spiel im Spiel, dieses elegisch absterbende Ende fallen, meinem Sinne nach, zu sehr aus dramatischer Sphäre heraus.

In recht grellem, unerquicklichem Gegensatze zu dieser poetisch so hoch begabten Griseldis steht Vogel's „Christine von Schweden." Es ist eine unglückliche Manie, Romane und No-

*) Während ich diese Blätter absenden will, meldet man mir die Ankunft eines neu engagirten Bassisten, Hrn. Krieg's aus Braunschweig, und im Repertoir finde ich „die Entführung aus dem Serail" und Bellini's „Straniera" als nächste Vorstellungen angekündigt. **Post nubila Phoebus!**

Nachschrift d. Eins.

vollen bongré, malgré auf den Kothurn schnallen zu wollen. Erst fing man mit W. Scott, V. Hugo, Storch u. A. an, nun kommt sogar die Reihe an den guten van der Velde. Lasset die Todten ruh'n! Der Hr. v. Frank in Berlin dramatisirt die Gesandtschaftsreise nach China" und Vogel die „Christine von Schweden" — ich sage euch, laßt die Todten ruh'n, und den van der Velde in den Händen unserer Schneidermamsellen und Meßjünglinge. Vogel schrieb sein Stück nur für eine, von ihm protegirte und gebildete Schauspielerin, der er die Rolle der Christine angemessen hatte; daher sind nicht nur alle anderen Partieen des Stückes reine Marionetten, sondern auch die der Königin eine höchst undankbare, mühsame Arbeit geblieben. Thron-, Entsagungs-, Abtretungs- und Anerbietungs-Reden, schöne Phrasen vom Hofadreßkalender, Scenen, die zu nackt sind, um üppig seyn zu können, Sinne ohne Sinn, Handlung ohne Leben — das sind die übel verkochten Ingredienzien dieses Bühnen-Kobolds.

In beiden Rollen, in denen der Griseldis und der Christine, also in zwei völlig entgegengesetzten Feldern, hat Mad. Ahrens (einzelne Mißgriffe abgerechnet) ihr Talent, wie ihren Fleiß auf's Neue und glänzend beurkundet. Es ließe sich mit ihr über Besonderheiten in der Griseldis wohl noch rechten, allein die Darstellung im Ganzen zeugte davon, daß sie den Charakter in seinem tiefsten Marke aufgesucht, und kunstgerecht, in rhythmischer Entwickelung des Bildes, wiedergegeben hatte. Ich glaube kaum, daß man für die Rolle mehr thun kann, als sie gethan, ohne zu viel zu thun, und daß man hinwiederum nicht weniger thun darf, um der Rolle nicht zu viel zu thun. Griseldis gehört zu den vortrefflichsten Leistungen der Mad. Ahrens, die ihr auf jeder Bühne ein Lorbeerblatt zusichern würde. Ein größeres Feld, d. h. eine mehr künstlerische Thätigkeit, äußerlich mehr angeregt, innerlich besser geleitet, führte diese Frau gewiß auf eine ungewöhnliche Höhe in dramatischer Kunst.

Der Oheim, vom Verf. der „Lüge und Wahrheit," hat im Ganzen nicht ansprechen wollen. Mir geht es fast mit allen Stücken, welche aus dieser Feder fließen, eben so. In allen findet sich ein künstlicher Wendepunct, eine gedrechselte Katastrophe, wo die Handlung urplötzlich umspringt und den Zuschauer in's Gesicht schlägt. Hat die „Braut aus der Residenz" erst die Modethorheiten großer Städte fein und herbe gegeißelt, flugs kommt eine Reservation: so übel sey es doch noch nicht; in die Funken des Witzes, in den Sprühregen der Satyre fällt, wie vom Himmel herab, eine dicke, deutsche Thräne aus Vater Iffland's pensionirten Säcken ausgepreßt. Aehnlich ist's im Oheim Das Stück hat, namentlich in der Titelrolle, sehr viel Schönes und psychologisch Wahres, allein es ist durchweg edelmüthig. Und das ist eine Todsünde. Edelmüthig ist 1) sehr — der Doctor Lowe — 2) recht — Fräulein Anna — 3) blos edelmüthig — Julius, er gibt sich doch, nach einigen Scrupeln. Selbst 4) die alte Frau, welche für ihren kranken Enkel sich ein Loch in den Kopf fällt, ist edelmüthig; selbst 5) die nicht im Stücke vorkommende, entsagungs-wuthige Braut des Neffen, selbst 6) die Todten sind edelmüthig, z. B. des Doctors alte Geliebte. Der Hauptvorzug der Stücke vom Verf. der „Lüge und Warheit" liegt in ihrem civilisirten Element, in ihrer Schilderung des Gesellschafts-Menschen; viel weniger in ihrer Originalität oder in der Erfindung der Charaktere. Darin sind sie zu sehr Iffland nachgebildet, und noch weniger im Dialoge. Hr. Quanter ist mit dem „Oheim" recht in Verlegenheit gerathen. Er vermied sichtlich alles Uebertreiben und starke Auftragen in der Rolle, wollte sie nicht komisch und nicht verliebt, nicht alt und nicht jung fassen; da hat er dann zuletzt das à plomb wohl verloren. Dem Publicum ging's eben so. Neben mir saß ein alter Mann, der gewiß das Theater recht selten besuchte, und bei jedem Acte herzhaft lachte und herzhaft weinte; als aber der Vorhang hinter der letzten Rührscene gefallen war, faltete er die Hände und sagte still vor sich hin: „Ne, nu' möcht' ich doch wissen, was Lustiges in dem Stück ist!" Ich hätt's ihm nicht sagen können.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Ende November 1836.

Unter den Neuigkeiten unseres Theaters steht oben an das Engagement der Mad. Lange, einer ausgezeichneten Künstlerin im Fach der älteren Heldinnen und Anstands-Rollen. Ganz ohne Besetzung war dieses Fach, und darum konnte eine Phädra, eine Sappho, ein Makbeth, darum konnte die Braut von Messina und vieles Andere, welches zu den Zierden eines Repertoirs gehört, nicht gegeben werden, wenn nicht ein Gast etwa in den Hauptpartieen auftrat. Jetzt endlich sind wir so weit, und haben eine verdiente Schauspielerin gewonnen. Aber welche Ueberwindung mag es der Intendanz gekostet haben, ein erträgliches Honorar für dieselbe auszusetzen, wie lange mag darum mit der Künstlerin gemarktet worden seyn — ja wenn es ein Ballet wäre, das Steckenpferd des Grafen Leutrum, dann hätte man freilich für einen Abend so viel, und doppelt so viel ausgeben können, als eine ganze Jahresgage der ersten Künstlerin beträgt.

Mad. Lange welche vor einem halben Jahre hier gastirt hatte, trat jetzt als Sappho auf, gab dann Elisabeth im Essex, trat in neuester Zeit als Lady Makbeth auf, und erntete auf ihr würdevolles, höchst durchdachtes Spiel, stets gleichen Beifall ein. Meisterhaft war besonders die letzterwähnte Darstellung; hier bekundete sie wahres Genie, in einem seltenen Grade. Die Rolle gehört ohne Zweifel zu den schwierigsten, die es überhaupt gibt, sie ist ein Probirstein des Talentes, sie ist aber auch eine gefährliche blinde Klippe, an deren von den Wellen überdeckten Spitzen schon manche Schauspielerin gescheitert ist, weil sie vergaß, daß die Affecte, daß die Leidenschaften einer Königin sich in der Regel anders gestalten als die eines Dienstmädchens. Mad. Lange bestand aber diese Probe, umfuhr diese Klippe mit großem Glück, in der Scene, in welcher sie als mondsüchtig erscheint, stieg ihr Triumph auf das höchste, und wer bisher noch Mad. Abveser angehangen, der ward nun bekehrt, und schwor zu der Fahne des neuen Propheten. In der That war es auch lächerlich und gehörte zu den wunderlichen Ideen unseres zweiten Regisseurs, des Herrn Seidelmann, diese Mad. Abveser, deren Spiel einen seltsamen Grad von Vollendung in der Gemeinheit trägt, mit solchen Rollen, wie die der Elisabeth in Maria Stuart u. s. w., kurz mit dem ganzen Fach der Mad.

Lange zu belehnen; man schreibt dieß auch nicht sowohl seinem irre geleiteten Kunstsinn, als seinem irre geleiteten Geschmack zu.

Unter den Gästen, die wir seit einiger Zeit hier sahen, machte Herr Hassel, Mitglied der Frankfurter Bühne, ganz besonders Glück. Er ist ein sehr tüchtiger Komiker und läßt als solcher den sogenannten ersten Künstler Deutschlands, Seidelmann, weit hinter sich zurück. Ueberhaupt kommt man hier immer mehr von der unsinnigen Ueberschätzung desselben zurück. Sonst, ja sonst — als unser größter Komiker Herr Rohde, unser Intriguant Herr Gnauth (in dessen Stelle ist Herr Seidelmann eigentlich eingerückt), unser alter Held Herr Miedke war — damals war es freilich für ihn eine goldene Zeit, allein seit Maurer in Miedke's Fach eingerückt ist, sticht ihn dieser an Kraft und Herzlichkeit und Gefühl so weit aus, wie Meaubert und Hassel an Komik, wie Marr an Würde, wie Moritz an Feinheit und Gewandtheit, und es sind ihm jetzt nur noch die Intriguen (d. h. die Intriguants) geblieben, ein Fach, worin er freilich immer glänzen wird.

Herr Hassel aber, um wieder auf ihn zurückzukommen, hat das Publicum entzückt. Ein Dialekt, der so ganz local ist wie der Frankfurter, muß mit Geist und Wahrheit aufgefaßt und wiedergegeben seyn, wenn er an einem andern Orte ansprechen soll — und dieser Dialekt, in der Localposse: die Landpartie nach Königstein, angewendet, elektrisirte unser etwas träges Publicum so, daß es vor lauter Jubel und Freude gar nicht zu sich kommen konnte, Herrn Hassel ward die Ehre, hervorgerufen zu werden, zu Theil, etwas überaus Seltenes in Stuttgart, worauf sich unter zwanzig Gästen neunzehn vergeblich spitzen. Unübertrefflich aber war Hr. Hassel in der Rolle des Engländers in der Posse: die Benefizvorstellung. Ein Engländer, der neben mir saß, erstaunte über die Treue der Darstellung und über die daraus hervorgehende Schärfe der Beobachtung. „So ist es!" sprach er, „so declamiren wir Engländer — das sind Verse des Byron, kein gebildeter Engländer würde sie anders geben." Das gebrochene Deutsch, das wunderlich accentuirte und auf englänbische Weise ausgesprochene Französisch, es war Alles so ungezwungen, so wahr, daß man zur Bewunderung hingerissen wurde. Nicht minder glücklich gab er die Rolle des Lord Kokburn in der Oper: das Gasthaus zu Terracina (Fra Diavolo) und Damian Stutzl in Nestroy's Posse: „zur ebenen Erde und im ersten Stock." Er macht allgemein den Wunsch rege, ihn als ein Mitglied unserer Bühne betrachten zu können; ich wünsche dies jedoch nicht, die Erfahrung an Seidelmann hat mich scheu gemacht, der leistet auch als Gast überall mehr als daheim. G. S.

Theater-Gucker.

Paris. Im Vaudevilletheater erntete vielen Beifall „Peter der Rothe," Vaudeville in 3 Epochen von Rougemont, Antier und Dupeuty, doch war der erste Act des Stückes gut, der zweite trefflich und der dritte schwach, so daß man wünscht, es könnte der Anfang mit dem Ende gemacht werden.

Die Variétés machen gute Geschäfte mit der Piece: „Der Degen meines Vaters" von Desnoyers und Davrecourt. Die Composition ist effectvoll und durchaus gelungen.

Im Palais Royal macht Aufsehen die Geschichte eines Blinden, welcher sein Vermögen verlor, durch die zarte Sorge eines liebenden Mädchens aber in dem Glauben erhalten wird, er sey noch immer reich, bis er sein Besitzthum wieder erlangt und seinen Schutzengel heirathet. Dieser Stoff ist unter dem Titel: „Theodor," sehr anmuthig und rührend behandelt, und der Moment, wo der Blinde sich weigert, das Gesicht durch eine Operation wieder zu erhalten, weil er glücklich bleiben will, macht ausgezeichneten Effect. Als Verfasser nennt man Bayard und Destandes.

Das Theater an der Pforte des heil. Anton's will sich mit „tödtende Liebe" (l'amour, qui tue) in seinem Lebensprocesse fortzuhelfen suchen. Taigay und Hostain sind Verfasser.

Im Ambigu spukt: „mein seliger Bruder." In diesem Stücke handelt es sich um die Verwechselung eines Schiffbrüchigen mit seinem verstorbenen Bruder. Man gewann dem Spuk eben nicht zu viel angenehme und gefällige Seiten ab, ließ aber doch das Ganze so durchschlüpfen.

Auch für das Palais Royal ist: La fille du Danube bearbeitet worden, und zwar von Gabriel und Bayard. Es füllt diese Kleinigkeit den Saal alltäglich dermaßen, daß man seinen Einsturz befürchten zu müssen meint.

Die Folies dramatiques gaben in: „La soeur grise" ein interessantes, geschickt verschürztes Drama. Es kommen sehr anziehende Momente darin vor.

An der Porte St. Antoine hat „la fille du Danube" wieder einen sehr glücklichen Nachfolger gefunden. „Le casque en ouir und Pantalon garance," ein Vaudeville, das betäubendes Lachen erregte und für viele Abende einen stereotypen Anschlaggettel bewirkt. Die Neuigkeit theilt mit der „fille du Danube" dieselben Verfasser.

Im Gymnase hat „avis aux coquettes," von Camberouse, durch niedliche Couplets sehr gefallen, mit welchen die Piece ausstaffirt ist. Sonst kann von einer vorzüglichen Composition dabei nicht die Rede seyn.

Am Theater der Porte St. Martin wurde „Franz Jaffier" als ein lang ausgesponnenes Stück erkannt, dem ein Paar effectvolle Momente einige Lebensfrist geben. Vielleicht würde der Verfasser Lafond sich mit seinem Producte besser berathen haben, wenn er die fünf Acte in drei zusammengezogen hätte.

In den Variétés hat „Heraclius," von Desnoyer und Avrecourt einem Corneille'schen Stücke nachgebildet, großen Beifall gefunden, der auch mit dem Werthe des Stückes in vollem Einklang steht.

Dem Theater Gaité hat Gustav Waez, ein geistreicher jüngerer Schriftsteller, ein pikantes und unterhaltendes Stück: „Barille" geliefert, das eine Anekdote aus dem Leben des genannten Sängers behandelt.

Victor Hugo, Delavigne und Dumas haben an den Minister des Innern eine Vorstellung eingereicht, um die Errichtung eines zweiten Théâtre français zu bewirken, welches sie, als von Rücksichten der Kunst und durch die Wünsche des Publicums bedingt, darzustellen suchen.

Leipzig. Unsere Maler und Portraitisten versuchen zuweilen, die Theaterjüngern und Theaterjüngerinnen der Stadt durch ihre Kunst auf eigene Hand zu immortalisiren. Sehr trefflich und getroffen ist des Herrn Baudius lithographirte Portrait mit der handschriftlichen Devise:

„Vor Einem wird allein mir bang,
Kurz ist das Leben, doch die Kunst ist lang."

B. S.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 297. (VII. Jahrgang.) Montag, den 12. December. **1836.**

Der betrogene Teufel.

Dem Bauer war sein Haus verbrannt,
Und alle seine Habe;
Da flüchtet er zum Wald hinaus
Mit seinem Wanderstabe. —

Im Walde steht ein Jägerhaus,
Dort zündet er ein Feuer,
Und malt den Teufel an die Wand,
Mit Hörnern ungeheuer.

Und plötzlich, hu! da steht vor ihm
Leibhaftiglich der Teufel,
Der spricht: „Mein Sohn, ich helfe Dir,
D'rum hege keinen Zweifel."

„Ich bau' Dir auf ein schönes Haus,
Als selbst dem Herzog eigen,
Und seine eigne Tochter soll
Sich Dir in Liebe neigen."

„Du sollst dafür mir, frank und frei,
Nur eine Gunst gewähren:
Ein Wörtlein nur, dann will ich Dich
Zeitlebens nimmer scheren." —

D'rauf reicht er ihm ein Pergament,
Und sagt: „Mit Blut geschrieben
Muß deutlich hier Dein Name seyn,
Das möge Dir belieben." —

Der Bauer denkt in seinem Sinn:
Das kann ja wohl geschehen,
Ich werde d'rob in Ewigkeit
Noch nicht zu Grunde gehen.

Drauf sagt er zu dem Bösen laut:
„„Ich nehme Dich beim Worte,
Doch wirst Du halten, was Du sagst?""
„Schwör's bei der Höllenpforte!"

Und wie derweil der Teufel macht
Vor Freuden tolle Sprünge,
Da schreibt er schnell, und gibt es ihm,
„„Nun Beelzebub, vollbringe!"" —

Zur Heimath kehrt der Bauer nun,
Und steht mit off'nem Munde,
Und schreitet in sein fürstlich Haus,
Erbaut in einer Stunde.

Und nächsten Tags berufet ihn
Der Herzog gar nach Hofe;
Es staunt der alte Hofmarschall,
Es staunet jede Zofe.

Und nächsten Abends schimmern gar
Viel hundert helle Kerzen, —
Der Bauer hat den schönsten Platz
Im schönsten aller Herzen.

Und selbe Nacht noch ruhet er
Im Himmelbett von Seiden,
Mit seines Herzogs Töchterlein,
In hochzeitlichen Freuden. —

So geht es fort durch manches Jahr,
Bis kam sein Sterbestündlein,
Da weinten wohl am Todtenbett'
Die Gattin und die Kindlein.

Es stand wohl auch am Todtenbett
Der Teufel mit dem Pacte,
Und grinst ihm gräulich in's Gesicht:
„Ich halte, was ich sagte."

Da ruft der Mann: „„Du dauerst mich,
Doch hab' ich's hintertrieben,
Und habe Dir mit Schneckenblut
Den Namen unterschrieben.""

Und wie der Böse braust und tobt,
Bei seiner Seele Scheiden,
Da trägt ein Englein sie empor
Zu Gottes ew'gen Freuden.

Der Satan aber fährt hinaus
Mit gräßlichem Geheule,
Und macht in einem Augenblick
Wohl manche deutsche Meile.

Da fluchet er dem Schneckenvolk,
Das unter ihm sich windet,
Daß d'rob ihr schönes, rothes Blut
Gleich aus den Adern schwindet.

Und Jeder kann, mit leichter Müh',
Im trägen Leib der Schnecken
Die Folgen von dem Teufelsfluch
Noch heut' zu Tag entdecken.

Fitzinger.

Cäsonia und Danae.

(Von Julius v. St. Felix.)

(Fortsetzung.)

IV.

Der Erste, der das von Sabinus Vinder bewohnte Haus betrat, war Quirinus, ein Consular, nach dessen Reichthümern Tiberius gelüstete. Diesem folgte Encius Lentulus, der Augur, der beschuldigt war, einen Traum des Kaisers falsch ausgelegt zu haben; dann kamen Pompejus und Pollio; der Erste Patricier, der seine Herkunft von den Göttern ableitete, der Andere ein Plebejer, aber wegen seiner Tugend und Gewandtheit in den Wissenschaften, vom ganzen römischen Volke geliebt und geehrt. Ferner kam ein Rhodier, dessen Gastfreund Tiber in Rhodus war, und der Ehre von dessen Gattin und seiner Hausgötter zu nahe getreten war. Außerdem folgten noch zwei abgesagte Feinde der Tyrannei, Messala und Cassius, dessen Letztern Name und Gesichtszüge an seinen Großvater erinnerten, der auf den Philippischen Schlachtfeldern mit der Freiheit fiel.

Vinder, da er sie um sein Bett versammelt sah, fühlte ungehoffte Freude sein Herz durchdringen; er erhob sich wie ein Schatten vor Beschwörern, und ein plötzliches Roth belebte seine mageren und farblosen Wangen; Jedem reichte er die fieberhafte Hand, sein feuchter Blick schweifte hin und her und suchte die Blicke seiner Freunde. Da seine zitternden Lippen ihm die Stimme versagten, brach Cäsonia zuerst das Schweigen:

»Römer!« sprach sie, »den, den Ihr hier vor Euch auf seinem Lager seht, ist ein Genesender; sehr schwere Wunden blieben ihm noch zurück, wir wollen ihm daher lange Reden ersparen. Sabinus ist gewiß unser allerliebster Freund.«

»Cäsonia,« antwortete Encius Lentulus, der Augur, »ich kannte Deinen Vater, den würdigen Bürger, und Dich selbst sah ich oft als Kind, auf den Stufen des Mercuriustempels Blumensprache spielen; Du warst schön und weise unter allen kleinen Römerinnen, Deinen Gespielen, und hast erfüllt, was Deine Kindheit versprach. Sey versichert, liebes Mädchen, wir werden für die Gesundheit des Vinder alle Sorgfalt anwenden.«

»Geben es die Götter!« erwiederte Cäsonia.

Und Alle betrachteten sie mit einem Lächeln, das Verwunderung und Freundschaft ausdrückte. Mehrere von ihnen setzten sich auf das Lager des Kranken und die Andern standen mit untergeschlagenen Armen, den Statuen gleich, die man damals im Senate sah.

»Freunde,« sagte Pompejus, »ein' und der nämliche Gedanke beseelt uns; wir haben nur einen Zweck, wir wollen nichts mehr beschließen, wir haben uns nur noch über Tag, Stunde, Ort und Mittel zu verständigen. Sollen wir uns des Eisens, der Schlinge, oder des Giftes bedienen?«

»Das Eisen!« riefen fast alle Stimmen.

»Das Gift!« sagte der Augur.

»Seht Ihr den verschmitzten und furchtsamen Priester?« fiel Pollio, der junge Mann, der noch nicht gesprochen hatte, ein; »und wenn es dem kaiserlichen Trunkenbold einfällt, seinen Becher einem Senator oder einem Sclaven zum Austrinken zu reichen, was wird dann aus dem Gifte? .... Glaubt mir, Freunde, das Eisen hält immer, was es verspricht. Mein Dolch — ich schwöre es Euch — ist gelehrig und gut gehärtet. Die Republik wird ihn in dem Siegestempel aufbewahren.«

»Ja,« sagte der Kranke, »und Du, Tochter des Corvinus Cimber, bring' uns die in dem innersten Heiligthum meines Hauses verborgenen Klingen; ich habe sie unter die Obhut der Laren und meines Vaters gestellt!«

Cäsonia kam bald in das Zimmer der Verschwornen zurück, einen Bündel kurzer zweischneidiger Schwerter und Dolche mit geschnitzten Heften in ihren schönen Händen tragend.

»Sieh',« sagte Cassius, »die besten Vernunftschlüsse des römischen Forums gegen Tyrannei.« Und wie sein Großvater gehandelt haben würde, nahm der junge Mann diese Gebünde und legte sie auf das Bett vor Vinder. Dieser ward bei dem Klirren der Waffen aufgerüttelt; der Löwe erwachte. Unter den Schwertern suchte er sich ein breiteres als die andern, dessen Griff mit Eichenblättern verziert war. Dieser Stahl war ihm als Erbstück von seinem Vater geschenkt worden, der es von dem seinigen, einem Veteranen der Republik, ererbt hatte. Sabinus Vinder betrachtete das Schwert mit glühenden Augen und schweigend. Man stellte sich rund um sein Bett, und Jeder wartete auf seine Worte. Der Kranke neigte sein Haupt, zwei große Thränen fielen auf die Klinge des Schwerts und man hörte folgende Worte:

»Dich grüße ich, dich, das Rom und meine Seele, die zwei von Schmerz verzehrten Schwestern gleicht, rächen

wird! Ich grüße dich, das mit einem einzigen Stoße die Welt von einem Tyrannen befreit, und die schändlichen Bande zerreißt, die Danae festhalten. Wie groß ist deine Macht! fast bist du göttlich, mein liebes Schwert! komm', und da du in der Hand meiner Väter nie logst, so sey in der meinigen Blitz und Donner! — Freunde, sucht Euch unter den übrigen aus; alle diese Klingen sind aus Latium.«

Nun sah man alle Arme dieser jungen Männer zu gleicher Zeit sich nähern, sich auf das Bett des Vinder senken und Jeden mit einem Schwert bewaffnet sich erheben. Nur noch ein Dolch blieb übrig; Sabinus sah Cäsonien an, und diese streckte die Hand nach der rächenden Waffe, und nahm sie hin, wie einen Blumenstrauß.

»Danae, meine Schwester!« rief sie, »hier halte ich den Schlüssel zu Deinem Gefängniß!«

Vinder warf einen jener dankbaren und zärtlichen Blicke auf sie, die keiner der göttlichen Maler je erreicht hat. — Man rief die unterirdischen Götter an, die gerechten Eumeniden, den das Leben abwägenden Minos, den unerbittlichen Styx, und selbst Mercur, den Führer der Schatten. Ein Cypressenzweig ward in geweihtes Wasser getaucht; dann füllte man Becher mit kostbarem Weine und schritt zu den Libationen; die größeren Götter wurden nun der Reihe nach beschworen, und als man an die Fortuna Roms kam, sprach Pollio folgende Worte:

»Göttin, schlummre nicht länger mehr auf dem Capitol! lange genug haben wir geseufzt .... Sieh' auf unsere niedergeschlagenen Gesichtszüge und unsere vor Scham und Zorn rothgeweinten Augen, und doch ist Karthago unsere Colonie und die Perser und Dacier sind weit entfernt! .... Göttin, die Du uns zu Siegern erhobst, zu was nützt uns die bezwungene Welt, wenn wir unter der Ruthe eines Tyrannen umherwandeln?«

»Nimm, Fortuna, unsere Eroberungen zurück; den Orient und seine Könige, die uns Zinsbaren, mit der Tiara; nimm zurück den Occident, wo die Welt endet, die kriegerischen Gallier, das eisige Germanien; nimm zurück alle Arbeiten und Mühen der Consuln und Legionen, und laß uns nur das Latium unserer Väter, wenn nur die Rostra frei und der römische Senat tugendhaft sind. Göttin! Dir weihe ich dieses Eisen; ich nehme es von dem Doppelaltare der Freundschaft und der Freiheit!«

»Und wir, wie Er!« fielen die Andern ein.

Sabinus Vinder empfing von Jedem den Bruderkuß, und gab ihnen die Zusicherung, daß, sobald er Kraft genug, das Schwert zu führen, in sich fühle, der Tag der heimlichen Abreise nach Caprea bestimmt werden sollte.

Während er den Augur Encius Lentulus umarmte, glaubte er in dessen Gesichtszügen eine Art Unentschlossenheit zu bemerken und sagte zu ihm:

»Hast Du, Freund, noch etwas uns im Vertrauen zu eröffnen?«

»Nichts,« antwortete Lentulus.

»Dann,« erwiederte Vinder, »ist es vielleicht der Augur, der sprechen will! ....«

»Was könnte er sagen?« antwortete dieser, »alle Zeichen sind günstig, und sogar, wie Du hörst, rollt der Donner von der rechten Seite Deines Hauses her.«

Vinder horchte einen Augenblick auf die Stimme des Donners in der Ferne und lächelte.

»Ha,« sagte er, dies war's, was bei der Verschwörung Murena's unter Cäsar August mangelte!«

Der Augur lächelte seinerseits, und Cäsonia, die ihn betrachtete, glaubte, in einem seiner Mundwinkel Verrath zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Katholische Intoleranz.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde in Niederoten in der Pfalz für die dortigen Katholiken eine neue Kirche gebaut. Der Maurermeister, mit dem der Amtsverwalter, dieses Baues wegen, einen Contract abgeschlossen hatte, nahm dazu protestantische Gesellen. Der katholische Geistliche, mit Namen Jacobi, fand es höchst anstößig, daß Hände von Ketzern eine Kirche für rechtgläubige katholische Christen erbauen sollten, und er verlangte von dem Maurermeister, solche zu entlassen. Dazu wollte sich dieser nicht verstehen; es würde ihm dann an Gesellen gefehlt und er die contractmäßigen Verpflichtungen nicht haben erfüllen können. Der Geistliche wandte sich nun an den Amtsverwalter; doch auch dieser lehnte sein Verlangen aus den vorangeführten triftigen Gründen ab. Jacobi, fest entschlossen, einem solchen Greuel vorzubeugen, es koste, was es wolle, berichtete darüber nach Mainz, und es kam von dort der Befehl: der Maurermeister solle und müsse alle protestantische Gesellen sogleich entlassen, und, um seinem Einwand zu begegnen: daß er dann den Bau nicht zur bestimmten Zeit beendigen könne, solle er, falls er dabei beharre, von dem Contract entbunden seyn.

Dergleichen wird denn doch wohl nirgend mehr, wenigstens in einem Viertel Deutschlands nicht, vorkommen; dieß ist also ein Beweis des Fortschreitens. Nur Geduld! dabei wird es nicht stehen bleiben; man muß nur nicht Wunder verlangen.

Anekdote.

Es ist Sitte, bei Rectorswahlen an der Universität die Stimmen mit Motto's, statt der Namens-Unterschrift abzugeben, welche zur treffenden Zeit erbrochen und verlesen werden, zur Controlle des richtigen Vorgangs bei der Wahl. Der Professor X., ausgezeichnet durch seinen Hang zur literarischen wie moralischen Libertinage, und zum Bizarren, hatte einst aus Schillers Räuber das Motto gewählt: »Spiegelberg, ich kenne Dich!« Bei der Vorlesung des Motto's bemerkte der höchst geistreiche Professor Y mit bittrer Ironie: »Das hat wohl Schufterle gesagt!«

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 29. October 1836.

(Schluß.)

Ueber den allgemeinen Wohnungsanzeiger für Berlin und dessen nächste Umgebung, mit Einschluß von Charlottenburg, welchen früher ausschließlich der Buchhändler Boicke hier herausgab und verlegte, bis der Polizei-Inspector Winkler einen ähnlichen Wohnungsanzeiger herauszugeben begann, haben lange Zeit zwischen dem jetzigen Verleger des Boick'schen und dessen Doppelgänger Differenzen obgewaltet, worüber selbst in dem Planeten Mancherlei erwähnt worden, zum Beweise, welche selbst policeiwidrige Mittel und Wege man einzuschlagen kein Bedenken trägt, um den einen Unternehmer auf Kosten des Andern emporzubringen. Diese Differenzen sind jetzt freundlich ausgeglichen worden. — Die Schweiz sollte sich mit ihren Differenzen mit Frankreich ein Beispiel daran nehmen! — Nach dem geschlossenen Friedenstractat haben sich beide kriegführenden Mächte darin geeinet, daß nun nur ein allgemeiner Wohnungsanzeiger, der Boicke-Winkler'sche in der Folge herauskommen, und lieber den Gewinn theilen, als die doppelten Kosten des Drucks, Papieres und der Nebenausgaben machen will. Ein solcher Wohnungsanzeiger bleibt immer für einen Theil des Publicums ein unentbehrliches Buch, wenn es gleich zu denen gehört und stets gehören wird, die schon während des Druckes nicht mehr richtig sind; denn der Tod streicht darin Manchen mit seiner Sense aus, Mancher hat seine Wohnung geändert, oder wohl gar Berlin, entweder um einen stillern und wohlfeilern Ort zu seinem künftigen Wohnsitz zu wählen, oder als Banquerotteur sich vor seinen Gläubigern zu retten, oder die Justiz hat ihm auch eine freie Wohnung anzuweisen für rathsam erachtet. Dieser Wohnungsanzeiger hat auch das mit sehr vielen Büchern gemein, daß der Titel mehr verspricht, als der Inhalt wahr macht, das Wort: allgemein, ist offenbar ein poetische Hyperbel in dem prosaischsten aller Bücher, denn es fehlen darin fast alle diejenigen, welche meublirte Zimmer bewohnen, oder gar Schlafstellen haben, und deren Zahl ist sehr — sehr groß. Es befinden sich darunter sogar Namen, welche sich selbst und ihre Freunde zu den Notabilitäten rechnen. Der verstorbene Julius Orion war einer jener Notabilitäten, und es ist bekannt, daß er oft nicht einmal eine bestimmte Schlafstelle, vielweniger eine Wohnung hatte. Wer seine Notabilität etwa in Zweifel ziehen sollte, den kann man auf einen Correspondenzartikel aus Berlin im Morgenblatte verweisen. Dadurch wird er eines bessern belehrt werden.

Man hat hier — aber wohl ein leeres Gerücht — ausgesprengt: der Wohnungsanzeiger werde im künftigen Jahre mit dem Motto auf dem Titel erscheinen:

Unfriede verzehrt,
Friede ernährt.

Wie behutsam mit der Gaserleuchtung verfahren werden muß, und wie gefährlich das Gegentheil werden kann, davon haben wir hier am 17. d. M. ein trauriges Beispiel gehabt. In einem Hause der Königsstraße bemerkte man am Abend gegen 10 Uhr einen starken Gasgeruch. Der Kaufmann **, der dort wohnt, nahm ein Licht und ging in sein Magazin, um zu untersuchen, ob etwa eine Gasröhre in solchem nicht gehörig verschlossen worden. Kaum naht er sich der Röhre, als sich das ausströmende Gas durch das Licht entzündete. Die Flamme schlug in den im Keller befindlichen Gasometer; es erfolgte eine Erschütterung, wie eine Pulverexplosion, und richtete großen Schaden an den in dem Waarenlager befindlichen Kunstsachen an. — Bei der nähern Untersuchung ergab es sich, daß bei der am Nachmittag vorgenommenen Reinigung der Röhren man bei der Wiederzusammensetzung derselben sich einer großen Fahrlässigkeit hatte zu Schulden kommen lassen.

Parabel.

Ein Jüngling wandelt am Meeresstrand,
Das Auge der Ferne zugewandt.

Sein Blick schweift über die wogende Fluth,
Die Brust voll Sehnen, das Herz voll Gluth.

Und durch die Wellen, umsteuernd das Riff,
Naht sich dem Ufer ein glänzend Schiff.

Die Wimpel wehen im Sonnenlicht,
Das strahlend durch die Wolken bricht.

Im Schiffe steht eine hehre Gestalt,
Von goldnen Locken die Stirn umwallt.

Und bezaubernd wie Aeolsharfenklang
Durchzittert die Luft der Jungfrau Gesang.

„Hell' spiegelt im Meer sich das Morgenroth,
Vertraue Dich mir, besteig' mein Boot.

Es wird Dich tragen trotz Sturmeswuth
Zum fernen Hafen, leicht über die Fluth.

Wo die Liebe herrscht, die Treue wohnt,
Und ein Lorbeerkranz Dein Streben lohnt!"

Den Jüngling durchzuckt das Lied mit Macht,
In ihm ist ein neues Empfinden erwacht.

Und hoch vom gethürmten Felsenriff
Drängt es gewaltsam ihn auf das Schiff.

Die Jungfrau umfaßt ihn mit Liebeslust,
Und drückt ihn schmeichelnd an ihre Brust.

Sie steuern hinaus in's unendliche Meer,
Und Beide sah kein Auge mehr.

Doch Jeder soll es an sich erfahren,
Wer der Jüngling und die Jungfrau waren! —

Carl Baron v. Schweizer.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 298. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 13. December. 1836.

Cäsonia und Danae.

(Von Julius v. St. Felix.)

(Fortsezung.)

V.

Jene Insel, die Ihr dort auf dem Meere seht, und gegen Morgen die Ufer Campaniens, gegen Abend die grünen sich unübersehbar aufrollenden Wellen hat, die sich in einem Gürtel schroffer und zackiger Felsen eingeschlossen zu haben scheint, und die wie ein stillstehendes Schiff der Morgensonne entgegenglänzt, das ist die alterthümliche Caprea. Sie hatte zwölf kaiserliche Villen, die von zwölf Gottheiten Namen trugen; da war die Villa der Ceres mit weißgelben, und wie Palmenbäume schlanken Säulen; die Villa der Juno, wo die wunderbaren Fische des Ganges in Meeren von Porphyr schwammen; die vorzüglichste unter Allen war die Villa des Jupiters, die sich auf der erhöhten westlichen Ebene der Insel erhob, mit einem röthlichen Fries bekrönt, und umgeben von einem duftenden Cedernhain.

Zu ihrer Rechten stand der Leuchtthurm, dessen ewiges Licht auf den unermeßlichen Gewässern wie die Sonne der Nacht zurückstrahlte; unten, ebener Erde, hatte sie Badesäle, in welche das Meer, blau und durchsichtig, eintrat, dergestalt, daß die in Mosaik gearbeiteten Fußböden unter dem Wasser nicht ein einziges ihrer Gemälde verloren. Die Villa des Jupiter war das Vergnügen der Welt! Cäsar-August hatte vorzüglich Caprea geliebt, er nannte sie die Stadt des Müssiggangs, er hatte sie von den Neapolitanern gegen die Insel Aenaria eingetauscht. Es ist bekannt, daß er während seiner letzten Krankheit sie besuchte, um von ihr, als von einer Freundin, die ihm immer sanft und treu gewesen, Abschied zu nehmen. In Caprea fand August Trost über seine Kinder und über die Sorgen des Regierens; im Angesichte der ruhigen Wellen, unter den berauschenden Wohlgerüchen der Wälder, unter den Seufzern der heitern sanften Lüfte athmete er leichter, und in der Erinnerung an seinen Freund Virgilius sang er dessen Verse, und oft sah er den bleichen Schatten desselben in das Gebüsch gleiten. August in Caprea war ein Weiser und ein Dichter.

Es tönten die Echos von Caprea bei der aus Campanien angelangten Nachricht seines Todes lange Klaglieder.

O, wie schmerzlich! warum wird der Väter geheiligter Nachlaß so oft verunreinigt? . . . und woher kommt es, daß der Nachfolger sich so wenig der Majestät des Großvaters, dessen Tugend und seines von so vielen Freunden beweinten Leichenbegängnisses erinnert?

Menschlichkeit, ist denn unter den so vielen Gesetzen, die du dir gegeben, unter den öffentlichen Verzeichnissen der guten und bösen Ereignisse und Menschen nicht ein einziges gegen den gottlosen Nachfolger?

Wer im Monat Mai gegen Sonnenuntergang die Gelegenheit gehabt haben konnte, die Gärten der Villa des Jupiters zu besuchen, würde einen Mann von reifem Alter in einer scharlachrothen, breit verbrämten Senators-Toga, den Blick zur Erde gesenkt, spazieren gesehen haben. Bald gesellte sich zu diesem ein anderer jüngerer Mann, in griechischem Mantel. Der erste war Charikles, Arzt des Kaisers, der andere der Wahrsager Thrasyllos. Der Grieche sprach leise und lächelte, seiner Gewohnheit gemäß; Thrasyllos antwortete nur mit einem Kopfnicken, und folgte ihm nach mit einer Miene, die eher eine Eingenommenheit von etwas, als tiefes Nachdenken anzudeuten schien. Sie gelangten an den großen Eingang zu den niedern Sälen mit ihren Mosaik-Böden. Man nannte sie Sellaria. Die letzten Strahlen der Sonne stiegen von dem Meere aus nach dem Horizonte, wie zwei goldene Garben, so daß die niederen gegen Westen gekehrten Säle davon ganz erleuchtet waren. Das ebene und klare Meer spiegelte die Umrisse der Statuen und Wandgemälde getreu zurück. Von Zeit zu Zeit

kam ein leichter Hauch des Abendwindes, warf eine lange Falte auf das Wasser, so daß alle Wiederscheine zitterten und die Friese und Säulen des Palastes in Bewegung waren.

Thrasyll, indem er durch einen Porticus schritt, warf einen schnellen Blick auf das vor ihm ausgebreitete Meer und sagte:

»Gott Phoebus geht diesen Abend schön zu Bette.«

»Kennst Du seine Geliebte Thetis?« fiel eine Stimme ein.

Der Wahrsager schreckte auf, er drehte sich rasch um und bemerkte den Hauszwerg des Cäsars.

»Wenn Du, der Du Alles errathen kannst, sie nicht kennst, so solltest Du doch wenigstens wissen, daß sie in unserem Olymp angelangt ist.«

Der Wahrsager begnügte sich, dem Zwerg so anmuthig zuzulächeln, als es ihm sein durch Nachdenken zusammengezogener Mund verstatten konnte, und der ungestaltete Zwerg folgte ihm, während er große Orangen an die Gewölbe der Gallerieen warf und sie mit den Händen auffing.

Als die beiden Freunde bei einem Badesaal, der vom letzten Schimmer des Tages und unermeßlichen Fackeln beleuchtet war, ankamen, blieben sie an der Schwelle stehen. Junge Mädchen in kurzen Tuniken warfen Essenzen von Lotus und Münzblättern in den großen viereckigen Behälter, in welchem man auf Treppen von grünem Marmor hinabstieg. In der Mitte dieses Behälters lebendigen Wassers saß auf einem Lehnstuhl von Jaspis, bis an den Kopf umflossen, ein Greis, lächelnd, und hörte einer Musik mit Systern*), Cythern und lydischen Flöten zu.

Sobald Thrasyll und Charikles erschienen, machte das graue Haupt des Alten eine Bewegung mit dem Kopfe und gab zugleich den Musikern ein Zeichen, zu schweigen, und der alte Cäsar sprach in abgemessenen Worten:

»Thrasyll, ich ließ Dich rufen, um Dir zu sagen, daß ich ganz bestimmt die Bücher des Orakels von Präneste hierher kommen lasse. Wir wollen sie zusammen zu Rathe ziehen.«

»Göttlicher Kaiser,« antwortete Thrasyll, »was könnten sie Dich noch lehren, was Du nicht schon wüßtest?«

»Es würde mir nicht unangenehm seyn, mich aus ihnen selbst zu vergewissern, daß sie mich nichts lehren können. Dieses Orakel von Präneste hat mich noch nie betrogen, so auch Du nicht, Thrasyll. — Aber geh'; die Nacht rückt vor, meine Sterne werden schön seyn, um sie diesen Abend zu befragen. Gehe, mein Vielgeliebter.« —

»Dir, Charikles gebe ich die Versicherung, daß meine Kräfte alle wiederkehren; ich bin wieder, wie Einer von dreißig Jahren. Doch was macht der schwatzhafte Zwerg hier? er erschreckt meine Nymphen. — Geht alle Beide, Arzt und Spaßmacher.«

Nun schickte sich der Alte an, aus dem Porphyrmeer zu steigen. Seine Najaden legten ihm das feine Linnen über die Schultern, man brachte Dreifüße und goldne Rauchpfännchen, worauf die gewöhnlichen Wohlgerüche brannten, und nachdem der Körper des Cäsar abgetrocknet war, bekleidete man ihn mit seiner Tunica, dann legte man ihm die breit verbrämte Toga an und umgürtete ihn mit einer purpurnen Binde, die mit goldnen Fäden durchwirkt war. Die Najaden übergaben sodann den göttlichen Greis ihren Schwestern, den Dryaden, jung wie sie, aber bekränzt mit Eichen und Myrthen. Dann kamen die muntern Bacchantinnen, umgeben mit ihrem Leoparden-Fell, und die Horen gaben sich die Hände. Cäsar, umringt von dieser prächtigen Jugend und von derselben unterstützt, gelangte endlich in den Festsaal, wo ihn das Triclinium, die Speisen, die Früchte, die Weine und Blumen, diese Wollüste des Nachtmahls, erwarteten. Er legte sich seitwärts auf den Purpur, gab für die Fächer aus Pfauenfedern das Zeichen, ihm Luft zuzufächeln, und dann geruhte dieser Gott, zu speisen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein unserm Tamburin ähnlich gewesenes Instrument.

Die Kabel des Hugenotten.

(Fortsetzung.)

Von Verdour's Fragen gedrängt, erzählte nun Rembald, daß ein Mädchen, Johannette mit Namen, welches er liebte, jede Nacht, wenn die See nicht stürmte, an den Fuß der Wälle des Forts käme; daß sie um seinetwillen nicht blos den Gefahren des Meeres auf einem schwachen Kahne Trotz biete, sondern auch dem Zorne eines Vaters und ihres Verlobten, die, Beide auf Palma geboren, an der Landspitze von Agde wohnten, wo sie einige Dünen sich urbar gemacht; endlich, daß, wenn unglücklicher Weise ihr Liebeshandel entdeckt würde, Johannette oder er der Rachsucht der beiden Majorcaner verfallen würde.

Er schloß und bat Verdour mit thränendem Auge, Niemandem etwas davon mitzutheilen.

Verdour versprach es, jedoch unter der Bedingung, daß Rembald das junge Mädchen berede, ihn, wenn sie das nächste Mal käme, in ihrem Kahne mit hinüber an das Ufer zu führen.

Rembald fürchtete Nachtheil für seinen Vater dabei und schlug es ab. Verdour erlangte weiter nichts, als das Versprechen, daß Rembald einen Brief an seine Kinder besorgen wolle, und daß, sobald er es verlange, ihm die Möglichkeit verschafft wäre, an den Fuß der Wälle zu gelangen.

Verdour willigte ein.

»Ach! Eugen, ich werde dich begleiten! ich will, daß mein Vater auch mir seine Freiheit verdanke! nicht wahr ich gehe mit?«

Und heiße Thränen entstürzten Helena's schönen schwarzen Augen.

Eugen konnte ihren Thränen und Schmeicheleien nicht widerstehen, und willigte endlich in ihre Begleitung.

Eugen war der Bruder Helena's, Verdoux umschlang Beide in einer Liebe.

Sie hatten einen Brief von ihrem Vater erhalten, worin er ihnen die Entdeckung mittheilte, welche er dem Zufall verdankte und ihnen von der Möglichkeit, befreit zu werden sprach. Er hatte folgenden Plan entworfen:

Unter dem Vorwande, die Fischerei im Meerbusen kennen zu lernen, sollte Eugen eine der zahlreichen Fischerbarken besteigen, welche den Hafen Agde verlassen und um die See zu gewinnen, fast immer dicht an Brescou vorüberfahren. In der Nähe des Forts angelangt, sollte er ein Zeichen seiner Gegenwart geben, und noch in der Nacht desselben Tages an dem Westende des Forts und an dem Fuße der Wälle, wo ihn Verdoux erwarten wolle, mit einem Kahne sich einfinden.

Nach Empfang dieses Briefes reis'ten Eugen und Helena nach Agde und besprachen sich sogleich nach ihrer Ankunft mit einem der Schiffseigenthümer, welcher sie noch an demselben Abend um zehn Uhr am Bord seiner Barke aufnehmen wollte.

Es war ein schöner Sommerabend, der Seewind wehte frisch und kühlte die heiße, schwüle Luft. Eugen und Helena wandelten in einer Allee von Maulbeerbäumen, wo hier und da, der heiligen Jungfrau geweiht und fromme Herzen zum Gebete ladend, Capellen standen, und gelangten endlich an die Quelle des Nußbaums, den gewöhnlichen Standort der Fischerbarken, welche den Herault verlassen. Die Glocke von Agde schlug Zehn und sie beeilten ihren Schritt, um den Augenblick der Abfahrt nicht zu versäumen.

Sie kamen gerade recht.

»Junge, an Bord!« rief bei ihrer Ankunft mit heiserer Stimme der Schiffspatron.

Ungern riß sich der Bube von einer Gruppe Matrosen los, die am Fuße des Mastes beisammensaßen, und näherte sich dem Herrn.

»Wo ist das Einsteigbret?«

»Unter dem Takelwerk des Steuerbords.«

Und einen Augenblick darauf hörten Eugen und Helera das Rutschen des Einsteigbretes am Dahlbord*) des Schiffes.

Sie schritten nicht ohne Furcht über das schmale Bret, welches der Eigenthümer für sie besonders hatte bereiten lassen und kamen in den Schiffsraum.

Kaum waren sie an Bord, als der Patron sich ihnen näherte, vertraulich Eugen's Hand faßte und sie kräftig schüttelte:

»Ihr habt's heute nicht getroffen,« sprach er zu ihm; »seit diesem Morgen Südost! völlige Windstille! abscheuliches Wetter! ändert sich's nicht, so hat's keine Noth, die Anker zu lichten. — Doch seht . . . .«

Damit wies er nach Norden, wo am Horizont ein ganz kleines, schwarzes Wölkchen sich zeigte.

»Von da kann uns Erlösung kommen, es ist Wind dort drinnen!«

Und nun setzte sich die ganze Schiffsmannschaft von zwanzig bis fünfundzwanzig an der Zahl, in diesem Fahrzeug von 36 Schuh Länge und etwa 12 Schuh Breite, in Bewegung. Dieser enge Raum war noch geschmälert durch die Schaluppe, das Tauwerk, die Netze und das Geräthe aller Art, welches eine Fischerbarke überfüllt.

Um Mitternacht setzte der Wind nach Norden um und wurde stärker. Der Patron rief sein Hilfsfahrzeug an und gebot die Abfahrt. Einige ließen Segel und Taue schießen, andere stießen vom Land ab, andere lös'ten die Segelsmyten*). Es knarrten die Stricke, welche das Hauptsegel an die Segelstange befestigen: das Segel fiel, hing einen Augenblick ruhig und schlaff, und schwoll dann vor dem leichten Seewinde, der von einigen Rudern unterstützt das Fahrzeug in Bewegung setzte.

Von Zeit zu Zeit ließ der Patron die Smyte schießen, um die Lage des Schiffes zu ändern, und faßte nun, mit erfahrner Klugheit lenkend, nach Gefallen den Wind bald von der Rechten, bald von der Linken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Seitenwand des Schiffes, da wo auf den etwas hervorstehenden Rand desselben das Auslegebret befestigt wird.

*) Smyten oder Schoten sind diejenigen Seile, welche das Segel ausgespannt zu erhalten bestimmt, am Saume desselben befestigt sind.

Neue Definition.

Das Schöne ist das an sich Eine und untheilbare göttliche Leben, in so fern es sich in der Erscheinung, in und an individuellen Gegenständen, kund gibt, wo es sich dann durch eine in sich selbst bestehende freie Genüge, Uebereinstimmung mit sich selbst und wohlgefälliges Daseyn offenbaret.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Danzig, im November 1836.

So soll ich abermals berichten,
Von unsern guten Stadtgeschichten.

Ja, mein Herr, wo ist eine Stadt, die nicht eben sowohl ihre Geschichten, als ihre Geschichte hätte? — Es vergeht hier, wo ein sechzigtausend Menschen zusammen wohnen, keine Woche, in welcher sich nicht irgend etwas zuträgt und allgemein besprochen wird, was, erträglich zugestutzt, sich nicht eben so gut zur Aufnahme eignete, wie so manches aus andern Städten, und namentlich aus Berlin, indem die dortigen Correspon-

ten vorzugsweise freigebig mit Stadt-Anekdötchen und Klatschgeschichten zu seyn pflegen. — Und da ich nun seit etwa einem Vierteljahre nicht an Sie schrieb, müßten mir circa 13 seitdem besprochene Histörchen zu Gebote stehen, tragisch und komisch, wie die Jahreszeit sie gerade gibt. Und doch fällt mir gerade in diesem Augenblicke gar nichts ein? Doch halt, wovon sprach man denn? Nun, von einem banquerotten Kaufmann, der schon in Berlin wegen Verfälschungen von Papieren gesessen, und einem hiesigen Weinhändler ein versiegeltes Packet, worin sich werthvolle Staatspapiere befinden sollten, zur Aufbewahrung übergab, und darauf nicht nur auf das Ueppigste bei ihm aß und trank, versteht sich auf Borg, sondern auch Geld borgte, bis der Weinhändler dann endlich Mißtrauen schöpfte und in Gegenwart amtlicher Zeugen das Packet öffnete, und zwar allerdings Staatspapiere, aber nur — Staatszeitungen darin fand, worauf das Männlein dann festgesetzt wurde. Nicht wahr, eine Industrie à la Henriette Wilke in Charlottenburg, die ja auch ganz auf dieselbe Art Geld auswand. — Die schönen Geister begegnen sich, wie Sie sehen. — Das war nun eine Geschichte. Als zweite, dritte und vierte möge gelten: daß diesen Sommer ein hiesiger Gymnasial-Professor, Namens Lehmann, als Director an das Marienwerder Gymnasium berufen wurde, und die Gymnasiasten der obern Classe ihm zu Ehren einen feierlichen, mit schöner Musik und sehr vielen Hurrahs verbundenen Fackelzug veranstalteten, und ein von dem Primaner Hepfner verfaßtes lateinisches Gedicht überreichten. Doch wenige Tage darauf verstarb der als Mathematiker rühmlichst bekannte aus Nordhausen gebürtige erste Professor des Gymnasiums, Hr. Förstemann, der am nächsten Sonntage auf's Feierlichste bestattet wurde. Sämmtliche Gymnasiasten, etwa 400 an der Zahl, folgten bei dieser Gelegenheit, und ebenso die Mitglieder der hiesigen naturforschenschenden Gesellschaft, deren Vorsteher der Verstorbene war. — Weniger feierlich war das Begräbniß des durch Selbstmord verstorbenen, ebenfalls beim Gymnasium angestellt gewesenen Oberlehrers R., der um fünf Uhr Morgens noch in der Dunkelheit beerdigt wurde, wiewohl die Mehrzahl der Lehrer und der Schüler der obern Classen der Leiche folgten und selbst an dem Grabe Gesänge ausgeführt wurden*). Merkwürdig ist es, daß dieser einige dreißig Jahre alte und sehr isolirt dastehende Mann sich, nach vierzehntägigen Ferien gerade am Tage vor Wiedereröffnung der Schule tödtete, und zwar erhängte. Man glaubte, daß Eifersucht auf einen ihm vorgezogenen Collegen und Widerwillen gegen das Wiedersehen desselben ihn zu dieser, bei einem Jugendlehrer doppelt empörenden That, bewogen haben dürfte. —

(Schluß folgt.)

*) Hier vielleicht eine Note des Redacteurs, ob er diese, wenn gleich in früher Morgenstunde stattgehabte, Huldigung an dem Grabe eines Selbstmörders passend oder unpassend findet?

Notiz.

[Das Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop.] Vor mehreren Jahren schon machte der englische Artillerie-Lieutenant Drummond, ein wohlbekannter Physiker, die wichtige Entdeckung, daß, wenn Wasser- und Sauerstoffgas entzündet auf Kalk ausströmen, ein Lichtglanz von eigenthümlicher Helle und Klarheit entstehe. Derselbe gleicht dem Sonnenlichte durch seine starke Wärmestrahlung, durch kräftige Reflexion und durch die Farbenbildung im Prisma. Man konnte erwarten, daß diese Erfindung der Wissenschaft Nutzen bringen würde, und wirklich construirte der Optiker Carry in London bald ein Mikroskop, bei welchem er die Sonnenstrahlen durch jene künstliche Helle ersetzte. Der Spiegel wird darin entbehrt, denn zwei Gläser fangen die Lichtstrahlen auf, und leiten sie parallel nach einer dritten Linse, die sie concentrirt hinter das Object bringt. Der Schatten des Letzteren wird durch zwei Vergrößerungslinsen, welche man stärker oder schwächer einrichten kann, auf eine etwas entfernte weiße Wand geworfen, und dort erscheinen dann die Gegenstände in acht- bis funfzehnhundertmaliger Linealvergrößerung. Lange schon hatten auch Berlin der Aufstellung eines solchen Mikroskopes entgegengeharrt. Herr Christeinecke war der Erste, der in Deutschland ein solches Instrument erbaute, und angenehm berührte uns die Nachricht, daß er damit nach Berlin gekommen sey. In Berlin sah man jüngst einige unscheinbare Zettel an den Ecken, welche für den nächsten Tag eine Vorstellung im Saale des Hotel de Russie verkündigten. Dienstag Abend um sieben Uhr begab sich Referent dorthin, und schon beim Eintritt konnte er sich eines geheimnißvollen Grausens nicht erwehren. Das weite, stille Gemach, halb angefüllt mit schweigenden Leuten — in der Mitte, hoch emporragend, das düstere Mikroskop, nebst seinem schwarzgekleideten Besitzer, — ein graues Dunkel und die weiße, geisterhafte Hinterwand; — Alles vereinigte sich, um einen seltenen Eindruck hervorzubringen. Endlich wurde auch das letzte Licht im Saale ausgelöscht, und tiefe Finsterniß umgab die versammelte Menge. Aber plötzlich erhellte ein bleicher Schimmer die weiße Fläche des Hintergrundes, und dort zeigten sich höchst phantastische Gebilde. Ein Fliegenfuß als schreckliche Teufelsklaue, unscheinbare Milben als grausige Scorpione, Libellenflügel in feinster Filigranarbeit und zarte Grasblüthen, wie stolze Palmen zogen vorüber. Dann ließen Bambus, Quassia, Muskatennuß und Lindenholz ihre tausend Poren schauen; Schwanen- und Eider-Daunen glichen schöngezackten Farren-Kräutern, und feine Flor-Gewebe amüsirten die Damen, denn sie schienen aus mächtigen Seilen geflochten zu seyn. Jetzt thürmte sich ein Chimboraſſo vor unsern Augen auf, der eigentlich nur eine Fischschuppe war, und ein gräßlicher Leopard stürzte herein, welcher sich später als Floh legitimirte. Er wurde von einem allgemeinen Applaus begrüßt, und dies gibt dem Herrn Christeinicke vielleicht Veranlassung, mehrere solche aus dem Leben gegriffene Thiere zu wählen. — Uns gefiel jedoch eine Gesellschaft von Schlangen, Molchen, Drachen und andern fabelhaften Gebilden am besten. Es waren Wasser-Insecten, welche in ihrem Tropfen gar wild und kampflustig umherstürmten. Das ist eben das Verdienst solcher Erfindungen, daß sie uns einen Blick gestatten in neue, kaum geahnte Welten, wo lebende Geschöpfe uns in seltsamen, grotesken Formen entgegen treten. Merkwürdig bleibt es, daß die Griechen viele Typen dieser wunderlichen Wesen, ohne sie zu kennen, nachahmten in den chimärischen Thiergestalten ihrer Mythe.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 299. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 14. December. 1836.

Pereat omni malo.

Pereat dem deutschen Mann,
Den kein deutscher Sinn beseelet,
Der mit Lächeln steht dabei,
Wenn ein Andrer keck und frei
Seine Heimath höhnt und schmälet;
Ihm und jeder feigen That:
Pereat!

Pereat dem deutschen Weib,
Das nur huldigt fremder Sitte,
Das nicht kennt des Weibes Pflicht,
Das als deutsche Hausfrau nicht
Waltet in der Ihren Mitte;
Ihr und Jeder, die so that:
Pereat!

Pereat dem Krittlerschuft,
Der das Gute frech besudelt,
Der nur Fröhner ist um Sold,
Dessen Mund um schlechtes Gold,
Wenn ihr wollt, vom Lobe sprudelt;
Ihm und jeder schlechten That:
Pereat!

Pereat dem feilen Knecht
Mit dem ewig krummen Rücken,
Der, mit süßem Angesicht,
Ein erbarmungswerther Wicht,
Nichts versteht, als sich zu bücken;
Ihm und jeder Schleicherthat:
Pereat!

Pereat dem falschen Freund,
Dessen Freundschaft nimmer endet,
Wenn der Freund ihm nützlich deucht,
Aber, ist sein Ziel erreicht,
Sich von ihm verächtlich wendet;
Ihm und jeder Schurkenthat:
Pereat!

Pereat dem Schacherhund,
Der nach Gold nur Menschen schätzet,
Der da häufet Gut auf Gut,
Dem es gleich, ob Thrän', ob Blut
Sein erpreßtes Gold benetzet;
Ihm und jeder schlechten That:
Pereat!

Pereat dem Frömmler gar,
Der da kniet mit Gleißnermienen,
Der sich frech erborgt den Schein,
Aber dessen Herz von Stein
Nur dem eig'nen Ich mag dienen;
Ihm und jeder falschen That:
Pereat!

Pereat auch Sänger dir,
Der nicht nach dem Höchsten ringet,
Der nicht mit gerechtem Glüh'n
Für das Wahre, Heil'ge, kühn,
Als ein Schwert die Leier schwinget,
Dir und jeder schlechten That:
Pereat!

Joh. N. Vogl.

Cäsonia und Danae.

(Von Julius v. St. Felix.)

(Fortsetzung.)

Gegen das Ende des Mahles, in jenem Momente der trägen Behaglichkeit, wo man entweder von seinen Geschäften oder Vergnügungen spricht, sagte der römische Kaiser zu einer seiner Nymphen:

»Leukoton, meine Lesbierin, führe das junge Mäd-

chen zu mir, das diesen Morgen in einer Barke aus dem Hafen von Ostia zu uns gekommen ist. Sage auch dem Lictor, daß er sie neben mich stelle; dann trittst Du und Deine Schwester ab! Gehe!«

Bald erschien die Lesbierin, gefolgt von einem jungen Mädchen. Man wies dieser, gerade dem Triclinium gegenüber, ihren Platz an, sie blieb aufrecht stehen, unbeweglich, wie die Bildsäule des Schweigens. Der Lictor und seine Fasces waren bereits an der Seite des Cäsars. Alle Nymphen, Eine nach der Andern, zogen sich wie Schatten über den Marmorboden hingleitend, zurück. So wie sie vor der Neuangekommenen vorbeischritten, warfen sie ihr einen leichtfertigen Blick mit einem Lächeln zu, in welchem es ungewiß war, Ironie oder Muthwillen zu finden. Die Unbekannte hielt den Kopf hoch, aber die Augen niedergeschlagen, eine sanfte Röthe färbte ihre braunen, von Italiens Sonne vergoldeten Wangen; ihre Stirne war blaß, ebenso ihre Lippen; ihre Hände hielt sie in den Falten ihrer weiten Tunica, und ein Mantel verbarg nur halb ihre starken und gerundeten Schultern; ihre Haare waren schwarz und wurden hinten durch rothe wollene Bänder, die sich einander kreuzten, zusammengehalten.

Cäsar betrachtete sie lange und trank in kleinen Zügen Wein aus Kreta. Der Lictor stand unbeweglich; die Thüren des Saals waren festgeschlossen.

»Meine Tochter,« fing der sanfte Kaiser Tiber endlich an, »Dein Name ist Cäsonia, nicht wahr? — Rom Dein Vaterland, Dein Vater ein Plebejer, Sohn eines Centurio, der bei Philippi geschlagenen Legionen; meine Bilder verabscheust Du; Deine Freunde sind meine Feinde; überhaupt siehst Du, daß ich Deine Geschichte kenne. Der Kaiser ist wie die Götter, er sieht Alles. Sogar die Orakel versichern, daß der Cäsar, der mit Dir spricht, Gott ist. Wohlan denn, schöne Römerin, warum hat man ein böses Herz und einen aufrührerischen Geist bei einer so edlen Stirne, einem so holden Lächeln, und zärtlichen blauen Augen unter schwarzen Augenbrauen.....

»Seltene, wundervolle Schönheit! was that ich Dir, Cäsonia, daß Du mich morden wolltest? Sollte es aus republicanischer Tugend seyn, so muß ich Dir bemerken, daß Roma sich nicht über mich zu beklagen hat, sie sieht mich niemals. Schon neun volle Monate lebe ich zurückgezogen wie ein Weiser in meiner Villa des Jupiters auf Caprea. Ich hoffte, die Verschwörung Sejan's sollte die letzte seyn! .... Deine Freunde, Cäsonia, sind doch wahrhaft unsinnig! Ihr schifft Euch in Ostia ein, laßt Euch auf die Felsen Capreas absetzen, vertheilt Euch verstohlener Weise auf meiner Insel, Ihr zieht umher, dringt bis in meine Gärten, und bildet Euch ein, dort den Kaiser aufzufinden, um ihn zu morden, ihn, den Cäsar, den Ihr nicht kennt, der Euch an dem Stolz der Patricier rächte, Euch Spiele gab, sogar in seiner Abwesenheit, und Euch in den unglücklichen Jahren von seinen Speichern in Sicilien Korn zuschickte .... O, das ist schlecht, Cäsonia! — Doch sieh', ich bin auf einmal ernst mit Dir geworden. Verzeih'! Die Last der Regierung stimmt uns ernsthaft! .... Es ist nicht das Alter, was dieses bewirkt; meine Haare sind durch, ich weiß nicht welchen, Zufall, gebleicht. Aber ich schleudere noch den kurzen Spieß und den Discus, ich spanne den skythischen Bogen, und es geschieht sehr oft, daß ich auf dem Spaziergange meinen Griechen Charikles, den unnützen Arzt seines Kaisers, ermüde. Ich weiß nicht, warum man mich in Rom für krank ausgibt? Dort gibt es so viele Müssiggänger, deren Zungen immer beschäftigt seyn müssen! ich hoffe, Du wirst ihnen sagen, daß der alte Tiber schön ist! Doch Du schauderst! ... Warum das? mir kam es nicht einen Augenblick in den Sinn, Dich mit dem Beil oder mit Gift zu bestrafen; ja nicht einmal, Dich in meinem Olymp, den Du verabscheuest, zurückzuhalten; Du schamhaftes Kind von den Ufern der Tiber! geh', kehre zur Stadt zurück.«

»Nein, Cäsar,« sagte eine melodische und ruhige Stimme.

»Nein? wer kann Nein sagen, anmaßliche Jugend? Du möchtest also Caprea nicht verlassen, liebes Mädchen? ....«

»Nein, Cäsar.«

»Die Götter mögen mich bewahren, Deinen Wünschen entgegen zu seyn! ich durfte auch nicht wohl daran zweifeln; alle Vergnügungen der Erde umgeben mich, und auf das Herz und die Sinne meiner süßen Cäsonia wirkten wahrscheinlich die Gemälde meiner Säle und die Melodieen meiner Musiker. Du wirst unter die schönsten der Nymphen gehören, die mich bedienen und mich anbeten; Deine ernste und zugleich ätherische Gestalt, Deine bescheidene und zugleich etwas stolze Haltung werden wunderbar gegen das üppige Betragen und die wollüstigen Stellungen Deiner Gefährtinnen abstechen. Ich trinke auf unsere künftige Liebe, Cäsonia!«

»Wenn ich bleibe, Cäsar, so geschieht es nur unter einer Bedingung.«

»Welch' ganz neue Sprache! Selbst Könige dürfen nie eine Bedingung in ihren Verträgen mit mir hinzufügen. Doch laß hören, meine Königin.«

»Ich will an der Stelle einer Deiner Frauen hier bleiben. Sie soll mit einem der Verschworenen, den Du in Deiner Gewalt hast, frei nach Rom zurückkehren dürfen.«

»Eine Frau und ein Verschworener? Da haben wir schon zwei Bedingnisse .... Die Frau wollte ich Dir wohl nachgeben; ihrer sind Viele, deren ich müde bin, und Du, Du bist ein schöner, neuer Stern .... aber den Verschworenen! .... Das ist wahrscheinlich ein seltener Vogel, den man sorgfältig im Käfig aufbewahren muß, wäre es auch nur der Seltsamkeit wegen. Ich bin sogar gesonnen, eine Menagerie aus Verschworenen anzulegen .... das wird mir Spaß machen. Du läßt den Kopf hängen, Du weinst eine Thräne, Cäsonia? Ach, Thränen in Caprea? in meinem Saale der Feste, Thrä-

nen! . . . . Nein, niemals! Du sollst den Verschworenen haben!«

»Cäsar, ich danke Dir.«

»Das ist Dein erstes sanftes Wort. Ihm werden noch mehrere folgen. Doch nenne mir nun die Gefangenen, die Du mit Deiner Person ausgelöst haben willst.«

»Weßwegen? Ich will sie Deinem Freigelassenen bezeichnen.«

»Nein! ich habe auch meine Bedingung, worauf ich unabänderlich bestehe.«

»Wohlan! der Eine ist Sabinus Vinder.«

»Wie gut Du zu wählen verstehst . . . doch er sey Dir gewährt.«

»Die Andere? — Nun, Cäsonio!«

»Die Andere ist Danae.«

(Fortsetzung folgt.)

Wie Du mir, so ich Dir.

Der Herzog von Br—g O... war sehr verwachsen; bei seinem Infanterie-Regiment in B... stand ein Hauptmann von S—f—d, dem der Herzog, wegen seiner oft derben Aeußerungen, nicht wohlwollte und dem er daher diese Unzufriedenheit bei jeder sich darbietenden Gelegenheit an den Tag legte.

Die Chefs der preußischen Regimenter erhielten jährlich zum Ersatz des Abgangs an Einländern die erforderliche Zahl von Colonisten und es war ihnen überlassen, solche nach ihrem Gefallen, an die verschiedenen Compagnieen zu vertheilen, wobei sie denn natürlich die größten und schönsten Leute für die Leib-Compagnie auswählten und die Compagniechefs, nach Maßgabe ihrer Zuneigung, begünstigten.

Einst war auch ein solcher Transport einländischer Recruten für das Regiment des Herzogs eingetroffen. Dieser musterte sie und machte die Vertheilung für die verschiedenen Compagnieen. Bei dieser Musterung wählte er nur die unansehnlichsten, mit manchen Fehlern und Gebrechen behafteten Cantonisten geflissentlich für die Compagnie des Hauptmanns von S—f—d aus.

Als darauf nach einigen Tagen diese sämmtlichen Recruten, nachdem sie einmontirt und etwas exercirt waren, wieder vor dem Herzog erscheinen mußten, stellte der Hauptmann von S—f—d diese Gebrechlichen sämmtlich in das erste Glied, und, da der Herzog herbei kam, um sie in Augenschein zu nehmen, trat S—f—d vor und sagte ganz trocken, auf diese Leute zeigend:

»Ew. Durchlaucht, diese hier hätten Sie zu Ihrer Compagnie nehmen sollen, dann wären alle Krüppel beisammen gewesen.«

***

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Danzig, im November 1836.

(Schluß.)

Ein wichtigerer und einflußreicher Todesfall, als die obenerwähnten, ist der von Joseph, Fürst-Bischof von Ermeland, welcher am 20. Sept. in der eine Meile von Danzig entfernten Ortschaft Oliva verschied. Der hohe Verstorbene war ein geborner Graf von Hohenzollern-Hechingen, und seitdem Napoleon, ich glaube bei Gelegenheit der Stiftung des Rheinbundes, dieses Geschlecht in den Fürstenstand erhob, ein Fürst dieses Hauses. — Da nun die Könige von Preußen bekanntlich aus dem Hause Zollern stammten, so sind diese katholisch gebliebenen Grafen oder jetzt Fürsten entfernte Vettern unserer Monarchen, deren Schutz und Wohlwollen sie öfters in Anspruch genommen haben. — So gelang es denn dem Grafen Carl von Hohenzollern-Hechingen, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, bald nachdem Preußen bei der Theilung von Polen in den Besitz von der eine Meile von dem damals noch Freistaat gebliebenen Danzig gekommen war, als Abt von Oliva eingesetzt zu werden. — Es soll ein heiterer, lebenslustiger alter Herr gewesen seyn, der einen nahe bei Oliva liegenden Berg, von welchem man die entzückendste Aussicht hat, in einen englischen Park verwandelte und nach sich: Carlsberg nannte. — Einen seiner Vettern, den am 20. März 1776 gebornen Grafen Joseph Wilhelm, einen von der Natur reich begabten, mit einer hohen und edeln Gestalt und einer überaus sanften und lieblichen Gesichtsbildung ausgestatteten Jüngling, der für den geistlichen Stand bestimmt worden war, nahm er zu sich, und dieser galt allgemein für seinen Nachfolger. — Und so wurde der damals im Anfange der dreißig stehende junge Fürst, nachdem der alte Abt in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts zu den Vätern gegangen war, denn auch, durch die Gunst seines königlichen Vetters, nicht nur zum Abt von Oliva, sondern auch zum Bischof von Ermeland ernannt, und bald, nachdem die auch für ihn persönlich unglücklichen sieben Jahre der französischen Herrschaft, während der er sich fast ohne alle Einnahme befand, vorübergegangen, mit einer jährlichen Revenüe von circa dreißig tausend Thalern ausgestattet. — Es stand ihm nun frei, auf einem seiner Schlösser in dem zwischen Elbing und Königsberg gelegenen Bisthum, oder in der Abtei Oliva zu residiren; er zog indeß in der Regel die letztere vor, und schwor hier, wie ein damals lebender Danziger Schriftsteller, der Stadtrath von Schröder, sich im Freimüthigen in einem humoristischen Reiseaufsatze über ihn ausdrückte, der Natur heiligere Eide, als die, welche die Kirche von ihm erheischte*). — Er liebte und wurde geliebt. — Das Verhältniß hatte Folgen. — Es war nicht geheim gehalten worden, und wurde in Berlin, ja in Rom ernst besprochen. — Dem Aergerniß mußte ein Ende gemacht werden. — Das Herz blutete, und der feine, sinnige

*) Da des Factums schon damals durch v. Schröder in einem öffentlichen Journale humoristisch und sentimental mit Nennung des Namens gedacht wurde, so glaube ich auf keine Weise indiscret zu verfahren, wenn ich jetzt die Sache in einer ernst gemeinten Nekrologie oberflächlich und kurz erwähne. — D. Corresp.

Mann widmete sich von jetzt an einzig und allein den Pflichten seines Standes und selbst der Proselytenmacherei, indem es ihm, wie es hieß, als Buße von Rom aus aufgegeben war, eine nicht unbedeutende Anzahl von Ketzern — zu bekehren, wodurch er denn in so mancherlei, seinem sanften Charakter überaus widerwärtige Händel, und von Seiten der Staatsbehörden eingeleitete Untersuchungen verwickelt wurde. — Von Natur und durch die erste Erziehung — wie so mancher seines hohen Geschlechts — schüchtern, wurde er jetzt fast menschenscheu, und lebte, bis auf zwei Besuche, die er monatlich von der in Danzig lebenden Witwe seines verstorbenen Bruders und deren Tochter, der Prinzessin Maria, an bestimmten Tagen empfing, von aller erheiternden Gesellschaft entfernt, in der beklagenswerthesten Einsamkeit. — Sich durch eine Reise, etwa nach Berlin, oder in ein Bad, oder gar nach seiner Heimath, dem zuletzt seit vierzig Jahren nicht mehr gesehenen herrlichen Schwabenlande, zu zerstreuen und zu erheitern, kam ihm nicht in den Sinn; seine einzige Freude — war das Wohlthun. — Nur wenige tausend Thaler von seinem großen Jahrgelde verwandte er für seine Person und seinem Haushalt; und das Uebrige, wenigstens 20,000 Thaler, wurden im Jahr für Schulen (versteht sich: katholische), zu denen er Gebäude aufführen ließ und deren Lehrer er besoldete, und zur Unterstützung von Armen und Bedürftigen, oft auch nur von solchen, die Armuth und Bedürftigkeit erheuchelten, verwandt. — Diese Neigung, in's Gelag hinein wohlzuthun, verleitete ihn auch zu einem Testamente, in welchem er zwar seine Nichte, die bereits oben erwähnte, hier unverehlicht bei ihrer Mutter in der größten Zurückgezogenheit lebende, etwa dreißigjährige Prinzessin Maria zu seiner Universalerbin einsetzte, aber zugleich, ohne irgend ein namhaftes Vermögen zu hinterlassen (sein baarer Nachlaß betrug nur wenige hundert Thaler, und an ausstehenden Capitalien und dergl. war gar nicht zu denken), eine verhältnißmäßig ungeheuere Menge von Legaten aussetzte, so daß die Universalerbin, wie es heißt, die Erbschaft nur cum beneficio, d. h. unter der Bedingung, sich erst später, nachdem es sich ausgewiesen haben wird, ob etwas bleibt, antreten will. — Genug, der so ausgezeichnete, so liebenswürdige und dennoch in seinem Innern wahrscheinlich so unglückliche Fürst starb am Montag, den 26. Sept., spät Abends, worauf seine Beisetzung mit einer unpassenden Eile betrieben wurde, denn schon am nächsten Mittwoch hatte die öffentliche Ausstellung der Leiche und Tags darauf das wirkliche Begräbniß statt, bei welchem jedoch sehr viele Arme und Schüler von Freischulen, aber sonst gar keine ausgezeichneten Personen folgten, welches einen hiesigen Dichter zu folgendem Epigramme veranlaßte:

„Kein Präsident, kein General
Kam seinen Leichenzug zu ehren,
Die Armen nur, in großer Zahl,
Die folgten ihm mit bittern Zähren,
Denn die nur hatte er gespeist,
Nicht jene, hoch- und reichgeboren,
D'rum fühlten diese sich verwaist,
Doch jene hatten nichts verloren."

Sowohl durch die eigentlichen Zeitungen, als durch mehrere belletristische Blätter, z. B. das Weißensee'r Unterhaltungsblatt, die Bäuerle'sche Theaterzeitung u. a. ist es zur öffentlichen Kenntniß gekommen, daß kürzlich in einem etwa 7 Meilen von hier entfernten Dorfe ein altes Weib von ihren abergläubischen Nachbarn für eine Hexe gehalten und ersäuft worden ist. — Wie reimt sich das mit der vielgepriesenen preußischen Klugheit und mit dem Unterricht des gemeinen Mannes in den preußischen Volksschulen, von denen ja selbst der berühmte Cousin so viel Wesens gemacht hat? dürfte mancher meiner Leser im mittleren Deutschland fragen. — Und meine Antwort darauf ist ganz kurz, indem ich sage: der Vorfall ereignete sich in einem Cassubischen Dorfe. — So wie einst, um Großes mit Kleinen zu vergleichen, bei dem Andrange der nordischen Völkerschaften die an der französisch-spanischen Grenze lebenden Urbewohner sich in die schwer zugänglichen Thäler und Schluchten der Pyrenäen flüchteten, und dort noch jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, als ein von den angrenzenden Spaniern und Franzosen gänzlich verschiedenes, seine Nationaleigenthümlichkeit, ja seine uralte Sprache in ihrer vollkommenen Reinheit conservirt haben: des Volk, als das der Basken, lebt, so zogen sich, als die deutschen Ankömmlinge unser heutiges Westpreußen überschwemmten und ihren Wohnsitz vorzugsweise an den Ufern der Weichsel, in den fruchtbaren Niederungen und in den Städten aufschlugen, die von hier vertriebenen Cassuben in die zwischen dem Strome und dem alten Pommern gelegene, von Wäldern und Sandbergen bedeckte Landschaft zurück, und leben hier noch heute so, wie sie damals lebten. Sie sprechen nur polnisch, jedoch in einem eigenthümlichen Dialekt, sind strenge Katholiken, haben ihre eigenthümliche Tracht, leben auf das Allererbärmlichste, meistens nur von Kartoffeln, Häringen und Branntwein, und wachsen zum größten Theile, da sie meistens in ganz kleinen Dörfern, in der Mitte öder Waldungen hausen, wo unmöglich Schulen angelegt werden können, ohne allen Unterricht auf. — Ist es nun ein so großes Wunder, daß diese Menschen an Hexen glauben und Hexenproben anstellen?

Die Blumen.

Ein Blümchen möcht' ich pflücken
Recht sinnreich, für mein Lieb,
An's Herz wollt' ich's ihr drücken,
Daß es dort ruhen blieb'.

Die Blumen wissen zu sagen
Von Lieb' und Liebesweh,
D'rum meines Herzens Klagen
Durch Blumen ich ihr gesteh'.

Und fragt sie forschend die Blume,
Dann lispelt sie fein still:
Hold Liebchen zum Eigenthume
Dich selbst der Geber will.

H. v. Gottern.

Auslegung.

Zeitgeist spricht: O seyd gescheit,
Mit dem Geiste hat's noch Zeit! —

F—r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 300. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 15. December. 1836.

Cäsonia und Danae.

(Von Julius v. St. Felix.)

(Fortsetzung.)

Hier senkte Tiber seinen Blick tief in den Boden seiner Trinkschale, als wenn er dort das Räthselwort, das er suchte, herauslesen wollte, dann leerte er in großen langsamen Zügen den prächtigen Pokal. Indessen wiederholte er mit leiser Stimme: »Danae? .... warum Danae, und nicht Pannychis, Lesbia, Leukothon, Camilla und so viele Andere? .... Meine Tochter,« sagte er laut, »diese Danae scheint mir sehr schön, sie ist noch ganz neu auf Caprea. Erst vor drei Monaten brachten sie mir Seeräuber hierher. Ist sie aus Rom? ... Du kennst sie; erzähle mir von ihr. Der Seeräuber ist ein Raubvogel, schnell und stumm. Er entführte die Taube, setzte sie auf mein Ufer und entfloh. Kaum hatte ich Zeit, ihn zu fragen, aus welchem Meere er mir zugekommen. Warum wähltest Du Danae? Sie liebte also den Vinder? .... aber dieser Vinder ist nicht Dein Bruder.«

»Danae ist meine Schwester,« antwortete die junge Römerin.

»Unsterbliche Götter!« rief Cäsar, »das hatte ich nicht errathen, und Thrasyllus auch nicht! Deine Schwester? .... Aber, in der That, jetzt sehe ich es, das sind ihre Augen, welche die Sinne verwirren, dies ihre Stimme, die das Herz schneller bewegt .... Auf jeden Fall ist sie weniger braun, als Du, Cäsonia. Wahrscheinlich weil Du aus der Sonne des großen Circus und dem Marsfelde herkommst, nicht wahr? O, die Schatten Capreas sind Zauberer; sie machen die Haut weiß und geben ihr einen Widerschein, dem weißen Duft Aurorens gleich, Du wirst an Dir selbst die Erfahrung machen, meine stolze Kriegerin. Es ist also abgemacht, Danae wird uns verlassen .... Ja, aber wenn sie dies nicht wollte?«

»Es ist möglich,« erwiederte Cäsonia, »daß die großmüthige Seele meiner Schwester ....«

»Du verstehst mich nicht, Römerin. Wie, wenn Deine Schwester sich an das Klima der Villa des Jupiters gewöhnt hätte?«

Bei diesen Worten ließ Cäsonia ein mitleidiges, ungläubiges Lächeln blicken.

Cäsar wiederholte, was er gesagt. Der jungen Römerin stieg der Zorn in das Gesicht. Der Kaiser Tiber fühlte seine Eitelkeit auf das Tiefste verletzt. Er brach diese Unterhaltung ab.

»Wir wollen doch auch Vinder kommen lassen,« sagte Tiber, »ich will ihm auch meiner Seits Lebewohl sagen.«

Mit erhobener starker Stimme rief Cäsar einer Nymphe, und einige Augenblicke nachher ward Vinder durch zwei Lictoren eingeführt, die ihm nicht von der Seite wichen. Der junge Mann war noch durch seine Wunden blaß und entstellt. Auf seiner stolzen Stirne war eine lange Narbe sichtbar. Mit unverwandtem Blicke betrachtete er den Cäsar, mehr erstaunt, als unwillig. Als er aber um sich her schaute, und Cäsonia sah, machte er mit dem Kopfe ein Zeichen und lächelte.

»Cäsonia, Schwester!« sagte er.

»Sieh', das war's gerade, was ich nicht wußte,« sagte Tiber. »Cnejus Lentulus, der Augur, war sehr zurückhaltend!... ich bezahle ihn doch verschwenderisch.«

»Ha!« sprach mit unterdrückter Stimme Sabinus Vinder, »er also war der Verräther? ....«

»Du wirst ihm deßwegen doch nichts nachtragen wollen?« fiel Cäsar ein; »junger Mann, was Anderes hat denn ein Augur und ein Wahrsager zu thun, als die Zukunft vorherzusagen und in den Tiefen der Geheimnisse zu lesen? Lentulus hat Eure Herzen erforscht; wär' es Dir denn lieber gewesen, daß er in Euren Eingeweiden gewühlt hätte? Und sicherlich hat nie ein Wahrsager, ja alle Pythonysse, die Wahrheit besser gesagt, als Lentulus. Wir standen vorher nicht gut mit einander, und nun sind wir wieder ausgesöhnt; Du wirst den Römern sagen, Vin-

der, daß ich nicht undankbar bin. Doch unterlassen wir die traurigen Gespräche in Gegenwart Derjenigen, die sich jetzt nähert, glänzend wie die Göttin Aurora.«

Dies sagend, erschienen auf die Bewegung seiner Hand zwei Reihen seiner weißgekleideten Nymphen. In der Mitte derselben schritt ein göttliches Kind einzeln voran, gleich einer orientalischen Königin. Sie war in eine Tunica gekleidet, durchsichtig wie das lichte Gewölk, das Phöbe umgibt; ihr in die Höhe gewundenes Haar glich einem von köstlichen Steinen glänzenden Helme, in ihrer Hand trug sie kleine, geheiligte Binden. Cäsar wandte sich mit folgenden Worten an sie: »Dort ist Deine Schwester, Danae! Du sagtest mir nie etwas von ihr. Sie nahm Theil an einer Verschwörung gegen mich, um ein Mittel zu finden, Dich hier zu sehen. Sie ist eine sehr zärtliche Schwester! und dieser hier, Danae, ist der Mann, der an den Ufern der Tiber Dir Liebe schwur. Man nennt ihn Vinder, Sabinus Vinder; den Schönen mangelt es zuweilen an Gedächtniß. Deine Schwester Cäsonia bittet mich um Deine Stelle in Caprea, damit Du diesem Sabinus nach Rom folgen könntest . . . . denn ich habe verziehen, ich habe verziehen! . . . . Ich bin gutmüthig von Natur, was auch vor langer Zeit meine Mutter Livia, diese würdige Gattin des Augustus, gegen mich geäußert haben möchte. Es ist Dir daher erlaubt, liebe Danae, Deine Schwester zu umarmen, und mit Sabinus abzureisen.«

Hierauf warf sich die schönste der Nymphen in die Arme Cäsoniens, ihre Herzen schlugen gegen einander und ihre Lippen trafen sich und suchten sich wieder auf.

»Meine Schwester!« schrie Cäsonia. »Ach! Cäsar Du bist großmüthig!«

Und zu gleicher Zeit warf sie an den Boden von Mosaik den Dolch, den sie unter ihrer Tunica verborgen gehalten hatte. Tiber erblickte das Eisen und erblaßte; der Silberklang der Klinge auf dem marmornen Fußboden tönte in seinen Ohren wie Eumenidenrauschen. Er begehrte den Dolch, und als er ihn ergriffen, spieß'te er damit eine Orange und sagte zu seinen Nymphen:

»Woran hängt das Heil der Republik; . . . . Und Du, Sabinus Vinder,« setzte er hinzu, »hast Du nicht auch eine verborgene Klinge mir zu geben? Bringe mir Dein Gelübde zum Opfer: Du wirst mir sagen, man habe Dich entwaffnet, und ich werde Dir antworten, daß ein ächter Verschworner es niemals ist. — Unendliche Falten sind in der Tunica und in der Seele eines wahren Abkömmlings von Brutus. Gib mir Deinen Dolch, und dann möge Danae über Dich gebieten.«

»Gehe,« sagte Cäsonia zu ihrer Schwester, »Du bist frei; Ihr Beide seyd frei . . . .«

»Frei!« antwortete Danae; »o ja, meine Schwester. Nie trennen wir uns mehr.«

»Und doch muß es seyn. Sieh' Deinen Geliebten, Danae; reise nach Rom.«

In diesem Augenblicke öffnete Sabinus Vinder den vordern Theil seines Mantels und zog ein kleines, wohlgeschärftes Eisen hervor. Er war im Begriffe, es ebenfalls zu den Füßen des Cäsars hinzuwerfen, als er folgenden Donnerschlag vernahm:

»Das liebliche Caprea verlassen? . . . . o, nein, meine Schwester, niemals!«

Cäsonia stieß die Buhlerin mit Athletenkraft von sich, und ihre Augen schossen zerschmetternde Blicke auf sie. Danae fiel zu Boden, erhob sich aber langsam, von den Freigelassenen, ihren Gespielinnen, unterstützt. An allen Gliedern zitterte sie, das Fieber hatte sie ergriffen. Da sagte Sabinus Vinder zu seinen Göttern:

»Ich kann nicht anders, ich muß sie tödten.«

Aber sein Blick fiel auf die majestätische Stirne Cäsoniens, und freiwillig ließ er sein Eisen zur Erde fallen. In Purpurtüchern trug man den schönen, in Ohnmacht gesunkenen Körper derjenigen fort, die ehemals sich Danae nannte. Mit seinen Lictoren und den zwei Verschworenen allein geblieben, fing der Kaiser Roms an, hell aufzulachen mit einem Ausdruck von Mitleid, das die ganze Seele des Vinder aufregte. Der junge Mann fühlte sein Herz sich stark bewegen, heftig schlagen, und fast in seiner Brust zerspringen. Sein Auge suchte den kleinen Dolch, der auf den Boden gefallen; er war fort. Da griff Tiber nach einem mit Wein gefüllten Pokal, ließ ihn mit Rosen umgeben und schickte ihn dem Vinder.

»Nimm,« sprach er, »dies ist viel besser.« —

»Lictoren,« setzte der Kaiser hinzu, »man verwahre mir diese beiden jungen Narren in einer erhöhten Gallerie des Palastes. Sie haben mich diesen Abend sehr belustigt.«

Hierauf verließ er schnell den Saal der Feste.

(Schluß folgt.)

Die Kabel des Hugenotten.

(Fortsetzung.)

So segelten sie den Herault hinab und näherten sich dem Ausflusse unter dem eintönigen Geräusch des Kielwassers und Ruderschlags und dem Gesange des Steuermanns. Eugen und Helena, ganz mit ihrem Vorhaben beschäftigt und in einen Mantel gehüllt, um sich vor der feuchten Kälte der Nacht zu schützen, suchten das Fort Brescou zu entdecken, und suchten vergebens. Nur zur Rechten sahen sie Unser Lieb Frauen mit ihrer Eremitage, mit ihrem alten Klostergebäude, dessen noch stehende Säulengänge und einstürzende Gewölbe eine Reihe von Triumphbogen bildeten; mit ihren Mauerseiten, die einzeln unter mancherlei Gestalt in die Höhe strebend, Gespenstern glichen, welche aus diesen einsamen Ruinen aufsteigen, ihre beiden Kirchen, Gegenstände der Verehrung für die Seeleute und die Presthaften von Nieder-Languedoc, vor jeder Entweihung zu bewahren: und dann in größerer Ferne gut bebaute Gärten, die bis an den Meeresstrand sich ausdehnten und mit den Wogen um den Boden zu streiten schienen. Zu ihrer Linken dagegen hatten sie, mitten

in den Sümpfen angelegt und von Zollwächtern bewohnt, einige Gehölze von elenden, verkrüppelten Fichten; weiterhin nackte, kahle Sandbänke, deren ermüdende und unfruchtbare Einförmigkeit bis an den Ausfluß des Herault, ihre Trauer verbreitete.

Hier nur, weit in der Ferne zur Linken, entdeckten sie das Fort Brescou, und die Hand Helena's bebte in jener Eugens.

Ein prächtiges Schauspiel fesselte bald alle ihre Seelenkräfte. Hinter sich sahen sie ein blaues, dunkles Meer, und weiterhin wie einen Nebelstreifen das Land, welches ihnen seine Brandung und seinen Wind nachsandte; vor sich, aber in weiter, weiter Ferne ein Meer, silbern, strahlend von Lichtglanz, und den Mond dahin schwebend und in den Fluthen zitternd. Sie hörten das Knarren des Fahrzeugs, das Blasen des Windes in dem Segel und das Rauschen des Kielwassers, und nach diesem Getose Schweigen, und nach dem Schweigen neues Tosen. Und stets, vor wie hinter sich, erblickten sie die beiden Meere, das eine so blau, das andere so silbern und beide so schön in der Azurfarbe eines südlichen Himmels, welche sie widerstrahlten, jenem Azurblau, das man wiederfindet, in Allem was erfreut, in Allem was zärtlich berührt, im Firmament und in den bevorzugten Blumen des Feldes, unter dem Schaume der Wogen und in dem Auge des Weibes. — — Und siehe! eine schwere, dunkle Wolke bedeckte plötzlich den Mond und das Meer war finster.

Als sie beim ersten Morgenroth das Fort Brescou mit seinen schwarzen und hohen Wällen, mit seinem Gürtel von Felsen und Wogen, und mit seinem Kranze von Kanonen deutlich unterscheiden konnten, ha! da dachten sie nur ihres unglücklichen Vaters, der unter dem Gewicht einer Todesanklage seufzte. Und ihren Augen entquollen wohl heiße und bittere Thränen.

Das Schiff nahte sich Brescou immer mehr.

Bei Sonnenaufgang standen Eugen und Helena am Fuße des Mastes, die Augen nach dem Fort gewandt und suchten ihren Vater unter der Masse der Gefangenen zu erkennen, welche gedrängt an der Brustwehr standen.

»Dort ist er,« schrie Helena auf, die ihren Vater erkannt hatte.

»Stille!« sprach Eugen zu ihr und hielt sie gewaltsam zurück.

Und in diesem Augenblicke war das Schiff dem Fort so nahe gekommen, daß Eugen und Helena deutlich Verdoux's Stimme vernahmen, welcher herabrief:

»Wird diese Nacht hübsch werden, ihr Schiffer?«

»Ja, um dich zu hängen, Hugenotte!« antworteten die Matrosen.

»Ja, ja! sehr schön!« rief ihm Helena zu, ihr Tuch schwenkend.

»Um Gotteswillen, schweig'!« sprach Eugen, sie nochmals unterbrechend.

Und Verdoux, der sie Beide erkannt hatte, entfernte sich von der Brustwehr, um keinen Verdacht zu erregen, mischte sich unter die übrigen Gefangenen, und folgte lang mit den Augen jenem Fahrzeug, welches Alles trug, was ihn an diese Erde kettete.

In kurzer Zeit ließ das Fahrzeug Brescou weit hinter sich.

Nachdem man nun noch zwei Stunden unter Segel geblieben, ließ der Patron ein Tauende anzünden, schwang es mit Schnelligkeit im Kreise herum und bildete so ein Feuerrad, als gewöhnliches Zeichen für das Hilfsboot, daß es sich nähere.

Dieses andere Schiff, bestimmt, den Fischfang zu unterstützen, war zu gleicher Zeit mit dem ersten abgefahren und folgte ganz nahe. Durch eine geringe Veränderung seines Segels konnte es beilegen, nahm vom ersten ein Ende des Netzes, befestigte es an seine Kabel*) und entfernte sich wieder, während das andere den Rest des Netzes und seine eigene Kabel in's Meer warf.

In der Mitte des Netzes befindet sich ein weiter Beutel aus ganz kleinen und sehr starken Maschen; er ist bestimmt, den Ertrag des Fanges aufzunehmen. Bevor dieser Theil des Netzes in's Meer geworfen ward, knieten der Patron und die Mannschaft der beiden Schiffe nieder, ihr Gebet zu verrichten.

Eugen und Helena folgten ihrem Beispiel.

Es war ein schöner Anblick, unter einem Himmel ohne Wolken, auf zwei schwachen Fahrzeugen, die über dem Abgrunde schwebten, in dem Strahlenglanze der Sonne diese Seeleute zu sehen, in Gebet und Betrachtung verloren, diese Seeleute mit verbranntem Gesicht und schwieligen Händen, — und neben ihnen ein junges blühendes Mädchen von zartem Bau und blendend weißem Antlitze, das sein Engelgebet mit ihren menschlichen Bitten vereinte.

Die Einen beteten um Glück und reichlichen Fang, die Andern für einen Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Verwirklichung.

Arm war ich, eh' mein Auge Dich geschaut,
Doch ärmer bin ich noch durch Dich geworden,
Denn lächelnd konntest Du die Seele morden,
Die sich Dir zärtlich liebend anvertraut.

Als ich Dich einst zum ersten Male sah',
Glaubt' ich, mein Genius sey mir erschienen, —
Den Namen strebtest Du Dir zu verdienen —
Als Todesengel steh'st Du vor mir da! —

Carl Baron v. Schweizer.

---

*) Ein Tau von ziemlicher Dicke, woran gewöhnlich die Anker und großen Netze befestigt werden.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Prag, im October 1836.

Noch erlaubt mir der Arzt keine anstrengende Arbeit, und ich verwende daher die mir nur langsame Zeit, Ihrer wiederholten Aufforderung, Hr. Red., zu willfahren, und dictire einen kleinen, flüchtigen Bericht. Das Wichtigste, was ich zu melden habe, ist, daß die Cholera noch immer zahlreiche Opfer heischt. Auch mich hat die liebliche mit einem kurzen Besuche beehrt. Einige Tassen Melissen-Thee, ein paar Brausepulver ꝛc. ꝛc. von einem tüchtigen Arzte rasch angewendet, verscheuchten den unholden Gast, und ich muß nur noch das Zimmer hüten. Allein Vielen, gar Vielen ist statt des Zimmers eine kleine finstere Truhe zum Aufenthalt angewiesen, wo kein Strahl der Sonne hindringt, die jetzt so hell und freundlich und warm in meine Stube hereinscheint. Ja, oben ist Licht; aber unten — da schreiten düstere Gesichter mit finstern Blicken, schwarze Kleider, florumwundene Hüte in ganzen Massen. Fast jede Familie betrauert ein Glied, welches die Cholera rapid hinweggerissen aus ihrem Kreise.

„Du, K—n," sprach ich einen Freund an, bist Du Nachmittags mit von der Partie?"

„Es ist mir unmöglich," erwiederte K—n, „ich bin zu Tische geladen bei T—."

„Wo die junge, schöne Frau ist? — Ah, da halt' ich dich nicht ab."

„Abends aber treffen wir uns im Theater," sagte K—n weggehend.

Bon! — Ich traf ihn wohl im Schauspielhause, er kam mir mit den Schreckensworten entgegen: Die Frau T—, bei Tische noch lustig und frisch und gesund, ist an der Cholera erkrankt. — Tags darauf war sie eine Leiche. — —

Lieber Doctor, wohin? sprach ich einen jungen Arzt an.

Schlafen, erwiederte er.

Jetzt doch nicht um die Mittagsstunde? frug ich.

Ich war die ganze Nacht bei Patienten beschäftigt, und bin so matt, der Kopf schmerzt ein Bischen, ich will ein wenig ausruhen.

Ja wohl ging er ausruhen, in 8 Stunden begann er schon den ewigen Schlaf. — —

Mit Freund Milan saß ich im traulichen Gespräche im Kaffeehause, da kam einer seiner Hausleute, er möchte schnell zu seinem Vater kommen, dem plötzlich unwohl geworden. Ich begleitete ihn. Pah, es wird nichts seyn, sagte er, die Leute sind so ängstlich, wenn sie ein Bischen Bauchgrimmen haben, so schreien sie gleich Cholera, Cholera. — Nach drei Tagen bestattete er den geliebten Vater. — —

Ich könnte eine Menge dergleichen Geschichten anführen, erwähne aber blos ein Paar aus meiner nächsten Umgebung, wobei ich selbst schmerzlich betheiligt bin. Die Seuche grassirt heftig, mit dem Andrange der Fremden zur Krönung breitete sie sich immer mehr aus, während derselben hatte sie den höchsten Grad erreicht, und ist jetzt, bis auf einzelne Fälle, gänzlich verschwunden. Furcht und Angst, wie vor fünf Jahren, hatte Niemand. Man ließ sich in seinen Beschäftigungen, ja sogar in den Vergnügungen nicht stören, selbst als die Seuche am gräßlichsten wüthete, da man von der Meinung, daß sie ansteckend, abgekommen ist. Hingegen bemeisterte sich Entsetzen aller Gemüther, als plötzlich die Sage circulirte, daß in Wien die Pest ausgebrochen sey. Man erzählte schon, daß verschiedene Straßen in der Residenz abgeschlossen worden, daß der kaiserliche Hof wieder hereinkommen würde ꝛc. ꝛc. Ein Paar Tage war nichts als diese Nachricht der Gegenstand der Gespräche, bis sie durch Briefe entkräftigt wurde. — Eben erhalte ich die Nachricht, daß ein junger Doctor der Medicin, Namens Swoboda, an der Cholera verschieden ist. Gestern Nachmittags war er noch auf der Jagd.

Ich war im Freien. Der liebe Himmel scheint den Frühling ersetzen zu wollen durch einen schönsten Herbst. Einladender und lieblicher kann schon kein Wetter seyn, und luftig und leicht gekleidet schwärmten die Menschen umher. Die durch die Krönung hier fest gehalten waren, benutzen noch den Rest der Ferien zu kleinen Reisen, und auch die Fremden fliehen schnell davon, um noch einige Umflüge zu machen. So schied Heinrich Stieglitz, um über Linz nach Salzburg zu gehen, dann durch Steiermark nach Ungarn, um in Tokey und Oedenburg der Weinlese beizuwohnen. Den Winter will der tiefsinnige Dichter in Wien zubringen und daselbst die letzte Hand an seine zunächst erscheinenden „Denktafeln" legen. Im kommenden Frühling aber nach Constantinopel zu wandern, ist ein Lieblingsgedanke, der den Sänger der „Bilder des Orients" lebhaft beschäftigt. Er trug mir auf, seinen Freunden, besonders den Berlinern, seinen herzlichen Gruß zu senden. — Emerentius Scävola ist ebenfalls von hier nach Wien gereist, — Prof. Peters nach Hause (Dresden). Burmeister-Lyser, der Musiker, Dichter, Maler ꝛc. mit der scharfsinnigen Physiognomie, dem durchdringenden Blicke und dem originellen Anzuge sieht man auch nicht mehr in den Straßen umherschweifen. — Vor der Krönung waren Anastasius Grün und Bauernfeld hier, welcher Letztere, wie mir scheint, einen Kreuzzug in Deutschland wider Saphir predigt. Haltaus, der Herausgeber des Theuerdanks, wofür er eben vom Kaiser von Oesterreich eine Medaille erhielt, war mehrere Tage da und durchstöberte unsere Bibliotheken. Mir scheint, er hat etwas gefischt. Bauschke aus Breslau und Rebenstein aus Berlin verweilten kaum einen Tag in unserer Königsstadt. Letzterer hat einen Aufsatz über seinen hiesigen Aufenthalt im „Gesellschafter" abdrucken lassen, und dadurch Manchen hier in Unannehmlichkeiten versetzt. Die Schriftsteller Deutschlands, die nach Oesterreich kommen, suchen und finden auch hier hinlänglichen, noch unausgearbeiteten Stoff zu mancherlei Mittheilungen; allein sie denken weiter nicht an die besonderen Verhältnisse, und veröffentlichen, daß der und der Verschnittene sie auf geheimem Wege in's Harem geführt habe. — — Endlich habe ich noch zu erwähnen, daß der talentbegabte Uffo Horn nach Wien abgegangen, um dort das letzte Jahr seiner juridischen Studien zuzubringen. Möge sein schöner Genius dort tüchtig die Flügel regen.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 301. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 16. December. **1836.**

Strauß und seine Gegner.

Es geht das Gerücht, daß Strauß, dieser Hegel'sche Identitätsphilosoph, der sich die Rittersporen an nichts Geringerem, als an dem Christenthum verdienen will und deßhalb die Lanze Mythus mit aller Kunst der Dialektik gespitzt und mit aller Feinheit und Pfiffigkeit der Sophistik zum Anrennen gegen den Feind eingelegt hat, eine Gallerie seiner Gegner bilden und öffentlich aufstellen will. Es werden dabei Kampfgemälde zum Vorschein kommen, die den Ruhm des Tübinger Doctors, als theologischen oder vielmehr antitheologischen Kämpfers, höher noch zu erheben im Stande sind, als er sich bereits erhoben hat, und nicht ohne Lachen wird man dessen Gegner kopfüber ihren schlechten Streitrossen entstürzen und sie hart verwundet den Schranken enttragen sehen. Es wird aber dennoch dem schärferen Beobachter — wenn irgendwie die Zeichnung Wahrheitstreue in Anspruch nehmen will — nicht entgehen, daß der hoch zu Rosse dominirende und triumphirende Strauß-Ritter aus mancher kleineren und größeren Wunde blutet, und daß diese Verletzungen sogar von denjenigen Wiederkämpfern herrühren, an deren Helm die Schelle der Narrenkappe klingelt. Ich freue mich dieser Gallerie schon im Voraus von Herzen. Es wird viel zu lachen geben, und manche Erfahrung und gute Lehre wird obendrein noch vom Schauplatz hinweggenommen werden können. Die alte Orthodoxie wird ihr schwer getroffenes Haupt mit beiden Händen aufrecht zu erhalten suchen, die Supernaturalisten werden wimmernd herumhinken, dem Mysticismus werden die Ohren von den Splittern summen, die von seiner eigenen Lanze ihm an den Kopf sprangen, obgleich aus seinem verzogenen Mundwinkel und aus seinen kunstreich himmelan gedrehten Augen noch eine Sieges- und Existenzhoffnung spricht und blitzt. Der Rationalismus wird im Ganzen ein heiteres Gesicht zeigen, denn der Sieg des Dr. Strauß ist ja zum großen Theil auch sein Sieg. Nichts desto weniger wird es auch Rationalisten geben, deren Siegesheiterkeit gleichsam umflort erscheint, denn sie erkennen, was erkannt werden muß, daß Straußens Sache eine heillose Sache ist, daß die Vernunft durch sie nur einen Aftersieg erlangen kann, daß in ihr der Same zu einer allgemeinen Weltzerfallenheit liegt, daß sie die Kraft vernichtet, die alle Elemente des Alls in beglückende, Jahrhunderte beglückende Concordanz brachte, daß sie den Punct nimmt, von welchem die kühnsten Segler in das Gebiet des Ueberirdischen ausgehen konnten, daß sie der Materie jede Stütze raubt, und ein trauriges, verzweiflungsvolles Chaos zusammenwirft. Ich wünsche sehr, daß unter diesen Rationalisten keine Minister und weltlichen Potentaten sind, sonst möchten sie leicht der Gefahr entgegenarbeiten, bei der heillosen, beabsichtigten oder unbeabsichtigten, Strauß'schen Weltordnung ihre Sessel und Throne zerbrechen zu sehen, und die lang gehegte und gepflegte Hegel- und Identitätsphilosophie, vielleicht sogar der größeren Sicherheit wegen, alle Philosophie zum Lande hinausjagen.

Daß unter den Rationalisten, denen das Heillose des mythischen Idealismus in der christlichen Religion vor die Augen getreten ist, ihm der gefährlichste Feind erstehen könne, leuchtet von selbst ein. Strauß erfährt von einem solchen einen Ueberfall nicht nur in dem eigenen Lager, sondern in seinen eigenen besten Waffen. Ob ein solcher Gegner bereits aufgestanden und seine Kampfgefährlichkeit erprobt hat, bleibe dahin gestellt; sicher hat er es nicht verstanden, seines Schwertes Wucht eindringlich genug zu brauchen und dadurch eine Entscheidung herbeizuführen. Dr. Strauß möge in seiner Gallerie ihn nur nicht etwa carikiren wollen.

Vor Allem aber wird man es gern sehen, daß er sein Schwert mit einem eben erstandenen Gegner mißt, der mit dem Pannier des Rationalismus und christlichen Glaubens in die Schranken einreitet, der des Feindes Stärke kennt und ehrt, der sie deßhalb nicht zu vernichten, sondern nur von einem Gebiete zu entfernen strebt, wohin nur Vorurtheil, gelehrter Muthwille und eitle Ruhmsucht, die oft schon an das Heiligste die Hand des Herostratus legte, sie verlockt haben. Der Gegner heißt Wilcke. Sein Schild ist nicht mehr unbekannt. Gelehrsamkeit und Glaube reichen sich auf demselben die Hände.

Wie Strauß das „Leben Jesu" jedem als das siegbringende Werk seines Geistes aufstellt, so stellt Wilcke entgegen:

„Tradition und Mythus. Ein Beitrag zur historischen Kritik der kanonischen Evangelien überhaupt, wie insbesondere zur Würdigung des mythischen Idealismus im Leben Jesu von Strauß. Von Dr. Wilh. Ferd. Wilcke Pastor zu Rothenburg a. d. Saale. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1837. XVI und 266 S. gr. 8.

Wie aus dem Titel zu ersehen, handelt es sich hier nicht um reine Polemik und um das mehr oder weniger privatliche Mein und Dein in den Ansichten zweier Gelehrten, sondern es hat diese Schrift neben ihrem polemischen Zweck noch einen allgemeinen wissenschaftlichen Nutzen, und gerade dadurch, daß dieser eher tendirt war, als die Polemik gegen Strauß, gerade dadurch hat Wilcke einen Stand eingenommen, wo er seinem Gegner auf das Ausdauerndste Widerstand und Gefahr bringt. Man wird nämlich sein Werk nicht als ein polemisches von vorübergehendem, momentanem Interesse betrachten, sondern als eines, durch welches die Wissenschaft überhaupt und insbesondere die historisch-kritische Theologie einen Gewinn gemacht hat und es wird darum sicher die Achtungswürdigkeit für Gelehrte und Lernende, für theologisch Gebildete nicht nur, sondern für Gebildete überhaupt, nicht nur für die Gegenwart bewähren, sondern auch für die Zukunft bewahren. Möge der Verfasser Zweck, Plan und Resultat seines Werkes mit seinen eigenen Worten unsern Lesern hier darlegen. Es heißt im „Schlusse“:

„Unsere beiden Hauptfragen lauteten, woher die Evangelien entstanden sind, ob sie Mythe oder Geschichte enthalten. Der Gang unserer Untersuchung war: schon sehr frühzeitig wurde die evangelische Tradition aufgezeichnet, aber unter allen diesen Aufzeichnungen fanden die vier kanonischen Evangelien frühzeitig die meiste Anerkennung. Das erste enthält die Nachrichten des Matthäus, von einem Petriner, z. B. Barnabas, Philippus u. s. w. für die palästinensischen Judenchristen im 7. Decennium nach Christi Geburt aufgezeichnet. Das zweite schrieb Marcus nach den Erzählungen des Apostels Petrus, um 68 für Heiden-, namentlich römische Christen. Das dritte verfaßte Lucas nach schriftlichen Quellen und dem Berichte des Paulus für den Theophilus unmittelbar nach der Zerstörung Jerusalems und das vierte enthält die evangelische Erzählung nach Johannes, aufgezeichnet von einem christlichen Hellenisten, vielleicht dem Apollos, für Hellenisten nach der Zerstörung Jerusalems. Kein Evangelium hat das andere gekannt und benutzt, sie sind alle Originalschriften, unmittelbar aus der apostolischen, mit der allgemeinen gemischten Tradition, und, was Lucas betrifft, auch aus schriftlichen Quellen entstanden. Einen Mythus können die Evangelien nicht enthalten, weil der Begriff eines solchen der Entstehung und dem Charakter der Evangelien widerstrebt, indem sich in ihnen das Charakteristische eines Mythus nicht nachweisen läßt. Dagegen bezeugt die evangelische Quelle die Tradition, sowohl den geschichtlichen Stoff, als die historische Glaubwürdigkeit der evangelischen Schriften, es läßt sich eine apostolische Quelle von Christo bis auf die Abfassungszeit derselben nachweisen und somit auf deren historische Ursprünglichkeit. Auch sind sie so reich an Autopsie und der Charakter von Jesu Zeit findet sich ihnen so sehr aufgeprägt, daß an dem evangelischen Geschichtsstoff nicht gezweifelt werden kann, um so mehr, da Jesu geistige Größe, wie seine Lehre nur aus der Geschichte geschöpft und begriffen werden kann.

Das kritische Resultat der Würdigung des Straußischen Werks mag daher folgendes seyn: Es ist eine Schrift, die von Gelehrsamkeit, Gediegenheit, Geisteskraft und eiserner Consequenz zeugt, ihre Darstellung ist klar, bündig, die Sprache körnig, rein, der Ton meist edel, die Haltung ernst. Aber was sie behauptet, ist nicht wahr, und diese Unwahrheit hat manches Falsche in ihrem Gefolge. Strauß begeht zuerst den Fehler, daß er zwischen Mythe und Sage nicht unterscheidet, jene findet sich nur im grauften Alterthum, also konnte das erste christliche Jahrhundert keinen Mythus im vierten Jahrzehend desselben finden, wohl aber Sagen. Wenn Strauß (I. 66) 38 Jahre nach Christi Tode zur Bildung dieser Mythen begehrt, so bedarf es auf der einen Seite für Wiege, Bildung und Abfassung der Mythen (§ 52) viele Jahrhunderte, aber die Sagen bedürfen nur der Vergangenheit, sie sey auch noch so klein, so daß, da wir es eigentlich hier nur mit Sagen zu thun haben, auf die Zeit zwischen Christi Tode und der Aufzeichnung der Evangelien in solcher Beziehung gar nichts ankommt, mithin Strauß's Resultat ein überflüssiges ist, und man es ihm unbedingt einräumen kann. I. 68 sagt er, Merkmal der Mythe sey das Redselige; hier meint er wieder die Sage, diese ist geschwätzig, weil sie gemein, im Munde des Volkes ist, sich gern mit trivialen Zuständen und gemeinen Begebenheiten herumträgt und beschäftigt; in diesem Trivialen ist sie anschaulicher und reicher als die Mythe. Deren Breite und Wortfülle ist dichterischer Schmuck, poetische Anschaulichkeit und erschöpfende Natürlichkeit; was nicht in den poetischen Kreis der Darstellung (§ 50 u. 54) paßt, wie alles prosaisch Unbedeutende, beachtet sie nicht. I. 75 heißt es: Neutestamentliche Mythen sind geschichtartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage. Allein diese verschiebt wohl Thatsachen, schmückt sie aus, aber sie erzeugt sie nicht, ihr Quell ist nicht die Idee, sondern die Geschichte. Strauß sucht dem dadurch zu entgehen, daß er das Evangelium für einen philosophischen Mythus hält, die Thatsachen also ganz idealisirt, allein solche historische Fabeln und Parabeln finden sich in den Evangelien, außer vielleicht in der Versuchungsgeschichte, gar nicht*). Und wenn denn Alles in das Reich der Mythe gehören soll, wie ärmlich wäre diese, da sie von Jesu Geburt bis zu seinem Auftreten eine Lücke in der Erzählung läßt, welche man wohl der Geschichte, weil diese etwas Gegebenes, niemals aber der Dichtung verzeiht, die allezeit Herrin des Stoffs ist, weil sie ihn macht. Freilich gibt Strauß gewissermaßen einen historischen Stoff zu, aber wie und woher? — er sagt: „Alle Ideen, welche die Christenheit über ihren entrissenen Meister hatte, seyen in Thatsachen verwandelt, seinem Lebenslaufe eingewoben — und den reichsten Stoff lieferte das A. T.“ — Wenn das A. T. den reichsten Stoff den Evangelien lieferte, warum füllten sie denn aus demselben jene angedeutete Lücke nicht aus, an Stoff hierzu fehlte es keineswegs, und noch dazu konnte dieser nur die Ehrwürdigkeit und Heiligkeit Jesu erhöhen. Das A. T. ließ

*) Röhr's krit. Pred. Bibl. 1836. Heft 2. S. 262 — 310.

sich gleich an die Geschichte des zwölfjährigen Jesus im Tempel anknüpfen, hier mußte er nach 1 Sam. 3, im Tempel bleiben, wie Samuel beim Eli, Gesichte haben, zum Messias berufen werden, dann, ob irgend eines Umstandes, wie Moses aus Aegypten in die Wüste Midian (2 Mos. 2) flüchten, dort in den schauerlich-erhabenen Gründen des Sinaigebirges sich stärken zu seinem Berufe, am Berge Horeb (Cap. 3) Jehovah im brennenden Busche schauen, von diesem wie Moses zu Pharao, so Jesus nach Jerusalem gesendet, vorher aber statt der Johannestaufe, eine wunderbar-erhabene Messiasweihe, wie Jesaia 6, 1, zum Propheten über sich ergehen lassen, und nun auftreten. Das wäre ein vollständiger alttestamentlicher Mythus, während unsere Evangelien nur mangelhafte Geschichte lieferte, wie sie in der Wirklichkeit sich zugetragen. —

(Schluß folgt.)

Romane.

Der Renegat, oder Abenteuer, Reisen und Irrfahrten politischer Flüchtlinge in Spanien und Afrika. Von H. Arnaud. Frei nach dem Französischen von Carlo Albano. 2 Th. Leipzig, 1836. Verlag von Fischer und Fuchs.

Man wird diese Abenteuer nicht ohne Vergnügen lesen, zumal da sie wirkliches Interesse haben, und ohne jene romantischen Schnörkeleien, mit denen man die Natur so häufig auszuputzen pflegt, einfach nach dem Leben gezeichnet sind. Es kann i der That kein traurigeres Loos geben, als das eines Renegaten, in sofern der Mahomedaner ihm nie ganz trauen kann, und auch nicht darf, da größtentheils nur der Drang der Umstände den Christen zu dem Glaubensbekenntniß des Mahomedanismus gezwungen hat. Dieses vegetabilische Renegatenleben hat uns der Verfasser obigen Buches mit lebhaften, naturgetreuen Farben dargestellt. Nicht minder anziehend sind die Schilderungen in Hinsicht auf die politische und häusliche Sitte, Denkungsart und Lebensweise des maurischen Afrikas, und zwar des nordwestlichen Küstenstriches desselben.

Sechs Novellen. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Breslau, 1837. F. E. C. Leuckart.

Das Büchlein, bestehend aus 203 Seiten, enthält folgende Erzählungen: Pater Antonio — Rache und Edelmuth — Der goldene Vogel, ein Mährchen — Die deutsche Aspasia, mit dem verdächtigen Motto: Puro, omne purum — Wirkungen der Liebe — Die Rose.

Es würde zu weitläuftig seyn, wollten wir auf den Inhalt, die Schwächen und logischen Verirrungen dieser faden Erzählungen eingehen. Der Buchbinder würde Bedenken tragen, sie in den Kalender aufzunehmen. Wir beschränken uns darauf, dem Leser einige Stellen mitzutheilen, ohne Berücksichtigung der grammatischen Schnitzer, die zu deutlich sind, um für Druckfehler gelten zu können.

S. 87 lies't man folgendes Amöbäum: „Ihre Hände berührten sich und lagen in einander. Ich liebe Dich, seufzte Ismene, ich bete Dich an, rief Mirza. Ach! seufzte Ismene auf's Neue, und sah auf die Arbeit. Ach! stöhnte Mirza, und blickte auf die immer noch unentzifferten Charaktere."

S. 135: „Er erinnerte ihn an mancherlei Späße und Zoten, die der gestrige Weingeist ausgespieen hatte" ꝛc.

S. 153: „In Fluthen von Branntwein ersäufte ich das sich noch zuweilen regende Gewissen, und in den elendesten Kneipen fand ich Spiel und liederliche Dirnen. — Zähneknirschend wühlte ich mich immer tiefer in den Schlamm der Sünde und des gemeinen Lasters" ꝛc.

S. 186. Auf einem Schiffe findet Emilie Herrn Didier, worauf die Worte folgen: „Kaum hatte Emilie dem strengen Oceanus den unerläßlichen Tribut gezollt, als sie mit Lebhaftigkeit in Didier drang, ihr alle die Räthsel zu lösen."

Was ist das für ein Tribut! — Doch manum de tabula!

Lebensbilder berühmter Humanisten. Erste Reihe. Herausgegeben von Dr. S. F. W. Hoffmann. Leipzig, Böhme, 1837.

Der Herausgeber der vorliegenden ersten Reihe der Lebensbilder berühmter Humanisten (Friedrich Jacobs, August Böckh, Carl Zell, Angelo Poliziano) wollte in ihnen nicht bloß Bilder von äußerem, vielleicht nur vorübergehendem, Werthe, sondern zugleich Vorbilder im Leben und in der Wissenschaft aufstellen. Insofern ihm dies Letztere gelungen ist, hat er gerade diese erste Reihe auf eine würdige und empfehlende Weise ausgestattet, so daß dadurch das Unternehmen selbst, dem ein dem Anfange entsprechender Fortgang zu wünschen ist, seine Begründung erhalten und den Anspruch auf Anerkennung selbst begründet hat. Und zwar dies um so mehr, als es eben ein praktisches Interesse hat, das der Herausgeber, nach den im Vorworte ausgesprochenen Ansichten, vorzugsweise dabei in's Auge faßt. Exempla monent! exempla movent! — Die mitgetheilte Biographie von Jacobs (S. 3—28) ist eine Autobiographie, die bis zu Ende des Jahres 1835 reicht, die aber gewiß ein jeder Verehrer des Mannes (und wer ist das nicht, der Jacobs kennt!) ausführlicher wünschte; die von Böckh ist vom Prof. Klausen in Bonn, die von Zell, ebenfalls sehr kurz (auf fünf Seiten), nach handschriftlichen Mittheilungen, die von Angelo Poliziano aber vom Herausgeber ziemlich umfangreich (S. 73 bis 198) nach besonderen Quellen verfaßt worden.

Literarischer Beobachter.

[Die Leipziger Buchhändlerbörse.] Bekanntlich entstand die deutsche Buchhändlerbörse in Leipzig nicht ohne Widerspruch von Süddeutschland aus, und es wäre wohl zu viel behauptet, wenn man denselben jetzt für einen völlig beschwichtigten ausgeben wollte. Mehrere laute Zeichen der Zeit vereinigen sich vielmehr, den erschlaffenden Widerspruch neue Stärke

zu geben und ihn mit ungeahneter Macht auftreten zu lassen. Unter diese Zeichen gehört das neueste Censur- und Preßgesetz für Sachsen. Seine Strenge macht die literarisch-bibliopolische Superiorität Süddeutschlands noch offenbarer, als sie es bis jetzt gewesen ist, und droht der Börse den Einsturz, nachdem ihr kurz zuvor der Baumeister den letzten den Bau schön vollendenden Stein eingefügt hat *). Es ist darum gut, daß ein junger Buchhändler, Namens Eisenach, auf den Gedanken gekommen ist, die Leipziger Buchhändlerbörse, bevor sie, mit der buchhändlerischen Bedeutsamkeit Leipzigs zugleich, der Tradition anheim fällt, durch ein Bildwerk pro virili zu verewigen. Auf einem Blatte, welches 19 Zoll hoch und 24 Zoll lang ist, soll die Leipziger Buchhändlerbörse, inmitten folgender vorzüglicher Gebäude Leipzigs: Augusteum, Paulinum, Rathhaus, Zollgebäude, Georgenhaus, Schützenhaus, Theater, Thomaskirche, Nicolaikirche, Johanniskirche, Pleissenburg, Bürgerschule, Börse, Löhr's Garten, Härtel's Villa, großer Blumenberg, sich darstellen. Wenn das mittelste und Haupt-Bild nicht ziehen oder 1 Thlr. für Colombier-Velin- oder 1 Thlr. 8 Gr. für chinesisches oder 3 Thlr. für colorirtes Papier aus der Tasche ziehen sollte, so werden dieß bei Vielen die Nebenbilder thun. Die Eisenach'sche Speculation ist also löblich und gut.

[Der alte und neue Eremit.] Wenn von alt und neu die Rede, so ist oft das Alte noch nicht veraltet und das Neue eigentlich noch gar nicht recht zu etwas Wesentlichem geworden. So bei dem Eremiten, der von Altenburg, aus Dr. Gleich's journalistischer Klause heraus die Welt seit Jahren unterhielt, politisch belehrte, bekehrte, warnte und unterrichtete, dadurch aber sich in Deutschland Freunde, Gönner, Theilnehmer und Beförderer in Menge erwarb. Er ist alt, wie es selbst sein Name und sein Beruf gewissermaßen erheischt, aber es wird dem neuen Eremiten, der sich unter dem stolzen Titel der „Welthorizont" zeigt und sich seine Klause in Leipzig bei dem Buchhändler Fort unter der Baudirection des Hrn. Julius Krebs einrichten will, schwer, ja unmöglich werden, seinem Vorgänger Raum in der Lesewelt abzugewinnen, nicht um sich siegreich Bahn zu brechen, sondern nur um sein Werden zu vollenden oder seine Existenz zu sichern. Ein Prospect und Probeblatt bestechen das Auge, nehmen durch Mannichfaltigkeit der Versprechungen und Leistungen für sich ein, aber genauere Prüfung zersetzt die letzteren bis zu flüchtigem Schaum, und lehrt Mißtrauen gegen die ersteren. Wir könnten also wohl das Wunder erleben, daß der Krebs'sche Welthorizont oder Eremit den Krebsgang gänge.

Der Gleich'sche Eremit, der auch in dem neuen Jahre 1837 erscheinen wird, hat in der jüngst vergangenen Zeit wieder manchen schönen, politischen, wie literarischen Aufsatz geliefert. Wie trefflich war z. B. die kritische Abhandlung über Bechstein's schönes Werk: „Fahrten eines Musikanten," wenn ihr auch im Einzelnen einige Mikrologieen zur Schuld anzurechnen seyn möchten. Mit gewichtigem Tadel war es gerügt, daß Bechstein dem kleinlichen Franzosenhasse huldigt, bei jeder Gelegenheit Franzosen und Deutsche in gehässigen Conflict gerathen läßt, wie ihn nur die ominösen Befreiungskriegsjahre zeigten, alte Thorheiten somit wieder zu erneuern strebt, und nicht einmal hinter die Schutzmauer historischer Relation dabei sich zurückzieht.

[Glück auf!] Das allüberall und zugleich mit vollstem Rechte belobte, in Braunschweig unter Lindner'scher Redaction erscheinende fast unbegreiflich wohlfeile „Archiv für Natur, Kunst ꝛc.," dessen Absatz bis auf 5000 Exemplare gestiegen ist, erweitert im neuen Jahre 1837 seine Tendenz, indem es 1) eine fortlaufende referirende Uebersicht alles dessen, was der Tag Neues von allgemeinem Interesse, und besonders in Bezug auf die Fortschritte der Polytechnik und verwandter, darauf anwendbarer Wissenschaften liefert, 2) ein Literaturblatt und 3) einen literarischen Anzeiger erscheinen läßt. Das Schiff hat sicher glückliche Fahrt, denn es hat den rechten Steuermann am Bord.

[Sonderbar betitelt] erscheint das Werk: „Dodécaton, ou le livre des douce (das Buch der Zwölf). Es macht sehr viel Aufsehen, da zwölf der beliebtesten Modeschriftsteller dazu Beiträge lieferten, wovon es eben den Namen erhält. Der erste Band enthält eine Erzählung: „Le Dieu inconnu," von George Sand (Mad. Dudevant); eine Biographie des Don Juan von Mérrimé; eine Novelle, „Belphegor," von Löwe-Weimars; eine Erzählung, „Reg," von Leon Gozlan; einen historischen Aufsatz über die Bretagne von Emil Souvestre. Im zweiten Bande findet man ein „Proverbe" von Alfred de Vigny, eine Chronik, von Alex. Dumas, eine Komödie, „Faire sans dire," von Alfred de Musset; eine Erzählung, „Voyages à Brindes," von Jules Janin; einen artistisch-kritischen Aufsatz von dem Pseudonymen M. Wendel; einen kleinen satyrischen Roman, „Les soirées de Neuilly," von einem ebenfalls unter dem angenommenen Namen Dufongeran beliebten Schriftsteller, und endlich die Erzählung „Beata" von einem ungenannten Wohlbekannten.

[Türkische Dichtkunst.] In Constantinopel zeichnet sich die junge Dichterin Pri-Schef-Hamin immer mehr aus. Der Sultan bewarb sich um ihre Gunst, ward aber hartnäckig zurückgewiesen. Er hat sie ersucht, da sie der europäischen Hauptsprachen mächtig ist, das Beste aus denselben in das Türkische zu übersetzen. Sie könnte den Anfang mit Werther's Leiden *) und der Oberpostamtszeitung machen.

[Preisarbeit.] Für die von dem Freiherrn von Cotta veranstaltete Preisvertheilung für das beste deutsche Lustspiel soll eine Anzahl von komischen Dramen eingelaufen seyn. Dem Vernehmen nach dürfte das zweiactige Lustspiel: „Die Vormundschaft" allen andern wahrscheinlich den Rang ablaufen.

[W. Menzel] sagt bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Rearosa von E. Scävola: „Die Muse des Verfassers sey ein Schwein, das sich mit einem feinen Batisttuch die Thränen trocknet." — Na, kräftig genug.

---

*) Corollarium. Noch ist das neue Preßgesetz, das allerdings hart wie eine Pflugschaar geschmiedet ist, nicht in Wirksamkeit getreten, sondern wird dieß erst zum 1. Jan. 1837, wenn die vereinten Vorstellungen und Bitten sämmtlicher Leipziger Buchhändler und Buchdrucker nichts dagegen vermögen. In diesem ungünstigen Falle sollen mehrere der Bedeutendsten der genannten Geschäftsmänner sich nach Süddeutschland wenden wollen. Daß sie also die Errichtung einer Buchhändlerbörse in Leipzig nun für übereilt erklären, ist sehr natürlich, und was hießen wohl auch die bedeutendsten Concessionen gegen ein Gesetz, das in salvo erhalten werden muß?

*) Die ernsthaftesten Türken würden sich krank darüber lachen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 302. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 17. December. 1836.

C. B. von Miltitz über Rastrelli's Oper: „Bertha von Bretagne." (Allgem. Musikalische Zeitung Nr. 48, den 2. Dec. 1835.)

1.

„Dresden. Hrn. M. Dir. Rastrelli's Oper „Bertha v. Bretagne" ist nun schon mehrere Male mit Beifall über die Bühne gegangen, auch bereits in diesen Blättern, obschon nur mit einigen Worten, angezeigt worden. Allein sie verdient schon deßhalb eine nähere Erörterung, weil der Componist, seit seiner frühesten Jugend in dieser Stadt lebend, mit der Musik deutscher Meister bekannt, später nach Italien ging, dort drei Jahr in Bologna unter Mattei mit großem Fleiße studirte, dann wieder hierher kam, und seit mehreren Jahren das eben so beschwerliche als instructive Amt eines Musikdirectors bei dem königl. Hofoperntheater, so wie in der Kirche, mit dem besten Erfolge verwaltete. Er ist also, wie die Franzosen sagen, un enfant de la pique, in musikalischer Hinsicht unter den Waffen aufgewachsen.

Die Musik ist neu, mitunter wahrhaft originell, kräftig, klar und voll angenehmer Motive. Es klingt und klappt Alles darin, wie Mozart zu sagen pflegte, man hört überall einen reinen, klaren Satz, gute Stimmführung und tüchtige Bässe. Dabei ist der Verfasser gar nicht hinter dem Zeitgeschmacke zurückgeblieben, er versteht d'rein zu schlagen und Lärmen zu machen, ja auch allerliebste Balletmotive zu schreiben; aber er macht eben Beides mit Verstand, am rechten Orte und daher auch mit rechtem Effect. Was aber ganz besonders an dem Componisten zu empfehlen und nicht genug zu loben ist, das ist sein schönes melodisches Talent, was überall durchblickt, und italienische Süßigkeit mit deutscher Kraft und Gründlichkeit auf eine glückliche Weise vermählt. Referent glaubt, Hrn. M. D. Rastrelli's Oper „Bertha v. Bretagne" allen Theatern empfehlen zu müssen. Die Ensembles, z. B. der Chor der Räuber im ersten Acte, das Quartett ebendaselbst, sind ganz vorzüglich gelungen, und glückt es Hrn. Rastrelli einmal, einen recht hochpoetischen Text zu bekommen, so wird er gewiß eine vortreffliche Musik dazu liefern, denn er hat Beides, das Wollen und das Vollbringen."

2.

Das vorstehende Urtheil eines unserer geachtetsten Musikgelehrten dürfte hoffentlich dazu dienen, den hämischen Ausfall auf die Leistungen des Musikdirectors Rastrelli in Nr. 187 der Zeitschrift „Komet" zu widerlegen, dessen Böswilligkeit so unverkennbar ist, daß man ihn nur dem Neide zuschreiben kann.

Wahr ist es, daß die Oper „Salvator Rosa" sich nicht auf dem Repertoir erhielt, daß sie aber mit Eclat durchgefallen sey, ist eine grobe Lüge, denn sie kam mehrmals zur Aufführung, und nur die Verstümmelungen, welche man in Berlin an Text und Musik sich erlaubte, waren an dem Nichtgefallen schuld.

In Dresden wurde sie oft mit Beifall gegeben, desgleichen Bertha v. Bretagne, und wenn beide Opern nicht öfter in neuester Zeit wiederholt worden sind, so ist der Grund einzig darin zu suchen, daß mehrere darin beschäftigte Personen abgegangen, und noch nicht wieder dabei ersetzt sind. Zugleich verhindere diese Wahrheit manche Leute, zu glauben, als seyen Personen an der hiesigen Oper eines kleinlichen Neides und elender Intrigue nur fähig.

Theaterberichte.

Aus Cassel.

(Schluß.)

Von den drei französischen Stücken gefiel „St!" nach Scribe von Hermann, und mit Recht; noch mehr, und mit Unrecht: „die Mönche," von Tenelli übersetzt, ein plumpes, gemeines Stück, das nur um deßwillen einigen Anklang fand, weil man aus erklärlichen Gründen hier eine derbe Verspottung der Religieux von Zeit zu Zeit recht gern sieht. Nur ein

Zug. Ein Officier tritt in Mönchstracht auf und ist betrunken; sein erstes Wort ist ein Fluch von der Gasse und dessen Widerhall ein donnernder Applaus!!

Ueber das dritte Stück, den „Gamin“ von Töpfer, sind die Stimmen getheilt. Mich hat dasselbe sehr angesprochen, weil ich darin das ganze bewegte Leben eines französischen Lustspiels, ächt französische Bilder und ächte Pariser Wärme vorfand. Töpfer hat nicht besonders übersetzt; einige französische Flicken hätten nothwendig noch acclimatisirt werden müssen. Das ist's, was in französischen Stücken gefällt: in ihnen ist ein Endchen Geschichte, sey's auch nur das Treiben eines Gassenjungen — es hängt zusammen, wie die Blüthe mit dem Stamme, mit dem Leben einer großen Nation; es ist das Glied einer Kette, und diese Kette hat etwas Historisches. Die Franzosen haben eine Vergangenheit und eine Gegenwart, darum finden sie auch einen Boden für ihre Lustspiele, und Bilder für ihre Personen. Das ist der Nerv, der sie zusammenhält, das Blut, welches in ihnen pulsirt, die Lebenswärme, der frische Hauch, der innere Geist, durch den sie existiren. Was geben euch die deutschen Lustspiele? Ein Bild des deutschen Lebens im Volke, in der Geselligkeit? Nein und ja; sie thun's, wiefern es kein solches gibt. Ein Bild menschlicher Leidenschaften und Thorheiten? Selten. Darum lächle ich sehr über die wohlgemeinten, feuerspeienden Feldzüge deutscher Dramaturgen für sogenannte classische, nationale Lustspiele; darum habe ich sehr, ach! sehr über das geistreiche Todesurtheil gelächelt, welches das große W. in der Didaskalia über den „Gamin de Paris“ ausgesprochen. Großes W! Du übersetzest den Béranger und den Hugo, und bist nicht einmal Franzose genug, um das Französische aus jenem Stücke herausgenießen zu können. Großes W! Du tadelst, daß Töpfer das „Gamin“ falsch übersetzt, und Du schreibst es falsch („Gammin“!)?! Großes, sehr großes W!

Mad. Beurmann (es ist charakteristisch, daß man keinem deutschen Schauspieler Gewandheit oder Leichtigkeit genug für jene Rolle zutraut und sie deßhalb einer Dame gibt!) hat den Taugenichts recht liebenswürdig gespielt, aber nicht französisch genug, nicht genug nüancirt, nicht stark genug gezeichnet. Das kann man, ohne zu carikiren. —

Um nicht über Einzelnes zu sehr in's Einzelne zu gehen, muß ich, zum Theil wider meinen Willen, den Faden fallen lassen; des Neuen im Schauspiel ist auch allerdings nichts mehr da. Ebenso entsage ich für heute einer genaueren Kritik einzelner Persönlichkeiten und einzelner Leistungen von hiesiger Bühne, da diese für diese Blätter nicht bedeutend genug sind, um detaillirt zu werden, und jene von mir in einer früheren Mittheilung schon einmal besprochen worden sind. Ich kann von meinem damaligen Urtheil auch jetzt nicht abgehen, wie sehr auch dasselbe mit dem meiner höchstverehrlichen Collegen im Widerstreit liegen mag. Außer dem Siebengestirn am Casseler Theater, das ich mir zusammengestellt habe (für die Oper: Pistor, Föppel und Derska — für das Schauspiel: Ahrens, Quanter, Rottmeyer, Boltzmann), außer diesen kann ich hier keinen Stern erster Größe entdecken. Sternlein, recht angenehme, glänzende Privat-Sternleins sind allerdings noch da .....

Nächst jenen Novitäten wären als bedeutendere Erscheinungen im Schauspiel noch zu erwähnen: „Parteienwuth,“ von Ziegler, und Cumberland's „Jude,“ in welchen Stücken Quanter Vorzügliches geleistet hat. — Hamlet, der mir nicht recht wie Hamlet vorkam, weil weder Hr. Boltzmann*), noch Hr. Quanter und Mad. Ahrens meinen Erwartungen und meinem Bilde vom Hamlet entsprachen. — Kerker und Krone, von Zedlitz, und Linko (schöne Nachbarschaft!), von der großen Charlotte. Allein, ich will, ohne mich darauf weiter einzulassen, sofort vom Einheimischen zum Fremden übergehen.

III. Gäste.

Wenn bis jetzt die Oper gegen das Schauspiel in den Schatten trat, so stellt sich unter dieser Rubrik die Oper um so heller heraus. Wir haben das Lieblichste und Lächerlichste gehört, Dlle. Schebest und Dlle. Reithmeyer, diese von Hamburg kommend.

Agnes Schebest (sie trat als Desdemona, Romeo und Alice im Robert auf) gehört nicht zu den werdenden Sängerinnen; ihre Stimme ist nicht mehr im Aufblühen, und ihre Bildung keine ankämpfende und aufstrebende. Sie steht im vollen Sommer ihrer Kunst, und wenn ihr derselbe, namentlich im Zeitungsruhm, noch nicht die entsprechenden Ernten gebracht, so ist das nicht ihre Schuld oder Mangel an Werth. Es ist wahr, sie erinnert sehr an Wilh. Schröder-Devrient; in der einzigen Darstellung des Romeo, worin ich Beide gesehen, wurde mir das sehr deutlich. Allein, da im declamatorischen und tragischen Gesange diese einmal ein Prototyp unserer heutigen Kunst geworden ist, so kommt es hier nur darauf an, wie weit die Nachahmung sclavisch oder freie Nachbildung, äußerlich angelerntes Werk oder innere gemüthliche Schöpfung ist. Und hierin steht die Schebest sehr hoch. Ihre Alice, vielleicht das Gediegenste, was sie uns gegeben, obwohl das am mindesten Bewunderte, war in naiver Frische und unschuldiger Mädchenhaftigkeit sehr reich; weniger hätte ich sie mit gemachten Stellungen und verschiedenartigen „Männerchen“ ausgestattet sehen mögen. Diese Unart ist aber bei dem Gesange nach Schröder-Devrient nur zu natürlich, und auch A. Schebest ist davon nicht freizusprechen. Als Romeo gefiel mir Francilla Pixis besser, und zur Desdemona ging unserem Gaste die stille, concentrirte Ruhe, die plastische Gediegenheit ab, die in einer Miene, in einem Blick des Auges den unsterblichen Schmerz erschaffen kann, und die unsterbliche Liebe ohne Action und Prailtriller. Allein die eigenthümlichen Vorzüge, welche A. S. in jeder Rolle bewährte, bleiben ihr, nämlich eine seltene Kraft und Fülle des Tones, der nur in den höhern Chorden ein wenig schneidet, eine bedeutende Gewandtheit im Gesange und ein ächt dramatisches Element im Spiele. Sie ist Künstlerin, nicht eine Schauspielerin mit einem Schock Arien, oder eine Sängerin mit einem Dutzend stereotyper Manoeuvres.

Lustig, höchst lustig oder traurig, höchst traurig war die Erscheinung der Julie Reithmeyer, der polare Gegensatz

*) Ueber dessen vielbesprochenen Streit mit Dr. Lobe könnte ich ein recht pikantes Journal-Artikelchen liefern, denn das ist ein wahres Element für den Scandal, und muß unsere Recensenten und Schauspieler draußen in ein gutes Licht stellen. Allein das Blatt, für das ich schreibe, und meine neue Stahlfeder ist mir zu lieb. —

der vorigen, welche kurz nach Dlle. Schebest, und zwar zuerst ebenfalls in der Alice (sic), später als Anna im Don Juan und (endlich) zuletzt als Emmeline in der Schweizerfamilie auftrat. Bei ihr hört alle Kritik auf, und wie wenig ich sonst zu dergleichen absoluten Aussprüchen geneigt bin, so muß ich doch hier gestehen: daß mir etwas der Art 1) in falschem Gesange, 2) in unverständlichem Dialoge, 3) in schlechten Manieren des Vortrags und 4) in verbalhorntem Spiel nie vorgekommen ist. Sie ist noch halb Kind, das ist wahr, und vielleicht in ihrer Schule beispiellos verdorben; allein ich habe auch keine materielle Anlage, keinen Fond von Stimme, keine innere, künstlerische Begabung herausblitzen sehen. Um mein hartes Wort zu motiviren, muß ich anführen, daß das Casseler Publicum, das sich nur im äußersten Nothfall vernehmen läßt, die Sängerin zweimal mit Todtenstille und obligatem Gelächter, einmal mit ausdrücklichem Schlangenlaute kritisirt hat. Und so fahre sie hin!

Völlig unbedeutend war Hr. Klein, welcher als Léon, im Maurer und Schlosser, und als Raimbaut, im Robert, gastirte; aus letzterem hatte sich der bescheidene Mann das Haupt-Duett total weggestrichen. Nun, Vorsicht ist zu allen Dingen nütze. Auch eine früher aufgetretene Dlle. Schultz verdient keine besondere Erwähnung.

Besseres gab (und wurde dadurch auch die Unfrige) Dlle. Leißring, welche nunmehr als Soubrette in der Oper und, glaub' ich, auch für kleinere Spiel-Partieen engagirt worden ist. Unter ihren Gastrollen war die der Peki im „ehernen Pferd" die beste, weil sie sich recht munter und lebendig darin zu bewegen wußte. Daß sie als Käthchen von Heilbronn weniger gefiel, liegt wohl an der veralteten Piece. Es ist in der Dlle. Leißring Vieles, was in guten und berühmten Soubretten auch ist; das bewies sie als Zerline im Don Juan. Allein ihr geht, gegen jene gehalten, noch sehr Vieles ab, z. B. die eigentlich schalkhafte Frische, die pikante Natürlichkeit und Jugendlichkeit, welche die meisten Soubretten-Rollen erheischen. Das Schürzchen thut's freilich nicht. Und wiederum hat sie Manches, was eine gute Soubrette nicht haben soll, nämlich ein etwas schneidendes, scharfes Organ, das im Gesange noch mißlicher heraustritt, als im Dialoge. Bei Allem ist ihr eine bedeutende Routine neben vielen anderen Vorzügen nicht abzusprechen, und sie bleibt in dermaligen Zeiten immer eine Acquisition für uns.

Nächst ihr wurden, dem Vernehmen nach nur auf kurze Zeit, für das Schauspiel neu engagirt: Hr. Pauli, von Düsseldorf, der als junger Pathe (Lustspiel von Both) und als Horatio (im Hamlet) debütirt, ein großer Anfänger, dem ich Immermann's Schule noch recht lange gegönnt hätte — und Hr. Haarbleicher, von Schwerin, glaub' ich, als Komiker. Soll uns dieser etwa unseren Meaubert ersetzen und vergessen machen? Seine Komik ist, wie man es bei Komikern aus solchen Provinzial-Städten voraussetzen kann, derb. Das thäte nichts, denn Natur entschädigt für Vieles. Allein sie ist auch plump, schreiend, lazzen- und frazzenhaft, unnatürlich-natürlich und natürlich-unnatürlich, eine Komik par force, eine Local-Komik, eine Winkel- und Straßen-Komik. Er debütirte als Köck (im Platzregen), als Dachdecker (von Angely) — eine schöne Sorte das! — und als Hirsch in Cumberland's Juden. —

An diese Gast-Darstellungen will ich einen fliegenden Bericht über einige andere, in letzter Zeit ausgestandene, künstlerische Genüsse schließlich anreihen.

Hr. Stransky, Sopranist aus Wien, sang, nachdem Königin Christine von Schweden dem Throne feierlichst entsagt hatte, eine Fistel-Arie von Paccini. Der Mann mit der Frauenstimme gefiel, sonderbarer Weise, in Cassel nicht sehr, obwohl man dreiköpfige Kinder, wilde Thiere und andere dergleichen künstliche Naturschönheiten hier zu schätzen weiß. Gleiches Schicksal und sehr wenig Zuspruch fand die russische Künstlerfamilie des Hrn. Matweitsch Becker mit ihren Nationaltänzen, Gesängen und Taschenspielerstückchen. Ein Aehnliches steht endlich einem Hrn. Ferdinand Becker bevor, welcher auf seiner Durchreise von München nach Frankfurt a. M. in Cassel, als königl. preuß. concessionirter Zauberer, einige Bosco- und Dobler-Wunder verrichten wird. Seine Reiseroute ist das erste dieser Wunder, seine Ankündigung das zweite. Da steht sogar noch über der „hohen obrigkeitlichen Bewilligung" (ist das nicht bedenklich, gefährlich?) mit großen Lettern: „Man muß es sehen, um zu glauben." Ach, lieber Herr und Magier! wir sind in Cassel sehr biblisch gesinnt, wir glauben, ohne zu sehen. Reisen Sie deßhalb in Bosco's Namen von München nach Frankfurt über Hessen-Cassel!

Auch die Concerte der Hofcapelle haben jüngst wieder begonnen, wie demnächst ein Verein von Dilettanten unter Anleitung des Hrn. Gesanglehrers Wiegand „die vier Menschenalter von Lachner" in einem Abend aufführen wird. Allein ich muß mir die Berichte über die Musik, die Poesie und die anderen schönen Künste in Cassel bis zum nächsten Male aufsparen. Mein heutiges Opfer sollte nur Thalien gelten.

Franz Dingelstedt.

Wien, Monat October 1836.

Der beklagenswerthe Hintritt Raimund's erfüllt alle Gemüther mit aufrichtigem Bedauern, und mit größter Theilnahme wird Alles hingenommen, was auf Ihn Bezügliches in Wort und Bild erscheint.

So gab die Leopoldstädter Bühne: „Zum Andenken Raimund's," eine sehr gelungene, allegorische Dichtung von Weidmann, welche enthusiastischen Beifall errang, ganz im Gegentheile zu einer anderen, freilich auch gut gemeinten Erinnerungsfeier im Josephstädter Theater, nämlich: „Ein Blümchen auf Raimund's Grab," von Meisl. Der Verfasser hat mit einem kleinen Gedichte in der „Theaterzeitung" den Manen R—'s einen besseren Dienst erwiesen, als mit diesem etwas verkrüppelt entsprossenen Blümchen. —

Im Burgtheater gab Cramolini, von der Oper, einige Gastrollen, ohne eben bedeutende Sensation zu machen. Es ist immer ein Anderes in jener, und im recitirenden Schauspiel zu wirken, und — komisch zu seyn. Er dürfte daher wohl wieder zur plantirten Muse zurückkehren.

Im Kärnthnerthor-Theater kam endlich unsers deutschen Spohr's langerwartete „Jessonda" zur Aufüh-

rung. Die Oper ward anfänglich vom großen Publicum etwas lau aufgenommen, findet aber nun so vielen Antheil, daß bei jeder Production das Haus gedrängt voll ist. Mit solchen Mitteln, wie die Sänger Wild, Staudigl, eine Löwe, ist es freilich leichter, eine so großartige und ziemlich schwierige Musik auszuführen, als bei einer Vorstadtbühne, welche sich und das Publicum mit Opern im höhern Style vergebens abquält.

Herr Mantius von Berlin sang in diesem Hoftheater den „Johann von Paris," in welchem er weniger, dann den Pylades in der classischen „Iphigenia," wo er mehr gefiel. Ungünstigen Erfolg hatte das Gastspiel der Dlle. Faßmann, von der Münchner Hofoper, im „Fidelio."

Ein Ballet von Galzerani: „Die lustige Jagdpartie," fiel gänzlich durch; man sieht aber diesen Mißgriff gern einem Chorographen nach, der schon so viel Ausgezeichnetes in der kurzen Frist eines Jahres geliefert hatte.

Auch die Concerte fangen wieder an, ihre Freunde zu versammeln. Hervorragend war das von dem celebren Violinisten Ghys. —

Theater-Rucker.

Italien. **Ismeralda de Lambertazzi**, seriöse Oper von Donizetti, fand in Zora am ersten Abend sehr wenig Beifall, doch glich sich der Uebelstand an den folgenden Abenden wieder aus.

Ricci's Oper: „**Monsieur de Chalumeau**" hat im Theater zu Genua sehr gefallen. An Mangel der Originalität leidend, hat doch die Composition so viele pikante Eigenheiten und komische Charakteristik, daß der Hörer sich am Ende befriedigt erkennt.

Rossini's Armida wurde in der Scala zu Mailand zum ersten Male aufgeführt und hat gefallen — weniger durch den Werth ihrer Musik, welche man für keine der vorzüglichsten Rossini's hält, als durch Ausstattung und gelungene Darstellung.

Hamburg. Auch hier hat sich das dramatische Gedicht des F. Halm (Baron von Münch-Bellinghausen) „Griseldis" bei seiner ersten Aufführung sogleich als ein Werk gezeigt, das des Ruhmes werth ist, welcher es bereits von einer bedeutenderen Bühne zu der andern getragen hat. Man rühmt auch hier als besondere Eigenschaften die edle wohllautende Sprache, so wie den schönen Versbau, verkennt jedoch dabei nicht, daß die Handlung an nicht unerheblichen Mängeln leidet, daß Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zu wenig Raum haben, daß das Interesse der Charaktere nicht gleichmäßig oder vielmehr gar nicht vertheilt, sondern nur auf einen Punct concentrirt ist, u. s. w. Die Darstellung war im Ganzen gut, obgleich dieser und jener wohl besser hätte placirt seyn können, und manche Personage nicht mit dem gehörigen Fleiße behandelt wurde. — Griseldis war der Sonnenpunct unserer theatralischen Darstellungen von langer Zeit her.

Berlin. Die königliche Bühne hat das Publicum mit „lebenden Bildern" erfreut. Sie wurden in sehr großer Auswahl geboten und erhielten den lebhaftesten Beifall, in welchen sich insbesondere der Hr. Hofrath Esperstädt und Inspector Gropius zu theilen haben, welche die Bilder arrangirten. Unter einer Reihe von sechs größeren Bildern ergötzte besonders das eine: „Ermahnung eines pommerschen Bauers" mit der passenden Musikbegleitung: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit ꝛc." Unter den sechs kleineren Bildern erregte vorzüglich die Lachlust der Zank des Schneiders mit dem Schuster. Die „Jüdin," von Halévy, ging mit einer Pracht über die königstädtische Bühne, die männiglich in Staunen und Verwunderung setzte. Die Aufnahme war natürlich eine sehr günstige. Von der Verfasserin von den Lustspielen: Lüge und Wahrheit, der Oheim u. a. m. sind wiederum drei neue Stücke vollendet, und eines davon, unter dem Titel: „Die Unentschlossene," wird bereits auf der königl. Bühne zur Darstellung vorbereitet.

[Nova in Prag.] Die Geisterbraut ist eine neue Oper betitelt, Text vom Schauspieler Ernst, Musik vom Capellmeister Skraup, und wurde mit getheiltem Beifalle gegeben. — Der Pariser Taugenichts, bearbeitet von Töpfer, fand rauschenden Beifall. Hr. Dietz wurde sechsmal gerufen. — Raupach's Nasenstüber gefiel, — Albini's Mir gelingt Alles, sprach nicht an, — Dem. Altmutter gab eine Gastrolle, Irene, in Schenk's Belisar. — Eine neue Zeitschrift ist im Entstehen, bis jetzt will man aber weder von einem Redacteur noch vom Titel etwas wissen. — Dr. Legis-Glückselig gab das Krönungsceremoniell bei Medau heraus. — Da ist auch die hiesige Literatur schon, so wie mein Referat, am Ende.

Brieftafel. Auf die erste Correspondenz aus Cassel war brieflich geantwortet. Die Antwort muß verloren gegangen seyn. Für die Auslassung der Polemik in der neuen Dank. Man streite nur, wo man dazu gezwungen ist. Leider wird man nur zu oft gezwungen! — Hrn. B. — L. in Dr. für seine Berichtigung eines Urtheils über den braven Rastrelli ebenfalls unseren Dank. Nur hätten wir mehr Eigenes und offenes Visir gewünscht. Wozu soll und will sich verbergen, wer sich zeigen kann und darf?!

☞ Von der Zeitschrift „**Unser Planet**" erscheinen alle Wochen sechs Nummern, **inclusive** des Literatur- und Kunst- und Theaterblattes. Der Jahrgang kostet **10** Thlr. oder **18** Fl. Rhein., wofür man die Zeitschrift durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und resp. Postämtern beziehen kann. Ein Beiblatt der Ankündigungen nimmt Inserate jeder Art an; die gespaltene Zeile in gr. **4.** à **1** Gr.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 303. (VII. Jahrgang.) Montag, den 19. December. 1836.

Der tolle Fiedler.

Es stand im Staub des Weges
Ein armer Fiedlersmann,
Dem klägliche Bissen Brotes
Barmherzigkeit gewann.

Er hätt' wohl mehr gewonnen,
Hätt' besser er musicirt,
Doch waren ihm Hirn und Geige
Gar wüst und gar verwirrt.

Ein einzig Liedlein geigt' er,
Und jammerte stets und schrie,
Als bließen hundert Teufel
Eine Höllenharmonie.

„Hatt' einst ein schmuckes Mädel,
Da kam ein Lump heran,
Der hat mir sie gestohlen,
Und ward darauf ihr Mann.

D'rum blies ich allen Zweien
Das Lebenslichtlein aus,
Schnitt ihnen aus die Sehnen,
Und machte Saiten d'raus.

Und spiel' ich auf, so kommen
Sie Beid' und tanzen sehr,
Sie kommen vom Gottesacker,
D'rum tanzen sie so schwer.

Sie tanzen auf meinem Herzen,
Hei, hei! — Herr Jesu Christ!
Lalarala — sie tanzen
Bis es zertreten ist.

Ha, ha! Es ist zum Lachen,
Ich glaub' die Zwei sind toll, —
Da kommen sie eben wieder,
Hei, lustig! toll und voll!" —

So spielt er ohne Ende,
Das Höllenliedlein tönt
Und stürmt und schwirrt und rast,
Daß weit die Luft erdröhnt.

Da reißen die Saiten alle,
Die Geige fällt und schweigt,
Der Bogen fliegt weit von dannen,
Der Fiedler hat ausgegeigt.

Fgr.

Cäsonia und Danae.

(Von Julius v. St. Felix.)

(Schluß.)

VI.

Am folgenden Tage zog ein Ungewitter über die Insel Caprea. Langgedehnte weiße Blitze kreuzten sich wie Schwerter, und zwei Geier, die an der Wolke vorbeistreiften, wurden vom Blitze getroffen. In der Ferne ward die Stimme des Aetna gehört, und aus Schrecken vor dieser erbebte der Boden Capreas; auch sah man sogar einen Augenblick den Thurm des Pharus wie einen vom Wein betrunkenen Riesen wanken*).

Der Kaiser und der Oberaugur Thrasyllus schlossen sich in das innerste Heiligthum der Villa des Jupiter's ein, um die Bücher von Präneste zu Rathe zu ziehen. Man hatte sie in ihrem Kästchen von Gold nach Caprea gebracht. Der Zeichendeuter untersuchte zu wiederholten Malen das Siegel des geheiligten Behälters, und erkannte dasselbe für vollkommen unberührt. Er löst'e es also in Gegenwart des Kaisers. Dieser hatte auch diesmal, wie er es an Gewittertagen gewohnt war, seinen greisen Kopf

*) Man weiß, daß kurze Zeit vor Tiber's Tode dieser Thurm einstürzte. (Sueton, im Leben Tiber's.)

mit grünem Lorbeer bekränzt, und auf diese Art sich gegen den Donner gesichert. Er glich einem alterthümlichen Dichter; er war ernsthaft, er war schön, der alte Mann. Da er die Bücher des Orakels zuerst berühren wollte, senkte er seine nervige Hand in die von Thrasyllus geöffnete Truhe . . . .

Aber, o Schrecken! die geheiligten Bücher waren nicht darin! und doch hatten durch eine Botschaft die Priester von Präneste dieselben dem göttlichen Kaiser angekündigt.

Der erblaßte Cäsar betrachtete Thrasyll. Dieser, unbeweglich mit halbgeöffnetem Munde, fühlte, daß für ihn die Stunde des Todes herannahe, denn der Gebieter hatte Furcht. Tiber, rücklings schreitend, mit unverwandt auf den Zeichendeuter gehefteten Augen, verließ den geheiligten Ort; er rief seinem Freigelassenen, und dieser bog seine Achsel unter die Hand des großen Greises und geleitete ihn langsam zu den geheimen Zimmern. Dorthin folgte ihm Niemand, außer seinem Schatten, die Furcht.

Der starke Regen ließ gegen das Ende dieses Tages nach, der Wind hatte sich vom Meere zurückgezogen, und nur noch am fernen Horizont erstarben einige Donner. Wenn auch noch einige Nebel Caprea bedeckten, so war doch der große schwarze Vorhang gegen Westen zerrissen und die Sonnenscheibe tauchte roth und rauchend in die Gewässer. Als es Nacht wurde, sah man auf dem Thurme des Pharus das Feuer viel glänzender, als gewöhnlich, sich entzünden. Um diese erhöhte Flamme herum häuften sich Wolken. Man würde dies als ein Amphitheater in der Luft bezeichnet haben, auf welchem sonderbare Phantome sich niedergelassen hätten.

Am Fuße des Thurms befand sich eine felsige, glatte und abhängige Ebene. Dieser Fels beherrschte aus einer unermeßlichen Höhe das Meer, ähnlich einer senkrecht aus Erz gehauenen Mauer. Der Rand derselben war so schlüpfrig, daß selbst ein Vogel sich darauf zu setzen gefürchtet haben würde; man fühlte sich dort von dem Hauche des Abgrundes ergriffen. Auf dieser erhöhten Felsebene erschienen zwei junge Leute. Der Eine sagte zum Andern mit leiser Stimme:

»Von hier werden die Verurtheilten hinabgestürzt.«

»Und das sind wir,« antwortete die andere schwächere Stimme.

»Ja,« sprach wieder die Erstere, »doch aber soll die rauhe und blutgierige Hand des Lictors uns nicht berühren. Unsichtbare Götter öffneten uns die Thüren des Gefängnisses.«

»Wohl denn, Sabinus,« erwiederte die melodische Stimme, »wir wollen sterben . . . . Es ist nur ein Ausgang aus Caprea . . . . Und diesen können die Prätorianer nicht wehren.«

»Daß ich sterbe,« erwiederte Vinder, »das ist recht und eine ausgemachte Sache . . . ., aber Du, Cäsonia, Du bist so jung! . . . .«

»Ja,« sagte die Römerin, »jung, aber tödtlich verwundet, vorwärts! und Du Meer, sey uns sanfter als die Erde!«

Der junge Mann nahm ihre beiden Hände und bat sie zum letzten Mal, den Augenblick ihres Todes zu verzögern. Das junge Mädchen erwiederte:

»Mein Vater hatte zwei Schätze, der eine ward verunreinigt, der andere wird fleckenlos im Schoße der Wellen ruhen. — Doch! sieh' dorthin,« sagte sie zu Vinder.

Es war das greise Haupt des Alten, das oben auf der Gallerie des Palastes Jupiter erschien; es war mit seinem Lorbeer bekrönt; aufmerksam richtete er seine Blicke nach dem Rande des Abgrundes, und schaute, was dort vorging: von Zeit zu Zeit machte er eine Bewegung, gleichsam um den Sturz der Verurtheilten zu beschleunigen.

Bei der Ansicht dieses so blassen Hauptes auf dem Vorhange der Nacht, würde man geschworen haben, es sey der Schatten Tiber's gewesen. Indessen nahte Vinder sich dem Rande; hier ballte er die Faust, und sie gegen den Alten ausstreckend, rief er:

»Die Sterbenden begrüßen Dich!«

Er stürzte sich hinaus in die Leere, indem er Cäsonien zurückdrängte; diese aber hatte ihn am Arme ergriffen und stürzte mit ihm. In diesem Augenblicke, zwischen Himmel und Wellen, erscholl ein Schrei und man vernahm die Worte:

»Sabinus . . ., ich liebte Dich.«

Und die Stimme, Cäsoniens Stimme, erlosch im Meere. Die Wasser öffneten sich und sprangen in Schaum auf, dann schlossen sie sich, und langsam wogten weite Kreise nach. Lange betrachtete von weitem das greise Haupt die Bewegungen dieser Wogen, und nachdem die Oberfläche des Abgrundes in ihre vorige Klarheit wieder zurückgetreten war, lächelte das Gespenst und verschwand.

Des andern Tages in aller Frühe trugen die Wellen sanft an Campaniens Ufer zwei jugendliche Körper, die der Tod gebleicht und deren Arme in einander verschlungen waren. Das prächtige schwarze Haar des Mannes floß über die elfenbeinernen Schultern eines weiblichen Wesens und bedeckte sie wie ein Mantel. Unter Schaumflocken und Wasserpflanzen, die der Morgenwind auf die Wellen trieb, langten sie am goldnen Ufer an. Es schien, das Mittelmeer wollte diese beiden Kinder, die Ehre Latiums, Italien wiedergeben. Es trug sie also auf sein Ufer und begrub sie bald unter den Sand und unter die Seeblumen, die es auf ihre geheiligten Gebeine streute.

Die Kabel des Hugenotten.

(Fortsetzung.)

Nach dem Gebete ward der Rest des Netzes in's Meer geworfen, und nun fuhren die beiden Fahrzeuge einige Zeit lang in einer Entfernung von etwa sechshundert Schritten auf gleicher Linie dahin. So bugsirten sie bei

vollen Segeln das Netz, das zwischen und hinter ihnen einen ausgedehnten Halbkreis bildete. Durch dieses Verfahren mußten alle Fische, die auf ihrem Wege sich fanden, in den Beutel zusammengedrängt werden, da die Ausgänge zur Rechten und Linken durch die Netzflügel geschlossen waren.

Bei günstigem Winde ward so eine große Strecke Wegs zurückgelegt, und nun faßte eines der beiden Fahrzeuge den Wind von der Seite, um sich dem andern zu nähern, indem es einen weithin verlängerten Winkel beschrieb. Als das andere diese Bewegung bemerkte, machte es eine gleiche Bewegung dem ersten entgegen, so daß beide Schiffe, welche sich zu nähern eine verticale Richtung verfolgten, zu gleicher Zeit an der Spitze des Winkels zusammentrafen und Bord an Bord anlegen konnten. Während dieses Manoeuvres hatten beide Schiffe ihre Kabeltaue auf das Verdeck gezogen; im Augenblicke, wo sie beilegten, war nur das geschlossene Netz noch im Wasser. Die Unterstützungsbarke löf'te ihr Tau und wandte den Kiel; ihre Arbeit war gethan.

Das Schiff, worauf Eugen und Helena sich befanden, wandte sich ebenfalls, und die Mannschaft setzte die Hisse in Bereitschaft, das Netz aufzuwinden; und nun wurden mit Hilfe des Windseils und einer doppelten Hissrolle gegen zwanzig Centner Fische, mit schwarzem und stinkendem Schlamme bedeckt, an Bord gebracht. Die Matrosen reinigten sie in vollem Wasser und ordneten sie auf dem Hintertheile des Schiffes nach Größe und gleichmäßigen Halbmessern im Kreise.

Eugen und Helena litten außerordentlich durch die Seekrankheit. Sie stiegen in den untern Raum hinab; allein der erstickende Moorgeruch trieb sie zurück auf das Verdeck, wo sie, in enger Umarmung, ihren Platz am Fuße des Mastes wieder einnahmen, und da betrachteten sie, mit einem Gefühl von Schrecken, die hohl gehende See, welche hin- und herfloß und wie des Springquells Wasserstrahlen emporstieg.

Bald wurde das Meer furchtbar, ein heftiger Wind erhob sich; nun einige Augenblicke Ruhe, dann ein neuer schrecklicher Windstoß, welcher die Barke im Segel faßte und sein Vordertheil unter die Wasserfläche versenkte. In dieser Lage stand des Schiffes Hintertheil und das Drittel seines Kieles außer Wasser; plötzlich steigt wieder das Vordertheil des Schiffes und das Hintertheil sinkt, über welches jetzt eine Welle wegrollt, die auf ihrem kurzen, aber verderblichen Wege Eugen und Helena mit sich fortreißt.

»Jemand im Meere!« schrie man von allen Seiten.

In dem Augenblicke, wo man ein Rettungstau in das Meer warf, sahen die Matrosen, wie Eugen mit der einen Hand schwamm, mit der andern seine Schwester gefaßt hielt, und mit den Wogen um sein und seiner Schwester Leben kämpfte.

»Helena! hätte ich diese Hand frei, ich würde das Tau erreichen können: halte dich an mir; klammre dich nicht so an meinem Halse: so, jetzt ist's recht.«

Und nun schwamm Eugen nach dem Taue hin, welches ihm eine Welle näher gebracht hatte.

»Ich bin sehr schwer, nicht wahr Eugen!« sprach Helena zu ihm.

»Nur Muth!«

Und in diesem Augenblicke waren sie dem Seile so nah, daß beide ihre Hände vorstreckten, um eines der Strickenden, die vom Hauptknoten des Seiles ausgehen und sich auf dem Wasser ausbreiteten, zu erreichen; allein eine Welle entfernte es, wie es eine Welle heran gebracht hatte.

»O mein Gott! wir sind verloren, wir erreichen es nicht! Ach, unser armer Vater! . . . .«

»Belebe deine Kraft, Eugen!«

»Ich kann nicht; ich hab' keine mehr.«

»Ohne mich könntest du dich vielleicht retten, nicht wahr, du könntest dich retten?«

Eugen antwortete nicht.

»Rette dich, Eugen! rette dich, unsern Vater zu trösten!«

So sprach Helena, und ließ Eugen, an den sie sich geklammert hielt, los, sank und verschwand.

Eugen tauchte ihr nach und brachte sie auf die Oberfläche, indem er mit seiner ganzen Kraft gegen die Wasserberge kämpfte, die mehr und mehr den Ermüdenden besiegten.

Und vom Schiffe aus, welches bereits fern war, sahen die Matrosen noch immer über den Wogen schwebend Eugen's blondes Haupt und Helena's weißen Schleier. Und unvermögend, ihnen zu helfen, und von Mitleid durchdrungen, wandten sie ihre Augen weg und sprachen:

»Sie kämpfen noch, die Unglücklichen! ihr Todeskampf ist lang!«

Und in diesem Augenblicke rollte eine Woge hinter Eugen und Helena her, erhob sich, bedeckte und verschlang sie.

Sie erschienen nicht wieder!

(Schluß folgt.)

Anekdoten.

In Dr. Luther's Gegenwart fragte einst Jemand Was wohl Gott vor der Schöpfung die lange — langweilige Ewigkeit gethan habe? »Er saß,« versetzte Dr. Martinus, »in einem Birkenwald und schnitt Ruthen, um jene Leute zu bestrafen, die solche unnütze Fragen auf die Bahn bringen.«

Einem Dilettanten, welcher zu seiner mit Fertigkeit gespielten Laute trefflich gesungen hatte, machten die Zuhörer scherzweise das Compliment, er musicire so lieblich, wie Orpheus. Sogleich antwortete jener: »Darum hab' ich auch, ein zweiter Orpheus, einen solchen Haufen von Bestien um mich!«

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Prag, im October 1836.

(Schluß.)

Mit den Krönungsgeschichten ist es schon ganz zu Ende. Selbst das letzte Zeichen, die große Ehrenpforte am Altstädter Ringe, wird schon niedergerissen. Keine Seele denkt mehr daran, und auch kein Stoff zu Gesprächen, Debatten ꝛc. ist zurückgeblieben. Mit Gedichten wurden wir für diesmal, dem Himmel oder vielmehr der Censur sey Dank! ziemlich verschont. Ebert hat ein mehrdeutiges Gedicht drucken lassen, das daher vielseitigen Anklang fand. Daß jede außergewöhnliche Erscheinung auch außergewöhnliche Verkehrtheiten im Gefolge hat, ist ein alter Satz. Der Königkrönung folgte rasch eine literarische misérabilité, die ich des Breitern besprechen will. Schön gedruckt, in Quartformat, mit einer Lithographie geschmückt, liegt vor mir ein Heftchen, betitelt: „Pragas schönster Augenblick. Erinnerungsbild der glorreichen Krönungsfeier Ihrer Majestäten Ferdinand V. und Maria Anna als König und Königin von Böhmen am 7. und 12. Sept. 1836. Von Johann Leopold Horner." Zuerst kömmt: „Weihe an das Haus Hubsburg-Lothringen," wovon ich das zweite und dritte Sonett mittheile:

II.

Fünf Bilder im Erinnerungstempel hängen,
Sie schildern Pragas neuestes Geschick,
Die jüngste Zeit enthellen sie dem Blick',
Und einen Jubel mit der Wehmuth Klängen *).

Zu euch, ihr Musen! fühl' ich jetzt ein Drängen,
O schenket mir des Sängers hohes Glück,
Und ruft mir jüngst Empfund'nes groß zurück,
In edler Darstellung von fünf Gesängen **).

Wie schnell empfanden wir die Zeit enteilen,
Als wir Euch sah'n in unſ'rer Mitte weilen,
Wie groß war bei der Trennung unser Schmerz;

D'rum soll auch hier in Phantasiegestalten
Dem nachsichtsvollen Auge sich entfalten ***),
Was hoch entzückt, und tief betrübt das Herz.

III.

Ist auch bei Oestreichs großem Länderbunde
So groß und wichtig der Geschäfte Schaar †):
So weih', wir flehen, theures Königspaar!
Hier den fünf Blümchen eine Mußestunde,

Die Sehnsucht und der Traum sind Herzenskunde,
Die Ankunft und der Aufenthalt stellt dar
Den höchsten Jubel, der in Praga war —
Die Trennung schlug uns eine tiefe Wunde.

So folgten sie, doch ihre Anfangszeichen
Scheint selbst die Glücksgöttin Euch darzureichen *).
Sie deuten des Regenten Habe: Staat **).

D'rum bringt sie Praga dar Euch hochgeweihten,
Daß einst noch künden später Enkel Zeiten:
Der treuen Unterthanenliebe Saat.

*) O, Horner! **) O, O, Horner. ***) O! O! O!
†) O! O! O! O!

Notizen.

[Der Actienhandel] hat in Paris seinen Gipfel erreicht. Neulich klagte in den öffentlichen Blättern ein Mann, daß jüngst schon am frühen Morgen sein Stiefelwichser ihm angekündigt, eine Stiefelwichserei im Großen anzulegen, und ihn gebeten, einige Actien zu nehmen. Er habe nichts davon hören wollen, sondern seine Stiefeln gewichst verlangt, wozu aber der Stiefelwichsactionair keine Zeit gehabt. Sodann habe er seinen Kaffee ohne Milch trinken müssen, weil die Milchfrau einen Kuhstall auf Actien projectirte; ebenso sey es ihm mit der Frühstücksemmel ergangen, weil sein Bäcker Actien auf eine große Semmelbäckerei unterbringen müsse, und folglich ihm zum Backen keine Zeit bliebe; auf Fleisch habe er schon seit gestern verzichtet, da die neuen Fleischbänke auf Actien seinem Fleischer den Kopf warm machten.

[Neue Erfindung.] Es soll jetzt ein neuer Einspänner zur See eingerichtet werden. Ein englischer Schiffscapitain schlägt nämlich vor, große Seefische zum Ziehen der Schiffe abzurichten. Nach seiner Vorrichtung wird ein Geflecht von Stricken in Form einer Fischreuße gemacht. Zu beiden Seiten sind flößartig verbundene Tannenbäume befestigt. Mit Hilfe des künstlich construirten Geflechts kommt der Kopf des Fisches in die Gewalt des Schiffsführmanns, die beiden Flöße verhindern das Untertauchen des Thieres. Sobald man einen jungen Wallfisch lebendig bekommen kann, soll der Versuch gemacht werden.

[Fanatismus.] Im Nassauischen ist eine schauderhafte Mordthat vorgefallen. Ein nassauischer Staatsdiener, welcher mit einem liebenswürdigen Mädchen aus der Gegend Umgang hatte, hatte dasselbe nach einer freundlichen Unterhaltung in einem abgelegenen Garten ihres Aufenthaltsortes mittelst eines Messers, mit welchem er ein Gabelfrühstück mit seiner Geliebten eingenommen hatte, durch einen Stich in's Herz und durch den Unterleib ermordet, und sodann sich selbst in den Rhein gestürzt. Die Ermordete hatte ein bedeutendes Vermögen zu erwarten; die katholischen Eltern aber hatten nicht in die Verbindung gewilligt, weil der Mann protestantisch war.

[Perpetuum mobile.] Der Orgelbauer und Mechanicus Herrmann zu Reichenbach in Schlesien hält das langgesuchte perpetuum mobile für nichts Unmögliches. Wenigstens hat er in dortiger Pfarrkirche eine Uhr aufgestellt, die schon 6 Jahre ohne aufzuziehen ununterbrochen richtig geht, und nach seiner Behauptung noch ein Jahrhundert eben so richtig fortgehen kann.

*) O! O! O! O! O! O! **) O! O! O! O! O! O!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 304. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 20. December. 1836.

Episoden aus Diana.

(Dichtung und Wahrheit von F. E. Christen.*)

I. Die Auswanderer. Der Demagog.

Der Graf unterbrach das herrschende Schweigen. »Vor wenigen Stunden verließen wir Hamburg,« sprach er, »jetzt fahren wir durch Hannover, und in kurzer Zeit werden wir durch Bremen, Braunschweig, Hessen, Lippe und Westphalen kommen; einer Menge von Ländern, wo deutsche Sitte und deutsche Sprache herrschen, und die dennoch von einander getrennt sind.«

»Das ganze Deutschland,« entgegnete Friedrich, »kann nie unter einem Scepter vereinigt werden, da die verschiedenen Völker einen zu entgegengesetzten Charakter, zu verschiedene Interessen haben.« —

»Aber,« entgegnete der Graf, »sind wir nicht den Jahren der Kindheit entwachsen, und stehen da als kräftige Männer, die selbst für sich denken, für sich handeln können, keines Vormundes bedürfen. — — —«

»Sie malen mit zu grellen Farben, Herr Graf;« unterbrach ihn Friedrich: »Sie — — — —«

»Ich habe noch zu wenig gesagt«, fiel Jener ein, »doch wozu reden, da es umsonst ist. Dem allgemeinen Besten kann ich dadurch nicht nützen, wohl aber mich selbst in Gefahr stürzen. — Doch was sage ich! An Gefahr ist für den Augenblick nicht zu denken; denn Sie, mein junger Freund, werden nicht mein Ankläger seyn, darum will ich frei und offen mit Ihnen reden, und die schwere Last, die lange schon bangend auf meiner Seele ruhte, abwälzen. — — Nach allen Richtungen habe ich Deutschland durchreist, und habe es als ein fruchtbares, ergibiges Land gefunden. Fischreiche Ströme fließen in den großen Ebenen langsam dahin, oder winden sich auch zwischen Bergen und Felsen schäumend hindurch. Während die Mandel, die Pfirsche, die Aprikose und Kastanie im Süden gedeiht, liefert der Norden herrliches Obst, und majestätische Eichen und Buchenwaldungen wechseln ab mit großen Getreidefeldern; indessen in den südlichen Gegenden dunkle Rebenhügel das Land durchziehen. — Der majestätische Hirsch, das schlanke Reh, der wüthende Eber durchstreifen die Waldungen, während auf den grünen Wiesen große Rinder- und Schafheerden weiden. Selbst das todte, starre Gestein der Gebirge ist reich an Schätzen, und liefert Gold, Silber und andere Metalle, mancherlei Edelsteine und viele nützliche und geschätzte Mineralien.«

Der Graf schwieg einen Augenblick und sah seinen Reisegefährten an, als erwarte er dessen Antwort.

»Ich weiß dieses Alles, Herr Graf,« sprach dieser.

»Wohlan!« fuhr jener fort: »wenn Sie wissen, wie reich gesegnet dieses Deutschland ist, so sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß es seine Bewohner ernähren könne.«

»Wohl glaube ich dieses,« entgegnete Friedrich; »ich glaube, daß der deutsche Boden seine Bewohner reichlich ernähre und ihnen gestatte, noch andern Nationen von ihrem Ueberflusse mitzutheilen.«

»So sollte es seyn,« versetzte der Graf. »Jetzt hören Sie, was ich Ihnen sagen werde, und dann erlauben Sie mir noch eine Frage. — Ich kam auf meinen Reisen zu einem einsam gelegenen Dorfe, und ließ meinen Wagen am Wirthshause halten. Ich rief den Wirth, aber dieser erschien nicht, und so war ich denn gezwungen, abzusteigen und in das Haus zu gehen. Eine furchtbare Oede herrschte dort. Alle Zimmer waren leer, und kein lebendes Wesen sah ich, als eine einsame Spinne, die mit der größten Behaglichkeit in der Mitte ihres weitverbreiteten Netzes saß und den kleinen Insecten auflauerte. Da trotz meines Rufens sich Niemand zeigte, so ging ich hinaus in den Garten; aber auch dieser war öde und leer und nur giftiges Unkraut wucherte in Menge auf den

*) Noch unvollendet. Der Verfasser ist der Lesewelt bereits durch seine früheren Werke: Arkona, 2 Thle.; Olaf, 2 Thle.; Erich, 3 Thle. (sämmtlich in Leipzig erschienen) bekannt. D. Red.

Beeten. Langsam ging ich zurück, bestieg meinen Wagen wieder und ließ weiter fahren, indem ich hoffte, im Dorfe selbst etwas über das Schicksal des Gastwirthes und seiner Familie zu erfahren. — Vergebene Hoffnung — das ganze Dorf war wie ausgestorben. Kein lebendes Wesen zeigte sich, denn selbst die kleinen Vögel hatten diesen traurigen Aufenthaltsort gemieden.«

»Es war um die Mittagsstunde, aber keine Rauchsäulen stiegen empor aus den Dächern, kein Schimmer des gastlichen Herdfeuers blinkte durch die geöffnete Thüre, durch die scheibenlosen Fenster. — Eine Todtenstille herrschte. — Es schien, als ruhe der Fluch Gottes auf dieser unheimlichen Stätte. Ein solches unheimliches Schweigen mußte ruhen über jener Stelle, wo Sodom und Gomorrha gestanden. — — Ich fuhr weiter, indem ich allerlei Muthmaßungen machte, was aus den unglücklichen Bewohnern des Dorfes geworden seyn könne. — Nach wenigen Tagen klärte sich mir das Räthsel auf. — Ich fuhr nämlich durch eine ausgebreitete Haide, als ich vor mir einen großen Zug bemerkte, der sich langsam fortbewegte. Ich kam näher und konnte jeden einzelnen Bestandtheil desselben genauer erkennen. Voran fuhr ein großer Leiterwagen, mit einigen ärmlichen Habseligkeiten bepackt. Ihn zogen zwei elende Pferde, die nur noch aus Haut und Knochen bestanden. Hinter diesem Wagen gingen wohl 50 Personen, Männer und Weiber, elende Gestalten, in Lumpen gehüllt. Kleine Kinder, barfuß und kaum ihre Blöße bedeckt, liefen nebenher, während kleinere von den sorgsamen Müttern getragen wurden. Auf's höchste entkräftet, vermochten diese kaum die Bürde zu tragen, aber dennoch drückten sie dieselben fest an die Brust, und lächelten schmerzlich, um nur das Kind nicht trübe zu stimmen; sie lächelten mit dem Antlitze, obgleich ihr Herz blutige Thränen vergoß. — — »Wohin Ihr Leute?« fragte ich, als ich näher kam. »Nach Amerika!« antwortete einer der Auswanderer mit schmerzzitternder Stimme, und schritt dann mit finstern Blicken weiter, während es wie ein fernes Echo aus 50 gebrochenen Herzen mittönte: »Nach Amerika!«

(Fortsetzung folgt.)

Die Kabel des Hugenotten.

(Schluß.)

Eine Stunde war es schon Nacht, und das Schiff fuhr mit vollen Segeln in den Hafen ein.

Und in der Nacht erwartete am Fuße der Wälle des Forts Brescou mit unsäglichem Gefühl von Freude und Hoffnung Verdoux den Kahn, der ihn der Freiheit wieder geben sollte. Die Nacht war finster, schwarz, und das Meer ruhig; Alles begünstigte seine Flucht.

Zwei Stunden war er schon da, und noch zeigte sich nichts. Da glaubte er plötzlich leichten Ruderschlag zu hören und einen Kahn zu erblicken, welcher nach dem Westende des Forts lenkte, wo er die Zusammenkunft mit Eugen verabredet hatte.

»Er ist's!« sprach er, und sein Herz schlug vor Freude und Hoffnung.

Der Kahn strich nach ihm hin und landete endlich zu seinen Füßen.

»Eugen, bist du es?« rief er und streckte seine Arme aus.

In diesem Augenblick sprangen zwei Männer an's Land, ergriffen, warfen ihn nieder, verstopfen ihm den Mund, knebeln ihm Hände und Füße, heben ihn auf, werfen ihn in den Bauch des Kahnes, steigen ein und rudern mit aller Macht nach dem Ufer, ohne einen Laut hören zu lassen.

Es waren der Vater und der Verlobte Johannettens, jener schönen Majorca-Tochter, die, eine zweite Frosyna, fast jede Nacht über einen Arm des Meeres setzte, um ihren Geliebten Rembald zu sehen. Sie hatten das nächtliche Verschwinden Johannettens bemerkt, waren ihr gefolgt und hatten der Ueberraschten nach mancherlei Qualen und Fragen das Geständniß ihrer Zusammenkunft mit Rembald abgezwungen.

Sie schwuren, sich zu rächen, und begründeten auf diese Aussagen ihren Racheplan.

Gerade in dieser Nacht, wo Verdoux seinen Eugen erwartete, wollten die beiden Majorcaner dem Gotte der Rache ihr Opfer bringen, da sie glaubten, daß eben heute eine Zusammenkunft statt finden sollte; aber Johannette hatte das gewöhnliche Zeichen nicht gegeben, Rembald hatte das Fort nicht verlassen, und Verdoux wurde statt seiner ergriffen.

Stunde, Ort, Alles mußte beitragen, den Irrthum der Majorcaner zu unterhalten und Beide freuten sich tief in der Seele, den jungen Rembald, den sie tödtlich haßten, ohne ihn zu kennen, in ihrer Gewalt zu haben.

Verdoux, anfangs bestürzt über das Benehmen und das Schweigen seiner Räuber, beruhigte sich allmählig, erfreut über einen Zufall, der ihn von seinem Gefängnisse entfernte und versichert, daß ihm bald die nöthige Aufklärung würde; — als er aber sah, daß sie die Ruder weglegten, sich ihm näherten und um seinen Hals einen Strick legten, an dessen einem Ende ein großes Eisengewicht befestigt war: da bebte sein ganzer Körper convulsivisch.

»Nicht wahr, Freund!« sprach der jüngere zu ihm, das ist nicht so süß, »wie die Arme Johannettens, nicht wahr?!«

Da erkannte Verdoux, daß er das Opfer eines schrecklichen Irrthums werden sollte. Er machte vergebliche Versuche zu sprechen; der Mundknebel verhinderte ihn.

Einen Augenblick darauf ergriffen ihn Johannettens Vater und Bräutigam an Füßen und Schultern, schwangen ihn dreimal und warfen ihn über Bord der Schaluppe.

Ueber ihm schloß sich das Meer. Und während die beiden Majorcaner, zerstreut und geblendet von ihrem Durst nach Rache, mit wildem Auge hinschauten auf die

gleichgiltig alles deckende Woge, deren wiederholtes Kräuseln dem wiederholten Röcheln ihres Opfers glich, ward ihr Kahn, sich selbst überlassen, plötzlich von einem Windstoß ergriffen und zerschellte an den unter dem Wasserspiegel verborgenen Klippen. Beide fanden ihren Tod.

Zur Strafe für seine Mörder, so erzählt die Volkssage, hatte der Himmel zugelassen, daß Verdoux der Hugenotte, auf dem Wasser gleich dem heiligen Petrus einherschreitend, den Kahn der Majorcaner an der Kabel bis zu den Felsen bugsirte. Auch hat der Windstoß, welcher häufig an diesem Theil der Küste sich erhebt, diesen Namen erhalten und nur mit Furcht und Scheu sprechen die Schiffer davon: man nennt ihn die Kabel des Hugenotten.

Allerhand.

Ein englischer Reisender, Herr Sinlayson, versichert, daß der Hippopotamos trotz seiner Plumpheit und anscheinenden Gefühllosigkeit, doch sehr empfänglich für die Musik ist. Als die englischen Truppen längs dem See Minggebi in Siam unter dem Getön von Trommeln und Pfeifen marschirten, kamen die Flußpferde auf die Oberfläche des Wasserspiegels, folgten den Tambours und Pfeifern, und näherten sich dem Ufer dabei so sehr, daß oft das Wasser aus ihrem Rachen die vorüberziehenden Truppen benetzte. Man zählte zu gleicher Zeit 15 derselben in der Nähe des Ufers. Der Bediente des Reisenden schoß eine Flinte auf diese Thiere ab, und traf eines in den Kopf, worauf es mit einem heftigen Schrei untertauchte, und alle andern verschwanden in demselben Augenblicke.

Man kennt in andern Ländern kaum dem Namen nach die Auflagen, welche man in England „assessed taxes“ nennt, nämlich jene Auflagen, welche der Regierung jeder Staatsbürger nach seinem Rang und Vermögen zahlt. So lasten Abgaben auf den Domestiken aller Gattungen, dem Koch, dem Bedienten, Kammerdiener u. s. w., den Reit- und Wagenpferden und Hunden, dem Haarpuder, den Wappen der Kutschen u. s. w. Ein Individuum, welches einen Bedienten hält, zahlt 2 Pfund 8 Schilling (42 Fl.), für 7 Bediente zahlt er 7 Pf. 15 Sch. (77 Fl. 30 kr.). Jeder Mann, der sein Haar pudert, zahlt eine Taxe von 1 Pf. 3 Sch. 6 Pfennig (11 Fl. 45 kr.) Jede Kutsche mit Wappen ist mit 2 Pf. 8 Sch. belegt. Wer dieser Steuer unterliegt und sich nicht auf den jährlichen Listen einschreiben läßt, verfällt in eine Strafe von 50 Pf. (500 Fl.). Ausgenommen von dieser Taxe ist nur die königliche Familie und alle jene, welche durch ihre Functionen bei Hofe gehalten sind, die Zeichen ihrer Würde auszustellen.

Der Gottesleugner.

Der Vater lauschet am Bette bang,
Im Bette schlummert sein Kind todtkrank:
„O wache mein Kind, wach' wieder auf,
So jung noch, vollbracht ist noch nicht Dein Lauf!“
Da öffnet und hebt sie das Auge sacht,
Erwacht aus seliger Traumesnacht:
„Mein Vater, was winkest und wehr'st Du mir?
Schon trugen mich Engel hinweg von hier.
Auf grünender Wies' ist's schattig und lind,
Da spielt' ich mit ihnen und war ein Kind!
Auf grünender Wiese da ist's so schön,
Leb' wohl, mein Vater, muß wieder geh'n!
Doch sage nun schnell noch einmal mir:
Kann ich sterben darauf, was ich weiß von Dir?
Lebt wirklich kein Gott?“ — „Meine Tochter, nein, nein
Stirb darauf nicht, ein Gott muß seyn!“
Da reicht sie noch einmal ihm lächelnd die Hand,
Und ist entschlummert zum Friedensland.
Er schließt sie weinend in seinen Arm,
Er betet über ihr brünstig und warm.

Fr. Niemann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Wien, October 1836.

Das Finale des Septembers hatte die Herren und Damen aus den höhern Ständen von ihren Besitzungen und Nichtbesitzungen in allen Weltgegenden der Monarchie, wieder in die dumpfere Hauptstadt hereingetrieben. Doch mochten Viele ihren panischen Schrecken vor dem Einbruche der desagreablen Jahreszeit bedauert haben; denn der ganze Monat October zeigte sich als ein wahrer Lenz II., welcher unserem gewöhnlichen Wiener Lenze an Beständigkeit nichts nachgab, an Wärme ihn sogar übertraf. Nun geht wieder das angenehme Gewühl der Wagen, Reiter und Fußgänger an, welches, besonders zur Theaterzeit und bei Nacht, selbst den daran gewöhnten Wiener oft in Verlegenheit setzt, und ihm den Wunsch erweckt, die Kühnheit und Gewandtheit eines Brand und Gochi zu besitzen. — Es ist in der That tragikomisch zu sehen, welche Unzukömmlichkeiten (wie sich unser Canzleistyl bündig ausdrückt) häufig durch Anhäufung von Haufen Pflastersteinen, Holz, Wagen, Pferden, Sesselträgern und Menschen herbeigeführt werden, beiläufig wie Saphir unlängst mit wenigen Pinselstrichen trefflich malte. Gefährlich ist's, über des Kohlenmarkts „gute Magen-Ecke“ zu wandern; verderblich ist der Stockameisenweg, doch das schrecklichste der Schrecken ist die Rothenthurmstraße in ihrer Confusion! — Da dehnt sie sich Praterwärts, der Straße lange Zeile, vollgepfropft mit ihrer nur allzu lebendigen Staffage. Trottlustig kommt die spiegelhell lackirte Carosse hergerollt, und muß sich hinter dem Fiacre, dem Frachtwagen oder einem Karren, der Schutt oder noch was Schlimmeres führt, oder hinter allen dreien zugleich par force im Schritte

halten; denn auch diese sind durch das Obstakel auf dem schmalen Haarmarkte (dem Bivouaque so vieler Fiacres) genöthigt, stillzuhalten, oder schneckenzügig und schneckenlangsam sich durch das Labyrinth von Granitkuben durchzuschieben, welche das kniefällige Volk der Pflasterer mit auf der Piazzetta bearbeitet. Unterdessen hängt Gewicht sich an Gewicht; Landkaleschen, Schiebkarren, Milchweiber mit Eseln und Esel ohne Milchweiber, Alles drängt sich bunt durcheinander. Bei dieser Gelegenheit tritt eine schwerbeladene Köchin vom größten Caliber einen Dichter auf die unschuldigen Hühneraugen (das einzige, was er von Hühnern kennt), und bringt die Welt um ein ganzes vortreffliches Gedicht, welches er eben meditirte, um die „Schwungproben" damit zu schmücken. Dort bemerkt ein armer Fremdling das hölzerne Kreuz nicht, welches der Dachdecker zur Warnung über seinem Haupte aufgehangen hat, und ein herabfallendes Stück Ziegel jagt den Erschrockenen auf die andere Seite; doch: incidit in Scyllam — zwei Möbelträger (denn es ist unglücklicher Weise gerade Ausziehezeit) verleihen ihm einen Gegenstoß, der ihn mit den posterioribus auf einen harten Holzhaufen hinlehnt, dem „Phorus"*) zum Trotze vor einem Hausthore auf das Trottoir hinpostirt. — Endlich löset sich diese dramatische Verwickelung auf eine Weise, wie nicht jedes Drama sich rühmen kann, und die sehnsüchtigen Equipagen gelangen endlich post tot discrimina rerum, nach der Donau-Insel, um in des Praters Laubgewölben ihre prächtigen Wagen und Modehüte zu zeigen, oder im Dianabade ihre Sünden abzuwaschen, oder auch im „Sperl" den Göttern der Musik des Tanzes und der gebratenen Bauervögel zu huldigen. —

Die Eisenbahn nach Bochnia, welche den Namen unseres erhabenen Monarchen führen wird, kommt nun bestimmt zur Ausführung. Die, von Privaten beabsichtigten Bahnen nach Oedenburg, Preßburg und Triest haben gleichfalls die Allerh. Genehmigung erhalten, und bei der ersteren die Arbeiten auch schon begonnen. —

Die Canäle, welche zur Reinhaltung des Wienflusses an dessen beiden Ufern gezogen werden, nahen sich ihrer Vollendung, und werden, nebst der bevorstehenden Ueberbauung des mephitischen Ottagrünerbaches, der sich in die Wien mündet, eine goldene Aera für unsere Geruchswerkzeuge herbeiführen. —

Eine neue Verschönerung hat Wien durch die privilegirten Anschlagtafeln erhalten, welche alle jene öffentliche Ankündigungen, wie gigantisch auch ihre Lettern seyen, in ihrem grünen Raume aufnehmen, welche früher die Façaden der Gebäude bis zum ersten Stock hinauf, als ein wahres typisches Chaos, verkleisterten und verunzierten.

Ein helles Licht auf Politik und schöne Literatur werfen seit einiger Zeit die feurigen Tulpen und Sonnenblumen, id est Gasflammen in Daum's Kaffehause am Kohlmarkt, welches außer diesem hohen Grade von Aufklärung auch einen bedeutenden in der Güte seiner Getränke erreicht hat. — Hier findet der Spielenthusiast drei treffliche Billards, der Gastronem genuines „Gefrornes" und der Zeitungsgourmand alle erlaubten Blätter; sämmtliche hiesige, die Mailänder, Pesther, Prager, Grätzer — ꝛc. Doch halt! Auch von Leipzig hat sich etwas hierher verirrt, und liegt als Einsiedler unter den Inländern, drei Wochen ein und dieselbe Nummer, bescheiden auf dem Tische, und das ist die „allgemeine Modenzeitung." — Ja, was Leipzig! Baiern beglückt uns mit der „Allgemeinen," Paris sendet uns seinen Messager und Messenger, die Gazette de France, — Etoile, den Moniteur, — Nein, nein, pardon! Den Moniteur nicht. Frankfurt hingegen sein κατ' ἐξοχήν „Journal." — Ist das Alles nicht hinreichend zum Augen- und Magenverderben, trotz der Daum'schen Aufklärung und Victualiengüte? — Merkwürdig bleibt es indeß, daß unsere Damen aus den Mittelclassen es unschicklich finden, diese eleganten, anständigen Orte zu besuchen, um der gesellschaftlichen Unterhaltung mehr Würze zu geben, während sie im Wagner'schen Locale, tief unten im feuchten Prater, die Wolken von tausend Pfeifen und Cigarren nicht scheuen, um den Janitscharenlärmen der walzerverschwendenden Militärmusikbanden mit ihren schönen, zarten Ohren einzuschlürfen? — Im Prater freilich herrschen keine Vorurtheile. — O schriebe doch jeder Kritiker im Prater! Im Prater jeder Theologe, Jurist, Mediciner und Pädagoge! Administrirte, dirigirte von dort aus jeder —r, —r, — und —r!!

Freilich schrieb daselbst auch nicht diesen Aufsatz

Ihr ganz ergebenster
Correspondent.

*) Die Holzverkleinerungs-Anstalt.

Altgebacknes.

Ein liebreiches gutes Herz,
Gibt sich kund auch außenwärts,
Gibt sein Brot und seine Speisen,
Armen Gutes zu erweisen,
Neiget seinen Trank mit Freuden
Denen, die da Durst erleiden,
Sorget um ein gutes Kleid,
Für des Nackten Dürftigkeit,
Ladet ein den Wandersmann,
Dienet ihm so gut er kann,
Löset, die gefangen liegen,
Sie in Freiheit zu vergnügen,
Tröstet, dienet und erfreut,
Krank in ihrer Mattigkeit,
Hilfet endlich die begraben,
Die den Lauf vollendet haben.

Wer ein Weib nimmt an die Seit,
Nimmt auch Sorg' und Zank und Streit.
Hat ein Weib das Regiment,
Bleibt der Mann allzeit elend.

Auflösung

des Logogryphs in Nr. 293:

1) Alifeld. 2) Fidel. 3) Fade. 4) Fall. 5) All. 6) Ida. 7) Ideal. 8) Ali. 9) Leda. 10) Ade. 11) Feld. 12) Fell.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 305. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 21. December. 1836.

Der heilige Abend.

Sie haben meinem Brüderchen
Einen schwarzen Sarg gebracht;
Da hat meine Mutter das Bettchen
Noch einmal ihm gemacht.

Und gelegt den schönen Knaben
Mit thränendem Aug' hinein,
Und auf die weiße Stirn gedrückt
Ein blühend Kränzelein.

Hat ihm das Haar gestreichelt
Mit Schmeicheltönen lind,
Und ihm geküßt die Wangen:
„Schlaf wohl, mein armes Kind."

Es war am heil'gen Abend,
Da haben's Brüderlein
Zum Himmel emporgetragen
Die lieben Engelein.

Nordsohn.

Das Halsband.

(Historische Erzählung.)

Prinz Louis von Rohan war früher französischer Gesandter am österreichischen Hofe. Nach seiner Zurückberufung von diesem Posten wurde er zum Cardinal und Großalmosenier von Frankreich ernannt. Die Höhe, auf welcher er sich befand, führte ihn natürlich in die Nähe der Königin. Marie Antoinette, deren Loos später so schauerlich fiel, machte durch ihre Heiterkeit und den fröhlichen unbefangenen Sinn, der ihr steter Begleiter war, auf die nächste Umgebung tiefen Eindruck, welchen die später herannahenden Gefahren nicht vertilgten. Auch den Cardinal fesselten ihre Reize. Aber vergebens harrte er auf Befriedigung seiner Sehnsucht. Durch eigene Verschuldung hatte der Großalmosenier eine tiefe Kluft zwischen sich und der Königin, die reines Herzens war, befestigt. Die junge Königin — sie war vierzehn Jahre alt, als sie mit Ludwig XVI. vermählt ward — war von Natur aller schimmernden Etikette abhold, verachtete den alterthümlichen Schein, in welchen sich der seinem Untergange nahe Adel zu hüllen suchte, ging frei mit Jedermann, oft ohne die geringste Begleitung, um; erregte aber eben durch dieses freimüthige Betragen den Haß der steifgesinnten Adeligen, der sich in allerlei boshaften Gerüchten, welche sie zu verbreiten bemüht waren, Luft zu machen suchte. — Der Lüge glaubt ja jeder Mensch lieber, als der Wahrheit, weil jene für ihn bequemer ist, ihm Stoff gibt, den bösen Geist, welcher in Jedermanns Brust in höherem oder geringerem Grade hauf't, den Neid zu unterhalten. — Mit großem Eifer ließ es sich der Cardinal angelegen seyn, Berichte auf Berichte über das Betragen der jungen Königin ihrer Mutter, der Kaiserin Marie Theresia einzuschicken, ob in guter oder böser Absicht, läßt sich nicht bestimmen, wenn man auch leicht der Meinung beistimmen möchte, daß der Cardinal, vermöge seiner Geistesbeschränktheit, welche er bald offen an den Tag legte, durch die falschen Mährchen verblendet und zu dem Glauben verleitet worden sey, recht zu handeln, wenn er den geheimen Sittenrichter der jungen Königin spiele. Die Folge jener geheimer Berichterstattungen war, daß Marie Antoinette einige Mal harte Verweise von der Mutter erhielt. Erzürnt forschte die Königin der Quelle nach, aus der sich diese geheimen Insinuationen ergießen möchten. Ihre Bemühungen waren nicht erfolglos; der Cardinal wurde als der Briefsteller erkannt. Das gespannte Verhältniß, welches sich hieraus zwischen ihr und dem Cardinal entwickelte, lag in den Grenzen menschlicher Berechnung.

* * *

Heftiger Schmerz zerriß des Cardinals Brust, der alle Hoffnung in Trümmern erblickte, seitdem er die

Gnade der Königin verloren hatte. Sterblich in sie verliebt, versuchte er jedes Mittel, die Gunst derselben wieder zu erlangen, doch vergebens. Kein Stern der Hoffnung leuchtete dem tödtlich in die schöne Königin Verliebten; kein Strahl der Gnadensonne milderte seine Liebespein. Plötzlich durchzuckte ein Blitz die Finsterniß seines verzweifelnden Herzens.

Die Gräfin von Lamotte, unter einem Strohdache in der Champagne geboren, war die Gattin des Herrn von Lamotte, eines Gensd'armen. Ihre beiderseitigen Vermögensumstände waren sehr mittelmäßig. Das Bedürfniß erniedrigt uns nicht in den Augen eines Wohlthäters, sobald es nicht die Frucht einer schlechten Aufführung ist. Als eine solche Hilfsbedürftige, die außerdem von dem königlichen Hause der Valois abstamme, stellte sie sich dem Großalmosenier vor, um seine Großmuth auf sich zu lenken und ihn zugleich um Fürsprache beim Könige zu bitten. Die Gräfin von Lamotte war zwar keine blühende Schönheit, aber doch mit allen Reizen der Jugend geschmückt; ihre Physiognomie war geistvoll und anziehend, ihre Sprache lebhaft, und ein Zug von Aufrichtigkeit in ihren Erzählungen gab ihr eine gewisse Kraft von Ueberredung.

Die Herkunft und das Unglück eines Sprosses der Valois machte auf das Herz des Cardinals von Rohan den tiefsten Eindruck. Er hätte sich glücklich gefühlt, wenn er ihr eine ihren Vorfahren angemessene Stellung hätte geben können, aber, da die schwankenden Finanzen des Königs keine hohen Schenkungen erlaubten, so konnte er ihr nur kleinere Unterstützungen verschaffen, um sie gegen das augenblickliche Bedürfniß zu schützen. Die Dankbarkeit und das wiederkehrende Bedürfniß veranlaßten sie zur Wiederholung ihrer Besuche und Unterredungen mit dem Cardinal. Sie bemerkte bald, daß ihre Gegenwart dem Großalmosenier, der sich durch den sinnlichen Eindruck blenden ließ, ein lebhaftes Interesse einflößte. Seine Eminenz rieth ihr nun, sich direct an die Königin zu wenden, in der Voraussetzung, daß diese großmüthige Fürstin, gerührt durch den schneidenden Contrast der Abkunft und der gegenwärtigen Lage dieser Frau, gewiß Mittel finden werde, um sie aus ihren peinlichen Verhältnissen zu retten. Diese arme Gräfin bat den Cardinal, sie der Gnade der Königin zu empfehlen; allein dieser gerieth hierdurch in eine so große Verlegenheit, daß er die Gräfin zur Vertrauten, in Absicht seiner Verhältnisse zur Königin machte, Geständnisse, welche er mit dem tiefsten Schmerze ablegte.

Diese Vertraulichkeit des Cardinals, diese im höchsten Grade verstandeslose Unbedachtsamkeit war der Funke, der den schrecklichsten Brand verursachte. Das schlaue Weib spann nämlich folgenden Plan:

Zuerst unternahm sie es, dem Cardinal glauben zu machen, es sey ihr gelungen, das gänzliche Vertrauen der Königin zu gewinnen; sie habe dieselbe von den kostbaren und seltenen Eigenschaften Sr. Eminenz unterhalten, und so viel und so häufig davon gesprochen, daß sie ihr endlich ihre Vorurtheile benommen und in ihr den Wunsch erweckt habe, dem Cardinal ihre Gunst wieder zu schenken; ihre Einschmeichelungen hätten einen solchen Erfolg gehabt, daß die Königin dem Cardinal erlaube, seine Rechtfertigung bei ihr einzureichen, und endlich, daß sie mit ihm in eine schriftliche Correspondenz zu treten wünsche, die so lange ein Geheimniß bleiben müsse, bis seine Begnadigung öffentlich bekannt werden dürfe; die Gräfin von Lamotte werde die Vermittlerin dieser Correspondenz seyn, deren Folgen und Wirkungen der Cardinal unfehlbar auf den höchsten Gipfel der Gunst und des Ansehns stellen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Episoden aus Diana.

(Dichtung und Wahrheit von F. E. Christen.)

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick schwieg der Graf, dann fuhr er fort, sich zu seinem Begleiter wendend: »Können Sie mir jetzt wohl den Grund angeben, weßhalb jene Armen die heimathlichen Fluren, den Ort ihrer Geburt verließen, und hinauswanderten in die weite, unbekannte Ferne. Ahnen Sie den Grund, der diese Unglücklichen antrieb, ihre Wohnungen, ihre Felder zu verlassen, und sich den Stürmen des Oceans anzuvertrauen, um vielleicht in einem fremden Lande ihr elendes Daseyn zum Grabe zu schleppen.«

»Wahrscheinlich wurden sie durch Trägheit gezwungen?« entgegnete Friedrich.

»Gewiß nicht;« versetzte der Graf: »diese Armen gehörten zu den thätigsten, fleißigsten Bewohnern des deutschen Vaterlandes.«

»So haben wahrscheinlich ansteckende Seuchen ihre Heerden hinweggerafft?« erwiederte Friedrich, »oder Hagelschauer haben ihre Saaten zerstört.«

So glaubte auch ich,« antwortete der Graf, »aber ich irrte mich eben so wie Sie. — Ich erkundigte mich bei den Auswanderern nach der Ursache ihrer Wanderung. — »Der heimathliche Boden will uns nicht mehr ernähren,« entgegnete mir ein alter Mann mit weißen Haaren, die der Wind durchwühlte. »Aber Euer Boden ist doch ergibig,« entgegnete ich. — »Unser Boden ist uns genommen und verkauft, weil wir die Steuern nicht bezahlen konnten. — Gott segne den König; er ist ein gerechter Herr. Die Gesetze erlaubten ihm, unser Land zu verkaufen, und er that es. Möge ihm doch mit derselben strengen Gerechtigkeit gemessen werden am Tage des Gerichtes, mit welcher er uns maß. — Man drohte uns von Haus und Hof zu verjagen; wir wußten, daß man uns Wort halten würde, darum gingen wir lieber vorher.« Also sprach der Greis, und ich fuhr fort in meinen Fragen: »Aber wo habt Ihr Eure Pferde, Eure Rinder?« — »Die — die —« antwortete der Greis, und in einer großen Thräne, die seinen Augen entperlte, spiegelte sich die untergehende Abendsonne, »die wurden uns schon genommen, bevor unsere Aecker verkauft wurden; jene bei-

den Pferde nur haben wir gerettet.« Mit unnennbarem Schmerze erfüllten mich diese Worte, und im Tone des Vorwurfes erwiederte ich: »Aber hattet Ihr denn kein Eisen?« — »Wohl! wohl!« entgegnete der Bauer: »Wir hatten Aexte und Beile, und Messer und Sensen und kräftige Arme, sie zu schwingen; aber wir hatten auch Frauen und Kinder, und in der benachbarten Stadt lagen die Söldner des Königs, zwar auch Söhne des Vaterlandes, aber aus den fernsten Provinzen. — — Aber besser wäre es vielleicht gewesen,« fuhr er ingrimmig lächeld fort, »wenn wir erst unsere Kinder und Weiber in ihre Bajonette gestürzt hätten, und dann uns selbst. Wir hätten dann für immer Ruhe gehabt, anstatt wir jetzt vielleicht noch viel Elend erdulden müssen.« —

»Länger vermochte ich nicht, es anzuhören; ich warf den Armen meine Börse zu und fuhr davon, weil ich befürchtete, daß sie mir mein Almosen zurückgeben könnten; denn der Deutsche ist stolz, nur in einem Puncte nicht.«

»Und dieser Punct?« fragte Friedrich.

Er schämt sich nicht, sich am Gängelbande führen zu lassen, während viele seiner Nachbarn selbstständig, wie es edlen Nationen gebührt, dastehen. Der Franzose, der Britte, der Norweger, Nationen, denen der Deutsche sich in allen andern Puncten kühn gleichstellen kann, beherrschen sich selbst, während er seinen Nacken feig unter der eisernen Zuchtruthe der Tyrannei beugt.«

»Aber jene Nationen werden ja auch von Königen beherrscht,« entgegnete Friedrich.

»Glücklich könnten wir Deutschen uns preisen,« entgegnete der Graf, »wenn auch wir solche Fürsten hätten. Ein weiser Rath, aus den Trefflichsten der Nation zusammengesetzt, steht jenen Fürsten zur Seite, und hat die Macht, Maßregeln, die zum Verderben des Volkes gereichen würden, zu verhindern oder unschädlich zu machen. In einem solchen Lande kann das Volk die Gesetze freudig befolgen, denn es hat sich dieselben selbst gegeben; anstatt in einem despotisch beherrschten Lande Gesetze gegeben werden, die zur Unterdrückung des Volkes dienen. — Hat irgend ein Unterthan etwas der Regierung Mißfälliges begangen, so wird ein Gesetz gemacht und sogleich auf ihn angewendet, obgleich seine That erst durch dieses zum Vergehen gestempelt wurde.«

»Aber steht nicht ein Rath von weisen Männern dem Herrscher zur Seite?« fragte Friedrich, »die — —«

»Sie meinen die Minister,« fiel der Graf ein; »sind dieses nicht gewöhnlich die Creaturen des Königs, die, da sie diesem ihre Existenz verdanken, nach seinem Willen handeln müssen, wenn sie ihre Stellung bewahren wollen; und, wenn wirklich die Minister edle Männer wären, die den Muth haben, dem Fürsten sein Unrecht vorzuwerfen, so haben sie dennoch nicht die Macht, dieses zu verhindern, und die Güte des Königs nur kann uns also vor Bedrückungen schützen.« —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Breslau, im November 1836.

Kränzchen. — Lese-Institute. — Nachtwandlerin. — Grünig's Gedichte. — Carl Fischer. —

Wenn es in Breslau schon etwas kühl wird, oder wenn man sich gar schon der Mäntel und Hüllen bedienen muß, dann versammeln sich auch die Mitglieder der Tanzkränzchen, und steuern herzensgern den Beitrag. Die Bekannten haben sich eingefunden, Keiner fehlt, der Comité ist gewählt, die Statuten sind entworfen, und

„bald geht's hopp! hopp!
im rauschenden Galopp!"

Daß hier ein Familienvater, dessen Frau mit den sechs erwachsenen Töchtern noch immer um die Wette tanzt, gegen einen kleinen Beitrag, ein angesehenes Mitglied eines Kränzchens werden kann, ist eine sehr schöne Einrichtung, die schon manche glückliche Ehe gestiftet hat. — Will der junge Liebhaber sich der Tochter recht sicher machen, dann tanzt er fleißig mit der Mutter. Der Vater ist hocherfreut, daß Gattin und Töchter sich amüsiren, besonders aber .... daß er inzwischen ungestört seinen Whist spielen und sein Fläschchen Rothwein trinken kann; denn wenn die Ehehälfte nicht tanzt, muß er den Galanten spielen! — D'rum betrachtet er den artigen Tänzer als einen rettenden Genius, er findet ihn liebenswürdig, ladet ihn ein. Bald wird aus dem Tänzer ein treuer Hausfreund, .. ein Bräutigam ... ein Gatte!!! —

So ziemlich in allen Kränzchen herrscht die größte Decenz, die wohl hier und da an spießbürgerliche Sittsamkeit grenzt, aber dennoch erträglicher ist, als der Anblick — seichter Modeherrchen, die, *wer weiß was* zu thun glauben, wenn sie sich an Champagner betrinken und — lästig werden! —

..... Die Lese-Institute in Breslau, namentlich die Journal-Lese-Cirkel, dürften hinsichtlich ihres Umfanges denen anderer großen Städte nichts nachgeben. So besteht z. B. der Journal-Lese-Cirkel der Buchhandlung Aug. Schulz u. Comp. aus 148 Journalen, worunter 29 schönwissenschaftliche — 3 musikalische — 19 kritische, philologische und philosophische — 18 historische, politische, statistische und geographische — 12 theologische und pädagogische — 19 medicinische und chirurgische — 14 juristische, policeiliche, cameratische Zeitschriften, 19 Zeitschriften über Chemie, Physik, Pharmacie, Botanik, Mineralogie, Technologie, reine und angewandte Mathemathik, 5 militärische und 9 ökonomische Zeitschriften.

Die Bedingungen sind so gestellt, — daß sie den Cirkel sehr anempfehlen und die Theilnahme auf's Höchste befriedigen. Außerdem haben die Herren Schulz u. Comp. ein Lesecabinet, in welchem die neuesten und bekanntesten Zeitschriften zur Benutzung eines jeden Gebildeten aufliegen. — *Dafür* wird nichts bezahlt. Das Locale (im Winter geheizt und erleuchtet) hat täglich viel Journale, — aber wenig Leser. — Der Grund ist sehr einfach. Die Breslauer nehmen nichts an, was *gratis*

gegeben wird, und dies hat ein vor noch nicht langer Zeit erschienenes Journal, das gratis zu haben war, und dennoch ..... wegen Mangel an .... Abonnenten eingegangen zu seyn scheint, am sichersten dargethan! —

..... Hr. Dr. Julius Sincerus beabsichtigt die Herausgabe eines neuen belletristischen Journals: „Die Nachtwandlerin." Wie wir Hrn. Dr. S. kennen, so müssen wir von dem Unternehmen das Beste hoffen, und wünschen von ganzem Herzen: daß die Nachtwandlerin nie in die Verlegenheit komme ... auch am Tage, und noch dazu mit der Laterne ... wandeln und Abonnenten aufsuchen zu müssen. Dies wird jedoch nicht geschehen, da ein Journal in Breslau sich halten muß, wenn — es nur tüchtig mitgehalten wird! Sincerus hat übrigens die schönsten Beweise seiner Qualification, ein Blatt zu redigiren, schon hinlänglich gegeben, und darum vertrauen wir ihm und seinem Prospectus zur Nachtwandlerin mit vollkommener Zuversicht.

.... Bei Friedrich Richter ist ein Buch erschienen unter dem Titel: „Gedichte von Heinrich Grünig." Erst nach vielen Aufforderungen und Bitten, mit welchen ihn seine Freunde und Verehrer der Poesie schon seit vielen Jahren bestürmten, hat der vortreffliche und bescheidene Grünig sich entschlossen: einen Theil seiner Dichtungen zu sammeln und herauszugeben. Alle seine Gedichte sind Schöpfungen des reinsten Gemüthes, die mit unwiderstehlichem Zauber das Gemüth erfassen. In ihnen finden wir nicht die Wiederkäuung abgenutzter philosophischer Sentenzen, — nicht verschlossene Hypothesen, die oft durch wohlklingende Reime ehrlich gemacht werden, bestechen, und bei Lichte betrachtet ... nichtssagend dastehen, — nicht das nüchterne Nachahmen moderner Reimerei, — nicht die Selbsttäuschung in affectirter Wehmuth und Freude! — — Hingegen läßt Grünig sein eignes Herz walten, und wie dies schafft und wirkt, möge der Leser aus dem Gedichte: „Das eigne Herz," das hier mitgetheilt werden soll, erfahren:

Was ist das Herrlichste in unserm Seyn,
  Was schließet wohl in dunkle kleine Räume
Den höchsten Schmerz und Höllenqualen ein,
  Und Erdenglück und Paradieses-Träume;
Was schlägt so hoch bei reiner Freud' und Lust,
  Was ist so leicht, so innig zu betrüben?
Das ist das Herz in unsr'er Brust,
  Mit seinem Hoffen, seinem Lieben.

Da drinnen wohnt dein ganzes Erdenglück,
  Verstehest du das Heiligste zu wahren,
Wohin du immer richtest deinen Blick,
  Wirst nirgend du was Schöneres gewahren,
Und dankend sagen, froh dir selbst bewußt,
  Das Herrlichste, das Seligste hienieden
Ist doch das Herz in seiner Brust,
  Mit seinen Schmerzen, seinem Frieden.

Sey überhäuft mit Ehre und mit Geld,
  Mit Allem, was das Leben kann erringen,
Hab' eine ganze Welt in deinem Sold,
  Und alles Aeuß're möge dir gelingen,
Wenn aber du dabei entbehren mußt,
  Was Friede nur allein vermag zu geben,
Ein redlich Herz in treuer Brust,
  Bist du der Aermste doch im Leben.

Wie reich dagegen, wenn ein Herz dir schlägt,
  In eigner Brust und in der Zweiten wieder,
Wenn dich der Freund um deinen Kummer frägt,
  Und mit dir singt der Freude hohe Lieder;
Wenn Kind und Gattin deiner Lieb' bewußt
  In deinen Arm mit frohem Lächeln eilen,
Da mag dein Herz in seiner Brust
  Mit keinem Gott den Himmel theilen.

Und wenn du einsam in dem Leben stehst,
  Wenn vieles Liebe von dir weggeschieden,
Du sinnig still allein zum Ziele gehst,
  Was gibt, Verlaß'ner, da dir dennoch Frieden?
Was tröstet dich ob jeglichem Verlust?
  Das eine noch, was Armer dir geblieben,
Das treue Herz in deiner Brust
  Mit seinem Hoffen, seinem Lieben.

So haltet denn das eig'ne Herz recht fest,
  Das Schönste, was das Schicksal euch gegeben,
Und wenn euch viel, wenn Alles euch verläßt,
  Das Herz allein bleibt euch getreu im Leben,
Es ist wohl eine oft verkannte Lust,
  Recht sinnig still mit ihm allein zu sprechen,
Ein hohes Herz in warmer Brust
  Kann nur den Himmel hoffend brechen.

Wir haben keinen Grund, zu zweifeln, daß das in Rede stehende Werk in Deutschland Aufsehen machen wird, denn .... was vom Herzen kommt, dringt zum Herzen, und darum beeinträchtigen auch nicht im Geringsten die zuweilen vorkommenden kleinen Härten — die sich allerdings dann und wann hätten vermeiden lassen — das Ganze, das auf den unbesiegbarsten Fundamenten beruht! —

..... Am 24. d. M. starb der als Mensch und Künstler so allgemein geschätzte Schauspieler Carl Fischer, in einem Alter von 56 Jahren. Sein Lebensziel war: allen Anforderungen seines Berufes getreu zu entsprechen, und sich der Achtung seiner Mitbürger würdig zu erhalten. Beides ist ihm im hohen Grade gelungen! Außerdem wußte er sich als Theadichter einen Namen zu erwerben, da sein: „Jakob Thau," „Peter Wlast," „Flavius Aether," „grauer König," „Fridolin" (von Franz Mejo componirt) die verdiente Anerkennung hinlänglich gefunden haben! — Carlo.

Notiz.

Ausschuß nennt man im Handel, was Keiner des Kaufes für werth hält,
Ausschuß in anderm Bereich ist oft des Speichels nicht werth.
Leipzig. C. H. L.

Motto zu manchen philosophischen Schriften.

Zweifle, das die Wahrheit lüge,
Zweifle an der Sonne Licht,
Leser! nur an meiner Weisheit
Und an Deiner Dummheit nicht.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 306. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 22. December. 1836.

Das Halsband.

(Fortsetzung.)

Nachdem Frau von Lamotte das Vertrauen des Cardinals durch alle Künste der Verführung und durch alle Mittel der Intrigue befestigt hatte, sagte sie zu ihm eines Tages: »Ich bin von der Königin bevollmächtigt, von Ihnen eine schriftliche Rechtfertigung wegen Ihres früheren Benehmens zu verlangen.«

Diese erdichtete Bevollmächtigung war für den Prinzen das Morgenroth eines schönen Tages. Sehr bald war seine Vertheidigungsschrift, die von ihm eigenhändig verfaßt und ganz geeignet war, jeden nachtheiligen Eindruck zu zerstören, der Frau von Lamotte anvertraut. Einige Tage darauf brachte sie eine Antwort in einem sehr geschickt fabricirten Briefchen auf Velinpapier mit Goldschnitt zurück, worin die Worte zu lesen waren: »Ich habe Ihre Vertheidigung gelesen, ich bin entzückt, Sie unschuldig zu finden. Noch kann ich Ihnen die verlangte Audienz nicht gewähren, sobald es jedoch die Umstände erlauben, lasse ich Sie davon benachrichtigen. Seyen Sie verschwiegen!«

Diese wenigen Worte erregten in dem Cardinal ein unbeschreibliches Entzücken. Frau von Lamotte wurde für ihn nun ein Schutzengel, der ihm die Wege des Glücks bahnte.

Durch diesen Erfolg aufgemuntert, erdichtete sie eine fortlaufende Correspondenz mit der Königin, deren Handschrift ein geschickter Verfälscher nachmachte. Durch die verschiedenen Geldforderungen, welche sie die Königin unter allerlei Vorwänden thun ließ, hatte sie sich nach und nach eine Summe von 120 000 Livres von demselben verschafft. Aber nichts vermochte dem verliebten und leichtgläubigen Großalmosenier, den man mit so gemeinen Mitteln hinterging, die Augen über diesen Betrug zu öffnen. Ein unglücklicher Zufall trug dazu bei, den Geist des Cardinals noch mehr zu verblenden und in seinem unseligen Wahne zu bestärken.

Cagliostro, der Gaukler, Quacksalber und Gauner des vorigen Jahrhunderts, hatte sich durch Wundercuren, durch sein mysteriöses Benehmen und durch seine seltsamen Sitten einen großen, weit verbreiteten Ruf erworben. Seine aufmerksame Sorgfalt für die Armen und seine Geringschätzung der Großen gab seinem Charakter einen Anstrich von Geistesüberlegenheit und Interesse, welches Enthusiasmus erregte.

Der Cardinal von Rohan befand sich in Saverne, als der Graf Cagliostro Straßburg und die Schweiz durch sein Benehmen und seine Krankenheilungen in Staunen setzte. Von Neugierde getrieben, einen so außerordentlichen Mann kennen zu lernen, reis'te der Prinz nach Strasburg. Ehe der Cardinal bei dem Grafen vorgelassen wurde, mußte er mit ihm unterhandeln.

»Wenn der Cardinal krank ist,« war die pathetische Antwort, »so mag er kommen und ich werde ihn heilen; wenn er sich aber wohl befindet, so braucht er weder mich noch ich ihn.«

Eine Antwort der Art, anstatt die Eigenliebe des Prinzen zu verletzen, erregte im Gegentheil nur noch mehr in ihm das Verlangen, ihn kennen zu lernen. Endlich gelang es ihm, in das Heiligste dieses modernen Aesculap's eingelassen zu werden; die Unterredung, welche der Prinz mit dem Grafen hatte, erregte in ihm auf das Lebhafteste das Verlangen, in nähere Bekanntschaft mit dem Wunderthäter zu treten. Mit vieler Mühe gelangte er dazu, und der verschmitzte Charlatan wußte sein Betragen und seine Aeußerungen so gut abzumessen, daß er selber, ohne scheinbar zu wollen, in die engste Vertraulichkeit des Cardinals und zu dem bedeutendsten Einfluß auf seinen Willen gelangte.

»Ihre Seele,« sagte er einstmals zu diesem Prinzen, »ist der meinigen würdig und Sie verdienen in alle meine Geheimnisse eingeweiht zu werden.«

Diese Worte beraubten den Cardinal seines Verstan-

des gänzlich. Willenlos ergab er sich dem Spiele, welches von jetzt an der Gauner Cagliostro leitete.

* * *

Im Jahre 1774 hatte die Königin Marie Antoinette vom Juwelenhändler Böhmer Girandolen für 360,000 Franken gekauft und sie aus ihrer eigenen Chatoulle in mehrjährigen Terminen bezahlt. Seitdem hatte ihr der König einen Schmuck von Rubinen und weißen Diamanten, ferner ein Paar Armbänder für 200,000 Franken zum Geschenk gemacht. Nachdem die Königin die Form ihres Diamantenschmucks hatte umändern lassen, bemerkte sie gegen Böhmer, daß ihr Schmuckkästchen jetzt reichlich versorgt sey; gleichwohl beschäftigte sich dieser seit mehreren Jahren damit, einen Vorrath der schönsten Diamanten, welche im Juwelenhandel zu haben waren, zu sammeln, um daraus ein Halsband von mehreren Schnüren zu bilden, welches er dann der Königin zu verkaufen gedachte.

Nachdem er dieses Prachtwerk vollendet hatte, brachte er es zu Herrn von Campan und bat diesen, mit der Königin darüber zu sprechen und in ihr den Wunsch zu erregen, dasselbe zu sehen und zu kaufen. Herr von Campan weigerte sich, ihm diese Gefälligkeit zu erweisen, da er glaubte, aus den Schranken seiner Pflicht herauszutreten, wenn er sich erlauben wolle, der Königin eine Ausgabe von 1,000,000 Franken in Vorschlag zu bringen.

Böhmer verschaffte sich nun vom ersten diensthuenden Hofcavalier des Königs die Erlaubniß, diesen prächtigen Schmuck dem Könige zeigen zu dürfen, der davon so entzückt wurde, daß er die Königin damit geschmückt zu sehen wünschte. Er ließ demnach das Juwelenkästchen auf ihr Zimmmer bringen. Auch die Königin bezeigte ihr Wohlgefallen an der Schönheit der Diamanten, versicherte indeß dem König, daß es ihr sehr leid thun würde, wenn man eine so bedeutende Ausgabe für ein Stück der Art machen wolle; sie habe sehr schöne Diamanten, die sie gleichwohl kaum 4 bis 5 Mal des Jahres am Hofe trüge; man möchte daher das Halsband wieder zurückschicken, da ihr der Bau eines großen Seeschiffes eine weit nöthigere Ausgabe, als die in Vorschlag gebrachte zu seyn scheine.

Böhmer, welcher über das Scheitern seiner Hoffnung trostlos war, machte nun an mehreren Höfen Europas Versuche, sein Halsband abzusetzen; doch vergebens. Ein Jahr nach diesen fruchtlosen Versuchen ließ Böhmer noch ein Mal sein Diamantenhalsband dem Könige antragen, mit dem Anerbieten, die Bezahlung dafür theils in verschiedenen Verfallzeiten, theils in verschiedenen Leibrenten annehmen zu wollen. Diese Anträge hatten etwas Reizendes; der König sprach daher auf's Neue mit der Königin darüber. Diese erwiederte, daß, wenn der Kauf wirklich nicht drückend wäre, der König ihn abschließen und das Halsband für die Vermählung seiner Kinder aufheben möge; was sie betreffe, so würde sie dasselbe nie wagen, weil sie sich in den Augen der Welt den Vorwurf nicht zuziehen wolle, sich ein Juwel von so ungeheurem Preise gewünscht zu haben. Der König bemerkte hierauf, daß seine Kinder noch zu jung wären, um für sie eine Ausgabe zu machen, die viele Jahre hindurch als todtes Capital dieselbe noch vergrößern würde, und wies daher den Antrag Böhmer's auf das Bestimmteste zurück, den diese zweite Hiobspost fast der Verzweiflung nahe brachte. Nach mehrmonatlichen fruchtlosen Schritten und Klagen erlangte er jedoch endlich eine Audienz bei der Königin. Böhmer fiel auf seine Knie, faltete die Hände, weinte und rief: «Ew. Majestät, ich bin ruinirt, ich bin entehrt, wenn Sie mein Halsband nicht kaufen. Ich kann so viel Unglück nicht überleben; ich gehe von hier fort, um mich in's Wasser zu stürzen.«

»Stehen Sie auf, Böhmer!« sprach die Königin in einem sehr ernsten Tone — denn, daß er in dieser Absicht sich die Audienz erbeten habe, hatte sie nicht erwartet: — »ich habe dergleichen Aeußerungen nicht gern, und rechtschaffene Leute haben überhaupt nicht nöthig, auf den Knieen zu bitten. Sollten Sie sich das Leben nehmen, so würde ich Sie bedauern wie einen Wahnsinnigen, für den ich Mitleid fühle, aber ich würde wegen dieses Unglücks keineswegs verantwortlich seyn. Ich habe nicht nur dieses Stück, welches Sie so sehr in Verzweiflung bringt, gar nicht bei Ihnen bestellt; sondern jedes Mal, wenn Sie mich von Juwelenvorrath unterhielten, sagte ich Ihnen noch, daß ich auch nicht vier Diamanten zu denen, die ich schon besäße, hinzufügen würde. Ich habe Ihnen Ihr Halsband wieder zurückgegeben; der König wollte mir es schenken, ich habe es ebenfalls abgelehnt; sprechen Sie mir also nicht mehr davon. Suchen Sie es aus einander zu nehmen und einzeln zu verkaufen, und springen Sie ja nicht in das Wasser!« —

Mit diesen wenig Tröstliches enthaltenden Worten entließ die Königin Böhmer.

(Fortsetzung folgt.)

Episoden aus Diana.

(Dichtung und Wahrheit von F. E. Christen.)

(Fortsetzung.)

Friedrich wollte antworten, aber der Graf unterbrach ihn: »Erlauben Sie mir noch wenige Worte. — Ich will annehmen, daß wir wirklich einen guten Fürsten hätten, der uns ganz so beherrscht, wie wir es wünschen können, der im rechten Sinne ein Vater des Vaterlandes wäre, der mit milder Hand die Zügel der Regierung führte, so wäre es dennoch gut, die absolute Macht zu beschränken; denn nichts bürgt uns für die Sinnesart des Nachfolgers, und wir können nicht wissen, ob dieser nicht die Macht, die ihm zusteht, zu Handlungen der Tyrannei verwenden wird.«

»Nach meiner Meinung,« entgegnete Friedrich, »wird ein guter Fürst seinem Volke die Theilnehmer an der gesetzgebenden Gewalt verleihen, und wird die Sucht,

unbeschränkt zu regieren, dem süßen Gefühle, sein Volk glücklich gemacht zu haben, aufopfern.«

»Zumal, da es sein eigener Vortheil ist;« setzte der Graf hinzu. »Er wird alsdann von seinem Volke geliebt und angebetet werden, anstatt er sonst gehaßt und angefeindet wird. Er wird ruhig unter seinen Unterthanen umherwandeln können, wie der Vater unter seinen Kindern, anstatt daß er jetzt sich mit einer eisernen Mauer umgeben, und dennoch stündlich für sein Leben zittern muß; anstatt er jetzt in jedem verwelkten Blatte, das ein leiser Lufthauch vor sich hertreibt, die Schritte des nahenden Mörders zu vernehmen glaubt. — Unglückseliges Verhältniß! Diejenigen, welche von dem tiefen Elende des Vaterlandes so recht überzeugt sind, welche den Willen, zu helfen, haben, werden, Mißverständnisses halber, eingekerkert, um in dumpfigen Löchern ihren Plänen weiter nachzusinnen.«

»Ich will nicht untersuchen,« entgegnete Friedrich, »ob die Eingekerkerten Recht oder Unrecht haben. — Haben sie Recht, sind ihre Meinungen die richtigen, so wird durch ihre Gefangenschaft die gute Sache nicht unterdrückt werden. Denn gute Ideen wurzeln ewig fort; sie stehen so fest, wie der Fels im Meere, wie die Grundvesten der Erde, wie die Sonne am Himmelsgewölbe. Nicht Verfolgung, nicht Kerker, nicht Tod können sie unterdrücken; denn sie sind ewig, unvernichtbar. — Das lehrt die Geschichte. — Stets siegte die gute Sache, obgleich drohende Gefahren sie rings umlagerten.«

»Ich bin davon überzeugt,« entgegnete der Graf, »und auch in Deutschland wird die Freiheit triumphiren, aber noch Jahre werden darüber vergehen, und trübe, trübe Zeiten werden vorhergehen. — Wenn aber die gute Sache endlich gesiegt, wenn das Banner der Freiheit stolz in den Lüften flattert, und wenn muntere Siegeslieder zum Himmel emporschallen; dann werden die Machthaber es bitter bereuen, der demüthigen Bitte, der sanften Ermahnung nicht nachgegeben zu haben, sondern nur der blutigen Gewalt gewichen zu seyn; ich sage, bitter werden sie es bereuen, denn schwer kann der Deutsche gereizt werden, ehe er im wilden Zorne emporlodert; aber dann ist er fürchterlich, und nur Ströme vergessenen Blutes können ihn besänftigen. Er kämpft alsdann gegen Vater und Sohn, gegen Freund und Bruder, wenn er auf der Seite seines Beleidigers, seines Unterdrückers steht.«

»Möchte ich jene Zeiten nie erleben,« sprach Friedrich zusammenschaudernd, »oder möchten sie lieber nimmer eintreten. Bald vielleicht werden uns unsere Herrscher jene Rechte einräumen, deren Besitz wir so sehnlichst wünschen.«

»Zögerung und immer Zögerung!« entgegnete der Graf nicht ohne Heftigkeit. »Wenn werden die Fesseln der Sclaverei von uns abgeschüttelt werden?«

»Sie sprachen von Sclaverei, Herr Graf,« entgegnete Friedrich, »und dennoch werden Viele behaupten, daß solche gar nicht vorhanden sey. Wenn wir unsere Auflagen bezahlen, werden sie sagen, so können wir zufrieden und glücklich leben.«

Leider denken Viele so,« erwiederte der Graf. »Aber wenn wir Alle zur Erkenntniß gekommen seyn werden —!

»Es ist wahr,« sprach der Graf, »die Wissenschaft hat einen mächtigen Triumph davon getragen; sie wird jetzt von den Mächtigen der Erde gefürchtet, sie wird verfolgt, weil sie die Bundesgenossin der Freiheit, weil sie eine mächtige Stütze derselben ist; aber, so wie die christliche Religion, trotz allen Verfolgungen siegreich emportauchte, so wird auch die Religion der Freiheit, die der reinen christlichen Lehre so innig verschwistert ist, triumphirend ihr Haupt erheben.«

(Schluß folgt.)

Die deutschen Reichskleinodien.

Die Reichskleinodien und Heiligthümer wurden vom Jahr 1424 an bis 1796, demnach also 372 Jahre lang in der Hospitalkirche zum heiligen Geist in Nürnberg aufbewahrt, zu den jedesmaligen Krönungen der römischen Kaiser oder Könige aber nach Frankfurt abgeliefert und von da allemal wieder unter starker Bedeckung zurückgebracht.

Als aber im Sommer des Jahres 1796 sich die französischen Kriegsheere der Stadt Nürnberg näherten, fand es der Rath seinen Pflichten angemessen, den seiner Verwahrung anvertrauten römisch-kaiserlichen Krönungs-Ornat sammt den dazu gehörigen Reichsschätzen in reichsoberhäuptliche Hände, woraus sie die Stadt im Jahr 1424 zur Aufbewahrung erhalten hatte, mit Vorbehalt der Rückgabe bei verschwundener Gefahr, abzuliefern, was im Monat Juli 1796 wirklich geschehen ist, seit welcher Zeit sich die Reichskleinodien in der kaiserlich österreichischen Schatzkammer befinden, wo sie mit andern Kostbarkeiten gezeigt werden.

Naivitäten.

»Nun, was hast Du auf der Universität gethan?« fragte ein Vater seinen nach einem Jahre von der Hochschule in die Ferien zurückkehrenden Sohn.

»Nichts, und Bier dazu getrunken,« antwortete derselbe.

»Wie kann man nur vom Pferde fallen!« sagte ein Stallmeister in ziemlich rauhem Tone auf der Reitbahn zu einem Scholaren, der sich sehr ängstlich und ungeschickt bewies!

»Nun, in der Luft kann man doch nicht hängen bleiben,« erwiederte der Gefallene.

Halber Lohn.

Er schrieb ein Buch — wer kann es wehren? —
Dem heiligen Obscurantismus zu Ehren;
Er bekam eine Dose gar köstlich und fein,
Die Nießwurz geb' er sich selber hinein. F.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stuttgart, Ende November 1836.

Wir erfreuen uns eines gar muntern literarischen Treibens und Lebens; wenige Städte von gleichem Umfang werden (außer Leipzig, dem Stapelplatze des ganzen Buchhandels) mehr Buchhändler und Druckereien aufzuweisen haben, als wir. Was aber am besten beweis't, welch' eine Größe unsere Stadt in dieser Hinsicht erlangt hat, das sind die literarischen Fehden, welche sich zur Belustigung des Publicums von Zeit zu Zeit unter ihren literarischen Notabilitäten erheben. Zuerst hat der kleine Zoller sich groß gemacht — ein Mann von drei Fuß acht Zoll Höhe (nun Napoleon, Alexander, Cäsar waren ja auch nicht Hopfenstangen), der brillante Theaterkritiken schreibt, dann der berühmte Lewald, den der bekannte Saphir durchaus zu einem Soufleur machen will, da er doch nur Statist (in Brünn) war, sich erhoben. Darauf sind Gutzkow und Groß-Hoffinger (den man hier seit seinen Schriften über Franz I. und Joseph II. den großen Hofierer nennt), einander in die Haare gefahren, und haben sich, gleich Straßenbuben, im Kothe gewälzt, und einander mit ganz dicken Klumpen, mit ganzen Mistkarren von boue de Paris beworfen. Endlich aber standen die edelsten Männer, der Schlossermeister Courtin (der die vielen Schlüssel zur doppelten Buchhaltung und zur einfältigen Haushaltung schreibt, daher sein Beiname, der Schlosser, während er sich selbst den erhabenen Titel eines Professors der Handlungswissenschaften beilegt) und Elsner, genannt Robespierre, auf, und griffen sich an. Der Letztere hat sich wahrhaft europäischen Ruhm erworben, ihm dankt man nicht nur die richtigsten Aufschlüsse über die geheimnißvollsten Triebfedern von Napoleon's Handlungen, ihm dankt man nicht nur die einzig wahren, würdevoll geschriebenen, von unendlich viel Neuem und Gutem (nur schade, daß das Neue nicht gut und das Gute nicht neu ist) durchwebten Nachrichten über den nordamerikanischen Freiheitskrieg, sondern auch die ewig denkwürdige Entdeckung, daß das blutdürstige Ungeheuer, der wüthendste Schreckensmann der Revolution, Robespierre, den wir, gleich seinem Zeitalter, gänzlich verkannt haben — ein Muster von Tugend und Edelmuth, ein frommes, liebenswürdiges Lamm war, welches zu früh für das Wohl der Menschheit, von elenden, seinen Edelmuth nicht begreifenden Buben hingerichtet wurde. In seiner unerreichbar herrlichen Schrift über diesen Helden und Märtyrer der Tugend, über diesen Beförderer des Volksglückes, steht mehrmals, daß Robespierre ein edler Mann war, folglich kann es gar nicht anders seyn, und folglich hatte Hr. Elsner ganz recht, als er sich dem edlen Manne gegenüber vor dem Titelblatt mit der Guillotine und dem Gefängniß in Stahl stechen ließ — aber wahre Größe bleibt nie vom Zahn des Neides verschont, und der Schlossermeister Courtin, vom Neid über den Succeß des neuen Robespierre geschwellen, hat denselben in einem neu begründeten Blatte, den Verkündiger, sehr angegriffen und heruntergemacht, worauf Elsner (Robespierre) sehr mäßig, wie es einem Lobredner der Tugend geziemt, — geantwortet, und ihn gassenbubenmäßig geschimpft hat. —

Ein Freund, welcher so eben bei mir eintrat, und mich unterbrach, frug, da er das vorliegende Blatt durchgelesen, warum ich solche Einzelheiten über Leute, die kein Mensch auf der Welt kennt, nach Leipzig schreibe, ich erwiederte ihm aber und gebe allen meinen Lesern die Nachricht, daß Leute, wie die genannten, in der ganzen Welt sehr bekannt sind, der kleine Zoller durch seine großen Kritiken über Seidelmann in der Didaskalia, Lewald, durch seinen Seidelmann und das deutsche Theater, durch seinen achttägigen Aufenthalt in Paris, und durch seine Verbindungen mit dem Grafen Salm (als er Statist in Brünn war) und durch seine Uebersetzung der Europa aus dem Englischen und Französischen, Gutzkow durch seine Wally und Groß Hoffinger durch seinen König, durch sein Pasquill und seinen Panegyrikus über Oesterreich, Courtin durch sein Schlosserhandwerk und Elsner durch seinen Robespierre.

Kann man berühmtere Personen zum Gegenstande einer Correspondenz wählen? Kann man die Blüthe des Buchhandels deutlicher beweisen, als dadurch, daß solche Männer (von Schilling und Menzel, divi fratres, obgleich Feinde, gar nicht zu reden) an einem Orte versammelt sind, um für den Ruhm der deutschen Literatur zu wirken? Hat Leipzig solche Leute aufzuweisen?

Das allgemeine Gespräch über die Eisenbahnen hat auch hier seinen Wiederhall gefunden, und die Reichen wissen nun auf einmal, wo sie ihr Geld lassen sollen. Mit ungeheurer Vehemenz ward darauf losgegangen, das Capital von 30 Millionen wäre leicht zusammengebracht, da im Lande mehrere Particuliers sind, die bis auf 20,000 Fl. und mehr, ja Einzelne, die gar bis auf 100,000 Fl. im Vermögen haben. Daß unser Ländchen etwas hügelig, ja man könnte sagen, bergig ist, hat nichts zu bedeuten, das gibt den Eisenbahnen Abwechselung, und gibt Nahrung unter die Leute, denn man hat zwischen hier und Friedrichshafen am Bodensee bereits sechshundert zwei und siebenzig Stellen bezeichnet, woselbst Cavallerieregimenter von Vorspannpferden stationirt werden sollen, um die Dampfwagen, wenn man damit an die Berge kommt, hinaufzuziehen — der Vorschlag, an diesen Stellen die Passagiere selbst vor die Maschine zu spannen, fand nicht allgemeinen Anklang; desto mehr Anhänger erhielt ein zweiter Vorschlag, der nämlich, das ganze Land zu planiren, d. h. nicht mit Leimwasser, wie die Buchbinder, sondern ordentlich mit Hacke und Grabscheit die Berge abzutragen, die Thäler auszufüllen, die Flüsse in ihrer ganzen Länge zu überwölben und sie zu unterirdischen Canälen zu machen, worauf dann mit viel größerer Bequemlichkeit Eisenbahnen anzulegen und Dampfwagen zu brauchen seyn würden.

N. O.

Nervenprobe.

Wollt ihr der Welt beweisen,
Ihr seyd so stark, wie Eisen,
So leset ohne Schaden
Ein ganzes Buch — Balladen. F—r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 307. (VII. Jahrgang.) Freitag, den 23. December. 1836.

Strauß und seine Gegner.

(Schluß.)

Woher aber die Ideenfülle der evangelischen Lehre, woher der göttliche Nimbus der heiligen Größe des Herrn? Hier ist weit mehr, als das A. T. (S. 71 u. 73), mehr als menschliche Ideen, hier ist göttliche Offenbarung in Geschichte. Wiederholen sich denn nicht in der Geschichte Charaktere, Thaten, Begebenheiten, konnte sich also die A. Testamentliche Historie in dieser oder jener Einzelheit nicht wiederholen, wäre das etwas Unmögliches, Unbegreifliches, ja soll denn, da die Geschichte nur aus der Vergangenheit hervorgeht, und jeder Moment der Weltgeschichte seine Wiege in etwas bereits Geschehenen, Vergangenen findet, das Evangelium allein ohne historische Basis seyn, d. h. unsere vier Evangelien keinen A. Tlichen Charakter haben? Das wäre ein komisches, nichts sagendes Postulat, wodurch die Geschichte, also die Evangelien allerdings Mythen würden. Allein man mache das Postulat nicht, weil die Geschichte in der Vorzeit, der Mythus im Reiche der Dichtkunst festrankt. — Die erste Christengemeinde bestand aus keinen eminenten geistigen Kräften, die solche Ideen ersinnen und sie in einen Mythus hätten niederlegen können; sie mußte ihre Nahrung aus Thatsachen ziehen. Um diese herbeizuschaffen, durchforscht Strauß ängstlich und emsig das A. T., da müssen die evangelischen Geschichts-Substrate sich auffinden lassen. Daß ist so ärmlich als eitel! Er meint, die wenigen einfachen historischen Daten über Jesus von Nazareth hätten der ersten Gemeinde nicht genügen können, ihr Glaube hätte eines tiefern, materiellern Grundes bedurft, darum hätten sie ihre einfache Geschichte vernichtet, um aus dem A. T. einen andern Christum zu construiren. — Gut. — Warum aber glaubten die Juden nicht an diesen A. Tlichen Messias, oder welches Interesse konnten die Heidenchristen an solchem rein jüdischen Ideal (S. 72) haben? Jene glauben nicht, weil der Christus der Evangelien in seiner geschichtlichen Erscheinung über dem A. T. stand, also ihm nicht conform war, und diese glaubten, weil sie in dem historischen Christus eine ebenfalls außer dem A. Tlichen Kreise stehende, nicht eng jüdische, eine göttliche Persönlichkeit fanden. Wären die prophetischen Schriften nur Quellen unserer Evangelien, so gab es noch manche treffliche Ideen der Propheten, welche in den Evangelien nicht alsbald realisirt sind, wie z. B. der unbedingte Ruf an die Heiden Jes. 2 u. Luk. 9, 54, wo ja die Mythe geradezu vom A. T. sich abwendete; auch möchte die Form unserer Schriften eine gefälligere seyn. — Freilich ist Strauß in seiner zuversichtlichen Art von vornherein befleißigt, alles Gerede, warum dieses und jenes nicht so oder so sey, zu verwerfen. Allein da er uns unser Evangelium deutet, warum sollten wir seinen Mythus nicht deuten dürfen; wir, die wir im Posseß sind, vertragen sein Gerede, wie sollte er, als Litigator, nicht das unsrige ertragen müssen. Was wir haben, wollen wir behaupten, weil wir wissen, was wir glauben, während er mit seiner Neuigkeit erst geprüft werden muß; wir hören ihn an, er höre uns, wir nehmen das Beste aus dem Seinigen, er aus dem Unsrigen — und sollte es von beiden Seiten nur ein Negativum geben, was wir nicht glauben.

War an Christo gar nichts Ausgezeichnetes, wie verfiel man wohl gerade auf ihn, den Unbekannten, während man in Hillel, Schamai, Gamaliel, Johannes d. T., Paulus historisch bekannte Personen hatte, deren historische Bedeutsamkeit einem Mythus wohl zur Unterlage dienen konnte? Hatte Jesu Lehre nichts Eigenthümliches, Ausgezeichnetes, warum denn gerade seine Lehre? Zur Antwort, hier ist historische Nöthigung keine poetische Wählerei. Aber I. 58 u. 73 stellt Strauß alle betrügerische Absichtlichkeit der Mythenschreiber in Abrede, und sagt hierauf übereinstimmend II. 341: Nicht als ob sie das mit schlauer Absichtlichkeit, und selbst von der Nichtigkeit ihrer Auslegungs- und Schlußweise überzeugt, gethan hätten, sondern wie es dem, der in die Sonne gesehen, ergeht, daß er noch längere Zeit, wo er hinsieht, ihr Bild erblickt; so sahen die Apostel durch ihre Begeisterung für den neuen Messias geblendet, in dem einzigen Buche, das sie lasen, in dem A. T., ihn überall, und ihre in dem wahren Gefühle der Befriedigung tiefster Bedürfnisse gegründete Ueberzeugung, daß Jesus der Messias sey, ein Gefühl und eine Ueberzeugung, die wir noch ehren, griff, so-

bald es sich um reflexionsmäßige Beweise handelte, nach Stützen, welche längst gebrochen sind, und selbst durch das eifrigste Bemühen einer hinter der Zeit zurückgebliebenen Exegese nicht mehr haltbar gemacht werden können. — — Das ist auch Gerede, denn wenn Jesu Persönlichkeit so imponirt hatte, was suchten sie da nach fingirten Stützen, die Persönlichkeit war ja historische Wirklichkeit, also die beste Stütze? War ihnen in Christo das gegeben, was sie uns in den Evangelien geben, nun so haben wir Geschichte; sollen sie aber auf Christus erst Alles übergetragen haben, was sie von ihm erzählen, woher nähmen sie das, wie kamen sie darauf, solch' göttlichen Charakter darzustellen, und wie vermochten sie es? Es kann nicht anders seyn, sie sind dann die geistreichsten, gebildetsten Männer, und waren sie diese (§. 56), so täuschten sie absichtsvoll, da ist kein Ausweg, denn sie mußten Geschichte von Mythe, noch dazu eine, die über das A. T. hinausging, wohl zu unterscheiden wissen. Auch schildert Strauß in obigen Worten nur Phantasten, die dem Reiche der Dichtkunst gänzlich verfallen, nur phantasmagorische Gebilde und magische Naturen, und darum einen Mythus schauen. Die Evangelisten und ein Paulus sind fromm-erleuchtete, besonnene Männer, die zwar wohl einmal (2. Cor. 12, 2 ff.) in frommer Extase, nicht aber in einer immerwährenden dichterischen Ueberschwenglichkeit, wie Strauß oben schildert, sich befinden konnten; davon zeugt der besonnene, verständige Charakter der neutestamentlichen Literatur. Sie waren Leute, deren Auge, von keiner Sonne geblendet, das historische Bild des Erlösers recht anzuschauen vermochte, und wo das Licht der Geschichte strahlt, ergibt sich ein Glanz, den jedes Auge verträgt. — Doch Strauß (II. 736) fährt fort: Wie der Gott des Plato auf die Ideen hinschauend, die Welt bildete: so hat der Gemeine, in dem sie veranlaßt durch die Person und Schicksale Jesu, das Bild ihres Christus entwarf, unbewußt die Idee der Menschheit in ihrem Verhältnisse zu Gott vorgeschwebt." — Welche Widersprüche! Gab die Persönlichkeit und das Leben Jesu dessen Bild her, nun so war ja dieses nur historisches Resler, was wir eben in den Evangelien finden, was bedurfte es nun weiterer Aggregate, da die Geschichte sie lieh; ob den Evangelisten unbewußt oder bewußt das Verhältniß der Menschheit zur Gottheit vorschwebt, thät hier gar nichts zur Sache, wenn sie nur mit treuem Pinsel jenes Bild von der Geschichte entnahmen. — Strauß fährt fort: die Wissenschaft unserer Zeit aber kann das Bewußtseyn nicht länger mehr unterdrücken, daß die Beziehung auf ein Individuum nur zur zeit- und volksmäßigen Form dieser Lehre gehört. Schleiermacher hat ganz Recht gehabt, wenn er sagte, es ahne ihm, daß bei der speculativen Ansicht für die geschichtliche Person des Erlösers nicht viel mehr als bei der ebionitischen übrig bleibe." — Die Wissenschaft würde dadurch nicht reicher werden, wenn sie die Geschichte in einen Mythus verwandeln wollte, eine Wissenschaft, die nicht von vorgefaßten Meinungen ausgeht, sondern die Wahrheit liebt, wird auch das historische Individuum um der Wahrheit willen zu schätzen wissen; ja sie wird um so mehr das Historische festhalten, je mehr die Identitätsphilosophie das ganze Seyn in hohle Ideen verflüchtigen will und im bachantischen Taumel um Phantome kreischt, die mit ihr selbst nichts sind. Das Wort Schleiermacher's hätte den Dr. Strauß eben belehren sollen, wie die neueste Speculation, der er huldigt, Alles aufhebt, weil sie nichts voraussetzt, als sich selber, und da hat sie nun eben nichts, ist nichts und gibt nichts. Schleiermacher warnt, Dr. Strauß sollte die Warnung beherzigen, denn seine Speculation ist ein magischer Ring, darum ohne Anfang und Ende, ohne Sinn und Wesen.

Als Hauptmotiv des Mythicismus im N. T. stellt sich heraus: 1) Es sind allezeit einige Mythen darin vorgefunden. 2) Im ganzen Stoffe findet sich Widersprechendes, Unhistorisches. 3) Die Mythe läßt sich durch die Evangelien leicht durchführen. — Allein in allen historischen Schriften der alten und mittlern Zeit findet sich Sage, Widersprechendes, Irrthum; darum ist es noch Niemandem eingefallen, den Livius, Herodot, Tacitus, den Jornandes, Matthäus von Paris, Wilhelm von Tyrus ꝛc. ꝛc. für Mythenschreiber, ihre Schriften als Mythen auszugeben. Aber jeder historische Charakter läßt sich mythisch bearbeiten, und wenn sonst der Bearbeiter nicht ganz prosaisch ist, trefflich durchführen, so Muhamed, Gregor VII., Friedrich der Hohenstaufe, der große Friedrich von Preußen, Napoleon. Daß es so sey, wird Dr. Strauß zu seiner Verwunderung, und wir wünschen zur Berichtigung seiner Ansicht vom Leben, aus der Schrift ersehen haben: Auszüge aus der Schrift: das Leben Luther's, kritisch bearbeitet vom Dr. Casuar, Mexico 2836. Herausgegeben von Jul. Fr. Wurm. Tübingen 1836. Diese Schrift erscheint zwar 1000 Jahre zu früh, allein was schadet's? die des Dr. Strauß kommt 2000 zu spät.

Noch müssen wir bei Strauß auf eine arge Consequenzmacherei aufmerksam machen; er nimmt Alles an und gibt nichts zu, je mehr man aber ihm zugibt, desto schwächer erscheint er; das kommt daher, weil er die Schrift ganz vom Standpuncte des 17ten Jahrhunderts seinen Gegnern hinstellt, den Standpunct, den er ihnen anweis't, sollen sie nicht verlassen, durch die alte Orthodoxie bindet er ihnen die Hände, damit er als ächter Licentiat frank und frei, bald vorn, bald hinten, bald von den Seiten sie angreifen konnte. So läßt er sich selbst die meiste Freiheit. Er dringt seinen Gegnern auf: Kein Evangelist widerspricht dem Andern, überall ist Harmonie; kein Evangelist hat eine besondere Tendenz; nichts Einzelnes ist sagenhaft, nur das Ganze. Indem er seinen Gegnern überall Harmonie, Vollkommenheit, Authentie in den Mund legt, nimmt er ihnen dieß Alles mit seinem mythischen Scheermesser stückweise wieder, zeigt Discrepanz, Mangelhaftigkeit, Irrthum. So z. B. wenn es ihm frommt, wie II. 50, läßt er Johannes passiren, sonst aber spricht er keinem Evangelium mehr die Authentie und historische Wahrheit ab, als dem vierten; so macht er es mit allen Evangelien, benutzt sie aber, wenn es ihm convenirt. — Das nennt man ein mythisches Verfahren. Daraus geht aber hervor, daß seine Gründe oft weit hergeholt, seine Annahmen sehr gesucht sind, vergl. z. B. I. 633 die Scene mit Nicodemus. S. 280. 288 ff. die Geschichte vom zwölfjährigen Jesusknaben. S. 199 *οἰκουμένη* bei der Schatzung. Er läßt die Evangelisten keinen Irrthum begehen, weil dieser dem Mythus (der selbst ein Irrthum ist) dienen muß. — Hier fällt uns ein, der Name Jesus hätte wohl auch mythisirt werden können, was nicht geschehen ist; es ist Schade, daß Dr. Strauß die Bedeutung dieses Namens nicht aus dem A. T. nachweisen konnte, weil es da be-

deutendere Namen gab, wie Friedefürst, Raubebald, Eilebeute, welche die Mythenschreiber allerdings nicht beachtet haben. Schließlich rügen wir, daß es dem sonst so gründlichen Verf. nicht gefallen hat, zuvörderst den Grund seiner Gegner durch eine ihm convenable Kritik der Quellen und Entstehungsart der Evangelien auf seine Weise zu zerstören; daher kommt es, daß seinem Worte eine Hauptbasis abgeht, indem er diese Kritik seinen Gegnern annoch überlassen hat. Hieraus ergibt sich aber eine gewisse Breite im Buche, nämlich die Bestreitung der Authentie der Evangelien kann Strauß nicht umgehen, da er sie aber nicht von vorn herein auf einmal abmacht, so kommt die Opposition in vielen sich wiederholenden Noten zum Vorschein, was sehr ermüdet, namentlich die ewige wiederkehrende Bekämpfung des johanneischen Evangeliums. Vielleicht hat der Verf. mit Vorbedacht diese Kritik nicht summarisch gehandhabt, um (wie wir oben das Proteusartige rügten) freien Willen im Gebrauch der Evangelien pro und contra zu behalten, was aber kein redlicher Kampf ist. Darum erwarten wir von Strauß besagte Kritik; er wird seinen Gegnern dadurch den Kampf zwar erleichtern, aber sein Werk gewinnt an Einheit, Vollständigkeit und doch auch an Bündigkeit. — Hiermit endigen wir unsere Kritik, gewiß sine ira et studio, aber doch angesteckt vom mythischen Geiste, wenn wir sagen, daß, wenn der mythische Idealismus alles Historische negirt, man einen Schritt weiter gehen, den Dr. Strauß mit seiner geistigen Schrift idealisiren, und also diese Schrift oder ihren Inhalt nur als eine Idee annehmen könne.

Gesetzt nun, die Erscheinung und das Wort Christi, wie die Evangelien es schildern, wäre nichts als ein Mythus, seine Lehre, dessen didaktischer Theil, also das Ganze nur Idee: so müßten wir jedenfalls behaupten, daß zu keiner andern Zeit und in keiner andern Schrift Gottes Offenbarung unmittelbarer, herrlicher und segensreicher der Menschheit zu Theil geworden, als in den mythischen Zeiten und Schriften des Evangeliums, daß keine Idee erhabener und von größerm Einfluß auf die wahre Bildung und auf das Heil der Menschheit gewesen sey, als die Christusidee, die solche Lehre in sich entwickelte, und solche Anbetung erzeugte, wie sie die Christenheit nun schon seit zwei Jahrtausenden hegt, und daß die Männer, die diese Idee zuerst auffaßten, ausbildeten, aussprachen, deren Geist also der Urquell des Christianismus wäre, die ausgezeichnetsten Gottesgesandten, größten Weisen, ja Jeder von ihnen ein rechter Messias gewesen wäre, denen nichts fehlte, als daß sie von sich rühmen könnten, und das in und an sich erlebt hätten, was sie von ihrem Messiasideal erzählen; und das wäre das Historische, was selbst die Idee, der Mythus hergeben müßte. Selbst das Zeitalter, welches vier solche Männer aufzuweisen gehabt, bliebe darum das Ausgezeichnetste in der Weltgeschichte, und Alle, die an dieser Idee und für dieselbe gearbeitet und gelitten hätten, stets ehrwürdig und groß; ja daß auch unsere Zeit, in wiefern sie ihre herrlichste Geisteskraft, ihre Hoffnungen und Bestrebungen, dieser Idee zuwendete, sich an ihr nährte, kräftigte, heiligte und beseligte, sich für etwas Großes und Heiliges mühe, da dann nichts Größeres erstrebt werden könnte, als diese Idee in das Leben einzuführen, eifrig für die Ausbildung und Beseligung des Menschengeschlechts zu verwenden, und nächst Gott nichts Höheres zu schauen, als das in Christo dargestellte Ideal. Aber — und das stellt sich durch den Mythicismus heraus, das ist der große Nutzen, den die in Rede stehende Schrift haben wird — um wie viel mehr gestaltet sich dieß Alles, um wie viel leichter ergibt sich der bezielte Segen, wenn wir wissen und glauben, daß jene große Idee in Christo, personificirt auf Erden erschien, das heilige Wort nicht ideale Schilderung, sondern reelle Leistung, das Wort im Fleische erschienen, die Christuslehre nicht Frucht poetischer Phantasie oder hierarchischer Verständigkeit, sondern die eines reichen Geistes, voll Gefühls eines heiligen Herzens, die That eines göttlichen Willens, mit einem Worte göttliche Offenbarung, und deren Kern sey: Jesus Christus gestern und heute derselbe und in Ewigkeit."

Was wäre weiter hinzuzufügen, als daß in so ernstem und des Heils bedachtem Sinne und mit so trefflichen Mitteln Begonnenes die allgemeinste Anerkennung und Nachachtung, so wie den sorgfältigsten Nachbau erführe?

Die Ausstattung ist typographisch sehr schön, die Correctur äußerst sorgfältig, das Papier weiß und dauerhaft.

B. S.

Taschenbücher.

Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 6 Stahlstichen. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer.

Die äußere Ausstattung dieses Taschenbuches ist recht schön. Die Stahlstiche sind in England gearbeitet und zeichnen sich vor vielen deutschen rühmlich aus. Es sind Portraits, deren drei, zu der „Gallerie aus L. Byron's Werken" gehörend, Zuleika, Gullayaz und Myrrha darstellen, die drei andern sollen eine kleine Skizze „der Störenfried" veranschaulichen. — Die Perle der Erzählungen ist L. Storch's Novelle „die Dämonen der Vesper," die auf Sicilien spielt und durch blühende Sprache, anziehende Darstellung und interessanten Stoff den Leser fesselt. Außer dieser enthält das Rhein. Taschenbuch: „Eine englische Criminalgeschichte" von J. Schopenhauer, deren Inhalt bekannt ist; „der Nachsteller und das Sonntagskind," ein Mährchen ohne große Bedeutung; „die goldene Hochzeit," eine Erzählung von Mara L***, die sehr einfach und ziemlich langweilig ist; „die Kartenschlägerin," ein interessantes Genrebild von H. Künzel und „der seidene Thomas," eine Geschichte nach irländischen Chroniken, erzählt von Adrian. Noch findet sich in dem Taschenbuche eine Erzählung „Hal Mehi Cantimire," die wir keine Lust hatten zu lesen. Gedichte sucht man vergebens. —

Urania. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Brockhaus.

Die Stahlstiche sind im Ganzen gut, wenn auch dies und das in demselben getadelt werden möchte. A. v. Humboldt, dessen Bild voransteht, sieht ziemlich finster aus, wer weiß, weßhalb? — Die Unterhaltung beginnt L. Schefer mit einer kleinen Erzählung „die Prinzeninseln," die, wie alle Novellen desselben, nur Wenige ansprechen wird. — Des Freiherrn von

Eichendorff Novelle „Schloß Dürand" ist düster, mitunter verworren, pathetisch, mehr Skizze als Ausarbeitung. — Emer. Scävola's „Adoptivvater" ist ein Bild eigenthümlicher Art, aus dem Leben gegriffen, mit Wahrheit geschildert, wenn auch zu Anfang nicht besonders anziehend, doch im Verlaufe der Erzählung fesselnd. — Am Ende, wie gewöhnlich, tritt L. Tieck auf; diesmal hat er es mit „Wunderlichkeiten" zu thun, die aber nicht wunderlicher Art sind, sondern „Narrheiten" genannt werden müssen. Einzelnes in dieser Novelle ist sehr schön, Anderes unerquicklich.

Literarischer Beobachter.

[Stralsund d. 20. October 1836.] Es ist schon in der Zeitschrift: Unser Planet, und in so manchem andern achtbaren Journale der aus der Luft gegriffenen Behauptung, daß sich in Berlin eine pommersche poetische Schule gebildet haben solle, widersprochen worden; dennoch wird dieses in dem Echo der gebildeten Welt, herausgegeben von August Lewald wiederholt. Diese Albernheit ist eine armselige Erfindung eines Herrn Recensenten, aber ein Echo für die gebildete Welt sollte es doch nicht wiederholen, wenn man es ihm nicht zur Entschuldigung gereichen lassen will, daß ein Echo sinnlos das nachruft, was man ihm zuschreit. Hier scheint dies im strengsten Sinne auf Wahrheit zu beruhen, denn es wird in diesem Echo, bei Gelegenheit, wo des Frühlingsalmanachs einiger junger Dichter in Berlin gedacht wird, diese schale Witzelei — wenn man es so nennen kann — wieder aufgewärmt, und der Aufsatz führt die Buchstaben K. G.

Wir wissen hier in Neuvorpommern und auch in dem übrigen Theile des Herzogthums Pommern von keiner poetischen Schule und unsere hier lebenden Dichter, wie die frühern, auf die wir stolz sind, ein Ramler, Kosegarten, Ch. Carl v. Kleist, Hagemeister ꝛc. sind weit entfernt, eine Schule zu bilden. Sie folgen anspruchslos ihrem Genius, und glauben nicht, daß sie sich durch einen Verein einen höhern Werth geben können, als Jeder von ihnen besitzt, und überlassen ruhig dem Publicum die Entscheidung darüber. Wir müssen daher förmlich gegen die grundlose Behauptung einer pommerschen Dichterschule protestiren, damit nicht durch die fortdauernde Wiederholung einer solchen frechen Unwahrheit endlich doch hin und wieder der Irrthum Eingang finde, als existire eine solche Schule wirklich.

A — Z.

[Die preußische Aspasia.] Ein Recensent der Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel (herausgegeben von Varnhagen von Ense, zwei Theile) nennt Rahel eine preußische Aspasia. **Omne simile claudicat**, aber diese Vergleichung hinkt doch gar zu sehr. Er muß Rahel gar nicht gekannt, auch nie nur gesehen haben. Aspasia gehörte, wie man allgemein anzunehmen Ursache hat, zu den reizenden weiblichen Wesen, voll Anmuth und Grazie; die sogenannte preußische war in dieser Hinsicht von der Natur stiefmütterlich bedacht. Darüber nur ein schnödes Wort zu verlieren, wäre lieblos und nicht immer wohnt in einem schönen Körper eine schöne Seele, wie die Erfahrung dies nur zu oft lehrt. Man würde daher dies nicht erwähnt haben, wenn nicht eine solche aller Wahrheit widersprechende Behauptung veröffentlicht worden wäre. Mit eben dem Rechte könnte man die unfruchtbare Sandebene vor Berlin, den Wedding, das preußische Tempe nennen.

[Der beste Effect.] Achim von Arnim ließ den ersten Band seiner Schaubühne auf seine Kosten drucken und gab ihn der Realschulbuchhandlung in Berlin zum Debit, mit der Bestimmung, daß der Ertrag davon dazu verwendet werden sollte, kleine Kanonen für den Landsturm anzuschaffen.

Aber auch selbst dieser patriotische Zweck wollte dieser Schaubühne weder Käufer noch Leser verschaffen, und als man darüber in einer Gesellschaft in Berlin sprach, äußerte ein witziger Kopf:

„Am Besten wär' es, er schenkte die ganze Auflage seiner Schaubühne an die Landwehr zu Patronen, da würde sie noch den besten Effect machen."

[Seltenheit?] Die deutschen Dichter melden es als eine Seltenheit, daß Frankreich jetzt drei Naturdichter hat, Jean Reboul, Bäcker in Nimes; Dezoteux, Schuhmacher in Pas-de-Calais, und Adam, Tischler in Nevers. Selbst eine Berliner Zeitschrift erwähnt dies. Hier bestätigt es sich, daß man den Wald oft vor den Bäumen nicht sieht. Deutschland hat unstreitig eine unendliche Zahl von Naturdichtern, die man aber unbeachtet läßt. Berlin hat namentlich einen Kasimir (Pfefferküchler), einen Josty (Brauer), einen Heinzelmann (der die Gastwirthschaft in dem Locale des Hofjägers unter dem Namen Elysium, in Pacht hat), einen Schulz (Siegellackfabrikanten), und es gibt noch eine Unzahl von Dichtern, die sich, neben ihrem bürgerlichen Broterwerb auf dem Pegasus herumtummeln. In der Klosterstraße Nr. 92 liest man an einem Schilde: daß dort Gedichte für jede Gelegenheit angefertigt werden, und es gibt jetzt unstreitig für eine Karschin hier zwanzig. Zufällig ist dem Schreiber dieses ein Dienstmädchen bekannt geworden, das sich mit Versemachen beschäftigte, ihr Name verdient der Vergessenheit entrissen zu werden, sie heißt Illing. In Frankreich haben sich die ausgezeichnetsten Dichter dieser Naturdichter angenommen; in Deutschland ist dies aber nicht der Fall; das erlaubt der Brotneid nicht, obgleich Vielen die Lorbeerblätter wenig nützen können, da ihnen das Beste dazu fehlt, das — Schmorfleisch.

[Die Mitternachtszeitung.] Dieser Zeitschrift wegen bemerken wir, daß uns ein anonymer Brief zugegangen ist, in welchem der Correspondent Q — o bei seinem wahren Namen genannt, der Calumnie gegen Leipzig bezüchtigt und Manches aus dem früheren und jetzigen Leben des Herrn Correspondenten beigebracht wird, was dessen Ehre gewaltig verdächtigt. — Weitere Schritte zu thun, liegt uns besonders auch deßhalb nicht ob, weil es den Schein haben würde, als handelten wir nach dem jure talionis, dessen Uebung hier kleinlich und lächerlich seyn würde. Auch hat sich ja bereits ein silberner Posaunenklang vernehmen lassen, dessen Stärke und Eindringlichkeit den bösen Engel sicherlich aus dem Bereiche des Mitternachtszeitungsparadieses treiben, und sonach, wenn auch indirect und unwillkürlich, unser Interesse wahren wird. D. Red.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 308. (VII. Jahrgang.) Sonnabend, den 24. December. 1836.

Theaterberichte.

Mainz, Ende November 1836.

Unter den Concerten, die wir in der letzten Zeit hörten, war das der Gebrüder Enders, zweier hiesigen, jungen Virtuosen, das beste. Die jungen Leute beginnen zwar erst jetzt ihre musikalische Laufbahn, d. h. sie verlassen ihre Vaterstadt, wo sie einen guten Grund gelegt haben, gehen nach Paris und London, um sich weiter auszubilden und werden als tüchtige Künstler zurückkehren. Allein in dem erwähnten Concerte haben sie gezeigt, daß sie ihre bisherigen Lehrjahre gut benutzt haben. Das Concert konnte als Abschied von den Kunstfreunden der Vaterstadt betrachtet werden, und diese fanden sich in großer Zahl ein, wie man es bei Concerten hier keineswegs gewohnt ist. Der ältere Bruder spielte ein Violin-Concert von Stahl mit vieler Gewandtheit; der jüngere Bruder ein für das Cello berechnetes Duo von Moriz Ganz in Berlin, der auch ein Mainzer ist, und Hr. Enders spielte sein liebliches Instrument wunderschön, und des berühmten Landsmanns (Ganz) würdig. Sie ernteten Beide großen Beifall. — Als Zugabe erhielten wir noch ein gutes Clavier-Concert von Fräul. Stadtfeld, mehrere Mozart'sche Pieçen, gesungen von Fräul. Münch und Hrn. Neufeld, beide geschätzte Mitglieder unserer Bühne, endlich einige Declamationsstücke von unserm braven Schauspieler Cornelius. Auch der Leistungen unseres Orchesters müssen wir erwähnen, das die Ouverturen zur Vestalin und zu Egmont vortrefflich executirte. Sie sehen also, daß dieses Concert auch reich ausgestattet, und daß die kleine Spende, welche wir den jungen Leuten darbrachten, nicht als ein Viaticum betrachtet zu werden brauchte, denn der Genuß an sich war weit mehr werth, als wir zu geben hatten! —

Von Hrn. Rott's (aus Berlin) Gastspiel auf unserer Bühne könnte ich Ihnen einen weitläufigen Bericht schreiben, wenn es der Raum gestattete. Der Künstler zeigte sich uns von einer Seite, wie es von einem ehrenwerthen Künstler zu erwarten war, d. h. er bestach nicht durch Rollen, die auch einem Routinier oft Beifall erwerben, sondern er trat in Rollen auf, die großes Studium und künstlerische Gewandtheit voraussetzen, wenn sie für den Gast bedeutenden Erfolg haben sollen. Ich nenne Hrn. Rott einen der bedeutendsten Schauspieler, die gegenwärtig leben, die Natur hat ihn schon dazu gestempelt, denn er ist ausgerüstet mit einem scharfen Verstande, einer reichen Phantasie, mit einem männlich-kräftigen, schönen Organe und mit einer einnehmenden Aeußerlichkeit. Hr. Rott hat sich uns in etwa acht Rollen, meist in Shakespeare'schen Stücken, präsentirt, und uns Genüsse bereitet, wie wir sie lange nicht hatten, und wie wir sie auch lange noch nicht vergessen werden! Sein Hamlet war ein liebenswürdiger, kräftiger, schwärmerischer Jüngling, der sich, umgarnt von Lastern und Verbrechen, noch aufrecht zu erhalten vermag, um zu handeln wie ein Mann, aber nicht wie ein Schwächling, den die meisten Schauspieler aus Hamlet machen wollen. — Sein Shylok war nicht ein Tyrann, sondern ein Mann, der noch menschliches Interesse für uns hat, bei all' seiner Blut-Wuth; denn die unnennbaren Erniedrigungen seiner Stammesgenossen, die er rächen will, das ewige Erdulden einer unverdienten Schmach machen ihn zum Barbaren gegen Antonio! — Sein Richard III. ist ein wahres Meisterstück; aus ungeheuerer Bosheit und Heuchelei leuchtet hier noch immer ein gewisses fürstliches Ansehen hervor, es ist unmöglich, diesen Charakter wahrer zu zeichnen! — Sein Lear war eine tiefgegriffene psychologische Auffassung; er läßt den unglücklichen königl. Greis, wie ihn Shakespeare in poetischer Begeisterung sich dachte, über die Bretter schreiten. — Sein Cromwell war mit seltener historischer Wahrheit portraitirt, jeder Strich ein Theilchen des großen, kräftigen, heuchlerischen, hypochondrischen Protectors von England! — Sein Wallenstein war das Ideal künstlerischer Auffassung dieser Rolle; der kräftige Held besiegt Alles, was ihn umgibt, nur sich und seinen armseligen Sternenglauben nicht; Kraft und Schwäche durchdrangen sich in dieser Auffassung auf wunderbare Weise! — Ich unterlasse es, weiter von dem berühmten Gaste zu reden. Wollte man seine kühnen und meisterhaften Leistungen detailliren, müßte man viele Bogen schreiben, während doch zwei Worte schon sagen, was die vie-

len Bogen sagen würden, nämlich, daß Dr. Rott ein Genie und ein großer Schauspieler sey! —

Wie diesen Stern des Dramas, so kann ich Ihnen auch einen Stern der Oper anführen, der kürzlich einen Augenblick an dem Horizonte unserer Bühne verweilte, — ich meine Sabine Heinefetter. Wir hatten diese heimische Sängerin lange nicht gehört. Jeder war neugierig, ob die gepriesene Künstlerin noch die bezaubernde Stimme habe, die vor einigen Jahren alle Mainzer in Entzücken versetzte; sie war als Desdemona angekündigt, das Theater war überfüllt, Alles harrte, in seltsamer Spannung, der ersten Töne.... Siehe, da erschien Sabine Heinefetter, sang und siegte! Nicht nur hat ihre herrliche Stimme nichts verloren, im Gegentheile, sie hat gewonnen, d. h. sie ist vollendeter geworden! Die Töne quellen aus diesem lieblichen Instrumente mit einer Fülle, einem Zauber und einer seelenvollen Anmuth, daß man vor lauter Bewunderung nicht zu athmen wagt! Sabine Heinefetter steht jetzt auf der Höhe ihres Kunstruhmes, sie ist eine durch und durch gebildete dramatische Sängerin, und ist im Besitze einer Stimme, die nicht noch einmal in Deutschland vorhanden ist. Und auch diese Sängerin wird bald die Bühne verlassen, wird sich in Hymens Arme werfen und auf ihren Lorbeern ruhen, — denn man sagt, daß sich schon ein gräflicher Gemahl eingefunden habe. Beneidenswerther Graf! Wir haben hier unsere Landsmännin dieses Mal nur in drei Rollen gehört, sie sang die Rosine, die Amine und die Desdemona. Ich mag nicht über Einzelnes hier reden; aber sagen muß ich doch, daß Sabine Heinefetter noch die einzige Sängerin ist, von der man mit hohem Genusse diese italienischen Opern hören kann, — nur dieser Gesang versöhnt mit Rossini's und Bellini's Tändeleien! Man hat Sabine Heinefetter getadelt, daß sie sich nicht der deutschen, classischen Musik mit derselben Liebe und Sorgfalt hingegeben habe, als diesem modernen, leichten Gesange. Der Tadel hat Wahres. Indessen habe ich die Sängerin in Concerten Mozart'scher Piecen mit einer Virtuosität vortragen hören, die mich in Erstaunen setzte! Es ist also nur ein irriger Glaube, daß Sab. Heinefetter wähnt, bei Rossini größere Triumphe zu feiern, als bei Mozart und Beethoven. Was das Spiel dieser Künstlerin anlangt, so ist es von der Art, daß es selbst einer großen Schauspielerin noch Ehre machen würde! Die Eindrücke der Töne werden äußerlich durch sinnige Mimik und natürliche Bewegungen so deutlich wiedergegeben, der Vortrag ist so durchaus wahr und empfunden, daß man nicht genug erstaunen kann, zumal wenn man von den meisten Gesangskünstlern gewohnt ist, daß sie das Spiel ganz vernachlässigen. — Nachdem unsere gefeierte Landsmännin in Frankfurt noch einige Gastdarstellungen gegeben hat, geht sie nach Mailand, wo man sie erwartet, später nach Paris und London, was dann ihr letzter Kunstausflug seyn dürfte! —

Magdeburg, im December 1836.

Die hiesige Bühne wurde im Oct. a. c. unter der Direction des Hrn. Carl Beurer eröffnet. Derselbe ist zwar noch in Zürich Theaterdirector, ist deßhalb auch nicht hier, doch wird unser Theater unter seinem Namen von der Frau Doctor Klingemann (der Schwiegermutter des Hrn. Beurer), unter Mitwirkung eines hiesigen Chirurgen (wie Fama sagt) dirigirt. — Obgleich die erste Zeit nach der Eröffnung kein günstiges Resultat für das Bestehen der Bühne liefern konnte, so hat sich doch seit einigen Wochen im Publicum mehr nnd mehr die Lust, das Theater zu besuchen, wieder eingefunden, und wir hatten öfter Gelegenheit, das Haus außerordentlich gefüllt zu sehen. Es möchte das beinahe zu bewundern seyn, indem bis jetzt die Oper noch nicht organisirt ist, und Kenner und Liebhaber der Musik auf diesen Genuß verzichten müssen, da sie im Theater nur ein Schauspiel oder Lustspiel erwartet. Um so mehr aber macht es der Direction Ehre, dennoch das Publicum in so zahlreicher Menge in's Schauspielhaus zu locken, da wir weit entfernt sind, annehmen zu wollen, daß nur der Wille, den Abend auf möglichst anständige Art zuzubringen, jenes zum Besuche des Theaters veranlasse. Der Magdeburger wirft das Geld nicht weg, wenn er sich nicht seiner Sache (d. h. der Hoffnung, sich wirklich zu amüsiren) ganz gewiß ist. Aus diesem Beweisgrunde erhellt, daß doch ein Etwas da seyn müsse, was diese Schaulust veranlaßt habe, und hiermit kommen wir dahin, wo wir hin wollen. Allerdings ist von Seiten der Direction Manches geschehen, unserem Theater eine Anziehungskraft zu verleihen, was wir größtentheils in der Wahl der Stücke zu bemerken Gelegenheit hatten. Sie hat es versucht, die durch die fehlende Oper entstandene Lücke durch angenehme Neuigkeiten des Lustspiels, sowohl in Originalien als Uebersetzungen, auszufüllen, und es ist ihr trefflich gelungen. Dabei ist die Direction sparsam (fast bis zur Uebertreibung), im Haus- wie im Theaterwesen, schuldenfrei (was viel sagen will) und zählt unter ihrer Gesellschaft mehrere tüchtige Mitglieder. Sie möchte daher wohl besser, als manche andere frühere Direction des hiesigen Theaters bestehen können, denn bei diesen hatte das Nichtfinden der Existenz gewöhnlich einen Haken, besonders bei der letzten.

Wenden wir uns nun von der Direction zu den Mitgliedern, und lassen wir solche die Revue passiren; wie billig, zuerst die Damen. Unter diesen nimmt, hinsichtlich ihrer Leistungen, Dlle. Keller den ersten Rang ein. Wir sind der festen Meinung, daß diese anspruchslose, bescheidene Künstlerin jeder größeren Bühne eine Zierde seyn würde, da ihr hohes Talent und ihre reichen Mittel sie befähigen, sich auch bis zur Berühmtheit ausgezeichneten Künstlerinnen zur Seite zu stellen. Das Lustspiel ist besonders ihr Element, wo Anmuth und Grazie ihre Gefährtinnen sind. Möge sie noch recht lange die Unsere bleiben. Mad. Schunke, die wir bis jetzt nur wenig zu sehen Gelegenheit hatten, da sie im Ganzen wenig beschäftigt wird, bewährte doch in den Partieen, in denen wir sie sahen, den ihr vorausgegangenen Ruf einer braven Künstlerin, besonders als Emmy in „Bube und Dame." Als tragische erste Liebhaberin soll sie ungleich höher stehen, wie im Lustspiel, und wir wünschen wohl, uns bald davon überzeugen zu können. Mad. Haar (erste Heldin, Charakterrollen) ist uns eine alte, lieb: Bekannte, und steht nach wie vor in der besondern Gunst des Publicums, wie sie es verdient. Schade nur, daß uns schon lange der Genuß entzogen wurde, sie in wahrhaft ihrer würdigen Partieen bewundern zu können. Mad. Laddey (Mütter, besonders komische Alte) stellen

wir hinsichtlich ihrer Individualität und ihres äußerst routinirten Spiels zu den Vorzüglichen ihres Faches. Mit ersterer jede Rolle in Einklang zu bringen, versteht sie vollkommen, deßhalb ist sie stets Original, was man leider selten findet, weßhalb wir um so mehr ihr Verdienst anerkennen. Jede ihrer Darstellungen ist streng durchdacht, und gibt uns Gelegenheit, ihren stets Neues und dabei Gutes, Originelles schaffenden Geist bewundern zu können. Mad. Hilprecht (sentimentale Alte) verdirbt gerade keine Rolle; darin besteht auch ihr ganzes Verdienst.

Das ist unser Damenpersonal für größere Rollenfächer. Zu stark ist es nicht, obgleich manches Fach doppelt besetzt ist; das ist doch gewiß merkwürdig! Doch halt! bald hätten wir eine holde Priesterin Thaliens vergessen, die diesen Fehler des Referenten gewiß bitter rügen würde; wir eilen deßhalb, ihn gut zu machen. Fräul. Julie Börner (woher das mögen die Götter besser wissen, als wir, die wir es — wir sind beschämt wegen unserer Nachlässigkeit — vergessen haben; doch vielleicht kennt sie auch Deutschland!) debütirte vor einiger Zeit in dem großen Birch-Pfeiffer-classischem Glöckner von Notre Dame als Esmerelda, und wurde engagirt. Frl. Julie Börner, deren Schönheit wir, wie Mehrere im Publicum, classisch-orientalisch nennen, ist (jetzt fällt es erst dem Referenten ein, zu sagen, was die Wahrheit ihm befiehlt, um seine Schuldigkeit zu erfüllen) weder eine classische, noch eine gute, nein, nicht einmal eine mittelmäßige Schauspielerin. Beweis: wenn wir die Leistungen einer Schauspielerin geprüft haben, und sie dann mit dem Namen der Mittelmäßigkeit zu verherrlichen gedenken, haben wir jedenfalls davon abstrahirt, daß sie die der Künstlerin nöthige Bildung habe, daß sie das, was sie spielt, verstehe, daß sie endlich das natürlich richtige Gefühl besitze, haben aber gewiß gefunden, daß sie mit der Grundlage alles Comödienspielens: „dem Richtigsprechen der deutschen Sprache" vertraut sey. Frl. Julie Börner hat uns das Gegentheil hiervon bewiesen, deßhalb mag sie erlauben, daß wir ihre Leistungen unter die Mittelmäßigkeit stellen, sie selbst aber mit dem Namen: „Komödiantin" bezeichnen, und sie demzufolge auch nicht fähig halten, die kleinste Partie zu übernehmen (d. h. in unserm Sinne!). — Uebrigens hat die imposante Schönheit der Dlle. J. Börner manche Proselyten (d. h. Verliebte) gemacht, die zu ihrer Fahne schwören, und von denen Einer bereits in einem hiesigen renommirten (id est berüchtigten) Blatte ihr Lorbeern in die Schleife gewunden hat. Daß dieses in einem noch schlechteren Deutsch, als Dlle. B. spricht, geschrieben war, gehört vielleicht nicht hierher. — Unsere Chronique scandaleuse ist wieder etwas bereichert worden; das ist das Beste bei der Sache! Frl. B. ist schön, sehr schön; weiß ihre Schönheit zu benutzen, und verfolgt sonach das wahre Lebensprincip. —

Da wir uns nun einmal die Mühe genommen haben, über diese Dame ein Urtheil zu fällen, so halten wir es auch für unsere Schuldigkeit, noch einer im Garten der Bühne gepflegten zarten Pflanze zu gedenken, die als Dlle. Schreiber uns mitunter einen Begriff von Komödienspielen gibt. Um nicht noch langweiliger zu werden, als es vielleicht für Manchen schon der Fall war, bemerken wir nur in der Kürze, daß unserer Absicht nach Dlle. S. besser gethan hätte, im Hause ihrer Eltern zu bleiben; diese würden, bei ihrer Sachkenntniß, sie eher zum gewiß erwünschten Ziele, d. h. unter die Haube gebracht haben. Auf den Brettern wird ihr kein Ruhm erblühen.

Nun zu dem Herren-Personale.

Hr. Schunke (erster Liebhaber, Bonvivant) ist ein schöner talentvoller Mann, der die Mittel, die ihm die Natur im Uebermaß verliehen, trefflich anzuwenden versteht. Wir sahen ihn bis jetzt nur im Lustspiel, und fanden ihn, als Bonvivant, wo er sich stets edel und ungezwungen bewegt, ganz an seinem Platze. Als vorzüglich gelungen fanden wir die Partie des Grafen Langenau in „Bube und Dame." Sein Organ gehört zu den schönsten, die wir je zu hören Gelegenheit hatten; sein Spiel verrieth stets den denkenden Künstler. —

Hr. Meyer (erster Held) ist nicht ohne Talent, versteht aber nicht, es anzuwenden; daher mag es wohl kommen, daß er in einem Zeitraume von 12 Jahren (so lange ist er Schauspieler) zu keiner höhern Stufe, als wo er jetzt steht, gelangt ist. Seine Hauptforce besteht darin, nach Effecten zu haschen, was ihm immer, jedoch mit Aufopferung seines wahren Gefühls, gelingt; dadurch wird er Coulissenreißer; wir kennen dafür keine gelindere Bezeichnung, und können nicht umhin, jeden Künstler seyn Wollenden zu tadeln, wenn er Gebrauch von Kunstgriffen macht, die der wahre Künstler (d. h. der, den dieser Name mit Recht gebührt) verschmäht. Was erreicht er damit? Er verblüfft das Publicum, und vielleicht nur das gewöhnliche, einen Augenblick; dieses wird aber, nachdem ihm das Kunststückchen gelungen, Zeit genug finden, über die Thorheit augenblicklicher Hingebung nachzudenken, und der im Moment des vom Schauspieler herausgebrüllten Abgangs bis zum Enthusiasmus stürmend gezollte Beifall wird sich bald abkühlen und in bittern Tadel übergehen, je nachdem die Ueberlegung dem Rausche Platz macht. Hrn. Meyer's Streben geht, wie erwähnt, nur dahin, den momentanen Applaus zu erzwingen, gleichviel, auf welche Art es geschehe. Er versteht das, das ist gewiß; er gönnt dem Publicum kaum Zeit, über sein ohrzerreißendes Schreien, über seine oftmals ganz falsche Accentuirung, über sein häufiges unsinniges Versprechen nachzudenken. Daß er in 12 Jahren nicht höher gestiegen ist, ist für ihn schlimm genug; daß er aber sich jetzt obenein überschätzt, mit Arroganz auftritt, und den Magdeburgern Sand in die Augen zu streuen sucht, indem er ihnen von dem ihn an andern großen Orten, als Hamburg, Frankfurt a. M. gespendeten Beifall vorfabelt — deßhalb müssen wir ihn bedauern. Bescheidenheit ziert den Schauspieler; Arroganz läßt auf Unwissenheit schließen, und stellt ihn unter das Vorurtheil, besonders wenn der Arrogante noch auf einer so mittelmäßigen Stufe, wie Hr. M., steht. Daß die Direction den Fehler gemacht hat, Hrn. M. einen Theil der Regie zu übertragen, ist freilich zu beklagen, denn erstens muß dadurch seine Arroganz noch mehr bestärkt werden, zweitens ist ihm dadurch die Macht verliehen, sich die Rollen zuzutheilen, wodurch das Publicum im Nachtheil kommt. So geschieht es oft, daß er Rollen spielt, die er nicht versteht, und die er nicht zu behandeln weiß; er spielt sie aber, weil er sie Andern nicht gönnt. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß Hr. M. auf erwähnte Art das Publicum beleidigt, daß er sich unaufhörlich verspricht, daß er endlich gröbliche Sprachfehler macht, ist es

dann nicht eine Curiosität, daß er dennoch Regisseur ist? Daß er zwölf Jahre beim Theater ist (dabei aber weder Bühnen- noch Sachkenntniß im Allgemeinen erlangt hat), befähigt ihn doch nicht dazu! Hrn. Schunke trauen wir hierin weit mehr richtigen Tact zu. — Wie wir hören, will Hr. Meyer nächstens als Hamlet auftreten: wir wollen dies für Scherz eines losen Spottvogels halten. Sollte es dennoch Ernst, bittere Wahrheit seyn, so rufen wir Hrn. Meyer freundschaftlichst zu:

„— Das Schrecklichste des Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“

indem wir ihn zugleich warnen, die Nachsicht des hiesigen Publicums auf eine so harte Probe zu stellen.

(Schluß folgt.)

Auszug aus einem Briefe aus Dessau.

Die Wintervergnügen haben hier seit einiger Zeit schon ihren Anfang genommen, man gibt in den Locales des Hirsch und des Hrn. Wittmann solenne Bälle, bei denen es gewöhnlich an tanzlustigen jungen Herren fehlt, und die Damen, rings an den Wänden herum placirt, Bilder des Jammers und der Langeweile abgeben. Mehr als je, o tempora o mores! hängt man jetzt dem Vergnügen nach, öffentlichen Abendessen, die man bald Karpfen-, bald Wurst- und bald Muschel-Schmauß nennt, beizuwohnen. Dieselben nehmen täglich überhand, und die jungen Leute machen, nachdem die über Alles sich aufhaltende Bürgerschaft mit dem Glockenschlag 10 sich entfernt hat, bacchantische Gelage daraus, bei denen der Champagner in Strömen fließt. Nicht selten geschieht es, und wir könnten Beispiele anführen, daß man des andern Morgens erst die Letzten von solchen Gelagen mit bleichen, verschlemmten Gesichtern, vom Katzenjammer geschüttelt, zurückkehren sieht, und das sind gerade solche Subjecte, die sich über die kleinen Fehler Anderer am meisten lustig machen. —

Neulich fand hier ein Subscriptions-Ball statt, der vom jungen Cerf, Sohn des Commissionsrath Cerf, arrangirt war. Derselbe gefiel allgemein, und brachte in einem Jeden den Wunsch hervor, daß der lebenslustige Hr. Cerf sich recht bald veranlaßt sehen möchte, einen zweiten zu veranstalten.

Theater haben wir auch wieder seit einiger Zeit hier, und zwar unter der Direction des allgemein gekannten Heinrich Bethmann. Unter den engagirten Mitgliedern befinden sich einige, die wir mit Recht allen größern Bühnen als tüchtige und denkende Schauspieler empfehlen können. Dahin gehört 1) Dlle. Leonhard, für das Fach der ersten jugendlichen Liebhaberinnen, von einnehmender Persönlichkeit, schönem Organ und außerordentlicher Bühnengewandtheit. Mit Vergnügen erinnern wir uns ihrer Louise (in Cabale und Liebe), welche Rolle sie ganz vorzüglich durchführte. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß jeder Zoll an ihr Künstlerin ist, und gestehen offen, daß wir eine Schauspielerin, wie Dlle. Leonhard, bei der Bethmann'schen Gesellschaft nicht zu finden geglaubt haben; 2) ist Hr. Lohmeier, im Fach der Komik, auch ein sehr empfehlenswerthes Mitglied. Obschon wir ihn nur erst in einigen Rollen zu sehen Gelegenheit hatten, können wir ohne Scheu ein solches Urtheil über ihn fällen. Sein Hippolyt von Biberstein (Ich bleibe ledig), zeigte uns, daß er ein Schauspieler ist, der nicht nach dem Beifall der großen Menge hascht, ein Fehler, in den viele Komiker nur zu leicht verfallen, und frei von allen sonstigen Komödiantereien ist. Hrn. Findeisen haben wir nur erst in einer Rolle, als Musicus Miller, gesehen, und wir müssen aufrichtig bekennen, daß er Großartiges lieferte. Jedes seiner Worte zeigte, daß er in den Geist des Dichters eingedrungen war, und nicht blos seine Rolle gelernt, sondern auch studirt hatte. Unverzeihlich ist es daher vom Directorium, oder, besser gesagt, von der Directrice, daß es diesen wackern Schauspieler so sehr selten nur beschäftigt. Hr. Täschner, für das Fach erster jugendlicher Liebhaber, ist ebenfalls nennenswerth. Er eignet sich mehr für die Tragödie, als für das Conversationsstück, indem es ihn als Bonvivant an den nöthigen Humor fehlt. Zu seinen besten Leistungen zählen wir seinen Posa, den er zur allgemeinen Zufriedenheit spielte. Wir machen ihm über dieselbe unser aufrichtiges Compliment, und wünschen ihm Glück, recht bald an einer bedeutenden Bühne Engagement zu finden, sein Talent mehr und mehr auszubilden.

Zuletzt nennen wir noch Herrn Carl Bethmann junior, ein ebenfalls sehr brauchbares Mitglied, das Fach der höhern Komik (?) und das eines Baß-Buffos bekleidend. Er gefällt hier leider nicht, was daher kommen mag, weil er zu viel spielt, die Dessauer lieben den Wechsel, und dafür ist Herr Bethmann nicht. Möchte er doch weniger rollensüchtig seyn, und seinen Collegen auch dann und wann eine gute Partie zukommen lassen, das Publicum würde dies gewiß dankbar anerkennen.

Zum Schluß unseres Briefes nur noch einige Worte über das Gastspiel von Hrn. Hessen vom Hoftheater zu Hannover. Er trat als Carl Ruf (Schachmaschine), Ferdinand (Cabale und Liebe), Don Carlos und zweimal als Don Juan von Oesterreich auf, leistete in allen diesen Rollen nur Mittelmäßiges und gefiel trotz dem doch allgemein, namentlich dem schönen Geschlecht, denn in Tricots macht er sich recht stattlich. Wie wir hören, wird er noch den Januar hier bleiben, und versuchen, den Eindruck, den er gemacht, zu erhalten. Unter den engagirten Mitgliedern befindet sich ein junger Mann, Namens Benske, ein Schüler des großen Spontini, mit einer wunderhübschen Bariton-Stimme. Wir begreifen nicht, daß die Direction diesen talentvollen jungen Mann bis jetzt noch nicht hat auftreten lassen, sollte ihm vielleicht die Protection der Frau Directorin fehlen, so ersuchen wir sie hiermit höflichst, sie ihm angedeihen zu lassen, und dafür Sorge zu tragen, daß Hr. Benske recht bald beschäftigt wird.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 309. (VII. Jahrgang.) Montag, den 26. December. 1836.

Materialismus.

Sie ist nicht sanft, sie ist nicht schön,
Sie ist sogar pockennarbig,
Ihr Aug' ist graubraun anzuseh'n,
Ihr Haar ist hellrothfarbig.

Er ist ein Engel in Menschengestalt,
Mit süßem Madonnagesichte,
Und als sie sich sah'n, sie verstanden sich bald
Zur glücklichsten Liebesgeschichte.

In zärtlicher Lieb' entbrennet ihr Herz,
Sie lieben sich unaussprechlich,
Doch klüglich ist ihre Lieb' ohne Schmerz,
Sie essen und trinken gemächlich.

Das ist ein Mann, der sich vorgeseh'n,
Weit klüger, nach meinem Bedünken,
Als liebt' er Eine, wer weiß wie schön.
Und wollte nicht essen und trinken.

Fr. Niemann.

Das Halsband.

(Fortsetzung.)

Kurz nach der Geburt der Prinzessin Sophie erhielt die Königin von St. James, von einem reichen Finanzier, die Nachricht, daß Böhmer sich noch immer mit dem Verkauf des Halsbandes an die Königin beschäftige. Die Königin trug deßhalb der Frau von Campan auf, mit Böhmer über dieses Halsband bei vorkommender Gelegenheit zu sprechen. Diese fand sich bald. Den Sonntag nach erhaltenem Auftrage, begegnete Madame von Campan Böhmer in einem Saale der sogenannten großen Schloßzimmer, als sie in die Messe gehen wollte. Sie rief ihn an und er begleitete sie bis an ihre Vergitterung. Auf die Frage, ob er sein Halsband losgeworden, antwortete er, es sey schon verkauft an den Hof zu Constantinopel und befinde sich gegenwärtig in den Händen der Favoritsultanin.

Am nächsten Abend stattete Frau von Campan der Königin von der Zusammenkunft und Unterredung mit dem Juwelier Bericht ab, über welchen diese im höchsten Grade erfreut war und nur darüber ihre Verwunderung nicht bergen konnte, daß ein Halsband, welches zum Schmuck für Französinnen gearbeitet worden, in das Serail gedrungen sey.

Von jetzt an war lange Zeit am Hofe von dem Halsbande nicht weiter die Rede. Plötzlich wurde diese Ruhe gestört.

* * *

Im Jahre 1785 erfolgte die Taufe des Herzogs von Angouleme. Die Königin bestellte bei Böhmer das Achselband, die Schnallen und den Degen, womit das königliche Ehepaar bei dieser Gelegenheit das Kind beschenkte. Als Böhmer der Königin diese Stücke einhändigte, überreichte er ihr zugleich eine Note, in welcher es hieß: »daß er sich glücklich fühle, sie im Besitz der schönsten Diamanten zu wissen, die man in Europa kenne, und daß er sie bitte, ihn nicht zu vergessen.«

Die Königin trat in ihre Bibliothek, wo Frau von Campan eben ein Buch durchblätterte, und hielt dies Papier in der Hand. Sie las es derselben vor und meinte, da sie den verflossenenen Morgen die Räthsel im Merkur errathen hätte, so möchte sie auch die Lösung dessen zu finden suchen, was der Narr Böhmer ihr eben zugesandt habe. Nachdem sie dieser die Note vorgelesen, drehte sie dieselbe zusammen und zündete sie an einem Wachsstock an, der in ihrer Bibliothek zum Briefsiegeln beständig angezündet dastand.

Sie trug hierauf der Frau von Campan auf, von Böhmer sich eine Erklärung über dieses räthselhafte Billet geben zu lassen.

Nach Verlauf einiger Tage reis'te Madame von Campan auf ihr Landgut nach Cresby, wo sich um ihren Schwiegervater des Sonntags ein gastlicher Kreis zu bilden pflegte, in dem sich auch Böhmer bisweilen befand. Kurz nachdem die Frau von Campan hier angekommen war, erschien auch Böhmer. Jene knüpfte bald eine Unterredung mit diesem an, worin sie ihm Alles wörtlich wiederholte, was die Königin ihr aufgetragen hatte. Anfangs vermochte er, einer Marmorsäule gleich, kein Wort zu sprechen. Endlich, nachdem er die Sprache wieder erhalten hatte, frug er im höchsten Grade verwundert, wie die Königin den Sinn des Billets, welches er ihr überreicht habe, nicht habe begreifen können. »Ich selber habe es gelesen,« fuhr sie fort, »und nichts darin verstanden.«

»Was Sie betrifft, Madame!« entgegnete Böhmer, so wundert mich das nicht. Es findet hierbei ein Geheimniß statt, das Ihnen wahrscheinlich unbekannt ist.«

Er bat hierauf die Frau von Campan um eine Unterredung, welche ihm diese erst für den Abend, nachdem die Gäste nach Paris zurückgekehrt seyn würden, versprechen konnte.

Als die bestimmte Stunde erschienen war, begaben sich Beide in eine Gartenallee, wo sich folgendes Gespräch entwickelte.

M. v. C. Was bedeutet denn das Billet, welches Sie am Sonntage Ihrer Majestät beim Herausgehen aus der Capelle übergaben?«

B. »Das kann der Königin nicht unbekannt seyn, Madame!«

M. v. C. »Verzeihen Sie, sie hat mir sogar aufgetragen, Sie darum zu befragen.«

B. »Das ist blos Scherz.«

M. v. C. »Welcher Scherz, meinen Sie, könnte bei einer einfachen Sache zwischen Ihnen und der Königin statt finden? Die Königin kleidet sich sehr selten in ihren Staat, Sie wissen es ja; Sie haben mir selber gesagt, daß die außerordentliche Einfachheit des Versailler Hofes Ihrem Handel Schaden thue. — Sie fürchtet, daß Sie immer neue Sachen erfinden würden, sie hat mir daher ausdrücklich befohlen, Ihnen zu sagen, daß sie zu den Diamanten, die sie schon besitzt, auch nicht einen für 20 Louisd'or hinzukaufen werde.«

B. »Ich glaube es wohl, Madame, sie hat es auch weniger nöthig als jemals. Aber was hat sie denn über das Geld geäußert?«

M. v. C. »Sie sind ja längst bezahlt.«

B. »Ach, Madame, Sie sind im Irrthum. Man ist mir noch eine große Summe schuldig.«

M. v. C. »Was wollen Sie damit sagen?«

B. »Ich muß Ihnen schon Alles gestehen. Die Königin hält es vor Ihnen geheim; sie hat mein großes Halsband gekauft.«

M. v. C. »Die Königin? Sie hat es Ihnen ja abgeschlagen, sie hat es sogar dem Könige abgeschlagen, der es ihr schenken wollte.«

B. »Nun gut! Sie hat ihre Ansicht geändert.«

M. v. C. »Hätte sie dies gethan, so hätte sie es gewiß dem Könige wissen lassen. Uebrigens habe ich dieses Halsband niemals unter den Diamanten der Königin gesehen.«

B. »Sie wollte es am Pfingsttage tragen. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie es nicht gethan hat.«

M. v. C. »Wann hat Ihnen die Königin angezeigt, daß sie sich zum Ankauf Ihres Halsbandes entschlossen habe?«

B. »Sie selber hat nie darüber mit mir gesprochen.«

M. v. C. »Wer war denn ihre Mittelsperson?«

B. »Der Cardinal von Rohan.«

M. v. C. »Mit ihm hat ja die Königin seit zehn Jahren nicht ein einziges Wort gewechselt. — Sie sind bestohlen, lieber Böhmer, durch welche Intrigue, weiß ich nicht.«

B. »Die Königin stellt sich, als stehe sie mit dem Cardinal nicht ganz gut; aber er steht mit ihr sehr gut.«

M. v. C. »Was meinen Sie damit? Die Königin stellt sich blos so, als ob sie mit einer so ausgezeichneten Person des Hofes schlecht stehe? Im Gegentheil, die Fürsten stellen sich sonst eher, als ob sie mit einander gut stehen. Sie hat sich demnach vier Jahr lang gestellt, als wolle sie Ihr Halsband weder kaufen noch zum Geschenk annehmen, hat es aber doch endlich gekauft, und stellt sich, als könne sie sich daran nicht erinnern, weil sie es nicht trägt? — Sie sind ein Narr, guter Böhmer, und ich sehe Sie in eine Intrigue verwickelt, die mich für Sie zittern läßt. Als ich Sie vor sechs Monaten fragte, was aus dem Halsbande geworden und wo Sie es denn abgesetzt hätten, sagten Sie mir, Sie hätten es an die Favoritsultanin verkauft.«

B. »Ich habe so geantwortet, wie die Königin es wünschte; sie hatte mir ja durch den Cardinal Rohan diese Antwort anbefehlen lassen.«

M. v. C. Aber so sagen Sie mir doch, wie die Befehle der Königin an Sie gekommen sind?«

B. »Durch Schreiben, die von ihr eigenhändig unterzeichnet waren. Seit einiger Zeit bin ich genöthigt, dieselben manchen Leuten, die mir Geld geliehen, vorzuzeigen, um sie zu beruhigen.«

M. v. C. »Sie haben also nie etwas erhalten?«

B. »Verzeihen Sie; ich habe bei Ueberlieferung des Halsbandes eine Summe von 30,000 Franks in Cassenbillets empfangen, die mir Ihre Majestät durch den Cardinal einhändigen ließ. Sie können versichert seyn, daß er die Königin insgeheim sieht und spricht; denn er hat mir bei Uebergabe dieser Summe gesagt, daß sie dieselbe in seiner Gegenwart aus einer Brieftasche in ihrem Porcellansecretair, der in ihrem kleinen Cabinet steht, herausgenommen habe.«

M. v. C. »Das sind alles Lügen, und Sie sind sehr strafbar, daß Sie, obwohl Sie, vermöge Ihrer Stelle am Hofe, dem Könige und der Königin den Eid der Treue geleistet haben, sich ohne Wissen des Königs für die Kö-

nigin in Unterhandlungen einlassen, und zwar in einer so bedeutenden Sache.«

Einige Tage hierauf reis'te Madam von Campan nach Trianon, wo sich die Königin eben aufhielt. Sie hatte Böhmer den Rath ertheilt, den Baron von Breteuil aufzusuchen und ihm Alles zu entdecken. Allein Böhmer hatte dies nicht gethan, sondern hatte eine Audienz bei der Königin gesucht, die ihm abgeschlagen wurde. Als Madame von Campan hier angekommen war, erzählte sie der Königin, was sie mit Böhmer gesprochen, und von diesem über das Halsband erfahren hatte. Ihr Erstaunen und ihr Verdruß waren unbeschreiblich. Sie ließ sogleich einen Courier nach Paris abgehen, um Böhmer unter irgend einem Vorwande zu sich zu fordern. Er kam am folgenden Morgen. Seine Unterredung mit der Königin bestätigte das, was sie bereits von Frau von Campan erfahren hatte. Ihr Schmerz hierüber war tief.

»Abscheuliche Laster,« sagte sie, »müssen durchaus entlarvt werden. Wenn der römische Purpur und der Fürstenhut blos einen Gauner decken, der die Gemahlin seines Monarchen bloszustellen wagt, so muß ganz Frankreich und Europa es wissen!«

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, Ende November 1836.

Es gewährt wirklich eine Freude, wenn man die Blüthe des Erziehungswesens in Rheinhessen, und vorzugsweise in Mainz betrachtet. In den kleinsten Ortschaften der beste Volksunterricht, schöne Schulhäuser, gute Lehrer; in den Städten Anstalten für Jugendbildung, wie man sie nicht besser wünschen kann. In diesem Berichte jedoch will ich nur der neuen Organisation der Realschule in Mainz erwähnen, die sich so eben verwirklicht hat. Eine Realschule besteht zwar hier schon seit einigen Jahren; jedoch hat sie gegenwärtig eine größere Ausdehnung erhalten, dadurch, daß noch eine neue Classe für das kaufmännische Fach etablirt, mehrere neue Lehrer angestellt und ein tüchtiger Director in der Person des Professor Stoll an die Spitze gestellt worden ist. Jetzt erst vermag die Anstalt ihrem Zwecke zu genügen, und für diejenigen, welche in der Zukunft sich den Gewerbe und Handel treibenden Classen anreihen wollen, dasjenige zu leisten, was unser Gymnasium für die Studirenden leistet, und was unsere Elementarschulen für die untern Classen leisten. Es ist sehr nöthig, daß eine solche Anstalt zwischen dem niedern und höhern Unterricht in der Mitte steht; jener genügt dem gebildetern Bürger und Geschäftsmann nicht mehr, dieser beschäftigt sich mehr mit Dingen, die dem gelehrten Stande angehen. Was nützt dem Kaufmanne alle Kenntniß der alten todten Sprachen? Er will und muß mit dem Neuesten und Lebenden innig vertraut seyn, er will und muß mathematische und historische Kenntnisse besitzen, und von den schönen Wissenschaften braucht er nur so viel, um im Leben als gebildeter Mann sich präsentiren zu können. Mit einem Worte, die Realschulen, worin dieses Alles auf's gründlichste gelehrt wird, sind die Universitäten für die gebildetere Bürgerclasse, und haben zugleich den Nutzen, daß sie als Ableiter für die wirklichen Universitäten betrachtet werden können, woselbst man sich bisher, der Brotstudien willen, allzuzahlreich versammelte! Wäre das so fortgegangen, es hätte bald mehr sogenannte Gelehrte gegeben, als zu Belehrende! —

Unsere Stadt hat in der letzten Zeit einige empfindliche Schläge erhalten, von denen sie sich nicht so leicht erholen könnte, wenn es nicht gut um ihre innere Beschaffenheit stünde. Zuerst kamen die Nachtheile für den hiesigen Handel, welche durch den Beitritt Frankfurts zum großen Zollverbande entstanden. Man glaube nicht, daß dieses Verhältniß unbedeutend für uns gewesen sey. Die Speditionen nach befreundeten Staaten zogen großentheils wieder die Frankfurter Häuser an sich; die Blüthe des Colonialwaarenhandels, wie wir uns deren seit acht Jahren erfreut hatten, nahm eine rückgängige Bewegung; und die wenigen en gros-Etablissements für Manufacturen zogen es auch vor, nach Frankfurt sich zu begeben. Wir haben freilich auch offenen Verkehr mit Frankfurt dadurch gewonnen; allein das entschädigt nicht für den Verlust! — Sodann sahen wir ungefähr die Hälfte unserer Garnison, an 7000 Soldaten, von hier weggehen. Daraus entsteht für die Stadt ein unberechenbarer Verlust; man fühlt das schon jetzt, und man wird es noch mehr fühlen. Die Weggegangenen verzehrten ungeheure Summen hier, und die Summen blieben meist bei den mittleren Ständen, in welchen man sich um so wohler fühlt, je stärker die Consumtion der Stadt ist. Man hat sich freilich mit der Hoffnung getröstet, die reducirten Truppen würden mit dem nächsten Frühjahre wieder ersetzt; allein es ist kein wahres Wort daran! Wozu sollte man die Festungsbesatzung wieder verstärken? Sieht es etwa so kriegerisch in unserer Umgebung aus? Im Gegentheil; überall winkt Ruhe und Friede! So sehr wir unsere frühere Garnison wieder herbeiwünschten, so wenig ist uns mit leeren Hoffnungen gedient. — Endlich entstand uns auch dadurch ein ansehnlicher Verlust, daß die Hälfte unseres Kreisgerichts nach dem Städtchen Alzey verlegt wurde. In dem Maße, wie dieses Städtchen durch diese neue Ordnung der Dinge gewinnt, verlieren wir, und zwar nicht allein dadurch, daß eine Anzahl angesehener Familien von hier nach Alzey hat übersiedeln müssen, sondern mehr noch dadurch, daß die Leute von den fünf entfernteren Cantonen sich nicht mehr wegen ihrer Rechtshändel hierher zu verfügen haben. Und diese Rechtshändel brachten das Jahr hindurch viel Geld nach Mainz! Bei solchen Verlusten ist eins tröstlich, daß durch die glückliche Lage unserer Stadt inmitten einer reichen und herrlichen Gegend sich nach und nach in den mitleren Ständen ein Wohlstand begründet hat, der nicht leicht zu Grunde zu richten ist! —

Es hat sich im Großherzogthum Hessen ein neuer Gewerbeverein gebildet, dessen Entstehen man im ganzen Lande, und besonders in Rheinhessen, für sehr nützlich und zeitgemäß betrachtet. Den Gewerben, der Industrie, dem Handel eine möglichste Ausdehnung und Entwickelung zu geben, muß bei der stets zunehmenden Population die eifrigste Sorge der

Staatsregierung seyn; die Gewerbthätigkeit muß sich frei und regsam entfalten; es müssen sich neue und ausgedehntere Nahrungswege eröffnen, einmal, um der größeren Arbeiterzahl Beschäftigung zu geben, und dann, um die Urproductionen, welche bei Vervollkommnung der Landwirthschaft immer zunehmen, während ihre Preise in demselben Maße geringer werden, nützlich und vortheilhaft zu verarbeiten und zu verwenden. Blühende und thätige Gewerbvereine bedingen somit die Blüthe und den Wohlstand aller Unterthanen des Staats. Es konnte uns daher nicht wundern, daß unsere Staatsregierung einen bedeutenden jährlichen Beitrag an Geld dem neuen Vereine zur Verfügung stellte, und daß unser Großherzog mit Liebe den Verein protegirt, — liegt es ja in dem Zwecke desselben, die Staatswohlfahrt nach Kräften befestigen zu helfen! In der vor einigen Tagen stattgehabten ersten General-Versammlung zu Darmstadt werden schon einige sehr ersprießliche Maßregeln ergriffen, es werden Preise für einige Zweige der chemischen und technischen Industrie und Fabrication ausgesetzt, es werden aus der großen Mitgliederzahl die erfahrendsten Männer für die einzelnen Ausschüsse gewählt, und wir konnten überhaupt aus allen Verhandlungen entnehmen, daß es dem Vereine Ernst sey, Leben und Regsamkeit in alle Gewerbe zu bringen, um wenigstens durch die Concurrenz anderer Staaten nicht beeinträchtigt zu werden. „Wir sehen (sagen die vaterländischen Berichte), daß die Vereine von Männern aus der Mitte der Gewerbtreibenden, von Kennern und aufmerksamen Beobachtern der vaterländischen Industrie in Beziehung auf alle Hauptzielpuncte der zu nehmenden Maßregeln sehr wirksam sind. Durch sie erhält der Gewerbstand die Vortheile der Zünfte und Innungen, ohne deren Nachtheile; durch sie wird auch für die Staatsregierung ein Organismus von kunsterfahrenen Männern geschaffen, welcher ihr durch seine Auskunft, seine Belehrungen, seine Gutachten und Vorschläge, so wie durch sein Wirken, sowohl für zu treffende Maßregeln, als auch in einzelnen bestimmten Fällen, die größten Dienste leisten, und durch keine Behörde von Staatsbeamten ersetzt werden kann.“ Mögen die schönen Hoffnungen, die man hier zu Lande von diesem vielversprechenden neuen Gewerbvereine hegt, so gewiß in Erfüllung gehen, als der gute Wille der Gründer desselben aufrichtig und redlich ist! —

Die Theilnahme, welche sich im ganzen Großherzogthum, und namentlich auch bei uns, bei dem frohen Ereigniß der Vermählung des Prinzen Carl von Hessen mit der Prinzessin Elisabeth von Preußen kund gab, zeigt am deutlichsten, wie sehr man in diesem Lande an der fürstlichen Familie mit Liebe hängt, welche Liebe an Pietät grenzt! — Als die Neuvermählten in die Residenz zurückkamen, ward ihnen ein Empfang zu Theil, dessen Herzlichkeit unbeschreiblich ist. Aber auch in den andern Städten, selbst in kleinen Ortschaften, wurden gleiche Gefühle rege, und es äußerte sich die aufrichtigste Freude. Etwas später wurden Glückwunsch-Deputationen aus allen bedeutendern Orten an die großherzogliche Familie gesendet und auch aus Mainz gingen im Namen der Bürgerschaft einige der angesehensten Männer nach Darmstadt, um dem geliebten Fürsten die Wünsche dieser Stadt darzubringen. Ist ein solches patriarchalisches Verhältniß zwischen Fürst und Unterthanen nicht höchst erfreulich? Unsere Deputation brachte von Darmstadt die Versicherung mit, daß wir uns vielleicht sehr bald eines Besuches unseres geliebten Fürsten zu erfreuen hätten, eine Nachricht, die uns sehr erwünscht ist, da gerade die Rheinprovinz die einzige aller Provinzen ist, wo der Landesvater seit seinem Regierungsantritt noch nicht persönlich erschien. Man hat behauptet, das neuvermählte Paar werde bald wieder die Residenz verlassen, weil dem Prinzen Carl die Statthalterschaft von Posen zugedacht sey. Das war aber nur ein ungegründetes Gerücht, welches übrigens die Bewohner von Darmstadt sehr betrübte. Die Gattin des Prinzen Carl ist eine Dame von seltener Schönheit und seltenen Tugenden. Wir, die wir so glücklich waren, Prinzessin Elisabeth längere Zeit in unserer Mitte zu sehen, da der erlauchte Vater derselben Gouverneur von Mainz ist, haben öfter Gelegenheit gehabt, den fürstlichen Sinn dieser Dame zu bewundern, und wir haben darum doppelten Grund, uns zu freuen, das Prinzessin Elisabeth nun für immer unsrer fürstlichen Familie angehört, und sind der Ueberzeugung, daß unserem Großherzoge aus dieser Verbindung die frohesten Tage hervorgehen werden! —

(Schluß folgt.)

Bruchstück aus Leipzigs Volkspoesie.

Mel. Der Papst lebt herrlich in der Welt ꝛc.

Wenn man nur Geld im Beutel hat,
Ist Leipzig noch 'ne schöne Stadt,
Vergnügen bietet jeder Ort
Und jeder Tag, bald hier, bald dort.

In Leipzig gibt's noch manchen Mann,
Der schlechten Zeiten trotzen kann,
Und wer auch wenig haben mag,
Der thut es doch dem Reichsten nach.

Man fährt und jagt und saust und braust,
Man liebt und tanzt, man trinkt und schmaust,
Und wenn die Messe leidlich war,
Da geht es flott das ganze Jahr.

Man sitzt bei Pusch*) im neuen Saal,
Besucht im Sommer 's Rosenthal,
Fährt nach Zweinaundorf, Raschwitz aus
Und geht zu manchem Kirmesschmauß. U. s. w.

Das Modehännschen.

Modehännschen kann nicht ruhen
Vor Gedanken Tag und Nacht,
Denkt gerad', in welchen Schuhen
Sich der Strumpf am besten macht. —

F—r.

---

*) Ein bekannter Hotelwirth (im hôtel de Pologne).

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 310. (VII. Jahrgang.) Dienstag, den 27. December. 1836.

Das Halsband.

(Fortsetzung.)

Am 15. August wurde der Cardinal, als er bereits seinen geistlichen Ornat angelegt hatte, um Mittagszeit in das Cabinet des Königs gerufen, wo sich auch die Königin befand.

»Haben Sie von Böhmer Diamanten gekauft?« frug ihn der König.

»Ja, Ew. Majestät.«

»Was haben Sie damit gemacht?«

»Ich glaubte, daß sie der Königin eingehändigt worden wären.«

»Wer hat Ihnen den Auftrag dazu gegeben?«

»Eine Dame, die Frau Gräfin von Lamotte-Valois, die mir einen Brief von der Königin vorzeigte, und ich glaubte, Ihrer Majestät mich dadurch zu empfehlen, wenn ich diesen Auftrag übernähme.«

»Aber, wie konnten Sie glauben, Herr Cardinal,« unterbrach ihn die Königin, »Sie, mit dem ich seit Ihrer Rückkehr von Wien kein Wort gesprochen habe, daß ich Sie gerade zur Leitung dieser Unterhandlung wählen würde und noch dazu durch die Vermittlung einer solchen Frau?«

»Ich sehe wohl,« erwiederte der Cardinal, »daß ich schrecklich getäuscht worden bin. Ich werde das Halsband bezahlen. Das Verlangen, das ich hatte, Ew. Majestät zu gefallen, hat mir die Augen verblendet; ich sah keinen Betrug dahinter und es ist mir höchst unangenehm.«

Nach diesen Worten zog er ein Portefeuille aus der Tasche, worin sich der Brief der Königin an Frau Lamotte hinsichtlich dieses Auftrages befand. Der König las ihn und sagte dann: »das ist weder die Handschrift der Königin noch ihre Unterschrift. Wie konnte ein Prinz aus dem Hause Rohan und ein Großalmosenier von Frank-eich glauben, daß die Königin sich »Marie Antoinette von Frankreich« unterzeichne? Jeder weiß ja, daß die Königinnen blos ihren Taufnamen unterschreiben! Aber, Herr Cardinal,« fuhr der König fort, indem er ihm die Abschrift seines Briefes an Böhmer zeigte, »haben Sie jemals einen Brief, wie dieser hier, geschrieben?«

Der Cardinal durchflog ihn mit den Augen und sagte dann:

»Ich erinnere mich nicht, ihn geschrieben zu haben.«

»Und wenn man Ihnen nun das Original mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift zeigte?«

»Wenn der Brief von mir unterzeichnet ist, so ist er ächt.«

»Erklären Sie mir nun,« fuhr der König fort, »dieses ganze Räthsel. Ich mag Sie nicht für schuldig erkennen, ich verlange Ihre Rechtfertigung. Erklären Sie mir, was bedeuten diese bei Böhmer gethanen Schritte, diese Versicherungen, diese Handbillets?«

Der Cardinal erblaßte augenscheinlich und erwiederte dann, indem er sich an die Tafel lehnte: »Ew. Majestät, ich bin zu sehr verwirrt, um Ihnen jetzt antworten zu können.«

»Treten Sie hier in mein Cabinet und besinnen Sie sich; Sie werden da Papier, Feder und Dinte finden, schreiben Sie da auf, was Sie mir zu sagen haben.«

Der Cardinal befolgte diesen Vorschlag des Königs. Nach einer Viertelstunde kam er mit einer Schrift zurück, welche eben so unklar war, als seine mündlichen Antworten. Der König sagte hierauf: »Sie können jetzt gehen, Herr Cardinal.« Dieser entfernte sich aus dem Zimmer des Königs mit dem Baron von Breteuil, der ihn durch einen Unterlieutenant der Leibgarde verhaften ließ, mit dem Befehl, ihn bis in sein Zimmer zu bringen. Hier nahm ihn der Adjutant des Garderegiments, Herr von Agoult, in Empfang, führte ihn nach seinem Hotel und von da nach der Bastille.

Den Schleier dieser Intrigue hat der Abbé Georget, welcher sich im Besitz der Papiere des Cardinals befand, gelüftet.

Zu den Vertrauten des Cardinals gehörte auch der Baron von Planta, indem er Agent bei Cagliostro und der Frau von Lamotte war. Die Letztere wußte, daß der Königin das Halsband sehr gefiel; sie hatte ferner Gelegenheit gehabt, dasselbe zu sehen und der Juwelier Böhmer hatte ihr nicht verhehlt, daß er wegen dieses Juwels, das für den Handel ein todtes Capital geworden, sehr in Verlegenheit sey, daß er beim Einkauf desselben auf einen Verkauf an die Königin gerechnet habe; daß er endlich demjenigen, der ihm zum Verkauf desselben verhelfen könne, ein ansehnliches Geschenk machen werde.

Frau von Lamotte hatte bereits an der Leichtgläubigkeit Sr. Eminenz ihr Talent versucht; jetzt faßte sie ferner den Plan, sich das Halsband und das versprochene Geschenk zugleich zu verschaffen; es gelang ihr, den Cardinal zu überreden, daß die Königin sich dieses Halsband sehr wünsche und es ohne Vorwissen des Königs kaufen wolle, um es dann allmählig von ihren Ersparnissen zu bezahlen; sie wünsche dem Großalmosenier einen besondern Beweis von Wohlwollen zu geben, und zwar durch den Auftrag, diesen Kauf in ihrem Namen abzuschließen; er werde zu diesem Zweck eine schriftliche, von ihr unterzeichnete Vollmacht erhalten, die er erst, nachdem er bezahlt seyn würde, wieder zurückgeben dürfe; er solle sich mit dem Juwelier so setzen, daß von dem ersten Zahlungstermine an, der am 30. Juli 1785 statt finden solle, alles Uebrige in dreimonatlichen Terminen abgezahlt werden könne; daß in diesem Contract durchaus nicht der Name der Königin, sondern blos der des Cardinals genannt werden solle und daß die geheime Vollmacht, »Marie Antoinette von Frankreich« unterzeichnet, eine hinlängliche Sicherheit für ihn sey.

(Fortsetzung folgt.)

Episoden aus Diana.

(Dichtung und Wahrheit von F. E. Christen.)

(Schluß.)

II. Diana.

Und werther ist die Jungfrau
Mir, als vor alter Zeit
Ein Jüngling irgend liebte,
Und um die Braut gefreit:
Und nimmer macht Vereinung
Mit ihr mein Leben froh;
Sie wird sich mir verweigern —
Und das, das quält mich so!
Skirnisfahrt.

Jetzt schwang der Verfolgte sich mit einem kühnen Sprunge zum Balcon hinauf, und verschwand hinter dessen Brüstung. Der Balcon war nur durch eine Glasthüre, die überdies geöffnet war, von einem eleganten Zimmer geschieden. In diesem Zimmer saß eine junge Dame, das Auge auf ein Papier geheftet, in dessen Betrachtung sie so versunken schien, daß sie so wenig das Geräusch, welches der Jüngling verursachte, als die Stimmen seiner Verfolger vernahm.

Friedrich wollte ihr seine Nähe kund thun, aber er war wie festgebannt, denn noch nie hatte ihn der Anblick eines Weibes mit so sonderbaren Gefühlen erfüllt. Ihre Augen — ha! Ich würde thöricht handeln, wenn ich versuchen wollte, dieses Weib mit der Feder zu beschreiben; nicht der größte Maler würde vermögen, sie mit seinen Farben auf die Leinwand hinzuzaubern. Er würde nicht im Stande seyn, das sanfte Leuchten ihrer Augen, die zart geröthete Wange mit den tausend Grübchen, die sanfte Rundung der schwellenden Lippen auszudrücken. — Schön muß die Erde gewesen seyn am Schöpfungsmorgen, wo der Himmel noch ruhte am Busen der Erde, wo Alles stille und einsam war, wo Alles die größte Ruhe athmete, wo über die sanften Hügel, über die blumigen Thäler, über die schlummernde See die Sonne ihr Lichtmeer ergoß; schön muß die Erde damals gewesen seyn; schöner war dieses Weib. — Zart und sanft scheint die Holde, und dennoch herrscht sie mit unwiderstehlicher Kraft. Wer in ihre Nähe kommt, ist verloren, als wäre er gefallen in die Netze der Sirenen. Seine Kraft ist dahin, sein fester Wille ist verloren, und er versinkt in ein träumerisches Sinnen. Für nichts mehr hat er Augen, die Welt ist für ihn todt; denn sie — sie ist seine Welt, sie erfüllt sein ganzes Herz, sie umfängt ihn mit der Allmacht ihrer Reize, in ihr lebt und webt er. — Und doch ist sie keine Sirene. Sie ist anspruchslos und bescheiden, sie kennt nicht die Gewalt, die sie ausübt über alle Geister, sie kennt ihre Reize nicht, denn sie ist ein vollkommenes Weib.

O, dürfte ich noch einmal zu Ihr! Dürfte ich weilen in ihrer Nähe; dürfte ich blicken in ihre Sternenaugen, die so sanft und freundlich strahlen! — Dürfte ich noch einmal hinsinken zu ihren Füßen, und meine glühenden Lippen drücken auf ihre zarten Händchen! Dürfte ich noch einmal sie pressen an meine Brust, und Beseligung saugen aus den Rosenknospen ihres Mundes, Ha! dann — dann wollte ich gern sterben, dann wollte ich gern hinabsteigen in des Grabes kühlen Schooß; denn ich hätte ja noch einmal empfunden die höchste Erdenwonne. Dieses Weib hätte mich zu Allem machen können; ich war ein Werkzeug in ihren Händen, und sie konnte mich leiten durch einen Hauch ihres Mundes. Barfuß hätte ich die Erde durchpilgert, um die kleinste ihrer Launen zu befriedigen; ihrem Wunsche zu genügen, hätte ich mich versenkt in die tiefsten Bergwerke, oder hätte erklommen die unersteiglichen Zacken des Himalaya. — Doch warum klage ich? — Hat sie mich nicht geliebt? — Liebt sie mich nicht mehr? — Ha, dann müßten ihre Schwüre ja lügen, dann müßte ihre Seele ja schwarz und finster seyn, wie die Höhlen des Abgrundes; und doch ist sie rein und klar, wie das strahlende Himmelslicht. — Mein würde sie seyn! Mein für immer, doch das Schicksal — mein fluchwürdiges Schicksal!

So dachte Friedrich — Nein! So denkt er jetzt. Ich weiß es aus sicherer Quelle; ich weiß es von ihm selbst, und ich bin stolz darauf; denn keine lebende Seele kennt diesen Friedrich, Keiner hat ihn gesehen, und doch wandelt er unter den Menschen umher; Keiner kennt ihn, als Diana, jenes Weib, von dem ich sprach. — Aber mir hat er in nächtlicher Stille sein Herz geöffnet, mir hat er die Schmerzen seiner Seele offenbart, mir hat er die tiefen Wunden gezeigt, die ihm geschlagen die sanfte und so grausame Hand der Liebe. — Abends ist er fröhlich und munter, aber die nächtlichen Stunden rauschen ihm schwer und langsam vorüber, und traurig seufzt er den Morgen herbei, damit das Geräusch des Tages seine trüben Gedanken zerstreue. — Doch was schreibe ich! — Was fragen meine Leser nach den Sorgen und Qualen eines Menschen, den sie nie gekannt; dürfte ich doch nicht einmal hoffen, Theilnahme zu finden, wenn ich meine eigenen Leiden beschriebe.

III. Das Meer.

Lange schon hatte Friedrich unbeweglich dagesessen. Die schäumenden Wogen benetzten seine Füße, und der Schaum, den der Sturm von den Wellen entführte, bedeckte seine Kleider und hatte sie durchnäßt. Aber der Jüngling achtete nicht darauf, denn mannichfache Gedanken bestürmten ihn; endlich machte er den Gefühlen, die seine Seele durchkreuzten, in abgerissenen Sätzen Luft, die wir zur Verständlichkeit, wenigstens etwas, mit einander verbinden wollen.

»Auch ihr, ihr Wogen,« rief er, »bekämpft euch und stürmt zornig auf einander, als wolltet ihr euch vernichten. Was zwingt denn euch, so gewaltsam gegen einander zu verfahren? Hat der unermeßliche Ocean nicht Raum für euch, daß ihr ruhig und friedlich neben einander einherwandern könnt? — Zwar zürnen auch die Menschen einander, und hassen sich und feinden sich an auf jegliche Weise; aber sie haben Grund dazu, denn der Stärkere kränkt den Schwachen und beleidigt ihn, und darum erhebt sich dieser gegen seinen Peiniger; denn selbst der schwache Wurm sträubt sich gegen seinen Unterdrücker. — Aber ihr, ihr Wellen, warum müßt auch ihr euch zürnen? — Habe ich euch doch so oft belauscht, wenn ihr im warmen Sonnenstrahle am blumigten Ufer spieltet, wenn ihr bald heranschlichet, um die blühenden Kräuter neckisch zu bespülen, und dann, schwatzhaft murmelnd, entflohet, um eben so unbemerkt wiederzukommen und eure kindischen Neckereien zu wiederholen; habe ich doch gesehen, wie ihr im ausgelassenen Muthwillen umherspranget und mit einander scherztet, und euch erzähltet, in mir unverständlicher Sprache, alte, geheimnißvolle Geschichten; tiefe, tiefe Geheimnisse, die verborgen liegen auf dem Grunde der See, zwischen riesigen Meerpflanzen, die ihre ungeheuren Blumenkelche niemals dem Tageslichte öffnen. Habe ich euch doch gesehen, ihr Wogen, in kindlicher Eintracht; warum zürnet ihr denn jetzt so auf einander. — Ihr klagt und weinet und ächzt, und sprecht zu mir in der Sprache des Schmerzes. — O, ich verstehe euch! ich verstehe diese Sprache des Grames! ich weiß ihn zu würdigen euren Schmerz; ich weiß, daß euer Zürnen ein heiliges, gerechtes, und will euch wünschen, daß es gekrönt seyn möge mit Sieg. Ich erkenne meinen Irrthum, ihr erhabenen Fluthen; ich erkenne, daß ihr nicht auf einander zürnt, sondern, daß ihr im wilden Kampfe rast gegen eure Unterdrücker, gegen die Winde. Sie haben euch mit Füßen getreten, und ihr seyd aufgebraust gegen sie im wilden Zorne. Ich achte euch darum, aber ich beklage euch, denn nimmer werdet ihr den Sieg erringen; denn nur, wenn ihr kalt und rauh werdet, wenn ihr eure angeborenen Tugenden verleugnet, wenn ihr verworfen werdet, und schlecht und boshaft, dann nur könnt ihr den Sieg erringen. Falsch und hinterlistig müßt ihr werden, wie eure Zwingherren; dann erst könnt ihr sie zu Boden treten, wie sie es früher gethan an euch. — O, ihr seyd zu gut, ihr kennt sie nicht die Arglist eurer Quäler. — Euer Grimm wird sie mit Schrecken erfüllen, und sie werden lösen jene Ketten, mit denen sie euch umschlangen; wenn sie aber gesehen, daß ihr gutmüthig die Waffen abgelegt, daß ihr euch wieder zur Ruhe begeben, so werden sie die Ketten fester um euch zusammenziehen, und euch ärger bedrücken als zuvor; sie werden eine solche Macht gegen euch aufbieten, daß es euch unmöglich seyn wird, euch auf's Neue zu empören. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, Ende November 1836.

(Schluß.)

Auch hier ist jetzt die Cholera fast das alleinige Tagesgespräch. So weit dieser ungebetene Gast auch noch von uns entfernt ist, so sehr setzt er doch schon ängstliche Gemüther in Besorgniß. Dieser Tage haben Böswillige sogar schon ausgebreitet, die Krankheit sey in einer nachbarlichen Stadt ausgebrochen, während daselbst die beste Gesundheit herrscht. Unser geehrter Bürgermeister fühlte sich veranlaßt, diesem Gerüchte in dem Wochenblatte zu widersprechen, und einiges Wohlmeinende in Bezug auf diese Krankheit den Bürgern zu sagen, was sehr zeitgemäß war. Ich hebe Ihnen eine Stelle aus dieser einsichtsvollen Bekanntmachung heraus, die zugleich Zeugniß geben kann von den trefflichen Anstalten, die hier getroffen werden sollen, wenn wirklich eine Gefahr des Ausbruchs der Krankheit vorhanden seyn wird. „Noch ist (äußert dieser würdige Vorstand) Gelegenheit zur Arbeit und keine Noth vorhanden. Sollte es an Arbeit fehlen, so wird die Behörde nicht verfehlen, die wirklich bedürftige Classe mit nahrhafter Suppe und Heitzungsmittel zu unterstützen, so wie den ärmern Kranken jede mögliche Hilfe zu leisten. Es lasse sich demnach vor allem Niemand unnütz beunruhigen, denn das beste und einfachste Vorbeugungs-

mittel scheint in der ruhigen Fortsetzung der gewöhnlichen Lebensweise zu liegen, worunter ich aber eine regelmäßige verstehe. Es ist ja so leicht, Diätfehler zu vermeiden, oder wenn welche sich ergeben, sogleich einen Arzt zu Rathe zu ziehen, bevor das verheimlichte Uebel zunimmt. Die Furcht hat noch keinen Feind besiegt, sie ist jedenfalls kein Vorbeugungsmittel. Die Blockademänner von 1814 (diejenigen, welche die fürchterliche Nervenfieber-Epidemie jener Zeit sahen) sind zwar nicht mehr Alle, aber doch noch zahlreich genug vorhanden, um der jüngern Generation vollgiltig Zeugniß abzulegen, daß damals nicht die Furcht, wohl aber die gute Laune, welche die moralische Kraft steigert, und der wahre Muth, das heißt Vertrauen auf Den, ohne dessen Zulassung dem Menschen kein Haar auf dem Kopfe gekrümmt wird, dem epidemischen Feinde Respect einflößten." Wirklich hat diese Bekanntmachung Vieles von der Besorgniß entfernt, und die Leute zur Ueberzeugung gebracht, daß es vor der Hand das Beste sey, einfach und mäßig zu leben, die strengste Reinlichkeit sich zur Pflicht zu machen, Erkältungen so viel als möglich zu vermeiden, und vor Allem heiter und ohne Furcht zu seyn. Den Armen hat unsere musterhafte Armenpflege ihre wohlthätigen Schleusen geöffnet, den verschämten Armen wird Hilfe auf eine Weise geleistet, die für ihr Gefühl nichts Beleidigendes hat; den Reichen aber möge die Sorgsamkeit der Behörde und die Gewissenhaftigkeit unserer Aerzte den Trost gewähren, daß dem etwaigen Ausbruche der Krankheit durch verständige Anstalten rasch und schnell ein Ziel gesetzt werden wird. —

Der Assisenhof für die Provinz Rheinhessen hat so eben das vierte Quartal der Assisen-Verhandlungen eröffnet. Die Gerichtsfälle, die vorliegen, sind diesmal im Ganzen von keiner Bedeutung, und darum ist auch der Assisen-Saal nicht so sehr von Leuten überfüllt, wie man das bei bedeutenden Sachen gewöhnlich wahrnimmt. Bei solchen bedeutenden Fällen kann man Landleute aus der ganzen Umgegend im Saale finden, die mit gespanntester Sorgfalt die Verhandlungen anhören. Sie haben dadurch sich eine solche Gewandtheit des Urtheils erworben, daß sie oft lange vor dem Schlusse der Verhandlungen vorausbestimmen, ob die Assisen ein Schuldig oder ein Unschuldig aussprechen werden. Das hat seine gute und seine schlimme Seite; aber im Ganzen geht doch aus der Oeffentlichkeit dieser Criminal-Verhandlungen mehr Gutes als Schlimmes hervor. — Der einzige wichtige Fall, der bei den diesmaligen Verhandlungen vorgekommen ist, ist die Tödtung eines Juden von Seiten eines armen Landmanns durch einen Steinwurf, aus Veranlassung einer Beeinträchtigung in Handelsangelegenheiten von Seiten des Juden. Im Ganzen betraf die vorgebliche Beeinträchtigung eine solche Kleinigkeit, daß man nicht glauben sollte, sie habe ein Menschenleben kosten können, und eine ganze Familie in's Unglück stürzen können! Die That zog dem Landmanne nur eine correctionelle Strafe zu, nicht sowohl darum, weil etwa der Mörder seine That nicht eingestanden habe, sondern darum, weil es erwiesen ist, daß er allerdings von dem Juden gereizt wurde. Soviel kann man von den Assisengerichten mit Wahrheit sagen, sie sprechen weit eher einen Schuldigen frei, als daß sie einen Unschuldigen verdammen, eine Tugend dieses Instituts, die ich demselben sehr hoch anrechne! Daß in der letzten Zeit schwere Assisenfälle seltner vorkommen, als früher, mag uns mit Freude erfüllen, wie uns die Vergiftungsgeschichten und Mordthaten, die im vorigen Jahre vorgekommen, mit wahrhafter Wehmuth erfüllten! Wir glauben nicht, daß Todesstrafen den Verworfenen vor Verbrechen abschrecken; aber die Hinrichtungen, welche an den berüchtigten Vergiftern im vorigen Jahre vollzogen wurden, müssen selbst von dem Feinde der Todesstrafe als heilsam anerkannt werden, da jene Geschichten wirklich alles bessere Gefühl empörten! —

Den Schluß dieses Berichts möge ein Wort über den dießmaligen Weinherbst machen. Die Weinbauern am Rheine sind dießmal arg getäuscht worden! Es war in diesem Sommer einige Monate so warm, daß man wirklich einen guten Wein zu erwarten berechtigt war. Zwar hatte im Frühjahre der Frost Manches an der Weinblüthe verdorben, aber man dachte, das könne nur der Quantität und nicht der Qualität des jungen Weines schaden. Das Unheil kam aber aus anderer Quelle! Die Nächte waren meist kühl, und die Tage trocken, der Weinstock entbehrte dadurch des Thaues, der ihm bei mangelndem Regen oft so gut zu statten kommt; der Spätsommer brachte immer noch keinen Regen, wohl aber Kühle, wodurch die Trauben nicht zur gehörigen Reife kommen konnten; endlich kam der Regen, aber er kam zu spät, und nützte nur, die Fäulniß der Trauben zu fördern! Unter diesen Auspicien ging man zur Ernte, aber die Ernte war schlecht! Die gesammelten Trauben entbehrten des rechten Maßes an Zuckerstoff, und sind dabei größtentheils faul, der Most ist fade, und der Wein von 1836 mit einem Worte ein erbärmliches Erzeugniß, der nur dazu dienen kann, den guten Wein von frühern Jahrgängen damit zu verderben; denn ganz unbenutzt werden ihn wohl die Leute nicht liegen lassen! Der arme Winzer ist zu beklagen; seine Arbeit ist außerordentlich, und wenn ihm nicht einmal der Lohn für diese Arbeit wird, so ist er doppelt übel daran! Es ist ein Glück, daß die übrigen Felderzeugnisse gerathen sind; wäre das nicht, so würde es ihm selbst an den nöthigsten Bedürfnissen im kommenden Winter gebrechen! Der reichere Weinbauer ist weit weniger wegen der schlechten Ernte zu beklagen; er hat freilich auch nichts geerntet, aber er hat Vorräthe aus den bisherigen guten Jahrgängen liegen; diese Vorräthe werden jetzt theurer, und der Schade ist ersetzt! Wo sind aber die Vorräthe des armen Weinbauers? Ach, die sind schon lange in den Händen der Speculanten, welche dem Landmanne im Herbste, und wenn sie gerade Geld gebrauchen, die Weine um niedere Preise abkaufen, und allein den großen Nutzen ziehen, während dem armen Landmanne kaum die Mühe belohnt wird. Armer, beklagenswerther Winzer! —

Est modus in rebus.

Uebertragen, Uebersetzen, Wörter für gemeine Seelen!
Wenn Ihr wollt Pocken heißen, dürft Ihr höchstens — nacherzählen.

F — r.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 311. (VII. Jahrgang.) Mittwoch, den 28. December. 1836.

Angeführt.

Liebchen hat vor kurzer Zeit
Mich durch ein Geschenk erfreut,
Ein Pantoffel, schwarz und roth,
War's, was ihre Hand mir bot.

Nun, ihr meint, sie hat gewollt,
Daß ich früh es lernen sollt':
Leicht sey des Pantoffels Druck,
Und gab darum mir den Schmuck?

Doch — ich hab' sie angeführt,
Denn ihr Bild mein Zimmer ziert,
Und dem gab ich eine Stell',
Unter dem Pantoffel schnell.

Und nun ist es sonnenklar,
Daß sie die Betrog'ne war,
Denn mein Liebchen, jung und zahm,
Unter dem Pantoffel kam.

Hugo Hagendorff.

Das Halsband.

(Fortsetzung.)

Der Cardinal war gerade im Elsaß. Frau von Lamotte ließ durch den Baron von Planta einen Courier abfertigen nebst einem kleinen Brief mit vergoldetem Schnitt, worin die Königin angeblich dem Cardinal schrieb:

»Der Augenblick, den ich wünsche, ist noch nicht da; aber ich muß auf Ihre Rückkehr dringen, wegen einer geheimen Unterredung, die mich persönlich interessirt, und die ich blos Ihnen anvertrauen will. Die Gräfin von Lamotte wird Ihnen in meinem Namen das Räthsel lösen.«

Auf diesen Brief hätte der Cardinal sich Flügel gewünscht. Er kam ganz unvermuthet bei starkem Januarfrost zurück.

Kaum hatte er die Lösung des Räthsels vernommen, als er, entzückt über den Auftrag der Königin, die nöthige Vollmacht dringend verlangte, um den Kauf des Halsbandes so schnell als möglich abzuschließen. Diese Schrift erfolgte bald. Sie war von Trianon aus datirt und »Marie Antoinette von Frankreich« unterzeichnet. — Cagliostro, welcher eben in Paris angekommen war, ward nun zu Rathe gezogen. Dieser Orakelpriester bestieg seinen Dreifuß und in einer Nacht wurden beim Schein zahlloser Wachskerzen im Saale des Cardinals die ägyptischen Zauberformeln gesprochen. Der Orakelpriester, von heiliger Begeisterung ergriffen, erklärte: »diese Unterhandlung sey ganz des Prinzen würdig, sie werde den glücklichsten Erfolg haben, der Gnade der Königin das Siegel aufdrücken und den glücklichen Tag herbeiführen, der zum Glück Frankreichs und der Menschheit die seltenen Talente des Cardinals enthüllen werde.«

Sogleich war beschlossen, daß der Cardinal sich eines so schmeichelhaften und ehrenvollen Auftrags möglichst bald entledigen solle.

Nachdem nun Alles verabredet war, unterhandelte der Cardinal wegen dieses Halsbandes mit Böhmer und Bassange auf die vorgeschlagenen Bedingungen. Er verhehlte es ihnen nicht, daß es auf Rechnung der Königin geschehe, und zeigte ihnen seine Vollmacht. Die Juweliere glaubten Alles, und verpflichteten sich am 30. Januar, ihm das Halsband am 1. Februar einzuhändigen. Dies war der Tag vor Mariä Reinigung. Die Gräfin hatte diesen großen Feiertag zu Versailles absichtlich bezeichnet, als wolle die Königin an demselben diesen prachtvollen Schmuck tragen. Das Kästchen, worin derselbe lag, mußte an diesem Tage nach Versailles gebracht und am Abend in die Wohnung der Frau von Lamotte getragen werden, von welcher, wie man meinte, die Königin es abholen lassen würde. Diese Frau, trunken vor Freude über den wunderbaren Erfolg ihrer unbegreiflichen Intrigue, hatte in ihrer Wohnung zu Versailles das Theater vorbereitet, wo

die Uebergabe des Halsbandes an den Mann, der es angeblich im Namen der Königin abholen würde, gespielt werden sollte. Die Scene wurde auch wirklich daselbst aufgeführt. Der Cardinal fand sich zur bezeichneten Stunde am 1. Febr. bei der Abenddämmerung in der Wohnung der Frau von Lamotte ein. Ein Kammerdiener, der das Kästchen trug, begleitete ihn. Er schickte diesen an der Thür zurück, und betrat ganz allein den Ort, wo seine Ehre aufgeopfert werden sollte. Es war dies ein Zimmer mit einem Alkoven und einem Cabinet, das eine Glasthüre hatte. Die gewandte Komödiantin ließ ihren Zuschauer in das Cabinet treten, während das Zimmer blos matt erleuchtet war. Eine Thür öffnete sich und eine Stimme ruft: »von der Königin!« Frau von Lamotte geht ehrerbietig entgegen und übergibt es dem angeblichen Abgesandten. So erfolgte denn also die Uebergabe. Der Prinz, welcher ein stummer und versteckter Zeuge der Scene war, glaubte den Abgesandten zu erkennen. Frau von Lamotte sagte ihm, dies sey der vertraute Kammerdiener der Königin zu Trianon. Auch hatte er ganz die Kleidung und das Benehmen eines solchen. Es war indeß ein gewisser Vilette von Bar-sur-Aube, ein guter Freund von Frau von Lamotte, der in ihre Pläne eingeweiht war und die Handschrift der Königin jedesmal nachgemacht hatte. —

Der 30. Julius, der Termin der ersten Zahlung von 100,000 Thalern war unterdeß allmählig näher gerückt. Schon im Laufe des Junius war der Cardinal, dessen Gegenwart bei der Zahlung nöthig war, zurückberufen. Er kam mit der Pünctlichkeit eines Mannes, der seinem Ziele schon ganz nahe zu seyn glaubt. Ein kleiner Brief versicherte ihm, daß für die Erfüllung seiner Wünsche Alles eingeleitet sey, und daß er in Kurzem die Wirkung der Versprechungen der Königin sehen würde. Sehr schlau war darin noch hinzugefügt, daß man sich mit dem Zusammenbringen der zur ersten Zahlung erforderlichen Summen beschäftige, daß zwar unvorhergesehene Ereignisse dabei im Wege wären, daß indeß gleichwohl die Zahlung ohne Säumniß stattfinden würde.

Unterdeß waren die Abendcirkel bei Cagliostro sehr angenehm. Aller Herzen erfüllte die Erwartung des glücklichen Tages, wo die Königin die Wünsche des Großalmoseniers im reichsten Maße befriedigen würde. Frau von Lamotte allein wußte um das Gegentheil. Auf ihren Rath war St. James, Cagliostro's Proselyt, zu dieser Abendgesellschaft zugelassen. Eines Tages sagte die Gräfin zum Cardinal: »Ich sehe die Königin wegen der 100,000 Thaler für den 30. Juli in Verlegenheit; sie schreibt Ihnen nicht, um Sie nicht zu beunruhigen. Indeß habe ich ein Mittel ausgedacht, wie Sie ihr eine Artigkeit erzeigen und sie beruhigen können. Wenden Sie sich an St. James! Für ihn sind 100,000 Thaler eine Kleinigkeit, wenn er erfährt, daß der Königin dadurch ein Dienst erwiesen wird. Benutzen Sie das Entzücken, in welches Sie durch Ihre und des Grafen Cagliostro aufmerksame Gefälligkeiten versetzt ist; die Königin wird diesen Schritt nicht mißbilligen. Reden Sie in Ihrem Namen mit ihm!«

Der Cardinal dankte der Frau von Lamotte für ihren guten Rath. Der Prinz glaubte nun Herrn St. James am sichersten für sich zu gewinnen, wenn er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit die ganze Geschichte des Halsbandkaufes mittheilte. Er zeigte ihm die von der Königin unterzeichnete Vollmacht, vertraute ihm die Verlegenheit der Königin und versicherte ihm, das untrüglichste Mittel, ihre Protection zu verdienen, würde seyn, wenn er die erste Zahlung übernähme. St. James haschte, wie alle Emporkömmlinge, mehr nach Ansehen als nach Geld; er wünschte sich auf diese Weise den St. Ludwigsorden zu verdienen, den ihm der Cardinal im Namen der Königin als Belohnung für den zu leistenden Dienst versprach. Der Finanzier erwiederte, daß er sich sehr glücklich fühle, Ihrer Majestät einen Beweis seiner unbegrenzten Ergebenheit geben zu können; sobald er ihre Befehle erhalten würde, würde er sie wegen der 100,000 Thaler des ersten Termins beruhigen. Der Großalmosenier unterrichtete Frau von Lamotte von der günstigen Antwort des Herrn St. James, auch stellte er gleich in dem ersten Briefe, den er der Frau von Lamotte zur Besorgung an die Königin übergab, hierüber Bericht ab. Der Verfälscher; welcher die Antwortschreiben zu verfertigen pflegte, war gerade abwesend; Herr von Lamotte, der von London eingetroffen war, hatte ihn nach Bar-sur-Aube kommen lassen, wo diese listigen Gauner gemeinschaftliche Vorsichtsmaßregeln nahmen, um auf den Trümmern des Halsbandes ihr Glück zu gründen. Die Verzögerung der so lebhaft erwarteten Antwort der Königin ängstigte den Cardinal, er theilte daher diese Unruhe der Frau von Lamotte mit. Er konnte nicht begreifen, welchen Grund man habe, in einem Augenblicke still zu schweigen, wo die Zahlung herannahte. Außerdem fürchtete er, daß St. James glauben könne, man habe ihn zum Besten halten wollen. Verdrießlich fügte er hinzu, daß er am allerwenigsten die Kälte begreifen könne, welche die Königin äußerlich gegen ihn blicken lasse, ungeachtet des warmen und lebhaften Interesses, das in ihren Briefen vorherrsche. Diese letztere Bemerkung war der tägliche Refrain des Cardinals seit seiner Rückkehr aus dem Elsaß.

Frau von Lamotte hatte bisher seine Besorgnisse durch List aller Art zu heben gewußt; das teuflische Genie dieser Intriguantin unternahm es daher, ihn von diesen unaufhörlich wiederkehrenden Zweifeln gänzlich zu heilen. Sie erfand ein neues Mittel, um die Leichtgläubigkeit des Cardinals noch ferner zu mißbrauchen und hoffte, daß er nun Alles aufbieten würde, um entweder selber oder durch Herrn von St. James für die erste Zahlung im Betreff des Halsbandes Genüge zu leisten.

Während zur Ausführung dieser Intrigue vorläufig Vorbereitungen getroffen wurden, kehrte Vilette von Bar-sur-Aube zurück, und die so lang erwartete Antwort wurde unverzüglich dem Cardinal eingehändigt. »Die Königin,« hieß es in diesem Brief, »habe nur deßhalb so lange mit

der Antwort gezögert, weil sie immer noch hoffte, daß sie nicht nöthig haben werde, von den Anerbietungen des Herrn von St. James Gebrauch zu machen; sie nehme jetzt dieselben an, allein nur für die erste Zahlung und zwar mit dem Versprechen der promptesten Wiedererstattung; sie wünsche endlich, daß Herr von St. James ihr bald Gelegenheit geben möge, diesen Dienst zu belohnen.«

Der Cardinal konnte erst nach einigen Tagen dem Herrn von St. James diese Antwort mittheilen. In der Zwischenzeit hatte Frau von Lamotte, im Einverständniß mit ihrem Manne und Vilette Alles angeordnet, um das seltsame Possenspiel aufzuführen, dessen Erfindung und Ausführung eine teuflische Phantasie verrieth. Sie unternahm es, den Cardinal zu überreden, daß die Königin, da sie ihm nicht, wie sie wünsche, öffentliche Beweise ihrer Achtung geben könne, mit ihm in den Bosquets von Versailles nach eilf Uhr Abends eine Zusammenkunft halten wolle, wo sie ihm alles das sagen werde, was sie ihm über die Wiederkehr ihrer Gunst nicht schreiben könne. Der kleine Brief mit vergoldetem Schnitt meldete diese glückliche Nachricht auch wirklich an, und bezeichnete die Nacht und die Stunde der Zusammenkunft. Der Cardinal schwebte in seligen Gefühlen.

(Schluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 2. December 1836.

Seit der Freiredoute ist hier eine große Stille eingetreten. Sind hier auch viele fürstliche Personen zum Besuche gewesen, so hat dies doch nur Veranlassung zu Hoffesten gegeben, an welchen nur die nächsten Umgebungen des Hofes Theil nehmen können, und von denen, da sie den Charakter von Familienfesten gehabt, wie von dergleichen Festen, nichts zur Kenntniß gekommen ist.

Die Aufmerksamkeit des Publicums concentrirte sich daher fast ausschließlich auf die von der Akademie der Künste veranstaltete Ausstellung von Bildhauerarbeiten, Gemälden, Zeichnungen u. dgl., und die Theilnahme des Publicums daran war so groß, daß der zur Schließung anfänglich bestimmte Termin zweimal hinausgeschoben wurde, und dieser Verlängerung ungeachtet, würde es an Zuschauern jedes Standes, Alters und Geschlechts immer noch nicht gefehlt haben — ein erfreuliches Zeichen, wie das Interesse für die erwähnten bildenden Künste immer mehr fortschreitet und Ausdehnung gewinnt. Mit einer weitläuftigen Anführung jedes einzelnen Werkes, wie sie die hiesigen Zeitungen und andere Zeitschriften bis zur Ermüdung der Leser geliefert haben, und die dem, der die darin gefällten Urtheile nicht berichtigen kann, weil er die beurtheilten Gegenstände nicht selbst zu sehen Gelegenheit gehabt hat, würde den Lesern des Planeten nicht gedient seyn, daher will ich mich darauf beschränken, darüber nur etwas im Allgemeinen zu sagen.

Nach dem gedruckten Verzeichniß der ausgestellten Gegenstände belief sich die Zahl der Nummern auf 1455; jedoch befanden sich weit mehr Kunstwerke in den Sälen des Akademiegebäudes, da mehrere Arbeiten eines Künstlers nur die nämliche Nummer hatten; dies war hauptsächlich der Fall mit Portraits; aber es kamen auch während der Ausstellung immer neue Stücke, und selbst kurz vor dem ersten Termin ihrer Dauer, hinzu, und unter solchen befanden sich sehr werthvolle, so daß diese Vermehrungen für Kunstkenner und Kunstliebhaber ein unwiderstehlicher Impuls werden mußte, auf's Neue eine Einlaßkarte zum Besuch der Ausstellung für 5 Sgr. zu lösen. Zu wünschen wäre es gewesen, wenn man auch einen Nachtrag zu dem Verzeichniß von den neuhinzugekommenen Werken mit den Nummern, welche sie erhalten, hätte drucken lassen, damit man daraus das Sujet näher hätte kennen und den Namen des Künstlers erfahren können, denn unter den Gemälden befanden sich manche, die, ohne die Erklärung in dem Verzeichnisse, dem Beschauer unauflösliches Räthsel bleiben mußten. Wer würde nicht gern, da er das Verzeichniß mit 5 Sgr. bezahlt hat, auch noch 1 Sgr. für diesen Nachtrag geben?

Es waren nur wenige historische Gemälde, dagegen die Zahl der Landschaften und der Genrebilder weit größer. Unter den Ersteren zog der Tod der Söhne Eduard's IV., Königs von England, von Theodor Hildebrandt, am meisten die Aufmerksamkeit des für Gemälde empfänglichen Publicums auf sich, und es war fast nur eine Stimme, daß es den Preis vor allen übrigen verdiene. Dann die Lurley-Sage von Carl Begas und die sehr spät von Carl Friedrich Lessing gelieferte Hussitenpredigt; es ist daher keineswegs der Fall, daß, wie in Nr. 266 der Abendzeitung behauptet wird, dies und ein anderes Gemälde von Begas, und dann das Gemälde von Eugen Le Poitterin in Paris, der Untergang des französischen Linienschiffs „Le Vengeur," den 29. Mai 1794, im Kampfe gegen drei englische Linienschiffe, und unter den Bilderwerken das Bildniß Adalbert's von Chamisso, eine Medaille in Bronze von David in Paris, den allgemeinsten Beifall gefunden haben. Man bewunderte bei dem Gemälde, den Untergang des Schiffes darstellend, zwar die Mühe, den Fleiß und die Kunstfertigkeit des Malers bei den unzählbaren im Kampfe mit dem Tode begriffenen Menschen, aber das Ganze machte keinen solchen Eindruck, daß man lange dabei verweilte, vielmehr andere Gegenstände aufsuchte, und dies war ebenfalls der Fall mit der Arbeit David's. Das große Publicum weilte lieber bei den Bilderwerken von Reich und Tieck, als vor einem Medaillon in Bronze, und daß in der Abendzeitung der Correspondent das Hildebrandt'sche Gemälde nicht erwähnt, ist um so auffallender, da er von allgemeinem Beifall spricht. Und doch war dies Gemälde, während der ganzen Zeit der Ausstellung, immer von einer Gruppe von Beschauern und Beschauerinnen umringt, und in allen Gesellschaften, wo natürlich von der Ausstellung, als einem Gegenstand, der die Aufmerksamkeit besonders auf sich zog, gesprochen wurde, war immer zuerst die Rede von diesem Gemälde. Dichter und Reimer haben die Erstern zu manchen gelungenen Versen begeistert, die Letzteren zu schwülstigen Reimereien veranlaßt, und es wird auch lithographirt werden, damit das Publicum, welches nicht den Genuß der Anschauung des Originals hat haben

können, sich doch wenigstens einen dunklen Begriff von diesen Gemälden machen kann, wodurch der junge Künstler seinen schon früher sich erworbenen ehrenvollen Ruf noch mehr begründet hat.

Daß die Zahl von Erzeugnissen, welche mehr mechanischen Fertigkeiten, als dem Künstlergenie ihr Daseyn zu danken haben, bei diesen Ausstellungen immer geringer wird, ist lobenswerth. Sie gehören eigentlich nur in die Ausstellung der Erzeugnisse des Gewerbfleißes. Einige Buchbinderarbeiten, einige musikalische Instrumente, Stickereien, gepreßte Goldborten u. dgl., und unter diesen auch ein kleiner Damentisch mit runder Platte, mit gesponnenem Glase und Glaspasten, die königliche Familie darstellend, von dem Glasermeister J. F. E. Große. Früher hat er eine ähnliche Arbeit von größerem Umfange unternommen, mit welcher er, neben seinen Erwerbsgeschäften, mit unermüdetem Fleiß fünf Jahre sich beschäftigt hat. Er übersandte sie des Königs Majestät zur Ansicht, und zum Beweise, was man durch Zusammensetzen von verschiedenfarbigem und gesponnenem Glase zu leisten im Stande sey. Seine Arbeit fand nicht nur eine günstige Aufnahme und Anerkennung von Seiten des Monarchen, sondern solcher hat dem Verfertiger sie auch mit königlicher Munificenz honorirt, um sie zu acquiriren, und sie dann an die Kaiserin von Rußland als ein Geschenk übersandt. Dies Geschenk ist hier sehr sorgfältig verpackt, nach Stettin zu Wasser transportirt, und von dort mit einem Schiffe nach St. Petersburg befördert worden.

Die Einnahme für die Einlaßkarte zur Ausstellung, mit Einschluß der verkauften Exemplare des Katalogs der zu solcher gelieferten Werke, soll sich über 30,000 Thlr. belaufen, die Summe ist keineswegs zu hoch angeschlagen worden, da am 18. Sept. bis 20. Nov. die Säle geöffnet waren, und sie fortwährend von dem Vormittag um 10 Uhr an bis Nachmittag um 5 Uhr so besucht wurden, das man oft Mühe hatte, sich durch die zahlreichen Beschauer und Beschauerinnen durchzuwinden, und sich eines Standpuncts zu bemächtigen, wo man das eine oder das andere Gemälde in dem rechten ihm günstigen Lichte beschauen konnte.

Am zahlreichsten war der Besuch an den Sonntagen; dann sah man dort ein ganz anderes Publicum, wie an den Werkeltagen. Die gewerbtreibende Classe fand sich dann dort ein, selbst einige aus der dienenden Classe — ein Beweis, wie der Sinn für das Schöne sich allmählig weiter verbreitet hat, und es war interessant, die Bewunderung und das Staunen in den Augen, Mienen und Geberden zu lesen, und ihre naiven, oft sehr richtigen Urtheile zu hören; Blicke, Mienen und Worte waren das Resultat des Impulses, den diese Kunstwerke auf ihr Auge und ihr Gefühl machten, Alles war anspruchslos und weit ergötzlicher, als das Benehmen und die Kritiken, welche so Mancher selbstgefällig machte, um den Kunstkenner zu spielen. Mehrmals bin ich an Sonntagen in der Kunstausstellung gewesen; ich hielt mich nicht, aus Hoffarth, zu vornehm dazu, und das dort versammelte Publicum machte mir fast eben so viel Freude, als der Anblick so vieler werthvollen Kunstwerke, obgleich auch Vieles darunter war, was bei einer strengen Wahl nicht zur Ausstellung gekommen seyn dürfte.

Unter denjenigen, welche zu dieser Ausstellung beigesteuert haben, befinden sich auch mehrere weiblichen Geschlechts. Aus Galanterie mögen daher ihre Namen erwähnt werden, und zwar zuerst die hier Einheimischen. Gemälde und Zeichnungen haben geliefert Henriette Grade, Sophie Hartz, Franziska Kobes, Luise Henry, geb. Claude, Julie Hüssener, Friederike Meinert, Luise und Karoline Müller, Wilh. Reißert, geb. Bardou, Math. Stephens, Amalie Wilmans, Friederike Ziemssen, Caroline Bardua und Bertha Rosenberg aus Dresden. Bei den Meisten ist in dem Verzeichniß auch ihre Wohnung und wessen Schülerin sie ist, bemerkt worden, bei Einigen nicht, wahrscheinlich weil sie sich blos als Dilettantinnen mit der Malerei und dem Zeichnen beschäftigen, und nicht, wie Künstler von Profession, auch davon pecuniären Vortheil ziehen wollen. Bei Henriette Grabe ist beigefügt: aus Danzig; ob sie daher sich jetzt noch hier aufhält, ist wenigstens für mich problematisch. Auch unter der Rubrik Bildwerke ist eine akademische Künstlerin aufgeführt: Elise Hüssener, welche eine runde Gruppe, eine Mutter mit ihrem Kinde, geliefert hat. Eigene Erfindung. Dann gab es auch noch zu sehen: eine Stickerei, eine Militärscene darstellend, von Frau Therese Carlberg, ein Lichtschirm in Mosaik gearbeitet, Maria mit dem Jesuskinde vorstellend; ein Lesepult auf Linon gestickt in petit point von Henriette Ferber, und von Fräulein Bertha von Knobelsdorf eine Ansicht von Marienbad. Die Häuser, Berge und das Erdreich sind von feingeschnittenen Haaren gearbeitet, nach ihren verschiedenen Farben zu Schattirungen geordnet.

Die Kunst der Glasmalerei kommt wieder in Aufnahme, und sie verdient es auch mit Recht, daß man sich ihr widme. Ein Fenster mit sehr schönen und mannichfachen Malereien in den blendendsten Farben war vorhanden, und noch viele Hautreliefs in Elfenbein, ein Genre der Bildnerei, das man wieder, nach so langer Vernachlässigung, in Aufnahme zu bringen sucht, und es befanden sich darunter Stücke, die dem Verfertiger alle Ehre machten, und gegen die vorzüglichsten aus einer frühern Zeit nicht zurückstanden.

Da man so reichlich für den Genuß des Auges gesorgt hatte, so durfte auch der Sinn des Gehöres nicht unbefriedigt bleiben. Während der Ausstellung fehlte es nicht an Concerten, aber jetzt häufen sie sich so sehr, daß man sich fast täglich bald durch süße Melodieen einwiegen, oder durch rauschende Musik erschüttern lassen kann. An fremden Virtuosen und Virtuosinnen fehlt es nicht, aber die Theilnahme an diesen Concerten ist, wegen ihrer Kostspieligkeit, nur auf einen kleinen Theil des Publicums beschränkt; der bei weitem größere muß sich mit den in den Localen der Vergnügungsorte begnügen, wo der Eintritt nur mit wenigen Silbergroschen erkauft wird.

(Schluß folgt.)

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 312. (VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 29. December. 1836.

Das Halsband.

(Schluß.)

In den Promenaden des Palais Royal zu Paris hatte die Gräfin von Lamotte ein Mädchen von schönem Wuchs bemerkt, deren Profil dem der Königin sehr ähnlich war. Sie warf die Augen auf dieses Mädchen, um sie zur Hauptschauspielerin in der Scene des Bosquets zu machen. Ihr Name war Oliva. Man überredete sie, daß das kleine Schauspiel, wozu man sie brauchen wolle, von der Königin gewünscht werde, die damit einen Scherz ausführen wolle. Die angebotene Belohnung bewirkte sehr bald, daß das Mädchen, das vom Erwerb seiner Reize lebte, die Rolle übernahm.

Oliva fuhr hierauf mit Frau von Lamotte nach Versailles. Hier zeigte man ihr zuerst den Ort, wo die Scene stattfinden solle, und ließ sie die Rolle, die sie zu spielen, und die Worte, die sie zu sagen hatte, probiren. Man sagte ihr, daß sich ihr ein großer Mann im blauen Ueberrock, mit einem großen, tief in die Augen gedrückten Hut präsentiren und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küssen werde; sie solle dann leise zu ihm sprechen: »Ich kann Ihnen nur einen Augenblick schenken, ich bin zufrieden mit Ihnen; ich werde Sie bald zur höchsten Stufe der Gunst erheben;« hierauf solle sie ihm eine Kapsel und eine Rose übergeben, und sodann, auf ein Geräusch von näher kommenden Stimmen, ihm leise sagen: »Ach da ist die Prinzessin und Frau von Artois, wir müssen fort!« Eben so hatte man auch dem Cardinal das verabredete Bosquet und den Ort, durch den er eintreten solle, gezeigt und ihm gesagt, daß er hier ohne Zwang seine ergebenen Gesinnungen darlegen und sich über das, was ihn interessire, erklären könne, und daß die Königin zum Beweis ihrer Gnade ihm eine Kapsel, worin ihr Portrait befindlich und eine Rose überreichen würde. Es war in Versailles bekannt, daß die Königin bisweilen des Abends mit der Gemahlin des Bruders des Königs und der Gräfin von Artois in den Bosquets spazieren ging. Als nun die Nacht der Zusammenkunft herangekommen war, begab sich der Cardinal, in der verabredeten Kleidung, mit dem Baron von Planta auf die Terrasse des Schlosses. Die Gräfin von Lamotte wollte sich ebenfalls, aber in einem schwarzen Domino, daselbst einfinden, um den Cardinal von dem Augenblick zu benachrichtigen, wo die angebliche Königin sich nach dem Bosquet begeben würde. Die Nacht war sehr dunkel, die angezeigte Stunde verfloß, Frau von Lamotte erschien nicht. Schon ward der Cardinal unruhig. Da kam der schwarze Domino auf ihn zu und sagte ihm: »Ich komme so eben aus den Zimmern der Königin, sie ist sehr verhindert worden und wird diesmal die Unterredung nicht so lang machen können, als sie es gewünscht hatte. Die Gemahlin des Bruders des Königs und die Gräfin von Artois haben ihr vorgeschlagen, sie auf dem Spaziergange zu begleiten. Begeben Sie sich schnell nach dem Bosquet, sie wird sich von Jenen losreißen, und ungeachtet der kurzen Frist, Ihnen unzweideutige Beweise ihres Schutzes und ihres Wohlwollens geben.«

Der Cardinal begab sich sogleich in's Bosquet. Frau von Lamotte und der Baron von Planta entfernten sich, um auf die Rückkehr des Prinzen zu warten. Die Scene wurde nun ganz so, wie verabredet war, gespielt. Die angebliche Königin, die in ihrer Abendkleidung erschien, hatte ganz das Costüm und die Haltung der Person, die sie vorstellte. Der Cardinal näherte sich ihr mit Gefühl und Ehrerbietung; die falsche Königin sprach mit leiser Stimme die ihr vorgeschriebenen Worte und übergab die versprochene Kapsel. Jetzt ließ sich das Geräusch vernehmen und man trennte sich mit der größten Eilfertigkeit. Der Cardinal kam wieder zur Frau von Lamotte und dem Baron von Planta, und beklagte sich bitter über den unangenehmen Zufall, der ihm das Glück einer längern Unterhaltung entzogen.

Den folgenden Tag brachte die gewöhnliche Botin

wieder einen kleinen Brief, worin das Bedauern ausgedrückt war, daß die Umstände keine längere Unterhaltung gestattet hatten.

* * *

Sobald die Nachricht von der Verhaftung des Großalmoseniers sich in Paris verbreitete, erhob der Prinz von Condé, welcher eine Prinzessin aus dem Hause Rohan geheirathet hatte, der Marschall von Soubise und die Prinzessin von Marsan, ein Geschrei des Unwillens über die Verhaftung eines Prinzen aus ihrer Familie. Die gesammte Geistlichkeit konnte ihren Schmerz über die anstößige Verhaftung eines geistlichen Fürsten nicht mäßigen.

Das Requisitorium des Generalprocurators war gegen den Cardinal. Das Haus Condé; das Haus Rohan, der größte Theil des Adels und die gesammte Geistlichkeit sahen wirklich in der Sache des Cardinals damals einen Eingriff, theils gegen den Rang eines Prinzen, theils gegen die Rechte eines Cardinals; die Erbitterung gegen die Regierung und vorzüglich gegen die Königin, war groß. — Das Gutachten des Generalprocurators fiel zum Nachtheile des Cardinals aus; indeß durch eine Majorität von drei Stimmen wurde er gänzlich freigesprochen, die Frau von Lamotte zum Staupbesen, zur Brandmarkung und Gefängnißstrafe, ihr Mann, der sich nicht vor Gericht gestellt hatte, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

* * *

»Der Schmerz der Königin über dieses Urtheil,« schreibt die Frau von Campan in ihren Memoiren, »war unbeschreiblich. Sobald ich die Entscheidung des Processes vernommen hatte, begab ich mich zu ihr. Ich fand sie in ihrem Cabinet ganz allein, sie weinte. Kommen Sie nur, sagte sie zu mir, und beklagen Sie Ihre tiefgekränkte Königin, die ein Opfer der Kabale und der Ungerechtigkeit ist. Aber ich meinerseits beklage Sie ebenfalls als Französin. Wenn ich in einer Sache, die meinen Charakter angriff, keine gerechten Richter gefunden habe, was können Sie hoffen, im Fall Sie einst einen Proceß haben sollten, der Ihr Vermögen und Ihre Ehre beträfe.«

Während die königliche Familie über diesen unerwarteten Ausgang bestürzt und in Bekümmerniß war, frohlockte und triumphirte die Nation bis zur Ausgelassenheit.

* * *

Das Urtheil wurde an der Frau von Lamotte nach einigen Tagen vollzogen; sie wehrte sich aus allen Kräften dagegen und stieß die greulichsten Schimpfreden gegen die Königin aus, so daß man ihr den Mund verstopfen mußte. Später entfloh sie nach England, wo sie gemeinschaftlich mit ihrem Manne das schändlichste Libell gegen Marie Antoinette schrieb.

* * *

Vier Stunden nach der Befreiung des Cardinals aus seiner Haft kündigte ihm der Baron von Breteuil im Namen des Königs seine Entlassung als Großalmosenier und seine Verbannung nach der Abtei la Chaise Dieu an. Diese Maßregeln hatte die Königin als eine geringe Genugthuung für den ihr zugefügten Schimpf von ihrem Gemahle ausdrücklich verlangt. Dieß erregte unter dem Publicum neue Unzufriedenheit und Murren gegen eine allgemein verhaßte Regierung.

Aus seiner Verbannung in den Gebirgen der Auvergne berief später den Prinzen die Ernennung zum Deputirten bei den Generalstaaten. Von Neuem mußte die Königin sehen, wie verhaßt und lästig sie der Hauptstadt und dem Volke bis in die entlegensten Provinzen geworden.

Reminiscenzen.

Als die: Lieder für die christlichen Krieger von Wilhelm von Schütz. Erste Lieferung, 1813, in Druck erschienen, wurde folgendes Epigramm darauf gemacht:

Der alten Deutschen Liederton zu treffen,
Nur Wenigen gelingt,
Und täppisch ist's, ihn nachzuäffen;
Doch ist's ein Glück, daß unsre
Schützen besser treffen,
Als dieser Schütze singt.

Vor der Schlacht von Dennewitz, am 6. September 1813, begaben sich viele Bewohner Berlins, aus Furcht, die Franzosen möchten wieder dahin kommen, auf die Flucht.

Es waren gerade diejenigen, welche am meisten die Maulhelden gespielt hatten.

Es kam auf sie ein Epigramm in Umlauf, das also lautete:

An die Flüchtlinge.

Ihr flieht von uns. — Dies kann uns nicht betrüben,
Denn solche Trennung fällt nicht schwer;
Wir würden trostlos seyn, wär't Ihr geblieben;
Verschont uns mit dem Schmerz der Wiederkehr!

S.

Naivität.

Ein kleines Mädchen sah in Rudolstadt vor Kurzem einen ganzen Zug von Reisewagen durch die Straßen fahren. Was ist das? fragte sie neugierig die ältere Schwester. »Das sind die Naturpfuscher, liebes Kind,« antwortete jene, »die jetzt in Jena eine große Versammlung haben.« — Wirklich sollen auch der Naturpfuscher, übrigens achtungswerthe und redliche Leute, fast eben so viel als Naturforscher in Jena gewesen seyn.

H.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 2. December 1836.

(Schluß.)

Eine Folge der unfreundlichen Jahreszeit ist eine größere Geselligkeit. Sie zeigt sich in allen hier bestehenden geschlossenen Gesellschaften und Resourcen. Die philharmonische Gesellschaft hat ihre Winterzusammenkünfte wieder begonnen. In der Gesellschaft Urania finden wieder regelmäßig von vierzehn zu vierzehn Tage die theatralischen Vorstellungen von Liebhabern statt, diesen folgt jedesmal ein frugales Soupée, und nach solchem beginnt der Ball. In einer andern Privattheatergesellschaft: Thalia, hat man sogar schon einen Maskenball gegeben. Dies ist auch der Fall im Colosseum gewesen; die Theilnahme des Publicums scheint sich aber zu verringern, und dieser Vergnügungsort wird weniger von Personen aus den höhern und gebildeten Ständen besucht, wie früher, und am Ende dürfte die [illegible]ge Gesellschaft, gegen die Eleganz des Locals, immer mehr contrastiren. Daß wir uns dem Weihnachtsfeste mit starken Schritten nähern, davon wird man schon täglich durch die Beilagen der Zeitungen erinnert, welche eine Menge Artikel, die sich zu Weihnachtsgeschenken eignen sollen, enthalten, durch das Summen der Waldteufel auf den Straßen, wenn die Laternen angezündet werden, durch die Zufuhr von großen und kleinen Tannenzweigen, Behufs der Anfertigung von Pyramiden, und daß die Gebrüder Gropius im Diorama eine Menge Waaren von ganz verschiedener Art zu festen Preisen, ausgestellt haben.

Unter der producirenden und handeltreibenden Classe herrscht eine größere Thätigkeit, theils um etwas Neues und Geschmackvolles zu Weihnachtsgeschenken anzufertigen, theils sich, Behufs des Vertriebs, damit zu versehen, und es ist nicht zu leugnen, daß man in Hinsicht der Spielsachen für Kinder gegen früher, große Fortschritte gemacht, und die jetzigen Spielsachen gegen die frühern plumpen, buntscheckigen und geschmacklosen Nürnberger, sehr zu ihrem Vortheile contrastiren. Also auch hier hat sich der Luxus ein neues Feld eröffnet.

Der vormalige Friseur Tonler hieselbst, der zunächst von dem Ertrag seines Vermögens gelebt, hat in seinem Testamente dem Bürgerrettungs-Institute 1000 Thaler Cour. mit der Bedingung vermacht, daß diese Summe unter 20 verarmte Friseurmeister, welche nicht durch ein Patent, sondern zunftmäßig das Meisterrecht erworben, gleichmäßig vertheilt werden sollen. Der Verstorbene hat sich dadurch in seinem letzten Willen bestimmt gegen die jetzige Gewerbefreiheit erklärt, und um seine diesfällige Ansicht recht offenkundig zu machen, hat er in seinem Testamente die vorerwähnte Clausel wahrscheinlich mit den Haaren herbeigezogen.

Es gibt hier eine Classe von Leuten, die sich Commissaire nennen, die aber nicht mit den Eckenstehern, welche man kürzer Eckner heißen sollte, da sie nicht blos an den Straßenecken stehen, sondern auch liegen oder auf den Treppen vor den Häusern sitzen, zu verwechseln sind, die auch von dem Dämen des Hochmuths besessen, Commissionairs genannt seyn wollen, sich wenigstens selbst so nennen. Einige haben sogenannte Commissions-Bureaus errichtet; sie geben sich mit allerhand Geschäften ab, Kauf und Verkauf, Unterbringung von Personen, welche ein Unterkommen suchen, mit Ausnahme des Gesindes, weil sie dadurch den concessionirten Gesinde-Vermiethungs-Comtoiren Abbruch thun, mit Unterbringung von Capitalien, Verschaffung von Darlehen, wobei oft der größte Wucher statt findet und kündigen sich in den öffentlichen Blättern als Eheprocuratoren an. Es gibt auch darunter Einige, welche versiegelte Arcana, die sie haben drucken lassen, theuer verkaufen, die aber eben so wenig nützen, wie früher die Mittel, welche die Wurmdoctoren, mit Hilfe eines Hanswurstes, in Buden feil boten, denen man ihr betrügerisches Handwerk gelegt hat, ohne mit diesen eben so zu verfahren. Die Zahl derselben ist, nach dem Wohnungsanzeiger in Berlin, höchst beträchtlich. Die meisten derselben sind Juden; es befinden sich jedoch mehrere Christen darunter, die aus Wahlverwandtschaft mit den Ersteren in genauer Verbindung stehen, und sich in ihrem lichtscheuen Thun und Treiben wechselseitig unterstützen. Der Policeibehörde ist es nicht fremd, auf welche für das Publicum schädliche Weise sie sich ernähren. Sie hat daher, um das Letztere mittelbar vor solchen Commissionairs zu warnen, mehrmals in den Intelligenzblättern und Zeitungen bekannt gemacht, wie sie keineswegs autorisirt, sondern nur gleichsam tolerirt würden, und sie dadurch in die Kategorie der Freudenmädchen gesetzt, mithin mit **levis notae macula** bezeichnet. Uebrigens sind die in dem Wohnungsanzeiger Aufgeführten bei weitem nicht Alle; es beläuft sich deren Zahl weit höher. Die Ungenannten nämlich diejenigen, welche im Stillen diese Geschäfte betreiben, sich aber schämen, dazu sich offen zu bekennen, wie dies auch der Fall mit den Freudenmädchen ist. Seit einiger Zeit bieten sie aber in den öffentlichen Blättern ihre Dienste weit seltener an, wie früher; es scheint daher, daß das Publicum, durch Erfahrung gewitzigt, sich nicht mehr so, wie früher, zu seinem Nachtheil täuschen läßt, und Einige haben, da dieser auf Schwindelei beruhende Erwerbzweig in Stocken gerathen, ihn aufgeben müssen. Einer davon machte es in den Zeitungen bekannt und dankte zugleich für das ihm zeither geschenkte Vertrauen. Ein Witzbold meinte: er habe allerdings dafür zu danken, aber diejenigen, die ihm solches geschenkt, desto weniger, und sie hätten diese Danksagung in den Zeitungen damit erwidern sollen:

> Daß wir Vertrauen Dir erwiesen,
> Ursach' zum Dank vorhanden ist;
> Dagegen seyst von uns Du jetzt gepriesen,
> Daß Dein Geschäft und Dein Comtoir sich schließt.

Ein gewisser Ungnad hatte hier auch ein Commissionsbureau eröffnet. Es wollte aber damit nicht den erwünschten Fortgang haben; er wechselte darum diesen Erwerbzweig und etablirte eine Tintenfabrik. Dadurch kam er mit einem Tintenfabrikanten Engel in Collision. Des Ersten Anzeige von seiner Tintenfabrik nahm der Letztere keineswegs mit der Geduld eines Engels, sondern sehr ungnädig auf, und sie beschmutzen sich nun in den Intelligenzblättern wechselseitig mit ihrem Fabricat und mit Hilfe der Druckerschwärze. Daß sie sich, Einer den Andern, anzuschwärzen suchen, dadurch werden sie schwerlich einen pecuniären Gewinn haben. Schwarze und rothe Tinte zu machen, ist

kein Geheimniß; die Recepte dazu sind allgemein bekannt, man bekommt die Tinten bis auf die kleinste Quantität nicht nur in allen Apotheken, sondern auch bei Buchbindern, Papierhändlern, und Viele, die deren in größerer Quantität bedürfen, scheuen die kleine Mühe nicht, sich selbst dergleichen anzufertigen, wegen des nicht unbedeutenden Ersparnisses. Daher sandte ein solcher Tintenfabricant, unaufgefordert und auf das Gerathewohl, an ihm ganz unbekannte Personen, von denen er annehmen konnte, daß sie viele Tinte bedürfen, eine Quartflasche mit solcher, als wenn sie bei ihm bestellt wäre. Nach einiger Zeit schickte er die Rechnung darüber, und wenn er auch mehrere mit Protest zurückerhielt, so hatte er doch davon einen Absatz gemacht, den er sonst nie gehabt haben würde. Practica est multiplex. In früheren Zeiten wußte man von dergleichen Manoeuvres nichts; sie würden ein zu nachtheiliges Licht auf den geworfen haben, der sie hätte versuchen wollen und es galt noch das Sprichwort: Ehre verloren, Alles verloren; jetzt, da man sich darüber weggesetzt hat, berücksichtigt man eins, den schnöden Geldgewinn, und bei Manchen sind solche Manoeuvres, wenn sich auch sein Ehrgefühl dawider sträubt — Nothwehr.

Daher die marktschreierischen Anzeigen, von den wohlfeilsten Artikeln, von dem Ausverkauf unter dem Einkaufspreis u. dgl. Dies sind nichts, als unverschämte Aufschneidereien; wer mit dem wahren Werth solcher ausgebotenen Artikel bekannt ist, überzeugt sich bald, daß es damit nur Täuschung ist; nur die Unkundigen lassen sich hintergehen; deren Zahl ist indeß nicht gering, und wer den Weg solcher Marktschreiereien einschlägt, wird es höchst selten ohne Nutzen thun, denn wenn die Narren zu Markte kommen, haben die Kaufleute Gewinn.

Als eine Probe solcher Großsprechereien stehe hier der Anfang einer Bekanntmachung:

„Anzeige von der größten Wichtigkeit für Stärk-Syrup-Fabrikanten.

Es ist mir durch vielen Fleiß auf das Allervollständigste gelungen, mit weniger Mühe und Kosten wie bisher, auch immerwährender Sicherheit der Bearbeitung, den schönsten Stärk-Syrup, welchen — ich kann es mit Stolz sagen — es in der Welt gibt, zu fabriciren, und nur dem schönsten Zucker-Syrup zur Seite zu stellen ist, indem derselbe ganz weinklar, mit einer hohen reinen Süße verbunden, und wie jeder Zucker-Syrup, so auch dieser, durchaus keiner Veränderung durch's Lagern unterworfen ist."

Doch ist darin zu loben, daß deren Verfasser uns versichert: „ich kann es mit Stolz sagen" — und nicht für das Wort Stolz — Wahrheit gesetzt hat; denn wer nicht ein Neuling in der Welt ist, der hat gewiß sehr vielfältig die Erfahrung gemacht, wie Mancher darauf gerade stolz ist, wo er am wenigsten Ursache dazu hat.

Mit welcher Unverschämtheit manche Zeitungsannoncen falsche Vorspiegelungen enthalten, davon zeugt neuerdings wieder der nachstehende Widerruf:

„Der hiesige Kunsthändler Hr. G. Eduard Müller hat es in seinem Interesse gefunden, zur Empfehlung der von ihm verlegten Wiener-Maschinen-Instrumente in einem desfalls gedruckten Preis-Courant folgendes Attestat zu setzen:

„Ich Unterzeichneter bescheinige hiermit, daß ich seit 2 Jahren eine Wiener-Maschinen-Trompete aus der Fabrik des Herrn Riedl in Wien beim Regimente blase, und das Instrument nicht allein allen Anforderungen entspricht, sondern übertrifft, sowie ich die Dauerhaftigkeit lobend anerkennen muß, denn seit den 2 Jahren ist noch keine Reparatur an derselben vorgekommen, obgleich ich das Instrument täglich im Gebrauch habe und im Dienst stark strapazire. Karpinzky, Trompetist im Musikchor des II. Garde-Regiments."

Meiner Pflicht und Ehre gemäß, erkläre ich hiermit öffentlich zu meiner Rechtfertigung, daß es mir nie in den Sinn gekommen, ein solches Attest von mir zu geben, noch den Herrn ꝛc. Müller zu autorisiren, es in meinem Namen abzufassen; daß vielmehr dieses Attest in keinem Puncte von mir herrührt.

Karpinski, Hautboist im Musikchor des II. Garde-Regts.

Dergleichen Bekanntmachungen, wo man den Namen Anderer mißbraucht, kommen häufig vor; wohl ein Beweis, wie wenig die Censur, bei einer Strenge, die entweder Willkür, oder eine Beschränktheit des judicii discretivi verräth, doch das leistet, was man von ihr zu fordern berechtigt ist. Unstreitig würde die oberste Behörde solche Mängel und manche andere Ungehörigkeiten abstellen, wenn sie davon in Kenntniß gesetzt würde; aber bevor man zu ihr gelangt, hat man eine solche Menge Instanzen durchzumachen, daß man sich wegen der Weitläuftigkeiten, des großen Zeitverlustes und anderer Unannehmlichkeiten, scheut, diesen Schneckengang einzuschlagen.

Das bei Georg Gropius seit einigen Jahren erschienene Kinderwochenblatt wird mit Ende dieses Jahres, wahrscheinlich wegen Mangels an Theilnahme, aufhören. Wöchentlich ein halber Bogen war allerdings zu wenig; früher wurden dazu lithographische Blätter geliefert, diese sind weggefallen, und bei so wenigem Texte mangelte es an Mannichfaltigkeit, und manche Aufsätze, namentlich von einem Dr. O.. waren so breit und langweilig, daß sich dadurch die Zahl der Abonnenten immer mehr verringern mußten.

Dies ist die Ausbeute dessen, was über den verflossenen Monat November der Erwähnung verdient, der sich mit einem Sturm geendet hat, wie er seit vielen Jahren hier nicht gewüthet hat, und der überall, nach den Zeitungen, große Verwüstungen angerichtet hat. Hier ist er noch sehr schonend verfahren, denn von Unglücksfällen hat man nichts gehört. Er hat zwar von vielen Häusern Ziegel heruntergeschleudert, auch an einigen Häusern und Ställen in der Umgegend, namentlich vor dem Oranienburgerthor, Schaden verursacht, und die Bewohner in Angst und Schrecken gesetzt, doch, gegen die Verwüstungen, die er anderwärts angerichtet, ist der dadurch angerichtete Schaden ganz unbedeutend. Ein Schilderhaus, in welchem der wachstehende Soldat sich eben befand, ist sammt diesem umgestürzt worden. Er hätte dabei leicht schwer verletzt werden, wohl gar seinen Tod finden können; indeß ist er fast unbeschädigt und mit dem Schrecken glücklich davon gekommen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. H. F. Hartmann in Leipzig.